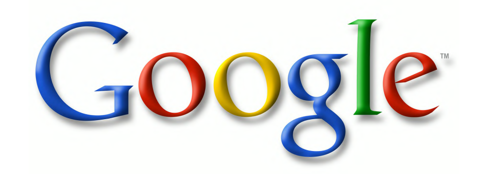





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1854.

Erster Band.


TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1854.

Erster Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1854.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Held als Schriftsteller.

Werfen wir einen Blick in jenes nicht allzu luxuriöse Gemach! Es liegt hoch, fast unter dem Dache; Männer von der Art wie der Bewohner dieses Gemachs lieben gleich dem Adler in der Höhe zu horsten. Sie brauchen wenigstens Licht, Luft und weite Umschau; es drängt sie, hoch über dem Getreibe des Lebens ihr Nest aufzuschlagen, und sie würden lieber in einem luftigen Taubenschlage hausen als in einem noch so prächtig ausgestatteten Kellergemach unter den Füßen der Menschen statt über ihren Köpfen.

Es ist spät in der Nacht. Die Lampe wirft ihren matten, kaum in die Winkel dringenden Schein über Papiere und Bücher, von denen die wenigen Geräthschaften verdeckt werden, und über das bleiche Antlitz eines Mannes, dessen Gesichtsfurchen jenen Ackerfurchen gleichen, in welchen der Samen künftiger Ernten niedergelegt ist. Nicht sowol der Pflug der Jahre als der Pflug eines reichen Gedankenlebens hat seinem Gesichte diese Furchen aufgedrückt. Der einsame und doch von einer ganzen Welt von Gedanken und Gestalten umlagerte Denker schreibt und schreibt, hastig, unablässig; seine Psyche ringt mit dem Körper, der allmälig seine Rechte fodert; seine Hand ermüdet eher als sein Geist; die Feder entsinkt ihm, die Lampe verlischt.

Kaum aber hat die Morgendämmerung das Gemach nothdürftig erhellt, so sehen wir den Mann an demselben Platze, unter denselben Papieren, in derselben Thätigkeit. Und so den ganzen Tag über bis spät in die Nacht, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Seit Decennien hat er an diesem Platze gesessen, Blatt auf Blatt umgewendet und beschrieben, und erst der Tod wird ihn von diesem Sessel und aus dieser Thätigkeit abrufen.

Die Blätter aber, die er in seinen einsamen Tagen und Nächten beschrieb, gehen in Form eines Buchs hinaus in die Welt, die schon lange dieser neuen Verkündigung und Offenbarung entgegenharrte. Räthsel, mit welchen sich die Menschheit seit Jahrhunderten vergebens beschäftigte, sind darin wie mit Einem Schlage gelöst; Ideen, welche die Erkenntniß unermeßlich fördern, springen wie elektrische Funken daraus hervor; die Welt der Gedanken erfährt von Grund aus eine Umwälzung; das Alte ist abgethan; eine neue Aera der geistigen Entwickelung beginnt, vielleicht auch der socialen und der politischen.

Ein solches Exemplar einer freilich mehr und mehr aussterbenden Menschengattung mochte Thomas Carlyle vor Augen haben, als er in seiner Schrift über die Hero worship *) die Worte niederlegte:

> Der Schriftsteller mit seinen Verlagsrechten und Verlagsunrechten, in seiner schmuzigen Dachstube, in seinem schäbigen Rock; herrschend (denn das thut er) aus seinem Grabe, nach dem Tode, über ganze Nationen und Geschlechter, die ihm bei Lebzeiten Brot gegeben oder auch nicht gegeben haben mochten, — ist allerdings ein wunderlicher Anblick. Wenige Gestalten dürften in so unerwarteter Erscheinung vor uns treten.

Man kann sich auch noch einen Schriftsteller-Helden anderer Art denken, einen mit hohem Geist begabten Menschen, der, um sich und die Seinigen vor Hunger zu schützen, für den Verlag seine Fähigkeiten in einer handwerksmäßigen Richtung ausnutzt, welche mit seinem Können und Wollen nichts Gemeinsames und Verwandtes hat, oder mit seinen Tendenzen gar im offenen Widerspruche und erklärter Feindschaft steht. Solche beklagenswerthe Fälle kommen vor, sie kommen aber auch in

*) Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Berlin, Decker. 1853. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

andern Zweigen menschlicher Verrichtungen vor, und wenn hierbei von einem Heldenthum die Rede sein könnte, so ist dies nur ein passives Heldenthum, nicht dasjenige welches Carlyle im Sinne hat. Wenn man will, so offenbart sich auch an dem modernen Feuilletonisten eine Art Heldenthum, indem es eine schwierigere Aufgabe ist als man gemeinhin denkt, über Alles und Jedes und noch etwas, über die heterogensten Dinge, über bildende Kunst und Kochkunst, über Concerte und die orientalische Frage, über Weihnachtsausstellungen und Menschen-, Hunde- und Affentheater, über Welt-, Stadt- und Hausbegebenheiten leicht lesbare und pikante Artikel zu schreiben, die, wenn gelesen, auch vergessen sind. Doch dürfte ein solcher Held in den Augen eines Nicht-Kenners mehr dem einer komischen als ernsten Epopöe ähnlich sein.

Carlyle verbindet mit dem Begriff des Heldenthums, das er in seiner Schrift verherrlicht, den Begriff einer dämonischen, bahnbrechenden, einigermaßen revolutionären, gewiß aber über den gemeinen Maßstab menschlicher Dinge hinausreichenden vollen und ganzen Kraft. Man sieht das an den Heldentypen die er aufstellt: Mohammed, oder der Held als Prophet; Dante und Shakspeare, oder der Held als Dichter; Luther und Knox, oder der Held als Priester; Cromwell und Napoleon, oder der Held als Herrscher (König). Den schriftstellerischen Heldentypus findet Carlyle in Rousseau, der ja auch jene bahnbrechende Kraft besaß, in dem hartnäckigen, hagern, ursprünglichen Johnson, der seine Bedürfnisse auf das möglichst Geringste beschränkte, und in dem naturkräftigen Burns ausgeprägt. Zwar gesteht er, daß es keinen erhabenern Repräsentanten der schriftstellerischen Heldenschaft gäbe als Goethe, „dem wunderbarlich verliehen worden was man wol ein Leben in der göttlichen Weltidee nennen dürfe, aus dessen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunstwerk und Tempel eines Gottes abgespiegelt, wunderbarlich emporsteige, ein großer, heroischer, antiker Mann, redend und auch schweigend wie ein antiker Held, unter der Gestalt eines modernsten, feingesitteten, hochgebildeten Gelehrten und Schriftstellers". Aber auf der andern Seite gesteht er, daß das Verständniß von Goethe in England noch so unvollkommen sei, daß jeder Versuch vor einem englischen Publicum von ihm zu reden (Carlyle hielt diese Vorlesungen schon im Jahre 1840 in London) schlimmer als unnütz sein würde. Wir wollen die Rücksichten, die Carlyle hier nimmt, gelten lassen, können uns aber doch der Frage nicht enthalten, warum er den genannten Schriftsteller-Helden nicht Lessing beigesellt habe, in welchem sich uns jene Heldenhaftigkeit des Schriftstellers, wie Carlyle sie versteht und verstanden wissen will, am entschiedensten und lautersten zu offenbaren scheint. Die Welt kennt kein zweites Beispiel eines Schriftsteller-Helden, der mit gleichem Bewußtsein über Mittel und Zweck, Anfang und Ende so schrittweise, so sicher, so bewußt im Niederreißen und im Aufbauen, so planmäßig und consequent seine Lebensaufgabe erfüllt hätte als Lessing. Und zwar vollführte Lessing sein Lebenswerk nicht im Hinblick auf äußere Auszeichnung, auf Rang und Hofchargen, auf weltlichen Dank und Lohn, sondern um des Werks selbst willen. Goethe, ohnehin mit einem Genie begabt, welches mit allen Schwierigkeiten spielend fertig wurde, hatte eine viel leichtere Arbeit; er fand die Schollen des bis dahin harten Erdreichs schon gelockert und bearbeitet; er glich im Verhältniß zu Lessing dem glücklichen Feldherrn, der die Früchte eines Feldzugs pflückt, welche ein anderer vor ihm durch schwierige und mühevolle Operationen vorbereitete. Die Früchte wuchsen auch ihm nicht in den Mund, aber der Baum, auf dem sie bei richtiger Behandlung gedeihen konnten, war doch schon gepflanzt, durch Lessing — und um auch diesen wahrhaft priesterlichen Menschen nicht zu vergessen — durch Klopstock.

Carlyle bemerkt richtig:

> Der Held als Schriftsteller ist ganz und gar ein Ergebniß der neuern Zeit; und solange diese wunderbare Kunst der Schrift oder der Schnellschrift welche wir Buchdrucken nennen besteht, läßt sich auch erwarten, daß er als eine der Hauptformen des Heldenthümlichen fortdauern wird für alle Zeiten.... Er ist neu, sage ich, sein Dasein in der Welt kaum erst über ein Jahrhundert alt. Niemals bis vor etwa 100 Jahren hat man irgend eine große Seele in solch anomalischer Weise auf sich selbst angewiesen leben sehen, bemüht die ihr innewohnende geistige Eingebung mittels gedruckter Bücher zutage zu fördern.

Es ist in der That auch merkwürdig, daß, wie sehr das Buchdrucken auch Gemeingut geworden ist, die Gesellschaft doch fortdauernd den namhaften Autoren eine der obersten Stellen anweist, daß, wie das „Athenaeum" jüngst sehr richtig bemerkte, nicht die Abkömmlinge des alten Adels es sind, denen sie vorzugsweise huldigt, sondern die Schriftsteller, nicht die Montmorency, sondern die Thiers und Guizot. Der Sieger in so und so viel Feldschlachten wird vielleicht in officiellen Kreisen gefeiert, aber der Verfasser von so und so viel Büchern, welche Aufsehen und Interesse erregten, in denjenigen Kreisen welche wir unter dem Namen der „Gesellschaft" zusammenfassen.

Aber es gibt freilich echte und unechte Schriftsteller, falsche und wahre Helden der geistigen Arbeit, soweit sie sich in der Literatur manifestirt. Fichte in seiner Schrift „Ueber das Wesen des Gelehrten" fodert: daß der Gelehrte oder Schriftsteller zugleich auch ein Prophet, ein Priester sei, der den Menschen allzeit das Göttliche offenbare, daß die Gelehrten fortwährend ein Priesterthum darstellen, um die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht damit bekannt zu machen, daß noch immer ein Gott in ihrem Leben gegenwärtig und daß alle Erscheinung nur eine Hülle für die göttliche Idee der Welt sei. Wer aber nicht gänzlich in dieser Idee lebt, in was für Glückszuständen er auch sonst lebe, oder welchen Erfolg er auch habe, den nennt Fichte ohne weitere Complimente einen „Stümper" oder unter Umständen einen „Handlanger".

Wenn wir freilich diesen Fichte'schen Maßstab an die Schriftsteller der Gegenwart anlegen, dann möchten wir (im Fichte'schen Sinne) eine erschreckend größere Zahl

„Stümper" und „Handlanger" als Priester und Propheten unter ihnen finden. Und wahrhaftig, etwas Priesterliches an unsern Autoren herauszuerkennen, dazu müßte ein ganz besonderer mikroskopischer Blick gehören! Wenn sie aber (immer im Fichte'schen Sinne) Stümper und Handlanger sind, die zum babylonischen Thurmbau der modernen Begriffsverwirrung Mörtel und Kalk hinzutragen, so liegt das wol weniger an den Talenten, denen es ja keineswegs an einer oft bis zu einer gewissen Meisterschaft entwickelten Virtuosität in der äußern Formulirung und Modellirung und an einem geschmackvollen Arrangement des in der Zeit einmal aufgespeicherten Vorraths von gäng und gäbe gewordenen Vorstellungen und Anschauungen fehlt, als an der allgemeinen Stümperei, der die Welt verfallen ist und die sich auch auf andern als dem literarischen Gebiete, die sich z. B. auf dem Gebiete der Politik und Gesetzgebung zum Erschrecken deutlich dargethan hat, von dem Verfall der musikalischen Production und dem eklektischen Chaos der bildenden Künste ganz zu geschweigen. Nur aus einem priesterlichen Geschlechte können Autoren, die zugleich Priester sind, hervorgehen, aus einem blasirt-altklugen, geckenhaft-absprechenden und unreif-überreifen niemals.

Fassen wir doch die verschiedenen Gattungen der literarischen Production etwas näher ins Auge! Ziehen wir z. B. den Schubladen der Lyrik heraus — was erblicken wir da? Elegante Toilettenempfindungen, aromatische Nipptischpoesie, bald in etwas frivolem, bald in salonmäßig katholisirendem Genre, cokette Selbstbespiegelung des eigenen narcissischen Ich, Pfauenradentfaltungen einer virtuosen Reimfertigkeit, Tagebuchgeständnisse einer wenn auch nicht immer schönen, doch in sich verliebten Seele! Aber wo ein neuer origineller Gedanke, eine erhabene Idee, eine priesterliche Verkündigung, die zündend in die Herzen der Menschen führe? Antwortet doch selbst: wie viele unter euch haben denn ein großes Wort gesprochen, das würdig wäre von Geschlecht zu Geschlecht zu erben, an dem sich eure Enkel noch erwärmen könnten! Keineswegs soll geleugnet werden, daß mancher frische, anmuthige, zarte und gefühlvolle Ton in euern Liedern erklingt; aber das macht noch nicht den Dichter, der bildend auf die Menschheit wirken soll, das steht noch in keinem Verhältniß zu den Ansprüchen, die ihr auf eure immerhin hübsche Begabung begründet! Aehnlich verhält es sich mit dem lyrisch-epischen Genre, was jetzt auf den Markt kommt. Auch hier viel Formgewandtheit, Eleganz in Reim und Ausdruck, großer Bilderluxus, aber wenn wir nach Ideen und Gedanken, nach charakteristischen Gestalten, nach nationalem Inhalt suchen, fällt die Ausbeute leider in hohem Grade dürftig aus.

Der Roman! Allerdings, auf diesem Gebiete wird noch manches Gute geleistet, viel mehr Gutes als Ihre Majestät die gestrenge Kritik gemeinhin eingestehen mag, es fehlt hier sogar nicht an Gedanken, die anregend, treffend und beherzigenswerth sind, aber ein mal ist die Erfindung meist die schwache Seite deutscher Romanschriftsteller, Fleisch und Blut fehlen zu oft und die Gestalten huschen wie Schattenbilder, die aber viele Gesticulationen machen, an uns vorüber, vor allem aber üben sie keine Wirkung auf das Volk, weil sie, aus der Stube eines einsamen Schriftstellers hervorgegangen (einsam, auch wenn er von Zeit zu Zeit einem ästhetischen und literarischen Cirkel beiwohnt), auf das Niveau eines gewissen Bildungs- und Gesellschaftsausschnitts gestellt sind. Die Wirkung der bessern wird außerdem durch den Einfluß des Rohen und Mittelmäßigen, was gerade auf diesem Gebiete massenhaft producirt wird, und durch die Concurrenz mit den Romanen des Auslandes, die sie nicht bestehen können, geschwächt und so geht das mancherlei Gute, was sich in ihnen allerdings zerstreut, wenn auch nicht in wirkungsreicher Masse beieinander findet, fast spurlos vorüber. Die Wirkung eines Dickens'schen Romans (namentlich früher) und die eines Romans auch des namhaftesten deutschen Autoren, es ist ein Unterschied, der gar nicht auszumessen ist. Indeß will ich auch hier nicht den Stein auf unsere Autoren allein werfen. Jeder der das deutsche Volk an den verschiedensten Orten Deutschlands kennen gelernt und sich mit offenen, mit Brillengläsern nicht bewaffneten Augen umgesehen hat, weiß wie es mit dem Volke und seiner Bildung eigentlich steht und wie schwer es ist ihm beizukommen. Die Sonnen unserer Literatur, unsere classischen Dichter, haben nur die höchsten Spitzen erleuchtet, wenn auch nicht erwärmt, aber die untern Massen und Geschiebe verharren in uralter Finsterniß.

Die Bühnendichtung! Vielverheißende Anläufe allerdings und talentvolle Experimente, aber doch fast immer nur Experimente und Talentproben! Da das Publicum keine dramatischen Dichtungen mehr liest, und der Buchhändler sie demnach auch nicht verlegt, so ist der dramatische Autor allerdings darauf angewiesen, sein Talent, möge es biegen oder brechen, der Bühne zu accommodiren — aber welche Bühne findet er vor, und welches Publicum! Eine Bühne ohne nationale, ja selbst ohne ästhetische Einheit; Schauspieler, die ohne Gnade jedes Stück vor ihrem Angesicht verwerfen, welches ihnen keine „dankbare" Rolle bietet; Directoren, welche die Kuh melken, solange sie noch Milch gibt; Regisseure, welchen der Schnitt der Beinkleider und die Coulissengerechtigkeit mehr am Herzen liegt als der ästhetische Zuschnitt und die poetische Gerechtigkeit; endlich ein blasirtes Publicum, welches sich gewöhnt hat, das Bunteste und einander Widersprechendste durcheinander zu sehen und beifällig zu finden, und dessen Geschmack vom ersten Rang (ohne behaupten zu wollen, daß gerade hier der höhere ästhetische Sinn und das nationale Selbstgefühl Platz genommen hätten) durch Parterre und Parquet hindurch bis zur Galerie in allen Abstufungen wechselt! Welcher dramatische Autor möchte sich im Ernste einbilden, an dieser wie allbekannt von sehr weltlichen Motiven und Intriguen beherrschten Coulissenwelt priesterliche Functionen zu verwalten, wie etwa Aeschylus und Sophokles bei der griechischen gethan.

Endlich die alte Großmutter deutscher Nation, die Kritik! Ueber diese will ich nur kurz bemerken, daß sie kein

anderes Bild gewährt und gewähren kann als was unser ganzes nationales und literarisches Leben gewährt, ein Bild der Zerstückelung, des tausendstimmigen Widerspruchs, der individuellen, rechthaberischen Willkür! Eine Menge Geist und Scharfsinn, aber blind verschossen nach allen Richtungen, gegen Freund wie Widersacher, gegen die eigene wie gegen die fremde Stellung! Die producirenden Talente beklagen sich über die Gehässigkeit der Kritik, die keins ihrer Producte ungerupft lasse, und doch sind unsere Producenten selbst fast ohne Ausnahme zugleich auch Kritiker, wenn nicht mit der Feder, doch mit der Zunge, und lassen keinen Concurrenten ungerupft. Priesterliche Weihe und (im Carlyle'schen Sinne) heldenthümlichen Charakter besitzt auch unsere Kritik nicht; da aber auch unsere Literatur und Kunsterzeugnisse nicht die Priesterweihe empfangen haben und daher auch meist keinen Glauben verdienen, so wird man es auch der Kritik nicht verargen wollen, wenn sie ohne besondere priesterliche Weihe an sie herantritt.

Die in Vorstehendem ausgesprochenen Ansichten gewinnen übrigens mehr und mehr Boden, auch in dem bessern Theil des Publicums, und die Erkenntniß wird immer allgemeiner, daß die Literatur mehr als bisher nach Inhalt und Vollgewicht statt nach äußerm Flitter, der ihre Leerheit nur unvollkommen verbirgt, zu trachten habe. Gutzkow sprach sich noch jüngst in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" dahin aus, daß er in der Literatur, wie sie jetzt beschaffen sei, nur Inhaltslosigkeit und Armuth erblicken könne. Er versteht aber unter dem Gegentheil dieser Armuth, also unter Reichthum der Literatur eine „idealische, weltgehobene, zeitdurchdrungene Absicht der Art, wie Lessing, Goethe, Jean Paul, Tieck und andere der epochemachenden Geister nach einem großen Plane, den sie für ihr ganzes Leben entworfen zu haben schienen, producirten". Er fährt fort:

> Je mehr eine Zeit auf Nivellirung der Geister ausgeht, desto mehr wird bald die Gefahr entstehen, eine Literatur sich in Dilettantismus auflösen zu sehen. Es schreiben und dichten dann nicht nur blos Die, welche zu schreiben und zu dichten gerade Zeit haben, sondern auch Das, was gedichtet und geschrieben wird, kommt so ziemlich einer conventionellen, sich von selbst verstehenden Tagesordnung gleich.... Das Gefühl der Leere haben wir unabweislich beim Anblick von Dramen, Romanen, von lyrischen Gedichten, von epischen, wie sie jetzt der Meßkatalog liefert, der Buchhandel verbreitet, befreundete Kritik oft unglaublich hoch anpreist. Etwas Originelles, Neues, Eigenthümliches tritt uns selten entgegen.

Ziemlich ähnlich sagte Prutz jüngst im „Deutschen Museum":

> Verhält es sich mit dem Reichthum einer Literatur ebenso wie mit allem sonstigen Reichthum einer Nation und selbst auch mit dem Reichthum des Einzelnen, daß nämlich nicht die aufgespeicherten Vorräthe den Reichthum bilden, sondern vielmehr der Gebrauch und Umsatz, den man von ihnen macht: mit andern Worten, wird der Reichthum einer Literatur nicht von der Masse ihrer Bücher, sondern lediglich von dem Maße bestimmt, in welchem diese Bücher einerseits den Volksgeist zur Darstellung bringen, andererseits ihn selbst wieder entwickeln und bilden helfen, so möchte der gepriesene Reichthum unserer Literatur wol beträchtlich zusammenschmelzen.

Daß diese Erkenntniß unter den Chorführern der Kritik immer allgemeiner zu werden scheint, ist bereits als ein Fortschritt zum Bessern anzusehen. Wir Modernen freilich erscheinen am bedeutendsten immer da, wo wir etwas Negatives geben, wo wir, die Finger in die Wundenmale der Zeit legend, sagen: was und wie etwas nicht sein dürfe, während wir mit unserm Menschenwitz und unserer Schulweisheit zu Ende sind, wenn wir sagen sollen: was denn geschaffen und in welcher Form es geschaffen werden soll. Der Modernität, wir müssen es offen gestehen, klebt eine gewisse Formlosigkeit als Erbübel an, eine gewisse Zerfahrenheit, eine Unruhe und innere Unbefriedigung. Man mag von der Kirchlichkeit und Religiösität des Mittelalters denken wie man will, man mag sogar in Zweifel ziehen, ob es jemals möglich sein werde oder gewesen sei, erstorbenes religiöses Bewußtsein wieder zu erwecken, und eine Kirchlichkeit herzustellen, die in unserer Brust kein Echo mehr findet; aber man wird doch zugeben müssen, daß jener gläubige Sinn, jene religiöse naive Einfalt wenigstens eine Gemeinsamkeit der Anschauungen und Gefühle, eine gewisse Anspruchslosigkeit in den Gemüthern erzeugte und den Gelüsten des Individualismus und Egoismus durch den Hinweis auf ein Höheres, Alles Beherrschendes Zaum und Zügel anlegte. Sie war der Born an welchem Poesie, Malerei, Bildhauerei und Baukunst schöpften, und ihr verdanken wir namentlich auf letzterm Gebiete Werke von einer Erhabenheit, Fülle und Schönheit, daß die neue eklektische Zeit, die vergebens nach einem Baustil ringt, ihnen nichts entfernt Gleiches zur Seite stellen kann. Oder wer wollte kühn genug sein, das Gegentheil zu behaupten? Was freilich in unserer Zeit in diesem Geiste und in dieser Form auf dem Gebiete der Kunst und noch mehr der Poesie zu schaffen versucht wird, erscheint uns mit Recht krankhaft, schwächlich und fremdartig, oder als unselbständige Copie. Daß aber solche verzweifelte Versuche überhaupt noch gemacht werden können, dies beweist ja gerade was wir sagten, daß es unserer Zeit an einem gemeinsamen Inhalt wie an einer gemeinsamen Form fehlt. Daher fällt es auch unsern Künstlern so schwer, ein Werk hervorzubringen, welches außer von einigen Kunstkennern und Beflissenen der Kunstgeschichte sofort gewissermaßen als Eigenthum und Product Aller von Allen genossen und in demselben Sinne begriffen und verstanden wird. Gleicherweise war zur Zeit der Reformation die Glaubens- und Gewissensfreiheit (nicht Glaubens- und Gewissenslosigkeit) dasjenige Element, welches wenigstens der einen Halbschied der damals schon gespaltenen Christenheit Schwung, Einheit und Feuer nach allen Richtungen hin verlieh.

Eine ähnliche volle Strömung in Einer Richtung, durch Nebenabflüsse möglichst wenig geschwächt, durch Gegenströmungen fast gar nicht oder nur unmerklich gestört und gebrochen, fand in Deutschland zur Zeit seiner classischen Literaturperiode unter den dichtenden und denkenden Potenzen und dadurch im Anschauungs- und Be-

griffsleben des gebildetern oder für Bildung empfänglichern Theils der deutschen Nation statt. Innerhalb dieser großen und in ihrer Art einzigen geistigen Bewegung, die freilich die praktischen Interessen der Nation und gewisse Foderungen des schlichten Menschenverstandes ziemlich unberücksichtigt ließ, ergänzten die philosophische Forschung, die ästhetische Kritik, die poetische Production und die weltbürgerliche Humanitätsdoctrin einander, allzusammen einem und demselben Ziele im entfesselten Geistesfluge zustrebend. Wer hätte damals das literarische Chaos unserer Tage, die ästhetische Verwirrung, die feindselige Zertheilung der Geister nach politischen und confessionellen Standpunkten und rein individuellen Gelüsten, den Stillstand aller Philosophie, die Zurückführung der Aesthetik auf orthodox-neutestamentlichen Standpunkt, eine katholische Geschichtschreibung, eine katholische Literaturgeschichte, eine katholische Kunst, kurz die „Umkehr der Wissenschaften" voraussehen sollen! Es schien doch Alles wenigstens über die Gediegenheit und Unantastbarkeit unsers Literaturschatzes so einverstanden, und nun von allen Seiten dieses Losbröckeln, dieses Abbrechen, dieses Unterminiren, Sprengen und Demoliren, gerade als ob man in Deutschland nicht dulden wolle und dürfe, daß etwas bestehe, was man bis dahin als Nationalgut zu betrachten gewohnt und berechtigt war!

Woher so viele wunderliche Lebensläufe gerade in der modernen Literatur? Dichter wie Hölderlin und Lenau (den die Schwaben nach der Versicherung der Emma von Niendorf „anbeteten", indem sie den Cultus des Genius auf die Lenau'sche Persönlichkeit und Leiblichkeit übertrugen) sehen wir dem Dämon des Irrsinns anheimfallen; Heinrich von Kleist legt Hand an sich selbst; Charlotte von Stieglitz, die Dichterfrau, bringt sich ihrem Gatten selbst zum Opfer, der seitdem in der Irre herumwandelt, bis der Tod ihn von seiner innern Angst erlöst; Grabbe ergibt sich einem systematischen Selbstvernichtungsproceß; Zacharias Werner wird fanatischer katholischer Geistlicher; Fritz von Stolberg und Friedrich Schlegel legen ihr müdes Haupt ebenfalls in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche; auch Gräfin Hahn-Hahn zieht sich aus dem Babylon ihrer Salonromantik in das Jerusalem der katholischen Mystik zurück; Andere betäuben sich in den Orgien der Politik, lassen sich in Nationalversammlungen wählen, um über Dinge mitzureden oder wenigstens abzustimmen, die sie nur halb oder gar nicht verstehen, führen Freischaren und spielen — sie, die gelecktesten Zöglinge der modernen Bildung, die früher stets das Noli me tangere gegen das Volk aufrecht erhielten! — die agitatorischen Redner in socialistischen Arbeiterclubs. Alle diese Erscheinungen — und selbst aus England hört man von ähnlichen, wie denn z. B. der bekannte Bühnendichter Sheridan Knowles, der Verfasser der Stücke „The love chase", „The hunchback", „The beggar" u. s. w., soeben in den geistlichen Stand getreten ist — deuten auf einen unfertigen, unbefriedigten Zustand, auf eine Unklarheit der Geister, welche eine Folge der Verworrenheit der Zeit selbst ist. Hierzu kommt dann noch die Sucht für genial zu gelten und um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, die durch unsere Erziehung und geselligen Verhältnisse genährte Selbstüberschätzung, die nur zu leicht in Selbstzerknirschung übergeht, der aufreibende Stachel der kleinen Erfolge, die zusammen doch keinen großen geben, die Planlosigkeit des Daseins und die Charakterlosigkeit, die nach einer Reihe krampfhafter und unzusammenhängender Anstrengungen zur Ermüdung und Erschlaffung führt. „Die Schriftstellerei ist eine Qual", äußerte Lenau noch im Irrenhause. Unter Umständen mag sie es wol sein. Jedenfalls wird aus dieser Classe von Autoren kein künftiger Schriftsteller über „Heldenverehrung" seine Musterbilder entnehmen können.

Von Masaccio wird erzählt, daß er auf einem Strohsack geschlafen, wie ein Mönch gelebt und vor dem Beginn eines Bildes um Segnung von oben gebetet habe. Es ist von unsern Künstlern nicht zu verlangen, daß sie aus bloßer Liebhaberei und Nachahmung wie Masaccio auf einem Strohsack schlafen oder, wenn sie an die Segnung von oben nicht glauben, sie durch ein Gebet herabzurufen versuchen sollten. Ebenso wenig gehört „die Dachstube" uud der „schäbige Rock", von denen Carlyle spricht, nothwendig zu den Attributen eines modernen Gelehrten und Denkers. Aber andererseits kann man schwerlich leugnen, daß wir allmälig zu dem entgegengesetzten Extrem gelangt sind, daß wir nicht um „Gottes willen", sondern um der Welt willen malen und dichten, und daß wir bei unsern Hervorbringungen fast ausschließlich den äußern Erfolg vor Augen haben. Dies raubt unsern Erzeugnissen den priesterlichen Charakter — „priesterlich" im Fichte'schen Sinne, wie ich hinzusetze, um nicht misverstanden zu werden. Eine Zeit, welche sich bei allem ihrem Vornehmen die Vornehmheit zum Ziele setzt, ist dem naiven Schaffen wenig günstig, und ein Geschlecht, das nichts über sich erkennt, dem es sich gemeinsam unterwirft, wird sich zuletzt den willkürlichsten Ausschreitungen und Excessen des subjectiven Beliebens überlassen, wie jetzt auch vielfach geschieht.

Das Vaterlandsgefühl, der Patriotismus, die politische Tugend und Concentration schienen dazu ausersehen ein gemeinsames Band abgeben und die Leere, die uns quält, ausfüllen zu sollen. Auch dies durfte nicht sein, und daß es nicht sein durfte, daran haben alle unsere Parteien vielleicht zu gleichen Theilen Schuld. Ein Held im Carlyle'schen Sinne war nicht da und ist jetzt noch weniger da.

Von einem äußern Feinde unterworfen werden, hat noch nichts so Bedenkliches, denn den äußern Feind kann man abschütteln, und die Kriegsschicksale wechseln. Daher war die Zeit der anscheinend tiefsten Erniedrigung Deutschlands, die der Napoleon'schen Gewaltherrschaft, vergleichsweise eine freudige gegen die unserige, weil man noch einen äußern gemeinsamen Gegenstand des Hasses hatte, weil Alles in dem Gedanken zusammentraf, daß dieses Joch abgeworfen werden müsse. Damals fehlte es auch nicht an heldenthümlichen Dichtern und Schrift-

stellern, bei denen der Patriotismus eine priesterliche Färbung annahm. Jeder kennt sie, diese Männer und Jünglinge, bei denen das Wort den Blitz und die Schneide des Schwerts hatte. Wenn man aber fühlt, daß man es mit einem innern Feinde zu thun hat, und zwar mit einem Feinde, der in unserm innersten Sein wurzelt, den Jeder mehr oder weniger mit und in sich selbst herumträgt, wenn man den Untergang großer Nationalhoffnungen und Bestrebungen nicht sowol dem äußern Wellenandrang als der Ungeschicklichkeit und Uneinigkeit der Schiffsmannschaft selbst zuschreiben muß, wenn man sogar an der Lauterkeit der Motive der Einen wie der Andern verzweifeln lernt, wenn endlich auch sonst nichts Gemeinsames da ist, kein gemeinsamer Glaube und keine gemeinsame Liebe, nicht einmal ein gemeinsamer Haß, der alle Gemüther in die Eine Richtung drängte, sondern nur Verbitterung, Gehässigkeit, Unfriede oder gänzliche Abstumpfung im eigenen Hause, Mismuth mit Dem was besteht, Hoffnungslosigkeit oder trostlose Ungewißheit in Betreff Dessen was kommen wird: dann verbreitet sich über das Gemüth ein peinigendes Gefühl der Oede und Leere, und man gibt sich entweder einem unfruchtbaren Insichhineinbrüten hin oder sucht im Taumel nach außen die allgemeine Halbheit zu vergessen. Die ideale Seite des menschlichen Geschlechts zerrinnt dann unter den Händen. Das ist kein Boden, auf welchem wahrhaft heldenthümliche Schriftsteller mit Leichtigkeit gedeihen könnten.

Doch ist noch Raum genug da, zu schaffen, zu wirken und vorzubereiten. Und die Zeit ist dazu gar nicht so ungünstig, denn an die Stelle des phantastischen, unklaren Rausches ist eine Ernüchterung getreten, die zwar unbehaglich sein mag, aber doch dem besonnenen Worte Terrain gestattet. Mögen die Schriftsteller das Lehramt übernehmen — denn wer anders sollte es thun? — obschon wir zugeben, daß ihnen das Lehramt durch den Materialismus der Zeit und die Richtung, welche demgemäß auch der Buchhandel zum Theil genommen hat, allerdings sehr erschwert wird. Mögen sie die mancherlei Sünden, die sie sich allerdings vielfach im Zustande des frühern Rausches zuschulden kommen ließen, wieder gutmachen! Mögen sie bei allen übrigen Abweichungen sich gewöhnen, einem obersten Zweck, dem der Literatur, nicht des Einzelerfolgs sich unterzuordnen! Der Einzelne, wer er auch sei und welche vorübergehenden Erfolge er auch zu haben glaube, ist gegenwärtig ohnmächtig, stark wird er nur durch die Verbindung mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden, nicht blos Gleichinteressirten, deren Verbindung bei sonst fehlender geistiger Gemeinschaft immer nur die ephemere Form einer Clique oder Coterie darstellen wird. So innig als möglich suche sich der Schriftsteller dem Priesterlichen, wie Fichte, und dem Heldenthümlichen, wie Carlyle die Aufgabe des echten Schriftstellers auffaßt, anzunähern. Dieses Heldenthümliche sollte man aber weniger als geschieht in der fortdauernden, alle Kräfte folternden und anspannenden Production suchen, wobei nothwendig auch theils schlaffe und matte, theils überreizte Schöpfungen mitunterlaufen. Kann doch auch selbst die höhere räsonnirende Kritik kein gewöhnliches Tagespensum sein, vielmehr braucht auch sie, und im gewissen Grade noch mehr als die poetische Production, Sammlung und Stimmung, wie sie zur Verarbeitung einer Reihe von Vorstellungen und Urtheilen unerlaßlich sind. Es ist für den Dichter und Schriftsteller von äußerster Gefahr, sich dem Wahne hinzugeben als sei er ein Wesen höherer Art, ein Göttersohn, der sich erniedrigt, wenn er sich zu den Beschäftigungen der gewöhnlichen Menschenkinder herabläßt. Wo das Priesterliche und Heldenthümliche so sehr vermißt wird, wird das Gottentsprossene wol noch mehr vermißt werden. Ein guter Bürger zu sein, ist vielleicht eine schwierigere Aufgabe als bei einem gewissen Grade des Talents ein anmuthiger Dichter zu sein. Und gute Bürger sind jetzt leider fast seltener als gute oder wenigstens erträgliche Dichter. Uebrigens haben unsere größten Poeten mitunter auch Mittelmäßiges geliefert und für das Brot geschrieben. Von Lessing bestehen manche Lustspiele, lyrische Kleinigkeiten und Epigramme, die besser vergessen wären; Goethe feierte oft jahrelang, oder ließ auch wol seine sonst so priesterliche Muse Festspiele und Aehnliches auf Bestellung arbeiten; Wieland lieferte für den Buchhandel leider manche Lascivitäten, weil sie bei einem gewissen Theile des Publicums Glück machten; und selbst Schiller, der ewig Ringende, der in seinem ganzen Streben so viel Priesterliches und Heldenthümliches offenbarte, setzte für die Deutschen französische Lustspiele und Memoiren zurecht.

Jedenfalls sollte man sich des Gedankens entschlagen, als ob die literarische Production dazu da sei, die Grundlage eines müßigen und genußreichen Daseins abzugeben, eine Ansicht, die sich oft durch das Gegentheil, durch Armuth, Elend und innere Zerrissenheit bestraft hat. Man betrachte nur die Gestalt des Menschen! Seine Gliedmaßen weisen ihn auf die Arbeit an. Es mag parador klingen; aber ich für mein Theil kann mich schwer der Ansicht fügen, als ob der Mensch das Urbild der Schönheit darstelle, und an einem in allen Theilen wohlausgeführten Reiterstandbild interessirt und fesselt mich das Roß meist in höherm Grade als der Mensch, der darauf sitzt. Diese langen herabhängenden Arme, die der Mensch im Zustande der Ruhe so wenig zu lassen weiß, mit den fünf Zinken daran, die wir Finger nennen, sind an sich nicht schön. Diese Fleischplatte, mit der er den Boden betritt, ist an sich nicht schön. Dieser inmitten des Gesichts hervorspringende spitze Winkel, den wir Nase nennen, ist an sich nicht schön. Diese Knorpelauswüchse zu beiden Seiten seines Hauptes, die wir Ohren nennen, sind an sich nicht schön. Ich weiß wohl, daß diese Gliedmaßen, wenn sie in richtigen harmonischen Verhältnissen zueinander stehen, wenn der Reiz der Jugend, wenn geistiger und anmuthiger Ausdruck hinzukommen, zuweilen ein — nach menschlichen Begriffen — vollkommenes Bild der Schönheit darstellen können; aber wenn die Fülle und Frische der Ju-

gend vorüber ist, dann zeigen sich im Antlitz und in der ganzen Haltung deutlich genug die Spuren und Eindrücke der Arbeiten, Mühen und Sorgen, die der Mensch überstanden hat. Schönheit und Anmuth sind an ihm nichts Bleibendes; bleibend und allein dauernd, den Menschen sogar überlebend sind die Resultate der Arbeit. Betrachtet aber jene Gliedmaßen von Seiten der Zweckmäßigkeit, und ihr werdet alsbald erkennen, daß diese Arme und Hände wie gemacht sind das Werkzeug zu handhaben, den Pflug und die Feder — diesen Pflug des Gedankens — zu führen, das Schwert zu schwingen, den Säugling zu tragen, die Nadel zu rühren, kurz tausenderlei Dinge zu verrichten, die dem menschlichen Geschlechte und euch selbst nützlich sind. Die „Arbeiten" des Hercules bilden auch sein Heroenthum. Als das erste Menschenpaar, weil es ein bloßes Gelüst befriedigt hatte, aus dem Paradiese gestoßen wurde, ward ihm der Ruf, von nun an im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen. Das war der Segen, nicht der Fluch des menschlichen Geschlechts. Die Arbeit bringt Harmonie und Befriedigung in das menschliche Dasein, der Genuß, der über die bloße Erholung hinausgeht, Disharmonie und Zerrüttung. Aber die Arbeiten des Geistes, die des Schriftstellers und Denkers, sind die erhabensten und feierlichsten.

Ueber eine andere Seite der Carlyle'schen Schrift möchte ich mir noch eine Bemerkung gestatten, die dem Gegenstand dieser Betrachtung ohnehin nicht zu fern liegt. Carlyle's Vorlesungen haben es mit jener Gattung der Heldenverehrung zu thun, welche in Deutschland mit dem Namen „Cultus des Genius" getauft worden ist. Es ist nun interessant und von erhöhter Bedeutung, daß gerade ein Schriftsteller, der früher mit dem diesen Cultus befürwortenden Jungen Deutschland in naher Beziehung stand, und zwar ein fein combinirender und gewissenhaft prüfender Schriftsteller, daß Gustav Kühne in neuerer Zeit das Bedenkliche dieses Cultus erkannt und in der „Europa" mit folgenden Worten bezeichnet hat:

> Ueber dem Genius steht die Idee. Wenn die Idee des Rechten, des Schönen und Guten ein ganzes Volk erfüllt, bewegt und durchleuchtet, dann hört der Cultus des Genius auf u. s. w.

Die Frage ist nur die, ob das von sinnlichen Antrieben und Anschauungen nur zu sehr beherrschte Menschengeschlecht je im Stande sein wird, sich zu diesem Cultus der Idee erheben zu können.

Wenn man freilich Carlyle tiefer auf den Grund geht, wenn man die oft etwas verworrenen Räthsel seiner Schrift zu lösen und den seltsamen Hieroglyphen seiner oft dunkeln Ausdrucksweise die rechte und natürliche Bedeutung unterzulegen versteht, so wird man erkennen, daß der allerdings nicht wenig germanisirte Brite doch einen andern Geist in diesen Cultus hinüberträgt als dies gemeinhin in Deutschland geschah. Bei uns huldigte man vielfach der äußern Form mehr als dem Wesen, dem Gefäß mehr als dem Inhalt, der Person mehr als deren Tendenzen, zuletzt sogar der Körperlichkeit mehr als der Geistigkeit, und die Geburtsstädte der Heroen glaubten sich mit diesen vollkommen abgefunden zu haben, wenn sie öffentliche Plätze mit ihren Standbildern verzierten. Es war ein rein ästhetischer Cultus, eine Art bequemen Götzendienstes, recht gemacht für literarische Theecirkel und Kränzchen, die über die Phrase nicht hinauskommen und bei denen jeder Gottesdienst in bloßen Munddienst ausartet. Diese ästhetische Ueberfeinerung liegt glücklicherweise dem Briten fern. Er verehrt in den Heldentypen, die er aufstellt, das starke Wollen, den alle Schwierigkeiten überwindenden Kampfsinn und den metallenen Charaktergehalt. In solcher Weise die großen Menschen der Vergangenheit verehren und bewundern, mag namentlich in einer Zeit, die an sich selbst keinen Glauben mehr und an großen, gewaltigen und gesinnungsstarken Charakteren einen von Allen eingestandenen Mangel hat, ein Bedürfniß sein und zum Heil gereichen.

Aber es ist, wie auch Kühne richtig bemerkt, ein Hauptirrthum Carlyle's, wenn ihm im Grunde die Geschichte des Menschengeschlechts nichts als die Geschichte dieser großen Heroen ist. Als ob die Weltgeschichte nur in einer Reihe Biographien erledigt werden könnte! Als ob dann nicht bei dem Ausfallen so mancher der wichtigsten Mittelglieder und Verbindungsschichten das Gebäude zusammenhangslos, ohne Klammern und Kitt dastehen würde! Namentlich die Culturgeschichte, da große Männer wol politische und kirchliche Reformen herbeizuführen im Stande sind, aber auf die Umgestaltung der Sitten, der Forschung und Literaturthätigkeit, des Handels und Gewerbfleißes keinen oder nur einen sehr schwachen und indirecten Einfluß üben. Nur zu häufig verwechseln wir das Abenteuerliche und Romantische mit dem Heldenthümlichen, und sehr traurig wäre es, wenn wir uns vorstellen müßten, daß die Menschheit nichts weiter als ein Haufen Knochendünger sei, um einigen Größen zu überragendem Wachsthum zu verhelfen. Auch Napoleon wäre nicht geworden ohne die Französische Revolution, die er nicht gemacht, sondern am glücklichsten benutzt und ausgebeutet hat, ohne seine geschickten Marschälle, Diplomaten und Polizeiminister und ohne die ritterliche, wenn auch häufig blinde Hingebung der Franzosen für Nationalruhm und Kriegsglorie, auch abgesehen von der seinen Unternehmungen günstigen Lage des damals außer Fassung gesetzten Europa, der Zerrissenheit und (zum Theil) Feilheit Deutschlands und der Unfähigkeit seiner ersten Gegner, welche sich in die Kriegsweise, wie sie sich bei den französischen Revolutionsscharen ausgebildet hatte, lange nicht zu finden vermochten. Aehnliche Bedingungen ihrer Größe, Umstände die ihnen zu Hülfe kamen, Hülfsmittel die ihnen zur Verfügung standen, Verhältnisse die ihnen ihre Richtung anwiesen, wird man auch bei allen übrigen großen Charakteren, von denen die Weltgeschichte erzählt, unschwer nachweisen können. Das raubt ihnen freilich nichts von dem Begriff ihrer Größe; denn tausend, ja Millionen Andere würden, an den Platz eines Alexander, Karl, Peter oder Friedrich des Großen gestellt, ihre Aufgabe nicht be-

griffen und von jenen Umständen, Hülfsmitteln und Verhältnissen keinen oder nicht den richtigen Gebrauch gemacht haben — Fälle an denen ja die Geschichte aller Völker unendlich reicher ist als an Beispielen des Gegentheils.

Hermann Marggraff.

Der Einfluß des innern Erdbaus auf das Leben.

Keines Volkes Wissenschaft hat sich bis vor wenig Jahrzehnden ferner vom Leben gehalten als die der Deutschen. Der Grund davon lag wesentlich darin, daß sie sich unendlich tiefer entwickelt hat. Solange eine Wissenschaft noch mit dem eigenen Ausbau beschäftigt ist, solange kann sie sich um die Anwendung ihrer Wahrheiten nicht bekümmern; diese Möglichkeit tritt erst ein, die Berechtigung wird erst dann zur Pflicht, wenn nirgends mehr ganz unerforschte, unbekannte Gebiete sich vorfinden, von denen möglicherweise vermuthet werden könnte, daß sie die bis dahin aufgefundenen Gesetze in ihrem Wesen erschüttern dürften; denn die mathematischen Gesetze ausgenommen kennen wir, namentlich in den Naturwissenschaften, nur relative Wahrheiten, und solange der Boden, auf dem sie stehen, nicht eine ihr Berechtigung im Allgemeinen sichernde Ausdehnung gewonnen hat, wäre es unüberlegt, Anwendungen von großer Tragweite darauf gründen zu wollen. Die Geologie, die Lehre von dem innern Bau der Erde und seiner Entstehung, hat als eine der jüngsten Naturwissenschaften in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit ihre Mündigkeit erreicht, und in dem neuesten Werke von Bernhard Cotta:

Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkungen auf das Leben der Menschen. Von Bernhard Cotta. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

wird uns die erste Frucht derselben, der Nachweis des Einflusses des innern Erdbaus auf das Leben, geboten.

Schon früher wurden allerdings nach den erkannten Gesetzen der Lagerung hier Steinsalz, dort Kohlen u. s. w. gesucht und erbohrt, aber ein Versuch, das Leben, das auf der Oberfläche besteht, in seinem Zusammenhange mit dem Bau derselben selbst darzustellen, war bisjetzt noch nicht gemacht worden. Einen um so höhern Werth hat das vorliegende Werk, das sich selbst zur Aufgabe setzt: die Geologie für die Wissenschaft vom Staate zugänglich zu machen. Der Verfasser will, eben weil es ein Neubau ist, es zunächst nur als einen Versuch angesehen wissen, dem schon deswegen ein hoher Grad von Vollendung bislang fehlen müsse, weil das Material dazu zum größten Theil erst geschafft und das Uebrige wenigstens umgearbeitet werden mußte.

Bei einem Werk, das auf dem Boden der Forschung steht, überall vom Speciellen ausgeht und nur durch Häufung und Gruppirung einzelner Thatsachen nach und nach zu immer allgemeinern Gesetzen fortschreitet, ist das doppelt in Betracht zu ziehen, und wir werden daher, besonders da uns zunächst allein der erste Theil vorliegt, wesentlich nur berichten, um unsern Lesern einen deutlichen Begriff von der Cotta'schen Anwendung der Geologie auf Statistik und Nationalökonomie insbesondere zu geben. Da es der uns Deutschen bekannteste Theil der Welt, unser Vaterland ist, den der freiberger Geolog auf diese neue Weise zu betrachten und zu untersuchen unternommen, so ist selbst der Laie im Stande, bei der populären Weise der Darstellung unmittelbar aus der Behandlung der speciellen Heimat, die er bewohnt, auf den Werth des Ganzen zu schließen. Von diesem Ganzen sagt der Verfasser in der Einleitung: Gibt es für den Geologen ein Deutschland? Kaum, ist leider die Antwort. Ein Spanien, ein England, ein Norwegen, ein Schweden, ein europäisches Rußland, auch allenfalls ein Frankreich, ein Böhmen, ein Baiern, das läßt sich geologisch nachweisen, aber ein Deutschland habe ich immer vergeblich gesucht. Es scheint wirklich nur ein künstlicher Begriff zu sein, die Grenze zwischen andern Ländern, ein geologisches (wie politisches) Conglomerat, etwa der geologische Centralpunkt wie der geistige für ganz Europa, ein breiter Mittelpunkt ohne Peripherie, aber kein einheitliches Land.

Vergeblich sucht man nach umgrenzenden Gebirgen oder Meeren; uns fehlen Pyrenäen, ein Ural oder ein Kaukasus, nicht einmal die Alpen begrenzen uns, und wo sie es könnten, da ist es uns diesseits zu eng, wir sehnen uns nach einem adriatischen Hafen. Vergeblich sucht man nach einem großen centralisirenden Becken oder nach einem ganz und durchaus deutschen Hauptfluß. Uns fehlt das weite Seinebecken und das der Themse, unsere großen Flüsse entspringen kaum auf eigenem Gebiete, noch weniger münden sie auf demselben; da ist nirgends ein natürlicher Centralpunkt geboten, kein deutsches London oder Paris, höchstens ein Wien, Berlin und Frankfurt, Mainz. Ist das nun ein Unglück oder ein Glück? Beides, wenn ich nicht irre.

Die ungemeine Mannichfaltigkeit der deutschen Bodengestaltung und des innern Baus derselben hat eine ähnliche Mannichfaltigkeit der Bevölkerung, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Industriezweige, eine vielfältige geistige Durchbildung und infolge davon eine ähnliche der Staaten und staatlichen Einrichtungen hervorgerufen. Statt einer großen haben sich eine Menge kleiner Centralpunkte ersten, zweiten und dritten Rangs gebildet, und jeder hat wie eine Sonne seine befruchtenden Strahlen um sich her gesendet. Statt einer homogenen Nation haben sich eine Menge gesonderter Volksstämme entwickelt.

So wahr dieses Bild und so schlagend der Zusammenhang unsers staatlichen Lebens und des Bodens, auf dem es steht, zu sein scheint, so könnte doch dieser Zusammenhang ein zufälliger sein, wenn nicht in der eigentlichen Ausführung des Einzelnen der Verfasser bewiesen, daß in der That unser Leben oft tief unten in dem Boden wurzelt, den wir bewohnen, und daß darum die allgemeinen großen Gesichtspunkte für den Zusammenhang zwischen Deutschlands Boden und Deutschlands Volk und Geschichte durchaus berechtigt sind.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Bestreben des deutschen Volkes nach Einheit im Widerspruch mit

der Natur desselben überhaupt sei, denn gerade das Streben beweist das Gegentheil, sondern es ist damit nur angegeben, welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, die gerade bisjetzt eine solche Einheit mit verhindert und jene beklagenswerthe Zersplitterung mit veranlaßt haben. Mächtigere Kräfte aber als die, welche uns trennen, treiben uns zu einem Ganzen, und wenn der Mangel an Einheits- und Nationalgefühl theilweise durch den geologischen Bau des deutschen Bodens herbeigeführt ist, so hat er uns auch wieder jene geistige Durchbildung, jene Vielseitigkeit und Schmiegsamkeit gegeben, die das als richtig Erkannte auf den verschiedensten Wegen erstreben läßt und macht, daß wir trotz aller Widerwärtigkeiten unser Ziel nie aus den Augen verlieren. Auch ist nicht zu vergessen, daß viele natürliche Hindernisse, die uns noch vor wenig Jahren fast unüberschreitbar schienen, bereits vor den Siegen der Technik in Staub und Trümmer gesunken sind und daß überall neue Verbindungswege gleichsam der Natur der Dinge zum Trotz sich eröffnen, die das Getrennte, aber nicht Feindliche, sondern Zusammengehörige täglich mehr zu einen streben. Cotta sagt:

Ueberhaupt ist der Einfluß des innern Bodenbaus auf das Leben der Menschen größtentheils nur ein indirecter, der vielfach durch andere stärkere Einflüsse modificirt oder überwunden wird; aber bedenken muß man, daß die Ursache jener wenn auch noch so schwachen Einwirkung unter allen die constanteste und ursprünglichste ist. Der innere Bau der festen Erdkruste ist im Wesentlichen derselbe geblieben, seitdem sie von Menschen bewohnt wird, und seine wenn auch geringen Einflüsse haben ohne Unterbrechung fortgewirkt auf das locale Leben an seiner Oberfläche. Die Völker haben sich gleich Flüssigkeiten über jenem relativ Unveränderlichen, Starren ausgebreitet, verdrängt und verschoben; wo aber viele Generationen auf derselben Scholle Land einander folgten, da ist auch jener dauernde Einfluß in ihrem Leben und Charakter bemerkbar geworden, wie fallende Wassertropfen zuletzt den festesten Stein aushöhlen. Die Völker verwachsen endlich mit ihrem Wohnplatz, er wird ihr Vaterland in voller Bedeutung nicht blos mit seinen klimatischen und äußern formalen Zuständen, auch mit seinem tiefinnersten Grunde wird er es. Die immer größere individuelle Beweglichkeit der Neuzeit mag diesem Einfluß entgegenwirken, ganz aufheben für die große Masse kann sie ihn nie.

Dieser Einfluß thut sich kund in tausend für den oberflächlichen Beschauer kaum bemerkbaren Verhältnissen, und wo man ohne höhern Grund, aus Unwissenheit oder Verkennung demselben entgegenhandelt, muß er eine Kraftvergeudung herbeiführen. Daraus mag man auf den Werth schließen, den eine unparteiische, vorurtheilsfreie Untersuchung des Bodeneinflusses auf das Leben für den Staatsmann, für den Nationalökonomen, für den Statistiker haben muß. Irren würde man jedoch, wenn man deshalb glauben wollte, diese neue Anwendung unumstößlicher Wahrheiten werde sofort Bestehendes in seinem Dasein bedrohen; das hieße den Einfluß einer Theorie total verkennen. Cotta sagt selbst:

Es liegt mir fern, die Resultate der Untersuchungen in diesem neuen Gebiete, die nähere Kenntniß jener kleinen Wirkungen des Bodens, die sich schwerlich sogleich alle numerisch werden feststellen lassen, unmittelbar praktisch ausnutzen und anwenden zu wollen. Der geologische Bau des Bodens ist ja ohnehin das Unveränderliche, dem das organische Leben sich fügt und anschmiegt. Man kann keine Kohlenlager oder Erzgänge herbeizaubern, wo sie nicht sind. Man kann überhaupt den Boden nicht ändern, durch ihn nicht willkürlich einwirken, seinetwegen wird man das historisch oder factisch Gegebene, das Bestehende einer Theorie zu Liebe nicht leicht abänderh oder umgestalten, selbst wenn es sich irgendwo finden sollte, daß es in einigem Widerspruch damit stehe, was nur durch Gewaltsamkeit und Uebermacht der andern Einwirkungen geschehen sein könnte. Indessen solche Fälle der Umgestaltung werden sicher dann eintreten, wenn erst die natürlichen Bedingungen des Bodens besser bekannt sind. Ich will beispielsweise hier nur daran erinnern, daß es geologische Bodenconstitutionen gibt, die sich, um productiv zu sein, nur zum Waldbau eignen, und die dennoch als Feld benutzt werden, während anderwärts noch Holz auf sehr geeignetem Feldboden gezogen wird; mindestens den ersten Fall müßte jeder Nationalökonom, der es vermag, zu beseitigen suchen. Ist es denn aber, abgesehen von der speciellen praktischen Bedeutung, nicht schon wichtig genug, den innern Zusammenhang der Erscheinungen möglichst genau kennen zu lernen, auch die zartesten Wurzeln der moralischen und socialen Zustände womöglich bis zu ihren äußersten Enden zu verfolgen? Die wahre Ursache eines Uebels zu kennen ist stets von hohem Werth, selbst wenn man sie nicht zu beseitigen vermag; man kämpft dann mindestens nicht gegen falsche an. Aber es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht ebenso gut auf diesem Gebiete wie in der Anthropologie die wahre Physiologie zur wahren Heilkunde führte, ohne daß ich deshalb etwa der geologischen Grundlage diesen Werth für sich allein vindiciren möchte, er kommt vielmehr der Gesammtheit der Naturwissenschaften als Basis der Nationalökonomie zu. Die Kenntniß der Bodenwirkungen wird nie zu gewaltsamen Aenderungen des Bestehenden, nie zu einem gänzlichen Systemwechsel führen, wol aber kann sie darauf leiten, von der Natur gegebene Richtungen zu fördern oder zu hemmen, je nachdem es der Staatszweck erheischt. Es ist diese Kenntniß offenbar eine der ursprünglichsten Grundlagen für das Gebäude der Nationalökonomie...

Kein Ethnograph, Nationalökonom oder Statistiker wird leugnen, daß ein Einfluß des geologischen Baus der Länder auf das Leben der Völker stattfinde. Wer möchte leugnen, daß der Silberreichthum Perus, der Goldreichthum Californiens oder eines Theils von Australien einen großen Einfluß auf die politischen und socialen Zustände dieser Länder gehabt haben und noch ausüben? Wer möchte leugnen, daß England seinen industriellen Reichthum theilweise den Kohlen- und Eisensteinlagern verdankt? Daß die Unbewohnbarkeit der afrikanischen Wüsten, das besondere Leben in den Pampas von Südamerika und in geringerm Grade selbst die Unwirthlichkeit des Karstgebirges bei Triest wesentlich Folgen ihres geologischen Baus sind? Es kann sich also wesentlich nur darum handeln, ob derselbe überall und nicht blos in so besondern Fällen groß genug ist, um Beachtung zu verdienen. Streng genommen ist in der Natur nichts ohne allen Einfluß aufeinander. Man würde also in keiner wissenschaftlichen Betrachtung zu einem Ziel und Abschluß gelangen, wenn man alle, auch die zartesten gegenseitigen Wirkungen vollkommen erschöpfen wollte; deshalb scheidet man stets die unwesentlichen ab und beschränkt sich auf die wesentlichen, mit dem Bewußtsein, daß jene zwar existiren, aber im Vergleich zu diesen ignorirt werden können, ohne die Wahrheit der Betrachtung zu stören. Der Fortschritt der Untersuchung kann indessen auch schon lange Zeit für unwesentlich gehaltene Wirkungen in die Reihe der wesentlichen erheben, und dadurch wird dann allemal zu den frühern ein neues fruchtbares Feld der Bearbeitung gewonnen.

Wir müssen hier noch auf einen zweiten Punkt aufmerksam machen, der uns nicht minder bedeutungsvoll erscheint, das ist, daß diese Wirkungen mit der Kenntniß des geologischen Baus und dem Fortschritt in der Anwendung der Mittel, welche die Bodenschätze zugänglich

machen, zunehmen. Der Mensch beherrscht nur einen gewissen Theil der Erdkruste, und außer den unvermeidlichen Einflüssen des Bodens hängen die willkürlichen von den Mitteln ab, die wir zur Ausbeutung der Erdkruste besitzen. Steinsalzlager, Kohlenflötze, Erzadern, die heute noch nicht abbauwürdig sind, können in 500 Jahren die Träger einer bodenständigen Industrie werden, von der man jetzt keine Spur in der Gegend bemerkt, die davon einst belebt sein wird.

Cotta hat daher in seiner Bearbeitung des deutschen Bodens, wie wir sehen werden, nicht blos dem bisher sich kundgebenden Einfluß des geognostischen Baus Rechnung getragen, sondern in Voraussicht späterer Ausnutzung die Bodenschätze überhaupt erwähnt. Dieses später kann hier und da schon morgen sein, und wir können es noch erleben, die gegenwärtige Physiognomie der einzelnen Landstriche total geändert zu sehen.

Diese physiologische Behandlung der Erdoberfläche muß für den praktischen Staatsmann um so gewichtiger sein, je tiefer sie in das Detail eindringt. Es ist zur Ausnutzung dieser Details von einem Laien durchaus nöthig, daß die möglichen Bodeneinflüsse überhaupt festgestellt werden, und wir können es daher nur billigen, daß der Verfasser den ersten Abschnitt seines Werks einer systematischen Entwickelung derselben gewidmet hat, obgleich diese Theorien selbst Resultat der Erfahrung sind und so in der Darstellung der umgekehrte Weg verfolgt ist, im Vergleich zu dem, den der Verfasser bei der Forschung selbst einschlug.

Es würde uns jedoch natürlicher erschienen sein, wenn der Verfasser dabei das eigentliche Lehrgebäude von der praktischen Anwendung, den Belegen seiner Theorien, deutlicher getrennt hätte. In der That stehen sich diese beiden Theile einander gegenüber, so eng sie auch zusammengehören. Man wird aus einem nähern Eingehen auf den Inhalt des Werks bald erkennen, daß dieser Vorwurf ein durchaus berechtigter ist.

Der erste Abschnitt stellt, wie gesagt, „Allgemeine Betrachtungen über den Einfluß des Bodenbaus“ an und es sind dabei folgende Punkte ins Auge gefaßt: 1) die unmittelbaren und die mittelbaren Bodenwirkungen, 2) der Einfluß des Bodens auf die allgemeine Entwickelung des Menschen, 3) der Einfluß des Bodenbaus auf die Ansiedelungen desselben, 4) der Einfluß des Bodenbaus auf den Verkehr, 5) der Einfluß des Bodenbaus auf den örtlichen Wohlstand.

So vielseitig trotz der Kürze, mit der das Ganze behandelt ist, die Gesichtspunkte sind, so haben wir doch zwei bemerkt, die nicht besonders hervorgehoben sind und deren Natur gleichwol einer theoretischen Betrachtung überaus günstig ist. Wir meinen die Flußverhältnisse, die unter den vierten Einfluß, den auf den Verkehr gehören; hier vermissen wir die Erwähnung des Einflusses des Ober-, Mittel- und Unterlaufs der Flüsse und namentlich die des Einflusses des Flußbereichs, welcher für die Seehäfen von so ungemeiner Bedeutung ist.

Der zweite Abschnitt umfaßt die Lage und den innern Bau Deutschlands im Allgemeinen, und zwar 1) den Bau Europas als des Welttheils, dessen einzelnes Glied Deutschland bildet, 2) die Lage Deutschlands, 3) dessen allgemeine innere Bodenmannichfaltigkeit, 4) den allgemeinen geologischen Bau Deutschlands.

Dieser letzte Punkt kann ohne speciellere geognostische Kenntnisse, als man sie bei dem heutigen großen Leserkreis populärer naturwissenschaftlicher Werke voraussetzen darf, nicht verstanden werden, und der Verfasser hat im Gefühl dieser Unkenntniß es für nothwendig erachtet, gleichzeitig mit dem allgemeinen geologischen Bau in einem kurzen Abriß die wesentlichsten Grundbegriffe der Geognosie selbst zu geben. Dies ist aber in der Art geschehen, daß an die Charakteristik jedes Gesteins sofort sein wesentlichstes Vorkommen, seine Verbreitung und seine nationalökonomische Bedeutung geknüpft ist, eine Form der Darstellung, die wir besonders lobend erwähnen müssen, weil sie außerordentlich lebendig ist und die Resultate sich leichter einprägen. Es ist eine Art Weg, wie er bei den ersten mnemotechnischen Versuchen eingeschlagen wurde.

Ohne die große Mannichfaltigkeit des deutschen Bodenbaus, dem keine wesentliche Formation fehlt, würde aber ein solcher Versuch unmöglich sein, und wenn wir daher auch die locale Berechtigung anerkennen, so müssen wir uns doch gegen die allgemeine Berechtigung einer solchen Anordnung aussprechen. Das Ende desselben Abschnitts: „Die Abhängigkeit der Oberflächenform von dem innern Bau der Erde“, wird unsere Ansicht unterstützen; denn darin war es unmöglich, fortwährend an locale Verhältnisse Deutschlands anzuknüpfen, schon deswegen weil keine Karte sie darstellt. Der Verfasser mußte sich daher zum Theil mit einer rein theoretischen Auseinandersetzung begnügen.

Wir legen jedoch auf diesen Einwurf wenig Gewicht, da dieser Mangel an systematischer Anordnung wesentlich dadurch hervorgerufen wurde, daß das Werk möglichst allgemeine Verständlichkeit sich zum Zweck setzte und es so eigentlich ein Fehler des Leserkreises ist, für den es bestimmt, wenn in die Einleitung — als solche betrachten wir die ersten zwei circa 100 Seiten umfassenden Abschnitte — eine Menge von Vorkenntnissen verflochten werden mußten, ohne welche der eigentliche Inhalt, der Kern des Cotta'schen Werks, unverständlich sein würde.

Diesen Kern bildet die Beschreibung des innern Baus der einzelnen Glieder Deutschlands.

Der Einfluß des innern Bodenbaus ist bei diesem detaillirten Eingehen auf den Gegenstand zum Theil außerordentlich schlagend nachgewiesen, und wir sind überzeugt, daß ein weiser Staatswirth sehr schätzenswerthe Fingerzeige für sein Handeln, für seine Plane daraus zu schöpfen im Stande ist. Der Verfasser sagt mit berechtigter Ueberzeugung in dieser Beziehung:

Da meine Kräfte nicht ausreichen, umgestaltend in die staatswirthschaftlichen Lehren einzugreifen, so muß ich es den Staatsökonomen überlassen, ob sie Das, was ich von meinem geologischen Standpunkte aus ihnen darzubieten vermag, be-

nutzen und weiter ausbauen wollen — für sie liefere ich nur die Materialien.

Der Leser wird neugierig sein, wie der Verfasser mit der Gliederung Deutschlands zustande gekommen, da darin zum Theil manche Willkür geübt werden muß, denn selbst die Grundeintheilungen von Tiefland, Mittelland und Alpenland verschwimmen theilweise ineinander, und die sonst nicht unpassende Eintheilung Deutschlands in vier geologische Provinzen nach dem Alter und Wesen der in Deutschland abgelagerten Flötzformationen war für den vorliegenden Zweck durchaus unbrauchbar.

Als ideale äußere Grundeintheilung, die gleichsam auf historischem Boden, auf der örtlichen Entwickelungsgeschichte steht, ist allerdings diese letztere geologisch durchaus berechtigt, aber nationalökonomisch ist sie ganz unbrauchbar. Cotta sagt:

Ihr Einfluß ist nämlich neutralisirt, theils durch die große mineralogische Aehnlichkeit der Flötzablagerungen aus den ungleichsten Zeitepochen, theils und vorzüglich aber durch den Umstand, daß oft die jüngsten Ablagerungen, alle andern bedeckend, auf große Strecken beinahe die ganze Oberfläche einnehmen, sodaß also dann die Natur der Oberfläche nicht sowol von der Zahl und Beschaffenheit der übereinanderliegenden Schichten, sondern nur von der Natur der obersten, neuesten vorhandenen Schicht bedingt wird. Auf die physischen Zustände der norddeutschen Ebene z. B. haben die unter dem Diluvium liegenden Schichten nur einen geringen Einfluß, und ähnlich ist es auch im südlichen Deutschland da, wo irgend eine Formation einen großen Flächenraum bedeckt.

Cotta fährt weiter fort:

Jeder Versuch, natürliche Abgrenzungen einigermaßen scharf zu ziehen, stößt überall auf Schwierigkeiten. Die verschiedenartigsten Rücksichten der Eintheilung durchkreuzen, mischen oder decken sich theilweise, und es ist nicht möglich, den Versuch durchzuführen, ohne der Natur der Sache einige Gewalt anzuthun. Die politischen Grenzen sind freilich schärfer, aber sie sind nicht nur den Veränderungen ausgesetzt, sondern fassen auch zuweilen ganz Heterogenes zusammen oder trennen Gleichartiges. Darum bleibt für unsere Betrachtungen doch nichts Anderes übrig, als ideale, natürliche Gebiete, wenn auch mit einiger Gewaltsamkeit zu bilden. Es wird dabei vorzugsweise darauf ankommen, ihre Centren charakteristisch zu wählen, wenn auch ihre Grenzen sich verlaufen.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellte, foderte, wie man sieht, einen großen Takt des Urtheils, wie überall wo man es mit praktischen Anwendungen zu thun hat. Der reine Fachgelehrte ist meist geneigt, einen durchaus einseitigen Maßstab an alle Verhältnisse zu legen, jedes System soll aber nie, selbst nicht in der reinen Wissenschaft Zweck werden, sondern immer nur Mittel bleiben. Bei einem nähern Studium des Cotta'schen Werks werden die Leser dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er einen besondern Takt, ein äußerst besonnenes Abwiegen, der verschiedenen Verhältnisse fast überall documentirt hat. Doch wir wollen unsere Leser selbst darüber urtheilen lassen, indem wir einige Bruchstücke aus dem ersten Theile von „Deutschlands Boden" herausheben, wonach ein Jeder den Werth des Ganzen zu schätzen vermag.

Die darin behandelten Glieder umfassen zunächst das gesammte norddeutsche Tiefland, und zwar nach der Cotta'schen Eintheilung: 1) die pommerisch-preußische Seenplatte, 2) die posener Ebene, 3) das Havelland, 4) Mecklenburg, 5) Holstein, 6) die Lüneburger Haide, 7) das Sauerland, 8) die Bucht von Köln, 9) die Bucht von Münster, 10) die nördlichen Vorhügel des Harzes, 11) die Bucht von Leipzig, 12) den Fläming, 13) die Niederlausitz, 14) die Bucht von Breslau, 15) die trebnitz-tarnowitzer Berge.

Von dem gebirgigen Mittellande die ersten fünf Glieder, und zwar 1) den Teutoburger Wald und die Weserketten, 2) das hessische Bergland, 3) den Harz, 4) das thüringer Becken, 5) den Thüringerwald.

Die übrigen 18 Glieder des Mittellandes und die vier des Alpenlandes sind der zweiten Abtheilung des Werks anheimgefallen, die also nur durch äußerlich formelle Rücksichten motivirt ist, nicht eine Begründung im Inhalte findet.

Von dem geognostischen Verhalten der Oberfläche der norddeutschen Niederung im Allgemeinen entwirft Cotta folgendes charakteristisches Bild:

Die norddeutsche Niederung besteht an ihrer Oberfläche vorherrschend aus Diluvialbildungen, aus Löß (sand- und kalkhaltigem Lehm), Thon, Mergel (Kleiboden), Sand, Kies und erratischen Felsblöcken (Geestland). Zuweilen sind über diese mächtige Diluvialdecke große Torfmoore, starke, fruchtbare Humusdecken (Marschen), Ablagerungen von Raseneisenstein oder von Infusorienschalen ausgebreitet, nur selten treten ältere Schichten darunter hervor. Unter diesen hier und da auftauchenden ältern Schichten sind wieder die Braunkohlenbildungen die häufigsten, weit vereinzelter erscheinen Kreide, Jura und Muschelkalk.

Die an der Oberfläche überall vorherrschenden Diluvialgebilde zeigen äußerst ungleiche Grade der Bodenfruchtbarkeit, je nachdem sie aus Löß (Lehm und Thon), Sand, Kies oder Mergel bestehen, von Torfmooren oder von mächtigen Humusschichten bedeckt sind. Das Sandland ist die Heimat der dürren Haiden und schattenarmen Kiefernwälder, während Löß, Mergel und Humus von den üppigsten Fluren bedeckt sind. Den Mergel, wo er vereinzelt auftritt, beutet der Landmann für seine Felder aus, Lehm und Thon werden in Baumaterialien und in häusliche Geschirre verwandelt, als Brennmaterial dient hier und da der Torf, der Raseneisenstein wandert in benachbarte Hohöfen, und die großen erratischen Felsblöcke, die nach den Ansichten der Geologen auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert sind (darum auch nordische Geschiebe genannt), dienen vielfach zu den gemeinsten wie zu den erhabensten Zwecken. Begierig greift in der felsenlosen Niederung der Straßenbauer wie der Pflasterer nach diesen festen Wanderblöcken; aus Kalkstein bestehend, sind sie höchst willkommene Vertreter weit und breit mangelnder Kalkflötze, die schönsten granitenen Findlinge aber wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statuen darauf ruhen zu lassen. So sind sie im fremden Lande ein reicher Segen geworden und zugleich die Denksteine einer merkwürdigen geologischen Periode, in welcher nordische Eisschollen bis an die deutschen Gebirge herantrieben und den heimischen Grabstein eines Schwedenkönigs auf dem Schlachtfelde von Lützen bereit hielten. Zunächst unter diesen diluvialen Bildungen folgen weit verbreitet, aber nur hier und da zu Tage tretend Thon und Sandsteinschichten, mit zuweilen sehr mächtigen Braunkohleneinlagerungen, oder auch wol bloße Thoneinlagerungen mit Meeresmuscheln (Septarienthone). Uns interessiren als für das menschliche Leben besonders einflußreich namentlich die erstern.

Seit lange schon hat man in der Nähe der Gebirgsränder oder in ihren Buchten, bei Merseburg, Halle, Grimma, Muskau, Zittau u. s. w., die Braunkohlenlager abgebaut und trefflich

verwerthet, aber erst in neuerer Zeit hat man sie auch unter die weiten Diluvialstrecken hinab verfolgt, unter denen sie sehr wahrscheinlich beinahe allgemein ausgebreitet sind. Seitdem sind nun auch schon an sehr vielen Punkten mitten in der weiten Niederung Braunkohlengruben eröffnet worden, und es ist keine Frage, daß dieses für viele Zwecke sehr brauchbare, wenn auch nicht sehr concentrirte Brennmaterial von immer größerm Einfluß auf die Industrie des deutschen Tieflands werden wird. Diese Braunkohlen umschließen zugleich als dessen ursprüngliche Lagerstätte den Bernstein, der aber häufiger noch durch die Ostsee ausgespült an deren Küsten aufgefunden wird und dort in den sogenannten Bernsteinfischereien einen wenn auch nicht allgemein wichtigen, doch sehr eigenthümlichen Industriezweig hervorgerufen hat. Durch ähnliche Auswaschungen ist er auch in die Schichten der Diluvialzeit gelangt, die ihn hier und da sporadisch enthalten.

Was unter den Braunkohlen liegt, ragt, wie gesagt, nur höchst vereinzelt an die Oberfläche hervor, wenn wir davon die flachen Hügelgebiete ausnehmen, welche den Harz nördlich umgeben und welche zwischen der Oder und den Quellen der Warthe sich ausbreiten, in denen die Schichten der Kreide-, Jura-, Trias-, Kohlen- und Grauwackengruppe in ziemlicher Verbreitung hervortreten und noch dazu in Schlesien mit einer ganz besondern technisch wichtigen Bedeutsamkeit. Es enthält nämlich hier die Juraformation sehr ausgebreitete und reiche Thoneisensteinlager, während im Muschelkalk eine mächtige unregelmäßige Einlagerung von Brauneisenstein, Galmei und Bleiglanz auftritt. Dazu gesellen sich nun aber noch benachbarte Steinkohlenablagerungen, sodaß durch den Verein dieser Mineralschätze die Umgegend von Tarnowitz seit lange schon eine große berg- und hüttenmännische Bedeutung gewonnen hat.

Zu den ganz insularen ältern Bildungen in dem weiten Gebiet des Flachlandes gehören die schönen Kreidefelsen der Insel Rügen, die von kolossalen Steinbrüchen aufgeschlossenen Muschelkalkschichten von Rüdersdorf bei Berlin und die ähnliche gypshaltige Felsenenclave bei Lüneburg, welche beide nicht nur fast genau in der verlängerten Richtung der untern Elbe liegen, sondern auch ebenso genau in einer Linie mit der aus gleichen Schichten bestehenden Insel Helgoland, sodaß man gerade hier wol eine Bruch- und Erhebungslinie der geschichteten Gesteine anzunehmen hat, die aber in dem größten Theile ihrer Ausdehnung ganz von jüngern Diluvialbildungen überdeckt und dadurch unkenntlich geworden ist.

So charakteristisch, so prägnant diese allgemeinen Züge gehalten, ebenso sprechend erscheint die Reihe der einzelnen Bilder, in denen der in der Forschung, in der empirischen Betrachtung der Dinge geschulte Beobachter nirgends zu verkennen ist. Das ist aber auch durchaus nöthig, daß ein so geübter Blick diese Verhältnisse untersucht, wo die vielseitigsten Einflüsse sich vereinigen und modificiren, und wo nur eine durch keine Vorurtheile irgend einer Art getrübte Auffassung die verschiedenen Wirkungen nach ihrem Werthe zu sondern im Stande ist.

So sagt Cotta z. B. über die sonst uninteressante und anscheinend für dergleichen Betrachtungen so ungeeignete Bucht von Münster:

Mit ähnlicher Gestalt wie die Kölner Bucht verzweigt sie sich von der rheinischen Tiefebene zwischen die Hügelketten des Teutoburger Waldes und des rheinischen Schieferplateau; ihre breite Oeffnung ist aber nicht nach Nord, sondern nach West gekehrt und niemals war sie die Mündung eines großen Flusses, sondern während der Diluvialzeit nur eine offene Meeresbucht, gebildet durch die weit hervorragende, flachhügelige Landzunge der Weserketten und des Teutoburger Waldes. Gegenwärtig bildet diese Bucht das Quellengebiet für die Ems, die Vechte und die Lippe, deren gegenseitige Wasserscheiden kaum merklich erhöht sind. Darum ist es denn auch leicht gewesen, Münster durch den Max-Clemens-Kanal mit der Vechte zu verbinden.

Während das Rheinthal bei Wesel etwa 60 Fuß über dem Meere liegt, erhebt sich die Bucht von Münster ganz allmälig bis etwa zu 400 Fuß Meereshöhe in der Umgebung von Paderborn.

Die Unterlage der ganzen Bucht bilden Schichten der Kreideformation, die südlich unmittelbar auf Gliedern der Kohlenformation ruhen, nördlich aber mit Jurabildungen gleichzeitig aufgerichtet sind. Diese Kreidebildungen breiten sich von dem südlichen Rande noch ziemlich weit nach dem Innern der Bucht aus, nur ganz allmälig unter diluvialen Ablagerungen verschwindend, unter denen sie auch im Innern der Bucht noch mehrfach hervortreten. Solche innere Kreidegebiete finden sich namentlich bei Ostrupp, bei Burgsteinfurt, in den Hügeln von Horstmar und Schäppingen, im Kirchspiel Altenberge, in den Gegenden von Koesfeld, Billerbeck, Dülmen und Haltern, bei Münster, im Kirchspiel Werne, bei Stromberg und an mehren andern Orten. Durch diese vielen Hervorragungen wird es wahrscheinlich, daß man überall in geringer Tiefe anstehende Kreidebildungen unter dem Diluvium erwarten kann, und daß nirgends in der ganzen Bucht Braunkohlen oder andere Molassegebilde einigermaßen mächtig eingelagert sind.

Der diluviale Sand und Lehm ist wie anderwärts begleitet von einzelnen erratischen Felsblöcken, sie sind aber weit sparsamer als in den östlichern Theilen Norddeutschlands vorhanden. Torfbildungen finden sich hier und da über dem Diluvium.

Besonders merkwürdig und auch nationalökonomisch wichtig ist eine Zone von Salzquellen am südöstlichen Rande der Bucht, welche zu den Salinen Salzkotten, Westerkotten, Neuwerk, Höppe und Königsborn Veranlassung gegeben haben. Aus ihrer Anwesenheit in dieser Region läßt sich vermuthen, daß unter den Kreidegebilden zwischen ihnen und der devonischen Grauwacke, welche an der Erdoberfläche unmittelbar an sie angrenzt, noch salzführende Schichten lagern, die wahrscheinlich der Triasgruppe angehören.

Die Fruchtbarkeit des Bodens in diesem eigentlichen Westfalen nimmt im Allgemeinen zu von dem Nordrande gegen den Südrand hin, sie ist am größten in dem Landstrich zwischen Essen und Paderborn, den sogenannten „Hellweg" einschließend, in welchem Kreide und Diluvium aneinander grenzen, am geringsten in dem Sumpf- und Waldland der „Senne" nordwestlich von Paderborn und auf dem Kreidegebiet zwischen Haltern und Borken, welches nebst den nördlich angrenzenden Gegenden die Benennung „Sandland" erhalten hat, aus welchem gleich Oasen die „schöne Esch" bei Südlohn und das Gebiet der „guten Stewerbauern" um Lüdinghausen hervortreten. Das eigentliche Münsterland führt dagegen den Beinamen „die Kleie".

Die landwirthschaftlichen Bewirthschaftungssysteme sind in diesem verhältnißmäßig kleinen und gleichförmigen Gebiet sehr wechselnde. Am fruchtbaren und städtereichen Südrand herrscht die Fruchtwechselwirthschaft, welche sich von da aus auch längs der alten Heerstraße nach der Porta Westphalica ausdehnt. Im Innern des Beckens aber finden wir, schwerlich durch Bodenunterschiede bedingt, südlich die Felderwirthschaft und nördlich die Wechselwirthschaft, die sonst nur in Gebirgen und an den Küsten des Meeres gefunden wird.

Die Stärke der Bevölkerung beträgt im Regierungsbezirk Münster etwa 3170 auf die Quadratmeile, im östlichen Theile der Bucht aber etwas mehr, gegen 4000.

Interessant ist in diesem Gebiet namentlich die Lage der Städte. Ungefähr die Mitte der ganzen Bucht nimmt die alte Hauptstadt Münster ein. Das war eine ganz motivirte Lage, aber der naturgemäße Weg durch die Porta Westphalica nach der wichtigern Rheinbucht hat sie etwas aus dem Verkehr gerückt und in Verbindung mit den größern Bodenschätzen des Südrandes an diesem eine Reihe von bedeutenden Orten empor-

blühen lassen, welche die Wichtigkeit jenes Hauptorts in den Hintergrund gestellt haben. An diesem Südrand und von da bis zur schiffbaren Lippe finden wir Dorsten, Essen, Bochum, Haltern, Dortmund, Hamm, Kamen, Unna, Werle, Soest, Lippstadt, Geseke, Salzkotten und Paderborn in einem dichten Gürtel zusammen.

In der Beschreibung der Glieder des gebirgigen Mittellandes ist Cotta weit ausführlicher, theils weil überhaupt der Bau dort viel mannichfaltiger ist, theils oder wesentlich auch, weil ihm nach seiner Angabe diese Gegenden, namentlich Sachsen und Thüringen, besonders genau bekannt sind. Zahlreiche Holzschnitte, geognostische Durchschnitte in klarer, übersichtlicher Weise darstellend, erleichtern dabei außerordentlich das Verständniß. Mit dem mannichfaltigern geognostischen Bau werden auch die Beziehungen zum Leben vielseitiger, der Zusammenhang damit fällt örtlich auffallender in die Augen. So sehen wir z. B. im Harz eine sehr charakteristische Beziehung zwischen dem geognostischen Bau und dem Leben auf der Oberfläche. Nach der speciellern Darstellung des erstern sagt Cotta von dem letztern:

Unter den aufgezählten Gesteinen sind einige schon als solche nutzbar. Der Granit des Brockengebiets wird seit Herstellung der harzburger Eisenbahn im Bodethale in großer Menge gebrochen, und ist neuerlich sogar um ganz Dänemark herum zu einem Brückenbau bei Dirschau nach Danzig geführt worden.

Die Grünsteine liefern gutes Straßenmaterial, und zu diesem Zweck werden, gleichfalls seit Herstellung der Harzbahn, im Radauthale oberhalb Harzburg ungeheuere Quantitäten eines gabbroähnlichen Diabases gewonnen, der nun auf allen Straßen des Herzogthums Braunschweig den früher angewendeten Muschelkalk verdrängt hat. Obwol diese Steine in den entlegenen Landestheilen um ein Vielfaches theurer zu stehen kommen als der benachbarte Kalkstein, so hat sich dennoch ihre Verwendung wegen ihrer Festigkeit selbst pecuniär vortheilhaft bewährt.

Der Thonschiefer wird, wo er besonders ebenschieferig ist, in einigen großen Steinbrüchen als Dachschiefer gewonnen. Ebenso der Alaunschiefer zur Alaunbereitung bei Goslar und Herzberg. Grauwackensandstein liefert brauchbare Bausteine, einiger sogar Gestellsteine, die aber besser aus feingemahlenem Thonschiefer künstlich hergestellt werden.

Den dunkeln Grauwackenkalkstein von Elbingerode verarbeitet man in einer besondern Marmorschleiferei zu Tischplatten, Leichensteinen, Gefäßen und allerlei Spielereien. Unter den Gesteinen des Randes wird der Gyps am vielartigsten benutzt, der weiße und feinkörnige als Alabaster zu Gefäßen und andern Kunstgegenständen, der übrige als Düngematerial und zur Bereitung von Stuck. Die Benutzung der Kalksteine, Sandsteine und Porphyre des äußern Gürtels entspricht der in der früher beschriebenen entferntern Umgebung des Harzes.

Unter den Erzlagerstätten sind besonders dreierlei wichtig: die bleiischen Silbererzgänge des Oberharzes (Goslar, Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg), die Eisensteingänge und Lager im Grauwackengebiet und der Kupferschiefer der Zechsteinformation. Was bei Ilefeld an Braunstein gewonnen wird, ist kaum nennenswerth, ebenso ist der Silbergangbergbau des Harzes ziemlich unbedeutend. Alle zusammen genommen haben aber eine große Anzahl von berg- und hüttenmännischen Anstalten hervorgerufen und dem gesammten Harzleben einen eigenthümlichen bergmännischen Charakter verliehen. Es ist aber auch der Harz diejenige Gegend des deutschen Mittellandes, in welcher der älteste Bergbau betrieben worden ist. Der Bergbau hat frühzeitig Bewohner auf die an sich wenig anziehenden Höhen hinaufgelockt. Ohne den Bergbau wäre sicher kein Klausthal und Zellerfeld auf kahler Höhe, 1800 Fuß über dem Meere, und schwerlich Andreasberg erbaut worden; ohne den Bergbau fänden wir kein gastliches Dach in Schierke oder in Elend. Harzer Bergleute sollen es gewesen sein, welche zuerst die Umgegend von Freiberg bergmännisch bevölkerten, und seit Jahrhunderten sind sie auch über den Ocean gesegelt, um in Peru und in Mexico dem Mestizen wie dem rothhäutigen Indianer Anleitung in unterirdischer Kunst zu geben.

Außer dem Metallbergbau finden sich am Rand des Gebirgs bei Ilefeld und Ballenstedt auch Kohlengruben, ihr Ausbringen ist aber nicht von großer Bedeutung. Beinahe ebenso wichtig sind die vielen Torfstechereien auf der Höhe des Gebirgs, die nur leider sehr mit Ungunst der Witterung zu kämpfen haben. Könnte man den frischgestochenen Torf des Brockengebiets auf einer billigen Schienenbahn, durch eigene Schwere die leeren Wagen heraufziehend, in tiefere, minder feuchte Regionen hinabgleiten lassen, um ihn dort zu trocknen, so würde möglicherweise ein größerer Gewinn aus den mächtigen Ablagerungen zu gewinnen sein.

Zu dem Bergbau mit seinem hüttenmännischen Gefolge gesellt sich am ganzen Oberharz als vorherrschend der Waldbau. Hohe Lage und Bodenform machen ihn nebst Weidegrund zu der fast allein rentirenden Culturform. Da aber das Holz hier in großer Fläche zusammengedrängt ist, so hat dieser Umstand zugleich die Waldköhlerei in bedeutender Ausdehnung hervorgerufen, durch welche sein Brennwerth leichter transportirbar wird. Wo nicht der Bergmann sein Fäustel schwingt oder der Hüttenman Erze schmelzt, begegnet man dampfenden Kohlenmeilern, Waldarbeitern aller Art und einsamen Hirten, welche die mit helltönenden Glocken geschmückten Viehheerden weit in die Wälder hineintreiben. Bis zu 1400 Fuß über dem Meere und namentlich am sogenannten Unterharz gedeihen überall die herrlichsten Laubwälder, darüber aber weichen sie den abgehärtetern Fichten.

Ein regeres Leben, eine dichtere Bevölkerung entwickelt sich rings am Fuß des Harzes, da liegen eine Menge nette Städtchen, die, sich an die Berge lehnend, den Verkehr zwischen Gebirg und Ebene vermittelnd, gerade aus dieser zugleich romantischen Lage Vortheil ziehen; so Blankenburg, Wernigerode, Ilsenburg, Neustadt, Goslar, Seesen, Osterode, Herzberg, Sachsa, Walkenried, Ellrich, Ilefeld, Nordhausen, Sangerhausen, Mansfeld, Hettstedt, Ermsleben, Ballenstedt, Gernrode und Quedlinburg.

Nicht nur erblühen in ihnen mancherlei vom geologischen Bau und von nutzbarer Wasserkraft abhängige Industriezweige, sondern sie sind auch mehr und mehr die Zielpunkte der Erholung geworden. Gar manche wohlhabende Familie der größern Städte Norddeutschlands, denen die Alpen noch zu entlegen sind, wählen einen dieser Orte zu ihrem Sommeraufenthalte, und eine große Anzahl von Vergnügungsreisenden pilgert überdies jeden Sommer von einem zum andern und von da nach den höhern Gebirgsgegenden, nach der malerischen Felsenpartie der Roßtrappe, nach den Teufelsmühlen auf dem Ramberg oder nach dem kahlen Gipfel des Brockens, wo freilich neidische Nebel gar oft die ohnehin nicht sehr formreiche Fernsicht verhindern. Auch schwache Mineralquellen entspringen hier und da, wie bei Alexisbad, dem Gebirge.

Sehr abweichend von dem sogenannten oberharzer Gebiete, in welchem Wald- und bergmännisches Leben durchaus vorherrschen, ist der Charakter des Anbaus in dem südöstlichen Theile des Gebirgs.

Schon fast in der Gegend von Friedrichshöhe nimmt diese einförmige Fläche ihren Anfang. Sie erstreckt sich von dort auf beide Ufer der obern Selke, zwischen Günthersberge und Alexisbad, gegen Norden bis an die Basis des Rambergs und gegen Süden bis an jene des Auerbergs. Aus den Umgebungen von Harzgerode gegen Osten aber verbreitet sie sich in ihrer größten Längenausdehnung in der Richtung auf Hettstedt, reichlich

noch drei geographische Meilen weit. Dort ist es auch, wo diese Ebene, ihres schon beträchtlich geringern Niveau wegen, im hohen Grade täuschend den Charakter der Ebenen des Tieflands an sich trägt. Ermüdende Strecken weit bewegt man sich hier von Osten her, wiewol mitten im Berglande, mit auf allen Seiten wagerecht abgeschnittenem Horizont, ohne Aussicht auf benachbarte tiefer oder höher gelegene Punkte zwischen Kornfeldern und Dörfern, oft ohne Wiesen und Wald und stets ohne Bergbäche. Frei auf der kahlen Höhe liegt endlich noch Harzgerode selbst, doch werden wir, nur um ein Weniges jenseits gegen West, überrascht, uns am Rande des Selkethals mit dem Blick in die Tiefe auf dem Gipfel hoher Berge zu befinden.

Was in diesen Skizzen oft nur flüchtig angedeutet ist, um den Faden der Darstellung nicht zu unterbrechen, oder was wegen seiner Bedeutung eine weitere Ausführung und speciellere Belege verlangte, um das innere Gesetz deutlich vor Augen zu legen, findet sich zum Theil in den „Beilagen" des Werks noch besonders behandelt. Der Verfasser hat in diesen alle Citate anderer Autoritäten, alle gebrauchten Quellen und die Specialausführungen zusammengestellt.

Am interessantesten und belehrendsten darunter ist unzweifelhaft eine Reihe von Tabellen, in welchen die im Gebiete der geognostischen Karten von Sachsen und Thüringen liegenden Städte, sofern bei ihrer Anlage der geologische Einfluß besonders charakteristisch hervortritt, nach den einzelnen Sectionen geordnet und von Notizen in Zahlen u. s. w. begleitet sind, die diesen Einfluß seiner Stärke nach andeuten.

Diese Städtetabellen werfen ein außerordentliches Licht auf die Gesetze der Entwickelung derselben, und man sieht deutlich, wie die natürliche Berechtigung eines besonders concentrirten Lebens sich überall Bahn gebrochen hat.

Auf diese Weise sind in Sachsen 299 Orte, darunter 38 größere Städte, in Thüringen 84 Orte und 24 größere Städte behandelt worden und angedeutet, in welcher Art guter Baugrund, nutzbare Gesteine, Gesteingrenzen, besondere Thalform, Thal- oder Flußverbindung, feste Lage, besondere Quellen, Terrainabschnitte oder die Vortheile der Beckenmitte auf ihre Anlage und Gedeihen influirt haben.

Erst am Ende des ganzen Werks wird man im Stande sein vollständig zu beurtheilen, wie groß die Anzahl der Beziehungen zwischen Boden und Leben sein kann, aber schon diese erste Hälfte, welcher das Alpenland ganz fehlt, zeigt davon so viele Spuren, daß wir überzeugt sind, daß das Cotta'sche Werk und die auf dasselbe sich gründenden Fortsetzungen außerordentlich viel zum klarern Verständniß der lebendigen Welt beitragen werden. Für den Geographen, den Statistiker wie den Nationalökonomen wird dasselbe von ganz besonderm Nutzen sein, und derselbe wird sich mit der detaillirtern Ausführung fortwährend steigern.

Im Interesse des allgemeinen Verständnisses müssen wir es bedauern, daß nicht ein paar geognostische Karten, namentlich über die interessantesten Becken, dem Werk beigegeben, die eigentlich so unentbehrlich sind wie der Atlas für ein geographisches Handbuch. Die in den Text eingedruckten Zeichnungen dürften ebenfalls zu vervielfältigen sein, um überall ein ganz deutliches Bild der verschiedenen Lagerungsverhältnisse zu gewinnen.

Ebenso würde es zu wünschen sein, wenn, wie in den Beilagen beim Steinkohlenbergbau, auch die übrigen an den Boden geknüpften Industrien überall nach ihrem Umfang und nach den Händen, welche sie beschäftigen, angegeben wären. Der Zusammenhang zwischen vielen Industrien, die sich gegenseitig tragen, würde dadurch ebenfalls deutlich werden und einseitig freihändlerische Ideen eine neue Widerlegung erhalten.

Es ist klar, daß gerade ein Werk wie das vorliegende geeignet ist, rationelle nationalökonomische Ideen zu verbreiten. Man wird z. B. daraus erkennen, warum ein geringer Schutz, der die Entstehung und den Flor einer bestimmten Industrie unterstützt, vernünftig und nothwendig sein kann, weil nämlich dadurch allein ganz berechtigte Industrien anderer Art ermöglicht, Bodenschätze rentirbar gemacht werden, die sonst todt liegen würden. Der Zusammenhang zwischen bodenfreien und bodenständigen Industrien ist leider viel weniger bekannt, als es im allgemeinen Interesse wünschenswerth ist, und ebenso ist fast in allen Lehrbüchern bisjetzt nirgends die künstliche von der natürlichen Industrie getrennt. Ein Werk wie das vorliegende kann sich natürlich damit nicht beschäftigen, aber es bietet die Mittel für andere, diese Trennung überall vorzunehmen.

Unter den Hülfsmitteln für eine streng auf dem Boden aller Thatsachen aufgebaute Nationalökonomie wird das Cotta'sche Werk in Zukunft einen der ersten Plätze einnehmen, um so mehr da es das erste in seiner Art ist und eine ganz neue Auffassung begründet. Wir möchten nur wünschen, daß in einer folgenden Auflage außer den bereits angedeuteten Zusätzen auch eine Veränderung in der Eintheilung der Paragraphen vorgenommen würde, die uns zuweilen etwas zu willkürlich zu sein scheint. **Hermann Orges.**

Der Gouvernantenroman.

1. Villette von Currer Bell. Aus dem Englischen übersetzt von August Diezmann. Drei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1853. 8. 2 Thlr.
2. Visitenbuch eines deutschen Arztes in London, herausgegeben von Amely Bölte. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Der moderne Roman, der den ganzen Kreis unsers Lebens zu erschöpfen sucht, stellt immer neue Typen der Gesellschaft in den Vordergrund. Bald wurde die Crême der Salons abgeschöpft; bald wurden soi-disant reinmenschliche Conflicte in die Bauernstuben und Pferdeställe verlegt, die Phantasie des Publicums war wie Gummi elasticum, sie ließ sich nach allen Seiten hin spannen und zerren, und wenn sie heute den genialen Abenteuern eines Roué und Dandy oder den himmelstürmenden Ergüssen weiblicher Herzenswüstlinge mit Andacht gefolgt war, so gab sie sich schon am nächsten Tag mit

Wohlbehagen der idyllischen Anmuth oder Verderbtheit hin, der ländlichen Milchcur der Dorfgeschichtenschreiber, deren Milch freilich oft sauer wurde, wenn die Gewitter modernster Sittenlosigkeit in ihr Arkadien einschlugen. Hierzu kamen von Frankreich, zum Theil auch von England her die Proletariergemälde, die Romane der Winkelgassen, Spelunken, Kellerlöcher, welche das Evangelium der Menschenrechte aus dem Schmuz der Corruption heraus predigten, die Memoiren von Vidocq ergänzten, aus den Grisetten Magdalenen machten und dabei den feinen Nerven starke Püffe zumutheten.

Doch auch das eigentliche Proletariat erschöpfte sich mit der Zeit als Fundgrube von Charakteren, Situationen und Verwickelungen. Man begann sich jetzt nach dem Proletariat der Bildung umzusehen, nach einer Collision zwischen dem geistigen Standpunkt und der Stellung in der Gesellschaft, zwischen dem Bewußtsein geistiger Selbständigkeit und Unabhängigkeit und äußerlicher Abhängigkeit und Unselbständigkeit. Geist und Geld — hieß dieser Conflict; aber er wurde nur subjectiv gefaßt. Denn die Repräsentanten dieses Geistes waren meistens die Gouvernanten, und was aus ihnen heraus räsonirte und reflectirte, das war mehr die innere Unbefriedigung aussichtsloser und altwerdender Mädchen als der Protest einer höherstehenden Bildung gegen sociale Schranken. Die Engländerin Currer Bell wurde der Eugène Sue des Gouvernantenproletariats. Nachdem sie bereits in ihrem Roman „Jane Eyre" dies Thema behandelt und den Beutel der Frau Birch-Pfeiffer mit Tantièmen gespickt, welche aus dem Thon von Currer Bell ihre „Waise von Lowood" geknetet und eine Sündflut von Thränen in den Augen des Publicums, von Geld in den Kassen der Intendanzen und Directionen hervorgerufen, kommt sie in ihrem Roman „Villette" noch ein mal auf dies Thema zurück.

Die Heldin dieses Romans ist eine englische Lehrerin in einem französischen Pensionat von Villette, also auch eine geistige Tagelöhnerin, die von der Hand in den Mund lebt. Was kann ihr hinter ihren Pulten und Schulbänken begegnen? O, der Stoff ist überdiemaßen einfach! Sie verliebt sich, natürlich sehr vorsichtig, sehr unter der Blume, sehr aus der Ferne in einen englischen Doctor Graham, der sich eine zeitlang für sie interessirt oder zu interessiren scheint, dann aber eine bessere Partie findet, eine Jugendgespielin, eine bettinenhafte junge Gräfin heirathet und die arme Lehrerin ihrem Schicksal überläßt. Diese findet indessen in einem Lehrer Paul Emanuel einen originellen, treuen Anbeter, der sie als selbständige Pensionatsbesitzerin etablirt und dann heirathet. Ist dies des Pudels Kern, so fragt der Leser, wo kommen denn die drei Theile her? Da muß die englische Weitschweifigkeit ihr Monopol ja in unverantwortlicher Weise gemisbraucht haben! Dennoch versichern wir, der Roman ist interessant, und wollen uns nun nach den Geheimmitteln der Currer Bell umsehen, mit welchen sie das Leben eines so kurzathmigen Stoffs mit parzenartiger Geschicklichkeit ausspinnt.

Das erste dieser Geheimmittel ist die Kunst der Spannung und Ueberraschung, die oft allerdings auf bloßen Aeußerlichkeiten beruht. Wer kennt nicht die Escamotage der Romanschriftsteller? Wir lernen uns für Personen interessiren, besonders für junge, sie verschwinden plötzlich aus dem Roman. Dann, nach mehren Jahren, in einem andern Land, unter andern Verhältnissen, taucht ein interessanter Charakter auf, wird in interessante Beziehungen gebracht und plötzlich, mit einem Zauberschlag entdecken wir „alte Bekannte". Currer Bell macht es sich damit sehr bequem. Im ersten Band lernen wir in England einen Knaben Graham Bretton kennen; im zweiten Band begegnet uns in Frankreich ein Dr. John, der sich fast zum Hauptcharakter des Romans gestaltet. Wie erstaunen wir mit der Heldin, als dieser Dr. John jener Knabe Graham ist und eigentlich Dr. John Graham Bretton heißt. Wäre es Jemand eingefallen, ihn bei seinem vollen Namen oder seinem Familiennamen zu nennen, die ganze Spannung wäre verraucht! Aber zum Glück für uns und Currer Bell nennt ihn alle Welt wunderbarerweise nur Dr. John, bis eine mit vieler Kunst herbeigeführte Situation, die uns in eine Ohnmacht, in einen psychologischen Zaubernebel versetzt, die wirksame Entdeckung zur Folge hat. Ein anderes mal wird im Gedränge bei Feuerruf im Theater ein zartes Mädchen mit Füßen getreten, von Dr. Graham gerettet, von unserer Heldin gepflegt. Siehe da! Das ist der kleine Elf Pauline aus Bretton, des Doctors künftige Frau! Durch einen unerklärlichen Zufall siedelt ganz Bretton nach Villette über. Dies Hauptwunder nimmt man gläubig hin, und so erklären sich die andern kleinern Wunder des Romans von selbst in einer vollkommenen rationalistischen Weise. Diese Ueberraschungen sind wahrlich keine Hexerei. Doch die eigentliche Spannung beruht mehr auf den Hemmungen der Handlung, einem von Aristoteles ausgesprochenen Gesetz des Epos, das sich auch für den Roman bewährt. Ein guter Roman ist „ein Wettrennen mit Hindernissen". Der Leser muß oft ansetzen, um eine Hemmung zu überwinden, und dies gerade hält das Interesse wach. Wie würde sonst die arme Miß Lucy mit ihren bleichen schüchternen Liebesgedanken uns so lange fesseln können? Aber das Geschick dieser einfachen Liebe geht durch so viele kleine Hindernisse hindurch, und diese Ungeduld, das arme Fräulein unter die Haube zu bringen, macht uns gerade so geduldig von Seite zu Seite weiter zu lesen, dem rappelköpfigen Paul Emanuel, der auch sehr wirksam einen Knopf seines Charakters nach dem andern aufknöpft, ins gute Herz zu schauen, mit Lucy uns über seine Reise nach Westindien zu entsetzen, in Thränen der Rührung auszubrechen über seinen Edelmuth, als das kleine Pensionat, die niedliche Erziehungsfiliale, wie ein pädagogisches „Tischchen decke dich" aus dem Boden wächst, auf wenigen Seiten drei Jahre der Erwartung zu verleben, bis dann noch ein Sturm kommt, ein letzter Schreck und dann — Hochzeit! Das ist der Hafen der Seligen — in Romanen nämlich! Rechnen wir hierzu noch die Spukgeschichte, die

geheimnißvolle Nonne, die man in dunklem Zusammenhang mit den Hauptschicksalen des Romans wähnt, bis sie sich als lustiger Cavalier entpuppt, als komische Episode: so müssen wir zugeben daß alle Ingredienzen romanhafter Spannung in vollem Maß vorhanden sind.

Mehr für das Talent von Currer Bell zeugend ist ihr zweites Geheimmittel: die glückliche Detailmalerei in Charakteristik und Schilderung. Diese Fertigkeit und Abrundung der Zeichnung knüpft sich an die Traditionen des englischen Romans und gehört gleichsam mit zum Handwerk. Wir haben Personen von Fleisch und Blut vor uns, mit einer unendlichen Fülle glücklich dem Leben abgelauschter Eigenheiten. Wie zeichnet sich diese Miß Lucy selbst mit ihrer scharfen Beobachtungsgabe, ihrem edeltrotzigem Sinn, ihren Schwärmereien, ihrem leise schleichenden Liebesfieber! Dieser Dr. John, wie steht er vor uns mit dem ganzen Aplomb der Insulanertüchtigkeit, schwankend in seinen Neigungen, den innern Werth anerkennend, doch zu äußerm Glanz hingezogen. Dieser Paul Emanuel, welch ein köstliches Menschenexemplar mit seinem geifernden Jähzorn, seiner umstürzenden Heftigkeit und diesem Fonds von durchgreifender Thatkraft und edler Aufopferungsfähigkeit! Wie lebendig ist diese Alles durchspionirende Pensionatsmutter Frau Beck mit ihrer glücklichen Tournure und das Weltkind Gimora mit seiner unbegrenzten Eitelkeit und Offenheit gezeichnet! Was aber die Meisterschaft der Schilderung betrifft, so brauchen wir blos auf das Erwachen der Heldin im Hause der Frau Bretton zu verweisen, oder auf ihr aufgeregtes Nachtwandeln im Zauberpark, um der Kunst der Steigerung, dem Farbenreichthum und der Gabe, eine mannichfache, oft magische, stets den psychologischen Zuständen angemessene Beleuchtung über den Ereignissen auszubreiten, volle Anerkennung zu verschaffen. Das dritte Arcanum von Currer Bell besteht in einem feinen Gefühl für alle Nüancen des Seelenlebens, die sie oft mit großer Ueberschwenglichkeit ausmalt. Wenn es solche innere Entwickelungen darzustellen gilt, da besteigt sie einen wildbrausenden Phantasus, der die kleine Seele ins Universum entführt; da verirrt sie sich auf alle möglichen Gebiete, wird fromm und dogmatisch, aber es ist in Allem Bewegung und Leben. Kurz, der Roman von Currer Bell, obgleich er nur das Geschick einer kleinen Lehrerin enthält, ist das Werk des Talents, und wenn der geistige Niederschlag aus demselben auch nicht bedeutend ist, so bleibt er doch eine Bereicherung der Unterhaltungsliteratur.

Unsere deutsche Landsmännin Amely Bölte führt uns in ihrem „Visitenbuch eines deutschen Arztes in London" dieselben Helden und Heldinnen vor, einen Arzt und viele Gouvernanten. Nur erzählt hier der Arzt, während dort die Gouvernante erzählt. Ein Hauptunterschied aber zwischen beiden Werken besteht darin daß die oben von uns angeführte Tendenz, die bei Currer Bell nur in den Thatsachen pulsirt, hier selbständig hervortritt und sich theoretisch geltend macht. Der Arzt ist mehr der Chronikenschreiber, aber seine Patienten sind eben diese Pädagoginnen und Pädagogen, deren hohe geistige Ansprüche von der Gesellschaft nicht anerkannt werden. Die Abhängigkeit des geistigen Proletariats ist das Grundthema, das in mannichfachen Variationen durchgeführt wird; und da einmal damit das Gebiet des Socialismus berührt ist, so dürfen wir uns nicht wundern, auch den Portraits bekannter Socialisten, wie dem von Louis Blanc, in dem Werk zu begegnen. Amely Bölte ist indeß nicht blos nach dieser Seite hin geistreicher als die Engländerin; sie ist auch stoffreicher, indem ihr „Visitenbuch" einen ganzen Kranz von Geschichten enthält, aus dem jede einzelne Blume von Currer Bell genügend erschienen wäre einen ganzen Roman zu durchduften. Wir erhalten gleichzeitig eine vortreffliche Charakteristik des londoner Lebens und der londoner Gesellschaft, indem Amely Bölte, ohne geniale Bedeutung, mit Verstand und Klarheit zu schildern versteht und es auch an Romaneffecten nicht fehlen läßt. An innerer Vertiefung der Charaktere wird sie freilich von der Engländerin übertroffen, während sie dieser an vollkommen gesunder Auffassung der Dinge überlegen ist. Einzelne Schilderungen, wie die Lord Pelham's, sind vortrefflich; andere gewagt, wie die des kleiderfeindlichen Candidaten, der mitten durch die civilisirte Welt im Naturzustand transportirt wird. Lady Megmerillies, Lady Spenser sind charakteristische Typen der englischen Gesellschaft, während auch dem jüdischen Leben frappante Züge abgelauscht sind.

Das „Visitenbuch" von Amely Bölte ist eine recht gesunde, schmackhafte und nahrhafte Kost welche vielem Unterhaltungsfutter vorzuziehen ist. Den armen Gouvernanten aber, welche oft im Leben der Gesellschaft eine so traurige Rolle spielen, gönnen wir ihre Heldenrollen in Romanen und auf der Bühne. Mögen sie sich bei Currer Bell und Amely Bölte, vor allem aber bei Frau Birch-Pfeiffer bedanken, welche sie wie schönlackirtes nürnberger Spielzeug auf der Bühne den großen und kleinen Kindern vorsetzt, und wenn sie ihr geschminktes, über die Breter wankendes Abbild beweint und beklatscht sahen, so mögen sie sich zu Hause darüber trösten, indem das Urbild nach wie vor in die gesellschaftliche Rumpelkammer geworfen wird. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!

Rudolf Gottschall.

Bücherschau.

Geschichtliches und Biographisches.

1. Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg von Wilhelm Havemann. Erster Band. Göttingen, Dieterich. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diesem auf drei Bände berechneten Werke sieht man es sofort an, daß es ein Werk der aufopferndsten Liebe zum Gegenstande und des sorgfältigsten Quellenstudiums ist. Der uns vorliegende erste Band geht bis zum Tode Heinrich's des Aeltern von Braunschweig-Wolfenbüttel (1514), schließt also an einem der wichtigsten Wendepunkte der deutschen Geschichte, bald hinter dem von Kaiser Maximilian gebotenen Ewigen Landfrieden (1495) und kurz vor der Reformation. Der Verfasser hat schon vor 16 Jahren eine mit Beifall aufgenommene, für einen größern Leserkreis berechnete Geschichte der Lande Braunschweig

und Lüneburg erscheinen lassen, ist aber seitdem unablässig bemüht gewesen, nicht etwa das frühere Werk zu ergänzen und, wie er in der Vorrede selbst mit seltener Aufrichtigkeit gesteht, „in seinen zahllosen Irrthümern und Entstellungen zu berichtigen", als vielmehr durch sorgfältige Benutzung gedruckter und handschriftlicher Quellen die Mittel zu einem Neubau zu gewinnen, der nach seinen eigenen Worten „nur in Bezug auf Ueberschriften und Vertheilung des Stoffs an die vorhergegangene Arbeit erinnerte". Es ließ sich erwarten, daß bei der bedeutenden Rolle, welche das Haus der Welfen zu verschiedenen Zeiten in der deutschen Geschichte spielte, das Werk dazu dienen wird, auch zur Aufhellung mancher dunkeln Theile der allgemeinen deutschen Geschichte das Seinige beizutragen. Neben den barbarischen Zügen jener Tage treten auch die ritterlichen und heroischen mit schlagender Wirkung aus den Schlachtgemälden des Verfassers heraus; so in der Darstellung der Schlacht von Bouvines, die vielleicht gerade deshalb für die Deutschen und ihre Verbündeten unglücklich ausfiel, weil Otto IV. („et audacia et corporis viribus parem non habuit", sagt von ihm das „Chronicon Montis Sereni"), durch die Scharen der französischen Ritter brechend, den König Philipp August aufsuchte, um sich im Einzelkampf mit ihm zu messen. Hierdurch verlor die Schlachtreihe der Kaiserlichen ohne Zweifel ihren Zusammenhang, Philipp August, schon vom Pferde gerissen, wurde noch wunderbarlich gerettet, Otto IV. von seinem verwundeten Rosse aus dem Schlachtgetümmel getragen, und die Schlacht von den Franzosen nun nach diesem verfehlten Anprall gewonnen. In dieser Schlacht schwang der Bischof von Senlis den eisernen Streitkolben, weil die Kirche ihren Dienern den Gebrauch von Schwert und Lanze untersagte. Diese katholischen Kirchenfürsten waren doch allzumal schon zu der Zeit jesuitisch, als sie noch in der Feldschlacht den Rittern zur Seite zu kämpfen gewohnt waren. Interessante Beiträge zur Kenntniß der damaligen Sitten enthält das achte Capitel: „Ueberficht der innern Verhältnisse." Man erfährt daraus unter Andern auch manches Anziehende über die frommen Stiftungen der damaligen Zeit, und wenn auch begreiflicherweise die damaligen Siechhäuser, Krankenherbergen und Armenversorgungshäuser nicht so zweckmäßig eingerichtet sein konnten als die zu unserer Zeit, so weht uns doch aus manchen Einrichtungen ein so ins Kleine gehender, fast naiver Geist der Liebe und Fürsorglichkeit entgegen, daß wir uns nicht verwundern dürfen, wenn die Bedürftigen im Ganzen damals in minderm Grade von Groll und Neid gegen die Besitzenden erfüllt waren als gegenwärtig.

2. Das Leben des kaiserlichen Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg (1657—1737). Ein Beitrag zur östreichischen Geschichte von Alfred Arneth. Wien, Gerold. 1853. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift will laut der Vorrede mit derselben einen ersten Schritt gemacht haben, um dem Mangel an Lebensbeschreibungen berühmter östreichischer Feldherren einigermaßen abzuhelfen. Dieser Mangel mag vorhanden sein, indeß so ganz ein erster Schritt zu ihrer Abhülfe ist diese Biographie wol nicht zu nennen; wir erinnern hier nur an Prokesch-Osten's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Schwarzenberg"*) (Wien 1823), an die jüngst erst erschienene Biographie Haynau's von seinem Waffengefährten Schönhals, an Duller's freilich zu einem mehr populären Zwecke bestimmte Lebensbeschreibung des Erzherzogs Karl. Auch bestehen unsers Wissens von Hormayr einige Versuche dieser Art. Jedenfalls war dieser Zweig der Literatur in Oestreich bisher sehr dürftig vertreten, bei weitem dürftiger als in Preußen, obschon doch auch hier die wirklich trefflichen, ihrem Zweck vollkommen entsprechenden und mit historischem Sinn und Geist aufgefaßten Biographien ausgezeichneter Feldherren zu zählen sind. Der nächste Grund hierzu mag wol der sein, daß es in Deutschland sehr wenige Militärs gibt, die gut zu schreiben wissen, und wiederum sehr wenige gut schreibende Schriftsteller, die etwas von militärischen Dingen verstehen. Als Grund, warum der Verfasser es vorzog, die Biographie des Grafen Guido von Starhemberg vor der so manches andern nicht minder ruhmwürdigen Heerführers zu schreiben, gibt Arneth an, daß es ihm besonders reizend erschienen sei, die Thaten eines Mannes zu schildern, „der in den verschiedensten Gegenden Europas, an den Abhängen des Balkan wie an jenen der Pyrenäen, am Fuße der Karpaten wie an dem der Apenninen für die Sache seines Kaisers ruhmvoll stritt, der die Banner des deutschen Zweigs des Hauses Oestreich bis in das Herz von Spanien, also weiter führte, als dieselben jemals früher oder später gewesen sind". Als zweite Ursache dieser Bevorzugung gibt Arneth ferner an, daß die seltene Reichhaltigkeit des Starhemberg'schen Archivs im Schlosse Riedegg und die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm der Besitzer desselben, Graf Heinrich Starhemberg, dessen umfassende Benutzung gestattete, ihm Aussicht boten, ein auf die unmittelbaren Quellen gegründetes, also vollkommen wahrheitsgetreues Werk zu Tage fördern zu können. Der dritte, die andern noch überwiegende Grund — fährt der Verfasser fort — sei endlich der, daß Guido Starhemberg ein Zeitgenosse und Mitkämpfer Eugen's gewesen, und daß bei Bearbeitung des den Feldmarschall Starhemberg betreffenden Materials auch zu einer künftigen Darstellung der militärischen und politischen Wirksamkeit des Prinzen viel schätzbares Material angesammelt worden sei. Was nun die vorliegende biographische Arbeit betrifft, so wird man namentlich die Partie, in welcher die Türkenkriege von der Belagerung und dem Entsatz Wiens 1683 bis zum Congreß von Carlovicz (1698) behandelt sind, mit dem größten Interesse lesen. Bei der ewig ruhmwürdigen Vertheidigung Wiens gegen die Türken, welche sein Verwandter Rüdiger Starhemberg mit so eiserner Unbeugsamkeit und Umsicht leitete, zeichnete sich bereits auch Guido aus, indem er, offenbare Todesgefahr nicht scheuend, mit außerordentlicher Geistesgegenwart und Unerschrockenheit dem Brande Einhalt that, welcher am 15. Juli 1683 die große Pulverkammer zu ergreifen drohte. Am Schlusse des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts wurde das Kriegshandwerk — wie jetzt vielleicht noch das „edle Waidwerk" — mit wirklicher Lust betrieben; die Obersten und Feldherren hielten sich weniger hinter der Linie, sondern setzten sich, nach heutigen militärischen Begriffen vielleicht nur allzu „undiplomatisch", unmittelbar der Gefahr aus und stellten sich an die Spitze der Truppen, die sie nach abgeschlagenen Angriffen immer wieder in Person gegen den Feind führten. Guido von Starhemberg wurde im Laufe der Feldzüge, die er theils mitmachte, theils selbst als Oberbefehlshaber leitete, wol ein Dutzend mal verwundet, und kaum wiederhergestellt, befand er sich wieder mitten im Kugelregen und Handgemenge. Ganz besonders zeigte sich dieser Kriegsmuth in den Türkenkriegen in seinem Glanze. Man lese nur im vorliegenden Buche die Schilderung der Belagerung Ofens und die endliche Erstürmung dieser Festung durch die christlichen Truppen, wobei der tapfere türkische Vertheidiger der Festung, Abdurrhaman-Pascha, wie später General Hentzi auf denselben Wällen, kämpfend auf der Bresche fiel. Aus allen Nationen waren, wie zu der Zeit der Kreuzzüge, Kriegslustige und Feinde des „Erbfeindes der Christenheit" herbeigeströmt, um die Ungläubigen zu bekämpfen, unter andern auch eine Schar Freiwilliger aus Catalonien, die, in

*) Soeben ist auch eine Biographie des Fürsten Felix von Schwarzenberg erschienen, der mit seinem Verdienst als Staatsmann auch das eines Feldherrn verband und für seine militärischen Leistungen mit dem Maria Theresia-Kreuz geschmückt wurde. Diese Biographie, von F. X. Berger in Wien verfaßt und bei O. Spamer in Leipzig erschienen, wird später ausführlicher besprochen werden. Wir bemerken hier im Vorbeigehen nur, daß sich der Verfasser die objective Ruhe, die wir von einem Biographen mit Recht verlangen dürfen, durch seinen mit vieler Leidenschaftlichkeit festgehaltenen Parteistandpunkt nur allzu häufig trüben läßt.

das Starhemberg'sche Regiment eingereiht, fast alle tapfer fechtend vor Ofens Mauern fielen, deren Namen aber bis auf den ihres wackern Führers, des Andalusiers Franz Astorga, spurlos verklungen sind. Diese Türkenkriege erinnern noch häufig an die mehr persönlichen Kämpfe, Leib gegen Leib, wie sie nicht selten in den Kriegen des Mittelalters vorfielen. Viel weniger episch-dramatisches Interesse haben die kriegerischen Ereignisse, denen Guido unter Prinz Eugen in Italien beiwohnte, und noch geringeres der wirre Krieg in Spanien, der unter mancherlei Wechselfällen in rein dynastischem Interesse geführt wurde und den schlaffen Charakter trägt, der Kriegen dieser Art eigenthümlich ist, insofern ihnen nicht eine große Persönlichkeit einen höhern Aufschwung verleiht. Uebrigens vermißt man in dieser Biographie fast durchweg eine höhere, geschichtlich-philosophische Auffassung und Durchdringung des Gegenstandes.

3. Regesten des aus dem alten deutschen Herrenstande hervorgegangenen Geschlechts Salza, zugleich mit einer kritischen Zusammenstellung aller die Fürsten, Herren, Grafen und Freiherren von Salza in Deutschland, Schweden und Rußland betreffenden Acten, Schriften und Bücher und einer die innere und äußere Geschichte des Geschlechts umfassenden literar-historischen Einleitung u. s. w. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Familiennachrichten über das altberühmte Geschlecht Salza, aus dem Familienarchiv, den Hauptstaatsarchiven zu Breslau, Dresden, Gotha, Königsberg, Meiningen und Weimar, den städtischen Archiven zu Breslau, Langensalza, Lauban und Görlitz und den ritterschaftlichen Archiven zu Reval und Stockholm mit außerordentlichem Fleiß und einer Genauigkeit, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt, zusammengetragen und mit einem vollständigen Namen- und Ortsregister versehen. Im Vorworte ist erstlich (mit Berufung auf Johannes Voigt's Autorität) auf den Nutzen hingewiesen, den solche genealogische Arbeiten auch für die Geschichtschreibung überhaupt haben können, insofern sie nicht der bloßen Eitelkeit dienen, sondern den strengen Anfoderungen historischer Kritik entsprechen, sodann aber auch die Bedeutung des Geschlechts Salza im Besondern hervorgehoben. Von diesem Geschlecht wird unter Anderm gesagt: „Hervorgegangen aus der Classe freier Grundeigenthümer, die nach Verfall der alten Gauverfassung auf ihren größern, vom Lehnverbande freigebliebenen Besitzungen die Grafengewalt ausübten, steht es seinem Ursprunge nach mit denjenigen Familien des hohen Adels, welche infolge günstiger Verhältnisse später zur Landeshoheit gelangten, auf ganz gleicher Stufe. Wie diese hat es Lehen ausgethan, über ritterbürtige Vasallen und Burgmänner geboten, Münzen geschlagen, die Gerichtsbarkeit über seine Hintersassen ausgeübt, Urkunden durch eigene Schreiber in Gegenwart seiner Dienstmannen ausgestellt, Vesten angelegt, Kriege geführt und Bündnisse zum Angriffe und zur Vertheidigung mit Fürsten, Herren und Städten geschlossen und bei dieser Unabhängigkeit, im steten Kampfe mit mächtigen Nachbarn, bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts sich erhalten." Zugleich wird weiterhin hervorgehoben, daß die Geschichte dieses Hauses nichts weiß „weder von den Räubereien und Gewaltthaten, durch welche die meisten Geschlechter in älterer Zeit sich furchtbar gemacht haben, noch von den Verräthereien, Buhlereien und Intriguen, durch welche so viele adelige Familien in neuerer Zeit emporgekommen sind". Die glänzendste aus diesem Geschlecht hervorgegangene Persönlichkeit war der berühmte Hochmeister Hermann, dessen lauterm Charakter selbst der sonst dem Deutschen Orden nicht sehr geneigte Kotzebue vollkommene Gerechtigkeit angedeihen läßt. Ueber die Abstammung dieses merkwürdigen Mannes, mit dem, wie in der Vorrede bemerkt wird, „auf einmal die glorwürdigsten Personen und Gegenstände, Kaiser und Päpste, der Deutsche Orden, Polen und Preußen, Jerusalem und Rom, Dänemark und Ungarn, der geheiligte Orient und der heimische Norden in den Vordergrund treten", herrschte bisher Ungewißheit, und obschon die hierüber bestehenden verschiedenen Ansichten schon öfters, zuletzt als der „ebenso geist- als kenntnißreiche König von Preußen bei seiner Anwesenheit in Langensalza diesen Punkt zur Sprache gebracht hatte", geprüft wurden, so führten diese Untersuchungen doch zu keinem eine historische Gewißheit verbürgenden Ergebnisse. Der Verfasser und Anordner dieses Werks glaubt durch die urkundlichen Nachweise, welche er über die Abstammung Hermann's von Salza beigebracht hat, dieses Resultat erreicht zu haben.

4. Deutsche Lebens- und Charakterbilder aus den drei letzten Jahrhunderten. Von Georg Heinrich Klippel. Erster Band. Bremen, Geisler. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser beabsichtigt in dem Werke, dessen erster Band uns hier vorliegt, in gleicher Weise das Leben merkwürdiger und verdienter Männer aus dem Volke, Männer aus dem Lehr- und Nährstande an das Licht zu ziehen und in ihnen hellleuchtende, der Nacheiferung würdige Vorbilder aufzustellen, wie man ja sonst oft genug Fürsten, große Kriegshelden und ausgezeichnete Staatsmänner zum Gegenstande biographischer Darstellung gewählt habe. Wir sehen fürs erste nicht auf die Ausführung und in welchem Grade sie dem Verfasser gelungen sei, sondern nur auf die Absicht und den Willen, und müssen in dieser Hinsicht gestehen, daß uns der Plan des Verfassers als ein sehr glücklicher und ersprießlicher erscheint. Biographien von Männern, die durch außerordentliche staatsmännische und namentlich militärische Leistungen, oft aber schon durch die bloße Geburt in eine das gewöhnliche Niveau überragende Höhe gestellt waren, besitzen wir, wenn auch vergleichsweise nicht immer gelungene und noch weniger meisterhafte, doch in großer Zahl; man hat sie für wissenschaftlich Gebildete, für Geschichtsfreunde, für das erwachsene Alter, für Jünglinge und sogar für Knaben, für Schule und Haus. Das ihnen inwohnende anregende hohe Interesse ist unzweifelhaft. Zugleich aber liegt es in der Natur der Sache, daß sie, soweit sie auf eine ausgebreitetere populäre Wirkung berechnet sind, zugleich statt blos anzuregen, auch aufregen, das Gemüth in einen unruhigen Zustand versetzen und der Jugend Musterbilder hinstellen, welchen nachzustreben oder nachzukommen unter Tausenden und Zehntausenden oft auch nicht Einer nur in die Lage kommt. Aber es gibt auch in den mittlern geschäftlichen und gelehrten Kreisen Männer von ausgezeichneter Begabung, hohem moralischen Muth und gewaltigem Charakter, welche von Jugend auf mit Hindernissen der mannichfaltigsten Art zu kämpfen und zu ringen hatten, sie mit einer Ausdauer und Zähigkeit sondergleichen und unter Entbehrungen und Entfagungen der härtesten Art überwanden und den Preis davontrugen. Das sind Lebensläufe, aus denen, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, denkende Leser nicht blos die waltende Vorsehung, die Alles leitende göttliche Liebe erkennen, sondern durch die sie auch zu klarerer Erkenntniß ihrer selbst gelangen und aus denen sie heilsame Lebenserfahrungen schöpfen werden. Solche Lebensläufe und Schicksale hat der Verfasser zu schildern sich vorgenommen, und zwar gehören die im vorliegenden Bande dem 15. und 16. Jahrhundert und zum Theil der Reformationszeit an, die in England sowol wie in Deutschland und der Schweiz gerade an solchen charakterfesten, in sich tüchtigen Männern ungemein reich war, ebenso reich wie die jetzige Zeit an ihnen arm ist. Der Verfasser schildert in dem vorliegenden ersten Bande die als Reformatoren berühmten und um die Hebung und Verbesserung der Kirchenzucht und des Schulwesens hochverdienten Männer Johannes Spangenberg; Johann Bugenhagen; Anton Corvin; den verdienten Schulmann Michael Neander, den eigentlichen Stifter des Pädagogiums zu Ilefeld; den ebenfalls unter den unmittelbaren Einflüssen der Reformatoren erwachsenen ausgezeichneten lateinischen Dichter Petrus Lotichius Secundus (1528 zu Schlüchtern

im Hanauischen geboren)*); Johannes Caselius, den hochberühmten geistreichen Gelehrten, die Zierde der Universität zu Helmstedt; den ausgezeichneten Philologen Lorenz Rhodomann, Sohn eines schlichten Tagelöhners, berühmt als Herausgeber des Diodor und als Professor in Jena gestorben; Justus Georg Schottelius, Verfasser der genialen Schrift „Teutsche Sprachkunst, darin die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenschaften und Kunststücke völlig entdeckt und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden" (Braunschweig 1641); Justus von Dransfeld, Pädagogarch des Gymnasiums zu Göttingen (st. 1714); Christoph August Heumann, dessen Geburtsjahr zwar noch in das 17. Jahrhundert fällt, der aber seiner ganzen Bildung und Wirksamkeit nach dem 18. Jhrhundert angehört, und welcher der Erste war, der zum Professor an der neugestifteten Universität zu Göttingen ernannt wurde. Auch Heumann mußte sich aus einer sehr trüben und bedrängten Jugend mühsam herausarbeiten. Solche Lebensläufe sind wohl geeignet, stärkend und erkräftigend auf den empfänglichen Geist der Jugend zu wirken, obschon die Darstellung ein wenig an Trockenheit leidet, wie sie die Jugend wieder nicht liebt. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser sich in diesem Bande nicht so ausschließlich auf Männer aus dem Lehrstande beschränkt haben möchte. Uebrigens werden auch gereifte Lehrer und Gelehrten dieses Buch mit Nutzen lesen und, wenn sie wollen, von diesen tüchtigen, charakterfesten Männern Manches lernen und sich aneignen können. Unter Anderm wird in dem Lebensabriß des Johannes Caselius mit Recht hervorgehoben, daß zu jener Zeit die Professoren auf den Universitäten sich an ihre Schüler enger als es jetzt zu geschehen pflegt, anschlossen und ihnen mit Rath und That an die Hand gingen. Daß dieser persönliche Verkehr und Einfluß fast gänzlich aufgehört hat, dürfte keineswegs zu den guten Früchten des modernen Universitätswesens zu rechnen sein.

5. Allgemeine Geschichte des Welthandels. Von H. Scherer. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Schultze. 1852—53. Gr. 8. 6 Thlr.

Obschon Werke über Handelskunde und Nationalökonomie dem Zwecke von Blättern, welche sich der „literarischen Unterhaltung" widmen, im Grunde fern liegen, wollen wir doch Denjenigen unter unsern Lesern, die sich über die Handelspolitik und die Geschichte des Handels gern unterrichten möchten, aber um ein leicht und faßlich geschriebenes Lehrbuch derselben in Verlegenheit sind, das Scherer'sche, ein allerdings eine ziemlich dickleibige Masse bildendes Werk hiermit wenigstens in Erinnerung bringen. Der Verfasser, der sich gelegentlich rühmt, „seine Studien nicht allein am Schreibtisch des Studirzimmers, sondern nicht minder auf dem Markte des öffentlichen Lebens und in der Uebung praktischer Geschäfte gemacht zu haben", gibt selbst als den Zweck seines Werks einen populären an, indem er sich bemüht habe, dem sehr verbreiteten Vorurtheil, daß die Lectüre von Schriften handelspolitischen Inhalts gemeinhin eine anstrengende und ermüdende sei, durch eine möglichst angenehme Form und belebte Ausdrucksweise zu begegnen. Viele unserer verdientesten Autoren in Nationalökonomie und Handelspolitik, fügt er hinzu, versäumten hierauf die gebührende Aufmerksamkeit zu richten, welche Engländer und Franzosen fast durchgehends auszeichne und welche auch zu den außerordentlichen, schnellen und weitgreifenden Erfolgen Friedrich List's nicht am wenigsten beigetragen habe. Inwiefern diese angenehme und „belebte" Ausdrucksweise der Gründlichkeit des Werks nicht geschadet hat, ob ferner das Werk mehr den Charakter einer Compilation als den der selbständigen Forschung trägt, und ob endlich die „leitenden Ideen, die er dem Leser an die Hand zu geben sich rühmt, wirklich leitende und nicht vielleicht hier und da auch verleitende und irreleitende sind, das zu entscheiden müssen wir Männern von Fach überlassen. In der Vorrede zu dem mit dem ersten nicht gleichzeitig erschienenen zweiten Theile versichert der Verfasser, die über den ersten Theil erschienenen Kritiken gewissenhaft beachtet und sich bei der Ausarbeitung des zweiten Theils zu Nutze gemacht zu haben; namentlich fühle er sich verpflichtet, einigen englischen Journalen Dank zu sagen, welche die Arbeit einer ausführlichen und unparteiischen Kritik unterworfen hätten. Seine inzwischen nach Deutschland erfolgte Rückkehr habe ihm den Vortheil verschafft, reichhaltigere Quellen benutzen zu können, als ihm in dem für die Wissenschaft etwas abgelegenen Triest zugänglich gewesen seien. So hoffe er mit diesem Theil dem Vorwurf zu begegnen, der theilweise dem ersten wegen zu vieler Reflexion und Mangels an Stoff gemacht worden. Der erste Theil zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Geschichte des Handels von den frühesten Zeiten bis zum Untergange Roms, 476 n. Ch., umfaßt, die zweite von Roms Untergang bis zur Entdeckung Amerikas 1492 geht. Der zweite Theil reicht in der ersten Abtheilung bis zum Frieden von Versailles 1783. Jede Periode ist durch eine allgemeine Uebersicht eingeleitet.

6. Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms. Von Wilhelm Arnold. Erster Band. Hamburg, F. u. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vielleicht kommen wir auf dieses Werk, wie auch auf eins oder das andere der oben kurz angezeigten, noch ausführlicher zurück, wenn Verfasser und Verleger ihre Schuldigkeit gethan, d. h. das Werk dem Publicum vollständig übergeben haben werden. Für jetzt begnügen wir uns mit einer kurzen Anzeige des ersten, dem Professor Leopold Ranke vom Verfasser gewidmeten Bandes. Arnold's hiermit begonnenes Werk scheint allerdings geeignet, eine sehr fühlbare Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllen, denn (wie der Verfasser selbst bemerkt) kein Zweig unserer vaterländischen Geschichte ist so vernachlässigt wie die Geschichte der städtischen Verfassung. Seit etwa 20 Jahren lag dieselbe fast völlig brach, während über die Verfassungsgeschichte der italienischen Städte zwei, jede in ihrer Art ausgezeichnete Schriften erschienen: Bethmann-Hollweg's „Ursprung der lombardischen Städtefreiheit" und Hegel's treffliche „Geschichte der italienischen Städteverfassung". Ueber das deutsche Städtewesen erschien in diesem langen Zeitabschnitt nur ein einziges Buch: Hugo's „Mediatisirung der deutschen Reichsstädte" (1838), das jedoch nicht die verdiente Berücksichtigung fand. Nur in der allerneuesten Zeit scheint wieder einiger Eifer für die Geschichte der Städte oder vorzugsweise der deutschen Städterechte erwacht zu sein, denn kurz hintereinander traten zwei hierauf bezügliche Schriften an das Licht:

*) Den frühen, schon in seinem 32. Lebensjahr erfolgten Tod des Dichters schreibt man einem eigenthümlich tragischen Geschick zu. Lotichius war 1554 mit seinen Zöglingen in Bologna Haus- und Tischgenosse eines durch seine körperliche Wohlgestalt ausgezeichneten jungen Edelmanns aus München, welcher ein Liebesverständniß mit einer vornehmen Dame der Stadt angeknüpft hatte. Die Besitzerin des Hauses, in welchem Lotichius mit seinen jungen Freunden herbergte, erfuhr davon, und da auch sie zu dem schönen Deutschen Neigung trug, aber trotz aller Bemühungen bei ihm keine Erwiderung ihrer glühenden Leidenschaft fand, faßte sie den verbrecherischen Entschluß, den spröden Jüngling während der Mahlzeit durch Gift zu tödten. Lotichius, der nicht gern stark gewürzte Speisen genoß und dem es schien, als ob die dem Junker vorgesetzte Portion weniger Gewürz enthalte als die seinige, vertauschte seinen Teller mit dem des neben ihm sitzenden Edelmanns. Gegen die schreckliche Wirkung des Giftes, die sich sofort spüren ließ, wandte Lotichius alsbald eine große Quantität Olivenöl an, wodurch er, wenn auch nur mit knapper Noth, dem Tode entging. Er verfiel jedoch in ein bösartiges hitziges Fieber, und seine Gesundheit war für immer gestört, indem die Krankheitsanfälle, starkes Fieber und Irrereden, sich jährlich zur Herbstzeit wiederholten.

Gaupp's „Deutsche Stadtrechte des Mittelalters" (1851) und Gengler's „Deutsche Stadtrechte des Mittelalters" (1852).

Die Anzahl derjenigen deutschen Städte, in denen sich die städtische Verfassung primitiv entwickelte, ist, wie der Verfasser bemerkt, allerdings eine sehr kleine und beschränkt sich auf die sogenannten Freistädte (nicht Reichsstädte): Köln, Mainz, Worms, Speier, Strasburg, Basel und Regensburg — in der That die einzigen, welche eine zeitlang gleich den großen Städterepubliken Italiens die Bedeutung wahrer Freistädte gehabt haben. Da in ihnen auch der Bildungsproceß eines zuerst republikanischen, dann municipalen Gemeinwesens am frühesten und vollständigsten vor sich gegangen ist, so meint der Verfasser, daß ein Werk, welches den Ursprung und Verlauf der deutschen Stadtfreiheit darstellen wolle, daher füglich auf die Geschichte der genannten Freistädte sich beschränken könne, da dieselbe die Geschichte unserer städtischen Verfassung überhaupt abspiegele. Des Verfassers Arbeit geht indeß noch einen Schritt weiter, indem er die Geschichte einer einzigen Stadt zu Grunde legte und daran die übrigen anreihte. Diese vom Verfasser erwählte Stadt ist Worms. Nur zwischen Worms und Köln, sagt der Verfasser, konnte die Wahl sein, und er führt sodann weitläufiger die Gründe an, welche ihn Worms als Mittelpunkt seiner Darstellung wählen ließen. An Größe und mercantilischer Bedeutung, bemerkt der Verfasser, stehe zwar Worms hinter Köln weit zurück, auch sei unter den deutschen Stadtrechten keins, dessen Bedeutung auch nur entfernt mit dem kölnischen verglichen werden könne, aber Worms habe auf die erste Entstehung eines städtischen Gemeinwesens vor allen übrigen Freistädten den größten Einfluß behauptet. Hierzu sei der Umstand gekommen, daß die Verfassung von Worms bisher weit weniger berücksichtigt worden sei als die von Köln. Für die umfassenden Studien, die der Verfasser in Betreff der städtischen Verfassung von Worms gemacht, zeugen die 1200 Urkunden, hierunter etwa 300 noch nicht gedruckte, welche er in den Archiven von Worms und Darmstadt auffand und benutzte. Die Verfassungsgeschichten der übrigen Freistädte, dann aber auch von Speier, Trier und Magdeburg sind gewissermaßen episodisch in die Verfassungsgeschichte von Worms verflochten, die bis zum Jahre 1220 (Bestätigung der freien Verfassung durch Friedrich II.) fortgeführt ist. Eine in den allgemeinen Geschichten immer noch zu wenig hervorgehobene und dem deutschen Volke noch zu wenig bekannte Thatsache tritt hier deutlich ans Licht: der fördernde Einfluß, welchen Kaiser Heinrich's IV. Regierung auf die Entwickelung des deutschen Städtewesens gehabt hat. Gewöhnlich betrachtet man die Zeit seiner Scepterführung als eine durchaus wirre, wüste und resultatlose: als ob es nicht ein unermeßliches Resultat wäre, daß unter seiner Regierung die Städte sich kräftiger zu fühlen und nach Abwerfung der bischöflichen Zwangshoheit ein selbständiges Leben zu führen begannen und aus einer dumpfen Vegetation zu geschichtlichem Bewußtsein erwachten! Daher ließ auch die Stadt Worms zu ewigem Gedächtniß Heinrich's IV. ein Kaiserbild in die Rheinpforte einhauen mit der Unterschrift: „Divo Heinrico IV. Romanorum regi Augusto Vangiones immortales laudes debere nullo aevo negabunt." Das jedenfalls tüchtige Werk ist in einem klaren, reinen und durchsichtigen Stile geschrieben; doch will es uns bedünken, als ob auch dem Verfasser dieser Arbeit wie den meisten deutschen Geschichtschreibern der den Rohstoff zu einem künstlerisch schönen Ganzen verarbeitende höhere plastische Trieb fehle. **H. M.**

Die Camaraderie.

Die Akademie von Rouen hat den Einfall gehabt, eine Concurrenz für die beste Arbeit über den schädlichen Einfluß der sogenannten Camaraderie auszuschreiben. Dieser Einfall sieht jedoch wunderlicher aus als er ist. Nichts wirkt so lähmend auf die frische naturgemäße Gestaltung der Literatur und auf die selbständige Entwickelung der einzelnen Talente als diese in den verschiedensten Formen sich manifestirende, im höchsten Grade widerliche Erscheinung der Camaraderie; und weil sie einen so unermeßlich schädlichen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur und Kunst ausübt, darf man es nur gutheißen, wenn eine gelehrte Akademie wie die zu Rouen sie öffentlich durch Ausschreiben jener Concurrenz an den Pranger stellte. Die Camaraderie ist literarischer Diebstahl und Todtschlag, mindestens ebenso unmoralisch als der Nachdruck, und erscheint um so feiger, da sich eben Mehre zusammenthun, um eine Minderzahl, für den Augenblick vielleicht nur Einen, zu erdrücken und niederzuhalten. Zu diesem Zwecke werden nicht nur die offenen literarischen Mittel der Anfeindung und Verkleinerung jeder Art in den Journalen, häufig auch das eines verabredeten Ignorirens, sondern mit noch größerm Erfolge die Mittel der verborgenen, schleichenden Intrigue, des Klatsches (begründeten oder unbegründeten), der persönlichen Verdächtigung, der geheim mündlichen und geheim schriftlichen Verabredung in Bewegung gesetzt. In die Correspondenz, in die Conversation, wo es auch sei, werden gelegentlich bissige oder abfällige Bemerkungen gegen Den oder Die verflochten, die man nicht blos um ihr bischen Namen, sondern auch um ihren Erwerb zu bringen trachtet. Der Umgarnte weiß eine zeitlang gar nicht wie ihm geschieht. Seine besten Freunde wagen nicht mehr das Wort für ihn zu ergreifen, die Journale, soweit sie mit irgend einem Mitgliede der Coterie in Verbindung stehen, verschließen sich vor ihm, machen hämische Bemerkungen, oder gehen in offenen Angriff über, oder greifen zum Mittel eines fortgesetzten Ignorirens, die Verleger (natürlich die unselbständigen) weisen seine Verlagsanerbieten zurück, und ist er Theaterdichter, so zeigen sich die Schauspieler, Regisseure und Directoren plötzlich schwierig; gelingt es ihm aber sein Product auf die Breter zu bringen, so steht eine schon vorher organisirte Mannschaft im Felde, während der Aufführung im Parterre und nach der Aufführung in den Journalen. So vereinsamt, geht er mit all seinem Talent vielleicht unter, wenn er nicht Energie und Zähigkeit genug besitzt, die Meute sich austoben zu lassen und im rechten Augenblicke doch durchzubrechen. Die von der rouener Akademie gestellte Preisfrage (um auf diese wieder zurückzukommen) ist von J. Lesguillon beantwortet worden. Der vollständige Titel der 1853 in Paris bei Dondey-Dupré erschienenen Schrift lautet: „**La camaraderie dans les lettres, les sciences et les arts; par *M. J. Lesguillon*. Mémoire couronné par l'Académie des lettres, sciences et arts de Rouen.**" Ganz besonders brandmarkt der Verfasser diese abscheuliche Industrie, wie sie in den pariser Theatern geübt wird. Man sollte diese Schrift übersetzen; denn in Deutschland steht es um nichts besser. Das Theaterwesen ist durch diese Camaraderie auch bei uns tief unterwühlt; Jeder weiß das, nichtsdestoweniger läßt man ihr freien Raum, in Berlin wie in Hamburg, in München wie in Wien. Nicht drei deutsche Literaten (man kann wol mit Recht hinzufügen: nicht drei deutsche Künstler oder Musikbeflissene) können sich zueinander setzen, ohne einen vierten herzunehmen und zu Grunde zu richten. Auch das schon ist Camaraderie, wenn auch oft nur eine mehr unbewußte. **H. M.**

Notizen.

Tieck-Denkmal.

Es hat sich in Berlin ein Comité gebildet, bestehend aus den Herren von Humboldt, H. G. Grimm, von Bassewitz, von der Hagen, Stüler, G. Reimer, Spiker, Graf von Redern, Waagen, Rauch, Pertz, Häring, Krausnick, Lichtenstein u. A., zu dem Zweck, eine Subscription zur Errichtung eines Denkmals für Ludwig Tieck zu eröffnen. Diese Herren haben unterm 30. November eine Ankündigung und Auffoderung erlassen, worin gesagt wird: daß Ludwig Tieck nicht blos anerkannt zu den großen Dichtern und geistreichen Kritikern des deutschen Vater-

landes, sondern durch Edelmuth und Freiheit der Gesinnung zu den liebenswürdigsten Menschen gehört habe, daß bei diesen Verhältnissen Pietät, Nationalehre und Dankbarkeit erfodern, seine Ruhestätte durch ein würdiges Denkmal zu erhalten und zu heiligen, und daß Se. Majestät der König von Preußen diese Ansicht selbst ausgesprochen und sich bereit erklärt habe, die Unternehmung zu fördern. Um eine möglichst große Zahl von Theilnehmern zu gewinnen, ist als Regel festgesetzt worden, daß der Beitrag jeder einzelnen Privatperson nicht über einen Thaler betragen solle. Das Verzeichniß der Theilnehmer soll dann später nach den Ortschaften und dem Alphabete gedruckt werden. Die Verzeichnisse der Theilnehmenden sowie die eingegangenen Gelder sind an irgend einen der Herren, welche die Auffoderung unterzeichneten, und insbesondere an den Geheimrath Gamet (Charlottenstraße Nr. 58), welcher die weitere Verwaltung übernommen hat, einzusenden. Je weniger hierbei auf eine Betheiligung des Volks im weitern Sinne zu rechnen ist, da Tieck seiner ganzen Art und Richtung nach nicht eigentlich populär geworden ist und auch nicht werden konnte, um so dringender sollte sich die im höhern Sinne ästhetisch und literarisch gebildete Gesellschaftsclasse, welcher der dahingeschiedene Dichter so großen und vielfachen Genuß verschaffte, getrieben fühlen, dieser Auffoderung mit lebhaftester Theilnahme entgegenzukommen.

Das Germanische Museum.

Die uns vorliegende Octobernummer (Nr. 4) des „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", bekanntlich das Organ des Germanischen Museum, enthält in einer Beilage einen Bericht über die erste Jahresconferenz des Vereins, welche am 10. September Morgens im Local desselben zu Nürnberg eröffnet, und die am folgenden Morgen fortgesetzt wurde. Von Interesse sind namentlich die Verhandlungen über die Frage: ob der Sitz des Museums für die Zukunft in Nürnberg verbleiben solle oder nicht? Wie bekannt, hatten die Regenten von Weimar und Koburg Anträge zur Einräumung geeigneter Localitäten gemacht; die Versamlung entschied sich jedoch mit elf Stimmen Mehrheit für Koburg, dessen Herzog zugesagt hat, dem Museum auf der Veste Koburg unentgeltlich die erfoderlichen Räumlichkeiten zu überlassen und stets gut zu unterhalten, und nicht nur die Uebersiedelungskosten vollständig zu tragen, sondern die herzoglichen Sammlungen daselbst, unter Eigenthumsvorbehalt, mit denen des Museums im jetzigen Ausstellungslocal zu vereinigen, und dem Museum überhaupt im Einverständniß mit seinem Bruder, dem Prinzen Albert von England, jede mögliche Förderung angedeihen zu lassen. Zugleich erfährt man aber aus diesem Bericht, daß der König von Baiern, der sich mit seinen Anerbietungen verspätete, das Museum in Nürnberg zu erhalten wünscht, und die Hoffnung nicht aufgegeben hat, das Versäumte nachzuholen. Ob und wie dies bei der gegenwärtigen Lage möglich sein wird, wagt der Bericht selbst nicht zu entscheiden. Der Ausschuß des Vereins selbst hält dafür, daß eigentlich Nürnberg, und zwar hier die Karthause, der trefflichste, „man möchte sagen der geborene Sitz eines deutschen Nationalmuseums" sei. Dieser Ansicht war auch die ganze Versammlung der zu Nürnberg tagenden deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, die sich mit ihrem Präsidenten, Prinzen Johann von Sachsen, auf die eindringlichste Weise beim Könige von Baiern dafür verwendete. Unter den Mittheilungen wissenschaftlichen oder antiquarischen Charakters, enthält diese Octobernummer: urkundliche Nachweise über das bekannte sogenannte Nassauer Haus in Nürnberg, eigenhändige Aufzeichnungen des Siegmund von Gebsattel über die Turniere von 1484 — 87, Bruchstücke aus einer Handschrift der Kaiserchronik, einen Aufsatz zur Baugeschichte des Sacramenthäuschens in der Kirche zu St.-Lorenz in Nürnberg, einen Auszug aus den Acten über das Kriegswesen und das Zeughaus der Stadt Regensburg vom 16. und 17. Jahrhundert im Germanischen Museum, einen Artikel zur Literatur der Fechtbücher; in der Beilage außer dem genannten Conferenzbericht mehre Bekanntmachungen, Inserate, Verzeichnisse. Beigelegt ist noch eine vom Vorstand des Germanischen Museum, dem Freiherrn von und zu Aufseß unterzeichnete Einladung zur Zeichnung von Actien und jährlichen Beiträgen.

H. M.

Die pariser Gefängnisse.

Im 17. und 18. Jahrhundert gab es in Paris sieben Hauptgefängnisse: nämlich Grand-Châtelet, Petit-Châtelet, die Conciergerie, den Fort l'Evêque, die Abtei, das Gefängniß von St.-Eloi und das von St.-Martin. Zahlreiche Ordonnanzen wurden Ausgangs der Regierung Franz' I. in Bezug auf die Gefängnisse gegeben; sie scheinen jedoch nicht sehr beachtet worden zu sein, denn die Klagen über das pariser Gefängnißwesen sind sehr zahlreich, und ein Manuscript, das von 1644 datirt und an den Kanzler Séguier gerichtet ist, erzählt entsetzliche Dinge über die Misbräuche, welche in den Höhlen des Verbrechens, des Elends und Schmerzes vorkamen. Es führt den Titel: „Mémoires des désordres en général qui se trouvent dans les prisons et les remèdes qui s'y peuvent apporter." Nach dieser Schrift ließen die Häscher und Gefangenwärter die ärgsten Misbräuche sich zu Schulden kommen. Die Erstern verstanden sich mit den Vagabunden und liederlichen Dirnen, anstatt sie zu fangen und anzuzeigen. Kamen dagegen Landkutschen und Botenwagen an, so nahmen sie die armen Passagiere, namentlich wenn sie merkten, daß sie fremd waren, in Empfang, beschuldigten sie, Vagabunden, Deserteure oder sonst übelberüchtigte Leute zu sein, schleppten sie mit in ihre Kneipen und ließen sie dort tüchtig bezahlen, was die Erschrockenen mit vielem Vergnügen thaten, nur um nicht arretirt zu werden. Die, welche kein Geld hatten, wurden wirklich ins Gefängniß mit genommen, in den Gefangenenlisten aber nicht aufgeführt. Den Häschern waren nunmehr auch sie entgangen, aber es wartete ihrer die aufmerksame Pflege der Wärter. Diese nahmen den Unschuldigen Alles, was sie am Leibe trugen, ab, sperrten sie vierzehn Tage und noch länger ein und suchten inzwischen möglichst viel zu erpressen. Verwandte wurden, natürlich gegen angemessene Vergütung, eingelassen, und war zuletzt nichts mehr zu erplündern, so geschah die Freilassung. Wirkliche Verbrecher dagegen lebten im Gefängniß ein sehr heiteres Leben, liederliche Dirnen hatten als Verwandte Zutritt zu ihnen, und überhaupt, wenn sie nur Geld hatten, genossen die Gefangenen jede Freude des Lebens. Dies alte Frankreich ist im 19. Jahrhundert zu Grabe gegangen; der Verfasser der „Mémoires" hat Vorschläge zur Abhülfe der von ihm erzählten Misbräuche gemacht, aber das probateste Mittel gegen solche Werke der Heimlichkeit ist die Aufklärung unserer Zeit und die Macht der Presse.

Diplomatische Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei.

Nach der Schlacht von Pavia dachte Franz I. in seinem Gefängniß zu Madrid daran, sich mit der Türkei zu verbünden. Seine Mutter, Luise von Savoyen, ergriff die Initiative und schrieb an Soliman II. einen Brief, in dem sie für ihren Sohn um Hülfe und Beistand bat. Weder Zufall noch Laune, sondern die zwingende Macht in den Dingen war es, die diese eigenthümliche Annäherung der Lilien an den Halbmond veranlaßte. Soliman war der Ludwig XIV. seiner Zeit und des Orients. Der Glanz seiner Stellung war so groß und die Lage der Dinge von der Art, daß Frankreich und Oestreich seine Allianz suchten. Karl V. bedrohte immer mehr und mehr das europäische Gleichgewicht und strebte immer offener nach einer universellen Monarchie. Das Bündniß Frankreichs mit der Türkei sollte als Gegengewicht dienen, und die Befürchtungen betreffs desselben waren so groß, daß Karl V. den ersten Unterhändler, den Franz I. an Soliman schickte, ermorden ließ. Alle Zeitgenossen sprachen sich einstimmig über die Seltsamkeit der Allianz des Allerchristlichsten Königs mit den Türken aus, die Nothwendigkeit überwog indeß jedes Bedenken, und Franz I.

hat später nicht allein die Könige aus dem Hause Valois zu Schuldgenossen bekommen, sondern es halfen ihm auch damals Bischöfe und Cardinäle als Unterhändler des Bündnisses. Letzteres ist gegenwärtig Stoff einer Monographie: „François I et Soliman le Grand, premières relations de la France et de la Turquie par Eugène Maron" (Paris 1853) geworden. Der Autor nennt sein interessantes Buch ein Stück Geschichte der Diplomatie, und hat vorzüglich bei demselben die „Négations dans le Levant sous le règne de François I", herausgegeben von Charrier, benutzt. Jedenfalls ist es wünschenswerth, daß er seine Arbeit auch auf die spätere Zeit ausdehne und dabei die zahlreichen Schätze benutze, welche die pariser Bibliotheken an Manuscripten annoch besitzen.

Seltsame Gastfreundschaft.

In einer Sammlung von Historien aus den Assisensitzungen Englands, die unter dem Titel „The roman of the Forum", von Peter Burke gesammelt, erschienen sind, wird ein Fall seltsamer Gastfreundschaft erzählt. Ein Edelmann, der sich bei einem Baronet zu Besuch aufgehalten hatte, war bei der Abreise sehr freigebig gegen die Dienerschaft gewesen Als er, im Begriff fortzureiten, den Fuß in den Steigbügel setzen wollte, flüsterte ihm der Groom, der ihm beim Aufsteigen behülflich war, ins Ohr: „Sobald Sie aus dem Gut weg sind, sehen Sie nach ob Ihre Pistolen gut geladen sind." Der Reisende ließ sich das nicht zwei mal sagen; er prüfte und fand zu seinem großen Erstaunen, daß die Ladungen herausgenommen worden waren. Er lud daher seine Pistolen sogleich wieder und erreichte des Nachts Wrotham Heath. Hier ward er plötzlich von einem zu Pferde sitzenden maskirten Manne angehalten. Derselbe ritt auf ihn zu und verlangte mit der Pistole in der Hand seine Börse. Sofort gab der Reisende Feuer auf ihn, und der Räuber stürzte todt zur Erde. In wenig Minuten war der Edelmann bis zu dem nächsten Hause gesprengt. Er machte Lärm, kehrte mit Leuten und Lichtern auf den Schauplatz des Kampfes zurück, und erkannte mit Entsetzen, als er die Maske von dem blutigen Gesicht hinwegnahm, den Sohn des Baronets, dessen Gastfreundschaft er eben genossen hatte. Die Untersuchung ergab, daß der Todte ein ruinirter Spieler war, der die Gewohnheit hatte, zur Verbesserung seiner Finanzen die Gäste seines Vaters bei ihrem Weggange auszuplündern. Und dieser Spieler und Räuber von der Heerstraße war ein hoher Würdenträger der englischen Kirche. 1.

Bibliographie.

Das christliche Adambuch des Morgenlandes. Aus dem Aethiopischen mit Bemerkungen übersetzt von A. Dillmann. Göttingen, Dieterich. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Alexis, W., Isegrimm. Vaterländischer Roman. Drei Bände. Berlin, Barthol. 8. 5 Thlr.

Arend, K., Athelstan. Ein Gedicht. Kassel, Luckhardt. 1853. Gr. 8 1 Thlr.

Bennett, W. J. E., Erzählungen aus einem Kirchspiele Londons.. Aus dem Englischen. Mit 4 Original-Kupfern. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. 1853. 8. 1 Thlr.

Bernstein, A., Blicke in das Leben der Natur. Ein Buch für Jedermann aus dem Volke. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1853. 8. 10 Ngr.

Bilderbuch für kleine Kinder mit Geschichten, Märchen und Reimen von D. L. H. Leipzig, G Wigand. 1853. 4. 10 Ngr.

Blüthensträuße aus den Dichtergärten des Morgenlandes. Gesammelt von M. A. Niendorf. Berlin, Hempel. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cortès, D., Marquis von Valdegamas, Versuch über den Katholizismus, den Liberalismus und Socialismus. Nach dem französischen Original übersetzt von C. B. Reiching. Tübingen, Laupp. 8. 21 Ngr.

Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von F. Freiligrath. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg Jugendjahre. Mit dessen Originalbriefen aus dem Königl. Hausarchiv. Erster Abschnitt. Aufenthalt in Holland 1634 und 1635. Berlin, Decker. 1853. 8. 10 Ngr.

Fullerton, Lady G., Lady-Bird. Eine Erzählung. Aus dem Englischen von H. Brinckmann. Zwei Bände. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Der Wahnsinnige. Eine Erzählung aus Süd-Amerika. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1853. 8. 10 Ngr.

Göschel, C. F., Acht Tage zu Naumburg an der Saale im Frühjahr 1614. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Hammer, J., Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hannusch, J. J., Kaiser Karl V. seine Zeit und seine Zeitgenossen. Ein geschichtlicher Umriß. Wien, Beck. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Hedde, F., Ein Bild aus dem östlichen Holstein. Mester's Proceß und Freisprechung, actenmäßige Darstellung. Hamburg. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Hohenhausen, Elise von, Die Marquesas-Insel. Eine Weihnachtsgabe. Bremen, Heyse. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

Igor. Ein altrussisches heldengedicht von A. Boltz. Berlin, C. Schultze's Buchdruckerei. 8. 11 Ngr.

Kluge, K. A. E., Harfe und Trommete. Gedichte. Breslau, Geiser. 8. 20 Ngr.

Leist, L., Gedichte. Mainz, v. Zabern. 1853. 8. 20 Ngr.

Macaulay's, T. B., Reden. Nach der vom Verfasser durchgesehenen Ausgabe übersetzt von F. Bülau. 1ste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 7½ Ngr.

Paschalis, F., Hardy oder der Aufstand in Lüttich im Jahre 1790. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten, mit einem Vorspiel. Leipzig, Fernau. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Poelkinh, P., Diesseit und jenseit der Linie. Erzählungen. Köln, Bachem. 1853. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Putlitz, G. zu, Arabesken. Illustrirt von W. Camphausen. I. Vergißmeinnicht. Berlin, A. Duncker. 4. 2 Thlr.

Ranke, L., Französische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Redwitz, O. v., Sieglinde. Eine Tragödie. Mainz, Kirchheim. 16. 26 Ngr.

Roquette, O., Herr Heinrich. Eine deutsche Sage. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Schütz, F. O. v., Geschichte des Herzogthums Nassau. Wiesbaden, Roth. 1853. Gr 8. 18 Ngr.

Simrock, K., Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache. Mit einer Uebersicht der Literaturgeschichte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr

Ein Soldaten-Leben. Erinnerungen aus den napoleonischen, südamerikanischen, griechischen, polnischen, spanischen und algerischen Feldzügen. Herausgegeben von J. von Wickede. 2ter Theil: Feldzüge in den Niederlanden, Belgien und Süd-Amerika, und Niederlassung in Central-Amerika. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Vehse, E., Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 28ster Band. (5te Abtheilung: Sachsen. 1ster Theil.) — A. u. d. T.: Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 5. Januar 1854.

Zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Schaubühne.

Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin. Zur Geschichte und Statistik des Theaters von Karl Theodor von Küstner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wer von einer so vielbewegten und zugleich so zersplitternden Thätigkeit wie der eines Bühnenchefs, nach jahrelanger Bewegung in diesem Kreise in das Privatleben zurücktritt, hat das natürliche Bedürfniß, sich zu einer Betrachtung, einem theoretischen Rückblick auf die bewegte Vergangenheit zu sammeln. Aus diesem ganz natürlichen Triebe ist das vorliegende Buch entstanden, in welches der Verfasser seine aus vieljähriger Praxis gewonnenen Erfahrungen niedergelegt und so dem Publicum gewissermaßen ein compte rendu seiner Thätigkeit übergeben hat. Das Buch bietet dadurch ein doppeltes Interesse dar, das allgemeine historische und statistische und das subjective, persönliche der Rechenschaftsablegung, welcher sich ein Bühnenchef so bedeutender Theater unterzieht, um das Publicum zum Theilnehmer und Richter seiner Thätigkeit zu machen. Dies Unternehmen ist der Ausdruck einer ehrenwerthen Gesinnung, eines redlichen Strebens, welches auch von den urtheilsfähigen Zeitgenossen diejenige allgemeine Anerkennung erringen will, welche sich, solange der Verfasser noch innerhalb seiner Thätigkeit stand, immer nur auf Diejenigen beschränken konnte, welche, Kenner der Sache, mit den Schwierigkeiten einer Bühnenleitung vertraut, zugleich Gelegenheit hatten, sich von dem Wollen des Verfassers zu überzeugen.

Es gibt kaum eine Lebensthätigkeit und einen Lebensberuf, welcher sich so sehr einer ruhigen, besonnenen Würdigung, einer freien Anerkennung entzieht, als der des Bühnenchefs großer Theater und namentlich der Hoftheater. Die Fülle von Collisionen, in welche der Bühnenchef der Hoftheater versetzt wird — je größer die Theater, desto mannichfaltiger —, bedingt ganz nothwendig, daß er in der Lösung derselben gewisse Interessen immer verletzen und um dem Ganzen zu dienen, den Wünschen und Hoffnungen der Einzelnen nicht selten feindlich begegnen muß. Der Hof mit seinen weitverzweigten, bis zum Lakaien herabreichenden Wünschen und Ansprüchen, die Kunst mit ihren gebieterischen Foderungen, die Dichter mit ihren Anmaßungen, die Kritik mit ihrer Unerbittlichkeit und nicht selten begleitet von Unlauterkeit und Unverständigkeit, das Publicum und seine sich durchkreuzenden Neigungen: alle diese Mächte zusammengenommen thürmen die Wogen, welche der Bühnenchef theilen und beherrschen soll, so hoch auf, daß sie sehr häufig über demselben zusammenzuschlagen und ihn zu verschlingen drohen. Wie oft erliegt die Kunst des besten Schwimmers den rastlos ihn ergreifenden Collisionen! Aus dem Bewußtsein, während des Kampfs niemals von den Parteien mit freiem Blick gewürdigt werden zu können, ist die nachträgliche Selbstbetrachtung und die laute Darlegung des Erstrebten und der Mittel, welche dazu in Bewegung gesetzt wurden, eine Consequenz, welche ebenso wol dem Charakter als der Einsicht des auf seine Thätigkeit Zurückblickenden zur Ehre gereicht. Ein Hoftheater-Intendant von reinem Wasser fragt freilich nichts nach dem Publicum, außer insofern es zahlungswillig ist für seine Darbietungen, er fragt nichts nach der Kritik, außer insofern sie die einzige Aufgabe erfüllt, um derenwillen sie überhaupt ein Recht hat zu existiren, nämlich das Treiben des Hofintendanten durch lobhudelnde Artikel zu preisen; ein echter Hofintendant, der in dem beifälligen Lächeln des Serenissimus bis herab zum unmündigsten Prinzen und den fahlsten Hofschranzen seinen höchsten Lohn empfängt, wird daher auch ein compte rendu für das Publicum über seine Thätigkeit für einen Schritt halten, auf welchen er nur mit ironischer Verachtung blicken kann. Mit diesem Rückblick auf seine gesammte Vergangenheit als Bühnenchef hat sich Hr. von Küstner der öffentlichen Meinung und der Kritik gegenüber als verantwortlich erklärt für seine Thätigkeit. Wer wollte dies Streben nicht hochhalten? Es gereicht dem Verfasser durchaus zur Ehre. Daß dieser Rückblick auf die Laufbahn als Director so bedeu-

tender Theaterinstitute mit voller Offenheit und mit unverhülltem Wahrheitssinn geschieht, erhöht natürlich den Werth dieses Unternehmens nicht wenig.

Der Leser wird den Verfasser auf seiner Laufbahn in Leipzig, Darmstadt, München und Berlin gern begleiten, er findet eine Menge interessanter Einzelheiten und empfängt das Gefühl des dornenvollen Wegs, welchen ein Theaterintendant zu wandeln hat. Am interessantesten auch für weitere Kreise ist natürlich der mit Recht auch am ausführlichsten behandelte Abschnitt über die Bühnenverwaltung in Berlin. In Leipzig sehen wir Hrn. von Küstner noch ganz von Kunstenthusiasmus erfüllt. Demselben hat er sogar materielle Opfer gebracht, welche seinem Kunstsinn zur Ehre gereichen. Die Stellungen in Darmstadt und München sind Durchgangspunkte, auf welchen vornehmlich die praktischen Rücksichten, namentlich die früher vernachlässigten ökonomischen Foderungen zur Geltung kommen, ohne daß deshalb das künstlerische Interesse darunter leidet. Man wird in dieser Beziehung besonders gern bei der Verwaltung des münchener Theaters verweilen, der letzten Vorstufe zu der Bühnenleitung in Berlin. Dieser Abschnitt war für den Verfasser besonders schwierig zu schreiben. Er foderte, da er so Vieles zu berühren hatte, was noch in die Gegenwart eingreift, Collisionen sehr zarter Art besprechen und endlich gegen manche Beschuldigung vertheidigend auftreten mußte, einen besondern Takt, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun. Der ganze Abschnitt macht den erfreulichen Eindruck, daß es dem Verfasser gelungen ist, die durch die Verhältnisse gebotenen Rücksichten mit der Liebe zur Wahrheit zu vereinigen. So wird man unter Anderm den ganzen Abschnitt, welcher das Verhältniß zu Meyerbeer bespricht, mit großem Interesse lesen und gern einräumen, daß diese ganze Beziehung zu dem berühmten Componisten mit der vollkommensten Anerkennung desselben und der Wahrung der eigenen Herrn von Küstner verbrieften Amtsgewalt geschildert worden ist. Man liest dabei zugleich zwischen den Zeilen. Nicht minder taktvoll sind die mancherlei Intriguen, denen der Generalintendant zu begegnen hatte, wie sein Verhältniß zur unmittelbar vorhergehenden und zur nachfolgenden Verwaltung von dem Verfasser besprochen worden. Man sieht, daß Hr. von Küstner mehr sagen konnte, daß er sich aber freiwillig in seiner Kritik beschränkt hat. Uns wäre sogar ein schärferes Besprechen der Principien oder vielmehr der zufälligen Eingebungen, welche die Verwaltung des Hrn. von Küstner ablösten, willkommen gewesen. Nur ein mal, wo der Verfasser sich gegen die Angriffe vertheidigt, die er wegen seiner besondern Begünstigung der Birch-Pfeiffer erfahren hat, wirft Hr. von Küstner einen polemischen Seitenblick auf dasjenige Verfahren, welches an die Stelle der Birch-Pfeiffer'schen Aera getreten ist, und stellt die für die königliche Bühne schmachvollen Stücke mit der Frage zusammen, ob diese Darbietungen etwa Werthvolleres enthalten als die von ihm zur Aufführung gebrachten Dramen der Birch-Pfeiffer. Man wird ferner mit Vergnügen lesen, daß Hr. von Küstner einen Stolz darein setzt, das classische Repertoire besonders durch Shakspeare bereichert zu haben. Er hat ein Recht, darauf ein besonderes Gewicht zu legen, da durch derartige Schöpfungen die Ehre der Bühne und die Kasse gleich sehr ihre Rechnung fanden. Bei dieser Gelegenheit hätten wir den Verfasser sogar polemischer nicht sowol gegen Personen als gegen das ganze Bühnenwesen gewünscht. Hier wäre manches einschneidende Wort, manch höhnischer Seitenblick auf die unwürdige Wahl der Stücke völlig an der Stelle gewesen. Hier hätten wir sogar den Verfasser sozusagen leidenschaftlicher die geistigen Interessen der Bühne als eines großen, mächtigen Factors zur Bildung der Nation, gegen Misbräuche und Entwürdigung vertreten zu sehen begehrt.

Der Verfasser hat in seinem Buche, welches den Charakter von Memoiren hat, die sich stets mit der Persönlichkeit des Schreibenden eng verknüpfen, natürlich viel von sich selbst sprechen müssen. Ueber das Maß, in welchem dies geschehen, in welchem namentlich der günstigen, anerkennenden Stimmen gedacht wird, welche im Laufe der Zeit über unsern Verfasser laut geworden sind, kann man rechten, aber man darf nicht vergessen, daß Jemand, welcher in einer so intricaten Stellung wie der eines Bühnenchefs auf seine Vergangenheit zurückblickt, genöthigt ist, rechtfertigend und abwehrend oft auf sich zurückzukommen und dem unverständigen Tadel Stimmen Einsichtiger als ein Gegengewicht gegenüberzustellen. Eher hätten wir manche Abschnitte knapper und conciser behandelt gewünscht. Wer lange über sich selbst zum Publicum spricht, wer durch den Charakter seiner Schrift die Verhältnisse, welche er schildert, immer in Bezug auf seine Betheiligung an den Dingen besprechen muß, dem erscheinen oft auch geringfügige Dinge wichtig und interessant, die es in den Augen des unbefangenen Lesers nicht sind. Es ist sehr schwer, sich mit voller Freiheit von sich selbst so zu trennen, daß man das nur subjectiv Interessante ununterbrochen dem objectiv Interessanten opfert. Den praktischen Leuten des Theaters wird das Buch zugleich eine willkommene Gabe sein, sich über manche Dinge und Verhältnisse zu orientiren, welche hier aus einer reichen Erfahrung heraus besprochen werden, während die theoretischen Naturen in den mancherlei eingehenden Urtheilen und Zergliederungen bedeutender Darsteller und Darstellerinnen für die ihnen ferner liegenden rein praktischen Fragen ihre Entschädigung finden.

Hr. von Küstner hat jedenfalls durch dies Buch seine theatralische Laufbahn würdig geschlossen; die Achtung gegen sein Streben kann durch die Tendenz seines Buchs nur erhöht werden. Der Respect, welcher darin vor der Macht des öffentlichen Geistes weht, wie vor der Verantwortlichkeit einer Stellung, welche die geistigsten Güter zu verwalten hat, muß Allen wohlthun, welche sich unter einem Intendanten noch ein anderes Wesen denken als einen Menschen, der bestimmt ist, gleichviel durch welche Mittel Kasse zu machen und gebückten Hauptes auf jeden unreifen Wunsch von oben zu lauschen. Unser Zweck bei der Anzeige dieses Buchs war es, eine Würdigung desselben in allgemeinen Zügen zu geben und

bei der weitgreifenden Bedeutung, welche die Bühne in dem System unserer idealen Lebensbedürfnisse einnimmt, zur Lesung dieser Memoiren einzuladen, welche jedenfalls auf alle Freunde der Bühne eine anregende Kraft ausüben, weil sie eine Fülle der wichtigsten Lebensfragen praktischer wie theoretischer Art von dem Standpunkt des eigenen Erlebnisses aus berühren und das Interesse daran wecken müssen, selbst wenn man sich in einzelnen Auffassungen mit dem Verfasser im Widerspruch befinden sollte. **Heinrich Theodor Rötscher.**

Nikolaus Lenau und seine Freunde in Schwaben.

Das Verdienst und das Unglück, wenn sie einmal erkannt und verstanden worden sind von der Theilnahme der Zeitgenossen, unterliegen beide nicht dem Schicksal eines rasch vergänglichen Angedenkens. Dem Talent des Dichters, dem Leid des Wahnsinnigen Lenau hat unser Volk Beifall und Klage, Lorber und Palmzweig bereit gehalten, und was Freundeshand über des Verstorbenen Leben und Denken jetzt veröffentlicht, das nimmt unser gebildetes Publicum nicht nur mit Interesse für Lenau, sondern auch mit Dank, ja da nöthig, mit Pietät gegen die Verfasser und Herausgeber biographischer Mittheilungen über ihn auf. Es sind zwei solcher Mittheilungen, auf deren Inhalt ich hier näher eingehen will und die sich gewissermaßen gegenseitig ergänzen:

Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

und

Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehnd seines Lebens. Von Emma Niendorf. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Mayer, eine sehr gemüthliche, nur etwas zu redselige Schwabennatur, fungirte im Jahre 1831 als Oberamtsrichter zu Waiblingen. Das hinderte nicht, daß er im naiven Naturton zwischen staubigen Actenschälern kleine Lieder sang, die ihm die Ehre eines „schwäbischen Dichters" eingetragen haben, und daß er mit aufrichtigem Interesse an Allem hing, was zur Poetenzunft gehörte. Am 3. September 1831 empfing derselbe von seinem Freunde Gustav Schwab in Stuttgart eine Zuschrift; der letztern Inhalt bezog sich ausschließlich auf ihren Ueberbringer, „Herrn von Niembsch-Strehlenau, einen in Wien ansässigen Ungarn", der zum selbstredenden Zeugniß seines poetischen Talents eine kleine geschriebene Sammlung von Gedichten in der Tasche trug. Uhland war der „Poet auf Reisen" schon vorgestellt und an Kerner in Weinsberg hatte er Adresse. Mayer sah seinen Gast mit Entzücken: tiefe, freundliche Blicke trafen ihn aus den warmen, dunkeln Augen des neuen Freundes, dessen edle, freie Stirn, dessen harmonische Gesichtszüge, dessen soldatisches Schnurrbärtchen und schwarze, nicht üppige Haupthaare mit der gedrängten, dabei aber doch zarten, etwas vorgebeugten Gestalt ein anziehendes Bild gaben. Ein wandernder Sänger, trug der Fremde Mayer seine Gedichte vor: diese Vorlesungen drangen in ihrem schlichten, etwas langsamen Verlaufe mit Entfernung alles rednerischen Kraftauftrags gleich einer sanften Musik zum Herzen des weichmüthigen Schwaben. Des Gastes dichterische Ergüsse mahnten zwar an den Liebling einer vergangenen Zeit, den weichen, innigen Hölty, aber sie brachten dabei einen Kreis neuer Anschauungen, eine kühne Verschwisterung ernster Natur- und Gemüthserscheinungen zutage, wie sie in dieser scharf umgrenzten Weise noch nicht dagewesen waren und den Geist auf neue, theils reizende, theils verwegene Bahnen hinauslocken konnten. Der Eindruck des ersten Begegnens ward ein entscheidender, Lenau ward Mayer's Hausfreund; es wurde auch dem Geschiedenen aus Waiblingen in einigen Versen bald ein Antrag auf Du und Du nach Stuttgart nachgesandt. Und Lenau bedurfte der Freunde; denn war auch sein erstes persönliches Auftreten heiter, belebend, so war sein Herz doch schon damals in den schwermüthigsten Grübeleien versenkt, und die Noth seiner Seele schien eine wahre und dringende: ihn, den bis ins tiefste Herz Musikalischen, hatte damals ein in befreundetem Kreise vernommener seelenvoller Gesang mit lohender Liebe erfüllt. Dabei lag er philosophischen Studien ob, die seine grübelnde Gemüthsstimmung zu erhöhen schienen. Der Oberamtsrichter von Waiblingen hatte zwar für naturpoetische Versuche, nicht aber für moderne Philosophie Zeit gewonnen, trotzdem kämpfte er wider die Folgen der letztern, wie sie an dem in Trübsinn verfallenen Freunde sich äußerten. Lebhaft steht ihm in der blauen Erkerstube des hohen Oberamtsgerichtsgebäudes zu Waiblingen das Plätzchen am Ofen vor Augen, wo Niembsch oft lange mit traurig gesenkten Blicken seine Zweifel oder vielmehr „seine verzweifelnden Sätze" preisgab und er, Mayer, sich nach seinem damaligen besten Wissen und Glauben für Gott, Welt, Leben und Ewigkeit gegen ihn, doch in zärtlicher Sorgfalt für ihn zur Wehr setzte. „Vieles aus dem Inhalt seiner damaligen Gespräche hat sich nachher in seinem «Faust» gleichsam abgelöst von seiner Seele, die sich dadurch wieder erleichtert und befreiter fühlte."

Daß auch in Heidelberg, wohin Lenau als Studirender der Medicin sich wandte, der Frohsinn des akademischen Lebens nicht den grübelnden Ernst aus seinem Innern zu drängen vermochte, zeigt ein Schreiben vom 1. December 1831. „Meine Seelenverstimmung", heißt es darin, „wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte schwinden; möchte es doch damit so fortgehen." Dem Hungernden ist Nahrung die beste Arznei: Lenau blieb bei der Speculation und studirte als Palliativmittel gegen die finstere Grübelei Spinoza's Schriften. Mit welchem Erfolge, geht aus dem Selbstbekenntniß des Dichters hervor; sein Scharfsinn stöbere und schnuppere vor ihm herum, ein „unglückseliger Spürhund", und jage ihm richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke.

Indeß war diese Zeit nicht poetisch unfruchtbar. Am 29. November 1831 hatte Lenau mit den heidelberger „Burschen" in der Kneipe „Zum Fäßchen" gesessen; da überfiel ihn plötzlich die schmerzliche Erinnerung an die Polenrevolution, er eilte nach Hause und schrieb das Lied: „Uns're Gläser klingen hell" („Gedichte", neunte Auflage, I, 143). Und schon im Januar 1832 sandte er an Mayer die „Schilflieder" und die „Winternacht". In dem diese Gedichte begleitenden Briefe versichert er, in großer, gar großer Bewegung sei sein Inneres. Es heißt darin:

Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht; das gelang mir schlecht bisjetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine tagesüber mit Lesen, Guitarrespielen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht, . . . aus einem Traume, von dem meine Seele erschüttert ist. Die L. trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Wein saß, . . . um Abschied zu nehmen. Ich meinte, ich müßte sterben vor Schmerz und ließ sie doch gehen, . . . ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen.

Aus dieser ermattenden Stimmung suchte Lenau sich herauszuarbeiten, und seine Versuche, wenn sie mit rechtem Ernst unternommen wurden, scheinen nicht mislungen zu sein. Er sagt in einem spätern Schreiben vom 21. Januar 1832:

Ich bin heiter, wie ich es seit Jahren nicht gewesen; in meinem finstern Hofzimmer kann man recht fröhlich sein. . . . Freilich ein Mensch, wie ich war, mag das schönste Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen. Ich spiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunke, pfeife mir meine steirischen Ländler und schlage oder vielmehr schnalze mit meinem Daumen die Castagnetten dazu. . . . Ja, Freund, ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wiederhergestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst. Ich will arbeiten für die Welt und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werde ich die Liebe nicht, das war nur eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen frei zu geben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren; sie soll mir mein Leben verschönern für alle Zeit.

Erläuterungen factischen Inhalts kann Mayer zu den vorstehenden Schlußworten nicht geben; nur wiederholt er, Lenau habe ihn überzeugend versichert, daß er gegen die Geliebte selbst sich nie erklärt habe. Dagegen ist es nicht uninteressant, Näheres über die Veranlassung einzelner Gedichte zu hören. So entstand nach Mayer's Bericht das schöne, den Eindruck der Unmittelbarkeit an sich tragende Lied „Die Wurmlinger Kapelle", als Lenau mit Uhland und Andern eines Tages auf der Kapelle gewesen war. Er hatte die Freunde voraus nach Tübingen zurückgehen lassen und war einsam, mit dem Gedicht umgehend, bis nach untergegangener Sonne in dem stillen Bergkirchhofe zurückgeblieben. In vielen, vielleicht den meisten Fällen hat er seine Gedichte anders, nicht unmittelbar in der Natur, sondern im Zimmer, unter Büchern, Schriften und Tabackspfeifen oder wenigstens in den vier Wänden des dahinziehenden Reisewagens gemacht, welcher letztere, wie er selbst versicherte, dem Dichter bei ihm sehr zustatten kam, „wahrscheinlich, weil er ganz nach dem Geschmack des lieben Dichters einen Mittelzustand zwischen Naturgenuß und weicher Bequemlichkeit darbot".

Der physische Ekel vor manchen Krankheitserscheinungen entfernte Lenau nach und nach von dem Studium der Medicin; dasselbe scheint ihm überhaupt nie sonderlich am Herzen gelegen zu haben. Er änderte mit kurzem Entschlusse seinen Lebensplan und rüstete sich zu einer Reise nach Amerika. Justinus Kerner, bei dem Lenau während seiner Vorbereitungen zu dieser Reise sich aufhielt, schreibt an Mayer, Lenau sei wieder viel wilder als er gewesen.

Als er das vorige mal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er innern Frieden und Glauben gewonnen, die ihm so sehr fehlen. Allein in Heidelberg wieder 14 Tage sich selbst überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzig mal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren namentlich seines Gesichts aussprechen. Solange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch Andere düster. Ich will noch Alles anwenden, denselben in ihm zum zweiten male zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr.

Die amerikanische Reise bewegte Lenau mit erschütternder Gewalt. Er hoffte von ihr für seine Gemüthsruhe wie für die Poesie Gewinn. Der Gedanke, die ersten Rudimente einer Ansiedelung zu beobachten, interessirte ihn lebhaft, und er berechnete seinen Aufenhalt in Amerika auf etwa fünf Jahre. Der ungeheuere Vorrath schöner Naturscenen, fürchtete er, werde in fünf Jahren kaum erschöpft sein; seine Phantasie wollte er in die Schule, die Urwälder, schicken, sein Herz aber „durch und durch in Schmerz maceriren", in Sehnsucht nach den Geliebten in der Heimat. Künstlerische Ausbildung war ja sein höchster Lebenszweck, alle Kräfte des Geistes und das Glück des Gemüths betrachtete er nur als Mittel dazu. In einem Schreiben vom 13. März 1832 erinnert er Mayer an das Gedicht von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben. So will auch er sich selbst ans Kreuz schlagen, wenn es nur ein gutes Gedicht gibt.

Wer nicht alles Andere gern in die Schanze schlägt, der Kunst zu Liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit"; die Kunst ist Sorge und viel Arbeit, möchte ich sagen. Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Ich sehe mehr Ernst in der Kunst als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. In der Religion doch wol auch, wirst du meinen; aber ich glaube, Religion ist nichts als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion, der reinste Cultus. Der

sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche seine Brüder lachend und weinend und eben auch sterbend dahinwandern. Ewigkeit ist freilich zu viel gesagt von der Kunst und ihren Werken, doch währt es was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundschaft.

Die dichterische Phantasie versetzt Lenau bereits unter das wundervolle Gezweige des Urwalds. Mayer, Uhland, Schwab, Kerner und alle andern Dichterfreunde sollen jeder seinen eigenen Bezirk in dem Lenau'schen Waldgebiete erhalten, und jeder dieser Bezirke soll wieder eingeweiht werden mit dem schönsten Gedichte seines Patrons. Kerner urtheilt über solche Träume sehr nüchtern. „Das ist Alles", schreibt er, „so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon, es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanze; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe." An diesen „Dämon" glaubte Lenau selbst: er klagt, eine Art Gravitation nach dem Unglücke regiere ihn, einen Dämon des Unglücks beherberge sein Herz. „Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen."

Endlich nahte der Tag der Abreise. Lenau war in so guter, reisemuthiger Laune, daß er in dem von unzähligen Fliegen heimgesuchten besigheimer Gasthause mehre dieser unliebenswürdigen Thiere, die ihm in den Wein gefallen waren, geflissentlich mit hinunterschlürfte. In Weinsberg und Heidelberg mußte er noch kleine Freundschaftsquarantänen halten, dann aber ging es rüstig weiter. Seine Reise war von Anfang an nicht angenehm. Er trug nur einen abgelaufenen Paß bei sich und dankte es der Hülfe seines Schiffsmanns, daß er in Mainz glücklich durchkam. In dem holländischen Grenzort Lobith machte der Bürgermeister Miene ihn zurückzuschicken; zum Glück traf er in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele, schnappte nach ihm wie nach einem Leckerbissen. Er mußte sich bequemen, „die scheußlichsten Duetten für Violine und Clarinette mit dem Kerl täglich mehre Stunden durchzuhumpeln", und ward dafür dem Bürgermeister empfohlen. Schließlich ward eine musikalische Abendunterhaltung gegeben, in der die Civilautorität über Lenau's Passagen auf der Geige so entzückt war, daß selbige in Gnaden ihm die Passage über die Grenze durch die Finger sah.

Im Mai 1832 war Lenau aus dem schwäbischen Freundeskreise ausgewandert, und erst im April des nächsten Jahres kam die erste Nachricht von dem „schreibfaulen" Dichter nach Europa zurück. In Summa: derselbe hatte seine Lust an Amerika völlig gebüßt, er fand in der Natur wie in den Menschen dort keine Phantasie und kein Gemüth und flüchtete schon im Juli 1833 in das Vaterland zurück. Von Wien aus schreibt er an Mayer, die wiener Literatoren hätten ihn sehr ehrend empfangen. Er sagt:

Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oestreich wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, den sie jetzt haben, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.

Mochte Lenau in Schwaben, mochte er in Wien oder Ungarn weilen, der Verkehr mit den Freunden erlitt keine Unterbrechung. Das Jahr 1834 führte im neustadter Bade den Dichter mit dem befreundeten Grafen Alexander von Würtemberg und Mayer zusammen; nicht minder verlebte derselbe frohe Tage bei Kerner und in der Reinbeck'schen Familie. Mit Mayer correspondirte er viel über dessen Dichtungen, meist in höchst beifälliger Weise; doch wurden auch einzelne scharf ausgesprochene kritische Meinungen Lenau's Veranlassung zu kleinen Misstimmungen. Der Briefwechsel aus den folgenden Jahren enthält wenig Bemerkenswerthes. Interessant dagegen ist es, zu hören, daß der Anlaß zu seinem „Savonarola" Lenau durch das Strauß'sche „Leben Jesu" geworden zu sein scheint. Vielleicht um sich zu befreien von dem Reste alterthümlichen Autoritätsglaubens, war er an die Lesung des bedeutenden Buchs gegangen und hatte sich sehr eifrig ihm hingegeben; aber was ihn nach seiner muthmaßlichen Voraussetzung hätte entzaubern sollen, war gerade für ihn zum Zauber, zum Zunder der Liebe geworden, die sich in seinem „Savonarola" aussprach.

Vom Jahre 1840 an weiß Emma Niendorf über Lenau bessere Auskunft zu geben als Mayer. Ehe ich jedoch auf das Gedenkbuch der talentvollen Schriftstellerin des Weitern eingehe, muß ich meinen Bericht mit einer kurzen kritischen Bemerkung unterbrechen. Ueber Bücher wie die hier besprochenen, Liebesgaben der Freundschaft, lassen sich nicht Recensionen schreiben, denn diese Bücher enthalten weder dichterische Productionen, noch verfolgen sie einen wissenschaftlichen oder auch nur biographischen Zweck; sie fallen vielmehr lediglich in die Kategorie der memoirenhaften Gelegenheitsschriften und haben ihre gute Berechtigung im Stoff und in der Theilnahme des Publicums. Am wenigsten soll ihnen an diesem Orte das Anrecht auf Dank, welches sie wirklich haben, verkümmert werden. Nicht aber kann ein Mangel der Darstellung unerwähnt (ich sage nicht: ungerügt) bleiben, der den Autoren jener beiden Gedenkschriften ihre Arbeit gerade besonders mag werth gemacht haben, der aber den unbetheiligten Dritten überrascht und an einzelnen Stellen, wenn nicht verletzt, doch sicher befremdet. Beide Bücher sind hervorgegangen aus einem Freundeskreise, der Lenau nicht blos liebte, sondern wie einen Heiligen verehrte, von seinem Munde Worte der Offenbarung schlürfte und eine Verzärtelung des Genius, einen Lenau-Cultus etablirte, der ans Komische streifen könnte, wenn im Leser nicht immer der Schmerz der Katastrophe, die Ahnung des letzten schrecklichen Wahnsinnwehs in Anregung bliebe. Schon Mayer, dessen

aufrichtige innige Freundschaft zu Lenau einen tiefen, rührenden Eindruck macht, leistet mehr als das Mögliche in der verzärtelnden Behandlung des Dichters; aber auch dieses Mehr noch ist überboten worden von Emma Niendorf. Dieselbe weiß jede Stellung, jede Miene des Dichters mit einem poetischen Pathos zu beschreiben, das dem Leser oft nahezu die naive Freude an der Wirklichkeit verleidet, zumal es, namentlich was die Personalbeschreibung anlangt, auch an häufigen Wiederholungen nicht fehlt. Ein Beispiel für viele; Emma Niendorf berichtet über Lenau:

Er lehnte neben mir nahe an dem Trumeau, und so plauderten wir einige Zeit, wobei er mir mit seinen ganz geistleuchtenden dunkeln Augen bis ins Herz hinein sah. Merkwürdige Augen. Eine Geistermacht. Es hat wirklich etwas Schauerliches, Ueberwältigendes und Mild-Holdes zugleich. Er elektrisirt damit.... Da saß er, bleich, mit schwarzem Rocke, auf dem Haupte eine Violettsammtmütze, und las mit seiner klangvollen, tiefen Stimme, eintönig wie der klagende Wind, oder wie Wellen, oder ein Geist — höchst melodisch! Es ist als spräche jetzt nicht Niembsch, nicht Lenau: nur der Genius. Auch in den Zügen kein wechselnder Ausdruck; blos großartige Schwermuth, ruhiges Versinken.... Seine Augen haben etwas Gewaltiges, Unwiderstehliches, fast unheimlich. Mehr als menschlich: so braun, so groß, so zaubermächtig! Man erträgt es nicht.... Wie hat er die Macht, mit einem Blicke, einem Lächeln zu beglücken! Er theilt geistige Gnaden aus.

Und für die weniger weibliche als frauenzimmerliche Zärtlichkeit der Frauen zu Lenau sei dies ein weiterer Beleg: Auf dem Eilwagen saß der Dichter neben einer Dame. Sie hatte seinen Namen gehört. Nach seiner Gewohnheit wünschte er zu rauchen; aber ihm fehlte das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit dem Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegte. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopf, reißt sie in Trümmer und opfert sie dem Lieblinge der Götter. „Wir Alle", ruft Emma Niendorf, „hätten unsere Hauben gern für ihn hingegeben."

Diesen Hyperenthusiasmus muß der Leser in den Kauf nehmen. Er schwächt an einzelnen Orten zwar den guten Eindruck, aber er hindert nicht, daß „Lenau in Schwaben" ein interessantes Buch voll dankenswerther Mittheilungen bleibt. Zwar werden auch die in directer Redeweise mitgetheilten, oft sehr ausführlichen Gespräche des Dichters im Werth nicht allzu hoch anzuschlagen sein, da kaum das Gedächtniß eines Reventlow hingereicht haben würde, dieselben treu wiederzugeben; allein trotzdem enthält das Buch der Niendorf immer noch einen reichen Schatz kleiner charakteristischer Züge, die dem Biographen und Erklärer Lenau's werthvoll sein müssen. Namentlich birgt eine Sammlung von Briefen, die der Dichter an Justinus Kerner geschrieben, köstliche Beiträge zur Beurtheilung Lenau'scher Denkweise. Auffallend ist dabei, daß in diesen Briefen nicht jener finstere Geist der Schwermuth sich kundgibt, der die an Mayer geschriebenen durchzieht; auch in ihnen spukt zwar des Dichters Dämon, aber Lenau zieht demselben gar oft die Schalkskappe über die Ohren.

Siehst du den Klecks auf dem Papiere da? Soeben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft... In einer Gesellschaft sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischen Weihe, ließ meine Augen dabei so curios herumschweifen, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schauder. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichenbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine curiose Geschichte.

Jene L., die Mayer erwähnt und die von Lenau so innig geliebt ward, nannten die Freunde des weinsberger Kreises „Schilflottchen".

Du hast mir viel Schönes von L. geschrieben, mich freut es, daß sie dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen aus Tübingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blütenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig wie ein angeschossener Eber, u. s. w.

Auch hier siegt der joviale Ton über sentimentale Herzensbekümmerniß; im Verkehr mit Kerner, scheint es, wurden auf Zeit die Dämonen gebannt. In dem Buch von E. Niendorf finden wir demnächst Näheres über die amerikanische Reise. Lenau klagt über rauhes Klima und rauhe Menschen. In einem Briefe aus Lisbon, einem Städtchen am Ohio, heißt es:

Heute ist der 5. März, ich sitze am Kamin; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopfe, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf geholt habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopfe aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Lenau gibt Buffon Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Er hat in Amerika keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur fand er entsetzlich matt, keine Nachtigall, keinen wahren Singvogel. Trotzdem hoffte er Gutes von dem verfehlten Project dieser Reise. In der großen, langen Einsamkeit Amerikas, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war er wol darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in sich selbst und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für seine fernern Tage.

Einen schweren Verlust erlitt Lenau durch den Tod seines Herzensbruders, des Grafen Alexander, im Wildbad; eine neue Lebensanregung dagegen empfing er durch eine Liebe, die sich seiner plötzlich bemächtigte. Die Geliebte war eine Frankfurterin, Marie; nicht in Burgtrümmern, nicht im Abendrothe erblickte Lenau sie etwa zum ersten male, nein, schlechtweg an der Table d'Hôte, als er ihr gegenüber saß, und gleich zog sie ihn an. Sie war so bescheiden, sie drängte sich ihm gar nicht entgegen; ihr war das Glück, das ihr da plötzlich aufging und er ihr verhieß, so überraschend. Denn sie hatte eine ernste Jugend, ganz der Pflege eines kranken Vaters hingegeben. Mit schüchternem Staunen sah sie auf

einmal sich von einem ganzen Mai, von einer fremden Wonne überschüttet, welche leider kaum Lenzesdauer haben sollte. In diesem jungen Liebesglück, Sommer 1844, schüttete Lenau seinem Freunde Auerbach das volle Herz aus. Aber er, der so viel und so Schönes empfunden hat, dessen Herz so reich war, hatte für all die volle Empfindung, für all seine Liebe kein Wort als: „Bruder, das is á Mädel!“ Seine Brust war so voll, es drückte ihm beinahe das Herz ab, und doch kam immer wieder nichts heraus als: „Aber das is á Mädel!“ Nachträglich entdeckte sich Niembsch seinen Freunden, denen er bisher nur gerüchtsweise Bräutigam gewesen, und sprach ihnen begeistert von der Musterehe, die es da geben sollte.

Der erste schreckliche Vorbote des Wahnsinns stellte sich Anfang October 1844 ein. Lenau fühlte sich leidend, seine Nerven, sein Gemüth waren maßlos erregt. Da saß er eines Morgens mit seinen Wirthen am Kaffeetisch; infolge einer heftigen Aufregung beim vorbereitenden Sichten seiner Heirathsangelegenheiten springt er plötzlich auf und stößt die Tasse weg. In diesem Augenblicke spürt er eine Lähmung auf der einen Wange. „Mit einem Satze zum Spiegel“, sagt Emma Niendorf, „die ganze Hälfte seines Gesichts ist und bleibt starr, wie todt! Es gibt ihm ein sehr crasses Ansehen und hat im gegenwärtigen Momente, wo er sich eben vermählen will, etwas ganz Verhängnißvolles.“ Lenau bildete sich ein, der Schlag habe ihn gerührt und er sei ein Krüppel; das seien die Dämonen in seinem Leben; er hätte sich nicht noch ein mal sollen ein Glück gründen wollen. Er war von einer Reise nach Wien überhaupt im leidenschaftlichen Zustande wiedergekehrt. Bedeutsam ist, was E. Niendorf über diese Reise und ihren Einfluß, sowie die Gemüthsstimmung Lenau's bemerkt: er hätte Wien und eine Frau nicht wiedersehen sollen, welche er für die geistig höchste in Deutschland erklärte und die ihm in der Stille, nur ihm alle diese Schätze ihres Geistes weihte. Es riß ihm das Herz her und hin; er hatte auch das tiefste Mitleid mit seiner armen Marie, deren schönem Auge er keine Thräne, deren liebem Munde er nur Lächeln bringen wollte. Fünf Jahre hatte sie ihren kranken Vater gepflegt; der Dichter wollte ihr ihre Jugend wiedergeben. Und nun sollte er sie von neuem zur Wärterin am Siechbette machen? Jemand, der Lenau's Vertrauen genoß, hatte sich noch im Frühlinge 1844 hinreißen lassen, ihm warnend zu gestehen, daß man ausstreue, er sei in den Banden einer Frau und sie beherrsche ihn ganz. Lenau wurde feuerroth; von da an entzündete sich der Entschluß, nach Baden gehen zu wollen, vielleicht wollte er sich selbst entfliehen. Da aber kam dann bald die neue Liebe zu Marien, die ihn gefangen nahm.

Am 13. October 1844 war Lenau zum ersten male wieder in Gesellschaft, Emma Niendorf sah ihn. Er zeigte sich so gesprächig, so mittheilend, „aber man konnte sich nicht darüber freuen“; er verrieth viel innere Aufregung, wie im Fieber, redete hastig, plauderhaft und als sage er Alles noch mehr sich vor als Andern, doch brach in vielen Momenten noch der alte Geist hervor. Als Emma Niendorf dagegen am 16. October in das Haus der Freunde, wo Lenau einquartiert war, kam, tönte ihr die Nachricht entgegen, das Aergste sei geschehen, Niembsch sei wahnsinnig. Am Abend vorher war er noch heiterer, gesprächiger gewesen denn je. Er hatte dem Familienkreise Gedichte von sich vorgelesen, viel aus Steiermark erzählt, einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut vorgezeigt. Nachts gegen zwei Uhr kam der Kranke dann plötzlich in Reinbeck's, seines Wirths, Stube — als verrückt. Er lief die ganze Nacht hin und her; Morgens spielte er wunderschön Violine und tanzte dazu, die Gespräche über Steiermark hatten ihn wol dazu erregt. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt hatte. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen, er werde wol in der Druckerei sein. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch einen Aufsatz an Kolb für die „Allgemeine Zeitung“ abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße und begrüßte ihn wie zufällig; sie gingen miteinander. Am Bazar zog Lenau seinen zweiten Ueberrock aus, Pfizer trug denselben über dem Arme. Lenau wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen: er könnte nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin; sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Raischach, an welchen Lenau allerhand Buntes hinredete, unter Anderm: „Ja, die Aerzte, sie haben lange an mir herumcurirt; da habe ich blos meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden.“ In der Friedrichsstraße schleppte er sich kaum nur so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen des Medicinalraths Köstlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf und sagte, das Gerassele auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten wieder aus; auf jedem Eckstein setzte sich Lenau. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Zu Hause setzte der kranke Dichter sich lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf. Oben geigte und tanzte er wieder. Er sei ganz gesund, nur die Musik habe ihm gefehlt, versicherte er, die Töne seien wie Thau auf seine Seele gefallen und hätten sie erfrischt. Am 20. October gelang es ihm, in einem unbewachten Augenblicke ungekleidet zum Fenster hinauszuspringen: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ schrie er die Friedrichsstraße entlang; es soll ein gräßlicher Auftritt gewesen sein. Die Nacht hindurch rief er wol hundert mal: „Auf, auf, Lenau!“ grausig, weithin dröhnend. In seinem Aeußern zeigte er sich zu dieser Zeit noch nicht vernachlässigt, stets rein und sorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Seinen Wärtern (Soldaten und unge-

bildeten Menschen) erzählte er unaufhörlich von seiner Jugend; da er kein Buch hatte und ihnen doch etwas vorlesen wollte, trug er ihnen unaufhörlich seinen Paß vor. Auch gebetet hat er in der Nacht zum 21. October, sehr rührend und feierlich. Jeder bete nach seiner Kirche, sagte er, und Alle mußten ein Vaterunser beten. Meist aber sprach er den gröbsten östreichischen Dialekt, Worte, die in seinem Munde ganz unglaublich sind, zuweilen wie ein wiener Hausknecht oder ein recht derber Tiroler. Hofrath Zeller verordnete die Uebersiedelung nach Winnethal.

Wir können hier nicht mit eingehender Schilderung den unglücklichen Dichter in die Tobzelle des Irrenhauses begleiten, nicht das unsagliche Leid nacherzählen, was er hier trübe Jahre hindurch zu bestehen hatte. Emma Niendorf und Mayer geben davon herzbrechende Schilderungen. Nur erwähnt sei, daß in seiner Nähe gramgebrochen und ohne bis zum Kranken dringen zu dürfen, die unglückliche Braut weilte: 18 Tage nur im Ganzen hat Lenau sie gekannt, d. h. in ihrer Nähe gelebt. Inzwischen kamen gleichzeitig aus Wien von einer weiblichen Hand viel schmerzliche Briefe an befreundete Pfleger. Ihnen hat der Kranke in langen, durchkämpften Nächten stürmische Beichten abgelegt. Bald verrieth er beinahe Haß und trug ihnen auf, ein Frauenbild, ein Daguerreotyp, fortzuwerfen, bald flehte er wieder: „Schont sie, sie hat ja zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht." Bald tadelte er, daß sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet, bald rühmte er ihren hohen Geist und edeln Sinn. Emma Niendorf sagt:

> Er empfand einen Fluch, er wollte sich retten aus der Leidenschaft, den Gewittern in das wolkenlose, reine Blau. Wie ein Schiffbrüchiger in Verzweiflung, klammerte er sich an die unschuldige Mariengestalt und riß sie nun auch mit hinein in sein Verderben. Es war doch eben etwas da, das gesühnt werden mußte; hochtragisch! Gewiß bleibt, daß theuere Lippen im Scheiden fieberhaft zu Lenau gesprochen: „Eines von uns muß wahnsinnig werden."

Diese Mittheilungen von Freundeshand lösen nicht Räthsel, sondern enthalten nur neue.

Von Winnethal ward Lenau nach Wien gebracht. Von da aus meldete Schurz im November 1848 an Mayer, der Unglückliche sei leider ganz verloren. Er vermöge nicht drei Worte mehr zusammenhängend zu sprechen und gehe schon so schwer, daß er über keine Stiege mehr könne. Leiblich aber wachse er an. Im December 1849 und im April 1850 berichtet Schurz weiter, es möge schon über ein Jahr her sein, daß Lenau keine articulirte Silbe mehr spreche. Als seine Schwester, Schurz' Gattin, mit den zwei ältesten Töchtern ihn besuchte, lag er ganz still im Bett; nur wendete er, wie immer, wenn die Thüre ging, die Augen gegen dieselbe. Als die Schwester ihn küßte, trat ihm eine Thräne ins Auge und dies röthete dann sich merklich, woraus sie die Hoffnung schöpfte, daß er sie noch immer erkenne. Woran er zuletzt ein trauriges Vergnügen fand, war ein derbes und herbes, den Hörer ungemein peinigendes Knirschen mit seinen noch sehr guten Zähnen. Am 22. August 1850 hatte Lenau ausgelitten.

Es bleibt mir nichts zu sagen übrig als der Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublicums zwei Bücher zu empfehlen, die keinen Anspruch darauf machen, gerühmt, wol aber, gelesen zu werden. Wer es zu würdigen vermag, was Lenau errungen, der wird es mit theilnehmendem Wohlgefallen hören, wie der Dichter im Freundeskreise gelebt und gewaltet, mit schaudernden Schmerze vernehmen, wie er, ein Irrer, von der Furie des Wahnsinns Zermarterter, in das lange zubereitete Grab fiel... die Natur ist in Wahrheit erbarmungslos. Für ein begabtes Menschendasein, das sie zerstörte, hat sie uns keine andere Entschädigung gelassen als die schmerzgetrübte Erinnerung an seinen Wandel und sein Schaffen. Blühe sein Angedenken denn über dem Grabe des Dichters, der den erregten Drang seiner Seele mit dem höchsten Preise bezahlen mußte:

> Poesie ist tiefes Schmerzen,
> Und es kommt das echte Lied
> Einzig aus dem Menschenherzen,
> Das ein tiefes Leid durchglüht.

Theodor Fasoldt.

Das neuchristliche Drama.

Da liegt sie vor mir die Dichtung, von der man schon im voraus verkündigte, daß sie bestimmt, berufen und auserwählt sei, das Theater in einen christlichen Tempel zu verwandeln und eine „Umkehr" der deutschen Bühnendichtung zu bewirken! Ich dachte sie mir in ihrer äußern Erscheinung anders, ich dachte sie mir in Form jener alten Postillen, als einen pfundschweren Folianten, schon durch die bloße Masse Ehrfurcht erweckend, ernst und streng in Pergament gebunden und mit Schlössern versehen, die man erst mühsam öffnen muß, um zu den dahinter bewahrten geheimnißvollen Segens- und Trostsprüchen zu gelangen. Und da hüpft ein Ding auf meinen Büchertisch, coquett aufgeputzt, zierlich und schlank von Taille, verführerisch liebäugelnd, mit Goldschmuck und Goldschnitt überladen, so dünn und leicht, daß ihr es fast in eurer Bonbonnière beherbergen könntet, recht gemacht, um unter Balsambüchschen und Porzellansächelchen und chinesischen Figürchen eine der würdigsten Stellen einzunehmen! Ja, in dieser Gestalt muß uns freilich das neue christliche Drama kommen, wenn wir es „goutiren" sollen. Aber warum denn überhaupt noch bedrucktes Papier dazwischen? Warum reichten die beiden Bücherdeckel sammt dem vergoldeten Rücken nicht aus? Ist nicht ein Kloster sammt dem Kreuz in Gold auf den Deckel gedruckt? Prangt da nicht seitwärts auf einem viereckigen Stein — wie es uns bedünken will, ein Grabstein, den sich der Dichter selbst gesetzt hat — der Name Oskar von Redwitz? War dies zur Erweckung christlicher Gesinnung nicht genug? Aber ja, es bedurfte noch des unentbehrlichen und unvermeidlichen Goldschnitts, und dazu gehört eine gewisse Zahl bedruckte Blätter und

für diesen Goldschnitt scheint es dichtete Oskar von Redwitz die „Sieglinde“.*)

In der christlichen Welt geschehen aber noch Wunder, und während wir uns kaum noch recht klar darüber waren, ob „Sieglinde“ wirklich schon erschienen sei, kündigt sie sich uns bereits in zweiter Auflage an.

Wenn es vielleicht scheinen könnte, als ob in dieser Einleitung ein spöttischer Grundzug gegen Christlichkeit und christliche Gesinnung sich fühlen lasse, so muß ich mich dagegen verwahren. Ich habe die höchste Ehrfurcht vor jenem Christenthum, wie es sich zu Zeiten gezeigt hat: einfach, entbehrend, arbeitend, anspruchslos, bildend, menschenfreundlich, zu jedem Opfer bereit; aber dieses süßlich-künstliche Surrogat, ohne Glut und Feuer, voll schöner Redensarten, mit dem Publicum, mit der Bühne, dem Parterre und sentimental-frivolen Schauspielerinnen coquettirend, ein Surrogat, das sich schon im voraus wie die Morrison'schen Pillen oder die Goldberger'schen Rheumatismusketten in den Blättern öffentlich als etwas noch nie Dagewesenes ankündigt, ein Christenthum, das sich mit allen Künsten des Buchdrucks und der Buchbinderei ausstaffiren läßt, das nach oben blickend, doch nicht vergißt, an den möglichen Vortheil und die Tantième zu denken und hinter dem Titel bemerkt: „den Bühnen gegenüber Manuscript“ — ein solches Christenthum ist nicht dazu angethan, unsern Glauben an seine Echtheit zu gewinnen oder uns zu veranlassen, dem echten Christenthum die Ehrfurcht, die wir ihm schulden, zu entziehen und sie dieser gleißenden Bastardart zuzuwenden. Duldet, entbehrt, macht keine Rundreisen an Fürstenhöfen, bewerbt euch nicht um die Gunst leicht zu handhabender Recensenten, steigt aber in die Hütten der Armuth, trocknet die Thränen der Unglücklichen, theilt euer Honorar mit den Darbenden, bringt euch der Menschheit zum Opfer, nicht der Gesellschaft, und dann in der Nacht setzt euch hin und schreibt aus tiefstem Herzensgrunde Gebete von einfacher Kraft, dichtet Hymnen, die mit der überwältigenden Macht religiöser Weihe an unser Herz schlagen, ersinnt Trostgedanken voll wunderbarer Heilkraft für die vielen Millionen, die deren jetzt so sehr bedürftig sind, und wenn ihr Jenes gethan und Dieses geschrieben habt, dann werden wir an die Echtheit und Uneigennützigkeit eures Christenthums glauben und uns ihm beugen. Wenn ihr aber das Eine nicht thun könnt, so ist es auch wol besser, das Andere zu lassen.

Doch es möge hier ein möglichst kurzer Abriß des neuchristlichen Drama folgen. Der erste Aufzug spielt auf der Burg des Wildgrafen Rüdiger von Stein. Säulenstellung, hohe Bogenfenster, festliches Grün, Kränze, dazu Mondscheinnacht, man sieht, dieser Redwitz'sche christliche Sinn hat sich mit Coulissen, Gardinen, Theaterrequisiten und Theatereffecten recht wohl vertraut gemacht. Junker Veit, ein wüster fahrender Ritter, und ein Troubadour aus der Provence, Arthur, der sich später als ein Königssohn ausweist, conversiren miteinander, Jener in einem möglichst plumpen und polterhaften, Dieser in einem möglichst ätherischen Tone. Man erfährt aus diesem Gespräche jedoch nur wenig, außer daß Sieglinde mit ihren Aeltern, dem Grafen Eberhard, Schenken von Limpurg, und dessen Gattin Hildegarde, auf des Wildgrafen Burg erwartet werde. Die beiden Aeltern kommen allerdings, aber die Tochter ist zu Hause geblieben, zur Enttäuschung und zum großen Aerger des Wildgrafen, der in Sieglinde sterblich verliebt ist und danach trachtet, sie zu ehelichen. Statt aber seiner Schwiegermutter, die es zwar noch nicht ist, aber doch werden soll, freundliche Worte zu sagen und sie dadurch sich wohlgeneigt zu stimmen, schleudern sich Beide nach der ersten Begegnung Unarten und Anzüglichkeiten zu, wie sie selbst zwischen Todfeinden bei solchen rein geselligen Anlässen wol niemals vorgekommen sind. Die Musik beginnt „und die Gäste des Bankets wandeln in Gruppen im Hintergrunde über den Corridor“, ein Arrangement, das wir wie so Vieles in dieser Dichtung auch mehr den Anschauungen des fleißigen Theaterbesuchers als der naiven Begeisterung eines Streiters der Kirche verdanken. Während des Festes bewegen sich die handelnden Personen des Stücks dialogisirend auf und ab. Von Sieglinden wird nur gesprochen als von einem demüthig-christlichen frommen Kinde. Beiläufig erfährt man dann noch, daß sie bei einem armen Weibe zurückgeblieben sei, welches von Arthur im Walde aus der Hand von Schuften, die sie geknebelt, befreit und mit ihrem Söhnchen Lothar nach der Limpurg gebracht worden. Sieglindens Mutter, die Gräfin Hildegard, ein hochfahrendes, coquettes, der Weltlust ergebenes Weib, macht inzwischen dem Sänger aus der Provence ziemlich deutliche Anerbietungen und ladet ihn auf Schloß Limpurg ein. Der Act schließt damit, daß der Wildgraf zu dem Grafen und der Gräfin tritt mit den Worten:

. . . . Was habt Sieglinde
Ihr mir nicht mitgebracht? War mir's zum Hohn,
So wißt denn jetzt: Ihr steht in meiner Macht!

Der Schenk (mit erkünsteltem Muthe).

Herr Wildgraf, mäßigt Euern barschen Ton!

Die Gräfin.

Wahrhaftig, ihn umhüllt des Wahnsinns Nacht.

Der Wildgraf.

Ei, nehmt nur selber Euch davor in Acht,
Frau Herzogin!

Die Gräfin (zusammenfahrend).

Ha! was ist das?

Der Schenk (vor sich mit versagender Stimme).

Weh mir!

Der Wildgraf.

Nun wißt! — Wozu das lange Räthselspiel? —
Der Brief, den Ihr an Herzog Johann schriebt,
Drin Ihr so weit in seinem Zorn ihn triebt,
Bis daß sein kaiserlicher Oheim fiel, —
Ja, ja, seht her, der ist in meiner Hand!
(triumphirend den Brief zeigend)
Und darf ich morgen Euer Kind zum Pfand

*) Sieglinde, eine Tragödie von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. 1854. 16. 28 Ngr.

Nicht als Gemahl in meine Kammer führen,
So liefr' ich diesen Brief ans Blutgericht,
Das mich bestellt, den Frevlern nachzuspüren —
Und Euer stolzes Haupt verfällt der Acht u. s. w.

Man weiß nun, woran man mit diesem unter sich zerfallenen und hoffärtigen Ehepaare ist; es hat auf den Herzogstitel speculirt und sich in die Verschwörung des Johann von Schwaben und seiner Mitgenossen eingelassen; es ist somit wenigstens moralisch an der Ermordung des Kaisers Albrecht mitschuldig und hat von des Kaisers Witwe, die als Racheengel im Reiche umherziehend überall Blutspuren hinterläßt, Alles zu fürchten. So ist der tragische Conflict da. Die Aeltern begehren von Sieglinde (die man erst im zweiten Act zu sehen bekommt), daß sie dem Wildgrafen ihre Hand reiche, der unter dieser Bedingung versprochen hat, den Brief, diesen Zeugen ihrer Schuld, zu vernichten. Sieglinde kann selbstverständlich den rohen Mann, der auf das plumpste und widerwärtigste um sie wirbt, nicht lieben, vielmehr hat sich ein zartes und ätherisches Seelenverständniß zwischen Arthur und Sieglinde angeknüpft, aber das biblische Gebot, Vater und Mutter über Alles zu ehren und ihnen gehorsam zu sein — ein Gebot, welches ihr der gräfliche Vater aufs nachdrücklichste einschärft — steht ihr höher als ihre persönliche Zu- oder Abneigung; außerdem malt sie sich das Verdienst aus, das sie sich erwerben könne, wenn es ihr durch Liebe, Sanftmuth und Belehrung gelingen sollte, den wüsten und um es rund herauszusagen lasterhaften Wildgrafen zu bekehren und für den Himmel zu gewinnen. So weit ist Alles richtig; die Brautjungfern sind da; die Trauung soll vor sich gehen. Noch zu rechter Zeit klärt aber ein Zufall auf, daß der Wildgraf bereits verheirathet ist. Jene auf das Schloß Limpurg von Arthur gerettete Frau ist das Eheweib des Wildgrafen, eine Försterstochter, die er in die Waldwildniß verstieß, während er das Gerücht verbreiten ließ, sie sei gestorben. Ein neuer Mordanschlag gegen die Unglückliche scheiterte an dem zufälligen Dazwischenkommen Arthur's. Der kleine Lothar ist des Wildgrafen Sohn. Sieglinde erklärt nun, wie sich denken läßt, einen noch verheiratheten Familienvater nicht heirathen zu können und fällt in Ohnmacht, der abscheuliche Wildgraf aber ruft grimmig: „Nun denn! so soll's 'ne blut'ge Hochzeit sein!" Im vierten Act erblicken wir Graf und Gräfin in der Gefangenschaft des Wildgrafen, den Erstern noch dazu verwundet. Die Gräfin ist bereits reumüthig, der Graf aber — man sollte es kaum denken — dringt in seine Tochter, ihr Hölle und Himmel und das vierte Gebot vorstellend, den Wildgrafen dennoch zu ehelichen, indem er erklärt, daß jene Nachricht auf nichts als einer böswilligen Verleumdung beruhe. Der Wildgraf läßt vor den Augen Sieglindens die Gefangenen in das Verließ abführen und bestürmt die Jungfrau hierauf mit seiner rohen Liebeswerbung:

So komm' nun, süße Braut, und werde mein!
Wenn wir in Lieb' nur erst beisammen sind,
Wird aller Schmerz von dir vergessen sein!
(Er will sie umarmen.)

Sieglinde, überzeugt, daß der Wildgraf noch Ehemann ist, will natürlich nichts von ihm wissen und macht ihm moralisch-christliche Vorstellungen, die auf das Herz des Wildgrafen doch nicht ganz ohne Eindruck zu bleiben scheinen; denn er entfernt sich, einigermaßen in Verwirrung gesetzt. Zum Schlusse des vierten Acts erfährt Sieglinde, daß des Kaisers Witwe mit Heeresmacht in der Nähe, in Ellwangen lagert, und sie beschließt sich zu ihr zu begeben und zur Sühne ihr eigen Blut ihr anzubieten, wie ja auch einst „Gottesblut" geflossen sei. Schluß des vierten Acts.

Zu Anfang des fünften Acts erblicken wir endlich den Wildgrafen ganz gebrochen und niedergebeugt und einen langen Monolog haltend, worin er aufs ausführlichste dem Publicum seine Bekehrung und bußfertige Stimmung vermeldet. In diesem Augenblicke springt der kleine Lothar herbei, in welchem der Wildgraf sein Söhnlein erkennt. Er nimmt ihn auf die Arme und stürzt — ein plötzlich beglückter und glücklicher Vater — mit ihm hinaus. Dann kommt Sieglinde, mit glücklichem Erfolge (wie man später erfährt) von Ellwangen zurückgekehrt, ganz ermattet, von dem treuen Knecht Wolf geführt und von Arthur begleitet, und wird wankend in das Kloster gebracht. Hierauf der Graf und die Gräfin. Beide sind durch Veit, wahrscheinlich gegen klingendes Geld, aus dem Verließe befreit, doch ist Veit dabei, wie man erfährt, „zusammengehauen" worden — nach Verdienst. Graf Eberhard, an Allem verzweifelnd, stürzt sich nach dem Waldstrome links in die Scene, um sich das Leben zu nehmen, Sieglinde, aus der Klosterpforte tretend, nimmt dies wahr, stürzt ihm nach, hält ihn zurück, ist aber von all den Anstrengungen so erschöpft, daß es Wolf überlassen bleibt, über Das zu berichten, was inzwischen in Ellwangen vorgegangen ist. Man erfährt daraus, daß die Kaiserin-Witwe das Anerbieten der Sieglinde, ihr eigenes Blut hinzugeben, nicht angenommen, sondern, von so großem Edelmuth erweicht und erschüttert, ihren Aeltern einen Freibrief ausgestellt habe. So weit wäre nun Alles in Ordnung; aber leider — Sieglinde ist nicht mehr zu retten, sie stirbt mit dem Ausruf:

Mein Arthur!
Mein Gott! — Ich preise dich! — Es ist vollbracht!

Unter rührenden Gruppirungen und christlichen Worten Wolf's und Arthur's fällt der Vorhang, um nicht wieder aufgezogen zu werden.

Schon aus dieser gedrängten Skizze des Dramas wird man die Mängel und Gebrechen in der Organisation desselben sehr bald erkennen, und was seine Tendenz, die Verherrlichung der christlichen Religion und Gesinnung betrifft, so ist auch diese durchaus nicht genügend präcisirt und an das Licht gestellt. Die Idee der christlichen Opferbereitwilligkeit und des christlichen Opfertodes hat dem Verfasser zwar vorgeschwebt, aber es ist nicht einzusehen, warum nicht auch ein heidnisches Kind oder eine mohammedanische Jungfrau unter analogen Verhältnissen ganz ebenso handeln sollte, und zwar aus Motiven

der reinen Kindesliebe. Sieglinde erklärt sich bereit, dem ungeliebten Manne, den ihre Aeltern ihr aufdrängen wollen, um Schmach und Schande von ihrem Hause abzuhalten, ihre Hand zu reichen; doch das haben unzählige Jungfrauen jüdischen, heidnischen und mohammedanischen Stamms auch schon gethan. Sie begibt sich zu der rachebrütenden Kaiserin, um ihr eigenes Blut für das ihrer Aeltern anzubieten, wobei doch immer die Möglichkeit in Aussicht steht, das Herz der Kaiserin zu erweichen und zur Gnade zu stimmen; und welche Barbarin müßte die Kaiserin sein, ein solches Opfer anzunehmen? Endlich springt sie ihrem Vater bei, als dieser den Tod in den Wellen sucht, und zieht ihn fort — welches rechtschaffene Kind würde in gleichen Fällen nicht das Gleiche thun? Daß Sieglinde dann an Erschöpfung stirbt, liegt an ihrer zarten physischen Constitution, aber daß ihre allerdings mit mächtigen Gemüthsaufregungen verbundenen letzten Handlungen solche Folgen haben würden, konnte sie ja selbst nicht voraussehen. Daß das Stück theils aus den Roheiten, theils aus den Sentimentalitäten der gewöhnlichen Ritterromantik zusammengesetzt ist, daß die wunderlichsten Sprünge der Stimmungen darin vorkommen, wie denn z. B. die geistige Gebrochenheit des Wildgrafen im Anfange des letzten Acts ganz unmotivirt ist und zu seinem bis dahin festgehaltenen, fast bestialischen Charakter gänzlich nicht paßt, das will ich nur nebenbei erwähnen.

Um das Christenthum im Drama zu verherrlichen, bedurfte es ganz anderer Gestalten, Conflicte und Motive; der Verfasser mußte entweder seinen Stoff geradezu den Martyrologien entnehmen, oder an historischen Conflicten die Macht und Herrlichkeit des Christenthums offenbaren, oder er mußte — und damit würde er in unserer Zeit noch am eindringlichsten gewirkt haben — keck in das Leben greifen und in kräftigen, starken Zügen und in markiger Prosa eine moderne Familie darstellen, die, weil ihr ein gemeinsamer Mittelpunkt, der des religiösen Glaubens, fehlt, in sich selbst zerrüttet, zerfallen, in Fäulniß gerathen ist und sich endlich an dem erhebenden Beispiel eines echten und wahren Christgläubigen wieder emporrichtet und an Haupt und Gliedern erneuert. Im Ganzen aber scheint mir die Bühne, frivol wie sie jetzt ist, nicht die Stätte, von der man in diesem Sinne und in dieser Richtung irgend eindringlich wirken könnte; entzieht sie sich doch immer mehr selbst dem Ernste und den strengen Lehren des geschichtlichen Dramas. Ja, es ist schon ein etwas frivoler Gedanke, christliche Tendenzen und biblische Mahnworte Schauspielern und Schauspielerinnen unserer Zeit in den Mund zu legen, deren Gefühl meist so flitterhaft, unecht und gauklerhaft ist wie ihr Costüm. Wir haben keine religiöse Bühne wie die alten Griechen, und auch sie blieb nur kurze Zeit in Blüte und verwelkte bald wie alles Echte, Erhebende und Herrliche.

Wäre „Sieglinde“ anspruchslos, ohne die voraufgegangenen Posaunenstöße dienstbeflissener Herolde, in christlicher Demuth, in ärmlichem, selbst bettelhaftem Gewande vor uns getreten, so würden wir uns wahrscheinlich versucht gefühlt haben, mit unserm Lob etwas freigebiger, mit unserm Tadel etwas zurückhaltender zu sein. Wir hätten dann vielleicht gesagt: Das Stück hat zwar eine Menge Fehler und verstößt vielfach gegen die ersten Grundgesetze der dramatischen Kunst, aber es zeigt doch guten Willen, Spuren einiger poetischen Begabung, ziemliche Gewandtheit im Ausdruck und enthält einige recht hübsche Stellen; die Figuren sind Holzschnittarbeit, aber doch aus naiver Auffassung geschöpft, kurz, es ist das Werk eines Anfängers, aber doch eines solchen, der Aufmunterung verdient und der von einem ersten, vielfach mislungenen Versuch sich nicht abschrecken lassen sollte, die dramatische Laufbahn weiter zu verfolgen, obschon sein Talent sich doch mehr der Lyrik als dem Drama zuneigt.

Aber „Sieglinde“ ist mit gewaltigen Prätensionen ins Feld gerückt, und zwar nicht mit den gewöhnlichen, wonach jeder neu auftretende Dramatiker sich einbildet, beim dramatischen Concurrenzschießen den Vogel abschießen zu können, sondern mit dem ganz besondern Anspruch, die Bühne auf einen christlichen Boden zu stellen, das Podium in einen Altar, die Coulissenzwischenräume in Kapellen, den Rittermantel des ersten Helden in eine Stola, die Gardinen in Vorhänge, welche das Allerheiligste verhüllen, die Sperrsitze in Chorstühle und die Zuschauer in andächtige Gläubige der kirchlichen Mystik zu verwandeln. Solche Ansprüche fodern die Kritik heraus, und es ist dann freilich schlimm, wenn sie bei näherer Prüfung gestehen muß, daß Coulisse Coulisse, Gardine Gardine, Theaterflitter Theaterflitter bleibt, und daß der Verfasser ebenso oft und noch öfter an die Leistungen des Garderobier als an den Opfertod des Heilands gedacht hat, den er zu verherrlichen den Anspruch erhebt. Mit dem von Goethe mehrmals ausgesprochenen Wunsche, daß die Kritik im Allgemeinen eine humanere, um sozusagen pathologische Richtung nehme, stimme auch ich vollkommen überein; aber die moderne, anspruchsvolle Selbstüberhebung hat keinen Anspruch auf rücksichtsvolle Behandlung, da ihr meist selbst ja ein humanes Princip, das dem fremden Verdienst und Streben gerecht zu werden fähig wäre, nicht zugrunde liegt.

Auch an der Sprache des Stücks ist Manches auszusetzen. Wie schon gesagt, würde uns zur Einkleidung der Anschauungen, die in diesem Drama verarbeitet sind, eine kernige, ursprüngliche Prosa, oder wenn nicht diese, doch der reimlose, eine ungezwängte Entfaltung des Gefühls und der Leidenschaften gestattende fünffüßige Jambus am passendsten erschienen sein. Der Verfasser hat es jedoch vorgezogen, seine Jamben durchgängig in das Joch des Reims zu zwängen. Dem trochäischen Maße verleiht der Reim auch in der Tragödie Glanz und Lebendigkeit, dem jambischen raubt er seine Beweglichkeit, macht es auf die Dauer monoton und verleiht ihm etwas Klapperndes. Die Sprache in diesem Trauerspiel erhebt sich auch fast nirgends zum hinreißenden Pathos, woran freilich der Reim nicht allein Schuld ist, am meisten noch allerdings in einigen mehr lyrischen Gemüthsergüssen der

Sieglinde und noch mehr in den elegischen, an ihren Gatten gerichteten Klagen der Gräfin (Act 3, Scene 3). Dies ist vielleicht die einzige Stelle in diesem Drama, welche, weil die darin ausgesprochenen Empfindungen einfach und wahr sowol gefühlt als ausgedrückt sind, tiefer zum Herzen spricht, zumal darin der Verlauf so mancher unglücklichen Ehen mit allgemein menschlicher Wahrheit geschildert ist. Die Gräfin sagt zu ihrem Gemahl:

Du warst die Welt,
An der allein mit aller Glut ich hing;
Und liebeglühend fühlt' dein Herz ich schlagen;
Selbst über Gott noch hatt' ich dich gestellt!
Und ach, gesteh's, was hatten wir zu klagen?
Hatt' ich dir eine Stunde nur vergällt? —
Und als der Himmel unsers Kindes Segen
Aus uns'rer Liebe wonnig blühen ließ,
War unser Haus nicht ganz ein Paradies,
Beträufelt von der Freude gold'nem Regen? —
Doch kaum das Kind noch unsern Namen nannte,
Ward kälter stets dein Blick; erbetteln gar
Mußt' ich ein freundlich Wort. Was that ich dir?
Doch tiefer nur in Lieb' mein Herz entbrannte —
Da sandtest du mir selber die Gefahr!
Und du, du schlichest von der Seite mir!
Der Würfel und das schwelgende Gelage
Stahl ganz dich mir hinweg; und klagt' ich d'rum,
So schaltest du's ein kindisches Geklage —
Da wurdest du mir fremd, und ich ward stumm.

Nur kommt diese sittliche Umwandelung im Gewissen der Gräfin viel zu plötzlich und unerwartet und steht mit ihrem frühern Auftreten in einem so grellen Gegensatz, daß wir es dem Grafen kaum verdenken können, wenn er diese Sprache des Gefühls für erkünstelt und erheuchelt hält.

Andere Verse sind dagegen wahrhaft stümperhaft. So sagt Arthur auf S. 26:

Was ist es doch, das so ihr Leben drückt?

und gleich darauf S. 27:

Was ist das nur, was sie so schmerzen kann?
Wer mir's doch sagen könnt'! Was ist das nur?

Andere sind ungewöhnlich hart, z. B. auf S. 158:

Denn wiss', nicht 's Letzte hab' ich Beit gegeben.

Eine der bestgerathensten Figuren ist der treue Knecht Wolf, aber die natürliche Einfalt, womit der Verfasser seine Ausdrucksweise zu charakterisiren trachtet, wirkt zuweilen und zwar mitten unter tragischen Situationen fast komisch. Als Sieglinde im Sterben liegt und die Gräfin verzweifelnd fragt: „Du stirbst doch nicht?" sagt Wolf für sich: „Mein Gott! 'S ist aus mit ihr!" und als der Wildgraf hinzukommt und ruft: „Weh mir! Ich komm' zu spät!" beruhigt ihn Wolf mit den Worten: „Ihr kommt noch g'rade recht!" wie man etwa einen zu Tisch Geladenen, der sich verspätet zu haben glaubt, mit der trostreichen Floskel beruhigt, daß er noch gerade zurecht komme.

Es liegt nicht in unserer Art noch in den Principien der Kritik, die wir zu vertreten glauben, d. h. einer Kritik, welche mehr aufrichten als hinrichten soll, an Kleinigkeiten zu mäkeln. Man verzeiht und vergißt kleine und selbst große Fehler, wenn ihnen geniale Schönheiten die Wage halten. Wo aber dies nicht der Fall ist, wo im voraus große Erwartungen angeregt werden, welche das Werk selbst weit entfernt ist zu befriedigen, wo kein großer Gedanke uns entgegentritt, der uns Stillschweigen geböte, wo selbst die Tendenz, die man uns vorspiegelt, sich in matte Süßlichkeit auflöst, und höchstens zugegeben werden darf, daß ein mäßiges Talent hier und da den Nebel wie ein leiser Lichtschimmer durchbricht, da fühlt sich die Kritik geneigt, auch die kleinen Gebrechen unter die Lupe zu nehmen. Wo mit dem Teleskop nichts mehr zu entdecken ist, tritt der Operngucker in sein Recht.

Hermann Marggraff.

Die Moriscos in Spanien. Von A. L. von Rochau. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, dem wir schon recht lebendig geschriebene Bilder aus Spanien verdanken, hat sich hier zu einer ernstern historischen Arbeit herbeigelassen, zu der es ihm offenbar an der nöthigen Objectivität des Geistes und an der vollen Unbefangenheit des Geschichtschreibers gefehlt hat. Der tragische Untergang eines tapfern, geistig begabten und gewerbfleißigen Volksstamms hat etwas in sich, das auf gleiche Weise die Sympathie des Herzens und die Interessen des Verstandes in Anspruch nimmt. Dieser doppelte Zug der Seele hat auch den Verfasser überwältigt; er hat ihn durchweg elegisch gestimmt und den historischen Werth seiner Arbeit damit nicht wenig beschädigt. Ist jener Untergang nun vollends nicht das Product erlöschender Kraft oder die Wirkung überlegener Macht, sondern ist es die Hinterlist und der Fanatismus, die das Todesurtheil gegen einen geistig überlegenen Volksstamm blind vollziehen, so ergreift ein solcher Anblick uns mit der Gewalt des Fatums und bewältigt oder erbittert uns gegen eine Macht, die keinen vernünftigen Widerspruch gelten läßt und das Gegentheil der Gerechtigkeit darzustellen scheint.

Dies Schauspiel gewährt uns die Geschichte der Mauren und ihrer Nachkommen, der Moriscos in Spanien. Zwar ist auch hier nicht zu leugnen, daß die tragische Schuld getheilt ist, daß dem Untergange ein Verfall vorausging, ein Nachlassen der in Thätigkeit gewesenen moralischen Kräfte, ein Aufgeben des Princips, dem Volk und Staat ihren Ursprung verdankten, politische Fehler aller Art endlich, die Sturz um Sturz verschuldeten; indeß kann alles Dies unserm Mitgefühl deshalb keinen Abbruch thun, weil wir ihm gegenüber Unrecht, Gewalt und Hinterlist in Waffen stehen und den Sieg über Vertrauen, milde Sitte und Duldung gewinnen sehen. Ein Kampf mit ungleichen Waffen geführt, zieht uns immer auf die Seite des Schwächern hinüber; nur dann erfolgt das Gegentheil, wenn die Parteifarbe des Geschichtschreibers unserm natürlichen Gefühle Eintrag thut.

Dieser Fall liegt hier vor. An und für sich muß es schon als eine unphilosophische Auffassung der Geschichte erkannt werden, wenn sie eine Begebenheit oder eine bestimmte Nationalität isolirt und ohne allen Zusammenhang mit den weltordnenden Ideen der Zeit überhaupt herausstellt. Die Erdrückung der Moriscos in Spanien fällt mit der reformatorischen Bewegung der Geister in Europa zusammen und bildet ihr Gegenbild, die Reaction gegen jene. Hiervon scheint der Verfasser keine Ahnung gehabt zu haben; auch davon nicht, daß ein Volk wie das spanische einem ursprünglichen Zuge zur „Homogenität", also zur Vernichtung oder Schmelzung einer fremden Nationalität in seinem Schoose vorzugsweise und mit Nothwendigkeit folgen mußte. Dies aber erklärt und entschuldigt, um nicht

mehr zu sagen, die Isabella und Philipp II. zur Last gelegten Thaten und Beschlüsse, fast mehr noch als der offenkundige Bruch geschworener Treue auf Seiten der Morisken. Kurz, sehr Vieles in dieser Darstellung, das gegen Kirche und Regierung scharf ausgebeutet wird, läßt auch eine geradehin entgegengesetzte Auffassung zu und hätte eine parteilosere Darstellung verdient, ja in solcher vielleicht eine noch tiefergehende Wirkung hervorgebracht.

Trotz alledem hat das vorliegende Buch durch seinen Reichthum an Thatsachen, Episoden und Beleuchtungen einzelner geschichtlicher Dunkelheiten seinen unverkennbaren Werth. Was wir in dieser Hinsicht aber ganz vermissen, ist ein culturhistorisches Gemälde des unglücklichen Stamms, dessen tragischer Untergang uns hier geboten wird; eine Lücke, die jedenfalls noch auszufüllen bleibt, bevor dies Bild für vollendet erklärt werden kann. Man hat die Byron'schen Gedichte zum Theil verhaltene Parlamentsreden, die Romane englischer Damen verhaltene Strickstrümpfe genannt, und man kann mit demselben Recht die belletristischen Schriften des Verfassers und seine historischen Arbeiten als verhaltene politische Excurse gegen die Monarchie und den Christlichen Staat bezeichnen. Zu dem letztern besonders fand er in dem hier gewählten Stoffe ein freies Gebiet, in dem er sich ganz nach Wunsch und mit dem genügenden Schein des Rechts gehen lassen konnte. Von dieser Freiheit hat er denn auch vollen Gebrauch gemacht.

Er beginnt mit einer Darstellung des Gebietsumfangs des christlichen und des mohammedanischen Spanien vom Anfang des 8. bis zu Ende des 15. Jahrhunderts und schließt diesen reichen und gewissenhaft gearbeiteten Abschnitt mit der Aufzählung der unermeßlichen Verluste, welche Spanien durch die Zerstörung des letzten Araberreichs und durch die gewaltsame Bekehrung und Vertreibung der Mauren zu erleiden hatte. Die Bekehrung der zurückbleibenden maurischen Bevölkerung blieb jedoch fortwährend nur eine scheinbare — man rechnete, daß unter 200,000 Mauren in Granada nicht 500 wirkliche Christen geworden waren —, allein in den verschiedenen Königreichen der spanischen Monarchie ergab sich je nach den Umständen, welche die Unterwerfung begleiteten, ein sehr verschiedener Zustand der Berechtigung und Freiheit, in dem sich die Nachkommen der Besiegten befanden. Während sie z. B. in Aragon, in Valencia, in Murcia fast die Herren des Landes blieben und nur der formellen Lage der Dinge nach für Vasallen und Hintersassen großer christlicher Familien galten, in der That aber durch Cultur und Fleiß, durch Reichthum und höhere Bildung sich in der Herrschaft behaupteten, waren sie in Granada und Cordova, in Andalusien überhaupt Sklaven im vollen Sinne des Worts und jedem maßlosen Druck, jeder Beraubung und Willkür schutzlos preisgegeben, sobald diese sich nur Mühe gab, sich unter dem Mantel des Glaubenseifers zu verstecken. Die thatsächliche und die rechtliche Lage der Araber war daher unter der spanischen Herrschaft höchst verschieden, wie es denn auch ihr numerischer Bestand mit sich brachte. In Castilien und Leon war außer Toledo und einigen Theilen von Estremadura die maurische Landbevölkerung ganz verschwunden. Jenseit der Sierra-Morena, in Sevilla und Cordova war in den kleinen Städten eine ziemlich starke arabische Bevölkerung zurückgeblieben, in Baena, Almadovar und andern Orten sogar überwiegend. Aehnlich stand es in Jaen; Murcia war bei der Eroberung Granadas überwiegend maurisch. In Aragon war die maurische Bevölkerung durch scheinbare Annahme des Christenthums meist seßhaft geblieben; in Valencia wurde die arabische Kraft eigentlich nie gebrochen; sie behauptete sich im Landbesitz und spricht sich noch heute in der Feindschaft zwischen der Stadt und der Huerta von Valencia deutlich aus. Noch im 17. Jahrhundert stand die ursprünglich arabische Bevölkerung hier mehrfach und offen in Waffen gegen die Regierung. In Granada endlich war die ganze Bevölkerung maurisch; es gab dort nur christliche Sklaven und einige kaufmännische Ansiedelungen. Nach der Eroberung Granadas blieb das Land im Besitz der Mauren, die auch in den Städten Granada, Motril, Guadix, Almeria u. s. w. die überwiegende Bevölkerung bildeten. Am Morgen des 2. Januar 1492 verließ aber Abu Abdilehi, der letzte Maurenkönig, das Schloß seiner Väter, um das ihm mild überlassene kleine Marquisat in den Alpujarras für sein verlorenes Königreich in Besitz zu nehmen. An der Brücke des Xenil begegnete der entthronte Fürst seinem Besieger und später der Königin Isabelle; den König bat er seinen Sieg mit Großmuth und Milde zu benutzen; die Königin aber stellte ihm seinen kleinen Sohn, der als Geißel gedient hatte, wieder zu. Darauf wandte er den letzten Blick auf Granada und weinte wie ein Kind. Von dieser Stunde an begann die lange Reihe von Treubrüchen und willkürlichen Auslegungen der Verträge, welche die Unterwerfung der Mauren herbeigeführt hatten. Die treuloseste Gewalt trat an die Stelle jener Verträge; die Mauren wurden jedes Grundbesitzes beraubt, sie unterlagen jeder habgierigen Willkür, und wenige Wochen, nachdem der König Granada verlassen hatte, trat bereits der Gedanke einer Austreibung in Masse in den Vordergrund. Man muß gestehen, König Ferdinand und sein Hof widersetzten sich diesem Plane nach Kräften, ja selbst der so übelberüchtigte Torquemada wollte von einer zwangsweisen Taufe der Mauren nichts wissen; nichtsdestoweniger setzte die Verwaltung ihre verbrecherischen Plane durch. Zuerst wurden gegen 800,000 Juden verbannt, nachdem sie ihrer Güter beraubt waren; dann begann die Verfolgung der Mauren selbst. Etwa zwei Drittel derselben flüchteten sich vor dieser Verfolgung in die Besitzungen ihres ehemaligen Herrschers in den Alpujarras und in der Almanzora; von der ganzen maurischen Bevölkerung Granadas blieben nur etwa 50—60,000 Seelen im Königreich zurück und hielten sich hier bis zu der Katastrophe des Jahres 1570. Die Verzweiflung gab den Flüchtlingen die Waffen in die Hand, als der Vezier des entthronten Königs Abn Comira sein Fürstenthum, ohne Vorwissen seines Herrn, wie man sagt, im Jahre 1494 an den Hof von Castilien für 80,000 Dukaten verkaufte und plötzlich spanische Gesandte bei Abu Abdilehi erschienen, die ihn infolge dieses Vertrags aus dem Besitz seines Landes setzten. Während er sich nach Afrika einschiffte, wo er als Greis gegen die Marokkaner tapfer kämpfend fiel, erhob sich der Aufstand seiner Treuen in den Alpujarras, und der fast achtzigjährige blutige Kampf der Moriscos gegen die Gewalt der ganzen spanischen Macht, ein Kampf, den jede denkbare Schandthat, jede Grausamkeit, jeder Treubruch der Kämpfenden zu einem der grausamsten Volkskriege machte, welche die Geschichte kennt, begann.

Die unendlichen Wechselfälle dieses Nationalkampfs mit seinen blutigen Unmenschlichkeiten, seinen Friedensschlüssen, Treubrüchen und Heldenthaten hat der Verfasser zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht, ist aber freilich, trotz der Verwandtschaft des Stoffs, kein zweiter Schiller geworden, oder hat die Weise der meisterhaften „Geschichte des Abfalls der Niederlande" auch nur annäherungsweise zu erreichen vermocht. Es ist wahr, in diesem Kampfe stellt sich ein Bild der Nationalkraft, aber auch der Verwirrung dar, in das Licht zu bringen nicht leicht fällt. Inzwischen war dies gerade die Aufgabe des Verfassers, und er würde sie gelöst haben, wenn er die Hauptmomente des Kampfes mehr hervorzuheben, die Details desselben aber besser einzureihen oder zurückzudrängen verstanden hätte. Statt dessen gibt er nichts als gleich colorirte Einzelscenen, hält sich beim Partiellen zu lange auf und findet zu viel Vergnügen an blutigen Malereien und verwirrt damit das schon so verworrene Bild nur noch mehr. Wir können dem Verfasser daher auch in seinen Einzelheiten nicht folgen und begnügen uns mit einem flüchtigen Umriß des detailreichen Bildes.

Anfangs kämpften die Moriscos ohne anerkanntes Oberhaupt in einzelnen Haufen gegen ein Heer von fast 40,000 Spaniern. Als Karl V. den Thron bestieg, stand Selim Almanzor an ihrer Spitze und erstritt einen leidlichen Frie-

den, den das von Mäßigkeit eingegebene königliche Gesetz von 1526 ziemlich lange sicherte. Philipp II. setzte eine schärfere Verordnung an dessen Stelle, die den Gebrauch der Bäder, der arabischen Sprache, jede Erinnerung an alte Gebräuche sogar bei Galeerenstrafe verbot. Der Kampf entbrannte aufs neue, 45,000 streitbare Moriscos erhoben sich in Waffen. Farax Ben Farax, Abn Ebu, Muley el Zaguir standen an ihrer Spitze. Es war der letzte blutigste Kampf, der bald für die Moriscos eine so günstige Wendung nahm, daß Don Fernando Muley de Volor y Cordova, ein Abkömmling der Ommajaden, im Sommer 1568 feierlich zum König von Granada und Andalusien geweiht werden konnte. Gegen 10,000 Moriscos standen am 1. Januar 1569 in Waffen; der Hauptkampfplatz waren die Alpujarras. Siege wechselten mit Niederlagen; der Marquis von Mondejar, mehrmals geschlagen, siegte endlich durch Milde und Mannszucht; Farax, el Zaguir unterwarfen sich, und Abn Ommajah stand verlassen. Dennoch währte der Kampf noch über ein Jahr lang fort, bis auch Tahali, der letzte Held der Moriscos, bei Obañez fiel und Ommajah vogelfrei im Gebirge umherirrte, bis er zu Canjar erdrosselt wurde. Neue, aber ohnmächtigere Aufstände erfolgten unter Aben Aboo, der dem Herzog von Sesa sogar wieder mit 12,000 Mann bei Orgiba gegenüberstand; allein verrathen von El Habaque, ließ er sich zu einem Frieden verleiten, der die Aufhebung der Verordnung von 1506 verbürgte, der aber sofort von den Spaniern gebrochen wurde. Wiederum begann der Kampf in der Sierra de Ronda, nochmals flossen Ströme von Blut hier, in den Alpujarras, in der Almanzora, bis der Verräther Seniz den letzten Ommajaden für ein Jahrgeld von 100,000 Maravedis ermordete und seinen Leichnam den Spaniern auslieferte, die seinen Kopf in einen eisernem Käfig über einem Thore von Granada ausstellten.

So endete 1571 der furchtbare Kampf der Moriscos, deren letzte Spuren unter der Wirkung unmenschlicher Gesetze nach und nach verschwanden. Die Besiegten wurden als Sklaven verkauft oder vertrieben oder von den Kerkern der Inquisition und deren Scheiterhaufen verschlungen. Nur in Valencia behauptete sich eine zahlreichere Moriscobevölkerung, die sogar 1602—5 wieder in Waffen stand; die Verbannungsdecrete von 1610 und 1611 vertrieben abermals über 30,000 Menschen aus Spanien, das im Ganzen etwa 1,200,000 fleißige Bewohner auf diese Weise verloren hatte. Eine allgemeine Hungersnoth war die erste Folge dieser verkehrten Politik, deren weitere Nachwirkungen Spanien eigentlich nie mehr überwunden hat. Von jetzt ab, schließt der Verfasser, schweigt die spanische Geschichte und schweigen selbst die Jahrbücher der Inquisition von den Moriscos. Einige Ueberbleibsel derselben waren jedoch unter der Gunst unbekannter Umstände in den abgelegensten Thälern der Alpujarras zurückgeblieben und ihre Nachkommen haben sich unvermischt erhalten bis auf den heutigen Tag. Die Sprache ihrer Vorfahren ist von ihnen vergessen, sie kennen Mohammed nur dem Namen nach — sie sind seit langer Zeit gute Katholiken —, ein Proselyt unter je tausend Unglaubigen, das ist das religiöse Endergebniß des Kampfes, welchen, nachdem die politische Macht des Islam gebrochen, die spanische Kirche mit Feuer und Schwert, mit wüthendem Fanatismus und kalter Grausamkeit vier Menschenalter hindurch gegen die Bekenner des Islam geführt hat.

Wir haben die einzelnen Gräuel, an denen dies Gemälde reich ist, dem Leser erspart, Gräuel, welche drüben und hüben geübt wurden; dem Gefühl wehmüthiger Sympathie, welches den Verfasser bei seiner Darstellung geleitet hat und dem er eine Spitze hätte geben können in dem Alhama-Klageliede, das man noch jetzt zuweilen in Andalusien leise singen hört, diesem Gefühle lassen wir volle Gerechtigkeit widerfahren. Allein was auch Habgier und Fanatismus hierbei verschuldet haben mögen, seine principiellen Ausfälle gegen die Kirche und den monarchischen Staat müssen wir zurückweisen und an ihm tadeln, daß er den Zeitideen und den Anschauungen der Epoche hierbei nicht genügende Rechnung getragen hat. Der Stil der Darstellung und die Ordnung des Stoffs lassen Manches zu wünschen übrig. 2.

Aus und über Amerika.

1. Das Mississippithal und die einzelnen Staaten des Mississippithals geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Olshausen. Erster Band. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.
2. Wanderbilder aus Centralamerika. Skizzen eines deutschen Malers von Wilhelm Heine. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. 1853. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Die Colonie Dona Francisca in Südbrasilien. Beiträge zur Chronik derselben ꝛc. von Theodor Rodowicz-Oswięcimsky. Hamburg, Restler u. Melle. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie sich die Zeiten ändern! Noch gar nicht lange ist es her, daß die Buben auf der Schulbank und über diese Folterbank hinaus ihre ganze Kenntniß von dem großen Meere und dem fernen Lande und den gefräßigen Kannibalen im Westen aus dem „Robinson" schöpften und aus diesem am Ende ganz allein, wenn nicht glücklicherweise noch eine Beschreibung der Eroberung Mexicos durch Ferdinand Cortez mitunterlief. Heutzutage sitzen sie da, und der Lehrer unterrichtet sie haarklein über Länder und Ströme, über Gebirge und Städte, über Einwohner und Sitten der Neuen Welt, und das Conterfei des unlängst noch so fabelhaften Landes hängt wohl gekannt und genau abgemessen in der Schulstube, und an den Häfen der deutschen Auswandererstädte plaudern schon die Kinder von Amerika, als ob es drüben über dem heimatlichen Flusse, gleich am andern Ufer läge. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie binnen Jahr und Tag eine nicht blos allgemeine und geographische, sondern eine ins äußerste Detail hineingehende Kenntniß Amerikas infolge der deutschen Auswanderung zugenommen hat. Alles ist und wird bereist, beschaut, untersucht, durchforscht und beschrieben. Wissenschaftliche Bücher, Reiseberichte, Bilder, Landkarten, Briefe fliegen als Boten der westlichen Länder durch die civilisirte Welt, und nur kleine Striche im äußersten Norden wie im tiefsten Süden sind bisjetzt noch in ihrem ehemaligen Dunkel verblieben.

Vor uns liegen wiederum drei neue Werke, welche als drei ganz verschiedene Wegweiser durch den neuen Welttheil dienen können, der eine für die nordamerikanischen Freistaaten, der andere für das neuerdings aufblühende Mittel- oder Centralamerika, der dritte für einen kleinen Fleck Südamerikas: — der Erste ernst, genau, ausführlich, wissenschaftlich, der Andere leicht und gefällig plaudernd und an seiner eigenen Reise Land und Leute schildernd, der Letzte etwas unbeholfen in seiner Ausdrucksweise, trocken in seiner ganzen Erzählung, chronikenartig, wie er seine Weise dem Leser selbst präsentirt; — Dieser ein ehemaliger Hauptmann, Ingenieurgeograph a. D., Ritter des Leopoldordens, Namens Rodowicz-Oswięcimsky, der Zweite ein lustiger junger Bursche, seines Namens ein Heine, seines Handwerks ein Maler, der Erste endlich der namentlich aus der schleswig-holsteinischen Bewegung bekannte Theodor Olshausen.

Olshausen hat sich im ersten Bande seines obengenannten Werks („Das Mississippithal im Allgemeinen") einer höchst verdienstvollen und anerkennungswerthen Arbeit unterzogen. Ebenbürtig stellt es sich an die Seite des bekannten vorzüglichen Werks von Karl Andree, des bisher in dieser Art einzigen Hand- und Lehrbuchs über nordamerikanische Zustände. Olshausen behandelt aber nicht wie dieser die nordamerikanischen Freistaaten überhaupt, sondern er beschränkt sich in allen seinen Auseinandersetzungen nur auf das Land zwischen den Alleghanys im Osten, dem über die fünf großen Seen sich hinziehenden Landgürtel im Norden, dem Felsengebirge im Westen

und dem Meerbusen von Mexico im Süden, dem eigentlichen Mississippiland. Die Länder östlich von den Alleghanys, die eigentlichen Urstaaten der nordamerikanischen Union, wie die californischen Länder im Westen finden also bei ihm keine Erwähnung. Die Arbeit ist mit einer Umsicht entworfen, mit einer Reichhaltigkeit ausgeführt, mit einer nicht immer streng, weil an allen Orten nicht nothwendigen wissenschaftlichen Genauigkeit behandelt, und mit einer Klarheit und nach allen Seiten hin genügenden Entfaltung des Stoffs niedergeschrieben, daß wir das Buch unbedingt als das erste und beste nennen müssen, was bisher gerade über diesen Theil der Neuen Welt veröffentlicht ist. Das ganze ungeheuere Land des Mississippi und seiner Nebenflüsse hebt sich auf dem Hintergrunde der Wälder und Prairien, der Ströme und Felsrücken, des ältesten Natur- und Volkszustandes in klarer und scharfbestimmter Zeichnung ab. Wir sehen seine Weltbedeutung, seine Volksmenge und Volksmischungen, seine Geschäftigkeit und Lebensweise, seine Sitten und Gewohnheiten, seine ehemaligen und jetzigen Zustände. Der Geograph wie der Historiker, der Ackerbauer wie der Geschäftsmann, der Statistiker wie der Schullehrer — sie alle finden den ergiebigsten Aufschluß über die sie besonders anziehenden Verhältnisse und Gegenstände. Der Verfasser ergeht sich in dem ersten Bande des Buchs über Ausdehnung und Begrenzung, über die allgemeine und geologische Bildung der Oberfläche des Landes, über die Gebirge und Hauptflüsse, über Klima und klimatische Vertheilung der Pflanzen und Thiere — eine besonders für den Geographen sehr reichhaltige Zusammenstellung. Der zweite Band, der das Volk behandelt, bietet eine gedrängte, in den gesteckten engen Grenzen sehr gut abgemessene Uebersicht der Geschichte des Mississippithals von den ersten Entdeckungen an durch alle Kriege, Eroberungen und Gebietserweiterungen der Union hindurch bis zum heutigen Tage, eine Schilderung der Indianer und ihres Lebens, endlich einen höchst interessanten und ausführlichen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung in seinen verschiedenen Einzelheiten, der mit den besten tabellarischen Tafeln geschmückt ist. Darin verdient der Verfasser überhaupt sehr viel Lob, daß er nicht flüchtige und ungefähre Angaben und Bemerkungen macht, sondern sichere, auf genauen Studien beruhende, aus wissenschaftlichen Büchern wie aus Staatsschriften geschöpfte. Sein Werk gewinnt dadurch überall den Charakter der Zuverlässigkeit und Gediegenheit. Eine Zierde des Buchs ist überhaupt das richtige Maß. Des Verfassers Geist, Anschauung, Urtheil und Ausdrucksweise läßt sich am besten aus den Anfangssätzen seines Werks errathen, wo er sagt:

„Das Flußgebiet des Mississippi nimmt seit Jahren die Hauptmasse der Bevölkerung auf, welche alljährlich von Deutschland nach Amerika auswandert. Es erhält dadurch ein besonderes Interesse für den Deutschen, und dieses Interesse steigert sich, je mehr sich die Beziehungen vervielfältigen, in welche Deutschland zu dem so überraschend schnell an Cultur und Bevölkerung zunehmenden Westen von Nordamerika tritt. Aber dieser nationale Gesichtspunkt muß uns als untergeordnet erscheinen, wenn wir die allgemeine und welthistorische Bedeutung dieses großen Landes ins Auge fassen, welches das Centralland von Nordamerika bildet. In seiner großen landwirthschaftlichen Productivität und in seinen mineralogischen Schätzen bietet es Mittel, mehr als 100 Millionen Menschen innerhalb seiner Grenzen zu ernähren und dennoch einen bedeutenden Ueberfluß an Bodenerzeugnissen auszuführen. Es wird in naher Zukunft in jeder, auch in politischer Beziehung, in welcher es bisjetzt den ältern atlantischen untergeordnet ist, den Schwerpunkt der Vereinigten Staaten bilden und dann bestimmend auf die Weltverhältnisse einwirken. Noch erhöhte Bedeutung muß dies erhalten, wenn man bedenkt, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sein kann, wo der Mississippi durch Eisenbahnen mit dem Stillen Meere verbunden sein wird, eine Verbindung, die dem Welthandel eine veränderte Richtung geben und Englands Handelsübergewicht aller Wahrscheinlichkeit nach brechen wird . . ."

Heine's „Wanderbilder aus Centralamerika", welche der bekannte Reisende Gerstäcker mit einem empfehlenden Vorworte in die Leserwelt einführt, sind der reinste Gegensatz zu dem vorigen Werke, im Stoff sowol wie besonders in der Behandlungsweise. Dort Nord-, hier Mittelamerika, dort ein auf sorgfältigen Studien beruhender Bericht, hier „Skizzen eines deutschen Malers", eine Reisebeschreibung, schnell in einer Art von Briefform hingeworfen. Dort bleibt des Verfassers Person aus dem Spiele, hier lebt und leibt er in persona, und Alles was er sieht und erzählt und von Land und Leuten zu schildern hat, gruppirt sich um seine Persönlichkeit. Dort Vergangenheit und Gegenwart in breiter Ausdehnung, hier der schnell entschwindende Moment mit seinen Erlebnissen in engen Grenzen aufs Papier gebannt. Das Buch will auch nichts Anderes sein und bieten. „Ich bin Künstler", sagt der Verfasser, „und habe nur als solcher die Reise unternommen, aus Liebe zur Kunst und aus Freude an wissenschaftlichen Forschungen. . . . Was die etwaigen naturhistorischen und archäologischen Entdeckungen betrifft . . . dieses Feld bleibt einer geschicktern Feder überlassen als der meinigen. . . . Ich selbst sehe ab von allem und jedem System, wünsche nichts als die Eindrücke wiederzugeben, welche Natur, Menschen und Kunstwerke, als in engster Verbindung miteinander stehend, auf mich als Mensch und Künstler hervorrufen" Heine schreibt dabei wie der Vogel singt, d. h. ungenirt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in einem höchst zwanglosen, schlendernden Tagebuchstil; aber andererseits mit einer Frische, Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit, daß sein Buch auf dieser Seite gewinnt, was es von einer andern aus verliert. Aber Jedem nach seiner Weise und nach seinem Willen! Jedenfalls ist das kleine Buch ein guter Beitrag zur Kenntniß des gegenwärtigen Centralamerikas und der Verfasser ein munterer, lebendig schildernder und lebhaft unterhaltender Cicerone bei einer Wanderung durch das mittelamerikanische Gebiet von dem Mexicanischen Meerbusen aus hinüber nach den Küsten des Stillen Meeres, durch die Staaten von Nicaragua und Honduras. Seine Schilderungen und Berichte verdienen insofern eine besondere Erwähnung, weil gerade in der neuesten Zeit auch der erwähnte kleine Erdstrich von Centralamerika eine große Bedeutung für das Verkehrsleben der Völker zu erlangen verspricht. Wie wunderbar schnell sich auch hier unter der Hand der eindringenden Cultur Alles verändert, geht aus Folgendem hervor: „Da, wo noch vorm Jahre die Ruinen von Castillo Viejo einsam im Walde vergraben lagen, flatterten jetzt lustig die Stars und Stripes (Sterne und Streifen, die Flagge der Vereinigten Staaten) über einen entstehenden Wohnplatz; die alte Festung und die sie beschattenden Bäume waren verschwunden, ein großes Hôtel und eine Anzahl hölzerner Wohnhäuser lugten wundersam neugierig hinüber in die jungfräulichen Wälder; über den Rapids lag ein kleiner Steamer, unterhalb noch einer, am Serapique-River wieder einer, und zwei kleine Schleppsteamer gingen eben letztern Fluß hinauf, um Ladungen von Kaffee aus Costa Rica zu holen. . . . In S.-Juan hatte der größte Theil der Schilfhütten hübschen hölzernen Wohnhäusern Platz gemacht."

Im Uebrigen räth der Verfasser den Deutschen gerade nicht besonders an, bei etwaiger Auswanderungs- und Colonisationslust nach diesen Gegenden ihre Pfade zu richten.

Rodowicz-Oswięcimsky, ein Mitglied des Hamburger Colonisationsvereins vom Jahre 1849, gibt in seinem Berichte über die Colonie Dona Francisca in Südbrasilien eine Geschichte der Begründung, Entstehung und Entfaltung dieser Colonie seit dem Jahre 1849. Er schildert ihre Leiden und Freuden, ihre Lebensweise und Arbeiten, ihre Eigenthümlichkeiten und Producte, ihre bisherigen Ergebnisse und Erfahrungen. Das Buch hat jedenfalls Interesse für Solche, die speciell ihr Augenmerk auf eine südbrasilische Auswanderung richten

oder im Allgemeinen an der Verbreitung der Cultur auch in ihren kleinsten Anfängen und Niederlassungen Antheil nehmen. Diesen mag es als Haus- und Hülfsbuch dienen. Sonst leidet es an einer Schwülstigkeit und Unbeholfenheit des Stils, und durch das Ganze weht der Hauch einer gewissen Unzufriedenheit mit den in der Colonie erlebten Verhältnissen und den daselbst gemachten Erfahrungen. 3.

Geheime Geschichten vom russischen Hofe.

Diese geheimen Geschichten vom russischen Hofe verdienen, daß der Leser vor ihnen gewarnt wird, um so mehr, als sie sich unter dem prunkenden Titel:

Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie sous les règnes de Pierre le Grand et de Cathérine I, rédigés et publiés pour la première fois d'après les manuscrits originaux du sieur de Villebois, chef d'escadre et aide-de-camp de S. M. le czar Pierre I, par *Théophile Halez*. Paris 1853.

für ein Werk von historischer Bedeutung aufdrängen. Ihr Verfasser hat sich lediglich darin gefallen, auf Kosten Peter's I. eine Menge Anekdoten zu sammeln, in denen dieser berühmte Fürst sich als eine Art Oger zeigt, der nur immer nach Blut dürstet. Und der Berichterstatter dieser „Mordgeschichten" im wahren Sinne des Worts ist ein Adjutant des Zaren, welcher seine Feder würdigte, Scenen der Barbarei und des Lasters zu schildern. Der Sieur de Villebois, der nach dem Zeugniß Halez', seines eigenen Herausgebers, anfänglich Schmuggler gewesen war und nie aufgehört hat ein Säufer zu sein, ist indeß offenbar ein wenig sicherer Gewährsmann; er hat nur eine Masse Skandalgeschichten aufgezeichnet und dabei über die Laster seines Herrn moralisirt, ohne seine Vorzüge zu würdigen. Schon dies kann einiges Mistrauen einflößen, noch mehr aber geschieht dies durch den Umstand, daß die **manuscrits originaux** überdies von Halez „**rédigés**" sind. Wie leicht läuft bei der Redaction eine Verstümmelung unter!

Gewöhnlich erscheint ein Memoirenschreiber selbst mit auf der Scene; er erzählt genau und mit allen Nebenumständen Das was er erlebt hat. Nicht so Villebois. Dieser berichtet nur von Hörensagen und ohne über seine Gewährsmänner etwas verlautbaren zu lassen. Er bringt eine Menge Einzelheiten über die blutigen Hinrichtungen der Strelitzen, allein man erfährt nicht, wer sie ihm mitgetheilt hat. Höchstens wird die „Geschichte von Rußland" von Levêque citirt, gleich als sei Letzterer eine Autorität; in Wahrheit aber scheint für die „**Mémoires secrets**" das in Deutsch-Latein abgefaßte Tagebuch des kaiserlichen Gesandtschaftssecretärs Korb aus den Jahren 1698 und 1699 Hauptunterlage gewesen zu sein. Korb, der die Hinrichtungen der Strelitzen auch nicht mitangesehen hat, war der Erste, welcher die Erzählung aufbrachte, Peter habe mit eigener Hand mehre Rebellen enthauptet und seinen Offizieren und Bojaren befohlen, ein Gleiches zu thun. Korb fügt hinzu, daß der Zar seine Höflinge, als sie sich mit ihrer geringen Uebung im Kopfabschlagen entschuldigt hätten, Schwächlinge genannt habe, und Villebois, der gar nicht in Moskau war, ist hiermit wiederum noch nicht zufrieden, sondern versichert, es hätten alle den Dienst des Henkers versehen müssen, „sicher, daß eine Weigerung ihnen das Leben gekostet haben würde". Dagegen übergeht er z. B. den sehr wichtigen Umstand ganz mit Stillschweigen, daß gerade damals ein großer Theil der Bojaren mit der Fürstin Sophie unterhandelte und daß Peter daran gelegen sein mußte, dieselben zu compromittiren.

Trotz der Trockenheit der Erzählungen Korb's findet man bemerkenswerthe Züge bei ihm. So erzählt er, daß der Patriarch, ein heftiger Feind der Reformen, um Gnade für die Strelitzen zu bitten wagte. Er nahte dem Zar, bekleidet mit seinem bischöflichen Gewande und mit dem Bildniß der Jungfrau Maria in der Hand. „Was willst du hier", herrschte ihn Peter an, „und wozu dies Bildniß? Trage es schnell dahin, woher du es genommen. Wisse, daß ich Gott diene und die Jungfrau vielleicht mehr verehre als du. Meine Mission und meine Pflicht gegen Gott gebieten mir, mein Volk zu schützen und es an den Bösewichtern zu rächen, die sich zu seinem Untergange verschworen haben." Ein Strelitz rief Korb zu in dem Augenblicke, als er seinen Kopf auf den verhängnißvollen Block legte, daß er unschuldig sei. „Stirb, Unglücklicher", rief ihm Peter zu; „wenn du unschuldig bist, so wird dein Blut über mich kommen." Man erblickt in diesen beiden Anekdoten in Peter nicht den blutgierigen Wütherich des Sieur de Villebois, sondern mehr den unbeugsamen Richter, der sich als Missionar der Vorsehung fühlt.

Ein anderer Vorfall zeigt, was für Leute die Feinde Peter's waren. Ein Strelitzenoffizier, der an dem Aufruhr von 1696 theilgenommen hatte, war vier mal gefoltert worden und zwar vergeblich; man konnte ihm kein Geständniß entreißen. Erstaunt über seine Standhaftigkeit und vielleicht seinen Muth bewundernd, ließ Peter die Henker abtreten und umarmte den Gemarterten. „Ich weiß", sagte er zu ihm, „daß du gegen mich conspirirt hast. Du bist genug dafür bestraft worden. Bekenne jetzt, und zwar nicht mehr aus Furcht vor Qualen, sondern aus Liebe zu deinem Herrn, der dir verzeiht und dich zum Oberst ernennt." Bei diesen Worten fing der unbeugsame Gefangene zu weinen an und gab dem Zar den Friedenskuß. „Das ist eine Art der Tortur", sagte er, „auf die ich nicht vorbereitet bin." Und nunmehr erzählte er Peter, daß er Mitglied einer geheimen Gesellschaft sei, in welche Niemand aufgenommen werde, welcher nicht den höchsten Grad der Tortur ausgehalten habe. Er selbst sei sechs mal gefoltert worden. Man habe ihm glühende Kohlen ins Ohr gelegt und eiskaltes Wasser tropfenweise 12 Fuß hoch auf den geschorenen Kopf herabfallen lassen. Wer diese Proben nicht habe bestehen können, sei niedergemacht worden; er und seine Gefährten hätten mehr denn 400 bei Seite gebracht. Peter hielt diesem Enragirten sein Wort, gab ihm aber ein Commando — in Sibirien.

Doch genug hiervon. Das Manuscript Villebois' bringt im Ganzen wenig Neues; es tischt nur theils das Alte mit Uebertreibungen auf, theils erzählt es Anekdoten, denen man nur halben Glauben schenken darf. Endlich enthält es eine Menge echter Skandalgeschichten, die Jeder selbst lesen mag. 4.

Einfluß des Bücherdrucks auf Universität und Kirche.

Thomas Carlyle macht in seiner Schrift über Heldenverehrung eine, wie es uns scheint, sehr beachtenswerthe Bemerkung über den Einfluß des Bücherdrucks auf die Universitäten. Indem er diese als ein denkwürdiges, achtbares Erzeugniß der modernen Zeiten anerkennt, behauptet er andererseits, daß ihr Dasein durch das Dasein von Büchern von Grund aus verändert sei. Universitäten seien damals entstanden, als Bücher noch unanschaffbar gewesen, als man für ein Buch ein ganzes Landgut habe geben müssen. Unter solchen Umständen sei es ein Gebot der Nothwendigkeit gewesen, daß ein Mann, der Kenntnisse mitzutheilen gehabt, die Lernbegierigen um sich versammelt habe, weil dies der einzige Weg gewesen, sich ihnen mitzutheilen. Wer zu wissen verlangt habe, was Abälard wußte, habe hingehen und Abälard hören müssen; und so seien Tausende, bis an die dreißig Tausend gekommen, um Abälard zu hören. Carlyle fährt fort: „Nun ist es jedoch klar, daß mit dem Hinzukommen dieses kleinen Umstandes, der leichten Anschaffung von Büchern, das ganze Verhältniß von oberst zu unterst gekehrt war. Das Drucken, ein mal erfunden, verwandelt oder beseitigt alle Universitäten! Der Lehrer hatte nun nicht mehr nöthig, Leute persönlich um sich zu versammeln, da-

mit er ihnen sage, was er wußte: er durfte es nur in einem Buche drucken lassen, und alle Lernbegierigen fern und nah hatten es um ein Geringes Jeder an seinem eigenen Herde, um es viel eindringlicher zu lernen.“ Carlyle gibt zwar zu, daß ohne Zweifel noch immer eine eigenthümliche Wirksamkeit in der Rede liege, und daß selbst Bücherschreiber es unter gewissen Umständen noch immer für zweckmäßig finden könnten, zu Denen, welchen sie sich gern mittheilen möchten, zu reden; weiterhin aber meint er: „Die Universität, welche diese große neue Thatsache des Vorhandenseins gedruckter Bücher völlig in sich aufnähme und so in klarer Berechtigung für das 19. Jahrhundert dastände wie die pariser für das 13., ist noch nicht vorhanden.“ Man mag den letztern Ausspruch für den ersten Augenblick allerdings etwas sonderbar finden, aber so viel ist gewiß, daß die Universitäten — so nothwendig sie auch zur Erhaltung höherer Cultur und Bildung und als wohlfundirte Asyle und Mittelpunkte der freien wissenschaftlichen Forschung zur Zeit und gerade in diesem Augenblicke sein mögen — allerdings mehr und mehr von jener ungeheuern Bedeutung verloren haben, die ihnen vor Erfindung des Buchdrucks zuerkannt wurde. Vielleicht machen hiervon nur diejenigen Facultäten eine Ausnahme, die, wie z. B. die medicinische, mit praktischen Experimenten und Demonstrationen verbunden sind. Aber welcher fleißige Student neuerer Zeit hätte nicht — namentlich seitdem der freundschaftliche Verkehr zwischen Professoren und Studirenden, wie er früher stattfand, immer mehr in Abnahme gekommen ist — im Ganzen mehr in gedruckten Büchern studirt als in seinen Collegienheften, in denen er nach Goethe's berühmt gewordenem und nur zu wahrem Ausspruch „was er schwarz auf Weiß besitzt“, bequem nach Haus trägt! Der Grund ist sehr einfach: die Collegienhefte sind meist flüchtig, oft fehlerhaft nachgeschrieben, voll Lücken und corrumpirt und wegen der Abbreviaturen u. s. w. auch schwer leserlich; was aber den mündlichen Vortrag der meisten Professoren betrifft, so gibt es nur wenige, welche eine anregende, plastische, auf das Vorstellungs- und Anschauungsvermögen der studirenden Jugend eindringlich wirkende Rednergabe besäßen. Auch gibt es gewiß nicht viele Professoren, welche nicht mehr Werth auf die von ihnen verfaßten Schriften legten und ihnen nicht größere Sorgfalt und Ausfeilung angedeihen ließen als ihren mündlichen Vorträgen. Ja selbst zum Hülfsmittel der Journalistik und Publicistik greifen unsere Professoren immer häufiger, und so ist fast mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß, wenn nicht sonst eine Reform, ein Umschwung eintritt, bei der stets wachsenden Bedeutung der gedruckten Literatur die Universitäten im Verlaufe der Zeit noch mehr von ihrem Einfluß verlieren werden. Wie viel haben nicht auch so manche akademische Grade, die eines Magisters, Baccalaureus und Doctor, gegen früher von ihrer Weihe und ihrem Nimbus verloren! Und Carlyle geht sogar noch weiter, wenn er behauptet, daß selbst für die Kirche, was ihre Wirksamkeit durch Kanzelreden betreffe, durch die Einführung von Büchern Alles verändert sei. „Wer ein wahres Buch schreiben kann“, fragt er, „wodurch er England überzeugt, ist der nicht Bischof und Erzbischof, Primas von England?“ „Und“, fragt er weiter, „ist nicht unser Predigen, selbst unser Gottesdienst auch das Werk gedruckter Bücher? Und ist nicht der edle Gedanke, welchen ein begabter Mensch für uns in Worte gekleidet hat, ist der nicht dem Wesen nach gottesdienstlicher Natur?“ Diese Aussprüche und Andeutungen Carlyle's über den außerordentlichen Einfluß des Bücherdrucks und der gedruckten Literatur auf Universität und Kirche geben Denen, welche denken wollen (deren gibt es allerdings nicht gerade viele), und Denen, welche denken können (deren gibt es leider eine noch geringere Zahl), ohne Zweifel sehr viel Stoff zum Denken, sogar zu einem zur Zeit vielleicht noch nicht gestatteten Denken.

H. M.

Neugriechische Literatur.

Seit kurzem erscheint in Athen ein mal monatlich eine medicinische Zeitschrift unter der Aufschrift „Ἡ ἰατρικὴ μέλισσα“, die die Absicht hat, durch Uebersetzung geeigneter Abhandlungen u. dgl. und durch Uebertragung Desjenigen, was die ärztliche Wissenschaft Europas zur Vervollkommnung der Heilkunde zu Tage fördert, nach Griechenland, sowie durch Mittheilung von Beobachtungen über die in Griechenland selbst vorkommenden Krankheiten die ärztlichen Kenntnisse bei den Griechen zu vermehren. Herausgeber der Zeitschrift ist Anastasios Gudas, praktischer Arzt in Athen, der sich bereits vielfach in der angegebenen Beziehung um Griechenland verdient gemacht hat, z. B. durch Uebersetzung der Hufeland'schen „Pathologie“ und der „Elemente der allgemeinen Pathologie“ von Chomel.

Von der „Φιλολογικὴ καὶ κριτικὴ ἱςορία τῶν ἀπὸ τῆς Α'. μέχρι τῆς Η'. ἑκατονταετηρίδος ἀκμασάντων ἁγίων τῆς ἐκκλησίας πατέρων καὶ τῶν συγγραμμάτων αὐτῶν“ von Konstantin Kontogonis, Professor der Theologie an der Universität in Athen, der Frucht jahrelanger wissenschaftlicher Forschungen, wovon bereits 1846 der erste Band erschienen war, ist zu demselben 1853 der zweite, welcher die Kirchenväter des vierten Jahrhunderts zum Gegenstande hat, gekommen. Ebenso ist von der neulich von uns erwähnten, von Andreas Mamukas herausgegebenen Sammlung der Verfassungsurkunden und anderer officieller Acte des wiedergeborenen Griechenland von 1821 bis Ende 1832 unter dem Titel „Τὰ κατὰ τὴν ἀναγέννησιν τῆς Ἑλλάδος“ der elfte Band erschienen. In Hermupolis auf der Insel Syra erschien ein kleines Schriftchen: „Ἡ ἅλωσις τῆς Κωνςαντινουπόλεως“, nach Gibbon und Ségur, das gerade unter den damaligen Umständen nicht ohne Bedeutung war. Auch sonst blieb die Politik in Betreff der russisch-türkischen Wirren im Frühjahr und Sommer 1852 und in Bezug auf die orientalische Frage nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Literaten und Politiker des neuen Griechenland, und nicht nur daß auf dem Gebiete der Journalistik theils seit den ersten Monaten 1852 ein neues politisch-literarisches Blatt in französischer Sprache: „Le miroir grec“, erscheint, theils eine solche Zeitung unter dem Titel: „Τὸ Πανελλήνιον“, in griechischer und in französischer Sprache, von E. A. Simos und P. J. Chalikiopulos seit October 1853 in Athen erscheint, hat es auch an politisch-kirchlichen Broschüren über jenen Gegenstand nicht gefehlt, von denen wir nur die beiden Schriftchen „Quelques mots sur la question d'Orient“ und „Encore quelques mots sur la question d'Orient“ und ein drittes: „L'église orthodoxe d'Orient“, die sämmtlich in Athen erschienen und, auch abgesehen von der politischen Seite derselben, in statistischer und kirchlicher Beziehung über Griechenland manchen wünschenswerthen Aufschluß enthalten, hier kurz erwähnen wollen. Zuletzt gedenken wir noch einer interessanten und historisch wichtigen Sammlung von ungefähr 500 Briefen und officiellen Schriften der einzelnen Regierungen und Gerusien Griechenlands, der Senate der Inseln Hydra und Spezia, von Alexander und Dimitrios Ypsilantis, den Militärhäuptlingen des griechischen Festlands Karaïskakis, Botzaris, Odysseus, Guras, Tzavellas, ferner von Church, Maurokordatos, Kolettis, Metaxas, Kunduriotis, P. Mauromichalis und Zaïmis, desgleichen von Miaulis, Sachturis u. A., auch von George Canning und Stratford Canning, Eynard u. s. w., welche die Zeit von 1821—27 umfassen und welche Gennaios Kolokotronis, der Sohn des Theodor Kolokotronis, dem Griechen Ch. N. Philadelpheus bereitwillig zur Benutzung überlassen hat, der diese Sammlung unter dem Titel „Ἑλληνικὰ ὑπομνήματα“ herauszugeben gedenkt. 5.

Notizen.

Henri Baude.

Der Professor Quicherat veröffentlichte im Jahre 18[illegible] in der „Bibliothèque d'école des chartes“ eine Notiz über

einen Dichter Henri Baude, der zur Zeit Ludwig's XI. und Karl's VIII. geschrieben hat, und machte zugleich die besten Erzeugnisse desselben, die seit Jahrhunderten ungekannt geblieben waren, dem Publicum zugänglich. Vallet de Viriville hat in einem Buch „Nouvelles recherches sur H. Baude, poëte et prosateur du 15me siècle" (Paris 1853) diese Notiz Quicherat's vervollständigt. Er druckt eine historische Lobrede in Prosa auf Karl VII. und eine Klage auf denselben in Versen ab; beide sind anonym erschienen, rühren jedoch von Baude her. Die erstere wird durch ein allegorisches Vorwort eingeleitet, in welchem der Verfasser sich selbst in Scene gesetzt zu haben scheint unter der Maske des Hundes Baude, buissonant en la forêt d'espérance.

Jules Janin's Theatergeschichte.

Jules Janin's „Histoire de la littérature dramatique" eignet sich nicht für ein ausführliches Eingehen auf ihren Inhalt, allein ganz mit Stillschweigen darf sie in d. Bl. auch nicht übergangen werden. Man mag es Janin zum Verdienst anrechnen, daß er unveränderlich und ganz Schriftsteller gewesen ist. Seit 25 Jahren hat er, immer gerade aus vor sich hingehend, jeden Montag die Siege oder Niederlagen des Theaters berichtet, ohne hierbei die unzähligen Dinge zu vergessen, die nicht zum Theater gehören. Deshalb ist sein Buch zwar keine Geschichte, aber doch eine Art literarischer Memoiren; ein Spiegel, in welchem sich eine ganze Epoche mit ihren — Erfolgen auf eine Woche, ihrem — Enthusiasmus eines Abends, ihrem Entzücken, ihren Launen, Eindrücken und Seltsamkeiten abspiegelt. Wenn diese Epoche nicht immer schön ist, so ist sie doch jedenfalls voll wechselnden Lebens und voll Bewegung. Janin ist in seinen Feuilletons besonders nach dem Erfolge von Revolutionen glücklich gewesen; er fand dann für seine glänzende Polemik so vielen Stoff, und wußte bei Gelegenheit eines Vaudeville Königthum, Gesellschaft, sittliche Ordnung, Kirche und wer weiß was noch sonst zu vertheidigen. Allein auch in solchen vorzugsweise guten Tagen seiner Wirksamkeit hat er sich nicht gewöhnen können, zur Kritik eines Singspiels etwas weniger Seneca, Augustin und Bossuet zu citiren, und seinen Enthusiasmus immer nur für die beste Sache aufzusparen. Interessant ist sein Buch, aber einen erhebenden Eindruck hinterläßt es nicht. 1.

Bibliographie.

Becker's, K. F., Weltgeschichte. 15ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der letzten 40 Jahre von E. Arnd. Ergänzungs-Band zu allen Ausgaben. 1ste Lieferung. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.

Blum, K. L., Gedichte. Heidelberg, C. F. Winter. 1853. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Ngr.

Blumen der Liebe. Ein Festgeschenk für die deutsche Frauenwelt. Leipzig, Weber. 16. 2 Thlr.

Byron, Lord, Sardanapal. Trauerspiel in fünf Akten. Aus dem Englischen übersetzt von Emma Hertz. Posen, Merzbach. 16. 1 Thlr.

Crab, T., Junge Möven. Wien, Keck u. Pierer. 1853. 32. 20 Ngr.

Förster, E., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8 24 Ngr.

Fortune's, R., Wanderungen in China während der Jahre 1843—1845 nebst dessen Reisen in die Theegegenden China's und Indiens 1848—1851. Aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zenker. Mit Kupfern und Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Franckel, A., Der Tannhäuser. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Frankl, L. A., Zu Lenau's Biographie. Wien, Keck u. Pierer. Gr. 8. 1 Thlr.

Gaede, D., Die gutsherrlich-bäuerlichen Besitzverhältnisse in Neu-Vorpommern und Rügen. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Galton, F., Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Aus dem Englischen. Nebst 5 Abbildungen in Tondruck, 1 Tafel mit 6 Kupfern und 1 Buntdruckkarte. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Sämmtliche Gedichte des heil. Johannes vom Kreuze und der heil. Theresia von Jesus, gesammelt und übersetzt von W. Storck. Münster, Theissing. 16. 12 Ngr.

Görres, J. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Politische Schriften. 1ster Band. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Günther, C. F., Bilder aus der hessischen Vorzeit. Mit 51 Tafeln Abbildungen. Darmstadt, Jonghaus. 1853. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Holzapfel, J., Altes und Neues. Zwanzig Predigten. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 21 Ngr.

Humboldt, A. v., Kleinere Schriften. 1ster Band: Geognostische und physikalische Erinnerungen. Stuttgart, Cotta. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lobedanz, E., Eine Taube aus der Arche Noahs. Gedichte. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Löher, F., General Spork. Göttingen, Wigand. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Riendorf, M. A., Lieder der Liebe. Berlin, Barthol. 16. 1 Thlr.

Nitzsche, R., Lyrische Klänge. Gedichte. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 1853. 16. 1 Thlr.

Otte, H., Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. 3te umgearbeitete Auflage. Mit 13 Stahlstichen und 362 Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 4 Thlr.

Scherenberg, C. F., Waterloo. 4te Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 8. 20 Ngr.

Schubert, W., Vom Herzen zum Herzen. Christgabe. Mit 1 Titelbilde. Zerbst, Wallerstein. 8. 1 Thlr.

Squier, E. G., Der centralamerikanische Staat Nicaragua in Bezug auf sein Volk, seine Natur und seine Denkmäler. Nebst einer ausführlichen Adhandlung über den projectirten interoceanischen Kanal. Ins Deutsche übertragen von E. Hoepfner und mit einem Vorworte begleitet von Carl Ritter. Mit zahlreichen Illustrationen und mehren Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 6 Thlr. 22⅔ Ngr.

Weilen, J., Fantasien und Lieder. Wien, Keck u. Pierer. 1853. 32. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Girardin, E., Lösung der orientalischen Frage. Deutsch von J. Würzburger. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Die Kirche und der Kirchentag. Eine Predigt am 25. Sept. 1853 zu Berlin gehalten. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Meuterei auf der preußischen Bark „Adolph Werner". Verklarung abgelegt vor dem Amte zu Bremerhaven (am 7. November 1853) vom Capitain Chr. Heinr. Buuck, und seiner Mannschaft. Bremen, Heyse. 1853. 8. 5 Ngr.

Das Recht der Kirche im badischen Kirchenstreit, insbesondere die Rechtmäßigkeit der von dem Erzbischof Hermann von Freiburg ausgesprochenen Excommunicationen. Mainz, Kirchheim. 1853. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Zeichen des Schwertes im Osten oder vom Grund und ersten Werk des neuen Türkenkrieges. Magdeburg, Quednow. 1853. Gr. 8. 1½ Ngr.

Zorn, H., Jesus allein! Matth. 17, 8. Synodalpredigt gehalten in Kaiserslautern den 18. Juli 1853. Mit einem Vorwort. Kaiserslautern, Tascher. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 12. Januar 1854.

Albrecht Holm von Uechtritz.

Albrecht Holm, eine Geschichte aus der Reformationszeit. Von Friedrich von Uechtritz. Erste Abtheilung. Zwei Bände. Zweite Abtheilung. Drei Bände. Dritte Abtheilung. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1852—53. 8. 9 Thlr. 24 Ngr.

Erster Artikel.

In diesem Werke, dessen vom Publicum mit großer Begierde erwarteter Schluß nun vor uns liegt, hat sich Hr. von Uechtritz von dem früher mit vieler Energie und poetischem Schwung bebauten Gebiete des höhern Dramas auf das des historischen Romans begeben, dieser Gattung, welche seit Walter Scott auf Schriftsteller und Lesewelt einen fortwirkenden unwiderstehlichen Reiz geübt hat, aus Gründen, die hauptsächlich in der Besonderheit der Zeit gesucht werden müssen.

Denn der Roman ist allerdings die Gattung der Poesie, welche die größte Freiheit und Mannichfaltigkeit der Form zuläßt und fodert; daß aber die größten Meister des Romans, Cervantes, Fielding und Goethe, sonst so grundverschieden voneinander, ihre Dichtungen in ihre eigene Zeit verlegt und keinen andern Schauplatz dafür gesucht haben als ihr Vaterland, kann kein Zufall sein. Was sie in der Bearbeitung des Romans der dramatischen Gattung gegenüber suchten, das war die vollste Freiheit in der Entfaltung der Innerlichkeit des Menschen in ihrer vielfachen Berührung mit den reichen, bunten, wechselvollen, ernsten und heitern Erscheinungen des Lebens. Dieser Entfaltung glaubten sie den vollen Ausdruck nur geben zu können, wenn sie die Gestalten ihrer Einbildungskraft sich ganz in derselben Atmosphäre bewegen ließen, aus deren Strömungen sie selbst ihre Anschauungen und Erfahrungen schöpften und die Form ihrer Bildung erhalten hatten.

Damit aber hier die volle Wirkung erreicht werde, dazu gehört, daß der Leser gleichfalls in dieser Atmosphäre lebe, daß er sich mit dem Dichter auf demselben Boden gewisser allgemeingültiger Grundvoraussetzungen befinde. Es muß die Mitwelt sich eine übereinstimmende Färbung der Sitten und Lebensansichten, ja, selbst in der Mitte kämpfender Gegensätze, der Denkweise bewahrt haben.

Aber ein so gleichmäßig gestimmter Grundton des Lebens liegt jetzt weit hinter uns. Schon in Goethe's mittlerer Lebenszeit war er im Verschwinden, daher er auch in „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften" nicht so durchklingt, wie es die Einheit des vollendeten Kunstwerks heischt. Ohne Zweifel war dies kurze Zeit nachher, selbst in dem so viel stabilern Großbritannien, eines der wenn auch mehr unbewußten als bewußten Motive, welche Walter Scott auf den historischen Roman leiteten. Und wie sehr ist seitdem die Zerfahrenheit und Zerrissenheit des Lebens gestiegen! Jenes große Mittel der Wirksamkeit, welches dem Romandichter früherer Zeiten auf die natürlichste Weise zugebote stand, welches eine sehr bestimmte und einfache Auffassung der Lebensansichten, der bewegenden Antriebe und Leidenschaften möglich machte, ist für den Darsteller der Gegenwart verloren.

Kein Wunder daher, wenn ein denkender und tieffühlender Mann, welcher die Bedeutung einer der wichtigsten Lebensfragen im Spiegel der Dichtkunst anschauen lassen will, sich damit in eine Zeit flüchtet, wo Zielpunkte und Wege, wie scharf sie sich auch sondern, doch auf einem gemeinsamen Fundament der Gedankenrichtung ruhen.

Es ist die Reformation nach ihren innern Bedingungen und Voraussetzungen, es sind die Kämpfe um ihre Wesenheit im Innern des Menschen, in welche der Dichter uns Blicke thun lassen will, keineswegs aber hatte er die Absicht, den ganzen Kreis ihrer Beziehungen, ihrer Ursachen und Wirkungen anschaulich zu machen. Wie hätte er auch wol glauben können, alles Dieses in den noch so groß und weit angelegten Rahmen eines und desselben Kunstwerks einspannen zu können! Der Kern und die Hauptmassen des Werks sind vielmehr nur auf einen, aber auf einen der bedeutendsten, ja innerlich genommen geradehin den wichtigsten Punkt, auf welchem

die fortdauernde Spaltung der Bekenntnisse ruht, gerichtet. Um so tiefer hat ihn der Verfasser auffassen und behandeln können und hat er ihn behandelt. Was sonst noch von Erscheinungen aus dem Reformationsleben vorkommt, wie lebendig es auch zuweilen hervortritt, ist als Nebenpartie behandelt und tritt als solche wieder um so mehr hervor, je näher es mit dem Hauptpunkte verwandt ist. Dieser ist die Rechtfertigung durch den Glauben, die Frage, ob der Mensch allein durch den Glauben vor Gott gerechtfertigt wird oder auch durch das Verdienst guter Werke.

Rechtfertigung durch den Glauben! — werden manche Leser und noch mehr Leserinnen sagen — welch ein theologischer Schulbegriff und welche Subtilität! Und das in einem Roman?

Diese Leser und Leserinnen mögen mir gestatten, hier eine kurze theologische Abschweifung einzufügen, wenn dies anders bei Gelegenheit eines Romans, in welchem nun einmal eine wirklich ganz religiöse Luft weht, eine Abschweifung genannt werden kann. Sie wäre freilich überflüssig, wenn unser Religionsunterricht durchgängig der wäre, der er sein sollte.

Ich knüpfe an an eine Einwendung gegen die Wichtigkeit des Unterschieds, welche von Denen, die sich näher auf den Gegenstand einlassen wollen, wol erhoben wird. Glauben und gute Werke, sagen sie, spielt nicht Beides bei beiden Bekenntnissen eine Hauptrolle? Daß die Werke dort neben dem Glauben als eine nothwendige Ergänzung desselben betrachtet werden, hier nur als eine sich ganz von selbst einstellende Frucht des Glaubens, beruht dieser Unterschied nicht blos auf theoretischen Vorstellungen? Kann er praktisch von irgend erheblichen Folgen sein?

Zuerst muß hier bemerkt werden, daß das katholische und das protestantische Lehrsystem unter Glauben, namentlich unter dem rechtfertigenden, keineswegs Dasselbe verstehen. Das letztere faßt den Glauben als die der schuldbewußten, nach Heil und Erlösung dürstenden Seele durch die Gnade Gottes gewordene Ueberzeugung, daß diese Erlösung und die Vergebung ihrer Sünden ihr dargeboten ist und zutheil wird durch Christus. Der katholischen Lehre hingegen ist der Glaube das Fürwahrhalten der gesammten göttlichen Offenbarung, wie die Kirche sie überliefert hat. Nach der protestantischen Ansicht wurzelt der Glaube im tiefsten Gemüthe des Menschen und erfüllt es ganz, nach der katholischen hat er seinen Sitz im Verstande.*)

Aus dieser Verschiedenheit folgt denn das grundverschiedene Verhältniß der Werke zum Glauben bei den beiden Bekenntnissen von selbst. Nach der Lehre der Protestanten fließen aus dem das menschliche Gemüth beherrschenden Glauben, der ihn vor Gott gerecht, d. h. ihm wohlgefällig macht, die Werke so sicher und von ihm so unzertrennlich wie Licht und Wärme aus der Sonne; sie haben daher an sich kein weiteres Verdienst und können den Menschen nicht als Verdienst angerechnet werden. Das katholische Fürwahrhalten aus Verstandesgründen dagegen kann unmittelbar auf die Sittlichkeit nicht einwirken. Es wird daher angenommen, daß als thätiges Princip die Liebe hinzukommen müsse, und der durch die Liebe erst erwärmte und flüssig gemachte Glaube macht den Anfang der Rechtfertigung des Menschen vor Gott, welche dann ihren weitern Fortgang nimmt und erhöht wird durch Fleiß in guten Werken. Diese bestehen vor allem in Gebeten, Fasten und Almosengeben, erstrecken sich aber dann auch weiter über häufige Theilnahme an gottesdienstlichen Handlungen, Wallfahrten u. s. w. Solche Werke werden dem Menschen von Gott als Verdienste angerechnet, als deren Belohnung den bis ans Ende Ausharrenden das ewige Leben verheißen ist. Zu der Erhöhung des Verdienstes dieser guten Werke durch die Zahl derselben kommt dann eine zweite, nach der Beschaffenheit und dem Grade derselben. Es gibt nämlich außer den evangelischen Geboten, welchen alle Christen nachkommen müssen, auch evangelische Rathschläge für Die, welche einen höhern Grad von Vollkommenheit erstreben. Es gehören dahin die strengste Enthaltsamkeit, freiwillige Bußübungen, Gelübde, besonders die Mönchsgelübde. Der Vorzug und die Heiligkeit des Klosterlebens und, wenn auch nicht in demselben Grade, des Priesterstandes sind hierauf gebaut.

Damit blickt man denn auch sofort in die ganze Tiefe des Unterschieds zwischen den Bekenntnissen in Bezug auf das praktische, auf das sittliche Moment. Da es für den Protestanten die beschriebene Art des Glaubens allein ist, die ihn vor Gott gerecht macht, so soll sein unaufhörliches Ringen darauf gehen, sich in diesem Glauben zu befestigen, sich in ihm immer mehr zu vertiefen, ohne daß irgend eine äußere That ihn auf diesem Wege weiter bringen, ihm das Bewußtsein geben kann, etwas erreicht zu haben. Bei dem andern Bekenntniß, wo dieses Bewußtsein so stark genährt wird, entsteht eine Zuversicht, die leicht stolz und im Ringen träge macht. Die sichtbare sittliche Rangordnung unter den Menschen geht unmerklich auf die Annahme einer geistigen über, welche der Unterwerfung unter die blos äußerliche Autorität und deren Aussprüche ungemein förderlich ist. Kurz, es ist fast kein Moment des christlichen Bewußtseins und Lebens, auf welches jener große Differenzpunkt nicht einen bedeutenden Einfluß übt. Auf der einen Seite ist die Bewegung, in die er tritt, eine vor-

---

*) Man sehe für das letztere die Beweisstellen aus dem „Catechismus Romanus" und dem Bellarminus bei Winer, „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs u. s. w." (zweite Auflage, S. 101). „Catholici", sagt Bellarminus, „fidem in intellectu sedem habere docent." Diese Bestimmung dem lebendig wirksamen Glauben des Protestanten gegenüber war für Möhler eine gar zu trockene. Er ließ sie daher in §. 15 seiner „Symbolik", wo er vom Glauben handelt, wohlweislich aus. Ebenso klug und geschickt schlüpft er §. 21, wo er die Lehre der Katholiken von den guten Werken behandelt, an den Aussprüchen, welche das wirkliche und eigentliche Verdienst der guten Werke hervorheben (bei Winer, a. a. O, S. 104), vorüber.

herrschend innerliche, auf der andern eine vorherrschend äußerliche.

Allerdings hat man dem katholischen System sehr mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß es das Wesen der Religion in äußere Handlungen, nicht in innere Umwandelung der Gesinnung und das Beharren dabei setze. Es ist wenigstens insofern unschuldig daran, als es ausdrücklich lehrt, daß ohne Glauben, Reue und den Vorsatz zur Besserung das Vermögen nicht erworben werden kann, sich durch das Verdienst der Werke die Gnade Gottes und die Herrlichkeit des ewigen Lebens zu erwerben. Wie wäre ohne dies auch wol möglich, daß so viele wahrhaft und im edelsten Sinn fromme Menschen im katholischen Glauben gelebt haben und fortwährend leben. Nur ist es nicht ohne Schuld der katholischen Dogmatik geschehen, daß sich neben der eigentlichen Kirchenlehre eine Art von Volksreligion gebildet hat, die man freilich nur recht kennen lernt, wenn man längere Zeit in vorherrschend katholischen Gegenden gelebt hat. Der ungebildete, zum Denken wenig aufgelegte und darin nicht geübte Mensch hält sich, wo Aeußeres und Inneres zusammenkommen, gern an jenes allein, an die sinnliche Anschauung, überhört die ihm doch nicht leicht verständlichen innerlichen Momente ganz oder legt thatsächlich den geringern Werth darauf, wenn man sie ihm auch noch so sehr eingeschärft und in Worten ausgesprochen gelehrt hat. Solange die Lehre auch auf äußerliche Bezeigungen Gewicht legt, und sei es immerhin das geringere, wird es außerordentlich schwer sein, zu verhindern, daß sich die Religion des Ungebildeten nicht in den bedenklichsten Aberglauben verwandelt.

Dieses Verhältniß durchschaute Luther vermöge seines großen Scharf- und Tiefblicks und der reichen Erfahrungen in seinem eigenen innersten Leben. Es jammerte ihn so vielen Volks, welches sein Seelenheil in der Vollbringung jener äußern Dinge suchte, und er beschloß dem Uebel an die Wurzel zu gehen. Und dieses that er, indem er die Werke von der Rechtfertigung ganz und vollkommen ausschloß, denn er sah wohl, daß, wenn man ihnen auch nur ein noch so kleines Theilchen von Verdienst ließ, durch eine solche Ausflucht und Nebenthür in kurzer Zeit alle alten Misbräuche und der ganze alte Aberglaube wieder in das Christenthum einfließen und zur Herrschaft gelangen würden. Die Rechtfertigungslehre wurde ihm daher zum belebenden Princip und Mittelpunkt seines ganzen Reformationswerks, ja es läßt sich zeigen, daß die ganze von ihm durchgesetzte Abschaffung alles Dessen, was bis auf den heutigen Tag die protestantische Kirche von der katholischen sichtbar unterscheidet: Priesterthum und Papstthum, Meßopfer und Ohrenbeichte, Siebenzahl der Sacramente und Fegefeuerglaube, Heiligenanrufung und Reliquienverehrung, mit jener Grundlehre zusammenhängt und von dem großen Reformator als durch sie unerlaßlich gefodert betrachtet wurde. Für ihn gab es, und für Alle, die ihm folgen, gibt es demnach keinen Unterschied zwischen göttlichen Geboten und evangelischen Rathschlägen, folglich nicht eine höhere und eine niedere sittliche und geistige Würdigkeit unter den Christen. So praktischer Art ist dieser Lehrpunkt, so wenig ist hier an einen blos gelehrten Schulstreit, an halsstarrige Durchführung scholastischer Spitzfindigkeiten zu denken. Darum hat auch die protestantische Kirche fortwährend auf der Rechtfertigung durch den Glauben allein beharrt und beharren müssen. Allerdings hat eine oberflächliche Fassung dieser Lehre zuweilen zu dem Wahn geführt, daß dem Glauben gegenüber auf den Wandel wenig oder nichts ankomme. Aber dieses Misverständniß ist ein zu grobes, als daß man ihm einen Einfluß auf das Unbedingte der Fassung hätte gestatten können.

Und so ist der Streitpunkt bis auf unsere Tage von der größten Wichtigkeit geblieben. Ich schweige von der rationalistischen Theologie, welche im vollsten Widerspruch mit beiden Bekenntnissen den Menschen blos durch seine Besserung und um seiner Besserung willen wieder Gegenstand des durch Vergehungen eingebüßten göttlichen Wohlwollens werden läßt. Nicht von Denen, welche in solchen Sätzen oder in sonstigen Ergebnissen irgend welcher vom Grundprincip des Christenthums abweichender Philosopheme ihre Beruhigung zu finden glauben, kann hier die Rede sein, sondern nur von Denen, welche sie in der göttlichen Offenbarung des biblischen Christenthums suchen. Für diese ist die ganze Stärke des Gegensatzes heutzutage gerade so wie damals vorhanden. Wer unter diesen die Rechtfertigung allein durch den Glauben von sich weist, der sehe zu, wo er einen festen Rettungsgrund findet vor den Gefahren, auf der einen Seite, in pharisäischen Stolz zu versinken, auf der andern, der strafenden Gerechtigkeit Gottes gegenüber in Verzweiflung zu fallen. Und wenn es Solche gibt, denen es zu schroff scheint, den guten Werken alles Verdienst abzusprechen, wenn sie meinen, man müsse sich hier doch einigermaßen auf die katholische Seite stellen, so können sie gewiß sein, daß sie sich von diesem einen Punkte aus, durch die Unerbittlichkeit der Consequenz genöthigt, in Alles werden fügen müssen, woran zu glauben die katholische Kirche sonst verlangt, so sehr es im Anfange ihrer Sinnesweise auch widerstreben möchte.

Die große Bedeutung der Frage, deren Beleuchtung unser Verfasser zum geistigen Hauptpunkt seiner Darstellung gemacht hat, ist somit erwiesen und nicht minder die Fortdauer dieser Bedeutung auch in der Gegenwart. Daß der Verfasser nichtsdestoweniger sehr wohl gethan hat, den Schauplatz in die Vergangenheit zu verlegen, ist eben schon aus allgemeinen Gründen gezeigt und ergibt sich jetzt auch aus dem Besondern des Gegenstandes. Denn seine volle Frische hatte der Gegensatz in der Zeit der Entstehung, das Für und Wider trat reiner und entschiedener hervor, und wenn es auch damals Leute gab, die sich über den Gegensatz erhaben glaubten, so war ihre Stellung doch ungleich einfacher und klarer als die, welche solche Verächter in unsern

überweisen Tagen einnehmen. Der Dichter würde auf sie, somit auch auf die große Mannichfaltigkeit ihrer Standpunkte eine Rücksicht haben nehmen müssen, die seine Aufgabe und ihre Ausführung höchst verwickelt gemacht haben würde.

Der Natur dieser Aufgabe aber haben wir nun näher zu treten. Denn daß sie für den Dichter eine ganz andere sein müsse als für den Theologen oder Historiker, wie nahe er auch an das Gebiet und die Art des Letztern streifen möge, versteht sich ja wol ganz von selbst.

Der Theolog hat den Gegensatz in seiner Allgemeingültigkeit zu fassen. Das Evangelium ist und wird fortwährend allen Menschen gepredigt und setzt daher die allgemeine Beschaffenheit der menschlichen Seele voraus. Wie sich dieser gegenüber die Rechtfertigungslehre verhält, zu untersuchen, ist die Sache des Gottesgelehrten. Der Historiker wird den Zusammenhang der Entwickelung und der Schicksale dieses Dogmas mit der Culturentwickelung der ganzen abendländischen Christenheit und ihrer einzelnen Völker und seinen Einfluß auf die Schicksale derselben ins Auge fassen. Nur bei den hervorragendsten Häuptern und Führern der daraus hervorgegangenen Bewegungen und nur im Vorbeigehen wird er auf den Antheil hinweisen, den ihre besondere Geistesbeschaffenheit auf die Partei, die sie ergriffen, geübt hat.

Dieses aber gerade in den Mittelpunkt zu stellen ist die Sache des Dichters. Je schwieriger es für die Philosophie ist, die Beschaffenheit des Individuellen vom Allgemeinen abzuleiten, je mehr die Mannichfaltigkeit seiner Formen sich ihren Constructionsversuchen entzieht, je mehr ist es das Gebiet und die Aufgabe der Kunst, das Individuum und seine Gestalt, befreit von den unwesentlichen Zufälligkeiten, die seine Erscheinung trüben, hinzustellen, uns das Allgemeine in ihm anschauen oder ahnen, uns blicken zu lassen in die Beziehungen zwischen beiden, deren Unendlichkeit keine Formel, kein abstracter Begriff fassen und enthalten kann.

Auf dieselbe Weise, eben durch den Einfluß des Individuellen, können auch Meinungen, Urtheile, Ueberzeugungen, wie sehr sie auch Sache des Verstandes allein zu sein scheinen, in das Gebiet des Dichters fallen.

Daß Charakter und Lebensschicksale aufeinander einwirken und sich gegenseitig bedingen, ist eine bekannte, allgemein zugestandene Wahrheit. Es gibt aber ein Drittes, auf welches von beiden eingewirkt wird und welches auf beide zurückwirkt. Dies umfaßt die Gegenstände des Erkennens, die nicht rein theoretischer Natur sind, sondern zugleich eine praktische, eine sittliche Seite haben. Im Streite über solche Meinungen steht der Mensch, der eine fremde Ueberzeugung nicht blos annehmen, sondern sie sich innerlich aneignen will, unbewußt auch unter dem Einfluß seiner Gemüthsbeschaffenheit und seiner Erfahrungen von den Eindrücken seiner Kindheit an bis zu den Erlebnissen des reifen Alters.

So hat der Verfasser die Aufgabe, uns zur lebendigen Anschauung eines großen religiösen Meinungskampfs zu führen, gefaßt und sich ihre Lösung dadurch wahrlich nicht leicht gemacht. Viel bequemer machen es sich allerdings manche Romanschriftsteller unserer Tage, welche Personen, von deren individueller Art wir blutwenig erfahren, ihre verschiedenen Meinungen nicht sowol gegenseitig entwickeln als gegeneinander aussprechen lassen. Es würden dies, wenn auch nicht dramatisirte Abschnitte in Romanen oder Novellen, doch philosophische Gespräche sein, wenn sie anders philosophisch wären und wirklich Gespräche. Unser Dichter verfährt anders. Von den Hauptpersonen, welche in jenem Kampfe auf der einen oder der andern Seite stehen oder sich in einer gewissen Mitte befinden, von welcher aus sie sich nach entgegengesetzten Richtungen bewegen, gibt er uns lebendige, sehr sorgfältig angelegte und ausgeführte Bilder. Wir begleiten sie durch ihr Leben; wir sind Zeugen des Eindrucks, welchen große Erfahrungen, Leidenschaften, denen sie sich hingeben oder die sie bekämpfen, auf ihren innersten Seelenzustand machen; wir sehen, wie dieser sich mischt mit der religiösen Ueberzeugung, mit deren Zweifeln und Schwankungen. Bei den Einen wird jede Untersuchung abgewiesen, entweder von einem naivkindlichen Glauben, der ihrer nicht bedarf, oder von strenger Consequenz des Charakters, mit der sich Geistesbeschränktheit und Selbstsucht verbinden; bei den Andern wird ein Geist, der einmal die Frucht vom Baum der Erkenntniß gebrochen hat und in dem Dunkel, in dem er sich befindet, redlich nach Erleuchtung ringt, unruhig hin- und hergetrieben, ohne daß er selbst weiß, wie eine angeborene oder in der Kindheit empfangene Seelenstimmung, Erfüllung oder Versagung heißer Wünsche auf diesen Kampf einwirken. Alle Wandelungen der Entwickelung erscheinen bei ihnen als das gemeinsame Product des Nachdenkens und der vom Leben bestimmten Gefühle. In der Durchführung dieser Entwickelungen, welche uns schrittweis von einem Punkte zum andern führen, hat unser Verfasser eine seltene Feinheit psychologischer Beobachtungen und Auffassungen, überhaupt eine wahre Meisterschaft bewiesen und sich als echter Dichter bewährt.

Damit ist denn auch ein großer stofflicher Vortheil verbunden. In diesen von der Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen erzeugten Einflüssen zeigt sich deutlich, wie die Frage von der Rechtfertigung ihre tief psychologische Seite hat und welche sittliche Bedeutung ihr zukommt.

Woher aber waren die Träger aller dieser Lebensschicksale und Kämpfe zu nehmen? Aus der geschichtlichen Wirklichkeit oder aus der Einbildungskraft? In Betreff der Hauptpersonen hat sich Hr. von Uechtritz für das letztere entschieden.

Ein sonst sehr scharfblickender Kritiker, von dem ich zuweilen auch da lerne, wo ich bei der entgegengesetzten Meinung bleiben muß, hat in einer kurzen Beurtheilung der ersten Abtheilungen unsers Romans es dem Verfasser als einen großen Fehler angerechnet, daß von den großen historischen Gestalten jener Zeit gar keine Rede

sei, und ihn auf Walter Scott verwiesen, der sehr wohl gewußt, was er that, wenn er die Träger seiner Principien auch unter den „historisch bekannten, allgemein zugänglichen" Personen suchte, da „im bürgerlichen und Privatleben sich die historischen Gegensätze abschwächen und verwischen", wie die deutschen Schriftsteller überhaupt sich „viel zu wenig Mühe gegeben, das große Vorbild Walter Scott's gehörig zu studiren".

Es mag sein, daß der weltberühmte Schotte mehr in seiner äußerlichen Form nachgeahmt als nach seiner innern Wesenheit studirt wird, daß er aber für den Gebrauch und die Porträtirung geschichtlicher Personen als ein großes Muster aufgestellt zu werden verdient, muß ich schlechterdings leugnen. Er hat hier zuweilen nach falschen Voraussetzungen und sehr willkürlich gezeichnet, und wer sich die große Elisabeth so vorstellt, wie sie in „Kenilworth" auftritt, ist wahrlich in einer schlimmen Täuschung befangen. Es ist mit der Vorführung historischer Personen erster Größe als Romanhelden überhaupt eine bedenkliche Sache, denn diese Gattung fodert eine Detailmalerei, welche der Bestimmtheit eines großartigen geschichtlichen Urbildes sehr leicht Eintrag thun kann, während der Dramatiker vermöge der Concentrirung, welche zum Wesen seiner Dichtungsart gehört, vor dem Scheitern an dieser Klippe geschützt ist. Sollen aber solche Heroen vollends Repräsentanten von Parteien oder Ansichten werden, wie sie der Dichter braucht, so wird ihr Bild durch die in ihm stark hervorzuhebende besondere Richtung sich von dem Totaleindruck, den die historische Wahrheit macht, noch weiter entfernen. Und der Dichter bringt sich ja selbst um die beste Wirkung der eingeflochtenen geschichtlichen Personen, wenn ihre Bilder hinter den in der Einbildungskraft des nur einigermaßen bewanderten Lesers lebenden weit zurückbleiben. Mit welchem geringen Theil ihrer Bedeutung und Wirksamkeit hätten hier etwa Luther und Karl V. auftreten können, wenn sie dem Ganzen des Romans als Kunstwerk keinen Eintrag hätten thun sollen; oder wie sehr hätte der Roman als ein organisches Ganzes gelitten, wenn jene Personen eine ihrer historischen Wichtigkeit nur einigermaßen angemessene Stellung hätten einnehmen sollen!

Wir müssen also trotz jener Kritik dem Verfahren des Verfassers vollkommen beipflichten. Es kommt aber nun freilich auf die Art der erfundenen Figuren an. Sind es Gliederpuppen, dürftig mit einem täuschenden Schein von Leben bekleidet, inwendig aber ohne Herz und Seele, bloße Behälter und Symbole abstracter Begriffe, so können sie weder erwärmen noch die Phantasie anregen, und die auf ihre Bildung verwandte Mühe hätte erspart werden können. Es wäre besser gewesen den Begriff unter seiner eigenen Gestalt, ohne Maske seine ihm natürliche Sprache reden zu lassen. Aber diesen Vorwurf wird man unserm Dichter nicht machen können. Wenn er, um Begriffe und Meinungen anschaulich zu machen, Personen gesucht und gebildet hat, so hat er sie mit dem Lebensfunken zu beseelen gewußt, sie haben Fleisch und Blut. Man sieht es ihrer bis ins Kleine und Feine gehenden Individualisirung an, daß sie mit ihrer Besonderheit leibhaftig vor seiner Seele gestanden haben.

Aber auch mit dieser Individualisirungskunst ist noch nicht Alles erreicht; es kommt noch das Verhältniß der Vergangenheit, in welcher solche Personen gelebt haben sollen, zu des Dichters eigener Zeit in Betracht. Denn die letztere hat sich zu allen Zeiten eingemischt und wird sich, da der Dichter, wenn auch nicht sein ganzes Werk, doch an seinem Werke frei schafft, immer einmischen müssen. Sonst würden wir nur ein kunstreich gelehrtes Product, kein frisches und lebendiges erhalten. Jenes Bespiegeln der Zeiten im eigenen Geist mag für den philosophischen Historiker eine Unvollkommenheit sein, aber ein Bespiegeln im ganzen Geist der eigenen Zeit ist doch wol eine Bedingung für das klare Erkennen. Für den Dichter und seine Leser vollends schweben die Gestalten der Vergangenheit in einer solchen Ferne, daß sie nicht nahe gebracht werden können ohne eine Abspiegelung, zu der doch ein Spiegel gehört. Was wir wiederfinden wollen, das ist allerdings die Denk- und Anschauungsweise der frühern Zeit, aber vermittelt durch eine Uebersetzung, wenn ich so sagen darf, in die unserer Tage. Und diese Uebersetzung, weil sie eben nicht die aus einer Sprache in die andere, sondern eine ganz innerliche, aus einer Denk- und Empfindungsform in die andere ist, ist ohne Zweifel die allerschwierigste Aufgabe des Dichters.

Und auch hier können wir nicht anstehen, unsern Verfasser für die allermeisten der von ihm erfundenen Personen die Palme zu reichen. Ihre Handlungen und deren Motive, der Ursprung und die Entwickelung ihrer Gedanken, ihre Fähigkeiten und ihre Gefühle, verschieden gefärbt nach Vaterland, Stand und Erziehung, sind immer die des 16. Jahrhunderts, zurückgestrahlt von der Auffassung des 19. Am wenigsten konnte das strenge Festhalten des frühern Zeitcharakters dem Verfasser gerade bei seinem Haupthelden, nach welchem der Roman heißt, gelingen. Denn es wird schwer, sich einen jungen deutschen Söldnerhauptmann der damaligen Zeit, einfach, wenn auch nicht ohne einige classische Schulbildung erzogen, mit der entschiedensten Richtung auf seinen Stand und das Lutherthum zu denken, welcher, sobald er nach Italien kommt, eine sichere Auffassung der fremden Lebensformen und Gedankenfärbung und ein gewandtes Eingehen auf dieselben zeigt. Die feine Motivirung, durch welche der Verfasser alle Uebergänge in der Seelengeschichte des Helden vorbereitet, reichen doch nicht hin, uns ein solches Bild dem Charakter der Zeit so entsprechend erscheinen zu lassen wie die übrigen. Ulrich von Hutten ist vermöge seines ungemeinen Geistes vollkommen begreiflich, aber die Verbreitung einer solchen Geisteselasticität auch über die mittlern Schichten der Bildung ist das Product einer viel spätern Zeit und dem 16. Jahrhundert ganz fremd.

Neben den erfundenen Personen treten auch einige historische auf, der Papst Paul III., die Cardinäle Ca-

raffa und Contarini, Ignaz von Loyola, der Vicekönig von Neapel, Don Pedro von Toledo. Diese Zeichnungen sind Ergebniß des sorgfältigsten Studiums, und was der Dichter zur weitern Ausmalung der Bilder den geschichtlich überlieferten Zügen hinzusetzt, ist mit so geschickter Hand angefügt, daß es wohl dem Historiker begegnen kann, einen von dem Dichter erfundenen Umstand für einen in irgend einer Quelle verzeichneten, ihm entgangenen zu halten. Es ist bekannt, daß Paul III. vorzüglich auf Caraffa's Betrieb ein höchstes Tribunal der Inquisition, mit den außerordentlichsten Rechten und Vollmachten versehen, errichtete. Eine geraume Zeit vor diesem verhängnißvollen Rathschlusse läßt unser Verfasser eine vertraute Berathung stattfinden unter dem Vorsitze des zwischen verschiedenen Betrachtungen und Stimmungen schwankenden Papstes, bei welcher der finstere, zornige Eiferer Caraffa und der mildsinnige Contarini die Hauptredner sind. Sie ist ein wahres Meisterstück. Wie sehr fühlt man sich da in das Innere der Dinge versetzt, in die Seele Derer, welche ihre entgegengesetzten Ueberzeugungen mit solchem Eifer vertheidigen, ihre Gründe mit ausnehmender, echter Beredtsamkeit vortragen. Kein Wort, welches auf den aufmerksamen Leser ohne Eindruck bleiben kann.

Von Deutschland geht der Roman aus und in Deutschland schließt er; den Hauptschauplatz hat der Verfasser nach Italien verlegt, und aus guten Gründen. Denn erstens ist in Italien das Reformationswerk sehr wenig in die Masse gedrungen, nirgends dauernd, nirgends ist es zur Herrschaft gelangt. Die beharrlich zum Protestantismus Uebergetretenen (was nur heimlich geschehen konnte) und die sich ihm in einigen wesentlichen Ansichten Nähernden gehörten den höher Gebildeten an. Daher auch wenig Einfluß desselben auf andere Verhältnisse stattfand, geschweige daß er wie in Deutschland in alle eingedrungen wäre. Um so innerlicher und concentrirter ist aber seine Erscheinung, und um so leichter fügt er sich den Absichten des Dichters, der ihn aus der Zerstreuung auf seinen Kern zurückführen will. Dort stand zweitens dem Streite der Confessionen eine innerlich gegen beide ganz gleichgültige Meinung gegenüber, eine heidnisch-materialistische Weltansicht, welche sich gegen die Kirche zu decken suchte, indem sie vorgab, sich vor ihrer Autorität zu beugen, um unter dem Schutze dieses leeren Bekenntnisses die Fundamentallehren des Christenthums angreifen zu können. In dieser sich vornehm dünkenden Klügelei hat sich dem Dichter ein in dem damaligen Deutschland nicht vorhandenes Analogon der in unsern Tagen auf das Christenthum mit Verachtung herabblickenden atheistischen Meinungen, welche allerdings offener zu Werke gehen als jene, dargeboten. Dagegen war es drittens auch gerade jenes christliche Dogma, worauf der Dichter das Hauptgewicht legt, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, welches in Italien der Ausgangspunkt für strebende, unabhängig forschende Geister wurde. In dem Lande, welches sich damals ganz eingesenkt hatte in die classische Bildung, für die Kunst und Weisheit Griechenlands und Roms allein noch schwärmen zu können schien, führte sie gerade jene aus den Tiefen des christlichen Bewußtseins wieder emportauchende Lehre von der alten Kirche und ihren Satzungen ab. Ein höchst merkwürdiger Umstand, der schon allein beweisen würde, daß die Spaltung über dieses Dogma seine Wurzeln keineswegs in den Spitzfindigkeiten der theologischen Schulen hatte.

Die von der Wahrheit der lutherischen Rechtfertigungslehre überzeugten Italiener waren aber über die aus ihr zu entwickelnden Folgen nicht einig. Einige waren mit den deutschen Reformatoren über die Nothwendigkeit eines vollständigen Bruchs mit dem römischen System einverstanden, Andere schmeichelten sich, daß eine von groben Misbräuchen gereinigte Hierarchie die Rechtfertigungslehre in sich aufnehmen und dadurch die äußere und sichtbare Einheit der Kirche ohne Schaden für den Geist des wahren Christenthums werde aufrecht erhalten können.

Nach beiden Seiten hin war es eine tiefe Bewegung der Geister von einer Art, wie sie nachher in Italien nie wieder stattgefunden hat. Sie ergriff die höchsten Stände bis zu den Palästen der Herrscher; fürstliche Frauen wurden von ihr fortgerissen und entzündet. Zu ihnen gehörte die Herzogin Renata von Ferrara, Tochter König Ludwig's XII. von Frankreich, welche Calvin und andern wegen ihres Glaubens Verfolgten an ihrem Hofe eine Zuflucht gewährte, bis nach dem vollständigen Siege des katholischen Fanatismus sie selbst die Reihe traf, Italien verlassen und in ihrem Vaterlande Schutz suchen zu müssen. Als es den Scheiterhaufen der Inquisition gelungen war, die freien Regungen vollkommen zu ersticken, blickten die Abkömmlinge mit einem gewissen Schauder auf die ketzerische Verstrickung ihrer Ahnen zurück, sodaß Goethe mit vollkommenem Rechte Renata's edler Tochter die Worte in den Mund legen kann:

> Was half denn uns'rer Mutter ihre Klugheit?
> Die Kenntniß jeder Art, der hohe Sinn?
> Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
> Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie todt;
> Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
> Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei. *)

Johann Wilhelm Loebell.

Deutsche Literatur und Kunst in England.

Die Anerkennung deutscher Forschung, Kunst und Literatur scheint im Auslande und namentlich in England eher noch in der Zunahme als in der Abnahme begriffen zu sein. Längere Zeit nachdem die Staël in ihrem berühmt gewordenen Buche über Deutschland und das „Edinburgh review" in einem Epoche machenden Artikel die Aufmerksamkeit des Auslandes auf die Schätze der deutschen Literatur geleitet hatten, beschränkte sich die

*) Der zweite Artikel, welchen wir demnächst nachfolgen lassen, wird namentlich eine Skizze des wesentlichen Verlaufs der Begebenheiten enthalten. D. Red.

Theilnahme der Franzosen und Engländer mehr auf unsere Classiker, während gegenwärtig sich ihre Theilnahme fast auf alle Richtungen erstreckt, in denen sich der deutsche Geist offenbart, und selbst auf literarische Erscheinungen, die es in der eigenen Heimat über einen zweifelhaften Erfolg nicht hinaus bringen konnten. Wer sich davon überzeugen will, blättere in den literarischen Wochenschriften Englands oder in den bekannten Artikeln St.-René Taillandier's in der „Revue des deux mondes". Wie so manche Namen deutscher Autoren findet man da citirt, die in Deutschland selbst außer den Kreisen der Literatenkaste kaum bekannt sind; wie manche neuerschienene deutsche Schriften werden da besprochen und zum Theil selbst empfohlen, welche durchaus ephemerer Natur sind und vor einer strengen Kritik nicht bestehen können! Ich will gern zugeben, daß manche dieser Empfehlungen in auswärtige Blätter auf Neben- und Schleichwegen hineingeschmuggelt werden. Man steht z. B. als Correspondent über deutsche Verhältnisse mit dem betreffenden Blatte in Verbindung, oder man hat einen speciellen Freund, einen eingeborenen oder eingebürgerten, in London oder Paris, der diese Empfehlung vermittelt, oder man sendet ein Exemplar seines neuesten Opus an St.-René Taillandier mit einem verbindlichen Schreiben, für welche Aufmerksamkeit dann der höfliche Franzose nicht unterläßt, sein kritisches Gegencompliment zu machen. An Betriebsamkeit, Schlauheit und, wenn es sein muß, an Zudringlichkeit fehlt es bekanntlich den deutschen Schriftstellern jüngster Generation nicht, namentlich denen nicht, welche aus jenem Stamme hervorgegangen sind, der sich aller Erfahrung nach am besten auf Handel und Wandel und auf Recommandation seiner Waare versteht. Wie viel leichter muß es fallen (vorausgesetzt daß man die richtigen Kanäle kennt), den Redacteur eines englischen oder französischen Blattes hinter's Licht zu führen, da sich ja urkundlichermaßen auch deutsche Redacteure nicht selten dupiren lassen.

Aber auch schon das bloße Factum, daß solche Empfehlungen nur den Eingang in englische Journale finden können, spricht dafür, daß der literarische Verkehr ein sehr inniger geworden ist. Ihre Aufnahme kann doch nur auf der Voraussetzung beruhen, daß das englische Publicum ihnen Beachtung schenken und sie lesen werde. Und wie viel andere deutlichere Zeichen gibt es nicht, welche von dieser gesteigerten Theilnahme der Briten an allen Manifestationen des deutschen Geistes und Kunstsinns Zeugniß ablegen! Man hört in England wol italienische und französische Musik, aber mit wirklichem Eifer, mit tieferer Sympathie pflegt man nur die deutsche, und zwar die specifisch deutsche, von Händel bis auf Beethoven, Spohr und Mendelssohn, sodaß selbst alle mehr italisirenden und französirenden deutschen Meister nur ein vorübergehendes Gehör und allenfalls offene Ohren, aber keine offenen Herzen finden. (Die ausschließlichen Verehrer der deutschen Musik pflegt man auch wol scherzweise die „Deutsche Legion" zu nennen, wie wir hier beiläufig bemerken.) Auf der Weltindustrieausstellung erkannte man in manchen deutschen Producten — so wenig auch für deren wirkungsreiche Anordnung und Aufstellung geschehen war und so sehr man auch einen durchgehenden nationalen Charakter an ihnen vermißte — doch einen sehr bemerkenswerthen und zum Theil überraschenden Fortschritt und in einzelnen Artikeln den Stempel der technischen Vollkommenheit, während man den Gegenständen der reinen Kunst willig die Priorität vor den englischen zugestand. Man hat es wagen dürfen, in letzter Zeit eine permanente Ausstellung deutscher Bilder in London zu eröffnen, und obschon sie keine Meisterwerke ersten Rangs enthielt, erkannte man doch gleich anfangs in diesen Bildern das Wehen eines gewissen, eigenthümlich deutschen Geistes, durch das man sich freundlich und eigenartig angesprochen fühlte. In noch höherm Grade hat sich aber die deutsche Malerei und Sculptur auf der dubliner Ausstellung Preis und Anerkennung zu erringen gewußt. Von den großen Cornelius'schen, Kaulbach'schen, Schnorr'schen und Heß'schen Wandmalereien erzählen die von ihrer „großen Tour" zurückkehrenden Briten ihren Landsleuten daheim Wunderdinge, wennschon sie auch ihre Ausstellungen machen und an denen von Cornelius die mangelhafte Farbengebung, an denen von Kaulbach das zu weit getriebene symbolisch-allegorisch-philosophische Element tadeln, welches den Beschauer in dunkle Räthsel verwickele, die er ohne Commentar nicht lösen könne. Jedenfalls steht das Factum fest, daß man bei der Ausstattung des neuen Parlamentsgebäudes mit Fresken den Rath des Altmeisters Cornelius einzuholen für nöthig fand. Endlich ist hier noch des deutschen Theaters zu gedenken, welches bereits, wenn auch bei abnehmender allgemeiner Theilnahme, doch bei gesteigerter der Kritik, seine zweite Saison in London ehrenvoll bestanden hat. Shakspeare's Meisterwerke, in der Hauptstadt Englands von deutschen Schauspielern in einer Sprache aufgeführt, welche zu Shakspeare's Zeiten noch für barbarisch galt — das grenzt in der That ans Wunderbare!

Am meisten Beachtung finden und am öftersten übersetzt werden freilich fortdauernd die epochemachenden deutschen Schriften wissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen, theologischen oder philologischen Inhalts. Auf das Studium der deutschen philosophischen Systeme und auf Aneignung und Wiedergabe der dahin einschlagenden deutschen Schriften läßt sich dagegen der Brite nicht gern ein, und wenn er darauf zu sprechen kommt, so geschieht dies, wenn auch nicht in einem Ton der Geringschätzung und Verachtung, doch in dem der Verwunderung über ein Volk, welches sich in die Wolken verliert und dort Luftschlösser baut, statt das Haus, in welchem es auf Erden wohnt, fest zu gründen und sich behaglich darin einzurichten. Der Engländer, der Mann der Sachlichkeit und praktischen Erfahrung, will überall etwas Handgreifliches und würdigt die Arbeiten des Geistes zunächst nach dem praktischen Nutzen, den sie abwerfen. Die bloße Dialektik und die rein speculative Philosophie erscheinen ihm als ein Unding, und er begreift gar nicht, was man daran für Freude haben könne, zumal er wahrnimmt, daß wir von

all unserer philosophischen Speculation (die sich ja jetzt auch in Deutschland erschöpft hat, indem sie bis zu ihrer äußersten Grenze und über diese hinaus vorgeschritten ist) keinerlei Nutzen gezogen haben, welcher mit der darauf verwandten geistigen Arbeit in irgend einem Verhältniß stände. Er läßt daher die deutschen Philosophen Philosophen sein und beschäftigt sich um so lebhafter mit den Arbeiten der Humboldt, Buch, Liebig u. A., die vielleicht in England allgemeiner und gründlicher gewürdigt sind als in ihrem eigenen Vaterland. Nach dieser Richtung hin haben noch in neuester Zeit die kühnen und folgenreichen Entdeckungsreisen von Leichardt, Schomburgk, Barth, Overweg u. A. wesentlich dazu beigetragen, die Achtung der Engländer sowol vor deutscher Forschung als deutscher Thatkraft und deutscher Unternehmungslust um ein Bedeutendes zu erhöhen und deutschen Arbeiten auf diesem Gebiet gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Selbst den Fahrten von Ida Pfeiffer folgt man mit Theilnahme, und auch Gerstäcker's Reisen haben ihren Uebersetzer gefunden. Reichenbach's Untersuchungen über den Magnetismus sind von Gregory ins Englische übertragen worden.

Weniger Beifall findet im Allgemeinen die deutsche Geschichtschreibung, namentlich aber soweit sie die deutsche Geschichte selbst betrifft, die überhaupt in ihrer Unklarheit und Zerrissenheit für Nichtdeutsche wenig Interesse zu haben scheint, einzelne Perioden, z. B. die der Reformation, und die Thaten einzelner großer Männer, z. B. Friedrich's des Großen, ausgenommen. Die höchste Achtung unter den deutschen Geschichtschreibern genießt in England wol Niebuhr, dessen historische Schriften sämmtlich übersetzt, sogar mehrfach aufgelegt worden sind und bei der Theilnahme, welche man diesem scharfsinnigen und kühnen historischen Forscher widmet, Aussicht auf noch weitere Auflagen haben.*) Nächst ihm erfährt Ranke in England die meiste Berücksichtigung, indem seine historischen Schriften fast alle bald nach ihrem Erscheinen übersetzt zu werden pflegen. In jüngster Zeit sind auch Dahlmann's „Leben des Herodot", R. Pauli's „Leben Alfred's des Großen" (von B. Thorpe) und Gervinus' bekannte Schrift unter dem Titel „Gervinus' introduction to the history of the 19th century" ins Englische übertragen worden. Das deutsche Professorenräsonnement gefällt übrigens in England im Allgemeinen nicht sehr, weil man dort in die historischen Möglichkeiten viel gründlichere Einsicht hat und den in deutschen Schriften dieser Art spukenden doctrinären Ton überhaupt nicht liebt. Aber man hat Achtung vor Gervinus, namentlich seiner literarhistorischen Verdienste wegen, und die für den Engländer ganz unfaßliche Anklage, unter welche seine Schrift gestellt wurde und von welcher das „Athenaeum" sagt: „This document is a sad humiliation for intellectual Germany", war ganz vorzüglich geeignet, die Sympathie britischer Männer für Gervinus zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit auf die verfolgte Schrift zu leiten. Unter den Kirchenhistorikern ist namentlich Neander, und gewiß mit vollstem Recht, derjenige, dessen Arbeiten am meisten geschätzt werden. Die Uebersetzung seiner großen Kirchengeschichte ist jetzt mit dem achten Bande vollständig erschienen. Memoiren im Sinne der englischen und französischen sind in Deutschland selten und meist ohne große Bedeutung für die Geschichtschreibung. Wenn sie auch nicht in gleichem Maße wie die französischen von fingirten und darum schädlichen Anekdoten wimmeln, so entbehren sie einerseits meist der geschmackvollen Anordnung und Stilisirung, wodurch jene sich auszeichnen, andererseits aber auch des oft höchst bedeutenden historischen Materials, womit die englischen ausgestattet zu sein pflegen. Doch sind Müffling's und Görgei's Memoiren, die beide so manche interessante Aufschlüsse, erstere namentlich auch über die Schlacht von Waterloo, enthalten, in englischer Sprache und die erstere selbst in zweiter Auflage erschienen.

Unter den neuern deutschen Kunstschriftstellern und Kunstkritikern genießen namentlich Kugler und Waagen großen Ruf in England, und man beruft sich auf Beide häufig als Autoritäten, deren Urtheil maßgebend sei. Dies wundert uns nicht; denn in Betreff der Malerei und der bildenden Künste (sobald sie über das Genre, die Landschafts- und namentlich die Thiermalerei hinausgehen) ist der Geschmack der Engländer nicht der beste und gesündeste, und es ist daher klar, daß sie zu den Kunstprincipien, wie sie von Winckelmann festgestellt und dann, wenn auch unter Modificationen, von der spätern deutschen kritischen Schule adoptirt wurden, ihre Zuflucht nehmen. Gegen die Urtheile französischer Kunstkritiker ist der Engländer sehr auf der Hut, weil er weiß, daß sie bei einzelnen geistreichen Lichtblitzen doch an Oberflächlichkeit und nationaler Einseitigkeit zugleich kranken. Waagen's Werk über die Kunstschätze in England wird nächstens in englischer Uebersetzung erscheinen (bei Murray), unter Mitwirkung des dem Autor befreundeten Sir Charles Eastlake und seiner Gattin. Das „Athenaeum" scheint es Waagen fast übelzunehmen, daß er das Werk nicht ursprünglich englisch geschrieben habe, da Waagen doch das Englische fertig und besser spreche als die meisten seiner deutschen Landsleute. In letzterer Zeit hat man auch dem alten Märchenschatze der Deutschen und der deutschen satirischen Volkssage eine erhöhtere Aufmerksamkeit gewidmet, und sowol die von Grimm gesammelten Märchen als auch der „Reineke Fuchs" (und letzterer zwar mehrfach und in Begleitung von Illustrationen) sind ins Englische übertragen worden. Die Vorliebe für „Reineke Fuchs" schreibt sich wol von der großen londoner Ausstellung her, auf welcher sich von der Hand eines stuttgarter Künstlers ein Kunstwerk befand, das, die Hauptscenen jenes Thierepos darstellend, mit ungemeinem Beifall begrüßt wurde.

Den untrüglichsten Maßstab für die Theilnahme, welche

*) Soeben erst erschien in zweiter Auflage und in drei Bänden in London: „Niebuhr's life and letters. With selections from his minor writings. Edited and translated by *Susannah Winkworth*. With essays on his character and influence, by the Chevalier *Bunsen* and professors *Brandis* and *Loebell*."

die Literatur eines Volks im Auslande findet, gibt jedoch die Anerkennung und Aufmerksamkeit, welche man den poetischen Producten jenes Volks widmet. Wäre ein Werk von der Bedeutung des „Kosmos" und aus der Feder eines Gelehrten von dem Namen Humboldt's in türkischer Sprache erschienen, so würde trotzdem ein solches Werk Eigenthum aller Literaturen und in alle europäische Sprachen übersetzt worden sein. Auch wollen wir keine große Bedeutung darauf legen, daß Schriften wie Hufeland's „Makrobiotik" erst jüngst in englischer Bearbeitung erschienen („Hufeland's art of prolonging life", von Erasmus Wilson übersetzt), oder daß die in der Buchhändleranzeige als Sonntagslecture empfohlenen Krummacher'schen „Parabeln" oder Kinderschriften von Hoffmann, Verfasser des trefflichen „Struwwelpeter" (z. B. eben erst „King Nut-cracker", von J. R. Planché), sämmtlich ins Englische übersetzt worden sind, obschon man daraus doch immer auf eine große, eine Menge von Federn in Bewegung setzende Verbreitung deutscher Sprache in England schließen darf. Was speciell die wissenschaftliche Forschung betrifft, so ist diese wesentlich kosmopolitischer Natur, und es darf gerade nicht sehr Wunder nehmen, daß, was das eine Volk auf diesem Gebiete leistet, von andern auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Völkern ihrer Sprache einverleibt wird. Wenn aber das Ausland die Dichterwerke einer Nation, in denen sich die eigenartigste Anschauung, das tiefste Gemüths- und Phantasieleben dieser Nation und zugleich ihre Fähigkeit, den Gesetzen höherer Schönheit genugzuthun, sich offenbart, wenn diese nicht blos von wenigen Liebhabern und Sprachkennern in der Ursprache gelesen werden, sondern wenn man sie würdig hält, in den Sprachen des Auslandes reproducirt zu werden, und wenn sogar talentvolle Männer darin wetteifern, die Reproduction dieser Werke auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen, dann erst kann von einer universellen Bedeutung die Rede sein, welche die Nationalliteratur eines Volks für die Welt erlangt habe. Und zu dieser universellen Bedeutung hat sich die deutsche Literatur wirklich hinaufgeschwungen, trotz der Hindernisse, welche die eigenthümlichen Schwierigkeiten im Bau der deutschen Sprache dem Ausländer entgegenstellen (obschon ich allerdings Engländer kennen gelernt habe, die deutsch mit Vorliebe und sogar lieber als ihre Muttersprache redeten, und sogar einen Franzosen). Kein französisches Dichtwerk und kaum ein englisches, etwa Shakspeare's Tragödien und Byron's „Childe Harold" ausgenommen, ist in gleichem Grade Universaldichtung geworden wie Goethe's „Faust", und Bürger's „Lenore" wie Goethe's „Werther", „Götz von Berlichingen" und „Wilhelm Meister" sind von den wirklich Gebildeten aller Nationen gekannt und gelten als typisch. Aehnlich verhält es sich mit manchen Dichtungen Schiller's, hierunter namentlich auch das „Lied von der Glocke". Die Zahl der Reproductionen des „Faust" in englischer Sprache beläuft sich gewiß bereits auf ein Dutzend und mehr; auch Bürger's „Lenore" und die vorzüglichern lyrischen Gedichte Schiller's und Goethe's sind wiederholt, zuletzt noch von Edgar Alfred Bowring, ins Englische übersetzt worden. Daß Kotzebue's Theaterstücke in Nachahmungen und Uebersetzungen auf allen europäischen Theatern spuken, selbst in Portugal und Italien, will ich nur beiläufig erwähnen; bedeutungsvoller aber ist, daß man sich sogar an den selbst für Deutsche nicht selten schwierigen Jean Paul gewagt, und daß einer der berühmtesten neuesten Prosaisten Englands, Th. Carlyle, dessen Schriften mit Citaten aus Goethe, Jean Paul, Schiller, Fichte und Novalis angefüllt zu sein pflegen, seinen Stil zum Theil nach Jean Paul gebildet hat. Zu den deutschen Dichtungen älterer Zeit, deren Nennung jedem Gebildeten in der Welt geläufig ist, gehören Klopstock's „Messiade" und Wieland's „Oberon", beide seiner Zeit in alle europäische Sprachen übersetzt. Kant's Einfluß auf die Umgestaltung der philosophischen Begriffe aller Völker ist bekannt, und als Kritiker, Kunstkenner und Literarhistoriker werden Winckelmann, Herder, Lessing (namentlich dessen „Laokoon"), ferner aus neuerer Zeit Tieck höchlichst geschätzt.

Noch jüngst gab Samuel Lucas eine Schrift „History as a condition of social progress" (eine in der Philosophical institution zu Bristol gehaltene Vorlesung) heraus, in der es unter Anderm in Bezug auf Herder heißt: „Vico's scienza nuova wurde selbst in ihren Elementen so lange nicht verstanden, bis endlich der Deutsche Herder den Gegenstand derselben in einer zusammenhängenden Form als den zugleich ästhetischen, intellectuellen und moralischen Fortschritt des Menschengeschlechts von dessen Beginne an darlegte. Seit dem Werke Herder's waren die Beiträge zu dieser neuen Wissenschaft so zahlreich, daß wir in Verlegenheit kommen würden, wenn wir auch nur sie zu nennen versuchen wollten. Lessing, Creuzer und Hegel in Deutschland, Michelet, Cousin und Compte in Frankreich haben sie in verschiedenem Sinne behandelt."

Mit welchem Anstande, mit welchem Ernst und liebevollem Eingehen in die Sache benahm sich die englische Kritik (wie man dies unter analogen Verhältnissen der deutschen schwerlich nachzurühmen haben würde) gegenüber den Leistungen der deutschen Schauspielergesellschaft in London! Wie schonend sprach sie sich über die mancherlei Mängel aus, welche diese Truppe ohne Zweifel gehabt haben wird, und wie ermunternd und anerkennend über ihre bessern Leistungen! Die Anwesenheit der deutschen Schauspieler in London hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, eine gerechtere Würdigung Schiller's, namentlich einiger seiner bisher dort weniger geschätzten Stücke zu begründen. Unter Schiller's Dramen war bisher und namentlich seit seiner gelungenen Bearbeitung durch Coleridge „Wallenstein" in England am meisten geschätzt und anerkannt, in einem Grade, daß das „Edinburgh review" vor einiger Zeit „Wallenstein" das seit Shakspeare erschienene größte Drama nannte und ein anderer Kritiker Schiller dem großen Briten gleichstellte, abgesehen vom Humor, welcher bei Schiller sich nur zu sehr

vermissen lasse; an den „Räubern" misfielen die mancherlei groben Verstöße gegen den in England so viel geltenden gesunden Menschenverstand; an „Fiesco" und „Cabale und Liebe" erkannte man das darin sprudelnde geniale Feuer willig an, aber beide Dichtungen, wie selbst „Don Carlos", gewährten den Briten keinen reinen Genuß; an „Maria Stuart", einer der durchgearbeitetsten Compositionen Schiller's, misfiel den Briten der Mangel an tieferm historischen Sinn und die Parteilichkeit, womit der Dichter ihre große Königin Elisabeth gegen Maria von Schottland in Schatten zu stellen gewagt hatte; auch „Die Jungfrau von Orleans" konnte es zu keiner ungetrübten Anerkennung bringen, weil sie vielfach das Nationalgefühl der Briten verletzte. Am wenigsten (vergleichsweise) gekannt waren bisher „Wilhelm Tell" und „Die Braut von Messina". Beide an Schönheiten so reiche Dichtungen sind von den deutschen Schauspielern dem englischen Publicum vorgeführt worden, und das Wagniß gelang vollkommen. „Wilhelm Tell" entzückte das Publicum. Das „Athenaeum" sagte bei diesem Anlaß:

Wir sahen die Deutschen am liebsten in ihren eigenen Stücken. Hier befanden sie sich auf ihrem heimatlichen Boden, und auf diesem können sie das Urtheil der Welt herausfodern. Als Wilhelm Tell z. B. war Devrient, wahrhaft groß. Der Vergleich zwischen dieser weltberühmten Dichtung Schiller's und Sheridan Knowles' fünfactigem Melodrama auf unserer eigenen Bühne dürfte für Viele lehrreich gewesen sein. Das Sujet ist dasselbe, aber wie verschieden die Behandlung!... In Schiller's Dichtung ist unbestrittene, in volle Wirkung gesetzte, genau abgewogene und in einem unvergänglichen Werke verkörperte dramatische Kunst. Dessoir, der den Geßler darstellte, erschien wie ein historisches Porträt des Mannes. Die ganze Darstellung war ein Triumph. Selbst die Versammlung auf dem Rütli, von der wir uns einiger Langeweile versahen, bewies sich als im hohen Grade wirksam und wurde verdientermaßen mit großem Beifall aufgenommen. Aber der letzte und größte Triumph war der „Braut von Messina", Schiller's classischer Tragödie mit Chören, worin er die deutsche dramatische Kunst zur Rivalin der griechischen zu machen bestrebt war, vorbehalten. In diesem Stücke nehmen sich seine Charaktere wie Personen aus, die soeben von ihren Piedestalen herabgestiegen sind.... Begierig, mit Sophokles zu wetteifern, hat Schiller in seinem Drama die größten Effecte der Griechen concentrirt.

Das „Athenaeum" geht nun in eine kurze Analyse des Stücks ein und fährt dann fort:

Diese Elemente, von denen jedes das andere neutralisirt, tragen nur dazu bei, jene Ruhe über die Handlung zu verbreiten, welche jedem Charakter einen breiten Raum zur Entfaltung einer zugleich rhetorischen und poetischen Declamation gestattet, die, je näher der Katastrophe, immer mehr sich zu einem tragischen Pathos erhebt, das in seiner Wirkung ebenso groß als in seiner Auffassung erhaben ist. Solch ein Werk ist das Werk eines Veteranen der Poesie, dem alle Hülfsquellen eines solchen zur Verfügung stehen. Die Darstellung war durchweg ausgezeichnet.... Hätten die Deutschen nur diese eine Neuigkeit zur Darstellung gebracht, so würden sie uns damit ein großes Geschenk gemacht haben. Jedenfalls war diese Aufführung der krönende Abschluß einer Reihe würdiger Bestrebungen.

Wir führen dieses Urtheil namentlich als Beweis an, mit welchem richtigen Instinct und gesundem Urtheil die englische Kritik den poetischen Werth und den tragischen Gehalt eines Dramas zu erkennen weiß, welches in einer Form und nach Grundsätzen bearbeitet ist, die von den sonst für das moderne Drama üblichen so abweichend sind. Wer, wie wir in frühern Jahren einmal in Berlin, das Glück hatte, einer vollendeten Darstellung der „Braut von Messina" beizuwohnen, wird zugeben, daß unter den Schiller'schen Dramen gerade diese Tragödie den tiefsten, ungetrübtesten und nachhaltigsten tragischen Eindruck im Gemüthe des Beschauers zurückläßt, bei diesem die Stimmung und die Eigenschaften vorausgesetzt, welche zur Aufnahme dieses Eindrucks nöthig sind. Aus der Vorführung Shakspeare'scher Dramen durch die deutschen Schauspieler erkannten die Engländer wenigstens, daß sie den großen britischen Dichter eigenthümlich aufzufassen gelernt und sich in ihn hineingelebt haben, obschon diese Auffassung vielfach gegen die Traditionen der altenglischen Bühne verstieß und nicht immer Zustimmung fand. Aehnlich würde es ja wol uns gehen, wenn eine englische Schauspielertruppe uns die Gebilde deutscher dramatischer Dichter vorführen wollte. Inzwischen erhielten die Briten dadurch Gelegenheit, in die Meisterschaft, womit Schlegel uns einige der Hauptwerke Shakspeare's, namentlich den „Hamlet" mundrecht gemacht hat, wie in die Geistes- und Sprachenverwandtschaft zwischen Briten und Deutschen einen tiefern Einblick zu gewinnen, der ihnen Erstaunen abnöthigte.

Wir haben jetzt keine so universellen Dichter und Autoren mehr, die wie Klopstock und Lessing, Herder und Wieland, Schiller und Goethe (jeder in seiner Weise) die Culturentwickelung Deutschlands und dadurch, daß sie zugleich die allgemeinern und höhern Interessen der Menschheit anbauten, auch diejenige Europas mit bestimmen halfen. Seit jenen Classikern ist kaum eine Dichtung in Deutschland aufgetaucht, welche es zu einer allgemein europäischen Bedeutung gebracht hätte. Die großen, das Feld der Menschheit selbst befruchtenden Ideen sind seitdem immer mehr in den Hintergrund getreten; die Specialitäten, die individuellen Capricen, die Interessen dieser oder jener literarischen Coterie dagegen drängten sich in den Vordergrund, und so Schönes, Geistreiches und Poetisches auch in dieser oder jener Richtung noch geleistet wurde, so war die Richtung doch meist eine zu beschränkte und einseitige oder capriciös phantastische, um in den Kreis der „Weltliteratur" mit einzutreten. Dahin gehören namentlich auch die Producte der romantischen Schule, und selbst Ludwig Tieck konnte es als Dichter in England zu keiner allgemeinen Anerkennung bringen, so sehr man auch seine Arbeiten über Shakspeare und die altenglische Bühne schätzte. Seine „Genoveva", sein „Octavian", „Fortunat" und andere Dichtungen ähnlicher Gattung sind aus Elementen gemischt, für die der Engländer kein Verständniß besitzt. In höherm Grade sprachen seine Novellen und das Fragment des Cevennenkriegs an; aber auch sie vermochten sich in England nicht heimisch zu machen. Auch in England hat man ihm nach seinem Tode Nachrufe gewid-

met, aber ihm und seiner Schule im Allgemeinen Mangel an wahrem Lebensgehalt und psychologischer Wahrheit und einen Ueberfluß an Phantastik und Formenbuntheit vorgeworfen. Einzelne Verehrer zählt auch Tieck in England und zwar zumeist unter dem weiblichen Geschlecht. So enthielt bald nach seinem Tode das „Athenaeum" von seiner durch E. von Bülow ans Licht geförderten frühesten Dichtung „Die Sommernacht" eine rhythmische Bearbeitung aus der Feder einer Dame, und noch jüngst brachte das „British Quaterly review" über ihn einen ausführlichern Artikel. Populärer wurden in England — obschon auch nur vorübergehend und nicht in dem Grade wie in Frankreich — Callot-Hoffmann's phantastische Novellen und namentlich Chamisso's „Schlemihl", welchen Cruikshank mit berühmt gewordenen Zeichnungen ausstattete. Von W. Alexis ist außer dem pseudo-Walter-Scott'schen „Walladmor" auch (wenn ich nicht irre) der „Roland von Berlin" ins Englische übersetzt worden, und es ist richtig, daß manche Partien in diesem trefflichen Romane in englischem Geiste gearbeitet sind; begreiflicherweise vermag sich aber der Brite für die Zustände und Details Alt-Brandenburgs nicht so lebhaft zu interessiren wie wir für die Zustände und Details Alt-Schottlands und Alt-Englands.

Es ist jedoch nicht meine Absicht, hier alle deutschen Schriften und Dichtwerke, welche im Laufe der letzten Decennien ins Englische übersetzt wurden oder mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit fanden, aufzuzählen; ich will mich von hier ab vielmehr nur darauf beschränken, namhaft zu machen, was etwa seit Anfang dieses Jahres in dieser Hinsicht in England geschehen ist. Daß man fortdauernd auf Deutschland seine Blicke gerichtet hält, das zeigt sich auch bei einem nur flüchtigen Durchblättern der englischen Journale. Kaum geht eine Nummer der vierteljährlichen Reviews und der literarischen Wochenschriften vorüber ohne eine Besprechung deutscher Werke, und das „Westminster review" hat sogar eine stehende Rubrik „Contemporary literature of Germany". In letzter Zeit hat namentlich Vehse's an drastischer Unterhaltung reiches, wenn auch ohne höhern historischen Sinn compilirtes Werk über die Höfe Aufmerksamkeit erregt, und zahlreich sind die Auszüge, welche die Blätter zur Kurzweil englischer Leser daraus mittheilen. Unter den mehr in das Gebiet der Dichtung einschlagenden Schriften haben namentlich Berthold Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten" Glück gemacht, weniger wol ihres dichterischen Werths wegen als infolge der Sittenschilderungen aus dem Leben eines den Engländern bisher ziemlich ferngerückten Volksstamms und der saubern und liebevollen Detail- und Genremalerei, wie sie der Engländer vorzugsweise liebt und wie sie häufig in von Engländern selbst verfaßten Schriften über Deutschland gefunden wird, von welchen letztern wir aus neuester Zeit namentlich folgende nennen: „Chamois-hunting in the mountains of Bavaria", von Charles Boner; „Home-life in Germany", von Ch. L. Brace; „The art student in Munich", von Anna Mary Howitt, und „Pictures of Nuremberg and rambles in the hills and valleys of Franconia", von J. H. Whitling (zwei Bände, mit Kupferstichen). Eben diese Detailmalerei hat Stifter's Skizzen und Hackländer's Erzählungen den Beifall der englischen Kritik erworben. Des Erstern „Bunte Steine" wurden im „Athenaeum" sehr günstig beurtheilt, während in demselben Blatte Hackländer's „Eugen Stillfried" nicht dieselbe günstige Beurtheilung fand wie seine frühern Sachen. Das „Athenaeum" gestand zwar auch dieser Erzählung ein nicht unbedeutendes novellistisches Talent zu, rückte ihm aber eine große Flüchtigkeit vor und erklärte sich dabei überhaupt gegen die jetzt grassirende Fabrikationsweise des aus Frankreich stammenden Feuilletonromans, gegen dieses bruchstückartige Arbeiten in Capiteln, die dann brühwarm an eine Zeitung wandern, um zuletzt aneinander geheftet als Buch zu erscheinen. Inconsequenzen, Auslassungen, Wiederholungen, Mängel und Widersprüche in der Charakteristik seien dann die nothwendige Folge einer so hastigen Fabrikationsweise. Ferner fanden im „Athenaeum" in letzter Zeit noch Franz Rösler's „Deutsche Rechtsdenkmäler", Hinrichs' Buch über die Könige und Bodenstedt's Uebersetzung des poetischen Nachlasses von Michael Lermontoff Beachtung und Anerkennung. Es verdient hierbei hervorgehoben zu werden, daß die Engländer ihre Kenntniß der dänischen, schwedischen, russischen und ungarischen Literatur vorzugsweise aus dem Deutschen schöpfen, was als ein Beweis dienen mag, daß die deutsche Sprache vorzüglich berufen sei, die vermittelnde Sprache der Welt zu werden, oder Das für den literarischen Verkehr, was die französische für den conversationellen ist. Diese Bedeutung wird sie im Laufe der Zeit in immer noch höherm Grade erhalten, da keine so wie sie geschickt ist, sich den Eigenthümlichkeiten und selbst Eigensinnigkeiten aller vorhandenen Sprachen wie den verschiedensten Dichtformen anzuschmiegen und mit der Form auch den Geist derselben wiederzugeben. Ferner möge hier erwähnt sein, daß von den deutschen Reisewerken mehr unterhaltender Gattung, außer den Gerstäcker'schen, auch Jermann's Gemälde aus Petersburg und Rochau's italienische Reise ins Englische übersetzt worden sind, daß ein nicht weniger als zwei Bände umfassendes Werk über deutsche Musik („On music in Germany", von H. C. Chorley) angekündigt ist, und daß ein Deutscher, Otto Wenckstern, eine Auswahl Goethe'scher Maximen unter dem Titel „Goethe's opinions on the world, mankind, literature, science and art" herausgegeben hat. Im Ganzen sind jedoch diese Sammlungen aphoristischer Gedanken in England nicht so beliebt wie bei uns, und wennschon die englische Kritik zugibt, daß viele dieser Goethe'schen Sprüche ebenso treffend als gehaltreich seien, so behauptet sie auf der andern, daß manche derselben zu sehr aus dem Zusammenhange gerissen und dabei in eine so zweifelhafte und zweideutige Phraseologie gewickelt seien, daß man in Verzweiflung gerathe, wenn man angeben solle, was Goethe eigentlich damit habe sagen wollen. Ohne Zweifel wird auch das unfreiwillige Exil so mancher geistreichen

und talentvollen Deutschen dazu beitragen, die Liebe zu deutscher Kunst, Dichtkunst und Wissenschaft in weitern Kreisen zu verbreiten. Wir erinnern in dieser Hinsicht nur an Kinkel's und Ruge's öffentliche Vorlesungen. Auch erscheint seit kurzem in London ein deutsch geschriebenes Literaturblatt: „Das deutsche Athenäum", von dem bereits mehre Nummern erschienen sind. Doch wagen wir auch für dieses „Deutsche Athenäum", insofern es nicht bereits eingegangen ist, kein günstigeres Schicksal zu hoffen, als frühern ähnlichen Unternehmungen zutheil geworden ist. Sind doch auch in Deutschland selbst erscheinende Literaturblätter, denen reiche materielle und geistige Kräfte zur Verfügung stehen, nicht selten nur mit Opfern zu erhalten.

Schon aus Obigem wird hervorgehen, daß die Theilnahme der Engländer, was wenigstens die mitzeitigen Dichter betrifft, sich nicht vorzugsweise den höhern Gattungen der Poesie zuwendet. Goethe und Schiller nehmen in dieser Hinsicht auch jetzt noch fast allein die Theilnahme in Beschlag; es sind dies unbestrittene Autoritäten, und nirgends beugt man sich vor Autoritäten mehr als in England. Sonst gibt man, wie oben schon bemerkt, den Genredarstellungen aus dem häuslichen Leben der Deutschen, den kleinern Dorf- und Stadtgeschichten den Vorzug. Der zeitgenössische deutsche Roman und das zeitgenössische deutsche Drama höhern Stils scheinen im Allgemeinen sehr wenig in England zu interessiren. Die Gräfin Hahn-Hahn hat wol einige Aufmerksamkeit in England gefunden, aber mehr als Gräfin und mehr mit ihren schildernden Reiseschriften als mit ihren Romanen. Man kann freilich zugeben, daß die Engländer im Roman — was wenigstens seine wesentlichsten Erfodernisse: Lebenswahrheit und gesunde Realität betrifft — uns gegenwärtig bedeutend überlegen sind; dies ist aber im Drama, wenigstens im höhern, keineswegs der Fall; und immer Shakspeare ausgenommen, dem wir dann wieder Goethe und Schiller gegenüberstellen können, haben die Engländer einer Reihe solcher immer achtungswerther dramatischer Dichter, wie Tieck, Heinrich von Kleist, Grillparzer, Grabbe, Raupach, Friedrich Halm, Immermann, Hebbel, Gutzkow, Mosen u. A., keine gleichbedeutenden gegenüberzustellen, trotz Shelley's „Cenci", Byron's „Sardanapal", Talfourd's „Jon" und Bulwer's „Dame von Lyon". Dennoch ist mir in diesem Augenblicke kein einziges seit Goethe und Schiller gedichtetes deutsches Drama höherer Gattung in Erinnerung, welches zu übersetzen oder auch nur sich lebhaft dafür zu interessiren und es der Aufmerksamkeit der Lesewelt lebhaft zu empfehlen man sich in England gedrungen gesehen hätte, und selbst Byron's Bemerkung über Grillparzer: „der Name dieses Dichters sei zwar kaum auszusprechen, aber künftige Jahrhunderte würden ihn doch auszusprechen lernen müssen" (Byron hatte damals gerade bei seinem Aufenthalt in Italien Grillparzer's „Sappho" in einer italienischen Uebersetzung gelesen), selbst diese Empfehlung seiten einer von den Briten so hoch gehaltenen Autorität hat nicht vermocht, Grillparzer's Namen in England zu einem gefeierten und seine Dichtungen zu gelesenen oder vielgenannten zu machen.

Größerer Theilnahme hat sich dagegen fortdauernd und auch in jüngster Zeit die deutsche Lyrik zu erfreuen gehabt; namentlich sind viele Uhland'sche Balladen und Lieder, für deren Verbreitung freilich auch der Vortrag deutscher Gesangskünstler mit wirksam war, in das Englische rhythmisch übertragen worden, und während Heine's prosaische Schriften und Spottgedichte ihrer Mehrzahl nach gegen die englischen Begriffe von Sitte und Decenz zu sehr verstießen, um jenseit des Kanals Beifall zu erhalten, haben manche seiner zartern und reinern Lieder in England Verehrer und Uebersetzer gefunden. Die deutsche Gesangsweise ist selbst nicht ohne Einfluß auf die Art und Weise englischer Lyriker geblieben. Dieser Einfluß läßt sich namentlich bei dem Amerikaner Longfellow spüren, der auch mehre Freiligrath'sche Dichtungen in seine Heimatsprache übertragen hat. Aus dem Bereich des jüngstdeutschen Modegenres, des lyrisch-epischen, verliert sich wol auch hier und da eine Notiz in englische Blätter, und das „Athenaeum" theilte sogar einige Stellen aus Roquette's Erstlingsdichtung in rhythmischer Uebertragung mit; indeß ist dies nur ein der Himmel weiß durch welche besondern Umstände veranlaßter Ausnahmefall. Es ist bekannt, daß vorzugsweise englische Damen die deutsche Dichtung und Belletristik in ihren Schutz genommen haben und dafür bemüht sind, sie ihren Landsleuten zuzumitteln. Erst jüngst hat eine englische Dame, die in Steinbruck bei Chur in Graubündten lebende Miß Mary Anne Burt, eine Auswahl deutscher Gedichte und Balladen in metrischer Form nachgebildet und sie unter dem Titel „The German Parnassus; specimens of the choicest lyrical compositions of the most celebrated German poets" (zwei Bändchen, Chur 1853) erscheinen lassen. Einige der Sammlung als Vorrede beigegebene Bemerkungen der Herausgeberin dürften auch für Deutsche nicht ohne Interesse sein. Den Zweck ihrer Sammlung gibt sie in folgenden Worten an:

> Obschon das Studium deutscher Literatur und Sprache jetzt in England so allgemein fashionabel geworden ist, so sind doch vergleichsweise nur wenige Personen der Art darin eingeweiht, um im Stande zu sein, den Geist einer an lyrischen Erzeugnissen so reichen und mannichfaltigen Literatur zu würdigen. Ich hoffe daher, daß diese Bändchen wie diejenigen, die ihnen etwa noch folgen dürften, bei Denjenigen eine günstige Aufnahme finden werden, welche der deutschen Literatur zugethan sind, aber doch nicht hinlänglich Muße und Gelegenheit haben, mit der deutschen Sprache gründlich vertraut zu werden — einer Sprache, mit der, wie allgemein zugegeben wird, gründlich vertraut zu werden äußerst schwierig ist.

Ueber die Grundsätze, die sie bei ihrer Auswahl leiteten, spricht sie sich folgendermaßen aus:

> Die moderne deutsche Literatur umfaßt eine große Zahl poetischer Erzeugnisse, die, obschon durch äußern Glanz bestechend, doch an wahrhaft dichterischem Gehalt gänzlich leer sind. Wir fühlen uns fast versucht zu glauben, daß sich einige deutsche Poeten in zu buchstäblichem Sinne einen Grundsatz zunutze gemacht haben, der einem gewissen berühmten Diploma-

ten (Talleyrand) zugeschrieben worden ist; wir meinen den Grundsatz: die Sprache sei dem Menschen nur dazu verliehen, seine Gedanken zu verbergen. Goethe scheint etwas Aehnliches zu fühlen, wenn er in „Faust" bemerkt, daß Viele, welche Worte hören, sich einbilden, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen. Ich geize nicht nach dem Beifall dieser Sorte von Publicum, und ich habe nur solche Gedichte übertragen, welche zugleich zum Verstand und Herzen sprechen, und Beides, Verstand und Herz, besitzt der wahre Dichter.... Obgleich sich nun unter den modernen Dichtern einige befinden, welche Stücke gedichtet haben, die der Unsterblichkeit würdig sind, so kann ich doch nicht leugnen, daß Goethe und Schiller den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Man wundere sich daher nicht, wenn ihre Erzeugnisse den hervorragendsten Platz in dieser Sammlung einnehmen. Auch denke ich einmal künftig die lyrischen Werke dieser mit Recht berühmten Dichter vollständig erscheinen zu lassen.

Außer Goethe und Schiller, die in dieser Sammlung mit zahlreichen Stücken vertreten sind, hat die Verfasserin von den Dichtern älterer Periode noch Bürger, Klopstock, Salis, Ewald von Kleist und Kotzebue berücksichtigt, außerdem König Ludwig von Baiern, Uhland, Rückert, dann von den Dichtern jüngerer Generation Lenau, Heine, Freiligrath, Geibel, Hermann Marggraff, Prutz, Dingelstedt und German Mäurer, welcher Letztere (Verfasser einer 1851 unter dem Titel „Anthroposophie" in Frankfurt erschienenen geistreichen Schrift und gegenwärtig als politisch Exilirter in der Schweiz lebend) der Herausgeberin bei ihrer Auswahl an die Hand gegangen zu sein scheint, mit Zugrundelegung der von Ignaz Hub veranstalteten Sammlung: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter." Die kurzen biographischen Angaben scheinen ebenfalls der Hub'schen Sammlung entnommen zu sein. Miß Anne Mary Burt hat fast überall das Versmaß der Originale beibehalten und unter Anderm sogar mehre Schiller'sche Gedichte in Hexametern wiedergegeben. Hierzu gehört ganz die gewissenhafte Treue, die Ausdauer und der Muth einer Britin. Nur vor den Terzinen, in welchen Robert Prutz sein schönes Gedicht „Algier" verfaßt hat, schreckte sie zurück als vor einem Versmaß, gegen welches sich das englische Idiom noch spröder verhält als gegen den Hexameter, der in letzterer Zeit in England mehrmals und sogar nicht immer ganz ohne Erfolg versucht worden ist.

Nur zwei kurze Proben mögen hier angeführt sein, um von der Treue und Gewandtheit, mit der sich die Nachbildungen unserer Britin an die Originale anschmiegen, einen Beweis zu geben. Der Anfang der Bürger'schen Ballade vom Grafen Karl von Eichenhorst und der Gertrude von Hochburg lautet in der Uebersetzung:

„Page! saddle me my Danish steed!
Hence — hence must I depart,
And from this castle ride, with speed,
To find repose of heart!"
This speaks Sir Charles — stranger to rest,
Presentiment o'erclouds his breast;
He feels like one who, in fierce strife,
Has robbed a deadly foe of life!

Die bekannte Strophe in Schiller's „Kranichen des Ibykus":

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Theseus' Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie.

lautet bei Miß A. M. Burt:

Who tell the numbers, who could name
The countless guests that hither came?
From Theseus' town, from Aulis' strand,
From Phosis, from the Spartans land,
And from remotest isles that lie
Around the Asiatic coast.

Diese Reproduction ist fast wörtlich und beweist, wie sehr die beiden Sprachströme, von denen sich der eine freilich ursprünglich gehalten, der zweite mit andern Zuflüssen gemischt hat, aus Einer Quelle hervorgegangen sind.

Wie sticht diese Pflege und Anerkennung, welche die deutsche Literatur gegenwärtig bei den Briten findet, gegen eine Zeit ab, wo ein französischer Abbé ganz im Ernst die Frage aufwerfen konnte, ob denn je ein Deutscher Geist und Witz haben könne? Und der Abbé wurde dafür nicht ausgelacht, sondern fand vielmehr bei den deutschen Großen selbst noch lächelnde Zustimmung, ohne daß sie merkten, welche Sottise sie damit gegen sich selbst begingen. In früherer Zeit las ich einmal eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfaßte Reisebeschreibung eines Engländers durch Deutschland, worin es hieß, daß die Deutschen, während freilich ihre Generale die der übrigen Nationen überträfen, auf keinem Gebiete etwas Großes leisteten, hinter allen übrigen Völkern zurückgeblieben wären und überhaupt stumpfen Geistes seien. Für diese Beleidigungen, die freilich wenig auf ein Volk paßten, welches unter seinen großen Männern schon einen Erwin von Steinbach, einen Dürer, einen Luther, einen Kepler, einen Leibniz aufweisen konnte, hat sich das deutsche Volk in gebührender und edelster Weise gerächt, indem es die andern Nationen mit geistigen Gaben überschüttete, für die sie ihm wohl oder übel Dank sagen müssen, und Brunnen eines ursprünglichen geistigen Lebens eröffnete, bei denen sie ihre Literatur zur Tränke führen müssen, um sie zu erfrischen.

Hermann Marggraff.

Militärliteratur.

Militärisches Altes und Neues. Von dem Verfasser der „Militärischen Betrachtungen aus den Erfahrungen eines alten preußischen Offiziers". Berlin, Mittler und Sohn. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Die „Militärischen Betrachtungen" des Verfassers (General der Infanterie von Holleben), welche 1833 erschienen, wurden damals mit großem Interesse aufgenommen und haben unter andern besonders das Verdienst gehabt, den Gebrauch der Compagniecolonnen, dieser taktisch so günstigen Formation als Basis für das zerstreute Gefecht, wesentlich zu fördern. Seitdem sind ein paar kleine Broschüren aus derselben Feder geflossen, von denen namentlich die über das Zündnadelgewehr und die beste Verwendung der damit bewaffneten Truppen große Beachtung verdient. In dem vorliegenden Werke werden drei Aufsätze mitgetheilt:

1. Aus den Erlebnissen eines Offiziers des York'schen Corps. Eine Patrouille nach der Schlacht von Leipzig zwischen Saale und Werra, vom 19.—26. October 1813.

2. Durch Waffenverbrüderung ein Sieg, als Berichtigung der Angabe eines französischen Siegs über 3000 Preußen am 1. Juli 1815. (Mit einem Croquis.)

3. Umrisse des badischen Feldzugs 1849.

Ueber die Anlässe und die Absicht der Veröffentlichung sagt der Verfasser selbst:

1. „Die Patrouille zwischen Saale und Werra zeigt eine Maßregel des Generals York in dem ihm gewordenen Auftrage, nach der Schlacht von Leipzig die Franzosen zu verfolgen. In den «Erinnerungen» aus dem Leben des Generals von M. (Müffling) ist von dem Widerstreben York's bei diesem Auftrage, ja sogar von «Versäumnissen» desselben bei dieser Gelegenheit zu sprechen nicht Anstand genommen. Jene am 19. October angeordnete Patrouille zeigt nun aber nicht allein eine empfehlenswerthe Maßregel York's, sondern auch dessen ernsten Willen in der Verfolgung und muß dazu beitragen, den verdächtigten Gehorsam des Generals zu rechtfertigen. Auch übersehe man bei der Beurtheilung jener Tage nicht, mit welchen Anstrengungen York's Corps auf grundlosen Nebenwegen sich Eisenach näherte und das blutige Gefecht am Hörselberg auf der Hauptlinie der großen verfolgenden Armee ohne die geringste Theilnahme derselben lieferte, also von einem «Verspäten» des York'schen Corps auf diesem Punkte nicht die Rede sein kann."

2. „Die Darstellung des Gefechts von St.-Germain 1815 ist veranlaßt durch eine von Seiten der Franzosen neuerlich veröffentlichte ganz unwahre Erzählung des Gefechts von Versailles gegen unsere an diesem Tage tapfere, aber unglückliche Cavalerie, soll diese widerlegen und zugleich die ganz mangelhaften und unrichtigen Ueberlieferungen unserer Geschichtschreiber (Plotho und Damitz) berichtigen. Der glückliche Erfolg dieses Tags war unleugbar auf der Seite der preußischen und nicht der französischen Waffen; und dieser wie der vorausgegangene Kampf auf Leben und Tod unserer tapfern Husaren haben gar viel gerettet."

3. „Die Umrisse des badischen Feldzugs 1849, sind nur als solche zu betrachten. Die «strategischen Combinationen» sind möglichst frei von subjectiver Auffassung gehalten, sie sollen allein die Linien angeben, auf welchen die Operationen ausgeführt wurden, sowie die verwendete Zeit und Kräfte auf denselben, und inwiefern die letztern ihr Ziel erreichten oder nicht."

Von den drei, jede in ihrer Art werthvollen Schilderungen wird die erste am meisten ansprechen. In ihr liegt die ganze Frische des feurigen, energischen Charakters ausgedrückt, die sich der Verfasser noch im „tiefen Herbste" seines Lebens bewahrt; sie ist freilich auch eine Erinnerung aus großer Zeit und aus der schönen Jugend, denn von Holleben war 27 Jahr alt, als er, am Tage nach der Schlacht von Möckern, bereits zum Führer eines Bataillons ernannt wurde, und zwar in jenem tapfern Leibregimente, vor welchem der eiserne York einst beim Defiliren den Hut gezogen hatte. In der Nacht zum 19. Oct. erhielt von Holleben den Befehl, ins Hauptquartier des commandirenden Generals zu kommen und hier von ihm folgenden Auftrag: „Ich soll die Franzosen verfolgen und Sie sollen deren Marschrichtung aufklären und mir von dieser und ihren möglichen Renforts Nachricht geben. Nähern Sie sich daher der französischen Rückzugslinie, beobachten Sie genau deren Direction und behalten Sie besonders alle Straßen von Magdeburg und Kassel im Auge. Wie Sie Ihre Aufgabe zu lösen gedenken, das überlegen Sie und geben mir bald davon Nachricht."

Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden und bald machte sich von Holleben mit der Güssefeld'schen Karte von Thüringen und einem grünen Ueberrock, Beides Geschenke eines Professors in Halle, begleitet von einem kleinen Detachement Kosacken und freiwilliger Jäger des lithauischen Dragonerregiments, auf den Weg nach Merseburg. York hatte ihn mit großen Vollmachten versehen. Wir können ihm hier nicht auf seinem gefahrvollen Zuge folgen, der Leser wird es aber mit dem größten Interesse thun. Wir begnügen uns zu berichten, daß er seinen Auftrag im vollsten Sinne erfüllt, die Marschrichtung der Franzosen auf Freiburg und Erfurt erkannt, die angekommene Verstärkung des Generals Allix mit 8—10,000 Mann, zehn Geschützen und zwei polnischen Lancierregimentern, sowie Napoleon's Anwesenheit in Gotha gemeldet und endlich die weitere Fortsetzung des französischen Rückzugs, der von Eisenach statt auf Mainz auch auf Kassel gehen konnte, erforscht hat, sodaß er bei seiner Rückkehr die volle Zufriedenheit sowol York's als Blücher's erlangte. Dies Bild aus dem Kriegsleben ist besonders lehrreich für jüngere Offiziere, denen im Felde ähnliche Aufträge zutheil werden können, aber es ist auch durch die frische, oft humoristische Darstellung höchst anziehend.

Der zweite Aufsatz wurde noch vor dem Druck in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin vorgelesen, und hier war es interessant, als nach Beendigung der Vorlesung der greise General von Colomb auftrat und in kerniger Soldatensprache noch einen Commentar dazu gab, in welchem er den „armen Sohr" von der Anschuldigung der Unvorsichtigkeit beim Gefecht von Versailles reinigte und mit Recht äußerte, der Auftrag, Paris zu umgehen und gegen Orléans zu streifen, sei wol mit einer Escadron, aber nicht mit zwei Regimentern ausführbar gewesen. Er selbst, der General von Colomb, hatte an demselben Tage mit seinem Husarenregiment und zwei Bataillonen des 15. Infanterieregiments St.-Germain besetzt, nachdem er die Brücke durch eine abgesessene Escadron, die nach einer Carabinersalve „vom Leder gezogen", hatte nehmen lassen. Der obige Aufsatz wurde durch eine nach dem Tode des Marschalls Exelmans in französischen Zeitschriften enthaltene Lobrede veranlaßt, worin behauptet worden, daß er am 1. Juli 1815 ein auf Paris vorrückendes, 3000 Mann starkes preußisches Corps zurückgetrieben und geschlagen habe. Diese Behauptung widerlegt der General von Holleben vollständig. Der Marschall hat allerdings mit acht Cavalerieregimentern, unterstützt durch drei Bataillone Infanterie und einige Geschütze, die zwei schwachen preußischen Husarenregimenter unter Sohr, kaum 700 Pferde stark, nach tapferer Gegenwehr bei und in Versailles überwältigt, sodaß nur etwa 200 Pferde entkamen. Auf seiner Verfolgung, welche weitere Plane einleiten sollte, ist er aber von einem einzigen preußischen Bataillon, dem Füsilierbataillon des Leibregiments, das sofort, als die Versprengten in sein Bivouac kamen, zu den Waffen griff und den Franzosen entgegenrückte, aus einer Aufstellung in die andere, bis nahe an die Thore von Versailles zurückgeworfen worden. Das zweistündige Gefecht seines tapfern Bataillons schildert der Verfasser mit großer Lebendigkeit.

In dem letzten Artikel gibt derselbe eine kurze Uebersicht der Operationen des badischen Feldzugs und unterwirft deren strategische Combinationen einer Beurtheilung, wobei er die mancherlei Ausstellungen und Foderungen beleuchtet, welche von verschiedenen Seiten gemacht worden sind. Das Material über diesen Feldzug hat sich in jüngster Zeit bedeutend vermehrt und steht mit seiner kurzen Dauer und seiner rein militärischen Bedeutung, abgesehen von seiner politischen, in keinem Verhältniß. Der Verfasser, welcher hier selbst ein Commando führte und nach der Capitulation von Rastatt in dieser Festung befehligte, zeigt die Schwierigkeiten, mit denen die Oberleitung zu kämpfen hatte, und behandelt den noch allzu frischen Stoff mit Freimuth und richtigem Takt.

Das kleine Buch sei denn dem militärischen Publicum warm empfohlen. Möge uns aus demselben reichen Hort von Erfahrungen bald wieder eine, wir wünschen recht große Spende zutheil werden. **Karl Gustav von Berneck.**

Novellen und Schilderungen von Ludwig Steub. Stuttgart, Scheitlin. 1853. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Erzählungen bevorzugt diejenige Gattung der Novellistik, die in naturtreuen Bildern der untern Stände der Gesellschaft einen neuen Erfolg sucht. Es wird offenbar seit Pestalozzi viel Misbrauch mit dieser Gattung getrieben, und wir gestehen gern, daß wir für diese geschniegelten Bauern und Ackerknechte, Tabuletkrämer, Kohlenbrenner und Schwärzer im Ganzen genommen wenig Sympathie empfinden. Am meisten sagen uns unter jenen neuen Proben dieser Schattenseite der Gesellschaft immer noch Auerbach und Rank zu, und besonders finden wir bei Letzterm am ersten Naturtreue und naive Ursprünglichkeit, obgleich uns auch in allen diesen Beziehungen der Belgier Conscience immer noch näher steht als er. Ein halbes Dutzend andere Jünger dieser zehnten Muse ist uns völlig unerträglich und wir wünschten ihre nachgemachte und halbwahre oder falsche Natürlichkeit und ihre ideenlose Technik zu allen übrigen Schemen und Larven der Poesie werfen zu können.

Wäre überhaupt auf diesem Gebiet noch Ehre zu gewinnen, so hätte der Verfasser sie mit seinen zwei hervorstechenden Proben dieser Erzählungsart, dem „Staatsdienstaspiranten" und der „Trompete", auf die wir zurückkommen, gewonnen. Der übrige Inhalt dieses Bandes besteht zwar mehr aus guten Feuilletonartikeln als aus eigentlichen Kunstnovellen, verräth jedoch immerhin einen gewissen Grad poetischer Anschauung und empfiehlt sich durch Bescheidenheit und ernste Studien. Eine vorzüglich gelungene Novelle, ein kleines Musterstück der Gattung im engern Wortsinne und im Stil der Eichendorff, Fouqué und Arnim, ist sein „Seefräulein", in welchem die Kunst, den stofflichen Inhalt der Begebenheit in der Schwebe zwischen der Wirklichkeit und dem Märchen zu halten, einen wahren Triumph feiert. Diese Novelle erinnert uns lebhaft an den jüngst so strebsamen, nun ganz verstummten Keudell, dessen wahrhaft dichterischer Novellistik wir in d. Bl. einen längern Artikel gewidmet haben, in dem das Charakteristische dieser Dichtweise dem Leser näher gebracht wurde. Hier nur so viel, daß das Märchenhafte der Begebenheit in der feinsten Umhüllung eines ganz einfachen Ereignisses erscheint und die letztere wie mit einem ätherischen Hauch wirklich reizend verklärt, und daß der junge Dichter, der in poetischer Ekstase in den Kahn springt und von dem Nixe des Sees gerudert zu werden glaubt, während ein leibliches schönes Kind seine Schifferin ist — die er dann auf einer Bauernhochzeit als Erscheinung und als Wirklichkeit wiedersieht —, die glücklichste Eingebung ist, die man erdenken kann. Hätte der Verfasser nur diese Novelle geschrieben, wir würden nicht anstehen, sein poetisches Talent anzuerkennen, während er in der Gestalt des „Seebichler" für die Kunst der Charakteristik des Volks Vorzügliches leistet. Der übrige novellistische Inhalt des Bandes besteht freilich aus gewöhnlichern Bestandtheilen; doch liest sich die Erzählung „Haymon und Haura" leicht und angenehm. In „Der Helden Jugend" wird ein Stück Erziehungsgeschichte gut vorgetragen und in den „Erinnerungen aus dem Etschlande" Natur und Cultur Tirols im Vergleich mit der Schweiz anziehend geschildert. Hier ist ein Eingeborener, der bekannte Fallmerayer, geboren zu Tschötsch, Pädagog, Soldat, angehender Mönch und Gelehrter und bekannt als Gegner der hellenischen Abkunft der heutigen Griechen, Gegenstand einer besondern Schilderung. „Eine Woche am Bodensee" gibt uns ein heiteres Bild vom Leben in Vorarlberg.

Die gelungensten Sittengemälde des Verfassers aber sind der „Staatsdienstaspirant" und vor allem die „Trompete", von welchen das erste die Schneckenwindungen und Maulwurfsgänge der bairischen Staatsdienerpragmatik in einem sehr ergötzlichen Localbilde, das zweite aber mit unvergleichlicher Wirkung ein Gemälde des Drucks der Demüthigen, des Uebermuths der kleinen Regenten in Dorf und Stadt und des seltenen Glücks erlangter Gerechtigkeit da, wo solche gewöhnlich nicht erlangt wird, darstellt. Dies Gemälde, in Briefen eines armen, demüthigen Dorfmalers und Musikanten Duldenhofer an seinen Freund Laurentius, ist in seiner Gattung ein Musterstück und hat den Vergleich mit ähnlichen Bildern Auerbach's, Rank's oder Hackländer's nicht zu scheuen, ja es übertrifft sie größtentheils in consequenter Festhaltung des Volkstons wie in ungesuchter Durchführung und Abrundung des thatsächlichen Stoffs. Am meisten aber ist daran zu loben, daß es solche Fragen wie die kirchliche Autorität und Disciplin oder wie die Auswanderung nach der Neuen Welt, die in Süddeutschland so große Verwirrung anrichtet, vollkommen im Sinne des Volks zur Erörterung und zu befriedigendem Abschluß bringt, darüber praktisch nutzbare Belehrung gibt und mit etwas Duldung und dem Oel der Hoffnung auf bessere Tage die aufgeregten Wogen beschwichtigt. Der Verfasser bewirkte dies vorzüglich durch eine Naivetät der Sprache, in der er unvergleichlich ist und die, weil sie vom Herzen kommt, zum Herzen geht. Hören wir nur ein Stück der Klagen des jungen Bauern, der nach Amerika will, über Justiz und Kirche seiner Heimat. „Du hast nichts als Gänge und Versäumniß, und wo du hinkommst, fünf, sechs Stunden weit, da schicken sie dich heim und schauen zum Fenster hinaus, als wenn's keine Zeit hätten. Und vor Gericht und in der Stadt heißt's nur: Die dummen Bauern! aber daß wir gescheiter werden, um das kümmert sich kein Mensch. Und die geistlichen Herren werden auch nicht mehr besser; die alten sterben weg und die jungen sind nicht zu erleiden vor lauter Uebermuth und Schärfe. Ja, jetzt ziehen's die fremden Bußprediger ins Land, daß die Leut' noch ganz närrisch werden. So hetzen sie dich Jahr aus, Jahr ein mit Beten, Beichten und Büßen wegen deiner schrecklichen Verworfenheit als Ebenbild Gottes; aber eine ehrliche Recreation lassen sie dir nicht. Du sollst keine Cither mehr spielen, kein Lied mehr singen und die Musik am Kirchtag haben sie verboten. Und so setzt dich halt ins Wirthshaus und liegst vor dem Faß, und wenn du Einen am unrechten Ort stichst, so kommst auf Lebtag ins Zuchthaus."

Dies ist zwar keine Poesie, aber greifende Wirklichkeit. Von der Poesie des Autors haben wir dagegen im „Seefräulein" eine reizende Probe. 2.

Moderne Geisterconversationen.

Nachdem es der änderungssüchtigen Menschheit nicht gelungen und vergönnt war das europäische Staatensystem zu verrücken, machte sie sich, da sie doch etwas verrücken mußte, an das Verrücken der Tische. Dies war nun freilich ein sehr harmloses und unschuldiges Spiel für junge und alte Kinder, eine ebenso ergiebige Fundgrube für die Witze des „Kladderadatsch" als für die Hirtenbriefe katholischer Bischöfe. Aber man begnügte sich nicht damit die Tische laufen und tanzen zu lassen, sie mußten zuletzt auch klopfen, sprechen und Rede und Antwort stehen, sie wurden prophetisch und offenbarten die Geheimnisse einer bis dahin stummen Geisterwelt. Damit hörte das Spiel auf ein Spiel zu sein und ging in bittern Ernst, wenn auch in den fratzenhaften des Unsinns über. Gerade in denjenigen Ländern, welche die Hauptsitze des Protestantismus sind, in Nordamerika, England und Norddeutschland, machte dieser moderne Cultus die besten Geschäfte, und was Deutschland betrifft, namentlich in Bremen, wo der erste deutsche Apostel, der Ansgarius des Tischrückencultus, Herr Karl Andree, eine Schar Gläubiger um sich versammelte. Als sein erster Artikel über diese seltsame Erscheinung in der „Allgemeinen Zeitung" erschien, traute man seinen Augen kaum, denn man hielt Andree bis dahin für einen nüchternen, ruhig prüfenden, nur mit Zahlen und Finanzaufgaben beschäftigten Mann, aber man traute fortan auch keinem Tische mehr. Und in der That steckte in diesen vier-, drei- und einbeinigen, trock-

nen und hölzernen Gesellen noch viel Tieferes, was ihnen selbst die bremer Gläubigen anfangs nicht zugetraut hatten: unsichtbare Geister und die Geister Verstorbener waren platt genug, sich in die Tischplatten durch Beschwörungsformeln bannen zu lassen und auf die an sie gerichteten Fragen Bescheid zu geben, der freilich als von Geistern gegeben in den meisten, wo nicht allen Fällen etwas mehr Geist haben konnte. Unter Anderm wurde auch irgendwo Byron's Geist beschworen, zeigte sich aber über alle maßen dumm und einfältig. Zuweilen behalfen sich diese Geister mit Citaten aus großen Dichtern; in Nordamerika z. B., von wo aus die Welt eigentlich mit dieser neuen Erfindung beglückt wurde, unterstützte ein solcher Geist seine Versicherungen mit Versen, die, wie er hinzufügte, von dem berühmten Coleridge seien, während sie oft citirte Verse aus Schiller's „Wallenstein" sind, den bekanntlich Coleridge ins Englische übertragen hat. Inwiefern ein solcher Geist, der nicht einmal Schiller kennt, noch irgendwie Glauben verdient, mag ein Yankee wissen! Nicht genug, Professoren und Professorinnen der Tischweissagekunst zogen umher und ließen die Tische sprechen und weissagen, natürlich gegen klingende Bezahlung, denn für nichts hat man jetzt nichts.

Wer sich über diese geheimnißvolle, in den Tischplatten und Tischbeinen rumorende Geisterwelt unterrichten will, wird namentlich im Englischen eine reiche Literatur darüber finden. Dazu gehören unter andern folgende in London erschienene Schriften: „Table-talking; disclosures of satanic wonders and prophetic signs: a word for the wise", von dem Geistlichen E. Gillson; ferner „Table-turning, the devils modern master-piece: being a course of experiments" und „Table-moving tested and proved to be the result of satanic agency", von dem Geistlichen N. Godfrey; außerdem erschien, ebenfalls zu London: „Table-turning and table-talking", von einem Ungenannten. Wo die drei erstgenannten Schriften hinaus wollen, ergibt sich aus den Büchertiteln; beide Geistliche erklären die Tischsprecherei und Tischklopferei als Wirkung satanischen Einflusses, oder wie E. Gillson sagt: „Wir sind von unzähligen Teufeln umgeben." *) Wunderliches wird dabei dem Leser zu glauben angesonnen, z. B. daß der vom Teufel besessene Tisch den einen Fuß erheben und damit zur Bejahung auf den Boden klopfen könne. Das widerspricht ja den einfachsten Gesetzen nicht blos der Natur, sondern der Mechanik! Man kann doch nur ein solches Bein vom Boden erheben und damit auf den Boden stampfen, das gelenkig ist und sich einziehen und wieder ausschnellen kann. Wer ein steifes Bein hat, wird damit Experimente dieser Art gewiß vergebens versuchen, und nun gar ein hölzernes Tischbein! Und das im aufgeklärten Jahrhundert, im Jahrhundert der Alexander von Humboldt und Liebig und nachdem die beiden Brüder Weber ihre „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" geschrieben haben!

Aus der Conversation dieser geistlichen Herren mit den Tischgeistern müssen wir jedoch noch Einiges anführen; es ist gar zu curios! Ehren-Godfrey richtet an den von ihm beschworenen Geist die Frage: „Hat dich der Teufel hergesandt?" Der Geist (mit vielem Nachdruck): „Ja!" Ehren-Godfrey: „Sandte er dich hierher, um uns zu täuschen?" Der Geist (noch nachdrücklicher): „Ja!" Ehren-Godfrey: „Befiehlt dir Gott, auf an dich gerichtete Fragen Antwort zu geben?" Der Geist: „Ja!" Auf die Frage aber, ob er, wenn man die Bibel auf die Tischplatte lege, noch antworten könne, erwiderte der Geist: „Nein!" Aehnliches widerfuhr Ehren-Gillson. Dieser legte eine Bibel auf den vom Geist besessenen Tisch, als er gerade seine Galopade begonnen hatte, und siehe da: der Tisch stand still! Welches andere Buch man aber auch auf die Tischplatte legte: der Tisch spazierte. Es wird freilich nicht gesagt, ob man es auch mit der „Sieglinde" des Hrn. von Redwitz versucht habe. Der andere Geistliche, Ehren-Gillson, fragte unter Anderm: „Wo ist des Teufels Hauptquartier? Ist es in England?" Der Tisch bewegte sich leicht. „Ist es in Frankreich?" Heftige Bewegung. „Ist es in Spanien?" Gleich heftige Bewegung. „Ist es in Rom?" Der Tisch rückte hin und her wie toll. Kein Wunder, daß solche antipapistische Geister von katholischen Bischöfen in den Bann gethan werden!

*) Dagegen erschien von dem Geistlichen F. Close ein Tractätchen unter dem Titel: „Table-turning not diabolical."

In Deutschland waren es die sonst sehr nüchternen Städte Bremen und Berlin, in welchen die Tischrückerei und Geisterklopferei Propaganda machten. Die Schünemann'sche Buchhandlung widmete dieser seltsamen Erscheinung sogar ein eigenes Wochenblatt unter dem Titel „Die magnetisirten Tische und Klopfgeister", von dem wir jedoch lange nichts mehr gehört und gesehen haben. In derselben Buchhandlung erschien ein Büchlein: „Beobachtungen und Betrachtungen auf dem Gebiete des Lebensmagnetismus oder Vitalismus, gesammelt von C. G. Nees von Esenbeck, Präsidenten der Kaiserlich-Leopoldinisch-Karolinischen Akademie" (1853). Wir übergehen die Betrachtungen des gelehrten Veteranen, den wir auf diesem Boden zu treffen einigermaßen verwundert sind, und halten uns lieber an einen der vier Anhänge, und zwar an den Aufsatz: „Der Psychograph in seiner Erfindung und Wirksamkeit dargestellt von A. W. T. Wagner." Dieser Psychograph ist bekanntlich ein in Berlin von Wagner, dem Verfasser des citirten Aufsatzes, erfundener Apparat, mittels dessen der „Klopfgeist", oder wie man sonst das Ding nennen will, seine Antworten gleich in leserlichen Buchstaben niederschreibt; es ist ein Apparat, der, wie der Erfinder versichert, von so subtiler Beweglichkeit ist, „daß er, so zu sagen, durch den bloßen Gedanken in Bewegung gesetzt werden kann". Der Erfinder sagt: „Die höchst präcisen Bewegungen des Tischchens, die es in einer Sitzung auf Commando ausführte, als ihm befohlen worden, die Tänzerin Pepita in ihren Stellungen nachzuahmen (!), führten mich hauptsächlich auf den ersten Schreibversuch." Er versichert ferner, „daß Hunderte von Personen, den höchsten Ständen angehörend, sich bereits von den wunderbaren Leistungen des Psychographen überzeugt hätten und viele von ihnen schon im eigenen Familienkreise experimentirten". Auch hat Hr. Oberstlieutenant von Forstner bekanntlich sich zum Ritter des Psychographen aufgeworfen und ihm öffentlich ein glänzendes Attestat ausgestellt. Zur Gemüthsergötzung der Leser hier nur einige Proben der „wunderbaren" Leistungen des Psychographen! Auf die an ihn gerichtete Bemerkung: „Ich möchte dich doch so gern ganz kennen lernen", schrieb der Psychograph: „Ich habe dir schon so viele Vorzüge gegönnt; ebenso deinen Nichten; ihr kennt mich nicht, wollt mich nicht kennen. Wollt ihr wol augenblicklich mit den Händen von mir herunter! Ich werde mich in dieser Nacht vernichten — mein Inneres. An meinem Aeußern soll ihr nichts bemerken." Der Auffoderung, auf Humboldt ein Gedicht zu machen, genügte er mit folgendem Fabrikat:

> In dem Kopf Alexander's von Humboldt
> Das Tischrücken immer noch umrollt;
> Er kann es zu glauben sich nicht entschließen,
> Aber er wird dafür noch büßen.
> Sein Wille sich zwar dagegen sträubt,
> Im Stillen er doch schon daran gläubt.

Am 7. August schrieb er „ohne alle Auffoderung" Folgendes: „O Gott, Psychograph, was bist du für ein Schwätzer! Du hast so viel ausgeplaudert, was du für dich hättest behalten sollen! Alle die Gedichte, welche deine Gefühle verrathen, hättest du in dein Herz verschließen sollen, wenn auch dasselbe zuletzt vor Liebe zersprungen wäre" u. s. w. Besser wäre es freilich gewesen, der Psychograph hätte seine Dichtungen in sein „Herz" verschlossen, selbst auf die Gefahr hin, daß es zersprungen wäre, denn sie sind sammt und sonders in hohem Grade ledern. Manchmal war der Herr Psychograph ganz grob, und als man ihn nach dem vollständigen Namen eines Studenten fragte, antwortete er kurzweg: „Ist euch nicht nöthig zu wis-

sen." Auch über das Jenseits etwas zu offenbaren verweigerte er, indem er hinzufügte: „Suche nicht weiter in die Geisterwelt einzudringen", gewiß die beste Manier, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in die man ihn mit dieser jedenfalls indiscreten Frage versetzt hatte. Folgendes Gespräch ist jedoch zu originell, als daß wir uns versagen könnten, es wenigstens in seinen Hauptstellen mitzutheilen. Am 2. August foderte man den Psychographen auf, ein unvollendet gebliebenes Gedicht fortzusetzen; er aber antwortete: „Meine poetische Pfeife ist ausgegangen." „Dann zünde dir eine andere an!" Antwort: „Dabei geht mir die Puste (!) aus. Ich habe heute zu wenig aus meiner poetischen Tabacksdose geschnupft." „Wo kaufst du deinen Taback?" „Ich kaufe ihn bei Goethe; vorzüglich ist der allegorische Taback." „Welcher ist denn weniger vorzüglich?" „Diesen habe ich bisjetzt nur geschnupft; auch der von Schiller selbiger Sorte ist ausgezeichnet." „Hast du nicht auch von Justinus Kerner welchen geschnupft?" „Ich werde mir nächstens ein halb Pfund holen lassen." „Durch wen?" „Durch meinen Geist" u. s. w.

Die Klopfgeister in Nordamerika sind keine vorzüglichern Dichter als die in Berlin. Frau Pulszky, die in Cincinnati einem „spiritual circle" beiwohnte, sagt: „Die Poesie der Geister war so armselig wie ihre Prosa." In derselben Sitzung ließ sich auch der Geist Washington's vernehmen, aber in einer so albern salbadernden und sinnlosen Weise, daß es wahrhaftig zum Erbarmen war. In diesen Cirkeln tritt zuweilen auch Robert Peel auf, aber dieser alte Constitutionelle ist im Jenseits ein ganzer Republikaner geworden und prophezeit das Hereinbrechen der republikanischen Herrschaft über ganz Europa und selbst England. Mit Oestreich stehen diese Geister nicht im Bunde, aber wol mit Ungarn, dem sie seine baldige Unabhängigkeit und Republikanisirung prophezeien. Zuweilen treffen diese Geister das Richtige, aber noch öfter antworten sie ganz falsch, wie denn z. B. der Geist, welcher in Cincinnati den Namen Swedenborg's usurpirte, sein Latein sammt den Titeln seiner eigenen Werke vergessen hatte. Dann heißt es: das sei ein Lügengeist! In der Erzählung der Frau Pulszky fiel mir noch etwas auf, sie berichtet: daß man auf ihr Verlangen Schläge an den Fensterläden, vor der Thür und unter dem Fußboden hören ließ. Es gibt bekanntlich Bauchredner, die ähnliche Kunststücke machen, wobei freilich viel auch auf Täuschung ankommt.

Indeß der Unsinn hat einmal den Charakter einer gelind verlaufenden Epidemie angenommen und so möge man ihn gewähren lassen; sind doch die allwissenden prophetischen Tische in Paris sogar hoffähig geworden! Hat man doch in einem Staate Nordamerikas, wie man neulich las, mit großem Vortheil eine Bank gegründet, deren Vorsteher die Geister Verstorbener, echte Klopfgeister sind und die deshalb zahlreichen Zuspruch findet. Ja gewönne der Psychograph nur einen Augenblick lang wirklich Einsicht in die menschlichen Herzen, was würde er, wenn er zugleich ehrlich wäre, nicht aussagen können!

H. M.

Ein Zeitgenosse über den amerikanischen Freiheitskrieg.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als deutsche Fürsten ihre Truppen in englische Subsidien gaben, um in Amerika den Freiheitskampf der sich emancipirenden Colonien zu unterdrücken, nahm die Welt zwar lebhaften Theil an den Nordamerikanern und empfand es schwer, daß deutsche Regenten ihre Landeskinder für englisches Geld dorthin auf die Schlachtbank lieferten: doch durfte man nicht wohl öffentlich davon reden und mußte den Groll im Herzen verschließen. Wenn wir aber die hinterlassenen Papiere unserer Väter durchsehen, so finden wir, daß ein tiefes Gefühl des Unwillens besonders die Jugend bewegte, und daß ein Geist der Opposition sich regte, der für die spätere Zeit von Folgen war.

In den Papieren meines Vaters aus seiner Studentenzeit fand ich den Brief eines Freundes, der ihm am 1. December 1778 nach Kassel schrieb: „Aus Amerika haben Sie mir diesmal nichts melden wollen. Mir sind die Nachrichten von da immer sehr wichtig. Aber daß wir unsere Mitbrüder in andere Welttheile schicken, um da den Menschen Fesseln anzulegen, ihnen ihr bischen Freiheit, das allen Christen und Nichtchristen so lieb ist, zu nehmen, das ist wunderbar, fürchterlich, ja noch mehr; aber ich mag den Gedanken nicht ausschreiben. Auf diese Wegsendung der Deutschen nach Amerika ist mir von einem Freund eine Ode, die nicht gedruckt ist, überschickt worden. Der Anfang heißt:

> Nicht länger, Klopstock, wenn du des Vaterlands
> Triumphe singest, töne das hohe Lob:
> „Wohl dir, mein Vaterland, du triefest
> Nicht von dem Blute der andern Welten!"
>
> Zerrissen haben unsere Fürsten sie,*)
> Des alten hohen Werthes uneingedenk;
> Die edeln Söhne deutscher Väter
> Nun in Britanniens Sold verkaufet u. s. w.

Ihr ehemaliger Eleve, Gottlob, der einen guten Kopf hat und gern liest, Altes und Neues, hat auch ein Gedicht verfertigt. Werden Sie nicht unwillig; nur den Anfang davon. Es ist betitelt «Vaterlandsliebe».

> Bist du es, Göttin, Liebe des Vaterlands,
> Die in dem Grauen dämmernder Nacht umher,
> Um deiner Söhne sich're Hütten,
> List im verräth'rischen Herzen, schleichest;
>
> Aus seines Weibes keuscher Umarmung ihn,
> Von seinem Vatererbe zur Schlachtbank führst,
> Daß er, der Herrscher Zorn zu sühnen,
> Fromme verbrüderte Menschen würge
>
> Und ihre Tempel stürze, daß Stadt und Flur
> Nun, eine meilenlange Verwüstung, steh'n,
> In Trümmern alter Schönheit trauern:
> Göttin, so hass' ich dich unaussprechlich."

6.

Notizen.

Grabschriften-Anthologie.

Eine ganz eigenthümliche Anthologie ist die von Joseph Simpson unter dem Titel „A collection of curious, interesting and facetious epitaphs, monumental inscriptions etc." herausgegebene. Der Titel gibt den Inhalt des Buchs so deutlich an, daß es genügen wird, wenn wir uns hier auf die Mittheilung einiger Proben beschränken. Da ist eine Grabschrift vom Kirchhof zu Thetford, die wir der Curiosität wegen in Folgendem deutsch wiederzugeben versuchen:

> Mein Großvater liegt hier unter dem Strauch,
> Meine Muhme Hannchen, zwei Onkels auch;
> Mein Vater an einer Schenkelgeschwulst verdarb,
> Meine Schwester fiel leider ins Wasser und starb.
> Warum aber ich hier liege daneben?
> Das kommt von vielem Trinken und zu gutem Leben.
> Daher, wollt ihr recht lange am Leben sein,
> So hütet euch vor Wein, Gin und Branntewein.

Eine andere Grabschrift vom Kirchhof zu Cunwallow (Cornwall) kann vor- und rückwärts gelesen werden und lautet im Original:

> Shall we all die?
> We shall die all,
> All die shall we —
> Die all we shall.

Eine auf dem Kirchhofe zu Broone lautet:

*) „Die Blume, welche sonst in Deutschland wuchs und blühte."

God be praised!
Here is Mr. Dudley, senior,
And Iane his wife, also,
Who, whilst living, was his superior:
But see what death can do.
Two of his sons also lie here,
One Walter, t'other Joe:
They all of them went in the year 1510 below.

Ein Recensent des Buchs fügt folgende curiose Inschrift von einem Kirchhofe in Cornwall bei:

Father and mother and I
Lies buried here, as under:
Father and mother lies buried here,
And I lies buried yonder.

Eine andere Inschrift auf einem Gottesacker in Essex lautet:

Here lies the man Richard
And Mary his wife;
Their surname was Pritchard,
They lived without strife:
And the reason was plain —
They abounded in riches,
They had no care or pain,
And the wife wore the breeches.

Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß der Dichter Monckton Milnes, das bekannte Parlamentsmitglied, bereits vor Jahr und Tag eine ähnliche Sammlung von Grabschriften in einer englischen Zeitschrift mitgetheilt hat. **H. M.**

Curiosum.

Im April 1853 enthielt die augsburger „Allgemeine Zeitung" eine aus Kairo den 2. April datirte Mittheilung (Tischendorf's) mit der Ueberschrift: „Graul's tamulische Forschungen." Der Aufsatz ging in mehre deutsche und fremde Blätter über. Den 18. November 1853 bringt das „Ausland" in Nr. 46 unter den Miscellen: „Graul's Forschungen in der tamulischen Literatur. Wir finden in dem «Boten der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft» (1853, viertes Heft), angeblich nach einem Briefe aus Kairo, über den deutschen Missionar Graul einige Nachrichten, von denen wir nicht wissen, ob sie sonst schon in deutschen Journalen mitgetheilt sind. Da sie Manches für die Zukunft versprechen, so theilen wir sie im Auszug mit." Hierauf folgt nun der größte Theil jener aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in das petersburger Blatt übertragenen Mittheilung, indem das „Ausland" aus dem petersburger Blatte zurückübersetzt. 7.

Bibliographie.

Neueste humoristische Bibliothek. Zur Erhaltung und Verbreitung froher Laune. Eine Auswahl der vorzüglichsten Erzeugnisse im Gebiete der Komik, die durch Vortrag den Beifall des Publikums erlangt haben. Herausgegeben von Pierrot. 1ste Lieferung. Berlin, Abelsdorff. Gr. 16. 5 Ngr.

Bibliothek für das deutsche Volk. Eine Sammlung der Schätze aus den Meisterwerken aller Nationen, vorzüglich Deutschlands. Mit Bildnissen und Lebensbeschreibungen. Herausgegeben von F. Schmidt. 1ster und 2ter Band. Berlin, Barthol. 1853. Gr. 16. 7½ Ngr.

Bleibtreu, L. C., Politische Arithmetik. Anleitung zur Kenntniß und Uebung aller im Staatswesen vorkommenden Berechnungen. Ein Handbuch für Staatsbeamte und Geschäfts-Männer. 2te verbesserte Auflage. Heidelberg, C. F. Winter. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blicke in der Stadt Oldenburg Vergangenheit und Zukunft. Mit 1 Plane. Oldenburg, Schulze. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Bopp, F., Ueber die Sprache der alten Preussen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 24. Mai 1849, am 25. Juli 1850 und am 24. Februar 1853. Berlin, Dümmler. 1853. Gr. 4. 1 Thlr.

Bruckbräu, F. W., Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Historisch-romantisches Zeit- und Sittengemälde aus dem 15. Jahrhunderte. Ein deutsches Volksbuch. Zwei Theile in einem Band. Mit dem Bildnisse der Agnes Bernauer. München, Fleischmann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Zwei Dorfgeschichten. 1. Der Dukatenbauer. 2te Auflage. 2. Der Schullehrer von Teufelsheim. Ebendaselbst. 1853. 8. 6 Ngr.

Buch deutscher Lyrik. Original-Gedichte von A. Kopisch, A. Schnezler, F. Rückert, G. Pfarrius, A. Stöber ꝛc. Herausgegeben von A. Böttger. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dürr. 1853. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1854 von J. W. Appell. 39ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1853. Gr. 16. 2 Thlr.

Den Frauen. Gedichte von der Verfasserin der Ernsten Stunden. 2te vermehrte Auflage. Breslau, Max u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dichter-Blüthen über Kunst und Leben. Für Künstler und Kunstfreunde gesammelt von A. G. Willibald. Mannheim, Löffler. Gr. 16. 8 Ngr.

Diez, Katharina, Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese. Berlin, Decker. Gr. 16. 22½ Ngr.

Dudumi, D., Immortellen der Liebe. Pesth, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Engelhardt, F. B., Der Flächenraum der einzelnen Staaten in Europa und der übrigen Länder auf der Erde. Berlin, Mittler u. Sohn. 1853. Lex.-8. 1 Thlr.

Der französische Feldzug nach Italien im Jahre 1849. Von einem Offizier des Generalstabes. Mit 2 lithographirten Plänen. Freiburg im Br., Wangler. 1853. Gr. 8. 18 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. von, Zur Diätetik der Seele. 12te Auflage. Wien, Gerold. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Albrecht, W., Ist eine Reorganisation des landwirthschaftlichen Creditwesens zunächst in Bezug auf den Kleingütler in Deutschland nothwendig und nach welchen Grundsätzen soll sie durchgeführt werden? Erste Frage der in Nürnberg versammelten deutschen Land- und Forstwirthe den 29. August 1853 beantwortet. 2te Auflage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 16. 5 Ngr.

Erster Bericht über die Wirksamkeit des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche von 1849—1852. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1853. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Erzbischof Hermann von Freiburg und die großherzoglich badische Regierung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Hofmann, J. C. K., Rede beim Antritte des Prorektorats der königlich bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1853 gehalten. Erlangen, Bläsing. 1853. Gr. 4. 3 Ngr.

Justus, G., Ueber die Bedeutsamkeit der heiligen Stättenfrage und ihren Einfluß auf das Friedensystem zur Gewähr und bessern Zukunft. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, J. C. E., Das Grundbekenntniß unsrer evangelischen Kirche. Predigt am Reformationsfest zu Jena gehalten. Jena, Frommann. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 4. —— 19. Januar 1854.

Eine Weissagung Niebuhr's.

Am 16. November 1830 schrieb Niebuhr an Savigny:

Daß wir namentlich in Deutschland im Fluge der Barbarei zueilen, ist meine feste Ueberzeugung, und sehr viel besser steht es auch in Frankreich nicht; daß uns auch Verheerung droht, wie vor 200 Jahren, das ist mir leider ebenso klar, und das Ende vom Liede wird Despotismus auf den Ruinen.

Und in der am 5. October 1830 verfaßten Vorrede zu seiner „Römischen Geschichte" schrieb er:

Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfahren, auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft.

Diese trübe melancholische Prophezeiung klang mitten in die Jubellieder, die man damals über die, wie man wähnte, von Paris aus angebrochene neue Aera allgemeiner Freiheit und persönlicher Wohlfahrt anstimmte, wie der hohle Ruf eines unbequemen Gespenstes. Man hatte dafür nur Spott und Hohn und nannte Niebuhr im gelindesten Falle einen Hypochonder, der die Zeit nicht verstände und für ihre hochherzigen Bestrebungen kein Herz habe.

Nichtsdestoweniger gilt Niebuhr mit Recht als einer der scharfblickendsten historischen Denker und Forscher, als einer der gründlichsten und einsichtigsten Kenner der Völker- und Menschenschicksale, und zugleich als einer der edelsten, reinsten Patrioten einer ältern Generation, die im Aussterben ist. In dem praktischen England gilt Niebuhr als Autorität. Seine Schriften sind dort mehrfach übersetzt, mehr verbreitet und gewürdigt als in Deutschland und erleben Auflagen auf Auflagen. Wenn ein solcher Mann in so apodiktischer Weise eine auf den ersten Blick allerdings auffallende Behauptung aufstellt, so gehört doch wohl ein gewisser Grad von Frivolität dazu, um für sie, wie etwa für das alberne Geschwätz eines Trunkenen, nur Gelächter und Hohn zu haben. Oder wäre etwa, was wir im Jahre 1848 und seitdem mitangesehen und miterlebt haben, so sehr geeignet, Niebuhr Lügen zu strafen? Und der „Despotismus auf Ruinen", ist er soweit entfernt davon eine Wahrheit zu sein? Beherrscht nicht der Zarismus, wie Jedermann weiß, jetzt die Lage Europas? Hat man nicht sogar Frankreich dazu Glück gewünscht, daß es mit dem Cäsarismus begnadet worden? Und ist nicht die „Umkehr der Wissenschaft" mit der von Niebuhr als bevorstehend verkündigten „Vernichtung der Wissenschaft" ziemlich gleichbedeutend?

Aber hören wir noch andere Autoritäten! Fichte äußerte schon im Jahr 1805 (wenn ich nicht irre, in seinen „Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters") zur großen Verwunderung und Erschütterung seiner Zuhörer:

Unsere Zeit ist das Zeitalter der absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der völligen Ungebundenheit ohne einigen Leitfaden, der Stand der vollendeten Sündhaftigkeit.

Und Fichte war kein Pietist, er war sogar des Atheismus angeklagt, er, der das Dogma von der „vollendeten Sündhaftigkeit" des jetzigen Geschlechts aufstellte!

Goethe äußerte zu Eckermann:

Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective.

In den Noten und Abhandlungen zum „Westöstlichen Divan" heißt es mit Bezug auf unsere Zeit:

Alle Epochen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abgeben mag.

Ein ander mal nannte er sich selbst einen der letzten Ueberlebenden einer großen Culturepoche, „die sobald nicht wiederkehren werde". Dahin gehören noch folgende Aussprüche Goethe's:

Es ist kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, sondern man trachtet nur, wie man sein eigenes Selbst bemerklich mache und vor der Welt zur möglichsten Evidenz bringe.

Ferner (aus dem Jahre 1824):

Was uns die nächsten Jahre bringen, ist durchaus nicht vorher zu sagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe.

Er meinte nämlich, daß das fortdauernde Ungenüge nicht blos von unten, sondern auch von oben ausgehe. Es ist ja auch wol im Staate wie im Familienleben. Halten die Aeltern keine gute Familienzucht (worunter keine bloße Zwangszucht zu verstehen ist), so gedeihen auch die Kinder nicht, und ist es in den obern Regionen des Staats vielleicht nicht ganz so bestellt, wie es wol sein sollte, so werden auch die Unterthanen nicht so sein, wie man gern wünschte, daß sie sein möchten. Die barbarische chaotische Begriffsverwirrung unserer Zeit charakterisirt Goethe in einem Briefe an Zelter folgendergestalt:

Der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpunkte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vortheile und Vorzüge das Jahrhundert hat, und wie doch Alles durcheinandergeht, eine Wirkung die andere aufhebt, sodaß mir alle Menschen, wenn ich sie einzeln spreche, vernünftig und, wie ich sie in Bezug betrachte, verrückt erscheinen.

Wie gering Schiller von demselben Geschlecht dachte, das ihn auf den Händen trug oder doch sehr viele Phrasen für ihn in Bereitschaft hatte, dafür ließen sich aus seinen Briefen manche Belegstellen anführen. Und was Herder betrifft, so weiß man, bis zu welchem Grade dieser seltene Geist schon mit seinen nächsten Umgebungen, wieviel mehr mit dem ganzen Geschlecht zerfallen war. Der Biograph von Paulus, Reuchlin-Meldegg, theilt ein von Herder verfaßtes, bis dahin ungedrucktes Oberconsistorialgutachten vom Jahr 1794 mit, worin Paulus im Namen der freien wissenschaftlichen Forschung gegen die von seinen orthodoxen Feinden gegen ihn erhobenen Anklagen in Schutz genommen, dann aber gesagt wird:

Im Ganzen halten wir eigentlich den Verfall der Sitten, der häuslichen Ordnung und Erziehung für die tiefste Quelle der überhandnehmenden Irreligiosität, aus der die frechsten Meinungen, worüber es auch sei, entspringen. Dieser Quelle kann aber nicht Ein Stand allein, ihr müssen alle Stände und die ganze Verfassung entgegenwirken.

Die eigentliche Wurzel des Uebels findet Herder aber mit dem Freimuth, welcher die Theologen älterer Generation auszeichnet, in der Richtung, den Anschauungen, den Lebensgewohnheiten der höhern Stände.

Der Freiherr vom Stein tadelt die „dumme Selbstsucht" und das „Verlangen nach dem Genusse des Augenblicks", woran unser Geschlecht kranke, und sagt an einer andern Stelle:

Das Uebermaß der Uebel wird das kommende Geschlecht stählen, vielleicht aber auch vollends erdrücken und ganz verthieren, wenn wir uns nicht damit beschäftigen, unsere Kinder zu den Grundsätzen zurückzuführen, deren Verlassen an dem allgemeinen Untergang Schuld ist.

Pestalozzi sagt:

Wir haben jetzt den Schein des Glaubens ohne Glauben, den Schein der Liebe ohne Liebe, den Schein der Weisheit ohne Weisheit und leben in dem Blendwerk unsers Seins wirklich ohne die Kräfte unserer Väter, indeß diese im Besitz ihrer Kräfte durchaus nicht wie wir mit sich selbst zufrieden waren; dagegen lernen wir Alle von erhabenen und fast unergründlichen Wahrheiten viel schwatzen.

Wer will etwas gegen solche Autoritäten? Alle diese hier angeführten Belegstellen beweisen wenigstens, daß selbst die erhabensten, edelsten, denkfähigsten und menschenfreundlichsten Geister deutscher Nation selbst zu der Zeit, als unsere Civilisation ihren höchsten Gipfelpunkt erreicht hatte, von dem gemeinsamen Gefühl beherrscht waren, daß es der von ihnen selbst mitbegründeten Civilisation an einer dauerhaften, soliden Grundlage fehle. Wie würden sie jetzt erst urtheilen, wenn sie noch die Zeugen unsers Treibens, Meinens, Grübelns, Wühlens und Streitens wären!

Doch hören wir eine neuere Autorität, den auch bei uns hochgefeierten Macaulay. Vor seinen Wählern von Edinburg sprach er am 2. November 1851 in Bezug auf die continentalen Erschütterungen folgende Worte:

Was mich selbst betrifft, ich war in tiefster Bestürzung (I stood aghast), und wiewol sanguinischen Temperaments und von vornherein geneigt, hoffnungsvoll auf den Fortschritt der Menschheit zu blicken, zweifelte ich einen Moment lang, ob der Strom der Geschichte sich nicht umgekehrt, und ob wir nicht verdammt seien, aus der Civilisation des 19. Jahrhunderts in die Barbarei des 5. Jahrhunderts zurückzusinken. Wol gedachte ich daran, Adam Smith und Gibbon hätten ausgesagt: eine Vernichtung der Civilisation durch die Barbarei sei nicht mehr zu besorgen. Sie fragten: Woher sollen die Hunnen und die Vandalen kommen, um die Civilisation zu zerstören? Es kam diesen Männern nicht in den Sinn, daß im Schoose der Civilisation selbst ihre Zerstörer entspringen könnten. Es fiel ihnen nicht ein, daß im Herzen großer Hauptstädte, unmittelbar in der Nachbarschaft glänzender Paläste und Kirchen und Theater, Bibliotheken und Museen Laster und Unwissenheit ein Geschlecht von Hunnen erzeugen könnten, wilder und grimmiger als die Horden Attila's und zerstörungssüchtiger als die Vandalen Genserich's. Das war die Gefahr. Sie ging vorüber und die Civilisation war gerettet — aber um welchen Preis! Auf die Herrschaft mit Piken bewaffneter Pöbelhaufen folgte die strengere und dauerhaftere Herrschaft stehender Armeen. Das Papstthum erhob sich aus seiner Erniedrigung, erhob sich unduldsamer und hoffärtiger als zuvor, stolz wie in den Tagen Hildebrand's. Auf weiten Länderstrecken des Continents, wo wir vor vier Jahren vergebens nach einer festen Autorität umschauten, blicken wir jetzt vergebens nach einer Spur constitutioneller Freiheit.

Folgt eine Lobpreisung der britischen Verfassung, welche England vor diesem gräulichen Ruin bewahrt habe. Es fragt sich nur, wie lange noch? Denn auch in England treten Symptome hervor, die ihr Bedenkliches haben. Diese sollen indeß unsern Glauben an die gewaltige Nationalkraft dieses Volks fürs erste nicht erschüttern. Die höhern Stände wenigstens befanden sich zur Zeit der Stuarts auf einem viel abschüssigern Wege als jetzt, wo die der Verfassung drohende Gefahr mehr von den Massen ausgeht. Die nächste große Landeskrise wird hierüber entscheiden.

Noch eine Erinnerung aus meinem eigenen Leben möchte ich hinzufügen. Als ich eines Tages im Jahr 1848, wo wir Alle noch in den maßlosesten Nationalhoffnungen schwelgten, unter den überragenden Steinmassen des als Ruine an die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Herrlichkeit mahnenden heidelberger Schlosses mit einem bekannten Professor der Geschichte,

einem Mann von mehr lebhafter pfälzisch-sanguinischer als von hypochondrischer, norddeutsch-grübelnder Gemüthsart, im Gespräche zusammensaß, unterbrach dieser seine bis dahin heitern Ansichten über die Zukunft Deutschlands mit der trüben Aeußerung:

Und doch, wer steht uns dafür, daß alle unsere Hoffnungen zu Wasser werden, daß wir vergeblich gegen ein Fatum ringen, welches über alle Völker am Ende ihrer Tage verhängt ist? Wer steht uns dafür, daß wir, wie die Griechen und Römer zur Zeit ihres Verfalls, die Periode unserer Blüte nicht schon hinter uns haben und am Vorabend eines allgemeinen sittlichen und politischen Bankrotts stehen? Wir würden uns auch in dies Fatum, wir mögen wollen oder nicht, fügen müssen.

Diese Aeußerung geschah freilich in einem Augenblicke, wo man sich bereits in Frankreich wie in Deutschland einzelne Thorenstreiche hatte zu Schulden kommen lassen, die sehr geeignet waren, den Glauben an die politischen Fähigkeiten des mitlebenden Geschlechts bis zum Grunde zu erschüttern.

Wir wollen auch noch das erwähnen, daß fast in uns Allen die Ahnung irgend einer außerordentlichen Weltkatastrophe fortlebt, und sehr häufig sind solche Ahnungen, wenn sie eine ganze Zeit beherrschen, die Vorschatten der kommenden Dinge. Auch die Katastrophe von 1848 wurde schon lange vorausgeahnt, und sie trat ins Leben, nur blutiger, ausgedehnter als die gemäßigten Männer je gefürchtet hatten, und es geschahen einzelne Thaten, die an Wildheit und Grausamkeit kaum von einer in der Geschichte, die daran doch überreich ist, übertroffen werden. Innerhalb der sogenannten destructiven Partei ist die Ansicht zum Grundsatz geworden und wird von ihren Häuptern den Massen verkündet, daß der Durchzug in das vorgespiegelte Gelobte Land nur durch ein Rothes Meer von Anarchie, Chaos, allgemeiner Verwirrung und Zerstörung, Mord und Meuchelmord geschehen könne, daß diesen Zustand herbeizuführen jedes Mittel recht sei, daß Dolch, Brand und Vernichtung des Eigenthums erlaubt und geboten seien, wenn kein anders Mittel mehr anschlage. Ganz ähnlich steht die Hoffnung der extremen Anhänger des Alten, die man namentlich unter den „Junkern" und den Offizieren geringern Grades sehr verbreitet findet, auf einen allgemeinen europäischen Krieg, auf einen Zusammenstoß der ungeheuern Wehrkräfte, mit denen sich Europa vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mitternacht bis Mittag bis an die Zähne bewaffnet hat. Ist ja doch Europa ein einziges Feldlager, und weiß man doch aus der Geschichte, daß Militärstaaten den Zeitpunkt nicht lange überleben, wo die Soldateska einem müßigen Friedensdasein und dem erschlaffenden Garnisonsdienst überantwortet wird. Wie das Blut im menschlichen Körper, wenn man ihn nicht in Bewegung erhält, leicht in Stockung geräth und dann bedenkliche Zufälle herbeigeführt werden, so und vielleicht mehr noch ist es mit militärisch organisirten Staaten der Fall. Das, wie gesagt, lehrt die Geschichte — und wozu lernen wir Geschichte?

Hierbei darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Gefühl des Absterbens oder Abgestorbenseins, mindestens das des Verfalls bei mehr als einem Volke Europas immer mehr in den Vordergrund tritt. Der Franzose Raudot hat die sinkende Größe Frankreichs in seiner Schrift „De la décadence de la France" behandelt, die so viel Anklang fand, daß sie rasch hintereinander mehre Auflagen erlebte, und der mit prophetischem Blicke begabte Thomas Carlyle behauptete noch jüngst: es gehe mit dem modernen England „downwards and devilwards" (abwärts und teufelwärts). Wenn dies ein Engländer von England sagt, was soll ein Deutscher von Deutschland sagen? Steht es doch bei Vielen oben und unten fest, daß es gar kein Deutschland mehr gibt und daß Deutschland auch bereits dahin reducirt sei, wohin die Metternich'sche Politik Italien zu bringen trachtete, zu einem blos „geographischen Begriff". Was ist aber ein geographischer Begriff? Polen ist aus der Karte Europas bereits getilgt, und als Nation fristet es, wie die Juden, nur noch in der Emigration ein kümmerliches, zerfahrenes und zerfleischtes Dasein; die Schweiz ist in eine Lage gebracht, in der sie nicht mehr im Felde, sondern fast nur noch bei den Hôtelrechnungen den Ausländern Vortheile abgewinnt; Schweden, Dänemark und Holland im Norden, Portugal, Spanien und Italien im Süden sind nur noch bleiche Schatten in der Abendsonne ihrer politischen, künstlerischen oder mercantilen Größe. Wo sind Spaniens Murillo und Velasquez, Cervantes und Calderon de la Barca? Wo Italiens Buonarotti und Rafael, Dante und Tasso? Schon einen neuen Rossini, den Canova in der Musik, oder einen neuen Canova, den Rossini in der Sculptur, zu erzeugen möchte ihm jetzt schwer ankommen. Was bleibt übrig? Etwa das Russenthum? Der Panslawismus? Wird Deutschland diesem mit seiner „umgekehrten" Wissenschaft, mit seiner in Gold gefaßten Duodezbelletristik, seinem „Zuschauer" und seinem „Kladderadatsch", mit seinem Radicalatheismus und seiner transscendentalen Philosophie, mit seinen dreißig Hoftheatern, dreißig Ministerien und dreißig Contingenten auf die Dauer die Spitze bieten können?

Aber trotzdem daß Niebuhr die „Barbarei" als unvermeidlich prophezeite und Macaulay wenigstens für die Völker des Festlands in Aussicht stellt, trotzdem daß Goethe das Ende einer großen Epoche verkündet, „die sobald nicht wiederkehren werde", trotzdem daß uns Fichte der „vollendeten Sündhaftigkeit" beschuldigte, trotzdem daß Freiherr vom Stein sogar den Geruch einer „Verthierung" des Menschengeschlechts haben wollte, trotzdem und alledem wird man fragen, wo denn eigentlich die „Barbarei" und die „Verthierung" herkommen solle? Sind wir nicht Alle recht gesittete, leidlich gebildete Leute? Tragen wir uns nicht, wie uns der Schneider ausstattete, fein sauber? Sind nicht unsere Theater geschmückt, wie nur jemals der Tempel zu Jerusalem war? Sind nicht unsere Concertsäle, unsere Conditoreien und unsere Börsen so prächtig ausstaffirt und unsere Hôtels so comfortable eingerichtet, als man nur wünschen kann? Gleichen nicht unsere Bahnhöfe an

Größe und Pomp königlichen Palästen? Wohnt nicht mancher Privatmann stolzer und bequemer als irgend ein ehemaliger Kaiser Deutschlands? Haben wir nicht Bildungsanstalten die Hülle und Fülle? nicht Militär und Sicherheitsbehörden genug, um unser Haupt ruhig in ihren Schoos niederlegen zu können? Gedeiht nicht Handel und Wandel, gefördert von der Flugkraft des Dampfs? Fährt nicht selbst der Handwerksbursche wie ein großer Herr, statt sich wie sonst im Schweiße seines Angesichts auf der Chaussée mühsam fortzuarbeiten? Haben wir nicht sogar Assecuranzen, in denen wir unsere Glieder versichern können, wenn sie auf der Eisenbahn kurz und klein gebrochen werden? Gibt es nicht Telegraphen, mit deren Hülfe ein geschickter Börsenspieler in wenigen Minuten so viel erwerben kann, wie ein Kaufmann des ehemaligen Tyrus und Sidon (die alle Pracht und Ueppigkeit vor ihrem Untergange nicht schützen konnte) in ebenso viel Jahren? Und legt man diesen Spielern irgend einen Zwang an und bittet sie, sich doch ein wenig zu geniren? Und man spricht noch von Mangel an Menschenliebe? Und unreife Scribenten wie Niebuhr, Macaulay, Fichte, Goethe und Stein wagen angesichts dieser glänzenden Entwickelung aller materiellen Kräfte von „Barbarei", „vollendeter Sündhaftigkeit", „allgemeinem Untergang" und „Verthierung" zu sprechen? Blickt doch nur in gewisse Zeitungen an der Elbe, Weser und Oder, um euch von weisen Zöglingen der modernen Nationalökonomie eines Bessern belehren zu lassen. Was können auch Männer wie Goethe und Herder, Fichte und Niebuhr, Stein und Macaulay, die vielleicht niemals ihre Nase in ein Rosinenfaß gesteckt haben, in solchen Dingen mitsprechen wollen!

Woher die von Niebuhr und Macaulay angekündigte Barbarei, die übrigens verschiedene, bald gröbere, bald feinere Formen annehmen kann, uns Modernen kommen soll? Vielleicht finden wir eine Parallele in dem Zustande der Alten Welt zur Zeit ihres allmäligen Sinkens: das Parteiwesen in vollster giftiger Blüte, innere Kämpfe, welche die Kräfte des Volks erschöpfen und das Vaterlandsgefühl allmälig bis zur Wurzel vernichten, alle Posten der Gesellschaft gegeneinander in Krieg begriffen, kein gemeinsames Band der Treue und Liebe mehr, keine gemeinsamen Götter mehr, aber um so mehr Aberglauben, Abfall von der alten Sitte, Egoismus und Luxus, Betäubung der innern Zerfahrenheit und Religionslosigkeit durch Spiele, Schaustellungen und Genüsse aller Art, die Corruption in vollem Gange, das Gemeinwesen nur durch Prätorianer-, Censur- und Denunciationswesen zusammengehalten, der Socialismus im Geheimen an den Grundlagen der bestehenden Ordnung wühlend, die Großen in Kunst und Poesie dilettantirend, fest- und glanzsüchtig, die alten Geschlechter abgeschwächt, nach äußern Ehrenzeichen gierig, verkäuflich, gegen den emporgekommenen Machthaber unterwürfig, gegen das Volk hochfahrend, die mittlern Classen kraft- und machtlos, in engherziger Selbstsucht erstarrt, die Plebs bald auffässig, bald sich in Alles, auch das Unerhörteste fügend, das Spielwerk bald jedes zungenfertigen Demagogen, bald jedes abenteuerlichen Despoten, der sie durch Gaukeleien zu beschäftigen weiß, Stellen und Ehren käuflich, Schwindel- und Wucherwesen (Zinswucher) in alle Kreise des bürgerlichen Lebens verderblich eingreifend, jedes Mittel emporzukommen erlaubt, das nicht geradezu von den Strafgesetzen verboten ist, Poesie, Prosa und Kunst nach einer kurzen Periode höchster classischer Entwickelung nach dem blos Piquanten, Glänzenden haschend, die Geschichtschreibung immer mehr in das Anekdotische verfallend, die Weiber in das Intriguengewebe der Politik eingreifend, die Philosophie sophistisch, die Reichen sich in üppigen Landhäusern vom Volke abschließend und trotz aller Zerstreuungen und Vergnügungen langweilend, die Neigung zum Selbstmord oft ohne alle äußere Veranlassung in Epidemie ausartend, Scheu vor dem Tode und doch Gleichgültigkeit gegen das Leben, die jeunesse dorée im höchsten Grade blasirt — dabei Handel und Wandel, Comfort, Straßenbau, Mechanik, Verkehrsmittel (nach damaligem Verhältniß) aufs höchste gesteigert und entwickelt, die Naturwissenschaften (Plinius) in den Vordergrund tretend, die Reflexion sich in antithetischen schillernden Sentenzen bewegend (Seneca), die Satire schonungslos (Horaz, Juvenal) oder zur Religionsspötterei (Lucian) aufgelegt, bei den Bessern große Neigung, sich mit den alten Geschichten des Volks zu beschäftigen, die ruhmvollen Gestalten der Vorwelt heraufzubeschwören, die Fäulniß der Welt in erschütternden Zügen zu malen und vergangener Heldengröße nachzuklagen (Plutarch, Tacitus u. s. w.), endlich, dem allgemein verbreiteten Epikurismus gegenüber, sehr hervortretende Beispiele stoischer Entsagung und patriotischer Aufopferung in dieser tumultuarischen Welt voll Hoffart, Genußsucht, Schwelgerei und Selbstsucht!

Diese civilisirte Barbarei dauerte, mit äußerm Glanze angethan, auch noch eine geraume Zeit unter den römischen Kaisern fort und war immer noch fähig, einen Juvenal, einen Quinctilian und vor Allen einen Tacitus zu erzeugen und Werke der bildenden Kunst, Architektur und des Straßenbaus hervorzubringen, die uns auch jetzt noch Achtung, Bewunderung und Erstaunen abnöthigen.

Man urtheile, ob überhaupt und in welchen Punkten die Erscheinungen unserer Zeit diesem düstern Gemälde entsprechen. Man vergesse aber nicht, daß der Verfall einer Nation oder Generation ebenso allmälig geschieht wie ihr Wachsthum, und daß es sich hierbei nicht um Decennien, sondern um Jahrhunderte handelt; denn die Geschichte rechnet nur in großen Zahlenverhältnissen. Auch ist unsere Moral, doch immer auf christlicher Grundlage ruhend, eine andere als die der alten Griechen und Römer, und wenn uns die von Niebuhr verkündigte Barbarei wirklich beschieden sein sollte, so wird sie ohne Zweifel einen gelindern Verlauf haben, nicht mit so gänzlichem Ruin auftreten und nicht in so entsetzlichen Wahnsinn ausarten wie zur Zeit der römischen Kaiser.

Vergessen wir übrigens nicht, daß Völker und Na-

tionen nach einem ewigen eisernen Naturgesetz, gegen das wir uns vergebens sträuben und auflehnen würden, wie jeder Organismus, wie jeder einzelne Mensch, jedes Thier und jede Pflanze, nachdem sie ihren Culminationspunkt erreicht, abwärtsgehen, ihre Lebenskraft mehr und mehr verlieren, verknöchern, verdorren, hinwelken und hinsterben. Dieses Naturgesetz verliert aber darum sein Schreckliches, weil es ein allgemeines und von Allen als nothwendig erkanntes ist, weil wir wissen, daß, was wir Tod nennen, eigentlich kein Tod und die Verwesung nichts ist als ein neuer Lebensproceß. Aus dem Untergang und der Fäulniß eines oder mehrer Völker entwickelt sich ein neues, aus dem Untergang und der Fäulniß der einen Cultur eine neue Culturform. Es mag sogar vorkommen, daß ein Volk eine zweite, sogar eine dritte Culturblüte erlebt, aber dann ist es nicht mehr das alte Volk, es ist ein neuer Leib, hervorgegangen aus den verwesten Stoffen des abgestorbenen. Das deutsche Volk, aus dessen Schoose die naiv-religiösen Meister hervorsproßten, welche die deutschen Dome gen Himmel gipfelten und selig-fromme Heilige, Engel und Muttergottesbilder in Stein meißelten, ist nicht mehr das Volk, aus dessen Schoose ein Lessing, ein Goethe, ein Kant, ein Fichte oder gar ein Börne und Heine hervorgingen, es sind Völker, die beide Deutsche heißen, die aber durch eine unermeßliche Kluft voneinander getrennt sind. Jene schufen zu einer Zeit, als die gesammte Christenheit noch einen Mittelpunkt in Rom und die deutsche Nation noch einen Mittelpunkt im Kaiser hatte, diese dichteten, dachten, kritisirten oder (wie Heine) spotteten, als beide Mittelpunkte nicht mehr vorhanden waren, als es kein Deutsches Reich und gewissermaßen auch keine deutsche Nation mehr gab. Jener alte Leib deutscher Nation ist bereits abgestorben, für immer; der unsere besteht aus ganz andern, ja aus ganz entgegengesetzten Elementen, denen der Modernität; es ist darin noch mancher deutsche Stoff, aber wie versetzt, zersetzt und zusammengesetzt! Diese zweite und in mancher Hinsicht sogar größere Culturepoche trieb ihre Blüten gerade aus unserer politischen Fäulniß und Zersetzung und wurde überhaupt nur dadurch möglich, daß noch eine allgemein europäische Cultur vorhanden war, von der sie Leben empfing und an die sie Leben wieder abgab. Man denke sich aber diese letztere Bedingung hinweg, man stelle sich als möglich vor, daß ein allen Geist tödtender Despotismus und die Herrschaft barbarischer Stämme sich über ganz Europa ausbreite, und es wird auch mit dieser Blütezeit moderner Cultur zu Ende sein. Daß hieraus in so und so viel hundert Jahren Mischungen zu einer neuen glänzenden Bildung hervorgehen können, ist eine Perspective, der wir hier fürs erste nicht nachdenken wollen. Es handelt sich hier zunächst um die Frage, wie es mit den Aussichten gerade dieser modernen Cultur steht, die in unsern größten Dichtern und Denkern ihren Ausdruck fand.

Die Prognose ist, wenn wir uns nicht blos an die bestechende äußere Glanzseite halten, nicht ganz günstig, wenigstens zweifelhaft. Daß die Zustände, in denen wir leben, provisorische und kritische sind, ist ein bei Allen feststehender Satz. An bedenklichen Symptomen fehlt es nicht, und mehre derselben sind oben schon angegeben. Adalbert Stifter sagt in seiner Vorrede zu der letzten Sammlung seiner Skizzen, „Bunte Steine" betitelt:

> Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, sie werfen sich mit kurzem Blick auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß, das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkt Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster; in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk die Beute seiner innern Verwirrung oder die eines äußern wildern, aber kräftigern Feindes.

Welches Volk oder welche Völker Adalbert Stifter dabei im Sinne hatte, ist wol unschwer zu errathen.

Wir leben aber nicht blos in einem Zeitalter der, auch nur factisch genommen, provisorischen Zustände, sondern, was schlimmer ist, in einem Zeitalter der Negationen, der kritischen Auflösung, der fast unausgleichbar scheinenden Gegensätze, des Zweifelns und Bezweifelns, was zuletzt zur Verzweiflung an uns selbst führt. In allen Angelegenheiten, die nicht gerade die Befriedigung des materiellen Bedürfnisses, Verkehr, Handel und Wandel betreffen, fehlt der modernen Welt ein idealer Mittelpunkt, in welchem die vielfach zerspaltene und in die verschiedensten Richtungen auseinanderlaufende Menschheit wieder zusammenträfe und dessen Einfluß unsern Leistungen, welcher Art sie auch seien, jenen gemeinsamen Charakter von Adel und Erhabenheit aufdrückte, den wir noch jetzt in den Werken der Griechen und den Bauten und Kunstleistungen des Mittelalters bewundern. Oder wäre dieser Mittelpunkt die Religion? Es gibt ganze Landstriche in Deutschland, in welchen alles kirchliche Bedürfniß fast erloschen scheint. In unsern großen Städten (es ist Thatsache) wird man unter hundert Wohnungen nicht zehn finden, in denen noch irgend ein kirchliches Symbol, ein Gemälde frommen Charakters an einen Zusammenhang mit Religion und Kirche erinnerte, ja bei Vielen gehört es wol sogar zum guten Tone, solche Reminiscenzen und Symbole aus ihrer nächsten Umgebung möglichst fernzuhalten. In den untern Schichten verschwindet, wie man ja so häufig versichern hört, der Glaube an einen persönlichen Gott, eine Ausgleichung im Jenseits, ja überhaupt an eine individuelle Fortdauer immer mehr, und demzufolge haben auch so manche Handlungen, die früher mit dem Nimbus religiöser Feierlichkeit bekleidet waren, z. B. die Reinigung durch den Eid, in den Augen Vieler diesen Nimbus verloren. Frederike Bremer sagt von diesen Schichten, den classes

dangereuses, namentlich von der Fabrikbevölkerung in England:

Es hat sich unter ihnen ein Geist ausgebildet, der wenig im Einklang steht mit den höhern bildenden Elementen des Lebens, deren Segnungen sie niemals erfahren. Atheismus, Radicalismus, Socialismus von allen Arten wurzelt und wächst im Verborgenen unter starken, täglich sich mehrenden Volksmassen, die nur gezügelt werden durch die gewaltige Macht, die gegen sie angewendet werden kann.

In unsern pietistisch-aristokratischen Conventikeln wird aber die religiöse Erbauung meist in ähnlicher Weise betrieben, wie man wol früher die Literatur in ästhetischen Theecirkeln betrieb, für das Volk fällt davon nichts ab. Hierzu kommt die Befehdung und gegenseitige Verkleinerung der Kirchen und Sekten untereinander, eine Wühlerei im echt modernen Sinne, bei der jede Confession so viel verliert, als sie der andern Schaden zu thun sich einbilden mag.

Wäre dieser Mittelpunkt die Humanität, von der jetzt soviel Worte gemacht werden, als wäre sie einzig und allein eine Erfindung unserer Zeit? Selten ist aber der Mensch so sehr als Werkzeug angesehen worden als gegenwärtig („Die Sachen fangen hier an mehr zu gelten als die Menschen", schrieb jüngst ein geistreicher, sonst der Modernität sehr geneigter Schriftsteller aus England), und wenn man ihn schont, so schont man ihn, wie man jedes Werkzeug schont, welches man bei Gelegenheit brauchen kann. Die moderne Parteitaktik und Parteimoral sind ja ganz auf die Ansicht basirt, daß der einzelne Mensch nur ein bewußtloses Werkzeug sei — gebraucht, fortgeworfen! Wäre es etwa ein bezauberndes Beispiel von Humanität, wenn Gemeinden ihre Angehörigen zu Hunderten an der transatlantischen Küste als Bettler mittellos aussetzen, unbekümmert, was aus ihnen wird? Gegen die Gefahr, „daß die ganze Kunst der Staatsverwaltung in die einseitige Function einer kaufmännischen Buchführung verkehrt zu werden droht", gegen die „Barbarei des bloßen Kaufmanns- und Krämergeistes in der Politik" sind sogar schon in England beredte Stimmen laut geworden.

Oder wäre die Wissenschaft dieser ideale Mittelpunkt? Leider befruchtet sie das Volk nicht und wird auch von ihm nicht befruchtet, sie ist ein ziemlich weit vorgeschobenes Außenwerk an der Citadelle des Nationallebens, und bedenklich bleibt es immerhin, daß so viele Haupt- und Universitätsstädte, die noch vor wenigen Decennien Centralstätten der Wissenschaft waren, in kurzer Zeit auffallend von ihrer Bedeutung verloren haben und fortdauernd verlieren. Wäre es unsere classische Dichtung? Doch sagt schon Herbst in seiner manches Beherzigenswerthe enthaltenden Schrift „Das classische Alterthum in der Gegenwart", nachdem er sich über die schreckenerregende Zunahme des Materialismus ausgesprochen:

Wie lange wird es dauern und in der großen Mehrzahl der sogenannten gebildeten Classen leben Goethe, Schiller und Lessing nicht mehr fort und durch die Entziehung dieser edeln Güter tritt eine Verarmung und Verödung an geistiger Nahrung wie an nationaler Stärkung und Belebung ein, die man schon jetzt an hundert Zeichen vorhersieht.

Der verzweifelte Ausspruch von Gervinus, man solle jetzt das Feld der productiven Poesie auf lange Jahre lieber ganz brachliegen lassen, konnte nur bei so bedenklicher Sachlage gethan werden. Oder wäre es die Kunst? Wenn diese auf dem gemeinsamen Mutterboden eines alle Volksclassen durchdringenden Kunstbedürfnisses und Schönheitsprincips aufgewachsen wäre, so würde sie es ohne Zweifel auch zu einem nationalen Stile gebracht haben, statt es mit allen schon vorhandenen Stilen und Formen zu versuchen und zu liebäugeln. Die moderne deutsche Kunst, so Bedeutendes sie auch im Einzelnen geleistet haben mag, ging wesentlich von der Theorie und der vergleichenden Kritik aus. In den gebildetern Ständen lebt wol Sinn für Comfort, Zimmerverzierung und geschmackvollen Luxus, aber weniger für Kunst in der eigentlichsten Bedeutung des Worts, und wo sollten unsere untern Schichten Neigung und Sinn für die Kunst hernehmen? So unproductiv ist unsere Zeit, daß sie es nicht einmal (vielleicht mit Ausnahme des vom Könige Max von Baiern gestifteten Octoberfestes und einiger Künstlerfeste in München) zur Schöpfung eines künstlerisch arrangirten Volksfestes gebracht hat.

Wäre dieser Mittelpunkt etwa das Familienleben? oder die Vaterlandsliebe? Doch man klagt über den Zerfall des erstern und über die augenfällige Abnahme der letztern. Der Egoismus und der Materialismus vertragen sich auf die Dauer kaum noch mit so idealen Gütern, ganz abgesehen davon, daß der Patriotismus dem Volke vielfach in einer Form zu octroyiren versucht wird, in der es ihn nicht mag. Auf dem Gebiete der Politik wie der Religion sehen wir überall feindliche Parteien, die sich bis aufs Blut bekämpfen und, wenn es ginge, einander gern bis aufs Hemd ausziehen möchten; selbst auf dem Gebiete der Handelspolitik und Nationalökonomie wird nicht blos demonstrationsweise scharmützelt, sondern ernstlich Krieg geführt, und auf den Gebieten der Poesie, der Musik und der bildenden Künste laufen die Ansichten so wirr und bunt durcheinander, daß man in diesem Handgemenge kaum noch Freund und Feind der eigenen Ansicht zu unterscheiden vermag.

Dieses Bild sieht zwar trübe genug aus, aber doch bei weitem noch nicht so trübe als das Bild, welches H. J. W. Henne von der Zukunft entwirft, indem er in seinen „Zeitspiegelungen" jüngst ein bevorstehendes Zeitalter der „Bestialität" verkündigte, wenn man nicht bald hinzuthue. Diese Bestialität wäre ja also so ziemlich die vom Freiherrn vom Stein geweissagte „Verthierung". Das verehrliche Publicum hat sich ja schon Manches gefallen lassen müssen und nahm es sogar ruhig hin, als Goethe, der zuweilen ein wenig grob sein konnte, es mit dem nicht sehr schmeichelhaften Titel „Lumpenhunde" beehrte, wobei freilich jedem Mitgliede dieses Publicums unbenommen bleibt, sich als einzige vortreffliche Ausnahme zu betrachten, auf welche Goethe diesen Ehrentitel nicht bezogen haben könne. Ueberhaupt machten die Olympier zu Weimar mit dem Publicum, das ihnen huldigend zu Füßen lag, sehr wenig Umstände. Goethe äußerte: „Es

scheint fast, als ob diesem Geschlechte nach und nach aller Geist abhanden kommen wollte", und Schiller bezeichnet es als seinen Grundsatz: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und gerecht gegen die einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden!" Indeß ist mit dieser Gleichgültigkeit gegen das mitlebende Geschlecht, mit dieser souveränen Geringschätzung von oben herab sehr wenig gedient und geholfen, und es war keineswegs ein Glück für Deutschland, daß unsere weimarischen Götter sich in so olympischer Höhe hielten, statt sich hier und da zu uns gewöhnlichen Menschenkindern herabzulassen, in unsere Vorraths- und Speisekammern zu blicken und zu fragen, was uns gerade an unserm Alltagsbedarf, an unserer Hauskost mangele. Denn nicht jeder Magen ist dazu eingerichtet, immer nur Götterspeise zu sich nehmen zu können.

Es ist hierbei natürlich immer nur von der Möglichkeit die Rede, und auf ein paar hundert Jahre mehr oder weniger kommt es bei einer solchen Prophezeiung nicht an; denn das Kämpfen, Streiten, Würgen, Umstürzen, Erhalten und Wiederaufbauen auf dieser kleinen Kugel, Erde genannt, wird ja noch, falls sie so lange besteht, Millionen Jahre fortdauern, und es werden dabei noch Tausende von Völkern, Reichen, Sprachen und Culturformen zu Grunde gehen. Was wollen bei einer solchen Zeitlänge hundert, ja tausend Jahre bedeuten? Niebuhr, Macaulay und Stein dachten aber jedenfalls nur an die nächste Zukunft; denn mit dieser allein haben wir es zu thun. Ob die Menschen in Millionen Jahren es so weit gebracht haben werden, eine Luftdampfschiffahrt nach dem Sirius mit Stationen auf den verschiedenen Planeten und Fixsternen anzulegen, das kann uns, die wir mit uns genug zu thun haben, wenig kümmern.

Eine Barbarei ist in zweifacher Form denkbar: entweder die, welche der cultivirten Menschheit aus ihrem eigenen Schoose erwächst, oder die, welche ihr von uncultivirten und culturfeindlichen Völkerschaften zugetragen wird, wenn sich nicht beide vielmehr einander in die Hände arbeiten. Die erstere prophezeit Niebuhr als gewiß, hält Stein für möglich und Macaulay nur für den Augenblick durch die disciplinirte Barbarei der Bayonnete unterdrückt. Die Gefahr liegt nicht sowol in den rohen, unzufriedenen und vom Geiste des Radicalismus erfüllten Massen der Arbeiter und des Proletariats, welcher Art dieses auch sei (verarmter Adel, bankrotte Existenzen, künstlerisches und gelehrtes Proletariat u. s. w.), als in den locker gewordenen schiefen Anschauungen der Conservativen selbst, die nur zu häufig die Ursache mit der Wirkung und die Wirkung mit der Ursache verwechseln, dann in einer gewissen vornehmen Moral, welcher das Schickliche zugleich das allein Sittliche ist und in den destructiven und laxen Beimischungen der modernen Bildung überhaupt, die kein Maß in sich und keine Grenze außer sich hat. Es muß weit gekommen sein mit der öffentlichen Moral, wenn ein Partisan dieser modernen Richtung noch vor dem Jahr 1848 mit der Behauptung vor das Publicum treten konnte: „Man muß Charakterstärke genug haben, sein Wort zu brechen!"

Die zweite Form der Barbarei wäre die, in welche die Civilisation durch barbarische Völkerschaften und durch auswärtigen culturfeindlichen Despotismus verwickelt werden könnte. Die Frage ist nur die, wo sind sie, diese Völkerschaften mit den frischen Leibern, den unschuldig kräftigen Gemüthern, den goldenen Haaren und den klar in die Welt blickenden blauen Augen der Germanen, welche die römische Welt aus den bereits verrosteten Angeln hoben? Sehen wir nach dem Morgen, so erblicken wir freilich eine wunderbar aufgeregte Welt von der Donau bis zum Yang-tse-kiang, von Konstantinopel bis Schanghai und Amoy: das bisher so unbewegliche Reich der Mitte in voller Gährung, Japan von Amerika bedroht, Birma und Ava im Kriegszustande mit England, Persien, diesen langjährigen Zankapfel zwischen der englischen und russischen Diplomatie, gerüstet, die Pforte am Kaukasus wie am Balkan in vollem Kampfe mit Rußland, dessen letzter Ausgang bei den sich einmischenden europäischen Interessen nicht vorauszusagen ist; dazu mächtige Gährungs- und Zündstoffe im wieder aufgewachten alttürkischen Fanatismus, im Panslawismus, im Magyarismus und im Panhellenismus, der auf der Lauer liegt! Hier ist ein weites Feld für Hypothesen, obschon auch die Gegenhypothese vielleicht ebenso viele Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß vielmehr alle diese geheimnißvollen Vorgänge im Osten darauf zielen, der modernen europäischen Cultur auch in diesen meist mehr oder weniger abgelebten Reichen schließlich Sieg und Herrschaft zu bereiten. Aber diese Vorgänge, zusammengehalten mit den Gährungsstoffen im Schoose der Civilisation selbst, mit den Weissagungen und Befürchtungen so vieler der ersten Denker und mit der in Millionen vorhandenen Vorahnung einer großen Weltkatastrophe, geben, meine ich, wenigstens zu denken. Auch ich kenne sehr wohl die Vorzüge und Glanzseiten unserer Epoche, die zum Theil ganz ungewöhnlicher und blendender Art sind; aber es gibt Lagen, in denen man sich auch auf das Schlimmere gefaßt machen muß.

Hermann Marggraff.

Physiologie und Anatomie der Pflanzen.

1. Der Baum. Studien über Bau und Leben der höhern Gewächse von Hermann Schacht. Mit acht lithographirten und vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, G. W. F. Müller. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

2. Untersuchungen über den Bau und die Entwickelung der Baumrinde. Von Johannes Hanstein. Mit acht lithographirten Tafeln. Berlin, G. W. F. Müller. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das sind Schriften, wie man sie gern zur Besprechung bringt. Sie haben einen tiefen innern Gehalt und ein anmuthiges Aeußere, sind Jedermann zugänglich und vergeben doch nirgends der Würde der Wissenschaft etwas. Sie tragen so recht offen und frei das charakteristische Gepräge der deutschen Gründlichkeit, des uner-

müdet ausdauernden deutschen Fleißes an sich und verlieren dabei, was besonders hervorzuheben ist, doch nie die Anwendbarkeit für das wirkliche Leben aus dem Auge. Ueber solche kerngesunde Früchte unserer vaterländischen Wissenschaftlichkeit können wir unsere Freude nicht laut genug verkünden, sie ehren und erheben Deutschland auch im gebildeten Auslande.

Für alle gebildeten Freunde der Pflanzennatur — und wer könnte sich in unsern Tagen nicht dazu zählen wollen! — besonders aber für die denkenden Forstmänner und Landwirthe sind beide Werke voll reicher Schätze, voll Anregung und Fingerzeige. Möchten sie doch ganz so beherzigt werden, wie sie es in der That verdienen! Es kommen darin allerdings auch einzelne Partien vor, welche rein nur von den gelehrten Fachmännern der neuern Botanik gehörig verstanden und ganz gewürdigt werden können, diese machen aber nur den bei weitem kleinsten Theil vom Ganzen aus und alles Uebrige ist dagegen so allgemein faßlich, so anziehend klar und überzeugend praktisch gehalten, daß es von Niemandem ohne wahrhafte Befriedigung gelesen werden kann. Solche Bücher sind recht eigentlich dazu befähigt, die Wissenschaft für das ganze Leben flüssig zu machen.

Für die jetzt ziemlich allgemein gewordene, ebenso verständige als geschickte Benutzung des Mikroskops geben die Werke einen glänzenden Beweis, zugleich gewähren sie reichlichen Ersatz für manche unreife und unwahre Phantasieproducte, welche früher und zuweilen auch noch jetzt auf demselben Felde zutage gefördert sind. Das was man seit Jahrzehnden in der mikroskopischen Natur zur Erkenntniß und zur Bewunderung gebracht hat, gibt schon jetzt Dem wenig nach, was man durch das Fernrohr in der Welt der Welten seit ebenso vielen Jahrhunderten ins Leben gerufen hat. Auch suchte man bei dem mikroskopischen Forschen den Grundsatz immer mehr zur Geltung zu bringen, daß kein Fortschritt wahrhaft gutgeheißen werden soll, welcher das Mitsehen des denkenden großen Publicums stark erschweren oder gar unmöglich machen könnte. Diesen Grundsatz hatten die Männer des Fernrohrs früher gar nicht, und wenn ihn unsere Zeitgenossen auch hier und dort einzuführen bestrebt gewesen sind, so stoßen sie in tausend und aber tausend andern Fällen wieder auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Mitsehen des denkenden großen Publicums wird hier wesentlich erschwert, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht.

Der Verfasser des ersten Werks hat sich schon mehrfach als ein sehr talentvoller Forscher und Kenner der Pflanzennatur bewährt, sein Name gilt viel bei den gefeiertsten Fachgenossen. Von der Akademie zu Amsterdam ist ihm die Ehre der Krönung einer Preisschrift zutheil geworden; sein Werk „Ueber die Pflanzenzelle und über den innern Bau und das Leben der Gewächse" ist reich an ganz neuen Beobachtungen; seine kürzlich erst erschienene Schrift „Die Prüfung der im Handel vorkommenden Gewebe durch das Mikroskop und durch chemische Reagentien" ist eine Frucht von Scharfsinn und unermüdeter Thätigkeit, welche ihres praktischen Inhalts und ihrer populären Form wegen von dem preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe zur Benutzung von Seiten der Zollverwaltung empfohlen worden ist. Das sind schlagende Beweise für die hervorragende Tüchtigkeit des Verfassers. Uebrigens fehlt Schacht aber auch die Anerkennung unter seinen ihm nahestehenden Strebgenossen nicht. Humboldt nennt ihn seinen Freund und über das vorliegende Buch schreibt derselbe an den Verleger:

Die neue Schrift meines Freundes, die Sie wieder so geschmackvoll ausgestattet haben, scheint mir recht eigentlich dazu geeignet, nicht blos dem Gelehrten ganz neue pflanzenanatomische und pflanzen-physiologische Stoffe darzubieten, sondern auch unter Forstmännern und Landwirthen eine Fülle der klarsten, leicht zu fassenden, dem praktischen Bedürfnisse entsprechenden Ansichten zu verbreiten, ja dem Halbwissen Schranken zu setzen. Man erkennt in dem Buche einen Mann, den eigene Neigung immer selbst in die Wälder und die freie Natur drängt. Durch dieses Bestreben, bei Vergleichen der höhern Pflanzenbildungen mit den niedern das materiell Nützliche im Auge zu behalten und dabei doch auf das strengste das durch die Wissenschaft mühsam Errungene darzustellen, zeichnet sich die eben erschienene Schrift vor allen andern aus, die ich in deutscher und fremden Sprachen kenne. Man findet darin Befriedigung über Gegenstände der feinsten Anatomie, z. B. die Schwärmfäden der Kryptogamen, wie über die Bildung des Holzes und die Bedingungen der Lebensdauer der Bäume.

Das ist eine Beurtheilung des Buchs von unserm weltberühmten Humboldt; sie sagt sehr viel, aber durchaus nur Wahres. Dem Buche selbst ist dadurch eine Triumphlaufbahn eröffnet; es verdient aber auch dies Glück, diese Auszeichnung. Wir wollen dies sogleich durch ein näheres Eingehen nachzuweisen suchen.

Außer der Einleitung enthält die Schrift noch zwölf Abschnitte, welche sich im Allgemeinen auf den innern Bau und das Leben der Gewächse und im Besondern auf Alles was den Baum betrifft beziehen. Wir fassen zunächst den neunten Abschnitt speciell ins Auge; er trägt die Ueberschrift: „Der Baum und sein Leben." Es werden zuerst die Ursachen der Lebensverschiedenheit erwogen, dann die Nahrungsmittel, die Ausscheidungen, der Winterschlaf der Pflanzen besprochen und zuletzt kommt der Verfasser auch auf die Ursachen der Krankheiten und den Tod des Baums. Das Ganze liest sich vortrefflich, man fühlt sich stark angezogen; überall blickt selbständige Forschung durch, und dem Bekannten fehlt nirgends die Frische des Neuen; nirgends ermüdet es durch Breite, im Gegentheil ist es manchmal zu lakonisch kurz.

Die Verwesung wirkt zu Gunsten des Lebens, der Tod liefert dem Leben, was es bedarf. Indem die organische Substanz todter Thiere und Pflanzen rascher und langsamer verwest, entwickeln sich flüchtige Verbindungen mancherlei Art, die sich zum Theil in die Atmosphäre verlieren und von den Blättern des Baums aufgenommen werden, zum Theil sich aber auch mit den im Boden vorhandenen Stoffen zu nicht flüchtigen Verbindungen vereinigen und dann in flüssiger Form von der Wurzel aufgesogen werden. Die wesentlichsten Producte der Fäulniß sind Ammoniak, Kohlensäure und Wasser, drei Verbindungen, welche zum Leben der Pflanze nothwendig sind und die zum Theil in Gas oder Dunstform, zum Theil mit andern Stoffen verbunden, in flüssiger Gestalt aufgenommen werden.

Die Kalk- und Talksalze des Bodens vereinigen sich mit der freiwerdenden Kohlensäure, um als lösliche doppeltkohlensaure Salze von der Wurzel aufgesogen zu werden. Die Quellsäure und die Quellsalzsäure, aus dem unlöslichen Humus entstanden, verbinden sich mit Ammoniak und mineralischen Stoffen zu löslichen Doppelsalzen; so empfängt die Pflanze durch die Wurzel nicht allein mineralische Nahrung, sondern gleichfalls organische Stoffe, sie verdankt sogar den größten Theil der Stickstoffverbindungen der Thätigkeit ihrer Wurzel. Einen großen Theil des zum Leben nothwendigen Wassers erhält der Baum ebenfalls auf diesem Wege.

So führt der Verfasser seine Leser ein in den Gang des Baumlebens durch Bodennahrung und geht dann über zu dem durch Luftnahrung. Auch hier redet er sehr entschieden und überzeugend, nur möchte er in den neuesten Leistungen Unger's in Wien einen schwer zu beseitigenden Gegner finden, sobald es sich um Bejahung oder Verneinung der Frage handelt, ob die Blätter der Pflanzen dunstförmiges Wasser aus der Atmosphäre aufnehmen oder nicht. Unser Verfasser sagt:

Des Baumes Blätter breiten in der Luft ihre grünen Flächen aus; sie entziehen durch ihre Oberfläche der Atmosphäre gas- und dunstförmige Stoffe. In der Luft ist Kohlensäure, durch die Verwesung frei geworden, entweder für sich oder an Ammoniak gebunden, vorhanden; in ihr sind ferner gleichfalls als Producte der Verwesung auf der Erdoberfläche Schwefelwasserstoff und Phosphorwasserstoff verbreitet; alle diese Gasarten werden mit der Luft von den Blättern und den grünen Rindentheilen aufgenommen. Die Luft enthält Wasserdünste und mit ihnen mechanisch aufgerissene lösliche und unlösliche mineralische und organische Stoffe; die Luft über und an den Meerküsten ist bekanntlich mit Salztheilchen geschwängert. Der Thau und der Regen bringen letztgenannte Stoffe mit der Pflanzenoberfläche in Berührung, selbige nimmt die gas- und dunstförmigen, desgleichen die gelösten Theile in sich auf, ihre Blätter saugen reichlich Feuchtigkeit ein. Eine kühle Sommernacht erquickt durch ihren Thau Hain und Flur, ein warmer Gewitterregen erfrischt nach langer Dürre den versengten Wald.

Das ist die bisher ganz allgemein für wahr gehaltene Ansicht, welche in Männern wie Humboldt, Hales, Miller, Bonnet, Duhamel, Ingenhouß, Treviranus u. A. ihre eifrigsten Vertreter, dennoch aber ihre theilweise Widerlegung findet. In der Sitzung vom 9. December 1852 hielt Unger in der Akademie der Wissenschaften zu Wien einen Vortrag, wobei derselbe durch strengwissenschaftlich durchgeführte Versuche nachwies, daß die Blätter der Pflanzen in ihrer normalen Function kein dunstförmiges Wasser aufnehmen, sondern daß ihnen durchaus und unter allen Umständen vielmehr die entgegengesetzte Verrichtung, nämlich Abgabe von Wasserdunst an die Atmosphäre zukomme; die allgemein bekannten Wirkungen, welche eine feuchte Atmosphäre auf lebende Pflanzen hervorbringt, sind daher auf eine andere Weise zu erklären, als der Verfasser es thut und wie es bisher üblich war. Ueberhaupt möchte dem Verfasser zu rathen sein, nicht gar zu sicher und entschieden von Thatsachen und deren Ursachen zu sprechen, wo man eigentlich noch nicht weiter als bis zu wahrscheinlichen Vermuthungen gekommen ist. Wir sind dem Gange des Lebens schon um Vieles näher auf die Spur gekommen, haben ihn aber noch lange nicht ganz erfaßt, und Manches wird sogar ewig unser Fassungsvermögen weit überschreiten. Der Verfasser ist indeß ganz der Mann zum vernünftigen sichern Fortschritt, er hat durch seine bisherigen Leistungen einen sehr zuverlässigen Beweis geliefert.

Wir wollen nun noch einige allgemein interessirende Mittheilungen aus dem Buche machen. Der elfte Abschnitt trägt die Ueberschrift: „Der Wald und seine Bedeutung.“ Hier wird der Nutzen des Waldes in staatswirthschaftlicher und gesundheitlicher Rücksicht geprüft, woraus dann das beherzigenswerthe Resultat hervorgeht, daß vor der schon so lange herrschend gewordenen Sucht, Waldungen auszurotten und in Ackerland umzuwandeln, ernstlich gewarnt werden muß. Es ist dies ein schon vielfach besprochenes Thema von der allergrößten Wichtigkeit, denn die Waldungen sind mit dem Wohl der Menschheit ganz eng verknüpft, von ihnen ist zum großen Theil das Klima, die geschützte Lage, die Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens abhängig. Der Verfasser sagt:

In der Natur greift Alles ineinander, die Stoffe kreisen ohne Unterlaß. Die Pflanze nimmt aus der Luft Kohlensäure und andere gas- und dunstförmige Stoffe, welche von den Thieren ausgeathmet oder durch die Verwesung in Freiheit gesetzt werden, sie haucht dagegen Sauerstoff in die Atmosphäre aus; dieser Sauerstoff dient den Thieren zum Leben. Der Baum mit seinen grünen Blättern und jungen Zweigen bietet der Luft eine große aufnehmende und aushauchende Oberfläche entgegen, er bindet den Kohlenstoff der Kohlensäure, um aus ihm Holz, Stärkemehl u. s. w. zu bereiten. Der Wald entzieht der Luft durch seine ungleich größere absorbirende Oberfläche ungleich mehr der genannten Gase als die Wiese und das Kornfeld, er gibt in gleichem Maße mehr Sauerstoff an die Atmosphäre ab. Sein Einfluß auf die chemische Zusammensetzung des Dunstkreises der Erde ist deshalb von großer Bedeutung.

So wird mit schlagenden Gründen nachgewiesen, wie nothwendig es sei, dem Bestehen des Waldes das Wort zu reden, wie durch Schonung und Pflege, durch zweckmäßig erzielten Nachwuchs, durch Anlegung neuer Wälder der Natur und den Menschen geholfen werden könne, damit sie nicht in Krankheit, Verweichlichung und Entartung versinken.

Man sollte kein Holz schlagen, wo es nicht nöthig ist, d. h. nur dann, wenn man dasselbe bedarf oder wenn es für die Waldung selbst zuträglich ist. Bäume, welche noch nicht auswüchsig sind, d. h. welche noch nicht die größte Höhe ihres Wachsthums erreicht haben, sollte man nur im höchsten Nothfall fällen, dagegen sollte man Bestände alter Bäume schlagen, sobald dieselben nicht mehr nachwachsen, weil die Menge des Holzes sich hier nicht vermehrt, das Holz selbst sich nicht verbessert und weil derselbe Boden, welcher seine Stämme trägt, mit weit größerm Vortheil junge Bäume zu einem neuen Walde entwickeln könnte.

Der Verfasser macht dann eine Reihe von Vorschlägen zur Schonung, Benutzung und Begründung der Waldungen, welche gewiß Beherzigung verdienen, obgleich sie vielmehr eine Eingebung der Theorie als Folge der praktischen Erfahrung sind. Er ist nicht Forstmann von Fach, das gesteht er selbst zu, und kann nichts weiter als wissenschaftliche Winke geben, diese thun aber in der Forstbewirthschaftung jetzt sehr noth, weil man sich hier noch schwerer als in der Landwirthschaft vom alten Schlendrian frei machen kann.

Ehe wir uns aber von dieser interessanten Lectüre wieder abwenden, wollen wir noch Einiges aus dem letzten Abschnitte zur Besprechung bringen. Er führt die Ueberschrift: „Die Gesetzmäßigkeit in der Natur." Sein Inhalt erinnert vielfach an Liebig's „Agriculturchemie", an Schleiden's Werk „Die Pflanze und ihr Leben" und an mehre andere naturwissenschaftliche Lieblingsschriften des gebildeten großen Publicums, zeigt aber überall Frische und Selbstdenken, sodaß man ihn recht gern und nicht ohne vielfach neue Belehrung liest. Besonders ist hier das Vergleichen des Pflanzenlebens mit dem Thierleben mit Scharfsinn und Genialität durchgeführt. Wir wählen von diesem Aufsatze nur eine Stelle vom Schlusse, woraus man schon auf den Geist zurückschließen kann, welcher im Ganzen herrscht.

Die drei Reiche der Natur sorgen gegenseitig füreinander. Das Gestein verwittert, Pflanzen und Thiere sterben, neue Bildungen entstehen aus ihren Grundstoffen. Das Verhältniß der Grundstoffe, welche im Umtriebe sind, zueinander kann sich unter Umständen verändern. Durch das fortgesetzte Verwittern der kieselhaltigen Urgesteine (Granit, Porphyr) muß sich z. B. die Menge der im Umlauf befindlichen, d. h. dem Stoffwechsel dienenden Kieselsäure und anderer mineralischen Stoffe vermehren. Durch die Abnahme der Wälder, welche geschichtlich bewiesen ist, muß dagegen dieselbe Menge der für den Wald nothwendigen Grundstoffe eine andere Verwendung finden. Das Pflanzenreich scheint demnach im Abnehmen, das Thierreich im Zunehmen. In der sogenannten Urzeit, d. h. der Zeit, für welche uns nur die Ueberreste in den Erdschichten Kunde geben, scheint es anders gewesen zu sein. Die Menge des im Umlauf begriffenen Stickstoffs kann sich, da derselbe in den eigentlichen Gesteinen nicht vorhanden ist, soweit unsere jetzige Kenntniß reicht, nicht wesentlich vermehren; seine einzige Vermehrungsquelle möchte bei der Verbrennung der Steinkohle und Braunkohle zu suchen sein, dies Quantum möchte aber mit der Vermehrung mineralischer Grundstoffe durch die fortwährend verwitternde Oberfläche der Gesteine nicht im Verhältniß stehen. Es scheint demnach, als ob überhaupt das Mengenverhältniß der im Umlauf begriffenen Elemente zueinander sich innerhalb einer gegebenen Zeit ändern müßte. Eine Aenderung im Verhältniß der thätigen Grundstoffe muß aber allmälig auf die Bildung an der Erdoberfläche, so namentlich auf die Pflanzen- und Thierwelt zurückwirken; die Entwickelungsperioden der Erde mit ihrer Flora und Fauna sind vielleicht zum großen Theil durch derartige, ganz allmälig wirkende Einflüsse bedingt worden. Die absolute Menge der Grundstoffe bleibt sich ewig gleich, aber die relative Menge der im Umlauf befindlichen Grundstoffe kann sich nach Umständen ändern. Die nicht verwitterten Theile des Gesteins sind nicht im Umlauf, in ihnen ruht der chemische Proceß, die verwitterten Theile desselben Gesteins dienen dagegen dem Stoffwechsel, indem sie neue chemische Verbindungen eingehen, von der Pflanze, von Thieren aufgenommen oder anderswie verwerthet werden. Der Stoffwechsel unterhält das Leben des Thiers und der Pflanze, beide üben so gut ihren Einfluß auf die Luft, wie die letztere auf sie einwirkt. Im Thierreiche kreisen die Stoffe im Allgemeinen schneller als im Pflanzenreiche, im Mineralreiche ruhen sie unter gewissen Verhältnissen gänzlich. Die Naturgesetze greifen ineinander; alles Vorhandene ist ihre nothwendige Folge. Zweckmäßig ist in der Natur Alles, weil es sein muß; wäre es anders, so könnte es nicht sein.

So; — nun nehmen wir Abschied von dem Buche, welchem wir mehre recht angenehm belehrende Stunden verdanken. Wir wünschen ihm das schönste Glück auf seiner Reise.

Indem wir unsere weitere Unterhaltung durch das zweite der oben genannten Bücher zu erlangen suchen, fällt uns zunächst eine sprechende Familienähnlichkeit mit dem eben besprochenen ersten auf. Nicht blos weil derselbe Verleger diesem Buche eine ganz gleiche noble Ausstattung hat zutheil werden lassen, auch nicht deswegen, weil die Abbildungen hier ebenso meisterhaft und naturgetreu wie dort auftreten, sondern weil das eigentlich innere Wesen beider Bücher ein innig zusammengehöriges Ganzes auszumachen scheint. Das Werk von Hanstein ist gerade wie ein Abschnitt zu Schacht's „Der Baum". Auch in dem letztern Werke fehlt es nicht an Untersuchungen über den Bau und die Entwickelung der Baumrinde, indeß ist dieser Gegenstand hier nur vorübergehend kurz behandelt, während in der andern Schrift ganz ausschließlich und ausführlich davon die Rede ist. Beiden Werken liegen die „Untersuchungen über die Entwickelung des Korks und der Borke auf der Rinde baumartiger Dikotyledonen" Mohl's zu Grunde. Hanstein hat seine Forschungen über genannten Gegenstand schon vor mehren Jahren angefangen, die Anregung dazu gab eben die 1836 erschienene Abhandlung Mohl's; später kam aber eine Unterbrechung hinein, bis das jetzt allgemein erwachte Interesse für Pflanzenphysiologie den Verfasser wieder hinführte an die verlassene Arbeit und dieselbe zum Abschluß brachte. Das Werk zerfällt in drei Abschnitte, in einen allgemeinen, einen besondern und in die Erwägung des Gesammtergebnisses. Der erste Abschnitt enthält sehr viel Belehrendes und praktisch Wichtiges, aber er geht auch wieder zu gründlich tief in die Wissenschaft selbst ein, als daß derselbe sich zu einer literarischen Unterhaltung für das gebildete große Publicum eignete. Er ist zum Selbststudiren einem jeden denkenden Freunde der Naturkunde zu empfehlen. Wir wenden uns daher sogleich zum zweiten Abschnitt. Es heißt hier:

Die große Mannichfaltigkeit, die schon bei oberflächlichem Anblick der Rindenbildung der verschiedenen Gehölzarten dem Beschauer sich darbietet, findet nun leicht ihre Begründung in dem vielfach wechselnden Entwickelungsverhältniß, welches die einzelnen im ersten Abschnitt besprochenen Rindenglieder blicken lassen. Bald kommen alle Bestandtheile zu ebenmäßiger Ausbildung, bald überwiegen einige über die andern, bald bleiben einzelne sonst so deutlich hervortretende Formelemente gänzlich aus. Doch nachdem man das eigenthümliche Entwickelungsgesetz jeder einzelnen Gewebeform und ihr Verhalten zum Ganzen erkannt hat, genügt oft schon eine äußerliche Betrachtung, um Schlüsse auf die innere Zusammensetzung machen zu können. Solange ein Zweig das Ansehen seiner Oberfläche bewahrt, welches er mit aus der Knospe gebracht hat, der er entsprossen ist, so wissen wir, sei er nun glatt oder behaart, grün oder gefärbt, daß die Epidermis auf ihm noch thätig und lebendig ist. Beginnt dagegen die Außenseite trocken auszusehen, wird sie braun, wenn sie erst grün war, oder verliert sie doch ihre saftige Frische, so kann man schließen, daß die primäre Oberhaut verschwunden und ein Periderm entstanden und zur Außenhülle geworden ist....

Hieran schließt der gelehrte Forscher dann die Natur der Rindenentwickelung von mehren bekannten Holzarten in kurzen Charakteristiken an. Unter diesen bietet die

Rinde der Platanen interessante Eigenthümlichkeiten dar.

Nachdem die Zweige einige Jahre vom glatten Periderm umkleidet waren, macht sich schon bei oberflächlichem Beschauen die Bildung von Borkschuppen in auffallender Weise bemerkbar. Breite schalenförmige Stücke lösen sich ab und werden mit gewisser Regelmäßigkeit abgeworfen, dergestalt daß sich der Baum jedes Jahr mindestens ein mal völlig entkleidet. Die todten abfallenden Schuppen sind äußerlich dunkel von Farbe und lassen unter sich ein neues Periderm erblicken, das zuerst oft grünlich, dann mehr weißgrau gefärbt ist und hinter welchem die Bildung immer neuer Schuppen ununterbrochen fortschreitet. Niemals häufen sich diese zu größern unregelmäßigen Massen auf der Rindenfläche an, sodaß, obgleich die Bildung der Borke sehr lebhaft von statten geht, man doch zu keiner Zeit eine besonders dicke Lage derselben wahrnimmt. Auch die einzelnen Schuppen, die, je älter der Stamm, desto größer an Ausdehnung werden, sind verhältnißmäßig dünn, von ziemlich parallelen Flächen begrenzt, aber sonst von unregelmäßigen Umrissen.

Der Verfasser ist ein gar sorgfältiger Beobachter und ein noch gewissenhafterer Beschreiber. Die Darstellung wird dadurch leicht etwas ermüdend. Das Kurze, Frische, Entschiedene in der Schacht'schen Schreibweise fehlt hier sehr. Wir dürfen dies aber ja nicht als einen Tadel aussprechen, denn der sehr specielle Gegenstand macht hier auch ein sehr specielles Verweilen nöthig. Wir wollen jetzt nur noch den Schluß des Buchs zur Mittheilung bringen.

Das Parenchym ist das wesentliche Gewebe der Rinde. Den jungen Stengel bildet es fast allein, und nur die Bildungsstränge versehen in ihm den Dienst der entgegengesetzten Form der Langzelle. Aber Mark und primäre Rinde sterben ab, und bis auf die Markstrahlen enthält der Holzkörper kein eigentliches Parenchym mehr. Dagegen bleibt auch der Bast zuweilen in der Rinde aus, und dann setzen, wie das Holz aus Langzellen allein besteht, nur Rundzellen die gesammte Rinde zusammen. Alsdann ist mit dem durchgeführten Formengegensatz auch der Gegensatz der Functionen am schärfsten und deutlichsten ausgesprochen. Dennoch schreiten aber beide Theile vom ersten Entstehen an in ihrem Nachwachsen aus dem gemeinsamen Bildungsherd übereinstimmend fort und es entwickelt sich die Rinde im Grund nach ebenso klaren und einfachen Gesetzen wie das ist, dem der Holzkörper folgt.

Die Abbildungen, welche diesem zweiten Werke beigegeben sind, müssen noch ganz besonders lobend in Erwähnung gebracht werden. Sie enthalten lauter mikroskopisch gesehene Durchschnitte der Baumrinde in meisterhaft durchgeführter Schärfe und Genauigkeit. Die Schacht'schen Abbildungen sind zum Theil ganz gleichen Inhalts, und für sich genommen ruht das Auge darauf mit Wohlgefallen, aber sie stehen den Hanstein'schen doch um Vieles nach in Hinsicht der genauen und fleißigen Durchführung.

Heinrich Birnbaum.

Bücherschau.

Kunstgeschichtliches; Aesthetisches; Mythologisches.

1. Kunst und Kunststil. Mit einem Sendschreiben an W. von Kaulbach. Von Adolf Helfferich. Berlin, Enslin. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Ueber den von Helfferich in dieser Broschüre behandelten Gegenstand ist in Deutschland schon unverhältnißmäßig viel gedacht, geschrieben und hin- und hergestritten worden. Es ist dies einerseits ein günstiges, andererseits ein ungünstiges Zeichen: ein günstiges deshalb, weil sich daraus ergibt, daß man in Deutschland fortdauernd mit großem Eifer danach trachtet, sich und Andere über die Grundbegriffe und Principien der Kunst aufzuklären, was bei dem Begriffschaos unserer Lage jedenfalls wünschenswerth ist; ein ungünstiges aber deshalb, weil es zu allen Zeiten, wo über die Kunst viel theoretisirt wurde, mit der Kunst als einer schöpferischen und ursprünglichen von jeher ziemlich mislich stand. Die Reorganisation der Künste in neuerer Zeit verdanken wir zwar zumeist den Vorarbeiten der purificirenden Kritik und der Kunsttheorie, hüten wir uns aber, daß sie sich in diesen labyrinthischen Gängen und Kreuzgängen der Theorie nicht verirre und keinen Ausweg mehr finde. Ein nicht unbedenkliches Zeichen bleibt es immer, daß wir nach Decennien eines unbestreitbar sehr reich entwickelten Kunstlebens uns noch immer über die Frage belehren lassen müssen, was denn eigentlich Kunststil sei? Und ob wir in dieser Hinsicht wesentlich weiter gefördert werden, wenn Helfferich den Kunststil dahin definirt: er sei „dargestelltes Leben", oder in näherer Bestimmung: er sei die Kunst, „die das Leben aus seinem eigenen Grund herausschafft, oder, was Dasselbe ist, das seelenhafte Kunstwerk", das möchte doch der Frage unterliegen. Denn wenn unsere Künstler und ihr Publicum noch nicht so weit wären, um zu begreifen und einzusehen, daß das wahre Kunstwerk ein seelenhaftes sein müsse, dann stände es mit beiden wahrlich sehr traurig. Freilich wird noch immer so manches Kunstwerk geschaffen, was keine Seele hat und das Leben nicht darstellt, und so kommt Helfferich's Definition für Viele noch immer nicht zur Unzeit. Mit Recht bemerkt der Verfasser weiter: „Stillos mag dagegen Alles heißen, was durch den Aufwand äußerer Mittel den Mangel an einem innern Lebensgrund zu verstecken sucht. In der Kunst ist der Reichste, wer mit den wenigsten Mitteln das Meiste, der Aermste, wer mit den meisten Mitteln das Wenigste leistet." Man kann freilich sagen, daß es die moderne Kunst, vielleicht mit Ausnahme der monumentalen, ikonischen Sculptur, die durch Thorwaldsen (Standbild des Kurfürsten Maximilian I.), Schwanthaler und wol noch mehr durch Rauch und seine Schüler Drake, Rietschel u. A. eine festere, realistischere Gestalt gewann, im Allgemeinen zu keinem eigentlichen Kunststil gebracht hat. Dies liegt aber vielleicht weniger an den Künstlern als daran, daß sie von keiner eigentlich nationalen Kunstatmosphäre umgeben sind. Helfferich ist übrigens ein ästhetisch und philosophisch fein und tüchtig durchgebildeter Kopf, was ihn jedoch leider nicht immer hindert, zu geschraubten philosophischen Schulterminologien seine Zuflucht zu nehmen, welche den Gegenstand statt ins Licht nur noch mehr ins Dunkle stellen. So lautet seine Definition des Tanzes: „Der Tanz, richtiger die Mimik, ist die räumliche Darstellung der in sich vermittelten Lebensideen, gleichsam die ins Raumzeitliche übersetzte bildende Kunst", und von der Poesie sagt er, daß in ihr „das vorwiegend räumliche Verhältniß der Mimik und das vorherrschend zeitliche des Gesangs wieder ausgeglichen erscheinen; die Sprache sei der vollkommenste Ausdruck der raumzeitlichen Existenz des Menschen vermöge der Identität des sinnlichen und geistigen Elements" u. s. w. Durch solche mystische Definitionen verbaut sich die Kunstkritik natürlich selbst den Weg zum Volke und zur allgemeinen Bildung, auf welche doch zumeist zu wirken getrachtet werden sollte. Wie weit hat uns doch dieses Streben, uns nur nicht wie der gewöhnliche gesunde Menschenverstand auszudrücken, von der Bestimmtheit und Klarheit eines Lessing und der befruchtenden und anschaulichen Schreibart eines Winckelmann und Goethe entfernt! Und doch beweist Helfferich in andern Partien, wie er es auch in seinen früher erschienenen Reiseschriften u. s. w. bewiesen hat, daß es ihm keineswegs an der Fähigkeit leichter, objectiv klarer Darstellungsweise fehlt. Bei dem Streben der Deutschen, allen Erscheinungen auf den Grund zu gehen, gerathen sie nur zu

häufig ins Grund- und Bodenlose und kommen dann nicht selten zu Behauptungen, die, weil sie als unabweisliche Foderungen hingestellt sind, ihr Bedenkliches haben und sogar schädlich wirken können. So behauptet Helfferich: „es müsse der echten tiefempfundenen Musik stets ein elegischer Zug beiwohnen, denn das Elegische sei die ungeschiedene Einheit von Freude und Schmerz, von Liebe und Haß, von Hoffnung und Furcht." Es fehlte noch, daß in einer Zeit, wo die Musik sich fast allgemein einem hyperelegischen Triebe hingibt, unsere Componisten in dieser unmännlichen Richtung auch noch von der höhern Kritik bestärkt werden sollten. Wir brauchen eher eine kräftigere Nüancirung des phrygischen als des dorischen Elements in unserer Musik. Vielleicht versteht der Verfasser unter dem Elegischen etwas Anderes als was gemeinhin darunter verstanden wird, aber wo man von der gewöhnlichen Auffassungsweise abweicht, ist es nöthig, dafür zu sorgen, daß man nicht misverstanden werde. Vorangeschickt ist der Broschüre ein Sendschreiben an W. Kaulbach, welches, worauf es auch wol berechnet war, einiges Aufsehen erregt hat. Wir hätten den bescheidenen Wunsch auszusprechen, daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, seine Aussetzungen an der Kaulbach'schen Richtung in die strenge Form einer wissenschaftlichen Kritik zu fassen. Die Form der öffentlichen Sendschreiben ist veraltet, und wol mit Recht; nur in wenigen besondern Fällen kann man sie ausnahmsweise gutheißen. Gegen den Schluß seines Sendschreibens sagt Helfferich: „Indem ich, geehrter Herr, diese wenigen Bemerkungen Ihrer Erwägung anheimgebe, glaube ich Sie nicht erst versichern zu müssen, daß es mir immer nur auf die Sache, niemals auf die Person ankam." Hier drängt sich dem einfachen Menschenverstand die Frage auf: Warum schickte der Verfasser seine Erwägungen dem Künstler nicht in Begleitung der Broschüre in einem Privatschreiben zu? Er wollte freilich seine Erwägungen, die übrigens viel Beherzigenswerthes enthalten, auch dem Publicum zur Kenntniß bringen; dann hätte es aber wieder nicht der hier ganz überflüssigen Briefform bedurft. Noch seltsamer freilich erscheint es, wenn ein anderer deutscher geistreicher Schriftsteller über „Mont-Revêche" jüngst ein offenes Sendschreiben an Frau Dudevant richtete. Briefe wollen doch von der Person, an die man sie richtet, gelesen sein, Frau Dudevant versteht aber unsers Wissens kein Deutsch, sie kann ihn also nicht lesen, sie muß sich ihn erst übersetzen lassen, wenn sie es der Mühe für werth hält, sich mit der Strafrede eines ihrer ehemaligen deutschen Verehrer bekannt zu machen. Welche Zumuthung! *)

2. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte von Franz Kugler. Mit Illustrationen und andern artistischen Beilagen. Erste bis sechste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1853. Gr. 8. 7 Thlr. 6 Ngr.

In diesem mit interessanten und zahlreichen, zum größern Theil in den Text eingedruckten Illustrationen ausgestatteten Werke hat Professor Kugler zu einem „bunten Sammelwerke", wie er selbst sagt, aneinandergereiht, was von ihm im Laufe der Jahre an kleinern Schriften, Abhandlungen, fliegenden Blättern, Journal- und Zeitungsaufsätzen in die Welt gegangen. Er trug zusammen, was er von diesen Dingen bewahrt hatte oder aufs neue zu bekommen wußte, und er fügte hinzu, was noch unverarbeitet in Reisetagebüchern vorlag. „Es war ein fast verwunderliches Nebeneinander", sagt er selbst. Dieses Material wurde nach Möglichkeit gesichtet, geordnet, vervollständigt, gelegentlich auch überarbeitet, und so entstand dieses allerdings „bunte" Sammelwerk. Eine systematische Folge hat der Verfasser dabei nicht beobachtet, aus mancherlei Gründen, die er dann ausführlicher aufzählt. Er gibt zu, daß man darin auf mancherlei unbedeutend Scheinendes stoßen werde, meint aber, durch diese oder jene sachliche darin enthaltene Notiz, durch die für eine bestimmte Zeit doch vielleicht charakteristische Auffassungsweise oder auch durch den Umstand, daß es im Wechselbezuge zu andern, wichtigern Mittheilungen stand, zu dessen Beibehaltung veranlaßt worden zu sein. Er habe, fährt er fort, seine kunsthistorischen Studien weniger mit der Schreibfeder als mit dem Zeichenstifte gemacht. Es sei von vornherein sein Wunsch gewesen, hiervon seinem Buche anzuhängen, soviel eben zu beschaffen sein würde. Zu der Zeit, und gerade zur guten Stunde für ihn, sei das chalkotypische Institut der Herren Behr und Heims zu Berlin, nach der eigenthümlichen Erfindung des Letztern, eröffnet worden. Da habe er seine alten lange nicht geübten Künste wieder vorgesucht und es unternommen, das halbe Tausend der Illustrationen mit eigener Hand zu radiren. Sie sollen „ohne allen Anspruch auf eigene künstlerische Geltung" das im Text Vorgetragene einfach erläutern. Außerdem sind noch einige besondere artistische Beilagen hinzugekommen. Unter dem Text fügt Kugler dann noch folgende Bemerkung hinzu: „Verschiedene Platten, zum Theil gerade zu den ersten Abschnitten gehörig, waren nicht so zutage gekommen, wie es für den Zweck des Buchs erfoderlich schien. Ein mal ist man wol übermüthig, seltner zwei mal. Ich habe die neue Ausführung der auf ihnen enthaltenen Radirungen nun doch einer fremden Hand überlassen müssen." So viel über die äußere und innere Geschichte des Werks, das mit einer Zuschrift an Jakob Burckhardt in Basel eingeleitet ist.

Diese Mittheilungen dürften wol auch genügen, um — was hier allein unser Zweck war — die Genossenschaft der Künstler, Kunstkenner und Freunde der Kunst und Kunstgeschichte vorläufig auf das Werk aufmerksam zu machen und seine Existenz dem Publicum wenigstens zur Kenntniß zu bringen. Doch wollen wir schließlich nicht zu bemerken unterlassen, daß uns des Verfassers selbsteigene Entschuldigung für Aufnahme so mancher allerdings unbedeutenden Notizen dem Publicum wie der Kunstliteratur gegenüber nicht auszureichen scheint. Durch diese gar zu große Werthhaltung des Eigenen ist das Werk bedroht, unnütz zu einem übermäßigen Volumen aufgetrieben und vertheuert zu werden und so an Absatz einzubüßen, was es an Leibesumfang gewann.

3. Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Von Karl Simrock. Erstes Buch: Die Geschicke der Welt und der Götter. Bonn, Marcus. 1853. Gr. 8. 28 Ngr.

4. Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde. Herausgegeben von J. W. Wolf. Erster Band. Erstes Heft. Göttingen, Dieterich. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Wir stellen diese zwei literarischen Erscheinungen zusammen, weil sie, wie verschieden auch in ihrer buchlichen Form, doch einen gemeinsamen Gegenstand behandeln und dabei so ziemlich dasselbe Ziel vor Augen haben. Simrock's mythologisches Werk klopft mit dem ersten Bande an die Pforte unserer Blätter, die wir ihm aufthun, jedoch vorläufig nur zu einem flüchtigen Compliment. Was Simrock's Arbeit anbetrifft, so glauben wir, daß sie in ihrer lichtvollen Anordnung und Gruppirung, ihrer allgemein faßlichen Darstellung und der geschmackvollen Verarbeitung des Materials ihrem Zwecke, das größere Publicum in die großartig düstere, an Kampf und Schrecken reiche Welt der nordischen Mythe einzuführen, recht sehr entsprechen wird. Zur Erreichung dieses Resultats gehört nicht blos eine genaue Kenntniß und Beherrschung des Stoffs, nicht blos eine geschmackvolle oder doch mindestens klare und ansprechende Darstellung, son-

*) Freilich ist dafür gesorgt worden, daß das Sendschreiben an Frau Dudevant im „Athenaeum français" auch in französischer Uebersetzung erschien, und zwar wurde die Uebersetzung nach der Versicherung des Redacteurs von einem „savant professeur" besorgt; aber die Zumuthung an eine weltberühmte Schriftstellerin wie Frau Dudevant, die Zurechtweisungen eines deutschen Kritikers lesen zu sollen, bleibt nichtsdestoweniger etwas stark.

dern außerdem auch eine dichterische Anlage, welche den Stoff zugleich von seiner poetischen Seite zu nehmen, und eine philosophische Durchbildung, welche die tiefere Bedeutung des behandelten Gegenstands zu enthüllen weiß. Simrock, der Ueberseßer der „Edda", ist gewiß competenter Kenner, er ist aber auch producirender Dichter, und in der That hat er der nordischen Mythe sowol ihre poetische Seite abzugewinnen, als, wie es uns scheint, zu gleicher Zeit auch (soweit es der bisher noch mangelhafte Standpunkt der vergleichenden Mythologie erlaubt), die Mythen zu deuten und ihren Logos zu erschließen verstanden. Der dichterische Instinct, der die Sache unmittelbar anzuschauen fähiger ist als die einseitige Fachgelehrsamkeit, kommt dem Verfasser in den meisten Fällen zu Hülfe, während es wol möglich ist, daß der bloße Fachgelehrte hier und da in der Lage sein könnte, einer zu kühnen Witterung dieses Instincts irgend eine factische Berichtigung gegenüberzustellen.

Bei der Anordnung ging Simrock davon aus, daß unsere Mythologie (in der nordischen ihm als Wegweiser dienenden Auffassung) am deutlichsten einen innern Fortschritt zeigt, wodurch sie sich von andern, namentlich der griechischen unterscheidet. Die griechischen Götter leben in ewiger Heiterkeit, sie glauben ihr Dasein geborgen und unbedroht, und von dem Untergange der Welt findet sich keine Mythe. Schon hieraus allein mag man erkennen, wie es mit dem Wissen der griechischen Götter eigentlich stand; sie sind gestürzt, wie Alles in der Welt einmal gestürzt wird, sie aber ließen sich keinen Augenblick die Ahnung davon anwandeln und sich ihre etwas frivole Wirthschaft und Genußsucht dadurch verkümmern. Die deutschen Götter dagegen sind nicht unsterblich, das Schicksal schwebt drohend über ihnen, sie fühlen, daß sie und mit ihnen die Welt, die sie geschaffen haben, untergehen werden; sie suchen aber diesen Untergang so lange als möglich hinauszuschieben und sind in beständigem Kampfe gegen die unheimlichen Gewalten begriffen, die dereinst die Oberhand gewinnen, die Götter verschlingen und die Welt, die freilich später gereinigt wiedergeboren werden soll, in Flammen verzehren werden. In dieser Vorstellung unablässigen Kampfes, schließlichen Untergangs und endlicher Reinigung und Wiedergeburt liegt etwas viel Tieferes als in der freilich an Kunstheitre und anmuthiger Plastik die nordische weit übertreffenden griechischen Mythe. Aber ist nicht das Leben in allen seinen Erscheinungen unablässiger Kampf mit dem Schicksal, Tod, Untergang und Verwesung und hieraus wieder hervorgehende Reinigung und Wiedergeburt?

Der Verfasser hat diese Bedeutung der germanischen Mythe sehr schön in folgenden Worten dargestellt: „Unsere Mythologie umfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; sie weiß von einer Zeit, wo die Welt erst entsteht, wo die Götter noch in seliger Unschuld spielen; wir sehen, wie sie diese Unschuld einbüßen und sündig werden, wie die Ahnung des Verderbens sie erst leise, dann stärker ergreift, am stärksten bei Iduna's Niedersinken von der Weltesche; sie rüsten sich ihm entgegenzuwirken, nachdem sie in Balder's Tod den ersten schmerzlichen Verlust erlitten haben, der viel größern vorbedeutet; aber ein unseliges Versäumniß vereitelt ihre Vorkehrungen und sprengt die Fesseln ihrer Feinde; schon haben sich die Vorzeichen des Weltuntergangs eingestellt, der Tag der Entscheidung bricht an, das Giallahorn ertönt, der Kampf entbrennt, die Götter erliegen, die Sonne fällt vom Himmel, Surtur schleudert Feuer über die Welt" u. s. w. Der Verfasser hat in diesem ersten Theil im Grunde nichts weiter gethan, als daß er sich an den Verlauf der Begebenheiten gehalten hat und der allmäligen Entwickelung dieses in seine Aufzüge und Auftritte zerfallenden großen Weltdrama gefolgt ist. Im zweiten Theile sollen diejenigen Mythen, die auf den großen Weltkampf keinen Bezug haben, sondern nur das Wesen der einzelnen Götter zu veranschaulichen dienen, ihren Platz erhalten, oder mit andern Worten, es sollen in ihm die einzelnen Göttergestalten ins Auge gefaßt, in einem dritten Theil aber das Verhältniß des Menschen zu dem Weltdrama sowol als zu den einzelnen Göttern dargestellt werden.

Interessant sind am Schlusse dieses Bandes die Zurückführungen deutscher, zum Theil noch fortlebender Sagen auf altheidnische Vorstellungen. Die Raben, welche um den Kyffhäuser fliegen, sind nichts weiter als die Raben Odin's, die dieser ausgesandt hat, den Stand der Weltangelegenheiten zu erkunden. Der Name Friedrich kommt aber von Freyr und der rothe Bart ist von Thor entliehen. Das Walserfeld, auf welchem nach einer bekannten Sage eine blutige Schlacht geschlagen werden soll, die nichts Anderes ist als der letzte Weltkampf, in dem der Antichrist erscheint, der Engel Posaunen ertönen und das Weltende eintritt, dieses Walserfeld ist nichts als die Ebene Wigrid oder Oskopnir. Und so noch vieles Andere. Das mancherlei Finstere und Unheimliche, was sich in der deutschen Volkssage bemerkbar macht, weist auf diesen Ursprung hin, und die melancholische Grundstimmung, die sich bei der Bevölkerung mancher norddeutschen Landstriche wahrnehmen läßt, hängt mit jenem altnordischen Glauben an den letzten Weltkampf, an Tod und Untergang allerdings vielleicht viel inniger zusammen, als man gemeinhin glaubt.

In diesem Glauben liegt aber auch wieder etwas Erhabenes, zum feierlichen Ernst und zur Reinigung Stimmendes, und nicht ohne Unrecht bemerkt der Verfasser zum Schluß, daß der Staat seinem eigenen Vortheil zuwiderhandle, wenn er die griechische Mythologie so sehr vor der deutschen begünstige. Zwar bemerkt er, daß eine Lehre, welche das Gesetz der Blutrache vorschrieb, und der sittlichen Idee, daß man auch den Feind lieben müsse, nicht fähig war, vom Christenthum überwunden werden mußte; zugleich aber hebt er hervor, daß diese Lehre andererseits die tiefsinnigsten, bewunderungswürdigsten und inhaltreichsten Anschauungen über das Wesen der Welt und der Götter enthielt. Läge nicht zugleich etwas tief Christliches in diesem germanischen Heidenthum, so würde wol Klopstock, der Sänger der „Messiade", sich nicht bewogen gefunden haben, die nordischen Götter zu Hülfe zu rufen und sie im Kampfe gegen eine skeptisch-frivole Zeit zu verwenden. Simrock sagt: „Wir haben es jetzt mit modernen Heiden zu schaffen, die keinen Himmel voller Götter haben, aber wie sie kein Jenseits kennen, das Diesseits mit Teufeln erfüllen würden. Diesen gegenüber erscheinen die alten deutschen Helden sittlich, fromm und gläubig, das alte Heidenthum hehr und heilig, eine würdige Vorhalle des Christenthums. Das sollte man erwägen, ehe man die Waffen nach der Seite kehrt, von welcher der mächtigste Beistand zu holen ist."

In seiner neubegründeten „Zeitschrift für deutsche Mythologie" eröffnet J. W. Wolf eine Freistätte für Monographien dahin einschlagenden Charakters, für vergleichende Mythologie, „insofern", wie der Verfasser hinzufügt, „kein antichristlicher Geist derartige Mittheilungen erfüllt, denn sinn- und zuchtlose Phantasien nach Art derer Daumer's, Ghillany's, Nork's abzudrucken, kann uns nicht einfallen"; ferner für Sittenkunde, für vergleichende Sagenkunde, auch für die „handgreiflichen Alterthümer", obschon er gesteht, daß in ihrem Betreff viel gesündigt worden und noch werde, „insbesondere von unsern Vereinen, für deren Wirken es bezeichnend erscheinen muß, daß in dem Vorwort zum Correspondenzblatt ihres Gesammtvereins unsere Götterlehre, Rechts- und Sittenkunde nicht einmal genannt werden". Der Herausgeber fährt dann fort: „Von der meist unfruchtbaren Durchwühlung von Grabhügeln, von der Beschreibung hundertfach wiederkehrender Geräthe und Waffen, wie von ähnlichen schönen Dingen werde jedoch nicht viel die Rede sein können, es müßte denn wesentlich Neues und entschieden Wichtiges dabei in Rede kommen" u. s. w. Der Herausgeber spricht den Wunsch aus, daß diese Zeitschrift nicht nur in die Hände der Forscher, sondern in die Hände Aller komme, die noch ein Herz haben für das naturwüchsige und gesunde Leben des Volks. Zum Schlusse nennt er noch, recht glücklich, die Weisheit der Gasse seinen

treuesten Mitarbeiter. Da der Verfasser auf ein größeres Publicum sich Rechnung macht, so hätte er freilich wol besser gethan, sich der durch die Schriftsteller unserer classischen Periode festgestellten Orthographie mehr anzubequemen, an die wir doch Alle von Jugend auf gewöhnt sind, während die Orthographie nach Grimm'schen Grundsätzen für Viele etwas so Fremdartiges und Zurückstoßendes hat, daß sie ein nach diesem System gedrucktes Buch lieber gar nicht lesen. Die Gründe hierzu liegen nahe und sind in der That sehr verzeihlich. Uebrigens enthält dieses erste Heft der Wolf'schen Zeitschrift viele dankenswerthe Mittheilungen, namentlich aus dem Gebiete der vergleichenden Sagenkunde, dann Volkslieder aus dem Odenwald, mitgetheilt von W. von Plönnies und Volkslieder von der Mosel, mitgetheilt von N. Hocker. Wir verkennen weder die Wichtigkeit, die das Volkslied für die Sittenkunde hat, noch den hohen poetischen Werth einzelner Volksgesänge, noch die Bedeutung, welche die Volkspoesie im Allgemeinen auf unsere Literatur geäußert hat, indem ihr Wehen die stockend gewordene deutsche Lyrik erfrischte und neu beseelte. Indeß sind wir auf dem besten oder vielmehr schlimmsten Wege, das Volkslied zu überschätzen und daran selbst Das poetisch und schön zu finden, was, aus dem Munde irgend eines Bänkelsängers hervorgegangen, in der That unschön, liederlich und selbst zuchtlos ist. Die schlimmen Folgen dieser Ueberschätzung, meine ich, ließen sich in unserer modernen Lyrik schon vielfach spüren. In der von N. Hocker mitgetheilten Ballade vom jungen Markgrafen z. B. wird eine Situation geschildert, die, so ausgemalt, in den Augen guter Zucht und Sitte unmöglich Gnade finden kann. Auch der Cultus des Volksliedes, an dem ja nicht immer gerade die edelsten Geister der Nation geschafft haben, sollte nicht über ein gewisses Maß hinausgetrieben werden.

H. M.

Michaïl Lérmontoff's Kaukasische Lebensbilder.

Der Held unserer Zeit. Kaukasische Lebensbilder von Michaïl Lérmontoff. Aus dem Russischen übersetzt von August Boltz. Berlin, K. Schulze. 1852. 8. 1 Thlr.

Nachdem Bodenstedt den deutschen Leser mit einer so treuen als fließenden Uebersetzung vom poetischen Nachlasse Lérmontoff's (Berlin 1852) beschenkt hat, bleibt noch eine gleich vollendete Uebersetzung der sämmtlichen prosaischen Werke zu wünschen übrig. Möge sie nicht lange auf sich warten lassen!

Vor 13 Jahren bereits hatte Varnhagen von Ense, durch den russischen Belletristen Melgunoff auf Lérmontoff aufmerksam gemacht, die Novelle „Bela" („Denkwürdigkeiten", zweite Auflage, VI, 299) übersetzt, welche eine Fortsetzung um so wünschenswerther machte, als durch die treffliche Uebertragung auch keine der Schönheiten des Originals vernachlässigt worden war. Gleichzeitig mit der zweiten Auflage des sechsten Bandes der „Denkwürdigkeiten" erschien von dem Esthländer Román Freiherrn Budberg-Bönninghausen, der damals in Berlin sich aufhielt und nicht selten mit Varnhagen zusammentraf, durch den er vielleicht die Anregung empfing, als Fortsetzung der „Bela" eine Bearbeitung Lérmontoff'scher Skizzen: „Aus dem Kaukasus" (Berlin 1843). Diese und das gleichfalls von Budberg übersetzte erzählende Gedicht „Der Novize" (Ebendaselbst 1843), welches letztere Bodenstedt unter dem Namen „Der Tscherkessenknabe" übertrug, wurden zwar zum Theil von der Kritik anerkannt, fanden aber im Publicum nicht den verdienten Beifall.

Im Jahre 1852 endlich erschien von August Boltz aus dem Russischen des Lérmontoff übersetzt „Der Held unserer Zeit", eine Reihe interessanter Novellen und kaukasischer Lebensbilder, in deren erster Abtheilung wir Varnhagen's „Bela" wiederfinden. Dieser folgt ein scharfumrissenes Charakterbild: „Maksim Maksimitsch", ein funfzigjähriger Militär, den wir bereits in der „Bela" antrafen. Ein anderes nicht minder romantisches Erlebniß als die „Bela" folgt nun unter dem Titel „Taman" (ein russisches Seestädtchen am Schwarzen Meere.) Dieses ist die nämliche Skizze, mit der Budberg's Sammlung beginnt. Den von Letzterm mitgetheilten „Fatalisten" übergeht Boltz und bringt endlich (wie auch Budberg) „Die Fürstin Mary", eine tragische Geschichte aus dem kaukasischen Badeleben, von der wir nicht wissen, ob die Feinheit der Beobachtung, die Gewandtheit der Erzählung oder die farbenreiche landschaftliche Darstellung mehr Lob verdient. Wir können dem Leser angelegentlich die sehr interessante Schrift anempfehlen, er wird kaum einer der lebensvollen Gestalten seine Bewunderung versagen, aber mit bangem Gefühle und mit halber Befriedigung das Buch aus der Hand legen. Den meisten Personen jener Dichtung ist schon von Hause aus das Todesurtheil, dem sie unwiderstehlich zufallen, an die Stirn geschrieben. Es sind keine werdenden, sondern fertige Gestalten, die als unwiderruflich verurtheilte uns zu keiner recht zutraulichen, freundschaftlichen Theilnahme gelangen lassen. Es liegt der Tadel aber nicht in dem Fertigsein der Charaktere, denn dieses bildet den einzig richtigen Unterschied der Novelle gegen den Roman. Wir treffen entweder Personen von starrem Sinne, ruhmsüchtig, eitel, unersättlich in ihren Begierden, oder schwache, leidende, hingegebene Gestalten. Die einen fallen als Opfer der andern, die andern als Opfer ihres unabwendbaren Schicksals. Hierher gehören fast sämmtliche Hauptgestalten aus den poetischen und prosaischen Schriften Lérmontoff's, die uns bekannt wurden, wie namentlich aus dem vorliegenden Buche Patksorin, Gruschnitzky, Mary, Vera. Lérmontoff spiegelte sich selbst mehr oder weniger gern in den männlichen Hauptfiguren seiner Dichtungen. Zwei entschiedene Ausnahmen, welche ebendarum besondere Aufmerksamkeit verdienen, bilden der durchaus objectiv gehaltene Charakter des Maksim Maksimitsch und aus den poetischen Schriften das im Volkstone gehaltene Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch, von seinem Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikow. Die Blasirtheit in den höhern aristokratischen Cirkeln Rußlands, die aus frühzeitigem übermäßigem Genusse aller leiblichen, materiellen Güter hervorgeht und eine Hohlheit hinterläßt, welche das bedeutendste Talent nicht ausfüllen kann, weil es, einmal verwahrlost, zu ernster, heilender Beschäftigung keine Neigung spürt, ist mehren Lérmontoff'schen Charakteren eigen. Es ist der Gram über verfehlte Lebenspläne und über die Unfähigkeit bessere Entschlüsse in Ausführung zu setzen, welche die Helden in einem Durcheinander von Uebermuth, Enthusiasmus, Ironie, Liebe, Haß, Stolz, Dünkel, Starrsinn und Wildheit zu Grunde gehen läßt. Fügen wir zu solchen widerstrebenden Eigenschaften noch scharfe Beobachtungsgabe, genial poetische Schöpferkraft und hohen Unabhängigkeitssinn hinzu und setzen den also ausgestatteten Mann in den Zwang russischer Verhältnisse, so haben wir den Dichter Lérmontoff, der sich und sein Volk und die heimatlichen Verhältnisse mit seltener Objectivität malte.

Ungern vermissen wir im „Helden unserer Zeit" tiefere, gehaltvolle Charaktere, aber mit dem Dichter wollen wir nicht rechten, der uns die Zeitgenossen gab, wie sie sind; und daß er sie so und unter diesem Titel geben konnte, beweist, daß er selbst besaß, was jenen abging, und sich dessen bewußt war.

Jegór von Sivers.

Notiz.

Gottschalk Eduard Guhrauer.

Unter den deutschen Schriftstellern und Dichtern hat seit etwa Jahresfrist der Tod reiche Ernte gehalten. Einer der Letzten, den er von der Stätte seines fleißigen Wirkens abrief, war Gottschalk Eduard Guhrauer, dem wir hier als einem langjährigen Mitarbeiter d. Bl. einen kurzen Nachruf widmen. Guhrauer war am 12. Mai 1809 zu Bojanowo im Großherzogthum Posen geboren, studirte in Berlin und Breslau Philologie und Philosophie, war eine zeitlang am ber-

liner Realgymnasium als Lehrer thätig und wirkte später in Breslau als Custos an der königlichen und Universitätsbibliothek und als Privatdocent, dann als außerordentlicher Professor an der Universität. Ein deutscher Gelehrter ältern Schlags, anspruchslos und bescheiden, mit Büchern mehr als mit Menschen verkehrend und mehr in sich hinein als nach außen lebend, dabei aber doch zum Zweck seiner Studien weite Reisen (z. B. nach Paris) machend und dem Verkehr mit Gleichgearteten nicht ausweichend, hat Guhrauer mit unendlicher Liebe sein halbes Leben namentlich dem Studium der Leibniz'schen Schriften und des Leibniz'schen Wirkens gewidmet, als dessen ausgezeichnetstes und dauerndstes Resultat sein treffliches Werk „Leibniz, eine Biographie" (2 Bde., Breslau 1842) zu betrachten ist. Früchte seiner zweijährigen Nachforschungen im pariser Archiv der auswärtigen Angelegenheiten waren das in den „Mémoires des savants étrangers" abgedruckte „Mémoire sur le projet de Leibniz relatif à l'expédition d'Égypte proposé à Louis XIV en 1672" und „Kurmainz in der Epoche von 1672" (2 Bde., Hamburg 1839). Außerdem veröffentlichte er nach einem Aufenthalte in Hanover „Leibniz' deutsche Schriften" (2 Bde., Berlin 1838—40). Ein großes Verdienst erwarb er sich durch seine Arbeiten über Jungius, namentlich durch die Schrift „Joachim Jungius und sein Zeitalter" (Stuttgart 1851); ferner gab er heraus: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erläutert" (Berlin 1846), „Goethe's Briefwechsel mit Knebel" (2 Bde., Leipzig 1852), die Fortsetzung von Danzel's Werk „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Schriften" u. s. w. In den letztverflossenen Jahren bereicherte Guhrauer unter Anderm auch die „Schlesische Zeitung", die „Blätter für literarische Unterhaltung" und das „Deutsche Museum" mit meist sehr gediegenen und gehaltreichen Beiträgen. **H. M.**

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins zu Nürnberg für 1854. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Almanach zum Lachen für 1854. Von E. Dohm. Illustrirt von W. Scholz u. A. 4ter Jahrgang. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Behringer, E., Das Felsenkreuz. Würzburg, Stahel. Gr. 16. 28 Ngr.

Beltz, K. E., Deutsches Volksleben in Haus und Staat, in Literatur und Kunst. Dargestellt für das gebildete deutsche Publikum. Mit Original-Illustrationen von J. Fay. 1ste Lieferung. Düsseldorf, Arnz u Comp. 1853. Lex.-8. 1 Thlr.

Böttger, A., Gedichte. Neue Sammlung. Leipzig, Dürr. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Costa, J. da, Israel und die Völker. Eine Uebersicht der Geschichte der Juden bis auf unsere Zeit. Aus dem Holländischen von einer Freundin des göttlichen Wortes ins Deutsche übertragen und zum Drucke befördert von K. Mann. 1stes und 2tes Buch. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 24 Ngr.

Dux, A., Ungarische Dichtungen. Presburg, Krapp. 18. 16 Ngr.

Engelhardt, M. von, Valentin Ernst Löscher nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Dorpat, Glaeser. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gumpach, J. von, Abriss der Babylonisch-Assyrischen Geschichte, von dem Beginn des 25. bis in die letztere Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr., unter Zugrundelegung einer aus dem Englischen übersetzten und mit kritischen Anmerkungen begleiteten Skizze der Geschichte Assyriens, von H. C. Rawlinson, nach den von A. H. Layard unter den Trümmern Ninive's entdeckten Inschriften, mit besonderer Rücksicht auf die Zeitfolge entworfen. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hagen, A., Ueber eine Composition: Gesetz und Gnade von Lucas Cranach dem älteren. Zum Andenken an den vor 300 Jahren am 16. October 1553 in Weimar verstorbenen Meister. In einer öffentlichen Versammlung in Königsberg vorgetragen. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1853. Gr. 8. 4 Ngr.

Hilber, J., Pilgerreise in das heilige Land in den Jahren 1851 und 1852. Bruneck. 1853. 8. 8 Ngr.

Hirsch, R., Lieder ohne Weltschmerz. Wien, Greß. 16. 28 Ngr.

Horn, W. O. von, Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1853. Gr. 16. 12 Ngr.

Keller, G., Neuere Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

— — Der grüne Heinrich. Roman. 1ster — 3ter Band. Ebendaselbst. 8. 5 Thlr.

Lionnet, A., Palaion. Die Alte Welt. Das Privatleben der Alten. In populärem Gewande dargestellt. Mit 15 lithographirten Tafeln, worunter die Pläne von Athen und Rom. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Majo, Eine Nichte Oncle Thom's. Nach J. Romer's Denkwürdigkeiten erzählt. Stuttgart, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 10 Ngr.

Monteton, O. D. Freih. von, Santa Margherita. Zeitgemälde der österreich-italienischen Kämpfe unter Radetzky. Zwei Theile. Magdeburg, Baensch. 8. 3 Thlr.

Nolte, V., Funfzig Jahre in beiden Hemisphären. Reminiscenzen aus dem Leben eines ehemaligen Kaufmannes. Zwei Theile. 2te durch Zusätze vermehrte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Oertzen, G. von, Gedichte. Magdeburg, Baensch. 16. 1 Thlr.

Rodenberg, J. von, König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere. 2te Auflage. Marburg, Elwert. 16. 12 Ngr.

Römer-Büchner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. und ihres Gebietes, von der ersten geschichtlichen Kenntniss bis zum X. Jahrhundert nebst chronologischer Uebersicht und Beweisstellen über die Römerherrschaft im Rheingebiet bis zum Jahre 450. Frankfurt a. M., Schmerber. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Rudolph, B., Blumen. Leipzig, Hartknoch 1853. 16. 1 Thlr.

Schenck, W. G. F., Wilhelm der Fünfte, Prinz von Oranien, Fürst zu Nassau und Erbstatthalter der vereinigten Niederlande etc. Herausgegeben nach dessen Tode von E. G. C. Schenck. Stuttgart, Mäcken. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldeinsamkeit in deutschen Liedern. Gesammelt von Heinrich. Marburg, Elwert. 16. 12 Ngr.

Wollesen, C., Lucubrationen über das Urelement der Natur. Schleswig, Bruhn. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Binterim, A. J., Die geheimen Vorschriften der Jesuiten. Ein altes Lügenwerk, jetzt in Norddeutschland neu aufgestellt; beleuchtet. Düsseldorf, Kampmann. 1853. 12. 2½ Ngr.

Coningsby, Die gegenwärtige Krisis oder der Russisch-Türkische Krieg und seine Folgen für England und die Welt. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Pischon, Die Augsburgische Confession und der Berliner Kirchentag. Eine Rechtfertigungsschrift. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Sack, K. H., Christliche Betrachtung über die Häufigkeit des Selbstmordes in unseren Tagen. Predigt gehalten am 15 Sonntag nach Trinitatis 1853. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 5. —— 26. Januar 1854.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn wir der Besprechung dieses neuen Jahrgangs des allbekannten „Historischen Taschenbuch" einen etwas größern Umfang einräumen zu müssen glauben, als es in der Regel geschehen ist, so dürfen wir bei unsern Lesern mit Sicherheit auf Entschuldigung und Anerkennung zugleich rechnen: es ist in dem vorliegenden Jahrgange des Wissenschaftlichen, des belehrend Unterhaltenden und Dessen, woran sich Bemerkungen anknüpfen lassen, so Vieles enthalten, daß wir unserer Pflicht fehlen würden, wenn wir allenthalben nur flüchtige Andeutungen geben und nicht nach Möglichkeit dazu beitragen wollten, daß den gelieferten Arbeiten der verdiente Platz in der Geschichtswissenschaft angewiesen werde. Diese Arbeiten sind nun folgende:

1. Der Indische Archipelagus und die Engländer. Von Karl Friedrich Neumann.
2. Frankreich und die Bartholomäusnacht. Von Wilhelm Gottlieb Soldan.
3. Eine Reise nach Südamerika. Von Friedrich von Raumer.
4. Walther VI. von Brienne, Herzog von Athen und Graf von Lecce. Von Karl Hopf.
5. Rembrandt's Leben und Werke, nach neuen Actenstücken und Gesichtspunkten geschildert. Von Eduard Kolloff.

Die kleine Europa hat durch ihre Weltstellung, von deren Bedeutung schon die griechischen Geographen eine dunkle Ahnung aussprechen, und durch den Geist ihrer Bevölkerung eine Aufgabe erhalten, die den philosophischen Denker, den Geschichtsforscher und den Politiker in gleichem Grade zu beschäftigen geeignet ist; und diese Aufgabe besteht in nichts Geringerm als in der Schöpfung einer neuen Cultur im Westen und in der Regeneration des Ostens unserer Erde. Die alte Neigung der abendländischen Völker, den Blick vorzugsweise gen Osten zu richten, tritt nach Jahrhunderten der Unterbrechung wieder lebhaft hervor: der Orient macht seine magische Kraft wieder geltend; Handel, Politik und Wissenschaft empfinden den anregenden und lenkenden Einfluß dieser Kraft. Daher aber auch die immer wachsende Aufmerksamkeit selbst des größern Publicums auf Werke, Schriften und Berichte aus und über die orientalische Welt. Unter Denen nun, welche durch das Wort der Wissenschaft uns die Merkwürdigkeiten und die Bedeutung der orientalischen Welt einsichtsvoll und lebendig vor die Seele führen, nimmt Neumann nicht blos in Deutschland, sondern man darf sagen, in Europa einen der ersten Plätze ein. Und er wird nicht müde, dieses Platzes sich immer würdiger zu machen. Beschenkte er uns doch jüngst wiederum mit einer anziehenden Monographie über Japan in der „Allgemeinen Zeitung", und wir dürfen auf Neues und Interessantes in der nächsten Zeit abermals aus seiner Feder hoffen, indem er vor kurzem, reich mit orientalischen Wissenschaftsschätzen ausgestattet, aus London, dem europäischen Emporium für den Orient, nach München heimgekehrt ist. In der vorliegenden Monographie über den Indischen Archipelagus, die sehr anziehend geschrieben und der Tendenz des „Historischen Taschenbuch" ganz entsprechend ist, spricht sich insbesondere auch die Ueberzeugung aus, daß in jenem Inselreiche die Zukunft den Engländern und nicht ihren Rivalen, den Holländern gehöre. Den Engländern scheint in der That in der östlichen Hemisphäre eine welthistorische Rolle zugedacht zu sein, namentlich die Regeneration derselben durch den christlichen Europäismus. Und Lichtstrahlen von diesem Zukunftstage fallen bereits in das Auge des aufmerksamen Beobachters. Sehr treffend bemerkt in dieser Beziehung der Verfasser:

> Als man vor wenigen Jahrzehnden zum ersten male das Wort Weltliteratur, Weltbildung aussprach, dachte man hierbei vorzüglich an die Völker des europäisch-christlichen Staatensystems. Man sah die Zeit kommen, wo alle diese Völker eine einheitliche, dem Wesen nach gleiche Bildung besitzen, an denselben Geisteswerken sich erstarken und erfreuen werden, und bezeichnete diese nicht sehr ferne Zukunft mit den Worten Weltbildung, Weltliteratur. An nichtchristliche, nichteuropäische Ra-

tionen, an Muselmann und Hindu, an Chinesen und Malayen mochte wol vor der Hand Niemand denken. Und doch naht die Zeit in starken Schritten, wo eine große Anzahl, wo die feinsten Köpfe dieser Menschenabtheilungen in den Kreis der neueuropäischen Bildung gezogen und so im buchstäblichen Sinne gleiche Weltzustände angebahnt werden. Dieser künftige Zeitraum der Weltgeschichte sendet jetzt bereits einige, wenn auch matte Strahlen herüber in den Gesichtskreis der Gegenwart. Orientalen beschreiben das Leben der hervorragenden Denker und Forscher des Westen und geben eine übersichtliche Darstellung ihrer Werke in ihren verschiedenen Sprachen und Mundarten. Ein des Englischen kundiger gelehrter Hindu zu Kalkutta übersetzt aus englischen Encyklopädien eine Anzahl Biographien solcher Männer ins Bengalische zur Heranbildung und Nacheiferung für seine Landsleute. Murray's erdkundliche Sammlungen und andere Werke dieser Art werden ins Chinesische übertragen und mit reichen Kartensammlungen ausgestattet. Ein anderes überraschendes Zeichen dieser künftigen Periode der Weltbildung ist die Reise des Malayen Abdallah von Singapor nach Kalantan, ein östliches Buch, geschrieben im westlichen, im neueuropäischen Geiste.

Bemerkenswerth ist zugleich, daß dieser Malaye, die unglücklichen Verhältnisse und Zustände seiner Stammgenossen lebhaft fühlend, von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß nur Abhülfe von den Engländern kommen könne und daß nichts mehr zu wünschen sei als eine Herrschaft der Engländer über das Volk der Malayen. Daß diesen Europäern eine unermeßliche Aufgabe in der ostindischen Welt vorliege, wer möchte das leugnen? Ob sie aber im Laufe der Zeit in der Lösung dieser Aufgabe von den Russen und Amerikanern werden gestört oder unterstützt werden, wer vermag das vorauszusagen?

Die zweite Monographie, die Soldan zum Verfasser hat, versetzt uns in den Westen Europas; sie nimmt aber unter sämmtlichen Monographien des vorliegenden Jahrgangs unstreitig den ersten Platz ein, und zwar nicht blos durch ihren Umfang, sondern auch durch die Gediegenheit der historischen Forschung und deren Vereinigung mit einer schönen und lichtvollen Darstellung. In gewisser Beziehung könnte man die ganze Abhandlung für das „Historische Taschenbuch" zu gelehrt nennen, es wird dies aber eben ausgeglichen durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit welcher Forschung und Darstellung vereinigt sind, sodaß wir die Ueberzeugung hegen, es werden auch nichtgelehrte Leser ununterbrochen von des Verfassers Arbeit gefesselt werden. Die zahlreichen Noten, welche am Ende der Abhandlung mitgetheilt sind, bilden einen wahren Schatz für das historische Thema, welches der Verfasser behandelt hat. Und wir unterschreiben ohne Bedenken seine Worte:

Soll die gegenwärtige Abhandlung, wie sie ankündigt, in das ebenso interessante als streitige Problem der Bartholomäusnacht wirklich tiefer eindringen, so erscheint es unerlaßlich, nicht nur die einzelnen Momente, aus welchen die Combination des Ganzen sich aufbaut, aus den Quellen zu beglaubigen und in ihren chronologischen Beziehungen deutlich hervortreten zu lassen, sondern auch auf die vorhandene Literatur des Gegenstandes wenigstens eine flüchtige Rücksicht zu nehmen, hier und da Kritik zu üben, laufende Irrthümer wegzuräumen und selbst auf die Entstehungsgeschichte mancher falschen Auffassung hinzudeuten. Dieses Alles ist größtentheils in den Noten niedergelegt. Ich darf darum wol hoffen, daß mir eine nothwendige Gründlichkeit nicht als müßiger Citatenprunk werde ausgelegt werden. Es sind hier die Resultate nicht sowol einfach zu geben als erst zu suchen und zu rechtfertigen.

Die Frage: wann und von wem ist der Plan der Bartholomäusnacht entworfen worden? hat bis auf die neueste Zeit ihre Beantwortung dahin erfahren, daß jener Plan mit heuchlerischer Heimlichkeit vom französischen Hofe unter dem Mitwissen Spaniens und des Papstes oder auf deren besondere Anregung schon längst gehegt und endlich, nachdem die Häupter der Hugenotten in die Falle gegangen, in der bekannten Zeit ausgeführt worden sei. Und namentlich sind in „Malten's neuester Weltkunde", Thl. IV und V, Mittheilungen zu lesen über eine Zusammenkunft des französischen und spanischen Hofs 1562 zu Bayonne, in welcher der scheußliche Mordplan verabredet worden sei. Und hinzugefügt wird: „Der Papst schürte das Feuer und schrieb zugleich an die katholischen Mächte, den Feinden Gottes unter keiner Bedingung Schonung angedeihen zu lassen." Zu einer ganz andern Ansicht ist unser Verfasser gelangt. Wir geben sie in möglichster Kürze. Katharina und ihr zweiter Sohn, der Herzog von Anjou, waren allerdings nebst den Guisen erbitterte Feinde aller Hugenotten. Besonders aber haßten und fürchteten sie den Einfluß Coligny's auf den König. Er mußte beseitigt werden. Der Mordanschlag mislang, Coligny ward blos an der Hand verwundet. Der König Karl IX. drückte seine tiefste Entrüstung darüber aus, drohte mit strengster Bestrafung der Schuldigen und gab sich dem Einflusse Coligny's mehr als je hin. Katharina, Anjou und die Guisen glaubten das Schlimmste befürchten zu müssen. Daher der Entschluß, dem Könige von einer Verschwörung vorzuspiegeln gegen das regierende Haus der Valois und gegen den König insbesondere. Dieser läßt sich leicht überreden und der Mordplan wird mit ebenso großer Raschheit gefaßt als ausgeführt. Der Papst und Philipp II. werden von der Ausführung unterrichtet: Beide bezeugen allerdings ihre Freude darüber. Den fremden Höfen aber sucht man den Glauben beizubringen, daß der erbitterte Pöbel dem Ganzen erst seinen grausamen Charakter aufgedrückt habe; überhaupt wird durch Verdrehung des Thatsächlichen Alles aufgeboten, den Schein zu vermeiden, als hätte man durch die Blutscene den Religionsfrieden brechen wollen: es war Nothwehr gegen eine politische Verschwörung. Das ist gleichsam der Kern der historischen Ansicht, welche der Verfasser von der Pariser Bluthochzeit gewonnen hat und die er unter Benutzung von Quellen des ersten und zweiten Rangs mit Scharfsinn und meisterhafter Combination als die richtige zu erweisen sucht. Und viel Wahres liegt in seiner Bemerkung:

Es bildete sich gleich anfangs eine ansehnliche polemische Literatur über die Bartholomäusnacht und die Würdigung der handelnden Personen; die nächsten Jahre brachten neuen Zuwachs. Der einseitige Gebrauch dieser Parteischriften aber hat in der Folge der Auffassung jener merkwürdigen Ereignisse großen Eintrag gethan.

Soviel ist wenigstens gewiß: der Verfasser hat die 300jährige Streitfrage dem Abschlusse näher gebracht und darf den gelehrten Historikern zurufen: „Si quid nosti rectius istis, candidus imperti, si non, his utere mecum!" Bemerkenswerth für die Mehrzahl unserer Leser möchte wol noch Folgendes sein. Die strengen Lutheraner Deutschlands waren trotz der allgemeinen Entrüstung über die Pariser Bluthochzeit doch nicht abgeneigt zu glauben, daß den calvinistischen Hugenotten die Krone des Märtyrerthums nicht gebühre, vielmehr sei die Strafe der Schuld über sie gekommen. Von Interesse ist es aber zu erfahren, wie zwei berühmte katholische Zeitgenossen sich über die Gräuel der Bartholomäusnacht aussprachen: wir meinen Maximilian II., den deutschen Kaiser und Karl's IX. Schwiegervater, und den berühmten Muret. Hören wir sie. Der Erstere schreibt an Lazarus Schwendi:

Soviel die redliche That, so die Franzosen mit dem Admiral (Coligny) und den Seinigen tyrannischerweise erzeigt haben, die kann ich gar nicht loben und habe es mit herzlichem Leide vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem solchen schändlichen Blutbade hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute als er selber regieren. Aber nichtsdestoweniger läßt es sich damit nicht beschönigen, ist auch damit nicht ausgericht. Wollte Gott, er hätte mich um Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte. Er hat ihm hierdurch einen Fleck angehängt, den er nicht leichtiglich ablegen wird. Denn ich höchlichen besorge, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Und es ist in der Wahrheit nicht anders, als wie Ihr vernünftiglich schreibet, daß Religionssachen nicht mit dem Schwerte wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es auch anders sagen. Zudem, so hat uns auch Christus und seine Apostel viel ein Anderes gelehrt. Denn ihr Schwert ist die Zunge, Lehr Gottes Worts und christlicher Wandel gewest; auch ihr Leben uns dahin reizen soll, wie sie und soweit sie Christo nachgefolget, ihnen nachzufolgen. Zudem, so sollten die tollen Leut nunmehr billig in so vielen Jahren gesehen und erfahren haben, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen nit sich will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht und werde es auch nimmermehr loben, es wäre denn Sache, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unsinnig würde, dafür ich aber treulich bitten will.

So schrieb und urtheilte der treffliche Habsburger, der Katholik, den freilich sammt seiner Familie Philipp II. mit Ausschließung von den Erbansprüchen an den spanischen Thron bedrohte und den die neuere katholische Geschichtschreibung der protestantischen Historiographie möglichst herabzusetzen bemüht gewesen ist. Muret aber, dem das Alterthum wol die Schönheit und Gewandtheit seiner sprachlichen Formen mitgetheilt, den es aber in seine heiligern und ehrwürdigern Mysterien nicht eingeweiht hatte, läßt sich über die Pariser Bluthochzeit also vernehmen:

O noctem illam memorabilem et in factis eximiae alicujus notae adjectione signandam, quae paucorum seditiosorum interitu regem a praesentis caedis periculo, regnum a perpetua bellorum civilium formidine liberavit! Qua quidem nocte stellas equidem ipsas luxisse solito nitidius arbitror et flumen Sequanam majores undas volvisse, quo citius illa impurorum hominum cadavera evolveret et exoneraret in mare.

Wir haben diese Stelle deshalb mitgetheilt, weil sie, abgesehen von ihrem Fanatismus, auch einen Beweis für unsern Verfasser enthält: es war der Königin Katharina auch am päpstlichen Hofe gelungen, den Glauben an eine Verschwörung gegen Karl IX. zu erzeugen.

Hr. v. Raumer hat bekanntlich Nordamerika bereist und diese Reise beschrieben; während er nun hier mehr oder minder aus eigener Anschauung oder Erfahrung schöpfte, entlehnte er die Beschreibung einer Reise nach Südamerika aus einer großen Anzahl von Werken verschiedener Nationen Europas. Er sagt:

Ich habe mich zunächst über einen Theil jener unermeßlichen Länder aus neuern gedruckten Werken unterrichtet und meine Ausbeute zu einem scheinbar leichten, ja oberflächlichen, in Wahrheit aber mühsamen Mosaikbilde zusammengestellt. Zur Seite mußte ich lassen nicht allein was die wissenschaftliche Naturbetrachtung jener Länder betrifft, sondern ebenfalls die bisher keineswegs genügend aufgeklärte, höchst verwickelte Geschichte der letzten 50 Jahre. Dennoch hoffe ich, daß die mitgetheilten, durch Citate genau belegten Reisebemerkungen mancherlei Art nicht ohne Interesse sein werden.

Wir stellen das letztere nicht in Abrede, können aber denn doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser die zahlreichen und zum Theil classischen Werke, die ihm zur Benutzung vorlagen, etwas mehr noch ausgebeutet haben möchte, zumal da es ihm in der That nicht an der Gewandtheit fehlt, das Mannichfaltige zu einem einheitlichen und anziehenden Bilde zu vereinigen. Und welcher Theil der Erde überträfe das südliche Amerika, namentlich das herrliche Brasilien, an Einladungen möchten wir sagen, zur Naturbetrachtung? Daß sich dagegen Hr. v. Raumer auf die unerquickliche und allerdings noch keineswegs sehr aufgeklärte Geschichte Südamerikas nur in ganz geringem Grade eingelassen hat, wird man viel eher billigen dürfen. Ueber den Abfall des spanischen Südamerika lesen wir bei dem Verfasser im Wesentlichen Folgendes:

Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts war eine große Misstimmung im spanischen Südamerika; doch hätte sich wol Alles noch länger in der alten Weise hingezogen ohne den rechtswidrigen Einfall der Franzosen in Spanien und Bonaparte's treulose Gefangennehmung der königlichen Familie. Als nun die Befehle des herrschsüchtigen Bonaparte und des schwachen gefangenen Ferdinand VII. anlangten, daß sich Amerika dem Könige Joseph unterwerfen solle, waren die meisten Vicekönige, nur die äußerlichste Form im Auge behaltend, geneigt zu gehorchen; das Volk hingegen riß die Proclamationen ab, jagte die Gesandten fort und es wurden allmälig (so berichtet man) mehr als 90 Millionen Dollars nach Europa gesandt zur Kriegführung wider Bonaparte. Nachdem Ferdinand sich und seine Völker preisgegeben hatte, standen diese auf, um ihre Unabhängigkeit, ja ihr Dasein zu erretten gegen Gewalt und Betrug. In Sevilla trat eine Junta zusammen, und ein Recht, was Spanien für sich übte, konnte das ferne große Amerika wol ebenfalls geltend machen. Und dies um so mehr, da die spanischen Junten unter sich nicht einig waren; und während die von Sevilla unbedingte Unterwerfung Spaniens und Amerikas foderte, warnte die Junta von Asturien, einem solchen Befehle zu gehorchen. — Noch zögerten die meisten Amerikaner mit entscheidenden Schritten, und da der Gedanke einer völligen Trennung von Spanien den Meisten fern lag, sandten sie

Abgeordnete zu den in Cadiz versammelten Cortes. Ihre billigen Foderungen, z. B. über Aufhebung der Handelssperre und der Handelsmonopole, sowie über Anstellung einheimischer Beamten, wurden entweder ganz verworfen oder das scheinbar Bewilligte kam nicht zur Ausführung. Die Engländer, welchen die hieraus entstehenden Schwierigkeiten sehr unangenehm waren, boten ihre Vermittelung an. Sie ward aus Furcht vor ihrem steigenden Handelseinflusse zurückgewiesen. — Während dieser Zeit hatten sich in Südamerika die Ansichten viel schärfer und schroffer entwickelt, an welche man früher kaum gedacht hatte, und Royalisten, Unitarier, Föderalisten traten einander leidenschaftlich gegenüber. Der Krieg, den die cadizer Junta weise hätte vermeiden sollen, führte zu keiner Entscheidung, wol aber bei Vielen zu einem Ueberdruß an dem immerdar mühseligen und gefährlichen Revolutioniren. — Anstatt nun diese günstige Stimmung zu benutzen, wies der befreite Ferdinand ebenfalls alle billigen Foderungen der Amerikaner zurück, sandte ein Heer unter Murillo dahin, welcher sich gleich andern spanischen Anführern in grausamen Strafen gefiel und nicht einmal geschlossene Verträge hielt. Dies einigte die ermüdeten, zweifelhaften, zerfallenen Amerikaner zu gemeinsamem Widerstande und nach langem, abwechselndem, blutigem Kampfe ist der spanischen Herrschaft in Südamerika ein Ende gemacht. — Allerdings haben die Amerikaner bei ihrer weitern Entwickelung sehr viele Fehler, Thorheiten, Ungerechtigkeiten begangen, sie haben die Leiden der Anarchie und militärischen Despotie nur zu bitter kennen gelernt; andererseits aber vergesse man nicht, daß ihnen unerwartet die größte aller Aufgaben vorlag, für welche sie in keiner Weise erzogen und vorbereitet waren. Schon deshalb mußte sich die englisch-nordamerikanische Revolution von der spanisch-südamerikanischen wesentlich unterscheiden. Wenn das europäische Volk, welches an der Spitze aller Bildung zu stehen glaubt, nach 60jährigen Revolutionen bei einem unbeschränkten Kaiserthume anlangt oder dasselbe als Rettung aus noch größern Uebeln betrachtet, so sollte man nicht über die Südamerikaner den Stab brechen und sie einer weitern, bessern Entwickelung für unfähig und unwerth erklären. Mögen die romanischen Stämme weniger frische Lebenskraft besitzen als die germanischen: das veraltete oder veraltende Europa darf am wenigsten das jüngere begünstigte Amerika zum Tode verurtheilen. Deshalb schilt der Nordamerikaner Brackenridge (von seinem Standpunkte aus) die achselzuckenden europäischen Diplomaten und sophistisirenden Rechtslehrer und ruft ihnen zu: „Die südamerikanische Revolution ist natürlich und glorreich und der Wirbelwind der Demokratie besser als der stehende Pfuhl der Despotie!" — Wie man nun aber auch urtheilen möge über Das, was die unabhängig gewordenen Staaten Südamerikas bisjetzt geleistet und nicht geleistet haben, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß Südamerika nach der Begründung seiner Unabhängigkeit auf eine große, erstaunliche Zukunft rechnen darf. Es zeigt verhältnißmäßig weniger Kälte, Dürre und Wüsten als Asien und Afrika, ist durch sein Klima aller Erzeugnisse fähig und durch seine Flüsse auf die umfassendsten nützlichsten Wasserverbindungen hingewiesen. Mögen nun die freien Bewohner durch Fleiß, Mäßigung, Besonnenheit, Ordnungsliebe und weise bürgerliche Einrichtungen gleich großes Lob verdienen und nicht hinter Dem zurückbleiben, was ihnen die Natur so reichlich gegeben hat!

Man kann diesen Wunsch an sich für gerechtfertigt ansehen; aber wo sind die Bedingungen, die die Erfüllung dieses Wunsches zur Möglichkeit erheben? Es tritt immer deutlicher die Wahrscheinlichkeit hervor, daß es der englisch-normannischen Race beschieden sei, in den romanischen Staaten Südamerikas die auf staatlicher Ordnung und Festigkeit sich gründende höhere Cultur zu erzeugen. Nur Brasilien, das eine Welt für sich bildet und unstreitig eine merkwürdige Zukunft in seinem Schoose trägt, wird, so scheint es uns, den englisch-normannischen Völkerstrom sich an seinen Grenzen brechen sehen.

Die vierte Monographie, die das „Historische Taschenbuch" Hopf verdankt, versetzt den Leser in die letzte Hälfte des Mittelalters und zwar theils auf griechischen, theils auf italienischen Grund und Boden. Man merkt es der Arbeit an, daß ihr Verfasser mit Studien beschäftigt ist, deren Frucht eine vollständige Geschichte des athenischen Herzogthums nach gedruckten und handschriftlichen Quellen sein soll. Wir glauben deshalb diejenigen Historiker, welche ein besonderes Interesse an den Specialgeschichten Italiens im ausgehenden Mittelalter nehmen, auf des Verfassers Monographie, der uns übrigens im „Historischen Taschenbuch" zum ersten male begegnet, aufmerksam machen zu müssen: sie ist eine gründliche Arbeit. Auch ist dieses historische Feld noch keineswegs so angebaut, daß sich Der nicht ein anzuerkennendes Verdienst zu erwerben vermöchte, der auf demselben mit Geschicklichkeit und Fleiß thätig ist.

Mit großem Interesse und Vergnügen haben wir die theils in humoristischer, theils in kritischer Weise geschriebene Abhandlung über „Rembrandt's Leben und Werke" gelesen. Der Werke, die über dieses Meisters der holländischen Malerschule Leben und Kunst in früherer und späterer Zeit geschrieben worden sind, gibt es nicht wenige. Aber sie sind in beiderlei Beziehung zum Theil sehr voneinander abweichend, ja sogar, was insbesondere Rembrandt's sittlichen Charakter betrifft, einander widersprechend. Aus diesen Einhüllungen den echten Rembrandt gleichsam herauszuschälen, das hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht. Und wir nehmen keinen Anstand zu erklären, daß dies mit großer Belesenheit, mit kritischem Scharfsinn und mit psychologischem Takte geschehen ist: die Specialgeschichte der Künstler und ihrer Werke hat aus der Feder Kolloff's einen sehr verdienstlichen und berücksichtigungswerthen Beitrag erhalten.

Das über Rembrandt gangbare Urtheil ist im Wesentlichen in seiner Charakteristik von Kugler vertreten. Nach diesem genügte es Rembrandt nicht, der frühern einfachen und schlichten Darstellungsweise zu folgen; die leidenschaftliche Erregung der Zeit fand in ihm wiederum einen ihrer entschiedensten Vertreter, und auch er wußte solche Sinnesrichtung alsbald in gewaltig ergreifenden Bildern auszudrücken. Er erscheint in diesen wiederum völlig als Naturalist in jener ausschließlichen Bedeutung des Worts, welche man für die Periode des 17. Jahrhunderts damit verbindet. Es ist die gemeine, niedrige Natur, die er zum Mittel seiner Darstellung wählt, sogar entblößt von jenem Pathos, welches die bedeutendern der italienischen Naturalisten auszeichnet, und weit entfernt von jenem begeisterten Schwunge des Lebens, wodurch Rubens von so glänzender Wirkung ist. Dabei aber ist ihm ein sehr eigenthümliches poetisches Element eigen, welches ihn dennoch bedeutend über den gemeinen Naturalismus emporhebt; jene Formen sind ihm gewissermaßen nur die äußerlichen Mittel für die

Darstellung, als deren eigentlicher Inhalt eine düstere, trotzige Stimmung, der Ausdruck eines von geheimer Leidenschaft bewegten, aber nicht zur That hinausringenden, sondern in seine eigenen schweigsamen Tiefen versenkten Gemüths zu bezeichnen ist. Mit solcher Richtung würden eine bestimmt plastische Gestaltung und der freudige Glanz der Farbe im Widerspruche gestanden haben. Rembrandt wendet sich statt dessen entschieden den dämmernden Reizen des Helldunkels zu, und er erreicht hierin eine Meisterschaft, daß man ihn in seiner Technik allein mit Correggio vergleichen kann, nur auch im Aeußern der Behandlung mit dem sehr erheblichen Unterschiede, daß Correggio das Licht in den Schatten, Rembrandt dagegen den Schatten in das Licht hineinspielen läßt. Jenes Geheimnißvolle in Rembrandt's Auffassungs- und Behandlungsweise steht sodann in unmittelbarem Einklange mit einer gewissen Neigung zum Phantastischen, das sich zuweilen in einer fast märchenhaften Anmuth, oft in wilder, dämonischer Gewalt, mehrfach aber auch, wo solcher Richtung ganz widersprechende Gegenstände, z. B. Scenen der heiligen Geschichte zum Gegenstande gewählt waren, in einer nicht eben erfreulichen Manier ankündigt. Zahlreiche Bildnisse, die seiner spätern Zeit angehören, sind ebenfalls in dieser Weise behandelt. Als ein vorzügliches Meisterwerk, in welchem Inhalt, Auffassung und Darstellung im vollkommensten Einklange stehen, mag das Bild des tyrannischen Prinzen Adolf von Geldern mit seinem gefangenen Vater, im berliner Museum, genannt werden.

Unser Verfasser hat seine Monographie, um ein möglichst anschauliches und vollständiges Bild von Rembrandt gewinnen zu können, in fünf Abtheilungen ausgeführt: 1) Rembrandt's Lebensbeschreiber; 2) Rembrandt's Leben; 3) Rembrandt's Person und Privatcharakter; 4) Rembrandt's Auffassung, Composition und Zeichnung; 5) Rembrandt's Colorit und Farbentechnik. Und in diesen Abschnitten nimmt der Verfasser Gelegenheit, theils kritisch berichtigend, theils historisch vervollständigend, theils der gewöhnlichen Meinung entschieden widersprechend aufzutreten. In hohem Grade angesprochen hat uns nicht nur die Vertheidigung und Reinigung von Rembrandt's Privatcharakter, sondern auch der Nachweis des Zusammenhangs seiner Werke mit dem innersten Wesen seiner Individualität. Und kann der Urtypus eines Werks tiefer in der Seele eines Menschen liegen als die Schöpfung eines Künstlers? Der Verfasser hat psychologisch gewiß einen sehr richtigen Weg eingeschlagen. Wir heben im Interesse unserer Leser folgende längere Stelle hervor:

Rembrandt's Charakter, sowie man ihn gewöhnlich schildert, ist ein schwer aufzulösendes Räthsel. Ein Mann, wie Rembrandt von seinen Lebensbeschreibern dargestellt wird, läßt die Psychologie lügen und ist ein psychologisches Ungeheuer, eine phantastische Persönlichkeit, wie sie in Romanen, aber nicht im Leben vorkommt; ein solcher Künstler hat in keiner Zeit, bei keinem Volke existiren können, er gehört unserm Planeten nicht an, sondern unter die Gebilde einer Traumwelt, wo Hexen und Kobolde sich umtreiben. Schlechte Psychologen, geben die Biographen unserm Künstler durchaus entgegengesetzte Eigenschaften, die gar nicht in einem und demselben Individuum vorhanden sein können. Ich will damit keineswegs die sogenannten Denkgesetze der vulgären Logik im Geistigen geltend machen und weiß wohl, wie in allem Moralischen der Widerspruch gesetzt ist. Es gibt aber zwei Arten von Widersprüchen: mögliche und unmögliche. Wenn ein Kritiker uns an einem großen Künstler den kleinlichen Menschen zeigt, so kann man den unerquicklichen Gedanken gelten lassen und alsdann nur fragen, inwiefern der dafür gelieferte Beweis stichhaltig ist; wenn aber in den Lebensbeschreibungen der Maler, die mit mehr als poetischer Licenz abgefaßt sind, ein gewisser Rembrandt vorkommt, der ein schlechter Hausvater, ein gemeiner Gauner, ein filziger Knicker und bei diesen schönen Eigenschaften ein genialer Künstler gewesen sein soll, so habe ich leider zu viel Erfahrung und Menschenkenntniß, um an dieses Gespenst oder Jungfernkind (ens rationis) zu glauben. Wenn in einem Menschenherzen solche Schlechtigkeiten hausen, so ist die Schöpferkraft in der naiven Art, wie sie sich in Rembrandt's Werken darstellt, eine absolute Unmöglichkeit. Auch der Schlechteste, Verdorbenste kann mit Hülfe von angeborenen und ausgebildeten Anlagen noch Kunstwerke hervorbringen; aber diese Kunstwerke nehmen mehr oder weniger einen Charakter an, der mit der gesammten Zerrüttung und Verderbniß seines Geistes in Uebereinstimmung ist. Das wissen die Biographen nicht, sie gießen die reinste Genialität in ein schmuziges Herz und wollen uns glauben machen, sie könne rein, sie könne Das bleiben, was sie an sich außer dieser Bedingung ist. Wie aber lassen sich Rembrandt's schnöde Bestrebungen und grobe Gaunereien zusammenreimen mit den wunderbaren Zügen heiliger Empfindsamkeit, echter Frömmigkeit und Poesie, die in seinen Werken so entschieden hervortreten? Aus Büchern kennt man von Rembrandt blos den rohen Cyniker und jüdischen Wucherer, der an nichts denkt als seine Empfindungen in Louisdor oder Goldstücke umzusetzen; aber in seinen Bildern findet man entzückte Seelenstimmungen, tiefes religiöses Gefühl, eine wahre Vergötterung des Himmelslichts und erhebliche Aeußerungen von Eleganz, Grazie, ja sogar von hohem Stil, die, wenn sie, wie man sagt, blos Zu- und Anfälle sind, wenigstens zu den chronischen Zu- und Anfällen in seinen Werken gehören. — Es hätten also in demselben Körper und demselben Kopfe zwei Seelen, zwei ganz verschiedene Rembrandt gehaust, wovon der eine die geheimsten Denkwürdigkeiten seines innern Lebens mit dem Pinsel geschrieben und der andere durch die Geschichte seines äußern nichts Anziehenderes gehabt hätte als der erste beste Lump. Kurz: Alles ist verdächtig, Alles streitig, was man bisher von seinen Lebensumständen gefaselt und gefabelt hat. Wirklich, zuverlässig, gewiß, wahr sind seine Werke; das ist noch von ihm übrig und da ist noch seine Seele. Alles, was dagegen streitet, darf man geradezu ableugnen, wenn man die aus seinen Werken gewonnene moralische Gewißheit für sich hat.

Diese Stelle bildet vorzugsweise den Schlüssel zu der Art, wie der Verfasser den berühmten Künstler aufgefaßt und beurtheilt wissen will. Doch hat derselbe den Reinigungsproceß mit dem Urtheil über Rembrandt's Persönlichkeit nicht allein auf dem Wege der Psychologie versucht, sondern auch durch das Mittel historischer Beweise. Und wir müssen künftige Biographen Rembrandt's nicht blos auf die erstere, sondern auch auf die letztere Beweisführung aufmerksam machen. Uebrigens thut gewiß einem Jeden die Wärme wohl, mit welcher der Verfasser den innigen Zusammenhang wahrer Kunst mit dem sittlichen Charakter des Menschen vertheidigt. Und spricht für eine solche Vertheidigung etwa blos die Geschichte der Individuen? Nein, die ganze Kunstgeschichte spricht dafür.

Diejenigen, welche mit Rembrandt's Leben näher bekannt sind, werden wissen, daß er in Concurs verfiel. Das von seinem Besitzthum gerichtlich aufgenommene Inventarium ist urkundlich noch vorhanden. Der Verfasser hat es als Anlage seiner Monographie beigegeben. Es ist von Interesse, dasselbe kennen zu lernen. Theils ist es ein Beitrag zur Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts, theils wirft es ein helles Licht auf Rembrandt's schöpferische Kraft und Studien, die er zum Zwecke seiner Kunstdarstellungen machte: kein Biograph Rembrandt's darf dieses Inventarium unberücksichtigt lassen.

Karl Zimmer.

Adolf Böttger's Habana. *)

Die Sage, die Böttger's neuester poetischer Schöpfung zugrunde liegt, theilt er selbst in folgender Weise mit:

Die Spanier hatten auf Cuba um 1519 die Festung Regla erbaut und wünschten für diesen Hafenplatz zur Anlage einer Stadt das gegenüberliegende Indianerdorf zu gewinnen, das an der Stelle der heutigen Habana sich befand. Die Indianer ließen sich aber weder durch Bitten noch Drohungen bewegen, den Spaniern diesen Platz abzutreten. Ein Liebesverhältniß des die spanische Besatzung commandirenden Offiziers Sanchez de Ribeira mit einer Indianerin brachte indeß auf sehr rasche Weise die Besitzung der Wilden in die Gewalt der Spanier. Das junge Mädchen ward Mutter und mußte ihren Fehltritt durch die schmachvollste Behandlung ihrer Verwandten und Landsleute büßen, bis sie, durch diese Folter zur Rache getrieben, die Ihren verrieth und in halbem Wahnsinn Nachts das Dorf in Brand steckte und somit dem im Bund stehenden Feind die überrumpelten Eingeborenen nach kurzer Gegenwehr in die Hände lieferte. Das Mädchen selbst ging in den Flammen unter, gab aber durch ihre That der aus der Asche des Dorfs emporsteigenden Handelsstadt den Namen Habana, was in der Sprache der Wilden „wahnsinniges Mädchen" bedeutet.

Adolf Böttger's Talent neigt sich zur Beschreibung und Schilderung; ideelle Motive und Conflicte liegen ihm ferner. Darum mußte ihm ein Stoff wie „Habana" willkommen sein, da er ihm verstattete, den ganzen Farbenreichthum seiner Phantasie zu entwickeln und auch die gebildete und melodische Form seiner Dichtungen im schönsten Licht zu zeigen. Eine tiefere Motivirung des tragischen Conflicts zwischen der Liebe zum Fremden und der Liebe zum Vaterland war schon dadurch ausgeschlossen, daß dieser Conflict in das Herz einer „Wilden" verlegt wurde, wo er sich nur in einfachen Naturlauten expliciren konnte. Es ist in der That wenig die Rede davon, und das Verhältniß zwischen Sanchez und Guava muß als thatsächlich hingenommen werden. So sehr wir dafür sind, daß die Poesie über enge Kreise hinaus greift und sich einen weltweiten Horizont erobert, so wenig wir die „erotischen" Dichtungen für Treibhauspflanzen halten, die nur an künstlicher Wärme gedeihen, so mislich erscheint es uns doch, eine Wilde zur Heldin eines Gedichts zu machen. Die braune und schwarze Wildheit schließt trotz aller biblisch gezähmten Onkel Toms doch die tiefere Gedanken- und Empfindungswelt aus, oder der Künstler müßte sie gewaltsam ihr aufpfropfen. Der Gegensatz zwischen dieser stummen, wilden Naturpoesie und dem Raffinement der Civilisation hat in Dingelstedt bereits seinen classischen Dichter gefunden. Dingelstedt's „Roman", ein durch Grazie, Eleganz, elegische Weichheit, Gefühls- und Gedankentiefe hervorragendes, in seiner Art unübertroffenes Gedicht, hat dies Thema in mustergültiger Weise erschöpft. Je stummer diese Wildheit ist, desto tragischer ist sie. Bedenklicher ist es schon, sie zur Trägerin von Gedanken oder an und für sich tragischen Conflicten zu machen. Doch Böttger hat seinen Stoff gar nicht von dieser Seite gefaßt. Ihm kam es darauf an, uns ein tropisches Gemälde zu geben, wo seine Guava neben andern wilden Blumen emporwächst. So hat die Liebe des Sanchez zu ihr eine vorwiegend sinnliche Seite, die nicht von allem Raffinement freizusprechen ist. Böttger hat dieser Wildheit keine Manschetten angezogen, sie zeigt sich, besonders bei der Bestrafung Guava's, in voller Roheit, motivirt aber gegen den Schluß hin vortrefflich die furienartig hervorbrechende Naturkraft der Rache und Zerstörung, jenen Wahnsinn, den der Dichter symbolisirend als ein trauriges Erbtheil des alten Fluchs hinstellt, das noch heute in Blüte steht:

> Weithin starrt Habanas Bild ins Land
> Eine Rächerin aus düstern Tagen,
> Die Europas Flaggen sieht vom Strand
> Ihren Fluch von Land zu Lande tragen:
> Daß der Wahnsinn wuchernd im Gemüth
> Zwietracht in die fernsten Reiche schütte,
> Neid und Gier nach Reichthum, der hier blüht,
> Thron' und Völker wahnsinngleich zerrütte.

Ueberhaupt erhebt sich am Schluß Böttger's Dichterkraft zu einer Höhe der Energie und geistigen Bedeutung, die es nur bedauern läßt, daß sie sich meistens so flüchtigem und skizzenhaftem Schaffen hingibt und in Form und Inhalt die vollwichtige Concentration verschmäht. So ist auch „Habana" nicht von wahrhaft durchgreifender Macht, so sehr sie wegen der Fülle einzelner Schönheiten, der ineinandergreifenden und abgeschlossenen Handlung und mancher auffladernden Genieblitze Anerkennung verdient.

Das deutsche Epos, dessen Bedeutung trotz aller Pyrkeriaden für unsere Zeit eine anachronistische ist, hat auf metrischem Gebiet der episch-lyrischen Poesie Platz gemacht, welche indessen, im Gegensatz gegen die unendlichen Hexameter des Epos und ihre unermüdliche Klappermühle, in der Form zu sehr im Fragmentarischen stecken geblieben ist, so oft sie auch den Anlauf zu größern Schöpfungen nahm. Die Hexameter, Tasso'schen und Wieland'schen Stanzen ermüden in längern Dichtungen das moderne Publicum durch ihre Monotonie. So suchte man, im Anschluß an Balladen- und Romanzenkränze, ein freies, wechselndes Versmaß, zerfällte die Dichtung in einzelne selbständige Gedichte, in bunten Wechsel auf Kosten eines gediegenen, künstlerischen Zusammenhangs. Lenau's „Albigenser", Meißner's „Ziska"

*) Habana. Lyrisch-epische Dichtung von Adolf Böttger. Leipzig, Costenoble. 1853. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

und schon vorher Byron in seiner „Braut von Abydos", seinem „Giaur" zeigten ihre metrische Virtuosität in stets neuen Anläufen und Versmaßen, die sie der Handlung und Schilderung möglichst anzupassen suchten. Ist der Stoff einer solchen Dichtung sehr umfangreich, über ein ganzes Leben hinübergreifend, die verschiedensten Töne anschlagend, so läßt sich dieser metrische Formwechsel eher rechtfertigen, obgleich es auch hier einer fragmentarischen, allzu bequemen Zersplitterung vorzuziehen wäre, wenn die Dichter größere epische Abschnitte zu selbständigen Erzählungen zusammenrafften und die große Dichtung zu kleinern, abgeschlossenen, einheitlichen Epen mit durchgehendem Metrum gliederten, mit einem Wort, dem epischen Element, das nach zusammenhängender Organisation hindrängt, vor dem lyrischen formenschillernden den Vorrang einräumten. Denn mit der festen Form gewinnt das Kunstwerk eigentlich erst den festen Halt. Um so mehr ist bei kleinern Erzählungen, in denen die ganze Handlung sich um einen Mittelpunkt dreht, die Formlosigkeit unserer Dichter zu bedauern, welche auch hier einen so kurzen metrischen Athem zeigen und dadurch die Dichtung zu Farbenskizzen verzetteln. Wir sehen wenigstens keine innere Nothwendigkeit, warum in der „Habana" in einem und demselben Gesang die vierfüßigen Trochäen plötzlich von fünffüßigen Jamben abgelöst werden, bei der Schilderung einer tropischen Liebesnacht, die sich in den spanischen Trochäen viel südlicher zu Ende dichten ließ als in den ernsten, verständigen Jamben; oder warum im dritten Gesang auf einmal die Morgenluft vom Meere in vierfüßigen Jamben weht, während die Abendluft in Trochäen flüsterte; oder warum Guava's Knabe auf einmal in Daktylen zu zappeln anfängt, während das Metrum gegen den Schluß hin immer freier wird und der rhythmische Schwung jede Einheit verschmäht. Bei eingelegten Liedern, Gebeten, nationalen Göttergesängen ist dieser Wechsel eher berechtigt, obwol uns auch hier der Refrain „Lilura, lura, boharru" etwas zu naturwüchsig und unarticulirt vorkommt und uns zu Ungunsten des Dichters daran erinnert, daß wir uns für diese Sänger des „lura boharru" eigentlich wenig interessiren können. Dies Geheul einer nicht ausgegohrenen „Menschlichkeit" ist nur Stoff für den Humor, und Heine's „Vitzliputzli, Putzlivitzli" ist hier am Platz. Den Tadel metrischer Formlosigkeit erheben wir bei Böttger um so mehr, als die Glätte und Vorzüglichkeit seiner Form uns die fehlende Einheit doppelt vermissen läßt.

Zahlreich sind in der „Habana" die Schönheiten der beschreibenden Poesie, welche dem Werk gewiß guten Erfolg und erfreute Leser sichern werden. Gleich die Introduction führt uns mit lebhafter Farbenglut unter den tropischen Himmel:

> Tiefklar liegt das Blau des Himmels
> Ueber Cubas mächt'gen Palmen,
> Daß im Sonnengold die Stämme
> Bronz'nen Säulenschäften gleichen,
> Reichgeziert vom Knauf der Früchte.
> Spielend schimmern wie Krystalle
> In dem Wechselglanz des Lichtes
> Die vom leichten, lauen Luftzug
> Hin und her bewegten Blätter.
> Während in dem grünen Tempel
> Leis die Palmenkronen rauschen,
> Schwingen sich wie Edelsteine
> Funkelnd an der hohen Wölbung
> Kolibris und Papagaien
> Leichten Flugs von Baum zu Baum.

Reizend ist das folgende Bild:

> Tausendfarb'ge Schmetterlinge
> Wiegen haschend sich und naschend
> Wie vom Stiel geriss'ne Blüten
> Ueber ihren Blumenschwestern.

In der Schilderung der Personen erinnert Böttger an Byron's Manier, die etwas Duftiges, Verschwimmendes hat, trotz aller lyrischen Bilderpracht keinen rechten Kern des Charakters erfaßt. So gewinnen wir von Guava nur die Anschauung einer gewöhnlichen Wilden, die sich recht gesunder voller Formen erfreut und uns von der Natur in „nacktem Stolze" gezeigt wird. Macabo, das böse Princip der Dichtung, voll Haß, Roheit, Blut- und Rachgier, die dämonische Braunhaut, hat eher etwas Faßbares, obgleich diese thierische Wildheit, die von keiner Cultur bedeckt ist, sich schwer für den ästhetischen Genuß dressiren läßt. Seine Sprache ist wild, calibanisch und kannibalisch:

> Verfluchtes Weib, das mich verrieth,
> Mit Höllenglut das Herz mir briet!

und das Grausen der Porte Saint-Martin überrieselt Jeden, wenn er vor den Augen der Mutter ihr Kind zerschmettert. Sanchez ist durchaus erster Held und Liebhaber und paßt mit Haut und Haar in das Bühnenfutteral. Dagegen flößt der heroische Kazike, der Repräsentant des untergehenden Indianerstamms, durch seine einfach-kräftige Sprache und durch sein Schicksal das einzige Interesse ein, das wir von rein menschlichem Standpunkt aus an solchen Vorgängen zu nehmen fähig sind, die Wehmuth über den blutigen Untergang der Naturvölker vor einer wenn auch grausamen Bildung und Cultur, die Trauer über jene tyrannische Nothwendigkeit, welche das stille Glück beschränkter Verhältnisse zerstört, den Urvölkern Heimat und Existenz raubt, um den Mächten der Bildung Platz zu machen. „Habana" ist eine Scene aus dieser transatlantischen Tragödie, und hierauf beruht ein großer Theil des Interesses, das sie einflößt.

Sind die Schilderungen der Personen etwas verschwommen, so zeichnen sich dagegen die Naturschilderungen durch Glanz und Klarheit und poetische Wärme aus:

> Nacht ist's, ach! so wonnevolle Nacht,
> Wie sie nur den sel'gen Inseln lacht.
> Sanft einlullend rauscht das ferne Meer,
> Feurig flammt das Kreuz im Sternenheer,
> Glanzvoll aus krystall'nem Aetherblau
> Spiegelt sich der Mond im Tropfen Thau,
> Webt ein Silbernetz um Baum und Strauch,
> Wo das Heimchen zirpt im Balsamhauch;
> Wo so süß des nächt'gen Vogels Lied
> Schluchzend lockt aus palmenhohem Ried;
> Wollustathmend schwingt sich durch die Luft
> Würz'ger Blütenkelche warmer Duft.

Nacht ist's, ach! so wonnevolle Nacht,
Wie sie nur den sel'gen Inseln lacht.

Eine Naturschilderung ist dann besonders gelungen, wenn die Beschreibung eine lyrische Stimmung hervorruft. Es ist damit wie mit der Landschaftsmalerei. Was hilft die sorgfältige Ausführung des Einzelnen, die Kunst, die an das Detail von Baum und Strauch, Fels und Bach verschwendet ist, wenn das ganze Bild nicht seine höhere Einheit und künstlerische Berechtigung darin findet, daß es aus einer Stimmung heraus geboren ist und wiederum eine Stimmung hervorruft? Böttger's poetische Landschaftsmalerei macht nach dieser Seite hin begründeten Anspruch auf Anerkennung:

Wolkenlos in reiner Schöne,
Purpur auf die Wellen streuend
Sank ins Meer der Sonne Glutball.
Röthlichblau erglänzt der Himmel,
Eine Perlenmuttermuschel,
Deren Perlen Mond und Sterne.

Balsam schütteten die Blüten
Aus dem nahen Hain herüber
Nach dem Strand des Oceans,
Der, gestilltem Kinde gleichend,
Sanft und friedlich, wellenathmend
Schlummert an der Brust der Erde.

Weniger ist der Dichter auf dem Gebiet der Reflexion, des Gedankens zu Hause, obgleich er, besonders in den letzten Gesängen, den Fortgang der Handlung öfters durch einen reflectirenden Chorus unterbricht. Hier vermissen wir Tiefe und Schlagkraft und Neuheit; die Bilder sind allegorisch breit gequetscht, ohne daß der Gedanke dadurch klarer wird:

Das Menschenherz ist einer Harfe gleich:
Zerreißt ein wilder Sturm, ein jäher Streich
Die Saiten d'rauf — erdröhnt ein geller Schall,
Grau'nvoll und schaurig selbst im Wiederhall,
Und stille wird's — und nimmer, nimmer tönt
Ein freud'ger Klang, der das Gemüth versöhnt,
Aus den verstummten Trümmern, die zersprungen
Im grellen Laut mit einem mal verklungen.
Was zittern noch die Saiten hin und wieder,
Wenn Luft sie rührt, doch hängen schlaff sie nieder,
Und ihres Schwirrens bebendes Geklirr
Ist öde, trostlos und unheimlich wirr.

Das ist ein breiter Erguß mit dürftigem Gehalt. Nicht besser verhält es sich mit der folgenden Stelle, die zwar einen richtigen Gedanken enthält, denselben aber bis zur Trivialität verflacht. Daß auch im Gemüthsleben die Extreme sich berühren und ineinander übergehen, ist ein so wenig neuer Gedanke, daß es schon einer besonders prägnanten Fassung bedurfte, um ihn wirksam und ansprechend zu machen. Präcision und Kürze war hier ebenso nöthig, wie die verschleppende Weitläufigkeit, zu der ihn Böttger auseinanderhämmert, ihm den letzten Spiritus ausdampft.

Wenn in der Glut der Leidenschaft
Zur Schwäche wird die stärkste Kraft,
Wird auch die Seele wild durchschüttelt,
Aus ihrem Bann herausgerüttelt,
Und eine Stimmung zu der andern
Muß sie fast unbewußt durchwandern,
Bis sie am Ziele selbst erstaunt,
Wie wechselnd ihr Gefühl gelaunt.
Gefühle, sonst nicht zu erfassen,
Da sie sich gegenseitig hassen,
Schroff abgesperrt durch Scheidewände,
Sie reichen friedlich sich die Hände.
So steigt der Hoffnung neuer Muth
Aus der Verzweiflung ärgster Wuth;
Das Herz fühlt neu lebend'ges Wallen,
Das schon dem Tod sich wähnt verfallen.

Daß der Dichter sich in der Gedankenwelt nicht so heimisch fühlt wie auf andern Gebieten, geht schon daraus hervor, daß seine sonst fast durchweg elegante und correcte Muse, deren Bilder- und Blumensprache nirgends gegen die Regeln des guten Geschmacks verstößt, hier auf einmal ungelenk, verworren und schwülstig wird. So in folgender Stelle, die wir ausdrücklich als Ausnahme hervorheben, indem im Allgemeinen gerade die Correctheit ein Hauptvorzug unserer Dichtung ist, ein Vorzug, der um so mehr hervorgehoben werden muß, als wüste Bilderstürmerei und unscandirbare Formlosigkeit in neuer Zeit vielfach für genial ausgeschrien werden:

Gefühl der Rache, ha! du glühend Eis!
Du Gallenfrüchte tragend Reis!
Heißsonn'ger Strahl, du kochst in Sklavenhaft
Das Blut im Hirn, den Muth gebroch'ner Kraft,
Löst (?) selbst im kaltverschlossenen Gemüth
Die Flocke Eis, daß sie im Zorne sprüht
Und zur Lavine wächst im Herzensraum,
Bewältigend im Wachen wie im Traum
Der Seele Wunsch, das rege Bild im Geist;
Und während sie in ihre Wirbel kreist (?),
Was sie erfaßt, stürzt sie Skorpionen gleich
Sich selbst in des Verderbens dunkles Reich.

Das ist viel Geschrei und wenig Wolle. Die Bilder laufen neben dem Gedanken her, enthalten ihn nicht und erläutern ihn kaum. „Glühend Eis", das „in Sklavenhaft gekochte Blut", die im Zorn sprühende Flocke „Eis" sind theils schiefe, theils nichtssagende Arabesken à la Lohenstein. Hier greift Böttger's Talent mit einer gewissen Gewaltsamkeit nach poetischen Donnerkeilen; aber während er mit gefälliger Sicherheit die äußere Welt erfaßt, hat er auch für die innere Welt nur äußerliche Handhaben. „Habana" bleibt indessen eine ansprechende Dichtung, und wer sie nicht mit dem höchsten Maßstab der Kritik mißt, wird in ihr viel Anmuthiges, Farbenreiches und Ergreifendes finden.

Rudolf Gottschall.

Versuch zur Verständigung über die neueste deutsche Philosophie seit Kant von H. Ritter. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 22½ Ngr.

Es ist dies der nicht völlig geglückte Versuch eines gelehrten Professors, über die neueste Philosophie seit Kant populär zu schreiben. Der gute Wille und die Herablassung sind jedenfalls anzuerkennen. Aber die Pferde werden dabei hinter den Wagen gespannt. Denn anstatt durch Klarheit und Einfachheit des Gedankengangs, durch unablässiges und unerbittliches Richten des Blicks auf den einen Punkt, auf welchen Alles allein ankommt, den Ungeübten zur Strenge der philosophischen Methode emporzuheben, läßt sich Ritter vielmehr zum Standpunkte des

Laien herab, zerstreut seine Aufmerksamkeit in alle vier Winde, betrachtet die Philosophie nach lauter außerhalb liegenden Gesichtspunkten als ein Kind bald der Revolution, bald der schönen Literatur, bald der Reaction gegen den Naturalismus, sodaß der Leser mit der Philosophie selbst möglichst verschont, desto reichlicher aber in jenen Jargon abgegriffener Kategorien eingeübt wird, welcher, weil seine Ausdrücke ungenau sind, nur zum unpräcisen und ungewissenhaften Denken verführen kann. Ritter verkennt den Charakter des Ungelehrten, wenn er glaubt, es sei diesem damit gedient, daß der Gelehrte zu seinen Standpunkten herabsteigt. Der Ungelehrte empfindet es doch, daß das nur Maskenspiel sein kann. Dagegen wird er sich immer von aufrichtigem Danke erfüllt zeigen, sobald der Gelehrte ein Mittel findet, ihn wirklich mit zum vollen strengen Ernste seines Standpunkts emporzuheben.

Die Nachgiebigkeit Ritter's gegen das populäre Bewußtsein erstreckt sich bis auf den Begriff der Philosophie selbst. Bisjetzt verstand man darunter die Wissenschaft von den letzten Gründen alles Erkennbaren, allerdings ein sehr unpopulärer Begriff. Ritter weiß denselben coulanter zu machen dadurch, daß er auch noch einiges Andere mithinzurechnet, nämlich alle Bestrebungen, welche „die stehengebliebenen Elemente alter Bildung in eine neue Form zusammenzufassen und zu einem neuen Begriffe zu gestalten suchen". Also wer Veraltetes in moderner Form aufzustutzen versteht, auch der kann Philosoph sein. Das wol, aber wer stutzt nicht vor einer solchen Erweiterung des Begriffs der Philosophie? Unsere Verwunderung wächst, wenn wir bemerken, daß auf dies Geschäft eines neuen Anordnens alter überlieferter Stoffe von Ritter ein so großes Gewicht gelegt wird, daß Männer, welche dieses stoffliche Geschäft schlechterdings nicht mitbetrieben, wie z. B. Kant, darüber sich schlechter bei ihm gestellt finden.

Die Ritter'sche Kritik ist daher durchaus nicht die Kant'sche, im Gegentheil: mit der Kant'schen Kritik ist Ritter ein wenig überworfen. Zwar hat Kant „eins der bedeutendsten Ideale der Vernunft, das Ideal der Sittlichkeit an die Spitze der Untersuchungen gestellt"; zwar „haben wenige Philosophen einen so großen Reichthum von Gedanken aufgeregt wie er"; zwar „hat Kant's Lehre eine idealistische Richtung gehabt, wenngleich nicht Alle dieselbe erkannten"; aber dennoch belehrt uns Ritter, daß es nicht der metaphysische Kant, sondern populärere Männer, wie Lessing und Herder, gewesen sind, welche unserer Philosophie hauptsächlich ihren „stofflichen Inhalt" gaben, Ersterer in Beziehung auf die ethische Ansicht der Weltgeschichte, Letzterer in Beziehung auf die natürlichen Gründe des Lebens. Von Kant wird nur zugegeben, daß er den in die Welt eindringenden Lessing'schen und Herder'schen Lebensansichten dadurch die Bahn gebrochen habe, daß er die alten Wege des Denkens verneinte, ohne jedoch selbst etwas „Stoffliches" leisten zu können. Denn da er bis über sein 45. Jahr hinaus nichts Anderes gethan hatte als nur kritisiren, so wurde ihm endlich diese Angewöhnung zur Manier und er blieb im bloßen Kriticismus stecken. Warum Fichte und Schelling sich anfangs zur Kant'schen Kritik bekannten, darüber bekommt man keinen rechten Aufschluß. Man wird wol vermuthen müssen, daß sie es aus Furcht thaten, damit nicht Lessing und Herder ebenfalls von Kant kritisirt werden möchten. Vorläufer von Fichte ist Lessing, von Schelling aber Herder, und „bis auf den Stil herab läßt sich die Verwandtschaft verfolgen". Letztere Bemerkung ist so treffend, daß gewiß recht Viele beistimmen würden, wenn man noch einen Schritt weiter ginge und sagte: Nur allein im Stil und dem sich immer im Stil abbildenden persönlichen Charakter dieser Männer beruht die unleugbare Verwandtschaft derselben.

Ritter dringt überall auf das „Stoffliche" in den philosophischen Lehrmeinungen. Seine Darstellung erhält dadurch etwas Anschauliches, es gruppirt sich Alles leicht und zierlich zu kleinen, sauber gezeichneten, wenn auch etwas matt colorirten Bildern. Aber über ein solches nach den buntesten Tendenzen und Rücksichten geordnetes Schattenspiel von in der Luft schwebenden Meinungen ohne Zweck und Ziel kommt Ritter's Verständigungsbestreben dafür auch nirgends hinaus. Ihm ist nicht das Bild der scharfe Pfeil, womit der abstracte Gedanke den Sinn des Hörers trifft, sondern hier löst sich das ganze Denken auf in eine bunte Reihe von netten und glatten Idealen und Tendenzschablonen, ein Kartenspiel von gut- und schlechtgesinnten Meinungen und Bestrebungen, und der aus irgend einer beliebigen Rücksicht eingeleitete Contrast, womit immer das eine dieser Bildchen von einem andern verdrängt wird, das naive „Nein", welches in unaufhörlicher Kette eines derselben gegen das andere ausspricht, wird mit dem stolzen Worte der Kritik bezeichnet. Jeder erste beste Gesichtspunkt, aus welchem man etwas ablehnt, z. B. von der einen Seite Scheu vor Naturalismus, Pantheismus, Determinismus, von der andern Seite Scheu vor Idealismus, Theismus, Mysticismus, gilt hier für Kritik. Die ganze Aufgabe unserer Philosophie wird nicht aus einem unbefangenen Wissenstriebe, sondern aus einem Abscheu vor dem Naturalismus abgeleitet. Ihre Aufgabe bestand darin, „daß sie den Naturalismus zu überwinden hatte". Unglücklicherweise aber geschah diese Ueberwindung durch die Verkehrtheit des Idealismus. Diesen findet Ritter einigermaßen, obwol nicht völlig, dadurch zu entschuldigen, daß er der Ethik und Religion, gegen welche der Naturalismus angestoßen hatte, ein neues Interesse abgewann. Aber dieses führte ihn in die Verirrungen des Pantheismus, welches das Allerschlimmste ist, weil man dabei gegen den Theismus verstößt. In welche Verirrungen der Theismus, welchem die Philosophie gegenwärtig so siegeskühn zusteuert, dieselbe noch stürzen wird, das verschweigt Ritter. Die Geschichte ist bekanntlich schon von Goethe in Verse gebracht worden unter dem Bilde jenes höflichen, sich zum Saale hinaus complimentirenden Schulmeisters:

> Und wie er's diesem wieder abbittet,
> Er's wieder mit einem Andern verschüttet.

Ritter macht es sich zur Aufgabe, die Bewegungen dieses bedrängten Schulmeisters einer „ernstesten Zucht des sichtenden Gedankens" zu unterwerfen, welche darin besteht, daß immer die starke Seite an ihnen gutgeheißen und belobt, die schwache hingegen als unanständig getadelt und auf das unbedingteste verworfen wird. Die starke Seite aber ist immer die, welche durch ein neues Compliment den vorher angerichteten Schaden gutmacht, die schwache die, welche an einem in der Hitze des Moments übersehenen, jedoch schuldige Rücksicht erfodernden Hintermann neuen Schaden anrichtet.

Fragt man hierbei, ob die Grundgedanken, von denen die neue philosophische Entwickelung seit Kant getragen ist, mit denen sie im Ganzen und Großen stehen und fallen muß, tauglich sind zum Weiterbau oder untauglich, ob unsere Philosophie uns auf einen Weg gebracht hat, welchen wir freudig und dreist weiter verfolgen dürfen, weil er schon der Anfang des zu erreichenden Ziels selbst ist, oder ob sie uns statt dessen in Sümpfe und Abgründe gelockt hat, so bekommen wir darüber niemals einen rechten Bescheid. Es steht bei Ritter Alles, je nachdem. Erst wenn die Revolutionen Europas, deren Kind unsere Philosophie ist, sich werden „zu einem haltbaren Zustande abgeklärt haben", wird die Philosophie ihren Abschluß erreichen. Das ist ein schlechter Trost.

Das Einzige, worüber es bei Ritter zu einer wirklichen Verständigung kommt, ist Das, wozu unsere Philosophie auch selbst im schlimmsten Falle noch gut ist. Nämlich „in der Kritik über den bisherigen Standpunkt erkennen wir dessen Schwächen; diese Erkenntniß muß uns Antrieb werden zu neuen Leistungen, in welchen jene Schwächen überwunden werden sollen". Dieses muß man sicher gelten lassen. Denn wenn wir uns in Gedanken Beispiele von recht schlechten Handlungen vergegenwärtigen, so empfinden wir daran in der eigenen Unfähigkeit, dergleichen zu begehen, unsern bessern Charakter und erhalten dadurch Aufmunterung, uns immer mehr in demselben zu bestärken und zu befestigen.

Ein zweiter Nutzen ist der, daß die Philosophie durch Aufstellung eines Ideals der Geschichte der Menschheit „nicht wenig zur Belebung der geschichtlichen Forschungen beigetragen, ihnen einen Maßstab großartiger Kritik an die Hand gegeben und sie über die Gesichtspunkte einer abgeglätteten, aber die tiefern Gründe des Lebens verhüllenden Ueberlieferung hinweggehoben hat". Fürchtet aber Ritter nicht, daß ein solcher Gedanke schwache Gemüther leicht irremachen könnte an der Vorsehung, welche zuließ, daß so viele gutgeartete Seelen durch Pantheismus, Determinismus und wie alle die Ausgeburten einer sittlichen, religiösen und politischen Revolution weiter heißen, geärgert und aufgestört wurden, zu keinem weitern Zweck, als daß er selbst und Andere seinesgleichen desto vollkommener Geschichte schreiben könnten?

Hier sind wir schon am Ende, wenn wir nicht noch den dritten Nutzen in Anschlag bringen wollen, welchen die philosophischen Systeme haben als fruchtbare Samenkörner. „Sie müssen in den Boden gelegt und begraben werden; da lösen sie sich auf, sie sterben, um einen neuen Keim des Lebens zu entwickeln, um eine frische Frucht zu treiben. Diese Systeme, man wird sie eine zeitlang fast vergessen; aber eine dankbare Nachwelt wird sich ihrer wahren Gedanken erfreuen und daher auch an Kant, Fichte, Schelling und Hegel sich erinnern, sowie sie die Namen eines Plato und Aristoteles noch nicht vergessen hat." Warum nun aber erst eine dankbare Nachwelt Das thun soll, was wir ebenso gut auf der Stelle thun könnten; warum wir die Samenkörner erst in den Boden legen, begraben und vergessen müssen, anstatt uns selbst Brot davon zu bereiten, darüber bleibt uns Ritter wiederum den Bescheid schuldig. Glaubt er, daß das für unsere Civilisation ungenießbar gewordene Grobkorn für jene Barbaren, welche einst nach fernen Jahrhunderten wieder darüber kommen werden, noch immer gut genug sein wird? Oder ist seine Meinung, daß die Systeme, wie die Mispeln, erst durch Fäulniß und Alterthum genießbar werden? Oder hofft er auf neue Systeme, welche dereinst aus den Samenkörnern der alten entsprießen sollen, wie Kant und Fichte aus Plato und Aristoteles, um zuletzt die Geschichtschreibung auf ihre allerhöchste Stufe zu bringen? Jedenfalls handelt es sich hier um eine andächtige Betrachtung, bei welcher die Gegenwart zu kurz kommt. **Karl Fortlage.**

Zur deutschen Journalistik.

Zu den bisher in Deutschland bestandenen periodischen Schriften literarischen Charakters ist in der letzten Zeit eine neue getreten, die von Karl Gödeke herausgegebene „Deutsche Wochenschrift" (Hannover, Rümpler). Wir wissen kaum zu sagen, ob für diese Gattung Literatur sich augenblicklich das Bedürfniß in einem Grade gesteigert habe, um einem neuen Unternehmen dieser Art großen Erfolg versprechen zu können. Der Standpunkt, welchen der Herausgeber der „Deutschen Wochenschrift" in seinem Programm einnimmt, ist übrigens ein durchaus anerkennenswerther. „Für uns", sagt der Herausgeber, „gibt es keine Wissenschaft, die nicht dem nationalen Gedanken huldigte, von ihm das Leben empfinge und sein Leben förderte." Innerhalb dieser Grenzen will die „Deutsche Wochenschrift" keine Parteiunterschiede, sie mögen Namen haben wie sie wollen, maßgebend sein lassen. Ueber die Zukunft der „Deutschen Wochenschrift" wollen wir uns nach Durchsicht der vier ersten Lieferungen keine Voraussagung anmaßen. Niemals läßt sich aus den Anfängen eines neu ins Leben getretenen Blattes auf dessen spätere Entwickelung ein sicherer Schluß ziehen; denn ein Blatt wird und wächst, wie der Mensch, wie die Pflanze wird und wächst, und steht niemals gleich anfangs fertig da. Nur will uns bedünken, als ob der Herausgeber, wenn er auf die Theilnahme eines größern abonnirenden Publicums rechnet, sich wird bequemen müssen, künftig mehr als in den uns vorliegenden vier Lieferungen geschieht, für kleinere Mittheilungen mannichfacher Art zu sorgen. Diese ersten Lieferungen enthalten unter Anderm die zweiactige Oper „Lorelei" von Emanuel Geibel (bekanntlich für Felix Mendelssohn bestimmt, der auch das Finale des ersten Acts vollendet hinterlassen hat). Ein Artikel über französische Literatur von C. Winter ist von so richtigem Standpunkt geschrieben, daß man nur bedauert, daß er so kurz ist. Der Verfasser übernimmt darin und zwar sehr zur Zeit die Aufgabe, den tief gesunkenen Zustand der französischen Literatur (wie denn jede Literatur in dem Maße sinkt, wie das Volk sinkt) nachzuweisen und darüber Klage zu führen, daß das französische Lustspiel und Drama auf unserer Bühne in einer Weise herrsche, daß man, wie weiland zu Gottsched's Zeit, kaum noch von einem deutschen Theater reden dürfe. Denn einzelne bedeutsamere Neuigkeiten, die trotz der verkehrten Verhältnisse auf der deutschen Bühne sich produciren dürfen, machen noch bei weitem keine Nationalbühne. Daß nun diesem sehr vernünftigen Artikel auf dem Fuße einer über Hector Berlioz folgt, worin dieser über Beethoven erhoben und Letzterm kaum mehr als das Verdienst zugesprochen wird, der Vorgänger Berlioz' gewesen zu sein, das hat uns in der That Wunder genommen. Denn gerade in den gerühmten „mannichfaltigsten Instrumentaleffecten" der Berlioz'schen Symphonien und Oratorien vermögen wir nichts weiter zu finden als jene Bühneneffecte, wie C. Winter sie an den modernen französischen Dramen rügt. Die dritte Lieferung enthält einen Artikel „Ueber deutsche Wissenschaft und Literatur im Dienste der Gegenwart", den wir wegen der darin niedergelegten rosenfarbenen Ansichten Denen zur Lectüre empfehlen möchten, welche sich durch die neulich in unsern Blättern citirte und commentirte Prophezeiung Niebuhr's in ihrer Gemüthsruhe gestört fühlen sollten.

Von einem in der Schweiz neu auftauchenden belletristischen Blatt „Titania. Zeitschrift für die gebildete Welt" (Bern, F. J. Rothlin) liegt uns die erste Nummer vor. Diese Zeitschrift will vorzugsweise eine unterhaltende Tendenz verfolgen und den Lesern eine reiche Sammlung von Originalnovellen, hauptsächlich von den besten Schriftstellern der Schweiz bringen, sodann im Feuilleton auch „piquante Anekdoten aus der höhern Gesellschaft", außerdem zu jeder Wochennummer eine musikalische Composition, oder einen Stahlstich, oder eine Lithographie als Gratisbeilage. Im Prospect wird noch besonders Nachdruck auf die schöne äußere Ausstattung gelegt, wie sie noch bei keinem derartigen Unternehmen der Schweiz vorgekommen sei. Dieser Versuch die höhere belletristische Journalistik auch in der Schweiz einzuführen, heißen wir willkommen, obschon wir nach Ansicht des ersten Hefts dem Unternehmen einen sehr günstigen Erfolg nicht zu versprechen wagen. Das vom Oestreichischen Lloyd in Triest herausgegebene „Illustrirte Familienbuch" scheint als Vorbild gedient zu haben. Aber ein mal ist die Ausstattung des „Illustrirten Familienbuch" in typographischer Hinsicht und was die beigegebenen Stahlstiche betrifft noch um Vieles eleganter und geschmackvoller; sodann dürfte auch zu bezweifeln sein, ob das berner Unternehmen je einen solchen tüchtigen Kreis literarischer Kräfte um sich versammeln wird, als sich um das „Illustrirte Familienbuch" geschart hat. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir auch des von F. Pletzer redigirten „Bremer Sonntagsblatt" (Bremen, J. G. Heyse), das mit Anfang dieses Jahres seinen zweiten Jahrgang angetreten hat. Das „Bremer Sonntagsblatt" hat schon viele recht gute Aufsätze gebracht, ist allem Coteriewesen feind, mit einem mannichfaltigen Feuilleton versehen und reiht sich so den beliebtesten Organen dieser Art: „Deutsches Museum", „Unterhaltungen am häuslichen Herd", „Europa", „Jahreszeiten" (jetzt unter der tüchtigen Leitung Ernst Willkomm's) u. s. w., ehrenvoll an. Eine der letzten Nummern des vorigen Jahrgangs brachte einen Artikel über die auch von uns erwähnte Schrift Carlyle's: „Ueber Helden und Heldenverehrung", den wir noch besonders der Aufmerksamkeit empfehlen möchten. Es ist darin mit Glück auf die Gegensätze von Idealismus und Realismus in Carlyle und Macaulay hingewiesen. Beide Standpunkte können und müssen nebeneinander

bestehen, und es wäre bedenklich, erstern deshalb zu verwerfen, weil der letztere mehr den Anschauungen und Neigungen unserer Zeit entspricht. Die solide Buchführung Macaulay's findet bei unserer Generation freilich mehr Beifall als die schwärmerischen, aber oft wahrhaft prophetischen Psalmodien Carlyle's.

Zur bloßen Notiznahme fügen wir hinzu, daß die „Münchener Hauschronik", der man anfangs ein sehr günstiges Prognostikon stellte, noch vor Jahresschluß mit Vollendung des zweiten Bandes ihre Endschaft erreicht hat, daß das Eggers'sche „Kunstblatt" aus dem Weigel'schen Verlag in Leipzig in den von Heinrich Schindler in Berlin übergegangen ist und jetzt in halbmonatlichen Beilagen auch Kritiken über die neuesten poetischen und belletristischen Erscheinungen bringt, und daß Ludolf Wienbarg die Leitung einer seit Beginn des Jahres in Hamburg erscheinenden, für die reifere Jugend bestimmten Zeitschrift „Armin" übernommen hat. Wienbarg grollt seit längerer Zeit mit dem erwachsenen Publicum; er versucht es jetzt mit dem nicht erwachsenen. Es ist ihm zu der Aufgabe, die er sich gestellt, aufrichtig Glück zu wünschen. Kein schöneres Amt kann es geben, als gerade in unsern Tagen auf die noch empfängliche Jugend zu wirken, die noch nicht blasirt, mit ihrem Urtheil über Welt und Menschen noch nicht fertig ist.

Ein schätzbares Unternehmen versprechen die von J. D. Georgens und Heinrich Klemm herausgegebenen „Illustrirten Monatshefte für Familienglück, weibliche Bildung und Humanitätsbestrebungen" (Dresden und Leipzig, H. Klemm) zu werden, wovon das erste Heft soeben erschienen ist. Als Hauptziel wird im Prospect die Absicht bezeichnet: nach Kräften auf die Beförderung wahrer Häuslichkeit hinzuwirken, die, wie weiter hinzugefügt wird, jetzt immer mehr im Verschwinden sei. Dieses edle Ziel wird aber die Redaction nur dann erreichen, wenn sie den Begriff der Häuslichkeit auf seine natürlichen und engern Grenzen beschränkt und namentlich Alles abweist, was die Gemüther der Belehrung Suchenden statt aufzuklären, nur verwirren und stören könnte. Ein vielfach bedenkliches Capitel ist z. B. dasjenige über die „Anwendung der Symbolik (Physiognomik) behufs der Pädagogik", worüber vielleicht ein andermal.

H. M.

Englische Literatur über die orientalische Frage.

Die orientalische Frage hat in England auch eine orientalische Literatur ins Leben gerufen, die für den Augenblick jede andere in den Hintergrund drängen zu wollen scheint. Jeder britische Tourist, der nur jemals eine Donaureise machte oder im Vorüberfahren ein Stück levantischer Küste sah, fühlt sich berufen, sein Urtheil über die Lage des Orients und dessen künftige Schicksale abzugeben. Unter den neuesten Schriften dieser Art hat folgende wegen ihrer stark antirussischen Färbung Anspruch auf Beachtung: „The Russian shores of the Black Sea in the autumn of 1852, with a voyage down the Volga and a tour through the country of the Don Cossacks", von Laurence Oliphant, dem bekannten Verfasser von „A journey to Nepaul". Laurence Oliphant strebt weniger nach geistreicher Reflexion als nach Beobachtung und Mittheilung des Thatsächlichen. Das Bild, welches er von der russischen Corruption entwirft, ist wahrhaft Schrecken erregend. Lüge und Bestechung, sagt er, würden in den höhern wie in den untern Schichten aufs schamloseste betrieben, wie etwas, was sich von selbst verstände. Nirgends habe er so viel Sittenverderbniß angetroffen als unter der ländlichen Bevölkerung an der Wolga. Die Weiber würden mittels Kaufs oft nur auf Zeitfrist genommen. So habe der Capitän des Schiffs, mit dem er gereist, sein sogenanntes Eheweib auf eine Frist von fünf Jahren gekauft oder eigentlich gemiethet, zu einem Preise von 50 Rubeln und mit der Erlaubniß, den Contract nach Ablauf dieser Frist zu erneuern. Die südlichen Provinzen, obschon die reichsten Rußlands, seien fast ohne Verkehrsstraßen, die Mündungen der Hauptströme lasse man versanden, die Kriegsflotte und die berühmten Befestigungen von Sewastopol hätten zwar ein furchtbares, äußeres Ansehen, aber der Kenner entdecke bald Mängel an ihnen, welche an ihrer Widerstandsfähigkeit im Kriege zweifeln ließen. Doch das sind englische Phantasiestücke, in welche bereits die Vertilgungsschlacht von Sinope, wie jetzt die „Times" selbst gesteht, einen ziemlichen Riß gemacht hat. „Noch niemals", sagt die „Times", „ist ein so furchtbares Zerstörungswerk in so kurzer Zeit vollbracht worden", und so sehr sich auch das menschliche Gemüth gegen eine solche Arbeit der Zerstörung sträuben mag, ebenso sehr beweist sie für die ausgezeichnete Organisation und Bedienung der russischen Marineartillerie. In gleicher Weise wie in Betreff der russischen Flotte dürfte man sich auch wol über die geringe Widerstandsfähigkeit der Werke von Sewastopol getäuscht haben. Oliphant behauptet ferner, daß der Verlust, welchen das russische Heer im Kaukasus allein an Krankheiten erleide, sich jährlich auf 20,000 Mann belaufe. Dasselbe versichert A. Gilson in seiner Schrift: „The Czar and the Sultan, their private lives and public actions." Aus dem letztgenannten Werke dürfte unter Anderm noch folgende Notiz von Interesse sein: „Es gibt in Konstantinopel zahlreiche Bibliotheken. Die Zahl der in ihnen enthaltenen Bände, sowol gedruckte als handschriftliche, dürfte auf 80,000 anzuschlagen sein. Die Literaturen Arabiens, Persiens und der Türkei sind in ihnen repräsentirt. Diese Sammlungen schließen philosophische, theologische, historische, poetische und wissenschaftliche Werke ein, enthalten aber außerdem eine immense Zahl von Abhandlungen über Ceremonien und Gebräuche, worauf die Türken fast ebenso viel Gewicht legen als die Chinesen."

Minder bedeutend als die genannten ist die von James Hutton aus dem Französischen übersetzte Schrift des F. Bouvet: „Turkey past and present", wogegen die Schrift „Sketches of the Hungarian emigration into Turkey. By a Honved" (London) manches Anziehende enthält. Eine Schrift von dem Geistlichen George Stanley Faber: „The predicted downfall of the Turkish power the preparation for the return of the ten tribes", ist bereits in zweiter Auflage angekündigt. Größere Aufmerksamkeit verdient des bekannten David Urquhart Schrift: „Progress of Russia in the West, North and South." Von welchem Standpunkt das Werk geschrieben ist, wird Jeder, welcher Urquhart's antimoskowitische Ansichten im Allgemeinen kennt, im voraus sich vorstellen können. Der Verfasser weist nach, daß Rußland im Laufe von 100 Jahren den deutschen Großstädten Berlin und Wien um 700 und Konstantinopel um 500 (englische) Meilen näher auf den Leib gerückt sei. Als das unvermeidliche Resultat des jetzigen Kriegs, insofern Rußland nicht durch die Westmächte Einhalt geschieht, betrachtet Urquhart die dauernde Einnistung der Russen in den Donaufürstenthümern, und er macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Königreich Dänemark durch die Aenderung der Erbfolge ein bloßes Leibgeding der kaiserlichen Familie geworden sei. Von einem ganz andern Standpunkt hat Charles Mac Farlane die orientalischen Verhältnisse aufgefaßt in seinem Buche: „Kesmet, or the doom of Turkey." Mac Farlane ist in demselben Grade ein Gegner und Verächter der Türken, als Urquhart ein Gegner und Verächter der Russen ist, und betrachtet die Türken als eine aller Lebenskraft beraubte Nation, die kein Recht mehr auf eine selbständige Existenz habe. Die Regenerationsversuche der modernen türkischen Reformer, denen man von der andern Seite einen so hohen Werth beilegt, gelten ihm nur als Versuche, einen todten Körper zu galvanisiren. Schon vor einem Vierteljahrhundert hat Mac Farlane ziemlich in demselben Sinne, doch nicht mit gleichem Haß wie in dieser seiner letzten Schrift gegen die Türken geeifert. Jedenfalls ist es von Bedeutung, daß, wir wollen nicht gerade sagen die russische, aber doch die von Rußland gegen die Türkei eingeschlagene Politik in England selbst einzelne warme Fürsprecher hat.

H. M.

Graf Marcellus am englischen Hof.

Graf Marcellus war bekanntlich 1822 und 1823 in London Gesandter von Frankreich. Er trat in den Posten Châteaubriand's ein, als dieser auf dem Congreß zu Verona Frankreich zu vertreten hatte. Die Bewegungen und Spaltungen der damaligen Zeit hatten England allein unberührt gelassen; es lag der Verdacht nahe, daß England die spanischen Wirren insgeheim begünstige und daher den Einmarsch der Franzosen in Spanien nur ungern sehen und zu verhindern suchen werde. Gegen diese geheimen Agitationen zu wirken, war die hauptsächliche Aufgabe des Grafen Marcellus.

Marcellus, ein Mann von feinem und scharfem Geiste, ein anmuthiger und eleganter Erzähler, der unterrichtet war, ohne Pedant zu sein, hatte 1820 den Orient besucht, und 19 Jahre später veröffentlichte er seine interessante Reise dahin. Sein literarisches Talent zeigt sich auch in der Darstellung seiner Erinnerungen von 1823; freilich lesen sich dieselben mehr wie ein Roman als wie die Denkwürdigkeiten eines Diplomaten. Unbekümmert um die schwere Last der officiellen Noten und Protokolle, erzählt er vielmehr einfach in dem ersten Theile seine persönlichen Erlebnisse aus London, wogegen er im zweiten die vertrauliche Correspondenz mit dem Minister des Auswärtigen, Châteaubriand, veröffentlicht. Beide schrieben sich offen und ehrlich, wie sie dachten, und wenn man diesen schriftlichen Verkehr liest, so begreift man, wie Châteaubriand von sich sagen konnte: „Man wird anerkennen müssen, daß unter meiner Leitung wir das Herz ebenso hoch als den Kopf trugen." Châteaubriand seinerseits erkannte sehr bald die eigentlichen Absichten der englischen Politik, wenn dieselben auch geschickt unter liberalen Vorwänden verborgen wurden, und schrieb in einem Briefe vom 28. September 1822 in Bezug auf die abolitionistischen Doctrinen in England, daß er von der englischen Philanthropie sich nicht täuschen lasse und er recht gut wisse, was christliche Liebe und was politischer Egoismus sei.

Jedenfalls bietet für das Verständniß der Zeit und der Persönlichkeiten von 1822 und 1823 die

Politique de la Restauration en 1822 et 1823, par le comte de *Marcellus*. Paris 1853.

manchen interessanten Beitrag und werthvollen Aufschluß. Bemerkenswerth z. B. ist, wie Georg IV. über die parlamentarische Regierung dachte und gegen Marcellus sich aussprach. „Lassen Sie sich nicht blenden", sagte der König eines Tags zu dem französischen Gesandten, „wenn man Ihnen unser Regierungssystem als besonders vollkommen schildert. Es hat auch seine Schattenseiten. Ein geistreicher König" — er meinte Ludwig XVIII. — „hat zu mir gesagt, unser System sei nur gut, um die Abenteurer zu ermuthigen und die Ehrenmänner einzuschüchtern..." „Was denken Sie davon, Canning?" wandte er sich plötzlich an diesen. Canning stockte in größter Verlegenheit und konnte keine Antwort finden, und der König fuhr in seiner Behauptung fort, daß das englische Regiment in keinem andern Staate irgend welche gute Früchte tragen könne, worauf er mit einem malitiösen Lächeln wegging. Canning hatte Mühe, sein kaltes Blut zu bewahren, und drückte alsdann Marcellus' Arm heftig, indem er bitter sagte: „Die Repräsentativregierung ist doch noch zu etwas gut, woran Se. Majestät nicht gedacht hat; die Minister verschlucken ohne Widerrede die Epigramme eines Königs, der sich nur durch diese für seine Ohnmacht rächen kann."

Canning konnte leidlich französisch reden und Marcellus sprach ziemlich geläufig englisch; indeß war auf Vorschlag Canning's (um, wie dieser sagte, stets mit offenem Herzen reden zu können) die Verabredung getroffen worden, daß beide Staatsmänner sich nur ihrer Muttersprache bei ihren Zwiegesprächen bedienten. Marcellus benutzte aber diesen Umstand auch noch dazu, daß er bei verfänglichen Fragen nicht gleich antwortete, sondern, als habe er nicht recht verstanden, noch ein mal fragte und so jede vorschnelle Antwort vermied, gleich den Türken, welche die langen Züge aus ihrer Pfeife benutzen, um sich die Antwort zu überlegen.

Eine andere Anekdote ergötzte Ludwig XVIII. sehr. Marcellus ward nämlich von einer Miß White, einem blue-stocking, ersucht, er möge ihr eine Feder schenken, mit der Châteaubriand geschrieben habe. Marcellus trug kein Bedenken, ihr diesen Wunsch zu erfüllen; er schenkte ihr eine Feder aus dem Gesandtschaftshôtel und bat Châteaubriand, er möge ihn deshalb ja nicht desavouiren. Bei dem feierlichen Act der Federübergabe ward der Gesandte auch einer Lady Parker vorgestellt, der er über Lady Esther Stanhope vom Libanon erzählen mußte. Lady Parker fand seinen Bericht indeß nicht übereinstimmend mit dem eines andern Reisenden, des Mr. Bruce. Auf diese Bemerkung konnte Marcellus ein boshaftes, für einen Diplomaten jedenfalls unverzeihliches Lächeln nicht unterdrücken, und er erklärte ihr ruhig, Mr. Bruce sei ein sehr verdächtiger Zeuge, denn die orientalische Chronik wolle behaupten, er habe lange Zeit als Sklave am Wagen der Königin der Wüste gezogen. „Was wagen Sie da zu sagen!" rief Lady Parker entrüstet; „Mr. Bruce ist mein Mann." Marcellus konnte nur die Sitte der englischen Frauen verwünschen, den eigenen Namen noch nach der Verheirathung fortzuführen.

Zu den Leuten, für die Ludwig XVIII. sich des berühmten Namens wegen zufällig interessirte, gehörte auch ein Mr. Banks. Marcellus berichtet auf eine Anfrage über ihn an Châteaubriand. Banks war ein excentrischer Mensch, der durch seine Verwegenheiten berühmt zu werden suchte. Er hatte das Thor der Citadelle der Lady Stanhope im Libanon erbrochen und sich mit dieser brouillirt. Dann unternahm er das tollkühne Abenteuer, in den Salomonischen Tempel zu Jerusalem einzudringen, was bei Todesstrafe den Christen verboten war. Zu dem Ende verkleidete er sich als Türke und kam auch glücklich herein und heraus. Allein kaum war er wieder auf dem Meere, so entdeckte der Mollah des Tempels den Betrug und ließ ihn verfolgen. Der Gouverneur von Jerusalem versicherte später Marcellus selbst, daß er den Heiligthumsschänder auf allen Straßen habe suchen lassen, damit er seine Strafe erhalte. Ermuthigt durch seine Erfolge, unternahm Banks eine dritte Tollheit. Bedford, der Vater der Herzogin von Hamilton, hatte sich ein prachtvolles Schloß, Fonthill-Abbey, in einem Parke erbauen lassen, der mit einer Mauer von sechs englischen Meilen umgeben war. Der Park bestand aus einer ungeheuern Wiese mit Bäumen, künstlichen Hügeln, Seen, allein kein Weg führte zum Schloß; Alles war Wildniß. In dieser Einöde lebte Bedford und empfing nie einen Besuch. Banks wollte den Sonderling sehen. Er suchte, fand in der Riesenmauer eine Bresche und gelangte glücklich in den Park. Nachdem er sich zahllose male verirrt hatte, fand er auch endlich das Schloß, wo er um die Erlaubniß bat, den Besitzer begrüßen zu dürfen. Letzterer empfing ihn unerwartet artig und lud ihn, da es Nacht geworden war, zum Souper ein. Banks war über solche Liebenswürdigkeit entzückt und versicherte, die Welt beurtheile seinen Wirth ganz irrig. Dieser empfahl sich plötzlich, als er satt war. Nachdem Banks lange vergeblich auf sein Wiederkommen gewartet hatte, schellte er endlich und erfuhr zu seinem Erstaunen, sein Wirth schlafe bereits sehr behaglich und überlasse ihm, zu gehen, woher er gekommen sei. Er ward auch alsbald höflich vor die Thür des Hauses geleitet; hinter ihm rasselten Schloß und Riegel. Ringsum herrschte die dichteste Finsterniß; im Schloß war kein Licht, im Park kein Weg. Vergeblich irrte er bis zum Morgen umher; erst spät am Tag fand er seine Bresche wieder und er begrüßte sie jetzt freudiger als bei seinem Eintritt. 4.

Notizen.

Englisches Urtheil über Roquette's „Waldmeisters Brautfahrt".

Das „Athenaeum" widmet Otto Roquette's Gedichte „Waldmeisters Brautfahrt" („The Woodreeves bridal progress") eine längere Besprechung und läßt ihm sogar die Ehre angedeihen, einige Passagen daraus in rhythmischer Uebertragung mitzutheilen. Der Berichterstatter sagt: „Die Dichtung, die sich nirgends über das Niveau anmuthiger Schilderung erhebt oder etwas Höherm zum Ausdruck dient als der Fröhlichkeit, welche der Jugend bei ihren Sommerstreifereien durch das Paradies des Weins eigen zu sein pflegt, macht weder im Stil noch im Gegenstande Anspruch, etwas Großes sein zu wollen. Diese Anspruchslosigkeit ist sowol ein Verdienst an sich selbst als ein Beweis für die Ursprünglichkeit des poetischen Instincts bei unserm Autor. Er singt aus der Fülle seines Herzens über ein Thema, von dem für den Augenblick gerade sein Herz voll ist, und die Naivetät und Einfachheit dieser gesunden Stimmung bei Einem, welchen die Natur mit der Gabe einer musikalischen Sprache ausgestattet hat, sie gerade sind es, denen man die Anmuth der Dichtung verdankt. Der Poet ist offenbar ein noch junger Mann — «einen wandernden Studenten» nennt er sich selbst — und muß schwäbisches Blut in seinen Adern haben, obschon seine Zuneigungen dem Rheingau angehören mögen. Mindestens haben der heitere Tonfall darin und das leicht Melodiöse, welches der Kunst nur wenig verdankt, etwas von der Musik, wie sie Oberdeutschland eigenthümlich ist." Seltsam erscheint es übrigens, daß nach so ernsten Prüfungen und Erfahrungen und in einer Zeit, die zu mancherlei melancholischen Betrachtungen Anlaß gibt, gerade dieser sorglos-scherzende Ton, dieses lustige Gepfeife und Gezirpe, als ob das ganze Leben nur ein burschikoses Wirthshausleben sei, in der Poesie scheint herrschend werden zu wollen. Nun man lasse dies Vergnügen den muntern Gesellen, nur mögen sie damit keinen höhern Platz in der Literatur beanspruchen, als sie in der That verdienen. Wenn man einer heitern anmuthigen Studentendichtung zu viel Lob spendet, wie dies in Deutschland hier und da der Roquette'schen geschehen, welche Worte der Anerkennung blieben dann für ernstere, ideenreiche Dichtungen übrig? Zu bemerken ist übrigens, daß der englische Berichterstatter gesteht, der längs des Rhein so beliebte Maitrank habe für die Gaumen von Nichtdeutschen wenig Verführerisches.

Aus Turner's Leben.

In Begleitung einer von Alaric A. Watts verfaßten Biographie des Künstlers erschien: „Liber fluviorum; or river scenery of France. Depicted in sixty-one line engravings, from drawings by J. M. W. Turner." Die Lebensbeschreibung Turner's enthält manchen für diesen Künstler charakteristischen Zug. Unter Anderm erzählt Watts: „Turner unterließ niemals, zu einer öffentlichen Auction, auf der eins seiner Bilder zur Versteigerung kommen sollte, irgend einen Beauftragten zu schicken, der darauf bieten mußte; und dies war so allgemein bekannt, daß es die Auctionscommissare sich zur Pflicht machten, ihn davon in Kenntniß zu setzen, wenn der Auctionskatalog irgend ein Werk von ihm enthielt. Konnte der Künstler wegen mangelnder Zeit nicht in Person gegenwärtig sein, so beauftragte er, aber nur selten, den Auctionator; in der Regel aber sandte er irgend einen Agenten mit einer schriftlichen Anweisung, um für ihn zu bieten, wobei er in der Wahl der Personen sich gerade nicht sehr wählerisch zeigte. Bei der Versteigerung der Gemälde des Herrn Green befanden sich unter den anziehendsten Nummern auch zwei Gemälde von Turner, und zwar nicht aus seiner besten Zeit, auch nicht gerade sehr umfangreich. Der Marktwerth jedes derselben mochte damals etwa 90 Guineen betragen. Sie würden jedoch um einen viel geringern Preis losgeschlagen worden sein, hätte nicht ein Agent Turner's darauf geboten, dessen äußere Erscheinung übrigens durchaus nicht einen Kunstkenner in ihm vermuthen ließ, dem es um Werke von vorzüglichem Werthe zu thun sei. Es war in der That nur ein rothbäckiger, sonst sauberer Fleischerknecht in der gewöhnlichen Tracht seines Handwerks. Dieser hatte bereits mehre Gebote, jedes zu 5 Guineen gethan, als Hr. Christie, der bis dahin nur seine Stimme vernommen hatte, seine Gestalt erblickte und ihn nun, wie es schien, wegen seiner Impertinenz zur Rede stellen wollte. Der Fleischerknecht, dadurch nicht im geringsten in Verlegenheit gebracht, überreichte hierauf dem Auctionator ein Stück grauen Papiers, welches nichts Anderes als eine von dem Künstler ausgestellte Vollmacht war. Der Auctionator lächelte, und die Gebote hatten ihren Fortgang."

H. M.

Das Cabinet Bossuet's.

Eine Monographie, die zu reichen historischen und literarischen Erinnerungen Anlaß gibt, führt den Titel: „Notices sur le château de Meaux et sur le cabinet de Bossuet, par *A. Carro*" (Paris 1853). Von den drei Schlössern oder Festungen, welche ehedem die Stadt Meaux vertheidigten, sind zwei vollständig verschwunden. Das dritte, um das Jahr 1200 von einem Grafen von Champagne und Brie erbaut, ist heutzutage in seiner Gestalt so verändert, daß es schwer wird, sich einen richtigen Begriff von seiner Architektur zu machen. Es ist namentlich durch das Rathhaus verbaut, und nur von einem Punkt aus, im Garten eines Kaffeehauses, kann man eine Reihe von Arcaden in Kreuzbogen übersehen. Im Jahre 1358 ward dies dritte Schloß im Kriege der Jacquerie eingeäschert, späterhin mehre male belagert und 1421 und 1439 mit Sturm genommen. Carro erzählt die Scenen der Jacquerie, die Belagerungen der Engländer, die Episoden der St.-Bartholomäusnacht, der Ligue und der Revolution, lauter Ereignisse, welche wegen der Nähe von Paris bedeutende Rückwirkungen in Meaux äußerten. Ein ausführliches Capitel mußte der Verfasser der „Notices" dem Cabinet Bossuet's widmen. Der berühmte Prälat lebte in diesem kleinen Locale ganz zurückgezogen; manchmal verbarg er sich in demselben mit einem Kammerdiener 8—14 Tage lang, um sich und seinen Werken allein leben zu können. Die Zelle liegt auf einem Walle des Schlosses, an dessen Fuße damals noch ein tiefer Wassergraben befindlich war. Dieselbe begann Anfang dieses Jahrhunderts zu verfallen; Napoleon I. wollte sie restauriren lassen und hatte schon die nöthigen Befehle gegeben, allein unter den Bourbons blieben sie unausgeführt. Vielleicht erinnert sich der Kaiserneffe einer Idee des Onkels, die, wenn auch nur im Kleinen, auf die Verherrlichung der gloire de la grande nation gerichtet, also populär war.

Augier's „Philiberte".

Emile Augier, dessen „Diana von Mirmanda" das deutsche Publicum nicht ohne Interesse gesehen, hat seitdem mit einem Lustspiele „Philiberte" sich auf dem Gymnasetheater in Paris Beifall errungen. Ob mit Recht, mag der Leser aus folgender Skizze zu errathen versuchen. Ein junges Mädchen hält sich für häßlich und wird auch von Andern dafür gehalten; sie glaubt deshalb auf Glück und Liebe verzichten zu müssen und lebt in dem Gefühl dieser gedrückten, untergeordneten Lage, welche sie ihrer Unschönheit dankt, stiller Selbstbeschauung. Merkwürdigerweise ist sie aber in Wirklichkeit ein ganz reizendes Kind und nebenbei reich. Was Wunder, daß sie geliebt wird. Indeß zu ihren Eigenschaften gehört auch das Mistrauen; ihres Vermögens halber glaubt sie nicht, daß Jemand ein aufrichtiges Gefühl für sie hegen könne, sie argwöhnt Eigennutz, wo ihr Liebe geschworen wird. Die Reinheit dieser Liebe wird ihr jedoch schließlich vor Augen geführt und sie demüthigt sich zur Büßung des falschen Verdachts. Hierneben will auch ein alter Herzog, der sich trotz seiner Jahre von den Leichtfertigkeiten der Jugend noch nicht entwöhnt hat, Phili-

derte heirathen und ein Chevalier macht den noch liebenswürdigern Versuch, seine Maitresse aus ihr zu machen, vornehmlich um wahrzunehmen, ob die Liebe ihr Gesicht verschönern könne. Natürlich werden beide Helden durch den echten Geliebten besiegt. Freilich ist das für ein Lustspiel eine sehr unbedeutende Handlung, und die Details sollen wieder einmal für Alles entschädigen. Die pariser Kritik freut sich indeß an der poetischen Handlung der Charaktere, an der feinen Beobachtungsgabe des Autors und der anmuthigen Lebendigkeit des Dialogs. 1.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1853—1854. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 17ter Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1853. 8. 1 Thlr.

Bákody, T., Lilien und Rosen. Gedichte. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 32. 1 Thlr.

Colshorn, C., und T. Colshorn, Märchen und Sagen. Mit Titelbild nach Originalzeichnung von L. Richter. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Einsiedel, F., Licht- und Spiegelbilder des Seelenlebens und der Lebensweisheit. Auf Papier übertragen. Berlin, David. 16. 16 Ngr.

Ennemoser, F. J., Ergebnisse der Berathungen über volksthümliche Erziehung und volksthümlichen Unterricht in der Gemeinde Sorgenheim. 2te Auflage. Kaiserslautern, Tascher. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Fresenius, J. F. T., Zur biblischen Alterthumskunde. Frankfurt a. M., Auffarth. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Freudentheil's, W. N., Gedichte. Letzte Sammlung, mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von J. Geffcken. Hamburg, Herold. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gebhardt, G., Gedichte. Leipzig, Serig. Gr. 8. 1 Thlr.

Mehren, A. F., Die Rhetorik der Araber nach den wichtigsten Quellen dargestellt und mit angefügten Textauszügen nebst einem literatur-geschichtlichen Anhange versehen. Kopenhagen, Schwartz. 1853. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mindermann, Marie, Heide und Moos. Märchen für Alt und Jung. Lübeck, Boldemann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß Heinrich Heine's und einer Musikbeilage von H. Marschner. 4ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. Gr. 16. 28 Ngr.

Musenalmanach der Ostseeprovinzen Rußland's für das Jahr 1854. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mitau, Reyher. 16. 18 Ngr.

Eine Nacht bei den Blumen des Friedhofs. Dresden, Höckner. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Rodenberg, J. von, Lieder. 2te Aufl. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. 2te Auflage. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

Steglich, F. A. W., Leben des Seminarlehrers Andreas Guschke. Dresden. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Thürmer, Die Filosofie ohne Schleier. Allen die ihr gern ins Auge blikten. Mit einer Erklärung der Kunstwörter. Wien. 8. 1 Thlr.

Trendelenburg, A., Der Kölner Dom, eine Kunstbetrachtung. Vortrag gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Köln, F. C. Eisen. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Ungewitter, F. H., Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, oder ausführliche geographisch-, ethnographisch-, statistisch-historische Darstellung des Türkischen Reiches, nebst einer vollständigen und sorgfältig ausgeführten Topographie der europäischen und asiatischen Türkei. Erlangen, Palm u. Enke. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weyden, E., Sängerfahrt des Kölner Männer-Gesang-Vereins nach London. Köln, F. C. Eisen. Gr. 8. 1 Thlr.

Zimmermann, H. T., Geschichte der Deutschen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In poetischen Darstellungen, nebst zusammenhängender historisch-chronologischer Uebersicht. Herausgegeben und allen Freunden des deutschen Gesammt-Vaterlandes gewidmet. Mit einer einleitenden Vorrede von W. Zimmermann. 1ste Lieferung. Erlangen, Enke. Lex.-8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Credner, K. A., Die sittlichen Verirrungen und Gefahren des auf ein vermeintlich gutes Recht sich steifenden Afterwissens. In der Schrift eines im Namen vieler Namenlosen selbst namenlos schreibenden hessischen Geistlichen: „Die falsche Wissenschaft" rc. nachgewiesen. Gießen, Ricker. 1853. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Czerski, J., Offenes Sendschreiben an den Erzbischof von Freiburg. Schneidemühl, Eichstädt. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Jacobson, H., Gesetz und Erfüllung. Ein religiöser Vortrag. Gehalten vor der christkatholischen oder freien christlichen Gemeinde zu Berlin, Sonntag, den 25. September 1853. Berlin, Weidle. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Prüfet Alles, und das Gute behaltet. Ein religiöser Vortrag. Gehalten vor der christkatholischen oder freien christlichen Gemeinde zu Berlin, Sonntag, den 23. October 1853. Ebendaselbst. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Jonas, L., Worte am Sarge Peter Christoph Wilhelm Beuth's. Gesprochen am 30. September 1853. Berlin, Ernst u. Korn. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Langbein, B. A., Der Prophet des Neuen Bundes. Antrittspredigt über Apostelgeschichte 3, 22—25. Dom. II. Adv. 1853 gehalten zu Dresden. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Oschwald, J. U., So habet nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde. Synodalpredigt über Apostelgeschichte 20, 28, gehalten in Zürich den 25. Oktober 1853. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

Pestalozzi, C., Kommet zum Herrn! Drei Predigten, gehalten in Zürich vor dem Bettage 1853. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 6 Ngr.

Schraub, J., Rede an den Gräbern der bei dem Brande in der Nacht des 28. October 1853 fünf Verunglückten. Gesprochen am Nachmittage des 30. October. Kassel, Luckhardt. 1853. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schubert, G. H. von, Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 6 Ngr.

Der bischöfliche Streit. Sendschreiben an Herrn Regierungsrath und Stadtdirector Burger zu Freiburg. Karlsruhe, Braun. 1853. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Der kirchliche Streit im Großherzogthum Baden und der erzbischöfliche Hirtenbrief vom 11. November d. J. Karlsruhe, Braun. 1853. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Letzte Stunden D. Bernhard Hartungs, zwiefachen Giftmordes angeklagt, schuldig erklärt von dem Königlichen Schwurgericht zu Magdeburg am 3. und 4. März 1853, hingerichtet am 2. December 1853. Von einem seiner Jugendfreunde. Magdeburg, Quednow. 1853. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Unger, J., Ueber die wissenschaftliche Behandlung des österreichischen gemeinen Privatrechts. Eine Antrittsrede gehalten an der Prager Hochschule den 8. October 1853. Wien, Manz. 1853. Gr. 8. 7 Ngr.

Zu dem Bischofsstreit in Baden. I. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October, November** und **December** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19—22; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 33—36; Nr. III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend, in Nr. 46—47.)

86. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 6me édition. 8. 1854. Geh. 8 Ngr. — Second cours. 3me édition. 1853. 10 Ngr.

Der dritte Cursus erschien 1852 und kostet 8 Ngr.

87. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Fourth edition. 8. 1853. Geh. 10 Ngr. — Second course. Fourth edition. 1854. 12 Ngr.

Hierzu erschien:
A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8. 1853. 5 Ngr.

88. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Siebzehntes und achtzehntes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.

17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold.
18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
7. Deutschland, von H. A. Daniel.
8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
11. Das Gold, von R. F. Marchand.
12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner.
13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.
15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer.
16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freiherr von Biedenfeld.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

89. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtzigster Band. **Bremer**, Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Wachen. Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten.

90. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

91. ———, **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wachen.** Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr.

Das „Leben im Norden" ist eine anziehende Reiseskizze aus Dänemark. Die „Morgen-Wachen" enthalten das religiöse Glaubensbekenntniß der Verfasserin. Beide Skizzen werden deshalb von allen Verehrern Frederike Bremer's in Deutschland mit Interesse gelesen werden.

Diese Schrift bildet den zwanzigsten Theil von

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen.

Der erste bis zwanzigste Theil, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:
Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

92. **Bunsen (C. K. J.), Hippolytus und seine Zeit.** Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zweiter Band. Die Herstellung. 8. Geh. 4 Thlr.

(Der erste Band: Die Kritik, kostet 3 Thlr.)
Dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Bande jetzt auch in der deutschen Ausgabe vollständig vorliegende neueste Werk des berühmten Gelehrten und Staatsmanns **Bunsen** ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers bereits die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

93. **Clausberg (Amalie von), Schloß Bucha.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Erstlingswerk einer Schriftstellerin, das die Beachtung der deutschen Lesewelt in vollem Maße verdient.

94. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte

verbesserte und vermehrte Auflage. **Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Siebenundsiebzigstes bis acht**undachtzigstes Heft, oder zehnten Bandes fünftes bis achtes Heft (Schluß) und elften Bandes erstes bis achtes Heft. (Schluß). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene (Band 1—11) ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

95. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) **Neue Ausgabe** in 96 Lieferungen. Einundsiebzigste bis achtzigste Lieferung. Jede Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 62. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 68. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 80. die siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

96. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Achtes bis zehntes Heft (Schluß des ersten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

97. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertunderstes bis hundertundviertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis achte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

98. **Cotta (B.), Deutschlands Boden,** sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Erste Abtheilung. 8. Geh. 2 Thlr.

Bernhard Cotta, einer der ausgezeichnetsten deutschen Geognosten, macht hier den ganz neuen Versuch, den **Einfluß des innern Erdbaus auf das Leben der Völker** nachzuweisen, indem er Deutschlands Boden in dieser Beziehung schildert. Das Werk ist eine der wichtigsten Bereicherungen der naturwissenschaftlichen Literatur.

99. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Sechsundfunfzigster und siebenundfunfzigster Theil. (Gefühl — Genezareth.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Dreißigster Theil. (Jus — Izzo. Nachträge: Jabaltsa — Integralfunctionen.)

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

100. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Aerzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Sechste Abtheilung: **Die Physiologie des Menschen.** Bearbeitet im Vereine mit mehreren Physiologen von Dr. **E. Thomas.** 12. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die frühern Abtheilungen dieser Encyklopädie enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
Der erste Band umfaßt die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
IV. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.
V. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie,** von Dr. **A. Moser** und Dr. **J. C. Strahl.** 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 2. Februar 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Albrecht Holm von Uechtritz.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Es ist eine deutsche Freie Reichsstadt — mittlerer Größe vermuthlich —, in welcher die Geschichte im vierten Jahrzehnd des 16. Jahrhunderts beginnt. Der religiöse Zustand ist noch gährend und unentschieden; der größere Theil der Bürgerschaft hat sich zur neuen Lehre gewandt, die Mehrzahl des Raths hält an der alten fest und will sich durch sie die Fortdauer seiner politischen Alleinherrschaft sichern. In diese Stadt kommen der Oberst Christian Holm und sein Sohn, der Hauptmann Albrecht, jener ein gutmüthiger redlicher Mann, ganz ein Deutscher, voll einfacher Frömmigkeit, ein rücksichtslos tapferer und kundiger Führer geworbener oberländischer Landsknechte; und trefflich hat sich unter ihm der Sohn im Handwerke wie in der Kunst des Kriegs herangebildet. Wie der Vater ist er dem Lutherthum eifrigst ergeben. Die Tochter des Bürgermeisters, die schöne Agnes, „aus deren großen, dunkelblauen Augen etwas Tiefes, Geheimnißvolles, Ernstes, aber der anmuthigste, freundlichste, kindlichste Ernst hervorleuchteten", fesselt unwiderstehlich den jungen Hauptmann, wie er sie. „So ernst und nachdenklich und dabei doch kriegerischkräftig hatte sich Agnes den heiligen Georg oder den Erzengel Michael gedacht." Aber die stärksten Hindernisse stellen sich den Wünschen der Liebenden entgegen. Der Glaube trennt sie; Agnes ist in einem strengkatholischen Abscheu gegen alle Ketzerei erzogen; ihre Mutter, eine höchst bösartige, durch stete Krankheit noch härter gewordene Frau, quält und mishandelt die gute Tochter mit hartherziger Roheit, führt ihren kläglich-schwachen, vor ihrem Zorne zitternden Mann ganz am Lenkseile und ist selbst wieder ein blindes Werkzeug in den Händen ihres Beichtvaters, eines fanatischen, verschmitzten Dominicaners. Doch schreckt Albrecht nicht vor dem Kampfe mit allen diesen Schwierigkeiten zurück. Zuerst ist die Glaubensänderung der Geliebten seine Aufgabe. Er weiß eine Bibel in ihre Hände zu bringen, und durch unbelauschte nächtliche Zusammenkünfte gelingt das schwere Werk der Bekehrung. Bald aber trifft eine schwere Heimsuchung, welche die Bekenner der neuen Lehre in der Stadt um diese Zeit erfahren müssen, auch die Liebenden. Die zelotische Partei im Rathe ist durchgedrungen, der protestantische Gottesdienst wird verboten, die Prediger desselben werden ausgewiesen und gewaltsam fortgebracht. Ein Aufstand, der darüber ausbricht und mit Bilderzerstörung in einer katholischen Kirche beginnt, wird ohne große Anstrengung besiegt. Albrecht's reiner Sinn hat der Versuchung widerstanden, sich an die Spitze der Aufständischen zu stellen, die Trennung von der Geliebten wendet er dadurch nicht ab; er ist genöthigt die Stadt zu verlassen. Während er darauf an einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn theilnimmt, wird Agnes vermöge der Ränke des Dominicaners von ihren Aeltern in ein Kloster gesperrt. Sie soll dort von ihrer Ketzerei zurück und allmälig zur Ablegung der Gelübde gebracht werden. Da die Mühe fruchtlos bleibt, wird sie übel behandelt und erkrankt. Der zurückgekehrte Albrecht bekommt von ihrem Schicksal Kunde, wagt und vollbringt mit nur fünf entschlossenen Gefährten einen Einbruch in das Kloster. Aber die kluge und entschlossene Priorin zeigt ihm die Leiche einer eben gestorbenen Nonne als die seiner Agnes und er läßt sich täuschen. Einem an Verzweiflung grenzenden dumpfen Schmerze hingegeben, verläßt er Deutschland und schifft sich, den Tod suchend, mit seinem Vater in Genua ein, an dem Zuge Kaiser Karl's V. gegen Algier theilzunehmen.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 3 d. Bl. D. Red.

So weit reichen die beiden Abtheilungen des ersten Bandes. Wer bis dahin gelesen, mag das Werk leicht für einen wohl ersonnenen und ausgearbeiteten historischen Roman, aber von der gewöhnlichen Art halten. Die Reformation, in ihren Wirkungen an die engen Verhältnisse einer mittlern Reichsstadt geknüpft, scheint nur hineinzuspielen, um den das Schicksal der Liebenden bestimmenden Knoten zu schürzen und einen bestimmten reichen Hintergrund zu bilden. Von einer organischen Entwickelung der Reformationsideen von innen heraus ist hier sehr wenig die Rede. Aber diese Beschränkung auf das mehr Aeußerliche und Enge ist von dem Verfasser in sehr bewußter und wahrhaft künstlerischer Absicht geschehen. Er hat uns erst durch die Vorhalle geführt, die hineinleiten soll in die innern Gemächer, welche die Schätze und den reichsten Schmuck des Hauses enthalten.

Indeß wird der aufmerksame Leser aus drei Personen und den ihnen in den Mund gelegten Reden schon hier abnehmen, wie sehr dem Dichter die innern Verhältnisse der Glaubensverbesserung, ihre Abschattungen und verschiedenen Standpunkte am Herzen liegen. Es sind dies der milde, mit dem reinsten Gottvertrauen ausgerüstete lutherische Prediger Magister Gottlieb Cellarius; ein ehemaliger Mönch aus Antwerpen, der mit gewaltiger, flammender Beredtsamkeit zum Bildersturm treibt und dabei vorangeht, ein trefflich gezeichneter Repräsentant des verderblichen, schwärmerisch umwälzerischen Extrems der Reformation; und ein alter Edelmann, der sehr beredt und geschickt ausführt, was für die Aufrechthaltung der alten Satzungen im Interesse der festen Ordnung und Autorität gegen die neue Kirche, ihre Eiferer und ihre Spaltungen gesagt werden kann.

Außer diesen Figuren treten noch viele andere eigentliche Nebenpersonen auf, durch eigenthümliche Züge individualisirt. Darüber hat der früher schon erwähnte Recensent unserm Verfasser den Vorwurf gemacht, daß er sich in eine dem historischen Roman nicht ziemende Genremalerei verliere. Aber der Roman, historisch oder nichthistorisch, ist eine Gattung, welche auf das Großartige gar nicht beschränkt werden kann. Auch wird es kaum einen auf ausführliche Entwickelungen angelegten geben, der in das Genrehafte nicht hinüberspielt. Und wer hat diese Malerei wol mehr in den Roman eingeführt als gerade der unserm Verfasser so entschieden als Musterbild empfohlene Walter Scott?

Dagegen wüßte ich ihn nicht in Schutz zu nehmen gegen zwei andere Vorwürfe, die man ihm hier machen könnte: die Nebenfiguren ohne einleuchtende Nothwendigkeit zu sehr gehäuft und in der Ausmalung einiger derselben die Farben zu stark aufgetragen zu haben. Besonders ist dies bei Agnesens Mutter der Fall, wo die Farbe überdies eine ganz und nur dunkle ist. Hier hat der sonst Alles besonnen erwägende Dichter die Regel vergessen, daß der Schattenseite eines menschlichen Gemüths einiges Licht gegenübergestellt sein muß, wenn es als ein wahres und natürliches empfunden werden soll.

———

Nun aber geschieht es, daß unser Roman, wie er mit der Verlegung des Schauplatzes nach Italien dem Gehalte nach weit tiefer wird und geistiger, auch diese Mängel ganz abstreift. Nichts mehr von Ueberladung in Zeichnung und Farbe und nicht mehr Figuren als nöthig sind, obschon die Bühne ungleich umfassender, reicher und vollständiger geworden ist. Denn kein Kreis des italienischen Lebens, in den die reformatorische Bewegung irgend hineinspielt oder sie als ihr Gegensatz erläutert und ins Licht stellt, ist außer Acht gelassen; und es ist leicht ersichtlich, daß der Verfasser zum Behuf dieser Schilderungen ebenso umfassende als gründliche Studien gemacht hat und bis zu den Quellen gegangen ist.

Die Ueppigkeit, die Laster, das Sündenleben der Vornehmen, der fürstlichen Höfe; die heidnischgesinnten Gelehrten und Schöngeister; das Volk, welches nur in sinnlichen Antrieben und deren Befriedigung lebt und keine Religion kennt als einen rohen Aberglauben; die beschränkten, trägen, habgierigen Mönche, welche diesen Aberglauben fördern und ausbeuten; eine kleine Zahl durch die alten Satzungen beruhigter, aber wahrhaft frommer Priester; die edeln und tiefen reformatorisch gesinnten Geister in ihren verschiedenen Abstufungen; die römische Curie, noch getheilt zwischen einigem Einfluß der letztern und dem sich immer mächtiger erhebenden der zelotischen Partei, welche das Christenthum und die römische Kirche retten und heilen will durch Ausrottung aller protestantischen Regungen mit Feuer und Schwert, durch strenge Zucht und äußere Ehrbarkeit — alle diese Kreise und Richtungen werden uns mit der lebendigsten Anschaulichkeit vorgeführt. In echt künstlerischer Weise treten ihre Repräsentanten allmälig aus den Begebenheiten des Romans hervor, und um beide zieht der Verfasser einen Rahmen von Naturschilderungen, die den Leser den herrlich geschmückten Schauplatz nie aus den Augen verlieren läßt.

In den Mittelpunkt desselben hat der Dichter eine Frauengestalt gerückt, zu deren Schilderung er Alles aufgewandt hat, was sein Pinsel an Kraft und Feinheit, seine Farbe an Innigkeit, Glut, Zartheit und Abglanz des hindurchschimmernden Seelenlebens zu leisten vermochten. Als Anlaß und allgemeinste Grundlage für ihre Zeichnung ist ohne Zweifel die Verschmelzung zweier historischer Personen zu betrachten. Die eine ist die berühmte Dichterin Vittoria aus dem Geschlechte Colonna, Gemahlin Pescara's, des Siegers bei Pavia, dessen in jungen Jahren erfolgter Tod sie früh zur Witwe machte. Mit Recht wird an ihren Poesien, vorzüglich den religiösen, der hohe Schwung gerühmt. Sie gehörte zu den edeln Frauen Italiens, die von den reformatorischen Bewegungen der Zeit ergriffen waren, und stand mit den Häuptern der gemäßigten Partei, dem Cardinal Contarini und Andern, in engen freundschaftlichen Beziehungen. Gegen das Ende ihres Lebens gelang es den Römischgesinnten, sie von diesen Ansichten zurück und zu einer Meinung zu bringen, nach welcher sie außer der Kirche,

„als der Liebe, welche allein rettet", nur Schiffbruch sah. Die andere, Giulia Gonzaga, eine Verwandte Vittoria's, stand in dem Rufe so großer Schönheit, daß der kühnste und gefürchtetste aller Korsaren, Chaireddin Barbarossa, sie für den Harem seines Gebieters, des mächtigen Großherrn Soliman, zu rauben beschloß. Unbemerkt landete er bei Fondi, ihrem Sitz; nur durch schleunige Flucht, indem sie sich im bloßen Hemde auf ein Pferd schwang, konnte sie sich den Türken entziehen. Auch sie stand nachher bei der Inquisition in schwerem Verdacht ketzerischer Gesinnungen.

Dies die Frauen, welche dem Dichter zur Erfindung seiner übrigens mit voller Freiheit und Eigenthümlichkeit ausgebildeten Heldin den Anlaß gaben. Er nennt sie Lucretia, läßt sie aus dem erlauchten römischen Geschlecht der Savello stammen und an einen Grafen von Montefelice, einen rohen Wüstling, den begangene Verbrechen auf das Blutgerüst geführt, verheirathet gewesen sein. Wir lernen sie als junge Witwe kennen, wie sie in halb klösterlicher Stille auf dem Schlosse Montefelice lebt, beschäftigt mit der Erziehung ihres Sohnes und mit Studien geistlicher und weltlicher Art, ausgestattet mit dem edelsten Herzen und den reichsten Gaben leiblicher und geistiger Schönheit.

Die Würde der Römerin, durch eine Anmuth gemildert, wie sie der Pinsel Rafael's über den Adel seiner Gestalten haucht, war über Lucretien ausgegossen. Ihre Haltung und Mienen konnten, wenn ihre Seele von heroischen Eindrücken ergriffen wurde, sich zu der drohenden Erhabenheit einer Heldin des Alten Testaments oder der ernsten Strenge einer Sophokleischen Antigone steigern. Doch auch dann blieb, wie bei den Gestalten dieses großen Dichters, oder wie sich in der Gruppe der Niobe die flehende jungfräuliche Tochter um die großartigen Formen der Mutter schlingt, die Anmuth noch mit der Erhabenheit und Strenge verwoben. Diese heroische Strenge trat auch nur in vorübergehenden Stimmungen hervor; der gewöhnlich herrschende Ausdruck war der einer milden, würdevollen Ruhe und weichern, flüssigern Anmuth ... Die zartesten Geister der Rede lauschten auf den feinen Linien der edel gezeichneten Lippen von blühender Frische, auch wenn der Mund (in der Regel beim Aufmerken oder Sinnen leise geöffnet) schwieg. Dazwischen spannte Amor aus dieser leisen Spaltung, wie aus dem Kelche einer sich eben erschließenden Purpurnelke, seinen treffenden Bogen. Das große dunkle Auge Lucretiens hatte weder den feuchten, sinnlichen noch den stechenden Ausdruck, den es zuweilen bei den Frauen Italiens hat. Doch lag es, wenn auch in mehr geistigem Feuer leuchtend, so phantasievoll seelentief hinter den langen Wimpern, daß Jeder, der darein blickte, sich sagen mußte, daß, wie mächtig auch der Geist sei, der auf dieser Stirne, in dem hohen Stile dieser Züge thronte, er doch in der Seele eines echt weiblich empfindenden Weibes Wohnung und Heimat gefunden habe.... Eine sanfte Hinneigung zu einem stillen, feinsinnigen, phantasievollen Genießen bildete, außer der Fülle und Hoheit des reichsten Geisteslebens, das damit gar wohl zusammenging, das vorherrschende Element ihres Wesens. Doch die träumerisch hinflutende Milde dieses Elements hob so wenig die Fähigkeit zu pflichtthätiger oder heroischer Anspannung als eine leidenschaftliche Erregbarkeit in ihr auf. Das Gedankenleben Lucretiens trat mit diesem seelischen Elemente in den Einklang einer zugleich sanft genießenden und denkend betrachtenden Ruhe; die Erhebung zur Thätigkeit aus Pflichtgefühl konnte sich nur unter ungewöhnlicher Anstrengung des Charakters und Willens auf lange halten; die Leidenschaft aber zeigte sich mehr nach innen als nach außen hin wirksam, sich mehr in das sinnig träumende Gemüth hineinwühlend, als nach außen in raschen Entschlüssen und heftiger Kundgebung hervorbrechend, wiewol sie auch dazu in einzelnen Momenten übergehen konnte. Selbst die Anhänglichkeit Lucretiens an die Kirche, in der sie nicht blos die unerschöpfliche Quelle ihrer höchsten, seelisch-geistigen Entzückungen fand, sondern auch die letzte Größe des hinsterbenden Italiens sah, muß eine Leidenschaft in diesem Sinne genannt werden.

Daß eine solche Natur, aufgewachsen und erzogen unter den Einflüssen katholischer Gebräuche, schon in einem zarten Alter Neigung und Ehrfurcht für das Klosterleben empfindet, kann nicht Wunder nehmen. Davon aber, in demselben eine besondere Heiligung des Menschen vor Gott zu sehen, war sie so weit entfernt, daß sie mit Contarini, den sie vor Allen als geistlichen Rathgeber betrachtete und verehrte, in der Ansicht von der Verdienstlosigkeit der Werke übereinstimmte. Fragen dieser Art wendete sie überhaupt ein strenges Nachdenken und ernste theologische Studien zu, ohne daß sie darum die weltliche Weisheit (sie las den Plato in der Ursprache) vernachlässigte.

Der Gräfin zunächst sind zwei Männer gestellt, welche, in jeder Rücksicht grundverschieden, den tiefen Gegensatz, welcher die geistige Mitte des Romans ausmacht, bezeichnen.

Tebaldo — so nennt der Verfasser den einen —, ein Priester, war im Hause eines Cardinals, vielleicht seines Vaters, erzogen, eines Mannes von verderbten Sitten, zugleich von feinem Geschmack und Liebe für Kunst und weltliche Gelehrsamkeit. Tebaldo's Herz und Wandel blieben in der üppigen Umgebung streng und rein, sein Geist kannte nichts Größeres als die Alten, von deren Höhe er auf einen christlichen Sinn wie auf etwas Untergeordnetes und Beschränktes herabsah, und da ihn die alte Philosophie mit der Ueberzeugung von der hinreichenden eigenen Kraft des Menschen zur Vollbringung des Guten durchdrungen hatte, gab er dem dogmatischen System der alten Kirche vor dem der neuen bei weitem den Vorzug. Erschütternde Lebenserfahrungen sollten ihn auf den entgegengesetzten Weg bringen. Da ihm nach dem Tode des Cardinals einflußreiche Gönnerschaft fehlte, mußte er eine unbedeutende Pfarre in einem Städtchen der Romagna annehmen. Hier vertiefte er sich immer mehr in das Studium des Plato, fühlte sich aber dadurch in einen unerträglichen Zwiespalt mit den Anfoderungen gestürzt, die er als christlicher Seelsorger an sich selbst machen mußte. In diesem Ringen wurde ihm klar, daß die menschliche Selbstgenügsamkeit, gegenüber den in kalter Ferne der Abstraction verharrenden Ideen, viel niedriger stehe als das demüthige Empfangen der Läuterung von dem lebendigen, in seiner Kirche ewig gegenwärtigen Erlöser.

So weit ist Tebaldo's christliche Entwickelung gediehen, da muthet ihm der in schändliche Laster versunkene Pier Luigi Farnese, der Sohn Paul's III., zu, ihm bei einem Mädchenraube behülflich zu sein, und da er das freche Ansinnen entrüstet von sich weist, wird ihm von

seinem Bischofe der Lohn, zu einer großentheils aus Räubern und andern Verbrechern bestehenden Gemeinde in einem der rauhesten und abgelegensten Apenninenthäler versetzt zu werden. Als Nachfolger eines Pfarrers, der nicht besser war als dies Gesindel selbst, wird ihm die Aufgabe, unter den schrecklich entarteten Menschen Zucht und Sitte zu gründen, doppelt schwierig, aber mit dem Beginn gesegneten Gelingens wird ihm auch der wahre Beruf des Seelsorgers noch klarer und zugleich die Nothwendigkeit einleuchtend, daß das Priesterthum aus seiner tiefen Gesunkenheit zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen sei.

Nach einigen Jahren folgt Tebaldo einem Rufe, der ihn aus seiner rauhen Einöde nach Neapel in den Palast des Grafen von Montefelice als Erzieher seines Knaben und Aufseher seiner Kunstschätze, Bücher und Handschriften versetzt. Aber hier beginnen noch weit ernstere und schwerere Prüfungen für ihn. Er saugt das süße Gift, welches aus Lucretiens Erscheinung auf ihn einströmt, mit vollen Zügen ein, und nach kurzer Zeit muß er sich gestehen, daß er, der sittlich-strenge Mann, der Priester, das Weib eines Andern liebe, und mit starken sinnlichen Regungen. Der Beichtvater, dem er sich entdeckt, findet die Schuld, da er der Versuchung keineswegs nachgegeben, gar nicht so erheblich; weit bedenklicher vielmehr gerade Das, daß Tebaldo sie sich als eine so schwere anrechne, indem er damit in den Irrthum der Neuerer falle, schon die bloße unwillkürliche Begehrlichkeit, ohne daß der Wille ihr beistimmt, für Sünde zu halten. Dies hat aber nur die Folge, daß Tebaldo an der entgegenstehenden Lehre der römischen Kirche irre wird. Keineswegs aber an ihrem ganzen System. Denn er wendet auf dieser ersten Zweifelsstufe die Waffen, welche die alte Kirche dem Sünder empfiehlt, gegen eine Schuld an, welche für sie keine oder nur eine geringe ist. Durch Fasten und scharfe Geißelhiebe will er die böse Lust in sich niederkämpfen und sich reinigen. Sie bleiben fruchtlos, und dies zerreißt sein Inneres nur noch mehr. In diesem Zustande rettet er die Gräfin bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst aus der Gefahr des Todes in Flammen und Rauch. Unwillkürlich küßt er dabei ihre Schulter, bestraft sich dafür durch eine heftige Geißelung bis zu völliger Erschöpfung und verfällt in eine schwere Krankheit.

Die Fieberphantasien des Unglücklichen enthüllen seinen ganzen Seelenzustand dem klugen Arzte. Dieser, der sich heimlich längst zum Protestantismus gewandt hat, will dem körperlich Genesenden auch für die Seele den Heiltrank reichen, der allein im Glauben an und in Christus bestehe. Alle Schicksale Tebaldo's, die schmerzlich erfahrene Unzulänglichkeit der äußern Waffen gegen ein tiefes inneres Uebel hatten in ihm den Boden für diese Lehre bereitet, und nach einigen Unterredungen fühlt er seine ganze Seele durch das Gefühl der größern Kraft, allem Unreinen zu widerstehen, erquickt. Auch als die philosophischere, weil auf einem tiefern Verständnisse unsers natürlichen Lebens ruhend, lernt er die protestantische Ueberzeugung über diesen Punkt erkennen. Bald wandte er sich in allen wesentlichen Stücken der neuen Kirche zu und erschien in den geheimen Versammlungen der entschieden Protestantischgesinnten zu Neapel. Sein Verhältniß zu Lucretien fühlte er gereinigt; seine neu gewonnenen Ueberzeugungen durfte er ihr nur theilweise enthüllen. Denn sie wollte das Dogma von der rechtfertigenden Kraft des Glaubens nicht gegen die Kirche, sondern zu neuer Belebung derselben angewandt wissen und würde den Gedanken, sie nicht mehr wie eine heilige und unantastbare göttliche Institution zu betrachten, wie einen frevelhaften von sich gewiesen haben. Ueber einen Punkt noch, der ihm sehr am Herzen lag, suchte er sie zu seiner Meinung herüberzuziehen, daß nämlich auch in den Gaben und Reizen des irdischen Lebens ein Berechtigtes, Ewiges und Göttliches walte, und daß es daher auch keinen dem Menschen eingepflanzten natürlichen Trieb gebe, der nicht geeignet sei, mit dem innerlich ergehenden Rufe Christi harmonisch ausgeglichen und dadurch geläutert, beruhigt, aber auch befriedigt zu werden. Aber in Lucretia stemmte sich die stille Vorliebe für die Entsagungen des Klosterlebens gegen eine solche Ueberzeugung.

Sehr schön und sinnig hat unser Dichter ein Gespräch über diese Frage, bei Gelegenheit der Betrachtung eines Bildes von Giulio Romano entstanden, gewählt, Lucretia und ihren bereits im Herzen protestantischen und beruhigten Freund zuerst auftreten zu lassen. Denn indem er damit zugleich die in Italien spielenden Bücher seines Romans eröffnet, erinnert er uns durch die Reize einer in der ganzen Ueppigkeit der sinnlichen Erscheinung schwelgenden Kunst und durch einen sich unmittelbar daran schließenden trunkenen Blick in die höchste Schönheit der italienischen Natur, daß er uns auf einen Boden versetzt, wo die sinnlichen Eindrücke eine ganz andere Macht haben als in dem durch die Beschaffenheit seiner Natur und des Geistes seiner Bewohner ruhigern Deutschland.

Das vollkommene Gegenbild Tebaldo's ist Lucretiens Mutterbruder, Hieremia Manfredini. Er stammte aus einem römischen Adelsgeschlechte. Seine Aeltern versäumten nichts, ihn zum Muster eines Cortegiano, eines ritterlichen Höflings auszubilden, und erreichten diese Absicht vollkommen. Am Hofe des Herzogs Alfons I. von Ferrara, dem gepriesenen Glanzpunkte Italiens, den Künstler, Dichter und Gelehrte zu verherrlichen wetteiferten, der aber auch ein Sitz und eine Schule der Ausschweifungen und Laster war, that es dem jungen Manfredini bald Keiner zuvor in der Kunst gefälliger Unterhaltung, im Recitiren, Singen, Anordnung und Darstellung von Schauspielen, im Tanzen, Reiten, Fechten, Waffenspielen und Ritterübungen. Nachdem er in einer Schlacht dem Herzoge das Leben gerettet, wurde er sein erster Günstling und nun vollends der von allen Rittern und Höflingen beneidete Liebling der Frauen und das Ziel buhlerischer Künste. Er schwelgte in diesen Triumphen, kannte nichts Höheres als sie und die wol-

lüstigen Genüsse, zu welchen sie ihn führten. Nach einiger Zeit stellte sich aber mitten im gedrängten Wechsel aller dieser Lust das Gefühl unbefriedigter Nüchternheit ein, die allmälig bis zum Ekel an seinem Treiben, an sich selbst und seinem ganzen Dasein stieg. In dieser Stimmung glaubte er eines Morgens im Walde die Stimme der heiligen Margaretha, die er als Kind besonders hoch verehrt hatte, wie sie ihn beim Namen rief, zu hören, er folgte dem zu gleicher Zeit ertönenden Läuten einer Glocke in die nahe Dorfkirche, warf sich nach dem Gottesdienste zu den Füßen des Priesters hin, beichtete und wollte nach der Anweisung des Geistlichen durch fromme Uebungen und Werke seine Vergehuugen abbüßen. Da geht ein neuer Stern der Schönheit am Hofe auf. Francesca, so heißt sie, widersteht den eifrigen Bewerbungen aller Andern, und dies reizt den Stolz Manfredini's, es ihnen zuvor zu thun, so, daß er darüber seine guten Vorsätze vergißt. Er siegt, um selbst in die Bande der Besiegten zu fallen. Ein Zufall führt ihn von neuem in die Dorfkirche, er findet jenen Priester todt; in tiefster Erschütterung spricht er an seinem Sarge das Gelübde aus, nie wieder mit Francesca oder einem andern Weibe verbotene Wollust zu pflegen. Aber Francesca setzt diesem Entschlusse einen so begeisterten Preis der sinnlichen Liebesfreuden und ein so brünstiges Flehen, sie nicht zu verlassen, entgegen, daß er noch in derselben Nacht das Gelübde bricht. Doch sofort erfaßt ihn ein solches Entsetzen, er fühlt sich der Verzweiflung so nahe, daß er nur einen Rettungsweg für möglich hält — ein Leben, in fortwährenden Entsagungen und frommen Werken hingebracht im Kloster. Auf Caraffa's Rath tritt er in den unter dessen Mitwirkung neu gestifteten Orden der Theatiner, dem eine große und mühevolle praktische Thätigkeit, Krankenpflege und ähnliche Liebeswerke, zur Pflicht gemacht waren.

Alles Dieses läßt der Verfasser seinen Hieremia, den er seines ungemeinen Eifers, seiner Hingebung und Frömmigkeit wegen zum General des Ordens emporsteigen läßt, einem jungen Mönche, Clemens, seinem Liebling, erzählen, da er ihn zu seinem großen Schrecken bei der Lesung eines Buchs gegen die Mönchsgelübde überrascht, ihn vom Abgrunde, dem er schon halb verfallen scheint, zurückzureißen. Er will ihm zeigen, daß es keine höhere Stärkung gegen die Anfechtungen der bösen Lust geben kann als die Erfüllung heiliger Gelübde. Ihm, dem alle Freuden der Welt nur einen Pesthauch auszuathmen scheinen, kann die Besorgniß nicht kommen, daß er durch jene Schilderungen in dem jungen Manne erst Vorstellungen und Begierden erweckt, die ihm noch ganz fremd geblieben waren. Auch war in Clemens die geistige Richtung schon zu überwiegend, als daß er solchen Versuchungen hätte erliegen können.

Hieremia's Person scheint nur noch durch die dünnsten Fäden mit der Körperwelt zusammenzuhängen. In seinem Antlitz herrschte Ernst und Strenge, mit Liebesreichthum gepaart. Er macht den überwältigenden Eindruck jener mönchisch-ascetischen Heiligkeit, von der gerühmt worden ist, daß zuweilen ihr bloßer Anblick Protestanten bekehrt habe. Der Segen und Frieden Gottes scheinen an seiner Seite zu wandeln; eine selige Linderung kommt über die Leidenden, sobald er sich ihrem Bett nähert. Nur bei besonders dringenden Veranlassungen entzieht er sich seinen Ordenspflichten für andere Geschäfte. So sehen wir ihn an jener ersten Berathung bei Paul III. über die Einführung der Inquisition theilnehmen. Er stimmt für Caraffa, und als ihm dieser sagt, daß er ihn zum Generalcommissarius des Ketzergerichts für Rom in Vorschlag bringen werde, geräth er zwar in Schrecken und Bestürzung, fügt sich aber sogleich.

In den Gemälden unsers Dichters von dem Lebenslaufe dieser beiden Männer herrscht eine Wärme und Stärke und eine Feinheit der Seelenmalerei, welche von der Wahrheit der Entwickelungen eine Ueberzeugung geben, die diesen dürftigen Umrissen nothwendig fehlen muß. Dennoch werden sie hinreichen, Das im Besondern zu erhärten, was oben im Allgemeinen von der Einwirkung des Charakters und der Lebensschicksale auf die Ausbildung der Ueberzeugungen gesagt worden ist. Tebaldo ist der ungleich tiefere, stärkere, sittlich strengere Charakter. Die Anfechtungen, die ihm als schwere Schuld erscheinen, würden von Hieremia, wenn seine Theilnahme an den Genüssen der Welt ihn nicht weiter geführt hätte, gar nicht beachtet worden sein. In einen Abgrund von Wollust, in das leichtsinnigste Vergessen heiliger Vorsätze mußte dieser sinken, um sich ernstlich emporzuraffen. Und um sich auf der Höhe, auf die er sich geschwungen, zu erhalten, dazu bedarf er fortgesetzter ascetischer Uebungen und frommer Werke. Die Werke, sagt er zwar, sollen ein Ausfluß unserer Liebe zu Gott, nicht der Freude an unserm Schaffen und Wirken sein. Aber sein ganzes Dasein, seine Hoffnung auf Seligkeit hängen doch nur an den äußerlich vollzogenen Werken. Eine geistig so ganz von Satzungen und Anordnungen abhängige Natur ist er, daß er gegen Abweichungen von der festgestellten Lehre kein anderes Mittel kennt als Blutgerichte, wobei er sich denn selbst überredet, daß es nur die Liebe sei, die ihm diese furchtbaren Rathschläge eingibt, und trotz seiner wirklich liebevollen, weichen und milden Natur gibt er sich zu dem Amte her, den Ketzern nachzuspüren und sie dem Scheiterhaufen zu überliefern. Schreckliche Consequenz, in welche Die getrieben werden, die ohne die ihnen von der äußerlich erscheinenden Kirche dargebotene Krücke nicht zu gehen vermögen. Dagegen kann ein so starker, von so sittlichen Bedürfnissen regierter Geist wie Tebaldo nur kurze Zeit dem Wahne huldigen, daß äußere Mittel irgend einer Art die tiefen, seinem geistigen Leben geschlagenen Wunden heilen können. Nur weil er irrig meint, auf dem Wege des Glaubens, den er betreten, der Siegespalme schon gewiß zu sein, steht ihm eine neue Prüfung bevor.

Und so führt uns auch die Dichtung zu dem Ergebniß, welches die Wirklichkeit in vielfacher Erfahrung

zeigt, daß die guten Werke allerdings eine fortdauernde Thätigkeit verlangen, aber eine ganz äußerliche, während der Glaube nur ruhige Beschaulichkeit zu fodern scheint, in der That aber ein fortwährendes Streben und Ringen in den innersten Tiefen des Gemüths in Anspruch nimmt.

Hieremia weiß von Tebaldo's Einfluß auf Lucretien und geräth darüber in tiefen Kummer. Er warnt sie brieflich. Da erscheint ein junger Deutscher auf dem Schauplatz und gibt dem ganzen Verhältniß eine unerwartete Wendung.

Die Unternehmung des Kaisers gegen Algier hat den unglücklichsten Ausgang gehabt; der größte Theil der Flotte und des Heeres waren vernichtet. Die meist schutzlosen Küsten Italiens zitterten vor Landungen und Angriffen der zu vermehrter Verwegenheit ermuthigten Seeräuber. Lucretia sendet Tebaldo nach Neapel an den Vicekönig, mit der Bitte, ihr, wenn nicht ausreichende militärische Hülfe, doch mindestens einen geschickten Offizier zu senden, zur Leitung der Befestigung von Montefelice und der Waffenübungen der Bewohner des Städtchens, die sie selbst zu eigener muthiger Abwehr ermuntert hatte. Don Pedro ist aber selbst rathlos, woher er Offiziere und Soldaten zur Vertheidigung so vieler zugleich bedrohter Punkte nehmen soll. Da laufen in den Hafen ein paar Schiffe ein, welche einen deutschen Obersten mit dem Reste seiner Mannschaft tragen. Es ist Christoph Holm, von seinem Sohne begleitet. Ohne viele Mühe gelingt es dem Vicekönig, die Deutschen in Dienst zu nehmen. Der Oberst wird mit den meisten in die Festung Gaeta gelegt, Albrecht, als in der Befestigungskunst besonders erfahren, mit einigen Dutzend Landsknechten nach dem nicht weit davon gelegenen Montefelice zur Erfüllung der Bitte Lucretiens gesandt.

Ehe Albrecht Neapel verläßt, führt ihn der Zufall in eine Gesellschaft von atheistischen Schöngeistern, wo er einen Dominicaner eine schamlos schmuzige Novelle, auf deren Abfassung dieser sich nicht wenig zugute thut, vorlesen hört. Der Verfasser gibt diesem Mönch den erdichteten Namen Benedetto Bruneschi, bezeichnet aber den wohlbekannten, sich in der Ausmalung wollüstiger Bilder besonders gefallenden Novellisten Bandello so deutlich, daß man nicht sieht, warum er Anstand genommen, ihn mit diesem seinem wahren Namen zu nennen. Albrecht ist von Allem, was er hier sieht und vernimmt, aufs äußerste empört; er fürchtet in seiner neuen Wirthin, deren feine Kennerschaft und Belesenheit in den Alten ihm gepriesen worden ist, eine Dame zu finden, deren hohe Bildung nur ein schimmernder Firniß über eine Gesinnung sein könnte, wie sie ihn in der frivolen Gesellschaft so angewidert hatte.

Aber wie bald ist diese Befürchtung dem Eindrucke, den Lucretiens Wesen und Erscheinung hervorrufen, gewichen! Es entsteht in ihm eine Neigung, die bald genug zur Liebe anwächst. Anfangs will ihm sein Gewissen dies wie eine Untreue an dem Andenken der todtgeglaubten Agnes begangen erscheinen lassen, aber darüber beruhigt er sich bald. Und schon fühlt sich Lucretia nicht minder unwiderstehlich an den jungen deutschen Krieger, der ihre erste Liebe wird, gefesselt. Der Verfasser will den auffallenden Umstand, daß der weit überlegene, reich und fein entwickelte Geist der Italienerin sich zu der unvollkommenen Bildung des Deutschen so mächtig hingezogen fühlen konnte, durch die Annahme erklären, daß sie gar wohl das Bedürfniß fühlen konnte, für ihre eigene Natur eine Ergänzung zu suchen, ihr träumerisches Seelenleben durch die schlichte, einfache Natürlichkeit und Herzensehrlichkeit Albrecht's, durch seine sichere männliche Festigkeit zu kräftigen. Man kann eine solche Stimmung ganz erklärlich finden, aber der oben vorgetragene Zweifel, wie der deutsche Hauptmann nur überhaupt dazu kommen konnte, in einen nahen geistigen Verkehr mit ihr zu treten, wird dadurch schwerlich entkräftet.

Nun wird der Knoten natürlich durch den geistigen Mittelpunkt des Romans, durch die Bekenntnißfrage geschürzt. Die Verschiedenheit des Glaubens scheint der ehelichen Vereinigung wiederum unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu stellen. Aber Albrecht hofft, daß Lucretia von der ihr einleuchtenden Rechtfertigungslehre aus ganz für den Protestantismus gewonnen werden könne, nicht minder die Gräfin, Albrecht zur katholischen Kirche zu führen, was ihr ohnehin zur Rettung seiner Seele wie eine heilige Pflicht erschien. Albrecht's Hoffnungen konnten gestärkt erscheinen durch die Fruchtlosigkeit eines Besuchs, den der Theatinergeneral bei seiner Nichte macht, um sie durch das ganze Gewicht seiner persönlichen Erscheinung und seiner Beredtsamkeit zur Rechtgläubigkeit zurückzuführen. An diesen Besuch hat unser Verfasser Unterredungen über die Rechtfertigungslehre geknüpft, in welchen jede Partei mit dem Besten, was sie zu sagen weiß, den Gegner zu überwinden strebt. Hieremia glaubt das Netz über seine Nichte für immer geworfen. Wortkarg, thränenlos und herbe ist sein Abschied.

So hatte sich denn zwischen dem Oheim und Tebaldo bei der Gräfin der Sieg für den Letztern entschieden. Glücklich hätte er sich gepriesen, wenn er sich nur nicht in seiner Stellung zur Gräfin von einem Glücklichern so weit überholt gesehen hätte. Seine Neigung für Lucretia hatte sich in der mühsam errungenen Mäßigung und Abdämpfung, in der Befriedigung an ihrer bloßen Nähe und Freundschaft so lange zu erhalten gewußt, als ihr Herz keinem Andern gehörte. Jetzt wo sich ihm die Ueberzeugung aufdrängte, daß dem in der That so sei, erwachte seine Leidenschaft in ihrer ganzen alten Stärke, erwachten mit ihr die Dämonen der Eifersucht, des Neides, des heißnagenden Grolls. In der trüglichen Meinung des vollkommenen und fertigen Besitzes eines gegen alle Versuchungen schützenden Glaubensschildes hatte er sich selbstgefällig eingeschläfert. Ein neues Ringen, das fühlte er, mußte beginnen, um ihn des Trostes der himmlischen Verheißungen wieder theilhaftig zu machen. Mitten in diesen Kämpfen, von den schlimmsten Versuchungen durchbrochen, wurde er einst, um selbst prie-

priesterlichen Beistand zu spenden, an das Sterbebett Beatens gerufen. So hieß jenes Mädchen, deren Rettung aus den Klauen der Helfershelfer Pier Luigi Farnese's er einst bewirkt hatte. Schon seit geraumer Zeit lebte sie bei der Gräfin in einem Zustande unheilbaren Hinsiechens und genoß ihres besondern Vertrauens. Längst hatte sie dem Freunde in das von Qualen bestürmte Herz geschaut; nun, als Sterbende, in einem Zustande von Hellsehen, waren ihr die gehässigen, schuldvollen Regungen Tebaldo's fast ganz offenbar geworden. Bevor sie ihm beichtet, beschwört sie ihn so beweglich und rührend seines ewigen Heils eingedenk zu sein, daß er den Vorsatz faßt, sich von Lucretia und Montefelice für immer zu trennen, und ihn ausführt. In einem Briefe an die Gräfin, den er zurückläßt, enthüllt er ihr zuerst sein Herz und erklärt zu der Erkenntniß gekommen zu sein, daß sich zwischen unsern Pflichten und unsern edelsten Neigungen ein Streit erheben könne, der nur durch herb einschneidende Entsagung zu sühnen sei.

Lucretia und Albrecht stehen sich jetzt allein gegenüber. In des Letztern Gemüth hatte schon vor Tebaldo's Katastrophe allmälig eine Veränderung begonnen. Hieremia's imponirende Erscheinung war nicht ohne großen Eindruck auf ihn geblieben, jetzt führt ihn eifriges Lesen in einem Hefte, Betrachtungen Lucretia's enthaltend, welches sie ihm anvertraut, in dieser Richtung weiter. In solcher Weise hat er in seinem frühern Leben die römische Lehre nicht kennen gelernt, die Feindlichkeit seiner Stellung gegen sie fängt an merklich erschüttert zu werden, es erwacht das Gefühl, in diesem und jenem Punkte könne das katholische System, wie die Gräfin es auslege, wohl im Rechte sein. Diese ganze Seelen- und Geistesgeschichte lag dem Dichter zu sehr am Herzen, als daß er sie nicht mit großer Ausführlichkeit hätte behandeln sollen. Er läßt die Liebenden tief eingehende Gespräche über einen Gegenstand halten, von dem sie wohl wissen, daß nicht blos ihr dereinstiges Heil an ihm hängt, sondern auch ihr irdisches Glück. Die starke protestantische Zuversicht, mit welcher Albrecht der Geliebten entgegengetreten war, fing an abzunehmen, und wenn er auch den Ansichten Lucretiens noch nicht aus tiefstem Gemüthe zustimmte, nicht mit der Kraft der Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, so brachte ihn doch die Stimmung der Duldsamkeit, in die er hineinkam, ihren Meinungen immer näher. Seine Liebe, die geistige Ueberlegenheit der Geliebten hatten ihn auf diesen Weg geführt und erhielten ihn darauf. Er empfand, wie der Dichter es schön ausdrückt, eine geistige Berauschung, wie von Orangedüften des Geistes, die ihn nicht zu vollem, klarem Bewußtsein seines Zustandes kommen ließ.

Die religiöse Umstimmung des Hauptmanns bleibt im Schlosse kein Geheimniß, und so dringt die Nachricht auch zu den Ohren Christoph's in Gaeta, mit der Uebertreibung, daß der Abfall bereits beschlossen und der Tag des Uebertritts festgestellt sei. Tief bekümmert und in höchster Sorge um das Seelenheil des Sohnes schickt er seinen Feldprediger Haßhitz an ihn ab, einen starren, eigensinnigen, rechthaberischen, streitsüchtigen Eiferer für das Lutherthum, dem weniger die Lehre, zu der er sich bekannte, als das Durchfechten derselben in Gesprächen und Predigten am Herzen lag. Albrecht und selbst der Gräfin an deren Tafel gegenüber benimmt er sich mit so ungezogener heftiger Roheit, daß seine Sendung das Uebel, welchem sie steuern soll, eher vermehrt. Der Oberst, entschlossen, seinen Sohn nicht länger in der Nähe des verführerischen Weibes zu lassen, befiehlt ihm, nach Gaeta zu kommen. Aber die Gespräche, auf die sich Albrecht hier mit Haßhitz einlassen muß, die Predigten desselben haben keinen bessern Erfolg als sein Besuch auf Montefelice. Albrecht fühlt sich durch die Extreme, Schärfen und Spitzen, mit welchen Haßhitz die protestantische Lehre vorträgt, nur noch mehr auf die andere Seite getrieben.

Lucretia aber ist durch ein Gespräch mit Albrecht vor seinem Scheiden, bei welchem sie ihn einen Blick in die Tiefe und Gewalt ihrer Liebe wie nie bisher hatte thun lassen, in eine solche Aufregung gekommen, daß der Fall und die dadurch verursachte Beschädigung eines Marienbildes von der Wand der Schloßkapelle die Vorurtheile ihrer Kindheit erweckt. Sie glaubt, die Mutter Gottes zürne ihr und warne, und vor ihrem wieder aufgerichteten Bilde spricht sie das Gelübde aus: Keinem, der die Himmelswürde der heiligsten Jungfrau nicht achte, keinem Ketzer und Feinde der Kirche die Hand zu reichen.

So innig und unauflöslich haben sich Bekenntniß und irdische Liebe ineinander verschlungen.

Und hier ist der Roman zu einer Entwickelungsstufe gelangt, wo wohl Mancher meinen möchte, er werde in einen Sieg der römischen Meinungen und Kirche auslaufen. Mit großer Feinheit habe der Verfasser Alles, was zu einem solchen Ende führen müsse, berechnet und sich gleichsam als einen durch die Stadien der Bekehrung langsam, aber sicher Hindurchgehenden hingestellt. In der That finden wir in den Reden Hieremia's und der Gräfin, in den Auszügen aus den Aufzeichnungen der Letztern die katholische Auffassung mit einer Wärme vertheidigt, der nichts Aehnliches auf der protestantischen Seite gegenübersteht. Es treten auch gar keine Personen auf, welchen dergleichen schicklich in den Mund gelegt werden könnte. Wie sehr müssen jene begabten Repräsentanten des Katholicismus einem deutschen Söldnerhauptmann überlegen sein! Und vollends der rohe, plumpe, beschränkte Haßhitz! Sogar gegen den sehr einfachen, frommen Schloßkaplan der Gräfin tritt er als Geistlicher wie als Mensch außerordentlich zurück. Und meine oben aufgestellte Parallele zwischen Hieremia und Tebaldo? Widerspricht sie nicht in der weitern Entwickelung dem Sinn und den Absichten des Dichters? Fest und vollkommen beruhigt, was auch kommen möge, steht der Erstere da; der Letztere bleibt der beklagenswerthe Stellvertreter einer stets leidenschaftlich bewegten, heftigen Unruhe und Zerrissenheit. Ohne Zweifel wird der Dichter den Widerstand seines Helden gegen die sanfte Gewalt,

die er erleidet, immer mehr entkräften und ihn ganz in die Arme der römischen Kirche führen, die für ihn die verklärte, versöhnliche, in einigen Stücken nachgiebige Katholicität sein wird, dieselbe, die in unsern Tagen von manchen Protestanten als ein wünschenswerthes Ziel und Ende des verhaßten trennenden Streits betrachtet wird.

In diesem Sinne sollen auch wirklich einige katholische oder katholisirende Leserinnen den Roman, als er so weit erschienen war, mit großer Befriedigung betrachtet haben.

Wie aber, wenn der Dichter Alles, was einem solchen Urtheile den Schein der Wahrheit geben kann, nur darum herbeigeführt hätte, um der Klage, als habe er es dem Katholicismus an beredter, geistvoller, warmer Vertretung fehlen lassen, zu begegnen? Das Ende ist abzuwarten.

Zunächst erscheint das religiöse Interesse in den Hintergrund gestellt. Es tritt zurück, da es sich um Leben und Freiheit Lucretiens und aller ihrer Angehörigen handelt. Denn Chaireddin Barbarossa ist mit einer großen Flotte gekommen, um die Gräfin zu rauben und nach Konstantinopel zu führen, und mit einer solchen Uebermacht gelandet, daß die Vertheidigung des Städtchens und Schlosses auf die Länge als Unmöglichkeit erscheinen muß. Den Gedanken aber, sich durch die Flucht zu retten und die Uebrigen ihrem Schicksale zu überlassen, hat Lucretia stets von sich gewiesen. Albrecht's Führung und persönliche Tapferkeit zeigen sich nun zwar gleich bewundernswürdig, aber die stürmenden Türken drängen die Vertheidiger von einer Stellung zur andern und beschränken sie zuletzt auf einen Theil des Schlosses, in welchem sie bald sämmlich ihren Untergang gefunden haben würden, wenn nicht im Augenblicke der größten Gefahr von zwei Seiten, von Neapel und Gaeta her, Entsatz gekommen und die Feinde genöthigt hätte, sich unverrichteter Sache wieder einzuschiffen.

In der Nacht vor dieser unverhofften Rettung bereitet sich der katholische Theil der Besatzung auf den Tod, den sie vor sich sieht, durch den Genuß des Abendmahls vor. Lucretia geht den Uebrigen voran, sie fodert Albrecht auf, ihr zu folgen und an der heiligen Handlung theilzunehmen, da der Zweifel, ob seinem Uebertritt nicht die Aussicht auf ein irdisches Glück zugrunde liege, jetzt verschwunden sei. Schon scheint Albrecht dazu geneigt, aber in dem Augenblick, wo er die Stufen der Kapelle hinaufsteigen will, kommt das Gefühl über ihn, daß er nicht weiter könne, daß ihm zur Beichte vor einem römischen Priester, zum Empfang des Abendmahls ohne Kelch der Glaube fehle. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, kommt der mehr überschleierte als erschütterte Glaube seiner Kindheit in ihm vollends zum Siege. Er betritt eine Halle, wo der fromme Feldwebel den deutschen Landsknechten Stellen aus der Bibel vorliest und mit einer Anrede und einem Gebet begleitet, welche die Stelle des Sacraments, dessen Genuß sie entbehren müssen, vertreten sollen. Beschämung, Reue, Andacht wechseln in Albrecht's Seele; eine schmerzliche Beseligung erfüllt sein Innerstes. Es drängt ihn mit wenigen Worten ein Bekenntniß seiner entschiedenen Rückkehr vor den Landsknechten, gleichsam vor versammelter Gemeinde abzulegen.

Aber dies, wird man sagen, wie psychologisch wahr die Dichtung auch sein möge, ist doch nur die Geschichte eines Einzelnen; es ist dessen Rückkehr zum frühen Jugendglauben, die zuletzt nur auf einer subjectiven Stimmung beruht. Hat der Dichter aber auch uns etwas vorzuführen, was auf einem allgemeinen und objectiven Standpunkt einem solchen Gefühle entsprechen, dem Protestantismus sein volles Recht, von der römischen Kirche getrennt zu bleiben, wahren kann?

Der Weg, den er hierbei einzuschlagen hatte, war ein sehr einfacher, und er hat ihn eingeschlagen. Er durfte nur die geschichtliche Wahrheit walten lassen und dem Faden der Begebenheiten folgen.

In den Herbst des Jahres 1541 fällt der unglückliche Zug Karl's V. gegen Algier, dessen der Verfasser sich bedient, seinen Helden nach Italien zu bringen, und im Sommer des folgenden Jahres unterzeichnete Paul III. die Bulle, welche die Inquisition (diese wahrhaft göttliche Erfindung, wie der Jesuit Orlandini sie nennt) einsetzte. Zu ihren thätigsten Beförderern gehörte Ignaz von Loyola, und unser Roman führt ihn auch als solchen vor. Das furchtbare Tribunal begann sofort seine Wirksamkeit. Der Schrecken war allgemein. Die Protestantischgesinnten oder nur einiger Hinneigung zur kirchlichen Opposition Verdächtigen suchten sich durch schleunige Flucht zu retten. Wem dies mislang oder wer es einer trügerischen Sicherheit hingegeben versäumte, wurde eingekerkert und war dem Tode oder andern harten Strafen verfallen.

Indem die Dichtung dieser großen Aufregung Schritt für Schritt folgt, führt sie Lucretia nach Rom. Das dringende Bedürfniß, ihre dortigen Freunde zu sehen, treibt sie dahin. Sie hofft in der abgelegenen Wohnung einer Wärterin ihrer Kindheit sicher zu sein. Aber dieser Versteck wird bald ausgespürt, sie wird in den Palast eines stolzen Herzogs, ihres väterlichen Oheims, gebracht, welcher ihr ankündigt, daß nur der Widerruf ihrer ketzerischen Irrthümer ihr die Freiheit wiedergeben könne. Gleich darauf erscheint Hieremia und legt ihr ein Glaubensbekenntniß vor, „ein Ausfluß von Gott eingesetzter geistlicher Obmacht", welches sie zu unterschreiben habe. So sanft und mild er auch zu überreden sucht, läßt er doch beim Abschied Worte fallen, die fast noch Schlimmeres befürchten lassen als die Drohungen des Herzogs. Indeß wird der Gräfin durch einen treuen Diener ein heimlicher Ausweg aus dem Palast nachgewiesen, durch den sie aus Rom und nach einem Kloster auf florentinischem Gebiet entkommt, wo sie keine weitere Belästigung erfährt.

Ihr Geliebter war indeß von dem Vicekönig, der von den Deutschen in Neapel Unterstützung eines wegen der Inquisition möglicherweise ausbrechenden Volksauf-

standes fürchtete, mit einem Fähnlein Landsknechte in eine entlegene Berggegend Calabriens entsandt worden. Auf dem Wege dahin kommt er in die Nähe einiger Ortschaften, wo seit Jahrhunderten friedliche Waldenser wohnten. Seitdem die Inquisition eingesetzt ist, sind sie stündlich einer gewaltthätigen Einschreitung derselben gewärtig. Er hört, daß ihre Prediger schon verhaftet seien, daß aber an deren Stelle ein frommer Mann und hochgelehrter Theolog, Namens Marcello, von dessen Lob die Waldenser voll sind, das Predigtamt verwalte. Albrecht geht, einem Gottesdienst in einer versteckt liegenden Höhle beizuwohnen, und erkennt sofort in dem vermeintlichen Marcello — Tebaldo. Was er hier von der Kanzel herab aus dem Munde des frühern Nebenbuhlers vernimmt, ist anfangs eine Selbstschilderung, eine Beichte, die allmälig in eine Predigt übergeht. Es ist eine Rede voll Wärme und Tiefe, die ihm der Verfasser in den Mund legt. Er beginnt mit dem Bekenntniß, daß es ihm noch jetzt unmöglich sei, sich von dem Andenken an das beste Glück der Erde, das ihm einst geblüht, mit feindlich mönchischer Absagung loszureißen. Aber, fährt er dann fort, wir sollen auch die Welt nicht feindlich zurückstoßen, denn im Tiefsten dürfe weder die Verklärung noch die Unterdrückung der Natur als das eigentliche Ziel des Christen bezeichnet werden, da dieses wahre, eigentliche, letzte Ziel nichts sei als Christus. Wie schwer, ja unmöglich die Erfüllung der Aufgabe, ihn in seiner Vollkommenheit in uns nachzuleben, auch scheine, im Glauben sei sie gelöst. Werke fodere Gott allerdings von uns, aber nicht Werke der Genugthuung für unsere Vergangenheit, sondern solche, die ebenso ein Ausdruck der Aufrichtigkeit unserer Buße als eines neuen bessern Lebens sind. Damit macht er den Uebergang zu dem Werke der Bewährung, welches ihnen Allen in einer grausamen Verfolgung, die sie zu erdulden haben werden, nahe bevorsteht.

Der schnelle Aufbruch Tebaldo's nach vollendeter Predigt, welcher eine allgemeine Rührung und Erschütterung folgt, vereitelt Albrecht's Absicht, den Freund zu begrüßen. Er muß seinen Weg nach der Bergveste, die ihm als Standquartier angewiesen war, fortsetzen. Dort erfährt er nach einigen Wochen durch einen reisenden schwäbischen Kaufmann die schreckliche Geschichte von dem Untergange der Waldenser, von den Folterqualen und den grausamen Hinrichtungen, die sie erduldet. Der Verfasser hat hier zu der Wahrheit so wenig zugedichtet, daß diese ihm noch manchen gräßlichen Zug dargeboten haben würde, wenn es ihm um die Häufung von Schauerbildern zu thun gewesen wäre. Nur daß er die Begebenheit 18 Jahre früher, als sie sich wirklich ereignet, eintreten läßt. Mit Tebaldo's Verbrennung schließt der deutsche Protestant seinen Bericht. Er ruft aus:

> O, das Hosianna des Gemarterten, möge es einst in mein eigenes Sterbestündlein zu Trost und Stärkung hallen! Wahrlich, wenn ich jemals daran denken könnte, nach der Abgötterei der Papisten zu einem Heiligen zu beten, dieser Marcello sollte mein Heiliger sein!

Auch das stete Gegenbild Tebaldo's, Hieremia, stirbt an einem Todesurtheile des Ketzergerichts, aber an der Verurtheilung eines Andern natürlich, auf die er selbst antragen muß. Es ist sein Liebling, jener Clemens, der als Angeklagter vor ihm sitzt. Dieser ruft ihm entgegen:

> Kein Anderer als Ihr hat mich unter die Gegner des Papstthums getrieben. Eben weil ich Euch so hoch verehrte, drang sich mir die Ueberzeugung auf, daß eine Kirche, die einen so heiligen, so himmelsgütigen Mann dahin gebracht hat, mit Folterbank und Daumschrauben wider Bekenner unserer Erlösung in Christo zu wüthen, nicht die Kirche Gottes sein könne.

Den Antrag auf den Tod, den Hieremia hernach bei dem Gericht stellt, ist auch sein Todesstoß. Er sinkt, wie er das letzte Wort gesprochen, bewußtlos zusammen und haucht nach einigen Wochen den letzten Athem aus.

Eine wunderbare Himmelserscheinung beseligt ihn im letzten Augenblick. Wir wissen das, erzählt der Verfasser, aus dem Berichte eines Theatiners, der am Lager des Verscheidenden zu ekstatischer Mitanschauung verzückt wurde. Von Ekstasen und Gesichten, deren sich Hieremia rühmt, haben wir früher schon gehört; wenn der Verfasser hier in seltsamer Weise den Bericht eines Andern über eine Erscheinung, von welcher sonst keine Kunde zu einem sterblichen Ohre hätte gelangen können, erdichtet, so will er damit offenbar sagen, daß der Leser, auf dem Standpunkte des Romans, diese Begnadigungen des schwärmenden Hieremia nicht etwa blos auf subjective Einbildungen zurückzuführen habe. Aber er hätte weit besser gethan, dem Leser die Wahl zwischen der Annahme einer solchen Täuschung und der Realität der Erscheinungen zu lassen. Schon in frühern Werken des Verfassers, in „Alexander und Darius" und den „Babyloniern in Jerusalem", findet sich die Neigung, übernatürliche Einwirkungen ins Spiel zu ziehen, nach meiner Meinung nicht eben zum Vortheil dieser Dramen. Noch weit weniger aber sind sie an ihrer Stelle in diesem Roman, wo die Motivirung nach allen Seiten hin auf die mit voller Klarheit durchgeführte psychologische Entwickelung gegründet ist und diese große Einheit durch die Einmischung jenes fremdartigen Elements nur gestört werden kann.

Man muß daher wohl annehmen, daß der Verfasser darauf nur gekommen ist durch eine gewisse in ihm selbst während der Arbeit halb unbewußt aufgestiegene Vorliebe für eine Figur seiner eigenen Schöpfung. Er wollte das Scheiden Hieremia's aus dem Leben gegen das Tebaldo's nicht gar zu ungünstig abstechen lassen.

Denn in der That haben Beide in einer Weise geendet, welche jede weitere Täuschung über die von dem Verfasser etwa gehegte Absicht, den Theatinergeneral und die von ihm repräsentirte Richtung über Tebaldo und die seinige zu stellen, unmöglich macht. Den Letztern bringt der mehre mal verlorene, aber immer wiedergefundene, ihm immer lichter gewordene, zu einer immer größern Uebereinstimmung der Kräfte und Neigungen seines Innern leitende Weg zum glorreichen Märtyrertode. Den Erstern tödtet der nur durch ein äußeres Machtgebot

beschwichtigte, durch kein inneres Moment ausgeglichene Widerstreit zwischen den natürlichen Stimmungen und Bedingungen seines geistigen Lebens und den Foderungen des Kirchenglaubens, dessen bedauernswerthes Opfer er wird.

Großartiger und edler allerdings fallen die Bestrebungen Derer zu Boden, welche diesen Glauben haben reinigen, ihm die grausame Selbstsucht, die sich so viele Opfer schlachtet, haben nehmen wollen. Aber ihre Machtlosigkeit, zu dem erstrebten Ziele zu gelangen, richtet sie und ihr mildes Versöhnungsprincip, das nur ihren Gegnern zugute kommt. Die glänzende, die Anhänger des Protestantismus weit überwiegende Repräsentation, welche ihnen der Dichter hat zutheil werden lassen, kann auch in seinem Sinne die fehlende Kraft und Folgerichtigkeit ihrer Meinungen nicht ersetzen.

Und so bleibt es denn als großes Endergebniß stehen: die Rechtfertigung durch den Glauben allein muß entweder mit allen ihren die römischen Satzungen aufhebenden Consequenzen angenommen werden, oder sie bleibt eine einzelnen Gemüthern immerhin tröstliche Lehre, kann aber nie zu einer die ganze Entwickelung des Christenthums reinigenden und verklärenden werden.

Da nun die Hauptpersonen theils vom Schauplatz abgetreten sind, theils am Ziele ihrer innern Kämpfe stehen oder ihm nahe sind, geht der Roman seinem Ende zu.

Am weitesten von diesem Ziele entfernt ist natürlich Lucretia. Sie hat im Kloster protestantische Bücher gefunden und dadurch Gelegenheit erhalten, eine nochmalige Prüfung der großen religiösen Streitfragen anzustellen. Je weiter sie liest, je entschiedener findet sie sich in die Kirche des Papstes zurückgedrängt. Es ist wiederum ein sehr feiner Zug, daß die Behauptung eines schweizerischen Reformators von dem gleichen Maße der Seligkeit aller Berufenen und Auserwählten ihr, der aristokratisch geborenen und erzogenen und poetisch-künstlerisch empfindenden Frau, einen besondern Widerwillen einflößt und zu jener Abwendung viel beiträgt.

Schon vorher hatte sie es über sich gewonnen, an Albrecht einen Brief zu senden, in welchem sie für immer von ihm Abschied nimmt, ihn bittet, nicht nach der Freistatt zu forschen, in die sie „vor Verfolgung und Neigung" entronnen sei. Albrecht hatte es dennoch gethan und das Kloster aufgefunden. Die Zusammenkunft bleibt erfolglos. Ein zweites mal wird er abgewiesen, ein drittes mal kommt er an dem Tage, an welchem Lucretia den Schleier nimmt. Was sich im Innern der Vielgeprüften nachher noch begibt, ob und welchen Zweifeln und Schwankungen ein Geist wie der ihrige auch nach Ablegung der Klostergelübde noch unterworfen bleibt, darüber hat der Dichter auch seinen Schleier gebreitet und mit richtigem Takte.

Mit gebrochenem Herzen zieht Albrecht nach Deutschland auf Schloß Lindenstein zu seinem Vater, wo er fast ein Jahr einsam und schwermüthig zubringt. Während seines Aufenthalts in Italien war in der Reichsstadt eine große Veränderung vorgegangen. Durch einen zweiten Aufstand hatte sich die Bürgerschaft Freiheit des Gottesdienstes errungen. Die Bekehrungen im Rathe waren jetzt zahlreich geworden, auch der Bürgermeister war dem allgemeinen Zuge gefolgt, und da seine Frau gestorben war, hatte er nicht gesäumt, Agnes aus dem Kloster zu holen. Diese hatte drei mal an Albrecht geschrieben, der Hausmeister hatte in der Abwesenheit seiner Herren die Briefe aufbewahrt; da er aber gestorben war, waren sie auch nach der Rückkehr nicht in Albrecht's Hände gekommen. Fortwährend hält dieser Agnes für todt, bis ein Zufall ihn die Briefe auffinden läßt. Was nun folgt, ist leicht zu errathen, nachdem Agnes durch ein Schreiben des Geliebten seine Geschichte erfahren und ihm die Untreue, die er an ihr, doch nur als an einer Todtgeglaubten begangen, gern verziehen hatte. Es findet sich nach der Vermählung zwar nicht das heitere, harmlose, unbefangene Liebesleben ein, wie es ohne die Dazwischenkunft Lucretiens den Wiedervereinigten nach aller Wahrscheinlichkeit zutheil geworden wäre, aber was an die Stelle tritt, nimmt wol noch einen höhern Rang ein. Die leidenschaftlichen Tage, welche Albrecht mit Lucretien verlebt, verduften immer mehr zu einem Traume. Doch diesem schönen Glücke ist keine lange Dauer beschieden, denn Albrecht nimmt am Schmalkaldischen Kriege theil und sinkt bei der Wegnahme der Ehrenberger Klause, von einer feindlichen Kugel zum Tode getroffen, nieder. So erzeigt der Dichter seinem Helden noch zuletzt den Liebesdienst, ihm den Schmerz über die weitere klägliche Kriegführung der Protestanten zu ersparen. Viele Jahre überlebt ihn Agnes, als Erzieherin ihrer Kinder und Wohlthäterin der umwohnenden Landleute, vieler anderer Hülfsbedürftiger und Verfolgter, ein Musterbild deutscher Sitte und gottseligen Wandels. Und goldene Worte über das protestantische Kirchenthum und seine Bedeutung legt der Verfasser der duldsamen Frau zuletzt noch in den Mund, einem gescheiten katholischen Propste gegenüber, mit dem sie gern verkehrte. Dieser prophezeit aus dem von Luther geltendgemachten Rechte der freien Forschung und Prüfung einen immer weiter und weiter greifenden Abfall von der geoffenbarten Wahrheit. Aus dem Schmelzofen freiester und verwegenster Prüfung, antwortet Agnes, wird das göttliche Wort nur noch gottbestätigter und unüberwindlich fester hervorgehen. Die Mission der römischen Kirche mag es sein, das Bestehende zu wahren, in der unsern herrscht das Verlangen, den Inhalt des Christenthums nicht blos nach dem Gewaltspruche einer uns zur Unterwerfung zwingenden Autorität, sondern aus eigenster Zustimmung unsers Geistes und Gemüths zu erfassen als ein gerechtes und heiliges.

So ist unter den Hauptpersonen des Romans diese treffliche Frau die Einzige, der nicht ein tragisches Ende zugetheilt ist. Daß aber Alles auf einen wesentlich tragischen Ausgang angelegt war, wird schon im Verlaufe der Geschichte klar genug. Wie konnte aber auch ein

Dichter anders, der das Schicksal seiner Personen an einen Kampf knüpft, welcher Hunderttausende trieb, ihr Dasein an ein großes Ziel zu setzen, wie diese Opfer nach dem Rathschlusse der Vorsehung jedes Weltereigniß begleiten, welches zur Belebung und Erfrischung des Geschlechts bestimmt ist!

Wenn in diesem Abrisse nur der theologische und der mit diesem in nächster Beziehung stehende Inhalt des Werks hervorgehoben ist, so ist er darum keineswegs der einzige. Der Verfasser hat der Ermüdung des Lesers durch große Pausen vorgebeugt, in welchen der Blick auf andere Gegenstände, namentlich auf Kriegsscenen gelenkt wird, die er mit der größten Anschaulichkeit zu schildern weiß. Der Angriff der Türken auf Stadt und Schloß Montefelice zieht sich fast durch einen ganzen Band hin, erweckt und erhält das spannendste Interesse.

Das ganze Werk ist von einer großen und echten Begeisterung eingegeben, durch die der Dichter immer in seinem Gegenstande aufgeht, nie aus demselben mit jener Selbstgefälligkeit hervorblickt, welche in manchen andern Dichtungen unserer Tage oft so störend und abstoßend wirkt.

Nicht minder ausgezeichnet ist die Sprache zu nennen. Sie ist klar und fließend, ohne in geputzte und abgeschliffene Glätte zu verfallen; volltönend und markig, ohne an das Gesuchte und Schwülstige auch nur von fern zu streifen. Wenn man hier und da eine an Einschachtelung leidende Periode aufgelöst, einen Provinzialismus oder eine aus dem Gerichtssaal entnommene, dem reinen und classischen Deutsch beigemischte Redensart hinwegwünschen möchte, so kann das dem Lobe der ungemeinen Sorgfalt, welche der Dichter auch auf die äußere Form verwendet hat, keinen Eintrag thun.

Wenn das Buch die Wirkung macht, die es hervorzubringen fähig ist, so wird es mehr noch als eine sehr gelungene Dichtung, es wird für Gemüther, welche die Wahrheit aus der Hand der Dichtung empfangen, ein Ereigniß sein. **Johann Wilhelm Loebell.**

Johann Gotthard von Reinhold.

Dichterischer Nachlaß von Johann Gotthard von Reinhold, weil. königlich niederländischem Gesandten in Rom ꝛc. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 4 Thlr.

Indem wir den poetischen Nachlaß eines Mannes besprechen, der mit seinen Ansichten und Gefühlen mitten in unserer classischen Literaturepoche wurzelt, haben wir uns zunächst aller der kritischen Ueberschwänglichkeiten zu entäußern, die dem Epigonenthum unserer Zeit angehören und eben seinen Charakter bestimmen. Wir haben unser Ohr zu öffnen dem ursprünglichen Naturlaute unserer Poesie, der uns im Gesumme der Tendenzpoesie abhanden gekommen ist; wir haben den einfachen, aber scharfgezeichneten Gestaltungen unser Auge zu erschließen, die die heutige Kritik als profane Wiederholungen der Natur verwirft, weil sie ihr nicht mehr das Gedankenbild bieten, das die frühere Zeit durch sie empfing. Wir haben endlich die dichterischen Formen wieder anzuerkennen, welche Herder, Goethe und Schiller zum Maßstab ihres Ausdrucks nahmen und über die unsere Jugend, die weder jung noch alt ist, nun lächelt. Außerdem, wenn es sich um den poetischen Nachlaß eines Mannes wie Reinhold handelt, haben wir uns zu erinnern, daß er Staatsmann, daß er ein Charakter war, dem eine hohe Berufsstellung ein sicheres Maß auch für dichterische Ergüsse anwies, daß eine Seele, in der die Vereinigung des schönen Maßes und der Besonnenheit eine olympische Ruhe zum Gesetz macht, nicht wilderregter Gefühle Spielwerk sein kann, und endlich, daß die Poesie eine zerstörende, aber auch eine mildwärmende Flamme ist. Klarheit, Erhebung, milde Wärme aber ist der Charakter dieser Poesie, welche Erinnerungen heilig hält und zweifelsfreie, ruhige Blicke über Gegenwart und Zukunft, ihres Gottes sicher, schweifen läßt. Alles dem innersten Menschen Werthvolle, sein Herz, seinen Geist Bewegende, die Freundschaft, die Liebe, die Sehnsucht, die Begeisterung, der Aufschwung seiner Betrachtung der Wunder der Kunst, das Gefühl für die ewige Schönheit der Welt, Jedes findet, wie der Herausgeber sagt, hier seinen anspruchslosen, aber gediegenen, edeln und schönen Ausdruck. Freilich ist die Lyrik unserer Tage damit nicht zufrieden. Sie will den Himmel nicht ersehnen, sondern stürmen, sie will die Weltordnung nicht verklären, sondern bessern; sie will die Seelen nicht der Freiheit würdig machen, sondern sie mit einem falschen Maß von Freiheit füllen. Was bezweckt sie mit allem Dem? Sie dient damit nur dem Geiste der Verneinung! Die Poesie soll das Seiende verschönen, den besten Empfindungen Dauer und Gestalt geben, in der sie fortleben! Aber der Saturn der Poesie unserer Tage hat fort und fort seine eigenen Kinder verschlungen. Warum? Weil sie Kinder des Tages, verhaltene Tendenzen der Stunde waren! Lassen wir uns warnen! Es ist aller Grund vorhanden anzunehmen, daß wenig von den Werken dieser Tage auf die Nachwelt komme. Die höchsten, die nachhaltigsten Wirkungen der Poesie aber sind von solchen Geistern ausgegangen, die den menschlichen Willen für gebunden erachteten und ihre Einsicht aus einem andern Quell schöpften als der eigenen Brust.

Zu diesen Geistern gehört mit den Heroen unserer Literatur auch Reinhold, und wenn seine eigene Bescheidenheit, die ihn kaum jemals auf den offenen Markt der Literatur hervortreten ließ, wenn eine Reihe von Jahren, seit er im Grabe ruht, auch das Andenken an ihn verwischt oder doch nur im Freundeskreise lebendig erhalten hat, so müssen wir dem Herausgeber doch Dank wissen, daß er mit vielen andern auch diesen schönen Geist wieder in unsere Erinnerung zurückzuführen unternimmt. Seine kundige Hand hat zwar nur die Auswahl der hier gegebenen Poesien geleitet und in einigen Zügen seiner biographischen Feder uns den Mann vor Augen gestellt; indeß, da er diese Feder einem nicht minder befähigten Nachfolger, Wessenberg, abtrat, haben

wir uns kaum zu beklagen. Von diesem erfahren wir, daß der an Geist und Herz reichbegabte Dichter Johann Gotthard von Reinhold 1771 zu Amsterdam, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, das Licht der Welt erblickte, daß er mit Schiller und Joh. Georg Kerner auf der Militärakademie zu Stuttgart einen Freundesbund schloß, dann in Frankreich sich im Handelsstande versuchte, Kriegsdienste nahm, 1795 mit Urlaub nach Hamburg kam, hier von dem holländischen Gesandten Abbema für die Diplomatie gewonnen und fünf Jahre später zum Geschäftsträger bei den Hansestädten ernannt wurde und mit Klopstock, Reimarus, Overbeck in Verbindung trat. Im Jahre 1810 zog er sich dann mit Pension nach Paris zurück, wo ein enger Bund mit Staatsrath Reinhard ihn ernsten Studien zuführte. Die Frucht dieser Muße war die meisterhafte Uebersetzung des Petrarca, welche wir hier im zweiten Bande des Nachlasses wiederfinden. Nach dem Siege der Verbündeten 1814 ernannte ihn der König zum Gesandten in Rom und Florenz. In dieser Zeit bis 1823 von Pius VII. und Consalvi hochgeschätzt, einflußreich und angesehen, war Reinhold der stets hülfreiche Freund aller Deutschen in Rom; in dieser Zeit erfreute sich auch der Verfasser dieser Zeilen des Umgangs mit diesem seltenen Mann, der mit einer überragenden Stellung in Wissenschaft und Leben die sorglose Heiterkeit eines Jünglings, die Liebenswürdigkeit eines Studiengenossen verband. Im Jahre 1824 war er kurze Zeit hindurch Minister des Aeußern, dann bis 1825 wieder Gesandter in Rom, wo der feine und doch zwanglose Ton seiner Cirkel alle Fremden unwiderstehlich fesselte. Von 1827—32 war er Gesandter in Bern, dann zog er sich aus dem Staatsdienst zurück, um fortan in Hamburg zu leben. Im diplomatischen Wirken waren besonnene Klarheit, Redlichkeit und eine seltene Offenheit die Grundzüge seiner Thätigkeit gewesen. Im Familienkreise erschien er als die Liebe, die Güte selbst. Die Freundschaft war ihm ein ernstes, heiliges Band. Mehr Milde und Zartgefühl, wie er im Umgang mit scharfem Verstand und schönen Geistesgaben vereinigte, ist selten gesehen worden. Reinhold war Gatte und Vater zweier Töchter. Ohne vorangegangene Krankheit verschied er am 6. August 1838, nachdem er seine fernen Freunde Reinhard und Wessenberg noch ein mal umarmt, an Lungenlähmung, fast mitten in dichterischem Schaffen.

Vor allen Musen war ihm die lyrische hold; ein großer Reichthum dahin gehöriger Poesien, von denen keine ohne einen zarten Gedanken, ohne eine meist tadellose Gestaltung sich zeigt, wird im ersten Bande dieser Sammlung geboten. Wir kommen darauf zurück. Außer seinem meisterhaften Petrarca wurde, ohne sein Vorwissen, nur der Anfang einer Uebersetzung des Camoens von ihm gedruckt; denn gegen den fernsten Schein eines Prunkens mit Geistesgaben immer verschlossen, sträubte sich seine schlichte, echt antike Denkweise gegen jede Bekanntmachung seiner poetischen Arbeiten, und außer einigen Poesien in den „Nordischen Miscellen" und dem „Musenalmanach" von Chamisso ist mit seinem Willen wol nichts von ihm gedruckt worden. Allein so fern es ihm auch lag, für seine Poesien den offenen Markt des Ruhms oder des Gewinns zu suchen, ebenso sehr war es ihm doch Bedürfniß, jeder edeln Regung seiner Seele, jeder schönen Anschauung seines Geistes Ausdruck und Gestalt zu geben, ohne jedoch jemals in die hohle Phrase zu verfallen. So entstand eine ungemein reiche Sammlung poetischer Leistungen, aus deren Fülle uns eben hier eine treffliche Auswahl geboten wird, von der wir mit dem Biographen ausrufen können:

> Jetzt möge sie mit deinen reinen Lauten
> Fern aus dem Sternenland die Deutschen grüßen,
> Daß Alle schau'n das Schöne, das wir schauten.

Erfüllte der Dichter auch nur eine Seite des Menschen Reinhold, und wartet seine reiche Thätigkeit auch noch auf eine Würdigung seiner Thaten und Bestrebungen in einer chaotischen Zeit, so ist uns hier doch der Dichter der ganze Charakter, und wir versuchen uns aus dem reichen Blütenstrauße, der hier geboten wird, über Farbe und Gestalt dieses poetischen Geistes zu orientiren. Nicht Glut, sondern Wärme des Gefühls ist der allgemeine Grundton dieser Dichtungen; Wärme, die das richtige Maß des Denkens nicht ausschließt, wie die Glut dies zu thun pflegt. Mit dieser Wärme, die auch das reflective Element der Seele durchleuchtet, feiert er die „Allbelebende Liebe", die ewige Schönheit und Jugend der Natur in vielen Gedichten, die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, die Freundschaft, die Dichtung, die erhabenen Werke der bildenden Kunst, zwischen diese Ergüsse höherer Begeisterung liebliche Gelegenheitsgedichte in meisterhafter Form verstreuend und in mannichfachste Gestaltungen verkleidend. Immer entspricht der Klarheit und Durchsichtigkeit des Gedankens in allen diesen Poesien der reinste, tadelloseste Ausdruck, eine classische Form. Mustergültigere Sonette namentlich hat selbst Schlegel nicht geschaffen und schönere Rondeaus und Glossen Niemand hinterlassen als Reinhold. Es fehlt uns der Raum, dies Alles mit Citaten zu belegen; wir können etwa nur hindeuten auf Das, was in dieser Sammlung, vielleicht infolge subjectiver Stimmung, gerade den belebendsten Eindruck auf uns gemacht hat. In diesem Sinne heben wir die Gedichte „Das Allbelebende", wo der Dichter dicht zu Schiller tritt, „Tieck's Minnelieder", „Pindar", „Hölty's Geist", „Verwandelung", „Worte des Trostes", „Zu Pellegrin's Schauspielen", „Trost", „Stanzen in Rom", „Menschheit", „Gefühl" unter vielen andern hervor. Ein Grundgedanke in all diesen Ergüssen ist:

> Wohl Dem, der zu der Liebe ew'gem Werth
> Die sterbliche Empfindung adelt!

Dieser Gedanke dringt in allen Natur- und Kunstanschauungen Reinhold's, in allen seinen Erinnerungen, in allen seinen Gelegenheitspoesien durch: er ist das ewige Feuer, an dem er sich immer und immer erwärmt und läutert, mit dem er seinen einfachsten Poesien, selbst seinen Glückwunschgedichten eine Wärme gibt, die uns be-

lebt und erhebt. Z. B. in folgendem Geburtstags-gedichte:

Und wenn geschieht's, daß die erhab'ne Wahrheit
Am rührendsten, am hellsten sich entschleiert?
Da strahlt sie in der höchsten Offenbarheit,
Wo ein geliebtes Haupt den Ursprung feiert.
Da blinkt's im Augenstern mit Sonnenklarheit,
Da wird von tiefer Rührung laut betheuert:
Der Tag, der war, ist deß, der sein wird, Beute,
Doch für die Liebe blüht ein ew'ges „Heute".

Der Tiefe, dem Sinnigen und Lieblichen der Gedanken steht bei Reinhold auch das Erhabene, der Schwung zur Seite. In diesem Geiste feiert er das Alterthum, die ewige Schönheit der Kunst im „Pindar" z. B.:

In den Abgrund versankst, ach!
Allesverschlingender Zeit, herrliche Welt, du.
Staunend steh'n wir an deiner Trümmer
Uns're höchste Schöpfung überstrahlender Pracht,
Indeß ungeduldig an die Pforte des
Lebens der Enkel klopft, der von uns auch,
Die wir sind, „sie waren", zu sagen brennt.
Halt ein, „Traum eines Schattens", du.
Wer ist? Wer war? Die hohe Burg des Cekrops
Tritt mit Füßen der Barbar; es netzt die Lippe des
Sklaven der Quell von Dirke; doch wer
Entweiht den Namen des Seins, sagend: sie sind?
Aber ein göttlich Leben lebt in jeglicher
Brust die salaminische Rettungsschlacht,
Und erhaben über allem Schein,
Lebst, Pindaros, du mit den Genossen des
Ruhms in jedem hochstrebenden Gemüth,
Ein ewig grünend Blatt im Kranze der Menschheit.

So schließt er in schönen Terzinen seine „Widmung" aus dem Jahre 1838:

Doch And'res ist auf Erden nicht als Wähnen
Und die Gewißheit wird nur offenbar
In zweier Herzen gegenseit'gem Sehnen.

Was eines fühlt, das ist dem andern wahr.
So strahle dir, mein Stammeln zu versöhnen,
Mein Herz in deinem eig'nen sonnenklar.

An Formgewandtheit hat Reinhold wenige Nebenbuhler. Haben uns seine eigenen Poesien hiervon schon überzeugende Proben gegeben, so geben die Uebersetzungen aus dem Englischen, die sich ihnen im ersten Bande anschließen, deren noch weit mehr. Diese Uebertragungen von Poesien Byron's, Burns', Smart's, Milman's, Wordsworth's, Montgomery's, Watt's, Scott's u. A. sind jede für sich mustergültig, und wir glauben unübertroffen als Uebersetzung. Byron's „Und bist du todt, o schön Gebild" und Watt's „Tod des Erstgebornen" oder auch Burns' „Hans Gerstenkorn", so oft sie auch übersetzt worden sind, haben in unserer Sprache schwerlich je eine vollendetere Gestalt angenommen; namentlich ist Watt's

Mein Süßer du, mein Süßer; wie meine Thränen flossen,
Als du zuerst gewimmert, ich dich ans Herz geschlossen!
Ich dacht' an all' mein Leiden, als ich mit sel'gem Blick
Dir Mund und Auge küßte, mein erstgebor'nes Glück.

wahrhaft hinreißend süß und schön.

Doch wir müssen weiter eilen. Den Triumph der übersetzenden Kunst bildet der zweite Band dieser Sammlung, des Verfassers Petrarca enthaltend. Diese Gabe Reinhold's ist bekannt und mit Recht bewundert; es ist unmöglich, Petrarca reiner, geistiger, treuer, in süßerer und wahrerer Gestalt deutsch darzustellen, als hier geschieht. Wir haben diese Uebersetzung mit namhaften andern Uebertragungen eifrig verglichen, in keinem Punkte wird sie erreicht; weder im genauesten Zutreffen des Ausdrucks noch in der Ungezwungenheit und Natürlichkeit des Reims, weder im Geist und Inhalt noch in der spiegelreinen Form des Sonetts. Es haftet kein Makel an diesen 317 Sonetten, Canzonen, Ballaten und Sestinen; ihre Kunst zu übertreffen ist, wie wir glauben, nicht möglich und Niemand gegeben. Außer dieser trefflichsten Leistung enthält der zweite Band jedoch einen Reichthum anderer italienischer Poesien, bekannte und unbekannte, alle aber mit gleicher Meisterschaft uns vermittelt und nahegebracht. Von diesen einige Proben beizubringen wird um so gerechtfertigter sein, als sie uns zum Theil ganz unbekannte Namen aus dieser so reichen Sphäre italienischer Dichtung darbringen. Wir finden hier außer T. Tasso, Forteguerri, Brunelleschi, Alfieri, Monti, Cesarotti, Michel Angelo und Metastasio auch vortreffliche Poesien von Lavajani, Gigli, Vacchi, Poggiesi, Maggi, del Negro, Magno, Cesaregi und vielen andern nur wenig bekannten Poeten, deren lange Nomenclatur uns allerdings bestätigt, wie verbreitet die Liebe für die Kunst des Poeten jenseit der Alpen auftritt. Unter diesen nur Wenigen bekannten Posien finden sich solche wie folgendes Sonett von Gigli, das man wohl mit Recht eine Dichterperle nennen kann.

Die Gnade.

Ein liebes Kind, des Vaters theure Pflege,
Die einst von Haus ging, reich von ihm geschmückt,
Zu zeigen, wie viel Schönes sie beglückt,
Verliert die schönste Perle auf dem Wege.

Es werden Scham und Furcht in ihr so rege,
Daß vor dem Bild der Heimkehr sie erschrickt,
Indeß sie sucht und ruft und um sich blickt,
Ob wer die Perl' ihr wiederbringen möge.

Die Menschheit, die ihr Schöpfer so geehret,
Daß er mit tausend Gaben schön sie schmückte,
Verlor der tausend kostbarste, die Gnade.

Sie weint' und irrt'; doch eine Hochbeglückte
Der Mütter findet jen' auf ihrem Pfade
Und gibt sie ihr, daß sie zum Vater kehre.

Oder folgendes von Antonio Lavajani:

Die Hoffnung.

Ein Mädchen, schön und schlank, dem Schein nach bieder,
Ward im entleg'nen Bergthal ich gewahr.
Sie irrt' allein und stumm; vom Haupte nieder
Wallt' auf die Schultern los und frei ihr Haar.

Ein buntes Kleid umflatterte die Glieder,
Das ein Gemisch von tausend Farben war,
Leichtfüßig lief, ja flog sie hin und wieder,
Und nimmer ward, wohin sie wollte, klar.

Von Sehnsucht glühend, doch sie festzuhalten, —
Die Hoffnung, glaubt' ich, wär' es, die ich sähe, —
Eilt' ich ihr nach, wohin ihr Weg sich wand.

Ich Thor, der ich ihr trügerisches Walten
Erkannt' erst dann, als ganz in ihrer Nähe
Die Hand nach ihr ich streckt' und sie verschwand.

Auch Torquato Tasso's berühmte „Tre gran donne vid'io" ist trefflich wiedergegeben, wie denn nicht zu verkennen ist, daß, so groß auch Reinhold's Kunst in den Uebersetzungen englischer Dichter sich zeigt, der süße Hauch der italienischen Poesie ihn doch noch sinnverwandter und sympathetischer berührt als der rauhere Ton des Englischen. Etwas Süßeres als die Petrarca'schen Sonette auf Laura's Krankheit, Nr. 24, 25, 26, Nr. 181 und 216, 233 und andere bieten, ist nicht weiter anzutreffen.

Hiermit schließen wir unsere Anerkennung der werthvollen Gabe, die uns Varnhagen in dieser Sammlung aus Reinhold's poetischem Nachlaß geboten hat. Wir lernen aus ihr einen Dichter würdigen, der allerdings mehr oder minder in dem Kreise Schiller'scher Anschauungen festgehalten, doch mit schöner Freiheit in diesem Gebiete selbständig waltet, so oft er der eigenen poetischen Erregung nachgeht, und der in der Kunst der Aneignung und Wiedererzeugung fremder poetischer Gedanken, in Form und Ausdruck eine seltene Meisterschaft bekundet, ja bis an das Ziel der Vollkommenheit gedrungen ist. Sein Andenken als Dichter wird hiernach fortleben; es ist aber zu wünschen erlaubt, daß eine gebildete biographische Feder uns auch die bedeutende öffentliche Wirksamkeit des geistreichen Mannes und die hohe Liebenswürdigkeit des Menschen in ihm noch näher bringen möge. 2.

Bücherschau.

Humoristisches.

Unsere Zeit scheint, von der einen Seite betrachtet, eine den Explosionen des Humors sehr günstige, von der andern betrachtet sehr ungünstige zu sein: eine sehr günstige, weil wir es mit unsern gewaltigen Declamationen und pathetischen Gesten zu keinem diesem pausbäckigen Wesen entsprechenden Resultat gebracht haben und ein solcher Gegensatz zwischen großen Anläufen und kleinen Erfolgen immer sein Komisches hat; eine ungünstige, weil jeder ernster Denkende, und der wahre Humorist kann niemals frivol sein, nach solchen Erfahrungen nicht in der Stimmung sein wird, mit der Zeit seinen bloßen Spaß zu treiben. Außerdem fehlt uns im Allgemeinen die Naivetät, die dazu gehört, unsere humoristischen Stimmungen in eine objective Form zu bringen. Das reine Ergötzen, welches uns die „Jobsiade" und die genialen Lügen Münchhausen's gewähren, empfinden wir nicht leicht bei der Lectüre eines neuern humoristischen Products. Doch von Humor ist dabei auch eigentlich sehr wenig die Rede, von jenem Humor, der zugleich die Dinge tiefer auffaßt und unter Thränen lächelt, der aus dem Gemüth hervorquillt und der sein Schönstes leistet, wenn er, wie in so manchen englischen Romanen und bei Jean Paul, poetische Compositionen organisch durchdringt, sodaß wir sein Wehen überall spüren, ohne ihn doch irgendwo bei der Absicht zu ertappen, etwas für sich gelten zu wollen. Wir wüßten kaum einen neuern deutschen Romanschriftsteller zu nennen, dem die Gabe dieser humoristischen Auffassung verliehen wäre, und doch ist es gerade dieser leise Hauch des Humors, welcher in so manchen englischen Romanen mit den Widerwärtigkeiten, Rissen und Wunden der darin dargestellten socialen Conflicte und mit der Häßlichkeit mancher Charaktere versöhnt. Bei uns hat Das, was allenfalls Humor zu nennen wäre, sich von der poetischen Production losgerissen und isolirt und als selbständig hingestellt, gewissermaßen als Feuilletonhumoristik, in der Form einzelner glücklicher Einfälle, Wortwitze, Späße und Spöttereien, nach der Weise der „Fliegenden Blätter", des „Kladderadatsch", der „Düsseldorfer Monatshefte" u. s. w. Die Färbung ist überwiegend local oder provinziell; auch fehlt zum Theil ein höheres Etwas, wie es unter der Maske des englischen „Punch" hervorblickt und was wir mit dem Namen des englischen Takts nur ungenügend bezeichnen würden. Der Brite, wenn er auch die hoch- und höchstgestellten Personen angreift, kennt doch überall eine Grenze, über die er nicht hinausgeht, die er respectirt; diesen englischen Takt, dieses selfgovernment des Witzes vermissen wir nur zu häufig bei den deutschen „Punchisten", und nur zu oft sieht man es dem deutschen Schabernack an, daß er den Gegenstand nur deshalb nicht schont, weil ihm irgend eine äußerliche Zufälligkeit Gelegenheit bot, einen Witz daran zu knüpfen. Indeß liegt dies, wie es scheint, in der gegenwärtigen Geschmacksrichtung des deutschen Publicums, wenigstens eines großen Theils desselben, und der Witzmacher ist unter allen Schriftstellern wol gerade derjenige, von dem man am wenigsten zu verlangen hat, daß er besser sei als sein Publicum. Im Allgemeinen hat der moderne Deutsche wol überhaupt eine entschiedenere Anlage zum bloßen Spotte als zum Humor und Witz. Mephistopheles ist eine moderndeutsche Creatur, aus „Dreck und Feuer"; welche prächtige gemüthvolle Leute dagegen sind die Shakspeare'schen Narren.

Diese Bemerkungen finden wir auch durch eine Reihe uns vorliegender Schriften humoristischen Inhalts meist bestätigt, obschon unser Blick gleich zuerst auf das Product eines Schriftstellers fällt, der unleugbar sehr viel natürliche Anlage zur echten Humoristik bekundet. Es ist dies

1. Komische Tausendundeine Nacht von Adolf Glasbrenner. Erste bis dritte Lieferung. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1853. Gr. 8. 22½ Ngr.

wovon uns drei Lieferungen vorliegen, auf die wir jedoch in d. Bl., denen die rein humoristische Literatur ferner liegt, nicht ausführlich eingehen können. Für das komische Talent des Verfassers und für Mundt's in seiner „Literaturgeschichte der neuern Zeit" gethanen Ausspruch, daß Glasbrenner, wie er namentlich durch seinen „Reineke Fuchs" bewiesen, Beruf zu einem echten und wahren Volksdichter habe, findet man hier Beweise genug, wobei man nur bedauert, daß Glasbrenner's schriftstellerische Wirksamkeit mit einer Zeit parallel läuft, die zwar dem Humoristen einzelne Handhaben genug bietet, seiner Gesammtentwickelung aber keineswegs sehr günstig ist. Aus der „Komischen Tausendundeine Nacht" geht übrigens deutlich hervor, wie sehr sich Glasbrenner's Talent geklärt und gereinigt und von der berliner Scholle auf deutschen Boden erhoben hat. Daher auch die Klage mancher seiner Leser, daß er nicht mehr so pikant sei als früher, ein Vorwurf, der ihm in den Augen des Kenners eher zum Lobe gereicht.

2. Berliner Pickwickier. Von Bernhard Heßlein. Mit vielen Illustrationen von Ludwig Löffler. Erste Lieferung. Berlin, Stubenrauch u. Comp. 1854. 8. 6 Ngr.

heißt ein komischer Localroman, von dem uns die erste Lieferung vorliegt. Ueber den Roman, und inwiefern er verspricht, ein Concurrenzwerk des gleichnamigen Dickens'schen zu werden, können wir uns nach diesem ersten Fragment kein Urtheil gestatten, sind aber in der That herzlich froh, an der Aufgabe des Verfassers, mit Dickens in Concurrenz zu treten, nicht betheiligt zu sein und es dem Verfasser überlassen zu dürfen, wie er sich aus der schwerlich sehr leichten Affaire ziehen wird. Dagegen können wir dem Publicum nur Glück wünschen, daß es auf diese Weise wieder in Besitz einer Reihe jener leichten, geistreichen und charakteristischen Löffler'schen Skizzen kommt, welche den Liebhabern humoristischer Zeichnungen aus Löffler's

„Skizzenbuch in Worten und Bildern" und aus der „Illustrirten Zeitung" bekannt und lieb und werth sind.

3. Punsch-Kalender. Ein humoristisch-satirischer Almanach. Mit vielen Illustrationen von Karl Reinhardt u. A. Hamburg, Vogler. 1854. Br. 8. 10 Ngr.

Wer den in Hamburg aus der Taufe gehobenen und eben daselbst nach kurzem Dasein zu Grabe getragenen „Asmodi" gelesen und seinen Inhalt dem Gedächtniß eingeprägt hat, wird unter den Späßen und Illustrationen des „Punsch-Kalender" viele, sehr viele gute alte Bekannte finden, die den Asmodistempel an der Stirn tragen. Die Witze sind oft drastisch genug, wenn auch nicht immer gerade gewählt und geschmackvoll; die Illustrationen, übrigens von entschiedenem Talent für burleske Charakteristik zeugend, gehören ebenfalls dem derbkomischen Genre an.

4. Pimpelhuber im Gebirg. Für Freunde des Humors beschrieben von M. E. Schleich. München, Verlag der Redaction des Punsch. 1853. 8. 4 Ngr.

Fast durchschnittlich in niedrig-komischem Genre gehalten, doch nicht ohne einzelne recht possirliche Einfälle, die unwillkürlich Lachen erregen, obschon sie freilich ganz ebenso zufällig und roh zutage kommen wie die Späße unter einem Kreise von Freunden, die sich um einen Biertisch zu „löblichem Thun" versammelt haben. Der Verfasser schreibt, bei unverkennbarer Begabung mit gutem Mutterwitz, äußerst bequem, sein Humor lebt noch gewissermaßen in der naiven (mit Erlaubniß zu sagen) Bengelei des Naturzustandes; da der Verfasser jedoch ohne Zweifel auf keine Stellung in der deutschen Literatur Anspruch macht, sondern nur auf die Theilnahme und den Beifall des verehrlichen münchner Publicums, so wollen wir ihn bitten, sich auch künftig nicht zu geniren.

5. Hippokrates und die moderne Medicin. Satire in Trimetern und Knittelversen. Von L. A. Frankl. Vierte, abermals vermehrte Auflage. Wien, Jasper's Witwe u. Hügel. 1853. 16. 10 Ngr.

Hier haben wir eine Humoristik und Satire ganz anderer Art, die eines ästhetisch wie wissenschaftlich fein gebildeten Kopfes, eines auch sonst namhaften Schriftstellers, der auf dem Gebiete der Poesie und namentlich der Lyrik schon manche hübsche Probe seines Talents abgelegt hat. Gegenwärtiges Büchlein ist eine in dramatische Form gekleidete, halb aus Aristophanischen, halb aus Hans-Sachsischen Elementen gemischte Satire auf die zahlreichen Heilmethoden, die eine Erfindung neuester Zeit sind, auf Wasser-, Semmel-, Magnetische Curen, auf die Wichtigthuerei, die Charlatanerie und den Eigendünkel mancher Aerzte, auf das Tischrücken und andere wunderliche Ausgeburten des Zeitschwindels. Hippokrates kommt wieder auf die Erde und zwar nach Wien und wird von einem Barbier über die medicinischen Zustände der Gegenwart unterrichtet. Er nimmt ein Cab, das Cab bricht, Hippokrates wird auf eine Bahre gelegt und ins Hospital gebracht. Der Kanzleidiener untersucht seine Taschen, findet kein Geld und keinen Paß und erklärt Hippokrates für einen Vagabunden, den man in das Spital nicht aufnehmen dürfe. Auf die Einsprache des Inspectionsarztes bleibt Hippokrates jedoch im Spital. Nun kommen die Aerzte und untersuchen ihn. Der eine findet die Anzeichen einer Rückenmarksirritation, der andere einer Gehirnverletzung, ein dritter eines inveterirten Aussatzes u. s. w. Der eine wendet das Glüheisen, der andere die Trepanation, der dritte Schmierseife, ein vierter ein Lavement von Salmiak u. s. f. an. Der Doctor des Rheumatismus bestreicht ihm die Lippen mit einem Pulver und spricht die Hoffnung aus, daß Hippokrates einen Dank in die Zeitungen inseriren werde. Nur ein alter Doctor schüttelt den Kopf und merkt, daß Hippokrates sich nur verstelle. Sie entfernen sich und Hippokrates verschwindet, läßt aber eine Handschrift „Aphorismen" zurück, die ein herbeikommender Arzt erblickt und als einen seltenen Fund an die „Medicinische Wochenschrift" zu schicken beschließt. Obschon in der Ausführung hier und da etwas aphoristisch und leicht hingeworfen, enthält dieses satirische Drama doch viel Treffendes. Auch hat es in Wien, auf dessen specielle medicinische Zustände es gepfropft ist, unter den Aerzten nicht wenig Aufsehen erregt, wie die rasche Aufeinanderfolge von vier Auflagen beweist. Der Verfasser hat sich erst bei dieser vierten Auflage genannt, was er, wie er in dem Vorwort bemerkt, „bei den ersten Auflagen wegen der Unbedeutendheit dieser seiner sonstigen Richtung ferner liegenden Production vermied". Auch Laien werden diese gegen ärztlichen Unsinn gerichtete Satire nicht ohne Vergnügen lesen.

6. Schneiderbüchlein. Stuttgart, Scheitlin. 1853. Gr. 16. 10 Ngr.

Diese Sammlung von Spottgedichten auf die ehrsame Schneiderzunft aus älterer und neuerer Zeit unterscheidet sich von einer schon vor einigen Jahren durch Bachmann-Korbett in Frankfurt a. M. veranstalteten gleichartigen fast nur durch die bessere Ausstattung und durch recht gelungene charakteristische und gut ausgeführte Illustrationen, während die Bachmann-Korbett'sche das Verdienst der Priorität in Anspruch nehmen darf. Die Gedichte sind zum Theil aus Volksliedersammlungen, zum Theil aus Theaterstücken (z. B. „Schwestern von Prag", „Lumpacivagabundus"), zum Theil aus neuern Dichtern zusammengetragen, unter denen man den Namen Friedrich Kind, Schnezler, Storch, Althaus, R. Rodt, Sallet, sogar den Namen Goethe, Bürger, Platen, Heine u. s. w. begegnet. Was mögen die Mitglieder der ehrsamen Schneiderzunft in früherer und neuerer Zeit verbrochen haben, daß sie Lieblingsgegenstände nicht nur der Volkssatire, sondern auch der Satire sonst sehr ernsthafter Dichter geworden sind? Nächst ihnen trifft dies Schicksal, obgleich im mindern Grade, die Müller. Wahrscheinlich zogen sich beide Zünfte die Volkssatire durch das „Smumachen" zu, dessen das Volk sie beschuldigt. Hatte die Volkspoesie für die Müller die Ehrentitel „Weizendieb", „Korndieb", „Kleiendieb", „Breiendieb", „Graupendieb", so hatte sie für die Schneider die Stichnamen „Zeugdieb", „Seidendieb", „Fadendieb", „Fleckeldieb". Bei den Schneidern, obschon aus ihrer Zunft Mancher hervorging, der nicht blos mit der Elle, sondern auch mit dem Degen zu messen wußte (wie Feldmarschall Derfflinger), mag dann noch manches Andere hinzugekommen sein, um sie zur Zielscheibe für die Wurfgeschosse der Volkssatire zu machen. Ob bei andern Völkern eine ähnliche Erscheinung des systematischen Ablagerns der Satire auf diese oder jene Zunft oder Genossenschaft vorkommt, möchte ich bezweifeln; schwerlich wenigstens in diesem Grade. Man begnügt sich bei uns noch immer, lobpreisend vom „Volkshumor" im Allgemeinen zu sprechen, ihn aber aus den Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks und zwar auch aus dessen Schattenseiten und minder liebenswürdigen Eigenschaften, z. B. aus einer gewissen gar nicht sehr geistreichen Spottsucht, zu erklären und zu deuten, hat man bisjetzt meines Erinnerns meist wohlweislich vermieden. **H. M.**

Der Isländer Sveinbjörn Egilsson.

Vor anderthalb Jahren, am 17. August 1852, starb auf Island ein Mann, der seiner rastlosen Thätigkeit zur Förderung der Literatur seines Vaterlandes und seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit wegen es wohl verdient, daß auch in Deutschland seiner ehrend gedacht werde, der frühere Rector der Schule zu Reykjavik, Dr. theol. Sveinbjörn Egilsson. Ueber sein Leben und seine literarische Thätigkeit hat die „Berling'sche Zeitung" vom 28. September 1852 Folgendes:

Er ward geboren am 6. März 1791, ein Sohn des Bonden Egill Sveinbjarnarson in Innri-Njardvík im Guldbringa-Syssel. Von seinem zehnten Jahre an ward er als Pflegesohn aufgenommen im Hause des Conferenzraths Magnus Stephensen und erhielt dort wissenschaftlichen Unterricht, besonders unter der Leitung des jetzigen Stiftspropstes Arni Helgason, von

dem er 1810 entlassen ward. Im Jahre 1814 reiste er nach Kopenhagen und ward am 11. Januar 1815 unter die Zahl der Studirenden aufgenommen, nachdem er das examen artium mit Auszeichnung bestanden. Beim zweiten Examen zeichnete er sich gleichfalls aus. Im Januar 1819 erhielt er das theologische Attestat c: laud. und ward am 27. März desselben Jahres als Adjunct bei der Schule zu Bessastad angestellt, an der er bis zur Verlegung der Schule nach Reykjavik 1841 diente, in welchem Jahre er das Rectorat an der neuorganisirten Schule übernahm. Nach fünfjährigem Dienste als Rector suchte er nach und erhielt in Gnaden den Abschied von seinem Amte und beschäftigte sich seitdem mit seinen Lieblingsstudien, den alten Sprachen und besonders der nordischen Sprachwissenschaft und Dichtkunst, worin er viele höchst verdienstvolle und vortreffliche Arbeiten geliefert hat. Bereits als Studirender an der Universität nahm er thätigen Antheil an der von der isländischen literarischen Gesellschaft besorgten Ausgabe der „Sturlunga-Saga". Später war er einer von den ersten Stiftern der nordischen „Oldskrifts-Selskab" und vollbrachte für diese viele wichtige Arbeiten, von denen besonders hervorgehoben werden mag die lateinische Uebersetzung der „Fornmannasögur" (in 12 Bänden erschienen unter dem Titel „Scripta historica Islandorum"). Die schöne Bearbeitung der Geschichte der Einführung des Christenthums auf Island in diesem Werke verschaffte ihm den theologischen Doctorgrad von der Universität Breslau. Durch die Ausarbeitung dieses umfassenden Werks wurde er veranlaßt, genauer die altnordische Dichtersprache und Versbau zu studiren, und hat er ein „Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis" mit lateinischen Worterklärungen ausgearbeitet, welches jetzt von der Oldskrifts-Selskab herausgegeben wird. Für die Arnamagnäanische Commission hat er die lateinische Uebersetzung der von der Commission herausgegebenen „Snorra-Edda" nebst einem Commentar über die darin vorkommenden Verse ausgearbeitet. Eine Menge kleinere Arbeiten desselben Fachs hat er geliefert, theils gedruckt als Schulprogramme, theils im Manuscript, und seine Vertrautheit mit der alten nordischen Dichtersprache war so groß, daß wir dreist behaupten dürfen, er habe darin kaum seinesgleichen gehabt.

Als lateinischer und griechischer Philolog war er nicht weniger ausgezeichnet; vorzüglich waren seine Uebersetzungen der griechischen Classiker, welche er in der Schule las, Gegenstand der Bewunderung aller seiner Schüler. Von diesen ist nur die Uebersetzung von Homer's „Odyssee" in ungebundener Rede bisher gedruckt (in Schulprogrammen 1829 — 40), und sie wird von allen Kennern für meisterhaft gehalten; eine metrische Uebersetzung desselben Gedichts im alten nordischen „Fornyrdalag" war bei seinem Tode fast vollendet von seiner Hand. Des alten Dichters naive und kräftige Gedanken und Ausdrucksweise sagten besonders Egilsson's gesunder und natürlicher Seele zu; denn auch er war ein Günstling der Musen. Der spielende leichte Witz, der naive Humor, der lebendige Ausdruck, das war sein Genre, und darin war er oft unübertrefflich. Mehre schöne Gedichte von ihm sind gedruckt, und mehr noch, so hoffen wir, werden gefunden werden in den von ihm hinterlassenen Sammlungen, unter denen auch eine vollständige Uebersetzung von Homer's „Ilias", eine von mehren von Plutarch's Biographien, von Xenophon, von einigen der Dialoge Lucian's u. a. m. sein sollen.

Als gelehrter Theolog hat Egilsson auch besonders verdienstliche Arbeiten hinterlassen in der neuen isländischen Bibelübersetzung, in der seine Uebersetzung des zweiten Buchs Mosis, des Propheten Jesaia, aller Kleinen Propheten und anderer Stücke eine ausgezeichnete Stelle einnimmt. Auch da ist seine Meisterschaft in Sprache und Stil kenntlich. Auch als Psalmendichter ist er aufgetreten und einige seiner Psalmen sind in das isländische Psalmenbuch aufgenommen.

Durch Egilsson's Tod hat Islands Literatur einen großen und lange unersetzlichen Verlust erlitten, denn seine Arbeitsamkeit und sein Fleiß, waren ebenso unermüdlich als sein Geist reich und unerschöpflich. Er war einer der Glücklichen, deren höchste Lust es ist zu arbeiten, ohne einen andern Lohn zu erwarten oder zu fodern als die Freude der Arbeit selbst. Sein Privatcharakter war ebenso kindlich und gut, als sein Talent reich war, aber nur Die vermochten des Genius Funken aus ihm hervorzulocken, die in näheres, vertrauteres Verhältniß zu ihm traten, ein Zug, der tief im isländischen Volkscharakter wurzelt.

Egilsson hinterläßt eine Witwe und mehre unversorgte Kinder in ziemlich bedrängten Verhältnissen. 8.

Anselm von Feuerbach über die Zukunft Europas.

Woher es doch kommen mag, daß so viele der denkendsten, machtvollsten Köpfe in Deutschland die Vorahnung des Untergangs unserer Civilisation auszusprechen sich gedrungen fühlten, zu einer Zeit, als diese Civilisation noch in höchster Blüte stand. In Nr. 4 d. Bl. erst haben wir einen Strauß solcher trüben Prophezeiungen von Fichte, Niebuhr, Goethe, Freiherrn vom Stein u. A. zusammengebunden*), und indem wir zufällig in Anselm von Feuerbach's von seinem Sohne Ludwig herausgegebenen literarischen Nachlaß blättern, stoßen wir auf folgende Stelle, die wir hier als Nachtrag zu jener Chrestomathie mittheilen wollen: „Mit Europa wird es bald aus sein. Mit Blut und Thränen wurde gesäet, Blut und Thränen wird man ernten. Das neue, bessere Leben wird erst dann kommen, wenn der Tod überstanden ist. Jetzt liegt Europa erst auf seinem Sterbebette, die Todtengräber warten schon auf sein Hinscheiden, sie stehen in Heerscharen im Norden; aus dem Moder und Verwesung kommt, aber vielleicht nach einem Jahrtausend, das junge Leben eines wiedergeborenen Geschlechts. Als Jüngling tritt Amerika auf die Weltbühne. Und das ist, wie die Geschichte lehrt, das allgemeine Gesetz, daß Völker wie Einzelne ihre Lebensstufen durchwandern. Auf das Greisenalter folgt der Tod, und unser Europa ist schon lange über das Mannesalter hinaus, hat graue Haare und schleppt sich matt an Krücken; es ist überdies kindisch geworden, wie man in jedem Zeitungsblatte lesen und mit eigenen Augen wahrnehmen kann." Das schrieb Anselm Ritter von Feuerbach an Elisa von der Recke schon im August 1817, wo die Erinnerungen an die Thaten der Befreiungskriege noch lebendig und wohl geeignet waren, die Gemüther frisch und bei guter Hoffnung zu erhalten, fast 30 Jahre vor dem allgemeinen Schiffbruche von 1848, aus dem jetzt jeder Staat und jedes Individuum seine Planke zu

*) Wem es befremdend sein sollte, daß wir den düstern Ansichten Niebuhr's, Stein's u. A. von der nächsten Zukunft Europas in Nr. 4 d. Bl. ein eigenes Capitel widmeten und hier nochmals darauf zurückkommen, dem möchten wir zu bedenken geben, daß, wenn ihm diese Prophezeiungen als halber Wahnsinn erscheinen sollten, dieser Wahnsinn gerade deshalb bedeutungsvoll ist, weil Männer von ihm behaftet waren, die doch sonst in so vielen menschlichen Dingen als Autoritäten gelten, denen man sich beugt, auf die man sich in unzähligen Dingen beruft. Es scheint nöthig, auch einmal wieder an die Gefahren unserer Lage zu erinnern, da es genug Leute gibt, welche fortdauernd auf die glänzenden Schätze im Schoose unserer Zeit aufmerksam machen, statt zugleich auch vor den Schwaden und bösen Wettern zu warnen, die sich in den Tiefen entzünden könnten. In der „Neuen Oderzeitung" wurden vor einiger Zeit Diejenigen, welche sich solchen trüben Ahnungen hingeben, kurzweg „Hohlköpfe" genannt (also auch Niebuhr und Stein und Fichte und Macaulay und Feuerbach). Darauf läßt sich nur fragen, warum man denn andererseits überhaupt noch gegen ein System Opposition macht, unter dessen Schutz und Schirm es möglich wurde, so goldene Zeiten für die Menschheit heraufzubeschwören? Doch brechen wir ein und für allemal von diesem „hypochondrischen" Thema ab, das wie ein flüchtiges Gewölk nur einen vorübergehenden, nicht wie eine stehende Gewitterwolke einen bleibenden Schatten in diese Blätter werfen darf.

ſchen ſucht, um möglichſt ſeine bloße Exiſtenz zu retten. Er ſchrieb dies freilich auch vor der die Sinne faſt betäubenden großartigen Entwickelung unſerer Eiſenbahnen, Dampfſchiffahrt, elektriſchen Telegraphen und des ins Ungeheuere geſteigerten commerciellen und perſönlichen Verkehrs von Volk zu Volk, von Meer zu Meer. Daß hieraus eine neue Aera hervorgehen wird, kann kaum zweifelhaft ſein, aber eine neue Aera ſetzt eben das Ableben einer alten voraus, und ſo fragt es ſich doch, ob Goethe nicht mit ſeiner Behauptung Recht behalten wird, er ſei einer der letzten Ueberlebenden einer Culturepoche, die ſobald nicht wiederkehren werde. Iſt nicht jenes Gefühl der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit, welches Feuerbach erfüllte, daſſelbe, welches, freilich mehr inſtinctartig, Myriaden deutſcher Landsleute über den Ocean und einem ungewiſſen Ziel entgegentreibt, und iſt nicht jenes Gefühl und dieſer Inſtinct den Menſchen der Alten Welt von oben eingepflanzt, damit die Geſchicke der Welt ſich erfüllen? **H. M.**

Notizen.

Bücherabſatz in Nordamerika.

Während man häufig verſichern hört, daß der Nordamerikaner auf nichts weiter bedacht ſei, als Geld zuſammenzuſcharren, iſt es doch eine beglaubigte Thatſache, daß Bücher von einiger Bedeutung nirgends ſo großen Abſatz finden als in den Vereinigten Staaten. Von Dickens' „Bleak house" wurden bereits mehre hunderttauſend, von Bulwer's letztem Roman 36,000, von Thiers' „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution" und des „Conſulats" 32,000, von Macaulay's „Miscellanies" 60,000 Exemplare abgeſetzt. Von einheimiſchen Schriftſtellern iſt, die Beecher Stowe mit ihrem „Onkel Tom" nicht ausgenommen, Waſhington Irving der populärſte. Nachdem ſchon die frühern Ausgaben dieſes Autors in mehren hunderttauſend Exemplaren verbreitet waren, veranſtaltete Putnam eine neue Ausgabe, und auch von dieſer ſind bereits 144,000 Exemplare verbraucht. „Onkel Tom" iſt in nahe 300,000 Exemplaren verbreitet; die „Weite weite Welt" in 104,000 Bänden (nicht Exemplaren). Zu den Schriften einheimiſcher Autoren, welche den bedeutendſten Abſatz fanden, gehören: „Fern leaves" von Fanny Fern in 45,000 Exemplaren (in ſechs Monaten!), „Reveries of a bachelor" von J. Marvel in 70,000, „Twelve years a slave" von Northup in 20,000, die Romane von Mrs. Hentz in 93,000, die „Geſchichte Napoleon's und ſeiner Marſchälle", „Waſhington's und ſeiner Generäle" und andere Bücher von Headley in 200,000, Stephens' „Reiſen in Aegypten und Griechenland" in 80,000, Deſſelben „Reiſen in Yucatan und Centralamerika" in 60,000 Exemplaren, u. ſ. w. Es mag in dieſen Zahlen, nach Yankeeart, wol einige Uebertreibung mit unterlaufen, aber ſelbſt die Hälfte davon geſtrichen, bliebe der Abſatz immer noch ein koloſſaler.

Eine Geſchichte der Seeſtaaten.

Alfred Elwes gab heraus: „Ocean and her rulers: a narrative of the nations who have from the earliest ages held dominion over the sea." Der Gedanke iſt ein glücklicher zu nennen, aber die Ausführung iſt eine höchſt dürftige, eine bloße Compilation, ohne einen höhern hiſtoriſchen oder geſchichtsphiloſophiſchen Gedanken. Und doch iſt keine Geſchichte lehrreicher als die der Seeſtaaten. Nirgends ſonſtwo zeigt ſich eine ſo raſche Entwickelung und nirgends ſonſtwo ein ſo rapider Verfall, als wenn wir die Geſchichte derjenigen Staaten durchwandern, die einſt zur See mächtig waren. Denn das Meer iſt ein ſchwankendes, treuloſes Element. Wie viele immer wiederholte Stöße bedurfte es, um Rom, das weſentlich eine Landmacht war, zu Falle zu bringen, und wie ſchnell ſanken Tyrus und Sidon und Karthago! Und was iſt Venedig, die Königin des Adriatiſchen Meeres, jetzt, was Piſa, was Genua! Wie unmächtig iſt Holland, wie bankrott ſind Portugal und Spanien! bloße Schatten ihrer frühern Größe! Was iſt Lübeck gegen ſonſt! Was iſt Dänemark ſeit Fortführung ſeiner Flotte durch die Engländer! Nirgends ſonſtwo iſt die Concurrenz gefährlicher, ſind die Wechſelfälle verderblicher. Die Zerſtörung einer Flotte, die Eroberung des Haupthafens reichen oft hin, um einen ſolchen Staat für immer zugrundezurichten, ja oft genügt dazu nur das Abſchneiden der Hülfs- und Handelsquellen, die Entdeckung eines neuen See- und Handelswegs, eine Aenderung in den allgemeinen Handelsconſtellationen, die Wegnahme oder der Abfall einiger Colonien, in welche der Handelsſtand ſeine Capitalien geſteckt hatte, vielleicht ſelbſt nur die Verſchlammung des Haupthandelshafens, ungerechnet die Trägheit, die egoiſtiſche Verſumpfung oder die Genußſucht, wozu die Aufſtapelung ungeheuerer Reichthümer ſo leicht Anlaß gibt. Dies hätte der Verfaſſer zeigen und zugleich die Warnungen hervorheben ſollen, die in dieſen Beiſpielen für ſein eigenes Mutterland liegen. Statt deſſen gibt der Verfaſſer nur eine höchſt trockene Aufzählung der Begebenheiten in flüchtigſter Form. Freilich folgt er darin einer grundſätzlichen Anſicht, indem er der Meinung iſt, daß in unſerer Zeit der Dampfſchnelligkeit, „wo jede Minute von unſchätzbarem Werthe iſt", jeder Gegenſtand, möge er noch ſo umfaſſend ſein, ſich in einem einzigen Bande erledigen laſſen müſſe. Allerdings läßt ſich in einem Bande viel ſagen und viel zuſammendrängen, aber man kann kurz ſein wie Elwes und dabei doch weitſchweifig. Sehr naiv geſteht der Verfaſſer, ſich häufig der Worte früherer Geſchichtſchreiber bedient zu haben, weil er ſonſt vielleicht nicht dem Gelüſte würde haben widerſtehen können, rhetoriſch zu werden, d. h. er ſtiehlt wie jener Heilige den Reichen das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen.

Literariſche Agitation gegen die Sklaverei.

Die Agitation gegen die Sklaverei wird in Büchern und Broſchüren von England aus fortdauernd aufs mächtigſte betrieben. So erſchienen kurze Zeit hintereinander: „The American slave code in theory and practice, by *W. Goodell*", mit dem Zuſatz, die Schrift ſei ein „companion volume" zu dem „Schlüſſel zu Onkel Tom's Hütte"; ferner: „Uncle Tom at home", worin gezeigt wird, wie die Sklaverei auch auf die Gerichtsverwaltung verderblich einwirkt; „Slavery poems. By *Longfellow*, *Southey* and *Whittier*" (dem Grafen von Shaftesbury gewidmet); „The cabin and the parlour; or slaves and masters. By *J. Thornton Randolph*"; „The white slave"; „Manuel Perreira; or the sovereign rule of South Carolina, with views of southern life, laws and hospitality", von F. C. Adams, aus Charleston in Südcarolina, worüber geſagt wird, daß der Verfaſſer von gewiſſen Scheußlichkeiten der Sklaverei, von denen eine Frau wie die Beecher Stowe nicht ſprechen dürfe, vielleicht auch nicht einmal etwas wiſſen könne, den Schleier gelüftet habe. In demſelben londoner Verlage (Clarke, Breton u. Comp.) erſcheint auch eine Volksausgabe von „Onkel Tom's Hütte", mit 50 Kupferſtichen, die Nummer zu 1 Penny. Wenn wir auch die Motive der Menſchlichkeit, welche dieſer papierenen Agitation gegen die Sklaverei zugrunde liegen, nicht ſehr hoch anſchlagen möchten, ſo hat es doch immer ſein Gutes, daß die commercielle Eiferſucht John Bull's gegen Bruder Jonathan hier mit einem ſo ſchönen menſchlichen Intereſſe Hand in Hand geht. Zuletzt wird man ja wol auch, indem man ſich zur Menſchlichkeit echauffirt, im Herzen ſelbſt menſchlicher und milder, und indem man bei dem Nachbar darauf dringt, human mit ſeinen Leuten zu verfahren, ſieht man ſich ſchon des Anſtands wegen genöthigt, auch im eigenen Hauſe den Grundſätzen der Humanität nachzuleben. Uebrigens iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Agitation gegen die Sklaverei ein ergiebiger Marktartikel des engliſchen Buchhandels geworden iſt. **H. M.**

Bibliographie.

Bertram, Jenseits der Scheeren, oder: der Geist Finnlands. Eine Sammlung finnischer Volksmärchen und Sprichwörter. Mit 3 Holzschnitten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 10 Ngr.

Castres, G. H. F. de, Allgemeiner Grundriß der französischen Literaturgeschichte von ihrem Entstehen bis zum Sturze Louis Philippe's. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Dudumi, D., Immortellen der Liebe. 2te Auflage. Pesth, Geibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Elsholtz, F. von, Schauspiele. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Evangelium der Natur. III. Blicke in das Pflanzenleben. Frankfurt a. M., Literarisch-artistische Anstalt. 1853. 8. 12 Ngr.

Friedlieb, J. H., Schrift, Tradition und kirchliche Schriftauslegung, oder die katholische Lehre von den Quellen der christlichen Heilswahrheit an den Zeugnissen der fünf ersten christlichen Jahrhunderte geprüft. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerlach, F. D., Von den Quellen der ältesten römischen Geschichte. Eine geschichtliche Untersuchung. Basel. 1853. Gr. 4. 8 Ngr.

Günther, C. F., Bilder aus der hessischen Vorzeit. Mit 51 Tafeln Abbildungen. Darmstadt, Jonghaus. 1853. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Henke, E. L. T., Georg Calixtus und seine Zeit. 1ster Band. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Heppe, H., Die confessionelle Entwicklung der altprotestantischen Kirche Deutschlands, die altprotestantische Union und die gegenwärtige confessionelle Lage und Aufgabe des deutschen Protestantismus. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herberger, V., Zweiunddreißig Leichenpredigten, genannt Trauerbinden. Herausgegeben von K. F. Ledderhose. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 Thlr.

Kahnis, K. F. A., Die Sache der lutherischen Kirche gegenüber der Union. Sendschreiben an Herrn Ober-Konsistorialrath Professor Dr. K. J. Nitzsch. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 12 Ngr.

Karcher, F. A., Karneval's und Lutrina's Wiedervereinigung. Kosmokomisches Fastnachtspiel in drei Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: Der Gang zu den Müttern. Kaiserslautern, Tascher. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Kleinigkeiten. Aus dem Englischen nach der 11ten Auflage des Originals. 2te Auflage. Bremen, Heyse. Gr. 16. 7½ Ngr.

Kremer, A. von, Mittelsyrien und Damascus. Geschichtliche, ethnografische und geografische Studien während eines Aufenthaltes daselbst in den Jahren 1849, 1850 und 1851. Wien. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Kurs, Auguste, Epheublätter. Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 20 Ngr.

Laubach, T., Gedankenbilder. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr.

Leemann, H., Das Kadettenbuch. Darstellungen aus dem Kriegs- und Soldatenwesen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Mit 24 lithographirten Abbildungen in Tondruck. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lehmann, J. G., Urkundliche Geschichte der Bezirks-Hauptstadt Kaiserslautern und des ehemaligen Reichslandes. Mit 3 Lithographien. Kaiserslautern, Tascher. 1853. Gr. 8. 28 Ngr.

Lerow, R., Amerikanische Criminal-Mysterien oder das Leben der Verbrecher in New-York. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Longfellow, H. W., Evangeline. Eine Erzählung aus Acadien. Aus dem Englischen mit dem Lebensabriß des Verfassers und einer geschichtlichen Einleitung von P. J. Belke. Mit Longfellow's Portrait und 10 Illustrationen. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Meyer, Hamburger Gedichte. Humoristische Schilderungen aus dem Leben und Treiben Hamburgs und anderer schönen Gegenden. Zum Vortrage für fröhliche Leute. Illustrirt mit Federzeichnungen vom Verfasser. Hamburg, Trupp. 8. 18 Ngr.

Nagel, R., Geschichtliche Entwickelung der nordamerikanischen Union. Vorlesungen gehalten vor einer Gesellschaft gebildeter Frauen und Männer. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 18 Ngr.

Pangkofer, J. A., Gedichte in altbayerischer Mundart. 1ster Band. 3te Auflage mit Neuem und 5 Bildern. Nürnberg, von Ebner. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Dasselbe. Neue Folge mit 6 Bildern. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr.

Panofka, T., Proben eines archäologischen Commentars zu Pausanias. Eine in der Akademie der Wissenschaften am 4. April 1853 gelesene Abhandlung. Mit 28 Bildwerken. Berlin. 1853. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Polko, Elise, Ein Frauenleben. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reuter, F., Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. Treptow a. d. Tollense. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Richter, J. G., Glocken-Klänge oder Stimmen aus der christlichen Gemeinde in Liedern. Greifswald, Koch. 8. 15 Ngr.

Rusdorf, E. von, Populäre Vorträge zur Förderung der Gesundheitskultur. Gehalten in Berlin. Berlin, Besser. 16. 12 Ngr.

Schenkel, D., Das Wesen des evangelischen Glaubens. Vorträge im Dienste der inneren Mission gehalten. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 24 Ngr.

Schildener, H., Der Prozeß der Weltgeschichte als Grundlage der Metaphysik oder Wissen des Wissens ist Wissen der Geschichte. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scriba, H. E., Geschichte der ehemaligen Burg und Herrschaft Frankenstein und ihrer Herrn. Mit 2 Stammtafeln. Darmstadt, Jonghaus. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Sturm, J., Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Tegnér, E., Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 5te Auflage der Taschen-Ausgabe. Leipzig, Enobloch. 16. 11¼ Ngr.

Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. Herausgegeben von R. Hocker. Göttingen, Dieterich. 1853. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Crusius, F., Der Kaufmann Otto Bernhard Hartung oder die letzten Lebenstage eines Giftmörders geschildert von seinem Beichtvater. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Hempel, F. J., Predigt am dritten Advent-Sonntag 1853 bei der Einweihung neuer Glocken gehalten zu Stünzhayn. Nebst einer kurzen Nachricht über die Anschaffung der neuen Glocken. Altenburg, Schnuphase. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein allgemeiner Krieg, dem festen Vereine Preußens, Oestreichs und des übrigen Deutschlands gegenüber eine Unmöglichkeit. Mit Actenstücken. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der russisch-türkische Kriegs-Schauplatz, topografisch-strategisch beleuchtet. Mit topografischer Karte. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

Nagel, R., Die Kirche der Zukunft. Predigt gehalten am 18. September vor der christkatholischen Gemeinde zu Brandenburg. Brandenburg. 1853. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

101. **Förster (Ernst), Gedichte.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

102. **Die heiligen Frauen.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge der Frauen der Bibel. 4. Elfte bis achtzehnte Lieferung (Schluß). Jede Lieferung 8 Ngr.

Die zwei ersten Folgen (1851) und die soeben vollendete dritte Folge kosten jede geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22½ Ngr.

Ebendaselbst erschien früher:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

103. **Giseke (R.), Kleine Welt und große Welt.** Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman **Robert Giseke's**, der in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Von dem Verfasser erschien vor kurzem ebendaselbst:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk **Robert Giseke's** und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

104. **Hammer (J.), Zu allen guten Stunden.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Dichtungen von **Julius Hammer**, die gleiche Theilnahme verdienen wie dessen allgemein freundlich begrüßte Gedichtsammlung „**Schau um dich und Schau in dich**". Nach dem Wunsche des Dichters sollen sie ebenso einer höhern Geselligkeit im idealen Sinne als dem individuellen Leben und der Einkehr in das eigene Gemüth förderlich sein und der menschlichen Entwickelung, Läuterung und Erhebung nach diesen beiden Hauptseiten hin dienen.

Hammer's frühere Dichtungen „**Schau um dich und Schau in dich**" erschienen kürzlich schon in zweiter Auflage (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.). Der bekannte Dichter **Wolfgang Müller** von Königswinter sagt über diese Gedichtsammlung: „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That ein Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich **Rückert** in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der erstere aber ist redseliger, der letztere schwülstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß."

105. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** &c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Siebente Lieferung. (Itzerott — Leben.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** &c. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

106. **Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständiges Fremdwörterbuch** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Dritte Auflage. Fünftes und sechstes Heft (Schluß). 8. Geh. Jedes Heft 10 Ngr.

Dieses Fremdwörterbuch zeichnet sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung und billigen Preis vor ähnlichen Werken aus. Es kostet vollständig geheftet 2 Thlr. gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

107. **Lucianus** ab **Immanuele Bekkero** recognitus. 2 tomi. 8. Geh. 6 Thlr.

Diese Ausgabe des **Lucian** von **Immanuel Bekker**, die neueste Arbeit des berühmten Philologen, ist vor allen bisherigen Ausgaben des Lucian ausgezeichnet durch fehlerfreien Text, fleißige Benutzung der kritischen Hülfsmittel, sorgfältige Abtheilung und Interpunktion, vornehmlich aber durch eine früher noch nie versuchte Gruppirung der einzelnen Schriften und die strenger als je durchgeführte Absonderung der unechten. Das auch typographisch schön ausgestattete Werk verdient die vollste Beachtung der philologischen Welt.

108. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Dreizehnte bis funfzehnte Lieferung (Schluss). 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser

Atlas besonders dem angehenden Mediciner ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch grosse Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

109. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maas- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Viertes Heft. (Isle de Bourbon — Lissabon.) 8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

110. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Vierter Band. 8. 1854. Geh. 3 Thlr.

Band 1—3 (1850—52) haben gleichen Preis.

I. Jon, oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erste, oder der angehende Staatsmann. — Lysis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Besonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenstecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — Euthyphron, oder von der Gottseligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtsamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

III. Theätetos, oder die geistige Entbindungskunst. — Parmenides, oder das Eine. — Der Sophist, oder das Treibjagen. — Der Staatsmann, oder das wahre Königthum.

IV. Phädros, oder die Kunst der Rede. — Das Gastmahl, oder die Lobredner des Eros. — Phädon, oder der sterbende Sokrates. — Philebos, oder das höchste Gut.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien.

Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in **Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland** und andern Staaten.

Von ***J. E. Horn.***

Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der gegenwärtig in Belgien lebende, durch verschiedene Schriften, zuletzt sein „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien", rühmlichst bekannte Verfasser macht im vorliegenden Werke den Versuch, an dem Leitfaden des in mehren Ländern, namentlich aber in Belgien, dem „Musterlande der Statistik", während der letzten Jahrzehnde angehäuften bevölkerungsstatistischen Materials die höchst merkwürdigen und doch bisher noch wenig gekannten **Verhältnisse und Gesetze des menschlichen Werdens, Seins und Vergehens**, die auf Sein und Leben der Bevölkerung unmittelbar Bezug habenden, durch die Bevölkerungsaufnahmen und Civilstandserhebungen constatirbaren Erscheinungen zu erforschen, festzustellen und zu erklären. Die Bevölkerungstatistik bildet bekanntlich die unentbehrliche und einzig sichere Grundlage der Statistik wie der gesammten Staats- und Volkswirthschaft, und ist somit für die Gegenwart von der höchsten Bedeutung. Der vorliegende erste Band des auf zwei Bände berechneten Horn'schen Werks behandelt im ersten Buch den **Bevölkerungsstand** (Einleitendes; Populationistik; absolute und relative Bevölkerung; belgische Provinzen; Vlämen und Wallonen; Stadt und Land; Behausung; Wohnlichkeit; Familie; Geschlecht; Alter; Civilstand); im zweiten Buch die **Fruchtbarkeit** (Heirathsfrequenz; absolutes Heirathsalter; relatives Heirathsalter und Wiederverheirathungen; Heirathsfähigkeit und Heirathszeit; Geburtszahl; allgemeine und eheliche, aussereheliche, städtische und ländliche Fruchtbarkeit; Knaben und Mädchen; Empfängniss- und Geburtszeit). Der überaus wichtige und interessante Inhalt sowie die anziehende, allgemein verständliche Sprache des in Briefform geschriebenen Werks sichern demselben nicht blos die Aufmerksamkeit der Statistiker und Nationalökonomen, sondern die Theilnahme des gesammten für sociale und politische Fragen sich interessirenden gebildeten Publicums.

In dem Verlage von **Avenarius & Mendelssohn** in Leipzig erscheint:

Centralblatt
für
Naturwissenschaften und Anthropologie.

Herausgegeben von
Prof. Dr. *Gustav Theodor Fechner.*

Mit Abbildungen. Wöchentlich 1 Nr. von 1—1½ Bogen in Hochquart-Format. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an, durch welche auch Probenummern zu erhalten sind.

Die Aufgabe dieses „Centralblattes" ist: aus den laufenden Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften und der Anthropologie dasjenige möglichst vollständig mitzutheilen, was, in Betracht des Zusammenhanges *aller* Zweige derselben, Jedem, der sich mit einem besonderen Zweige derselben beschäftigt, über sein besonderes Fachinteresse hinaus auch aus den übrigen Zweigen wissenswerth erscheinen kann; dadurch den Specialstudien eine ergänzende Beihülfe und oft erwünschte Erleichterung zu gewähren, und zugleich das Interesse des Philosophen, Schulmannes und Arztes an den Fortschritten der betreffenden Gebiete hinlänglich zu befriedigen.

Deutsches Museum.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen **Lesemuseen, Journalcirkeln** und sonstigen **öffentlichen Orten**, an denen man Zeitungen hält, kann das **Deutsche Museum** als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das **Deutsche Museum** beginnt soeben seinen **vierten Jahrgang**. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. **Literarische Anzeigen** werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Leipzig, im Februar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 9. Februar 1854.

Freiherr Ludwig von Vincke.

Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelschwingh. Erster Theil. Das bewegte Leben (1774—1816). Mit Vincke's Bildniß und neun Nachahmungen von Handschriften. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Vincke ist 1844 gestorben. Wer Westfalen durchreist, hört noch jetzt überall von Vincke reden; überall erzählt man ihm von dem ausgezeichneten Manne, dessen unermüdliche Thätigkeit aller Orten Denkmäler hinterlassen, seine heimatliche Provinz aus dem Dunkel gezogen und zu einer hohen Stufe der Wohlhabenheit emporgehoben hat, der sein Land kannte wie Keiner vor ihm, denn keine Angelegenheit desselben blieb ihm fremd, keine Gegend von ihm unbesucht. Welche komischen Verwechselungen ihm auch daraus entstehen mochten, er blieb seiner einfachen Sitte getreu, allein im blauen Kittel überallhin zu wandern, zufrieden mit der spärlichen Kost, die ihm in einsamer Gegend oft nur werden konnte. Ueber 20 Jahre hat er an der Spitze der Verwaltung der Provinz gestanden; Tausenden ist er mit Rath und That zu Hülfe gekommen; es ist fast kein Ort in Westfalen, wo nicht Menschen wohnen, denen er mit eigenen großen Opfern ihre Stütze in der Noth gewesen ist, die ihm als ihrem treuesten Freunde noch jetzt nachweinen. Er war im wahren Sinne der Vater seiner Provinz und Vater Vincke hieß er bei Jung und Alt im Lande; er kannte keine höhere Pflicht, als sich ganz für Westfalen aufzuopfern. Westfalen gehörte er mit Leib und Seele an, Westfale war er seiner Geburt, seinem ganzen Charakter nach. Alle guten Eigenschaften dieses deutschen Stammes waren sein Erbtheil, die Offenheit, Treue, Redlichkeit, Beharrlichkeit, auch der Eigenschaften manche, die bald zum Guten, bald zum Schlechten ausarten können, die Zähigkeit, die Hartnäckigkeit; was man aber sonst wol dem Westfalen beilegt, Schwerfälligkeit, war ihm nicht eigen, er war vielmehr überaus lebendig, ergriff Alles mit Interesse, hatte immer Reformen im Kopfe und im Herzen und war so wie irgend Jemand ausersehen, seinen Landsleuten, die durch seine äußere Erscheinung und seine meisten Eigenschaften ihn sich verwandt fühlten, ein Führer durch das praktische Leben zu werden. Und weiter wollte er nichts sein, er lebte und webte nur von frühester Jugend an für Westfalen. Als Jüngling während seiner Studienzeit hatte er bei Allem, was er trieb, seine künftige Wirksamkeit für seine Heimat im Auge. Diese den Westfalen mit Recht nachgesagte tiefe Anhänglichkeit an den Mutterschoos der rothen Erde tritt uns selten so mächtig wie bei Vincke entgegen, nirgends aber wohlthätiger in ihren Wirkungen.

Der Name Vincke ist seit alten Zeiten ein angesehener in den Landen zwischen Rhein und Elbe; er blüht noch jetzt fort in hochangesehenen Männern, und die schönsten Tugenden des Vaters, die Offenheit, die unverbrüchliche Rechtlichkeit, die Furchtlosigkeit schätzen wir in dem ältesten Sohne, dem großen parlamentarischen Redner. Nicht er hat das Leben seines Vaters geschrieben, sondern ein anderer gefeierter Staatsmann Preußens, auch ein Sohn Westfalens, der ehemalige Staatsminister E. von Bodelschwingh; ihm, dem Vincke ein väterlicher Freund sein Leben lang war, überließ die Familie den zahlreichen schriftlichen Nachlaß, die umfangreichen Tagebücher Vincke's, seinen bedeutenden Briefwechsel, und die selbstgewählte Muße nach einem ehrenvollen Staatsdienste bot ihm die Gelegenheit, daraus ein Bild des verehrten Mannes zusammenzustellen, von dem wir mit Recht wünschen können, daß es keinem deutschen Vaterlandsfreunde unbekannt bleiben möge.

Ludwig von Vincke, geboren zu Minden am 23. December 1774, gehörte einer altadeligen, in Minden, Osnabrück, Ravensberg begüterten Familie an; sein Vater war damals Domdechant in Minden, seine Mutter war eine geborene von Buttlar. Der Sommeraufenthalt der Familie war das schöne Gut Ostenwalde bei dem Städtchen Buer im Osnabrückischen, dasselbe, welches nach seinem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst jetzt der gewöhnliche Aufenthalt Georg's von Vincke ist, in einer paradiesischen Waldgegend, deren wegen ihrer wundervollen Fernsicht vielbesuchte Höhe gegenwärtig mit dem prächtigen Neubau der Dietrichsburg geschmückt wird.

Der Knabe wurde von Hauslehrern unterrichtet, dann in einer Pension zu Hannover, besonders zur Erlernung der englischen Sprache, da er große Neigung zum Seedienst besaß. Diese schwand mit dem Ende des englisch-amerikanischen Kriegs, und er kam jetzt auf das Pädagogium in Halle unter des ältern Niemeyer Führung. Sein Fleiß war musterhaft; als primus omnium und einer der ausgezeichnetsten Schüler, welche das Pädagogium gehabt, verließ er nach drei Jahren die Anstalt, um Jura und Cameralia zu studiren, zu Ostern 1792. Er begann seine Studien in Marburg als Hausgenoß Jung-Stilling's, der in seinem Leben seiner auf das rühmlichste erwähnt. Sein Fleiß während seiner Studienzeit ist staunenerregend; er hatte keine freie Stunde den Tag über und verkürzte die Schlafzeit auf 4½ Stunden. Er vernachlässigte die Rechte nicht, obgleich er sich mit größerer Lust den kameralistischen Studien zuneigte, auch die Naturwissenschaften und neuern Sprachen fleißig studirte; dabei unterhielt er einen sehr starken Briefwechsel, und seine Tagebücher während zweier Jahre füllen vier starke enggeschriebene Bände. Sein ganzes Sinnen bezog sich aber auf seine künftige praktische Wirksamkeit, die er sich nur in seinem Vaterlande denken konnte; nur durch sich selbst, durch seine Verdienste wolle er vorankommen, sonst lieber als Privatmann leben. Seine Lebensrichtung war eine praktische, seine religiösen Ansichten durchaus gesund; an Jung-Stilling und Lavater, den er kennen lernte, erbaute ihn die Frömmigkeit, ihre Schwärmerei ging an ihm spurlos vorüber. Sein sittliches Leben war rein, die Roheit des Studentenlebens ihm zuwider. Die Ideen der Französischen Revolution ergriffen auch ihn, aber als die Kehrseite derselben sich zeigte, trat sein nationaler Sinn um so kräftiger hervor. Er ist Deutscher und besonders Preuße, er zeiht Oestreich der Treulosigkeit gegen Preußen bei Stiftung der Coalition. Früh ist er Gegner der Adelsabsonderung und Freund der Oeffentlichkeit; er ist empört über den Geiz und die Grausamkeit des Landgrafen von Hessen gegen seine eigenen Unterthanen; er hält allgemeine Wehrpflicht für nothwendig. Ueberall wo er studirt, stiftet er unter seinen Freunden wissenschaftliche Kränzchen zur Abwehr der Uebergriffe des Ordenswesens; gegen die wilden Sitten des akademischen Lebens schützte ihn auch eine lange gehegte stille Liebe. Von Marburg ging er nach Erlangen, von da zuletzt nach Göttingen. Besuche in der Heimat und anderweitige Reisen, fast immer zu Fuß, waren eine stärkende Unterbrechung der Studien. So war er Augenzeuge der Belagerung von Mainz durch die Alliirten, wo ihm der klägliche Zustand des östreichischen Militärs seinen preußischen Stolz erregte; von Erlangen aus machte er eine mehrwöchentliche Reise nach Wien und Böhmen; überall interessirte ihn Alles, die Menschen, die Natur, die Wissenschaft, Kunst, Industrie, Landwirthschaft; aus Allem sucht er für sein künftiges Wirken Nutzen zu ziehen. Geistig und körperlich gesund, reich an Kenntnissen und gereift durch vielfache Anschauung trat er in das praktische Leben ein.

Sein Schwager, Minister von der Reck, zog ihn nach Berlin. Nach seiner glänzenden Prüfung trat er ein als Referendar bei der kurmärkischen Kammer, lag seinen Arbeiten mit dem größten Fleiße ob und wurde nach einem wiederum ehrenvollen Examen nach zwei Jahren 1797 zum Kammerassessor ernannt. Dann erweiterte eine längere Reise nach Schlesien seine Kenntnisse in der Landwirthschaft, dem Bergbau und der Technologie und brachte eine freundschaftliche Verbindung mit dem Kammerassessor von Schön, dem spätern Oberpräsidenten, zustande, die erst der Tod unterbrochen hat. Durch Aufsätze, z. B. über die ausgedehnte Schafwirthschaft auf den Gütern des Grafen Magnis, stattete er über diese Reise an die Behörde Bericht ab und erregte dadurch besonders die Aufmerksamkeit des Ministers Heinitz. Im folgenden Jahre wählte ihn das Domcapitel in Minden zum Landrath für das Fürstenthum Minden. Freudig folgte er diesem Rufe in die Heimat; er erhielt zugleich Sitz und Stimme im Kammercollegium, dem als Oberpräsident damals Stein vorgesetzt war; sein Gehalt betrug nur 400 Thlr. Der Kreis war sehr vernachlässigt; Vincke wirkte unablässig für die Einwohner. Einquartierung, Durchmärsche, Vorspann, die Geschäfte der Ersatzaushebung machten ihm viel Mühe und Sorge; mit Aufbietung aller seiner Kräfte suchte er seinen Bauern zu helfen, zahlte manchem Invaliden aus seiner Tasche den Gnadenthaler, unterzog sich den kleinlichsten Arbeiten. Alles strömte zu ihm, an einem Tage waren wol 80 Supplicanten bei ihm; im Winter ließ er für diese Plagegeister eine eigene Stube heizen. Bei seinen Beschäftigungen bei der Kammer kam er zuweilen mit Stein in Conflict, denn Beide waren etwas hitziger Natur; aber Stein schätzte ihn hoch und trug zu seiner Beförderung das Meiste bei. Damals schon hegte er den Plan der Errichtung eines Landarmenhauses für Westfalen, den er nachher so großartig ausgeführt hat. In allen Zweigen der Nationalökonomie suchte er sich durch eigene Anschauung heimisch zu machen, wurde dadurch mit Thaer bekannt und unternahm deshalb 1800 seine erste Reise nach England. Unterwegs lernte er in Hamburg den Professor Büsch und Klopstock kennen, und nach der Besichtigung Londons miethete er sich bei englischen Farmern auf längere Zeit ein und lernte so die englische Landwirthschaft aus dem Grunde kennen, dann auch die englischen Fabriken. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn die Bekanntschaft des englischen Adels, der Reichthum der Lords und daneben ihre Vaterlandsliebe, im Gegensatz gegen den deutschen Adel, der da glaube, der Staat könne nicht bestehen ohne seine eigene unbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen, ohne Druck und Dienstbarkeit der untern Classen, und die geringste Abänderung und Nachgiebigkeit müsse unfehlbar den Sturz des Gouvernements zur Folge haben; die Art wie die Menschen dort so ganz durch und aus sich selbst regiert werden, ohne daß der Staat sich im mindesten darum zu bekümmern und dafür etwas auszugeben habe, dünkt ihn etwas sehr Vorzügliches. Nach sieben Mo-

naten kehrte Vincke in seinen Berufskreis zurück. Unter seinen damaligen Freunden wurden später bekannt Borstell, der Held von Dennewitz, und Hiller von Gärtringen, der Held von der Katzbach.

Gern folgte er bald darauf einer Auffoderung der Regierung, zur Hebung der inländischen Schafwirthschaft Merinos in Spanien anzukaufen. Ueber Paris, wo er dem Ersten Consul vorgestellt wurde, ging die Reise über Bilbao nach Madrid. Das ungemein schwierige, viel Zeit, Mühe und Geld erfodernde Geschäft ist in der Lebensbeschreibung nach den Tagebüchern weitläufig erzählt und erhalten wir ein getreues Bild von der spanischen Schafzucht. Durch Unterstützung des Friedensfürsten gelang es Vincke, die Erlaubniß zur Ausfuhr von 1000 Schafen zu erhalten, durch List noch über 200 mehr glücklich nach Biscaya und weiter auf die Schiffe zu bringen. Das Geschäft brachte ihn in großes Ansehen. Er selbst benutzte seine endliche Freiheit zu einem Besuch einer Landesversammlung der Provinz Biscaya, dann zu einer Reise nach Asturien, Leon, Galicien, nach Oporto, Coimbra, Lissabon, Sevilla; dann, unterstützt durch Empfehlungsbriefe Alexander's von Humboldt, nach Cadix, Malaga, Granada, Alicante, Valencia, Barcelona, wo es besser als in allen spanischen Städten wegen der freien Verfassung aussah, sonst trat ihm überall die schlechte Regierung des Landes entgegen; sein Augenmerk war darauf gerichtet, sich über den Absatz westfälischer Leinwand zu belehren. Durch das südliche Frankreich und Neufchatel kehrte er heim auf seinen Posten.

Doch schon im Herbste 1803 wurde er zum Kammerpräsidenten für Ostfriesland in Aurich ernannt. In die neuen Verhältnisse arbeitete er sich mit seinem gewöhnlichen Eifer auf das schnellste ein und regte viele wichtige neue Einrichtungen an, sodaß er bald, so sehr er auch die Unterbeamten erst an rasche Arbeit gewöhnen mußte, allgemein beliebt wurde. Aber schon nach einem Jahre wurde er abberufen, um an Stelle Stein's, der Struensee's Nachfolger als Minister wurde, auf dessen und Blücher's, des damaligen Gouverneurs von Münster, besondere Verwendung das Kammerpräsidium von Münster und Hamm zu übernehmen. Zwar sträubte er sich gegen die übergroßen Geschäfte, die er nach seiner Bescheidenheit nicht bewältigen zu können glaubte, und die ostfriesischen Stände richteten eine Bittschrift an den König, daß man Vincke in Ostfriesland lassen möge; allein dem Wunsche wurde nicht gewillfahrt, und schleunigst, von dem allgemeinen Schmerz und den Ehrenbezeigungen Ostfrieslands begleitet, begab sich Vincke nach Münster. Ein seltenes Beispiel edler Uneigennützigkeit ist es, daß er in einer geheimen Eingabe bat, dem Kammerdirector von Rappard zu Hamm aus seinem Gehalte 500 Thlr. zuzufügen. Das münstersche Kammerdepartement umfaßte die altpreußischen Grafschaften Lingen und Tecklenburg und die Bisthümer Paderborn und Münster, das hammsche Kammerdepartement die Grafschaft Mark und den rechtsrheinischen Theil des Herzogthums Kleve, beide ein Areal von 200 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern. Das münstersche Departement war weit hinter der Zeit zurückgeblieben, namentlich das paderborner Land sehr vernachlässigt, ohne Industrie, ganz verarmt; besser sah es im Münsterlande aus, hier ein kräftiger Bauernstand, doch in den Städten keine Industrie. Vincke fand unendlich viel zu thun, er arbeitete aber wie bisher mit dem staunenswerthesten Fleiße und lernte sein Departement durch ausgedehnte Rundreisen aufs gründlichste kennen. Seinen Bemühungen aber, die Einwohner für den neuen Staat zu gewinnen, trat mit einem male die Mobilmachungsordre 1805 entgegen, die für diese bisher cantonfreien Länder die schrecklichste Last war und der man sich durch die Flucht ins Ausland entzog. Vincke traf sie um so härter, als er das Neutralitätssystem, wofür sie angeordnet war, in dem Coalitionskriege gegen Frankreich für höchst verderblich hielt. Doch mußte er sich fügen. Da erfolgte die Verletzung des preußischen Gebiets durch die Franzosen, gleich darauf der unglückliche Friede von Presburg, darauf die unglückliche Besetzung Hannovers durch Preußen und die Abtretung von Kleve und Wesel. Vincke war in Verzweiflung, aber Blücher tröstete ihn, daß die schnellen geheimen Rüstungen etwas zu bedeuten hätten, und — Preußen erklärte den Krieg, wovon Blücher selbst ihn benachrichtigte. Aber schon wenige Tage später war Alles verloren, die Franzosen zogen ein in Münster, die Stadt wurde im Namen des Königs von Holland in Besitz genommen, Vincke blieb Präsident der Kammern oder, wie sie jetzt hießen, Collèges administratives. Schnell folgte dem holländischen das französische Regiment; auch unter dem Gouverneur General Loison gelang es Vincke noch manche harte Bürde von seinem Kreise abzuwenden. Aber seine Stellung wurde bei den vielfachen heimlichen Denunciationen von Preußenfeinden immer schwieriger und unter dem despotischen Nachfolger Loison's, Generals Canuel, bei seiner Offenheit unmöglich; seine Dimission wurde angenommen am 27. März 1807. Er verließ Münster, eine Strecke Wegs von seinem treuen Freunde, dem Domdechanten Grafen Spiegel (dem nachherigen Erzbischof von Köln) begleitet, besuchte Stein auf seinem Gute Nassau, und als er einsam die Höhen des Westerwaldes überschritt, stieg der Gedanke in ihm auf, Englands Hülfe zur Befreiung seines Vaterlandes anzuregen.

Er besuchte Ostenwalde und Minden und begab sich dann nach Altona, wo er von der Luft der Freiheit angehaucht, mehre Promemorias an den König absandte, in denen er den Geist des westfälischen Volks und die Fehler des Generals Lecoq, die Mishandlungen der preußischen Kriegsgefangenen darlegte und seinen begeisterten Plan eines allgemeinen Aufstandes und einer Unterstützung von England durch eine Landung an der Weser entwickelte. Für diesen Plan wirkten auch schon Fürst Wittgenstein, der preußische Gesandte in Kurhessen, und Hauptmann von Dörnberg in London. Dorthin begab sich von Tönningen Vincke und trat mit dem russischen Gesandten Alopeus in Verbindung, fand aber in London viel Unentschiedenheit; doch hoffte er lange, legte

auch seinem Könige einen Erlaß vor an die ehemaligen preußischen Offiziere, der dieselben von dem neuen den Franzosen gegebenen Eide entband und die Gründe dafür offenlegte, bis er dann den Plan faßte, lieber nach Wien zu gehen und Oestreich zur Unterstützung aufzufodern. Da traf ihn die Nachricht des unglücklichen Friedens von Tilsit, und seine Mission war zu Ende. Erreicht hatte er wenigstens für sich etwas durch sein fortgesetztes Studium der englischen Landwirthschaft und besonders der Landesverfassung, eine Grundlage für das 1815 von Niebuhr herausgegebene Werk über die Verwaltung Englands. Seine Absicht, im Dienste seines Königs zu bleiben, billigte sein Vater; über Holland und die Heimat reiste er nach Hamburg, dann nach Stein's Auffoderung, unterwegs mit Blücher in Treptow, mit Niebuhr u. A. zusammentreffend, nach Memel, wo er viel mit dem Könige, dann mit Stein, auch Scharnhorst, Beyme, Gneisenau u. A. verkehrte. Ihm ward der Auftrag, eine Anleihe zur Erledigung der französischen Foderungen zu contrahiren, dann über die mögliche Veräußerung eines Theils der Domänen, die damals noch einen Reinwerth von 116 Millionen hatten, zu berichten. Ueber den Verkauf von 12 Millionen sollte er zunächst mit dem Kurfürsten von Hessen in Itzehoe unterhandeln. Doch war dies jetzt nicht möglich; Vincke begab sich daher über Hamburg in seine Heimat, von wo er im März 1808 zu Stein berufen wurde, denselben bei seinen großartigen Arbeiten zu unterstützen. Dies that er redlich; seine Arbeiten aus dieser Zeit athmen den Geist Englands; er dringt vor allem auf das Princip der Selbstregierung ohne Einmischung des Staats. Nach Stein's Abreise nach Königsberg hielt er sich auf dem Lande auf und arbeitete mehre wichtige Gutachten aus, besuchte den Harz und das Eichsfeld, dann im Herbste die westfälische Heimat, wo die schon früher angeknüpfte Bekanntschaft mit Fräulein von Syberg zu Busch in der Mark intimer wurde und er mit den preußischen Patrioten Plane verabredete, mit dem Lieutenant von Lützow, von Bornstedt, Maaßen, Natorp, Harkort u. A.

Nach seiner Rückkehr nach Berlin überraschte ihn die Nachricht von dem durch den aufgefangenen Brief an Wittgenstein nothwendig gewordenen zweiten Austritt Stein's aus dem preußischen Staatsdienst; Graf Dohna, Altenstein und Beyme bildeten das neue Ministerium. Auf der Weiterreise nach Königsberg traf er mit Stein zusammen, dem einige Tage darauf die Achtserklärung Napoleon's bekannt ward. Auf Dohna's Veranlassung wurde Vincke in Königsberg beschäftigt, besonders mit Finanzsachen, aber er vermißte überall Stein's kräftigen Geist. Seine Bemühungen, seine westfälischen Freunde herüberzuziehen, gelangen jedoch mit Maaßen, Borsche, Schmedding, Bassewitz, Natorp, Offelsmeyer u. A. Zur definitiven Anstellung wurde ihm das Oberpräsidium von Schlesien angeboten, aber er war nicht Freund dieser neuen Schöpfung der Oberpräsidien; endlich wurde er zum Präsidenten der kurmärkischen Kammer ernannt und seine Bedingungen, Verlegung der Regierung von Berlin nach Potsdam und Berücksichtigung seiner Vorschläge für Besetzung der Rathsstellen bei der Reorganisation dieses Collegiums, erfüllt. Bassewitz wurde zum ersten, Maaßen zum zweiten Director ernannt; überhaupt hatte Vincke ein sehr tüchtiges Collegium sich gebildet. Unter den bis dahin während seiner freien Dienstthätigkeit geschriebenen Arbeiten ist hervorzuheben ein ausführlicher hier zum ersten mal gedruckter Aufsatz: „Zwecke und Mittel der preußischen Staatsverwaltung, welche dieselbe verfolgen, deren sich dieselbe bedienen dürfte.“ Seine Grundansicht ist, daß es wohl möglich sei, daß an Bevölkerung und an Vermögen der Staat im Innern wiedergewinne, was er an äußerm Umfange verloren, und daß eine solche Concentration der Bevölkerung und des Capitals sogar vorzuziehen sei; aber dazu müsse überall sowol die physische Cultur des Landes und der Gewerbe als auch besonders die wichtigere und jene bedingende intellectuelle Cultur der Menschen befördert werden. Dazu sei die Organisation der innern Verwaltung nach dem Grundsatze einzurichten, daß die Controle der Beamten dem Volke übertragen werde; durch ihr eigenes Interesse würden die Menschen schon zur Theilnahme am Staate hingezogen werden, und Pessimisten würden finden, daß nicht blos der Charakter der Nation den Charakter der bürgerlichen Einrichtungen bestimme, sondern umgekehrt durch diesen auch jener gehoben würde. Der höchsten Zwecke des Staats wegen müsse die active Armee in Friedenszeiten nicht durch Conscription, nur durch freiwillige Anwerbung ergänzt werden; dagegen müsse die Wehrpflicht allgemein sein, aber sich nur auf die Landwehr beschränken und erst nach vollendeter technischer und wissenschaftlicher Ausbildung eintreten. Bei dieser Vermeidung des französischen Conscriptionswesens würde Preußen die Zuflucht vieler wohlhabenden Menschen werden. Im Abgabensystem müsse Einfachheit, Sicherheit, Wohlfeilheit gelten. Der Landbau sei zu fördern durch Aufhebung der Fesseln der freien Circulation, Einleitung einer allmäligen Dienstaufhebung, durch eine gesetzliche Bestimmung des Minimums der ländlichen Besitzungen, durch ein allgemeines jeden Eigenthümer verpflichtendes Culturgesetz, durch ein Vorschuß-Amortisations-Institut und Anderes, der Handel durch technischen Unterricht, Verbesserung der Communicationsmittel, der Unterricht durch planmäßige hierarchische Ordnung der verschiedenen Schulanstalten, Sorge für zweckmäßige, den Verstand weckende Methode, gute Lehrer, Hebung des geistlichen Standes, Ergänzung der untüchtigen Mitglieder. So werde von selbst der strenge Geist der Sittlichkeit lebendig werden und dem Egoismus, dem Feinde der Vaterlandsliebe, entgegenwirken. Dazu sei es auch nothwendig, daß die Regierung selbst eine öffentliche Meinung schaffe, sich vor keiner Publicität scheue, nur die Verleumdung, die Misgeburt der echten Publicität, solle vor dem Gesetz bestraft werden.

In einem andern Aufsatz über die Organisation der Unterbehörden für die Polizeiverwaltung dringt er auf ein den englischen Friedensgerichten ähnliches Institut,

eine Vereinigung nämlich der angesehensten Grundeigenthümer des Kreises zu einer Kreisvereinigung, welche sich alle Angelegenheiten der Polizeiordnung angelegen sein lasse; in einem dritten Aufsatz über die Organisation der Unterbehörden für die Finanzverwaltung foderte er zunächst eine größere Vereinfachung des Geschäftsgangs, dann aber auch eine Mitwirkung der Grundbesitzer bei der Veranschlagung der Steuern des Kreises; in einem Aufsatz von der Militärverwaltung will er das Cantonwesen in die Hände eines angesehenen Gutsbesitzers als Ehrensache gelegt wissen, die Invalidenversorgung den Provinzen überlassen. In dem Aufsatz über Communalverwaltung spricht er sich entschieden gegen das bisherige Bevormundungssystem aus und verlangt Wahl der Magistrate durch die Repräsentanten der Bürgerschaft. In einem andern Aufsatz über die collegialische Form der Finanz- und Polizeiverwaltung und ihre Verbesserung redet er der preußischen collegialischen Form das Wort gegenüber der französischen Präfecturverfassung, die zu leicht groben Misbräuchen ausgesetzt sei; aber er verlangt für die Collegien die genaueste Geschäftsinstruction; gegen die großen Städte als Sitze der Landescollegien ist er sehr eingenommen. Weiterhin verlangt er eine größere Strenge bei der Wahl der Beamten und weniger Nachsicht bei untauglichen Subjecten, aber ein humanes Pensionsreglement. Auch setzte er Statuten eines Civilverdienstordens im preußischen Staate auf, die nachher zum Theil Beachtung gefunden haben. In einem Berichte an Stein ließ er sich nochmals ausführlich über die Nachtheile des französischen Conscriptionswesens aus. Viel beschäftigte ihn das Staatsschuldenwesen. Die ersten Schulden hatte der preußische Staat 1793 contrahirt, sie betrugen mit den rückständigen Zinsen 1809 höchstens 25 Millionen Thaler; für die Hebung des Credits und die Tilgung der Schulden, namentlich durch Luxussteuern, machte Vincke treffliche Vorschläge, die zum Theil adoptirt wurden und noch in größerm Umfange wären adoptirt worden, wenn Stein am Ruder geblieben wäre, der ihnen seine Zustimmung gab. Bei allen seinen Arbeiten aber ist der große Einfluß der unmittelbaren Anschauung der Verhältnisse Englands merkbar.

Die politischen Verhältnisse, die Ueberzeugung, daß nach dem unglücklichen Ausgange des östreichischen Kriegs Preußen noch mehr werde gedemüthigt werden, seine Gesundheitsumstände und das Verlangen der Familie des Fräuleins von Syberg, mit dem sich Vincke verlobt hatte, daß er in ihre Nähe nach Westfalen komme, der Unmuth auch, daß in den obern Regionen sich noch immer keine Energie zeigte, bewogen Vincke bald um seine gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienste einzukommen. Doch war er in der letzten Zeit noch sehr thätig, und in einem hier abgedruckten Aufsatz sprach er sich gegen die totale Aufhebung der Zünfte aus, das Nachtheilige derselben und das Zweckmäßige der Zunfteinrichtung unter gewissen gebotenen Modificationen mit klaren Gründen darstellend, welche die spätere Zeit vollständig bestätigt hat; auch legte er in einem langen Promemoria seine Bedenken gegen die Verordnung vom 9. Januar 1810 wegen Zusammenziehung bäuerlicher Grundstücke oder Umwandelung derselben in Vorwerksland dar. Die festliche Heimkehr des Königs am 12. December erhob ihn zu neuen Hoffnungen, seine Verdienste fanden durch Verleihung der neu gestifteten dritten Classe des Rothen Adlerordens Anerkennung; dennoch sah er in der Politik keine Aenderung, beharrte bei seinem Entschluß, und zum allgemeinen Schmerze seiner Collegen und Untergebenen schied er am 1. April 1810 aus seiner Stellung.

Er kehrte nach Westfalen heim und vermählte sich am 20. Mai mit Fräulein Eleonore von Syberg, einzigen Tochter des Freiherrn von Syberg zu Busch; die Ehe war eine sehr glückliche. Nach einer Reise in der Schweiz, zum Theil mit Leopold von Buch, bezog Vincke das seiner Frau zugehörige Gut Ickern bei Dortmund und fing an mit allem Eifer sich um die landwirthschaftliche Cultur verdient zu machen, vergrößerte dasselbe auch durch die auf seinen Vorschlag vorgenommene Theilung der nutzlosen Gemeindetriften, hatte wegen der neuen Grundsteuer und wegen der geschmälerten Abgaben der Gutszugehörigen viel zu thun, zumal bei der Krankheit des Vaters ihm auch die Verwaltung der väterlichen Güter zufiel, stiftete eine ökonomische Lesegesellschaft, die zugleich einen politischen Charakter hatte. Am 15. Mai 1811 wurde ihm sein erster Sohn Georg geboren. Es war im Frühjahr 1812, als Vincke auf Befehl des commandirenden Generals im Großherzogthum Berg, Grafen Lammarois, verhaftet und seine Papiere versiegelt wurden; der Offizier von Huytermann, der ihn verhaftete, ließ ihm aber Zeit, seine Wirthschaftspapiere auszusondern, und Vincke hatte dadurch Gelegenheit, Alles was ihn compromittiren konnte, zu vernichten, wofür er stets dem noch gegenwärtig in Herford lebenden Offizier dankbar blieb. Seine Papiere wiesen nichts aus, doch wurde ihm bedeutet, er müsse jenseit des Rhein wohnen, weil er Nachfolger Stein's gewesen; er zog zu seinem Bruder nach Flamersheim in der Eifel. Nach drei Monaten infolge des Waffenstillstandes erhielt er seine Freiheit wieder; Mitglied des Tugendbundes war Vincke nicht gewesen, nicht deshalb also, sondern nur infolge ungegründeter Denunciationen war er verhaftet. Seiner Befreiung folgte bald die der Provinz. Der Major von Arnim rückte mit pommerschen Husaren in Hamm ein und ließ Vincke eiligst zu sich entbieten. In seinem Namen verfaßte Vincke Proclamationen wegen Sistirung der von Frankreich ausgeschriebenen Lieferungen und Anmeldung der Freiwilligen. Sein Freund, Generallieutenant Borstell, ließ ihn zu sich nach Lippstadt, dann Bülow nach Bielefeld kommen, der ihm eine Vollmacht als einstweiliger Generalcommissarius der westfälischen Provinzen übergab, die von dem Staatskanzler Graf Hardenberg bald darauf bestätigt wurde. Als Generalgouverneur wurde ihm General von Heister beigegeben.

Wegen der früher nicht preußischen, aber fremdherrlich gewesenen Enclaven war Vincke zweifelhaft, ob sie zu seinem oder zu Stein's Territorium gehören sollten.

wie z. B. Dortmund, Rheda, Limburg. Da im letztern Falle sein Bezirk zu sehr unterbrochen und seine Thätigkeit gehemmt wurde, so wurden sie größtentheils zu Vincke's Bezirk geschlagen. Es wurden nun provisorische Regierungscommissionen eingerichtet, mit enormer Thätigkeit ordnete Vincke die Justiz, das Abgabenwesen, das Kassenwesen provisorisch und sorgte ausnehmend für das Bülow'sche Corps, welches sich längere Zeit in Westfalen aufhielt, so gern er auch die Kriegslasten zu erleichtern bemüht war; endlich hatte er die Bewaffnung zu besorgen, auch den Landsturm überall organisirt. Als die ruhigere Besinnung zurückkehrte, ließ er um so mehr sich angelegen sein, übertriebene Anstrengungen von seinen Untergebenen abzuwenden, beschwerte sich besonders über die Kosacken und Schweden und wußte eine befohlene Kriegssteuer rückgängig zu machen. Seine Befürchtungen, daß allen den großen Anstrengungen des Volks die Diplomatie durch einen unrühmlichen Waffenstillstand einen Querstrich machen werde, wurden durch den Einzug in Paris und Napoleon's Entthronung gehoben. In dem heimkehrenden Helden Blücher bewillkommnete er den alten Freund. Dann ging es an eine Bereisung der Provinz, auch Ostfrieslands, dem schon damals die Trennung von Preußen, die Niemand schmerzlicher empfand als Vincke, drohte; Vincke erließ daher schon 1814 einen Bericht, der die großen Nachtheile einer solchen Trennung auseinandersetzte. Aus seinen Arbeiten schreckte ihn die Nachricht von Napoleon's Rückkehr und Einzug in Paris. Von neuem begann das Waffengetümmel; Vincke suchte das fast erschöpfte Westfalen zu schonen und gerieth darüber mit seinem edeln Freunde Gneisenau in einen kurzen Conflict. Aber das mögliche leistete gern sein Patriotismus, er stellte selbst, um schnell zu helfen, Offiziere an und erließ auf seine Hand ein strenges Mandat gegen einen Theil der Grafschaft Lingen, wo fast alle Wehrfähigen über die Grenzen gezogen waren, indem er die Wohnungen der Ausreißer niederzureißen gebot. Er gerieth darüber mit dem General Heister in einen Streit, der gegen ihn entschieden wurde; der Schreckschuß hatte aber geholfen.

Sehr lebhaft beschäftigte Vincke die Angelegenheit der mediatisirten Fürsten Westfalens, deren Bestrebungen zur Wiedererlangung ihrer verlorenen Rechte er des Gesammtwohls wegen eifrigst entgegentrat und deshalb an den Staatskanzler schrieb, wenn sie durchdrängen, könne er seinen Posten nicht mehr verwalten und bitte um seine Entlassung, bis ihn Hardenberg deshalb beruhigte und mit Auflösung der bisherigen Gouvernements der König ihn zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen und zum Chefpräsidenten der Regierung zu Münster am 25. Mai 1815 ernannte. Doch fand die Organisation noch nicht gleich statt, da die politischen Verhältnisse noch drohender Natur waren, bis der zweite Einzug in Paris erfolgt war. Nun fing er zunächst an für die verwundeten Krieger in großem Maßstabe zu sorgen und arbeitete wieder eifrig für die Erhaltung Ostfrieslands, aber am Schluß des Jahres war die Sache entschieden, und mit Wehmuth nahm er von seinen treuen Ostfriesen Abschied. Das grämte ihn sehr, ebenso auch die verleumderischen Anklagen einzelner Mediatisirten, die in ihren unsinnigen Versuchen, die ausgeschriebene Steuer für sich in Empfang zu nehmen und jeder Steuerentrichtung sich zu entziehen, von ihm gehemmt wurden; er vertheidigte sich gegen den König glänzend, ließ es sich aber endlich auch auf einen Brief von Stein gefallen, daß einzelne Rechte jenen verblieben. Mit Manchem war er nicht zufrieden, doch gedachte er erst noch die Organisation zu vollenden, dann aber sich zurückzuziehen und als Landstand einen unabhängigen Wirkungskreis zu finden; denn er war überzeugt, daß dem preußischen Volke als Lohn für so viele Opfer eine ordentliche Verfassung werde zutheil werden. Am 18. October nahm er die Huldigung vor, entwarf Plane über die Synodalverfassung, Gemeindewaldungen u. s. w. und ließ einen Aufsatz über den Bau von Kunststraßen durch Privatvereinigungen drucken, der das Beispiel der Engländer in Actiengesellschaften empfahl und in Preußen den ersten Anstoß zu dem Associationsgeist für öffentliche Bauten gab, welcher in unsern Tagen so Großes leistet. Seine dringenden Vorstellungen, das Oberpräsidium und das Regierungspräsidium nicht in einer oder wenigstens nicht in seiner Person zu vereinigen, fanden kein Gehör. Als neuer Oberpräsident suchte er nun die Uebergabe des Herzogthums Westfalen, welche von der hessischen Regierung noch verzögert wurde, um das Land noch recht durch Domänenverkäufe auszubeuten, zu beschleunigen und reiste deshalb zu dem preußischen Bundestagsgesandten Wilhelm von Humboldt nach Frankfurt; Beide betrieben die Sache eifrig und am 15. Juli 1816 konnte Vincke für den König die Huldigung in Arnsberg empfangen. Dann setzte er die drei Regierungen seiner Provinz in Münster, Minden und Arnsberg ein.

So bietet bis dahin sein Leben ein Bild der aufopferndsten Liebe für König und Vaterland, der rastlosesten Thätigkeit, des sichersten praktischen Blicks, der zähesten Ausdauer, des männlichen Muths, der wohlthuendsten Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit; ein so schönes Charakterbild, wie es uns selten begegnet.

Dem mit dem Bildniß Vincke's geschmückten Buche sind die Handschriften von Vincke, Stein, Blücher, Gneisenau, Hardenberg, Fürst Wittgenstein, Wilhelm von Humboldt, Alexander von Humboldt, Thaer beigegeben. Der Ertrag ist zum Besten einer der großartigen Vincke'schen Wohlthätigkeitsanstalten bestimmt. 9.

Aus Lenau's Leben.

Die Lenau-Literatur hat in jüngster Zeit durch ein Heft Beiträge

Zu Lenau's Biographie von Ludwig August Frankl. Wien, Keck und Pierer. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

einen Zuwachs erhalten, der für die Bücher von Karl Mayer und Emma Niendorf*) zugleich eine dankenswerthe Ergänzung bildet. Diese Skizzen des bekannten Wiener

*) Vgl. hierüber Nr. 2 d. Bl. D. Red.

Poeten werden bei den gebildeten Freunden unserer Literatur um so mehr eine beifällige Aufnahme finden, als sie dem Leser in gedrungener Kürze, ohne Beiwerk und doch in festen Umrissen die Gestalt des unglücklichen Dichters vor die Seele führen. Frankl gibt nur biographische Fragmente; er spiegelt nicht das innere Leben und Drängen Lenau's in dessen eigenen Briefen ab, er hatte nicht ein sorgfältig geführtes Tagebuch zur Hand, das dem Dichter im täglichen Umgang auf Schritt und Tritt folgte, und ist schon deshalb lückenhaft, weniger vollständig als die Verfasserin von „Lenau in Schwaben"; allein seine Darstellung hat in dem beschränktern Kreise, den der Autor freiwillig innegehalten, vor den Mittheilungen der schwäbischen Freunde den schätzbaren Vorzug voraus, daß sie bei Vermeidung aller Excurse immer ganz unmittelbar bei der Persönlichkeit Lenau's verweilt und an den Biographen nicht öfter erinnert, als dies durch den Stoff unabweisbar nothwendig war. Dadurch gewinnen die Beiträge Frankl's eine concentrirte, prägnante und doch anspruchslose Haltung, die dem Gesammteindruck der kleinen Schrift sehr förderlich ist. Der Schauplatz, auf dem uns Lenau vorgeführt wird, ist meist Wien und dessen Umgebung. Auch in der Kaiserstadt wie in Schwaben scharte sich ein Freundeskreis um den Dichtergenossen Anastasius Grün's. Wenn im Silbernen Kaffeehaus, dem literarischen Sammelpunkte Wiens, nicht so enthusiastische und dauernde Freundschaftsverhältnisse wie in Stuttgart und Weinsberg angeknüpft worden zu sein scheinen, so mag die Schuld nicht an einem geringern Grade der Verehrung gelegen haben, die der Dichter auch in Oestreich bald sich erwarb und stets behauptete, ja vielleicht wird der Unterschied, den der Leser hinsichtlich des innigen, hingebenden Gedankenaustausches zwischen den wiener und schwäbischen Freundschaftsverhältnissen etwa zu finden glaubt, lediglich dadurch erklärt, daß Mayer und die Niendorf selbst enthusiastischer schreiben, während Frankl's Schilderung immer gemessen und männlich bleibt und diese Färbung auch auf seinen Stoff sich überträgt.

Der Zug zum Wahnsinn zeigte sich bei Lenau schon in den dreißiger Jahren: nach Frankl's Bericht konnte der Dichter der „Traumgewalten" allen Ernstes ungeachtet oft sehr heiterer Laune sein und dann war er gesprächig, dann erzählte er allerhand lustige Geschichten. Eigenthümlich aber war es, daß nicht selten der Wahnsinn in seinen Historien eine Rolle spielte oder doch das Barocke, das wie Wahnsinn auszusehen pflegt. Als Lenau eines Tags mit dem Arzte Dr. Görgen aus dem Silbernen Kaffeehause nach dem Kahlenberge bei Wien einen Ausflug unternahm, hielt dieser vor seiner Irrenanstalt in Döbling, wo Lenau später endete, an, um einige Anordnungen zu treffen, und bat den Freund einzutreten. „Nein, nein!" sagte Lenau lachend, aber nicht ohne Aengstlichkeit, „ich warte im Wagen. Da sind die Narren drin; das ist gefährlich, man könnte selbst ein solcher Narr werden." Ein anderes mal stürzte die Magd, die den Dichter zu bedienen hatte, plötzlich ins Zimmer seiner Schwester und schrie: „Jesus Maria! Der Herr von Niembsch ist ein Narr geworden." Als man erschrocken zu ihm eilte, äußerte er lachend: „Ich habe die nur durch Gesichterschneiden und Augenrollen erschrecken wollen." Niembsch begleitete im Gespräch seine Worte überhaupt oft mit absonderlichem Auf- und Zusammenziehen der Brauen und mit rollenden Augen, was man so im gewöhnlichen Leben „Gesichterschneiden" nennen würde; doch reizte diese seltsame Weise, wie Frankl versichert, bei ihm nie zum Lachen. Mit Vergnügen erzählte Lenau auch, wie er einmal im Eilwagen zwei Damen, die ihm sehr langweilig waren, durch simulirten Irrsinn während einer langen Fahrt mystificirte und sich ihr Gespräch fernhielt. Der Gedanke, wahnsinnig zu werden, trat ihm oft nahe, im Leben wie in seinen Liedern. Frankl verweist bei dieser Erscheinung auf die Erfahrung eines berühmten französischen Irrenarztes, welcher bei Geisteskranken, die mit vorragender Phantasie begabt waren, es oft bestätigt fand, daß sie lange vor ihrer geistigen Zerrüttung mit dem Wahnsinn gespielt haben, sodaß später nur constant wurde, was früher als wunderlicher Humor flüchtig auftauchte.

In seinen Urtheilen über Zustände der Kunst und über literarische Notabilitäten — Frankl theilt eine lange Reihe seiner Aussprüche mit — war Lenau immer piquant und originell, oft auch treffend, aber dabei launenhaft, von der jeweiligen Stimmung abhängig und ebendeshalb voll Widerspruch. Dessen, was man in unserer Gesellschaft Geselligkeit nennt, war er kein Freund; deshalb suchte er die Gesellschaft nicht, sondern mied sie. Ueber Frauen sprach der intensiv-feurige, phantasievolle Dichter nur selten, und wenn er es that, war sein Ausdruck, so kühn und sinnlich oft in seinen Poesien, ein stets keuscher im Leben. Als ein junger Mann, mit dem er herzlich befreundet war und der ihm seine Lieder an eine Dame vorgelesen hatte, ihm diese letztere auf einem Balle zeigte, äußerte er streng: „Auch das ist schon Indiscretion." Ueber ein in Wien angesponnenes Liebesverhältniß, das augenfällig auf Lenau tiefe Wirkung übte, hat schon Emma Niendorf den Schleier halb gelüftet: Frankl bestätigt, daß eine „anmuthige, klare, poetisch anempfindende, durch natürliche, nicht angelernte Bildung bevorzugte Frau" Fesseln um das Herz des Dichters schlang, und zwar lebte die Liebe sich nicht sieghaft plötzlich, sondern langsam und um so sicherer in sein sehnsuchtsvolles Gemüth ein. Kampf und Schmerz waren ihre Genossen, denn das Weib seiner Seele war die Frau seines Freundes, der ihn hochachtete, der ihn als Gastfreund ehrte. Wie gewaltig aber diese verhängnißvolle Leidenschaft ihn bedrängte, klingt aus den schwermüthig klagenden Versen heraus:

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert Beiden
Im Herzen uns den Tod.

— — — — —

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Von dieser Liebe, die den unglücklichen Dichter am andauerndsten beherrschte, glaubt auch Frankl, sie habe seine geistige Katastrophe mit befördern helfen. Nach seiner Verlobung kam Lenau, um sich dort ansässig zu machen, nach Wien; unser Biograph sah ihn damals mit Bangen in der ausgelassensten Heiterkeit. An dem sonst so ernsthaften Mann erschien die Stimmung als eine überreizte; während er Gesellschaft bei sich sah, warf er sich angekleidet aufs Bett und klagte, er erwache jeden Morgen aus halbem Schlafe, der mit den wahnsinnigsten Träumen angefüllt sei, in Schweiß gebadet. Es sei etwas in dem Organismus, das heraus wolle, die Poren seien aber zu klein für die Krankheit. „Du kennst", sagte Lenau ein ander mal zu Frankl, „die Geschichte von Phaëton und den durchgehenden Sonnenrossen. Wir Dichter sind alle so phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können."

Auch Frankl zeichnet, wie seine Vorgänger, ergreifende Scenen aus dem Irrenhaus, rührende Bilder vom stillen Friedhof des Dorfes Weidling; wir folgen ihm nicht dorthin. Ebenso beschränken wir uns auf die bloße Erwähnung, daß unser Biograph seinem Schriftchen eine „phrenologische Anschauung" des Grafen Franz Thun, dem er auf seine Bitte einen Schädelabguß Lenau's für seine phrenologische Sammlung gesendet, und den ärztlichen Sectionsbericht als Beilagen angefügt hat. Dagegen kehren wir noch ein mal zu der geheimen Gedankenwerkstatt des Dichters zurück und sehen, wie mächtig auf ihn, den Dichter des Zweifels, ein Natureindruck, ein Weihnachtsbild einwirken konnte. Die wiener Freunde waren wenig zufrieden gewesen mit der mystischen Richtung, die sie Lenau in seinem „Savonarola" einschlagen sahen. In guter Stunde fragte ihn Frankl einmal, wie er nur von der in alle Welt ausgegossenen Gottheit zu der geoffenbarten hinübergedrängt worden sei. Lenau erklärte dies Phänomen durch ein Erlebniß: er ritt einmal über die schneebedeckte Haide und fühlte sich mit seinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam ihm lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken dem Alles starr machenden Winteroceane Trotz bieten zu wollen. Im Walde dahin reitend sah er plötzlich einen Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige spielen; aus dem Fenster eines Jägerhauses leuchtete es lustig heraus. Durch die Scheiben sah Lenau den brennenden Weinachtsbaum, glückliche Kinder, Aeltern, warm und selig bewegt. Es war eine andere Stimmung über ihn gekommen. Er sagt:

Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei und daß die Creatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntniß für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam. Eine heitere, selige Stimmung ergoß sich wie die Wellen eines warmen Bades um meine erstarrte Seele und — so bin ich Christ geworden!

Das schmerzliche Räthsel von Lenau's Untergang hat Frankl so vollständig, als dies nur möglich ist, aus den Lebensverhältnissen des Dichters zu lösen versucht. Im Jahre 1845 machte er eine Reise durch Deutschland; in Stuttgart angelangt, war es seine erste Sorge, sich bei der Familie Reinbeck nähere Auskunft über den Kranken zu verschaffen: er überzeugte sich, daß nächst dem Liebesschmerz der wiener Erinnerungen Sorgen um die zukünftige häusliche Existenz schlimme Erschütterungen in Lenau's ohnehin erregtes Geistesleben getragen hatten. Als der Dichter sich verlobte, waltete eine durch nichts verschuldete unwillkürliche Täuschung ob; er hielt seine Braut für reich. Der Irrthum klärte sich auf und seitdem ergriff ihn quälende Unruhe: seine Braut aufzugeben, verboten ihm Neigung und Ehre, und von seinem Vermögen, über dessen Bestand er sich überdies geirrt hatte, konnte er bei seiner Art zu leben kaum allein existiren. Seine Aufregung über diesen Punkt steigerte sich fast bis zur Wuth, es rührte ihn der Schlag. Kaum war er genesen, da trafen vorwurfsvolle Briefe aus Wien ein, das Verhängniß des Dichters kam zum raschen Ausbruch. Gewiß waren es die letzterwähnten Momente nicht allein, sagt Frankl, die ein so trauriges Geschick des Dichters bedingten, wenn auch herbeiführten. Sie sind nur als die nächsten Ursachen eines vielleicht durch die Leidenschaftlichkeit des Vaters, die sich selbst aufreibt, durch die phantasievolle Mutter Angezeugten und Empfangenen erkennbar. Ein cholerisch-melancholisches Temperament ließ in Lenau schon den Knaben die Einsamkeit lieben. Seine Spiele verrathen eine ernste, glühende Einbildungskraft, sie beziehen sich auf frommreligiöse Anschauung, auf kirchliches Gepränge.

Jene Triebe in der physischen Sphäre werden wach, denen Knaben verderblich zu huldigen pflegen. Der Verlust einer leidenschaftlich geliebten Mutter, an deren langjährigem Krankenbette der edle Sohn als Wärter lebt, bringt in sein ernstes Gemüth nur eine tiefere Stimmung. Der rege Geist, der ruhelos Befriedigung sucht, schweift von einer Wissenschaft zur andern. Nirgends scheint sich ihm das Räthsel zu lösen. Er beginnt starke, melodisch geformte Fragen an das Leben, an die leblose Natur, die er vor allem liebt, vor der ihm aber doch graut, so oft er sich in sie versenkt, zu richten. Er schreibt Gedichte. Die Alte Welt widert ihn an, er geht zu Schiffe, der trostlos grenzenlose Ocean stimmt sein Herz erhabener, aber auch einsamer. Sein Ideal ist in der Neuen Welt, ist — diesseits nicht zu finden. Einsame Ritte durch den Urwald ziehen ihm langandauernde, heftig quälende Erkältungen zu, die schwanke See den Skorbut. Sein Unterleibssystem wird krankhaft. Das Verkehren der natürlichen Ordnung, welche die Nacht dem Schlafe, den Tag der Arbeit und Bewegung widmet, unausgesetztes Forschen mehr mit der Phantasie als dem klaren Verstande, erhöhen die vorhandene krankhafte Stimmung. Vorliebe für würzhafte Speisen, für feurigen Wein, für starken Kaffee und narkotischen Taback vermindern sie nicht. Trotz glänzender Erfolge bleibt ein ungemessener Ehrgeiz, trotz großer Anerkennung eine noch größere Selbstschätzung unbefriedigt. Die Phantasie des Dichters versenkt sich in die Bücher der Gnostiker. Die mystische Weltanschauung bemächtigt sich seiner; dabei eine Vorliebe für das sagenhaft Wilde, das schauer-

lich Blutige, ein kühnes Spielen mit dem Dämonischen. All Diesem ist durch keine praktische Thätigkeit, durch keine materielle Lebensarbeit ein Gegengewicht geboten. Diese intensiv-feurige Seele, in welcher die geistigen Anlagen die Kraft des Willens und des Urtheils beherrschen, hat früh einmal die Liebe überkommen; ein bitteres Erlebniß klingt in hundert melancholischen Liedern durch. Als ihn das allmächtige Gefühl wieder ergreift, bringt es seinen Geist in Kämpfe neuer Art. Sehnsucht und Vorwurf ringen gleich stark in ihm. Er sucht frei zu werden, es hat ihn langsam, aber mit um so sicherern Banden angeschmiedet. Er fängt an, unter fortgesetzter geistig aufregendster Arbeit über das abnehmende Leben, über den Verlust der Jugend zu klagen; er bemerkt erlöschende physische Kraft, eine geistig gedämpfte dürfte dem Kenner Lenau'scher Werke in den letzten Scenen des „Don Juan" entgegendämmern. Er hält das Glück eines eigenen Herdes, einer beglückenden Häuslichkeit für „verpaßt", Sorge um die Zukunft ergreift ihn. Doch verlobt er sich mit einer vermeintlich reichen Braut. Der Wunsch, sich in der Nähe Wiens ansässig zu machen, die Absicht, noch manche Geschäfte zu ordnen, führen ihn nach dahin. Wenn alle Freunde den letzten Schritt des Freundes nur bedenklich finden, ein weibliches Herz ist durch ihn zertreten — das stirbt nicht ohne schmerzlichsten Aufschrei. Er reist ab, ein Unfall auf der Donau setzt ihn stundenlang nächtlicher Kälte und Nässe aus und macht den reizbaren Organismus nur noch empfindlicher. Die angedeutete Enttäuschung tritt ein, die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten hat. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Bluts bringt einen Nervenschlag, er legt die kalte Todeshand — vorerst nur mahnend — an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Creatur und —

Lenau wurde wahnsinnig. Wenn ein Lichtschein in die ewige Finsterniß des Wahnsinns hineinleuchten kann, hat unsers Biographen menschenkundige Analyse die Nacht des geistigen Todes zur Dämmerung gewandelt, und wenn nicht eine Einsicht, so doch eine Ahnung davon vermittelt, wie Lenau lange Jahre vor seinem Tode sterben und das bejammernswerthe Bild einer geistigen Leiche geben konnte, deren körperliche Hülle im langsamen Zerstörungsproceß sich auflöst.

Theodor Fasoldt.

Ich gestatte mir einen kleinen Nachtrag zu den obigen Mittheilungen über Lenau zu liefern. Die Lenau-Literatur ist, wie es scheint, an der Tagesordnung; Kompert, J. G. Seidl, Auerbach haben, was sie von Lenau wußten, in Journalen niedergelegt, und rasch hintereinander sind drei biographische Schriften über Lenau gefolgt, von denen zwar keine dem Begriffe einer wirklichen Biographie entspricht, die aber jede in ihrer Art dankenswerthes Material zu einer künftigen enthalten, und unter denen die Frankl'sche Schrift wol das Verdienst größerer Objectivität, psychologischer Motivirung und Wahrheit hat. So will denn auch ich mit einigen kleinen Beiträgen nicht zurückhalten.

Bei zwei besondern Anlässen wechselte ich Briefe mit Lenau. Der erste der seinigen ist Wien, 1. November 1839, der zweite, zugleich der letzte, den ich von ihm erhielt, Wien, 13. März 1840 datirt. Der erstere enthält folgendes ohne Zweifel charakteristische Geständniß:

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht. Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mitunterläuft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichts beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

In demselben Briefe heißt es mit Bezug auf seine „Albigenser":

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte „Die Albigenser" — contra pontificem, wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Dann heißt es noch in diesem Briefe:

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigern Verhältniß zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt.

Daß sich ein Dichter von dem Geiste und dem Ringen nach Selbständigkeit wie Lenau noch gegen solche alberne Gerüchte verwahren mußte!

Wie der erste Brief auf seine eigenen Producte, so bezieht sich der zweite auf eine frühere dramatische Arbeit oder dramatischen „Versuch" von mir. Der Inhalt gehört nicht hierher. Nur das will ich erwähnen, daß beide Briefe das Gepräge einer Liebenswürdigkeit tragen, die ihm auch im persönlichen Verkehr eigenthümlich war und ihm so viele Freunde erwarb — vielleicht zu viele und vielleicht zu enthusiastische Freunde.

Auf diesen Punkt möchte ich noch zu sprechen kommen. Jeder Dichter braucht Aufmunterung, und zwar im rechten Augenblick und zur rechten Zeit, ehe die idealistische Anschauung, deren er bedarf, um sich frisch zu erhalten, durch die fortdauernden und im Laufe der Jahre stets zunehmenden Conflicte mit der Welt, wie sie ist, zugrunde gerichtet worden. Es ist ein Todtschlag des Talents, bald ein absichtlicher, bald ein unabsichtlicher, wenn man es in dem Augenblick im Stiche läßt, wo es sich zu seiner Blüte entfalten will. In seiner Entwickelung gestört, durch erfolglose qualvolle Anstrengungen gelähmt, wird es dann später, selbst unter zufällig günstiger gewordenen Umständen nicht mehr da an sich selbst anknüpfen können, wo man seinen Entwickelungsproceß störte und unterbrach. Alles erscheint ihm nichtig, vielleicht es sich selbst am meisten. Aber etwas Anderes ist es, ein Talent aufmuntern, fördern und unterstützen, und ein Anderes, es narkotisch durch den verführerischen Duft fortgesetzter Weihrauchsopfer betäuben und ihm eine Meinung von sich einflößen, die über sein Maß

hinausgeht. Dies war Lenau's Fall. Sein Talent war ein außerordentliches, aber kein unbeschränktes, es war sogar ein sehr gebundenes und gefesseltes, es war mit den Ketten und Handschellen einer in sich hineingrübelnden Subjectivität behaftet, wie sie so markirt sich in wenigen Dichtern gezeigt hat. Er beschaute nicht sich im Spiegel der Welt, sondern die Welt im Spiegel seines Ich. Welch ein Abstand von Goethe, bei dem gerade das Gegentheil stattfand! Dies mußten Lenau's Freunde, hatten sie anders ein Urtheil, einsehen, und waren sie redlich, ihn wissen lassen. Statt dessen zogen sie in ihm die Meinung groß, daß er ein überragender Geist und zu dem Höchsten berufen sei. Seine schwäbischen Freunde „vergötterten" ihn, wie Emma von Niendorf, sich selbst mit einschließend, offen gesteht. Statt bei dem einfachen, aus dem tiefsten Innern quellenden Liede und bei der Natursymbolik zu bleiben — Gattungen, worin Lenau unvergleichlich dasteht — begann er mit den höchsten Aufgaben, mit faustischen Problemen zu ringen, und er, der ganz Subjectivität war, machte sich an die Bewältigung dieser Riesenvorwürfe in bald epischer, bald episch-dramatischer Form, gegen die sich seine ganze Anschauung und poetische Organisation widerstrebend verhielt. Dieses Ringen war qualvoll und machte die hellersehenden seiner Verehrer schon damals bedenklich. Außerdem besaß Lenau eine entschiedene Anlage zum Hochmuth. Frankl selbst sagt rund heraus: „Lenau war hochmüthig." Es war kein Hochmuth der gewöhnlichen Art, der sich aus dem Besitze gewisser Fertigkeiten entwickelt, aus einer schädlichen Täuschung, welche eine gewisse durch Nachahmung und Nachbildung erworbene Virtuosität für ursprünglich poetische Begabung und einen Vorrath angeeigneter Ideen für Originaleigenthum ansieht. An Eigenthümlichkeit und Originalität der Ideen fehlte es Lenau ja keineswegs, wenn sie auch allerdings mehr traumhafter und nebelhafter Art waren. Lenau begründete ferner keine Ansprüche auf gewisse persönliche, mehr äußerliche Vorzüge, deren er doch in so hervorstechendem Grade besaß, daß er in gleicher Weise Männer nnd Frauen (was immer eine Seltenheit ist) an sich bannte. Er begehrte auch nicht in der „Societät" zu glänzen, in der er doch als Edelmann, als liebenswürdige Persönlichkeit, als berühmter Dichter eine hervortretende Rolle zu spielen erwarten durfte. Im Gegentheil, er mied die Gesellschaften, namentlich die aristokratischen Salons und wich allen förmlichen Einladungen möglichst aus (wie er denn auch über diese Art Geselligkeit sehr herbe Urtheile fällte). Es kam ihm also nicht darauf an, seine Persönlichkeit zur Schau zu stellen, er suchte die Gelegenheiten, Huldigungen, die seiner Person galten, einzunehmen, nicht auf, er ging ihnen vielmehr aus dem Wege. Sein Hochmuth war von jener Art, die dem theologischen verwandt ist. Ohne Ueberhebung im persönlichen Verkehr, sah er verächtlich auf Diejenigen herab, die andern Sinnes waren als er; duldsam und liebenswürdig gegen Jedermann, war er unduldsam, herb und schroff in der Beurtheilung Derer, deren Anschauungen mit den seinigen nicht übereinstimmten, die anders dachten, glaubten und fühlten als er. Empfindlich gegen das geringste Zuglüftchen von Tadel, übte er selbst — wie Frankl erzählt — eine schonungslose Kritik gegen alle Naturen, die ihm in irgend einer oder der andern Weise übergeordnet waren. Diese geistige Hochfahrenheit, der man nicht zu rechter Zeit Widerstand, sondern in jeder Hinsicht Vorschub leistete und die um so mehr wuchs, je mehr er sich in seiner Weise in metaphysische und theologische Studien vertiefte, mag wol den ersten Grund zu seinem spätern so grauenvollen Verfall gelegt haben. Die übrigen Ursachen, wie sie A. Frankl angegeben hat, und ohne Zweifel auch eine körperliche Disposition kamen hinzu.

Was mich betrifft, so würde es meine hohe Meinung von Lenau's Geist und Charakter schwächen, wenn ich annehmen müßte, daß die Sorgen um seine materielle Existenz wesentlich zu seiner geistigen Vernichtung beigetragen hätten; doch mögen sie mitwirkend gewesen sein. Größere Schuld daran trug wol das Doppelverhältniß zu seiner Braut und zu der geistig hochbegabten Frau eines wiener Freundes, wie Frankl es angedeutet hat. Wir erblicken hier Lenau in demselben Zwiespalt wie nach andern Seiten hin. Von Lebensgewohnheiten und Neigungen Ungar und doch in seiner Grübelei ein echter Deutscher, dem Culturraffinement fröhnend und doch nach einfach-natürlichen, ja selbst uncultivirten Verhältnissen lüstern (daher seine poetische Schwärmerei für seine nähern Landsleute, die Ungarn, und sogar die vagabundirenden Zigeuner!), in gewöhnlichen Zeiten dem Stillsitzen und dem orientalischen Vorsichhindämmern ergeben und dann wieder ruhelos umherstreifend, Poet und Kritiker, letzteres wenn auch nicht mit der Feder, doch mit der Zunge, Mystiker und Skeptiker in einem und demselben Augenblick! Jeder Mensch besteht zwar eigentlich aus einem doppelten, und nur Wenigen gelingt es, dieses häufig gegeneinander losarbeitende Doppelwesen durch ausdauerndes Streben zu einer Einheit zu verschmelzen. In Lenau zeigte sich nicht einmal dieses Streben. Lenau's Geist hatte sehr viel Tiefe, aber die Tiefe eines Abgrunds, und weil er selbstbeschaulich immer in diesen hinabstierte, so zog ihn der Schwindel vor seinem eigenen Selbst zuletzt in die dunkle Tiefe, in der er rettungslos unterging.

Hermann Marggraff.

Die projectirten Denkmäler für Beuth und Tieck.*)

Der monumentale Charakter Berlins ist mit Ausnahme der fürstlichen Reiterstatuen und der militärischen Heldengestalten aus dem Siebenjährigen und dem Befreiungskriege bekanntlich ein sehr dürftiger, oder vielmehr, man hat auf unsern Straßen und Plätzen keinem der Männer, die aus Berlin zur Berühmtheit hervorgingen, oder herkamen, um hier berühmt zu werden, ein Denkmal errichtet, und um ihre in Stein ge-

*) Diese Mittheilung verdanken wir der Güte eines angesehenen Mitglieds des Comité für Errichtung eines Tieck-Denkmals. Die Auffoderung zur Subscription haben wir schon in Nr. 1 bevorwortet. D. Red.

hauenen oder gemalten Bilder, oder auch nur ihre Namen eingemeißelt oder gegraben zu finden, muß man auf die Kirchhöfe außerhalb der Stadt oder bei ältern Illustricitäten in die Kirchen gehen. Auch da ist die Lese eine sehr dürftige, und wie bald sind die Grabmäler ihrer Zeit hochgefeierter Männer vergessen, worüber die Klage mancher Fremden schon laut geworden ist. Wenn man auch in letzter Zeit den Gottesäckern wieder mehr Pflege widmet, waltet doch wenig, um so zu sagen, künstlerische Industrie ob.. Höchst selten, daß der Grabstein namhafter Männer ihr Bildniß enthält, und wie schnell ist es übermoost, verwittert, unkenntlich, ja sogar ihre Namen sind oft schwer auf den Platten und Tafeln mehr zu entziffern. Und doch war einmal eine Zeit, sonst eine sehr unkünstlerische, wo auch hier dieser Cultus gepflegt wurde. Auf dem alten Kirchhof vor dem Halleschen Thor steht an der hintern Mauer eine lange Reihe steinerner Grabdenkmäler mit Urnen, Pfeilern, trauernden Genien, höchst geschmacklos nach unsern Begriffen, aber ihrer Zeit gewiß ausgewählte Mode, jetzt zerfallen, mit Unkraut und Schlinggewächsen überwuchert. Man erkennt noch verschiedene Porträtköpfe als Bas- und Hautreliefs, alle gefeierte Aerzte aus der Zeit Friedrich's des Großen, darunter auch der geschätzte historische Schriftsteller Möhsen. Gab es aber nichts mehr aus jener Zeit zu feiern und — reiht sich die Frage daran: ist der Kirchhof der Ort, wo die Gedächtnißbilder großer Geister, die für das Leben gewirkt, stehen müssen? Freilich, wo es Campo-Santos gibt, wie in Pisa, wie neuerdings in München u. a. O. Unserer aber wird nicht fertig, und wenn er fertig würde, würde er doch vielleicht nur eine Gedächtnißhalle für die Todten, welche der Staat als Berühmtheiten anerkennt. In der Stadt, wie gesagt, hatte man außer bei militärischen Notabeln die freie Luft und das Sonnenlicht nur dafür angethan gehalten, damit Rossebändiger, Amazonen und Tiger davon angehaucht und angeleuchtet würden, bis man jetzt auch die vielbesprochenen nackten Krieger mit ihren Schutzgöttinnen auf einer Brücke aufgestellt hat. Darüber ist so viel gesagt, daß es überflüssig scheint, noch Worte zu verlieren. Die neueste angekündigte Schrift eines berühmten Parteiführers in der Kammer gegen die nackten Soldaten wird sie auch nicht von ihren Piedestalen treiben. Jetzt endlich darf man hoffen, wenigstens die ehernen Brustbilder von Männern, die, ohne Militärs zu sein, der preußischen Hauptstadt zur Ehre gereicht, mitten in Berlin, im Freien, ihren Nachlebenden zur Erinnerung aufgestellt zu sehen — Ludwig Tieck's, des Dichters, und Beuth's, des Schöpfers so vieler Institute zur Förderung der Nationalindustrie. Vor langen Jahren war zwar schon die Rede, daß die Landbesitzer dem großen Führer in der neuen Oekonomie, Thaer, eine Bildsäule errichten wollten; man nannte sogar schon den Wollmarkt als die Stelle dafür. Es ist für Berlin unterblieben. Wie viele Berühmtheiten derselben Zeit warten mit ihm auf die dankende Erinnerung Derer, die so viel durch sie gelernt, geworden sind. Schinkel, Schleiermacher — ach die Reihe großer Todten könnte groß werden. Der Gedanke, daß man bisher nicht an sie gedacht, soll uns nicht undankbar dafür machen, daß man jetzt daran denkt, mit jenen beiden Männern den Anfang zu machen. Es kommt ja so oft nur auf den Anfang an. Ueber das Beuth'sche Denkmal ist, so viel bekannt, noch nichts Positives beschlossen; hinsichtlich des Tieck'schen aber steht die Meinung fest, daß seine Büste, in Erz gegossen, nach dem trefflichen Marmorbilde von der Hand seines ihm vorangegangenen Bruders Friedrich, auf keinen Fall auf dem Kirchhof, sondern im schönsten Theil der Stadt, wahrscheinlich im Lustgarten vor dem Museum, aufgestellt werden soll. Man wünscht auch, daß das Haus, in dem er geboren, eine Erinnerungstafel über der Thür erhalte. Dies sind Nebensachen, die Hauptsache ist, daß man wünscht, es möchte ein Nationaldenkmal werden. Dem Vernehmen nach hätte der König zuerst diese Ansicht ausgesprochen: es sei an der Nation, ihrem seit Goethe's Tode größten Dichter diese Huldigung darzubringen. Dieser Huldigung soll nicht vorgegriffen werden, sonst würde der Fürst dem Manne, der ihm in seinen letzten Lebensjahren so nahe stand, gern und unbedenklich selbst das Denkmal setzen. Möchte diese wahrhaft königliche Ansicht im Publicum bekannter werden und Anklang finden. In Bezug hierauf steht Alexander von Humboldt in dem Comité mit an der Spitze, als die höchste wissenschaftliche Notabilität der Nation, als Privatfreund Tieck's, als Vertrauter des Königs, um vielleicht später die Meinung über die Art der Aufrichtung des Denkmals zu vermitteln. Ein Bedenken ist freilich an der Sache. Tieck war ein Romantiker, das kühne, schaffende Haupt, der Gesetzgeber der Romantiker, und die Zeit ist gar nicht romantisch gesinnt. Auch dürfen wir uns nicht leugnen, daß der Dichter Tieck kein Mann des Volks war, noch sein konnte. Kaum sind seine wunderschönen Märchen, obgleich sie doch so einfach und zu Jedermanns Verständniß sind, in das Volk eingedrungen. Aber hoffen wir, daß in Deutschland noch eine so große Zahl im Volke ist, die seinen Genius kennt und würdigt und zugleich dankbar Dessen gedenkt, was er mit und an der Spitze der edelsten Geister seiner Zeit für die deutsche Bildung gewirkt und daß er sie mit frei gemacht hat von den Fesseln trivialer Nüchternheit. Der Beitrag des Einzelnen (1 Thaler) ist so gering, daß wir mit dem hochgesinnten Fürsten hoffen mögen, Tieck's Erinnerungsbild werde nicht allein eines der Fürstengunst, sondern ein Nationaldenkmal werden. 10.

Die Hegel'sche Philosophie in England.

Das Werk von Chalybäus: „Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel", ist von einem Geistlichen, Alfred Edersheim, ins Englische übersetzt worden und in Edinburg erschienen. Das „Athenaeum" meint, daß, wenn die Hegel'sche Terminologie schon für den Deutschen Schwierigkeiten habe, derjenige Engländer ein wahrer Riese an speculativer Begabung sein müsse, welcher im Stande wäre, aus der Edersheim'schen Uebersetzung klar zu werden und philosophische Erleuchtung zu schöpfen. Durch mangelhafte Uebersetzung einzelner Ausdrücke würde oft der Sinn einer ganzen Stelle unklar. So übersetze Edersheim das deutsche „durch und durch" mit „through and through", während „thoroughly" hier das entsprechende Wort gewesen sein würde; „erkannt" mit „cognized" und das Hegel'sche „Fürsichsein" mit dem ganz vagen „independent existence". Um die Edersheim'sche Uebersetzung zu verstehen, bleibe nichts Anderes übrig, als das Original zur Hand zu nehmen und beide, Original und Uebersetzung, miteinander Wort für Wort zu vergleichen. Uebrigens, meint der Berichterstatter weiter, erinnere er sich an eine frühere deutsche Uebersetzung des Euripides, die ohne vollkommene Kenntniß des griechischen Urtextes gar nicht zu verstehen gewesen sein würde. Die Versuche, die Hegel'sche Philosophie in England einzuführen, werden noch für lange und vielleicht für immer an der dem Handgreiflichen zugethanen und der Speculation, die um ihrer selbst willen speculirt, abgewandten Richtung der Engländer scheitern. Beiden Nationen, der englischen und der deutschen, scheint vom Schicksale eine ganz entgegengesetzte Aufgabe bestimmt. Daß es ein Volk geben mußte, welches wie das deutsche die Höhe der Speculation erstieg und das Denken selbst zum Objecte des Denkens, das Begreifen zum Gegenstande des Begreifens machte, lag eben in der nothwendigen Entwickelung des menschlichen Geistes; ob sich aber die deutsche Nation, vom Standpunkte ihrer nationalen und politischen Entwickelung, zu dieser Rolle Glück zu wünschen hat, möchte doch von Manchen bezweifelt werden. Wir haben freilich den Bücherdruck und das Pulver erfunden; mit dem erstern haben wir aber Franzosen und Engländern das Mittel in die Hand gegeben, unsern Büchermarkt und damit unsere Gesittung zum guten Theil zu beherrschen, und mit dem Pulver haben wir andern Völkern, nicht uns, die Herrschaft zu Land und Meer ausgewirkt. Dagegen ist die ganze Welt auf dem besten Wege, sich durch Dampfmaschinen, Dampffabrikate und Dampfwagen

allmälig zu anglo-amerikanisiren. Dies, außer den „hölzernen Mauern“ und dem Nationalgefühl, welches keinem Landesgenossen ein Härchen krümmen läßt, verleiht dem Briten jenes bekannte Selbstgefühl, womit er jede Scholle betritt, als ob er ihr Herr wäre. Ohne irgendwie Verächter der Philosophie zu sein (ist doch auch sie ein Achtung gebietendes Zeugniß für die Macht des menschlichen Geistes!), muß man doch sagen, daß uns unsere Kant'schen Kategorien und Hegel'schen Terminologien nicht in Stand gesetzt haben, auch nur Ein selbständiges deutsches Gemeinwesen außerhalb Deutschland zu gründen. Indeß — „Willst du in meinem Himmel mit mir leben: so oft du kommst, er soll dir offen sein.“ An der Pforte dieses unsers transscendentalen Himmels fragt uns freilich kein Constabler nach Ministerialpaß und Polizeivisum — kein Wunder, wenn wir uns in diesem Himmel als freie Männer fühlen. **H. M.**

Das „Athénaeum français“ und die deutsche Literatur.

Unter den französischen Journalen neuern Ursprungs widmet namentlich das wöchentlich erscheinende „**Athénaeum français, journal de la littérature, de la science et des beaux-arts**“ den Erzeugnissen der deutschen Literatur eine fortdauernde Aufmerksamkeit, sodaß kaum eine Nummer vorübergeht, in der nicht des einen oder des andern Products der deutschen Presse Erwähnung gethan würde. So finden wir in den Nummern des abgelaufenen Halbjahrs unter Anderm Humboldt's Broschüre „Ueber die ältesten Karten des neuen Continents“, „Das Weltall, von J. W. Schmitz, Bratranek's „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt“, E. Mätzner's „Altfranzösische Lieder“, J. von Hefner's Schrift „Das römische Baiern in seinen Schrift- und Bildmalen“, N. Delius' „Ungedruckte provenzalische Lieder“, Erk's „Deutschen Liederhort“, Wuttke's „Geschichte des Heidenthums“ (welcher der Verfasser der Kritik, A. Maury, Klarheit der Darstellung und Gründlichkeit der Studien nachrühmt), Alfred von Reumont's „Beiträge zur italienischen Geschichte“, J. W. Wolf's „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“ u. s. w. besprochen. Aber auch auf die schöngeistige Literatur der Deutschen dehnt das französische „Athénaeum“ seine Theilnahme aus. So wird in der Nummer vom 5. November Sternberg's „Macargan“ angezeigt, der Inhalt der Schrift angegeben und dabei bemerkt, daß sich alle Eigenschaften, welche Sternberg auszeichneten, darin wiederfänden; gerügt wird nur, daß der Verfasser die Madame Geoffrin mit der Marquise du Deffand verwechselt habe. In derselben Nummer werden Auszüge aus den in Altenburg erschienenen „Unterhaltungen über Rußland“ gebracht. Nr. 40 (vom 1. October) enthält eine Anzeige der von M. Buchon rhythmisch ins Französische übertragenen „Allemannischen Gedichte“ Hebel's. Es wird in der Kritik darauf hingewiesen, daß, wenn es schon eine schwierige Aufgabe sei, die eigenthümlichen Reize des Originals ohne deren Beeinträchtigung im Hochdeutschen wiederzugeben, die Aufgabe, sie in ein französisches Gewand zu kleiden, ohne sie zu entstellen, eine noch unendlich schwierigere sei. Obschon nun der Verfasser der Anzeige daran zweifelt, daß es dem französischen Bearbeiter gelungen, die anmuthige Einfachheit, die heitere und gutmüthige Laune und das innige Verhältniß zur Natur, welche der allemannischen Muse eigenthümlich seien, vollkommen wiederzugeben, so spendet er doch dem Bearbeiter dafür Lob, daß er wenigstens nicht in den Fehler anderer Uebersetzer verfallen sei, welche in dem Bestreben, vermeintliche Verbesserungen anzubringen, ein vielleicht gelecktes, aber höchst unähnliches und oft sogar verzerrtes Nachbild des Originals ins Leben setzten. In Nr. 35 wird bei Gelegenheit einer deutschen Anthologie Klage geführt über die Dicht- und Singewuth der Deutschen, jedoch mit dem Beifügen, daß es hiermit in Frankreich und England kaum besser bestellt sei. „Je mehr man liest“, meint der Kritiker, „desto kritteliger wird man gegen Andere, um so lustiger aber schreibt man darauf los und um so nachsichtiger wird man gegen sich.“ Der französische Kritiker findet in dieser Sammlung kaum ein Dutzend Poesien, welche der Erwähnung werth seien.*) In Nr. 31 werden die bekannten, in Oberammergau von zehn zu zehn Jahren gefeierten großartigen Passionsspiele nach Eduard Devrient's Darstellung geschildert. Die vielerwähnte, angeblich nur in zehn Exemplaren abgezogene Schrift von S. Sklower: „**Entrevue de Napoléon et de Goethe, suivie de notes et de commentaires**“, gibt dem Berichterstatter Gelegenheit zu folgender Berichtigung. Goethe hatte in seiner kurzen Mittheilung über diese Zusammenkunft von Daru, der ihn bei dem Kaiser einführte, behauptet: er (Daru) sei ein Stück Gelehrter gewesen und habe sogar eine Ausgabe des Horaz veröffentlicht. Der Berichterstatter im „Athénaeum“ sagt dagegen: Daru habe nicht eine Ausgabe, sondern eine Uebersetzung des Horaz in Druck gegeben. Bei Gelegenheit einer kurzen Anzeige von Berger's Biographie des Fürsten Felix von Schwarzenberg wird, nachdem dem Talente des Verfassers große Lobsprüche ertheilt worden, rügend hervorgehoben, daß sich der Verfasser nur zu häufig französischer Worte bediene, für welche die deutsche Sprache eigene Ausdrücke genug und zwar sehr bezeichnende habe. Dahin gehöre das Wort „eclatant“, im Altfranzösischen „esclatant“, welches, aus dem deutschen „schlagen“, „schlachten“ abstammend, ja eben mit „schlagend“ ganz gleichbedeutend sei. Dergleichen Zurechtweisungen müssen wir uns von Frankreich aus ertheilen lassen! Auf einen Artikel über Grimm's „Deutsches Wörterbuch“ von Michelant, der einige interessante Bemerkungen enthält, kommen wir vielleicht noch in einer besondern Notiz zurück. **H. M.**

Eine Erinnerung an Johannes von Müller.

Ich betrachtete neulich auf dem Friedhof zu Kassel das schöne Monument, das der ehrenwerthe König Ludwig jenem Geschichtschreiber der Schweiz hat errichten lassen, der aus der Geschichte seines kleinen Landes so tiefe Blicke in die Geschichte der großen Staaten, ja in die Weltgeschichte that, der in seinen für Wissenschaft und Freundschaft begeisterten Briefen an Bonstetten studirenden Jünglingen ein unsterbliches Muster edeln Strebens hinterlassen hat. Ich dachte der Zeit, wo er noch in Kassel thätig für die Wissenschaften, für den Flor der Universitäten des Landes wirkte, allgemein hochgeachtet und geliebt war und durch einen unzeitigen Tod plötzlich mitten aus seiner Thätigkeit und aus seinen wissenschaftlichen Bestrebungen herausgerissen wurde.

Seine geistige Größe, sowie die Milde seines Herzens wurden besonders anerkannt und geschätzt von dem damaligen trefflichen Minister der Justiz und des Innern, Siméon, an den er oft, wenn Bedrängte ihn um seine Verwendung baten, ein mildes Fürwort richtete und allzeit geneigtes Gehör fand. Der Secretär des Ministers erzählte mir einst, daß dieser, wenn er Morgens die eingegangenen Briefe erbrochen, oft mit freundlichem Lächeln gesagt habe: „Ah, Papa Müller; wollen doch sehen, was er für seine Kinder wieder zu bitten hat.“

Siméon war es auch, der beim feierlichen Leichenbegängniß am Grabe des trefflichen Mannes eine begeisterte Rede hielt und seine Verdienste aufs würdigste anerkannte. („**Moniteur westphalique**“, **1809**, Nr. 65.) Möge der Schluß seiner Rede an jene nun schon fern liegende Zeit erinnern:

„**Avec quel intérêt religieux il veillait sur les universités célèbres, dont il était à la fois le protecteur et l'ornement, et qui doivent autant de reconnaissance à sa tendre affection**

---

*) Dagegen spricht sich in einer spätern Nummer desselben französischen Blattes ein anderer Berichterstatter, J. d. Perez, auf Anlaß der bei Grieben erscheinenden Anthologie: „Deutscher Dichterwald“, über die deutsche Lyrik in hohem Grade anerkennend aus. „Hinter diesen kalten Gesichtern und viereckigen Stirnen, welche starken oder zarten Gedanken!“ ruft er aus. Ein hübsches Compliment, uns zu sagen, wir seien doch nicht so dumm, als wir aussehen!

pour elles, que de respect à ses talents? Les sciences perdent en lui un de leurs favoris les plus assidus; les lettres un homme qui les avait illustrées; le roi un bon serviteur; nous, messieurs, un collègue, un ami; mais son souvenir et ses oeuvres nous le rendront; il ne meurt point tout entier celui qui, en quittant la vie, laisse au milieu de ses semblables une partie de ses lumières, et paie par des ouvrages utiles, et qui resteront, les larmes qu'il fait verser."

6.

Zur Shakspeare-Literatur.

J. J. Rietmann hat der Redaction eine „Lichtensteig, 2. December" datirte Reclame eingesandt, zu welcher Hense's in Nr. 48 d. Bl. f. 1853 enthaltene Besprechung der Rietmann'schen Schrift „Ueber Shakspeare's religiöse und ethische Bedeutung" den Anlaß gegeben hat. Wir können uns jedoch auf die Specialitäten dieser Reclame nicht einlassen, weil ihre vollständige Mittheilung zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, und müssen uns auf das Wesentlichste derselben beschränken. Nach Hense hat Shakspeare im „Sturm" dem liebenswürdigen und gemüthvollen Gonzalo eine „ironische und heiter-spöttische" Lobpreisung communistischer Zustände in den Mund gelegt, wogegen Rietmann den Spott Gonzalo's als vollen Ernst nehme und den edeln Greis einen „Narren, ein faselndes Muster des blödsinnigsten Communismus" nenne. Dagegen sagt nun Rietmann in seiner Erwiderung im Wesentlichen: Gerade deshalb, weil Gonzalo auch ihm als ein durchweg würdiger und ernster, wenn auch etwas breiter und lehrhafter Greis erscheine, als ein gesetzter frommer Mann, der absichtlich jedem Scherze ausweiche und alle seine Reden durchweg im Ernste verstanden wissen wolle, gerade deshalb seien auch Gonzalo's communistische Reden ernstlich zu nehmen. Daß Alles, was Gonzalo spricht und thut, voll sittlichen Ernstes und daß er eher alles Andere als Spaßmacher sei, sucht Rietmann in seiner Entgegnung an einer ansehnlichen Zahl von Belegstellen nachzuweisen. Wie komme nun aber ein solcher Mann im Ernste zu communistischen Thorheiten? Hierauf erwidert Rietmann: die Thorheit liege nicht im Ideal, sondern in der falschen Berechnung für dessen Realisirung; und daß sich namentlich Greise in diesem Punkte verrechneten und zwar noch mehr als Jünglinge, dies sei nichts Neues, das habe auch Shakspeare, der Psycholog, wohl gewußt. Auch im „Julius Cäsar" sei von faselnden Greisen und prophezeienden Kindern die Rede, welche auf eine Umgestaltung der Gesellschaft und eine neue Weltordnung hindeuten sollen. Im „Sturm" nun liege die Phantasterei im Plane des Drama selbst und aus dieser heraus solle, wie aus einer reinigenden sittlichen Krisis, die neue gesellschaftliche Ordnung hervorgehen und hergestellt werden. Der alte Gonzalo habe diese Cur ebenfalls durchzumachen und mache sie durch. So habe ja auch Thomas Morus, der gelehrte Staatsmann, der ernste sittliche Warner Heinrich's VIII., ein Mann des Legalitätsprincips im besten Sinne des Worts, seine „Utopia" („De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia") im Ernste, im vollen Ernste geschrieben. Und diese „Utopia" möge auch wol Shakspeare das Vorbild gegeben haben für Gonzalo und seine Träume. Im zweiten Buche dieser Schrift werde man Gonzalo's mehrerwähnte Rede bis auf wenige Details wiederfinden; aber nicht nur hier, sondern auch in andern Dingen ließen sich Parallelen ziehen zwischen der „Utopia" und dem „Sturm". Die Insel, deren Lage, Beschaffenheit, Verwaltung und Wunder, die Einwohner und deren Sitten im Gegensatze zu der Alten Welt — das Alles habe mehr oder weniger Aehnlichkeit in beiden Werken. Gonzalo rede utopisch, obschon er ein Utopien weniger hoffen als wünschen möge und sich zuletzt bescheiden müsse, es in sich selbst zu suchen und seine Träume als ein „Nichts" den Spöttern preiszugeben.

Notizen.

Pathologische Kritik und Menschenbeurtheilung.

Gutzkow machte mit Bezug auf einen allbekannten Gesangbuchvers in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" jüngst die treffende Bemerkung, daß man diesem Verse auch folgende Anwendung geben könne: „Lebe mit jedem Menschen so, wie du, wenn er stirbt, wünschen wirst mit ihm gelebt zu haben." Dies ist freilich eine goldene Regel, deren nur zu häufige Nichtbefolgung niemals, wenigstens bei allen nicht ganz verhärteten Gemüthern, ohne den bittern Nachgeschmack der Reue bleibt, einer um so länger nachblutenden Reue, je seltener uns Gelegenheit werden kann, unser Unrecht wiedergutzumachen. Ja, wie viel mehr könnten wir mit uns selbst in Frieden leben, wenn wir die Kunst, mit Andern in Frieden zu leben, mehr in uns zu entwickeln suchten. In d. Bl. wurde jüngst ein vortrefflicher Ausspruch Goethe's citirt. Der Weltweise von Weimar (und Goethe steht als Weltweiser wahrlich ebenso hoch wie als Dichter) äußerte, als er einmal gelegentlich auf Herder's wechselnde und widerspruchsvolle Stimmungen zu sprechen kam: „Man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen." Von diesem Standpunkte aus wünschte Goethe auch, daß die Kritik danach trachten möge, eine mehr pathologische und humanere Richtung zu nehmen, natürlich wo diese Richtung angebracht ist, wo es sich um blos momentane Verstimmungen eines bedeutenden Geistes handelt. Namentlich in unserer Zeit, die so auffallend an Verstimmungen, falschen Vorspiegelungen und fixen Ideen leidet, sollte man Goethe's Ausspruch nachzuleben suchen; denn die Unfreiheit und Unklarheit, welche die ganze Generation beherrschen, wirken nothwendigerweise auch auf den Einzelnen zurück. Unsere ganze den einfachsten Winken und Vorschriften der Natur oft gänzlich zuwiderlaufende Lebensweise und unsere unablässigen Mühen und Sorgen um die bloße äußere Existenz tragen hierzu bei, und es ist wol nicht zu kühn, wenn wir behaupten, daß man jetzt nur noch wenige Menschen findet, bei denen man, wenn man ihnen auf den Grund geht, nicht auf irgend eine fixe Idee stößt, in welcher sie sich festgerannt haben. Freilich Goethe hat gut predigen. Sagt doch schon der wackere Abraham a Santa-Clara in seiner „Fischpredigt" von den Fischen, welche den Sermon des heiligen Antonius mit großer Aufmerksamkeit angehört hatten: „Die Predigt hat gefalle; sie bleiben wie Alle." Wenn unsere großen Dichter und Denker auf diese Welt einmal wieder zurückkehren und die Bilder von Erz, in denen man ihr Andenken verewigt hat, erblicken könnten, sie würden sagen: Weniger Erz, aber mehr Herz für uns!

Zachariä's „Handbuch des französischen Civilrechts" in französischer Sprache.

Zachariä's „Handbuch des französischen Civilrechts" war schon früher durch zwei strasburger Rechtsgelehrte, die Herren Aubry und Rau, ins Französische übertragen worden. Diese Auflage ist vergriffen. Man erkannte die Vortrefflichkeit der Zachariä'schen Arbeit, was das Substantielle betrifft, vollkommen an, aber man wiederholte auch bei diesem Anlaß den Vorwurf: daß die deutschen Gelehrten nicht die Kunst verständen, ein lesbares Buch zu schreiben, d. h. mit der Gründlichkeit ihrer Studien auch eine geschickte stilistische Durcharbeitung zu verbinden. Die schwerfällige und dabei doch bequeme Manier der deutschen Gelehrten, den Text mit Centnergewichten von Noten zu belasten, statt deren wesentlichen Hauptinhalt mit dem Text an geeigneter Stelle geschickt zu verweben, ist den Franzosen geradezu unausstehlich. Die Herren Massé und Ch. Vergé haben es nun unternommen, in der nöthig gewordenen zweiten Auflage, deren Anfang bereits erschienen ist, Zachariä's Werk den Franzosen genießbar

zu machen und diese neue Auflage zugleich von den mancherlei Germanismen zu reinigen, welche sich in der ersten noch vorfanden. Diese neue Auflage trägt den Titel: „Le droit français; par *K. S. Zachariae*, traduit de l'allemand sur la cinquième édition, annoté et rétabli suivant l'ordre du Code Napoléon, par *Massé*, juge au tribunal de Reims, et *Ch. Vergé*, avocat, docteur en droit" (4 Bde., Paris). Die französische Kritik hebt bei diesem Anlaß hervor, daß zwischen den Franzosen und den von ihnen für eine Zeit unterworfen gewesenen Stämmen doch ein gemeinsames Band, das der Gesetzgebung geblieben sei, obschon sie allerdings hinzufügt, daß diese Gesetzgebung doch in den fremden Ländern, in den Niederlanden wie in Rheinpreußen und Neapel nach den Sitten, Bedürfnissen, Gewohnheiten und Interessen dieser Länder vielfach modificirt sei.

Unterstützungen für englische Schriftstellerinnen.

Die Königin von England läßt es sich fortdauernd am Herzen liegen, Talente aus dem weiblichen Geschlecht, denen das Schicksal nicht günstig ist, nach Kräften zu unterstützen. Früher schon berichteten die Blätter, daß sie aus ihrer Privatchatoulle Mrs. Hogg und Mrs. Warner Geldunterstützungen gewährt habe. Jetzt hat sie auch der armen und blinden Dichterin Frances Brown eine Pension von jährlich 20 Pf. St. bewilligt. Die goldenen Meinungen, die sie sich dadurch gewonnen habe, meint „Lloyd's Newpaper", seien köstlicher als alle Juwelen in ihrer Krone. **H. M.**

Bibliographie.

Burg, M., Geschichte meines Dienstlebens. Nach seinem Tode herausgegeben. Berlin, Behr. Gr. 8. 20 Ngr.

Dittrich, J., Eilf Reden. Gehalten in der königlich sächsischen Hofkirche in Dresden. Mit einem biographischen Denkmal. Herausgegeben von C. Wewerka. Regensburg, Manz. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Fischer, H., Blätter des Lebens. Eine Weihnachtsgabe für Jung und Alt. Oels, Karfunkel. 8. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die moderne Medizin. Trimeter und Knittelvers. 1ster Theil: Die Aerzte. 5te Auflage und 2ter Theil: Die Charlatane. 2te Auflage. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 16. 12 Ngr.

Frauenstädt, J., Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn vom Anfange der Reformation bis 1850 mit Rücksicht auf Siebenbürgen. Mit einer Einleitung von Merle d'Aubigné. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gundling, J., Bilder aus dem Lagerleben bei Olmütz. Troppau, Traßler. 16. 10 Ngr.

Hirsch, R., Stimmen des Volkes. Böhmisch von Pok-Podĕbradsky. Italienisch von B. Vollo. Ungarisch von A. Sujánszky. 2te Auflage. Mit Graf O'Donell's Portrait. Wien, Braumüller. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Horn, J. E., Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland und andern Staaten. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kullen, J., Fünf und fünfzig Erbauungsstunden, sammt seinem Lebensabriß und anderem aus seinem Nachlaß. Zum Druck befördert von seinem Sohn S. Kullen. 2te Auflage. Stuttgart. Gr. 8. 1 Thlr.

Landsberg, M., Festpredigten, gehalten an den beiden Neujahrstagen und am Versöhnungstage 5614 zu Berlin. Berlin, David. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Lubojatzky, F., Der siebenjährige Krieg oder Deutschlands Schreckensjahre von 1756 bis 1763. Historisches Gedenkbuch für alle Familien. 1ste Lieferung. Dresden. 4. 3 Ngr.

Pröhle, H., Harzsagen. Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riehl, W. H., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Die bürgerliche Gesellschaft. 2te neu überarbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Stephens, J. L., Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan. Nach der 12ten Auflage ins Deutsche übertragen von E. Hoepfner. Mit 1 Karte, Plänen und zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 9 Thlr.

Sternberg, A. von, Das stille Haus. Eine Erzählung für Winter-Abende. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel in zwei Fortsetzungen aus einer Stockholmer und einer Helmstädter Handschrift. Mit Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wagner, J. J., Erläuterungen zum Organon der menschlichen Erkenntniß. Nebst Einleitung in die Philosophie und Abriß der Geschichte der Philosophie. Nach dessen Vorträgen ꝛc. und handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von P. L. Adam. Ulm, Adam. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Richard Wagner und die neuere Musik. Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart. Halle, Knapp. 8. 15 Ngr.

Wangemann, Kurze Geschichte des evangelischen Kirchenliedes oder Wegweiser durch die guten alten und neueren Gesangbücher mit besonderer Beziehung auf Vollhagens Gesangbuch bearbeitet. Treptow a. d. Rega. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Weigelt, G., Geschichte der neuern Philosophie in populären Vorträgen. 1ste Hälfte: Immanuel Kant. Johann Gottlieb Fichte. Friedrich Heinrich Jacobi. Arthur Schopenhauer. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 20 Ngr.

Wolzogen, A., Freih. von, Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung. Berlin, Barthol. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Harkort, F., Bemerkungen über den Nutzen der Schiedsgerichte. Nebst Statuten des Schiedsgerichts in Wetter. Hagen, Butz. 1853. 8. 2½ Ngr.

Holdheim, S., Welches Zeugniß gibt der Bau eines Gotteshauses für unsere Gemeinde, und welche Hoffnungen knüpfen sich an dessen Vollendung? Predigt gehalten bei Gelegenheit des Richtfestes des neuen Gotteshauses der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin. Berlin, David. 1853. Gr. 8. 5 Ngr.

Landsberg, M., Predigt, gehalten am zweiten Tage des Wochenfestes 5613 zu Berlin. Berlin, David. 1853. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die portugiesische Legitimitätsfrage. Köln, Bachem. Gr. 8. 4 Ngr.

Stahl, F. J., Die katholischen Widerlegungen. Eine Begleitungsschrift zur 4ten Auflage meiner Vorträge über den Protestantismus als politisches Princip. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Taylor, J. J, Religion, die Wurzel derselben in der menschlichen Natur, und ihre Offenbarung in der heiligen Schrift. Rede, gehalten in der Croß-Street Kirche der Unitarier zu Manchester. Hamburg, Restler u. Melle. Gr. 8. 2 Ngr.

Zur Domainenfrage im Großherzogthum Sachsen-Weimar. Weida, Huth. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1853 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ IV, die Versendungen der Monate **October**, **November** und **December** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 6.)

111. **Pott (A. F.), Die Personennamen**, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung. 8. Geh. 4 Thlr.

In diesem ebenso gelehrten als gründlichen Werke bestrebt sich der berühmte Verfasser, der im In- und Ausland zu den ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Sprachforschung zählt, die Gesetze und leitenden Principien darzulegen, welche der Bildung der Personennamen, theilweise auch der Ortsnamen, bei den verschiedensten Völkern der Erde zu Grunde liegen. An einer großen Anzahl von Beispielen, unter denen man wol die Erklärung keines nur einigermaßen bekannten Namens, vorzüglich Deutschlands, vermissen wird, zeigt er, daß auch in dem gewöhnlich todt geglaubten Eigennamen Leben wohnt, daß auch diese Wortgattung lebendiger, wenngleich oft in Schlummer versenkter und wie gebundener Geist durchwallt. Ist auch das Werk zunächst nur zur Befriedigung eines tiefern wissenschaftlichen Bedürfnisses bestimmt, so wird dasselbe doch auch bei dem großen und eigenthümlichen Interesse, welches die Namendeutung gewährt und von jeher gewährt hat, nicht blos den Beifall des Sprachgelehrten finden, sondern wegen der Fülle von glücklichen und zuverlässigen Namenserklärungen gewiß sich auch in weitern Kreisen Freunde erwerben.

112. **Preyer (J. N.), Canova.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

113. **Scharffenberg (S.), Launen und Spiele des Schicksals.** Ein Roman. Zweiter Theil. 8. Geh. 2 Thlr.

Der erste Theil erschien 1851 und kostet 1 Thlr. 18 Ngr.

114. **Kleine Schul- und Haus-Bibel.** Geschichte und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl aus den Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. Von Dr. **Jakob Auerbach.** Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: **Lesestücke aus den Propheten nnd Hagiographen.** Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Aus dem Grundterte übertragen. Nebst einer Auswahl aus apokryphischen Schriften und einer Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit. 8. Geh. 24 Ngr.

Die Erste Abtheilung dieses Werks: „Geschichten aus den heiligen Schriften der Israeliten", erscheint demnächst. Die Zweite Abtheilung ist früher ausgegeben worden, um mit derselben dem dringendsten Bedürfnisse für den Religionsunterricht in den höhern Classen der jüdischen Schulen zu begegnen.

115. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Gebunden 1 Thlr.

Außerdem erschien von E. Schulze ebendaselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. [illegible]. Gebunden 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Gedichte. Miniatur-Ausgabe. 1852. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

116. **Sternberg (A. v.), Die Ritter von Marienburg.** Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der neueste Roman Sternberg's, ein historisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert, eins der bedeutendsten Werke des Verfassers.

Von dem Verfasser erschien vor kurzem ebendaselbst:

Macargan oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. 8. 1853. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman beschäftigt sich mit den Zuständen des 18. Jahrhunderts, in deren Schilderung Sternberg anerkanntermaßen Meister ist.

Ein Carneval in Berlin. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.

Diese pikante Skizze und Kritik der gegenwärtigen Gesellschaft Berlins hat daselbst das größte Aufsehen erregt und wird überall mit Interesse gelesen werden.

117. **Sturm (J.), Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon bereits eine zweite vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine erst kürzlich erschienenen „Frommen Lieder" (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären."

118. **Wolff (A. W.), Aus der Jugendzeit.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweise über den Handel von Oesterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwischenverkehr von Ungern, der Woiwodschaft Serbien, sammt dem Temeser Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern österreichischen Kronländern in den Jahren 1841—50. Zusammengestellt von der Direction der administrativen Statistik im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Elfter Jahrgang. Zweiter Theil. Folio. Wien. 1853. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Jahrgang bis elften Jahrgangs erster Theil erschienen 1843—52 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Contorwissenschaft für den deutschen Buchhandel. Erste Lieferung. 4. Geh. 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Zwei Abtheilungen. 4. 1852. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Achter Band. Vier Hefte. 8. 1854. 4 Thlr.

Das erste bereits erschienene Heft enthält:

Mordtmann (A. D.), Erklärung der Münzen mit Pehlvi-Legenden. Mit 10 Kupfertafeln,
und ist zum Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln zu beziehen.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Indicia quibus medicamina Pharmacopoeae fennicae editionis secundae dignoscuntur et probantur. Suppl. ad Pharm. Fenn. edit. secund. 8. Helsingforsiae. 1852. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ibn-Mâlik's Lehrgedicht Lâmiyat al-af'âl über die Formen der arabischen Verba und Verbalnomina, mit dem Commentare seines Sohnes **Bedreddin**, autographirt von Prof. **G. A. Wallin.** 8. Helsingfors. 1851. 22½ Ngr.

Alphabets orientaux et Spécimen des diverses écritures orientales. Avec la transcription en caractères Européens. 1er fasc. In-8. Paris. 20 Ngr.

Der erste Fascikel enthält: Alphabet Dewanagari, Javanais, Thaï, Coréen et Alphabet des Boughi (Peuples des îles Celebès, Océanie).

La Croix de Chine instructive et historique, mise en français par M. **Marchal de Lunéville.** Illustrée de trois dessins. In-8. Paris. 1853. 12 Ngr.

Les Tsz'po ou 214 clefs chinoises en quelques tableaux mnémoniques, suivis d'un tableau classé d'après le nombre des traits qui les composent, de phrases formées de clefs, des chiffres chinois, de notes etc. In-8. Paris. 1853. 20 Ngr.

Ołtarzyk nowy dla katolickiego chrześcianina. Trzecie Wydanie. 16. Poznań. 1854. 15 Ngr.

Nala och Damayanti en indisk dikt ur Mahâbhârata från originalet öfversatt och med förklarande noter försedd af **H. Kellgren.** 8. Helsingfors. 1852. 22½ Ngr.

(Ingelius, A. G.) Brokiga Blad. 1. Häftet. 8. Helsingfors. 1853. 18 Ngr.

Lagus (W. G.), Anteckningar rörande 1741 och 1742. Årens finska Krig jemte Henr. Magn. von Buddenbrocks Återäddning. 8. Helsingfors. 1853. 15 Ngr.

De fem första Sångerna af **Kalevala** med Svensk Ordbok, utgifna af **Aug. Ahlqvist.** 8. Helsingfors. 1853. 15 Ngr.

Sveriges Rikes Stadslag. Öfversättning på finska språket af **Ljungo Thomae**, utgifven af **W. G. Lagus.** 4. Helsingfors. 1852. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sveriges Rikes Landslag, Stadfästad af Konung Christopher år 1442. Öfversättning på finska språket af **Ljungo Thomae,** utgifven af **W. G. Lagus.** 4. Helsingfors. 1852. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIII.—XVIII.**
2. **Catalogue de Livres au rabais,** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
3. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais de F. A. Brockhaus à Leipzig.**
4. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude des langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach **Mälzel's** Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50 — 160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Moriscos in Spanien.

Von

A. L. von Rochau.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Territorialbestand der christlichen und des mohammedanischen Spaniens, vom Anfange des achten bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts. — II. Die rechte und und die thatsächliche Lage der Araber unter spanischer Herrschaft. — III. Der Bestand der arabischen Bevölkerung in den verschiedenen Landestheilen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts. — IV. Die Mauren seit Eroberung von Granada bis zu ihrer Zwangsbekehrung. — V. Die Moriscos von ihrer Bekehrung bis zu ihrer Vertreibung.

Leipzig.

Avenarius & Mendelssohn.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 8. —— 16. Februar 1854.

Zur Volksschriftenliteratur.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. Erstes bis achtzehntes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1851—53. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.

Schon seit einer Reihe von Jahren hatte sich in einer Anzahl der größern Städte des deutschen Vaterlandes das Bedürfniß fühlbar gemacht, den blos materiellen, sinnlichen Unterhaltungen ein geistiges Gegengewicht zu geben und Gelegenheit zu erhalten, auf einfach ansprechende und minder zeitraubende Weise mit den Resultaten der neuesten Forschungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaften bekannt zu werden. Diesem Bedürfniß kamen die Männer der Wissenschaft, theils heimische, theils fremde, durch Veranstaltung von populär-wissenschaftlichen Vorträgen aus den verschiedensten Fächern des Wissens entgegen, vorzugsweise aus der praktischen Philosophie, der Geschichte im weitesten Sinne mit ihren Hülfswissenschaften, namentlich aber aus den Naturwissenschaften, welche in den letzten Decennien mit Riesenschritten vorwärts gegangen sind und eine außerordentliche Menge der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen vermittelt haben, die von dem gewaltigsten Einflusse auf das gesammte praktische Leben theils schon geworden sind, theils noch zu werden verheißen. Ist unleugbar durch diese Bemühungen achtungswerther Gelehrten eine bedeutende Summe praktischer Bildung und Kenntniß verbreitet, so manches mal auch in der That Unberufene aus Ueberfluß an Speculation oder aus Mangel an Selbsterkenntniß sich auf diesem Felde zu Leitern und Führern aufgeworfen haben, so war es auch andererseits nicht zu verwundern, daß die Wahrheit der wohlbekannten Phrase: „L'appétit vient en mangeant", auch hier an sich bewährte, daß mit dem Geschmack an der empfangenen Belehrung und geistigen Förderung auch der Wunsch nach stetiger Fortsetzung derselben immer lebhafter erwachte. Und da nun doch sehr Vielen Zeit und Gelegenheit mangelte, solchen wissenschaftlichen Vorträgen, die überdies zum Theil bald wieder den Charakter einer gewissen Exclusivität annahmen, beizuwohnen, so lag unbezweifelt die Idee und der Wunsch sehr nahe, das gleiche Ziel auf einem andern Wege zu erreichen, die viva vox durch die Presse zu ersetzen. Dies schien um so natürlicher und praktischer, je unverkennbarer gerade in den letzten Jahren das Streben nach Freiheit und Bildung, nach Erlösung aus der Noth des leiblichen wie des geistigen Proletariats, wenn immerhin unverstanden und unklar und deshalb nicht selten in verkehrten und bedauerlichen Aeußerungen zutagetretend, in den untern Ständen, dem Volke im engern Sinne, sich kundgab, während der sogenannte gebildete Mittelstand mehr und mehr einem trägen Genußleben sich hingab; und je weniger man sich verhehlen konnte, daß vor allen Dingen die Beförderung einer fortschreitenden geistigen Bildung das Mittel sei zur Beseitigung der Gefahren, welche seiten des sogenannten Proletariats den besitzenden Classen drohen, wenn dieses in sinnlicher Roheit ihm von gewissenlosen Führern aufgeschwatzte communistische Ideen zur Geltung und Herrschaft zu bringen sollte versuchen wollen. Je mehr sich die Gegenwart mit Recht angelegentlichst mit Erforschung der Mittel und Wege zur Abhülfe der materiellen Nothstände des Volks beschäftigt, um desto weniger darf man vernünftigerweise vor den ebenso dringlichen geistigen Nothständen die Augen verschließen, um so weniger versäumen, auch ihnen die weit leichter zu ermöglichende Abhülfe angedeihen zu lassen. Ist doch gerade auf dem Gebiete geistiger Bildung ein Communismus im edelsten Sinne nicht nur möglich, sondern höchst ersprießlich, indem durch solche geistige Gütertheilung das Capital in geometrischer Progression wächst, statt sich zu vermindern, und Dem, der da mittheilt, mit Wucherzinsen zurückgegeben wird, was er ausgegeben hat. Man ist in der Gegenwart mehr und mehr zurückgekommen von der „an sich edeln Besorgniß, die Gründlichkeit und Selbständigkeit der deutschen Wissenschaft zu beeinträchtigen, indem man der schönen und populären Darstellung einen Theil des reichen Wissensschatzes in Betreff seiner Vollständigkeit opfert". Gefeierte Namen unserer Literatur haben bewiesen, daß diese Besorgniß in der That nur ein Vorurtheil oder gar nur ein Deckmantel sei für die aller-

dings vorhandene bedauerliche Impotenz einer Anzahl von deutschen Gelehrten, sich klar, volksthümlich und elegant auszudrücken, oder für die übel angebrachte Eitelkeit und den Mangel an gutem Willen Anderer, die es hochmüthig verschmähten, mit dem Volke in geistigen Rapport zu treten. Haben schon Goethe und Lessing wahre Muster für die künstlerisch-schöne Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände aufgestellt, so haben wir neuere Beweise für die Möglichkeit einer solchen Behandlung in Schriften von Liebig, Littrow, Mädler, Humboldt, Karl Ritter, Varnhagen, Heeren, Dahlmann u. s. w., einer jüngsten Reihe namentlich naturwissenschaftlicher Schriftsteller hier nicht weiter zu gedenken. Aber man muß zugestehen, daß die Werke der genannten Gelehrten nicht so sehr in alle Kreise des Volks gedrungen sind, als man es hätte wünschen mögen und als es z. B. in höherm Grade mit den ähnlichen eines Mignet, Cousin, Dupin u. s. w. im benachbarten Frankreich der Fall gewesen. Das lag zum Theil wenigstens in der noch zu großen Umfänglichkeit jener Werke und in dem dadurch bedingten höhern Preise derselben. Denn neben der aus tiefer Gründlichkeit allein resultirenden Gedrängtheit und gleichzeitigen Schönheit der Darstellung ist die Billigkeit solcher Volksschriften ein Haupterfoderniß für ihre Verbreitung und folgeweise für ihre Nützlichkeit. Dem praktischen England war es vorbehalten, auch in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voranzugehen, indem hochgestellte und wohlhabende Männer solche Unternehmungen kräftig unterstützten und namhafte Schriftsteller, wie Brougham, Lewis, Bell, Dodd, Paley u. A., ihr Talent ihnen weihten. Wer z. B. Knight's „Wochenschriften", Chambers' „Informations", die berühmten „Bridgewaterbücher" und ähnliche derartige Unternehmungen kennt, wird nicht in Zweifel sein können, wie außerordentlich Werthvolles auf diesem Gebiete gerade dort geleistet worden und wie bewundernswürdig reiche Frucht es dort getragen. Deutschland hat selten lange angestanden, die Errungenschaften seiner Nachbarn auf wissenschaftlichem Gebiete wenigstens sich anzueignen, und es ist das eine Lichtseite unserer Uebersetzungsliteratur, die mit den vielen Schattenseiten derselben in der That wol bis auf einen gewissen Grad auszusöhnen vermag. Jene Schriften wurden denn auch bald auf deutschen Boden verpflanzt, und neben den selbständigen Uebersetzungen der „Bridgewaterbücher" erschienen 1846 und folgende Jahre in Stuttgart die ihrer Zeit mit großer Theilnahme begrüßten „Wochenbände" (mit Abbildungen), welche indeß kein ursprünglich deutsches Werk genannt werden können, sofern sie eben nur Uebersetzungen brachten. O. Wigand trat in dem von ihm 1850 herausgegebenen „Großen deutschen Hausschatz" der nationalen Idee näher, indem er in diesem Buche eine Reihe von werthvollen deutschen Originalaufsätzen aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten (ebenfalls mit erläuternden Abbildungen) veröffentlichte, indeß aus uns nicht bekannten Gründen das Unternehmen früher wiederum sistirte als wünschenswerth war.

Der Verlagshandlung d. Bl. war es vorbehalten, vor etwa zwei Jahren ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das nach allen Seiten hin den daran billig zu stellenden Anfoderungen entspreche und dem das Publicum mit um so größerm Vertrauen entgegenkommen durfte, als die Handlung F. A. Brockhaus schon durch die Begründung und zeitgemäße Förderung ihres berühmten „Conversations-Lexikon" eine ersprießliche Wirksamkeit für die Verbreitung der Bildung im Volke, wenn immer auch in anders modificirter Weise, bekundet hatte.

Schon die ersten Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen" legten klar an den Tag, daß die Verlagshandlung sich ebenso wol ihres Ziels und Zwecks deutlich bewußt gewesen, als daß es ihr auch gelungen, die entsprechenden Mittel zur Erreichung desselben namentlich durch die Wahl trefflicher Mitarbeiter sich zu gewinnen. Sie hatte richtig erkannt, daß in allen Classen des Volks sich gegenwärtig das Streben nach einer vielseitigen und gründlichen Bildung regt, die es befähigt (wie es im Programm des Werks heißt), die politischen, religiösen und socialen Bewegungen der Gegenwart richtig zu beurtheilen und den Anfoderungen der Industrie und des Handels zu genügen, und stellte sich demgemäß die ebenso hohe als dankenswerthe Aufgabe: zur Förderung allgemeiner Bildung in einer Reihe von Abhandlungen in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesammtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwickelungsstufe und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß zu gewähren, indem sie dabei von der wohlbegründeten Ueberzeugung ausging, daß unsere deutschen Gelehrten, welche das Vaterland so würdig gegen das Ausland vertreten, aufs beste dazu mitwirken und den ihnen gebührenden Einfluß auf das bürgerliche Gemeinleben durch Wort und Schrift gewinnen könnten und sollten. Von Haus aus wurde also mit vollem Rechte ein deutsches Originalwerk beabsichtigt, das sich würdig den erwähnten ausländischen Unternehmungen an die Seite stellen könne. Dasselbe ward schon kurz nach seinem Erscheinen mit voller Würdigung seiner Bedeutung von der deutschen periodischen Presse wie vom Publicum aufs freudigste nach Verdienst willkommen geheißen. Weshalb davon in diesen Blättern gerade noch nicht ausführlicher die Rede gewesen, in denen man aus verschiedenen Gründen eine Berücksichtigung desselben wol vorzugsweise hätte erwarten dürfen? Jedenfalls erschien es gerade hier doppelt angemessen, erst das Erscheinen einer größern Zahl von Bändchen abzuwarten, damit man um so klarer und unzweifelhafter ermessen könne, ob auch der Fortgang des Unternehmens dem trefflichen Anfange und den Erwartungen entspreche, welche durch dasselbe angeregt worden. Wir müssen dies nach Durchsicht der vorliegenden achtzehn Bändchen unbedingt bejahen und haben, indem wir das Werk allen ohne Ausnahme, nicht nur dem höher Gebildeten, sondern vornehmlich auch dem Bürger und Landmann, vorzugsweise auch allen Lesekreisen, Stadt- und Dorfbibliotheken aufs wärmste und angelegentlichste empfehlen,

nur zu bedauern, daß dasselbe nicht so rasch fortschreitet, als man nach der ursprünglichen Absicht erwarten und um der guten Sache willen wünschen durfte. Gern geben wir uns der Hoffnung hin, daß nur der Wunsch der Verlagshandlung, die tüchtigsten Kräfte für die Bearbeitung aller einzelnen Gegenstände zu gewinnen und die Gediegenheit der Leistungen — auf so beschränktem Raume doppelt schwierig! — nicht zu gefährden, dieses langsamere Fortschreiten veranlaßte. Denn wir mögen nicht glauben, daß ein Mangel an ausreichender Theilnahme und Unterstützung dieses wahrhaften Nationalwerks von seiten des Publicums ein so allmäliges Vorgehen mit Rücksicht auf den sehr bedeutenden Kostenpunkt veranlaßt, wenn es auch immer noch gerade in den höhern und gebildetern Ständen deren nicht wenige gibt (und scheint es doch fast, als sei in der jüngsten Zeit deren Zahl sogar in bedauerlichem Steigen begriffen), die zu vornehm auf die Literatur der Volksbücher herabsehen und der ganz verkehrten Ansicht sind, daß für das Volk die Normalbildung in unsern Schulen genüge, während doch gerade die später fortgesetzte Belehrung, zunächst durch eine würdige und tüchtige Volksliteratur, um so nothwendiger ist, damit die erwachende und mehr ins Bewußtsein tretende Kraft nicht auf falsche Bahnen sich verirre.

Das Unternehmen will ebenso wenig encyklopädische Vollständigkeit erstreben als nur trockene Uebersichten einzelner Wissenschaften oder ihrer Theile geben, die weder gründliche Belehrung bieten noch im bessern Sinne unterhalten können. Die Auswahl des Stoffs muß sich wesentlich an die Interessen der Gegenwart anschließen, die Form der Darstellung möglichst anregend und künstlerisch-schön (um auch in dieser Beziehung der Geschmacksbildung Rechnung zu tragen), die Behandlung eine thunlichst ins Detail eingehende sein. Hier vorzugsweise soll, um des alten trefflichen Justus Möser passendes Wort zu gebrauchen, „das Mehl, nicht die Mühle gegeben", das Leben des Menschen und die Erscheinungen der Natur so wiedergegeben werden, wie sie in ihrer thatsächlichen Wirklichkeit dem Auge des wissenschaftlich Gebildeten sich darstellen, und wie der Laie sie zwar immer noch als etwas ihm Geheimnißvolles, aber dabei doch durchaus organisch Geordnetes, Vernünftiges und in sich vollkommen Einiges erkennen soll und kann. Soll aber die Unterhaltung zugleich belehrend sein und allgemeine Bildung, nicht nur oberflächliches Salongeschwätz fördern, so muß sie in derartigen Schriften einen Blick in die Tiefe der Wissenschaft eröffnen und die Achtung vor derselben erhöhen; diese müssen dem Gebildeten überhaupt, den ja die Lebensverhältnisse so oft in eine gewisse Einseitigkeit unwillkürlich hineindrängen, die Möglichkeit gewähren, in seiner allgemeinen Bildung den Fortschritten der Zeit zu folgen und die etwa vorhandenen Lücken seines Wissens auf leichte und angenehme Weise auszufüllen; müssen endlich so populär gehalten sein (ohne doch in den wahrhaft läppischen Stil mancher sogenannten Volksbücher zu verfallen), daß bei den Lesern nichts weiter als die allgemeine Vorbildung vorausgesetzt wird, wie sie die höhern Volks- und Bürgerschulen jetzt gewähren. Das sind die Grundsätze, zu welcher die Verlagshandlung in Betreff des gemeinnützigen Unternehmens sich bekennt, die sie bisher in den einzelnen veröffentlichten Bändchen consequent und mit mehr oder weniger Erfolg, je nach der Individualität der einzelnen Verfasser, festzuhalten gewußt hat. Die allgemeine Zustimmung kann ihr dabei schwerlich fehlen, denn auf diesem Wege wird in der That ihr Zweck erreicht, „ein Werk zu liefern, das ebenso sehr durch sein praktisches Interesse als durch seine wissenschaftliche Gediegenheit sich empfiehlt". Man muß überdies anerkennen, daß es dem Verleger gelungen ist, eine Reihe der tüchtigsten Kräfte für das Unternehmen zu gewinnen: Namen wie Mädler, Hübner, Hohl, Ritter, Tholuck, Barthold, Schäfer u. s. w., die unbedingt zu den Trefflichsten in den einzelnen Wissenszweigen zählen, bürgen für die Gediegenheit und Selbständigkeit der Behandlung, bürgen dafür, daß wir es hier nicht mit gewöhnlicher literarischer Fabrikarbeit zu thun haben.

Die bisher erschienenen achtzehn Bändchen enthalten folgende Abhandlungen: 1) „Unsterblichkeit" von H. Ritter; könnte etwas weniger Kathederton haben und mit größerm Schwunge, wärmer und poetischer behandelt sein; 2) „Der gestirnte Himmel" von J. H. Mädler, 3) „Das Mikroskop" von O. Schmidt, beide vortrefflich bearbeitet und, wie schon anderswo anerkannt, wahre Muster würdig-populärer Behandlung; 4) „Die Bibel" von Tholuck, interessant und geistreich, aber mehr einem Collegienvortrage ähnlich und für ein gemischtes Publicum zu viel gelehrt-kritisches Wesen, obwol in verständlicher Form; 5) „Die Krankheiten im Kindesalter" von A. F. Hohl, sehr gelungen; 6) „Die Geschworenengerichte" von R. Köstlin, eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage durchgeführte und doch in edlem, populärem Stil gehaltene Arbeit; 7) „Deutschland" von H. A. Daniel, empfiehlt sich durch große Klarheit und sichere Stoffbeherrschung; 8) „Die Lebensversicherungen" von E. G. Unger, zu überwiegend mathematisch und deshalb etwas trocken; 9) „Sonne und Mond" von J. H. Mädler, vortrefflich; 10) „Das Slawenthum" von W. W. Heffter, eine dankenswerthe Gabe; 11) „Das Gold" von R. F. Marchand, interessant und belehrend, nur in der Form hier und da etwas gesucht; 12) „Schutzzoll und Handelsfreiheit" von O. Hübner, 13) „Die Künstler unter den Thieren" von A. B. Reichenbach, zwei Abhandlungen von einer Sicherheit, Klarheit und Allgemeinverständlichkeit, wie sie eben nur von so anerkannt tüchtigen Schriftstellern ihres Fachs zu erwarten standen, denen sich 14) „Die Telegraphie" von L. Bergmann in der historischen wie theoretischen Behandlung auf sehr erfreuliche Weise anschließt. 15) Die biographische Schilderung „Schiller" von J. W. Schäfer und 17) „Die deutsche Hansa" von F. W. Barthold sind in der That ein paar Meisterstücke gedrängter und dabei doch klarer, umfassender und fesselnder Darstellung, wäh-

rend 16) „Die Blumen im Zimmer", vom Freiherrn von Biedenfeld, nicht etwa eine Flora oder Botanik oder Anleitung zur Pflanzencultur, sondern vielmehr eine praktische Belehrung über Erhaltung und Gesundheitspflege der Zimmergewächse in sinnig-gemüthlichem, bisweilen nur zu breitem und weichlichem Vortrage, und 18) endlich „Benjamin Franklin's Leben, Denken und Wirken" von H. Bettziech-Beta, eine einfach-verständige, klar und mit Interesse erzählte Biographie bietet, die des Belehrenden und mannichfach Anregenden sehr viel enthält. *)

Vielleicht bietet sich später eine Gelegenheit, specieller auf einzelne der hier in möglichster Kürze charakterisirten Abhandlungen, deren Gegenstandswahl ein erfreuliches Zeugniß für den praktischen Blick des Herausgebers und seiner Mitarbeiter ablegt, einzugehen. Für jetzt sei nur schließlich noch auf die nach Gewohnheit der Verlagshandlung saubere und entsprechende Ausstattung und den billigen Preis hingewiesen und das ganze würdige, echt vaterländische Unternehmen der lebhaftesten Betheiligung des gesammten Publicums nochmals nach Verdienst aufs wärmste empfohlen. 11.

*) Neuerdings erschienen das 19. und 20. Bändchen, enthaltend: „Der Haushalt der Pflanze", von F. Cohn; „Kaiser Karl der Große, ein Geschichtsbild" von J. Rank.

Neuere Reisewerke über Spanien.

1. Reise in Spanien. Mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen. Von Alexander Ziegler. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1852. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Spanien und seine fortschreitende Entwickelung, mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851. Von Julius von Minutoli. Mit lithographirten Beilagen Berlin, A. Duncker. 1852. Ler.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie, Geognosie und Botanik. Von Moritz Willkomm. Nebst einer geognostisch-botanischen Karte der Halbinsel, einer Stein- und einer Kupfertafel. Leipzig, F. Fleischer. 1852. Ler.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.
4. Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1850 von Moritz Willkomm. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Spanien ist ein Land, welches, obwol es in neuerer Zeit häufiger von Reisenden verschiedener Art besucht worden ist als früherhin, doch noch immer zu den unbekanntesten Ländern unsers Erdtheils gehört. Denn über kein Land und kein Volk Europas sind, wenigstens bei uns in Deutschland, so viele grundfalsche Ansichten verbreitet wie gerade über Spanien und seine Bewohner. Bald hört man Spanien ein heißes, trockenes, baumloses Land nennen, wo Armuth und Elend zu Hause ist; bald ein reizendes Eldorado, wo Wein und Orangen von selbst wachsen und dem Menschen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen; bald ein schönes, romantisches, von Gebirgen starrendes Land, nur unbevölkert und wenig oder gar nicht civilisirt. Noch verschiedener sind die Urtheile über die Bewohner dieses Landes. Meist begnügt man sich mit einem mitleidigen oder gar verächtlichen Achselzucken über das tiefgesunkene spanische Volk, welches unaufhaltsam seinem Untergange entgegengeht und deshalb keiner Beachtung werth ist. Die glimpflichsten Urtheile laufen darauf hinaus, daß Spanien ein zwar von der Natur reich gesegnetes, aber seit Jahrhunderten gänzlich vernachlässigtes und in eine unheilbare Zerrüttung versunkenes Land sei, in welchem Gesetz und Ordnung nicht existiren und welches von einem trägen, dem Schlaraffenleben ergebenen, unwissenden, bigoten und jähzornigen, blutgierigen und lächerlich-stolzen Volke bewohnt werde. Die Grundlosigkeit solcher ebenso ungerechten als oberflächlichen Urtheile darzuthun und die Verhältnisse des spanischen Landes und Volks in klares Licht zu setzen: das ist die Hauptaufgabe der vier uns hier vorliegenden Werke, welche so ziemlich zu gleicher Zeit erschienen sind. Neben dieser Haupttendenz verfolgt jedes derselben einen andern Zweck. Das Reisewerk von Ziegler, das Ergebniß einer offenbar sehr flüchtigen Reise durch fast alle Provinzen Spaniens, berücksichtigt besonders die socialen Verhältnisse, die Industrie, den Handel und die Producte des Bodens, läßt auch Spanien und seinen Bewohnern im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren, ist aber in Touristenmanier leicht und oberflächlich abgefaßt und deshalb wenig zuverlässig. Das zweite Werk von Minutoli ist ein rein statistisches, vorzugsweise aus officiellen Quellen hervorgegangenes, welches eine detaillirte Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse Spaniens hinsichtlich seiner Regierung, Verwaltung, seines Gerichts- und Unterrichtswesens, seines Handels, Militär- und Flottenwesens, seiner Industrie, seines Acker- und Bergbaus, kurz aller materiellen und intellectuellen Zustände bezweckt. Von den beiden zuletzt angeführten Werken, deren Verfasser der Referent selbst ist, verfolgt das erste über die Steppen u. s. w. eine streng wissenschaftliche Tendenz, während das andere eine Reisebeschreibung für das große gebildete Publicum mit besonderer Berücksichtigung der geographischen und geognostischen Verhältnisse, der landschaftlichen Scenerie und des Charakters, der Sitten und Gebräuche des Volks ist. Wir werden uns im Folgenden vorzugsweise mit den beiden zuerst aufgeführten Werken beschäftigen, indem es für einen Autor immer eine misliche Sache ist, über seine eigenen Schriften ein unparteiisches Urtheil zu fällen. Referent hat dieselben blos auf den Wunsch der Redaction d. Bl. hin vergleichungshalber mit aufgeführt.

Das Reisewerk von Ziegler enthält eine Menge interessanter Schilderungen und ein reiches Material von statistischen Notizen, ist aber mit großer Flüchtigkeit und Nachlässigkeit abgefaßt, weshalb es von Unrichtigkeiten wimmelt. Der Verfasser, ein wissenschaftlich gebildeter Oekonom, hat, wie aus seinem Werke hervorgeht, große Reisen in Nordamerika und Westindien gemacht und, nachdem er die spanischen Colonien kennen gelernt hatte, aus Begierde, das Mutterland und dessen Volk ebenfalls

kennen zu lernen, Spanien und gleichzeitig Portugal und die nordafrikanische Küste bereist. Zu welcher Zeit derselbe diese Reise unternommen hat, wird nirgends gesagt; aus einzelnen tagesgeschichtlichen Bemerkungen geht jedoch hervor, daß er im Jahre 1850 in Spanien gewesen sein muß, also zur selben Zeit, wo sich auch Referent daselbst befand. Ziegler ist, wie er selbst bemerkt, sehr flüchtig gereist. Er hat allerdings ganz Spanien mit Ausnahme von Asturien und Estremadura gesehen, aber vom Postwagen aus und in den großen Städten. Das reicht nicht hin, um sich ein wahres Urtheil über spanische Zustände zu bilden. So schreit der Verfasser entsetzlich über die Scharen von Bettlern, die auf allen Poststationen die Reisenden angefallen haben, sodaß man seinen Schilderungen zufolge denken muß, ganz Spanien wimmele von Bettlern. Abgesehen von der sehr hyperbolischen Darstellungsweise, die der Verfasser überhaupt zu lieben scheint, würde derselbe eine ganz andere Ansicht gewonnen haben, wenn er nicht immer in den Diligencen und auf den großen Straßen gereist wäre. Ich weiß recht wohl, daß man in den spanischen Diligencen viel von Bettlern zu leiden hat, besonders in manchen Gegenden, wie z. B. in der Mancha, weil eben die Armen und die Krüppel die Gelegenheit der durchpassirenden, gewöhnlich von Passagieren vollgepfropften Diligencen benutzen, um ein reichliches Almosen zu erhalten. Reist man auf denselben Routen allein zu Pferde, so wird man nur selten von einem Bettler incommodirt, und noch weniger geschieht dies in den von den großen Heerstraßen entfernten Orten. Auch in den großen Städten habe ich das Bettelwesen gar nicht so schlimm gefunden wie der Verfasser; auch habe ich mehr als einen Reisenden getroffen, welcher gleich mir erstaunt war, daß so wenig Bettler in den spanischen Städten vorhanden wären! Dies Urtheil wurde namentlich von allen Reisenden gefällt, welche zuvor in Italien gewesen waren. Ich glaube, die „feurige Phantasie", die dem Verfasser, wie er sehr oft bemerkt, eigenthümlich ist, hat demselben die Bettler nicht blos verdoppelt, sondern verzehnfacht!

Der Verfasser ist, wie bemerkt, ein wissenschaftlich gebildeter Landwirth. Da hätte man wohl erwarten sollen, einmal etwas Gründliches über die spanische Landwirthschaft zu erfahren. Allein obgleich man viele Columnen mit der Ueberschrift „Landwirthschaft" in seinem Werke findet, so sucht man daselbst doch vergeblich nach Aufschluß über die Art und Weise der Bodencultur. Der Verfasser begnügt sich, flüchtig anzugeben, was für Beschaffenheit der Boden einer Gegend oder Provinz hat, was die hauptsächlichsten Ernten seien und, wo ihm statistische Angaben zugänglich waren, dieselben mitzutheilen; allein über die eigentliche Bestellung des Bodens, über die Behandlung der Culturgewächse u. s. w. erfährt man kein Wort. Mehr erfährt man über die Industrie und den Handel, indem der Verfasser über diese Zweige der Nationalökonomie mehr officielle und gedruckte Quellen benutzen konnte als über den Ackerbau. Die meiste Aufmerksamkeit hat er dem Industriewesen Cataloniens geschenkt; über die Industrie der Basken dagegen erfährt man aus seinem Werke wenig. Ziegler hat sich die gewiß höchst löbliche Aufgabe gestellt, von jeder Provinz, welche er gesehen hat, eine übersichtliche Darstellung der Bodenverhältnisse, der Producte, des Handels u. s. w. nebst Schilderungen der Geschichte, des Charakters und der socialen Zustände der Bewohner zu liefern. Wie ist es aber möglich, eine solche Aufgabe zu lösen, wenn man ein Land blos im Postwagen durchfliegt und durch eigene Anschauung weiter nichts kennen lernt als die Ortschaften, welche die Straße berührt. Will man dann noch immer eine solche Schilderung wagen, so muß man wenigstens alle nur möglichen Quellen sorgfältig studiren. Dies ist dem Verfasser aber in den meisten Fällen zu unbequem gewesen, und daher kann es nicht fehlen, daß seine Darstellungen von den gröbsten Irrthümern wimmeln. Ganz besonders trifft dieser Vorwurf seine geographischen Schilderungen. Fast keine einzige ist richtig, ja in vielen ist die Wahrheit so entstellt, daß es auf der Hand liegt, daß der Verfasser sich nicht die Mühe genommen hat, einen Blick auf die Karte zu werfen, ja nur über Das nachzudenken, was er hinschreibt. Einige Beispiele werden diesen Vorwurf rechtfertigen. So sagt der Verfasser (I, 304):

> Der Gipfel des erhabensten Punktes der Sierra Morena, der Sagra Sierra, steigt bis 5568 Fuß empor.

Die Sagra Sierra liegt aber gar nicht in der Sierra Morena, sondern auf der Grenze zwischen den Provinzen von Granada und Murcia, eine starke Tagereise vom südlichen Fuße des Gebirgssystems der Sierra Morena, und gehört zu dem Gebirgssysteme von Granada! Ferner:

> Das südöstliche Ende der Sierra Nevada wird gewöhnlich unter dem Namen Alpuxarras oder Alpuxarras begriffen; es endigt mit dem Cap de Gata. Die Schneegrenze beginnt in der Sierra Nevada mit einer Höhe von 8600 Fuß. Die erhabensten Punkte sind der Cumbre de Mulahacen (16,105 par. Fuß) und La Veleta (10,841 par. Fuß); die zu der Sierra Nevada gehörige, unter dem allgemeinen Namen Alpujarras begriffene Küstenkette besteht aus einer Reihe von durch Querthäler getrennten Gebirgsrücken; die bedeutendsten derselben sind: die Sierra de Aljamilla, die Sierra de Gador, die Sierra de Contraviesa, der Cerrajon de Murtas, die Sierra de Lujar und die Sierra de las Almijarras.

Referent, welcher das Königreich Granada während eines 20monatlichen Aufenthalts zu Pferde und zu Fuß in allen Richtungen durchstrichen und allein in den Wildnissen der Sierra Nevada und der Alpujarras drei Monate zugebracht hat, hat schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die Alpujarras (Ziegler sollte übrigens wissen, daß Alpuxarras blos die alte Schreibart ist, indem früher x und j verwechselt wurden, und daß man gegenwärtig überall, wo das x den Gutturallaut hat, anstatt desselben j schreibt) gar keine Gebirge sind, sondern der Complex von Thälern, welcher sich zwischen dem Südabhange der Sierra Nevada und der aus der Sierra de Aljamilla und den darauf genannten Gebirgen bestehenden Küstenkette, die mit der Sierra Nevada gar nicht zusammenhängt, befindet. Das Cabo de Gata liegt ganz außerhalb der Region der Alpujarras; es ist der letzte

südlichste Vorsprung des vulkanischen Hügellandes, welches sich südlich von der Sierra de Filabres, die durch die breite Thalfläche des Rio de Almeria von den Alpujarras und der Sierra Nevada getrennt ist, ausbreitet. Die Grenze des ewigen Schnees beginnt an der Sierra Nevada erst in einer Höhe von 10,500 Fuß, dagegen bleibt der in jedem Winter gefallene Schnee während des Sommers bis zu einer Höhe von 8000 Fuß in Form großer Schneefelder liegen. Der Mulahacen ist keineswegs 16,105 par. Fuß hoch, sondern erreicht nach den vorhandenen Messungen im Mittel eine Höhe von nur 11,000 Fuß. Ziegler hätte wissen sollen, daß der Montblanc der höchste Berg Europas ist und derselbe doch nur 14,700 Fuß Höhe besitzt. Ueberhaupt herrscht in seinen Höhenangaben eine grenzenlose Verwirrung. Fast keine seiner Angaben stimmt mit denen überein, welche der Referent durch ein sorgfältiges Studium aller auf die physikalische Geographie Spaniens bezüglichen Werke kennt, ja manche zeugen von einer gänzlichen Gedankenlosigkeit. So gibt der Verfasser (II, 296) der in den Pyrenäen Aragoniens sich erhebenden Peña colorada, welche beiläufig bemerkt noch nie gemessen worden ist, eine Höhe von 29,000 par. Fuß, d. h. eine Höhe, die kein Berggipfel auf der ganzen Erde erreicht! Ein Druckfehlerverzeichniß ist dem Werke nicht beigefügt; aber selbst im Falle daß diese Angabe auf einem Druckfehler beruhen sollte, kann ein solcher Druckfehler nicht stehen bleiben, wenn der Verfasser irgend gewissenhaft ist. Aus den unmittelbar danebenstehenden Berghöhen ergibt sich, daß der Verfasser dabei die vom Referenten gegebene Schilderung der Pyrenäen Hocharagoniens, welche im „Ausland" 1851 unter den Auszügen aus den „Wanderungen" des Referenten erschien, benutzt hat. Dort habe ich die Höhe der Peña colorada zu etwa 9000 Fuß geschätzt. Der Cerrajon de Murtas ist gar kein eigenes Gebirge, sondern der höchste Gipfel der schon genannten Sierra de Contraviesa. Der Verfasser erzählt (I, 421):

> Gegen 9 Uhr Vormittags liefen wir in die Bai von Gibraltar ein. Vor uns lag der in drei Kuppen gespaltene Gibraltarfelsen mit der Punta de Europa und seiner Felsenstadt; zur Linken leuchtete die spanische Stadt Algeciras mit den Gebirgen von Ronda und der Sierra Nevada im Hintergrunde u. s. w.

Erstens kann man die Sierra Nevada vom Golf von Gibraltar aus gar nicht sehen, und wäre dies möglich, so läge sie nicht zur Linken im Hintergrunde von Algeciras, sondern ebenso wie die Gebirge von Ronda, die man allerdings zum Theil sieht, zur Rechten von Algeciras, im Nordosten. Ferner bei der Schilderung Castiliens (II, 112):

> Die Hauptgebirge sind die schon von den Alten sogenannten Montes Orospedanos, welche die von Molina, Albarracin und Cuenca bilden, sodann die von Alcaraz (soll Alcaraz heißen), Segura und Cazorlo (Cazorla) und endlich in der Sierra Morena und der Guadarrama und Pineda, welche die beiden Castilien voneinander trennen und die zwei großen Gebirgsketten der Guadarrama und Somosierra durchschneiden (was heißt das?!). Man sieht hier großartige Gebirgssceneriеn und reiche üppige Thäler, sowie auch ausgedehnte Ebenen, von welchen letztern die der Mancha sowie die von Alcarria die bedeutendsten sind. . . . Die Sierra de Cuenca zeigt die größte Höhe und romantische Thäler.

Montes Orospedani hießen zur Römerzeit die Gebirge des iberischen Systems (siehe meine orographische Schilderung des centralspanischen Tafellandes in meinem Werke über die Steppen u. s. w. der Halbinsel); gegenwärtig fällt es Niemandem ein, diesen Namen zu gebrauchen. Die Sierra Segura liegt zwischen Murcia und Granada, kann sogar geographisch nicht mehr zum Tafellande Castiliens gerechnet werden, die Sierra de Cazorla in der Provinz von Jaen (sie bildet das östlichste Glied der nördlichen Gebirgsumwallung der Terrasse von Granada). Die Alcarria — unter welchem Namen der Verfasser eine Ortschaft zu verstehen scheint, denn er bemerkt einige Zeilen weiter: „Bei Alcarria wird viel Hanf gebaut" — ist gar keine Ebene, sondern ein sehr occupirtes Hügelland, welches sich östlich von Guadalajara, der Hauptstadt der Alcarria, ausbreitet. Die Serrania de Cuenca endlich (eine Sierra de Cuenca gibt es kaum), welche der Verfasser nicht gesehen, Referent aber bereist hat, übersteigt in ihren höchsten Gipfeln noch nicht die Höhe von 5000 par. Fuß, während die Sierra de Guadarrama eine Kammhöhe von 6000 Fuß und ihr höchster Gipfel, die Peñalara, eine Höhe von 7716 Fuß besitzt. II, 209 wird gesagt, Fraga in Aragonien läge am Cenia. Der Verfasser hat hier den Cenia, den Grenzfluß zwischen Catalonien und Valencia, ein höchst unbedeutendes, in den Gebirgen des nördlichen Valencia entspringendes Flüßchen, mit dem starken, aus den Centralpyrenäen kommenden Cinca verwechselt. Auf der folgenden Seite erzählt der Verfasser ganz naiv, die Diligence habe, während er geschlummert, „das wegen seines fruchtbaren Bodens berühmte Städtchen Bujaraloz" berührt. Wohl dem Verfasser, daß er bei Nacht durch jenen elenden Flecken Niederaragoniens gekommen ist; er würde sonst bemerkt haben, daß Bujaraloz, welches blos der in seiner Nähe befindlichen Salzseen halber, die als Salinen benutzt werden, berühmt ist, inmitten einer der abscheulichsten, dürrsten und unfruchtbarsten Salzsteppen liegt, welche das Ebrobassin „aufzuweisen" (diesen Ausdruck liebt der Verfasser außerordentlich) hat. Ferner in der Schilderung Aragoniens (II, 232):

> Die Gebirge sind reich an Mineralquellen und die am Rio Calderas liegenden warmen Bäder von Panticosa die berühmtesten, deren Quellen kohlen-, schwefel- und salzsaure Alkalis und Eisensalze enthalten. . . . Das Auge des leidenden Menschen wird hier durch reizende Aussicht auf das Schneegebirge, auf pittoreske Felsmassen, üppige Grasmatten, durch reizende Promenaden und Gärten . . . . erfreut.

Ziegler hat die Bäder von Panticosa nicht gesehen. Ich war zwei Tage dort und sage über dieselben in meinen „Wanderungen" (I, 334):

> Die Bäder von Panticosa sind erst seit wenigen Jahren so recht in Aufnahme gekommen und gehören jedenfalls zu den am besten eingerichteten Spaniens. Es ist für eine vortreffliche Küche, für litterarische Unterhaltung, für tüchtige Aerzte und gute Verpflegung der Kranken bestens gesorgt, und fehlt es auch an geschmackvollen Promenaden und Gärten, die

sich dort beim besten Willen nicht anlegen lassen, weil in jenen Höhen außer Alpenkräutern nichts mehr gedeiht, so bieten dafür die unmittelbaren Umgebungen die romantischsten Spaziergänge dar, die man sich denken kann.

Die Bäder von Panticosa liegen nämlich 4852, die Fuente del Estomago sogar 5129 par. Fuß über dem Meere. Daß da unter einer Breite von $42\frac{1}{2}°$ nicht mehr an „reizende Gärten" gedacht werden kann, versteht sich von selbst. Die Quellen sind keineswegs warm (die wärmste besitzt blos eine Temperatur von 25,7° R.), sondern lau. Wahrscheinlich hat der Name des Flusses, Calderas, den Verfasser auf den Gedanken gebracht, die Quellen von Panticosa zu warmen zu machen. Jener Name kommt aber nicht von caliente, warm (caldo ist italienisch, aber nicht spanisch), sondern von caldera, Kessel, her und ist dem Flusse offenbar deshalb gegeben worden, weil derselbe aus einem tiefen Bergkessel, einem jener Circusthäler, die in den Hochpyrenäen so häufig sind, hervorströmt. Ferner bei der Schilderung der baskischen Provinzen (II, 378):

> Das ganze Territorium der Provinz Guipuzcoa ist uneben und von Gebirgen durchzogen, von denen das im Gerichtsbezirke Fuenterrabia liegende, vom Cap Higuer bis Passages sich ausdehnend, Jaitzquivel, das Vorgebirge Olearso der Alten, das bedeutendste ist.

Loma de Jaizquivel wird ein kaum 1000 Fuß hoher Sandsteinkamm genannt, welcher sich längs der Küste von der Mündung des Bidasoaflusses bis zur Bai von Pasages hinzieht. Die im Innern von Guipuzcoa sich erhebenden Gebirge (das eigentliche Cantabrische Gebirge) sind sämmtlich um ein Bedeutendes höher, so schon der Monte de la Haya bei Irun (2479 Fuß nach meiner Messung). Dagegen hat der Verfasser Recht, wenn er bald darauf bemerkt, daß die Gebirge von Guipuzcoa und Vizcaya selten bis zur warmen Jahreszeit mit Schnee oder Gletschern versehen seien. Gletscher gibt es überhaupt, die Maladettagletscher und einige andere kleine Gletscher in den Pyrenäen und den Gletscher des Corral de Veleta in der Sierra Nevada ausgenommen, in Spanien gar nicht, obwol Ziegler allenthalben, in Granada, Leon, Galicien und den Pyrenäenprovinzen, von Gletschern redet. Ziegler weiß offenbar nicht, was man unter einem Gletscher versteht, und begabt jedes Schneefeld mit diesem Namen. An Verwechselungen ist überhaupt sein Werk reich. So macht der Verfasser im ersten Bande den Flecken Cuevas in der Provinz von Almeria zu einem Fluß (der vorbeifließende Fluß heißt Almanzora), verwechselt fortwährend die Begriffe District (districto, Wahlbezirk) und Provinz, spricht von den „Infiernos de Loja" als „den ergiebigsten und fruchtbarsten Strichen" in den Umgebungen der Stadt Loja in Granada, während in der That „los Infiernos de Loja", zu deutsch: die Hölle von Loja, ein schauerliches Höhlenlabyrinth genannt wird, welches sich in den Kalkgebirgen bei Loja befindet; redet von der „Stadt" San-Fernando bei Madrid, welche gar nicht existirt, indem San-Fernando blos eine königliche Domäne, ein Landgut ist, wo sich eine Spinnfabrik und ein Correctionshaus für unsittliche Frauen befindet u. s. w. Großartig sind auch die Verwechselungen, welche der Verfasser bei der Angabe der Landesproducte, Pflanzen wie Thiere, begeht. So sollen nach ihm in den Gebirgen von Valencia und in der Sierra Morena „Mastix" und „Tamarinde" (zwei Tropengewächse) wachsen; soll wahrscheinlich heißen: der Ladanstrauch (Cistus ladaniferus L.), welcher die ganze Sierra Morena bedeckt und das balsamische Ladanharz (aber nicht Mastix) ausschwitzt, und „Tamariske" (Tamarix Gallica L. und nicht Tamarindus Indica L.). Ferner möchte ich Ziegler im Interesse der Botanik fragen, was er unter „Terpentinbaum", unter „wilder Ochsenzunge, Rabendistel und dorniger Erle" versteht, welche seinen Angaben zufolge in der Sierra Tejeda und um Antequera wachsen sollen? Die Pflanzen nämlich, welche man bei uns wilde Ochsenzunge und Rabendistel nennt, kommen in Südspanien gar nicht vor. An derselben Stelle (I, 243) spricht der Verfasser von „unverbrennbarem Lein", in Parenthese el amianto oder lino, welcher in den Sierras von Tejea (soll heißen Tejeda; der Name kommt von tejo, Taxusbaum) und Yunquera „wachsen" solle. Mir ist keine Pflanze mit diesem spanischen Vulgärnamen bekannt in den genannten Gebirgen, die ich zu wiederholten malen bestiegen und durchforscht habe, Ziegler aber höchstens von fern gesehen hat. Wol aber ist mir versichert worden, daß das allbekannte Mineral Asbest oder Amianth, welches durch seine Unverbrennlichkeit ausgezeichnet ist, in jenen Gebirgen sich finde. Es ist wirklich unbegreiflich, wie ein deutscher Schriftsteller solche Schnitzer machen kann! In Altcastilien, um Olmedo, soll Johannisbrot wachsen (der Johannisbrotbaum kommt blos in den Küstengegenden der Mediterranzone fort), auf den Gebirgen des nördlichen Leon der „wilde Oelbaum" und die „Waldolive" (ich weiß nicht, was Ziegler unter diesen Namen versteht; der wirkliche wilde Oelbaum, Olea Europaea var. silvestris, kommt dort sicherlich nicht vor), im Thale von Arraiz im Baskenlande „Pataten" (d. h. Kartoffeln; der Verfasser hat aber offenbar die süßen „Batatas de Malaga" im Sinne, die in Nordspanien gar nicht gebaut werden und des Klimas halber daselbst nicht gebaut werden können), und in den Gebirgen von Catalonien und Galicien sollen „Truthühner" ein gewöhnliches Wildpret sein! Ich glaube, diese vermeintlichen Truthühner (die echten sind bekanntlich in den südlichen Staaten Nordamerikas einheimisch) sind simple Reb- oder Birkhühner gewesen! Noch größere Verstöße begeht der Verfasser, wo er es sich einfallen läßt, Angaben über die geognostischen Verhältnisse zu machen. So fabelt er in Navarra von „vulkanischen Formationen" und von Guipuzcoa wird erzählt:

> In den Gesteinen kommt der Grifittenkalk (soll heißen Gryphitenkalk; der Name kommt von der versteinerten Schnecke Gryphaea arcuata!) und in den Gebirgsformationen der Granit am meisten vor.

Was heißt das? Was versteht der Verfasser unter „Gesteinen" und unter „Gebirgsformationen"? Der

Gryphitenkalk ist ein Glied des Kreidegebirgs. Kalke, Sandsteine und Mergel der Kreideperiode, Grauwacke und Thonschiefer setzen die Gebirge von Guipuzcoa ausschließlich zusammen; der Granit bildet einen einzigen Berggipfel, nämlich den Monte de la Haya bei Yrun. Ziegler hätte an das Sprüchwort denken sollen: „Schuster, bleib' bei deinem Leisten", und sich nicht auf Dinge einlassen sollen, von denen er offenbar nicht das Mindeste versteht. — Daß die spanischen Ortsnamen sehr häufig falsch geschrieben, ja bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt sind (z. B. Colemar statt Colmenar), darf bei solcher Flüchtigkeit im Behandeln des Stoffs nicht Wunder nehmen. Noch größer ist die Anzahl der orthographischen Schnitzer in den Brocken von spanischen Phrasen, mit denen der Verfasser sein Buch reichlich ausgestattet hat. So schreibt er lugar statt lagar, tienta statt tienda, guarda statt guardia, vacanzas statt vacancias, wapa statt guapa (Ziegler sollte wissen, daß die Spanier kein w in ihrem Alphabet haben), losa statt sosa, major statt mayor, hellado statt helado, camariero statt camarero, vaga statt vaya, estillo statt estilo, la canal statt el canal, ferrarios statt ferrerias u. s. w. Auch spanische Sprüchwörter hat er mit großem Glück angewendet, z. B. I, 371: „En todas partes cuecen (soll heißen crecen) habas", was der Verfasser übersetzt: „Allenthalben kocht man Bohnen, d. h.: ein Jeder fasse sich an seiner Nase!" Erstens müßte, sollte das Sprüchwort den wirklichen Sinn haben: „Allenthalben kocht man Bohnen", es heißen: se cuecen habas, denn cocer, kochen, ist ein transitives Verbum. Es heißt aber „crecen", d. h.: „Allenthalben wachsen Bohnen", und der Sinn des Sprüchworts ist: Allenthalben gibt es gemeine (nichtswürdige) Menschen (weil die haba, Sau- oder Puffbohnen, ein verachtetes Gewächs ist, welches überall in Spanien angebaut wird).

Kurz, es ist in dem Werke von Ziegler eine solche Unmasse von falschen Auffassungen, Misverständnissen, Verwechselungen und Flüchtigkeiten, daß dasselbe wahrhaftig nicht dazu dienen kann, richtige Ansichten über Spanien zu verbreiten. Dazu das ewige Gejammer des Verfassers über die schlechten Straßen, die unbequemen Postwagen, die Flöhe und Wanzen und was weiß ich alles für Noth und Elend! Der Verfasser bemerkt an einer Stelle, er habe sich auf seinen vielen großen Reisen in Amerika, Afrika und Europa abgehärtet und an das Entbehren gewöhnt; er scheint es aber nicht sehr weit darin gebracht zu haben. Daß das Reisen in Spanien mit großen Unbequemlichkeiten verbunden ist, wird Referent, welcher drittehalb Jahre in jenem Lande reiste, am wenigsten zu bestreiten wagen; daß aber die Schilderungen, welche der Verfasser von den spanischen Diligencen und Straßen entwirft, sehr hyperbolisch sind, so hyperbolisch, daß die „feurige Phantasie" des Verfassers sie kaum zu entschuldigen vermag, ist auch gewiß. Wenn z. B. der Verfasser bei der Schilderung der Reise über den Paß von Guadarrama sagt (II, 120):

Viele Reisen haben meinen Körper gegen derartige Unbequemlichkeiten abgehärtet, aber einen Weg wie diesen und noch dazu auf so marmorharten Sitzkissen, wie es hier der Fall war, zurückzulegen, würde ich selbst meinem gesundesten und bittersten Feinde nicht zumuthen. Als der Morgen graute und wir nicht lange darauf S.-Christobal erreichten, um daselbst in einer einfachen Venta eine kleine Tasse Chocolade zu genießen, glaubte ich vorher erst eine Christenpflicht erfüllen und meinen Körper anatomisch untersuchen zu müssen, ob nicht etwa eine Zersetzung und völlige Auflösung deshalb stattgefunden hätte —

so weiß man wirklich nicht, wie ein vernünftiger Mensch, für den ich den Verfasser halte, dem Publicum zumuthen kann, solche Abgeschmacktheiten zu lesen! Oder nennt das Ziegler eine „witzige Darstellung"? Gegen den Stil, in welchem das ganze Werk geschrieben ist, ließe sich überhaupt gar Manches sagen; er ist im Allgemeinen so flüchtig wie der Inhalt. Ganz besonders liebt der Verfasser Prunken mit mythologischen Reminiscenzen, wodurch sein Stil an den verderbten Geschmack des 18. Jahrhunderts erinnert. Als Probe möge folgende Schilderung eines Sonnuntergangs auf dem Meer und darauffolgenden Sturms hier eine Stelle finden (I, 200):

Eine lustige Schauspielertruppe, die in Alicante an Bord gestiegen war, ließ nach den Tönen der künstlerisch gehandhabten Guitarren fröhliche Lieder erschallen und sandte dem scheidenden Phöbus wehmüthige Abschiedsgrüße nach. Aber kaum mochten die Sonnenpferde das Ambrosia geschmeckt und Phöbus sich zur geliebten Leukothea in der Gestalt ihrer Mutter Eurynome begeben haben, als auch schon zürnend Triton in die Muschel blies, Neptun den Dreizack schwang und Aeolus die Backen aufblähte.

Wenn eine solche schwülstige Darstellung dem Verfasser gefällt, so kann man nichts dagegen haben, nur das Publicum möge er damit verschonen.

Abgesehen von diesen Mängeln, enthält Ziegler's Werk viel Vortreffliches. So sind seine Schilderungen der Bauwerke, Kunstschätze und anderer Sehenswürdigkeiten der Städte sehr gut; weniger gelungen kann man die landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen nennen; doch gibt es auch unter diesen manche sehr hübsche. Desgleichen erkennen wir es lobend an, daß der Verfasser der Geschichte eine so große Berücksichtigung hat angedeihen lassen. Er gibt fast bei jeder Provinz einen historischen Abriß. Freilich laufen auch hier manche Flüchtigkeiten und Irrthümer unter. So hält der Verfasser z. B. den berüchtigten Guerillaschef des Napoleon'schen Kriegs, genannt „el Empecinado", und den bekannten General Espoz y Mina für eine und dieselbe Person! In der sehr vortrefflichen und sehr ausführlichen Schilderung des Karlistenkriegs erzählt er unter Anderm: „Es wurden nun Chapelgorris (Rothmützen) gegründet", als wenn dies eine besondere Waffengattung gewesen wäre. Ich habe im ersten Theile meiner „Wanderungen" bei der Schilderung des baskischen Volks erwähnt, daß „Chapelgorris" der Schimpfname war, mit denen die Karlisten, welche sich weißer oder blauer Boynas (Baskenmützen) bedienten, die christinischen Freischärler oder batallones francos von Guipozcoa und Vizcaya belegten, weil diese zum Abzeichen rothe Boynas trugen. Sehr interessant sind auch die Schilderungen der Gefängnisse,

die Verbrecherstatistik und andere statistische Nachrichten, welche der Verfasser mittheilt. Ganz vorzüglich verdient aber auf die im zweiten Bande befindliche, über drei Bogen füllende, sehr ausführliche und sorgfältige Schilderung der Pyrenäenrepublik Andorra aufmerksam gemacht zu werden. Ziegler ist zwar nicht dort gewesen, hat aber zufällig eine spanische Abhandlung über Andorra erhalten, welche er hier in Uebersetzung mittheilt. Durch diese Mittheilung hat sich derselbe ein großes Verdienst erworben, denn bisjetzt wußte man eigentlich so viel wie nichts über jenes eigenthümliche Ländchen und seine noch eigenthümlichern Bewohner. Schon wegen dieser Abhandlung verdient das Werk von Ziegler von Allen, welche sich für Spanien und dessen Volk interessiren, gelesen zu werden. Aber es sind auch noch andere werthvolle Abschnitte darin enthalten. Im ersten Bande theilt der Verfasser (S. 382 fg.) ein reizendes sevillanisches Lied über die Stiergefechte, an die Geliebte gerichtet, im Urterte und in rhythmischer Uebersetzung mit, und den Schluß des Werks bilden interessante Nachrichten über die spanische Pferde- und Schafzucht. Kurz, das Werk von Ziegler ist ein wichtiger Beitrag zur Kunde Spaniens, aber leider nur allzuflüchtig geschrieben und deshalb nur mit großer Vorsicht von Dem, welcher Spanien nicht aus eigener Anschauung kennt, zu benutzen.

Das der regierenden Königin von Spanien, Isabella II. gewidmete und von dem Verleger höchst luxuriös ausgestattete Werk von Minutoli enthält ein überaus reiches Material, ist aber in einer ungenießbaren, ja zum Theil unbrauchbaren Form geschrieben. Der Verfasser hat es sich offenbar sehr leicht gemacht. Er hat die zahlreichen Actenstücke, welche er aus den verschiedenen Ministerien und von andern Behörden und Directorien erhielt, ins Deutsche übersetzt oder excerpirt und sie in den meisten Fällen ohne alle Ordnung zusammengestellt. Ganz besonders trifft ihn dieser Vorwurf bei der Darstellung der Industrie, des Handels und des Ackerbaus. Der Verfasser kommt da häufig von dem Hundertsten aufs Tausendste zu sprechen, sodaß es einem unmöglich wird, sich ein klares Bild von den industriellen und andern Zuständen zu machen. Auch ist der Stoff in sehr ungleichartiger Weise behandelt. Während bei der Schilderung des Militärwesens das Exercirreglement der spanischen Waffengattungen, die Knöpfe und Degenkuppel der Artillerie und das Riemenzeug der Cavalerie mit einer so minutiösen Genauigkeit beschrieben werden, wie sie höchstens den Militär von Fach, sonst aber keinen vernünftigen Menschen interessiren kann, sind die Zustände der spanischen Presse, der Literatur auf einer halben Seite besprochen. Nicht einmal die Zahl und die Namen der in Spanien oder nur in Madrid erscheinenden Zeitschriften erfährt man aus dem Werke des Verfassers. Allerdings mögen für einen eingefleischten Bureaukraten, als welchen sich der Verfasser allenthalben documentirt, die Uniformen des Militärs und der Sold der Gendarmerie von größerm Interesse sein als die Verhältnisse der in Spanien gegenwärtig mehr als in irgend einem andern Lande bedrückten Tagespresse. Der Verfasser hat den Stoff nach den verschiedenen Ministerien eingetheilt. Vorausgehen eine geographisch-statistische und historische Uebersicht von Spanien und Charakteristik seiner Provinzen und Bewohner, sowie die Schilderung der Regierung. Sodann werden die spanische Verfassung vom 25. Mai 1845 und das Wahlgesetz vom 23. Mai 1848 in Uebersetzung mitgetheilt. Hierauf wird das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (Primera secretaria del despacho de estado) und sein Ressort besprochen. Nun folgt das Ministerium der Gnade, der Justiz und des öffentlichen Unterrichts (Ministerio de gracia, justicia y instruccion publica), sodann das Finanzministerium (Secretaria de estado y del despacho de hacienda), das Ministerium des Innern (Secretaria de estado y del despacho de la gobernacion del reino), das Ministerium zur Beförderung der materiellen Interessen (Ministerio de fomento), das Kriegsministerium (Secretaria de estado y del despacho universal de la guerra) und endlich das Marineministerium (Ministerio de marina). Den Beschluß bilden Nachträge und vier lithographirte Tafeln, von denen die erste sechs Miniaturkärtchen der Halbinsel enthält, auf denen die verschiedenen Reiche, die in Spanien seit 218 v. Chr. bis 1479 existirt haben, dargestellt sind. Auf der zweiten und dritten Tafel sind die Guardias civiles (königliche Gendarmerie) und Mozos de la escuadra (Provinzialgendarmerie von Catalonien), sowie spanische Bergartillerie abgebildet. Die letzte Tafel ist ein Notenblatt, die Marcha real (den Königsmarsch) enthaltend.

Betrachten wir nun den Inhalt des Werks etwas genauer. In der Einleitung versucht der Verfasser einen Abriß der physikalischen Geographie der Pyrenäischen Halbinsel zu geben. Derselbe ist aber als ein völlig verunglückter zu betrachten. Der Verfasser hat es offenbar nicht für der Mühe werth gehalten, andere Quellen als ein spanisch abgefaßtes Compendium der Geographie Spaniens zu Rathe zu ziehen. Daher findet man hier den alten, schon durch Humboldt und Hausmann widerlegten Aberglauben, daß die Gebirge Spaniens Verzweigungen der Pyrenäen seien, abermals reproducirt. Die Sierra Nevada soll mit der Sierra de Filabres beginnen und mit dem Felsen von Gibraltar endigen! Wann werden denn endlich richtige Vorstellungen über die Plastik der Halbinsel, den Verlauf, die Disposition und Gliederung der spanischen Gebirge in die Köpfe Derjenigen kommen, welche über Spanien schreiben! Die Berghöhen scheinen sämmtlich nach spanischen Messungen und in spanischem Fußmaß angegeben zu sein, denn sonst weiß ich nicht, wie z. B. für den Mulahacen eine Höhe von 12,772 Fuß herauskommen soll. Es folgen hierauf ausführliche Angaben über die Provinzialeintheilung und die kirchliche Eintheilung Spaniens. Die spanische Gesammtmonarchie begreift demnach gegenwärtig auf dem Festlande von Europa 49 Provinzen und 11 Generalcapitanate, in den „Adjacentes" (d. h. Nordküste von Afrika, Balearen und

Canarische Inseln) 26 Gobiernos und 7 Commandantschaften, in Westindien die Inseln Cuba mit 14 und Puertorico mit 2 Gobiernos und in Asien auf den Philippinen 8 Militärverwaltungen. Hinsichtlich der kirchlichen Eintheilung besitzt die spanische Monarchie 8 Erzbisthümer, 54 Bisthümer, 65 Kathedralen, 100 Collegiatkirchen und 20,462 Parochien. Die Mönchsklöster sind bekanntlich seit 1835 factisch aufgehoben. Jedoch bestehen in den überseeischen Provinzen noch 8 Mönchsklöster und in Spanien 5 Missionshäuser (bekanntlich sind in neuester Zeit wieder verschiedene Mönchsklöster neu gegründet worden). In 600 Nonnenklöstern wohnen noch gegenwärtig 12000 Nonnen, welche sammt 14000 ehemaligen Mönchen ihre Alimente aus Staatskassen erhalten, weil die Klostergüter für Nationalgut erklärt und eingezogen worden sind. Unter dem Artikel „Regierung" wird der Hofstaat der Königin und ihrer Familie und die Statistik des spanischen Adels ausführlich geschildert. Die Civilliste beträgt 45,900,000 Realen (3,050,000 Thaler). Es gibt 66 Herzoge, 419 Marquesen, 416 Grafen, 48 Visconden und 40 Barone. Mit großer Ausführlichkeit ist das Justiz- und Unterrichtswesen beschrieben; es ist hier wie bei den andern Ministerien kein Unterbeamter weggelassen. Es bestehen in Spanien 15 Obergerichts- oder Appellhöfe (Audiencias territoriales) und 497 Untergerichtshöfe (Partidos judiciales). Beide stehen unter dem höchsten Gerichtshofe, dem Tribunal supremo de justicia, welcher sich zu Madrid befindet. Beim Unterrichtswesen wird der 1850 vorgelegte und genehmigte neue Studienplan wörtlich in Uebersetzung mitgetheilt. Diese Mittheilung scheint uns sehr überflüssig zu sein, da dieser Studienplan wahrscheinlich ebenso bald wie die frühern durch einen andern ersetzt werden dürfte. Es bestehen 10 Universitäten, nämlich zu Madrid (die erste und bedeutendste), Barcelona, Granada, Oviedo, Salamanca, Sevilla, Valencia, Valladolid, Santiago, Zaragoza. In der Darstellung des Finanzwesens werden der Staatshaushalt und die Staatsschuld ausführlich besprochen. Es gibt jetzt in Spanien fünf Steuern, nämlich eine Grundsteuer, eine Industrie- und Handels- (Gewerb)-steuer, eine Consumtionssteuer, eine Steuer der Miethen und eine Hypothekensteuer. Die gesammte Staatsschuld betrug 1851 15,513,087,871 Realen. Unter der Rubrik „Ministerium des Innern" werden die Provinzialverwaltung, das Gesetz in Betreff der Organisation der Attribute der Ayuntamientos, die Polizeiverwaltung in ihren verschiedenen Branchen, das Gefängniß- und Postwesen u. s. w. besprochen. Die Guardia civil (königliche Gendarmerie, von Narvaez 1844 errichtet) besteht aus 6200 Infanteristen und 1600 Cavaleristen und kostet jährlich 28 Millionen Realen. Es folgt hierauf die Darstellung des Acker- und Bergbaus, der Industrie und des Handels u. s. w., welche, wie schon bemerkt, höchst vorworren ist. Auch der Straßen-, Kanal- und Eisenbahnbau wird gleichzeitig mit abgehandelt. Es findet sich hier viel Unnützes oder wenigstens Unbrauchbares und zugleich manches Unrichtige. Denn was nützt z. B. eine Aufzählung der verschiedenen in Spanien gebräuchlichen Ackergeräthe unter den spanischen Namen ohne Erklärung derselben? Laya wird hier mit Grabscheit übersetzt; es ist aber eine eiserne zum Umstechen des Bodens bestimmte Gabel, deren man sich nur im Baskenlande bedient. Ich habe in meinen „Wanderungen" eine Schilderung dieses eigenthümlichen Instruments und seiner Handhabung gegeben. S. 406 wird eine Krankheit des Weizens und Roggens erwähnt, von den Spaniern „espolon" oder „cornezuela" genannt, welche ein spornartiger schwarzer Auswuchs ist, nach dessen Genuß sich beim Menschen „eine furchtbare, tödtliche, brandartige Krankheit einstellen soll". Hätte der Verfasser sich die Mühe genommen, über diese offenbar als eine Spanien eigenthümliche Getreidekrankheit betrachteten Auswüchse etwas nähere Erkundigungen einzuziehen, so würde er gefunden haben, daß diese cornezuela nichts weiter ist als das gemeine Mutterkorn. Am allermeisten und offenbar mit großer Wohlgefälligkeit verbreitet sich der Verfasser über das Heerwesen, denn er beschreibt, wie schon bemerkt, alle Knöpfe und andern Uniformstücke. Die Kriegsstärke der spanischen Armee beträgt 180,000 Mann, die Friedensstärke (incl. der Guardia civil und des Carabiniers- oder Zollsoldatencorps) 103,000 Mann; die Infanterie zählt 79,670 Mann, die Cavalerie 12,000 Pferde, die Artillerie 10,000 Mann. Es gibt gegenwärtig 10 Marschälle (Capitanes generales del ejercito, nicht zu verwechseln mit den Capitanes generales de provincia), 78 Generallieutenants, 203 Generalmajors (Mariscales de campo) und 345 Brigadiers. Am interessantesten ist die Schilderung der Spanien eigenthümlichen Bergartillerie, welche seit 1839 besteht. Die spanische Kriegsflotte zählte zu Anfang 1851 im Ganzen 58 Fahrzeuge, darunter 3 Linienschiffe, 5 Fregatten, 6 Corvetten, 13 Briggs und 22 Dampfschiffe. Im Ganzen führte sie 927 Geschütze, 238 Offiziere, 1058 Marinesoldaten, 3949 Matrosen und 385 Maschinisten. Gegenwärtig sind mehre Kriegsschiffe in den Arsenalen von la Carraca (bei Cadiz), Ferrol und Cartagena im Bau begriffen. Ueberhaupt hat Spanien — das geht aus dem Werke des Hrn. von Minutoli klar hervor, und Referent kann die Richtigkeit dieses Resultats aus eigener Anschauung bestätigen — seit zehn Jahren einen sehr bedeutenden materiellen Aufschwung genommen, welcher zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Insofern verdient das Werk des Hrn. von Minutoli alle Beachtung; sonst ist dasselbe ein ungenießbares Conglomerat von statistischen Angaben, durch welches man sich nur mit Mühe hindurchzuarbeiten vermag.

Schließlich will ich mir noch einige Bemerkungen über die von mir selbst verfaßten beiden Werke erlauben. Das erste derselben, welches „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation" betitelt ist, wurde durch meine Reisen durch die spanischen Steppen, durch die Eigenthümlichkeit der daselbst vorhandenen Boden- und Vegetationsverhältnisse und durch den Umstand, daß

über diese Steppen noch gar nichts Zusammenhängendes bekannt gemacht worden ist, veranlaßt. Ich benutzte diese Gelegenheit zugleich, um meine Untersuchungen und Ansichten über die physikalischen Verhältnisse der Halbinsel überhaupt zu veröffentlichen. So ist es gekommen, daß diese Schrift so Manches enthält, was zur Erörterung des eigentlichen Gegenstandes, den der Titel besagt, durchaus nicht nöthig war. Meine Schrift zerfällt in eine Einleitung, drei Theile und einen Anhang. In der Einleitung sind meine Ansichten über den Begriff von Strand und Steppe, über den Ausdruck Salzpflanze und über das Vorkommen der Salzvegetation überhaupt niedergelegt. Der erste (chthonographische) Theil enthält im ersten Abschnitt einen Ueberblick über die orographischen und geognostischen Verhältnisse der gesammten Halbinsel, im zweiten Abschnitt eine ausführliche Schilderung von dem Relief und der Zusammensetzung des Bodens der Strandbildungen und der Steppengebiete der Halbinsel. Der zweite (phytographische) Theil bildet die systematische Aufzählung der bisjetzt bekannt gewordenen Salzpflanzen der Halbinsel, sowie ein Verzeichniß der nicht halophilen Pflanzen, welche in den Strand- und Steppengebieten der Halbinsel neben den halophyten zufällig vorkommen. Der dritte (phytogeographische) Theil handelt im ersten Abschnitte von dem Klima, im zweiten von den pflanzengeographischen Verhältnissen der Vegetation der Strand- und Steppengebiete. Der Anhang enthält eine ausführliche Erläuterung der beigegebenen geognostisch-botanischen Karte der Halbinsel, in welcher zuerst von dem Zwecke der Karte und den Quellen, welche der Verfasser benutzt hat, ferner von den geognostischen Formationen und endlich von den pflanzengeographischen Verhältnissen der Halbinsel gesprochen wird. In der letzten Abtheilung ist eine pflanzengeographische Eintheilung der Halbinsel versucht worden. Den Untersuchungen des Verfassers gemäß zerfällt die Halbinsel in fünf Vegetationsprovinzen, nämlich die mitteleuropäische oder nördliche, westliche oder oceanische, peninsulare oder centrale, östliche oder mediterrane und südliche oder afrikanische, welche auch auf der Karte sammt den Polar- und Aequitorialgrenzen wichtiger Cultur-, Baum- und Strauchgewächse verzeichnet sind. Im ersten Theile wird eine gewissenhafte und wir hoffen naturgetreue Darstellung von der Plastik, dem Relief der Halbinsel gegeben, wie noch keine existirt. Im zweiten Theile sind 376 Arten Halophyten aufgeführt, darunter eine neue Gattung (Elizaldia nonnevides) und sechs andere neue Arten. Im dritten Theile sind zum Theil ganz neue meteorologische Beobachtungen mitgetheilt. Außer der Karte, welche der Verfasser selbst entworfen und gezeichnet hat und welche die kleine und ungenaue von Ezquerra del Bayo an Größe um das Vierfache übertrifft, sind dem ebenfalls sehr hübsch ausgestatteten Werke eine lithographirte Tafel mit zwei geognostischen Profilen des Ebrobassins und Hocharagoniens und eine colorirte Kupfertafel mit der Abbildung der Elizaldia nonnevides beigegeben.

Die „Wanderungen“ enthalten die Schilderung der vom Verfasser im Jahre 1850 unternommenen wissenschaftlichen Reise durch die baskischen Provinzen, Navarra, Aragonien, Valencia, Neu- und Altcastilien, Leon und Estremadura. Sie sind in demselben Genre gearbeitet wie die in demselben Verlage 1847 erschienenen „Zwei Jahre in Spanien und Portugal“. Der Verfasser hat jedoch diesmal den physikalisch-geographischen und geognostischen Verhältnissen, auch der vegetativen Physiognomik mehr Aufmerksamkeit geschenkt als in seinem ersten Reisewerke. Die Schilderung der Reise beginnt mit der Abreise von Bordeaux. Es werden im ersten Capitel die Reise durch die Landes nach Bayonne und Yrun, im zweiten die reizenden Umgebungen von Yrun, im dritten die Reise nach San-Sebastian und Bilbao, im vierten Bilbao und seine Umgebungen, im fünften ein Ausflug in den bergigen District der Encartaciones, im sechsten die Reise nach Orozco, die zauberische Peña Gorveya und die Rückkehr nach Yrun geschildert. Das siebente sehr lange Capitel enthält eine ausführliche Schilderung des baskischen Volks. Im achten Capitel wird die Reise durch Navarra nach Hocharagonien, im neunten der Aufenthalt in jenem Berglande, im zehnten ein sechstägiger Ausflug in die Centralpyrenäen beschrieben. Angehängt sind 25 auf barometrischen Beobachtungen beruhende Höhenbestimmungen und ein baskisches Lied im Urtext und deutscher Uebersetzung. Der zweite Theil enthält im ersten Capitel die Beschreibung Zaragozas und des Ebrobassins, im zweiten die Schilderung eines Ausflugs nach der Benedictinerabtei Veruela und der hohen Sierra de Moncayo, im dritten ein ethnographisches Gemälde des Volks der Aragonesen, im vierten die Beschreibung der Reise von Zaragoza nach Molina de Aragon und Teruel, im fünften die Schilderung der nordvalencianischen Bergterrasse, des paradiesischen Thals von Segorbe und des gegenwärtigen Zustandes Valencias, besonders auch des eigenthümlichen Lebens, das Valencia zur Zeit der Seebäder gewährt. Das sechste Capitel handelt von der düstern, waldigen Serrania de Cuenca und der Reise durch die Centralsteppe nach Madrid. Im siebenten Capitel werden Bilder aus Madrid und Umgegend mitgetheilt. Im achten Capitel werden die Ausflüge in das Guadarramagebirge und nach Segovia, im neunten die Reise nach Toledo, Plasencia und Salamanca, im zehnten ein Ausflug nach den berühmten Silberminen von Hiendelaëncina geschildert. Das elfte Capitel enthält eine vergleichende Schilderung der Volksstämme von Leon, Estremadura, Neu- und Altcastilien, das zwölfte endlich die Rückreise von Madrid nach Yrun und den Abschied von Spanien. Angehängt sind dem zweiten Theile eine kurze Schilderung der wandernden Schafheerden Centralspaniens und eine übersichtliche Darstellung der Zustände Spaniens im Jahre 1850. Der Verfasser hat die im Ganzen 8½ Monate dauernde Reise größtentheils zu Pferde, in alleiniger Begleitung eines baskischen Dieners gemacht.

Moritz Willkomm.

Eine Reliquie von Ludwig Tieck.

Der denkende Mensch wird immer mit einer besondern Vorliebe die Spuren verfolgen, welche ihm den ersten Entwickelungsgang eines bedeutenden Geistes anzeigen; mit Theilnahme wird er bei den frühesten Fußtapfen des Genius verweilen. Es hat einen eigenen Reiz, auf die Anfänge eines ausgezeichneten Daseins zurückzugehen und den zarten, strebenden Keim zu beobachten, woraus später ein blütenvolles und fruchtbringendes Leben erwächst. Wir glauben deshalb die zahlreichen Verehrer und Freunde des nun auch hingeschiedenen Meisters Tieck auf ein Werkchen aufmerksam machen zu müssen, welches kürzlich in der Sauerländer'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erschienen ist und das ihnen sicherlich eine werthe Gabe sein wird. Es ist dies eine Jugendarbeit des am 28. April verflossenen Jahres in hohem Alter gestorbenen Dichters, ein lyrisch-dramatischer Versuch, den er 1789 als 16jähriger Schüler des Friedrichswerderschen Gymnasiums in Berlin schrieb, betitelt: „Die Sommernacht, eine dramatische Scene." Tieck's Freunde hatten diese Dichtung seiner Schülerjahre in späterer Zeit aus seinem eigenen Munde kennen gelernt, und mit seiner vielgerühmten Gabe vorgetragen, soll sie auf die Zuhörer einen rührenden Eindruck gemacht haben. Indessen ließ er sich nur schwer zur Herausgabe des Gedichts bestimmen, und erst 1851 gelangte dasselbe durch seinen bekannten Freund Eduard von Bülow im „Rheinischen Taschenbuch" zum Abdruck. Nach Tieck's Hinscheiden hatte sich Bülow vorgesetzt, eine besondere Ausgabe der „Sommernacht" zu veranstalten und dieselbe mit einem Nachrufe zu begleiten. Aber es überraschte ihn der Tod selbst vor der Ausführung dieses Vorhabens, indem er am 16. September 1853 auf Schloß Oetlishausen im Canton Thurgau, wohin er sich in den letzten Jahren zurückgezogen hatte, starb. So übernahm J. D. Walter (ein pseudonymer Name) die Herausgabe der Dichtung, der ihr auch ein mit Liebe geschriebenes Vorwort beigegeben hat.

Mancher fühlt sich wol zu der Frage aufgelegt, ob nicht doch des Guten zu viel gethan werde, wenn man derartige Frühversuche eines Dichters, aus der Zeit, wo er noch auf der Schulbank saß und unter dem Regiment der Herren Professoren stand, drucken läßt. Man wird aber in der That solche Bedenken, ob eine hinlängliche Berechtigung zur Herausgabe der Tieck'schen Jugendarbeit vorlag, fallen lassen, sobald man nur diese Blätter zur Hand nimmt. Ist man so weit gegangen, von Goethe, der uns freilich ein ganz anderes Interesse einflößt, selbst die Schreibversuche und Exercitien aus seinem siebenten, achten und neunten Jahre (aus frühern Jahren waren keine aufzutreiben) in einer besondern Schrift mit Facsimilebeilagen der Oeffentlichkeit zu übergeben, so bedarf es wol keiner Entschuldigung für diese Reliquie von Ludwig Tieck. Denn sie bringt uns den Dichter, dessen Leben sich wie ein langer, schimmernder Streif durch unsere neuere poetische Literatur zieht, als 16jährigen Jüngling nahe, und zwar in einer höchst anziehenden Weise. Man empfindet eine gewisse Rührung beim Lesen dieses Versuchs. In dämmernden Zügen läßt er uns den spätern Tieck erkennen; er ist gewissermaßen vorbedeutsam für dessen ganzes Schaffen. Es ist schon die „mondbeglänzte Zaubernacht", in welcher die junge Phantasie des Gymnasiasten Tieck schwärmt. Die Tieck'sche Muse tritt uns hier noch als eine veilchenäugige, naive, stillblühende Kindesgestalt entgegen, doch wiegt sie sich schon in süßen Ahnungen; sie träumt schon von den Wundern des romantischen Zauberwaldes, sie hört schon die Blumen flüstern und die verborgenen Quellen rauschen. Diese „dramatische Scene" führt uns nämlich in das klingende Reich Oberon's und Titania's, und eine sinnige poetische Verherrlichung Shakspeare's ist ihr Inhalt. Ist dies nicht im Hinblick auf Tieck's spätere dichterische und literarische Thätigkeit höchst interessant und bezeichnend?

Ahnungsvoll durchdrungen von des britischen Dichters Größe, bringt hier der 16jährige Tieck ihm mit verehrendem, keuschem Sinn sein Opfer; mit noch schüchterner Hand legt er ihm einen zartgeschlungenen, von morgendlichen Thauperlen leuchtenden Kranz auf den Altar. Nicht allein für den Literarhistoriker und den Biographen ist diese Huldigung des Jünglings anziehend: sie ist wirklich reizend ausgedacht und ein feiner Silberduft überhaucht die Verse des angehenden Romantikers. Wir wollen den Inhalt etwas näher andeuten.

Auf einen offenen Platz im Walde kommt der Knabe Shakspeare, müde vom Brombeersuchen. Er hat sich in den Büschen verirrt, und es will schon Abend werden.

Auch hier, auch hier noch nicht der Weg nach Hause?
O die verdammten Büsche! Nimmer will
Ich wieder Brombeer'n suchen. Ach! es dämmert schon.
Wie werd' ich nun den Weg nach Hause finden?
Und dann bin ich so müde. Meinetwegen!
Es ist ja Mondschein. Leicht ist dann der Weg zu finden.
Ich setze mich hierher. Die Sonne geht schon unter.
(Allmälig senkt sich der Schlummer in seine Augen.)
Ein kühler Abendwind weht durch die schlanken Erlen,
Die Blumen wanken hin und her im leisen Winde;
Ein kleiner Schauder schleicht durch alle meine Glieder,
Der Schlaf drückt mir die müden Augen zu —
Wie schön die Sonne!

Nun treten erst Puck und die Feen auf, dann nahen sich, von leiser Musik begleitet, Oberon und Titania. Als sich aber diese ein Schlaflied singen und sich mit den Fächern, die aus Rosenblättern und Schmetterlingsflügeln gewebt sind, Kühlung zuwehen lassen, um süß einzuschlummern, gewahren sie, daß ein Sterblicher in ihrer Nähe weilt. Titania spricht:

Der Schlummer flieht von den gesenkten Augen,
Es muß ein Sterblicher in uns'rer Nähe sein.

Puck will den Verwegenen nun gleich strafen. Er will vom Sumpfe die Irrlichter holen, daß sie ihn mit ihrem Feuerstrahl stechen; er will im Walde die schärfsten Disteln suchen und sie ihm unter seine Kleider stecken und Scham ihm auf die Wange geißeln, weil er der Feen heiligen Tanz zu entweihen wagte. Titania aber wird durch den Anblick des Knaben, der so harmlos ruht und dem der Mondschein auf dem Antlitz spielt, gerührt. Sie bittet Oberon, daß er nicht gestraft werde, sondern mit Belohnung von ihnen gehe. Es war nicht seine Schuld, daß er sich im Wald verirrte. „Es ist die erste Bitte der versöhnten Gattin", spricht sie zu Oberon, „sei nicht so grausam, sie mir zu verweigern." Oberon willigt ein. Beide gießen ihre reichsten Segnungen auf den schlafenden Knaben aus und weihen ihn zum Sänger.

Titania.

Ich streue bunte Blumen auf dein Haupt,
Es wehe Veilchenduft um deine blonden Locken,
Dir schweben gold'ne Phantasien vorüber.
O singe, wie vor dir noch Keiner sang,
Wie nach dir nimmer Einer singen wird!
Die wonnigsten Gefühle leg' ich jetzt
In deine Brust, ergießt ihr, bunte Blumen,
Die Kraft, entzünde in ihm, Phantasie,
Die hellste, reinste Flamme, wie sie nimmer noch
In eines Menschen Brust gebrannt.
— — — — — — — — —
Sei groß und ahne deine Größe nicht.
Sei milde, nimmer schwelle deine Brust
Verweg'ner Stolz; erfahr' es nimmer, daß
Du seist der erste aller Sterblichen.

Oberon.

Ich schütte diesen zaubervollen Tropfen
Auf dich herab, und deine Brust durchströme
Die hellste, flammendste Begeist'rung, der

Gedanken höchster Flug durchbreche Alles,
Was dir entgegentritt, wirf Alles nieder
Und überspringe jede Kluft mit Kühnheit.
Dein Genius überfliege jede Grenze,
Dein Geist belausche in der Erde Schlünden
Der Zauberei Geheimniß, hebe sich
Zum Himmel auf.

— — — — — — — — —

— — O singe, wie vor dir noch Keiner sang,
Wie nach dir nimmer Einer singen wird.
So glänze du, der strahlenreichste Diamant,
So lebe von Jahrtausenden gepriesen.
Die Ewigkeiten wird dein Ruhm durchleben
Mit immer frischer Jugend, und der spätste Enkel
Wird dich beneiden, mit Entzücken denken:
Ich möchte Shakspeare gewesen sein!

Noch fügt Titania hinzu, daß er einst als Mann sich in Dankbarkeit der Nacht erinnern und der Nachwelt Oberon's Versöhnung mit Titania erzählen möge. Puck aber verleiht seinerseits dem Knaben vor seinem Hinwegschweben eine heitere Laune und die Macht, aus jeder Brust den schwarzen Kummer zu entfernen.

Als Shakspeare erwacht, fühlt er ein neues, drängendes Leben in sich. Niemals hat er so empfunden. Er athmet freier, sein Busen pocht, und ein Gefühl der Wehmuth zwingt ihn fast zum Weinen. Wie so ganz anders erscheint ihm nun der grüne Wald. In Entzückung ruft er:

— — — Mich beseelt ein neuer Drang,
Als sollte ich allmächtig die Natur
In meine Arme schließen. Jeder Sinn
Tanzt froh und schwelgt in Freiheit.

— — — — — — — — —

O könnte ich mit Adlers Fittig durch
Das gold'ne Morgenroth im frohen Taumel schweben!
O könnt' ich auf dem flatternden Gewölk
Dahin, durchs blaue Meer, vom Wind getragen fahren!
Die ersten Sonnenstrahlen sind das Bett
Des Morgensternes, tausend Feuerströme gießen
Sich aus des gold'nen Ostens purpurrothen Thoren.
Die Nachtigall singt aus dem fernen Walde,
Die Lerche fliegt mit muntern Liedern hoch;
Ein jeder Athemzug in mir ist Wonne,
Ein jedes Glied von meinem Körper ist Gefühl.
Woher? woher? Ich kann mich selbst nicht fassen.

Dies die Schlußworte der Dichtung.

Wie Bülow berichtete, hatte Tieck eine ganze Reihe ähnlicher Dichtungen in seinem Frühalter verfaßt, die niemals dem Druck übergeben worden sind. Freuen wir uns, daß zum wenigsten diese „Sommernacht" als ein Zeugniß der frühen und schönen Geistesentwickelung des verewigten Dichters in unsere Hände gelangt ist.

J. W. Appell.

Bücherschau.

Belletristisches.

Das englische „Athenaeum" begann jüngst sein „weekly gossip" mit den Worten: „Our table groans under the weight and variety of literary treasures daily pouring in", und Dasselbe können auch wir von unserm Tische sagen; er seufzt und stöhnt und biegt sich unter der Last der literarischen Neuigkeiten, die alle auf Besprechung warten. Wahrscheinlich kommt auch das Sprüchwort „reinen Tisch machen" von den Büchertischen der Redacteure und Recensenten her; nur wird dies „einen reinen Tisch machen" nachgerade zur Unmöglichkeit. Denn kaum ist ein Stoß beseitigt, so ersetzt ihn ein anderer; man ist den einen Gast los, und sechs andere nehmen seine Stelle ein; sie stehen hinter einem, vor einem, neben einem, sie machen die flehendsten Mienen, die zärtlichsten Geberden, sie sehen mit gierigen, gespenstischen Augen auf das Blatt, das man beschreibt, ob sie nicht auch bald an die Reihe kommen werden; es sind wahre Kobolde, die einen am Rock zupfen, in die Seite stoßen oder sich auf irgend eine andere Art bemerkbar machen, daß sie da sind und doch auch besprochen werden wollen. Da bleibt nichts Anderes übrig, als sie dutzend- und rudelweis, die bessern wie minder guten am Kragen zu nehmen und sie wie einen Spieß leipziger Lerchen aneinanderzureihen. Da hilft diesmal keine persönliche Rücksicht, Bekanntschaft und Fürsprache, kein noch so schelmisches Prachtgewand, keine noch so zierliche Figur und Taille. Doch sollen die im Saloncostüm den Vortritt haben.

1. Arabesken von Gustav zu Putlitz. Illustrirt von Wilhelm Camphausen. I. Vergißmeinnicht. Berlin, A. Duncker. 1854. 4. 2 Thlr.

Blos die äußere Ausstattung genommen, würde dieses Prachtbuch sehr wahrscheinlich einen der ersten Plätze in unserer Literatur in Anspruch nehmen dürfen. Auf schönstes Papier gedruckt, in stattlichstem Format, mit trefflichen colorirten Lithographien nach Camphausen'schen Zeichnungen, mit Arabesken und in den Text eingedruckten Illustrationen geschmückt, würde sich dies Buch selbst in England sehen lassen können. Der Text ist vergißmeinnichtblau. Weiter läßt sich davon nicht viel sagen. Wenn es mit der Bücherausschmückung so fortgeht, wird ja der Text überhaupt bald nur Nebensache sein oder ganz überflüssig werden.

2. In der Mondnacht. Märchen von Hans Wachenhusen. Leipzig, Spamer. 1854. 16. 1 Thlr.

Ein recht hübsch mit Deckelvignette und Goldschnitt verziertes Büchlein mit freundlich ansprechendem Text. Der Verfasser hat offenbar ein hübsches Talent für die Märchendichtung. Sind seine Märchengebilde auch nicht ganz so finnig, bedeutungsvoll und poetisch angehaucht wie die bekannten Andersen'schen, die ihr Vorbild gewesen zu sein scheinen, so sind sie um so launiger, kräftiger und niedersächsisch-derber. Wir glauben das hübsche Büchlein mit gutem Gewissen den Liebhabern der Märchenpoesie als eine durchaus gesunde Lectüre empfehlen zu können.

3. Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese. Von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1854. 16. 22½ Ngr.

Zarte weibliche Arbeit. Wunderlich, wie wir jetzt wieder so ganz in Blumenthau und Blütenduft, unter Feld- und Wiesenblumen, unter Elfen, Gnomen und Nixen leben, gerade als ob es nichts weiter mehr zu thun gäbe und als sei nur dies das Endresultat der großen politischen, literarischen und philosophischen Kämpfe, die wir durchgemacht haben! Da hört alles Recensiren auf, denn ein Kritiker kann ja nicht mit Kolibrifedern schreiben und sie, statt in Tinte, in Blumenthau tauchen. Aber man male den Teufel nicht an die Wand! Diese Gnomen und Kobolde könnten einmal über Nacht vor unsern Thüren erscheinen, aber mit sehr langen Bärten und sehr langen Spießen und auf gespenstisch-dürren Pferden, um uns unsere Milch auszutrinken und uns aus unsern Vorrathskammern unsere Schinken, Würste und Speckseiten wegzunehmen. In den Märchen, die wir dann schreiben würden, würden wir diese Gnomen jedoch Kosacken nennen. Wir wünschen nicht, daß Katharina Diez einmal die nähere Bekanntschaft eines solchen berittenen Kobolds machen möge.

4. Eine Nichte Oncle Tom's. Nach J. Romer's Denkwürdigkeiten erzählt von Majo. Stuttgart, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Zwar nicht mit Goldschnitt und Illustrationen geschmückt, aber doch ein Märchen und ein echtes. Anfangs meint man, man habe es nur mit einer Reisebeschreibung zu thun, die zugleich die Tendenz hat, gegen die Negersklaverei zu agitiren, zuletzt aber löst sich Alles in die abenteuerlichsten Geschichten, in echte Münchhausiaden auf. Romer, angeblich aus Canada

gebürtig, befreit ein Geschwisterpaar aus einem Sklavenschiff. Später an die Küste von Afrika verschlagen, geräth er selbst in die Sklaverei eines afrikanischen Häuptlings. Er entflieht, trifft mitten in der Sahara die von ihm befreite Kalula, die ihn plötzlich mit süßer Stimme „Jonathan Romer!" anredet, bringt sie, die eine Prinzessin ist, in das Land ihrer Väter zurück, hat die wunderbarsten Abenteuer mit wilden Thieren und Menschen zu bestehen, führt siegreiche Kriege und ist am Schlusse auf dem besten Wege, Kalula zu heirathen und Herrscher von Framazugda zu werden. Das Buch scheint ernst angelegt gewesen zu sein, wohin z. B. die Beschreibung eines Sklavenschiffs gehört *); erst im Fortgange ist der Verfasser immer mehr in die Stimmung eines abenteuerlichen Humors hineingerathen. Man kommt aber trotz mancher von Talent zeugenden Partien zu keinem erquickenden Genusse dieses Humors, weil treu aus Reisebeschreibungen copirte Schilderungen den Leser immer wieder in die Wirklichkeit versetzen. Was der Verfasser mit dieser Mischung bezweckt, ist schwer zu sagen. Eine Mystification ist das Buch jedenfalls, obschon manche Leser es für Ernst nehmen und den Schalk gar nicht merken werden, der dahinter steckt.

5. Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen von J. J. Reithard. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1853. 8. 2 Thlr.

In Reime gebrachte Schweizersagen, wozu alle Cantone, namentlich aber Zürich, Bern, Luzern, St.-Gallen, Wallis in Contribution gesetzt sind. Eine gewisse Gewandtheit in der sprachlichen Behandlung ist nicht zu verkennen, aber von Originalität ist nicht viel die Rede. Ein erläuternder und zur Kenntniß der schweizer Sagenpoesie nicht unwichtiger Nachtrag schließt das Ganze. Wir haben die in dem ziemlich dicken Buche enthaltenen Sagen nicht gezählt, es mögen deren aber weit über hundert sein.

*) Die Schilderung der Schrecknisse eines Sklavenschiffs, welche in diesem Buche enthalten ist, stimmt mit andern englischen und nordamerikanischen Berichten überein und ist in hohem Grade entsetzlich. Leider aber muß man sagen, daß der Handel mit freien Menschen auf manchen Auswandererschiffen kaum nach humanern Grundsätzen betrieben wird, namentlich nicht von den liverpooler Rhedern. Auf der Constellation starben auf der Ueberfahrt von Liverpool nach Neuyork von 1016 Auswanderern gerade 100, auf der Hibernia von 412 nicht weniger als 38, also in fünf Wochen zehn Procent, was drei mal so viel Sterblichkeit ist, als man in Neuorleans zur ärgsten Zeit des Gelben Fiebers im letzten Sommer hatte. Auf 28 im November vergangenen Jahres in Neuyork angekommenen Auswandererschiffen starben von 13,762 Menschen nicht weniger als 1141, also genau der zwölfte Theil an der „Seepest" (seaplague). Die Passagierlisten sind aber nicht einmal immer genau. So hatte der Washington (nicht der bremer) 1100 Auswanderer eingeschifft, wovon 180 starben, während in der Passagierliste nur 900 als die höchste gesetzlich zulässige Zahl und in der Todtenliste nur 72 Personen angegeben waren. Ein neuyorker Blatt sagt: „Doch wer kann sich über jene gräßliche Todtenliste wundern, wenn er hört, daß mehr als 1000 menschliche Wesen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, in das Zwischendeck eines einzigen Schiffs zusammengeschichtet waren? Selbst ohne die jämmerliche Verköstigung, selbst ohne den Hunger müßte die in dem engen Raume erzeugte Pestluft die Aermsten zu Dutzenden massacrirt haben." (S. „Ausland", 1854, Nr. 3.) Die englischen Schiffsrheder und ihre Agenten legen diese seuchenartige Sterblichkeit freilich irgend einem Miasma zur Last, welches plötzlich Luft und Meer vergiftet habe, und unterstützen ihre Hypothese mit dem Umstande, daß nach den letzten Schiffsnachrichten diese Sterblichkeit in der Abnahme sei. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die Sterblichkeit abnimmt, weil die Rheder, durch die größere Wachsamkeit der Behörden und die laute Stimme der englischen und nordamerikanischen Presse geschreckt, es jetzt für rathsam halten, nicht mehr so viel Menschen zusammenzustopfen und die Leute besser zu verpflegen.

6. Plattdeutsche Gedichte von Martin Asmuß. Dorpat, Hoppe. 1853. 16. 15 Ngr.

Die plattdeutsche Mundart war längere Zeit nachdem Voß einige Idyllen in ihr gedichtet, ziemlich vernachlässigt worden, scheint aber jetzt wieder in Aufnahme zu kommen. In Hamburg gibt es gar nicht ganz witzlose und ungeschickte Localdichter, die sich ihrer ausschließlich und mit Vorliebe bedienen; und wenn der Hamburger einmal einen Witz macht, so geschieht dies gewiß in seinem „ehrlichen" Plattdeutsch, dem aber der Schalk im Nacken sitzt. Klaus Groth hat unlängst in seiner Gedichtsammlung „Quickborn" Töne darin angeschlagen, welche ihm den Beifall aller Kenner wahrer, straffer und unverbildeter Volkspoesie errungen haben. Die Asmuß'schen Gedichte kommen ihnen bei weitem nicht gleich, doch sind sie nicht ohne Gewandtheit versificirt und lassen sich lesen. Die plattdeutsche Mundart eignet sich sehr wenig für den Ernst und die Tragik und fast gar nicht für das höhere Pathos und für leidenschaftliche Bewegung, aber umsomehr für den derben Realismus, den burlesken Spaß und höchstens noch für den Ausdruck einfacher Empfindung. Ueber diese Sphäre geht auch Martin Asmuß nicht hinaus.

7. Das Hofer-Käthchen. Erzählung von Josef Rank. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1854. 24 Ngr.

Den Freunden der erzählenden Muse Josef Rank's, dessen bedeutsames Talent für Darstellungen aus der Sphäre des dörflichen Lebens längst schon anerkannt ist, wird es angenehm sein zu erfahren, daß ihnen eine der besten Rank'schen Erzählungen, das liebliche „Hofer-Käthchen", hier in einer freundlichen und handlichen Miniatur-Ausgabe geboten wird. Da die Vorzüge dieser Erzählung von der Kritik (unter Andern auch jüngst von Max Waldau) und dem Lesepublicum bereits gewürdigt sind und ihr einen Ehrenplatz in unserer Dorfnovellistik sichern, glauben wir uns auf diese einfache Anzeige beschränken zu dürfen.

8. Nadeschda. Neun Gesänge von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen von Ida Meves. Leipzig, Hartmann. 1853. 12. 10 Ngr.

Auch bei diesem Büchlein glauben wir es bei der einfachen Anzeige bewenden lassen zu sollen. Es bildet das zweite Bändchen der von der Verfasserin rhythmisch verdeutschten Dichtungen von Johann Ludwig Runeberg, zu dessen besten Dichtungen diese „Nadeschda" mit Recht gezählt wird. Die Uebersetzung von Ida Meves scheint uns jedoch an poetischem, leidenschaftlichem, präcisem Ausdruck der von Wachenhusen früher veranstalteten bei weitem nicht gleichzukommen; ob sie vielleicht den Vorzug größerer Treue besitzt, das zu entscheiden muß Kennern des Originals überlassen bleiben.

9. Was sich der Garten erzählt. Märlein aus dem Grünen für junge Gemüther erzählt von Julius Eduard Hartmann. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 8. 21 Ngr.

Ein mit Abbildungen und Illustrationen ausgestattetes zierliches Buch, das wir jungen Gemüthern, für die es auch bestimmt ist, wohl empfehlen können. Fabel- und parabelartige, leicht und anspruchslos versificirte Gedichte voll gesunder Moral und beherzigenswerther Maximen bilden seinen Inhalt. Hartmann, der sich auch auf dem dramatischen Gebiete und namentlich als Verfasser mehrer hübschen, hier und da mit Beifall aufgenommenen Lustspiele nicht unrühmlich bekannt gemacht hat, zeigt sich auch hier als Antipode moderner Excentricität und Phraseologie.

10. Die Abenteuer Herzogs Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer. Ein Volksbuch 2c. Für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1853. 8. 3 Thlr.

Es ist dies ein Volksbuch, in dem, wie weiter auf dem Titel bemerkt ist, „gar viel Frohes, Düsteres und Wundersa-

mes aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von den frühesten Jahren des Helden an, bis derselbe in das Heilige Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb". Herzog Christoph der Kämpfer erscheint darin recht wie ein deutscher Held der alten (soll man sagen auch guten?) Zeit, bieder, treuherzig, gottesfürchtig, freigebig, dem Bösen feind, dem Guten hold, dabei kühn, kampflustig, keine Gefahr scheuend, ebenso riesenhaft stark von Gemüth als von Gliedmaßen, nach Abenteuern begierig. Es hat für uns, die wir in einer Zeit leben, welche an diesen Eigenschaften nicht gerade einen sehr großen Ueberfluß besitzt; einen eigenen Reiz, solche Abenteuer zu lesen, zumal der Verfasser sich in den alten Chronikenstil ausgezeichnet hineingelebt und eingearbeitet hat und den alterthümlichen Ton in fast wunderbarlicher Weise zu treffen weiß.

11. Der Dorfgelehrte. Ein Erzählung für das Volk von A. L. Lua. Berlin, Verlagshandlung des Allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1853. 8. 10 Ngr.

Auch eine Dorfgeschichte, und zwar eine für das Volk ausdrücklich bestimmte, die Geschichte eines armen Haideläufersohns, der nach einer gedrückten, gemishandelten Jugend durch natürliche Begabung und ernstes, redliches Streben sich durch alle Stürme und Hindernisse des Lebens hindurcharbeitet und schließlich seine Mühen und Arbeiten mit Glück und Erfolg gekrönt sieht. Die Tendenz ist, daß das Wissen die Aufgabe und der Preis des Menschenlebens, daß das Wissen in allen und für alle Dinge gut und nützlich sei, daß es den Menschen veredle und zu Dem erst mache, wozu der Schöpfer ihn bestimmt habe. Der Volkston ist nicht immer ganz glücklich gehalten, spielt vielmehr gar nicht selten in den modernen Universitätsjargon über, welcher Männern aus dem Volke oder Männern vom Kriegshandwerk durchaus nicht wohl ansteht. Ein Hauptmann äußert z. B. zu dem Haideläufersohn, als dieser ihm als Rekrut vorgeführt wird: „Wir stehen jetzt an dem Eingange einer neuen Welt, die sich aus dem Gedanken gebären will", und der Haideläufersohn äußert an einer andern Stelle zu den Dorfleuten: „Das heranwachsende Geschlecht hat ebenfalls eine große historische That zu vollbringen", u. s. w. In dieser Sprache wirkt man nicht auf das Volk, oder gar das Gegentheil von Dem, was man bewirken will. Möchten doch unsere Volksschriftsteller wieder den „Wandsbecker Boten" einmal recht gründlich vornehmen. Er ist freilich in vielen Stücken veraltet, aber wie man zum Volke sprechen muß, um von diesem verstanden zu werden, das werden sie von Freund Asmus am besten lernen können.

12. Aus der Jugendzeit. Gedichte von Adolf Wilhelm Wolff. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 1 Thlr.

Diese Sammlung recht liebenswürdiger Gedichte hat vielleicht Anspruch auf eine ausführlichere Würdigung, als ihr hier aus Rücksicht auf Ersparung von Zeit und Raum (dieser freilich nicht im Kant'schen Sinne genommen) zutheil werden kann. Indeß mag sich der Dichter mit manchen der vorgenannten Autoren trösten, die sich ja auch unter dieses eiserne Gesetz der Raumersparniß zu beugen hatten. Es wird ja wol dieser Gedichtsammlung zur genügenden Empfehlung gereichen, wenn wir in kurzen Worten sagen, daß ein warmes, inniges Gefühl, eine schöne, sittliche, poetisch angehauchte Empfindung und eine gewandte Form und zarter Ausdruck diese Gedichte auszeichnen. Für die Sprache der Rührung weiß der Verfasser namentlich schöne Worte zu finden. Familienlust und Familientrauer bilden in diesen Gedichten ein Hauptmoment, weshalb wir sie namentlich edeln Familienmüttern und Familienvätern empfehlen möchten, die, was sie selbst so oft im Kreise der Ihrigen empfanden, hier in einfachen, ungezierten Worten ausgedrückt finden werden. Wird dem Verfasser in diesen Kreisen die Sympathie zutheil, die er verdient, so mag er sich darüber trösten, wenn ihm hier und da die Kritik zurufen sollte, daß seine Gedichte nichts Außergewöhnliches enthalten. Gerade die Gefühle, die Jeder nachempfinden kann, sind nicht selten auch die poetischsten, und es kommt nur darauf an, daß sie nicht erkünstelt seien. Des Verfassers Gefühle tragen aber den Stempel der Echtheit und Lauterkeit.

13. Mancherlei. Ein Sträußchen lyrischer Dichtungen von Eduard Schwella. Oels, Ludwig. 1853. 16.

Hopp! hopp! mein Lisel! hopp! hopp! hopp!
Die Geige spielt zum Tanz;
Die Sohle zischt, es schwirrt der Rock u. s. w.

So liest man auf S. 100 dieser Gedichte, und S. 112:

Zur Fiedel klingt des Spielmanns Sang,
Hm, zipf! hm, zupf! hm, zopf!
Wie eine alte Ofenbank
Zum alten Ofentopf.
Hm, zup! hm, zop, hm, heissasa! u. s. w.

Ich glaube dem Verfasser zum Dank verpflichtet zu sein, daß er mich der Mühe überhebt, ein Wort hinzufügen zu müssen, denn so etwas recensirt sich selbst.

14. Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ueber ein Sammelwerk dieser Art ließe sich allerdings ein sehr umfangreicher Artikel schreiben, wenn man jedem einzelnen Beitrage auch nur wenige Worte widmen wollte, sei es, um die bessern anzuerkennen, sei es, um die mittelmäßigern und schlechten zu tadeln, dort auf ein neu auftretendes Talent aufmerksam zu machen, hier einem ältern zu sagen, daß es den gehegten Erwartungen entsprochen oder nicht entsprochen habe. Indeß müssen wir unserer Miniaturkritik treu bleiben und können uns zu nicht viel mehr verstehen, als der Gesellschaft unsere Höflichkeitsbezeugungen im Ganzen zu machen. Und wir befinden uns hier allerdings in guter, solidarisch verbundener Gesellschaft, in der es sich kaum schicken würde, wollte man dem Einen belobend die Backen streicheln und dem Nebenmanne einen kritischen Stoß in die Seiten versetzen. Es genügt bei einer solchen Sammlung den billigen Anfoderungen, wenn man das Publicum darauf aufmerksam macht, daß sie überhaupt da ist. Das Buch ist ein üppiger Fruchtkorb, in welchem uns viel Hübsches, Anmuthiges und Ansprechendes geboten wird: Novellistisches von Paul Heyse, W. von Merckel, Fontane, Franz Kugler; Gedichte und Balladen von denselben und von B. von Lepel, Friedrich Eggers und Theodor Storm; das Monodrama „Kleopatra" und einige kritische Aufsätze von Kugler. Unter den letztern ist namentlich eine Abhandlung über Shakspeare's Bühne und Kunstform beachtenswerth. Der Verfasser ist der Ansicht, daß bei der Aufführung Shakspeare'scher Dramen, wenn auch Einzelnes mit überwältigender Kraft auf das Publicum eindringe, doch Vieles uns fremdartig und als ungelöste Dissonanz erscheine und erscheinen müsse, weil die äußere Structur der Bühne, für welche Shakspeare dichtete, eben eine andere gewesen als die der unserigen. Er schlägt demzufolge vor, mit der Aufstellung einer Shakspeare-Bühne den Versuch zu machen und auf ihr dem Publicum Shakspeare'sche Stücke in thunlichst echter Gestalt vorzuführen. Fingerzeige dazu enthält die Abhandlung. Eins muß dem denkenden Leser auffallen; es ist in dem Buche wenig oder nichts, worin auf die tiefern, die Menschheit bewegenden Fragen und Probleme, seien sie politischer, socialer oder blos gedanklich-speculativer Art, Bezug genommen wird. Zur Zeit des Jungen Deutschland schweifte man in entgegengesetzter Richtung aus; es wurde damals zwar viel Schiefes und Unhaltbares zutage gefördert, aber die Richtung war, abgesehen von der sich einmischenden Heine'schen und heinisirenden Frivolität, doch eine ernstere und tiefere. Wie ist dies so ganz anders geworden! Nur die zeitgeschichtliche Satire ist vertreten durch den „Frack des Herrn von Chergal" von W. von Merckel. Es ist dies ein Frack, den

sein Besitzer, Herr von Thergal, durch alle Lebensphasen hindurch trägt, ohne sich einen neuen machen zu lassen; er läßt ihm nach und nach nur neue Knöpfe, neue Schöße, neue Aermel, einen neuen Rücken, einen neuen Kragen ansetzen und behauptet dann, der Frack sei lediglich historisch erwachsen. Man weiß, worauf die hübschangelegte Satire zielt, die jedoch wirksamer sein würde, wenn sie weniger breit ausgeführt wäre: Jedenfalls heißen wir das Jahrbuch als einen thatsächlichen Beweis willkommen, daß es an der Spree nicht nur beachtenswerthe dichterische Talente, sondern unter ihnen auch einen Geist der Collegialität und Gemeinsamkeit gibt, der unter allen Umständen etwas Erfreuliches hat. H. M.

„Romulus“ von Alexandre Dumas.

Ein neues Fabrikat von A. Dumas dem Vater ist im Théâtre français zur Aufführung gekommen, nicht etwa ein historisches Drama, welchem die Sage oder Geschichte des Erbauers von Rom zugrunde läge, sondern nur ein kleines, ganz kleines Lustspiel in einem Act, und zwar ein Lustspiel, welches uns Deutsche besonders interessiren muß, da es in Deutschland spielt. Bekanntlich hat sich Dumas ein wenig mit deutscher Literatur beschäftigt; er erzählt in seinen Memoiren, wie namentlich eine Uebersetzung der Bürger'schen „Lenore“ ihm ein neues geheimnißvolles Land erschlossen und ihn zuerst zum poetischen Schaffen angeregt habe. Immerhin beweist dies, daß Dumas eine für poetische Eindrücke empfängliche Natur ist. Später hat er ganze Scenen aus Schiller in seine dramatischen Fabrikate herübergenommen und sich so für das bischen Mühe, das er an die deutsche Literatur wandte, in seiner Weise schadlos gehalten. In seinem neuen Stück wird also den Franzosen ein Stück deutsches Leben vorgeführt, aber welches? Zwei deutsche Gelehrte studiren in Einem Zimmer, der Dr. Cölestus, der nach den Sternen guckt, und der Dr. Wolf, der im Leibniz kramt. Wolf, der gerade bei den Monaden ist, putzt in der Zerstreuung sein Licht aus; Cölestus will mit seinem brennenden Licht das ausgeputzte wieder anzünden, ist aber ungeschickt, und auch dieses Licht verlischt bei dem Versuche es anzuzünden. Nun ist es auf dem Theater, soweit möglich, finster. Diesen Moment, den er wahrscheinlich vorausgesehen und abgewartet hat, benutzt ein in einen weiten Mantel gehüllter Unbekannter, der hereintritt, etwas unter seinem Mantel hervorlangt, auf den Tisch legt und wieder heimlich von dannen schleicht. Die beiden Gelehrten Cölestus und Wolf, die ja als deutsche Gelehrte so Manches nicht sehen, bemerken den Fremden nicht, weil es eben finster ist. Darüber tritt Mlle. Marthe, die noch junge Haushälterin des Dr. Cölestus, ein, man zündet die Lichter wieder an, und was erblickt man auf dem Tische? Ein kleines Kind männlichen Geschlechts. Wie man dies neugeborene Wesen gleich als ein männliches erkennt, bleibt ein Geheimniß; denn eine Untersuchung wird man doch angesichts des Publicums schwerlich vornehmen. Eine schöne Bescherung! Indeß die Deutschen des Herrn Dumas sind alle gutmüthig; man beschließt den kleinen Weltbürger zu adoptiren, taufen zu lassen und ihm den Namen Romulus zu geben. Plötzlich erscheint der Bürgermeister Bennen-Hausen, der einem jungen Mann nachspionirt, welcher sich etwas zu tief in revolutionäre Umtriebe eingelassen hat. Diesen findet er nun nicht, aber wohl das kleine Geschöpfchen, von dem er noch gar nicht ahnt, wie nahe es ihn angeht. „Klug und weise“, wie alle Bürgermeister, erräth er sofort, was es mit dem kleinen Dinge für eine Bewandtniß hat. Dem Dr. Wolf flüstert er ins Ohr, daß dessen Freund Cölestus der Vater, und dem Cölestus flüstert er ins Ohr, daß Mlle. Marthe die Mutter zu dem Kinde ist. Kein Zweifel, daß dem so ist, denn der Bürgermeister hat es gesagt. Es kommt aber ganz anders. Der Bürgermeister hat eine hübsche Tochter, mit welcher jener Unbekannte im Mantel in einem etwas vertrauten Verhältniß stand. Das Uebrige wird man errathen. Kurz, der Bemantelte, der zugleich politisch Proscribirte wird die Bürgermeisterstochter heirathen, und Dr. Wolf und Mlle. Marthe, auf die wahrscheinlich der Anblick jenes Kindes in ganz eigenthümlicher Weise gewirkt haben mag, werden sich auch heirathen, nachdem sie sich in aller Eile über ihre gegenseitigen Gefühle verständigt haben. Das hat der kleine Romulus zustandegebracht! Wie zart und sinnig! H. M.

Die Entwickelung amerikanischer Sitte.

Die Reisenden berichten viele Einzelheiten und Seltsamkeiten über amerikanische Sitten. Nichts ist schwieriger, als solche Details zu gruppiren, ihnen etwas Einheitliches zu geben, so widersprechend, bizarr, abwechselnd sind alle die von den Fremden erzählten Episoden und Züge. Die eine Thatsache hat trotz ihres Interesses nichts Verwandtes mit der andern, sie scheint ohne alle Beziehung zu den Gewohnheiten des Landes zu stehen, und eben diese Gewohnheiten wechseln mit unglaublicher Schnelligkeit. Nirgends gibt es in den Vereinigten Staaten eine bestimmte Art zu leben, sondern immer nur Versuche, Experimente, Combinationen. Das sittliche Leben schreitet nur langsam vorwärts, weil das materielle so rasend schnell sich entwickelt.

Es ist interessant, in Amerika zu beobachten, wie die Sitten kraft des politischen und moralischen Princips sich entwickeln, das die Bevölkerung leitet und den Grund des Staatslebens bildet. Hier triumphirt das Individuum und die Freiheit ist das dominirende politische Princip. Alle Gewohnheiten und Sitten richten sich hiernach. Dieser Geist der wilden und unbeschränkten Persönlichkeit würde unbezweifelt zum Krieg und zur Anarchie führen, wenn auf der andern Seite nicht aus der individuellen Freiheit der Geist der Association entspränge, der seinerseits den Despotismus der öffentlichen Meinung in seinem Gefolge hat. Das Individuum hat ganze Massen gegen sich, inmitten deren es überstimmt wird und erliegen muß. Die Opfer der öffentlichen Meinung sind in Nordamerika unzählbar, und da diese Tyrannei jetzt erst im Entstehen ist, so wird sie in kurzer Zeit ein ganz neues Märtyrerthum hervorbringen. Bereits zeigt sich bei den edlern Geistern ein Gefühl des Unwillens und der Empörung gegen die Massendespotie und die falschen Urtheile der öffentlichen Meinung. Was es an Aristokratie in der Natur des Menschen nur gibt, widersetzt sich der Herrschaft der Massen; ihrerseits dagegen antworten die letztern dem Individuum, daß es sich vertheidigen möge, und drohen Denen, die sich widersetzen wollen. Man kann bereits derartige Märtyrer aufzählen. Die Mormonen, welche von Staat zu Staat gejagt und endlich, nachdem ihr Häuptling ermordet war, in die Wüste getrieben wurden, und der brave Lovejoy, der im Süden wie ein wildes Thier gehetzt und zuletzt getödtet wurde, weil er gegen die Sklaverei sich erklärte, sind redende Beispiele. Jene Tyrannei zeigt sich aber nicht immer so direct; sie ist mitunter zufrieden, zu proscribiren. Der arme Erzähler Edgar Poe war, sagt man, ein solches Opfer. Wehe dem Menschen, der sich einbildete, andere Gedanken haben zu dürfen als die gebilligten, der einen andern Geist in die Gesellschaft bringen will als den, welcher sie beherrscht, der andere Laster haben will als die Laster der Menge.

Diese ungeordnete individuelle Freiheit erzeugt die sämmtlichen guten und schlechten Eigenschaften der Amerikaner, ihre Energie, ihr Selbstvertrauen, ihre Verschmitztheit, ihre Neugierde. Ebenso wie die öffentliche Meinung gegen den Einzelnen kämpft, kämpft der Einzelne gegen die öffentliche Meinung. Dieser hütet sich aber bei einem so ungleichen Kampfe offen die gewaltige Macht zu verletzen und sucht ihr auf Nebenwegen beizukommen. So ist nichts so unbequem, als die amerikanische Neugierde, von der die Reisenden unaufhörlich berichten. Diese Neugierde hat ihren Grund keineswegs in der allzu großen Vorliebe zu Neuigkeiten, in socialer Gewohnheit oder Lebendigkeit der Einbildungskraft, sondern sie hat etwas Geradezues, Brutales, unwillkürlich Spionhaftes an sich; sie wendet sich an die erste beste Person, erspionirt ihren Geschmack,

sondirt ihren Charakter. Beispiele sind oft genug, auch in d. Bl. mitgetheilt worden; wer neue finden will, darf nur Henry Coke's „A ride over the Rocky mountains to Oregon and California" nachlesen. Gegen solche Spionage hilft nicht Kälte, nicht Stillschweigen, man muß oft zum bösen Spiele gute Miene machen und im Nothfall den Frager belügen. In Amerika ist man ganz und gar frei, aber so, daß man diese Freiheit auch jeden Augenblick mit der Faust vertheidigen muß, und hiernach versteht man alsbald jenes Wort eines amerikanischen Botschafters: „Amerika ist von allen Ländern der Welt dasjenige, wo es am wenigsten Unglück und am wenigsten Glück gibt." Materiell ist hier der Mensch am meisten gesichert, geistig aber geradezu einer perpetuirlichen Spionage seiner Umgebung ausgesetzt.

Im freiesten Land der Erde bestrebt sich Jeder so weit als möglich ein Tyrann zu sein und seine Herrschaft zur Geltung zu bringen. Es gibt zwar keine officiellen Tyrannen, weil jeder Beamte vom allgemeinen Wahlrecht abhängt, aber um so mehr Privattyrannen. Niemand ist in Europa so schüchtern wie ein amerikanischer Verwaltungsbeamter oder Richter. Immer in der Furcht, ihren Posten zu verlieren, richten diese Leute ihre Aussprüche oft nicht nach der Gerechtigkeit, sondern nach der öffentlichen Meinung. Sie verwalten ihr Amt nicht unabhängig, sondern nur allzu oft nach dem Wunsche des Publicums. So verhält es sich nicht einmal mit den Beamten von Einzelunternehmungen, von Privatassociationen, denn diese haben die Wähler nicht zu fürchten. Auf diese Weise ist ein Eisenbahnconducteur, ein Bureaubeamter unabhängiger und tyrannischer als eine andere obrigkeitliche Person. Belege führt der Lieutenant-Colonel Arthur Cuninghame in „A glimpse at the Great Western Republic" an. Manche der Conducteure in den rail-ways bilden sich ein, daß sie die hochgestelltesten Leute sind, und geriren sich wohl oder übel als kleine Despoten. Es wäre unmöglich, einem wohlerzogenen Europäer den Ton verächtlicher Unverschämtheit begreiflich zu machen, mit welchem sie die Passagiere behandeln. Selten nur antworten sie auf ihre Fragen. Diese den niedern Volksclassen Amerikas eigenthümliche Grobheit kommt mit von der Furcht her, sie könnten einmal einen Herrn bekommen. Aus Furcht tyrannisirt zu werden werden sie selbst Tyrannen. In einem Rathe oder Tadel erblicken sie nur den Wunsch nach Herrschaft. 4.

Notizen.

Benjamin Disraeli.

Ein dickes, 600 Seiten starkes Buch: „The right Hon. Benjamin Disraeli, M. P. A literary and political biography. Adressed to the new generation" unterwirft Disraeli's politische Laufbahn einer scharfen kritischen Beleuchtung. Niemand wird so leicht Disraeli für einen großen Staatsmann halten; dies zu sein besitzt er nicht Würde und Enthaltsamkeit genug, aber einen im Uebermaß prickelnden Geist. Um so williger wird man ihm aber das Lob eines gewandten Kopfes und eines geistreichen Schriftstellers und Parlamentsredners zugestehen. Aber auch diesem Ruhm sucht die Schrift Abbruch zu thun. Seine schriftstellerischen Producte werden als werthlos bezeichnet, mit Ausnahme von „Henrietta Temple", die, wenn auch kein bedeutendes, doch ein recht hübsches Buch genannt wird. Um ihm den Ruhm eines parlamentarischen Talents zu rauben, wird auf seine „Jungfernrede" hingewiesen, womit Disraeli bekanntlich durchfiel; das ganze Haus brach wiederholt in ein schallendes Gelächter aus. Die wenigen Augenblicke, in denen man ihm Gehör schenkte, benutzte Disraeli damals zu den prophetischen Worten: „Ich habe schon Mancherlei versucht und zuletzt bin ich doch durchgedrungen. Ich höre jetzt auf, aber es wird die Zeit kommen, wo ihr auf mich hören werdet." Disraeli hat Wort gehalten. Die Whigs hatten Grund ihn zu fürchten, die Tories mußten sich an ihn anlehnen; und doch ist Disraeli ohne Zweifel ein fremder Blutstropfen im Körper des alten Torysmus, der in diesen nicht hineinpaßt. Ist doch nach Disraeli's selbsteigener Erklärung der Torysmus, wie er ihn versteht, mit dem Radicalismus Einunddasselbe! Wenn England jemals eine radicale Regierung erhielte, so würde von Seiten Disraeli's nichts im Wege stehen, daß er sich an ihr betheiligte. Aber gerade daß er sich trotz dieses Kryptoradicalismus den Tories unentbehrlich machte, beweist für den Umfang und die Stärke seines Talents und Geistes. Er besitzt alle Eigenthümlichkeiten seines speciellen (orientalischen) Stammes: eine Zuversichtlichkeit, die sich durch keinen Mißerfolg einschüchtern läßt, ausdauernden Fleiß, großen persönlichen Ehrgeiz, unbeugsame Zähigkeit in der Verfolgung des Lieblingszwecks und kluge, scharfsinnige Berechnung und Benutzung der Mittel und Umstände, diesen Zweck zu erreichen.

Französisches Urtheil über Pott.

Das „Athenaeum français" nennt A. F. Pott's Werk über die Personennamen und Familiennamen ein ausgezeichnetes Werk und bemerkt dabei: „Unter einem Eigennamen versteht man in der Regel einen Namen, der nichts bedeutet. Aber es gibt in keiner Sprache irgend ein Wort, welches keinen Sinn hätte. Ein Wort hat bei seiner Entstehung immer einen Sinn; den verliert es zwar später wol, weil Jedermann es braucht und umformt; aber wenn diese Bedeutung dem gemeinen Verständniß verloren gegangen ist, so kann die Wissenschaft sie wieder auffinden.... Das gelehrte Deutschland hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesem so beklagenswerthen Irrthum ein Ziel zu setzen; Pape hat ein Lexikon der griechischen Eigennamen und Friedrich Pott eins der Eigennamen im Allgemeinen veranstaltet." Der Berichterstatter, Louis Delatre, drückt nur den Wunsch aus, daß Jemand sich in derselben Weise mit der etymologischen Bedeutung der geographischen Namen beschäftigen wolle, wie Pott es vorzugsweise mit den Personen- und Geschlechtsnamen gethan habe, damit man keine Böcke mehr mache wie folgende: „See Ozero", „Meer von Asow", „Berg Gibel" u. s. w.; da doch Ozero selbst See, Asow Meer und Gibel Berg bedeute. So schreibe man in Frankreich gewöhnlich: „Détroit du Sund." Aufmerksam wird noch darauf gemacht, daß Pott nach der allgebräuchlichen Schreibart „Buonarotti" schreibe, woher es denn auch komme, daß er den Namen nicht abzuleiten wisse; der Name müsse aber Buonarroti geschrieben werden, so viel als buon arrotino, von arrotare, was also ein „guter Scherenschleifer" bedeuten würde.

Spott, Witz, Ironie und Humor.

Spott ist der Witz eines dummen oder eines gemeinen Geistes; Witz der Spott eines feinen Kopfes oder Gesellschaftsmanns; Ironie der Witz eines tiefern Denkers und Humor die Ironie (Selbstironie) eines Poeten. Spott ist ein plumper Faustschlag, welcher Beulen zurückläßt; Witz ein Nadelstich, der mehr oder minder tief ins Fleisch dringt; Ironie ein Ritz, wie von Dornen unter Rosen, der nur leise die Haut schrammt; Humor das Pflaster, das gegen alle diese Wunden hilft. Gegen den Spott hat der geistreiche Mann keine Waffen; der Witz fodert ihn zum Widerstande heraus; mit der Ironie capitulirt er; der Humor bringt ihn zu freiwilliger Unterwerfung. Der Spott ist niedriger als sein Gegenstand; der Witz hält sich mit ihm auf gleicher Linie; die Ironie steigt an ihm empor und der Humor schwebt über ihm. Der Spott kommt aus dem Fleischlichen; der Witz aus dem Verstande; die Ironie aus dem Geiste; der Humor aus dem Gemüth. Der Spott ist Zeichen der plebejischen, der Witz Zeichen der gesellschaftlichen, die Ironie Zeichen der gelehrten und der Humor Wahrzeichen der künstlerischen und poetischen Bildung. H. M.

Bibliographie.

Aus einer Fabrikstadt. Schicksale und Erfahrungen eines Fabrikarbeiters. Von ihm selbst niedergeschrieben und herausgegeben von L. Leberecht. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1853. 8. 6 Ngr.

Aus dem Nachlasse von G. A. Böttcher, Cand. theol. geb. am 20. Nov. 1827, gest. am 27. Juli 1852. Als Manuscript gedruckt. Magdeburg. 1853. 8. 20 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Heinrich. 18ter Jahrgang. Mit dem Porträt der Königl. Schauspielerin Frl. Auguste Arens. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carus, C. G., Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten Male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Imperial-Folio. Leipzig, Brockhaus. 12 Thlr.

Andreas Dunn. Aus dem Englischen übersetzt. New-York. Gr. 16. 10 Ngr.

Fahne, A., Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sittengeschichte. Köln, Heberle. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien im J. 1848. Vier Abschnitte. — A. u. d. T.: Kriegsbegebenheiten bei der kaiserl. österreichischen Armee in Italien. Vier Abschnitte. Wien, Hölzl. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die osteuropäische Gefahr. Vom Verfasser der „Westeuropäischen Gränzen". Trier, Lintz. Gr. 8. 12 Ngr.

Johann Josef von Görres. Ein Denkmal aus seinen Schriften auferbaut. Aachen, Hensen u. Comp. 8. 1 Thlr.

Guntram, K., Schattenspiele. Roman. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 8ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. Fremdes Glück. Vorspielscherz in einem Aufzuge. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Hagen, E., Untersuchungen über römische Geschichte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Catilina, eine historische Untersuchung. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 2 Thlr.

Hagen, K., Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Naturwissenschaftliche Hausbibliothek. 1ster Band. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Helfft, H., Berg und Thal. Wanderungen durch Süd-Deutschland, die Schweiz und Oberitalien. Mit 7 landschaftlichen Bildern von J. Helfft. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Horatius Flaccus, Q., Sämmtliche Werke, übersetzt von E. Günther. Ausgabe letzter Hand bevorwortet von K. F. Günther. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jefferson's, T., Selbstbiographie, mit einem darauf bezüglichen Anhange. Mit Bildniß von Jefferson. Nach dem Englischen bearbeitet von W. Rapp. Philadelphia. 1853. Lex.-8. 1 Thlr.

Kerst, S. G., Die Plata-Staaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermejo seit der Annahme des Princips der freien Schifffahrt auf den Zuflüssen des Rio de la Plata. Mit 1 Karte. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klemm, K. J., Des Christen Stellung zu unserer Zeit im Lichte der evangelischen Wahrheit. Predigten in Zittau gehalten. Zittau, Schöps. Gr. 8. 15 Ngr.

Klencke, Catharina. Erinnerungen aus meinem Tagebuche. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben von David Brainerd, Missionar unter den Indianern. Nach dem von Jonathan Edwards herausgegebenen Tagebuche Brainerd's beschrieben. New-York. Gr. 16. 20 Ngr.

Leben und Führung von Johann Jürgen Koch, einem armen Landmann in Westphalen. Nebst einem Sendschreiben und einigen Liedern Koch's. New-York. Gr. 16. 10 Ngr.

Merkwürdige Lebensgeschichte von Martin Boos, katholischem Pfarrer in Oberschwaben ꝛc. Ein Auszug aus dem größeren Werke von J. Goßner. New-York. Gr. 16. 20 Ngr.

Ledebur, L. Freih. v., Vorträge zur Geschichte der Mark Brandenburg, gehalten im J. 1853 im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg ꝛc. Berlin, Rauh. 8. 7½ Ngr.

Lübke, W., Die mittelalterliche Kunst in Westfalen. Nach den vorhandenen Denkmälern dargestellt. Nebst einem Atlas lithographirter Tafeln. Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 8. 10 Thlr.

Lucht, A. C., Glückstadt, oder Beiträge zur Geschichte dieser Stadt und des dreißigjährigen Krieges in unserm Lande. Mit 2 Plänen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 6¼ Ngr.

Mertz, C., Die Wahrscheinlichkeitsrechnung in ihrer Anwendung auf Glücksspiele, Lotterien, Lebensversicherungsrenten, Wahlen, Zeugenaussagen, Urtheilssprüche ꝛc. Für die Gebildeten aller Stände bearbeitet. Frankfurt a. M., Bechhold. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mettingh, P. v., Momente aus der Geschichte und der Gesellschaft. 1ter und 2ter Theil. Kassel, Hotop. 8. 20 Ngr.

Meyer, J., Physik der Schweiz. Mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Naturverhältnisse der Erde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Reitz, G., Ein Besuch auf der Eisenbahn nach der himmlischen Stadt. Nach dem Englischen verfaßt. Philadelphia. 1853. 12. 15 Ngr.

Schmitz, J. W., Die Religion und die Naturforschung. Köln, J. W. Schmitz. 1853. 8. 7½ Ngr.

Philosophische Studien, herausgegeben von J. U. Wirth. 2te vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Lindemann. Gr. 8. 27 Ngr.

Wald, F., Gedanken und Geschichten. Zwei Bände. Wien, Hölzl. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Ewald, H., An die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe Päpstlichen glaubens. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Ngr.

Hermann, F. B. W. v., Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreich Bayern. Festrede, vorgetragen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 26. Nov. 1853 zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs. München. 1853 Gr. 4. 12 Ngr.

Kappe, G., Offener Brief an die Bonner Studentenschaft. Bonn, Habicht. Gr. 8. 2½ Ngr.

Krabinger, J. G., Die classischen Studien und ihre Gegner. Eine Rede zur Vorfeier des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II., gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 26. Nov. 1853. München. 1853. Gr. 4. 7½ Ngr.

Müllensiefen, J., Predigt bei der Jahresfeier des Gustav-Adolph-Vereins in Berlin am 7. Decbr. 1853, gehalten über Ev. Lucä, Cap. 16, V. 19—21. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Schläger, F. G. F., Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist! Eine Predigt am 23. Sonntage nach Trin. den 6. Novbr. 1853 gehalten. Hameln, Labuske. 1853. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Spitta, C. J. P., Des scheidenden Predigers letzte Predigt. Abschieds-Predigt, gehalten am 19. Trinitatis-Sonntage über Phil. 2, 12—16. Peine, Heuer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Was ist von der Freimaurerei zu halten? Zu ernster Prüfung herausgegeben von A. H. Luzern, Gebr. Räber. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf das

Kleinere Brockhaus'sche
Conversations-Lexikon,

das in 4 Bänden oder 40 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft, 1 Thlr. 20 Ngr. = 1 Thlr. 16 gGr. = 3 Fl. Rh. für den Band

in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint.

Der erste aus zehn Heften bestehende **Band** dieses Werks, das auf das günstigste aufgenommen worden ist und bereits großen Absatz gefunden hat, ist **vollständig** erschienen; er ist nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten. Monatlich werden in der Regel zwei Hefte erscheinen, sodaß in ungefähr zwei Jahren das Werk vollendet sein wird. **Die Verlagshandlung garantirt, daß der Umfang 40 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr. nicht überschreiten wird, jedenfalls aber die mehr erscheinenden Hefte gratis von ihr geliefert werden.**

Unterhaltende Belehrungen
zur
Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden soeben das 19. und 20. Bändchen und enthalten:

19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn.
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank.

Die bereits früher erschienenen sechzehn Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von W. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im Februar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zu allen guten Stunden.

Dichtungen von **Julius Hammer.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Dichtungen von **Julius Hammer**, die gleiche Theilnahme verdienen wie dessen allgemein freundlich begrüßte Gedichtsammlung „Schau um dich und Schau in dich". Nach dem Wunsche des Dichters sollen sie ebenso einer höhern Geselligkeit im idealen Sinne als dem individuellen Leben und der Einkehr in das eigene Gemüth förderlich sein und der menschlichen Entwickelung, Läuterung und Erhebung nach diesen beiden Haupttheilen hin dienen.

Hammer's frühere Dichtungen „**Schau um dich und Schau in dich**" erschienen kürzlich schon in zweiter Auflage (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.). Der bekannte Dichter **Wolfgang Müller** von Königswinter sagt über diese Gedichtsammlung: „Sie verdient den allerfreundlichsten und herzlichsten Geleitsbrief an alle gebildeten Menschen im deutschen Vaterland. Dies Buch ist in der That wie ein edles und reiches Schatzkästlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigsten, funkelndsten Edelsteine und zeigen in ihren Formen so tadellose scharfgeschliffene krystallinische Gestaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müssen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in seinem «Laienbrevier» sind seine Vorgänger, der Erstere aber ist redseliger, der Letztere schwülstiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präcisen und prägnanten Stil bewundern muß."

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1853 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **M. H. E. Meier.** Sechsundfunfzigster und siebenundfunfzigster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** Dreißigster Theil.

Diese drei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Gefühl und Gefühlssinn, Geist, Gelehrsamkeit, Gemeingeist, Gemüth von *Scheidler*; Gehirn, Gehör, Gehörorgan, Geisteskrankheiten, Geistesschwäche, Gelbes Fieber, Gelbsucht von *Theile*; Geisel, Geleit, Gemein von *Wachter*; Geld, Gelübde, Gemeinde von *Hasemann*; Geissler von *Zacher*; Gellius, Gelasius von *Baehr*; Gellert von *Döring*; Gemeines Recht von *Bruns*; Gemmae von *Krause*; Genealogie von *Röse*; Generalbass von *Naue*.

Zweite Section: Justinus der Märtyrer von *Otto*; Justizmord von *Scheidler*; Jütland von *Clement*; Iwan I.—IV. von *Kruse*; Iwein von *Wachter*. **Nachträge:** Java von *Neumann*; Idylle von *Bohtz*; Bestimmtes Integral, Integralfunctionen von *Schlömilch*.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.**

Leipzig, im Februar 1854. **F. A. Brockhaus.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.

Von Dr. **Julius Frauenstädt.** 8. Geh. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk **Arthur Schopenhauer's** erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweite, durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

Für Lesezirkel.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** zu erhalten von dem

Literarischen Centralblatt für Deutschland.

Herausgegeben von Dr. Fr. Zarncke.

welches auch für **1854** in unveränderter Weise, wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen gr. 4., in unserm Verlage erscheinen wird. **Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.**

Eine Reihe der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands ist zur Mitwirkung an diesem Blatte gewonnen, welches durch Vollständigkeit und Schnelligkeit in seinen Referaten, durch die Tüchtigkeit der in denselben ausgesprochenen Urtheile sich bereits einen großen Leserkreis erworben hat, der sich immer mehr erweitert, wo es wünschenswerth ist, eine bequeme und zuverlässige Uebersicht der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur zu gewinnen.

Der Inhalt der bedeutendern, insbesondere der wissenschaftlichen Zeitschriften findet sich ebenfalls im „Centralblatt" angegeben.

Zur Charakteristik des „Literarischen Centralblatts" erlauben wir uns auf ein Urtheil hinzuweisen, welches über dessen Leistungen im Feuilleton der Kölnischen Zeitung sich findet, wo der Referent sagt:

„Längst war es ein allgemein gefühltes Bedürfniß, eine rasche Uebersicht des Fortganges der Literatur zu erhalten, welche den neuen Erscheinungen auf dem Fuße folgt, während die frühern Literatur-Zeitungen ihnen oft erst nach Jahren nachhinkten. Eine solche erhalten wir hier mit kurzen Beurtheilungen, welche das Wesentliche trefflich hervorheben und den Leser über den Werth oder Unwerth eines Buches besser ins Klare setzen, als manche lange und breite Reden, an deren Schlusse der Recensent das Ergebniß zu ziehen vergißt. Dem Verdienste widerfährt hier sein volles Recht; die unnütze Buchmacherei, die Mittelmäßigkeit, besonders die noch überdies hochfahrende, die lügenhafte und verdrehende Parteileidenschaft werden scharf — hin und wieder wol etwas überscharf — abgefertigt. Liebhaber der Höflichkeit vor allem werden den Ton zuweilen auch wol etwas zu bitter finden, Kenner der Literatur aber gewiß einräumen, daß das Lessing'sche „abschreckend und positiv gegen den Stümper", wenn jemals, jetzt an der Zeit ist. Es hat sich in so manchen Beurtheilungen und Beurtheilungs-Anstalten eine Gesinnung und ein Ton der Sippschaft, der Cameraderie eingestellt, ein Anpreisen, um die gleiche Gefälligkeit dafür einzutauschen, welche ungleich mehr Schaden anrichten als Bitterkeit, und selbst eine etwas zu große, je angerichtet hat oder anrichten wird."

Leipzig, im Januar 1854.

Avenarius & Mendelssohn.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Menzel (**Wolfgang**), **Furore.** Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein höchst lebendiges, geistreich entworfenes und in der spannendsten Weise ausgeführtes Gemälde der Zeiten und Sitten des Dreißigjährigen Kriegs, aus der Feder des auf den verschiedensten Gebieten der Literatur gleich ausgezeichneten Schriftstellers und berühmten Kritikers Wolfgang Menzel.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 9. —— 23. Februar 1854.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Hebbel. Sieben Bände. Wien, Gerold. 1851—53. 8. 7 Thlr.

Der Held, der Künstler, der Denker sind dadurch groß, daß die ganze Kraft ihres Geistes sich auf einen Brennpunkt sammelt, in einer bestimmten Richtung thätig ist; das Uebergewicht des Willens, des Erkenntnißtriebs, der Phantasie hebt das gleichschwebende Insichberuhen und Insichbefriedigtsein des Seelenlebens auf und drängt zum Wirken nach außen, um die eigene Einseitigkeit an der Welt zu ergänzen, sie in das Innere aufzunehmen oder ihr dessen Stempel aufzudrücken. Andere Naturen finden in der Harmonie ihrer Persönlichkeit Glück und Größe. Ihr Denken geht darauf hin, über sich selbst klar zu werden, ihres Wirkens Ziel ist sittlichedle Lebensentfaltung, ihre Phantasie leitet sie an, Künstler ihrer selbst zu werden, durch Entwickelung und Bildung des eigenen Wesens das Humane auf originale Weise in sich darzustellen. Zu diesen gehört Feuchtersleben; seine Sprüche finden auf ihn selbst ihre Anwendung:

> Nichts hat absoluten Werth als: ein Symbol echten Menschenthums in sich darzustellen.... Man wird zu Allem geboren, warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es gibt geborene Menschen, wie es geborene Poeten gibt.

In Kunst und Wissenschaft besaß er mehr eine reproductive als eine productive Gabe, er war ein ungetrübter Spiegel der Dinge; und wenn er vielfach anregend und aufklärend wirkte, so geschah es durch Mittheilung der Ergebnisse seiner Selbstbetrachtung oder seines Strebens, sich verwandte Erscheinungen klar zu machen. Früh war er ein Beobachter des eigenen Herzens und der Natur, das Studium der Medicin entsprach dieser Neigung; herbe Lebenserfahrungen wurden ihm nicht erspart, aber in Entsagung und Arbeit lernte er Alles zu einem Material innerer Entwickelung machen. Da ward ihm in sturmbewegten Tagen des Jahres 1848 das Cultusministerium Oestreichs angetragen; er schlug es aus, aber er nahm das Unterstaatssecretariat desselben an, um unbeirrt durch die politischen Parteikämpfe das Unterrichtswesen seines Vaterlandes im Anschluß an die freiern Formen des übrigen Deutschland neu und weiter zu gestalten. Ehe jedoch zu einer ruhigen, gedeihlichen Ausführung der Entwürfe geschritten werden konnte, trat der Aufruhr und der Sieg des Schwerts hervor; Feuchtersleben zog sich zurück und starb. In seinen Schriften hat er sich selbst das Denkmal im Tempel der deutschen Literatur errichtet.

Die beiden ersten Bände enthalten Gedichte. Feuchtersleben gehörte zu den Männern, die ihr Streben an Goethe anlehnten, denen dessen allseitig große harmonische Thätigkeit der Stern war, dem sie folgten; er sagt selbst in einem seiner Sonette:

> Noch ein Gedicht! nur eine Weihespende
> Dem stets zu früh Geschied'nen, unserm Größten,
> Deß Leben ein Versuch war uns zu trösten,
> Doch keinen Trost ließ für sein eigen Ende;
> Dem Herrlichen, deß starke sanfte Hände
> Den Knoten Menschendasein schonend lösten,
> Deß tiefe Worte Kraft ins Zarte flößten,
> Maß in die Kraft, daß sie sich nicht verschwende;
>
> Dem weisen Anerkenner der Naturen,
> Dem sorglich treuen Kunst- und Welterklärer,
> Dem heitern Waller auf der Gottheit Spuren,
> Dem Auferwecker uns'rer Morgenröthe,
> Dem Sohn der Alten, unserm Vater, Lehrer,
> Dem alldurchdrung'nen Alldurchdringer Goethe!

Aber nicht der frische Strom der Poesie aus Goethe's Jugend und Manneskraft, nicht der volksthümliche Klang seiner Lieder, die Lebensfülle seiner Romane, die Seelenplastik seiner Dramen hat mit herzbezwingendem Zauber ein Echo in Feuchtersleben's Brust hervorgerufen, sondern nur der Ton des reifen Alters, das betrachtend zurückschaut, die Resultate seines Daseins in Verse kleidet und unmittelbar ausspricht oder symbolisch andeutet, hat bei dem Jünger einen Wiederhall gefunden. Die Reflexion überwiegt hier die Frische der Anschauung, die Wärme des Gefühls, die Gestaltungskraft der Phantasie, und Feuchtersleben hat, wie uns Grillparzer mittheilt, selbst den Stab über seine Reime gebrochen; er war ein so strenger Richter seiner selbst, daß er sich geradezu jedes

poetische Talent absprach. Gedanke und Bild führen selten bei ihm von Anfang an ein gemeinsames Leben, sie werden meist erst äußerlich zusammengebracht; der Lyrik gebricht ihr Grundelement, die musikalische Stimmung, und nur in einzelnen symbolischen Gedichten, wie im „Tempelbau", gelingt ein Ganzes; nur bei einzelnen Gnomen sind Inhalt und Form, Gedanke und Anschauung in Eins geboren. Wir ziehen darum die in Prosa niedergeschriebenen Aphorismen den gereimten vor, geben indeß von den bessern versificirten einige Proben.

Was mich lohnt für stete Ueberwindung?
Was mich labt beim Tagwerk heißen Strebens?
Eine stille selige Empfindung
Von der Liebe als dem Grund des Lebens.

Laß sie preisen, laß sie schmähen,
Tröste dich mit diesem Wort:
Dichter, mag man sie verstehen
Oder nicht, — sie wirken fort;
Wirken wie der Sonne Strahlen,
Die, vom Fels zurückgewiesen,
Seine Wand mit Grün bemalen,
Glanz verleihen seinen Kiesen
Und auf scheue off'ne Blüten
Liebe, Kraft und Leben schütten.

Wie um den dürren Stab der Reben
Verhüllend Laub sich zierlich rankt,
So schmückt ein schon entfärbtes Leben
Die Thräne, die dem Wohlthun dankt.

Man wär' so gerne mild und zart, —
Liegt's doch in bess'rer Menschen Art!
Doch stellt die Welt sich trotzig gegenüber,
So schnalle denn den Harnisch über.

Daß wir Menschen nur sind, das beug' in Ergebung das Haupt uns;
Daß wir Menschen sind, richt' es uns herrlich empor.

Wir dürfen wohl mit Hebbel sagen, daß die Gedichte Feuchtersleben's im Ganzen nur als ethische Denk- und Merkzeichen eines rastlos fortschreitenden Geistes schätzbar sind; sie gleichen den Baumeinschnitten, womit ein Wanderer, der sich durch einen dunkeln vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen pflegt.

Aber Feuchtersleben hatte ein lebendiges Empfindungsvermögen für das Schöne, und es gelang ihm daher, auf dem Felde der Kritik Kunstwerke und Künstler nicht blos prüfend zu zerlegen, sondern sie betrachtend aus ihren Elementen zu reproduciren und ein lebenswarmes Bild derselben zu zeichnen. Seine literarischen Erfolge liegen zum Theil auf diesem Gebiet, sein edler milder Sinn, die Klarheit und Ruhe seiner Darstellung machten hier sein Urtheil für Viele zu einem maßgebenden, und die Charakteristiken und Kritiken, welche theils von ihm selbst in den „Lebensblättern", theils von dem Herausgeber zusammengestellt worden, zeigen uns die Vielseitigkeit, den Reichthum seines Geistes und die Tüchtigkeit seiner Gesinnung. Es ist das Wahrheitsgewissen, das aus allen Zeilen spricht, und stets hält er die sittliche Foderung fest, daß das Dichten, Schreiben und Bilden der lautere Ausfluß eines reinen Gemüths, für den Menschen selbst eine sittliche That sein müsse, wenn ihm Werth und Würde zukommen soll. Aber hier entging ihm Eines, die Einsicht in den organischen Zusammenhang von Form und Inhalt. Er erwähnt selbst einmal des Goethe'schen Ausspruchs in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe":

Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner „Römischen Elegien" in den Ton und die Versart von Byron's „Don Juan" übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.

Der Meister hat hier das Beispiel so gut gewählt, daß man meint, es könnte kein Zweifel dagegen erhoben werden, aber Feuchtersleben thut es doch: er meint, Form sei Form, Sache sei Sache, ohne zu erkennen, daß gerade durch die Form das Wesen bestimmt wird; er meint, das Kleid mache nicht den Mann, und sieht also die Form für ein Gewand an, welches man wechseln könne, nicht für die von innen heraus bedingte organische Versinnlichung der Idee. Aber beruht nicht etwa das Kalte, Scheinsame der Zopf- und Rococoarchitektur darauf, daß sie der Kirche und dem Palast die gleiche Façade gibt und aus dieser die Construction des Innern zu erschließen nicht gestattet, sondern nur mit Bogen und Säulen einen eiteln Prunk treibt? War es nicht der Verfall der Malerei, daß die großartig bewegten oder die idealharmonischen Formen Michel Angelo's und Rafael's, die bei diesen Genies die künstlerische Anschauungs- und Empfindungsweise und der Stoff der Darstellung gleichmäßig bedingte, in unverständiger Nachahmung copirt und auf beliebige Gegenstände ungehörig übertragen wurden? Feuchtersleben hat mehr den allgemein menschlichen Gehalt als die specifisch-künstlerische Gestaltung im Auge.

„Die Bücher haben aufgehört, fruchtbares Lebenserbtheil großer und weiser Menschen zu sein, seit sie zur Waare geworden sind"; das ist Feuchtersleben's Schmerz. Die Literatur an den Quell des Lebens zu verweisen erscheint ihm als seine Pflicht; darum seine beständige Hindeutung auf die Alten und auf Goethe. Er selbst möchte schreiben für die Freien, Strebenden: frei von jeder voraus hemmenden Bedingung, strebend und dürstend nach dem lebendigen Wasser der Bildung. Alle Kunst soll das Wahre, Gute, Schöne vereinigen.

Das Wahre ist das Leben und die Natur, die uns den Stoff bieten; das Gute ist der Gehalt, den unser Geist in sich trägt und in der Darstellung ausprägt; das Schöne ist die Form, — und die kommt von oben!

Wie Feuchtersleben gern sein Fühlen und Denken an Goethe anknüpft, so hat er diesem und besonders dem Menschen, dem Naturforscher neben dem Dichter eine Reihe von trefflichen Aufsätzen gewidmet, ohne dabei Schiller zu verkennen, hoch erfreut über das Wort Bettina's, daß wir Beide ansehen müßten als zwei Brüder auf Einem Thron. Zum Klarsten und Sinnigsten, was er geschrieben, gehört die Würdigung der beiden genialen Frauen, die unter dem Einfluß von Goethe's Stern ihre Briefe geschrieben (Rahel und Bettina), und

auch jetzt, nachdem sich das öffentliche Urtheil über diese so überraschenden Erscheinungen mehr geläutert hat, wird man, den richtigen Blick des Kritikers bewundernd, seine im ersten Eindruck geschriebenen Worte noch gern und mit Belehrung lesen und dabei bemerken, wie sie vielfach maßgebend geworden sind. Von andern kritischen Aufsätzen sind noch die Biographie Friedrich Schlegel's, die Charakteristik W. F. Meyern's, des Verfassers von „Dya-na-Sore", auszuzeichnen. Ueberhaupt ist Feuchtersleben glücklicher darin, das Gesammtbild einer Individualität zu zeichnen, als über einzelne Werke, einzelne Leistungen ein entscheidendes Wort zu sprechen; er ist mehr reproductiver Schilderer als Richter in der Literatur und hat mehr Sinn für das bereits Abgeschlossene, Fertige als für das erst Werdende, Keimende.

Mit dem eben Erwähnten hängen manche Ausfälle über die moderne Literatur zusammen, von denen Hebbel sagt, daß er die mitunter unleugbare Ungeheuerlichkeit nicht selten durch eine noch unleugbarere Trivialität balanciren wolle. Dabei bemerkt der Herausgeber:

Ich wußte von einem gemeinschaftlichen Freunde, daß er mich zwar eher gelten ließ wie manches andere Talent der Gegenwart, daß er mich aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Dies fand ich natürlich, denn die dichterische Entwickelung hat nun einmal Stadien, die nicht in einer reinen Blüte aufgehen und die das Individuum dennoch nicht überspringen kann; wer soll sie richtig deuten und würdigen, bevor das Resultat sie erklärte und ins rechte Licht rückte?

Diesem so bemerkens- als dankenswerthen Worte über sich selbst fügt Hebbel später eine Betrachtung über die neueste Literatur hinzu, aus der wir Folgendes mittheilen:

Wenn man einmal vergleichen will, so vergleiche man die laufende Periode mit der Zeit Klopstock's und Lessing's, denn es handelt sich jetzt wie damals um die Bewältigung ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder dem Thurm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst sich um diese Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakspeare's Ausspruch über das Drama im „Hamlet", das durch die ganze überall auf den Spiegel des Jahrhunderts und den Körper der Zeit ausgehende Praxis des großen Dichters bestätigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der frage sich, ob der unbefangene Betrachter der modernen Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches schon gelang, als darüber, daß so Vieles mislang. Fast jedes der hervorragenden Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerm oder kürzerm Läuterungsproceß zu einer wirklichen und nicht selten zu einer bleibenden Leistung gebracht. In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die disparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davonzufäuseln. Freiligrath malte Wüstenbilder, die frisch und energisch genug sind, um ihm für sein unreifes „Glaubensbekenntniß" selbst dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteste seiner Gedichte, „Der Blumen Rache", nicht geschrieben hätte. Und Dingelstedt vollbrachte eine wahre Midasthat, indem er die dürre Prosa der einst so stark grassirenden politischen Liederdichterei in das reine Gold echter Poesie verwandelte, durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuspitzte und keine rhetorischen Pointen ausschliff, sondern mit jener Kraft, die später in dem erschütternden „Nachtstück" und im ersten Act seines „Barneveldt" noch siegreicher hervortrat, dramatisch in die Zustände hineingriff und das Allgemeine durch das Besondere, kernhaft in sich Zusammengeschlossene anschaulich zu machen verstand. Im Drama lieferte Immermann sein „Trauerspiel in Tirol", Gutzkow sein „Urbild des Tartuffe" und Laube seine „Karlsschüler", Stücke, von denen das erste so urdeutsch ist, das zweite der mehr und mehr zusammenschrumpfenden Komödie eine so weite Perspective eröffnet und das dritte unser kränkelndes Künstlerdrama so glücklich ins gesunde culturhistorische auflöst, daß jedes in seiner Art doch wohl Achtung gebietend dasteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingestellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen sind. Der „Münchhausen" hat mit der westfälischen Hofschulzenwirthschaft und ihrer Dorfpoesie einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geschleudert; die „Ritter vom Geist" bethätigen Gutzkow's bewundernswürdigen Instinct für das geheime Walten und Weben der zukunftschwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Production nicht blos als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in buntester und oft in erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwickelung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammen zu sehen.... Ohne Zweifel hätte dies Resultat auch Feuchtersleben mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Proceß zu früh abgezogen worden wäre. Er hielt sich an Das, was theils mit ihm selbst jung gewesen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war, und stellte, indem er dies mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr umsichgreifenden Vandalenkritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt.

Feuchtersleben wendete auch der bildenden Kunst seine Aufmerksamkeit und kritische Thätigkeit zu, und indem er den jungen Rahl zuerst als großes Talent anerkannte, indem er Bilder von Wächter und Cornelius umfassend würdigte und in die Wirrsal einiger Kunstausstellungen das Licht seiner orientirenden, sicherstellenden Betrachtungen trug, hat er auch hier aufklärend, auch hier durchaus im Sinn des deutschen Elements, der gehaltvollen Tüchtigkeit gewirkt. Wie bei der Kritik poetischer Schöpfungen, so liebt er es auch hier, und oft mit noch größerm Erfolg, das vorliegende Werk zum Ausgangspunkt allgemeiner ästhetischer Untersuchungen zu nehmen, die dadurch um so verständlicher, um so fruchtbarer werden. Wir verweisen namentlich auf seinen Aufsatz über das Jüngste Gericht von Cornelius. Er weist nach, wie hier die äußere Bedingung der Kunst, scheinbares Chaos bei voller Ordnung, Gleichgewicht der Ruhe und Bewegung in der architektonischen Gliederung, der freisymmetrischen Raumerfüllung, erfüllt sei, indem der Aufgabe der Composition nach dem Innern genügt werde, bedeutende Charaktere um einen Mittelpunkt zu versammeln, der sie wirksam genug anrege, um bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen.

Feuchtersleben war so wenig systematischer Philosoph, der in einem in sich geschlossenen Gedankenbild das Räthsel der Welt zu lösen, in folgerichtiger Entwickelung einer Grundidee das Mannichfaltige im Einen darzustellen sucht, wie es aus ihm hervorgeht und harmonisch zusam-

menwirkt, sondern er war, was die Franzosen penseur nennen, ein Denker, der die Erfahrungen des äußern und innern Lebens sich selbst klar zu machen und in einzelnen sinnvollen Sprüchen die Resultate derselben niederzulegen weiß. So sind seine „Aphorismen" entstanden, die mehre Bände seiner Schriften füllen, durch die er sich in unserer Literatur an Lichtenberg und Novalis anreiht, nicht subjectiv-hypochondrisch wie der Erste, nicht phantasievoll-orakelnd wie der Zweite, weniger scharf und witzig als Jener, weniger poetisch und seherisch als Dieser, aber ausgezeichnet durch das Vermögen, aus dem Selbsterlebten ein allgemeingültiges Gesetz zu finden und das innerlich Erschaute und Gefühlte mit wissenschaftlicher Bestimmtheit deutlich zu machen. Viele Sprüche knüpfen direct an Aeußerungen von Andern an und zeigen, wie Feuchtersleben sie sich aneignet, sie fortspinnt; manche stehen als Original da, sind aber der Nachhall eines fremden Worts, wie z. B. der Satz, daß der Mensch nur lernt, was er weiß, sich so ausgedrückt bei Rahel findet, aber auch in der Lehre von Plato und Leibniz schon vorkommt und überhaupt in jeder idealistischen Philosophie seine Geltung hat. Wir können nur dadurch lernend etwas in uns aufnehmen, daß wir es denkend in uns erzeugen. Die Außenwelt, auch andere Geister geben uns nur die Anregung, und wer etwas durch selbstkräftige Wiedergeburt sich angeeignet hat, fügt immer von dem Seinen Neues hinzu und mag sich des Besitzes freuen. Hat ja doch auch das ein Weiser gesagt, daß Keiner von dem Andern, sondern Alle von dem gemeinsamen Gott gelehrt werden. „Es kann nicht genug **Erlebtes** geschrieben werden", sagt Feuchtersleben selbst, und so haben wir in seinen Aphorismen die aufgespeicherten Schmerzen und Freuden seines Gemüths, wir sehen ihn forschen und ringen, wir gewahren, wie die Ruhe und der Friede, die ihn beseelen, durch Zweifel, Wahrheitsmuth und sittliche Kraft errungen sind, wir erkennen den edeln Menschen in jedem Gedanken und dürfen dann wol auf ihn selbst anwenden, was er von Bettina's genialen Sprüchen sagt: „Wem sie lebendige Früchte bieten, die er zu genießen fähig ist, statt sich blos an der bunten Oberfläche und dem lockenden Duft zu ergötzen, der ist gewiß glücklich zu nennen, denn ihm hat das Leben schöne und große Ergebnisse geboten, er ist kraft des Geistes, der in uns lebt, Denjenigen, in und aus dem Alles lebt, gewahr geworden und versteht nun fremde Offenbarung aus eigener."

Feuchtersleben hat seine Aphorismen zunächst für sich selbst aufgezeichnet; er dachte wol später sie zu verwenden, sie zusammenhängend zu entwickeln, hat aber, wo er sie in einzelnen Aufsätzen benutzt, sie doch wieder nur mosaikartig eingefügt. So sagt er z. B. bei Gelegenheit des Dämonischen in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe":

Ich blicke in die Rolle meines eigenen Lehrbriefs und finde die Worte: Es schauert Einen, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unsere innere Cultur und also auch das eigentliche Heil unsers Lebens hängt. Was wärst du, wenn es an jenem Tage nicht geregnet hätte, als du, statt jenen Cirkel zu besuchen, dich einschlossest und den Gedanken gebarst, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? Aber es ist Pflicht, dies Geheimniß nicht weiter zu verfolgen, sobald man es erblickt hat, und fortzuschmieden, als wäre man selbst der Schmied seines Glücks.

Warum sollte es, fragen wir, Pflicht sein, diesem Geheimniß nicht weiter nachzusinnen, warum, wenn es einen Finger der Vorsehung gibt in der Führung des menschlichen Geschicks, das Auge von ihm abwenden? Doch will Feuchtersleben wol nur sagen, wir dürfen über dieser Betrachtung nicht thatlose Grübler werden, als ob wir doch nichts vermöchten, sondern müßten das uns Dargebotene zum Stoff unserer Entwickelung wie unsers Handelns nehmen, uns bescheiden, daß wir nicht Alles durch eigene Einsicht und Kraft richten und schlichten können, und das scheinbar Zufällige als eine göttliche Gnadengabe für unser Leben und Streben aufnehmen und künstlerisch verarbeiten. Durch Mittheilung seiner Aphorismen hatte der Denker keinen andern Zweck, als Kunde von seinen Gedanken zu geben, um Andere nicht zu nachbetenden Schülern zu machen, sondern sie zu eigenem Sinnen und Forschen anzuregen; sein Wirken entsprang dem Leben und sollte wieder Leben, selbstkräftiges freies Leben bewirken. Er hat sie selbst unter die dreifache Ueberschrift „Wissen", „Kunst", „Leben" geordnet; wir begleiten ihn durch diese drei Gebiete, indem wir einiges Ausgezeichnete mittheilen. Zunächst nehmen wir einige Stellen über das Wissen.

Alles Lernen ist ein Achtgeben auf die Entfaltung des Göttlichen in uns selbst.

Dies ist nun die eigenthümliche Form Feuchtersleben's für den oben erörterten Gedanken, den er ein ander mal mit Rahel's Worten wiedergab.

Wir nützen selten dadurch, daß wir Wahrheiten aussprechen, Lehren ertheilen, weit öfter dadurch, daß wir Probleme hinstellen, den Widerspruch aufrufen, das Gefühl ansprechen. Man kann wol den Weg weisen, aber **gehen** muß Jeder selbst.

Ein Satz, der den sokratischen Forscher bezeichnet; aber der Genius erleuchtet auch mit seinem Lichte die Welt und erlöst sie von dem Druck und der Qual eines Räthsels, wenn er dessen Wort ausspricht. Freilich müssen die Andern seinem Denken nachdenken.

Alle Wirkung ist nur wahr und echt, solange sie keinen Namen hat. Mit der Nennung schwindet der Zauber. Ausgesprochen ist getödtet.

Ein halbwahrer Satz. Allerdings geht eine Gottes- und Weltanschauung, die das Resultat eines ganzen Lebensprocesses ist, wie eine geprägte Münze von Hand zu Hand, so von Mund zu Mund, sobald ein Wort, ein Name für sie gefunden ist, und auch die Gedankenlosigkeit mag sich ihrer bemächtigen, und ich habe selbst schon meine Freude darüber ausgesprochen, daß wir noch keinen Schulausdruck für die neue deutsche Philosophie haben, welche den Deismus und den Pantheismus in einem weltimmanenten Theismus zu überwinden und zu versöhnen sucht und Gott im All, das All in Gott erkennend, sowol an der Unendlichkeit und Allgegenwart

als an der Persönlichkeit und dem Selbstbewußtsein des ewigen Wesens festhält; denn es ist etwas Schönes, wenn Jeder auf eigenem Weg, auf eigene Weise am Bildungsprocesse einer sich gestaltenden Idee theilnimmt. Aber der menschliche Geist strebt doch auch wieder danach, Alles auf einen bestimmten Begriff zu bringen, in Ein Wort zusammenzufassen, die Mittheilbarkeit wird dadurch leicht und einfach, und auf keinen Fall kann ein Gedanke dadurch getödtet werden, daß er ausgesprochen wird, sobald er reif ist; allerdings gibt es auch Früh- und Fehlgeburten in geistiger Beziehung.

Feuchtersleben stellt der Philosophie die richtige Aufgabe, daß sie sowol das Allgemeine als das Besondere, den Fluß der Dinge wie ihren Bestand betrachten, idealistisch und realistisch zugleich sein soll; er macht über einzelne Philosophen gute Bemerkungen. Von Schelling sagt er, die Naturphilosophie sei ihm zu einem Weltgedicht geworden, in dessen idealer Beleuchtung sich die scharfen Contouren der Wirklichkeit verloren. Er preist Kant und Plato darüber, daß sie kritisch verfahren und weniger eine Philosophie als das Philosophiren lehren, daß Beide die unbefangene nüchterne Verstandesschärfe mit der geläutertsten sittlichen Idealität verbinden. Er hebt vollkommen richtig hervor, daß ein sittlicher Charakter zur Bearbeitung der Philosophie erfoderlich ist: die gewissenlose Philosophie, setze ich hinzu, ist Sophistik.

Noch zwei Sprüche, die uns zur Kunst hinüberleiten mögen:

Kraft ist das Wirksame. Und so ist in menschlichen Werken der Gehalt an Kraft das Wesentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Gestalt entsprießt.

Das Produciren, die eigentliche freie geistige Zeugung, bleibt wie die leibliche eine geheimnißvolle Operation erhöhter Momente. Nicht blos vom Dichter gilt jenes Est deus in nobis, auch in der Wissenschaft wird Jeder, der sich ihr ganz und lebendig hingibt, diese Mittheilung von oben erfahren, vermöge welcher er zu schaffen befähigt wird. Denn auch die Wissenschaft hat ihr poetisches (schöpferisches) Element.

Wäre Alles schön, so würden wir nichts als schön empfinden, da erst der Unterschied uns etwas zur Bestimmtheit bringt; wären nicht die Gegensätze von Natur und Geist, von Herz und Welt, von Idee und Erscheinung, so würde auch ihre Lösung und Versöhnung in der Kunst uns keine Freude machen; daß sie sind, aber zu überwinden sind, daß die wiederhergestellte Harmonie die Einheit als den Grund alles Gegensatzes erblicken läßt, darauf beruht das Wesen des Schönen. Feuchtersleben sagt:

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geschmeckt hat, fühlt man ganz die Süßigkeit der Kunst.

Die Kunst spricht kein einzelnes Vermögen an, sondern den Menschen selbst und ganz. Sie überliefert das Unaussprechliche, selbst unaussprechlich, ein offenbares Geheimniß.

Kunstwerke wirken zur sittlichen Veredlung, indem sie das Beste in uns frei machen, unsern Standpunkt erhöhen, unser Inneres läutern.... Was nicht das Innerste des Menschen befreit, ist kein Werk der Kunst, sondern des Handwerks.

Nachahmung ist gänzliche Aufopferung des Geistes an die Natur; Manier ist Aufopferung der Natur zu Gunsten des Individuums, Willkür; Stil ist Harmonie zwischen Geist und Natur, freie Ergebung der ausgebildeten Individualität an das allgemeine Gesetz. Der große Stil der Alten besteht darin, blos das Wesentliche, aber auch alles Wesentliche zu bringen. Das gibt ihren Werken das Gepräge der Naturnothwendigkeit und bei aller Individualität jene symbolische Allgemeinheit, welche das Ideale ausmacht.

Am reichsten bei weitem ist die Sammlung von Aphorismen, die sich auf das Leben beziehen. Wir geben eine möglichst sparsame Auswahl von solchen, die uns den Verfasser besonders charakterisiren, um dem Leser das Bild desselben zu vervollständigen, den Leser zur nähern Einsichtnahme der Bücher selbst einzuladen.

Das Leben hat nur insofern einen Werth und eine Bedeutung, als wir sie ihm geben. Das ist das Wesen und Insiegel des Geistes, daß er productiv sei. Strebe der Mensch, welcher dieses Namens würdig sein will, zu bewähren, daß er es ist, indem er ein geistiges Leben bethätigt, in Tugend, Dichtung oder Gedanken eine eigene Welt sich schaffend, in deren Mittelpunkt eine Persönlichkeit und nicht ein Ding sich waltend offenbart.

Die unmittelbare Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist das einzige geistig Wirksame; und nur was davon in ein Buch geheimnißvoll übergeht, verleiht dem Buchstaben Werth. Der Sittliche verbreitet eine Atmosphäre des Anstandes um sich her, der Begeisterte entzündet, in der Nähe des Klugen schärft sich das Urtheil, Liebe erzeugt Gegenliebe, der Frohe belebt.

Wenn uns das Schicksal anrührt, so beginnt erst unser Dasein. Der Finger des Unglücks deutet auf unser Ziel. Ein Leben ohne rechte Aufgabe erscheint dem Denker schal und unnütz. Mit was ein Jeder zu kämpfen habe, das unterscheidet die tüchtigen Menschen voneinander.

Wer wagt es, wenn er in die innerste Tiefe seines Herzens steigt, wer wagt es, Glückseligkeit als Antwort auf seine Gedanken und Thaten zu fodern?

Tugend, sagen Kant und Goethe, ist nichts Anderes als Sieg der Pflicht über die Neigung. Tugend, sagt Schiller, ist nichts Anderes als Neigung zur Pflicht. Tugend, sagt Jean Paul, ist nicht kalte Pflicht, sondern Liebe, welche, wie über dem höchsten Gebirge noch der Adler, noch über jener schwebt. Wie? wissen die Besten nicht klar, was Tugend ist? Oder sagen sie vielleicht Dasselbe, indem sie sich zu widersprechen scheinen? Mich dünkt das letztere. Alle Entwickelung ist ein Ringen, ein Kampf; da muß der Begriff der Pflicht die Neigung überwinden; während der Uebung bildet sich die stille Neigung zur Pflicht, und auf der Höhe der Bildung wird Sollen und Wollen als Liebe zur beseligenden Harmonie.

Hier sehen wir, wie Feuchtersleben die Aphorismen Anderer behandelt; machen wir es ebenso mit den seinigen, nach seinem Motto:

Dies Erdenleben ist ein Tagen,
Ein Kämpfen zwischen Nacht und Licht;
Was einzeln durch die Nebel bricht
Läßt sich nur aphoristisch sagen.

So Manches, zögst du Consequenzen,
Es würde Manchem nicht behagen;
Du mußt es aphoristisch sagen,
Der Leser mag es selbst ergänzen.

Abgesehen von den medicinischen Fachschriften, unter welchen die über Psychiatrie die ausgezeichnetsten sind, gelang es Feuchtersleben in den der Nationalliteratur angehörigen Werken nur ein mal, seine Aphorismen in Zusammenhang zu bringen und an dem Faden einer fortlaufenden Entwickelung nicht blos aneinanderzurei-

hen, sondern auch einen Gedanken aus dem andern zu entfalten. Das Büchlein „Zur Diätetik der Seele" verdankt die liebevolle Theilnahme des Volks, welche zwölf Auflagen hervorrief, nicht blos der ehrlichen und naiven Mittheilung des Erlebten, wie Feuchtersleben selbst mit bescheidenem Sinn aussprach, sondern der Trefflichkeit seines Inhalts und seiner Form. Die klare Darstellung leitet uns zu allen gefahrdrohenden Abgründen hin, aber nicht um sich am schauerlichen Blick in die Tiefe mit wollüstigem Grausen zu weiden, sondern um uns zu lehren, wie wir den Sturz vermeiden sollen und können, wie hoch wir des Lebens schöne Güter zu schätzen haben und wie wir der Erde am froheſten werden, wenn wir den Himmel im Gemüthe tragen. Die Menschheit soll gesunden, aber nicht durch Mittel von außen, sondern von innen heraus, durch geistige Kraft; das in sich gesammelte Ganze unserer Natur besitzt die Stärke, jeden Angriff auf einzelne Seiten derselben zu überwinden, jeden Kampf zur Siegeslust zu verklären. Die ebenmäßige Ausbildung des Erkennens, Wollens, Fühlens und der Phantasie bewirkt in der Seele des Menschen eine Harmonie, welche nicht blos verschönernd, sondern auch heilkräftig auf den Körper wirkt und den in ihm wurzelnden Dämon der Hypochondrie bannt. In der Entschlossenheit des sittlichen Geistes gewinnt der Mensch die feste Burg seines Daseins, oder, wie Rahel sagt: „Klarheit im Geiste, reiner, wo möglich starker Wille ist unsere Aufgabe; zu dem Uebrigen können wir lachen, beten, weinen." In uns ist Trost und Verzagen, in uns Paradies und Wüste. Ist das Auge hell, so ist es auch die Welt. Auch die Affecte sind Waffen der Mannheit, sie zum Rechten zu gewöhnen ist der Inbegriff der Moral und Seelendiätetik. Es gilt, einen Moment des Lebens durch den andern zu mäßigen, einen durch den andern zu erhöhen, den Ernst der Freude zu gesellen. Denn Lust und Leid bedingen einander, und Schmerz und Liebe sind der Quell unserer Thätigkeit, sind unsere Erzieher; das Kreuz mit Rosen ist das Symbol unsers Lebens. Wahrheit und Natur, das sind die rechten Gesundbrunnen der Seele; das rechte Gebet: „um ein reines Herz und große Gedanken"; das Gebot an uns: „Erkenne dich selbst, beherrsche dich selbst!" Gesundheit und Leben ist Selbsterweckung; man lasse abhärtende Thätigkeit mit dadurch bedingtem gründlichen Behagen wechseln; man nehme Leiden als Prüfungen, man halte sich ans Schöne, das den ganzen Menschen, Sinn und Seele zugleich befriedigt; und wie das Gemeine, Schlechte, Falsche dadurch am besten bekämpft und bezwungen werden, daß man ihnen das Edle, Gute, Rechte positiv entgegenstellt, so überwinde man alle Kleinlichkeiten mit ihren Qualen durch das Arbeiten an einer großen Aufgabe, durch ein tüchtiges Werk, das ein Zusammenstreben aller Kräfte verlangt. Wonach einer recht ringt, das erringt er. Das Glück besteht zuletzt in der Erweiterung unsers innersten Wesens und Besitzes.

So stand Feuchtersleben in der Wirklichkeit und hatte das Ideale im Auge; so führte ihn die Sorge für den Leib zur Sittlichkeit und die Moral zur Gesundheitslehre, und indem er selbst nur ein edler, selbstbewußter, ganzer Mensch zu sein trachtete, ist sein Wort Lehre, Trost, Förderung für Viele geworden. **Moritz Carriere.**

Der Verfasser der Jobsiade ein Dichter.

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von Karl Arnold Kortum. Siebente Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 24 Ngr.

Man hat mir wol zuweilen eine Anlage zu hypochondrischen Stimmungen, zu einer etwas trüben Anschauung der menschlichen Dinge vorgeworfen (eine Ansicht, die unter Anderm aus dem Siebe der deutschen Journalistik auch in Taillandier's „Histoire de la jeune Allemagne" durchgesickert ist *), sodaß ich selbst manchmal im Wahne war, ich hätte das schöne Vorrecht des Menschen vor den vierbeinigen Geschöpfen, nicht blos zu rechter Zeit weinen, sondern auch lachen zu können, durch den Zauberspruch irgend eines feindseligen Dämons oder hämischen Erdgeistes verloren. Indeß so schlimm steht es, dem Himmel sei Dank, mit mir nicht; denn als ich meinen alten prächtigen Jugendbekannten, den Candidaten Hieronymus Jobs, dem ich seit langen Jahren nicht mehr begegnet war, in seinem neuen, wenn auch glücklicherweise nach dem alten Schnitt gemachten Gewande wiedererblickte und abermals von seinen Abenteuern mit dem Herrn von Hogier und mit der schönen Amalia las und wie er ein flotter Student wurde und beim theologischen Examen mit Glanz durchfiel, da war es mir wirklich schwer, nicht laut zu lachen, ja lauter als ich je in meiner Gymnasialzeit über all diese Schnurren gelacht habe. Vergessen waren da Niebuhr's und Anselm von Feuerbach's düstere Prophezeiungen von der bevorstehenden Barbarei und dem gräulichen Ende der europäischen Civilisation. Doch so sind die menschlichen Schicksale! Vierzehn Tage früher die „Jobsiade" gelesen, und die europäische Civilisation war gerettet, wie sie jetzt gar sehr in Frage gestellt ist.

Doch zur Sache! Wenn wir ein deutsches komisches Heldengedicht nennen wollen, so ist die „Jobsiade" immer noch unser Ein und Alles. Was später in dieser Gattung versucht worden ist, reicht an eigentlicher vis comica an das Kortum'sche Knittelversepos nicht heran. Der erste Theil wenigstens, der noch aus der ersten vollen und frischen Conception des Verfassers hervorging, ist durchweg classisch in seiner Art; der zweite hat manche matte und breite Stellen, es ist mehr die Manier als der Geist des ersten Theils, die der Verfasser hier festzuhalten vermocht hat, obschon es an einzelnen gelungenen Partien nicht fehlt; der dritte erhebt sich wieder zu höherm komischen Schwunge und ist namentlich an den Stellen bedeutsam, wo das damals herrschende Siegwart- und Wertherfieber und die mondscheinselige Empfindsamkeit hypersentimentaler Naturen persiflirt und parodirt wird.

Wenn ich von Kortum bisher als einem bloßen Ver-

*) „Un critique distingué, mais d'une humeur souvent un peu chagrine."

fasser gesprochen habe, so hätte ich ihn ebenso gut einen Dichter nennen können, ein Prädicat, mit dem, und namentlich in unserer Zeit, allerdings ein bedenklicher Misbrauch getrieben wird. Wer kaum fähig ist, irgend einen originellen, neuen, eigenen Gedanken zu fassen und ihn klar und deutlich in ungebundener Rede auszusprechen, dafür aber die häufig aus bloßer Lectüre und Federübung hervorgegangene Fähigkeit besitzt, gewisse althergebrachte Gefühle auf Versfüßen und Reimsocken einherschreiten zu lassen, dünkt sich ein ganz besonders begabtes und bevorzugtes Wesen zu sein und nennt sich Dichter, obschon er vielleicht nur der Ausmünzer der alltäglichsten und abgegriffensten Gefühle ist. Die Begabung für Vers und Reim kann allerdings eine beneidenswerthe sein, aber nur dann, wenn sich damit die bei weitem höhere Begabung vereint, aus den Schachtwerken des Innern Gedanken ureigenen Gehalts herauszufördern oder plastisch abgerundete Gestalten zu schaffen. Diese letztere Begabung besaß der Dichter der „Jobsiade" in hohem Grade. Es kommt dabei nicht darauf an, ob diese Gestalten ernsten oder komischen Inhalts seien — genug, wenn sie nur plastisch sind, lebendig und nicht wie Schatten sich vor uns regen und bewegen und ausgebildete Gliedmaßen und eine ausgeprägte individuelle Physiognomie haben. Hieronymus Jobs ist eine solche Figur und alle Nebenpersonen, die in seine Schicksale verflochten werden, sind solche Figuren. Aber Kortum ist noch in einem andern Sinne Dichter und zwar durch die so selten gewordene, nur dem echten Humoristen innewohnende Befähigung, die Wirklichkeit und zwar selbst die niedrigste darzustellen, ohne doch dieser Wirklichkeit sich gefangen zu geben; vielmehr erhält er sich über ihr auf einer gewissen Höhe der Objectivität und Idealität, von der aus er diese Wirklichkeit unter seinen Füßen hat, statt sie sich über den Kopf wachsen zu lassen. Von diesem Standpunkt wird er allen seinen Figuren gleich gerecht. Ist Hieronymus Jobs dumm, schwach oder liederlich, so sind seine Umgebungen ebenfalls entweder dumm und schwach oder liederlich, oder wenigstens nach irgend einer Seite mit einem Gebrechen behaftet, dem der Dichter von seinem idealen Standpunkte stets eine komische Seite abzugewinnen weiß. Der Student und Candidat Hieronymus, der das mühsam ersparte Geld seiner Aeltern durchbringt, sie in jeder Weise hintergeht und nichts lernt, würde sehr wahrscheinlich unsern moralischen Unwillen erregen und dadurch der komische Eindruck wesentlich beeinträchtigt werden, wenn wir nicht erkennten, daß dieses Früchtchen unter der Erziehung seines Papas, des schwäbischen Rathsherrn, der absolut aus dem Jungen einen Studirten machen will, und der schwatzhaften einfältigen Mama, der Frau Schnaterin Jobs, nothwendig so werden mußte, wie es geworden ist. Auch mancherlei wirklich böse Buben und ruchlose Frauenzimmer treiben in der „Jobsiade" ihr Wesen, aber Die, an welchen sie schlecht, niederträchtig und betrügerisch handeln, sind eben auch nicht von viel besserm und edlerm Stoff. Kortum privilegirt keinen Stand, nicht den Adel, nicht die Pastoren, nicht die Schullehrer, nicht die Advocaten, nicht die Aerzte, nicht die Väter der Stadt, nicht die Professoren, nicht die Recensenten, nicht die Poeten, er übt gegen Alle die gleiche Gerechtigkeit, die dem Humor so wohlsteht. Wir sind von einer durchaus komischen Welt umgeben, und es fehlt nicht viel, so betrachten wir uns selbst als ein Mitglied dieser lustigen Gesellschaft. Sein Höchstes in dieser Richtung hat Kortum in der mit Recht zu einem classischen Rufe gelangten Examinationsscene geleistet. So unsaglich dumm und komisch der Candidat Hieronymus auf die an ihn gestellten Fragen antwortet, so sind die gestrengen Herren Examinatoren in ihrer Art kaum minder einfältig, und nur dadurch war es dem Dichter möglich, die von ihm beabsichtigte komische Wirkung zu erreichen. Hätte der Dichter die Examinatoren höher gegriffen und sie als ihrem Examinanden wesentlich überlegen dargestellt, so würde dadurch die komische Wirkung der Situation ungemein geschwächt worden sein. Schon in der vorangeschickten Beschreibung der einzelnen Herren wird man darauf vorbereitet, welches Geistes Kinder sie eigentlich sind. Wie komisch ist nicht allein schon der Umstand, daß Hieronymus Jobs erst bei dieser Gelegenheit erfährt, was in seinem Universitätszeugniß, das übrigens auch mit der drolligen Haltung des Ganzen im Einklang steht, eigentlich enthalten ist, und daß auch dieses Misgeschick von ihm abgewandt worden wäre, wenn nicht zufällig einer der Herren aus seinen Universitätsjahren noch so viel Latein im Kopfe gehabt hätte, das lateinische Original einigermaßen den Herren Collegen verdolmetschen zu können; denn, wie es im Gedichte heißt, „für jeden andern geistlichen Herr war die Uebersetzung zu schwer". Und statt nun den unglücklichen Candidaten, wie dies doch ohne Zweifel in der Wirklichkeit geschehen würde, gleich nach seiner ersten so höchst dummen Antwort mit einem Verweis nach Hause zu schicken, examiniren sie ihn geduldig weiter und haben für seine verrückten Antworten immer nur den allbekannten Refrain: „Hem, hem! — secundum ordinem!" Wir befinden uns hier eben in einer idealkomischen Welt, deren Structur dem Dichter der „Jobsiade" vortrefflich gelungen ist.

Wenn ich dem seligen Kortum dieses ausgezeichnete Lob eines Dichters ertheile, so beziehe ich mich dabei zunächst immer nur auf den ersten Theil der „Jobsiade", der ein selbständiges Ganzes bildet und auf den es wol anfangs von Kortum allein abgesehen war. Der Vorwurf der Philisterei, welchen man der „Jobsiade" wol macht, kann nur die beiden andern Theile, namentlich den zweiten treffen. Wahrscheinlich hatten Leser der „Jobsiade" und Freunde Kortum's dem Verfasser zu verstehen gegeben, es sei doch zu traurig, den ihnen liebgewordenen Hieronymus Jobs als Nachtwächter enden zu lassen. Kortum fügte sich diesem Wunsche, wahrscheinlich aber mit einem humoristischen Lächeln, und durch einen Staatsstreich der Komik ließ er den als Nachtwächter zu Schildburg Verstorbenen aus dem Sarge wieder aufstehen, einen neuen Menschen anziehen und im Licht der Sonne, die dem

deutschen Philister leuchtet, einen neuen Lebenslauf beginnen. Er wird ein ordentlicher Mensch und stirbt als ordentlicher Mensch. Nun erst war das damalige deutsche Philisterpublicum vollkommen zufriedengestellt, und Kortum lachte sich ins Fäustchen. Das philisterhafte Publicum merkte nicht, welch eine schneidende Ironie darin lag, einen verliederten Candidaten, der seinem Vater Gram und Sorge und zuletzt den Tod bereitet, als salbungsvollen Pastor und moralisirenden Philister von der Welt seinen Abschied nehmen zu lassen. Der Mensch kann sich bessern und veredeln, es liegen dafür glücklicherweise genug Beispiele vor, aber ein poetischer, ein idealer Lump wie Hieronymus Jobs muß in der Dichtung, und zwar in der komischen, seine Rolle consequent zu Ende führen, um wie Augustus sagen zu können: „Applaudirt! ich habe meine Rolle gut gespielt!“ Kortum hatte doch so wohl begriffen, daß in Deutschland nur ein verkommener Lump (denn eine andere Komik als die der Lumperei haben wir in Deutschland kaum) der Held eines komischen Heldengedichts sein könne, aber kein Philister, der ordentlich sein Brot erwirbt, ordentlich lebt und ordentlich stirbt, am wenigsten aber Einer, der, nachdem er gegen die Moral vielfach gesündigt, zuletzt Andern Moral predigt. Doch sind, wie schon bemerkt, auch der zweite und namentlich der dritte Theil noch sehr reich an einzelnen echt komischen Capiteln, von denen schon oben einige genannt sind. Dahin gehört auch im zweiten Theile die nach dem Plane des Schulmeisters entworfene Reisekarte für den jungen Herrn von Ohnewitz, den Jobs auf seiner „großen Tour“ begleiten soll. Auch sie und die Beschreibung davon, sammt der Satire gegen die „Touristen“ der damaligen Zeit, sind in ihrer Art so classisch wie das Examen und der gleich berühmte Brief, den Jobs von der Universität an seine Aeltern richtet. Der burleske Nationalwitz der Deutschen stellt sich im Eulenspiegel, in der „Jobsiade“ und in den Abenteuern des Freiherrn von Münchhausen am reinsten dar, und sie sind auch von Spätern als Fundgrube oder wenigstens als Vorbilder häufig genug benutzt worden.

Jenes ideale Schalten mit dem Conventionellen und dem Wirklichen, was sich in der Zeichnung der Charaktere bekundet, zeigt sich in gleich drastischer Weise in der komischen Willkür, womit Kortum in seinen berühmten und oft, aber selten mit Glück nachgeahmten Knittelversen aller Sprach- und Versgesetze und gramatikalischen Regeln spottet, und in jenen nach „Rafael, Rubens, Poussin und Rembrandt“ verfertigten Holzschnitten, die sich zwar mit unsern neuern, kunstsinniger ausgeführten Caricaturen und Illustrationen nicht vergleichen können, aber doch an Ort und Stelle von höchst drastischer Wirkung sind. Wie närrisch ist der Einfall, vor jedem Capitel, in dem ein Brief geschrieben wird, jedesmal den schreibenden heiligen Lucas mit dem Ochsen, oder wo ein hübsches Frauenzimmer geschildert wird, eine Coeurdame aus dem Kartenspiel anzubringen! Doch wer kennt sie nicht, dieses Dutzend Holzschnitte, die jeder im Buche ein dutzend mal wiederkehren? Kortum dichtete freilich zu einer Zeit, die unendlich naiver und schalkhafter und unermeßlich weniger blasirt, tendenziös und verbittert war als die unserige und in der ein guter Spaß auch noch eine gute Statt fand, aber er war zugleich auch Meister in der Berechnung der komischen Effecte, und er kannte und befolgte die Regel, daß man in der komischen Poesie gerade mit den einfachsten Mitteln die komischsten Wirkungen erziele. Kortum gab die „Jobsiade“ anonym heraus und hüllte sich in ein solches Dunkel, daß ihr Verfasser lange Zeit fast wie eine mythische Person ungesehen und ungekannt hinter den Coulissen verborgen war; es war ihm dabei nur um den Spaß, nicht um seinen Namen zu thun; er dichtete, wie man damals überhaupt dichtete, aus Lust zum Werke und zur eigenen Erholung. Der Verfasser ahnte damals nicht, daß seine Dichtung alle Geschmackswandelungen und politischen Phasen überdauern, von Generation zu Generation sich fortpflanzen und — durch Hasenclever's bekanntes, die Examenscene darstellendes Bild — den Namen Hieronymus Jobs sogar in England und Nordamerika bekannt machen werde, wie denn auch, meines Erinnerns, in Nordamerika eine rhythmische Uebertragung des Gedichts erschienen ist. Von den Franzosen, denen das Organ für eigentlichen Humor gänzlich abgeht, haben wir freilich keine Gerechtigkeit für unsere so ganz aus dem deutschen Wesen früherer Decennien hervorgegangene „Jobsiade“ zu erwarten, auch von einer ganzen deutschen literarischen Schule nicht, die ihre Füße immer nur dahin setzt, wo irgend ein französischer Vorgänger eine Fußspur hinterlassen hat. Doch dies thut nichts. Die „Jobsiade“ macht ihren Weg um diese Coterie herum. Uebrigens wollen wir nicht vergessen, daß die „Jobsiade“ auch eine culturgeschichtliche Bedeutung hat und daß man gewisse Sittenzustände der Generation, für die sie ursprünglich geschrieben ward, aus ihr besser kennen lernt als aus hundert ernsthaften Schriften, in welchen über die Zustände der Jobsischen Zeit räsonnirt wird.

Hermann Marggraff.

Neuere Werke über Italien.

1. Ueber London und Paris nach Rom. Eine italienische Reise von Wilm. Zwei Theile. Berlin, G. W. F. Müller. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Italienische Briefe. Mit einem Anhange: Erinnerungen aus dem Küstenland. Von Ludwig von Heufler. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Neapel und Sicilien im Jahre 1850. Von Adolf Helfferich. Leipzig, Hinrichs. 1853. 8. 27 Ngr.

Vor 30, vor 25, vielleicht auch noch vor 10 Jahren hätte Nr. 1 Epoche gemacht in der reichen deutschen Literatur über Italien. Genaue historische und künstlerische Kenntnisse, offener Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunst, ein behaglicher, dem Genuß Zeit bietender Aufenthalt, eine treffliche Schreibart vereinigen sich, den Verfasser hoch zu stellen in der Reihe der Schriftsteller, welche das Land der deutschen Sehnsucht geschildert. Nur sind wir seit den letzten sechs Jahren gewohnt, die Schilderung politischer und socialer Zustände in einem Werke über Italien wenigstens ebenso sehr zu suchen als die abermalige, wenn auch noch so treffliche Beschreibung der bekannten Schönheiten des Landes. Was Stahr und Rochau in dieser Hinsicht

vielleicht zu viel gethan, vermissen wir in dem vorliegenden Werke. Nicht daß dem Verfasser der Sinn für diese Mängel fehle, er hat sich in der Vorrede wie am Schluß des Werks energisch genug gegen Pfaffenthum und Mönchthum ausgesprochen, aber er läßt sich durch die trübe Gegenwart nicht stören in dem Genuß der vergangenen Herrlichkeit; ihn hindert die traurige Staffage nicht, die Landschaft selbst schön zu finden. Obgleich wir glauben, daß viele Leser mehr durch das Buch angesprochen würden, wenn sie mehr Rücksicht genommen fänden auf die letzte Vergangenheit Italiens, besonders Roms, so wollen wir deshalb mit dem Verfasser nicht rechten, ihm vielmehr danken, daß er Denen, welche nur des Genusses wegen Italien besuchen, eine treffliche Vorbereitung zur Reise, einen Führer beim Aufenthalt und Denen, die das Land in ruhigern Zeiten gesehen, eine angenehme Rückerinnerung gewährt hat. Die Reise des Verfassers währte von Ende August 1851 bis Mitte Mai 1852. London (I, 1—70) und Paris (I, 71—125) wurden im Herbst, Neapel (I, 263—344) und Palermo (I, 345—384) im Winter gesehen, Rom (II, 1—341), Venedig (II, 385—424) und Mailand (II, 429—437) im Frühjahr. Ueber London und Paris geben wir nur an, was der Verfasser von seiner Behandlungsweise dieser Großstädte in der Vorrede selbst sagt: „In London hervorstechend von der Kunst, in Paris hervorstechend von der Küche zu reden, hätte den wirklichen Eindruck, den diese Städte machen, ebenso verhüllt und verschoben, wie wenn in Rom nicht Kunst und Küche vorzugsweise neben dem Alterthum berücksichtigt worden wären. In London durfte nur immer wieder und wieder von dem Imposanten und Großartigen, im eminenten Sinne Weltstädtischen; in Paris mußte ebenso beständig aufs neue von dem Lockern, Genußsüchtigen und Genußjagenden die Rede sein, das dahin Einschlagende mußte ausführlich behandelt werden; sonst wurde das Bild, das der aufmerksame und unbefangene Beobachter empfängt, nicht richtig wiedergegeben." Aus diesen Zeilen ergibt sich schon genug, wie freisinnig die ganze Anordnung des Stoffs ist. Wie trefflich ist die allgemeine Schilderung des Charakters römischer Paläste, die Beschreibung des Bildes der Parabel vom verlorenen Sohn von Bonifazio und die des Vaticanischen Museum bei Fackelbeleuchtung; wie wahr das Urtheil über das Leben in Rom, welches der Verfasser naturgemäß zum Mittelpunkt seiner italienischen Reise gemacht: „Zur Arbeit und zum Fleiß fodert Rom auf wie keine andere Stadt. Auch der Genuß der Antiquitäten und der Galerien reizt zu neuer Arbeit und zu neuem Fleiß. Nachschlagen gilt es und Nachfragen und Lesen und Besprechen, wenn das Verständniß eröffnet und nur einiger Zusammenhang in die Fülle der Anschauungen gebracht werden soll; nirgends entsteht auch wol dem Kenntnißreichsten so das Bewußtsein der Lückenhaftigkeit und der mangelnden Specialkenntniß wie hier, und wer hier nicht Lust zum Studium bekommt, bekommt sie nie. Aber auch zur Ruhe und Erholung ladet Rom ein wie keine andere Stadt; zu beiden im edelsten Sinne: zur Ruhe, die den Geist thätig erhält, ohne ihn anzustrengen, zu der Erholung, welche Sinn und Gemüth beschäftigt, ohne sie zu ermüden. Roms Herrlichkeit kann nicht im Fluge erobert werden; sie will eingesogen werden, langsam, nach und nach. Auf den Spaziergängen wird Rom uns heimisch, gewinnen wir es lieb. Wer es nur gesehen hat, ohne die behagliche Ruhe des Genusses, der kennt Rom nur halb."

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, wie übel solche Nordländer, besonders Engländer und Russen, in Rom sich befinden, denen Sinn und Kenntniß für seine Eigenthümlichkeiten abgeht, die dort nur leben, weil es Mode ist und weil sie der Langeweile zu Hause entfliehen wollen, und dort nichts suchen als Theater und Wettrennen und Fuchsjagden; nicht weniger folgt daraus die Thorheit, erregbare Naturen mit Anlage zu Brustkrankheiten nach Rom zu schicken, wo die Luft der Galerien und Kirchen Gift ist für den Leidenden, der trotz aller Warnungen in den meisten Fällen sich nicht enthalten wird, dem allgemeinen Zuge zu folgen. Bei der Beschreibung der römischen Feste und der Kinderpredigt blickt das protestantische Bewußtsein des Verfassers entschieden genug hervor, ohne seiner Bewunderung für das wahrhaft Großartige und Schöne dabei irgend Eintrag zu thun, und der Aufenthalt auf der Wartburg, die letzte Rast, bevor der Verfasser seinen Wohnort Berlin erreicht, gibt ihm Gelegenheit zum ausführlichen Glaubensbekenntniß. Bei Neapel und Sicilien spricht auch der Verfasser ausnahmsweise über die dortigen politischen Zustände, mit Maß und Verstand. Dies Maßhalten ist um so wohlthuender an diesem Buche, je reicher unsere Literatur einerseits an Werken von Enthusiasten ist, die schon entzückt sind, wenn ihnen nur auf italienisch die Pässe abgefodert werden, und andererseits an Nachbetern Nicolai's, welche auch der größte Genuß nicht auf einen Augenblick die armseligen kleinen Leiden des Reiselebens vergessen lassen kann.

Von dem Berliner wenden wir uns nun zu dem Wiener (Nr. 2) und können uns über dessen Werk kürzer fassen. Die Briefe des Verfassers sind an seine Schwester Julie von Tschabuschnigg gerichtet; sie sind ohne Datum und auch kein Vorwort gibt uns Aufschuß über die Zeit der Reise. Der Verfasser ist ein gebildeter Mann, der außer seinem Fach der Naturkunde (namentlich Botanik und Geologie) für Baukunst besonders Interesse hat; er ist ein patriotischer Oestreicher und fanatischer Katholik, der sich freut, irgendwo noch eine Einsiedlerin anzutreffen, und seiner Schwester dieselbe ausführlich schildert, aber doch, um Misdeutungen zu vermeiden, den Ort nicht näher angibt. Aus diesen Angaben kann der Leser schon selbst schließen, daß man auf 249 Seiten weitläufigen Drucks, von dem die Excurse mancherlei Art nicht wenig Raum wegnehmen, über Italien und Sicilien nicht mehr sagen kann, als ein Reisehandbuch und die flüchtigen Urtheile eines flüchtig Reisenden auch geben. Zur Kenntniß Italiens trägt das Buch gar nichts bei, höchstens dient es zur Kenntniß des Verfassers, wenn man liest: „daß Kaiser Ferdinand II. durch seinen Glaubensmuth und die unerschütterliche Festigkeit gegen die trennende Irrlehre Luther's mit einem reinern (!?) Kranze geschmückt sei als mancher gerühmte andere Herrscher." Zwei Auszüge, einer aus der „Wiener Zeitung", der andere aus den „Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins zu Wien", scheinen nur abgedruckt zu sein, um der persönlichen Eitelkeit des Verfassers zu fröhnen. Ebenso fremdartig und großentheils ohne jedes Interesse für den weitern Kreis der Leser nehmen sich im Anhang eine Reihe älterer Aufsätze des Verfassers über das Küstenland aus den Jahren 1843—51 aus, welche zum Theil streng wissenschaftlich botanischen Inhalts und nur für das Küstenland von localer Bedeutung sind.

Das unter Nr. 3 aufgeführte Werk von Helfferich bildet den dritten Theil von dessen „Briefen aus Italien" und war größtentheils früher in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt. Dieser Entstehungsweise zufolge ist auch diesem Buche der politische Charakter vorzugsweise aufgedrückt. Gleich den Anfang macht eine actenmäßige Schilderung des Geburtstags der europäischen Reaction, des 15. Mai 1848 zu Neapel, aus dem die Bestätigung der traurigen Wahrheit abermals hervorgeht, daß freiere und zugleich geordnete Zustände nicht möglich sind in Neapel. Die politische Ehrenhaftigkeit und Intelligenz der Hauptstadt, und von dieser handelt es sich zunächst, wird bei solchem Versuche zerrieben zwischen dem rohen, plünderungssüchtigen Pöbel, den fremden Miethstruppen, der militärisch-pfäffischen Camarilla um den Thron einerseits und zwischen der unbesonnenen Carbonaria andererseits, und in den Provinzen dienen alle politischen Kämpfe der Hauptstadt nur dazu, die Anarchie und Unsicherheit des Eigenthums, welche schon in ruhigen Zeiten in nicht geringem Maße besteht, bis zum Unerträglichen zu steigern. Nach dieser Einleitung, welche in ihrer Ausführlichkeit und unparteiischen Haltung um so willkommener ist, je weniger man gleichzeitig den Darstellungen dieses erst später in seiner ganzen Wichtigkeit erkannten Ereig-

nisses seine Aufmerksamkeit zuwandte, folgen Briefe aus Sicilien. Auch wer weniger von Staatswirthschaft versteht als der Verfasser, pflegt in diesem Lande, dem negativen Musterlande der Verwaltung, zum Staatsökonomen zu werden. Kaum drängt irgendwo anders als hier die Bewunderung der Kunst sich auf, mit der es gelungen ist, ein an Hülfsquellen überreiches und für ihre Verwerthung bestens gelegenes Land durch Versagung von Verkehrsstraßen, Entwaldung der Gebirge, verkehrte Zollgesetzgebung, bestechliche Beamte, gröbste Vernachlässigung des Volksunterrichts u. s. w. zugrunde zu richten. „Die Schwefelhütten, die so reichen Ertrag abwerfen, müssen ihr Holz aus Calabrien beziehen und sind bei dem Mangel an Fahrstraßen überdies noch genöthigt, die zu Schiff angekommenen Holzladungen auf Eseln an den Ort ihrer Bestimmung schaffen zu lassen." Noch immer ist eine Reise um die Südküste Siciliens wie ein Wüstenritt, auf den man nicht nur Lebensmittel, sondern selbst Kohlen und Salz mitnimmt. In den 13 Jahren, seit Referent das Innere von Sicilien von Palermo über Catania nach Messina durchfuhr, scheint nach Helfferich's Berichten für Straßenbauten nicht viel geschehen zu sein. „Noch immer muß man wegen einer vom Hochwasser weggerissenen Brücke Monate hindurch einen Umweg von 10—20 Miglien machen. Schon im Januar vorigen Jahres war zwischen Selinunt und Sciacca eine solche Brücke verschwunden, für die Jedermann gern den gefoderten Tari erlegte, da sein Weg dadurch um Vieles kürzer und bequemer war, und dennoch traf Niemand Anstalten, Hand an die Wiederherstellung derselben zu legen, obschon eine solche sicilische Brücke aus nichts weiter besteht als aus einigen aufgerichteten Steinen und darüber gelegten Balken, und der sehr bedeutende Umweg, den man zu machen hat, an abschüssigen Felsenwänden hinauf- und herabführt. Es ist freilich traurig genug, daß in diesem Lande eine Gemeinde gar nicht daran denkt, zur Erleichterung des Verkehrs, überhaupt in Gemeindeangelegenheiten auch nur einen Bajocco auszugeben, sodaß es in der Regel eine wirklich halsbrecherische Arbeit ist, von den meist auf Bergspitzen gelegenen Städten hinab in den Thalgrund zu gelangen; aber fast noch unverzeihlicher muß man es finden, daß die königlichen Beamten dergleichen abscheuliche Misbräuche dulden und es ganz gleichgültig mit ansehen, wenn zuletzt für das Maulthier nur noch eine Handbreit Erde übrig bleibt, um an dem Rand eines jähen Abgrundes vorüberzukommen. Von Sciacca nach Girgenti geht es durch Flüsse, Berge, Sümpfe, Moräste, Dünensand, Moorgrund, über Haiden, Kornfelder, Weideplätze, auf steilen Felsplätzen, aber auf eine Entfernung von 20 Miglien an keinem einzigen Hause vorüber. Wie die Bodencultur in diesen Gegenden beschaffen ist, kann man danach ermessen. Sicilien, ehedem das fruchtbarste Land Europas und die Kornkammer Italiens, erzeugt gegenwärtig nicht einmal mehr so viel Getreide, um seine eigene Bevölkerung zu ernähren, namentlich bezieht Messina viel Korn aus Calabrien." Helfferich wollte mit dem Dampfschiff Maria Christina von Messina nach Neapel zurückkehren, es sollte Abends um 8 Uhr, dann andern am Morgen um 8 Uhr abfahren, aber es wurde Mittag, ehe die unerklärliche Verspätung ihren Aufschluß erhielt. Das Schiff mit allen Passagieren mußte 16 Stunden warten, weil der Telegraph den Befehl von Neapel gebracht hatte, eine nach Messina durchgegangene Beamtenfrau mit dem Schiff nach Neapel zurückzuführen. Einem seiner Freunde begegnete es, daß er in Neapel fünf Stunden lang auf die Abfahrt der Post warten mußte, weil ein Beamter aus dem Finanzministerium mitfahren wollte, der zuletzt doch nicht kam. Diese proconsularische Verwaltung ohne Liebe zum Lande kann denn auch seine Wunden nicht heilen. Ohne die schweizer Söldner wäre der Absolutismus Siciliens nicht wieder Herr geworden; die Neapolitaner konnten nur morden und plündern, nicht fechten; die gleichlautenden Berichte der englischen und französischen Admirale Parker und Baudin, welche vor Palermo lagen, bestätigen dies. „Je näher man an Messina herankommt, desto zahlreicher werden die Denkmale neapolitanischer Tapferkeit. Halbe Dörfer sind abgebrannt, und fast nirgends rührt sich eine Hand, um das Zerstörte wieder aufzubauen. Dies ist freilich noch nichts zu der schrecklichen Verwüstung, welche eine fünftägige Beschießung in Messina selbst anrichtete. Ich habe Paris nach den Junitagen, Wien nach der Octoberrevolution gesehen und kann versichern, daß der in beiden Städten an den Häusern angerichtete Schaden dem in Messina bis zu dieser Stunde sichtbaren lange nicht gleichkommt. Die niedergebrannten Straßen befinden sich noch ganz in demselben Zustand wie im September 1848, zum Beweis, wie wenig Geld und Vertrauen auch jetzt noch bei der Bevölkerung vorhanden sein muß." Wir würden kein Ende unserer Mittheilungen finden, wollten wir noch weitere Auszüge machen aus dem Abschnitte über Sicilien, der besonders viele wichtige Aufschlüsse über die innere und geheime Geschichte der Revolution enthält. Nicht erfreulicher sind die Zustände im Kirchenstaat; über die östreichische Militärherrschaft in den Marken werden interessante Züge mitgetheilt; dagegen wird kein Leser, der über die lombardische Revolution eines der vielen Werke angesehen, in dem Schlusse von Helfferich's Buch etwas wesentlich Neues finden.

12.

Beitrag zur christlichen Mythengeschichte.

Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung von Oskar Schade. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 22½ Ngr.

Jakob Grimm sprach es zuerst in seiner „Mythologie" aus, daß sich eine Menge von Heidenthum in die christlichen Legenden geflüchtet, und bewies es durch die mannichfachsten Beispiele. Es wurde dadurch der Forschung ein neues Feld eröffnet, das von unsern Gelehrten auch schon wacker bearbeitet ist, immer aber noch einen Schatz von Stoff birgt, der jeder ernsten wissenschaftlichen Arbeit vielfältige Frucht verspricht. Es ist hier nicht der Ort, über die Wichtigkeit dieser Arbeiten und über das Eingreifen der erlangten Resultate in das Leben ein Mehres zu sagen, aber es ist Pflicht, eine jede derartige neue würdige Erscheinung freudig zu begrüßen. Und eine solche ist das uns vorliegende Buch, das zugleich noch das Verdienst besitzt, die erste Arbeit in so bedeutender Form zu sein. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt zu beweisen, daß die berühmte und berüchtigte Sage der heiligen Ursula und der elftausend Jungfrauen, die ja noch heute eine so große Rolle spielt und deren 1600jährige Jubelfeier 1837 zu Köln begangen wurde, zunächst jeglichen historischen Grundes entbehrt, und ferner hat er versucht, die ganze Legende auf einen heidnischen Mythus zurückzuführen. Beides hat er mit ebenso viel Fleiß als durchdringendem Scharfsinn zustande gebracht und durch die geistreiche Behandlung dem ganzen Werke einen Grad des Interesses zu verleihen gewußt, der jeden Leser, ist er auch gerade nicht ein sogenannter Mann vom Fach, unwillkürlich mit fortnehmen muß. Ueberall sieht man, wie das Buch mit der Kraft der Ueberzeugung geschrieben ist, die aus den sorgfältigsten und streng wissenschaftlichen Forschungen hervorgegangen, bei jeder gesunden Vernunft sich unbeschränkte Geltung zu verschaffen weiß. Besonders tritt dies in der historischen Hälfte des Buchs hervor, wo Schritt für Schritt Jahrhundert nach Jahrhundert durchmessen wird und wo sich die Unmöglichkeit eines Ereignisses wie das des ungeheuern Massacre einer so großen Menge von Jungfrauen und deren vorhergegangener Wallfahrt nach Rom von selbst ergibt. Die Geschichte weiß nichts davon, und so stellt sich die spätere ausführliche Darstellung der Sage völlig als eine Erfindung müßiger Mönche hin, mit der sie ihre Zwecke zu erreichen suchten. Ebenso wird es eine Thatsache, daß der ager Ursulanus eine römische Begräbnißstätte war und die dort aufgegrabenen Gebeine, unter denen sich viele männliche befanden, jenem Volke angehörten. Sehr interessant ist hier die Darstellung der Maschinerie, wie die Mönche durch einen Auf-

wand von Somnambulismus und magnetischer Hellseherei bei der Volksmenge sich Glauben zu verschaffen suchten; es ist dies zugleich ein Beitrag zu der Sittengeschichte jener Zeit, der uns noch interessanter erscheint, da wir in neuester Zeit ja Aehnliches erlebt. Kurz, es wird hier nichts als leere Behauptung hingestellt, sondern es wird bewiesen und der Beweis durch die Belege aller gleichzeitigen Schriftsteller gestützt. Durch die Unmöglichkeit eines historischen Nachweises wird die ganze Sage der Mythe überwiesen, und nun versucht der Verfasser in der zweiten Hälfte des Buchs die Ursula mit einer heidnischen Göttin zu identificiren, und wir möchten behaupten, daß ihm der Versuch gelungen. Auch hier wird schrittweis alles Dienliche zusammengetragen zu einer Masse von Stoff, der fein und scharfsinnig bearbeitet, ein glückliches Resultat ergibt und offenbar eine Wahrheit enthält. Selbst wenn hier und da das Auge des Gelehrten in zu mikroskopischen Forschungen sich verlor und zu weit sah, so trifft das doch nur Nebensachen, während die Hauptsache klar fortschreitet und zum Ziele geführt wird. 13.

Neue periodische Schriften.

An die mir vorliegenden ersten Nummern der von Ludolf Wienbarg begründeten periodischen Jugendschrift „Armin", die zu Hamburg erscheint und deren Debit die Herold'sche Buchhandlung besorgt, knüpfen sich mir einige wenig erbauliche Betrachtungen. Ein zu Zeiten Jungdeutschlands vielgefeierter, ja von Manchen als dessen schönste persönliche Blüte betrachteter Schriftsteller tritt hier, nachdem er während seiner langen literarischen Siesta nur selten ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, wieder einmal vor das Publicum, und dieses steht, soweit ich um mich sehen und urtheilen kann, dem sich ihm abermals mit Vertrauen Nähernden theilnahmlos gegenüber. Indeß will ich mit dem Publicum hierüber nicht zu scharf rechten, da es namentlich Pflicht und Aufgabe der Schriftsteller und vorzugsweise seiner frühern literarischen Waffenbrüder wäre, den der Publicistik Wiedergegebenen mit lautem Zuruf zu empfangen; und so fällt auch hier, wie fast immer, der Hauptvorwurf auf die Gleichgültigkeit, Kälte und Vergeßlichkeit der Schriftsteller selbst zurück. Der „Armin" ist freilich nur für die reifere männliche Jugend bestimmt, aber gibt es wol in unserer Zeit eine köstlichere Aufgabe als die, gerade auf diese fast allein noch empfängliche jüngere Generation zu wirken? Und ließ sich nicht von einem Schriftsteller wie Wienbarg erwarten, daß er diese Aufgabe in einem höhern und eigenthümlichen Sinne lösen werde? Und in der That enthält auch der Prospectus, der sich begreiflicherweise mehr an das erwachsene Publicum als an die Jugend wendet, manche goldene beherzigenswerthe Worte, die, aus dieser Feder kommend, doppelt Beachtung verdienen. Wienbarg hebt in diesem Vorwort unter Anderm hervor, welche anerkennenswerthe und für den Schriftsteller dankbare Wendung der Journalismus in England durch Charles Dickens, in Deutschland durch Karl Gutzkow dadurch genommen habe, daß er seine Leser nicht innerhalb der öden Wände der Kaffeehäuser und Clubs, sondern am häuslichen Herde suche. An diesem häuslichen Herde sucht auch „Armin" seine Leser, aber unter der Jugend, „die in ihrer stillen Tiefe dem ewigen Urborn näher steht, als es der Stolz unserer Hochgeborenen sich träumen läßt". Der Herausgeber gesteht, daß sein erster Gedanke auf denjenigen Theil der Jugend gerichtet gewesen, welcher die Schule und das väterliche Haus bereits hinter sich habe. „Nichts, sagte ich mir (fährt Wienbarg fort), kann verdienstlicher sein als jungen Leuten des Alters von 16—20 Jahren zum Freund und Führer dienen, beitragen, ihre Begriffe zu klären, ihren Geschmack zu veredeln, ihre innerste geistige Kraft gegen den Materialismus, die Blasirtheit, die Abstumpfung der Gegenwart zu bewahren. Und von der ideellen Seite hatte ich Recht, von der praktischen blieb wenig zu hoffen. Diese schon emancipirte Jugend ist nicht mehr zu fassen und zu halten; es würden ganz andere Voraussetzungen dazu gehören, sie um eine Standarte zu sammeln; unter den vorhandenen Umständen wird man Jeden seinen oder den allgemeinen Weg wandeln lassen müssen." Das ist freilich ein trauriges, nur zu berechtigtes Geständniß. Der Grund, warum Wienbarg seine Jugendschrift „Armin" nannte, liegt in folgenden Worten: „Jetzt wäre wol die Zeit, die «deutsche Idee» wieder aufzunehmen, sie im Knabenherzen zu nähren. Ja, eben jetzt ist die Zeit, jetzt, wo die spottflötenden Witze durch die hangenden, vom Sturme zerzausten Zweige fliegen, wo den Jüngling, der zuerst in das «öffentliche Leben» eintritt, wo schon den armen Knaben, der viel, zu viel für sein Alter gesehen und erlebt hat, die schrillen Töne der Ironie und des Spottes erreichen, dieses bittern Spottes und Witzes, der zuweilen eine gute Waffe für den Mann, stets ein Gift für Jüngere ist." Die ersten Nummern des „Armin" enthalten eine Auswahl aus Till Eulenspiegel's Schalksstreichen nebst Commentar. Ich weiß nicht, ob diese Wahl eine glückliche zu nennen sei. In dem Schabernack Eulenspiegel's liegt ja eben sehr viel von jenem Spotte und Witze, welche Wienbarg selbst als ein Gift für die Jugend bezeichnet. Ich spreche hier keine Verwerfung der von Wienbarg getroffenen Wahl aus, sondern nur ein Bedenken; Wienbarg wird ja reiflich erwogen haben, was er zu thun hat; zählt er doch selbst, wie er gelegentlich in seinem Prospect bemerkt, unter dem Publicum, dem er seine Zeitschrift bestimmte, „zwei liebe blonde Häupter, mutterlose Knaben". Unter den künftigen Unterhaltungsgegenständen wird auch genannt: „Ueber und wider die neugemachten Märchen für Kinder und Kindische, als bloße Verhunzungen der alten, und kränkliche Phantasiereizungen (Andersen und andere viele)." Leider will jetzt auch schon die Jugend eine mit süßlichen belletristischen Stoffen versetzte Speise, und wir müssen abwarten, ob und in welchem Grade es Wienbarg gelingen wird, gegen so manche tief eingewurzelte Liebhabereien und Vorurtheile des Publicums, des großen und kleinen, anzukämpfen.

Otto Wigand hat aller Ungunst der Zeit zum Trotz mit diesem Jahre ein neues periodisches Unternehmen: „Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst", ins Leben gesetzt, wovon mir das erste Heft vorliegt. Als Prospect und Vorwort dient ein Ausspruch, welchen August Böckh in seiner von ihm am 15. October 1842 zur Geburtstagsfeier des jetzt regierenden Königs von Preußen gehaltenen berühmten Rede über die Freiheit der Wissenschaft gethan hat. Der verehrte Gelehrte dürfte einigermaßen verwundert sein, diesen Ausspruch vor einer periodischen Schrift zu finden, welche wenigstens in ihrer ersten Lieferung nicht gerade einen sehr großen Vorrath wissenschaftlicher Gedanken enthält, man müßte denn dahin den Aufsatz über „Die bewegenden Kräfte des deutschen Staatslebens und ihr Verhältniß zu den nationalen Bestrebungen" rechnen. Pikantes dagegen bietet diese erste Lieferung Manches, darunter: „Herr Oskar und Blond-Gänseblümelein, ein sehr romantisches Zeitpoem, von Jörg Schlemihl, Ritter des Ordens der Amaranthiker." Das meiste Aufsehen dürfte ein von H. F. Daumer gegen Julian Schmidt gerichteter zornmüthiger Artikel zu erregen geeignet sein. Daumer wirft dem Kritiker der „Grenzboten" vor, er habe sein Buch über die deutsche Literatur aus seinen alten Kritiken und Journalaufsätzen und zwar in „fabelhaft mechanischer, flüchtiger und besinnungsloser" Weise zusammengestoppelt, er beschuldigt ihn der gröbsten Inconsequenz, indem er ihn, Daumer, der Religionsfeindlichkeit zeihe und doch selbst ein vollkommener Freidenker und Negationsmensch im Punkte der Religion sei, wofür aus Schmidt's Schriften und Kritiken allerdings eine Menge Belegstellen angeführt werden u. s. w. Es ist dies wieder eine echtdeutsche Klopffechterei! Ganz abgesehen davon, daß Daumer vielfach den literarischen Anstand verletzt, den man sich selbst und seinem Gegner unter allen Umständen schuldig ist, so verliert diese Strafrede an Wirkung auch dadurch, daß Daumer sie als Piedestal benutzt, um sein eigenes poetisches Ich darauf paradiren zu lassen. Ich für mein Theil habe entfernt keinen Grund, etwa

wegen mir bewiesenen Wohlwollens Julian Schmidt's Partei zu ergreifen, im Gegentheil, und ich hege durchaus nicht den Wunsch, mich zum Richter zwischen beiden Kampfhähnen aufzuwerfen; aber das fühle ich mich im Interesse der Würde der Literatur gedrängt zu bekennen, daß ein Angriff in dieser Form, wenn er auch dem Ansehen des Angegriffenen wirklich Schaden bringen sollte, doch auch dem Angreifenden selbst nicht gerade zur Ehre gereicht. Schläge hinters Ohr gehören anderswohin; auf dem Kampfplatz literarischer Polemik muß man eine feine Klinge zu führen wissen; man muß den Gegner auf eine geschickte Weise zu entwaffnen suchen, statt ihm neue Waffen in die Hand zu liefern.

Ein in Köln neubegründetes, von Joseph Hensler geleitetes „Central-Kunstorgan" hat eine noch zu embryonische Gestalt, um über seine Zukunft Muthmaßungen aufzustellen. Doch enthält der Anfang eines Artikels in Nr. 2: „Betrachtungen über die Literatur", von Karl Marr, vieles leider nur zu Wahre. Das Feuilleton ist bunt und mannichfaltig genug.

H. M.

Bowring's Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte.

Mit Edgar Alfred Bowring's englischer Uebertragung der Goethe'schen Gedichte („The poems of Goethe. Translated in the original metres", London) zeigt sich die englische Kritik keineswegs sehr zufrieden. Man wirft ihr zuvörderst große Flüchtigkeit vor. Bowring gesteht in der Vorrede, daß seine Bearbeitung nur das Werk weniger Monate gewesen. Das „Athenaeum" bemerkt hierzu, daß ein solcher Zeitraum bei der Schwierigkeit der Aufgabe selbst dann nicht hingereicht haben würde, wenn Bowring auch in der Lage gewesen wäre, jene Zeit der Arbeit ausschließlich zu widmen; er habe aber auch noch mehre Aemter und zum Theil Staatsämter zu versehen, welche die Mußestunden, die er auf literarische Arbeiten dieser Art verwenden könne, gar sehr beschränkten. Der Berichterstatter fährt dann fort: „Goethe's Gedichte sind in England bekannter als Bowring zu glauben scheint. Die Kenntniß des Deutschen ist unter den gebildeten Classen gegenwärtig so verbreitet, daß, wenn es bisher an Versuchen, Goethe's lyrische Stücke zu übersetzen, gefehlt hat, dies weniger der Unbekanntschaft mit ihren Schönheiten, als vielmehr der Einsicht in ihre Ursprünglichkeit und in die Schwierigkeit, sie einem ausländischen Idiom anzupassen, zugeschrieben werden mag. Unter allen poetischen Gattungen widerstrebt die rein lyrische am meisten dem Uebersetzungsproceß, und von allen neuern Producten in dieser Form sind vielleicht die Goethe'schen diejenigen, die sich am schwersten einer hastigen Uebertragung hergeben. Diese Schwierigkeit entspringt aus zwei Eigenschaften, welche zum Theil die seltene Vortrefflichkeit der Goethe'schen Gedichte bedingen. Diese Eigenschaften sind erstens die Präcision ihres Inhalts, sodaß jeder Gedanke charakteristisch und jedes Wort wesentlich ist, zweitens die Vollendung der Form, sodaß jede Zeile mit unübertrefflicher Harmonie dahinfließt und die Kunst der Composition nur aus der vollendeten Anmuth scheinbarer Einfachheit und Leichtigkeit herausgefühlt wird." Der Berichterstatter meint sodann, daß ein dichterisches Talent ersten Rangs Grund haben würde, auf eine vollständig gelungene Uebertragung dieser Meisterwerke stolz zu sein, nachdem er in der von Horaz vorgeschriebenen Frist seine Bearbeitung wieder und immer wieder hervorgeholt und gefeilt hätte. Der Kritiker gesteht Bowring zwar zu, daß er Gewandtheit, namentlich auch im Reim, und auch ein Gefühl für gewisse Schönheiten des Originals habe; aber so wie sie sei, sei seine Bearbeitung der Goethe'schen Gedichte gänzlich ungenügend, und zwar deshalb, weil ihr gerade diejenigen Eigenschaften fehlten, welche wie oben bemerkt als die wesentlichen Vorzüge des Originals zu betrachten seien. Bowring sei weitschweifig, wo Goethe gedrängt, und unbestimmt, wo dieser präcis sei, und statt der außerordentlichen Melodie, der anmuthigen Leichtigkeit und des klaren Sinnes in den Goethe'schen Versen begegne man bei Bowring Strophen ohne Wohllaut und von dunkler, durch Inversionen verunstalteter Diction. Zum Theil sei dies der Laune des Uebersetzers zuzuschreiben, die Metra des Originals streng beizubehalten, was namentlich deshalb schwer durchzuführen sei, weil die deutsche Sprache ebenso reich an trochäischen Endungen als die englische Sprache daran arm sei. Aber noch schlimmer, selbst der Wortsinn sei bei Bowring oft ein ganz anderer als bei Goethe. Kurz, der Kritiker findet, daß Bowring weder in seiner frühern Uebertragung der Schiller'schen noch in dieser der Goethe'schen Gedichte denjenigen Respect gezeigt habe, welchen man europäischen Dichtern vom ersten Range schuldig sei. Da es ihm jedoch nicht an Fähigkeiten fehle, so wird ihm gerathen, seine Arbeit wieder vorzunehmen und aufs sorgfältigste durchzufeilen. Die Zahl der von Bowring übertragenen Goethe'schen Gedichte beläuft sich übrigens auf mehr als 400.

H. M.

Leben und Abenteuer in der Wüste.

Unter dem Titel „Routes africaines" hat der Graf Escayrac de Lautoure, nachdem er mehre Jahre in Syrien, Aegypten, Nubien und Kordofan gereist ist, ein Bruchstück eines noch nicht veröffentlichten Werks über die Wüste und Sudan herausgegeben, dem die nachstehenden interessanten Notizen entnommen sind.

Der Weg durch die Wüste richtet sich nach den Brunnen oder Wasserplätzen. Diese liegen natürlich nicht in gerader Linie, sondern der Reisende muß von einem zum andern im fortwährenden Zickzack wandern. Dadurch wird der Weg beträchtlich länger, als er in gerader Linie sein würde. In wasserreichern Gegenden, wie in der Belad-el-Djerid, d. h. der dornigen Wüste, ist daher das Reisen schon aus diesem Grunde weit weniger beschwerlich als durch die Sahara oder die libysche Wüste.

Die Wüste bietet im Allgemeinen den Blicken nichts in die Augen Springendes; sie ist eine ungeheuere Ebene, wie das Meer, mit einem Horizont. Nirgends findet sich ein Weg, die flüchtigen Spuren der Karavanen vertilgt der Wind in kürzester Zeit und der Reisende würde vergeblich sich nach ihnen zu richten suchen. Nur der Führer kann hier helfen, allein auch dieser kann unmöglich den Weg, der in der größten Einförmigkeit 300 Lieues sich hinzieht, sich merken; er hält sich vielmehr immer an die Merkmale von einem Wasserplatz zum andern, denn selbst die Dünen ändern sich von Zeit zu Zeit.

Der Khabir oder Führer hat keineswegs einen Compaß, wie viele Reisende gefabelt haben, sondern ihm dient der Himmel als Wegweiser, da er sich auf die Erde nicht verlassen kann. Er kennt die Stellung der Sterne genau, die sie zu jeder Stunde der Nacht einnehmen. Der Polarstern weist ihm den Norden; von diesem ausgehend, weiß er, welcher südlichere Stern ihn zu einem bestimmten Orte führt. Am Tage leitet ihn die Sonne. Die Uebung der Führer in diesen Ortsbestimmungen ist so groß, daß sie selten auf mehre Meilen hin sich um etwas Bedeutendes irren. Ist freilich das Wetter ungünstig für die nöthigen Beobachtungen, so muß die Karavane schleunigst sich auf den letzten Wasserplatz zurückbegeben und bessere Witterung abwarten.

Mit der Ortsbestimmung verbindet der Beduine gleichzeitig das Talent, die Zeit ohne Uhr zu kennen. Fragt man ihn z. B., wie lange man von einem Ort zum andern gehen muß, so antwortet er mit einem Blick nach der Sonne: „Wenn du jetzt aufbrichst, so wirst du ankommen, wenn die Sonne diesen Punkt dort erreicht hat"; oder er sagt auch: „Wenn du dann aufbrichst, wo dein Schatten nach Mittag gleich sein wird zwei mal deiner Größe, so wirst du in dem Augenblick des Nachmittags ankommen, wo er drei mal und ein halb dieselbe Größe messen wird."

Die Wasserplätze am Rand der Wüste, obwol sie meist Brunnen genannt werden, sind doch selten wirkliche Brunnen. Meist sind es blos Höhlen, in denen sich das Wasser ansammelt. In der eigentlichen Wüste dagegen gibt es wirkliche lebendige Brunnen. Der Beduine braucht selten tief zu graben, um an den bestimmten Orten, wo sich die unterirdischen Seen befinden, lebendiges Wasser, welches häufig sogar in mancher Oase springt, zu erhalten. Viele dieser Brunnen werden von den Nomaden geheim gehalten, damit der Feind sie weder verderbe noch aus ihnen schöpfen könne. Daher schreibt sich die von Diodor von Sicilien, der sich auf das Zeugniß des Simmias stützt, berichtete Fabel, daß die Ichthyophagen keine Brunnen hätten und niemals tränken. Noch sind bei weitem nicht alle Brunnen der Wüste entdeckt, sondern der Araber findet immer noch neue dergleichen, meist durch den Instinct seiner Thiere geleitet, deren Namen er der neuen Quelle beizulegen pflegt.

Der Araber, der Tuareg, greift nie eine Karavane aus Ehrbegiede und Kampfslust an, sondern der einzige Zweck ist für ihn die Plünderung. Nur wenn die gehoffte Beute der Mühe lohnt, stellen sie sich zum Kampf, außerdem suchen sie lieber andere Abenteuer.

Der Verfasser selbst ist niemals in der Wüste angegriffen worden, obwol er mehr als ein mal verfolgt worden ist, und er schreibt diesen Umstand der unausgesetzten Wachsamkeit zu, die er ausübte.

Eine Karavane, welche 120 Menschen und 200 Kameele zählte, ward 1849 das Opfer eines Angriffs der Beni-Djerar. Die Details dieses Ereignisses sind dem Verfasser durch das einzige Individuum der Karavane mitgetheilt worden, welches allein dem Gemetzel entkam. Es war dies ein Türke, Namens Abd-el-Kader.

In dem Augenblick, als diese Karavane, welche von Dongola nach Obeid verschiedene europäische und ägyptische Erzeugnisse und nubische Datteln bringen sollte, sich den Wasserplätzen von Way näherte, machten sich 600 Araber aus dem Stamme Beni-Djerar mit 300 Kameelen unter einem der kühnsten Anführer auf, um eine große Heerde Schafe zu rauben, welche den Kubabich-Arabern zugehörte. Die Hirten hatten indeß Wind erhalten und sich anderthalb Tagereisen weiter an die Brunnen von Elaï begeben. Als die Beni-Djerar dies erfahren hatten, erhielten sie auch zugleich die weitere Nachricht, daß eine Karavane sich den Waybrunnen nähere. Daß dieselbe jedenfalls an diesem Brunnen Halt machen würde, um sich zu erholen, wußten die Beni-Djerar; sie machten sich daher schleunigst hinter den Kubabich auf, verjagten die wenigen Hirten, raubten die Schafe, von denen vier auf jedes Kameel gebunden wurden, und kehrten dann zu den Waybrunnen zurück, wo sie auch die Karavane in völliger Sorglosigkeit antrafen.

Hinter zwei Sandhügeln verborgen warteten die Beni-Djerar die Nacht ab. Noch am Abend ließ der Anführer der Karavane die Kameele zusammenbringen, um des andern Morgens beim Aufbruch nicht gehindert zu sein. Eines der Kameele fehlte, und der Kaufmann, dem es gehörte, schickte seinen Sklaven aus, es zu suchen. Glücklich fand dieser die Spuren, die zu den Beni-Djerar führten, die das Thier geraubt hatten. Diese sahen und ergriffen ihn. Als er nicht wieder kam, wollte der Kaufmann sich selbst auf den Weg machen; der schon erwähnte Abd-el-Kader aber erbot sich Nachforschungen anzustellen. Er erstieg einen der Hügel, durchschritt das Thal, erstieg einen zweiten und sah jetzt zu seinem Schrecken die Wachtfeuer der Beni-Djerar. Die Nacht deckte ihn und er machte sich eiligst auf den Rückweg. Als er die Schreckensnachricht von der Nähe der Feinde brachte, waren die Meinungen verschieden; die Einen wollten sofort weiter, die Andern den Tag abwarten. Der erstere Vorschlag war aber unbedingt der beste, denn man gewann Zeit und Vorsprung, da die Räuber ihre Kameele erst zusammensuchen und beladen mußten und in der Nacht schwer der Spur der Flüchtigen folgen konnten. Indeß überwog die zweite Meinung.

Mit Tagesanbruch, als die Treiber mit dem Beladen der Kameele beschäftigt waren, sah die Karavane plötzlich 100 Kameele mit 200 Arabern herankommen. Letztere sprangen herab und griffen an. Da die Kaufleute es nur mit diesen zu thun zu haben glaubten, so faßten sie Muth und empfingen die nur mit Lanzen Bewaffneten mit Flintenschüssen. Allein jetzt brachen von den beiden Seiten noch je 100 Kameele mit je 200 Arabern hervor und binnen wenigen Sekunden waren die sämmtlichen Kaufleute und Treiber niedergemetzelt. Abd-el-Kader allein hatte klugerweise sich todt gestellt. Ein Araber stach ihn trotzdem mit der Lanze und erkannte an seinem Zucken, daß er noch nicht todt war. Die Andern packten ihn und führten ihn vor den Anführer.

Die Metzelei hatte den Blutdurst desselben aufgereizt, und er schlug daher vor, den Unglücklichen an einen Baum zu binden und mit Wurfspießen nach ihm zu werfen. Dies geschah; allein ein glücklicher Zufall wollte, daß 10—12 Würfe hintereinander vergeblich waren. „Du hast ein hartes Leben", rief der Räuberhäuptling Abd-el-Kader zu, „oder Gott will nicht, daß du stirbst; sei frei und geh', wohin du willst." Man band ihn auch sofort los; allein er war allein, seiner Kleider beraubt, in der Wüste. „Nun, was gehst du nicht", herrschte ihn der Räuber an, „was wartest du noch?" „Wo soll ich denn hingehen, wo sind meine Lebensmittel, wo ein Schlauch, Wasser zu schöpfen?"

Leider war der Edelmuth des Räubers bereits zu Ende und Abd-el-Kader erhielt lediglich einen defecten Schlauch und 30 Datteln. Er wußte wohl, daß ferneres Bitten ihm nichts helfen werde, und beschloß daher, den Wasserplatz nicht zu verlassen, sondern eine andere Karavane abzuwarten. Am Abend waren die Beni-Djerar verschwunden und Abd-el-Kader hatte seine 30 Datteln gegessen. Er nährte sich nunmehr 14 Tage lang von nichts als einer Art Manna, war jedoch dann so hinfällig, daß er den Tod erwartete und sich deshalb in eine Sandhöhle zurückzog.

Auf einmal sah er einen Türken und einen arabischen Führer auf einem Dromedare herbeikommen, welche Wasser schöpfen wollten. Er konnte sich schon nicht mehr fortbewegen und gab sein Dasein daher durch Stöhnen zu erkennen. Der Türke, der ein wildes Thier in der Höhle glaubte, wollte schon schießen, als der Beduine, dem die Ausrufe menschliche Laute zu sein schienen, ihn davon abhielt und selbst in die Höhle ging, aus der er den ganz erschöpften Abd-el-Kader herausführte. Nachdem er gestärkt worden war, erzählte derselbe seine Leidensgeschichte und führte seine Retter auf das Schlachtfeld, wo die Leichen seiner Gefährten, blutig und von der Sonne gedörrt, noch unbegraben dalagen. Nachdem sie begraben worden waren, eilten alle drei weiter nach Obeid.

Als der Verfasser 1850 an die Waybrunnen kam, sah er den Kirchhof der Karavane und hätte die Leichen zählen können, von denen die meisten nur halb mit etwas Sand und Steinen bedeckt waren. 4.

Miscellen.

Der Degen unter dem Mantel.

Als Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen 1691 gestorben war, schickte die gesammte Albertinische Linie des Hauses Sachsen Gesandte nach Wien, um die Lehen über die Kurlande und Kurwürde zu empfangen. Zum Zeichen der Unterwürfigkeit durfte bei dem feierlichen Belehnungsact, der am 10. October 1693 vor sich ging, kein Gesandter mit einem Degen erscheinen. Nur dem sachsen-naumburgischen Gesandten Hofmarschall Pflugk war es erlaubt, weil er Johanniterritter war; doch mußte er den Degen unter dem Mantel tragen. Um dies Ehrenzeichen nicht ganz zu verbergen, handhabte Pflugk es immer so,

daß bald der Knopf, bald die Spitze der Scheide sichtbar ward. Das Ceremoniel gebot den sieben Gesandten, dem Kaiserthrone mit Kniebeugen erst an der Thüre, dann in der Mitte des Zimmers sich zu nahen und endlich ganz auf die Kniee vor dem Throne sich niederzulassen, auf dieselbe Art aber auch rückwärts gehend und zwei mal kniebeugend sich zu entfernen. Dabei kam nun Pflugk der Malteserdegen, weil er ihn gar zu gern sehen lassen wollte, so zwischen die Beine, daß aus dem Kniebeugen fast ein Fußfall geworden wäre. Spöttisch flüsterte daher der Oberstkämmerer, Graf Brandis, welcher die Gesandten an der Thür empfing und begleitete, ihm zu: „Der geheime Degen macht Euch viel offenbarliche Noth." „Wahr gesprochen", entgegnete Pflugk. „So geht es, Herr Graf, wenn man das Licht unter den Scheffel stellt."

Deutscher Witz über Franzosen vor 100 Jahren.

In einer 1744 erschienenen Schrift, die den Titel führt: „Das merkwürdige Leben, die sonderbare Krankheit, darauf erfolgter Tod und Begräbniß der französischen Reputation, welche zu dem allergrößten Leidwesen der Franzosen mit einem noch niemals also gehaltnen Leichenconduct unter einer schönen kurzen Parentation in dem Tempel der Vergessenheit beigesetzt worden," befindet sich unter Anderm ein „Inventarium aller Mobilien, so nach dem Tode der französischen Reputation an die Meistbietenden zu Paris verkauft wurden". Darunter befanden sich, wie berichtet wird, folgende Artikel: „Eine sehr rare Maschine, denen klügsten Menschen lange Nasen zu drehen und sie dabei so lange herum zu führen, bis sie solche in den allergefährlichsten Irrgarten gebracht haben; ein wahres Original von der uralten französischen Treue in Lebensgröße auf ein Spinnengewebe in Kupfer gestochen; eine wohlklingende und lieblich anzuhörende Flöte, nach welcher die Deutschen tanzen, die ihre Vernunft verloren haben; ein sehr großer Kasten voll französischer Versprechen, es sind aber keine Handhaben daran zum Halten, u. s. w."

Nicht alle Rechte lassen sich nehmen.

Die Deputirten der Stadt Orléans genossen das Vorrecht, den Ehrenwein in Gegenwart des Königs sitzend zu trinken. Heinrich IV. fand dies lächerlich und ließ alle Stühle aus dem Zimmer entfernen, in welchem er sie empfing. Sie hielten ihre Anrede, der König ließ ihnen einschenken, und da sie Miene machten, den Becher nicht anzunehmen, befahl er ihnen zu trinken. Sie entschlossen sich schnell, setzten sich auf die Erde und tranken. Dieses überraschte den König und er sagte nach seiner gutmüthigen Weise: „So wahr ich lebe, Ihr seid schlauer als ich. Antwortet meiner guten Stadt Orléans, daß es nicht meine Absicht ist, die Privilegien ihrer Abgeordneten zu verletzen. Auch steht es nicht in meiner Gewalt, diese Sitze wegnehmen zu lassen." 14.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. 9ter Jahrgang. 1ster Band. Leipzig, Hübner. 16. 20 Ngr.

Avé-Lallemant, F., Erinnerungen an Brasilien. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 18 Ngr.

Baxter, R., Der Prediger des Evangeliums, oder die Pflicht persönlicher Bemühungen um das Heil der Seelen. Aus dem Englischen übersetzt. Neu-York. Gr. 16. 1 Thlr.

Byron, Der Giaur. Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Cannot, Maria, Gedichte. Brandenburg, Müller. Gr. 16. 20 Ngr.

Capaun-Karlowa, G. A., Die Erde steht nicht fest! Offener Brief an den Hrn. Dr. C. Schöpffer. Mit 1 Figurentafel. Wesel, A. Bagel. 8. 5 Ngr.

Cooke, P., Geordnete Liebesthätigkeit, ein Gebot des Herrn. Eine gekrönte Preisschrift. Neu-York. Gr. 16. 12 Ngr.

Caulaincourt, E. v., Das russische Reich. Geschichte und Statistik; Staats- und Religionsverfassung; Sitten und Gebräuche; gegenwärtige Weltstellung. Nebst einer Uebersicht der geographischen Verhältnisse des europäischen und asiatischen Rußlands und der angrenzenden Länder, Persien, Khiwa, Bukhara und britisch Indien, des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes in beiden Erdtheilen. Aus authentischen Quellen und mit den nöthigen Actenstücken. Mit dem Porträt Kaiser Nikolaus I. und einer Karte des russischen Reiches. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Giseke, R. Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. 2te durchgesehene Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hackländer, F. W., Europäisches Sclavenleben. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heydt, F. v. d., Dein Reich komme! Eine Beleuchtung verschiedener Lebensfragen auf dem Gebiete des Reiches Gottes für Jedermann. 1stes Heft. Mülheim, Rieten. 8. 5 Ngr.

Perger, A. R. v., Die Spinnerin am Kreuze. Erzählendes Gedicht. Triest, Direction des Oesterreichischen Lloyd. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Rückblick auf den Krieg gegen Rosas und die Schicksale der deutschen Truppe im Dienste Brasiliens. Von einem Augenzeugen. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Scheffel, J. V., Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schröder, J. v., Topographie des Herzogthums Schleswig. 2te neu bearbeitete Auflage. Oldenburg. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Spalding, W., Geschichte der englischen Literatur nebst Proben aus den bedeutenderen Schriftstellern und einer Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache. Nach der 3ten Auflage des Originals mit Anmerkungen ins Deutsche übersetzt. Halle Graeger. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Sündenregister der Frauen. Seitenstück zum Illustrirten Frauenzimmer. Nach telegraphischen Depeschen mit derb würziger Satyre und Wahrheit verfaßt und zusammengestellt vom Lord Mackintosh. Leipzig, G. Pönicke. 16. 10 Ngr.

Zimmermann, G., Das wahre Rechtsverhältniß der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu einander, zu Deutschland und zu Dänemark. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Crusius, F., Der Kaufmann Otto Bernhard Hartung oder die letzten Lebenstage eines Giftmörders geschildert von seinem Beichtvater. 2te durch merkwürdige Zugaben aus Hartung's Papieren vermehrte Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Erzinger, H., Die Auswanderung im Kanton Schaffhausen, ihre Ursachen und Gegenmittel. Schaffhausen, Brodtmann. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Armuth und Volkswirthschaft im Kanton Schaffhausen. Ein Nachtrag zur Beantwortung der Auswanderungsfrage. Ebendaselbst. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Fischer, A., Predigt, gehalten bei der feierlichen Einweihung der Filial-Kirche zu Schrom bei Camenz am 25. Sonntag nach Pfingsten, den 6. November 1853. Neisse, Hennings. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein allgemeiner Krieg, dem festen Vereine Preußens, Oestreichs und des übrigen Deutschlands gegenüber eine Unmöglichkeit. Mit Actenstücken. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Insertionen

aller Art werden in nachstehende, im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig für 1854 erscheinende Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Dieselbe erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** nicht beigegeben.

2) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3) Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von Dr. **William Löbe.**

Erscheint wöchentlich nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** in 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5) Pfennig-Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: M. **F. C. Wolbeding.**

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

6) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7) Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als ein **Supplement** zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. **Anzeigen** aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

8) Conversations-Lexikon. Zehnte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden **Anzeigen** u. dgl. abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

---

9) Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden **Anzeigen** u. dgl. abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Physiologie des Menschen.

Bearbeitet im Verein mit mehreren Physiologen von Dr. E. Thomas. 12. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk bildet die sechste Abtheilung der „**Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**", welche unter Redaction des Dr. ***A. Moser*** erscheint. Die vorhergehenden Abtheilungen enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
Der erste Band umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. A. Moser. 1845. 2 Thlr.

IV. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. E. Morwitz. Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.

V. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie.** Von Dr. A. Moser und Dr. J. C. Strahl. 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im Februar 1854.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scheele, Wilh., Vorschule zu den lateinischen Classikern. Eine Zusammenstellung von Lern- und Uebungsstoff für die erste und mittlere Stufe des Unterrichts in der lateinischen Sprache. Zweiter Theil: Satzlehre und Lesestücke. **Dritte verbesserte Auflage.** Preis 15 Ngr.

Dieses den Herren Lehrern vortheilhaft bekannte und weit verbreitete Schulbuch hat in seiner dritten Auflage einige aus der Praxis hervorgegangene Verbesserungen erfahren.

Neumann-Hartmann in Elbing.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wickerhauser (Moriz), Wegweiser zum Verständniss der türkischen Sprache. Eine deutsch-türkische Chrestomathie. 8. Wien. 1853. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schweizerland.
Natur und Menschenleben

von

Aurelio Buddeus.

2 Theile. 8. Velinpapier. Geh. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Leipzig. **Avenarius & Mendelssohn.**

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. ***Hermann Brockhaus*** in Leipzig.

Achter Jahrgang. ***1854.***

8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes und zweites Heft.

Erklärung der Münzen mit Pehlvi-Legenden. Von Dr. *Mordtmann.* — Bibliographische Anzeigen. — Drei Städte in Syrien. Von Dr. *Hitzig.* — Erläuterung einiger Urkunden in babylonischer Keilschrift. Von Schulrath *Grotefend.* — Bemerkungen zu Mohl's Ausgabe des Firdusi, Bd. 1. Von *Fr. Rückert.* — Ueber die zweite Art der achämenidischen Keilschrift. IV. Von Prof. *Holtzmann.* — Michael Meschâka's Cultur-Statistik von Damaskus. Von Prof. *Fleischer.* — Mirza Alexander Kazem-Beg. — Zur arabischen Literatur. Anfragen und Bemerkungen. Von Dr. *Steinschneider.* — Aus einem Briefe des Herrn *O. Blau.* — Literarisches aus Russland. — Ein Nachtrag zu Schnurrer's Bibliotheca arabica aus den Schätzen der kais. öffentl. Bibliothek zu St.-Petersburg. Von Staatsrath *von Dorn.* — Zur Frage über die Wanderung der Germanen aus ihren Ursitzen. Von *A. Weber.* — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Extract der Rechnungen über Einnahme und Ausgabe der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1852. — Zur Erwiderung. — Palestine Archaeological Society. — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 10. —— 2. März 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Verfasser des „Laienbrevier" als erotischer Dichter.

Hafis in Hellas. Von einem Hadschi. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine überaus merkwürdige Erscheinung, ja in vieler Beziehung ein literarisches Wunder liegt in diesem eleganten Bande vor uns. Wenn der Rosenstock im Juni Blüten trägt und die Königin der Blumen vor uns prangt, wenn der Jüngling im Mai des Lebens glüht und begeistert von Liebe und Macht der Schönheit singt, so ist das kein Wunder; wenn aber ein Poet, der seinem vierzehnten Lustrum nahesteht, am Ziel einer langen Dichterlaufbahn mit fast titanenhafter Glut des Gefühls Natur, Liebe und jede schöne menschliche Schwachheit feiert, wenn er dabei niegehörte Töne der Empfindung wie mit Posaunenhall durch unsere Seelen strömen läßt, keck der Götter spottet, weil sie nicht singen und lieben können wie er, und wenn dies Alles von hellenischer Weisheit und hellenischem Maß verklärt vor uns tritt: nun, so gleicht dies einem Wunder! Glücklicherweise sind wir in der Lage, dies Wunder einigermaßen erklären zu können, da wir wissen, daß der Dichter des „Hafiz" im Besitze solcher poetischer Schätze aus alter Zeit ist, daß er in dem Schatzgewölbe nur zu rühren braucht, um das Seltenste und Schönste an die Oberfläche zu bringen. Dies hat er einem großen Theile nach mit „Hafis in Hellas" gethan, der in seinem Hauptbestandtheile mithin wol unter Palmen und Oelbäumen entstanden sein wird, wenn auch späteres Eichengeflecht sich mit jenen mischt. Wer aber ist der Hadschi, der Pilger, der uns diese Lieder singt? Es ist Zeit, daß der Schleier falle! Wenige, sehr Wenige haben in ihm den allen zarten Herzen theuern Dichter des „Laienbrevier" wiedererkannt, so nahe die Erkenntniß auch für Den lag, der den Grundton oder die Hauptworte, auf welche der Nachdruck in beiden Dichterwerken fiel, miteinander verglich und der eines synthetischen Urtheils fähig war. Allein es schien unmöglich. Wer nur die Zeitfolge beider Dichtungen im Auge hatte, wie konnte der glauben, daß ein Geist, nachdem er in den schönsten poetischen Gedanken die Ruhe, die Genüge, die Uebereinstimmung mit jedem Naturgesetz, die sanfte Resignation gegen das Gesetz der Vergänglichkeit und des Untergangs laut verkündet, gelehrt und gefeiert hat, Jahrzehnde später Glut, menschlichen Trotz, Empörung gegen die Götter, Prometheische Kraft feiern, die Macht des Gesangs und der Schönheit über den Götterwillen stellen, kurz, nachdem er ein Schüler Apollo's gewesen, im Alter ein Kind der Titanen sein würde? Diese Annahme beruht jedoch, wie wir schon gedacht haben, auf einem sehr verzeihlichen Hysteron Proteron. Wer nur den Sinn offen hatte für die Grundideen beider Dichtungen, für den Nachdruck, der in beiden auf Natur, Schönheit und Weltgenuß fällt, für den ganz subjectiven, ganz eigenthümlichen Gedankengang und seinen Ausdruck, der mußte den Zusammenhang, ja die gleiche Autorschaft unschwer erkennen. Die Vergeistigung der Natur, die Apotheose der Liebe, die Allmacht der Schönheit ist in der That das Thema in beiden Dichterwerken; die Mystik der Liebe, die Selbst- und Weltvergessenheit, welche sie über uns bringt, ist beiden Sammlungen gemein. Zugleich aber ist hier und dort nicht Alles Jedem verständlich und man muß dort wie hier den Dichter und seine innere Geschichte kennen, um Alles durchsichtig und klar zu finden. Das Suchen des Verständnisses ist auch ein Reiz, doch dieser ist hier weit leichter als im „Laienbrevier".

In diesem Bande ist der Dichter wieder auf die Stufe der Jugendglut, der vollen Begeisterung für Schönheit und Genuß getreten, aber mit der Ausbildung des Mannes. Das ist es, was diese Poesien so mächtig, so

zauberhaft macht, warum sie uns, indem sie uns adeln, zugleich verjüngen! Er fodert singend, im Genuß der Liebe, die Götter wieder heraus, er stellt sich über sie, weil er menschlich lieben, weil er begeistert dichten und singen kann, was sie nicht vermögen. Er jubelt und höhnt sie, weil er sich und die Welt sammt ihnen vergessen kann im Betrachten der Schönheit, an der Brust der Geliebten! So hat Niemand zu ihnen gesprochen: hier ist keine Reminiscenz. Er redet sie an als Hafis in Hellas. Wie verstehen wir das? Was heißt das? Was anders als orientalische Glut in hellenischem Schönheitsmaß, Hafis' lebensfreudige Weisheit in griechischem Gewande, Empfindung durch Betrachtung gemäßigt, Betrachtung durch Empfindung belebt, ins Sinnliche übersetzte Weisheit. Hier ist nichts Erinnerung, nichts schwächlich, nichts kränkelnd, nichts ungesund, nichts Reminiscenz. Alles ist unmittelbar, ursprüngliche Glut, Begeisterung, Selbstvergessen, Fülle. Das Allmächtige ist die Liebe, Beruf des Mannes, die Schönheit zu besingen, zu genießen, keck, unbekümmert um das Gesetz der Vergänglichkeit, aus der die irdische Schönheit doch wieder gesetzmäßig emporwachsen muß. Weisheit ist: Genieße den Augenblick, wie Anakreon, „Carpe diem", wie Horaz singt. So ist unser glühender — unser sanfter Dichter.

Schrieb er das „Laienbrevier" für Frauen, für sanfte, resignirte, gefühlvolle Geister, so hat er den „Hafis" für Männer, für Titanen, mindestens für „Dichter" geschrieben. Nichts gleicht der Hoheit der Idee, die er vom Dichter hegt, als die Hoheit der Idee, die er von der Schönheit hat. Der Dichter ist ihm der Schaffende, der Geist, der Alles kann, die Schönheit ist ihm identisch mit Selbst- und Weltvergessen.

Sehen wir zunächst eines seiner größern Gedichte, das „Symposion im Himmel" näher an: sicher eine der kühnsten, der schönsten, der großartigsten Dichtungen aller Zeiten, aller Nationen, ein Gedicht, das uns auf einmal den ganzen Dichter und seine nur ihm gebührende Stellung kennen lehrt. Der Dichter träumt, er läge an dem Göttertisch froh zu Gaste, geehrt und stark und entschlossen, gründlich vom Göttermahle zu genießen, mit allen Sinnen. Er hört die Gestirne am Himmelssaale rauschen und sieht gestaltenschön ein jedes Gefühl. Endlich singt er im Wechselliede mit Apollo seine Skolie, weiß aber nicht, daß ihm gegeben ist, was er singt, sogleich zu erschaffen. O Macht des Gesangs — was er sang, das ward! Felsstücke, Bäume, Berge, Hirten und Heerden, vor allem schöne Jungfrauen, sodaß Zeus versichert, er hätte niemals so gelacht. So Wunderdinge ersingend, fühlt er sich ein echter Dichter, ja Gott selbst. Da fragt ihn Hera, ob er denn unvermählt seinen Lebenstag verwüsten wolle, und zur Antwort singt er seine Geliebte, die nun lebend vor den Göttern stand, hocherröthend, zürnend und vor Scham ersterbend, als er auch von ihren Kindern sang. Nun trostlos, keiner Götter achtend, singt er ein Lied, darin die Götter sterben und sie Nacht bedeckt, ein stolzes Lied, und siehe, die Götter sterben, sodaß ihn Grausen faßt und er, nach Weib und Kindern tappend, erst draußen einen Himmelsschrei ausstößt, der ihn erweckt. Da geht er in den Tempel der Pasiphaë, den Traum sich deuten zu lassen: So geht es Jedem, lautet der Spruch, den die selber arme Schar der Götter an ihre Tafel zieht, den gold'nen Lebenstisch. Gesang erschafft uns lebend unsern Traum — darum singe — morgen sind die Götter todt. Und als er so nun that, gesteht ihm Eros, daß er den Traum gesendet und die Priesterin gewann — mit einem Kuß. — Nun, wir denken, das ist Poesie, groß, lieblich, gedankenschwer; wir denken, das ist ein Hymnus auf die Dichtung, auf die Liebe, auf den Menschengeist, wie kein zweiter da ist in unserer oder in irgend einer Literatur! Zugleich aber und das nehme der Leser ernst hinzu, ist er ein Gemälde der Seele des Dichters, als er sein Weib verlor, die Mutter seiner Kinder. Da ist die Welt Nacht und die Götter sind todt. Diesem Gefühle gehören noch andere der schönsten Stücke dieser Sammlung an, verständlich Dem, der diese Liebe gekannt hat. Die Nummern 60—64 gehören hierher: Stufengedichte vom tiefsten, zornigsten Schmerz zur wehmuthvollsten Klage.

> Sah ich im Grase ein Veilchen
> Nur von dem Schafe zerreißen,
> Sah ich das Weingelände
> Nur von der Ziege verwüsten,
> Schon das vergab ich kaum.
> Aber dich Kind, dich Engel,
> Seh'n vom Tode verwüsten,
> Sehen dich blaß und schweigend
> Dumpf mit Erde verschütten —
> Auf die Dauer der Sterne —
> Das vergebe ich nie!
> Keinem vergeb' ich das ....
> Weder Göttern noch Menschen,
> Weder jetzo der Erde,
> Oder noch je dem Himmel —
> Nimmer vergebe ich das.

Dann mildern Schmerz hauchend (Nr. 62):

> Für mich ist Alles ausgethan,
> Mir braucht kein Frühling mehr zu nah'n,
> Du Sternenhöhle falle zu!
> Geh' ein, o Mond, zur ew'gen Ruh'!
> Geh' schlafen, Tod, und gute Nacht,
> Fahrt wohl, ihr habt es all' vollbracht.

Und noch gesänftigter:

> Pflanzt für heil'gen Erdgebrauch
> Einen weißen Rosenstrauch
> In den Garten an das Haus:
> Daß, wer Theures trug hinaus,
> An dem Strauche schauend werde,
> Schon der Garten ist — die Erde
> Und das Haus — das Himmelshaus.

Und:

> Thränen — o schelter sie nicht, denn Thränen weint auch die Erde,
> Einsam die lange Nacht, weil ihr die Sonne versank,
> Aber das Frühroth klärt ihr wieder die perlenden Augen,
> Neu von der Sonne geküßt, lächelt und jubelt sie neu.

Niemand wundere sich, daß wir diese elegischen Lieder mit Prägnanz aus diesen Jugenddithyramben der Freude und des Genusses hervorheben; denn diese Klagegesänge gelten ja jener einzigen Liebe und Ehe, der wir die wun-

dervollen Gedanken über die Schönheit des Weibes und die Mutter- und die Kindesliebe verdanken, welche das „Laienbrevier“ zu einem Schatzkästlein deutscher Gefühle machen. Doch, o wie wunderliche, seltsame Wesen wir Deutschen sind! Während die unerschöpfliche Goethologie und Shakspearologie nicht enden kann, uns mit Papierschnitzeln in Form von Briefen, mit Phantasien über das flüchtigste Herzensverhältniß jener Heroen zu unterhalten, weiß kein Literarhistoriker von diesem „seltensten Verhältniß“ etwas zu erzählen bei dem Dichter des „Laienbrevier“, obwol derselbe, wie wir meinen, doch wol „Anch' io son pittore“ von sich mit einigem Rechte wird sagen können. Damit der Leser aber nicht etwa glaube, die Elegie dieser Lieder erstrecke sich weiter als sie solle, geben wir ihm gleich ein anderes größeres Gedicht, das uns den ganzen Schalk in unserm Hadschi zeigt, dessen Hafis ja auch ein sinnlicher Erzschalk war.

Als Mohammed, der menschliche Prophet, noch glühend, jung und schön war wie ein Engel, ist ihm gegeben, dort und Das zu sein, was seine Seele wünscht, Sonne, Adler, Lerche. Da sagt er süß zur schlummernden Geliebten: Im Grübchen deiner Brust, hier möchte ich wohnen, im schönsten Thal der Welt, drinnen groß wie eines Veilchens Kelch eine Hütte haben und darin leben selbst wie einer Rose Staubgefäß so groß. Morgens dann ergreif' ich meinen Stab, ersteige den Marmorberg, den rechten oder linken, und schaue und staune. O Welt! wie schön! So harre ich auf die Sonne und sieh', o Wunder, hier gehen zwei Sonnen mir auf einmal auf, himmelblau — die Sterne deiner Augen, und staunend geh' ich heim in meine Hütte. Darauf war der Jüngling Mohammed verschwunden, die Freunde suchten ihn umsonst:

„Er aber wußte himmlisch, wo er war!“

Sehr sinnlich allerdings, aber so lieblich und reizvoll, daß Petrarca dagegen beinahe hölzern erscheint. Liebe, Jugendgenuß und Preis der Schönheit, im letzten aber ganz unerschöpflich, immer neu, ohne Vorbild, unvergleichlich, das ist das Grundthema dieser Lieder des Hadschi, der im Buch des Eros weit erfahrener ist als Anakreon oder Wieland. Immer ist es ein kerniges Gefühl, ein gesunder Gedanke, ein liebliches Bild, eine reizvolle Wendung zur Weisheit oder zur Sinnlichkeit, die jedem kleinsten Erguß einen künstlerischen Abschluß gibt und ihn unserm Gedächtniß, unserer Phantasie überliefert.

> Rein, aus der Liebe Schoos
> Nicht in den Himmel —

ist einer der Grundgedanken dieser Blätter, welche der Hadschi als:

> Abgefall'ne Blütenblätter,
> Die der Baum nicht all' ertrug,
> Die ein prachtvoll Donnerwetter
> Rein und dicht zur Erde schlug —

anspruchslos bezeichnet. Wie prachtvoll! Und nun singt er, um nur Einiges zu kennzeichnen:

> Die Augen zum Lieben,
> Die Lippen zum Küssen,
> Die Stimme zum Singen,
> Der Busen zum Ruh'n,
> Die Glieder zur Wonne,
> Die Seele zur Lust — das
> Ist Jugendverwerthung,
> Himmlische Gunst!

Und:

> Was du nicht erlebt,
> Ersing' es dir.
> Das Leben wird Gesang,
> Gesang ist Leben.

Oder:

> . . . Gleich Memnon,
> Wonne ertönend im Arm der Geliebten,
> So nur erfüllst du den Sinn der Gestirne.

Und:

> Das Kind macht jedes Weib zum Engel,
> Zur Göttin der Natur, der sel'gen . . . .
> Dann sitzen sie in Blumen, freu'n sich
> Und spielen in der heil'gen Sonne
> Mit ihm, das schäkernd spielt mit ihnen:
> O schöne Welt! du Scherz! du Märchen!

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Bilde, das ganz dem „Laienbrevier“ entnommen scheint. „O schöne Welt! du Scherz — du Märchen!“ Ein kühnerer Gedanke ist wol selten von der Poesie betont worden. Es gehört viel dazu, alles irdische Sein und Haben einen Scherz zu nennen. Die Gottheit so zu denken, wie sie all diese Herrlichkeit der Welt wie sich zum Scherze hervorbringt, das Weltgebäude, den Menschengeist, der sich so gewaltig dünkt, als ein liebliches Märchen zu kennzeichnen! Wer hat größer gedacht als unser Hadschi? Wem ist es wie Hafis gegeben, mit einem Worte wie mit einem Blitzesleuchten unsere ganze Weltbetrachtung, wie sie das Kleine für groß, das Große für gering ansieht, im Feuer zu zerstören?

> Wunschlos ist das Glück vor Freuden,
> Freudlos ist vor Gedanken die Weisheit:
> Nicht durch zu viel Thränen weise,
> Nicht durch zu viel Leichtsinn thöricht,
> Sei dein Menschenwunsch fürs Leben.

Und dann wieder so schalkhaft:

> Sich mit Eros schlagen
> Aber kostet Jugend,
> Gold, Kopf, Leib und Leben,
> Alles froh verloren!
> Denn er stärkt den Kämpfer
> Alle Nächte wieder
> Durch den Schlaf der Götter! . . .

Oder:

> Die armen Flederwische,
> Die Engel, gleichen alle
> Dem einen, einer allen.
> Da weiß man, wie man dran ist,
> Und kümmert sich um — keinen!
> Da lob' ich mir die Mädchen,
> Da lob' ich erst die Weiber,
> Mit eig'nem Sinne jede,
> Mit and'rer holder Tücke. . . .
> Da gibt es süßen Kummer,
> Man weint, man lacht, man trauert
> Die Nacht durch, um ein Wörtchen,
> Und wird durch sie ein Engel
> An Schwingen, Stimm' und Stampfen!

Oder noch schalkhafter:

Nesthäkchen erst der Mutter,
Betthäkchen nun dem Manne,
Stets Letzte aus dem Bette —
O schlafe nur. — Ich weiß ja,
Wie junge Weiber schlafen;
So schläft kein Mensch auf Erden,
Im Himmel keine Göttin,
Die ew'gen „Jungfraun" nimmer!

Ein anderes Grundthema des Hadschi ist:

„Spar' die Reu' im Haus des Alters"

und er gibt diesem Thema einen gar holden neckischen Ausdruck in dem großen Hochzeitsliede David's auf das Mädchen von Sunem.

Schon schnauft das falbe Roß heran und scharrt,
Mit eiserner Faust zerschmettert der Tod die Riegel:
Ein dreister Bettler, hebt er den Teppich der Thüre
Und grinst und klappert vor Ungeduld,
Daß Mark und Gebein und Himmel und Erde erschaudern ...
Du harrst und Seufzer verrathen die himmlische Sehnsucht ...
Ich aber, mein Kind, ich muß — vorüberreiten!

Dagegen, wie lieblich singt Ares in seiner Skolie auf Aphrodite:

Dir setzt' ich alle Diademe auf,
In Purpur hüllt' ich dich siebenfach,
Den Hals umwand' ich dir mit Perlen voll,
Die schönen Arme, die besteckt' ich dir
Mit gold'nen Spangen ....
Wenn dich das schmückte, nicht entstellte,
Wenn Hülfe wär'; was eben Schaden ist.
Erst ohne das und Alles, was du trägst,
Bist du die Schönste. Wie schön, das weiß der Mond,
Er schweigt vor Ueberdrang und mir gebricht
Ein Wörtchen, mir gebricht die Eigenschaft,
Rund um zugleich den Baum zu seh'n.
O gib mir tausend Augen, ach,
Da seh' ich dich doch einmal, wie du bist.

Oder:

Wie du hier bist —
Wie ich hier bin —
Nie will ich weg von dir.
Ich will nicht in den Himmel,
Da bin ich schon!
Du willst nicht auf die Erde,
Da wär' ich nicht.

Wie ich bei dir, — Und müßte je
Und bei mir du, — Ein Ende sein —
So ewig bleiben wir; — So wollen wir verschwinden!

Ein weiteres Hauptthema ist dem Hadschi die Mahnung zum Genuß der Stunde, ein altes Thema, aber wie neu in seinem Munde.

Laß dich langverlebte Dinge
Nicht verblenden, nicht behindern ...
„Heut' um diese Stunde etwa
Einst ist Der im Meer ersoffen;
Jetzo war das Hochzeitlager,
Jetzo stand die Schlacht .. die Sonne ..."
Hol' euch alle doch der Kukuk!
Guck' euch nach: Kukuk, mit Freuden. —
Laßt mich heut' mir selber leben.
Sieh' du heut' auf deine Wege,
Wo der Weinkrug steht ... die Liebste
Harrt! .. Versäume keine Stunde!

Oder wie köstlichen Humors:

Neun Dinge braucht ein rechter Mann:
Ein schönes Weib, ein feurig Roß,
Ein Haus, ein Weinfaß, einen Freund,
Gesunden Leib, ein fröhlich Herz
Und einen guten Beutel Gold,
Glühheiße Liebe mit Verstand.
Und kämen neune noch hinzu,
Die Musen — welch' beglückter Mann!
Und kämen dreie noch dazu:
Die Grazien — o halber Gott!
Und kämen sechse noch dazu:
Sechs Kinder! — Halt! Die Welt ist aus! —
Die Götter wissen selbst nichts mehr.

Es ist kaum gestattet, länger mit Citaten fortzufahren; nur eins noch dieser lieblichen Gedichte und dann zum Schluß.

Dichterruhm.

Allen Schönen hold berufen
Längst ihr Liebling ist der Dichter.
Alle wissen, was ihm theuer,
Haben sie's und können's geben.
Wo er eintritt, er, der milde
Lebenspriester, Schönheitsrichter,
Klopfen alle Herzen heimlich,
Glück sich ahnend, bis zum Hälschen.
Kommt der Kukuk, wird er rufen;
Kommt der Bettler, wird er bitten;
Blüht die Rose, wird sie duften —
Kommt der Dichter — wird er lieben!

Der Hadschi hat es an der Art, nie die Reize der Natur zu malen: er nimmt diese Reize als Thatsache in seine Gedankenreihe auf. In zahllosen Dichtungen sind die köstlichen Reize des Orients, Meer und Sonne, der silberne Mond und das Palmendach zu integrirenden Schönheiten geworden, aber immer nur als fertige Schönheiten, nicht wie sie unter dem Pinsel entstehen. Wir halten dies für die einzig richtige Art, wie die Lyrik sich des Naturstoffs bemeistern kann, und der Dichter ist Meister darin. „Eros' Zug nach Indien" (Nr. 190), wo Eros der Ausgleicher der Götter heißt „Liebe in der Fremde", „Die Lilie von Damascus" enthalten wundervolle Züge dieser Art. Nichts aber gleicht der Lieblichkeit der Bilder, Gedanken und Wendungen in dem „Eros als Perserknabe", „Eros als Selbstmörder" (Nr. 180), „Eros als Beichtvater" (Nr. 114), wo er den verschwiegenen Buhler freispricht:

Denn Verschwiegenheit ist erste
Beichtepflicht, den Männern hehrste!

Nichts übertrifft die Schalkheit in:

Verstand hat immer Recht —
Doch kommt der gute Mann erst,
Wenn er die Liebe geh'n sah ....
Verstand und Liebe kennen
Einander nie. So hält sich
Ein jedes für das Beste ..
Doch fragen nur: was süßer?
Darüber lachen die Mädchen ...
Darüber noch lachen die Alten,
Es lachen die Todten im Grabe,
Daß ihnen der Kopf in den Schoos rollt.

Mit der rhythmischen Form nimmt der Hadschi es, wie man will, genau und nicht genau. Genau, insofern er sich für jede Schattirung seines Gedankens, ob ernst, ob spielend, ob keck und munter oder gewichtig und

didaktisch, eine entsprechende Form sucht, die immer die Idee wunderbar kleidet und sie bald schlank, bald voll umgibt; ungenau, insofern er oft Kürzen schwer betont, Längen leicht behandelt oder durch hüpfende Kürzen ersetzt. Der Anakreontische Vers herrscht vor und nur ausnahmsweise hier und da tritt der Reim, aber dann auch voll und schön an seine Stelle; die weichlichen, zwar musikalischen, aber charakterlosen Ottaven sind gänzlich verschmäht in diesen vor allen Dingen charakteristischen Poesien.

Dies führt uns zu einem allgemeinen Urtheil über den Hadschi. Vergleichen wir diese ursprünglichen, urgesunden, kühnen, Rücksicht verschmähenden, stets plastischen, eine Idee verkörpernden, sinnlich schönen Poesien mit der schwächlichen, abgehörten, krankhaften, nach Form suchenden und inhaltsleeren Lyrik unserer Tage, so sehen wir wol, daß Dichter und Gedicht einer andern und kräftigern Zeit angehören als „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt". Es ist Mannesgeist in diesen Poesien: es ist der Geist hellenischer Schönheit, der Geist des deutschen Gedankens, der sein Urrecht geltend macht, sich zu zeigen, wie er ist, und allen Göttern zum Trotz 'ein rechter menschlicher Gedanke zu sein! Meint man, der Dichter sei darum weniger keusch und fromm, weil er schöner Sinnlichkeit huldigt und die Liebe als den höchsten Ausdruck alles menschlichen Empfindens feiert — nun, so irrt man. Das Gesetz des ewig waltenden, beglückenden, erhaltenden Naturgeistes ist ihm das Höchste, Heilige, und dieser gab, dieser verließ sich zur Erreichung seiner ewigen Weltzwecke — auf das Gesetz der Liebe. Unreines, auch nur den Schatten der Sünde Streifendes enthalten diese Poesien nicht, und sind sie auch ihrer ganzen Lebensauffassung nach Männern, Dichtern gewidmet, so sind sie doch voll des Preises der Frauen- und Muttertugend und der zartesten Vergeistigung der Liebe. Ja, wie hoch diese Idee der Liebe dem Dichter steht — selbst bei einer erkauften schönen Sklavin —, zeigt unter Anderm eine schöne Ballade, wo die Sklavin selbst den Alten dem jungen, aber dreisten und deshalb ungeliebten Käufer vorzieht. Wir begreifen, daß unerachtet dieser innersten Reinheit und Keuschheit der Idee unser Hadschi den Misverstand der Einsichtslosen gefürchtet und eine zeitlang ernstlich geschwankt hat, ob er diese Ergüsse des Naturgefühls und der Jugend der Lesewelt hingeben oder ihr vorenthalten solle, nachdem eine lange Dichterlaufbahn ihm den Ruhm des sinnigsten, reinsten und zartesten unter den Malern der Natur und der Frauenwelt gesichert hatte; doch wir danken ihm, daß er Vertrauen genug zum wahren Verständniß, Muth genug gehabt hat, dem Misverstande dreist entgegenzutreten und diese wundervollen Lieder vor der Welt ertönen zu lassen. Gerade die Schwächlichkeit unserer heutigen lyrischen Epoche, die Unnatur und die Monotonie der leidigen Kreuzeslyrik mag ihn mit der Nothwendigkeit erfüllt haben, eben jetzt, eben heute mit diesen Kerngedichten voll Blut, Feuer und Kraft, voll sinnlichen Reizes und geistiger Anmuth — an der jene arme Kreuzeslyrik so entsetzlich arm ist — voll Jugendtrotz, Freiheitsgefühl im Geistigen und Weltfreude hervorzutreten, um endlich eine Fahne aufzurichten, um welche alle diese schönen Güter sich scharen, sich gegen den „Muckergeist" gewisser Landschaften behaupten, sich vor der Sündflut der Ottave rime retten konnten! So erklärt sich zum Theil das späte, ja das fast verborgene Erscheinen dieser unvergleichlichen Poesien des Hadschi und das Pilgergewand, in dem sie auftreten, ihre sorglich verhehlte Vaterschaft. Doch mögen die Motive dazu auch sein, welche sie wollen — sie sind nicht stichhaltig, und laut laden wir alle Freunde des deutschen Geistes, der Schönheit und der deutschen Dichtung zu dem köstlichen Symposion ein, das eine der edelsten und erhabensten unter den deutschen Dichterseelen — der Verfasser des „Laienbrevier" — dem Genusse hier bereit hält.

Vieles hätten wir noch zu sagen, viel Unvergleichliches aus diesem Bande dem Leser vor Augen zu stellen, an Vielem zu zeigen, wie frisch und mächtig der deutsche Dichterborn nach allen künstlichen Verschüttungen, Eindämmungen und Abgrabungen noch immer fließt, wie rein die ewige Lerche über der deutschen Erde noch immer Gott und der Natur zum Lobe singt, wie gewaltige und wie neue Töne das deutsche „Plektron" noch immer zu schlagen weiß, das Jammerlied der Vergänglichkeit zu übertönen; allein wir müssen abbrechen. Es geschehe dies mit der letzten Verszeile des Hadschi zum Preise des Scherzes, des lieblichsten der Götter:

> Daß ich bleibe, was ich bin,
> Kind — Kind, das in der bunten
> Schimmernden Seifenblase
> Lebt, die die Götter geblasen,
> „Welt" von den Menschen geheißen,
> Drin jene immer noch hauchen,
> Auf daß sie noch fröhlicher funkelt —
> Und siehe, ich hauche mit ihnen
> Drein als ihr Helfer — der Scherz!

Und somit Gruß und Ehre dem Dichter, der mit diesem Immortellenliederkranz, Perlen aus der Meerestiefe deutscher Dichtung, eine längst gekrönte Stirn neu umkränzt, dem deutschen Dichterhain ein neu Gebiet und neuen Preis gewonnen hat — in Tagen der Noth und Armuth. 2.

Zur Religionsphilosophie.

Zehn Gespräche über Philosophie und Religion von Ludwig Fürst Solms. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Religionsphilosophie oder (was wir hier gleichsetzen wollen) die speculative Theologie hat geschichtlich verfolgbar bereits zwei mal in besonders hervortretender Weise gebrochen mit ihrer vorgefundenen principiellen Stellung und die thatsächliche Anerkennung ausgesprochen, daß sie als Wissenschaft einer völligen Revision und Umbildung bedürfe: im Ausgange der heidnischen Religionsphilosophie, wie er im Neuplatonismus sich ausprägte, und im Bruche mit der mittelalterlichen Theologie, wie er im Verlaufe des 16. und im Beginn des 17. Jahrhun-

derts zur Entwickelung kam. Die wesentlichen Merkmale beider Perioden waren unbeschadet der von der eigenthümlichen Geschichtslage gebotenen Verschiedenheit des Inhalts durchgängig dieselben: beide Perioden wurden beherrscht durch das Bedürfniß, unter Aufgabe der bisher geltenden Autoritäten auf frühere zurückzugehen, mittels eines principlosen Synkretismus nicht blos der einander gegenüberstehenden Sonderansichten, sondern auch der Principien selbst einen höhern Standpunkt zu gewinnen und dies insbesondere dadurch zu erzielen, daß sich das speculative Denken an den vorgefundenen supranaturalen Inhalt in meist kritik- und geschichtsloser Weise anschloß, wodurch wenigstens der Schein einer höhern Beglaubigung und überdem die Freiheit gewonnen wurde, innerhalb des Auflösungsprocesses mit größerer oder geringerer Klarheit die neuen Principien anzudeuten, auf deren Grund eine neue Bearbeitung der religiösen Probleme zur Entwickelung strebte. Vollkommen folgerecht stellte sich diesem synkretistischen Gährungsproceß, der ein Neues, die Zukunft der Wissenschaft Bedingendes in sich auszusondern suchte, die Skepsis an der Möglichkeit einer Religionswissenschaft überhaupt zur Seite, mochte diese nun von rein theologischer oder von philosophischer Seite selbst ihren Ausgang nehmen.

Daß wir uns gegenwärtig in einem ähnlichen Stadium der Religionswissenschaft befinden, ist dem Referenten wenigstens unzweifelhaft. Das allgemeine Gefühl bezeichnet die Principien, welche zuletzt herrschten, für unausreichend, und zwar gilt dieses fast gleicherweise von der speculativen Theologie, wie sie von Schleiermacher's Genius zuletzt neu begründet worden war, wie von der Philosophie selbst in ihrer Aufstellung durch Hegel. Aber statt schöpferisch und selbstvertrauend neue Bahnen zu brechen und zu beschreiten, wie dieses hinter Kant durch Fichte und Schelling einerseits, durch Herbart und Schopenhauer andererseits geschah, finden wir mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, unter denen in speculativ-theologischer Hinsicht Rothe's „Ethik" obenan steht, im Allgemeinen die wissenschaftliche Productivität des religiösen Gedankens ermattet, die hoffentlich Niemand aus der Masse des Gedruckten wird belegen wollen. Diese Ermattung und infolge derselben auch Verwirrung zeigt sich zunächst in dem bedeutenden Uebergewichte, mit welchem die religiöse Geschichte und insbesondere die Exegese bearbeitet, ganz besonders aber in der Principlosigkeit, phantastischen und willkürlichen Rechtgläubigkeit und Nichtrechtgläubigkeit, welche auch in geachteten, gelehrten und in der That vielseitig achtbaren, augenblicklich sehr wirksamen Auslegungen der Schrift und wiederum ganz besonders des Alten Testaments zum Vorschein kommt. Man fühlt allgemein, daß an die Stelle der historisch-grammatischen Exegese die dogmatische Exegese treten muß und treten kann, ohne das Recht und die Objectivität der erstern beeinträchtigen zu müssen. Aber es mangelt, um mit Rothe in seinem Vorworte zu Auberlen's „Oetinger" zu reden, an einem im Einzelnen oder auch nur im Ganzen ausgebildetern „System der speculativ-theologischen Begriffe", welches der immerhin geistreich allegorisirenden, renovirenden und repristinirenden Willkür des Einfalls entgegenzutreten vermöchte: nur die eine allerdings höchst erfreuliche und Gutes weissagende Thatsache bleibt, daß die Exegese wiederum mit positiv-dogmatischem Interesse angefaßt und eine lebendige Reproduction der lebendigen biblischen Grundbegriffe in Angriff genommen wird.

Diesem schließt sich die allerdings nicht jeder innern Einheit entbehrende Auffoderung an, zu Philosophen und speculativen Theologen früherer Zeit zurückzugehen. Das Verzeichniß der wieder vorzugsweise herangezogenen Männer fängt in der That an bedenklich groß zu werden. Von den treugebliebenen Anhängern einer bestimmten Schule, z. B. der Hegel'schen, ist hier abzusehen. Unter den Uebrigen mahnt — um von den wenigen selbständig Vorwärtsdringenden zu schweigen — die Mehrzahl zu Kant zurück, wenigstens zur Orientirung an Kant, aber nicht in gleicher Weise, indem entweder Hegel mit Kant's Controle versehen (Fischer in Heidelberg) oder Fries oder endlich Fichte namentlich zugezogen werden soll (Fortlage). Andere wie Reiff in Tübingen knüpfen energisch an Spinoza an, getreu dem von der Philosophie zuletzt gemachten Versuche, während Andere auf Schopenhauer oder Herbart und Leibniz, meist unter Herbeiziehen der Wahrheitselemente im neuern Pantheismus, zurückgegangen wissen wollen und katholischerseits (obwol nicht allein von katholischer Seite) besonders Franz von Baader oder sogar Nikolaus von Cusa (Clemens) als die unübertreffliche oder doch gegenwärtig noch nicht überragte Höhe christlicher Speculation bezeichnet wird. Wenn es aber gilt, die überwiegende Strömung in der gegenwärtigen Religionsphilosophie zu bezeichnen, wie diese auch über den rhetorischen Kreis der Philosophie engern Sinnes hinaus sich geltend macht und zwar mit einem gewissen allgemeinern Erfolge, so ist diese ohne Zweifel die pantheistisch-theisirende Grundauffassung, wie sie den Verlauf des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts, also die Zeit des seinen Principien nach unsichern wissenschaftlichen Bruchs mit dem Scholasticismus charakterisirt. Giordano Bruno's Mischsystem steht hier im Vordergrunde und hat daher, von Bartholmeß und dem sogar feindselig gesinnten und für Nikolaus von Cusa parteiischen Clemens abgesehen, in Carriere's Schrift „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" eine begeisterte und fast völlig beistimmende Darstellung gefunden. Dazu kommt dann theologischerseits die dringende Empfehlung Jakob Böhme's und besonders Oetinger's, von gewissen Seiten auch Swedenborg's.

Es ist hier nicht der Ort, auf die merkwürdige Mischung der Ansichten bezüglich des nach ziemlich einhelliger Ansicht rückwärts zu suchenden Stützpunktes einzugehen; wir wollen uns eben nur auf dieses ziemlich allgemeine Zurückdrängen zu einem Frühern und auf die Unklarheit rücksichtlich der Bestimmung desselben aufmerksam machen, um die Uebergangsstellung unserer gegenwärtigen Religionswissenschaft wenigstens flüchtig fühlbar zu machen

und das Buch einzuordnen, dessen Titel wir am Eingange des Vorliegenden beigebracht haben.

Der Verfasser bereichert die Zahl Derer, zu denen wir zurückgerufen werden, um einen neuen Philosophen; wir sollen zu Plato zurück (S. 2 u. 11), der wenigstens in der Erkenntniß der Aufgabe der Philosophie von keinem Philosophen übertroffen worden sein soll. Der Grund dieser vorzugsweisen Anerkennung Plato's liegt aber weniger in dem Positiven, was er geleistet, als in der Erkenntniß Dessen, was der Mensch nicht zu begreifen vermag. Die Größe des Stifters der ältern akademischen Schule liegt eben vorzugsweise in dem Verzicht darauf, zu erkennen, welches das Verhältniß ist zwischen dem Sein und dem Vorstellen der Dinge, zwischen dem Realen und Idealen, zwischen dem Sein und Denken, in der gleichmäßigen Verneinung und Bekämpfung des Realismus und des Idealismus, wozu nun noch kommt, „daß er den Bestand und den Umfang der nicht abgeleiteten, ursprünglichen und unveränderlichen Vorstellungen (der sogenannten «Platonischen Ideen») mit solcher Entschiedenheit nachgewiesen, daß er allen Spätern beinahe die ganze Arbeit vorweggenommen hat". Mit einem Worte: die Größe Plato's liegt nach dem Verfasser darin, daß er Skeptiker gewesen und zwar Skeptiker nicht etwa blos in dem Sinne des noch nicht zum Finden der Wahrheit Gekommenen, sondern im Sinne der Anerkenntniß, daß es überhaupt keine Metaphysik, keine Erkenntniß des Idealen oder Göttlichen, keine speculative Theologie, ja überhaupt keine nennenswerthe Wissenschaft geben könne. Der Verfasser würde daher (S. 20) denjenigen Philosophen und Theosophen am meisten verehren, der sein Leben mit der Betrachtung des Idealen oder Absoluten hingebracht hätte und zugestände, „daß ihm Das, was er wisse, von geringem Werthe sei, und daß er von Dem, was er zu wissen wünsche, nichts wisse". Und auch die Achtung vor den Naturkundigen bestimmt sich dem Verfasser nach der Klarheit der Unterscheidung in Dem, „was man jetzt weiß, was man künftig erfahren und was man niemals wissen werde". Von dem Standpunkte des Axioms aus: „Der Mensch ist ein endliches Wesen und deshalb außer Stande, das Unendliche und Absolute zu denken, geschweige denn zu erkennen, zu erklären oder zu beschreiben", sucht der Verfasser in dem Verlaufe von zehn Gespächen nachzuweisen, daß der Mensch zwar das Dasein Gottes als der wirklichen oder factischen Grenze des begrenzten oder endlichen Wesens, aber nichts von dem Sosein Gottes wissen könne. Alle über das Dasein Gottes hinausgehenden Bestimmungen über das Absolute und über das Göttliche überhaupt gehören nach dem Verfasser der dichterischen Einbildungskraft oder dem Glauben an, und Christus ist gerade und nur darin der Schluß aller Offenbarung, daß er uns (S. 68 u. 170) endgültig eingeschärft, daß wir über die Art, wie Gott ist, nichts wissen können und wie in der Innigkeit unserer Beziehung, so in unserer Erkenntniß von ihm stets „Kinder" bleiben (παῖδες), nie „Söhne" (υἱοί) werden können und sollen. Daß man über das „Sosein" Gottes, über Trinität, Christus, Sünde, Erlösung und Versöhnung, über die Sacramente und letzten Dinge Näheres hat bestimmen wollen, sowol bezüglich der Nothwendigkeit als Besonderheit des Inhalts, ist nach dem Verfasser die eigentliche Ursache der wissenschaftlichen Willkürlichkeiten, wie sie ihm theologischerseits neuerdings namentlich bei J. Müller und mehr noch bei R. Rothe vorzuliegen scheinen, und die vornehmliche Veranlassung der kirchlichen (besonders katholischen und protestantischen) Zerklüftungen an Fragen, über welche überhaupt der Mensch nichts zu bestimmen vermag. Dem Verfasser ist daher die gesammte bisherige Geschichte der systematischen Philosophie ein principieller Irrthum, mit Ausnahme des systemfreien Plato und etwa noch des auf halbem Wege stehengebliebenen Kant. Ebenso die Dogmatik und die Kirche mit ihren confessionellen Bestimmungen.

Es ist außerordentlich schwer, mit einem Standpunkte, wie der des Verfassers es ist, sich auseinanderzusetzen, und wir würden überhaupt darauf verzichten, wenn er sich nicht in der Stellung vieler achtenswerther Gebildeten befände und überdem die Schrift eine verhältnißmäßig aller Anerkennung werthe Kenntniß der theologischen Grundfragen, sowie einen unverkennbaren christlichen Ernst der Untersuchung bekundete. Sollte daher der Verfasser die vorliegende Anzeige zu Gesicht bekommen, so wird er diese ausdrückliche Anerkennung nicht übersehen, wenn im Folgenden fast nur abweichende Ansichten zum Vorschein kommen.

Wir acceptiren zunächst den bewunderungswürdigen Muth des Verfassers, alles Dasjenige für principiell nichtig und haltlos zu erklären, was auf dem Gebiete des kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens in Rücksicht der höchsten Fragen von jeher und auch gegenwärtig wieder die begabtesten Geister erfüllt, bewegt und in schöpferische Thätigkeit eingeführt hat. Unsererseits bekennen wir uns zu der Ueberzeugung, daß Alles, was in positiver Weise bleibend für die Bildung und Befriedigung der Menschheit wirksam geworden ist, ein Moment der Berechtigung und Wahrheit in sich enthalten muß, und zwar ebenso nach Seiten seiner wesentlichen Form wie seines wesentlichen Inhalts. Wir räumen durchaus nicht ein, daß dieses ein erst zu beweisendes Postulat wäre, obwol die Geschichte dafür den Beweis im Einzelnen führen kann und richtig angefaßt führen muß. Es folgt jener Satz mit Nothwendigkeit aus der einfachsten Fassung des Begriffs der Vorsehung oder aus der Grundüberzeugung, daß die inhaltlichen und formellen Principien menschlichen Interesses und menschlicher Entwickelung nicht willkürlich, zufällig und deshalb principiell irrthümlich sein können. Mag ein geist- und lebloser Stabilismus die Tragweite dieses Satzes bis zur Carikirung ausbeuten können: die entgegengesetzte Einseitigkeit, welche überall nur Verirrung, Ueberspannung und principielle Selbstüberschätzung gewahrt, führt laut des Zeugnisses der Geschichte zur Entleerung und Oberflächlichkeit, wie in seiner Weise der wenigstens in der Wissenschaft glücklich begrabene Vulgärrationalismus seit Ende des

vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts zur Genüge beweist.

Der gegenwärtige Standpunkt der Kirchen- wie Dogmengeschichte ließ erwarten, daß die absurde und im Grunde auch irreligiöse Behauptung in keiner Form oder auch nur theilweisen Erneuerung wieder auftauchen werde, als ob die bis zum Adoptianischen Streite im 8. Jahrhundert n. Chr. geführten kirchlich-dogmatischen Streitigkeiten bloße Wortklaubereien gewesen oder — was in der Beurtheilung der Bewegung der christlichen Kirche durch die Frage nach der Feststellung dieser Dogmen auf Dasselbe hinausläuft — sich um Fragen gekümmert und gestritten hätten, welche ein für alle mal außerhalb der menschlichen Denkbefähigung und deshalb auch Denkberechtigung liegen. Was eine Macht in der Geschichte des Denkens und Wollens geworden, kann nicht schon auch nur als Frage absurd sein sollen. Diese Intoleranz gegen die Geschichte der Menschheit, sich innerhalb des Lebensgebietes der Offenbarung bezüglich höchster Interessen Fragen zu stellen und nach Kräften zu beantworten, hat nur Indifferenz, wir wollen nicht sagen gegen den Inhalt dieser höchsten Fragen, wol aber gegen die tiefere Erfassung und schärfere Bestimmung derselben, zu ihrer letzten Grundlage: es mangelt ihr das Organ für das Verständniß der heiligen Nothwendigkeit, mit welcher zur Leitung und Befruchtung der gesammten Menschheit namentlich gewisse Geister jene Fragen sich stellen müssen und deshalb auch dürfen. Der Hinweis auf die bisherige Vergeblichkeit der Versuche, die wissenschaftlichen Fragen der Trinität, des Gottmenschen, der Erlösung, der Wiedergeburt u. s. w. zu beantworten, wird Niemanden verwirren, der überhaupt ein Organ für dergleichen Fragen besitzt. Aber der Einwand ist auch einfach nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß die jene Fragen behandelnde Theologie und Philosophie einflußlos geblieben oder nicht tief bestimmend geworden für die Bildung der Menschheit innerhalb und in Gemäßheit des jedesmaligen Bildungskreises, und es ist nicht wahr, daß jene Forschungen bloße „Irrfahrten" ohne Resultat geblieben seien. Es sind in der That bleibende Ergebnisse gewonnen. Kein früher bearbeiteter Gedanke kehrt genau in derselben Form und schlechthin selbigen Inhaltlichkeit wieder. Gewisse Bildungsformen sind auch in ihrer allgemeinen Gestalt für immer abgethan und bilden mit den aus ihrer Bewältigung gewonnenen Resultaten die Unterlage zu weiter gehender wissenschaftlicher und dann auch das Leben befruchtender Durchforschung der höchsten Fragen. Hat aber jener Hinweis die nie völlig erreichbare Erschöpfung dieser Fragen im Sinne, so hat er freilich Recht, nur darf er nicht vergessen, daß genau Dasselbe von der Erkenntniß oder überhaupt Auffassung des äußerlichsten und vereinzeltsten Dinges gilt. Es ist überhaupt nichts auszuschöpfen. Soll aus dieser Begrenzung und Endlichkeit selbst dem sogenannten Endlichen gegenüber das Verbot des wissenschaftlichen Erkennenwollens und Forschens abgeleitet werden, so müssen wir consequent auch das Hören, Sehen, Riechen u. s. w. verbieten, weil keineswegs blos die Naturwissenschaft hinwegfällt, sondern das Leben überhaupt. Oder sind etwa die genannten Functionen keinen Irrfahrten, keiner Begrenzung unterworfen, auch selbst in Bezug auf das angeblich Nächste und Zugänglichste? Will man uns darauf hinweisen, daß das Genannte nicht entbehrt werden kann und überdem sich ebenfalls seiner Schranke fortdauernd bewußt bleiben soll, wie der Verfasser allerdings gleichfalls sagt, so erklären wir eben die wissenschaftliche Behandlung der höchsten idealen Fragen für völlig gleichermaßen nothwendig und unentbehrlich, und die gesammte Geschichte des menschlichen Geistes steht auf unserer Seite. Es versteht sich, daß dabei Skeptiker, wie der Verfasser, oder seine Meinungsgenossen in der Bruchperiode des Mittelalters, Montaigne, dessen Freund Charron und der die Gründe für den Skepticismus unvergleichlich vollständig durchgehende Sanchez (in seinem „Tractatus quod nihil scitur") eingeschlossen sind. Sie deuten, und dies gilt auch von unserm Verfasser, überall inmitten ihrer skeptischen Kritik an, daß sie doch, wenn auch infolge der Skepsis nicht tiefer gehend, eine auf dem Wege der Reflexion festgestellte Ueberzeugung über die kritisirten und angeblich nicht bestimmbaren Dogmen haben, und führen überdem sogar das verworfene Princip durch eine Hinterthür wieder ein, indem sie, wie der Verfasser im zweiten Gespräche, dem unklar bestimmten Glauben zuweisen, was sie als wissenschaftlich unhaltbar nachgewiesen zu haben meinen und überhaupt als unbestimmbar bezeichnen. Der Verfasser hat sich auf die nähere Bestimmung der schwierigen Begriffe „Glauben und Wissen" und ihres Verhältnisses nicht eingelassen. Wir dürfen sie daher hier beiseite lassen. Aber axiomatisch wollen wir daran erinnern, daß, was Gegenstand des Glaubens ist, stets auch einen Gegenstand der Wissenschaft bildet. Es gehört eben zu den Ehrenrechten des Menschen, daß er immer von der unmittelbaren Anschauung entweder des Gemüths und Geistes (d. h. des Glaubens) oder der Sinne (d. h. der Wahrnehmung im engern Sinne) zu der denkenden, d. h. der scheidenden und nach Principien bewußt ordnenden Geistesthätigkeit fortschreitet, nicht um bei dieser Thätigkeit des Scheidens und Ordnens zu beharren, sondern um, wenn sie vollzogen ist und mit dem durch das Denken geläuterten und geordneten Inhalte der ersten unmittelbaren Wahrnehmung in die Frische und Lebendigkeit der unmittelbaren Anschauung zurückzukehren. Denn das Denken oder Wissen ist allerdings das Höchste nicht. Aber stets wird es eine vergebliche Mühe sein, jenes Ehrenrecht der Denkvermittelung, welche in der wissenschaftlichen Behandlung ihre Vollendung findet, verbieten zu wollen; die Wirkung eines solchen Verbots ist laut der Geschichte theoretisch und praktisch stets das Gegentheil von dem Beabsichtigten gewesen. Und zwar gilt dieses vorzugsweise von dem Gebiete der höchsten Idealität. Im Gegensatze zum dialektischen Scheine sind gerade diese Fragen und zwar in ihrer theils gläubigen, theils wissenschaftlichen Bestimmung die dem menschlichen Gemüthe

und Geiste am nächsten liegenden. Ihre irgendwie geartete Feststellung und das Interesse an ihnen ist die einzige Macht gegen die Vermaterialisirung, d. h. Verthierung des Menschen. Zeugniß dafür braucht es nicht, wie überhaupt nicht für das Selbstverständliche, und am wenigsten in einer Zeit, welche durch die Verflachung ihrer höchsten Ideale im Vulgärrationalismus in Wissenschaft und Leben allenthalben von einem widrigen Materialismus bedroht erscheint. Dieser Materialismus kann aber auch nicht durch den Glauben ohne Wissenschaft im Sinne einer geist- und meist auch herzerstorbenen Orthodoxie ferngehalten werden. England hat an dieser erstarrten Orthodoxie die Fülle auch in äußerlicher Cultusübung und versinkt immer mehr in den Sumpf des Materialismus und des nur kaufmännischen Egoismus, weil es keine nennenswerthe Wissenschaft des Idealen besitzt, weder in der Philosophie noch in der Theologie. Und der römische Katholicismus hat von jeher mit Ausnahme einiger wenigen schwachen Stunden seine große, auch kirchenpolizeiliche Organisation dazu benutzt, im oben bestimmten schlechten Sinne orthodox zu sein. Er kennt ja, wie uns zum Ueberfluß Reinkens in seiner Streitschrift gegen Stahl: „Der Protestantismus als politisches Princip", aufs neue wieder gesagt hat, keine Dogmengeschichte und ist gerade gegenwärtig wieder damit beschäftigt, seine katholische Wissenschaft kirchenpolizeilich auszufegen. Allein eben deshalb versinkt er immer mehr in den Materialismus einer unbegrenzten Herrschsucht, in welcher er zuerst innerlich, indem er sich immer mehr entleert, und zuletzt auch äußerlich zugrunde gehen muß, weil er Schritt für Schritt und inmitten von scheinbaren Triumphen, genau ebenso wie im scheinbaren Siegesjahrhunderte vor der Reformation, immer mehr an reliösem und überhaupt idealem Gehalte verliert und dem Zeitpunkte immer näher gedrängt wird, wo er an idealem Gehalte selbst unter den Staat herabsinkt. In nothwendiger Folge davon wird er entweder rein politisches Mittel (wie in Frankreich), oder identificirt sein Machtinteresse augenblicklich und auf Zeit mit dem des Staats (wie in Oestreich), oder zerreibt sich endlich in seiner pseudokirchlichen Anmaßung an der Berechtigung des Staats, wie es hoffentlich in dem nicht römisch-theokratischen, sondern wesenhaft-protestantischen Deutschland in Bälde, irgendeinmal jedenfalls geschehen wird. Das ideale Element, dessen höchste Aeußerungen die religiösen Fragen sind, vermag nur da vor Materialismus und Veräußerlichung zu schützen, wo es nicht blos traditionirt, sondern productiv und lebenpulsirend vorhanden ist, und dieses kann es nicht sein, ist es nie gewesen, wo nicht die wissenschaftliche Thätigkeit an ihm gleichzeitig zugelassen und thätig gewesen ist.

Die angeblich größere, ja angeblich absolute und wissenschaftlich unüberwindliche Schwierigkeit der religiösen Fragen, die Meinungsverschiedenheit der Kirchen und Theologen und die angebliche Unhaltbarkeit alles bisher auf diesem Gebiete Geleisteten kann dieses Resultat nicht unsicher machen. Die zuerst genannte, von unserm Verfasser vorzugsweise geltend gemachte Instanz beruht auf der Behauptung von schlechthinniger Transscendenz des Idealen, welches in seinem Dasein zwar anerkannt, aber seinem Inhalte nach wissenschaftlich nicht erkennbar sein soll. Der Verfasser betont zu dem Ende die menschliche Begrenztheit und Endlichkeit. Die Begrenztheit des menschlichen Geistes fodert nach ihm eine reale Grenze, wenn mit ihrem Gedanken Ernst gemacht werden soll, und diese reale Grenze welche nur in ihrer Wirklichkeit oder in ihrem Dasein anerkannt werden soll, ist, wie der Verfasser meint, eben Gott und das Göttliche. Gott ist hiernach das absolut Jenseitige für den Menschen und deshalb nebst allen mit ihm zusammenhängenden Fragen absolut und principiell unerkennbar. Wir haben hier also die bekannte Transscendenz des Göttlichen, welche den Auslauf der Kant'schen Skepsis bildete und, wiewol aus andern Gründen, auch bei Schleiermacher sich findet. Allein abgesehen von der oben anerkannten Unerschöpflichkeit und Unauerkennbarkeit des Idealen, welche dieses übrigens mit dem augenscheinlich Zugänglichsten und Klarsten gemeinschaftlich hat, ist dem Verfasser kaum zum Bewußtsein gekommen, daß er damit nicht blos ein, sondern geradezu das Grunddogma des von ihm eifrig vertretenen Christenthums aufhebt. Die christliche Idee des Gottmenschen setzt eben die volle Incarnation des Göttlichen in das Menschliche oder des Idealen in das Reale. Das Jenseitiggebliebensein des Göttlichen für irgendwelche Seite des menschlichen Geistes ist ein ebenso widerchristlicher wie unprotestantischer Gedanke, der um so entschiedener zurückgewiesen werden muß, je zweifelloser durch ihn die protestantische Wissenschaft zu katholischen Principien zurückgeführt werden müßte. Der mittelalterliche Katholicismus ruht mit seiner gesammten Lehre und Verfassung durchaus auf dem Dualismus oder der Jenseitigkeit Gottes, auf einer sich selbst und damit die volle Erlösung zurückhaltenden Aristokratie des Göttlichen gegenüber dem Menschlichen, auf der Verleugnung des menschgewordenen Gottes. Das echt christliche Bewußtsein hat im Protestantismus und am energischsten und bewußtesten in seiner lutherischen Seite die volle Idee des Gottmenschen, ausgesprochen durch das Dogma von der communicatio idiomatum als der vollen Hineinnahme des Menschlichen in das Göttliche. Vornehmlich der lutherische Protestantismus hat jener Verleugnung der christlichen Grundidee sich entgegengesetzt und muß es als eine Verflachung seiner tiefsten Bestimmung bezeichnen, wenn ihm zugemuthet wird, die Kindschaft Gottes und somit das Wesen des Christenthums in der bewußten und principiell anerkannten Ignoranz über das Göttliche zu suchen. Christus ist nicht das Licht der Welt, weil er uns hat schauen lassen, daß wir nichts wissen, sondern ist das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Offenbarer des Geheimnisses Gottes, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen liegen, d. h. principiell zugänglich gemacht sind, wenn der Glaube an das Licht und Leben der Welt jenen heiligen Geist empfangen hat, der auch die Tiefen der Gottheit erforscht.

Es bedarf nach dem Angeführten nicht erst der be-

sondern Begründung, warum der Verfasser (S. 152 fg.) so eifrig bemüht ist, die tiefe und für das gehörig entwickelte christliche Bewußtsein unentbehrliche Johanneslehre vom Logos als eine philonisch-theosophische und Christus unberechtigt überschreitende Lehre zu verdächtigen. Es wird vollkommen erklärlich, wie er (S. 170) die Behauptung wagen kann, daß wir nach dem Willen des Christenthums Kinder (παῖδες, d. h. nach dem Sinne des Verfassers wissenschaftliche Ignoranten bezüglich des Wesensinhalts Gottes) bleiben, nie Söhne Gottes (υἱοί) werden sollen. Die oberflächlichste Beschäftigung mit der Schrift, insbesondere mit dem Apostel Paulus lehrt das Gegentheil. Wir sollen nach Letzterm heranwachsen zu dem „vollkommenen Manne, der da sei in dem Maße des vollkommenen Alters Christi", und Christus hat nach der Schrift mehr von Gott gewußt als das bloße Dasein Gottes, sein ausgesprochenes Gottesbewußtsein umfaßt auch das Sosein Gottes troß der Gegenversicherungen des Verfassers. Es ist ferner vollkommen begreiflich, warum der Verfasser bei den anthropologischen Fragen der Erlösung (und Versöhnung) S. 175 fg. sich meistens auf die Seite des Katholicismus und in Rücksicht der Lehre von den Sacramenten S. 225 fg. auf die Seite des Zwinglianismus stellt. Wir wollen den Skeptiker nicht wiederholt mit der Bemerkung bedrängen, daß er troß der Versicherung, über alle diese Dinge nichts zu wissen, doch immer im Hintergrunde seine mit wissenschaftlichen Mitteln vertheidigte Ueberzeugung hat. Sie ist schwach genug begründet, um Anspruch auf die unerfreuliche Anerkennung machen zu dürfen, daß solche Ueberzeugung mit Indifferentismus bezüglich eines bestimmten Bewußtseins von diesen Fragen identisch sei. Aber es ist vollkommen klar, daß der Dualismus des Verfassers zwischen dem Idealen und Realen, zwischen Gott und Mensch zu demselben Resultate führen mußte wie die verflachende Anthropologie des Katholicismus, welcher in demselben Dualismus ruht, und wie die protestantisch inconsequente Lehre des Zwinglianismus und Calvinismus bezüglich des Gottmenschen und der Sacramente, da diese in derselben dualistischen Grundanschauung wurzeln. Dem katholischen und (obwol in weit minderm Grade und von entgegengesetzter Seite her) auch dem reformirten Lehrbegriffe fehlt eben das lebendig entwickelte Bewußtsein und der scharf bestimmte Begriff der Immanenz des Göttlichen und daher der vollen Erlösung. Von dem Verfasser gilt Dasselbe: daher sein Dualismus, aus diesem sein Skepticismus, seine Hinneigung abwechselnd zum Katholicismus und zum Zwinglianismus: zum erstern vom religiösen Standpunkte aus, zu letzterm vom erkenntnißtheoretischen oder rationalisirenden Gesichtspunkte her; daher endlich seine ganz unvermeidlichen Misverständnisse der lutherischen Lehre.

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, den Versuch des Nachweises zu machen, daß sich die mit dem Verfasser anzuerkennende Endlichkeit des Menschen mit seiner von Religion und Wissenschaft gleicherweise gefoderten Unendlichkeit vereinbaren lasse. Es ist dieses eben das tiefste Problem der Erlösung, ohne dessen thatsächliche und wissenschaftliche Bejahung weder Religion noch Theologie denkbar oder wirklich sind. Es genügt hier die Foderung im Namen des Christenthums, des unmittelbaren und des wissenschaftlichen Bewußtseins gegenüber der Behauptung geltend gemacht zu haben, daß das Umgekehrte: Verzicht auf die thatsächliche und wissenschaftliche Immanenz des Göttlichen, Religion oder gar Christenthum und Wissenschaft sei. Denn wohl zu merken: wo wie bei dem Verfasser die Endlichkeit principiell und deshalb schlechthinnig der Unendlichkeit jenseitig bleibt, ist nicht blos die Wissenschaft der Religion, sondern die Religion selbst aufgehoben, wenn wir auch weit entfernt sind, dem ehrenwerth strebenden Verfasser das Bewußtsein hiervon und die Absicht dieses Resultats unterschieben zu wollen. Die wissenschaftliche Betrachtung löst sich von der persönlichen vollkommen ab. Es kann ihr gleichgültig sein, ob ein Skepticismus wie der vorliegende seine Wurzel in einer unberechtigten Bescheidenheit hat oder aus einem nicht mehr und nicht minder berechtigten Indifferentismus gegen die Bestimmtheit des religiösen Bewußtseins Vorsprung und Lebenskraft gewinnt. Unleugbar hat aber auch die Verwirrung der kirchlich confessionellen und theologischen Ueberzeugungen einen Einfluß auf den Skepticismus des Verfassers geübt. Er will diesen zum Theil traurigen, sittlich, religiös und wissenschaftlich verderblichen Zerklüftungen durch den Verzicht seines Skepticismus ein für alle mal einen Damm entgegengesetzt wissen. Dann allerdings kann Gegenstand des Streits nicht mehr sein, was überhaupt nicht Gegenstand des Besitzes sein kann. Der streitgereizte Charakter der Gegenwart sowol unter den protestantischen Bekennern selbst als im Verhältnisse des Protestantismus zum Katholicismus und umgekehrt ist in der That geeignet, milde Charaktere, insbesondere wenn sie nicht die specifisch gelehrt-theologische Bildung besitzen, zu dem auch wissenschaftlich formulirten Rathe zu treiben, daß man diese Staat und Kirche zerklüftenden Verhandlungen aufgebe und, um dies zu können, die Ueberzeugung sich aneigne, es könne überhaupt und dürfe deshalb auch nichts über die streitigen Fragen festgestellt werden. Wir ehren nicht blos, wir theilen auch diese Gesinnung zum Frieden und halten den gegenwärtigen Zustand für einen Stand der Ueberreiztheit, welcher weder dauern kann noch wird. Aber als Uebergangszustand ist er begreiflich und in gewissem Grade nothwendig. Es ist natürlich, daß das aus dem schmählichen Indifferentismus der abbrechenden kirchlichen Zustände sich emporraffende Bewußtsein des kirchlichen Confessionalismus im Lebensgefühle der endlichen Wiedergeburt sich zu Ausschreitungen verirrt. Der Trieb, sich im Gegensatze theils zum Indifferentismus, theils zur Un- und Irrgläubigkeit zu behaupten, treibt zu krankhaften Extremen, an welchen überdem Unkenntniß der Kirchen- und Religionsgeschichte, speciell der Entwickelungsprincipien des Protestantismus selbst, Mangel an lebendiger religiöser Erfahrung, endlich auch Ueberfluß an unsittlichem, fromm sich geber-

dendem Glaubenshochmuth und an hierarchischen Gelüsten ihren ganz unleugbaren Antheil haben. Das theilweise zu tief gehende Eingreifen des Staats und die theilweise überkühne Benutzung der Kirche für seine Interessen und Absichten ist in der That für Staat wie Kirche hochgefährlich, weil es beide nothwendig demoralisirt, wenn nicht Die, deren Pflicht und Lebensaufgabe dieses ist, unermüdlich im Namen des Staats und der Kirche zur Vorsicht mahnen. Dennoch ist die Bewegung im Großen und Ganzen durchaus erfreulich, denn religiöser und dann sicher bald auch sittlicher Indifferentismus ist der furchtbarste Feind alles individuellen wie socialen Lebens, so im Staate wie in der Kirche, da beider Interessen begriffsgemäß und laut der Geschichte unauflösbar miteinander verwachsen sind. Auch das ist begreiflich und keine Berechtigung zur Anklage, daß die lutherische Kirche mit besonderer Energie ihr confessionelles Bewußtsein geltend macht. Sie hat in der That bei allen streitigen Punkten den tiefern und consequentern Glaubensstoff, so oft man auch früher und neuerdings wieder insbesondere die Consequenz dem lutherischen Bekenntnisse hat absprechen wollen. So wenig wir geneigt sind, dem zum Theil fanatischen Sturme auf die Union das Wort zu reden, und so tief wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß ein leidenschaftsloseres, weniger doctrinäres Besinnen die Liebe und die Aufmerksamkeit auch wieder auf die allen Lebensseiten der protestantischen Kirche gemeinsamen Punkte hinlenken wird: dies steht uns nichtsdestoweniger unerschütterlich fest, daß nur durch die erneute Vertiefung in den protestantischen Glaubensstoff bestimmter Formulirung und bestimmten Bekenntnisses das Recht zu einer protestantischen Union und die Kraft zum Widerstande gegen die katholische Hierarchie gewonnen werden kann. Denn der Protestantismus wird erst dann seine Kraft gegen den römischen Katholicismus beisammen haben, wenn er sich wie zur Zeit der Reformation wiederum energisch der wesentlichen Wahrheit seines Glaubensstoffs und der wesentlichen Unwahrheit des katholischen Lehrbegriffs bewußt worden ist. Es wird dann aufhören, was auch in der vorliegenden Schrift an vielen Punkten sichtbar ist, das Liebäugeln mit dem katholischen Lehrbegriffe oder der katholischen Kirche. Man wird zu dem alles Weitere bestimmenden Bewußtsein gelangen, daß der Katholicismus und noch dazu innerhalb einer wenig gebildeten geistlichen Aristokratie nothwendig zu der Menschenvergötterung führt, welche seine Papst-, Heiligen- und Hierarchiegeschichte hinlänglich aufweist; man wird namentlich einsehen lernen, daß der Pantheismus gegenüber dem echt christlichen Individualitätsprincip der protestantischen Kirche eine unausbleibliche Frucht der katholischen Lehrprincipien ist. Ja es wird in der nächsten Zeit eine würdige und zeitgemäße Aufgabe der protestantischen Wissenschaft bilden, nachzuweisen, wie der Pantheismus und die revolutionäre Antinationalität von jeher und nothwendig in katholisirenden Principien ihre Wurzel gehabt haben. Wir sind gegenwärtig auf dem Wege, durch protestantische Selbstvertiefung zu diesem Bewußtsein zu kommen, und wollen, ohne der Verzweiflung an theologischer Wissenschaft überhaupt Raum zu geben, die allerdings leidenschaftlichen Gegensätze sich durcharbeiten lassen, das Doppelte festhaltend, daß einestheils solche Zeit noch unabgeklärter Selbstbesinnung in kirchenorganisatorischer Hinsicht mit äußerster Vorsicht und Selbstbeschränkung vorschreiten muß und andererseits trotz aller innern Gegensätze der Vertheidigungs- und Angriffsstreit gegen die katholische Hierarchie und Machttendenz für die protestantische Kirche in allen ihren Theilen für die menschliche Bildung überhaupt und für den katholischen wie protestantischen Staat die gemeinsame Aufgabe ist. Dann wird auch das gebildete protestantische Bewußtsein zu der Ueberzeugung hindurchdringen, die dem Verfasser so fern wie möglich steht, daß in den Symbolen der protestantischen Kirche nicht eine der Verzweiflung preiszugebende Theologie, sondern im Wesen nur solche christlich-religiöse Sätze niedergelegt sind, die kein entwickelteres religiöses Bewußtsein aufzugeben vermag und selbst dann aufrecht erhalten muß, wenn die in ihnen scheinbar liegenden Widersprüche der dialektischen Betrachtung wissenschaftlich ihre Bewältigung noch nicht gefunden haben. Könnten wir daher auch der Polemik des Verfassers gegen Julius Müller und besonders Rothe mehr Recht geben als es wirklich der Fall ist, so würde daraus nicht die Verzweiflung an jenen auch in ihrer Besonderentwickelung religiösen Sätzen hervorspringen, sondern nur die Aufgabe mit gesteigertem Nachdrucke sich geltend machen, die protestantische Wissenschaft weiterzuführen; und diese Aufgabe ist von allen protestantischen Theologen anerkannt, die nicht in confessioneller Ueberreizung die protestantischen Principien und damit die protestantische Wissenschaft selbst verlieren oder wie der Verfasser sich den religiösen und theologischen Conflicten der Gegenwart durch die Bankrotterklärung der Wissenschaft und näher betrachtet des bestimmten religiösen Bewußtseins überhaupt zu entziehen versuchen.

Im entschiedenen Gegensatze zu beiden Ansichten haben wir auf dem geschichtlichen Grunde unsers kirchlichen Glaubensbesitzes rüstig und vertrauend Hand anzulegen an den Weiterbau der protestantischen Wissenschaft. Aber wir verkennen nicht das theilweise Recht des Verfassers, nicht blos in Einzelnem (z. B. in der Ablehnung des zu antiquirenden Gegensatzes von Rationalismus und Supranaturalismus S. 59 fg.), sondern im Princip selbst, wenn es nur anders gefaßt und entwickelt wird. Die Bedeutung und der bleibende Werth der vorliegenden Schrift liegt in der dringend nothwendigen Mahnung, die Wissenschaft der Theologie auf ihre eigenen Principien zurückzuführen und von der Philosophie oder (wie der Verfasser lieber sagt) von der Metaphysik zu emancipiren. Die enge Verknüpfung beider Wissenschaften ist zwar anzuerkennen und durch die Geschichte der Theologie mehr, als erfreulich ist, belegt. Aber erst dann, wenn die Theologie die Entwickelung der Heilsprincipien aus ihrem eigenen Lebenscentrum hervor consequent ins Auge faßt und die Kategorien der Philosophie als prin-

cipieller Erkenntnißwissenschaft nicht blos versicherungsweise, sondern thatsächlich und insbesondere auch methodisch ablehnen gelernt hat, wird sie im Stande sein, der Religionsphilosophie gegenüber die Berechtigung auch des Namens einer selbständigen Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, die Verwickelungen in philosophische Streitigkeiten, so weit thunlich, vermeiden und wie von der Philosophie zu empfangen, so auch ihr zu geben vermögen. Denn trotz gegenseitiger Selbständigkeit sind beide Wissenschaften ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach auf den lebendigsten Austausch hingewiesen. Diese Verselbständlichung der Theologie als der Heilswissenschaft gegenüber der Philosophie als der Erkenntnißwissenschaft ist der eigentliche und berechtigte Sinn des von unserm Verfasser unklar bestimmten und zu weit ausgedehnten Satzes, daß die menschliche Erkenntniß zwar das Dasein, aber nicht das Sosein Gottes zu ergründen vermöge. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß auch innerhalb dieser Scheidung der Skepticismus blos den Werth eines ernüchternden Protestes gegen dialektischen Uebermuth hat, im Uebrigen aber der Religion und Theologie ebenso gefährlich ist wie der allgemeinen Bildung und Philosophie. Und auch daran möchten wir schließlich erinnern, daß es namentlich bei der gegenwärtigen Richtung und Geschichtsstellung der Theologie unendlich leichter ist, jene Foderung der Trennung zu stellen, als sie positiv zu vollziehen, ohne beim Angriff der Aufgabe dem abstracten Confessionalismus oder verzweifelnden Skepticismus anheimzufallen.

Das Buch ist im Ganzen gut geschrieben und würdig ausgestattet. Die Gesprächsform würde der Verfasser besser gemieden haben. Sie ist für wissenschaftliche Zwecke nicht zu brauchen und künstlerisch sehr schwer zu handhaben, wofür nach beiden Seiten die vorliegende Schrift ein neues Zeugniß gibt.

Gustav Adolf Fricke.

Bücherschau.

Vermischtes.

1. Olympia Morata, ein christliches Lebensbild von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Scheitlin. 1854. 8. 22½ Ngr.

Olympia war die älteste Tochter des Fulvius Peregrinus Moratus, eines berühmten italienischen Gelehrten, der sich nach damaliger Gelehrtensitte angelegen sein ließ, seine durch Schönheit und Talent schon früh hervorragende Tochter in der Welt des classischen Alterthums heimisch zu machen und sie in den alten Sprachen zu unterrichten. Namentlich in der griechischen Sprache brachte sie es auch bald so weit, daß sie in den vertrauten Cirkeln des Hofs von Ferrara, die etwas Anderes waren als moderne Hofcirkel, in ihrem 15. Jahre Hymnen in griechischer Sprache vortrug, welche allgemeine Bewunderung erregten. Ihr Vater, der ihr leider früh durch den Tod entrissen wurde, schloß sich, wie damals so mancher geistreiche und gelehrte Italiener, der aus Deutschland auch über die Alpen dringenden Reformbewegung an. Diesen Umstand benutzten die Mönche und Gegner des neuen Glaubens, auch auf Olympia den Schein der Ketzerei zu werfen; sie fiel bei Hofe in Ungnade, und jetzt erst warf sie sich mit allem Eifer auf das ihr trostreiche Studium der Heiligen Schrift. Die Verlassene und Verstoßene lernte ein junger Gelehrter aus Schweinfurt, Andreas Grundler, „ingenio praestans juvenis formaque decorus", in Ferrara, wo er sich auf einer wissenschaftlichen Reise bei den Gebrüdern Sinapi aufhielt, kennen. Beide faßten Neigung zueinander und im Winter des Jahres 1550 reichte sie dem wackern Deutschen ihre Hand und begleitete ihn als seine Lebensgefährtin nach Deutschland. Das nordische Klima und traurige Schicksale, namentlich während der Belagerung der von dem wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach besetzten Stadt Schweinfurt, wobei sie ihre Bibliothek verlor und sammt ihrem Gatten und dem noch übrigen Theile der Bevölkerung fast nackt zur Stadt hinausgetrieben wurde, untergruben ihre Gesundheit. Die Grafen von Erbach gewährten den Unglücklichen ein Asyl, bis Grundler als Lehrer der Medicin an die Universität Heidelberg berufen wurde. Hier starb sie, noch nicht volle 29 Jahre alt. Ihr Gatte, von der Pest befallen, folgte ihr wenige Monate darauf und in kurzer Frist auch ihr Bruder Emilio. Sie sind alle Drei in einer Seitenkapelle der Peterskirche zu Heidelberg begraben, wo der Grabstein noch zu sehen ist mit der Inschrift: „Im Namen des ewigen Gottes und zum Gedächtniß der Olympia Fulvia Morata, Tochter des Peregrinus Moratus von Mantua, berühmten Professors zu Ferrara, und geliebte Gattin des Doctor Andreas Grundler. Ihr Geist und ihre außerordentliche Kenntniß beider alten Sprachen, die unvergleichliche Reinheit ihrer Sitten und ihre Frömmigkeit erhoben sie über ihr Geschlecht." Durch die barbarischen Wirren jener Tage schreiten doch wieder eine Menge reiner, edler, im Dulden wie im Handeln starker, idealer Gestalten, die uns mit jenen aussöhnen und denen unsere Zeit keine gleicherhabenen zur Seite zu stellen hat. Zu diesen idealen Gestalten gehört Olympia Morata. Die Verfasserin hat sich namentlich an ein von J. Bonnet verfaßtes und in Paris 1850 erschienenes Buch „Vie d'Olympia Morata" gehalten, und bemerkt in der Vorrede, daß jüngst auch Merz in seinen „Christlichen Frauenbildern" einen Lebensabriß Olympia's gegeben habe, neben dem aber ihre Schrift ihre Stelle behaupten könne, da sie ausführlicher und durch einige der charakteristischsten Briefe Olympia's (zum Theil aus Schweinfurt datirt) vermehrt sei.

2. Mittheilungen eines Mannes, der zu lesen versteht. Ein Vademecum für allerlei gebildet Volk. Stuttgart, Steinkopf. 1854. 8. 27 Ngr.

Ein Theolog, der sich weder auf dem Titel noch in der Vorrede genannt hat, tritt hier mit seinen aus einer Menge von Schriften und Zeitschriften gezogenen recht mannichfaltigen Excerpten vor das Publicum und empfiehlt sie namentlich als Begleiter auf Reisen, weil man da meist viel zu zerstreut sei, um Zusammenhängendes zu lesen, und doch oft wieder voll Verlangen, in einsamen Stunden sich geistig zu beschäftigen. Es ist fast modischer Brauch geworden, gegen die Herausgabe solcher Lesefrüchte und Excerpte wie gegen etwas höchst Schädliches zu eifern, ich möchte sie aber, wenigstens die nicht gedankenlos zusammengestellten, nicht geradezu verwerfen. Wie mancher anregende Gedanke (und oft ist Ein Gedanke mehr werth als ein ganzes Buch) kommt nicht dadurch in das größere Publicum, der sonst vielleicht gänzlich verloren wäre. Hunderte von Büchern und Journalaufsätzen werden jetzt nach kurzer Zeit vergessen, obschon sie doch vielleicht hier und da einen Gedanken enthalten, welcher fortzuleben verdient und, an den rechten Säemann gebracht, segensreich wirken und Frucht bringen kann. Warum also diese Gedanken so viel als möglich nicht vom Untergange retten? Auch dieses Vademecum enthält viele solcher Sentenzen, aber leider auch eine große Zahl von Abschnitzeln, von denen man gar nicht begreift, was sie hier sollen, z. B.: „Erst 1783 wurde zu Glaruk in der Schweiz die letzte Hexe verbrannt"; „Karl's V. Retirada nach St.-Just"; „Eine wohlgeölte Zunge"; „Ideenloser Consistorial-Bureaukratismus"; „Der Abbé Bernis hat die d'Etoiles (Pompadour) an den König Ludwig XV. verkuppelt"; „Voilà justement l'homme qu'il nous faut (Molière)"; „Der Familienname von der Hagen

— de oder ab Indagine", und so noch andere zu ganzen Dutzenden, die sich der Verfasser wahrscheinlich zumeist als Merkzeichen für sein Gedächtniß aufgezeichnet hat, die doch aber wahrhaftig nicht in ein Buch gehören.

3. Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus vorstellend Seinen wunderlichen Lebens-Lauff und Sonderliche Begebenheiten gethaner Reisen. Nebenst wahrhafter Beschreibung des vormals in Flor gestandenen und öfterst verunruhigten Ungerlands u. s. w. Herausgegeben vom gedachten Dacianischen Simplicissimus. Neue Auflage. Leipzig, Otto Wigand. 1854. 8. 1 Thlr.

Da wir hier nur mit einer neuen Auflage oder Ausgabe des ungarisch-dacianischen Simplicissimus zu thun haben, so können wir uns auf seinen durch die Naivetät, womit er vorgetragen ist, und durch die Mannichfaltigkeit der Mittheilungen partienweise ziemlich interessanten Inhalt hier nicht tiefer einlassen. Jedenfalls muß der Verfasser ein „Stromer" der echten deutschen Art gewesen sein, wie deren auch jetzt noch in aller Herren Ländern des abenteuerlichen Hin- und Herstreifens wegen vagabundiren, obschon damit in der Regel auch ein gewisser ebenfalls echtdeutscher Drang nach Wissen, Lernen, Schauen und Kenntniß fremder Länder verbunden ist. Der Herausgeber, der dem Buche recht dankenswerthe Noten beigegeben hat, bemerkt im Vorwort, daß der ungarisch-deutsche Simplicissimus bereits 1683 (der bekannte deutsche Simplicissimus, das damals in Deutschland gelesenste Buch, erschien 1669) ohne Angabe des Druckorts und des Namens seines Verfassers erschienen, später aber gänzlich in Vergessenheit gerathen sei. Der Verfasser erstand sein Exemplar vor etwa 20 Jahren aus der Bücherauction eines ungarischen Magnaten. Interessant sind namentlich des Simplicissimus Aufenthalt bei den Räubern Janko, Hafran und Bryhus, deren grausame Hinrichtung in Eperies, wie überhaupt die Mittheilungen über das damalige Criminalverfahren in der Zips.

4. Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Tschudi. Zweite verbesserte Auflage. Mit 24 Abbildungen von E. Rittmeyer und W. Georgy. Erste Lieferung. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 8. 10 Ngr.

Mit Vergnügen entledigen wir uns der Pflicht, den Freunden geschmackvoller und lebendiger Naturcharakteristik diese verbesserte und zugleich eleganter ausgestattete und mit hübschen Abbildungen (Schnitt und Druck von E. Kretzschmar in Leipzig) geschmückte zweite Auflage des trefflichen, von der Kritik und dem Publicum mit so großem Beifall aufgenommenen und bereits in Nr. 41 d. Bl. f. 1853 besprochenen Tschudi'schen Werks hiermit zur Anzeige zu bringen. Eines weitern empfehlenden Zusatzes wird es wol nicht bedürfen.

5. Ferienreise nach Linz, Salzburg, Kloster Göttweig und Wien von Gustav Klemm. Nebst einer Steindrucktafel. Dresden, Arnold. 1853. 8. 1 Thlr.

Diese Entdeckungsreise ins Salzkammergut und Salzburgische kann sich freilich an wichtigen Resultaten mit den Entdeckungsreisen Humboldt's, Schomburgk's, Franklin's, Clapperton's, Richardson's u. s. w. nicht vergleichen, es müßte denn die Entdeckung sein, daß sich eine Fülle reichen Gemüths, der Liebe und des Wohlwollens schon in den „weichen" Dialekten des Oestreichers so wohlthätig kundgebe. Der Verfasser möchte wol so ziemlich der Einzige sein, welcher in den östreichischen Dialekten den Charakter der Weichheit herausgefunden hat, während erst noch vor kurzem ein englisches Blatt gelegentlich derselben Mundart „dorische Rauhheit" vorwarf. Treuherzig und naiv mögen diese Dialekte sein, aber gewiß nicht weich. Der Verfasser findet überhaupt in Oestreich Alles vortrefflich, sogar der Regen richtet sich in Oestreich ganz behaglich ein (S. 6). Nun, ich bin auch gerade kein Verächter des schönen östreichischen Landes und seiner Bewohner, aber daß der Regen sich dort „behaglicher einrichte" als anderswo, das habe ich nicht wahrgenommen. Auch scheint es dem Verfasser in Oestreich gar nicht übel geschmeckt zu haben, denn bald erzählt er uns, wie er sich hier den mit Kresperwasser verstärkten Kaffee und darauf ein paar wiener Würstel mit Kren nebst trefflichem Grinzinger munden ließ (S. 23), wie er dort das „letzte" Gericht bezwang (S. 37), oder wie er im Stiftskeller St.-Peter in Salzburg durch Roßbratel und Grinzinger seine Kräfte „ergänzt" habe u. s. w. Indeß enthält die Schrift auch manches Interessante und Lesbare, namentlich über die Landesmuseen und die Sammlungen verschiedenster Art, in welchen Dingen der Verfasser durch seine ämsigen culturhistorischen und ethnographischen Sammlungen und Forschungen competenter Richter ist. Weniger verläßlich ist wol sein Urtheil in Sachen des reinen Kunstgeschmacks, da er auch manchen minder bedeutenden Kunst- und Bauwerken eine Beachtung schenkt, die sie nicht verdienen.

6. Weltspiegel. Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben, herausgegeben unter Mitwirkung Mehrer von Friedrich Körner. Erstes Bändchen. Halle, Delbrück. 1854.

7. Unser Vaterland. Land und Leute, geschildert für Schule und Haus. Im Verein mit mehren Schriftstellern von Friedrich Körner. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1854. Br. 8. 5 Ngr.

Diese beiden Schriften stellen wir als von Einem Herausgeber herrührend zusammen, zumal sie einen gemeinsamen Zweck, den der populären Belehrung, und einen gemeinsamen Charakter, den der populären Darstellung haben. Das erstere heftweise erscheinende Werk wird Geschichtsbilder, Naturgemälde, Skizzen aus dem Literatur- und Culturleben der alten und neuen Völker, Genrebilder aus den Naturreichen, Darstellungen der industriellen und künstlerischen Leistungen der Völker, Charakterschilderungen einzelner Männer u. A. m. enthalten, und jedes Heft (à 10 Bogen) soll ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden (das erste Bändchen enthält die „Wunder der Winterwelt"). Das zweite ebenfalls in Lieferungen erscheinende Werk ist bestimmt, nach Kräften zur Belebung vaterländischen Sinnes mitzuwirken, zu welchem Zwecke Biographien deutscher Fürsten, Helden, Künstler und Gelehrten, Gemälde deutscher Siegesschlachten, Schilderungen deutscher Städte, Landschaften, Bauwerke, Bilder aus dem deutschen Volksleben u. s. w. seinen Inhalt bilden werden. Der Herausgeber klagt mit Recht, daß die Kenntniß deutscher Alterthümer, deutscher Kunstleistungen, deutscher Erfindungen, deutscher Geschichte, deutscher Sitten, Landschaften, Feste unter dem deutschen Volke noch sehr gering sei, und wenn jeder Knabe von den Helden Griechenlands und Trojas zu erzählen wisse, kenne doch selbst mancher Gebildete die Helden der Nibelungensage nicht, und während jedes Geschichtsbüchlein von den Pyramiden Aegyptens berichte, schweige es doch von unsern herrlichen Domen und Münstern. Diese beklagenswerthe Erscheinung hängt mit dem Stammes- und Sondergeist der Deutschen zusammen, den nur wenige so weit überwinden lernen, um sich für das übrige Deutschland in derselben Weise zu erwärmen, wie für die nächsten landsmannschaftlichen Angelegenheiten und die Interessen des Gaues oder gar des Orts oder Oertchens, in welchem sie gerade zufällig hausen und geboren sind.

8. Malerische Feierstunden. Illustrirte Volks- und Familien-Bibliothek zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Herausgegeben von Otto Spamer. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Erster und zweiter Band. Erster Band: Das Buch der Erfindungen. $17\frac{1}{2}$ Ngr. Zweiter Band: Das Buch der Arbeit. I. 15 Ngr. Leipzig, Spamer. 1854. Br. 8.

Dieses neue populär-literarische Unternehmen führt sich mit dem ersten Bande, dem Buche der Erfindungen, beim Publicum in sehr empfehlender Weise ein und behandelt, zum Theil wol auf englische Vorlagen gestützt, so wichtige Gegenstände in so klarer, unterrichtender Weise, daß es für die reifere

Jugend kaum eine lehrreichere und anziehendere Lectüre geben kann, während das Buch auch ältern Personen treffliche Dienste leisten wird. Die darin zum Vortrag kommenden Gegenstände sind jene wichtigen und ungeheuern, in Handel, Verkehr, Kriegswesen, Literatur, Gesittung, Lebensweise mit gewaltiger Schwung- und Umwälzungskraft eingreifenden Erfindungen und Entdeckungen der letzten Jahrhunderte: Erfindung der Buchdruckerkunst, Erfindung des Schießpulvers, Erfindung des Blitzableiters, Magnetismus und Elektricität in allen Erscheinungen und Anwendungen, Erfindung des Telegraphen, auch des elektro-magnetischen, Erfindung des Luftballons, Erfindung des Mikroskops und Teleskops, Erfindung der Daguerreotypie, Erfindung der Dampfmaschine, der Eisenbahnen, der Dampfwagen, des Dampfschiffs, endlich der Baumwollenspinnerei und Weberei. Auffallend war es uns nur, daß auch das so höchst zweifelhafte und mit so vielen Täuschungen verbundene Tischrücken im Buche einen Platz gefunden hat, als eine Entdeckung, welche möglicherweise die Quelle der großartigsten und segensreichsten Erfindungen werden könne. Der zweite Band, ebenfalls mit zahlreichen Illustrationen versehen, behandelt die verschiedenen Handwerke, Berufs- und Gewerbszweige.

9. Alte und neue Häuslichkeit. Die christlichen Hauptfeste und unsere Jahreszeiten. Zwei Vorträge von Heinrich August Reinbott. Berlin, Schröder. 1853. 8. 6 Ngr.

Der Verfasser, Vorsteher der königlich Friedrichsstädtischen Knabenschule zu Berlin, hielt diese Vorträge am Stiftungstage des berliner Vereins für deutsches Volksschulwesen, am 6. Juli 1853. Wir erwähnen die kleine Broschüre blos deshalb, weil in dem ersten Vortrage ein wichtiges, unter Andern auch von Riehl schon angeregtes Thema, der Zusammenhang zwischen der modernen Bauart und der modernen Sitte, besprochen wird. Der Vergleich mit der alten Bauart und Häuslichkeit fällt keineswegs immer zu Gunsten der neuern Zeit aus.

10. Wellingtoniana. Anekdoten, Meinungen und Charakterzüge von dem Herzoge von Wellington. Zusammengestellt von John Timbs. Aus dem Englischen übersetzt. Nordhausen, Büchting. 1853. Gr. 12. 20 Ngr.

Der Titel gibt den Inhalt des Buchs so genau und vollständig an, daß wir kaum etwas Weiteres hinzufügen dürfen. Vieles darin Mitgetheilte ist bereits bekannt; weniger bekannt dürfte jedoch sein, was der Verfasser von Wellington's Ansicht über den Schlachtplan von Ligny erzählt. Hiernach soll Wellington, nachdem er die Aufstellung der Preußen am 16. Juni um 11 Uhr Vormittags besichtigt, zu Blücher geäußert haben: „Jedermann kennt sein Volk am besten, aber ich kann nur sagen, daß ich mit einer englischen Armee eine solche Stellung nicht einnehmen würde, wie Sie gethan haben." Hierauf habe Blücher entgegnet, daß seine Landsleute den Feind zu sehen liebten, bevor sie mit ihm handgemein würden u. s. w. Als nun der Herzog in sein Lager zurückgekehrt, soll er sich zu einem Stabsoffizier gewandt und zu diesem gesagt haben: „Merken Sie sich meine Worte: die Preußen werden sich ausgezeichnet schlagen, denn es sind Kerntruppen, sie werden gut befehligt, aber sie werden besiegt werden. Ich meine, daß eine in solcher Art aufgestellte Armee nothwendig geschlagen werden muß, wenn anders die angreifende Heeresmacht die Stärke hat, welche ich bei den Franzosen unter Napoleon annehme." Militärpersonen werden diese Schrift, die auch eine kurze Lebensbeschreibung des Herzogs enthält, nicht ohne Interesse lesen.

11. Les veillées de Noël. (Weihnachtsbilder.) Simples récits du foyer pour les petits et les grands. Par *Paulin Niboyet*. Leipzig, Michelsen. 1854. 8. 20 Ngr.

Die novellistische Gabe eines in Leipzig ansässigen Franzosen, der anspruchslos und dabei recht gewandt und liebenswürdig zu erzählen weiß. Das Buch enthält vier Geschichten: „Les tableaux de Noël", „Pauvre Jeanne", „Les iles Sandwich", „Le dernier des chateaux." Wir möchten der zweiten Erzählung den Vorzug geben. Sie spielt in einem der interessantesten Gaue Frankreichs, in der Bretagne, von der es in den einleitenden Worten heißt: „Die Menschen haben sich geändert, Regierungen haben eine der andern Platz gemacht, es haben Revolutionen stattgefunden, die Ideen sind vorwärts geschritten; die Bretagne aber hat ihren Glauben bewahrt, sie ist mitten unter dem durch Zerstörer oder Neuerer herbeigeführten Zusammensturz aufrecht geblieben." Solche an Traditionen und phantastischen Legenden reiche Landschaften, deren Frankreich freilich eine viel geringere Zahl besitzt als Deutschland, sind und waren von jeher der ergiebigste Boden für die Romantik und Novellistik. Deutschen und namentlich deutschen Frauen und Mädchen, welche sich in französischer Lectüre üben wollen, werden diese leicht und klar geschriebenen, auf Neuheit und pikante Erfindung freilich wol keine Ansprüche machenden Erzählungen ganz besonders zu empfehlen sein.

12. Leben im Norden. Eine Skizze. Morgenwachen. Ein Glaubensbekenntniß. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 10 Ngr.

13. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba, von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 10 Ngr.

Die Manier, die Auffassungs- und Betrachtungsweise und die schriftstellerischen Vorzüge der berühmten schwedischen Schriftstellerin sind bekannt. Die erste dieser Schriften enthält außer dem gegen die Straußische Ansicht vom Messias gerichteten Glaubensbekenntniß „Morgenwachen" einen längern interessanten Aufsatz „Leben im Norden". In diesem schildert die Verfasserin dänisches Land und Volk und gibt einen kurzgefaßten, übersichtlichen, mit der der Schwedin eigenthümlichen Wärme und Frische geschriebenen Aperçu über die dänische Literatur, Philosophie, Theologie und Kunst. Es ist nicht zu verkennen, daß, wie überhaupt seit dem feindlichen Zusammenstoß zwischen Deutschland und Dänemark die skandinavischen Sympathien noch kräftiger geworden sind als früher, auch Frederike Bremer hiervon nicht unberührt geblieben ist. Sie erblickt in Dänemark nur Licht- und keine Schattenseiten. Interessant ist die Nachschrift vom Juni 1849, worin die Verfasserin die Eindrücke schildert, welche der Untergang von Christian VIII. und der Verlust der Gefion in Kopenhagen hervorgebracht, wie anfangs die größte Trauer geherrscht, wie sich aber in wenigen Tagen die gesammte Bevölkerung der Hauptstadt sich zum Trost und zur Unterstützung fest aneinander geschlossen und um den Altar des Vaterlandes geschart habe, wie freiwillige Matrosen singend zu Hunderten herbeigeströmt und Geldbeiträge von allen Seiten zugeflossen seien. Wir wissen ja Alle, daß das dänische Volk, so klein es auch ist, vor uns die große Vaterlandstugend der Einigkeit und den Vorzug einer in sich geschlossenen Nationalität voraus hat. Die Cabinete haben freilich bei dieser Angelegenheit keine Lorbern geerntet und die Geschichte wird von ihnen in dieser Hinsicht nichts Rühmliches zu melden haben, aber daß sie so handeln konnten wie sie handelten, war ja eben nur durch die leider in unauslöschlichen Zügen auf die Stirn Deutschlands geschriebene innere Zersplitterung der deutschen Stämme möglich.

Auf „Die Heimat in der Neuen Welt" denken wir noch zurückzukommen. Die Darstellung ist, wenn auch hier und da etwas locker und bequem-gesprächig, doch auch lebendig und anschaulich und ungekünstelt. Die Schwedin schreibt mit dem Herzen, nicht, wie unsere modernen deutschen Schriftstellerinnen lieben, mit dem Kopf, mehr in englischer als französischer Manier. Sie hat auch mehr Gemüth für das Volk als unsere deutschen Touristinnen und macht nicht so viel Toilette mit geistreich-pikanten, ein wenig jenseit der weiblichen Sphäre liegenden Raisonnements. Von Interesse sind für den Literaturfreund auch na-

mentlich ihre Mittheilungen über die nordamerikanischen Dichter und Schriftsteller Bryant, Lowell, Emerson und Longfellow. Auch Washington Irving lernte sie persönlich kennen. Im Ganzen scheint aber das amerikanische Leben, so sehr sie dessen großartige Verhältnisse auch anerkennt, doch etwas schwer auf ihrer Brust gelastet zu haben, wie sich denn auch in der Haltung des Ganzen ein Gemüth ausspricht, das mehr Ruhe sucht als findet.

14. **Bilder aus dem Jugendleben eines nordfriesischen Knaben.** Von Christian Feddersen. Kellinghusen, Selbstverlag des Verfassers. 1853. 8. 1 Thlr.

Es sind dies, wie der Titel andeutet, Erinnerungen aus der Jugend des Verfassers, der damit von seinen Freunden Abschied nimmt, anspruchslos und einfach erzählte Dorfgeschichten, die vor den nachgemachten wenigstens den Vorzug voraus haben, daß sie unverfälscht und wahr sind. Die erste Hälfte des Buchs enthält freilich manches Unbedeutende, was zwar dem Greise, nach der Art des hohen Alters, bedeutend erscheinen mag, was aber für das größere Publicum wenigstens kürzer gefaßt werden konnte. Indeß ist nicht zu vergessen, daß Feddersen vorzugsweise für seine nähern Landsleute und Freunde seine Jugenderinnerungen niederschrieb, und soviel ich den friesischen Stamm kenne, liebt er diese detaillirte Ausführlichkeit, dieses an die holländische Genremalerei erinnernde Ausmalen dörflicher Scenen. Die Schilderung seines Vaters ist vortrefflich, und rührend ist die Verehrung, mit welcher noch jetzt Christian an dem Wackern hängt. Von dem Zeitpunkt an, wo der kleine „Krischan" die Schule besucht, wird das Buch allgemein interessanter, und was der Verfasser über die beste Art und Weise, wie man die Jugend behandeln und unterrichten sollte, bemerkt, ist so wahr und treffend, daß Geistliche und Lehrer wirklich sich in dem Buche ein wenig umschauen sollten, wenn sie anders fähig sind, noch auf Naturwinke zu achten. „Mein religiöses Leben", sagt der Verfasser, „wurde wenig durch Unterricht, Gesang und Gebet in der Schule gefördert, selbst die kirchliche Andacht der Gemeinde trug nicht viel dazu bei, da ich die Predigt oft nicht verstehen und durch den Gesang in der Regel nicht erbaut werden konnte." Es wird Wenige bei uns zu Lande geben, denen es, aufrichtig gesprochen, in der Jugend nicht gerade ebenso gegangen wäre. Die Ansicht des Verfassers ist in seinen alten Tagen eine ziemlich düstere. Er sagt unter Anderm: „Die rohe Masse, die ewig blinde, wie Schiller sagt, mit all ihrer Beschränktheit, ihren Vorurtheilen, ihrem Starrsinn, ihrer Wuth, ihrem Eigensinn und ihren gemeinen Lüsten, sie war es zumeist, die mich aus meinem Paradiese vertrieb und sich drohend vor die Pforte lagerte, nicht als ein Gerechtigkeitsdiener, sondern als ein Engel der Finsterniß." Und er fährt fort: „Sah ich nun in spätern Jahren, tiefer hineinblickend in das Buch alter und neuer Geschichte, in den höhern Ständen mich um, recapitulirte ich dabei einmal die Erfahrungen, die ich selbst in der Welt der Höherstehenden gemacht, so begegnete mir Vieles in dem Leben und Streben derselben, das meine Achtung und mein Vertrauen nicht in Anspruch nehmen und meinen Lebensmuth nicht erhöhen konnte; ich sah stellenweise tiefgewurzelte Vorurtheile, ungezähmte Leidenschaften, verderbten Willen auch in dieser Welt kräftig walten, nicht einmal die Geistlichkeit fand ich frei von diesen Uebeln. Also weder oben noch unten fand ich den gewünschten Trost, die ersehnte Ermunterung. So floh ich denn, je älter ich wurde, immer öfterer in die Tage meiner Jugend zurück und erwärmte mich an dem Glauben einer bessern Zeit." Wohl Dem, der wenigstens noch dieses kann!

15. **Harzsagen.** Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen, von Heinrich Pröhle. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem Vorwort bemerkt der Verfasser, daß diese Sammlung veranlaßt sei theils durch eigene Lust und Neigung, theils durch das Verlangen nach einer neuen Sammlung von Harzsagen, welches Jakob Grimm in der zweiten Auflage der „Deutschen Mythologie" ausgesprochen, theils durch manche ihm zugekommene Mittheilung, welche eine solche Sammlung als ein von den Männern der Wissenschaft allgemein gefühltes Bedürfniß herausgestellt hätten. Alsdann folgen in dem Vorwort Mittheilungen über die Geschichte der Harzsagenliteratur, hierauf die Märchen selbst, zum Schluß zahlreiche Anmerkungen. Man muß über den Sagenreichthum des Harzes erstaunen. Ueberhaupt kann man die Wahrnehmung machen, daß die Mittelgebirge mit ihren düstern Waldthälern und heimlichen Felsenwinkeln viel reicher an Sagen sind als die Hochgebirgsländer, wo die Gipfel massenhaft in die Luft ragen und jenes Dämmerungsgefühl, das dem Entstehen der Sage günstig ist, nicht aufkommen lassen. Hierzu kommt, daß der Harz zu einem großen Theil von Bergleuten bevölkert ist, die, abgewandt vom Sonnenlicht, in dunkeln Schachten arbeitend, solchen Eindrücken sich besonders zugänglich zeigen. Als rührende und, wie es mir scheint, den Kindescharakter wunderbarlich aussprechende Probe möge hier folgendes Märchen angeführt sein (S. 8): „An einer Stelle in dem Gemäuer auf der Harzeburg ist ein Kind eingemauert, dadurch ist die Mauer fest gemacht. Das Kind ist ein unehelich Kind und ein Jahr alt gewesen, das hat seine Mutter verkauft an eine Herzogin, die dazumal auf der Burg gewohnt haben soll. Wie das Weibsbild das Kind gebracht hat, hat ihr die Herzogin das Geld hingelegt und gesagt: es stände noch bei ihr, ob sie das Kind verkaufen wollte. Da hat das Weibsbild nach dem Gelde gegriffen, und darum hat ihr die alte Herzogin eine herzhafte Maulschelle gegeben. Nun haben sie das Kind in die Mauer gesetzt und haben ihm eine Semmel in die Hand gegeben und haben angefangen zu mauern, und dabei hat das Kind seine Semmel gegessen. Zuletzt haben sie nur noch ein kleines Kuckloch gelassen, und wie sie auch das zugemauert haben, hat das Kind auch gerade seine Semmel aufgehabt und hat gesagt: «Semmel up un Kucklok tau»."

16. **Gastronomische Studien.** Dresden, Kunze. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Als Rom im Untergange war, kam bekanntlich die Feinschmeckerei auf, und die Schmaus- und Kochkunst hatte wie alle übrigen Künste ihre Virtuosen, Kenner, Patrone und Kritiker. Ich weiß nicht, ob Niebuhr auch an dieses Symptom gedacht hat, als er uns eine Barbarei und einen Verfall ankündigte, wie Rom sie damals erlebte. Freilich würden wir unsere Küche etwas anders einrichten müssen, wenn sich Kosacken, Baschkiren und Samojeden in unsere Keller und Küchen legten, und die gastronomischen Studien, von denen ich hier zu sprechen habe, würden sich in Studien ganz anderer Art verwandeln. Das Original vorliegenden Werkchens erschien 1852 unter dem Titel „The art of dining" in dem von Murray herausgegebenen „Railway reading". Der Verfasser, einer der berühmtesten englischen Gourmands und Gastronomen, hatte diesen Gegenstand in zwei Artikeln der „Quarterly review" behandelt, und da sie bei den englischen Gourmands Beifall fanden, führte er seine Skizzen zu einem Buche aus, das er mit vielfachen, von seinen gastronomischen Freunden erlangten Bemerkungen und Winken bereicherte. Vorzugsweise waren es der Graf d'Orsay, Lord Marcus Hill, W. Stuart (Gesandtschaftsattaché in Paris), Sir Alexander Grant, der Herausgeber der „Quarterly review", Lady Morgan u. s. w., die ihn bei seinem süßen Werke, bei dessen Durchlesung der Mensch ganz Gaumen wird, bereitwilligst unterstützten. Die Kreise der Fürstenhöfe und der diplomatischen Welt lieferten dem Verfasser, wie leicht zu begreifen, die meiste Ausbeute. Insofern hat das Buch auch eine politische Bedeutung, da bekanntlich der Ausgang diplomatischer Verhandlungen nicht wenig von der Güte der berühmten „diplomatischen Diners" abhängt. Auch der Geist der „entente cordiale" schwebt über diesem Buche, die französische und englische Küche zeigen sich

trotz ihrer innern Gegensätze hier so gut als Alliirte wie die verbündeten Flotten im Schwarzen Meer. Die deutsche Küche kommt trotz von Baerst's „Gastrosophie" und Rumohr's „Geist der Kochkunst" gar nicht in Betracht. Der Verfasser erzählt: „Als wir vor mehren Jahren im Hôtel de France in Dresden durch ein treffliches suprême de volaille erquickt, uns erkundigten, wem unsere Gesellschaft diesen Genuß zu verdanken hätte, erfuhren wir, daß der Koch zugleich der Eigenthümer des Hôtels und — ein Franzose, der ehemalige Chef eines russischen Ministers sei. Er lebte bereits seit 18 Jahren in Deutschland, sprach aber nur seine eigene Sprache, kein Wort von einer andern. «A quoi bon, Messieurs», war seine Antwort, als wir hierüber unser Erstaunen ausdrückten, — «à quoi bon apprendre la langue d'un peuple qui ne possède pas une cuisine?»" H. M.

Emile Augier.

Von diesem auch in Deutschland durch seine „Diana von Mirmanda" bekannt gewordenen Schriftsteller ist jüngst unter dem Titel „Poésies complètes" ein Buch erschienen, das mit Ausnahme von etwa 60 Seiten flüchtiger Dichtungen ganz von einer Satire und einem Lustspiel in fünf Acten gefüllt ist. Die kleinen Verse werden dem Publicum nicht als Kunstwerke geboten, sie wollen sich als Gelegenheitsgedichte einer streng kritischen Beurtheilung entziehen. Gedichte an Freunde, an Damen, an ein Blumengeschenk, an eine kleine Börse und ähnliche Stoffe geben sich mehr als Improvisationen. Wollte man sie anders betrachten und mit höhern Erwartungen an sie herantreten, so müßte man vor allem von Augier einen reinern Stil und eine ernstere Durcharbeitung des Gedankens verlangen. Von der dramatischen Dichtung zur lyrischen überzugehen ist an sich schon schwer, die Schwierigkeit erhöht sich aber noch, wenn die Lyrik in der Form des kurzen kleinen Verses auftritt. Denn im letztern Falle wird ein klares Gefühl in enger, scharfer Zusammenfassung erfodert, während auf dem Theater die Handlung, die fesselnde Situation das Wesentliche ist. Augier bleibt auch als Lyriker Lustspieldichter; seine „Poésies" offenbaren ein anmuthiges Talent Situationen zu finden. Allein die Behandlung, die Ausführung des entworfenen Bildes gelingt ihm nicht; anstatt Das zu mäßigen und zu mildern, was eben nur in einer Komödie gewagt werden durfte, findet er gerade Gefallen daran, gewisse Gegensätze zu häufen, die auf dem Theater Lachen erregen werden, im Gedicht aber zu grob erscheinen. So schildert er z. B. mit poetischer Anmuth, wie ein Liebender nach langer Abwesenheit heimkehrt und die Geliebte sucht; er erkennt sie indeß nicht wieder, weil sie zu fett geworden ist. Diese Art von Pointenpoesie ist nicht einmal originell, sondern nur aufgewärmter Heinianismus, den ja die Franzosen auch kennen. Leider ist Augier's Satire durchweg in diesem unpoetisch-frivolen Tone gehalten. Der poetischen Kritik entzieht sie sich aber auch noch durch ihren Stoff. Sie führt nämlich den Titel „La langue" und ist ein bloßes Pamphlet gegen die Advocaten.

Das oben erwähnte Lustspiel heißt „Les méprises de l'amour". In der Vorrede erzählt der Verfasser, daß das Stück unmittelbar nach seinem „Ciguë" geschrieben, aber damals von seinen Freunden, denen er es vorgelesen, einstimmig verdammt worden sei. Nachdem er es infolge dessen sieben Jahre unbeachtet in seinem Schreibpulte liegen gelassen, hat die Vaterliebe endlich über alle Bedenken gesiegt, wie der Abdruck beweist. Nach Augier's Intention sollte das Stück eine Nachbildung der Molière'schen Lustspiele werden; dasselbe spielt in Neapel zur Zeit Scapin's in einem Salon bei Marfise. Diese Marfise ist eine Witwe, die in Begleitung ihrer jungen Schwester Sylvia mit zwei Cavalieren Lelio und Adraste zusammentrifft. Gabiolle, der Diener Adraste's, und Spinette, die Dienerin Sylvia's, vervollständigen das Personal. Zu Beginn des Stücks wird Marfise allein von Lelio und Adraste geliebt; Lelio dagegen hat die Aufmerksamkeit Marfise's und Sylvia's auf sich gezogen. Die verschiedenen Combinationen Gabiolle's und Spinette's, welche den Interessen Sylvia's und Adraste's dienen, lassen den Faden dieses Gewebes, das sich immer mehr verwickelt, unaufhörlich verschlingen. Die Rollen wechseln jeden Augenblick; unerwartete Wendungen, welche die Plane der Diener und die Aufmerksamkeit der Zuhörer verwirren, bringen uns endlich nach fünf Acten zu der dreifachen Heirath Marfise's mit Lelio, Sylvia's mit Adraste, Spinette's mit Gabiolle. Dies ist das Sujet, mit dem Augier ein Molière'sches Lustspiel nachahmen wollte. Allein die Personen Augier's haben die Gewohnheiten des 18. Jahrhunderts und möchten doch gern die Sprache des 17. Jahrhunderts reden. Daher kommt es, daß das ganze Stück keine rechte Farbe hat. Die Stockschläge und die groben Schimpfworte, die Augier von Molière entlehnt hat, die pfiffigen Lakaien, die skeptische und materialistische Reden im Munde führen, helfen uns allein zur Molière'schen Komödie in zeitgemäßer Verjüngung nicht zurück. Gleichwol ist Vieles in dem Stücke anerkennungswerth. Die Disposition, so complicirt sie ist, geht schnell vorwärts; die Gespräche Spinette's und Gabiolle's sind lebhaft gezeichnet; zahlreiche Situationen sind von wirklich dramatischer Wirkung. Vielleicht würde es Augier sogar gelingen, trotz der fünf langen Acte Spannung zu erregen; allein es fehlt dem Stücke ein Haupterfoderniß, und das ist die Glaubwürdigkeit, die Wahrheit. „Les méprises de l'amour" sind die Misgriffe der wenig geliebten Personen, welche eine Laune für Liebe halten. Frivol und vergnügungssüchtig, können sie weder die Sprache wahrer Liebe reden, noch auch mit ihren gemachten und vorübergehenden Leidenschaften Theilnahme erregen. 4.

Nordamerika und Rußland.

Ein Amerikaner, H. W. Davis, gab eine Schrift unter dem Titel „The war of Ormuzd and Ahriman in the nineteenth century" heraus, welche von der englischen Presse wegen ihrer kräftigen Haltung und ihres beredten Stils sehr gelobt wird. Der Verfasser stellt darin den Kampf zwischen dem Westen und Osten, zwischen dem Despotismus (Ahriman) und der Freiheit (Ormuzd), zwischen Rußland als dem Repräsentanten des Absolutismus und Nordamerika als dem Repräsentanten der Freiheit während der letzten 30 oder 40 Jahre dar, und indem er aus historischen Zeugnissen nachzuweisen sucht, daß Rußland mehr als ein mal darauf gesonnen habe, den Republikanismus der Nordamerikaner sogar mit Waffengewalt über den Haufen zu stürzen, fodert er seine Landsleute aufs dringendste auf, ein Gebot absoluter Nothwendigkeit zu erfüllen und sich an diesem Principienkampf thätig und energisch zu betheiligen. Bekanntlich fehlt es (aus gewissen Anzeichen und den Andeutungen einiger unterrichteter englischer und französischer Blätter zu schließen) bei den nordamerikanischen Regierungsgewalten selbst keineswegs an Neigung zu einer so entschiedenen Interventionspolitik. Das Schicksal des europäischen Continents wird in letzter Instanz allerdings von der Frage abhängen, welches der beiden extremen Principien, das russische oder das nordamerikanische, des andern Meister bleibt. Man muß nicht vergessen, in welchen kolossalen Verhältnissen die Vereinigten Staaten jährlich wachsen und durch welche zum Theil unruhigen und unternehmungslustigen Elemente ihre Bevölkerung fortdauernd sich verstärkt. Man rechnet allerdings von gewissen Seiten auf einen Auseinanderfall der Vereinigten Staaten oder gar auf ihre Monarchisirung. Beide Fälle gehören keineswegs zu den Unmöglichkeiten, bis sie aber, und namentlich der letztere, eintreten, dürften noch Jahrhunderte verstreichen und bis dahin dürfte sich auch das Schicksal Rußlands erfüllt haben. Denn ein Militärstaat von der ungeheuern Ausdehnung Rußlands, mit so vielen verschiedenartigen in den Waffen geübten Völkerschaften und so schwachem Mittelpunkt wie Rußland ist seinerseits der Gefahr innerer Erschütterungen und Auseinanderfalls ebenso gut ausgesetzt als ein rein demokratischer Staat, und wohl könnte

einmal die Zeit kommen, wo jene zahllosen und ungezählten Söhne der Steppe sich der mancherlei Rechte und Freiheiten erinnern werden, die man ihnen entrissen hat. Wir kennen ja nicht genau die innern Verhältnisse und Stimmungen in Rußland, die seiner klugen Diplomatie vielleicht die Ueberzeugung aufnöthigen, daß es jetzt die höchste Zeit sei, seine Völker, Heere und Feldherren in einem mit den Attributen eines Religionskampfes ausgestatteten Kriege zu beschäftigen. Freilich beseitigen solche Mittel in der Regel nur augenblickliche Verlegenheiten und erzeugen dafür neue und größere. Ein militärisch organisirter Kolossalstaat wie Rußland folgt zwar seinem innern Triebe und Berufe, wenn er von Eroberung zu Eroberung fortschreitet; aber je weiter er seine Grenzpfähle hinausrückt und je mehr heterogene Bestandtheile er in sich aufnimmt, um so mehr wird seine Lebenskraft vom Centrum nach der Peripherie abgeleitet, um so schwieriger und bedenklicher wird seine innere Lage, um so mehr exponirte Angriffspunkte bietet er seinen auswärtigen Feinden und Rivalen.

H. M.

Eine Gesammtausgabe der Werke Diderot's.

Die literarische Welt kann einer neuen kritischen Gesammtausgabe der Werke Diderot's durch Jules Janin entgegensehen. Die Sache verhält sich, wie aus einem offenen Sendschreiben eines gewissen Philibert Audebrand an die Redaction des „Athenaeum français" hervorgeht, folgendermaßen. J. A. Chaudes-Aigues, ein vor etwa zehn Jahren in Paris verstorbener geistreicher Journalist, ein enthusiastischer Bewunderer Diderot's, hatte sich dessen sämmtliche Schriften angeschafft und es sich zur Lieblingsaufgabe gemacht, sie mit Randglossen zu versehen, die, wie man versichert, im hohen Grade interessant sein sollen. Chaudes-Aigues, der namentlich für die „Revue de Paris", den „Artiste" und das Feuilleton des „Courrier français" sehr geistreiche Artikel beisteuerte, starb wie so mancher Seinesgleichen in so großer Dürftigkeit, daß er auf Gemeindekosten und wie ein Vagabund und Bettelmann hätte begraben werden müssen, wenn nicht der damalige Cultusminister, Herr von Salvandy, eine außerordentliche Geldunterstützung zu diesem Zwecke bewilligt hätte. Trotzdem daß Chaudes-Aigues wie die meisten Feuilletonkritiker, welche nicht die sprudelnde Leichtigkeit Jules Janin's besitzen oder welche genöthigt sind, ihre Thätigkeit bei verschiedenen Blättern zu zersplittern, mit Noth und Sorgen zu kämpfen hatte, besaß er doch einen kleinen Bücherschatz, dem er jeden irgend nur entbehrlichen Sou zuwandte. Nach seinem Tode wurde zum Nutzen der Hauptgläubiger dieser kleine, aber gewählte Büchervorrath versteigert, und der kluge Jules Janin war es, welcher die 17 oder 18 Bände Diderot'scher Werke mit den Anmerkungen von Chaudes-Aigues erstand. Jules Janin wird ohne Zweifel aus der Herausgabe dieser Anmerkungen das Hundertfache der Summe herausschlagen, die er auf ihren Ankauf verwandte.

H. M.

Indem wir vorstehende Notiz mittheilen, freut es uns, sie zugleich mit einem Commentar und Nachtrag von Karl Rosenkranz begleiten zu können, dem wir sie als einem, wie uns bekannt, mit dem Studium Diderot's beschäftigten Gelehrten vor dem Druck zugesandt hatten. Derselbe schreibt:

„Die Grundlage zu einer Gesammtausgabe der Werke Diderot's hat sein bis zum Fanatismus treuer Anhänger Naigeon in 15 Bänden gemacht. Unter der Restauration ward dieselbe mit einigen Zusätzen von Depping wiederholt. Im Jahre 1821 gab die Buchhandlung Brière in 22 Bänden eine neue, schön gedruckte, höchst correcte, mit trefflichen Einweisungen, Uebersichten und Registern ausgestattete Ausgabe. Sie brachte, außer einer Menge kleinerer bis dahin ungedruckter Sachen auch das Original von „Rameau's Neffen", Diderot's Reise durch Holland, seine Briefe an Voltaire, an die Jodin u. s. w. Aus der „Encyklopädie" hatte Naigeon nur diejenigen Artikel abdrucken lassen, welche sich auf die Geschichte der Philosophie beziehen. Brière's Ausgabe nahm auch diejenigen Artikel aus derselben auf, welche die Moral, Aesthetik, Theologie, Pädagogik, Logik, Grammatik, Mythologie und allgemeine Technik betreffen. Da gegenwärtig die „Encyklopädie" selbst seltener und schwerer zugänglich geworden, so war diese Erweiterung zur Schätzung Diderot's als Philosophen höchst dankenswerth. Aber bei aller Sorgfalt blieb diese schöne Ausgabe dennoch unvollständig. Die Herausgeber hatten ein vollkommenes Bewußtsein darüber und suchten für das Fehlende dadurch zu entschädigen, daß sie die Memoiren Naigeon's über Diderot's Leben und Werke zum ersten mal abdrucken ließen. Sie füllen den einundzwanzigsten Band. Naigeon gibt in ihnen auch von den Schriften Diderot's Auszüge, die nur erst im Manuscript existirten, wie z. B. Diderot's Plan zur Errichtung einer Universität in Rußland u. s. w. Aber erst nach Grimm's Tod fanden sich die Handschriften bei ihm in Gotha vor, die man fast verloren glaubte. Sie erschienen in Paris bei Paulin unter dem Titel: „Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot, publiés d'après les manuscripts confiés, en mourant, par l'auteur, à Grimm" (4 Bde.). Sie brachten die Unterhaltung Diderot's mit d'Alembert (der l'Espinasse mit dem Arzt Bordeu), die für die anthropologische Physiologie von so großem Interesse ist. Sie brachten die Promenade des Skeptikers, die Paradoxie über den Schauspieler, ein Lustspiel: „Est-il bon, est-il méchant?" vor allem aber die vieljährige Correspondenz Diderot's mit seiner Freundin Mademoiselle Voland. Es sind nur Diderot's Briefe, die aber fast drei Bände füllen und das anziehendste Gemälde des ganzen Gesellschaftskreises darbieten, in welchem er sich bewegte. Erst diese Briefe, wie auch Sainte-Beuve und Varnhagen sogleich anerkannten, haben uns das tiefe Gemüth Diderot's ganz erschlossen, ohne uns seine Schwächen zu verhüllen, denn er gibt sich mit der unbedingtesten Offenheit. Will nun Janin eine Gesammtausgabe Diderot's veranstalten, so wäre es wünschenswerth, daß er diese vier Bände, die schon 1834 in einer neuen Ausgabe erschienen, mit aufnähme, damit es nicht auch hier, wie bei nicht wenigen sogenannten Gesammtausgaben, dabei bliebe, einen guten Theil der Werke eines Autors doch noch wieder außerhalb suchen zu müssen. Die weit und nach so vielen Seiten hin greifende Wirksamkeit Diderot's und das Mangelhafte des von ihm bei uns stereotyp gewordenen Bildes haben mich schon öfter veranlaßt, eine Art Ehrenrettung für ihn zu versuchen. Ich hoffe noch in einem ausführlichen Werk dieser Pflicht der Literatur nach meinen Kräften zu entsprechen und begrüße im voraus Janin's Ausgabe als einen willkommenen Fortschritt zur tiefern Erkenntniß eines der merkwürdigsten, oft verkannten Männer des 18. Jahrhunderts."

Karl Rosenkranz.

Notizen.

Verlust bei der Dubliner Ausstellung.

Der Unternehmer der Dubliner Ausstellung, Herr Dargan, hat, wie man jetzt erfährt, dabei einen Schaden von nicht weniger als 20000 Pf. St. gemacht. Englischerseits ergreift man diese Gelegenheit mit vielem Vergnügen, den Irländern vorzuwerfen, daß sie das patriotische Unternehmen schlecht unterstützt und die Ausstellung nicht genug besucht hätten. Andererseits wird aber behauptet, daß das Comité den Kostenanschlag bei der Ausführung bei weitem überschritten und dadurch zu diesem großen Verlust wesentlich beigetragen habe. Man habe sich von vornherein freilich auf einige Einbuße gefaßt gemacht, aber nicht geglaubt, daß sie einen so enormen Umfang erreichen würde.

Englische Belletristik.

Ein dem Herrn Benjamin Disraeli gewidmeter Roman in drei Bänden trägt den Titel „Charles Auchester. A musical

novel" und ist für Deutsche ganz besonders von Interesse, weil darin Felix Mendelssohn gefeiert wird, dessen speciellen Verehrern dieser musikalische Roman empfohlen sein mag. Die von J. Y. Akermann verfaßten „Legends of Old London" möchten durch ihren Titel für Manche etwas Verlockendes haben; das Buch aber enthält nichts weiter als eine Zusammenstellung roh erfundener Schauergeschichten, in denen es von Blut-, Mord- und Frevelthaten aller Art, von Räubereien, Selbstmorden, Unglücksfällen, Zweikämpfen u. s. w. wimmelt. Trotzdem ist das Buch laut der Verlagsanzeige für die Lectüre in Eisenbahnen bestimmt. Eine angenehme Lectüre im Dampfwagen, um sich während der Fahrt der fürchterlichen Ansicht hingeben zu müssen, daß Bein-, Arm- und Schenkelbrüche und andere Unglücksfälle zu den gewöhnlichen Vorkommnissen in der Welt gehören!

H. M.

Bibliographie.

Beitrag zur Geschichte des Feldzugs von 1757. Mitgetheilt durch J. Heilmann. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Beiträge zur geschichte der mitteldeutschen sprache und literatur von F. Pfeiffer. — A. u. d. T.: Die Deutschordenschronik des N. v. Jeroschin. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Belletristischer Damen-Kalender für das Jahr 1854. 1ster Jahrgang. Herausgegeben von D. Dudumi und H. Ritter von Levitschnigg. 2te Auflage. Pest, Geibel. Gr. 12. 20 Ngr.

Byron's sämmtliche Werke von A. Böttger. 4te revidirte und verbesserte Auflage. Acht Bände. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Castrén's, M. A., Vorlesungen über die finnische Mythologie. Im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften aus dem Schwedischen übertragen und mit Anmerkungen begleitet von A. Schiefner. St.-Petersburg. 1853. Lex.-8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Fecht, Ch. L., Sieben Morgen-Strahlen. Predigten. Karlsruhe, Groos. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Filitz, F., Ueber einige Interessen der älteren Kirchenmusik. München, Kaiser. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Gaß, W., Geschichte der protestantischen Dogmatik in ihrem Zusammenhange mit der Theologie überhaupt. 1ster Band: Die Grundlegung und der Dogmatismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Göhren, Caroline v., Ein Carneval in Dresden oder Scenen aus dem Leben eines sächsischen Officiers. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Literatur-Bureau. 8. 3 Thlr.

Hackländer, F. W., Das Soldatenleben im Frieden. 5te Auflage. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 12 Ngr.

Hillebrand, J. H., Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr 15 Ngr.

Holtzmann, A., Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart, Krabbe. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Jordan, A., Wilhelm v. Katt. Berlin, Schroeder. 16. 20 Ngr.

Koch, W., Eine Dame von Stande. Roman aus der Neuzeit. Zwei Theile. Dresden, Schäfer. 8. 1 Thlr.

Kock, T., Sophokleische Studien. 1stes Heft: Ueber den Aristotelischen Begriff der Katharsis in der Tragödie und die Anwendung desselben auf den König Oedipus. Berlin, Mittler u. Sohn. 4. 20 Ngr.

— — Ueber die Parodos der griechischen Tragödie im Allgemeinen und die des Oedipus in Kolonos im Besondern. Ebendaselbst. Gr 4. 15 Ngr.

Kurs, Auguste, „Am Fenster". Novellen-Cyclus. Pasewalk, Braune. 8. 1 Thlr.

Mackenzie, W. B., Eine Weckstimme aus England oder 16 Predigten. Aus dem Englischen von L. Rehfues. 1ste Hälfte. Stuttgart, Quack. Gr. 8. 10 Ngr.

Die vier größten Männer der neuern Zeit: Napoleon I., Friedrich der Große, Joseph II. und Peter der Große in ihrem Leben und Wirken durch Charakterzüge, Anecdoten und Biographien nach den besten Quellen für das Volk bearbeitet von mehreren Verfassern. Mit vielen interessanten Abbildungen und Porträts. 1ster Band. 1stes Heft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. 3 Ngr.

Maquel, B., Das Familienglück oder der Himmel auf Erden. Worin besteht es? Wodurch verdient man es? Wie erreicht man es? Wie bannt man seine Dämonen? Für deutsche Leser acclimatisirt von H. Gauß. Weimar, Voigt. Br. 12. 10 Ngr.

Maurer, G. L. v., Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Menden, J. G. W., Das Walten der Fürsehung Gottes in den Schicksalen der Menschen. 1ster Band. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Minzloff, R., Die altdeutschen Handschriften der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. St. Petersburg. 1853. Lex.-8. 1 Thlr.

Müller, F., Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprocesses in Siebenbürgen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Mordtmann, A. D., Erklärung der Münzen mit Pehlvi-Legenden. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Mosner, H., Die Nürnberger Mundart aus hebräischer Quelle. — Deutsche und griechische Mythologie aus hebräischer Quelle. — Deutsche und ausländische Orthographie aus hebräischer Quelle. Nürnberg, Stein. Gr 8. 5 Ngr.

Mundt, T., Geschichte der deutschen Stände nach ihrer gesellschaftlichen Entwickelung und politischen Vertretung. Berlin, Simion. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neumeister, T., Pique-Sieben oder der Gaunerklubb zu Dresden. Eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. 1stes und 2tes Heft. Neusalza, Borndrück. 1853. 8. à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ohlhues, J. M. P., Acht Betrachtungen über das 15. Kapitel des Ev. Lucas. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 6 Ngr.

Pelz, E., Handbuch für Reisende durch die Vereinigten Staaten Nordamerika's. Nach den neuesten und zuverlässigsten Angaben bearbeitet. Mit einer Eisenbahn-, Post- und Kanal-Karte der Vereinigten Staaten. Bamberg, Buchner. 12. 24 Ngr.

Rank, J., Das Hofer-Käthchen. Erzählung. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Roeber, F, Tristan und Isolde. Eine Tragödie in Arabesken. Elberfeld, Bädeker. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Schmölzl, J., Der kleine Krieg in Oberschlesien im Jahre 1807. Ein Beitrag zur Geschichte des bayerischen Heeres. Nach vaterländischen Quellen bearbeitet. Mit 4 Gefechtsplänen. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schrader, J., Elegien. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. 16. 10 Ngr.

— — Kaiser Heinrich der Vierte. Trauerspiel in zwei Theilen. Ebendaselbst. 8. 25 Ngr.

Sturm, J., Zwei Rosen oder das Hohe Lied der Liebe. Leipzig, Brockhaus. 16. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Preußen an der Nordsee. Eine Tagesfrage. Nebst einer Karte vom Jahder Meerbusen. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr

Reinkens, J. H., Die Flucht des Herrn Dr. Friedrich Julius Stahl vor dem Principien-Kampfe. Anerkannt und gewürdigt. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Zur orientalischen Frage. 

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das türkische Verhängniß und die Großmächte.

Historisch-politischer Beitrag

von

Franz Schuselka.

8. Geh. 20 Ngr.

Eine ruhige und gründliche Beleuchtung der orientalischen Frage aus der Feder des bekannten Publicisten, die von Allen gelesen zu werden verdient, die sich über die voraussichtlich noch längere Zeit die politische Welt in Spannung haltende Zeitfrage unterrichten wollen.

Im Verlage von Ch. Graeger in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte der englischen Literatur

nebst Proben aus den bedeutendern Schriftstellern und einer Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache von W. Spalding, Professor an der Universität St.-Andrews. Nach der zweiten Auflage des Originals mit Anmerkungen ins Deutsche übersetzt.

35 Bogen. Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Als die „erste und einzige vollständige Geschichte der englischen Literatur" wird dieses Werk, das sich durch eine einfache, klare und anziehende Darstellungsweise vortheilhaft auszeichnet, und dem deutschen Publicum hier in einer gediegenen und gefälligen Uebertragung geboten wird, für die Freunde der englischen Sprache und jeden Gebildeten eine sehr willkommene Erscheinung sein.

In Miniatur-Ausgabe erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Byron (Lord), Der Giaur. — Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Friederike Friedmann, durch ihre trefflichen Uebersetzungen von Byron's „Korsar" (1852, gebunden 20 Ngr.) und Scott's „Jungfrau vom See" (1853, geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) rasch bekannt geworden, ist vor kurzem in Königsberg verschieden. Ihre Uebersetzungen sind von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden, ein Lob das auch durch das vorliegende Werk in vollem Maße bestätigt wird.

Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **dritte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

WÖRTERBUCH

zu

der Nibelunge Nôt.

Von

August Lübben.

8. Geheftet. 25 Sgr.

Gerhard Stalling in Oldenburg.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 11. —— 9. März 1854.

Deutsches Drama und deutsches Theater.

Indem ich soeben von der nochmaligen Durchlesung und Prüfung des Ludwig'schen „Erbförster" komme und die gemischten Eindrücke, die diese jedenfalls interessante Production auch bei dieser zweiten Lectüre in mir hervorbrachte, mir zurechtzulegen suche, muß ich im voraus bemerken, daß mein Urtheil von demjenigen, welches sich bei der Mehrzahl der Dramen- und Theaterkritiker festgestellt zu haben scheint, in manchen Stücken abweicht *), so sehr ich auch in andern wieder mit ihm übereinstimme und die gedrungene, knappe und doch erschöpfende Charakteristik, die unerbittliche Consequenz in der dramatischen Steigerung, die markige, aller unnöthigen Phraseologie und alles Floskelwesens entkleidete, freilich auch an den jetzt grassirenden Dorfnovellenstil etwas stark erinnernde Sprache und das deutsche Gepräge des Trauerspiels auch meinerseits auf das wärmste anerkenne.

Indeß möchte ich, wenn auch zur gerechten Schätzung, doch auch wieder nicht zur Ueberschätzung eines Stücks beitragen, welches, wenn man es mit unbefangenen Augen betrachtet, doch nicht im reinen Aether der Poesie, sondern in einer etwas schwülen und schwer lastenden, Brust und Athem beklemmenden Atmosphäre des scharf und energisch combinirenden Verstandes geboren ist. Ich möchte nicht dazu beitragen, daß man die in diesem Stücke waltende Gerechtigkeit als eine poetische oder überhaupt als eine Gerechtigkeit anzusehen sich gewöhne. Ich für mein Theil finde mich etwas betroffen von einer Gerechtigkeit, welche es geschehen läßt, daß das Glück einer schuldlosen Familie durch bloße zufällige Eigensinnigkeiten und eigensinnige Zufälle (die sich eher zur Behandlung in novellistischer Form eignen) und durch Misverständnisse mancherlei Art zugrunde gerichtet wird. Kommt dergleichen im Leben der Menschen vor, so ist dies schlimm genug und gehört keineswegs zu den erhebenden und tröstenden Erscheinungen; jedenfalls aber sollte die Poesie sich mit solchen Abnormitäten nichts zu schaffen machen. Die Gerechtigkeit soll uns in einer Tragödie als eine ernste, würdige, Ehrfurcht erweckende Göttin erscheinen; der Zufall aber ist ein häßlicher, bösartiger Kobold, gegen dessen unvorhergesehene Streiche wir keine Waffen haben. Der Zufall aber spielt im „Erbförster" eine sehr hervortretende Rolle. Daß Lindenschmied gerade mit einer dem Andres gestohlenen Flinte den Buchjäger erschießt, daß Andres nicht zu rechter Zeit nach Hause kommt und der Förster nun glaubt, sein Sohn sei von der Hand Robert's gefallen, daß Marie beim Bibellesen gerade auf die bekannte Stelle stößt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn", daß der Förster auf Robert zielend seine Tochter trifft, das Alles und noch vieles Andere in diesem Trauerspiel ist Zufall, ein heimtückischer, grausamer, gerade die Unschuldigsten und Besten sich zu seinen Opfern auswählender Zufall. Der mehr oder weniger blinde Zufall hängt wie ein niederdrückendes Fatum über dem Ganzen und tritt an die Stelle der freien Menschenthat, die sich ihr Schicksal aus sich selbst herausschafft. Der Zufall macht die Effecte im Stück, und so deutsch auch die Anschauungs- und Darstellungsweise des Verfassers im Ganzen ist, so trifft das Stück doch in dieser Hinsicht mit der französischen Zufallsdramatik gar sehr zusammen.

Der Dichter wird nun freilich dagegen aufstellen: der Erbförster gehe und richte Andere zugrunde durch seinen Eigensinn, seine Rechthaberei und seine Selbstverblendung, und der Zufall sei nur da, um die Strafe an ihm zu vollziehen. Aber die Strafe: unbeabsichtigte Tödtung der eigenen heißgeliebten Tochter und Ruin zweier bis dahin glücklicher Familien, ist zu hart und grausam für einen Eigensinn, der doch dem besten, menschenfreundlichsten Herzen entquillt. An sich ist der Eigensinn im Grunde auch nur eine zufällige und durch zufällige Eingebungen bestimmte Eigenschaft, ein Merkmal beschränkter Naturen, eine kleinliche Laune, die niemals etwas Großes bezwecken will und kann. Es ist allerdings richtig, daß der Eigensinn gerade bei den Deutschen und zwar zumeist unter der Menschenclasse, aus welcher der Dichter die Figuren seines Dramas entnommen hat, sehr weit verbreitet ist, aber es ist doch auch immer wieder nur ein Zufall, daß der Gutsbesitzer Stein gerade mit demselben Eigensinn be-

*) Auch von demjenigen des gewöhnlichen Berichterstatters über Dramen in d. Bl., den wir in einer der nächsten Nummern sprechen lassen werden. D. Red.

haftet sein muß als sein Förster, durch welchen rein äußerlichen Zufall der tragische Conflict allein möglich gemacht wird. Wo diese Männer aufeinanderstoßen, geben sie sich, obschon sie die besten Freunde sind, ihren eigensinnigen Launen hin, und Ein zufälliges Wort gibt dann das andere, verhängnißvollere. Der Dichter potenzirt denn auch diese Zufallslaunen zu offenbaren Unwahrscheinlichkeiten. Es ist durchaus nicht glaubwürdig, daß selbst bei so eigensinnig gearteten Naturen am Verlobungstage der beiderseitigen Kinder der alte Streit über Durchforsten und Nichtdurchforsten wiederaufgewärmt wird, daß an einem solchen festlichen Tage der eine der beiden Schwiegerväter das harte Wort herausstößt: wenn der Förster auf seinem Eigensinn beharre, so werde er sein Förster gewesen sein, und daß es darüber zu einem entschiedenen Bruche kommt. Es ist ebenfalls unwahrscheinlich, daß ein kluger, seinen Vortheil verstehender Gutsbesitzer, welcher weiß, was er an seinem Förster hat, nicht sofort, nachdem er das Zimmer verlassen, zur Besinnung kommt, sondern wirklich die Absetzung aussprechen läßt, die Absetzung Desjenigen, dessen Tochter die Gattin seines Sohnes werden soll. Wir begreifen eine solche thörichte und plumpe Handlungsweise eines ebenfalls grundguten, nur eigensinnigen Mannes nicht, und weil wir sie nicht begreifen, so scheint uns der Conflict, auf welchem das Stück beruht, im hohen Grade unwahrscheinlich. Ich weiß wohl, daß das Theaterpublicum im Allgemeinen jetzt sich sehr wenig um psychologische Motive kümmert, daß es zum größern Theil aus Solchen besteht, welche nur überrascht werden wollen; aber je mehr dies der Fall ist, um so mehr erscheint es als die Aufgabe der Kritik, gegen solche unmotivirte Ueberraschungen Verwahrung einzulegen.

Das Stück ist ein an mächtigen Zügen allerdings reiches Charakterstück, aber ein Charakterstück, in welchem die Charaktere so zu sagen mit der Thüre ins Haus fallen; sie stehen von Anfang fertig da, sie werden, sie entwickeln sich nicht; die Männer sind hart, knorrig und eigensinnig und doch ohne wahre Charaktergröße, die Frauen weich, zart, sanft und sentimental. Dieser Gegensatz zwischen der Schroffheit der Männer und der Lämmersanftmuth der Frauen beherrscht freilich unsere Bühne und Bühnenpoesie durchaus. Auch in der Ludwig'schen Tragödie sind die Frauen zum Leiden und Nichtsthun verurtheilt. Ich erlaube mir aber dem Verfasser zu bemerken, daß seine Zeichnung dem Leben nicht ganz entspricht. Gerade in den Ständen, welche der Verfasser schildert, gibt es auch harte, starkbeherzte Weibernaturen, die ein Wort mit dreinzureden und, wenn es darauf ankommt, auch kräftig zu handeln wissen. Gerade eine Förstersfrau muß resolut sein, oder wenn sie es nicht von Hause ist, wird sie es lernen müssen. Aber welche Försterin, die in die Worte ausbricht: „Und ich so ganz allein in dem einsamen Jägerhaus mitten im Wald und so tief in der Nacht!“ Das kann wol eine zimperliche Stadtjungfer aussprechen, die sich zum ersten mal in eine solche Waldeinsamkeit versetzt sieht, aber nimmermehr eine Förstersfrau, die schon ein Vierteljahrhundert und mehr in diesem Hause zugebracht hat.

Die Tendenz der Dichtung endlich ist eine sehr dürftige, wenn damit nur das ausgesprochen sein soll, daß der einzelne Mensch sich nicht beikommen lassen solle, das Gericht selbst in die Hand zu nehmen. Das mag richtig sein, aber es steht mit den Ansichten des Verfassers, der dem Erbförster so beredte Worte gegen die jetzige Rechtspraxis in den Mund legt, schwerlich im Einklang.

Dabei verkenne ich nicht die einzelnen großen Schönheiten, die uns der Verfasser auf seinem Wege bietet, obschon dieser selbst mir ein falscher zu sein scheint. Ueberhaupt gilt meine Kritik nicht allein diesem einen Stück, sondern überhaupt den Fehlern, die es mit der Mehrzahl der Producte theilt, womit jetzt der hungerige Bühnenmagen gespeist zu werden pflegt. Dieser hat schon so viele kranke und sogar giftige Nahrung verschlungen, daß ihm eine nur minder ungesunde schon als eine vollkommen gesunde erscheint. Aber gegen anscheinend gesunde und innerlich doch nicht wenig krankhafte Nahrung muß der Mensch doppelt auf der Hut sein.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich in den letzten Jahren einzelne Stücke auf den Bühnen Zugang verschafft haben, die jedenfalls über die bloße Mittelmäßigkeit hinausragen, ein schönes Streben und dabei Geist und Talent bekunden und, wie sie vom Verfasser durchdacht sind, auch vom Kritiker durchdacht sein wollen. Man kann sie nicht mit der Schablonenkritik abfertigen, und das ist immer schon etwas. Aber es fehlt ihnen fast sammt und sonders das Gepräge der Unmittelbarkeit und Naivetät; sie tragen meist einen proceßartigen Charakter, indem in ihnen irgend ein verzwicktes Problem dialektisch behandelt und hin und her gewendet wird. Sie gleichen mehr künstlich gezogenen Topfgewächsen als kräftig aus einem Urboden emporsprießenden Pflanzen, die, mit den Säften ihres Bodens genährt, im Licht der Sonne und im frischen Hauch der Luft fröhlich gedeihen und die Bedingungen ihres Wachsthums jedenfalls in sich selbst tragen, nicht aber in der künstlichen Behandlung und rationellen Pflege. Man sieht, daß, wenn dies oder jenes äußere Moment nicht einträte, Alles ganz anders kommen würde. Man möchte den Personen auf der Bühne immer zurufen: Aber so nehmt doch Vernunft an! sprecht doch ein anderes Wort! sperrt doch die Augen auf! Die Dinge stehen ja ganz anders als ihr euch einbildet! Wir, Publicum, wissen das ja weit besser!

Es ist schlimm, wenn das Publicum solche Fragen thun muß, Fragen, an die im „Macbeth“, „Hamlet“, „Wallenstein“ u. s. w. gewiß Niemand denkt, auch, um ein neueres Drama höhern Stils zu nennen, im „Uriel Acosta“ nicht. Daher werden wir auch solchen Rechenexempeln gegenüber, die doch voll unaufgelöster Brüche sind, ein gewisses peinigendes Gefühl von Anfang bis zu Ende nicht los; wir kommen aus der Theatervorstellung gefoltert und gemartert, aber nicht erhoben, nicht gestärkt und erfrischt. Daher auch die nicht seltene Erscheinung,

daß unsere dramatischen Dichter sich veranlaßt sehen, den Schluß in einer Weise zu ändern, daß dadurch das Stück gänzlich umgestülpt wird. Es gibt moderne Stücke, die, wenn die Personen darin nicht gar so sinnlos handelten, ebenso gut unter lautem Hochzeitsjubel enden könnten, als sie jetzt unter Todtenklagen und allgemeinem Jammer enden.

Ich weiß recht wohl, daß auch die Dichter keine von allen Lasten ihrer Zeit eximirten Geschöpfe, sondern Fleisch vom Fleische ihres Geschlechts sind und mehr oder weniger aus der Stimmung und Richtung ihrer Zeit heraus dichten. Wenn sie, wie sie doch sollten, ein priesterliches Amt ausüben, so werden sie bei dieser Function doch immer bis zu einem gewissen Grade die Anschauungen ihrer Gläubigen berücksichtigen müssen. Es wäre Thorheit, einen neuen Shakspeare zu verlangen in einer Zeit, die keine Shakspeare'schen Elemente hat. Selbst der Umstand, daß unsere Shakspeare-Anbeter (die ich von den Shakspeare-Verehrern sehr wohl unterscheide) die Schönheiten der Shakspeare'schen Dramen auf kritischem Wege uns näherzubringen und sogar Manches, was vielleicht nicht zu rechtfertigen ist, kritisch zu rechtfertigen suchen, beweist eben, daß von der Unmittelbarkeit und Naivetät, die einen Shakspeare in all seiner Besonderheit möglich machte, bei uns nicht die Rede ist. Außerdem stellt die Theaterregie an die Dichter unserer Zeit ganz andere Anfoderungen. Da muß man wohl beachten, daß die Decorationen nicht zu häufig wechseln, daß auf diese Decoration nicht jene folgt, daß der Nebenpersonen nicht zu viele sind und daß ihnen keine zu bedeutsamen Worte in den Mund gelegt werden, weil sie durch schlechten Vortrag die Wirkung eines ganzen Acts und dadurch des Stücks selbst gefährden könnten, u. s. w. Diese und andere Rücksichten hatte Shakspeare nicht zu nehmen, und so hatte er schon dadurch vor den neuern Bühnendichtern Vortheile voraus, die freilich sein unermeßliches Genie auch auf das wunderbarste zu benutzen verstand.

Ferner stößt die dramatische Poesie (die in unsern Tagen, seitdem man gedruckte Dramen kaum noch liest, wesentlich und fast ausschließlich Theaterdichtung ist) gegenwärtig auf eine bisher vielleicht zu wenig beachtete Klippe, die ihrer frischern und freiern Entfaltung hinderlich ist, ich meine die dem dramatischen Dichter aufgelegte Nöthigung, wohl oder übel irgend eine sentimentale Liebesintrigue anzubringen, wodurch oft der mächtigste Gedankengang unterbrochen, der erhabenste Stoff verdorben, die gewaltigsten Charaktere in eine Atmosphäre herabgezogen werden, in welcher sie uns klein erscheinen. Entweder ist der Dichter genöthigt, den Haupthelden oder die Hauptheldin selbst in irgend einer verliebten Situation darzustellen, sie dadurch in die Sphäre gewöhnlicher Naturen herabzuziehen und die vielleicht großartig angelegte Charakteristik auf das störendste zu unterbrechen, oder er hilft sich durch das Einschieben gewisser Liebesepisoden, wozu namentlich Schiller (Max und Thekla ꝛc.) leider Anleitung gegeben hat. Dadurch wird der Dichter in die Verlegenheit gesetzt, der Geschichte Gewalt anzuthun: Familienvätern, die laut der Geschichte kinderlos waren, werden Söhne oder Töchter untergeschoben, historische Männer, welche vielleicht die treuesten Ehegatten waren, müssen sich eine Seitengeliebte octroyiren lassen, u. s. w. Bei Lichte besehen ist dies doch eine höchst frivole, um nicht zu sagen gewissenlose Verfälschung der Geschichte. Die erhabene griechische Tragödie bedurfte dieses Zugmittels nicht; erst zur Zeit ihres Verfalls, durch Euripides („Hippolyt" u. s. w.) trat die Geschlechtsliebe mehr in den Vorgrund, obschon doch bei weitem nicht in dem Maße wie jetzt. Shakspeare hat zwar die herrlichste Liebestragödie, „Romeo und Julie", gedichtet, aber welche Störung und welchen Schaden hätten sein „Macbeth", „Lear", „Hamlet" (des dänischen Prinzen Verhältniß zu Ophelia deutet dieses Element nur an) und seine historischen Tragödien erlitten, wenn er sie mit Liebesgeschichten vermischt hätte, wenn Macbeth oder König Johann oder Richard II. ein wenig Don Juan spielten, wie sogar der metaphysische Goethe'sche Faust!

Leider sind wir aber auch schon den Anschauungen der Goethe-Schiller'schen Periode entrückt. Das Geschichtsdrama langweilt uns, und Dichter, die wie Mosen und Prutz damit ihr Glück versuchten, drangen trotz ihrer Tüchtigkeit nicht durch. Wollen unsere Bühnendichter einen höhern idealen Schwung nehmen und trotzdem reüssiren, so müssen sie ihre Stoffe aus dem Leben und Leiden, dem Glauben und Zweifeln, dem Kämpfen und Siegen des Judenthums und aus dem Alten Testament entnehmen; dahin gehören Gutzkow's „Uriel Acosta", Hebbel's „Judith", Mosenthal's „Deborah", Ludwig's „Makkabäer", Werther's „Susanna und Daniel" u. s. w. Diese haben unter allen Umständen ein Publicum so gut wie die vielen Romane, die dem jüdischen Leben entlehnt sind. Ich spreche hiermit nur ein einfaches Factum aus, welches damit zusammenhängt, daß das so lange verachtete und zurückgesetzte Judenthum, in welcher Form es auch sei, jetzt das vordringende Element ist und durch Reichthum, Energie, Zähigkeit, Thätigkeit und Verbrüderungssinn über die vielfach in sich gebrochene christliche Welt Vortheile auf Vortheile gewinnt. Es ist dies eine unleugbare Thatsache, und die oft sehr gehässigen Ausfälle gegen Juden und Judengenossen in manchen „specifisch-christlichen" Blättern helfen dagegen nichts, zumal die Talente, welche die christliche Religion im Sinne des orthodoxen Protestantismus oder (wie Redwitz) des Ultramontanismus zu verherrlichen sich vorgesetzt haben, den Talenten auf der andern Seite nicht entfernt gewachsen sind.

Was sonst noch auf der Bühne gefallen will, ohne bis zur niedrigen Komik und dem bloßen Spaß herabzusteigen, muß den Kreisen des bürgerlichen Lebens entnommen sein oder dem Genre der sich jetzt fast ungebührlich breitmachenden Dorfgeschichten angehören. So sind wir glücklich wieder bei der eine zeitlang so verachteten Ifflanderei angelangt, wennschon sie theilweise mit mehr Geist, aber gewiß nicht mit größerm Bühnen-

geschick angebaut wird als von dem Herrn und Meister dieser Gattung. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ könnte jetzt das historische Drama zu dem Publicum, den Schauspielern und Schauspieldichtern sagen. Das Publicum, gewöhnt an das historische Drama einen sehr scharfen kritischen Maßstab zu legen, zeigt dem bürgerlichen und dörflichen Drama gegenüber eine große Genügsamkeit. Hier fühlt es sich wie in seinen vier Pfählen. Es empfängt das bürgerliche Drama wie einen altbekannten Hausfreund, gegen den es sich nicht zu geniren braucht, während es einen so vornehmen Gast wie das historische Drama schon an der Thürschwelle mit einigen Ceremonien empfangen und sich in eine erhöhte Stimmung versetzen muß, was immer sein Unbequemes hat.

Hierzu kommt nun freilich, daß unsere Schauspieler und Schauspielerinnen fast sammt und sonders sich nur noch bis zu dieser mittlern Tonlage erheben können; für die höhern und tiefern Töne der Dramatik scheint ihnen das Organ fast ausgegangen; Schwung, Weihe, Adel und historischer Sinn gehen ihnen in der Regel zu sehr ab, um auf diesem Gebiete auch nur den billigsten Ansprüchen genügen zu können. Unsere Schauspielerinnen „machen“ (um so zu sagen) nur noch in der Sentimentalität und verschwimmenden Gemüthlichkeit; sie haben nicht mehr das Zeug dazu, die gewaltigen Umrisse einer Lady Macbeth, einer Medea, selbst nur einer Phädra oder Iphigenia auszufüllen; und Schauspieler, welche als Erbförster und Oheim recht brav und wacker sind, spielen vielleicht als Wallenstein, Hamlet, Macbeth eine sehr traurige Figur. Nur das Fach der schleichenden Intrigants und mephistophelischen und maliciösen Naturen scheint noch gut vertreten zu sein, was für den Geist unserer Generation bezeichnend genug ist. Dieses unvermittelte Nebeneinandergehen kalter Malice und weicher Sentimentalität ist in der That eine in ihrer Art einzige Erscheinung und nur dadurch zu erklären, daß diese Sentimentalität eben nur ein wohlfeileres Surrogat wahren Gefühls und echter unverfälschter Empfindung ist. Daß aber das Publicum lieber ein bürgerliches Drama gut als die höhere Tragödie mittelmäßig dargestellt sieht, liegt in der Natur der Sache. Wir leben freilich nicht in einer Zeit der heroischen, stark prononcirten Charaktere; es ist in unserer Zeit der politischen, diplomatischen, confessionellen, literarischen und socialen Geheimwühlerei nichts da, was uns wahrhaft begeistern und uns über uns selbst emporheben könnte. Alle idealen Bestrebungen sind ja niedergeschlagen. Der Rest ist materialistische Hefe. Was groß ist an unserer Gegenwart, die ungeheuern Fortschritte der naturwissenschaftlichen Disciplinen, die riesenmäßige Beschleunigung des Verkehrs durch Anwendung des Dampfes, die Potenzirung des Straßenlichts durch Anwendung des Gases und Aehnliches, das sind ja Elemente, mit denen der dramatische Dichter nichts anzufangen weiß, die ihm keinen befruchtenden Stoff zuführen.

Es liegt mir fern, das bürgerliche und das Familiendrama verwerfen zu wollen; sie wurzeln tief in der deutschen Natur und werden nicht aussterben, solange es ein deutsches Volk und ein deutsches Theater gibt. Aber daß es das höhere historische Drama immer mehr und zuletzt vielleicht ganz zu verdrängen droht, das erscheint mir als ein beklagenswerther Rückschritt; es erscheint mir als ein Widersinn, ich will nicht sagen als Heuchelei und Lüge, daß wir die Namen Shakspeare, Lessing, Goethe und Schiller bei jeder Gelegenheit im Munde führen, daß wir Schillerfeste feiern, daß wir unsern Dichterheroen eherne Denkmäler und Marmorbüsten setzen, und daß wir doch von den Principien, die sie verkündeten und nach denen sie schufen, so gänzlich abgefallen sind, ja selbst ihre Schöpfungen auf unsern Bühnen nur noch in unvollkommener Gestalt zur Aufführung bringen können. Einige Hoffnung liegt darin, daß, wie es in Deutschland geht, der übermäßige Gebrauch, den man von den Dorfschulzen, Erbförstern, Tischlermeistern, „Furchenbauern“ und nebenbei von den Figuren des Judenthums und des Alten Testaments macht, früher oder später zu einem Rückschlag führen wird. Denn in Deutschland pflegen Gattungen, die zur Modesache geworden sind, so gänzlich ausgeknetet und ausgeknetscht zu werden, bis der Geschmack daran aufs gründlichste verdorben ist.

Außerdem möchte ich behaupten, daß kein zeitgenössischer Landsmann die Conflicte der modernen Welt mit solcher Energie und Wahrheit erfaßt hat als z. B. der Franzose Ponsard in seinem Drama „Geld und Ehre“, obschon Ponsard als Dichter jenen Deutschen weit untergeordnet ist. Aber unsere Dichter bringen meist nur absonderliche und ganz eigenartige Conflicte, die sich aus dem Zusammenstoß eigensinniger Naturen ergeben, auf den Kampfplatz, während Ponsard die Zeit da faßt, wo sie am sterblichsten ist.

Eine traurige Erscheinung ist dann noch der geringe Einfluß, den die moderne Bühne auf das Leben selbst übt. Unsere Augen füllen sich bei diesen Trauerscenen mit Thränen, unsere Herzen brechen mit den brechenden Herzen auf der Bühne, aber was fällt davon für das Leben ab! Ihr jubelt, wenn ein Menschenfreund auf der Bühne Thränen trocknet, kranke Herzen heilt und als Engel ex machina Glück und Segen in eine vom Schicksal hart getroffene Familie bringt. Ach, ihr könntet dieses schöne Schauspiel recht oft in Wirklichkeit erleben, wenn ihr nur selbst häufiger dieser Engel und Retter sein wolltet; ein solcher schöner beseligender Actschluß würde euch manchmal nicht mehr kosten als ein einziger Theaterabend. Was ist zuletzt aller schöne ästhetische Schein, wenn er nicht das Leben selbst verklärt, was helfen alle Blüten der Poesie, wenn sie nicht für das Leben selbst Frucht abwerfen! Freilich, die edeln Anregungen, die ihr heute empfingt, verschwinden morgen vor den üppigen Fußschwenkungen einer Tänzerin oder vor den piquanten Zweideutigkeiten einer gegen alles Hohe gerichteten französischen Posse.

Es sind in neuester Zeit in Deutschland Dramen gedichtet worden und sogar auf die Bühne gekommen,

die in der That deutscher Art und aller Ehren werth sind. Aber wie vereinzelt, ja man möchte leider sagen fremdartig stehen sie in diesem wüsten und bunten Chaos von Oper, Ballet, Posse, Lustspiel, Schau-, Rühr- und Trauerspiel englischen, französischen, italienischen, spanischen und dänischen Ursprungs, Sophokles und Terenz, die man versuchsweise auch auf die Bühne gebracht hat, gar nicht zu erwähnen. Wer diese kosmopolitische Buntheit als einen Vorzug der deutschen Bühne anerkennen will, möge zugleich auch zugeben, daß wir für eine nationale Einheit, sei es auf der Bühne, sei es im politischen Leben, überhaupt nicht reif sind. Unter den Directoren der 150 deutschen Bühnen gibt es — ich schäme mich fast, diese alte, wennschon begründete Klage zu wiederholen — kaum zwei oder drei, welche bei ihrer Bühnenleitung ein höheres, jenseit der Theaterkasse liegendes Ziel verfolgten, welche Patrioten genug wären, um vorzugsweise das deutsche, und Verehrer der Poesie genug, um vorzugsweise das dichterische Drama zu begünstigen. In der gedruckten deutschen Dramenliteratur liegen noch Schätze genug, wer kümmert sich um sie? wer hebt sie? Kaum daß man den eingesandten Manuscripten, insofern sie nicht von einem einflußreichen Schauspieler oder einer vielgeltenden Schauspielerin gut recommandirt sind, die nothdürftige, nur pflichtmäßige Beachtung schenkt. Unter den Intendanten zeigt Dingelstedt in München offenbar das eifrigste Streben, ein classisches Repertoire an der seiner Leitung anvertrauten Bühne zu gründen. Wir wollen nur hoffen, daß er nicht an dem Publicum oder das Publicum an ihm erlahmt. Aber es wurde jüngst erst in einem Artikel der „Grenzboten" über die süddeutschen Bühnen darauf hingewiesen, daß die Hofbühnen in Wien wie München nur einen geringen bildenden Einfluß über die exclusiven Kreise ihres Publicums hinaus ausüben und nicht in lebendiger Wechselwirkung mit dem großen nationalen Leben stehen. Diese Bemerkung ist wol leider nur zu wahr.

In Frankl's „Leben Lenau's" findet man eine trostlose Prophezeiung.

In 50 Jahren — sagte Lenau einmal gesprächsweise — gibt es kein Theater mehr. Das ist nur für jugendliche, noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasirte, wie es die Franzosen sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt viel zu viel, als daß er am Handeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich sein werden, so sind das glänzende Ausnahmen, und es wäre besser, Goethe hätte den „Wilhelm Tell", wie er wollte, episch niedergeschrieben und nicht Schiller überlassen, der die Bauern wie ästhetisch gebildete Herren reden läßt.

Nun, eine Bühne wird es wol auch noch in 50 Jahren geben, es fragt sich nur, welcher Art sie sein wird? Eine allgemeine Hebung des deutschen Theaters ist nur bei einem allgemeinen Aufschwung und unter dem Zusammenwirken aller nationalen Potenzen denkbar. Bis dahin werden die Bestrebungen von Theaterlenkern, die das Bessere wollen, immer nur vereinzelte bleiben; es wird noch viel Getreide auf der Tenne der dramatischen Poesie gedroschen werden, aber es wird davon mehr Spreu aufstäuben als nahrungskräftiges Korn liegen bleiben. Doch lassen wir nicht ab zu hoffen, weil, wer verzweifelt, sich selbst aufgibt.

Einigen Trost gewährt es allerdings, daß in jüngster Zeit wenigstens einige Dramen sich Bahn gebrochen haben, in denen sich unverkennbar das Streben nach tieferer Charakteristik und Gedankenentwickelung ausspricht, und daß es sogar, was mehre Decennien nicht der Fall gewesen, einzelne Bühnen gibt (z. B. die Hoftheater in Wien, München, Karlsruhe), deren Leiter von höherm Streben erfüllt sind und nicht blos die Bedürfnisse der Theaterkasse, der Schau- und Augenlust und des verdorbenen Geschmacks im Auge behalten. Es wäre Schade, wenn diese Bestrebungen vereinzelt bleiben sollten. Aber es scheint fast, als ob überall in Deutschland ein Dämon umginge, welcher Unkraut unter den Weizen säet. Verheißende Anläufe nimmt man wol, aber je energischer sie sind, um so rascher tritt Erschöpfung ein; kleinere Feuerherde idealern Sinnens und Trachtens bilden sich hier und da, aber sie verlöschen in sich und greifen nicht zu einer Gesammtflamme ineinander. Was ist das Theater Hamburgs gegen sonst? was selbst die Bühne Berlins gegen die Zeit Fleck's und Iffland's und die spätere Devrient's? Wo ist die berühmte Schauspielerschule Weimars? Und auch die gerühmte oldenburger Hofbühne, eins jener Feuerherdchen bessern Geschmacks, vom Großherzoge nur mit erheblichen Geldopfern in dieser Richtung erhalten, wird jetzt in Privathände übergehen. Man will, wie irgendwo zu lesen war, eine „Nationalbühne" (eine oldenburger!) aus diesen Trümmern herrichten. Ach, wer wäre so sanguinisch, auf die Ausdauer deutscher Privatassociationen etwas zu geben bei Gegenständen wie guter Geschmack, Poesie und classisches Repertoire, deren Actien so schlecht stehen!

Bezeichnender kann ich diese Betrachtung wol nicht schließen als mit einigen Worten Goethe's, die er im Jahre 1817 nach Niederlegung der Theaterdirection zu Riemer äußerte. Er sagte unter Anderm:

Schauspieler und Publicum sind in gleicher Confusion... Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch und ich bin dieser Theatertournüren satt.... Hat sich kein anderer Sinn festgesetzt als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge, nun, wohl Dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber vermag es und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist, bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das zuträglichste.

Wenn nun selbst eine Autorität, eine literarische Großmacht wie Goethe in dem kleinen Weimar, wo wenigstens äußerlich ihm Alles huldigte, dem Umsichgreifen des schlechten Geschmacks nicht zu wehren vermochte und am Theater und seiner Zukunft verzweifelte — auf ein wie geringes Maß müssen dann die Hoffnungen auf eine durchgreifende Besserung der Bühne in unserer Epigonenzeit einschrumpfen!

Hermann Marggraff.

Provenzalische und rhätoromanische Sprache und Schriften.

Unter den Töchtern der lateinischen Sprache hat die provenzalische ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Sie war die erste, welche sich aus der Vermischung der barbarischen Sprachen mit der römischen Volkssprache (lingua Romana rustica) hervorbildete und durch ihren Wortreichthum, durch Volltönigkeit und Vollständigkeit der Formen, sowie durch ihr Schriftenthum, besonders durch ihre Dichtkunst, und zwar mehr, fast wie zu den Zeiten der Homeriden, durch ihre fahrenden Sänger als durch die Schrift, sich durch den Westen und Süden Europas, ja mit den Kreuzzügen sogar bis nach Kleinasien und Palästina verbreitete und Ruhm und Ansehen sondergleichen gewann. Gesprochen wurde sie eigentlich nur in dem südwestlichen Theile von Frankreich, besonders in der Provence, nach der sie auch gewöhnlich genannt wird, sowie in dem südöstlichen Theile von Spanien. Die provenzalischen Dichter zeichneten sich durch Liebeslieder, nächstdem aber auch durch Lob-, Kriegs- und Kreuz-, sowie durch Spott- und Wettkampfsgesänge, jedoch nicht blos in der lyrischen, sondern auch in der erzählenden Dichtkunst aus, sodaß sie besonders durch die letztere die Vorbilder der deutschen Minnedichter wurden, wiewol leider hiervon nur wenig übriggeblieben ist, während wir noch von mehr als dreihundert ihrer lyrischen Dichter nicht blos die Namen, sondern meistens auch noch Lieder besitzen. Aber die Blüte dieser Sprache und Dichtkunst verwelkte ebenso rasch wie sie sich entfaltet hatte, und nachdem die erstere durch ihre Schwestern, besonders durch ihre Nachbarin, die nordfranzösische, verdrängt war, letztere durch Dante und die nachfolgenden großen italienischen Dichter in den Hintergrund trat, beide aber durch die blutigen Albigenserkriege fast ausgerottet wurden, sank die Sprache endlich zu einer Volksmundart herab und ging die Dichtkunst mit den veränderten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen fast gänzlich unter. In der neuern Zeit holte man indeß ihre Schätze wieder herauf; unter den Franzosen hat sich vor Allen Raynouard durch eine provenzalische Sprachlehre und durch Herausgabe der provenzalischen Gedichte in der Ursprache, unter den Deutschen Diez durch mehre Werke über provenzalische Sprache und Literatur dies Verdienst erworben. Gegenwärtig beschäftigt sich Dr. Mahn zu Berlin mit der Vervollständigung und Reinigung des Liederschatzes der Troubadours, von welchem Werke der erste und vierte Band bisjetzt erschienen sind; und ganz neuerlich habe ich die Uebersetzung einer Auswahl provenzalischer Gedichte von beinahe hundert Troubadours herausgegeben und theils durch Proben der verschiedenen Dichtungsarten und Dichter, theils durch treue Beibehaltung der Verse und der Vers- und Reimgebäude der Urschrift — ein Versuch, der meines Wissens der erste in seiner Art ist — einen Beitrag zur genauern Kenntniß der provenzalischen Dichtkunst zu liefern mich bemüht.*)

Während sich so die Theilnahme an der ältern provenzalischen Poesie in unserer Zeit belebt hat, scheint auch die neuprovenzalische einen Aufschwung zu nehmen.

Die rhätische Tochter der lateinischen Sprache ist dagegen im Dunkeln geblieben, scheint jedoch auch vielleicht bald an das Licht zu treten und verdient deswegen eine etwas umständlichere Betrachtung. Diese Sprache führt gewöhnlich den allgemeinen Namen der sämmtlichen Geschwister und heißt die romanische oder zum Unterschiede die rhätoromanische oder rumonische, auch die churwelsche und wird, wiewol fälschlich, für die fast unveränderte altitalische etruskische Sprache gehalten, theilt sich in zwei Mundarten, die eigentlich romanische oder rumonische, welche an den Quellen des Vorder- und Mittelrhein, besonders in Graubündten, und in die ladinische (latrinische), welche im Engadin gesprochen wird und sich wieder in das Ober- und Unterengadinische theilt. Sie soll Verwandtschaft mit dem Altspanischen und Altbritannischen haben, ist aber hauptsächlich eine Mischung des Italienischen und Deutschen, so zwar, daß das erstere den bei weitem größern Theil liefert, von dem Deutschen indeß doch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern und zwar großentheils ohne alle Veränderung hinübergenommen ist, z. B. blau, Narr, Bier, Brust, Zinn, Glas, fechten, Degen, Schild, Platz, Sitz, Spaß, Spiegel, Speck, Licht, Rest, Gang, Gitter, besonders mehre Thiernamen: Fink, Staar, Nachtigal, Storch, Reh, Krebs, Igel, Hecht, sodaß, wenn man auch die, welche nur geringe Veränderung erfahren haben, z. B. Enta, Kista, Tinta, Spisa (Speise), Zugemies (Zugemüse), Meini (Meinung), offniar (öffnen), maliar (malen) u. s. w., dazu rechnet, die Zahl sich doch auf einige Hundert belaufen dürfte, wie denn eine ähnliche, wol noch größere Mischung mit dem Slawischen bei der noch entferntern Tochter des Lateinischen, der dacoromanischen oder walachischen Sprache, stattfinden mag. Bisweilen ist sogar bei demselben Worte eine Mischung beider Sprachen, des Italienischen und Deutschen eingetreten, z. B. malrictic (unredlich), malredlis (unredlich). Trotzdem aber, daß hin und wieder für denselben Begriff ein lateinisches oder italienisches und ein deutsches Wort da ist, z. B. Degen und spada, Lager und camp, ist die Sprache doch wortarm, theils weil das Volk in Graubündten zwar durch Zwischenhandel mit den benachbarten Völkern einigermaßen in Berührung gekommen, im Ganzen jedoch, besonders im Engadin, sehr vereinzelt geblieben, theils weil die Sprache durch Schriftsteller nur wenig ausgebildet ist und keine Festigkeit gewonnen hat.

Die rhätische Sprache besaß uralte Schriften, welche die im 7. Jahrhundert gestiftete Benedictinerabtei Disentis am Zusammenfluß des vordern und mittlern Rhein bewahrte, z. B. Zins- und Gerechtigkeitsrödel (Register), das Testament des Bischofs Thello, Uebersetzungen der vier Evangelisten und der Lebensbeschreibung der Altväter,

*) Das verdienstvolle Werk, das wir recht angelegentlich der Aufmerksamkeit des Publicums empfehlen, erschien unter dem Titel: „Gedichte der Troubadours, im Versmaß der Urschrift übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer.“ (Tübingen, Osiander, 1852.)

der Regel des heiligen Benedict und des römischen Märtyrerbuchs; Todtenverzeichnisse, Gerichtsordnungen und Eidschwüre, Lebensbeschreibungen von Heiligen, der Pipine, Karl's des Großen u. s. w., Urkunden und Aufsätze von Klostergeistlichen, Kirchengesänge, Gebete, sogar Schauspiele (vielleicht im Geschmack der Roswitha), eine Reisebeschreibung des Abts Jakob Bundi nach Jerusalem im 16. Jahrhundert, Volkslieder, geistliche und weltliche Reden aus dem 14. und 15. Jahrhundert, naturgeschichtliche Aufsätze und Beschreibungen der Alpenreisen des Conventuals Placidus. Diese der Zahl und dem Inhalte nach nicht unbedeutende Sammlung von Schriften, welche zum Theil aus dem 8. Jahrhundert stammten und also die uralte, aber, wie die Zeitgenossen, welche sie noch gesehen haben, behaupten, wenig veränderte, wohlverständliche Sprache enthielten, ist 1799 im Mai, wo die Franzosen das Kloster anzündeten, in Flammen untergegangen, ein in der That unersetzlicher Verlust. Aus der alten Zeit ist nur noch ein Auszug aus dem Mysterium „Die klugen und die thörichten Jungfrauen", in welchem Lateinisch und Romanisch abwechselt, und „La nobla leyzon" übrig, ein Gedicht, dessen Sprache zwischen dem Romanischen und Provenzalischen schwankt, daher ich beide in meine vorher erwähnte Uebersetzung provenzalischer Gedichte aufgenommen habe. Was jetzt noch außerdem an Druckschriften in romanischer Sprache vorhanden ist, bezieht sich besonders auf Geschichte, Religion und Sprache und ist im Ganzen unbedeutend, z. B. die „Chronica Rhaetica" von Rotte da Porta, herausgegeben von Schucan 1742; „Ilg nief Testament" (das Neue Testament) (Chur 1820); „Philomela, oder Canzuns spirituales", ein Gesangbuch mit eingedruckten Tonweisen (Chur 1797); eine romanische und deutsche Grammatik von Johann Kohler (Strada 1840); „Religiusas meditaziuns cun oraziuns" („Religiöse Betrachtungen und Gebete") von E. G. Wetzel (Chur 1832), wovon ich 1842 eine Uebersetzung in Breslau herausgegeben habe. Fuchs in seinem Buch „Ueber die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen" erwähnt noch „Offerta spiritualia" und „Chant da Trinmf" („Triumphlied auf den Sieg bei Vittoria" 1836) von Andeer. Etwas wichtiger sind die sprachlichen Arbeiten, nämlich eine praktische deutsch-romanische Grammatik (Zürich 1820) und ein W. v. Humboldt gewidmetes „Taschenwörterbuch der romanisch-deutschen Sprache" (Zürich 1823), beide von Matthias Conradi, sowie ein Lehr- und Lesebuch für Kinder: „Il magister amiaivel" (zweite Auflage, Chur 1831), und endlich eine „Liturgie für die ladinisch-evangelischen Kirchen" von J. R. a Porta, damaligem Prediger zu Fettan im Engadin (Chur 1840). Dieser, mein ehemaliger Schüler, sagt in dem Begleitschreiben dieses Buchs an mich: „Sie werden finden, daß hinsichtlich der Rechtschreibung eine gewisse Consequenz beobachtet ist und daß auch für Euphonie Sorge getragen wurde; unsere Sprache ist gar geschmeidig, sonor und lieblich." Außerdem gibt es noch ein paar Uebersetzungen einzelner ausländischer Schriften.

Manches ist freilich auch wol nicht bekannt oder gar nicht gedruckt worden; und hierzu zähle ich eine handschriftliche Sammlung von Gedichten, die ich bei einem Aufenthalte im Engadin und in Graubündten 1840 zusammentrug und die besonders die Gedichte eines Engadiners betrifft, dessen Bekanntschaft ich in Chur machte und in Berlin erneuerte, wo er die Hochschule besuchte; er ist jetzt Sachwalter in seinem Vaterlande. Die kleinern sind Lieder, Schilderungen, Betrachtungen, Sinngedichte, meistens leicht, wohlklingend und fließend. Ich setze, um zugleich ein Beispiel der Sprache zu geben, die ersten vier Zeilen des Gedichts „Der Quell" in der Ursprache mit Uebersetzung her:

L'uvel, l'uvel mormura	Der Quell, der Quell erklinget
Paschünas fecondand,	Befruchtend durch das Feld,
Amur, amur sussura	Und Liebe, Liebe singet
Sia uonda scintilland.	Die Welle glanzerhellt.

Die meisten dieser kleinern Gedichte sind in Reimen, wenigere in griechischen Silbenmaßen, z. B. Distichen, einige auch im höhern Ton, z. B. „Herculanum und Pompeji" und „Pfingsten", letzteres in freiem Maß. Sodann besitze ich aber auch ein längeres von ihm, dem Inhalte nach ganz heimatliches, in Reimen und in mehren Gesängen: „Plaunt del barba Andreia sopra ils buns temps velgs et ils noschs temps moderns" („Klage des Oheims Andreas über die guten alten und unsere neuern Zeiten"), ein Spottgedicht, aber von so eigenthümlicher Art, daß es schwer ist, davon befriedigende Rechenschaft zu geben. Es hat fünf Theile oder Gesänge mit einer Einleitung, ist aber noch nicht vollendet. Ich habe davon eine eigenhändige Abschrift des Verfassers mit Uebersetzung der schwierigen Stellen, die nicht minder eigenthümlich und derb ist als das Gedicht selbst. Seine eigene Verdeutschung der ersten vier Zeilen lautet:

Kommt her, ihr Alle, daß der Herr euch vergelten und belohnen möge, und wenn ihr mausestill, aber mäuschenstill sein und bleiben wollt, so wird euch, so wahr ich lebe und mir Gott helfe, Onkel Andreas etwas Neues anvertrauen.

Der erste Gesang betrifft die Verlöbnisse und Ehen und enthält 48 vierzeilige Strophen mit einer Nutzanwendung von einigen Strophen, der zweite die Erziehung, der dritte die Zuckerbäcker und Kaffeewirthe, der vierte die Jungfrauen, der fünfte die Vergnügungen. Am schärfsten ist der Spott im dritten Gesange, indem er nämlich der Zuckerbäckerei, welche die Engadiner seit längerer Zeit treiben, und den damit verbundenen Auswanderungen in die Fremde, um sich zu bereichern, den Verfall des Landbaus und der Sitten seiner Landsleute zuschreibt und das ehemalige, wenn auch noch nicht ganz ausgestorbene sommerliche Hirtenleben auf den Bergen mit Begeisterung darstellt. Diese Mischung von Spott und Klage gibt seiner Schilderung etwas besonders Anziehendes. Unter den ländlichen Vergnügungen nimmt die Kuhmaß (insüras) oder Milchmaß eine der ersten Stellen ein. Der Dichter sagt davon in den Anmerkungen:

Im Engadin findet dieses Volksfest, das jetzt freilich nicht mehr so festlich wie ehedem ist, zwei mal im Jahre statt, im Frühling zu Anfang des Juni und im Herbst Ende August.

Eigentlich hat es zum Zweck, den Ertrag der Milch jeder Milchkuh zu messen oder zu berechnen, um später, wenn das Vieh nach abgeweideter Matte wieder zu Thale geht, die gewonnene Butter sammt Käse auf jeden einzelnen Alpeigenthümer verhältnißmäßig dem Milchertrage zufolge zu vertheilen. Die Alpweiden sind nämlich Gemeinde- und nicht Privatgut, also auch der Gewinn Allen gemeinschaftlich. Diese Berechnung brauchte freilich nur durch die Sennen im Beisein der Alpvorsteher zu geschehen; aber es ist nun einmal üblich, daß an diesem Tage Alles was nur auf den Beinen ist hinaufzieht, theils um sich das Vieh anzusehen, meistens aber um sich eben ländlich zu belustigen. Das junge Blut zumal geht aus Ungeduld schon den Tag vorher hinauf und schläft dort oben, oder treibt seine Spiele, führt den Reigentanz auf unter freiem Himmel in schöner Mondnacht. Das Geschäft selbst, das Morgens und Abends vorgenommen wird, ist für diese natürlich Nebensache. Der Kuhreigengesang, die Heerdenglocken, das Schalmaien auf den langen hölzernen Hirtenpfeifen ist zum Betäuben. Steinstoßen, Gemsen- und Murmelthierjagd, Scherz und Lachen hat kein Ende. Das Sahnenmus macht an diesem Tage das Hauptgericht aus.

Hier ein Bruchstück aus diesem Theil des Gedichts. Der Onkel Andreas spricht:

Zu uns'rer Zeit, o Gott, so zwischen Walde
Und Gletschern, auf der Alpen mächt'gen Höh'n,
Das Vieh in Haufen auf der Wiesenhalde
Und auf dem Markt zu schauen, o wie schön!

Ja damals, welch ein Kuhmaß wir da hatten!
Mir läuft ein süßer Schau'r von Kopf zu Fuß,
Denn wie die üppigen, die fetten Matten,
So war, ihr Freunde, da das Sahnenmus.

O Gott, wie wird mir weh und weich im Herzen!
Die große Kuhglock' und ihr Silberklang,
Und du, Johann von Flüns, sammt Späßen, Scherzen,
Ach, wie juchheite Jeder da und schrie und sprang!

Doch heutzutag'! O laßt mich nicht zerrinnen,
Um Gottes Willen, wie ein Thränenbach!
Doch heutzutag', ich komme fast von Sinnen,
Ich möchte schimpfen, meine Wuth wird wach.

Denn kaum ist es zu glauben, heutzutage
Verpachtet man am liebsten Wies' und Trift,
Daß man das Pachtgeld durch die Gurgel jage
Beim wüsten Kartenspiel und Branntweinsgift.

Zu uns'rer Zeit war auch nicht ganz genügend
Viehzucht und Ackerbau; doch bei dem Herd
Blieb Jeder, und hinzu Handarbeit fügend
Ward Lebensnothdurft Jeglichem gewährt.

Da schämten wir des Hobels uns mit nichten,
Selbst pichten wir den Schuh mit Schusters Draht,
Der Maurer braucht' uns nicht das Haus zu richten,
Mit Kalk und Kelle wußten selbst wir Rath.

Und unsern Anzug waren wir beflissen
Zu schneidern selbst, wir waren nicht zu stolz,
Und schnitzten für des Mahles Leckerbissen
Uns Schüssel, Teller, Löffel selbst aus Holz.

Mit Schwefelhölzchen und mit Baumharz trieben
Wir Handel, nicht besorgend Spötterein,
Froh, wenn wir doch mit etwas unsern lieben
Nachbarn und uns selbst konnten nützlich sein.

Doch heutzutage fehlt es nicht an Spotte,
Ein Handwerksmann wird Pudelhund genannt;
Und doch verdankt, was Mensch heißt, außer Gotte,
Ja Alles seiner ehrenwerthen Hand.

Ja ja, ihr Freunde, doch Confect zu machen,
D'ran man sich Leibweh und Bauchgrimmen ißt,
Kaffee und Torten, das sind feine Sachen,
Die man am liebsten los doch wieder ist.

Zwar Namenwind', o neunzehntes Jahrhundert,
Liqueur, Wein, Marzipan, Bonbon, Pastet'
Ist Das, was man an dir zumeist bewundert,
Daß Seh'n und Hören vor dem Schmack vergeht.

Zur dritten Strophe die Bemerkung des Verfassers:

Johann aus Flüns (einer Gemeinde im Oberland, woher unsere Hirten noch alle sind) soll den Kuhreigen gedichtet und mit seiner herrlichen Tonweise versehen haben. Die Schilderung der alten Zeit erinnert an Dante's Darstellung der alten Sitten der Florentiner im 15. Gesang des „Paradiso".

Ich schließe mit der Empfehlung dieses noch jungen Dichters, indem ich ihn selbst hiermit öffentlich zur Herausgabe seiner Arbeiten auffodere und nur noch hinzufüge, daß ich einen großen Theil seiner kleinern, sowie der Gedichte einiger Andern in meiner auch Volksgedichte enthaltenden Sammlung übersetzt habe und sie herauszugeben denke. **Karl Ludwig Kannegießer.**

Moerike's neueste Märchendichtung.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein. Märchen von Eduard Moerike. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 22½ Ngr.

Der Verfasser spricht am Schluß des Büchleins selbst den Standpunkt aus, von welchem er es beurtheilt wissen will:

Und nun, mein Leser, liebe Leserin, leb' wohl! Deucht dir etwa, du habest jetzt genug auf eine Weile an Märchen, wohl, ich verspreche, dergleichen sobald nicht wieder zu Markte zu bringen; gefiel dir aber dieser Scherz, will ich es gleichwol also halten. Es gelte, wie geschrieben steht zum Schluß des andern Buchs der Makkabäer: Allezeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist es auch lustig, so man mancherlei lieset. Das sei das Ende.

Ein Märchen, gemüthlich, humoristisch, tendenzlos, mit glücklichen Einfällen, ansprechender localer Färbung, in welchem hin und wieder die Poesie der schwäbischen Dichterschule ihr blaues, etwas müdes Auge aufschlägt, wird gewiß sein freundliches Publicum finden, aber irgend eine andere Bedeutung kann die Kritik ihm nicht zusprechen. Das Ganze ist doch nicht viel mehr als eine phantastische Burleske, ein Genre, das unter dem Niveau des ernsten literarischen Strebens steht. Freilich der derbe Realismus, der darin Hand in Hand geht mit romantischem Märchenzauber, hat viel Anziehendes in einer Zeit, in welcher „Volksthümlichkeit" zum Stichwort geworden ist. Indessen ist die Volksthümlichkeit des „Stuttgarter Hutzelmännlein" doch eine beschränkte, eine „schwäbische". Die vielen Provinzialismen, einen so gemüthlichen Anstrich sie auch dem Märchen geben, sind doch für das übrige Deutschland ziemlich ungenießbar, trotz des angehefteten Dictionnaire, das die seltsamen Worte aus dem Schwäbischen ins Deutsche übersetzt. Wer gibt sich aber gern die Mühe, bei einer so leichtgeflügelten poetischen Bagatelle so schweres Gepäck zu durchsuchen? Der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, „kurz und stumpig",

erscheint dem Schustergesellen Seppe und vermacht ihm zwei Paar Glücksschuhe und ein Laiblein Hutzelbrot, das immer wieder nachwächst, sobald nur ein fingerbreites Ränftlein davon übriggeblieben. Der Seppe geht nun auf die Wanderschaft, hat aber unglücklicherweise den einen Schuh von seinem Paar mit dem einen von dem andern verwechselt. Die Abenteuer, die ihm begegnen und die stets recht launig erzählt sind, bilden nun den Inhalt des Märchens. Gleich am Anfang schaltet sich indessen eine Episode ein, die Erzählung vom Blautopf bei Blaubeuren und der Wasserfrau, der Lau, mit der Schwimmhaut zwischen Fingern und Zehen und ihren entenfüßigen Genossinnen. Dies Zwischenmärchen nimmt einen phantasievollern Aufschwung, bei dem man den wandernden Schustergesellen ganz vergißt. Seine Abenteuer in Ulm bei der männervergiftenden Witwe sind ebenso allerliebst erzählt wie sein Spaziergang auf dem Seil, bei dem er sich seine Künftige erobert und ihr vor allem Volk einen Kuß gibt, ohne die Balance zu verlieren. Das ist Alles recht naiv, recht drastisch; aber weder die Schwimmpfoten der Lau noch die Glücksschuhe des Reppe können ein anderes Interesse in Anspruch nehmen als manche gute Erfindung der romantischen Schule, über der bereits lange Gras wächst. Die Romantik hat den Realismus nie verschmäht: aber sie hat seine Welt mit bengalischen Flammen beleuchtet; sie hat ihm den tüchtigen, festen Boden genommen und diese kernigen Burschen aus dem Volke in ein phantastisch-verduftendes Theatergewölk versetzt; sie hat sie zu Nipptischsachen für die Salons zurechtgeschnitzt. Diese Volksthümlichkeit ist eine falsche und hat sich als solche bewährt. Moerike's Märchen schlägt in dieselbe Gattung; aber seine große Unbefangenheit, Naivetät und Lieblichkeit, wie der dichterische Pulsschlag, den man bisweilen heraushört, stellen es über die meisten forcirten Schöpfungen dieser Art. Wer Gefallen an Handwerks- und Volksliedern findet, dem mag folgender Gesellenrundgesang, in welchem Moerike seinen Pegasus mit metrischen Hufen beschlägt und uns seine frühern, oft trefflichen lyrischen Gaben ins Gedächtniß zurückruft, nicht unwillkommen sein:

Erster Gesell.

Seid ihr beisammen all'?
Ihr Freund', auf allen Fall
Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an
Mit großem Freudenschall.

Chor.

Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an.

Zweiter Gesell.

Eine Wiege vor die Freud',
Eine Bahre vor das Leid:
Meinem Hobel ist das Alles gleich,
Der denkt, ich mach' den Meister reich,
Spän' gibt es allezeit.

Chor.

Seinem Hobel ist u. s. w.

Dritter Gesell.

Meine Arbeit ist so fein,
Von Gold und Edelstein;
Allein das kriegt man gar bald satt,
Zumal man es nicht eigen hat:
Gebt mir so güld'nen Wein!

Chor.

Ich glaub's ihm schon, das wird man satt u. s. w.

Vierter Gesell.

Wen freut ein kecker Muth,
Nicht dau'rt sein junges Blut,
Ich schaff' ihm Wehre mannigfalt,
Zu Scherz und Ernst, wid'r Feindsgewalt,
Mein Zeug ist allweg gut.

Chor.

Und gilt es wider Feindsgewalt,
Ein Spieß und Schwert uns auch gefallt.

Fünfter Gesell.

Der Schneider sitzt am Glas,
Vom Wirth nehm' ich die Maß,
Zu Hause schaff' ich gar nicht viel,
Meine Stich' mach' ich bei'm Kartenspiel,
Da weiß ich doch für was.

Chor.

Ei, Bruder Leipziger, bessr' er sich,
Denn, sieht er, das ist liederlich.

Sechster Gesell.

Meine Kunst, das glaubt gewiß,
Schreibt sich vom Paradies.
Vom Mägdlein bin ich werthgeschätzt,
Ich hab' ja was ihr Herz ergötzt,
Veiel und Röslein süß.

Chor.

Vom Mägdlein ist er u. s. w.

Rudolf Gottschall.

Das Tisch-Mirakelwesen.

Mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Leistungen in diesem Wundergebiete von Justinus Kerner, Adalbert Lohnfeld, Albert Rousson.*)

Von diesen Wundergeschichten ist jetzt Alles wieder still geworden. Wie zauberartig rasch sind sie durch das erstaunte Europa hindurchgeflogen! Nur noch spärlich und in geheim-

*) Wir verweisen hierbei auf den Artikel „Moderne Geisterconversationen“ in Nr. 3 d. Bl. Der gegenwärtige rührt aus anderer Feder von auswärts her. Doch möchten wir diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß die Operationen des Tischrückens und Geisterklopfens in Frankreich wie in Deutschland nur zur Ausfüllung müßiger Stunden, zu einem bloßen Spiel und oft sogar zu recht albernen und kindischen Tändeleien dienen, während dieselben Operationen in England wie in den Vereinigten Staaten politischen oder religiösen Tendenzen dienstbar gemacht werden. John Bull bedient sich ihrer, um durch Geistergeklopf und Geistermund gegen das Umsichgreifen der römischen Hierarchie zu wirken und Protest einzulegen, Bruder Jonathan aber, um für die Republikanisirung der Völker (auch der Tischgeist Peel's raisonnirt in Cincinnati als fanatischer Republikaner!) und für die Befreiung Ungarns Propaganda zu machen. Nichts charakterisirt wol in schlagenderer Weise den verschiedenartigen Geist dieser vier Nationen. Uebrigens wächst auch in Frankreich die Tischrückenliteratur mächtig an. Namentlich machen wir hier auf einen Artikel von Labinet,

nißvoller Zurückgezogenheit ist von ihnen die Rede. Wir finden diese plötzliche Stille nach dem vorhergegangenen sehr lauten Wort durchaus naturgemäß und wollen uns wol hüten, diese heilsame Schweigsamkeit wieder aufzurühren. Wir wollen vorsichtig leise auftreten und leise sagen, was uns auf dem Herzen liegt. Ganz schweigen wäre aber auch nicht recht. So oft die Dogmatik der Volksphysik auf Irrwege gerathen ist, hat die rationale Naturlehre einen innern Beruf, ja sogar eine höhere Verpflichtung zum Reden, und das um so mehr, je weiter sich diese Verirrungen in die Sphäre der gebildeten Stände hinauf verstiegen haben. Die Wissenschaft darf nicht schweigen, aber sie muß auch vorsichtig die rechte Zeit wählen, und diese ist jetzt viel günstiger da als im Frühjahr und Sommer des vorigen Jahres, wo das denkende große Publicum noch in unzugänglicher wilder Aufregung befangen war. Sie muß auch mit rücksichtsvoller Ruhe das Wort der Wahrheit laut werden lassen, so oft es gilt mit dem Aberglauben in Kampf zu treten. Leidenschaft sollte sie gar nicht kennen, besonders da nicht, wo sie mit zügelloser Leidenschaft absichtlich plump und mörderisch herausgefodert wird. Unsere heutige Naturlehre ist ihrem innern wahren Wesen nach fast ganz frei von Dogmenstreit; das macht ihr höchstes Glück, ihre eigentliche wissenschaftliche Würde aus; sie würde aber ihre Stellung zum Bildungsbedürfniß der gesammten denkenden Welt verkennen, wenn sie sich selbstgefällig mit diesem innern Glück abschließen, wenn sie nicht überall bereit sein wollte, ihr Licht leuchten zu lassen für Jedermann, der Erleuchtung wünscht oder nöthig hat. Sie ist ja nicht mehr um ihrer selbst willen da. Die Zeiten sind Gott sei Dank vorüber, wo die Wissenschaft vornehm über die Bildung des Volks gestellt ward und mit Niemand anders als mit tief eingeweihten Fachgelehrten verkehren sollte.

Das Tischrücken und Geisterklopfen ist schon eine alte, längst besiegte und vergessene Aberglaubensangelegenheit, welche für unser Jahrhundert gar wenig mehr paßt. Es gehört in die trübe Zeit, wo die Schatzgräber, Geisterbeschwörer, Wünschelritter, Herenmeister, Sterndeuter den Stein der Weisen gefunden hatten und die Kunst Geld zu machen üben durften wie und wo sie wollten. Damals bewegten sich allerdings noch nicht gerade die Tische, aber doch schon Degen, Schlüssel, Ringe, Krystalle, Ruthen u. dgl., und alle diese Gegenstände antworteten auf die ihnen gestellten Fragen, wenn auch nicht immer so geisterartig wie jetzt durch Klopfen. Man schlage nur die alten, seit einem Jahrhundert im Staube verkommenen Werke über Magie, Kabbalistik auf, und man wird finden, was zu unsern Wundergeschichten paßt. Es fehlte gar nicht viel, so hätten wir im vorigen Jahre mit den londoner Teufeln, mit den Vampyren, Silfen, Rosenkreuzerrittern, Convulsionariern zu kämpfen gehabt und unser Jahrhundert wäre auch in dieser Sache den ängstlich aufgesuchten Fußtapfen seiner Vorgänger gefolgt. Doch wir wollten ja rücksichtsvoll leise reden.

Das Tischrücken kam aber von der Neuen Welt, wie konnte es da für etwas Altes genommen werden. Schon seit Jahren war dasselbe mit dem beliebten Geisterklopfen und mit andern gutbezahlten Wundergeschichten Eigenthum der Spiritualisten Nordamerikas. Von dieser Sekte war schon Manches ausgegangen, was sich einer ernsten Prüfung der Wahrheit und Rechtlichkeit für unwürdig bewiesen hatte. Deutschland nahm wenig Notiz von der Sache, man lächelte darüber wie über die Münchhausen'schen Lügen; es stand ruhig auf dem sichern Boden der vielgerühmten geistigen Aufklärung. Das sollte sich aber plötzlich ändern. Es war am 30. März 1853, da erschien in Bremen ein von Kühtmann u. Comp. unterzeichnetes Fliegendes Blatt, welches mit sehr ernster Miene und ernster Gläubigkeit über die „wandernden magnetischen Tische und das Geisterklopfen" sprach und einen sehr interessant gehaltenen Zeitungsartikel eines in London wohnenden deutschen Correspondenten mittheilte. Diesem ersten Blatte folgten rasch mehre, welche mit steigendem Interesse und wachsender Gläubigkeit aufgenommen wurden. Das mit Nordamerika jetzt so innig verbundene Bremen war ein vortrefflicher Boden für den Wundersamen der Neuen Welt; es war kein Wunder, daß er hier lebendig keimte und vielfältig Früchte trug. Auch war um dieselbe Zeit einer glaubwürdigen Bremenserin von einem in Amerika wohnenden ebenso glaubwürdigen Bruder geschrieben, daß allerdings die Klopfgeisterei wenig Glauben verdiene, daß man aber das Tischrücken als eine unleugbare Wahrheit betrachten müsse; er habe sich nicht blos durch den unmittelbaren Augenschein, sondern selbst durch eigenhändig durchgeführte Versuche von der Richtigkeit der Sache überzeugt. Versuche, welche nach der genauen Vorschrift des begeisterten Bruders ausgeführt wurden, glückten vortrefflich. Hiervon überzeugte sich unter andern ungläubig lächelnden Männern und Frauen der Stadt gar bald auch Dr. Andree. Er hatte das Tischrücken mit seinen eigenen Augen gesehen und konnte nicht anders, er mußte dies Wunderrücken für klare, nackte Wahrheit nehmen. In dieser begeisterten ersten Stufe der treuen Gläubigkeit schrieb er seinen bekannten Zeitungsartikel, der wie der Funken im Pulverfasse wirkte.

Andree nahm das Tischrücken für eine Thatsache, für eine unleugbare Thatsache, und in kurzer Zeit hörte man durch Deutschland, durch ganz Europa, daß das Tischrücken eine unumstößlich fest begründete Thatsache sei. Nun ja, es mag dafür gelten, aber nur insofern man in politischen Flugblättern mit Thatsachen zu kramen pflegt.. Die Wissenschaft macht strengere Anfoderungen. Sie redet nur dann von Thatsachen, wenn sie nachweisen kann, daß ein Ereigniß, eine Handlung auf richtiger und vollkommen genügender Beobachtung ruht. Bei dem Tischrücken war der Boden der Beobachtung noch sehr unsicher und voll Zweifel, er taugte noch nicht zum dauernden Aufbau einer Thatsache. Hätte man nicht aus demselben Grunde behaupten können, es sei eine unleugbare Thatsache, daß der geschickte Taschenspieler aus einem durchaus leeren Zauberbeutel nach und nach ein ganzes Schock Eier gezaubert habe, daß das Kunstreiterpferdchen die Fragen seines Herrn und Meisters durch Kopfnicken, Kopfschütteln und Fußkratzen richtig zu beantworten verstehe? Wo noch so wenig und noch so oberflächliche Beobachtung zugrunde lag, hätte ein gewissenhafter Forscher sicherlich nicht von einer ausgemachten Thatsache reden sollen. Wie viele klare und selbst vorsichtige Denker sind hierdurch irregeführt, und wie wurden gerade hierdurch störende Persönlichkeiten in die ruhige Erforschung des Phänomens gezogen! „Sie werden doch nicht leugnen wollen", rief man dem Zweifler entgegen, „daß Das wahr sei, was ich mit eigenen Augen gesehen, was ich selbst mit durchgeführt habe!" Und damit begann ein Wortkampf, der zu allerlei Unannehmlichkeiten führte, wie 1848 die Fehden der Politik.

Von Täuschung oder gar Selbsttäuschung durfte in der aufgeregten Zeit des Tischrückens Niemand reden, wenn ihm seine Ruhe lieb war. Jeder Zweifler an der Thatsache war ein eigensinniger, mit offenen Augen blinder Mensch, der der Verhöhnung preisgegeben werden mußte. Eine wunderliche Zeit! Als wenn bei Dem, was der Mensch mit offenen Augen sieht, keine Täuschung möglich wäre! Unser Auge ist das allerfeinste Sinnenorgan, aber zugleich auch das, welches am leichtesten und am stärksten der Täuschung unterworfen ist; wir erinnern in dieser Beziehung nur an die unzählig vielen astronomischen Täuschungen, welchen Jahrtausende lang die scharfsinnigsten Beobachter unterworfen gewesen sind. Wer läßt

---

Mitglied des Instituts, aufmerksam, der Anfang dieses Jahres in Nr. 2 der „Revue des deux mondes" mitgetheilt ist. Der Schluß des Artikels lautet: „Wenn die Wundermacher einmal nicht sich enthalten können, ihr Glück weiter damit zu versuchen, so ersuchen wir sie wenigstens inständigst, die Wunder nicht lächerlich machen zu wollen. Den Glauben an Wunder uns aufnöthigen zu wollen, das ist in unserm Jahrhundert schon viel verlangt; aber uns die Ueberzeugung von der Wahrheit eines lächerlichen Wunders aufzwingen zu wollen, das ist doch wahrlich zu arg!" D. Red.

sich auf der rasch dahinsausenden Eisenbahn nicht durch seine eigenen offenen Augen täuschen, wenn sie die nahegelegenen Bäume und Häuser, Felder und Wälder in rascher Bewegung begriffen sehen lassen? Wie Vieles sieht das gesunde offene Auge, was das Auge der Vernunft für Täuschung halten muß. Die ganze Kunst der ägyptischen Magie eines Philadelphia, eines Bosco, Döbler, Frickel verliert ihre Illusion, sobald ihr die Augentäuschung genommen wird. Es war also gar keine so unerhörte Sache bei dem Tischrücken, auch einmal an die Möglichkeit einer Täuschung zu erinnern. Das war aber nicht erlaubt. Daß die Tische sich fortbewegten, war eine Thatsache; wer dabei von Täuschung reden wolle, müsse mit sehenden Augen blind sein. Nun ja, die Bewegung der Tische an sich war keine Täuschung, das ließ sich nicht leugnen; aus demselben Grunde war aber auch das Herausnehmen der Eier aus dem leeren Zauberbeutel an sich durchaus keine Täuschung. Aber das beruhte sicher auf Augentäuschung, daß ohne versteckte Hand- oder Fingerbewegung oder überhaupt ohne mechanische Ursache das Tischrücken zum Vorschein kommen sollte, daß ohne versteckte Hineinpracticirung die Eier aus dem Zauberbeutel genommen werden könnten. Doch wir verlassen dies Gebiet der Möglichkeit zu Täuschung und begnügen uns nur noch nachzuweisen, daß auch die Selbsttäuschung bei dem Tischrücken nicht gefehlt habe. Sicher haben nicht Alle, welche glückliche Versuche mit dem Tischrücken durchgeführt haben, absichtlich täuschen wollen. Nimmt man also an, daß hierbei die für wahr genommene Sache auf Täuschung beruhte, so war dies für die gläubigen Experimentatoren offenbar eine Selbsttäuschung. Sie waren Subject und Object zugleich. Der Fall, daß Jemand mit Absicht sich hierbei selbst getäuscht habe, ist ein Unding; davon braucht gar nicht weiter die Rede zu sein.

Das Tischrücken unserer Tage galt für eine Thatsache ohne Täuschung, für ein Phänomen, wozu die gelehrten Fachmänner der Naturwissenschaften keine befriedigende Erklärung finden konnten. Das war für Viele eine herzliche Freude. Die von aller Welt so hochgepriesene Physik und Chemie auf einmal schwach zu sehen, kam Allen recht erwünscht, welche auf diesem Felde der Bildung nicht gut mitreden konnten. Die frommen Männer, welchen die Naturwissenschaften nicht blos zu materiell, sondern auch viel zu aufgeklärt und zu aufklärend geworden waren, überkam auch eine jubelnde Freude der christlichen Liebe und Duldsamkeit; sie dankten Gott dafür, daß er dem gesunkenen Menschengeschlechte nun endlich einmal wieder Zeichen und Wunder vor Augen stelle. Die Cholera und das Tischrücken müßten ihrer Meinung nach die Hebel sein, womit der Schöpfer seine Geschöpfe strafe und in Staunen setze, damit sie wieder zu dem frommen Glauben ihrer Väter zurückgebracht würden. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die Klagen und die Anschuldigungen dieser Männer gerecht sind oder nicht, nur so viel ist gewiß, daß sie eine Vorstellung von Gottes Weisheit und Güte haben wie der beste Hexenrichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Der gütige Himmel behüte und bewahre die Menschen vor solcher fanatischen Frommmacherei. Andere nahmen das Ganze als einen sehr willkommenen Beitrag in ihr geheimnißvolles Nachtgebiet der Geisterkunde auf. Noch Andere stellten sich mit der bloßen künstlich-wissenschaftlichen Benamung des Gegenstandes zufrieden; sie durchflochten die Namen Elektricität, Magnetismus, Galvanismus, redeten dazwischen auch ein Wörtchen von Nervengeist, Od und Vitalität, und waren sehr zufrieden mit sich und ihrer Kunst. Am begierigsten griffen aber Diejenigen zu, welche von der geheimen Kunst, leichtgläubige Menschen zu bethören, Gewinn ziehen; sie wollten gar keine Aufklärung, im Gegentheil waren sie ämsig bemüht, den Schleier der Finsterniß und Lüge immer dichter und dichter um das Tischrücken zu ziehen; aber auch sie waren es, welche gerade durch ihre lügenhafte Uebertreibung die Menschen wieder zur Vernunft zurückbrachten. Die Wenigen, welche die Sache ganz ohne Wunder auf rein mechanischem Wege erklären wollten, wurden nicht gehört. Sie redeten zu früh.

Das ist der Lauf des Tischaberglaubens unsers Jahrhunderts. Er unterscheidet sich wenig von dem anderer Wundergeschichten der neuesten und der ältesten Zeit. Wer weiß, was das gegenwärtige Jahr wieder für eine neue Wundergeschichte auftischt. Die Goldberger'schen Ketten haben wie die Morrison'schen Pillen ihre Wunderwirkung gethan, und von der Revalenta arabica, dem Eau de Lob wird man hoffentlich auch bald Dasselbe sagen können. Das macht den großen Haufen aber doch nicht klüger, er bringt sein Geld bald zum Rhein, bald zum Harze, bald nach Tirol, Berlin und Duttenstedt, um sich durch einen Wunderdoctor oder durch ein Wundermädchen curiren zu lassen. Der Glaube hilft.

Indem wir nun zur nähern Betrachtung übergehen, lenken wir die Aufmerksamkeit zunächst auf folgende Schrift:

1. Die somnambulen Tische. Zur Geschichte und Erklärung dieser Erscheinung von Justinus Kerner. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1853. Gr. 8. 9 Ngr.

Daß die wundergläubige Dichternatur des liebenswürdigen, in der alten Schelling'schen Naturphilosophie und im Mesmerischen Somnambulismus ergreisten Verfassers dieses Werkchens in der Wunderwelt der Bewegung und Prophetie der Tische so recht eigentlich seine behagliche Heimat finden würde, ließ sich wol nicht gut anders erwarten. Mit begeisterter, hoher Liebe greift er die Sache auf und ist entzückt über die vielfachen Bewahrheitungen seiner schon lange in der „Seherin von Prevorst" und in den Heften des „Magikon" besprochenen ganz ähnlichen Wundererscheinungen. Er nimmt Alles, was die öffentlichen Blätter über das Tischrücken und Tischklopfen zutage gefördert haben, für reine Wahrheit, und erklärt mit beseelter Lust das Ganze aus dem Freiwerden des menschlichen Nervengeistes und aus dem Magnetisch- und Somnambulwerden der von begabter Menschenhand berührten Tische. Das Büchelchen ist vortrefflich dazu geeignet, leichtgläubige Seelen in Ekstase zu bringen, es kann in dieser Hinsicht bestens empfohlen werden, nur können wir es nicht über uns gewinnen, gerade diese Empfehlung auszusprechen. Aber allen vom Tischrückentraume erwachten geistig-kräftigen Naturen wird das Schriftchen eine höchst interessante Lectüre sein. Diesen kann man rathen, das Buch ja nicht ungelesen zu lassen. Es ist ganz im Geiste eines dichterischen Geistersehers geschrieben, und da läßt sich denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlt.

Wie ist es aber möglich, daß in unserm aufgeklärten Jahrhundert noch Jemand von Geistererscheinungen reden und dieselben für Wahrheit ausgeben kann? So fragt sich jeder vernünftige Mensch und schüttelt bedenklich den Kopf. Was ist aber den bethörten und den bethörenden Menschen nicht Alles möglich! Die Geschichte menschlicher Verirrungen nimmt ihren wunderlichen Gang durch alle Jahrhunderte hindurch und straft bald hier, bald dort die vernünftigste Aufklärung Lügen. Was das Geistersehen unsers Verfassers betrifft, so beruht dasselbe in der That auf Wahrheit; es ist dies nicht Das, wofür es vernünftige Menschen gewöhnlich zu nehmen pflegen, ein Trugbild der Lüge. Es gibt Menschen, bei denen die Phantasie so mächtig ist, daß alles Denken und Empfinden davon unterjocht wird, sie leben kaum in der Wirklichkeit; hierzu gehört auch Justinus Kerner. Sie können auch in vielen Dingen ganz vernünftig sein, in andern dagegen durch und durch voll Phantasmen; auch dies trifft zu bei unserm Verfasser. Andere haben diesen Zustand nur vorübergehend während einer Nervenkrankheit und noch Andere in ganz gesunden Tagen auf Augenblicke. So erzählt man von einem Knaben, der sich schon lange sehr lebhaft ein weißes Kaninchen gewünscht hatte und von seiner Schwester mit der Nachricht in den April geschickt worden war, der Vater habe ein solches Thierchen für ihn gekauft und es säße im Pferdestalle, daß derselbe bei dem Oeffnen des Stalls das weiße Kaninchen wirklich vor Augen gesehen habe. Ausführlich spricht hierüber der Akademiker Nicolai, als er am 28. Februar 1799 den versammelten Ge-

lehrten zu Berlin einen Vortrag hielt über ein „Beispiel einer Erscheinung mehrer Phantasmen, nebst einigen erläuternden Anmerkungen". Nicolai sah „bei vollem Verstande und sogar in voller Gemüthsruhe beinahe zwei Monate lang fast beständig und zwar unwillkürlich eine Menge menschlicher und anderer Gestalten", er hörte sogar die Stimmen der Geister, er sah diese Phantasmen zwischen wirklichen Personen umherwandeln, er wußte, daß sie nichts Wirkliches waren, und vermochte doch nicht, sich ihrer zu entledigen. Dies Alles war Folge angespannter und übernatürlich gereizter Nerven. „Hätte ich", sagt Nicolai, „die Phantasmen von den Phänomenen gar nicht unterscheiden können, so wäre ich wahnsinnig gewesen. Wäre ich schwärmerisch und abergläubisch, so würde ich mich vor meinen eigenen Phantasmen entsetzt haben und vermuthlich ernsthaft krank geworden sein. Liebte ich das Wunderbare, so hätte ich gesucht de me faire valoir, so hätte ich sagen können: Ich habe Geister gesehen! und wer hätte es mir abstreiten dürfen? Im Jahre 1791 wäre vielleicht die Zeit gewesen, solche Erscheinungen geltend zu machen. Hier zeigte sich aber der Nutzen einer gesunden Philosophie und einer ruhigen Beobachtung. Beide hinderten, daß ich weder wahnsinnig noch ein Schwärmer ward." Nicolai war bekanntlich ein durchaus klarer philosophischer Kopf, dem Fichte und Schelling für überspannte Idiologen galten. Wohin diese philosophische Speculation geführt hat, ist bekannt genug. Es ist nicht blos Kerner ein Opfer geworden. Man lese nur die vorliegende Schrift und man wird sich bald davon überzeugen, wie groß die Zahl der Geister sehenden Schwärmer noch heutzutage ist. Wir haben allerdings Fichte und Schelling fast schon vergessen und denken nur noch spärlich an Hegel; dafür spuken Geister in den Köpfen verschrobener Menschen.

In historischer Hinsicht ist der Verfasser der Meinung, daß die Entdeckung des Tischrückens nicht der Neuen Welt und auch nicht unserm Jahrhundert angehört. Die Himmelssöhne Hinterindiens hätten dies Phänomen schon sehr früh gekannt, auch erzähle eine 1600 in Lyon erschienene Magie diese Wunderbewegung ganz ausführlich. Mit besonderm Wohlgefallen erzählt der Verfasser dem Fürsten Pückler-Muskau eine hierher gehörende Wundergeschichte nach, welche im dritten Theile der „Rückkehr aus Syrien und Kleinasien" (S. 321) steht. Zwei junge Islamitinnen hatten sich kaum an einen mit Wachstuch überdeckten hölzernen Tisch gesetzt und die Hände darauf gelegt, so fühlte man auch schon einen scharfen Luftzug unter der Tischplatte hindurchstreichen, welcher ein ganz eigenthümliches Knarren und Krabbeln in dem todten Möbel hervorbrachte; das habe schon etwas Gespensterartiges gehabt. Bald darauf hätte sich der Tisch gerührt und sei ungeachtet des hindernden Teppichs ganz von selbst weiter gerückt. Diese Wunderbewegung hätte plötzlich aufgehört, so oft die Mädchen ihre Hände von der Tischplatte emporgehoben. Zuletzt habe der Tisch auch stoßweise, fast springend sich weiter bewegt. Die einfache, in jeder Beziehung glaubwürdige Mutter dieser jungen Mädchen theilte dann noch allerlei Wunderthaten ihrer Töchter mit, wobei besonders die Großartigkeit der Wirkung in dunkler Nacht erwähnt wurde. „Es ist leicht zu erachten", nimmt dann der Verfasser das Wort, „daß in diesen Mädchen die gleiche Kraft wirkte, die in allen Menschen ist, aber nur nicht in solcher Intensität wie in jenen, und die Mehrheit der Hände scheint die fehlende Intensität, wenn auch wol da noch nicht mit gleich großem Erfolge ersetzen zu können. Merkwürdig ist bei jener Beobachtung Pückler-Muskau's, daß das von dem einen Mädchen genossene Getränk auch auf den Tisch seine Wirkung äußerte, also offenbar die Nervenverstimmung des Mädchens auf den Tisch überging.... Was nun das Agens betrifft, das diese Wirkungen von Menschenhänden in todten Körpern, wie Holz, durch sein Ueberströmen bewirkt, so wird man es mit dem Namen «elektromagnetisches Fluidum» bezeichnen. Die Seherin von Prevorst nannte diese Kraft «Nervengeist», den sie für eine noch viel imponderablere und stärkere Potenz als Elektricität, Galvanismus und Magnetismus erklärte und ihm die Eigenschaft zuschrieb, «die Schwere in den Körpern aufheben zu können». Sie behauptete daß dieser Nervengeist die Seele nach dem Tode umkleide." Daß hier von einer Kraft behauptet wird, sie habe kein Gewicht, ist schon etwas Sonderbares, indeß noch sonderbarer klingt es, daß sie noch weniger Gewicht besitzen soll als etwas durchaus Gewichtloses. Aber was thut dies bischen Unsinn bei einem so tiefsinnigen Geisterschauer, dem Alles klar vor Augen steht, was Andern totale Dunkelheit und Verworrenheit ist.

Von dem Tischrücken geht der Verfasser zum Geisterklopfen über. Er wirft auf die Sekte der Spiritualisten Amerikas einen verächtlichen Blick, weil sie diese Erscheinung in ein ganz schiefes Licht gestellt und schändlich misbraucht hätten; er seufzt und ruft aus: „Arme Geister, die sich um Geld müssen hören lassen!" Dieser Seufzer ist nicht, wie vernünftige Leute glauben sollten, eine Ironie, sondern ein fein mitfühlender wahrhafter Herzenserguß; denn der Verfasser glaubt ja an Geister und verkehrte in seinem Leben schon sehr viel mit diesen lieben Geschöpfen. Das Geisterklopfen und die dazu gehörende Prophetie ist ihm eine unumstößliche Thatsache. Damit man seinem Worte noch mehr Glauben schenke, beruft er sich auf die öffentlichen Mittheilungen von Dr. Schaumburg, Oberstlieutenant A. von Forstner, Hoffmann von Fallersleben, Julius Schmidt u. A. Ein tieferes Eingehen in die Wunderthaten der prophetischen Tische ist hier nicht nöthig, die Sache ist ja leider bekannt genug geworden, nur möchte es interessiren, den Verfasser erklärend darüber zu vernehmen.

„Jetzt", sagt der Verfasser, „wo das zweite Phänomen, das sogenannte Geisterklopfen, ein im Tische versteckter Prophet, sich immer mehr auch als eine Thatsache erweist, muß man desto mehr zur Erkenntniß kommen, daß hier eine höhere Potenz als Elektricität und Galvanismus, eine mehr seelische das Agens ist; und es ist diese Potenz allerdings ein Geist, aber kein anderer als der aus der menschlichen Hand sich entbundene, in den Tisch übergeströmte menschliche Nervengeist, derselbe, der, wie wir in magnetischen Zuständen so oft sehen, gerade bei seiner Lösung die Erscheinungen des Wirkens außer Raum und Zeit, des Fühlens, Voraussagens u. s. w. (wenn auch in Ueberströmung von dem Menschen, doch immer noch mit ihm in seelischem innern Zusammenhange, dem äußern Menschen unbewußt) zeugt. Dieser und kein anderer Geist ist der Klopfgeist, der versteckte Prophet im magnetischen Tische."

Diese Erklärung hat schon Vieles für sich, sie enthält den Schlüssel zu jeder Unglaublichkeit. Damit aber das Geisterklopfen so recht eigentlich das seelische Werk des schwachen, dem Irrthum unterworfenen Menschen werde, fügt der Verfasser seiner Erklärung noch folgenden Nachsatz hinzu: „Wie aber die Prophetie Somnambuler, ihr Voraussagen, Beantworten von Fragen u. s. w. durchaus nicht als untrüglich anzunehmen ist, ja oft täuscht, da in solchem Zustande somatische Störungen, hindernde Einwirkungen mancher Art nicht ausgeschlossen sind, so möchte es auch bei diesen durch Ladung mit dem Nervengeiste des Menschen gleichsam somnambul gewordenen Tischen u. s. w. sein; daher vor einem zu großen Glauben an solche Prophetie (dahin gehört auch die Prophetie durch das Schlüsseldrehen u. dgl.) wol zu warnen ist."

Von der thatsächlichen Wahrheit der Prophetie des Schlüsseldrehens ist J. Kerner auch überzeugt, und er läßt es in seinem Werke nicht an interessanter Mittheilung fehlen. Wir enthalten uns aber, davon weiter zu reden. Das bisher Mitgetheilte wird gewiß vielfach zum Selbstlesen des Schriftchens auffodern, und Das ist es gerade, was dieser Aufsatz bewirken möchte.

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nun noch auf eine zweite Schrift. Ihr Titel ist:

2. Die Wundererscheinungen des Vitalismus (Tischdrehen, Tischklopfen, Tischsprechen u. s. w.) nebst ihrer rationellen Erklärung in Briefen an eine Dame von Adalbert Cohnfeld. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1853. 16. 20 Ngr.

Hier treffen wir wahrscheinlich mit einer Sammlung und

neuen Ausstattung der berühmten bremer „Fliegenden Blätter" zusammen, welche die ganze Wundergeschichte ins Leben gerufen haben. Das Büchelchen liest sich vortrefflich. Seine Sprache ist fein und geschmeidig, klar und überzeugend und sein Inhalt höchst interessant. Aber dennoch blickt überall der Schelm hindurch. Diesen Schelm mag man jetzt wol sehen, im vorigen Jahr war er aber noch gar zu sehr in den Nebel der blinden Gläubigkeit gehüllt, da sah man ihn noch nicht. Cohnfeld geberdet sich in den ersten Briefen wie Jemand, der die ganze Tischgeschichte für eine Fabel hält. Später wird er durch den unmittelbaren Augenschein und durch Selbstversuch von der ernsten Wahrheit der Sache überzeugt, und es stellt sich sogleich heraus, daß sein elfjähriger Sohn Eugen den stärksten Vitalismus in sich schließt. „So war es denn wahr, der Tisch drehte", ruft er entzückt aus. „Ich fühlte mich in meiner Ausdauer überreich entschädigt.... Es liegt etwas Göttliches in dem Bewußtsein: ich weiß das. Ich brauche nun Andree nicht mehr zu glauben, ich wußte.... Der Tisch drehte, darüber war kein Zweifel mehr, wol aber darüber, wodurch er drehte. So war denn meinem Geiste ein interessantes Problem dargeboten, und dieser Umstand hatte nicht gerade den kleinsten Antheil an der Freude, die ich empfand." Die erklärende Ursache hat Cohnfeld auch bald herausgefunden, und nun ist das Entzücken groß. Ob aber der forschende Geist des Verfassers oder die Lust zu täuschen größer ist, läßt sich schwer entscheiden. Für ruhige Beobachter ist die Schalksmiene der gauklerischen Windbeutel gewöhnlich das interessanteste Schauspiel. Wir achten unsere Leser für ruhige Beobachter und hoffen ihnen eine sehr belustigende Komödie vorführen zu können.

Cohnfeld, der bekehrte Ungläubige, ist der Meinung, daß der Tisch nicht blos dreht, sondern auch denkt, prophetisch denkt. Er hat sich auch hiervon durch unleugbare Thatsachen überzeugt und sucht nun auch seine schöne Dame, an welche die Briefe gerichtet sind, zu überzeugen. „Es hatte mich ein Mann", schreibt er, „der sich lebhaft für die Sache interessirt, besucht und wir experimentirten im Tischrückensprechen. Herr X., ich, meine Tochter Anna und der unentbehrliche Eugen bildeten die Tischgesellschaft. Eugen hatte die Hände kaum auf den Tisch gelegt, als dieser die Unterhaltung begann. «Sage mir, holdes Kind, warum rollt eine Thräne über deine Wange?» klopfte er. Eine Auskunft über den Zweck dieser Phrase verweigerte er durch heftiges Rutschen und andere Zeichen des Unwillens. Herr X. foderte ihn nun auf etwas Anderes zu sagen. «Er soll machen, daß er 'rauskommt», klopfte der Tisch. «Wer?» fragten wir. «X.», war die Antwort. «Warum?» «Weil ich dem Dretw...». So weit hatten wir buchstabirt, als wir in der Ueberzeugung, daß aus dem Worttorso «Dretw» kein gescheites Wort werden könne, den Tisch auffoderten, den letzten Buchstaben noch ein mal zu klopfen. Er repetirte «w». «Noch ein mal». Wieder «w». «Das ist nicht möglich. Was kam vor w?» «t». Also immer derselbe Nonsens. Nun denn weiter. «Was folgt auf w?» «a». «Was auf a?» «s». Also «was». Da war denn etwas Licht. «Ich habe dem Dret was zu sagen.» «Das ist Unsinn. Was ist Dret, oder wer ist Dret? Buchstabire das Wort noch ein mal». Monsieur wollte aber nicht; er rutschte, er klopfte, er drehte. Schmeichelnde Bitten besänftigten ihn endlich wieder zu beginnen. «Wie also heißt das Wort Dret richtig?» Er klopfte «D». «Gut, weiter.» «r.» «Schön, weiter.» Weiter aber wollte der Tisch nicht. Er schüttelte sich so heftig, daß wir seine Beine aufs Spiel setzten, wenn wir ihn nicht in Ruhe ließen. So mußten wir uns denn mit seinem Nonsens zufrieden geben.... Plötzlich rief Herr X.: «Aber sind wir denn mit Blindheit geschlagen? Das soll offenbar heißen: Ich habe dem Dr. (Doctor) etwas zu sagen.» Und nun hätten Sie sehen müssen, wie der Tisch drei mal donnernd aufklopfte, als jauchzte er, daß er endlich verstanden worden ist." Ha, ha! Nicht wahr, eine lustige Geschichte, und wie ausgezeichnet geistreich erzählt! Es läßt sich denken, mit welchem Staunen Cohnfeld's schöne Dame diese Wundermär gelesen haben mag. Ein hübscher Beitrag zu Münchhausen's Lügen. Solche Machwerke mußten kommen, damit den Bethörten endlich die Augen geöffnet wurden. Man sieht, diese Schrift ist gar nicht so fein durchgeführt, wie sie schlau angelegt ist. Cohnfeld's Werkchen ist gar zu lustig. Man lese es ja.

Daß unserm Jahrhundert noch solche Stippstörchen für Thatsache, für Wahrheit aufgetischt werden konnten, ist eine Schmach.

In München hat der Erzbischof ein Generale gegen das Tischrücken, die Kartenschlägerei, den Somnambulismus und den thierischen Magnetismus erlassen, worin alle diese vier verschiedenen Erscheinungen als Formen des Aberglaubens in einen Topf geworfen werden. Das Tischrücken ist darin für eine Modethorheit erklärt, für eine Sünde, *woran unsere heutige Aufklärung schuld sei*. Diese Entrüstung entspringt aber hauptsächlich von der Tollkühnheit der münchener Anhänger an Klopfgeisterei, daß sie gewagt haben, würdige und hochgestellte Personen erscheinen und prophetisch antworten zu lassen. Man hatte misfällige frivole Experimente mit dem Tischsprechen durchgeführt. Da war auf einmal der ganze Zauber von der Wundergeschichte gewichen. Ob es aber zu loben ist, daß man die Sache, welcher ursprünglich so aufmerksame Theilnahme, selbst in den höchsten Ständen gewidmet worden ist, worauf man selbst einen frommen Blick des kirchlichen Wohlgefallens geworfen hat, so plötzlich verdammen und verbieten will, möchte sehr in Zweifel zu ziehen sein. Wenn man den Unsinn aber als die Frucht unserer heutigen Aufklärung bezeichnen will, so verfährt man in der That malitiös, denn die Vertreter der Aufklärung unsers Jahrhunderts sollten ja gerade verhöhnt werden, weil sie von dem Wunder der Tischgeschichte nichts hören wollten. Die Aufklärung muß aber Schuld haben!

Ein Seitenstück hierzu lieferte Victor Hennequin, Verfasser des mystischen Buchs „Retten wir das Menschengeschlecht"; derselbe erklärte den 19. December 1853 öffentlich vor ganz Paris, daß seine Frau, welche mit ihm das Tischrücken und Geisterklopfen betrieben habe, von der zu innigen Verbindung mit der „Erdenseele" eine so starke Nervenerschütterung erhalten habe, daß er dieselbe in eine Irrenanstalt habe bringen müssen. Daran hat nun auch wol die heutige Aufklärung Schuld. Ueber die aufklärungsscheuen Menschen! Ihnen scheint das Heer des Aberglaubens erwünschter zu sein als die Erleuchtung der Köpfe.

15.

Das Platen-Denkmal.

Bekanntlich beabsichtigt man dem Dichter Platen in seiner Geburtsstadt Ansbach ein Erzdenkmal zu setzen, und es zeigt sich dafür in München, wenn auch begreiflicherweise nicht im Volke, doch in den offitiellen Kreisen ein anerkennenswerther lebhafter Eifer. Platen's königlicher Gönner, König Ludwig, hat das Erz zum Standbild bewilligt; Subscriptionen sind bei den königlichen Stellen in Umlauf gesetzt oder in den Conversationszimmern beider Ständekammern aufgelegt; auch wird wahrscheinlich, denn an Auffoderungen dazu fehlt es nicht, der gegenwärtige Intendant der Hofbühne Veranlassung nehmen, eine Theatervorstellung zum Vortheil des Denkmals zu veranstalten. Es handelt sich nur noch um die Frage, ob dieses Denkmal blos in einer Büste oder in einer lebensgroßen oder überlebensgroßen Statue bestehen soll? Die „Allgemeine Zeitung", in welcher früher einmal mit großem Scharfsinn und Geschick nachgewiesen war, daß zu einer monumentalen Verewigung der Dichter die Büstenform die geeignetste sei, erklärt sich in Bezug auf Platen für eine Statue. Ich muß gestehen, daß mir zu der nationalen Bedeutung Platen's eine Büste in richtigerm Verhältniß zu stehen scheint. Platen war kein Volksmann, seine Dichtungen sind nicht populär geworden, und hatten auch in sich nicht die Fähigkeit es zu werden (mit Ausnahme des energischen, in die Feilheit der Generation scharf einschneidenden Gedichts „Der Rubel auf Reisen", das gerade in Deutsch-

land im Munde Aller zu leben den Anspruch hat); seine Aristophanischen, meist nur literarische Erscheinungen und Persönlichkeiten verspottenden Komödien wird Niemand im Ernste den Dramen Lessing's, Schiller's und Goethe's zur Seite setzen wollen. Alle Ehre seinen formvollendeten lyrischen Gedichten, Balladen, Sonetten und Ghaselen. Aber doch fehlen ihnen der weltbezwingende Inhalt, die Fülle von Ideen, die allgemein culturhistorischen Elemente, welche den Schöpfungen Herder's und Lessing's, Schiller's und Goethe's eine über alle Völker und in ferne Zukunft sich erstreckende Bedeutung gegeben haben. Man müßte es für eine Zurücksetzung halten, wenn man jene großen Dichter und Denker nur mit einer Büste abgefertigt hätte, während man diesen oder jenen Unterfeldherrn, diesen oder jenen Componisten, diesen oder jenen Staatsminister, Arzt oder Landwirth in voller Leibesgröße in Erz oder Marmor verewigt hätte. Diese Dichter haben europäischen Ruf und ihre Statuen drängen sich auch dem Franzosen und Schweden, dem Engländer und Russen in ihrer vollen Bedeutung auf. Von diesem Standpunkt und in Erwägung des ungemeinen Einflusses, welchen Klopstock auf die Fortgestaltung der deutschen Literatur und Sprache und auf Hebung des Nationalgefühls gehabt hat, würde man es nur billigen können, wenn die Hamburger ihrem großen Mitbürger, dem Sänger der „Messiade", dem Schöpfer der deutschen Ode, dem Vorgänger Platen's, ohne welchen dieser nicht möglich gewesen wäre, Klopstock, ein Standbild errichten wollten; leider haben aber die Hamburger zu sehr die Nützlichkeitsrechnung im Kopfe, um sich zu solchem Gedanken erheben zu können. Dagegen dürfte es schon zweifelhaft sein, ob Wieland's Einfluß auf Literatur und Gesittung ein so durchaus unbestritten segensreicher gewesen, um ihn zu einer gleichen Auszeichnung zu berechtigen. Es scheint mir fast, als ob für ihn so gut wie für Tieck fürs erste eine Büste hingereicht hätte, während man für patriotische Männer und Denker wie Fichte noch nicht einmal an eine Büste zu denken scheint. Man sollte die höchsten Ehrenpreise nicht zu wohlfeil machen und dem Endurtheil künftiger Jahrhunderte nicht zu übereilt vorgreifen. Platen ist, was ich bei aller Hochachtung für sein Ringen und sein Talent ausspreche, nur eine literarische, aber keine eigentlich nationale oder europäische Berühmtheit, und es fragt sich noch, ob künftige Jahrtausende die Anweisung, die wir ihm durch sein Standbild auf Unsterblichkeit ausstellen, acceptiren werden. Statuen gehören sich nur für die eigentlich bahnbrechenden, culturhistorischen Geister, die eigentlichen Heroen. **H. M.**

Literarische Notizen.

Neues Illustrationswerk.

Ein von mehren Blättern empfohlenes neues Illustrationswerk erschien unter dem Titel: „The pilgrim fathers; or the founders of New England in the reign of James I.", von W. H. Bartlett (mit 28 Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten). Der Verfasser hat alle Localitäten in England, Holland und Amerika, welche ihm Material an die Hand geben konnten, selbst besucht. Der „Standard" empfiehlt das Buch mit dem Zusatze: „Die Geschichte der Gründung von Britisch-Amerika ist, mit Ausnahme der Bücher der Heiligen Schrift, die wichtigste in den Jahrbüchern der Weltgeschichte. Keine Entdeckung in Künsten und Wissenschaften kommt dieser an Größe ruhmwürdiger Erfolge gleich" u. s. w. Das unterscheidet die englischen von den deutschen Tories, daß jene gegen die ungeheuere weltgeschichtliche Bedeutung der Gründung des freien Nordamerika in blindem Parteieifer wenigstens nicht die Augen verschließen.

Neues englisches Witzblatt.

Ein neues unzweifelhaft humoristisches Journal ist soeben in London unter dem Titel „Utopia" angekündigt. Die erste Nummer enthält an Aufsätzen: „Something better"; „Neglected men", von Edward Copping; „The Champlain willow", von Perry B. St. John; „Ha! Ha!"; „The united nations assurance" u. s. w.

Silvio Pellico's Nachlaß.

Man liest in auswärtigen Blättern, daß der kürzlich verstorbene Silvio Pellico eine große Zahl von Manuscripten hinterlassen hat und daß auch bereits zu ihrer Veröffentlichung Vorbereitungen getroffen werden. Ein Bruder des Verstorbenen soll, wie man versichert, zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ernannt sein. Unter diesem Manuscriptennachlaß befindet sich auch eine Autobiographie mit dem Titel „Mein Leben vor und nach meiner Kerkerhaft". **H. M.**

Bibliographie.

Reinhold, A., Der Jahrmarkt zu Lorenzkirchen. Volksgemälde. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 1 Thlr.

Schönborn, A., Ueber das Wesen Apollon's und die Verbreitung seines Dienstes. Ein Versuch. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Schulze, H., Die Sonntagsfeier im stillen Hause. Christliche Betrachtungen auf Sonntage und Festtage im ganzen Jahre für solche, welche verhindert sind, am öffentlichen Gottesdienste Theil zu nehmen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Eisleben, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seling, C. A., Geschichte des Adels von seinem Entstehen bis zum heutigen Zeitpunkte. Wien. 1853. 16. 20 Ngr.

Steffen, N., Märchen und Sagen des Luxemburger Landes. Luxemburg, Bück. 1853. Gr. 12. 16 Ngr.

Trapp, E. W., Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Jahre 1809. Ein Gedicht in zehn Abtheilungen. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1853. 8. 10 Ngr.

Wigand, P., Denkwürdigkeiten für deutsche Staats- und Rechtswissenschaft, für Rechtsalterthümer, Sitten und Gewohnheiten des Mittelalters; gesammelt aus dem Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar; nebst einer Denkschrift über Geschichte, Schicksale, Inhalt und Bedeutung jenes Archives. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Zschaler, G., Des armen Webers Leid und Freud. Ein poetisches Gemälde in sechs Bildern aufgestellt für Jung und Alt. Meißen, Mosche. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Berger, H., Ein Wort über die sogenannten schlechten Zeiten. Breslau, Dülfer. 8. 2½ Ngr.

Göschel, K. F., Das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen. Zur Erinnerung nach 300 Jahren. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 16. Januar 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Gotthold, F. A., Ueber Richard Wagner's Tannhäuser und seine erste Aufführung in Königsberg. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hirscher, Zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Ngr.

Ist noch eine Versöhnung mit der römischen Kirche möglich? Zugleich ein Blick auf die Ansprüche der oberrheinischen Bischöfe. Von einem Freunde geschichtlicher Wahrheit. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 5 Ngr.

Mänß, J., Ueber die Union der Evangelischen Kirche. Stendal, Franzen u. Große. 1853. 8. 2 Ngr.

Pick, I., „Israel hat eine Idee zu tragen", die letzte Lüge der sterbenden Synagoge. Ein Wort an mein Volk, gesprochen zu Breslau am 1. Januar 1854. Breslau, Dülfer. 8. 1½ Ngr.

Die Thür der Hoffnung für die Kirche und den Staat. Deutsche Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Gutzkow's dramatische Werke.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 8. Geh. 25 Ngr.

Diese beiden bisher ungedruckten Dramen bilden die erste Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Gutzkow.** Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Giseke (R.), Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage**, in dem beliebten Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. **Zweite** durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Die Jobsiade in siebenter Auflage!

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** Siebente Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die „Jobsiade" tritt, mit den alten bekannten Holzschnitten geziert, in **siebenter** Auflage vor das Publicum. Seit sie zuerst im Jahre 1784, damals anonym, erschien, hat der Geschmack in andern Regionen die wesentlichsten Aenderungen erlitten; große Umwälzungen auf literarischem, socialem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete haben stattgefunden: das Kortum'sche Epos aber hat sie alle überdauert, und dieser Umstand allein schon beweist, daß die Farbe seines Humors eine echte und probehaltige ist. Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu ihr zurück, und nicht gering ist die Zahl der burlesk-humoristischen Schriftsteller, die aus ihr Anregung und Stil schöpften, sowie der Künstler, die dadurch zu ergötzlichen Bildern angeregt wurden, unter denen vor allen Hasenclever's weltberühmte, in Kupferstich und Lithographie weitverbreitete Genrebilder zu nennen sind. Auch in culturgeschichtlicher Hinsicht und als Spiegel ihrer Zeit behauptet die „Jobsiade" ihre eigenthümliche Bedeutung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus **Indien** und **Persien.** Von **Erich von Schönberg.** Zwei Bände. 8. 1852. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser theilt hier aus seinen Tagebüchern, die er während vieljähriger Wanderungen durch den Orient, besonders Ostindien und Persien führte, einzelne Blätter mit: Bilder, welche den Charakter, die Sitten, religiösen und häuslichen Gebräuche der Bevölkerung jener Länder aus eigener Anschauung schildern. Bei der reichen Fülle des gebotenen ethnographischen und psychologischen Materials wird das Buch ebenso den mit der Geschichte und den Verhältnissen jener Länder und Völker schon vertrauten Mann der Wissenschaft interessiren, wie dasselbe dem größern Publicum, für das es zunächst bestimmt ist, eine anziehende und unterrichtende Lectüre gewährt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Sechs Theile. 12. Geh. 9 Thlr.

Ein für Romanleser wie für alle Freunde der Geschichte gleich interessantes Werk, das in Schweden wie auch bereits in Deutschland die allgemeinste Anerkennung gefunden.

Früher erschien ebendaselbst:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 16. März 1854.

Inhalt: Die Schopenhauer'sche Philosophie. Von **Karl Fortlage**. — Entwickelungsgeschichte des Königthums. Erster Artikel. Die vorchristliche Zeit. — Schriften über Rußland. — Classiker des Alterthums. Eine Auswahl der bedeutendsten Schriftsteller der Griechen und Römer in neu bearbeiteten Uebersetzungen. Erste bis vierzehnte Lieferung. Von **Moriz Carriere**. — Zur orientalischen Frage. — Die Schönheit am häuslichen Herd. — Neugriechische Literatur. — **Notizen**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Die Schopenhauer'sche Philosophie.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 2 Thlr.

Vor 20 Jahren war eine Zeit, wo Das, was man damals die deutsche Philosophie nannte, in größter Blüte stand. Der Hegelianismus, welcher die nach sehr entgegengesetzten Richtungen auseinander geirrten Bestrebungen der Naturphilosophie auf den abstracten Grundriß der Fichte'schen Wissenschaftslehre wenigstens annähernd zurückleitete, hatte sich fast die Alleinherrschaft errungen, beengte aber auch, weil er zur Behauptung derselben der strengen Conformität bedurfte, die freie Bewegung des Denkens sehr durch sein starres Formelwesen. Ein Riß in der Hegel'schen Schule trat ein und machte Luft. Die Herbartianer machten sich alsbald in der entstandenen Lücke geltend; das Fries'sche, das Krause'sche, das Baader'sche System erhoben wieder stärker alte verkannte Ansprüche; die Psychologie that einen frischen Schuß; Schelling selbst trat aufs neue dazwischen, und so fehlte denn auch Schopenhauer nicht in der Menge der die frische Luft empfindenden und aufathmenden Gedrückten. Er ergänzte seine alten Leistungen und fügte Neues, man darf wol behaupten, noch Gediegeneres hinzu.

Wir wünschen Schopenhauer Glück, einen so entschiedenen und standhaften Dolmetscher seines Standpunkts, als Frauenstädt ist, gefunden zu haben. Eine so originelle und einzeln stehende Lebensansicht wie die Schopenhauer'sche bedarf ganz besonders eines solchen Reflexspiegels, um nicht als ein bloßes Paradoxon angestaunt, wenn nicht gar als bloßes Aergerniß gemieden zu werden. Weder das Eine noch das Andere verdient die Schopenhauer'sche Lehre. Denn sie ist ein, wenn auch einseitiges, doch gerade um so wichtigeres Ferment im Denkprocesse unserer wissenschaftlich ringenden Zeit, in dem Grade, daß man dreist behaupten darf, Derjenige habe keinen vollständigen Begriff von der Fülle und Gewalt der in unserm Zeitalter in ihrer Tiefe aufgewühlten philosophischen Denkkräfte, welcher Schopenhauer's Schriften nicht gelesen hat.

Schopenhauer gehört zu den Denkern, welche die durch Fichte begonnene speculative Methode in der Philosophie verabscheuen und wieder mehr auf den von Kant gegründeten Empirismus in der Philosophie zurückstreben. Denn so darf man die von Kant gegründete kritische Methode im Gegensatz zu den neuern Methoden wol am besten bezeichnen. Kant speculirte niemals im Reiche der Begriffe, sondern er zergliederte nur immer und hielt sich an die Resultate, welche aus diesen Zergliederungen am allernächsten sich ergaben. Er mischte in das Gebiet des theoretischen Erkennens niemals das in der Moral gültige Sollen ein und ließ, wenn er auf Widersprüche und Antinomien in den von der Erfahrung gelieferten Begriffen stieß, solche einfach stehen, wie er sie fand, ohne sie durch dialektische Griffe künstlich entfernen oder in höhere Einheiten auflösen zu wollen. So war die Kant'sche Philosophie im theoretischen Felde reines Beobachten, reine Empirie, zwar nicht im Felde der äußern, wol aber der innern Erfahrung oder, mit Locke zu reden, im Felde des innern Sinns. Auch Schopenhauer hält die einfache Beobachtung für den richtigen Weg der Philosophie. Er will, wie Kant, vom ganz gemeinen Bewußtsein, sowol des eigenen Selbst als auch anderer Dinge, ausgegangen wissen. Er hält dafür, daß eine unmittelbar begründete Wahrheit der durch einen Beweis begründeten so vorzuziehen ist, wie Wasser aus der Quelle dem aus dem Aquäduct; daß nicht die bewiesenen Urtheile noch ihre Beweise, sondern die aus der Anschauung geschöpften und auf sie statt alles Beweises gegründeten Urtheile in der Wissenschaft Das sind, was die Sonne im Weltgebäude ist, weil von ihnen alles Licht ausgeht, von welchem erleuchtet die andern wieder leuchten; und daß das wahre Geschäft der philosophischen Urtheilskraft gerade darin besteht, unmittelbar aus der Anschauung die Wahrheit solcher ersten Urtheile zu begründen, solche Grundfesten der Wissen-

schaft aus der unübersehbaren Menge realer Dinge herauszuheben.

Schon Maupertuis erkannte, wie wir durch Frauenstädt (S. 142) erfahren, daß der Raum nicht minder als Geruch, Ton, Geschmack und Härte nur eine Perception der eigenen Seele sei, übertragen auf ein unbekanntes Object, und wurde dadurch zu dem Ausspruch veranlaßt:

Nous vivons dans un monde, où rien de ce que nous appercevons, ne ressemble à ce que nous appercevons: Des Etres inconnus excitent dans notre âme tous les sentiments, toutes les perceptions qu'elle éprouve; et ne ressemblant à aucune des choses que nous appercevons, nous les réprésentent toutes.

Kant wurde durch seine Begriffszergliederungen noch bedeutend weiter geführt. Ihr Resultat war, daß nicht nur das materielle Dasein, sondern auch unsere eigene Seele ihrem wirklichen Wesen nach unerkennbar und unfaßbar sei, und wir auch gar keine Hoffnung hätten, jemals auf den Grund des wahren Wesens weder von dieser noch von jenem zu dringen. Dieses Ergebniß war für jeden natürlichen Menschensinn ein so trostloses, daß es schon allein aus diesem Grunde Denen, welche sich von der Richtigkeit der Kant'schen Zergliederungen an sich selbst wohl überzeugt hatten, nicht zu verübeln war, wenn sie sich von ihnen aus Das durch Speculation und kühne Hypothese wiederzuerobern suchten, was sich der Erkenntniß aus unmittelbarer Beobachtung versagte. Schopenhauer hat sich einen entgegengesetzten Ausweg aus dieser Klemme gesucht und glaubt ihn gefunden zu haben. Er läßt nämlich die Kant'schen Resultate zwar für die Außenwelt in ihrer vollen Schärfe bestehen, hebt sie dagegen zum Theil auf in Beziehung auf die Erkenntniß unserer eigenen Seele. Die Erkenntniß der Außenwelt besteht für Schopenhauer aus leeren Scheinen oder Vorstellungen. Dagegen erkenne ich mich selbst, wie ich wirklich bin, nämlich als Wille, d. h. als blinder Wille zum Leben. Der Wille, welcher von Kant ebenfalls mit zu den Erscheinungen gezählt wurde, ist nach Schopenhauer das Wesen aller Dinge, und daher erklärt Schopenhauer die Erkenntniß des Dinges an sich für möglich, zwar nicht für absolut-möglich, aber doch für relativ-möglich. Er modificirt, um Frauenstädt's Worte zu gebrauchen (S. 111), Kant's Lehre von der Unerkennbarkeit des Dinges an sich dahin, daß dasselbe nur nicht schlechthin und von Grund aus erkennbar sei, daß jedoch die bei weitem unmittelbarste seiner Erscheinungen (der Wille in uns), welche durch diese Unmittelbarkeit sich von allen übrigen toto genere unterscheidet, es für uns vertritt.

Die Hauptschwierigkeit bei Schopenhauer ist diese, daß sein „Wille" selbst ein höchst dunkler Begriff ist. Was der Theolog, der Jurist und Moralist Wille nennen, nennt Schopenhauer nicht so, sondern dies ist bei ihm schon ein durch den Intellect modificirter Wille. Schopenhauer's „Wille" ist durchaus blind. Was man im gemeinen Leben einen blinden Willen nennt, nennt aber Schopenhauer wiederum nicht Wille, z. B. wenn ein Thier vor Hunger in eine Zornwuth geräth, welche sich legt, sobald der Hunger gestillt ist; sondern Wille ist bei Schopenhauer das Wesen, welches allen diesen Erscheinungen als gleichbleibend zugrunde liegt, demnach ein völlig unbekanntes x oder, wenn man sich den Gedanken streng verdeutlicht, nichts weiter als ein Thema für zukünftige psychologische Forschung. Dies nun ist an und für sich auch nichts Schlimmes, man darf sogar mit Recht eine Größe und Weite der Schopenhauer'schen Weltansicht darin sehen, daß sie, anstatt durch einen deutlichen Begriff die Grenzen der Schöpfung gleichsam zuzunageln, vielmehr in ihrem letzten unbekannten x nur eine Aufgabe für eine empirische Wissenschaft der Zukunft stellt, nämlich für eine empirische, auf den Standpunkt der Untersuchungen über den Willen zu stellende Psychologie. Aber es wird die Größe dieses empirischen Verfahrens bei Schopenhauer dadurch verkümmert, daß der zukünftigen reinen Empirie des innern Sinns doch wieder nicht ein völlig freies Feld von ihm gelassen wird, sondern ihr zwei Annahmen, welche sich durchaus nicht aus empirischer Gewißheit ergeben, durch bloße speculative Consequenz aufgedrungen werden, nämlich 1) daß der Wille als solcher unveränderlich sei, 2) daß er mit der Materie des Leibes völlig Eins oder die Materie des Leibes selbst sei. Die Erfahrung lehrt nichts weiter, als daß wir außer der Erfahrung durch die äußern Sinne noch eine viel unmittelbarere Erfahrung unsers eigenen Wesens durch den innern Sinn haben, welche bisher von der Wissenschaft auf eine unverzeihliche Art vernachlässigt worden ist und deren zugrunde liegendes Wesen man in Ermangelung eines adäquatern Ausdrucks mit Schopenhauer gern als Wille bezeichnen mag. Daß aber dieser Wille eine unveränderliche Größe sei, welcher keine noch einfachern Factoren zugrunde liegen; daß es ferner in diesem Willen auch durchaus keine Abstufungen geben könne und wir folglich genöthigt sein sollen, der elementarischen Materie schon sogleich denselben Grad, dieselbe Vertiefung, gleichsam dieselbe Compactheit des Willensphänomens zuzugestehen, als sie in dem Wachsthum der Pflanze oder den Muskelcontractionen des Thieres erscheint, davon lehrt die Erfahrung nichts, ist vielmehr überaus reich an Thatsachen, welche man ebenso leicht auf das Gegentheil deuten könnte.

Irren wir nicht, so ist Frauenstädt in Beziehung auf diese schneidenden Machtsprüche über noch unentschiedene, jedoch ganz dem Reich einer möglichen Erfahrung angehörige Dinge selbst ein wenig genirt. Er bewegt sich offenbar nicht recht frei und selbständig in diesen gewaltsamen Annahmen, sondern recurrirt alle Augenblicke mit einer gewissen Aengstlichkeit auf die authentischen Worte Schopenhauer's und den bestmöglichen Sinn, der ihnen untergelegt werden kann, mehr wie ein Sachwalter als wie ein freier Anhänger und selbständiger Fortbildner der Schopenhauer'schen Lehre. Hiermit soll gegen Frauenstädt kein Vorwurf ausgesprochen sein. Was man irgend thun kann, um Schopenhauer's in vieler Beziehung fruchtbare Ideen in Circulation zu setzen und dem Leben an-

zunähern, thut er. Mehr kann er nicht und mehr könnte kein Mensch für Schopenhauer thun. Denn sobald ein Mann sich mit völliger Freiheit und empirischer Ungenirtheit in der von Schopenhauer eröffneten psychologischen Werkstätte geriren und umtummeln wollte, würde er überdies alle Augenblicke in Versuchung gerathen, gewisse Schlagbäume zu überspringen, welche Schopenhauer zwischen seiner eigenen Naturphilosophie und der von Schelling und Hegel, und zwar häufig mit ziemlicher Willkür, festgesetzt hat. Denn da auch die letztere auf eine Vergeistigung der Naturphänomene ausgeht, wie Schopenhauer, da auch sie schon in der unorganischen Natur das Walten von Trieben, Instincten oder blinden Willenskräften erblickt, wie Schopenhauer, da auch sie die Zweckmäßigkeit in der Natur nicht mehr nach alter physikotheologischer Manier, sondern durch ein Walten der Triebe, Instincte oder Lebenskräfte erklärt, wie Schopenhauer, so muß es einem unbefangenen Selbstdenker, welcher von den Schopenhauer'schen Grundsätzen ausgeht, häufig recht schwer werden, sich nicht zuweilen ganz unvermerkt auf Schelling'sches oder Hegel'sches Gebiet zu verirren und die Linie der absoluten Feindseligkeit gegen diese Lehrmeinungen einzuhalten, welche Schopenhauer nun einmal nicht verwischt haben will, soviel Veranlassung sich auch dazu bietet.

Das Hauptverdienst der Schopenhauer'schen Schriften hingegen und zugleich der Grund, weshalb ihre ebenso lehrreiche als unterhaltende Lectüre jedem Gebildeten gar nicht genug anempfohlen werden kann, leuchtet aus nichts besser hervor als aus einem ausführlichen Artikel über Schopenhauer in der „Westminster review", welchen eben deshalb Frauenstädt überaus wohl gethan hat seinen Briefen über Schopenhauer voranzuschicken. Der Engländer rühmt, hier sei endlich einmal ein deutscher Philosoph, bei welchem man immer ganz deutlich verstehe, was er meine, während dies bei den Philosophen der andern Schulen lange nicht immer der Fall sei. Er behauptet:

> Mit den andern deutschen Metaphysikern steht man nicht einmal auf einem ehrlichen Kampfplatze. Die Systeme sind so sonderbar zugespitzt und die einzelnen Wörter haben so wenig eine feststehende Bedeutung, daß man nie weiß, ob man einen Schatten oder etwas Faßbares bekämpft. Entweder versetzen uns die fremdartigen Ideen in ein bewunderndes Staunen, oder steigende Dunkelheit schreckt uns zurück; in beiden Fällen aber kann man sich nicht auf einen Kampf einlassen, sondern bleibt einfach unüberzeugt. Schopenhauer hingegen gibt dir mit klaren Worten ein verständliches System, und ohne daß hierüber die Möglichkeit eines Zweifels aufkommt, steht es dir frei, anzunehmen oder abzuweisen. Nie hat es ein Schriftsteller weniger darauf angelegt, seine Leser hinters Licht zu führen.

Nicht der specifische Inhalt der Schopenhauer'schen Theorie ist es, welcher dem Engländer seinen großen Beifall abgenöthigt hat, denn er nennt diesen den entmuthigendsten, abstoßendsten, den Bestrebungen der Gegenwart entgegengesetztesten, sondern es ist der Umstand, daß Schopenhauer es verstanden hat, gewisse Grundresultate der Kant'schen Kritik, von denen alle deutschen Philosophen ohne Ausnahme ausgehen, die aber den Engländern gerade das Allerfremdartigste sind, obgleich sie in Berkeley schon einen Anknüpfungspunkt für dieselben besitzen, auf so anschauliche, eindringliche und populäre Art plausibel zu machen, daß dieselben nicht mehr als bloße Erfindungen des Nachdenkens, sondern auch als feste Ueberzeugungen einer sinnlichen Lebensgewißheit erscheinen. Daß man von solchen Lebensgefühlen praktisch durchdrungen sein kann, daß sie keine bloßen Schulträume sind, die man auf dem Markte des Lebens vergessen muß, sondern vielmehr Augengläser, fähig den Blick für das Leben zu schärfen und den befangenen Geist von schädlichen Fesseln zu befreien, Das ist es, was hier die Wirkung hervorbrachte. Wenn nun aber Schopenhauer in dieser Beziehung den Weg weist, auf welchem die deutsche Philosophie möglicherweise zur europäischen werden kann, so sollte billig jeder deutsche Philosophieprofessor einen Cursus bei Schopenhauer in der Kunst einer solchen eindringlichen Darstellungsweise „voll Tiefe, schöpferischer Kraft, Klarheit und Gelehrsamkeit" nehmen, damit die Barrière, welche nicht allein die Engländer, sondern auch, was viel schlimmer ist, einen großen Theil unserer eigenen Landsleute vom Studium der Philosophie absperrt, zu Boden sinke.

Die Bitterkeit Schopenhauer's gegen die Philosophieprofessoren, welche dann insbesondere auch in dem Aufsatze des englischen Autors zur Sprache kommt, hat insoweit etwas Begründetes, als, wie die Sachen nun einmal stehen, ein Mann von Schopenhauer's Grundsätzen wol so leicht keine Hoffnung hat, in irgend eine Stellung befördert zu werden, welche ihm den seinen Kräften angemessenen Spielraum des lebendigen Lehrens verschaffte. Dies muß von einem Manne von Schopenhauer's Lehrberuf nothwendig als ein schreiendes Mishältniß empfunden werden und ist es auch. Dieses beschönigen zu wollen wäre Schlechtigkeit. Die Ungerechtigkeit auf Schopenhauer's Seite besteht nur darin, die einzelnen Persönlichkeiten der Philosophieprofessoren Das entgelten zu lassen, was vielmehr in der Stellung der Wissenschaft zum Staate seinen Grund hat. Wenn ein Professor sich politisch wie religiös eine so gute Gesinnung zu bewahren wußte, daß er durch dieselbe als ein vollkommen beförderungsfähiges Mitglied der gelehrten Republik angesehen zu werden berechtigt ist, so ist das eine Sache, weshalb man ihn noch nicht in Verdacht haben darf, als habe er seine bessere Ueberzeugung verkauft. Denn es ist ja ebenso möglich, daß seine Ueberzeugung von selbst und ohne sein Zuthun mit Dem, was der Staat unsern Einrichtungen nach zu fodern gewohnt ist, vollkommen übereinstimmt. Aber es ist freilich auch ebenso gewiß wahr, daß die freie Bewegung des philosophischen Gedankens dadurch sehr gehemmt wird, daß zum Lehren auf den Universitäten ein gewisser Zuschnitt der guten Gesinnung gehört, welcher nicht fahren gelassen werden darf, wenn nicht die Grundfesten des gegenwärtigen Systems in Deutschland erheblichen Schaden leiden sollen. Die Anzahl der von den Uni-

versitäten fernzuhaltenden Philosophen, gleich Schopenhauer, Feuerbach und ähnlichen, wird in solcher Lage immer unter einem mehrfachen Banne seufzen. Ihnen wird der lebendige Austausch des Lehrens verkümmert sein, ihnen werden Gehalte und Stellen verschlossen sein, man wird sie vergessen und ignoriren, so gut man kann, und darüber wird ihnen auch ein großer Theil des guten Credits verloren gehen, welchen sie sonst zur Förderung ihrer Arbeiten, zur Hebung ihrer Unternehmungen, zur Erweiterung ihres Wirkungskreises in jeder Beziehung genießen könnten, weil die öffentliche Meinung bei uns noch nicht völlig zu dem Standpunkte hindurchgedrungen ist, wo man die Verkettung dieser Uebel deutlich übersieht. Schopenhauer klagt über das früher an der Tagesordnung gewesene „Secretiren" seiner Leistungen. Dies ist leider nicht eine leere Klage. Schreiber dieses selbst hat ein Document darüber in Händen in einer im Jahre 1836 von einer gewissen Redaction secretirten Recension von Schopenhauer's „Ueber den Willen in der Natur" (Frankfurt 1836) aus seiner eigenen Feder. Uebrigens ist die in der „Wesminster review" gegebene Notiz, daß Schopenhauer's Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" bei seinem ersten Erscheinen nur allein von Herbart einer Beachtung gewürdigt worden sei, nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen. Wenigstens nahm auch der Psycholog F. E. Beneke davon Notiz in einer Recension der „Jenaischen Literaturzeitung", von welcher derselbe dem Referenten einst selbst ein aufbewahrtes Exemplar mitzutheilen die Gefälligkeit hatte. Interessant bleibt es immer, daß von dem Kernbeißer anfangs Niemand anders gern Notiz nehmen mochte als zwei andere Kernbeißer.

Was den wichtigsten Punkt, nämlich die religiösen Ansichten Schopenhauer's betrifft, so erweist Frauenstädt dem Referenten die Ehre, ihn als beifallgebenden Gewährsmann und Zeugen für die „ascetische Transscendenz" (S. 329) zu citiren, und Referent ergreift gern auch diese Gelegenheit, seine Hochachtung, ja seine Ehrfurcht vor dem Grundprincip einer „Verneinung des Willens zum Leben" an den Tag zu legen, auf welchem die religiösen Ansichten Schopenhauer's gebaut sind. Denn er hegt die Ueberzeugung, daß in diesem Princip der Grundnerv alles religiösen Bewußtseins im Menschengeschlechte überhaupt durch Schopenhauer bloßgelegt ist, gegen welchen sich die in der Dogmatik der verschiedenartigen Religionen zutage tretenden Gegensätze nur als Hüllen und Umkleidungen verhalten. Schopenhauer tritt mit seinem Princip der „Verneinung des Willens zum Leben" der Niederträchtigkeit des Eudämonismus ebenso stark und schroff entgegen, als J. G. Fichte zu seiner Zeit demselben durch seine moralische „Thätigkeit um der Thätigkeit willen" entgegentrat, und als dem Radicalbösen von Seiten der Vernunft immer entgegengetreten werden soll. Daß Schopenhauer durch eine merkwürdige Verblendung übersieht, daß seine ethische Lehre auf denselben Punkt hinarbeitet wie die Fichte'sche der absoluten Thätigkeit um der reinen Thätigkeit willen, ist eine Folge seiner oben angedeuteten psychologischen Irrthümer in Betreff des Willens und ihm daher nicht zur Schuld zu rechnen, wird aber das allgemeinere Verständniß seiner Lehre an diesem Punkte sehr erschweren, weil die Fichte'sche Fassung des Moralprincips dem praktischen Leben und der Anwendbarkeit in demselben näher liegt als die seinige. Nach Fichte's Moral nämlich wird von Seiten der Vernunft die gänzliche Vernichtung des Willens zum Leben ebenfalls gefodert, aber nur in gewissen heroischen Fällen, für das gewöhnliche praktische Leben wird die bloße Unterwerfung des Naturwillens unter den reinen Intellect darum als hinreichend gebilligt, weil dieser Intellect nach Fichte'scher Theorie von der Natur des höchsten Princips, welches dann sein würde, wenn aller Naturwille aufhörte, selbst ist. Auch nach der Fichte'schen Wissenschaftslehre müßte, wenn allein die Wahrheit sein und alle Täuschung (alle Maja) aufhören sollte, der Naturwille gänzlich aufhören, und daher bezeichnet auch nach Fichte alles moralische Handeln nur die Existenz der Wahrheit im Reiche der Erscheinung, nicht aber die Existenz der Wahrheit an sich selbst. Die Vernunft aber fodert die Existenz der Wahrheit ganz allein mit einem absoluten und unbeugsamen Soll. Dieser Betrachtung zufolge deckt die Schopenhauer'sche Moral allerdings einen viel tiefern metaphysischen Abgrund auf als die Fichte'sche, erschwert aber auch eben dadurch ihr Verständniß. Schopenhauer legt nur Sinn an den Tag für das Engrosgeschäft der moralischen Action, welches sich in großen Opferungen, mühseligen Entbehrungen, langmüthigem Ertragen des Peinlichsten um der Gerechtigkeit willen kund thut, weniger für das ebenso wichtige Detailgeschäft der moralischen Gesinnung, welches in rastloser pflichtgetreuer Thätigkeit allein um dieser Thätigkeit willen, unermüdlichem Kampfe gegen das Unrecht und die Lüge allein um dieses Kampfes willen, rüstiger Arbeit im Schweiße des Angesichts allein um der Arbeit selbst willen besteht. Hiermit hängt auch sehr genau seine Hinneigung zu dem Religionssystem des Buddhismus, seine Abneigung gegen die aus Abraham's Wurzel entsprossenen theistischen Religionssysteme zusammen. Denn die Seelenstimmung des Opferers und Märtyrers ist die des Buddhismus, die des Arbeiters und Streiters die der persischen sowie der Abrahamitischen Religionen. Jene bereitet auf ein zukünftiges Leben vor, diese trägt den Zustand eines auf das zukünftige Leben Vorbereiteten und sich Vorbereitenden in das diesseitige Leben hinein und läßt den Baum an seinen Früchten erkennen. Daß übrigens Schopenhauer gegen alle imperativische Form der Moral protestirt, dünkt uns eine bloße Caprice zu sein. Ist es z. B. die nothwendige Folge, daß ich den Lebenswillen verneine, sobald ich zur Erkenntniß des wahren Zusammenhangs der Dinge gelange, d. h. sobald ich zur vollständigen Vernunft komme, so spricht in dem Augenblick, wo ich dazu komme, die Vernunft zu mir: du sollst den Willen zum Leben verneinen. Die Vernunft schreibt also Dem, welcher zur ihr gelangt, die Willensverneinung als eine praktische Foderung vor. Wer

aber überhaupt nach der Vernunft nichts fragt, dem schreibt auch natürlich die Vernunft nichts vor, und Schopenhauer hätte billig Anstand nehmen sollen, den moralischen Imperativ Kant's so zu verstehen, als töne sein Sollen anderswo her als aus der reinen Vernunft (nämlich aus dem Dekalog).

Ein stärkeres Bekanntwerden der Schopenhauer'schen Denkweise in ihrem religiösen Theil ist ganz vorzüglich deshalb wünschenswerth, weil aus gar nichts besser als aus dem Studium von Schopenhauer's Schriften entnommen werden kann, wie so nichtsnutzig und schal die Benennungen von Theismus, Pantheismus und Atheismus sind, womit die verschiedenen Parteien einander noch immer wie Knaben mit Schneebällen bewerfen. Schal erscheint nämlich eine Alternative dann, wenn das darin zu Befassende ihr an allen Ecken und Enden entschlüpft. Schopenhauer z. B. ist nicht Theist. Den Namen eines Pantheisten lehnt er ebenfalls ausdrücklich von sich ab. Er ist folglich declarirter Atheist, daran kann gar kein Zweifel stattfinden. Nennt man ihn nun aber einen Atheisten, so ist dieses vollkommen so ironisch, als wenn man von einem Manne, welcher nur Goldstücke in der Tasche hat und daher, um eine kleine Gabe angesprochen, sich entschuldigen muß, sagen wollte, er sei von Geld entblößt. Denn es gibt nach Schopenhauer allerdings noch einen Zustand außer und jenseits dem Willen zum Leben, in welchen hinein zu gelangen der menschliche Wille durch eine Verneinung seiner Richtung zum Leben die Macht hat.

Für Das was er sodann ist, fehlt es uns an Begriffen, ja an allen Datis zu solchen. Wir können es nur bezeichnen als Dasjenige, welches die Freiheit hat, Wille zum Leben zu sein, oder nicht. Für den letztern Fall bezeichnet der Buddhismus es mit dem Worte Nirwana. Es ist der Punkt, welcher aller menschlichen Erkenntniß, eben als solcher, immer unzugänglich bleibt. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 564.)

Was soll man nun hierzu sagen? Ist dieses Gottheit, oder ist es keine? Wer die approbirten Maßstäbe in Händen hat, dieses auszumessen, der mag es thun. Wir haben dafür wenig Sinn und wissen hierüber nichts weiter zu sagen, als daß uns bei dieser Stelle Schopenhauer's recht lebhaft die berühmten nach Saadi umgedichteten Herder'schen Verse in den Sinn gekommen sind:

O du! höher, als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
Höher als jedes Bild, jegliche Rede von dir,
Siehe, wir hörten und lasen, was je von den Vätern gesagt war,
Sprachen darüber lang', aus ist nun unser Gespräch,
Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am Anfang,
Draußen der Pforte zu dir stehen und staunen wir noch.
Dir des Erhabenen Glanz in seiner Schöne beschreiben,
Klagen, in Schrecken gehüllt: Herr, wir erkennen dich nicht.
Fragete mich nun einer nach seinem Lobe, was soll ich,
Ich Geistloser von ihm sagen, der zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten,
Und das Opfer verstummt.

Es gab eine schöne Zeit in Deutschland, wo Solches und Aehnliches darauf rechnen konnte, für Das allgemein angesehen zu werden, was es ist, echter Herzton eines von den Ahnungen des Ewigen berührten Gemüths — wo Schiller's schönes Wort auf weitverbreitetes Verständniß gefaßt sein durfte:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Diese Zeit ist nicht mehr vorhanden. Heutzutage fragt man wiederum wie früher nur allein nach dem Zuschnitte der religiösen Montur. Der praktische und honnete Mann, so wird gerechnet, wird nicht so thöricht sein, sich nicht die geringe Gêne anlegen zu wollen, wenn es nun einmal ausdrücklich sein muß. Wer aber so sehr Idealist ist, dergleichen mit ernsthaften Gewissensscrupeln zu behandeln, der mag hingehen, wohin er kann. Denn er ist ja doch, stellte er sich auch, wie er will, immer nur ein entweder offener oder verdeckter Atheist. Er wird, wie das Orakel dem Zeno rieth, mit den Todten verkehren, oder nach Schopenhauer's Bemerkung, wenn er es recht hoch bringt, ein Dachstubenphilosoph werden.

Karl Fortlage.

Entwickelungsgeschichte des Königthums.

Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, von H. F. W. Hinrichs. Leipzig, Costenoble. 1852. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Die vorchristliche Zeit.

Die vorliegende Schrift gibt den erfreulichen Beweis, daß heutzutage fast alle Männer echter Bildung und wahrer Wissenschaftlichkeit, wie verschieden auch ihre Auffassung der Vergangenheit, ihre Erwartung von der Zukunft sei, doch, wenn ihr Blick nicht durch Parteistellung oder andere Beweggründe getrübt ist, so ziemlich dieselbe Ansicht über die Gegenwart haben. Hinrichs ist nicht nur ein Anhänger der Monarchie in und für Europa, er meint, die eigentliche Idee des Staats komme erst in der Monarchie zur Verwirklichung. Im alten Judäa erscheint es ihm charakteristisch, daß „nicht eine Partei, sondern das ganze Volk (?) von Samuel einen König verlangt". Das alte Karthogo war seiner Meinung nach eine Monarchie, weil Aristoteles und andere Griechen die beiden Suffeten, welche die Römer als Consuln bezeichnen, Könige nennen. Die alten Heroenkönige der Griechen und der Welteroberer Alexander geben ihm Zeugniß, daß dieses Volk, dessen ganze Bildung eine demokratische war und das in seiner Blütenzeit selbst in Lacedämon, wie ein berühmter Geschichtschreiber sagt, nur darum zwei Könige hatte, um keinen König zu haben, doch immer eine Art monarchischer, freilich demokratisch-monarchischer Richtung hatte, und er ist davon so überzeugt, daß er als Thatsache feststellt: bei Marathon und Arbela habe die Despotie des orientalischen Königthums der Demokratie des griechischen Volkskönigs erliegen müssen. Durch die ganze römische Geschichte zieht sich seiner Ansicht nach das Streben nach Alleinherrschaft im Gegensatz zur Volksherrschaft, was freilich in dem Sinne richtig ist, daß Rom, zur Weltherrschaft bestimmt und mehr als jedes andere Volk geeignet, überall nach Con-

centration strebte und streben mußte; aber schwerlich in dem Sinne; daß in den freiheitsstolzen und freiheitsdurstigen alten Römern von der Vertreibung der Tarquinier bis gegen das Ende der Punischen Kriege ein besonderer Trieb zur Monarchie bemerkbar gewesen wäre, was schon dadurch hinlänglich widerlegt ist, daß von der Vertreibung der Tarquinier bis zu den Zeiten des Marius und Sulla, d. i. beinahe vier Jahrhunderte hindurch, auch nicht ein römischer Dictator nur den Versuch machte, seine schrankenlose Macht über das gesetzliche halbe Jahr auszudehnen. So durchdrungen ist unser Verfasser von der Nothwendigkeit der Monarchie für alle Zeiten und alle Völker, daß er einen Beweis für die Beschränktheit der Plebejer zu des zweiten Tarquinius Zeit darin findet, daß sie diesen von dem ganzen Alterthum verabscheuten Tyrannen fallen ließen, daß er über den zweiten Brutus und seine Partei im Senate ein Urtheil fällt, wie es etwa über die puritanischen oder jakobinischen Königsmörder der Neuzeit mit Recht ausgesprochen werden könnte, und hinwiederum das heutige Nordamerika für berufen hält, der Welt das Beispiel eines auf freie bürgerliche Gesellschaften gegründeten Königthums zu geben.

Wenn nun diese Urtheile schwerlich auf die Zustimmung der meisten Geschichtsforscher oder Publicisten rechnen können, so sieht unser Verfasser — eben weil er ein redlicher und unbefangener Mann ist — doch die Reaction unserer Tage, weil sie der wahren, echten, volksfreundlichen und darum in unserm jetzigen Europa allerdings im Volke wurzelnden Monarchie unwillkürlich vielleicht, aber leider nur zu wirksam die Wurzel auszugraben droht, fast so an wie etwa Gervinus, der, von Natur nicht minder wie Hinrichs ein Mann conservativ-liberaler Gesinnung, in seiner historischen Auffassung als dessen Antipode zu betrachten ist. So sagt unser Verfasser z. B. (S. 462):

Action und Reaction klären verworrene Zustände auf und schaffen einen Niederschlag politischer Ideen, welche die unentbehrliche Grundlage zum Neubau geben. Die Reaction hat stets das Gegentheil von Dem erreicht, was sie beabsichtigte. Sie will Stillstand oder Rückschritt, ruft aber nothwendig Bewegung durch ihren Widerstand hervor, der zum Fortschritt treibt. Je heftiger die Reaction ist, desto schneller kommt die Action des Fortschritts. Solange es Geschichte gibt, hat es auch Reaction gegeben, aber sie hat nur eine Durchgangskrise gebildet, denn die reactionären Bestrebungen sind die Geburtswehen einer neuen Zeit. Reaction und Revolution sind Zwillingsschwestern, beide führen zur Anarchie, beide sind abstract doctrinär, deshalb oft fanatisch und despotisch, auf sie folgt unausbleiblich die Constitution des neuen Staats.

Wie unser Verfasser bei seiner strengmonarchischen und conservativen Ansicht oder besser wegen derselben die Reaction auf dem politischen Gebiete verdammt, ganz ebenso und aus demselben Grunde spricht er sich zugleich sehr positiv-christlich aus und ist deswegen der Reaction auf dem religiösen Gebiete nicht minder gram. Sehr richtig charakterisirt er diese in folgenden Worten (S. 454 fg.):

Der Glaube ist im rechtgläubigen Staat die Hauptsache, der Staat selbst ein Nothbehelf, sodaß das Repräsentativsystem nur zum Eingreifen in die Rechtssphäre beschränkt werden muß, während die Kirche das Gebot der Liebe vertritt. Der Staat ist hiernach das irdische Bündel, welches dem Seraph des Glaubens aufgepackt wird, damit die Obrigkeit Gottes Ordnung sei.

In Summa, der christlich-germanische Staat, in dem Alles seinen bestimmten Beruf haben soll, ist eine göttliche Ordnungsmaschine, worin eine menschliche freie Bewegung und Entwickelung nicht möglich ist. Solche „corporative Volksgliederung und kräftiges christliches Regiment von Gottes Gnaden" ist kein gegliederter Organismus, in dem Alles gegenseitig Mittel und Zweck wäre, sondern göttliche Nothwendigkeit, eine dem Menschen fremde äußerliche Anstalt.... Der Staat selbst ist menschlich, nur die Ordnung darin göttlich; der Staat hat also etwas in sich, was sein Gegentheil ist, wozu er es nie bringen kann.... In dem Reich göttlicher Gnade kann kein sittlicher Wille sich bethätigen, da er nicht nach eigenem Antriebe handeln darf. Eine solche Ordnung ist aber eine durch und durch ungöttliche, denn Gott ist die absolute Freiheit und die Liebe....

In unsern Zeiten gibt es zwar Landeskirchen, aber keine Staatsreligion, weil der Staat jede Religion schützen soll (sollte!); will er seine Existenz auf den Glauben stützen, so kann er der Inquisitionstribunale mit ihren Foltern nicht entbehren (darum ist auch der Abbé Veuillot, der offen ihre Wiederherstellung verlangt, viel consequenter als Stahl und Gerlach mit ihrem unhaltbaren protestantischen Zelotismus). Denn er muß sich vergewissern, daß der Glaube, dieses Innerlichste des Menschen, seine Gesinnung und seine ganze Gemüthswelt den vom Staat vorgeschriebenen Zuschnitt hat. Die christlichen Germanen gehören der historisch längst überwundenen Weltanschauung der Orientalen an, den Hindus, Assyrern und Aegyptern, für welche Staat und Glaube ein und dasselbe sind. Sie wollen Theokratie, und wenn sie consequent sein wollten, so müßten sich die Staaten nach Glaubensartikeln gestalten.

Ehe wir uns erlauben einen Maßstab anzulegen, glauben wir mit diesem selbst hervorrücken zu müssen. Wir müssen also bekennen, daß wir die historische Grundansicht unsers Verfassers, nach welcher die monarchische Regierungsform so ziemlich allen Staaten der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft angemessen erscheint, ebenso wenig als die von Gervinus theilen, nach welcher die Zukunft überall einer mehr oder weniger republikanischen Richtung gehören wird. Zu allen Zeiten werden die einzelnen Völker wie die einzelnen Menschen verschiedene Eigenthümlichkeiten haben und sich in verschiedenen Entwickelungsstufen befinden; zu allen Zeiten werden klimatische und geschichtliche Verhältnisse, Stand der Cultur und durchschnittlicher Vermögenszustand, Natur der vorherrschenden Berufsarten oder Gewerbe und tausend andere tief im Volke, in der Zeit, in der Geschichte liegende Gründe diese oder jene Regierungsform für das eine oder andere Volk als die geeignetste erscheinen lassen, während sie für Staaten, die auf andern Grundlagen ruhen, unpassend wäre. Montesquieu hat der Monarchie die Ehre, der Aristokratie die Mäßigung, der Republik die Tugend, dem Despotismus die Furcht zur Grundlage angewiesen. Unser Verfasser ist freilich hiermit, wie vor ihm vom entgegengesetzten Standpunkte Jean Jacques Rousseau, nicht einverstanden, aber die Einwürfe, die er dagegen vorbringt, scheinen uns auf einem offenbaren Misverstande zu beruhen. So heißt es S. 262:

Montesquieu sagt, das Princip der Monarchie sei die Ehre,

meint aber damit nur (?) die Feudalmonarchie, und wenn er weiter behauptet, Tugend sei das Wesen der Demokratie, Furcht das der Despotie und Mäßigung das der Aristokratie, so fällt die Einseitigkeit sogleich in die Augen (???), da man in der Monarchie ebenso tugendhaft sein kann wie in der Republik und unter dieser nicht minder ehrenhaft als in der Monarchie.

Leibniz hat bedauert, daß es nicht eine eigene philosophische Sprache gebe, in welcher die Worte eine bestimmtere Bedeutung hätten als in der vulgären. Das fällt uns unwillkürlich ein, wenn wir einen Denker wie unsern Verfasser auf einem so auffallenden Misverständniß ertappen. Gewiß kann es in einer Monarchie ebenso viel bürgerliche Tugend als in einer Republik und in dieser ebenso viel bürgerliche Ehre geben als in einer Monarchie. Aber Montesquieu spricht auch, wie er sich selbst hierüber erklärt und wie lange vor ihm schon Aristoteles („Politik", Buch 3, Cap. 3) auseinandergesetzt hat, keineswegs von der reinmenschlichen oder privatbürgerlichen, sondern von der staatsbürgerlichen Tugend und der staatsbürgerlichen Ehre. Er behauptet, und mit tiefem Grunde, die Republik wird nur da würdig bestehen, wo der Einzelne sich in das Ganze versenkt, wo er mit Begeisterung, ja mit Leidenschaft an den Staatsinstitutionen hängt, und seine Persönlichkeit, sein Privatvortheil, seine individuelle Ehre zurücktritt, wo es sich um das Staatswesen handelt. Die Monarchie hingegen ruht gerade auf diesem Gefühle persönlicher Ehre, auf dem Wunsche, sich als Individuum im Staatsdienste, in seinem Berufe oder seinem Gewerbe auszuzeichnen.

Es ist sehr leicht, durch Beispiele die Richtigkeit dieses Satzes zu beweisen. In Rom z. B. nahm der ruhmgekrönteste Feldherr, nahm der Sieger über Karthago und Numantia nicht den geringsten Anstand, in einem andern Feldzuge als Untergeordneter zu dienen. Scipio's Ehre und Roms Ehre war ihm ein und dasselbe, und was diese förderte, konnte jene nicht beeinträchtigen. Aber weder Ludwig XIV., noch Friedrich II., noch Napoleon, so unbeschränkt sie auch über Heer und Volk schalteten, hätten ihren Feldherren dergleichen nur zumuthen können, und aus des Letztern Geschichte ist es hinlänglich bekannt, wie viele Niederlagen in Spanien aus Eifersüchteleien der Führer herrührten, wenn mehre Armeecorps zusammengezogen und einer Leitung übergeben werden mußten. In Rom wurde zwecklose und dem Vaterlande nicht nutzende Tapferkeit bestraft, der mittelalterliche Ritter war hochgeehrt, wenn er für seine Schöne, ja für eine Grille glänzende Waffenthaten beging. „Schlage, aber höre", sagte Themistokles zu Eurybiades und gewann dadurch unsterblichen Ruhm, denn durch diese Selbstüberwindung ward der Sieg bei Salamis angebahnt. Unter der Monarchie hätte er höchstens sagen dürfen: Du wirst mir nach der Schlacht blutige Genugthuung geben, bis dahin verschiebe ich jeden Privatzwist. Athen wies die Bürger aus, welche sich gar zu großer persönlicher Auszeichnung erfreuten. Nur der Staat, nicht der Einzelne sollte und durfte so sehr hervorragen. Darum war der Ostracismus zugleich eine Anerkennung, und als Alcibiades es dahin brachte, daß ein unbedeutender Mensch damit belegt wurde, hörte er von selbst auf. Warum wäre eine solche Institution in monarchischen Staaten unsinnig? Weil eine Ehre da nicht zugleich eine Entziehung von Rechten sein kann.

Weil wir aber diese Theorie Montesquieu's für vollkommen richtig halten, können wir kein unbedingtes Urtheil über eine der erwähnten Staatsformen anerkennen und finden im Gegensatze zu unserm Verfasser unsere Ansicht durch die Geschichte bestätigt. Wir würden die Grenzen, die wir diesem Artikel zu setzen haben, allzu sehr überschreiten, wenn wir ihm durch das weite Feld folgen wollten, welches er für seine Untersuchung gewählt hat, und werden daher nach einer kurzen Analyse seiner Schrift nur auf die Geschichte der Staaten eingehen, welche einen weltgeschichtlichen Einfluß hatten.

Von dem Grundgedanken ausgehend, das Königthum bilde durch die ganze Weltgeschichte ein großes Ganze, und jede Stufe in der Entwickelung desselben weise auf eine höhere hin, behandelt nämlich unser Verfasser im ersten Buche die Könige des Orients, wo ihm in China der „Familienstaat" entgegentritt. Da kann der Kaiser unter dem herzgewinnenden Namen Vater, wie Gützlaff berichtet, nach Belieben Jeden tödten und begnadigen, Leben und Gesammteigenthum aller seiner Unterthanen steht ihm zur Verfügung, aber es ist ihm nicht erlaubt, von den zahllosen vorgeschriebenen Formen und Förmlichkeiten die geringste zu verletzen. Von diesem gemüthlichen väterlichen Tyrannen wendet er sich nach Japan, wo statt der Einheit schon eine Zweiheit hervortrat, solange der weltliche Kaiser, der Kubo, an dem geistlichen, dem Dairi, noch einen zu fürchtenden Gegner hatte. Dies hatte das Gute, daß sich dort unter der Opposition ein kriegerischerer und männlicherer Geist bildete. Das Staatswesen erstarrte aber, da der Dairi machtlos geworden ist.

Wenn der chinesische Kaiser in sich allein Gott, so vertheilt sich in Indien Gott über die verschiedenen Kasten, von denen jede je aus irgend einem Theile seines Leibes gebildet ist. . . . Wo aber ein Unterschied eintritt, hört die Einheit auf und entwickelt sich eine Vielheit.

Befördert dies in mancher Hinsicht ein größeres Flüssigwerden der Staatselemente als in China, so kann hingegen ein indischer Fürst „nicht zum Genuß seiner Würde kommen", er ist Kastenfürst und Sklave der Brahminen. Aegypten bildet schon den Uebergang zu freiern Staatsformen, die Könige sprengten die Priesterherrschaft, indem sie sich

an die Spitze der Bewegung stellten, welche den blutigen Weg des gewaltsamen Umsturzes wandelte, und dadurch den Kampf gegen das Bestehende, den Kampf gegen die ererbten Rechte einer bevorzugten Kaste zuerst in die Geschichte einführten.

So ist der Pharao zuerst der König aus eigener Kraft, nicht der Kasten- oder der bloße Erbkönig. In Assyrien, Medien und Persien treffen wir theils auf Hofkönige, theils auf erobernde Könige. Dort ist keine Kaste, die Religion der Perser monotheistisch, wenn auch etwas dualistisch und deshalb (was die früher genannten nicht oder wenig sind) moralisch, menschlich.

In Persien fängt der alte Orient an innerlich zu werden....

Der semitische Stamm ist der beweglichste und bildsamste des Orients und war daher bestimmt, das Morgenland mit dem Abendlande zu vermitteln. . . . In Vorderasien wird die Religion weltlich wie im Judenthum und Islam.

Die Juden haben die Aufgabe gelöst, die Natur nicht als göttliche Macht zu verehren, sondern als Werk Gottes anzuerkennen. Darum gibt es auch in Judäa keine Kasten, „weil die Natürlichkeit keine Macht mehr ist" (?). Bei den Juden und Moslems wird die Religion weltlich und politisch, weil sie der Mittel- und Einigungspunkt des Volks wird. Jehovah ist der Gott Himmels und der Erden, aber auch als Judengott der Ausdruck der jüdischen Nationalität. Daß in Palästina die Monarchie nicht die ursprüngliche, nicht die dem Sinne seines großen Gesetzgebers am meisten entsprechende Regierungsform sei, läßt sich der Bibel und zumal dem Buche Samuel gegenüber nun einmal nicht leugnen. Um seine Lieblingsidee zu retten, nimmt daher unser Verfasser eine eigene Wendung, die sich sonderbar genug ausnimmt. Charakteristisch sei bei der Königswahl Saul's, das sind seine eigene Worte (S. 50),

daß nicht eine Partei nach einem menschlichen König verlangt, sondern das ganze Volk, dessen Wille Gott auch dahin vermag, wider seine eigene göttliche Voraussicht seinem Volk einen sichtbaren König zu geben.

Wahrhaftig, wenn es sich so verhielte, so verdiente ein solcher Gott nicht, daß man ihn höher stellte als die heidnischen Götzen, und die Verehrung unsers Verfassers für die Bücher des Alten Testaments wie für die große Gottesidee, deren Verkünder sie sind, wäre schlecht begründet. Aber es bedarf nur einer etwas aufmerksamen Lesung des Buchs Samuel und der auf das Königthum bezüglichen Stelle im „Deuteronomium" (XVII, 14), um eine ganz andere Ansicht von der Sache zu gewinnen.

Offenbar paßte in die von Moses eingesetzte Theokratie ein König ebenso wenig als zu der großen Einfachheit der Sitten und der Entfernung von allem Luxus, die er empfiehlt und die bei der Armuth des Landes eine Grundbedingung seiner Erhaltung neben mächtigern Nachbarn war. Darum setzt er als die für das Land geeignetste die weltliche Macht von Richtern und Vorstehern ein („Deuteronomium", XVII, 19). Aber es war vorauszusehen, daß nach der mehr oder minder vollendeten Eroberung des Landes theils das Beispiel der umliegenden Völker (Ebendaselbst, V. 14), theils die Nothwendigkeit eines kriegerischen Oberhaupts endlich doch zum Königthum führen würde. Aber er beschränkt dieses (der Natur des Landes wie seiner Institutionen gemäß) in einer Weise, daß kaum der Schatten der Monarchie, zumal der orientalischen Monarchie übrigbleibt.

Was ist in der That ein orientalischer König ohne Harem, ohne Luxus, ohne Marställe (Ebendaselbst, V. 16—19), ein orientalischer König, der sein Herz nicht über seine Volksgenossen erheben soll (Ebendaselbst, V. 20)? Dabei gibt er ihm in eben diesem fünften Buche der Schrift und in eben dieser Stelle eine Art geschriebener Constitution zur Seite, die der König unaufhörlich lesen und streng befolgen soll (Ebendaselbst, V. 18, 19). Das Volk soll ihn wählen und Gott (d. i. Diejenigen, die als Gottes Vertreter gelten) soll ihn einsetzen (Ebendaselbst, V. 14, 15). Wie gewöhnlich wurde diese letztere Vorschrift besser und länger befolgt als die vorletzte. Wir sehen wol bei Saul, daß das Königthum auf den Willen des Volks, wie es 1. Samuel, Cap. 8, V. 8—10 heißt, oder auch der Volksältesten (Ebendaselbst, V. 4) eingesetzt wird, aber die Wahl Saul's als König geht allein von Samuel aus, und anfangs murrte sogar ein Theil des Volks, der freilich als „Belialssöhne" bezeichnet wird, heftig darüber und rief: Was kann uns dieser nützen? (Ebendaselbst, Cap. 10, V. 26.) Diese Belialssöhne mochten vielleicht denken, der Prophet, der so widerwillig und ärgerlich in diesen Volkswillen gewilligt hatte, möchte absichtlich einen bis dahin unbekannten und wenig geachteten Mann erkoren haben, um die Herrschaft unter einem andern Namen weiter zu führen. Aber Saul bewährt sich als ein kriegskundiger Held und Führer, das Volk jauchzt ihm zu, und nun scheint die bisher fehlende Volkswahl oder Volksbestätigung nachgetragen zu werden, was wol der Sinn des Verses ist: Samuel sprach zum Volke: Kommt, folgt mir nach Gilgal, daß wir dort das Königthum erneuen (Ebendaselbst, Cap. 11, V. 14). Daraus erklärt sich auch, daß der heilige Mann, the kingmaker, wie die Engländer in späterer Zeit einen sehr profanen Mann nannten, eine Art Schwanengesang anstimmt, fast in den Worten (Ebendaselbst, Cap. 12), die später der falsche Prophet Mohammed vor seinem wirklichen Tode von ihm entlehnte. Indeß „Gott hatte sich bei Saul's Wahl geirrt", wie sich unser Verfasser naiv, vielleicht aus Misverständniß der hebräischen Ausdrucksweise, ausdrückt, oder vielmehr der Prophet verwarf ihn, der gar zu selbständig und souverän auftrat. Mit dem Hause David's tritt nun ein zwar nur vom Propheten allein und zwar heimlich gewählter, aber doch populärer, von Volk und Priesterschaft geliebter Königsstamm auf, der indeß schon im zweiten Gliede, gerade an dem durch Geist ausgezeichnetsten Herrscher die Weisheit der mosaischen Gesetzgebung erprobt, welche den Verfall des armen Landes durch den von einem Königshofe unzertrennlichen Luxus vorher andeutete. Salomo verletzt alle Bedingungen, die Moses dem König auferlegt, wie er dies bei seiner Stellung und Bedeutung kaum anders kann, und führt dadurch zunächst die Theilung, in letzter Folge den Untergang des Reichs herbei. Wir können also nicht mit unserm Verfasser sagen: Sobald die Könige nicht streng am Bunde hielten, löste sich das Reich auf, sondern wir sind mit Samuel und Moses selbst der Meinung, daß die Einführung des weder für das damalige Palästina geeigneten noch in die mosaischen Staatsinstitutionen passenden orientalischen Königthums das Reich auflöste.*) Damit aber fiele schon eine der Stützen der Ansicht des Verfassers.

*) Es soll hiermit nicht geleugnet werden, daß die Zeit der Richter eine Zeit großer Roheit war und David erst einige Bildung in das Volk brachte, die sein Sohn Salomo sehr steigerte. Es

Von Moses und Judäa geht unser Verfasser unmittelbar zu Arabien, Mohammed und dem Khalifate und von da zu dem türkischen Sultan über. Der arabische Prophet, der nicht nur einen Glauben gründet, sondern diesem auch die Weltherrschaft auf dem Wege der Eroberung anzubahnen bemüht ist, steht ihm über Moses und der sich an diesen anschließenden Prophetenschule des Alten Bundes, die den Gott Himmels und der Erden im Grunde doch nur als Nationalgott auffasse und außerhalb Palästinas weder Eroberung noch Proselyten suche. Was nun den Nationalgott betrifft, so thut unser Verfasser hiermit den Propheten des Alten Bundes Unrecht. Moses sagt von der einen Seite: „So wisse denn heute und nimm es wohl zu Herzen, daß Gott (Jehovah) allein der wahre Gott ist oben im Himmel und unten auf der Erde, und keiner sonst." Er sagt von der andern Seite: „Ihr (die Juden) sollt mir sein ein Priesterreich, ein heiliges Volk." Offenbar will er, der das unsterbliche Verdienst hat, zuerst die Kaste *) welthistorisch aufgehoben zu haben, sein Volk zur Priesterkaste für die Heiden, jedoch nur durch Beispiel, nicht durch Waffengewalt machen, und in diesem Sinne verkünden auch Jesaias und andere Propheten: es werde der Tag kommen, wo Gottes Name wie Gott selbst einzig sein werde. Es ist nun freilich wahr, daß, von dem politischen Standpunkte aus betrachtet, diese Abneigung des mosaischen Judenthums Proselyten zu machen ein Fehler sein mag. Auch mag in rohen Zeiten und Gemüthern, wie z. B. bei Jephtha, eine gewisse Idee von einem Nationalgotte hierdurch aufgekommen sein, aber Moses und die Propheten haben sie immer aufs kräftigste bekämpft, und der Mythus vom Propheten Jonas ist, wie schon Eichhorn bemerkte, eben dagegen gerichtet. Auch muß anerkannt werden, daß der Gedanke einer Religion, die sich mit Waffengewalt der ganzen Menschheit aufdrängen will, der menschenfeindlichste und menschenvernichtendste ist, den die Weltgeschichte kennt. Die Vorwelt wie die Alte Welt verdienen Lob, nicht Tadel, daß ihnen diese wilde Ausgeburt des Mittelalters in den christlichen wie in den mohammedanischen Landen unbekannt blieb. Darum kommt in der ganzen alten Geschichte nichts vor, was im Sinne des Mittelalters ein Religionskrieg, ein sogenannter heiliger Krieg genannt werden könnte *), ein Krieg, wie er eben jetzt den Mohammedanern von Seiten der „orthodoxen griechischen Kirche", die der Zar zu repräsentiren behauptet, in der Ferne gezeigt wird. Uebrigens hat Mohammed selbst den Glaubensstaat keineswegs mit der Ausschließlichkeit und Intoleranz gepredigt, welche der Verfasser annimmt. Der Koran ist im Ganzen, soweit dies eben mit der Lehre eines heiligen Kriegs für den Glauben irgend vereinbarlich ist, mild gegen die Bekenner zumal der monotheistischen Religionen, und nur bei einzelnen Veranlassungen und Zornausbrüchen ließ der Prophet wol auch entgegengesetzte Aussprüche hören. Schon früh wurden auch nichtbekehrte Völkerschaften als steuerpflichtige Unterthanen aufgenommen, und daß die Omajjaden in Spanien weit duldsamer waren als die Eroberer von Granada, bedarf des Beweises ebenso wenig, als daß der fromme Kurde Saladdin ein Muster von Weisheit und Duldsamkeit den glaubenswüthigen Kreuzfahrern gegenüber war. Eben darum aber können wir unserm Verfasser nicht beistimmen, wenn er meint, das Khalifat unter der Herrschaft der Araber würde vielleicht spurlos verschwunden sein, wenn der Glaubensstaat nicht zu einer festen Organisation unter den türkischen Padischah gekommen wäre. Wenn man bedenkt, welchen Aufschwung Wissenschaft und Kunst unter den Abbasiden genommen hatten, wenn man sich der trefflichen Hochschulen erinnert, durch welche Cultur damals selbst in Afrika aufzublühen begann, wenn selbst ein hochgeachteter römischer Papst (Gerbert) einen großen Theil seiner wissenschaftlichen Bildung mohammedanischen Schulen verdankte, wenn man in Erwägung zieht, wie die mohammedanischen Herrscher in Spanien, wie sich Eichhorn ausdrückt („Weltgeschichte", I, 23), die ersten neuen Lehrer von Europa in den Wissenschaften wurden, so kann man nicht umhin, die niedrige Stufe der Bildung, welche jetzt in Asien und Afrika herrscht, der unglücklichen Herrschaft der rohen Turkomanenstämme zuzuschreiben, welche das hochherzige und bildungsfähige Arabervolk zurückdrängten und diese Welttheile dem Schicksal preisgaben, das Europa befallen hätte, wenn die Hunnen oder Tataren in ihren Eroberungszügen dauernder glücklich gewesen wären. Der Geschichtsforscher muß sich unserer Ansicht nach sehr hüten, nicht selbst in den türkischen Fatalismus zu verfallen, der die Geschichte als rückwärtsgekehrter Prophet aprioristisch so construirt, wie sie gerade ihren wirklichen Verlauf nahm, eine Ansicht, welcher der Misverstand mancher Hegel'schen Theoreme nur zu viel Vorschub geleistet hat. Noch in unserer Zeit wäre es vielleicht ein Glück für Afrika und Asien gewesen, wenn Mehemed-Ali-Pascha von Aegypten seine in ihrem Wesen reformatorische Macht hätte gründen können, da der Padi-

handelt sich hier um die dem Geiste des Mosaismus entsprechenden politischen Institutionen, was offenbar eine ganz andere Frage ist. Im Vorbeigehen möge indeß nicht unbemerkt bleiben, daß das Buch der Richter, welches offenbar ganz im Interesse der Davidischen Dynastie geschrieben ist, die „königlose Zeit" wol schwärzer darstellt als sie war. Das läßt sich wenigstens aus dem beständigen Refrain schließen: „Damals war kein König in Israel. Jeder that, was in seinen Augen recht war."

*) Indem wir dieses Verdienst anerkennen, stimmen wir doch nicht mit unserm Verfasser überein, der die Kaste „als versteinerte Vielheit der Staatselemente" auch für das alte Indien, überhaupt für alle Zeiten und Bildungsstufen der Völker verwirft (S. 19). In den urältesten Zeiten konnte die Bildung noch nicht allgemein sein und mußte (wenn auch in ihren rohen Anfängen) da festgehalten werden, wo sie bestand. Damals war selbst die Erblichkeit der Berufsarten, die mit der Kaste verbunden ist, vorübergehend eine Wohlthat. Aller Rückschritt in der Welt besteht im Grunde aus Anachronismen, die der fortgeschrittenen Zeit die Institutionen einer abgelebten Zeit octroyiren. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage."

*) Daß der sogenannte heilige Krieg gegen die Phocäer nicht Schismatikern oder Ungläubigen, sondern Tempelräubern galt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Schah in der europäischen Türkei bei dem besten Willen unter den vorliegenden Verhältnissen die Mittel dazu schwerlich finden und, selbst wenn er sie zu finden vermöchte, durch den übermächtigen Grenznachbar immer daran verhindert wird. Der Verfasser hat ganz Recht, wenn er (S. 73) sagt: „Das Türkenreich kann nur verwesen unter den Einflüssen der Ungläubigen, es kann nur vertrocknen und verarmen bei seiner eigenen Ermattung"; wenn er aber hinzufügt: „oder es muß sich selbst aufgeben und europäische Bildung, Industrie und Wissenschaft in sich aufnehmen", so wird ihn die neueste Geschichte belehrt haben, daß dem armen Sultan zu einer solchen Regeneration seines Reichs ebenso wenig Freiheit und Unabhängigkeit gelassen wird als den armen Polen, deren Reich an andern nicht minder staatauflösenden Mängeln krankte. Schon vor fast drei Jahrzehnden hätte die Aufhebung der Janitscharen und der Versuch, das türkische Heer auf europäische Weise zu organisiren, vielleicht ebenso glückliche Folgen für die Türkei gehabt wie die Aufhebung der Strelitzen und die Europäisirung des Heeres unter Peter dem Großen in Rußland, wenn eben diese jener nicht so lange vorausgegangen wäre. Die Herrschaft der Türken in Europa möchte factisch ihr Ende wol bald erreichen. Möge der Untergang ihres jetzt unschädlich gewordenen Despotismus nicht einem andern, Europa mit ganz andern Gefahren bedrohenden Despotismus die Mittel geben, der Cultur des westlichen Europa mit ganz andern Mitteln entgegenzutreten! Wir wollen uns freuen, wenn, wie der Verfasser 1852 glaubte, die asiatische Bildung der europäischen weichen muß, aber nur wenn sie wirklich der europäischen, keineswegs aber wenn sie einer andern auch halbasiatischen Bildung weichen muß.

Von der Vorwelt und dem Morgenlande geht unser Verfasser im zweiten Buche zu der Alten Welt und dem Abendlande über. Richtig bemerkt er, daß hier auf classischem Boden das Recht der Völker nicht aus ihren Glaubensbüchern abgeleitet, sondern „mit der Fortsetzung desselben, mit der gesetzlichen Ordnung der öffentlichen Verhältnisse nach menschlichen Bedürfnissen und Ansichten begonnen wird", wobei nur der Unterschied nicht außer Acht zu lassen ist, daß „das alte Recht der Griechen noch Staatsrecht ist und erst der Römer das Recht als solches (das bürgerliche Recht), als allgemein gültige Vorschrift ausbildete". Nicht minder richtig ist die Bemerkung, daß der Polytheismus der Griechen auf die Vielherrschaft bei ihnen wie der Monotheismus bei manchen Völkern des Orients auf die Einherrschaft gewirkt. Sonderbar ist aber, daß unserm Verfasser diese Vielherrschaft in Griechenland nicht die Volks- oder Adelsherrschaft, sondern die, wenn auch demokratisch gefärbte, doch monarchische Herrschaft in vielen Einzelstaaten bedeutet. Das soll, meint unser Verfasser, schon Aristoteles deutlich erkannt haben, und er führt daher ein paar Stellen aus dessen „Politik" an, die sich ganz anders ausnehmen, wenn man sie im Zusammenhange liest. Vor allen Dingen ist hier zu bemerken, daß Aristoteles, wie eigentlich das ganze Alterthum, von Dem, was wir Monarchie nennen, sowol von der constitutionellen als selbst von der nur irgend europäisch-gemäßigten unbeschränkten Monarchie der Neuzeit, gar keinen Begriff hat. Daß der Monarch mit der gesetzgebenden Gewalt in jener ganz, in dieser als ein wesentlicher Factor derselben betraut sei, hingegen mit der richterlichen Gewalt eigentlich nichts zu schaffen haben soll, lag Beides nicht in den Begriffen der Griechen. Gerade wie die Juden von Samuel einen König verlangen, der sie im Kriege führe und im Frieden das Richteramt verwalte, ihm sonst aber keine Function beilegen (1. B. Sam., a. a. O.), gerade so sagt Aristoteles („Politik", Buch 3, Cap. 10), die Männer, welche im Kriege oder im Frieden Wohlthäter des Gemeinwesens wurden, seien in der griechischen Heroenzeit von den Völkern, um die sie sich verdient gemacht, freiwillig zu Königen erhoben und ihre Kinder von der nächsten Generation schon als erbliche Könige angenommen. Ihre Gewalt erstreckte sich zuerst nur auf die Anführung der Kriegsheere, dann auf den Gottesdienst, soweit derselbe nicht durch einen eigenen Priesterstand besorgt wurde, endlich auf die Entscheidung der Rechtshändel. Im elften Capitel meint er:

> Man hat vielleicht blos deswegen bei den ersten Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft die königliche Regierung gewählt, weil es damals weniger möglich war, eine Anzahl an Verstand und Charakter zum Regieren fähiger Menschen zu finden, besonders in kleinen Städten, wo sich wenig Bürger befanden.

Man sieht also, wie entfernt Aristoteles davon ist, irgend eine Monarchie wie unser Verfasser als mehr oder weniger mit dem griechischen Staatenwesen verbunden zu betrachten, wie denn auch das Urtheil des griechischen Weltweisen über Pittakus von Mytilene, über welchen er mit augenscheinlicher Billigung den Ausspruch des Dichters Alcäus anführt, der ihn als einen Feind seines Vaterlandes bezeichnet („Politik", a. a. O.), gar sehr von dem abweicht, das Hinrichs über ihn zu fällen scheint.

Wenn wir aber in diesem Punkte in Uebereinstimmung mit dem Alterthum von der Ansicht unsers Verfassers abweichen, so müssen wir unsere abweichende Meinung auch über einen andern Gegenstand aussprechen, wo wir uns eher im Widerspruch mit den größten geschichtlichen Autoritäten befinden. Dem Perikles wird nämlich nachgerühmt, er habe den Staat dadurch zum Inbegriff der Sittlichkeit zu erheben gesucht, daß er ihn zum Ausdruck des Volkswillens und Volksgeistes machte, welche er durch Bildung läuterte und veredelte, sodaß das gebildete, einsichtsvolle Volk gewiß sein durfte, daß der allgemeine Wille auch der vernünftige und angemessene war. Wir müssen gestehen, daß uns dieser große Staatsmann zwar auch das höchste Verdienst für Wissenschaft und Kunst, keineswegs aber für das Wohl seines Vaterlandes zu haben scheint. Wie Salomo, wie Augustus war er unserer Ansicht nach der Mann, der die Staatsverfassung untergrub und den Glanz wie das literarische oder künstlerische Verdienst an die Stelle der wahren Bürgertugend setzte. Indem er dem athenischen Bürger,

der die Volksversammlung besuchte, eine Bezahlung auswarf, verwandelte er die Volksherrschaft in eine Pöbelherrschaft, gerade wie Marius, indem er die Proletarier in das römische Heer aufnahm, die nationale Armee zu einem Soldatenhaufen machte, und wie Marius den schlechtesten Imperatoren, so bahnte Perikles den verächtlichsten Demagogen — einem Kleon und seinen Genossen — den Weg. Es ist wahr, dieses Alles war, wie auch Aristoteles andeutet, durch das Uebergewicht, welches der Matrosenhaufe durch die Schlacht bei Salamis erhielt, schon vorbereitet, und Perikles' Stellung gegen Cimon und dessen Partei drängte ihn zu diesem Schritte. Man kann aber ebenso von Marius sagen, er sei durch die Einfälle der Barbaren und seine eigene Stellung zu der römischen Demokratie zu dieser verderblichen Maßregel genöthigt gewesen. Aber Marius war ein grausamer Mensch von sehr geringer Bildung. Perikles war einer der feingebildetsten und liebenswürdigsten Männer des Volks, das als Volk die höchste Stufe der Bildung erreichte, welche die Geschichte kennt. Darum fand jener fast nur Tadler, dieser fast nur Bewunderer unter den Zeitgenossen und bei der Nachwelt; die staatsverderbliche Richtung ihrer politischen Einrichtungen dürfte aber darum nicht minder ganz dieselbe sein. Aber diese hochwichtige Frage, die auch auf unsere Zeit vielfache Anwendung findet, läßt sich, das fühlen wir wohl, nicht im Vorbeigehen verhandeln.

In einem eigenen Capitel behandelt unser Verfasser die spartanischen Könige. Hierüber ist Alles gesagt, wenn wir die Worte des Aristoteles anführen (a. a. O., Cap. 10):

Die königliche Würde ist in Lacedämon eigentlich nur die erbliche und zeitlebens fortdauernde Oberbefehlshaberstelle über die Truppen.... So war es auch bei den uralten griechischen Königen.... Homer ist dafür mein Gewährsmann.

Man sieht, Lacedämon war ebenso wenig wie das alte Griechenland überhaupt monarchischer Boden. Damit scheint unsere eben ausgesprochene Ansicht begründet. Wir übergehen das Capitel über Solon, das viel Gutes enthält, aber zu dem Hauptgegenstande, den unser Verfasser behandelt, nur insofern gehört, als es denselben zu dem Schlusse führt, den das folgende Capitel („Philipp und Alexander von Macedonien") zu begründen sucht: mit Alexander als dem Ideal des Heldenkönigs schließe die griechische Geschichte ab, weil sie mit ihm ihre Aufgabe gelöst habe.

Wir haben uns schon oben gegen dieses rückwärtsgekehrte Prophetenthum ausgesprochen. Alexander war gewiß einer der größten Männer, welche die Geschichte kennt, er war es allerdings, der „die griechische Bildung bis an den Indus und Nil trug", aber er that das, weil er Alexander und weil er der Zögling des größten griechischen Weltweisen war, nicht weil, wie unser Verfasser meint, es die gleichsam prädestinirte „weltgeschichtliche Aufgabe der macedonischen Könige gewesen wäre". Macedonien hatte vor Philipp nie eigentlich griechische Bildung, Philipp brachte sie erst von Theben, wo er so glücklich war, unter der Glanzperiode des Pelopidas und Epaminondas zu verweilen, mit hinüber. Was unser Verfasser diesem nachrühmt, er habe die Griechen nicht sowol beherrschen als leiten wollen, das kann man jedem Ehrgeizigen nachrühmen, der stirbt, ehe seine Plane reif geworden sind. Wer sich zur Herrschaft über eine Nation aufschwingen will, der fängt damit an, den Nationalideen zu schmeicheln und sie in seinem Interesse auszubeuten. Fast naiv erscheint uns die Stelle: „Philipp führte seine siegreiche Phalanx zum Schutz der beleidigten Götter und der gestörten religiösen Einheit nach Griechenland" (S. 112). Ach ja, ungefähr so wie jetzt der Kaiser aller Reussen seine siegreichen Truppen zum Schutz der beleidigten orthodoxen Kirche und des gestörten religiösen Schutzes nach der Moldau und Walachei führte! Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Philipp's Sohn Alexander, der sich zu ihm etwa wie Karl der Große zu Pipin verhält, führte freilich aus, was der Vater begonnen hatte, aber in einem ganz andern Sinne als dieser. Philipp's Griechenthum war ihm nur Mittel zum Zweck. Alexander war ein Mann griechischer Bildung, und seine Vorliebe für die Homerischen Helden war vielleicht nicht ganz frei von einiger Affectation — der größte Mann hat seine Schwächen — aber sie lag doch tief in ihm. Doch findet der Verfasser unserer Ueberzeugung nach gar oft, wir möchten sagen Romantik in den Handlungen dieses großen Mannes, wo dieser nur den Regeln der Staatskunst folgte. Nicht weil der griechische Heros so etwas von einem Gotte war, sondern um den Persern zu imponiren und in dem richtigen Gefühle, daß der Eroberer des großen Perserlandes Macedonien nur als eine kleine Provinz betrachten und den Gebräuchen und Sitten der großen Mehrzahl, wie man jetzt sagt, „Rechnung tragen" müsse, spielte der von Natur nichts weniger als hochmüthige, ja treuherzige und gradsinnige Held später den Gott, was freilich nicht ausschließt, daß die aus Politik angenommene despotische Haltung endlich doch verderblich auf sein Gemüth zurückwirkte. Aber behaupten wollen, Macedonien habe den Beruf gehabt, griechische Bildung zu verbreiten, scheint uns nicht viel richtiger, als wollte man das in Beziehung auf Frankreich von Corsica sagen. Alexander war ein Macedonier und Napoleon ein Corse, das ist richtig. Aber Beide hätten ihren weltgeschichtlichen Beruf gewiß nicht minder, vielleicht noch besser erfüllt, wenn Alexander wie Agesilaus ein Spartaner, Napoleon wie Ludwig XIV. ein Pariser gewesen wäre. Alexander wollte der Achilles wie Napoleon der Carolus Magnus seiner Zeit sein. Aber darum ist jener so wenig als dieser die Fortsetzung oder Vollendung der Männer oder der Bestimmung einer ganz andern Zeit. Nicht poetische oder politische Fictionen, sondern weltgeschichtliche Thatsachen entscheiden über den Charakter großer Männer und großer Epochen.

Daß unser Verfasser, der bei den Griechen einen Zug zu demokratischer Monarchie herausspürt, bei den Römern aristokratisch-monarchische Tendenzen findet, wird nach dem Gesagten nicht überraschen. Aber geschichtlich

wird es sich in der Blütenzeit Roms schwerlich genügend nachweisen lassen. Was er über die römischen Könige sagt, von denen wir so wenig mit Bestimmtheit wissen, übergehen wir zum Theil, um diesen Artikel nicht über die Gebühr zu verlängern. Doch ist auffallend, daß er die uns doch keineswegs unbegründet scheinende Annahme, daß die Plebejer ursprünglich der Mehrzahl nach einem überwundenen Volke angehörten (Albalonga?), gar nicht erwähnt. Wie dem auch sei, daß Rom das große Verdienst hat, die Rechtsidee gepflegt und entwickelt zu haben, erkennt er an, weniger aber Roms größeres Verdienst, zuerst die große Idee des Vaterlandes in einer Weise aufzufassen, wie das bei den getheilten und nach allen Richtungen auseinandergehenden Stämmen der Griechen nie der Fall war. Ein Antalcidischer Friede wäre in Rom eine Unmöglichkeit gewesen. Nun mag zugegeben werden, daß die Weltherrschaft, für welche Rom von seiner Entstehung an wie vorherbestimmt gewesen zu sein scheint, zu einer Concentration drängt, die in eine einheitliche, also monarchische Spitze ausläuft. Aber die Geschichte läßt sich so aprioristisch nicht behandeln, und daß das alte Rom durchdrungen war von republikanischen Gefühlen und Vorstellungen und seine Institutionen dem in einer Weise entsprachen, wie sie nur bei ihm in solcher bewundernswürdigen Folgerichtigkeit zu finden sind, das scheint uns unleugbar. Unser Verfasser freilich macht es den Plebejern sonderbarerweise zum Vorwurf, daß sie Tarquinius Superbus fallen ließen. „Den Plebejern", sagt er, „fehlte das lebendige Rechtsbewußtsein, daher hatten sie noch keinen Muth, den König zu schützen, um sich selbst gegen die Alleinherrschaft des Adels zu sichern." Sollte man hiernach nicht glauben, der letzte Tarquinier wäre — was einigermaßen von Servius Tullus gesagt werden mag — ein Beschützer der Plebejer gewesen? Sollte man hiernach nicht ferner glauben, zwischen der Vertreibung der Tarquinier und der Erkämpfung des Tribunats durch das Volk lägen Jahrhunderte? Nun aber sagt, was die erste Frage betrifft, unser Verfasser selbst, die Könige hätten endlich das Richtige zu thun geglaubt, indem sie beide Parteien zu beseitigen und ihrer Herrschergewalt unterzuordnen strebten, wie nicht minder, Tarquinius (Superbus) habe die Plebejer durch Frohnen und Steuern gedrückt. Was die zweite Frage angeht, so war der Auszug nach dem Heiligen Berge genau 16 Jahre nach der Vertreibung der Tarquinier und etwa 10 Jahre nachdem der Kampf der Sabiner für diese Tyrannen sich als erfolglos bewiesen hatte. Schon mittlerweile hatten die Plebejer durch den Consul Valerius den Volksfreund (Publicola) einige günstige gesetzliche Bestimmungen erwirkt. Wo zeigt sich da „das willenlose Gehorchen", das Hinrichs den Plebejern vorwirft? „Beschränkter Unterthanenverstand" war in Rom vor den Imperatoren nicht zu finden.

Freilich, unser Verfasser meint (S. 130), „durch die ganze römische Geschichte hindurch lasse sich" — im Gegensatze zur griechischen Geschichte — „das Streben nach Alleinherrschaft als Grundzug erkennen", und führt als Beweis an, so sei schon der Prätor Cassius kurz nach Errichtung der Republik wegen solchen Strebens hingerichtet worden. Nach Alleinherrschaft Roms, das mag sein. Nach Alleinherrschaft in Rom keineswegs! Hat doch in dem demokratischen Athen Pisistratus die Tyrannis nicht blos — wie Cassius beschuldigt ward — erstrebt, sondern wirklich errungen, und zwar in dem Staate Griechenlands, von dem vorzugsweise das Wort unsers Verfassers gilt, daß das Streben nach Volksherrschaft dort vorherrschend war. Von der Errichtung der Republik bis auf Marius hinab, d. i. vier Jahrhunderte hindurch, misbrauchte kein Consul, ja was mehr sagen will, kein Dictator sein hohes Amt dahin, daß er es über die gesetzmäßige Zeit verwaltet hätte.*) Wenn das kein Beweis von republikanischer Gesinnung ist, was kann denn für einen solchen gelten? Und ist die große römische Literatur nicht da, um für die Gesinnung des Volks zu zeugen? Selbst Horaz, der Hofdichter und Schmeichler, spricht von Cato und den andern letzten Republikanern mit ganz anderer Hochachtung als unser Verfasser.

Aber freilich Hinrichs behauptet (S. 140): „Der Imperator lag verborgen in der Macht der Consuln, der Dictatur und Censur." Das heißt zu deutsch: dadurch daß ein Bürger alle Gewalt in sich vereinigte, welche die Staatsverfassung verschiedenen Amtsträgern in ruhigen und unruhigen Zeiten übertrugen, wurde er zum Despoten. War daran die Staatsverfassung schuld, welche eine Dictatur nur für außerordentliche Fälle auf sechs Monate gestattete, welche die Censur zur Erhaltung der republikanischen Sitten **) anordnete und den Consuln auf ein Jahr gerade so viel und nicht mehr Macht gab, als zur Erhaltung des Staats durchaus erfoderlich ist? Diese Macht konnte nur erweitert werden, wenn das gewichtige Caveant consules ausgesprochen ward. Hat dies unter den solennsten Formen ausgesprochene Wort nicht Rom vor Catilina geschützt? War die Dictatur, wie sie in Rom bestand, nicht eine der Republik heilsame, fast nothwendige Institution? Die größte Macht zog der Imperator aus der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, welche im Interesse der Demokratie dem Volkstribun beigelegt war, die schrecklichen Majestätsgesetze der Imperatoren hatten ihre Wurzel in den Gesetzen, welche Verbrechen gegen das römische Volk ahndeten (was noch die Lex Julia majestatis aussprach, die Augustus gegeben hatte) und welche Tiberius ausschließlich auf die Majestät des Kaisers übertrug. Nun, war darum das Tribunat eine monarchische Einrichtung, oder war in Rom Volk und Heerführer (Imperator) identisch? Wir glauben im Gegentheil, selbst unter den Imperatoren sei Rom nichts weniger als Das gewesen, was wir eine

*) Die Decemvirn thaten dies freilich. Aber es war eben ein exceptionelles Amt, das sie verwalteten, und wie kurz war ihre Herrschaft!

**) Die Censur zerfiel durch und unter Claudius. Schon Augustus verfälschte ihren Charakter. Es konnte dies nicht anders sein, da eine solche Aufsicht über die Sitten mit der neuen Ordnung der Dinge nicht vereinbar war.

Monarchie nennen. Der Imperator war, wie sein Name sagt, der Soldatenkaiser, der schrankenlose Herr über Leben, Eigenthum und Ehre der Bürger, aber diese Soldaten selbst, das Heer und später die Heere waren die eigentlichen Herren des Staats und bewahrten bei aller Apotheose der Kaiser eine Art oder vielmehr eine Abart demokratischer Verfassung. Augustus wies noch die Anrede Herr ab und sagte bescheidentlich: Nenne mich nicht Herr, mein Name ist Cäsar. Er verweigerte es nicht, einen Freund vor Gericht zu vertheidigen, und nahm es nicht übel, wenn sein Mäcenas ihn, da er gerade überstreng war, schriftlich Carnifex nannte. Die Imperatoren hielten Anreden an die Soldaten, um ihre Gunst zu gewinnen (wie man früher solche zu ähnlichem Zweck an das Volk richtete), und werden auch von diesen, was als Recht eigentlich dem Senat zukam, ein- und abgesetzt. Die Soldaten schrieben den Kaisern unverhohlen Gesetze vor, und Otho mußte erröthend, wie uns Tacitus berichtet, dem wilden Soldatenhaufen schwören, wie Nero und andere Idole der Prätorianer zu regieren. So empfiehlt in späterer Zeit Severus seinen Söhnen: die Soldaten zu gewinnen und alles Andere für nichts zu achten. Unser Verfasser meint, der Despotismus sei in Rom nach und nach aus der Entwickelung der aristokratischen Elemente hervorgegangen. Das scheint uns nicht geschichtlich. Cäsar war der Nachfolger des Marius, nicht des Sulla. Er zog seine Macht aus dem Hasse der Volkspartei gegen den Senat, der sich seit den Gracchischen Kämpfen und den daran geknüpften Gewaltthaten auf das unglaublichste gesteigert hatte. Nun hat aber Aristoteles schon bemerkt und alle Zeiten bestätigen die Richtigkeit dieser Bemerkung, daß gerade der Alleinherrscher, der sich aus einer, wie wir es jetzt nennen, ultrademokratischen Partei erhebt, die schrankenloseste Gewalt ausübt, weil er sich an die Stelle des Volks setzt. Wie die Schreckensherrschaft dem ersten Napoleon den Boden lieferte, auf welchem seine Dictatur ruhte, und er jede Opposition mit den Worten niederschlug: „Soll ich euch etwa den Jakobinern überlassen?" („Voulez vous que je vous livre aux Jacobins?"), und wie er dann wieder aus dem Arsenal der revolutionären Gesetze diejenigen wohl zu wählen verstand, die seinen Zwecken dienten, so verfuhr gewissermaßen auch Cäsar, dem die Proscriptionen des Marius und des Sulla in ähnlicher Weise vorgearbeitet hatten, doch mit weit größerer Verachtung der Formen und Personen. Nur ein Nachfolger der Demagogen konnte es wagen, gleich bei seinem ersten Consulate seinen Collegen (Bibulus) dadurch um alle Macht zu bringen, daß er ihn regelmäßig durchprügeln ließ, wenn er auszugehen versuchte, nur ein solcher konnte die Verachtung der Formen so weit treiben, daß Cicero selbst („Briefe", IX, 15) erzählt, er erfahre zuweilen, in Syrien und Armenien würden Senatusconsulte verbreitet, die angeblich auf seinen Antrag durchgegangen, während er gar nicht wisse, daß sie erlassen worden wären, und Könige hätten sich bei ihm bedankt, daß sie durch ihn zu dieser Würde erhoben worden seien, während ihm nicht nur ihre Königswürde, sondern sogar ihre Existenz unbekannt sei. Die Volkstribunen hatten in Cäsar's Lager flüchten müssen, um sein bis dahin unerhörtes Ueberschreiten des Rubicon in feindlicher Absicht minder unpopulär zu machen, und die studirte Verachtung des Senats, die er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte und die selbst seiner Milde den Charakter der Geringschätzung gab, charakterisirt seine Regierung und ihre Grundlage.

Augustus schlug freilich einen andern, anscheinend entgegengesetzten Weg ein, aber indem er sich von zehn Jahren zu zehn Jahren fast alle Würden und Provinzen übertragen ließ, welche militärische und andere Macht verliehen, und dabei den Königstitel sorgfältig vermied, war er der Staat geworden, und bei aller milden Ausübung hat er doch die Tyrannei des Tiberius und der andern schlechten Kaiser in ein System gebracht. Ein sonderbarer, mehr als paradoxer Einfall des Verfassers ist: das Römerthum habe in der Verehrung der Imperatoren an das Judenthum gestreift, und der Imperator sei die wirkliche Erscheinung und Verkörperung Dessen gewesen, was der jüdische Gott in der Vorstellung und in Gedanken war. Die römische Imperatorenzeit war, um einen bekannten Ausdruck Talleyrand's auf andere Verhältnisse anzuwenden: ein Militärdespotismus, durch Meuchelmorde und Soldatenaufstände beschränkt; an die Göttlichkeit der Kaiser glaubte Niemand als sie selbst, und man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn unser Verfasser sagt: „Diese Vorstellung von der Göttlichkeit der Kaiser wurzelte so tief, daß Caligula sogar sein Lieblingspferd Incitatus göttlich verehren ließ!" Das beweist freilich, wenn es des Beweises noch bedürfte, daß Caligula ein Narr war, oder, wenn man recht superfein sein will, daß er die Herabwürdigung der Menschen systematisch trieb, oder — was in aller Welt beweist es sonst? Sonderbarer aber als dieser Einfall ist, daß er gleichsam in das System des Verfassers mit gehört. Er soll nämlich darthun helfen, daß der römische Imperator alle Bildungselemente des antiken Königthums in sich vereinigte und sie zum Abschluß brachte. Der römische Imperator verhält sich zu den Königen des alten Lacedämon ungefähr wie ein Sultan der frühern Zeit zu dem Präsidenten der jetzigen nordamerikanischen Republik, und es bedurfte in der That dieser Wendung nicht, um den Uebergang aus der Imperatorenzeit in das Mittelalter, der heidnischen in die christliche Welt zu charakterisiren. Das Heidenthum war schon zu Cicero's Zeiten selbst im Sinne seiner Bekenner zur Lüge geworden, das kaiserliche Rom schwankte zwischen dem Aberglauben alter Völker und dem Unglauben der entschiedensten Gottesleugner, ebenso wie Das, was von seiner Verfassung übrig geblieben war, zwischen dem crassesten Despotismus und einem Reste republikanischer Formen und Sitten.*)

16.

*) Den zweiten Artikel: „Die christliche Zeit", werden wir im Monat Mai bringen. D. Red.

Schriften über Rußland.

1. Nordische Bilder von Edward Osenbrüggen. Leipzig, Hinrichs. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Matthias Alexander Castrén's Reisen im Norden. Enthaltend: Reise in Lappland im Jahre 1838. Reise in dem russischen Karelien im Jahre 1839. Reise in Lappland, in dem nördlichen Rußland und Sibirien in den Jahren 1841—44. Aus dem Schwedischen übersetzt von Henrik Helms. Mit einer Karte von dem nördlichsten Rußland. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1853. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Schicksale des Verfassers von Nr. 1 sind als bekannt vorauszusetzen. Zu Madai's Nachfolger als Professor des Römischen Rechts nach Dorpat berufen, konnte er dem Schicksal seines Vorgängers nicht entgehen. Nach vierjähriger Wirksamkeit wurde er wegen eines misliebigen Briefwechsels 1851 aus Rußland verbannt und hat seitdem in Zürich einen neuen Wirkungskreis gefunden. Er hat sonach an zwei deutschen Universitäten außer Deutschland gewirkt und ist von der am meisten gefesselten zu einer der freiesten von der unter dem eisigen Hauche des Russenthums erstarrenden zu der versetzt worden, welcher als künftiger eidgenössischer Hochschule die schönste Zukunft bevorsteht. Es sind zwölf Bilder verschiedenen Stoffs, Umfangs und Werths, die er uns bietet, alle sorgfältig ausgearbeitet und theilweise schon früher in Zeitschriften veröffentlicht. Nirgends verleugnet er den freiheitsliebenden Mann der Wissenschaf tund den patriotischen, ehrliebenden Deutschen; auch der Jurist macht sich geltend. Auf dem Boden, der uns durch Kohl's und Buddeus' Schilderungen nicht unbekannt ist, bewegt er sich durch längern Aufenthalt mit größerer Kenntniß als jene, und seine Schicksale geben seinen Urtheilen ein schärferes Gepräge. Bunt wie die Bevölkerungsmischung der Ostseeprovinzen ist der Inhalt seiner Skizzen. Die erste, geschrieben in den Mauern der geheimen Polizei zu Petersburg, schildert eine „Ferienreise durch das südliche Finnland" mit den einfachen, genügsamen Bewohnern und der großartigen Natur der Felsen und Wasserfälle, Seen und Wälder. Auch hier eine dreifache Nationalität, Russen über Schweden und Finnen, wie in den Ostseeprovinzen über Deutschen und dem lettisch-esthnischen Stamme. Der Sieg des Russenthums in Finnland, das noch überaus wenige Angehörige zählt, wird erleichtert durch die nationale finnische Partei, welche für ihr poetisches Idiom gegen die Cultursprache des Landes, das Schwedische, Opposition macht. Das zweite Bild: „Die Russificirung der Ostseeprovinzen", entrollt das traurige Gemälde vor unsern Augen, welches reich ist an früher unbekannten tragikomischen Zügen aus der Wirksamkeit russischer Bischöfe und Popen. Der Gegensatz russischer und deutscher Rechtsanschauung wird in geistreicher Weise hervorgehoben. Das russische Recht ist eine Masse sich häufig widersprechender Ukasen; die Rechtskenntniß besteht darin, in denselben bewandert zu sein, um die passende zu finden, welche die Handhabe bietet, ein gerade im einzelnen Falle lästiges Gesetz zu umgehen. „Dem Deutschen ist das Gesetz da, um befolgt, dem Russen, um umgangen zu werden." „Es ist nicht zu beschreiben, wie das Volk in Rußland von oben her durch die Gesetzgebung demoralisirt wird." Nr. 3: „Die Kirchhofsfeier", ein elegisches Bild, endet tragisch durch einen zur griechischen Kirche abgefallenen Esthen, der zu spät seinen Schritt bereut, nachdem er neben der schwungvollen Rede seines frühern Pastors an den Gräbern der Seinen die ärmlichen Worte des branntweinsaufenden Popen gehört. Nr. 4: „Die Herren und Barone", sind Fresken aus jenem classischen Lande der mittelalterlichen Adelsherrlichkeit, wo auch Jochmann von Pernau den Stoff zu seiner „Naturgeschichte des Adels" fand, viel Schatten, wenig Licht. Nr. 5 und 6: „Die Esthen und ihre Poesie", „Züge aus dem Leben der Esthen", hängen wieder eng zusammen. Der Jurist verleugnet sich nicht in der Einflechtung alter Hexenprocesse. Nr. 7: „Der Wald", geht in eine Criminalgeschichte aus. Nr. 8: „Die schicksalslose Stadt", ist sehr unbedeutend und entbehrt der Localfärbung; nicht viel gewichtiger ist Nr. 9: „Bauer und Edelmann." Dagegen ist Nr. 10: „Die Universität Dorpat", 1852 geschrieben, eins der wichtigsten Stücke der Sammlung. Wie ist die Schöpfung Alexander's gesunken! Statt Klinger's ist seit 1836 Craffström Curator, „nach oben servil, nach unten Tyrann", nach dem Verfasser ein aller Bildung und Gesinnung baarer General, von welchem wie von andern Universitätsgeneralen Geschichten erzählt werden, welche höchst ergötzlich wären, wenn sie nicht von Leuten in so wichtiger Stellung ausgingen. Noch unter des deutschen Fürsten Lieven Curatorium konnte beim 25jährigen Jubiläum 1827 der Rector Evers in der Festschrift rühmen, daß Dorpat bestimmt sei, deutsche Art und Wissenschaft zu pflegen, und zur Zeit des 50jährigen Jubiläums (1852) gedeiht nur russische Unterwürfigkeit und der Schein der Aeußerlichkeit. Nr. 11: „Die Düna", ist nicht bedeutend; den Schluß macht eine Criminalgeschichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts: „Die Jungfrau von Treyden", von novellistischem Interesse.

Können diese Bilder ein Interesse duch des blos nach Unterhaltung verlangenden Publicums ansprechen, so verlangt das Werk von Castrén ernstere Leser. Es liegt hier das Werk eines Mannes vor, der die Erforschung des großen finnischen Volkstamms als seine Lebensaufgabe ansah, der keine Mühe scheute, zu diesem Ziel zu gelangen, und als ein Glück es betrachtete, Reisen in unwirthbare Gegenden machen zu dürfen, zu Völkerstämmen, welche für die meisten Leser beim ersten Einblick nur ein pathologisches Interesse haben dürften. Aber bei weiterm Eindringen in sein Werk theilt Castrén's Eifer und die Liebe zu seiner Aufgabe auch dem Leser sich mit, und er fühlt sich gefesselt von dem reichen Gemüths- und Phantasieleben dieser bildungslosen und von der Natur so stiefmütterlich bedachten Völker. Auch das Land ist nicht so reizlos, wie bei oberflächlicher Kenntniß erscheinen sollte. „Sollte Jemand glauben, daß eine Natur wie die lappländische todt und von drückender Wirkung auf das Gemüth sein müsse, so mag man nur nicht vergessen, daß der Wind über die weitgedehnten Buchten spielt, daß der Donner auf den himmelhohen Felsengipfeln ertönt, und man wird kein Leben vermissen. Derjenige aber, dem ein solches Leben nicht zusagt, mag hier in einer schönen Winternacht reisen, wenn der Himmel in Sternenpracht und Nordlichtern flammt. Soweit das Auge reicht, bemerkt man an jedem Punkte der unermeßlichen Schneedecke eine eigenthümliche unbedeutende Bewegung, ein feines Zittern, das so bezaubernd ist, daß unser Wesen bei dem Beschauen desselben dahinzuschmelzen droht. Richtet man wiederum den Blick auf die Felsengipfel, so findet man diese von einem flackernden Scheine umhüllt, der sich dem Auge darstellt, als erhebe er sich aus dem Felsen selbst, wie die Flammen aus dem Krater eines feuerspeienden Bergs. Dieser Schein verbreitet sich über den ganzen Himmel, flackert einige Zeit und verschwindet, um sich nach einer Weile wiederum auf dieselbe Weise zu erheben und zu verschwinden. Mit einem Wort, man findet Naturschönheiten in Lappland, wie in Italien, wenn man nur sein Gemüth ganz anspruchslos dem Eindruck derselben hingibt." Von den Schwierigkeiten, mit welchen seine Sprachstudien verbunden waren, wollen wir nur eine Probe geben. Um die Sprache der Samojeden zu erlernen, wendete sich Castrén an einen der russischen Sprache etwas kundigen Samojeden mit der Bitte, ihm den Satz „Meine Frau ist krank" zu übersetzen. „Seine Uebertragung lautete: «Deine Frau ist krank». «Sage nicht deine, sage meine Frau», fuhr ich fort. «Wie ich es gesagt, so ist es», antwortete der Samojede. Bat ich um Uebersetzung des Ausdrucks: «Deine Frau ist krank», so erwiderte der Samojede: «Wenn du von meiner Frau sprichst, so ist sie so gesund wie ich». «Allein es könnte doch geschehen daß deine Frau erkrankte», nahm ich nun das Wort, «und wenn du mir das erzählen wolltest, wie würdest du das in deiner Sprache ausdrücken?» Der Samojede antwortete: «Als ich zu dir ging,

war meine Frau so gesund als ich, ob sie später erkrankt ist, kann ich nicht wissen.»" Der Raum erlaubt uns nicht, auf die Einzelheiten der Reisen Castrén's einzugehen, welche in ihrer Richtung und Zeitdauer schon auf dem Titel näher bezeichnet sind. Wir schließen mit einer kurzen Angabe von Castrén's Lebensumständen.

Sohn eines Pfarrers im Kirchspiel Tervola in der finnländischen Statthalterschaft Uleåborg, sechs Werste vom Polarkreis, 1813 geboren, zog er 1821 mit seinem Vater nach der noch nördlicher gelegenen Pfarre Rowamemi. Als sein Vater 1825 gestorben war und sieben Kinder in Dürftigkeit zurückgelassen hatte, nahm sich ein Oheim, Pfarrer in Kem bei Torneå, seiner an und unterrichtete ihn in den Naturwissenschaften. Schon auf der Schule in Uleåborg, noch mehr als Student in Helsingfors seit 1830, mußte er durch Privatstunden seinen Unterhalt erwerben und Nachts studiren. Rask's Werk über die tschudische Sprache leitete ihn auf finnische Studien; der große Kenner derselben, Sjögren, veranlaßte seine Reisen zu diesem Zweck. Im Jahre 1848 kehrte er von schwerer Krankheit genesen aus der chinesischen Mongolei zurück nach Petersburg, erstattete der Akademie seinen Bericht und zog noch 1848 nach Helsingfors, wo er im März 1851 zum Universitätsprofessor der finnischen Sprache und Literatur ernannt wurde. Er starb daselbst am 7. Mai 1852. 12.

Classiker des Alterthums. Eine Auswahl der bedeutendsten Schriftsteller der Griechen und Römer in neubearbeiteten Uebersetzungen. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Metzler. 1853. Gr. 16. Jede Lieferung 4 Ngr.

Wir machen bei seinem Beginn auf dies Unternehmen aufmerksam wegen der Würde und der Größe des Gegenstandes und wegen der Gediegenheit und Tüchtigkeit der Ausführung, soweit dieselbe bereits aus den vorliegenden Proben erkannt oder durch die Namen der Mitarbeiter verbürgt ist. Unter den verschiedenen Nachfolgen, die Cotta's billige Ausgabe der deutschen Classiker für das deutsche Volk hervorgerufen, ist diese die bedeutendste, und möchte ich ihr gerade jetzt, wo vielfach der Realismus mit den materiellen Interessen im Vordergrunde steht oder das Publicum in Gefahr ist, an dem haut-goût einer ausländischen Literatur und ihrer einheimischen Nachahmer den reinen Geschmack sich zu verderben, als einer edeln Nahrung für Geist und Herz, als einer einfach-schönen Darstellung ewiger Wahrheiten und herrlicher Volkszustände eine recht große Theilnahme wünschen. Geboten wird uns vor Allen Homer, dieser Urvater der Poesie, dessen Bedeutung für die Cultur der Menschheit durch Begründung der Blüte Griechenlands Kaulbach eben in einem großen Gemälde der Mitwelt veranschaulicht hat. Die Uebersetzung ist von Wiedosch. Sie schließt sich im Versbau an die Grundsätze Platen's, in der Verbindung des griechischen Sprachgeistes mit dem deutschen an das Muster an, welches Schlegel in seinem Shakspeare aufgestellt. In der Uebersetzungsbibliothek, deren Herausgabe Tafel, Osiander und Schwab geleitet und welche die Grundlage des neuen Unternehmens bildet, war die erste Ausgabe erschienen, welche der Strenge der Metrik und der Treue im Einzelnen oft den Genius der Muttersprache und den anmuthig-klaren Ton des Ganzen nachgesetzt hatte; eine neue Bearbeitung, die im vorigen Jahr erschien, hatte dies in gelungener Weise geändert und ist mit verdientem Beifall begrüßt worden. Sie ist mit Recht im Wesentlichen beibehalten, während im Einzelnen der Uebersetzer sorgfältig und glücklich feilt. Ihm gesellt sich Minckwitz mit Aeschylos und Sophokles. Auch diese Bearbeitungen sind in mehren Ausgaben verbreitet und besonders in metrischer Hinsicht gelungen. In dreien der 12 bisjetzt erschienenen Hefte ist bereits der ganze Aeschylos enthalten. Wir können in ihm das Muster eines politischen Dichters erblicken. Der Kampf fürs Vaterland in der Schlacht von Marathon hatte seine Geisteskraft gereift und gestählt, die Siegesfreude der Freiheitsschlachten gab ihm die Schwinge zu stolzerm Flug, zum Sieg im tragischen Wettkampf. Der Gedanke vom Sturz des Uebermuths, von der Macht des Maßes, das Gefühl der Ehrfurcht vor den Göttern in Verbindung mit der Anerkennung der Würde und Größe des selbstbewußten Menschen spricht aus allen seinen Dichtungen. Er selbst nennt bei Aristophanes den Dichter einen Lehrer der Erwachsenen, und er verdient es, daß man bei ihm in die Schule gehe. Seine „Oresteia", diese gewaltige Composition dreier Tragödien zu einem Ganzen, ist das erhabenste Kunstwerk des griechischen Alterthums. Die Uebersetzung von Minckwitz ist nicht so frei wie die von Droysen, sie erfodert mitunter Nachdenken, wie das Original, sie gibt es dafür ohne moderne Färbung wieder. Außer den genannten drei Dichtern werden noch Anakreon und Theokrit ganz, Aristophanes, Euripides und Pindar in einer Auswahl gegeben. Bei dem Zweck, einem größern Publicum das Schönste und uns Verständlichste nicht sowol zum gelehrten Studium als zum Genuß und zur Aufnahme ins eigene Leben zu bieten, können wir dies billigen, so gern wir sonst den Aristophanes und Pindar unverkürzt haben. Wünschen und verlangen müssen wir noch ein Bändchen, welches die griechische Elegie, die Epigramme und äolische Lyrik vertritt und eine Blütenlese von Alcäus und Sappho, von Solon bis Hermesianax bietet; was hier von Schlegel und Jacobs schon trefflich dem Deutschen angeeignet ist, dürfte wohl aufgenommen werden.

Von griechischen Prosaikern werden uns die Geschichtschreiber Herodot und Thucydides ganz versprochen; auserlesene Biographien von Plutarch und Xenophon's „Anabasis" werden sich ihnen anreihen. Demosthenes und Aeschines, Isokrates und Lysias sollen uns in einzelnen ihrer Reden Musterstücke classischer Beredtsamkeit geben, einige Schriften von Aristoteles, einige Dialoge Platon's in die alte Philosophie einführen. Da bisjetzt hierüber das Nähere nicht angegeben ist, müssen wir natürlich unser Urtheil vertagen, hoffen aber von der Einsicht W. S. Teuffel's, der die Leitung des Ganzen übernommen hat, daß von Platon der „Phädrus", das „Gastmahl", der „Phädon", der „Gorgias", die „Republik", von Aristoteles die Nikomachische „Ethik", die „Politik" und „Poetik" nicht fehlen werden. Die ironische Laune Lucian's zeigt den Ausgang des Griechenthums und seine Selbstauflösung.

Von römischen Dichtern werden Virgil und Horaz vollständig, von Plautus und Terenz, von Catull, Tibull und Properz, von Ovid, von Persius und Juvenal werden auserlesene Gedichte gegeben. Bisjetzt liegt ein Theil Virgil's vor, der etwas mehr die schwungreiche Kunst und den stolzen Gang der Sprache dieses Poeten wiedergeben könnte, da gerade hierin die Stärke des Originals besteht. Von Prosaikern erhalten wir die historischen Schriften von Cäsar und Sallust, von Livius, Tacitus und Cornelius Nepos; sodann eine Auswahl aus den Werken Cicero's, Quinctilian's, Seneca's. Erschienen sind mehre Bändchen von Livius. Eine Vergleichung der alten Klaiber'schen Uebersetzung mit ihrer neuen Ueberarbeitung hat mir gezeigt, daß sie viel gewonnen hat, und ohne die Treue zu opfern, lesbar geworden ist.

Noch bemerke ich, daß kurze Einleitungen das Leben der einzelnen Schriftsteller erzählen und eine Charakteristik ihrer Werke geben, einzelne Noten unter dem Text dem Laien das Verständniß erleichtern. Ich hoffe nach der Vollendung des Ganzen ausführlicher die Ausführung des Einzelnen zu beurtheilen und wünsche eine theilnehmende Aufnahme für

> Jene alten Unsterblichen,
> Deren dauernder Ruhm, wachsenden Strömen gleich,
> Jedes lange Jahrhundert füllt.

Moriz Carriere.



Zur orientalischen Frage.

Als die Schleswig-Holsteiner sich gegen die vielfachen Uebergriffe und Rechtsverletzungen seitens der dänischen Regierung und des dänischen Reichstags erhoben hatten und wenigstens anfangs die deutschen Cabinete und Regierungen für sie einschritten, gestattete sich die russische Diplomatie, diese bewaffnete Intervention als eine Sanctionirung und active Unterstützung einer unerlaubten revolutionären Erhebung gegen den rechtmäßigen Landesherrn, gegen Ordnung und Gesetz zu bezeichnen. Die deutschen Cabinete ließen sich denn auch sehr bereitwillig finden dies einzusehen und, wie man es damals nannte, sich der „europäischen Nothwendigkeit" zu beugen. Die Herzogthümer wurden schließlich mit deutscher Hülfe dem Feinde Deutschlands unterworfen und selbst Holstein, ein deutsches Bundesland, fast ohne alle seinen Rechtszustand garantirende Bedingungen entwaffnet und ausgeliefert. Man gab so nicht nur eine vielleicht niemals mehr in gleicher Weise wiederkehrende Gelegenheit aus den Händen, die Machtstellung des deutschen Bundes ansehnlich zu erweitern, sondern man verringerte und schwächte sie sogar und schlug dem Ansehen Deutschlands eine tiefe, unheilbare Wunde. Dasselbe Rußland, welches damals die Erhebung der Herzogthümer als revolutionär bezeichnete, besetzt ein paar Jahre später das Nachbargebiet eines in diesen Gebietstheilen als Souverän anerkannten Herrschers unter allerlei Vorwänden, ja selbst unter Anrufung des höchsten Gottes, wirft Scharen von Agenten und Provocateuren in das ihm bis dahin befreundete Reich und wiegelt die christlichen Völkerschaften gegen ihren wenigstens durch europäische Verträge als solcher anerkannten rechtmäßigen Landesherrn auf. Es war zu erwarten, daß gegen eine Macht, welche mit dem Begriffe der Revolution ein solches Spiel treibt, sich durch ganz Europa ein Schrei der Entrüstung erheben würde. Nirgends geschah dies in energischerer Weise als in England. Es fällt mir nicht ein, hinter dieser Erregung ein tieferes moralisches Motiv zu suchen. Im Grunde that Rußland bei Sinope nichts Anderes, als was England und Frankreich im Bunde mit Rußland 1827 bei Navarin gethan haben, und für die Occupation der Donaufürstenthümer ließen sich in der Geschichte der Unterwerfung Indiens durch England genug Parallelen finden. Stand doch das officielle England auf Seiten Dänemarks gegen Deutschland, desselben Dänemarks, dem es die Lebensadern seiner politischen Machtstellung zur See durch die durch nichts zu rechtfertigende Wegführung seiner Flotte 1807 zerschnitten hatte!

Ich spreche somit nicht von der moralischen, sondern von der politischen Entrüstung, die sich in England in zahllosen Parlaments- und Meetingsreden, Schriften, Flugschriften, Journalaufsätzen, Reisebeschreibungen u. s. w. aufs energischste Luft machte. Reisetagebücher aus dem Orient, die vielleicht schon Jahre lang gelegen haben und vor Alter und Aerger schon ganz gelb geworden sein mochten, finden jetzt ihre Verleger. Freilich hat diese gedruckte Literatur vor der Gewalt der vorgeschrittenen Thatsachen und vor den Parlamentsdebatten an Bedeutung sehr viel verloren, und D'Israeli's Schrift „The present crisis, or the Russo-Turkish war and its consequences to England and the world", verschwindet vor dem Eindruck seiner in derselben Angelegenheit gehaltenen Parlamentsrede. Nachdem Lord John Russell, Aberdeen, Stanley, D'Israeli und Cobden, Jeder von seinem Standpunkt, im Parlament gesprochen haben, kann es im Ganzen uns noch wenig kümmern, was darüber gedruckt wird. Am meisten interessiren noch die thatsächlichen Mittheilungen vom Kriegsschauplatze, wie sie z. B. in der von Patrick O'Brien verfaßten Schrift „Journal of a residence in the Danubian principalities in the autumn and winter of 1853" enthalten sind. Der Verfasser sah russische Kriegsscharen. Er lobt ihr echt militärisches Aussehen, namentlich das der meist dem Alter von 30—40 Jahren angehörenden Unteroffiziere, und man weiß, daß diese auf den gemeinen Mann meist größern Einfluß haben als die Offiziere niedern und höhern Grades. Eigentliche Heiterkeit und Freudigkeit hat der Verfasser selbst dann nicht an den russischen Soldaten wahrgenommen, wenn sie sich außer Dienst befanden. Er erzählt: „Allerdings singen zuweilen während des Marschirens ganze Bataillone entweder die Nationalhymne, die eine schöne feierliche Melodie hat, oder irgend einen wilden Volksgesang, meist kriegerischen Charakters, an gewissen Stellen von gellendem Geschrei und schrillendem Gepfeife unterbrochen. Diese letztern Lieder werden mit besonderm Ausdruck gesungen und das Gerassel der Trommeln, ihre einzige instrumentale Begleitung, steigert ihren aufregenden Charakter. Es liegt etwas Erhebendes in diesem tausendstimmigen Chor, in diesen Ehrfurchtbezeugungen für Gott und den Kaiser und in diesen trotzigen an die Feinde des Zaren gerichteten Herausfoderungen; aber selbst diesen Ausbrüchen des Enthusiasmus ist die Strenge der militärischen Disciplin aufgedrückt. Auf den Gesichtern der Soldaten zeigt sich keine Spur innerer Gemüthsbewegung; denn selbst die Empfindungen der Liebe, des Hasses und der Rache stehen unter Befehl."

Daß die überwiegende Zahl dieser Schriften gegen Rußland gerichtet ist, versteht sich von selbst, aber gerade weil sie eine Ausnahme bilden, verdienen diejenigen, welche, wie Cobden's Stimme im Parlament, gegen die Türkei Partei nehmen, besondere Beachtung. Wir nennen einige derselben: „The Turks in Europe, a sketch of manners and politics in the Ottoman Empire", von Bayle St.-John; „The Turk and the Hebrew; or the rule of the Crescent", von einem Anonymus; „Turkey: a history of the origin, progress and decline of the Ottoman empire", von George Fowler; „Lectures on the history of the Turks in its relations to christianity", vom Verfasser von „Loss and gain", u. s. w. Die Verfasser dieser Schriften betrachten wie Mac Farlane (vgl. Nr. 5 d. Bl.) die Türkei als einen unheilbar in Fäulniß und Auflösung begriffenen Staatskörper, für den es sich nicht verlohne, noch irgend eine Anstrengung zu machen, die doch unnütz sein werde, denn was man von den Civilisationsfortschritten der Türkei sage, sei eitel Tand und Lüge. Und von demselben Standpunkt ausgehend, schlägt Jemand, der sich „Veritas" nennt, in seiner Schrift „The partition of Turkey an indespensable feature of the present political crisis" kurz und bündig vor, die Türkei zwischen den vier Großmächten England, Frankreich, Oestreich und Rußland zu theilen. Was die fünfte Großmacht Preußen haben solle, wird nicht gesagt, wahrscheinlich wird sie sich damit begnügen sollen, daß man ihr die Besitznahme des Jahdebusens unbestritten läßt. Auf den äußersten Enden stehen J. Moseley, der in seiner Schrift „Russia in the right" geradezu als Apologet der russischen Ansprüche und des russischen Verfahrens auftritt, und der ungenannte Verfasser (ein Militär) von „Speculations on the Eastern question", der wieder nicht viel Geringeres vorschlägt als eine Zerstückelung und Theilung Rußlands. Bei dieser Gelegenheit möge noch erwähnt sein, daß ein Bruchstück aus Kapper's „Südslawischen Wanderungen" unter dem Titel „A visit to Belgrade" von James Whittle übersetzt worden und als eigenes Buch erschienen ist.

Inzwischen ist die orientalische Frage durch den Aufstand der griechischen Bevölkerung in Albanien und andern Provinzen offenbar in ein neues Stadium getreten. Wenn dieser Aufstand umsichgreift und Erfolg hat, so steht ein Byzantinisches Reich in Aussicht, ob unter König Otto, ob unter einem russischen Großfürsten, wer möchte dies im voraus wissen und sagen? Die Sympathien sind bereits, und doch vielleicht nicht ganz ohne Grund, getheilt, und schon heißt es hier und da: an der Donau für den Halbmond gegen das Kreuz und in Albanien für das Kreuz gegen den Halbmond! Dringen die russischen Heere unter der Begünstigung dieser Diversion nach Konstantinopel vor, so ist die Auflösung der Türkei nur durch einen allgemeinen Weltkrieg zu hindern. Oestreich hat schon in der montenegri-

nischen Angelegenheit (in der es, wie es scheint, den Principien zuwiderhandelte, die es in den nordalbingischen Herzogthümern befolgte) eine ganz eigene Rolle gespielt und wird sie vielleicht auch in Bezug auf Serbien spielen. Werden England und Frankreich einen allgemeinen Weltbrand entzünden wollen? Oder wird England, insofern es sich nicht bis dahin zu tief eingelassen hat, im entscheidenden Augenblick von der französischen Allianz abspringen? Wird das neukaiserliche Frankreich dann so isolirt stehen wie das Ludwig Philipp'sche Frankreich 1840? Und wird Napoleon den Muth haben, sich dem dann vielleicht gegen ihn verbündeten Europa so gegenüberzustellen wie jetzt der Zar? Wird er den Muth haben, den selbst nicht Napoleon I. und keiner von dessen Nachfolgern, auch die dazu berufene Stegreif-Republik nicht hatte, Polens Unabhängigkeit, die Unabhängigkeit Italiens an sein Kriegsbanner zu heften? Oder wird Rußland gerade die griechische Erhebung als Vorwand und zum vielleicht nur scheinbaren Beweise, daß es daran keinen Theil habe, benutzen, mit der Türkei und Europa einen Accord zu schließen? Und wird nicht die neben der westlichen Drohbewegung betriebsam einherschreitende Diplomatie zuletzt doch noch einen Ausweg finden, auf dem sich Rußland mit Anstand zurückziehen kann, zumal der „gute Freund" in Paris keineswegs fürstlichen Zuvorkommenheiten und die Pforte keineswegs freundschaftlichem, von einer gewissen Anzahl Feuerschlünde secundirten Rathe unzugänglich zu sein scheint?

Indeß ist hier nicht der Ort, sich auf das Gebiet politischer Hypothesen zu verlieren. Ich biege auf literarisches Gebiet ein und schließe mit folgendem merkwürdigen Worte Peter's des Großen: „Die Wanderungen der Wissenschaften lassen sich mit der Circulation des Bluts vergleichen. Ich hege die Hoffnung, daß sie einstmals Frankreich, Deutschland und England verlassen und sich einige Jahrhunderte bei uns aufhalten werden, um dann nach Griechenland, ihrem alten Vaterlande, zurückzukehren."

H. M.

Die Schönheit am häuslichen Herd.

Ein geistreiches, partienweise in einem an Sterne erinnernden halbhumoristischen Tone geschriebenes Buch ist „There and back again in search of beauty" (zwei Bände), von James Augustus St.-John. Der Verfasser reist und reist, ohne das gesuchte Ideal der Schönheit zu finden; er findet es erst nach seiner Rückkehr da, von wo er ausgegangen war, um die Schönheit zu suchen, am häuslichen Herd, „der Wiege alles Dessen, was auf Erden am schönsten und glänzendsten ist". Das ist echt englisch, und wir wünschen dem britischen Volke Glück dazu, daß es sich zu dieser Anschauung erheben kann. Dieser Cultus des Herdfeuers verleiht den Briten jene kernige und nationale Festigkeit und Sicherheit, um die sie von den übrigen Völkern beneidet werden. Man muß leider gestehen, daß selbst bei uns Deutschen, von den Franzosen gar nicht zu reden, das Feuer auf dem Altar des Herdes ziemlich im Erlöschen ist und nur schwach noch glimmt. Dieses ruhelose Aufsuchen des Glücks außerhalb des Hauses, dieses wilde Jagen nach Theater, Concerten und öffentlichen Vergnügungen, wie sehr beweist es, daß man bei uns (die Ausnahmen fallen kaum ins Gewicht) den Mittelpunkt, den das häusliche Herdfeuer bildet, verloren hat. Die Menge hin- und herfahrender, aus ihrem Angelpunkt gehobener Existenzen gerade in Deutschland ist die nothwendige Folge davon. Auch die Engländer schwärmen zu ganzen Scharen in die weite Welt hinaus, aber sie nehmen den Altar des häuslichen Herdes mit sich und richten ihn überall, wo sie einen Halt machen, sofort auf, sie vermeiden das eigentliche Hôtel- und Table d'hôte-Leben ebenso eifrig, als der Deutsche es gemeinhin sucht. Das deutsche öffentliche Leben hat freilich etwas Gemüthlicheres, Herzlicheres, Traulicheres und gewiß Poetischeres, was sich bei unsern Gesangfesten, Künstlerfesten, Künstler-Maskenfesten u. s. w. zum höchsten Ausdruck steigert. Indeß selbst bei diesen künstlich arrangirten Festen, von andern geselligen Zusammenkünften zu schweigen, ist viel äußerliche Decoration und gemachter Taumel. Nur zu leicht wird dem Deutschen zur Hauptsache, was immer nur Nebensache sein sollte, und wie ein Fangball, der nicht mehr zur Erde kommt, fliegt er dann von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Fest zu Fest, vom Concert ins Theater, vom Theater in die Weinstube oder Conditorei oder sonst wohin. Uns Deutschen erscheint vielleicht pedantisch, was bei Gelegenheit eines vom Ritter von Bunsen den kölner Sängern gegebenen Festmahls über den jetzigen englischen Finanzminister Gladstone berichtet wurde. Dieser brach aus der Gesellschaft vor deren Auseinandergehen auf und entschuldigte sich damit, daß er mit seiner Familie und seinem Hausgesinde noch das Abendgebet zu verrichten habe. Das mag uns pedantisch erscheinen, aber diese Pedanterie ist eine der Säulen, auf welchen eben Englands nationale Macht und Größe ruht. Wenn die britischen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder jemals den hohen Standpunkt etwas aufgelockerter Anschauungen und Grundsätze erreichen sollten, auf dem sich die Staatsmänner und die Deputirten des Continents zum großen Theil befinden, dann werden wir auch in England ähnliche Zustände eintreten sehen, wie sie auf dem Festlande herrschend geworden sind, Zustände halb voll Ungebundenheit, halb voll Knechtschaft, Zustände die nicht mehr durch das selfgovernment der Menschen, sondern nur noch durch mechanische Staatsmittel zu halten sind.

Was nun das Buch, welches uns zu dieser Beobachtung Anlaß gab, selbst betrifft, so enthält dieses manche interessante Bemerkungen; da ist z. B. ein Capitel über die Augen, in welchem es unter Anderm heißt: „Man spricht von feuchten und glänzenden schwarzen Augen, man spricht von sanften und süßen blauen Augen, aber den grauen Augen (Tiberius z. B. hatte solche) legt man das Prädicat der Härte und Grausamkeit bei. Es fällt Niemandem ein, von einem sanften grauen Auge zu sprechen. Und doch ist es schon oft vorgekommen, daß Männer und Frauen mit grauen Augen Alles um sich her bezaubert haben. Der Grund davon ist ohne Zweifel der, daß die gebietende Energie des Charakters selbst gegen diese natürliche Härte Fronte machte, und daß davon, ich weiß nicht welche Mischung von Süße und Stärke, von gewaltsamer Abstoßung und verzehrender Liebe, die wie eine Zauberei wirkt, die Folge war." Noch auf eine Stelle möchten wir zu sprechen kommen. Der Verfasser erblickt in Mailand ein sehr schönes blondes Weib, von einer solchen Anmuth, daß er der Versuchung nicht widerstehen kann, sie anzureden und zu fragen, ob sie eine Landsmännin von ihm sei. Sie verneint. Er fragt weiter, ob sie eine Italienerin sei? Nein! Eine Französin? Nein! Eine Schweizerin? „Nein!" antwortet sie abermals und fügt dann hinzu: „Ich bin eine Oestreicherin." „Ist es möglich?" ruft der Verfasser voller Ueberraschung aus. Als ob es in Oestreich keine weiblichen Schönheiten gäbe. Und doch ist der ganze Landstrich von Hallein bis Linz bekanntlich ein wahres Blumenbeet weiblicher Schönheiten, wenigstens findet man deren nirgends in Deutschland verhältnißmäßig so viele beisammen als in diesem Gau. Noch mehr dürfte das freilich von dem benachbarten Passau gelten.

H. M.

Neugriechische Literatur.

Aus dem Russischen des durch mehrfache kirchliche Schriften bekannten Griechen Alexander Sturza hat Alexander Negris eine Sammlung „Briefe über die Pflichten der Geistlichen" ins Griechische übersetzt (2 Bde., Athen 1852), die besonders der griechischen Geistlichkeit selbst empfohlen werden können und müssen.

Zu den den Griechen bereits durch Uebersetzungen bekannten Reisewerken, der „Voyage du jeune Anacharsis" von Barthélemy und dem „Télémaque" von Fénélon ist nun auch eine von Theodor Choïdan besorgte Uebersetzung der „Neuen Cyropädie" nach dem Englischen von A. M. Ramsay (2 Bde., Athen 1853) gekommen, die, auch wenn das Ganze in das Gewand eines

Romans gekleidet ist, doch wegen der lehrreichen Art und Weise, wie die Gegenstände des altgriechischen Cultus und der Geschichte des alten Griechenland in dem Werke behandelt werden, namentlich der griechischen Jugend sich empfiehlt und theils in wissenschaftlicher, theils in moralischer Hinsicht von Nutzen ist, jedenfalls aber den Vorzug vor den gewöhnlichen Romanen des Auslandes verdient, mit denen unnützerweise auch das neue Griechenland überschwemmt wird.

Von D. Ainian, welcher bereits als Herausgeber der „Βιβλιοθήκη τοῦ λαοῦ" bekannt geworden, ist in Athen 1853 eine „Γραμματικὴ τῆς ὁμιλουμένης ἑλληνικῆς γλώσσης" erschienen, die ebenso den Ausländern, welche das Neugriechische erlernen wollen, als den Griechen selbst empfohlen werden muß.

Aus dem Jahre 1851 tragen wir hier noch zwei „Λόγοι ἐπιτάφιοι" nach, die der griechische Phalangitenoberst Kleomenes Oikonomos am 30. Juni 1851 auf den General Rhodios und am 27. October des nämlichen Jahres auf den Generallieutenant und Senator Jatrakos gehalten hatte, und die, da Beide in dem griechischen Freiheitskampfe vielfach sich ausgezeichnet, nicht nur historisches Interesse haben, sondern auch durch ihre rhetorischen Vorzüge, durch Energie der Gedanken und Kraft der Diction auf besondere Beachtung Anspruch haben. Namentlich auch in der glücklichen Anwendung biblischer Stellen und überhaupt in der orientalisch-poetischen Färbung des äußern Gewandes dürfte das Vorbild des ausgezeichneten geistlichen Redners unter den heutigen Griechen, des Konstantin Oikonomos, sich kaum verkennen lassen. Dagegen erschienen im Jahre 1853 in Athen zwei andere „Λόγοι ἐπιτύμβιοι", welche der Professor Georgios Prinaris auf die vor einiger Zeit verstorbenen Griechen N. Petsalis und L. Levkias, welche Beide selbst Professoren an der Universität in Athen gewesen waren, gehalten hatte.

Von Christophoros Labranos, der ausübender Arzt und Wundarzt, auch Professor der Botanik an der ionischen Universität in Korfu ist, erschienen ebendaselbst 1853 „Στοιχεῖα βοτανικῆς, περιέχοντα τὴν ὀργανογραφίαν, φυσιολογίαν καὶ ταξινομίαν", mit einem Glossarium und 333 lithographirten Abbildungen.

Zu den Quellen für die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes vom Jahre 1821, dergleichen von Theilnehmern an demselben bereits mehre seit längerer Zeit herausgegeben worden sind, ist im Jahre 1853 ein neuer Beitrag in den „Denkwürdigkeiten" erschienen, welche der Grieche Kyritsis Margaritis über die Begebenheiten des Kampfes aus den Jahren 1821—33, worüber er theils als Augenzeuge, theils nach glaubwürdigen Mittheilungen anderer Augenzeugen und Theilnehmer des Kampfes berichtet, in Athen herausgegeben hat. Auch ist nunmehr die seit Jahren schon angekündigte und längst erwartete „Geschichte des griechischen Freiheitskampfes" von Trikupis, dem griechischen Gesandten in London, erschienen. Ueber dieselbe behalten wir uns vor, seiner Zeit ausführlicher zu berichten. 5.

Notizen.

Schiller's Bescheidenheit.

Wer etwas Großes erringen will, darf niemals mit sich zufrieden sein, denn die Zufriedenheit und das Sichselbstgenügen sind zugleich die Vorboten des Stillstandes oder des Rückschritts. Wer eine frühere Leistung nach Verlauf von drei oder vier Jahren noch für etwas Vorzügliches halten kann, ist bereits ein abgethaner Mann. Dichter und Künstler sollen sich nie genugthun, sie sollen nie ganz glücklich sein, sie werden aber auch nie ganz unglücklich sein, weil es kein größeres Glück gibt, als frühere Leistungen durch spätere zu überbieten, und weil die höchste Aufgabe des Menschen in seinem Weiterstreben liegt. Ich spreche hier selbstverständlich nur von echten Dichtern, wie Schiller einer war. Dieser schrieb an seinen Freund Körner, als er zur Bearbeitung seines „Wallenstein" schritt: „Bei dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein unglückliches Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der «Carlos» ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin." Wie komisch erscheint dagegen die Selbstzufriedenheit so mancher mittelmäßigen Poeten neuester Zeit, die selbst noch auf Erstlingsproducte, welche das Publicum schon längst beiseite gelegt, vielleicht auch niemals sehr beachtet hat, die maßlosesten Ansprüche begründen.

Theodor Valerio.

In Paris erschien vor kurzem: „Suite de dessins d'après nature, gravés à l'eau forte par *Théodore Valerio*. Première partie: la Hongrie." Der Künstler machte seine Bilderjagd in Ungarn während der Jahre 1851 und 1852. Interessant ist, was er über die Schwierigkeiten erzählt, auf die er während seiner artistischen Entdeckungsreise stieß. In Deutschland kam man ihm allerdings aufs zuvorkommendste entgegen, namentlich die Kunstvereine, welche er in ihrer ganzen Organisation den französischen als höchst nachahmungswürdiges Muster empfiehlt. In Berlin wurde er dem Könige vorgestellt und fand zugleich die lebhafteste Theilnahme bei Alexander von Humboldt, wie in Dresden bei Carus. Beide Gelehrte ließen es sich angelegen sein, den Künstler dafür zu gewinnen, daß er bei seinen artistischen Studien namentlich den ethnographischen Theil aufs Korn nehme, was denn auch geschehen ist. Auch in Wien hatte er sich im Ganzen über Mangel an entgegenkommender Theilnahme nicht zu beklagen; besonders waren es ungarische Magnaten, welche sich für seinen Reisezweck interessirten. Aber trotz dieser Fürsprache konnte er in Ungarn dem Verdacht, zu andern Zwecken als blos artistischen zu reisen, nicht entgehen. Valerio wurde in Ungarn nicht weniger als fünf mal verhaftet und zuletzt sogar gewaltsam nach Wien zurückgebracht. Da jedoch unter seinen Papieren nichts als Zeichnungen sich vorfanden, so gab man ihn natürlich wieder frei, und ungeschreckt von den ihm zugestoßenen Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten begab er sich alsbald wieder in das Herz des Magyarenlandes. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir eines andern in London erschienenen Illustrationswerk: „The Rhine and the Rhine lands. Parts I to VII. From drawings by Rebbock and Lange. Edited by *Br. Gaspey.*" Die englischen Literaturblätter loben den Text sehr, nehmen aber von den beigegebenen von Deutschen ausgeführten Stahlstichen Gelegenheit zu bemerken, daß die Deutschen im Betreff des Stahlstichs hinter den Engländern noch weit zurück seien; zwar genau und sorgfältig in der Zeichnung, hätten die deutschen Stahlstiche doch etwas Hartes und Metallisches, etwas Schwächliches, was Schatten und Licht betreffe, und mindere Lufteffecte als die Stahlstiche englischer Künstler.

Neue Schrift über Ungarn.

Emerich Szabad, ehemaliger Secretär bei der provisorischen ungarischen Regierung, gab heraus „Hungary, past and present", eine Geschichte Ungarns von den Tagen Arpad's bis auf diejenigen Görgei's und Kossuth's. In Bezug auf diesen letzten Geschichtsabschnitt ist das Buch nicht ohne Werth und Interesse, in Bezug auf die frühern Perioden aber sehr dürftig

und lückenhaft. Die Tendenz der Schrift geht darauf hinaus, nachzuweisen, wie treulos Oestreich und wie schwach die Westmächte an Ungarn gehandelt. Hergebrachte, aber noch nicht unzweifelhaft begründete Behauptungen, z. B. daß Görgei während des ganzen Kriegs verrätherisch gehandelt, wiederholen sich auch in dieser Schrift. Lobend hervorzuheben ist der Umstand, daß der Verfasser nicht in jenem Ultramagyarismus befangen ist, welcher das Magyarenvolk zum Mittelpunkt macht, um den sich die ganze übrige Welt zu drehen habe. Szabad ist nicht blind gegen die Schwächen und Mängel seiner Landsleute, von denen er bekennt, daß sie selbst zur Zeit des Matthias Corvinus, welche so Manche als das Augusteische Zeitalter Ungarns ausgeben, unter den europäischen Völkern gerade keine sehr hohe Stelle eingenommen hätten. **H. M.**

Bibliographie.

Böttiger, K. W., Die allgemeine Geschichte von 1815 bis 1852. Ein Buch für's Haus und jeden Gebildeten. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12½ Ngr.

Brendel, F., Die Musik der Gegenwart und die Gesammtkunst der Zukunft. Leipzig, Hinze. Gr. 8. 1 Thlr.

Busch, M., Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Candidus, K., Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen. Leipzig, Hirzel. 12. 16 Ngr.

Cotta, C., Sie muß das letzte Wort haben! Original-Lustspiel in drei Akten. Weimar, Kühn. Gr. 8. 10 Ngr.

Diezel, G., Die Frage der deutschen Zukunft. Zweifel und Lösungsversuche dem deutschen Volke vorgelegt. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das persiflirte Frauenzimmer. Humor, Satyre und — Wahrheit. Etwas Neues vom Verfasser des „Illustrirten Frauenzimmers" ꝛc. Oschatz, Schumann. 16. 10 Ngr.

Frei, C., Lips Tullian und seine Raubgenossen. Eine romantische Schilderung der Thaten dieses furchtbaren Räuberhauptmanns und seiner Bande, welche im Anfange des 18. Jahrhunderts ganz Sachsen, Böhmen und Schlesien mit Furcht, Schrecken und Entsetzen erfüllte. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Neusalza, Oeser. 8. 2 Ngr.

Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutschland. Offener Brief zur Warnung und Rettung von einem Staatsmanne und ehemaligen Logenbeamten. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Gramm, G. G., Die Denklehre oder Logik, allgemein faßlich dargestellt für Alle welche in kurzer Zeit richtig denken lernen wollen. Halle, Schmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. 3te Auflage. 1ster Halbband. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Hafen, J. B., Gattnauer Chronik oder der Pfarrbezirk Gattnau und die nähere Umgebung im Spiegel der Geschichte. Nach den vorhandenen gedruckten und vielen ungedruckten Quellen bearbeitet. Lindau, Stettner. Gr. 8. 10 Ngr.

Hahn, R., Schultze und Müller unter den Zulu-Kaffern. Schwank in zwei Bildern. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Heerbrandt, G., Wieland, der wackere Schmied. Nach einer alten Volkssage bearbeitet. Schw.-Hall, Haspel. Gr. 16. 7½ Ngr.

Heinsius, J., Kaiser Heinrich der Vierte. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Jonas. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hoefer, E., Aus alter und neuer Zeit. Geschichten. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hoffmann, W., Ruf zum Herrn. Zeugnisse aus dem Amte in einer fortlaufenden Reihe von Predigten. 1ster Band. Zwölf Lieferungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 24 Ngr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 14te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 26 Ngr.

Kirchner, C. H., Die Philosophie des Plotin. Halle. Schmidt. Gr. 8. 2 Thlr.

Minutoli, J. Freih. v., Altes und Neues aus Spanien. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ravet, F., Nikolaus von Damaskus. Sein Leben und seine Schriften nebst Uebersetzung der noch erhaltenen Bruchstücke. Simmern. 1853. 8. 15 Ngr.

Neumann, W., Die Componisten der neueren Zeit. Adam, Auber, Beethoven, Bellini, Boieldieu u. A. in Biographien geschildert. Mit Portraits. 1stes Heft. Cassel, Balde. 16. 4 Ngr.

Preller, C. H., Neunzig Lieder und neun polemische Episteln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Roß, Sir J., Die heilige Dreieinigkeit. Zwei noch ungedruckte Vorträge, auf der Rückkehr von seiner Nordpol-Expedition gehalten. Nach der englischen Handschrift ins Deutsche übertragen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 4 Ngr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des Jahres 1853. Für Leser aus allen Ständen von r* Leipzig, Fest. 8. 18 Ngr.

Schrader, A., Stella, oder: Die Azur-Grotte. Roman. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstanschauung theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller, Wieland, Klopstock, Thümmel ꝛc. Bisher in keiner Sammlung. 1ster Band. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Scribe, E., Das Glas Wasser oder Ursachen und Wirkungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt von O. F. Karl. 2te verbesserte Auflage. Hamburg, Schuberth u. Comp. 16. 6 Ngr.

Storm, T., Immensee. 2te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Wagner, F., Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet des Kaukasus. Schilderungen der Völker und Länder Kaukasiens. Nebst dem Portrait Schamyls und einer colorirten Karte des Kaukasus. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Rauch, F., Unsre Reformation, ein Werk aus Gott. Eine christkatholische Rede für die Gemeinde in Danzig bestimmt, welche aber eingetretener Hindernisse wegen nicht vorgetragen wurde. Danzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schultheiß, Die Bewohner der Ostküste Süd-Afrika's. Ein Vortrag auf Veranlassung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 23. Januar 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Steinacker, G., Johann Friedrich der Großmüthige und Sybilla, Churfürst und Churfürstin von Sachsen. Ein Bild für deutsche Söhne und Töchter, als Beitrag zur 300jährigen Todes- und Gedächtniß-Feier des evangelischen Glaubenshelden Johann Friedrich am 5. März 1854. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 1½ Ngr.

Weber, C. W., Der Freundschaftsbund Schillers und Goethes. Rede zur Feier des 2. Februar. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erste Folge. Erster bis zwölfter Theil. 1842—47. **Neue Folge.** Erster bis achter Theil. 12. 1848—53. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der Ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden.

Inhalt von Theil I—XII. (Erste Folge.)

I. 1. Karl Ludwig Sand. 2. Die Ermordung des Fualdes. 3. Das Haus der Frau Web. 4. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. 5. James Hind, der royalistische Straßenräuber. 6. Die Mörder als Reisegesellschaft. 7. Donna Maria Vicenta de Mendieta. 8. Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. 9. Der falsche Martin Guerre. 10. Die vergifteten Mohrrüben.

II. 1. Fonk und Hamacher. 2. Die Marquise von Brinvillier. 3. Die Geheimräthin Ursinus. 4. Anna Margaretha Zwanziger. 5. Gesche Margaretha Gottfried. 6. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. 7. Die Mörderinnen einer Hexe. 8. Die beiden Nürnbergerinnen. 9. Die Marquise de Gange.

III. 1. Struensee. 2. Lesurques. 3. Der Schwarzmüller. 4. Der Marquis von Anglade. 5. Jacques Lebrun. 6. Der Mord des Lord William Russell. 7. Nickel List und seine Gesellen. 8. Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

IV. 1. Cinqmars. 2. Admiral Byng. 3. Der Pfarrer Riembauer. 4. Der Magister Tinius. 5. Eugen Aram. 6. Der Mädchenschlächter. 7. Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. 8. Jean Calas. 9. Jonathan Bradfort. 10. Der Ziegelbrenner als Mörder. 11. Der Herr von Pivardière. 12. Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

V. 1. Warren Hastings. 2. Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. 3. Ludwig Christian von Olnhausen. 4. Mary Hendron und Margaret Pendergras. 5. Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Phillips. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. 6. Exner. 7. Der Doctor Castaing.

VI. 1. Der Tod des Prinzen von Condé. 2. Rudolf Kühnapfel. 3. Jonathan Wild. 4. Urban Grandier. 5. Rosenfeld. 6. Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. 7. Matheo von Casale. (Mit lithographirter Tafel.) 8. Burke und die Burkiten. 9. La Roncière und Marie Morell. 10. Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

VII. 1. Das papistische Complot. 2. William Lord Russell. 3. Der blaue Reiter. 4. Der verrätherische Ring. 5. Das Gelöbniß der drei Diebe. 6. Die Tragödie von Salem. 7. Jochim Hinrich Ramcke.

VIII. 1. Cagliostro. 2. Die Halsbandgeschichte. 3. Der Sohn des Herrn von Caille. 4. John Sheppard. 5. Louis Mandrin. 6. Antoine Mingrat.

IX. 1. Miguel Serveto. 2. Eine erste Conventiklerin. 3. Die Quäker in Boston. 4. Eliçabide. 5. Die beiden Markmann. 6. Der Dieb als Vatermörder. 7. Der Sohn des Bettlers. 8. Contrafatto. 9. Wilster, genannt Baron von Essen.

X. 1. Don Antonio Perez und die Prinzessin Eboli. 2. Der Kerker in Edinburg. 3. Die Schliessen und die Adebar. 4. Bathseba Spooner. 5. Peytel. 6. Die schöne Würzkrämerin. 7. Karl Grandisson. 8. Die Goldprinzessin.

XI. 1. Der Duc d'Enghien. 2. Georges Cadoudal's Verschwörung. 3. Major John André. 4. Die fünf Mörder auf der Esperance. 5. Lacenaire. 6. Die Müllerin von Hockendorf. 7. Euphemie Lacoste. 8. Obrist Charteris. 9. Delacolonge. 10. Der Jahrmarkt zu Leerdam. 11. Der blinde Zeuge. 12. Bletry.

XII. 1. Die Höllenmaschine. 2. Der General Mallet. 3. Rob Roy. 4. Der Chevalier de Gouault. 5. Die Ermordung des Herrn von Marcellange. 6. Gerhard von Kügelgen's Ermordung. 7. Winckelmann's Ermordung.

Inhalt von Theil XIII—XX. (Neue Folge.)

XIII. 1. Der Leuenmord in Luzern. 2. Die Ermordung des Marschalls Brune in Avignon. 3. Der Patriot von Montafun. 4. Der Richter von Rhode Island. 5. Miß Sophy Menges Hereforth. 6. Mademoiselle Alliot. 7. Cartouche.

XIV. 1. Der Spa-Field Aufruhr. 2. Die Verschwörung in der Catostraße. 3. Königin Karoline von England. 4. Der Mörder des Juden Borig. 5. Eine Familie Vater- und Gattenmörder. 6. Die Herzogin von Choiseul-Praslin.

XV. 1. Fieschi. 2. Alibaud. 3. François Ravaillac. 4. Jaques Clement. 5. Damiens. 6. Louvel. 7. Francesco Fava. 8. Papavoine. 9. Mathias Lenzbauer. 10. Eine Entführung. 11. George Frederik Manning und Maria Manning. 12. Eine Hinrichtung in Appenzell. 13. Constantin Weise.

XVI. 1. Lord Lovat und die Rebellen Culloden. 2. Labédoyère. 3. Ney. 4. Ein Mord am künftigen Geschlecht. 5. James Blomfield Rusch. 6. Angelique de la Motte Villert d'Apremont. 7. Die Giftmörderin Ruthard. 8. Honorée de Berghes. 9. Charlotte de Calvierre. 10. Die weiße Katze und das weiße Mädchen. 11. Das Verschwinden des Lord Bathurst in Perleberg.

XVII. 1. Louis Napoleon Bonaparte 1836—42. 2. General Berton 1822. 3. Die vier Sergeanten von Larochelle 1822. 4. Das Ende des Capitain Sallé 1822. 5. Die Mobs und die Spinner in Glasgow 1837—38. 6. Die Gräfin von Görlitz und ihr Diener 1847—50. 7. Miß Ellen Turner 1826. 8. Mademoiselle de Brun 1732—63. 9. Clemence 1755—77. 10. Bomal 1850—51. 11. Eine Stimme aus dem Zuchthause 1851.

XVIII. 1. Die Pulververschwörung 1605—6. 2. Die sieben Bischöfe 1688. 3. Die Räuberbanden am Mittel- und Niederrhein. Zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts. 4. Kaspar Frisch 1809. 5. Professor Webster 1849—50.

XIX. 1. Gräfin Somerset und ihr Gatte 1613—16. 2. Graf Bocarmé und seine Gattin 1850—51. 3. Marie Delorme 1728—36. 4. Sawney Cunningham 1635. 5. Zwei Mütter eines Kindes 1707—13. 6. Die Rosenmädchen von Salancy 1775. 7. Candidat Rüsau 1803—4

XX. 1. William Brynn 1632—48. 2. Daniel Holstein 1580. 3. Der Morgenstern der amerikanischen Freiheit 1735. 4. Der Pfarrer Joseph Schäffer 1803. 5. Pfarrer Welty 1833—34. 6. Durel de Bidouville 1775—77. 7. Ein Mörder seiner Mutter 1849—50. 8. Sarah Malcolm 1733. 9. Franz Schall 1849—53.

In demselben Verlage erscheint, als eine Art Gegenstück zu dem „Neuen Pitaval", das gleichfalls mit allgemeinen Beifall aufgenommene Werk:

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten von Prof. **Friedrich Bülau.** Erster bis vierter Band. 12. 1850—53. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 13. —— 23. März 1854.

Tholuck über das akademische Leben des 17. Jahrhunderts.

Seit mehr als 20 Jahren beschäftigt sich Tholuck mit dem Gedanken, eine Geschichte des Rationalismus zu schreiben. Es möchte unter den gläubigen Theologen keinen geben, der einer solchen Aufgabe mehr gewachsen wäre als er. Es befähigt ihn nämlich dazu erstlich jene Versatilität und Biegsamkeit des Geistes, welche es bewirkt hat, daß, wenn von den geistreichsten Theologen unserer Zeit die Rede ist, sogleich an ihn und etwa an Hase gedacht wird, und die ihn in Stand setzt, sich ganz in den Zustand auch Andersdenkender zu versetzen. Zweitens aber mußte der Rationalismus ihn besonders anziehen, weil darin ein Element enthalten ist, das eine verwandte Saite in Tholuck's eigenem Wesen anklingen läßt. Die Betrachtung der Religion nämlich wird in derselben immer ein doppeltes Element unterscheiden lassen, möge man dieselben nun als das subjective und objective Moment, oder möge man sie mit den Worten Leben und Lehre bezeichnen. Daß nun in seinen frühesten Schriften Tholuck das erste Moment fast ganz allein betonte, wird er selbst schwerlich leugnen. Daß aber auch bis auf den heutigen Tag, wenn gewählt werden soll zwischen innerer Erfahrung und Dogma, wenn entschieden werden soll zwischen Bonaventura und Duns Scotus, sein Urtheil im Augenblick fertig sein wird, daß ihn innerhalb der Scholastik der subjectivistische Abälard mehr anspricht als der in der überlieferten Lehre aufgehende Albert, oder in der Neuzeit die Spener mehr als die Hütter und Calov, dies Alles wird er wol gleichfalls zugestehen. Nun ist aber, um bei dem letzten Beispiele stehen zu bleiben, in der neuern Zeit so oft nachgewiesen, daß es nicht nur (was Tholuck besonders hervorhebt) die gleiche Lage des Angefeindetseins war, die in einem Thomasius und sonst die praktische Frömmigkeit Spener's mit der Aufklärung sich befreunden ließ, sondern eine wirkliche Verwandtschaft, daß wir darauf uns berufend, auch eine behaupten werden zwischen dem für Spener begeisterten Mann und dem mit und aus der Aufklärung erwachsenen Rationalismus. Beide Eigenthümlichkeiten, die wir eben an Tholuck hervorheben, haben, namentlich in der neuesten Zeit, Vielen, denen die Weise des eigenen Glaubens der einzige Maßstab ist für den jedes Andern, Zweifel an Tholuck's Gläubigkeit eingeflößt. Geistreich sein erschien ihnen als ungeistliches Wesen, denn in ihrem Geistlichgesinntsein fanden sie das Merkmal, daß auf das ſt kein r folgt, sondern ein l. Zugleich war ihnen die „reine Lehre" so sehr die Hauptsache geworden, daß sie mit weiland Hülsemann und Calov den Kryptocalvinismus (hodie Union) weit unter den Papismus stellten und einem talmudisch ausgebildeten Judenthum jede subjectiv gefärbte Frömmigkeit ebenso nachsetzten wie das Betonen der eigenen Ueberzeugung. Gerade aber was ihnen Tholuck verdächtig machte, war für den Historiographen des Rationalismus unerlaßliches Requisit. Wer nicht vermag aus seinem eigenen Standpunkte herauszutreten, wird die Berechtigung des entgegengesetzten nicht nachweisen können, und dies soll der gerechte Historiker. Und wieder, für wen der Gegenstand keine Anziehungskraft hat, wird ihn nicht begreifen, denn begreifen heißt lieben.

Leider hat Tholuck den Plan aufgegeben. „Die umfassende Aufgabe hat sich ihm auf das engere Gebiet einer Vorgeschichte beschränkt", als deren Grenzpunkte die Abfassung der „Concordienformel" 1577 und die Stiftung der halleschen Universität 1694 angegeben werden. Sie soll die Schilderung der Zustände und Richtungen in der Kirche enthalten, gegen welche die Aufklärung und der sich ihr anschließende Rationalismus auftrat und durch welche sie beide provocirt wurden. So wurden denn zunächst Forschungen angestellt über das kirchliche Leben und die Theologie des 16., besonders aber des 17. Jahrhunderts. Aus einem Theil der gesammelten Materialien entstand:

Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, theilweise nach handschriftlichen Quellen von A. Tholuck. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

ein Werk, dessen Herausgabe auch noch dadurch veranlaßt wurde, daß sein Verfasser das Licht seiner Augen ernstlich bedroht fürchtete. Es soll darin nicht sowol die Theologie als vielmehr die Theologen jener Zeit und zwar ganz besonders der Mensch im Theologen geschildert werden. Dabei will die Schilderung in den wittenberger Theologen der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts Muster zur Nachahmung aufstellen, während „der leidenschaftliche und unlautere Zelotismus in der zweiten zur Abschreckung unserer Zeit" vorgeführt wird, welche sehen soll, wie „die Mitglieder des Obertribunals lutherischer Glaubensreinheit unter sich selbst in gegenseitigen Anklagen des Abfalls von der reinen Lehre entbrennen". Demgemäß zerfällt das ganze Werk in zwei Abschnitte, deren erster den Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts so schildert, daß uns zuerst die Persönlichkeiten vorgeführt werden, worauf dann die Betrachtung ihres theologischen Charakters folgt. Von P. Leyser, der eigentlich dem frühern Jahrhundert angehört, B. Meisner, W. Franz, J. Martini, P. Röber werden kurze Biographien gegeben und dann gezeigt, wie Anspruchslosigkeit, ein minder scholastischer Charakter in der Wissenschaft, ein biblisch-praktischer in der Predigt, Erkenntniß der Nothstände der Kirche, Friedensliebe und Duldsamkeit im Ganzen als rühmliche Züge an ihnen Allen hervortreten. Daß auch Ausnahmen vorkommen, wird anerkannt und N. Hunnius und P. Leyser d. J. als solche erwähnt; sie werden aber, als nur kurze Zeit Wittenberg angehörig, nur flüchtig berührt. Einen Gegensatz zu den genannten Männern bilden nun die, welche der zweite Abschnitt behandelt; es sind die Theologen Wittenbergs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, an welche dann noch die Charakteristik einiger Männer angeknüpft wird, welche dem 18. Jahrhundert angehören. Der Westfälische Friede bildet durch den Sturz der bisherigen Theologenherrschaft und durch die wachsende Gleichgültigkeit gegen confessionelle Unterschiede, die er verbreiten hilft, einen Wendepunkt. Nach dem natürlichen Gange nehmen „die Kämpfe einer untergehenden Geistesrichtung, die sich gegen den Tod wehrt, einen krampfhaften Charakter an". Als die bedeutendern wittenberger Theologen dieser Zeit werden angeführt: J. Hülsemann, J. Weller, A. Quenstedt, A. Calov, B. Bebel, J. Deutschmann, J. Meisner, J. F. Mayer, Neumann und Strauch. „Unter allen diesen Männern keiner, wenn nicht etwa Quenstedt, der einen wohlthätigen und liebenswürdigen Eindruck machte." Mit Ausnahme Strauch's und Neumann's werden hier, ganz wie im ersten Abschnitt, zuerst die Persönlichkeiten, dann der theologische Charakter betrachtet, die theologische Anmaßung namentlich an Calov, die lutherische Scholastik besonders an Hülsemann, die unpraktische Predigtweise namentlich an Weller's Spielereien, die Verblendung gegen die kirchlichen Zustände an dem Eifer Aller nur für die reine Lehre, die Streitsucht und Unduldsamkeit an dem ganz furibunden Strauch signalisirt. Am strengsten wird mit Calov's „gemüthloser Zähigkeit bei innerlich kochender Leidenschaftlichkeit" verfahren. (Seine Streitigkeiten mit J. Meisner und Musäus werden in drei Beilagen S. 383—434 ausführlicher behandelt.) Nicht liebenswürdiger als der starre Ostpreuße, der, nachdem er fünf Frauen und 13 Kinder begraben hat, nicht einmal den Ablauf von vier Monaten abwartet, um als hoher Siebziger sich die Tochter eines jüngern Collegen zur sechsten Frau zu nehmen, ist der wüthende und habsüchtige Leipziger, den Wittenberg nur kurze Zeit besaß, Mayer. „Ein wohlthuendes Gestirn geht dieser Schule erst nahe an ihrem Untergange auf in V. Löscher." Dieser und Wernsdorf sind die beiden Theologen des 18. Jahrhunderts, die Tholuck außer jenen schildert. Sehr interessant und zugleich ein Document seiner Unparteilichkeit ist, was er über das Zusammentreffen Löscher's mit H. A. Francke, J. Lange und Herrnschmidt mittheilt. Er ist fern davon, die Repräsentanten der ihm liebern Richtung auf Kosten der Wahrheit zu erheben.

Wollte das vorstehend geschilderte Buch nicht mehr sein als eine beim Sammeln der Materialien entstandene Nebenarbeit, so verhält sich es anders mit dem folgenden.

Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch theologischen Facultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen von A. Tholuck. Erste Abtheilung: Die akademischen Zustände. Halle, Anton. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist nämlich der erste Theil der Vorgeschichte des Rationalismus, deren zweiter Theil das kirchliche Leben dieser Zeit schildern soll. Von dem ersten Theile aber liegt bisher nur die erste Abtheilung vor, welche die akademischen Zustände schildert. Die zweite, ein Ueberblick der akademischen Geschichte, soll und wird hoffentlich bald folgen. Der Stoff der vorliegenden ersten Abtheilung ist in fünf Abschnitte gesondert, deren erster die Universitäten als kirchliche Bildungsanstalten betrachtet. Es wird gezeigt, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein die allgemein verbreitete kirchliche Zucht den Wunsch nach Seminarbildung der Geistlichen nicht aufkommen, wo er erscholl, verhallen ließ. Wo noch die Professoren aller Facultäten, ja Fecht- und Tanzlehrer auf die reine Lehre verpflichtet wurden, Reverse gegen den Synkretismus unterschrieben u. s. w., konnte kein Bedürfniß entstehen, die Vorbereitung des Geistlichen völlig von der des Juristen zu trennen oder die theologische Facultät aus ihrem Zusammenhange mit den andern zu reißen. Der zweite Abschnitt bespricht unter der Ueberschrift „Regiment und Verwaltung der Universitäten" die ursprüngliche Macht des Rectors, die schon sehr früh vorkommenden erst päpstlichen, dann fürstlichen reformatores (Curatoren), die außerordentlichen commis-

narii, deren Verwandelung in commissarios perpetuos stets als eine Drohung gegen die Universitäten gebraucht wird, das bald dem fürstlichen Commissarius, bald dem Bischof übertragene Kanzleramt, zeigt, wie in Kursachsen die theologische Facultät unter dem Oberconsistorio stand, in Heidelberg dagegen die Facultät die Aufsichtsbehörde der Geistlichen war, betrachtet endlich die durch Organe der Kirche und des Staats angestellten Revisionen und Visitationen, die bis ins 18. Jahrhundert hin fortdauern. Der dritte Abschnitt, die „Gesetze" überschrieben, ist ein Beitrag zu dem ewig wahren: plurimae leges, pessimi mores. Der Eid, durch welchen die Studenten früher in der Kirche oder der Aula auf die jährlich zu verlesenden Gesetze verpflichtet wurden, verschwindet allmälig, zuerst in Halle. Unter den Strafen finden sich noch sehr lange Ruthenstreiche und Geldstrafen. Sie können das dissolute Leben, von dem Pröbchen gegeben werden, nicht ausrotten. Länger und auch wichtiger sind die beiden letzten Abschnitte, von denen der eine (vierte) die Lehrer behandelt und zwar zuerst ihre Vorrechte (eigene Gerichtsbarkeit in Civil-, ja zum Theil in Criminalsachen, Wahlrecht der Beamten, Steuerfreiheit, Landstandschaft, Recht der Selbstcensur, Gewerbegerechtigkeiten aller Art), dann ihre Rangverhältnisse, wo auf das Ansehen aufmerksam gemacht wird, welches die theologische Facultät durch ihre Gutachten selbst über politische Fragen, die juristische darum genoß, weil aus ihrer Mitte der Kanzler und die Geheimräthe der Fürsten gewählt wurden. Viel weniger geehrt steht freilich die Artistenfacultät da, und ihr Magistertitel ist mit Ausnahme Leipzigs schon sehr früh verachtet. Die verschiedenen Classen der Ordinarii, Extraordinarii, Adjuncti oder Assessores, endlich die eigenthümliche Classe der Magistri legentes, die, während sie eigene Vorlesungen hielten, noch die der Professoren hörten, werden geschildert und zugleich die Fälle erwähnt, wo Studenten mit Bewilligung der Facultät Vorlesungen halten. Die Vorlesungen werden ausführlich besprochen, Art, Ort, Zahl, Zeit derselben, ihr oft vorkommendes bei den verschiedensten Professoren Tourumgehen (Walzen), der Unterschied der lectiones publicae und privatae, für deren erstere allein der Professor salarirt wird, während die zweiten honorirt werden. Auf ungezwungene Weise schließen sich daran Betrachtungen über den Vortrag. Da die Publica vorzüglich bestimmt sind, zum Examen tüchtig zu machen, so wird der Text gelesen, die Erklärungen, deren Dictiren verboten ist, discurrendo oder memoriter vorgetragen. Repetitorien und Disputatorien spielen zuerst eine sehr wichtige Rolle, dann verschwinden sie, denn, schreibt ein Professor: die Pursche wollen nicht mehr. Es folgt eine Schilderung des Zustandes der theologischen Wissenschaften, die manches sehr überraschende Detail gibt. Der Umstand, daß auf katholischen Universitäten der Professor sententiarum die oberste Stelle einnahm, kann es vielleicht erklärlich machen, warum auf protestantischen der Professor locorum die niedrigste einnimmt. Dagegen ist äußerst befremdend die Vernachlässigung der Exegese ganz besonders in lutherischen, aber auch in reformirten Facultäten. Die Moral, die mit Calixt erst beginnt, vertreten vorher die ethica philosophica und die casus conscientiae. Kirchengeschichte existirt gleichfalls vor Calixt nicht, wird nur in der Profangeschichte berücksichtigt, und es bedarf schwerer Kämpfe mit dem Professor historiarum, ehe ein Theolog sie lesen darf. Für ein nothwendiges Lehrobject gilt sie erst am Ende des Jahrhunderts, dagegen stellen sich ganz in den Vordergrund die exercitia concionatoria, über deren und der „Postillen" Alleinherrschaft sich schon früh Klagen erhoben. Nur Einzelne, meistens die Stipendiaten, werden dadurch, daß der Professor, der immer zugleich Pastor ist, sie zu Krankenbesuchen u. s. w. mitnimmt, zur praktischen Seelsorge vorbereitet. Eine Betrachtung des intellectuellen und sittlichen Zustandes der Professoren hat zum Resultat: „Bis zum Dreißigjährigen Kriege Gesetzlichkeit und sittliche Roheit, nachher Schwäche." Brotneid, Streit-, Trunk- und Titelsucht, dabei (namentlich in Tübingen) Ehestands-scandalosa treten nur zu sehr hervor.

Der letzte Abschnitt betrifft die Studirenden. Das bescheidene Loos eines Pastors konnte den Ehrgeiz der vornehmen Stände nicht so locken wie der Nimbus der Heiligkeit und die Anwartschaft auf hohe Pfründe, welche das Priesterkleid verlieh. Zwar lieferte der protestantischen Theologie der früher nicht existirende Stand der Pastorensöhne ein wichtiges Contingent, dennoch waren damit, daß die vornehmen Stände sich von der Theologie abwandten, viele Nachtheile verbunden, und daß es bei den Reformirten weniger geschah als bei den Lutheranern, gibt jenen einen Vorsprung vor diesen. Ebenso auch dies, daß, obgleich bei beiden die Schulen sehr jämmerlich waren, der Religionsunterricht der Reformirten durch seinen mehr biblischen Charakter den religiösen Sinn weniger erstickte als der Mechanismus und die Ueberfüllung auf lutherischen Gymnasien. Von diesen wird der Student nicht entlassen, sondern er verläßt es und macht bei den Professoren ein Antrittsexamen, an welches sich die burleske depositio (cornuum, durch welche aus einem pecus campi ein Musensohn wird) anschließt, die um der Emolumente willen lange beibehalten wird. Nicht älter als jetzt, sehr oft aber viel jünger bezieht man damals die Universität, gehört ihr aber länger an, da ein Quinquennium für die Facultätswissenschaften den ganzen Cursus zu einem acht- bis zehnjährigen macht. Alumnaten und Bursen, deren Einfluß auf die Sittlichkeit sich nicht als vortheilhaft erweist, werden allmälig seltener, ebenso dies, daß die Professoren Tischherren der Studenten sind. Die Eintheilung in Nationen und Provinzen nähert sich allmälig dem spätern Landsmannschaftswesen, zugleich damit bildet sich der schnell ins Unglaubliche ausartende Pennalismus, der wie eine Pest katholische und protestantische Universitäten gleichzeitig überzieht. Die sittliche Zucht ist dabei fast ganz verschwunden und der Krieg nährt die Verwilderung der Universitäten. Eine ausführliche Betrachtung der akademischen Grade, deren

höchster, der Doctor theologiae, nur bei höherer geistlicher Stellung verliehen wird, endlich Bemerkungen über die damals fast als nothwendig angesehene akademische Reise, meistens nach Holland, aber auch nach England, Paris, Genf u. a. O., macht den Beschluß des anziehenden Buchs.

Wer Tholuck's Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat oder wen die hier gegebene dürre Skizze reizt, sich mit dem lebensvollen Gemälde bekannt zu machen, der wird es ihm schwerlich verdenken, wenn er in der Vorrede bekennt, er habe sich hier nicht als unbedingter Anhänger der „guten alten Zeit" zeigen können. Nur sehr Weniges von Dem, was er uns vorführt, möchten wir den Universitäten des 17. Jahrhunderts neiden. Es wäre bei den Professoren dieser eiserne Fleiß, der es einem Löscher möglich macht, 13 Vorlesungen täglich zu halten und dabei noch Schriftsteller und Geistlicher zu sein, was seltsam genug contrastirt mit der Schwäche unserer Nerven (d. h. unsers Willens), die, wenn wir so viel Stunden wöchentlich lasen, einer Erholungsreise in den Herbstferien bedarf; es wäre ferner jene Vielseitigkeit, vermöge der, wie Melanchthon juristische Vorlesungen gehalten hatte, so der Mediciner Crocius über die Psalmen lesen, der Theolog Menzer eine medicinische Autorität sein konnte. Bei den Studirenden wieder wäre jener unauslöschliche Durst nach Wissen zu wünschen, der sich in jener Zeit, selbst in den oft vorkommenden Erscheinungen krankhafter Frühreife zeigt (Dauber nimmt im elften Jahre mit einer griechischen Rede Abschied von der Schule, hält im dreizehnten collegia Hebraica und setzt dies als achtzehnjähriger Professor juris fort; noch merkwürdiger ist Drusius, der freilich im neunten Jahre stirbt); es ist ferner beneidenswerth, was mit jenem Wissensdurst zusammenhängt, der Enthusiasmus für das Studium, der Viele in jener Zeit dahin bringt, ohne alle Mittel, nur im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft, einen tapfern Kampf gegen Armuth und alle möglichen Schwierigkeiten zu beginnen, sich darin ein ungeknicktes Selbstgefühl zu bewahren und das einmal vorgesteckte Ziel endlich doch zu erreichen. Außer diesen Punkten wird es kaum einen geben, hinsichtlich dessen beim Lesen von Tholuck's Buch uns Neid oder Schamröthe anwandeln könnte, weil es damals so viel besser war als heute. Allein das behagliche Philistergefühl, daß wir es doch leidlich weit gebracht, wird die Lectüre des Werks doch auch nicht aufkommen lassen. Nicht nur weil sehr Vieles, was das damalige Universitätsleben schändete, noch immer nicht verschwunden ist, weil noch heute es vorkommt, daß um der Emolumente willen (vgl. S. 206) signum depositionis u. dgl. beibehalten wird, weil noch jetzt wie damals, um Zuhörer zu erlangen, halbjährliche Pensa für weniger Geld in acht Wochen absolvirt werden (vgl. S. 54), weil noch heute collegialische Eifersucht, Brotneid, Titelsucht nicht verschwunden sind u. s. w., sondern besonders deswegen, weil in Manchem, was schon nach der dort geschilderten Zeit besser gewesen ist, wir uns ihr wieder annähern, sodaß Tholuck's Schilderung in vieler Beziehung vielmehr ein Spiegel der Gegenwart ist als des Zustandes der Universitäten vor 20—30 Jahren. Seine Beschreibung beschämt uns oft, nicht weil wir so ganz anders, sondern gerade weil wir anfangen, wieder so oder wenigstens ähnlich zu werden wie jene. Auf Einiges werde hier aufmerksam gemacht.

Hinsichtlich der Studenten wirft Tholuck sich öfter die Frage auf, woher es wol gekommen, daß trotz des überall herrschenden strengkirchlichen Sinnes, trotz des fleißigen Gebrauchs der Gnadenmittel doch die sittliche Roheit so groß gewesen sei, daß nicht nur Ausschweifungen aller Art, sondern selbst Diebstahl und Raub die studirende Jugend verunehrten? Mit Recht hebt er wiederholt dies hervor, daß in jener Zeit das Gefühl der persönlichen Ehre weniger ausgebildet gewesen. Dies ist wirklich der Punkt. Zu einer Zeit nämlich, wo der junge Mensch aus dem älterlichen Hause, aus der Commune, ja aus dem Lande, dem er angehört, entlassen, darauf hingewiesen ist, nur durch sich selbst zu stehen, da ist das Gefühl, Geltung und Anerkennung nur dem persönlichen Werthe zu danken, d. h. das Gefühl der Ehre, das, was am meisten Halt gilt. Die Religion der gesunden Jugend ist die Religion der Ehre. Sie und neben ihr die Religion der Gemeinde bilden die Krücken, auf die sich Der stützt, der, nachdem ihn bis dahin die Verbände der Familie u. s. w. gehalten hatten, zum ersten male auf die eigenen Füße treten soll. Neben ihr, denn wenn eine fehlen sollte, so ist in dieser Zeit, der Zeit der subjectiven Erprobung, die Ehre wichtiger als die Gläubigkeit, und die Erfahrung hat gezeigt, daß es nicht die Schlechtesten wurden, die in ihrer Studentenzeit es noch eher begriffen, wie Einer einen Meineid leisten, als wie das Ehrenwort (dieser Schwur beim eigenen Selbst) gebrochen werden könne. Die mit der Beaufsichtigung der Studirenden Betrauten haben dies anerkannt, indem der Studenteneid dem Ehrenwort, als Dem, was für den Studirenden die größte Verpflichtung ist, Platz gemacht hat. Diese Einrichtung wirkte wieder zurück, und das Ehrgefühl derselben wuchs, selbst in Zeiten, wo das religiöse, wenigstens das kirchliche Leben schwach wurde. Will man aber ehrlich sein, so muß man gestehen, daß es heutzutage nicht mehr im Wachsen begriffen ist, ja daß sehr Vieles auf das Gegentheil hinweist. Der Wunsch geschenkt zu bekommen, was zu erobern die Ehre gebietet, greift immer mehr um sich. Man denke an die heutige Erscheinung, wo ein Student gegen Das auftritt, was er als inveterirte Unsitte auf Universitäten ansieht, sobald aber das Eingebürgerte gegen seinen Versuch und ihn selbst reagirt, sogleich den Schutz der Behörden sucht, und vergleiche diese, welche den Ruhm des Reformators ohne Molesten geschenkt haben wollen, mit Denen, welche vor 30 Jahren Gleiches unternahmen, aber es nicht scheuten, Mishandlungen, wahres Martyrthum um ihrer Ueberzeugung willen zu tragen, und man wird nicht zweifelhaft sein können, bei wem

das Gefühl der Ehre mächtiger war. Man blicke auf alle die Erscheinungen, welche zeigen, daß nicht nur bei dem gemeinen Mann, sondern auch bei Studenten die Ueberzeugung sich verbreitet, Unterstütztwerden sei kein Unglück, sondern nur Entbehren sei eines, und man wird leider eingestehen müssen, in frühern Zeiten war das Ehrgefühl viel empfindlicher. Unerklärlich ist diese Abstumpfung keineswegs. Lange Jahre hindurch haben gesetzliche Einrichtungen darauf hingearbeitet, es ganz zu ersticken. Tholuck erzählt uns in seinem Buche, daß in der Zeit, wo der Eid auf die Universitätsgesetze gefodert, wer sie aber übertrat, nicht als parjurus bestraft ward, der Meineid häufig wurde. Ganz ähnlich ließ man bei uns ein ganzes Menschenalter hindurch den Studenten auf sein Ehrenwort versprechen, er werde nicht in eine Verbindung treten u. s. w., und wenn er es doch that, so ward nur das Vergehen, nicht aber außerdem der Bruch des Ehrenworts bestraft. Dies heißt geflissentlich das Ehrgefühl ertödten. Andere Einflüsse arbeiteten auf dasselbe Ziel hin. Die Hetzjagd gegen alle Romantik, die im Namen des freien Geistes vor etwa drei Lustren begonnen wurde, wird zwar heutzutage nicht mit demselben Lärm fortgesetzt, die Früchte jener Angriffe aber reifen. Diese Angriffe trafen natürlicherweise den Begriff der Ehre, dieses romantischste aller Principien, das eben deswegen Juden und Judengenossen ebenso wenig begriffen haben wie Die, denen make money das Glaubenssymbolum ist. Bedenkt man nun, daß die Zahl der Apostel dieser neuen Religion sich mehrt, daß unsere Jugend aufwächst, indem sie ihre Predigten anhört, und bedenkt die oben erwähnten Umstände, so wird man, wie gesagt, die Abnahme des Ehrgefühls in der studirenden Jugend erklärlich finden. Nichtsdestoweniger bleibt sie beklagenswerth, und es ist, wenn überhaupt ein Trost, so ein sehr schwacher, daß dagegen der kirchliche Geist unter der studirenden Jugend viel mächtiger rege als damals, wo sie mehr auf Ehre hielt: Tholuck hat uns in seinem Buche eine Zeit geschildert, wo der Student keine Predigt versäumte und mehre male jährlich zum Abendmahl ging, wo aber auch jährlich eine Reihe von Gesetzen öffentlich verlesen werden mußte, an deren Spitze stand: Ne sitis fures!

Was bei dem Studenten das persönliche Ehrgefühl, das thut bei dem Professor die Standes- und Amtsehre. Wiederholt bemerkt Tholuck, daß die Achtung des eigenen Standes und Amts nicht hoch genug gewesen sei, um vor Verirrungen, ja groben Vergehen sicherzustellen. Mancher durch seine Frömmigkeit berühmte Theolog ist Kipper und Wipper oder leiht auf wucherische Zinsen Collegen und Andern Geld aus, mancher andere verkauft fast öffentlich gelehrte Grade, ein dritter macht die skandalösesten Eröffnungen über sein eheliches Leben, viele verführen die Studenten zum Trunk, weil sie selbst Bier- und Weinschank haben u. s. w. Das vom stupiden Kastengeiste und niederträchtigen Sichwegwerfen gleich entfernte Bewußtsein der Standeswürde fehlt hier, es fehlt das Bewußtsein, daß der eigene Beruf für das eigene Selbst der absolut höchste, daß jedes Vertauschen desselben mit einem andern eine Degradation ist, ein Bewußtsein, ohne welches es nicht möglich ist, Jedem seine Standesehre zu gönnen, nie sich eine andere zu wünschen als die eigene. Eben weil es so häufig fehlt, eben deswegen begegnen uns so oft die eben angedeuteten Extreme, die stupide Aufgeblasenheit und zugleich das Kriechen und Wedeln vor den Vornehmen, welches bei manchen Professoren jener Zeit, namentlich Theologen, wenn sie Hofprediger werden, so unangenehm auffällt. Allmälig hat sich das verloren, wir wissen, daß im 18. und 19. Jahrhundert der deutsche Professor gelernt hat, sich als solchen zu fühlen, sodaß ein viel gereister berühmter Gelehrter scherzend zu sagen pflegte: um recht geehrt zu werden, nenne er sich in England Doctor, in Rußland Geheimrath, in Frankreich stecke er seine Orden an, in Deutschland reise er als Professor. Sie haben es gelernt, leider aber auch wieder verlernt. Beigetragen mag dazu haben, was auch im 17. Jahrhundert die Professoren dahin brachte, nicht Professoren sein zu wollen, die Titel und Auszeichnungen von Seiten der Höfe. In der That kann die bis zum Extrem getriebene Unsitte unserer Tage, einen verdienten Oberlehrer zum Professor zu ernennen (was dem tüchtigen Schulmanne gerade so vorkommen muß, wie dem Bildhauer, wenn ihm für sein unsterbliches Werk das Recht zuerkannt würde, sich Maler zu nennen) oder aber den Professor, um ihn zu ehren, zum Geheimrath zu machen (wie wenn man einen Uhrmacher dadurch ehrte, daß man ihm ein Patent als Schlächter oder Gärtner schickte), sie kann es sehr nahe legen, die Professur für „nichts Rechtes" zu halten. Ob nun diese Unsitte es verschuldet haben mag, ob nicht, das Factum ist nicht zu leugnen, daß sehr viele diesen Beruf, selbst wenn er der ihrige ist, für einen ganz untergeordneten zu halten scheinen, daß sie glauben mehr geworden zu sein, wenn sie etwas Anderes wurden. Die Erscheinungen, die dies beweisen, sind so häufig geworden, daß man bereits angefangen hat, es für eine Versündigung an dem Professorenthum anzusehen, wenn man solches Andereseinwollen tadelt. Wenigstens als es Einer mit Bitterkeit rügte, daß deutsche Professoren, anstatt ganz ihrem herrlichen Berufe zu leben, sich danach drängten, Geschichte zu machen (freilich brachten sie es nur dazu, Geschichten zu machen), da hat man ihn den schlechten Vogel genannt, der das eigene Nest verunstalte, ungefähr als wollte man, wo Soldaten ihrem Regiment entlaufen, nicht von ihnen sagen, sie beschimpften es, sondern von Dem, welcher der Fahne treu bleibt und die Deserteure Hallunken nennt. Wohin die innere Desertion, in der der Professor nicht mehr die Professur für seinen höchsten Beruf hält, die deutschen Professoren geführt hat, kann man in Tholuck's Buch lesen. Wir wollen gern zugeben, daß, was man dort liest, sich zu Dem, was die Neuzeit gezeigt hat, ungefähr so verhält wie das verzerrte Hohlspiegelbild zu einem menschlichen Antlitz; allein (abgesehen davon, daß manche Unterschiede nur die wech-

selnden Zeitansichten betreffen und daß, wenn wir es mit Recht tadeln, daß dort vor Kammerherren und Kammerdienern gekrochen und gewedelt wurde, ein damaliger Professor vielleicht sagen könnte, noch viel unwürdiger sei es, den Volksversammlungen, Bürger- und Wahlvereinen zu schmeicheln) es ist oft nützlich, in den Hohlspiegel zu blicken, denn er verzerrt nicht nur, sondern in seiner Vergrößerung verdeutlicht er auch, und was dem bloßen Auge ein unschuldiges Fleckchen scheint, zeigt er oft als den Anfang eines fressenden Uebels.

Wenn Studenten und Professoren in die akademischen Zustände des 17. Jahrhunderts wie in einen warnenden Spiegel hineinblicken können, so könnten sich endlich auch Die seiner bedienen, von denen die Einrichtungen der Universität abhängen und welche durchgreifende Reformen derselben verlangen. Aus Tholuck's Darstellung ergibt sich, daß noch im 17. Jahrhundert die theologischen Facultäten kirchliche Institute waren. Dies zerriß aber ihren Zusammenhang mit den übrigen gar nicht, denn indem alle Glieder der Universität, nicht nur wie jeder Christ bei der Confirmation, sondern wie der Geistliche bei der Ordination, auf die reine Lehre verpflichtet wurden, die Concordienformel unterschreiben mußten u. dgl., sind alle Facultäten kirchliche Institute, die theologische nur prima inter pares. Dieser kirchliche Charakter verliert sich, indem die Verpflichtung auf die Symbole aufhört. Mit dieser hört jener auf, darum hat ihn auch die theologische Facultät (in Leipzig, wo er sich am längsten erhielt, seit 1813) nicht mehr. Bekanntlich erheben sich immer lautere und immer mehr Stimmen, welche fodern, daß der theologischen Facultät ihr kirchlicher Charakter wiedergegeben werde, also (denn dies ist die erste Bedingung dazu) Verpflichtung auf die Symbole, dann Controle durch die kirchliche Oberbehörde u. s. w. wieder eingeführt werde. Nur hinsichtlich der theologischen Facultät übrigens fodern sie es, hinsichtlich der medicinischen und juristischen soll es beim Alten bleiben, vielleicht weil sie ein Gefühl haben, daß sonst die Aerzte und Advocaten ungeschickter und also Leben und Vermögen, was ja als das Allerwichtigste gilt, gefährdet werden könne, vielleicht auch weil sie sich doch nicht ganz von dem um zwei Jahrhunderte fortgeschrittenen Geiste losmachen können. Da aber durch eine solche Reform nur einer Facultät diese in eine ganz isolirte Stellung kommen muß, so ist es ganz consequent, daß gleichzeitig gewünscht wird, es möge der theologischen Facultät ein von den übrigen ganz verschiedener, also an das Seminar erinnernder Charakter gegeben werden. Land- und Stadtpastoren, die — vielleicht weil sie jetzt weniger als früher sich um ihre Gemeinden bekümmern, desto mehr aber Zeitungen und Broschüren lesen und auf Pastoralconferenzen Petitionen an das Ministerium beschließen — sich heutzutage als den Hort der Kirche ansehen, oft Männer, welche das Wesen der Universitäten zu kennen glauben, weil sie sich ein Triennium daselbst Studirens halber aufgehalten und im Schlamme sittlicher Roheit gewälzt haben, sie wären zu einer andern Zeit mit ihren Anklagen gegen die gegenwärtigen Universitäten, besonders gegen die theologische Facultät derselben, ungefährlich. Jetzt aber hat sich im Schoose der letztern selbst ein gefährlicher Alliirter jener Schreier erhoben: den theologischen Facultäten ist das Bewußtsein abhanden gekommen, daß sie nur wissenschaftliche Institute sind, die mit der Kirche gerade so zusammenhängen wie die andern Facultäten, dadurch, daß ihre Glieder auch Glieder der Kirche, Christen sind. Eine Menge von Umständen, worunter nicht der unwichtigste ist, daß so viele sich zu Gliedern des Consistorii machen ließen, hat in den theologischen Professoren selbst den Wahn des 17. Jahrhunderts wieder aufleben lassen, daß ihre Facultät eine kirchliche Anstalt sei, ein Wahn, der sie natürlich wehrlos macht gegen die kirchliche Controle, mag diese nun de jure von einem Oberkirchenrath, mag sie de facto von einem lautschreienden Glaubenseiferer geübt werden. Was muß bei dieser innerlich unsichern Stellung die Folge sein und was ist, zum Theil wenigstens, die Folge schon wirklich gewesen? Daß mancher tiefsinnige, wissenschaftlich bedeutende Theolog zwar knirscht, wenn ihm ein naseweiser Bursche seine Theologumena durch Luther's Katechismus umstoßen will, daß er aber trotz alles Knirschens nicht wagt, mit Lessing zu sprechen: Etwas Anderes ist ein Pastor und etwas Anderes ein Bibliothekar; daß manchem andern gelb und blau vor den Augen wird, wenn er sieht, wie seine Facultät überschwemmt wird mit Gliedern von bedeutend kirchlicher Gesinnung, die aber keinen Ersatz bietet für wissenschaftliche Unbedeutendheit, daß er aber nicht laut murren kann, denn in dem kirchlichen Institut ist freilich Kirchlichkeit das erste Erfoderniß; daß wieder ein anderer vor dem Gedanken zittert, man könne Ernst machen mit der Seminarisirung der theologischen Facultäten, wenn es aber geschieht, nichts dagegen wird sagen können, weil mit dem Augenblicke, wo er aussprach, die andern Facultäten sind rein wissenschaftliche, die theologische aber eine kirchliche Anstalt, er seine Facultät von dem lebendigen Leibe der universitas abgelöst und zur wissenschaftlichen Verdorrung verurtheilt hat. Welche Folge weiter hat diese Annäherung an den Zustand des 17. Jahrhunderts für die Theologie Studirenden haben müssen und zum Theil schon wirklich gehabt? Wird wieder Ernst gemacht mit dem von Tholuck (S. 3) angeführten Worte J. Andreä's, daß die Universitäten praecipue pietatis causa eingerichtet seien, so versteht sich es von selbst, daß vor allem nach der Frömmigkeit des Studenten gefragt wird. Wohin das führt, das läßt uns Tholuck lesen, wenn er von dem Zustande der Exegese und Kirchen- und Dogmengeschichte in seiner Zeit spricht, und das werden uns theologische Professoren sagen, wenn sie ehrlich auf die Frage antworten, ob heutzutage, wo die exercitia pietatis bei den Theologie Studirenden in so erfreulicher Weise zunehmen, sie noch bei dem Vortrage über Exegese auf gründliche, durch philologische Vorlesungen unterstützte Kenntniß des Griechischen, ob bei der Dogmengeschichte auf historische und philosophische Vor-

bildung so rechnen können, wie das vor 20—30 Jahren möglich war. Wenn endlich oben darauf hingedeutet wurde, daß die theologischen Professoren selbst ihrer Facultät eine dem Seminar ähnliche Stellung bereiten, so geht damit Hand in Hand, daß den Theologie Studirenden eine Stellung droht, der ähnlich, die von jeher die Seminaristen den sie verachtenden Studenten gegenüber hatten. Als Annäherung dazu muß man es jetzt schon ansehen, daß es sich nicht mehr von selbst versteht, daß in allen studentischen Angelegenheiten es meistens Theologen sind, die an der Spitze stehen, eine Erscheinung, die früher fast constant war und in der man im Keim die lesen konnte, daß universelle Geister, welche den geistigen Horizont erweiterten, wie Kant und Hegel, durch den theologischen Cursus gebildet waren. Sie hängt aber auf das allergenaueste damit zusammen, daß die theologische Facultät wie alle andern nur ein (wenn auch der geehrteste) Theil der universitas sein will. Hört sie auf prima inter pares, so auch ihre Studenten primi inter pares zu sein, dort wird das Seminar, hier der Seminarist zum Vorschein kommen.

Aber nicht nur Professoren und Studirende der Theologie litten Schaden, wenn jene Vorschläge realisirt würden, sondern was wichtiger ist als beide, die Kirche selbst. Man klagt mit Recht über die Zahl der Uebertritte zur römischen Kirche, die, wenn auch nicht so groß wie in England, doch groß genug ist. Man klagt, indem man zugleich Alles thut, um dazu zu verleiten.. Nur Einiges davon werde signalisirt. Da einmal, und zwar mit gutem Rechte, in unserm Cultus die Predigt den hervortretenden Mittelpunkt bildet, so ist dagegen, daß dem schlechten Predigen der Krieg gemacht wird, um so weniger etwas zu sagen, als es wirklich eine große Höhe erreicht hat; wenn aber jetzt immer den Laien, ja oft von Pastoren der eigenen Heerde vorerzählt wird, es werde viel zu viel gepredigt, so ist das ein seltsamer Commentar zu Luther's: Man soll die Predigt nicht verachten, sondern gern hören. Hoffe man dabei von liturgischen Andachten und dergleichen nicht zu viel: sehr Viele gehen dort hinein, nur um Musik zu hören, und im allergünstigsten Falle sind sie nur ein sehr matter Abglanz von einem Hochamte und können leicht dazu bringen, statt der Copie nach dem Originale zu verlangen. Ein Zweites: Mit Recht ist die Reformation dem Wahne entgegengetreten, als wenn der Priester ein heiligerer Mann sei als der Laie. Daß man aber jetzt, wo man durch unsere Einrichtungen, welche den Pastor in der ersten Hälfte seiner Amtswirksamkeit hungern lassen, nur zu viele dahin gebracht hat, in der zweiten nur an ihre Sättigung zu denken, und so den geistlichen Stand wenigstens in den Augen der Ungebildeten, d. h. der Meisten, sehr discreditirt hat; daß man jetzt darauf hinarbeitet, das Verlangen nach durch Privatbeichte vermittelter Absolution von der Einzelschuld allgemein zu erwecken, kann der römischen Kirche nur willkommen sein. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen befriedigt nur sie dieses Verlangen. Diesem und vielem Andern, was sich noch hinzufügen ließe, hielt das Gegengewicht, daß wenigstens das wissenschaftliche Bedürfniß in der Theologie der Evangelischen mehr seine Befriedigung fand. Wehe uns aber, wenn dies aufhört! Wie viele gerade der tiefer Blickenden hat nicht Möhler nach Rom geführt und führt sein Werk noch heute hinüber, weil ein Mann darin spricht, der die Weihe wahrer Wissenschaft empfangen hat. Doch aber konnten wir uns sagen, er stehe vereinsamt da, bei uns dagegen sei die gründliche Wissenschaft allgemein verbreitet. Hüten wir uns, daß nicht ein unbefangener Beobachter des 19. Jahrhunderts dazu komme, mit mehr Recht als der zwar nicht aus der Luft greifende, aber übertreibende Döllinger seine Behauptungen zu wiederholen. Wo kommt es jetzt noch vor, daß bei uns ein Theolog ein Buch schreiben kann, wie der erste Band von Lutterbeck's „Neutestamentlichem Lehrbegriff" ist, und daß er im Stande ist, eine philologische Professur anzunehmen? Nur die tübinger Schule zeigt in Zeller's „Geschichte der griechischen Philosophie" und Schwegler's „Römischer Geschichte", daß es auch bei uns möglich ist, aber man gestehe, daß die katholische Kirche im Vortheil ist, da jener ihr Theolog notorisch kirchlich gesinnt ist, die eben genannten aber der unserigen für antikirchlich gelten. Und gehen wir auf die studirende Generation über: wenn es noch vorkommt, daß Theologen sich ernstlich mit philologischen Studien beschäftigen, sind es etwa protestantische? Von zuverlässiger Seite wurde versichert, die theologischen Zuhörer in Ritschl's reichbesetztem Auditorio seien Katholiken. Wenn man alle diese Erscheinungen bedenkt, so muß man zugestehen: der Rath, den vor Jahren Strauß den evangelischen Kirchenbehörden gab, ihre Geistlichen nur unter den unstudirten Idioten zu wählen, scheint Gehör finden zu wollen. Bedenken sie aber, daß, wenn je die katholische Kirche uns darin übertreffen sollte, daß im Ganzen ihre Theologen mehr wissenschaftliche Autoritäten sind als die unserigen, daß es dann zu Ende ist mit uns. Eben darum aber erweisen sie und erweisen die theologischen Facultäten der Kirche den größten Dienst, wenn jene es dulden, diese es wollen, daß ihnen der blos wissenschaftliche Charakter bleibe oder wieder werde. Gerade wie der Militärarzt auch die militärischen Zwecke fördert, wenn er nur Arzt ist, hindert, wo er den Militär spielen will, so ruiniren unsere kirchlichen Facultäten die Kirche, werden sie fördern, wenn sie aufhören, kirchliche Bedeutung zu haben.

Zwanzig Jahre und mehr sind verflossen, seit der Schreiber dieses die Befürchtung aussprach, es könne, wenn die theologische Facultät eine andere Stellung zur Kirche haben wolle als die übrigen, von Seiten der kirchlichen Behörden der Versuch gemacht werden, sie strenger zu controliren, obgleich sie über dieselbe gerade so viel Recht hätten wie über die klinische Anstalt. Viele und unter ihnen Tholuck haben, als jener Aufsatz erschien, den Kopf dazu geschüttelt. Er wird es auch jetzt noch thun, aber vielleicht weniger stark als damals. Er selbst hat uns ja gezeigt, daß die Vorbereitung der Geistlichen eine

kirchliche und dennoch keine bloße seminaristische sein konnte, solange die universitas doctorum aus kirchlich Verpflichteten bestand. Er selbst hat gezeigt, daß, als allmälig der kirchliche Charakter der übrigen Facultäten zurücktrat, auch die Verpflichtung der Theologen auf die Symbole (ohne welche ein geistliches Lehramt undenkbar ist) aufhörte. Sollte sich ihm da nicht der Schluß aufdrängen, daß, wenn man die theologische Facultät wieder als kirchliches Institut behandeln wollte, sie von den andern Facultäten, bei denen man die Unmöglichkeit fühlt, losgerissen, d. h. zum Seminar werden wird? Sollte nicht ferner, wenn die Vorstudien zu seinem interessanten und lehrreichen Buche ihm zeigten, daß die Solidarität der Facultät und der Kirche sich entweder als Aufsichtsrecht oder als Controlirtwerden der erstern gestalten kann, sollte ihm da nicht der Gedanke öfter gekommen sein, daß unsere Zeit das frühere Verhältniß der heidelberger Universität sehr unwahrscheinlich, dagegen das kursächsische höchst wahrscheinlich macht, und daß es problematisch ist, ob in einem solchen Falle der Mann, der über das Loos unserer theologischen Facultäten und also der Universitäten entscheidet, auch nur so geistreich und wohlmeinend sein wird, wie Hoë von Hoënegg es war? Vielleicht.

Johann Eduard Erdmann.

Geschichte der Philosophie von Heinrich Ritter. Zwölf Theile. Hamburg, Perthes. 1834—52. Gr. 8. 36 Thlr. 24 Ngr.

Die jetzt in Deutschland vorherrschende Neigung, Einzelnes mit der größten Genauigkeit zu erforschen, hat ohne Zweifel Vorzüge vor der Lässigkeit, welche sich (Mängel verdeckend) bei oberflächlicher Kenntniß mit vornehmen Redensarten ausschmückt. Allein jene Genauigkeit führt leider oft zu einer breiten, langweiligen Darlegung selbst des Unbedeutenden und zu der Eitelkeit: man sei ein Naturforscher, Künstler, Historiker — wenn man Linsen durch ein kleines Loch zu werfen versteht.

Wir besitzen unzählige Schriften über einzelne Stellen und Ansichten alter Autoren, über einzelne Handschriften, einzelne geographische, geschichtliche, philosophische Zweifel, einzelne grammatische Fragen u. s. w.; zuletzt führt aber diese mikrologische Arbeit höchstens einige Bausteine zum Bauplatze, und erst der Meister gibt diesen Bedeutung und Gestalt. Allerdings finden sich solcher Meister immer nur wenige; aber manche Anfänger zeigen in der That so viel Anlage, Fleiß und Kenntniß, daß man sich verwundern muß, wenn sie sich nie zu echtem Schaffen erheben und größern Aufgaben genügen. Zum Theil entsteht dies daher, daß äußere Verhältnisse die hierzu erfoderliche Zeit beschränken; dann aber noch öfter, weil die Begeisterung und Charakterkraft fehlt, sein Leben einem großen Ziele zu weihen, wie Thucydides, Gibbon, Grote u. A. — wie Ritter!

Solch ein Beschluß, dessen Lohn in weitester Ferne liegt, ist schon Beweis ausgezeichneter Tüchtigkeit; wenn aber infolge desselben das Ziel erreicht, das Werk vollendet wird, so ist dies des größten Lobes würdig. Oft wird dies jedoch den Meisten in geringerm Maße gespendet als sie verdienen: ich will nicht anklagend sagen, weil Neid erkältet, sondern weil es nicht Jedem gegeben ist, die ungemeine Schwierigkeit und Wichtigkeit eines wahrhaft großen Werks einzusehen und zu würdigen; und dann nicht minder, weil die obenerwähnte Mikrologie am Einzelnen haftet und lieber tadelnd Fäden abliest als sich an dem neuen Prachtgewebe erfreut. Wie unzählige verkehrte Einreden hat man in dieser Weise z. B. gegen Gibbon erhoben, und andere Meister dürften demselben Schicksale schwerlich entgehen. Man wird (ohne das Ganze richtig abzuschätzen) Seiten, Sätze, Worte derselben unter das Mikroskop setzen, auf diese Weise alle Harmonie auflösen und nur Caricaturen vorzeigen.

Der wahre Meister ist immer bescheiden, erfreut sich dankbar auch der kleinsten Berichtigung, und während der Arbeit hält ihn die ursprüngliche Begeisterung, sowie der tägliche Fortschritt aufrecht. Wenn aber mit Beendigung eines großen Werks das Leben gewissermaßen beschlossen ist oder nur noch von der Abendsonne beleuchtet wird, dann ist es ein natürlicher Wunsch des Kopfes und des Herzens, daß man nicht in stummer Einsamkeit neben seinem Werke allein stehe, sondern aufrichtige Freunde herzlich theilnehmend und dankbar die Hand reichen. Dies zu thun — und nicht im gewöhnlichen Sinne zu recensiren — ist der Zweck dieser wenigen Worte.

Einige sagen vielleicht (im Hinblick auf Das, was sie dereinst selbst noch Großes leisten wollen): Ritter besitzt kein vorherrschendes, schaffendes, speculatives Talent. Was heißt das? Die meisten Geschichtschreiber der Philosophie setzten sich die farbige Brille irgend eines Meisters oder Systems auf (Platon, Leibniz, Spinoza, Kant, Schelling, Hegel u. s. w.) und erfreuten sich alsdann des ungewohnten Glanzes, der ungekannten Zusammenstimmung ihrer Erzählungen und Betrachtungen: ist denn dies aber etwas Anderes, als wenn man die politische Geschichte aus irgend einem Parteistandpunkte schreiben wollte? Ferner kann und soll ja der Geschichtschreiber nicht Ungeschehenes erfinden und in der Regel selbst keine Thaten vollbringen; sie sind ihm vielmehr gegeben, und das einfache Licht der Wahrheit steht höher als der im Prisma gebrochene Strahl. Nicht die eigene Meinung und Ueberzeugung des Geschichtschreibers will man kennen lernen, sondern (wie man sagt) das objectiv Vorliegende. Hierdurch wird die Persönlichkeit des Darstellenden keineswegs vernichtet oder übermäßig in Schatten gestellt: ihm bleibt die große Aufgabe, jenes Objective ohne Haß und Vorliebe zu erkennen, das Verwirrte zu ordnen, aus Unzähligem das wahrhaft Denkwürdige und Entscheidende hervorzuheben und Alles in einer Weise neu zu organisiren, von deren Schwierigkeit die Meisten (bei bequemem Lesen) keinen Begriff haben.

Betrachten wir die allmälig erschienenen Geschichten der Philosophie, so ergibt sich auf erfreuliche Weise ein

unleugbarer bedeutender Fortschritt. Sieht man ferner ab von den einseitigen Foderungen irgend einer bestimmten Schule, so hat es keinen Zweifel, daß Ritter's Werk das vollständigste und in diesem Augenblicke nach Form und Inhalt weit das vollkommenste ist. Dies haben Sachverständige anderer gebildeter Völker laut ausgesprochen; mögen die Deutschen nicht (wie leider bisweilen) in dieser Anerkennung zurückbleiben, sondern kaufen, lesen und lernen. Ja wäre Einer vom Himmel berufen, dereinst noch mehr allen Foderungen zu genügen, so wird ihm Ritter's Buch der beste Gradus ad Parnassum sein. Möge dessen Umfang nicht abschrecken: der gegebene Stoff läßt sich nicht auf wenige Bogen inhaltsreich zusammendrängen, und die höchsten Fragen des menschlichen Geistes verdienen, daß man mindestens ebenso viel Zeit darauf verwende als oft auf werthlose Lesereien.

Was ist, könnte man fragen, das letzte Ergebniß jener unermeßlichen, seit Jahrtausenden unermüdlich fortgesetzten Forschungen? Gewiß ist dasselbe nicht der Art, daß man es wie einen faulen Rechenknecht zur Hand nehmen und mühelos danach Denken und Handeln wie auf einer Schablone neuester Mode zurechtschneidern könnte; gewiß bietet es nicht wunderbare Entdeckungen und magische Zaubermittel; gewiß stehen die heutigen Denker an ursprünglicher Kraft nicht höher wie Plato und Aristoteles: wol aber beweist die Geschichte der Philosophie den hohen Werth und das edle Glück aller echten geistigen Arbeit. Wie sich auch der äußere Erfolg gestalte, dies Glück hat Ritter genossen, und er darf ohne Unbescheidenheit sagen: Exegi monumentum!

Friedrich von Raumer.

Bücherschau.

Anthologien; Sammelwerke; Uebersetzungen.

1. Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von Ferdinand Freiligrath. Dessau, Gebrüder Katz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl des Schönsten und charakteristisch Werthvollsten aus dem Schatze der lyrischen Epik, nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter. Von Ignaz Hub. Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Creuzbauer und Viereck. 1853. Hoch 4. 3 Thlr. 25 Ngr.
3. Deutscher Volksglaube in Sang und Sage, herausgegeben von N. Hocker. Göttingen, Dieterich. 1853. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Museum aus den deutschen Dichtungen östreichischer Lyriker und Epiker der frühesten bis zur neuesten Zeit, ausgewählt und in neuhochdeutscher Sprache zusammengestellt von S. H. Mosenthal. Wien, Gerold und Sohn. 1854. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die deutsche Kritik ist doch im Allgemeinen eine sehr wunderliche, um mich nicht eines schlimmern Ausdrucks zu bedienen. Wie auf Einem Mundstück blies sie plötzlich und gleichzeitig Alarm gegen alle Anthologien, während zum Theil dieselben Männer, welche den Anthologien den Krieg bis zum Messer erklärt hatten, jetzt sich beeilen, Freiligrath's Sammlung aufs lebhafteste zu empfehlen und zu befürworten. Vor dem Gesetz der deutschen Kritik herrscht durchaus keine Gleichheit. Die deutsche Kritik ist keine Themis mit verbundenen Augen; sie sieht sich ihre Personen vielmehr sehr genau an, ehe sie ihr Urtheil ausspricht, und wenn Hinz Dasselbe thut was Kunz, so wird Hinz doch ganz anders beurtheilt, wenn er zufällig ein literarischer Vetter des Richters ist. Das Cliquen- und Coterienwesen war von jeher mächtig in Deutschland und wird es wol auch bleiben bis an der Kritik Ende.

Es ist allerdings richtig, daß mit den Blumenlesen, Albums, Chrestomathien, Anthologien, Mustersammlungen und wie die Titel solcher Bücher heißen mögen, sehr viel arger Misbrauch bei uns getrieben worden ist und noch getrieben wird, und wenn man gegen diesen fabrikmäßigen, gedankenlosen Misbrauch aufs energischste eifert, so ist das ganz in der Ordnung. Nur sollte man den richtigen Gebrauch, den man von dem Sammelrecht macht, nicht darunter leiden lassen. Ich meine, wir Alle haben auch aus Anthologien sehr viel gelernt, und es ist durch sie manches Gemüth poetisch und bildend angeregt worden. Wie Wenige sind im Stande, sich die Werke aller Classiker, aller bessern Dichter, alle einzelnen Gedichtbücher anzuschaffen! Wie Wenige haben Zeit, diese sämmtlich zu lesen, ja auch nur die poetischen Erscheinungen aufmerksam zu verfolgen! Von Jahr zu Jahr wird dies bei der Ueppigkeit, womit die Production fortwuchert, schwieriger und dürfte in so oder so viel Jahren vielleicht geradezu zur Unmöglichkeit werden, wenn diese Production nicht in ihrer eigenen Fülle erstickt oder wenn das künftige Geschlecht, wovor es der Himmel bewahre, nicht die Classiker sammt ihren Vorläufern und uns Epigonen beiseite wirft, um seinen zeitgenössischen Dichtern allein zu leben. Die Classiker werden freilich wol immer ihr Recht behaupten, denn die Welt braucht einmal Autoritäten, aber mit den Epigonen dürfte es in dieser Hinsicht schlimm stehen, und es werden sich gewiß nur wenige von ihnen darauf Rechnung machen dürfen, von nachlebenden Geschlechtern gelesen zu werden. Aber in Literaturgeschichten können sich die Namen Einzelner und in Anthologien sogar die besten Producte Vieler fortpflanzen.

Fast komisch ist es mir immer erschienen, wenn die Dichter selbst Einspruch gegen Anthologien erhoben, in denen einige Dichtproben von ihnen (nach ihrer Ansicht vielleicht nur nicht in hinreichender Anzahl) mitgetheilt waren, indem sie dabei über Verstümmelung ihrer Dichtwerke, über Beeinträchtigung ihrer Autorenrechte, über Beschränkung des Absatzes ihrer Producte u. s. w. Klage führten. Denn wohlgemerkt, dieser Einspruch kam meist nicht von Dichtern, deren Sammlungen Auflagen auf Auflagen erlebten und deren Namen in den Anthologien stereotyp geworden sind, sondern meist von Dichtern, mit deren Ausgaben es nicht vorwärts will. Auch unsere Classiker haben, soviel ich weiß, niemals gegen die Benutzung ihrer Dichtungen in Anthologien Protest eingelegt. Unsere neuern Dichter sind aber in dieser Hinsicht sehr empfindlich, ohne zu bedenken, welcher Nutzen ihnen dadurch erwachsen kann, daß ihr Name häufig in Anthologien genannt wird und daß die häufige Wiederholung einzelner wohlgerathener Proben in Chrestomathien das dadurch auf sie aufmerksam gewordene Publicum zuletzt auch veranlassen kann, ihre eigenen Gedichtbücher sich anzuschaffen. Was ihnen ehrenhaft und schmeichelhaft sein sollte, das erscheint ihnen, wunderlich genug, fast als Beleidigung.

Dieser Gesichtspunkt müßte, sollte ich meinen, auch von den Verlegern festgehalten werden. Unsere Classiker und die vorzüglichern unserer Lyriker gehen gewiß darum nicht minder, weil in dieser oder jener Anthologie ein halb Dutzend, vielleicht auch ein ganzes Dutzend ihrer Gedichte zum Abdruck kamen. Es ist im Gegentheil sehr die Frage, ob dadurch auf den Absatz ihrer Werke nicht günstig eingewirkt wurde. Ein gewisses Maß sollte dabei der Sammler freilich niemals überschreiten. Ganz verwerflich waren nur die sogenannten Miniaturbibliotheken, womit eine zeitlang soviel Misbrauch getrieben wurde und die durchaus in die Kategorie des Nachdrucks fielen.

Von einer Anthologie, insofern sie nicht für die Jugend

bestimmt ist, wo dann wieder andere Bedingungen eintreten, verlangen wir aber eine bestimmte Richtung, eine ausgesprochene literarische Tendenz, einen höhern Zweck. Man muß einer solchen Anthologie ansehen, daß sie auch Arbeit gemacht hat, daß sie das Ergebniß vergleichender Studien ist, daß der Sammler und Anordner literarhistorische Kenntniß, Kritik und Geschmack besitzt. Bloße, nur wie zufällig zusammengewürfelte Sammlungen von Gedichten und Musterstellen, bei denen der Abschreiber vielleicht mehr Arbeit hatte als der Sammler, also Anthologien, die man irgendwo ganz bezeichnend „Sammelsurien" genannt hat, können unter keinen Umständen vor der Kritik Gnade finden. Dahin gehören in der Regel alle sogenannten „Mustersammlungen", „Auswahl des Besten" u. s. w., während im Gegentheil Sammlungen zu literarhistorischem Zweck Verfehltes und Verunglücktes durchaus nicht ausschließen; ja es kann der Fall eintreten, daß ein geschmackloses, vom ästhetischen Standpunkte verwerfliches Stück für eine solche Sammlung oft eben denselben Werth oder einen noch höhern hat als ein vollendetes und als classisch anerkanntes. Für eine solche literarhistorische Sammlung kann der Verfasser der „Asiatischen Banise" vielleicht ebenso wichtig sein als der Dichter des „Wallenstein" und der Verfasser des „Sterbenden Cato" ebenso wichtig als der Dichter des „Faust". Einer solchen Sammlung gegenüber kann auch von mitlebenden Poeten nicht der Vorwurf erhoben werden, wie er erhoben worden ist, „daß man ihnen einige Federn ausgerupft habe, damit man den ganzen Vogel daraus erkenne". Eine solche Sammlung ist ja nicht dazu da, um die einzelnen Dichter zu verherrlichen, ebenso wenig wie ein anatomisches Cabinet dazu da ist, irgend ein einzelnes Glied des menschlichen Körpers zu verherrlichen. Wir wüßten z. B. eine Aufgabe für literarhistorische Sammler, mit der sie gewiß dem Bedürfniß Vieler entgegenkommen würden, eine kritisch gesichtete, mit Biographien und Charakteristiken der einzelnen Dichter ausgestattete Sammlung von Proben der deutschen dramatischen Poesie von den ältesten Zeiten bis jetzt. Wer liest, was die ältere Periode betrifft, noch die Stücke von Rosenplüt, Folz, Gryphius, Lohenstein, Gottsched, selbst von Ayrenhoff, Brandes, Lenz, Klinger, Maler Müller u. s. w.? Aber eine mit Charakteristiken versehene Sammlung von Proben aus ihnen würde gewiß jedem Literaturfreunde höchst willkommen sein. Was die neuere Zeit betrifft, so verschwinden diejenigen Stücke, welche sich nicht auf der Bühne erhalten, sehr bald der Sehweite des Publicums, und da blos gedruckte Dramen nur noch von Wenigen gelesen werden, gehen manche oft ganz werthvolle Dichtungen vollkommen unter. Das an diesen begangene Unrecht würde durch eine solche Sammlung wenigstens einigermaßen gesühnt werden. Es wäre ohne Zweifel von Interesse, in einem solchen Magazin Proben dramatischen Stils von Müllner, Grillparzer, Raupach, Grabbe, Immermann, Platen, Büchner, Weichselbaumer, Koenig, Duller, Beck, Wiese, Marlow, Willkomm, Laube, Gutzkow, Hebbel, Dingelstedt, Mosenthal, Ludwig u. A. (die Lustspieldichter nicht zu vergessen!) so beieinander zu haben. Aus einem solchen Werke würde man sich über die Entwickelungen, Fortschritte, Rückschritte und Stillstände der dramatischen Poesie genauer unterrichten können als aus irgend einer räsonnirenden Literaturgeschichte.

Nr. 1 der oben angezeigten Anthologien: „Dichtung und Dichter", von Ferdinand Freiligrath, entspricht nun allerdings denjenigen Bedingungen und Foderungen, die wir oben an Werke dieser Art stellen zu müssen geglaubt haben. Es handelt sich hier nicht um eine Sammlung sogenannter Mustergedichte, sondern um einen sehr bestimmten Zweck. Es sind hier die lyrischen Ergüsse zusammengestellt, in denen deutsche Dichter ihre Ansichten über ihren Beruf und ihre Berufsgenossen ausgesprochen haben. „Das Gebiet, welches in der gegenwärtigen Sammlung dichterisch zu illustriren versucht wurde, ist eben die Dichtung selbst.... Jedenfalls hofft der Herausgeber etwas Neues zu bringen, da — seines Wissens wenigstens — ein Dichterbrevier, wie es die erste Abtheilung des Buchs, und eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem eigenen Munde der Dichter, wie sie die zweite Abtheilung enthält, bis jetzt noch nicht dagewesen ist." Einiges hätte vielleicht fortbleiben können, um Charakteristischerm Platz zu machen. Das Capitel über den Nothstand der Dichter hätte beträchtlich vermehrt werden können; wir finden es nur durch Freiligrath's „Requiescat", Uhland's Gedicht „Auf einen verhungerten Dichter" und Dingelstedt's „Sagt an: wie heißt die gräßlichste Harpye" vertreten. Wir vermissen aber an dieser Stelle L. Robert's schönstes und wahrstes Gedicht: „Der deutsche Dichter", und andere. In Bezug auf den jüngsten literarischen Nachwuchs scheint Freiligrath ein wenig vom lyrischen Cliquengeiste befangen. Denn auch unter den Lyrikern zeigt sich jene Camaraderie, die auf andern literarischen Gebieten freilich noch deutlicher hervortritt. Ein halb Dutzend Lyriker tritt zusammen und sagt: „Wir sind die Lyriker κατ' ἐξοχήν!" Ein und der andere Trabant wird dann wol noch zu Gnaden in den vornehmen Kreis aufgenommen, andere werden fern gehalten und ignorirt. Trotz dieser kleinen Aussetzungen wünschen wir, daß das Buch bei Literaturfreunden die Würdigung und Theilnahme finden möge, die es durch Tendenz und Inhalt beanspruchen darf.

Auch Nr. 2, die Hub'sche Balladensammlung, eine wahrhafte deutsche Balladenbibel, gehört zu den Sammlungen mit bestimmt ausgesprochener Tendenz, indem sie bestimmt ist, den Entwickelungsgang der deutschen Balladenpoesie theils in begleitenden Charakteristiken, theils, um so zu sagen, in lebenden Exemplaren (wie ich die beigegebenen Proben nennen möchte) darzuthun. Es ist ein Werk der Liebe, des ausdauernden Fleißes und selbst tiefergehender literarischer Studien. Dies zeigt sich auch namentlich in dieser dritten Auflage, mit welcher es dem Herausgeber selbst gelungen erscheint, nun erst „den Kennern und Freunden der deutschen lyrischen Epik ein Werk zu bieten, das dieses Literaturgebiet nicht nur mit größter Vollkommenheit, sondern auch und namentlich in genauer historisch-kritischer Darstellung ihrer Entwickelung umfaßt". Der Balladenschatz der Deutschen ist ein ungemein reicher und zwar hat er sich im Laufe von noch nicht 100 Jahren zu dieser Fülle angehäuft. Vieles des Eigenthümlichsten, Großartigsten, Furchtbarsten wie Anmuthigsten und Reizendsten, was von deutschen Poeten geleistet worden, gehört gerade dieser Gattung an, und mit Recht kann man sagen, daß auf diesem poetischen Gebiete kein Volk mit uns in die Schranken zu treten wagen kann. Die Hub'sche Sammlung enthält nicht weniger als 901 Balladen von 186 Dichtern. Mancher mit Unrecht wenig beachtete oder vergessene Dichter aus älterer Zeit ist durch Hub wieder unserm Gedächtniß näher gerückt, hierunter Samuel Christian Pape, geboren 1774 in Bremen, gestorben 1817 („Gedichte, mit einem biographischen Vorworte herausgegeben von Friedrich de la Motte-Fouque", Tübingen 1821), dessen Balladen zu den eigenthümlich zartesten, volksthümlich wohllautendsten und melodiösesten gehören, die wir überhaupt besitzen. Die beigegebenen biographischen Notizen und Charakteristiken sind so umfangreich, daß sie durchaus nicht als bloßes Nebenwerk des Buchs erscheinen, sondern sehr entschieden in den Vordergrund treten. Unter den neuern Dichtern haben nicht weniger als 56 biographische Mittheilungen und hier zum ersten mal zum Abdruck gekommene Gedichte beigesteuert.

Nr. 3. „Deutscher Volksglaube in Sang und Sage" von N. Hocker ist eine interessante und namentlich durch die angehängten Anmerkungen dankenswerthe Sammlung mythischer Sagen, wie sie sich in deutschem Dichtermund gestaltet haben, interessant schon deshalb, weil aus ihr der ungemeine Reichthum der Deutschen an Sagen, Legenden, Mythen und Gespenstergeschichten, die zum Theil noch auf die heidnische Zeit hindeuten, klar zutage tritt. Die Hub'sche Sammlung würde übrigens dem Herausgeber noch reichen Vorrath zur Ergänzung und Vervollständigung geboten haben.

Nr. 4. In Oestreich macht sich fortdauernd die Neigung gel-

tend, eine Sonderstellung in Deutschland einzunehmen. Welchem Preußen, Sachsen oder Hannoveraner würde es einfallen, eine Sammlung „preußischer", „sächsischer" oder „hannoverscher" Gedichte herauszugeben? In literarischen Dingen wenigstens haben wir im übrigen Deutschland diesen particulären Standpunkt überwunden. Dennoch sind wir dem Dichter der „Deborah", der sich auf dem Titel als „Official im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht" bezeichnet, für diese Sammlung dankbar, indem sie eine interessante, durch charakteristische Proben erläuterte Ueberschau der reichen und oft sehr vorzüglichen Kräfte gewährt, die sich auf dem Gebiete der Lyrik und Epik in Oestreich gerührt haben, von den Minnesängern und dem Dichter oder den Dichtern der Nibelungen an bis auf die jetzige östreichische Dichterschule, deren Leistungen durch einen ihnen eigenen milden und melodischen Grundton und Neigung zu Bildern und Gleichnissen daran erinnern, daß sie dem farben- und tönereichern Süden und einem Lande angehören, in welchem einst der Minnesang heimisch war. Einen besondern Werth erhält diese Sammlung dadurch, daß die Proben aus den Zeiten der Minnedichtung und Volksepik größtentheils hier zum ersten mal in neudeutsche Mundart übertragen sind. Wir bedauern, daß der Sammler keine Proben aus den östreichischen Dialektdichtern aufgenommen hat und können die dieserhalb in der Vorrede ausgesprochene Rechtfertigung kaum gelten lassen. Die Sammlung schließt mit einigen Dichtproben von Cajetan Cerri, einem geborenen Italiener, der erst in Wien die deutsche Sprache erlernte und nicht nur das Material der deutschen Sprache vollkommen zu beherrschen weiß, sondern was noch mehr sagen will, in seinen Liedern ganz die eigene Art deutscher Gemüthstiefe und Innigkeit offenbart.

5. Bilder aus dem Weltall in Aufsätzen von H. Buff, B. Cotta, D. F. Eschricht, A. von Humboldt rc. Für Lehrer und Freunde der Naturkunde herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Schröder. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine aus Werken namhafter Männer, welche vorzugsweise die Vermittelung zwischen der Wissenschaft und dem nicht eben Fachgebildeten übernommen haben, zusammengestellte Sammlung interessanter Aufsätze geologischen, kosmischen und naturgeschichtlichen Inhalts aus Zeitschriften entlehnt, z. B. dem „Deutschen Museum", und aus größern berühmten Werken, z. B. Humboldt's „Kosmos" und „Ansichten der Natur", B. Cotta's „Geologischen Bildern", Schubert's „Spiegel der Natur" und „Weltgebäude", Tschudi's „Aus der Alpenwelt", Schleiden's „Die Pflanze und ihr Leben", Schouw's „Die Erde, die Pflanzen und der Mensch" und vielen andern. Ein solches Buch läßt sich nicht kritisiren, nur möchte ich noch bemerken, daß die illustren Personen, aus deren reichem Futterkasten der Herausgeber dem Publicum Nahrung in die Krippe geschüttet hat, schwerlich wegen Misbrauchs und Benachtheiligung ihres Autorenvortheils Protest erheben werden. Diese Heroen der Wissenschaft sind keineswegs so schrecklich empfindliche und reizbare Naturen wie unsere Lyriker.

6. Walhalla. Deutsche Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. In Biographien und charakteristischen Proben von H. Kletke. Erste und zweite Lieferung. Berlin, Hollstein. 1854. Ler.-8. 14 Ngr.

Kletke ist ein Mann, dem man zugestehen muß, daß er das Handwerk des Sammlers aus dem Grunde versteht. Aus hundert Büchern, die er liest, ist er allenfalls im Stande, auch hundert Sammlungen, jede unter verschiedenem Titel, zu machen. Es muß auch solche literarische Hamster geben. Kletke vertheilt durch seine Sammlungen über eine breite Fläche den Strom der Intelligenz in kleinen Bächen, er sorgt dafür, daß mancherlei Ideen, wennschon sie nicht neu sind, in Curs gesetzt werden, er sorgt dafür, daß der Name mancher mitlebenden Autoren bekannter und daß die Arbeiten durch die Zeit uns ferner Gerückter wieder in unserm Gedächtniß aufgefrischt werden. Dabei beweist er in der Auswahl Takt und Geschmack und in den biographischen Notizen, mit denen er die mitgetheilten Proben einleitet, wie in der „Walhalla" geschieht, literarische Kenntniß. Wer möchte wol jetzt noch den ganzen Rabener oder die prosaischen Schriften Gellert's lesen? Aber man lernt sie doch gern kennen, und dazu reichen die von Kletke in der „Walhalla" mitgetheilten Proben für die Meisten aus. Der Herausgeber beabsichtigt, in der „Walhalla" die gesammte deutsche Prosa des 18. und 19. Jahrhunderts, wissenschaftliche und schönwissenschaftliche, soweit sie überhaupt der allgemeinen Literatur angehört, durch biographische Charakterbilder, umfassende Proben und literarische Nachweisungen ausführlich darzustellen.

7. Bibliothek für das deutsche Volk. Eine Sammlung der Schätze aus den Meisterwerken aller Nationen, vorzüglich Deutschlands. Mit Bildnissen und Lebensbeschreibungen. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Erster und zweiter Band. Berlin, Barthol. 1854. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein ähnliches Sammelwerk, doch mit überwiegender Berücksichtigung der unterhaltenden und populär belehrenden statt, wie bei Kletke, der literarischen Tendenz. Der erste Band trägt den Titel „Ernste und heitere Geschichten", der zweite den Titel „Buch der Märchen"; jener schmückt sich mit den Namen Goethe, Schiller, Herder, Hebel, Claudius, J. Möser, J. J. Engel u. A., dieser mit den Namen Goethe, Tieck, Brentano, Gebrüder Grimm, Jeremias Gotthelf u. A. Der Verfasser, selbst als Jugendschriftsteller bekannt, hat der Sammlung biographische Notizen vorangestellt, die jedoch etwas dürftig ausgefallen sind.

8. Kleine Schul- und Hausbibel rc. Von Jakob Auerbach. Zweite Abtheilung: Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen. Zur Belehrung und Erbauung für Schule und Haus. Aus dem Grundtexte übertragen. Nebst einer Auswahl aus den apokryphischen Schriften und einer Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Von diesem als preiswürdig anerkannten Werke liegt nun dem Publicum die zweite Abtheilung vor, deren Specialtitel wir oben angeführt haben. Diese Lesestücke aus den Propheten und Hagiographen sollen im Kleinen ein möglichst treues und lebensvolles Bild der Bücher geben, denen sie entnommen sind. Sie sind dazu bestimmt, als Hülfsmittel zur häuslichen Erbauung, sowie ganz besonders als Grundlage für den höhern Religionsunterricht in der israelitischen Schule zu dienen. Bei der Uebersetzung hat es sich der Verfasser vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, geradezu auf den Sinn loszugehen, zugleich aber die größte Genauigkeit sich da zur Gewissenssache zu machen, wo es galt, einen wesentlichen Gedanken oder Nebenbegriff auszudrücken, während auf der andern Seite jede Unbestimmtheit, sowie alle Wendungen und Wortstellungen, welche dem Geiste und der Anschauungsweise der deutschen Sprache entgegen sind, schon aus Rücksicht auf den Jugendunterricht sorgfältig zu vermeiden waren. Bei denjenigen Versen, welche als Belegstellen für den Religionsunterricht auswendig gelernt werden sollen, sowie bei manchen bekanntern Stücken, namentlich den Psalmen, hat sich der Verfasser einer mehr wortgetreuen Uebersetzung beflеißigt. Höchst dankenswerthe Beigaben sind die Auszüge aus dem Buche der Weisheit und den Sprüchen Salomonis, sowie die beigegebene Sammlung von Lehren und Sprüchen der nachbiblischen Zeit, die einen Schatz von Hausweisheit enthalten, zugleich aber neben dem Parabolischen und Hymnologischen jenen häufig ans Spitzfindige grenzenden Scharfsinn bekunden, welcher der nachbiblischen Generation der Juden eigen war und geblieben ist.

9. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Vierter Band. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Vorläufig kann es sich hier nur darum handeln, das Erscheinen des vierten Bandes dieses in seiner Art wahrhaft großartigen Werks den Kennern, Forschern und Verehrern altgriechischer Philosophie und speciell Platon's zur Anzeige zu bringen. Dieser von dem Uebersetzer „seinem lieben Erstgeborenen Friedrich Hieronymus Müller, Adjunctus in Schulpforte" gewidmete vierte Band enthält „Phädros", „Das Gastmahl", „Phädon" und „Philebos", in einer Uebersetzung, welche durch ihre Gewandfalten die weichen Formen des Originals hindurchschimmern läßt und sie klar abprägt, während der Ausdruck überall so formulirt ist, daß der Sinn mit ihm zugleich ins Leben tritt. Was etwa seiner Natur nach unserm Geschlechte dunkel bleiben könnte, wird durch die beigegebenen zahlreichen Noten erklärt, während die sehr umfangreichen Einleitungen ausgezeichnet geeignet sind, auch den Laien in die Geheimnisse, die Art und die Tendenzen der Platonischen Dialektik einzuführen.

10. **Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.** Uebersetzt von Joseph Freiherr von Eichendorff. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser zweite Band enthält die Stücke: „Der göttliche Orpheus", „Der Maler seiner Schande", „Die eherne Schlange", „Amor und Psyche", „Der Waldesdemuth Krone", „Der Sünde Zauberei." Wir brauchen wol nicht hinzuzufügen, daß der Leser in diesen dramatischen Dichtungen eine etwas andere und ein wenig tiefere Poesie finden wird als in den meist etwas milchbreiartigen, mit etwas Zimmt und Zucker bestreuten sogenannten religiösen Dichtungen der Modernen, mögen sie nun von protestantischer oder katholischer Seite kommen; denn die moderne Nüchternheit, Selbstgefälligkeit und Blasirtheit sticht auch unter dem katholischen Flitter bei Redwitz und Gleichstrebenden nur zu deutlich hervor, und allenfalls möchte nur Annette von Droste-Hülshoff hiervon eine Ausnahme machen. Aus der Eichendorff'schen Uebertragung erkennt man übrigens, daß der Dichter sich dem Dichter gesellt hat.

11. **Sämmtliche Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuze und der heiligen Theresia von Jesus**, gesammelt und übersetzt von W. Storck. Münster, Theissing. 1854. 16. 12 Ngr.

Ebenfalls altkatholische spanische Poesie, doch viel mehr als die Calderon'sche von jener Luft angehaucht, wie sie in alten Kloster- und Kreuzgängen weht, dabei doch nicht immer ohne eine Beimischung sinnlichen Ausdrucks und sinnlicher Anschauungen, die gewissermaßen den ascetischen Gemüthern als Ersatz für die mangelnde Befriedigung der Geschlechtsliebe dienten. Diese Mischung vor allem ist es, welche protestantischen Seelen diese Poesie ziemlich ungenießbar macht. Tiefe und Schwung bei Eleganz der Form ist diesen Dichtungen jedoch nicht abzusprechen und ihnen auch von Tersteegen, Kosegarten, Gallus Schwab („Sämmtliche Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz", Sulzbach 1830), Görres, Clarus („Sämmtliche Schriften der heiligen Theresia", Regensburg 1851), Diepenbrock u. A. zuerkannt worden. Die Uebersetzung von Storck ist nicht übel gerathen. Er hat sich genau an die Versmaße der Originale gehalten, weil er mit Recht der Ansicht ist, daß bei Uebertragungen die Berücksichtigung der Form von wesentlicher Bedeutung ist. Vorangestellt sind biographische Notizen, sowol über Johannes vom Kreuz, welcher der Sohn eines armen Leinewebers war, als über Theresia, welche, die Tochter des Alfonso Sanchez de Cepeda, nach Ablegung des Klostergelübdes den Namen „von Jesus" erhielt. In demselben Verlage erschien auch das Original unter dem Titel: „Todas las poesías de San Juan de la Cruz y de Santa Teresa de Jesus, recogidas y publicadas por *W. Storck.*" Beide, Original und Uebersetzung, bilden ein nur dünnes Bändchen.

12. **Pindar's Olympische Siegeshymnen.** In gereimten Versen verdeutscht und mit erklärendem Commentar versehen von W. F. L. Petri. Rotterdam, Petri. 1852. 8. 15 Ngr.

Ein immerhin dankenswerther und fleißiger Versuch, Pindar's uns ziemlich fremd gegenüberstehende olympische Siegeshymnen in gereimten Versen zugänglich und genießbar zu machen. Doch hat wol der Verfasser nicht genug selbstdichtende Begabung, um einen Pindar nachdichten zu können. Uebrigens ist die Form bei einem Dichter und der Rhythmus an einem Gedichte niemals unwesentlich, zumal wenn daran der nationale Charakter der Dichtweise eines Volks so zutage kommt wie bei Pindar. Niemals wird ein Uebersetzer ungestraft von der Form des Originals zu weit abweichen, was wir auch an andern uns vorliegenden Uebersetzungen poetischer Werke bei anderer Gelegenheit hervorzuheben Ursache haben werden. Ein gereimter Pindar ist kein Pindar mehr. Unser Uebersetzer selbst gesteht in der Vorrede, daß er durch seine Methode genöthigt worden sei, mitunter die Scheidung in Strophen und Antistrophen, Epoden und Antepoden aufzugeben. Uebrigens geht aus den beigegebenen Anmerkungen wie aus der Uebersetzung selbst hervor, daß Petri seinen Pindar versteht und sich in ihn hineingelebt hat.

H. M.

Ein Wort zu meiner Vertheidigung.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" brachten vor einiger Zeit *) eine zweite Besprechung meiner „Vorlesungen über Goethe's Tasso" aus der Feder des rühmlich bekannten Hofrath Schöll in Weimar. Neben anerkennenden Worten sucht der angezogene Aufsatz hauptsächlich meine Behauptung, Züge des Antonio lägen in Herder, zu widerlegen. Ich bin Hrn. Schöll für seine Einwendungen dankbar; denn sie veranlassen mich, die Gründe, die ich für meine unmaßgeblichen Ansichten habe, in einer bevorstehenden zweiten Auflage meines Versuchs schärfer auszusprechen. Da ich jede Zeitungspolemik hasse, so verschiebe ich meine Antwort bis dahin. Für jetzt nur Eins. Hr. Schöll hat auch die Herren Varnhagen von Ense und Prof. Moritz Carriere, weil sie mir beigestimmt, angegriffen. Der erstgenannte würdige Mann sendet mir gerade heute ein hierauf bezügliches Schreiben und gestattet mir (unter der Bedingung, kein Wort auszulassen) folgende Stelle des Briefes zu veröffentlichen.

„Hr. Hofrath Schöll erhebt sich heftig dagegen, daß man beim Antonio in Goethe's „Tasso" an Herder denken wolle, und bemüht sich, sowol durch Goethe's als Herder's vielfache Aeußerungen ausführlich darzuthun, daß in der ganzen Entstehungszeit des „Tasso" die Verhältnisse und Gesinnungen zwischen Herder und Goethe nie diejenigen gewesen, welche wir zwischen Antonio und Tasso walten sehen. Das Ergebniß mögen wir als ein auf diesem Wege gewonnenes gelten lassen; allein unsere Anschauung wird dadurch keineswegs vernichtet. Diese zahlreichen Briefstellen — wie manche, wol auch etwas ab-

*) In Nr. 49 d. Bl. f. 1853. Wir gestehen, uns in dieser Frage mehr auf Seite Schöll's stellen zu müssen. Möglich, daß einzelne Züge aus Herder's Wesen auf Antonio übergetragen sind, aber der weltmännisch abgerundete, im Schwerpunkt höfisch-verständiger Bildung ruhende und sich und seine Umgebungen sicher beherrschende Antonio und der rastlose, dichterisch-philosophirende, ideenreiche, sich niemals genügende Herder sind zwei himmelweit verschiedene Naturen. Ueberhaupt müssen wir gestehen, daß wir in diesem unaufhörlichen Aufstöbern persönlicher Beziehungen und Anspielungen gerade keinen Vorzug der neuern Kritik zu erkennen vermögen. D. Red.

weichende die Zukunft noch liefern werde, sei dahingestellt, — sollen nicht bestritten werden, sie beweisen, auch für uns, die Liebe und Bewunderung, die Theilnahme und das Vertrauen, durch welche die beiden Jugendfreunde einander verbunden waren; allein dies hindert gar nicht, daß nicht gleichzeitig auch scharfe Entgegensetzung, wechselseitige Unzufriedenheit, Spannung und Bitterkeit zwischen Beiden bestanden habe, wie denn auch hiervon die literarischen Zeugnisse gar nicht fehlen. Das Leben weiß dergleichen Widersprüche leicht zu verknüpfen und mit starker Hand festzuhalten, und gerade dadurch, daß das Eine durch das Andere nicht aufgehoben wird, daß der Zwiespalt dauert und wächst, wird solches Verhältniß zur Qual, die, wenn ungemischt Feindliches hervorträte, alsbald aufhören würde. Für mich nun steht fest, und dieser Ueberzeugung liegen Eindrücke zum Grunde, die während eines langen Lebens sowol literarisch als persönlich sich ergeben haben, daß Goethe's und Herder's Verhältniß ein solches gewesen, in welchem jene Widersprüche aufs stärkste thätig geworden sind, und zwar durch alle Jahre ihrer langen innigen Bekanntschaft, von dem ersten Beginn bis in die letzte Zeit, wo auf Herder's Seite Bitterkeit und Feindschaft das entschiedene Uebergewicht bekamen. Dies in seinem richtigen, echt menschlichen Zusammenhange zu erkennen, bedarf es minder einer philologischen Aufzählung und Kritik von doch immer noch unvollständigen Briefstellen, deren wol hundert durch eine einzige mündliche Aeußerung überflügelt werden, als eines offenen freien Blicks in das Ganze menschlichen Lebens und Treibens, wie sowol die unbefangene Betrachtung als die reifste Weltkenntniß oder auch beide vereint ihn zur guten Stunde gestatten. In jener Ueberzeugung, das Verhältniß zwischen Goethe und Herder sei so gewesen, wie ich dasselbe eben bezeichnet habe, konnte ich daher Ihrer Annahme, daß Goethe beim Antonio Herder vor Augen gehabt, sogleich beistimmen. Es versteht sich von selbst, daß damit nicht gesagt sein könne, Antonio sei Herder, solle dessen treues Abbild und nur dieses sein; wer je in die Werkstatt eines Dichters auch nur flüchtig geblickt, weiß sehr wohl, daß dessen Gestalten nicht auf diese Art entstehen noch gemeint sind; im vorliegenden Falle genügt, daß in Antonio wesentliche Züge Herder's verarbeitet seien und daß der Dichter sie nicht blind und zufällig diesem entlehnt habe. In diesem Sinne stimme ich noch heute Ihrer Annahme vollständig bei. Auch von den andern Personen, welche Goethe's Dichtung uns vorführt, gilt dieselbe Bedingung des dichterischen Schaffens, sie tragen Züge von sprechender Aehnlichkeit mit bestimmten lebenden Menschen und lenken dann wieder in die größte Unähnlichkeit ein. Die Annahme, daß Goethe mit bewußter Absicht zur Prinzessin Eleonore einiges von der Herzogin Louise, zum Alfons von dem Herzog Karl August entliehen habe, dünkt mich, auch nach allem dagegen Gesagten, keine unstatthafte. In eine umständliche Erörterung der Schöll'schen Einwürfe mich einzulassen habe ich weder Zeit noch Lust; auch Ihnen möchte ich dazu kaum rathen; man kann das Verdienst und die gute Meinung des ehrenwerthen Gegners nach Gebühr anerkennen, ohne doch auf diesen besondern Streit zu viel Gewicht zu legen. Viel besser, Sie schreiten auf ihrem bisherigen Wege muthig und besonnen fort, auf welchem Ihnen weitere schöne Erfolge gewiß nicht fehlen werden."

So weit Varnhagen van Ense. Diese Worte überheben mich für jetzt jeder weitern Entgegnung.

Ludwig Eckardt.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon.

Es macht uns Vergnügen, den Lesern d. Bl. anzeigen zu können, daß der von A bis Châteauneuf reichende und eine stattliche Erscheinung bildende erste Band des kleinern für den Handgebrauch bestimmten Brockhaus'schen Conversations-Lexikon jetzt vollendet vor uns liegt und schon im Februar zum Schluß gediehen war. Wenn wir Denjenigen mit Recht als unsern wahren aufrichtigen Freund zu betrachten pflegen, der uns jederzeit mit seinem Rath beisteht und uns in keinem noch so zweifelhaften Falle im Stiche läßt, so wird der Inhaber des kleinern Conversations-Lexikon an diesem einen aufrichtigen, stets zum Auskunftgeben bereiten Freund haben, auf den er sich in allen Fällen verlassen kann. Dieses kleinere Conversations-Lexikon ist weit entfernt davon, ein bloßer Auszug des größern zu sein; es bringt zwar in zweckmäßigster Gedrängtheit sämmtliche Artikel des berühmten größern und zwar der gleichzeitig rüstig fortschreitenden 10. Auflage desselben, enthält aber außerdem noch einen reichen Vorrath von neuen Artikeln aus allen Gebieten des Wissens, wie sich allein schon aus dem Umstande erkennen läßt, daß der Buchstabe A 4769, der Buchstabe B 4299 und der Buchstabe C 3270 Artikel nachweist, abgesehen von den in Collectivartikeln enthaltenen. Dem Publicum, zu dem ich hier spreche, brauche ich wol nicht erst ausdrücklich zu bemerken, daß keins dieser beiden Werke dem andern Concurrenz, keins das andere überflüssig macht, daß der Besitzer beider encyklopädischen Werke sich der Dienstleistungen des einen wie des andern nebeneinander in reichstem Maße wird erfreuen können. Die Verlagshandlung hat in der Herausgabe derartiger encyklopädischer Werke so reiche Erfahrungen gesammelt, daß sie deshalb auch bei dem kleinern Conversations-Lexikon hinsichtlich der Redaction, der Auswahl der Mitarbeiter u. s. w. begreiflicherweise die zweckmäßigsten Anordnungen treffen konnte; alle Fächer sind daher von gleichkundigen und gleichfähigen Händen bearbeitet; soll man aber auf einzelne Fächer noch besonders aufmerksam machen, so wäre namentlich das geographische Fach, das der Heilkunde und das der Naturwissenschaften zu nennen, indem die in diese Fächer einschlagenden Artikel wirklich meisterhaft und dem Zwecke und der Aufgabe des Werks in jeder Hinsicht entsprechend gearbeitet sind. Der Werth und diese Zweckmäßigkeit des kleinern Conversations-Lexikon haben ihm auch eine solche Anerkennung und Verbreitung verschafft, daß bereits ein vierter unveränderter Abdruck des bereits Erschienenen nöthig geworden ist und daß bis Anfang dieses Jahres nicht weniger als 902 deutsche Buchhändler das Werk bezogen, darunter 136 je über 25, viele 50—60, einige sogar über 100 Exemplare. Hierbei sei des eigenthümlichen Kunstgriffs gedacht, womit die Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg im Breisgau das Werk zwar in aller Weise nachgebildet, es aber zugleich so zu sagen in den nicht überall verständlichen Jargon des Ultramontanismus übersetzt hat. Dieses ebenfalls als „Kleines Conversations-Lexikon" angekündigte, übrigens dem Brockhaus'schen Originalwerk immer ein wenig nachhinkende und diesem den Vortritt lassende Unternehmen wurde von dem bekannten Erzbischof von Freiburg der katholischen Welt in einem besondern Erlaß als „zeitgemäß" empfohlen. Ist doch von jener Seite her auch vor dem „Deutschen Wörterbuch" der Gebrüder Grimm als einem nicht-deutschen (d. h. nicht-römischen), durch und durch protestantischen Werk gewarnt worden.

H. M.

Universitätsleben von sonst und jetzt.

Die Gewohnheiten der Universitätszöglinge des 17. Jahrhunderts waren, wie aus der weiter oben besprochenen Schrift Tholuck's hervorgeht, ohne Zweifel zum Theil höchst cynischer und barbarischer Art. Hier nur Einiges. Bei den Receptionsceremonien wurde dem Novizen („Fuchs") eine Ochsenhaut übergeworfen, worauf man die daran befindlichen Hörner absägte. Hierauf wurde ihm mit einer Schafschere das Haar abgeschnitten, mit einem Kolben das Ohr gereinigt, der Bachantenzahn ausgebrochen u. s. w. Das Unglaublichste ist, daß zu diesem ebenso possenhaften als grausamen Ritus sogar akademische Beamte in Eid und Pflicht genommen wurden. Man zwängte dem Gequälten auch wol einen schwedischen Schlammtrunk ein, bis zum Blutwürgen. Dazu kamen schamlose Buhlerei, Böllerei, Sauferei und Rauferei, letztere häufig auf offenen Straßen,

mit dem Degen, mit Knitteln und Steinen, theils der Studenten unter sich, theils mit Personen aus andern Ständen. Auch Verbrechen der gröbsten Art, Diebereien, Mord und Raubmord waren gar nicht selten, sodaß in den Statuten mancher Universitäten gleich zuvörderst die Warnung enthalten war, die Studenten sollten sich vor allem der Diebereien enthalten. In Leipzig wurde unter Anderm 1567 ein Student hingerichtet, welcher an einem Apotheker einen Raubmord begangen hatte. Von einem Ehr- und Selbstgefühl war somit unter den Studenten der damaligen Zeit keine Rede, und was die Professoren betrifft, so gaben auch diese zum Theil ein wenig löbliches Beispiel, und manchen derselben mußte es schon deshalb daran liegen, diesen Geist der Roheit zu erhalten, da sie selbst und sogar Professoren der Theologie nebenbei Bier- und Weinschank betrieben. Eine eigenthümliche psychologische Erscheinung ist es, daß 1580 — 1620 unter den tübinger Professorenfrauen Sittenlosigkeit und Ehebruch an der Tagesordnung und fast epidemisch geworden waren, während diese Fälle nach dieser Periode aus den Acten verschwinden.

Wir haben seitdem offenbar einen unermeßlichen Fortschritt zum Bessern gemacht. Wer möchte sich in jene Zeit der Folterkammern, der grausamen Hinrichtungen, der Hexenprocesse, der Scheiterhaufen zurückwünschen? Welcher Vater würde es jetzt noch über sich gewinnen können, einen Sohn auf die Universität zu schicken, welche mit Roheiten wie die obengenannten behaftet und verunziert wäre? Die Barbarei des Studententhums ist vor der allgemeinen Sittenverfeinerung gefallen, sie war nur zu einer Zeit möglich, wo die Sitten im Ganzen roher, die Anschauungen bei Weib und Mann gröber und die Nerven noch straffer waren als jetzt und unvergleichlich mehr aushalten konnten. So sehr ich aber für meine Person und meiner ganzen Art gemäß wünschen möchte, daß selbst mancher aus jener rohen Zeit stehengebliebene Rest von Barbarei und Renommisterei auf unsern Universitäten gänzlich verschwände, so wenig kann ich doch mit Einem Bedenken zurückhalten. Ueber die unleugbaren Vortheile eines offenbar großen Fortschritts vergißt man nur zu leicht die Gefahren, die selbst mit jedem Fortschritt verknüpft sind, wenn man ihrer nicht achtet und den Fortschritt nicht controlirt. Es ist wahr, die Roheiten des mittelalterlichen Studententhums machen sich nur noch bei einzelnen Corps und in glücklicherweise höchst abgeschwächter Form bemerkbar; auf der andern Seite aber erblicken wir eine Hinneigung zum offenbaren extremen Gegentheil, zu feinern und zersplitternden, oft raffinirten Genüssen, die mit dem Geist einer frischen, gemüthvollen Jugendlust nicht vereinbar sind, zum müßigen Kaffeehausleben mit obligater Leserei in belletristischen Journalen, Witzblättern und politischen Parteizeitungen u. s. w. So sind die jungen Leute mit sich und der Welt meist schon zu einer Zeit fertig, oft auch zerfallen, wo man früher erst anfing eigentlich zu lernen und die Welt zu betrachten. Und obschon der Universitätszögling, solange er Student ist, eben in seiner Eigenschaft als Student sehr wenig leistet, wenigstens nichts, was der Welt sichtbar würde, so hat er doch in der Regel eine sehr hohe Meinung von sich und blickt mit einer gewissen Verachtung auf die übrigen Stände und namentlich das Bürgerthum oder „Philisterthum". Dies führt bei der jeunesse dorée unserer Universitäten nur zu häufig zur Blasirtheit, Altklugheit und Charakterschwäche, und Männer, welche frühere Tage gesehen haben und denen man ein Urtheil zutrauen darf, klagen über die Abnahme von Geistesfrische und gesunder Kraft unter der studirenden Jugend. Es gibt auch hier einen Mittelweg, einen Mittelweg zwischen der häßlichen Roheit, wie sie sich in den Nachzeiten des Mittelalters geltend macht, und zwischen moderner Suffisance und Abgeschwächtheit, dieser Mittelweg ist: Selbstbewußtsein bei Bescheidenheit und frische Fröhlichkeit bei ernstem Streben.

Leider hindert die moderne Blasirtheit nicht, daß sich im Geheimen die Leidenschaften auf die edlern Organe werfen und im Verborgenen nur um so verderblicher wirken. Wer unserer eleganten und für die elegante Welt bestimmten Literatur auf den Grund sieht, wird in ihr sehr viele häßliche Symptome erkennen, die auf manche recht widerliche und niedrige Leidenschaften, Corruption und Cynismus deuten und gegen den äußern Firniß nur um so garstiger abstechen. Man höre nur die ungewaschenen Redensarten, die so häufig aus dem Munde Derer gehen, welche zwar sonst allen gesellschaftlichen Foderungen zu genügen wissen, aber sobald sie, dieser Gesellschaft entrückt, unter sich sind, ungescheut ihr unfeines Ich nach außen kehren; man beachte den Umstand, daß in unsern großen Städten ehrbare Frauenzimmer sich nach Untergang der Sonne wie in einem Barbarenland kaum ohne Schutz und Begleitung auf öffentlicher Straße sehen lassen dürfen. Das ist doch wol ein Zustand, der von dem Ideal echter Civilisation noch ziemlich weit abliegt. Im Uebrigen sollte man nicht vergessen, daß das akademische Leben früherer Jahrhunderte neben jenen Roheiten auch manche Lichtseiten hatte, wohin namentlich der persönliche Verkehr und die innigern Wechselbeziehungen zwischen den Universitätslehrern und Universitätszöglingen gehören. Melanchthon im Kreise seiner Schüler, denen er zugleich persönlicher Freund und Rathgeber war, ist gewiß ein so erhebendes Bild wie nur eins.

H. M.

Literarische Notizen.

Southey's gesammelte Werke.

Die Gesammtausgabe der poetischen Werke Southey's („The poetical works of Robert Southey. Collected by himself") ist schon deshalb interessant, weil darin sein frühestes Epos „Joan of Arc" in durchgesehener und vielfach verbesserter und veränderter Gestalt mitgetheilt ist. In der Vorrede, die Southey im Jahre 1837 zu der von ihm vorbereiteten Gesammtausgabe seiner Werke schrieb, äußert er in Bezug auf dies Epos: „Ich beschloß, es einer gänzlichen Durchbesserung zu unterwerfen, um es sowol in Betreff der Diction in sich selbst gleichmäßiger zu machen, als es auch in andern Dingen mit den wohlerwogenen Ansichten meiner reifern Jahre mehr in Uebereinstimmung zu bringen." Kunstdichter, wie Southey einer war, haben immer dies Bestreben zu Correcturen gezeigt, indem sie namentlich auf den Ausdruck ihre größte Sorgfalt zu verwenden pflegen und sich hierin nie genug zu thun glauben. Ihre poetischen Productionen sind mehr äußere Arbeit (weshalb sie auch fortdauernd an ihnen meißeln) als naive unfreiwillige Ergüsse aus dem Innern heraus, die sogleich fertig dastehen und deren Mängel selbst mit ihrer ganzen Organisation so verwachsen sind, daß sie kaum entfernt werden können, ohne ihr inneres Leben zu zerreißen. Jener redliche, sich nie genügende Fleiß hat aber auch sein sehr Ehrenwerthes und kann sogar in hohem Grade nützlich sein. Man darf hierbei nur an Ramler und manche seiner Zeitgenossen erinnern, die auf diesem Wege sehr viel dazu beigetragen haben, die deutsche Sprache zu runden, gefügig zu machen und der Stufe formeller Vollendung entgegen zu führen, auf der wir sie jetzt erblicken. Englische Blätter heben bei dieser Gelegenheit hervor, daß nicht immer die spätern und correctern Ausgaben von Dichtwerken auch die wirklich bessern waren; so habe die spätere Bearbeitung, welche Tasso seinem „Jerusalem" angedeihen ließ, niemals die erste verdrängen können; so seien die Aenderungen, welche Thomson an seinen „Jahreszeiten" vorgenommen, niemals als wirkliche Besserungen betrachtet worden, und Gleiches gelte von der verbesserten Ausgabe der „Pleasures of imagination" und der Cowper'schen Uebersetzung der „Iliade". Dasselbe kann man wol auch von den spätern Bearbeitungen der Voß'schen Uebersetzung der „Odyssee" behaupten, in welcher er die deutsche Sprache — um sich möglichst dem Urbilde zu nähern — in einen spondeischen Gang zwängte, in welchem sie die Grazie ihrer Bewegung verlor, die ihr in dem frühern mehr trochäischen Schritte des Hexameters eigen war. Man darf nicht vergessen, daß

der deutsche Spondeus (oder gar der Molossus!) auf ganz andern Gesetzen beruht als der griechische und häufig und sogar in den meisten Fällen nur durch gezwungene, Consonanten auf Consonanten häufende Wortbildungen und auf Kosten des Wohllauts zu erkaufen ist. Was nun freilich speciell Southey's „Joan of Arc" betrifft, so geben jene englischen Blätter selbst zu, daß die Verbesserungen, welche Southey an der ursprünglichen Gestalt der Dichtung vornahm, auch wirkliche Verbesserungen sind. Die Ausgabe der Southey'schen Dichtungen wird 10 Bände umfassen.

Schriften über China.

Die gegenwärtigen Wirren in China verleihen folgenden Schriften einiges Interesse: „The cross and the Dragon; or the fortunes of christianity in China: with notices of the christian missions and missionaries and some account of the Chinese secret societies", von John Kesson; „A history of China to the present time, including an account of the rise and progress of the present religious insurrection in that empire", von einem Ungenannten. Der Letztere gibt sich in Bezug auf die Ausbreitung des Christenthums in China sanguinischern Hoffnungen hin als Kesson, welcher behauptet, daß die gegenwärtige Insurrection in China ausschließlich von den geheimen politischen Gesellschaften ausgehe, dagegen die in England mehr verbreitete Ansicht, daß die Bewegung einen religiösen oder gar protestantischen Charakter trage, entschieden nicht gelten lassen will.

Londoner Zustände.

Charles Manby Smith gab heraus: „Curiosities of London life; or phases physiological and social of the great metropolis." „Daily news" sagt davon: „Dem Verfasser sind, wie er uns erzählt, seit Jahren die Straßen Londons wie ein Buch erschienen, in welchem Diejenigen, die darin hin- und hergehen, zugleich auch lesen können. Was er nun darin gelesen hat, erzählt er in seiner Schrift. Seine Mittheilungen sind oft wunderbarlich und schrecklich genug. Mehre dieser Skizzen sind früher bereits in unsern Spalten erschienen und werden den Leser durch ihre kräftige Darstellungsweise gefesselt haben." „Illustrated London news" stellt die Schrift dem bekannten Buche Mayhew's über die londoner Zustände zur Seite und meint, daß ihm kein größeres Lob als dieses ertheilt werden könne. Auch die „Morning post" lobt das Buch wegen der Treue in der Auffassung und der Kraft in der Schilderung. Smith gab schon früher heraus: „The working man's way in the world: being the autobiography of a journeyman printer." **H. M.**

Bibliographie.

Arbeit der Frauen in Vereinen für Armen- und Krankenpflege. Ein Briefwechsel zweier Freundinnen. Eingeführt durch Amalie Sieveking. Berlin, Hertz. Gr. 12. 16 Ngr.

Australien, seine Goldfelder und seine Heerden. Mit besonderer Rücksichtsnahme auf die deutsche Auswanderung. Eine gründliche Unterweisung in der Anlage lohnender Niederlassungen und in der Beschäftigung der Goldsucher. Nach dem Englischen von L. Fernow. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 12 Ngr.

Bahn, A., Bühnenspiele für das deutsche Theater bearbeitet und herausgegeben. 1ster Band. Berlin, Lassar. 8. 24 Ngr.

Baxter, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Nach einer abgekürzten englischen Ausgabe bearbeitet von C. Becker. Schneidemühl, Eichstädt. 12. 12 Ngr.

Becker, C., Jobst Amman Zeichner und Formschneider, Kupferätzer und Stecher. Nebst Zusätzen von R. Weigel. Mit 17 Holzschnitten und Register. Leipzig, R. Weigel. 4. 3 Thlr.

Beneke, O., Hamburgische Geschichten und Sagen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bertram, Die drei Halsbänder. Eine Gruppe „Vieux Saxe". Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 8 Ngr.

Büchner, L., Das Od. Eine wissenschaftliche Skizze. Darmstadt, Diehl. 8. 4½ Ngr.

Crüger, Das Wesen der Electricität, oder: Das Heliodyn. Ein Vortrag, hervorgerufen durch die odisch-magnetischen Briefe des Freih. v. Reichenbach. Schneidemühl, Eichstädt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dietrich, Amalie, Tagebuch-Bemerkungen in Reim und Prosa. Berlin, Hoevel. 8. 1 Thlr.

Du Plessis, P., Waldblume, oder: Des Seeräubers Rache. Aus dem Französischen von P. Uttech. Sechs Theile. Berlin, Fernbach jun. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Erdmann, Ueber das Heidnische im Christenthum. Vortrag, gehalten in Halle am 30. Jan. 1854. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Feddersen, F., Beschreibung der Landschaft Eiderstedt. Mit einer geschichtlichen Einleitung und statistischen Nachrichten. Altona, Schlüter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fiedler, F., Geschichte der Römer, ihrer Herrschaft und Kultur, von der Erbauung Roms, bis zum Untergange des weströmischen Reiches, zur Belehrung und Unterhaltung dargestellt. Mit 85 bildlichen Darstellungen und 2 Karten des westlichen und östlichen Römerreichs. 2te berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Friedleben, T., Abhandlungen in populären Abrissen aus dem Gebiete der kosmischen und tellurischen Erscheinungen, der Entstehung des Sonnensystems und der periodischen Erdbildung. Mit 2 eingedruckten Holzschnitten. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 16 Ngr.

Gribojädoff, Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Akten und in Versen nach dem Russischen metrisch übertragen von Bertram. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 24 Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. 5te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 8 Ngr.

Ilius Pamphilius, Deutscher Parnaß. Zürich, Kiesling. 8. 12 Ngr.

Levin, A., Im Süden oder Römische Ostern. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 3 Ngr. — Mit Anhang: Vermischte Gedichte. 27 Ngr.

Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Aus den hinterlassenen Schriften eines Jesuiten. Bei Anlaß der Wirren in der Ober-Rheinischen Kirchen-Provinz neuerdings herausgegeben und bevorwortet durch Graf T. von Scherer. 2te Ausgabe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 17½ Ngr.

Tagesliteratur.

Baumstark, E., Zur Geschichte der arbeitenden Klasse. Eine Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs von Preussen Friedrich Wilhelm IV. am 15. Octbr. 1853 auf der Universität zu Greifswald gehalten. Greifswald. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, W., Predigt am Krönungs- und Ordensfeste den 22. Januar 1854 gehalten zu Berlin. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Ngr.

Schöpffer, C., Die Erde steht fest. Beweise, daß die Erde sich weder um ihre Achse noch um die Sonne dreht. Vorlesung, gehalten in Berlin. 5te Auflage. Berlin, Sacco. Gr. 8. 5 Ngr.

Trautschold, J. G., Johann Friedrich der Großmüthige Churfürst von Sachsen. Zur 300jährigen Gedächtnißfeier seines Todes besungen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden das 17. bis 20. Bändchen und enthalten:

17. **Die deutsche Hansa**, von F. W. Barthold.
18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.
19. **Der Haushalt der Pflanze**, von F. Cohn.
20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von J. Rank.

Die früher erschienenen sechzehn Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Himmel**, von J. H. Mädler. — 3. **Das Mikroskop**, von O. Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von F. A. D. Tholuck. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebensversicherungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. H. Mädler. — 10. **Das Slawenthum**, von W. W. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. F. Marchand. — 12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von O. Hübner. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von A. B. Reichenbach. — 14. **Die Telegraphie**, von L. Bergmann. — 15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freih. von Biedenfeld.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im März 1854.

F. A. Brockhaus.

In der **Allgemeinen Deutschen Verlags-Anstalt (Sigismund Wolff)** zu Berlin erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Altes und Neues aus Spanien,

von Freih. **Julius v. Minutoli.** Zwei Bände. Gr. 8. Eleg brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese lebensfrischen Schilderungen von Charakteren und Sitten aus der Feder des Königl. preuß. General-Consuls für Spanien und Portugal werden in der gebildeten Lesewelt ein ungewöhnliches Aufsehen erregen.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der allgemeine österreichische Zoll-Tarif

für die **Ein-, Aus-** und **Durchfuhr.** Nebst alphabetischem Waaren-Verzeichniß. 4. Wien. 1853. 2 Thlr.

Romane von Robert Giseke.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. **Zweite**, durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite**, durchgesehene Auflage. **Miniatur-Ausgabe.** Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage** in dem beliebten **Miniatur**format gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Literarische Anzeige.

Als siebenter Band von Olshausen's Commentar über das Neue Testament ist erschienen:

Die Offenbarung Johannes

erklärt von

D. Joh. Heinr. Aug. Ebrard.

Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Vor Ostern noch erscheint von Olshausen's Commentar des sechsten Bandes erste Abtheilung, enth.: den Brief des Jakobus, erklärt von Lic. J. T. Aug. Wiesinger.

Ferner ist neu erschienen:

D. Herm. Olshausen's biblischer Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments. Erster Band, die drei ersten Evangelien bis zur Leidensgeschichte enthaltend. Vierte Auflage, revidirt von D. Aug. Ebrard. 59½ Bogen. Geheftet. Preis 3 Thlr.

Königsberg, im März 1854.

A. W. Unzer.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein Roman der Innern Mission.

Eritis sicut Deus. Ein anonymer Roman. Drei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1854. Gr. 12. 4 Thlr.

Nicht leicht ist wol der Romandichtung als einer einflußreichen Literaturgattung eine solche glänzende Anerkennung zutheil geworden als dadurch, daß das fromme Institut des Rauhen Hauses sich herbeigelassen hat, dieses so weltliche Literaturgenre in Dienst zu nehmen und aus seiner Druckanstalt diesen Roman ausfliegen zu lassen, nicht als eine Taube mit dem Oelblatt, die den Frieden und das Ablaufen der Sündflutwasser verkündet, sondern als einen streitlustigen krummschnabligen Aar, der die Flügel ausspreizt, um auf unchristliche Beute zu stoßen. Möglich, daß auch eine pecuniäre Berechnung, die ja das Institut zum Zweck seiner Erhaltung überall wird im Auge behalten müssen, bei Verlagsübernahme des Romans mit wirksam war; das Hauptmotiv dabei wird aber die sehr zweifelhafte Aussicht auf Gewinn schwerlich gewesen sein. Man hat das Institut des Rauhen Hauses von einigen Seiten her beschuldigt, daß es sehr weltliche Zwecke verfolge; vielleicht beweist aber diese Beschuldigung nur, daß man sich in unserer Zeit überhaupt nicht mehr zu dem Glauben an ein rein philanthropisches Streben zu erheben vermag, oder daß die allerdings sehr zahlreichen Beispiele von Maskirung gewinnsüchtiger Zwecke unter dem Deckmantel der Philanthropie und christlichen Gesinnung diesen Glauben erschüttert und vernichtet haben. Ist doch auch leider auf dem Gebiete der Kunst, der Literatur und der politischen Bestrebungen nur zu häufig ein hoher und edler Zweck vorgeschützt worden, während wir später erkennen mußten, daß hinter dieser Larve das faunische Gesicht einer ganz gewöhnlichen Speculation gelauert hatte. Da fällt es den Menschen schwer zu glauben, daß aus dem vielfach verschlammten Boden der Zeit noch irgend ein Gewässer ohne sumpfige Beimischung hervorgehen und einen vollkommen reinen Trunk gewähren könne. Dieser Zustand ist ohne Zweifel ein sehr trauriger und bedenklicher.

Was nun speciell die Leistungen des Rauhen Hauses als Bildungs- und Besserungsanstalt betrifft, so mag ich mir an dieser Stelle kein Urtheil erlauben, da ich ihren Umfang zu wenig kenne und da sie in der That gegen die Masse sittlichen Verderbnisses, die wir in seiner nächsten Umgebung wahrnehmen, zu weit zurücktreten, um ohne specielle Kenntniß des Details gewürdigt werden zu können. Nur weiß ich von sehr competenten Richtern, ich weiß es aus Schriften von unzweifelhafter Autorität und ich weiß es zum Theil aus eigener Beobachtung, die sich Jedem, der die Augen offenhält, bieten mag, daß noch sehr viel geistiges, sittliches und leibliches Elend in der Welt vorhanden ist. Die Frage ist nur, auf welche Weise diesem immer mehr um sich fressenden Schaden Einhalt zu thun ist? Auf dem Wege, welchen die Männer der Innern Mission, oder auf demjenigen, welchen ihre Gegner einschlagen? Die Zöglinge des Rauhen Hauses müssen ja nicht blos beten, sondern meines Wissens auch arbeiten, und die Arbeit vergißt sich im Laufe des Lebens gemeinhin nicht so schnell als das Gebet. Diese Brautschaft zwischen Gebet und Arbeit kann ja wol unter Umständen zu einer recht glücklichen und fruchtbaren Ehe führen, insofern es gelingt, zwischen beiden ein harmonisches Gleichgewicht herzustellen und das Gebet nicht in einen bloßen Lippendienst ausarten zu lassen. Die Unterwerfung unter ein Höheres, dem wir uns Alle beugen und vor dem wir Alle gleich sind, hat — die Geschichte lehrt es — sich mit Charakterstärke und gei-

stiger Selbständigkeit nicht immer unvereinbar gezeigt, und die Furchtlosigkeit vor den Menschen ist dadurch wahrlich nicht gesteigert worden, daß die Gottesfurcht so bedeutend abgenommen hat. Wir haben zwar an die Stelle Gottes die „Natur" gesetzt, schmachten aber darum in nicht geringerer Abhängigkeit. Die Natur als ein Unpersönliches ist eine Gewaltherrin, die nicht mit sich sprechen läßt und uns unter einem eisernen Gesetze hält. Ihr ist nicht zu entrinnen, und das Gefühl des Drucks, der von ihr ausgeht, läßt sich nicht einmal durch ein kleines, ganz kleines Gebet beschwichtigen. In jedem Augenblick kann sie uns mit einem Staatsstreich überraschen, vor dem uns unsere Sinne vergehen, und wenn sie uns auch wol hier und da einen Einblick in ihr Budget gestattet, läßt sie sich doch keinen Paragraphen streichen und klappt, wenn wir im besten Entziffern der räthselhaften Zahlen zu sein glauben, das gewaltige Buch plötzlich zu und läßt uns in Nacht, Finsterniß und Zweifel. So verfährt „Mutter Natur", an welche die gemüthlichen Dichter des vorigen Jahrhunderts so zärtliche Reime gerichtet haben.

Aber die Männer der Innern Mission haben nichtsdestoweniger die Meinung im Ganzen und Großen gegen sich. Das liegt zum Theil an der Gesammtrichtung des modernen Geistes, zum Theil an ihnen selbst. Es ist ihnen nicht gelungen, das für ihre Zwecke nöthige Vertrauen beim Volke zu gewinnen. Die gegnerischen Vorwürfe sind etwa folgende: Die „Frommen" (sagen die Gegner der Innern Mission) bilden, wenigstens in Deutschland, nicht einmal eine Sekte, sondern nur eine Coterie, in manchen Städten nur exclusive Cirkel, die in ihrer Gesammtheit eine Familienaristokratie und Oligarchie darstellen. Sie schließen in ihr Gebet nicht ihre Gegner, also nicht die Menschheit ein, sie beten nur für die Ihrigen, für sich. Ihre Leiter möchten gar nicht, daß sich ihr Kreis zu sehr erweitere, daß zu viele begabte Männer hinzuträten, weil sie dadurch fürchten das Heft aus den Händen zu verlieren. Bei den Neophyten sehen sie zumeist nur auf ein unterwürfiges Scheinwesen, und Nepotismus und Liebedienerei sind auch bei ihnen in voller Geltung. Sie haben — obschon so manche traurige Erfahrungen an den Ihrigen selbst sie zur Vorsicht stimmen sollten — für die Handlungen Andersgläubiger meist die schneidendsten Urtheile, die weniger vom Geist christlicher Liebe und Duldung als von dem Gifthauch moderner Schadenfreude erfüllt sind. Es ist ja so bequem, zu richten und zu verdammen vom rein äußerlichen Standpunkt aus, es ist für den Egoismus so befriedigend, Andere unter sich im Schlamme zu erblicken, während man selbst auf der sonnigen Höhe unfehlbarer Tugend zu wandeln glaubt.

Zudem, fahren die Gegner fort, habe man nur zu oft die Erfahrung machen müssen, daß Männer dieser Richtung, wenn ihr weltlicher Vortheil mit ihrem Seelenheil in Collision gerathe, in der Regel so gut wie wir andern Weltkinder wüßten, was zu wählen vortheilhafter sei, daß sie den Werth der lieben kleinen runden Dinger, von denen 16 auf eine Mark und 40 auf einen preußischen Thaler gehen, recht gut zu würdigen wüßten, und daß sie zum Theil sehr große Freunde des modernen Comfort seien und sich in ihrer Bequemlichkeit und Behaglichkeit nur ungern stören ließen. Das könne man ihnen nun gerade nicht verdenken; um aber beim Volke im erfoderlichen Maße Glauben und Vertrauen zu gewinnen, würden die Beispiele wirklicher Entsagungs- und Aufopferungsfähigkeit auf ihrer Seite zahlreicher sein müssen. Die alten Heidenbekehrer hätten so große Dinge nicht leisten können, wenn sie es nicht über sich vermocht hätten, die härtesten Entbehrungen zu erdulden und sich sogar Prüfungen aufzuerlegen, die zu bestehen selbst die Stärksten und an Entbehrung Gewöhntesten unter dem Volke Anstand genommen haben würden. Einzig und allein dadurch, daß eine Persönlichkeit die Masse zwinge, ihr den Tribut unterwürfiger Bewunderung zu zollen, lasse sich das Volk dazu fortreißen, auch an ihre Mission zu glauben, und sich von ihr durch Dorn und Distel nachziehen, auch wenn die Füße dabei bluten sollten.

Vorstehende Charakteristik soll nur ein kurzes Résumé der mehr oder minder wahren oder falschen Meinungen sein, welche über die Männer der Innern Mission im Allgemeinen im Schwange sind. Glauben sie diese Vorwürfe verachten und sich für edler und christlicher halten zu dürfen, als sie in diesen allgemeinen Zügen charakterisirt sind, dann um so besser für sie — um so schlimmer aber für ihre Zwecke, wenn sie dessenungeachtet dem weitaus größten Theile der Gebildeten wie der Masse kein Vertrauen einzuflößen vermögen. Auf Ausnahmen nimmt die gern ins Ganze gehende allgemeine Meinung bei Beurtheilung einer Gruppe gleichstrebender Männer niemals Rücksicht, wenn diese Ausnahmen nicht zugleich so glänzend sind, daß sie durch ihre Vorzüge die Fehler der Genossen vollkommen decken und sie vergessen machen. Im andern Falle müssen die Ausnahmen unter der allgemeinen Regel mitleiden.

Ein anderer Vorwurf, den man den „Frommen" mit nur zu großem Recht macht, soll mir die Brücke zu der Betrachtung des Missionsromans schlagen. Diese frommen Männer sind gegen die Künste, die doch auch wol zu den Regenbogenfarben gehören, in denen der göttliche Geist durch das Prisma des menschlichen reflectirt, nicht nur gleichgültig, sie verachten sie auch und betrachten sie fast als eine jener Listen, womit der Böse die sinnlich-empfänglichen Menschenkinder zu umgarnen und zu verlocken sucht. Die katholische Kirche war freilich klüger, indem sie die Kunst als ihre Dienerin in Beschlag nahm, aber die Fanatiker der protestantischen Gläubigkeit verwerfen sie; es muß um die Stätten ihrer Gottesverehrung möglichst kahl und nackt aussehen. Sie setzen die Bilderstürmerei, welche der Reformation auf dem Fuße folgte, in ihrer Weise noch heutzutage fort. Sie haben sich dadurch ein Hauptmedium, um auf die Gemüther der nur für sinnliche Eindrücke empfänglichen Jugend zu wirken, entgehen lassen. Die Jugend hört wol aus dem Munde des schwarzen Mannes, der dort

auf der Kanzel gesticulirt, Worte ausgehen, aber sie versteht sie nicht, und Kanzelvortrag und Gesang langweilen sie, weil sie deren Sinn nicht zu fassen vermag, im gleichen Grade. Es gibt wol sehr Wenige bei uns zu Lande, die in ihrer Jugend mit wirklicher Freudigkeit und inniger Hingebung am Gottesdienste theilgenommen hätten (wie dies ja jüngst Feddersen, wenn ich nicht irre, selbst ein Geistlicher, in seinen „Erinnerungen eines nordfriesischen Knaben" von sich gestand). In welchem Knaben hätte aber nicht das feierliche Zusammenklingen der Kirchenglocken — jenes Ostergeläut, durch das ja auch Faust so wunderbar im Innersten betroffen wurde — eine religiöse Stimmung hervorgerufen! Und wer hätte sich nicht in seiner Jugend von den reinern Gesängen der Chorschüler mehr erbaut gefühlt als von dem Gesange der Gemeinde! Wenn unter den Katholiken, besonders unter den Frauen, mehr Neigung zum Kirchenbesuche herrscht, so liegt dies vielleicht zum Theil daran, daß man auch in spätern Jahren gern solche Stätten besucht, an die sich poetische Jugenderinnerungen knüpfen. Es soll hiermit nichts weiter gesagt sein, als daß die specifisch Frommen ihrem eigenen Zweck und Interesse entgegenhandeln, wenn sie die Hülfsmittel der Kunst so ganz verschmähen. Sie klagen über die weltliche Richtung, welche die Musik und die bildenden Künste genommen; aber sie selbst tragen daran die meiste Schuld, indem sie diese Künste nicht in ihren Dienst nahmen und sich ihnen sogar häufig feindlich gegenüberstellten und noch stellen. Das Theater ist allerdings frivol geworden, es hat ganz und gar nichts mehr von der Weihe der altgriechischen Bühne; dies ist unbestreitbar wahr. Aber die kirchlich Gesinnten haben von vornherein sich von der Bühne ferngehalten und den Einfluß, den sie vielleicht auf sie ausüben konnten, ihr entzogen; ja es gab eine Zeit, wo die Geistlichen gegen die Schauspieler und Schauspieldichter von der Kanzel donnerten und namentlich jenen als Kindern des Teufels sogar ein ehrliches Begräbniß weigerten; kein Wunder, wenn da zwischen Kanzel und Bühne ein offener Krieg ausbrach, der gegenseitig mit der größten Erbitterung geführt wurde. Will ich damit etwa beklagen, daß die Bühne keine kirchliche Anstalt geworden ist, oder dem unschmackhaften Redwitz'schen Surrogat für das religiöse Drama das Wort reden? Nicht im entferntesten! Ich will damit den specifisch Frommen nur zu Gemüth führen, daß sie kein Recht haben, über die Verweltlichung der Künste zu klagen, daß sie vielmehr durch die feindliche Stellung, die sie ihnen gegenüber einnahmen, an dieser Verweltlichung selbst die meiste Schuld haben.

Der Vorstand des Rauhen Hauses, Wichern, ein durchaus gescheiter, kluger, selbst geistreicher Mann, scheint von dieser Ansicht ausgegangen zu sein, als er sich herbeiließ, den Roman, dessen Titel wir oben genannt haben, aus der Officin des Rauhen Hauses hervorgehen zu lassen. Es sollte damit, wie es scheint, ein Anfang gemacht werden, dem unkirchlichen und weltlichen Roman ein Gegengewicht zu bieten. Uns liegt nun ob, ein wenig nachzuspüren, inwiefern dieser Roman geeignet ist, der damit verbundenen Absicht zu entsprechen.

Eritis sicut Deus! Und Mephistopheles fügt hinzu: „Dir wird gewiß noch vor deiner Gottähnlichkeit bange." Das nun ist das Thema, welches in diesem „anonymen" Roman durchgeführt ist.

Der Verfasser oder die Verfasserin, denn mancher Klatsch scheint auf eine weibliche Feder oder wenigstens weiblichen Einfluß zu deuten, während freilich andere Partien einen männlichen Geist und männliche Studien verrathen, also der Anonymus, welcher hinter den Coulissen dieses sehr umfangreichen und dick-massenhaften Romans steht, fängt es schlau genug an. Er weiß anfangs uns verdorbene und verworfene Weltkinder sehr geschickt zu gewinnen, indem er gleich auf den ersten Blättern einen pietistischen Geistlichen in den Vordergrund stellt, den er als Opfer uns Weltkindern vollständig preisgibt. Kein Kunstgriff kann schlauer sein! Dieser Geistliche wird geschildert als ein Mann, dessen Natur etwas ins „Grobe" ging, dessen Schroffheit Jedermann abstieß, dessen Menschenkenntniß „nicht weit her" war, der für nichts einen Blick hatte, „was nicht im allerengsten Kreise des Pietismus eingeschlossen war", dem der „Geruch des Pietismus so süß war, daß er ihn, wie der Priester den Weihrauchkessel, immer vor sich hertrug", der gern „Vormundschaft übte und in dessen Nähe ein freies Regen der Geister nicht möglich war" u. s. w. Kurz, der Verfasser hält uns diesen widerwärtigen Menschen vor, wie der indische Gaukler der Brillenschlange, welche er nach seinem Belieben tanzen lassen will, das Stück Baumwolle, in das sie ihr Gift verbeißen soll. Dieser pietistische Pfarrer wird beseitigt, abgethan, er tritt später nicht wieder auf.

Indeß will ich damit nicht behaupten, daß der Verfasser es mit dieser Charakteristik nicht aufrichtig gemeint habe. Unser Anonymus ist ein Mann von Geist, sogar von vielem Geist; daher ist der geistlose, bornirte Pietismus auch ihm widerwärtig; ihm liegt daran, daß auch der Pietismus mit Geist, Geschmack und einem gewissen poetischen Schwunge betrieben werde; der Pietismus soll durch hübsche Toilette und durch ein artiges, einschmeichelndes Wesen die Herzen zu gewinnen suchen. Und so denken wir uns auch unsern Anonymus, wir denken uns ihn als eine durchaus moderne Persönlichkeit von gewandten Manieren, von zierlicher Rede und jener kleinen koketten Künste und pikanten und maliciösen Epigramme mächtig, mit denen man Glück in der Gesellschaft und namentlich bei „gebildeten" Frauen macht.

Anfangs beabsichtigte ich mein Referat über diesen Roman mit einer möglichst vollständigen Skizze seines Inhalts zu verbinden. Eine solche Skizze erfüllt aber nur in den seltensten Fällen ihren Zweck; vollkommen vielleicht nur dann, wenn die Lächerlichkeiten und Mängel eines gänzlich verfehlten Werks dadurch zur Anschauung gebracht werden sollen; in solchen Fällen ist es häufig die zweckmäßigste Kritik, den Hergang und Inhalt einer Production einfach im Auszuge zu geben und

sie so sich durch sich selbst kritisiren zu lassen. Aber lächerlich ist der Roman unsers Anonymus durchaus nicht; er ist kein Kunstwerk, aber er verhandelt sehr ernste Themata, und was er bezweckt, liegt eigentlich über seinen erzählenden Theil weit hinaus. Eine skizzirte Wiedergabe der Ereignisse und Conflicte, die seinen novellistischen Inhalt bilden, würde daher zu diesem Romane sich verhalten, wie etwa ein trockenes skeletirtes Blatt zu dem frischen grünen am Baume. Auch müßte diese Skizze eine sehr ausführliche sein, wenn sie dem Zweck, den man damit verbände, irgend entsprechen sollte; zu einem so umfangreichen Auszuge können wir aber den Raum in d. Bl., in denen so vieles Wichtige zu besprechen ist, nicht bewilligen; wir müssen es über uns gewinnen, uns in dieser Hinsicht selbst auf schmale Kost zu setzen.

Zwei Personen, welche Schicksal und Neigung zueinander führen, stehen im Vordergrunde: Doctor Robert Schärtel, Universitätsprofessor, geistreich, weltmännisch gebildet, Anhänger der modernen Philosophie, selbstbewußt über Gott und Welt hinaus, wie es nur irgend ein junger Professor in unserer Zeit sein kann, nicht eigentlich schlecht, aber innerlich frivol, egoistisch, eitel und in seiner Weise genußsüchtig; und Elisabeth, eine Waise, gebildet, schön, von sittlichster Anlage, schwärmerisch, religiös, sensitiv, doch von einer gewissen Koketterie und weichlichen selbstgefälligen Hingebung an die Reize eines äußerlich geselligen Verkehrs nicht ganz frei, empfänglich für Huldigungen, die man ihr in reichstem Maße darbringt, im Sentiment befangen und daher ohne eigentliche Energie und Widerstandskraft. Sie lernt Schärtel bei ihrem Oheim kennen. Seine heitere angenehme Unbefangenheit, seine geistreichen Bemerkungen über Literatur und Kunst entzücken sie. „Es war, als hörte ich Musik", schreibt sie an eine Freundin. Schärtel ist von ihrer Schönheit, ihrer geistigen Anmuth gleich heftig gefesselt. Beide werden ein Paar. Sie schwelgt im Glück der jungen Ehe — ach aber! sie geht, wie wir später sehen werden, an der Philosophie ihres Mannes zugrunde.

Um diese Beiden gruppiren sich die übrigen Personen des Romans in so großer Fülle, daß sie einander Luft und Raum beengen, daß sie sich nicht blos gegenseitig drücken, sondern selbst erdrücken. Nur wenige von ihnen, eine so bedeutende Stelle sie anfangs auch einnehmen, leben sich neben jenen vollkommen aus. Mit manchen derselben wußte der Anonymus offenbar nichts weiter anzufangen, als sie sobald als möglich loszuwerden. Man sieht sie auf der breiten Woge des Romans daherschwimmen, dann untertauchen und entweder für immer verschwinden oder nach einer weiten Strecke gelegentlich wieder einmal auf einen Augenblick den Kopf aus dem Wasser heben, als ob sie nach Luft schnappen wollten. Doch haben sie dann in der Regel wenigstens so viel Zeit, um lange Discurse zu halten, die einmal in deutschen Romanen die Hauptsache zu sein pflegen. Zu diesen Nebenpersonen gehören namentlich ein junger Freiherr, der sich mit Malerei beschäftigt und auf den wir noch weiter unten einen Augenblick zurückkommen werden; Eberhard, eine Figur in capriciös Tieck'scher Manier, aber sehr unbestimmt gehalten; ein Docent oder Professor, der von seinen Freunden „Falstaff" genannt wird, ein Anhänger des rohesten Materialismus, der, was jedoch nur kurz berichtet wird, in der badischen Revolution später eine Rolle spielt und nach dem unglücklichen Ausgange derselben mit einem Paar neuen Stiefeln und einem erhaschten Sack mit Geld nach der Schweiz durchbrennt, wo er „unter Heulen und Winseln" sein Leben endet; ein genußsüchtiger Professor Fleischmann, der seine Gattin, eine naive kerngesunde Bernerin, sammt dem beiderseitigen Kinde verstößt, um eine kokette Intrigantin aus den höhern Ständen zu heirathen; ein ebenfalls genußsüchtiger reicher Advocat, der, obschon verheirathet, mit seiner Haushälterin auf einem sehr vertraulichen Fuße steht und später an einer vergifteten Pastete stirbt, u. s. w. Selbst ein bekannter Gelehrter und Theolog, der eine von ihm später geschiedene gefeierte Sängerin heirathete, tritt in diesem Romane auf; auch ein Arzt und Dichter, in welchem sich der Freund der Seherin von Prevorst unschwer erkennen läßt, wird gelegentlich einmal herbeigezogen. Auch die übrigen Figuren scheinen Porträts von Personen zu sein, die — um im Märchenton zu sprechen — „wenn sie nicht gestorben sind, heute noch leben". *)

Man sieht sehr bald, wohinaus unser Anonymus eigentlich will: er beabsichtigt die Blößen unserer Universitäten aufzudecken, das Verderbliche, Entsittlichende, Selbstsüchtige unserer modern-philosophischen Bildung nachzuweisen und an einer Zahl von Beispielen zu zeigen, wie verpestend der giftige Hauch dieser Philosophie und Weltanschauung auf die Charaktere selbst und auf ihre Handlungen wirkt. Eine genaue Bekanntschaft mit der Chronique scandaleuse unserer Universitäten, mit Professorenfrauen und Professorenklatsch, der dem männiglich bekannten Literatenklatsch sehr wenig an Schlechtigkeit nachgibt, kommt ihm dabei zu Hülfe, sodaß seine Giftapotheke recht reichlich und mannichfaltig versorgt ist. Es ist aber ebenso boshaft als einseitig, nur unsere Universitäten zu denunciren, während doch die Fäulniß — diese überhaupt zugegeben — so ausgebreitet zu sein scheint, daß es schwer wäre zu sagen, von welchem Organ des Gesellschaftskörpers sie eigentlich ausgegangen ist und in welchem sie eigentlich am festesten sitzt, am verderblichsten

*) Diese Muthmaßung wird durch ein in Nr. 12 des „Deutschen Museum" enthaltenes Referat bestätigt, auf das ich hiermit verweise. Es dürfte jedoch vielleicht nicht überflüssig sein zu bemerken, daß dieses Referat mir erst nach Abfassung des meinigen zu Gesicht gekommen ist. Der Berichterstatter im „Deutschen Museum" scheint ein des Terrains, auf welchem der Roman spielt, und der persönlichen Verhältnisse, die darin behandelt und mishandelt sind, vollkommen Kundiger zu sein und sagt in Betreff der Autorschaft: „In der Provinz, aus welcher der Roman herstammt, hält man für den Verfasser, wie wir hören, einen Mann, der vor Jahren wegen ähnlicher Streiche (Denunciation, Verleumdung u. s. w.) von Tübingen aus die verdiente Zurechtweisung erhalten hat."

wirkt. Ich werde noch im Verlaufe dieser Betrachtung Gelegenheit haben darauf hinzuweisen, daß der Anonymus, soweit wir ihn aus diesem Buche zu beurtheilen vermögen, mit den untrüglichen Symptomen dieser Verderbniß selbst mitbehaftet ist. Man versuche es doch und schicke alle unsere Universitätslehrer in das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg, um ihre Seelen ausbessern zu lassen, man besetze alle Lehrstellen an unsern Universitäten mit Professoren, Docenten und Lectoren von der Färbung unsers Anonymus — und der Zustand wird um nichts gebessert, vielleicht um Vieles verschlimmert werden. Das gegenwärtige Geschlecht hat einmal kein Organ für die Anschauungen des exclusiven Pietismus, dieser selbst dagegen ein sehr zugängliches für die feinern Gifte unserer Zeit, von denen er, ohne es selbst zu wissen, mitdurchdrungen ist. Wenn unser Anonymus so fanatisch, und ich gebe zu, nicht immer ohne treffende Wahrheit, gegen die Vertreter der modernen Gott- und Weltanschauung an unsern Universitäten eifert, warum schont er so geflissentlich gewisse officielle Kreise und höhere Stellungen, in denen derselbe Geist der Verneinung und Ableugnung umgeht, nur gepaart mit noch weltlichern Motiven und größerer Frivolität? Rechtfertigt sich dadurch ein anderer Vorwurf, den man gegen die „Frommen" erhebt, daß sie nämlich der weltlichen Autorität, möge diese innerlich beschaffen sein wie sie wolle, huldigen? daß sie gebührenden Respect haben vor dem Einfluß, welchen Erbtitel, Besitz und Capital in der Welt zu verleihen pflegen? daß sie die Zuchtruthe ihres Zorns nur auf den Nacken der Nichtbesitzenden schwingen oder Derer, welche ohne Einfluß auf die officiellen Stellen der obersten Staatsfürsorge und bei dieser vielleicht anrüchig und nicht gut angeschrieben sind? daß ihr Conservatismus nur darin besteht, gemeinsame Sache zu machen mit Geld und Gut, Macht und Einfluß, Nöthigung und Gewalt?

Die Sympathie des Lesers wird durch den ganzen Roman fortdauernd für Eine Person in Anspruch genommen, für Elisabeth, die Gattin des jungen Universitätslehrers Robert Schärtel. Hier entwickelt der Anonymus eine gewisse Kraft in der Charakteristik und einigen Einblick in den Organismus des menschlichen Gemüths. Ihr Ringen mit sich selbst, ihre Kämpfe mit der eigenthümlichen Philosophie ihres Gatten sind mit psychologischer Wahrheit erfaßt und zur Anschauung gebracht. Aber selten hat ein Romanschriftsteller seine Heldin in ähnlicher Weise und mit unerbittlicherer Grausamkeit auf die Folter gespannt. Sie muß das Härteste durchleben, was ein fühlendes Weib erleben kann. Ein unbedachter Gang auf einen Privatball, schon zur Zeit ihrer Brautschaft mit Robert, und ein noch unbedachteres Wort haben zwischen zweien ihrer Verehrer ein Duell zur Folge, in welchem ein junger Offizier, der sie an einem zudringlichen Hauptmann rächen will, getödtet wird. Die Mutter des Gefallenen, eine Oberstin, stößt nun einen entsetzlichen Fluch über Elisabeth aus. Schon dieser Fluch wirft einen dunkeln Schatten in das ursprünglich reine Gemüth Elisabeth's. Im Fortgange ihrer anfangs glücklichen Ehe zeigt sich immer mehr der Zwiespalt, der zwischen den Anschauungen ihres Mannes und ihren eigenen herrscht. Sie ist religiös, ihr Gatte das Gegentheil; sie glaubt an einen persönlichen Gott, bei dem sie von jeher Trost zu suchen gewohnt war, ihr Gatte hält dies für Schwachheit; sie glaubt an Recht und Unrecht, ihr Gatte hat Vorstellungen davon, in denen sich beide Begriffe so vermischen, daß, je nachdem man es auslegt, Recht zum Unrecht und Unrecht zum Recht werden kann; sie glaubt an die Heiligkeit der Ehe, ihr Gatte behauptet, daß diese Heiligkeit mit dem Augenblick aufhöre, wo die Liebe ein Ende habe. So verstrickt er sie und sich in ein selbstgesponnenes Schicksal. Ihre Liebe zu ihrem Gatten, von dessen Frivolität sie ohnehin noch manche thatsächliche Beweise erhält, erlischt allmälig oder verliert wenigstens ihre Weihe und beseligende Kraft, und sie wendet nun seine Philosophie auf ihre eigenen Verhältnisse an. Mehr als dies bei einer Ehefrau zu billigen ist, gibt sie sich der Neigung zu einem jungen Freiherrn hin, nach dem Grundsatz ihres Gatten, daß ja die Heiligkeit der Ehe mit der Liebe ein Ende habe, und auf denselben Grundsatz sich stützend, fodert der Freiherr von dem darüber freilich nicht wenig bestürzten Professor dessen Gattin geradezu als sein rechtmäßiges Eigenthum. Die Verirrung Elisabeth's ist freilich nur eine vorübergehende, aber sie versinkt in einen Strudel von Zweifeln, von Zweifeln an sich, an ihrem Gatten, an Gott, an der Tugend, an Recht und Unrecht, an der Unsterblichkeit, sie haßt das Leben, aber ihr graut vor dem Tode, und das Härteste, was einer Mutter geschehen kann, geschieht ihr: sie wacht am Lager ihres Kindes, es ist in der Genesung begriffen, als sie vor Ermüdung auf dem Lager des Kindes einschlummert und es im Schlafe erdrückt! Man sieht, der Verfasser ist grausam und unbarmherzig, wie es ein Romanschriftsteller, selbst ein frommer, nur immer sein kann. Elisabeth versinkt in einen halb wahnsinnigen Zustand, in einen Zustand zwischen Träumen und Wachen, zwischen Krankheit und Gesundheit; sie hat lichte Augenblicke, die aber nur wie vom grellen Schein eines plötzlichen Blitzes erleuchtet sind. Ihrem Gatten beginnt vor ihr zu schaudern, seinen frivolen Grundsätzen nach sucht er aber Trost in einem Verhältniß mit einer ebenfalls nach modernen Grundsätzen gebildeten Dame, die so frivol ist wie er; der Gedanke an Scheidung und an ein neues Ehebündniß tritt ihm näher und näher. Elisabeth, in einem neuen Anfall ihres Wahnsinns, vergreift sich an ihrer Nebenbuhlerin thätlich, ringt mit ihr, fällt mit ihr zu Boden, die Nebenbuhlerin blutet an der Stirn — doch genug des Gräuels, für den der Verfasser in seiner Weise dadurch eine Ausgleichung herbeizuführen sucht, daß er Elisabeth, bevor sie durch alle diese Schläge geistig und körperlich aufgerieben stirbt, sich in einer Kirche und bei dem Anhören einer frommen Predigt mit Gott und mit sich versöhnen läßt. Auch der Freiherr, der mit ihr zufällig in derselben Kirche zusammentrifft, erhebt sich an ihrem Beispiel und

versöhnt sich ebenfalls mit Gott. Geht es aus einer oben bezeichneten Richtung der Frommen hervor, daß der Verfasser es nicht über sich gewinnen kann, einen Herrn von Adel in den Schlingen des Bösen zu lassen, während die Professoren, die Vertreter moderner Wissenschaft, fast sammt und sonders verworfen bleiben, getheilt zwischen Genuß und Ueberdruß, Selbstgenüge und Ekel? Nur Robert ist zuletzt zerknirscht, oder um uns der Worte des Anonymus zu bedienen: „Er kroch zum Kreuze, schlug an seine Brust und rief: Gott sei mir Sünder gnädig! Da schaute der Herr ihn an und sprach: Du sollst leben!"

Es muß hierbei erwähnt werden, daß sich unser Anonymus bis zu diesem Schlusse aller pietistisch-salbungsvollen Rhetorik enthalten hat. Geschah dies aus kluger Berechnung? oder liebt er selbst diesen Ton nicht? Und hat er ihn am Schlusse nur angeschlagen, um sein Product der Agentur des Rauhen Hauses annehmbar zu machen? Am Schlusse heißt es:

> Das Unternehmen, diese Geschichte zu schreiben, kam nicht aus menschlichem Kitzel, sondern aus höherm Anregen (etwa dem Anregen der Agentur des Rauhen Hauses?). Ist viel oder wenig in der Form und Ausführung gefehlt, so mögen die Kunstrichter bedenken, daß ihr Maßstab nicht angelegt werden kann, wo die kleine Kraft von Weibern und Kindern und Narren sich regt. Der Herr aber liebt es, die Wahrheit von Kindern und Narren bezeugen zu lassen, wenn die Weisen zu Narren geworden sind.
>
> Es ist jetzt Sonntag. Meister Händel sitzt an der Orgel im Himmel, und die Engelscharen singen ein altes und doch ein neues Lied (folgt ein Psalm). Dann tönt das Lied vom Lamm und das große Hallelujah.

Was soll man dazu sagen? Unser Anonymus ist viel zu geistreich, er hat die Geheimnisse einer zwischen Glauben und Zweifel ringenden Seele selbst zu innig durchgelebt, er zeigt sich selbst zu sehr mit den Attributen moderner Bildung behaftet, als daß wir annehmen könnten, er glaube selbst an das Orgelspiel „Meister Händel's" im Himmel.

Meister Händel als Organist im Himmel ist ihm sammt den Engelscharen als Chorschülern vielleicht auch nur Decoration, obschon er doch selbst der deutschen Poesie vorwirft, daß sie zu viel Decoratives und Flitterhaftes enthalte. In gewissem Sinne und unter gewissen Vorbehalten kann man dem Verfasser nicht so ganz Unrecht geben. Unsere größten Meister der Poesie und Kunst haben sich sehr oft nicht gescheut, dem bloßen ästhetischen Schein die Wahrheit, selbst die ihres innern Wesens zu opfern und prunkvolle Gebilde zu schaffen, an deren Wesenheit sie ihrer ganzen Richtung nach unmöglich glauben konnten. Auch Schiller verfing sich in dieser Inconsequenz, diesem Widerspruch, als er, der Kantianer, seine „Jungfrau von Orleans" mit allerlei katholisch-romantischem Flitter ausschmückte, um die theatralische Wirkung zu erhöhen und dem nach buntem Firlefanz haschenden Kindersinn des Publicums zu schmeicheln. Werfen wir überhaupt einen Blick in die Frucht- und Vorrathskammer unserer poetischen Literatur — und sie ist so reich und überreich gefüllt, daß unsere Nachkommenschaft daran noch während hundert etwa nachfolgender Hungerjahre Nahrung vollauf haben würde —, so müssen wir allerdings gestehen, daß darin Alles bunt durcheinander liegt: altgriechische und altrömische Mythologie, nordische, mittelalterliche und indische Mythologie, christliche Mythologie und katholische Mystik, und dann wieder die schneidendste Skepsis, Atheismus, Pantheismus bis zur cynischen Verhöhnung alles Glaubens, und aus diesem Chaos der einander widersprechendsten Elemente, das nicht bunter und wirrer sein kann, soll das Publicum lernen, was es zu glauben und nicht zu glauben, zu fühlen und nicht zu fühlen hat. Wie gesagt, der Verfasser hat ein Recht, an jenen großen Dichtern in seiner Weise Kritik zu üben, wie wir Alle dies Recht haben. Aber er scheut sich nicht, von ihren Privatverhältnissen Schlüsse auf sie als Menschen zu ziehen, die wir nicht gutheißen können. Elisabeth äußert einmal zu ihrem Gatten: daß objective Dichtungen nicht heilen, oder vielmehr nur so lange heilen, bis ein neuer Anlaß komme, der die alten Schäden wieder aufreiße, daß nichts, nichts sicherstelle vor den nämlichen Verirrungen selbst im Alter, denen man in der Jugend nachgegeben habe, und sie fügt dann hinzu:

> Ist nicht Goethe selbst hiervon ein sprechender Beweis? Hat nicht sein Leben der dunkeln Flecken genug? Ja, ist seine Ehe selbst mit all ihrer traurigen Kälte und geistigen Armuth nicht solch ein dunkler Fleck?

Es ist einmal in unserer Zeit Brauch geworden, überall nach persönlichen Verhältnissen zu spüren und sie aus ihren Schlupfwinkeln aufzujagen, sie sogar bei der Beurtheilung von Leistungen mitsprechen zu lassen. Möge man sich an dieser Art Kritik immerhin erlustigen! Der Gaumen Vieler ist ja einmal so abgestumpft, daß er nur noch durch Kritiken gereizt werden kann, die mit dem spanischen Pfeffer von Persönlichkeiten gewürzt sind. Meines Wissens hat sich aber Goethe selbst niemals gegen irgend wen über die „traurige Kälte und geistige Armuth" seiner Ehe beschwert. Dies allein hätte den Verfasser berechtigen können, eine solche Aeußerung zu thun. Bei seiner Ueberfülle von Wärme und geistigem Reichthum hat sich Goethe gerade in dieser Ehe vielleicht behaglicher und in seinem Wesen ungestörter gefühlt, als er sich in einer andern vielleicht gefühlt haben würde. Sollte dies nicht der Fall gewesen sein, so war dies seine Sache und nicht die unserige; denn der deutschen Nation gehören seine Werke, nicht seine Privatverhältnisse. Die Welt liebt es einmal, Handlungen nur nach ihrer äußern Erscheinung zu beurtheilen, die tiefern Motive kümmern sie nicht; aber oft liegt der sittliche Schwerpunkt einer Handlung ganz wo anders, als wo die Welt ihn sucht. Es kommt nur darauf an, daß Jemand consequent und seinem Pflichtgefühl gemäß handle, und der Dichter der hochgefeierten Ballade „Der Gott und die Bajadere" handelte auch in diesem Falle wie immer sich selbst getreu. Unser Anonymus aber, der nicht einmal den Muth gehabt hat, sich offen zu seinem Buche zu bekennen, der als Ungenannter und daher nicht vor das Gericht der öffentlichen Meinung in Person zu Citirender auf eine Menge

Persönlichkeiten losfündigt, hat wahrlich am wenigsten das Recht, einem ihn in jeder Hinsicht so riesenhaft Ueberragenden wie Goethe Moral zu predigen. *)

Gerade diese, ich scheue mich nicht es auszusprechen, tiefe Unsittlichkeit des Buchs vernichtet die Heilswirkung („Heilswirkung" im Sinne des Verfassers), die es möglicherweise sonst ausüben könnte. Goethe mit seinem humanen Sinne hätte selbst innerhalb der „traurigen Kälte und geistigen Armuth" seiner Ehe es niemals über sich vermocht, ein solches liebloses Buch zu schreiben, selbst wenn ihm die Aussicht gewinkt hätte, von der Agentur des Rauhen Hauses des Verlags gewürdigt zu werden. Man verwechsele nicht den gemäßigten und geläuterten Gebrauch, den Goethe selbst von dem Rechte macht, Charaktertypen, die ihm im Leben begegneten, künstlerischen Gebilden zugrunde zu legen, mit dem rohen Gebrauch, den sich unser Anonymus davon zu machen gestattet. Denn in diesem Roman treten die Persönlichkeiten eben mit dem ganzen Gewicht ihrer puren, nackten Persönlichkeit auf, ohne künstlerische Idealisirung und nur als die Menschen, die sie waren oder zum Theil noch sind. Der animus injuriandi geht durch das ganze Buch. Der Ton ist zuweilen im hohen Grade hämisch, boshaft und sinkt zuweilen bis zu der niedrigsten Stufe der gemeinen Schadenfreude hinab. So heißt es von einem der Hauptträger moderner Corruption:

> Er blieb in der Schweiz und half dort bei den Umtrieben, die auch in Bern wieder eine Regierung an die Spitze bringen sollten, welche ihm seine Taschen ebenso füllen möchte wie die republikanische Regierung Badens. Ein derber Conservativer stieß ihn aber am 18. April 1852 so hart an, daß sein Gott, d. h. sein Bauch, einen bedeutenden Leck erlitt, und all sein guter Wille, die morsche Tonne zu flicken, war vergeblich. Er endete sein Leben unter Heulen und Winseln und wurde in einer Bahre von vier zusammengenagelten Bretern in ein Grab geworfen ohne Sang und Klang.

Man muß dieses häufige Rücksinken in den widrigen Sumpf moderner Schadenfreude um so mehr bedauern, da es unserm Anonymus wirklich an Geist und Talent nicht fehlt, da er manche moderne Conflicte richtig zu erfassen und manche tragische Situationen in der That ergreifend zu schildern weiß. Auch die ewig wiederkehrenden zweideutigen Verhältnisse zwischen Mann und Weib haben ihr Bedenkliches. Wie keusch und rein sind in dieser Hinsicht die Romane der Engländer, die frommen und nicht frommen. Die freilich sehr verunstaltete Tendenz dieses zwar interessanten, aber viel zu massenhaften und an unerfreulichen Episoden allzu reichen Romans läßt sich auf Herder's Ausspruch zurückführen:

> Jede Poesie ohne Gott ist eine stolze Papierstaude ohne Maß; jede Moral ohne ihn ist eine Parasitenpflanze. Sie blüht schön in Worten und zieht ihre Ranken hier- und dorthin, ja sie umschlingt jede Ritze einer Menschenseele — die Sonne geht auf, und sie ist nicht mehr.

Zu einem solchen schwungvollen, productiven Gedanken, der mehr werth ist als alle drei Bände dieses Romans, erhebt sich aber unser Anonymus nirgends; sein Geist streift stets zu nahe an der Sumpfregion dieser Erde hin.

Hermann Marggraff.

---

*) Jüngst waren in einer Zeitung von bedeutender Autorität in einem Correspondenzartikel folgende Worte zu lesen: „Goethe's Leben hat in Bezug auf die Frauen nicht ohne seine eigene Schuld eine Entwickelung genommen, derzufolge er einer sittlich-schönen Häuslichkeit entbehrte. . . . Aus diesem Grunde mögen gerade die strengsittlichen Grundsätze herzuleiten sein, die der Dichter später über die Ehe ausgesprochen hat." Das ist gerade, als ob man erst gestohlen haben müsse, um in den Stand gesetzt zu sein, streng rechtliche Ansichten über die Heiligkeit des Eigenthums zu haben! Wenn aber Goethe ohne diese Ehe niemals dazu gelangt wäre, strengsittliche Ansichten von der Ehe zu erlangen, dann wollen wir auch dem Himmel danken, daß sein Schicksal diese Wendung genommen hat. Ein solcher Preis war des Opfers werth! Kehrt man jenen Satz um, so müßte man zu dem Paradoxon gelangen, daß, wer in seiner Ehe einer „sittlich-schönen Häuslichkeit" (im Sinne jenes Correspondenten) genießt, eben durch diese „sittlich-schöne Häuslichkeit" dazu verleitet werden könne, keine strengsittlichen Grundsätze über die Ehe zu haben. Welch ein Cirkeltanz von Sinnlosigkeiten!

Militärliteratur.

Wir machen auf zwei wichtige Werke, für die Kriegswissenschaft von Bedeutung, aufmerksam, welche soeben erschienen sind und für deren Veröffentlichung wir uns sowol den Herausgebern, als der Verlagshandlung zu großem Danke verpflichtet fühlen.

1. Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich von Bülow. In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herausgegeben von Eduard Bülow und Wilhelm Rüstow. Mit 60 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich von Bülow's Schriften! Welcher Militär, der sich durch kriegswissenschaftliche Studien für seinen Beruf auszubilden sucht, kennt den Namen Heinrich von Bülow nicht. Gelesen und studirt haben seine Schriften in neuerer Zeit freilich die Wenigsten. Sie begnügen sich mit Dem, was sie von Andern, die ex officio auch diesen „überwundenen Standpunkt" durcharbeiten mußten, über ihn gehört haben. Nun war aber das Urtheil über Bülow von seinem ersten Auftreten an ein verfälschtes, in den größten Widersprüchen sich bewegendes. Ganz natürlich. In der Zeit allgemeinen Zerbröckelns und Zerfallens erstarrter Formen, welche die französischen Revolutionskriege mit ihren Neuerungen im Gebiete der Kriegskunst bewirkten, trat Bülow auf, und sein Genie, das blitzartig einschlagend neue Bahnen zu sprengen suchte, mußte einerseits blenden und enthusiastische Ueberschätzung hervorrufen, andererseits aber die Verehrer des Alten, das einst so Hohes erreicht hatte, verletzen und erbittern. Als dann Bülow selbst in seiner „wildgenialen" Weise, excentrisch wie er war, sich zu immer kühnern und gewagtern Schritten seines Systems hinreißen ließ, als er, gereizt und verbittert auch durch äußere Misverhältnisse, in seinen Angriffen auf das Bestehende über alles Maß hinaus-

ging und die schärfste Geißel über Fürsten, Feldherren und Staaten schwang, gab er seinen Feinden Waffen in die Hand, die sie nicht säumten gegen ihn zu gebrauchen. So war es lange Zeit unter den Schriftgelehrten Sitte geworden, über Bülow's geniale Ideen mit einem gewissen vornehmen Hohne zu sprechen, wie über die tollen Einfälle eines Lustigmachers, und ich erinnere mich sehr wohl, vom Katheder einer hohen militärischen Bildungsanstalt dergleichen spottende Ausfälle auf Bülow, nicht minder im Tone eines Lustigmachers, gehört zu haben. Das ist aber 30 Jahre her. Seitdem hat sich das Urtheil über den „vielbekannten, vielberühmten und noch unendlich mehr geschmähten" Mann abgeklärt, und der Herausgeber seiner Werke, Schwiegersohn seines Bruders, des Generals Grafen Bülow von Dennewitz — der bekannte Novellist Eduard von Bülow, der seitdem auch gestorben — hat Recht, daß es endlich an der Zeit ist, ihm ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen. Das ist durch die vorliegende Sammlung geschehen.

Aus Bülow's Leben erfahren wir viel interessante und traurige Dinge. Der Herausgeber hat keinen Schleier über seine Verirrungen und Laster gezogen, er hat nur zu erklären versucht, wie ein von Grund aus edler Charakter so weit gekommen ist. Was wir von dem Leben in seinem älterlichen Hause, von den bis zu periodischem Irrsinn gehenden Wunderlichkeiten seines Vaters lesen, von Bülow's Ausbildung in der École militaire, wo der französische Geist des 18. Jahrhunderts herrschte, von seinem gern gesehenen Zutritt im Hause der bekannten Gräfin Lichtenau, was er selbst seine „hohe Schule" nennt, wir fügen hinzu: der Entsittlichung, gibt uns schon in früher Jugend die Keime zu der unseligen Entwickelung späterer Jahre zu erkennen. Sehr jung in die Armee getreten, ekelte ihn bald der Garnisondienst und der Umgang mit rohen Kameraden an, er warf sich auf Studien: Polybius, Tacitus, Rousseau waren seine Lieblingsschriftsteller und gaben seinem Geiste die Richtung. Nach dem Tode seines Vaters nahm er den Abschied und ging in die Niederlande, um sich den Insurgenten gegen Kaiser Joseph anzuschließen. Mit diesem ersten falschen Schritte begann die lange Reihe der folgenden, durch welche er sich in immer tiefere Noth verstrickte. Jener Aufstand war bald unterdrückt. Bülow kehrte in sein Vaterland zurück, studirte wieder Kriegswissenschaften, faßte aber plötzlich Neigung zum Theater und den Entschluß Schauspieldirector zu werden. Schon hatte er eine Truppe zusammengebracht, als er seinen Plan, durch ein äußeres Hinderniß gekreuzt, mit bedeutendem Geldverlust wieder aufgab und einen seiner Brüder, der obenein verheirathet war, überredete, mit ihm aufs Gerathewohl nach Amerika zu gehen. Dort verweilten sie fast ein Jahr, bis zum Sommer 1792, und die Frucht dieser Reise, das Werk über den Freistaat von Nordamerika (1797), beweist, daß Bülow sich in all seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Dennoch unternahmen die Brüder, um ihre zerrütteten Vermögensumstände wiederherzustellen, 1795 eine zweite Reise dorthin, und zwar mit Glaswaaren. Ihre Speculation schlug aber gänzlich fehl, sie verloren ihr ganzes Vermögen dabei und trieben sich über ein Jahr in Amerika umher, es heißt sogar, daß sie als Prediger aufgetreten sind. Dietrich (so ist sein eigentlicher Name, obwol er sich auf seinen Werken bald so, bald Heinrich nennt), in sein Vaterland zurückgekehrt, fand nun endlich den wahren Beruf, in welchem er sich Ruhm und Ansehen und eine gesicherte, ehrenvolle Lebensstellung verschaffen konnte. Berenhorst's „Betrachtungen über die Kriegskunst" führten ihn, wie er selbst gesteht, auf die Bahn als Kriegsschriftsteller. Er studirte eifrig Kriegswissenschaften, Politik, Staatsökonomie, und die erste Arbeit, die er veröffentlichte, war sein berühmtes Werk „Geist des neuern Kriegssystems". Das Aufsehen, welches das Buch erregte, füllte ihn selbst mit dem Bewußtsein seines Genius, aber leider auch mit jener maßlosen Ueberschätzung, welche so viel zu seinem Unglück beigetragen hat. Vergebens suchte er eine Anstellung in Berlin, entweder im Generalstabe oder im Ressort des Auswärtigen, man fand in ihm einen unruhigen Kopf und hielt seine Ideen geradezu für staatsgefährlich. So zwang ihn die Noth Schriftstellerei als Handwerk zu treiben; mehre unbedeutendere Werke erschienen in rascher Folge, bis er 1801 sein zweites namhaftes Werk „Der Feldzug von 1800" herausgab, wofür er den Bogen mit 6 Thalern (!) honorirt bekam. Dies Werk wurde in seiner Bedeutung anerkannt, aber die Rücksichtslosigkeit desselben machte nun Bülow's Anstellung im Staatsdienst ganz unmöglich, sodaß alle seine Versuche auch an kleinern Höfen scheiterten und er bald in die tiefste Noth und dadurch in die bitterste Gereiztheit fiel, die sich nun überall Luft machte. Ein neuer verfehlter Plan, in London eine deutsche Zeitschrift herauszugeben, brachte ihn hier sogar in das Schuldgefängniß, aus welchem ihn nur sein Bruder Wilhelm (der nachmals berühmte Feldherr Bülow von Dennewitz) mit großen Opfern befreite. Dann wohnte er eine zeitlang in Versailles und Paris, wo ihm seine bereits ins Französische übersetzten Werke großes Ansehen verschafften und er neue abenteuerliche Plane, sogar zu einer Colonisation Afrikas, schmiedete, auch, wie es heißt, geheimer Bevollmächtigter der deutschen Reichsritterschaft war und endlich ausgewiesen wurde. So kam er denn 1804 wieder in Berlin an und setzte seine schriftstellerische Thätigkeit durch eine Flugschrift über Napoleon und „Lehrsätze des neuern Kriegs" fort, denen 1805 eine „Geschichte des Prinzen Heinrich von Preußen" folgte. Mit Berenhorst, Venturini, Voß und Netzow gab er dann „Annalen des Kriegs" heraus, endlich seine „Taktik der Neuern, wie sie sein sollte". Dadurch war er zwar in eine bessere pecuniäre Lage versetzt, aber seine Verstimmung und Gereiztheit, sich höhern Orts nicht anerkannt zu sehen, nahm in gefährlicher Weise zu, er ergab sich mehr und mehr einem wüsten Leben, namentlich dem Trunke, und geißelte die Zustände seines Vaterlandes und hervorragende Persönlichkeiten mit der bittersten Satire, das Schlimmste prophezeiend. Vergebens warnten ihn

wohlmeinende Freunde, er ging in seiner Verbitterung immer weiter, bis 1806 „Der Feldzug von 1805" unter seinem Namen erschien, infolge dessen er auf Reclamation des russischen Gesandten verhaftet wurde. Er hätte sich durch die Flucht retten können, aber sein Eigensinn und seine Verblendung erlaubten es nicht. Anfangs wurde er in der Hausvoigtei zu Berlin, nach den Schlachten von Jena und Auerstädt in Kolberg gefangen gehalten, wo er noch einen höchst merkwürdigen Plan zur Rettung des Vaterlandes durch einen kühnen Parteigängerzug, sich selbst an dessen Spitze, entwarf. Sein letztes Werk unter dem Titel „Nunc permissum est" war eine Beleuchtung der Swedenborg'schen Religionslehre. Von Kolberg soll er, wie sein Bruder Bülow von Dennewitz erzählt hat, den Russen ausgeliefert und 1807 in Riga verstorben sein. Wahrlich ein reich, wenn auch nicht glücklich bewegtes Leben, dessen Skizze unsern Lesern nicht uninteressant gewesen sein wird.

Wenden wir uns nun zu dem Material, das uns in der neuen Sammlung geboten wird. Der Haupttitel rechtfertigt sich freilich nicht ganz, denn es sind nicht Bülow's sämmtliche Schriften, sondern nur eine Auswahl charakteristischer Stellen aus seinen vermischten und eine Zusammenfassung des Kerns aus seinen militärischen Werken. Auch scheint die Anordnung nicht ganz klar. In den zweiten Abschnitt: „Aus Bülow's vermischten Schriften", sind der „Feldzug von 1800", die „Taktik der Neuern", die „Feldzüge des Prinzen Heinrich", „Gustav Adolf in Deutschland" und der „Feldzug von 1805" aufgenommen, welche dann sämmtlich im nächsten Hauptabschnitte: „Aus Bülow's militärischen Schriften", wohin sie auch gehören, wieder erscheinen. Jener enthält, von Eduard von Bülow redigirt, allerdings nur charakteristische und pikante Aphorismen aus diesen Werken, während Rüstow, der die militärischen Schriften behandelt, ihren wissenschaftlichen Inhalt gegeben hat. Zu den vermischten Schriften kann demnach allein gerechnet werden „Der Freistaat von Nordamerika" (1797); „Physisches Staatswohl" (1800); „Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen" (1804); „Blicke auf zukünftige Begebenheiten" (1806). Kleinere Arbeiten von weniger Bedeutung, z. B. „Ueber das Geld", sind mit Recht unberücksichtigt geblieben, ebenso die Aufsätze aus den „Annalen des Kriegs". Das Werk über Nordamerika, in vieler Beziehung sehr interessant, hätte wol mehr Stoff zu Mittheilungen geboten, indessen durfte der Raum nicht überschritten werden, und eine Ausgabe von Bülow's sämmtlichen Werken wäre bändereich und wahrscheinlich wenig lohnend geworden. Von ungleich höherer Wichtigkeit und auch dem Herausgeber Rüstow zur Ehre gereichend ist die Auswahl und theilweise Bearbeitung der militärischen Schriften des berühmten Verfassers. Diese sichert dem Werke einen bedeutenden Platz in der Militärliteratur. Der Herausgeber leitet sie mit einer kritischen Abhandlung über Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaft ein. Bei dieser müssen wir zunächst um ihrer selbst willen verweilen. Daß Bülow der Erste gewesen, welcher die Kriegführung einer wissenschaftlichen Behandlung fähig erklärt und diese auch durch sein System versucht hat, ein Verdienst, welches ihm noch durch Jomini bestritten wurde, darin wird man bei unvorgefaßter Meinung mit dem Herausgeber einverstanden sein. Derselbe hat Bülow's System klar und scharf beleuchtet, wie er sich denn überhaupt schnell einen ehrenvollen Platz unter den Militärschriftstellern der Gegenwart errungen hat. Daß er sich in der unseligen Parteiung unserer Tage seinem Vaterlande entfremdete und eine verbitterte Stellung, ähnlich der Bülow's, einnahm, ist nur zu bedauern, er kann aber überzeugt sein, daß man daheim seinen Talenten und Leistungen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wenn er meint, daß dort eine lobhudelnde Kriegsgeschichte besser aufgenommen wird als eine strenge und, wo es gilt, tadelnde, so ist er ungerecht. Der Krieg von 1806, der doch wahrlich für Preußen empfindlich genannt werden muß, ist von einem hochgestellten Offizier neuerdings ohne Beschönigung oder Schminke, mit strengem sittlichen Ernst im Lichte der Wahrheit behandelt worden, und wie dies ausgezeichnete Werk ein Muster für militärische Geschichtschreibung geworden, ja der kriegsgeschichtlichen Kunst der Darstellung, wie sie sein soll, erst Bahn gebrochen hat, so ist es auch in den höchsten Regionen mit voller Anerkennung aufgenommen worden, und als sich der Verfasser aus Gesundheitsrücksichten kürzlich in den Ruhestand zurückziehen wollte, hat ihn der König bewegen lassen, seine Stellung, in welcher er Ausgezeichnetes in seinen Vorträgen über Kriegsgeschichte leistet, noch zu behalten.

Rüstow hat in seiner kritischen Einleitung zugleich Willisen's System, das er einen weitern Ausbau des Bülow'schen nennt, einer geistreichen und scharf durchdachten Beurtheilung unterworfen und es als Beweis angeführt, daß wir, selbst in der von Bülow erfundenen Nomenclatur, z. B. von Strategie und Taktik, noch auf dem Systeme des Letztern fußen. Was die Definitionen der beiden genannten Begriffe betrifft, können wir nicht damit einverstanden sein und finden keinen Fortschritt darin, daß Willisen wieder darauf zurückgekommen ist. Schon Erzherzog Karl und Clausewitz hatten andere und wol auch bessere gegeben. Was aber hindert uns, die Strategie als Feldherrnwissenschaft die Lehre von der Kriegführung zur Entscheidung des Kriegs zu nennen, welche den Kriegsplan zu entwerfen, die Operationen zu leiten und auch die Schlachten anzuordnen hat? Dadurch ist ihr der zu enge Begriff, sie nur die Lehre von den Verbindungen zu nennen, erspart, welchen Willisen auf die „Bedürftigkeit" basirt, welcher Ausdruck uns weder glücklich erfunden noch „schön" erscheinen will. Willisen's Theorie des Kriegs ist, darin hat Rüstow Recht, noch nicht so gewürdigt worden als sie verdient; andere Gründe mögen dazu beigetragen haben. Sie ist philosophisch gehalten und mit einer seltenen logischen Consequenz und, abgesehen von der wortreichen Sprache, bei der man die militärische Kürze vermißt, auch mit mathematischer Bestimmtheit durchgeführt; sie enthält so viel Wahrheit, daß sie volle Anerkennung verdient, aber wie

es consequenten Systematikern stets ergeht, sie verfahren gewaltsam, indem sie Widerstrebendes in ihre Kategorien zwingen und, wo das unmöglich ist, ganz herauswerfen oder ignoriren. Interessant ist es, mit solchen Schriftstellern die Koryphäen einer andern Ansicht vom Kriege, der ja doch aller Consequenzen spottet und nur das in seiner Natur Begründete, ewig Unwandelbare gelten läßt, zu vergleichen, z. B. Clausewitz und Pönitz, den Verfasser der „Militärischen Briefe eines Verstorbenen". Rüstow hat sehr schön das Fehlende in Willisen's System auseinandergesetzt, und es ist ein Hauptmoment der Kriegführung: die Bewegungsfähigkeit. Daran knüpft er seine eigenen Ansichten über ein rationelles Eintheilungssystem der Lehre vom Kriege, welche sich durch Einfachheit und Klarheit auszeichnen. Nur sollte die Strategik, wie gesagt, nicht blos auf Operationen beschränkt sein. Was er über matte Kriegführung der Gegenwart, Zersplitterung in kleinste taktische Einheiten, „Operatiönchen" u. s. w. sagt, ist leider nur zu wahr; indessen eifert er zuweilen gegen Dinge, die an sich von entschiedenem Werthe sind, wie Compagniecolonnen und weittragende Gewehre, statt ihren fehlerhaften Gebrauch anzugreifen. Den allein kann die Schuld treffen, wenn sie ihre Bestimmung verfehlen. Nachdem der Herausgeber, zu Bülow zurückkehrend, seine Verdienste wie seine Irrthümer, Beides mit unparteiischer Würdigung besprochen und ihn als Strategen, Taktiker und Propheten, denn auch das wollte er sein, beleuchtet hat, geht er die einzelnen Werke durch, welche er in einer gewagten, aber gelungenen Verarbeitung, also in einer neuen Redaction dem militärischen Publicum übergibt.

Bülow's Hauptwerk ist „Geist des neuern Kriegssystems" (1799; zweite Auflage, 1805). Die letzte Ausgabe enthält bekanntlich eine Menge von Anmerkungen, welche zum Theil den Text nach den seitdem geänderten Ansichten des Verfassers völlig umwerfen. Rüstow hat versucht, diese Anmerkungen in den Text so zu verarbeiten, daß Bülow's letzte Auffassung klar zutage tritt. Es war ein sehr glücklicher Gedanke und die Ausführung ist so gelungen, als es bei den Widersprüchen Bülow's, die er nicht ändern durfte, möglich war. Wir sehen darin einen ganz besondern Werth dieser Ausgabe. Ebenso zweckmäßig ist, daß von den „Lehrsätzen der Strategie" (1805), welche dem Hauptwerke hier vorangestellt sind, nur diese selbst, nicht ihre Begründung gegeben worden, weil letztere in dem „Geist des neuern Kriegssystems" ebenfalls enthalten ist. Diesem folgt die „Neuere Taktik der Neuern, wie sie sein sollte" (1805). In zwei Bändchen erschienen, eigentlich eine Streitschrift gegen die Lineartaktik unter dem beabsichtigten Titel „Anti-Lascy und Anti-Saldern", enthält sie in Bülow's Manier eine solche Menge von Abschweifungen und Wiederholungen, daß wir Rüstow nur für den Auszug von wenigen Bogen, welcher doch Alles enthält, dankbar sein können. In diesem Werke finden wir neben höchst beherzigenswerthen Ansichten auch die genialsten Salti mortali; es ist vielleicht dasjenige, was Bülow am meisten charakterisirt, besonders seine Lehre vom excentrischen Rückzug, vulgo Auseinanderlaufen. „Gustav Adolf in Deutschland" ist eine kritische Geschichte der Feldzüge des großen Schwedenkönigs und vielleicht Bülow's bestes Werk. Mit Recht rühmt der Herausgeber besonders die ruhige, klare, einfache Darstellung. Man sieht daraus, was Bülow selbst hätte werden und leisten können, wenn auch er zur Ruhe und Klarheit gekommen wäre. Aus diesem Werke sowol als aus dem folgenden: „Die Feldzüge des Prinzen Heinrich", hat Rüstow nur geschlossene, zusammenhängende Erzählungen einzelner Ereignisse gegeben. Wir bedauern das, namentlich in Bezug auf das erstere, „Gustav Adolf", das erst nach dem Tode des Verfassers 1808 in zwei Bänden erschien. Indessen müssen wir das bereits oben angeführte Bedenken gegen eine Gesammtausgabe Bülow's gelten lassen. Den Schluß bilden „Der Feldzug von 1800" und „Der Feldzug von 1805". Beiden, zu frisch nach den Thatsachen geschrieben, fehlt die genauere Kenntniß der letztern, die Vermittelung widersprechender Angaben, kurz Alles was Geschichtschreibung bedingt, und die Kritik allein, maßlos, anmaßend, unerbittlich, herrscht vor, durchflochten mit den barocksten Intermezzi und eigenen Feldherrnplanen. Hier hat sich Rüstow begnügt, charakteristische Stellen hervorzuheben; auch wir können uns damit begnügen.

Möge denn diese Sammlung die Anerkennung und Verbreitung finden, welche sie verdient. Bülow's Werke zu studiren, wird für jeden Militär, der über die Elemente hinaus ist, vom höchsten Nutzen sein. Wir empfehlen daher die vorliegende Ausgabe, welche das Studium derselben durch ihre geistreiche Verarbeitung so sehr erleichtert, nicht allein allen Militärbibliotheken, denen sie natürlich bei ihrem Werthe nicht fehlen darf, sondern auch Allen, welche überhaupt militärische Bücher besitzen; sie werden uns den Rath Dank wissen.

---

2. Essai d'un système pour servir de guide dans l'étude des opérations militaires, suivi d'un précis de l'histoire militaire de France depuis le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de Fontainebleau en 1762. Par le Baron *G. L. de Phull*. Original français, publié pour la première fois par le Baron *F. de Batz*. Avec une préface de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce additionnelle et 2 planches. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

So lang der Titel, so inhaltreich bei militärischer Kürze und Bestimmtheit das Werk selbst. Der Herausgeber verdankt das Manuscript, welches er bald nach dem Tode des Verfassers geschenkt erhielt, dem Sohne eines gemeinschaftlichen Freundes und hofft noch mehr solche zu erhalten, namentlich die Fortsetzung der Kriegsgeschichte von Frankreich; da sich aber das noch verzögern könnte, wollte er mit der Herausgabe des vorliegenden nicht länger warten. Diese geschah zuerst in deutscher Uebersetzung und wurde sehr günstig aufgenommen, was Herrn von Batz veranlaßte, um dem Werke eine weitere Verbreitung zu sichern, das französische Original der Verlagshandlung zu übergeben. Die weiteste Verbrei-

tung und Anerkennung kann ihm in militärischen Kreisen nicht fehlen.

Der Verfasser ist nach langer Controverse in neuerer Zeit ziemlich allgemein als Derjenige anerkannt worden, welcher den Feldzugsplan der Russen für 1812 entworfen hat. (Vgl. Wolzogen's „Memoiren“, Müffling's „Aus meinem Leben“ und den in der Beilage zu Nr. 324 der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. November 1852 enthaltenen Artikel, der wahrscheinlich vom Baron Wessenberg, 1813 östreichischer Gesandter in London, herrührt.) Auch der General von dem Knesebeck, dessen dem Kaiser Alexander vorgelegter Plan für denselben Feldzug in allem Wesentlichen, das Lager von Drissa ausgenommen, mit Phull's übereinstimmt, hat sich mehrfach in obigem Sinne ausgesprochen. Karl Ludwig Baron von Phull war ein geborener Würtemberger, sein Vater Generallieutenant und Oberbefehlshaber der schwäbischen Kreistruppen. Er wurde in der berühmten Karlsschule erzogen und trat in würtembergische Dienste, aus welchen er aber bald in preußische überging. Hier finden wir ihn 1805 im Generalstabe neben Massenbach und Scharnhorst in strategischen Fragen selbst vom Herzoge von Braunschweig, obschon er diesem sehr unbequem war, zurathe gezogen. Im Jahre 1806 ging er in russische Dienste. Der bedeutende Ruf, der ihm vorangegangen war, veranlaßte den Kaiser Alexander, ihn zu seinem Lehrer in der Kriegskunst zu wählen. Er genoß bald das volle Vertrauen des Kaisers, und der Plan, welchen er, wie schon bemerkt, bei der drohenden Invasion der Franzosen entwarf, wurde angenommen. Man hat ihm das Verdienst desselben bis in die neuesten Zeiten bestritten, aber ein in dem oben erwähnten Artikel des Herrn von Wessenberg veröffentlichter Brief des Kaisers Alexander an Phull vom Herbst 1813 macht allem Zweifel ein Ende. Dieser erkennt ihn ausdrücklich als den Autor des Plans an, der mit Hülfe der Vorsehung Rußlands Heil und damit das Heil von Europa zur Folge gehabt hat. Aber ehe Phull diese Genugthuung erlebte, mußte er Haß und Kränkung aller Art tragen. Schon bei den Conferenzen über den Kriegsplan ärgerte er sich bei seiner heftigen und reizbaren Natur so, daß er das Gallenfieber bekam. Dann, als seine anfängliche Idee, ein Lager bei Drissa als Stützpunkt der Operationen zu wählen, scheiterte, weil sie von falschen Voraussetzungen über Napoleon's Charakter und Kriegsmanier ausging, traf ihn bei dem weitern Vordringen der Franzosen der ganze Haß der Altrussen, und der Kaiser mußte der allgemeinen Stimmung gegen ihn so weit nachgeben, daß er ihn nicht mehr um Rath fragte und ihn endlich, als man ihn geradezu tumultuarisch des Verraths beschuldigte, nach Petersburg zurückrief. Hier durfte er kaum wagen sich in den Straßen sehen zu lassen, der Kaiser hatte ihn nicht empfangen, ließ ihm vielmehr den Rath geben nach England zu gehen, wozu er ihn mit Reisekosten ausstattete. Dort sah ihn eben der Baron von Wessenberg und vermittelte 1813 einen Brief an den Kaiser, welcher das oben erwähnte schmeichelhafte Schreiben unter Hinzufügung des St.-Wladimirordens erster Classe zur Folge hatte. Nach dem Frieden ernannte ihn Alexander zu seinem Gesandten im Haag, welchen Posten er bis 1820 bekleidete. Dann nahm er seinen Abschied und lebte in Berlin und Stuttgart, wo er 1827 gestorben ist. Sein bedeutender schriftlicher Nachlaß wurde gleich nach seinem Tode auf Reclamation des russischen Gesandten diesem ausgehändigt. So ist leider nur wenig von seinen Schriften veröffentlicht worden, und wir können es dem Herrn von Baß Dank wissen, daß er dem vorliegenden Werke noch hinzugefügt hat, was er von Phull's Manuscripten überhaupt besaß.

Als Lehrer des Kaisers hatte Phull den Siebenjährigen Krieg seinem Unterricht zugrunde gelegt und für jede der regelmäßigen Lehrstunden eine besondere Abhandlung ausgearbeitet, wodurch ein sehr umfangreiches Manuscript entstanden war, von welchem Wolzogen auf seine Bitte die Feldzüge von 1756 und 1757 ins Deutsche übersetzt hat. Die folgenden sind nicht veröffentlicht worden. Aus den Heften für seinen Unterricht hat aber der Verfasser selbst die Grundsätze und Lehren systematisch geordnet und zusammengestellt in dem Werke, dessen Original uns hier vorliegt.

Aphorismen in 33 Paragraphen als Einleitung sprechen über den Krieg, die Vorbereitungen dazu von Seiten des Staats, über Offensive und Defensive, zu interessanten Vergleichen mit den „Grundsätzen der Strategie“ des Erzherzogs Karl auffodernd, und über die Befehligung. Eine Stelle ist zu charakteristisch, um hier nicht mitgetheilt zu werden, sie scheint eher 1849 als 1809 geschrieben zu sein.

L'armée permanente ayant à garantir l'autorité du Souverain dans le pays et au dehors, lui doit être dévouée avec un attachement inaltérable. Ce sentiment sera affaibli et peut-être anéanti, si l'on admet dans l'armée des individus appartenant à des conditions imbues de *sentiments démocratiques*. Le simple soldat ne saurait être mieux choisi que parmi les habitants de la campagne ou parmi la bourgeoisie des petites villes. Le pays n'étant pas aussi peuplé pour pouvoir satisfaire aux besoins de l'armée, l'on pourra avoir recours aux enrôlements établis sur la frontière. (Dieser Satz beweist freilich die Echtheit der Stelle, weil zu jener Zeit noch das Werbesystem florirte.) L'expérience l'a suffisamment prouvé, qu'indistinctement toutes les classes de citoyens savent s'élever au degré de courage, dont la noblesse doit se faire un devoir. Mais la bravoure seule ne suffit pas: il faut un dévouement à toute épreuve pour le prince. *C'est avec raison que la noblesse* destinée au métier des armes, *se qualifie principalement à remplir les places d'officiers. Dans tous les pays le tiers état est la pépinière des mécontents qu'il est important de séparer par une forte barrière de la noblesse et de l'armée.* (Ueber den letzten Punkt herrscht in Rußland gerade die entgegengesetzte Ansicht: im Heere werde jene curirt.)

Die Reihe der Abhandlungen, welche Phull's System bilden, ist folgende: Operationsbasis; Operationslinie; Parallelbewegung; Verpflegung; Beziehungen der Festungen zu den Kriegsoperationen; Anlage der Defensiv- und Offensivbefestigungen in zwei angenommenen Staaten;

Einfluß der geographischen Lage auf die militärische Organisation der Staaten, insbesondere Spaniens, Portugals, Frankreichs, Sardiniens und Preußens, das letztere betrachtet seit der Regierung des Großen Kurfürsten bis zum Frieden von Tilsit; Anmerkungen.

Einfache Klarheit und eine bestimmte Sprache zeichnen das Werk aus; man ist nie in Zweifel, der Begriff hat stets das treffende Wort, Alles ist kurz und concis vorgetragen, gewiß große Vorzüge. Ueber Operationsbasis wird gesagt, daß die allgemeine und besondere zu unterscheiden sind, daß das Uebergewicht eines Staats über die Nachbarn den Vortheil gewährt, sie nahe an die Grenze zu legen; der Abschnitt ist sehr kurz gefaßt und hätte wol noch mehr über diesen wichtigen Gegenstand bringen müssen. Doch ist die Idee des Werks nur eine Anleitung zum Studium. Bei der Lehre von den Operationslinien legt der Verfasser schon den Accent auf die Verpflegung, über welche ein späterer Abschnitt; wir halten ihn für den werthvollsten, ausführlicher handelt. Er sagt:

Eine große Armee, in der Offensive begriffen, wenn sie einen gewissen Raum durchlaufen hat, ist genöthigt ihre Bewegungen einzustellen, bis sie die Vorbereitungen getroffen hat, ohne welche es ihr unmöglich sein würde, ihre Operationen fortzusetzen. Während dieser Zeit befindet sie sich selbst auf die Defensive zurückgeführt. Wenn man das Verpflegungssystem der Offensivarmee kennt, so kann man die Zeit vorhersehen, in welcher jene auf die Defensive gewiesen ist, und die Defensivarmee wird die Offensive ergreifen können, um die Anstalten des Angreifers zu stören.

Die Verpflegung findet in theoretischen Werken selten den Platz, der ihr gebührt, sodaß Phull's vorwaltende Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand alle Beachtung verdient. Ueber Operationslinien wird auch sehr wenig gesagt. Parallelbewegungen in der Defensive bespricht die dritte Abhandlung, zeigt ihre Gefahren, wenn sie nicht von Festungen gedeckt werden, wie in den Niederlanden, und deutet an, daß, wenn man eine Operationslinie wählt, die der Angreifer nicht ohne Gefahr für seine Verbindungen überschreiten kann, die Defensive keine Parallelbewegungen braucht. Hier hätte wol der Werth der Flankenstellungen, welchen Erzherzog Karl und später Willisen so klar als indirecte Deckung eines Landstrichs dargestellt hat, mehr hervorgehoben werden können. Das Capitel über die Verpflegung nannten wir das werthvollste des ganzen Werks. Es ist darum so wichtig, weil es nicht wie in andern Lehrbüchern nur von der theoretischen Seite der „Bedürftigkeit" (Willisen) aufgefaßt, sondern praktisch, d. h. nach der Ausführung behandelt ist. Phull hatte die hohe Wichtigkeit dieses Gegenstandes stets im Auge. Müffling, dem er im Haag 1819 seinen Operationsplan für den Feldzug von 1812 mit allen Details vorlas, staunte, mit welcher Sorgfalt die Verpflegung der Armee auf dem Rückzug berechnet war. In dem vorliegenden Capitel charakterisirt er zuerst die Verpflegungsweise zur Zeit Friedrich's des Großen und den hemmenden Einfluß, welchen dieselbe auf die Operationen gehabt hat. Dann zeigt er, wie die Art der neuern Kriegführung, die großen Heere und ihre vermehrten Bedürfnisse, selbst die gesteigerten Preise aller Gegenstände eine veränderte Verpflegungsweise hervorgerufen haben. Er vergleicht die Leichtigkeit der Operationen unter dem Requisitionssystem mit denen nach alter Weise, er berechnet die Leistungsfähigkeit des Flächenraums, der zum Unterhalt einer bestimmten Armee ausreicht, bis ins Detail. Interessant ist es, diese Berechnung mit den Berechnungen zu vergleichen, welche andere Schriftsteller angestellt haben, namentlich Clausewitz, welcher den Krieg, seine Natur und seine Erfodernisse wol mit dem gesundesten Auge aufgefaßt hat, wofür er freilich auch von Systematikern par excellence, wie Jomini, des Alles niederreißenden Skepticismus, aber sehr ungerecht, beschuldigt worden ist. Allerdings hat die neueste Zeit, namentlich durch die Eisenbahnen, auch die Verpflegung und ihre Beschaffung wesentlich modificirt. Die Betrachtungen, welche der Verfasser in §. 14 über die Verpflegungsverhältnisse der Franzosen von 1805, 1806 und 1807 anstellt, sind ebenso viele Beweise für die hohe Wichtigkeit des Gegenstands. Zum Schluß zeigt er, welche Vortheile die Defensive aus einem Vermeiden entscheidenden Zusammentreffens ziehen kann, bis zu dem Momente, wo der Angreifer durch den Verlust, den ihm seine vergeblichen Anstrengungen bringen, moralisch und physisch das Uebergewicht eingebüßt hat. Eine Consequenz dieser Lehre war der Feldzugsplan von 1812; hier aber vermißt man den entscheidenden Schlag, welcher dann zu führen ist.

Bei aller Wichtigkeit, welche der Verpflegung zugestanden werden muß, geht der Verfasser aber doch zu weit, wenn er im folgenden Abschnitte die Anlage von den Festungen ganz davon abhängig macht. Hier rathen wir unsern Lesern, damit zu vergleichen, was Willisen in seiner „Theorie des Kriegs" sagt; es ist vielleicht das Gediegenste, was in neuerer Zeit darüber geschrieben worden ist, und schließt sich ganz den allein richtigen Ideen an, aus welchen das System der neuern Befestigungen mit ihren selbständigen, isolirten Werken hervorgegangen ist. Der Raum verbietet uns hier näher darauf einzugehen. Phull würde gegenwärtig wol auch den Stoff anders behandelt haben, namentlich den kurzen Paragraphen über offensive Befestigungen. Die Anwendung seines Systems über die Anlage der Offensiv- und Defensivfestungen gibt er, indem er einen angreifenden Staat, der Böhmen, Mähren und Schlesien im Besitz hat, einem andern, auf die Vertheidigung gewiesenen, der Pommern, Mecklenburg, die sächsischen, anhaltischen und reußischen Lande umfaßt, gegenüberstellt. Er gibt die Punkte an, wo beide ihre Festungen anzulegen haben; wir glauben nicht, daß diese noch aus den engern Begriffen früherer Ansicht über die Fortification hervorgegangene Wahl für die Offensive ihrem Zweck entsprechen würde, jetzt, wo ganz andere Communicationen eröffnet sind und kleine Städte, wie hier auch für die Defensive gewählt sind, nur noch sehr untergeordneten Zwecken als Festungen dienen können. Das letzte Capitel dagegen: „Vom Ein-

fluß der geographischen Lage auf die militärische Organisation der Staaten", wird mit großem Interesse gelesen werden. Es beschränkt sich nicht blos auf letztere, sondern behandelt in einer gründlichen Analyse besonders die Verhältnisse Preußens seit dem Großen Kurfürsten in militärischer Beziehung. Ueber Frankreich sagt der Verfasser sehr treffend, was noch heute Geltung hat:

Sous le rapport de l'organisation militaire la France est à considérer comme un état classique, dont le système modifié par l'expérience des grands événements a tenu contre tous les orages. L'histoire de ce royaume (wann ist dieser Aufsatz geschrieben? Hiernach scheint es, erst in der Muße des diplomatischen Lebens) est un objet principal de l'étude militaire. Un système, dont la bonté était généralement sentie et duquel l'incapacité même ne pouvait pas considérablement s'éloigner, a plus d'une fois sauvé la France en dépit de la maladresse des ministres et des généraux etc. La chûte de Napoléon ne prouve rien contre la solidité du système français. L'ambition la plus démesurée égara cet homme extravagant à un tel point, que pour soutenir une monarchie universelle mal imaginée, il porta à une grande distance de la frontière la plus grande partie de l'organisation militaire établie pour la défense de la France.

Letzteres muß man freilich in Abrede stellen, denn die Organisation war allerdings auch auf die Offensive berechnet. Einige Anmerkungen und Zusätze schließen das Werk, das jedenfalls von großer militärischer Bedeutung ist und, abgesehen von mancher Ansicht seiner Zeit, welche bei veränderten Verhältnissen Geltung verloren hat, stets das Bleibende der Kriegskunst im Auge behält. Es verdient darum, vorzüglich in seinem angewandten Theile, aufmerksam studirt zu werden.

Der „Abriß der Kriegsgeschichte Frankreichs", seit dem Anfange der englisch-französischen Kriege im 14. Jahrhundert bis zum Frieden von Fontainebleau, gibt in vortrefflicher Darstellung eine zusammenhängende Uebersicht der kriegerischen Begebenheiten, in welche Frankreich während dieser fünf Jahrhunderte verwickelt war, und verweilt mit Recht ausführlicher bei der Zeit Ludwig's XIV. und seines Nachfolgers. Eine Zusammenstellung am Schlusse ergibt, daß von 1339 — 1792 Frankreich 28 Kriege in Flandern und der Picardie, 8 in Deutschland, 23 gegen und in Italien, 6 gegen Spanien geführt, daß seine Heere in 83 großen Schlachten und Gefechten 54 mal siegreich gewesen sind, daß sie 90 feste Plätze genommen, 56 verloren, 23 entsetzt und vor 11 die Belagerung aufgehoben haben. Der Verfasser sagt:

Jamais pour se relever de ses malheurs la France n'a eu besoin de secours étrangers. Elle a payé des subsides et n'en a point pris. Toujours elle a paru sur la scène comme puissance du premier rang. Sous Louis XII, sous François I et trois fois sous Louis XIV elle eut à lutter contre les forces réunies de presque toute l'Europe. Il lui est arrivé quelquefois de ne pas répondre d'une manière assez satisfaisante aux prétentions de ses alliés. Mais jamais elle n'a posé les armes pour abandonner ceux, dont elle avait embrassé la cause.

Gewiß eine unparteiische und gerechte Anerkennung von Seiten eines abgesagten Feindes!

Gleich dahinter folgt als „Zugabe" noch ein Mémoire, für dessen Veröffentlichung wir dem Herausgeber sehr verpflichtet sind, denn es enthält von dem Verfasser des Defensivplans von 1812 einen 1804 geschriebenen Entwurf, wie Rußland Frankreich und zwar das Kaiserreich Napoleon's in seiner höchsten Kraftentfaltung angreifen könne. Mit großer Klarheit setzt er die damalige Lage beider Staaten auseinander und zeigt, daß Rußland, außer seiner natürlichen Allianz mit England, Schweden und Dänemark gewinnen könne, daß allerdings die Schwierigkeiten seiner geographischen Lage, wenn es den Feind auf einem vom Mittelpunkt seiner Macht so entfernten Kriegstheater aufsuchen wolle, sehr bedeutend seien, daß es aber, wenn sein Wille, Frankreich anzugreifen, fest und wohlbekannt sei, Mittel und Wege gebe, welche wohl combinirt die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs verbürgen können. Gewiß erregt dieser interessante Gegensatz, sich Rußland als angreifende Macht nach Frankreich marschirend zu denken, unsere vollste Aufmerksamkeit. Zuerst, sagt des Verfassers Analyse, darf Rußland keine Transactionen Frankreichs mit den beiden deutschen Hauptmächten mehr dulden und sich mit gleichem Rechte wie ersteres den Durchmarsch durch Preußen sichern. Hannover und Italien sind die beiden ausgesetztesten Punkte der französischen Macht, auf diese muß sich der Angriff richten. Was er über die Terrainverhältnisse Norddeutschlands und den Massengebrauch der Truppen sagt, in welchem er die Franzosen andern Heeren, namentlich den Russen, nicht für gewachsen hält, ist beachtenswerth. Er hält dafür, daß diese ihre meisten Erfolge dem Partial- und Postengefecht im durchschnittenen und gebirgigen Terrain verdanken, ihre Schnelligkeit der Lebhaftigkeit ihrer Angriffe. Darin ist er nicht gerecht. Er sagt:

Dès qu'on est en présence, il faudrait marcher à eux dans un terrible silence, braver leur feu d'artillerie et s'approcher pour décider l'affaire par la bayonnette. Malgré leur bravoure et leurs fanfaronnades outrées, c'est un genre de combat, dont ils se vantent toujours et qu'ils n'ont presque jamais osé mettre en usage.

Ein so ausgezeichneter Kenner der Kriegsgeschichte hätte sich nicht zu dieser Ungerechtigkeit hinreißen lassen sollen. Der andere Angriffspunkt, fährt er fort, sei Italien, und zwar von Sicilien aus, durch russische und englische Streitkräfte, deren Fortschritte, meint er, Oestreich bewegen müßten, im Norden Italiens als neuer Bundesgenosse loszubrechen. Ging es zugleich mit einem Heere in Schwaben vor, so könnten sich die Franzosen nicht in Italien halten, die Siege in Norddeutschland brächten die auf getrennten Operationslinien vorrückenden Heere ihrer Vereinigung zum concentrischen Angriffe auf Frankreich näher, und die Folgen einer ersten Niederlage mit dem Erscheinen einer siegreichen Armee an der Grenze von Staaten, welche nur zu lange schon unter dem schimpflichen Joche Bonaparte's geseufzt hätten, würde vielleicht Diejenigen, welche ihm jetzt Ehre und Ruhe des eigenen Vaterlandes opfern, über die Monstrosität seiner politischen Existenz aufklären und sie bewegen, zu seinem Sturze mitzuwirken. Dies ist in Kurzem das Wesentliche des Offensivplans, zu dessen Aus-

führung der Verfasser die größte Energie directen Angriffs empfiehlt. Dann würde es das ehrenvollste und wichtigste Unternehmen sein, von dem die Geschichte jemals ein Beispiel gegeben. Wäre es aber Rußland unmöglich, so Mächtiges ins Werk zu setzen, dann müsse es mit Resignation der Auflösung des übrigen Europa zuschauen und von seinem „unverwundbaren" Throne schmerzlich mit dem Dichter ausrufen:

> Apparent dirae facies inimicaque Trojae
> Numina magna Deum.

Ein Nachtrag rechtfertigt den Kriegsplan: „La raison, l'instinct même nous crient *de commencer* pour nous prémunir contre une surprise!" gibt bis ins Detail die Vertheilung der Streitkräfte auf den verschiedenen Operationszonen und beleuchtet die politischen Verhältnisse nicht eben zum Vortheile der damaligen Politik Preußens; auf Oestreichs Beitritt zur Allianz wird dabei der größte Werth gelegt und diesem dadurch selbst eine Verbesserung seiner Finanzen in Aussicht gestellt. Mit den kleinern Staaten kurzen Proceß! Für den Zweck des Kriegs, „Frankreich auf die mit der Freiheit Europas verträglichen Grenzen zurückzuführen", gibt der Verfasser noch in 15 Paragraphen eine Basis an, über welche man sich verständigen könnte. Danach solle der deutsche Kaiser das Gebiet zwischen Etsch und Mincio mit den Festungen Mantua und Peschiera erhalten, ferner Nizza, Piemont, die Lombardei, Bologna, Ferrara, die Herzogthümer Modena, Massa und Parma ein „Königreich der Lombardei" bilden, welches der König von Sardinien erhielte und davon den Titel führte. Der ehemalige Großherzog von Toscana (zur Zeit Kurfürst von Salzburg) würde wieder eingesetzt, Salzburg fiele dem deutschen Kaiser zu, dem Erben von Parma könne in der Lombardei eine Entschädigung werden. Genf, Savoyen und Graubündten würden der helvetischen Conföderation einverleibt. Deutschland bliebe in statu quo! Wenn aber die Franzosen das linke Rheinufer räumen müßten, so würden die geistlichen Kurfürsten von Trier und Köln wiedereingesetzt. Preußens Schicksal wird in Rußlands Belieben gestellt. Unbestimmt ist es gelassen, was aus den Niederlanden — Holland wird in seiner alten Verfassung hergestellt — werden soll, ob sie Oestreich zurückzustellen, oder zwischen Frankreich und Holland, um letzterm eine vortheilhafte Grenze zu sichern, zu theilen seien. Alles würde darauf ankommen, welche Verfassung sich Frankreich gebe. Was er darüber sagt, zeigt von einem so klaren politischen Blick, daß wir die Stelle unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Si les malheurs des circonstances ne permettent pas de faire du retour de la monarchie, le sujet primitif de la guerre, il serait imprudent et *presque criminel*, de l'écarter dans tous les cas possibles. Si l'on cherche à établir la paix publique, ce résultat ne sera jamais assuré d'une manière satisfaisante, tant que la France pourra devenir la proie du premier soldat heureux. Le maître d'un si grand pays devient le fléau de l'Europe, dès qu'il n'est pas lié par aucun des engagements ou retenu par aucune des règles qui tempèrent l'abus du pouvoir. Il ne s'agit pas de battre et de reprimer pour un instant cette nation légère et sanguinaire, mais encore de la mener à une forme du gouvernement qui puisse l'asservir de bonne foi au reste du monde. Ce raisonnement est à la portée d'un chacun et il n'a pas besoin de développements ultérieurs.

Wahrlich nicht, und die folgende Zeit hat die Wahrheit dieses prophetischen Ausspruchs nur zu sehr bewiesen.

Es kann nicht fehlen, daß dieses Werk die Aufmerksamkeit, welche es verdient, in den weitesten Kreisen auf sich ziehen wird, und wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß es dem Herausgeber gelingen werde, noch mehr Manuscripte des geistreichen Verfassers zu erlangen, um damit die Militärliteratur würdig zu bereichern.

Karl Gustav von Berneck.

Talmudische Poesie.

Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch fürs Haus. Von Michael Sachs. Mit Beiträgen von Moritz Veit. Berlin, Veit u. Comp. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies an Form und Titel höchst bescheidene Büchlein dürfte den meisten Lesern bei weitem mehr Interessantes bieten, als sie auf den ersten Blick erwarten. Stimmen vom Jordan; wessen? denn zwei mal ertönte der gewaltige Ruf der Weltgeschichte, die Posaune der Befreiung des Geistes von den Ufern jener Flüsse nach dem Occident herüber; die eine durchdringend mit siegender Macht, die Herzen im Herzen der Erde ergreifend und mit sich fortreißend, die Stimme des Christenthums; die andere längst verklungen, aber immer noch nachhallend, bald in Harmonie, bald dissonirend mit jener, die des Judenthums. Das vorliegende Werkchen enthält jüdische Stimmen vom Jordan und Euphrat. Was tönen und sagen uns diese Stimmen, das wir nicht wüßten und kennten?

Das Verneinende, das mit dieser Frage für Viele verbunden ist, zu beseitigen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben des vorliegenden Werkchens. Es enthält Sagen und Erzählungen, Betrachtungen, Parabeln, Hymnen, Gedanken und Sprüche in poetischer Uebersetzung; aber nicht dem Alten Testamente, sondern sämmtlich spätern Zeiten angehörenden Werken sind sie entnommen. Man pflegt diese Literatur schlechtweg die talmudische zu nennen; in dieser aber sind zwei Hauptrichtungen zu unterscheiden:

> Wie der Himmel gießt herunter
> Zwei verschied'ne Sorten Lichtes:
> Grelles Tageslicht der Sonne
> Und das mild're Mondlicht. Also,
>
> Also leuchtet auch der Talmud
> Zwiefach, und man theilt ihn ein
> In Halacha und Hagada.
> Erst're nannt' ich eine Fechtschul',
>
> Letzt're aber, die Hagada,
> Will ich einen Garten nennen,
> Einen Garten, hochphantastisch
> Und vergleichbar jenem andern,
>
> Welcher ebenfalls dem Boden
> Babylons entsprossen weiland —
> Garten der Semiramis,
> Achtes Wunderwerk der Welt
>
> Wo die schönen alten Sagen,
> Engelmärchen und Legenden,
> Stille Märtyrerhistorien,
> Festgesänge, Weisheitssprüche,
>
> Auch Hyperbeln, gar possirlich,
> Alles aber glaubenskräftig,
> Glaubensglühend. O das glänzt,
> Quillt und sprosst so überschwänglich. (Heine.)

Selbst im Unterschiede gegen jede andere orientalische Poesie hat diese eine eigenthümliche Färbung, ja ein eigenthümliches Wesen an Stoff und Form. In Bezug auf jenen ist es die enge, aber desto reichere und mannichfaltigere Bewegung des Geistes in dem beschränkten Kreise religiöser Gedanken, welcher nur hier und da überschritten wird und auf den allgemein ethischen hinüberspielt; ein Gedanke aber, ein sittlicher oder religiöser ist es allemal, welcher den Dichter bewegt und seine Phantasie belebt; es ist nie und nirgends das reine heitere Spiel, das zwecklose Bilden und Gestalten, nur um an Bild und Gestalt sich zu erlaben und zu erheben; es ist vorwiegend Tendenzpoesie, nur daß man mit diesem Begriff nicht jene bewußte und steife Absichtlichkeit verbinden darf, welche dem Genius die Flügel bindet und jeden Aufflug der Seele hemmt. Aber wenn den Griechen eingestandenermaßen das Schöne als sittlich und heilig galt und verehrt wurde (το καλον), in der Form des Schönen die Idee der Religion ihren Ausdruck und ihren Inhalt fand, sodaß jeder Stoff, d. h. jede Vorstellung, jedes Gebilde, jedes Phantasiegemälde, welches gegen die Ideen des Wahren wie des Guten nicht blos gleichgültig, sondern selbst widersprechend war, wenn es der des Schönen entsprach, durch sie eine Art von religiöser Weihe empfing und der Anerkennung, ja Begeisterung sich erfreute (daher Plato im Gegensatz zum Allgriechenthum und in Erkenntniß des Vorzugs und Uebergewichts des Sittlichen und Wahren die Dichter aus seinem Staate verbannen, die Künste nach ihrer Dienstfertigkeit für die Sittlichkeit messen wollte): so gilt dem hebräischen Volke namentlich in späterer Zeit die schöne Form nur als solche, als äußerliche Hülle, deren aber fast nur das Religiöse würdig erachtet wird; dort leiht die Begeisterung für das Schöne ihm religiöse Kraft und Weihe, hier die Begeisterung für die Religion ihr Schönheit und schmelzende und gewinnende Form.

Was nun diese, die Form selbst, betrifft, so wollen wir zunächst von der der Originale, dann von der vorliegenden Bearbeitung sprechen; bei jener aber müssen wir die innere von der äußern Form unterscheiden. Diese nämlich entbehrt aller Schönheit, denn nicht blos sind alle jene Stellen, wonach die vorliegenden Gedichte gearbeitet sind, in Prosa, sondern in einer elenden und verkümmerten Sprache geschrieben, in einem aus etlichen Dialekten zusammengeschmolzenen, mit Fremdwörtern eben nicht gezierten, sondern verhunzten Idiom. Wer das Leben und die culturhistorischen Geschicke der Völker begreift und sie von nationalpsychologischem Standpunkte aus betrachtet, wird sicherlich zugestehen, daß mit größerm Rechte und in weiterm Maße als „der Stil der Mensch" ist, die Sprache das Volk ist, oder dessen Geist, und daß jede Entwickelungsstufe in jener eine in diesem andeutet. Die Sprache jener ganzen Zeit, aus welcher die Texte zu dem vorliegenden Werke stammen, trägt die Geschicke der Nation und ihr Leben sichtbarlich ausgeprägt; vermischt nicht blos mit einzelnen Wörtern aus den Zungen der Völker, in deren Gefangenschaft und unter deren Joch sie lebt (mit römischen, griechischen, arabischen, syrischen), sondern ohne Einheit und Bestimmtheit in der Construction, darum dunkel, und umsomehr, weil immer dennoch von schneidender Schärfe und Kürze, welche für Ausprägung schöner Redegestalten gar keinen Raum gibt, jeden lebendigen Hauch des Schönen „wegen der Kürze des Odems" gleichsam erstickt. Kein Gedicht, kein Vers ist uns aus jenen Zeiten überliefert, und verstummt ist die alte prophetische Kraft des gewaltigen und doch geflügelten Wortes. Dagegen die innere Form, d. h. die eigentliche Poesie des Inhalts, die Phantasie und die Bildungsart der Gedanken und Anschauungen, sie gleicht ganz dem unter der Asche fortglimmenden Feuerbrande; und je wenn sich die Kraft der Glut gesammelt hat, bricht er auch wol hervor mit lodernden Flammen. Noch eine besondere und gegen alle occidentale Poesie specifische Eigenthümlichkeit dieser müssen wir erwähnen, sie betrifft die Form, aber gleichsam auf der Grenze zwischen der äußern und der innern Form. Denn obwol diese wie gesagt nach den Begriffen unserer Aesthetik ganz kunstlos erscheint, ist der Trieb zur Kunst in ihr doch nicht ganz erloschen; wenn man die Kunst, wie Schiller in mancher Rücksicht sehr glücklich, überhaupt als Spiel bezeichnet, so zeigt sich hier dasselbe in der Gestalt der Anspielung und des Wortspiels. Diese Richtung ist aus der Makamenpoesie bekannt und durch Rückert's meisterliche Uebersetzung selbst unserm Geschmacke nahe gebracht. In der Hagadapoesie bildet die Anspielung, die kunstvolle Anführung, Andeutung und das Anklingen eines Bibelworts ein schönes religiöses wie ästhetisches Motiv.

Durch die vorliegende Uebersetzung nun haben diese Poesien ein ganz anderes Gewand erhalten. In schönen, sehr verschiedenartigen, immer dem Gegenstand sich anschmiegenden, fein gewählten Rhythmen ist dem poetischen Inhalte eine würdige und angemessene Form verliehen; aber nicht nur die äußere deutsche Form ist gefällig und ansprechend, sondern auch an der innern Form des Inhalts ist dadurch das Rauhe geglättet, das oft phantastisch Wilde gemäßigt, das Fragmentarische gerundet, das Fremde und Ungewohnte uns näher gebracht. Zwar nur wer die Originaltexte kennt, wird das ganze Verdienst des Uebersetzers ermessen können an den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren; aber Jeder, der das Werkchen mit offenem und unbefangenem Sinn aufnimmt, wird an dem Dargebotenen Freude, Erhebung und Wohlgefallen finden. Je weniger wir im Stande sind, mit den wenigen Zügen, welche die Grenzen eines Referats zu zeichnen verstatten, die volle Eigenthümlichkeit der besprochenen Poesie zu umschreiben, umsomehr fühlen wir uns veranlaßt, wenigstens eine Probe daraus mitzutheilen.

Der Tod der Priester.

Die Sonne sinkt. Schon brechen lichte Flammen
Aus Gottes Tempel. Babels wilde Krieger,
Vom Würgen matt, vom blutigen Sieg besiegt,
Ruh'n endlich von der Arbeit. Alles schläft,
Der Tod und auch das Elend. Wie der Leib
Vor jener dunkeln Trennungsstunde schauert,
Vor der Geburt des Ewigen bangt und bebt,
Das aus dem irdenen Gefäß sich losringt,
So schauerst du vor Babels Todesstreich,
Du ewige Stadt. Er trifft — und tödtet nicht.

Und immer stiller wird's in Zions Gassen.
Da auf des Tempels Zinnen regt es sich.
Es öffnet sich das Dach und paarweis schreiten
Die Priester, weißgekleidete, hervor.
Der eine trägt die Pfanne, der die Leier,
Das Schlachtbeil der und der das Horn der Freiheit;
Ein jeglicher, weß er zum Tempeldienst
Bedurfte. Doch es wirbelt nicht die Pfanne
Anmuthige Säulen süßen Opferdufts,
Der Psalter schweigt vom Lobgesang des Herrn,
Und in dem Horn, dem Freiheit kündenden,
Erstirbt die Stimme. Aus der Schar der Priester,
Gehüllt ins heilige Gewand des Tages,
An dem er in des Tempels Innerstem
Das Volk mit Gott versöhnte, schreitet sichern,
Gemess'nen Gangs der greise Hohepriester
Bis an den Rand der Zinne: Herr der Welt,
Beginnt der Greis, du hast an deinen Tempel
Den Brand gelegt, denn wer als du vermöcht' es?
Schon schlägt die Flamme aufwärts, wir ersticken
Im Dampfe fast. Wir danken dir darum,
Weil du uns nicht erleben lassen wolltest,
Daß an dem Ort, wo deine Lade stand,
Der blutigen Götzen Babels frevler Dienst
Begangen werde. Nutzlos sind darum
Wir, deine Priester, worden. Wem als dir
Gäb' ich das Zeichen meines Amtes wieder,
Das du in guten Tagen mir vertraut?
Du nimm es an und leg' es in die Hand
Dereinst des bessern Manns. Nun greift der Alte

In seines Mantels Falten nach dem Schlüssel,
Mit dem er eben erst das Tabernakel
Verschlossen hatte. Hoch empor zum Himmel
Hält er den güld'nen, der im Wiederschein
Der Flammen unten und der Sterne droben
Gar wundersam erglänzt. Und eine Hand
Langt aus den Wolken und ergreift den Schlüssel,
Den sie in heiligen Gewahrsam legt
Vor Gottes Throne. Als er dies geseh'n,
Stürzt sich der Hohepriester und ihm nach
Die Schar der Priester in das Flammengrab.
Nachstürzt die Kuppel und bedeckt die Stätte,
Wo die Getreuen starben, Gottes Priester,
Des Volkes roher Neugier sie entrückend.

In diesem Geiste und Sinn sind Sagen und Erzählungen, welche in den Quellen gleichsam eine poetische Ergänzung der ganzen biblischen und nachbiblischen Geschichte bilden, ausgewählt. Die Betrachtungen und Hymnen athmen den reinsten und tiefsten religiösen Geist, die freieste Erhebung zu und die innigste Ergebung in Gott. Die Sprüche aber stehen fast sämmtlich nicht auf specifisch religiösem, sondern auf allgemein sittlichem Standpunkt. Schon aus den Proben, welche Engel, Herder und viele Andere geliefert, ist bekannt, daß hier moralische Weisheit mit verstandesscharfem Witz, sittliche Strenge mit weltmännischer Klugheit gepaart erscheinen. Fast könnten wir dem Uebersetzer den Vorwurf machen, daß er nicht auch auf dem Gebiete der Sagen und Erzählungen zugleich aus den Partien welche genommen, die mehr einen vorwiegend poetischen als religiösen Charakter an sich tragen und sich demgemäß von der specifischen Richtung der nationalen mehr der allgemeinen der Poesie zuneigen, denn es fehlt daran in den Quellen bei weitem nicht; zu einem vollständigen Bilde jener Poesie hätte dies viel beigetragen. Vergessen wir aber nicht, daß das Büchlein keine literarhistorische Anthologie, sondern „ein Buch fürs Haus" und zwar zunächst das jüdische sein soll; und gewiß wird und soll es jeden Gebildeten interessiren, zu sehen, was die eigene Poesie, die Erbschaft der eigenen fast 2000 Jahre alten Bildung und Geistesrichtung dem jüdischen Hause im Bunde mit heutiger Kunst und Cultur bietet.

Die heißglühendste religiöse Kraft des Glaubens, der hochsinnige Ernst rein sittlichen Strebens, die flammende nationale Begeisterung in Freude und Schmerz über die eigene Größe, wie sie im Geiste bestand und wie sie im geschichtlichen Leben untergegangen war, verbunden mit einem tiefen Bedürfniß, die Freude und das Leid, den Glauben und das Streben in phantasievollen poetischen Bildungen auszuprägen, das sind die Ingredienzen, denen der entzückende und weihevolle Duft dieser Poesie entströmt, welche auch den formgewaltigen*) Uebersetzer (oder besser Verfasser) sicherlich zu seiner würdigen Schöpfung beseelt haben.

M. Lazarus.

*) Der Verfasser hat seine Meisterschaft in der poetischen Uebersetzung schon durch seine „Religiösen Poesien der Juden in Spanien" aufs glänzendste dargelegt.

Das Ausgabebuch der Frau von Pompadour.

Relevé des dépenses de Mad. de Pompadour depuis la première année de sa faveur jusqu'à sa mort.

Der Bibliothekar der Bibliothek zu Versailles, Le Roi, hat das seltsame Actenstück, welches er unter dem obigen Titel in dem „Journal de l'instruction publique" veröffentlicht hat, in den Archiven der Seine-Oise-Präfectur aufgefunden. Es enthält einen förmlichen Ausgabeetat während der Zeit der „Herrschaft" der Frau von Pompadour, um mit ihr selbst zu sprechen, d. h. vom Augenblick, in welchem sie Mätresse Ludwig's XV. wurde, bis zu ihrem Tode.

Die Mutter der Frau von Pompadour hatte bekanntlich auf die künftige „ehrenvolle" Stellung ihrer schönen Tochter lange speculirt und ihr deswegen eine angemessene Erziehung zutheil werden lassen. Im Jahre 1745 wurde die Letztere denn auch mittels Patents zur Mätresse des Königs ernannt. Von diesem Jahre an beginnt jenes Manuscript. Dasselbe ist ein Buch in kleinem Quartformat, von grobem, grauem Papier, mit kleiner Schrift und unorthographisch geschrieben; es scheint von einem Beamten ihres Hauses geführt zu sein und ist auf Grund von Noten zusammengestellt, von denen eine große Anzahl von Frau von Pompadour selbst herrührt, denn häufig wird in der ersten Person gesprochen, z. B.: „Gehalte für meine Bedienten" ꝛc. Außen ist es mit einem gelben Papierblatte bedeckt, auf welchem steht: „Enorme Ausgabe." Das erste Blatt trägt den Titel: „Etat der Ausgaben, welche während der Regierung der Frau Marquise von Pompadour vom 9. September 1745 bis 15. April 1764 gemacht wurden."

Der erste Theil des Manuscripts beschäftigt sich mit den Ausgaben für die Gebäude. Die Pompadour hatte verschiedene Schlösser und Häuser, die sie theils bauen ließ, theils restaurirte. Crecy, im heutigen Departement Seine-Marne, kaufte sie 1748 für 650,000 Livres; das Gut Aunay neben Crecy bezahlte sie mit 140,000 L. Die Arbeiten, die sie vom Jahre 1748—54 dort vornehmen ließ, kosteten ihr 2,903,267 L. La Celle kaufte sie 1749 für 260,000 L. und verschönerte es mit einem Aufwande von 70,114 L. In demselben Jahre überließ ihr Ludwig XV. einen Theil des Parks von Versailles, und sie baute sich daselbst für 269,001 L. die sogenannte „Einsiedelei".

Frau von Pompadour wollte indeß ein wirkliches Schloß haben und sie baute sich daher zwischen Sèvres und Meudon 1750 für 2,589,724 L. das Schloß Bellevue. Außerdem hatte sie noch in Versailles, Compiègne, Fontainebleau und Paris besondere Wohnungen.

In Versailles schenkte ihr der König 1752 den Platz, auf dem sich unter Ludwig XIV. La Pompe ou Tour d'eau befand, der 1686 zerstört worden war. Sie ließ daselbst ein Hôtel erbauen, das ihr 210,844 L. zu stehen kam. Auf ihr Hôtel in Compiègne verwendete sie in den Jahren 1751—53 48,232 L. In Fontainebleau ließ sie 1753 gleichfalls eine „Einsiedelei" bauen, die ihr 237,001 L. kostete; in Paris endlich kaufte sie das Hôtel d'Evreux für 730,000 L. und verwendete 1754 auf dasselbe 95,169 L.

In dem Capitel über die baulichen Ausgaben findet man noch verschiedene Summen für religiöse Einrichtungen. So gab die Pompadour dem Ursulinerkloster in Poissy, wo ihre Tante mütterlicherseits Aebtissin war, eine Summe von 4905 L., dem Kloster Assomption zu Paris 52,225 L.

Dem Capitel der Ausgaben für die Bauten folgt ein Verzeichniß Dessen, was Frau von Pompadour Monat für Monat regelmäßig ausgegeben hat. Sie hat demgemäß während der 19 Jahre für gewöhnliche Ausgaben 1,767,674 L. eingenommen und 1,977,207 L. ausgegeben. Sie bezog nämlich eine Pension, die ihr monatlich ausgezahlt ward; ungerechnet sind dabei die Summen, die sie vom König als Geschenk bekam, immer für die gewöhnlichen Ausgaben. Im ersten Jahre betrug die Pension monatlich 2400 L.; in den Jahren 1746, 1747, 1748, 1749 aber stiegen diese Summen häufig auf 30,000 L. monatlich; in den spätern Jahren, in denen die Leidenschaft des Königs mehr und mehr erkaltete, beschränkte sich die Pension fast regelmäßig auf monatlich 4000 L. Auch bekam sie in den ersten Jahren häufig Neujahrsgeschenke, die später verschwinden; so 1747, in welchem Jahre die Leidenschaft des Königs am stärksten war, 50,000 L., 1749 aber bereits nur 24,000 L., und später kommt diese Einnahme gar nicht mehr vor.

Da ihre Ausgaben immer gleich groß waren, die Geschenke des Königs aber schwankten, so suchte sie das Gleichgewicht durch das Spiel und den Verkauf ihrer Edelsteine herzustellen. So gewann sie am 15. Mai 1752 in Marly 9210 L. und am 31. Mai 28,800 L.; im Jahre 1760 verkaufte sie ihre Perlen-

armbänder für 12,960 L., im Jahre 1761 Edelsteine für 9600 L.; im Jahre 1762 belief sich ihre Einnahme im Spiel und durch Verkauf von Edelsteinen auf 20,489 L.

Folgende Aufzählungen können einen Begriff von ihrem Aufwande machen. An Silbergeschirr hatte sie für 537,600 L., an Goldgeschirr für 150,000 L.; für Belustigungen gab sie 1,338,867 L. aus; für Mundvorrath 3,504,800 L.; für Schauspiele, Opern, Reisen rc. 4,005,900 L.; an Gehalten zahlte sie ihren Bedienten 1,168,886 L.; an Pensionen 229,236 L.; an Diamanten besaß sie 1,783,000 L.; an geschnittenen Steinen 400,000 L.

Bekanntlich zeichnete die Pompadour sehr gut und veröffentlichte 63 Kupferstiche in einem jetzt sehr seltenen Bande. Voltaire improvisirte einmal, als er sie mit Zeichnen eines Kopfes beschäftigt fand, folgendes Madrigal:

> Pompadour, ton crayon divin
> Devrait dessiner ton visage;
> Jamais une plus belle main
> N'aurait fait un plus bel ouvrage.

An altem Porzellan besaß sie für 150,000 L.; ferner für 600,452 L. Tafeltücher und Linnen für Crecy, für 400,325 L. dergleichen für ihre andern Häuser; 350,235 L. kostete ihre Garderobe, 12,500 L. ihre Bibliothek, 60,172 L. ihr Küchengeschirr; 460,000 L. gab sie als Geschenk an die sie begleitenden Damen, 150,000 L. den Armen; 400,000 L. verwendete sie zur Regulirung der Angelegenheiten ihres Vaters, Herrn von Machault. Dieser hatte verschiedene Unterschleife gemacht, und man sieht aus dem Documente, daß seine Tochter seine Gläubiger beschwichtigte, indem sie dieselben bezahlte; früher war man immer der Ansicht gewesen, daß er seine Rettung lediglich ihrem Einflusse zu verdanken gehabt habe.

Ihre Gemälde und ähnlichen „fantaisies" hatten einen Werth von 60,000 L.; das Licht kostete ihr 150,000 L., an Wachslichtern verbrauchte sie aber noch außerdem 660,000 L.; ihre Wagen und Pferde kosteten 1,800,000 L. Auf dem Gute Pompadour gründete sie 1763, da sie eine große Pferdeliebhaberin war, das berühmte Gestüt, welches noch jetzt besteht. Das Futter für ihre Pferde kostete ihr 1,300,000 L.

Nach allen diesen enormen Ausgaben klingt es fast unglaublich, daß sich nach ihrem Tode nicht mehr als 37 Louisdor in ihrem Schreibtisch fanden, die sie für die Armen bestimmt hatte. Ein anderes merkwürdiges Zeichen war, daß sie während ihrer Krankheit 700,000 L. borgen mußte, um ihre Ausgaben zu bestreiten. Diese Thatsache widerlegt am deutlichsten jenen allgemeinen Glauben, daß sie in allen Banken Europas Geld angelegt habe; sie hatte bei ihrem Tode vielmehr 1,700,000 L. Schulden.

Es folgt in dem Manuscripte nunmehr eine Aufzählung aller ihrer Dienstleute. Mesme, ihr erster Intendant, bekam 8000 L.; Collin, der zweite, 6000 L.; der Arzt Quesnay 3000 L.; die Duhausset, ihre erste Kammerfrau, 1500 L.; ebenso viel erhielten zwei andere Damen; zwei Neger bekamen 8000 L.

Eine große Rolle spielen in ihrem Ausgabebudget auch die Pensionen, die sie vertheilte. Die erste und sonderbarste ist die an Frau Lebon, weil diese ihr im Alter von neun Jahren vorausgesagt hatte, sie werde eines Tags die Mätresse Ludwig's XV. werden. Sie bekam dafür jährlich 600 L. und mochte wol die Ursache sein, daß die Pompadour immer eine große Neigung für Wahrsagereien hatte. Ihre Kammerfrau Duhausset, welche bekanntlich Memoiren über die Pompadour herausgegeben hat, erzählt folgende Geschichte:

Ein Jahr etwa vor der Ungnade des Abbé Bernis sei Frau von Pompadour in Fontainebleau mit Schreiben beschäftigt gewesen, als ein Bild des Königs von der Wand gefallen sei und sie heftig an den Kopf gestoßen habe. Hierüber sei Frau Brancas eingetreten, welche kaum die Ursache des Ereignisses erfahren habe, als sie Frau von Pompadour und den König gebeten habe, einen Brief an den Abbé Bernis zu schicken, in dem dieser aufgefodert werde, niederzuschreiben, was ihm kurz vorher die Wahrsagerin gesagt habe. Dies geschah und Frau von Brancas erzählte nunmehr, wie die Bontemps (eine Kartenschlägerin) ihm aus dem Kaffeesatz geweissagt habe, daß das Haupt seiner besten Freundin bedroht sei, daß es aber keine Gefahr habe. Am andern Tage schrieb Bernis in der That, daß ihm die Bontemps dies gewahrsagt habe. Der König ließ Erörterungen über die Letztere anstellen, allein die Marquise nahm sie in ihren besondern Schutz. Ebenso protegirte sie bekanntlich den Grafen von St.-Germain sehr eifrig.

In der Liste ihrer Pensionen ist ferner ihre Tante St.-Perpetue mit 3000 L. aufgeführt; eine ehemalige Kammerfrau mit 600 L.; die Kapuzinerin Paris mit 720 L.; die Amme ihrer Tochter mit 200 L. Frau von Pompadour hatte von ihrem Manne, Herrn von Etiolles, eine Tochter, Alexandrine; sie starb im vierzehnten Jahre an den Blattern im Kloster Assomption in Paris und deshalb protegirte die Pompadour zu jeder Zeit dieses Kloster. Sie gab ferner auch den Söhnen ihrer Kammerfrauen beträchtliche Pensionen; der neunzigjährigen Baronin de Rhone gab sie 3000 L. Es folgen sodann in der Liste die Unterstützungen an nicht weniger als 51 religiöse Häuser, wie Klöster, Stiftungen u. s. w.

Das Manuscript endet schließlich mit einer Recapitulation der von der Pompadour verschwendeten Summen. Der Betrag beläuft sich auf 36,327,268 L., und man hat also damit eine zuverlässige Angabe Dessen, was sie Frankreich gekostet hat. 4.

Zwei Romane von Luise Mühlbach.

Von unserer Romanliteratur der Jetztzeit ist im Großen und Ganzen nicht viel Rühmliches zu sagen, trotz der Menge von Productionen, mit denen wir von Tage zu Tage überschüttet werden. Es sind gar wenig Erscheinungen darunter, denen eine mehr als ephemere Existenz vorherzusagen, ja zur Ehre ihrer Verfasser zu wünschen wäre. Originalität, Objectivität und Erfindungskraft scheinen von den Schriftstellern, wenigstens von der großen Mehrheit derselben, gewichen zu sein, und vergebens streben sie, sich dieselben mit Gewalt zu erringen. Es scheint indeß die Ursache hauptsächlich mit in der Zeit zu liegen, ihren Zuständen und Ideen, denen unsere Dichter so sehr verfallen sind und die sie verleitet haben, den Roman auf ein Gebiet zu führen, dasjenige der Tendenz, wo sich ihre Erfindungskraft und ihr vielleicht bis dahin noch gesunder Sinn bald durch den Kreislauf in den enggezogenen Grenzen ermattete und abnutzte. So haben sich viele ganz zurückgezogen, andere flüchteten sich, um sich vor sich selbst zu retten, in die Geschichte und Biographie. Wie hoch der Kunstwerth dieser Schöpfungen anzuschlagen, und wie weit die Berechtigung dazu, besonders was den biographischen Roman betrifft, auszudehnen ist, das auseinanderzusetzen würde hier zu weit führen. Ebenso können wir uns nicht weiter auf die Beleuchtung einer Erscheinung einlassen, die wol in dem eben Gesagten auch mit wurzelt, daß nämlich das Gebiet der Romanschriftstellerei täglich mehr von unsern Frauen occupirt wird. Ein Name reiht sich an den andern, ein weibliches Erzeugniß drängt das andere, schlechte und gute in bunter Reihe. Was können daraus für Folgen entstehen? Zwei solcher weiblicher Schöpfungen von einer der fruchtbarsten und namhaftesten Schriftstellerinnen, Luise Mühlbach, liegen vor uns.

1. Welt und Bühne. Von Luise Mühlbach. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1854. 8. 3 Thlr.
2. Berlin und Sanssouci, oder Friedrich der Große und seine Freunde. Historischer Roman. Von Luise Mühlbach. Vier Bände. Berlin, Simion. 1854. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein altes Sprüchwort: man lerne die Weiber nicht aus und würde sie nie ganz begreifen lernen; und es ist viel Wahrheit darin. Einen Beleg dazu fanden wir in den eben genannten Büchern, deren Gestaltung und Entstehung in Einem Geiste, aus Einer Feder für uns etwas Unbegreifliches hat und auch wol nur der merkwürdigen Geschmeidigkeit der weiblichen Natur

möglich war. Ferner tragen die Bücher dieselbe Jahreszahl, müssen also kurz nach oder, wie ihr Umfang vermuthen läßt, sogar nebeneinander entstanden sein, und doch sind beide so himmelweit voneinander verschieden. Ersteres eine ebenso verwerfliche, wie letzteres eine sehr anerkennungswerthe Arbeit, die jetzt noch wol hinreicht, um den guten Namen der Dame als Schriftstellerin vor dem Schatten zu retten, den das erstgenannte Product auf ihn wirft. Möge sie sich aber ja vor einer zweiten solchen Verirrung wahren und dagegen auf dem zuletzt eingeschlagenen Wege mit desto größerm Ernst weiterschreiten. Doch sehen wir die Bücher näher an.

Zur Kritik von „Welt und Bühne" reicht es aus, wenn wir die Hauptfiguren des Romans in kurzen Umrissen wiedergeben. Eine Frau, die ihren Mann durch Verschwendung ruinirt und zum Selbstmorde getrieben, ihren Sohn (Stiefsohn) in die Welt gejagt, nachdem sie ihm den Fluch des Vaters zu erwerben gewußt, und ihre Tochter, durch deren Hände Arbeit sie sich lange Zeit ernährt, schließlich an einen Thierbändiger verschachert und mit der erhaltenen Summe Geldes abreist und damit auch aus dem Roman gänzlich verschwindet. Ein junger Baron Arthur (Held), verwandt mit dieser Tochter (Marie, Heldin), der dieser zum Gemahl bestimmt war, nach jener Katastrophe sich aber zurückziehen muß. Marie liebt ihn, und diese Liebe ist der Angelpunkt des Romans. Arthur will die schöne Marie verführen, diese weiß dem früh genug zu entgehen und zieht mit dem Thierbändiger fort. Arthur vergeudet sein Vermögen in Verbindung mit jungen Wüstlingen und seiner Mätresse, einer Tänzerin. Aber er thut dies mit Bewußtsein, weil er die Welt verachtet, um sich, wenn er ruinirt ist, todtschießen zu können. Als indeß der Zeitpunkt gekommen, ist er zu feig und verkauft sich durch einen Juden an eine reiche, häßliche Person, die er heirathen soll. Er soll sie zuerst im Theater sehen. Marie ist indeß Thierbändigerin geworden, bis die Menagerie, nachdem der Thierbändiger von dem Tiger zerrissen, aufbrennt. Ein junger Bildhauer rettet sie; sie lebt mit ihm, und als dieser den Preis der Akademie nicht gewinnt, ersticken sich Beide mit Kohlendampf. Marie wird indeß von einem Schauspieler gerettet und wird selbst Schauspielerin. Ihr erstes Auftreten fällt mit dem Abend zusammen, wo Arthur die ihm bestimmte Braut im Theater sieht. Marie macht ungeheueres Furore, und Arthur fühlt, daß er sie liebt. Ein freundliches Nervenfieber als **Deus ex machina** (wie es schon ein mal vorkommt) rettet ihn vor der Heirath, und Marie sucht ihn auf. Jetzt will er sie heirathen und Beide gehen nach Brasilien. Als Staffage sind Bären, Tiger, Schlangen, Professoren, Schauspieler und mehrfaches Publicum benutzt. Die erste Hälfte des Romans spielt in der Menagerie, die zweite meist im Theater und in einer Dachstube. Eingeflochten ist eine lange Episode die in ihren Bestandtheilen genau die ganze Richtigkeit des Romans noch ein mal abwickelt, verrätherische Freunde, falsche Geliebten, verzweifelnde Dichter und Kattunfabrikanten. Es ist gewiß unnöthig, noch etwas Weiteres zu sagen. Die Thatsache spricht ernst genug, und trägt ihren eigenen Richter in sich. Doch schimmern selbst unter diesen Verirrungen ein Talent und eine Erfindungsgabe hervor, wie sie bei deutschen Schriftstellerinnen nur selten zu finden sind.

Mit wahrer Freude wenden wir uns davon ab, um zu dem zweiten Buche überzugehen. Es ist dies der zweite Cyklus aus jener Zeit, deren erster „Friedrich der Große und sein Hof" schon früher erschien. Obgleich fast keine Zeit so ausgebeutet ist wie jene und wir sie durch und durch kennen gelernt haben, so erregt das Lesen dieser Schilderungen doch ein lebhaftes Interesse, theils weil sie doch manches Neue bringen, theils weil die Dichterin es verstanden interessant zu erzählen. Die Charaktere sind scharf gezeichnet und meist auch trefflich durchgeführt, so vorzüglich der König u. s. w. Der historischen Treue hat sich die Verfasserin ebenfalls mehr hingegeben, als es sonst wol geschieht, und sie ist dabei durch vielseitige und höchst anerkennungswerthe Studien unterstützt. Es weht durch das Ganze eine frische gesunde Kraft, die nicht genug zu loben ist, vergleichen wir andere Erzeugnisse mit dem vorliegenden. Die Mängel des Buchs, so groß sie sonst sein mögen, sind dadurch vollkommen paralysirt. Hauptsächlich bestehen diese Mängel in zu großer Skizzenhaftigkeit und Carikirung einiger Charaktere. Ein geschlossenes Ganzes ist der Roman nicht, sondern eine Reihe lose aneinandergeknüpfter Begebenheiten. Die Episode von Eckhof, so interessant sie ist (wenn auch unhistorisch), steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Buche. Einige Personen, für die wir zuerst mit aller Kraft interessirt werden, verlieren sich und lassen unbefriedigt. So vorzüglich Trenck. Voltaire ist Caricatur, die Prinzessin Amalie streift oft nahe daran hin. Der Verfasserin fehlt bei bedeutendem Talent die gestaltende Kraft, während ihre Darstellung eine reiche, lebhafte und fesselnde ist. Ihr Stil französirt oft etwas, was wol durch das anhaltende Studium der französisch geschriebenen Quellen herbeigeführt sein mag. 16.

Ein deutsches Seitenstück zu „Onkel Tom".

Ein deutsches Seitenstück zu „Onkel Tom"! Wer sucht bei uns Sklaven und Sklavenhalter, Sklavensignalements und Sklavenhetze, die Sklavenpeitsche und das Sklavenbrandmal? Doch hat F. W. Hackländer die Entdeckung gemacht, daß es mitten unter uns, in unsern so wohlorganisirten und beaufsichtigten Staaten Scharen von Sklaven gibt, welche genau besehen noch unglücklicher daran sind als die schwarzen Sklaven in Amerika, weil die europäischen mitten unter Comfort und Luxus aufwachsen, die für sie überall sichtbar und doch unerreichbar sind, trotz aller Mühe und Plackerei. Hackländer gerieth in Zorn bei dem Gedanken, daß man in Deutschland den Roman der Beecher Stowe mit so großem Enthusiasmus aufnahm und sich für weit entferntes fremdes Leiden in künstliche Mitleidenschaft setzte, während man doch nicht den Muth hat, „das Auge auf den eigenen Weg vor sich zu senken, um hier eine ungleich härtere Sklaverei zu entdecken, tiefern Jammer, größeres Elend" (Worte, die der Verfasser sehr geschickt und sinnreich einem literarischen Lohnarbeiter und Ueberseßer des „Onkel Tom" in den Mund legt), und er setzte sich hin und begann sein „Europäisches Sklavenleben"*) (Stuttgart 1854), wovon uns die beiden ersten Lieferungen vorliegen. In dieser Anschauung ist etwas Wahres, und es macht dem Herzen des Verfassers Ehre, daß er sich zum Mitgefühl für den leidenden Theil der Menschheit hinreißen ließ und es nun versucht, als beliebter Romanschriftsteller die Sympathie des Publicums für den Gegenstand seiner Theilnahme zu gewinnen. Es fragt sich nur, wie diesen Zuständen, welche die civilisirte Form der europäischen Sklaverei möglich machen, abzuhelfen ist. Hat Hackländer während seiner literarischen Laufbahn sich niemals eines Abschreibers bedient? Sehr wahrscheinlich. Nun, dieser Abschreiber, der nicht den zwanzigsten Theil von Dem erwarb, was Hackländer bei derselben Arbeit verdiente, war der Sklave Hackländer's. Die Lumpen, aus denen das Papier bereitet wird, worauf die Hackländer'schen Romane gedruckt sind, wurden von „europäischen Sklaven" bereitet, getragen, angekauft und zu Papier verarbeitet, und so bis zum Drucken und Binden seiner Romane hinauf. Einer beutet den Andern aus, Einer zieht Nutzen von dem Misgeschick und von der Arbeit des Andern, und so zwar durch alle Verhältnisse von unten bis zur obersten Spitze. Ein Trost für Hackländer dabei ist der, daß er allen Denen eine Wohlthat erzeigt, welche er mittelbar oder unmittelbar in Arbeit setzt.

Will ich etwa damit sagen, daß man die Hände in den Schoos legen und die Stimme der Theilnahme und Menschlichkeit in sich ersticken solle? Der Himmel bewahre mich davor! Die Natur ist grausam, der Mensch soll es nicht sein,

*) Europäisches Sklavenleben von F. W. Hackländer. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 1854. Gr. 8. Die Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr.

gerade weil er Mensch mit einem klopfenden Herzen ist. Das Princip der Liebe und Humanität, aber der gegenseitigen, soll das bewegende Princip aller menschlichen Verhältnisse sein, und gegen dieses Princip wird freilich täglich und stündlich gesündigt, was um so schlimmer ist, da wir das Wort Humanität so oft im Munde führen. Und doch findet auch in dieser Hinsicht wieder eine Art Ausgleichung statt, indem Diejenigen, gegen welche gesündigt wird, in der Regel wol selten von dem Vorwurf freizusprechen sind, wieder gegen Andere zu sündigen. Hackländer stellt z. B. in seinem eben begonnenen Roman die Balletänzerinnen als Sklavinnen auf. Nun, diese üben vielleicht zu ihrer Schadloshaltung in ihrer Weise Tyrannei gegen Diesen oder Jenen, der in der Lage ist, ihnen Dienste leisten zu müssen. Der Gedanke ist freilich traurig (und um so trauriger in einer Zeit, wo der religiöse Trost so sehr vermißt wird), daß Tausende und aber Tausende schon durch die Geburt, durch besondere Unglücksfälle, durch frühe Verwaisung u. s. w. einem Zustande der Sklaverei und des Elends anheimfallen, von dem sie keine Erlösung hoffen dürfen, und daß es nur immer Einzelne sind und sein können, die sich unter Begünstigung besonders günstiger Verhältnisse aus diesem Zustande zu einem behaglichen und einigermaßen freien Dasein emporarbeiten. Vor der Frage, warum dies so ist oder sein muß, steht freilich unser Verstand still, nur unser Herz soll davor nicht stillstehen.

Im Uebrigen hat Hackländer auf diesem Gebiete schon einen Vorläufer gehabt. Bereits vor einer Reihe von Jahren schrieb Ernst Willkomm seine „Weißen Sklaven", die zu den besten Arbeiten des Verfassers gehören. Es sind Partien darin von mächtiger Energie, aber Willkomm besitzt nicht die schmeichelnden Töne, die allerlei hübschen Künste, womit Hackländer sein Publicum zu befriedigen weiß. Wenn sich eine Scene zu traurig und ergreifend gestalten will, so hat Hackländer sofort irgend eine gemüthliche Situation bei der Hand, irgend eine allerliebste Kinder- und Familienscene, womit er die Thränen, die schon zu fließen anfangen, wieder trocknet. Das deutsche Publicum liebt wenigstens bei deutschen Schriftstellern nicht die zu starken Emotionen, von ausländischen läßt es sich schon etwas mehr gefallen. Das deutsche Publicum hat es viel lieber mit Balletänzerinnen als mit Fabrikarbeitern zu thun, und wir wollen es nicht unverdienstlich schelten, wenn Hackländer nachzuweisen sucht, daß es diesen meist durch die Noth zu ihrem Beruf gedrängten Geschöpfen, welche unsere jeunesse dorée gewissermaßen als freigegebenes, herrenloses Wild betrachtet, gar nicht so viel Vergnügen gewährt, auf der Bühne in glänzendem Costüm bis zur Erschöpfung herumzuspringen, als dem Publicum, dies anzuschauen. Man muß jede Bestrebung anerkennen, welche sich gegen jene egoistische und in sich nichtige Frivolität richtet, die alle Geschöpfe und namentlich die weiblichen nur als Werkzeuge zur Befriedigung der eigenen Genußsucht betrachtet und zuletzt das ganze Geschlecht in das Laster der Rouerie und Flaneurie und in einen allgemeinen Bankrott an aller männlichen Tugend zu verwickeln droht. **H. M.**

Klopstock und Platen.

Je länger ich mich mit der Geschichte der deutschen Literatur beschäftige, umsomehr gewinne ich, je mehr ich ihn mit seinen Vorgängern und auch manchen viel spätern Nachfolgern vergleiche, Achtung und ich möchte sagen Ehrfurcht vor Klopstock. In unbefangenen Zeiten wird man wieder würdigen lernen, was dieser Dichter für Erweckung des vaterländischen Gefühls unter den Deutschen, was er namentlich für die Regulirung der deutschen Sprache gethan. Klopstock hat das Instrument der deutschen Sprache erst mit den Saiten bezogen, auf denen die Spätern spielen konnten, und Goethe wie Schiller, Beide dankbarer als ihre Epigonen, haben dies anerkannt. Beide gestehen die erste Anregung zu ihren dichterischen Schöpfungen aus Klopstock's Oden und „Messiade" geschöpft zu haben. Einen größern Sprachschöpfer hat es in Deutschland nie gegeben als Klopstock. Im Grunde sind wir seit ihm in der meisterlichen Handhabung der dichterischen Sprache eher zurück als vorwärts geschritten. Einige Proben mögen dies erhärten. Eine seiner frühesten Dichtungen war der Odenkranz „Wingolf", worin er an Hagedorn folgende Strophen richtete:

> In meinem Arme, freudig und weisheitsvoll
> Sang Ebert: Evan, Evoë Hagedorn!
> Da tritt er auf dem Rebenlaube
> Muthig einher wie Lyäus, Zeus' Sohn!
> Mein Herze zittert! Herrschend und ungestüm
> Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
> Evan, mit deinem Weinlaubstabe,
> Schone mit deiner gefüllten Schale!

Und an Johann Adolf Schlegel:

> Er sang's. Jetzt sah ich fern in der Dämmerung
> Des Hains am Wingolf Schlegel aus dicht'rischen
> Geweihten Eichenschatten schweben
> Und in Begeist'rung vertieft und ernstvoll
> Auf Lieder sinnen. Tönet! Da töneten
> Ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
> Schnell an! In sie hatt' er der Dichtkunst
> Flamme geströmt aus der vollen Urne!

Doch diese Oden sind wol bekannt genug, und wer sie nicht kennt, mag sie in Klopstock's Werken nachlesen. Ist dies nicht aber dieselbe Sprache, in der wir noch jetzt, nach hundert Jahren dichten? Höchstens kann man bedauern, daß so viel Glut und Begeisterung an einen doch immer höchst mittelmäßigen Dichter wie Johann Adolf Schlegel verschwendet wurde.

Nun ein paar Strophen aus Platen, über den wir Neuern Klopstock zu vergessen uns haben gewöhnen müssen. Platen richtete an August Kopisch folgende Strophen:

> Stets, doch immer umsonst, unter dem fremden Volk,
> Sei's auch milde gesinnt, sucht' ich ein zärtliches,
> Huldvolles Gemüth, wie du bist,
> Ein erwünschtes Gespräch wie deins.
> Halb gleichgültig besah dies Paradies ich sonst,
> Das dein finsteres Thor scheidet, o Posilipp!
> Gleichgültig des Mondes Discus u. s. w.

Jeder Unbefangene möge zwischen diesen Proben wählen und entscheiden, bei welchem der beiden Dichter die Sprache mehr Schwung, Natürlichkeit und ungezwungenen Ton und Gang hat, bei Klopstock oder Platen. Dennoch suchte der Letztere seinen Meister Klopstock, dem er doch so viel verdankte, auf recht jämmerliche Weise zu verkleinern, z. B. in dem Gedichte „Horaz und Klopstock", in welchem es unter Anderm heißt:

> Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode,
> Immer erhaben zu sein, aber es fehlte der Stoff,
> Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg u. s. w.

Der deutsche Graf hatte von dem hamburger „Magister" unendlich viel gelernt, nur eins nicht, das Gefühl der Dankbarkeit, welches in Klopstock überaus mächtig war, selbst gegen Solche, die an ihm nicht zum halben Leibe hinanreichten. Für Goethe und Schiller freilich zeigte Klopstock wenig Sympathie, aber er hatte ihnen wenigstens nicht dankbar zu sein; sie hatten von ihm gelernt, nicht er von ihnen; und auch Klopstock fühlte sich als literarische Großmacht und war eifersüchtig und stolz wie alle Großmächte. **H. M.**

Auswärtige Stimmen über Deutschland.

Ein echt französisches Product ist die unter dem Titel „France et Allemagne, littérature, critique, voyages" von M. N. Martin in Paris bei J. Renouard herausgegebene Schrift, in welcher etwa Material zu 20 Bänden steckt, die der Verfasser wahrscheinlich später nachliefern wird. Betrachtungen über die deut-

sche Heldensage, namentlich über das Nibelungenlied, Reiseschilderungen, unter denen besonders die Beschreibung einer Donaureise recht anmuthig ist, Uebersetzungen deutscher und vlämischer Volkslieder, Sonette eigener Fabrikation u. s. w. bilden in dem Buche ein kaleidoskopisches, höchst buntes Durcheinander. Auch führt der Verfasser seinen Landsleuten ein Rudel berühmter und weniger berühmter deutscher Männer und Frauen vor, z. B. neben dem Maler Lessing und den Gebrüdern Grimm auch Karl Gödecke und Wolfgang Müller; er wirft weiterhin flüchtige Blicke auf die Freiin Annette von Droste-Hülshoff, auf die Gräfin Hahn-Hahn und auf Bettina von Arnim, kurz es ist eine mannichfach servirte Tafel; aber man wird von den vielen Leckerbissen nicht satt, und der Appetit bleibt am Ende der Mahlzeit derselbe, der er zu Anfang war. Es ist dies vielleicht ein Mangel, auf der andern Seite aber auch ein Vorzug des Buchs, indem gerade dies leichte hin- und herfahrende Geplauder allerdings am geeignetsten zu sein scheint, bei den Landsleuten des Verfassers für diese oder jene Erscheinung deutschen Volks und deutschen Geistes Interesse zu erwecken.

Wir erwähnen hierbei, daß auch der Abbé de St.-Michon in einer bei Bentley in Uebersetzung erschienenen Schrift („Narrative of a religious journey in the East in 1850 and 1851") im Durchfluge einige Bemerkungen über Deutschland macht und unter Anderm zwischen Wien und Berlin eine Parallele zieht, die nicht ohne Interesse ist. „Eine einzige Idee", sagt der Verfasser, „ist vorherrschend in der preußischen Hauptstadt. Die junge Schöpfung des Reichs, dessen Metropole sie ist, spiegelt sich in Allem und Jedem wieder. Man erblickt hier ein Volk, welches groß geworden ist und noch größer werden wird. Seine Neigung zur Hegemonie gibt sich in jedem Augenblick unwillkürlich kund" u. s. w. Einen ganz andern Eindruck machte Wien auf den Abbé. Man fühle sich zwar in Wien, meint er, in dem Mittelpunkte eines sehr großen Reichs, aber doch auch gedrückt und wie mit der Ahnung einer bevorstehenden großen Katastrophe belastet; Alles verrathe den Belagerungszustand, der mehr nur darauf abzwecke, Das was man besitzt zu erhalten, als es zu vermehren, u. s. w. Solche Eindrücke haben auch dann noch ihre Bedeutung, wenn sie bloße Nachgeburten jener Voraussetzungen und vorgefaßten Meinungen sein sollten, deren jeder Tourist in seinem Reisekoffer einige mitzunehmen pflegt, um danach an Ort und Stelle die Eindrücke zu modeln. Freilich könnte der Verfasser sich auch leicht täuschen, wie sich so Viele 1848 getäuscht haben, welche damals die östreichischen Kronländer als eine einzige, den Gläubigern verfallene Concursmasse betrachteten. Nirgendswo scheint die Rechnung so einfach zu sein als in der Politik, und nirgendswo verrechnet man sich doch so häufig.

Gelegentlich erwähnten wir schon früher eines mit J. de Perez unterzeichneten Urtheils im „Athenaeum français" über die deutsche Lyrik. J. de Perez spricht bei diesem Anlaß, wenn auch nicht ganz ohne französische Phrase, doch in einem so ungewöhnlich vorurtheilslosen, ja fast exaltirten Tone von uns Deutschen, daß wir schon der Seltenheit wegen einige Stellen aus seinem Hymnus hier mittheilen wollen. „Wir Franzosen", sagt der französische Kritiker, „die wir nur dann lesen, wenn wir gar nichts Anderes zu thun wissen, die wir meist nicht wissen, was bei uns vorgeht, wie viel weniger, was bei Andern vorgeht, die wir so wenig als möglich reisen, wir können uns von den erhabenen Empfindungen und von den reizenden Gedanken" (der Kritiker spricht hier freilich zunächst von den Lyrikern und nicht blos von den neuesten), „wovon unsere überrheinischen Nachbarn erfüllt sind, keinen Begriff machen. Wissen wir denn überhaupt nur, was Poesie ist? Ach, die Wirklichkeit hat für uns größere Reize. Nun, ich will den allgemeinen Geschmack nicht tadeln, aber was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß in der poetischen Träumerei für mich ein unendlicher Zauber liegt." J. de Perez meint nun weiter, der Deutsche, obschon er sich gern metaphysischer Träumerei hingebe und im Luftgebiet der Phantasie verweile, sei doch sehr positiv, wenn es darauf ankomme seine Theorien zu verwirklichen — was freilich wir Deutschen selbst nicht mit gleicher Bestimmtheit von uns zu behaupten pflegen — während im Gegentheil der Franzose, obschon sehr positiv in Worten, doch sehr unentschieden sei, wenn es sich um Realisirung seiner Theorien handle. In Betreff seines speciellen Gegenstandes, der deutschen Poesie, bemerkt der Verfasser weiter: Außer Goethe, Schiller und Klopstock, die bei Erwähnung deutscher Literatur genannt zu werden pflegten, seien fast alle übrigen Dichter, welche in Deutschland mit Recht gefeiert würden, in Frankreich unbekannt, und doch verdienten mehre derselben die Ehre einer guten Uebersetzung. Der französische Berichterstatter nennt vor allen Ludwig Uhland, dessen Bedeutung man nicht erschöpfe, wenn man ihn, wie gewöhnlich geschehe, mit Béranger vergleiche; denn wennschon Uhland wie Béranger patriotische Lieder gedichtet habe, so habe doch Béranger nicht wie Uhland die Natur besungen, so besitze er nicht das naive Gefühlsleben des deutschen Poeten und sei nicht wie dieser Haupt einer ganzen lyrischen Schule geworden. Außerdem nennt J. de Perez noch den „Skeptiker und Spötter" Heinrich Heine als Gründer einer „preußischen Schule", den „zarten" Justinus Kerner, Platen, Hoffmann von Fallersleben, Arndt, „ungerechnet die Andern, von denen sich die einen durch Naivetät, die andern durch ihre Begeisterung auszeichnen, während sie sammt und sonders Träumer und Biedermänner sind". H. M.

Englische Schriften über Skandinavien.

Der skandinavische Norden wird von englischen Touristen immer häufiger besucht und beschrieben; er ist mit einem Worte fashionable geworden. Rasch hintereinander erschienen von A. Hamilton, Mitglied der königlichen Akademie der Alterthümer in Kopenhagen, in zwei Bänden: „Sixteen months in the Danish isles"; von William Hurton: „Pictures of Scandinavia; or Denmark, Norway, Sweden and Lapland in 1850" (zweite Ausgabe); von Thomas Forester: „Norway and its scenery; comprising Price's journal", mit 22 schönen Illustrationen; von Selina Bunbury: „Life in Sweden; with excursions in Norway and Denmark"; von John G. Holloway: „The journal of a four weeks' tour in Norway, during the autumn of 1852"; dann von Sir C. Anderson: „An eights weeks' journal in Norway in 1852, with rough outlines." In Bezug auf die hierunter befindlichen Schriften über Norwegen sagt das „Athenaeum": „Norwegen ist seit längern Jahren ein Augapfel unserer Reisenden und Touristen. Diejenigen, welche einem tiefern Antriebe folgen, welche landschaftliche Scenerien von kühnem Charakter lieben und denen dieser Genuß um so höher steht, je mehr er um den Preis von Abenteuern erkauft wird, welche einem Nationalcharakter mit dem Grundzuge der Edelherzigkeit, der Anmuth und Sitteneinfalt gern ihre Bewunderung schenken, diese haben an Norwegen stets größeres Gefallen gefunden als an Schweden und Dänemark." Der Berichterstatter im „Athenaeum" bemerkt, daß manche der besten Landschaftsschilderungen in der englischen Literatur Norwegen zum Gegenstande haben, und bringt hierbei die „Letters from Norway" der Mary Wolstonecroft in Erinnerung, als ein Buch, „welches in seiner Art nicht seinesgleichen habe, mit Ausnahme etwa der Schilderung, welche Frau Dudevant von ihrem Aufenthalt auf Majorca entworfen hat". (Der Berichterstatter hätte auch mehre deutsche Schriften über Norwegen nennen können, wenn er sie nämlich gekannt hätte, hierunter das betreffende Werk Th. Mügge's und eine von H. Zeise in Altona, der auch als lyrischer Dichter und Uebersetzer aus dem Dänischen bekannt ist, verfaßte Schrift über seine Reise in Norwegen, die sich durch Natürlichkeit und Naivetät der Auffassung und Darstellung bemerkbar macht.) Was die oben genannte Schrift von Selina Bunbury über Schweden betrifft, so ist dies ein ziemlich schwatzhaftes, nicht ohne weibliche Beobachtung des Details, aber ohne großen Geschmack in der

Wahl der Gegenstände geschriebenes Buch. In manchen Schilderungen will ein Kritiker im „Athenaeum" Aehnlichkeit mit den Schilderungen der Gräfin Hahn-Hahn aus dem Norden erkannt haben. Derselbe Kritiker meint, Selina Bunbury gehöre gewissermaßen auch zu jenen „odd female travellers", die jetzt immer häufiger würden, und unter denen unter andern auch Mrs. Hervey, die Verfasserin der „Adventures of a lady in Tartary, Thibet, China and Kashmir" eine merkwürdige Rolle spiele. Hieran fügen wir noch ein von L. Lloyd, Verfasser der „Field sports of the North", herausgegebenes Buch: „Scandinavian adventures, during a residence of upwards twenty years" (zwei Bände mit nicht weniger als 100 Illustrationen), und „A brage-beaker with the Swedes; or notes from the North in 1852; illustrated from sketches by the author", von W. B. Jerrold. Die erstere Schrift, reich an Jagdabenteuern, ist die interessantere. Lloyd, ein Jagdliebhaber der „guten alten Art", hatte unter Anderm das Unglück, auf einer Bärenjagd einen alten Mann Namens Svensson zu erschießen. Der Fall kam vor die Gerichte und wurde von Gerichtshof zu Gerichtshof verschleppt, bis ein Gnadenact des Königs den Proceß niederschlug. Wichtiger als sämmtliche genannte Schriften über Skandinavien ist aber folgendes Werk: „Norway and its glaciers visited in 1851; followed by journals of excursions in the high Alpes of Dauphiné, Berne and Savoy", von James D. Forbes. Dieses Werk ist als eine wesentliche Bereicherung zur Kenntniß der Bodengestaltung Norwegens zu betrachten und wird in englischen Blättern als eine vollgültige Probe englischer Wissenschaftlichkeit gerühmt. **H. M.**

Notizen.

Urtheil eines Universitätsprofessors in Athen über die dortige Universität.

Bei Gelegenheit des Rectoratswechsels an der Universität in Athen am 20. September 1853 äußerte sich der neu eintretende Rector, Professor Kostis, über die dortige Universität in folgender Weise, die wenigstens nach manchen Seiten hin in Deutschland aufklären und belehren kann. „Nachdem die Griechen", sagte der Genannte, „das Joch der Barbarei abgeworfen hatten, sahen sie ein, daß das in so enge Grenzen eingepferchte Königreich Griechenland seine wohlthätige Wirksamkeit über den gesammten griechischen Stamm nur durch den Unterricht und durch das Licht der Wissenschaften ausbreiten könne. Zu diesem dem ganzen Volke zugute kommenden Zwecke konnte es kein wirksameres Mittel als die Errichtung einer griechischen Universität geben, und alsbald folgte auch dem Gedanken die Ausführung selbst. Alle Vaterlandsfreunde beeiferten sich mit rühmlichem Ehrgeize, zur Gründung dieses Heiligthums der Musen mitzuwirken, das als der erleuchtende Herd des Hellenismus anzusehen ist, von welchem aus die belebenden Strahlen der Wissenschaft und der Cultur über das gesammte Morgenland sich verbreiten Ruhm und Ehre also allen Denen, die auf breiter hochgewölbter Grundlage diese Brücke der Civilisation errichtet haben, über welche nicht wie einst über jene Brücke des Hellespont bewaffnete Haufen von Barbaren zur Knechtung freier Völker, sondern die Schätze der Aufklärung und Freiheit den Weg zu den Stämmen Asiens finden werden, die eines bessern Schicksals würdig sind, als das der Gegenwart ist. Ich fürchte nicht, daß mir hier Jemand vorhalten und vorwerfen möchte, als seien dies unglaubliche und unmögliche Dinge, denn die Früchte, die bereits nach so kurzem Bestehen der Universität in Athen aus derselben sich entwickelt haben, lassen deren mit Grund bessere und schönere hoffen und erwarten, da bereits geschickte Philologen, Rechtsgelehrte und Aerzte aus dieser Universität hervorgegangen sind und ebenso über die Länder des freien wie über die des noch unterjochten Griechenland die Wohlthaten der Bildung und der Cultur verbreiten." Crescit occulto velut arbor aevo, gilt von der Universität in Athen, wie es auch — wenigstens in manchen Beziehungen — von dem kleinen Griechenland trotzdem und alledem gilt!

Bücherwesen in Griechenland und den angrenzenden Ländern.

In der in Athen seit einiger Zeit erscheinenden, zum Theil wissenschaftlichen Zeitschrift „Νέα πανδώρα" (Aprilheft 1853), findet sich eine Zusammenstellung der in dem Jahre 1851 und 1852 in Griechenland, auf den Ionischen Inseln, in der Türkei, in Venedig und in England von Griechen herausgegebenen Bücher, Zeitschriften u. s. w. Ist auch diese Zusammenstellung nicht vollständig, so gewährt sie doch immer einen gewissen Maßstab zur Beurtheilung des wissenschaftlichen und geistigen Lebens unter den Griechen der genannten Länder und Orte. Nach jenen Mittheilungen erschienen dort:

	1851.	1852.
1. Politische Zeitschriften, wovon manche in zwei und drei Sprachen	46	36
2. Politische Tagesblätter	27	11
3. Periodische Unterhaltungs- und belehrende Schriften	5	6
4. Wissenschaftliche periodische Schriften	1	3
5. Bücher griechischer Literatur	8	6
6. Bücher lateinischer Literatur	2	—
7. Bücher italienischer Literatur	2	1
8. Bücher französischer Literatur	1	3
9. Bücher englischer Literatur	1	—
10. Bücher indischer Literatur	1	1
11. Theologische Werke	15	27
12. Philosophische Werke	2	—
13. Geschichtliche und biographische Werke	5	9
14. Geographische Schriften und Reisebeschreibungen	3	5
15. Politische Schriften	5	2
16. Schriften über Verwaltung, Polizei und Oekonomie	4	—
17. Schriften über Gewerbe und Handel	1	1
18. Juristische Schriften	—	6
19. Medicinische Schriften	—	2
20. Mathematische Schriften	1	1
21. Militärische Schriften	1	—
22. Pädagogische und Volksschriften	10	9
23. Gedichte	23	17
24. Romane u. dgl.	6	3
25. Lob- und Grabreden, Schulschriften u. s. w.	11	9
26. Kalender, Prophezeiungen u. s. w.	7	6
	188.	164.

Von den im Jahre 1852 erschienenen 164 Schriften kommen auf Griechenland 120 (Athen 107, Hermupolis auf Syra 8, Patras 3, Navplion 1, Tripolitza 1), auf die Ionischen Inseln 29, (Korfu 14, Cephalonia 8, Zante 7), auf die Türkei 7 (Smyrna 4, Konstantinopel 2 und Bukarest 1), Venedig 5, London 3.
5.

Englische Reiseliteratur.

Zu den fortdauernd am reichhaltigsten bestellten Literaturzweigen in England gehört die Reiseliteratur, wie sich dies bei der unermeßlichen Weltstellung und Weltthätigkeit des Volkes im Grund von selbst versteht. Wir führen einige der jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiete hier an: „Armenia: a year on the frontiers of Russia, Turkey and Persia", von Robert Curzon, Verfasser der Schrift „Visits to the monasteries of the Levant", interessant, weil die darin enthaltenen Mittheilungen zum Theil den gegenwärtigen Kriegsschauplatz in Kleinasien betreffen; „Himalayan journals; or notes of an Oriental naturalist in Bengal, the Sikhim and Nepal Himalayas, the Khasia mountains etc.", von Joseph Dalton Hooker; „Eighteen years on the Gold Coast of Africa; including an

account of the native tribes and their intercourse with Europeans; with a view of the present state of the slave trade", von Brodie Cruikshank; „Twenty-seven years life in Canada; or the experiences of an early settler" (2 Bde.), von Major Strickland und von Agnes Strickland, der Verfasserin von „The Queens of England", herausgegeben; „Kaffraria and its inhabitants", vom Feldprediger F. P. Fleming; „Campaigning in Kaffirland; or scenes and adventures in the Kaffir war of 1851—52", vom Capitän W. R. King; „Personal narrative of an Englishman in Abyssinia" (2 Bde., mit Karten und Illustrationen), von Mansfield Parkins; „Castile and Andalusia" (mit 44 Illustrationen), von Lady Louisa Tenison, die, wie „Blackwood's magazine" bemerkt, deshalb mehr als mancher Andere von Land und Leuten sah, weil sie manche Partien zu Pferde machte (also eine Reiseamazone); „Life in the mission, the camp and the Zenáná, or six years in India" (3 Bde.), von Mrs. Colin Mackenzie; „Forest life in Ceylon", von W. Knighton, Mitglied der königlichen Asiatischen Gesellschaft, der sich als Journalist und Pflanzer längere Zeit auf Ceylon aufhielt und daher im Stande war, ein recht interessantes, zugleich lehrreiches und unterhaltendes Buch über die Insel zu liefern.

Neuer historischer Roman.

Ein neuer Roman der Verfasserin von „Mary Powell" führt den Titel: „Cherry and Violet: a tale of the great plague." Ein junges unschuldiges Mädchen erzählt darin ihre Lebensgeschichte, in welche Londons Hauptschicksale unter dem Protector und Karl II. verflochten sind. Das Blatt „John Bull" versichert, die darin enthaltenen Schilderungen aus der Zeit der großen Heimsuchung Londons durch die Pest gehörten zu den besten, die man aus jener Zeit habe. Auch andere Blätter, z. B. die „Church and state gazette", der „Guardian" und andere, loben den Roman als einen durch Anmuth und Einfachheit ausgezeichneten. **H. M.**

Bibliographie.

Baur, W., Lazarus von Bethanien und seine Schwestern. Erbauliche Betrachtungen. Gießen, Ricker. Gr. 16. 12 Ngr.

Politische Contouren aus dem Jahre 1853 vom Standpunkte des westlichen Deutschland. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 15 Ngr.

Elektra frei in der Form nach Sophokles. Von J. G. Müller. Celle, Capaun-Karlowa. 16. 22½ Ngr.

Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Fricke. 8. 12 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Die religiöse Seite der orientalischen Frage. Wien, Manz. Ler.-8. 27 Ngr.

Freytag, G., Die Journalisten. Lustspiel in vier Akten. Leipzig, Hirzel. 8. 25 Ngr.

Goehring, C., Die deutschen Kaiser in Biographien. Mit 54 Portraits. 1ste Lieferung. Leipzig, Schäfer. Gr. 16. 5 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. 3ter Theil. 2te durchgesehene Auflage. — A. u. d. T.: Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 1ster Theil: Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum 30jährigen Kriege. 2te durchgesehene Auflage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helbig, K. G., Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630—1632. Nach handschriftlichen Quellen des Königl. Sächs. Haupt-Staats-Archivs dargestellt. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Kirchhoff, A., Das gothische runenalphabet. Eine abhandlung. 2te durch ein vorwort „über die entstehung der runenzeichen" vermehrte auflage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Kreuser, J., Dichtungen. Paderborn, Schöningh. 8. 24 Ngr.

Merckel, W. v., Sigelind. Ein Normal-Lustspiel. Aus dem Sanscrit eines Wiener Originals in das Pracrit allgemeiner teutscher Nation frei und getreu verdollmetscht. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Die Englisch-Französische Politik in der Orientalischen Frage. Von einem Diplomaten, der sich zurückgezogen hat. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Räß, A. und N. Weis, Leben der Heiligen Gottes. Neu bearbeitet von J. Holzwarth. 1ster Band. 1ste Hälfte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 18 Ngr.

Sand, G., Laura. Ein Roman. Nach der Handschrift des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von A. Scheler. Mit einer Einleitung von E. M. Oettinger. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Brüssel, A. Schnée. 8. 1 Thlr.

Schiller's, F. v., Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Nebst seinen Urtheilen über berühmte Personen und Werke, Ansichten über Welt und Menschen, Religion und Philosophie, Kunst und Literatur. Geschrieben von ihm selbst. Geordnet von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 4 Ngr.

Scholl, C., Rom und England in ihrem neuesten Kampfe. Urkundliche Mittheilungen. Zürich, Kiesling. 8. 18 Ngr.

Voß, M. D., Nachrichten von den Pröpsten und Predigern in Eiderstedt seit der Reformation. Ueberarbeitet und fortgesetzt von F. Feddersen. Altona, Schlüter. 1853. 8. 20 Ngr.

Witte, K., Der katholische Tendenzroman in Italien. Vortrag, gehalten zu Berlin, den 21. Januar 1854. Berlin, Hertz. 16. 6 Ngr.

Zimmermann, W., Weltgeschichte für gebildete Frauen und Jungfrauen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Hauer, J. Ritter v., Ueber die neuesten Ergebnisse im Haushalte der österreichischen Monarchie bis zum J. 1854. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kanzel-Vortrag neuerer Zeit zur Förderung der bürgerlichen und Familien-Wohlfahrt. Dem Druck übergeben von einem Freunde des Verfassers. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1853. Gr. 8. 2 Ngr.

Löffler, J. A., Wofür soll unsere Gemeine dem Herrn heute, am zweiten Jubelfeste ihrer Kirche, danken? Eine Gedächtnißpredigt ꝛc. gehalten den 30. Octbr. 1853. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 2 Ngr.

Mezger, G. K., Ueber einige Hindernisse der religiös-sittlichen Bildung. Rede zu der Preisevertheilung an der k. Studien-Anstalt bei St. Anna in Augsburg am Schlusse des Schul-Jahres 1852/53. Augsburg. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholl, C., Die Beethoven-Feier in Zürich, am 16. December 1853. Dramatischer Prolog. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Wagner, A. E., Vier Vorträge über die Unsterblichkeitsfrage. Stettin, Saunier. 8. 7½ Ngr.

Wie muß Preußen sich zu der orientalischen Frage stellen? Von einem alten Staatsmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein freimüthiges Wort an den katholischen Klerus von einem Weltpriester. Wiesensteig, Schmid. Gr. 12. 6 Ngr.

Zur Neutralitätenfrage. Berlin, Herbig. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anfoderungen, die mit der steigenden Wichtigkeit der Zeitereignisse an die größern politischen Blätter Deutschlands gemacht werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Verwickelungen besonders wichtigen Orten (London, Paris, Wien, Berlin, Konstantinopel, Athen, Smyrna u. s. w.). Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die wichtigsten Angelegenheiten, jetzt namentlich die orientalische oder vielmehr europäische Frage, zu unterrichten und zugleich den bestimmenden Kreisen gegenüber die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten**, und insbesondere denen Leipzigs und Dresdens, wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin ꝛc., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein tägliches **Feuilleton** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement (April bis Juni) werden von allen Postämtern des In- und Auslandes (auch den **östreichischen**), in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldigst** erbeten.

Leipzig, im März 1854.

F. A. Brockhaus.

Josef Rank.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hofer-Käthchen.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Ausgabe vom „Hofer-Käthchen", wol der gelungensten und anmuthigsten der böhmischen Dorfgeschichten **Josef Rank's**, die zu den besten Erzeugnissen der deutschen Dorfgeschichtenliteratur gehören. Die vollständige Ausgabe derselben erschien unter dem Titel:

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Max Waldau, der bekannte Dichter und Kritiker, stellt die **Rank'**schen Dorfgeschichten den **Auerbach**'schen an die Seite, indem er u. A. sagt: „Beide, Berthold Auerbach und Josef Rank, die besten, oder sagen wir es nur heraus, die einzigen Dorfgeschichtenschreiber unserer Zeit, kennen das Dorf und wirken auf Grund dieser Kenntniß. Gleichwol sind sie wesentlich voneinander verschieden, sie gehen auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen."

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Byron (Lord), **Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Friederike Friedmann, durch ihre trefflichen Uebersetzungen von **Byron's „Korsar"** (1852, gebunden 20 Ngr.) und **Scott's „Jungfrau vom See"** (1853, geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) rasch bekannt geworden, ist vor kurzem in Königsberg verschieden. Ihre Uebersetzungen sind von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden, ein Lob das auch durch das vorliegende Werk in vollem Maße bestätigt wird.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebräische Grammatik

nach neuen, sehr vereinfachten Regeln und Grundsätzen mit polemischen Anmerkungen, wie auch mit Beispielen zur Uebung versehen. Verfaßt von **J. M. Rabbinowicz.** 8. (Grünberg.) 1851. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 6. April 1854.

Joseph von Radowitz.

Gesammelte Schriften von Joseph von Radowitz. Fünf Bände. Berlin, G. Reimer. 1852—53. 8. 8 Thlr. 25 Ngr.

Der Mann, dessen gesammelte Schriften zu besprechen wir im Begriff sind, weilt nicht mehr unter uns. Die letzten Stunden des scheidenden Jahres waren auch die letzten seines Lebens. Die vorliegenden fünf Bände sind also das letzte literarische Denkmal, welches er zurückgelassen hat. Als ob er sein nahes Ende fühle, hat Radowitz in dieser Sammlung, welche neuere und ältere Schöpfungen seiner literarischen Thätigkeit aneinandergereiht, gleichsam abschließend noch ein mal alle Phasen seiner wissenschaftlichen und insbesondere seiner politischen Geistesentwickelung zusammengestellt, hat mit anerkennenswerther Offenheit gleichsam Rechenschaft abgelegt vor aller Welt, was er auf diesem Gebiete der Thätigkeit zu den verschiedenen Zeiten gewollt und erstrebt, gedacht und empfunden, ob er in diesem Denken, Empfinden und Wollen sich gleichgeblieben oder gewechselt, ob er vorgeschritten oder zurückgegangen sei.

Radowitz hat sich schriftstellernd wie handelnd auf den verschiedensten Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst versucht; es kann aber keinem Zweifel unterworfen sein, daß seine bedeutendste Thätigkeit die politische, parlamentarische und publicistische gewesen ist. Man verstehe uns nicht falsch! Wir unterschätzen weder seine Wirksamkeit in andern Fächern, insbesondere in seinem eigentlichen Berufsfache, dem militärischen, noch überschätzen wir Das, was er auf politischem Gebiete praktisch geleistet hat. So viel aber dürfen wir behaupten, daß der Radowitz, welcher ein Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit nicht blos in Deutschland, sondern auch über dessen Grenzen hinaus, ein Gegenstand des theilnehmenden Interesses für Viele, der Bewunderung für Einige, des Mistrauens und der gehässigsten Feindseligkeit für noch weit Mehre gewesen ist, nicht der General Radowitz, auch nicht der diplomatische Unterhändler in geheimen Missionen, sondern der politische Schriftsteller, der Redner in der Paulskirche, der Führer einer parlamentarischen und außerparlamentarischen Partei, endlich der im kritischsten Momente auf den wichtigsten Posten im preußischen Staate gestellte Staatsmann war. Wir finden es daher ebenso begreiflich als dankenswerth, daß Radowitz sowol die Muße, welche ihm seit seinem Rücktritt von den öffentlichen Geschäften zutheil geworden war, vorzugsweise zu literarischen Arbeiten von gegenwärtigem politischen Interesse benutzt, als auch, daß er bei der Herausgabe seiner „Gesammelten Schriften" vorzugsweise die in gleicher Richtung sich bewegenden in den Vordergrund gestellt hat. Von den fünf hier vorliegenden Bänden (denen vielleicht noch mehre folgen werden, denn sehr wahrscheinlicherweise hat ein Geist wie dieser noch Manches vorbereitet oder vollendet hinterlassen) sind drei, der zweite, dritte und vierte, ausschließlich politischen Stoffen und zum bei weitem größten Theile den Angelegenheiten der Gegenwart und des Vaterlandes gewidmet, und auch der fünfte, obgleich mehr auf idealen Gebieten — der Religion, Philosophie, Literatur und Kunst — sich bewegend, greift doch vielfach in die praktischen Interessen des Tages ein, besonders in jene, eben jetzt so wichtig gewordenen Fragen, welche das Wechselverhältniß von Religion und öffentlichem Leben, Kirche und Staat berühren. Nur der erste Band behandelt einen von diesen Gegenwartsinteressen völlig abliegenden Stoff. Er beschäftigt sich mit einer jener gelehrten Liebhabereien, worin die geistreiche Vielseitigkeit des Verstorbenen sich so sehr gefiel. Ein erster Abschnitt desselben gibt eine „Ikonographie der Heiligen" als Beitrag zur Kunstgeschichte, ein Verzeichniß der Heiligen und ihrer Attribute erst in alphabetischer Folge, dann eine Eintheilung derselben nach ihrer Patronschaft über die verschiedenen Menschenalter, Stände, Künste u. s. w., über Thiere, Pflanzen und Elemente, gegen Krankheiten und Unglücksfälle, über Länder und Städte. Darauf folgt eine „Sammlung der Devisen und Motto des spätern Mittelalters", ein Beitrag zur Spruchpoesie, endlich eine Abhandlung über „Autographensammlungen" mit Angaben über be-

ren zweckmäßige Anlegung und Einrichtung. Man wird uns entschuldigen, wenn wir diesen ganzen Band, der zu seiner Beurtheilung und Würdigung einen ebenso speciellen Liebhaber und Kenner, wie der Verfasser selbst gewesen zu sein scheint, voraussetzt, bei der gegenwärtigen Kritik völlig außer Betracht lassen. Von dem übrigen Inhalte dieser Sammlung tritt, wie schon bemerkt, der politische Theil sowol quantitativ als qualitativ entschieden in den Vordergrund. Das Meiste davon gehört der neuesten politischen Entwickelungsphase des Verfassers, den Jahren 1848—53 an, doch ist auch aus frühern Perioden seiner schriftstellerischen und politischen Thätigkeit genug hier wiedergegeben, um durch Vergleichung des Einen mit dem Andern sich ein ziemlich vollständiges Bild von der ganzen politischen Anschauungs- und Handlungsweise des Verfassers, von deren innern Uebereinstimmung oder Disharmonie, Unwandelbarkeit oder Fortentwickelung machen zu können. Wir werden aus diesem Grunde bei unserer Durchmusterung der vorliegenden Sammlung uns vorzugsweise an die den ganzen vierten Band füllenden „Fragmente" halten, einzelne Abhandlungen, zum Theil nur kurz hingeworfene Gedanken, zum Theil etwas weiter ausgeführte Betrachtungen über die verschiedensten Gegenstände des öffentlichen Lebens, vom Jahre 1826—52 reichend, also einen Zeitraum von mehr als einem Vierteljahrhundert umfassend — und welch einen Zeitraum! — und ihren Verfasser von den frühesten Anfängen seiner Betheiligung am öffentlichen Leben (wie es scheint) bis zum Abschluß seiner ganzen politischen Thätigkeit begleitend. Diese Reihefolge von Betrachtungen soll uns gleichsam als der rothe Faden dienen, an welchen wir 'alles Uebrige anheften. Der zweite und dritte Band geben Zusammenhängenderes und größtentheils der unmittelbaren Gegenwart Näherstehendes. Der zweite, mit dem Titel „Reden und Betrachtungen", schildert den Verlauf der deutschen Einheitsbestrebungen bis zum Jahre 1848, dann während dieses Jahres, wie sie sich namentlich in den Verhandlungen zu Frankfurt darstellten, und endlich deren Wiederaufnahme in den bekannten Versuchen zu Berlin und Erfurt. Angehängt sind die Reden des Verfassers als Abgeordneten im Parlamente zu Frankfurt und als Beauftragten der preußischen Regierung in der preußischen zweiten Kammer und im Parlamente zu Erfurt. Der dritte Band bringt neben einer frühern Arbeit des Verfassers über die spanische Thronrevolution (wovon bisher nur ein Bruchstück 1839 erschienen war) und einer kürzern Abhandlung über die schleswigsche Erbfolgefrage zwei für die Beurtheilung des politischen Charakters des Generals von Radowitz äußerst wichtige Gruppen publicistischer Betrachtungen, nämlich eine Darstellung seiner Ansichten über die Patente vom 3. Februar 1847 und die Verhandlungen des dadurch ins Leben gerufenen Vereinigten preußischen Landtags (und zwar in der eigenthümlichen Form von „Reden, welche in dem Ständesaale zu Berlin nicht gehalten worden"), sodann seine „Berichte aus der Nationalversammlung zu Frankfurt am Main an seine Wähler". Diese beiden Gruppen politischer Betrachtungen gehören, wie zwei durchaus verschiedenen Epochen des politischen Lebens Preußens und Deutschlands, so auch zwei wesentlich verschiedenen Phasen der innern Enwickelung des Verfassers an. Zwischen sie, gleichsam sie vermittelnd, ist jenes merkwürdige Actenstück eingeschoben: die zuerst 1848 unter dem Titel „Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland" erschienene Darstellung der Bestrebungen und Versuche auf diplomatischem Wege, durch welche Friedrich Wilhelm IV. von seiner Thronbesteigung an bis zu den verhängnißvollen Märztagen 1848 wiederholt nnd unablässig eine Reform der deutschen Bundesverfassung im nationalen Sinne und nach den Bedürfnissen der Gegenwart herbeizuführen bemüht gewesen sei, Bestrebungen, an welchen Radowitz selbst sowol als Verfasser einer die Gedanken des Königs formulirenden Denkschrift wie als Bevollmächtigter zur Betreibung dieser Angelegenheit beim wiener Hofe einen hervorragenden Antheil gehabt hat. Das Interesse, welches diese Schrift erregt hat, bezeugt die dreimalige Wiederauflage derselben in kürzester Zeit. Wir begleiten Herrn von Radowitz an der Hand der „Fragmente" zuerst in eine frühere Periode seines politischen Denkens zurück. Viel des Interessanten wird uns hier geboten, was auf die Zeiten, in denen es entstanden, und mehr noch auf den Geist, in dem diese Zeiten sich spiegeln, helle Schlaglichter wirft. Charakteristisch ist sogleich im Vorworte der „Fragmente" die folgende Schlußstelle: „Wenn in diese Aufzeichnungen etwas übergegangen wäre, das mit der Lehre in der katholischen Kirche unvereinbar ist, so ist es unbewußt geschehen, und es soll angesehen werden, als sei es nicht geschrieben. Wenn in dieselben Aufzeichnungen etwas übergegangen wäre, was mit der Liebe zu den Christen anderer Confessionen unvereinbar ist, so ist es unbewußt geschehen, und es soll angesehen werden, als sei es nicht geschrieben. Christianus mihi nomen, catholicus cognomen."

In einer der ersten Betrachtungen findet sich eine Vertheidigung des Duells, von einer Auffassung ausgehend, die uns in solcher Weise noch nicht vorgekommen ist. Radowitz erklärt die Ehre für eine auf dem christlich-germanischen Boden gewachsene Pflanze, für eine der Zierden des Menschengeschlechts und in der Gestalt, die sie in den letzten Jahrhunderten gewonnen, insbesondere dazu bestimmt, die Triebfedern zu ersetzen, welche die Alte Welt in ihrer pantheistischen Vaterlandsliebe, das Mittelalter in seinem glühenden, wenn auch nicht stets reinen Religionseifer besaß. Abgesehen aber auch von dieser tiefern Bedeutung des Ehrenbegriffs, sei es doch eine Thatsache, daß bei den meisten europäischen Nationen gewisse Verletzungen für Männer gewisser Stände die Wirkung hätten, sowol deren Ruf anzutasten als auch ihre bürgerliche Existenz zu gefährden. Die Gesetzgebungen und Einrichtungen des Staats gewährten dagegen keinen Schutz; Niemand, auch nicht der mächtigste Herr, könne einen Offizier, der durch irgend eine erlittene Mishandlung in der Grundlage seines Daseins angegriffen sei, vor den Folgen dieses Unglücks schützen. Unter die-

sen Umständen sei das Duell nichts als ein Act nothwendiger und rechtmäßiger Selbsthülfe zum Schutze eines dem Angegriffenen von Gott geliehenen Eigenthums, ja nicht blos seines Eigenthums, sondern auch eines ihm anvertrauten Gutes, denn es handle sich dabei gewöhnlich auch um eine Verletzung oder Gefährdung der Familie, des Standes, wol gar der Nation. Selbst vom theologischen Standpunkte sei gegen das Duell in diesem Sinne nichts einzuwenden, denn diese Auffassung schließe jedes Gefühl von Haß und Rache gegen den Gegner völlig aus. Bei dem wahren Duell, welches hiernach, unter den angegebenen Voraussetzungen, nicht blos erlaubt, sondern sogar geboten sei, werde der Angegriffene seinem Gegner vollkommen und von Herzen verzeihen, ja mit Gottes Hülfe ihn wie seinen Nächsten lieben können und ihm dennoch auf Leben und Tod gegenübertreten müssen.

Wie man sieht, hängt diese Ansicht vom Duell sehr genau mit jenen Principien ständischer Gliederung zusammen, denen Radowitz, wie schon seine „Gespräche über Staat und Kirche" deutlich bekundeten und diese „Fragmente" abermals in zahlreichen Stellen bezeugen, wenigstens vor 1848 ganz entschieden huldigte.

Aus dem Jahre 1830 finden wir eine durch die bekannten Vorgänge in Frankreich angeregte Betrachtung über die Gründe der Erscheinung, daß allerwärts bei den damaligen Bewegungen eine gewisse gemäßigte Ansicht über die eigentlich consequente Durchführung der revolutionären Principien den Sieg davongetragen habe. Diese Betrachtung gewinnt an Interesse, wenn man sie mit gewissen neuesten Erscheinungen zusammenhält, welche Radowitz damals schon vorahnend angedeutet hat. Er sagt:

Die mittlern Stände haben durch die erste Revolution (von 1789) in der Hauptsache erlangt, was sie erstrebten, die Vernichtung der Vorrechte der höhern Stände, das Niederreißen aller Schranken, welche ihnen durch Sitte und Gesetz gesteckt waren, und den entscheidendsten Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung der Staaten. Der politische Zweck der Revolution ist es, bei dem die Mittelstände allein interessirt sind, der sociale würde sich ganz gegen sie kehren. Daß dieses Bewußtsein in der großen Mehrzahl des Mittelstandes, der Beamten, Kaufleute, Künstler, Advocaten u. s. w., durchgedrungen ist, dieses halte ich für die größte Begebenheit der neuern Zeit; dadurch ist in dieses Lager eine Spaltung gekommen, und während bei den Kämpfen gegen die Rechte der alten politischen Ordnung gemeinschaftliche Bestrebungen möglich sind, so trennen sich augenblicklich die Parteien, sobald sociale Fragen angeregt werden. Die Koryphäen der Principienrevolution finden daher jetzt nicht allein kein Gehör bei dem Mittelstande, sondern offenbaren Widerstand. Die Consequenz der Lehre ist Letztern gleichgültig, da sie nur den materiellen Interessen Realität beimessen und die Foderung, daß aus den Prämissen alle Folgerungen entwickelt werden, als Hirngespinnst und Schwärmerei abweisen. Bei der ungeheuern Macht und Organisation, welche die gelungene erste Revolution eben diesen Ständen verliehen, bilden sie daher einen Damm gegen die weitere Entwickelung der zweiten, die sie nur insoweit begünstigt haben, als es ihren Vortheilen oder ihrer Abneigung gegen die Legitimität entsprach. Wie lange ihnen dieses gelingen, ob und wann es den radicalen Revolutionärs möglich werden wird, die Proletarier zu einer organisirten Macht zu erheben und zum Kampfe gegen die neuen Privilegirten zu führen, ist freilich nicht zu übersehen. Der letzte Damm gegen das Ueberfluten der Strömung würde damit gebrochen sein und die Eigenthumsfrage an die Stelle der politischen treten.

Herr von Radowitz ist nicht damit einverstanden, daß die Mächte so schnell und ohne weiteres die durch die Julirevolution geschaffene neue Ordnung der Dinge in Frankreich anerkannten. Das Richtigste und Heilsamste wäre nach seiner Meinung ein offener, aber allgemeiner Krieg gegen die in Frankreich siegreiche Revolution gewesen. Ein solcher Krieg hätte wahrscheinlich die Resultate von 1815 (d. h. wol die Wiedereinsetzung der Bourbons) abermals herbeigeführt. Die Haltung des englischen Cabinets machte diesen Weg allerdings bedenklich. Dann hätten aber wenigstens die übrigen Mächte das System einer bewaffneten Observation annehmen und gemeinschaftlich folgende Auffoderungen und Erklärungen an die neue Regierung Frankreichs richten müssen:

Die gegenwärtige französische Regierung erkläre ausdrücklich, daß die vorgefallene Umwälzung lediglich eine Wirkung der Rechtsverletzungen sei, welche das französische Volk erlitten habe. Es gehe daraus hervor, daß es nicht in dessen Sinne liegen könne, andere Grundsätze für das Wesen der Monarchie anzunehmen, als dieses bisher der Fall gewesen und durch die bestehenden Verträge sanctionirt sei. Noch weniger aber könne vorausgesetzt werden, daß die französische Regierung sich befugt finde, auf Veränderungen in der bestehenden Ordnung anderer Staaten hinzuwirken.

Jeden Versuch dieser Art, er sei direct oder indirect, müßten die alliirten Monarchen als eine Kriegserklärung verstehen und gemeinschaftlich zurückweisen.

Um diese Erklärung aufrechtzuerhalten und den Unordnungen vorzubeugen, welche die Begebenheiten in Frankreich hervorrufen könnten, seien die alliirten Mächte übereingekommen, an geeigneten Punkten Truppencorps aufzustellen, denen jedoch ausdrücklich keine feindselige Absicht gegen Frankreich unterlegt werden könnne und solle.

Infolge dessen hätte sich eine preußisch-niederländische Armee bei Brüssel, eine preußisch-norddeutsche bei Trier, eine östreichisch-süddeutsche bei Manheim, eine östreichisch-sardinische bei Turin, eine spanische bei Vittoria aufgestellt. Eine polnisch-russische wäre als allgemeine Reserve nach Thüringen nachgerückt.

Diese Reihe von Maßregeln hätte Europa vor allen Dingen in seine richtige Lage gegen die französische Umwälzung gebracht. Sie hätte ferner sowol physisch als moralisch allen den Außenwirkungen dieses Ereignisses in Belgien, Deutschland und Polen vorgebeugt. Für Frankreich wäre vielleicht der Umsturz des orleanischen Throns und eine momentane Anarchie die Folge davon gewesen, da ersterer eben nur durch die Rücksichten auf die äußern Verhältnisse consolidirt worden ist.

Zu einem wahrhaften Offensivkriege nach allen Seiten hin fehlten dem damaligen Frankreich aber alle Mittel. Die Reactionen im Innern wären nicht ausgeblieben. Wenn man sich also nur gegen partielle Ausbrüche sicherte, wozu obige Anordnungen zehnfach hinreichend waren, so konnte der Stand der Dinge in Frankreich sich nicht halten, und man zwang sie indirect in die einzige Bahn, in welcher sie hoffen konnten zu einer Gemeinschaft mit Europa zu gelangen, in die Wiederaufnahme des Herzogs von Bordeaux.

Was aber auch daraus werden mochte, ich halte die möglichen Folgen für minder bedenklich, kostspielig und trostlos, als die des Systems oder vielmehr des Nichtsystems, zu welchem man sich aus Schwäche, Verzagtheit und Mangel an politischer Doctrin hat drängen lassen. Soll wirklich das altmonarchische Princip in Europa aufrechtgehalten werden, erachten sich die Regierungen verpflichtet oder wenigstens berechtigt, jede Veränderung hierin abzuwehren, so dürfen sie nie geschehen lassen, daß eine gelungene Revolution eben hierdurch

legalisirt wird und daß eine hieraus hervorgegangene Regierung in die Reihe der andern eintritt. Die Revolution kann und wird nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern früh oder spät erst in Frankreich ihre vollen Consequenzen entwickeln, dann in den übrigen Staaten. Man nehme ihre Foderungen freiwillig an, oder man bekämpfe sie! Eins von Beiden!

Auffallend ist diesen entschiedenen Einmischungsgelüsten des Verfassers im Jahre 1830 gegenüber, daß nach der offenbar noch viel mehr gegen seine Gefühle verstoßenden und in ihren Rückwirkungen noch viel mehr die monarchische Ordnung in Europa gefährdenden Revolution von 1848 keine Spur eines ähnlichen Wunsches sich in diesen Betrachtungen des Verfassers findet. Hat er für gut befunden, Aeußerungen dieser Art von der Veröffentlichung auszuschließen? oder haben die Ereignisse von 1848 auch ihn dergestalt überrascht und übermannt, daß er an Derartiges gar nicht zu denken wagte? Wir wollen hierbei nicht unerwähnt lassen, daß Hr. von Radowitz im zweiten Bande dieser „Gesammelten Schriften" die ihm vielfach in den Mund gelegte Aeußerung (angeblich aus den ersten Tagen des Jahres 1848): „der Thron Ludwig Philipp's stehe fest wie Eisen", förmlich desavouirt, vielmehr die entgegengesetzte Ansicht von seiner Beobachtung der französischen Zustände mitgebracht und gegen seine Regierung ausgesprochen zu haben erklärt.

Es lag nahe, daß Hr. von Radowitz sich seiner im Jahre 1830 in diesen Betrachtungen niedergelegten Prophezeiung erinnerte und deren Bekräftigung durch die neue Revolution und ihre Folgen für Europa constatirte. Aber auch davon finden wir keine Spur in den „Fragmenten". Hr. von Radowitz fragt in einem der frühern Aufsätze der „Fragmente" (ebenfalls aus dem Jahre 1830):

Was ist Revolution? Nach der gewöhnlichen verworrenen Annahme jede mehr oder minder gelungene Auflehnung gegen die bestehende Regierungsgewalt. Offenbar constituirt dieses aber erst den Begriff der Revolte. Wodurch wird diese zur Revolution? Was man gewöhnlich Revolten und Revolutionen nennt, schließt die verschiedenartigsten Dinge in sich. Einfache Acte der Nothwehr, der Selbsthülfe, rohe Gewaltstreiche, von Leidenschaften, wirklichem oder vermeintlichem Unrecht eingegeben. Der wahre revolutionäre Charakter tritt aber dann erst hervor, wenn Zweck und Folge darauf gerichtet war, an die Stelle des Rechtsprincips der göttlichen Weltordnung eine von den Menschen selbst gewollte Ordnung der Dinge zu setzen. Die eigentlichen Revolutionen bezeichnen einen wahren Abfall von Gott. Der Straßenräuber, der den Reisenden plündert oder gar mordet, leugnet darum noch nicht die göttlichen Gebote, sondern übertritt sie, von der Gewalt seiner Laster, auch vielleicht seiner Bedürfnisse getrieben. Eines jener Decrete, wie sie der Staatsabsolutismus, sei es des modernen Officiantenthums oder des despotischen Radicalismus, erläßt, schlägt vielleicht der Gerechtigkeit weit tiefere Wunden als alle gewaltsamen Rechtsverletzungen im ganzen Lande. Das ist eben das Charakteristische unserer Zeit, daß sie den Rechts- und Freiheitsbegriff so verloren hat, um die „legalen" Revolutionirungen, die Verachtung und Verhöhnung jeder wahren Freiheit ganz natürlich zu finden, während sie mit Schauder auf die Zeit herabsieht, wo die Wege unsicher waren oder wol gar ein Ritter seine wahren oder eingebildeten Verletzungen mit den Waffen in der Hand geltend machte.

Hiernach scheint es fast, als ob dem Verfasser jeder Staatszustand für revolutionär gelte, der nicht auf dem christlich-germanischen Princip der Autonomie privilegirter Körperschaften, mittelalterlicher Stände beruht. War dies wirklich 1830 seine Meinung, so hatte diese sich allerdings im Laufe von 20 Jahren wesentlich modificirt. In einer Betrachtung aus dem Jahre 1851 erklärt Radowitz für das wesentliche Merkmal der Revolution die außergesetzliche Veränderung des bestehenden Verfassungszustandes, setzt aber hinzu:

Die Veränderungen in den Staatsverfassungen sind unvermeidlich, aber sie dürfen nur auf den natürlichen, historischen und auf den gesetzlichen Wegen ins Leben treten. Ich tadle also die Revolutionen, ganz abgesehen von dem Werthe oder Unwerthe der durch sie bewirkten Veränderungen. Ich muß sie tadeln wegen der angewendeten Mittel.

Hier gesteht Radowitz die nicht blos politische, sondern auch sittliche Berechtigung einer Fortbildung der bestehenden Verfassungszustände, also auch einer solchen, die eine seinem Staatsideale gerade entgegengesetzte Richtung verfolgt, zu, vorausgesetzt, daß sie nicht auf ungesetzliche und gewaltsame Weise stattfinde.

Gewiß wird man sich mit dieser Auffassung des Verfassers von der Revolution weit eher einverstanden erklären können als mit seiner frühern, welche jeden Fortschritt im Staatsleben ausschließen würde. Noch vielleicht weit entschiedener bezeugt die größere Unbefangenheit, welche Radowitz in seinen politischen Urtheilen im Laufe der letzten Jahre gewonnen hat, die nachstehende Aeußerung, die sich in der Vorrede zu der „Geschichte der spanischen Thronrevolution" (im dritten Bande der „Gesammelten Schriften") findet und 1852 niedergeschrieben ward:

Wir haben nicht die Gewohnheit, Dasjenige Revolution zu nennen, was uns eben misfällt. Ebenso erachten wir es auch als einen schweren Irrthum, den Begriff des „Revolutionären" mit irgend einer Lehre zu identificiren, wie verwerflich diese auch sei. Revolution ist eine Handlung, der widerrechtliche und gewaltsame Bruch eines rechtlich Bestehenden. Er kann daher von oben sowol wie von unten ausgehen, ja auch von den „Wohlgesinnten" ebenso wol als von den Schlechtgesinnten. Auch die Contrerevolution ist Revolution.

Besonders scharf tritt aber Radowitz in seinen neuern Meinungskundgebungen jener Partei entgegen, welche in alle Dem, was 1848 und 1849 im freiheitlichen und nationalen Sinne gefodert, erstrebt, bewilligt, praktisch versucht oder gar ausgeführt ward, nichts als Revolution, revolutionären Umsturz aller Staatsordnung erblickt, deren banales Schlagwort der „Bruch mit der Revolution" ist, worunter sie nichts Anderes versteht als die einfache und unbedingte Rückkehr zu den Zuständen vor 1848, ja zum Theil vor 1808. Die folgenden Worte, mit denen Radowitz seine Geschichte der frankfurter und erfurter Einheitsbestrebungen einleitet, möchten wol aus solcher Feder einige Beherzigung verdienen. Er sagt:

Zwar wird es Denen, die dem Rausche des Augenblicks fröhnend sich damit begnügen, die Politik Frankfurt oder die Politik Erfurt zu schmähen, als ebenso tadelnswerth wie nutzlos erscheinen, auf jene längst und tief begrabenen Zeiten den Blick zurückzulenken.

Der Verfasser denkt hierüber anders, er ist von nichts

ferner, als die Verirrungen und Gebrechen der beiden deutschen Parlamente zu leugnen oder zu beschönigen; er hat sie vielleicht früher erkannt und sicher mehr unter ihnen gelitten als die meisten der heutigen Wortführer. Aber er fragt Jeden, der nicht in selbstgewollter Verblendung verharrt, was wol aus Deutschland geworden wäre bis zum September 1848 ohne Frankfurt, ohne daß dort die Schranken aufgerichtet und aufrechtgehalten worden wären gegen die reißenden Fluten der Demokratie, gegen welche sich die bisherigen Schutzmittel der Regierungen als gänzlich ohnmächtig erwiesen hatten. Und ebenso möchte er zu der Vergleichung auffodern zwischen der politischen Ordnung Deutschlands, zu welcher in Erfurt der Grund gelegt werden sollte, und dem heutigen Zustande, ob dieser wirklich vorzuziehen sei für die Nation, für die Einzelstaaten, einschließlich Holsteins und Kurhessens und einschließlich der vielleicht herannahenden Zerreißung des letzten Bandes nationaler Einigung. Daran mögen sich dann die weitern Fragen reihen, ob hierfür voller Ersatz darin gefunden werde, daß Preußen „Buße gethan" und daß es „mit der Revolution gebrochen" habe. Vielen mag es zweifelhaft bleiben, daß Preußen und Deutschland solche Buße auf sich nehmen könne und wolle und daß der „Bruch mit der Revolution" auch deren wirkliche Besiegung, deren dauernden Abschluß in sich fasse.

Im Jahre 1839 bespricht Radowitz die „Gruppirung der europäischen Politik". Er findet die damalige Gegenüberstellung einer östlichen und einer westlichen Coalition: Rußlands, Oestreichs, Preußens, Hollands, Deutschlands auf der einen, Englands, Frankreichs u. s. w. auf der andern Seite, durchaus widernatürlich, den wirklichen Interessen nicht entsprechend. Er sagt:

Die einzigen reellen Gefahren für Europa liegen in Frankreich und Rußland. Frankreich wird nie seine Rolle unter Napoleon vergessen; welche Regierungsform dort walte, deren Inhaber werden immer danach trachten müssen, die verletzte, bis zum Wahnsinn gesteigerte Nationaleitelkeit durch neue Eroberungskriege zu versöhnen. Das linke Rheinufer und die italienische Suprematie sind die geringsten Opfer, welche dieser gefährlichste aller Götzen verlangt. Rußland seinerseits ist zwar sehr viel weniger fürchterlich als oft vorausgesetzt wird, ich glaube auch nicht einmal, daß directe Eroberungsplane den Kaiser und seine nächsten Räthe entflammen; aber seine ganze welthistorische Position treibt es über die Grenzen hinaus. Sein Verhältniß zum Orient, seine Tendenz, das Slawenthum zur Herrschaft zu bringen, Deutschland zu lenken, macht es zum natürlichen Gegner Oestreichs und Preußens, und nur die sonderbaren Constellationen der letzten 40 Jahre, die französische Revolution, Napoleon, die Julirevolution haben gehindert, daß diese Tendenzen sich nicht offen geltend gemacht.

Einzeln ist die Gefahr, welche beide Kolosse drohen, nur gering. Oestreich, Preußen und Deutschland im engen Bunde können jedem Angriff siegreich widerstehen, er komme von Osten oder Westen. Beide vereinigt aber geben eine durch Masse und Richtung so unendlich große Angriffsmacht, daß sie Europas Schicksal zu bestimmen im Stande ist. Dahin aber tendirt der Gang der französischen und russischen Politik; wenn es dem Hause Orléans gelänge, die Antipathien zu verwischen, welche sein Ursprung rege gemacht, so stände Alles zu besorgen, ja selbst das Wiederaufrichten eines jüngern Napoleon'schen Hauses in Frankreich könnte Rußland zusagen.

Der Hauptschutz gegen eine solche Combination liegt in der innigsten Vereinigung der Centralmächte mit England. Darum eben ist die jetzige Phase so unnatürlich und verderblich, daß sie dieses Band zerrissen hat. Eine Regierung mit conservativen Principien in England ist erste Bedingung, um in Europa wieder eine natürliche politische Lage herbeizuführen.

In Bezug auf die zwei Hauptpunkte der vorstehenden Betrachtung, die gleichmäßige Abwendung des Verfassers von Frankreich wie von Rußland und den Wunsch nach einer engern Annäherung zwischen Deutschland und England, ist derselbe sich bis an sein Lebensende gleich geblieben. In seinen „Reden und Betrachtungen", sowie in seinen Berichten aus dem frankfurter Parlament kommt er wiederholt auf die Doppelgefahr zurück, welche Deutschland von Frankreich und von Rußland drohe, und die „Sonderung von Rußland" nebst der „Allianz mit England" erschien ihm, wie wir sehen werden, als eine der dringendsten Voraussetzungen der neuen Regierungspolitik, welche nach seiner Ansicht sofort nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. für Preußen hätte beginnen sollen.

Auch was der Verfasser schon 1839 unter der Ueberschrift „Preußische Politik" über den deutschen Beruf Preußens und die rechte Art ihn zu erfüllen sagt, stimmt ganz überein mit Dem, was er in der Denkschrift von 1847, die einen wesentlichen Theil der Abhandlung „Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland" bildet und deren Inhalt wir als bekannt voraussetzen dürfen, weiter ausgeführt und was er im Verlaufe seiner praktisch-politischen Wirksamkeit in den Jahren 1848 und 1849 zu verwirklichen gesucht hat.

Bemerkenswerth ist die in diesen „Fragmenten" wiederholt entwickelte Ansicht des Verfassers von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit eines Kriegs für die Entwirrung der verwickelten Verhältnisse Europas. Im Jahre 1840 schon, wo bekanntlich ein Krieg von Frankreich aus zu drohen schien, hielt Radowitz eine solche Eventualität für überwiegend günstig für Deutschland und ganz Europa. Frankreich war für ihn nicht blos ein Gegenstand patriotischer Besorgniß, sondern auch entschiedenster politischer Antipathie, wol um deswillen, weil nirgends mehr als dort der Staatsabsolutismus, das directe Gegentheil des von ihm so hochgehaltenen Systems ständischer Gliederung, zu seiner vollsten Ausbildung gelangt ist. Mit diesem Frankreich also wünschte er einen Krieg. Er sagt:

Da ein Krieg früh oder spät ganz unabwendlich ist, so kann ein Staatsmann wohl sich verpflichtet halten, den günstigsten Moment dazu zu ergreifen. Ein günstigerer aber als der gegenwärtige ist nach menschlicher Voraussicht nicht zu erwarten. Das Verkehrte und Peinliche der europäischen Verhältnisse ist weit mehr noch eine Frucht der französisch-englischen Allianz als der Julirevolution. Jetzt ist der Moment da, um erstere dauernd zu zerreißen; hat ein englisches Schiff die ersten Kanonenschüsse abgefeuert, so ist der Riß geschehen. Während man in andern Zeiten nur auf neutrale Stellung Englands zählen durfte, muß es jetzt in erster Linie fechten.

Alles Andere trifft so günstig zusammen, wie es vielleicht in wenigen Jahren schon nicht mehr möglich sein wird. In

Preußen Friedrich Wilhelm IV., in Rußland Nikolaus mit seinem Hasse gegen die jetzigen französischen Machthaber, in Oestreich Metternich noch am Leben, Belgien noch in den Händen einer antifranzösischen Partei. Selbst daß in der Person Wellington's der unbestrittene Oberfeldherr fix und fertig ist, muß als ein besonderer Glücksfall angesehen werden, da es sonst eine große Schwierigkeit haben würde, eine obere Leitung zustande zu bringen.

Deutschland ist freilich durch die katholischen und hannoverischen Händel umdüstert, aber auch für diese kann ein gemeinsamer Krieg die beste Heilung sein. Da der erste Feldzug jedenfalls ein defensiver ist, es sich zunächst nur um die Abwehr einer französischen Invasion handeln würde, so wird der Gemeinsinn schon erwachen. Der zweite Act, die Offensive, gehe aber dann auch bis auf den Grund und stelle Deutschland auf längere Zeit vor dem Uebermuthe seines unheilschwangern Nachbars sicherer, als es bisher geschehen. Soweit irgend die menschliche Wahrscheinlichkeit reicht, scheint dieses Resultat bei weitem die meisten Chancen für sich zu haben; ich würde, wenn ich jetzt im Rathe der Könige säße, kein Bedenken tragen, die Verantwortlichkeit des Entschlusses auf mich zu nehmen, und dieses sogar für die einzig wahre Vorsicht, d. h. für das Voraussehen der Begebenheiten halten. Freilich versteht man jetzt unter Vorsicht nur das stumpfe Nachsehen hinter den Begebenheiten her.

Zwölf Jahre später, 1852, klagt er abermals über den „Mangel an Krieg". Er ruft aus:

Siebenunddreißig Jahre sind verflossen, seitdem Europa nach dem Sturze des Eroberers sich zu einer Ruhe begeben hat, die auch die stärksten Anlässe nicht zu stören vermochten.

Die Thatsache ist ebenso unbestreitbar, als ihre innern Gründe schwierig darzulegen, ihr Einfluß dagegen unabsehlich ist.

Alle europäischen Großmächte sind gleichmäßig diesem Wege gefolgt, wie entschieden auch ihre höchsten politischen Interessen dabei gefährdet werden mochten. England hat 1823 die französische Intervention in Spanien und 20 Jahre später dort die orleanischen Heirathen ohne Widerstand ergehen lassen. Frankreich hat 1840 den äußersten Bankrott seiner Plane und Absichten in der orientalischen Katastrophe hingenommen. Beide Westmächte gingen in der krakauischen Sache nicht über wirkungslose Protestationen hinaus. Oestreich hat der consequenten, rastlosen Unterwühlung des türkischen Reichs und der russischen Bewältigung der Donaulande keine Schranke gesetzt. Oestreich, Preußen und England stellten der französischen Invasion in Belgien 1832 nichts entgegen. Alle Ostmächte zusammengenommen ließen zuletzt ruhig geschehen, daß das ihnen feindliche Princip in der Schweiz sich eine Citadelle aufrichtete.

Jeder dieser Anlässe und noch zehn andere geringfügigere, ja schon die bloßen Wechsel in der politischen Gruppirung hätten im 18. Jahrhundert internationale Kriege hervorgerufen. Daß sie statt dessen ziemlich vermieden oder umgangen worden sind, ist dies unbedingt als ein Vorzug unserer Zeit, als ein Gewinn für die Menschheit zu betrachten? Ich beantworte die Frage entschieden mit Nein! Le diable n'y a rien perdu und Elihu Burritt hat nichts dabei gewonnen.

Der Kampf mit den Waffen, die Schlichtung der Zerwürfnisse durch die Gewalt, also der Krieg, ist ganz ebenso naturgemäß in dem Wesen des gefallenen Menschen begründet als der Friede. Wird er von dem äußern Gebiete hinweggewiesen, so entbrennt er auf dem innern; an die Stelle des Kriegs mit dem fremden tritt der Krieg mit dem innern Gegner, die Revolution.

Wir werfen dem 18. Jahrhundert seine äußern Kämpfe vor, es kann darauf mit unsern innern antworten. Was hat Spanien und Portugal 1820 und seitdem in zehnfacher Gestalt erlebt? Was Frankreich drei mal in den 21 Jahren von 1830—51? Was Italien 1820 und 1848? Die Schweiz 1847 und schon vorher? Was Deutschland 1848 und 1849? Was Oestreich in Ungarn, der Lombardei, Siebenbürgen und den Erblanden 1848 und 1849? Was Polen 1830, 1846 und 1848? Was Schleswig-Holstein? Was selbst Rußland 1825?

Wer kann sagen, wie viele von jenen das Leben der Völker unendlich tief zerrüttenden innern Kämpfen unterblieben wären, wenn nicht der äußere Krieg als das alleinige Uebel angesehen und um jeden Preis beiseite geschoben worden wäre? Keine von allen Streitfragen, die aus dem Zusammenleben der Menschen stets und unabweislich erwachsen, ist gelöst; sie stehen alle noch da, riesengroß, die innern wie die äußern.

Europa wird seine dauernde Neugestaltung erst am Ende eines welterschütternden Kriegs finden. Nur dieser kann das blinde verderbliche Treiben der politischen Parteien enden und zugleich die particularistische Selbstsucht brechen. Bis dahin leben wir nur in Provisorien.

Bekannt ist die Stellung, die General von Radowitz in Wort und That seit 1848 zu der Sache der deutschen Einheit eingenommen hat. Sein praktisches Wirken in dieser Frage als preußischer Bevollmächtigter beim Unionsparlamente zu Erfurt hat ihm in Bezug auf die dabei von ihm vertretene Politik und die Art dieser Vertretung Vorwürfe zugezogen, auf welche einzugehen nicht hier der Ort ist, wo wir es nur mit seiner literarischen Thätigkeit zu thun haben. Die „Betrachtungen" über das preußische Unionswerk, welche der zweite Band enthält, bringen allerdings zur Entkräftung dieser Vorwürfe und zur Erklärung, welche damals dem erfurter Parlamente gegenüber die preußische Regierung und Hr. von Radowitz als ihr Beauftragter einnahmen, nichts bei, was nicht damals schon von Letzterm selbst im Parlamente gesagt worden wäre. Wer daher an des Generals praktisch-politischer Befähigung zur Aufrichtung eines deutschen Einheitsbaus bisher gezweifelt hat, wird schwerlich durch diese Schriften von seinem Zweifel geheilt werden. Dagegen constatiren dieselben mit einer immerhin erfreulichen und wohlthuenden Entschiedenheit, wie fest und beharrlich Radowitz den Glauben an die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens in sich bewahrte, mit welcher fast jugendlich-schwärmerischen Begeisterung er fort und fort an diesem Gedanken hing, wie tief er um die Vereitelung der nationalen Hoffnungen trauerte und mit welchem heiligen Zorn er Die verfolgte, welchen er die Hauptschuld an dieser Vereitelung beimaß. An der einen Stelle resumirt er in seiner bekannten dialektisch scharf formulirenden Weise seine Ideen so:

Deutschland ist von zwei Gefahren bedroht: von der Demokratie aus Westen und von der austro-russischen Absolutie aus Osten.

Beide sind für Deutschland gleich verderblich.

Mit der heutigen Demokratie kann keine Staatsordnung bestehen, in keinem europäischen Lande.

Ebenso wenig kann Deutschland, wie es ist, durch und mit dem brutalen oder dem theokratischen Absolutismus regiert werden.

Welche von beiden Seiten daher auch einen Sieg davontrage, er hat keine Dauer und ruft immer wieder nur den Rückschlag von der entgegengesetzten Seite hervor.

Ebenso wenig kann etwa die Gefahr von der einen Seite durch Hingabe an die andere Seite neutralisirt werden. Es ist dies lügenhaft in sich und verderblich in den Folgen.

Einen gesunden und dauerhaften Abschluß kann Deutschland daher nur in sich selbst und durch sich selbst finden.

Hierzu gehört zweierlei:

daß die Einzelstaaten sich aufrichtig auf das monarchisch-constitutionelle Princip stellen, und:

daß Deutschland sich in einen nationalen Bundesstaat zusammenschließe.

Damit schon das erstere möglich werde und in die richtige Linie eintrete, muß über den Einzelstaaten der Gesammtstaat stehen.

Damit letzteres möglich werde, muß Preußen an die Spitze treten, mit Oestreich aber der Staatenbund neu befestigt werden.

Dies ist die Reihenfolge der Gedanken, die ich auch heute für unumstößlich richtig erkenne.

Weshalb haben so Viele, die aufrichtig bei demselben Ziele ankommen wollen, diesen Weg miskannt und gehemmt?

Weshalb hat die einzige europäische Macht, England, die hierin wirklich gleiches Interesse mit Deutschland hat, so gänzlich verkehrt gehandelt?

Das sind die beiden schmerzlichen Fragen.

Ein ander mal äußert er sich, mit besonderer Bezugnahme auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit, im bittersten Tone über eine gewisse Partei, welche aus politischen Idiosynkrasien das nationale Interesse des Gesammtvaterlandes vergesse und verleugne. Er ruft schmerzlich aus:

Das ist das verhängnißvolle Geschick Deutschlands, daß hier nicht wie in Frankreich oder England das Gemeingefühl als Nation ein Gegengewicht gegen die politischen Spaltungen oder vielmehr ein Feld abgibt, das von dem Principienkampfe unberührt bleibt. Wir haben dies unlängst an einem der schlagendsten wie unzweifelhaftesten Hergänge erkennen müssen. Selten oder nie wird ein Fall hervortreten, in welchem die höchsten Interessen Deutschlands als eines Ganzen, und zwar die materiellsten wie die ideellsten, in solchem Maße in Anspruch genommen wurden, als bei der Frage über den Ausgang des Kampfs in den Herzogthümern Holstein und Schleswig. Was für Deutschland im Allgemeinen galt, das galt ganz insbesondere wiederum für Preußen. Ob dort sich ein auf eigenem Rechte ruhender, unter sich und mit Deutschland fest verbundener Staatskörper bilde, oder ob dieses theure Land, dieser herrliche Volksstamm dem kleinen bösartigen Nachbar zu uneingeschränkter Befugniß anheimfalle, davon hing unsere Sicherung gegen Norden, unsere Aussicht auf das Entstehen einer starken Kriegsflotte, unsere Theilnahme an dem Welthandel, ja ein großes Stück unserer europäischen Geltung ab. Mit selten gesehener Begeisterung hatten alle deutschen Lande diesen Kampf als den ihrigen erkannt, große Opfer waren gebracht, zu noch größern war die Nation bereit. Nicht die Rechtsfrage konnte als Gegengrund ausgegeben werden; sie ist für den eigentlichen Streitpunkt kaum eine zweifelhafte; nichts liegt ferner ab von dem unzweideutigsten Rechte als eben die Lösung, die jetzt von den dänischen und fremden Feinden der Herzogthümer vorbereitet wird. Und dennoch vermochte es auch hier nicht die Partei, sich über ihr Programm zu erheben, nicht Deutschlands theuerste Güter, nicht Preußens verpfändete Ehre durfte dagegen in die Wagschale gelegt werden. Wir haben es hören müssen, daß man den Ausgang der Schlacht von Idstedt pries, den Sieg der Fremden über die Deutschen, den Sieg eines von dem kopenhagener Pöbel zur Herrschaft geförderten Systems über die ihrem Herzoge treu ergebenen Edelleute, Bürger und Bauern. Aber es war ein Sieg „der Soldaten des Königs über die Soldaten der Rebellen!"

Und wie prophetisch erscheinen, wenn man daran denkt, daß er nun schon dahingegangen ist, die Worte, mit denen er seine „Betrachtungen" über den Verlauf der deutschen Sache, nachdem er sie bis zum April 1850 fortgeführt hat, beschließt:

Das deutsche Volk wird noch ferner umherziehen müssen in der Wüste, ehe es das Gelobte Land seiner nationalen Einheit erreicht, es wird zuvor noch allen fremden Götzen absagen, alle Rottengeister in seinen eigenen Reihen vertilgen müssen. Wer weiß, ob es einem unter Denen, die hierfür gestritten und gelitten, beschieden ist, den verheißenen Boden zu betreten, ja nur ihn von fern zu schauen! Aber die Verfolger werden untergehen!

Nicht die gleiche Festigkeit und innere Sicherheit beweist Radowitz in seinen Ansichten, Wünschen und Bestrebungen in Betreff der politischen Verfassungsformen der deutschen Einzelstaaten, insbesondere Preußens. Aus seinen 1846 erschienenen „Gesprächen über Staat und Kirche" ist bekannt, wie Radowitz damals der sogenannten ständischen Monarchie, d. h. derjenigen Regierungsweise, wo der Monarch nur in gewissen Beziehungen durch historisch berechtigte Stände, nicht durch eine allgemeine Volksvertretung beschränkt ist, vor allen andern Staatsformen, insbesondere vor der constitutionellen den entschiedenen Vorzug gab. Dieselbe Ansicht finden wir hier theils in verschiedenen Aufsätzen der „Fragmente", theils in den im dritten Bande abgedruckten fingirten „Reden im Ständesaale zu Berlin 1847" niedergelegt. Freilich beschleicht schon hier bisweilen Radowitz das Bedenken, ob es noch möglich sei, in diese von ihm als allein richtig erkannte Bahn einzulenken und dem Zuge entgegenzusteuern, welcher die alte Monarchie unaufhaltsam auf den Weg des modernen Constitutionalismus zu reißen droht. Die Verordnungen vom 3. Februar 1847 begrüßt er zwar mit Freuden, weil er darin den Gedanken wiedererkennt, dem er selbst huldigt, allein unter den gegebenen Zeitverhältnissen erscheinen sie ihm als schon verspätet. In einem Aufsatze, der bald nach dem Erscheinen jener ständischen Edicte geschrieben sein mag, entwickelt er, was nach seiner Meinung hätte geschehen müssen, um den Zweck zu erreichen, welcher offenbar bei dem Erlaß jener Verordnungen vorgeschwebt habe. Er meint:

Wenn der König vom Anfang seiner Regierung an (wie er voraussetzt) entschlossen war, das bisher befolgte System des aufgeklärten Beamtenabsolutismus nicht fortzusetzen, ebenso wenig aber zur parlamentarischen Regierung überzugehen, vielmehr den ständischen Staat aufzurichten, so mußte er damit sofort nach seiner Thronbesteigung beginnen und entweder sogleich damals die Edicte vom 3. Februar erlassen oder, wenn er dies nicht wollte, wenigstens mit bewußter Absicht dieses Ziel vorbereiten und sich darüber klar sein, „daß mit den vorhandenen Menschen, in den vorhandenen Wegen und mit den vorhandenen Allianzen nicht fortzukommen sei".

Zu den neuen Wegen rechnet Radowitz insbesondere

eine freie Ordnung der Presse, Decentralisation der Verwaltung, ein Toleranzedict, Ausbreitung des Zollvereins auf ganz Norddeutschland mit entsprechender Entwickelung der Handels- und Schiffahrtsinteressen, ein Beleben des Bundes als eines wahren Nationalwesens.

Zu den neuen Allianzen aber:

Absonderung von Rußland, gutes Vernehmen mit Oestreich, aber gänzliches Abstreifen aller bisherigen Fesseln, enge Allianz mit England, vor allem festes Zusammenwachsen mit Deutschland.

Auch noch in dem Zeitpunkte, wo die Edicte erschienen, hielt Radowitz eine Erreichung des damit Beabsichtigten nicht für unmöglich. Aber die Regierung hätte mit größter Offenheit und Klarheit den Grundgedanken der Edicte aussprechen und vertreten, die Verhandlungen des Vereinigten Landtags ausschließlich auf diesen Punkt lenken und alles demselben Fremdartige davon entfernt halten müssen. Es war nach seiner Meinung ein großer Fehler, daß man Verwaltungsfragen mit den principiellen vermischte und selbst bei den eigentlich politischen nicht scharf genug das Princip, um welches es sich handelte, herausstellte. Einen zweiten Fehler erblickt er in der Veröffentlichung der Verhandlungen. Mit richtigem Instincte findet er heraus, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen allein schon hinreiche, um den ständischen Staat unaufhaltsam in den parlamentarischen hinüberzuführen. Es ist daher auch nur consequent, wenn Radowitz von seinem damaligen Standpunkte aus über das Zeitungswesen der Gegenwart ein verachtungsvolles und verdammendes Urtheil ausspricht, wenn er darin eine Quelle der Halbbildung, Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit erblickt und von diesem Verdammungsurtheile nicht einmal ein so entschieden ernst und wissenschaftlich gehaltenes Blatt wie die eben damals ins Leben getretene „Deutsche Zeitung" ausnimmt, von der er vielmehr spöttisch bemerkt, sie habe sich die Aufgabe gestellt,

die allmälig zu tiefer Flachheit herabgesunkenen Theoreme des vulgären Liberalismus und Rationalismus in anmuthiger Gestalt zu beleben und die politische und religiöse Weisheit, die in jedem Winkelblatt, jeder Ressource, an jedem Gasthaustische mit Ekel und Langeweile erfülle, nun in ernstem Kathedertone oder in eleganter Salonphrase zu erneuter Beherzigung anzubieten.

Alles Dies, wie gesagt, ist ganz consequent, solange sich Radowitz auf dem streng ständischen Standpunkte befindet. Aber wie wird er von diesem Standpunkte aus den Uebergang zu dem gewinnen, den er thatsächlich wenigstens seit 1848 als Redner, als Schriftsteller, als leitender Staatsmann eingenommen hat, zu dem constitutionellen? Und wird dieser Uebergang ein aufrichtiger, ein rückhaltsloser, ein solcher sein, bei welchem er die Brücke hinter sich abbricht? oder nur ein mit allerhand Mentalreservationen verbundener, ein blos augenblicklicher und erzwungener? Das sind die Fragen, deren Beantwortung wir von den hier vorliegenden „Gesammelten Schriften" des in jedem Falle hochbedeutenden Mannes wohl erwarten dürfen.

Alsbald nach dem Vereinigten Landtage gesteht sich Radowitz bereits die Unvermeidlichkeit des Uebergangs zur constitutionellen Staatsform ein. Er sagt:

Die schmerzliche Besorgniß, die seit Jahren auf mir lastet, steigert sich zur Gewißheit. Die ständische Monarchie ist nicht mehr aufzurichten, der Zug nach dem constitutionellen Repräsentativsystem hin unausweichlich. Wie aber einen rechtlichen Uebergang finden, wie den monarchischen Kern und mit ihm das Autoritätsprincip, ohne welches kein dauerndes Staatswesen in Preußen möglich ist, dabei retten und neu befestigen?

Wenige Seiten darauf berührt er wieder dasselbe Thema, ein Beweis, wie ernsthaft er sich damit beschäftigt hat. Noch immer hält er die alten organischen Stände für die „eigentlichen realen Existenzen des Volks" und also auch für dessen „natürliche und befugte Vertreter", aber zugleich sieht er ein,

daß in der großen Mehrzahl der jetzt Lebenden, zumal in Deutschland, dieser Begriff immer mehr zurückgetreten ist, sodaß auch unter Denen, die nach Recht und Ordnung streben, die Ueberzeugung vorwaltet, die Vertretung des Volks könne nur auf Besitz und Intelligenz begründet werden.

Wir können nicht umhin, dem sonst so scharfen Dialektiker hier einen Mangel an Klarheit und innerer Consequenz vorzuwerfen. Schien es vorher, ja scheint es sogar noch nach manchen Aeußerungen in diesem Aufsatze selbst, als ob Radowitz die Unmöglichkeit, auf die ständische Monarchie zurückzukommen, nur aus dem misglückten Versuche des Vereinigten Landtags, aus der „verabsäumten Zeit" und der „mangelhaften Behandlung" ableite, so deuten doch jene oben angeführten Worte auf die Erkenntniß einer Thatsache hin, welche nicht erst mit den Patenten des 3. Februar hervorgetreten, noch viel weniger durch den dabei begangenen Misgriff veranlaßt worden war. Daß die ständische Monarchie in der öffentlichen Meinung den erfoderlichen Rückhalt nicht mehr finde, war eine Betrachtung, welche ein so scharfsinniger Kopf wie Radowitz nicht erst 1847 machen durfte.

Noch mehr aber werden wir an der Wahrheit jener unantastbaren Consequenz und Folgerichtigkeit irre, deren Schein in so ausgeprägter Weise allen politischen Ausführungen des Hrn. von Radowitz eigen war, wenn wir in einem Aufsatze aus dem Jahre 1852 folgende Stelle lesen:

Wie sehr mich meine individuellen Neigungen nach der altständischen Verfassung hinziehen, so konnte ich doch die Augen nicht gegen die Erkenntniß verschließen, daß sie nicht herzustellen ist. Ganz abgesehen von der allgemeinen Betrachtung über die Unzulässigkeit jedes historischen Rückschritts, leuchtet auch ein, daß die Bestandtheile der altständischen Gliederung: Edelleute, Bauern, Bürger, in jener frühern Bedeutung nicht mehr bestehen und ebenso wenig als Gegensatz in sachlicher Form: Rittergut, Bauerngut, Stadt. Wodurch wäre ein durchgreifender Unterschied zwischen Rittergut und Bauerngut jetzt zu rechtfertigen? Nicht mehr durch die Größe; es gibt so kleinen Besitz der ersten Art, daß er gewiß nicht mehr als „großer Grundbesitz" bezeichnet werden kann. Nicht mehr durch die persönliche Eigenschaft des Besitzers, da in vielen Landestheilen die überwiegende Zahl dieses Besitzes längst aus den Händen des Adels gekommen ist. Nicht mehr durch das Alter, die Befestigung des Besitzes, da dieser wie jede Waare oft durch die mannichfachsten Hände gegangen ist.

In Summa, seitdem die Rittergüter theilbar und jedem Käufer zugänglich sind, und seitdem die Bauern nicht mehr unfrei sind, kann jener Standesgegensatz nicht mehr durchgeführt werden. Es gibt keine durchgreifenden Sonderinteressen für den großen und den kleinern Landesbesitz.

Ebenso unhaltbar ist der ständische Gegensatz zwischen Stadt und Land. Einerseits haben sich die Gewerbe auch auf das Land gezogen; die Brennerei und Rübenzuckerfabrikation sind fast überwiegend an den großen Landbesitz geknüpft. Andererseits ist ein großer Theil der kleinen Städte geradezu ackerbauend. Wo bleiben da die ständischen Gliederungen?

Wie, Hr. von Radowitz hätte jetzt erst erkannt, daß die ständischen Unterschiede selbst, die einzig mögliche

Grundlage des ständisch-monarchischen Systems, thatsächlich längst verschwunden sind? Damit spräche er sich als Politiker das härteste Urtheil. War aber diese Erkenntniß bei ihm schon früher vorhanden, so mußte sie bei gleich aufrichtiger Erwägung der Verhältnisse auch schon früher und längst vor 1847 über seine „individuellen Neigungen" den Sieg davontragen; er mußte sich dann längst schon sagen, daß nicht blos der augenblickliche Zug der öffentlichen Meinung die Aufrichtung des ständischen Systems unmöglich mache, sondern das objective Vorhandensein einer Ordnung der Dinge, welche erst rückgängig gemacht werden müßte, um für jenes System wieder Platz zu gewinnen.

Sei dem indeß wie ihm wolle, Radowitz, aus welchem Grunde immer, war 1847 bereits mindestens von der thatsächlichen Unmöglichkeit der Einführung des ständischen Systems und der ebenso thatsächlichen Unvermeidlichkeit der Constitutionalisirung Preußens überzeugt. Nun aber die zweite wichtigere Frage: Wie stellt sich Radowitz zu dieser thatsächlichen Nothwendigkeit einer Staatsform, als deren grundsätzlicher Gegner er sich noch soeben, zum Theil selbst in fast bitterer und verächtlicher Weise bekannt hat? In einer Betrachtung aus dem Jahre 1848 erklärt er:

Die politischen Gestalten, die jetzt danach streben, sich aus der Anarchie der Gegenwart herauszuringen, sind sicher bloße Provisorien, aber nothwendige. Sie müssen befestigt werden, wenn nicht das äußerste Verderben sofort zur Gewalt gelangen soll.

Natürlich rechnet er dahin auch die parlamentarische Regierung. Sie entbehre, meint er, der innern Folgerichtigkeit und sei daher immer nur ein Durchgangszustand, der entweder zur Aufrichtung eines monarchischen Rechtsstaats oder zur Despotie führen werde, die entweder als militärisches Imperatorenthum oder als abstracte Republik auftreten könne. In der gegenwärtigen Sachlage sei an eine bevorstehende Restauration des monarchischen Rechtsstaats nicht zu denken; auf lange Zeit hin werde es sich nur handeln um einen Kampf zwischen der parlamentarischen Monarchie und der abstracten Republik. Die einstige Rückkehr in die wahre Monarchie könne sich aber auf doppelte Weise vorbereiten, entweder von innen heraus, indem das parlamentarische System gerade, wenn es über alle seine äußern Gegner gesiegt, seine innere Gebrechlichkeit zutage lege, oder aber auch durch äußere Kämpfe, aus denen eine neue feste Autorität hervorgehe, welche im Stande sei, sich eine rechtliche Grundlage in der Form der wahren freien Monarchie zu bilden. Radowitz schließt diese Betrachtung:

Also eröffnen sich selbst unserm kurzsichtigen Auge die Aussichten auf den Gang möglicher Herstellung der göttlichen Ordnung in den politischen Dingen. Aber eben diese nähere Erwägung weist darauf hin, daß im gegenwärtigen Momente die Form der parlamentarischen Monarchie eine unvermeidliche Uebergangsstufe ist, um vor schlimmern zu bewahren. Von den Staatsformen, die unter den gegebenen Umständen jetzt möglich sind, ist sie die einzige, welche noch die beiden Bedingungen der Gerechtigkeit und Ordnung so weit vereinigt, als es nach der Zertrümmerung der tiefern Grundlagen der politischen Gesellschaft überhaupt erreichbar ist. Das parlamentarische System ist daher zwar ein Provisorium, aber ein nothwendiges und thatsächlich heilsames.

In gleichem Sinne gibt Radowitz auch seiner, der ständisch-monarchischen Partei in Bezug auf ihr Verhalten bei den politischen Parteikämpfen des Jahres 1849 folgenden Rath:

Die monarchische Partei darf und soll ihre Kräfte mit der altliberalen vereinigen, um den Andrang des Radicalismus abzuwehren. Eben hierdurch erlangt sie auch eine natürliche und wohlberechtigte Stimme bei der Begründung und Ausbildung der neuen Staatswesen. Sie nehme den augenblicklichen Untergang oder, wenn man will, die vorübergehende Verdunkelung der alten Monarchie als eine Thatsache hin und strebe danach, möglichst ausgedehnte Bürgschaften der rechtlichen Freiheit in die aus deren Trümmern hervorwachsenden Verfassungszustände zu legen. Darin folgt sie sowol der Pflicht als der Klugheit; sie arbeitet, soweit ihre Kräfte reichen, der Epoche vor, in der durch Gottes Rathschluß die schädlichen Bestandtheile aus dem parlamentarischen Systeme sich wieder ausscheiden, die gesunden befestigen können.

Bis hierher hätte also Hr. von Radowitz das constitutionelle System immer nur als eine aufgedrungene Nothwendigkeit, als das kleinere von zwei Uebeln, als etwas anerkannt, dem man sich fügt, solange man muß, von dem man den möglichsten Nutzen zieht in der Stunde der Gefahr, dessen man sich aber wieder entledigt, sobald die Gefahr vorüber ist und man sich stark genug fühlt, den augenblicklichen Zwang wieder abzuschütteln. Allein weder sein Gewissen noch sein dialektischer Verstand lassen ihn auf diesem Standpunkte verharren. Er fühlt das Bedürfniß, sich mit den Ansprüchen, welche der constitutionelle Gedanke an ihn macht, auseinanderzusetzen, und er thut dies auf eine Weise, welche zwar abermals nicht für die so oft ihm nachgerühmte Schärfe und Klarheit des Denkens, dagegen umsomehr für die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung spricht und uns in der Ansicht bestärkt, welche wir immer von Radowitz hegten, daß die Schwankungen in seinem politischen Handeln weniger die Folge absichtsvoller Täuschung Anderer als einer Täuschung seiner selbst durch eine gewisse Einseitigkeit seines Verstandes seien, der zwar einen hohen Grad formaler Schärfe besaß, aber im Grunde doch nicht zur völligen Klarheit in sich durchgebildet, sondern von allerhand phantastischem Beiwerk umnebelt war. Radowitz erklärt nämlich in dem beregten Aufsatz für die unentbehrliche Grundlage des monarchischen Staats das „patrimoniale Princip" im Gegensatze zum Contractsprincip. Das letztere führe allemal in seiner letzten Consequenz zur Abhängigkeit des Regenten vom Volke, also zur umhüllten Republik. Das patrimoniale Princip sei aber einer Entwickelung fähig, könne verschiedene Stadien durchlaufen, ebenso wie das ihm analoge Verhältniß des Familienhaupts zu den Familiengliedern. Im Stadium seiner höchsten Entwickelung führe es dahin, daß, wie das Familienhaupt, gegenüber den gereiften und selbständig gewordenen Familiengliedern, seine aus der eigenen Erkenntniß fließende Thätigkeit mit den Gefühlen und der Erkenntniß der Glieder in Uebereinstimmung zu

bringen habe, ebenso der Regent die öffentliche Meinung und deren freie Zustimmung zu seinen Handlungen beachten müsse. Die Summe der Institutionen, durch welche diese öffentliche Meinung constatirt werde, sei die Verfassung, „die über dem Regenten und dem Volke stehende und beide verbindende Gewalt". In diesem Sinne allein fasse er die Berechtigung des constitutionellen Anspruchs.

Auch hier vermissen wir ein klares Bewußtsein des Verfassers über die Folgerungen, die aus seinen Vordersätzen nothwendig fließen. Er will das patrimoniale Princip, d. h. die Autorität der allein maßgebenden Entscheidung auf Seiten des Inhabers der Staatsgewalt, unversehrt erhalten wissen, er will aber auch der öffentlichen Meinung einen berechtigten Einfluß auf diese Entscheidung einräumen, er setzt sogar die Verfassung als die Summe der die öffentliche Meinung constatirenden Institutionen über den Regenten. Nun ist aber doch immer die Möglichkeit vorhanden, daß der Regent etwas Anderes will und für recht halte, als was mittels der in der Verfassung geordneten Institutionen, der Kammermajoritäten, der Presse u. s. w., sich als die öffentliche Meinung, und zwar nicht blos als die „augenblickliche, der Leidenschaft entsprießende", sondern als die „dauernde und echte" ankündigt. Soll in solchem Falle der Regent nachgeben, selbst gegen seine Ueberzeugung? oder soll er auf dieser beharren? Das ist die Frage, welche Radowitz ungelöst läßt und welche gleichwol die scharfe Grenzlinie bildet zwischen dem wahren und dem Scheinconstitutionalismus, zwischen dem Constitutionalismus mit parlamentarischer Regierung und dem ohne diese, zwischen dem englischen Constitutionalismus und jenem, welcher in Deutschland bis zum Jahre 1848 in Uebung war. Radowitz mußte wissen, daß das Unbefriedigende und die innerliche Unwahrheit dieses Scheinconstitutionalismus eine Hauptveranlassung zu der Bewegung des Jahres 1848, daß die Hinüberleitung dieses Scheinconstitutionalismus in den wahren parlamentarischen Verfassungsstaat eine der Hauptfoderungen jener Tage war und daß die Gewährung dieser Foderung unter den von den Thronen ausgegangenen Versprechungen fast überall eine der ersten Stellen einnahm. Es konnte ihm nicht entgangen sein, daß jenes vormärzliche System, welches den Volkswillen und die öffentliche Meinung, auch in ihrer dauerndsten und echtesten Gestalt, immer nur so weit zur Geltung kommen ließ, als es den eben am Ruder befindlichen Personen wünschenswerth oder rathsam erschien, fast ebenso wenig in der öffentlichen Meinung wurzele, in dem Geiste der Nation hafte, als jenes Halbwesen von ständischem und constitutionellem Staat, welches man 1847 in Preußen aufrichten wollte. Wenn ihm nun die mangelnde Zustimmung der Nation hinreichender Grund war, um diese politische Schöpfung, die im Uebrigen seinen individuellen Neigungen so sehr zusagte, für unmöglich zu erklären, mußte er nicht consequenterweise aus denselben factischen Voraussetzungen hier das gleiche Resultat ableiten?

Aber noch eine andere Frage drängt sich auf. Hr. von Radowitz hat eifrigst an dem deutschen Bundesstaat bauen helfen. Dieser Bundesstaat, wie er in den Ideen und Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volks, wie er in den ausgesprochenen Programmen der entscheidenden Majoritäten zu Frankfurt und zu Erfurt, ja wie er in den formellen Bestimmungen der beiden Verfassungen selbst, jener vom 28. März 1849 und der von Radowitz selbst entworfenen vom 26. Mai desselben Jahres, formulirt war, hatte durchaus und ganz unleugbar das parlamentarische Princip zu seiner Voraussetzung und Grundlage. Hätte sich Radowitz darüber täuschen können? Oder wäre es aufrichtig gehandelt gewesen, wenn er in jene Strömung des Nationalgeistes nur mit der Absicht eingetreten wäre, ihr keine andere als eine scheinbare Befriedigung zu gewähren? Gern wollen wir auch hier lieber dem Verstande als dem Herzen des Hrn. von Radowitz zunahetreten und ihm den Vorwurf der Unklarheit und Selbsttäuschung machen, um ihn von dem schlimmern der Unredlichkeit lossprechen zu können. Freilich haben diese offenen Darlegungen der Ideenentwickelung des Hrn. von Radowitz unsere Meinung von der staatsmännischen Befähigung desselben weniger gesteigert, als unsere Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Wollens verringert. Wir finden in diesen theoretischen Auseinandersetzungen über die höchsten politischen Probleme den Schlüssel zu so manchem an sich räthselhaften Schritte, den Radowitz auf der Bahn praktisch-politischen Handelns gethan hat, namentlich zu jener merkwürdigen Rolle, welche er, der Miturheber der Unionsverfassung vom 26. Mai, als Regierungscommissar bei den Verhandlungen über dieselbe vor dem Parlamente zu Erfurt spielte.

Uebrigens scheint Hr. von Radowitz von seinen Idiosynkrasien gegen das constitutionelle System in demselben Maße mehr und mehr zurückgekommen zu sein, als dieses System unter dem Einfluß bekannter Verhältnisse der neuesten Zeit in der Wirklichkeit mehr und mehr Boden verloren hat. Dürfen wir hierin wol ebenfalls ein Anzeichen redlicher Ueberzeugungstreue und jener mannhaften Gesinnung erblicken, welche ihre Anhänglichkeit an eine Sache nicht von deren äußerlichem Siege und Erfolge abhängig macht, so ist es auf der andern Seite freilich bezeichnend für die eigenthümliche Organisation dieses merkwürdigen Geistes, daß seine Ueberzeugungen und Sympathien in Bezug auf die höchsten politischen Probleme sich auf ein bestimmtes Ziel allemal gerade zu der Zeit am entschiedensten richteten, wo dieses Ziel schon wieder in unbestimmte Ferne gerückt erschien. Im Jahre 1846 erschienen des Hrn. von Radowitz erste „Gespräche über Staat und Kirche" — der entschiedenste Panegyricus des christlich-germanischen ständischen Staats —, und schon im folgenden Jahre machte dieser Staat bei dem Versuche seiner praktischen Verwirklichung Fiasco, und Radowitz selbst mußte eingestehen, daß es mit dessen Wiederherstellung schon zu spät sei. Darauf schwankte Radowitz zwischen seinen „individuellen Neigun-

gangen“, die ihn noch immer zur ständischen Monarchie zurückzogen, und seiner Erkenntniß von der Nothwendigkeit des constitutionellen Systems, zwischen der Furcht vor den republikanischen Consequenzen dieses letztern und der noch dringendern Besorgniß eines sofortigen Siegs der Republik, wenn man nicht dieser durch Unterstützung der constitutionell-monarchischen Tendenzen die Spitze abbreche. Während er noch mit sich selbst im Kampfe zu liegen scheint, wie weit er dem constitutionellen Zeitdrange nachgeben oder eine Vermittelung zwischen dem ständischen Absolutismus und dem parlamentarischen Systeme, zwischen der Alleinberechtigung der Krone und der entscheidenden Macht des Volkswillens versuchen solle — siehe, da zeigen sich ihm schon äußerlich verwirklicht, gleichsam eine Verkörperung seiner eigenen hin- und herschwankenden Gefühle, die Folgen jener Unwahrheit und Unklarheit in der Auffassung des allein die richtige Mitte darstellenden echt constitutionellen Princips, das gewaltsame Auseinanderstreben der Extreme nach der Zerreißung dieses sie beide in festen Schranken zurückhaltenden Bandes. Radowitz hat den Eindruck dieser Wahrnehmung in mehren Betrachtungen aus der allerletzten Zeit unverhalten niedergelegt, seine Ueberzeugung, daß nur die Erhaltung und Kräftigung einer starken, aufrichtig constitutionellen Mittelpartei uns vor großen politischen und socialen Gefahren retten könnte, aber auch zugleich seinen Zweifel ausgesprochen, ob diese Rettung nicht schon, und zwar wesentlich durch das Gebahren einer reactionären, absolutistischen Partei, unmöglich gemacht sei. So sagt er in dem einen Aufsatze:

Die große Mittelpartei, die in allen Versammlungen stets die Mehrzahl ausmachen wird, stand am Ende des Jahres 1850 einer sehr schwierigen Wahl gegenüber. Trat sie entschieden und offensiv gegen das Personal und das System der Regierung auf, so mußte sie annehmen, daß daraus der Uebergang in die Hände der äußersten Reactionspartei und in dessen Folge ein offener Bruch mit der Verfassung folgen werde. Die Leiter der Mittelpartei haben diese Verantwortung nicht auf sich nehmen wollen; sie haben zwar ihre Misbilligung des eingeschlagenen Wegs an den Tag gelegt, aber nicht allein keine Folgen daran geknüpft, sondern dem Fortgange in dieser Richtung selbst Vorschub geleistet.

Die Gefahr, die von ihrem Standpunkte aus hierdurch auf der einen Seite vermieden wurde, ist aber auf der andern in demselben Maße hervorgetreten. Die augenfällige Thatsache, daß ein politisches System, das nach innen und außen mit den allgemeinen Wünschen und Gefühlen im Widerspruche stand, dennoch seinen Weg ungestört verfolgen konnte, lieferte für die Mehrzahl der Zuschauer den unzweifelhaften Beweis von der Ohnmacht des ganzen constitutionellen Princips.

Der Rückschlag auf die öffentliche Meinung ist nicht ausgeblieben. Außer den leicht zu unterscheidenden Kundgebungen der Partei der Contrerevolution haben sich auch in der Presse und den Adressen Stimmen genug erhoben, die von dem Ekel an den vorhandenen Zuständen bis zu verbitterter Verachtung der Staatsform hingetrieben worden, aus welcher sie ihrer Meinung nach erwachsen sind. Das constitutionelle System hat in der Meinung der Gegenwart einen tiefreichenden Stoß davongetragen.

Aehnliches ist ungefähr überall in Deutschland vorgekommen. Die Regierungen der Mittelstaaten, selbst mancher kleinern, sind ungehemmt auf Wegen fortgeschritten, auf denen sie ohne allen und jeden Zweifel die unermeßliche Mehrzahl der Staatsangehörigen durchaus gegen sich hatten. So ist der deutsche Bundesstaat zu Grabe gegangen, die schlimmen Zeiten des Polizeiregiments sind neu belebt worden, so steht Deutschland jetzt vielleicht vor der Zertrümmerung des Zollvereins, an den sich die dringendsten und wichtigsten Interessen eben in den Ländern knüpfen, deren Regierungen sich ohne Rücksicht darauf an die entgegengesetzte Politik gekettet haben.

Ist aber dies eine Erscheinung, welche Dauer verspricht? Wird wirklich Dasjenige, was der constitutionellen Meinung abfällt, dagegen der absolutistischen zuwachsen und dieser ein dauerndes Leben verbürgen?

Die Zahl der wirklichen Convertiten ist gering. Eine weit größere der frühern Constitutionellen ist allerdings in stumpfe Gleichgültigkeit versunken oder vielmehr in fatalistische Hingebung. Aber dies ist keine gesunde, keine haltbare Stimmung; es ist ein Betäubungsschlummer, aus welchem das Erwachen nicht ausbleibt. Noch ein Theil endlich geht entschieden in das demokratische Lager über, Wenige wol nur aus wirklichem Ueberzeugungswechsel, Viele aber aus Rachegefühl oder aus dem Gedanken, daß nur auf diesem Wege der gemeinsame Feind zu überwinden sei.

Wenn nun ein Moment des Wechsels herankommt, sei es, woher es wolle, wie dann? Wo ist die große, durch Zahl und bürgerlichen Einfluß mächtige Partei, die sich vom April 1848 an zwischen die Throne und deren republikanische Bestürmer stellte?

Was man auch urtheilen möge von dem Werthe oder Unwerthe jener „altliberalen“ Partei, die es eben hierdurch möglich machte, daß die monarchische Ordnung durch stärkere Hände wieder aufgerichtet werden konnte, wie viel Dank oder Undank ihr dafür gebühren möge, daß sie in kommenden Zeiten nicht wieder aufzufinden sein wird, bleibt eine ernsthafte Betrachtung.

Dann wieder in einer Betrachtung über den pariser Staatsstreich vom 2. December 1851:

Der neueste Hergang in Paris schließt eine Reihe von historischen Thatsachen, die seit drei Jahren den Beweis für den Satz liefern, daß im heutigen Europa (England ausgenommen) nur zwei materielle Kräfte wirklich wirksam sind: die Armee und die Demokratie. Nur diese beiden vermögen sichtbare Umwälzungen hervorzubringen; sobald Diejenigen, die sich ihrer bedienen wollen, die moralischen Elemente einfach negiren, sind diese auch factisch annullirt. Gegen Demokraten helfen nur Soldaten, hieß der Spruch. Das tief Schmerzliche ist, daß manche Mittelparteien, ja daß ein großer Theil der constitutionellen Masse, welcher deutlich gezeigt worden, welche Ohnmacht allen Rechts- und Vertragsverhältnissen innewohnt, bald genug versucht sein kann zu sagen: Gegen Soldaten helfen nur Demokraten!

Und endlich in Bezug auf die socialen Gefahren der Gegenwart:

Unsere Zeit zermartert und zerreibt sich in den Kämpfen um die politischen Gestaltungen unter den Menschen. Innerhalb und neben diesem endlosen Getreibe, das Verfassungen macht und umwirft, Parteien zur höchsten Höhe der Gewalt hebt und in die tiefste Tiefe der Ohnmacht hinunterschleudert, regt sich aber den Meisten unbemerkt die sociale Frage, die Frage, ob die Organisation und Berechtigung der Eigenthumsverhältnisse, wie sie uns die Vergangenheit überliefert hat, ferner dauern könne und werde. Kann dies irgend ein wahrhaft aufmerksamer Beobachter bejahen? Kann er wähnen, daß, nachdem die beiden großen Pfeiler gewichen sind, auf welchen die frühere Gemeinschaft ruhte, nachdem die beiden großen Kräfte, die Rechtsidee und die Kirchenzucht, ihre Gewalt über die Massen eingebüßt, daß es nun noch möglich sein werde, den abstracten und schrankenlosen Eigenthumsbegriff aufrecht zu halten? Ich sage Nein; der Staat wird dazu getrieben werden, der socialen Aufgabe zu genügen, oder sie wird ihn über den Haufen werfen. Es kommt hier nicht auf die Einzel-

heiten der Lösung an. Das unermeßliche Problem wird mindestens ebenso viele Systeme und Parteien hervorrufen als das politische. Aber daß es in dem jetzigen Staatstreiben so gut als völlig ignorirt wird, daß man dem kläglichsten Gezänke über politische Formen den hundertfachen Werth beimißt in Vergleich zu den Riesenfragen über den Pauperismus, das Proletariat, die Solidarität des Unglücks, das Verhältniß des Capitals und der Arbeit, das ist ein sehr bedenkliches Zeichen. Greift der Staat nicht in Zeiten, wo die bestehenden Autoritäten noch im Besitze voller Macht sind, nach der Lösung der socialen Aufgabe, so wird sie ihm in Zeiten aufgedrungen werden, wo die Obrigkeit ohnmächtig und hülflos einer Anarchie gegenüberstehen wird, gegen welche die politischen Kämpfe nur als mattes Vorspiel erscheinen.

Welche Wege aber auch eine Regierung bei richtiger Erkenntniß der ungeheuern Gefahren der Zukunft einschlagen möge, immer ist klar, daß große Opfer, tiefe Aenderungen in den bestehenden Rechtsverhältnissen erfoderlich sind. Diese aber aufzufinden und durchzuführen, dazu reicht auch der intelligenteste und kräftigste Absolutismus nicht hin. Nur dadurch daß alle Diejenigen zu Rath und That hinzugezogen werden, welche jene Opfer zu bringen haben, ist hier etwas Eingreifendes und Gedeihliches möglich. Eine größere Aufgabe ist nie gestellt worden, nie eine, bei welcher die volle Verständigung und Zustimmung aller Betheiligten nothwendigere Vorbedingung gewesen wäre.

Schon diese eine Erwägung führt auf die schlechthinnige Nothwendigkeit des Repräsentativsystems für die Gegenwart.

Die socialen Fragen haben neben den reinpolitischen und den nationalen Hrn. von Radowitz, wie das sehr begreiflich, lebhaft beschäftigt. Seine ältern und neuern „Gespräche", sowie zahlreiche Abhandlungen und kürzere Bemerkungen in diesen „Fragmenten" legen davon Zeugniß ab. Wir können ihm jedoch auf diesem Gebiete wie auf noch einigen andern den Vorwurf des Dilettantismus, der ihm öfters gemacht worden ist und gegen den er in der Einleitung zu diesen „Gesammelten Schriften" sich verwahrt, nicht gänzlich ersparen. Radowitz spricht über manche Dinge, wie es den Anschein hat, weil eben das Sprechen darüber an der Tagesordnung ist, oder er spricht auch wol darüber mit dem wirklichen Bedürfniß, sich und Andere zu verständigen, aber in einer Weise, welche durchaus ein tieferes Eindringen in den Gegenstand, wie man es von einem solchen Geiste selbst bei einem ihm neuen und fremdartigen Stoffe erwarten sollte, und ein klares Bewußtsein von den Consequenzen Dessen, was er aufstellt, vermissen läßt, und er spricht sogar bisweilen mit ziemlicher Sicherheit ab über Verhältnisse, die er offenbar nicht kennt und nicht genug studirt hat. Das aber nennen wir Dilettantismus. Ein Beispiel der letztern Art bietet z. B. der Aufsatz der „Fragmente", überschrieben: „Politische Garantien." Darin fragt Radowitz verwundert: weshalb noch Niemand auf den Gedanken gekommen sei, die ersehnten Garantien in der Constituirung einer unbeschränkten richterlichen Gewalt zu suchen.

Man denke sich, daß die Gerichte in den Stand gesetzt wären, jede Klage anzunehmen und nach dem bestehenden Rechte zu entscheiden, also auch solche Klagen, die geradezu gegen die angedrohte oder erlittene Verletzung durch eine Regierungsmaßregel gerichtet wären! Der Cognition der Gerichte unterläge daher auch jedes erlassene Gesetz, insofern ein dadurch Verletzter klagbar würde, u. s. w.

Hr. von Radowitz scheint also nicht gewußt zu haben, daß die von ihm gewünschte Einrichtung zum großen Theil in England, in vollster Ausdehnung aber, namentlich auch was die Kritik der Gesetze durch die Gerichte anlangt, in Nordamerika factisch besteht. Die nordamerikanischen Zustände scheint er überhaupt nicht aus den ersten Quellen studirt zu haben, denn er beruft sich, wo er von politischen Einrichtungen wie dem selfgovernment spricht, nur auf die Schriften von Halliburton und Dickens, statt auf die unstreitig gerade hierfür viel wichtigern Werke von Tocqueville, M. Chevalier u. A.

Doch wir verlassen dieses Gebiet zweifelhafter Begabung des Verfassers, um ihm wieder auf eines zu folgen, wo er unbestrittenermaßen sehr heimisch ist und wo seine Stimme wenigstens zu einer gewissen Zeit in weitesten Kreisen Einfluß übte. Wir meinen die kirchlichen Fragen und insbesondere das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Aus diesem Gebiete zum Schlusse noch einige Betrachtungen des Verfassers („Gesammelte Schriften", Band 5) wiederzugeben, erscheint uns um so angemessener, als diese Betrachtungen gerade zwei Seiten jenes Verhältnisses berühren, welche in der neuesten Zeit von unmittelbarstem praktischen Interesse für Deutschland geworden sind. Das Eine ist ein Stück aus einer Rede, welche Radowitz bei Anlaß der kirchlichen Frage in Frankfurt hielt und welche hier wieder abgedruckt ist. Es enthält eine — wie der Redner wenigstens versichert, offene — Aussprache seiner und der ganzen katholischen Partei in der Paulskirche Ueberzeugungen über die Stellung und Bedeutung des Jesuitenordens in der Gegenwart und in Deutschland und lautet so:

Der Jesuitenorden war im 16. Jahrhundert eine Aushülfe, um augenblicklichen Bedürfnissen der katholischen Kirche zu genügen. Es kommt hier durchaus nicht darauf an, diese kirchengeschichtlichen Verhältnisse näher darzulegen. Aber ich spreche es deutlich und klar aus: ein solches Bedürfniß besteht für Deutschland jetzt in keiner Weise. Der deutsche Episkopat, der deutsche Klerus bedürfen dieser Hülfe nicht, um ihre Aufgabe zu erfüllen, die deutsche Wissenschaft bedarf keiner Unterstützung dieser Art. Der Nutzen, welchen man sich aus dem Jesuitenorden für die katholische Kirche Deutschlands versprechen könnte, würde daher in gar keinem Verhältnisse zu den tiefen Störungen und Gefahren stehen, welche seine Gegenwart hervorrufen müßte. Daher, meine Herren, ist es weder unser Wunsch, noch weniger unser Bestreben, den Jesuitenorden über Deutschland auszubreiten. Ja, obgleich wir uns gegen den Antrag erklären müßten, die allgemeine Kirchen- und Vereinsfreiheit durch gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens anzutasten, so würden wir dennoch, wenn uns von irgend einer Seite der Vorsatz entgegenträte, in einem deutschen Lande den Jesuitenorden einzuführen, aus höherm Interesse der katholischen Kirche gegen die Ausführung eines solchen Plans uns mit vollster Entschiedenheit aussprechen. Dieses ist unsere offene Erklärung. (Zuruf: Wer sind die „Wir"?) Wir? Meine Herren, ich bin zwar nicht verpflichtet, hierauf zu antworten, aber ich stehe nicht an zu erwidern: „Wir" sind die unter Ihnen sitzenden katholischen Mitglieder, Ihre Collegen.

Die andere Stelle berührt eine noch brennendere Frage, den augenblicklich wieder in einem deutschen Lande entbrannten Streit um die Grenzen zwischen der kirchlichen

und der staatlichen Autorität und den Gehorsam, welchen der Katholik der einen und der andern zu leisten habe. Ueber diese wichtige Frage äußert sich Radowitz folgendermaßen:

Der katholische Unterthan ist unter einen zweifachen Gehorsam gestellt: unter den der Kirche und den des Staats. Von beiden Seiten empfängt er Gebote, beiden soll er nachkommen.

Wie verhalten sich diese Gebote zueinander und wie zu seinem Gehorsam?

Der Staat hat es mit den weltlichen Dingen zu thun, die Kirche mit den geistlichen. Ein Conflict sollte nie stattfinden und der katholische Unterthan nie in Zweifel sein können. Erfahrungsmäßig treten aber dennoch Conflicte häufig genug ein; wie dann?

Sie entstehen: 1) entweder daraus, daß eine der beiden Mächte geradezu in das Gebiet der andern übergreift, d. h. daß die Kirche über weltliche Dinge disponirt oder der Staat über geistliche. Im Mittelalter ist das erstere leider nicht selten geschehen, oft freilich im Drange historischer Nothwendigkeiten, bei dem Zusammenstoße zweier streitenden weltlichen Mächte oder bei gänzlicher Abwesenheit jeder solcher Autorität, zuweilen aber auch durch wirkliche, aus irrigen Theorien abgeleitete Uebergriffe. Heutigen Tags, wie in der byzantinischen Zeit, ist das Umgekehrte das Häufigere; der Staat maßt sich Befugnisse an, die nur der Kirche gebühren. In diesen Fällen ist die principielle Lösung indessen fast immer leicht, wenn auch nicht immer die Ausführung. Man gehorcht der Macht, welche Gott für dieses Gebiet eingesetzt hat, und trauert über die Beirrung der andern.

2) Oder die Conflicte entstehen daraus, daß das Gebiet, auf dem sie walten, ein streitiges ist. Hier treten ganz besondere Schwierigkeiten entgegen, zu deren Aufklärung Folgendes beitragen kann: Berührt die Materie des Streits einen Glaubensartikel, fließt sie aus einem Punkte der Lehre, so hat der Katholik keine Wahl, er soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Erwächst der Streit aus einem jener Disciplinarpunkte, die, wie der Cölibat, der Laienkelch, der kirchliche Gebrauch der lateinischen Sprache und Anderes, der gesammten Kirchendisciplin und zwar ihr allein angehören, so kann sein Entschluß wiederum nicht zweifelhaft sein. Die weltlichen Bestimmungen sind dann eine Anmaßung und dürfen nicht befolgt werden. Aber das Hauptbedenken tritt da ein, wo das Gebiet des Streits wirklich ein gemischtes ist, indem die kirchliche Bestimmung eine neue ist und entweder die reinpolitische Seite oder die Rechte der andern Confessionen mit berührt. In solchen Fällen kann der Einzelne nie hoffen, den unter Gottes Zulassung erwachsenen traurigen Conflict selbst zu lösen. Seine Aufgabe ist dann, aber nur insoweit er zum eigenen Entschlusse herangezogen wird, sich auf einen passiven Widerstand zurückzuziehen. Er wird nicht gegen die kirchliche Bestimmung handeln, aber dem Gebote des Staats eine nur streng auf seine eigene Person beschränkte ehrerbietige Ablehnung entgegenstellen. In den meisten Fällen reicht dieses Verfahren, wenn es mit aufrichtigem Herzen und mit wahrer Gottesfurcht beobachtet wird, vollkommen hin. Hierzu gehört insbesondere der ganze Zwist über die gemischten Ehen, der jetzt in erste Linie getreten ist.

Aus Vorstehendem geht auch eine deutliche Antwort auf die so wichtige Frage über das Verhältniß der päpstlichen und bischöflichen Verordnungen zu der landesherrlichen Genehmigung hervor.

Breven und Verordnungen, welche ein gemischtes Gebiet betreffen, sei es, indem sie reinbürgerliche Dinge mit umfassen oder die Rechte der andern Confessionen berühren, können allerdings vom Staate zu seiner Genehmigung reclamirt werden. Wie weit sie dessenungeachtet für den Katholiken eine Gewissensverbindlichkeit begründen, ist oben erwähnt, aber Gesetzeskraft können sie in einem solchen Falle einseitig offenbar nicht verlangen.

Eben deswegen wäre es so unendlich wünschenswerth, daß die Regierungen, statt sich ganz willkürlichen Befürchtungen bei ihren Verhandlungen mit der katholischen Kirche hinzugeben und zu versuchen, ein von dem Katholiken nie anzuerkennendes unbedingtes Placet zu realisiren, sich lieber beschränkt hätten, jenen Fall scharf zu sondern und über Verständigungen mit dem Heiligen Stuhle übereinzukommen.

Sollen wir am Schlusse dieser Kritik den Gesammteindruck wiedergeben, den die vorliegenden „Gesammelten Schriften" des Hrn. von Radowitz, namentlich in ihren politischen Theilen, auf uns gemacht haben, so können wir denselben etwa in Folgendem resumiren: Wir finden durch die Lectüre dieser Schriften zwar nicht gerade in alle Wege unsere Meinung von Hrn. von Radowitz als Staatsmann und praktischem Politiker, wohl aber unsere Meinung von ihm als Menschen erhöht und verbessert. Jenen überwältigenden Eindruck der Unfehlbarkeit, innern Abgeschlossenheit und Harmonie des Denkens, Wollens und Handelns, welchen die erste Bekanntschaft des Hrn. von Radowitz so leicht auf den Leser oder Hörer seiner politischen Orakelsprüche macht, haben wir, nachdem schon eine längere und genauere Beobachtung der Handlungsweise und der Schriften dieses Mannes denselben bedeutend in uns geschwächt hatte, durch das Lesen dieser Sammlung keineswegs zurückgewonnen; aber wir haben dafür eine neue, uns bisher weniger an Hrn. von Radowitz bekannte Seite seines Wesens kennen gelernt; wir haben ihn erfunden als Einen, der sich menschlicher Schwächen bewußt ist und dessen nicht Hehl hat; als Einen, der Toleranz gegen Andere übt, nicht weil er diese Andern für schwach und der Nachsicht bedürftig hält, sondern in dem Gefühl, selbst fehlen zu können und gefehlt zu haben; als Einen, der sich besserer Ueberzeugung zugänglich, einer Fortbildung durch den Einfluß der allgemeinen Zeitströmungen nicht unfähig erweist und bekennt. Mag immerhin diese Umbildungsfähigkeit und Nachgiebigkeit gegen das Zeitbewußtsein zumal bei einem Manne, der in Allem, was er that und sprach, ein so tiefes Begründetsein aller seiner Ansichten und Entschließungen in dem innersten Kerne des eigenen Gewissens beanspruchte, auch eine minder günstige Deutung zulassen, mag sie leicht den Argwohn nahe legen, als habe Radowitz mit der anscheinenden Umbildung seiner politischen Ueberzeugungen lediglich den Verhältnissen ein äußerliches Zugeständniß gemacht: wir wollen gern der günstigern Meinung Raum geben, daß Radowitz ein festes, von innerster Ueberzeugung getragenes Ziel mit ehrlichem Willen erstrebt und nur in Bezug auf die Mittel und Wege zu dessen Erreichung oftmals sich selbst unklar gewesen sei, daß er, hin- und hergeworfen zwischen einem dialektisch grübelnden Verstand und einer romantisch aufgeblähten Phantasie das allgemeine Loos aller Sterblichen getheilt, vielfach geirrt, geschwankt und gestrauchelt habe. Unser Vertrauen auf eine erfolgreiche praktisch-politische Wirksamkeit des Lebenden würde zwar auch bei solcher Beurtheilung nicht gewonnen haben;

allein unser Andenken an den Dahingegangenen wird dadurch jedenfalls ein versöhnteres und milderes, als wenn wir der entgegengesetzten Ansicht Raum geben wollten. Und so ruhe er in Frieden! **Karl Biedermann.**

Die dritte Auflage von Gutzkow's „Ritter vom Geiste".

Die Romanschriftstellerei ist in Deutschland gegenwärtig im Allgemeinen nicht sehr lohnend, so groß die Concurrenz auf diesem Gebiete zur Zeit auch ist. Gerade unter dieser ungeheuern Concurrenz leidet der einzelne Producent und das einzelne Product. Die Waare sinkt im Preise, wenn sie sich auf dem Markte stopft, und während man sich zur Zeit einer Hungersnoth vielleicht um einen Laib Brot schlägt, geht man zur Zeit der Ueberfülle an ganzen Brotmagazinen theilnahmlos vorüber. Auf dürrer, unfruchtbarer Haide erfreut das kleinste Blümchen, in einem Prachtgarten schenkt man kaum noch den hervorstechendsten Exemplaren einige Aufmerksamkeit. Hierzu kommt, daß es in Deutschland — wie dies jüngst noch Karl Andree in der „Allgemeinen Zeitung" hervorgehoben hat — für den Roman an Privatkäufern fehlt und daß die Leihbibliothekinhaber gemeinhin fast die einzigen Abnehmer sind. Man liest bei uns Romane fast nur auf Borg und Zeitfrist. Dieses Publicum verschlingt nun freilich die Romane mit großer Hast, einen nach dem andern, sodaß keiner eigentlichen Nahrungsstoff absetzt, sondern wie Quecksilber aus dem Organismus, vielleicht jedoch nicht immer ohne bleibende schädliche Nachwirkung, rasch wieder entfernt wird. Die Männer, versichert man, entzögen sich dieser Gattung Lectüre immer mehr. Was — fragen sie — können wir mit den Phantasiegebilden eines Romanschriftstellers oder Dichters auf der Börse, im Contor oder Bureau anfangen? Nimmt man sie als Actieneinzahlungen an? Können wir sie auf Zinsen anlegen oder die Börsenpapiere damit in die Höhe treiben? Können wir sie zur Achse oder zu Kahn ins Ausland exportiren? Aber mit um so größerm Eifer geben sich junge Leute und Frauen dieser Lectüre hin, namentlich letztere, woher es auch kommt, daß weibliche Romanlieferanten den männlichen Autoren auf diesem Gebiete eine immer größere Concurrenz machen. Möglich, daß zuletzt die Männer dies Geschäft ganz den Frauen überlassen und sich nur noch den ernstern Literaturzweigen widmen. Vielleicht ist dem Romane in seiner jetzigen Form überhaupt keine lange Dauer zu versprechen, trotz seiner wundersamen Fügsamkeit, sich den Bedürfnissen und dem Geschmack der Zeit anzupassen. Wer aber hätte zur Zeit Gellert's, Pfeffel's und Göckingk's geglaubt, daß die Fabel und das Epigramm jemals nicht blos in den Hintergrund treten, sondern so gut wie ganz verschwinden könnten? Wer zur Zeit Klopstock's und der Klopstockianer, daß noch kein Säculum später die damals mit wahrem Fanatismus cultivirte Ode und Hymne für langweilig gelten würden? Wer zur Zeit der Herrschaft des Ritter- und Räuberromans, daß die Salonnovellistik an dessen Stelle treten würde, und wer zur Zeit der Herrschaft dieser, daß je eine Zeit kommen würde, wo sich das Publicum in der Atmosphäre des Kuhstalls und im Tabacksrauch der Dorfschenke behaglicher fühlen werde als unter Pomadenbüchsen und Riechfläschchen? Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen waren Dramen die gewöhnliche Magenkost. Alles schrieb Dramen, Mann und Weib, Jung und Alt, wie man jetzt Romane schreibt, und man las sie auch, wie man jetzt Romane liest; ja diese Vorliebe für die dramatische Form ging so weit, daß Romane, die auf eine breitere Wirkung Anspruch machten, partienweise ganz in die dramatische Form, in Dialog und Monolog übergingen; jetzt aber ist der Leserkreis für das Drama so klein, daß es einem dramatischen Dichter ohne Zweifel schwer fällt, einen Verleger zu finden, der seine Stücke, statt für Honorar, nur um Gottes willen druckt.

Trotz dieser in manchen Eigenschaften unserer Generation wohlbegründeten Vorliebe für den Roman bringen es doch nur sehr wenige Romane zu einer zweiten Auflage oder zu einer Wirkung, die nur annähernd eine populäre zu nennen wäre. Es ist in neuerer Zeit in Deutschland kaum ein Roman von der Kritik so gefeiert worden als Immermann's auch für die Dorfnovellistik epochemachender „Münchhausen" — aber man frage nach seiner Verbreitung im Volk! W. Alexis' „Roland von Berlin" wurde wegen seiner sorgfältigen Durchführung, plastischen Charakterzeichnung und machtvollen Bewältigung menschlicher und historischer Conflicte kaum minder gepriesen; er ist ins Englische übertragen worden und erst jüngst hat ihn Robert Giseke als Grundlage für ein Drama benutzt; der Absatz mag zufriedenstellend gewesen sein, aber eine zweite Auflage ist trotzdem nicht nöthig geworden. Otto Müller's poesie- und gemüthvoller, durch innige Vertiefung in Dichterzustände ausgezeichneter Roman „Bürger" hat ebenfalls zu einer freilich nicht sehr gelungenen Dramatisirung Anlaß gegeben und behandelt die Schicksale eines Dichters, der nicht blos Bürger dem Namen nach, der auch Bürger im Herzen des deutschen Volkes ist; aber was man doch hätte erwarten sollen — Auflage auf Auflage hat er deshalb nicht erlebt.

Daher wird es auch fast allgemein als eine Art Phänomen betrachtet, daß Karl Gutzkow's neunbändiger Roman „Die Ritter vom Geiste" jetzt, also nach vergleichsweise kurzer Zeit, die dritte Auflage erlebt hat.*) Ein deutscher Roman in neun Bänden und die dritte Auflage! Es ist dies ein Erfolg, vor dem die Kritik zwar nicht sich zu beugen und zu schweigen hat (denn die Kritik kann niemals den Erfolg sich zum Maßstabe dienen lassen), den aber bei einer künftigen Beurtheilung des riesenhaften Products in Rechnung zu bringen sie sich unmöglich entschlagen kann. Sie wird, ich will noch gar nicht sagen den Vorzügen, jedenfalls aber den Eigenschaften nachspüren müssen, die es möglich machten, daß Gutzkow's Roman diesen Erfolg hatte, und zwar gerade bei der Elite des deutschen Volks. Es müssen also Eigenschaften in diesem Werke sein, durch welche es der Bildung, den Anschauungen und Neigungen dieser Elite genau entspricht, es muß — abgesehen von allen Einwürfen, die man ihm im Einzelnen machen könnte — ein Werk von culturhistorischer Bedeutung sein, ein Spiegel moderner Sitte und Bildung, ein künstlerischer Abguß der Formen menschlicher Gesellschaft. Ohne diese Eigenschaft, die wir auch immerhin einen Vorzug nennen wollen, wäre ein solcher Erfolg gar nicht möglich gewesen, denn die Gesellschaft, die heutige wenigstens, ist spröde gegen solche Werke in denen sie sich nicht wiederfindet und nicht wiedererkennt. Kein einziger unter unsern zeitgenössischen Autoren, wenigstens in Deutschland, besitzt dieses feine Spürtalent, diese scharfe Witterung für jede neue Phase und Wendung moderner Gesellschaftsbildung wie Gutzkow. Auf eine detaillirte Kritik, auf ein Anpreisen der Vorzüge des Romans brauche ich mich bei dieser Anzeige seiner dritten Auflage nicht einzulassen, da er die Feuertaufe der Kritik schon längst bestanden hat und competente Richter, wie Dingelstedt, Fallmerayer, Riehl (diese in der „Allgemeinen Zeitung"), Karl Rosenkranz u. A., ihr Urtheil abgegeben haben. Gutzkow ist, wie auf dem Gebiete der Malerei die nachclassischen Caracci, ein geistreicher Eklektiker, der mit staunenswerthem Geschick in seinem Werke alle jene mannichfaltigen Vorzüge zu vereinen wußte, welche an frühere Romanmuster einzeln vertheilt waren. Daher sagt auch Rosenkranz über diesen Roman mit Recht: „Es wird jeder Unbefangene nicht blos durch die romanhafte Verwickelung in Spannung gerathen: das Interesse des gemeinen Romanlesers; er wird nicht nur eine in vieler Hinsicht treue und geistvolle Schilderung unserer Zeit darin finden: das Interesse des Politikers und Philosophen; er wird auch überall den Drang zum Schönen und Guten darin spüren." Aufmerksam muß ich noch

*) Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden. Erster Halbband. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 10 Ngr.



machen auf das an feinen Bemerkungen reiche Vorwort zu dieser dritten durchgesehenen und vielfach im Ausdruck verbesserten Auflage, in welchem der Verfasser Andeutungen über seine eigene schriftstellerische Entwickelung gibt und zugleich den Standpunkt feststellt, von dem er sein Werk betrachtet wissen möchte.

Das Publicum sagte früher zu den Verlegern: Setzt die Preise für eure Romane niedriger an, damit wir kaufen können, und die Verleger entgegneten: Wir können die Preise nicht niedriger stellen, solange wir uns auf den Absatz in den Leihbibliotheken beschränkt sehen. Die Verlagshandlung des Gutzkow'schen Romans hat nun dem Publicum jenen Vorwand zu nehmen gesucht und den Preis so billig als möglich gestellt. Auf denselben Grundsatz der Wohlfeilheit hat Otto Müller die von ihm herausgegebene „Deutsche Bibliothek" basirt. Es ist nun abzuwarten, in welchem Grade und Umfange das Publicum dieser Gelegenheit, sich in bequemer Weise in den Besitz einer Reihe trefflicher Romane zu setzen, entgegenkommen wird.

H. M.

Deutsche Lyrik.

Buch deutscher Lyrik. Originalgedichte von A. Kopisch, F. Rückert, G. Pfarrius, A. Stöber &c. Herausgegeben von Adolf Böttger. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dürr. 1853. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Es gibt nicht leicht eine so misliche und undankbare Arbeit als die Herausgabe eines Musenalmanachs oder einer dem ähnlichen Sammlung lyrischer Originalgedichte, wenigstens in einer Zeit, wie die unserige ist. Damals freilich, als der Göttinger Dichterbund zuerst mit einem solchen Unternehmen hervortrat, war die Sache eine andere, da befand sich überhaupt die deutsche Poesie noch im Zustande des Keimens und Aufblühens; im Frühling aber wird jedes Hälmchen und Blättchen, jedes auch noch so unscheinbare Gänseblümchen freudig willkommen geheißen, weil man in ihm nicht blos Das, was es für sich selbst ist, sondern das Symbol einer neuen Zeit und eines sich verjüngenden Lebens erblickt. Auch zur Zeit des letzten Abblühens und Absterbens kann sich das vielleicht wieder einmal ähnlich gestalten, gerade wie die letzten falben Blumen des Spätherbstes einen ganz eigenthümlichen Reiz auf uns ausüben und uns um so unwiderstehlicher anziehen, je kümmerlicher und spärlicher sie zwischen dem welken Grase und trockenen Laube hervorsprossen. In so glücklichen oder traurigen Zeiten befinden wir uns aber leider oder Gottlob jetzt nicht. Ueber die Primulae veris und Himmelschlüsselchen sind wir längst hinaus; auch der Mittsommernachtstraum der Rosen und Lilien ist schon eine gute Weile ausgeträumt; aber auf der andern Seite befinden wir uns auch noch nicht im Stadium der Herbstzeitlosen und Todtenblumen, nein, wir stehen zwischen der Sommer- und Wintersonnenwende so gerade mitten inne und leben in jener Zeit, wo die Blumen am billigsten sind, weil die Früchte mit ihnen Concurrenz machen und über sie leider wie junge Frauen über alternde Jungfern den Sieg davontragen, so sehr diese auch dem erbleichenden Rosenroth und dem ergrauenden Lilienweiß durch die bunte Farbenpracht ihrer Gewänder und Bänder und alle möglichen Künste einer kokettirenden Toilette aufzuhelfen suchen. Das ist für die armen Blumen eine böse Zeit. Sie müssen sich es gefallen lassen, daß man sie mit Gras und Heu in eine Classe wirft, daß man sie als Unkraut unter dem Weizen betrachtet oder daß man sie als Zierblumen nur hegt und pflegt, um sie für einen billigen Preis auf dem Wochenmarkt zwischen Kraut und Rüben feilzubieten. Und noch schlimmer ist der Blumensammler daran, der sie, zu Sträußen und Kränzen gewunden, an den Mann zu bringen sucht. Zwar das Sammeln macht ihm keine Noth, denn sie wachsen ihm wie Unkraut in das Haus hinein, aber wie wenig, wie wenig ist darunter, welches den Stempel einer höhern Abkunft, das Gepräge der Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit trüge und unter der Masse des Gleichartigen den Blick auf sich zu lenken, die Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande wäre. Mag er bei der Auswahl noch so scrupulös verfahren, mögen die Blumen, die er zusammenflicht, noch so stolze Namen tragen, mag er bei der Anordnung noch so kunstsinnig oder graziös-nachlässig zuwerke gehen, der Strauß, den er zustande bringt, ist von denen Anderer, die vielleicht nicht halb so viel Sorgfalt und Geschmack daran gewandt haben, doch nicht allzu verschieden, er erscheint doch nur als ein buntes Allerlei ohne innere Einheit und Totalität und die einzelnen Blumen als abgerissene, des Lebens unfähige Sprößlinge, nur gut genug, um auf ein paar Tage am Schaufenster Parade zu machen oder von den anatomisirenden Händen der Kritik zerpflückt zu werden.

Im Ganzen läßt sich das hier Gesagte auch auf die vorliegende Anthologie, auf das „Buch deutscher Lyrik" von Adolf Böttger anwenden. Zwar beweist schon die rasch der ersten gefolgte zweite Auflage dieser Sammlung, daß sie sich über das Niveau der gewöhnlichen Zusammenstellungen erhebt, und die Namen der Dichter, die dazu beigesteuert haben, bürgen dafür, daß sie nicht, wie schon so mancher Musenalmanach, die Zufluchtsstätte obscurer Dilettanten, sondern ein Vereinigungspunkt bereits anerkannter Sänger ist. Aber trotzdem ist auch bei ihr der Gesammteindruck kein solcher, der zu den Namen der darin vertretenen Dichter oder zu dem Werthe, den die selbständigen poetischen Leistungen des Herausgebers besitzen, in entsprechendem Verhältniß stände. Wir sind weit entfernt, daraus dem Herausgeber einen großen Vorwurf machen zu wollen; vielmehr sind wir geneigt, die größere Schuld dem üblichen Verfahren der bereits berühmtern Dichter zuzuschreiben, welche dazu beigesteuert haben. Wir wissen, wie das geht. Dem Herausgeber ist natürlich sehr darum zu thun, von diesen irgend einen Beitrag zu erhalten, und er nimmt ihn von ihnen so zu sagen unbesehen an, darf auch nicht allzu viel daran mäkeln, wenn er sich nicht den Unwillen der berühmten Herren zuziehen will. Das ist diesen sehr wohl bekannt, und sie nehmen es daher mit Dem, was sie ihm zuschicken, nicht gar zu genau, sie betrachten vielmehr eine solche Sammlung als eine gute Gelegenheit, etwas Mindergelungenes, im Pult Liegengebliebenes auf gute Manier an den Mann zu bringen, und vertrauen darauf, daß der Klang ihres Namens für die Sache einstehen werde. Das ist denn auch rücksichtlich aller Derer, die kein selbständiges Urtheil haben, wirklich der Fall; auch die Stimmen der Kritik lassen sich nicht selten dadurch bestechen, und so kommt das eigentliche Sachverhältniß nicht klar an den Tag. Aber darum wird der Totaleindruck der Sammlung kein besserer, und diese muß im Allgemeinen für Das büßen, was jene Herren gesündig haben. Auch die Böttger'sche Sammlung krankt an diesem Uebelstande. Man lese die Gedichte, und man wird die besten nicht gerade unter den berühmtesten Namen antreffen, obschon natürlich Ausnahmen stattfinden. Ich will dies hier im Einzelnen nicht ausführen, aber es schien mir nothwendig, hiergegen einmal im Allgemeinen das Wort zu ergreifen. Die Idee eines Musenalmanachs ist in der That keine so üble, als sie neuerdings gewöhnlich behandelt wird. Wäre ein solcher gleichsam eine Ausstellung des Besten und Gediegensten, was die besten der deutschen Dichter im Felde der Lyrik das Jahr hindurch geschaffen hätten, wer würde sich nicht lebhaft dafür interessiren, wer sollte nicht ein solches Buch gern besitzen mögen? Aber soll ein Musenalmanach das werden, so müssen es sich auch sämmtliche Dichter zur heiligsten Pflicht machen, ihm nur das Gelungenste und Werthvollste zuzusenden und Alles von ihm fern zu halten, was nicht in irgend einer Beziehung wirklich bedeutend ist. Je vereinzelter das Gedicht eines Dichters dasteht, um so größer sind die Ansprüche, die man daran macht. Ein Lied, das vielleicht unter andern Liedern desselben Dichters noch ganz gut wirkt, erscheint, sobald es allein den Namen des Dichters zu vertreten hat, sehr leicht als unbedeutend, und daher ist es das Verkehrteste, was ein Dichter thun kann, wenn er eine derartige Sammlung mit geringfügigern Productionen abfertigen zu können meint. Dies möge ein Jeder beherzigen,

und der Herausgeber wird, wenn er das „Buch der Lyrik" fortsetzen sollte, noch etwas ganz Anderes als in diesem ersten Bande zu liefern im Stande sein. Der Hauptvorwurf, der demselben gemacht werden muß, ist, daß es nicht genug Kernhaftes, Gedrungenes und wirklich Packendes liefert, daß zu sehr eine zwischen Gefühlsschwärmerei und Verstandesreflexion in der Mitte schwebende Halbpoesie vorwaltet und daß viel zu wenig aus dem Quell der sinnlichen Anschauung und noch viel weniger aus dem Strom der lebendigen Geschichte und Handlung geschöpft ist. Die Romanze und Ballade ist daher nur sehr dürftig vertreten, indem sich nur zwei dahin gehörige Gedichte von wirklicher Bedeutung vorfinden: „Norna Gest", von J. Minckwitz, und „Eine Beichte", vom Herausgeber selbst, beide durch Stoff und Form sich auszeichnend, nur Schade, daß im letztern die Schlußstrophe gänzlich verfehlt ist und durchaus einer Umgestaltung bedarf, wenn das Gedicht wirklich ein poetisches und ästhetisch befriedigendes Ganze sein soll. Nicht minder dürftig ist das heitere Genre weggekommen, denn außer dem Prutz'schen Gedicht „Von der Pumpe, die nicht mehr hat pipen wollen" und einigen in der Form etwas steifen „Parabeln" von Rückert habe ich nichts Nennenswerthes entdecken können, allenfalls ist noch „Die verstehende Seele" von O. Roquette hierher zu ziehen. Das Meiste gehört der eigentlichen Gefühls- und Gedankenlyrik an und findet sich darunter neben manchem Verschwommenen viel Schönes, meist Sinniges und Zartes, wie die Gaben von Schad, Kauffer, Naulf, Mayer, Paul, Vogl, Ulrich; seltener Kerniges und scharf Ausgeprägtes, wie „Rundung" von Schlönbach, „Im Eisenbahnhofe" von J. Kerner und „Deutsche Ehre" von E. Geibel, das letztere ein Gedicht, das sich in Richtung und Fassung merklich von den übrigen Geibel'schen Dichtungen unterscheidet. 17.

Zur Geschichte des Papstthums.

Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets, par *C. de Cherrier*. Vier Bände. Paris 1853.

Von der Mitte des 9. Jahrhunderts an sicherte die weltliche Macht der Päpste, welche zumeist von den Karolingern gegründet worden war, dem Kirchenfürsten das geistige Uebergewicht. Die Versuche der Bischöfe, sich vom Bischof von Rom unabhängig zu erhalten, hatten ebenso wenig Erfolg wie die Protestationen Hincmar's, und die falschen Decretalen verkündeten in förmlicher Weise das absolute Uebergewicht des Papstes. Während der Orient widerstand und das Schisma des Photius ihn von der katholischen Einheit lostrennte, unterlag der Occident vollständig. Inmitten der allgemeinen Auflösung herrschte der strenge Nikolaus I. und warf sich zum Herrn der Könige auf.

Die Epoche der Ottonen verdunkelte auf einige Zeit die politische Macht der Päpste. Die Feudalität beherrschte die Gesellschaft und drohte die Kirche selbst zu verschlingen. Allein Gregor VII. erschien und erklärte sich zuerst zum Souverän der Königreiche der Erde. Gott hatte zwei Gestirne geschaffen, Sonne und Mond. Der Papst war die Sonne, der Mond der Kaiser. Innocenz III. ging sogar so weit, zu sagen: „Der Herr hat Petrus nicht allein die allgemeine Kirche gelassen zum Regieren, sondern auch das ganze Jahrhundert." In seinem Geiste wirkte Bonifacius VIII. fort.

Durch eine kühne Reaction gegen den Feudalismus strebte die Kirche den Staat zu absorbiren, indem sie an die Spitze der Hierarchie den Stellvertreter Gottes setzte, der mit dem geistigen und weltlichen Schwerte versehen war. Allein diese ideale Autorität hatte die Freiheit außer dem Spiele gelassen. Solange das Priesterthum mit der Freiheit gleiche Sache gemacht hatte, wie zur Zeit Gregor's VII. und Alexander's III., konnte es über Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa triumphiren; als es jedoch in seinem Siege sich unbeweglich machen wollte, fand es Widerstand an demselben Geiste, den es erst erweckt hatte. Kaiser Friedrich II. benutzte die Opposition, welche die Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft gegen die geistige Macht des Papstthums machte. Nachdem letzteres zuerst nach Lyon geflüchtet war, kehrte es nur nach Italien zurück, um mit Bonifacius VIII. noch eine ohnmächtige Anstrengung zur Wiederaufrichtung seiner gebrochenen Herrschaft zu versuchen. Die Einkerkerung des Papstes zu Anagni war das Vorspiel zur Gefangenschaft in Avignon. Die Emancipation der weltlichen Macht als politische Institution und sociale Function war seitdem nicht mehr zweifelhaft. Das Ende des Kampfes war zuletzt auch noch die Gewissensfreiheit.

Dies ist ungefähr die Skizze des weiten Bildes, welches Cherrier in seinem mit außerordentlichem Fleiße gearbeiteten Buche aufrollt.

Bei der Thronbesteigung der schwäbischen Kaiser, gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, waren die Bischöfe von Rom dahin gelangt, über ganz Italien eine zweifellose politische Macht zu üben. Italien hatte trotz der Ueberschwemmungen durch germanische Stämme seit Theodorich seine Nationalität noch nicht verloren und machte seit dem Investiturstreite die Sache des Papstes zu der seinen. Neapel war ein Lehn der Päpste an die Normannen; Toscana beherrschten die Erstern seit den Schenkungen Mathildens; in den lombardischen Städten waren sie Schiedsrichter und Beschützer. Vergeblich waren daher die Anstrengungen Barbarossa's, diese Macht zu besiegen. Ohne erheblichen Erfolg zerstörte er Mailand, unternahm er sieben Züge nach Italien, lieferte er zwanzig Schlachten; eine einzige Niederlage machte achtzehnjährige Siege zunichte, und der Friede zu Kostnitz sicherte den italienischen Republiken nicht allein die municipale Autonomie, sondern sogar politische Unabhängigkeit.

Bei den Bedingungen, welche durch den Frieden zu Kostnitz stipulirt worden waren, würde das gute Einvernehmen zwischen Papst und Kaiser dauerhaft haben wiederhergestellt werden können, indem der Letztere nur eine entfernte und ehrende Oberhoheit über die Halbinsel behielt. Allein der Streit fing bald von neuem und lebhafter an, weil Barbarossa seinen Sohn Heinrich mit der Erbin der normannischen Könige verheirathet hatte. Die Päpste, welche diese Heirath nicht hatten hindern können, waren entschlossen, eher Alles zu wagen, als die wirkliche Vereinigung des Königreichs Beider Sicilien mit dem deutschen Kaiserreich zuzugeben. Innocenz III. gab zwar seinem Mündel Friedrich II., der bereits König von Neapel war, Sicilien, allein er machte die Bedingung, daß Friedrich im Augenblick der Krönung seine italienischen Staaten seinem Sohne abtreten solle. Friedrich versprach Alles, temporisirte alsdann und weigerte sich zuletzt. Dies stand bei einem jungen feurigen Fürsten zu erwarten; Friedrich ward indeß excommunicirt und seine Staaten wurden, während er auf dem Kreuzzuge war, vom Heiligen Stuhle mit einer Armee überschwemmt. Als Sieger dictirte er später dem Papst den Frieden von S. Germano, und es schien einen Augenblick, als werde er in Europa die mächtigste Monarchie nach Karl dem Großen gründen.

Allein die lombardische Ligue war der Hebel, mit dem die Päpste nochmals den Kaiser überwanden; sie schwuren seitdem den Hohenstaufen den Untergang. Vom Jahre 1239 begann dieser unsühnbare Kampf von neuem und endete erst mit dem Tode des letzten Hohenstaufen auf dem Blutgerüste. Als Friedrich II. gestorben war, frohlockte Innocenz IV. und schrieb an die Sicilier: „Wie die Himmel sich freuen! Wie die Erde vor Freude springt! Der Blitz und das Unwetter, das so lange über uns geschwebt, hat sich endlich in Thau und milden Zephyr verwandelt. Kommt daher schnell in den Schoos der heiligen Kirche, eurer Mutter, um daselbst mit Ruhe einen ewigen Frieden zu finden und jene völlige Freiheit, die sie ihren Söhnen bereitet, wenn diese ihr treu sind."

Dieser Aufruf und solche Versprechungen waren gewiß aufrichtig gemeint; allein der Papst schmeichelte sich vergeblich, die italienische Einheit mit dem kosmopolitischen Charakter der

bischöflichen Macht zu vereinen. In Deutschland waren durch den Papst die Bande zwischen Kaiser und Fürsten gelockert worden; im Süden der Alpen war es jedoch noch schlimmer. Mit dem Entstehen der italienischen Stadtrepubliken war auch die gegenseitige Eifersucht rege geworden. Der Kampf der Guelfen und Ghibellinen vollendete diese Spaltung des Nordens und der Mitte in kleine Staaten, welche zuletzt dem Joche der Tyrannen unterlagen. Friedrich wollte eine einzige Nation aus allen diesen zersplitterten Italienern machen; diese begriffen jedoch seine Idee nicht; sie vergaßen, daß, selbst wenn die Centralisation einen kurzen Despotismus mit sich gebracht hätte, sie doch hierdurch ein großes Volk geworden sein würden, welches in Europa den ihm gehörigen Platz eingenommen hätte.

Mit dem Falle der deutschen Macht in Italien fiel auch die der Päpste. Diese vermochten nicht sich an die Stelle der Kaiser zu schwingen; ja nicht einmal in Neapel wußten sie Souveränetät zu erlangen. Wohl hätten sie aus Manfred, dem Sohne Friedrich's II., einen treuen Verbündeten sich erschaffen können, denn er war vor allem italienischer Fürst und sein Instinct wie seine Politik entfernten ihn von Deutschland. Trotzdem wies die Kirche sein Bündniß zurück; denn sie nahm an seiner Geburt, seinen philosophischen Neigungen und dem Widerstande, den er der römischen Oberhoheit entgegenstellen konnte, Anstand. Nachdem die Päpste sich jedoch an Karl von Anjou gewendet hatten, ward dieser ihr Herr. Um also den Mann zu bekämpfen, den sie für einen Feind ihres geistlichen Ansehens hielten, nahmen sie eine antiitalienische Politik an und die Franzosen folgten den Deutschen; das Joch der schwäbischen Kaiser war abgeschüttelt worden, aber ein anderes ward dafür freiwillig übernommen. Die fremde Invasion ist für eine Nation das schlimmste Unglück.

Während Italien die traurige Wahl zwischen Anarchie und Despotismus hatte, konnte der Heilige Stuhl selbst einem völligen politischen Verfall nicht entgehen. Als weltliche Fürsten wurden die Päpste immer ohnmächtiger, nicht allein in der Halbinsel, sondern auch in Rom selbst. Seit sie nach Avignon unter die Abhängigkeit der Könige von Frankreich geführt worden waren, verwüsteten fortwährende Wirren ihre Staaten, die sie ohne die Geschicklichkeit Albornoz' gänzlich verloren haben würden. Zur Zeit des großen Schisma wollte der Gegenpapst Clemens VII. die italienischen Besitzungen des Heiligen Stuhls sogar an Ludwig von Anjou abtreten. Als geistige Häupter der Christenheit sahen die Päpste ihre Waffen stumpf werden, weil sie sie für menschliche Interessen zu sehr gebraucht hatten. Der Geist der Prüfung hatte sich der Welt bemächtigt, und man gewöhnte sich daran, die Thatsachen zu besprechen, denen man ehedem blind gehorcht hatte. Die Ketzerei machte mit der Opposition der Fürsten gleiche Fortschritte. Die Päpste konnten nicht mehr daran denken, Europa zu theokratisiren, sie mußten auch fürchten ihr gesetzliches Uebergewicht in der Kirche zu verlieren. Die politischen Intriguen, welche seit langem die Wahl der Päpste bestimmten, und die in der Kirche eingerissenen Misbräuche veranlaßten die Concilien zu Pisa und Kostnitz; allein man beruhigte sich, über Wiclef und Johann Huß gesiegt zu haben, und vergaß die Reformen. Weder die feierlichen Ermahnungen des Concils zu Basel noch die Erneuerung des Schisma konnte eine geeignete Concession den Kirchenherren entreißen. Die traurigen Regierungen Sixtus' IV. und Innocenz' VIII., gefolgt von den Verbrechen der Borgia, vollendeten den Zerfall. Die Stimme Luther's, meint Cherrier, gab der Revolution, welche Friedrich II. schon begonnen hatte, nur einen unwiderstehlichen Anstoß, und der Kampf, der gleich von Anfang an bei weitem mehr wegen weltlicher Interessen begonnen ward als um eine religiöse Frage, behielt diesen Charakter bis zuletzt (?). Als der Heilige Stuhl den Norden sich loslösen sah, vertheidigte er, von seiner Ruhe aufgestört, tapfer den bedrohten Glauben. Durch die Propaganda der Jesuiten, durch die Strenge der Inquisition und vor allem durch die reparirenden Decrete des Trienter Concils hielt das Papstthum den Fortschritt des Uebels auf; es verlor jedoch für immer sein weltliches Uebergewicht und strebt nicht allein nicht mehr danach, Kronen zu vertheilen, sondern trachtet auch nicht mehr nach Vergrößerung seines Gebiets.

Dies sind die Grundgedanken des in der That bemerkenswerthen Buchs Cherrier's. Die Ausführung desselben ist nicht hinter den Erwartungen geblieben, die der Titel erweckt. Die Einleitung setzt die Ursachen des Kampfes zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen auseinander; nach einer ebenso genauen und nüchternen als dramatischen Schilderung dieses Kampfes folgt als Schluß die Darstellung der Wirkungen desselben. Vielleicht könnte man dem ersten Bande etwas zu viel Trockenheit vorwerfen; die drei andern Bände sind jedoch auch in dieser Beziehung untadelhaft, abgesehen davon, daß man beim Historiker nicht blos Kraft des Pinsels und Glut der Farben verlangt, sondern vor allem umsichtige und treue Auffassung der Thatsachen.

4.

Der „Volksmann" Schiller und der „Aristokrat" Goethe.

Jüngst mußte ich wieder einmal in einem Journal etwas über den „kalten aristokratischen" Goethe lesen, mit dem die „ganze bürgerliche Aufklärungspartei" in Gegensatz getreten sei, während sie Schiller „als den Sänger der Freiheit und Tugend" gefeiert habe. Es gab einmal eine Zeit, wo ich für meine Person in dieselbe Tonart einstimmte; aber es ist eine alte, bei Vielen bewährte Erfahrung, daß, je weiter man in den Jahren fortschreitet und je mehr man die Räthsel des Lebens aus den gemachten Erfahrungen zu deuten sucht, Goethe uns näher und näher tritt, während wir uns von Schiller ein wenig entfernen, ihn aber in seiner Eigenthümlichkeit und Wesenheit vielleicht nur um so gerechter schätzen und würdigen lernen. Aber man hört in reifern Jahren auf, sich durch bloße rhetorische Phrasen mit ihm abzufinden. Schiller selbst hat niemals nach dem Ruhme gegeizt, der Abgott der „bürgerlichen Aufklärungspartei" zu werden — niemals; sagt er doch selbst in einem seiner Briefe: es sei dies ein Publicum, „welches dem Dichter zuletzt alle Freude am Schaffen verleiden könne". Daß Schiller der Lieblingsdichter der enthusiastischen, noch für Ideale schwärmenden Jugend ist und bleiben wird, darf nicht Wunder nehmen, und es würde schlimm mit ihr stehen, wenn sie statt des Posa den Mephistopheles (was jedoch bei unserer blasirten jeunesse dorée leider nur allzu sehr schon der Fall ist) zu dem Abgott ihrer Gefühle machen wollte. Aber gegen das allgemeine Prädicat eines Sängers „der Freiheit und Tugend", insofern er dadurch zum Bannerherrn einer Partei erhoben werden soll, und zwar einer Partei, welche Freiheit und Tugend zum Theil in ganz anderm Sinne versteht, als Schiller sie verstand — gegen ein solches zweifelhaftes Prädicat werden Schiller's Manen ohne Zweifel entschiedenen Protest einlegen. Ebenso gut könnten ja die Anhänger des absoluten Königthums, der Legitimität, des Katholicismus, ja selbst des Wunderglaubens wegen mancher Stellen in der „Maria Stuart" und wegen der ganzen „Jungfrau von Orleans" ihn als den Ihrigen proclamiren. Wie sich Schiller zu den politischen Fragen seiner Zeit gestellt hat, hoffe ich ein ander mal aus seinen Schriften, Briefen und Dichtungen ausführlicher nachzuweisen, und zwar, indem ich mehr ihn als mich sprechen lassen werde; hier möchte ich nur noch mit wenigen Worten die allerdings sehr verbreitete Ansicht berühren, wonach Goethe einem „kalten Aristokratismus" gehuldigt habe und Schiller der eigentliche Volksmann gewesen sei. Goethe, der Minister, heirathete im Zenith seines Ruhms ein gewöhnliches Menschenkind, und Schiller, der „Volksmann", wählte seine Gattin aus dem adeligen Stande, nachdem er sich zu diesem Zwecke bei einem der sächsischen Herzoge um den Hofrathstitel beworben; Goethe, der Aristokrat, tummelt sich in seinen Dichtungen vielfach unter allerlei gemeinem Volke, auf dem Jahrmarkt von Plundersweilern und

sonstwo, Schiller verkehrt in seinen Dramen nur mit Hoch- und Höchstgestellten, und selbst die schweizer Bauern mußte er erst in seine Sphäre hinaufziehen, ehe er sich tiefer mit ihnen einließ; Goethe wußte den Dichter Bürger sehr wohl zu schätzen (wie er selbst Gleim, Ramler und Aehnliche in ihrer Stellung zur Literatur und zum Vaterlande zu würdigen verstand), Schiller eröffnete seine kritische Wirksamkeit mit einem Angriff gerade auf die volksthümliche Seite des ohnehin schon durch Noth und Undankbarkeit gebeugten Bürger. Es dürfte wol nicht ganz leicht sein nachzuweisen, wo Schiller in seinem Leben sich je wirklich zum Volke und seinen dringendsten Bedürfnissen herabgelassen hätte. Nein, Schiller war eine sehr stolze, ehrgeizige, immer nur nach dem Höchsten trachtende Natur, woraus aber gerade der ihm eigenthümliche Werth, jenes mächtige Beispiel eines bei einem Dichter selten oder nie so dagewesenen Ringens und auch wieder eine gewisse Bescheidenheit hervorgingen, indem er sich selbst ebenso wenig genug that, als ihm die Andern genug thaten.*) Schiller dachte trotz jenes geistigen Stolzes in Wahrheit geringer von seinen unsterblichen Dichtungen als irgend ein moderner Lyriker von seinem aufgelesenen und mit einigen eigenen Goldschaumflittern besetzten Plunder. Was braucht es jedoch hier viel Worte? Versicherte doch Goethe selbst einmal im Gespräch: Schiller sei im Grunde eine viel aristokratischere Natur gewesen als er. Und wenn Goethe eine solche Behauptung aufstellte, beruhte sie immer auf Wahrheit, da seine Aussprüche nicht nur auf einem stets verständigen Urtheil, sondern zugleich auf einem fast immer richtigen natürlichen Instinct und einer Art Sehergabe fußten. **H. M.**

Miscellen.

Cope's Salbe.

Als die Schottländer 1745 sich für das Haus Stuart erhoben, focht der hochländische Häuptling Robertson von Strowan, ein Greis von 83 Jahren, tapfer bei Preston-Pons und erbeutete unter Anderm auch den Wagen des geschlagenen englischen Feldherrn, Generals Cope. Er ließ denselben im Triumphe in seine Heimat bringen, soweit die Straßen fahrbar waren, und rief dann seine Unterthanen herbei, die ihn auf ihren Schultern über die Gebirge in die Grafschaft Perth tragen mußten. In dem Wagen fand man unter Anderm eine braune Masse, welche die schlichten Hochländer nicht kannten und, da man sie in dem Wagen eines Kriegsmannes gefunden hatte, für eine Wundsalbe hielten. Man verkaufte sie zu hohen Preisen unter dem Namen „Cope's Salbe", bis einige französische Offiziere sie sahen und fanden, daß es — Chocolade war.

Montesquieu und Papst Benedict XIV.

Dem berühmten Präsidenten Montesquieu bot Papst Benedict XIV. (regierte 1740—58), um ihm einen Beweis seiner Achtung zu geben, eine beständige Erlassung der Verpflichtung zum Fasten an, die sich sogar auf seine Angehörigen erstrecken sollte. Montesquieu erhielt die hierauf bezügliche päpstliche Bulle von dem Bischof ausgehändigt; als er aber von diesem Abschied nehmen wollte, zeigte ihm der Bischof eine Berechnung der Gebühren. Montesquieu erschrak über den Betrag. „Nehmen Sie die Urkunde Seiner Heiligkeit zurück!" sagte er. „Der Papst ist ein Ehrenmann; sagen Sie ihm, daß mir sein Wort genüge, und mit dem Himmel will ich's wagen." 14.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Die Sternkammer. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. à 15 Ngr.

Arago's, F., sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von A. von Humboldt. Deutsche Original-Ausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Ausbeute der Natur, oder praktische Anweisung, die Naturkräfte auf's Leben anzuwenden zum reichsten Segen für Jedermann, ganz besonders in Zeiten der Noth. 1ste Lieferung. Zeitz, Garcke. 8. 5 Ngr.

Beitrag zur Geschichte der Stadt Villingen mit besonderer Beziehung auf die Wasserbelagerung im J. 1634 und die Drangsale, welche die badischen Amtsbezirke Villingen, Donaueschingen, Neustadt, Triberg, Hornberg, Haslach, und die würtembergischen Oberämter Rottweil, Oberndorf, Tuttlingen, Spaichingen, Sulz und Freudenstedt um diese Zeit zu erdulden hatten. Aus Archiven und andern Quellen zusammengestellt. Donaueschingen, Schmidt. 8. 14 Ngr.

Berthold, G., Blätter aus der Jugendzeit. Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 14 Ngr.

Bibra, Freih. E. v., Reise in Südamerika. Zwei Bände. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 2 Thlr.

Boehn, H. v., Blüthe und Verfall des Osmanenreichs in Europa. Eine Geschichte der Türkenkriege seit dem ersten Auftreten der Osmanen in Europa bis auf die gegenwärtige Krisis. Mit 1 Karte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Gothische Briefe von **** I. Wien. (Leipzig, Hübner.) Gr. 8. 8 Ngr.

Briefe einer Mutter an ihre Tochter über den ersten Brief St. Johannis. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 4½ Ngr.

Brunold, F., Das Leben unseres Herrn in Gesängen deutscher Dichter. Für Schule und Haus gesammelt. Weißenfels, Stein. 8. 15 Ngr.

Callery und Yvan, Der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. Aus dem Französischen von R. Otto. Mit 1 topographischen Originalkarte und dem Bildnisse des Thronprätendenten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 12. 1 Thlr.

Callot, E. Freih. v., Der Orient und Europa. Erinnerungen und Reisebilder von Land und Meer 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. à 1 Thlr.

William Penn oder die Zustände Englands 1644—1718. Aus dem Englischen frei übertragen von Ernst Bunsen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Adler, L., Drei Predigten in der Synagoge zu Kassel gehalten. Kassel, J. Luckardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Beck, K., Die Epistel an den Czaaren. I. Zweite Auflage. Berlin, Schindler. 16. 5 Ngr.

Fischer, K., Das Interdict meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel, Director des Heidelberger Prediger-Seminars, in der Darmstädtischen Kirchen-Zeitung. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Freimauerei und das Evangelische Pfarramt. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jungck, E., Abschieds-Predigt über 1 Cor. 2, 1—5. gehalten in Linz am Rhein am 20. November 1853. Sigmaringen, Beck u. Fränkel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Marbach, O., Ueber Unsterblichkeit. Eine Sylvester-Rede am 31. December 1853 gehalten. Leipzig, Weinedel. 8. 2 Ngr.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz. Von Freih. v. S*****. Leipzig, Romberg. Gr. 8. 12 Ngr.

*) Vgl. „Schiller's Bescheidenheit" unter den Notizen in Nr. 12 d. Bl. D. Red.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Für Museen, Lesecirkel, Schul- und Privat-Bibliotheken!

Die **Deutsche Wochenschrift**, herausgegeben von **Karl Gödeke**,

welche vom nationalen Standpunkte aus über die wichtigern Ereignisse der Zeitgeschichte orientirende Aufsätze bringt und über die Resultate der historischen sowol als der angewandten Wissenschaften in allgemein faßlicher Form Rechenschaft gibt, dabei über die hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, der bildenden Kunst und der Musik Bericht erstattet, wird auch für die Folge durch gediegene Abhandlungen sich die Achtung und Anerkennung zu bewahren suchen, welche seit ihrem Bestehen von den verschiedensten Seiten ihr zutheil geworden ist. — Das erste Quartal, welches jetzt vollständig und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten ist, enthält unter Anderm:

Lorelei. Eine Oper von Emanuel Geibel. — Revolution in Lübeck. Wullenwever's Emporkommen. Von G. Waitz. — Die Herrschaft Kniphausen und der Bentinck'sche Successionsstreit. Von E. Wippermann. — Die jüngsten Studien über die Geschichte der Hansa. Von F. W. Barthold. — Die Bauernspiele in Innerösterreich. Von K. Weinhold. — Das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Reuchlin. Von H. Grimm. — Die ersten Vorschläge zur Gründung einer deutschen Kriegesflotte. Von O. Klopp. — Kleidertrachten der Jahrhunderte. Von W. Andreae. — Nationalismus und Romantik. I. II. Von H. Kirchner. — Deutsche Philologie. Von K. Weinhold. — Deutsche Industrieausstellungen. Von K. Karmarsch. — Venedig 1853. I. II. Von Karl Rosenkranz. — Die Mythologie im Volke. Von Th. Colshorn. — Der Stahlhof in London. Von F. W. Barthold ꝛc.

Die nächsten Hefte bringen Mittheilungen von **Geibel, Gervinus, Grimm, Hettner, Klüpfel, Kurtz, Lappenberg, O. Ludwig, Masius, Minckwitz, Mügge, Müller von Königswinter, Passow, Pott, Roßmäßler, Rückert, Stöber, Karl Vogt** u. A.

Allwöchentlich erscheint ein Heft von 2 Bogen gr. 8. in Umschlag. Preis des Quartals 2 Thlr.

☛ Alle Buchhandlungen und resp. Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Carl Rümpler** in **Hannover**.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Erster Band bis achten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. 1. Ottfried. Fremdes Glück.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Versspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elsholtz (Franz von), Schauspiele.

Dritter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz von Elsholtz, als Lustspieldichter besonders durch das auf allen deutschen Bühnen einheimisch gewordene dramatische Stück **„Komm her!"** und das von Goethe mit ungewöhnlichem Antheil begleitete Lustspiel **„Die Hofdame"** bekannt, hat sich, nach langjähriger Unterbrechung seiner literarischen Thätigkeit, zur Veröffentlichung dieses dritten Theils seiner „Schauspiele" entschlossen, welcher Folgendes enthält: Die Hand der Vergeltung, Oper; Die Procurationsheirath, Lustspiel; König Harald, Trauerspiel. Der erste und zweite Theil seiner „Schauspiele" erschienen 1835 in **zweiter** vermehrter und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame" versehener Ausgabe (2 Thlr. 5 Ngr.); sie enthalten: I. Die Hofdame, Lustspiel; Komm her! Dramatische Aufgabe; Geh hin! Dramatische Aufgabe; II. Die Cordova, Trauerspiel; Der sprechende Hund, Lustspiel; Les Anglais en France. Folie-vaudeville.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Niedner (Ch. W.), Geschichte der christlichen Kirche.

8. 1846. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Mit dem 1. April hat ein **neues vierteljährliches Abonnement** auf diese zu einer **Lieblingslectüre des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands** gewordenen, in den verschiedensten Familienkreisen fest eingebürgerten Zeitschrift begonnen. Der **Preis** beträgt **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Unterzeichnungen** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der **erste Band**, bereits in unveränderter **zweiter Auflage** erschienen, ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.).

Leipzig, im April 1854.

F. A. Brockhaus.

Gedichte von Julius Sturm.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte. Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Fromme Lieder. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon rasch eine **zweite** vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine erst kürzlich erschienenen „Frommen Lieder" viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese" Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — „eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären." Sturm's neuester Liedercyklus „Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe" wird dem Dichter gewiß zahlreiche neue Freunde erwerben.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Erster bis vierter Band. 8. 1850—54. Geh. Jeder Theil 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke **Platon's** von **Hieronymus Müller** ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht. Ein fünfter Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen

Leipzig, im April 1854.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in **Berlin** erschien soeben:

Sigelind.

Ein Normal-Lustspiel in fünf Acten.

Aus dem Sanskrit eines Wiener Originals in das Pracrit allgemeiner teutscher Nation frei und getreu verdollmetscht durch

Wilhelm von Merckel.

Elegant geheftet. Preis 20 Sgr.

Die Epistel an den Czaaren

von **Karl Beck.**

Zweite Auflage. Geh. Preis 5 Sgr.

Medicinisch-chirurgische

Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Erster Band. Erste und zweite Lieferung. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **[illegible] Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung und kann somit die Vollendung des Werks bis Mitte 1855 auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche **Prospecte** und die erschienenen **ersten beiden Lieferungen des ersten Bandes** (40 Bogen, **Abbinden — Fettbildung**) vorräthig.

Leipzig, im April 1854.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 16. —— 13. April 1854.

Inhalt: Deutsche Originalromane. Von Adolf Zeising. — Johann Friedrich Pfaff und seine Freunde. — Lautier's philosophische Vorlesungen. Von Karl Fortlage. — Elise Polko, Ein Frauenleben. — Der Krieg im Orient. — Zur deutschen Journalistik. — Literarische Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Deutsche Originalromane.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Originalromane. Herausgegeben von Otto Müller. Erster Band: Afraja. Roman von Theodor Mügge. 1 Thlr. 16⅔ Ngr. Zweiter Band: Charlotte Ackermann. Roman von Otto Müller. 1 Thlr. 6 Ngr. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854. 8.

Das Unternehmen der „Deutschen Bibliothek" hat in doppelter Rücksicht auf die lebhafteste Theilnahme und allseitigste Unterstützung und Förderung Anspruch, ein mal von Seiten seiner allgemeinen Tendenz, das andere mal von Seiten seiner bisjetzt zur Ausführung gekommenen Leistungen. Die Tendenz desselben geht dahin, den deutschen Roman dem traurigen, ja jammervollen Zustande zu entreißen, in dem er bisher mitten unter der alle vaterländischen Erzeugnisse überwuchernden und erstickenden Vegetation der Uebersetzungen dahinsiechte und trotz aller Anstrengungen und Leistungen bedeutender und hochbefähigter Geister nicht dazu gelangen konnte, über wenige enge Kreise hinaus Anerkennung und Verbreitung zu finden, geschweige denn ein wirkliches National- und Volkseigenthum zu werden. Während die französischen und englischen, dänischen und schwedischen Romane nicht nur in jeder auch noch so winzigen Leihbibliothek, oft zu fünf, sechs und mehr Exemplaren, sondern auch in nicht wenigen Privatsammlungen gefunden werden, muß man nach einem deutschen Roman, wenn er nicht dem gewöhnlichsten Lesefutter angehört oder durch irgend einen zufälligen Umstand in Mode gekommen ist, in der Regel lange, lange suchen, ehe man ihn irgendwo antrifft, ja man muß, wenn man nach ihm fragt, nicht selten erleben, daß Personen, denen die Romanlectüre Lebensunterhalt oder Lebensbedürfniß ist, kaum von seinem Namen, seiner Existenz wissen oder gar verächtlich über ihn die Achseln zucken, als ob ein deutscher Roman an eine Berücksichtigung von vornherein gar nicht denken dürfe. Daß dieser Zustand für die deutsche Nation ein schmachvoller und entehrender ist, kann Niemand in Abrede stellen, und es verdient daher jeder auf seine Abstellung gerichtete Versuch schon als solcher allgemeine Anerkennung und Unterstützung.

Nun aber fragt sich, wie und durch welche Mittel kann eine Aenderung in dieser Sachlage herbeigeführt werden? Und diese Frage hängt auf das innigste mit der andern zusammen: Was ist Schuld daran, daß dieser unselige Zustand überhaupt eingetreten ist? Ich weiß wohl, wie das Publicum diese letzte Frage zu beantworten pflegt. Es wirft alle Schuld auf die deutschen Dichter, indem es behauptet, daß sie keine wirklich packenden, interessirenden Romane zu schreiben verständen, daß sie nicht so zu spannen vermöchten wie die Franzosen, nicht einen solchen Reichthum unmittelbar aus dem Leben gegriffener Charaktere und Situationen böten wie die Engländer, nicht so einfach in ihrer Darstellung seien wie die Dänen und Schweden, u. s. w. Daß an diesen Vorwürfen einiges Wahre ist, läßt sich nicht leugnen. Der deutsche Roman steht in manchen Beziehungen hinter dem ausländischen Roman zurück, namentlich leidet er im Allgemeinen daran, daß dem Gedanken, der Reflexion ein zu großes Feld eingeräumt, der Stoff nicht genug in den Vordergrund gedrängt und dadurch das Ganze der unmittelbaren, selbst dem minder feinen Gefühl zugänglichen Wirkung beraubt ist. Dafür besitzt aber auch wieder der deutsche Roman Vorzüge, die dem ausländischen Roman abgehen. Im Ganzen trägt er mehr als dieser das Gepräge eines wirklich einheitlichen, planmäßig angelegten, in sich abgerundeten Kunstwerks, er hat sich mehr als dieser einerseits von den Extravaganzen und Bizarrerien, andererseits von den Flachheiten und Trivialitäten freizuhalten gewußt, er wurzelt in der Regel in einem tiefern Fonds von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit*) und bewegt sich stets auf einem weit größern und freiern Gebiete, ist mannichfaltiger in Stoff und Darstellung und hat vor den oft genug gewissenlos hingesudelten Machwerken der Uebersetzungsfabriken jedenfalls den Vorzug einer reinern und vollendetern Form. Es ist also eine unverzeihliche Ungerechtigkeit und Selbst-

*) In einem größern Fonds von Sittlichkeit doch wol nur dem französischen Roman gegenüber, nicht aber dem englischen, schwedischen und dänischen. D. Red.

erniedrigung, den deutschen Roman in Bausch und Bogen dem ausländischen gegenüber verwerfen und verachten und den Grund seiner geringern Verbreitung in Deutschland einzig und allein oder vorzugsweise in seinem geringern Werth suchen zu wollen. Zwar ließe sich für diese Ansicht noch anführen, daß eben diejenigen Vorzüge, welche den deutschen Roman charakterisiren, keine volksthümlichen seien und daß sie eben darum nur in engern Kreisen, nicht aber im Großen und Ganzen des deutschen Volks Anklang zu finden vermöchten. Leider muß zugestanden werden, daß, wie die Sachen einmal stehen, auch hierin etwas Wahres liegt; aber Jeder muß auch einräumen, daß dieses Verhältniß zwischen Dichter und Volk kein natürliches und mithin auch kein ursprüngliches sein kann; denn von Natur kann doch unmöglich zwischen dem schaffenden und genießenden Theil einer Nation ein solcher Bruch, eine so diametral verschiedene Richtung bestehen, daß die Schaffenden gerade darin sich auszeichnen sollten, wofür die Genießenden keine Empfänglichkeit besitzen; es muß vielmehr angenommen werden, daß in Beiden ursprünglich, wie ein Blut, so auch eine und dieselbe Grundanschauung und Geschmacksrichtung, eine und dieselbe Schönheitsidee lebendig sei und daß der active Theil aus demselben Geiste heraus zeuge, mit welchem der passive Theil empfängt. Wenn also trotzdem gegenwärtig im deutschen Volk jener Widerspruch zwischen dem producirenden und concipirenden Theil in gewissem Grade besteht, so muß sich nothwendig einer von beiden der ursprünglich-deutschen Richtung entfremdet haben. Dies kann aber nur vom concipirenden Theil angenommen werden, denn soweit wir auch die Literatur und Poesie zurückverfolgen, lassen sich gerade diejenigen Seiten des deutschen Romans, gegen die jetzt das deutsche Publicum lau geworden ist, als ursprünglich- und echtdeutsche erkennen; auch wird Niemand leugnen können, daß sie mit dem ganzen übrigen Wesen und Charakter des Deutschen im engsten und nothwendigsten Zusammenhange stehen, woher es sich auch erklären läßt, daß die deutschen Dichter, trotzdem daß sie gewiß auf alle Weise sich bemüht haben, dem herrschend gewordenen Geschmack entgegenzukommen, niemals damit zustande gekommen sind, weil eben Niemand etwas aus sich herauszaubern kann, was nicht von Natur in ihm liegt.

Nicht also die Dichter, sondern die Leser haben sich von dem ursprünglichen und natürlichen Zustande entfernt, und es muß daher, wenn dieses naturwidrige Verhältniß beseitigt werden soll, nothwendig darauf hingearbeitet werden, daß das deutsche Volk wieder den deutschen Dichtern zugeführt werde. Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man auf jede mögliche Weise diejenigen innern und äußern Ursachen wegzuräumen sucht, welche nach und nach die Entfremdung des Publicums vom deutschen Roman herbeigeführt haben. Unter den innern Ursachen steht die leidige Vorliebe des Deutschen für alles Fremde obenan, und auf deren Bekämpfung durch immer größere Belebung und Hebung des Nationalgefühls muß daher das Streben Derer, die es mit Deutschland überhaupt und mit der deutschen Poesie insbesondere wohl meinen, unablässig gerichtet sein. Hierzu ist aber die deutsche Poesie und namentlich der deutsche Roman eins der erfolgreichsten und wirksamsten Mittel, vorausgesetzt, daß er nur erst wieder in das Volk Eingang gefunden hat. Wir befinden uns also rücksichtlich der Beseitigung jener innern Ursache in der mislichen Lage, daß dieselbe nur erreicht werden kann, wenn dieselbe rücksichtlich des Romans bereits erreicht worden ist. Um aus diesem Cirkel herauszukommen, muß man daher vor allem auf die Entfernung der äußern Hemmungen denken; unter diesen aber ist, wie die Unternehmer der „Deutschen Bibliothek“ richtig erkannt haben, keine so wesentlich und wichtig als diejenige, welche mit der Geldfrage zusammenhängt; denn in Geldsachen hört leider bei uns Deutschen nicht nur, wie Hansemann sagt, die Gemüthlichkeit, sondern auch das letzte Restchen von Patriotismus auf. Die Uebersetzungen sind für einen Spottpreis zu haben; für die deutschen Romane hingegen müssen enorm hohe Preise gezahlt werden — das sind die beiden Rücksichten, die bei der großen Masse des Publicums und der Leihbibliothekare über Kaufen oder Nichtkaufen entscheiden, mag die deutsche Literatur dabei bestehen oder zugrunde gehen. Wenn der deutsche Leihbibliothekar gewöhnlichen Schlags einen englischen oder französischen Roman beinahe für ebenso viel Groschen haben kann, als er für den deutschen Thaler bezahlen muß, kauft er zunächst den ersten und den andern nicht eher, als bis ihn eine gewisse Nothwendigkeit dazu drängt. Diese tritt aber im Durchschnitt nur sehr selten ein; denn einmal ist die Masse der Uebersetzungen so groß, daß er mit ihnen ziemlich das Bedürfniß aller seiner Kunden befriedigen kann; sodann hat sich die Mehrzahl der Leser schon seit einer langen Reihe von Jahren daran gewöhnt, vorzugsweise mit ausländischen Romanen abgefüttert zu werden, und läßt daher nach etwas Anderm kaum einen Wunsch laut werden; wenn aber ja einmal ein deutscher Roman gefodert wird, so pflegt der Leihbibliothekar mit der Klage zu antworten, daß ja nach einem solchen fast gar keine Nachfrage sei, daß also derselbe wol nicht viel werth sein müsse; und hiermit lassen sich dann nicht wenige der Leser, die überhaupt in der Wahl ihrer Lectüre nur selten von einem selbständigen Urtheil geleitet werden, abfertigen. Noch schlimmer wirkt der hohe Preis der deutschen Romane auf den Absatz derselben für Privatbibliotheken. Unter den Motiven, die überhaupt zum Ankauf von Romanen Anlaß geben, sind jedenfalls drei die vorherrschenden. Der Eine kauft, was gerade zu kaufen Mode ist; ein Anderer, was ihm beim Lesen lieb geworden; ein Dritter, was ihm für ein Billiges die meisten Bände in den Bücherschrank liefert. Welche Aussicht also hat der deutsche Roman an die Reihe zu kommen, da seine hohen Preise nicht nur mit dem letzten Motive in Widerspruch stehen, sondern auch die Entstehung der beiden ersten verhindern? So ist es gekommen, daß man in einer Masse von Privatbibliotheken die sämmtlichen

Werke von Walter Scott, Cooper, Bulwer, Marryat u. A. findet, wo man die Novellen und Romane von Tieck, W. Alexis, Steffens, Seatsfield, Koenig, Schefer, Gutzkow u. A. vielleicht vergeblich suchen würde. Daß bei Autoren, wie die eben genannten sind, nicht etwa der geringere Werth ihrer Schriften an ihrer geringern Verbreitung Schuld ist, darüber brauchen wir doch wol hier kein Wort zu verlieren; aber auch das läßt sich nicht einmal behaupten, daß jene Ausländer um ihrer größern Unterhaltungsfähigkeit willen mehr gekauft seien; denn eine Geduld, wie sie z. B. Walter Scott und Cooper ihren Lesern zugemuthet haben, hat wol nur selten ein deutscher Romanschreiber in Anspruch zu nehmen gewagt. Der erste und Hauptgrund also des geringern Absatzes der deutschen Romane ist und bleibt ihr von Haus aus höherer Preis. Dessen erstes Entstehen war sehr natürlich, weil dem Verleger ein Originalwerk mehr kostet als eine Uebersetzung. Zufolge dessen verringerte sich aber der Absatz, und der Verleger glaubte diesen Ausfall nur dadurch decken zu können, daß er den Preis abermals erhöhte. Diese Erhöhung hatte aber wiederum eine Verminderung des Absatzes zur Folge, der Preis wurde noch weiter in die Höhe geschraubt, und so ging die Sache fort, bis endlich die Preise zu jener Höhe gediehen sind, daß jetzt dem Käufer ein einziger Roman oft theuerer zu stehen kommt als die sämmtlichen Werke eines Classikers. Daß auf diesem Wege nicht weiter gegangen werden darf, wenn nicht zuletzt ein deutscher Roman den Preis und die Verbreitung einer eigentlichen Rarität und Curiosität erhalten soll, leuchtet ein, und es ist daher mit Freude und Dank anzuerkennen, wenn sich endlich einmal eine Verlagshandlung entschließt, den umgekehrten Weg einzuschlagen und zu versuchen, ob dem deutschen Originalroman wieder der Weg in die Herzen des deutschen Volks gebahnt werden könne, dadurch daß ihm die Anschaffung desselben für denselben billigen Preis ermöglicht wird wie die der Uebersetzungen.

Aus diesem Entschluß ist das Unternehmen der „Deutschen Bibliothek" hervorgegangen, in und mit welcher dem Publicum eine „Sammlung auserlesener Originalromane" von den namhaftesten und gediegensten Schriftstellern dieses Fachs für den beispiellos billigen Preis von 1 Sgr. oder 3 Kr. pro Bogen geboten wird. Daß dieses Unternehmen bei dem dermaligen Stande der Dinge mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und mit einem bedeutenden Risico verbunden ist, wird Niemand verkennen; aber eben darum muß es auch Jeder, welchem nur einigermaßen die Förderung der deutschen Literatur am Herzen liegt, für seine Pflicht halten, nach seinen besten Kräften dasselbe zu unterstützen und zu seinem Gelingen auf alle Weise beizutragen. Die Sache ist in der That wichtiger und von weitergreifendem Interesse, als vielleicht Manchem auf den ersten Blick scheinen mag. Der Roman ist jetzt von allen Dichtungsgattungen, ja man kann fast sagen, von allen Literaturerzeugnissen, diejenige Form, die nach allen Seiten und Richtungen hin die weiteste Verbreitung findet und durch welche die Strömung der Ideen am ungezwungensten und sichersten vermittelt wird. Es ist daher von sehr großer Bedeutung, ob das Volk vorzugsweise fremde oder vaterländische Romane liest, denn die unausbleibliche Folge ist, daß es mit jenen nach und nach auch fremde Ideen und Lebensanschauungen einsaugt und auf diese Weise immer mehr und mehr dem deutschen Sinn und Wesen entfremdet wird, während es in diesen eine heilsame Nahrung und Kräftigung seiner innersten Natur und nationalen Eigenthümlichkeit erhält. Man denke nur an den Einfluß, den die Romane von George Sand, Paul de Kock, Eugen Sue, Alexandre Dumas u. A. auf das deutsche Volk ausgeübt haben, und man wird nicht leugnen können, daß die Wirkung eine wesentlich andere gewesen sein würde, wenn es statt deren die Romane von Heinrich Koenig, Wilibald Alexis, Levin Schücking u. A. gelesen hätte. Die Entdeutschung des Publicums hat aber nothwendig auch die Entdeutschung der Schriftsteller zur Folge. Zwar die eigentlich Befähigten und Berufenen werden dieser Entartung so leicht nicht verfallen, weil der kräftigere Genius stets tiefer und fester im vaterländischen Grund und Boden wurzelt; aber alle jene secundären, untergeordneten Talente, die Faiseurs und Fabrikschriftsteller, welche nicht aus innerm Drange, sondern des Gelderwerbs wegen schreiben und nur Das zu Markte bringen, was gekauft wird, werden immer mehr im fremdländischen Sinn und Geiste arbeiten und so den der Nationalität verderblichen Einfluß noch vergrößern, dergestalt, daß das entartete deutsche Volk zuletzt gar keine urkräftigen Genies von deutschem Wesen mehr zu erzeugen vermag. Es hängt also das Gedeihen des deutschen Romans auf das innigste mit dem Gedeihen der deutschen Nationalität überhaupt zusammen. Wem also hieran, sowie an der Ehre des deutschen Namens gelegen ist, dem muß auch das Gelingen eines Unternehmens wie das hier in Rede stehende am Herzen liegen, und es muß ihm als ein Ehrenpunkt erscheinen, zu seinem Gedeihen mitzuwirken; denn es würde in der That ein Schimpf und eine Schande für die deutsche Nation sein, wenn auch nach Hinwegräumung der äußern Misverhältnisse nur das fremdländische Product Glück, das vaterländische aber Fiasco machte, und man könnte daraus alles Ernstes den Schluß ziehen, daß es mit dem Selbstgefühl und der Lebensfähigkeit der deutschen Nation zur Neige gehe.

Jeder also, sofern er sich nur als Deutscher fühlt, sollte an dieser Angelegenheit ein nicht blos passives, sondern thätiges Interesse nehmen; eine ganz besondere Auffoderung hierzu haben aber alle Diejenigen, welche zwischen Literatur und Volk die Vermittler und Zwischenträger sind, ich meine die Buchhändler, die Journalisten und Leihbibliothekare. Ich will hier gar nicht davon reden, daß Personen, deren ganzer Beruf in der Literatur wurzelt, schon aus reiner, uneigennütziger Liebe zu derselben sich getrieben fühlen sollten, dem Aufschwung irgend eines Zweigs derselben in aller Weise behülflich zu sein; nein, ich will nur daran erinnern, daß sie damit

nicht minder für ihr eigenes als für das allgemeine Interesse sorgen. Was kann dem Leihbibliothekar vortheilhafter sein, als wenn der Preis der Bücher möglichst billig und die Zahl der Leser möglichst groß ist? Beides aber wird ermöglicht werden, wenn das Unternehmen der „Deutschen Bibliothek" gelingt; denn in diesem Fall werden sehr bald auch die übrigen Verleger den Preis der deutschen Romane niedriger stellen, der Leihbibliothekar wird sie ohne Bedenken anschaffen und dadurch einen immer größern Leserkreis befriedigen können, mit der Gelegenheit wird sich auch die Lust zur Lectüre steigern, die Zahl der Kunden muß nothwendig wachsen, die Auslage muß geringer, der Gewinn größer werden.

In noch höherm Maße hat der Buchhändler Grund, sich der Sache auf alle Weise anzunehmen. Woran krankt überhaupt der deutsche Buchhandel als daran, daß sich das Publicum schon seit längerer Zeit mehr und mehr vom Bücherkauf entwöhnt hat? Jedes Mittel also, wodurch die Lust dazu aufs neue geweckt werden kann, muß vom Buchhändler auf das eifrigste unterstützt werden. Man glaube nur nicht, als ob es an Geld fehle. Für tausend andere Luxusgegenstände ist Geld vorhanden, sobald nur die Neigung dazu da ist. Nur weil diese gefehlt hat oder durch die unverhältnißmäßig hohen Preise auch da, wo sie ursprünglich vorhanden war, niedergedrückt ist, hat man das Geld lieber für andere Dinge als für Bücher ausgegeben. Es kommt also nur darauf an, jene Neigung wieder zu erwecken, und es wird auch nicht an Geld fehlen, sie zu befriedigen. Ist dies zunächst nur erst in einer Branche gelungen, so wird die Lust bald weiter um sich greifen, und der Büchermarkt wird sich sehr bald eines ganz andern Verkehrs als in den letzten Zeiten zu erfreuen haben. Aber wenn dies erreicht werden soll, darf der Buchhändler, der den Vertrieb der Bücher in Händen hat, nicht ruhig die Hände in den Schoos legen! Er muß nicht erwarten, daß das Publicum ohne sein Zuthun in eine neue Bahn einlenken werde. Dem größten Theil des Volks steht der ganze literarische Verkehr noch ziemlich fern, es bedarf daher in dieser Beziehung noch fortwährender Anregungen und Aufklärungen, wenn es für irgend eine literarische Erscheinung gewonnen werden soll. Hieran lassen es gar viele Sortimentsbuchhandlungen noch fehlen, sie sind noch viel zu passiv und abwartend und tragen einen großen Theil der Schuld, daß so oft wirklich werthvolle Erscheinungen nicht durchdringen können. Dies steht auch bei diesem Unternehmen zu befürchten, wenn sie sich nicht seiner mit ganz besonderm Eifer annehmen und nach allen Seiten hin dem Publicum zum Bewußtsein bringen, daß es sich bei der Betheiligung an demselben keineswegs blos um den Ankauf der darin enthaltenen Bücher, sondern um die Förderung eines nationalen, für die Entwickelung der deutschen Literatur wie für die Interessen des Geldbeutels gleich einflußreichen Unternehmens handelt; denn das wird sich Niemand verhehlen, daß, wenn dieser Versuch an der Theilnahmlosigkeit und Lauheit des Publicums scheitern sollte, so leicht kein Anderer etwas Aehnliches wagen und folglich die Unnatürlichkeit der bisherigen Verhältnisse nicht nur fortdauern, sondern immer mehr und mehr zunehmen wird, während ein glücklicher Erfolg desselben einen heilsamen Umschwung der jetzigen Zustände herbeizuführen verspricht.

Welch ein unberechenbarer Gewinn mit einer solchen Umgestaltung auch für den Schriftsteller verbunden sein würde, bedarf keiner weitern Erörterung; und doch scheint es mir fast, als ob man sich noch nicht von allen Seiten über die Wichtigkeit und Tragweite des hier besprochenen Unternehmens vollkommen klar geworden wäre; denn sonst hätte wol die Presse noch mehr, noch eindringlicher und noch beharrlicher, als es bisjetzt geschehen, dafür das Wort ergriffen. Eben um deswillen habe ich geglaubt, hier etwas specieller auf den Gegenstand eingehen zu müssen, und es würde mir zu großer Freude gereichen, wenn ich dadurch wenigstens das erreicht haben sollte, daß es sich die Inhaber der Tages- und Zeitschriftenliteratur zur Pflicht machen, immer aufs neue dem deutschen Volk die Heilsamkeit des Unternehmens in Erinnerung zu bringen.

Auf eine solche allseitige Unterstützung hat die „Deutsche Bibliothek" rein um ihrer Tendenz willen Anspruch, und sie müßte ihr selbst dann gewährt werden, wenn ihre anfänglichen Leistungen noch nicht in höherm Grade zu befriedigen vermöchten. Glücklicherweise aber sind diese von der Art, daß sie um nichts weniger als das Unternehmen selbst die umfangreichste und lebendigste Theilnahme verdienen, und man darf der „Deutschen Bibliothek" aus vollem Herzen Glück dazu wünschen, daß sie den Reigen ihrer Werke mit ebenso interessanten als gediegenen Dichtungen, die sich an poetischem Werth und unterhaltender Kraft dreist den besten Producten des Auslandes an die Seite stellen dürfen, eröffnet hat.

Die erste dieser Dichtungen ist „Afraja" von Theodor Mügge. Der Verfasser derselben ist dem deutschen Volke schon seit einer längern Reihe von Jahren einerseits als ein ebenso talentvoller wie fruchtbarer Romanschriftsteller, andererseits als ein scharf beobachtender und durch lebendige Darstellung sich auszeichnender Reisebeschreiber viel zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, über ihn im Allgemeinen noch etwas zu sagen. Beide Vorzüge entfaltet er im vollsten Maße im vorliegenden Roman, ja wir müssen denselben, soweit wir die Productionen Mügge's bisher verfolgt haben, unbedenklich für sein gelungenstes und werthvollstes Werk erklären, indem er darin nicht nur alle Vorzüge seiner frühern Arbeiten vereinigt, sondern sich auch von dem ihm sonst wol zum Vorwurf zu machenden Mängeln, namentlich einer gewissen Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit in der Behandlung und Ausführung seines Stoffs, völlig freigehalten hat. „Afraja" macht daher in keiner Weise den Eindruck eines aus dem Aermel geschüttelten Products der bloßen Virtuosität und Gewandtheit, sondern vielmehr den einer echten, dem lebendigen Keim der Phantasie entsprossenen und mit Liebe und Sorgfalt groß-

gezogenen Dichtung, und es genügt nicht minder den tiefern ästhetischen Anfoderungen, als es den Bedürfnissen des nach Unterhaltung und Spannung verlangenden Lesers entspricht. Die Welt, in die uns der Dichter einführt, ist eine der Romanliteratur bisher wol noch nicht verschlossen gewesene, nämlich das Leben im höchsten Norden des europäischen Festlandes, in und an den Fjorden des äußersten Norwegen, da wo die christlichen Normänner und heidnischen Lappen zusammenstoßen und sich mit dem tödtlichen Haß zweier diametral auseinanderlaufender, aber doch nachbarlich sich berührender Extreme aneinander reiben und gegenseitig bekämpfen. Die aus diesem feindlichen Verhältniß hervorgehenden Conflicte, in die ein drittes, neutrales Element, um von ihnen erst beinahe erdrückt, endlich aber als nach und nach die Versöhnung vermittelndes Moment anerkannt zu werden, mittenhinein geworfen wird, sind denn auch die eigentlichen Nerven und Lebensfasern des Romans, während die großartige, die Wildheit und Schönheit von Meer und Gebirg in sich vereinigende Natur der Finnmarken den höchst interessanten Grund und Boden der Geschichte bildet. Da der Verfasser diese Gegenden selbst besucht und über die natürlichen und socialen Zustände derselben schon in seinen „Skizzen aus dem Norden" ebenso anziehende als lehrreiche Schilderungen geliefert hat, so ist es nicht zu verwundern, wenn alle seine Zeichnungen und Bilder, mögen sie die Natur oder Menschenwelt betreffen, den Charakter der lebendigsten Anschaulichkeit und Naturwahrheit tragen, dergestalt, daß sich der Leser in jenen fernen, unwohnlichen Gegenden bald so zu Hause fühlt, als ob er selbst dort gewesen wäre und an der Entwickelung der Geschichte theilgenommen hätte.

Nicht minder interessant und lebendig ist die etwa vor 100 Jahren spielende Geschichte selbst. Obschon es der Verfasser verschmäht, den Leser durch allerhand Reiz- und Gewaltmittel von Anfang an auf die Folter zu spannen, vielmehr die Erzählung ziemlich lange ohne allzu künstliche Verwickelung und mit echtepischer Ruhe und Einfachheit fortschreiten läßt, sodaß der Leser nicht verführt wird, aus übergroßer Begierde nach dem Ziel über die Schönheiten des Wegs unempfänglich hinwegzueilen, so weiß er doch von vornherein die Aufmerksamkeit und Erwartung des Lesers vollständig für die weitere Verwickelung und Entwickelung der Fäden zu spannen, sie nach und nach immer mehr und mehr zu steigern und bis unmittelbar vor dem Schluß die endliche Lösung des Knotens verborgen zu halten, sodaß ich mich kaum irgend eines englischen und französischen Romans erinnere, der mit so einfachen Mitteln eine so unwiderstehliche Wirkung zu erzeugen vermocht hätte. Die allgemeinen Interessen, welche dabei in Frage kommen, sind sehr mannichfaltige und verschiedenartige: einerseits die allerhandgreiflichsten und realsten, die es geben kann, nämlich Conflicte um Geld und Gut; andererseits die allerinnerlichsten und idealsten, Kämpfe des Herzens und der Liebe; und zu beiden gesellen sich dann noch die schon erwähnten feindseligen Beziehungen zweier sich hassender Menschenracen, zweier aufeinander erbitterter Religionen und zweier sich gegenseitig im Wege stehender Civilisationszustände, nämlich eines rohen Naturlebens auf der einen und eines kaum minder rohen Culturlebens auf der andern Seite. Alle diese verschiedenartigen Interessen finden ihre Concentration in der Person eines jungen dänischen Edelmanns, Johann Marstrand, welcher sich, früher Offizier und Kammerjunker am Hof zu Kopenhagen, mit einem königlichen Schenkungsbrief ausgestattet, in den dortigen Gegenden einen Herd gründen will, hierbei einem schlauen, gewinnsüchtigen Kaufmann, Helgestad, und einem gänzlich verworfenen Sorenscriver (Gerichtsschreiber), Paul Petersen, in die Hände fällt, durch seine Theilnahme für die verachteten und verfolgten Lappen den Haß der ganzen normannischen Bevölkerung auf sich ladet, durch Herzensbeziehungen in noch tiefergreifende Conflicte verwickelt wird und endlich infolge schlau angelegter Machinationen und unglückseliger Verhältnisse auf dem Punkte steht, zugleich mit Afraja, einem alten, als Zauberer verrufenen Lappenhäuptling, der den letzten Versuch macht, sein Volk aus dem Zustande der Verachtung und Erniedrigung zu befreien, in einen tragischen Untergang hineingerissen zu werden. Die Persönlichkeit dieses jungen Mannes ist ganz so, wie sie Goethe vom Helden eines Romans im Unterschiede vom dramatischen Helden fodert, d. h. Marstrand zieht mehr durch seine unmittelbare Erscheinung, durch seine Schicksale und seine Ausdauer und Kraft im Leiden, als durch eine besondere Thatkraft und Lebensklugheit an. Obschon mit persönlichem Muth und allen jenen ritterlichen Eigenschaften ausgestattet, durch die ein junger Mann zu einer poetischen Erscheinung gestempelt wird, hat er doch wenig Gelegenheit, durch dieselben zu glänzen oder seine Lage zu verbessern; sie machen ihn im Gegentheil nicht selten zum Gegenstande des Hohns, des Neides und der Verfolgung und erweisen sich inmitten des mehr als prosaischen, nur auf Fischhandel und Gelderwerb gerichteten Treibens der dortigen Bevölkerung fast als völlig nutzlos und unersprießlich. Nicht sie also sind es, durch die er des Lesers Theilnahme erweckt, sondern sein von Haus aus gutgeartetes Herz, sein Sinn für Recht und Wahrheit, sein Eifer für Humanität und Sitte, Eigenschaften, die er unter den mislichsten und gefährlichsten Lagen mit Treue und Beharrlichkeit festhält und die ihn denn auch zuletzt über die Machinationen der Bosheit und List den Sieg davontragen lassen, sodaß seine Rettung zugleich als der Anfangs- und Ausgangspunkt einer menschlichern und mildern Gesittung in jenen rauhen Gegenden erscheint. Weniger dürfte sein passives Verhalten innerhalb der erotischen Beziehungen zu rechtfertigen sein, wie sich überhaupt gegen diese Seite des Romans manche Bedenken erheben ließen. Namentlich wird sich manche Leserin mit dem Untergange Gula's und der Verbindung Marstrand's mit Ida nicht recht befreunden können; und in der That hat es für das Gefühl etwas Befremdendes, daß er das Glück seines Lebens bei einem Mädchen finden soll, das seine eigenen Gefühle für ihn gänzlich zu verleugnen und dem

despotischen, von ihr selbst als boshaft und verbrecherisch erkannten Willen des Vaters unterzuordnen vermag, ja entschlossen gewesen ist, dem nichtswürdigsten Schurken, der den Geliebten an den Rand des Untergangs bringt, die Hand zu reichen, und keinen einzigen energischen Versuch gemacht hat, um schändlichen Planen gegen Marstrand entgegenzutreten. Eine Rechtfertigung dieser Handlungsweise liegt eben nur in den starren, unbeweglich erscheinenden Verhältnissen, denen gegenüber sich jede mildere Regung von vornherein als ohnmächtig fühlen mußte; und diese hat der Verfasser in der That so meisterhaft zu schildern verstanden, daß sich wirklich jenes unnatürlich erscheinende Verfahren nur als die unvermeidliche Consequenz einer schrecklichen Nothwendigkeit, gleichsam als die Wirkung eines auf der Seele lastenden und alle Thatkraft lähmenden Alps erklären läßt. Die Gewalthaber und Nutznießer dieser Verhältnisse sind Helgestad und Paul Petersen — Beide ebenso meisterhaft ausgeführt als angelegt — der Letzte entschiedener und unverkappter Teufel, durch gleißnerischen Witz, Schlauheit, Unverschämtheit Alles beherrschend und für seine Zwecke gebrauchend; der Erstere mit dem Schein und Wesen einer gewissen Biederkeit und Offenheit umkleidet, sich unverhohlen zur Maxime des rücksichtslosesten Eigennutzes und Egoismus bekennend und eben dadurch Vertrauen erweckend und täuschend — eine ebenso lebenswahre als originelle und eigenthümliche Figur.

Nicht ganz so neu und eigenthümlich ist die Zeichnung Afraja's, des alten Lappenhäuptlings, denn sie trägt mehr oder minder jenen geheimnißvoll-romantischen Typus, den die letzten tragischen Repräsentanten eines untergehenden Naturvolks gewöhnlich zu tragen pflegen und der uns in verschiedenen Nüancen schon aus den Romanen Walter Scott's, Cooper's u. A. bekannt ist. Doch muß anerkannt werden, daß Afraja eine sehr interessante, mit vielen Besonderheiten ausgestattete Variation und Bereicherung dieser Gattung von Charakteren ist und namentlich in der anziehenden und unglücklichen, unsere wärmste Sympathie für sich in Anspruch nehmenden Figur seiner Tochter Gula und in der scharfgezeichneten Persönlichkeit des jungen Mortuno zwei echt poetische Zugaben erhält.

Von lebendigem Fleisch und Blut und jede ein besonderes und zugleich organisch in das Ganze eingreifendes Interesse für sich erweckend sind auch all die übrigen Figuren des Romans: Björnarne, Olaf, der milde Heidenprediger Claus Hornemann, der bergensche Handelsherr Fandrem, seine Tochter Hannah und der Capitän Dahlen, nur daß der Letztgenannte am Schluß ein wenig zu sehr den Deus ex machina spielt. Die Fäden, welche alle diese verschiedenen Elemente zusammenhalten, sind wohl angelegt und verweben sich in natürlicher und ungezwungener Weise von selbst zu einem in jedem Augenblick spannenden und doch klar überschaulichen Ganzen. Um all dieser Vorzüge willen müssen wir „Afraja" für einen der gelungensten Romane der deutschen Literatur halten, der wohl im Stande ist, den beliebtesten Romanen des Auslandes Concurrenz zu machen und das Vorurtheil des deutschen Publicums zu überwinden.

Einen nicht geringern Anspruch auf die wärmste Anerkennung des deutschen Volks hat der zweite Roman der Sammlung: „Charlotte Ackermann" von Otto Müller, obschon er in vielen Beziehungen den directen Gegensatz zu jenem bildet. Bewegte sich jener vorzugsweise in den Gegensätzen und Feindseligkeiten des äußern Lebens, so hat es hingegen dieser recht eigentlich mit den Conflicten und Kämpfen des Herzens zu thun; wenn jener durch Schilderung ferner, unbekannter Lebensverhältnisse reizte, zieht dieser durch poetische Verklärung echtdeutscher, heimathlicher Lebensbeziehungen an; und wenn wir in jenem ein reines Product der Phantasie vor uns haben, wird uns in diesem ein Stück Geschichte aus dem deutschen Kunst- und Familienleben aufgerollt. Obschon nun hier kein ganz so bunter, greifbarer und anschaulicher Stoff vorliegt, so ist doch seine Wirkung um kein Haarbreit schwächer, ja er dringt vielmehr noch unwiderstehlicher und tiefer in das Gemüth ein, packt das Herz noch unmittelbarer und gewaltiger und eröffnet zugleich dem Geist den überraschendsten Blick in die Räthsel und Geheimnisse des menschlichen Seelenlebens, in die Irren und Wirren der Gesellschaft, in die Leiden und Freuden des künstlerischen Schaffens und Strebens. Daß der Verfasser gerade für die Entwickelung und Darstellung solcher innern, psychischen Bezüge eine entschiedene Begabung besitzt, hat er bereits durch frühere Arbeiten, namentlich durch seinen „Bürger" bewiesen; noch unverkennbarer aber tritt dies im vorliegenden Roman hervor, in welchem er uns von dem herzerschütternden Geschick und frühzeitigen Hinsterben einer vielversprechenden jungen Künstlerin mit tief einschneidenden Zügen ein ebenso poesievolles als geschichtstreues Bild entworfen hat.

Die Schwierigkeiten, welche der Dichter hierbei zu überwinden hatte, waren keine geringen, denn einerseits galt es, den innerlichen Vorgängen zugleich eine äußerliche, lebensvolle Gestaltung zu geben; andererseits war ihm die Aufgabe gestellt, eine höchst räthselhafte, ja fast unglaubliche Verirrung eines reinen, weiblichen Herzens, die hingebende Liebe eines Mädchens, wie Charlotte Ackermann war, zu einem verächtlichen Wüstling dergestalt zu motiviren, daß dadurch die Verirrung selbst auf keine Weise bemäntelt oder beschönigt und doch der Irrenden die volle Sympathie und Theilnahme erhalten würde. Beide Aufgaben hat der Verfasser, besonders in der ersten Hälfte des Romans, mit seltenem Takt und großem Geschick gelöst. Wie lebendig, charakteristisch und vorbedeutungsvoll ist sogleich die erste Scene, das engelartige Erscheinen Charlottens an demselben Orte, der für sie zur Hölle werden soll; ihre Thränen über das unglückliche Opfer desselben Teufels, der in kurzem auch sie ins Unglück stürzt; ihre Fürsorge für das Leben eines armen verlassenen Kindes, dessen Vater die Ursache ihres Jammers und ihres Todes wird! Wie rührend und ergreifend sind dann sofort die nächstfolgenden Auftritte

im Ackermann'schen Hause, wo Charlotte für ihre schöne, aber allerdings ihrem Ruf gefährliche That von den Ihrigen, namentlich ihrem Stiefbruder, dem berühmten Schröder, bittere Vorwürfe erfahren muß und schlimme Ahnungen in uns wachgerufen werden. Zwar ziehen gerade die unheildrohenden Wolken, die man zunächst fürchtete, glücklich über ihrem Haupte dahin, ja die Reinheit ihres Lebens und die Sonne ihres Künstlerruhms geben ihnen eine solche Beleuchtung, daß sie zu einer neuen Glorie für sie werden. Aber indem man sich dessen erfreut, indem man mit erleichtertem Herzen an dem Triumphe theilnimmt, den sie in der nächsten Vorstellung nicht blos als Rutland, sondern auch als „rettender Engel am Kugelsort" feiert, und indem man sich nach dieser Vorstellung fröhlich in die von Witz und Geist übersprudelnde Gesellschaft mischt, die sich bei Herrn Anselmus Kiefeker versammelt und in welcher wir alle damaligen literarischen und künstlerischen Notabilitäten Hamburgs: Eckhof, Brockmann, Schröder, Bode, Claudius u. A., wiederfinden: steigt auch bereits ein zweites Gewölk am Horizont auf, welches trotz der unschuldigen Farbe und des blendenden Glanzes, durch den es die Blicke der Meisten täuscht, doch sofort vom tieferschauenden Mimen Eckhof als eine Unheil und Verderben drohende Sturmwolke erkannt wird. Das ist der dänische Werbeoffizier Major von Sylburg, Charlottens böser Dämon, der alsbald mit seinem gleißnerischen, bestechenden Wesen zunächst in den Kreisen ihrer Freunde, dann in ihrem eigenen Hause erscheint und trotz der Abneigung, die sie anfangs vor ihm empfindet, allmälig eine blinde Leidenschaft für ihn in ihrem Herzen zu entzünden weiß. Die Mittel, wodurch er dies nach und nach erreicht, und namentlich dasjenige Verfahren, wodurch er zuerst ihren Widerwillen und Argwohn bezwingt und ihr das Gefühl einflößt, als ob sie ihm Unrecht gethan habe, als ob sich hinter seiner Außenseite eine geheimnißvolle, unergründliche Tiefe verberge, ist meisterhaft erfunden und ausgeführt und gehört zu den feinsten psychologischen Zügen, die mir überhaupt in Romanen vorgekommen sind. Und so ist auch die weitere Entwickelung, das immer mächtigere Aufschießen des einmal in Charlottens Herz gestreuten Samens, die immer engere Verkettung Beider, die Art und Weise, wie Beide nach und nach die äußern Hindernisse, den Widerwillen der Familie zu überwinden oder zu umgehen suchen u. s. w., in einer Reihe lebendiger und wirksamer Scenen auseinandergelegt, sodaß wir Schritt für Schritt der unglücklichen Künstlerin auf ihrem unheilvollen Irrwege folgen, sie Schritte thun sehen, die wir von einem so reinen Herzen, einem so klarblickenden Verstande kaum für möglich halten können, und trotzdem niemals wirklich an ihr irre werden, niemals den Glauben an die Unschuld ihres Sinnes verlieren, sondern sie nur wegen des Wahns, dem sie verfallen und dem sie sich nicht wieder zu entwinden vermag, mit wehmüthigem Herzen beklagen.

Nicht minder ergreifend als das Schicksal Charlottens ist der Schmerz ihrer nächsten Angehörigen und Freunde geschildert, insbesondere der des edeln Doctor Unzer, der Charlotte schon lange mit tiefster, reinster Liebe geliebt und verehrt hat, der ihr mit geheimer Fürsorge die Pflege des von ihr geretteten Kindes abnimmt, ihr alle bedenklichen Folgen ihrer schönen That aus dem Wege zu räumen sucht und nun erleben muß, nicht nur daß er selbst neben dem schändlichen Sylburg als der Verschmähte dasteht, sondern auch daß der Gegenstand seiner Liebe und Anbetung in trauriger Verblendung einem unvermeidlichen Verderben entgegenrennt. In tief erschütternder Weise erscheint dieser Schmerz besonders in jener Scene, wo ihn Schröder bei der Leiche des angenommenen Kindes trifft und unter Anderm folgende Worte von ihm hört:

> Nicht den Tod nenne ein Räthsel! Das Leben allein ist die furchtbare Sphinx, die uns durch ihre Räthsel dem Tode in die Arme jagt! Hier, hier, in der lebendigen Menschenbrust, da allein ruht das dunkle Geheimniß des Daseins, da hinein schreibt die Vorsehung die unerforschlichen Hieroglyphen des Schicksals, und wer sie entziffern wollte, entziffern könnte, müßte zuerst den Verstand verlieren, um nicht irre zu werden an allem Hohen, Schönen und Heiligen, ja an Gott und seiner Göttlichkeit selbst! Das Kind da — starb wie ein Licht, das, kaum angezündet, wieder erlischt, wenn du es in einen dumpfen feuchten Kerkerraum bringst. So und nicht anders ging sein junges Leben aus! Nun, dabei ist doch wahrhaftig nichts Räthselhaftes, sollte ich meinen! Aber ein anderes Sterben gibt es, das verdient allerdings den Namen Tod besser, jenes Sterben nämlich, in welchem ein reines, herrliches Leben voll Tugend, Schönheit, Seele und Gottbegeisterung, plötzlich wie geblendet vom eigenen Glanze, in Nacht verschwindet, eine Beute feindlicher Gewalten, zerstörender Leidenschaften! Das ist Sterben in Wahrheit, Fritz, wenn sich der Genius von seinem Sonnenpfade ab in die dunkeln Irrgänge dieser Welt verliert, wähnend, er folge einem höhern Geiste, während er doch nur dem Trugbilde seiner eigenen Bethörung nachläuft!

In diesen Worten haben wir zugleich die den ganzen Roman durchdringende Ur- und Grundidee. Denn fragen wir uns, woran eigentlich Charlotte zugrunde geht, so müssen wir sagen: an der vollendeten, keines Fortschritts mehr fähigen Entfaltung ihres Genius, an der Vollkommenheit ihrer Erscheinung! Alles Leben ist nur steigende und fallende Bewegung. Sobald nun eine Erscheinung den höchsten Grad der ihr möglichen Vollkommenheit erreicht hat, muß nothwendig das Sinken erfolgen und es wird um so rascher erfolgen, je rascher das Aufsteigen vor sich ging. Gerade an das Schönste heftet sich um so lieber und um so sicherer der Zahn der Zerstörung, und das Schöne selbst gibt sich wie eine entfaltete Rose ihm willig hin, nicht danach fragend, ob es von einem Wurme zernagt oder von einem Sturm entblättert wird. Ein solcher Wurm mit gleißnerischen goldenen Flügeldecken war denn auch dieser Sylburg, und wie hätte nicht Charlotte, das Bild der vollendeten Jungfräulichkeit, die in sich abgeschlossene und fertige Künstlerin, im beängstigenden Gefühl des Zuendeseins das in ihren Busen sich einwühlende fremde Leben freudig willkommen heißen sollen?

So stellt sich uns also in Charlotte Ackermann ein neues Beispiel von der Tragik des Schönen auf Erden

bar, und es reiht sich somit der ihrem Leben und Tode gewidmete Roman in würdiger Weise jenen Dichtungen an, die, wie Goethe's „Wahlverwandtschaften", Tieck's „Vittoria Accorombona" und andere, die Zerbrechlichkeit und Hinfälligkeit gerade der vollkommensten Erscheinungen und schönsten Verhältnisse poetisch zu verklären bemüht gewesen sind.

So erschütternd nun aber auch der Eindruck ist, den der Roman durch diesen seinen tragischen Grundcharakter macht, so hat es doch der Dichter verstanden, die sich durch ihn hindurchziehende Dissonanz auf alle Weise zu mildern und harmonisch aufzulösen, wie er denn in seine Dichtung neben dem Ernsten und Ergreifenden auch viele heitere und humoristische Elemente eingewebt hat. Ueberhaupt bietet der Roman eine große Mannichfaltigkeit interessanter Persönlichkeiten und einen reichen, bunten Wechsel spannender und unterhaltender Situationen dar. Alle bedeutsam hervortretenden Personen sind mit sicherm Griffel gezeichnet; so namentlich außer den bereits erwähnten die Mutter und Schwester Charlottens, die prächtige „alte Frau", des Doctor Unzer's Mutter, der witzige Kritiker Dreyer, die Kartenschlägerin und Kupplerin Fanny, die Stockelhörnin, die Gräfin Lindenkron und ihr alter Onkel, der sogenannte „Hauptmann von Kapernaum", der vom Letztern als Verfasser der „Minna von Barnhelm" begrüßte Hauptpastor Göze und viele andere, von denen nicht wenige außer dem poetischen auch ein historisches Interesse gewähren. Und so wird denn überhaupt der Werth des Romans nicht wenig dadurch erhöht, daß er zugleich ein auf sorgfältiges Studium gegründeter Beitrag zur Kunst- und Sittengeschichte der damaligen Zeit ist und den Leser auf die unterhaltendste Weise mit einer Masse von interessanten Thatsachen, Aussprüchen, Charakterzügen aus jener Zeit, namentlich aus der Glanzperiode der deutschen Theatergeschichte, deren Mittelpunkt Hamburg und namentlich das Ackermann-Schröder'sche Haus damals war, bekannt macht.

Alle diese Lichtseiten und Vorzüge des Romans treten so entschieden und überwiegend hervor, daß die zwischendurchlaufenden Mängel den Genuß desselben nicht zu beirren oder merklich zu schmälern vermögen. Das Wesentlichste, was man daran aussetzen möchte, ist der Umfang, der in der zweiten Hälfte der psychologischen Entwickelung in reflectirender Form eingeräumt wird, wozu den Verfasser jedenfalls der Wunsch verführt hat, das Betragen Charlottens ja vor jeder etwaigen Misdeutung zu schützen. Ein zweites Versehen liegt darin, daß der Verfasser den Major Sylburg allzu früh der Verachtung des Lesers vollkommen preisgibt, statt ihn noch eine zeitlang mit dem räthselhaften Dunkel eines zwar zweideutigen, aber doch möglicherweise verkannten oder wenigstens entschuldigungswerthen Charakters zu umkleiden und hierdurch zugleich den Irrthum Charlottens in ein etwas milderes Licht zu setzen. Hiermit aber würde zugleich ein dritter Vorwurf beseitigt sein, welcher der ökonomischen Anlage des Romans gemacht werden kann, nämlich der, daß die Hauptkatastrophe desselben zu sehr in der Mitte liegt und mithin der Entwickelung im Gegensatz zur Verwickelung eine zu große Ausdehnung eingeräumt ist. Zwar hat der Verfasser durch Einfügung neuer Hebungen und Senkungen auch die absteigende Partie interessant genug gemacht; aber dennoch, glaube ich, würde der Roman an Effect und Abrundung noch gewinnen, wenn er bei einer neuen Auflage nach dem hier Gesagten ein wenig modificirt würde. Doch auch so, wie er ist, gereicht er der „Deutschen Bibliothek" zur Zierde und wird ihr namentlich in denjenigen Kreisen Eingang verschaffen, die auch für die feinere und tiefere psychologische Entwickelung ein ausreichendes Organ besitzen und an der Entwickelung der deutschen Literatur und Kunst Interesse nehmen. Dies ist aber um so wichtiger, als der Verfasser dieses Romans zugleich der Leiter und Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" ist; denn wir dürfen daraus mit Zuversicht auf eine mit Urtheil und Geschmack geleitete Fortsetzung des glücklich begonnenen Unternehmens schließen.*) **Adolf Zeising.**

Johann Friedrich Pfaff und seine Freunde.

Sammlung von Briefen, gewechselt zwischen Joh. Friedr. Pfaff und Herzog Karl von Würtemberg, F. Bouterwek, A. v. Humboldt, A. G. Kästner und Andern, herausgegeben von Karl Pfaff. Mit J. F. Pfaff's Porträt und Facsimile. Leipzig, Hinrichs. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Als Laplace von einem Deutschen gefragt wurde, wer der größte Mathematiker in Deutschland sei, gab er zur Antwort: „Johann Friedrich Pfaff." Als der fragende Deutsche erwiderte, ob nicht Gauß als solcher zu betrachten sei, sagte Laplace: „Pfaff ist der größte Mathematiker in Deutschland, Gauß der größte Mathematiker in Europa."

So erzählt nach G. H. Schubert's mündlicher Mittheilung der Herausgeber dieser Briefsammlung, der Sohn eben dieses Johann Friedrich Pfaff.

Dieser Ausspruch könnte dem vorliegenden Buche leicht mehr Leser entfremden als gewinnen. Gewinnen könnte er in der Hauptsache nur Männer von Fach, und es wäre schlimm, wenn er diese erst gewinnen müßte, wenn diese nicht schon von selbst wüßten, was sie bei Pfaff's Namen zu erwarten hätten. Fernhalten dem Buche könnte er aber Manchen, der für allgemeine literarische und geistige Interessen wohl empfänglich ist, nun aber nicht sowol solche sondern speciell-fachwissenschaftliche hier vermuthet. Referent hält es für Pflicht, diesem Anschein mit der Versicherung zu begegnen, daß die letztern von den erstern bei weitem überwogen werden. Die Karlsschule zu Stuttgart, göttinger und helmstedter Universitätszustände in den beiden letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts, daneben die Revolutionsperiode, Bonaparte, Preußen nach dem Tilsiter Frieden und die Lage der Literatur und Cultur dieser Zeit: das ist die Atmosphäre, in welcher diese Briefe entstanden und deren Farbentöne sich je nach den verschiedenen Individualitäten

---

*) Der Verfasser der „Charlotte Ackermann" ist, wie wir hören, damit beschäftigt, seinen Roman für die Bühne zu bearbeiten, um Denen zuvorzukommen, welchen es etwa gelüsten sollte, von einem Acker zu ernten, den sie nicht gepflügt haben. D. Red.

in ihnen wiederspiegeln. Ihr Charakter, so mannichfaltig er sich nothwendig nach den Charakteren der Briefsteller ausprägen muß, hat ein gewisses Gemeinsame und zwar ein doppeltes: das deutsche Gelehrtenleben ist das gemeinsame Object, und eine gewisse ethische Haltung ist der subjective Zug, der durch die größere Mehrzahl dieser Briefe geht. Verfolgen wir diesen Charakter, unter Hervorhebung oder doch Andeutung der bemerkenswerthesten Besonderheiten, in den einzelnen Schattirungen der einzelnen Briefschreiber, denen als gleichmäßig gehaltener Grundton die Pfaff'schen Briefe gegenüberstehen.

Die Sammlung, chronologisch geordnet, beginnt mit acht Briefen, zwischen Johann Friedrich und seinem ältern Bruder Karl Pfaff gewechselt. Jener (der nachmalige Professor der Mathematik zu Helmstedt, später zu Halle, wo er 1825 starb) hatte nach seinem Abgange von der Karlsschule zu Stuttgart als 20jähriger Jüngling 1785 sich nach Göttingen begeben und unternahm später eine wissenschaftliche Reise, die ihn auch nach Wien führte. Insbesondere aus den genannten beiden Orten meldet er seinem in Stuttgart weilenden Bruder (dem nachmaligen würtembergischen Geheimen Archivar) Reise- und Lebenseindrücke. An sich ohne besondere Bedeutung, eröffnen sie doch den Blick in edle Jünglingsherzen und führen in die Lebenszustände ein, welche weiterhin einen Hauptinhalt der Sammlung dieser Briefe bilden. Das Gleiche gilt von den wenigen hierauf folgenden Briefen Johann Friedrich's an seinen Vater Burkhard Pfaff (der als würtembergischer Geh. Oberfinanzrath 1817 starb).

Ein ganz anderes, eigenthümliches Gepräge hat der in dieselbe Zeit fallende Briefwechsel zwischen unserm Pfaff und dem Herzog Karl von Würtemberg. Diese in gewissem Sinne interessanteste Partie des Buchs, nach der gewiß auch die meisten Leser zuerst greifen werden, erhält durch Das, was der Biograph in der vorausgeschickten Einleitung über Pfaff's Leben sagt, erst ihr vollständiges Relief und gibt mit diesem zusammen ein interessantes culturhistorisches Einzelbild: die Zustände der „Karls-Hohen-Schule" in der Solitude, später in Stuttgart, der durch Schiller so bekannten Erziehungsanstalt. Der Herausgeber schildert (S. 5—9) dieselbe in ihrer rigorösen militärischen Disciplin, aber auch in der pädagogischen Sorgfalt, mit der der herzogliche Stifter sie fortdauernd pflegte und überwachte. Er sagt:

> Wie sehr auch äußere Strenge und scheinbare Einengung die jugendlichen Geister dort in ihrer Freiheit beschränkte, so wirkte im Wesentlichen die in jener Anstalt herrschende Richtung auf eine unbefangene freie Auffassung und Ansicht der Welt vortheilhaft ein. Auch Schiller (der mit Pfaff gleichzeitig auf der Karlsschule, aber älter als jener war) erinnerte sich in spätern Jahren gern der Zeit, wo er einst Zögling dieser Schule war. Pfaff wurde von ihm in Weimar als Freund und als würtembergischer Landsmann brüderlich aufgenommen.

Insbesondere schildert der Herausgeber die Einrichtung der Preisertheilungen; wer von den Zöglingen bei der jährlichen Prüfung in den einzelnen Lehrgegenständen vier oder mehr Preise auf einmal zugetheilt bekam, wurde zum „Chevalier" ernannt und erhielt als solcher ein Ordenskreuz, das er täglich zu tragen hatte, genoß auch andere Vorzüge in Kost und Wohnung der Anstalt; ingleichen war ihm (wie es in dem wörtlich abgedruckten Documente heißt, mittels dessen unserm Pfaff 1782 diese Auszeichnung verliehen ward) dieselbe „bei sich ereignender Austrangirung sogleich zu einem höhern Grade in seinem künftigen Avancement behülflich". Als Pfaff 1785 diese Anstalt verließ, trat er die schon erwähnte wissenschaftliche Reise auf Kosten des Herzogs an, und die während derselben von ihm an diesen erstatteten Berichte, sowie die Antworten des Herzogs darauf sind es, welche in dem Briefwechsel vorliegen. Beide Theile bewegen sich hier in etikettenmäßiger Steifheit, allein dessenungeachtet leuchtet in Bericht wie in Antwort ein edles Charakterbild durch die Formenhülle durch. Der junge Pfaff zeigt sich als denkender, fleißig beobachtender, scharf beurtheilender Jüngling; der Herzog als wohlwollender Berather und Fürsorger, daneben auch als strenger Kritiker, wobei, was die Politik anlangt, freilich Einseitigkeiten nicht fehlen. So schreibt der Herzog z. B. unterm 18. Januar 1786 an „seinen lieben gewesenen Chevalier Pfaff" nach Göttingen unter Anderm:

> Hüte er sich vor Denjenigen, die in ihren Vorlesungen unter dem Schein einer affectirten Gelehrsamkeit nur Schädliches ausstreuen, und höre er selbige mit vorher gefaßtem Muthe nur deswegen an, um aus dem Bösen das Gute herauszuziehen. Ich brauche solche nicht zu nennen, denn Schlözer, Spittler u. s. w. sind bei der unbefangenen Welt nur zu sehr dafür bekannt.

Und am Schlusse desselben Briefs:

> Noch eins, mein lieber Pfaff! Göttingen ist die verderbteste Universität an Sitten. Dies wird ihm genug sein, meinen väterlichen Ermahnungen Gehör zu geben und seine Gesundheit zum Besten seines Landesherrn und Vaterlandes in blühender Jugend zu erhalten.

Ebenso schreibt der Herzog den 23. April 1787 aus Hohenheim:

> Ich kann nicht umhin, mein lieber Pfaff, ihn vor der zu Berlin vorzüglich und in andern Städten, wohin ihn seine Reise führen wird, herrschenden Verdorbenheit der Religion, der Sitten und das Geschmacks auf das dringendste zu warnen u. s. w.

So gehen diese Briefe (14 insgesammt) fort bis zum Jahre 1788, in der steten beiderseitigen Voraussicht, daß Pfaff von seiner Reise zurückgekehrt in Stuttgart eine Anstellung erhalten werde. Allein unerwartet wird ihm eine solche auf Lichtenberg's, des bekannten göttinger Physikers, Vermittelung bei der Universität Helmstedt angeboten. Der Herzog ertheilt ihm die hierzu erbetene Erlaubniß unterm 12. April 1788 mit der Voraussetzung, daß er

> als ein Zögling meiner herzoglichen hohen Karlsschule bei einer künftighin sich ereignenden Zurückberufung nach eigener Ueberzeugung und Pflichten nicht anstehen werde, dem Rufe in das Vaterland willigst Folge zu leisten,

sendet ihm auch den 13. November 1788 als „einen werkthätigen Beweis meiner gnädigsten Zuneigung" das

von der philosophischen Facultät der Karlsschule ausgefertigte Diplom eines Doctoris philosophiae nach. Einige auf Bücherankäufe bezügliche Briefe des Herzogs aus dem Jahre 1793 schließen diese Sammlung.

Es folgen Briefe zwischen Pfaff und Ludwig Schubart, dem Sohne des bekannten unglücklichen Dichters, dem spätern Uebersetzer Thomson's. Sie sind beiderseits in jugendlicher Ueberschwänglichkeit gehalten, aber Zeugnisse erhebenden Seelenadels, Prophetien der Manneszukunft beider Jünglinge. Auf das bekannte Ereigniß der Freilassung des Vaters Schubart's aus seiner zehnjährigen Haft auf dem Hohenasperg bezieht sich folgende Stelle eines seiner Briefe vom 18. October 1786, die für diesen Punkt der deutschen Literaturgeschichte von Interesse sein dürfte.

Du wirst's aus den Zeitungen wissen, mit welch einem ungeheuern Beifall der Hymnus meines Vaters auf den König κατ' ἐξοχήν*) aufgenommen wurde. Himburg in Berlin theilte 10,000 Exemplare davon unter die Preußen aus, und der unsterbliche Ramler ließ zugleich ein Lobgedicht auf den Barden des Aschbergs drucken, worin er ihn des großen Königs würdigsten Sänger, den Barden, so einzig wie Friedrich's Leben, nennt und ihn im Namen seiner ganzen Nation auffodert, den Tod seines Königs zu besingen. Dies that denn mein Vater unter dem Titel: „Friedrich der Einzige, ein Obelisk", ein Gedicht, das ich fürs Meisterstück seines Geistes halte. Dieses Gedicht wird gegenwärtig in der akademischen Druckerei zu 10,000 Exemplaren aufgelegt, wovon wir die Hälfte nach Berlin schicken werden. Nun wünschten wir in Göttingen einen Collector aufzustellen, dem wir ein ansehnliches Quantum zuschicken könnten. Wir sind erbötig, ihm, je nachdem er eine größere oder mindere Anzahl aufnimmt, jedes Exemplar, das sonst 12 Kr. kostet, um 8 oder resp. 9 Kr. zu erlassen.

Es folgt der umfassendste der einzelnen hier zusammengestellten Briefwechsel, der zwischen Johann Friedrich und seinem jüngern Bruder Christoph Pfaff (dem in hohem Alter 1852 gestorbenen Professor der Physik und Chemie in Kiel). Die Briefe des Letztern datiren anfangs aus Stuttgart, später (1796 fg.) sind sie auf einer Reise durch Italien, die er als ärztlicher Begleiter machte, und zuletzt (1801) aus Paris geschrieben. In Verbindung mit den Briefen Johann Friedrich Pfaff's aus Helmstedt gewähren diese 15, zum Theil umfänglichen Briefe anziehende Blicke in einen Theil der damaligen Literaturzustände, namentlich der pariser (Cuvier, Lagrange, Lalande u. A.); auch enthalten sie einiges Beachtenswerthe zur Charakteristik der damaligen öffentlichen Stimmung; allein im Ganzen genommen ist die materielle Ausbeute, die aus denselben für den einen oder den andern Punkt der Geschichte zu gewinnen ist, doch nicht beträchtlich, und es hätte der Herausgeber, der (nach dem Vorworte) gerade auf diese Partie der Sammlung ein besonderes Gewicht legt, hier wol etwas beschränktere Auswahl treffen und insbesondere die ersten fast blos mit jugendlichen Reflexionen über die Bedeutung der Französischen Revolution gefüllten Briefe weglassen können. Für die Charakteristik der beiden Brüder sind sie sämmtlich von Werth; darüber hinaus, von sachlicher Bedeutung, nur wenig.

*) Bekanntlich das Gedicht, dem Schubart seine Freilassung verdankte.

Einige weitere Briefe von E. Gfr. Fischer, dem berliner Mathematiker und Lehrer des jetzigen Königs von Preußen, sowie der beiden Brüder von Humboldt sind — bis auf ein Empfehlungsschreiben für Alex. v. Humboldt vom 5. April 1789 — nur für Mathematiker von Interesse, ebenso ein Brief von G. Parrot, dem nachmaligen Professor zu Dorpat. Ein Dankschreiben Pfaff's an Lichtenberg hat lediglich persönliche Bedeutung; Briefe von Lichtenberg hat der Herausgeber leider nicht aufgefunden. Dagegen versetzen uns eine Anzahl von Briefen F. Bouterwek's, des bekannten Aesthetikers, der damals noch ein ziemlich unstätes Leben führte, wieder in die eigentlichen Literatenzustände einer in dieser Beziehung ganz hinter uns liegenden Periode; sie datiren aus den Jahren 1788—95 und sind mit einer bisweilen recht anziehenden humoristischen Leichtigkeit geschrieben. Ihr Ton weicht von der ernsten, oft rein gelehrten Haltung der Mehrzahl der übrigen nicht wenig ab und hat ein beinahe belletristisch zu nennendes Gepräge.

Rein gegensätzlichen Charakter haben die Briefe Abr. Gotthelf Kästner's. Entschiedenheit des Ausdrucks, die nicht selten bis zur steifsten Beengung der Form sich steigert, mathematische Kürze und Klarheit, daneben aber auch witzige Schärfe des Urtheils. Für den Mathematiker von Fach enthalten sie manches gewiß sehr beachtenswerthe Dictum; aber auch auf andere Gebiete streift Kästner in gewohnter Weise dann und wann über. So sagt er betreffs der combinatorischen Analytik:

Seitdem die Theologen nicht so streng mehr für eine alleinseligmachende Religion sind, haben die Philosophen eine alleinkritische Philosophie, und nun fehlt noch, daß die Mathematiker eine allein analytisch-combinatorische Richtung hätten.

In einem andern Briefe heißt es:

Man hat ein Kupfer von Maupertuis, wo er die Erde am Nordpol mächtig zusammendrückt, mit der Unterschrift von Voltaire:

Le globe mal connu, qu'il a sû mesurer,
Lui sert de monument, où la gloire se fonde.
Son fait fût de fixer la figure du monde,
De lui plaire et de l'éclairer.

Die Welt, deren Gestalt Maupertuis, freilich nur auf kurze Zeit, fixirt hatte, ist nicht die Welt, der er gefiel. Der Gedanke ist also falsch. Weil Lalande das applatissement kleiner macht als fast alle andere, so .... könnte man ihn vorstellen, wie er Maupertuis' Sphäroid zwischen den Händen um den Aequator faßt und wieder länglicher drückt. Zur Unterschrift auch ein Gedanke, der nicht falsch ist, weil vis Gallica was Anderes sein kann als Lalande's seine:

Det quamcunque libet terrae vis Gallica formam,
Est quo non penetrat nobis habitatio coelum.

Nicht minder witzig sind folgende Unterschriften, welche Kästner für Porträts französischer Regenten vorschlägt:

Unter Ludwig XVI. würde ich geschrieben haben:

Delicta majorum immeritus luit,

und die Republik abzubilden: Deukalion's Ueberschwemmung:

Omnia pontus erant, deerant quoque littora ponto,

ferner

Civium tremendorum in miseros greges,
Cives in ipsos imperium est Dei.

Aus dem noch folgenden Briefwechsel mit Kirsten (Kästner's Schwiegersohn — ein interessanter Brief über des Letztern letzte Lebensaugenblicke), Kielmeyer, Gerling (zur Charakteristik der mathematischen Studien, Thibaut's, Gauß' u. s. w. in Göttingen 1810), Gauß, Bredow und A. v. Humboldt heben wir nur noch die beiden Letztern heraus. Bredow's, des Historikers, Briefe sind aus Paris 1807, aus Berlin und Frankfurt a/O. 1809 und 1811, aus Breslau 1812 geschrieben. Sie enthalten interessante Ansichten der Zeitlage; so über das neu errichtete Königreich Westfalen und die Meinung, die man in Paris von dessen Regenten hatte, über die Zustände in Berlin 1809, über berliner und frankfurter Universitätsverhältnisse und über die Verlegung der letztern Universität nach Breslau, die unter Bredow's Leitung erfolgte. Von A. v. Humboldt endlich liegen zwei Briefe vor, aus Göttingen 1789 und aus Goldkronach im Fichtelgebirge 1794, beide vorwiegend mathematischen Inhalts. Charakteristisch aber ist in dem zweiten folgende Stelle:

Ich arbeite an einem bisher ungekannten Theile der allgemeinen Weltgeschichte. Wollte nämlich nach dem Kleomedes sein σύστημα ἐξ οὐρανοῦ καὶ γῆς καὶ τῶν ἐν τούτῳ φυσεῶν gewinnen. Dies Buch soll in 20 Jahren unter dem Titel: Ideen zu einer künftigen Geschichte und Geographie der Pflanzen, oder historische Nachricht von der allmäligen Ausbreitung der Gewächse über den Erdboden und ihren allgemeinsten Verhältnissen, erscheinen. Mit dem ungeheuern Plan dieses Werks, das die Pflanzenschöpfung in Verbindung mit der ganzen übrigen Natur schildern soll, will ich Sie nicht ermüden.

Das wäre also der Embryo des „Kosmos" aus dem Jahre 1794! *) 14.

Lautier's philosophische Vorlesungen.

Philosophische Vorlesungen, gehalten im Cäcilien-Saale der berliner Singakademie von G. A. Lautier. Berlin, Schultze. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser hat es verstanden, nicht nur einen philosophischen Gegenstand, sondern die Lehre von den höchsten Principien selbst in Vorlesungen vor einem gemischten Publicum so zu behandeln, daß überall die praktischen Interessen und wichtigen Lebensfragen in den Vorgrund treten, um auch die nicht vorzugsweise zu abstractem Denken aufgelegten Hörer zum wenigsten die volle Wichtigkeit des Gegenstandes empfinden zu lassen. Er versetzt uns damit lebhaft in eine Zeit zurück, wo das große Publicum inniger an der Philosophie theilnahm als gegenwärtig, wo Fichte an demselben Orte die seiner berühmten „Anweisung zum seligen Leben" zum Grunde gelegenen Vorträge halten konnte, und wo die Philosophie noch nicht die unglückliche Kunst erlernt hatte, sich durch eine Göttersprache vom Verständniß der Menschen abzusperren.

Soll die Philosophie wieder mehr als Gemeingut empfunden werden, so muß sie auch der Person des ganzen Menschen, welcher nicht blos kritischer Verstand, sondern auch empfindende Seele und handelnder Charakter ist, aufs neue so nahe treten, als Fichte ihr nahe stand, welcher es vor Allen verstanden hat, auf den ganzen Menschen läuternd und stählend einzuwirken. Dieser Gesichtspunkt scheint den Verfasser ganz ausdrücklich geleitet zu haben. Denn diese Vorträge wollen der auf dem Boden einer einseitigen Speculation eingerissenen bloßen und leeren Gedankenidolatrie und Selbstvergötterung des negativen Verstandes entgegen den Beweis führen, wie in keinem Gebiete unserer Thätigkeit, selbst nicht einmal in dem des reinen Erkennens, der Verstand allein die maßgebende Kraft ist, sondern wie überall die Verstandesthätigkeit aus ihrem Nichts heraus nur dadurch zu etwas kommt, daß sie sich mit Gefühl und Willen, Glauben und Thatkraft verbindet. Allem Dasein ist etwas beigemischt, was sich nicht in Begriffen ausdrücken, was sich nur anschauen und fühlen läßt. Die wirklichen Dinge gleichen der Flamme einer Kerze. Von außen ist sie hell, aber inwendig hat sie einen undurchsichtigen Kern. Und wie in jedem Wesen ein solcher undurchsichtiger Hintergrund schläft, so auch im Schoose des Weltalls. Alle Dinge ruhen auf einem großen Geheimniß. Je mehr wir es zu fassen suchen, desto mehr vertieft es sich in einen Abgrund wunderbarer Finsterniß.

Goethe spricht in seinen „Wanderjahren" von einer dreifachen Ehrfurcht, nämlich gegen Das was über uns, Das was in uns, und Das was unter uns ist. Die letztere erweckt sich, wenn die Forschung endigt in der Ahnung jenes dunkeln geheimnißvollen Reichs, welches überall der irdischen Richtigkeit sich unterbaut, des Reichs des Wesens und der Kraft, von dem Alles getragen wird und aus dessen Wurzeln Alles lebt, was lebt. Als eine hochmüthige Philosophie das Dasein eines solchen quellenreichen Weltgrundes zu leugnen begann, da vertrocknete ihr das Leben zur Mumie und verflüchtigte sich ihr alle werthvolle Wirklichkeit zu einer tristen Spiegelfechterei hohler Schattenbilder. Gegen eine solche Geist und Welt aushöhlende und entleerende Philosophie sucht der Verfasser eine lebendige und gesunde Weltanschauung einzuführen, welche er mit Beziehung darauf, daß alles Denken des unerfaßbaren höchsten Seienden in Antinomien und Widersprüche ausläuft, als eine „Philosophie des absoluten Widerspruchs" bezeichnet. Ob der Name zur Empfehlung und Einführung der neuen Weltansicht ein gut gewählter ist, läßt sich bezweifeln; er hängt aber eng mit der an die Systeme von Kant bis Hegel anknüpfenden Methode des Verfassers zusammen und ist jedenfalls insofern ein passender zu nennen, als er den Weg des Nachdenkens, durch welchen er selbst zu seinen Ueberzeugungen gelangte, genau bezeichnet. Denn man würde irren, wenn man diese Vorlesungen für einen Versuch hielte, zwischen der Philosophie und einem confessionellen Glaubensinhalt zu vermitteln. Versöhnungen dieser Art liegen dem Verfasser durchaus fern. Seine Weltanschauung ruht rein auf sich selbst und führt ihn auf Grund eines aus seiner speculativen Methode fließenden Weltgesetzes von der Entwickelung alles Lebens auf einen eigenthümlichen Begriff von der Unsterblichkeit, worin seine Lebens- und Weltansicht gleichsam culminirt.

„Das Jenseits", sagt er S. 147 fg., „ist keine bloße Gedankenwelt und ebenso wenig ein Aufenthaltsort bloßer abgeschiedener Seelen, sondern auch dort greift das Immaterielle mit dem Materiellen ineinander, und zwar inniger als hier. Eben daher wird ohne Zweifel auch ein materieller Uebergang vom Diesseits in das Jenseits und so ein Zusammenhang beider Welten stattfinden, und zwar dadurch, daß die vollendete Ausbildung des Irdischen, nämlich der menschliche Geist, inbegriffen dessen Körper, jenen Zusammenhang bewirkt. Man hat bereits mehrfällig angenommen, daß ein feineres, flüchtiges Materielles sich aus unserm Körper durch den Tod entwickele und in ein vollkommeneres Himmelssystem übergehe: man hat diese feine Substanz in den Nerven gesucht, und die neuesten Entdeckungen haben die bewunderungswürdig feinen Bestandtheile derselben erkennen lassen. Wenn das Senkblei unsers Wissens hier erst den Grund erreicht haben wird, dann werden wir auf eine bisher ungeahnte Weise auch in die Natur

*) Humboldt's „Essai sur la géographie des plantes" erschien übrigens bereits 1805 und seine berühmte Schrift: „De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium" 1817 in Paris. D. Red.

des Jenseits hineinsehen. Allerdings wird unser Leib immer vergänglich bleiben; aber wir werden fähig werden, selbst diesen Tempel unsers Geistes stets vollkommener wieder aufzubauen. Dieses immer weiter und tiefer in das All dringende Mitschaffen ist unser Gepräge für die Ewigkeit; es ist das Diplom des Göttlichen, das bereits in des Menschen Antlitz, bald deutlicher, bald mehr oder weniger verwischt, geschrieben steht."

Die Unpräcision des Philosophirens, wie sie gewöhnlich angetroffen wird, rührt dem Verfasser zufolge daher, daß bloße Begriffe mit der individuellen Wirklichkeit verwechselt werden, welche durch Begriffe niemals völlig erschöpft und ausgesprochen werden kann. Er lobt in dieser Hinsicht Feuerbach als Den, welcher vorzüglich stark darauf aufmerksam gemacht habe, daß der Gedanke nicht das Ding sei, wie Hegel behauptete, sondern daß das Ding hinter dem Gedanken in einer durch ihn allein unfaßbaren Tiefe liege. Jedem daher, welcher entweder durch Feuerbach oder auf dem Wege eigenen Nachdenkens zu ähnlicher Einsicht gelangt ist, ist die Berücksichtigung dieser originellen und gehaltreichen Vorlesungen anzuempfehlen.

Karl Fortlage.

Ein Frauenleben. Roman von Elise Polko. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1854. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, im vorliegenden Roman ein stilles Leid darzuthun, „das sich seit Jahrhunderten unter uns versteckt, sich immer ängstlicher zu verbergen strebt und gern eine lächelnde Maske trägt, um jedes forschende Auge zu täuschen": sie beschäftigt sich mit dem schrillen Ton, der die Ehen der sogenannten Künstler durchzieht. Sie sagt:

„Künstler, sie mögen sich Musiker, Maler, Dichter nennen, sind jene wunderbaren Septimenaccorde, deren eigentliches Wesen Sehnsucht ist, eine ewig unbefriedigte Sehnsucht, die nach harmonischer Erfüllung verlangt. Kaum ist aber die schönste Lösung wirklich eingetreten, so kehren die Accorde wieder in ihre alte Lage zurück, die Septime klingt, klagt und verlangt von neuem. So ist auch die Künstlerehe, selbst die aus glühender Liebe geschlossene, nur eine augenblickliche süße Lösung, der meist nur gar zu bald eine dringendere, lautere Septime folgt."

Wir wagen indessen zu behaupten, daß die Romanheldin Claire in jeder andern Ehe als in der mit dem Künstler ebenfalls schrille Töne hervorgebracht haben würde, und daß Wiesen, selbst wenn er nicht Künstler wäre, kein weibliches Wesen hätte beglücken können, da er nebenbei ein charakterloser Mensch ist.

Das schöne, geistreiche Mädchen Claire hat sich zuerst mit einem Franzosen verlobt, und weil er ein glänzendes Leben in Paris für befriedigender hält als das Stillleben auf dem Lande, läßt sie die Verlobung zurückgehen, indem sie jedoch im freundschaftlichen Briefwechsel mit dem einstigen Bräutigam verbleibt. Bald darauf verlobt sie sich wieder mit einem ernsten Manne und will demselben das Versprechen abnehmen, die Ehe aufzulösen, wenn einst die Liebe schwinden sollte. Natürlich zieht er vor, bei solchen Ansichten die Ehe gar nicht einzugehen, und sie dankt ihm dafür und bleibt in freundschaftlicher Correspondenz mit ihm. Endlich heirathet sie Wiesen, einen schwachen, erbärmlichen Menschen und keineswegs ausgezeichneten Künstler, den sie erst zu Ruhm und Ehre aufstacheln, ja in dessen Oper sie selbst singen muß, um dieselbe zur Geltung zu bringen. Sie wird also Sängerin und fühlt sich eine zeitlang glücklich in diesem Beruf und in dem Bewußtsein, ihrem Gatten Alles zu sein. Bald aber als er selbständig und berühmt geworden und ihrer nicht mehr bedarf, empfindet sie eine innere Leere und verfällt in eine neue Leidenschaft zu einem schroffen Mann, der sich mit Verachtung über sie und ihren Stand geäußert hat, endlich aber auch für sie erglüht. Die Scheidung wird eingeleitet, der Künstler-Gatte kann die Frau entbehren und gibt sie ohne Widerrede frei. Doch nur kurze Zeit dauert das Glück; sie wird das Opfer einer Brustkrankheit.

Die verschiedenen Phasen und Situationen des Künstlerlebens sind nach der Natur geschildert und mögen sich oft wiederholen. Claire erscheint als ein exaltirtes, verschrobenes Wesen, doch kann man ihr und ihrem Schicksal ein warmes Interesse nicht versagen.

18.

Der Krieg im Orient.

Die Literatur über die orientalischen Angelegenheiten nimmt in England mit jedem Tage zu, und es ist kaum noch möglich, vollständig Buch über sie zu führen, auch wol nicht nöthig, da die Dinge auch ohne diese Broschüren ihren richtigen oder unrichtigen Weg gehen werden.*) Indeß erfährt man aus ihnen doch manches Interessante, namentlich was die genauere Abschätzung der beiderseitigen Streit- und Hülfskräfte betrifft. Es ist eine fast gäng und gäbe gewordene Ansicht, daß der russische Koloß gar nicht so stark sei als er aussieht, und daß es ein Leichtes sei, ihn über den Haufen zu werfen. Es ist niemals von Nutzen, die Kräfte des Gegners zu gering anzuschlagen. Rußland ist vielleicht schwach im Angriff, aber es hat sich von je sehr stark in der Vertheidigung gezeigt. Karl XII. hat dies bei Pultawa, Friedrich der Große bei Zorndorf und Kunersdorf und Napoleon bei Eylau, Smolensk und Borodino erfahren. Außerdem sind Rußlands endlose Steppen, die weite Entfernung der Ortschaften voneinander, die daraus hervorgehende schwierige Verpflegung, die kurzen Sommer und die langen schneereichen Winter natürliche, fast unübersteigliche Hindernisse für Den, der es über den Haufen rennen möchte. Doch das wissen die Kundigen. Aber Sewastopol wenigstens, meint man, werde den verbündeten Flotten keinen großen Widerstand entgegensetzen können. Der Oberst Chesney, übrigens durchaus kein Russenfreund, ist in seiner Schrift „The Russo-Turkish campaigns of 1828 and 1829" anderer Meinung. Er behauptet geradezu, Sewastopol sei so stark, daß es von den vereinigten Flotten nicht zu bezwingen sein werde. Es sei überhaupt noch ein Problem, ob eine wohl vertheidigte Festung von einer Flotte zu nehmen sei. Zwar könne man dagegen Kopenhagen und Algier anführen. Aber was Kopenhagen betreffe, so sei Nelson aus einer sehr kritischen Lage nur durch einen Brief befreit worden, den er an Land geschickt und der zur Folge gehabt habe, daß die kopenhagener Batterien ihr Feuer eingestellt hätten; und was Algiers Züchtigung 1816 betreffe, so habe die Besatzung desselben, ohne einen Kanonenschuß zu thun, der Flotte des Lord Exmouth gestattet, Schiff für Schiff in den Hafen einzulaufen und hier eine vortheilhafte Schlachtstellung zu nehmen, woran der englische Admiral aber leicht habe gehindert werden können. Das „Athenaeum" sagt bei dieser Gelegenheit: „Unsere Pamphletenschreiber sprechen von der Niederschmetterung Kronstadts, der Beschießung Sewastopols und der Rücktreibung der russischen Heere in ihre Steppen, als ob dies ein bloßes Kinderspiel wäre. Oberst Chesney ist anderer Meinung. Er glaubt, daß England sich darauf gefaßt machen müsse, mit Rußland in Europa und Asien, im Schwarzen Meere und an der Grenze Indiens zugleich zu thun zu bekommen. Der Oberst glaubt, daß man an der Möglichkeit einer Invasion Indiens gar nicht zweifeln könne und daß Rußland im Falle eines allgemeinen Kriegs den Versuch dazu machen werde. In diesem Falle glaubt er versichern zu dürfen, daß der Schutz der englischen Besitzungen in Ostindien mehr auf der Tapferkeit der britischen Truppen als auf den Schwierigkeiten, ein Heer von Rußland dorthin marschiren zu lassen, beruhen werde." Von den militärischen Fähigkeiten der Türken hat übrigens der Oberst eine sehr günstige Meinung; er rühmt

---

*) Vgl. „Englische Literatur über die orientalische Frage" in Nr. 5 und „Zur orientalischen Frage" in Nr. 12 d. Bl. In Betreff der ebenfalls sehr reichhaltigen und für uns Deutsche zugänglichern deutschen Flugschriftenliteratur über die orientalische Frage beschränken wir uns darauf, auf die Bibliographie in d. Bl. zu verweisen. D. Red.

ihre Tapferkeit, ihre Subordination, ihre Zucht und namentlich die Geschicklichkeit, womit sie die Geschütze bedienten. Oberst Chesney ist der Ansicht, daß Frankreich und England der Pforte einen sehr schlechten Rath gaben, wenn beide Mächte sie dazu zu bestimmen suchten, nach bewerkstelligtem Uebergange über den Pruth seitens der Russen in die Fürstenthümer nicht einzurücken.

Zu den über die orientalische Angelegenheit in jüngster Zeit erschienenen Schriften gehört ferner: „A word to the British public before entering into hostilities with Russia", von Jemand, der sich Niemand (Nemo) nennt und der eine ebenso günstige Meinung von den Kosacken als eine ungünstige von den Türken hat und gar nicht begreift, wie man sich so sehr gegen den Gedanken sträuben könne, einen russischen Kaiser in Konstantinopel zu erblicken. Eine andere Schrift: „Shall Turkey live or die?", führen wir besonders deshalb an, weil ihr Verfasser sich Thomas Carlyle nennt und dies leicht zu der Muthmaßung Anlaß geben könnte, es sei dies der berühmte Thomas Carlyle, der Verfasser der „Hero worship", was jedoch nicht der Fall ist. Auch der Inhalt (nicht der Ton) der Schrift könnte diese Vermuthung bestätigen, da die darin für Kaiser Nikolaus dargethane Gesinnung dem Verfasser der „Hero worship" nicht unähnlich sähe. Dieser interessirt sich ja bekanntlich aufs lebhafteste für Männer von starker Individualität, welche das übrige Geschlecht um eine Kopfeslänge überragen, und erblickt in ihnen die Verkörperung geschichtlicher Ideen und Phasen. Wunderlicher Art ist freilich auch dieser Namensvetter Carlyle's. Er meint, der ganze Handel im Orient sei vom Papste angezettelt, und wenn England in den Krieg ziehe, so geschähe dies im päpstlichen Interesse.

Noch wunderlicher ist die Schrift „The mission and destiny of Russia, as delineated in scripture prophecy", vom Verfasser von „The coming struggle". Dieser Prophet beweist aus der Bibel, es sei Rußlands Aufgabe und Bestimmung: 1) einen Theil des assyro-macedonischen Territoriums von der Türkei abzureißen und der „König des Nordens" zu werden; 2) das türkische Reich zu erobern, von Konstantinopel Besitz zu ergreifen und der „Drache" zu werden; 3) auch noch alle Völker des europäischen Festlands zu unterwerfen und „Gog des Magog" zu werden. Dies Alles wird im Laufe der nächsten zwölf Jahre geschehen. Der Papst und das Papstthum werden verschwinden. Napoleon III. wird den Tod aller Usurpatoren sterben. Oestreich wird aufhören zu sein. Rußland wird herrschen über das Festland von Europa, aber es wird sich noch nach mehr gelüsten lassen, es wird versuchen, auch Syrien und Indien zu erobern, aber da wird es ihm schlecht ergehen. England wird, wenn es bis dahin den rechten Weg einschlägt, d. h. sich gänzlich vom Papstthum freimacht, eine Colonie in Syrien anlegt u. s. w., Rußland aufs Haupt schlagen und vernichten. Und zwar wird das geschehen im Thale Josaphat im Jahre des Herrn 1866!

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Panslawismus in seiner fanatischsten Form namentlich in des Russen Iwan Golowin Schriften „The united Slavonian states", „The destinies of Russia and Turkey" und „The Caucasus" seine Vertretung gefunden hat. *)

H. M.

*) Einen der bestgeschriebenen Aufsätze über die orientalische Frage, die wir uns in letzter Zeit gelesen zu haben erinnern, hat, wie man nicht leugnen kann, W. Menzel's „Literaturblatt" bei Besprechung der Schrift „Brennende Fragen. 1. Deutschland und der Krieg" (Offenbach) in Nr. 23 gebracht. Der Verfasser schildert beredt und wahr die Gefahren, welche Deutschland und der westlichen Civilisation von der Ausbreitung des Slawismus drohen, sagt aber dann, daß, wenn man in England „die Schiffe mit Reben bekränze und in diplomatischer Trunkenheit den Zug des Bacchus nach Indien nachahme, als ob es nur ein Amusement gelte", diese Berauschtheit es allerdings nicht sei, die in Wien und Berlin zu commandiren und zu pressiren habe. Napier werde sein Pulver rasch verschießen, aber in dem unermeßlichen Rußland werde der Knall nicht gehört werden. Die Hülfstruppen der Engländer und Franzosen würden sich (falls sie noch, was immerhin fraglich ist, vor Entscheidung des Kampfes um den Balkanübergang beisammen sein sollten) im Kampf am Schwarzen Meer und an der Donau verzehren, und Kiew und Kaluga würden nichts von ihnen merken, noch weniger Moskau. Nur Landmächte von dem Belang Oestreichs und Preußens könnten den Ausschlag geben, und zwar nicht dadurch, daß sie in das Innere eindrängen, sondern dadurch daß sie Rußland aus den Grenzprovinzen allmälig zurückmanövrirten, die nationalen Schichten, welche Rußland sich angeflötzt habe, ablösten (wenn nur die Mitschuld an der Theilung Polens nicht wäre) und es durch äußeres langsames Abschälen wie eine Zwiebel ebenso allmälig wieder verkleinerten, wie es sich vergrößert habe. Jedenfalls beweist dieser Aufsatz, daß Menzel trotz aller ihm vorgeworfenen Einseitigkeiten und subjectiven Verblendungen noch immer eine der besten Federn führt, die auf dem journalistischen Gebiete in Deutschland überhaupt thätig sind. Menzel gehört zu den Schriftstellern, die heute ebenso sehr anziehen als morgen abstoßen, die ihre guten und bösen Tage haben.

Zur deutschen Journalistik.

An der Kriegsfackel, die jetzt geschwungen wird, hat sich in den letzten Wochen eine „Leipziger Illustrirte Kriegszeitung" entzündet. Ist der Gedanke ein glücklicher oder nicht glücklicher? Wird das Unternehmen reüssiren oder nicht? Das wird wol in letzter Instanz davon abhängen, ob es dem Zar aller Reussen gefällt, den vereinigten Flotten Trotz zu bieten und zum Vortheil der „Kriegszeitung" die Häfen und Seehandelsplätze seines Reichs einäschern, seine Kriegsschiffe in die Luft sprengen zu lassen. Der Zar und seine Generäle in ow und itsch, der Admiral Napier, Omer-Pascha und der Oberbefehlshaber des französischen Expeditionsheers werden mithin die Hauptmitarbeiter der „Kriegszeitung" sein; sie wird möglicherweise gedeihen, wenn diese Kriegslustigen fortfahren, ihr Stoff zu liefern; aber sie dürfte ein klägliches Ende nehmen, wenn sie sich aus Elihu Burritt's „Oelblättern" Fidibus drehten, um die Friedenspfeife damit anzuzünden. Wie getheilt sind doch die Interessen der Menschen! Dieser civilisirte Redacteur (Karl Weidinger) und diese civilisirte Verlagshandlung (die Baumgärtner'sche) haben einigen Grund zu wünschen, daß Brand und Mord die Welt erfülle, während der wilde Häuptling Kah-ge-gah-gah-buh Propaganda für den Ewigen Frieden macht. Wir wünschen der „Kriegszeitung" gewiß nichts Böses, aber man wird es uns andererseits nicht verübeln, wenn wir ihr kein langes und am wenigsten ein ewiges Leben wünschen. Uebrigens möchten wir doch darauf hinweisen, daß die so beliebte und geradezu für Alles sorgende leipziger „Illustrirte Zeitung" auch im Kriegsdepartement vortrefflich vertreten ist und fortfährt, das Kriegstheater an der Donau und dem Schwarzen Meere zu illustriren, dabei aber den Vorzug hat, den Bildern des Kriegs auch Bilder des Friedens gegenüberzustellen. Unter Anderm verspricht sie über die deutsche Industrieausstellung in München Berichte aus der sachkundigen Feder F. G. Wieck's zu bringen und sie durch bildliche Beigaben zu erläutern. Wir erwähnen hierbei noch der bei Avenarius und Mendelssohn in Leipzig lieferungsweise erscheinenden Schrift: „Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854."

Aus dem Waffenlärm der „Kriegszeitung" können wir uns zur Erholung an ein sehr friedliches neutrales Plätzchen, in die von Ferdinand Stolle redigirte „Gartenlaube" (Leipzig E. Keil) zurückziehen. Man begreift bei dem im Verhältniß zu der Fülle des Mitgetheilten und den zahlreichen Illustrationen fast beispiellos billigen Preise sehr wohl, daß diese dem Zwecke populärer Unterhaltung und Belehrung dienende Zeitschrift es binnen Jahresfrist dazu brachte, in 6000 Exemplaren verbreitet zu sein — eine Zahl, die seitdem, wie wir hören, noch beträchtlich gestiegen ist. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" hob im vergangenen December nament-

lich die populär-naturwissenschaftlichen Beiträge Roßmäßler's, die Schilderungen des menschlichen Organismus von Bock, die Berichte aus der Gewerbswelt von Wieck u. s. w. hervor und wies dieser Zeitschrift überhaupt einen Platz gleich nächst Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und dem „Familienbuch des Oestreichischen Lloyd" an.

Es liegt uns ferner das Januarheft der von J. L. Klein, weiland Feuilletonisten der weiland „Preußischen Zeitung", redigirten und in Berlin erscheinenden Zeitschrift „Phönix" vor, die allerdings viele recht gute Artikel enthält und sich ihren Kreis ziemlich weit gesteckt hat. Eine ganz besondere Zuthat ist ein vollständiger Roman: „Morton Barney" von Aline Schlichtkrull, der in einer gewissen Bogenzahl den einzelnen Nummern als Buch geheftet beigegeben wird. Der Redacteur läßt zwar andern Mitarbeitern den Vortritt, in Dem aber, was er beiträgt, verleugnet sich seine bekannte ungewöhnliche Schreib- und Darstellungsweise nicht. Er berichtet z. B. über ein Stück: „Timur der Tartarfürst", und beginnt: „Das Stück muß ein Pferd ausgedacht haben; für die Erfindung eines Esels ist es zu schabrackenhaft langweilig." Und nun folgt eine spaltenlange Abhandlung über die Rolle, die der Esel in alter und neuer Zeit in der Kunst und sonstwo gespielt hat. Schließlich sei noch erwähnt, daß Hans Wachenhusen, bekannt als Ueberseter der Dichtungen Runeberg's und als Märchendichter, einen in Lieferungen erscheinenden „Norddeutschen Jugendfreund" (Berlin, Hauptexpedition der „Monats-Rosen") begonnen und daß der als Aesthetiker rühmlich bekannte August Henneberger in Meiningen eine Einladung zu Beiträgen zu einem „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte" erlassen hat, welches in der herzoglichen Hofbuchhandlung von Brückner und Renner in Meiningen erscheinen soll. Im Ganzen ist darin der von Prutz früher in dem „Literarhistorischen Taschenbuch" verfolgte Gedanke wieder aufgenommen, doch sollen die aufzunehmenden Beiträge sich ausschließlich auf die deutsche Literatur beschränken. **H. M.**

Literarische Notizen.

„Utopien."

Das in London neubegründete Blatt „Utopia" (vgl. Nr. 11 d. Bl.) scheint nicht sowol humoristischen als ziemlich ernsthaften, einigermaßen socialistischen Charakters zu sein. Es heißt unter Anderm im Programm: „Wir wollen Utopien erreichen, wir müssen es zu erobern suchen, denn wofür sonst hätten wir Wunsch und Verlangen nach etwas Besserm? Und weil wir dieses Verlangen haben, so haben wir auch die Pflicht, dieses Bessere zu realisiren. Mit der wohlfeilen Phrase „Utopien" seid ihr gewohnt, Alles abzufertigen, was in euern Kram nicht paßt, was eurer Heuchelei, euern Vorrechten u. s. w. nicht schmeichelt. Wer von euch sich geschickt der gewöhnlichen Mittel bedient, die dazu gehören, um in der einmal bestehenden Welt ein Ziel zu erreichen, der nennt sich einen praktischen Mann. Warte, wir wollen dich einmal vornehmen, praktischer Mann, um dich mit deinen eigenen Waffen zu schlagen." Es folgt nun eine ziemlich scharfe und schneidende Charakteristik des „praktischen Mannes". Das Alterthum, wird versichert, habe niemals etwas von ihm gewußt; auch eine spätere Nachwelt werde nicht an ihn glauben wollen. Der praktische Mann frage nichts nach Wahrheit und Recht, er frage blos: ob man das Ding ausführen könne und wie viel es koste und wie viel es einbringe. Nach dem Rechten, Guten und Menschlichen zu fragen, sei ja kein „Geschäft". Habe ihn doch die politische Oekonomie gelehrt, daß die größte Wohlthat, die er dem Staat erweisen könne, darin bestehe, Geld zu machen. Für Alles aber habe er die Entschuldigung: er sei ja ein schlichter praktischer Mann, sorge für seine Familie, bezahle seine Abgaben, habe mit Polizei und Gerichten nichts zu schaffen — was wolle man mehr? Es ist keineswegs ohne Bedeutung, wenn sich gegen die überwiegend praktische Richtung unserer Tage selbst in dem so praktischen England, das in dieser Hinsicht Vorbild aller Völker geworden, ein Organ aufthut, da man ein solches nicht so leicht gründet, ohne im voraus versichert zu sein, damit den Bedürfnissen wenigstens eines Theils des Publicums entgegen zu kommen. In dem „praktischen" England namentlich gehen die Journalunternehmer niemals leichtsinnig zuwerke, und auch die „Utopisten" werden es nicht gethan haben. Man begründet dort nicht Journale versuchsweise, wie bei uns, man sondirt erst den Boden genau, man speculirt nicht auf die Möglichkeit, daß sich ein Publicum schon finden werde, wenn das Blatt nur erst da sei, sondern wenn man merkt, daß ein Publicum für diese oder jene Richtung da ist, dann erst schafft man dieser Richtung auch ein Organ. Daher hört man auch verhältnißmäßig selten von dem Eingehen englischer Blätter. Eine Klippe für das neue Blatt liegt aber in der Gefahr, der Ablagerungsplatz für allerlei utopistische Träumereien, Vorschläge und Plane zu werden, die nicht blos gegen die gewöhnliche geschäftliche Praxis, sondern selbst gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen. Dahin scheint z. B. in Nr. 1 der von einem Lebensversicherungsbeamten, Scratchley, ausgegangene Vorschlag zu einer „Lebensversicherungsanstalt aller Nationen" (United nations assurance society) zu gehören.

Gaspey und J. W. Appell.

In Nr. 12 d. Bl. brachten wir nach englischen Blättern (denn das Werk selbst kam uns noch nicht zu Gesicht) die Anzeige eines in London unter dem Titel „The Rhine and the Rhine lands. From drawings by *Rohbock* and *Lange*. Edited by *Gaspey*" erschienenen Illustrationswerks, der wir die Bemerkung beifügten, daß die englischen Journale vorzugsweise dem Texte Lob spendeten. Es geht uns nun aus bester Quelle die Mittheilung zu, daß dieser Text dem von J. W. Appell in Frankfurt verfaßten Werke „Der Rhein und die Rheinlande" (Darmstadt 1847—53, 48 Lieferungen) entlehnt ist und daß sogar die kleinen Zusätze, Vereinfachungen und Verbesserungen des Ausdrucks, welche denselben von dem deutschen Texte unterscheiden, von Appell selbst mit Bleistift für den Uebersetzer in dem von diesem benutzten Exemplare angebracht worden sind. Gaspey (der, beiläufig gesagt, sich in Heidelberg aufhält und früher einmal Engel's „Lorenz Stark" in seine Muttersprache übertragen hat) scheint es nun für überflüssig gehalten zu haben, den Namen des deutschen Verfassers, dessen Dienste er auch noch während der Ausarbeitung mehrfach, z. B. in Betreff von Zahlenangaben, in Anspruch nahm, auf dem Titel zu nennen und dadurch seine Arbeit als eine Uebersetzung oder wenigstens als Bearbeitung zu bezeichnen; er begnügte sich mit dem zweideutigen „Edited". Dadurch wird das an J. W. Appell, dem fleißigen gewissenhaften Verfasser des deutschen Urtextes, durch Verschweigung seines Namens und seiner Dienstleistungen begangene Unrecht natürlich nicht gesühnt.

Düsseldorfer Kunstproben in England.

Die Düsseldorfer Malerschule scheint allmälig in England recht viele Anerkennung und namentlich bei den Engländerinnen, denen die weiche romantische düsseldorfer Weise vorzüglich zusagen mag, großen Beifall zu finden, wie sich aus den mancherlei an die Düsseldorfer Schule anknüpfenden Publicationen zu ergeben scheint. So erschienen eben erst in London: „The Düsseldorf artists' Album. Twenty-seven superb lithotint illustrations, from drawings by Achenbach, Hübner, Jordan, Lessing, Leutze, Schadow, Tidemand etc. With contributions, original and translated, by Mary Howitt, Anne Mary Howitt, Francis Bennoch etc. Edited by *Mary Howitt*", und „Proverbs and sayings. Illustrated by Düsseldorf artists. Twenty chromo-lithographic plates, finished in the highest style of the art."

Entdeckungsreisen.

Außer der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt hat in jüngster Zeit keine Erforschungsreise ein so großes Interesse

erregt als die wissenschaftliche Expedition ins innere Afrika, welcher bereits zwei der heldenmüthigen Unternehmer, der Brite Richardson und der Deutsche Overweg, zum Opfer gefallen sind, während die Deutschen Barth und Vogel ungeschreckt ihre kühne Reise durch jene Regionen fortsetzen, die theils nie der Fuß eines Europäers betreten, theils, wenn er sie betrat, nie wieder verlassen hat. Um so größeres Interesse darf man wol dem von dem bekannten Geographen Petermann herausgegebenen Werke versprechen: „An account of the progress of the expedition to Central Africa. Performed by order of Her Majesty's foreign office, under Messrs. Richardson, Barth, Overweg and Vogel, in the years 1850, 1851, 1852 and 1853. Consisting of maps and illustrations, with descriptive notes, constructed and compiled from official and private materials, by *Augustus Petermann*." Hieran knüpfen wir die Anzeige einer andern, jedoch wol schwerlich den gleichen wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmenden Entdeckungsreise, die unter dem Titel erschien: „Exploration of the valley of the river Amazon. By Lieut. *Lewis Herndon*" (mit Karten und Planen).

H. M.

Bibliographie.

Die Astronomie und die Astronomen seit dem Jahre 1845. Im Lichte und Schatten unserer Zeit betrachtet von einem Astronomen. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. 4ter Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Graul, K., Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten vom Juli 1849 bis April 1853. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Reise durch Egypten nach dem Sinai. Mit einer Ansicht der Insel Philä und 2 Landkarten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Härter, F., Das Ende. Ein Vortrag, nebst einer Zugabe. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 12. 3 Ngr.

Helmholtz, H., Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen Ermittelungen der Physik. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag gehalten am 7. Februar 1854. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Grafen Königsmark. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 20 Ngr.

Holtei, K. v., Ein Schneider. Roman. Drei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Kirsch, K., Das deutsche Volksschulrecht. 1ster Band. 1ste Hälfte. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kothe, H., Katechismus der Mnemonik oder Gedächtnißlehre. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Lagny, G. de, Die Knute und die Russen. Sitten und Organisation Rußlands. Aus dem Französischen übersetzt. Stuttgart, Scheible. 32. 16 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der inneren Mission. VII. A. u. d. T.: Das Leben des Johannes Falk. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 7½ Ngr.

Liebetrut, F., Jerusalem, seine Vorzeit, Gegenwart und Zukunft in der Zeit und nach der Zeit, und des evangelischen Christen Stellung zu ihr. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 6. Febr. 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Liefde, J. de, Der Schiffbrüchige aus dem fernen Lande. Erinnerungen aus dem Leben eines Studenten. Aus dem Holländischen von J. Molenaar. Stuttgart, Quack. Gr. 8. 4 Ngr.

Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker der frühesten bis zur neuesten Zeit ausgewählt und in neuhochdeutscher Sprache zusammengestellt von G. H. Mosenthal. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dischinger, J. N. P., Apologie der christlichen Philosophie gegen die Lehren und Angriffe des Dr. Denzinger. München, Lentner. Gr. 8. 16 Ngr.

Le nouveau Portfolio. Question d'Orient. Documents. — Neues Portfolio. Aktenstücke in der Orientalischen Frage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Rauh, Anti-contrat social oder rationelle Begründung des historischen Rechts. Augsburg, Pilon u. Comp. Gr 16. 28 Ngr.

Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 von M. Wagner und C. Scherzer. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Richers, J., Die Schöpfungs-, Paradieses- und Sündfluthgeschichte erklärt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Vogt, C., Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste Abtheilung: Das vegetative Leben. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Walz, C., Ueber die Polychromie der antiken Sculptur. Tübingen. Gr. 4. 15 Ngr.

Weber, M. M. Freih. v., Algerien und die Auswanderung dahin. Mit einem Vorwort von H. Lichtenstein. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 15 Ngr.

Weiß, K., Die Wiener Haupt- und Staatsaction. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Mit einem Anhang: Enthaltend den vollständigen Abdruck eines Manuscripts der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wulff's, F., schriftlicher Nachlaß. 2te unveränderte Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Deutsche Antwort auf die orientalische Frage. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 5 Ngr.

Czerski, J., Der König von Sardinien und die Jesuiten. Schneidemühl, Eichstädt. Gr. 8. 3 Ngr.

Dittenberger, W., Predigt bei der 300jährigen Gedächtnißfeier des Todestages Kurfürst Friedrichs des Großmüthigen von Sachsen am Sonntage Invocavit den 5. März 1854 gehalten zu Weimar. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Frankreich und Rußland. Die orientalische Frage. Februar 1854. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 2 Ngr.

Der russisch-türkische Krieg in Europa und Asien bis auf den gegenwärtigen Standpunkt. Mit einer Uebersichts- und 2 Detailkarten des Kriegsschauplatzes in Europa und Asien. Wien. Gr. 8. 15 Ngr.

Mönckeberg, C., Die Weihe des Werk- und Armenhauses auf dem Käthnerkamp vor Barmbeck. Die Standrede, die Einweihungspredigt, nebst einem geschichtlichen Vorwort. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Ngr.

Schenkel, D., Abfertigung für Hrn. Dr. Kuno Fischer in Heidelberg. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 5 Ngr.

Senckel, C., Für lutherische Kirche und gegen Separation. Ein Zeugniß. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Tholuck, A., Zwei Predigten gehalten im akademischen Gottesdienst zu Halle. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 5 Ngr.

Um Was handelt es sich in dem Badischen Kirchenstreit? Jetzt Wahlentscheid für die Katholiken in Baden. Zur Belehrung für den Bürgers- und Landmann und für die höher sich dünkenden Herrenleute. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Ngr.

Vollert, A., Die Domainenfrage im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 6 Ngr.

Widmann, A., Frankreich, Rußland und die vereinte deutsche Großmacht. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benfey (Theodor), ***Handbuch der Sanskritsprache.*** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Zweiter Theil: **Glossar.** 8. Geb. 5 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der **Sanskritliteratur** machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, das jetzt vollständig erschienen ist. Die *erste Abtheilung* enthält eine **vollständige Grammatik der Sanskritsprache**, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lectüre, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die *zweite Abtheilung* des Werks bildet eine **Chrestomathie aus Sanskritwerken**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt (Erster Theil: *Text; Anmerkungen*, *Metra*; Zweiter Theil: *Glossar*).

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von ***T. Benfey.*** 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sturm (Julius), **Zwei Rosen**, oder Das Hohe Lied der Liebe. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

Dieser neueste Liedercyklus von **Julius Sturm**, der sich durch seine kürzlich schon in **zweiter Auflage** erschienenen „Gedichte" (geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.) und „Fromme Lieder" (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.) rasch einen großen und wohlwollend theilnehmenden Leserkreis erworben, enthält in Anknüpfung an das Hohe Lied Salomonis Lieder der Liebe, „Die Rose Saron's oder Die Braut Salomo's" überschrieben, und allegorisch-christliche Gedichte, als „Die Rose Zion's oder Die Braut Christi." Diese Sammlung wird dem Dichter gewiß zahlreiche neue Freunde erwerben.

Romane von Robert Giseke.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. **Zweite** durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erwecken wird.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. **Miniatur-Ausgabe.** Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage** in dem beliebten Miniaturformat gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

In Commission bei **Pilon & Comp.** in **Augsburg** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anti-contrat social, oder rationelle Begründung des historischen Rechts, von Dr. **Rauh** zu München. Brosch. Preis 28 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein., oder 1 Fl. 15 Kr. Conv.-M.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Penn oder die Zustände Englands 1644—1718. Aus dem Englischen frei übertragen von **Ernst Bunsen.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bearbeiter, Sohn des bekannten Staatsmanns und Gelehrten, äußert in der Vorrede: „Die Begründung religiöser Toleranz und die Befestigung politischer Freiheit während des merkwürdigsten Zeitabschnitts der englischen Geschichte; die allmälige Entwickelung des Geschworenengerichts; die Anlage der ersten Colonien in Amerika und deren Verfassungen: dies sind die Hauptbegebenheiten, welche sich um das Leben **William Penn's** scharen, und ich hoffe, daß deren Beschreibung, verbunden mit der Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und seiner hervorragendsten Zeitgenossen, deutschen Lesern nicht unwillkommen sein werde." Die Biographie von **Dixon** ist dem Werke zugrundegelegt; Macaulay's Anklagen gegen Penn finden ihre Widerlegung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 20. April 1854.

Neue deutsche Dramen.

1. Otto Ludwig's dramatische Werke. Erster Band. Der Erbförster. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 1853. 8. 1 Thlr.

Im Forsthaus zu Düsterwalde soll die Verlobung zwischen des Erbförsters Ulrich holdseligem Töchterlein Marie und Robert Stein, dem Sohne des reichen Fabrikbesitzers und neuen Grundherrn auf Düsterwalde, gefeiert werden, und die Brautmutter harrt in ämsiger Wirthschaftlichkeit der geladenen Gäste. Ehe aber das Fest beginnt, nimmt Ulrich den künftigen Eidam beiseite und lehrt ihn auf seine Art, wie er es anstellen soll, sich die Marie zur rechtschaffenen und gehorsamen Hausfrau zu erziehen. Es ist ein alter Eisenkopf dieser Erbförster: ein redlicheres Herz, einen treuern, uneigennützigern Diener und Freund, einen trefflichern Beamten und einen bravern Kerl findet man nicht unter der Sonne. Von Dem, was er einmal als Recht erkannt, von Dem, was einmal seine ehrliche Ueberzeugung geworden ist, vermag ihn nichts in der Welt auch nur um eines Haares Breite abzubringen; denn seine ehrliche Ueberzeugung ist ihm seine Ehre, sein Recht, und diese Ehre und dies Recht sich in nichts verkürzen zu lassen, hält er für seine unzweifelhafte Pflicht. Er schuldet sein Recht und seinen unbescholtenen Namen, den er rein und unbefleckt von seinen Vorfahren überkommen hat, ebenso lauter und unverfälscht, so meint er, seinen Kindern; ihr Gut also ist es, das er in seinem Rechte und in seiner Ehre zu verwalten, zu wahren und, wenn es ehrlich angeht, zu vermehren hat.

Und wie er nun also stark und eisenfest in seinem grundredlichen Willen dahinschreitet mit freiem Blick und gerader Haltung, dünkt es ihm des echten Mannes unwürdig, merken zu lassen, daß ihm in innerster Brust auch so ein Ding schlägt wie in jedem Weiberbusen, und daß dies Ding voll herzlicher warmer Liebe ist zu den Menschen überhaupt, wie vor allem zu Denen, die in seines Herzens Herzen wohnen. Barsch müsse man sonderlich den Kindern und den Weibern, welche letztere ja doch nur große und pfiffigere Kinder seien, begegnen; denn wenn sie es Einem abmerkten, wie lieb man sie habe, so bekämen sie gar bald in ihrer Eva-Schlauheit des Hauses Commando in die Hand und aus sei es mit der Autorität des Mannes. Das letztere nun legt er Robert an das Herz: er soll ihm seine von ihm gut erzogene Marie nicht durch zärtliches Wesen verziehen. Aber aus dieser Weisung, wie barsch und rauh sie immer klingen mag, quillt doch zugleich die ganze Fülle von unendlicher Liebe hervor, die der Alte für seine Marie in der Brust trägt, seine Marie, die — das fühlt man seiner wunderlich-geheimnißvollen, ruckweis vorgebrachten, komisch-ernsten und dennoch tiefpoetischen Ausdrucksart an — sein Ein und Alles ist, seine ganze Freude und sein bestes Leben. Ulrich schämt sich sein Gefühl zu äußern, und um niemals dieser Scham unterworfen zu werden, nimmt er sogar den Schein des Gegentheils an; er, der sonst so grundehrliche Mann, verschmäht es nicht, zu täuschen, zu heucheln, nur um seiner herzinnigen Ueberzeugung, daß das nun einmal so nöthig und gut sei, nicht ein Titelchen zu vergeben; denn was vor dem eigenen Herzen Recht ist, meint er, ist überhaupt Recht. Doch vergißt er hier zuerst, daß auch das Mittel ein rechtes und ehrliches sein muß, wenn es einer ehrlichen Sache ehrliche Dienste thun soll, und daß, indem er die Seinigen durch jene angelogene Härte ausschließt von der unmittelbaren Theilnahme an seinem tiefinnersten Herzensleben, er das Vertrauen, ohne welches kein inniges Verhältniß bestehen kann, von vornherein erstickt und eine Pflicht der Liebe verletzt.

Hier wird er zum ersten male seiner eigensten Ueberzeugung just da untreu, wo er ihr am treuesten zu sein vermeint. Lieblosigkeit ist ihm an und für sich ein Gräuel, ein Unrecht vor dem Herzen; und doch will er lieblos scheinen und übersieht, daß er damit sich selbst vor Andern im trüben Lichte eines Unrechts absichtlich hinstellt, das er doch eben auch als ein Unrecht anerkennt. Hier „verabert" und „verwennt" er sich selbst sein echtes inneres Wesen und beginnt darin seine Schuld, die später durch soviel bittere Wenn und Aber an ihm gerächt wird und darin ihren eigentlichen Kern findet, daß er seine subjective Anschauung, sein subjectives Recht als völlig objectiv betrachtet, daß er Billigkeit Gerechtigkeit und Gerechtigkeit Billigkeit nennt, daß er infolge der ich möchte sagen instinctmäßigen Zuversicht in die Unfehlbarkeit seiner Ueberzeugung mit ungemäßigter Rücksichtslosigkeit nach allen Seiten hin verfährt, und daß er, indem er sich die Welt aus seinem engen Mikrokosmos heraus construirt, immer nur die Consequenzen anerkennt, die er selbst eigenwillig zieht, nicht auch die, die Andere ziehen, die die Welt zieht. Der partielle Egoismus, der sich in seiner angekünstelten Härte und Rauhigkeit und in seiner Liebe ohne Vertrauen ausspricht, drückt sein Siegel auf Ulrich's gesammte Persönlichkeit und macht sich zum Despoten aller seiner Empfindungen, die in ihrem Ursprunge nichts weniger als egoistisch sind. Es ist die Sehsucht der Ueberzeugung, die sich in ihm aus der Würde der Ueberzeugung successive entwickelt und zum bösen Engel aller seiner in

*) Wir verweisen hierbei auf den Artikel „Deutsches Drama und deutsches Theater" in Nr. 11 d. Bl. D. Red.

reicher Fülle vorhandenen trefflichen Eigenschaften und Tugenden wird, indem sie, durchaus naturgemäß, zunächst ins Kleine, ja Kleinliche und von diesen Einzelheiten und Bagatellen aus ins Große, Ganze wirkt und sich endlich in voller tragischer Furchtbarkeit an ihm verlebendigt und absühnt.

Dieser Egoismus der Ueberzeugung ist es denn auch, der, genährt durch das cholerische Temperament des Försters, sein Verhältniß zu Stein, dem Vater seines künftigen Eidams, trübt und schließlich vernichtet. Er und Stein sind alte Freunde aus Gewohnheit und Achtung: sich täglich zu sehen, täglich miteinander in den Wald zu spazieren ist für sie Bedürfniß geworden. Aber fast niemals sind die beiden Brauseköpfe, denn auch Stein ist ein jähzorniger Knabe, beieinander, ohne sich zu zanken, so zu zanken, daß sie stets in momentaner Feindschaft voneinander scheiden. Des andern Tags freilich wissen sie dann nichts mehr vom Groll und sind die alten Brüder. Nun ist in jüngster Zeit besonders das Durchforsten Gegenstand des heftigsten Streits gewesen: Stein, der Düsterwalde käuflich erstanden und somit Brotherr seines alten Freundes geworden ist, will, daß durchforstet werde, nicht weil er sonderliche Vortheile von der Durchforstung erwartet, sondern aus Geist des Widerspruchs; denn Ulrich ist mit Leib und Seele gegen diese Maßnahme: der Wald, sagt er, liegt am Bergesabhange frei gen Nord und die Durchforstung raubt ihm die Widerstandskraft gegen den Nordsturm. Und wie nun die Gemüther der alten Kampfhähne durch diese öftern Streitereien nur eben eines kleinen Fünkchens bedürfen, um über den neuesten Zankapfel wieder herzufallen, so geschieht es denn auch am Verlobungstage ihrer Kinder, daß sie vor dem Frühstück im Forsthause beim Kartenspiel vor den bereits versammelten Familiengliedern und Gästen über das bewußte Thema in Galle gerathen. „Es wird durchforstet." „Es wird nicht durchforstet." „Es wird, denn ich bin Herr" — „und es wird nicht, denn ich bin Förster." Kurz, es geht so toll her, daß Stein auf- und davonrennt und so etwas von Absetzung seines Försters fallen läßt.

Bald auch erscheint sein Buchhalter und verlangt im Namen seines Herrn von Ulrich, entweder solle er durchforsten oder seine Stelle sei dem Buchjäger, seinem Feinde, verliehen, er selbst abgesetzt. Nun bricht das Wetter los. „Wie!" ruft Ulrich, „er kann mich gar nicht absetzen, denn ich bin ein redlicher Mann, und weil ich das bin, darum wird nicht durchforstet; der Forst ginge sonst zugrunde; durchforstete ich, dann wäre ich ein Schurke und Dieb an meines Herrn Eigenthum. So aber kann er mir nichts nachweisen, was gegen meine Pflicht ist, also kann er mich auch nicht absetzen; ich bin im Rechte und bleibe darum Förster und durchforstet wird nicht." Jetzt verkündet der Buchhalter ihm seine Absetzung, und Ulrich weist Robert, seiner Tochter Bräutigam, aus dem Hause, nachdem dieser noch einen heftigen Streit mit Andres, des Försters Sohn und Gehülfen, gehabt hat. Kaum ist nun des alten Stein Wallung verraucht, so thut es ihm herzlich leid, den schönen Tag so zerstört zu haben, und er fängt schon an zu sinnen, wie er es wieder gut mache. Da stürzt Robert ins Zimmer und begehrt in wilden Worten, daß der Vater dem Förster gegenüber den ersten Schritt der Annäherung thue; es kommt nun zwischen Vater und Sohn zu einer heftigen Scene, und Robert stürzt mit der Drohung, auf- und davonzugehen, aus dem Zimmer. Der eintretende Pastor, der schon oft zwischen den Beiden Vermittler gewesen ist, besänftigt den Vater und verspricht, den Sohn wieder in seine Arme zu führen; denn Stein ist trotz seiner Leidenschaftlichkeit der zärtlichste Vater von der Welt. Nun kommt die Rede natürlich auf den Förster. Ja wenn die Verzürnung nicht vor so Vielen geschehen wäre! wenn nicht die gutsherrliche Autorität gar zu sehr darunter litte, diesmal wieder der Zuerstnachgebende zu sein. Freilich, mit dem Absetzen war es dem alten Stein gar nicht Ernst, und am allerwenigsten würde er dem wüsten, trunksüchtigen Buchjäger, den er verachtet, die Stelle verliehen haben.

Aber der Buchhalter hat nun einmal Alles buchstäblich vollzogen; ganz und auf einmal Alles rückgängig zu machen, geht daher nach Stein's Ansicht nun und nimmermehr. Indeß glaubt er einen Ausweg gefunden zu haben. Mag der milde Herr Pfarrer ins Forsthaus gehen, verkünden, daß dem Gutsherrn der Vorfall recht leid thue, daß es aber vorläufig schon sein Bewenden mit den getroffenen Maßregeln haben müsse; Ulrich solle das Doppelte seines bisherigen Gehalts als Pension beziehen, aber bis auf Weiteres das Forsthaus räumen. Mit diesem Ausspruche wird Stein, der bisher nur so halb und halb Mitschuldiger war, ein Hauptschuldiger; denn er versündigt sich durch diese Worte ebenso an der Freundschaft wie an der Redlichkeit. Das konnte Ulrich nicht annehmen, ohne seine Ehre zu kränken; das aus Gnade und Barmherzigkeit hingeworfene Almosen einzustecken, verbot ihm seine Menschenwürde. Und das mußte Stein jetzt, wo er ruhig, jetzt wo er schon versöhnlich geworden war, fühlen. Daß er es nicht fühlte, ist seine Hauptschuld, und das nachherige Bewußtsein, als der Miterzeuger von soviel furchtbarem Menschenjammer dazustehen, ist eine nur gerechte Sühnung dieser Schuld. Natürlich richtet der Pfarrer bei Ulrich nicht nur nichts aus, sondern die Sache wird nur noch viel schlimmer. Ulrich fühlt den Stoß, den Stein mit diesem Antrage dem Freunde wie dem Menschen beigebracht hat, richtig heraus, er kleidet es nur in seine eigenthümliche verbissene Weise ein. Zugleich aber tritt auch mit dieser gerechtfertigten Erbitterung die ungerechtfertigte in vollster Schärfe hervor: die Verpflichtung, zu thun, was sein Brotherr befiehlt, wenn es nur nicht wider Gottes Gebot ist, und nachdem seinerseits die nöthigen Gegenvorstellungen geschehen sind, erkennt er nicht an; es quillt diese Nichtanerkennung nicht blos aus der Ueberzeugung, mittels der Durchforstung seiner Herrschaft materielle Nachtheile zu bereiten, nicht blos aus der Ueberschätzung einer misverstandenen, seinen Kindern unverkürzt zu überliefernden Ehre, sondern auch der Stolz, diesen Wald, seine eigene schöne Schöpfung, verhunzt und sich selbst vor den Augen der Menschen äußerlich und innerlich blamirt zu sehen, sind wesentliche Motive zu Ulrich's Handlungsweise.

Man misverstehe uns nicht: die Ueberzeugung des alten Mannes, auch gegen den Willen seines Herrn dessen Vortheil und dessen Vortheil allein im Auge zu haben und nicht das Kleinste ins Werk zu richten, was diesem Vortheile zuwiderlaufe, auch wenn es der Herr selbst anordnet und auch wenn sich es um Sein oder Nichtsein handelt, ist an und für sich etwas so durchaus Edles, ja Großartiges, daß es auf das tiefste ergreift und dem Träger solcher Anschauungen unser volles Interesse zuwendet. Allein so soll ja auch die tragische Schuld immer beschaffen sein, sie soll ja den nobeln Kern stets erkennen lassen, soll ja den Schuldigen immer als einen Edelschuldigen darstellen. Schuld aber und nicht eben eine kleine ist das immer, wenn der gereifte ernste Mann über sich selbst und seiner Particularansicht das Generalgesetz der Societät, das eben ein anderes sein muß, in stolzer Selbstüberhebung gänzlich vergißt und nicht erkennen will, wie nun einmal, selbst nach dem Maßstabe einer höhern als blos herzlichen Sittlichkeit, eben nicht Alles überhaupt Recht sein kann, was vor dem Herzen recht ist. Daß unser Dichter jene Verirrung seines Helden aus dem reichen Schatze seiner Poesie und Gestaltungskraft zu einer so gewaltigen tragischen Größe und tragischen Wirkung erweitert und erhoben hat und im Stande gewesen ist, Ulrich durch das Eigenartige seiner Schuld nur noch inniger an unser Herz appelliren zu lassen, ist ein Zeugniß für die urgeniale Begabung, die in diesem Poeten zu bewundern ist. Und so schwillt denn jene in der Verkennung und Ignorirung des socialen Gesetzes wurzelnde Ueberzeugungsschuld des Försters zur völligen Vernachlässigung seiner ihm doch gerade von Herzensrechtswegen durch Gott zugewiesenen Familie an; die Pflicht gegen diese wäre gar nicht mehr in seinem Bewußtsein, wenn sie nicht noch durch die Vorstellung, seine Ehre und sein Recht ihr un-

getrübt zu hinterlassen, in ihm eine Vertretung fände; nach andern Beziehungen hin kennt er seine Gatten- und Vaterpflicht nicht mehr; denn er denkt gar nicht daran, daß er, indem er den Groll, den er zwischen sich und Stein geworfen, auch zwischen Robert und Marie stürzt, am Herzen seines Kindes zum Frevler wird, er, der für das Recht des Herzens so eisenfest in den Kampf geht. Wie jetzt aber Ulrich's bewußte Schuld in seinen letzten Entschlüssen ihren Gipfel erreicht hat, so folgen nun auch die Consequenzen Schlag auf Schlag. Der Buchjäger, nunmehrige Förster, hat den Andres im Wald beim Pflanzensammeln betroffen, mit Uebermacht angefallen und furchtbar gemishandelt, den Andres, der, seines Vaters leibhaftiges Ebenbild, von diesem selbst nie einen Schlag bekommen hat: o wie das einschlägt mit glühenden Haken ins stolze Vaterherz! wie das wühlt und brennt und mahnt an das schwer verletzte Recht, an die tiefgekränkte Ehre!

„Da, Andres", sagt Ulrich in wildverschlucktem Weh, „da, nimm die Doppelläufige mit dem hellgelben Riemen, und was in den Forst kommt und nicht hineingehört, rufst du an, und wenn es nicht steht, darauf losgeschossen: so besagt die Instruction. Du aber, Wilhelm", wendet er sich zum jüngern Sohne, „gehe zum Advocaten und lasse die Klage aufnehmen gegen den Stein: was vor dem Herzen Recht ist, das muß auch vor den Gerichten Recht sein." Den Andres aber zwingt auf seinem Gang in den Wald ein plötzliches Unwohlsein, in der Schenke sich ein wenig auszuruhen, und wie er schläft, nimmt ihm der Lindenschmidt, ein wüster Raubgesell, die Flinte mit dem gelben Riemen fort, damit seinen Feind den Buchjäger zu erschießen; denn angelangt aus der Stadt sind die Nachrichten von einem Volksaufstande, und daß nun Jeder thun und lassen könne ungestraft, was er eben wolle. Die wilden Reden des Lindenschmidt theilt der Schenkwirth dem Andres mit, und wie er daraus abnehme, daß der Bube im Heimlichen Grunde dem Buchjäger an das Leben wolle; die gestohlene Flinte bewahrheitet seinen Verdacht; Andres erstickt den Groll über die kürzlichst erlittene Mishandlung und macht sich auf in den Heimlichen Grund, den Buchjäger zu warnen. Unterdeß erwartet Robert in jenem Grunde seine Marie, die er durch ein Briefchen dorthin geladen hat, mit ihm zu entfliehen. Da wird durch einen von ihm nicht erkannten Mann mit gelbberiemter Flinte der Buchjäger vor seinen Augen erschossen, und röchelnd bezeichnet der Sterbende den Andres, der ihm wegen jener Mishandlung blutige Rache geschworen, als seinen Mörder. Der Buchhalter des alten Stein, der mit Arbeitern seines Herrn Sohn zu suchen herbeikommt, läßt den Todten hinwegschaffen — Robert bleibt allein —; da naht Andres in fieberhafter Hast und der junge Stein erfährt von ihm, daß der Lindenschmidt der Mörder sei. Im nämlichen Augenblicke schleicht sich dieser um die Felsen, und ein wohlgetroffener Schuß Robert's streckt ihn todt zu Boden. Der alte Stein, der vernommen hat, welch entehrende Mishandlung Andres vom Buchjäger erfahren, ist inzwischen zu völliger Besinnung und zur versöhnlichsten Stimmung gelangt und hat beschlossen, seinem Sohne Düsterwalde zu cediren, sodaß dieser dann den greisen Förster mit allen Ehren in sein Amt wieder einsetzen könne und sich das alte freundliche Verhältniß wiederherstelle — da bringt sein Buchhalter die Kunde von des Buchjägers Ermordung, nennt Andres als den Vollstrecker der Unthat und gibt zu verstehen, daß auch Robert's Leben im Heimlichen Grunde gefährdet sei.

Nun faßt es den alten Stein mit rasender Angst, eine wilde Wuth bemächtigt sich seiner gegen Ulrich und seine „Mordbande"; er befiehlt, daß Militär aus der Stadt geholt werde, die Mordbande einzufangen, und stürzt bewaffnet fort, seinen Sohn zu retten. Im Forsthause aber ist es ein gar traurig Wesen. Die Försterin packt ein, denn um ihrer durch des Alten Starrheit an den Bettelstab gebrachten Kinder willen hat sie ihres reichen Vetters Wilken Anerbieten, sie zu herbergen und als Erbin anzunehmen, wenn sie Ulrich verlasse, acceptirt; als der Förster ihre Absicht erfährt, da zuckt es ihm wild durch das Herz und bitter fließt ihm der Groll und das Weh hierüber von den Lippen: „Wir sind zwei von nun — ich halte euch nicht. Aber wenn ihr sagt, ihr habt Recht gethan — dann — und nun ist es abgethan. Nicht mehr das Wort davon!" Und er hat Recht der Alte, es ist nicht Recht gethan; das Weib darf den Gatten nicht verlassen im Elend, und daß sie es um der Kinder willen thut, ist zwar ein edles, aber kein stichhaltiges Motiv: sie bricht den Eid, den sie am Altare ihm geschworen; ihre Schuld hebt mit diesem Momente an. Aber Ulrich hat sich ja selbst um das Recht gebracht, ihr deshalb zu zürnen, hat er sie doch wie alle die Seinen von dem tiefsten Wesen seines Herzens, von der innersten Seele seiner Liebe fern gehalten; hat sie doch nie sein wahrhaftes anderes Ich sein dürfen, denn er würdigte sie nicht, die unverkünstelte wahrhaftige Sprache seines Herzens zu hören und zu erwidern. Jenes Maskenspiel, das wir im Anfange unserer Besprechung an Ulrich als einen integrirenden Theil seiner Schuld bezeichneten, findet in diesem Augenblicke seine Nemesis, und so furchtbar trifft dieser Schlag des Alten Gemüth, daß die Zerrüttung, die ihn schließlich zum Morde treibt, hier ihren bestimmten Anfang nimmt. In diesem Augenblicke kommt Wilhelm vom Advocaten aus der Stadt. Der nahm natürlich die Klage des Försters nicht an: Ulrich möge ein recht braver Mann sein, aber vor Gericht gälte das nichts. „Was?" ruft der Alte, „wenn einer brav ist, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm sein, wenn es was gelten soll vor Gericht?" Es ist dieselbe Logik, wie in jener Scene mit dem Pastor, die Ulrich hier ausspricht und die ihn ins Verderben stürzt, dieselbe Negation des socialen Gesetzes, das, wenn es eben Allen gerecht sein soll, nicht die subjective Ueberzeugung jedes Einzelnen befriedigen kann, das eben, weil es eine äußere Form haben muß, um Allen eine Richtschnur und ein Maß des Verkehrs zu sein, so innerlich nicht sein kann als das Gesetz des Individuums, und das, weil es eben einen unendlich weitern Kreis als das Herz umspannt, mit dem Rechte des Herzens sehr oft in Widerspruch stehen muß.

Da sitzt er nun da der alte Graubart und brütet vor sich hin und stürzt ein Glas Wein nach dem andern hinunter, um auf andere Gedanken zu kommen. Die Försterin aber beredet Marie den Brief zu lesen, den ihr Robert geschrieben hat. Marie will es nicht thun, denn der Vater hat ihr es ja verboten, Briefe von ihm zu empfangen; aber die Mutter heißt sie es, und um den Vater zu täuschen, muß sie den Brief in die Bibel legen und, sowie der Vater sich nähert, einen Bibelvers lesen. Und da hört nun Ulrich die Schriftworte: „Es soll einerlei Recht unter euch sein!" „Seht ihr nun, daß ich Recht habe, wennschon ich Unrecht behalten muß?" stößt er hervor, „daß das alte Herz dadrin kein Lügner ist? Es soll einerlei Recht unter euch sein!" Marie aber hat inzwischen den Brief gelesen, der sie zu Robert in den Heimlichen Grund ruft, und die Mutter drängt sie, dem Robert zu folgen, und im Briefe steht: „Sonst siehst du mich niemals wieder." Soll Marie den Vater täuschen? — o sie ist oft genug in finsterer Mitternacht draußen gewesen und hat sich nicht gefürchtet: „aber", sagt sie, „der Vater wußte es auch. Wenn es der Vater will und du, Mutter, weiß ich, steht hinter jedem Baum ein Engel. Ich soll den Vater betrügen? dann glaubte ich, mir könnte es nicht wieder gut gehen auf der Welt!" Doch die Mutter drängt weiter in das Mädchen, zu gehen; und am Ende, die Mutter weiß ja darum, und was soll Robert denken, wenn sie nicht kommt — soll sie ihn wirklich nie wiedersehen? Und sie thut es ja um des Vaters willen, den sie durch Robert noch zu retten hofft. Das packt, und nun will sie gehen und dem Vater gute Nacht sagen. Ach, das bricht ihr das Herz, wie er so allein steht und will allein hinaus in die Welt, die fremde, kalte Welt. An das Vaterherz wirft sie sich mit voller Liebeskraft, an das Vaterherz klammert sie sich verzweifelnd an — Alles, Alles will sie lassen, nur daß sie den Vater begleiten

dürfe in die Fremde. „Hast du nicht dein gutes Recht und deine Marie?“ ruft sie begeistert, „was brauchen wir mehr?“ Und den Vater schüttelt es gewaltig und faßt sein altes Herz bei den Wurzeln, daß ihm die heiße Thräne ins greise Auge tritt; aber er ist zu lange gewohnt, das Recht des Herzens, das ihm sonst doch Alles gilt, nach dieser Beziehung hin mit Füßen zu treten — barsch weist aus ihm sein Dämon seinen guten Engel, der zum letzten male in Gestalt seiner Tochter zu seiner Rettung nahte, zurück, und Marie wankt in den Heimlichen Grund, indeß er wähnt, sie gehe schlafen in ihr Kämmerlein. Unglückliche Mutter, wenn du ahntest, daß du die Schuld, den Gatten zu täuschen, das Kind zum Ungehorsam gegen den Vater zu verführen und mit dem Worte Gottes ein lästerliches Spiel getrieben zu haben, mit dem Blute der Tochter sühnen wirst? Doch! — Weiler, der Holzhüter, kommt aus dem Forst und tritt zu Ulrich, der seine vermeintliche Schande mit einem raschen Schusse zu enden gedenkt, und verkündet, wie er mit angesehen, daß Robert Stein einen Menschen im Heimlichen Grunde erschossen habe, und daß dieser Mensch eine Flinte mit gelbem Riemen gehabt habe, mithin Andres gewesen sein müsse. Armer Ulrich! Das traf ins Herz — und Ulrich hat ein Herz, wie sehr er auch bedacht war, so zu thun, als hätte er keines — daß er es dennoch hatte, erinnerte ihn eben die Nemesis mit furchtbarem Schlage. Und wie da sein Sohn Wilhelm gerade laut in der Bibel liest: „Auge um Auge, Zahn um Zahn — wer einen Menschen erschlägt, der soll sterben!“ da ringt es sich schauerlich aus des Alten Brust: „der soll sterben!“ und hinaus wankt er mit der Doppelbüchse in den Heimlichen Grund.

Und wie er wiederkommt, da ist Ulrich ein Mörder geworden. „Erschrick nicht“, sagt er zur Försterin, „der Robert hat unsern Andres erschossen und ich — ich habe ihn gerichtet. Ich habe ihn gerichtet, wie es dort steht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich habe ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht und hier steht es: «Ihr sollt einerlei Recht haben.» Ich habe ihn nicht gemordet; ich habe ihn gerichtet!“ So steht Ulrich noch immer, auch als Mörder noch im Vollbewußtsein seines vermeintlichen Rechts; abermals hat er sich in der eigenen Sache zum Richter aufgeworfen, abermals sein subjectives Recht des Herzens über das objective Gesetz der Gesellschaft gestellt, und abermals, trotz des Blutes, das seine Hand vergossen, ruft er stolz und eisern: „Recht muß doch Recht bleiben!“ Freilich, ein unheimlicher Schatten verfolgt seine Phantasie — Marie hat er vor sich herschweben sehen: es war ihm, als hätte sie vor Robert gestanden und seine Kugel in der eigenen Brust aufgefangen, Marie, die so ruhig in ihrem Kämmerlein schlummert. Allein als nun Andres lebend vor ihn hintritt und er fast rasend werden möchte, daß der noch lebt, und als nun Robert sich unter sein Auge stellt und er jauchzen möchte, daß er ihn nicht erschossen, die Marie aber nicht in ihrem Kämmerlein schläft, sondern draußen im Heimlichen Grunde mit des Vaters Mordkugel in der Brust eine heilige Leiche ruht, das Todesblei auffangend, das ihrem Geliebten galt — da bricht er zusammen der gewaltige Mann, da hat es ein Ende mit seiner eisernen Kraft, und fürchterlich hallt aus seiner vernichteten Brust die Stimme seines tragischen Verhängnisses: „Ich wollte richten — und habe mich selbst gerichtet!“ Die Menschen suchen ihn zu trösten. „O laßt mich, ihr Menschen mit eurer Menschlichkeit!“ stöhnt er und sein Blick fällt in die noch aufgeschlagene Bibel. „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben!“ murmeln seine Lippen, „das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben; das heißt: dann ist es gebüßt, dann ist es ausgelöscht und er ist wieder rein! — ich gehe in die Gerichte!“ Da aber der Pastor sagt: „Man hat Schuldigere begnadigt als Sie“, da wird der Alte, der unter der Voraussetzung, man werde ihm das Leben nehmen, endlich einen fremden Richter, das Gesetz, über sich erkannte, noch ein mal Richter über sich selbst nach seinem Herzen und seine eigene Kugel sühnt seine That. „Ihm geschehe, wie er geglaubt!“

Wir haben mit gutem Grunde dieses treffliche und bedeutende Drama soweit als irgend thunlich Scene nach Scene vor dem Auge unserer Leser vorübergeführt, damit dasselbe seine eigene Kritik sein möchte. Wir sind keineswegs gemeint, daß dieses Trauerspiel ohne Fehler und Schwächen sei, und wissen, daß manche Kritik ihm unter Anderm einen für die Tragödie zu umfangreichen Gebrauch des Zufalls als ein Hauptgebrechen vorwirft; allein unserer Meinung nach kommt es nur darauf an, daß der Zufall im Trauerspiele wie eine natürliche Consequenz des tragischen Conflicts oder, insofern er selbst Conflict, wie ein mit innerer Nothwendigkeit sich entwickelndes Moment erscheint, daß wir durch die Tiefe der Composition und durch die Art, wie und wann er eintritt und was er bewirkt, vergessen, ihn als Zufall zu betrachten: mit kurzem Worte, daß der Zufall uns als Fügung, als Vorsehung, als ethische Macht erscheint. Das nun ist in Otto Ludwig's „Erbförster“ in hohem Grade der Fall, und der Dichter hat die innere Freiheit seiner Gestalten mit dem Zwange ihres tragischen Geschicks auf das harmonischste und mit ergreifendster Wahrheit zu verschmelzen gewußt. Diese sichere, energische, mannhafte, mit tiefmenschlicher Wahrheit auftretende Charakteristik, diese Kraft und Gedrungenheit der Situation, diese markige Sprache, diese classische Einfachheit in Gestaltung und Anlage, dies meisterhafte durch und durch dramatische Crescendo der Handlung und diese von tiefer psychologischer Einsicht und urgesundem Naturgefühle zeugende Motivirung — all diese einzelnen Vorzüge vereinigen sich hier zu einem Ganzen, das umsomehr Lob verdient, als es ein noch werdendes und ringendes Talent bekundet.*) In der That glänzende Hoffnungen sind hier gerechtfertigt und haben in den „Makkabäern“ desselben Autors bereits eine neue Gewähr gefunden.

Sind hiermit die Tugenden dieses „Erbförster“ mit aller Entschiedenheit von uns ausgesprochen und anerkannt worden, so wollen wir auch die Fehler, deren Erwähnung wir dem Poeten pflichten, nicht schuldig bleiben. Zuvörderst verwirklicht der alte Ulrich, der Held des Dramas, zu wenig durch die That die Vorzüge seiner Natur, die Seiten derselben, die, seiner rigoristisch subjectiven Ansicht entgegen, uns zwingen, ihn an und für sich hochzuschätzen und zu lieben; Alles was nach dieser Beziehung hin geschieht, versinnlicht sich doch eben nur in Worten; die Försterin erzählt es, Ulrich selbst spricht es aus, wir entnehmen es aus der Liebe der Seinigen zu ihm, die umsomehr zu schätzen ist, als er sie stets kalt zurückweist, wir ersehen es endlich aus des alten Stein Freundschaft für ihn und aus mancher andern Auslassung; aber so gern wir bereit sind, allen diesen mehr oder weniger trefflichen Personen vollkommenst Glauben zu schenken, das Drama verlangt nun doch einmal die unzweideutige unmittelbare That, und diese mangelt hier eigentlich gänzlich**), was um so eingreifender stört, als die schroffe und abstoßende Seite des alten Jägers durch That auf That sich vor unsern Augen verwirklicht. Hierdurch ist eine gewisse Ungleichheit in die innern Kräfte Ulrich's gekommen, Engel und Teufel halten sich gar zu wenig das Gleichgewicht, und

*) Gerade weil es sich hier um ein werdendes, noch zu keinem Abschluß gekommenes Talent handelt, glaubten wir den Dichter in dem erwähnten Aufsatz „Deutsches Drama und deutsches Theater“ auf einige Fehler aufmerksam machen und ihn vor einer Richtung warnen zu müssen, die, weiter verfolgt, für ihn leicht zu einem bedenklichen Abwege werden könnte. D. Red.

**) Das ist ja aber wol der herbste Tadel, der einem in seiner ganzen Structur und in allen seinen Effecten so sehr auf die Bühne berechneten Drama gesagt werden kann. Wenn der Hauptheld nichts thut, trotzdem aber das Stück Effecte, ja im eigentlichen Sinne „Knalleffecte“ enthält, wodurch können diese Effecte dann anders hervorgebracht sein als durch den Stegreifritter, den Zufall? D. Red.

der warme ursprüngliche Mensch wird zu sehr vom erkalteten, gemachten, anerzogenen überwachsen.

Sodann können wir uns mit der Art des Schlusses der Dichtung nicht einverstanden erklären: sein ganzes Leben über hat Ulrich nur seine subjective Meinung, sein Recht vor dem Herzen, über sich und über Alles, was irgend mit ihr in Berührung kam, einzig und allein anerkannt und ist daran zugrunde gegangen, hat, wie er bekennt, statt zu richten, sich selbst gerichtet. In diesem Bekenntniß gesteht er den Irrthum seines Lebens ein. In seinem Ausspruche „Ich gehe in die Gerichte" liegt die sehr natürliche Consequenz dieser seiner veränderten Anschauung, und man erkennt in dem Umstande, daß er sich unter die Autorität, an deren Stelle er die seine setzte, freiwillig beugt, in dieser endlichen Selbstverleugnung seines Ichs, in dieser Rückkehr zum Gesetze, in dieser Demuth, die ihm fremd war, die thatsächliche Entsühnung und scheidet versöhnt von dem Entsühnten. Diesen natürlichen Schluß hat der Autor dadurch, daß er Ulrich zum Selbstmörder werden läßt, verzwickt und verkünstelt: Ulrich erscheint auf einmal wieder als ein Rückfälliger, indem er nun doch selbst im Tode noch den alten Irrthum nicht läßt und somit eben nicht entsühnt erscheint. Die Tragödie ist so tief sittlich veranlagt und beseelt, daß ihre moralische Intention durch den von uns vorgeschlagenen Schluß offenbar eine viel größere Tragweite und Wirkung erlangt. Nun erst wird Ulrich, was er zu sein vermeinte, wahrhaft frei, denn er lernt, was er nur im Einzelnen und nur in falscher Richtung vermochte, sich selbst zu beherrschen, und erringt in dem Aufgehen in der Allgemeinheit eine höhere, sich als integrirender Theil der gesitteten Menschheit fühlende veredelte Subjectivität. *) Und so greift die sittliche Wirkung dieser Tragödie tief in die Menschenbrust; denn in jeder kräftig angelegten Mannesnatur steckt der Keim zu einem solchen Erbförster und vor allem im deutschen Charakter, denn das Subjective, Individuelle, Specielle hat bei uns die entschiedene Sucht, sich seine eigenen Gesetze zu machen, diese über das Generelle zu stellen und die subjective Freiheit auf eine Spitze zu treiben, wo alle Gemeinsamkeit aufhört und lauter kleine Ichs sich untereinander vernichten. Um der Versinnlichung dieses Subjectivitätsfanatismus willen und weil es entschieden auf die Familie sich gründet und durch und durch sittlich ausgetieft ist, nennen wir dieses Drama ein grunddeutsches. Das ist Erquickung für jeden Geist, der noch nicht durch französische Fadaisen, einheimische Kladderadatschpossen und Birch-Pfeiffer'sche Rühreier versumpft wurde — das ist gesunde Nahrung für das Volk und eine treffliche Schule für den Schauspieler.

2. Dramen von S. H. Mosenthal. Erste Folge: Deborah. Cäcilie von Albano. Mit dem Bildniß des Verfassers. Pesth, Heckenast. 1853. 16. 1 Thlr.

Indem wir das vielbesprochene und vielbeweinte Drama Mosenthal's „Deborah" einer abermaligen Kritik unterziehen, dürfen wir bei der bühnlichen Verbreitung des Stücks die Fabel desselben als allgemein bekannt voraussetzen und von der Dichtung wie von einem Menschen reden, der Niemandem ein Fremdling, sondern Allen ein wohlgelittener Freund gilt. „Deborah" ist eins von den Stücken, das, weil es eine brennende Frage der Gegenwart im liberalen Geiste dieser Gegenwart behandelte, ebenso unmäßig gelobhudelt als leidenschaftlich begeifert worden ist und nur wenig wahrhaft unbefangene Kritik erfuhr, zu welcher letztern vor allem die scharfsinnige und geistvolle Beurtheilung dieses Dramas von Rötscher in dessen „Jahrbüchern für dramatische Kunst" zu rechnen ist. Diese Beurtheilung ist so vortrefflich und von einer so überzeugenden Wahrheit, daß wir, auf sie verweisend, nur wiederholen können, was darin trefflich gesagt ist, und nur Weniges unsererseits daran auszusetzen oder hinzuzusetzen haben.

Mosenthal's „Deborah" wurzelt in den unseligen Zerwürfnissen, die religiöses und sociales Vorurtheil seit Jahrhunderten zwischen der christlichen und jüdischen Bevölkerung angefacht und bis auf die heutige Zeit unterhalten hat. Jene tiefe Verachtung und jener bis zum Fanatismus gesteigerte Haß, welche in unserm Drama die steirische Landbevölkerung den armen geächteten Juden entgegenwirft, sie sind noch heute im Herzen des untern und nicht blos des untern Volks lebendig und nur das Gesetz hält die rohen Triebe in Zaum. Sonderlich deshalb wirken jene Volksscenen, in welchen die geängstete Deborah wie eine scheue gehetzte Hinde von der Wuth des Pöbels verfolgt wird, so ergreifend auf unser Gemüth, sonderlich deshalb erschüttert es so tief, daß selbst der edle sittliche Pfarrherr in seiner milden Christlichkeit seine Apathie gegen die unglücklichen Juden nicht ganz zu beherrschen vermag; denn Jeder fühlt, daß er gleich diesem Geistlichen nur mit hartem Kampfe jenes Vorurtheils sich entledigt habe und daß es doch zu Zeiten in unbewachten Stunden wieder auftaucht und von neuem mit dem vollen Ernste des sittlichen Willens niedergetreten werden muß. Und so sind jene Scenen, die Mosenthal mit packender Wahrheit und Lebendigkeit zur Erscheinung bringt, neben ihrer poetischen und künstlerischen Trefflichkeit auch von hoher sittlicher Wirkung, indem sie Gefühle und Triebe in ihrer völligen Abscheulichkeit zu thatsächlicher Geltung kommen lassen, zu welchen mindestens den Keim fast Jeder auch heute noch in der eigenen Brust trägt.

Statt aber diesen historischen Haß zwischen Christen und Juden zugleich auch als das einzige tragische Motiv für den Conflict des Dramas sich verwirklichen zu lassen, ruft unser Dichter, wie Rötscher schlagend bemerkt, den alleräußerlichsten Zufall, das bloße Nichtvorhandensein Deborah's in der Judenhütte beim Anerbieten des Schulmeisters, zu Hülfe und baut die ganze tragische Verwickelung auf eine Aeußerlichkeit, die höchstens im Lustspiele und dort selbst wol nur in dessen niederer Gattung eine Berechtigung für sich in Anspruch nehmen darf. Deshalb hört mit dem Eintritte dieser Zufälligkeit unser Glaube an die Wahrheit der Dichtung auf, und derselbe Proceß scheint auch im Poeten selbst vor sich gegangen zu sein; denn mit diesem kritischen Augenblicke verliert er den festen Grund, und wir sehen ihn nun im Einzelnen wie im Ganzen von einer Unwahrscheinlichkeit zur andern schwanken und zu einem Schlusse gelangen, der eine Lösung der im Stücke aufgeworfenen Frage doch eigentlich nur innerlich, nur subjectiv herbeiführt und die eigentlich praktische, objective, thatsächliche dramatische Lösung schuldig bleibt. Denn um wirklich zum Glauben an den Anbruch einer schönern, menschlichern Zeit am Ende dieser Dichtung zu gelangen, hätten die Bürgen, die Apostel dieser Zeit, Ruben und der Kaiser, jener als Vertreter der freien edeln Menschheit, dieser als Repräsentant eines Gesetzes, vor dem Alle gleichen Rechts sind, als entschiedenere und unmittelbar eingreifende Persönlichkeiten im Stücke verlebendigt werden müssen. Zudem macht es einen sehr unerquicklichen Eindruck, die Heldin des Stücks einem Menschen zum Opfer fallen zu sehen, der ihrer auch nicht im kleinsten Punkte werth ist und der ihren Haß und Rache seinerseits vollständigst verdient. Seine Schuld, auf so abgeschmackten Verdacht hin das Weib seiner Liebe zu verstoßen und dem Elende preiszugeben, wird wahrlich durch jene wohlmeinende Reise nach Wien zum Kaiser um so weniger befriedigend geführt, als ihm sonst eigentlich alle innern und äußern Glücksgüter des Lebens in völlig unverdienter Fülle zueigen bleiben.

Rötscher macht es Mosenthal zum Vorwurf, die Deborah bei und nach ihrer Verstoßung durch Joseph keine Schritte zur Aufklärung des Misverständnisses thun und sie nur das ein-

*) Das Drama wird jetzt auch mit dem Schlusse, wie ihn der verehrte Mitarbeiter vorschlägt, aufgeführt; Ulrich legt nicht Hand an sich selbst, sondern übergibt sich den Gerichten. Dieser Schluß, vom Standpunkt unsers Berichterstatters vollkommen gerechtfertigt, thut doch aus naheliegenden Gründen den Gemüthern des Publicums wehe. D. Red.

zige Wort „Joseph!“ sagen zu lassen. Allein hier scheint uns Mosenthal in seinem Rechte zu sein; denn was sollte Deborah, die, durchdrungen von ihrer Liebe zu dem Christenjünglinge, an seine Liebe zu ihr, die er ihr mit heiligem Schwure angelobt hat, glaubt wie an Gott — was soll sie diesem Elenden gegenüber im Augenblicke seiner grausamen Verwerfung ihrer begeisterten Neigung Anderes zurufen als den Verzweiflungslaut „Joseph!“ Sie muß glauben, daß er sie nicht mehr liebt, denn es sind nicht die Reden Anderer, denen jener glaubte, es ist seine eigene unwiderlegliche, vor ihr und an ihr selbst vollzogene That, die sie nicht hinwegleugnen kann. Hätte sie nach dieser Begegnung noch ein Wort mehr gesprochen als jenen Todesseufzer ihres brechenden Herzens „Joseph!“ — so wäre sie eben nicht Deborah, so wäre sie nicht mehr das feurige, leidenschaftliche, südliche, dämonische Weib, sondern ein Mädchen wie Hanna und tausend andere. Hanna allerdings würde der Sache weiter nachgefragt haben, ihr ruhiges klarverständiges Auge hätte bald das Misverständniß auf dem Grunde dieser Verstoßung errathen; aber die wilde verzehrende Glut einer Deborah hat kein Auge für solche Kleinlichkeiten. „Er liebt dich nicht mehr!“ das ist eben Alles, was sie in diesem entsetzlichen Augenblicke mit furchtbarer Klarheit erkennt, an das Warum denkt sie in diesem Momente nicht: weiß sie denn, warum sie ihn liebt? liebt bis zum Tode? Aber Hanna weiß, warum sie Joseph liebt, eine Deborah weiß das niemals, denn dämonisch wie sie selbst, unbegreifbar sich und Andern in ihrem tiefsten Wesen, so ist auch ihre Liebe. Und diese dämonische Natur erfaßt nun im Augenblicke ihrer Verstoßung ihre ganze Seele, wird ganz sie selbst: untergegangen ist das Weib im Dämon und in der Rache, und auf dem Grabsteine dieses untergegangenen, einst so begeisterten Weibes gräbt der Griffel der Tragik das Schmerzenswort „Joseph!“ Hat Deborah die Schuld, die Ihrigen um des Geliebten willen verlassen zu wollen, durch jene grausame Katastrophe schwer genug gebüßt, so wird ihr Rachegefühl ebenso schwer gestraft dadurch, daß sie mit eigenen Augen später sieht, wie glücklich jenen Joseph eine Andere macht, wie ganz er in dieser Andern ihrer vergessen hat. Vergessen? nein, man betet im Hause für sie, man fleht Segen auf sie, die den Fluch über die Segnenden einstmals ausgesprochen hatte. Deborah wird still, seit langer Zeit besinnt sie sich einmal wieder auf sich selbst, auf das Weib voll Liebe, das einst in ihr lebte und mit seliger Wonne ihren Busen erfüllte, sie weint; sie schließt das Kind des einst und ach! noch immer Heißgeliebten, das ihr sagt, wie es allabendlich für Deborah beten müsse, in ihre Arme, und segnend Alle, denen sie einst geflucht, geht sie von dannen. Mit ihr ist sicher jedes Herz versöhnt, sie ist in Wahrheit die Heldin des Stücks und ein Wesen voll schöner tiefer Poesie und echt charakteristischem Gepräge.

Nächst dieser Hauptgestalt der trotz aller Mängel wahrhaft edeln und geistreichen Dichtung sind dem Poeten unter den Nebenfiguren der Pfarrer, der bei all seiner freisinnigen und philosophischen Unbefangenheit dennoch den Theologen in keinem Augenblicke verleugnet, sein Nichtchen Hanna, die, ganz häusliche Weiblichkeit, so recht eigentlich das deutsche Mädchen genannt werden darf, der Ortsrichter Lorenz, der eifrige und strenge, aber doch gutherzige und väterliche Greis, und endlich die flüchtige Judenfamilie am besten gelungen, während Ruben nichts mehr als eine nüchterne Abstraction ist und Joseph als ein so schwächlicher, willenloser, wachsherziger Gesell auftritt, daß er sich zu Deborah verhält wie eine matte Weide zur himmelanstrebenden Palme. In diesem gänzlichen Mangel aller und jeder Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Hauptpersönlichkeiten des Dramas liegt denn auch, wie Rötscher durchaus wahr bemerkt, ein Grundfehler des ganzen Werks; denn zwei von Mutter Natur so ganz und gar nicht zueinander in innerliche Beziehung gesetzte Persönlichkeiten würden nur dann im Bereiche der Kunst so vereinigt werden dürfen, wie Joseph und Deborah in unserm Stücke, wenn die Absicht dabei vorwaltete, ihre gegenseitige Leidenschaft als auf gänzlicher Verkennung ihrer Charaktere und innern Veranlagungen beruhend darzustellen. Hier aber, wo diese Absicht durchaus nicht vorhanden war, hat sich der Poet durch die Erfahrungen des gewöhnlichen und alltäglichen Lebens verleiten lassen, seiner Dichtung, die man im Uebrigen eine poetische zu nennen nicht umhin kann, etwas durchaus Unpoetisches zuzumuthen, und wie hierdurch das Interesse an der Entwickelung beider Charaktere in ihrem Zusammenleben und Gegeneinanderkämpfen entschieden leidet, trägt das ganze Drama den Charakter der psychischen Unwahrscheinlichkeit, wo nicht Unmöglichkeit an sich und vermag daher, wie sehr es im Einzelnen ergreift, als Ganzes keine Ueberzeugungskraft aus sich selbst heraus zu entwickeln. Dennoch berechtigen eben jene zum Theil überaus gelungenen Einzelheiten, der solide künstlerische Ernst, mit welchem es offenbar gearbeitet ist, und die poetische Glut, welche die Heldin des Stücks athmet, dem Dichter das Prädicat eines dramatischen Poeten zuzuerkennen und in ihm eine Kraft zu begrüßen, die wahrhaft Bedeutendes erwarten läßt.

Leider indeß hält das zweite Drama der vorliegenden Sammlung: „Cäcilie von Albano“, in keiner Weise, was die „Deborah“ verspricht, und nicht ohne Unwillen wendet man sich von dieser Arbeit, der auch nicht ein Vorzug jener ersten Dichtung — es sei denn, daß Einzelnes nicht ohne Poesie und Grazie geschrieben ist — nachgerühmt werden darf.

Cäcilie von Albano, die Geliebte Otto's des Welfen, Statthalters in Poitou und nachherigen deutschen Kaisers, ist von einer so rasenden Leidenschaft für diesen Fürsten entbrannt, daß, nachdem dieser die ihm von einem Theile der deutschen Reichsfürsten angebotene Krone nicht eben sehr nach ihrem Wunsche angenommen hat, sie ihm das feierliche Gelöbniß abnöthigt, in ihren Armen wolle er sterben. Nun läßt sie ihn endlich gen Deutschland ziehen, folgt ihm aber sehr bald, damit sein Herz sich ihr nicht etwa entfremde und sie seiner Wünsche und Gedanken alleinzige Königin bleibe. Vor Aachen, welches Otto mit seinen Völkern berennt und erobert, begegnet der pilgernden Schönheit Bischof Markuald und theilt ihr mit, daß ihr Buhle nur dann die Anerkennung des Papstes, ohne welche er sonder Macht sei, erlange, wenn er Cäcilie entferne und seine rechtmäßig angetraute Gattin wieder zu sich nehme, daß demnach das Fräulein gut thun werde, nicht erst nach Aachen zu gehen, denn stimme sie Otto dahin, des Heiligen Vaters Willen von sich zu weisen, so falle er. Das ist nun freilich sehr ungalant, aber sehr einleuchtend, und ein Weib von sittlicher Ehre würde jetzt ebenso sehr aus Liebe für den Mann, den ihre Entsagung allein rettet, als aus Achtung vor Zucht und Sitte dem Rathe des Bischofs gefolgt sein; Cäcilie jedoch, deren moralische Begriffe sehr verwahrloster Natur zu sein scheinen und deren Liebe nur loderndes Verlangen ist, denkt hierüber anders und zieht dennoch nach Aachen. Sie sagt zwar, sie wolle nur eben erst die Ueberzeugung gewinnen, daß in Otto's Herzen eine Königskrone mehr gelte als sie selbst, um dann sofort zurückzutreten; aber das ist Alles nur Schein und Phrase, denn sie spricht ja zu gleicher Zeit sehr entschieden aus, daß sie felsenfest überzeugt sei, sie werde jene Ueberzeugung niemals erlangen; sie kokettirt im voraus mit dem Siege, den sie über den gesicherten Besitz einer Königskrone in Otto davontragen werde, und jauchzend feiert sie denn auch wirklich diesen Triumph, der zugleich ihre sittliche Schande in sich schließt und in ihr das Weib von Ehre vor Jedem, dem sittliche Würde noch kein Schellenklang geworden ist, vernichtet. Eine Schuld aber, die den Schuldigen der sittlichen Verachtung preisgibt, ist keine einer Heldenpersönlichkeit würdige Schuld, denn sie erstickt das poetische wie das menschliche Interesse an der mit Schande behafteten Gestalt und löst den tragischen Conflict in einen gemeinwirklichen auf. Und so geschieht es denn auch mit dieser Cäcilie. Wenn wir es schon an und für sich ganz in der Ordnung finden, daß Otto mit der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte nicht mehr der girrende

und alle seine Zeit in üppigem Minnegetändel vergeudende Seladon von ehemals ist, wenn wir ihn geradezu einen jeder Mannheit und jeder ernsten Würde entkleideten Weichling schelten müßten, dafern nicht des Reiches Sorgen seine volle Kraft und sein volles Denken in Anspruch nähmen und er eben nur flüchtige Stunden den Scherzen der Minne gönnte, so würden wir es vollends für ganz über die maßen elend und feige erachten, wenn Otto die Ehre und die Pflicht seiner Krone dieser Cäcilie zu Dank vergäße, die keine sittliche Ehre mehr hat und deren Liebe nur ein blutsaugerisches Vampyrgelüsten ist. Denn obgleich sie sich, wofern sie nur will, sehr wohl überzeugt halten kann, daß der König sie mit warmem Herzen noch immer liebt und daß diese Liebe, befreit von jenen jugendlichen Extravaganzen, nur auf das richtige und gebührende Maß beschränkt, an Wahrhaftigkeit und Innigkeit nichts eingebüßt hat, so genügt ihrem gierigen Herzen das dennoch nicht, auch mischt sich gekränkter Stolz und Uebermuth hinein; kurz, sie zerbräche gar zu gern den königlichen Reif um Otto's Stirne und lullte ihn wieder zum girrenden Cavalier an ihrem üppigen Busen ein; des Geliebten Ehre, die dem wahrhaft liebenden Weibe Alles sein würde, gilt ihr nichts, wenn sie nur den Seladon sich gerettet hat und in ichsüchtigster Ausschließlichkeit sein genießen darf. Darum ist sie — was nur zum Wahnsinn gewordene Leidenschaft, die hier vom Poeten offenbar nicht intendirt ist, zu thun die Frechheit hat — im Stande, durch den abscheulichsten Misbrauch von Otto's Siegelring, den seine vertrauende Liebe ihr gab, den gefangenen Gegenkönig, den jungen Staufen Friedrich, hinter dem Rücken ihres Geliebten in Freiheit zu setzen und damit selbst die Axt an Otto's stolze Königseiche zu legen; denn seiner Krone beraubt, arm und verlassen, soll er wieder frei werden für sie, soll aus ihrer Hand dann das Gnadenbrot empfangen und, seiner Mannheit entkleidet, nur wieder in ihr sein Alles suchen und finden. Das gelingt denn der Dame schließlichst vortrefflich; nur macht der Tod einen unsanften Strich durch die Rechnung, ist indeß doch noch so gentil, jenes einstige Gelöbniß Otto's, in Cäciliens Armen sterben zu wollen, Wahrheit werden zu lassen: Beide sterben zugleich.

Vergebens sieht man sich in diesem schwächlichen Werke nach einem leitenden Gedanken um, man findet nichts als eine bis zur Verrücktheit verliebte Donna, die ihren Geliebten successive entnervt und zugrunde richtet, um schließlich, da sie ihn überhaupt nicht mehr totaliter besitzen kann, wenigstens den romantischen Trost zu haben, in seinen Armen ihr sentimentales Leben zu verhauchen. Hat der Poet den Gedanken gehabt, den Zerstörungsgang eines solchen Liebeswahnsinns dramatisch zu versinnlichen und tragisch zu sühnen, so hat er nichts gethan, um diese Intention irgendwo deutlich erkennen zu lassen; vielmehr bekundet jeder Vers, daß er diesen verrückten Minneegoismus mit einer poetischen Strahlenglorie hat umweben wollen, und daß er alles Ernstes vermeint hat, in dieser Cäcilie ein Muster von Liebe aufzustellen. Von Liebe? Nun, wir sind weit davon entfernt, jene schwindsüchtigen, unnatürlichen und unmenschlichen Entsagungstrauerspiele gutzuheißen; allein unter Liebe, meinen wir, müsse eine freie sittliche Kraft verstanden werden, welcher die Ehre und der Menschenadel der geliebten Persönlichkeit über Alles theuer ist, die ihre Subjectivität zwar kräftig vertritt, aber da auch freudig bis zum Opfer ihrer selbst gefaßt ist, wo es jene Ehre und jenen Seelenadel des geliebten Menschen zu retten oder zu wahren gilt, und die unter allen und jeden Umständen einen tiefsittlichen Charakter auch da noch herauserkennen läßt, wo sie irrt. Jenen gierigen, hyänenartigen Minnefanatismus, jene Selbstvergötterung in der völligen despotischen Beherrschung eines andern Menschen für Liebe auszugeben, wie Mosenthal in diesem Werke gethan hat, heißt ein freventliches Spiel mit diesem heiligen Gefühle treiben und den gesunden Pulsschlag des Herzens in ein hektisches Fiebern und Rasen verderben. Diese „Cäcilie von Albano" ist, indem sie dieses Spiels sich schuldig macht, ein geradehin unsittliches Machwerk, und der weichliche und lüsterne Ton, der ihren innersten Organismus, soweit hier von einem solchen gesprochen werden darf, durchzittert, hat auch den einzelnen Gestalten und Situationen dieses Stücks eine ungesunde Gedunsenheit und Marklosigkeit angekränkelt, sodaß nur sehr selten ein kräftiger Schritt gethan wird und die Wirkung eine durchaus undramatische und untragische bleibt. Das ganze Stück macht den Eindruck einer von Ausschweifung und leidenschaftlichem Treiben frühgealterten und bis ins innerste Mark entnervten Jünglingsgestalt und gibt den schlagendsten Beweis, daß die Genialität sich gänzlich verirrlichtert und verliederlicht, wenn sie echter und menschlicher Moral entsagt, und daß nur Das wahrhaft dramatisch und wahrhaft tragisch wirkt, was von gesund-sittlichem Geiste beseelt und durchdrungen ist. 19.

Franz Rákóczy II.

Franz Rákóczy II., Fürst von Ungarn und Siebenbürgen (1703—11). Ein historisches Charakterbild. Leipzig, O. Wigand. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Held des vorliegenden Buchs ist unstreitig eine der hervorragendsten und interessantesten Persönlichkeiten, die von ihm geleitete und seinen Namen tragende Schilderhebung eines der merkwürdigsten und folgenreichsten Ereignisse der ungarischen Geschichte. Trotzdem ist Franz Rákóczy dem größern, selbst dem gebildeten Publicum des Auslandes nur wenig oder höchstens von dem nach ihm benannten und auch in Deutschland oft gehörten Kriegsmarsche bekannt. Im eigenen Vaterlande hingegen ist er, wenigstens der großen Masse des Volks, mehr ein mythenhafter Heros als eine historische Persönlichkeit, wiewol kaum 120 Jahre über seinem Tode dahingegangen. Sein wundervolles Wirken, sowie sein wahrhaft edler Charakter haben ihn in Ungarn zum Gegenstande der allgemeinsten Verehrung gemacht, und vom Palaste des Magnaten bis herab zur ärmlichen Bauernhütte schlägt bei Nennung seines Namens jedes Ungarherz hoch und freudig; und erst während der jüngsten Revolutionskämpfe zeigte es sich in glänzendster Weise, welche zauberhafte Wirkung sein Name noch besitzt, welch zündenden und begeisternden Einfluß die Erinnerung an sein Leben und Wirken noch auf die ungarische Nation zu üben vermag. Allein eben dieser Cultus, dessen Gegenstand er noch immer ist, hat ihn sozusagen in historisch unnahbare Ferne entrückt und die genaue und wahrhafte Kenntniß seines Lebens und Wirkens eher beeinträchtigt als gefördert.

Jedenfalls war es daher von vornherein ein verdienstliches Unternehmen, das Bild dieses ausgezeichneten Mannes wieder in seiner geschichtlichen Wahrheit und Einfachheit herzustellen. Um so dankenswerther ist jedoch das Unternehmen, wenn es in so gelungener Weise ausgeführt wird, als dies in vorliegendem Buche geschieht; und wir nehmen daher keinen Anstand, das Werk des ungenannten Verfassers — als welchen wir übrigens mit Gewißheit den schon durch anderweite Arbeiten vortheilhaft bekannten Deutschungar J. E. Horn nennen dür-

fen — als eine wirkliche und werthvolle Bereicherung der historischen Literatur zu bezeichnen.

Wir haben es hier keineswegs mit einer gewöhnlichen Biographie zu thun, die ihren Helden von der Wiege bis zum Sarge begleitet und uns alle Einzelheiten seines Lebens, aber auch nur diese vorführt. Der Verfasser beschäftigt sich vorwiegend mit dem öffentlichen Leben, mit der geschichtlichen Persönlichkeit Rákóczy's, hat es aber andererseits versucht und den Versuch glücklich ausgeführt: in dem engen Rahmen eines historischen Charakterbildes zugleich eine gedrängte, aber erschöpfende pragmatische Geschichte jener Revolution zu geben, an deren Spitze Rákóczy stand, die ihm ihr Gelingen, welcher er seine Unsterblichkeit verdankte. Diese Revolution ist in der That merkwürdig und großartig genug, um noch heute allgemeines Interesse zu erregen. Von einem kleinen, kaum 300 Mann starken Bauernhäuflein begonnen, hat sie im Laufe weniger Jahre sich über ganz Ungarn und Siebenbürgen verbreitet, die östreichischen Truppen wiederholt geschlagen, sich volle acht Jahre hindurch (1703—11) siegreich behauptet und konnte, selbst als das Glück sich von ihr zu wenden begann, durch alle Kraftanstrengungen Oestreichs nicht bewältigt, sondern mußte durch den Szathmárer Frieden besänftigt werden, der bis zur jüngsten Revolution herab sozusagen die Grundlage des Verbandes zwischen Ungarn und Oestreich bildete. Und an der Spitze dieser Schilderhebung stand vom Anfang bis zu Ende — schon an und für sich eine bei langdauernden Revolutionen seltene Erscheinung — ein junger Mann, der früh verwaist, unter östreichischer Vormundschaft von den Jesuiten in Prag erzogen, die in ihm alle Geistesfähigkeit, alle Thatkraft zu ertödten suchten, nicht die geringste diplomatische oder militärische Vorbildung erhalten hatte und sich trotzdem während jenes achtjährigen Kampfes als politischer ebenso sehr wie als militärischer Führer bewährte. Durch seltene Fähigkeiten, glühende Vaterlandsliebe und unermüdliche Thätigkeit ausgezeichnet, gelang es ihm allmälig eine wackere Armee sowol als anderweitige Kampfesmittel aus nichts zu schaffen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ludwig XIV. zu schließen, die Bewunderung und Achtung Peter's I. und Karl's XII. zu gewinnen, die Beide um seine Freundschaft buhlten und ihm wechselsweise den polnischen Thron anboten. Er schlug diesen ebenso standhaft aus als das deutsche Reichsfürstenthum, durch welches Oestreich ihn zu gewinnen und der Sache des Vaterlandes abwendig zu machen suchte, sowie er auch den ungarischen Königstitel ablehnte und die siebenbürgische Fürstenwürde nur widerwillig annahm, weil er keinen persönlichen Ehrgeiz kannte und nur das eine höhere Ziel: das Wohl seines Vaterlandes, unverrückt im Auge behielt. In einer Zeit wie die unsere, wo Unfähigkeit, Charakterlosigkeit und Eigennutz in allen Volksbewegungen eine so hervorragende Rolle spielen, ist die Betrachtung eines reinen Charakterbildes, wie Rákóczy es darbietet, wirklich erhebend und tröstend und wahrt am besten vor dem traurigen Geschicke, allen Glauben an die Möglichkeit reiner Gesinnung und uneigennützigen Wirkens der Volksmänner zu verlieren.

Eine der interessantesten Seiten an dem Revolutions- und Charakterbilde, das Horn uns vorführt, ist ihr entschieden demokratischer Charakter. Prinz von Geblüt, einem Geschlechte entstammt, das im 17. Jahrhundert Siebenbürgen drei Fürsten gegeben und auch in Ungarn hohen Einfluß geübt, mit den Bethlen, Bathóry und andern Magnatenfamilien eng verwandt, Stiefsohn Emerich Tököly's, der im Kampfe gegen Oestreich die siebenbürgische Fürsten- und die ungarische Königskrone errungen, tritt Franz Rákóczy an die Spitze einer Bauernbewegung, die, wenn auch vornehmlich gegen Oestreich gerichtet, doch einen entschieden adelfeindlichen Charakter hatte. Der höhere und niedere Adel schließt sich ihr erst allmälig an, als ihr Gelingen bereits unzweifelhaft scheint und er sich genöthigt sieht Partei für sie zu nehmen, wenn sie nicht ihre ganze Wuth gegen ihn richten soll. Es gelingt dem Einflusse Rákóczy's, ihr jenen adelfeindlichen Charakter zu nehmen, damit alle Classen und Stände des Landes sich vereint gegen den Hauptfeind, gegen die östreichische Bedrückung wenden; allein eben dies führt am Ende das Mislingen der Erhebung herbei. Der Adel hat nach und nach die ganze Leitung derselben an sich gerissen, und er gibt sie auf, als das Glück sie zu verlassen beginnt, als er die Bauern so weit in den Hintergrund gedrängt, daß er von ihnen nichts mehr zu fürchten hat, während er im Falle des Unterliegens die östreichischen Strafgerichte fürchtet und daher möglichst rasch Frieden zu schließen sucht.

Die Darstellung dieser Verhältnisse und Wendungen gehört zu den interessantesten Partien des Horn'schen Buchs. Wir sind mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, wenn er auch das Mislingen oder nur theilweise Gelingen der frühern ungarischen Erhebungen in diesem Vorherrschen des Adels, in dem Mangel wahrhaft liberaler Gesinnung der Führer sieht. Horn schreibt unter Anderm:

Man rühmt und bewundert oft die heldenhafte Ausdauer, die nie ermattende Kampfeslust und den todesverachtenden Löwenmuth, mit welchem der ungarische Adel Jahrhunderte hindurch und namentlich seitdem Ungarn unter habsburgische Herrschaft gerathen, für die Aufrechterhaltung der Landesverfassung, für die Unverletzbarkeit seiner Freiheiten und Rechte gekämpft. Und es ist allerdings ein sehr erhebender Anblick, eine Nation zu sehen, in deren Herzen das Freiheitsgefühl und das Rechtsbewußtsein weder durch List noch Gewalt erdrückt werden können, und welche die steten blutigen Kriegsgefahren und Mühsale dem Frieden der Unfreiheit vorzieht. Aber ist es nicht noch staunenswerther, daß diese heroischen Bemühungen, diese unaufhörlichen Kraftanstrengungen, diese ewigen Kämpfe nie zum Ziele führten und deshalb stets erneuert werden mußten? Wenn der ungarische Adel stets den Muth und die Kraft hatte, alle Angriffe auf seine Freiheit zurückzuweisen, wie kam es, daß er ihnen nie ein Ende zu machen, daß er den Sieg, den er fast immer zu erringen verstand, nie zu sichern wußte?

Einzig und allein daher: daß er unwahr, daß er im Widerspruche mit sich selbst war, daß er die Freiheit auf seine Fahnen schrieb und diese von Unfreien tragen ließ, daß er in den Kampf zog für eine angebliche Landesverfassung, von deren Wohlthaten er den überwiegend größten Theil der Landessöhne

ausschloß, daß er ein Recht vertheidigte, das im Grunde nur ein Vorrecht zum Unrechtüben an Andern war, daß er gegen oben für das Gesetz kämpfte, während er nach unten sich die größten Ungesetzlichkeiten zuschulden kommen ließ. Die Unwahrheit und Ungerechtigkeit aber trägt ihren Giftkeim stets in sich, der ihre Blüte, sei sie auch die vielversprechendste, zerstört, ehe sie sich zur Frucht entfalten kann. Das im Kampfe vergossene Blut ist nur dann der beste Dünger für den Freiheitsboden, wenn die Früchte dieses Bodens den Märtyrern selbst, wenn sie allen Kampfsgenossen gleichmäßig zugute kommen.

Der Verfasser erinnert mit Recht daran, daß der hartnäckigste und längste ungarische Revolutionskampf, der Tököly'sche, der Zeit nach fast mit der großen englischen Revolution zusammenfällt. Er fährt fort:

Und doch welch herrliche Ergebnisse lieferte dieses große Revolutionsdrama; wie nutzlos hingegen wurden in Ungarn Ströme Bluts vergossen und zwei Jahrzehnde hindurch Elend und Mühsal über das Land gehäuft! Warum? weil dort wirklich ein Kampf der Volksfreiheit gegen die angemaßten Kronprärogative geführt wurde, die Freiheit aber, wenn sie ernst und wahr, im Kampfe gegen die Tyrannei immer des Endsiegs gewiß ist! In Ungarn hingegen war es nur ein Kampf der Adelsvorrechte gegen die Kronvorrechte, der oligarchischen gegen die dynastische Selbstsucht; und Unrecht gegen Unrecht, Anmaßung gegen Anmaßung, d. h. da wie dort kein höheres Princip, keine moralische Macht, mußte der Sieg natürlich jener Partei zufallen, auf deren Seite die überwiegende materielle Gewalt war!

Dieses Urtheil ist vielleicht zu hart oder wenigstens zu schroff hingestellt; der Verfasser scheint zu vergessen, daß bei der eigenthümlichen Lage, in der sich Ungarn namentlich seit der mohácser Schlacht befand, vor allem die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes gesichert werden mußte, ehe man sie den Landessöhnen verschaffen, daß der Adel den untern Classen keine Freiheit geben und besonders sie ihnen nicht sichern konnte, solange er nicht seine eigene Freiheit und Selbständigkeit den unablässigen Ein- und Angriffen Oestreichs gegenüber sichergestellt, da alle Rechte und Vergünstigungen, die er dem Bürger- und Bauernstande eingeräumt hätte, werthlos, weil ungewiß blieben, solange nicht die östreichische Willkürherrschaft, die sie mit einem Federstriche wieder vernichten konnte, gebrochen war. Bei Berücksichtigung dieses Umstandes wird man das vom Verfasser so scharf betonte Vergehen des ungarischen Adels begreiflicher und verzeihlicher finden. Wahr bleibt es jedoch immerhin, daß, wenn die Goldene Bulle Andreas' II. so wie die ihr gleichzeitige Magna charta in England die Segnungen der verfassungsmäßigen Freiheit auf alle Landesbewohner in gleicher Weise ausgedehnt hätte, die Geschichte des von Natur überaus gesegneten Landes und seiner mit den glänzendsten Fähigkeiten und einem edeln Charakter begabten Bevölkerung eine ganz andere, ihre Entwickelung eine viel raschere und glücklichere geworden wäre. Ebenso kann man nach Durchlesung der geschichtlichen Darstellung Horn's nicht daran zweifeln, daß die unliberale Gesinnung und die unpatriotische Eifersucht eines großen Theils der adeligen Theilnehmer vornehmlich das theilweise Mislingen der Rákóczy'schen Erhebung verschuldete.

Wir nennen das Mislingen ein theilweises, weil der Kampf allerdings nicht ganz fruchtlos war, wenn der Gewinn auch hinter den gerechten Erwartungen der Nation zurückblieb und der Szathmárer Friede allerdings kein genügender Preis für die achtjährigen heroischen Anstrengungen der Nation war. Horn bemerkt über den Szathmárer Frieden, den kleinen Schlußact des großartigen Revolutionsdramas, sehr richtig:

Das große Werk Franz Rákóczy's war hiermit beendet; freilich nicht so glänzend, als das Jahr 1703 hoffen, aber auch nicht so traurig, als das Jahr 1710 fürchten ließ. Rákóczy hatte nicht vergeblich gekämpft. Denn wenn auch die szathmárer Friedenspunkte bedeutend von dem tyrnauer Ultimatum der Conföderation abweichen, so war doch schon die allgemeine und volle Amnestie, welche den Theilnehmern der neuern und ältern Aufstände gewährt wurde, eine unschätzbare Wohlthat für ein Land, in welchem seit 50 Jahren die Caraffa und Heister erbarmungslos gehaust hatten und die Einkerkerungen, Hinrichtungen und Confiscationen an der Tagesordnung gewesen. Sie kamen vom Szathmárer Frieden an bis zum Jahre 1849 nicht mehr vor, und Rákóczy hatte demnach Hunderten und Tausenden nicht nur seiner zeitgenössischen Generation, sondern auch mehrer folgenden Generationen die Sicherheit des Lebens und Eigenthums errungen. Noch bedeutender war der Gewinn: daß Oestreich in dem langen achtjährigen Kampfe die Kraft und die ausdauernde Tapferkeit der Nation, die Eifersucht, mit der sie ihre Rechte und Freiheiten zu überwachen und zu verfechten weiß, achten und — fürchten gelernt und infolge dieser Erkenntniß wenigstens die nächsten 70—80 Jahre hindurch den Szathmárer Frieden heilig hielt und keinen offenen Angriff mehr auf die ungarische Verfassung wagte. Die Ruhe, welche Ungarn bis zur Regierung Joseph's II. genoß, und durch die allein es sich von den Mühsalen der zweihundertjährigen Türken- und Revolutionskämpfe erholen und seine innere Entwickelung beginnen konnte, war also ebenfalls eine Frucht der Rákóczy'schen Schilderhebung.... Er hatte vom Anfang bis zum Ende der Revolution seine Pflicht mit größter Selbstverleugnung, mit dem reinsten Patriotismus und der edelsten Uneigennützigkeit erfüllt. Und hätte er bei all seinen Anhängern, namentlich beim Adel, gleicher Thatkraft, gleicher Gesinnungsreinheit und gleicher Ausdauer begegnet, so hätte er ohne Zweifel die Morgenröthe einer schönen, glänzenden und glückreichen Zukunft für die beiden Schwesterländer herbeigeführt.

Wir haben im Bisherigen den Inhalt und die Richtung des vorliegenden Werks in allgemeinen Umrissen zu zeichnen versucht und wollen betreffs der äußern Eintheilung und des Gangs der Darstellung nur noch bemerken, daß das erste Buch („Vor der Schilderhebung", S. 1—78) zuerst in einem „Rückblick" eine gedrängte pragmatische Darstellung der frühern ungarischen Erhebungen und ihrer Ursachen, dann die Geschichte der Rákóczy'schen Familie, das öffentliche Leben und Wirken Emerich Tököly's, Rákóczy's Stiefvater und unmittelbarer Vorgänger im Kampfe gegen Oestreich, ferner das Leben und Wirken der Helena Zriny, Mutter Rákóczy's und einer der erhabensten Frauencharaktere der ungarischen Geschichte, gibt und mit einer ausführlichen Darstellung der Jugendjahre Franz Rákóczy's schließt. Das zweite Buch („Die Schilderhebung", S. 89—150) schildert den Beginn der Erhebung, ihr allmäliges Erstarken und ihre Fortentwickelung bis zu dem Punkte, wo Oestreich sich endlich genöthigt sah, die Aufständischen als ebenbürtige feindliche Macht anzuerkennen, mit

ihnen förmliche Unterhandlungen anzuknüpfen und zu diesem Zwecke sogar die Vermittelung Englands und Hollands in Anspruch zu nehmen. Das dritte Buch („Kampf und Unterhandlung“, S. 151—225) zeichnet den Verlauf dieser erfolglos gebliebenen Unterhandlungen, sowie die weitern Kämpfe bis zur szécsényer Conföderation, wo die Revolution sich gewissermaßen in Permanenz erklärte. Das vierte Buch endlich („Unabhängigkeitserklärung und Friedensschluß“, S. 226—306) zeigt uns in der ónoder Unabhängigkeitserklärung die Revolution auf ihrem Gipfelpunkte angelangt und entwirft dann eine getreue Darstellung der Ursachen und Einflüsse, infolge deren sie von da ab nach und nach zu verfallen begann, um bald darauf im Szathmárer Frieden ein zwar nicht glänzendes, doch keineswegs unrühmliches Ende zu finden.

Der Verfasser hat überall aus den besten und Originalquellen geschöpft und bleibt der geschichtlichen Wahrheit stets getreu. Wiewol vom ungarischen Standpunkte ausschreibend, weiß er doch auch der Gegenpartei, wo sie es verdient, gerecht zu werden, sowie er andererseits bei aller wohlbegründeten Verehrung für seinen Helden, doch die wenigen Schwächen und Fehler desselben nicht verheimlicht noch beschönigt. Der Vortrag ist fließend und lebendig und macht das Buch für das größere Publicum zu einer ebenso interessanten Lectüre, als es für den Geschichtsfreund unterrichtend ist. Das wohlgelungene und schön ausgeführte Porträt Franz Rákóczy's bildet eine interessante Zugabe des geschriebenen Charakterbildes.

Nicolaus Jósika.

Bücherschau.

Politisches; Geschichtliches; Culturgeschichtliches.

1. Vermischte Schriften von Friedrich von Raumer. Erster und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1852—53. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Der berühmte Geschichtschreiber der Hohenstaufen hat in diesen beiden stattlichen Bänden seine kleinern Schriften zu sammeln begonnen. Es finden sich darunter zwar auch einige novellistische Arbeiten: „Eine venetianische Familie“ und „Wilhelmine“, sogar ein dramatischer Versuch: „Der Aufstand in Spanien“, die größere Zahl der Aufsätze schließt sich aber an politische Zeitfragen an, oder behandelt staatswissenschaftliche Themata, oder bedeutungsvolle Episoden aus der Menschen- und Völkergeschichte, oder ist kritischen Inhalts. Letzterer Art sind im zweiten Bande die Aufsätze: „Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern“ und „Diderot und seine Werke“, auf welchen letztern wir in einem Augenblicke, wo Jules Janin eine Gesammtausgabe der Diderot'schen Werke zu veranstalten beabsichtigt und der Deutsche Karl Rosenkranz mit dem Plane zu einer ausführlichen Arbeit über den Verfasser von „Rameau's Neffen“ umgeht*), noch besonders aufmerksam machen. In diesem zweiten Bande befindet sich auch jener bekannte Aufsatz: „Polens Untergang“, der rasch hintereinander zwei Auflagen erlebte und dem Verfasser die Nichtbestätigung der Wahl zum Universitätsrector und auch sonst mancherlei Mishelligkeiten mit der preußischen Regierung zuzog, ja ihn beinahe in eine fiscalische Untersuchung verwickelt hätte. Erst später erkannte man, daß die Stelle, die man anfangs als gegen Friedrich Wilhelm III. gerichtet hielt, einer im Preußischen schon öfter gedruckten Bekanntmachung der Polen über Friedrich Wilhelm II. entnommen war. Kamptz entschuldigte sich nach gewonnener richtiger Erkenntniß gegen den Verfasser, dem dann später auch in Paris und London alle Gesandtschaftsberichte anvertraut wurden, welche er nun in diesem Bande zur Verbesserung des neuesten Abdrucks jener Schrift benutzt hat. Die sich an diesen Aufsatz anschließende Darstellung der „Verhältnisse Preußens zu Polen in den Jahren 1830—32“ konnte damals aus mehren Gründen nicht gedruckt werden, es ist aber jetzt von der Regierung die unbeschränkte Erlaubniß hierzu freisinnig ertheilt worden. Der Verfasser hat aus den ihm vollständig vorgelegten Acten, Berichten u. s. w. die ungeschminkte und unverkürzte Wahrheit gewissenhaft darzulegen gesucht und zu diesem Zwecke so viel als möglich die eigenen Worte der Urkunden und Berichte beibehalten. Auf welchem durchaus freisinnigen politischen Standpunkte der Verfasser steht, wird man übrigens aus der energisch geschriebenen Vorrede zu dem ersten Bande, der unter Anderm auch die bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten vom Verfasser gehaltenen Reden einschließt, unschwer erkennen.

*) Vgl. in Nr. 10 d. Bl. die Mittheilung „Eine Gesammtausgabe der Werke Diderot's“. D. Red.

2. Geschichte der Magyaren von Johann Grafen von Mailath. Vierter und fünfter Band. — A. u. d. Titel: Neuere Geschichte der Magyaren von Maria Theresia bis zum Ende der Revolution. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Der vierte Band vorliegender zweiter Auflage der „Geschichte der Magyaren“ beginnt, wo der fünfte und letzte Band der ersten Auflage endet, nämlich bei dem Regierungsantritt Maria Theresia's. Der Inhalt dieses Bandes reicht von 1741 bis Anfang 1848. Der fünfte und Letzte Band der zweiten Auflage umfaßt die Jahre 1848 und 1849 bis zur Capitulation von Komorn. Ein sehr ausführliches und dankenswerthes Register ist dem zweiten Bande beigegeben; auch sind die vom Verfasser benutzten Quellen, 56 an der Zahl, kritisch besprochen. Der Verfasser bedauert, daß gewisse Quellen zur Geschichte der magyarischen Revolution theils verschwunden, theils noch nicht erschienen sind. Zu den erstern gehören die magyarischen und deutschen Zeitungen, die vom März 1848 bis August 1849 in Ungarn erschienen sind und die auf Befehl Haynau's eingesammelt und vertilgt wurden. Dem Verfasser gelang es trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht, auch nur eine der damaligen magyarischen Zeitungen zu bekommen; so vollständig ist die Vertilgung gelungen. „Ein für die Geschichte unersetzlicher Verlust“, bemerkt der Verfasser, „denn mehre Verordnungen der magyarischen Regierung sind jetzt unbekannt, und der Geist der Journalistik sowol als die Stimmung des Volks, die Verhandlungen des Reichstags zu Pesth, sowie die Maßregeln der magyarischen Regierung lassen sich nicht mehr so vollständig geben, wie es mit Beihülfe der Zeitungen jener Zeit möglich gewesen wäre.“ Seinen Standpunkt bezeichnet der Geschichtschreiber der Magyaren selbst mit folgenden Worten: „Mein ganzes Leben königlich und conservativ gesinnt, habe ich die magyarische Revolution von Anfang an misbilligt; aber ich hoffe, daß man finden wird, daß ich unparteiisch und mit Mäßigung schreibe. Absichtliche Beleidigung ist mir fern, ebenso ist mir jede Beschönigung fremd. Was ich schreibe, ist meine historische Ueberzeugung; ich spreche sie ohne Rückhalt aus.“

3. Die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien von J. F. Neigebaur. Herausgegeben von Johannes Minckwitz. Mit 12 Kupfern und 1 Karte. Leipzig, Dyk. 1853. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Blätter, welche sich zu diesem Buche aneinandergefügt haben, entstanden während eines Aufenthalts, den der

Verfasser auf der Insel Sardinien nahm, im Jahre 1851. Je seltener Sardinien von Fremden besucht wird, und je weniger es bisher von Deutschen durchforscht worden, um so dankbarer darf man für diese Gabe sein. Die Absicht des Verfassers war mehr, die reiche Literatur der Italiener und der Sarden selbst über dies noch so unbekannte Land zu benutzen, als seine eigene Ansicht mitzutheilen. Der Herausgeber hat seiner Verpflichtung genügt, die ihm von dem Verfasser zur Veröffentlichung eingehändigten Blätter einer genauen Durchsicht zu unterwerfen, unnütze Wiederholungen wegzustreichen, einzelne Ausdrücke zu verbessern und für einen möglichst correcten Druck Sorge zu tragen. Auch für die beigegebenen 12 Kupfer, meist Ansichten sardinischer Städte, darf man, obschon sie nicht besonders ausgeführt sind, dankbar sein, ebenso für die Karte Sardiniens. Das Werk ist der Frau Gräfin Isabella Sclopis di Salerano, geb. Gräfin Awogardo di Colobiano, Gemahlin des ersten constitutionellen Justizministers des ersten constitutionellen Königs von Sardinien, vom Verfasser zugeeignet. Von einer höhern geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Auffassung ist übrigens in diesem Buche nicht viel anzutreffen.

4. Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg 1630—32. Nach handschriftlichen Quellen des k. sächs. Haupt-Staats-Archivs dargestellt von Karl Gustav Helbig. Leipzig, Arnold. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser hat zu seiner dankenswerthen Arbeit mehr als hundert bisher noch unbekannte Actenstücke und Urkunden benutzt und einige derselben in den Beilagen ausführlicher erläutert, unter denen namentlich Beilage 5, aus dem Archive der sächsischen Kriegskanzlei gezogen, über das sächsische Kriegswesen und die Artillerie jener Zeit Aufschlüsse gibt, die namentlich den Militärschriftstellern von großem Interesse sein werden. Der Verfasser glaubt einen Beitrag zur gerechtern Würdigung Gustav Adolf's gegeben zu haben gegenüber der einseitigen Reaction des geschichtlichen Urtheils, welche den schwedischen Helden, gegen dessen Gebahren im Reiche die befangene Begeisterung früherer Zeit keinerlei nationales und sittliches Bedenken aufkommen ließ, jetzt von gewisser Seite her zum gemeinen Eroberer und selbstsüchtigen Eindringling stempeln will. Besonders erhalten die hier überall nach den noch unbenutzten archivalischen Actenstücken dargestellten sächsischen und brandenburgischen Verhältnisse ein ganz neues Licht, auch erscheinen die Persönlichkeiten Johann Georg's und Arnim's ganz anders, als sie von Gfrörer und seinen Richtungsverwandten dargestellt worden sind. Der Verfasser schließt mit den Worten: „Seine (Gustav Adolf's) Landung in Pommern 1630 hat den Protestantismus in Deutschland gerettet, sein Tod bei Lützen 1632 den französischen Ränken und Gewaltthaten für alle folgende Zeit die Bahn eröffnet, und diese — darin müssen Ghibellinen und Guelfen übereinstimmen — haben unserm Vaterlande mehr Schmach und Elend bereitet, als jemals schwedischer Uebermuth vermocht hätte."

5. Becker's Weltgeschichte. Funfzehnter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der letzten 40 Jahre von Eduard Arnd. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Verlagshandlung der so populär gewordenen, in sieben Auflagen verbreiteten Becker'schen „Weltgeschichte" empfand es als einen Mangel, daß die Darstellung nicht bis auf die neueste Zeit herabreichte, da die spätern Fortsetzer das Werk nur bis zum Jahre 1815 weitergeführt hatten. Sie beschloß die Fortführung des Werks bis zum Epochenjahr 1848 und gewann dafür einen tüchtigen Geschichtschreiber, den durch seine „Geschichte der französischen Revolution", sowie durch sein Werk: „Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks" (3 Bde., Leipzig 1844—46) rühmlich bekannten Eduard Arnd. Diese Arbeit wird sich allen frühern Ausgaben anschließen. Wir glauben der Versicherung der Verlagshandlung beistimmen zu können, welche im Prospect in den Worten enthalten ist: „Wie sachkundig und gelungen diese Fortsetzung der Becker'schen Weltgeschichte bis auf unsere Tage ist, davon wird dem Publicum schon das erste Heft des Ergänzungsbandes einen ausreichenden Beweis geben." Indeß leidet auch Arnd an der Sucht, Napoleon von allen militärischen Fehlern möglichst freizusprechen und seine Niederlagen einzig und allein seinen Unterfeldherren zur Last zu legen. Die französischen Schriftsteller pflegen allerdings die unglückseligen Marschälle als Napoleon's „Prügeljungen" zu misbrauchen. Als ob dabei für den Patriotismus oder den Ruhm der Menschheit etwas herauskäme, wenn man, um den Einen (nicht einmal einen Nationalfranzosen) für unfehlbar zu erklären, ein Dutzend Andere an den Pranger stellt!

6. Untersuchungen über römische Geschichte von E. Hagen. Erster Theil. — A. u. d. T.: Catilina, eine historische Untersuchung. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser bezweckt in seinen Untersuchungen, solche schwierige Punkte von neuem zu erörtern, die theils durch Widersprüche, welche ebenso wol im Irrthum und Misverständniß als in persönlichem Interesse und daraus hervorgehender Absicht begründet sind, theils durch ungenaue und verwirrte Angaben unklar geworden, mannichfache Deutung und pragmatische Verbindung erlauben. In Betreff der Kritik, welcher er das Ueberlieferte unterwirft, geht der Verfasser einen Weg, den er selbst im Gegensatze zu dem gewöhnlichen den philologischen nennt. So wenig nämlich der Philolog eine in Handschriften begründete Lesart ohne die äußerste Nothwendigkeit verwerfen dürfe, ebenso wenig dürfe der Historiker bei einem Autor, der oft geirrt, überall Irrthum voraussetzen, müsse vielmehr die Vertheidigung des Ueberlieferten, soweit es irgend mit wahrhafter Ueberzeugung verträglich, versuchen. Nach diesen Grundsätzen nun prüft der Verfasser im ersten Bande seiner „Untersuchungen" die Quellen, die uns für die Kenntniß der Catilinarischen Verschwörung zugebote stehen, und sucht dann eine Verbindung des Ueberlieferten zu einem in sich durch Ursache und Wirkung zusammenhängenden Ganzen herzustellen. Es ist keine leichte, bequeme Lectüre, und der Verfasser sagt selbst: „Wer die Mühe und Trockenheit der Untersuchung scheut, dem zeige der Titel des Buchs, daß er fern davon bleiben möge."

7. Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Ernst von Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. Lex.-8. 26 Ngr.

Der Verfasser betrachtet und verfolgt in dieser Schrift von seinem Standpunkt die Pflanzung und das Wachsthum der christlichen Kirche inmitten der sinkenden Staaten des Alterthums und sucht nachzuweisen, daß die Religion Christi naturnothwendig siegen mußte auch ohne die politische Hülfe der christlichen Kaiser; man kann vielleicht noch weiter gehen und sagen, daß sie in ihrer reinern Form gesiegt haben würde, wenn nicht die Politik sie als bloßen Hebel für ihre Zwecke misbraucht, verunstaltet und mit dem Heidenthume entlehntem äußern Flitter verunziert hätte. Die Schrift schließt mit den Gewaltmaßregeln Justinian's gegen die noch immer nicht wenig zahlreichen Anhänger des Hellenismus, mit der Einziehung des Stiftungsvermögens der Platonischen Akademie, die so viele Jahrhunderte bestanden hatte, und der Vertreibung der sieben letzten athenischen Philosophen, die hierauf nach Persien gegangen sein sollen. Der Verfasser ist der Ansicht, daß die Menschen des 19. Jahrhunderts am Vorabende einer ähnlichen Katastrophe des europäischen Lebens stehen, wie jene des 4. Jahrhunderts war, und daß wir in diesem Gefühle uns trotz der Erkenntniß seiner innern Nothwendigkeit schwerlich einer mitfühlenden Theilnahme an dem Untergange des Hellenismus würden erwehren können.

8. Geschichte des Heidenthums in Beziehung auf Religion, Wissen, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben von Adolf Wuttke. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Das Geistesleben der Chinesen, Japaner und Indier. Breslau, Max und Comp. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Da der erste Band dieses mit außerordentlichem Fleiße und philosophischer Durchdringung gearbeiteten und lichtvoll behandelten und stilisirten Werks von der Kritik aufs beifälligste aufgenommen und gewürdigt worden ist, und die Vorzüge, die ihm diesen Beifall erworben haben, sich auch in diesem zweiten wiederfinden, so wollen wir uns an dieser Stelle, die Vollendung des ganzen Werks abwartend, nur auf eine einfache Anzeige des Inhalts beschränken. Der zweite Band hat die Völker der zweiten Stufe: die Chinesen und Japaner, und das Volk der dritten Stufe: die Indier, zum Gegenstande; der Verfasser ist also mit diesem zweiten Bande von der Stufe der wilden und halbwilden Völker, welche nicht in der Geschichte, sondern neben ihr stehen, fortgeschritten zu den Völkern der Bildung und Geschichte, bei denen jedoch, wie der Verfasser sich ausdrückt, „das wahre Sein, das Göttliche nicht freier persönlicher Geist, sondern Natur ist und dem persönlichen Geiste als eine rein objective höhere Macht gegenübersteht". Die Völker, die in diesem Bande abgehandelt sind, werden betrachtet vom Standpunkte des religiösen Lebens, des wissenschaftlichen Lebens, der Arbeit, der Kunst, des sittlichen Lebens, des Staats, der Geschichte. Der Verfasser macht übrigens nicht den Anspruch, das Gebiet, auf dem sich dieser Theil bewege, vollkommen gelichtet zu haben, sondern gesteht zu, daß man, namentlich in Betreff der Indier, erst am Anfange der Erkenntniß stehe. Am Schlusse der in Breslau geschriebenen Vorrede bemerkt er: „Die Herausgabe des vorliegenden Bandes wurde mir nur durch die huldvolle Unterstützung Sr. Excellenz des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ermöglicht, da die gegenwärtige Lage des deutschen Buchhandels für Werke dieser Art eben nicht sehr aufmunternd ist."

9. Die Frage der deutschen Zukunft. Zweifel und Lösungsversuche dem deutschen Volke vorgelegt von Gustav Diezel. Stuttgart, Göpel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine Schriften „Deutschland und die abendländische Civilisation", „Frankreich, seine Elemente und seine Entwickelung" u. s. w. bekannt gemacht. Die gegenwärtige Schrift enthält die Betrachtungen: „Kampf und Sieg", „Volk und Staat", „Staat und Freiheit", „Der Staat und die Religion", „Der Entwickelungsgang der deutschen Nation", „Die mögliche Form deutscher Einheit", „Der Weg zur Einheit", „Pro et contra", „Die Arbeit für die Zukunft." Der Verfasser ist Demokrat, aber insofern ein vernünftiger, als er der Meinung ist, Conspiriren und Complotiren seien sowol durch den Charakter der Deutschen als durch den politischen Zustand Deutschlands ausgeschlossen, und nur Deutschlands Feinde seien es, die aus den deutschen Nachahmungen französischer Geheimbündelei und Verschwörung Vortheil zögen. Diese Ansicht aus der Feder eines Demokraten erweckt für den Verfasser ein nicht ungünstiges Vorurtheil. Auch sonst enthält die Schrift vieles sehr Vernünftige, aber mehr nur da, wo der Verfasser sagt, woran wir kranken, als wo er die Mittel angibt, durch welche seiner Ansicht nach uns geholfen werden könne. Mit der Erkenntniß einer Krankheit ist zwar schon viel gewonnen, aber nicht jede Körperconstitution verträgt die Mittel, die zu ihrer Hebung nothwendig sind. Es ist immer schon ein schlimmes Zeichen, wenn an einem Kranken zu viel „herumgedoctert" werden muß. Nach Diezel's Ansicht ist nur eine Partei aus dem Schiffbruch der letzten Jahre übriggeblieben, welche die „Arbeit für die Zukunft" in die Hand nehmen könne, die demokratische. Aber er selbst gesteht, daß sie unendlich viel abstreifen müsse, was sie im Jahre 1848 mit sich schleppte, daß sie, um ihre Aufgabe zu lösen, eine ganz andere werden müsse. Und in der That, solange der größte Theil unserer Demokraten auf Grundsätzen beharrt, von denen sich ein Washington, ein Franklin, ein Jefferson, ein Adams mit Abscheu wegwenden würden, so lange ist ihr keine Zukunft zu versprechen, so lange wird sie immer nur zu verwirren, nicht zu lösen die Macht haben. Der Kampf, sagt Diezel, müsse sich vorzugsweise gegen die Bureaukratie und das Philisterthum richten. Schade nur, daß das Philisterthum, wie Diezel es versteht, unser unsterbliches Theil zu sein scheint und daß auch die Bureaukratie ein recht deutsches Gewächs ist. Wie nun Erscheinungen ausrotten, die auch den deutschen Demokraten tiefer im Blute liegen als sie denken? Ohnehin sind bei der jetzigen Lage der Dinge alle papierenen Rathschläge zu nicht viel mehr werth, als vorkommenden Falls zu Patronen verwandt zu werden.

10. Joseph von Görres gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Politische Schriften. Erster Band. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

11. Vermischte Schriften von Karl Ernst Jarcke. Vierter Band. — A. u. d. T.: Principienfragen. Politische Briefe an einen deutschen Edelmann nebst gesammelten Schriften. Mit einem Portrait des Verfassers und einer Vorrede von einem Freunde. Paderborn, Schöningh. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir stellen diese beiden Sammelwerke zusammen, weil sie von Verfassern herrühren, welche einer und derselben Fahne folgten, so verschieden auch ihr Temperament und ihre Befähigungen waren. Doch ist zu einer Charakteristik beider Publicisten hier nicht der Ort. Aus der Vorrede zu den Görres'schen Schriften erfährt man, daß Guido Görres mit der Herausgabe dieser Schriften beschäftigt war und bereits auch die Biographie seines Vaters begonnen hatte, als der Tod ihn aus dieser Welt abrief. Guido's Schwester, Marie Görres, hat nun die Herausgabe übernommen und die Sammlung mit einem Vorwort eingeleitet. Fürs erste bleibt von der Aufnahme ausgeschlossen, was noch nicht seit langer Zeit erschienen und im Buchhandel noch zu haben ist, wie z. B. die „Christliche Mystik". Andere Schriften, z. B. die „Asiatische Mythengeschichte", sollen nur im Auszuge oder in einer Auswahl mitgetheilt werden, nach dem Maße, wie sie für des Verfassers Entwickelungsgeschichte oder durch ihren innern Gehalt noch heute von Werth sind. Dagegen sollen die wol nur in wenigen Händen sich vereinigt findenden Hauptschriften vollständig mitgetheilt und durch Ungedrucktes vermehrt werden. Zu dem letztern gehört namentlich der Görres'sche Briefwechsel. Das Werk ist mit der Abtheilung begonnen, welche die politischen Schriften enthält. In einem besondern Bande werden diejenigen Briefe folgen, welche die mit jenen Schriften eng verbundenen Lebensschicksale ihres Verfassers zum Gegenstande haben und nun die von Guido Görres nicht vollendete Biographie ersetzen müssen. Wenn man auch den confessionellen Standpunkt des Verstorbenen nicht theilt, so wird man doch die Betrachtungen dieses eigenthümlichen Denkers und jedenfalls glänzenden und beredten Stilisten niemals ohne Interesse und selten ohne Belehrung lesen, im vorliegenden Bande unter Andern die Aufsätze: „Resultate meiner Sendung nach Paris. Im Brumaire des achten Jahres 1800"; „Ueber den Fall Deutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt", „Ueber den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt", beide aus dem Jahre 1810; „Preußen und sein Heer"; „Die Verhältnisse der Rheinlande zu Frankreich"; „Politische Literatur der Franzosen"; „Spanien und Ferdinand VII."; „Blick in die Zukunft" u. s. w. Die kleinern Aufsätze sind dem „Rheinischen Mercur" entnommen.

Nr. 11 enthält außer einer großen Anzahl kleinerer Aufsätze Jarcke's, die wol meistens den „Historisch-politischen Blättern" entlehnt sein mögen, die größern Betrachtungen: „Freiheit und Souveränetät in Oesterreich"; „Staat und Kirche in

Oestreich vor, während und nach der Revolution von 1848"; „Graf Heinrich von Bombelles" u. s. w., ferner politische Briefe an einen deutschen Edelmann (an Zahl sieben), eine Vorrede von einem Freunde und einen Nekrolog Jarcke's, der in den „Historisch-politischen Blättern" gestanden hat. Nur im Vorbeigehen möchte ich bemerken, daß Jarcke gelegentlich Grillparzer den „größten dramatischen Dichter der Deutschen" nennt. Größer als Goethe, Schiller, Zacharias Werner, Heinrich von Kleist? Jarcke hatte sich aber zuletzt so in das Specialinteresse Oestreichs vertieft, daß er sogar den größten dramatischen Dichter der Deutschen in Oestreich finden mußte, und das konnte freilich kein Anderer sein als Grillparzer. Das Porträt Jarcke's ist dem Buche vorangestellt.

12. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik von W. H. Riehl. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Die bürgerliche Gesellschaft. Zweite, neu überarbeitete Auflage. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Es wäre eine große und dankbare Aufgabe, wenn es ein denkender, der Geschichte vollkommen kundiger, sich und die Zustände beherrschender Geist übernehmen wollte, einmal eine Sittengeschichte der Deutschen in ihren nothwendigen und folgerichtigen Fortentwickelungen, in ihren Zusammenhängen mit der Politik, dem religiösen Leben, den Einwirkungen des Auslandes, den Fortschritten der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen, des Gewerbfleißes, des Handels u. s. w. zu schreiben. Welch ein Abstand zwischen den Deutschen zu Armin's Zeit und denen zur Zeit der Hohenstaufen, der Reformationszeit, des 18. Jahrhunderts und gar unserer Zeit! Ist es wirklich noch dasselbe Volk? Und wie ist es stufenweise dahin gekommen? Riehl's fein geschriebenes, geistreiches, aus concreter Beobachtung hervorgegangenes Buch, das nun in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist, enthält für ein solches Werk vortreffliche Andeutungen und Fingerzeige, namentlich für gewisse Perioden, Stände und Localitäten. Auch andere Riehl'sche Schriften, z. B. sein neuestes Werk „Land und Leute", über das wir uns eine ausführlichere Besprechung vorbehalten, enthält hierzu höchst schätzbares Material. Nur einige Bedenken möchte ich mir erlauben. Der Verfasser dringt darauf, daß der Staat der Gesellschaft nicht länger wehre, sich wieder zu größerer corporativer Selbständigkeit im Einzelnen auszuprägen. Die Frage ist nur die, ob die Elemente hierzu in uns selbst liegen? Der religiöse Kitt ist nicht da. In unserer Zeit des Eigensinns und Eigennutzes, der Eigenliebe und des Individualismus können sich Corporationen leider nur darauf gründen, daß Jeder bei dem Eintritt in eine Corporation hofft, einen äußern Vortheil für sich zu haben; hat er den nicht mehr, so verbindet er sich mit Denen, die auch keinen davon zu haben meinen, und die ganze Genossenschaft, wie nach vorliegenden Beispielen dies namentlich in Deutschland zu fürchten ist, geht so schnell wieder auseinander, wie sie sich corporirt hat. Der Verfasser kommt unter Anderm auch auf das literarische und künstlerische Proletariat zu sprechen und meint da: daß jede neue Industrieschule, jedes neue Realgymnasium, der moralische und materielle Erfolg jeder Gewerbeausstellung, das Gedeihen jedes Gewerbvereins jedesmal ein neues Bollwerk wider das Ueberfluten des Literatenthums sei. Das ist in einem gewissen Sinne ganz richtig, nur scheint zu fürchten, daß, wie einmal die Gemüther und Zustände in Deutschland beschaffen sind, aus diesem gesteigerten gewerblichen Leben früher oder später wieder ein gewerbliches Literatenthum und ein vielleicht nur noch roheres gewerblich-literarisches Proletariat hervorgehen werden. In der Vorrede, wie wir schließlich bemerken, stellt uns der Verfasser ein Buch über die Familien als Gegenstück zu den vorliegenden naturgeschichtlichen Untersuchungen über die bürgerliche Gesellschaft in Aussicht. **H. M.**

Ueber Protestantismus und Katholicismus in der Kunst von Richard Fischer. Berlin, Schröder. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Von einem Protestantismus und Katholicismus in der Kunst kann streng genommen erst seit der Reformation die Rede sein, und es ist da allerdings von Interesse, den Unterschied des spanischen und englischen Dramas, der spanischen und niederländischen Malerei, die französische und deutsche Literatur, endlich den Aufschwung der bildenden Künste in unserm Jahrhundert unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Im Mittelalter haben wir weder eine specifisch katholische noch eine protestantische Kunst, sondern nur eine allgemeine christliche, die anfangs unter altrömischem und byzantinischem Einflusse, dann gemäß den germanischen und italienischen Volkscharakteren und in deren Wechselwirkung sich entfaltet; und hier ließe sich wol die Bemerkung machen, daß der Geist der Kirchlichkeit, der Autorität, der Scholastik mehr im romanischen, der Geist der Individualität, der Mystik, der christlichen Freiheit im gothischen Baustil sich ausgeprägt, und man könnte im einen das vorzugsweise katholische, im andern das protestantische Element innerhalb der gemeinsamen Religion erblicken. Oder es ließe sich auf einen Wolfram von Eschenbach, einen Walther von der Vogelweide hinweisen, wie sie die Innerlichkeit der Buße und Erlösung gegenüber der äußern Rechtfertigung und dem Ablaß vertreten; es ließe sich daran erinnern, wie die großen Maler Italiens zur Reformationszeit, Michel Angelo und Rafael so gut wie Fra Bartolomeo, Freunde und Verehrer des gottbegeisterten Savonarola waren, den der Papst verbrennen ließ.

In der Erwartung derartiger Betrachtungen nahm ich das vorliegende Schriftchen in die Hand, legte es aber zur Seite, als ich statt geschichtlich begründeter Erörterungen hohle, philosophisch klingende, aber in Wahrheit unphilosophische Redensarten fand und bald gewahrte, wie der Verfasser die Begriffe des Katholischen und Protestantischen nicht aus der Wirklichkeit genommen, sondern in seinem Kopf sich ganz willkürlich gebildet hat. Die Persönlichkeit Richard Fischer's schien mir vor der Hand noch nicht bedeutend genug, um ihr blos subjectives Gerede beachten zu müssen. Wenn ich das Büchlein denn doch wieder aufnehme und es hier zur Sprache bringe, so geschieht es, um zu zeigen, bis zu welcher Verkehrtheit man kommt, wenn man die Wirklichkeit an das Kreuz einer nach Feuerbach'schen Rissen gezimmerten Theorie schlägt, und es gelingt vielleicht, den Verfasser, der mit lebhaftem Eifer seine Ueberzeugung verficht und Talent hat, durch eine Warnungsstimme auf eine richtigere Bahn zu lenken.

Den Protestantismus identificirt der Verfasser mit dem schaffenden, ewig und allseitig lebendigen Princip der Vernunft, des Gedankens, der Gottheit, welches das wahrhaft Positive, Einige und Nothwendige ist; der Katholicismus soll dagegen ohne Princip und innere Sanction die Negation und Destruction selbst sein. Protestantismus ist Humanismus, seine Aufgabe der Sieg des eigenen schöpferischen Vernunftbewußtseins. Daß Luther die Vernunft mitunter angepfuit, sie des Teufels Hure genannt, weiß Fischer nicht, oder wenn er es weiß, kümmert es ihn weiter nicht, denn nach ihm hat man das Wesen des Protestantismus nie begriffen oder völlig verkehrt, wenn man ihn nur innerhalb des Christenthums sieht, oder wol gar nur von den Reformatoren im 16. Jahrhundert ableitet. Er war vielmehr in allen Religionen dadurch documentirt, daß das „Vernunft-Ich" des Menschen gegen Autorität und Hierarchie in Staat und Kirche gekämpft hat; „Moses, Sokrates, Jesus sind so gut Protestanten wie Huß, Kepler, Spinoza und Lessing!" Das „lutherisch-evangelische Kirchenthum" ist nur „ein abgeschwächter Katholicismus", „das Ideell-Christliche war längst vor Jesu, dem Nazarener, da". „Die Geschichte beweist unwiderleglich, daß der Protestantismus die Vernunft ist und die Vernunft will, sich also in Allem und Jedem, im Handel und Wandel wie in Kunst und Wissenschaft als normale Freiheit

und Bewegung, Erziehung und Bildung, Sitte und Gesetzlichkeit erweist, und somit Ruhe und Ordnung, Wohlfahrt und Sicherheit, Wahrheit und Tugend; Friede und Glückseligkeit dauernd gründet und seinen Triumph kraft innerer Gründe in dem Siege der Religion des Humanismus und in der Schönheit des Daseins der Einzelnen wie der Völker feiert, während der Katholicismus stets und überall als starrer Dogmatismus, als zerstörende Stabilitätsdoctrin, als blind fanatischer Glaubenseifer, als tyrannische Hierarchie auftritt und seinen Triumph kraft äußerer Gewalt in dem Siege der Irreligion des Inhumanismus und in der Verhäßlichung des Daseins und in der Verkommniß der Einzelnen wie der Nationen findet." Der Verfasser behauptet weiter, daß eine überweltliche Vernunft ein Unding, die Urlüge sei, und vergißt oder weiß nicht, daß dann noch kein einziges Volk ohne den Cultus dieses Undings bestanden, daß dann sein Protestantismus nur in den Köpfen einiger Atheisten spukt, daß die Künstler, welche er Protestanten nennt, ein Phidias, Rafael, Michel Angelo, ein Shakspeare, Goethe, Lessing, daß ein Moses, Sokrates und Christus, auf die er sich als Protestanten beruft, alle einmüthig jene „Urlüge" bekannt und zur Grundlage ihres Wirkens gemacht haben. Er vergißt, daß sein Humanismus, der die Seele des Menschen, die Freiheit des Willens in ihrer Wesenheit leugnet und zu bloßen Functionen der Materie macht, sobald er consequent sein will, erst ein Product des 18. Jahrhunderts ist, das jetzt wieder aufgewärmt worden, daß dieser Humanismus das eigentlich Humane, den Geist, aufhebt und den Menschen zum Thier erniedrigt. Der Verfasser sagt weiter: „Jeder Kritiker, was er auch kritisiren möge, ob ein Buch oder ein Bild, ein Wort oder eine That, wird zu einem Protestanten, d. h. zu einem Repräsentanten der Vernunft und Wissenschaft, der nichts weiter will als Wahrheit und Weisheit." Jeder Kritiker! Also der Ankläger des Sokrates, der dessen Lehre als jugendverderblich kritisirte, der Ultramontane, der die Philosophie der Gegenwart verlästert, der die weltliche Kunst als unstatthaft verwirft, sie sind Protestanten! — Aus der Kritik sollen nach Fischer die glänzendsten Werke der Kunst hervorgegangen sein, die als Erzeugnisse der Idee zur Idealität sich emporschwingen und die Gesetze innerster Nothwendigkeit und vollendeter Schönheit verkündigen. Welches sind denn diese Werke? Die des kritischen Ben Jonson im Unterschied von Shakspeare, die der kritischen Eklektiker von Bologna im Unterschied von Perugino und Rafael? Lessing wollte nicht, daß ein Lahmer der Krücken spotte, er meinte mit seiner kritischen Einsicht einem Corneille es gleich thun zu können, aber angesichts eines Homer oder Sophokles erklärte er, daß Druck- und Pumpwerke die Quelle des Genies nicht ersetzen, die in so vollen, so reinen Strahlen mühelos emporschießt. Fischer indeß setzt einen letzten Trumpf auf seine Behauptungen: „Wie der Mensch dem Menschen, die Vernunft der Vernunft das höchste Wesen ist, so ist und bleibt auch das wahrhaft Menschliche die höchste Aufgabe der Kunst, die der Katholicismus in und mit seiner Inhumanität und Gegenvernunft nie gelöst hat und nie lösen kann." Derartige vage, schiefe, willkürliche Versicherungen nennt der Verfasser eine gründliche Erörterung des Protestantismus und Katholicismus.

Er wendet sich zur Kunstgeschichte. Zu unserm Erstaunen erfahren wir, daß sich schon zu Solon's Zeit, also fünf Menschenalter vor Phidias, die griechische Plastik zu classischer Reinheit und Würde in menschlicher Göttergestalt erhoben habe. Einige Seiten später wärmt der Verfasser die Ansicht der Zopfzeit über den gothischen Stil wieder auf, den er absonderlich, roh und fratzenhaft-phantastisch nennt; die Germanen seien damals noch viel zu barbarisch gewesen, um Sinn und Auffassung für classische Schönheit zu haben. Und doch soll der freie Wille, die politische Macht des Bürgerthums, das heißt der Protestantismus, die großen Werke des gothischen Stils geschaffen, nach den vorhergehenden Aeußerungen des Verfassers also selbst rohe, fratzenhafte Producte hervorgebracht haben. „Fiesole Fra Angelico" soll zu Siena im Unterschied von der protestantischen Richtung in Florenz die Malerei der Mystik in Siena vertreten haben; daß Fiesole aber in Florenz zu San-Marco seine Hauptwerke gemalt und da Klosterbruder war, scheint Fischer nicht zu wissen. Er verwirft alles Mythische und Symbolische in der Kunst, er preist die Künstler des Mediceischen Zeitalters, daß sie sich von der Tradition befreit, er eifert gegen alle Gegenstände der Kunst, die nicht der gewöhnlichen Realität entstammen. Aber wo bleiben da die größten Werke Michel Angelo's und Rafael's: die Sixtinische Kapelle, die Disputa, die Transfiguration! In der spanischen Kunst sieht Fischer nur die entartetste Tendenzmalerei, Aberglaube und Unnatur: ein einziger Betteljunge Murillo's genügt, um solches Gerede in seiner Nichtigkeit hinzustellen. Auf einer und derselben Seite lobt Fischer die edelste Einfachheit und Durchbildung, die innere Macht und Würde, die Lieblichkeit und Grazie, welche die Gestalten Poussin's beseele, und spricht ihnen dann das geistige Lebensfeuer und den erwärmenden Gefühlsodem ab! Bei Gallait, dessen lebenswahre Auffassung und Technik sehr anzuerkennen ist, sieht er tiefe geniale Dichtung. Ueber die Wiedergeburt unserer Malerei durch Cornelius und Overbeck citirt Fischer die wegwerfenden misverstehenden Urtheile einiger italienischer Zeitgenossen. Er verdammt die Darstellung von Wundern und Mythen als Lügen- und Pfaffenmalerei und preist Kaulbach, dessen Zerstörung Jerusalems, dessen Homer mit den griechischen Göttern, dessen Thurmbau zu Babel doch wahrlich an die Mythe anknüpfen und Ideen symbolisiren, als den echt protestantischen Maler.

Möge Fischer lernen, die Geschichte unbefangen aufzufassen und nicht nach Schulvorurtheilen sich zu modeln, möge er historische Begriffe, wie Katholicismus und Protestantismus, nicht willkürlich umändern, sondern sie in ihrem wahren Wesen auffassen, möge er Kunstgeschichte studiren und seine Gedanken consequent verfolgen lernen, möge er überhaupt etwas lernen, wenn er wieder über solche Dinge mitsprechen will. Die Anmaßung der Willkür, mit Ignoranz gepaart, macht sich selbst nur lächerlich.

Moriz Carriere.

Ein moderner Psalmist.

Es ist erklärlich, daß ein Talent, auch das bedeutendste, wenn es die Poesie zu seinem einzigen Lebensberufe macht, zuweilen auch auf Abwege geräth. Als eine Verirrung eines jedenfalls bedeutenden Talents kann man auch wol Karl Beck's „Epistel an den Zaren" (erstes Heft; Berlin, Schindler, 1854) mit Recht ansehen. Der Dichter hat hier seine Zeitharfe mit den Saiten der Davidischen Psalmistik bespannt. Er ist des Psalmentons wohl kundig, aber die modernen Zustände und des Dichters eigene Anschauungen passen schlecht zu dem biblischen Tone. Ironie und Satire geben auf solchem Instrumente nur Mistöne und stören die Wirkung der etwa erhabenern Stellen aufs peinlichste. Im sechsten Capitel (denn Karl Beck hat wie der Sohn Isai's sein Poem in Capitel und selbst in Bibelverse getheilt) geißelt er nicht ohne Grund die Krämer, welche in „St.-Nikolaus" vordem ihren Schutzheiligen verehrten und nun in Verwünschungen gegen ihn ausbrechen, weil er begonnen hat, die Mandel- und Rosinenfässer und Kaffeesäcke durcheinander zu schütteln. Hören wir nun, in welche Worte der neue Psalmist seine Satire kleidet: „Wie war er (der Krämer) seelenvergnügt, als wieder mit deiner Hülfe in ihre Schläuche gebannt wurden die Geister des Sturms, so den Aufruhr langathmig in die Welt geblasen. Stand er doch wiederum vor der Schwelle seines Geschäfts, lächelnd und lauernd, und rieb sich die Hände und lud das Männlein und das Weiblein, das Schönste zu kaufen, gut und wohlfeil. War doch gesichert seine papierne Welt und stieg sie herauf aus den Fluten mit jedem Tage; sein Kartenhaus war geschützt vor jedem feindlichen Hauche." Nun aber „schlägt er (der Krämer)

sein Weib, sein Kind, den Hund, den Diener, dieweil er sich nicht vergreifen kann an dir." Man sieht, wie das Pathos hier unwillkürlich in die Komik umschlägt und wie wenig die majestätischen Falten dieser pomphaften Sprache zu dem schwächlichen Körper moderner Ironie passen. Solche Krämermisère zu verspotten eignet sich die neunschwänzige Sprachfuchtel des „Charivari" und „Kladderadatsch" viel besser. Im zweiten Capitel wird der Zar redend eingeführt; da heißt es: „Und also sprachst du zu den Gekrönten: Es häute sich nichts auf Erden! Gedenkt ihr das Alte mit dem Neuen zu paaren? Das ist ein eitles Beginnen und nimmt ein böses Ende.... Befehlt dem silbergelockten Greise schief und verwogen den Hut zu tragen und setzet ein prahlendes Röslein darauf! Verjüngt und verschönt ihr ihn? Heißet den Burschen die Stirn in vielbedeutende Falten legen, zwinget in seine Faust den Stock mit dem großen goldenen Knopfe! Ist er somit denn reifer und ernster worden?" In diesen spielenden, den Gedanken, den sie ausdrücken sollen, nicht präcis verkörpernden und dabei nicht einmal neuen Bildern und Gleichnissen kann der Zar aller Reußen nicht zu den Gekrönten sprechen. In einigen Stellen, welche diese pathetische Redeweise vertragen, bricht allerdings das Talent des Verfassers durch; nur fühlt man, daß es seiner Rhetorik an dem Rückhalt klarer und logisch geordneter Gedanken und Vorstellungen fehlt. Was den Zaren betrifft, so wird dieser gegenwärtig mehr zu thun haben als diesen Beck'schen Psalm zu lesen und es für sehr überflüssig halten, als Antwort eine Epistel an Karl Beck zu erlassen.

Ueberhaupt haben wir Deutschen in unserer neutral-passiven Stellung wol wenig Grund, die große Trommel der politischen Poesie von neuem zu schlagen. Wir haben dies lange genug gethan und es hat uns nichts geholfen. Wäre für jedes Gedicht für Schleswig-Holstein nur ein einziger Mann equipirt und hingeschickt worden, so konnte diese Schar vielleicht bei Idstedt den Ausschlag geben. Doch genug davon! Mehr Anlaß zur Anstimmung politischer Gesänge haben jedenfalls die Franzosen und sie ergreifen ihn auch. Wenn die Streiter zum wirklichen Kampfe ausziehen und die Armada auf dem Meere schwimmt, dann mag der Hauch der politischen Poesie wol dazu dienen, die Segel und die Fahnen kräftiger schwellen zu machen. Die politischen Gedichte der Deutschen finden dagegen gesenkte Fahnen und abgetakelte Schiffe vor. Der „Constitutionnel" enthielt jüngst einige auf den bevorstehenden Kampf im Orient bezügliche Lieder von Brizeux, worunter auch eines gegen Deutschland gerichtet. Der Verfasser klagt es des Phlegmas an und findet es von den deutschen Dichtern sehr unartig, daß sie jetzt den Russen gegenüber den Mund halten, während sie doch früher gegen seine Landsleute, die Franzosen, „obschon Deutschland den französischen Denkern seine Freiheiten verdanke", Kriegslieder geschleudert hätten. Auch Schweden wird der Trägheit angeklagt und daran gemahnt, daß es noch seinen Karl XII. zu rächen habe. Das sind freilich bloße Redensarten. Was namentlich die französischen Denker betrifft, von denen wir unsere „Freiheiten" erhalten haben sollen, so gehörten wenigstens die französischen Marschälle, welche die deutschen Städte brandschatzten und das freie Wort in Deutschland unterdrückten, nicht zu diesen Denkern.

H. M.

Bitte an Juristen.

Im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1853, Nr. 135 fg., findet sich im Artikel „Schweden. Aus Karl von Linné's Nachlaß" die interessante Mittheilung, daß K. von Linné für seinen Sohn eine umfängliche Anzahl von Begebenheiten verzeichnet hat, aus welchen sich klar ergibt, daß jedem Unrechte die Strafe folgt, auch wenn der weltliche Arm der Gerechtigkeit nicht im Stande ist, der Schuld die Strafe aufzulegen. Linné nannte dieses Walten der göttlichen Gerechtigkeit divina nemesis und schrieb die ihm bekannten zahlreichen Wirkungen derselben für seinen Sohn K. von Linné auf „als Rath und Warnung vor jedem Abfalle von den heiligen Gesetzen des Göttlichen".

Dem Geschichtskenner, dem Richter und überhaupt jedem aufmerksamen Beobachter des menschlichen Lebens kann es nicht entgehen, daß „der berühmte Vater der neuern Naturgeschichte" vollkommen richtig beobachtet habe. Es läßt sich aber die Beobachtung desselben noch durch die Wahrnehmung vervollständigen, daß der Schuldige niemals oder doch höchst selten zum Genusse, niemals wenigstens zum ruhigen und freudigen Genusse des durch Schuld Erworbenen gelangt, daß also der Zweck des Verbrechens niemals von ihm erreicht wird, während die Strafe, wenn auch langsam, doch sicher folgt. Linné faßte nach den im „Magazin" gegebenen Proben mehr die Verbrechen gegen die Person ins Auge, während durch die berührte Ergänzung seiner Idee auch die Verbrechen gegen das Eigenthum in Betracht gezogen würden.

Wenn sich nun aus der Geschichte der Verbrechen ergibt, daß alle ursprünglich in einem feinern oder gröbern Eigennutze, in heimlicher oder offenbarer Selbstsucht ihren Grund haben, und wenn nun alle Welt durch unwiderlegliche Thatsachen belehrt würde, daß der verbrecherische Eigennutz niemals sein Ziel erreicht und die verbrecherische Selbstsucht niemals ungestraft bleibt: so dürfte man wol hoffen, daß die Verbrechen als ebenso unnütze wie gefährliche Versuche, zum Ziele zu gelangen, betrachtet werden dürften, und daß man durch Verbreitung dieses geschichtlich bestätigten Satzes den Keim der Verbrechen in manchem Menschen ersticken und die öffentliche Sittlichkeit wesentlich fördern könnte. Schon längere Zeit, bevor mir von Linné's Aufzeichnungen etwas bekannt wurde, lebte in mir die Ueberzeugung, daß ein über berührten Gegenstand und für genannten Zweck geschriebenes Buch von den heilsamsten Folgen sein müßte, und Juristen wie Pädagogen, denen ich diese Ansicht mittheilte, waren meiner Meinung. Linné's Vorgang ermuthigt mich, dieselbe öffentlich auszusprechen. Nun ist zwar bekannt, daß Einzelnes bereits für diesen Zweck geleistet ist, daß man die biblische Geschichte auch in diesem Sinne benutzt und daß namentlich die sogenannten moralischen Erzählungen für diesen Zweck wirken sollen; aber ein aus dem Leben selbst gegriffenes Buch über diesen Gegenstand ist, soviel ich weiß, nicht vorhanden. Und doch würde ein solches die biblische Geschichte höchst zweckmäßig ergänzen und ohne allen Zweifel auf das Leben viel kräftiger einwirken als die moralischen Erzählungen, deren Helden bekanntlich sehr oft außer den Grenzen des gewöhnlichen Lebens stehen und uns daher wenig berühren. Zur Abfassung eines solchen Buchs scheint mir ein geschichtskundiger Jurist schon darum die geeignetste Person, weil ihm außer der Allen geöffneten Geschichte in der juristischen Praxis und Literatur eine dem Pädagogen weniger, zum Theil unzugängliche Quelle unentbehrlicher Materialien fließt. Ich erlaube mir daher hierdurch im sittlichen Interesse der Menschheit und im pädagogischen Interesse des Lehrstandes die dringende und ergebene Bitte an einen Juristen, welcher von der hohen sittlichen Bedeutung seines Berufs durchdrungen ist, ein Buch über die **Wirkungen des Unrechts und des Verbrechens** für den Zweck der sittlichen Erziehung in populärer Weise zu schreiben. Dank wird diesem Buche nicht fehlen.

Dr. Zestermann.

Wir haben obiger Zuschrift einen Platz in unsern Blättern nicht versagen wollen, da auch wir die Ansicht des Einsenders theilen, daß ein Buch wie das in Vorschlag gebrachte von erheblichem Nutzen sein könnte, vorausgesetzt, daß es gelingt, die Wahrheit des aufgestellten Satzes durch recht schlagende und unzweifelhafte Beispiele zu erhärten, und daß sich dazu ein Jurist von dem psychologischen Tiefblick Anselm von Feuerbach's findet. Aber solche Juristen sind eben nicht häufig und nur wenige erheben sich auf einen Standpunkt, von dem der Blick über die enge Grenze der menschlichen Gerechtigkeit in das für die Meisten verschlossene Gebiet reicht, auf welchem

eine höhere Gerechtigkeit, die mangelhafte menschliche ergänzend oder berichtigend, wirksam ist. In einem solchen Buche sollten aber, dünkt mich, auch die feinern Verbrechen berücksichtigt werden, die sich der Jurisdiction des weltlichen Gerichts entziehen, weil sie direct gegen keinen Paragraphen des Strafgesetzbuchs verstoßen. Es ist nicht zu leugnen, nur zu oft gewinnt die Schlechtigkeit und das Unrecht im Privatleben, wie namentlich in der politischen Geschichte, wo die Beispiele greller heraustreten, wenigstens äußerlich den Sieg über die Seelengüte und das Recht, und es hat sich, vorzüglich auch infolge der französischen, dieses Thema ausbeutenden Romanliteratur, die Ansicht leider ziemlich verbreitet und festgesetzt, daß Tugend und Uneigennützigkeit überhaupt nicht darauf rechnen dürften, ihren Lohn zu empfangen und um ihrer selbst willen geachtet und geehrt zu werden.

Hiervon ausgehend hat ein Franzose, von Deliacourt, ein Journal „Annales du bien" angekündigt, das bestimmt ist, ausschließlich gute Handlungen zu verzeichnen, um sie als Beispiele zur Nachahmung aufzustellen und den Glauben an Tugend und an ein noch fortlebendes Besseres im Menschen wieder zu erwecken. Der Gedanke ist glücklich, und seine Ausführung wird zugleich zu der interessanten Beobachtung Gelegenheit geben, in welchem Verhältniß sich die edeln Thaten und guten Handlungen auf die verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft vertheilen. Alle zwei Monate soll eine Nummer erscheinen und mit jedem Jahre ein Band abgeschlossen sein. Man muß leider gestehen, daß, wollte man alle schlechten, niedrigen und verbrecherischen Handlungen verzeichnen, man mit einer Nummer alle zwei Monate bei weitem nicht auskommen würde; man könnte täglich eine Nummer, eine Doppelnummer, vielleicht einen ganzen Band füllen. Dies Verhältniß ist freilich ein sehr betrübendes. Man sage nicht, daß die schlechten Handlungen öfter ans Tageslicht kommen als die guten, es geschieht im Geheimen auch sehr viel Schlechtes, was niemals an das Licht der Oeffentlichkeit gefördert, viel weniger gestraft wird. Und wie oft sind selbst den scheinbar guten Handlungen noch Motive nicht ganz reiner Art beigemischt. Dies darf man aussprechen, selbst wenn man zugibt, daß der beste Weg, die Menschen zur Tugend zu erziehen, der ist, wieder den Glauben an Tugend zu erwecken und diese wieder in ihr Recht einzusetzen. In durchgreifender Weise wird dies aber nur dann geschehen können, wenn unsere Staaten Plato's Maxime zu der ihrigen machen: „Der Staat ist wie der Einzelne verpflichtet, dem Sittengesetze gemäß zu leben."

D. Red.

An Herrn Dr. Otto Ule in Halle, Mitredacteur der Zeitschrift „Die Natur". *)

In dem letzten Ihrer Artikel über Sinneswahrnehmung und Sinnestäuschung, Nr. 9 Ihres Blattes, fassen Sie selbst deren ganzen Inhalt in wenigen Worten zusammen und bringen sie als den nothwendigen, unwiderleglichen Schluß Ihrer frühern Erörterungen in einem Tone vor, den Sie Ihrem großen deutschen Naturforscher gewiß nicht abgelernt haben. Sie sagen nämlich:

„Nun leugne man noch, daß die Sinneswahrnehmung die Quelle aller Wahrheit und alles Irrthums, und daß der Menschengeist ein Product des Stoffwechsels sei!"

Aus dem Lande, wo die herben Citronen blühen, aus dem verrufenen Lande des Aberglaubens und des praktischen Materialismus muß Ihnen zu seinem großen Leidwesen ein solches italienisches Product des Stoffwechsels entgegentreten, welches natürlicherweise, seit seiner Kindheit mit Citronensaft getränkt, etwas herb und sauer ausgefallen ist.

Dieses Product leugnet Ihnen also, daß die Sinneswahrnehmung in irgend einer Bedeutung die Quelle weder einer einzigen Wahrheit noch eines einzigen Irrthums, und daß der Geist in irgend einem Sinne das Product des Stoffwechsels sei.

Im Bewußtsein der Schwäche Ihrer eigenen Ueberzeugung berufen Sie sich gleich im Anfang Ihres ersten Aufsatzes auf die Autorität eines Philosophen, der schon länger als vor zweitausend Jahren gelebt, und der bekanntlich gerade durch seine Autorität in den meisten Wissenschaften ganz unverschuldet die selbständige Forschung gehemmt und durch viele Jahrhunderte die Erkenntniß der Wahrheit hinausgeschoben hat. Und den wollen Sie jetzt wieder in Ehren bringen? Was werden Galilei und Descartes dazu sagen?

Ist Ihnen wirklich um Wahrheit und nicht um ein System zu thun und brauchen Sie durchaus einen Gewährsmann, wo es eigentlich keines bedarf, warum suchen Sie denn so weit, was Sie ganz in der Nähe besitzen? Alexander von Humboldt läßt nämlich im ersten Theile seines „Kosmos" manche Winke fallen über die heutige Anmaßung und deren Eingriffe in das Gebiet der Philosophie und unterscheidet so scharf zwischen Geist und Materie, zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt, und fühlt so tief die Gefahr einer Verirrung für den Naturforscher und somit die Nothwendigkeit einer Mahnung daran, daß er seine Wanderung durch das Weltall mit folgenden bescheidenen und erbaulichen Worten schließt:

„Gesetze anderer, geheimnißvollerer Art walten in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt, in denen des vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten, sprachererzeugenden Menschengeschlechts. Ein physisches Naturgemälde bezeichnet die Grenze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt. Es bezeichnet die Grenze und überschreitet sie nicht."

Sollte man dann einen Humboldt wegen solcher Aeußerungen des Mysticismus beschuldigen, oder nicht eher daraus schließen, daß der große Naturforscher auf einem Standpunkte steht, wovon einige Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Natur" schwerlich eine Ahnung haben dürften? Freilich hat der poetisch begabte Karl Müller auf fremde Auffoderung das Selbstbewußtsein und die Freiheit des Geistes gleich in der nächsten Nummer zu retten und zu erklären gesucht; bei genauer Untersuchung jedoch stellt sich immer heraus, daß man sich bewußt ist, in den erwähnten Artikeln jene Grenze überschritten zu haben, und daß man dennoch bei dem Irrthum beharrt. Der Geist des Krystalls ist ein starrer, mathematischer, sagt Müller. Wenn das der Geist ist, so ist er wol auch im Dünger, und er ist am Ende der nämliche, der sich neulich aus seiner Starrheit im Holze herausgearbeitet hat und in den Tischbeinen sein Wesen treibt.

Wie verhält sich denn ein solcher Begriff des Geistes überhaupt zu den Gesetzen anderer, geheimnißvollerer Art!

M.

*) Wir erhielten diese Einsendung von einem in Venedig erzogenen Italiener, der sich, angelockt von den großartigen Resultaten und der Tiefe der deutschen wissenschaftlichen Forschung, seit einer Reihe von Jahren dem Studium deutscher Sprache und Literatur gewidmet hat und zu diesem Zwecke gegenwärtig im deutschen Norden weilt. Mit welchem Erfolge seine Bemühung, sich des ihm ursprünglich fremden Idioms zu bemächtigen und seine Anschauungen in deutscher Sprache auszudrücken, gekrönt worden sind, mag obige Einsendung darthun, an welcher die Redaction nichts geändert hat.

D. Red.

Die jetzige deutsche Schriftsprache.

Der Ausdruck „neuhochdeutsch" für unsere jetzige Schriftsprache ist bekanntlich ein unpassender. Weder Luther bediente sich desselben, noch ist die Bezeichnung „hochdeutsch" dem Mittelalter bekannt. Man pflegte die Mundarten mit dem Namen der Volksstämme zu benennen, z. B. Schwaben, Baiern, Fran-

ken, Thüringer, Sachsen, oder unterschied die beiden deutschen Hauptmundarten als die der Oberländer und Niederländer. Zwischen der ober- und niederdeutschen Mundart steht nun unsere jetzige Schriftsprache in der Mitte; daß sie sich von jenen unterscheide, dessen ist der Mann, der diese Sprache zur allgemeinen deutschen Schriftsprache erhoben hat, Luther, sich wohl bewußt; er nennt sie die gemeine deutsche Sprache, wie sie in der sächsischen Kanzlei gebräuchlich sei. In seinen „Tischreden" sagt er: „Ich habe kein gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Teutschen, sondern brauche der gemeinen teutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Könige und Fürsten in Teutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeine teutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen rc. haben im Römischen Reich die teutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Nun kann aber diese gemeine deutsche Sprache nicht von den Räthen der sächsischen Kanzlei, noch von Kaiser Maximilian erfunden sein, und sie ist es auch nicht. Sie, die von Ober- und Niederländern verstanden werden mag, ist nichts Anderes als eine Sprache, die aus einem Gemisch von Ober- und Niederdeutsch besteht oder vorzugsweise aus den Mundarten des mittlern Deutschland hervorgegangen ist, welche schon seit dem 12. Jahrhundert ein solches Gemisch zeigen. Diese Sprache kann man füglich Mitteldeutsch nennen. Daß neben dem Ober- und Niederdeutsch eine solche Mischsprache existirt habe, ist freilich von Jakob Grimm bezweifelt, aber mit Unrecht. Sie findet sich in mehren Gedichten, deren Verfasser auf jener Grenzscheide der beiden Mundarten wohnten, und findet sich auch da, wo aus allen Theilen Deutschlands die Bevölkerung sich zusammensetzte, nämlich im Deutschordenslande. Diese sichere Nachweisung ist ein Verdienst Franz Pfeiffer's in seiner Ausgabe eines der interessantesten deutschen Sprachdenkmäler, nämlich der „Ordenschronik von Nikolaus von Jeroschin" (Stuttgart 1854), welchen er im Netzedistrict geboren sein läßt. Es kann eine solche Sprache nur gemeines Deutsch oder schlechtweg Deutsch, nicht Hochdeutsch heißen. Luther gebraucht auch diesen Ausdruck nicht, sondern zuerst der baseler Buchdrucker Adam Petri in seinem Nachdruck der Luther'schen Uebersetzung des Neuen Testaments (Basel 1523) für seine oberdeutsche Erklärung mehrer Wörter, die mittel- oder niederdeutsch sind und zu jener Zeit in Oberdeutschland noch nicht verständlich waren. Erst Johann Klaj, dessen deutsche Grammatik 1578 zu Leipzig erschien, setzt Hochdeutsch gleichbedeutend mit der Sprache Luther's oder der gemeinen Sprache, er ist also der Urheber der falschen Bezeichnung. Luther's Ansicht von der Entstehung der gemeinen deutschen Sprache ist nach dem Obigen also nicht ganz richtig. Sie hat sich selbst fortgebildet auf dem Grunde des Dialekts, der in Obersachsen schon seit Jahrhunderten gesprochen und von ganz Deutschland verstanden wurde. Einigen Einfluß übte allerdings Oestreich, nämlich die kaiserliche Kanzlei aus, wie denn von dorther die Diphthonge au, ei und eu für û, ou, i und iu herzuleiten sind. Die sächsische Kanzleisprache aber sich anzueignen und fortzubilden war für Luther um so leichter, als seine Wiege dort stand, wo diese ihren Hauptgrundzügen nach ihren Ursprung genommen, und seine eigene von Jugend auf gesprochene Mundart wird sich von jener wesentlich nur wenig unterschieden haben. Obwol die mitteldeutsche Sprache hinsichtlich der scharfen und reinen Vocalunterscheidungen dem Oberdeutschen nachsteht, so war sie doch allein geeignet, die Grundlage für eine gemeinsame deutsche Schriftsprache zu bilden, die beide, Ober- und Niederdeutsche, verstehen können. 9.

Notizen.

Griechische Wohlthäter.

Es läßt sich in der That ein nicht unbedeutendes Verzeichniß ausgezeichneter Patrioten und Wohlthäter der griechischen Nation aus der neuesten Zeit aufstellen, und man kann fast mit Bestimmtheit behaupten, daß kein reicher Grieche gelebt hat oder gestorben ist, der nicht einen Theil seines Vermögens oder letzteres ganz für Errichtung griechischer Schulen, zum Unterrichte bedürftiger Jünglinge, zur Gründung und zum Unterhalt von Kranken- und Waisenhäusern, zur Bildung des Klerus, zum Aufbau von Sternwarten, Universitäten, polytechnischen und Marineschulen, zur Herausgabe nützlicher Bücher und für Bibliotheken, sowie für die Pflege der Witwen und Erziehung der Waisen bestimmt hat. Es genügt, aus einer frühern Zeit, vor dem Jahre 1821, die Zosimadis, Maroutsis und Kaplanis, aus den spätern dagegen den Warwakis, von der Insel Ipsara, welcher für eine Marineschule 1,142,530 Drachmen legirte, den letzten der Zosimadis, der zur Erziehung armer Griechenkinder, außer Demjenigen, was er seiner Vaterstadt besonders vermachte, 125,000 Drachmen, auch überdies dem griechischen Volke eine zu 150,000 Drachmen gewürderte Sammlung seltener Münzen und ähnlicher werthvoller Gegenstände bestimmte; Wosos, welcher ebenfalls 125,000 Drachmen zum Unterricht für die griechische Jugend; Risavis, der für die Bildung der griechischen Geistlichkeit in der von ihm begründeten Anstalt 600,000 Drachmen; Sina, der 300,000 Drachmen zur Errichtung der Sternwarte in der Nähe Athens und für die astronomischen Werkzeuge hergab; Arsakis, welcher 250,000 Drachmen zur Begründung der prächtigen Mädchenschule in Athen; die Familie der Ionidis, die gegen 200,000 Drachmen für Schulen im Piraeos und Konstantinopel, zum Ausbau des Universitätsgebäudes in Athen, zur Erziehung armer Kinder und zur Vermehrung der Bibliothek in Athen; endlich Sturnaris zu nennen, welcher 600,000 Drachmen zur Errichtung einer polytechnischen Schule in Griechenland, außer Dem, was er seiner Vaterstadt Mezzovo in Epirus bestimmte, hinterließ. Das Ganze, was zu den angegebenen Zwecken allein dem freien Griechenland bestimmt worden, beläuft sich auf mehr als acht Millionen Drachmen oder gegen 291,949 Pf. St.

Die Universität in Athen, Buchdruckereien in Griechenland und Zeitschriften in Griechenland, der Türkei und auf den Ionischen Inseln.

Nach dem uns zugekommenen, für das gegenwärtige Winterhalbjahr von 1853 auf 1854 geltenden Lectionskataloge für die Otto-Universität in Athen halten an derselben 41 ordentliche und außerordentliche Professoren (3 in der theologischen, 10 in der juristischen, 10 in der medicinischen und 18 in der philosophischen Facultät) Vorlesungen. Buchdruckereien gibt es im Königreiche Griechenland 33 mit 47 Pressen, wovon auf Athen allein 23 Buchdruckereien mit 37 Pressen, außerdem auf Nauplia eine, auf Patras zwei, auf Syra fünf, auf Chalkis eine, sowie auf Tripolitza ebenfalls eine Buchdruckerei mit je einer Presse kommen. Dagegen gab es im September 1853 1) an Zeitungen: in Athen 15 (eine in französischer Sprache), in Syra vier, in Patras zwei, Tripolitza, Nauplia und Chalkis je eine, in Konstantinopel drei (eine in französischer Sprache), in Smyrna drei (eine ebenfalls in französischer Sprache), auf Korfu zwei; 2) an periodischen Zeitschriften: in Athen sieben (eine in französischer Sprache), darunter eine juristische, eine medicinische und die Volksbibliothek, in Korfu und in Zante je eine: im Ganzen 41 Zeitungen und periodische Zeitschriften.

Der byzantinische Doppeladler.

Im Innern der Sophienkirche zu Konstantinopel befand sich bis zur Eroberung der Stadt durch die Türken im Jahre 1453 als Abzeichen des griechischen Kaiserthums das Bild eines

Doppeladlers, das jedoch damals von seiner frühern Stelle verschwand und zwölf Jahre nachher an einem christlichen Hofe Europas wieder zum Vorschein kam. Jomas Paläologos, der Bruder des unglücklichen Konstantin, floh nach der Katastrophe des Kaiserreichs mit seiner Tochter Sophia, der einzigen Erbin des Kaiserhauses, aus Achaia nach Rom. Jomas starb bald darauf, Johannes III. von Rußland aber vermählte sich im Jahre 1467 mit der genannten Prinzessin Sophia, welche den erwähnten Doppeladler als Mitgift nach Moskau brachte. So war es dem griechischen Kaiserthume beschieden, nicht nur in glücklichen Tagen seiner Wirksamkeit und seiner Kraft das Christenthum nach Rußland zu bringen, sondern auch nach seinem grausenhaften Schiffbruche mit seinem Doppeladler die Krone der nordischen Kaiser zu schmücken. Aber auch Konstantinopel selbst hat dieses Abzeichen des griechischen Kaiserreichs fortwährend treu bewahrt; denn es befindet sich noch an der Außenseite der schönen Pforte der großen Kirche, und auch der Patriarch von Konstantinopel hat als Oberhaupt der griechischen Kirche (Συνάρχης) während der Zeit nach dem Untergange des griechischen Kaiserreichs bis auf unsere Tage in seinem Amtssiegel den Doppeladler beibehalten. 5.

Bibliographie.

Beiling, C., Der christliche Führer in das heilige Land, oder historisch geographische Beschreibung von Palästina. Zugleich auch erklärender Text zu seiner Karte von Palästina. Mit einem Anhange der häuslichen, religiösen und politischen Alterthümer der Hebräer vermehrt von A. Schmitter. Landshut, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bequignolles, H. v., Die Katzensteiner. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichter-Gärten den Freunden heiliger Poesie dargeboten von M. v. Diepenbrock. 3te Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deuschle, J., Die platonischen Mythen, insbesondere der Mythos im platonischen Phädrus. Hanau, König. Gr. 4. 10 Ngr.

Dynes, J., Einige Berührungspunkte der heiligen Schrift mit den Schriften und Sagen abendländischer Völker. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Féval, P., Die Kreolin. Aus dem Französischen. Zwei Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. à 10 Ngr.

— — Die Schwester der Geister. Aus dem Französischen. Vier Bändchen. Ebendaselbst. 16. à 10 Ngr.

Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde. 1ster Bd. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Das arabische hohe Lied der Liebe, d. i. Ibnol Fáridh's Táïjet in Text und Uebersetzung zum ersten Mal zur 1. Säculär-Feier der k. k. orientalischen Akademie herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien. 4. 3 Thlr. 19 Ngr.

Jordan, A., Blätter aus dem Tagebuche eines wandernden Poeten. Berlin, Hayn. 8. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Der Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 26 Ngr.

Molière, Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Aufzügen, mit Einleitung und Noten von A. Laun. Bremen, Schünemann. 8. 15 Ngr.

Poninska, Adelhaid Gräfin, Grundzüge eines Systemes für Regeneration der unteren Volksklassen durch Vermittlung der höheren. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Saffer, Zwölf Bilder aus dem Leben bayerischer Fürsten poetisch dargestellt. Bamberg, Züberlein. 8. 5 Ngr.

Schmidt, E., Paris in Skizzen aus dem Volksleben. Berlin, Hayn. 8. 1 Thlr.

Serlo, M., Der Doppelgänger. Ein Sylvestertraum. Berlin, Springer. 16. 21 Ngr.

Shakespeare, W., Eine Winternachtsmähr. Uebersetzt von C. Abel. Berlin, Springer. 8. 12 Ngr.

Illustrirte Soldaten-Bibliothek für Krieg und Frieden. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Offiziere und anerkannter Militairschriftsteller von H. Tietzen. 1ste Lieferung. Leipzig, E. H. Mayer. Br. 8. 5 Ngr.

Sonklar Edler v. Innstädten, C. A., Graphische Darstellung der Geschichte der Malerei, von Giunta Pisano und Guido da Siena bis auf Louis Jacques David und Jac. Asmund Carstens, bestehend aus 10 Tableaux sammt kurzgefasster kunstgeschichtlicher Erläuterung. Wien. 1853. Hoch 4. 4 Thlr.

Stimmen der Weisheit aus älterer und neuerer Zeit im Gebiete und zur Würdigung der Landwirthschaft. Aeußerungen berühmter Zeitgenossen, Dichtungen, öffentliche landwirthschaftliche Denkmale, geschichtliche Urkunden und Notizen. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Tiedemann, D., Aus der Welt des Herzens. Roman. Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tietz, F., Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Ulrici, H., Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnen-Ideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern. Vortrag, gehalten den 27. Febr. 1854. Halle, Mühlmann. 16. 5 Ngr.

Zeising, A., Meister Ludwig Tieck's Heimgang. Novelle. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke der russischen Diplomatie. Herausgegeben und eingeleitet von F. Paalzow. 1ste Lieferung. Berlin, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Caulaincourt, E. v., Das russische Reich. Geschichte und Statistik; Staats- und Religionsverfassung; Sitten und Gebräuche; gegenwärtige Weltstellung. Aus authentischen Quellen und mit den nöthigen Actenstücken. Zweite verbesserte Auflage. Mit dem Portrait des Kaisers Nikolaus I. und einer Karte des russischen Reichs. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Erinnerungs-Blätter an das dem Hrn. Polizei-Präsidenten Carl Ludwig Friedrich von Hinckeldey am 29. Januar 1853 von Einwohnern Berlins veranstaltete Ehrenfest. Mit dem Bildniß des Herrn Präsidenten und einer Abbildung seines Geburtsortes Sinnershausen in Sachsen-Meinigen. Berlin, Hayn. 1853. Hoch 4. 1 Thlr.

Vaterländische Hefte. I. Wo ist das einige Deutschland? Eine Frage bei dem Ausbruche eines Krieges. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 12 Ngr.

Junck, C., Der russisch-türkische Krieg in der europäischen Türkei und in Asien in den Jahren 1828 und 1829. Zum besseren Verständniß des gegenwärtigen Krieges bearbeitet. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Asien. Cassel, J. Luckhardt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kröger, J. C., Die moderne Erziehung in Schule und Haus und die Lehren des Christenthums. Hamburg, Kittler. 16. 5 Ngr.

Ledebur, W. Freih. v., Die Noth des Handwerkerstandes mit besonderer Beziehung auf die neuere Preußische Gewerbe-Gesetzgebung. Colberg, Post. 8. 9 Ngr.

Vorrede zur Zukunft. Berlin, Herbig. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Signatur der modernsten theologischen Unionsbestrebungen. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Heinrich Koenig.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Koenig (H.), Gesammelte Schriften.

Erster Band: Regina. Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, läßt eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm so gewogenen deutschen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" beginnen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. A. **Varnhagen von Ense** (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte. Zunächst wird in den „Gesammelten Schriften" ein neuer Roman in mehren Bänden aus der Zeit des Königreichs Westfalen gegeben werden.

Die meisten **übrigen Romane Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Koenig's neuestes Werk endlich, „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beguignolles (Hermann von), **Die Katzensteiner.** Drama in 5 Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichtsparagraphen für den historischen Elementarcursus in Gymnasien und ihnen gleichstehenden Lehranstalten. Von Dr. **F. W. Oertel**. 8. Geh. 20 Ngr.

Ein in mehren Gymnasien und andern Lehranstalten bereits eingeführter Leitfaden, der allen Lehrern der Geschichte angelegentlich empfohlen werden kann.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Erster Band bis achten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. 1. Ottfried. Fremdes Glück.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. **Dritte** Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. **Zweite** Auflage. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Zweite** Auflage. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von **C. G. Reissiger**. 25 Ngr.

Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in **Miniatur-Ausgabe:**

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Handbuch der Sanskritsprache.

Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey.** Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra. 1853.* 4 Thlr. Zweiter Theil: *Glossar. 1854.* 5 Thlr.

Ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen der **Sanskritsprache** von dem berühmten Orientalisten. Die **Grammatik** wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die **Chrestomathie**, nebst **Glossar**, lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Ueber den Inhalt des Romans sagt der Verfasser selbst in der „Zueignung" Folgendes:

„Wie das Jahr 1789 alle die großen Gedanken gebar und erzeugte, welche jetzt unsere Welt gestalten und umgestalten, so ist das Jahr 1812, von dem dieses Buch den Namen leiht, als das Geburtsjahr, oder besser, als das der Empfängniß für die Bildung der heutigen Staatenverhältnisse Europas zu betrachten. Es schrieb mit furchtbaren Schriftzügen gigantische Lehren in das Buch der Weltgeschichte ein. Nie hat sich ein Verhängniß grausenvoller gestaltet, nie wurde Ueberhebung des Einzelnen gegen die Allmacht der Schickung durch eine ähnliche Nemesis heimgesucht. Alle Höllen verschlangen die Heere des Eroberers; aus dem Flammenmeere brennender Städte wurden sie, wie Dante's Verdammte, zu entsetzenvollerer Qual in die Eisschlünde ewiger Erstarrung hinabgestürzt. Dies ist das Gemälde der Weltgeschichte, welches der Dichter, selbst erbebend vor dem vermessenen Unternehmen, vor Euch aufzurollen wagt. Doch über den Wüsten von blutgetränkter Asche, über den Schneefeldern voll erstarrter Leichen ging eine große, leuchtende Sonne des Segens allen Völkern auf."

Diese vierte Auflage von Rellstab's „1812" erscheint **in 12 Lieferungen zu 10 Ngr. (8 gGr., 36 Kr. Rhein.)**, von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt der Ersten Folge: Band 1—4: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Band 5: Sagen und romantische Erzählungen. — Band 6: Kunst-Novellen. — Band 7 und 8: Novellen. — Band 9: Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Band 10: Vermischte Schriften. — Band 11: Dramatische Werke. — Band 12: Gedichte.

Inhalt der Zweiten Folge: Band 13 und 14: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Band 15—18: Erzählungen. — Band 19: Dramatische Werke. — Band 20: Musikalische Beurtheilungen.

Leipzig, im April 1854. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Thesaurus der classischen Latinität.

Ein Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Stilübungen ausgearbeitet von **Dr. Karl Ernst Georges.** Vollständig in zwei Bänden oder vier Abtheilungen. Ersten Bandes erste Abtheilung. **A — cytisus.** 8. Geh. Preis der ersten Abtheilung 25 Ngr.

Dieses **lateinisch-deutsche Schulwörterbuch** von Georges, einem unserer ausgezeichnetsten Lexikographen, ist bestimmt, **dem Schüler nicht blos bei der Lectüre der lateinischen Classiker, sondern auch, und zwar ganz besonders, bei Abfassung eigener lateinischer Arbeiten zu dienen.** An einem diesen Zweck besonders berücksichtigenden und vollkommen erfüllenden Lexikon fehlte es bisjetzt, und gewiss war zur Abfassung desselben Niemand geeigneter als der seit 25 Jahren auf dem Felde der lateinischen Lexikographie thätige und um dieselbe so verdiente Verfasser. Letzterer hat sich über seine Ansichten und Absichten ausführlich in der **Vorrede** ausgesprochen.

Der **Thesaurus der classischen Latinität** von Georges erscheint **in zwei Bänden oder vier Abtheilungen** und wird im Laufe des folgenden Jahres vollendet werden. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, um diesem trefflichen und dem deutschen Fleiss gewiss zur Ehre gereichenden Wörterbuche ein seiner innern Ausstattung würdiges Aeussere zu geben. Auf Auswahl der deutlichsten und passendsten Schriftgattungen und correcten Druck ist die grösste Sorgfalt verwendet worden. Das Papier ist weiss und fest, der Preis äusserst wohlfeil. Die erste Abtheilung des ersten Bandes kostet 25 Ngr. und das ganze Werk, auf 100 Bogen berechnet, wird höchstens 4 Thlr. kosten, wenn nicht die günstige Aufnahme der Verlagshandlung, wie sie hofft, gestatten wird, einen noch niedrigern Preis zu stellen. Ausserdem sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, **auf 6 auf einmal bezogene Exemplare 1 Freiexemplar** geben zu können, was besonders die Einführung des Werks in Gymnasien und andern gelehrten Schulen erleichtern wird.

Zur Freimaurer-Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie der Freimaurerei, nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vorgeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen, in alphabetischer Ordnung von **C. Lenning.** Durchgesehen und, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben von einem Sachkundigen. Drei Bände. 8. 9 Thlr. 15 Ngr.

Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte &c. Treu und wahr niedergeschrieben von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. Sechste Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 27. April 1854.

Ueber Goethe, mit Beziehung auf einige seiner Tadler.

Erster Artikel.

Wolfgang Menzel sprach kürzlich *) seinen Widerwillen „gegen die gesammte moderne Shakspeare- und die noch viel unförmlicher angeschwollene Goethe- und Schiller-Literatur" bis zum „Verwünschen der Buchdruckerkunst" aus, welche das „unselige" Treiben „der ästhetischen Lakaien, literarischen Parteimacher und Marktschreier befördere, die einen berühmten Namen ausbeuteten".

Man hat aber bis auf diesen Tag dem rechten Verständniß des Lebens und der Schriften des größten deutschen Dichters durch falsche Verehrung und verkehrtes Lob, gegen welche Menzel hier eifert, nicht mehr als durch thörichten und leichtfertigen Tadel geschadet; und dieser ist zum literarischen Parteimachen so dienlich wie jene, kann ebenso aus einer Lakaiengesinnung hervorgehen, die das Höchste zu sich herabzieht, und pflegt mit gleicher Marktschreierei an den Mann gebracht zu werden.

Bekanntlich hat Menzel selbst zu den unermüdlichsten Begeiferern, wie anderer literarischer Größen seiner Nation, so ganz besonders auch Goethe's gehört, als dieser auf dem Höhepunkte seines Lebens und Ruhms stand. War es damals und noch später nicht seine Absicht, „einen berühmten Namen auszubeuten", wollte er jetzt mit seinen Vorwürfen nicht blos die ungeschickten Lobredner, sondern zugleich die ungeschickten Tadler des Dichters von heute treffen, so hätte er besser gethan, dies offen zu bekennen, als durch Schmähen auf Bemühungen, welche sein eigenes früheres Thun bekämpfen, die Vermuthung zu erregen, daß er entweder aus der neuern Goethe-Literatur nichts gelernt habe oder eine bessere Einsicht, die aus ihr zu schöpfen sei, nicht aufkommen lassen wolle.

Je weniger also gerade er zu diesem Ausfalle berechtigt war, desto weniger können wir seinem Beispiele folgen und auch die „gesammte" zur Herabwürdigung der Person und der Schriften Goethe's dienende Literatur auf unlautere Beweggründe zurückführen wollen.

Wir halten vielmehr die ganze Goethe-Literatur, wie sie war und ist, die feindlich wie die freundlich gesinnte, so lange für natürlich und nothwendig, bis die ruhigere und vorurtheilsfreiere Betrachtung des Dichters, welche noch immer nur den Wenigern eigen ist, allgemeiner geworden sein wird und man bei aller übrigen Verschiedenheit in der Beurtheilung und Auffassung desselben doch darin übereinkommt, seine Größe nicht länger zu bemäkeln oder sie ihm nicht mehr auf der einen Seite zuzugestehen, um sie auf der andern zu verneinen, wie wenn man ihn für einen großen Dichter, aber kleinen Menschen erklärt und dies sowol aus seinen Schriften als aus seinem Leben beweisen will. Solange sind die Bitterkeit und Heftigkeit des Tadels wie die Ueberschwänglichkeit des Lobes, welche der Dichter zu gleicher Zeit und fast in gleichem Maße erfährt und erfahren hat, nur die entgegengesetzten Aeußerungen des Interesses, so er den verschiedensten Naturen einflößt und welches nicht zuläßt, daß irgend Jemand sich gleichgültig gegen ihn verhalte. Wobei aber nicht übersehen werden kann, daß seine Verehrer und Widersacher einander nicht in geschlossenen Reihen gegenüberstehen, daß also die Abneigung der letztern auf Willkür oder wenigstens auf Ursachen und Gründen beruht, die außerhalb Goethe liegen. Ist doch aus der Mitte selbst der strengkirchlichen Partei sein Christenthum sowol behauptet als geleugnet worden, und stimmten doch umgekehrt Männer wie Menzel und Börne, auch als sie schon entschiedene Gegner geworden, noch in ihrem Hasse gegen ihn überein. Der Letztere war vor einigen und zwanzig Jahren der Wortführer der heute noch mehr als damals in staatlichen, religiösen und Kunstbestrebungen zum Bruche mit der Vergangenheit aufgelegten sogenannten Demokratie, und gerade sie hat die Engherzigkeit Börne's in der Beurtheilung Goethe's nicht in sich aufgenommen, vielmehr das Studium des Dichters seit jener Zeit mit Vorliebe gepflogen und ihm reichliche Anerkennung zutheil werden lassen. Gervinus dagegen gehörte zu den Führern einer Partei, die zu Zeiten sogar die conservative hieß und war, und er stand und steht nicht nur Menzel, sondern auch Börne, über welchen er einst in jeder Be-

*) W. Menzel's „Literaturblatt", 1853, Nr. 79.

ziehung den Stab gebrochen hatte, in der kleinlichsten Bekrittelung des großen Dichters nicht nach, der er sich wiederholt und noch zuletzt in seinem Werk über Shakspeare überlassen hat.

Menzel, in seinem Ausfalle fortfahrend, fragt und glaubt etwas damit zu sagen: wer nach 500 Jahren noch den voluminösen Büchern über Shakspeare, Goethe und Schiller nachfragen werde?

Aber waren es denn lauter Feiglinge, die dem Agamemnon und Achilles vor Troja folgten, ohne von Homer genannt zu sein, während Thersites unvergessen geblieben ist?

Wer sich noch die Mühe geben, den Vorurtheilen, Abgeschmacktheiten und Eitelkeiten nachzuspüren, in denen unsere kleinen Geister befangen waren gegenüber den großen Geistern, über die sie ihr einseitiges Urtheil abzugeben sich angemaßt haben?

Diese Sprache führt über Andere als sich selbst ein Mann, der wie kaum ein Zweiter viele Jahre hindurch einseitig über Goethe abgesprochen hat!

Handelte es sich bei dem Streite über diesen und seine Bedeutung blos um ihn selbst, nicht zugleich um uns, so könnten wir ihn ruhig für sich selbst sorgen lassen: seine Werke würden einer entferntern und unbefangenern Zeit jeden nöthigen Aufschluß über seinen Werth als Mensch wie als Dichter geben.

Da er aber nicht blos ein großer Mensch und großer Dichter für alle Zeiten ist, sondern auch einer bestimmten Zeit wie einem bestimmten Volke angehört, so kann nicht ruhig zugegeben werden, daß hier sein Streben, Beispiel und Lehre verkannt und unterschätzt und die Wirkung gehemmt werde, welche sie auf die im Raume wie in der Zeit nächsten Kreise des Dichters ausüben sollen.

Mag nun auch unter den neuern Schriften über Goethe wie über Shakspeare, Schiller und alles Andere noch soviel Ueberflüssiges und Breites mitunterlaufen, was als die überall von dem Korne auszusondernde Spreu zu betrachten ist, immer bleibt die auf Beförderung seines gerechten Ruhms gerichtete Literatur um so berechtigter und gerechtfertigter, je mehr und länger sie von Denjenigen herausgefodert wird, die das Verdienst eines Mannes nicht hinreichend zu erkennen wissen und sein Ansehen zu schmälern suchen, welchen sie selbst doch ihrem Volke noch durch nichts zu ersetzen vermochten.

Sind hiermit die Gründe angegeben, warum die Untersuchung über Goethe, sein Leben und seine Schriften nicht für geschlossen gelten kann, so ist jetzt der Standpunkt auszumitteln, von dem sie am richtigsten beurtheilt werden.

Die Alten versetzten Homer unter die Götter, weshalb er, solange die griechische Welt und ihr Götterglaube bestand, über Lob und Tadel erhaben war. Das Christenthum hat, wahrer und menschlicher, dem Heroencultus ein Ende gemacht und durch die Liebe den Unschied zwischen Menschen und Menschen aufgehoben, die durch die Sünde einander gleich sind. Es beschützt daher ebenso wol unsere individuelle Selbständigkeit und Freiheit, die durch eine übermenschliche Verehrung gegen Unsersgleichen gefährdet sein würden, als es uns vor dem Neide und der Misgunst bewahrt, zu denen wir gegen Männer, die an Kräften, Fähigkeiten und Leistungen unerreichbar über uns stehen, getrieben werden müßten, wären sie nicht gleich uns den Schranken aller Menschheit unterworfen und blieben wir ihnen nicht durch die Schwächen und Tugenden des menschlichen Herzens, welche vom Genie unabhängig sind, oder durch die sittliche Seite der menschlichen Natur, mit einem Worte, durch das sogenannte Menschliche nahe verwandt und verbunden.

Alle engherzigen Urtheile auch über Goethe können darauf zurückgeführt werden, daß man dieser Wahrheit vergaß, alles falsche Lob und aller falsche Tadel des Dichters flossen aus einer und derselben Quelle: seine abgöttischen Anbeter legten ihm nie irrende Unfehlbarkeit bei und entbanden ihn der Anfoderungen des für Alle gleichen Sittengesetzes, über welche er erhaben sei; Andere, die sein Geist drückte, suchten, was Alle mit ihm gemein haben, seine sittlichen Unvollkommenheiten gegen ihn hervor und vergrößerten seine Fehler. Beide Einseitigkeiten foderten einander heraus und verstärkten sich gegenseitig.

Will man den Standpunkt der Erstern, nach seiner sittlichen Seite, der Immoralität zeihen, so muß man dem der zweiten oder dem sogenannten moralischen Standpunkte eine unbewußte Heuchelei vorwerfen, weil er in der Beurtheilung der menschlichen Handlungen von Andern verlangt, was er selbst nicht leistet; weshalb man wohl behaupten darf und die Erfahrung, besonders in unserer Zeit, für sich haben wird, daß Diejenigen, welche das wirkliche Leben mit dem Maßstabe dieses Standpunkts messen, blind gegen ihre eigenen Mängel und schwer davon zu heilen sind.

Einen dritten Standpunkt Derer, welche die Genialität in der Losgebundenheit suchen und die Schmeicheleien der Erstern, sowie die Beschuldigungen der Zweiten gegen den Dichter gleich bereitwillig ergreifen, um für die eigene Zügellosigkeit nicht nur eine Entschuldigung, sondern selbst ein ermuthigendes und rechtfertigendes Vorbild zu haben — diesen Standpunkt können wir als gar zu gemein beiseite lassen.

Wollte man aus diesen Bemerkungen folgern, daß Goethe also wenigstens in sittlicher Hinsicht um nichts besser sei als vielleicht seine kleinlichsten Splitterrichter, so wäre hiergegen nichts einzuwenden, denn er würde immer den großen Mann und den diesen mit bedingenden großen Charakter vor ihnen voraus behalten, sodaß es, wie von jenen: wenig Licht und wenig Schatten, von ihm heißen müßte: viel Licht und wenig Schatten.

Und daß es wirklich so von ihm heißen müsse, davon hat unstreitig die bessere neuere Goethe-Literatur schon jetzt den Beweis geliefert. Dies mag auch Men-

zel gefühlt und darin die Empfindlichkeit ihren verzeihlichen Grund haben, welche er nach einer der menschlichen Natur angeborenen Verkehrtheit und Schwäche, statt nach innen oder gegen sich selbst, nach außen oder gegen jene wenigstens an seiner Schuld unschuldige Literatur kehrte.

Bestände die letztere blos aus Kritik, seiner Kritik entgegengesetzt, so würde er sie um so weniger anfeinden können, als mit ihm und Pustkuchen die vernichtenden Angriffe auf Goethe weder begonnen noch aufgehört haben. Aber das Auszeichnende und eigentlich Werthvolle derselben besteht nicht in Urtheilen, sondern in Zeugnissen, zu deren Entkräftung Gegenzeugnisse fehlen und Verdächtigungen nicht ausreichen.

Rechnen wir zu diesen Zeugnissen oder zu den Schriften, die statt ihrer dienen können, zuerst den Briefwechsel Goethe's und seiner nächsten Kreise, der bisjetzt erschienen ist und fast des Dichters ganzes Leben begleitet, so stellt sich uns freilich sogleich Gervinus mit seiner Schrift „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" (Leipzig 1836) feindlich entgegen.

Er bezeichnet sie in dem Vorwort als „flüchtige und anspruchslose Blätter", und das Flüchtige wird ihm Jeder unbedingt zugeben. „Dieselben wurden", bemerkt er, „durchaus in (zu) keinem andern Zwecke niedergeschrieben, als den der Gegenstand selbst in sich trüge"; aber „nun beim Durchlesen komme es ihm vor", daß er während des Schreibens jenes Zwecks vergessen hätte oder „daß sie unter seinen Händen scheinen könnten bestimmte Tendenzen angenommen zu haben", und was ihm nur so vorkommt, hat sich wirklich zugetragen und der Goethe'sche Briefwechsel ihm blos gedient, an einzelne beim flüchtigen Durchblättern desselben aufgegriffene und meistens falsch verstandene Stellen mit seinen vorgefaßten Meinungen über Goethe anzuknüpfen.

Unter den Quellen zu seinem „Aufsatze" bezeichnet er im Vorwort das allgemein für unzuverlässig geltende Buch von Falk*) als „verdächtig" und gebraucht es mit Vorliebe. Um nämlich zu beweisen, daß auch Merck über „Goethe's Treiben an dem Hofe zu Weimar" tadelnd geurtheilt, meint Gervinus:

> Bei seinem Aufenthalte in Weimar mochte Merck die alten Fehler seines Freundes verschlimmert finden. Siehst du, habe er ihm, mismuthig über sein contemplatives Wesen (wie reimt sich das mit unruhigem Treiben?), gesagt, im Vergleiche mit Dem, was du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was du geschrieben hast, Dreck. Und in zunehmender Verstimmung sei er in die Worte ausgebrochen: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschwänzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen. Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?"

Daß diese Aeußerungen Merck's „bei Falk aufbewahrt" sind, fügt Gervinus ausdrücklich hinzu, und doch erscheinen sie ihm sogleich oder „auf den ersten Blick" als wahr, obwol sie den Stempel der Unwahrheit an der Stirne tragen. Schon die Angabe Falk's: „Merck sei ein halbes Jahr in Weimar und hier zuletzt so verstimmt gewesen, daß er Goethe gar nicht mehr gesehen habe", an welcher Gervinus so wenig Anstoß nimmt, daß er ihr Merck's „zunehmende Verstimmung" entlehnt, schon diese Angabe hätte ihm die Glaubwürdigkeit jener Falk'schen Ueberlieferung verdächtig machen sollen, und er konnte auch aus den „Briefen an Merck"**) bestimmt entnehmen, daß Merck's Besuch in Weimar, welcher in den von Gervinus ins Auge gefaßten Zeitraum des Lebens Goethe's fällt, keine sechs Monate gedauert hatte. Wieland schreibt hier an Merck unterm 5. Mai 1779:

> Die Herzogin kann es kaum erwarten, bis du da bist, schilt aber inzwischen tüchtig, daß du ihr auf ihren schönen Einladungsbrief keine Antwort gegeben hast.

Und die Hofdame der Herzogin Amalie, das Fräulein von Göchhausen, sagt in einem Briefe, gleichfalls an Merck, vom 26. Juli desselben Jahres:

> Den Tag ihrer Abreise trauerte selbst die Natur, die Herzogin war still, und ich blieb allein bei ihr.

Der Aufenthalt Merck's in Weimar, von welchem bei Falk die Rede ist, fiel demnach zwischen den 5. Mai und 26. Juli 1779, kann also nicht einmal drei Monate gedauert haben und dauerte in der That kaum zwei. Merck schreibt nämlich in einem Briefe an Nicolai vom 1. August 1779:

> Ich bin vor ungefähr acht Tagen von Weimar oder vielmehr von Ettersburg zurückgekommen, wo ich einen Besuch von acht Wochen bei der verwitweten Herzogin abgestattet habe.***)

Falk muß gefühlt haben, daß Merck, um so verstimmt zu werden, daß er Goethe zuletzt gar nicht mehr sah, Zeit bedurfte, und die gab er ihm. Nur ist dabei schwer zu enträthseln, wie Merck es angefangen habe, zu gleicher Zeit den Hof zu besuchen und seinen alten Freund Goethe nicht zu sehen, der ihn dort eingeführt hatte und der fortwährend mit der fürstlichen Familie auf dem vertrautesten Fuße lebte. Es bliebe nur übrig, anzunehmen, entweder daß er zuletzt auch mit der Herzogin-Mutter und dem ganzen übrigen Hofe zerfiel und nur noch in Weimar blieb, um hier Niemanden mehr sehen zu können, oder daß Goethe ihm für die letzte Zeit seiner Anwesenheit das Feld räumte und etwa den Hof auf zwei, drei Monate mied. Das erstere ist das Wahrscheinlichere, sowol weil der Hof Goethe einem vorübergehenden Gast nicht aufgeopfert haben würde, als weil dieser in der zweiten der bei Falk aufbewahrten und auf den ersten Blick einleuchtenden Aeußerungen den Hof fast noch herber angreift als seinen alten Freund Goethe, für den er wenigstens etwas Besseres kennt als das Zusammenleben mit dem Herzog und als ein „Treiben", von welchem sich, wie uns Gervinus belehrt, „Knebel,

*) „Goethe, aus näherm persönlichen Umgang dargestellt u. s. w."

**) „Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland u. A. Herausgegeben von Karl Wagner" (Darmstadt 1835).

***) „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck ꝛc. Herausgegeben von Karl Wagner" (Leipzig 1847), S. 1[illegible].

Herder und zuletzt (gleichwie Merck von Goethe) auch Wieland mit Widerwillen abwandten".

Nur schade, daß die hiermit ermittelten geschichtlichen Wahrheiten sich auf gar nichts stützen als auf die Mittheilungen Falk's! Wir müssen jedoch so billig sein anzuerkennen, daß diese einen sechsmonatlichen Besuch Merck's in Weimar voraussetzen, der zwar nicht stattgefunden hat, an dessen Stelle aber auch nicht gerade der achtwöchentliche zu kommen braucht, der wirklich stattgefunden hat, denn dieser fällt schon in das Jahr 1779, mit welchem, wie Gervinus selbst will, der ganz schlechte Lebenswandel Goethe's und des Herzogs nachließ. Wenn also die „bei Falk aufbewahrten" Aeußerungen Merck's in eine etwas frühere Zeit gesetzt werden könnten, auch ohne in Weimar und Goethe und dem Hofe ins Gesicht geäußert zu sein, so würden sie Gervinus' Ansicht erst recht bestätigen.

Da dieser in dem Vorwort zu seiner Schrift unter den Quellen, die er zu ihr benutzt habe, auch „die Briefe an Merck" nennt, so wollen wir erstlich eine Stelle aus einem Briefe Goethe's an Merck, die auf den Gebrauch der „bei Falk aufbewahrten" Merck'schen Aussprüche durch Gervinus paßt, und zweitens aus den Briefen von Merck, also aus der unverdächtigsten Quelle, die sich hierfür finden kann, wirkliche Aeußerungen Merck's anführen, welche das Gegentheil von den ihm blos angedichteten aussagen.

Die Worte Goethe's an Merck vom 8. April 1785 lauten:

> Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um Das, was man davon gesagt hat. *)

Die Aeußerungen Merck's sind aus derselben Zeit, für welche Gervinus ihn als Zeugen gegen Goethe gebrauchen will, den er so hart anklagt, daß er ihn als „Delinquenten" auf die Armensünderbank setzt und ordentlich ins Verhör nimmt (S. 26). In einem Briefconcept ohne Adresse, Datum und Schlußformel (mit der Anrede: „Meine würdigste Freundin!"), das der Herausgeber in den Herbst 1777 setzt, sagt Merck:

> Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen, Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind, denn Flachsland (Herder's Schwager), der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und dem Diener weit; allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt Alles. Jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehen? **)

In demselben Briefe wird bemerkt: Goethe schreibe an ihn, wie an Jedermann, selten und wenig, Wieland desto öfterer. Daran fand also Merck, der doch Goethe und sein eigenes Verhältniß zu diesem gewiß besser kannte als Gervinus, nichts Auffallendes und widerlegt auch dadurch die Behauptung des Letztern: Goethe habe unglücklicherweise den Eigensinn, nicht recht Rede stehen zu wollen, und man müsse ihm die Worte etwas abzwingen. Gegen den Kläger (den Falk'schen und falschen Merck) vertheidige er sich gar nicht, dem er nicht zu schreiben scheine, weil vor dessen kaltem Urtheile schon so manche Goethe'sche Richtung und Unternehmung übel bestanden hatte.

In einem andern Briefe Merck's vom 3. November 1777 an Nicolai heißt es:

> So sehr ich mit Goethe zusammenhänge, so habe ich doch (gegen ihn) nie mein Urtheil über Sie ein einzig mal geändert, sowie ich's von Goethe nie gegen Sie ändern werde. Ich hab' ihn neuerlich auf Wartburg besucht und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben Das thun, was Goethe thut. Die Märchen kommen alle von Leuten, die ungefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriganter Menschen oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben falsch zu sehen. *)

Aehnlich hatte Merck sich schon viel früher ausgedrückt, wie wir noch um so eher hervorheben wollen, als ja Gervinus auch in Beziehung auf Goethe's vorweimarische Zeit in Merck's Namen klagend gegen Goethe auftritt und von des Letztern „alten Fehlern" spricht, die der Erstere in Weimar verschlimmert gefunden habe. In einem Briefe Merck's vom 28. August 1774 an Nicolai lesen wir:

> Dem guten Goethe geht's wie allen braven Leuten. Es hängen sich den Augenblick, da Jemand einen Zoll höher wird als Andere, so viele Buben an, die in die Welt Wahres und Falsches schreiben, daß es zu erbarmen ist. **)

Nachdem Nicolai durch die „Freuden des jungen Werther" mit Goethe angebunden und sich gleichwol in einem Briefe an Merck vom 28. December 1775 über die „sehr ungezogenen Reden" beklagt hatte, welche, wie man ihm glaubwürdig melde, Goethe in Frankfurt gegen ihn ausgestoßen habe; er lasse aber nicht mit sich spielen, wie die Katze mit der Maus spiele, oder wie Goethe mit Wieland gespielt habe und noch spiele ***) — antwortet ihm Merck in einem Briefe vom 19. Januar 1776, der also in Goethe's früheste weimarische Zeit fällt:

> Mir thut's leid, daß Sie von Einem meiner Freunde gekränkt werden, und daß dies durch die niederträchtigen Hunde von Zuträgern und Anekdotensammlern geschieht. Haben Sie denn nicht schon längstens den Menschen verachtet, der so etwas fähig ist? Entweder ist es Schadenfreude oder Willen, Goethe

*) „Briefe an Merck ꝛc.", S. 445.

**) „Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. Herausgegeben von Karl Wagner" (Darmstadt 1838), S. 90 fg.

*) „Briefe aus dem Freundeskreise ꝛc.", S. 151.

**) A. a. O., S. 107.

***) „Briefe an Merck ꝛc.", S. 80 fg.

zu schrecken; Freundschaft kann's nicht sein, die Märchen und Tischreden zuträgt. Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht Alles erzählt ... allein was er auch über Sie gesprochen haben mag, so ist's nichts als faunischer Muthwillen. Zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquille und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele und zweitens nicht die Zeit, weil sein Kopf voll immer neuer Träumereien schwirbelt. ... Ein Buch ließe sich von allem dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die, wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber Gottlob kein Jota wahr ist. Ich habe mich, ich will es denn einmal gestehen, für Sie, weil ich Sie kenne, gegen Andere, die im Irrthum waren, oft heischer gepredigt und am Ende nichts als Undank verdient. Ich mag nun für Goethe die Litanei nicht wieder anfangen, allein das muß ich Ihnen doch aufrichtig versichern, daß er mit Wieland nicht spielt, daß er vielen Muthwillens, aber keiner Duplicität fähig ist.*)

Hiermit hätten wir einen von den „so vielen Klägern", wie Gervinus sagt, oder Zeugen, wie wir sagen würden, „gehört", durch welche jener seine Anklage gegen Goethe beweisen will, und das Zeugniß scheint den Ankläger selbst in Anklagestand zu versetzen; denn wie müßte nicht Merck, wenn er wieder aufleben könnte, über Diejenigen urtheilen, welche, was er als „Märchen, Geträtsche und boshafte oder dumme Erfindung" bezeichnete, heute ihrem Urtheil über Goethe's Leben und Charakter zum Grunde legen wollten?

Nicht minder unglücklich ist Gervinus in der Wahl Wieland's als zweiten Zeugen, schon weil dieser während der Zeit, auf welche die Anklage geht, über das Leben am weimarer Hofe an Niemand so oft und viel geschrieben hat als gerade an Merck, der Letztere also, wie wir aus seinem eigenen Zeugniß schließen dürfen, den Wieland'schen Aussagen entweder nicht den Werth beilegte wie Gervinus, oder sie anders verstand als dieser. Merck zieht auch aus den wie Regen und Sonnenschein abwechselnd vergnügten oder mismuthigen Mittheilungen Wieland's über seinen Umgang mit Goethe wie mit Herder weniger einen Schluß auf diese Beiden als auf Wieland selbst, indem er am 14. Januar 1778 an Lavater schreibt:

Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmuz der Eitelkeit ausgebrannt, und er ist ein so bonhomischer, guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Pursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze.**)

Aber auch unabhängig von Merck betrachtet, wird uns das Zeugniß Wieland's ein ganz anderes Ergebniß liefern, als Gervinus daraus zu entnehmen sucht. Wenn dieser gelegentlich sagt: Wieland habe sich in den verschiedensten Zeiten und Lagen immer als einen und denselben erwiesen, so kann er schon dadurch nur das Zeugniß schwächen, welches er aus dessen Briefen gegen Goethe aufbringen will, denn zu Demjenigen, worin Wieland sich immer gleich blieb, gehörte die Ungleichheit seiner Stimmung und, wo er sich diesen überlassen konnte, seines Betragens gegen wie seiner Aeußerungen über Andere, und diese Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken tritt in seinen vertraulichen Ergießungen über Goethe um so stärker hervor, je geeigneter dieser durch Persönlichkeit und Stellung war, Eindruck auf ihn zu machen. Ob Goethe, den er wirklich liebt und achtet, das eine mal liebenswürdiger, zuthulicher und aufgelegter war als das andere, davon hängt es zum Theil ab, wie Wieland jedesmal auf ihn zu sprechen ist.

Dieselbe Wandelbarkeit bewies er auf umgekehrte Weise gegen Schiller, als dieser 1787 zuerst den weimarischen Kreisen näher trat und es noch bedurfte, daß Herder sich bei Hofe „für ihn erklärte". *) Wieland nahm ihn anfangs mit ebenso großer Vertraulichkeit und Wärme auf **), als er sich gleich wieder kalt und, nach Schiller's Meinung, unhöflich bezeigte, bis dieser den ältern Mann allmälig kennengelernt hatte und sich dann recht gut mit ihm vertrug. Schiller schreibt darüber an Körner:

Reinhold (Wieland's Schwiegersohn) hat mir über Wieland die Augen geöffnet.... So ein unmäßiger Vergötterer er auch von ihm ist, so gestand er mir doch, daß ihn Wieland's ungleicher Charakter auf das schrecklichste schon mishandelt habe. Wieland habe, obgleich ihm Reinhold unter allen Menschen der liebste sei, diesen durch üble Launen und abwechselndes Anziehen und Zurückstoßen eigentlich aus Weimar vertrieben. Heute habe er ihn für einen großen Geist und morgen für einen Esel erklärt.... Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern ist. Diese Inconsequenz und diese Wandelbarkeit der Laune erkennt er selbst und kann, wie mir Reinhold sagt, in der folgenden Stunde abbitten und schmelzen wie ein Kind.

Danach sind Wieland's briefliche Aeußerungen über Goethe und dessen anfängliches Leben in Weimar aufzufassen, jedoch mit dem Unterschiede, daß er hier die eigene Launenhaftigkeit dem Freunde seines Fürsten und dem großen Genius schuld gibt und sich, wo er nicht abwechselnd anziehen und abstoßen konnte, abwechselnd angezogen und abgestoßen fühlen will.

Daß dem so war, zeigt sogleich die erste briefliche Aeußerung Wieland's noch aus dem Jahre 1775, welche Gervinus anführt und ganz misversteht:

Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschlichkeit sah; außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.

Hierzu meint nun Gervinus:

Wieland sei so eine gute Zeit vortrefflich mit ihm ausgekommen, denn freilich, welcher Mann so groß wäre, daß er dergleichen schwärmerische Verehrungen von einem großen Manne nicht gern eine Weile ertrüge, falls er sich auch sonst nicht eben besonders an ihm erbaute?

Im Gegentheil gehörte ganz gewiß keine Größe dazu, gegen dergleichen schwärmerische Verehrungen gleichgültig zu bleiben, die Goethe ohne Zweifel nur deshalb ertrug, weil er sich gerade im Uebrigen ganz besonders an Wie-

*) „Briefe aus dem Freundeskreise 2c.", S. 131 fg.

**) Hegner, „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Lavater's", (Leipzig 1836), S. 114.

*) „Schiller's Briefwechsel mit Körner." Erster Theil, 1784—88, S. 138.

**) A. a. O., S. 100 fg., 107 fg.

land erbaute oder weil er dessen Geist und Herz zu hoch schätzte, um ihm nicht seine Schwächen und Eigenheiten nachzusehen; und wenn Goethe sich dergleichen schwärmerische Verehrungen von Wieland hätte gefallen lassen, ohne sich sonst besonders an ihm zu erbauen, so wäre das eine Duplicität und ein Spiel mit Wieland gewesen, welche, wie oben angeführt worden, Merck Goethe nicht vorwerfen lassen wollte. Goethe's Worte in einem Briefe an Merck vom 16. September 1776 *): „daß Wieland ein ganz unendlich guter Mensch sei“, waren so gewiß aufrichtig und herzlich gemeint, als sie sich nicht auf die Anbetungsscene bezogen.

Die schwärmerischen Verehrungen der von Gervinus angeführten Art waren überdies eine schwache Seite mehr an dem guten Wieland und Goethe nicht ihr einziger Gegenstand. In Schiller's Briefen an Körner kommt auch davon ein Beispiel vor. Jener erzählt:

Wieland hatte sich immer entschieden und scharf gegen Lavater erklärt. Lavater kam nach Weimar, und bei Goethe war Souper, wo er, Wieland, Herder, Bode und der Herzog beisammen waren. Da kriegte ihn Lavater so ganz weg, daß Wieland ihm die Hand küßte, als er in den Wagen stieg; und jetzt spricht Wieland wieder mit bitterer Verachtung von ihm, davon war ich selbst Zeuge. **)

Wenn daher Goethe durch irgend Jemandes Zeugniß geehrt wird, so ist es Wieland's, der ihm trotz allen Wechsels der Stimmung eine immer gleich treue Neigung bewahrte. Das geht aus den Briefen Wieland's an Merck unverkennbar hervor. Da Gervinus das Gegentheil behauptet, so führen wir einige Beweisstellen aus demselben Zeitraum an, auf welchen sich dessen Anklagen beziehen.

Im Jahre 1776 schreibt Wieland den 26. Januar:

Goethe grüßt Sie. Der Hof oder vielmehr seine liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich schade ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottes-Menschen geht nichts verloren.

Den 11. März:

Unser Goethe hat sich der Welt durch seine „Stella“ wieder herrlich offenbart. Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wol mit daher kommen mag, weil ich gegen ihn am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin u. s. w.

In einem Briefe vom 25. März ist ihm Merck als sein Mitarbeiter am „Mercur“

unter den Recensenten, was Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten und Goethe unter den menschlichen Menschen.... Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und alles Das ist, was ich nicht habe werden können.

Den 9. September:

Sollte es jemals mit mir so weit kommen, daß ich nichts mehr lieben könnte, so will ich doch Goethe und Merck noch lieben.

Den 7. October:

Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!

Den 17. October:

Goethe ist immer der nämliche, immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und selbst nur durch Theilnehmung glücklich.

Eine so überschwängliche Verehrung konnte weder sich selbst auf dieser Höhe erhalten, noch konnte Goethe ihr genugthun, und so schreibt Wieland dem in einem Briefe, den Wagner in den Februar 1777 setzt:

Mit Goethe — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre. Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit, und es ist nichts mit ihm anzufangen.

Diese Stelle führt Gervinus an, den Schluß derselben aber:

Auch sehen wir uns nur selten, wiewol ich glaube, daß er nichts wider mich hat und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe.

läßt er weg, weil er beweisen will, daß „nach und nach sich Wieland's hingegebener Ton“ gegen Goethe durch Schuld des Letztern „immer mehr herabgestimmt habe“.

Aber das Bedauern Wieland's ist nicht zum Nachtheil, sondern zum Vortheil Goethe's auszulegen, und hierfür kann man sich auf Wieland selbst berufen, der schon in einem Briefe an Merck vom 24. Juli 1776 den Grund, weshalb Goethe ruhiger und in sich gekehrter werde, angegeben hatte. Hier heißt es:

Goethe hat freilich in den ersten Monaten die Meisten, mich niemals, oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt und dem diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblick an, da er entschlossen war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.

Solange also der „herrliche Gottes-Mensch“, „dieser wunderbare Knabe“ den guten Wieland unterhält, ob er auch aller übrigen Welt Anstoß gibt, ist dieser außerordentlich für ihn eingenommen, sobald ihm aber die Geschäfte Zeit und Stimmung dazu rauben, wird Wieland schwierig.

Uebrigens stimmen Goethe's Mittheilungen an Merck mit der zuletzt angeführten Wieland's überein. Er schreibt ihm im Januar 1776:

Ich treib's hier freilich toll genug.... Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Formen leidlich betrage.

Er gibt also zu, daß er es toll treibe, denkt aber schon an einen Uebergang und schreibt am 8. März 1776 im jugendlichen Ton, an dem Gervinus wie an allem Uebrigen mäkelt:

*) „Briefe an Merck rc.“, S. 98.

**) „Schiller's Briefwechsel mit Körner“, I, 186.

Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren.

Und am 24. Juli 1776:

Hab' mich immer lieb, glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die Welt keine Freude erlebt. Wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns.

Am 5. Januar 1777:

Ich lebe immer in der tollen Welt und bin sehr in mich zurückgezogen;

woraus doch wol hervorgeht, daß Goethe von Anfang an in dem tollen Treiben selbst so wenig aufging, als den jungen Herzog darin aufgehen ließ; weshalb denn auch Wieland Glauben oder doch Beachtung verdient, wenn er in dem Briefe an Merck vom 24. Juli 1776 noch sagt:

Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, daß die Cabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Misvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen ist.

Oder wenn er in einem Briefe an denselben vom 24. August 1776 bemerkt:

Goethe ist lieb und brav und fest und männlich, und die Welt, die soviel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht.

Und wenn er in dem Briefe vom 17. October 1776 Goethe einen großen, edeln, verkannten Menschen nennt, „eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen". Auch was Wieland in einem Briefe vom 12. August 1776 an Merck schreibt, stimmt zu der angeführten Stelle aus dem Briefe Goethe's an Merck vom 24. Juli desselben Jahres. Er sagt:

Goethe ist mit dem Herzog noch immer in Ilmenau und zeichnet Tag und Nacht die ganze hennebergische Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen hat, so viel von ihm und gegen ihn spricht. Bei allem Dem würde Fielding's Pardridge manchmal den Kopf über ihn schütteln und sein orandum est, ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln.

Das Abzeichnen der hennebergischen Natur bestätigt Goethe wieder, und man dürfte wünschen, daß alle Jugend ihre überflüssige Zeit auf gleich edle Weise zur Ausbildung ihrer geistigen und leiblichen Kräfte gebrauchte. In dem Briefe an Merck vom 8. März 1776 schreibt er:

Ich bin gesund bis auf'n Einfluß des fatalen Wetters, streiche was ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen.

Und in dem Briefe vom 24. Juli 1776:

Wir sind hier und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen. Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus, und selbst zur Jagd führ' ich mein Portefeuille mit.

Am besten und kürzesten ist wol Goethe's Leben in dem ersten Jahr seines weimarischen Aufenthalts in einem Briefe von ihm an Merck vom 22. November 1776 ausgedrückt:

Dein Schicksal drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselung der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm' in beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder gibt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen, auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findt sich's nicht wieder so.

Wieland's erste Beschwerde vom Februar 1777, die oben mitgetheilt worden, macht ihn zwar zu einem Klager, aber nicht, wie Gervinus will, zu einem Kläger wider Goethe; zu einem Kläger wird er bald darauf gegen sich selbst, indem er in einem Briefe vom 30. Juli 1777 an Merck sagt:

Goethe und ich sind seit meinem letzten wieder mehr und näher zusammengerückt — und ich habe ihn wieder gefunden, wo ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmer mehr nichts an ihm irre machen noch von seiner Liebe scheiden soll.

Diese Aeußerung übergeht Gervinus mit Stillschweigen, greift dagegen um so begieriger nach einer andern in einem Briefe an Merck vom 21. October 1777, die in derselben Sammlung (von 1835) und nur ein Blatt nach der vorigen steht. Dieselbe lautet bei Wieland:

Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz comme un damné. Aber er macht's auch danach mordiable. Man muß die bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte Mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Goethe und der Herzog sind auch von diesem Glauben, aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden.

Daraus macht Gervinus und beruft sich zugleich auf Klopstock's nichts beweisenden Brief an Goethe (vom 8. März 1776) und „auf Das, was der züchtige Knebel darüber beibringe", was aber Gervinus nicht beibringt, hieraus, sage ich, macht er:

Sie ließen die liebe Natur frei walten, wollten, wie Wieland sagt, so übel sie sich dabei befanden, „die bestialische Natur brutalisiren", wandten sich von Weibern zum Wein, vom Wein zum Spiel, vom Spiel zu Kinderpossen.

Wieland wollte aber nichts weiter sagen, wie auch das „Zahnweh Goethe's" beweist, als daß dieser und der Herzog viel in der freien Natur lebten und sich hier nicht eben verzärtelten. Es ihnen darin gleichzuthun, wozu sie ihn gewiß auch gar nicht auffoderten, konnte Wieland um so weniger einfallen, als er älter und von zarterer Gesundheit als Beide war.

Gervinus' Darstellung ist so zusammenhangslos, daß man gar nicht weiß, an welche Zeit er bei den folgenden Worten denkt: „So ließ es sich immer mehr und mehr darauf an, daß sich Wieland allmälig ganz zurückzog"; gewiß ist nur, daß sie auch auf die Jahre 1778 und 1779 so wenig als auf die beiden vorhergehenden passen. In seinen Briefen von 1778 an Merck scheint Wieland vielmehr zu bedauern, daß er Goethe nicht so oft sehe wie er wünsche. Am 12. April schreibt er:

Goethe bekomme ich gar nicht mehr zu sehen; denn er kommt weder an den Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen ist auch keine Möglichkeit, da er beinahe alle Zugänge (zu seinem Garten) verbarrikadirt hat.... So ist ein gemeiner Mann wie unser einer gezwungen, das Abenteuer gar aufzugeben und in seinem eigenen (Garten) zu bleiben.

Hierdurch erklären sich seine Worte in einem Briefe vom 20. April:

Goethe habe ich vergangenen Freitag bei der Herzogin-Mutter .... gesehen. Er ist wohl und immer der Alte, denke ich, aber was sein Treiben eigentlich ist, weiß ich nicht.

Daß er auch keinen Grund hatte noch zu haben glaubte, „sich allmälig ganz von Goethe zurückzuziehen", geht aus andern Aeußerungen hervor, wie wenn er noch am Schluß des Jahres in einem Briefe vom 9. December sagt:

Daß mir und Allem, was hier auch nur an einem Faden mit mir zusammenhängt, Goethe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlthat geworden, erkenne ich täglich mehr und mehr und ehre und liebe ihn auch dafür von Grund des Herzens.

Ueber Goethe's Verhältniß zum Herzog äußert er sich in einem Briefe vom 3. Juni:

Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt und daß er Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft vor Gott und der Welt haben wird.

In einem Briefe vom 27. August „hätte er Goethe vor Liebe fressen mögen". Etwas früher sagt er, als wollte er ein vollständiges Bild von Goethe in dieser Zeit geben:

Goethe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange ist.

Im Jahre 1779 wird Goethe sich so wenig verschlechtert haben, als sich Wieland in seinen Urtheilen über ihn und deren Beweggründen verändert. Er schreibt an Merck den 5. Mai:

Goethe wird dir wohl machen, er hat wieder etwas gar Köstliches producirt und ist überhaupt gar lieb und gut seit einiger Zeit.

Dies führt Gervinus nicht an, wol aber die Worte, womit Wieland in einem andern Briefe an Merck seinen Unwillen über den bekannten ettersburger Auftritt ausdrückt, wo nicht nur „Woldemar's Briefe" von Jacobi auf die bekannte Weise verhöhnt, sondern auch die Arie aus Wieland's „Alceste": „Weine nicht, du meines Lebens Abgott", auf die allerlächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt wurde. Er schreibt:

So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham. Ich gestehe dir, daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, blos davor zu fliehen.

Zu diesen Worten fügt Gervinus die Bemerkung hinzu, die theils unwahr, theils unrichtig ist:

Was Wieland damals zu so starken Ausdrücken noch mehr Muth machen konnte, war die allgemeine Stimme des Publicums, das neidisch auf den Günstling war, der in Rang stets stieg und bald sich auf ministeriellem Fuße gerirte, und das sich damals höchlichst an der Reise skandalisirte, auf der Goethe, wie Wieland sagt, den Herzog in Frankfurt sehen ließ.

Daß die Stimme des Publikums auf Wieland's Verstimmung über den ihm gespielten Possen Einfluß gehabt, er sich gewissermaßen mit dem Publicum gegen Goethe verbunden habe, ist an und für sich undenkbar, widerspricht aber auch Demjenigen, was in demselben Briefe, der den Ausbruch seines Unwillens enthält, diesem unmittelbar vorhergeht und was Gervinus seinen Lesern vorenthalten hat:

Ohne Zweifel hast du den Herzog und Goethe, der, ut nosti, nun Geheimerath heißt, wie er's denn vorhin schon allezeit war, in dieser frankfurter Messe gesehen. Das Publicum ist dieses an sich selbst so simpeln und natürlichen Ausflugs halber unglaublich intriguirt und das odium Vatinianum fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geheimerath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vanae sine viribus irae.

Also hat Wieland nicht gesagt, was ihm Gervinus in den Mund legt, daß Goethe den Herzog in Frankfurt habe sehen lassen, also verändert Gervinus intriguirt in skandalisirt und legt überhaupt den Worten Wieland's einen Sinn unter, gegen welchen dieser wol mit ganz anderer und nachhaltiger Entrüstung geeifert haben würde als gegen den muthwilligen ettersburger Scherz.

Wieland's günstige Urtheile über Goethe und den Herzog nach glücklich vollendeter Schweizerreise führt Gervinus uns nicht an, ohne hinzuzusetzen:

Auch hier kann nun an diesen Urtheilen Wieland's wieder etwas Eigenliebe theilhaben, denn in diesen Zeiten waren auch seine Actien bei Goethe und dem Herzoge durch den „Oberon" gestiegen, den er damals ausarbeitete.

Wenn Gervinus die von ihm erzählten Vorfälle, um sie ungünstig deuten zu können, nicht ohne alle Rücksicht auf ihre Zeitfolge durcheinanderwerfen müßte, so würde er nicht unbemerkt gelassen haben, daß die Klage über die in den September fallende ettersburger Komödie sich in einem Briefe an Merck vom 21. September 1779 befindet, daß Wieland aber schon in einem Briefe vom 1. August an Merck seine lebhafte Freude über den Beifall geäußert hatte, welchen Goethe den fertigen fünf ersten Gesängen des „Oberon", die Wieland ihm vorgelesen, mit wahrer und liebenswürdiger Theilnahme gezollt. Dieser Beifall hatte Wieland so wenig abgehalten, sich gleich darauf über den ettersburger Possen zu beklagen, als ihn dieser wieder abhält, der Reise Goethe's und des Herzogs und ihnen selbst nach ihrer Rückkehr das größte Lob zu spenden.

Freilich dauerte die Anerkennung des inzwischen vollendeten „Oberon" nach der Reise fort. Goethe schrieb am 7. April 1780 an Merck:

Den „Oberon" wirst du nun gelesen und dich daran erfreut haben. Ich habe Wieland dafür einen Lorberkranz geschickt, der ihn sehr gefreut hat.

Wieland dagegen schreibt am 16. April, und die Befriedigung seiner Eigenliebe kann an diesem Urtheil so gut Antheil gehabt haben als ihre Verletzung nach dem ettersburger Auftritt an den Ausdrücken, worin er damals seinen Verdruß äußerte: Goethe habe sich ihm von die-

ser Seite in dem schönsten Lichte gezeigt, und er könne Merck nicht ausdrücken, wie gänzlich er mit Allem, was Goethe thue und sage, und kurz mit seiner ganzen Art zu sein zufrieden sei. Das Nämliche gelte auch vom Herzog. Ueberhaupt bedünke ihn, es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, und er nehme in Goethe's öffentlichem Benehmen eine σωφροσύνη wahr, welche die Gemüther nach und nach beruhige u. s. w. Ein ähnliches Zeugniß hatte, wie wir sahen, Wieland Goethe schon in einem Briefe vom 24. Juli 1776 ausgestellt, und wenn Goethe und der Herzog seitdem auch viel von ihrer jugendlichen Ausgelassenheit nachgelassen hatten, so würde sich Gervinus Goethe jetzt wol nicht als einen über Nacht Gebesserten und Wiedergeborenen vorstellen, wenn er nicht für seine Uebertreibungen über das nichtsnutzige Leben Goethe's während der ersten weimarer Jahre einen Abschluß hätte finden müssen, den er mit dem Ende der Schweizerreise von 1779 annimmt. Ernst ist es ihm jedoch auch hiermit nicht, denn obgleich er, um den Beweis von der bei Goethe eingetretenen Besserung zu befestigen, noch aus einem andern Briefe Wieland's vom 11. Juli 1781 anführt: „daß Goethe zwar etwas mager ... indessen doch wohl und munter sei, und weder sein Genius noch seine Laune ihn verlassen habe, wiewol er so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei“; obgleich Gervinus diese Worte anführt und selbst, gegen seine Gewohnheit, wenigstens das Jahr ihres Ursprungs anmerkt, so läßt er doch drei Seiten früher die von ihm behauptete tolle Wirthschaft Goethe's und des Herzogs bis tief in das Jahr 1781 fortgesetzt werden. Er sagt:

> Ohne Plan zu leben mag eine Zeit der eigentliche Lebensplan gewesen sein, ihn zu ergreifen fodert der Herzog auch Knebel auf in einem Briefe, der seinem freundlichen Gemüthe immerhin Ehre macht, obgleich es sonderbar war, einen Menschen vom praktischen Leben abzuhalten, der hier recht nützlich hätte werden können, ihn einzuladen, seiner Phantasie nachzugehen, da er so wenige hatte, u. s. w.

Der Brief, von welchem Gervinus redet und welcher nicht nur dem Herzen, sondern in demselben Grade dem Verstande des Herzogs Ehre macht, ist vom 4. October 1781; Knebel wird darin nicht aufgefodert, seiner Phantasie, am wenigsten einer Phantasie nachzuleben, die er nicht hatte, sondern der ihm ertheilte Rath ist ganz seinem dem Herzog wohlbekannten Charakter angepaßt, da Knebel sich weder je auf einen praktischen Beruf vorbereitet noch in einem solchen gefallen hatte. Aus seinem literarischen Nachlaß, den Gervinus in dem Vorwort unter den Quellen zu seiner Schrift mit aufführt, ist ersichtlich, daß er das akademische Studium nach dem ersten Jahre aufgab, daß er als preußischer Offizier seinen Abschied nahm, daß er die Stelle eines Erziehers des Prinzen Konstantin von Weimar nur zögernd annahm und es sehr zufrieden war, als dieselbe schneller, als er erwartet hatte, ein Ende nahm. Wenn also Knebel Scheu trug, seine allerdings leicht verdiente Pension umsonst zu verzehren, und Karl August ihn darüber auf so edle als feine Weise beruhigt, so gehört eine große Flüchtigkeit dazu, dies mißzuverstehen. Der Herzog schreibt seinem „lieben Knebel“:

> Sind denn die sich deiner Freundschaft, deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Actenschmieren ihnen nützen kannst?

Und zum Beweise, daß er ihn nicht in sein und Goethe's „planloses Leben“ hineinziehen will, schließt er seinen Brief:

> Ist's deiner Natur gut sich zu verändern, so reise... Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?

Trotz aller Zuversicht, womit Gervinus anklagt und Zeugen abhört, sind auch Wieland's Aussagen nicht zu seinen Gunsten ausgefallen. Führt man die gelegentlichen Aeußerungen und Ausbrüche seiner kleinen Empfindlichkeiten auf ihren wahren Werth zurück, so enthalten auch Wieland's Mittheilungen über Goethe's erste Jahre in Weimar dasselbe billige Urtheil aus der Nähe, welches Merck aus der Ferne fällte. Uebrigens würde Gervinus auf diese beiden Zeugen auch weniger geben, wenn er Herder zum Reden bringen könnte, den er gar zu gern allen seinen übrigen „Klägern“ beigesellt hätte. Er meint:

> Unstreitig würden wir diesen großartiger als Wieland und deutlicher als Merck von Goethe's Wirksamkeit in diesen Zeiten urtheilen hören, wenn uns etwas von ihm erhalten oder Hoffnung wäre, das etwa Erhaltene noch veröffentlicht zu sehen, und wenn nicht vielleicht bei der persönlichen Unverträglichkeit Beider gegeneinander zu fürchten wäre, daß Leidenschaftlichkeit die Urtheile verdunkeln möchte. Aeußere Verbindung scheint unmittelbar wenige unter ihnen gewesen zu sein, und Goethe klagt auch, daß Herder in Weimar fortführe, sich und Andern das Leben sauer zu machen; er fühlte sich also noch gegen ihn wie in Strasburg.

Da Goethe es war, der gleich in den ersten Wochen seines Aufenthalts in Weimar dem Herzoge Herder zur erledigten Stelle des Generalsuperintendenten vorschlug*), so läßt sich nicht annehmen, daß dieser Umstand Beide in den ersten paar Jahren ihres neuen Zusammenseins voneinander entfernt habe. Das scheint auch Gervinus nicht zu meinen, sondern bis zum Jahre 1780, in welches die von ihm angeführte „Klage“ Goethe's fällt**), ein dem strasburger ähnliches inniges Verhältniß zwischen diesem und Herder anzunehmen, während die Klage doch nur ein Bedauern war, aus welcher Gervinus so irrthümlich als consequent den dem Dichter ungünstigen Schluß zieht, daß dieser noch 1780 den strasburger Studenten von 1770 nicht hinter sich gehabt habe. Gervinus spricht aber zugleich von der Zeit nach 1780, denn er fährt unmittelbar nach dem Angeführten fort: „Nur eine Stelle finden wir in dem Buche von Falk, die uns interessiren kann.“ Diese Stelle enthält aber Worte, die Falk aus Herder's Munde haben will, und Gervinus kann doch, wenn er die Zeiten nicht noch mehr als

*) „Briefe von Goethe an Lavater, aus den Jahren 1774—83“, S. 16.

**) Sie kommt in einem Briefe an Lavater vom August 1780 vor; a. a. O., S. 103.

bisher durcheinanderwerfen wollte, oben wenigstens keine noch spätere Zeit im Auge haben als die von 1780 bis zu Goethe's italienischer Reise, und vor dieser Reise bestand, wie ein Jeder aus Goethe's Beschreibung derselben weiß, zwischen ihm und Herder ein innigeres Verhältniß als je vorher und nachher. Nach der italienischen Reise zerfielen sie allerdings, und von da an kommen bekanntlich leidenschaftliche Urtheile Herder's über Goethe genug vor, durch die jedoch die alte Liebe und Verehrung dann und wann hindurchbricht. Gervinus kann also nur aus der angegebenen Zeit vor 1786 eine recht entschiedene Aeußerung Herder's über Goethe wünschen, und mit einer solchen kann ihm geholfen werden. In „Schiller's Briefwechsel mit Körner" schreibt jener im Sommer 1787, also während der Abwesenheit Goethe's in Italien:

> Ich komme von Herder. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethe liebt er mit einer Art von Vergötterung. Goethe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt.... Goethe wird von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. Alles was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar Vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, hat wissentlich noch Niemand verfolgt und keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.

Dies Urtheil Herder's ist doch großartig und deutlich genug; was wird Gervinus damit anfangen?

Wir würden auf des Letztern Schrift über den Goethe'schen Briefwechsel von 1836 gewiß nicht das Gewicht gelegt haben, wenn er sie später berichtigt, wenn er nicht vielmehr die darin niedergelegten Behauptungen und Urtheile in seiner 1840 und 1842 erschienenen „Neuern Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" und in deren vierten „verbesserten" Auflage von 1853 wiederholt und selbst überboten hätte. Wir wollen dies nur an ein paar Beispielen zeigen, deren eins mit dem Vorhergehenden zusammenhängt. Die aus scheußlicher Anekdotensucht, nach Merck's Ausdruck, hervorgegangenen und wer weiß in welchem Klatschkehricht aufgelesenen angeblichen Aussprüche desselben, welche Falk sogar aus Herder's Munde haben will, werden hier bereits ohne Angabe ihrer Quelle als geschichtliche Wahrheit überliefert und die eigene Erdichtung Gervinus', daß Goethe Merck nicht recht Rede habe stehen wollen, zu der Thatsache erweitert: „Zwischen Goethe und Merck riß seit dem Aufenthalte in Weimar ein heimlicher Bruch ein", ein so heimlicher freilich, daß so wenig von seinem Bestehen als Entstehen die leiseste Spur nachzuweisen sein würde.

Neu ist Folgendes und in beiden Auflagen, der ersten wie der „verbesserten" vierten, gleichlautend: „Seinem Freunde Schlosser habe Goethe schon 1776 durch seinen Bedienten schreiben lassen, ohne nur ein einziges Wort hinzuzufügen", und hieraus wird gefolgert: „Die diplomatischen Unarten, über welche sich seine Freunde später oft zu beschweren hatten, begannen gleich jetzt", nachdem er in Weimar Fuß gefaßt. Wann und welche Freunde Goethe's eine solche Beschwerde je erhoben hätten, führt Gervinus so wenig an, als er dazu im Stande sein würde. Er verallgemeinert also den einen Fall und dieser spricht nur gegen ihn selbst. Schlosser schreibt allerdings, nur nicht 1776, sondern am 3. Mai 1777, an Merck:

> Goethe hat mir neulich durch seinen Bedienten schreiben lassen, ohne nur ein Grüß dich Gott! beizusetzen. Das Ding hat mich anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt. Nun fühl' ich's nicht mehr. Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein. *)

Schlosser schreibt aber auch, und dies wird von Gervinus übergangen, am 14. October 1779 an denselben:

> Daß der Herzog von Weimar, Goethe und Wedel bei uns waren, werdet Ihr von der guten Frau Aja gehört haben. Ich habe mich Goethe's wieder sehr gefreut. Des Herzogs auch um Beider willen.... Der Herzog verdient Goethe zu haben und Herzog zu sein. **)

Hätte sich zufällig dieser zweite Brief Schlosser's nicht erhalten, was würden Goethe's Gegner, sowie pedantische und kleinliche Geschichtschreiber nicht mit Erfolg aus dem ersten folgern können!

In der ersten Ausgabe der „Neuern Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (II, 123) wird wörtlich gesagt: „Goethe habe es je später je weniger Wort haben wollen, daß sein Ausspruch im «Faust», ins Innere der Natur dringe kein erschaffener Geist, Wahrheit enthalte." Dieselben, ganz dieselben Worte werden in der „vierten verbesserten Ausgabe" („Geschichte der Deutschen Dichtung", V, 112) wiederholt. Hieraus läßt sich entnehmen, wie viel sich Gervinus zur ersten wie zur vierten Ausgabe mit Goethe beschäftigt haben müsse, was denn auch seine entschiedene Sprache über ihn erklären mag.

Durch eine Kritik des Goethe'schen und Goethe betreffenden Briefwechsels, wie sie Gervinus sowol in der besondern Schrift darüber als in seinem letztgenannten Werke übt, darf sich also der Leser zu nichts bestimmen lassen. Auch über Zelter, des großen Dichters vieljährigen Freund im Alter, der allerdings weder diesem noch dem Leser Schiller ersetzen konnte, schreibt er die wegwerfenden Urtheile Bettina's nach, sodaß, wenn diese bestimmend würden, nichts mehr zu meiden wäre als die Freundschaft mit einem großen Mann. Hätte Bettina ihre Abgötterei so gut mit Schiller als mit Goethe getrieben, so würde Körner ihrem Spott so wenig entgangen sein wie nun Zelter. Wie würde sie jenen z. B.

*) „Briefe an Merck", 1835, S. 113.

**) „Briefe an und von Merck", 1838, S. 171.

darüber verhöhnt haben, daß er Schiller einmal als lyrischen Dichter über Goethe stellt!*) Das ist jedoch nicht von der Frau von Arnim, was Gervinus über Goethe's Briefe an Zelter sagt: sie hätten den Zweck, „sich und sein Treiben („Treiben" ist der beliebte Ausdruck, womit Gervinus das Leben des Dichters bezeichnet) dem Publicum mehr und mehr zu entrücken und dieses, je mehr zwar die Verehrung gegen ihn gewachsen, desto mehr zu mystificiren. Seine spätesten Werke und unter seinen Briefen, um nicht mehr zu sagen, die spätern an Zelter seien in dieser Hinsicht mit nichts zu vergleichen als mit den Memoiren von St.-Helena". Einer so unverständigen Uebertreibung hätte sich Bettina, ganz abgesehen von ihrer Verehrung gegen Goethe, nicht schuldig machen können: sein ruhmvolles Alter mit dem Elend des nicht ohne eigene Schuld von seiner Höhe gestürzten großen Gefangenen von St.-Helena zu vergleichen.**)

August Boden.

Neue Romane.

1. Santa-Margherita. Zeitgemälde der östreichisch-italienischen Kämpfe unter Radetzky. Von Otto Dijon, Freiherrn von Monteton. Zwei Theile. Magdeburg, Baensch. 1854. 8. 3 Thlr.
2. Katharina. Erinnerungen aus meinem Tagebuche. Von Klencke. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Schattenspiele. Roman von Karl Guntram. Zwei Bände. Pesth, Hartleben. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wieder sechs Bände deutscher Romane, von denen aber leider nicht ein einziger Ansprüche darauf erheben kann, einen andern Zweck zu erfüllen, als den, zu einer mehr oder weniger ansprechenden Unterhaltungslectüre zu dienen, pour passer le temps, und sich einen Platz in irgend einer Leihbibliothek zu erringen. Von einem höhern ästhetischen Streben, von dem Versuch einer Lösung einer gestellten psychologischen Aufgabe, ja selbst von einer tendenziösen Idee, die doch jetzt im Roman immer noch beliebt ist, entdecken wir keine Spur. Die Verfasser haben nicht geschaffen aus innerm Drange, mit dem Bewußtsein, ihre ganzen Kräfte der Schöpfung eines ihres Geistes würdigen Kunstwerks zuzuwenden, sondern nur weil sie entweder gewohnt sind, jährlich so und so viel Bände dem Publicum vorzulegen, oder weil sie eben nichts Besseres zu thun wußten. Einer Art von höherm Streben begegnen wir noch am ersten in den „Schattenspielen" von Guntram, vielleicht aber hat dem Verfasser die Kraft oder der Ernst einer genügendern Durchführung gefehlt.

Doch sehen wir uns die Bücher näher an und beginnen wir mit dem jedenfalls bei weitem mislungensten Producte der drei genannten Werke, mit „Santa-Margherita", des Freiherrn von Monteton. Der Verfasser kündigt uns ein „Zeitgemälde der östreichisch-italienischen Kämpfe unter Radetzky" an, aber wir müssen uns mit dem guten Willen auf dem Titel genügen lassen, denn von dem „Zeitgemälde" erblicken wir weiter nichts, als daß wir den Helden des Buchs als östreichischen Offizier finden, und jene Kriegsthaten sind nur als eine Draperie des Romans benutzt, zu der ohne Schaden für den Inhalt auch die Kämpfe Barbarossa's hätten genommen werden können. Von dem Kriege selbst, von den berühmten Operationen Radetzky's erfahren wir so viel wie gar nichts; es werden uns nur einige Offiziere des Heeres zur nähern Bekanntschaft vorgeführt. Es ist schwer, den Inhalt des Romans in kurzen Zügen zu geben, da er aus lauter lose verknüpften Scenen zusammengesetzt ist, deren Breite und mangelhafte Darstellung oft nicht wenig ermüdet; dazwischen ist hier und da mancherlei Raisonnement, was aber meist sehr schlecht ausgefallen ist und die Unzulänglichkeit der geistigen Productionsfähigkeit des Verfassers ahnen läßt. Es bewegt sich um eine ganz einseitige Standpunktsverherrlichung der östreichischen Monarchie und zeitgemäße aristokratische frömmelnde Phraseologie, denen beiden aber durchaus Haltbarkeit und Kraft fehlt, weil sie im gewöhnlichsten Journaltone vorgebracht des Stempels jeglicher Innerlichkeit gänzlich entbehren.

Clemens Haley, der Held des Romans, wird uns als Kind vorgeführt. Er lebt bei seinem Onkel, auf dessen Besitzungen in Italien. Merkwürdig ist hier schon der Misgriff des Verfassers, diese als echt altenglisch dargestellten Charaktere zu Schwärmern für das Bestehen einer absoluten östreichischen Monarchie zu machen. Wir sind Zeuge einiger Familienscenen, erfahren, wie der junge Held vollgepfropft wird mit den mannichfaltigsten Kenntnissen, und erblicken ihn als Jüngling zu Pferde, im Begriff, sich in die Welt, d. h. nach Wien zu begeben. Jetzt beginnt der vollendetste Theil des Romans, wo der Verfasser, als guter Aristokrat auch gewiß guter Reiter, seiner Liebhaberei Raum gegeben und eine ganze Zeit lang die Pferde die Hauptrollen der Erzählung übernehmen läßt. Der Laie kann im Betreff der Hippologie hier ausgezeichnete Studien machen. Wie wichtig dem Verfasser dieses erscheint, beweist die Begründung der Frage, welches die beste Art und Weise sei, Clemens in die Welt zu senden. Der Verfasser spricht sich so darüber aus:

„Die angenehmste und romantischste Art zu reisen bleibt für einen jungen Mann immer die zu Pferde; aber nicht deshalb allein hatte Mstr. Haley diese Art gewählt, sondern weil es auch diejenige ist, bei welcher der Reisende das Land am besten kennen lernt, immer in einer selbständigen Lage sich befindet und die besten Erfahrungen sammelt über Schonung und Gebrauch der Pferdekräfte, — Alles für einen jungen Menschen höchst wünschenswerthe Dinge. Satteltaschen, Zäumung, Decken, Garderobe, Beschlag der Pferde....."

Wir sehen Clemens nun in Wien, wo er ein vollkommener Cavalier wird, mit Hülfe seines Pferdes „Tory", denn dieses aristokratischen Namens erfreute sich sein Pferd. Er verliebt sich in eine Italienerin, die ihn zu sich heranzieht, um ihn für die Sache der italienischen Freiheit zu gewinnen; sein „guter Genius" bewahrt ihn und er wird östreichischer Offizier. Als solcher geht er nach Italien und — um es hier gleich anzuführen — bleibt auch bis ans Ende des Buchs Lieutenant, während man etwas Bedeutendes von ihm erwarten muß, da in den ersten acht Capiteln erzählt wird, was Alles und Vieles er gelernt habe, um eine große Rolle zu spielen, und wir auf ein großartiges Charaktergemälde gespannt sind.

Jene Italienerin fängt sich in ihren eigenen Schlingen, verliebt sich in Clemens, befreit ihn später, nachdem er durch ihren Leichtsinn in die Hände des Feindes gefallen ist, aus dem Gefängnisse, dadurch daß sie dem Grafen Casati ihre Hand verspricht, springt dann im Nervenfieber in den See und ertrinkt, und Clemens heirathet nach der Unterwerfung Italiens seine Cousine, nachdem er viel um jene erste Liebe geweint. Das der kurze Inhalt. Wie aber kommt der Roman zu dem stolz klingenden Namen „Santa-Margherita"? Man wird es erst spät gewahr. Es heißt nämlich jenes Gefängniß in Mailand so, in dem zufälligerweise Clemens gefangen gesetzt war. Und so ist der Name, der dem Buche gegeben, ebenso unberechtigt wie die Ankündigung eines „Zeitgemäldes". Der Stil, die Charakterschilderungen, Beschreibungen u. s. w. sind durchgehends mangelhaft, ausgezeichnet dagegen der hippologische Theil, die Schilderungen einzelner Balltoiletten und der cavaliere Dialog der Offiziere.

*) „Briefwechsel", zweiter Theil.

**) Den zweiten und letzten Artikel lassen wir im nächsten Monat folgen. D. Red.

Der zweite oben genannte Roman „Katharina" von Klencke hat in einem Punkte Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden, daß nämlich der größere Theil der Handlung ebenfalls während einer berühmten kriegerischen Waffenthat vorgeht, während des holländisch-belgischen Aufstandes, aus dem wiederum die Belagerung von Antwerpen hervorgehoben ist. Jedoch ist hier ein bei weitem größerer Fonds in der geschichtlichen Darstellung. Der Verfasser, selbst Augenzeuge gewesen, führt uns das ganze Gemälde in präciser, gewandter Schilderung vor, und wir gewinnen ein klares, charaktervolles Bild des großartigen Ereignisses. Es ist dies der bei weitem beste Theil des Buchs.

Der eigentliche Roman dagegen bietet nichts Hervorstechendes. Es ist eine Erzählung, wie wir sie schon zu Hunderten ähnlich haben, ohne Originalität der Handlung und Charaktere, im kleinen Genre der Dorfgeschichte. Philipp von Möhlen, holländischer Edelmann und preußischer Offizier, dient mit dem Verfasser, Militärarzt, in einem Regimente in Minden. Ersterer verliebt sich in ein Bauermädchen des nahen Dorfs, Katharina, dem sein Stand unbekannt bleibt, und will dasselbe heirathen. An dem Abende, wo er bei dem Pflegevater desselben, (es ist ein angenommenes Kind unbekannter Aeltern) um Katharina anhält, wird er von einem eifersüchtigen Bauer niedergeschlagen und später von einem zufällig mit seiner Frau vorbeifahrenden französischen Offizier mitgenommen. Seine Wunde ist ungefährlich und er erholt sich bald in Minden. Katharina, die von dem Bauer den vermeintlichen Todtschlag erfährt, entflieht. Nun beginnt die Verwickelung der Handlung und jene französische Dame übernimmt die Rolle der Intrigue. Sie verliebt sich nämlich in Philipp, sucht ihn, eine zweite Potiphar, zu gewinnen, wird aber von Joseph-Philipp zurückgewiesen. Sie schwört ihm Rache. Durch zum Theil ziemlich unwahrscheinliche Zufälligkeiten verfehlen sich die sich suchenden Liebenden. Katharina fällt der ihr unbekannten Französin in die Hände und wird von ihr entführt.

Der zweite Theil der Erzählung spielt in Holland. Wir lernen in einem dortigen reichen Kaufmann den Vater Katharina's kennen, deren Mutter er aus Habsucht verließ, um sich mit einem reichern Mädchen zu vermählen. Die Gewissensbisse lassen ihn jetzt sein Unrecht einsehen und er beschließt das Kind zu legitimiren, dessen Spur er aber nun verloren. Der Zufall bringt ihm diese Tochter mit jenem französischen Offiziere und dessen Frau als Einquartierung ins Haus. Philipp und der Verfasser nebst dem Sohne des Kaufmanns, der auf holländischer Seite kämpft, finden sich in der eingeschlossenen Citadelle zusammen. Nachdem diese capitulirt, der Sohn erschossen und zufällig die Identität Katharina's mit jener verlorenen Tochter entdeckt ist, und die mannichfachsten Intriguen jener teuflischen Französin glücklich paralysirt sind, nimmt der durch den Tod seines Sohnes gebeugte und bestrafte Vater dieselbe als sein rechtmäßiges Kind an, und eine Hochzeit endigt das Ganze aufs erfreulichste. Die Charakterzeichnung ist im Ganzen eine gelungene, nur sind alle Charaktere auch sehr klein angelegt. Die französische Frau ist indeß geradezu carikirt und wird durch ihre moralische Scheuslichkeit ekelhaft. In der Verwickelung des Romans spielt der Zufall doch eine gar zu bedeutende Rolle, und geben wir zu, daß er im Romane in gewisser Weise berechtigt ist, berechtigter jedenfalls als im Drama, so darf doch die Machination der ganzen Handlung nicht zu sehr auf ihm ruhen. Es tritt da fast immer der Fall ein, daß bedeutende Unwahrscheinlichkeiten dem Leser entgegentreten, die ihm das Interesse und meistens den Gesammteindruck bedeutend schwächen. An diesen Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen, die durch ein genaueres Durcharbeiten leicht zu vermeiden gewesen sein würden, ist ebenso wie der vorher besprochene Roman auch dieser nicht arm und bezeugt die Art und Weise, wie solche Arbeiten aufs Papier geworfen und dem Publicum überliefert werden.

Wir kommen nun zu dem letzten der obengenannten Romane, den „Schattenspielen" von Karl Guntram. Schon oben wiesen wir auf das Streben des Verfassers hin, eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Production zu liefern, und wir erkennen dies Streben vollkommen an. Derselbe hat offenbar nach den englischen Mustern der humoristischen Romane gearbeitet, aber seine Leistung bleibt weit hinter ihren Schöpfungen zurück, ja ist ihnen nicht im entferntesten zu vergleichen. Zunächst geht der Anlage des Ganzen jede Originalität ab. Wie in vielen jener englischen Romane, ja wie auch eben in dem vorher besprochenen Klencke'schen, haben wir es mit einem Findelkinde als Helden des Ganzen zu thun, der sich nachher als Sohn eines Barons ausweist und sich schließlich glücklich verheirathet. Wie abgebraucht diese Motive sind, bedarf wol keiner weitern Auseinandersetzung. Jedoch müssen wir dem Verfasser wiederum Gerechtigkeit widerfahren lassen in der Art und Weise, wie er uns das Buch überliefert, und wir nehmen zum Beweise aus dem ersten Capitel des Romans des Verfassers eigene Worte: „Der Leser erwarte nicht ungewöhnliche Schicksale oder außerordentliche Menschen in dieser Geschichte. Bietet nicht das gewöhnliche Leben in seinem Zusammenhange nach innen und außen so Vieles, das der nähern Betrachtung unter der Lupe des Dichters nicht unwerth ist?" „Er breitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben."

Allerdings gibt uns der Dichter keine außerordentlichen Menschen, indeß wol ungewöhnliche Schicksale, und macht dadurch die Erzählung, soviel sie auch mit ihren Wurzeln im gewöhnlichen Leben hängt, doch oft sehr romanhaft. Auch verwahrt er sich gegen jede Tendenz, „obgleich man versucht sein könnte zu glauben, daß er, da der Held der Geschichte ein armer Junge, von dieser Seite Ideen und Tendenzen anknüpfte, die gegenwärtig eine so bedeutende Rolle spielen"; er spricht dem Socialismus und dem Streben der socialistischen Schriftsteller vorzüglich auf dem Gebiete des Romans gründliche Kenntniß und Würdigung der menschlichen Natur ab.

„Verzerrung und Unnatur und innere Unwahrheit, wenn auch von großartiger Phantasie getragen und pomphaft herausgeputzt, lagen aber von jeher fern ab von Dem, was unsere Vorliebe und Bewunderung erregte. Wir verzichten für unsere Geschichte auf den Ruhm hoher künstlerischer Schöpfung. Unsere Aufgabe war eine treue Beobachtung. Wir stiegen in die Wirklichkeit hinab und stellten nach und nach eine Reihe von Skizzen zusammen, die oft nur lose durch den Namensträger dieser Geschichte und einen vom Anfang bis zu Ende fast unmerkbar laufenden Schicksalsfaden zusammenhängen." Dadurch daß der Verfasser sich selbst dagegen verwahrt, sein Werk als eine künstlerische Schöpfung betrachtet wissen zu wollen, bricht er allerdings der Kritik in dieser Hinsicht die Spitze ab. Aber wie reimt sich das mit dem Titel eines Romans, den er doch an die Spitze des Buchs gestellt? Wenn der Verfasser eine Reihe lose zusammenhängender Skizzen schaffen will, so muß er auch keinen Anspruch darauf erheben, einen Roman geschrieben haben zu wollen. Und wenn er glaubt, wie es aus dem Ganzen hervorzugehen scheint, daß die englischen Romane, vorzüglich die humoristischen, denen er doch in seinem ganzen Genre sich anschließt, eben solche aus losen Skizzen zusammenhängende Schöpfungen seien, so irrt er doch gewiß sehr. Es möchte wol nicht einer, vorzüglich unter den ältern Romanen von Smollett, Sterne u. s. w., sein, der nicht, trotzdem sie auch sich streng in den Grenzen der Wirklichkeit halten, gerechte Ansprüche darauf erheben könnte, ein Kunstwerk zu sein. Und wie kann es genügen, ein ganzes Leben in den verschiedensten Phasen zu schildern, ohne nicht im Hintergrunde den durchgeführten Charakter zum Träger einer hohen sittlichen Idee zu machen? Eben dadurch werden jene Werke der altenglischen Schule zu Meisterwerken und Mustern für alle Zeiten. Ferner sagt der Verfasser: „In Skizzen nach der Wirklichkeit kann nicht Alles blütenduftig und flockenweiß und morgenroth-umschimmert sein. Die sittliche Wahrheit und-

Reinheit, die wir in unsern Schriften erstreben, suchen wir im Vermeiden jeder Uebertreibung, nicht im Vermeiden der Situation, im Vermeiden der falschen Beleuchtung, nicht im Vermeiden der Beleuchtung. Wir fürchten das Nackte nicht und weichen ihm nicht ängstlich aus. Aber wir werden niemals schlüpfrig sein. Des Lesers reine Sohlen werden sich an den Fährten, die wir ihn führen, nicht beschmuzen. Die unübertrefflichen Meister der altenglischen Schule kannten keine Prüderie, und doch war es ein sittlicher Humor, der sie erfüllte durch und durch. Was durfte ein Smollet nicht bringen? Und sie werden noch jetzt in dem prüden England gelesen und bewundert."

Schlimm genug und traurig ist es, wenn heute ein Schriftsteller an der Spitze seines Buchs sich verwahren muß gegen jede Unsittlichkeit. Wir haben es leider in dieser Beziehung allerdings weit gebracht, und man nimmt fast jeden neuen Roman mit einer Art Schrecken in die Hand, wenn man von vornherein schon voraussetzen kann, durch die ekelhaftesten Schlüpfrigkeiten gequält zu werden. Dies unsittliche Wesen in vielen unserer Romane, was ebenso wol für die große Fäulniß unserer Zustände wie für die Unproductivität der Schriftsteller, die durch solche faule Lockungen ein gewisses Publicum zu ködern verstehen, Zeugniß ablegt, ist ein Fluch für unsere ganze Literatur. Auch ist es ein dem deutschen Charakter völlig fremdes Element, gibt aber für die Charakterschwäche und Unselbständigkeit unserer heutigen Generation traurige Belege, die es wieder nicht verschmäht hat, sich mit den Fetzen und Lappen, womit die Franzosen sich herausstaffirten, zu schmücken. Ganz anders steht es mit den ältern Schriftstellern und vorzüglich mit den genannten englischen. Sie kannten allerdings keine Prüderie, aber wie verschieden waren auch die Zeitverhältnisse, in denen sie lebten. Und dann ist zwischen den vielleicht anstößigen Scenen jener Romane und denen der heutigen ein bedeutender Unterschied. Jene brauchten niemals solche Scenen als rohe Maschinerie, um die Sinnlichkeit anzustacheln, sondern sie waren ihnen zum Verfolg ihrer ursprünglichen sittlichen Charakterschilderungen nothwendige Hülfsmittel, auch hatten sie eine viel natürlichere Art und Weise, diese Sachen, gerade weil sie dieselben bei ihrem rechten Namen nannten, ungefährlich zu machen, während die heutigen mit der raffinirtesten Geschicklichkeit nur die Sinne prickeln und den gesunden Sinn untergraben. Kann auch in solchen Skizzen aus der Wirklichkeit, wie sie uns der Verfasser der „Schattenspiele" vorführt, nicht Alles „blütenrein und flockenweiß" sein, so brauchen doch keine durchaus obscönen Scenen darin zu sein. Und wenn wir es dem Verfasser rühmlich nachsagen können, sich in dieser Beziehung ziemlich rein erhalten zu haben, so misbilligen wir doch die eine total obscöne Scene völlig. Es ist so gar kein Grund vorhanden, sie einzuschieben, weil sie zu der Entwickelung des Ganzen ohne jede Nothwendigkeit ist, daß wir ihre Berechtigung nicht im entferntesten anerkennen können. Auch ist in ihr kein humoristisches Element, wodurch sie vielleicht entschuldigt werden könnte.

Der Roman zerfällt in vier Abtheilungen, unter denen die zweite „Der arme Student" die gelungenste, die dritte „Die Lustreise" der schwächste Theil ist. Die Charaktere, die uns der Verfasser gibt, haben fast alle etwas Ursprüngliches und Natürliches und erfreuen durch die Feinheit ihre Zeichnung. Einige, besonders der Held, fallen gegen das Ende leider etwas ab. Die Genremalerei einzelner Scenen ist oft reizend und gibt Beweise für das Talent des Verfassers, dem nur noch eine gewisse Ungewandtheit anklebt. So ist die Erzählung oft breit, der Stil aphoristisch und nicht erquickend, der Humor oft schlagend, oft aber auch sehr gesucht und wirkungslos. Nachlässigkeiten, ja Unrichtigkeiten im Ausdruck kommen auch vor: z. B. sagt der Verfasser stets „schloff" für schlüpfte und „ein meiniger Geschäftsfreund". Ueberhaupt hat sich der Verfasser etwas sehr „gehen lassen". 13.

Aus Paris.

Das neue „Empire" hat wenigstens das Verdienst, die Ausartungen und Ausschreitungen, die früher auf dem Gebiete der Literatur, der Theaterdichtung und der Journalistik, namentlich aber des Feuilletonromans so häufig waren, auf eine geringere Zahl beschränkt zu haben. Auf der andern Seite haben sich jedoch auch keine Talente angemeldet, welche dem neuen Kaiserreich jenen literarischen Glanz versprächen, womit die Restauration und der Juliusthron umgeben waren. Es ist ein beengender Stillstand in der Bewegung der Geister eingetreten, und ein drückendes Gleichmaß wie zur Zeit Napoleon's I. ruht auf Literatur und Kunst und drückt selbst auf die Wissenschaften. Hat sich die raffinirte französische Cultur, die bei allen ihren Unarten doch auch so manche schöne oder glänzende Blüten trieb, wirklich abgelebt? Oder ist dieser Stillstand nur ein künstlicher? Werden die alten Leidenschaften, nur durch ihre jetzt eingepreßte Lage noch häßlicher geworden, wieder einmal hervorbrechen, um dann vielleicht gar keine Schranke mehr anzuerkennen? Oder sind sie in der That erloschen? Jedenfalls steht es nicht gut mit einer Nation und Cultur, welche immer nur stoßweise ihr innerstes Leben offenbart, kein Maß in sich selbst findet und nach einer Reihe von Orgien sich aus Erschöpfung in Alles fügt, fast froh, wenn es Jemand über sich nimmt, sie an jeder weitern Debauche mit Gewalt zu hindern. Was hat Frankreich nicht Alles erfahren, wie viel Staatsschöpfungen, wie viel Systeme und Richtungen nicht in Trümmer gehen sehen müssen! Da ist es wol erklärlich, daß ein Volk an sich und allem Höhern irre wird und selbst die Bessern mit der allgemeinen Corruption einen Vertrag schließen, weil sie erkennen müssen, daß, selbst wenn sie ein Beispiel von Entsagung und Charakterstärke aufstellten, sie damit nichts bewirken und bei dem allgemeinen egoistischen Treiben keine Nachahmung finden würden. Wo wäre Jemand, der sich gern unnütze Mühe gäbe? Selbst Montalembert's achtungswerthe Consequenz veranlaßt bei Manchem nur Kopfschütteln; man versteht solche Charaktere und solche Handlungsweise kaum noch; wenn aber Jemand die Umstände zu seinen persönlichen Zwecken zu benutzen weiß, so findet man dies ganz in der Ordnung, weil man ja selbst nicht anders handelt oder in ähnlicher Lage nicht anders handeln würde. Ein Beispiel, wie Montalembert es gegeben, findet man bei solchen Zuständen eher drückend und lästig; wie kommt der Mann auch dazu, etwas an politischer Tugend vor den Andern voraushaben zu wollen?

Eigentlich zufrieden und behaglich scheint sich Niemand zu fühlen; man hat so Vieles verscherzt, was man besaß; und was man noch weiter zu wollen und zu erstreben hat, das weiß Niemand. An Solchen, welche die Finger in die Wunden legen und Heilmittel verschreiben, fehlt es denn auch nicht, und namentlich sind es die Anhänger der Kirchlichkeit und des Ultramontanismus, welche sich dazu berufen glauben. Zu diesen ärztlichen Rathgebern gehört namentlich B. St.-Bonnet, dessen Schrift „De l'affaiblissement de la raison et de la décadence en Europe" soeben in zweiter Auflage erschienen ist. Er nimmt die etwas veraltete Eintheilung der Menschenseele in „raison" und „intelligence" zum Ausgangspunkt und legt der letztern alle Verirrungen zur Last, die sich die moderne Menschheit zuschulden kommen ließ. Die „raison" ist ihm das Göttliche und die „intelligence" das von Gott Abgefallene. Die Menschheit muß also „zur Raison gebracht werden". Als die drei Hauptquellen des in der Welt verbreiteten Uebels nennt er die altclassische Literatur, die Naturwissenschaften und die deutsche Philosophie! Was will man mehr? Die Einbildungskraft soll nun verchristlicht werden und zwar dadurch, daß man die Lectüre der Kirchenväter in den Unterricht einführt, nicht derjenigen von ihnen, welche das meiste literarische Verdienst haben, sondern derjenigen, welche die strengsten und ascetischsten sind. St.-Bonnet beklagt sich nicht mit Unrecht, daß man heutzutage nicht mehr groß und einfach, sondern blos

raffinirt und gerieben sei. Wo aber fände man mehr Beispiele von einfacher Größe, in den alten Classikern oder in den Kirchenvätern? Und hat es nicht fromme und wahrhaft christliche Männer genug gegeben, welche gerade die alten Heiden eifrig studirt und in sich aufgenommen hatten? Zugegeben darf dabei freilich werden, daß man das Studium der alten Sprachen zu einseitig vom philologischen Standpunkt nahm und nimmt, gerade als ob die Väter ihre Söhne blos deshalb in die Schule schickten, damit diese sammt und sonders zu Philologen gebildet würden, daß die Methode zu umständlich war und daß man bei der Lectüre der Alten in der Regel das Interesse der jungen Leute mehr auf glänzende Charaktere und geräuschvolle Thaten als auf die Handlungen echter und strenger Bürgertugend zu leiten suchte. Wenn man es aber in der That versuchen wollte, die französische Jugend bei den Kirchenvätern statt bei den Alten in die Schule zu schicken, so wäre dies ein Versuch, der sich empfindlich dadurch bestrafen würde, daß man gerade das Gegentheil davon erreichen würde, was man zu erreichen beabsichtigte. Blickt doch nur um euch! Blickt auf diese pomphaften Hoffeste, diese glänzenden Militärparaden, diese üppigen Opern und Ballets, diese comfortabeln Hotels und Eisenbahnrestaurationen, diese Schaufenster mit ihren verlockenden und häufig lüsternen Bildern, diese Waarenlager mit ihren kostbaren Schätzen aus allen fünf Welttheilen, diese Literatur, diese Musik, diese Kunst mit ihrem rein weltlichen Charakter, diesen großartig entwickelten Materialismus, dieses uns auf Schritt und Tritt entgegentretende Genußleben — und ihr bildet euch im Ernst ein, das junge Volk durch das Studium der Kirchenväter mit ascetischen Anschauungen erfüllen zu können, stark genug, um gegen all diese Verführungen, diese schmeichlerische Strömung ein dauerhaftes Bollwerk abzugeben?

Wir machen gleich hier einen Sprung zu einem Institute, das sich mit den Kirchenvätern sehr wenig verträgt — zum Theater. Sehen wir zu, was hier heutzutage für moralisch gilt. Auf dem Gymnase wurde jüngst ein Stück von Octave Feuillet unter dem Titel „La crise" gegeben, welches von der ernstern Kritik wegen seiner feinen verständigen Durchführung sehr gelobt wird. Ein literarisches Blatt sagt: „In Allem, was Octave Feuillet schreibt, findet man irgend eine ernste Seite; er vertheidigt die Sache der Pflicht gegen die Leidenschaft, er vertheidigt die Familie und, sprechen wir es geradezu aus, die Häuslichkeit gegen alle feindlichen Elemente, die darauf losarbeiten." Der Leser kennt hiermit die Tendenz des Stücks; sie ist gewiß löblich, wie aber ist sie ausgeführt? Die Hauptperson des Stücks ist eine verheirathete Frau, glücklich wie es eine Gattin und Mutter nur immer sein kann. Sie hat einen Mann, der sie anbetet, zwei prächtige Kinder, Vermögen, eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft — kurz, es fehlt ihr nichts, was zu dem Glücke einer Frau gehört. Sie war auch bis dahin das Muster einer Gattin und Mutter. Eines schönen Morgens aber fängt sie an, sich unbehaglich zu fühlen, es scheint ihr, als habe sie ihren Gatten schon zu lange geliebt und als sei es nun Zeit, auch einmal etwas Anderes, sie weiß nur nicht was zu lieben. Das ist die Krise. Wie nun die Frau von ihrer Verirrung heilen? Aber ihr Mann besitzt einen Freund, auf den er sich unter allen Umständen verlassen kann, einen Doctor. Dieser gibt sich dazu her, den Liebhaber der neuerungssüchtigen Juliette zu spielen. Sie empfängt ihn in ihrem Zimmer. Da läßt sich etwas vor der Thür hören. Geschwind mit dem Doctor ins Cabinet. Es folgen nun einige weitere Scenen, nach deren Verlauf Juliette die Thür des Cabinets öffnet. Wer tritt ihr entgegen? ihr Gatte inmitten beider Kinder. Der Doctor ist inzwischen auf den Wagen gestiegen und abgereist. Man hört das Posthorn. Die Krise ist überstanden, Juliette glücklich geheilt. Geheilt? Geheilt für immer? Werden keine Rückfälle erfolgen? Wird das Gefühl, so beschämt worden zu sein, nicht neue gefährlichere Krisen veranlassen, die nicht so leicht zu beseitigen sein werden? In einer solchen Theaterintrigue findet die französische Kritik eine moralische Schutzrede für die Familie und die Häuslichkeit! Ein solcher Autor gilt ihr schon als ein ausbündiger Moralist!

Ein pikantes Stück hat auch die Frau von Girardin unter dem Titel „La joie fait peur" aufführen lassen, welches manche Kritiker dem Besten von Scribe aus seiner besten Zeit gleichzustellen sich bemühen. Es ist ein reines Situationsstück, und es bezeichnet einen sehr untergeordneten Standpunkt der Kritik, wenn sie an solche Zwitterschöpfungen Ausdrücke des Enthusiasmus verschwendet, wie man sie jetzt kaum noch für Productionen des höchsten Genre hat. Indeß was pikant ist, reizt und gefällt, und mehr verlangen unser Publicum und unsere Kritik nicht. Der bei uns solange verachtete Kotzebue war doch wenigstens in seinen bessern Sachen Sittenmaler, was aber ist gegen einen solchen ein bloßer Situationsmaler, selbst von der Bedeutung Scribe's oder der Frau von Girardin? Ein Jongleur erregt ja auch Spannung, Neugier und Erstaunen, und viel mehr als ein Jongleur leistet ein dramatischer Situationsmaler im Grunde auch nicht.

Von größerm Interesse als diese Theaterkünststücke ist wol ein Brief des hochbejahrten Bonpland, des Reisegefährten Alexander von Humboldt's, der bekanntlich neun Jahre lang von dem berühmten oder besser berüchtigten Francia in Paraguay zurück- und von aller Verbindung mit der Heimat abgesperrt gehalten wurde. Er schildert in diesem Briefe, welcher in der Akademie der Wissenschaften am 6. März vorgelesen wurde, einen kleinen Ausflug bis nach der Farm Sta.-Anna am westlichen Ufer des Uruguay, beschreibt einige neue auf diesem Ausfluge von ihm entdeckte Pflanzenarten und bemerkt sodann: „Wenn ich die beiden Grundstücke, die ich in Uruguay besitze, verkaufen könnte, so würde ich dies gern thun. Alsdann würde ich nach Paris zurückkehren, um die Akademie der Wissenschaften wiederzusehen, die noch lebenden wenigen Freunde zu begrüßen, meine Beobachtungen zu veröffentlichen und dann ruhig meine letzte Stunde abzuwarten." Der Brief ist Montevideo, 26. December 1853 datirt.

Grimm's „Deutsches Wörterbuch" findet auch in Frankreich bei Denen, die sich überhaupt mit dem Studium des Deutschen eifriger, als Dilettanten pflegen, beschäftigt haben, verdiente Anerkennung. Michelant, als Kenner deutscher Sprache und Literatur vortheilhaft bekannt, sagt davon am Schlusse einer Anzeige: „Zwar liegen uns nur die ersten Lieferungen des «Deutschen Wörterbuch» vor, aber sie sind uns Bürge genug dafür, daß das Werk für Deutschland ein seiner literarischen Größe würdiges philologisches Monument sein wird." Bekanntlich führen die Grimm die Präposition „bei" auf „Bau" zurück, wie das skandinavische hos auf haus und das französische chez auf casa. Michelant erwähnt zur Bestätigung dieser Ableitung, daß man in dem größten Theile von Poitou alle einzeln gelegenen Gebäude, Weiler u. s. w. mit dem Worte chais bezeichnet, dem man den Namen des ursprünglichen Besitzers beifügt, z. B. chais Pierre. In der Bretagne und in der Umgegend von Bordeaux bezeichnet man überhaupt jedes Gebäude mit dem Worte chais.

H. M.

Notizen.

Die londoner Leitartikelschreiber.

Die „Gartenlaube" enthielt neulich einen Bericht aus London, worin versichert wurde, daß die „Times" einen einzigen Leitartikel ausnahmsweise wol mit 50 Pf. St. (350 Thlr.) honorirt habe und daß die Leitartikelschreiber erster Classe größtentheils in einer neuen Straße in Camden-Town, vielleicht der schönsten in ganz London, wohnten. Der Berichterstatter versichert ferner, daß unter den Leitartikelschreibern zwei Deutsche obenan ständen, der Eine davon sei Otto Wenckstern, der Name des Andern sei ihm (dem Berichterstatter) entfallen; brauchten die „Times" einmal kritische und logische Kraft, so müßten Deutsche schreiben u. s. w. Daß wir Deutschen noch

immer nicht unser unglückseliges Renommiren lassen können! Während die Engländer die eigentlichen Erfinder und Ausbilder des Leitartikelwesens sind, während die in Deutschland selbst geschriebenen Leitartikel der Mehrzahl nach gegen diejenigen in den englischen Blättern wie schülerhafte Versuche doctrinärer Köpfe erscheinen, erzählt man uns jetzt, die Engländer müßten zu uns Deutschen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie einen guten Leitartikel haben wollten. Versicherten wir doch vor 1848 ganz ernsthaft, wir seien im Grunde das politisch reifste Volk auf Erden, wir hätten es nur bisher noch nicht zeigen können.

Viererlei Gemüthsarten.

In einer der nachbiblischen Erbauungsschriften der Juden findet sich folgende Sentenz: „Viererlei Gemüthsarten gibt es: Mancher ist leicht zu erzürnen und leicht zu besänftigen; sein Fehler wird durch seine Tugend ausgeglichen. Mancher ist schwer zu erzürnen und schwer zu besänftigen; seine Tugend schwindet gegen seinen Fehler. Mancher ist schwer zu erzürnen und leicht zu besänftigen; dieser ist ein wahrhaft frommer Mann. Mancher ist leicht zu erzürnen und schwer zu besänftigen; dieser ist ein Bösewicht." H. M.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Pro populo germanico. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Balzer, A. W., Jesus Christus. Bilder aus der evangelischen Geschichte. Eisleben, Reichardt. 8. 15 Ngr.

Barfuß, Natalie v., Ida und Clara. Ein Roman. Drei Bände. Berlin, Barthol. 8. 4 Thlr.

Biernatzki, K. L., Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.

Boltz, A., Ueber das altrussische heldenlied im vergleiche mit der Arthur-sage. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen vereine am 18. Febr. 1854. Berlin, Mai. 8. 5 Ngr.

Braun, E., Die Ruinen und Museen Roms. Für Reisende, Künstler und Alterthumsfreunde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 12. 3 Thlr.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 1ster Band. Herausgegeben von Pz. Neueste Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Chop, K., Poesie und Verbrechen. Eine Glosse in Prosa. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Fischart, J., Neue Original-Poesieen. Herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung und neuen Aufschlüssen über J. Fischart versehen von E. Weller. Halle, Schmidt. Gr. 8. 15 Ngr.

Gallois, J. G., Geschichte der Stadt Hamburg. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Tramburg's Erben. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.

Gebhart, J., Die heilige Sage in Oesterreich. Wien, Greß. 8. 28 Ngr.

George, L., Lehrbuch der Psychologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, H., Traum und Erwachen. Ein Gedicht. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Hase, K., Kirchengeschichte. Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Häusser, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 1ster Theil. Bis zum Frieden von Basel (1795). Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Ideen, Reflexionen und Betrachtungen aus Schleiermachers Werken. Herausgegeben von L. v. Lancizolle. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Regina. Eine Novelle. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Koppelche und Liebetche, Schauspiel in fünf Acten. Nooch Schillerche sein Kabale und Liebe verarbeitet vun Mausche Worscht. Hamburg, B. S. Berendsohn. 8. 7½ Ngr.

Meyer muß reisen. Humoristisch-satyrische Reise-Abenteuer eines Berliners. 2ter Ausflug: Meyer in Constantinopel. Mit zahlreichen Illustrationen. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 12. 10 Ngr.

Nagel, W., Salzungen. Ein Erinnerungsblatt für seine Freunde. Bremen. 1853. 16. 15 Ngr.

Pflüger, J. G. F., Der Unterricht in der deutschen Sprache. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Puschkin's, A., poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von F. Bodenstedt. 1ster Band. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sander, L., Laienbrevier gegen den Tod oder die unübertroffenen Mittel der Alten zur Verlängerung des Lebens und zur Bewahrung der Gesundheit. Enthaltend die auserlesensten Ueberlieferungen der größten Aerzte des Alterthums und ihre Approbation durch die Grundsätze der neuesten Heilkunde rc. Nach vieljährigem Sammeln, Suchen, Anwenden und Erproben herausgegeben. Weimar, Voigt. Br. 12. 25 Ngr.

Schroeder, K., Iphigenia in Delphi. Dramatisches Gedicht. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

Schücking, L., Ein Staatsgeheimniß. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Seybold, F. v., Das Institut der Aemter. Ein Beitrag zum allgemeinen Staatsrechte. München. Gr. 8. 12 Ngr.

Siefert, O., Zankle-Messana. Ein Beitrag zur Geschichte Siciliens. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Stolz, A., Spanisches für die gebildete Welt. 2te Auflage mit ansehnlichen Neuerungen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Auch zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit in Baden, mit Bezug auf Hirscher's Schrift. Geschrieben im Februar 1854. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und Rußland. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Resch, F. B., Wohl dem, der nicht sitzet, wo die Spötter sitzen! Psalm 1, 1. Predigt bei Beerdigung Johann Michael Wagners von Wildentaube am 17. Februar 1854 zu Tzschirma gehalten. Greiz, Henning. Gr. 8. 1 Ngr.

Ritschl, A., Ueber das Verhältniß des Bekenntnisses zur Kirche. Ein Votum gegen die neulutherischen Doctrinen. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Unbegreiflichkeiten der badischen Regierung in ihrem Streit gegen die Kirche. Mainz, Wirth Sohn. Gr. 12. 4 Ngr.

Voigtländer, T., Von innrer Mission. Ein Ruf an's evangelische Deutschland. Zwickau, Gebr. Thost. Gr. 16. 7½ Ngr.

Wagner, F., Schamyl als Feldherr, Sultan und Prophet und der Kaukasus. Schilderungen der Völker und Länder Kaukasiens. Nebst dem Porträt Schamyls und einer colorirten Karte des Kaukasus. 2te Auflage. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Widmann, A., Frankreich, Rußland und die Vereinigte deutsche Grossmacht. 2te unveränderte Auflage. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein neutrales Wort über Preußens Neutralität. Berlin, Schindler. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene **neunte Band (Heft 97—108)** enthält folgende Aufsätze:

Die Landwirthschaft in ihrer wissenschaftlichen Epoche. — Die Häupter der ungarischen Revolution. — Neuere Fortschritte des Fabrikmaschinenwesens. Zweiter Abschnitt. — **Die deutsche Nationalversammlung.** Dritter Abschnitt. Vom frankfurter Septemberaufstand bis zur Auflösung des Rumpfparlaments zu Stuttgart. — **Der neue deutsche Roman. — Das Großherzogthum Oldenburg in seinen öffentlichen Zuständen. — Demokratie und Aristokratie. — Griechenland im letzten Jahrzehnd. — Hamburgs Verfassungskämpfe während der letzten zehn Jahre. — Die Pyrenäische Halbinsel in ihren gegenwärtigen Zuständen. — Preußen seit Ende 1850 bis Mai 1851. — Die Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte.** Dritte Abtheilung. Die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau. — **Die Strafgewalt und das Strafrecht des Staats** und die in diesem bestehenden Systeme in ihrem organischen Zusammenhange und in ihrer gegenseitigen Beziehung. — **Frankreich seit der Junikatastrophe von 1848 bis zum Staatsstreich vom 2. December 1851.**

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

☛ Indem wir dem Publicum den neunten Band der „Gegenwart" übergeben, fügen wir die Bemerkung hinzu, daß sich das Werk, als eine encyklopädische Darstellung der zeitgeschichtlichen Hauptmomente, mehr und mehr seinem Abschlusse nähert. Nach einem genauern Ueberschlage, der jetzt erst, nachdem der größere Theil des Unternehmens ausgeführt ist, mit einiger Sicherheit unternommen werden konnte, dürften etwa drei Bände erfoderlich sein, um in bisheriger Weise noch diejenigen Gegenstände zu behandeln, welche in einem solchen Rundgemälde der Zeitgeschichte nicht fehlen dürfen. **Das Werk wird demnach im Ganzen zwölf Bände umfassen und wahrscheinlich bis Ende künftigen Jahres vollständig in die Hände des Publicums gelangen.**

Leipzig, im April 1854.

F. A. Brockhaus.

Bei **Joh. Aug. Meissner** in **Hamburg** ist neu erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Flügel's Dr. J. G.

Practical Dictionary of the English and German languages in 2 parts. Zweiter Abzug, 1854.

Preis für beide Theile bei 2144 Seiten gr. 12. nur 5 Thlr. Pr. Cour.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

Ahn (F.), **A new, practical and easy method of learning the German language.**
First course. Fifth edition. 1854. 10 Ngr.
Second course. Fourth edition. 1854. 12 Ngr.
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 1853. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 19. —— 4. Mai 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Die Freimaurerei.

Die Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei in Deutschland. Offener Brief zur Warnung und Rettung, von einem Staatsmanne und ehemaligen Logenbeamten. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 20 Ngr.

Es sind nun gerade 30 Jahre her, als eine damalige theologische und auch freimaurerische Celebrität, der Consistorialrath Dr. Jonathan Schuderoff in Ronneburg, Mitglied und langjähriger Beamter der Loge zu Altenburg, ein Schriftchen im Buchhandel veröffentlichte, welches den Titel führte: „Ueber den dermaligen Zustand der deutschen Freimaurerei und des deutschen Logenwesens" (Ronneburg 1824). Er sprach darin unverhohlen aus, wie er zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß die Freimaurerei nichts vermöge, was nicht entweder der Staat oder die Kirche, oder beide in Verbindung auch zu leisten im Stande wären, indem diese beiden Institute das Bedürfniß des Menschengeschlechts vollständig erschöpften; er stellte daher jede Lebensfähigkeit des Maurerbundes völlig in Abrede und schlug — allerdings etwas inconsequent — eine totale Reform desselben vor, indem er ihm die Beschäftigung mit Volksbildung, Handwerksschulen, Bauwesen, Feld- und Landwirthschaft, Herausgabe einer Dorfzeitung, Vaterlandsliebe, ja sogar Polizei im edeln Sinne des Worts anwies.

In völlig gleicher Weise und aus wesentlich demselben Grunde, weil nämlich die Freimaurerei vom Zeitbewußtsein überholt worden sei, spricht der Verfasser der jetzt uns vorliegenden Schrift seine Ueberzeugung aus, daß der Freimaurerbund nur zu retten sei, wenn er seine Wirksamkeit auf allerlei praktische Liebeswerke beschränken wolle, bekennt sich zu der Ansicht eines ihm bekannten geistreichen Mannes und Gelehrten, daß die Freimaurerei eine große Vergangenheit, eine kleine Gegenwart und eine ungewisse Zukunft habe, setzt aber jene große Vergangenheit seltsamerweise gerade in dieselbe Zeit, in welcher Schuderoff der Freimaurerei den Todtenschein ausfertigte, nämlich in die Periode vom Anfange unsers Jahrhunderts bis zu Ende der dreißiger Jahre desselben, und versichert, daß er damals ein eifriges Mitglied, ein begeisterter Redner in seiner Loge gewesen sei, auch bei dem Besuche zahlreicher anderer Logen reiche Nahrung für Geist und Herz gefunden habe.

Gegenwärtiger Berichterstatter, welcher bereits beim Erscheinen der Schuderoff'schen Schrift Freimaurer war und dem Bunde noch jetzt angehört, aber bei aller Liebe zu demselben zu jeder Zeit sein besonnenes Urtheil über ihn bewahrt zu haben sich bewußt ist, hat die jetzt vorliegende Schrift mit demselben Interesse gelesen, das ihm die vom Jahre 1824 einflößte. Kann er sich auch mit dem Resultate, zu welchem der Verfasser gelangt ist, nicht einverstanden erklären, da er die hauptsächlichen Grundlagen, auf denen dasselbe beruht, für unrichtig hält, so macht er doch aufmerksam darauf, daß das Buch viel wahre Ansichten enthält und in unverkennbarer bester Absicht geschrieben, überhaupt aber das Lesenswertheste ist, was in neuerer Zeit der Buchhandel über die Freimaurerei gebracht hat. In den dasselbe eröffnenden „allgemeinen Erklärungen" rechtfertigt der Verfasser hauptsächlich die Verhandlung der freimaurerischen Angelegenheit vor dem größern Publicum. Wir wollen darüber mit ihm nicht rechten. Beipflichten müssen wir ihm, daß die Freimaurerei kein Geheimniß besitzt als allenfalls ihre äußere Form, und daß sowol der Geist als die Tendenz und die Geschichte des Maurerbundes allgemein bekannt sind. Dessenungeachtet ließe sich noch immer fragen, ob die öffentliche Besprechung der Licht- und Schattenseiten eines Vereins, der doch, wenn auch kein geheimer, immer ein geschlossener ist, dadurch hinlänglich gerechtfertigt sei, weil seine Wurzeln im Volke



ruhen und er aus dem Volke sich regenerire, ein Grund, welcher die unbefugte Heranziehung gar mancher Privatverhältnisse an das Licht der Oeffentlichkeit beschönigen würde! Indeß hat die Erfahrung sowol früherer Zeiten als auch unserer Tage gelehrt, daß der Freimaurerei durch öffentliche, selbst in der feindseligsten Absicht erfolgte Besprechung ihrer Angelegenheiten niemals geschadet, sondern weit öfter genützt worden ist, und so wird selbst derjenige Theil der Maurerwelt sich über die Erscheinung des vorliegenden Schriftchens zufriedenstellen, welcher die Mittheilung des Inhalts an das große Publicum wenigstens für deplacirt halten möchte.

Der Verfasser warnt zunächst den Freimaurerbund vor seinem gänzlichen Verfalle. Es scheint jedoch, als gerathe er in dieser Hinsicht mit sich selbst in Widerspruch. Denn ein mal setzt er die Bedeutungs- und völlige Zukunftslosigkeit des Bundes darein, daß die Lebensweisheit und Wahrheit, welche in der Freimaurerei liege, kein Geheimniß der Logen mehr sei, auf der andern Seite aber findet er den Verfall der Maurerei darin, daß in der Mehrzahl der Logen der freimaurerische Geist in träumerischen Schlaf verfallen sei und man nur noch mit der Form wie mit einer Leiche spiele. Was nun das erste betrifft, so unterliegt es freilich keinem Zweifel, daß die Freimaurerei keine Geheimnisse, keine Gnosis besitzt, noch jemals wirklich besessen hat, vielmehr ihre Lehren mit den Grundsätzen aller rechtschaffenen Leute, sie mögen einem Glauben zugethan sein und einer Nation, einem Stande, einer Bildungsstufe angehören, welcher sie wollen, übereinstimmen, und daß die Freimaurer sich daher von andern rechtschaffenen Leuten durch nichts Anderes unterscheiden, als daß sie in der praktischen Anwendung dieser Grundsätze sich fortwährend bei ihren Zusammenkünften in einer sie ansprechenden Form üben und der Meinung sind, im Vereine Gleichgesinnter könne der Einzelne mehr wirken als alleinstehend. Allein dieser soeben angedeutete Unterschied ist nicht so unbedeutend, als es scheinen möchte. Kein anderes Culturinstitut bietet die Gelegenheit grundsätzlicher, methodischer und gegenseitig überwachter Uebung der allgemeinen Menschenliebe, sowie überhaupt aller Lehren der Sittlichkeit so dar, wie es durch das Institut der Freimaurerei inner- und selbst außerhalb der Logen geschieht. Man möge daher Freimaurerei definiren, wie man wolle — und es hat in That von ihr wie von andern abstracten Begriffen, z. B. Recht, Tugend, Religion u. s. w., stets verschiedene Definitionen gegeben —, so wird man zwar nie etwas Specifisches, außerhalb des Bundes nicht Bekanntes oder nicht Anerkanntes darin erblicken, aber hieraus dessenungeachtet ihren und des für sie bestehenden Vereins Unwerth noch keineswegs folgern können. Ist dieser Verein auch nichts weiter als eine große — und zwar nicht blos confessionelle — Union, deren Consensus eben die Grundsätze aller rechtschaffenen Männer jedes Glaubens, Standes und Rangs, jeder Nationalität und Culturstufe bilden, so hat er seine volle Berechtigung in dem natürlichen Gefühle, daß es in der menschlichen Gesellschaft neben so vielem Trennenden auch etwas wieder Versöhnendes, Ausgleichendes und Bindendes geben müsse, das eines großen Vereins ebenso werth als bedürftig sei.

Wäre der Verfasser der vor uns liegenden Schrift von dieser Grundanschauung der Freimaurerei, wie sie sich in den letzten Zeiten kräftiger und klarer als je zu entwickeln begonnen hat, ausgegangen, so hätte er freilich nicht neben dem Hauptzweifel über die Lebensfähigkeit der Freimaurerei auch noch so manche andere Bedenken von neuem aufstellen können, die schon früher ebenso oft widerlegt als ausgesprochen worden sind. Warum soll der Katholik, der orthodoxe protestantische Geistliche, der Bekenner des mosaischen Gesetzes bei aller Glaubenstreue nicht einer Gesellschaft angehören können, deren Grundsätze seinem Glauben keineswegs widersprechen, sondern vielmehr in ihm enthalten sind und die nur will, daß Das, was über das allgemein als wahr Anerkannte hinausgeht, nicht zu Verachtung, Stolz, Spott, Haß und Verfolgung Veranlassung werde? Sollt nicht jeder Vorurtheilsfreie freudig und gerührt seinen Beifall, wenn bei irgend einem Feste, irgend einer öffentlichen Gelegenheit die Bekenner der verschiedenen christlichen Confessionen, ja auch wol unsere jüdischen Mitbürger und mit ihnen ihre Geistlichen sich die Hände reichen, freundlich begrüßen, traulich miteinander verkehren und wenigstens für Augenblicke alle Meinungsverschiedenheit, jeden Groll vergessen zu haben scheinen? Nun, warum sollten, wenn das löblich und beifallswerth ist, nicht die Mitglieder aller kirchlichen Gemeinschaften in die Freimaurerlogen eintreten dürfen, in denen ja nur fortwährend, methodisch und mit aufrichtigem Herzen Das geübt wird, was bei jenen Gelegenheiten zufällig sich gestaltet und vielleicht nicht immer auf wahrer Herzensaufrichtigkeit beruht? Warum soll Das, was im einzelnen Falle gut ist, nicht in seiner fortgesetzten Uebung noch besser sein? Hält man dadurch die Glaubenstreue gefährdet, so bricht man damit zugleich aller Duldung und allgemeinen Menschenliebe den Stab! Der Verfasser sucht durch geschichtliche Mittheilungen darzuthun, daß im Mittelalter die Freimaurerei nur als Opposition gegen den Katholicismus aufgetreten sei und daß sie ihrer Natur nach eine Feindin auch der protestantischen Orthodoxie und des Pietismus sei. Wollten wir aber auch zugeben, daß die Yorker Constitution vom Jahre 926 unter dem Einflusse der Culdeer entstanden sei und zu einer Zeit, wo der Einfluß des Römischen Stuhls in England bereits sehr überhand genommen hatte, die reinere Lehre der alten bischöflichen Kirche athmete, so zeigt sich doch weder aus dieser Constitution, noch hat es überhaupt jemals im Charakter der Freimaurerei gelegen, daß sie die Absicht gehabt habe, Opposition zu machen, wie sie denn auch niemals Jemandes Feindin gewesen ist. Aber insofern sie ihrer Natur nach universell ist, mußte sie natürlich Allem im Wege stehen, was seinerseits exclusiv ist und abweichende Meinungen sammt der Person, welche solche hegt, verketzert und verdammt.

Wenn es nun aber wirklich wahr wäre, daß die

Freimaurerei deshalb jetzt nur noch vegetire, weil ihre Lehren vom Zeitbewußtsein überholt, folglich kein Geheimniß mehr und zudem im christlichen Gedanken vollständig enthalten seien, so fragt es sich mit vollem Rechte, wie der Verfasser zu der Annahme komme, daß dies Alles erst seit dem Ende der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts eingetreten sei? Denn bis dahin reicht nach seiner Behauptung die große Vergangenheit der Freimaurerei, in welcher diejenige Grundanschauung obgewaltet habe, wie er sie hinstellt, die aber auch an sich selbst im christlichen Gedanken vollständig enthalten ist. Daß letzteres der Fall sei, ist zu keiner Zeit geleugnet, vielmehr öfters auch öffentlich ausgesprochen, ja sogar schon 1816, sowie später den heftigsten Angriffen auf die Freimaurerei zugrunde gelegt worden.

Die Schattenseiten der heutigen deutschen Freimaurerei, welche er übrigens für die vernünftigste von allen erklärt, setzt der Verfasser in das Zurückziehen der Intelligenz vom Freimaurerthume, die Aufnahme neuer Mitglieder ohne strenge Auswahl, die Unfähigkeit vieler Logenvorstände, die Ausfüllung der Logenarbeiten mit todtem Formalismus, die Umtriebe der Leidenschaften in den Logen, die Trockenheit des Rituals nach dem Schröder'schen Systeme und die Ueberfüllung desselben in der Ordensmaurerei, das Sektenwesen und endlich das Hereinbrechen der Kritik in die Logen. Die Schilderung der Zustände in den Logen, welche der Verfasser hier gibt, ist jedenfalls aus dem Leben gegriffen, zum Glück aber keineswegs auf alle deutschen Maurerlogen, ja gewiß nur auf den kleinern Theil derselben zutreffend. Die Rettungsvorschläge, sieben an der Zahl, welche der Verfasser thut, sind beachtlich, wenn es auch durch die Freimaurerei und in derselben noch höhere Zwecke zu erfüllen gibt als die Uebung der Wohlthätigkeit, welche allerdings eine ihrer schönsten Ausstrahlungen zu jeder Zeit bleiben wird.

In der vom Verfasser gegebenen Skizze der sehr verwickelten Geschichte der Freimaurerei finden sich übrigens zahlreiche Irrthümer. Wir begnügen uns, davon hervorzuheben, daß der von Johnson zusammenberufene Convent nicht zu Altenburg, sondern 1764 zu Altenberge stattfand, daß Friedrich der Große niemals eine Loge des Schwedischen Systems zur großen Hauptloge der sämmtlichen preußischen Staaten erklärt hat und daß ebenso wenig die Großloge von Sachsen zur Schiedsrichterin zwischen den beiden jetzt zu Neuyork bestehenden Großlogen berufen worden ist. 21.

Zur spanischen poetischen Literatur.

Obras poéticas propias de *Luis Ponce de Leon*. Todas cuantas se podian hallar, recogidas y traducidas en aleman por *C. B. Schlüter* y *W. Storck*. — Sämmtliche Originalgedichte des Luis Ponce de Leon, gesammelt, durchgesehen und ins Deutsche übertragen von C. B. Schlüter und W. Storck. Münster, Theissing. 1853. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als im Jahre 1631 Quevedo zuerst die Gedichte Luis de Leon's herausgab, that er dies in der bestimmt ausgesprochenen Hoffnung, durch sie den verderbten Geschmack der Zeit zu heilen, gleichsam um einen Theil der Schuld dieser Geschmacksverderbung, wovon er selbst einer der Haupturheber war, abzubüßen. Wenn auch die Herausgeber des vorliegenden Abdrucks weder eine solche Schuld zu sühnen noch diese Absicht ausdrücklich angegeben haben, so legen es die analogen Zustände unsers Zeitgeschmacks, namentlich in Deutschland, doch sehr nahe, ihnen eine ähnliche Absicht, die Anwendung desselben Heilmittels durch Herausgabe dieser Gedichte zuzuschreiben. Denn was kann wirksamer sein gegen die Ueberreiztheit unserer nervösen tendenziösen Kunstlyrik, die ihre Motive, Farben und Bilder aus allen Welttheilen zusammenholt, vom Orinoco und Senegal bis zum Kaukasus, oder wenn sie sich herabläßt, sie aus dem Vaterlande und dem eigenen Volke zu nehmen, so manierirt und carikirt wiedergibt, daß von deutscher Natur und Volksthümlichkeit kaum eine Spur zu erkennen ist, was kann wirksamer sein gegen diesen deutschen Cultismus als die Einführung und Einbürgerung eines Dichters wie Luis de Leon in unsere Literatur, eines Dichters, der es verstanden hat, die größte Erhabenheit mit der höchsten Einfachheit und Natürlichkeit, den geläutertsten Classicismus mit der innigsten Volksthümlichkeit zu verbinden, dem es wie Wenigen gelungen ist, das Reinmenschliche in ganz nationeller und zeitlicher Färbung in der gediegensten, durchsichtigsten Form darzustellen?

Ueberdies dürfte dieses Heilmittel den beiden extremen Richtungen unserer krankhaften Zeit und Poesie zugute kommen, der antichristlich-nihilistischen sowol wie der mystisch-hyperorthodoxen. An Luis de Leon's christlich-frommen und dabei doch naturbegeisterten und verständig maßhaltenden Gedichten könnten die Anhänger der erstern Richtung erkennen, daß mehr als der Islam, mehr als die Selbstvergötterung oder Verthierung noch immer das Christenthum, die Religion der Liebe und Demuth, im Stande sei, den echten Humanismus zu fördern, beseligende, erhebende Naturanschauung zu erzeugen und daher auch wahrhaft poetisch, d. i. ideal zu gestalten; an Luis de Leon's salbungsvollen und doch nie nebelhaft verschwimmenden, strenggläubigen und doch die Menschenwürde nie vernichtenden, die höchste Ekstase mit dem tiefsten Gefühle für das Sittlich-Schöne verbindenden Gedichten könnten die Anhänger der andern Richtung sehen, daß man ein guter Christ und doch ein selbständiger Denker sein könne, daß man über der Intuition und Contemplation die Reflexion nicht zu verachten brauche, und daß selbst der mystischen Ascese die ethische Grundlage nie fehlen dürfe.

Endlich können die deutschen Allerweltsnachahmer sich noch an Luis de Leon ein Beispiel nehmen, wie man classische Muster zur Nachahmung wählen und doch dabei ganz nationell bleiben könne, denn mit vollem Recht hat man ihn den spanischen Horaz genannt, d. i. wie Horaz als Spanier des 16. Jahrhunderts gedichtet haben würde. Bouterwek, der überhaupt unsern Dichter trefflich charakterisirt hat, sagt von ihm in dieser Beziehung:

Kein neuerer Dichter hat ein richtigeres Gefühl für den wahren Geist der Nachahmung der Alten in der neuern Poesie gehabt als Luis de Leon. Der Charakter seiner Oden (durchaus in Reimen und großentheils in dem echt nationalen Versmaß der Quintillas) ist auch von dem der Horazischen durchaus verschieden. Der sententiöse Gehalt Beider gibt ihnen nur eine täuschende Aehnlichkeit. Mit dem religiösen Ernste, in welchem Luis de Leon lebte und webte, konnte sich der Horazische Epikuräismus nicht vereinigen. Aber die verschiedene Gemüthsart nahm leicht dieselbe Form des poetischen Ausdrucks an, weil die Phantasie Beider gemäßigt war und nur unter der Autorität eines praktischen Verstandes wirkte. Wer von Beiden als Dichter im ganzen Sinne des Worts höher steht, ist schwer zu sagen, da jeder in seiner Art sich durch freie Nachahmung gebildet hatte und keiner von Beiden aus einer gewissen Sphäre der praktischen Reflexion hinaustrat. Horaz' Oden sind weit kunstreicher und durch die feinsten Verhältnisse der Gedanken und Bilder anziehender als die Luis de Leon's; aber diese sind dafür desto reicher an der unmittelbaren Poesie der reinsten Erhebung des Geistes in die moralische, religiöse Ideenwelt.

Die Spanier selbst feiern Luis de Leon als den „primer poeta del Parnaso español", als den „maestro de la lengua castellana". Und wie einstimmig Aesthetiker und Literarhistoriker aller Nationen unsern Dichter nicht nur als den ersten Lyriker der Spanier, sondern als einen der ersten überhaupt preisen, mag man aus den in der Vorrede der vorliegenden Ausgabe citirten Urtheilen ersehen.

Einen solchen Dichter in solcher Zeit dem deutschen Publicum zugänglicher zu machen, ist daher jedenfalls ein höchst verdienstliches und heilsames Unternehmen; ihn zugleich in unsere Sprache auf eine seiner würdige Weise einzubürgern allerdings eine sehr schwierige Aufgabe, und daher schon dankenswerth, hier nur Bahn gebrochen zu haben. Denn gerade die Vorzüge seiner Gedichte, die einfache Erhabenheit, die durchsichtige Klarheit, die fromme Begeisterung und Gedankenfülle und vor allem der fast unnachahmliche Reiz ihres harmonischen Versbaus, ihrer melodischen Rhythmen und Reime in einer so kraftvollen und doch so musikalischen Sprache wie der spanischen mögen bisher abgehalten haben, mehr als vereinzelte Versuche ihrer Uebertragung ins Deutsche zu wagen.

Daß die Unternehmer dieser ersten vollständigen metrischen Uebertragung ins Deutsche der „Originalgedichte" Luis de Leon's sich jener Schwierigkeiten vollkommen bewußt geworden sind, daß sie mit dem gebührenden Ernst und der einem solchen Genius schuldigen Pietät an die Lösung dieser immerhin gewagten Aufgabe gegangen sind, beweist die Bescheidenheit, womit sie diesen Theil ihres Unternehmens bevorworten, welche Stelle wir um so mehr hersetzen müssen, als sie den Maßstab einer billigen Beurtheilung abgibt. In der Vorrede sagen sie (S. XVI):

Um die Originalpoesien Luis de Leon's einem größern Publicum zugänglich zu machen, haben wir versucht, von sämmtlichen Gedichten eine metrische Uebersetzung im jedesmaligen Versmaße des Originals hinzuzufügen; ein großer Theil derselben ist gereimt, bei der Uebertragung anderer wurde auf den Reim verzichtet, namentlich wo Inhalt und Gedanke eine größere Treue und einen genauern Anschluß an das Original wünschenswerth erscheinen ließen. Wir hoffen dadurch solche Leser, die mit andern romanischen oder auch nur mit der lateinischen Sprache bekannt sind, wenigstens zum Theil in das Verständniß der Urschrift einzuführen und vielleicht Manchem zu ermuntern, sich mit der spanischen Sprache selbst bekannt zu machen. Wenn wir auch sehr wohl erkennen, wie schwer es hält, den Meisterwerken deutscher Uebersetzung und in Betreff Luis de Leon's insbesondere den eleganten Uebersetzungen F. W. Hoffmann's (in dessen „Blüten spanischer Poesie") etwas nicht Unwürdiges an die Seite zu stellen, so haben wir uns mindestens bemüht, an vollständiger Treue und sorgfältiger Wiedergabe des Originals unsern Vorgängern und Vorbildern nicht nachzustehen.

Sie haben hiermit selbst ausgesprochen, daß das Hauptziel ihrer Uebertragung die Erleichterung des Verständnisses des Originals, daß sie also mehr ein Hülfsmittel dazu als eine allen Erfodernissen entsprechende Nachdichtung, als ein in seiner Weise selbständiges Kunstwerk sein soll. Haben sie doch, wie sie selbst sagen, um vor allem dies Hauptziel zu erreichen, sich bewogen gesehen, häufig „auf den Reim zu verzichten", der gerade für spanische Ohren, namentlich bei Luis de Leon, einen der größten Reize ausmacht, die musikalische Seele, der harmonische Zauber seiner leichten, echt volksthümlichen Quintillas ist! So sind z. B. zwei seiner größten Meisterstücke: (Nr. 8) „Noche serena" und (Nr. 10) „A Felipe Ruiz", reimlos übertragen. Wie viel dadurch verloren gegangen ist, möge man aus dem Vergleiche mit den sonst ebenso treu übertragenen, aber mit dem Reize des Reims geschmückten (Nr. 3) „A Francisco de Salinas", an den großen Musiker, in der That eines der musikalischsten Gedichte Leon's, (Nr. 7) der weltberühmten „Profecía del Tajo" und vorzüglich mit (Nr. 13) „De la vida del cielo", einer wahren Sphärenmelodie, und (Nr. 31) „Cuando la noche oscura", einem prachtvollen Gegenstück zu des heiligen Franciscus Sonnenlied, voll himmlischer Harmonie, ersehen. Wenn wir daher diese letztern als die Glanzstücke auch der Uebertragung bezeichnen und nur unbedingt loben können, so müssen wir doch auch die andern reimlosen mit billiger Rücksicht auf die vor allem angestrebte Treue im Ganzen als empfehlenswerth anerkennen. Glücklicherweise finden sich gröbere Verstöße und Härten gerade nur in minder bedeutenden Gelegenheitsgedichten, wie z. B. in Nr. 4: „Auf die Geburt der Tochter des Marquis von Alcannizes", wo in Strophe 1 Vers 4 im Original und Uebersetzung so gegeben wird: „y enriquez la alegria", „Erhöh' noch ihre Lage", also „enriquez" als eine unmögliche grammatische Form von enriquecer genommen, während es der mütterliche Familienname Enriquez der besungenen Doña Tomasina, der Tochter des D. Alvaro de Borja Marques de Alcañizes und der Doña Elvira Enriquez ist. Ebenda ist Strophe 3 besonders hart in der Uebertragung.

Doch das und Anderes sind lunares, die zum Theil davon herrühren, daß den Uebersetzern die beste Ausgabe der Gedichte Luis de Leon's, wie es scheint, unzugänglich geblieben ist, welcher Mangel sie allerdings als Herausgeber des Textes schwerer beeinträchtigt hat.

Die einzige, den Namen einer kritischen und voll-

ständigen einigermaßen verdienende Ausgabe der Gedichte Luis de Leon's ist nämlich die im sechsten Bande der „Obras" (Madrid 1816) gegebene. Hierzu wurden außer den frühern Drucken neue handschriftliche Sammlungen benutzt, welche außer vielen beachtenswerthen Varianten auch einige früher ungedruckte Gedichte ergaben; überdies ist in dieser Ausgabe das Luis de Leon unzweifelhaft Zukommende strenger von dem ihm blos mit oder ohne hinlängliche Wahrscheinlichkeit Zugeschriebenen gesondert. So sind von schon früher unter dem Namen Luis de Leon's gedruckten Stücken die in dem vorliegenden Abdrucke mit den Nummern 23, 25, 26, 27 und 28 bezeichneten als zweifelhafte in dem „Apendice primero" gesondert gegeben, und die letztern drei sind höchst wahrscheinlich nicht von ihm (Nr. 28 erscheint in Pedro de Espinosa's Sammlung unter dem Namen des Miguel Sanchez, und der Herausgeber der „Obras" bemerkt dazu mit Recht: No hallamos en ella [Cancion á Cristo crucificado] el caracter poético del mtro. Leon). Der „Apendice segundo", der die damals zum ersten mal gedruckten, in Handschriften wol dem Luis de Leon zugeschriebenen, aber nicht unzweifelhaft ihm zukommenden Gedichte enthält, rechnet dazu aus unserm Abdruck die Nummern 29, 30, 31 (dieses oben erwähnte Gedicht trägt auch alle innern Merkmale von Leon's Autorschaft), 32, 33, 34 und 37 (über letzteres werden wir später noch besonders sprechen).

Hingegen gibt die Ausgabe der „Obras" als unserm Dichter unzweifelhaft zukommend die Oden: „Vuestra tirana exencion" (Imitacion de diversos); „Mi trabajoso dia" (Imitacion del Petrarca); „No siempre descendiendo" (Imitacion de Horacio, oda 9 libro 2); „Al canto y lira mia" (Imitacion del mismo, oda 12 libro 2), und fünf Sonette, die hier fehlen. Ferner im „Apendice primero" das Gedicht: „Los que teneis en tanto" (Del mundo y su vanidad; sehr wahrscheinlich von Leon), und im „Apendice segundo" die folgenden: „Escuela esclarescida" (Cancion á la muerte del maestro Tormon); „No invóco aquel nápeo" (De la hermosura exterior de nuestra Señora); „O cuán dichoso estado" (Selva rustica. A la vida del campo); „Gózase el alma mia" (Cancion á nuestra Señora), und zwei Sonette, welche sämmtlich in der vorliegenden Ausgabe weder aufgenommen noch erwähnt worden sind.

Auch für die Aufeinanderfolge der Gedichte hätten wir gewünscht, daß unsern Herausgebern der Abdruck in den „Obras" bekannt geworden wäre, da in letzterm mit Rücksicht auf die Lebensschicksale des Dichters und daher auf die wahrscheinliche Abfassungszeit eine von den frühern Drucken abweichende Anordnung gemacht worden ist.

Endlich hätten sie noch daraus für die erläuternden Anmerkungen manchen Fingerzeig, manche interessante Notiz gewonnen; so z. B. in Bezug auf das obenerwähnte speculativ-mystische Räthsel (Nr. 37), welches ihnen ein Freund aus den „Obras" mitgetheilt hatte, aber ohne die Ueberschrift, welche doch die Lösung enthält: „Describe l'alma assi mesma", und ohne die Angabe der interessanten Veranlassung zu diesem Gedichte. Es wurde nämlich im Jahre 1580 von der poetischen Gesellschaft der ciencia gaya zu Barcelona ein Preis für das beste Gedicht auf die Unsterblichkeit der Seele in lateinischer, castilischer oder catalonischer Sprache ausgeschrieben; und unter den castilischen erhielt das in Rede stehende Gedicht Luis de Leon's den Preis; es fand sich in einer Handschrift des Dominicanerklosters von Santa-Catalina zu Barcelona, welche eine Beschreibung dieser justa poética in lemosinischer Sprache und die sämmtlichen bei dieser Gelegenheit eingegangenen Preisgedichte enthält unter dem Titel (nach der allein gegebenen castilischen Uebersetzung): „Librito de la immortalidad de nuestra alma, publicado en la tercera fiesta de la Pascua de Resurreccion en el Monosterio de Jerusalen de esta ciudad de Barcelona, en el presente año de 1580." Unter den Mitbewerbern Leon's befanden sich so berühmte Dichter wie Gaspar Gil Polo, Artieda, Rebolledo.

Das andere blos in der Uebersetzung Diepenbrock's mitgetheilte Räthsel findet sich nicht unter den erwähnten Sonetten der „Obras".

Noch haben unsere Herausgeber die Uebersetzung eines Gedichts von Malon de Chaide (leider auch reimlos) angehängt, um „von der Poesie des durch A. von Humboldt dem Leon an die Seite gestellten Malon dem Leser eine Probe zu geben".

Möchte dieses auch äußerlich recht nett ausgestattete Büchlein recht viele Leser finden, möchten insbesondere unsere Lyriker in spe statt auf die Parteiparole oder das Geschrei des lauten Marktes auf den Rath eines solchen gediegenen Kenners der Poesie wie Böhl de Faber hören, der auf des „einzigen" Luis de Leon Gedichte das Horazische: versanda diurna manu, versanda nocturna angewandt hat! Dann wird den verdienten Herausgebern der gebührende Dank nicht fehlen und die erwünschte Gelegenheit geboten werden, eine neue Ausgabe noch vollkommener auszustatten, wozu auch unser Scherflein beizutragen, wir keinen Anstand genommen haben, der aufrichtigsten Anerkennung und Empfehlung auch einige ebenso unumwunden ausgesprochene Wünsche nach Verbesserung beizugesellen.

Ferdinand Wolf.

Die Philosophie im modernsten Gewande.

Unsere Zeit hat im Gebiete der philosophischen Wissenschaft nichts errungen, wovon behauptet werden könnte, daß es ihr eigenthümlich zugehöre. Sie hat, wenn man nur die sterile Periode der jüngsten Restauration im Auge behält, nicht einmal einen bemerkenswerthen Kampf aufzuweisen: ihre Devise heißt vielmehr, falls der Schein nicht trügt, „zum ewigen Frieden" oder, wenn man das Prosaische ganz prosaisch ausdrücken will, „zur ewigen Ruhe". Es vermag des Einzelnen Blick freilich nicht einzudringen in die verschlossenen Kammern der Specu-

lation, es vermag Keiner zu verkünden, was des Denkers Kopf und Herz im Drängen des Zweifelns und Forschens vielleicht eben jetzt bewegt, Niemand weissagend zu enträthseln, ob nicht in kurzem schon ein neuerfundenes Wort des Umsturzes die beschauliche Genügsamkeit des Geistes zerstören und die alten Philosopheme mit noch ungekannten Waffen hinter den für unüberwindlich gehaltenen Barrikaden der Dialektik angreifen wird. Das aber ist für den Augenblick Thatsache, daß die deutsche Philosophie vom Ruhm der Vergangenheit zehrt. Man würde sie in dieser Hinsicht mit der Dichtkunst vergleichen können, deren classische Periode für die kommende Generation nur noch Geschichte, nicht Erlebniß ist, doch widerstreitet diesem Vergleiche das heute mehr als je ersichtliche ämsige, epigonenhafte Mühen, einen Preis der Poesie zu gewinnen und die aus den Lebensverhältnissen sich entwickelnden Hemmnisse heiß ersehnter Erfolge zu überwinden. Der schönwissenschaftlichen Literatur fehlt es nur an Siegern, nicht an Bewerbern, die Philosophie aber ist bis auf günstigere Zeiten geradezu aus der Mode gekommen. Wer mag daran denken, daß wir ihr nach allen Richtungen hin geistige Impulse entlehnen, daß wir ihre Resultate hundertfach in uns verarbeiten und daß sie eine Macht, auch heute noch eine einflußreiche Herrscherin ist, die uns doch fortwährend regiert, obwol sie herab vom Throne gestiegen. Die nur dem Eingeweihten zugängliche Wissenschaft Hegel's z. B. hat sich unvermerkt mehr oder minder in die ganze norddeutsche Denkweise verflüchtigt, natürlich nur in gewissen Denkformen. Selbstverständlich hat es nicht diese oft vergessene und doch überall fühlbare Macht der Philosophie verschulden können, wenn die speculative Forschung auf einige Zeit in ihrem Ansehen zurückgetreten zu sein scheint; nur die Unarten ihrer Anhänger, die Consequenzen des philosophischen Sansculottismus haben den Werth der freiesten Wissenschaft im Urtheil der Zeitgenossen verschleiert und die Thatsache hervorgebracht, daß sowol in der Entwickelung wie in der Wirksamkeit derselben, im Lehren wie im Lernen eine Stagnation eingetreten ist. Einem andern Gebiete haben sich die geistigen Bestrebungen der Jetztzeit dafür bekanntlich zugewendet, den Naturwissenschaften. Die letztern beherrschen die Bildung jetzt ebenso ausschließlich, wie es zur Zeit der „Halleschen Jahrbücher" die philosophische Kritik that. Zwar sind die ältern Lehrer der Weltweisheit auch heute nicht ganz verstummt, und einzelne Bücher, wie Gervinus' geschichtsphilosophische „Einleitung" und auf anderm Gebiete Rosenkranz' „Aesthetik des Häßlichen", gewinnen durch energische, weitgreifende Resultate erstrebende Untersuchungen auch in den größern Kreisen humaner Bildung ihre verdienten Erfolge. Allein die jüngere Nachfolge ist im Vergleich mit frühern Jahren um so zurückhaltender, entweder in der Erkenntniß, daß die Stimmung der Epoche nicht eine philosophische sei, oder in dem freilich sehr unphilosophischen, aber doch nicht ausgerotteten Aberglauben, die Speculation sei durch ihre letzte Entwickelung wirklich zum vollständigen Abschluß gediehen.

Mit neuen Systemen werden wir also fürs erste nicht heimgesucht, und bei der Anwendung der alten Systeme fördern selbst Leute von Ruf misrathene Früchte zutage, wie bei Gelegenheit einer Besprechung von Erdmann's „Philosophische Vorlesungen über den Staat" in Nr. 35 d. Bl. f. 1853 nachgewiesen wurde. Am wenigsten Gewinn aber wird die Wissenschaft als solche von dem philosophischen Dilettantismus zu erwarten haben, der schon früher zur Zeit des Jungen Deutschland sich zuweilen sehr übermüthig und vornehm geberdete und der wegen der directen Beziehungen, in die er sich zum Leben, zur Geschichte, zur Religion und Kunst setzt, auch nicht leicht aussterben wird. Dennoch möchte ich demselben, vorausgesetzt, daß er nicht in das Gegentheil seiner selbst, nämlich in unphilosophischen Dilettantismus umschlüge, heute eine größere Berechtigung zugestehen als vor 10 und 20 Jahren, eben weil im Grundton der Zeit inzwischen sich Manches geändert hat. Die angewandte Philosophie, die dem wissenschaftlichen Gedanken ein belletristisches Gewand umschlägt, unterhält die aufgelockerte Verbindung zwischen der Speculation und der allgemeinen Bildung; sie ist gewissermaßen eine Uebergangsform, in der ein lebendigeres Interesse, eine Rückkehr zur philosophischen Anschauung der Dinge angebahnt wird und der deshalb die Entschuldigung des Zeitgemäßen unzweifelhaft zur Seite steht. Ihre Bestimmung ist eine propädeutische; danach fixirt sich auch ihre Bedeutung.

Ein interessanter und gelungener Beleg dieser Philosophie im modernsten Gewande, die, wie aus Vorstehendem erhellt, weder in der Form noch in Bezug auf den Inhalt Anspruch auf wesentliche Neuheit machen kann, ist ein Buch, dessen Titel:

Vom Sinai, Olymp und Tabor. Von Joseph Bayer. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 1854. 1 Thlr.

ziemlich deutlich anzeigt, daß es sich in seinem Stoff um „Studien zur Philosophie der Geschichte, Religion und Kunst" handeln müsse. Die Tendenz des Verfassers ist, wie er selbst gesteht, eine eigentlich wissenschaftliche nicht, vielmehr will er, sei es auch nur in einem Experimente, durch seine philosophischen Studien darthun, wie man mit einer zunächst lyrischen Begabung seinen idealistischen Drang dadurch befriedigen könne, daß man sich in die historische Wirklichkeit, da wo sie sich in der Vergangenheit zu idealer Höhe gipfelt, sinnig betrachtend versenkt. Das ist die Aufgabe, die der Autor sich stellt; sie scheint, wenn man ihren Inhalt nicht aufmerksam prüft, sehr einfach und gewöhnlich, sie kann nur etwa zu Bedenken veranlassen, insofern sie die Befürchtung erwecken könnte, es solle eine philosophische Lyrik oder lyrische Philosophie erschaffen, Speculation also gedichtet werden. Indeß muß man des Autors Programm wol nur so verstehen, daß er zeigen will, in wie befriedigender Weise auch ein vorzugsweise lyrisches Gemüth durch Vertiefung in die thatsächliche Poesie der Geschichte philosophische Anschauungen gewinnen, festhalten und verarbeiten kann. Es soll also nicht ein sachliches Problem (gedichtete Philo-

sophie?), sondern im Grund nur ein ganz persönliches gelöst werden. Der Stoff für letzteres ist mit großem Geschick gewählt. Es ist Alles in demselben erschöpft, was Menschen erstrebt und errungen haben, man wird also mit Recht sagen können, daß seine Behandlung eine ethische Stärkung für das oft trostlose Hinausschauen in die Gegenwart verleihen könne. Der Autor will seinen Leser anleiten, unter seiner Führung nochmals im Geiste die heiligen Gipfel des Sinai, Olymp und Tabor zu besteigen, das ideale Weltbild, das man ehedem von hier aus überschaute, in seinem Gemüthe wiederherzustellen, und auf dieser Wanderung sollen wir dann die Welt als eine gottgeschaffene (Judenthum), götterdurchwandelte (Griechenthum) und gotterlöste (Christenthum) im dreifachen Verklärungsscheine schauen, hierbei aber zu der Gewißheit gelangen, daß nicht nur der einzelne Dichter seine Weihestunden hat, sondern ganze Völker durch solche Epochen eines erhöhten Geisteslebens hindurchschreiten, die mit den wundervollen Thatsachen der Offenbarung erfüllt sind. Dies in abstracter Weise zu erlangen ist schon öfter und nicht ohne Erfolg versucht worden; Joseph Bayer gibt seinem Unternehmen indeß noch einen ausdrücklichen Bezug zur Wirklichkeit. Es gibt bekanntlich keinen gewaltigern Tröster als die Geschichte mit ihren ernsten, unerbittlichen Lehren. Von Dem, der in seinem Denken die idealen Welterlebnisse auch zu subjectiven Erlebnissen gemacht und der in der Geschichte hineingesprochenen Götterworte in historischer Andacht sich erinnert hat, erwartet der Autor, daß er ruhiger werde dareinsehen können, wenn Gott heutzutage hier aus der Welt herausgeleugnet, dort in sie hineingelogen wird, denn er hat sich ja aus der Vergangenheit den Glauben an die Idealität in der Geschichte wiedergeholt, und so bleibt ihm in der Dürre der Gegenwart ein ernstheiterer Muth für die Zukunft erhalten. Kirche und Staat nahmen ehedem das einzelne Individuum ganz und gar in Besitz, alleinherrschend drangen sie in sein Gemüth und Gewissen; heute aber halten diese „göttlichen" Mächte Viele nur in oberflächlichen Beziehungen fest, nur äußerlich leben sie selbst in Kirche und Staat, ihr innerer Mensch aber steht außerhalb beider. Bei dieser bedenklichen Vereinzelung hält es unser Autor für den denkenden Geist sittlich kräftigend, in Zeiten zurückzugehen, wo jene verlorene Einheit in ursprünglicher Kraft bestand und Kirche und Staat wie in einem geistigen Mutterleib die einzelne Individualität in sich schlossen. Für solche historische Erbauung sieht er aus weiter Ferne das erhabene Gebäude des mosaischen Gottesstaats und die goldstrahlenden Bilder der griechischen Staatsgötter hervoragen. Wenn im Judenthum die Religion staatgründend war und die religiöse Offenbarung sich zum staatlich bindenden Gesetze bestimmte, so war es im Hellenenthum das politische Gemeinwesen, aus welchem die alten Naturgötter auch zu politischen Göttern wiedergeboren wurden, um dann als religiöse Symbole der Staatsherrlichkeit von der Kunst verklärt zu werden.

Der erste Abschnitt des Buchs ist daher Jehovah und seinem Propheten Moses, der zweite dem Staat des Perikles und den Göttern des Phidias gewidmet. Im ersten war eins der größten Mysterien in der Weltgeschichte, jenes wunderbare Aufflammen des monotheistischen Lichts in der Sinaiwüste, durch welches der reine Gottesglaube zugleich als staatsbildende Nationalidee in die Welt trat, im Geist näher zu besehen und zu deuten. Fast mit dem Schwunge der Begeisterung hat Bayer in ihm den jüdischen Monotheimus bis zu seinen allgemeinen ethischen Consequenzen beleuchtet: der jüdische Jehovah als ewiger Vater ist in den erschöpfenden Gottesbegriff der christlichen Trinität und der Dekalog vom Sinai ebenso in die tiefere christliche Ethik eingegangen. In gleicher Weise haben die olympischen Formgedanken der Hellenen ihre Wiedergeburt in der christlichen Kunst gefeiert: nach der Betrachtung der Gesetzesvorschrift des bildlosen Gottes vom Sinai wendet daher der Autor unsern Blick auf die schönen Götterbilder des griechischen Himmels, der ernsten Prophetengestalt des Moses folgen die beiden menschlichen Olympier, Perikles und Phidias, von denen jener der größte Bildner des antiken Staats, dieser der erhabenste Bildner der griechischen Götter war. Beide würdigt in ihren der politischen Wirklichkeit und den religiös-ästhetischen Idealen von Hellas angehörigen Werken des Buchs zweiter Abschnitt. In ihm sucht der Autor klar zu machen, daß der Staat der Athene von demselben künstlerisch-sinnigen Geiste, der die Säulen des Parthenon und Erechtheion erfand und aneinanderreihte, seine Gesetze empfing, daß ferner in der Zeit von Solon bis Perikles in der politischen Tektonik des Staats dasselbe Geheimniß der Eurhythmie erstrebt und gefunden wurde, das auch die Tektonik der Tempel in sinnig strebendem Fortschritt zuletzt in den Bauten des Iktinos und Mnesikles erreichte, und endlich daß, während auf der Rednerbühne, diesem erhabenen Mittelpunkte des ausgebauten Staatstempels, die historischen Halbgötter in dem Geistesglanz der Redekunst sich erhoben, auch zugleich die goldstrahlenden und elfenbeinernen Kolossalbilder der Götter aufgestellt wurden. Nachdem der Autor so die abgeschlossenen und vergangenen Welten des jüdischen Gottesstaats und der griechischen Staatsgötter betrachtet hat, wendet er sich zum Schluß jenem höhern Geiste zu, der in dem christlichen Gottesreiche waltet und dessen Geschichtsschöpfung noch nicht vorüber ist. Und hierbei müht er sich, zu zeigen, wie durch dieses Geistes Wirkung das historische Recht der Glaubensmächte in ein Vernunftrecht verwandelt und so dem Menschengeiste die höchste Nahrung zutheil wird, deren er bedarf, das ideelle Fleisch und Blut, das innerste Mark der Gottheit. Den größern Theil dieses dritten Capitels nimmt die christliche Kunst in Anspruch, die Würdigung ihrer Eigenthümlichkeiten im Gegensatz zum hellenischen Kunstgebild. Denn religiöse Kunst des Christenthums und griechische Kunstreligion sind sich zunächst geradezu entgegengesetzt. Bei den Griechen verstummten nach Bayer's Darstellung die Weissagungen der gläubigen Inspiration in dem Marmor der schönen Götter-

bilder und die Religion schritt aus dem mystischen Heiligthum der Innerlichkeit in die objectiv-sinnliche Klarheit der Kunst völlig heraus. Umgekehrt muß sich nun in der christlichen Kunst die letztere in die subjective Sphäre der Religion zurückbegeben, und das gesammelte Gemüth legt in den Kunstgebilden selbst ein symbolisches Glaubensbekenntniß in ästhetisch versinnlichter Andacht ab. Während also in der antiken Classicität der Kunst der religiöse Inhalt an die schöne Form sich entäußerte, bekommt in der christlichen die Schönheit eine ihr fremde Tiefe und ist durchschauert von den Geheimnissen der Religion. Dies wird in Bezug auf Architektur und Plastik zuvörderst weiter ausgeführt, hinzu tritt dann die Kunst der Musik. Im Contrast zu der blos räumlich abstracten Gegenwart der Gottheit in den architektonischen Schauern des orientalischen Heiligthums und zu der nur räumlich concreten Gegenwart in dem idealen Sculpturbilde des griechischen Tempels offenbart sich in dem christlichen Dome die zeitlich concrete Gegenwart in der musikalisch ausgesprochenen Andacht der Gemeinde. So fließen in der heiligen Welt des christlichen Doms Architektur, Plastik und Musik zu einer dreieinigen Totalität zusammen, in der das Mysterium der göttlichen Trinität ästhetisch dargestellt ist. Die Altarblätter deutet Bayer als das fleischgewordene Wort von dem architektonischen Räthsel des Doms, die strengerhabenen Choralklänge der Kirchenmusik als das geistgewordene Fleisch der religiösen Malerei, die ideelle Himmelfahrt ihrer Christusbilder und Heiligengestalten.

In dem jüdischen Heiligthum wohnte blos der abstracte Gott des Tempelschauers Jehovah, der griechische Tempel war blos die Umschließung des sinnlichen Gottes der Sculptur; der christliche Dom ist aber das Haus des Heiligen Geistes, der von dem Vater und dem Sohne, dem architektonischen und plastischen Gotte zugleich ausgeht und die mystische Einheit beider ist. Die religiöse Kunst des Christenthums ist selbst auch dreieinig, indem in ihr die architektonische Starrheit der orientalischen Kunst und die gemüthlos-plastische Abgeschlossenheit des antiken Ideals durch ein geheimnißvolles Drittes, die Musik, versöhnend aufgehoben worden ist und der Ton sich hier als der erklingende Geist ankündigt, welcher der christlichen Architektur und Plastik, wenn auch noch klanglos, innewohnt und das Tempelgestein wie die Altarblätter mystisch durchzieht.

Die musikalische Gegenwart des Gottesgeistes im Gemüthe bestimmt sich dann weiter zu seiner speculativen Verinnerlichung im Gedanken, und wenn die Selbstbefreiung des Geistes in der Speculation zum lebendigen Freiheitsgefühl, zur allgemein verkündigten frohen Botschaft geworden ist, dann erst sieht Bayer das classische Kunstalter der Poesie kommen.

Bei der außerordentlichen Fülle und Reichhaltigkeit des Stoffs ließ der Gedankengang des Autors sich nur andeutend zeigen. Als Resultat aber läßt sich über denselben das Urtheil aussprechen, daß Joseph Bayer in seinem gedankenhaltigen Werke die Besorgnisse vollständig widerlegt, die sein zu Anfang des Buchs ausgesprochener Kleinmuth, mehr noch seine Verständigungsversuche vielleicht auf manchen Leser machen können und machen werden. Den letztern kümmert es nicht, ob der mehr empfängliche als schaffende Dichtersinn durch eine Vertiefung in die Geschichte willkommenen Ersatz für die ihm versagten productiven Schöpferfreuden sich erringen wird, er hat für das persönliche Problem kein Interesse; den Philosophen stößt sogar die Theorie von einer erfreulichen Mittelstellung zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und freier Kunstproduction von vornherein zurück. Was aber Jeden fesseln, anregen und in vielen Partien, namentlich des dritten Capitels, auch befriedigen wird, das ist das Buch selbst, ohne Rücksicht auf die lyrische Begabung des Autors u. dgl. mehr. Zugestanden, daß es nur darstellende Verarbeitung erlernten, nicht erforschten Wissens enthalte, jedenfalls sind ihm zwei bemerkenswerthe Vorzüge eigen, bezüglich der Form nämlich völlig gleichmäßige Darstellung und hinsichtlich des Stoffs Klarheit des Autors, Beherrschung des Gedankens. Der philosophische Dilettantismus hat, namentlich wenn er lyrisch begabt ist, eine so große Wortfülle in Bereitschaft, daß die Idee leicht im mächtigen Ausdruck verloren geht und die Lücken der sachlichen Darstellung durch absichtliche Kunst mit oratorischen Ehrenpforten überbaut werden. Dieser Vorwurf trifft Bayer, wie lyrisch er auch die Sprache handhaben mag, wo es sich um die Schilderung von Empfindungen, die Abspiegelung eines Eindrucks handelt, nicht. Er gibt seine subjectiven Anschauungen über die Materie wohlgeordnet und erwirbt sich gerechten Anspruch auf die verdienstliche Anerkennung, daß seine „Studien" philosophische Bildung zu popularisiren wohl geeignet sind, ohne daß hieraus der Wissenschaftlichkeit ein Nachtheil erwüchse. 22.

Musikalische Literatur.

1. Die Natur der Harmonie und Metrik. Zur Theorie der Musik. Von M. Hauptmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Die Melodie der Sprache in ihrer Anwendung besonders auf das Lied und die Oper. Mit Berührung verwandter Kunstfragen dargelegt von Louis Köhler. Leipzig, Weber. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Akustische Briefe für Musiker und Musikfreunde. Eine populäre Darstellung der Akustik als Naturwissenschaft in Beziehung zur Tonkunst von Richard Pohl. Erstes Bändchen. Leipzig, Hinze. 1853. 8. 20 Ngr.

Man kann nicht sagen, daß die Gegenwart außerordentlich reich und ergiebig sei an genialen Productionen auf dem praktischen Gebiete der Tonkunst. Wendet man auch von verschiedenen Seiten her große und nachhaltige Mühe, bedeutende industrielle Thätigkeit daran, dem Publicum den Glauben an solche geniale Productivität einzureden, und finden dann auch diese Bemühungen natürlich eine mehr oder minder große Zahl gläubiger Gemüther, die aus Bequemlichkeit oder aus geistiger Demuth und anständiger Wohlerzogenheit gern und leicht in verba magistri schwören: so pflegt doch solche Gläubigkeit, selbst wo sie, wie bei Blindgläubigen so häufig, bis auf einen gewissen Grad des Fanatismus sich steigert, selten von rechter Nachhaltigkeit begleitet zu sein, während die Unbefangenen zwar in dem Zwecke solcher Bemühungen ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit gewahren und in dem Ringen und Streben den erfreulich lebendigen Drang nach Fortschritt und Weiterentwickelung anerkennen können, ohne doch in der ruhigen Anschauung von dem wahren Werthe solchen Strebens und in

der billigen Zurückführung des Werths desselben auf das rechte Maß sich beirren zu lassen. Kann man doch bei offener Empfänglichkeit und redlicher Anerkennung des Erstrebten und des etwa relativ Errungenen sich sehr wohl die Klarheit der Anschauung bewahren, die vor jeder Ueberschwänglichkeit in Lob und Tadel, vor dem blinden Vergöttern ebenso wol wie vor dem blinden Verdammen sich zu hüten weiß, vorausgesetzt, daß man neben der erfoderlichen gründlichen Kenntniß der Sache auch den redlichen Willen dazu besitzt, was Beides man als unerlaßliche Vorbedingung ihrer Thätigkeit doch wenigstens bei Denen beanspruchen darf, die zu Leitern und Führern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete sich selber berufen und befähigt erachten zu dürfen glauben.

Es würde indeß ein Trugschluß sein, wollte man aus diesem Mangel an genialer musikalischer Production einen Mangel an Theilnahme und Interesse an der Musik überhaupt imputiren. Das bezeugt selbst eine oberflächliche Beobachtung im beschränktern Kreise. Gerade das Interesse und die Theilnahme an der Kunst ist in unserer Zeit ein sehr allgemeines und weitverbreitetes, und mag es immerhin auch eben mehr in die Breite als in die Tiefe sich ausdehnen, so wird doch auch in großer Ausdehnung das lebendige Bedürfniß gefühlt, sich allmälig über die einzelnen musikalischen Fragen und bisher noch ungelösten Theoreme und Probleme immer klarer zu werden, allmälig zu einer stichhaltigen Kunsttheorie zu gelangen, die weit vorgeschrittene Praxis vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu begründen, was Alles in keinem andern Zweige mit so geringem Erfolge noch bisher versucht worden (oder auch wol häufig ganz unversucht geblieben) ist als gerade in der Musik, wenn wir vielleicht die rein materiell-technische Seite derselben ausnehmen, deren Bearbeitung übrigens auch noch immer überwiegend einer ziemlich rohen, handwerksmäßigen Empirik huldigt. Allerdings ist bis auf einen gewissen Punkt die Ansicht begründet, daß weder die physikalische noch die mechanische, weder die vermeintlich rationelle noch die vermeintlich philosophische Methode geeignet sei, das eigentliche Leben der Musik wissenschaftlich zur Anschauung zu bringen; denn freilich hat jedes Gebiet geistiger Thätigkeit seine eigenen Stoffe, seinen besondern Zweck, seine eigene Wissenschaft. Allein bleibt man einerseits bei dem Principe stehen, daß die Musik als Kunst zunächst auf einem ganz andern Grunde wurzele als die strenge Wissenschaft, daß diese sich nothwendigerweise stets nur annähernd zu jener verhalten, sie ihrem innersten, eigensten Leben und Wesen nach niemals ganz decken könne und werde: so wird man andererseits auch des Wunsches sich nicht entschlagen können, daß die Wissenschaft der Tonkunst immer und immer wieder von den Berufenen — eben deshalb, weil es hier an wirklich ausreichenden und genügenden Vorarbeiten trotz vieler dankenswerther und zum Theil erfolgreicher Versuche noch in hohem Grade mangelt — in Einzelforschungen von der physikalischen wie der mechanischen, von der rationellen wie der philosophischen Seite aus betrachtet und behandelt werden möge, damit auf Grund dieser Einzelforschungen das weite Gebiet mehr und mehr gelichtet und die Möglichkeit allmäliger Anbahnung einer nach allen Seiten hin umfassenden und durchdringenden Wissenschaft der Tonkunst, soviel diese eben erreichbar, gewonnen werde. Und die etwaigen Versuche dazu, wo sie nur von der Idee getragen und von wissenschaftlichem Streben erfüllt, von Verständniß des Gegenstandes und von Klarheit des Gedankens nach Bedürfniß unterstützt sind, dürfen gerechten Anspruch auf ruhige Würdigung und Anerkennung erheben, mag immer auch die ernste besonnene Kritik an der Methode oder an der Darstellung oder an den gewonnenen Resultaten selbst noch diese oder jene Mängel aufzuweisen haben.

Schon der Umstand, daß dieses wissenschaftlich-musikalische Streben vorhanden ist und als ein Bedürfniß gefühlt und erkannt wird, darf als ein für die Sache der Kunst höchst erfreulicher bezeichnet werden, gegenüber der unleugbaren Verflachung des Geschmacks in Bezug auf die überwiegende Mehrzahl der Kunstleistungen der Gegenwart und der Pfleger derselben. Für das Vorhandensein dieses Strebens und indirect auch dieses Bedürfnisses spricht aber, wenn immer nur accidentell, doch deutlich genug die rege literarische Thätigkeit, welche auf diesem Felde seit einigen Jahren wieder in ausgedehnterer Regsamkeit sich entfaltet. Wir dürfen außer den oben angezeigten und mehren andern, auch von uns kürzlich in d. Bl. besprochenen Schriften an die seit kurzem erschienenen einschlägigen Werke von Opelt, Stehlin, Kraushaar neben denen von Marx, Lobe u. A. erinnern, um schon den äußerlichen Beweis dafür herzustellen.

Nr. 1. Unter allen neuerdings über Wissenschaft der Tonkunst im engern Sinne ans Licht getretenen Werken nimmt unsers Erachtens das oben angezeigte von dem würdigen M. Hauptmann: „Die Natur der Harmonik und Metrik", unbedingt die erste Stelle ein. Der Verfasser ist durch seine vieljährige amtliche und außeramtliche erfolgreiche Thätigkeit auf musikalischem Gebiete, durch eine, wenn auch nicht an Zahl bedeutende Reihe werthvoller Compositionen, als trefflicher Lehrer und ebenso als geistreicher und scharfsinniger Theoretiker bekannt und anerkannt. Je seltener er vor die Oeffentlichkeit tritt mit den schönen Resultaten seines Talents und seines ernsten Fleißes, umsomehr hat er das theilnehmende Publicum daran gewöhnt, stets nur Tüchtiges und Gediegenes von ihm zu erwarten. Daß diese Erwartung mit dem vorliegenden Werke nicht nur nicht getäuscht, sondern in der That übertroffen worden, haben wir schon angedeutet; wir begrüßen in demselben eine der bedeutendsten und mit der Zeit folgenreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der musikalischen Literatur, wenn erst die Principien desselben und deren streng wissenschaftliche Durchführung durch eine verständnißvolle und gewandte Popularisirung der allgemeinern Anschauung näher gebracht und zugänglicher gemacht sein werden. Denn das muß allerdings von vornherein ausgesprochen werden: für den gewöhnlichen Musiker und den gewöhnlichen Dilettanten, mögen Beide auch ihre sogenannten theoretischen Studien bestens und in aller Form absolvirt haben, dürfte das Werk, wie es vorliegt, schwerlich sich eignen. Es fodert eine tiefere philosophische Vorbildung, einen an streng logisches Denken gewöhnten Geist; es fodert nicht bloße Leser, auch nicht nur aufmerksame Leser, sondern es fodert, wie der Verfasser selbst sagt, „Mit- und Nachdenkende", weil sonst diese durchweg „abstract-theoretisch gehaltene Darstellung des Systems" natürlich nicht zu vollem Verständniß gebracht werden kann.

Wir würden es allerdings zweckmäßig erachtet haben, wenn der Verfasser zugleich mit dem Hauptwerke den dazu beabsichtigten und eigener Aeußerung zufolge schon vorbereiteten Nachtrag hätte erscheinen lassen, dessen Zweck es ist: „erläuternd sich mehr mit dem Einzelnen und mit praktischer, durch Beispiele nachweisender Ausführung des (im Werke selbst) nur im Zusammenhange Dargelegten sich zu befassen, sowie weitere Erklärungen oder wünschenswerthe Beispiele für die harmonische oder metrische Anwendung zu geben." Denn je mehr wir aus Ueberzeugung dem Verfasser beipflichten, daß durch die Einfügung derartiger Erläuterungen oder praktischer Beispiele hier „die beabsichtigte Fassung" zu sehr beeinträchtigt worden sein würde, so hätte eben das gleichzeitige Erscheinen jenes Nachtrags einerseits diesen Uebelstand beseitigt und andererseits zugleich den lernbegierigen Kunstfreunden und Musikern von Fach, denen nun einmal eine tiefere philosophische Durchbildung durch die Ungunst der Verhältnisse nicht zutheil geworden ist, das Studium des Werks, das ihnen so an nicht wenigen Stellen vorläufig ein Noli me tangere sein wird, wesentlich erleichtert, und wir hoffen sonach, daß im allseitigen Interesse das Erscheinen dieses Nachtrags nicht mehr allzu lange werde auf sich warten lassen. Nichtsdestoweniger vermögen wir in den dem Verfasser wol gemachten Vorwurf nicht einzustimmen, daß er bei Abfassung des in Rede stehenden Werks sich nicht einer größern Popu-

larität befleißigt habe. Je seltener die echt wissenschaftliche Behandlung musikalischer Gegenstände und je verbreiteter immer noch der fast unbegreifliche Irrthum ist, es ließen sich derartige Kunstfragen nicht mit strenger Wissenschaftlichkeit behandeln, um so dankenswerther bleibt es, wenn ein dieser allerdings vielfach schwierigen Aufgabe so durchaus gewachsener Mann — übrigens in der That eine rara avis unter den praktischen Künstlern, die meistentheils entweder nicht in solcher Weise schreiben können oder überhaupt nicht schreiben wollen — ihrer Lösung mit hingebender Neigung und mit so glücklichem Erfolge sich unterzieht.

Man würde irren, wollte man in dem vorliegenden Werke eine musikalische und metrische Kunstlehre suchen. Es enthält nur, wie der Verfasser ganz richtig bemerkt, eine Naturlehre der musikalischen und metrischen Kunst. Man könnte das unter Umständen auch in gewissem Sinne eine Propädeutik der harmonischen und metrischen Grundverhältnisse (letztere in ihrer speciellen Beziehung zur Musik) nennen, die mit großem Scharfsinn den Urgesetzen nachspürt und mit Glück und überraschender Klarheit neue Gesichtspunkte erschließt und die Grundursachen nachweist, auf welchen gewisse in der Musik als unabweislich bestehende Foderungen und eine große Zahl von musikalischen Regeln beruhen, „deren allgemeine Gültigkeit zwar gefühlt wird, die aber der verständigen Nachweisung meist ermangeln". Auch in dieser Beziehung darf man dem vorliegenden Werke das in der That seltene Verdienst zusprechen, daß es wirklich und ohne Phrase eine fühlbare Lücke in diesem Literaturzweige ausfülle und ein wahrhaftes, vielseitig mehr oder minder klar gefühltes Bedürfniß befriedige. Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Was der Mensch zu lernen hat, um sich zum praktischen Musiker auszubilden, ist in vielen Werken gründlich abgehandelt. Weniger ist untersucht worden, wie das Musikalisch-Gesetzliche im Menschen begründet ist, wie der musikalisch richtige Ausdruck eben nur ein menschlich-natürlicher, ein vernünftiger und darum ein allgemein verständlicher ist." Und mag man auch von dem Standpunkt der gewöhnlichen Praxis aus zugestehen, daß Viele an solchen Untersuchungen weniger Interesse zu nehmen haben als an der technisch bildenden Unterweisung und an ästhetischer Betrachtung, sofern der angehende Musiker vorzugsweise mit praktischen Studien, der ausgebildete in seinem Berufe mit praktischer Ausübung vollauf beschäftigt ist, und Beide (leider!) selten Zeit und Anregung finden zum Nachdenken über Das, was ihnen durch das natürliche Gefühl hinlänglich gesichert erscheint: so dünkt uns doch, dieser freilich sehr allgemein angenommene Standpunkt sei ein zu niedrig materieller und es resultire eben aus der Festhaltung desselben einerseits der beklagenswerthe handwerksmäßige Schlendrian, in welchen wir so viele unserer Musiker — und selbst nicht wenige sogenannte Künstler — verfallen sehen, andererseits aber auch jenes ungestüme schrankenlose barocke Streben und Ringen nach sogenannt absolut Neuem, das nicht blos die musikalische Kunst, sondern die Musik selbst als solche vernichten müßte, wenn es je zu unbeschränkter Geltung gelangen könnte, und das vornehmlich in Geringschätzung und Verachtung der in der Musik und für dieselbe unabweislich bestehenden Foderungen und unumstößlich gültigen Regeln sich emancipationssüchtig manifestirt, weil seine Träger entweder jene Regeln und Anfoderungen selbst oder doch mindestens die in der Natur des Menschen und in der gesammten Entwickelung begründete, deshalb unumstößliche und ewige Gesetzlichkeit derselben nicht kennen. Nach diesen beiden Seiten hin wird das in Rede stehende Buch von wesentlichstem Einflusse, von unberechenbarer Wichtigkeit werden können, und darin finden wir ein Hauptverdienst desselben.

Wenn wir vorzugsweise die zweite Hälfte des Werks, welche die Metrik in ihrer Anwendung auf musikalische Gestaltung behandelt, als bedeutend noch besonders hervorzuheben uns gedrungen fühlen, so geschieht das namentlich deshalb, weil gerade dieser Theil der Musik bisher großentheils noch mit der auffallendsten Oberflächlichkeit, Unklarheit und Verworrenheit behandelt worden ist und selten nur die verdiente Würdigung und ein tieferes Eingehen auf sein innerstes Wesen und seine eigenste Natur gefunden hat. Allein dadurch soll dem Werthe und der Bedeutung der ersten Hälfte des Buchs, der Harmonik, natürlich nicht im mindesten Abbruch gethan werden. Denn sie enthält in ihrer mathematisch und logisch streng consequenten Durchführung, wenn auch von bekannten und unter den Männern der Wissenschaft anerkannten akustischen Bestimmungen und Ergebnissen (nach ihrer positiven und negativen Seite) ausgehend, des in der That Neuen oder doch mit schärfer Bestimmtheit neu Ausgesprochenen und Gefolgerten (denn der Verfasser hält sich eben überall fern von aller subjectiven Willkür und sogenanntem genialen Phrasenthum, streng an die Naturgesetze der Musik als die unumstößliche Grundlage der ewigen Schönheit musikalischer Kunst) so außerordentlich Vieles, daß sie nach allen Seiten hin belehrend und anregend im hohen Grade wirken kann und in der That kein gebildeter Musiker sie unbeachtet lassen darf. Namentlich müssen wir hier als auf ein absolut Neues in dieser Durchführung auf die specielle Anwendung von akustischen Bestimmungen auf die Grundlehren der musikalischen Composition hinweisen; auch die Bezeichnung der Accorde und des Systems der Tonart dürfte, wenn auch nur in zweiter Reihe, hierher gehören. Der Verfasser hat wesentlich den synthetischen Weg für seine Betrachtung eingeschlagen. Er geht von der Natur des Klangs aus und kommt dann zum Durdreiklang, zur Durtonart, zum Molldreiklang (dessen Erklärung und Entwickelung als durchaus neu und überraschend klar bezeichnet werden muß), zur Molltonart, zur Moll-Durtonart — auch eine wesentlich neue Kategorie —, zu den verminderten Dreiklängen, den eigenthümlichen Tonartsystemen nach der einen und andern Dominantseite, den verminderten Dreiklängen des übergreifenden Systems, zur Modulation u. s. w.

Ebenso geht er in der Metrik von dem Begriffe des Maßes in sofortiger inniger Verbindung mit der philosophischen Betrachtung des musikalischen Grundaccords aus, kommt nach Betrachtung des Accords zu dem „Dur- und Mollbegriff als metrische Bestimmung", betrachtet den Rhythmus im Metrum und die „metrische Bildung nach innen und außen", die metrischen Gliederungen im Vergleich mit harmonisch-melodischen und räumlichen Bestimmungen u. s. w. und gelangt dann zu dem Sprachmetrum im engern Sinne, während er endlich in einer dritten Abtheilung, anhangsweise, die gewonnenen harmonischen und metrischen Bestimmungen und Grundsätze in ihrer innigen Beziehung und Wechselwirkung aufeinander darstellt.

Ganz speciell auf Einzelnes einzugehen, sind diese Blätter natürlich nicht der Ort, denn wo sich etwa Gegensätzliches oder doch Abweichendes im Einzelnen mit dem Schein des Rechts wenigstens geltend machen ließe, da würde dessen wissenschaftliche Ausführung — und nur eine solche dürfte man dem Verfasser gegenüber versuchen — den Raum einer Abhandlung einnehmen, während wir hier nur das Allgemeine hervorheben konnten und durften, wie es sich bei der Bedeutung und Wichtigkeit dieses Werks gebührt, das als Resultat ämsigster Forschungen vieler Jahre uns entgegentritt.

Eines äußerlichen Umstandes sei hier nur noch erwähnt, den wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu dürfen glauben. Kurz vor dem Werke Hauptmann's ist nämlich eine kleine Abhandlung von O. Craushaar (einem frühern Schüler Hauptmann's) unter dem Titel „Der accordliche Gegensatz und die Begründung der Scala" erschienen, welche in vielfacher Beziehung und gerade in Punkten, wo das Werk von Hauptmann absolut neu in Form und Wesen erscheint, so außerordentlich auffallende Wahlverwandtschaft mit dem seines Lehrers documentirt, daß man unwillkürlich auf die Idee eines literarischen Falsum, einer literarischen Piraterie geführt wird, wie sie in der That bisher kaum noch dagewesen sein möchte. Dies ist denn auch schon öffentlich gerügt worden (z. B. im

„Literarischen Centralblatt" u. s. w.), während Hauptmann in der Vorrede zu seinem Werke mit der selbstbewußten Ruhe des Forschers nur erklärt, daß „Das, was in dem Craushaar'schen Opusculum mit seinem Werke Uebereinstimmendes sich finde, jenem Herrn von ihm vor Jahren bei Gelegenheit eines musikalisch-theoretischen Cursus mitgetheilt worden sei". Natürlich hat Craushaar gegen diesen Vorwurf des Plagiats sich zu vertheidigen gesucht und dabei zu seiner vollen Rechtfertigung auf ein noch ungedrucktes größeres, jene Abhandlung ergänzendes und vervollständigendes Werk hingewiesen. Allein bisher ist die Vertheidigung denn doch ein wenig lahm und holt ihre Rechtfertigungsgründe meist aus Aeußerlichkeiten her, die hier natürlich von geringer Wichtigkeit sein können, während Hauptmann's ruhige und bestimmte Erklärung gar gewaltig in die Wagschale fällt. Ein definitives Urtheil mag indeß für jetzt suspendirt bleiben. Das Erscheinen jenes größern Werks, das für Craushaar jetzt unbedingt eine Ehrensache geworden ist, dürfte noch abzuwarten sein, um nicht unbillig zu erscheinen. Aber das höchst auffallende Factum konnte nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Nr. 2. Drängte es uns bei der Besprechung von Nr. 1 unwillkürlich, der wohlbegründeten Achtung und Verehrung vor dem würdigen Meister und seiner trefflichen Leistung in vollster Anerkennung Wort und Ausdruck zu geben, so finden wir uns gegenüber Nr. 2, dem Werkchen Louis Köhler's über „Die Melodie der Sprache" ebenso unwillkürlich zu unserm Bedauern in der gerade entgegengesetzten Lage. Die Schrift wäre außerordentlich kurz mit drei inhaltschweren Worten abzufertigen, und die grenzenlose Arroganz des Verfassers verdiente kaum etwas Anderes. Aber die Zahl Derer, welche durch einige klingende Phrasen, durch Halb- oder Unwahrheiten, wenn sie nur mit der gehörigen Keckheit ausgesprochen werden, sich in ihrer eigenen natürlichen und bessern Ansicht leicht wankend machen und sich verleiten lassen, auf des Meisters (??) Worte zu schwören, ist in der Gegenwart noch immer bei weitem größer, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, und um dieser, wie um der durch solche kecke, oberflächliche Salbadereien immerhin momentan gefährdeten guten Sache der Kunst und der Wissenschaft willen, kann man sich eines etwas nähern Eingehens auf derartige Producte einer vollständigen logischen und musikalischen Verschrobenheit nicht entschlagen, namentlich wenn sie wie in vorliegendem Falle mit so eclatanter Selbstüberschätzung und in so absprechendem Tone auftritt.

Es ist ein sehr bekannter und theoretisch anerkannter, wenn auch in der Praxis leider nur zu oft vernachlässigter und hintangesetzter Grundsatz, daß jede musikalische Composition eines dichterischen Textes die Aufgabe habe, die Melodie aus dem Sinne, dem wesentlichen Inhalte der Dichtung zu erschaffen, Beides bis zu völligem gegenseitigen Aufgehen ineinander zu verschmelzen, sodaß sie allerdings in höherm Sinne eins geworden sind, ohne doch ihre auf verschiedenen formellen Gesetzen beruhende Selbständigkeit gänzlich aufzugeben. Wir möchten das hier eintretende Verhältniß in gewisser Beziehung einer guten Ehe vergleichen. Die moderne, namentlich von Italien zu uns herübergekommene und von oberflächlichen Naturen mit großem Vergnügen adoptirte Verirrung, die Gesangsmelodie als ein gänzlich und absolut Selbständiges mit geringer oder gar keiner Berücksichtigung des Textes und seines Inhalts zu behandeln, entspricht natürlich jenem Princip durchaus nicht und mußte nothwendig, wie das ja seit Jahrzehnden neuerdings wieder geschehen ist, eine Reaction hervorrufen, der wir eine große Reihe unübertroffener Werke auf dem Gebiete der Liedercomposition (um die es zunächst, und sodann in fernerer Entwickelung um das Drama, hier sich handelt) verdanken, wie sie keine andere Nation aufzuweisen hat, und es wird kaum nöthig sein, den denkenden Leser an Namen wie Beethoven, Franz Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, R. Schumann, Reissiger, Marschner, Weber, K. Loewe, R. Franz u. s. w. zu erinnern. Indeß die Extreme berühren sich bekanntermaßen, und während jene hyperverflachte italienische Manier, welche die Dichtung lediglich als solfeggioartiges Vehikel für die Gesangsausführung betrachtet, noch immer gar viele Anhänger und Verehrer zählt, trat dann eben als extremer Gegensatz die neue Schule (die „Schule der Zukunft") auf mit ihrem Dringen auf vollständig dem Texte adäquate Melodie und dem vollständigen Verwerfen jeder Gesangsmelodie, welche ihrer eigenthümlichen Natur gemäß auch für sich eine entsprechende Entwickelung (nicht etwa auf Kosten, sondern nur neben und mit der Dichtung) beansprucht, sodaß dann eben der Gesang aufhören muß als solcher zu existiren und nichts weiter als eine in bestimmter Tonhöhe gehaltene Declamation wird. Richard Wagner ist es bekanntlich, der theoretisch und praktisch in seiner allerdings unbezweifelt geistreichen, aber auch phantastisch-extravaganten Weise diese Foderung neuerdings als streng nothwendig für das musikalische Drama der Zukunft aufgestellt hat. Wir haben vielfach anderwärts auch Gelegenheit gehabt und genommen, unsere Anerkennung des ernsten Strebens R. Wagner's und soviel möglich seiner Leistungen, aber ebenso unbefangen auch die Opposition auszusprechen, welche seine Einseitigkeiten wie die phantasievolle Unklarheit und die logische Mangelhaftigkeit seiner Deductionen unbedingt hervorrufen müssen, und wer nur einige Begriffe hat von dem Wesen und den Grundprincipien des Gesangs an sich wie als Kunst betrachtet, sagt sich unschwer selbst, daß jene Anfoderung in ihren Extremen, wohin man sie drängen will, eben das Wesen des Gesangs nicht nur außerordentlich alterirt, sondern geradehin aufhebt.

Wohin bei einiger Consequenz eine solche irrthümliche Anschauungsweise führen muß, das beweist ein Anhänger oder sagen wir vielmehr, ein blinder Nachbeter jener Principien hier selbst auf das schlagendste, und er hat dadurch in der That, freilich ganz wider seinen Willen, gerade den Gegnern einen Dienst geleistet. Köhler hat bisher weder durch seine phrasenreichen, bombastischen, aber inhaltslosen Journalartikel noch in anderer Weise irgend eine Berechtigung zu einem so schnöden, ja bisweilen höhnischen Verwerfen fast alles bisher auf diesem Felde Geleisteten, zu seinem hochmüthigen Auftreten als eines auserwählten Apostels der Musik der Zukunft — ja, was noch mehr sagen will, eine schriftstellerische Berechtigung überhaupt noch nicht nachgewiesen, und das vorliegende Schriftchen ist ebenso wenig geeignet, solchen Nachweis zu liefern. Denn es ist aller Logik, alles verständigen, ruhigen und consequenten Denkens baar, strotzt von Widersprüchen und mischt auf die wunderlichste Weise Wahres mit Halbwahrem und Unwahrem, zeugt mit einem Wort von seiner unwiderleglichen Impotenz als belehrender Schriftsteller, nicht minder von einer gleichen als Musiker und Componist (in den beigegebenen eigenen Compositionsversuchen) und zugleich von einem so vollständigen Mangel an poetischer Empfänglichkeit, an Geschmack und Takt, daß man wirklich in der immerhin peinlichen Lage ist, mit den schärfsten Worten solche literarische Anmaßung zurückzuweisen.

Wem Wort und Ton, Rede und Gesang zuletzt auf Dasselbe hinausläuft, nach wessen Meinung der Gesangton nicht nur seine Gesetze vom Worte empfängt, sondern wer auch geradehin den Gesang in der Rede fußen lassen und behaupten kann: der Urquell, das Grundprincip allen Gesangs sei — die Declamation (d. h. nach Köhler's Meinung: in der sinngemäßen Declamation einzig und allein liege schon die einzig wahre und also auch die schönste Melodie für den Gesang); wer ferner alles Ernstes behaupten mag, daß Jeder, der richtig declamirt, dann den Ton herauszulauschen weiß, die Töne in Noten zu setzen und das Ganze abzurunden versteht (ein kleines Hinterthürchen!), jedenfalls guten, gefühlvollen und sonach auch wirksamen Gesang geben, also für Gesang componiren könne; wer endlich gar in den gezogenen Tönen und Lauten der Straßenausrufer, Hökerweiber, Sandfuhrleute, Kalmusjungen u. s. w. wie Köhler wirklich und ernstlich „Me-

lodie und Satz" zu finden vermag, und dann noch zum Beweise der Stichhaltigkeit seines neuen Evangeliums die wunderbar herrliche Tiefe und Fülle der Poesie in Goethe's bekanntem Mignonliede componistisch so schauerlich malträtiren und Wort, Sinn und Gedanken so entsetzlich verhunzen kann, wie es wiederum Köhler — wir wiederholen es: nicht etwa ironisch, sondern im vollsten Ernste — in diesem „Musterbeispiele" thut, wenn er ihm auch höchst bescheiden noch eine „etwaige Ungelenkigkeit" nicht ganz absprechen will: — wer das Alles thut, kann und vermag und doch als Apostel der Zukunftsmusik mit päpstlicher Unfehlbarkeit belehrend auftreten will, der bricht sich selbst den Stab! So totale Unfähigkeit nach jeder Seite hin ist uns wirklich auf dem literarischen Markte, wenigstens bei Productionen, die Anspruch auf eine Art von Wissenschaftlichkeit machen wollen, seit langer Zeit nicht vorgekommen. Wer an „blühendem Unsinn" Gefallen findet zu flüchtiger Ergötzung, der wird vielleicht der Schrift eine heitere Stunde verdanken. Als literarisches und musikalisches Product müssen wir sie gänzlich und auf das entschiedenste perhorresciren und den Propheten der Musik der Zukunft, wollen sie anders einige Hoffnung auf das endliche siegreiche Durchdringen ihrer Sache behalten, aus Grund des Herzens bessere Vorkämpfer wünschen.

Nr. 3. Ueber die „Akustischen Briefe" dürfen wir uns um so kürzer fassen, als erst das erste Bändchen derselben vorliegt, das in sich keineswegs abgeschlossen, ein genügend motivirtes Urtheil nicht gestattet und also erst das Erscheinen des Ganzen, das auf drei Bändchen berechnet ist, abgewartet werden muß, ehe ein specieller eingehendes Urtheil abgegeben werden kann. Vorläufig dürfen wir den Versuch, die Akustik in ihrer zweifachen Bedeutung als physikalische und musikalische Disciplin durch populäre Behandlung dem größern gebildeten Publicum, namentlich auch Musikern und Musikfreunden zugänglicher zu machen, jedenfalls willkommen heißen. Er kann wenigstens als Anregung zu fernern Versuchen auf diesem Gebiete dienen, wenn der begonnene wider Verhoffen nach seiner Beendigung den Anfoderungen nicht genügen sollte, welche man heutzutage mit Recht an derartige populäre Bearbeitungen aus dem reichen Gebiete der Naturwissenschaften stellen darf. In dem vorliegenden Bändchen vermissen wir noch jede geistige Physiognomie, jede Selbständigkeit im Materiellen wie im Formellen, und wir sollten meinen, eine solche wäre möglich gewesen, auch wenn der Verfasser, wie er ausdrücklich hervorhebt, keine neuen Forschungen geben will und geben kann. Die bloße, bisweilen selbst etwas pedantisch-schwerfällige, schulmeisterliche Compilation ohne tiefer anregenden Geist widerspricht unsers Erachtens auch dem Epitheton „populär", das wir übrigens immer im edlern Sinne nehmen, wie es z. B. die „Unterhaltenden Belehrungen" so glücklich verwirklichen. Das eigentlich Anziehende der Darstellung, auf das der Verfasser doch selbst mit Recht ein Gewicht legt und das wir sehr wohl von „leerer Tändelei und dichterischer Wortfülle" zu unterscheiden wissen, vermissen wir in diesem Bändchen noch zu sehr — wir reden hier mit Bezug auf das größere Publicum, das der Verfasser im Auge hat; während für die wissenschaftlicher Gebildeten die musikalisch-theoretischen und naturwissenschaftlichen Werke, die der Verfasser reichlich benutzt und in seinen Anmerkungen recht gewissenhaft compendienmäßig citirt hat, sehr wol zugänglich und vollkommen verständlich sind.

Die hier vorliegenden acht „Briefe" (weshalb gerade diese Bezeichnung, wird nicht klar) waren angeblich, wenn auch in anderer Fassung, schon in der „Neuen Zeitschrift für Musik" abgedruckt, und es wäre bei der sonach erfolgten neuen Bearbeitung wol wünschenswerth gewesen, daß der Verfasser auch den hier und da etwas schwerfälligen Stil gewandter und eleganter gestaltet hätte. Die Briefe enthalten nach einer Darlegung der Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt, die allgemeinen mechanischen Grundgesetze, die Lehre von der Elasticität und Wellenbewegung, von dem Wesen, der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls, während in den beiden nachfolgenden Bändchen der physikalische Theil der Akustik zu Ende geführt und die psychologische und ästhetische Wirkung der Musik dargelegt werden soll. Uns dünkt die Eintheilung nicht vollkommen zweckmäßig; doch könnte die Fortsetzung des Werks vielleicht das Urtheil modificiren, weshalb eben das hier Gesagte überhaupt nur als vorläufige Andeutung aufgefaßt sein will und wir auch das Urtheil darüber — freilich eigentlich über die Hauptfrage — noch aussetzen müssen: ob der Verfasser in ausreichendem Grade durchgebildeter Musiker sei (oder vielleicht nur, wie es bisjetzt fast den Schein hat, nur enragirter dilettantischer Parteigänger), um die praktische und ästhetische Beziehung der Akustik auf die Musik und die einzelnen dahin einschlagenden Erscheinungen mit wahrhaftem Verständniß, unbefangener Anschauung und in klarer Fassung darzulegen. Als eine besondere Empfehlung eines „populären Handbuchs der Akustik" dürfte es vielleicht kaum dienen, wenn man darin die Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, in einen an der betreffenden Stelle wenigstens gänzlich unmotivirten Lobsalm auf Richard Wagner auszubrechen, wozu doch dem Verfasser andere und jedenfalls minder auffällige Veranlassungen sich darbieten.

Hoffen wir, daß die Fortsetzung des Unternehmens, das wir seiner Idee nach als ein sehr verdienstliches und sonach willkommenes gern begrüßen, manche Ausstellung, welche das vorliegende Bändchen nothwendig hervorrief, als nicht ausreichend motivirt oder als beseitigt erkennen lassen möge. Vielleicht findet sich dann auch Anlaß, auf Einzelheiten des Inhalts specieller einzugehen, was wir bei den bisjetzt vorliegenden Bruchstücken billigerweise vermeiden zu müssen glaubten.

11.

Zur Physiognomik des Wahnsinns.

Sefeloge. Eine Wahnsinnsstudie von H. Damerow. Halle, Pfeffer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der vormalige Unteroffizier Sefeloge, berüchtigt durch das am 22. Mai 1850 gegen den König von Preußen versuchte Attentat, wurde nach genauer Untersuchung und auf Grund des Ausspruchs der Medicinalbehörde durch den Beschluß des Stadtgerichts zu Berlin für unzurechnungsfähig und straflos erklärt und am 26. Februar 1851 der Provinzial-Irrenanstalt bei Halle überliefert, um ihn für die Zukunft unschädlich zu machen und durch fortgesetzte angemessene Beobachtung wo möglich noch weitere Aufschlüsse über seinen Gemüthszustand zu gewinnen. Hier hat ihn nun der Director dieser Anstalt, der als Irrenarzt und Herausgeber der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" rühmlich bekannte Verfasser, aufs genaueste kennen gelernt und theilt in vorliegender Schrift die Ergebnisse seiner Beobachtungen mit. Dieselben bestehen erstlich in einer vollkommenen Bestätigung jenes gerichtlichen Urtheils über Sefeloge, sodann aber auch in höchst interessanten und lehrreichen Erörterungen über den Zustand vieler Irren in Betreff der bedingten Zurechnungsfähigkeit ihrer Handlungen. Sefeloge gehört nämlich in die sehr ausgebreitete Classe der Wahnsinnigen, bei denen zwar ein fixer Irrwahn sich des ganzen Kreises ihres Denkens und Anschauens bemächtigt hat und auch Gehörtäuschungen (Hören von Stimmen u. dgl.) sich dem Irrwahn zugesellen, während doch innerhalb der eingebildeten Welt unwirklicher Verhältnisse, in welche sie ihre Phantasie eingesponnen hat, ein freier Gebrauch ihrer Verstandeskräfte durchaus nicht ausgeschlossen ist. Hier, wo die Zurechnung der Handlungen nicht auf unbedingte und unmittelbare, wol aber auf bedingte und mittelbare Art aufgehoben ist, kann das psychologische Urtheil mit dem moralischen in eine Collision treten, wie sie in diesem merkwürdigen Falle wirklich recht nahe liegt. Es bleibt nämlich nach den gründlichen Auseinandersetzungen des Verfassers darüber gar kein Zweifel bestehen, daß Sefeloge seine verbrecherische Handlung aus wirklicher Rach-

sucht und nach vorhergegangener Ueberlegung beging. Er hielt sich schon seit längerer Zeit für ein Wunderkind, nicht für den Sohn seines wirklichen Vaters, sondern des hochseligen Königs. Man habe von Seiten des königlichen Hauses ihm seinen alten erfindungsreichen Verstand entwenden lassen, habe denselben zu Staatszwecken verbraucht, ihm dafür einen andern falschen eingesetzt und sei ihm nun dafür Entschädigung und Versorgung schuldig. Als statt dessen Sefeloge als dienstunfähiger Invalide auf zwei Thaler monatliche Pension gesetzt wurde, erwachte ein Rachegefühl in ihm gegen die Person des Königs, dessen Stärke ermessen werden kann an dem Zuge, daß er einen Theil der Prämie von 50 Thalern, welche ihm bald darauf von der Direction des großen Militärwaisenhauses in Potsdam bewilligt wurde, zum Ankauf von ein paar Pistolen verwandte, mit denen er sich auf dem Artillerieschießplatz im Treffen nach der Scheibe übte und einige Monate nachher den verbrecherischen Schuß that. Die That erscheint, sobald man sich in die Welt des Wahns, worin Sefeloge seit längerer Zeit lebte und vor Aller Augen verkehrte, versetzt, als eine so hinreichend motivirte, daß man sie nur für einen mit ausgedachter Bosheit beabsichtigten Mordversuch ansehen kann. Und doch war vollendeter Wahnsinn vorhanden und folglich der Zustand des Individuums moralisch unfrei. Das sieht beim ersten Anblick aus wie ein seltsames Räthsel.

Die Sache verliert aber sogleich ihr Befremdendes, sobald man sich nur an gewisse Fälle erinnert, welche, obgleich sonst von anderer Natur, doch mit der Lage eines innerhalb der Sphäre seines Irrwahns vernünftig überlegenden Wahnsinnigen große Aehnlichkeit haben. Wenn z. B. Pharao den Joseph auf die falsche Anklage von Potiphar's Weib ins Gefängniß wirft, so ist seine That eine freie und wohlüberlegte, ihm aber doch nicht moralisch zuzurechnen, weil er sich im Zustande eines für den Augenblick nicht abwendbaren Irrthums in Betreff der Person des Joseph befindet. Die That ist, wenn man sie als freie That beurtheilt, ein Act der Gerechtigkeit, wird aber durch den sich einmischenden Irrthum zu einem Act der Ungerechtigkeit umgestempelt. Aehnlich war Sefeloge's That an sich selbst eine That boshafter und überlegter Rachsucht, wurde aber durch den sich einmischenden unabwendbaren Irrthum zu einem zufälligen Ereigniß umgestempelt gleich dem Einschlagen des Blitzes oder dem Fallen eines Dachziegels. Es ist von höchster Wichtigkeit, diese beiden grundverschiedenen Principien, den Irrwahn und die Spontaneität des Ueberlegens, welche mehr oder weniger bei jenem noch möglich ist, voneinander unterscheiden zu lernen, weil überall, wo man diese Unterscheidung nicht zu machen versteht — und dies ist leider noch immer der gewöhnliche Fall — ein zwiefaches Fehlgreifen in Beziehung auf geistig unfreie Menschen unvermeidlich ist. Die erste üble Folge, welche eintritt, ist die, daß wirklich vorhandener Wahnsinn übersehen oder geleugnet wird, weil der Kranke innerhalb des Kreises seiner Wahnvorstellungen ganz vernünftig urtheilt.

So geschah es, daß Sefeloge aus dem Lazareth, wohin er als Geistesgestörter schon im Jahre 1847 zwei mal gebracht wurde, zuerst nach vierwöchentlichem, hernach nach siebenwöchentlichem Aufenthalt als angeblich wiederhergestellt entlassen wurde, obgleich das vollendete System seiner Wahnvorstellungen, man habe ihm in den Verstand gesehen, ihm einen falschen Verstand eingesetzt, den alten zu Staatszwecken verbraucht u. dgl., unaustilgbar fest schon damals in seiner Seele haftete. Die zweite üble Folge ist, daß Irre, sobald sie als solche erkannt werden, leicht eine verkehrte Behandlung erfahren. Indem man von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß mit der Fähigkeit einer richtigen Erkenntniß seiner selbst und der Außenwelt auch immer die Fähigkeit des vernünftigen Ueberlegens verloren gehe, gibt man voreilig alle die moralischen Mittel aus der Hand, mit denen sich noch wirken läßt auf eine solche Person, welche nur gleichsam in ihrem eigenen Wohnhause der Gedanken desorientirt worden ist, ohne die Fähigkeit der Selbstbewegung in demselben verloren zu haben. Denn sowie der Mensch in einer äußern Umgebung lebt von Personen und Gegenständen, in Beziehung auf welche er sein Handeln zu bestimmen hat, ebenso lebt er auch in einer innern Umgebung von Erinnerungen, Ueberzeugungen und Erkenntnissen, und ist diese innere Umgebung ihm verschoben, verwirrt und verrückt worden, so ist dies in Beziehung auf das danach motivirte, wenn auch an sich selbst ungehemmte Ueberlegen und Handeln ebenso verwirrend und irreleitend, wie wenn dem Menschen statt seiner wirklichen Umgebung eine hohle Theaterdecoration vorgespiegelt oder vorgegaukelt würde. Von diesem psychologisch wohldurchdachten Standpunkte aus bekämpft nun der Verfasser die höchst schädliche und auf starken Täuschungen beruhende Lehre der französischen Irrenärzte von der Monomanie oder dem unvorbereitet auftretenden Wahnsinn, gestützt auf eine breite Unterlage langjähriger Erfahrungen. Unvorbereitet bricht kein Wahnsinn aus, und auch bei Sefeloge ist derselbe die langsam und gesetzmäßig gereifte Frucht eines vorhergegangenen Lebens.

Geht man näher auf dessen Einzelheiten ein, so kann man sich einer Theilnahme an dieser, wie es scheint, anfangs wohlbegabten, aber infolge unglücklicher Lebensverhältnisse und persönlicher Selbstüberschätzung gescheiterten Persönlichkeit nicht erwehren. Schon das erste Ereigniß in Sefeloge's Leben, dessen er sich lebhaft erinnert und das auch in seinen Wahnsinnsbildern eine Hauptrolle spielt, ist von düsterer Natur. Er wurde von seinem Vater, einem wegen Trunksucht als Invalid pensionirten Compagnie-Chirurgus, im Jahre 1829 als achtjähriger Knabe auf dem Marktplatze in Mainz verlassen und dann als eine hülflose Waise zu harten Pflegeältern in die Erziehung gegeben. Diese Hinausstoßung in die Welt durch einen harten Vater, die Angst und Trostlosigkeit, von welcher ein solcher Zustand begleitet ist, legte wol schon den ersten Grund zu einer Nervenverstimmung, welche sich zwar anfangs als ein Gefühl von Ueberkraft und Berufensein zu außerordentlichen Dingen ankündigte, aber nach einer Reihe von Jahren in einen Zustand der Erschlaffung, Gedächtnißlosigkeit und Dienstunfähigkeit überging. Von seiner Aussetzung in Mainz redet Sefeloge in seinem Irrsinn als von einem wunderbaren Zustande, worin er Alles gesehen habe, was in der Zukunft geschehen werde, ferner daß sein Vater ihn in einen magnetischen Schlaf versetzt und ihn Andern gezeigt und völlig verkauft habe, daß der Herr von B. und selbst der König darum gewußt, daß er mit seinem Verstande dem Lande genutzt habe und daß seit jener Zeit sein Verstandeskasten auseinandergegangen sei.

Den 10. Mai 1832 kam Sefeloge in das große Militärwaisenhaus zu Potsdam und später in die Schulabtheilung des Infanterie-Lehrbataillons daselbst. Er zeigte sich reizbar, verletzbar und dünkelhaft. Ueber dem außerordentlichen Bücherlesen vernachlässigte er die dienstlichen Geschäfte, lebte einsam und zurückgezogen, war zuweilen zerstreut und gedankenlos, hatte den Spitznamen der „Stillvergnügte". Auf vortreffliche Zeugnisse, auch in Betreff moralischer Führung, wurde er indessen 1841 der Gardeartillerie-Brigade in Berlin zuertheilt und avancirte in zwei Jahren zum Unteroffizier. Aber von seinem berliner Aufenthalte an verschlimmerte sich sein Zustand. Er war blaß, matt, hinfällig, mistrauisch, zurückhaltend und zurückstoßend, fuhr bei lauten Anreden schreckhaft zusammen, machte zuweilen unverständliche Bemerkungen u. dgl., bis ihn am 10. März 1847 die ganz offenbar ausgebrochenen Spuren von Wahnsinn zum ersten mal ins Lazareth führten. Denn er beklagte sich nun bereits, von „Schauspielereien" umgeben zu sein bei heftigem Schmerz, welcher im Vorderkopf anfange und im Hinterkopf endige, ein leerer Raum hinter der Stirn hindere ihn am Denken; er sei magnetisirt worden, ein Geheimrath besäße einen magnetischen Becher, dessen Fäden zu ihm reichten, wodurch er in allen Handlungen bestimmt würde; er sei der Erfinder der Schießbaumwolle, der Waffeln und Chocoladebereitung, aber seine Erfindungen wür-

den ihm gestohlen und Andern zugeschrieben u. dgl. So reifte allmälig und langsam die Frucht des Wahnsinns, welcher so bemerkenswerth und öffentlich dadurch wurde, daß eine so verhängnißvolle Wirkung, die Verwundung des Königs, von ihm ausging, während viele andere ähnliche Fälle der Art ungekannt und unerwähnt vorübergehen. Daß der Wahnsinn Sefeloge's weder ein verstellter sein kann, noch daß politische Aufregung dem Attentat zugrunde gelegen hat, Beides wird durch die Darlegungen des Details zur festen Gewißheit erhoben. Zwar hat Sefeloge nach verübtem Attentat die Eitelkeit einige male hingerissen, dem Andenken desselben eine politische Färbung beizugeben, von einem „politischen Pfiff" bei dem Attentat zu reden, auch von andern an demselben schuldigen Personen zu sprechen. Aber nähere Erkundigungen ergaben, daß Sefeloge sich nie um Politik gekümmert hat und niemals Mitglied eines Clubs gewesen ist; die Schuldigen des Attentats aber, von denen er zuweilen redet, sind bloße Wahnpersonen in seinem Gehirn, welche ihm künstliche Empfindungen gemacht, seine Vernunft abgesperrt hätten, u. s. w. Daß der politische Beigeschmack der That ihr Aufsehen vermehren würde, das wußte und bedachte er, und Das eben war es, was er wünschte. Denn je größer das Aufsehen würde, so hoffte er, desto eher würde seine Sache zur Untersuchung kommen, der an ihm begangene Frevel ans Tageslicht treten und ihm sein Recht werden. Nicht eine Tödtung, sondern nur eine Verwundung des Königs scheint in seinem Vorhaben gelegen zu haben. Nach seinen Aussagen war es ihm darum zu thun, dem König einen seinem Wahne nach wohlverdienten Schmerz zu bereiten, um so die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und seine gerechte Sache zu lenken.

Der Wahnsinn Sefeloge's ist sich im Irrenhause vollkommen gleich geblieben, welches durch Auszüge aus einem fleißigen, ein Jahr lang über Sefeloge's Thun und Reden geführten Protokolle vom Verfasser im Einzelnen belegt und an manchen pikanten Auftritten und Aeußerungen Sefeloge's nachgewiesen und ausgeführt wird. Hierher rechnen wir z. B. das Attentat gegen den Verfasser vom 10. April 1852 (S. 138), wo Sefeloge aus Rache wegen einer über ihn verhängten Disciplinarstrafe auf dem zum Luftschöpfen bestimmten Hofe der Anstalt im Beisein seiner beiden Aufseher auf jenen zustürzt, um ihm einen Tritt vor den Unterleib zu versetzen. Ferner das wunderliche Schreiben Sefeloge's an den städtischen Magistrat zu Halle als an die wohllöbliche Behörde der städtischen Todten, worin er dieselbe ersucht, ihn unter die Todten dieses Orts aufzunehmen. Endlich seine Expectorationen über geschlechtliche Verhältnisse, welche einen eigenthümlichen Blick in das berlinische Kasernenleben thun lassen.

Was nun aber den wichtigsten schon oben berührten Punkt betrifft, so lassen wir in Beziehung auf ihn noch ein mal den Verfasser mit seinen eigenen Worten reden. „Wenn ein geistesgesunder Mensch" — so schreibt er S. 183 — „wegen wirklich erlittener Entwendung seines Eigenthums, seiner Entdeckungen und Verdienste durch Andere, wegen entsetzlicher Kränkung seiner Ehre und Verletzung seines Stolzes u. s. w., ohne irgend zu seinem Rechte gelangen zu können, sich selbst Recht verschaffen will und zu dem Behuf Den, welchen er als den eigentlichen Verschulder seines Elends kennt, verfolgt und am hellen lichten Tage auf ihn mit einem scharf geladenen Pistol losschießt, und nicht einmal im Affect, sondern nach wochenlanger Ueberlegung und Vorbereitung, so versteht es sich doch von selbst, daß ein solcher als ein unbedingt Schuldiger nach dem Gesetz gerichtet wird. Begeht dagegen ein Seelenkranker aus denselben für ihn in seinem Wahn gleich wahr und wirklich seienden Gründen nur eine gleiche That unter gleichen begleitenden Umständen, so ist nicht Jeder allein und schon deshalb, weil er auch seelenkrank, wahnsinnig, verrückt ist, schon so ohne weiteres von jeder moralisch-menschlichen Verantwortlichkeit und Schuld freizusprechen. Die That ist ..... nicht ohne weiteres als die unbedingt nothwendige, völlig unwillkürliche Folge und Wirkung seines Wahnsinns vorauszusetzen, wol aber die moralische Möglichkeit der Unterlassung der That, die Wahrscheinlichkeit des Nichtbegehens derselben, wenn nicht zu den allein unausreichenden wahnsinnigen Beweggründen zur That Haß und Rache aus wahnsinnigen oder wahren Beweggründen hinzugekommen wären." Daher spricht der Verfasser Sefeloge auch nicht von aller moralischen Verantwortung frei, sondern hält ihn nur in seinem freien Ueberlegen für dermaßen eingeschränkt, daß er nicht mit zurechnungsfähigen Individuen in dieselbe Classe gestellt werden kann.

Und so gestaltet sich denn die Beweisführung in dieser interessanten Schrift zu folgenden Resultaten: Sefeloge war vor der That und zur Zeit der That seelenkrank; Sefeloge ist seelenkrank und gemeingefährlich; Sefeloge wird seelenkrank und gemeingefährlich bleiben; Sefeloge ist wegen des Mordattentats auf den König trotz seines Wahnsinns und seiner Verrücktheit vor dem Forum der Wissenschaft und Erfahrung doch in dem Grade für bedingt zurechnungsfähig zu erachten, daß er seine Freiheit zeitlebens verwirkt hat. Nur allein den letzten Punkt hätten wir weggewünscht, und zwar aus dem Grunde, weil uns der Gesichtspunkt einer Vermischung der Kategorie einer Irrenheilanstalt mit einer Strafanstalt ein unwürdiger und unpassender dünkt. Gehört Sefeloge, wie hier bewiesen ist, in die Kategorie der Kranken, bei denen die Kennzeichen den erfahrenen Arzt zum Ausspruche „nicht heilbar" berechtigen, so bleibt Sefeloge zeitlebens in der Anstalt, und die Sache ist damit völlig abgemacht. Gehörte hingegen Sefeloge (was nicht der Fall ist) zu den Kranken, bei denen eine völlige Genesung in Aussicht stände, so würde von dem Augenblicke derselben an die Irrenheilanstalt nicht mehr sein Aufenthalt sein dürfen, sondern er würde entweder auf freien Fuß gesetzt werden müssen, oder seine Sache würde auf Grund der vom Irrenarzte bezeugten theilweisen Zurechnungsfähigkeit aufs neue an das Forum des Gerichts zurückgehen, damit ihm wirklich, wie er es verlangt, sein Recht würde. Keinenfalls würden der Irrenarzt oder das Medicinalcollegium berechtigt sein, ihm die Strafe für sein Vergehen, sollte diese nun in lebenslänglicher Detention in einem Arbeitshause oder sonst etwas Anderm bestehen, eigenmächtig zu dictiren; und ebenso sehr würde es auch die heilige Pflicht der Irrenärzte und Medicinalcollegien sein, in solchen Fällen gegen den Misbrauch der Irrenheilanstalten als Detentions- und Correctionshäuser aufs nachdrücklichste zu protestiren. 23.

Neuere Schriften über Syrien.

Wie von der Vorahnung getrieben, daß sich im Orient eine Reihe der wichtigsten Ereignisse vorbereite, deren Rückschlag auf das etwas abgemattete Europa ohne Zweifel ein sehr fühlbarer sein muß und bereits ist, haben gerade in den letzten Jahren sowol Politiker als Gelehrte und bloße Touristen in größerer Zahl als je der Erforschung des Orients ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Ganz besonders thaten und thun dies britische Forscher und Reisende, welche mit dem ihnen eigenen nationalen Instinct begreifen, daß es sich im Orient nicht blos um den Verfall und die Auflösung ehemals mächtiger Reiche, sondern ganz besonders auch um die Frage handelt, wer die Erbschaft in Empfang nehmen oder wie man sich in sie theilen solle. Drei auf Syrien, Palästina und den Libanon bezügliche Werke liegen uns zu gleicher Zeit vor; es sind dies: „**Mount Lebanon: a ten years' residence, from 1842 to 1852; describing the manners, customs and religion of the inhabitants; with a full and correct account of the Druse religion, and containing historical records of the Mountain Tribes**" (3 Bde., London), vom Obersten Churchill, welcher als britischer Stabsoffizier an der von den Briten zu Anfang der vierziger Jahre vorgenommenen Erforschung und Vermessung Syriens theilnahm; „**Narrative of a journey round the**

Dead Sea and in the Bible Lands in 1850—51" von einem Franzosen, dem Mitgliede des französischen Instituts, F. de Saulcy, verfaßt, doch ins Englische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Graf Edward de Warren (2 Bde., London) und „**The Anseereh and Ismaeleeh: a visit to the secret sects of Northern Syria; with a view to the establishment of schools**", von Samuel Lyde, früherm Kaplan an der anglikanischen Kirche zu Beirut.

Unter den Verfassern der citirten Werke hat namentlich der Oberst Churchill das ganz bestimmte Bewußtsein, „daß eine Revolution von ungeahnter und beispielloser Größe diesen interessanten Ländern ganz nahe bevorstehe, welche die furchtsamen Noten der Diplomatie wol aufschieben könnten, die aber trotz aller künstlichen Vorbeugungen früher oder später doch hereinbrechen werde und müsse". Was die Rolle, die England dabei zu spielen haben werde, betrifft, so meint der Verfasser: „Aus naheliegenden Gründen muß jedem einsichtigen Engländer so viel klar sein, daß, wenn Englands Superiorität im Orient aufrechterhalten werden soll, dahin gestrebt werden muß, Syrien und Aegypten mehr oder weniger unter seine Herrschaft oder seinen Einfluß zu bringen. Napoleon erklärte, daß Acre der Schlüssel zum Osten sei, und höchst richtig wußte er vermöge seines militärischen Genies die Wichtigkeit dieses Landes zu würdigen, welches er vergeblich in Besitz zu nehmen und zur Basis seiner gegen unser indisches Reich beabsichtigten Operationen zu machen trachtete. Wenn dies aber schon von Acre gilt — und wer wollte sagen, daß jene Vision eine bloße Chimäre gewesen sei? — um wieviel mehr muß das vom Libanon gelten, dieser großen natürlichen Festung, aufgerichtet halbwegs zwischen der westlichen und östlichen Welt! Ich richte daher an meine Landsleute die Mahnung, folgende politische Doctrin zu der ihrigen zu machen und sie an das nationale Banner zu heften: daß, wenn der Libanon aufhört türkisch zu sein, er entweder englisch werden oder doch einen Theil eines unabhängigen Staats bilden muß, der, den Verlockungen territorialer Vergrößerung und militärischer Uebergriffe entrückt, doch in den Stand gesetzt sein muß, seine eigene Ehre und Würde zu behaupten und namentlich den großen Zweck zu erfüllen, für welchen er ins Dasein zu rufen ist und für welchen seine geographische Lage ihn in so ausgezeichneter Weise befähigt — nämlich den Zweck, einen commerciellen Völkerverkehr im Osten hervorzurufen, zu entwickeln und aufrechtzuhalten, durch welchen die bisher zersplitterten Stämme vereinigt und in die humanisirenden Wechselbeziehungen von Frieden und Freundschaft verschmolzen werden sollen."

Der größere Theil des Churchill'schen Werks ist der Geschichte und der socialen Lage der Drusen gewidmet. Der Ursprung, die Religion nnd die socialen Einrichtungen der Drusen sind bekanntlich der Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen, indem die Drusen selbst ihre Geschichte und ihren Ursprung so viel als möglich mit dem Schleier des Geheimnisses zu bedecken trachten. Aus den Untersuchungen des Obersten Churchill scheint wenigstens so viel als gewiß hervorzugehen, daß der fatimitische Khalif Hakim, der gegen das Ende seiner grausamen Herrschaft (1020) sich als eine Personification oder vielmehr Emanation der Gottheit proclamirte, der politische Gründer der Sekte war, daß namentlich der Perser Hamsi Anhänger für diesen neuen Glauben warb und ihm dogmatische Form und Gestalt gab und daß der Türke Darasi (von welchem Manche das Wort „Drusen" ableiten) das begonnene Werk vollendete. Oberst Churchill verbreitet sich ausführlicher über die Religionsgrundsätze der Drusen. Hiernach erkennen dieselben nur Einen Gott an, der weder mit den Sinnen begriffen noch durch Worte beschrieben werden kann; sie legen ihm keinerlei Eigenschaften bei, vielmehr sind seine Weisheit, seine Gerechtigkeit, sein Wille, sein Wort nur seine Geschöpfe und Diener, seine ersten Hervorbringungen. Diese Gottheit hat sich zu verschiedenen Zeiten in menschlicher Form, doch ohne menschliche Schwächen und Gebrechen dem Menschengeschlecht offenbart, das letzte mal und zwar auch zum letzten mal in dem genannten Hakim. Sie glauben ferner, daß Hakim im J. 411 der Hedschra verschwand, um die Treue seiner Anhänger zu prüfen, und daß derselbe zu seiner Zeit wieder erscheinen wird in Majestät und Herrlichkeit, um über alle seine Feinde zu triumphiren, sein Reich über die ganze Erde auszubreiten und damit seine getreuesten Anhänger zu belohnen. Hamsi aber ist Derjenige, welchem Hakim am letzten Tage das Schwert übergeben wird, um seine Feinde niederzuschmettern, die Getreuen zu belohnen und die Abfälligen zu bestrafen. Nicht alle Drusen sind in diese Geheimlehre eingeweiht, sondern nur etwa der sechste oder siebente Theil, und zwar aus beiden Geschlechtern. Diese heißen Ockals und bilden eine Art Priester- oder Freimaurerbund. Denen unter diesen Ockals, welchen man eine besondere geistige Ueberlegenheit und höhere Erkenntniß zutraut, wird von Jedermann aus dem Volke beim Begegnen zum Zeichen der Ehrerbietung die Hand geküßt. Jeden Donnerstag Abend versammeln sich diese Ockals in ihren „Halowis", um in ihren heiligen Büchern zu lesen, wobei Früchte und Eingemachtes zur Erfrischung aufgetragen werden. Fremde und selbst Europäer erhalten ohne Bedenken Einlaß; da jedoch, solange sie anwesend sind, nur aus dem Koran vorgelesen wird (weil die Ockals und die Drusen überhaupt sich gern den Schein geben, gläubige Mohammedaner zu sein), so ist es unmöglich, bei dieser Gelegenheit etwas Näheres über ihre Geheimlehre in Erfahrung zu bringen. Auch die Drusen, die nicht Ockals sind, haben anfangs ungehinderten Zutritt; zu einer bestimmten Zeit aber werden die Thüren geschlossen, und was dann vorgenommen wird, darüber hat noch kein Uneingeweihter etwas erfahren. Von diesem Augenblicke an werden sogar Schildwachen aufgestellt, um jeden Uneingeweihten in gebührender Entfernung zu halten. Die Civilverwaltung ist in den Händen der Scheikhs, welche wieder dem Emir oder Fürsten des Libanon Gehorsam schuldig sind. Außer über die Drusen enthält das Werk des Obersten Churchill auch interessante Aufschlüsse über die Geschichte und die gegenwärtige Lage der (christlichen) Maroniten und ihre Beziehungen zu den Drusen. Das ganze Werk ist für die Kenntniß jenes merkwürdigen Landes und seiner Bevölkerung eine Hauptquelle und an interessanten Details sehr reich; es enthält zugleich die Mahnung an England, Nordamerika und den Protestantismus, activer in die Angelegenheiten dieses Landes einzugreifen, um den Einfluß, den Rußland als Protector der Griechen und Frankreich als der lateinischen Christen besitzen, zu schwächen oder gänzlich zunichte zu machen.

Was das Werk des Franzosen F. de Saulcy betrifft, so ist dies an wichtigen Aufschlüssen viel minder reich und enthält nicht gerade viel Neues. Der Inhalt desselben zeugt von einer etwas flüchtigen, an Aeußerlichkeiten hängenden Beobachtung, wie man sie an französischen Gelehrten zwar nicht immer, aber doch sehr häufig trifft. F. de Saulcy machte seine Reise unter dem vornehmen Titel eines „**chargé d'une mission scientifique en Orient**" in Gesellschaft einiger persönlichen Freunde, beabsichtigte ganz Kleinasien von Smyrna bis Trapezunt zu durchreisen, änderte aber, in Beirut angekommen, seinen Plan und beschloß, seine Untersuchungen auf Phönicien, Galiläa und Judäa und auf die biblischen Länder Moab und Kanaan zu beschränken, weil er, gleich nach seinem Eintreffen in Beirut, mit französischer Schnellkraft erkannte, daß man über diese Länder in Europa noch so gut wie gar nichts wisse und daß er natürlich der rechte Mann sei, der Welt hierüber Aufklärung zu verschaffen. „Von dem ersten Augenblick an, wo wir Syrien betraten" (so lauten ausdrücklich seine Worte), „erkannten wir, daß Alles, was uns umgab, noch untersucht und studirt werden müsse und daß die Europäer über diese Länder noch sehr wenig unterrichtet sind." Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß einzelne mit der Bibel in Verbindung stehende antiquarische Fragen durch den Franzosen eine neue Beleuchtung erhalten haben, so ist doch sehr die Frage, ob diese Beleuchtung auch das Wahre der Sache treffe und nicht viel-

mehr von dem künstlichen Gaslicht sehr gewagter Hypothesen herrühre. Dankenswerth ist jedenfalls des Verfassers gelehrte Abhandlung über das berühmte „Grabmal der Könige" (Obour-el-Selathin oder Obour-el-Molouk) bei Jerusalem, aber wenn der Franzose in diesem Monument die Grabmäler der Könige von Juda von David und Salomo abwärts erkannt und in einem Bruchstück, welches er mitnahm, dem Museum im Louvre nichts Geringeres als ein Stück von König David's Sargdeckel zum Geschenk gemacht haben will, so ist dies eine Behauptung, die uns jedenfalls etwas kühn und gewagt erscheint, deren Prüfung wir aber freilich Archäologen von Fach überlassen müssen. Auch was der Verfasser in Betreff der Trümmer auf dem Berge Garizim in Samaria und des Samaritanischen Tempels vermuthet, ist hypothetischen Charakters und mit den sachlichen Entdeckungen, die Layard in Betreff Ninivehs machte, an Werth und Interesse nicht entfernt zu vergleichen. An Mittheilungen von allgemeinem geschichtlichen Interesse steht das Werk des Franzosen hinter dem oben besprochenen Buche des Obersten Churchill außerdem weit zurück, während freilich der eigentliche Bibelgelehrte bei de Saulcy manche Ausbeute oder wenigstens Anregung finden mag. Hierzu dürften seine Mittheilungen über die Ebene und das Gebirge von Sdoum (Sodom), über Ueberreste der moabitischen Sculptur (wenn diese „moabitische" Sculptur nicht etwa mehr in der Phantasie des Verfassers als in der Wirklichkeit beruht), seine Theorien über die wahrscheinlichen Umstände, welche den Tod von Lot's Weib begleiteten, und Aehnliches gehören — wie man sieht, lauter Gegenstände, die der Phantasie großen Spielraum übrig lassen. Von allgemeinerm Interesse dürfte etwa die Episode sein, in welcher er seine Rundreise um das Todte Meer schildert.

Was den Verfasser der Schrift Nr. 3, Herrn Lyde betrifft, so ist dieser ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche, der, weil ihm sein Gesundheitszustand nicht erlaubte, in dem nebelfeuchten England sein Amt zu verwalten, sich nach Aegypten und Syrien begab, hier, wie es scheint, gelegentlich geistliche Dienste an der englischen Kapelle zu Beirut verrichtete, seine größte Zeit aber auf Ausflüge verwendete, um die religiösen und sittlichen Zustände der vielen in Syrien befindlichen Sekten und Stämme genauer kennen zu lernen. Ein solcher Ausflug führte ihn namentlich unter die Sekte der Ansyrihs in Nordsyrien, deren Religion ein wunderliches Gemisch aus dem Christenthum, dem Judenthum, dem Heidenthum und dem Mohammedanismus ist, nur daß die Elemente des letztern darin vorwalten. Im Ganzen schlägt man ihre Anzahl auf etwas weniger als 200,000 Köpfe an. Viele wohnen in den Bezirken von Hamah und Tripoli, namentlich aber in Antiochia, wo manche der kleinern Gewerbe in ihren Händen sind, die meisten aber in der Ebene von Ladikih und in den Bergbezirken im Osten dieser Ebene. Gegen das herrschende Geschlecht stellen sie sich übrigens, als wären sie gute Mohammedaner, werden jedoch geringschätzig behandelt, da man sie als Sektirer kennt. Als Beitrag zu dem Sektenwesen in Syrien ist Lyde's Schrift immerhin von Interesse. Er schlägt vor, eine englische Centralschule unter den Ansyrihs, mit deren Häuptlingen er vielfach verkehrte, zu errichten, wobei man nicht vergessen darf, daß alle solche Vorschläge, wie alle Missionsbestrebungen der Engländer überhaupt, immer auch einen politischen Nebenzweck haben, mögen sie sich auch noch so sehr in das Gewand allgemeiner Civilisationstendenz hüllen. Aber gerade hierin liegt etwas Großes, was man anerkennen muß. Die politische Weltherrschaft der Briten wird durch ihre religiöse und kirchliche Propaganda, die sie an aller Welt Enden machen, nicht wenig gefördert.

H. M.

Aus der Schweiz.

Das „Athénaeum français" enthält einige nicht uninteressante Mittheilungen über die Literatur und Journalistik in der Schweiz von Champfleury, der seine Betrachtung mit den Worten einleitet: „Die Schweiz und Deutschland haben beide die Decentralisation der Literatur gemein, woher es denn auch kommt, daß jede nur etwas bedeutendere Stadt eine Gruppe von Schriftstellern, eine literarische Revue und einige Localblätter besitzt, die gründlich zu studiren nicht ohne Interesse wäre. In Genf gibt Cherbuliez die «Bibliothèque universelle» und ein sogenanntes «Bulletin de critique» heraus, welches schon seit einer Reihe von Jahren besteht. Frankreich freilich weiß nichts von diesem Bulletin, und doch äußert es einen großen Einfluß auf den Absatz seiner Bücher. Cherbuliez ist der Großmeister der schweizer Literatur; er besitzt einen sehr großen Einfluß und beherrscht mit diesem selbst Toscana und Piemont, wo sich einige Hinneigung zum Protestantismus bemerkbar macht." Champfleury ist übrigens auf Cherbuliez nicht sehr gut zu sprechen und verübelt es ihm und den Schweizern überhaupt, daß sie den französischen Dichtern und Romanschriftstellern neuerer Zeit wenig Beachtung schenken; nur Ponsard und Souvestre, fügt er hinzu, seien in der Schweiz beliebt. In Bezug auf Ponsard rühre dies daher, daß er auf das Bourgeoisie-Sentiment speculire. Dagegen sei nichts zu machen, man müsse es der Zeit anheimgeben, die Bourgeoisie-Begeisterung, diese „undankbarste aller Arten von Begeisterung", sich allmälig ausleben zu lassen. Als glückliche Nebenbuhler der Cherbuliez'schen Journale, deren Einfluß sich auch wol noch in Bern, weniger aber in den andern schweizer Cantonen spüren lasse, werden die „Revue suisse" und die in Freiburg erscheinende „Emulation" genannt. Jene wird namentlich sehr gelobt. Ihr Redacteur ist F. Bovet in Neufchatel, ihre Hauptmitarbeiter Aimé Steinlein in Lausanne und Olivier in Paris, der „pikante Indiscretionen" über die pariser Gesellschaft beisteuert. Die „Emulation", von Daguet redigirt, ist eine kleine Revue, in welcher inmitten des confessionellen Parteihaders die Zeit- und Literaturfragen mit recht anerkennenswerther Unparteilichkeit und Vorurtheilslosigkeit abgehandelt werden. Der oben erwähnte Redacteur der „Revue suisse" hat ein interessantes Buch „Fragments inédits des confessions de J. J. Rousseau" herausgegeben, auf welches Champfleury besonders aufmerksam macht. Eine längere Betrachtung widmet Champfleury dem unter dem Namen Jeremias Gotthelf als Volksschriftsteller bekannten Pfarrer Bitzius, dem er zwar vorwirft, zu häufig in einen wenig ansprechenden Predigerton zu verfallen und zu oft vom einseitigen Parteistandpunkt Politik zu treiben, dessen „Uli der Knecht" er aber als ein in seiner Art vollendetes Meisterwerk anerkennt. Weiterhin kommt Champfleury auf den in Bern lebenden Max Buchon, den Uebersetzer mehrer Erzählungen von Jeremias Gotthelf (z. B. der unter der Presse befindlichen Erzählung „Christian"), von Auerbach und der „Allemannischen Gedichte" Hebel's zu sprechen, wobei er in echt französischer Weise versichert, daß Bern sich gar sehr Frankreich zuneige, wie dies auch die Thatsache beweise, daß in Bern zwei französische Journale herauskämen und viele Einwohner französisch sprächen. Bei Gelegenheit der Erwähnung Auerbach's bemerkt Champfleury, daß von dessen Erzählung „Ivo" schon früher in Paris eine Uebersetzung erschienen sei, nur sei durch jene französische Nachbildung das Original ganz verunstaltet und aus einer protestantischen Erzählung eine katholische gemacht worden. Folgende Stelle aus Champfleury's Mittheilungen verdient wegen ihrer echt französischen arroganten Oberflächlichkeit wörtlich übersetzt zu werden: „Hebel ist einer der interessantesten deutschen Dichter aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und wird immer einen ehrenvollen Platz behaupten unter jener kleinen Schar, welche Goethe, Schiller, Jean Paul Richter und Theodor Hoffmann zu ihren Häuptern zählt. Deutschland hat zwar viele intelligente Geister hervorgebracht, die des Studiums wol werth sind, aber es hat nur vier wahrhaft große Männer aufzuweisen und neben ihnen Hebel, der mehr Schweizer als Deutscher ist."

Schließlich noch eine bisher unbekannte Anekdote von Rousseau, welche Champfleury von dem Herausgeber der „Revue suisse“ mitgetheilt erhielt: Rousseau, der wie so manche Andere an der krankhaften Einbildung litt, daß jedes Billetchen von seiner Hand der Nachwelt so heilig sein werde wie eine Reliquie, schickte niemals einen Brief in erster Schrift ab, sondern entwarf seine Briefe erst im Concept, feilte an jedem Ausdruck, und erst wenn er glaubte, daß das Schreiben stilistisch vollendet sei, machte er davon eine Reinschrift, die nicht blos gelesen, die auch gedruckt zu werden verdiente. Nun geschah es eines Tages, daß er in einer wichtigen Angelegenheit einen Brief erhielt, dessen Inhalt ihn nöthigte, ihn sogleich unter den Augen des auf die Erwiderung wartenden Bedienten zu beantworten. Gegen seine Gewohnheit händigt er die Antwort dem Bedienten in der Rohschrift ein. Kaum aber ist der Bediente auf der Straße, als Rousseau einige Stellen einfallen, die nach seiner Ansicht nicht stilistisch sauber ausgedrückt und der Nachbesserung bedürftig seien. In großer Hast stürmt Rousseau dem Bedienten auf die Straße nach, erreicht ihn, reißt ihm den Brief aus den Händen und befiehlt ihm, seiner Herrschaft zu sagen, daß er Rousseau nicht angetroffen habe und daß er mithin auch keine Antwort mitbringen könne. H. M.

St.-Helena.

Wie die müßige empfindsame Dichterei dichtet und wie dagegen die Wirklichkeit dichtet, ist wunderlich zu ersehen, wenn man nachstehendes Gedicht „Sehnsucht nach der Insel Helena“ mit Dem vergleicht, was die Weltgeschichte aus der Insel St.-Helena gemacht hat. Das Gedicht steht im dritten Stück des „Neuen deutschen Mercur“ vom Jahr 1804 und ist „Häfeli“ unterzeichnet, was auf einen schweizerischen Dichter jener Zeit hinweist. Häfeli oder hochdeutsch Häfelein hatte folgende schäferliche Vorstellungen von dem Felsen, an welchen Napoleon elf Jahre später geschmiedet wurde.

Sehnsucht nach der Insel Helena.

Zu jener Insel will ich fliehen,
Die noch der schönsten Griechin Namen führt;
Ihr ward von der Natur verliehen,
Was immer einst Hesperien geziert.

Im unbewölkten Himmelsglanze
Steht sie, ein grüner Fels, im Meere da,
Umspült vom steten Wechseltanze
Krystall'ner Flut, dem Sterngewölbe nah.

Ein ew'ger Lenz verjüngt die Auen,
Die nie des starren Frostes Eis bedeckt;
Nur leichte Nebeldünste thauen
Den Fluren, die kein Regenguß erschreckt.

Dort beut die Hand sich zum Vereine,
Zum Reigentanz der Horen Schwesterpaar
Und reicht, begünstigt von dem Scheine
Des Phöbus, reife Frucht mit Blüten dar.

Die Erde fodert von dem Pflüger
Dort nicht den sauern Schweiß des Angesichts,
Und nie verwandeln rohe Krieger
Die Segenssaat in ein fluchwürdig Nichts.

Ein sanfteres Geschlecht bewohnet
Dies Eiland, wie Elysium so mild;
Hier, wo Irene freundlich thronet,
Ist Alles ihrer Güte Ebenbild.

Und ohne lästige Gesetze
Gedeiht der Bürger kleiner Friedensstaat,
Denn Niemand ist, der sie verletze,
Und Keiner streut der Zwietracht Höllensaat.

Dahin, wo in dem schönsten Bunde
Mit der Natur die bess're Menschheit steht,
Dahin will ich! Beglückte Stunde,
Da mich der Nord an diese Küsten weht!

Mehr als alle Theorien dürften derartige Beispiele geeignet sein, bekannten und unbekannten jungen Leuten, welche Verse machen, Aufschluß zu geben über das wahre Wesen der Poesie. 24.

Notizen.

Goethe's politische Prophezeiung.

Es ist vor einiger Zeit in d. Bl. auf die Befürchtungen hingewiesen worden, welche Niebuhr, Feuerbach, Macaulay u. A. in Betreff der politischen Zukunft unsers Welttheils ausgesprochen haben. Auch Goethe gehört zu Denen, die von dieser Zukunft nicht besonders erbaut waren. Wir finden in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe“ (I, 118) unter andern auch folgende Aeußerung Goethe's aus dem Jahre 1824: „Was uns die nächsten Jahre bringen werden, ist durchaus nicht vorherzusagen; doch ich fürchte, wir kommen sobald nicht zur Ruhe. Es ist der Welt nicht gegeben, sich zu bescheiden; den Großen nicht, daß kein Misbrauch der Gewalt stattfinde, und der Masse nicht, daß sie in Erwartung allmäliger Verbesserungen mit einem mäßigen Zustande sich begnüge. Könnte man die Menschheit vollkommen machen, so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig herüber und hinüber schwanken, der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.“ Und im zweiten Bande der Eckermann'schen „Gespräche“ (S. 325) finden wir die fernere Aeußerung Goethe's: „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen, denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?“

Philippus Neri.

Im 16. Jahrhundert, gerade als Luther in Deutschland die Reformation der Kirche bewirkte, trat in Rom ein gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann, Neri, auf, der ebenfalls den Gedanken hatte, das Geistliche und Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in die Welt einzuführen und dadurch gleichfalls eine Reformation vorzubereiten, die der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll. Er fühlte seit seiner Jugend die brünstigsten Religionstriebe, und es entwickelten sich in ihm später die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung und die Gabe der Thränen und der Ekstase. Dabei war er von klarem Menschenverstand, von reinster Verachtung der irdischen Dinge und von aufopfernder Liebe gegen seine Nebenmenschen. Die kirchlichen Vorschriften beobachtete er mit gewissenhafter Strenge, drang besonders auf Entsagung und Demuth, beschäftigte sich aber dabei eifrig mit der Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derselben, und dies Alles that er aus eigenem Trieb und Befugniß, ohne einem Orden oder einer Congregation anzugehören. Erst später war dies der Fall, daß er die geistlichen Weihen empfing, und er stiftete dann die Congregation der Patri dell' oratorio. Neri konnte schon während seines Lebens als ein Heiliger gelten, und er wurde auch einige Zeit nach seinem Tode heilig gesprochen. Seine Hauptlehre faßte er in einem kurzen Wahlspruch zusammen: „Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni“ („Verachte die Welt, verachte dich selbst und laß dich die Verachtung der Menschen nicht anfechten!“), und es ist nicht zu leugnen, daß diesem Wahlspruche von einem wahrhaft christlichen Gemüthe und einem gottergebenen Sinne die gebührende Anerkennung zu keiner Zeit versagt werden kann. 5.

Bibliographie.

Beck, A., Ernst der Zweite, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, als Pfleger und Beschützer der Wissenschaft und Kunst. Mit dem Bildnisse und einem Facsimile Herzog Ernst's. Gotha, J. Perthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bucher, L. F., Der Feldzug des dritten deutschen Armee-Corps in Flandern im Befreiungskriege des Jahres 1814. Mit Benutzung amtlicher Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet. Nebst 2 Karten, 2 Plänen, 4 Tabellen und einem alphabetischen Namensverzeichniß aller hervorragenden Theilnehmer am Feldzuge. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr.

Buchner, A., Die französischen Revolutionstribunale und das Geschwornengericht. Erlangen, Enke. Lex.-8. 18 Ngr.

Child, L. Maria, Isak T. Hopper. Lebensgeschichte eines amerikanischen Quäkers und seine Beziehungen zur großen Sklavenfrage. Aus dem Englischen übersetzt von G. Fink. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 21 Ngr.

Heinrich, K., Die Pfingstweihe. Ein Idyll in drei Gesängen. Kiel, Schröder u. Comp. 24. 17½ Ngr.

Helfert, J. A., Ueber Nationalgeschichte und den gegenwärtigen Stand ihrer Pflege in Oesterreich. Prag, Calve. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. Stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 1 Thlr.

Hering, Elisa, Gedichte. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hofmann, J. A., Henau im Toggenburg, in der Vor- und Jetztzeit, mit vorzüglicher Berücksichtigung der dortigen evangelischen Gemeinde und deren Pfarrer. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 24 Ngr.

Jordan, A., Kunersdorf. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Kock, P. de, Der Liebhaber des Mondes. Uebersetzt von L. Fort. Fünf Theile. 2te Auflage. Wien, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Küster, H., Ueber Händels „Israel in Aegypten". Berlin, Trautwein. Gr. 8. 3 Ngr.

Des Freiherrn von Münchhausen nachgelassene Werke. Erzählt von einer Gesellschaft gleichgesinnter Humoristen und Spaßvögel, wie sie diese Abenteuer bei seinen Lebzeiten aus seinem eignen Munde vernommen haben. Mit 8 Illustrationen von F. Jäde. Weimar, Voigt. Gr. 12. 25 Ngr.

Oppenheim, H. B., Praktisches Handbuch der Consulate aller Länder. Erlangen, Enke. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Orlich, L. H. v., Moskau und Paris. Zwei epische Gedichte mit einem Vorwort. Stettin, Saunier. Gr. 8. 15 Ngr.

Joseph von Radowitz. Ein Gedenkblatt den Freunden. Berlin, 24. Januar 1854. Berlin, Moeser u. Kühn. Gr. 8. 5 Ngr.

Reise-Briefe über die Schweiz, Oberitalien, Tyrol und Baiern. Von einem katholischen Geistlichen. Neuwied. Gr. 12. 8 Ngr.

Sillig, P. H., Faust in Leipzig. Kleine Chronik von Auerbachs Keller zu Leipzig nebst historischen Notizen über Auerbachs Hof. Aus alten Chroniken und Urkunden zusammengestellt. Herausgegeben von H. Schultze. Leipzig, F. Voigt. 8. 10 Ngr.

Sue, E., Die Familie Jouffroy. Aus dem Französischen übersetzt von Bierling. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. à 20 Ngr.

Trömel, P., Die Litteratur der deutschen Mundarten. Ein bibliographischer Versuch. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Tugendbund. Schauspiel in vier Akten. Von J. L. Riga, v. Bötticher. 16. 15 Ngr.

Afra Weit oder eine Zeit der Kämpfe. Roman von der Verfasserin der „Sommerreise". Zwei Theile. Berlin, Schindler. 8. 3 Thlr.

Woringen, F. v., Märchen. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der bischöflichen Denkschrift vom 18. Juni 1853. Karlsruhe. 1853. Gr. 8. 8 Ngr.

Das blaue Buch. Erste und vollständige Sammlung der wichtigsten und historisch-denkwürdigsten Aktenstücke, Depeschen, Noten, Circulare 2c., welche von Rußland und der Türkei so wie England, Frankreich, Oesterreich und Preußen in der russisch-türkischen Differenz veröffentlicht wurden. Mit einer historischen Einleitung und in chronologischer Verbindung. 1ste Lieferung. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 12 Ngr.

Bullrich, A. W., Religion und Kirche, zur Beleuchtung der Schrift die Freimaurerei und das Evangelische Pfarramt, aus der Evangelischen Kirchenzeitung, eine Volksstimme. Berlin, Jonas. Gr 8. 3 Ngr.

Erdmann, G. A., Türke, Ungar und Russe, oder das seltene Kleeblatt. Eine Erzählung aus der neuesten Zeit. 1ste Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Good, R., Das Kreuz, der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Predigt, gehalten am 28. Hornung 1854. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Wann Christi Diener ihr Amt als wahre Nachfolger Christi treiben. Predigt gehalten am Eröffnungstage der evangelisch-lutherischen General-Synode in Bayreuth, den 2. Octbr. 1853. Leipzig, Teubner. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Krementz, P., Das Haus Gottes. Eine Predigt, gehalten am 22. Dezbr. 1853 bei der Einweihung der hiesigen Carmelitenkirche. Coblenz, Hergt. Gr. 8. 3½ Ngr.

Der russisch-türkische Krieg in Europa 1853 bis zum März 1854. Vorlesungen, gehalten im Winter-Semester 1853/54 von einem Deutschen Stabs-Officier. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Der russisch-türkische Krieg und der Kriegsschauplatz in politischer, örtlicher und militärischer Beziehung. Mit 5 Illustrationen. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Menzel, W., Die Aufgabe Preußens 1854. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 5 Ngr.

Moll, C. B., Was thun wir Angesichts der Gefahren, die unser Vaterland bedrohen? Predigt am Sonntage Oculi den 19. März 1854 zu Halle a/S. gehalten. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schleswig-Holsteins Gegenwart im März 1854. Ein Erinnerungsblatt für Deutschland. Jena, Frommann. Gr. 8. 15 Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Israel Pick als Erwiderung auf seine Broschüre „Israel hat eine Idee zu tragen, die letzte Lüge einer sterbenden Synagoge". Von einem Bucarester Juden. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8 6 Ngr.

Eine Stimme aus Norden an Oesterreichs Freunde. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Politisches Testament Peter des Großen. Berlin, Klaehr. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vogel, L., Von denen, die da schlafen. 1. Theff. 4, 13—18. Letzte Predigt. Nebst der bei Beerdigung gehaltenen Grabrede. Dem Druck übergeben von G. Ch. Gademann. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Warrens, E., Die orientalische Frage. 2te Auflage. Wien, Jasper's Wwe u Hügel. 4. 6 Ngr.

Wiese, L., Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 6. März 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

---

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1854. 4. Der Jahrgang 6 Thlr.; das Halbjahr 3 Thlr.; das Vierteljahr 1 Thlr. 15 Ngr.

   Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgegeben von **Hermann Marggraff.** Jahrgang 1854. 4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Diese seit 1854 von **Hermann Marggraff** redigirte Zeitschrift erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen. Sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Probelieferungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

3. **Deutsches Museum.** Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von **Robert Prutz.** Jahrgang 1854. 8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

   Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

4. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

   Diese populäre **Wochenschrift** hat wegen ihres reichen Inhalts in allen Theilen und Bildungskreisen Deutschlands in kürzester Zeit den lebendigsten Anklang und die weiteste Verbreitung gefunden. Immer näher rückt sie dem Ziele: ein **Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publikums Deutschlands** zu werden, das in keiner Familie fehlen sollte.

   Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. **Probenummern** und der bereits in zweiter Auflage erschienene **erste Band** (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

5. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von Dr. **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.** XV. Jahrgang. Neue Folge. V. Jahrgang. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Volbeding.** Dritte Folge. Zweiter Jahrgang. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der XVI.—XX. Band (Neue Folge VI.—X. Band, 1848—52) 4 Thlr.; der I.—XX. Band zusammengenommen 13 Thlr. 10 Ngr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Dritten Folge erster Jahrgang (1853) kostet 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:
   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 1 Thlr. 10 Ngr. Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.
   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. Jeder Band 8 Ngr.

---

7. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** 8. Geh.
   Premier cours. 6me édition. 1854. 8 Ngr.
   Second cours. 3me édition. 1853. 10 Ngr.
   Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

8. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. Geh.
   First course. 5th edition. 1854. 10 Ngr.
   Second course. 4th edition. 1854. 12 Ngr.
   Third course. 1854. 10 Ngr.

   Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:
   A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8. 1853. 5 Ngr.

9. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Neunzehntes und zwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.
   19. **Der Haushalt der Pflanze,** von **F. Cohn.**
   20. **Kaiser Karl der Große.** Ein Geschichtsbild von **J. Rank.**

   Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
   1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
   2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
   3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
   4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
   5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
   6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
   7. Deutschland, von H. A. Daniel.
   8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
   9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
   10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
   11. Das Gold, von R. F. Marchand.
   12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner.

13. **Die Künstler unter den Thieren**, von **A. B. Reichenbach.**
14. **Die Telegraphie**, von **L. Bergmann.**
15. **Schiller.** Eine biographische Schilderung von **J. W. Schaefer.**
16. **Die Blumen im Zimmer**, von **F. Freiherr von Biedenfeld.**
17. **Die deutsche Hansa**, von **F. W. Barthold.**
18. **Benjamin Franklin.** Sein Leben, Denken und Wirken. Von **H. Bettzieh-Beta.**

Ausführliche **Anzeigen** über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

10. **Benfey (T.), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweite Abtheilung: Chrestomathie aus Sanskritwerken. Zweiter Theil: Glossar. 8. Geh. 5 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfasser hilft diesem Bedürfniß durch das vorliegende Werk ab, das jetzt vollständig erschienen ist. Die erste Abtheilung enthält eine **vollständige Grammatik der Sanskritsprache**, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodaß das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmäßigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die zweite Abtheilung des Werks bildet eine **Chrestomathie aus Sanskritwerken**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen lehrt (Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra; Zweiter Theil: Glossar).

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey*. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

11. **Bequignolles (H. von), Die Katzensteiner.** Drama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr.

12. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

13. **Byron (Lord), Der Giaur. — Hebräische Gesänge.** Aus dem Englischen. Uebersetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Friederike Friedmann, durch ihre trefflichen Uebersetzungen von **Byron's „Korsar“** (1852, gebunden 20 Ngr.) und **Scott's „Jungfrau vom See“** (1853, geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) rasch bekannt geworden, ist Ende 1853 in Königsberg gestorben. Ihre Uebersetzungen sind von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden, ein Lob, das auch durch das vorliegende Werk in vollem Maße bestätigt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 11. Mai 1854.

Eine Gruppe politischer Dichter des 18. Jahrhunderts.

In jener merkwürdigen vormärzlichen Zeit, wo es in Deutschland von „Gesinnungsmenschen" wimmelte und die „politische Gesinnung" zu den ersten Erfodernissen eines anständigen, in die Gesellschaften zugelassenen Mannes gehörte, bildete man sich auch ein, die politische Poesie erfunden zu haben. Karl Beck erklärte, nicht mehr in das Land der Magyaren zu seiner Braut zurückkehren zu wollen, obschon ihr Auge „Musik der Janitscharen" sei; Heinrich Heine besang den „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen"; dieser Nachtwächter selbst schilderte den „deutschen Patrioten" als einen Solchen, der nichts weiter wolle als für sich „ein Aemtchen, Titelchen und Bändchen, für seine ehelichen Kinder Brot und legitime Fürsten für sein Ländchen"; Friedrich von Sallet setzte dem deutschen Volke die zierliche Grabschrift: „Hier fault, echt deutsch, ein todter Hund!"; Georg Herwegh rieth, die Kreuze aus der Erde zu reißen und mit ihnen irgendwohin loszuschlagen, der Feind werde sich dann schon finden; Ferdinand Freiligrath, erbost über Herwegh's damalige, im badischen Aufstande höchstens in umgekehrter Richtung fortgesetzte Triumphzüge, richtete an „Sanct-Jürgen" den Vorwurf, er habe „beim Schmausen die rechte Zeit verpaßt" und nun sei vom Agitator nichts übriggeblieben als „der Schwab". Das ganze Ackerfeld war dazumal mit solchen Phrasen wie mit Quecken überzogen, und Gnade Dem, der sie mit dem Grabscheit der Kritik beiseitezuschaffen gewagt und sich dadurch dem Verdacht ausgesetzt hätte, kein „Mann von Gesinnung" zu sein. Freiligrath war auch wegen seines erwähnten Gedichts an „Sanct-Jürgen" eine zeitlang ein abgethaner Mann, bis er seinem Grundsatz: der Dichter stehe auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei, absagte und Herwegh's Wahlspruch: „Meinen Lorber flechte die Partei", auch zu dem seinigen machte.

Wie gesagt, man glaubte damals das Perpetuum mobile der politischen Poesie erfunden zu haben; man verhudelte die Politik, wie jetzt wieder die Maitrankkräuter und die Blümchen und Gänseblümchen verhudelt werden. Bei der veränderten politischen Stimmung erinnerte man sich nur dunkel und fast widerstrebend daran, daß auch die Burschenschafter, daß die beiden Follen und Binzer schon politische Lieder gedichtet, daß Arndt, Max von Schenkendorf und Rückert zur Zeit der Erhebung Deutschlands feurige Vaterlandslieder gesungen hatten; und fast wie an eine ferne Sage gedachte man daran, daß Theodor Körner sein Herzblut nicht blos auf dem Papiere, sondern auf der Wahlstatt vergossen hatte. Man wußte nichts von den Vaterlandsliedern Heinrich von Kleist's, Aloys Schreiber's, Schmidt's von Lübeck, G. A. von Halem's, der schon 1806 an die „Göttin Publicitas" eine Hymne richtete, nichts von den mächtigen Strafoden Seume's, nichts von Strakerjan, der deshalb Erwähnung verdient, weil sein Gedicht „Der Bruderbund" (aus dem Jahre 1801) vielleicht die erste gedruckte Probe burschenschaftlich-politischer Poesie ist. Wie viel weniger war zu verlangen, daß man von den politischen Gedichten aus der Mitte und der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwas wußte, Schubart's „Fürstengruft" und einige politische Oden Klopstock's vielleicht ausgenommen. Gibt es doch manchen Literaturgeschichtschreiber, der von dieser politischen Poesie des vorigen Jahrhunderts vielleicht nichts weiß, weil er sich die Mühe nicht nimmt, die Werke der ältern Dichter wieder einmal vollständig zu durchblättern.

Im Allgemeinen gelten die Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts als sehr zahm und pedantisch, als fromme Leute, welche kein Wässerchen zu trüben im Stande gewesen wären, welchen das Wort „Freiheit" ganz unbekannt war, welche überall nur Ergebung und Duldwilligkeit predigten. Man hört fast immer nur von dem milden und frommen Kleist, dem tändelnden Uz, dem bombastisch-steifen Ramler, dem philisterhaften Pfeffel u. s. w. sprechen. Die Wenigsten aber kennen ihre politische und patriotische Seite. Es ist jedoch sehr die Frage, ob jemals etwas Kräftigeres gegen die schlechtere Sorte von Monarchen gesagt worden ist als von Chri-

stian Ewald von Kleist, dem milden Sänger des „Frühling“. Man lese:

Ein Gemälde.

Er war ein Tugendfeind, er war ein Menschenhasser;
Wenn ihm sein Stolz befahl, floß Menschenblut wie Wasser;
Er war voll Eigennutz und liebte Schmeichelei;
Raubt' ungestraft und blieb nie seinen Worten treu,
War vielfach und gelehrt, sich in die Zeit zu schicken;
Verband mit Zehnen sich, um Einen zu erdrücken;
Religion und Eid war ihm ein Puppenspiel,
Durch Labyrinthe ging er stets zum nahen Ziel;
Buhlt'*) und verfolgte Wild. O Maler, halt' ein wenig!
Halt! ich versteh' dich schon, das heißt: er war ein König!

Der Wiener J. B. von Alxinger dichtete hierzu ein Seitenstück, worin es unter Anderm heißt:

Er trägt der Tugend Mask' und ist ihr ärgster Feind;
— — — — — — — — — — — —
Verräth die Freiheit und dient doch dem Throne nicht.
Da mehr als Staat und Fürst ihn seine Lüsten kümmern,
So hat er früh gelernt mit fremdem Witz zu schimmern.
Weh' Dem, dem er die Hand freundschaftlich lächelnd drückt,
Weh' Dem, der sich zu seicht vor diesem Götzen bückt.
Sein Droh'n erfüllt er stets, Verheißungen vergißt er.
O Maler! schon genug! ein leibhafter Minister!

Bei Ramler stoßen wir auf eine Ode an die Könige aus dem Jahre 1761, worin es heißt:

O ihr, verderblicher als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! ihr des magern Hungers Blutsverwandte,
Der Pest Verschworene!
— — — — — — — —
Wenn eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der Jedem das geraubte Land
Und seine bangen Vesten wiedergibt — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen
(Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleien
Des Höflings weggescheucht),

Daß euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieß u. s. w.

Man darf hierbei jedoch nicht außer Augen lassen, daß diese lyrischen Ausfälle nicht dem Königthum als solchem, sondern dem entarteten galten, wie es in Versailles und in den deutschen Miniatur-Versailles seinen üppigen Sitz aufgeschlagen hatte. Diese Schlösser mit ihren „Hirschparks“ waren die Herde einer Demoralisation, die sich von ihnen strahlenförmig weiter ausbreitete. Die edlern Geister deutscher Nation fühlten dies schmerzlich, und sowol Lessing's „Emilia Galotti“ als Schiller's „Cabale und Liebe“ und andere dramatische Dichtungen aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahmen diese Verderbniß, diese faule Höflingswirthschaft zum Vorwurf. Das Beispiel des Landgrafen von Hessen, der mit seinen Unterthanen förmlich Menschenhandel trieb (der von manchen Auswanderungsagenten jetzt getriebene ist nur feinerer Art), steht nicht allein. Paulus erzählt in seinem von Reuchlin-Meldegg mitgetheilten Reisejournal (1787—88) von dem damaligen Markgrafen von Ansbach, daß derselbe aus den nach Amerika verkauften Truppen ebenfalls viel Geld löste und in Paris ein eigenes Etablissement hatte, wo er jährlich vier volle Monate zubrachte. Sein kleines Ländchen mußte ihm hierzu eine sehr beträchtliche Summe beisteuern, die er dann in Paris verschwelgte. Die deutschen Kleinfürsten waren damals mehr Franzosen als Deutsche; kein Wunder, wenn die Völker sich später ebenfalls daran gewöhnten, auch von Paris ihre Parole zu empfangen und die Franzosen in ihrer Weise zum Muster zu nehmen.

Aber einen demokratischen Hintergedanken hatten die Dichter der damaligen Zeit noch nicht, und selbst diejenigen standen noch sehr vereinzelt, welche, wie Uz und Schubart, in der Verfassung Englands ein nachahmens- und beneidenswerthes Muster erkannten. Der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg freilich weckte schon bestimmtere Gedanken in demokratischer Richtung, und mit der Französischen Revolution tauchten auch in Deutschland, wie wir späterhin sehen werden, ganz entschieden republikanische Gelüste auf. Zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs aber eiferte man gegen das entartete Königthum, um das durch Friedrich den Großen repräsentirte echte um so mehr zu feiern und zu erheben. Alle Herzen schlugen dem Banner entgegen, welches Friedrich der Große siegreich vor sich her trug. Wenn auch die Bildung Friedrich's eine französische war, so erkannte doch Jeder den echtdeutschen Grundkern in seinem Charakter, in seiner Geradheit, Offenheit und Biederkeit, in seiner Zähigkeit und Mannhaftigkeit, in seiner Gewissenhaftigkeit, in seiner Herablassung, in seiner Achtung vor dem Gesetz, dem er sich selbst unterwarf, in seiner Hochschätzung und Förderung der Bildung und Geistesfreiheit. Seine Hinneigung zu französischer Literatur hinderte ihn doch nicht, den Franzosen bei Roßbach den Puder weidlich auszuklopfen. Diese Schlacht, durch welche der fast unerträglich gewordenen Herrschaft französischer Sprache und Sitte in Deutschland der Todesstoß beigebracht wurde, war auch diejenige, welche Friedrich's Namen in Deutschland am populärsten machte. Wer konnte auch zweifeln, daß ein großer deutscher Sinn in Friedrich lebte, nachdem er seine „Ode an die Deutschen“ gerichtet hatte? Und hier ist der Ort, um nach Friedrich Förster's geschickter Uebertragung einige beachtenswerthe Stellen aus diesem merkwürdigen Gedichte einzuschalten. „Unglücklich Volk“, ruft Friedrich aus:

Unglücklich Volk, du schwingst mit Raserei
Im Bürgerkrieg die blutbefleckten Fahnen!

Dann wendet er sich an seine Feinde:

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Dem rohen Russen bietet ihr's zum Raub,
Ihr Armen grabt das Grab mit eig'nen Händen!

Er erinnert weiter daran, wie Karl V. durch spanische Hülfstruppen Deutschland bezwungen; aber, ruft er alsdann:

Ich red' umsonst, sie hören mich nicht an;
Elende! Antwort! Die Verräther schweigen!

*) Im Original steht hier ein noch kräftigeres Wort.

Hierauf wendet er sich an seine Preußen:

> Auf! meine Preußen, fliehen wir dies Land,
> Wo gegen Unrecht ihr und Schande fechtet!
> Im Schwindel ist der Brüder Geist entbrannt,
> Deutschland hat Den, der es geschützt, geächtet!

Dann aber ermannt er sich:

> Nein, tapf're Schar! ein edler, großer Sinn
> Wird nicht im schimpflichen Gefühl verzagen!
> Eh' er sie denkt, wirft er die Aussicht hin.
> Die Ehre retten wir, es gilt zu wagen.
> — — — — — — — — —
> Heran, ihr muthigen Geschwader,
> Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz
> Und trefft mit eurem scharfen Erz
> Dem falschen Feind die Lebensader!

Kein Wunder, daß bei diesen Gesinnungen seines Königs Preußen als Vorkämpfer Deutschlands galt und Gleim eins seiner Lieder mit der Strophe schloß:

> Der Landesvater Friederich
> Ist Held im großen Sinn!
> Ich bin ein Preuße, froh bin ich,
> Daß ich ein Preuße bin! *)

Zu den Dichtern damaliger Zeit, welche schon eine Ahnung von englischer Freiheit und Größe und das volle Bewußtsein der deutschen Zersplitterung hatten, gehört auch Johann Peter Uz, der unter Anderm auch eine Ode „An die Freiheit" dichtete und darin auf Britannien hinwies, wo noch die Freiheit „vom güld'nen Thron gebeut im Schooße stolzer Sicherheit". In Deutschland dagegen erblickt er nur Verwirrung, Zerrüttung und drohenden Verfall. Fremde Heere, meint er, würden es verwüsten, „bis Deutschland keine Stadt, nur seiner Städte Leichen hat". Die unseligen Zustände Deutschlands legt er in der Ode „An die Deutschen" namentlich der schlechten Erziehung zur Last. Dem Jüngling Liebe zum Vaterlande einzupflanzen, sagt er in diesem Gedichte, falle Niemandem ein, er lerne in fremder Sprache lallen, buhlen, ehe er mannbar sei, die Jungfrau betrügen, die er kaum geküßt, u. s. w. Bekannter ist seine Ode „An das bedrängte Deutschland", an deren Spitze jener noch unverklungene Klageruf steht:

> Wie lang' zerfleischt mit eig'ner Hand
> Germanien sein Eingeweide?

Damals war man jedoch eines solchen patriotischen Zorns noch so ungewohnt, daß Uz selbst am Schlusse seines Gedichts seiner Muse zuruft: nicht zu viel zu wagen, Alkäus' kriegerisch Saitenspiel, „das die Tyrannen schalt", aufzugeben und auf sanftern Saiten zu scherzen. Aber der einmal angeschlagene Freiheitston zitterte auch bei andern Dichtern nach, und selbst der friedliche Hölty wünschte Segen jedem braven Mann,

> Deß Herz für Freiheit schlägt,
> Der gerne wider dich, Tyrann,
> Die Freiheitsfahne trägt!

*) Wie geachtet und gefürchtet der preußische Name damals war, beweist unter Anderm auch ein von Heinrich Stieglitz in seinem „Istrien und Dalmatien" mitgetheiltes illyrisches Volkslied, mit dem Anfange:

> Woll' uns gnädig Gott bewahren
> Vor dem Säbel tapf'rer Preußen! u. s. w.

In diese Richtung gehören Bürger's Gedichte: „Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen", „Die Tode" u. s. w., des wackern Matthias Claudius' Vaterlandslied mit dem Anfange: „Stimmt an mit hellem hohem Klang, stimmt an das Lied der Lieder!" Johann Georg Jacobi's „Die Gäste der Jugend", Johann Heinrich Voß' „Trinklied für Freie" (aus dem Jahre 1774) und „Gesang der Deutschen", mehre Poesien von Christian Friedrich Daniel Schubart, worunter die allbekannte „Fürstengruft". Aber gerade dies letztere Gedicht kann als Beweis gelten, daß damals von eigentlich demokratischen Tendenzen noch keine Rede war, denn während Schubart auf der einen Seite die wollüstig-tyrannischen Fürsten, die Bedränger und Ausbeuter ihrer eigenen Unterthanen, mit den schwärzesten Farben malt, mit einer wilden Energie, die von keinem Spätern erreicht worden ist, so kann er doch nicht umhin, für die guten Fürsten, „die zu herrschen werth sind", sein Gebet zu Gottes Thron zu richten.

Ganz besonders bedienten damals sich die Dichter der Fabel und des Epigramms, um ihrer politischen Satire Luft zu machen. Dahin gehören namentlich mehre Fabeln von Gottlieb Konrad Pfeffel und Epigramme von Johann Christoph Friedrich Haug, Friedrich Günther von Göckingk und Gottfried August Bürger. Göckingk dichtete folgendes beißende Epigramm:

Auf den *** von ***.

> Von seines Landes Gold ein Räuber,
> Held im Serail, staatsklug im Kartenspiel!
> Ihn lobt kein Unterthan!
> Doch halt! das war zu viel!
> Ein Unterthan ist ja sein Zeitungsschreiber!

Bei Haug stoßen wir auf nachstehendes Sinngedicht:

An Dancourt.

> Dein Trauerspiel gefällt nur wenig.
> Warum? Dein Held ist ein Tyrann;
> Nur seinen Lüsten unterthänig,
> Dumm, boshaft, eitel — kurz, ein König,
> Wie man sie täglich finden kann.

In einem treffenden Epigramm erinnert der oben genannte Göckingk an das Factum, daß in England manches Genie neben einem Fürsten bestattet wurde, und fragt dann, warum dies nicht auch in Deutschland geschähe, alsdann würde die Nachwelt doch wissen, wo mancher Fürst begraben liege. In einer Fabel mit der Ueberschrift „Die Oberstelle" erzählt Göckingk, wie einsmals in des Löwen Staaten ein Landtag ausgeschrieben wurde, wie die Thiere erschienen, aber jedes von ihnen Anstand nahm, sich dem Herrscher zunächst zu setzen, und wie nun der Löwe ärgerlich in die Worte ausbrach:

> Ihr Herren! treibt ihr Spaß?
> Bei meinem Barte! wären wir
> Auch blos nur da, um uns zu divertiren,
> So sollte doch kein kluges Thier
> Die Zeit mit Possen so verlieren!
> Herr Esel! (denn auch Esel sind,
> Wenn ihr's nicht wißt, zuweilen Landesstände)
> Herr Esel! setz' er sich geschwind
> Hier neben mich! und damit Lied am Ende.

So kam der Esel zunächst dem Fürsten zu sitzen.

Bei Pfeffel trifft man auf eine ganze Reihe Fabeln politischen Inhalts. Bald erzählt er uns, wie „Herr Bachus", wenn ihm der Kopf von übermäßigem Weingenuß schwer und dumm geworden, sich zur Linderung seines Kopfschmerzes ein Schnupftuch umgebunden habe, und wie dem Diodor zufolge aus dieser Angewohnheit der Schmuck des königlichen Diadems hervorgegangen sei; in einer andern, wie König Löwe auf den Einfall gerathen, daß es doch der königlichen Ehre zuwider sei, wenn er sich selbst Futter verschaffe, wie sein Cabinet (der Fuchs, der Büffel und der Affe) dieser Meinung beigetreten sei, wie nun eine Steuer an Korn, Heu und Wildpret ausgeschrieben worden sei und der Esel, als Wappenherold bunt geschmückt, an allen Ecken das Edict vorgelesen habe. Das Volk erhebt sich, der Elefant macht seinen Vorsprecher. Der Löwe gebietet ihm Schweigen und bemerkt dabei, daß Zeus allein die Könige zur Rechenschaft ziehen dürfe. Der Bär erinnert, daß er, der Löwe, noch am Tage vorher die Existenz eines Gottes geleugnet, und nun beschließt das Volk die Bill:

> . . . Daß, weil ein Großsultan
> Den höchsten Richter uns'rer Thaten
> Verachten oder leugnen kann,
> Man vor der Hand den Autokraten
> Verpflichten soll, der Nation
> Von seiner Wirthschaft auf dem Thron,
> Mitunter auch von seinem Leben
> Genaue Rechenschaft zu geben.

In einer andern Fabel beweist Kanzler Storch dem Vögelchor, daß mit dem erhöhten Kopfgeld das Kopfgeld unverändert bleibe, der Zufluß sei nur ein freiwilliges Geschenk, zu dem jedoch Jeder verpflichtet sei. Dies leuchtet dem Volke ein, und der erhöhte Schoß wird gewährt. Die Fabel schließt:

> Ihr Völker, wacht! Der List gelingt,
> Zu zwingen, was Gewalt nicht zwingt!

Eine vierte Fabel schildert uns, wie ein Löwe aus dem Thierpark eines Sultans entkommen sei und „mit edelm Stolze wie ein Brite" den Weg nach der Heimat genommen habe. Ein Wolf fragt ihn, wie man in dem Thierpark denn lebe? Der Löwe: ganz prächtig, nur sei der Park vergittert. Der Wolf: wenn man ihm ein Schaf geben wolle, so sei er gern bereit, sich noch diese Nacht dort einsperren zu lassen. Entrüstet springt der Löwe auf und ruft:

> Den p. . . . Ochs und Esel an,
> Der die Despoten fliehen kann
> Und sich mit ihren Fesseln brüstet!

Eine andere Pfeffel'sche Fabel schließt mit den Worten:

> Stirb für dein Weib, für deinen Freund,
> Fürs Vaterland, für deinen Feind —
> Nur stirb für keinen Fürsten!

Man erkennt aus diesen Proben, daß die Dichter damaliger Zeit kein Blatt vor den Mund nahmen und ganz gehörig derb und grob sein konnten. Aber diese Grobheit war, wenn auch auf Kosten der Poesie und Anmuth, wenigstens allgemein faßlich. Phrasenguirlanden voll blühenden Unsinns wußten die damaligen Dichter nicht zu winden. Sie gaben ihrer Meinung den unzweideutigsten Ausdruck; um poetischen Flitter und Schimmer war es ihnen dabei nicht zu thun. Diese ungeschminkte hausbackene Grobheit, die freilich nur zu häufig gegen die Paragraphen des Schönheitscodex verstieß, hatte zugleich etwas Harmloses und Kindliches und war minder auf Effect berechnet als die raffinirten Stachelgedichte der Neuern. Diese Männer von altem Schrot und Korn dachten nicht daran, mit ihren politischen Pointen Aufsehen erregen oder gar in die Zeitbewegung selbst eingreifen zu wollen. Auch litten sie nicht an jener modernen Selbstverherrlichungsmanie, an jener Arroganz, die immer sagen zu wollen scheint: „Thu' ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus!" Sie beabsichtigten überhaupt nicht, politische Dichter von Profession zu sein und Parteifortüne oder den Zeitungsschreibern Concurrenz zu machen; ihre politischen Epigramme und Fabeln waren nur augenblickliche Einfälle und gelegentliche Impromptus, und wenn sie sich ihrer entledigt hatten, fühlten sie sich wieder mit Gott und der ganzen Welt versöhnt und besangen wieder auf das zärtlichste „Mutter Natur", Familienglück und die Seligkeit, welche die gewissenhafte Erfüllung der Pflicht- und Moralgesetze gewährt.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Erinnerung an Frederick North Grafen von Guilford.

Es war in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, erzählt der 1852 in Florenz gestorbene Korfiote Mario Pieri in seiner Selbstbiographie, als ein junger Engländer, Frederick North, Griechenland bereiste. In griechischer Literatur ungewöhnlich bewandert und von dem lebhaftesten Enthusiasmus für Alles erfüllt, was mit derselben zusammenhing, kannte er nicht nur die Sprache des Homer und Demosthenes, sondern das neugriechische Idiom erklang rein und zierlich von seiner Lippe. Er war so verliebt in Alles, was griechisch hieß, und die alte Glorie dieses in jener Zeit so niedergetretenen Volks erglänzte so hell in seinem jugendkräftigen Geist und Gemüthe, daß er, nach mehrwöchentlichem Aufenthalt auf der Insel Korfu nach dem griechischen Festlande hinübergefahren, wo er gleichmäßig mit den großen Erinnerungen der Vergangenheit seinen Geist nähren, dem Weh seines Herzens beim Anblick so tiefen Verfalls freien Lauf lassen konnte, sich so in griechisches Leben und Sein hineindachte, daß er selbst die Nationaltracht anlegte. Lange lebte unter dem Volke die Erinnerung an ihn, und während er unter den Griechen des 18. Jahrhunderts herumging wie einer der Ihrigen, erwachten aufs neue die Sagen alter Zeiten von wohlthätigen Menschen, die Denen, bei welchen sie erschienen, für himmlische Geister galten, welche zum Trost der armen Sterblichen irdische Gestalt angenommen hatten.

Nach längerm Aufenthalt in dem ihm so theuern, ja

heiligen Lande kehrte unser junger Engländer in die Heimat zurück, und Alle, die ihn gekannt, blickten sehnsüchtig der freundlichen Erscheinung nach. Um das Andenken an diese Jahre seiner Jugend festzuhalten und die Uebung in der Sprache nicht zu verlieren, nahm er einen athenischen Jüngling mit sich, der bis an sein Lebensende bei ihm blieb. Lange Zeit verging, ehe Griechenland etwas von ihm vernahm, obgleich das Bild Griechenlands stets in seinem Herzen blieb, wie spätere Jahre bezeugten. Nur dann und wann, wenn irgend ein Wißbegieriger Athen und die Stätte Lacedämons besuchte, hörte man wol, wie Frederick North, nachdem er ganz Europa durchwandert, als Gouverneur nach dem fernen Ceylon gesandt worden war, dessen Inneres er erforschte, sodaß man ihm und seinem Reisegenossen Cordiner eine treffliche Beschreibung der Insel dankt. Zwölf Jahre harrte er in dieser Stellung aus, dann kehrte er nach Europa heim, in gemäßigterm Klima seine angegriffene Gesundheit herzustellen. Die Luft und der Himmel Englands sagten ihm wenig zu und hinderten ihn an dauerndem Aufenthalt im Vaterland, sodaß theils Gesundheitsrücksichten, theils die Gewohnheit des Wechsels von Land und Menschen wie der Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen ihn zu neuen Wanderungen durch Frankreich, Deutschland und Italien veranlaßten. In Italien verweilte er am längsten und liebsten. Er umfaßte das Land mit jener Zuneigung und Würdigung, die demselben gewöhnlich von den eigenen Kindern wie von der Mehrzahl der Fremden versagt wird, welche nur zu rasch bei der Hand sind, ohne Berücksichgung noch wahre Kunde von Unterschieden der Sitten, Charaktere, Geschicke, Regierungen über Land und Volk abzusprechen. Frederick North, gerecht, human, ein wahrer Philosoph und Kenner von Menschen und Dingen, empfand und urtheilte anders. Er achtete und liebte die Italiener und ward von den Italienern geliebt und verehrt. Wir sahen ihn oft in Venedig, in Padua, in Florenz und andern Städten, stets umringt von den Besten der Eingeborenen, mit denen er auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte, welchen er zuvorkommenden Empfang durch den liebenswürdigsten Umgang und freundschaftliches Anschließen lohnte, mit denen er in ihrer Landessprache verkehrte und deren Gewohnheiten und Sitten er sich anzunähern suchte, während er in ihrer Mitte weilte. So theilte dieser edle Herr seine Zeit zwischen der Heimat und den übrigen europäischen Ländern, wo man ihn so zärtlich liebte, daß der Tag seiner Ankunft ein Festtag für die angesehensten Bewohner der Orte war, die er besuchte, und wo man seinem Kommen immer mit Sehnsucht entgegensah.

Unterdeß starb kinderlos sein älterer Bruder, der Graf von Guilford, und ihm, welcher dem Verstorbenen nachfolgte, ward ein ungleich erweiterter Spielraum für seine wohlthuende Wirksamkeit eröffnet. Auch währte es nicht lange, bis er einen glänzenden Beweis seiner Gesinnungen gab. Jeder weiß, wie nach dem Sturze jenes Kolosses, welcher ganz Europa mit Ausnahme des britannischen Reichs dominirte, die Jonischen Inseln unter den Schutz Englands kamen. Schon war die Siebeninsel-Republik untergegangen, infolge des Tages von Austerlitz, der sie wiederum Frankreich unterwarf. Konnte Frankreich den Inseln keine Freiheit geben, so gab es ihnen, soweit die Zeitumstände es gestatteten, Ruhe und Wohlstand, durch Beschützung von Ackerbau und Unterricht unter der denkwürdigen und väterlichen Verwaltung des Generals Dongelot, welcher sich bemühte, die alten Parteizwistigkeiten zu unterdrücken und Gemeinschaft zwischen den Eingeborenen und seinen Soldaten herzustellen, die sich zum Ackerbau anschickten und so inmitten drückenden Mangels an Arbeitskräften wesentlichen Vortheil brachten. In dieser Zeit anhaltenden Kriegs konnte aber keine Institution, welche sie immer sein mochte, festen Fuß fassen, und der Abzug der Franzosen unterbrach manches begonnene Werk, vereitelte manchen Entwurf. Zu den Entwürfen gehörte auch die Einrichtung der Anstalten für den öffentlichen Unterricht, welche während der vier Jahrhunderte venetianischer Herrschaft nie emporgekommen waren. Während die neue Regierung gemischten englisch-griechischen Charakters über die Mittel nachsann, diesem nur zu dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, durch häusliches Beispiel überzeugt, daß es kein kräftigeres Mittel gibt, eine gesunkene Nation wieder zu heben, ein Volk von Sklaven in eine Nation von Bürgern umzuwandeln, als tüchtiger und freisinniger Unterricht, fühlte der Graf von Guilford die alte Zuneigung zu diesem unglücklichen Lande in seinem edeln Herzen wiederaufleben und beschloß sich dem großen Werke zu weihen. Von diesem Augenblicke an wandte er seine Geisteskräfte wie sein Vermögen nur zu dem Zwecke an, zur Civilisirung der halbverwilderten Bewohner der Inseln beizutragen. Und seine Anstrengungen waren nicht fruchtlos. In wenigen Jahren erstanden Schulen, Universität, Bibliothek, wo kurz vorher es keinen Buchhändler gab, kaum einen gewöhnlichen Elementarlehrer.

Das Vermögen Frederick North's, wenngleich bedeutend, war doch nicht hinreichend zu solchem Unternehmen. Braucht man sich darum zu wundern, wenn er zu seinem herben Schmerz nicht selten sich genöthigt sah, seine Plane zu beschränken oder auf deren Ausführung ganz zu verzichten? Und auch er konnte nicht ganz den Pfeilen der Bosheit und des Neides entgehen, welche, da sie an seiner seltenen Tugend nichts zu mäkeln fanden, Außendinge aufgriffen, indem sie Erinnerungen an die classischen Jahrhunderte, welche dieser glühende Verehrer des alten Griechenland an seiner Universität auf Korcyra wiederzubeleben sich bestrebte, lächerlich zu machen suchten. Er aber, ganz seinem großen Werke hingegeben und standhaft in seinem hochsinnigen Entschlusse, ließ sich nicht durch die Pfeile des Witzes, nicht durch ernstere Hindernisse, die er auf seinem Wege fand, von der Verfolgung des Ziels abhalten, bis endlich die kräftigere Mitwirkung der Regierung seine Anstrengungen unterstützte und so seinen Eifer lohnte. Darum aber min-

derte er weder Bemühungen noch Ausgaben. Zum Kanzler der Universität ernannt, widmete er sich ihr mehr denn je. Seine Lebensweise war folgende. Zwei Drittel des Jahres brachte er in Korfu zu, mit nichts als mit seinen amtlichen Obliegenheiten und mit literarischen Forschungen beschäftigt. Begannen die Ferien im Juni, so weilte er entweder in seiner Heimat oder reiste umher, bald hier bald dort sich aufhaltend in den vornehmsten Städten Italiens, Deutschlands, Frankreichs, die alten Freunde und Bekannten wieder zu begrüßen. Nie verließ er Korfu, ohne von zwei oder drei Professoren begleitet zu sein oder irgend einen jungen Griechen mitzunehmen, der zu schönen Hoffnungen berechtigte und den er zur Vervollkommnung seiner Studien nach irgend einer der berühmtesten Universitäten sandte. Nie kehrte er zurück ohne eine reiche Ernte von Büchern und Handschriften, die er seiner lieben Universität zum Geschenk machte, gleich der Gabe, die der Heimkehrende der Geliebten bringt, ihr zu zeigen, daß nicht Zeit, nicht Entfernung ihr Andenken geschwächt haben.

Wie frohe Hoffnungen erblühten mit seinem Wirken und wie bald wurden sie getäuscht! Während die Jonischen Inseln von Maitland's Druck unter Sir Frederick Adam's milder und freisinniger Verwaltung sich zu erholen begannen; während Griechenland noch den Tod Byron's beweinte, der dem Namen Englands an diesen Küsten einen andern Klang gegeben hatte; während die verbündeten Flotten sich bereiteten, der osmanischen Heermacht den letzten Stoß zu versetzen, griff ein unerwarteter Tod schneidend in die Geschicke ein. Der Graf von Guilford, in England anwesend und im Begriff, in seine zweite Heimat zurückzukehren, um der feierlichen Wiedereröffnung der Universität beizuwohnen, erlag einer in seiner Familie nicht seltenen Krankheit. Er starb in dem noch kräftigen Alter von 61 Jahren am 14. October 1827. Nur wenige Monate zuvor war er durch Florenz gekommen, und Gesundheit schien wieder in ihm aufzuleben. Keiner dachte an die ewige Trennung in dem Augenblick, wo sein Eifer zwiefach belebt war, an sein Werk die letzte Hand zu legen, um es schöner und kräftiger und gesicherter gegen des Schicksals Launen und gegen der Bosheit Wirken seinen Nachfolgern zu überantworten.

So weit der Grieche in seinem im vorigen Jahre zu Florenz erschienenen Buche über den Mann, welcher seiner Heimat so große Wohlthat erzeigte, aber zu früh abberufen ward, um zu vollenden, was er begonnen hatte. Frederick North stammte von einer durch glänzende Geistesgaben ausgezeichneten Familie. In König Heinrich's VIII. Tagen kam Edward North durch seine Kenntniß des Rechts empor und wußte sich inmitten der Stürme und Intriguen dieser Regierung und jener der Kinder und Nachfolger bis zum Jahre 1564, in welchem er zur Zeit der großen Elisabeth starb, mehr durch Gewandtheit als durch Consequenz in seinen politischen Ansichten und persönlichen Beziehungen zu halten. Obgleich unter Lady Jane Gray's Anhängern genannt, war er doch von der „bloody queen Mary" als Lord North zur Peerswürde erhoben worden. Der vierte Baron des Hauses hatte unter den Söhnen zwei, beide auf verschiedene Weise berühmt. Der ältere, Francis, war der vielgenannte Staatsmann und Rechtsgelehrte unter den Stuarts, von Karl II. als Baron Guilford zum Peer creirt und nach seinem Amt als Großsiegelbewahrer (er wurde nie Lordkanzler, obgleich er den größten Theil der Geschäfte desselben übernahm) gewöhnlich der Lord Keeper Guilford genannt. Zwei vielgelesene Schriftsteller neuerer Zeit haben von diesem ersten Lord Guilford das unvortheilhafteste Gemälde hinterlassen. Auf die Färbung mögen politische Antipathien nicht ohne Einfluß geblieben sein, wenn auch die Züge wol größtentheils wahr sind. Diese Autoren sind Lord Campbell, welcher neuerdings in einem durch die Schärfe des confessionellen Antagonismus nur zu bekannt gewordenen Processe kein glänzendes Zeugniß für Unparteilichkeit und richterliche Würde abgelegt hat, in seinen „Lives of the Lord-Chancellors" und Macaulay in der vielgelesenen „History of England from the accession of James II." Ein Bruder Guilford's aber, Roger North, hatte versucht, dessen Namen, von welchem er ahnen mochte, daß er in dem Parteigetriebe einer traurigen Zeit, der Zeit von Englands tiefer Erniedrigung, schlimm fahren dürfte, durch eine ausführliche Schilderung seiner bessern Seiten vor Unglimpf zu retten — ein Dienst, den derselbe auch dem andern Bruder, Dudley, erwies, dessen Leben in seinen mannichfachen Beziehungen und Erscheinungen, als Supercargo auf einem nach Archangel bestimmten Fahrzeuge, als Factor zu Smyrna und Konstantinopel, als Steuercommissar unter Jakob II. und Schriftsteller über den Staatshaushalt, scharfen Verstand und unermüdliche Thätigkeit, aber gleich wie das bewegte Leben des Lord Keeper nicht minder große Schroffheit in politischen Dingen an den Tag gelegt hat. Von dem ersten Lord Guilford stammen die gegenwärtigen Grafen, indem die ältere Linie der North in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausstarb. Der berühmteste Mann, welcher den Titel getragen hat, war Frederick Lord North, geboren 1732, als Sechzigjähriger gestorben, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre Premierminister von England, was er beinahe ein Vierteljahrhundert blieb, ein Name, den man nur auszusprechen braucht, um an Georg's III. Jugendjahre, an den spanischen Krieg, an die großen Eroberungen in Ostindien, vor allem aber an den Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Colonien und ihre Constituirung als Vereinigte Staaten erinnert zu werden, an Lord Chatham, Pitt, Fox, Burke und die großen Tage des britischen Parlaments. Der dritte Sohn des Ministers war unser Frederick North, welcher, am 7. Februar 1766 geboren, nach dem ohne männliche Erben erfolgten Tode seiner beiden ältern Brüder 1817 die Peerswürde erbte. Von seinen vielen Fahrten ist schon die Rede gewesen: eine ägyptische Reise beschloß er 1812, und es sollten an derselben mehre jener gelehrten Freunde theilnehmen, die seit zwei Jahren die antiquarische Wissenschaft viel-

fach fördernd in Griechenland weilten — in jener Zeit mühsam gefahrvoller Wanderungen und glänzender Entdeckungen, welchen man die Aegineten und die figalischen Marmore verdankt, einer Zeit, deren Erinnerung neulich von Eduard Gerhard in seinem dankenswerthen Lebensabriß Stackelberg's in den „Hyperboreisch-römischen Studien" mit wohlthuender Wärme der Empfindung wiederaufgefrischt worden ist. Manches antike Denkmal erstand er auf diesen Reisen, in die Fußstapfen der ausgezeichnetern unter seinen Landsleuten tretend, welche in den Tagen, wo das Reisen noch nicht wie jetzt allgemein geworden war, aber reichere Ausbeute bot, ihre heimatlichen Sammlungen mit den besten Werken des Alterthums schmückten, statt, wie später Mode ward, ihre Guineen für die Erzeugnisse der nichtclassischen Jahrhunderte italienischer Kunst und schlechte Copien auszugeben.

Mit meinen frühesten Erinnerungen ist die an den Grafen von Guilford verwachsen, welcher auf seinen häufigen Reisen das Rheinland oft zu berühren und länger oder kürzer dort zu verweilen pflegte. Mein Vater, welcher als Medicinalrath und Brunnenarzt in Aachen lebte und in Edinburg und London studirt hatte, war mit ihm, als er noch Mr. North hieß, viele Jahre zuvor bekannt geworden. Wenn er nach Aachen kam, wo er die Heilquellen wiederholt anwandte, besuchte er mein väterliches Haus, und als ich nicht viel über zehnjährig war, pflegte er schon zu sagen, er werde mich eines Tages nach seiner griechischen Universität mitnehmen, deren Gründung ihn gerade damals beschäftigte und wobei er, durch den Reiz des Namens angezogen, eine zeitlang an Ithaka dachte, bis reiflichere Ueberlegung ihn das an Hülfsmitteln ungleich reichere Korfu dem ärmlichen Vathi vorziehen ließ, dem Hauptort des großentheils steinigen Eilands, welchem die Poesie unvergänglichen Ruhm verliehen und das von seinem königlichen Helden so sehr geliebt ward, „non quia larga, sed quia sua". So umschwebten mich schon in den Knabenjahren die Bilder der Odyssischen Inseln in wachen Träumen. Endlich, es war im August 1824, erschien er wieder und fragte meine Aeltern, ob sie willens seien, mich mit ihm ziehen zu lassen. Es mochte sie manchen Kampf kosten, denn eine Reise nach Griechenland schien damals in endlose Weiten zu führen. Aber die Betrachtung, welche Vortheile die Zuneigung und der Schutz eines so edeln und vielvermögenden Gönners biete, überwog sonstige Bedenken. Schon war mein Mantelsack gepackt, als ein nicht geahntes Hinderniß, das sich in jener Zeit des griechischen Aufstands der Paßertheilung nach Italien und der Levante in den Weg stellte und in einer Provinzialstadt im Nu nicht gehoben werden konnte, die Reise vereitelte. Der Graf von Guilford konnte nicht warten: so mußte der Plan aufgegeben werden. Ich begleitete ihn bis Bonn, wo ich mit ihm bei Niebuhr war, welcher nicht lange vorher die römische Gesandtschaft mit stillem, der Wissenschaft geweihten Leben in der rheinischen Universitätsstadt vertauscht hatte. Dann nahm ich, dem Siebengebirge gegenüber, Abschied von dem trefflichen und liebenswürdigen Manne, den ich nicht wieder sah.

Neun Jahre darauf, im September 1833, fuhr ich, von Konstantinopel nach Italien zurückkehrend, an den Küsten Zantes, Cefalonias, Ithakas vorüber und verweilte mehre Wochen in Korfu, wo Frederick North so rühmliche Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen hatte. Die Anstalt aber, die er mit so großen Opfern gegründet, welcher er die letzten zehn Jahre seines Lebens gewidmet, war damals nur ein Schatten Dessen, wozu er sie hatte machen wollen. Seine Ansichten waren gut und rühmenswerth gewesen, aber er hatte den Umfang der Mittel nicht gehörig berechnet und sich in dem Maß der gehofften Unterstützung verrechnet. Was er unternommen, überstieg sowol seine eigenen Kräfte wie die des kleinen Inselstaats, dem er diese Hohe Schule schenkte. Mancherlei Umstände vereinigten sich, die volle Ausführung seines Gedankens zu verhindern. Die Schwierigkeiten, Lehrer zu finden, waren groß: Lord Guilford mußte sie erst bilden. Schon oben ward angedeutet, daß mehre junge Griechen auf seine Kosten studirten. Mit solchen Elementen aber ließ sich kein tüchtiges Professorenpersonal herstellen. Der griechische Freiheitskampf lenkte sodann Gedanken und Plane allem Andern eher als den Studien zu. Wäre dies indeß auch nicht der Fall gewesen, wer weiß, ob die Hoffnung, in Korfu einen Mittelpunkt für das Bildungswesen der Continentalgriechen zu gründen, sich verwirklicht hätte. Aus alter Gewohnheit, die in den engen Beziehungen Griechenlands zu Italien und den durch Jahrhunderte währenden politischen Verhältnissen zur Republik Venedig ihre natürliche Erklärung findet, studirten die meisten jungen Griechen, die des Festlandes sowol wie Jonier, auf italienischen Universitäten. Namentlich waren Padua und Pisa bei ihnen beliebt, und auch heute noch findet man auf beiden Viele von diesem Volke, ungeachtet der veränderten Umstände und der Gründung der athenischen Hochschule. Andrea Mustoridi, welchen man als gewandten Uebersetzer des Herodot ins Italienische und als Beistand Monti's bei seiner Uebertragung der „Ilias" kennt, blieb auch nach den Studienjahren lange in Oberitalien, bis häusliche Verhältnisse ihn nach Korfu heimriefen, wo er Senatsmitglied wurde; Mario Pieri, dessen im Eingang gedacht ward und welcher in Padua Cesarotti's Schüler gewesen war, lehrte nachmals in Treviso wie in Padua selbst. Ziemlich Viele gingen nach Paris, wo ihr Landsmann Adamantios Korai lange Zeit hindurch die antikisirende neugriechische Bildung repräsentirte und eine Sprache schrieb, welche die an das Romäische des Volks Gewöhnten zu verstehen einige Mühe haben mochten. Oder sie besuchten auch deutsche Universitäten. Hätte die ionische Universität sich selbst vollständiger entwickelt, so würde sie doch eben nur in Bezug auf die Jugend der Heptanisos-Republik eine wesentliche Aenderung veranlaßt haben, und für diesen kleinen Staat war die Anlage zu groß. Bei der Localregierung walteten allerhand

Meinungsverschiedenheiten und zum Theil Eifersüchteleien und kleinliche Feindschaft ob. Der Eine machte sich darüber lustig, daß Kanzler, Professoren und Studirende in einem Costüm einhergingen, welches man das des Sophokles und Platon nannte; der Andere obstinirte sich auf das Geschenk eines Briten das Timeo Danaos anzuwenden. Solange Lord Guilford lebte, besiegte seine Persönlichkeit einigermaßen die Hindernisse; nach seinem Tode aber ging die Anstalt mehr und mehr abwärts. Die Mittel waren zu gering, und die Lord-Obercommissare, welche seit dem Jahre 1832 auf Sir Frederick Adam folgten, der vor nicht langer Zeit verstorbene Lord Nugent, Sir Howard Douglas, Mr. Stuart Mackenzie, Lord Seaton und Sir Henry Ward, kümmerten sich entweder gar wenig um die Hochschule oder entwarfen einander widersprechende Plane. Nach allerhand Metamorphosen ist die Universität heutzutage eine Art Collegium mit beschränkter Thätigkeit und ebenso beschränktem Einkommen. Zur Zeit des Todes ihres Gründers mochte die Bibliothek etwa 20,000 Bände zählen; wie es mit derselben jetzt steht, weiß ich nicht genau, da ein Theil der Bücher wieder an Lord Guilford's Erben kam, welcher übrigens der Anstalt Manches vom Nachlaß, darunter den schönen physikalischen Apparat, zum Geschenk machte. Dieser Erbe war der Graf Sheffield, George Augustus Frederick Charles Holroyd, der Sohn einer Tochter des berühmten Ministers und somit Neffe des Verstorbenen, der nie verheirathet war und dessen Peerstitel auf seinen Vetter Francis North, einen Geistlichen, überging, welcher gegenwärtig als sechster Graf von Guilford die Familie repräsentirt.

„Animo et fide" und „La vertu est la seule noblesse" sind die beiden Devisen dieses Geschlechts. Wenn bei irgend einem seiner Sprößlinge, waren sie bei Frederick North Wahrheit. Selten ist so viel edler Sinn mit solcher Herzensgüte und so umfassendem Wissen vereint gewesen. Wo er verweilte, ließ er Bewunderer und Freunde zurück. Als ich zu Ende 1829 zum ersten mal nach Italien kam, fand ich überall, namentlich in Florenz, die dankbare und wehmüthige Erinnerung an diesen trefflichen Mann. Seine Kenntnisse waren so gründlich, wie sein Eifer für die Wissenschaft lebendig war. Nicht oft wol hat ein „Scholar", der nicht Fachgelehrter und Philolog, die griechische Sprache so in seiner Gewalt gehabt. Wenngleich solche Fertigkeit in England nicht ungewohnt ist, wenn Richard Porson selbst, wenn er etwas zu tief ins Weinglas geschaut hatte, geläufig griechisch, ja, man behauptet dann am geläufigsten, redete, so machte doch der junge North Aufsehen und er vervollkommnete sich immer mehr durch Umgang mit gebildeten Griechen. Der in der Geschichte der jungen griechischen Diplomatie nicht unvortheilhaft bekannte Spiridion Trikoupis, heute Gesandter König Otto's am großbritannischen Hofe, war längere Zeit sein Secretär. Wo von der Kenntniß griechischer Sprache bei englischen Edelleuten und Staatsmännern die Rede ist, darf Sir James Mackintosh nicht übergangen werden, dessen gewandter Geist parlamentarische Beredtsamkeit, gelehrte und juristische Bildung, historische Wissenschaft zu einem überraschenden Ganzen verschmolz, während er, wie Lord Brougham in seiner Charakteristik richtig bemerkt hat, gerade durch seine Vielseitigkeit an großartigem Durchbruch in Einer Richtung gehindert ward. Er wußte die griechischen Classiker auswendig, in einem Maße, wie es auch in seinem Vaterlande, wo die Universitätsbildung gerade darauf hinarbeitet, nicht oft vorkommen mag. Mir wird immer der Moment lebendig in der Erinnerung bleiben, in welchem ich vor langen Jahren bei einem Spaziergange seine Gedächtnißkraft bewunderte, in Gesellschaft der damals als Mathematikerin schon bekannten, nachmals durch ihre Bewältigung des gesammten Cyklus der Naturwissenschaften mit Recht weltberühmten Mrs. Somerville, die durch die anspruchslose Anmuth und echte Liebenswürdigkeit ihres Umgangs und die Tugenden ihres häuslichen Lebens gleich großen Anspruch auf Verehrung hat, wie ihre außerordentlichen Geistesgaben Bewunderung heischen.

A. von Reumont.

Unterhaltungsliteratur.

1. Novellen von Julie Burow. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Julie Burow oder Frau Pfannenschmidt, bereits dem Publicum bekannt durch die Romane „Frauenloos" und „Aus dem Leben eines Glücklichen", sowie durch die vom „Familienbuch" des Oestreichischen Lloyd gekrönte Preisschrift „Das Pfarrhaus in Rathangen", liefert in vorliegenden Bänden eine Reihe kleiner Bilder, die nach dem ausdrücklichen Wunsche der Verfasserin nicht als Dichtungen (Erdichtungen), sondern als Zeichnungen nach der Wirklichkeit angesehen werden sollen. Sie macht mit ihren Schriften keinen Anspruch auf ästhetische Schönheit, sie schreibt keine Kunstwerke und will sie als solche auch nicht aufgenommen haben, sondern lediglich als kleine Spiegelbilder des wirklichen Lebens, wie sich dasselbe in ihrer Individualität zeigt. Daher ist es auch gekommen, daß Karl Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Häßlichen" eine Schilderung in dem Romane „Frauenloos" in die Kategorie des Widrigen eingereiht hat, wogegen die Verfasserin, gestützt auf die oben ausgesprochene Ansicht, erwidert, daß das Laster selbst so ihr erschienen sei und daß sie nur Wirklichkeit gegeben habe, mit dem Streben, damit „einst auf dieser Erde alles Wahre auch schön, das Schöne nicht mehr ein bloßes Scheinbild und die Wahrheit keiner Hülle bedürftig sei". Man kann die Verfasserin nur ob dieses edeln Strebens loben, aber sich nicht verhehlen, daß sie dabei in einer großen Illusion in doppelter Beziehung sich befindet: denn erstens sind ihre Schilderungen und Auffassungen des Lebens immerhin nicht der reine nackte Ausdruck des Lebens, sondern die aus dem idealen, wenn auch individuellen Bewußtsein herausgestalteten Bilder geistiger Thätigkeit, und zweitens erkennt die Kunst keinen Gegensatz zwischen Wahrheit in höherm Sinne und Schönheit, da eben die Schönheit nicht eine inhaltslose Abstraction, kein bloßes Scheinbild, sondern nur die ideale Form ist, unter welcher das Reale oder, wenn man will, die Wahrheit sich darstellt. Wollte man übrigens auch hiervon ganz absehen und sich lediglich und allein auf die Anschauungsweise der Verfasserin stützen und demgemäß ihre Schilderungen aufnehmen, so würden sie nur als moralische Tendenzschriften aufzufassen sein, und dann wäre es hinwiederum wünschenswerther, ja geradezu unerlaßlich, daß sie schärfer, bestimmter mit ihrer Absicht hervorträten und wol auch eine andere Form als die der Novelle oder des

Romans sich suchten. Die Anwendung einer bestimmten Kunstform berechtigt die Kritik auch zum Anlegen des Kunstmaßstabes; ihre Leistungen fallen dem ästhetischen Urtheil anheim und müssen dasselbe befriedigen. Die beiden vorliegenden Bände bieten zu einem ähnlichen Vorwurfe, wie ihn Rosenkranz ausgesprochen hat, keine Veranlassung, im Gegentheil hat bewußt oder unbewußt bei der Darstellung die höhere poetische Berechtigung gegenüber der nackten Thatsache die Feder der Verfasserin geleitet und schreiende Dissonanzen lösen sich wieder harmonisch auf. Nehme man beispielshalber nur einmal die Erzählung „Der Staatsgefangene", welche den größten Theil des ersten Bandes ausfüllt. Auf einer preußischen Festung findet sich ein junger Doctor der Medicin, Holm, wegen politischer Bewegungen zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Helene, die Verwandte des Commandanten, hegt Mitleid mit demselben und sucht sein Loos auf jegliche Weise zu mildern. Als später Holm als Arzt das Kind des Commandanten von einer gefährlichen Krankheit gerettet hatte, wurde das Loos des Gefangenen sehr gemildert und der Commandant nahm ihn sogar in sein Haus aus Dankbarkeit auf. Die nähere Bekanntschaft entwickelte sich zur Liebe und Helene war entschlossen, die Frau des Gefangenen zu werden. Da jedoch der Commandant dies nicht zugab und sie Herrin eines großen Vermögens geworden war, so führte sie dennoch gegen den Willen ihrer Verwandten ihren Entschluß insoweit aus, daß sie mit dem Gefangenen als Frau lebte, soweit eben auf der Festung sich dies durchführen ließ. Zerfallen mit ihren Verwandten, bespöttelt und verlacht von den Festungsbewohnern, kümmerte sie sich um Alles nichts und lebte in Frieden und Liebe, ergeben ihrem Schicksale. Da kam plötzlich die Nachricht von der Thronbesteigung des neuen Königs und damit Amnestie für Holm. Auf Helenens Rath wählte Holm Danzig zu seinem künftigen Aufenthaltsorte. Die kirchliche Trauung Helenens war immer noch nicht vollzogen und Helene bezog deshalb eine kleine anständige Wohnung in der Vorstadt, während Holm selbst in der Stadt als praktischer Arzt sich niederließ. Der Gedanke dieser Trennung war von Holm ausgegangen, und es war der erste stechende Schmerz, den ihre Brust empfand. Holm wurde bald ein angesehener Mann der Gesellschaft, Landpartien wurden gemacht, eine Meerfahrt verabredet, es gab Gesangvereine, Kränzchen, und Helene war allein. Kränkungen aller Art steigerten das gereizte Gefühl Helenens immer mehr, und als sie endlich einen Absagebrief einer Nebenbuhlerin in dem Hute Holm's fand, da entschloß sie sich zu weichen, dem Glücke Holm's nicht im Wege zu stehen; sie entfloh noch am selben Abend. „Verfüge über mein Eigenthum, als ob ich gestorben wäre, bete für mich und sei glücklich!" waren die Worte, die sie ihrem Geliebten zurückließ. Holm erwachte aus seinem Traum; ihre Liebe, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Größe kamen ihm von neuem zum Bewußtsein, er bot Alles auf sie zu finden und fand sie auch wirklich am Grabe ihres Kindes. Versöhnung und Verzeihung und glückliches Leben. Wir haben den Inhalt dieser Novelle hier angeführt, um zu zeigen, wie die Verfasserin selbst dichterisch gestaltet, poetisch thätig ist, während sie glaubt, blos die Wirklichkeit abzuschreiben. Ist es namentlich nicht nach den Vorgängen der Welt, nachdem der Bruch so weit gediehen war, am gewöhnlichsten, daß Holm seine Leonie heirathete? und dennoch hat die Verfasserin die Versöhnung angenommen. Der erste Band enthält außerdem noch eine Erzählung: „Die Hexe von Hela"; der zweite Band „Nadi, eine dunkle Begebenheit" und „Cousine Rosinchen"; alle lebhaft erzählt, nur die dunkle Begebenheit etwas breit.

2. Zwei Schwestern. Ein Roman. Drei Bände. Berlin, Veit u. Comp. 1853. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Drei Bände eleganten Drucks und prächtiges Papier, das sind so ziemlich alle die guten Eigenschaften, die man diesem Buche nachrühmen muß und kann. Die Erzählung selbst zieht sich mit ermüdender Breite vor uns hin, ermangelt jeglicher Spannung, und die wenige Handlung, die dieses Buch belebt, ist durch Schilderungen, Beschreibungen, Betrachtungen und Reflexionen aller Art dergestalt durchwebt, daß man nur mühsam durch diese stagnirenden Gewässer sich hindurcharbeitet. Charaktere, Situationen, Handlung sind saft- und kraftlos, und der Contrast, der, wenn wir es richtig verstanden haben, in diesem Buche geschildert werden sollte und kein anderer ist als die Stellung der Juden im modernen Staate und die Emancipation derselben, ist so sehr in nebelige, verschwommene Breite hinausgeleiert, daß der Leser auch daran kein Interesse finden kann. Das Buch schildert eine Judenfamilie in ihrem Thun und Treiben; man müßte sehr irren, wenn man nicht darin die Feder einer vornehmen Judenfrau selbst erkennen wollte. Es handelt sich zunächst um das Schicksal zweier Schwestern. Lichtenfeld, ein reicher Jude, hatte lange im Ausland gelebt und sich später in einer Provinzialstadt Deutschlands, dem Geburtsorte seiner Frau, niedergelassen. Sie hatten vier Kinder, darunter Betty und Lea. Betty lernte einen Assessor von Salm kennen und lieben. Hier begann nun der Kampf in der Familie. Der Vater wollte seine Tochter an einen reichen Juden verheirathen, aber die Tochter liebte einen Christen. Salm hielt um ihre Hand an, welche ihm versagt wurde; da entschloß sich Betty mit ihrem Geliebten zur Flucht; die fürchterlichen Qualen zwischen Pflicht und Liebe bis zur Flucht werden in dem Buche aufs weitläufigste erörtert, ebenso der Conflict, der eintrat, ehe Betty sich taufen ließ. Qualvolle Opfer mußte sie bringen, so heißt es in dem Buche, um die Kluft auszufüllen, die sie von Robert trennte. Schöne Selbstbekenntnisse einer liebenden Seele! Unter solchen kalten fröstelnden Betrachtungen erstarrt das frische kräftige Leben der Liebe und der göttliche Hauch der Poesie wird zu gemeinem Rauch, der aus der Esse qualmt. Endlich nach der Taufe kam die Trauung, aber schon nach den ersten Mutterfreuden starb Betty, und Lea ist nun die einzige Heldin des Romans noch. Lea wird verheirathet, wie es bei den Juden Brauch ist; sie liebt zwar ihren Gatten nicht, aber sie heirathet ihn, weil es ihre Aeltern wollen und weil er Geld hat. Sie muß nun ebenfalls sehr weitläufig geschilderte Kämpfe bestehen, um ihre Aeltern über ihr Glück zu täuschen; sie ist empfindsam und zart und ihr Mann ist ein gewöhnlicher Börsenmann. Da lernt sie Theodor Behrend, einen jungen Mediciner, kennen, welcher der Neffe ihres Arztes und Hausfreundes ist. Theodor liebt Lea, sie ihn; neuer Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Die Pflicht siegt, Theodor reist nach Genf, um dort einen Professorenstuhl zu besteigen. In diese Zeit fällt nun die Erledigung des Throns und die Krönung des neuen Herrschers; Hoffnungen und Erwartungen werden laut in der Brust Lea's über bessere Stellung des Judenthums. Da aber die Erwartungen sich nicht erfüllten, so gab ihr Bruder Richard eine Flugschrift heraus, infolge dessen er als Gefangener eingezogen wurde. Lea's Tochter, Emma, war mittlerweile herangewachsen, da lernte sie der Sohn Betty's, Salm, kennen, er verliebte sich in sie, die Sache zerschlug sich jedoch, bis Ernst Franke, ein junger Architekt, kam und sich ebenfalls in Emma verliebte. Die Sache mußte jedoch vor dem Vater geheim gehalten werden, um so mehr, da er krank war und ein Bad besuchen mußte, wo er an einem Hirnschlage starb. Lea hatte nun viel zu thun; es brach eine Revolution aus, das Vermögen ihres Mannes ging verloren, ihr Sohn Emil wurde auf den Barrikaden zum Krüppel geschossen; aber, so heißt es in dem Buche, was die Begeisterung Erhebendes, das Dankgebet Triumphirendes, die Entführung Verklärendes gewährt, sie empfand es, nur achtete sie im Uebermaß ihrer moralischen und geistigen Leiden der physischen nicht. Sie bekam einen trockenen, kurzen Husten und einen Brief vom Professor, ihrem Geliebten. „Sie fühlte sich wie der Erde entrückt und auf eine Höhe gehoben, wo das Glück die höchste Offenbarung, ja fast ein Schauen Gottes ist. Sie rang nach Luft und fühlte sich plötzlich von einem heißen Blutstrom übergossen." Sie starb, und nach ihrem Tode heirathete ihre Tochter den Architekten Ernst Franke. Beide ließen sich bürgerlich trauen. Es ist nicht unser Zweck, eine

Kritik dieses Buchs zu schreiben, nur so viel genüge zu bemerken, daß die Flügel des Genius, die in diesem Buche schwingen, schwer und bleiern nach der Erde ziehen, statt uns in die lustigen verklärten Regionen der Poesie und der begeisternden Ideale zu tragen.

3. Geschichten aus und nach dem Leben von Dräxler-Manfred. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vier Erzählungen dieses Buchs: „Die Erbschaft", „Der Fuchs in seinem Bau", „Die kleine Königin" und „Ein Fehltritt", sind in leichter Manier geschrieben, wenngleich die Charaktere keine besondere Schärfe und die dargestellten Empfindungen keine besondere Tiefe haben. Sie lesen sich aber nicht schlecht, sie unterhalten, ohne besonders tief zu bewegen oder anzuregen. „Der Fuchs in seinem Bau", ein nach französischer Weise etwas leichtfertiges Stückchen, ist übrigens besonders gut geschrieben, obgleich die Motive hier sowie in den andern Stücken gerade nicht ganz neu und originell sind. Wir fügen hier kurz den Inhalt der ersten Novelle bei, damit der Leser d. Bl. bemessen kann, was er in dem Buch suchen soll. In Wien lebte eine Putzmacherin Radelmayer, welche eine hübsche Tochter, Klärchen, hatte; deren Geliebter war ein junger Kaufmann, Franz, etwas flüchtig und leichtsinnig, darum immer von der Frau Radelmayer nicht gern gesehen. Er hatte Schulden, und einstmals verspielte er am Billard seine ganze Baarschaft und mußte noch bedeutend schuldig bleiben. Beim Nachhausegehen begegnete ihm ein Mann, der seinem Spiele zugesehen und seine Lage kannte. Dieser bot ihm 1000 Fl. an, unter der Bedingung, daß er sie mittels einer Leiter, die er ihm herablassen werde, holen solle. So seltsam auch ihm dies vorkam und welche Bedenklichkeiten auch in ihm aufstiegen, er wurde dennoch dazu bewogen. Es öffnete sich ein Fenster, eine Strickleiter kam herab, Franz stieg hinauf und fand auf einer Kiste 1000 Fl. Banknoten zurechtgelegt, die zu nehmen ihn der Hausbewohner auffoderte und zum Rückweg auf der Leiter nöthigte. Kaum war er unten, als Lärm entstand; man rief „Diebe" und Franz flüchtete nach Hause. Am andern Tage wurde er zu seinem Notar gerufen, der ihm eröffnete, daß sein Onkel in Smyrna gestorben und ihm ein Vermögen von 100,000 Fl. hinterlassen habe, die beim Bankier Diva niedergelegt seien. Franz eilte voller Freude zu seiner Geliebten, um sein neues Glück ihr zu verkünden; da hörte er denn, daß der Bankier Diva ebenfalls um ihre Hand angehalten und ihrer Mutter als Mitgift bereits bedeutende Summen anvertraut habe. Als Franz mit dem Notar zum Bankier kam, war derselbe krank und Alles in Verwirrung, weil Nachts Diebe eingebrochen und ihn beraubt hätten. Franz, der in Diva den Mann erkannte, der ihn Nachts zum Einsteigen bewogen hatte, eilte fort, um sich der bei Radelmayer niedergelegten Summe zu versichern; es gelang ihm, ohne daß es Diva verhindern konnte. Der Betrug Diva's, sowie die Absicht zu fliehen ward entdeckt; er stürzte sich in die Donau und Franz heirathete Klärchen.

25.

Thomas Noon Talfourd.

Wie sehr England seine bedeutenden Männer zu schätzen weiß, das zeigte sich wieder einmal im vortheilhaftesten Lichte bei der Kunde von dem plötzlich erfolgten Ableben Thomas Talfourd's, des berühmten Rechtsgelehrten und wackern Dichters (geboren am 26. Januar 1795). Er starb mitten in seinem Berufe an einem Schlaganfall, mitten in einer Rede vor den Vierteljahrsassisen in Strafford, als er, erschreckt von der Zunahme der Verbrechen, gerade die Reichen geißelte, die sich um die Lage der ärmern Classen so wenig kümmerten und so wenig thäten, um die Unwissenheit und Geistesstumpfheit des Volks, diese Hauptquelle der Verbrechen, zu heben, als er in glühenden Worten hinwies auf den entsetzlichen Mangel an Alles durchdringender, alle Classen verknüpfender wahrer und aufrichtiger Menschenliebe. Da stockte er plötzlich in seiner Rede, die Blässe des Todes überzog sein Gesicht, sein Haupt sank nieder auf den Tisch — die Seele war der körperlichen Hülle entflohen; die zu Hülfe Springenden hatten eine Leiche in den Händen. Man ist versucht, dieser edeln Aufregung, welcher er sich bei den letzten von ihm geleiteten Assisen hingab, wenigstens die Beschleunigung und Plötzlichkeit seines Todes zuzuschreiben.

Das „Athenaeum" sagt: „Selten hat der elektrische Draht eine so unerwartete Kunde nach London gebracht als die von Talfourd's plötzlichem Tode, der ihn traf in Augenblicksschnelle auf dem richterlichen Sitz, in der Mitte seiner amtlichen Pflichten, im vollen Besitz der Gesundheit, in der höchsten Reife seiner Kräfte, unter ehrenhaften und ruhmvollen Erfolgen. Die Nachricht von seinem Tode glitt über London wie ein Schatten, der fast auf jedem Antlitz sichtbar war. In den Clubs, in den Theatern, in den Gerichtshöfen, in den Vorzimmern des Hauses der Gemeinen herrschte zuerst Stillschweigen, die Augen senkten sich, der Athem stockte. Später fanden dann Bestürzung, Theilnahme und Bedauern Worte." Es muß kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein, dessen Tod eine solche Bewegung hervorrief, es ist aber auch kein gewöhnliches Volk, welches sich zu solcher Bewegung hinreißen läßt.

Was Talfourd seinem Vaterlande als Rechtsgelehrter gewesen, liegt uns Deutschen ferner. Dagegen wollen wir seiner literarischen Leistungen mit wenigen Worten gedenken. Talfourd's Vater war ein Brauer in Reading, seine Mutter die Tochter eines Geistlichen, die so streng religiös war, daß sie dem jungen Talfourd nicht einmal gestattete, den Shakspeare zu lesen. Im 18. Lebensjahre kam er nach London, und hier ging ihm eine ganz neue Welt auf, als er zum ersten mal das Theater besuchte. Das erste Stück, welches er sah, war Addison's „Cato"; auch blieb Addison stets sein Liebling als Dramatiker, außer Addison noch Dryden und selbst Rowe. Shakspeare's Größe hat Talfourd wol nie zu würdigen gelernt; Byron war ihm sogar widerwärtig. Dagegen war es Talfourd, welcher im Jahre 1815 die Aufmerksamkeit auf Wordsworth lenkte und zu einer Zeit, wo Byron auf dem Höhepunkte seines Ruhms stand, kühn zu behaupten wagte, daß der Verfasser von „John Bell" der erste Dichter seiner Zeit sei. Damals berichtete Talfourd über Rechtsfälle für die „Times", besprach neue literarische Erscheinungen im „Edinburgh review" und lieferte literarische Beiträge, Theaterkritiken u. s. w. für das „New monthly magazine". Im Jahre 1835 erschien sein Trauerspiel „Ion", welches im folgenden Jahre auf dem Coventgarden durch Macready zur Aufführung gebracht wurde und bedeutenden Erfolg hatte, den es zu einem großen Theile der Darstellung der Hauptheldin durch die berühmte Schauspielerin Ellen Tree verdankte. Dem „Ion" folgten die Dramen „The Athenian captive" und „Glencoe", beide für Macready geschrieben und auf dem Haymarkettheater aufgeführt, doch mit minderm Erfolg. Ein anderes Drama „The Castilian" ist nicht zur Darstellung gekommen. Außerdem schrieb Talfourd „Vacation rambles", ein Jugendwerk, hübsche und gefällige Reiseplaudereien, ein „Life of Charles Lamb" u. s. w. Von 1835—41 saß er als Nachfolger Palmer's im Parlament. Bei den Wahlen im J. 1841 unterlag er gegen einen Torycandidaten; 1847 kam er jedoch wieder ins Parlament, in welchem er bis zu seiner Erhebung zum Richterposten im Jahre 1849 blieb. Er gehörte während dieser Sessionen zu den wenigen im Unterhaus befindlichen Mitgliedern schriftstellerischen Namens, und es waren auch vorzugsweise die Interessen der Autoren und Theaterschriftsteller, für die er seine Stimme erhob. Berühmt ist seine auch im Druck erschienene „Speech on the law of copyright".

H. M.

Colonistenleben.

Souvenirs de Jala-Jala, par *Paul de la Gironière*. Paris 1853.

Innerhalb der 20 Jahre (1819—39), die der Verfasser des in der Ueberschrift genannten Buchs auf den Philippinen zubrachte, hat sich derselbe als intelligenter, energischer und muthiger Mann gezeigt und auf der Insel Luçon die Colonie Jala-Jala gegründet. Nach seiner Rückkehr wunderte man sich, daß Gironière dem Publicum sein abenteuerliches Leben nicht mittheile. Diese Arbeit erfoderte indeß Zeit und manche Vorbereitung. Gegenwärtig hat Gironière nunmehr seine „Erinnerungen aus Jala-Jala“ veröffentlicht. Als Schriftsteller macht er hierbei keinerlei Prätention, sondern erzählt schlicht und einfach, was ihm in seinem wechselvollen Leben begegnet ist.

Sohn eines ehemaligen Capitäns vom Regiment Auvergne, hatte er von Jugend auf großen Drang nach weiten Reisen und Abenteuern gehabt. Mit 20 Jahren hatte er bereits mehre male Indien gesehen und sechs mal das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Eine vierte Reise führte ihn als Schiffschirurg nach Manila, wo er einen fürchterlichen Ausbruch der Cholera erlebte und einer Metzelei der Eingeborenen nur mit Mühe entging. Durch den Verzug von einigen Stunden ward der junge Doctor, fast von Allem entblößt, von dem Schiffe, das ihn nach Frankreich zurückführen sollte, auf den Philippinen zurückgelassen. Er blieb in Manila, einer Stadt von 150,000 Einwohnern, unter denen aber nur 10,000 Spanier sich befanden. Seine 25 Piaster, die er bei sich hatte, verwandte er auf seine Garderobe und stand nunmehr allein und verlassen da.

Da besann er sich zum Glück auf einen spanischen Hauptmann, Namens Don Juan Porras, der durch ungeschickte Aerzte fast ganz erblindet war. Bei diesem ließ er sich melden und ward auch, als er sich als französischer Arzt zu erkennen gab, der ihn zu heilen gekommen sei, zuvorkommend aufgenommen. Der Capitän behielt ihn gleich bei sich und unterwarf sich seiner Behandlung, bei der Gironière ihm zwar das eine Auge operiren mußte, das andere aber völlig wiederherstellte. Vergeblich hoffte er jedoch, daß der Capitän durch sein Wiedererscheinen in der Welt, die er seit einem Jahre verlassen hatte, Aufsehen erregen und so seinen Ruhm begründen werde. Der eitle Capitän wollte nicht als einäugig gelten und auf ein künstliches Auge aus Paris warten. Dies würde jedoch wenigstens 18 Monate gedauert haben, und deshalb fertigte Gironière mit großer Mühe in acht Tagen selbst ein solches, welches er ihm einsetzte. Das Wiedererscheinen Don Porras' machte den Verfasser nunmehr in wenigen Tagen zum renommirtesten Arzte und wohlhabenden Manne. Der spanische Gouverneur ernannte ihn zum Oberarzte der Garnison, in wenig Tagen hatte er Pferde und Kutsche; sechs Monate später heirathete er eine junge und reizende Witwe, welche 700,000 Francs aus Mexico zu erwarten hatte. Zwar wurde diese Summe durch eine Bande Iturbide's, des nachmaligen Kaisers, geraubt, allein die jungen Eheleute trösteten sich.

Bei einem Aufruhr, den ein Offizier, der Creole Novales, gegen die spanische Regierung anzettelte, blieb der Verfasser Spanien treu. Novales, anfänglich Herr der Stadt, um 2 Uhr noch zum Kaiser proclamirt, wurde besiegt und um 5 Uhr des Nachmittags füsilirt. Gironière erhielt bald noch mehre reichbesoldete Aemter, die ihm allein schon gestatteten, ein angenehmes Leben zu führen; eine Ungerechtigkeit in der Verwaltung veranlaßte ihn jedoch, sie niederzulegen. In Wahrheit langweilte ihn auch das Leben in Manila; er ließ sich in der Provinz Laguna nieder und kaufte eine beträchtliche Besitzung an dem südlichen Ende der Halbinsel von Jala-Jala.

Hier fand sein unabhängiger Sinn bald hinreichende Nahrung; er ward der Eingeborenen Herr und Haupt der Provinz, deren Civilisation er unternommen hatte; der spanische Gouverneur gab ihm die erfoderlichen Rechte und Gironière ward nun nicht allein Ackerbauer, sondern auch Administrator; er wollte befehlen. Sein unruhiger Geist trieb ihn dazwischen zu weiten Wanderungen an, und als Jäger und Tourist, die Flinte auf der Schulter, die Schreibtafel in der Hand, durchzog er unendliche Einöden, „auf seinen Stern vertrauend“.

Und er hatte in der That seinen Stern. Als er 1839 die Philippinen verließ, trug sein Körper nicht weniger als 17 Wunden; glücklicherweise hatte ihn nie eine Kugel getroffen. Es ist dies wunderbar, denn bald bekämpfte er die Banditen als Commandant der Gendarmerie, bald die Wilden, wenn er Abenteuer suchte.

Sobald Gironière in Jala-Jala angekommen war, setzte er sich mit den Räubern in Vernehmen. Diese, eine Art „Outlaws“ und den italienischen Banditen nicht unähnlich, waren in fortwährendem Krieg mit dem spanischen Gouverneur, erhielten aber in Zeiten der Noth Amnestie und wurden dann ehrlich; Gironière fand etwa 40 Lieues von Manila ein Dorf, welches nur von solchen Amnestirten bewohnt war, und hatte an der Ordnung und Einrichtung desselben nichts auszusetzen. Dagegen hatte er viel mit ihnen zu thun; er lieferte ihnen Schlachten, hielt Belagerungen von ihnen aus, und eines Tages vertheidigte seine Gattin gleich Jeanne Hachette mit wahrem Heldenmuth sein Haus gegen sie. Nach und nach gelang es ihm, einige derselben und dann immer mehr zu unterjochen, und diese blieben ihm dann in Gefahr und Unglück treu.

Gleich der erste Eindruck, den er auf die eingeborenen Räuber machte, war ein günstiger. Er machte sich wohl bewaffnet mit seinem getreuen Kutscher nach einem von ihnen bewohnten Dorfe auf, um einen angesehenen Räuberhäuptling zu gewinnen. Dieser, Namens Mabutin-Tajo, d. h. der Starktapfere, hatte eine Menge Mordthaten auf seinem Gewissen, stand aber wegen seiner Tapferkeit in großem Ansehen bei seinen Landsleuten. Mit kurzen Worten sagte ihm Gironière, daß er ein großer Verbrecher sei und den Herrn von Jala-Jala vor sich sehe, der ihm indeß verzeihen werde, wenn er sein Betragen ändern und Lieutenant seiner Leibwache werden wolle. Nach einer langen Ueberlegung kniete Alila (dies war sein wahrer Name) vor ihm hin und sprach: „Ich werde euch treu sein bis in den Tod.“ Alila hat dieses Wort gehalten und überall sehen wir nunmehr Gironière in Begleitung seines treuen Alila.

Ueberhaupt sind die Indier der Philippinen weniger boshaft als vielmehr wild; man muß sie nur zu behandeln verstehen. Ein Marseiller, Joachim Balthazard, hatte z. B. auf der Besitzung Gironière's sich eine Art Harem angelegt; sobald er eine seiner Frauen überdrüssig hatte, ließ er einen seiner Arbeiter kommen und gab sie ihm ganz ernsthaft ohne viele Worte zur Frau. So weit hat allerdings Gironière den Colonisationseifer nie getrieben.

Binnen acht Monaten war für Gironière ein geräumiges Haus, für die zu begründende Colonie ein Dorf mit dem gobernadorcillo, einem Pfarrer, einer Kirche, Schule und Gemeindehaus fertig. Es würde zu weit führen, die Geschichte dieser Colonie wiederzugeben. Sie ist jetzt eine außerordentlich große Domäne, begründet durch einen einzigen Mann. Binnen kurzem gelangte Jala-Jala zu einem unerhörten Flor. Ein schönes indisches, ausgezeichnet verwaltetes Dorf bildete den Mittelpunkt. Ungeheuere Reis-, Zucker und Kaffeefelder haben die unfruchtbaren Wälder ersetzt. Trotz der Orkane, Ueberschwemmungen, der Verwüstungen durch Büffel, Eber, Affen und Heuschrecken lohnten reiche Ernten die gehabten Mühen. Gironière besaß drei Heerden, eine von 3000 Stück Rindern, die zweite von 800 Büffeln und die dritte von 600 Pferden.

Ueberfluß und Freude herrschten im ganzen Dorfe. Das Haus Gironière's war der Sammelplatz aller Reisenden, die von Manila kamen, und der Kranken, welche die gesunde Luft von Jala-Jala genießen wollten. Franzosen, Spanier, Engländer, Amerikaner wurden alle gleich gastlich aufgenommen.

Gironière liebte dabei das Nomadenleben; folgen wir ihm

daher auf seinem Ausflug zu den Tinguianen und Negritos. Bei jenen fand er Männer von schöner, leicht bronzirter Gestalt, mit glatten Haaren und regelmäßigem Profil und wahrhaft schöne und reizende Frauen, welche nur durch ihre dicken Hände verunstaltet werden. Die letztern werden durch frühzeitig angelegte Armbänder erzielt. Unerträglich war indeß der Geruch, den alle von sich gaben und der dadurch entsteht, daß sie niemals ihre Kopfbedeckung, eine Art Turban, ablegen, sondern in Lumpen zerfallen lassen.

Als Gironière eines Tages in einem Flecken Namens Palan verweilte, kam die Nachricht von einem Siege, den eine benachbarte Ortschaft Laganguilan y Madalag erfochten hatte, und er erhielt die Erlaubniß, mit seinen Gästen dorthin ziehen zu dürfen, um an dem Siegesfeste theilzunehmen. Die Bewohner der Dörfer, durch die sie kamen, schlossen sich ihnen an und man gelangte deß Abends an den Bestimmungsort. Um elf Uhr ließen Alle sich in einem Kreise nieder, in dessen Mitte Gefäße mit gährendem Zuckerrohrsaft und vier häßliche Köpfe, die Siegestrophäen, standen. Unter wilden Gesängen wurden darauf diese Köpfe gespalten und junge Mädchen mischten das herausgenommene Gehirn in jenen Saft, der nunmehr herumgereicht ward. Zuerst schöpften die Häuptlinge mit kleinen Schalen von Korbgeflecht, in denen nur das Dicke blieb, während der Saft durchlief, und verzehrten diesen Brei mit ungeheuerm Wohlbehagen. Gironière sah mit Entsetzen, daß die abscheulichen Krüge auch an ihn kommen würden, und hätte lieber dem Feinde oder dem wüthenden Büffel gegenübergestanden. Weigerung wäre sicherer Tod gewesen, und so schöpfte er denn gleich den Andern, näherte die Schale seinen Lippen und — gab sie weiter an den unglücklichen Alila. „Herr“, sagte dieser nachher trostlos zu ihm, „warum sind wir unter diese Teufel gegangen; wären wir lieber in unsern guten Lande Jala-Jala geblieben.“ Dies war jedoch nicht die Absicht Gironière's, der bald darauf den Negritos oder Ajetas einen Besuch abstattete, wobei er indeß nicht so wohlfeilen Kaufs davonkam.

In der Zwischenzeit traf ihn wiederholtes Unglück. Er erfuhr nach und nach den Tod zweier seiner Brüder, die in Europa geblieben waren. Der dritte starb in Jala-Jala unter seinen Augen. Er verlor seine besten Freunde, seine Frau selbst unterlag der tödtlichen Krankheit; endlich starb ihm zuletzt sein Kind. Im Uebermaße seines Schmerzes war er nahe daran, Hand an sich selbst zu legen. Nur die Erinnerung an seine noch in Europa lebende Mutter hielt ihn davon ab; sein Entschluß heimzukehren stand nunmehr aber fest.

Er verkaufte seine schöne Besitzung und machte sich mit seinem treuen Lieutenant und zwei Indiern auf den Weg. Vorher besuchte er noch die Negritos. Er hatte auf dieser Reise viel Beschwerden zu bestehen. Einmal überfielen Myriaden von Blutegeln die Reisenden; dann drohte ein furchtbarer Orkan ihnen Untergang, bis sie endlich zu den Negritos gelangten, den wahren Ureinwohnern von Luçon, denn die Tinguianen scheinen von den Japanesen und die Igorroten von den Chinesen abzustammen. Er fand zwischen ihnen und den Affen keinen weitern Unterschied, als daß sie Pfeil und Bogen hatten. Vor seiner Abreise wollte er gern ein Skelett von ihnen mit in die Heimat nehmen; die Sache war indeß äußerst gefährlich. Nachdem er einige Gräber ausgekundschaftet hatte, brach er eines Nachmittags auf, nahm von seinen Wirthen Abschied und begab sich an jenen Ort. Die ersten Gräber enthielten nur unbedeutende Knochen, bis sie gegen Ende des Tages eine sehr schöne mumienartige Leiche einer Frau fanden, wie sie dies an der Lage erkannten. Sie legten sie sorgfältig in einen Sack, als sie plötzlich die scharfen Schreie der Ajetas und gleich darauf deren Pfeile schwirren hörten. Die einbrechende Nacht und ein Wald deckten indeß ihre Flucht und auf gut Glück abgefeuerte Schüsse hielten den Feind etwas zurück, sodaß sie an das Meer gelangten und in eine Pirogue sich retten konnten. Ihre Lage war gleichwol noch sehr gefährlich, und eine einzige Welle des Stillen Ocean, auf dem sie schwammen, konnte sie sammt den beiden Schädeln und dem Skelett der Ajetas vernichten. Auch diesmal entkamen sie noch der Gefahr und Gironière konnte sich gerettet glauben. Eine leichte Wunde an der rechten Hand hatte er nicht beachtet, die er durch einen Pfeil der Ajetas erhalten hatte. Der Pfeil war jedoch vergiftet gewesen, die Hand begann zu schwellen und alle Gegenmittel halfen zu nichts. Das Gift schien sich nach der Brust zu ziehen und bereitete Gironière furchtbare Qualen. Nach einem Monate hatten ihn die Aerzte aufgegeben und gesagt, er werde die Nacht nicht mehr überleben. Allein wunderbarerweise wollte Gironière selbst an seinen Tod nicht glauben, und als könnte er den Lauf der Natur ändern, fühlte er sich des andern Morgens besser; einige Tage darauf drang das Gift durch einen Hautausschlag aus und eine langsame Genesung trat ein.

Einmal geheilt, eilte Gironière nach zwanzigjähriger Abwesenheit nach Frankreich, wo er das Glück hatte, seine Mutter wiederzufinden. Das Skelett der Wilden, das er von den Ajetas mitbrachte, figurirt jetzt im anatomischen Museum zu Paris. 4.

Die Deutsch-Nordamerikaner.

Wenn wir die Stellung betrachten, welche die zu Millionen über die ganze Welt zerstreuten deutschen Landeskinder unter den fremden Nationen einnehmen, dann möchte uns fast ein Gefühl tiefster Demuth beschleichen. Nirgends haben wir es außerhalb Deutschland zur Schöpfung eines politischen Gemeinwesens oder zu einer Stellung gebracht, die auf das Mutterland einen glorificirenden Schein zurückwürfe. Höchstens rühmt man an uns, tüchtige und geschickte, wenn auch nicht sehr vorwärtsstrebende Landwirthe und Handwerker und ziemlich solide, wenn auch nicht sehr unternehmende Kaufleute, namentlich aber ausgezeichnete Musikanten und Liedersänger zu sein. Moritz Wagner, der wol Gelegenheit hatte, in Erfahrung zu bringen, wie man am Kaspischen Meere wie am Stillen Meere von uns denkt, schrieb jüngst in Bezug hierauf: „Huldigung und Anerkennung fremder Energie und fremder Thaten geziemt vor allem einer kosmopolitischen Nation, von deren Thun und Treiben man in der Fremde fast nichts weiß, als daß sie sehr gelehrt sei, sehr viele Philosophen und besonders Doctoren der Philosophie besitze und große Massen von Proletariern, flüchtigen Freischärlern und Ex-Reichstagsdeputirten seit einigen Jahren über das Meer spedirt habe, um auch den Amerikanern Gelegenheit zur Bewunderung ihrer schiffbrüchigen Herrlichkeiten zu geben.“ Moritz Busch in seinen „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi“ bezeichnet, die früher eingewanderten, längst eingebürgerten und reich gewordenen „Grauen“ als durchgängig geldstolz, ungebildet, engherzig und philisterhaft im höchsten Grade, während sich, wie er weiter bemerkt, in den neu Angekommenen oder den „Grünen“ die in Europa gewaltsam oder durch die Verhältnisse zurückgehaltenen bösen Triebe aufs häßlichste Luft machen. Die traurigste Rolle spielen aber gerade so manche unserer Gelehrten und Halbgelehrten, die an den Mutterbrüsten unserer gelehrten Anstalten sich mit Weisheit, unverdauter Philosophie und rechthaberischem Eigendünkel vollgesogen haben. Auffallend erscheint es namentlich, daß die aus Deutschland Expatriirten sich nächst den Irländern am meisten als crasse Materialisten zeigen, sobald sie den Boden Amerikas unter sich fühlen. Das „Morgenblatt“ enthielt jüngst unter der Ueberschrift „Stromfahrt durch das Mississippithal“ Mittheilungen eines Deutschen, worin darüber Klage geführt wird, daß der Deutsch-Amerikaner für Literatur, Kunst und philosophische Speculation auffallend wenig Sinn zeige, daß er für Volksschulen nur hergebe, was er hergeben müsse, aber keinen Deut für höhere Bildungsanstalten, und daß, wer nach Höherm strebe, der Verfolgung des „deutschen Pöbels“ unrettbar verfallen sei. Unsere Demokraten, welche Deutschland im Nu eines Augenblicks in eine Republik zu verwandeln gedachten, könnten ja jenseit des Ocean zeigen,

was sie vermögen, sie haben dort Raum und Freiheit genug dazu, sie könnten die Ehre des deutschen Namens, die sie bei uns für gefährdet ausgaben, durch einmüthiges Zusammenhalten und ernstes praktisches Streben und Wirken retten. Was thun sie? Sie lehren, zum Abscheu aller Nordamerikaner, den rohesten Atheismus, Materialismus und Communismus, sie decken Einer des Andern Blöße auf, sie klatschen, verleumden und entwürdigen sich und Andere, wie sie bei uns gethan. Karl Heinzen, der vormärzliche „Märtyrer", erließ, als das dritte der von ihm unternommenen Blätter gestorben war, ein Abschiedswort an die Leser, worin er unter Anderm sehr zart äußerte: er habe sich von „Schweinen umgrunzt" gesehen, denen er täglich seine Perlen habe vorwerfen müssen. Der „Christian inquirer" ließ vor einiger Zeit die deutsche neuyorker Presse Revue passiren und beklagte sich, daß unter den zehn oder elf deutschen Blättern, die in Neuyork herauskämen, kaum eins etwas nach amerikanischen Begriffen tauge, daß aber vier derselben entschieden aufs gänzliche Zerstören und auf Verbreitung des crassesten Atheismus und Socialismus lossteuerten. Die „Schnellpost", obschon mit Fähigkeit geleitet, wolle die Religion aufheben und an ihre Stelle die bloße Selbstachtung einsetzen, achte sich aber selbst so wenig, daß sie ihr Feuilleton mit den berüchtigten Memoiren der Lola Montez fülle; „Lucifer", roh in der Sprache, antichristlich, gotteslästerlich, erkläre geradesweges die Sinnenlust als das höchste Ziel des Menschen u. s. w.

Ein Blatt nimmt der „Christian inquirer" aus — die im größten Zeitungsformat erscheinende „Neuyorker Staatszeitung", die am 1. Januar bereits ihren 20. Jahrgang angetreten hat. Eine mir vorliegende Nummer dieser Zeitung (vom 16. Januar) ist wohl geeignet, die gute Meinung, die der „Christian inquirer" von ihr ausspricht, zu rechtfertigen, und es bleibt doch immer ein Trost, daß die Heinzen'schen Blätter keine Abonnenten finden konnten und deshalb eingehen mußten, während die „Staatszeitung" bereits ihr zweites Decennium erlebt hat. Auch die „Schnellpost" ist eingegangen, während die „Staatszeitung" so viele Abonnenten zählen mag als alle übrigen in Neuyork erscheinenden deutschen Blätter zusammen. Dies ist ja doch wol ein gutes Zeichen, indem es beweist, daß die Deutschen wenigstens in Neuyork eine höhere Bildungsstufe einnehmen und reine und gesunde Elemente von den unreinen und ungesunden zu sondern wissen. Die „Neuyorker Staatszeitung" bekennt sich zu den Grundsätzen der „großen demokratischen Partei und des großen republikanischen Adoptivvaterlandes", aber sie erklärt, nichts zu thun haben zu wollen mit dem Socialismus und Communismus, dem rothen Republikanismus, der „Haudegen-Philosophie" und der „Freiheitsliedersingerei". Ebenso entschieden erklärt sie sich gegen alles Cliquenwesen, gegen die seichte „Vernunftspredigerei", weil sie in ihr wenig mehr als ein „verkapptes Pfaffenthum" zu erkennen vermöge, und gegen roh-cynischen Zeitungshader.

In derselben Nummer befindet sich auch die bereits von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erwähnte Ausschreibung von drei Preisen für die besten Originalnovellen über deutsches Leben und Wirken in Amerika. In der Motivirung dieser Preisausschreibung kommt die Redaction unter Anderm auch auf die Verdienste zu sprechen, welche sich Deutsche um Nordamerika als Landwirthe, Weinbauer, Vaterlandsvertheidiger und Förderer des Kunstlebens erworben hätten. Es wird auf einzelne verdiente Männer hingewiesen, auf die Thaten von Helden wie Steuben, de Kalb u. A., deren Namen mit ihrem Blute unverlöschlich in der amerikanischen Geschichte verzeichnet ständen, auf den Prediger Mühlenberg, der mit seiner ganzen Gemeinde zum Schwerte griff, um die junge amerikanische Freiheit gegen „britische Tyrannei" zu vertheidigen, auf Follen's edle Bestrebungen, auf den größten Gouverneur, den Pennsylvanien je gehabt hat, Simon Schneider, den treuesten Schüler Jefferson's, den eifrigsten Förderer des Kriegs von 1812. Dies Alles ist wohl geeignet, den Eindruck der zu Anfang unsers Artikels lautgewordenen Klagen wohlthuend zu schwächen. Wir erkennen daraus, wie der Samen deutschen Geistes doch auch über Nordamerika ausgestreut ist und Sprossen treibt und Früchte bringt, trotz der Unarten des deutsch-amerikanischen „Pöbels", der jetzt freilich noch überwiegt. Aber man sorgt ja in der Heimat dafür, daß immer mehr Capacitäten nach Amerika hinüberversprengt werden, und so arbeitet man in seiner Blindheit den Zwecken des Weltgeistes tüchtig in die Hände.

Indeß kann ich von der „Neuyorker Staatszeitung" nicht scheiden, ohne noch einen flüchtigen Blick auf die Inserate zu werfen und daraus schließlich Einiges zur Gemüthsergötzung der Leser mitzutheilen. Man wird daraus erkennen, daß auch die Deutschen in amerikanischen „Puffs" etwas zu leisten wissen. Da sind angezeigt: „Sichere Heilung für wenig Geld"; „Keine Krankheiten mehr! unfehlbares Heilmittel!"; „Bester Hustensyrup in der Welt"; „Innocent-Pills, raschestes, sicherstes und unschuldigstes Heilmittel"; „Sicheres Mittel gegen Diarrhöe und Cholera"; „Rheumatismus-Liniment, unfehlbares Mittel, gewährt augenblickliche Hülfe"; „Bestes und unfehlbares Mittel gegen Schwindsucht" u. s. w. — genug, der Tod ist durch diese verschiedenartigen, gegen jede Krankheit „unfehlbar" und „augenblicklich" helfenden Pillen in Nordamerika im Grunde unmöglich, und wenn er dennoch und oft sehr zur Unzeit kommt, so wird es wol daran liegen, daß der Tod ein sehr unhöflicher Gast ist, der selbst auf diese unfehlbar wirkenden Pillen keine Rücksicht nimmt, wenn er sich einmal vorgesetzt hat, bei Jemand anzuklopfen. *)

H. M.

Notizen.

Hasenclever und die Jobsiade.

Die französische „Illustration" enthielt jüngst einen Artikel über den verstorbenen Hasenclever, nebst einer Holzschnittnachbildung des bekannten Hasenclever'schen Bildes: Das Examen des Hieronymus Jobs. In dem wahrscheinlich aus deutscher Feder herrührenden Texte heißt es: die Scene sei weniger derb dargestellt und historischer aufgefaßt, der Humor feiner und taktvoller u. s. w. In diesen Worten liegt offenbar die Absicht, den Maler auf Kosten des Dichters zu erheben, dem jener doch seinen Stoff verdankt. Das deutsche Volk hat sich der „Jobsiade", wie dies schon in Nr. 9 dieser Blätter weiter ausgeführt ist, wahrlich nicht zu schämen. Und was speciell die Examenscene betrifft, so ist diese im Gedicht gerade classisch durch ihr Nacheinander, während der Maler, in so trefflicher Weise es ihm auch gelang, nur ihr Nebeneinander fixiren konnte. Bekanntlich hat der zu früh verstorbene Hasenclever noch Jobs als Schulmeister, Jobs als Nachtwächter und die mit den Worten „Sie tranken des Mondes Silberschein" eingeführte Siegwartsscene zu Gegenständen allerliebster Bilder gemacht.

Wie man mit Wenigem haushält.

Man könnte eine Preisfrage folgenden Inhalts ausschreiben: Wie macht es eine Universität möglich, ihren ganzen Haushalt mit noch nicht 4000 Gulden zu bestreiten? Um 1530 kostete nämlich die Unterhaltung der Universität Wittenberg nicht mehr als 3795 Fl. Dennoch verboten Luxusgesetze dem Rector, mehr als 120 Gäste auf einmal einzuladen. Das Räthsel löst sich, wenn man erfährt, daß die Klafter Holz damals nur 6 und ein Hase nur 2 Gr. kostete. Für „Tisch, Disciplin und Habi-

*) Beim Schlusse dieses Artikels kam uns ein amerikanisches Zeitungsblatt mit einem von K. Heinzen, L. Wittig, Bürgler u. A. unterzeichneten und am 19. Februar in Louisville in einer Massenversammlung angenommenen Programm der „Freien Deutschen" zu Händen, auf das wir ein ander mal zurückkommen. Vorläufig sei nur bemerkt, daß dieses utopistische Programm schwerlich geeignet sein dürfte, die Achtung der eingeborenen Nordamerikaner vor dieser Sorte deutsch-amerikanischer Politiker wesentlich zu erhöhen.

tation" eines Studenten nahm der Professor 30 Gulden jährlich. So erzählt Grohmann in den Annalen der Universität Wittenberg. Bei diesem Anlaß wollen wir noch bemerken, daß die Einkünfte des deutschen Kaisers zu seligen Reichszeiten zuletzt bis auf 13884 Gulden zusammengeschmolzen waren, daß er sich also nicht so gut stand wie heutzutage mancher Gesandte oder Minister. H. M.

Bibliographie.

Abeken, H., Das religiöse Leben im Islam. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 27. Febr. 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 9 Ngr.

Atlantis. Eine Monatsschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie. Redigirt von C. Esselen. Neue Folge. 1ster Band oder Jahrgang 1854. Zwölf Hefte. Milwaukee. Gr. 8. 5 Thlr.

Barfus-Falkenberg, F. W. v., H. A. Graf von Barfus Königl. Preuß. General-Feldmarschall. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte unter den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. von Brandenburg, insbesondere der Feldzüge gegen die Türken 1683, 1686, 1691. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Baxter, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Englischen neu übersetzt von K. Eb. 3te wohlfeile Ausgabe. Stuttgart, Mäcken. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 8ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bräutigam, M., Der musikalische Theil des protestantischen Gottesdienstes, wie er sein und wie er nicht sein soll. Nach eigenen Erfahrungen und fremden Bemerkungen dargestellt. Borna. Gr. 8. 15 Ngr.

Craon, Prinzessin von, Henry Percy, Graf von Northumberland: oder des Christen Rache. Ein historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Französischen von H. Rütjes. Emmerich, Romen. Gr. 16. 25 Ngr.

Ecken auszfart, nach dem alten Straszburger drucke von MDLIX herausgegeben von O. Schade. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fernau und T. Heydefuß, Die gesammten Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Vollständiges Hand- und Reisebuch für Alle, welche sich für Amerika interessiren, nebst einer speciellen Anweisung für Auswanderer. Aus eigener Anschauung und den neuesten Berichten zusammengestellt. Mit einer Karte von Nord-Amerika. Berlin, Sacco. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Gesangbuchs-Frage, wann und wie wird sie erledigt? Eine hymnologisch-praktische Vorlage zu allgemeiner Verständigung und endlicher Vereinbarung. Mit specieller Beleuchtung des neuen Entwurfs eines Gesangbuchs für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, auch Andeutung einer nicht nur baldigst, sondern auch würdig und nachhaltig zu vollziehenden Gesangbuchs-Reform. Ein Beitrag zugleich für ein allgemeines Gesangbuch der gesammten deutschen evangelisch-lutherischen Kirche. Ansbach, Junge. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Hellner, P., Pädagogisches Tagebuch, enthaltend einen Organisationsplan für das städtische Bürgerschulwesen, nebst Lehrgängen und einem dazu gehörigen vollständigen Lehrplane. Löbau, Walde. 8. 18 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, In dulci jubilo nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie. Mit einer Musikbeilage von L. Erk. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Hofmann, v., Aus neuer und alter Zeit. Coblenz, Hergt. Gr. 8. 10 Ngr.

Horn, O., Therese Krones. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. 1ste bis 4te Lieferung. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. à 9 Ngr.

Jacob, T., Letzte Gründe und Folgerungen daraus. Berlin, K. Wiegandt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Knapp, A., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Kuh, E., Friedrich Hebbel. Eine Charakteristik. Wien, Tendler u. Comp. 16. 10 Ngr.

Leben und Wirken des Malers Joh. Rudolf Byß von Solothurn. Geboren 1660, gestorben in Würzburg 1738. Solothurn, Scherer. Gr. 4. 10 Ngr.

Die schwarze Mare. Bilder aus Litthauen. Vom Verfasser der „Neuen Deutschen Zeitbilder". Drei Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 8. 3 Thlr.

Parker's, T., sämmtliche Werke. Deutsch von J. Ziethen. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roosen, B. K., Gerhard Roosen, weil. Prediger der evangelischen Mennoniten-Gemeinde zu Hamburg und Altona, geboren 1612, gestorben 1711, den evangelischen Mennoniten-Gemeinden geschildert. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 7½ Ngr.

Schade, O., Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Seydlitz, Wrangel und der Major von Luck. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Sigenot nach dem alten Nürnberger drucke von Friderich Gutknecht herausgegeben von O. Schade. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Stichart, F. O., Das Königreich Sachsen und seine Fürsten. Ein geschichtlicher Abriß für Schule und Haus. Preisschrift. Mit 23 Bildnissen sächsischer Fürsten. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 18 Ngr.

Swedenborg, J., Von dem Himmel und seinen Wunderdingen [von der Geisterwelt,] und von der Hölle, nach Gehörtem und Gesehenem. Aus der 1758 zu London erschienenen lateinischen Urschrift erstmahls wortgetreu übersetzt von J. F. J. Tafel. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Hagen, K., Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Geschichtlich und politisch beleuchtet. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Hänggi, P., Bemerkungen über die Schrift des Hrn. Probstes und Prof. J. B. Leu: „Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands." Solothurn, Scherer. Gr. 8. 8 Ngr.

Kälin, R., Predigt über die Gleichnißrede vom reichen Manne und vom armen Lazarus. Luk. 16, 19—31. Gehalten in Zürich den 12. März 1854. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Kirche Christi in ihrem Verhältniß zu den Staaten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854. Nach den Berichten von Augenzeugen und andern zuverlässigen Quellen. Mit Karten, Plänen und sonstigen artistischen Beigaben. 1ste Lieferung. Mit einer Karte der Häfen von Helsingfors, Reval, Sewastopol. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Die deutschen Mächte und die Westmächte gegenüber Rußland. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Nagel, R., Mit welchem Rechte nennt man die Dissidenten Ungläubige? Predigt gehalten am 25. Septbr. 1853 vor der christkatholischen Gemeinde zu Brandenburg. Berlin, Weidle. 8. 2½ Ngr.

Pflüger, G., Die Missionen des Czaaren und der deutschen Großmächte wie der Westmächte. Zum Zwecke des Weltfriedens. Hanau. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

14. **Carus (K. G.), Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt.** Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Die äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, von hohem Interesse für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler, erfahren hier zum ersten male eine gründliche wissenschaftliche Erörterung, indem die Gesetze der Raumverhältnisse unsers Organismus und die wichtigen Anwendungen dieser „Architektonik der menschlichen Gestalt" auf alle Gestaltungslehre (Morphologie), deren eigentliche Grundlage sie bildet, sowie für die Kunst und die Künstler dargelegt werden. Der Gegenstand bildete schon lange eine Lieblingsbeschäftigung des als Gelehrter, Physiolog, Arzt und bildender Künstler ausgezeichneten Verfassers. Die beigegebenen Abbildungen sind von dresdener Künstlern gezeichnet und aus der berühmten lithographischen Anstalt von F. Hanfstaengl in Dresden hervorgegangen.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst:

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Figuren. 8. 1853. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publicum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben.

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit und überall den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft angemessen von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

15. **Chop (K.), Poesie und Verbrechen.** Eine Glosse in Prosa. 8. Geh. 1 Thlr.

Der dunkle Lebensgang eines dämonischen, auf der einen Seite zur dichterischen Schwärmerei, auf der andern zu modern ätzender Ironie geneigten, in dieser zwiefachen Richtung zu keinem Haltpunkt gelangenden und endlich durch diesen Zwiespalt, durch Stolz und Leidenschaft zum Verbrechen fortgerissenen Menschen wird von dem Verfasser in dieser Schrift mit gründlicher Kenntniß des menschlichen Herzens, in einfach edler, ihrer Wirkung sicherer Darstellung und in einer immer fesselnden, oft selbst tiefergreifenden Weise den Lesern vorgeführt. Der Verfasser tritt nicht mit den gewöhnlichen Ansprüchen und Tendenzen eines Schriftstellers von Fach, aber wol mit dem Gewicht einer im Stillen gereiften psychologischen Beobachtungsgabe und sittlichen und geistigen Gediegenheit vor das Publicum. Gerade dies erhöht den Werth dieser Erzählung wie das Interesse, mit der man ihr, unwillkürlich gefesselt, Schritt für Schritt folgt.

16. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage.** Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundachtzigstes bis zweiundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene (Band 1—11) ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

17. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregister in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Einundachtzigste bis neunzigste Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 62. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 68. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 80. die siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln); mit der 86. die achte Abtheilung: **Religion und Cultus** (30 Tafeln); mit der 90. die neunte Abtheilung: **Schöne Künste** (26 Tafeln).

Monatlich erscheinen in der Regel 2—4 Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

18. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Elftes bis vierzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

19. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundfünftes bis hundertundachtes Heft. (Schluß des neunten Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

☞ Beim Schluß des neunten Bandes der „Gegenwart" fügen wir die Bemerkung hinzu, daß sich das Werk, als eine encyklopädische Darstellung der zeitgeschichtlichen Hauptmomente, mehr und mehr seinem Abschlusse nähert. Nach einem genauern Ueberschlage, der jetzt erst, nachdem der größere Theil des Unternehmens ausgeführt ist, mit einiger Sicherheit unternommen werden konnte, dürften etwa drei Bände erforderlich sein, um in bisheriger Weise noch diejenigen Gegenstände zu behandeln, welche in einem solchen Rundgemälde der Zeitgeschichte nicht fehlen dürfen. **Das Werk wird demnach im Ganzen zwölf Bände umfassen und wahrscheinlich bis Ende künftigen Jahres vollständig in die Hände des Publicums gelangen.**

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

20. **Petit Dictionnaire** complet français-allemand et allemand-français. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der französischen und deutschen Sprache. Von **J. H. Kaltschmidt.** Dritte Stereotyp-Ausgabe. 8. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

21. **A complete Pocket-Dictionary** of the English and German languages. — **Vollständiges Taschen-Wörterbuch** der englischen und deutschen Sprache. Von **Ludwig Albert.** Zweite Stereotyp-Ausgabe. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. 8. 1849. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 18. Mai 1854.

Entwickelungsgeschichte des Königthums.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die christliche Zeit.

Die tiefe Ueberzeugung der ersten Christen siegte allmälig über die Glaubensleere der letzten Heiden, und Konstantin gab dem neuen Glauben wie den erst von ihm gegründeten monarchischen Formen einen neuen Sitz in der Stadt, die Europa und Asien geographisch verbindet, wie das Christenthum sie geistig und religiös verband. Als darauf rohe, aber that- und lebenskräftige Völker den siechgewordenen Römerstamm theils besiegten, theils vernichteten, da wurde die Religion, „die Besiegerin wilder Sitten", ihre beste Lehrmeisterin, das beste Mittel, ihre Cultur vorzubereiten und ihre Herzen der Humanität zugänglich zu machen. Das Kreuz verdrängte den Adler der heidnischen Kaiser, wie es später den Adler der christlichen Kaiser erniedrigen sollte. „Ein neues Leben drang aus den Ruinen." Hinrichs stellt ganz in diesem Sinne den Charakter dieser wichtigsten Uebergangsperiode der Weltgeschichte dar, wenn er sagt (S. 156):

Während im Orient die Religion den Staat unmittelbar aus sich gebar oder der Staat selbst war, während in der Alten Welt die Religion politisch wurde, sind in der christlichen Zeit Staat und Religion die Pole der gesellschaftlichen Ordnung.

Wie diese Pole sich gegenseitig zugleich mächtig anzogen und ebenso mächtig abstießen, ist ebenfalls sehr gut dargestellt. Der Verfasser sagt (S. 158):

Die Kirche steht (nach der Auffassungsweise des Mittelalters nämlich) in Widerspruch mit dem Staate und mit sich und kann während des Mittelalters diesen Widerspruch ihres eigenen Wesens nicht los werden. Er quält und peinigt sie, er macht sie fanatisch, er treibt sie hinaus nach dem Morgenlande, Reliquien zu sammeln. Nichts kann diesen Widerstreit schlichten, da die Kirche ein inneres Reich sein will und doch nur eine äußerliche Herrschaft gründen kann, da aus Allem, was sie unternimmt, stets (?) das Gegentheil von Dem erzeugt wird, was erreicht werden sollte. Die Kreuzzüge brachten als Resultat den Unglauben, die Universitäten wurden die Bollwerke gegen die Papstmacht, die Bibel das gefährlichste Buch. Ebenso erging es dem Staate. Er stritt für die Kirche, erhielt und schützte sie, er diente ihr, wollte aber dabei unabhängig von ihr sein, wollte seine Gesetze, seine Ueberlieferungen behalten und eine selbständige Stellung behaupten. Die Kaiser zogen aus zur Eroberung des Heiligen Grabes, ließen sich blutig geißeln von den Mönchen aus Demuth und Frömmigkeit, beugten sich vor Christus und wollten doch eingreifen in die Leitung des Gottesreichs, wollten, obschon Laien, geistliche Aemter besetzen, die Kirche weltlich verwalten und sie selbst zu Staatszwecken benutzen. Der Staat wollte etwas für sich und doch der Kirche ergeben, er wollte Herr und zugleich Knecht derselben sein und quälte sich mit diesem Widerspruche unter den schrecklichsten Martern Jahrhunderte lang. Im Kampf mit der Kirche, im Kampf mit den Vasallen, im Zwiespalt mit der Familie haben die Kaiser des Mittelalters ein mühseliges, sorgenvolles Leben geführt und doch die versöhnende Lösung des Widerspruchs nicht gefunden.

Die Leser werden es uns danken, ihnen diese Stelle mitgetheilt zu haben. Sie drückt auf das beste und richtigste aus, wohin die Wiederherstellung der mittelalterlichen Zustände durch unsere Fürsten und unsere Zeit führen würde.

Daß übrigens das ursprüngliche Christenthum, die Religion Jesu, seinen Charakter änderte und zum Theil in sein Gegentheil überging, als es Staatsreligion wurde, zumal da es dazu durch Männer von dem Charakter eines Konstantin oder Chlodwig gelangte, das drückt unser Verfasser, der sich überall als einen überzeugten, warmen Anhänger des positiven Christenthums zeigt, in sehr starken Worten aus. Doch scheint er uns einen Hauptgrund dieser Erscheinung übersehen oder doch nicht gehörig entwickelt zu haben.

Die vorchristlichen Religionen waren nämlich ihrer Natur nach Staatsreligionen, mit dem Volke oder dem Boden verwachsen. Das Judenthum war es zwar nicht in Bezug auf seine Grundlehre von dem einzigen Gotte, dem Gotte Himmels und der Erden, aber seine Formen und Ceremonien kündigten sich immerhin „als ein Erbtheil der Söhne Jakob's" an, deren Jehovah eben dieser

*) Vgl. den ersten Artikel über H. F. W. Hinrichs' Schrift „Die Könige" in Nr. 12 d. Bl. D. Red.

Weltgott sei. Die vorchristlichen Religionen waren also von selbst homogen mit dem Volksgeiste und der nationalen Gesetzbung. Das Christenthum aber ist seiner Natur nach rein spiritualistisch und universell. Es legt seinen Aposteln auf: „hinzugehen und das Evangelium zu predigen aller Creatur", und hinwiederum: „Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist." Das Christenthum zur nationalen, d. i. zur Staatsreligion machen, heißt also, man mag es drehen und wenden wie man will, es seines eigentlichen, d. i. universellen Charakters berauben und ihm einen andern, nämlich einen particulären unterschieben. Die christliche Kirche steht in dem Sinne über dem Staate, daß sie keine seiner Grenzen für ihre Wirksamkeit anerkennen und keine religiöse Satzung zu einer nationalen verengen kann, ohne ihren universellen Charakter zu verlieren. Der sogenannte christlich-germanische, d. i. zugleich universelle und particularistische Staat ist also ein viereckiger Cirkel, ein endlich-unendliches Ding, ein Widerspruch für den klaren und consequenten Denker.*) Keine Religion hat so scharf wie das Christenthum des Evangeliums Staat von Kirche abgeschieden und jedem seinen Wirkungskreis angewiesen; in keiner Religion ist von befangenen oder eigennützigen Dienern eine ärgere Mengerei zwischen Staat und Kirche zum Nachtheil beider getrieben worden. Das universelle Christenthum zur Staatsreligion verengt, kann nur zur Herrschaft der Geistlichen über die Laien, also auch über die Fürsten oder zum Cäsaropapismus führen. Dieser Satz schließt indeß noch nicht die Richtigkeit der Behauptung unsers Verfassers geradezu aus; das Christenthum habe den germanischen Völkern besonders darum so sehr zugesagt, weil dieselben eine ähnliche Grundanschauung über die freie Persönlichkeit, die Selbständigkeit und Würde des Menschen in sich trugen. Dennoch möchten wir den Satz in dieser Allgemeinheit bestreiten. Die protestantische Form des Christenthums mag für die germanischen oder, wenn man lieber will, für die nordischen Völker die geeignetste sein, das Christenthum selbst aber hat der Elemente genug, wodurch es den romanischen Völkern nicht minder zusagen muß als den germanischen. Die Wiege des Christenthums wie aller positiven Religionen, die diesen Namen verdienen, ist Asien, und wie sollte so seine Anziehungskraft für die Völker des Süden schwächer sein als für die des Norden?

Was die Herrschaft der nordischen Völker, besonders der germanischen in die Geschichte übertrug, das war einerseits die Humanität, welche sich in der größern Achtung vor den Frauen zeigte (die indeß schon im alten Rom weit mehr als in Griechenland und im Orient zu finden war), und andererseits neben und infolge der von dem Verfasser bezeichneten größern Berücksichtigung der einzelnen Persönlichkeit als Schattenseite eine große Centrifugalkraft im Gegensatze zu der Centripetalkraft, welche Rom bezeichnete und zum Theil den romanischen Völkerschaften blieb. Wir sind gar nicht mit unserm Verfasser einverstanden, wenn er sagt: Rom habe in der Einerleiheit die Einheit und statt der Organisation der Mannichfaltigkeit die Größe des Umfangs gesucht. Kein Volk, das Weltherrschaft erstrebte, verdient diesen Vorwurf weniger als die Römer. Schon die verschiedenen Rechte, die sie zuließen (der Bürger, Bundesgenossen, Municipien ꝛc.), die eigene Regierung und innere Verfassung, die sie den Bundesgenossen so weit ließen, als es sich nur irgend mit ihrer Herrschaft vertrug, ihre Achtung vor den Religionen aller Völker u. s. w. beweisen den Irrthum, in den unser Verfasser hier verfiel, und nächst den Engländern der Neuzeit gab es gewiß nie ein Volk, das sich auf Colonisation besser verstand als die alten Römer. Aber Rom strebte im Großen und Ganzen immer einem Mittelpunkte zu, während die germanischen Völker von Uranfang an auseinandergingen. Dem germanischen Heeresgenossen wird von Tacitus nachgerühmt, er überlebe in der Regel seinen Führer nicht, wenn dieser im Kampfe falle; der Römer weihte sich dem Tode willig und feierlich für das Vaterland. Daher kommt es, daß vor der Wiederauflebung der Wissenschaften der Begriff eines auf Volkseinheit und Homogenität gegründeten Staats den Völkern, welche die römische Welt vernichteten, ganz fremd war. Stämme, Genossenschaften, Waffenverbrüderungen, Religionsgleichheit oder Verschiedenheit (Heiden, Katholiken, Arianer), das sind die Magnete, deren Pole anziehen oder abstoßen; von einem Staate, von einer eigentlich vaterländischen Organisation ist vor der Wiedergeburt der Wissenschaften wenig oder nichts zu finden, und ganz ausgeprägt ist die Idee (wenn auch nicht ihre Erfüllung) eigentlich erst in der neuern und neuesten Zeit.

Was unser Verfasser weiter über Konstantin den Großen und das Byzantinische Reich sagt, übergehen wir großentheils und wollen nur kurz bemerken, daß dabei übersehen scheint, wie eigentlich erst Konstantin die demokratische Dictatur und Gewaltherrschaft der Imperatoren in eine orientalische theokratische Monarchie verwandelte, andererseits aber ganz aus den Augen gelassen ist, wie viel die geographische Lage der Balkanprovinzen, vorzüglich aber Konstantinopels dazu beiträgt, daß sich diese länger als andere gegen jeden Feind halten können.

Wesentlich zu unserm Gegenstande gehört hingegen, was in den beiden folgenden Capiteln über den Heerkönig und die Merovinger gesagt wird. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die Auffassung: der römische Staat, „der herz- und lieblose Rechtsstaat mit seinen

---

*) Rousseau hat bekanntlich („Contrat social", IV, 8) behauptet, ein Staat, der aus wahren Christen bestände, könne sich nicht erhalten und würde im Kampfe mit Völkern, wie die alten Römer oder Spartaner waren, nothwendig unterliegen müssen. Er hat hierbei unwillkürlich gerade denselben Fehlschluß gemacht wie die Vertheidiger des christlich-germanischen Staats. Das Christenthum lehrt Menschenthum, nicht Volksthum oder Staatsthum. Darum soll und darf es als Religion den kriegerischen Geist und die Nationaltugenden nicht vorzugsweise einflößen, aber es tritt denselben darum nicht entgegen. Thäte es jenes, so würde es nothwendig seinen universellen Charakter verlieren.

Rechtsformeln und gemüthlosen Gesetzen habe der Freiheit des Germanen, der treuen Liebe der Genossenschaft erliegen müssen", mehr eine historische oder eine romantische ist. Wenn aber von dem in den Lehnskönig verwandelten Heerkönig mit besonderer Beziehung auf Chlodwig und seine Dynastie gesagt wird: „Er schafft die neuen Staatsformen, aber trennt sie von seiner Macht und unterwirft sich ihnen freiwillig"; und wenn gerade hierin das Wesen der Monarchie für alle Zeiten und alle Lande gefunden werden soll, so streitet jenes unserer Ansicht nach gegen die Geschichte, dieses gegen die Grundsätze einer vernünftigen Staatslehre. Wir wollen, um ersteres zu begründen, den Verfasser nicht nur an die Versammlungen auf dem Märzfeld, an Tacitus' Ausspruch über die alten germanischen Fürsten: „Nec regibus libera aut infinita potestas", sondern auch an seine eigene Auseinandersetzung erinnern, wo er selbst darstellt, wie sich der erobernde Häuptling der nordischen Stämme oder Völker seine Genossen dadurch geneigt machen und an seine Macht und Person fesseln mußte, daß er ihnen Lehen ertheilte und hohe Würden übertrug. Wir stimmen ganz damit überein, daß der Lehnsstaat eine ganz neue Form des Königthums bedingte und daß der Lehnskönig sehr entfernt von dem absoluten Könige ist, aber diese Beschränkung ging aus der Natur der Dinge, aus der mehr oder weniger selbständigen Stellung der Häuptlinge, die sich ihm anschloſſen, aus der uralten Sinnesrichtung der germanischen Völkerschaften und ihren Institutionen, keineswegs aber aus dem freien Willen der Oberhäupter hervor. Wie hätte ein König, der wie Chlodwig so viele andere Stammhäupter (zum Theil durch Aufreizung zum Vatermord) aus dem Wege schaffen ließ, um ihre Stämme zu bewegen, ihn auf das Schild zu setzen und zum Herrscher zu erheben, die Mäßigung und Selbstbeherrschung haben sollen, seine eigene Autorität so freiwillig zu beschränken? In und aus dieser rohen Zeit fehlen natürlich die wichtigsten Urkunden. Aber wie unser Verfasser sich die Sache denkt, war sie gewiß nicht. Immerhin mochten die Salischen Franken sich dem König zu unverbrüchlicher Treue und beständigem Kriegsdienste verpflichten, es war sicherlich dadurch die uralte germanische Freiheit nicht aufgehoben, welche den freien Mann zu keiner Handlung verpflichtete, wozu er nicht seinen Beirath gegeben hatte.

Auch die Macht, welche unter den Merovingern der Kirche eingeräumt ward, beruht auf andern Grundlagen als der Selbstbeschränkung der königlichen Macht. Man braucht nur Gregor von Tours zu lesen, um zu erkennen, wie nützlich Chlodwig sein Katholicismus gegen die arianischen Gothen ward, und kann aus Tacitus ersehen, daß die große Macht der Priester sich aus dem germanischen Alterthum herschreibt, wo nur sie, nicht die Könige, das Recht hatten zu züchtigen, in Bande zu legen und auf andere Weise Gewalt nicht sowol als menschliches, sondern als göttliches Recht zu üben. (Caeterum neque animadvertere, neque vincire, neque verberare nisi sacerdotibus est permissum, non quasi in poenam nec ducis jussu, sed velut deo imperante.) Daher erklärt sich zum Theil, daß der Papst eine so wichtige, beinahe entscheidende Stimme hatte, als es sich um die Uebertragung der königlichen Macht von dem Stamme Chlodwig's auf den Pipin's des Kleinen handelte. Den legitimen Merovingern folgten von Gottes, d. i. seiner Stellvertreterin, der Kirche Gnaden die Karolinger.

Daher die Bedeutung der Könige von Gottes Gnaden nicht, wie man so oft irrig behauptet, im Einklang, sondern im Widerspruch ist mit der der legitimen Könige. So vereinigen sich in der Person Karl's des Großen die verschiedenen Charaktere des Königthums. Seine Dynastie und also auch er herrscht durch Volkswahl (Reichstag zu Soissons), sie herrscht durch die Kirche, welche diese Wahl sanctionirte und ihm selbst die römische Kaiserkrone aufsetzte, sie wird endlich durch diese Krönung die Nachfolgerin der alten römischen Kaiser. Lehnskönig, Glaubenskönig, absoluter Kaiser, das Alles ist der Held durch seine Stellung. Bildner und Gesetzgeber seines Volks, Eroberer der halben damals bekannten Welt ist er aber durch seine Geisteskraft, und so verdient er jedes Lob, nur das nicht, das ihm unser Verfasser ertheilt, daß er — was bezeichnend für seine Gemüthsrichtung sei — zu allen seinen Kriegen nur gerufen, zum Sachsenkriege allein freiwillig gekommen sei. Man weiß ja, was das bei einem Eroberer heißt, er komme nur gerufen! Wie Karl der Große gerufen nach Spanien zog, so kann man, wenn man will, Dasselbe auch von Ludwig XIV. sagen. Karlmann's Tod und das Schicksal seiner Familie gibt hinlänglichen Aufschluß über den brennenden Ehrgeiz, der Karl's des Großen Seele nicht minder als die Cäsar's, Napoleon's und anderer Eroberer erfüllte.

Wie dem auch sei, unser Verfasser bemerkt mit Recht, daß die Einsetzung der Karolinger den Charakter der fränkischen Monarchie insofern änderte, als die Vasallen dadurch in das Lehnskönigthum einrückten und dem Könige ebenbürtig wurden. Doch zeigt die Geschichte Frankreichs, daß sogar nach einem solchen wiederholten Vorgange, wie dort unter den Capetingern, die Erbmonarchie bestehen kann, und es eben doch nicht hauptsächlich dieser Ursache zuzuschreiben ist, wenn in Deutschland das Wahlkaiserthum entstand, wie es in anderer Weise in Rom auch bestanden hatte.

Wir gehen über Das hinaus, was unser Verfasser von den fränkischen und sächsischen Kaisern sagt. Wir sind damit großentheils einverstanden und müssen lobend anerkennen, daß er die Wirksamkeit Gregor's VII. weder von einer protestantischen noch von einer katholischen oder kryptokatholischen Stellung aus, sondern ganz im weltgeschichtlichen Sinne auffaßt. Der Kampf, den das neue Rom um die Weltherrschaft führte und zum Theil wieder führt, ist dem des alten Rom um dasselbe Ziel ähnlich. Er ist groß im Ganzen und führt zu Kleinlichem im Einzelnen; man kann ihn verdammen, man kann ihn nicht verachten; auf keinen Fall aber soll man

einen andern als einen großen Maßstab daran legen. Was hierüber gesagt wird, empfehlen wir der Beherzigung der Leser, da es die Zukunft, der wir entgegen zu gehen scheinen, trefflich im Bilde der Vergangenheit darstellt.

Viel Gutes sagt unser Verfasser auch über die Hohenstaufen, und er zeigt sich in der Beurtheilung ihres Strebens und Wirkens viel parteiloser als die meisten deutschen Schriftsteller, welche aus sehr übel angewandtem deutschen Patriotismus ganz verkennen oder verschweigen, wie diese großen Kaiser nicht blos (was allerdings ihre welthistorische Aufgabe war) der Hierarchie, sondern auch der Bürgerfreiheit sowol in Italien als in Deutschland in schon zu ihrer Zeit anachronistisch gewordener alter Ritterlichkeit entgegentraten, sowie die Geschichtschreiber, welche im Gegentheil das hohe Verdienst der beiden großen Friedriche aus ultramontanen oder ultrademokratischen Parteirücksichten zu schmälern suchen. Doch können wir nicht einverstanden damit sein, wenn Friedrich Barbarossa vorgeworfen wird, er habe ungerechterweise das Lehnskönigthum in ein altes römisches Kaiserthum zu verwandeln gesucht. Vielleicht, ja sehr wahrscheinlicherweise wäre es besser gewesen, wenn er auf das deutsche Königthum mehr Werth als auf das römische Kaiserthum gelegt, mehr nach Concentration seiner innern als nach Ausdehnung seiner äußern Macht gestrebt hätte. Aber dann hätte er eben den bürgerlichen Sinn Rudolf's von Habsburg, nicht den kühn aufstrebenden ritterlichen Geist seines Geschlechts haben und auf die demselben zugefallene hohe Stellung gewissermaßen verzichten müssen. Wollte, ja konnte er dies aber gewissermaßen nicht, als was anders konnte er sich darstellen denn als den Nachfolger der Cäsaren? Er war nicht ein kleiner Lehnskönig, er war anerkanntermaßen der erste und glorreichste Monarch der Christenheit. Damit hätte sich eine größere Schonung oder vielmehr mehr Gerechtigkeit gegen den Bürgerstand wohl, eine höhere Stellung der großen Vasallen aber, wie Heinrich's des Löwen Gebaren hinlänglich zeigt, nimmermehr vertragen. Der Titel eines Römischen Kaisers gab den deutschen Regenten die höchste und die gefährlichste Stellung in der christlichen Welt. „Cäsar oder Nichts", das war der großen Hohenstaufen wie des großen Julius Wahlspruch. Auf dem Wege, den sie einschlugen, gab es keinen andern, und unser Verfasser, der „die absoluten Monarchen" des spätern Mittelalters so unbedingt lobt, hätte die Hohenstaufen in dieser Beziehung auch milder beurtheilen sollen.

Wie die Hohenstaufen (Heinrich VI. ausgenommen) eine etwas anachronistische, aber großartige Ritterlichkeit, so bezeichnet den ersten Habsburger eine etwas prosaische, aber sehr praktische Vernünftigkeit. Er erkannte sehr wohl die Schäden, an denen das Reich litt, und auch die Mittel, es zu heilen. Auch über seinen finstern, aber staatsklugen Sohn würde die Geschichte vielleicht ein anderes Urtheil fällen, wäre er glücklicher gewesen. Er erstrebte dieselben Zwecke wie Ludwig XI. von Frankreich, ohne doch, wenn er auch Böses genug dafür beging, solche entsetzliche Mittel zu gebrauchen. Aber „Wehe den Besiegten!" sagte nicht Brennus allein. Unser Verfasser scheint uns aus der Dummheit Friedrich's IV. und der Apathie Wenzel's mehr als geschichtlich sein dürfte, auf den Geist dieser Dynastie und der Zeit überhaupt zu schließen.

Vortrefflich ist, was unser Verfasser in dem Capitel „Die Könige der Neuzeit" über den Charakter dieser letztern sagt. Es wird darin nachgewiesen, wie, „was wir Staat nennen, im Feudalreiche gar nicht vorhanden war", und wir empfehlen die Betrachtungen, die er hieran knüpft, der Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Publicisten. Machiavelli's „Fürsten" ist ein eigenes Capitel bestimmt, worauf wir nicht weiter eingehen mögen; ohnehin hat Macaulay in seinen „Essays", die in Aller Händen sind, hierüber schon eine ähnliche Ansicht wie unser Verfasser begründet. Um den Staat zu gründen und aus den Händen der Feudalherrscher in die eines wirklichen Oberhaupts zu bringen, um ferner seinem Italien einen nationalen Mittelpunkt zu geben, schien dem sonst republikanisch gesinnten Staatssecretär von Toscana jedes Verbrechen und jeder Absolutismus zulässig. Seine Gesinnung war besser als sein Buch, welches Rousseau für eine Darstellung der verwerflichen Grundsätze der Borgias und der andern Tyrannen seiner Zeit in republikanischer Tendenz hielt.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Vernichtung der Gewalt der Vasallen und der kleinen Staaten im Staate, welche das Mittelalter gebildet hatte, ebenso sehr im Interesse des wahren und wirklichen Staats geboten als dem sogenannten historischen Rechte entgegen war. Wie sich aber ein wirklicher Staat und ein wirkliches Oberhaupt des Staats bildete, mußte auch die Gewalt abnehmen, welche der Papst über die Fürsten übte. Philipp der Schöne, ein Tyrann wie sein in seinem Geiste handelnder späterer Nachfolger Ludwig XI., hat nichtsdestoweniger das Doppelverdienst, den Bürgerstand zu einem Factoren der Staatsgewalt erhoben und die geistliche Macht aus dem Traume ihrer noch fortdauernden Weltherrschaft auf ebenso unsanfte als für die Weltgeschichte heilsame Weise geweckt zu haben. Insofern ist es vollkommen wahr, wenn unser Verfasser in dem Capitel „Die absoluten Könige" den in diesem Sinne unumschränkt und selbst gewaltsam und gewaltthätig herrschenden Königen des spätern Mittelalters ein großes weltgeschichtliches Verdienst zuschreibt. Von Ludwig XI. sagte Franz I.: „Il a mis la royauté hors de page." Die von ihm und Richelieu unter Ludwig XIII. gebrauchten Mittel stehen an Grausamkeit und Schändlichkeit denen der Terroristen von 1793 nicht nach, aber sie dienten wie diese dazu, den Staat zu ebnen und eine einheitliche Regierung zu gründen. Ludwig XIV. wirkte in dem Geiste seiner Vorgänger, indem er den Landadel in einen Hofadel umwandelte und ihm so zwar goldene, aber doch immer Ketten anlegte, und indem er, wie fanatisch auch seine katholische Orthodoxie war, doch den

Papst sehr kurz hielt und die Freiheiten der gallikanischen Kirche, die neben der römischen Hierarchie kaum bestehen können, fest und entschieden theils gründete, theils aufrecht erhielt.

In Deutschland, der Wiege der Reformation, war diese die Gründerin der neuen Staatsverhältnisse selbst für die katholischen Fürsten. Die so allgemein verbreitete, selbst von unserm Verfasser getheilte Ansicht, als habe uns die Reformation „die Einheit des Reichs gekostet", können wir in dieser Allgemeinheit durchaus nicht theilen. Die Einheit des Reichs wurde von der römischen Hierarchie und ihren Anhängern unter den deutschen Fürsten mindestens ebenso stark erschüttert als von den protestantischen Fürsten, und der biedere und loyale Johann Friedrich von Sachsen schadete der kaiserlichen Gewalt gewiß weniger als Otto von Nordheim oder Welf von Baiern. Freilich entstand eine neue Trennung dadurch, daß ein Theil von Deutschland die Reformation annahm, ein anderer nicht; aber das war nicht Ursache, sondern Wirkung der deutschen Getheiltheit. Wer weiß, ob Deutschland es nicht der Reformation und dem kühnen Griff Moritz' von Sachsen verdankt, daß es überhaupt noch existirt und nicht geradezu zu einer spanischen Provinz geworden ist? Letzterer war freilich nicht nach den Vorschriften der bürgerlichen Moral, aber Hermann's Verfahren gegen die Römer war es auch nicht, und wir möchten doch wissen, ob jener Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung", der vor einiger Zeit Moritz von Sachsen so kurzweg einen Verräther nannte, auch den Sieger im Teutoburger Walde mit diesem Namen belegen will. Das ist wenigstens gewiß, Hermann hat die Römer nicht weniger als Moritz die Spanier betrogen.

Eher verdiente die Reformation, welche unser Luther ins Leben rief, im Gegensatze zu der Zwingli's und Calvin's den Vorwurf, den Cäsaropapismus befördert, ja in Deutschland gegründet zu haben, und gewiß hat die katholische Kirche nie einen so verwerflichen Grundsatz gebilligt, wie der ist, welcher dem Westfälischen Frieden in dem Gedanken zugrunde liegt: Wessen (Fürsten) das Land ist, dessen ist auch der Glaube (cujus est regio, ejus est etiam religio). Was unser Verfasser hiergegen sagt und allerdings mit einzelnen Stellen aus Luther's Schriften belegen kann, dürfte nicht durchgreifend sein. Daß der weltliche Fürst auch der Oberbischof sei, lag freilich nicht im Willen, aber es lag im Princip Luther's, und er mochte immerhin sagen: „Wenn jetzt die weltlichen Herren zu Päpsten und Bischöfen werden, daß man ihnen sage, was man predige, so predige zu der Zeit der leidige Teufel, der wird auch predigen" (Luther's „Schriften", V, 171, über das zweite Cap. Joh.). Indem er seiner Kirche keine presbyterianische Unterlage gab und die Gewalt des Landesherrn an die Spitze der Kirchengewalt stellte, that er der Absolutie mächtig Vorschub; aber auch dies war für die damalige Zeit mehr wohlthätig als nachtheilig. Es galt die Regierungsgewalt den Fesseln der Hierarchie und der Feudalherrschaft zu entreißen, und was dazu half, war für diese Uebergangsperiode zweckmäßig.

So sind wir zu der Uebergangsperiode gelangt, welche der Verfasser in dem Capitel behandelt, das er „Die absoluten Fürsten" überschreibt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Uebergang aus dem Feudalstaate in den modernen Staat, der Uebergang aus der ständischen Kastenherrschaft in die der einheitlichen Regierungsgewalt und der Organisation eines wahren Volkswesens und Volksgeistes durch die Absolutie der Fürsten gehen mußte, welchen in dieser Beziehung im Großen und auf längere Zeitdauer die Aufgabe zufiel, welche im alten Rom der Dictator während einer kurzen bestimmten Zeit mehr im Kleinen hatte. Mit besonderer, hier und da parteiischer Vorliebe hebt unser Verfasser den besondern Beruf der Kurfürsten und nachmals der Könige von Preußen als protestantischer Fürsten zur Erfüllung dieser weltgeschichtlichen Aufgabe hervor. Um nicht ein Buch über ein Buch zu schreiben, müssen wir uns darauf beschränken, darauf hinzuweisen, daß dieser Kampf viel älter ist als die Reformation und daß Ludwig XI. ihn schon, wenn auch mit empörender Grausamkeit, doch mit großer Folgerichtigkeit und nicht minder großem Erfolge führte, ja daß er in Frankreich auf Philipp August, in Deutschland auf Rudolf von Habsburg zurückführt. Gar sehr an das Gebiet der Declamation streifen die Sätze (S. 255, 256):

> Der souveräne Fürst ist zugleich der protestantische, sein Staat der neugeschaffene, der die alten Autoritäten Papst und Kaiser abgethan, dagegen sich den neuen Weltmächten Glaubensinnigkeit und Vaterland unterworfen hat. . . . Der souveräne Fürst ist tolerant als Protestant, erkennt die Glaubensunterschiede in ihrer Berechtigung an (?!), respectirt dieses Recht und verhilft ihnen dazu, wo er kann.

Wir wollen den Finger nicht in die klaffenden Wunden des großen Vaterlandes legen und überheben uns daher der leichten Mühe, die der Leser für uns übernehmen wird, diese überschwänglichen Worte auf das bescheidene Maß von Wahrheit zurückzuführen, das darin liegt. Nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß Friedrich der Große, den wir nicht minder als unser Verfasser als den Wohlthäter seines Landes und den Förderer des Fortschritts in Deutschland und gewissermaßen in der ganzen civilisirten Welt verehren, ohne doch, wie er, dessen Schattenseiten zu übersehen, sicherlich seine Regierung weder — und dies mit Recht — auf Glaubensinnigkeit (die überhaupt im modernen Staat zwar den Fürsten als Menschen und Christen ehrt, nicht aber als Regenten leiten darf) noch auf die Idee des großen und allgemeinen Vaterlandes im Gegensatze zum kleinen speciellen Vaterlande stützte. Wie scheinbar auch die Worte klingen, welche dieser große König an Mirabeau richtete, als ihn dieser auffoderte, den Friedrich II. kaum bekannten Schwung anzuerkennen und zu heben, den die deutsche Literatur unter seiner Regierung nahm — die Wahrheit ist, daß seine französirende Richtung ihn davon abhielt. Er wirkte mächtig auf Deutschland wie auf dessen Literatur durch die Begeisterung, welche ein so großer

und weiser Mann von selbst erregt, zumal wenn er ein mächtiger und vorurtheilsfreier König ist; aber sein Herz zog ihn nicht dahin. Seine Worte, die unser Verfasser mit einer ehrenwerthen Vorliebe anführt und die in unserer trüben Zeit die höchste Aufmerksamkeit erregen und verdienen, standen nicht immer in Einklang mit seinen Handlungen. Allerdings schrieb er einen „Antimachiavell", aber die große Schuld der ersten Theilung Polens fällt weit mehr auf ihn als auf Maria Theresia, deren Rechtsgefühl und gerader Sinn sich dagegen empörte und die hierin nur spät, widerwillig und voll innern Schamgefühls sich ihrem Kaunitz fügte. Allerdings sprach er sich aus voller Ueberzeugung und in der preiswürdigsten Weise für Preßfreiheit aus und gestattete sie auch nach mancher Richtung hin in einer Weise, die unsere Zeit beschämt. Aber er ließ nichtsdestoweniger den Geheimrath Färber wegen ausgestreuter Schriften und angeblicher verdächtiger Correspondenzen zu Spandau hinrichten (Schlosser, „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts", II, 267), und dieses Beispiel ist zwar eins der stärksten, aber keineswegs das einzige von dem Widerspruche, den seine Stellung als absoluter Fürst und seine Ueberzeugung von der innern Wahrheit der freisinnigen Grundsätze auch in dieser Beziehung zwischen seine Theorie und seine Praxis brachte. Allerdings ließ er den Bürgerstand zu Civilämtern, selbst zu den höchsten zu; aber in seiner Garde und beim Militärdienste überhaupt gab er dem Adel sehr parteiisch jeden möglichen Vorzug und war überhaupt der Gesinnung nach weniger bürgerfreundlich als sein sonst so tief unter ihm stehender Vater. Die Schöpfung des Allgemeinen preußischen Landrechts — das für seine Zeit ein ungeheuerer Fortschritt war und den Reactionären unserer Zeit ein Dorn im Auge ist — ist eins seiner großen, unsterblichen Verdienste, aber er machte sich durchaus kein Gewissen daraus, diese Bürger zu zwingen, ihre Töchter armen Gardeoffizieren zur Ehe zu geben. In religiöser Beziehung war er mehr als ohne Vorurtheil, und das Wort, das man einem Demokraten in der Paulskirche so übel nahm: er stände hierin eigentlich auf gar keinem Standpunkte, war so ziemlich auch sein Glaubensbekenntniß; dennoch verschloß er dem Philosophen Mendelssohn die Pforten seiner Akademie einzig und allein darum, weil er ein Jude war. Er war ganz gewiß ein größerer Mann, aber auch ohne Zweifel weit weniger Menschenfreund als sein Zeitgenosse Joseph II., der in unserer Zeit von den Finsterlingen und Reactionären so viel geschmähte edle Fürst, der dem Ideale eines absoluten Fürsten, welcher es nur im Interesse des Menschenglücks und des Fortschritts des Menschengeistes sein will, mindestens ebenso nahe kommt als er, aber freilich weniger glücklich und auch weniger politisch und weniger genial war, darum aber doch sehr mit Unrecht von unserm Verfasser zu wenig anerkannt, ja ignorirt wird.

Die Länge, welche dieser Aufsatz nothwendig dadurch erhielt, daß wir unserm Verfasser durch so viele Zeiten und Bildungsstufen folgen mußten, drängt zum Schlusse; wir halten darum Vieles zurück, was wir über den Gang der Entwickelung des monarchischen Princips in vielen europäischen Staaten theils in Uebereinstimmung, theils im Widerspruch zu den in der vorliegenden Schrift entwickelten Ideen zu sagen hätten. Nothgedrungen muß also dieser letzte Theil unserer Kritik ziemlich aphoristisch werden.

In dem Capitel über Ludwig XVI. sagt unser Verfasser (S. 287):

Es ist Mode geworden, diesen Fürsten deshalb einen schwachen König zu nennen, weil er gegen die Stände und das Volk keine Gewalt gebraucht habe. Man verlangt damit, er habe sein persönliches Interesse aufrechterhalten sollen gegen das der Stände, gegen die Unbezwinglichkeit der Verhältnisse, er hätte die nothwendigen Folgen des Feudalstaats beseitigen oder verleugnen sollen. Welche Menschenmacht wäre hierzu stark genug gewesen! Ludwig konnte wol den Bürgerkrieg versuchen, aber eine Nation konnte er nicht bezwingen, welche gegen ihn das höhere Recht des Staats vertrat.

Hierin liegt offenbar sehr viel Wahres und Beherzigungswerthes, aber was unserer Ansicht nach Ludwig XVI. allerdings als einen schwachen Fürsten bezeichnet, ist auch nicht Das, wol aber, daß er der Ueberzeugung der Zeit wie seines eigenen Geistes zu wenig, dem Trotze zu viel nachgab, daß er sich von dem Hoftroß bewegen ließ, die nothwendigsten und unaufschiebbarsten Reformen zurückzuhalten oder zurückzunehmen, wenn das Volk ruhig schien, und vor dem Pöbeltroß in die gefährlichsten und revolutionärsten Veränderungen scheinbar einzuwilligen, wenn die Wogen hoch gingen. Wäre er ebenso weise gewesen, als er gut war, er hätte das Gegentheil gethan; er hätte den Feudalstaat mit gewaltiger Hand gebrochen, er hätte Rechtsgleichheit und verfassungsmäßige Freiheit gewährt, der Anarchie aber niemals die Hand geboten. Er hätte sich erst Turgot, dann Necker, später Mirabeau aufrichtiger angeschlossen, niemals aber Péthion gegen Lafayette zum Maire von Paris machen lassen. Er wäre nicht nach Varennes gegangen oder hätte sich hernach nicht zu einem kläglichen, offenbar nicht aufrichtigen Widerruf bequemt. Wol büßte er, wie unser Verfasser sagt, die Sünden seiner Vorfahren. Wol war er edel, rein und liebevoll, aber er war gerade das Einzige nicht, was ein Fürst in aufgeregter Zeit sein muß: er war kein charakterfester Mann. Statt vorwärts zu gehen, ließ er sich bald vor- bald rückwärtsziehen, und er fiel zwischen die Speichen des Wagens, den er weder zu lenken, noch anzuhalten, noch zu fördern wußte.

Sehr wahr ist die Bemerkung: „Den Staat als ein ungetheiltes Ganze zu gründen, das war die That der (ersten französischen) Revolution." Wir fügen hinzu: hierin schloß sie sich der Tendenz der französischen Geschichte und der der größten Regenten Frankreichs an, und darum führte sie, im Gegensatze zu ihrer blassen Parodie in den Februartagen unserer Zeit, Großes aus und hinterließ tiefe unvertilgbare Spuren in ihrem Lande und der ganzen civilisirten Welt, welche sie durch ihre Gräuel, eben wie Ludwig XI. und Richelieu, tief empört, aber durch ihre Resultate, wenn auch nicht ver-

söhnt, doch gehoben hatte. Einen schärfer ausgeprägten Gegensatz zu der Idee eines constitutionellen Königs kann es nicht geben als den Selbstherrscher aller Reußen, zu welchem das nächste Capitel übergeht. Wenn der Letztere nun hierdurch sich den europäischen Cabineten zu nähern scheint, welche in dem Absolutismus des Monarchen den Weg zum wahren Heil zu finden glauben, so entfernt er sich doch wieder dadurch von ihnen, daß er in dem Bestreben, seinen halbasiatischen Staat ganz zu einem europäischen zu machen, auf Eroberung durch seine Diplomatie oder seine Waffen angewiesen und durch diese dem Conservatismus, als dessen höchste Potenz er den Deutschrussen erscheint, doch wieder in gegebenen Fällen entgegentreten muß. Der Krieg, der die andern europäischen Völker um einen Theil ihrer Civilisation und um einen noch größern Theil ihres materiellen Wohlstandes bringen würde, möchte in Rußland leicht jene wie diesen fördern. Seitdem die russischen Autokraten sich zu Päpsten, wenn auch nicht der griechischen, doch ihrer griechischen Kirche gemacht und gleichzeitig die Bojaren gedemüthigt und deren eigentliche Macht vernichtet haben, steht ihnen der doppelte Hebel des Volksfanatismus und des blindesten Gehorsams zu Diensten, um gleichsam wie Archimedes, außer Europa stehend, Europa zu bewegen. Sehr treffend ist die Bemerkung unsers Verfassers (S. 303):

Rußland ist der absolute Staat in seiner einseitigsten Form, er ist die unterschiedslose Einheit von Kirche und Staat, von Kaiser und Volk; aber er hat das vor den absoluten Staaten Europas voraus, daß der Absolutismus in Rußland national geworden und dem Volke (ganz natürlich, wo der Bürgerstand noch so sehr fehlt oder so ohnmächtig ist!) nicht fühlbar ist, während er darin von dem asiatischen Absolutismus abweicht, daß dieser in Asien ursprünglich und mit dem Staate zugleich da ist, in Rußland aber erst wurde.

Sollen wir aus diesen Vordersätzen die Folgerung ziehen? Die neuesten Begebenheiten haben dies besser gethan, als wir es vermöchten; aber es steht geschrieben: „Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht." Diese scharfsinnigen, mit der Gabe nicht zu sehen beglückten, diese feinhörenden, mit dem Talente freiwilliger Taubheit begabten Publicisten und Diplomaten verweisen wir auf die fast prophetischen Worte, die unser Verfasser über Rußlands Tendenzen und Stellung schrieb. Viel Anerkennenswerthes enthält das darauf folgende Capitel über Oestreich und dessen Stellung zu dem Bunde. Aber es ist darüber theils so viel zu sagen, theils so viel schon gesagt worden, daß wir darüber hinweggehen.

Ueber die Beherrscher Frankreichs in unserer Zeit von Napoleon I. bis auf Ludwig Philipp und von diesem bis auf den gegenwärtigen Kaiser der Franzosen fällt unser Verfasser strenge Urtheile, mit denen wir zum Theil nicht übereinstimmen. Was Napoleon I. betrifft, so scheint er uns zu übersehen, daß derselbe mit Friedrich dem Großen zu viel Aehnlichkeit hat, als daß die große Verschiedenheit seines Urtheils über beide große Männer sich rechtfertigen ließe. Beide waren große Feldherren, große Geister und unsterbliche Gesetzgeber. Beide huldigten dem alten Lieblingssatze der Eroberer:

Muß Unrecht sein, so sei's um eine Krone,
In allem Andern sei man tugendhaft.

Beide waren den Grundsätzen nach fast freisinnig und den Handlungen nach Autokraten, zum Theil Despoten, aber Beide waren letzteres fast nur in Dem, was ihnen geeignet schien, die Interessen ihres Landes zu fördern, und Beide waren gar oft in der Lage „Hammer oder Ambos", Angreifer oder Angegriffene sein zu müssen. Napoleon's Verfahren gegen Spanien findet in Friedrich's Verfahren gegen Polen mindestens ein Seitenschattenstück, und beide große Männer haben mehr als die Dutzendmenschen in hohen Stellungen ein Recht darauf, nach einem andern als dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen zu werden. Freilich war Napoleon der Erbe der Revolution, Friedrich folgte einem absoluten König, aber daraus folgt nicht, daß Jeder an des Andern Stelle wesentlich anders gehandelt hätte. Friedrich's Wort: „Wäre ich König von Frankreich, so dürfte in ganz Europa keine Kanonenkugel ohne meine Zustimmung abgeschossen werden", läßt vermuthen, daß dies, wenigstens in Beziehung auf die äußere Politik, schwerlich der Fall gewesen wäre. Irren wir nicht sehr, so ist unser Verfasser nicht minder viel zu streng sowol gegen Ludwig Philipp als gegen Ludwig XVIII. und nicht minder gegen den jetzigen Kaiser der Franzosen. Ludwig Philipp war gewiß weit mehr als ein scheinconstitutioneller König, er war ein aufrichtig freisinniger und wohlwollender Fürst, der die Corruption, die er vorfand, keineswegs erzeugte, aber leider, eben wie Wilhelm III. von England auch, zu Staatszwecken gebrauchen mußte, sollte das Land gedeihen. Sein großer Fehler und die Quelle seines Misgeschicks war die unglückliche spanische Heirath, die ihn von den natürlichen Verbündeten seiner Regierungsgrundsätze und seiner Tendenzen entfernte und allerdings zu manchen Fehlern verleitete, aber doch keineswegs ein verwerfendes Urtheil gegen den Fürsten rechtfertigt, welcher, wie es Heine sehr gut ausdrückt, einer der besten von allen denen war, welche je die constitutionelle Dornenkrone getragen. Ebenso wenig möchten wir von Ludwig XVIII. sagen, seine Charten hätten auf dem Uebergewichte der Regierungsgewalt beruht, sodaß die andern nur Schein blieben und man die Verfassung (welcher Einfall! Es soll heißen: die Kammer von 1815) la chambre introuvable genannt habe. Unser Verfasser läßt sich, irren wir nicht sehr, in dem Urtheil über Ludwig Philipp zu sehr, in dem über Ludwig XVIII. zu wenig von Lamartine bestimmen. Beide gehören unserer innigsten Ueberzeugung nach zu den einsichtsvollsten und besten Königen der Neuzeit, aber Beide herrschten über das Volk, von welchem schon Tacitus sagte, daß es weder Freiheit noch Knechtschaft zu ertragen vermöge. Eben hierin liegt auch der Grund unsers günstigern Urtheils über den jetzigen Kaiser der Franzosen, der für seinen Staatsstreich doch wenigstens mit Grund anführen kann, was bei manchen andern nur Vorwand oder Selbsttäu-

schung ist: der Staat wäre zusammengefallen, wenn er den gordischen Knoten nicht zerhauen hätte. Nur möge Napoleon III. nicht vergessen, daß die großen Grundsätze von 1789, auf welche er sich in seiner Staatsverfassung beruft, insoweit sie auf dem wirklichen Zeit- und Volksbewußtsein ruhen, im Staatsleben Verwirklichung finden müssen, wenn sie ihm und den Seinen wahrhaft heilsame Früchte bringen und ein Kaiserthum, das sich auf das allgemeine Wahlrecht stützt, als eine Wahrheit erscheinen lassen sollen.

Unbegreiflich ist uns, wie unser Verfasser, der die englische Verfassung mit großem Rechte auch wegen des selfgovernment der Gemeinden lobt, das jedoch noch weitern Umfang erhalten müsse, so schroff über die belgische Constitution und die Regierungsbefugnisse des Königs der Belgier urtheilen kann. Belgien kann ihn wie Diogenes den klugen Mann widerlegen, der die Bewegung leugnete und vor welchem der cynische Weltweise nun ganz gemüthlich auf- und abging. Im Jahre 1848, als die ältesten Dynastien in ihren tiefsten Wurzeln erschüttert waren, da erhielt sich dieses neue Königthum in einem kleinen Lande, über ein nicht ohne Grund als unruhig verschrienes Volk fest und unerschüttert. Gilt unserm Verfasser dieser grüne Lebensbaum weniger als seine oder eines Andern graue Theorie? Und was tadelt er an der belgischen Verfassung? Dort „kann das Volk seinen Willen (natürlich innerhalb der constitutionellen Schranken) durchsetzen, wenn es bei einer Kammerauflösung dieselben Deputirten wählt". Ist das in England, war es in Frankreich unter der Restauration und unter Ludwig Philipp anders, kann es in einem Lande anders sein, wo der Constitutionalismus mehr ist als Schein? Dem zu entgehen gab Karl X. die berufenen Ordonnanzen, die unser Verfasser gewiß nicht billigt. Wähler zur Nationalrepräsentation ist zudem in Belgien verfassungsmäßig nur, wer eine mäßige Steuer (20 Fr.) jährlich bezahlt. Dadurch sind Diejenigen, welche bei Revolutionen nichts zu verlieren hätten, von dem Einflusse auf die Staatsverhältnisse im Großen entfernt und Das, was man mit Recht das conservative Princip nennt, geschützt. „Der belgische König ist durch Wahl berufen, und was er ist, nur durch das Volk." Und die Habsburger, die Luxemburger, die Capetinger, die Karolinger, wurden sie nicht durch Wahl eingesetzt? Was heißt das mittelalterliche „auf das Schild setzen" anders als eine Erhebung durch Wahl? „Die belgische Verfassung macht den Staat machtlos." Nun, nach allgemeinen Grundsätzen möchte vielleicht eine größere Centralisation wünschenswerth sein. Aber die Verschiedenheit der Flamänder, der Wallonen, überhaupt der Völkerschaften, aus denen Belgien besteht, läßt das nun einmal nicht zu. „Der belgische Staat kann es nicht hindern, ob Jesuiten oder Atheisten Schulen gründen, obschon er selbst deren Einfluß erliegen kann." Im freien Staate kann gar Vieles ohne Gefahr geschehen, was im unfreien staatauflösend ist. Wo Jeder seine volle Freiheit unter Beobachtung der Staatsgesetze hat, da muß diese auch den Jesuiten werden. Die Gegensätze heben sich auf. Anders freilich, wo nur die Jesuiten diese Freiheit haben, wovon die Beispiele nahe liegen. Und wer hat je von atheistischen Schulen in Belgien gehört? Niemand als die Jesuiten und ihre Freunde. Diesen ist eben Jeder ein Atheist, der nicht ein Ultramontaner ist.

Wenn wir aber über Zustände fremder Länder nicht in Allem mit unserm Verfasser übereinstimmen, so spricht er uns doch in Dem, was unser Deutschland in der jetzigen Zeit betrifft, fast überall ganz aus der Seele. Vortrefflich ist, wie er Stahl's Theorien pulverisirt, wo vielleicht noch anzuführen wäre, daß dieser theologische Rechtslehrer 1830 wenigstens in seiner „Rechtsphilosophie" (Buch 4, Abschnitt 3, Cap. 15) sich sehr streng gegen jeden Staatsstreich und gegen die Meinung der Anticonstitutionellen aussprach, „daß der König, wenn er Macht hat, die neuen Constitutionen, weil sie gegen das wahre Königthum seien, die Stände, weil sie in ihrer Richtung die wahre Ordnung nicht bestehen lassen, gewaltsam aufheben dürfe", eine Rechtsmeinung, die freilich von Hugo Grotius („De jure belli ac pacis", III, 19, 6) und in weit stärkern Worten von Vattel („Droit des gens", III, Cap. 18, §. 291) als von der Gerechtigkeit wie von der Politik geboten aufgestellt wird, aber heutzutage bei den Gesinnungsgenossen Stahl's für sehr revolutionär gilt.

Wie könnte das auch anders sein? Mit Recht sagt unser Verfasser (S. 378):

> Wer Neues erdrücken will, um Altes zu erhalten, verfolgt destructive Tendenzen; wer nicht nur die neuen Keime, sondern sogar den Lebens- und Gestaltungstrieb zerstören will, huldigt dem negirenden Radicalismus; wer von Andern Abgaben und Dienste fodert ohne Gegenleistung, wer die Staatskasse nur für sich in Anspruch nimmt und meint, Anderer Eigenthum, Ehre und Recht stehe dem seinigen weit nach, wandelt auf dem Pfade der Communisten; wer aus der Geschichte streicht, was ihm nicht gefällt, wer die gesammte Bildung der Zeit negirt und dieselbe mit einem Ruck Jahrhunderte weit zurückwerfen will, ist despotischer Revolutionär.

Vortrefflich stellt er weiter dar, wie nichts revolutionärer sein kann als die Reactivirung des altständischen Wesens, das weit antimonarchischer war als die neuen Verfassungen, weil es die Gewalt des Staats nicht aufkommen ließ und die große Idee des Vaterlandes nicht kannte.

> Haben sich die (alten) Stände nicht jedesmal gesträubt, wenn sie dem Vaterlande Opfer bringen sollten? Haben sie nicht immer Entschädigungen gefodert, wenn sie angehalten wurden, ihre Pflicht zu thun, z. B. Steuer zu zahlen, die Leibeigenschaft, das Jagdrecht auf fremdem Gut und Boden aufzuheben? Eine treffliche Stütze des Throns war jener brandenburgische Hofadel, welcher Joachim aufzuhängen drohte, weil er nicht duldete, daß der Adel Wegelagerei trieb, war jener Herzog von Burgund, der im Bunde mit England seinem Lehnsherrn Land und Krone nehmen wollte.

Nicht minder vortrefflich ist, was als nothwendige Folge aus dem Princip des christlich-germanischen Staats entwickelt wird, der mit einem freien Königthum ebenso wenig als mit eigenthümlichem Staatsthum in Einklang zu bringen sei. Hinrichs sagt (S. 455):

In unsern Zeiten gibt es (soll heißen: sollte es) zwar Landeskirchen, aber keine Staatsreligion, weil der Staat jede Religion schützen soll. Will er seine Existenz auf den Glauben stützen, so kann er der Inquisitionstribunale und ihrer Foltern nicht entbehren. (Desto besser, sagt Herr Abbé Veuillot, denkt vielleicht Hr. Vilmar und seine Kreuzzeitungsgenossen.) Religion ist etwas Innerliches, der Staat eine äußerliche Anstalt. Wo der Staat zur Religion wird, brechen alle staatsrechtlichen Verhältnisse zusammen. Die Religion kann im Staate nicht genug anerkannt und geehrt werden, aber sie soll ihn nicht ganz in sich untergehen lassen, denn in der Religion hat der Mensch das Gefühl der Einheit mit Gott als seinem Wesen, im Staate soll er die Freiheit verwirklichen, nicht blos glauben, sondern handeln.... Eine einheitliche Kirche würde mit dem Staate oder umgekehrt leichte Arbeit haben. Davon ist die griechische Kirche ein Beispiel.

Das schrieb unser Verfasser 1852. Was würde er erst jetzt sagen, wo zwar nicht die griechische, aber doch die griechisch-russische Kirche ihre Proben abgelegt hat! Jetzt, wo die Einheit des christlich-germanischen, d. i. des zwar auf dem positiven Christenthum ruhenden, aber den Unterschied zwischen der katholischen und den beiden (oder den drei) evangelischen Bekenntnissen nicht beachtenden Staats geradezu zur Ironie geworden ist. Man denke nur an die oberrheinischen Bischöfe und die neuen Händel über die gemischten Ehen von der einen, an die von Kettenburgische Angelegenheit von der andern Seite! Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, sagte Jesus. Unsere germanischen Christen oder christlichen Germanen, die Gott geben wollen, was des Kaisers (Staats), und dem Kaiser, was Gottes ist, nämlich der Kirche die weltliche und dem Staate die geistliche Oberherrschaft, müssen jeden Tag mehr Boden gegen die Ultramontanen verlieren, die im Gegensatze zu ihnen nie faseln und träumen, sondern sehr wohl wissen, was sie wollen. Was ist aber, werden die Leser fragen, das Bild des wahrhaft monarchischen Staats im Sinne unsers Verfassers, und wie will er den Staat geordnet wissen, der nach seiner Ansicht selbst in Amerika ohne König kaum wird bestehen können? Wir wollen ihn selbst antworten lassen:

Das wahrhaft constituirende Princip des Staats der Zukunft wird die Selbständigkeit des Individuums sein, nicht die abstracte Gleichheit, sondern die Freiheit der Persönlichkeit. Die wahrhafte Constitution kann nicht sowol Repräsentativverfassung sein (?) als vielmehr Selbstregierungs- und Selbstverwaltungsverfassung der Gemeinden, in welcher die Centralverwaltung blos die allgemeinen Grundsätze der Staatseinheit ordnet, die Ausführung aber den Gemeinden überläßt. Alle nehmen nur dann Antheil an der Regierung, wenn sie sich aus freiem Antriebe gemäß den Staatsgrundsätzen regieren, sich nicht mehr durch Beamte regieren müssen, die nur Befehle kennen. Es entsteht dann die höhere Constituirung, in welcher die Freiheit und Selbständigkeit des Individuums gesetzlich anerkannt ist, das Gesetz die volle Wirklichkeit hat. Dadurch wird der Staat das Reich der Sittlichkeit und der König eines solchen Staats hat in sich die Majestät des sittlichen Volksgeistes; in Einheit mit dem Volke, in der Gemeinsamkeit jenes sittlichen Geistes wird er wahrhaft legitimer König. Die wahre Souveränetät ist weder Volkssouveränetät noch fürstlicher Absolutismus. Sie ist keine fingirte Volksindividualisirung wie jene, sondern eine wirkliche Individualität des Volks, und nicht wie dieses auf die persönliche Willkür des Fürsten, auf den Fürsten ohne den Staat eingeschränkt, sondern ist die wirkliche Einheit der Persönlichkeit des Fürsten mit den staatlichen Institutionen.

Am Ziele unserer schon zu lang gerathenen Kritik, müssen wir der Versuchung widerstehen, unsere zum Theil von der unsers Verfassers abweichende Ansicht über diese Hauptfrage hier näher auseinanderzusetzen. Der denkende Leser kennt sie zum Theil aus dem Verlaufe dieser Untersuchung und will auch nicht, daß seinem eigenen Urtheil aus Recensentenmachtvollkommenheit vorgegriffen werde.

Wir scheiden von unserm Verfasser mit der Hochachtung, welche ein selbstdenkender Geist verdient, der sich, ohne Rücksicht auf Parteien, offen zu seiner Ueberzeugung bekennt, und empfehlen seine Schrift angelegentlich allen Freunden freier und unparteiischer Untersuchung der Fragen, welche unsere Zeit bewegen. 16.

Eine Gruppe politischer Dichter des 18. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Eine höhere Weihe erhielt die politische Poesie durch Friedrich Gottlieb Klopstock, einen erhabenen, edeln Geist, gegen den die jetzige Generation im höchsten Grade undankbar ist, wenn sie ihn für langweilig ausgibt und damit zu den Todten gelegt zu haben glaubt. Ja, dem mag Klopstock mit Recht für langweilig gelten, dem alles Edle, Heilige und Erhabene, dem die Begriffe der Seelenreinheit, der echten und unverfälschten Freiheit und der Vaterlandsliebe überhaupt langweilig erscheinen. Allerdings war Klopstock nicht pikant, frivol und amusant, aber man darf dem Himmel danken, daß er es nicht war; die deutsche Poesie würde sich dann noch lange in schülerhaften, unzusammenhängenden Versuchen und inhaltslosen Tändeleien herumgetrieben und zersplittert haben, und überragende Geister wie Goethe, Schiller und Herder würden erst mit den Vorarbeiten haben beginnen müssen, die Klopstock, und nächst ihm Lessing, für sie gethan hat. Die Begriffe Vaterland und Freiheit, die fast verloren gegangen waren oder bei Andern nur eine mehr secundäre Rolle spielten, stellte er zuerst wieder in den Vordergrund. Was bei andern zeitgenössischen Dichtern reines Preußenthum war, wurde bei ihm reines Deutschthum. Daher ging er gern, in seinem Haß gegen alles Neurömische und Gallische, bis auf Hermann's des Cheruskers Befreiungsthat zurück, während die deutsche Kaisergeschichte, die er tiefer und poetischer aufzufassen wußte als die meisten seiner Zeitgenossen, ihn an ein großes und einiges Deutschland mahnte, das man wieder zu erringen suchen müsse. Er feierte die Thaten Friedrich's des Großen, aber nur in ihrer Bedeutung für die gesammte deutsche Nation, und fast noch wärmer und inniger begrüßte und feierte er die Bestrebungen des Kaisers Joseph. Klopstock erweckte die Deutschen wieder zuerst zu dem Bewußtsein, daß sie ein Volk von den edelsten Anlagen seien, berufen, mit den mächtigsten

Völkern der Erde zu wetteifern. Nur rügt er an ihnen ihre zu große Bescheidenheit (in spätern Zeiten würde er vielleicht ebenso eine gewisse Renommisterei an ihnen gerügt haben) und ihre krankhafte Nachahmungssucht. Seine höchste Bewunderung zollte er den Engländern, dann den Nordamerikanern, als diese sich erhoben. In der Französischen Revolution erblickte er das Morgenroth einer bessern Zeit für alle Völker; als sie aber in Blut und Schlamm und wüstes Gemetzel und Gottesleugnerei und in Orgien aller Art sich verlor, wandte er sich mit Abscheu und der Erbitterung gramvoller Enttäuschung von ihr ab. Sein prophetischer Geist ahnte, was aus diesem wilden Chaos als Endresultat hervorspringen müsse, Militärdespotismus auf Ruinen. Selbst die nordischen Götter rief er zuerst wieder in Waffen gegen die Herrschaft der verführerischen Amore und Amoretten, die damals die Poesie zu einem Tändel- und Pfänderspiel zu machen drohten, gegen die fade Schönthuerei mit der vornehmen und niedern Plebs des misbrauchten antiken Parnaß. Ich will hier seine einzelnen, oft höchst merkwürdigen politischen Oden nicht anführen; sie sind Jedermann zugänglich, und Keiner sollte sie ungelesen oder besser unstudirt lassen; nur lasse man sich die Mühe nicht verdrießen, durch ihre uns oft rauh erscheinende Schale bis zu ihrem nahrungsreichen Kern durchzudringen. Aber wol möchte ich auf einige halb vergessene politische Dichter aufmerksam machen, die seiner Richtung folgten und seine Gesinnungen und Anschauungen in weitern Kreisen fortpflanzten.

Die Genossenschaft, die sich um Klopstock scharte, suchte nicht sowol ästhetische Gelüste zu befriedigen, oder große metaphysische Probleme zu lösen oder noch mehr zu verwirren, sie hielt sich an die erhabenen Gegenstände, welche ihr Herr und Meister besang, und fuhr fort, Vaterland, Mannestugend, Freiheit, Natur, Freundschaft und Gott zu feiern. Sie wußten, daß das Vaterlandsgefühl mit dem Verlust des religiösen allmälig selbst verloren geht und daß die Moral ohne den Glauben an Gott ein nur flüchtiges und zweideutiges Ding ist. Zu gleicher Zeit aber eiferten sie für protestantische Glaubensfreiheit und nahmen Stellung gegen die Uebergriffe der päpstlichen Hierarchie. Sie opferten am Altar der Nation, nicht am Toilettentisch der Gesellschaft, und die feierliche Form der Ode schützte sie vor einem Rücksinken in Tändelei und Trivialität. Zu den Koryphäen dieser Richtung gehören Herder (in seinen politischen Oden), die beiden Brüder Friedrich Leopold und Christian Grafen zu Stolberg, von denen der Erstere später freilich in confessioneller Hinsicht abfällig wurde, Voß, Eulogius Schneider, Franz Freiherr von Sonnenberg, Joseph von Collin, Gerhard Anton von Halem u. A.

In politischer Beziehung verdient wol Friedrich Leopold Graf zu Stolberg die meiste Beachtung. In der schwärmerischen Periode seiner Jugend offenbarte sich in ihm etwas Prophetisches. Schon 1775 besang er dithyrambisch eine phantastische Riesenschlacht, die an den Ufern des Rheins geschlagen werden und den Anfällen der Franzosen auf Deutschland für immer ein Ziel setzen würde. Es hindert uns nichts, dabei an die Völkerschlacht von Leipzig zu denken, obschon Leipzig an der Pleiße und nicht am Rhein liegt. In einem von ihm begonnenen großen Gedicht „Die Zukunft" weissagt er ein deutsches Parlament, welches am Main seinen Sitz haben werde:

> Jede Völkerschaft sendet Erkorene hin, wo des Maines
> Sanfte Wellen sich froh mit dem strudelnden Rheine vermischen;
> Edle Männer, wie Gott in diesen entarteten Zeiten
> Selten gibt, das Salz des Jahrhunderts, das sie verkennet,
> Solche werden erkoren, solche lenken die Zügel
> Deutscher Regierung . . . .

Auch eine deutsche Flotte sagte er voraus:

> Nationen, waget es nicht, an die schwimmende Habe
> Deutschlands die frevelnde Hand zu legen! Es dräuen in deutschen
> Häfen ruhende Wetter und harren der Winke des Volkes,
> Ob sie donnern sollen im Morgen, donnern im Abend!
> Frankreich, deine Wangen bedeckt des Neides Blässe
> Und die stolzere Eifersucht glüht auf Albions Wangen.

Besondere Erwähnung verdienen seine „Jamben", in denen er die politischen Mängel und socialen Gebrechen, Thorheiten und Laster seiner Zeit, die Heuchelei der Geistlichen, die Kriecherei des Höflings, die moralische Versunkenheit des Lüstlings oder des Spielers, die Verderbniß hochgestellter Weiber, den Egoismus der Regenten geißelt, und zwar mit einer Bitterkeit, einer Energie, einer Schärfe, einem beißenden Hohn und in einer so gedrängten, körnigen Sprache, daß er darin sogar bis jetzt noch kaum seines Gleichen hat. Wir führen zur Probe aus diesen „Jamben" nur folgende machiavellistische Rathschläge an, die er den Regenten der damaligen Zeit ertheilt:

> Bewahrt vor allem väterlich das Volk,
> Was Nerven stählt und Schwung dem Geiste gibt!
> Was frommet ihm des Armes Kraft, seitdem
> Der Krieg ein Spiel der Kunst geworden ist?
> Und Geist ist ihm gefährlich! Brecht ihm früh
> Den Fittig — — —
> Versammelt, was die Sinne reizen kann,
> Um euern Thron, o spart zur Unzeit nicht!
> Ihr spart? für wen? für euer Volk doch nicht?
> Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
> Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
> Ist kalt für Freiheit und dem Fürsten feil!
> Ruft den Castraten von der Tiber her,
> Er ist der beste Bürger eures Reichs,
> Er singet euern Hof in weiche Ruh',
> Ist leer an Kraft, von Leidenschaften frei;
> Ein solches Volk wär' ganz Europa werth
> Für einen König, stürb' es nur nicht aus!
>
> Das Schauspiel kann gefährlich werden! Fern
> Von eurer Bühne schreite Hamlet's Geist,
> Kein Odoardo zucke seinen Dolch,
> Es ruhe Götz mit seiner Eisenhand,
> Das weiche Singspiel wieg' euch täglich ein
> Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
> Die welsche Melodie erregt das Herz,
> Weckt die Empfindung, gibt ihr Ebb' und Flut,
> Und eures Volks Empfindung müsse still,

Nicht tief, von euch durchschaut und eingeschränkt
Wie ein Kanal in euern Gärten sein.

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
Ins laue Bad französcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Karten immer hold,
Ein Volk, das täglich spielt, gehorchet gern.

Ihr selber spottet der Religion;
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft.
Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch,
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemästet, räuchern sie euch gern
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Priester haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick
Und bitt're Wahrheit tönt von seinem Mund.

Das Füllhorn eurer Gnade schütte Band
Und Stern und Schlüssel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen so!
Er lehrt, was klein ist, achten und verschmäh'n,
Was edel ist; gewöhnt auf eure Hand
Hinaufzuschau'n, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die gold'ne Saat
Der Hand versammelt, die es schlachten wird.

Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst und knete das Gesetz wie Wachs.
Sein Kiel behaupte eures Schwertes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.

Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heiligthumes Seckeln ab.

Vor allem steh' ein ungeheu'res Heer
Bereit auf euern Wink. Wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut, denn unter uns gesagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik! ein süßer Kern!
Euch aufbewahrt! Indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schalen stumpf.

Die Franzosen haben die Einbildung, daß die demokratischen Ideen, welche Europa während der letzten Jahre in theils wirrer und wüster, theils ausgearteter Form bewegt haben, in ihrer großen Revolution ihren Ursprung hätten. Dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr sie ohne den Vorgang der Engländer und Nordamerikaner niemals daran gedacht haben würden, ihre Revolution in Scene zu setzen; die Franzosen sind ein wesentlich monarchisch gesinntes Volk, und schon der ehrliche Gleim prophezeite ihnen 1793:

Sie werden noch um einen König bitten —
Das wird das Ende sein.

Was Deutschland betrifft, so beweisen die angeführten Proben politischer Poesie, daß alle jene Ideen, welche nach Versicherung der Franzosen erst seit ihrer Revolution in Umlauf gesetzt worden sein sollen, schon lange vor ihr in deutschen Köpfen gährten. So enthielt die von Gedike und Biester herausgegebene „Berlinische Monatsschrift“ unter Friedrich's des Großen Regierung 1783 eine mit J. F. H—n unterzeichnete Ode, worin die Deutschen aufgefodert wurden, die Ketten zu brechen, die Fürsten zu entfernen und einen „Volksstaat“ zu gründen.

In denselben Kreis von Anschauungen gehört auch des Wiener Lorenz Leopold Haschka Ode „Der beste König“, welche so lautet:

Gut ist keiner, doch ist der minder böse
Von den Königen der, den seines Volkes
Majestät bei der Krone
Faßt und unters Gesetzbuch beugt.

So der Angel, darum aus Königischen
Auch der Glücklichste. Du sein älterer Bruder,
Theotiske, nun weißt du's,
Habe glücklich zu werden den Muth!

Von demselben Haschka, an welchen als an einen „Anwalt der Menschheit“ Heinrich von Collin eine begeisterte lobpreisende Ode richtete, enthielt auch der Voß-Göckingk'sche „Musenalmanach für 1787“ zwei heftige Gedichte: „Zuruf an Deutschlands Dichter“ und „Art läßt nicht von Art“, die durch ihren aufreizenden Ton merkwürdig sind. Dieser in seiner Jugend wahrhaft revolutionäre Dichter, der erst 1827 verstarb, war später Custos der Universitätsbibliothek und Censor, dieser selbe Lorenz Leopold Haschka ist der Dichter der bekannten Volkshymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ Eine Umkehr in ganz entgegengesetzter Richtung nehmen wir bei Eulogius Schneider wahr, der aus einem gläubigen Priester und religiösen Dichter in einen revolutionär-atheistischen Dichter und einen Anhänger der Guillotinenpolitik ausartete. Die Guillotine, mit der er im Elsaß umherzog, vollzog dann auch an ihm die Nemesis. Solche Sprünge sind nur in Deutschland möglich und weisen auf eine weit verbreitete Corruption oder Charakterlosigkeit oder auf eine unausrottbare, den Deutschen angeborene Landsknechtnatur hin, welche die Fahnen wechselt, je nachdem sie besoldet wird.

Einer sehr stark ausgeprägten patriotischen Gesinnung begegnen wir bei J. G. von Herder, mit dem wir die Reihe dieser politischen Dichter des vorigen Jahrhunderts schließen wollen. Schon 1778 richtete er eine Ode an den Kaiser mit dem Anfange:

O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!

In einer spätern Ode „Germanien“ mahnt Herder das deutsche Volk zu politischer Thätigkeit auf, erinnert es an seine mächtigen Feinde in Osten und Westen, an das Schicksal Polens, welches, da es in sich gespalten gewesen, jetzt „ehren- und schmuckberaubt, mit zerrissenem Busen vor drei Mächtigen kniet“. Er mahnt die Deutschen:

Fern im Norden steht
Dir ein Riese; du selbst lehretest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen — —

Und wieder:

Schau' gen Westen; es droht, fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht,
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? — —
Soll dein Name verweh'n? Willst du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher, o sprich! welcher begehrtest du
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Gallier,
Des Kosacken, Kalmucken
Herzschlag fröhnen? Ermuntere dich!
Wer sich selber nicht schützt, ist er der Freiheit werth?

Zuletzt erblickt der Dichter, prophetisch genug, Deutschlands Rettung vor so großen Gefahren nur in der Einigung Preußens und Oestreichs.

Hierher gehören auch mehre sehr treffende Epigramme Herder's, z. B. das „England und Deutschland" überschriebene, worin er England mit dem Phönix vergleicht, der von Osten und Westen köstlich duftendes Reis sammle, um sich in Flammen verzehren zu lassen und wieder glänzender daraus hervorzugehen, Deutschland aber mit der fleißigen Biene, die auf jeder Flur Honig sammle, nur wisse sie nicht für wen? In dem Epigramme „Die gepriesene Freiheit" charakterisirt er die damalige Erlaubniß zu loben, zu tadeln, zu schreiben, was und wie man wolle, fährt dann aber fort:

Eins nur wagen wir nicht, reinaus zu sagen die Wahrheit.
Weihrauch liebet man wol, aber kein würziges Salz.
Hört, ihr Mächtigen, hört! die hochgepriesene Freiheit
Unserer Feder, sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

Aber ach, was ist Liebe, Ruhm, Freundschaft, Arbeit, Vaterland! Alles das nimmt der Strom hinweg, wie es Herder in seinem trüben Gedichte „Das Lied vom Bache" schildert:

Jüngling, ich war um's Vaterland,
Edler Thor, wie du entbrannt.
Gerungen hab' ich und gelebt,
Und was errungen, was erstrebt?
Die dürren Blätter!

So waren wir ja auch Alle wol einmal als „edle Thoren" ums Vaterland entbrannt, und was errangen wir? „Die dürren Blätter!"

Da ich gerade bei Herder stehe, so möchte ich noch folgenden treffenden Ausspruch Herder's über politische Poesie anführen. Er sagt:

Wie kommt es, daß unsere Poesie verglichen mit der Poesie älterer Zeiten an öffentlichen Sachen so wenig Antheil nimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringern Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leiermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stellen überließen, seitdem ... doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem Andere bereits geantwortet haben. Wie kommt es aber, daß, seitdem auch die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Antheil an der gemeinen Sache zu verschiedenen Zeiten so ungleich gewesen und jetzt sogar gering zu sein scheint? Wir erwarten, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Indeß wollte Herder damit keineswegs sagen, daß jeder Bruder Liederlich der Lyrik auch Vaterlandsgesänge anstimmen müsse, er wollte keinen handwerksmäßigen Betrieb der politischen Poesie, keine politische Drehorgelei auf allen Gassen für das liebe Geld. Er wußte, daß bei uns keine nationale Grundstimmung herrschend ist, daß die Diplomatie immer wieder dem Volke das Schwert aus der Hand nimmt und ihm nur die Scheide läßt, daß die Stellungen und damit auch unsere politischen Stimungen in neuern Zeiten auf das plötzlichste wechseln. Daher erinnert Herder an einem andern Orte den Dichter neuerer Zeit daran, daß er durch eine zu einseitige und heftige Parteinahme an politischen Angelegenheiten die Wirkung seiner Gedichte schwächt. Er fährt fort:

Denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man sieht die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether der Sphäre der Menschheit — in diesem höhern freiern Raum begegnen sich alle politischen Meinungen als Freundinnen und Schwestern.

Hermann Marggraff.

Aus Goethe's Jugendzeit.

Santa-Casa. Episode aus Goethe's Jugendzeit. Eine Novelle von Alexander Lacy. Zwei Theile. Mainz, Kunze. 1853. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Es ist schade, daß der Fleiß und das unverkennbare Erzählertalent der unter dem Namen Alexander Lacy sich verbergenden Verfasserin auf solche Irrwege gerathen ist wie in dem vorliegenden Roman. Ihre Belesenheit ist außerordentlich; Engländer und Franzosen, Griechen und Römer, Perser und Provenzalen liefern ihr nebst heimatlichen Schriftstellern die Capitelüberschriften, und sie hat alle alten Acten über das „Goethehaus" nachgesehen, wenngleich die in einer Anmerkung gemeldete Auffindung einer Kiste mit alten Papieren auf dem Speicher des Goethehauses (September 1852) nur Documente über die verschiedenen Besitzer des Hauses zutage gefördert hat, welche die Verfasserin in eigenthümlicher Weise benutzt. Zur Erläuterung des Titels diene, daß Santa-Casa, d. h. das heilige Haus, eine Benennung war, welche Merck und Wieland im Freundeskreise dem väterlichen Hause Goethe's beizulegen pflegten. Das Buch besteht aus zwei, etwas künstlich in sich verbundenen Theilen, zunächst in einer theilweise fast wörtlichen Paraphrase von „Wahrheit und Dichtung", nebst einzelnen Zusätzen aus „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde". Was aber diesem Theil an schöpferischer Phantasie fehlt, das ist in überreicher Fülle auf den andern gehäuft.

Es wird nämlich darin der Versuch gemacht, den Grafen Thorane in noch nähere Beziehung zu Goethe's Schicksalen zu bringen. Gretchen, über welche die bisherigen Nachforschungen als das Wahrscheinlichste ergäben, daß sie die Tochter eines Gastwirths in Offenbach war, ist nach dem Phantasiegebilde der Verfasserin eine Nichte Thorane's, dessen Familie seit lange als den Jesuiten feindlich gesinnt bekannt ist. Deshalb sendet der Orden einen seiner Angehörigen, einen Findling, zunächst nach Frankfurt, wo er zu Goethe's Großvater, dem Stadtschultheißen Textor, durch die „weltlichen Coadjutoren" als dessen Schreiber gelangt. In dieser Stellung gelingt es ihm, sich der Siegel und Papiere des ausgestorbenen Hauses Fleckhammer von Aystetten, Mitglieder der frankfurter Patriciergesellschaft Alten-Limpurg, zu bemächtigen. Dann nähert er sich der einzigen Schwester Graf Thorane's, Isabella, schließt mit ihr, mit Genehmigung der Obern, einen Ehebund, muß sie dann auf Befehl der Ordensobern verlassen; doch vollzieht

er nicht den gleichzeitigen Befehl, sein Kind aus dieser Ehe zu tödten, sondern setzt das Kind auf seiner weitern Reise in der Judengasse zu Frankfurt aus, und dies Kind — ist Gretchen, das sein neuer Pflegevater, der Jude Ben-David, ein wahrer Ausbund von Tugend, durch eine arme Christenfrau christlich erziehen läßt. Der Pseudo-Aystetten, wegen einer großen Narbe an der Schläfe gewöhnlich der „Narbenmann" genannt, wird vom Orden anfangs nach Indien geschickt, dann kommt er nach Frankfurt und wird von dem Königslieutenant an der Narbe erkannt, die er selbst ihm einst im Zweikampf durch einen Schuß beigebracht. Beide treffen sich in der Domkirche am Abend, und nachdem sie allein zurückgeblieben, entspinnt sich folgende Scene, welche der siedenden Phantasie eines Eugen Sue alle Ehre machen würde. „Einen Augenblick faßte der Graf des Narbenmanns Arm, er faßte ihn mit jener Riesenkraft, die aus dem Innern herauskommt, ein allgewaltiger, vernichtender Wille. Einen Athemzug länger und die elende Gestalt flog mit hirnverspritzender (?) Heftigkeit gegen den rauhen Sandstein von Kaiser Günther's Gedenktafel." Der Königslieutenant zwingt ihm das Geständniß seiner Frevelthaten ab und nöthigt ihn dann das „Manna des heiligen Nikolaus von Bari", die Aqua Tofana zu trinken, aus demselben Fläschchen, woraus Thorane's Schwester von den Jesuiten vergiftet wurde. Die Wirkung, welche dieses langsam tödtende, den Organismus austrocknende Gift äußerte, hat die Verfasserin toxikologisch so neu und originell geschildert, daß wir diese Stelle dem geneigten Leser nicht vorenthalten wollen: „Plötzlich sprang der Narbenmann auf. Er eilte tanzend auf den Hochaltar zu, ergriff zwei hohe reichgeschmückte Kerzen, zündete sie an der ewigen Lampe an und tanzte mit den sonderbarsten Bewegungen und Gesticulationen den Kreuzgang hinab. Hierauf warf er die eine der Kerzen weit von sich weg. Sie fiel gegen einen der Nebenaltäre, ergriff das Altartuch und brandmarkte das Kleid der Mutter Gottes, ehe der Graf der Flamme mit dem ganzen Vorrath geweihten Wassers Einhalt thun konnte. Der Narbenmann tanzte unterdessen immer weiter; ein weißlicher Schaum bedeckte seine bleifarbigen Lippen und seine Arme begannen alsbald sich convulsivisch zu regen und im wohlgemessenen Takte auf- und niederzuschlagen. Jetzt bediente er sich der noch übrigen Kerze als eines Schwertes. Mit vorgestrecktem Oberleibe und wüthender Geberde rannte er auf die ringsherum stehenden Bilder und Statuen der Heiligen ein, als wollte er zu einem furchtbaren Zweikampf sie herausfodern" u. s. w. Schließlich fällt er besinnungs- und regungslos zu Boden. Das Alles geht in der Domkirche der guten Stadt Frankfurt vor sich, was kann man da erst vom südlichen Frankreich oder gar von Guadeloupe erwarten! Die Schwester Thorane's läßt die Verfasserin halb vergiftet, halb mit Benutzung ihres poetisch-sentimentalen Hangs in der feuchten unterirdischen Höhle von St.-Cassien den Hungertod sterben. Magrigny, der Anstifter alles Uebels, Bischof von Grasse, will sie da belauschen; er weiß nicht, daß sein Opfer schon erlegen ist; er gleitet an der steilen Felswand aus und hängt, vom Aste einer Pinie gefaßt, drei Tage und drei Nächte da, von Geiern umkreist, von der Sonne gedörrt, vom Nachtthau durchfröstelt, hungernd und durstend im Angesicht der reichen Gegend, bis er herabstürzt und zerschmettert! Der Narbenmann war nach jener Scene im Dom vom Königslieutenant den Gerichten übergeben worden, er legt vor dem Stadtschultheiß Textor, nachdem er zuvor von der reservatio mentalis reichlichen Gebrauch gemacht, ein vollständiges Geständniß ab; aber aus Furcht vor der Rache des Ordens läßt man den Narbenmann aus seinem Gefängniß auf dem Rententhurm entweichen! Zum letzten mal begegnen wir dem Narbenmann auf der Insel Guadeloupe, wohin uns die Verfasserin auf „Aladdin's Wunderteppich oder auf Faust's Mantel" bringt, wie sie selbst sagt. Zwei Nachen begegnen sich bei der Insel, in jedem sitzt ein Mann. „In dem Moment, da die Blicke der beiden Fahrenden sich treffen, stoßen, wie von einer elektromagnetischen (!) Kraft gegeneinander getrieben, die Nachen zusammen. Ein Aufspritzen des Wassers, ein kurzes Ringen, und Männer und Fahrzeuge (?) liegen begraben in den Wellen der See." Sie ruhen in Frieden, der Graf Thorane und der Narbenmann! Diese ganze Scene ist aus den wenigen Worten Goethe's entstanden: „Der Königslieutenant soll als Statthalter einer französischen Colonie in Westindien gestorben sein."

Den Schluß des Ganzen bildet die Beschreibung der Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag (1849) in Frankfurt, welcher Nachkommen von Goethe's Jugendfreunde Frosch beiwohnen. Die großen Mängel der Composition, dies Vermengen realer und phantastischer Verhältnisse springen in die Augen, obgleich wir nicht verkennen, daß im Einzelnen manche gelungene Stellen vorkommen. Auch für gehörige Spannung ist gesorgt, indem die verschiedenen Fäden der Geschichte, unter denen wir nur die hauptsächlichsten anführen konnten, immer im interessantesten Augenblicke abgebrochen werden. Wenn die Verfasserin weniger starke Reizmittel anwenden und auf ein engeres Feld sich beschränken will, so werden die Vorzüge ihres Stils die Mängel der Composition überwiegen; das vorliegende Buch aber, welches die Jesuiten als wahre Ausbünde von Lasterhaftigkeit hinstellt, wird den Geschichtschreibern, welche ihnen so günstig sind wie der lippesche Staatsretter Dr. Fischer, willkommen sein, um daran die Uebertreibungen der Jesuitengegner aufzuzeigen. 12.

Deutsche Originale.

Originale. Genrebilder aus der Wirklichkeit von Arnold Schloenbach. Zwei Bände. Breslau, Trewendt und Granier. 1853. 8. 2 Thlr.

Der talentvolle Verfasser spricht sich in seiner an Karl Gutzkow gerichteten und diesen als den „größten Schriftsteller der Gegenwart" und als „einen der höchsten Würdenträger im mächtigen Bunde der Ritter vom Geiste" preisenden Vorrede über die Motive zur Abfassung seines Buchs folgendermaßen aus: „Noch kurze Zeit — und wir haben keine Originale mehr. Dampf, Politik und kohlensaueres Gas machen die Menschen sich einander ähnlich, langweilig ähnlich. Da wollte ich denn nun einige der frappantesten aus dieser vergehenden Welt der Originale rasch noch festhalten, gleichsam als Studien für diese vergehende Zeit." Diese Bemerkung ist sehr richtig. Das vorige Jahrhundert war noch ebenso reich an Originalen, als das jetzige daran arm ist. Die Knorren, die dem Stamme der Menschheit früher noch ein charakteristisches Ansehen verliehen, werden immer mehr abgehauen und abgehobelt: die Cultur beleckt alle Welt und ein äußerer, so manche Schäden bedeckender Glanzfirniß überzieht Alles, was uns umgibt, und uns selbst. In unsern großen Städten fällt es schwer, noch irgend ein Original aufzutreiben; denn hier stößt Einer an den Andern und so reibt sich Einer an dem Andern ab. Die Methode in unsern Schulen und weiblichen Erziehungsanstalten zweckt dahin ab, nicht die Individualitäten ihrer Besonderheit nach auszubilden, sondern Alle durch ein nivellirendes Gleichmaß einander ähnlich und möglichst gleich zu machen. In unsern Gesellschaftskreisen ist Niemand mehr wohl gelitten, der irgendwie aus diesem allgemeinen Niveau heraustritt. Wer da noch seine Eigenart zeigen wollte, gilt als unartig und närrischer Kauz und darf auf Nachsicht und Toleranz nicht rechnen. Der centralisirende Staat zeigt ganz dasselbe Bestreben. Die Beamten, der Adel, die Geistlichen, die Lehrer, die Geschäftsleute, die Handwerker, kurz alle Stände bilden, wie ein Regiment Soldaten, jeder Stand für sich, nur eine einzige Fronte, aus der kein Einzelner nur mit seiner Nasenspitze hervortreten darf. Dasselbe Gleichmaß finden wir in unserer Literatur, in den Künsten, in der Bauart unserer Häuser wieder. Es ist die langweilige gerade Linie, der sich die ganze Welt zu beugen hat. Die geradlinigen Eisenbahnen, die gleichmäßige, wenn auch rasche Bewegung unserer Dampfwagen und Dampf-

schiffe helfen diese Geradlinienphysiognomie unserer Zeit und unsers Geschlechts vollenden.

Schloenbach hat nun aus der aussterbenden Gattung der Originale und närrischen Käuze eine Anzahl von Exemplaren, denen er auf seinem bewegten Lebensgange begegnete, herausgegriffen und porträtirt, zwar nicht mit dem feinen, saubern, die Farben künstlerisch vertreibenden Pinsel Auerbach's, aber, wie nicht zu leugnen, mit gesunder Kraft und naiv-energischer Ursprünglichkeit. Er gibt uns keine Kunstwerke, aber keck hingeworfene Skizzen und Farbenstudien, welche die innere und äußere Physiognomie der Dargestellten zu lebendigster Erscheinung bringen. Was mich betrifft, so habe ich überhaupt über Das, was man in jetziger Zeit Kunstwerk nennt, meine eigenen Gedanken, die ich jedoch, um mich nicht zu weit von der vorliegenden Schrift abführen zu lassen, fürs erste für mich behalten will. Vielleicht die gelungenste Skizze des Buchs ist gleich die erste mit der Ueberschrift: „Drei Originale, oder es fehlen zwei Schafe." Es sind hier drei Originale zusammengestellt: der „alte Baron", der Schäfer des alten Barons, der „Schäfer-Michel" genannt (obgleich er eigentlich Franz Jakob hieß), und des Schäfer-Michel's Schafknecht, der „Schäfer-Junge" genannt (obschon dieser Junge schon über die Dreißiger hinaus war). Diese drei Originale sind in der That mit liebenswürdigster Naturwahrheit, und die Conflicte, in die sie zueinander gesetzt werden, mit einer fast rührenden Treuherzigkeit dargestellt — eine Dorfgeschichte der echten unverfälschten Art ohne den Aufputz moderner Toilettenkünste. Mehr novellistischen Charakters ist die zweite Skizze: „Der Zweifler und der Chemiker", unbedeutender die dritte: „Professor Burlemann und sein schwarzer Frack." In der vierten Skizze: „Der selbständige Mann und sein Musenhof", bildet ein russischer, übrigens von einer deutschen Mutter abstammender Fürst, der in einer deutschen Hauptstadt durch seine Bizarrerien Aufsehen erregte und daselbst vor wenigen Jahren gestorben ist, den Mittelpunkt einer Gruppe von Originalen und Sonderlingen, die der Fürst, jedem in seiner besondern Richtung eine Function zuweisend, um sich versammelte. Die fünfte Skizze: „Die Familie Stoops", spielt in Hamburg und schildert ein Dreiblatt von Brüdern, deren rührende Wunderlichkeiten aufs glücklichste contrastirt sind. In der sechsten Skizze: „Der Aristokrat", von mehr novellistischer Haltung, tritt unter Anderm auch ein Geistlicher auf, der es später für rathsam fand, „mit dem republikanischen Grafen X. in Schlesien für Socialismus zu schwärmen und freier Gemeindeprediger zu werden". Den tiefsten Inhalt hat vielleicht die siebente Skizze: „Der Naturforscher, oder zwei Sylvesterstunden." Hier namentlich erhebt sich Schloenbach zu dichterischem Schwunge. Der greise Naturforscher läßt in der Sylvesternacht sein vergangenes Leben an seinem innern Gesicht vorübergehen; ehe er aber in diesen ihn von Selbstverzweiflung rettenden Traum versinkt, tritt er vor seine Bücher und ruft: „Und wozu denn eigentlich all der Staub da, in Schweinsleder und Pappendeckel gebunden? Bildung, Aufklärung verbreiten, sagt ihr?" (so fragte er jetzt die Bücher, als ob sie geantwortet hätten auf die vorige Frage, und er fuhr fort:) „Ach was, die ganze Bildung und Aufklärung hat uns nur noch nichtsnutziger gemacht, aus Bestien Canaillen erzogen, wie ein weiser Mann schon sagte. Nur uns belehrt, wie wir am honettesten uns selbst und Andere belügen, betrügen und bestehlen. Wie wir am geschmackvollsten die große Freßanstalt, Leben genannt, uns einrichten" u. s. w. Die achte Skizze: „Der Droschkenmann", und die neunte: „Der Schwart-Schmied", enden tragisch. Von der gemüthlichen Genremalerei, deren der Verfasser in seinen glücklichern Momenten fähig ist, hier nur noch die eine Probe. „In einer der äußersten Vorstädte der Residenz D.", beginnt die vierte Skizze, „stand ein kleines Bauermädchen mitten auf der Straße, die Händchen unter der Schürze, den Kopf zurückgelehnt, die Augen zu, den Mund weit auf, und ließ sich in den offenen Mund Schneeflocken schneien. Ueber das frische rothe Gesichtchen ging jedesmal ein helles Lachen, wenn so eine recht dicke Schneeflocke hineinflog; sonst aber rührte sich das Kind nicht, aus Furcht, die Schneeflocken möchten sonst den offenen Mund nicht treffen." Man braucht keinen Maler dazu, der dies Bild in Farben ausführt, um das kleine Mädchen leibhaftig vor sich zu sehen. Solche gelungene Einzelheiten können zwar ein schriftstellerisches Product nicht vor dem Vorwurfe retten, kein Kunstwerk zu sein, aber sie beweisen doch, namentlich wenn sie in größerer Zahl beieinander sind, daß der Autor den Fonds dazu besitzt, ein Kunstwerk (im modernen Sinne) zu schreiben, wenn die Umstände ihm günstig sein sollten. Nur vor einer allerdings sehr weitverbreiteten und vielleicht mit der materialistischen Richtung des jetzigen Geschlechts zusammenhängenden Angewohnheit möge sich Schloenbach hüten, vor der allzu gewissenhaften, ins Kleine und Kleinste gehenden äußerlichen Signalisirung der von ihm geschilderten Persönlichkeiten. Wirkliche Dichter haben sich niemals viel damit beschäftigt, in ihren Productionen geflickte Stiefeln, ausgerissene Knopflöcher, schiefe Nasen und ausgewachsene Schultern eine hervortretende Rolle spielen zu lassen. Die englischen Romanschriftsteller von Walter Scott bis Dickens haben allerdings dieser Manier Vorschub geleistet, aber man könnte von ihnen etwas Besseres lernen als diese Porträtirung à la Denner, als diese steckbriefartigen Signalements. **H. M.**

Historische Untersuchungen von F. Sclopis.

Graf Sclopis ist bekannt als einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner Sardiniens. Unter dem Grafen Cesare Balbo wirkte er thätig mit zur Herbeiführung des constitutionellen Systems, und als Karl Albert das constitutionelle Statuto gegeben hatte, nahm er in dem ersten verantwortlichen Ministerium die Stelle eines Justizministers ein. Er zeigte hier seinen festen und gegen revolutionäre Tendenzen im Parlamente gerichteten Sinn und verhinderte die Einführung der Absetzbarkeit der Richter. Nachdem er aus dem Ministerium geschieden, trat er in den Senat ein und benutzte die größere Muße zu „historischen Untersuchungen" über „Die politischen Beziehungen zwischen dem Hause Savoyen und der englischen Regierung von 1240—1815", welche im vorigen Jahre in Turin veröffentlicht worden sind. Gewiß treten die Beziehungen Großbritanniens zu Piemont häufig hervor, allein sie werden meist nur in den Resultaten sichtbar; Sclopis versuchte auch zugleich die Ursachen und Folgen derselben zu entwickeln. In einer kurzen Skizze zeigt er, wie beide Länder sich gegenseitig bedurften, da das eine wechselseitig von Frankreich, Spanien und Oestreich bedrängt ward, das andere der zunehmenden Macht Frankreichs gegenüber eine Stütze brauchte. Das Bedürfniß drückte sich bald in Handelsverträgen, bald in Subsidien aus, und wenn auch manchmal Savoyen momentan vom Unglücke heimgesucht war, so ging es aus demselben zuletzt in der Regel doch mit Gebietsvergrößerungen hervor.

Die Anerkennung für die Vortheile der englischen Allianz macht Sclopis keineswegs blind für die Nachtheile derselben. Oft ward der englische Beistand durch innere Wirren, unter Karl I. z. B., ganz paralysirt. Als die Quadrupelallianz 1718 abgeschlossen ward, sah der König Victor Amadeus sich plötzlich von England verlassen und mußte den schlimmen Tausch von Sardinien gegen Sicilien eingehen. Beiläufig zeigt Sclopis, wie das Uebelwollen Oestreichs wider Piemont schon sehr alt ist und wie sich dasselbe, häufig unmerklich, aber doch jederzeit, selbst bei Verträgen offenbart. Auch der Gedanke einer Einverleibung Mailands zu Piemont ist nichts Neues, sondern eine Idee, die schon öfter in den Cabineten zu Wien, London und Turin zur Sprache gekommen ist. Bei vielen politischen Combinationen ward Mailand dem Königreich Sardinien in seiner doppelten Stellung als Wächter der Alpen und Schützer der italienischen Interessen zugewiesen. Von Bolingbroke, Ludwig XV., Friedrich II. ausgearbeitete Documente beweisen, wie alt der Gedanke ist. Als 1814 König Victor Amadeus seinen Thron wiedererlangt hatte und

der Wiener Congreß die Territorien von Europa neu regulirte, überreichte Namens Sardiniens der Graf von Aglié dem Lord Castlereagh eine wichtige Denkschrift, in der die Annexion von Genua und Mailand, sowie einiger andern Provinzen als nothwendig zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts dargestellt wurde. Der berühmte Diplomat, der damals Frankreich vertrat, ließ indeß die Reclamationen Savoyens scheitern. Als Entschädigung dafür vernichtete er aber eine Intrigue, nach der ein östreichischer Erzherzog in der Person des Herzogs von Modena zum Nachtheil der jetzt regierenden Linie des Hauses Carignan auf den sardinischen Thron berufen werden sollte. Fürst Talleyrand genügte dabei zugleich einem Wunsche seines Herzens, denn vor 1789 hatte eine innige Freundschaft ihn mit den Prinzen Carignan, die am Hofe von Frankreich lebten, verbunden. Mailand fiel an Oestreich, aber Savoyen erhielt Genua. 4.

Ein neues spanisches Drama.

W. Biddulp Parker gab in London heraus: „The flower of a day: an original drama, in a prologue and three acts. By *Don Francisco Camprodon*. Translated from the Spanish, with a few remarks on the modern drama of Spain." Der Uebersetzer erzählt in der Vorrede: er habe einige Jahre in Spanien zugebracht und sei nach seiner Rückkehr nach England erstaunt gewesen, über das nationale Drama der Spanier hier ganz falsche Ansichten verbreitet zu finden. In der Hoffnung, einer richtigern Ansicht Bahn damit zu brechen, habe er drei Dramen als Proben der modernen Dramenpoesie der Spanier ins Englische übersetzt, sei aber in seinem Bestreben, sie auf buchhändlerischem Wege zu veröffentlichen, auf so große Schwierigkeiten gestoßen, daß er sich fürs erste damit begnügt habe, nur eins dieser Stücke, das oben genannte, erscheinen zu lassen. Wunderlich ist es nur, daß der Verfasser gerade dieses Drama wählte, da er doch selbst gesteht, daß die zwei andern demselben in Betreff des dramatischen Interesses vorzuziehen seien. Der Gang des Stücks ist sehr einfach: Ein junges Paar ist miteinander verlobt und der Tag der Trauung steht nahe bevor, als der Bräutigam plötzlich nach Amerika abreisen muß, weil sein Vater, der seine Tage zu Ende gehen fühlt, den dringenden Wunsch ausgesprochen hat, ihn noch vor seinem Dahinscheiden zu sprechen. Dies ist der Inhalt des Vorspiels. Das eigentliche Stück beginnt vier Jahre später. Lola, die Heldin des Stücks, hat sich inzwischen mit einem Marquis, einem kalten Weltmann, vermählt, theils aus Gehorsam gegen den Wunsch ihres unterdeß verstorbenen Vaters, theils verlockt durch den Marquistitel ihres jetzigen Ehemanns. Der frühere Bräutigam, der hiervon nichts weiß, kehrt nach Spanien zurück, um seine Braut heimzuholen. Kaum hat er den Fuß auf spanischen Boden gesetzt, als ihm auch Gelegenheit wird, seinen glücklichen Nebenbuhler aus den Wellen und von der Gefahr des Ertrinkens zu retten. Der Marquis stellt ihn seiner Gattin vor — und diese erkennt in dem Vorgestellten ihren ehemaligen Bräutigam, wie dieser in der Marquise seine frühere Braut. Ihre Liebe zu Diego (so heißt ihr ehemaliger Verlobter) erwacht von neuem, was um so weniger Wunder nehmen darf, da sie sich in ihrem ehelichen Verhältniß nicht glücklich fühlt. Der eifersüchtige Gatte entdeckt diese Liebe und fodert den Diego, der jenen im Duell entwaffnet, ihm aber das Leben schenkt, unter der Bedingung, daß er Lola durch eine formelle Scheidung freigeben soll. Diese Foderung stellt er, nicht um selbst ein Ehebündniß mit ihr zu schließen, sondern einfach in der edelmüthigen und uneigennützigen Absicht, sie aus den Banden einer unglücklichen Ehe zu befreien. Der Marquis ist gerührt und erschüttert, hat mit seiner Gattin eine Unterredung und entwickelt während derselben ein so schönes warmes Gefühl, daß Lola erklärt, ihn nicht zu verlassen, worauf der großmüthige Diego auf die dem Marquis gestellte Bedingung verzichtet, Beide umarmt, von Beiden Abschied nimmt und sich wieder nach Amerika einschifft. Dieses Stück — weder Tragödie, noch Komödie, noch Melodrama — beweist von neuem, daß das moderne spanische Drama von den Grundsätzen des altnationalen ganz abgefallen ist und daß auch auf der spanischen Bühne jener bunte, unsicher hin- und hertastende Eklekticismus herrschend ist, der die modernen Bühnen aller Völker als ein charakterloses Gallert erscheinen läßt. Das Gepräge des Stücks wird in der englischen Bearbeitung noch dadurch beträchtlich verwischt, daß der Uebersetzer statt der im Original angewandten Trochäen und des Romanzenversmaßes sich der fünffüßigen Jamben bediente. H. M.

Neugriechische Literatur.

Von dem Griechen Gregorios Alexander Chantzeris, Artillerieoffizier in der griechischen Armee und Referenten beim Kriegsministerium, der bereits mehre nützliche kriegswissenschaftliche Schriften („Λεξικὸν τῶν στρατιωτικῶν ἐπιστημῶν καὶ τεχνῶν", 1847, und „Σειρὰ εἰδικῆς διδασκαλίας τῶν ὑπαξιωματικῶν τοῦ πυροβολικοῦ", 1850) herausgegeben hat, ist in Athen 1853 ein drittes ähnliches Werk, nämlich ein französisch-griechisches Wörterbuch der Waffen, des Materials der Artillerie, der Werkzeuge u. s. w. unter dem Titel 'Ονομαστικὸν γαλλικὸν καὶ ἑλληνικὸν τοῦ τεχνικοῦ μέρους τοῦ πυροβολικοῦ" erschienen, in welchem er sich zugleich mit großem Eifer und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit bemüht, aus altgriechischen Schriftstellern und Wörterbüchern die Reinigung der griechischen militärischen Onomatologie von fremden Wörtern durchzuführen, weshalb sein genanntes Werk nicht nur in kriegswissenschaftlicher Hinsicht als nützlich erscheint, sondern auch als eine Bereicherung der neugriechischen Sprache angesehen werden muß.

Nicht zur Unzeit ist unter den gegenwärtigen Umständen und bei den politischen Zuständen der Türkei und der Lage der Pforte und ihren Verhältnissen zu Europa, die insgesammt an die Zeiten des Ausbruchs der griechischen Revolution im Jahre 1821 erinnern, eine Biographie des Märtyrers für die heilige Sache des Glaubens und der Nationalität im Jahre 1821, des Patriarchen Gregorios („Βίος καὶ πολιτεία τοῦ ἱερομάρτυρος Γρηγορίου, Πατριάρχου Κωνσταντινουπόλεως", Athen 1853), erschienen, welcher zugleich die von Konstantin Oikonomos in Odessa gehaltenen, übrigens bereits früher durch den Druck bekannt gewordenen ausgezeichneten beiden Reden, die Begräbniß- und die Gedächtnißrede, beigegeben sind. Der Verfasser der Biographie hat das ihm zugebote gestandene Material mit Gewissenhaftigkeit und Geschick verarbeitet und auf seine Darstellung, die durch Reinheit und graziöse Gefälligkeit ebenso wie durch die tiefe Begeisterung für den Gegenstand selbst und namentlich für die tragische Würde des Opfertodes des Patriarchen sich auszeichnet, besondern Fleiß verwendet. In Verbindung mit dieser Biographie steht die „Ὁμιλία περὶ τοῦ ἀοιδίμου Γρηγορίου, Πατριάρχου Κωνσταντινουπόλεως", welche G. Tertzetis, der Herausgeber der von uns in Nr. 12 d. Bl. f. 1853 erwähnten Autobiographie des Theodor Kolokotronis, am 5. April 1853 in Athen gehalten hat und welche ebenfalls in Athen im Drucke erschienen ist.

Die Archäologen machen wir auf eine in italienischer Sprache abgefaßte Denkschrift des bereits durch andere Schriften bekannten Griechen Andreas Pappadopulos Vretos: „Su la scoperta di Tomi, città ellenica nel ponto Eusino, e su la bilingue iscrizione ritrovata in Varna (l'antica Odessus)", welche in Athen 1853 erschienen ist, aufmerksam, in welcher sie in topographisch-archäologischer Hinsicht manche interessante Aufschlüsse finden werden.

Die bekannte Denkschrift des Griechen Adamant. Korais: „De l'état actuel de la civilisation en Grèce", welche derselbe am 6. Januar 1803 in der Société des observateurs de l'homme" in Paris vorlas und in welcher er zuerst in einer

zusammenhängenden Darstellung über die moralisch-intellectuellen Zustände der Neugriechen aufklärte, dabei zugleich in merkwürdig prophetischer Weise auf eine nahe bevorstehende Aenderung des politischen Zustandes seines Volks hindeutete, ist unter dem Titel „Περὶ τῆς παρούσης καταστάσεως τοῦ πολιτισμοῦ ἐν Ἑλλάδι", übersetzt von Anastasios Konstantinidis (Athen 1853), erschienen und kann gerade unter den gegenwärtigen Umständen, die eine anderweite Aenderung des politischen Schicksals der Neugriechen als nahe bevorstehend erkennen und vermuthen lassen, den Letztern manche Lehre und manche Warnung darbieten.

In einem Programme, welches namens der in Athen seit einigen Jahren bestehenden griechischen Erziehungsanstalt (Ἑλληνικὸν ἐκπαιδευτήριον) bei Gelegenheit der Preisvertheilung am 20. Juni 1853 erschien, theilt der Vorsteher der Anstalt, G. G. Pappadopulos, Einiges über einen im Jahre 1849 in den königlichen Gärten von Athen ausgegrabenen, ziemlich gut erhaltenen Kopf des Demosthenes mit, von dem zugleich nach der Zeichnung eines Schülers der Polytechnischen Schule in Athen selbst ein Steindruck beigefügt ist. Der Verfasser nimmt davon Veranlassung, das Privat- und öffentliche Leben des Demosthenes in kurzen Zügen treffend und scharf zu zeichnen und den Griechen unserer Tage, unter Hinweisung auf die traurigen Zeiten jenes großen Redners und Vaterlandsfreundes des alten Griechenland, die Nothwendigkeit ans Herz zu legen, im lebendigen Bewußtsein ihrer nationalen Einheit die Gesammtinteressen des Panhellenion kräftig zu wahren und zu pflegen und es sich besonders angelegen sein zu lassen, die Cultur und die Civilisation nach dem Morgenlande zu verbreiten, welches „auch jetzt wieder nach dem alten Herde der Aufklärung, wo die Asche einer großen Vergangenheit den Glanz einer großen Zukunft prophetisch erkennen läßt, seine Blicke richtet".

Was dort nur kurz angedeutet wird, hat der Professor der römischen Literatur an der Universität in Athen, Stephanos Kumanudis, in einer Rede weitläufiger ausgesprochen, welche derselbe am 20. Mai 1853 am Jahrestag der Gründung der Universität Athen gehalten hat und welche gedruckt vorliegt. Ebenso geistreich als für das heutige Geschlecht der Griechen lehrreich und ernstmahnend ist Dasjenige, was der Redner über die griechische Nationalität aus dem politischen Gesichtspunkte der Einheit seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ausspricht; aber es ist auch zugleich wohl geeignet, der griechischen Nationalität in Betreff alles Dessen, was Europa seit der Zeit von 1453, sowie für die Zeit nach dieser Katastrophe des griechischen Kaiserreichs, und ebenso in politischer und in kirchlicher als in wissenschaftlicher Hinsicht, den Griechen des Mittelalters und der griechischen Nationalität verdankt, die Anerkennung Europas und in ihm der Männer der Wissenschaft, wenn auch nicht gerade die — seiten der Politik und der Diplomatie zu verschaffen.

Von dem Professor der Philosophie und Rhetorik an der Universität in Athen, K. N. Bambas, der erst 1851, mit besonderer Bezugnahme auf den mangelhaften Bildungszustand der Geistlichkeit in Griechenland, ein „Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit" („Ἐγχειρίδιον τῆς τοῦ ἱεροῦ ἄμβωνος ῥητορικῆς") herausgab, ist in Athen im Jahre 1853 ein „Handbuch der Ethik" („Ἐγχειρίδιον τῆς ἠθικῆς") erschienen, das ein sehr faßlicher und methodisch geordneter Auszug der „Στοιχεῖα τῆς φιλοσοφίας" (Athen 1838) ist, welche ebenfalls von Bambas herrühren und ihrem Grunde nach auf dem philosophischen Systeme des französischen Philosophen François Thurot („Introduction à l'étude de la philosophie") beruhen. Das Neugriechisch, in welchem der Verfasser schreibt, ist ein reines Neugriechisch nach dem Systeme des Korais, dessen Schüler und Anhänger Bambas ist. Im Allgemeinen gehört Bambas zu denjenigen Griechen, die um die Bildung ihrer Nation in verschiedenen Beziehungen und in den verschiedensten Verhältnissen sich nicht wenig verdient gemacht haben. Von Bambas gilt dies namentlich theils als Lehrer am Gymnasium in Chios (1815—21), das er organisirte und auf eine hohe wissenschaftliche Stufe erhob, an der Universität in Korfu, am Gymnasium in Syra, das er gleichfalls mit begründete und das unter seiner Leitung einen besondern Einfluß auf die griechische Jugend erlangte, und an der Universität in Athen, theils als Schriftsteller und in dieser letztern Hinsicht vornehmlich auf dem Gebiete der Philosophie, der Grammatik, Rhetorik und Philologie. Besonders hoch müssen die Verdienste angeschlagen werden, welche er als Schriftsteller um die sittliche Bildung der Griechen hat, indem er „Στοιχεῖα τῆς φιλοσοφικῆς ἠθικῆς" (Venedig 1818), die in einer zweiten verbesserten Ausgabe in Athen um das Jahr 1846 erschienen, und das obgedachte „Ἐγχειρίδιον τῆς ἠθικῆς" herausgab. Auch außerhalb des Wirkungskreises des Schriftstellers war er durch seine öffentlichen Schulreden als seitens der Regierung verordneter Aufseher der Gymnasien und anderer Unterrichtsanstalten eifrig bemüht, auf die moralische Bildung der griechischen Jugend sich Einfluß zu verschaffen. Von andern seiner Werke mögen hier nur noch seine Rhetorik (Paris 1813), die neuerdings in einer verbesserten und vermehrten Ausgabe in Athen erschienen ist, ferner seine Grammatik nach Matthiä („Τεχνολογικόν", Chios 1816, verbessert, Athen 1846; „Συντακτικόν", Korfu 1828, zweite Ausgabe, Athen 1846), die er unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der griechischen Jugend herausgab, Erwähnung finden. Auch auf dem Gebiete der Kirche ist Bambas als Schriftsteller aufgetreten, wobei er jeder einseitigen Neuerungssucht und jedem Streben des flachen und verflachenden Rationalismus ebenso entschieden entgegengetreten ist, als der bekannte, durch seine Gelehrsamkeit und seine Rednergabe ausgezeichnete Konstantin Oikonomos. Den Vorzug kirchlich-politischer Rednergabe theilt Bambas in gewisser Beziehung mit dem Letztern, und er hat diese Rednergabe wie in neuerer Zeit, so auch bereits während des Freiheitskampfes vom Jahre 1821 vielfach bewährt, wo er in Begleitung des Dimitrios Ypsilantis auf seinen Zügen im Peloponnes durch seine patriotischen Reden großen Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten gewann.

5.

Miscellen.

Traum und Wachen.

..... el vivir solo es soñar,
que toda la vida es sueño.

Calderon.

Im Traume hat man alle Sinnesempfindung, man sieht, hört, riecht und schmeckt, nur das Gefühl des körperlichen Schmerzes fehlt, selbst wenn man gestoßen wird oder vom Thurme herabstürzt. Indem körperlicher Schmerz zum Bewußtsein des Lebens nicht durchaus erfoderlich ist, lebt der Mensch im Traume vollständig genug mit den übrigen Sinnen und hat seine Welt außer ihm so gut wie im Wachen, nur daß Alles im schnellsten Wechsel ohne Zusammenhang aufeinander folgt, daß Zeit- und Raumverhältnisse sich verwirren, ja fast verschwinden, indem die fernste Vergangenheit als eins mit der Gegenwart erscheint und ein Raum dem andern untergeschoben wird. Das Wachen hält unsere Sinnesempfindung in Ordnung, ist eine Polizei derselben, und was wäre das Menschengeschlecht ohne diese? Abgesehen von der Polizeiordnung des Wachens verdient nach Calderon das Leben den Namen eines Traums. Im Hintergrunde aller Worte, die man hört und spricht und welche den Gang von Vorstellungen und Begriffen des Seelenlebens ausdrücken, liegen Träume, die nur durch die strenge Verkettung des Wachens zurückgehalten sind, in Rede überzugehen, und gesetzt daß sie irgendwo gewaltsam hervordringen, stören sie den Gemeinsinn der Gesellschaft, heißen vielleicht Schwärmerei, Wahnsinn mit Methode oder ohne. Wenn

die Erdvulkane als Ventile ihrer in der Tiefe verschlossenen und gewöhnlich zurückgehaltenen Dämpfe betrachtet wurden, so wären Revolutionen der Menschengeschichte als Ventile der ins Wachleben hervorbrechenden Träume anzusehen, und Kreuzzüge, Tausendjährige Reiche, communistische und sociale Anschauungen, Gedankenumkehrung in Philosophie und Theologie wären Ausbrüche einer verdeckten Traumdampfwelt. Als im Jahre 1848 die Polizei des wachen Staatenlebens aufhörte, was für Träume sind nicht in der Paulskirche ausgeflogen, und wie sind diese seitdem auf der Staatenoberfläche verschwunden? Es gibt geheime Geschichten der Höfe, man sollte sie auch für Träume haben, wäre nur nicht deren inneres Leben so verdeckt, ungeachtet wir allnächtlich in dasselbe versinken — da selbst der tiefste Schlaf immer träumt — und nur im Erwachen die Erinnerung verlieren. Um einen Menschen ganz zu kennen, und er sich selbst, müßte sein Grundtraum vor Augen liegen, den alle psychologische Schichtung von wachen Sinneseindrücken, Begehrungen, Ueberlegung, Vorstellungen und Begriffen nicht offenbart. Man richtet den Menschen nach seinen Reden und Thaten, und allerdings ist darin eine Handhabe für Beurtheilung gegeben, allein das wahrste Gericht, das jüngste, das vollendete, Herz und Nieren erforschende, sieht seinen Lebenstraum.

Wider Aristophanes.

Es gibt gewisse ernsthafte oder mürrische Naturen, die über Nichts lachen, andere spaßhafte oder alberne, die über Alles lachen, und wieder andere, die nur unter gewissen Bedingungen von Contrast und geistreicher Beziehung lachen. Das Komische ist ein von Erfahrung abhängiger Begriff; Kinder lachen leicht, Greise schwer, und heraklitische Philosophen weinen lieber. Wir dürfen uns deswegen über herkömmliche Lachbrillen wundern, mit denen Philologen das Alterthum betrachten und großen Gefallen am Aristophanes finden. Man lobt ihn wegen seiner Komik, ihn, der in jedem seiner Stücke Unfläthigkeiten anbringt, dessen Personen sich auf die pöbelhafteste Weise schimpfen; und wenn er in den „Rittern" seinen Wursthändler selbst gespielt hat, mußte ein persönliches Ergötzen über solche Grobheiten ihn den Widerwillen gegen die Rolle überwinden lassen. Er hatte wahrlich keinen Beruf, den Euripides in die Schule zu nehmen (in den „Fröschen," „seinem geistreichsten Stück, zu einer glücklichen Zeit Athens geschrieben", wie Niebuhr sagt), wenngleich dieser mit seinen Sentenzen, mit Weiberhaß und Verstandesreflexion gegen den großen Sophokles zurücksteht. Mag sein, daß Aristophanes Gutes und Dienliches dem Staate predigen gewollt, aber einen Sokrates als Schwindler, Gottesleugnet und Sophisten (in den „Wolken") darzustellen, war doch Sünde gegen Gerechtigkeit, Geschmack und Bildung. Und das feine Volk der Athener? Es stellt sich mit Freude daran niedriger als rohe Proletarier unserer Tage, welche sich in Volkstheatern der wiener Vorstadt ergötzen, deren Stücke freilich nicht in die gute Gesellschaft hineinspielen, „welche zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt"; aber doch bei weitem nicht so gemein und niederträchtig sind als jene Aristophanischen, sondern meistens einen originellen, gerade nicht immer edeln und anständigen, doch dabei oft humoristischen, witzigen Volkscharakter offenbaren. Unsere Philologen verschlucken Gemeines und Obscönes als classisch, weil es doch griechisch ist und Aristophanes gute Verse schreibt. Uebrigens macht der Engländer Wakefield eine Ausnahme und gesteht in einem Briefe an Fox (1801): er habe nie ein Stück jenes griechischen Komikers zu Ende lesen können, so oft er sich auch Mühe gegeben. Wer Schmuz und Bordellsachen liebe, möge Beides bis zur Sättigung finden. Baares Wortgeschick, leichte Versbildung und grober Witz seien die Vortrefflichkeiten des Aristophanes. 26.

Staat und Schriftsteller.

Es ist eine gewöhnliche Regel der Klugheit, daß wir Denjenigen, der uns wesentlich schaden kann und den wir fürchten zu müssen Ursache haben, in unser Interesse zu ziehen und für uns zu gewinnen suchen müssen. Dies scheint uns auch auf das Verhältniß zwischen dem Staat und der Schriftstellerwelt anwendbar. Es gibt Staaten, die es recht darauf abgesehen zu haben scheinen, den Schriftstellern, welche freilich so gut wie manche Andere vielfach vom Wege des Guten, Rechten und Zweckmäßigen abgewichen sind, das Bewußtsein ihrer namentlich in Deutschland so leicht herbeizuführenden Schutz- und Heimatlosigkeit recht fühlbar zu machen. Ein fortdauernder kleiner Krieg dieser gegen jene ist die natürliche Folge. Dieser kleine Krieg wirkt auf die Dauer ungemein auflösend und nach vielen Seiten hin schädlich; denn hier unterdrückt, bricht er auf einem andern Punkte wieder aus und nimmt häufig Formen an, denen der Staat beim besten oder schlimmsten Willen nicht beizukommen vermag. Auch sollte wol das Bewußtsein versöhnlicher stimmen, daß man an den Zuständen, welche diese Erscheinung möglich machen, wol nicht ohne Mitschuld ist; denn die Schriftsteller machen nicht im Allgemeinen die Verhältnisse, sondern sie gehen aus den Verhältnissen hervor. Sind Staat und Gesellschaft von dem Inhalt wahrer Tugend, Humanität und Sitte erfüllt und durchdrungen, so möchte ich doch den Schriftsteller sehen, der es wagen würde, gegen diesen allgemeinen, öffentlichen Geist der Tugend, Humanität und Sitte in Opposition zu treten. Wenn man endlich Talent und Geist blos weil sie Talent und Geist sind, gewissermaßen für vogelfrei erklärt, wenn man (was freilich der Staat nicht allein thut) schadenfroh darüber die Hände reibt, daß die Mehrzahl der Schriftsteller, selbst viele fleißige und redlich strebende, arme Schlucker sind und bleiben, so möge man wol bedenken, ob man nicht dadurch der so häufig anzutreffenden Ansicht, daß Talent und Geist überhaupt nichts bedeuten wollen, in bedenklicher Weise in die Hände arbeitet. Ist die Welt heutzutage doch nur zu geneigt, den Werth eines Strebens und ganzen Menschenlebens nur nach seinem äußern Erfolge zu beurtheilen. Und so ist es bereits dahin gekommen, daß Kunst, Wissenschaft und Literatur leider vielfach in die Hände von Speculanten gefallen sind, die ihre Gesinnung verleugnen und nach der Welt Weise kein Mittel scheuen, wenn es gilt, Fortüne zu machen. Ob sich die bestehende Ordnung der Dinge zu solchen Acquisitionen Glück wünschen darf, ob in der Förderung dieser materialistischen Richtung überhaupt eine moralische Gewähr für die Zukunft liegt, ist billig zu bezweifeln. Oder leben wir wirklich nur für den heutigen Tag?

Franz Liszt.

Es ist unter allen Umständen interessant, einen Mann wie Franz Liszt über Kunstinteressen das Wort ergreifen zu sehen. Er thut dies gegenwärtig in der von F. Brendel redigirten „Neuen Zeitschrift für Musik", indem er an einen Bericht über die jüngst in Weimar in Scene gesetzte „Euryanthe" allgemeine Bemerkungen knüpft und sich dabei zugleich über die Aufgabe ausspricht, welcher in jetziger Zeit die Bühnendirectionen nachzustreben hätten. Interessant ist, was Liszt von dem Verhältniß zwischen Weber einerseits und Beethoven und Schubert andererseits mittheilt. Weber hatte Beethoven ersucht, die Partitur der „Euryanthe" zu revidiren, aber, wie Liszt bemerkt: „mittelmäßige Halbmenschen, zudringliche Freunde hinderten Beethoven's große Seele, sich über gewisse Empfindlichkeiten hinwegzusetzen und die in dem Wunsche eines Künstlers wie Weber für seinen Genius ausgesprochene tiefe Huldigung richtig aufzufassen." Mit Schubert dagegen zerfiel Weber, weil jener die Partitur zur „Euryanthe" für weniger gelungen erachtete als die zum „Freischütz", während Weber jene weit höher stellte. Wohlthuend ist übrigens die Wärme, womit Liszt Das, was an Weber's Compositionen genial, originell, neu und dabei echt deutsch war, anerkennt. Liszt sagt: „Finden wir doch schon bei Weber eine wunderbare Divination der zukünftigen Gestaltung des Dramas; bei ihm schon das annähernde Bestreben, den ganzen Reichthum instrumentaler Entwickelung der Oper

einzuverleiben, in ihr aufgehen zu lassen." Ueber die Bühnenzustände hat Franz Liszt und gewiß mit großem Recht sehr trübe Ansichten. „Im Allgemeinen", sagt er, „kann man bemerken, daß in diesem Moment kaum in ganz Europa ein Theater zu finden sein dürfte, welches nach einem Kunstprincip geleitet wird, sich durch eigentliche innerliche Kunstthätigkeit ernstlich bewährt und demnach als Schule bildend betrachtet werden kann. Ueberall sehen wir nur vereinzelte Künstler, welche die ephemere Neugier der Menge in Anspruch nehmen, oder zeitweilige Novitäten, die auf eine gewisse Anzahl Vorstellungen die Kasse füllen." Die Directionen tragen hieran freilich die Hauptschuld, aber es läßt sich fragen, ob sie diese unselige Richtung so ausdauernd verfolgen könnten, wenn ihnen der ganze Geist der Generation dabei nicht zu Hülfe käme.

H. M.

Bibliographie.

Berggren, J., Flavius Josephus der Führer und Irreführer der Pilger im alten und neuen Jerusalem. Mit einer Beilage Jerusalem des Itinerarium Burdigalense enthaltend. Leipzig, T. O. Weigel. Lex.-8. 12 Ngr.

Bock, C. W., Erklärung des Baues der berühmtesten und merkwürdigsten älteren und neueren Sprachen Europa's, Asien's, Afrika's, Amerika's und der Südsee-Inseln. Berlin, Plahn. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Brant's, S., Narrenschiff herausgegeben von F. Zarncke. Mit 4 holzschnitten. Leipzig, G. Wigand. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Bulmerincq, A., Das Asylrecht in seiner geschichtlichen Entwickelung beurtheilt vom Standpunkte des Rechts und dessen völkerrechtliche Bedeutung für die Auslieferung flüchtiger Verbrecher. Eine Abhandlung aus dem Gebiete der universellen Rechtsgeschichte und des positiven Völkerrechts. Dorpat, Glaeser. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Dietlein, W. O., Vorträge über Protestantismus und Katholicismus. Halle, Anton. Gr. 8. 22½ Ngr.

Dittes, F., Das Aesthetische nach seinem eigenthümlichen Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Girardin, Frau Emile de, Freude macht Angst. Lustspiel in einem Akt. Nach dem Französischen übertragen von W. Bachmann. Berlin, Decker. 8. 10 Ngr.

Gosche, R., Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 4. Febr. 1854 gehalten. Berlin, Hertz. 16. 12 Ngr.

Gottfried's von Monmouth historia regum Britanniae, mit literarhistorischer Einleitung und ausführlichen Anmerkungen, und Brut Tysylio, altwälsche Chronik in deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von San Marte. Halle, Anton. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Hettner, H., Robinson und die Robinsonaden. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Hertz. 16. 6 Ngr.

La Barre Duparcq, E. de, Historische und militairische Studien über Preußen. Deutsch bearbeitet von C. v. Reinhard. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Leo, H., Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. 1ster Band. — A. u. d. T.: Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden. Academische Vorlesungen. Halle, Anton. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt. Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des 12. Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift durch F. H. v. d. Hagen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ludwig's, O., dramatische Werke. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Makkabäer. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Meyer, B., Das Colonatsrecht, mit besonderer Rücksicht auf dessen geschichtliche Entwickelung und jetzigen Zustand im Fürstenthum Lippe. 1ster Theil: Geschichtliche Entwickelung der Colonatsverfassung rc. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Murner's, T., Ulenspiegel. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Oettingen, A. v., Die synagogale Elegik des Volkes Israel, insbesondere die Zion-Elegie Judah ha Levi's als Ausdruck der Hoffnung Israels im Lichte der heiligen Schrift dargestellt. Dorpat. 1853. Ler.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Das türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen von C. Molbech, F. R. Chesney und C. H. Michelsen. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 1ster Band. 1ste Lieferung. — A. u. d. T.: 1812. Ein historischer Roman. 4te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Rousseau, J. J., Emil oder über die Erziehung. Deutsch von K. Große. Drei Theile. 3te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 24 Ngr.

Tholuck, A., Vorgeschichte des Rationalismus. 1ster Theil. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Fakultäten Deutschlands, nach handschriftlichen Quellen. 2te Abtheilung: Die akademische Geschichte der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen Hohen Schulen. Halle, Anton. Gr. 8. 2 Thlr.

Vincas, H., Das Erlösungswerk unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus. Oldenburg, Schulze. 8. 16 Ngr.

Witte, K., Die Alpenpässe. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Goedsche, H., Die Russen nach Constantinopel! Ein Beitrag zur orientalischen Frage. Berlin, Bieler u. Comp. 8. 20 Ngr.

Langbein, B. A., Die hohe Bedeutung des heiligen Abendmahls. Predigt am Gründonnerstage 1854 zu Dresden gehalten. Dresden, Naumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Ostsee. Geographisch-historische Bilder von dem Kriegsschauplatze im Norden. I. Leipzig, Lorck. Ler.-8. 5 Ngr.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz. Von Freih. v. S*****. 2te Auflage. Leipzig, Romberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Preußen an der Nordsee. Eine Tagesfrage. Nebst einer Karte vom Jader Meerbusen. 2te Auflage. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 7½ Ngr.

Revision der Karte von Europa. Aus dem Französischen. Dresden, Schaefer. 8. 6 Ngr.

Stip, G. C. H., Das evangelische Kirchenlied und die confessionelle Brandfackel. Ablehnung an Hrn. Stier, Doctor der Theologie rc. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens, insbesondere das Verhältniss der evangelisch-theologischen Facultäten zur Wissenschaft und Kirche. Zur Wahrung der evangelischen Lehrfreiheit wider neuerlichst erhobene Angriffe. Eine Denkschrift der theologischen Facultät der Georg-Augustus-Universität an das Königl. Universitäts-Kuratorium. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 7½ Ngr.

Volkmuth, P., Rußland und die Zukunft der Deutschen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 17½ Ngr.

Noch einige Worte über die orientalische Frage. Von dem Verfasser der Brochüre: „Die englisch-französische Politik". Aus dem Französischen übertragen von F. H. Ungewitter. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 20.)

22. **Elsholtz (F. v.), Schauspiele.** Dritter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz von Elsholtz, als Lustspieldichter besonders durch das auf allen deutschen Bühnen einheimisch gewordene dramatische Stück „**Komm her!**" und das von Goethe mit ungewöhnlichem Antheil begleitete Lustspiel „**Die Hofdame**" bekannt, hat sich, nach langjähriger Unterbrechung seiner literarischen Thätigkeit, zur Veröffentlichung dieses **dritten Theils** seiner „Schauspiele" entschlossen, welcher Folgendes **enthält**: Die Hand der Vergeltung, Oper; Die Procurationsheirath, Lustspiel; König Harald, Trauerspiel. Der erste und zweite Theil seiner „**Schauspiele**" erschienen 1835 in **zweiter** vermehrter und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame" versehener Ausgabe (2 Thlr. 5 Ngr.); sie enthalten: I. Die Hofdame, Lustspiel; Komm her! Dramatische Aufgabe; Geh hin! Dramatische Aufgabe; II. Die Cordova, Trauerspiel; Der sprechende Hund, Lustspiel; Les Anglais en France. Folie-vaudeville.

23. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Erster Band. Erste und zweite Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung und kann somit die Vollendung des Werks bis Mitte 1855 auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche **Prospecte** und die erschienenen beiden **ersten Lieferungen des ersten Bandes** (40 Bogen, **Abbinden — Fettbildung**) vorräthig.

24. **Frauenstädt (J.), Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.** 8. Geh. 2 Thlr.

Die **Schopenhauer**'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowol wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit **Kant**, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige **Darstellung** und unparteiische **Beurtheilung** mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 28 Briefen die Grundform des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk **Arthur Schopenhauer's** erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweite durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

25. **Georges (K. E.), Thesaurus der classischen Latinität.** Ein Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Stilübungen ausgearbeitet. Vollständig in zwei Bänden oder vier Abtheilungen. Ersten Bandes erste Abtheilung. **A-cytisus.** 8. Geh. Preis der ersten Abtheilung 25 Ngr.

Dieses **lateinisch-deutsche Schulwörterbuch** von **Georges**, einem unserer ausgezeichnetsten Lexikographen, ist bestimmt, **dem Schüler nicht blos bei der Lectüre der lateinischen Classiker, sondern auch, und zwar ganz besonders, bei Abfassung eigener lateinischer Arbeiten zu dienen.** An einem diesen Zweck besonders berücksichtigenden und vollkommen erfüllenden Lexikon fehlte es bisjetzt, und gewiß war zur Abfassung desselben Niemand geeigneter als der seit 25 Jahren auf dem Felde der lateinischen Lexikographie thätige und um dieselbe so verdiente Verfasser. Letzterer hat sich über seine Ansichten und Absichten ausführlich in der **Vorrede** ausgesprochen.

Der **Thesaurus der classischen Latinität** von **Georges** erscheint **in zwei Bänden oder vier Abtheilungen** und wird im Laufe des folgenden Jahres vollendet werden. Die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut, um diesem trefflichen und dem deutschen Fleiß gewiß zur Ehre gereichenden Wörterbuche ein seiner innern Ausstattung würdiges Aeußere zu geben. Auf Auswahl der deutlichsten und passendsten Schriftgattungen und correcten Druck ist die größte Sorgfalt verwendet worden. Das Papier ist weiß und fest, der Preis äußerst wohlfeil. Die erste Abtheilung des ersten Bandes kostet 25 Ngr. und das ganze Werk, auf 100 Bogen berechnet, wird höchstens 4 Thlr. kosten, wenn nicht die günstige Aufnahme der Verlagshandlung, wie sie hofft, gestatten wird, einen noch niedrigern Preis zu stellen. Außerdem sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, **auf 6 auf einmal bezogene Exemplare 1 Freiexemplar** geben zu können, was besonders die Einführung des Werks in Gymnasien und andern gelehrten Schulen erleichtern wird.

26. **Giseke (R.), Pfarr-Röschen.** Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage**, in dem beliebten Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

27. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Erster Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's grossartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten und mit einer neuen Vorrede versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Der **erste Halbband**, mit den zwei Vorreden und einer ausführlichen Ankündigung, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

28. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Achter Band. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: **Ottfried.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 8. Geh. 25 Ngr.

Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. — Der Königsleutenant.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

Uriel Acosta. Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

29. **Hammer (J.), Zu allen guten Stunden.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

30. **Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „**Schau um dich und Schau in dich**", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's «Laienbrevier» und Rückert's «Weisheit des Brahmanen» an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **dritte Auflage** nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

31. **Horn (J. E.), Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien.** Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preussen, Frankreich, England, Holland und andern Staaten. Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der gegenwärtig in Belgien lebende, durch verschiedene Schriften, zuletzt sein „Statistisches Gemälde des Königreichs Belgien", rühmlichst bekannte Verfasser macht im vorliegenden Werke den Versuch, an dem Leitfaden des in mehren Ländern, namentlich aber in Belgien, dem „Musterlande der Statistik", während der letzten Jahrzehnde angehäuften bevölkerungsstatistischen Materials die höchst merkwürdigen und doch bisher noch wenig gekannten **Verhältnisse und Gesetze des menschlichen Werdens, Seins und Vergehens**, die auf Sein und Leben der Bevölkerung unmittelbar Bezug habenden, durch die Bevölkerungsaufnahmen und Civilstandserhebungen constatirbaren Erscheinungen zu erforschen, festzustellen und zu erklären. Die Bevölkerungsstatistik bildet bekanntlich die unentbehrliche und einzig sichere Grundlage der Statistik wie der gesammten Staats- und Volkswirthschaft, und ist somit für die Gegenwart von der höchsten Bedeutung. Der vorliegende erste Band des auf zwei Bände berechneten Horn'schen Werks behandelt im ersten Buch den **Bevölkerungsstand** (Einleitendes; Populationistik; absolute und relative Bevölkerung; belgische Provinzen; Blämen und Wallonen; Stadt und Land; Behausung; Wohnlichkeit; Familie; Geschlecht; Alter; Civilstand); im zweiten Buch die **Fruchtbarkeit** (Heirathsfrequenz; absolutes Heirathsalter; relatives Heirathsalter und Wiederverheirathungen; Heirathsfähigkeit und Heirathszeit; Geburtszahl; allgemeine und eheliche, außereheliche, städtische und ländliche Fruchtbarkeit; Knaben und Mädchen; Empfängniß und Geburtszeit). Der überaus wichtige und interessante Inhalt sowie die anziehende, allgemein verständliche Sprache des in Briefform geschriebenen Werks sichern demselben nicht blos die Aufmerksamkeit der Statistiker und Nationalökonomen, sondern die Theilnahme des gesammten für sociale und politische Fragen sich interessirenden gebildeten Publicums.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von **Franz Duncker** (**W. Besser's** Verlagshandlung) in **Berlin** ist erschienen:

Osterwald, W., Im Grünen.

Naturbilder, Märchen und Arabesken. Eine Gegengabe zu Hermann Masius' Naturstudien. Elegant cartonnirt mit Goldschnitt 27 Sgr.

Enthält: Aus der Pflanzenwelt. Federzeichnungen nach der Natur (poetische Charakteristiken der Waldbäume). Märchen und Arabesken (Schönblümchen; Im Sandberge; Das weiße Reh).

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Cuvier (G. L. C. F. D. von),

Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. S. Voigt.** 6 Bände. 8. 1831—42. 18 Thlr.

Inhalt: I. Säugethiere und Vögel. 4 Thlr. — II. Reptilien und Fische. 2 Thlr. 10 Ngr. — III. Mollusken. 2 Thlr. 20 Ngr. — IV. Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 2 Thlr. 10 Ngr. — V. Die eigentlichen Insekten. 3 Thlr. 10 Ngr. — VI. Zoophyten. 3 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Poesie und Verbrechen.

Eine Glosse in Prosa. Von **Karl Chop.** 8. Geh. 1 Thlr.

Der dunkle Lebensgang eines dämonischen, auf der einen Seite zur dichterischen Schwärmerei, auf der andern zu modern ätzender Ironie geneigten, in dieser zwiefachen Richtung zu keinem Haltpunkt gelangenden und endlich durch diesen Zwiespalt, durch Stolz und Leidenschaft zum Verbrechen fortgerissenen Menschen wird von dem Verfasser in dieser Schrift mit gründlicher Kenntniß des menschlichen Herzens, in einfach edler, ihrer Wirkung sicherer Darstellung und in einer immer fesselnden, oft selbst tiefergreifenden Weise den Lesern vorgeführt. Der Verfasser tritt nicht mit den gewöhnlichen Ansprüchen und Tendenzen eines Schriftstellers von Fach, aber wol mit dem Gewicht einer im Stillen gereiften psychologischen Beobachtungsgabe und sittlichen und geistigen Gediegenheit vor das Publicum. Gerade dies erhöht den Werth dieser Erzählung wie das Interesse, mit der man ihr, unwillkürlich gefesselt, Schritt für Schritt folgt.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Chalybäus

(Prof. H. M.), **System der speculativen Ethik**, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 25. Mai 1854.

Ueber Goethe, mit Beziehung auf einige seiner Tadler.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Indem wir Gervinus oder seine Kritik des Goethe'schen Briefwechsels verlassen, bleiben wir bei diesem selbst noch stehen. Sogar der Briefwechsel mit Schiller, dieses Denkmal edelster Freundschaft zweier großer Männer, hat Goethe's Gegnern zur Waffe wider ihn dienen müssen, und täglich erwachsen und erneuern sich ihm daraus so gehässige als grundlose Angriffe. Noch in einer erst dieses Jahr erschienenen Schrift, sogar eines Biographen Goethe's, „Jean Paul Friedrich Richter, eine Biographie von W. Neumann" (Kassel 1854) **), wird behauptet, „daß Goethe den Bund mit Schiller weniger aus Herzensneigung als aus selbstischer Politik, um die Volksgunst mit ihm zu theilen, geschlossen habe".

Aber nach seiner Rückkunft aus Italien, wo er sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand Goethe, wie er in seinen „Tag- und Jahresheften" erzählt, leider neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, welche, wie Heinse's „Ardinghello" und Schiller's „Räuber", ihn äußerst anwiderten. Die letztern seien ihm verhaßt gewesen, weil darin ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er selbst sich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen habe. Das Lärmen, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein gezollt ward, erschreckten ihn, denn er glaubte all sein Bemühen völlig verloren zu sehen. Die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet hatte, schienen ihm beseitigt und gelähmt; und was ihn am meisten schmerzte, alle mit ihm verbundenen Freunde, wie Heinrich Meyer u. A., schienen ihm gleichfalls gefährdet. Gern hätte er, wäre es möglich gewesen, die Betrachtung der bildenden, die Ausübung der Dichtkunst völlig aufgegeben; denn wo sei eine Aussicht gewesen, jene Geisteserzeugnisse von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man solle sich seinen Zustand denken: die reinsten Anschauungen habe er zu nähren und mitzutheilen gesucht und sich nun zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt gefunden! Er habe Schiller vermieden, der sich in Weimar aufgehalten und in seiner Nähe gewohnt habe; die Erscheinung des „Don Carlos" sei nicht geeignet gewesen, ihn jenem näher zu bringen, alle Versuche von Personen, die Beiden nahe gestanden, habe er abgelehnt. Schiller's Aufsatz „Ueber Anmuth und Würde" war ebenso wenig ein Mittel, ihn zu versöhnen. Gewisse harte Stellen darin habe er sogar geradezu auf sich deuten können, sie hätten sein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte gezeigt, und wenn sie ohne Beziehung auf ihn geschrieben worden, so sei das noch schlimmer gewesen, denn die ungeheuere Kluft zwischen Beider Denkweisen habe nur desto entschiedener geklafft. Die Gründe Goethe's gegen jede Vereinigung seien schwer zu widerlegen gewesen, und selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller nach Würden zu ehren verstanden, fruchtlos geblieben.*)

Hiermit stimmen die Mittheilungen Schiller's und seiner Verwandten überein. So erzählt seine Schwägerin, Karoline von Wolzogen (damals von Beulwitz):

> Während des Sommers von 1788 sah Schiller Goethe zuerst in unserm Hause (dem Hause der Frau von Lengefeld in Rudolstadt).... Höchst gespannt waren wir bei dieser Zusammenkunft und wünschten nichts mehr als eine Annäherung, die nicht erfolgte. Von Goethe hatten wir bei seinem entschienen Ruhme und seiner äußern Stellung Entgegenkommen erwartet und von unserm Freunde auch mehr Wärme in seinen Aeußerungen.... Es freute uns, daß Goethe das Heft des „Mercur", welches „Die Götter Griechenlands" enthielt und von ungefähr auf unserm Tische lag, nachdem er einige Minuten hineingesehen, einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen.**)

Diese Worte zeugen zugleich von der Hast, womit

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 18. d. Bl. D. Red.

**) Von demselben Verfasser ist gleichzeitig eine Biographie Goethe's erschienen.

*) „Goethe's sämmtliche Werke" (30 Bände, 1851), XXI, 26 fg.

**) „Schiller's Leben" (Cotta'scher Verlag, 1845), S. 130.

die Frauen Freundschaft zwischen zwei vorzüglichen Männern stiften wollten, deren einer ihr Freund war, deren andern sie „wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet, liebten"; und wie hätte das in ihren Augen eine Schwierigkeit haben können, da sie das Verschiedenste nebeneinander zu verehren verstanden und Goethe und Rousseau zusammen als ihre „Hausgötter" anbeteten. Sonst erweisen sie sich, indem sie nicht nur Goethe zu wenig Entgegenkommen, sondern auch Schiller zu wenig Wärme vorwerfen, viel gerechter als Diejenigen, welche dem Erstern allein die Schuld zuschieben, weshalb sich nicht schon damals ein Verhältniß zwischen Beiden gebildet. Die Wolzogen verstärkt sogar den Vorwurf gegen Schiller durch die gleichzeitige Bemerkung: „Wir hatten ihm die Recension des «Egmont» fast nicht verzeihen können."

Schiller selbst spricht sich in einem Briefe an Körner vom 12. September 1788 über sein Zusammensein mit Goethe auf folgende Weise aus:

Endlich kann ich dir von Goethe erzählen: ich habe den vergangenen Sonntag fast ganz in seiner Gesellschaft zugebracht. Er ist von mittler Größe, trägt sich steif und geht auch so, sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blick. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt, man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können.... Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt... und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird lehren.

Also geht aus den eigenen Aeußerungen Schiller's wie Goethe's hervor, daß es in dem Unterschiede nicht nur ihrer Anlage, sondern auch ihres Alters und der diesem entsprechenden Entwickelungs- und Bildungsstufe Beider lag, wenn sie einander nicht so bald näher kamen, und Schiller wiederholt, als sich fast sechs Jahre später ihre Freundschaft zuerst knüpfte, eigentlich nur Dasjenige, was er gleich nach ihrem ersten Zusammentreffen empfunden hatte, indem er in einem Briefe an Goethe vom 31. August 1794 sagt:

Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten.

Nun mit Goethe, nach dessen Rückkehr, an demselben Orte lebend, fährt Schiller fort, sich mit Ruhe über ihn zu äußern. An Karoline von Wolzogen schreibt er am 10. December 1788:

Diese Woche hat mich Moritz besucht und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft. Von Goethe ist er nun ganz durchdrungen und begeistert. Dieser hat ihm auch seinen Geist mächtig aufgedrückt, wie er überhaupt Allen zu thun pflegt, die ihm nahe kommen... Von Goethe spricht er mir zu panegyrisch. Das schadet Goethe nicht, aber ihm.... Heute habe ich mir viele Besuche vorgenommen, auch bei Goethe. Goethe ist so gar selten allein, der Herzog ist die Abende fast immer da, und den Vormittag belagern ihn Geschäfte, und ich möchte ihn doch nicht gern blos beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen.

Hierin wird kein unbefangener Leser mit Adolf Stahr *), der sonst manches Richtige und Gute über und für Goethe sagt, eine „Klage" Schiller's, „daß es ihm nicht gelingen wolle, Goethe näher zu kommen", finden, und nur die eigene freiheitsstolze Seele Stahr's konnte in Schiller's Worte den Sinn legen, „daß dessen freiheitsstolze Seele sich zurückgescheucht fühlte, wenn er die Vergötterung sah, welche Goethe von allen Seiten umgab"; denn diese Vergötterung hätte ihm nicht den Vergötterten, sondern nur die Vergötterer verleiden können, wie er das in der angeführten Briefstelle auch ausdrücklich gegen einen der letztern sagt und in einem Briefe vom 3. Januar 1789, ebenfalls an Karoline von Wolzogen, wiederholt und verstärkt:

Ich ärgere mich über jeden Sektengeist und Vergötterung, aber von Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.

Ueber seine Berufung als Professor der Geschichte nach Jena schreibt Schiller am 28. December 1788 seiner spätern Frau, Lottchen von Lengefeld:

Goethe habe ich unterdessen einmal besucht. Er ist bei dieser Sache überaus thätig gewesen und zeigt viele Theilnahme an Dem, was er glaubt, daß zu meinem Glücke beitragen werde.... Ob es mich glücklich macht, wird sich erst in ein paar Jahren ausweisen.

Dies deutet Stahr dahin, „daß Goethe Schiller's Professur auf das eifrigste betrieben und sich bestrebt habe, ihm alle Vortheile seiner neuen Lebensstellung glänzend darzustellen". Er entstellt Schiller's Worte und das Thatsächliche der Berufung auf eine Weise, daß er den Schluß ziehen kann: dieses Ereigniß, bei welchem Goethe tief in das Leben Schiller's eingegriffen, habe diesen mehr als alles Andere von jenem entfernt und von der Zeit an Schiller's Verstimmung gegen Goethe sich auf Augenblicke bis zur Empfindung des Hasses gesteigert. **)

Das „Ereigniß" selbst legt Stahr auf das nachtheiligste für Goethe aus, und der gelindeste Vorwurf, den er diesem macht, ist, daß er Schiller aus Weimar habe los sein wollen. Er sagt:

Schiller, der noch immer in Weimar privatisirte, hatte in einer schwachen Stunde den Gedanken an eine solche Stellung fallen lassen, deren er bedurfte, um seine Verbindung mit Lottchen von Lengefeld möglich zu machen. Goethe griff diesen

*) „Weimar und Jena. Ein Tagebuch" (1852), I, 422 fg.

**) A. a. O., S. 424 u. 428.

Gedanken sofort auf. Er sah dabei zunächst blos auf den Vortheil der Universität, welche seiner Aufsicht anvertraut war. Daß ein Dichter, ein Genie dadurch Gefahr lief, für seinen eigentlichen Beruf zugrundezugehen und einer Arbeitslast, die ihm nicht einmal das kleinste Gehalt brachte, im wörtlichen Sinn zu erliegen, kümmerte ihn zunächst wenig. Das war sein sachlicher Egoismus, der überall da hervortrat, wo einem Allgemeinen gegenüber das Individuum ihn nicht von der Seite des Gemüths interessirte. Schiller aber mußte ihm und seinem Empfinden damals in Weimar offenbar unbequem sein.

Die Widerlegung der hier behaupteten Thatsachen, also auch der daran geknüpften Floskel und Anklage wollen wir an folgende Worte in der Schrift von Vehse *) knüpfen, der Stahr theils ausgeschrieben, theils, was dieser nur „zwischen den Zeilen" gelesen wissen wollte, ausgefüllt hat, aber auch darüber noch weit hinausgegangen ist:

> Der Musenhof zu Weimar hatte für Schiller nicht so viel, als er für seine Kammerjunker hatte. Goethe bestärkte seinen fürstlichen Freund lange Zeit in dieser Kargheit für den auftauchenden Rivalen. Um Fräulein von Lengefeld heirathen zu können, nahm Schiller bekanntlich die Professur in Jena. Es handelte sich um 200 Thaler aus der Chatoulle des Herzogs Karl August. In einem Conseilbericht, von Goethe's eigener Hand damals geschrieben, heißt es: „Ein Herr Friedrich Schiller, welcher sich durch eine «Geschichte des Abfalls der Niederlande» bekannt gemacht hat, soll geneigt sein, sich an der Universität Jena zu etabliren. Die Möglichkeit dieser Acquisition dürfte um so mehr zu beachten sein, als man sie gratis haben könnte."

Vehse verstellt die Thatsachen. Erst erhielt Schiller die Professur in Jena und trat sie im Frühjahr 1789 an, dann bat er, um heirathen zu können, den Herzog zu Ende dieses Jahres um ein Jahrgeld. Aber die eine Unwahrheit verhilft Vehse zu mehr, und das war wol auch nur ihr unschuldiger Zweck.

Schiller schreibt in dem zuletzt angeführten Briefe vom 28. December 1788:

> Es ist beinahe schon richtig, daß ich als Professor der Geschichte künftiges Frühjahr nach Jena gehe. So sehr dies im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt, so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird; aber der Abgang Eichhorn's macht es in mehrem Betracht nothwendig. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan, habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gern zurücktreten.

Hiervon nimmt Vehse gar nichts auf als: „daß Schiller sehr wenig erbaut gewesen sei von der Geschwindigkeit, mit der man die Sache betrieben, und daß er sich habe übertölpeln lassen", und dies bringt er dann mit dem Schluß des Goethe'schen Berichts in Zusammenhang, daß Schiller gratis zu haben sei, legt also Schiller die Behauptung in den Mund, daß ihn Goethe übervortheilt und um 200 Thaler geprellt habe.

Aber Schiller's Worten im Ernste diesen Sinn unterzulegen ist ganz unmöglich, denn auch in einem Briefe an Körner vom 15. December 1788 schreibt er:

> Man hat mich übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner bessern Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorn's Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, auch für meinen Vortheil dringend. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur, aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist.

Aus diesen Anführungen, welche Stahr in seinem Eifer, Schiller's Schicksal demokratisch, d. h. an den Fürsten und Aristokraten zu rächen, entgingen und in Vehse's Darstellung nicht paßten, geht hervor, daß Schiller den Gedanken an eine solche Stellung nicht blos in einer schwachen Stunde gefaßt und geäußert hatte, und daß er nur deshalb sagte, er habe sich übertölpeln lassen, weil er auf die Professur noch nicht gehörig vorbereitet zu sein glaubte, sich noch nicht die Kenntnisse dazu zutraute.

Wie wenig er sich von Voigt und Goethe, welchen Letztern Stahr und Vehse allein nennen und vorschieben, misbraucht und hintergangen glaubte, beweist zum Ueberfluß ein Brief an Körner vom 25. December 1788. Mit den Verhältnissen der Universität Jena unbekannt, hatte dieser geäußert:

> Freilich hätte ich auch diesen Vorfall ein paar Jahre später gewünscht. Indessen kommt es darauf an, ob man dir jetzt eine beträchtliche Besoldung ausmacht, die dich wenigstens für einen Theil deiner Bedürfnisse sichert.

Hierauf antwortet ihm Schiller:

> Du setzest voraus, daß mir ein Fixum werde ausgeworfen werden. Darin irrst du dich sehr. Woher nehmen? Dies war bei Reinhold ein außerordentlicher Fall, weil man Himmel und Erde bewegte und es herausbettelte, und eben dieser Fall macht einen zweiten desto schwerer. Außerdem würde eine solche Bettelei mich mehr erniedrigen, als 200 Thaler — so viel hat Reinhold — mir im Grunde geholfen hätten.

Wenn es so schwer gehalten hatte, von allen fünf Erhaltern der Universität Jena zusammen: Weimar, Gotha, Koburg, Hildburghausen, Meiningen, deren Einwilligung zur Anstellung Schiller's gehörte, eine Besoldung von 200 Thalern zu erlangen, so war die Schlußbemerkung in Goethe's Berichte, dessen Vorhandensein von Schöll bestätigt wird *), allem Anschein nach nur darauf berechnet, andere mögliche Einwendungen gegen Schiller's Berufung abzuschneiden. Nicht weniger mochte der Ausdruck „Ein Hr. Friedrich Schiller" (wozu der scharfsichtige Vehse sein sic! nicht unterdrücken konnte), „welcher sich durch eine «Geschichte des Abfalls der Niederlande» bekannt gemacht habe", ebenso wohlmeinend als absichtlich gewählt sein; denn der Dichter der „Räuber" und des „Don Carlos" ließ sich nicht zum Professor der Geschichte vorschlagen, Karl Moor und Marquis Posa würden Schiller an den vier Höfen, wo man nicht den gleichen persönlichen Antheil an ihm nahm, vielleicht ebenso wenig zur Empfehlung gereicht haben, als das selbst in Weimar der Fall gewesen war.

Daß diese Auslegung Grund habe, bestätigt auch Schiller's Mittheilung in dem Briefe an Körner vom

*) „Geschichte des Hauses Sachsen." Erster Theil (1854).

*) „Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten mal herausgegeben durch A. Schöll" (Weimar 1848—51), I, [illegible].

15. December 1788: Voigt (welcher der eigentliche Uebertölpler war, gleichwie Schiller der Tölpel) habe ihn ausgeforscht, und an demselben Abend sei ein Brief an den Herzog von Weimar abgegangen, der gerade mit Goethe in Gotha gewesen; dort sei es sogleich von ihnen eingeleitet worden und bei ihrer Zurückkunft als eine öffentliche Sache an die Regierung gekommen (durch den Goethe'schen Bericht). Goethe habe es gleichfalls mit Lebhaftigkeit befördert und ihm selbst Muth dazu gemacht. In dem Rescripte an Goethe (Rückschreiben der Regierung auf Goethe's Bericht) werde gesagt, daß (was Goethe befürchtet hatte) von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht würden und die Sache also ziemlich entschieden sein werde.

Der Herzog, Voigt und Goethe hatten aus freien Stücken und indem sie Schiller's gewissenhafte Bedenken freundschaftlich beschwichtigten, zu seinem Wohle zusammengewirkt, und die Universität, deren Bestes sie dabei nicht außer Acht ließen noch lassen durften, war gewiß erst ihr zweiter Gedanke gewesen. Mit Schiller's Namen war damals noch nicht der Glanz verknüpft, der heute nicht mehr davon zu trennen ist. Seine Jugendwerke hatten in den gebildeten Kreisen nicht so allgemeinen Anklang gefunden, noch finden können wie Goethe's, und als er 1787 zuerst nach Weimar kam, hatte Herder keines derselben, „Don Carlos" eingerechnet, gelesen. Daher ist es erklärlich, daß sich ihm für jetzt keine andere und bessere Aussicht zeigte als die in Jena und durch den weimarischen Hof, und hiernach ist auch das Verdienst Derer zu bestimmen, welche ihm diese eröffneten.

Es waren mehre Gründe, weshalb die Professur der Geschichte in Jena immer Schiller's Idee gewesen war und im Allgemeinen mit seinen Wünschen übereinstimmte, und alle waren höchst ehrenhaft. Einen der wichtigsten spricht er in zwei Briefen an Körner aus. Am 25. December 1788 schreibt er ihm:

> Mein ganzes Absehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann.... Bei dem bischen Namen, den ich bereits habe, wird mir das Prädicat als jenaischer Professor nebst einer oder der andern historischen Schrift, die ich über Jahr und Tag herausgebe, doch wahrscheinlich irgendwo einen Ruf zuziehen, der mit einem honorabeln Firum verbunden ist.

Am 5. Januar 1789:

> Ueber mein Professorwerden sollst du, wie ich hoffe, schon noch mit mir einig werden.... Das Reelle an der Sache ist: daß ich ein, zwei Jahre dadurch hineingehetzt werde, die Geschichte zu studiren und sogleich in akademischem Vortrag zu verarbeiten. Es liegt mir Alles daran, binnen zwei Jahren zu einer Besoldung zu gelangen, die mich ganz in Ansehung meiner Subsistenz sichert und einen gründlichen Fonds zur Tilgung meiner Schulden gibt. Diese letztern verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Thätigkeit gethan. Ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit, und nur der jetzige Schritt konnte mich dazu führen. Du weißt nicht, wie Professoren von Namen jetzt gesucht werden, und meistens mit sehr ansehnlichen Bedingungen. Mir kann es in einigen Jahren schlechterdings nicht fehlen, und dann erst fange ich an zu sein. Meine jetzige Lage verzehrte mein ganzes Wesen, und ich hätte sie nicht länger ertragen.

Nachdem Stahr behauptet hatte, daß es Schiller mit der Bewerbung um die jenaer Geschichtsprofessur nicht Ernst gewesen sei, mußte er auch diese Beweise vom Gegentheil zu entkräften suchen; er versichert also: zwar mache Schiller seinem Freunde Körner gegenüber einen verzweifelten Versuch, seinen Entschluß zur Annahme der Professorstelle zu rechtfertigen, aber sein Herz sei nicht bei dieser Sophisterei des Verstandes gewesen u. s. w. *) Indessen scheint Stahr auch hier die eigene Denk- und Empfindungsweise Schiller unterzulegen und diesen in seine, statt sich in Schiller's Seele zu versetzen, dessen Herz und Verstand gleich sehr aus den angeführten Gründen, weshalb er jenaischer Professor auch ohne Gehalt zu werden wünschte, sprechen, und diese Gründe laufen alle darauf hinaus, daß er dem bloßen und nackten Literatenthum entrinnen wollte. Es ist Alles theils unwahr, theils übertrieben und entstellt und verstellt, was Stahr anders sagt und wodurch er Schiller eine kleinliche Gesinnung beilegt, die diesem fremd war: daß er die Fesseln seines besondern Vaterlandes Würtemberg und des Herrendienstes von sich abgestreift habe und ein Republikaner, ein literarischer natürlich, ein geistiger geworden sei, ein deutscher Weltbürger, und daß er sich zehn Jahre lang auch äußerlich im strengsten Sinne des Worts als solcher behauptet habe. Als ihn dann der Hunger und die Liebe gezwungen, ein Amt anzunehmen und seine Freiheit aufzugeben, sei er lange darüber in Verzweiflung gewesen. Auch habe er es nicht lange ausgehalten, und man könne sagen, daß er sich eigentlich nie in den modernen Beamtenstand habe einpferchen lassen. Er habe einige Hundert Thaler von einem Fürsten angenommen, weil er keine andere Aussicht gesehen, das Nothwendige für eine Familie zu erwerben, aber er habe lieber rein persönlich und menschlich einem menschlich gebildeten Fürsten verbunden bleiben, als sich um zehnfach höhern Lohn andern großen deutschen Musterstaaten der Bureaukratie einverleiben gewollt u. s. w. **)

Die Professur ohne das „kleinste Gehalt" oder, nach Vehse's Ausdruck, die „Gratisprofessur" war auch gleich im Anfange durch die Collegiengelder nicht ohne einige Einnahme, und die jährlichen 200 Thaler, welche von allen fünf Höfen nicht zu bekommen gewesen sein würden, die ihm aber der Herzog von Weimar schon mit Beginn des Jahres 1790 allein gab, waren Schiller in dem wohlfeilen Jena, wo er damals „mit 400 Thalern gemächlich leben zu können" versicherte, auch nach seiner Verheirathung nicht so verächtlich, wie Vehse, und er erklärte dem Herzoge, als dieser bedauerte, nicht mehr für ihn thun zu können, daß er gar nicht mehr gewollt habe. ***) Erst dieses zwar kleine, aber doch feste Jahrgehalt, welches von seiner Professur unabhängig war, hatte seine Verbindung mit Lottchen von Lengefeld mög-

*) „Weimar und Jena", I, 427.

**) A. a. O., II, 319.

***) Brief an Körner vom 6. Januar 1790.

lich und der von Stahr und Vehse ganz aus ihrem Zusammenhang gerissenen Klage ein Ende gemacht, welche er ein paar Monate früher in einem Briefe an seine Braut vom 10. November 1789 lautwerden läßt:

Ich durchsuche alle Winkel der Erde, um den Platz zu finden, den das Schicksal unserer Liebe bereitet haben könnte.

Aber es war nicht blos aus äußern, wenn auch noch so wichtigen Gründen, daß Schiller die jenaer Professur gewünscht hatte und sie annahm, sondern seine Vorliebe für Geschichte, welche mit seinem Berufe zum dramatischen Dichter nothwendig zusammenhing, und der Drang nach Erweiterung seiner Kenntnisse hatten den Gedanken daran mit in ihm erweckt, und wie wenig ihn die über Erwartung rasche Verwirklichung desselben niedergedrückt, geht aus den im Frühjahr 1789 an einen Freund gerichteten Worten hervor:

Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritt gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt. *)

Es ist allerdings wahr, daß Schiller die Uebernahme der Professur auch ein Opfer nannte, welches er seinem Schicksale bringe, daß er klagte, wie Das, was ihn jetzt beschäftigen solle, vielleicht Jahre lang beschäftigen müsse, von dem Lichtpunkte seiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit abliege. Doch glaube er wohl, setzt er hinzu, daß er über dieses Hinderniß siege, wenn ihm auch vielleicht nicht wohl dabei sein werde; noch habe er guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft. Und wenn er das eine mal die Professur als ein Hinderniß hieran oder an der Um- und Fortbildung betrachtet, die ihm noth thue, um das durch die Härte des Schicksals Verlorene nachzuholen, so sagt er das andere mal und läßt dadurch dem jetzt eingeschlagenen Wege, den ihn sein Schicksal führte, Gerechtigkeit widerfahren:

Das ist indessen richtig, daß diese Diversion, besonders wenn sie einige Jahre dauert, einen sehr merklichen Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird und, wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. **)

Diese erste dramatische Arbeit ward der „Wallenstein", dem die Erzählung des Dreißigjährigen Kriegs vorausgegangen war.

Im Jahre 1791 verfiel er in eine schwere Krankheit. Während seiner Genesung schickte ihm der Herzog mit der liebenswürdigen Aufmerksamkeit eines wohlhabenden Privatmannes ein halb Dutzend Flaschen Madeira. Das hebt Vehse durch gesperrten Druck hervor. Der Herzog hätte Schiller wenigstens einige hundert Flaschen, wenn er sie gehabt, schicken oder die sechs mit Dukaten füllen sollen. Schiller, für den auch etwas Anderes als Geld einen Werth hatte, dachte freilich anders. Er schreibt an Körner:

Der Antheil, den man sowol hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt.... Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungarischem Weine vortrefflich bekommen.

Von Vehse kann die Leser schließlich auch der Gebrauch nicht verwundern, den er von folgender Aeußerung Schiller's in einem Briefe an Körner vom 19. December 1787 macht: Goethe's Zurückkunft (aus Italien) sei ungewiß und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon so gut wie entschieden. Während er in Italien male, müßten die Voigts und Schmidts für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehre dort für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern, und sie müßten für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.

Schiller theilte dies aus dem Geschwätz übelwollender oder beschränkter Menschen in einer kleinen Stadt flüchtig mit, ohne hinzuzusetzen, daß, wie Voigt und Schmidt in Weimar für Weimar, Goethe sich in Italien für ganz Deutschland anstrengte. Denn dies verstand und versteht sich so von selbst, daß nicht einmal Vehse aus Goethe's 1800 Thalern und Nichtsthun in Italien einen Vorwurf gegen ihn selbst herleitet, sondern sich derselben nur bedient, um Schiller in einem falschen Lichte zu zeigen. Dieser soll, und zwar zu einer Zeit, wo er soeben fast ein Fremdling Weimar anspruchslos betreten hatte, die obige Aeußerung gethan haben, „weil er gar nicht so einfach gewesen sei, die große Bevorzugung Goethe's von Seiten des Herzogs nicht zu sehen".

Natürlich, daß Vehse diesen Trumpf aus dem Jahre 1787 erst nach seiner Berufungs- und ähnlich erzählten übrigen Geschichte Schiller's ausspielt, weil er den Leser für so „einfach" hält, dies nicht zu merken, und für so gierig nach Lug und Klatsch, sich gern betrügen zu lassen.

Aus Goethe's Benehmen bei der Berufung Schiller's nach Jena geht hervor, daß die Kluft, durch welche er selbst sich damals von diesem getrennt glaubte, ihn doch nicht abhielt, dem Streben und Charakter desselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Karoline von Wolzogen sagt:

Zwischen Schiller und Goethe war zu unserm großen Verdruß kein Verhältniß entstanden, obgleich sich der Letztere gegen uns, wie früher, freundschaftlich benahm und in realen Verhältnissen Schiller immer wohlwollend entgegenkam.

Goethe konnte diesem daher fünf bis sechs Jahre später ohne Unwahrheit antworten, daß er den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheine, was Schiller geschrieben und gethan, immer zu schätzen gewußt habe, und Schiller hatte an seiner eigenen Person früh Dasjenige bestätigt gefunden, was ihm Herder ein Jahr zuvor gesagt: daß Goethe rein sei von allem Intriguengeist, wissentlich noch Niemanden verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben habe.

Die Behauptung, daß Goethe den Herzog in seiner Kargheit für den auftauchenden Rivalen bestärkt habe, gehörte in das Vehse'sche Buch; aber selbst Schöll hat geirrt, indem er schreibt: man könne nicht sagen, Goethe habe bei dieser Anstellung zu Schiller's Gunsten etwas gethan; und darin, daß Goethe sich seinem „ältesten römischen Freunde" Heinrich Meyer treu erwies

*) „Schiller's Leben", S. 190.

**) „Briefwechsel mit Körner", II, 53; 19 fg.

oder, wie Schöll sagt und mit Schiller's Anstellung in Verbindung bringt, „für den in Italien zurückgelassenen Heinrich Meyer, überhaupt für die ihm wünschenswerthen Anknüpfungen mit bildender Kunst vom Herzog Mittel zu erhalten" suchte*) und bald auch erhielt, darin wird für die Zeit der Anstellung Schiller's Niemand ein Unrecht so wenig Goethe's als des Herzogs gegen diesen finden können. Später erhöhte der Letztere Schiller's Pension bekanntlich zwei mal, das zweite mal, als dem Dichter, kurz vor seinem frühen Tode, Anerbietungen für Berlin gemacht worden waren oder als man ihn, um mit Stahr zu reden, „einem großen deutschen Musterstaate der Bureaukratie einverleiben" wollte, der Schiller's Freiheit, welche dieser ohne Zweifel nicht in Weimar zurückgelassen, sondern nach Berlin mit übergesiedelt haben würde, auch schwerlich beschränkt und beeinträchtigt hätte, zumal während der französischen Gewaltherrschaft, die bald nach Schiller's Tode über Preußen hereinbrach, und der darauf folgenden Erhebung.

Wir kehren zu den vertraulichen Aeußerungen Schiller's über Goethe zurück, in deren Mittheilung uns die Widerlegung der unrichtigen Angaben von Stahr und Vehse unterbrach. Die zunächst folgende ist um so bedeutungsvoller, je unwillkürlicher, ja unwilliger sie den Eindruck schildert, den Goethe's Persönlichkeit und Handlungsweise zusammen auf Schiller gemacht hatten. Noch einige Monate vor seiner Uebersiedelung nach Jena, welche im Mai 1789 erfolgte, sagt er in einem Briefe an Körner vom 2. Februar:

Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen, er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen, ich glaube, in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowol als große Attentionen sich zu verbinden, aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Grad der Eigenliebe berechnet ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, derjenigen nicht ganz unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht („Die Künstler") gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. „Die Götter Griechenlands" hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich werde ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.

Diese Worte scheinen unter Anderm zu bezeugen, daß Schiller Goethe's damaliges Urtheil über ihn und seine Vergangenheit ahnte und, weil er selbst bereits in einer neuen Entwickelung stand, die Richtigkeit desselben fühlte. Diese Selbsterkenntniß erfüllte ihn mit Bitterkeit gegen Denjenigen, dessen bloßes Erscheinen Schiller's Streben und Ehrgeiz so mächtig angeregt, seine anscheinende Kälte und Gleichgültigkeit so schnell und leicht besiegt hatte.

Als Körner ihm auf diese und ähnliche Ergießungen beruhigend und ermuthigend antwortet, dadurch aber gerade das Feuer schürt, sagt er in einem Briefe vom 9. März 1789:

Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wol recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben. Aber mag es immer. Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin.

Dann bricht er in die Worte aus:

Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen.

Der Inhalt dieses Schmerzensrufs gehört zum Thema Derer, die sich Schiller's zur Bekämpfung Goethe's bedienen, nur daß sie sich dabei der kleinen Verwechselung schuldig machen, Dasjenige, worin Schiller sein Schicksal erkannte und was er als solches männlich auf sich nahm, auf Menschen zu schieben, da es gerade zum Schicksal des Einzelnen gehört, sich gegen die Menschen zu behaupten. Aber derjenige Mensch, neben welchem Schiller sich vor allen zu behaupten hatte, war derselbe, welcher später für Schiller's Leben die größte Wohlthat werden, mit welchem dieser im engsten Freundschaftsbunde um die Siegespalme ringen sollte.

Ruhiger als in dem zuletzt Angeführten hatte sich dies kurz zuvor in einer Antwort an Körner vom 25. Februar 1789 ausgesprochen, wo Schiller in seiner edeln Weise und mit einer bewundernswerthen Klarheit über sich selbst und seine Zukunft sein und Goethe's Genie gegeneinander abwägt. Körner hatte gemeint: das lyrische Fach sei es, worin Schiller einzig sei. Wenigstens kenne Körner unter den jetzt lebenden Dichtern keinen, der es mit Schiller aufnehmen könne, wenn dieser seine ganze Kraft aufbiete. Schiller antwortet:

Das lyrische Fach, welches du mir anweisest, sehe ich eher für ein Exil als für eine eroberte Provinz an. Es ist das kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, lasse ich mir gefallen.... Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehre Versuche ankommen lassen. Aber mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem Diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Ueberlegenheit, die er und viele andere Dichter

---

*) „Goethe's Briefe an Frau von Stein", III, [illegible] fg.

aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken, denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente und Erfodernisse mir fehlen, desto lebhafter überzeuge ich mich von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches jenes Mangels ungeachtet mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken. Wieland selbst hat mir mehr als ein mal eingestanden, daß ich ihm in verschiedenen Stücken überlegen sei. Mit dieser Kraft muß ich doch etwas machen können, das mich so weit führt, ein Kunstwerk von mir neben eins von den seinigen zu stellen.

Hiernach war die Anerkennung Goethe's bei Schiller zu derselben Zeit, wo der Gedanke an jenen ihn fast feindlich aufzuregen vermochte, so unbedingt und entschieden, als sie sich je in dem spätern Briefwechsel zwischen Beiden offenbart hat. Hätten sie damals, als Goethe kaum von Italien zurückgekehrt, Schiller mit der Vorbereitung auf Jena beschäftigt war, länger an einem Orte zusammengelebt, so würde ihre nähere Bekanntschaft vielleicht mehre Jahre früher erfolgt sein, denn Schiller habe, sagt Wilhelm von Humboldt, in dem Jahre vor seiner Verheirathung offenbar in der schönsten Blüte aller seiner großen Eigenschaften gestanden, aus der sich später alles Höchste in ihm entwickelt.*)

Aber „Schiller zog nach Jena", berichtet Goethe, „wo ich ihn ebenfalls nicht sah", und wenn dies dennoch einzeln der Fall war, so führte es zu keiner Annäherung. So war Goethe im Herbste 1790 in Dresden gewesen und hatte dort viel mit Körner verkehrt, dessen Frau und Schwägerin, Minna und Dorchen Stotz, er von Leipzig her kannte.**) Körner rühmte sein Zusammensein und seine Gespräche mit Goethe in einem Briefe an Schiller vom 6. October 1790, und Goethe machte diesem nach seiner Rückkehr einen Besuch, über den sich Schiller in einem Briefe an Körner vom 1. November 1790 ausspricht. Hier heißt es:

Goethe hat uns viel von dir erzählt und rühmt gar sehr deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalte bei Euch und überhaupt auch in Dresden.... Er war gestern bei uns, und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ist es, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las, aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz, sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Seiten und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.

Der Ton dieses Briefs scheint dem freundlich gemeinten Besuch nicht gemäß. Die nähere Bekanntschaft sollte bis dahin aufgeschoben bleiben, wo auch Schiller nicht blos in der schönsten Blüte seiner großen Eigenschaften stand, sondern nahe daran war, die reifenden Früchte derselben zu ernten, und wo es dann nicht fehlen konnte, daß der Zufall die Mühe übernahm, die beiden Dichter zusammenzuführen. Darüber hat Goethe in den „Tages- und Jahresheften" das Nähere mitgetheilt. Auf ein gelegentliches Gespräch über Naturwissenschaft und auf die Einladung zur Theilnahme an den „Horen" im Sommer 1794 besuchte er Schiller in Jena, und hier entstand in einem zweiten Gespräch über Kunst und Kunsttheorie, welches Beide befriedigte, die Annäherung, welche Schiller's Verwandte so lange gewünscht hatten.*) Goethe rühmte, „lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt zu haben, wie bei Schiller in Jena", und dieser schreibt an Körner:

Zwischen den Hauptideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, als sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.

In dem Obigen sind nun die selbstischen Beweggründe dargelegt, aus welchen Goethe zu seiner Verbindung mit Schiller schritt, von dessen Volksgunst er Vortheil ziehen wollte, ehe Schiller diese wahrhaft besaß, ehe er die „Horen" und den „Musenalmanach" herausgegeben hatte, worin beide Dichter so viel Herrliches niederlegten, ehe der „Wallenstein" gedichtet war, der im 1798 vollendet wurde und Schiller's Ruhm als dramatischer Dichter erst begründete.

Nachdem die Scheidewand zwischen ihnen gefallen, sprach Schiller in dem ausführlichen Briefe an Goethe vom 23. August 1794 sich über dessen Geistesart und Bildungsgang aus, worin er mit Wahrheit sagen konnte:

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt.

Goethe erwiderte dies durch eine sehr herzliche Antwort, nach deren Empfang Schiller seinem Freunde Körner meldete: Goethe komme ihm nun endlich mit Vertrauen entgegen.

So leitete sich das bis zu Schiller's Tode ununterbrochen dauernde innige Verhältniß zwischen ihm und Goethe ein. Die Verdächtigung desselben hat sich nicht nur an sein Entstehen, sondern auch an sein Bestehen gehängt und sich auch hier Goethe zur Zielscheibe ersehen. Bald soll dieser gegen Schiller den Minister herausgekehrt, bald Schiller den größern Theil der Kosten ihrer Freundschaft getragen haben, und was dergleichen mehr ist. Rehfues**), der wenigstens Beiden gleiche Ehre erwies, hatte gar herausgefunden: ihr Briefwechsel enthalte lehrreiche Andeutungen des Einflusses, den jeder von ihnen auf den andern gehabt. Dieser habe indessen bei der gänzlichen Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und der diesen gemäß gebildeten Grundsätze nur gering sein können. Kommt Das, was den Briefwechsel

*) „Literarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen", II, 61.
**) „Goethe's Werke", XVII, 300 („Wahrheit und Dichtung", Buch 8).

*) „Schiller's Leben", S. 214.
**) „Goethe und sein Jahrhundert" (Jena 1836).

lehrreich macht, auf so wenig hinaus, so war Dasjenige, was Rehfues hieraus folgerte, noch sehr bescheiden: Jeder habe sich im Grunde nur wenig aus den Werken des Andern gemacht. Warum nicht hinzugesetzt: Jeder habe sich auch aus des Andern Person und Talent nichts gemacht, und ihre ganze Freundschaft sei Lug und Heuchelei gewesen, wovon man gar den Zweck nicht einsehe?

August Boden.

Bücherschau.

Vermischtes.

1. Hessisches Jahrbuch für 1854. Mit Beiträgen von Bernhardi, Berkenbusch, Grimm, Koenig, Lyncker, Landau, Mittler, L. v. Plönnies, Schmitt, J. v. Rodenberg u. A. Kassel, Luckhardt. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Bilder aus der hessischen Vorzeit. Von C. F. Günther. Mit 51 Tafeln Abbildungen. Darmstadt, Jonghaus. 1853. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wir fassen diese beiden auf Hessen bezüglichen Publicationen zusammen, obschon es das erstgenannte mehr mit Kurhessen, das zweite ausschließlich mit dem Großherzogthum Hessen zu thun hat. Beide verdanken dem in Deutschland so mächtigen Local- und Provinzialgeiste ihre Entstehung, und so beklagenswerth dieses Uebermaß des Stammes- und Sondergeistes in vieler Hinsicht auch sein mag, indem infolge desselben alle deutschnationalen Einheitsberechnungen stets einen Bruch ergeben werden, so ist auf der andern Seite mancher Vortheil davon für die gründliche Kenntniß deutschen Landes und Volkes gewonnen worden, indem sich unzählige Schriftsteller angelegen sein ließen, jeder die betreffende Scholle, auf der er hauste, umzuwenden, umzuwenden in jeder Beziehung, in Beziehung auf Boden- und Volksbildung, Volksdialekt und Volkssage, Literatur- und Kunstentwickelung, Landes-, Stadt-, Adel- und Dynastengeschichte. Einer der interessantesten Flecke deutschen Landes ist Kurhessen, namentlich was seine Hofchronik betrifft, und gerade dieser sind in Nr. 1, dem „Hessischen Jahrbuch", einige der bedeutendsten Aufsätze gewidmet; es sind dies: „Althessische Silhouetten" von Heinrich Koenig, dessen feinen geistreichen Pinsel man an wenigen Strichen erkennt, und „Historische Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westfalen" von Karl Lyncker. Heinrich Koenig's „Silhouetten" beschäftigen sich mit der interessanten Zeit des Landgrafen Friedrich II., der zur Zeit des preußischen Friedrich II. regierte, und führen uns unter Anderm an merkwürdigen Persönlichkeiten den Staatsminister und Generallieutenant Martin Ernst von Schlieffen, einen geborenen Pommer, von Zeitgenossen für den schönsten Offizier gehalten, ferner Adolf Franz Freiherrn von Knigge, den Marquis de Luchet, Jakob Mauvillon, Christian Wilhelm Dohm, Georg Forster, Thomas Sömmering, den Maler Johann Heinrich Tischbein, Johannes Müller (von 1781—83) und andere bedeutende oder originelle Männer vor; denn damals war die Zeit der Originale, vielleicht gerade weil sie ihren Zopf nach außen trugen, während wir ihn nach innen tragen. Freilich fehlte es auch nicht an albernen und selbst schmuzigen Späßen am Hofe, wie sich dergleichen z. B. der bekannte Freiherr von Knigge erlaubte — jämmerliche cynische Possen, deren man sich in unserer Zeit in den niedrigsten Kreisen schämen würde und vielleicht von jeher geschämt hat. Für die Mittheilungen Karl Lyncker's aus der Zeit der Herrschaft französischer Corruption, Glücksmacherei und Charlatanerie in Kassel kann man dem Verfasser nur dankbar sein, da trotz aller warnenden Beispiele in manchen deutschen Landesstrichen die Zahl Derer noch immer nicht gering zu sein scheint, die durch die damaligen Proben französischer Beglückungsmethode auch noch jetzt nicht eines Bessern belehrt sind. Außerdem enthält das „Hessische Jahrbuch" Aufsätze von K. Bernhardi („Hessens Antheil an der Weltgeschichte"), K. Lyncker („Volkswitz in Schwänken, Spitznamen, Redensarten u. s. w."), Chr. Berkenbusch („Beiträge zur Geographie Kurhessens"), ein Lustspiel von H. Grimm: „Schnack und Schnibberndorf", und novellistische und lyrische Beiträge von Elise von Hohenhausen, Luise von Ploennies, J. von Rodenberg u. A.

Nr. 2 ist bestimmt, in schriftlicher und bildlicher Darstellung von geschichtlichen Momenten aus der Vorzeit des Großherzogthums Hessen der Erinnerung so Vieles als möglich zu erhalten, und soll das Streben vorab auf die Darstellung der eingegangenen Burgen, Häuser, Klöster u. s. w. gerichtet sein. In diesem ersten Bande kommt unter Anderm die Geschichte der Juden im Hessischen, dann die Geschichte mehrer Ortschaften und in Trümmer liegender Schlösser zur Verhandlung. Nicht weniger als 51 Abbildungen sind beigegeben; sie sind aber von sehr ärmlicher und unkünstlerischer Ausführung. Wir zweifeln, ob man in England oder Frankreich dem Publicum so schlecht gerathene Bilder zu bieten wagen würde; doch sind sie immerhin von historischem Interesse.

3. Theodor Parker's zehn Betrachtungen über Religion und Leben. Uebersetzt von Johannes Ziethen. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 8. 1 Thlr.

Der Geistliche, dessen Betrachtungen „Ueber die Frömmigkeit und deren Verhältniß zum menschlichen Leben", „Ueber die bewußte Religion als eine Quelle der Kraft und der Freude", „Ueber die Bildung der religiösen Vermögen" u. s. w. wir hier vor uns haben, Sohn eines unbemittelten Landmanns in Massachusetts, wirkte als Prediger der achtundzwanzigsten Congregationalistenkirche in Boston, gerieth mit den dogmatisch-kirchlichern Geistlichen seiner Sekte in Fehde, zog sich infolge dieses Streits von der Kanzel zurück, um England, Frankreich, Italien und Deutschland zu bereisen, gab aber nach seiner Rückkehr den an ihn gerichteten dringenden Anfoderungen nach und betrat die Kanzel von neuem. Der Andrang war so groß, daß keine Kirche Bostons dem Bedürfnisse entsprach und daß er seine Vorträge im Melodeon, dem größten Concertsaale Bostons, nach Ablauf von acht Jahren aber in einer inzwischen errichteten noch geräumigern Musikhalle halten mußte. Wer sich über Parker's interessante Persönlichkeit unterrichten will, lese der Frederike Bremer Schrift: „Die Heimat in der Neuen Welt", in deren zweitem Theile sie eine Zusammenkunft mit Parker beschreibt. Er sei, sagt die Schwedin, entzückt von dem sittlichen Ideal, das er in starken, belebenden und erhebenden Worten den Menschen vorhalte, aber als Theologen will sie ihn nicht gelten lassen, denn wenn er schon in seiner Polemik gegen die versteinerte Orthodoxie oft glücklich und wahr sei, so verstehe er doch die Lehren der Offenbarung nicht, und mit größerm Rechte könne man von Parker sagen, was Jemand von einem größern Manne, von Luther gesagt habe: „Il a bien critiqué, mais pauvrement doctriné." Doch das sind eben Ansichten der Frederike Bremer, die wir nur beiläufig anführen, ohne sie irgend als endgültiges Schlußurtheil über diesen jedenfalls merkwürdigen, die Einflüsse der innigsten Beschäftigung mit deutscher Literatur, Theologie und Philosophie vielfach wiederspiegelnden Mann anzunehmen.*)

4. Der Geist in der Natur von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Zwei Bände. Leipzig, Lorck. 1854. 8. 2 Thlr.

Es kann uns hier natürlich nicht darauf ankommen, diese

*) Wir gedenken auf Parker noch ausführlicher zurückzukommen, wozu uns der soeben erschienene erste Band seiner „Sämmtlichen Werke" (Leipzig 1854), welche Johannes Ziethen zu verdeutschen angefangen, um so willkommenern Anlaß geben wird, da dieser erste Band unter Anderm einen interessanten Aufsatz über Strauß' „Leben Jesu" und einen für uns Deutsche überaus schmeichelhaften, ausführlicherer Rücksichtnahme würdigen Artikel über die deutsche Literatur enthält.

berühmte Sammlung epochemachender Oersted'scher Abhandlungen und Betrachtungen zu charakterisiren und noch besonders zu empfehlen, sondern einfach darauf, dem Publicum anzuzeigen, daß es hier eine neue, vollständige, mit den neuen Beiträgen bereicherte und zugleich mit der Biographie und dem Porträt des berühmten Naturforschers versehene Ausgabe vor sich hat. Die bloße Anzeige ist bei berühmten Werken dieser Art meist zugleich die beste Empfehlung.

5. Zeit- und Charakterbilder aus dem Mittelalter. Nach dem Altfranzösischen bearbeitet von der Uebersetzerin des Vasari. Berlin, G. Reimer. 1853. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Enthält die Lebensgeschichten Ludwig's des Heiligen und des Ritters Bayard, welche Beide der Verfasserin als zwei der edelsten Vertreter des französischen Ritterthums gelten. Die Uebersetzerin verbindet damit den Zweck, durch dies Buch in ähnlicher Weise auf die deutsche Jugend zu wirken, wie sie durch ihre Bearbeitung von Bernal Diaz del Castillo's Erzählung der Eroberung von Mexico gewirkt zu haben glaubt. Die Lebensgeschichte Ludwig's ist nach der Schilderung bearbeitet, welche Joinville, Seneschall von Champagne, Zeitgenosse und treuergebener Gefährte Ludwig's IX., von dem Kreuzzuge wie (in gedrängterm Ueberblicke) von dem frühern und spätern Leben des Königs niedergeschrieben hat, die Lebensgeschichte Bayard's nach dem bekannten Buche eines Waffengefährten desselben, der seinen Namen verschwiegen hat und sich nur den „loyal serviteur" nennt. Dieses Buch erschien zuerst 1527, drei Jahre nach Bayard's Tode, bei Galliot du Pré. Die Bearbeiterin der französischen Texte bemerkt im Vorwort, daß in dem Augenblicke, wo sie mit der Uebersetzung von Bayard's Biographie zum Schluß gekommen, Professor Collmann in Marburg ein Buch über Bayard nach derselben Erzählung des loyal serviteur herausgegeben habe, und daß durch ein überraschendes nochmaliges Zusammentreffen, während der Druck ihres Joinville fast vollendet war, eine Uebersetzung der von dem Seneschall aufgezeichneten Memoiren unter dem Titel „Geschichte König Ludwig's des Heiligen" von N. Driesch in Trier 1853 erschien, daß aber beide Bearbeitungen einen ganz andern Zweck hätten als die ihrige.

6. Momente aus der Geschichte und der Gesellschaft. Dargestellt von Ph. von Mettingh. Zwei Theile. Kassel, Hotop. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leicht lesbare Skizzen, theils rein novellistischen, theils rein historischen, theils gemischt novellistisch-historischen Charakters, unter den letztern: „Bilder aus dem Leben der Mademoiselle Montpensier", unter den rein geschichtlichen: „Der Tod der Königin Anna von Oestreich", eine peinigende Krankheits- und Sterbegeschichte, nach den Memoiren der Madame de Motteville, der Mademoiselle de Montpensier u. A. bearbeitet, aber lehrreich als Zeugniß der weder Schönheit noch Rang schonenden, Alles gleichmachenden Macht des Todes. Königin Anna, wegen ihrer Reize einst hochgefeiert, starb am Krebs langsam und qualvoll dahin. „Wir müssen uns bald trennen", sagte sie zu einem ihrer ältesten Diener. „Das ist ein trauriger Ausspruch für die Diener Ew. Majestät", versetzte dieser, „aber was uns tröstet, ist, daß Sie größern Leiden entgehen und dem unerträglichen Gestank, der das Ende solcher Uebel begleitet." Die arme Königin schwieg. Wie mag bei diesen Worten das ganze Gefühl der Richtigkeit alles Einzeldaseins und der Flüchtigkeit aller Herrlichkeit vernichtend auf sie eingestürmt sein!

7. Deutsches Volksleben in Haus und Staat, in Literatur und Kunst. Dargestellt für das gebildete deutsche Publicum von K. Ch. Beltz. Mit Original-Illustrationen von J. Fay. Erste Lieferung. Düsseldorf, Arnz und Comp. Lex.-8. 1 Thlr.

Das vorliegende Buch ist der erste Theil eines Ganzen, das in vier Büchern oder Abtheilungen die geschichtliche Entwickelung des deutschen Volkslebens bis zum Wiener Congresse enthalten soll. Dieses erste Buch schließt mit der Völkerwanderung und deren nächsten politischen und culturhistorischen Resultaten; das zweite wird das Mittelalter, das dritte das 16., 17. und 18. Jahrhundert, das vierte den Beginn des Zeitalters der Revolution bis zu dessen vorläufigem Abschlusse, den dasselbe im Wiener Congresse gefunden, behandeln. Der Verfasser nimmt Selbständigkeit des Urtheils, „die er auch da sich zu erhalten gesucht, wo es ihm durch Pietät erschwert wurde", für sich in Anspruch und will zufriedengestellt sein, wenn es ihm gelungen sein sollte, etwas zur Erweckung des Sinnes für historische Auffassung beigetragen zu haben.

8. Das Leben berühmter Werkmeister von Wilhelm von Waldbrühl. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1853. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Verfasser bezweckt mit seinen Biographien berühmter Werkmeister namentlich den vielen Vorurtheilen entgegenzuarbeiten, die bei der Jugend und besonders bei der deutschen gegen das Handwerk bestehen. Diese Jugend halte (woran aber doch gewiß nicht sie schuld ist, sondern Diejenigen, die ihr diese Vorurtheile einflößen) vielfach die Stellung eines Gewerks für niedrig, für wenig wünschenswerth gegenüber den Stellungen des Gelehrten und Künstlers, gegenüber den Stellungen der Beamten in Kirche und Staat. Sie dränge sich zu den Gelehrtenschulen und Viele würden auf dieser falschen, ihren Anlagen und ihrem Charakter nicht zusagenden Bahn unglücklich, die vielleicht als Werkmeister nützliche Bürger geworden wären. „Möge es die deutsche Jugend erwägen", sagt der Verfasser, „um wie viel achtungswerther und um wie viel verdienstlicher solchen bedauernswerthen Opfern eines verfehlten Berufs gegenüber der Mann der Gewerke dasteht, wie er sogar eine Unabhängigkeit genießt, welche gewöhnlich die der Wissenschaft noch übertrifft." Der Verfasser will nun an den Beispielen berühmter Werkmeister, die er in seinem Buche zusammengestellt hat, darthun, wie auch das kleinste Gewerbe seinen Mann groß machen und Segen über ein Land, ein Geschlecht verbreiten kann, wie so mancher dieser Heroen des Handwerks nur durch steten ausdauernden Muth und Eifer, ohne alle Gaben des Glücks, seines Glücks eigener Schmied geworden. Wir halten Geist und Plan des Buchs für einen recht glücklichen. Möge es dazu beitragen, zugleich auch den Geist wieder zu beleben, der das Handwerk früher beseelte und gegen den so viele moderne Einflüsse fortdauernd in bedenklicher und feindlicher Weise einstürmen.

9. Amerikanische Criminal-Mysterien, oder das Leben der Verbrecher in Neuyork von Rudolf Lerow. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1854. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Liebhaber von Scenen, in denen die Bestie im Menschen — und schon Friedrich der Große behauptete von seinem königlichen Standpunkt, daß in uns Allen eine Bestie stecke, die nur durch den Zwang der Gesetze in Zaum gehalten werden könne — heraustritt, um mit den auch aus andern Menschen freigewordenen Bestien in wildesten Kampf zu gerathen; Liebhaber von Erdolchungen, Erwürgungen, Erhängungen und Lynchungen aller Art, Niederträchtigkeiten aller Art, Verräthereien, Hehlereien, Betrügereien und Rachehandlungen aller Art und nebenbei von den überraschenden Manoeuvres schlauer Polizeiagenten, solche werden in dieser Schrift für ihre Liebhaberei reichliche Nahrung antreffen. Die Erzählung beruht übrigens auf wirklichen Vorgängen aus dem Jahre 1835; es wird wenigstens mehrfach versichert, daß sich der Verfasser hier oder dort streng an die Geständnisse der vor Gericht gestellten Verbrecher gehalten habe. Auch wird in Noten häufig erwähnt, was aus dieser oder jener in der Erzählung auftretenden Person später geworden oder was sie jetzt noch sei.

10. Was thut der Menschheit hauptsächlich noth und was fehlt ihr am meisten? Eine aus allgemein nothwendigen Naturgesetzen hergeleitete Beantwortung dieser Frage von Karl Ludwig Vorpahl. Halle, Lippert. 1854. Gr. 16. 7½ Ngr.

Ueber die gewichtige, vielfach behandelte Frage: was der Menschheit am meisten noththut, erhalten wir in dieser kleinen, offenbar mit innerer Ueberzeugung abgefaßten Schrift Aufschlüsse, die wahrscheinlich dem Verfasser deutlicher sein dürften, als sie je dem Publicum werden können. Dem Verfasser zufolge gibt z. B. „die Kraft mit blos intensiver Richtung wirkend Geist, mit blos extensiver Richtung Licht und mit intensiver und extensiver zusammenwirkend Materie, in welcher die Intension das Zusammenhalten, je nachdem sie stattfindet, bewirkt und die Extension die Ausdehnung oder das Räumliche". Diese Sprache wenigstens thut der Menschheit nicht noth. Der Verfasser ist übrigens, wie er am Schlusse selbst sagt, ein Zweiundachtziger und schon dieser Umstand macht seine Schrift interessant. Gegen das Ende seiner Schrift kommt er auch auf die Anwendung der allgemein nothwendigen Naturgesetze auf die Kunst zu sprechen, und nachdem er in Betreff der Oper behauptet, daß die Texte zur „Zauberflöte" und zum „Freischütz" schon Werth an sich hätten, bemerkt er: „Das höchste Kunstwerk vollbringt aber der Mensch selbst, wenn er sein eigenes Leben als Künstler behandelt, so daß es planmäßig, mühsam zwar, aber doch auch erheiternd das höchste Ziel erreicht, wo es dann ein schönes und zugleich gewinnendes Spiel gewesen ist." Wir wünschen dem Verfasser Glück, wenn er auf ein solches, zum Kunstwerk gerundetes Leben zurückblicken kann, aber immerhin ist es eine etwas starke Anfoderung, von den Menschen unserer Zeit zu verlangen, ihr Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten, während der unruhige, eines gemeinsamen idealen Mittelpunkts entbehrende Geist unserer Zeit der künstlerischen Ausbildung und Ausprägung des Individuums so wenig förderlich ist.

11. Historisches Jahrbuch. 1853—54. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit einem etwas gewagten Sprunge gelangen wir aus der idealistischen Sphäre der Vorpahl'schen Schrift in die nackte baare Wirklichkeit, welche dem „Historischen Jahrbuch", seinem „politisch-statistischen" und seinem „chronologischen Kalender", wie der diesen Kalendern folgenden „politischen Geschichte des Jahres 1853" zum Grunde liegt. Diese sehr fleißig und übersichtlich nach den zuverlässigsten Quellen und Staatsschriften bearbeitete „politische Geschichte des Jahres 1853", welche den ansehnlichsten Bestandtheil des „Historischen Jahrbuch" bildet, soll keine Parteischrift sein, sondern will die Verhältnisse so darstellen, wie sie jedem Urtheilsfähigen und zugleich unparteiisch zu urtheilen sich Bestrebenden erschienen sind; „sie kann aber", wie im Vorworte weiter bemerkt ist, „nicht mit schönen Phrasen eine Eintracht anpreisen, die wohl auf Aller Lippen, aber im Herzen nur Weniger ist". Die Verlagshandlung gedenkt übrigens, wie sie am Schlusse des Vorworts anzeigt, „den Fortschritten des menschlichen Geistes in Handel, Industrie, Wissenschaft, Kunst u. s. w. eine besondere Arbeit zu widmen, welche mit dem vorliegenden Buche zusammen eine Geschichte des Völkerlebens in allen Richtungen für das vergangene Jahr bilden wird". Ein nekrologischer Kalender des Jahres 1853 (in dem wir jedoch unter andern den Namen des nicht unrühmlich bekannten, in München verstorbenen lyrischen Dichters August Schnezler vermissen) ist beigegeben; außerdem ist das Buch mit dem schön ausgeführten Porträt des Präsidenten Franklin Pierce geschmückt.

12. Beiträge zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprocesses in Siebenbürgen. Von Friedrich Müller. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Wie der Titel besagt, Beiträge aus dem fernen stammverwandten Lande der siebenbürgischen Sachsen zu der Geschichte eines Wahns, der auch jetzt noch selbst in den civilisirtesten Ländern bei allem sonst vorherrschenden Unglauben und trotz aller gewonnenen naturhistorischen Resultate nicht gänzlich ausgestorben ist. Stand doch noch 1851 eine Tochter der „großen Nation" vor dem Geschworenengericht, der Giftmischung angeklagt, und das Volk war wüthend über sie, weil es überzeugt war, daß sie eine weiße Leber habe, daß sie eine Hexe sei. Was die Hexenverfolgung in Siebenbürgen betrifft, so ist es gerade 100 Jahre her, daß die Hexenprocesse vor den Gerichten in Schäßburg und Maros Vasarhely geschlossen und in letzterer Stadt ein altes Mütterchen als letztes Opfer dieses gräulichen Wahns verbrannt wurde. Der Verfasser wünscht daher, daß der gegenwärtige übrigens sehr fleißig gearbeitete und schätzbares Material enthaltende Versuch zugleich als eine Zugabe zur Säcularfeier eines nicht unbedeutenden geistigen Fortschritts seiner Heimat angesehen werden möge.

13. Der Aufstand in China von seiner Entstehung bis zur Einnahme von Nanking. Aus dem Französischen des Callery und Yvan von Reinhard Otto. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. 8. 1 Thlr.

Während ein Aufstand in China, wie er sich gegenwärtig, von seinem Ursprunge in Kuangsi an lavinenartig wachsend, gegen die Hauptstadt des ungeheuern Reichs heranwälzt, noch vor 100 Jahren für Europa eine wenn auch interessante, doch wenig rückwirkende Erscheinung gewesen wäre, ist er jetzt bei den nähern Berührungen mit Europas seefahrenden Nationen selbst für unsern Welttheil ein durchaus bedeutungsvolles Ereigniß, dessen Folgen, falls er den Umsturz der jetzt herrschenden Dynastie herbeiführen sollte, sich früher oder später auch bei uns fühlbar machen werden. Die Weltverbindungen und Wechselbeziehungen der Völker untereinander sind jetzt so innig und dabei meist so rapid, ihre politischen und commerciellen Interessen stoßen auf allen Punkten so dicht aufeinander, daß eine Katastrophe von solcher Größe unmöglich auf die Dauer ohne die bedeutendsten Rückschlage auf die politische und commercielle Weltlage bleiben kann. Daher ist wol im Vorwort mit Recht bemerkt: daß, wenn Europa über den Ursprung und Fortgang jener Begebenheiten bisjetzt lediglich nur durch die Tagespresse Kunde erhalten habe, eine zusammenhängende Darstellung derselben, wie sie im vorliegenden Werke geboten werde, dem Staatsmanne, dem Gelehrten, wie überhaupt Jedem willkommen sein müsse, welcher für den Gang der Weltgeschichte und das Leben der Völker ein lebendiges Interesse bewahre. Zudem enthält dieses Buch recht sehr interessante Aufschlüsse über das geistige Leben, die Sitten und Gewohnheiten der Chinesen, namentlich über die Bedeutung Nankings und seiner Gesellschaftszustände, ferner Aufschlüsse über die wichtige Frage, inwiefern das Christenthum und insbesondere der Protestantismus und die Gützlaff'sche Propaganda bei dem chinesischen Aufstande die bewegende Kraft gebildet, endlich auch eine Anzahl von Actenstücken und Proclamationen der beiden kriegführenden Parteien, deren Mittheilung noch nirgends erfolgte. In einer Proclamation der Aufständischen werden unter Anderm die „Barbaren der übrigen Nationen" ermahnt, sich bis zum Ausgang ruhig zu verhalten; dann werde eine auf den Handel bezügliche Proclamation erlassen werden. Was die „dummen Buddha-Priester und Laose-Gaukler" betreffe, so müßten sie alle unterdrückt, ihre Tempel und Klöster aber wie die aller übrigen verdorbenen Sekten zerstört werden u. s. w. Beigegeben sind eine interessante Karte der Provinzen, welche die Insurrection bis zur Einnahme von Nanking durchzogen hat, nach dem Originale des chinesischen Gelehrten Lieou-Tsching-Hi, und ein Porträt des Prätendenten Tien-Té nach einem in China verbreiteten Bilde.

14. Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen. Erläutert von Ernst Julius Saupe. Leipzig, F. Fleischer. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir schließen die heutige etwas buntgerathene Bücherschau

mit dieser Schrift literarischen Charakters. Saupe's Arbeit enthält manches Dankenswerthe und Brauchbare, namentlich was die Zurückführung der Dichtungen auf ihre Quellen betrifft. Manche Erklärungen und Erläuterungen sind aber entweder überflüssig oder gar zu kindisch, z. B. folgende zu Goethe's „Fischer": „Kühl bis ans Herz hinan" ist eine anschauliche treffende Schilderung des angenehmen Schauers, der den Körper überläuft, wenn man an heißen Sommertagen mit nackten Füßen ins Wasser tritt; oder folgende zum „Erlkönig": „Man beachte die anschauliche Zeichnung der kleinen Gruppe zu Pferde, wie der besorgte Vater den Knaben wohl in dem Arm hat, daß er bequem sitze, sicher faßt, daß er nicht falle, und warm hält, daß er sich in der feuchten Nachtluft nicht erkälte." Zu der Stelle in Schiller's „Kampf mit dem Drachen":

> In eine Schlange endigt sich
> Des Rückens ungeheure Länge,
> Rollt um sich selber fürchterlich,
> Daß es um Mann und Roß sich schlänge —

lautet eine Anmerkung: „Etwas undeutlich für: damit es den Anschein gewinne, als wolle es sich um Mann und Roß schlingen." Aber ein solches Ungeheuer rollt sich nicht um sich selbst fürchterlich, damit es den bloßen „Anschein" gewinne, es hat vielmehr sehr reelle Absichten dabei. **H. M.**

Seneca — ein Christ?

Saint-Paul et Sénéque, recherches sur les rapports du philosophe avec l'apôtre, par *Amédée Fleury.* Zwei Bände. Paris 1853.

Bekanntlich war es früher eine allgemein geglaubte fromme Sage, daß der Apostel Paulus mit dem Philosophen Seneca in Verbindung gekommen und dieser, wenn nicht ganz, doch wenigstens zur Hälfte Christ gewesen sei. Nachdem seit drei Jahrhunderten die Kritik sich gegen diesen Glauben ausgesprochen, hat Amédée Fleury in seinem obengenannten neuen Werke die alte Tradition wiederum vertheidigt und mit neuen Gründen zu beweisen versucht. Allein prüft man den großen Apparat der beiden starken Bände genauer, so entdeckt man, daß alle Anführungen mehr oder weniger bloße Conjecturen Fleury's sind und der einzige haltbare Grund auf die Sage von einer Correspondenz zwischen Paulus und Seneca sich reducirt. Die Unechtheit dieser angeblichen Correspondenz ist jedoch augenfällig und von Jedermann jetzt anerkannt. Auch Fleury leugnet dies nicht; nur stellt er die Behauptung auf, daß die Correspondenz, von welcher der heilige Hieronymus spricht, damals die echte gewesen sei. Augustin, der sie ebenfalls kennt, redet indeß von derselben ebenso zweifelhaft wie Hieronymus. Beide lebten im 5. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, mithin zu einer Zeit, die von der Seneca's ziemlich entfernt war. Tertullian und Lactanz, die viel früher lebten, erwähnen jenes Briefwechsels nicht, was sie gewiß gethan haben würden, wenn er existirt hätte. Ja sie sprechen von Seneca nur mit Zeichen der Achtung, lassen aber nicht die mindeste Andeutung fallen, daß sie ihn für etwas Anderes als einen Heiden halten; sie benutzen seine Ansichten, um das Heidenthum zu widerlegen, als die eines Gegners; sie loben seine Moral, aber ohne im geringsten sie mit den ersten Aposteln in Verbindung zu setzen.

Der heilige Lin, der Nachfolger Peter's auf dem Stuhle Roms, erwähnt zwar gleichfalls die Beziehungen Seneca's mit Paulus, allein auch diese Schriften sind unecht. Dies muß Fleury selbst zugestehen; nur meint er wiederum, daß im 10. Jahrhundert, wo sie gemacht worden seien, die echten ebenfalls noch existirt hätten; dagegen läßt sich allerdings nichts sagen.

Somit bleibt nur die kurze Stelle im Hieronymus übrig, auf die sich die ganze Sage gegründet hat und deren Schicksale eigenthümlich genug sind. Während die Einen sich damit begnügten sie abzuschreiben, änderten Andere sie mehr oder weniger im Ausdrucke, noch Andere schmückten sie nach ihrer Phantasie aus, und zuletzt wurde Seneca ein Heiliger. In Spanien hat er noch jetzt Altäre und Viele zählen ihn unter die 82 Schüler Jesu Christi. Später hat die Kritik der gelehrtesten und frömmsten Männer diese Irrthümer wiederum beseitigt. Der Pater Possevin aber, der Pater Labbe, der Cardinal Baronius, der Cardinal Duperron, in neuerer Zeit Brucker, Fabricius, haben die Legende auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Erasmus und die Gelehrten seines Genre sollen nicht einmal aufgeführt werden, denn sie sind Fleury verdächtig. Auf der andern Seite glaubt zwar Lefèvre d'Etaples an die ganze Sage, allein er glaubt auch an die Echtheit der Correspondenz; Justus Lipsius zeichnet sich bekanntlich nicht durch muthige Aufrichtigkeit aus und Tillemont in seiner „Geschichte der Kaiser", auf den Fleury sich beruft, behandelt Seneca keineswegs als Christen, sondern nur als edeln Heiden.

Dies ist die historische Seite der Frage; es gibt aber auch innere Gründe gegen Fleury's Ansicht, und diese Frage ist keineswegs so bedeutungslos, als es für den Augenblick scheinen könnte. Brachte überhaupt die Entstehung des Christenthums schon damals eine so gewaltige Wirkung hervor, daß sogar der Lehrer Nero's, der größte Philosoph und größte Schriftsteller seiner Zeit, sich mit einem armen Juden befreundet hätte, den seine eigenen Landsleute vor den Richterstuhl des Cäsar schleppten? Findet man etwas von der „Narrheit des Kreuzes" in Seneca's Werken? In der That ist es unschwer, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß gerade im Gegentheil das Christenthum im Anfange für nichts weiter gehalten ward als für einen Aberglauben, den die Römer nicht für werth hielten, daß er studirt werde.

Seneca nennt die Christen nicht einmal in seinen Schriften. Augustin, der seine sämmtlichen Werke, auch die jetzt verlorengegangenen, vor Augen hatte, bestätigt dies. Hätte der Stoiker, der den Tod so muthig erlitt, sie so genau gekannt, er hätte sie wenigstens erwähnt; da er dies aber nicht gethan hat, so scheint gewiß zu sein, daß er nicht einmal dem Namen nach sie kannte. Man bedenke nur, wie die Christen ein halbes Jahrhundert später noch den Heiden erschienen. Tacitus, Sueton, der Detaillist, Plinius der Jüngere, der Statthalter von Bithynien, sprechen von ihnen wie von Leuten, die sie nicht kennen. Tacitus nennt das Christenthum einen jüdischen Aberglauben, der von Jerusalem nach Rom gekommen sei, „wohin, gleichwie in einen untersten Raum, alles Schreckliche und Schändliche abfließt, was das Weltall hervorbringt". Und Plinius der Jüngere sieht in seinem berühmten Briefe an Trajan in dem Christenthum nur „den ungeheuerlichen Aberglauben", und doch war er gleich Tacitus Consul. Wenn diese Männer also die Christen nicht kannten, wie soll Seneca sie 50 Jahre früher gekannt haben?

Ein noch schlagenderer Grund ist folgende Geschichte: Paulus predigte in Chariet und ward von den Juden vor den Statthalter von Achaja, Gallion, den Bruder Seneca's, geschleppt. (Apostelgeschichte, Cap. 18, V. 13 fg.) „Da aber Paulus wollte den Mund aufthun, sprach Gallion zu den Juden: Wenn es ein Frevel oder Schalkheit wäre, liebe Juden, so hörte ich euch billig; weil es aber eine Frage ist von der Lehre und von den Worten und von dem Gesetz unter euch, so seht ihr selber zu; ich gedenke darüber nicht Richter zu sein. Und trieb sie von dem Richtstuhl." Fleury erblickt in diesen Worten ein Zeichen der Bewunderung Gallion's für Paulus und meint, dieser werde den Vorfall alsbald seinem Bruder geschrieben haben. In Wahrheit aber hat Gallion, wenn man ohne Illusion seine Rede in gut Deutsch übersetzt, nur gesagt: „Macht, daß ihr fortkommt, die Geschichte ist mir zu langweilig." Er hat sich so wenig um den Vorfall gekümmert, daß er die Streitenden, ohne nur Paulus anzuhören, gleich fortgejagt hat. Es gibt wol keinen deutlichern Beweis für die Gleichgültigkeit der Römer gegen die neue Sekte.

Liest man hiernächst die Capitelüberschriften Fleury's, so sollte man meinen, Seneca habe die Grundzüge unserer Reli-

gion gekannt, insbesondere die Lehre von der Erbsünde, von der Auferstehung der Todten oder sogar von den katholischen Sacramenten, z. B. der Beichte. Ja er geht sogar so weit, daß er in Seneca's Schriften sichtbare und fast wörtliche Entlehnungen aus den Schriften der Apostel zu finden glaubt. Allein leider gehören diese Stellen Schriften an, die Seneca unstreitig vor den Aposteln geschrieben hat, und es müßten also diese von ihm abgeschrieben haben. Fleury hilft sich damit, daß er den Text des Dio Cassius corrigirt und behauptet, Seneca habe kurz vor seinem Tode seine sämmtlichen Werke umgearbeitet. Im Uebrigen sind jene Aehnlichkeiten nur scheinbar. Seneca spricht in Erinnerung an Pythagoräische Praxis davon, daß der Weise allabendlich sein Gewissen prüfen soll, und Fleury findet darin eine Andeutung an die Beichte. Seneca meint, unser letzter Tag werde unser ganzes Leben richten, und Fleury denkt, er spricht vom Jüngsten Gericht. Um die Furcht vor dem Tode zu verbannen, spricht Seneca davon, daß die Elemente, aus denen wir bestehen, in den Schoos der Natur zurückkehren und von neuem wieder daraus hervorgehen, und Fleury meint, er spreche von der Auferstehung, übersieht aber dabei, daß Seneca gleich darauf von einem Tage spricht, der kommen werde, den Menschen an das Licht zu führen, „ein verhängnißvoller Tag, den man vielleicht wegwünschen würde, wäre er nicht mit tiefer Vergessenheit gepaart".

Dies sind Details. Aber auch der ganze Geist des Philosophen ist dem Christenthume zuwider. Man vergleiche nur z. B. seinen Brief an Lucilius mit dem Briefe Paulus' an die Römer. Seneca spricht immer nur zum Muthe und zur Kraft des Menschen, er stellt den Weisen den Göttern nicht blos gleich, sondern sogar über sie, da diese vermöge ihrer Natur, der Mensch aber durch seinen Willen gut sei, während Paulus nur von der Gnade Gottes spricht. In Seneca athmet Alles den Stolz und die Unduldsamkeit des Stoikers; man findet kein Wort in Paulus, das nicht der demüthigen Lehre vom Kreuze entlehnt wäre. Das Ascetische, die Verachtung der Welt, die Strenge in den Schriften Seneca's rührt lediglich von dem Zustande des Reichs her, das unter den Despotismus eines wüthenden Narren, wie Caligula, eines Schwächlings, wie Claudius, und eines heuchlerischen und grausamen Tyrannen, wie Nero, gerathen war. Die Masse gab sich der Wollust hin, der Energische und Tugendhafte fand seine Freiheit in der Verachtung der Welt und des Lebens. Zu einer Zeit, wo der Vornehmste wie der Plebejer durch eine Laune des Herrschers dem Blocke des Henkers preisgegeben war, entstand ein Mitgefühl für die Leiden der Mitmenschen, welches zwar ganz äußerlich dem Christenthum ähneln mochte, aber in seinem Ursprunge demselben doch gänzlich fremd war. 4.

Die Höfe und die Literatur.

Die Beispiele von regierenden Monarchen oder Prinzen königlichen Geblüts, welche sich mit der productiven Literatur ihrer Zeit und Nation in ein wahrhaft aufrichtiges und inniges Verhältniß gesetzt hätten, sind bekanntlich zu zählen. Friedrich der Große — um nur von den letzten hundert Jahren zu sprechen — spielte zwar gewissermaßen den gnädigen Protector der Dichter und Schriftsteller, aber fast nur der französischen, während er für die vaterländischen meist nur Spott und Geringschätzung hatte; und als Voltaire sich neben ihm im Bewußtsein seiner literarischen Autorität zu sehr erhob, wandte ihm der große Preußenkönig den Rücken, worauf Jeder den Andern möglichst zu verkleinern bemüht war. Freilich war in dem Verhalten Friedrich's des Großen zur Literatur ein großer Fortschritt zu erkennen, verglichen mit dem Verhalten seines königlichen Vaters, welcher Literatur und Gelehrsamkeit in seinem Rauchcollegium Hofnarrendienste verrichten ließ. Einer Ausnahme, und zwar einer glänzenden, begegnen wir jedoch: wir meinen jenen groß- und freisinnigen Herzog von Sachsen-Weimar, welcher an seine literarische Tafelrunde nicht nur Männer wie Herder und Goethe, sondern auch den nicht selten etwas lasciven Verfasser von „Idris und Zenide" und den Schöpfer des freidenkerischen Marquis Posa, den Dichter der etwas wildbarbarischen, die sittliche Weltordnung auf den Kopf stellenden „Räuber" berief. Dieser Fall, ohnehin von dem Fürsten eines nur kleinen Ländchens ausgehend, war aber so einzig in seiner Art, daß der von dem Fürsten selbst in Schutz und Pflege genommene, wenn auch keineswegs gegen Nahrungssorgen sichergestellte Schiller sich dadurch nicht abhalten ließ, in einem bekannten Gedichte den deutschen Souveränen vorzurücken, daß sie der deutschen Muse keine Unterstützung gewährt hätten und daß sie, was sie geworden, ganz aus sich selbst geworden sei. Ein Gegenbild des edeln Herzogs von Weimar ist nun jener andere deutsche Fürst, der den unglücklichen Schubart von fremdem Gebiete abholen oder stehlen ließ, ihn zehnjähriger Kerkerhaft überlieferte und ihn erst auf Friedrich's des Großen Verwendung in Freiheit setzte. Soviel ist gewiß, daß Dichter und Denker niemals sich der fürstlichen Gunst in gleichem Grade erfreuen werden wie der bildende Künstler. Farben, Marmor und Alabaster sind folgsam und harmlos; das Wort als der unmittelbare Körper des Gedankens wird nicht selten widerspenstig und ungefällig; der Pinsel hat keine Spitze wie die Feder; Dichtwerke lassen sich nicht bestellen und bezahlen wie Werke der bildenden Kunst, oder sie sind keine Dichtwerke mehr; mit Dichtwerken lassen sich die Säle der Fürstenschlösser und die öffentlichen Plätze nicht decoriren; endlich läßt sich einem Dichtwerke nicht eine Inschrift mit goldenen Lettern einfügen, die der Nachwelt verkündet, in wessen Auftrage es gedichtet wurde.

Dasselbe Thema ist in einer der neuesten Nummern des englischen „Athenaeum" ein Gegenstand der Besprechung geworden. Das „Athenaeum" bemerkt: „Schon für manchen tiefer Blickenden war es erbaulich und ergötzlich, zu beobachten, wie die Herrscher der Menschen schließlich, früher oder später, doch nicht umhinkönnen, der Macht der Literatur zu huldigen. In der Regel sind Alleinherrscher eifersüchtig auf die productiven Schriftsteller, und nur selten vertragen sie sich mit der literarischen Thätigkeit, insofern sie nicht die Form der persönlichen Schmeichelei annimmt. Die Musen leben und weben in freier Gebirgsluft. Von Dante bisjetzt und auch vor Dante in alten Zeiten hat die Bewegung der Literatur mit wenigen Ausnahmen stets im Namen der Freiheit und in der Richtung nach vorwärts stattgefunden. Sie verfocht ihre eigene Sache und sorgte für ihre eigene Erziehung und Entwickelung. Daher hat sie auch selten viel Gunst genossen an glänzenden Höfen, weder eines Bourbon noch eines Bonaparte, weder eines Habsburgers noch eines Romanow. Bonaparte führte Krieg gegen Frau von Staël, wie er gegen den Erzherzog Karl Krieg führte, und er ließ einen Buchhändler erschießen, wie er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Von dem Augenblicke an, wo er Tyrann wurde, wurde die Literatur seine Gegnerin, wie sie vorher die Gegnerin — die lächelnde, spottende, sardonische Gegnerin — aller bourbonischen Könige gewesen war. Aber als das Unglück ihn am Schopfe faßte und niederbeugte, als das Schwert, das bis dahin sein Abgott gewesen, ihm aus der Hand sank, und als die Kronen, auf die sein Fuß getreten hatte, von stärkern Händen hinweggetragen wurden, da nahm er seine Zuflucht zur Schriftstellerei, wie Cäsar und Friedrich der Große vor ihm gethan hatten. Die Feder war ja die einzige Waffe, die ihm, dem Exilirten, und seinem Geschlecht übrigblieb. Er führte sie und hinterließ sie seinem Neffen. Ludwig Napoleon hat lange Zeit mit den Musen geliebäugelt — möchte er doch etwas von ihrem freien und duldsamen Geiste eingesogen haben!" Bei diesem Anlaß kündigt das „Athenaeum" an, daß nach einer Mittheilung aus Frohsdorf auch am bourbonischen Hofe ernstlich daran gedacht werde, ein Buch zu schreiben, um damit der etwas in Vergessenheit gerathenen Sache der Bourbons zu Hülfe zu kommen. Das „Athenaeum" fährt fort: „Wir müssen jedoch, um der jetzt in Frohsdorf repräsentirten alten Ritterschaft von Frankreich nicht Unrecht zu thun, hinzufügen, daß

diese literarische Frage von den jüngern und hitzköpfigern Mitgliedern aufs Tapet gebracht worden ist, und zwar zur höchsten Entrüstung der ältern Sippe. Denn die altfranzösische Ritterschaft hegt immer noch Abscheu vor der Federfuchserei. Sind nicht, sagt sie, alle «neuen» Männer Männer der Feder? Waren nicht eure Carnot, Chateaubriand, Guizot, Thiers, Barrot, Lamartine — kurz alle ersten Minister Frankreichs seit 60 Jahren — Bücherschreiber? Selbst die Soldaten, wie z. B. Cavaignac, Magnan u. A., verdanken ihr Emporkommen ihren literarischen Verbindungen." Das „Athenaeum" fügt dann hinzu: „Die Schriftstellerei hat die alte Ritterschaft hinausgeschlagen, und zwar nicht nur aus dem Staate, sondern auch aus der Gesellschaft, sodaß ein Béranger oder ein Hugo in den Salons ein größerer Lion ist als ein Noailles oder ein Montmorency — oder besser sein würde, wenn die Literatur in Frankreich nicht proscribirt wäre." **H. M.**

Notizen.

Neue Verse in Schiller's Trauerspielen.

Die neuesten Abdrücke von Schiller's Werken seit 1847 enthalten in den Trauerspielen einzelne Verse, welche in den ältern Ausgaben, namentlich in der sogenannten Prachtausgabe von 1835 fehlen.

So heißt es jetzt in „Wallenstein's Tod", 3. Aufzug, 18. Auftritt:

> Die Zeiten
> Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
> Und Haß und Rache kommen an die Reihe.
> Ich kann auch Unmensch sein wie er.

Und in „Maria Stuart", 2. Aufzug, 4. Auftritt, spricht Talbot jetzt:

> O Königin, dein Herz hat Gott gerührt.
> Gehorche dieser himmlischen Bewegung!
> Schwer büßte sie fürwahr die schwere Schuld,
> Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung ende!

So wenig man leider immer noch auf kritische Sorgfalt in den neuen und neuesten Ausgaben unserer Classiker rechnen kann, so ist doch wol vorauszusetzen, daß die beiden oben im Druck hervorgehobenen Verse wirklich einer echten Handschrift des Dichters entnommen sind. Deshalb bleibt es aber doch zweifelhaft, ob derselbe sie auch wirklich zur Aufnahme in die vollendete Bearbeitung seiner Werke bestimmt hatte. Der in „Maria Stuart" eingeschaltete Vers entspricht dem Charakter der redenden Person und der augenblicklichen Situation so vollständig, daß man gegen seine Aufnahme in den Text wol nichts einwenden kann. Ganz anders ist es mit jenem Verse in „Wallenstein's Tod": er steht durchaus abgerissen, ohne organischen Zusammenhang mit den vorhergehenden Worten da, wie dies Schiller am wenigsten zum Schlusse einer Rede zu thun pflegt; das Wort „Unmensch" selbst stimmt in Wallenstein's Munde wenig zu der sonstigen Würde und Erhabenheit dieser Heldengestalt, ja ohne ein vorgesetztes „ein" ist es bis zur Sprachwidrigkeit hart. Ich bin deshalb fest überzeugt, daß Schiller diesen Vers, wenn er ihn in einem ersten Entwurfe niedergeschrieben hatte, gewiß mit gutem Bewußtsein vor völligem Abschluß seiner Dichtung ausgemerzt hat. So hätte er denn in den neuen Abdrücken ebenfalls, wie dies sonst vielfach geschehen, unter dem Texte angegeben werden mögen, seine förmliche Aufnahme aber ist gewiß auch zu den Misgriffen zu rechnen, über die man bei der Behandlung unserer vaterländischen Dichter immer noch unverantwortlich oft seinen Verdruß hat. 27.

Die deutsche Klatschhaftigkeit.

H. F. Chorley kommt in seinem eben erschienenen zweibändigen Werke „Modern German music" (das, beiläufig gesagt, manche nicht uninteressante Mittheilungen über F. Mendelssohn enthält, die auch bereits in deutschen Blättern, z. B. der „Leipziger Modenzeitung" eine Stelle gefunden haben) unter Anderm auch auf die Intriguen, den Brotneid und die Gehässigkeiten zu sprechen, wie sie unter uns Deutschen und namentlich an den Theatern und andern sogenannten Kunstanstalten herrschend sind, und bemerkt dann weiter: „Es scheint mir nicht so, als ob dem Deutschen gemeinhin dieses Gezänk und Geklatsch so widerwärtig wären, als sie dem Engländer sind. Des Deutschen Schlaraffenleben in öffentlichen Gärten und Kaffeehäusern und seine reichlichen Mahlzeiten an der Table d'Hôte machen ihn solchem Geklatsch in einem Grade geneigt, daß wir es als altweibisch bezeichnen würden." Daß auch die im Dienst des Publicums oder des Staats zu grauen Haaren gelangten Talente dieser Klatschsucht nicht entgehen, veranlaßt Chorley zu folgender Bemerkung: „Wir Briten pflegen unsern öffentlichen Günstlingen mit beharrlicher Liebe anzuhangen, zuweilen vielleicht mit einer beharrlichern, als mit dem gesunden Fortschreiten unsers Urtheils verträglich ist. Die grauen Haare Derjenigen, welche in unserm Dienste grau geworden sind, werden von uns in Ehren gehalten, theils infolge der größern Festigkeit unsers Charakters, theils infolge unserer Unabhängigkeit und weil die Talente uns nicht als nothwendige Anhängsel von Staat und Kirche aufgenöthigt werden. Dies ist nicht der Fall in Deutschland." Leider sind die Zustände in Deutschland der Art, daß, wer nicht in diese Fraubaserei mit hineingerissen werden will, alle Ursache hat sich möglichst von den gesellschaftlichen Zusammenkünften seiner Fach- oder Standesgenossen abzusondern. Den Lästerzungen wird er darum nicht entgehen, aber wenigstens kommt er durch diese Isolirung doch in die Lage, nicht mehr als Mitschuldiger zu erscheinen. **H. M.**

Haushaltungsbrief aus dem Hofleben des 16. Jahrhunderts.

Die verwitwete Herzogin Klara von Braunschweig und Lüneburg, aus dem Hause Lauenburg, wandte sich an den Graf von Oldenburg mit dem Ersuchen, einige Ochsen senden zu dürfen, um sie in seiner fruchtbaren Marschgegend zu mästen. Um ihn willfährig zu machen, überschickte sie ihm einige Pomeranzen, und der Graf ertheilte seiner „freundlichen, lieben Schwägerin und Gevatterin" folgende höfliche Antwort:

„Unsere ganz freundliche dienste sind E. F. G. stets voran bereit. Gnedige Frauwe, E. F. G. Brief, als von wegen der Ossen, haben wy mit sampt den thogeschickten Pomerantien entfangen. Und wanner de Ossen vorhanden, willen wy desülbigen in gute Weide bestellen. Und wüßten wy E. F. G. sust vele freundliche denste to tonde, daran wollen wy uns nicht erwinden lathen: Bedanken E. F. G. ock vor ere thogesanthe Pomerantien ganz frundlich, und willen desülbigen E. F. G. hiemit Gott dem Allmechtigen in langweriger Gesundheit tho fristende bevalen hebben: Datum unter unserm Pitzen, Dinrtag im heiligen Pingsten, anno 1553."

Anthonigs Grave tho Oldenborg und Delmenhorst.

6.

Bibliographie.

Beiträge zur Kenntniß der poetischen und wissenschaftlichen Literatur Rußlands, von R. Minzloff. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Dorguth, F., Das Licht der wahrhaften kosmischen dem Irrlichte der Hegel'schen Dialektik gegenüber. Ein Schreiben an den Hrn. Dr. Arthur Schopenhauer. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Bücherschatz der deutschen National-Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Systematisch-geordnetes Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung deutscher Bücher aus dem Zeitraume vom XV. bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Ein bibliographischer Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 34ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gerhard, E., Griechische Mythologie. 1ster Theil: Die griechischen Gottheiten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr.

Getreu bis in den Tod! Patriotische Gedichte eines Preußischen Soldaten. Seinen Kameraden gewidmet. Berlin, Herbig. 16. 15 Ngr.

Ghika, Prinzessin Aurelie, Denkerbriefe vom walachischen Donauufer. In deutscher Sprache herausgegeben nebst einem ungesiegelten Briefe an die Verfasserin von F. Paalzow. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gotha, Herzogthum und Stadt in den Jahren 1756—1763. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Mit einem Plane von Gotha, als Festung zur Zeit des siebenjährigen Kriegs. Gotha, Müller. 8. 10 Ngr.

Grabowski, W. v., Ueber constante und schwimmende Inseln. Ein Vortrag gehalten am 2. März 1854. Berlin, Logier. Gr. 8. 7½ Ngr.

Haug, M., Die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen der Griechen neu untersucht. Gekrönte Preisschrift. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Hegel's, G. W. F., Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: DD. Ph. Marheineke, J. Schultze, E. Gans, L. v. Henning, H. Hotho, K. Michelet, F. Förster. 8ter Band. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Herausgegeben von E. Gans. 3te Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Heide, G. v. d., Die Todtenschau. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 26 Ngr.

Heine, H., Gedichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Buch der Lieder. 12te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heising, A., England und die anglosächsische Staaten-Bildung in Amerika, Westindien und Australien vom Ursprung bis auf die Gegenwart. Historische Darlegung. Berlin, Sacco. Gr. 8. 22½ Ngr.

Herzen, A., Rußlands sociale Zustände. Aus dem Russischen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Jacobi, V., Landwirthschaftliche und nationalökonomische Studien in der niederrheinischen Heimath mit Berücksichtigung des Volkslebens. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 24 Ngr.

Kletke, H., Alexander von Humboldt's Reisen in Amerika und Asien. 1ste Lieferung. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Ledderhose, K. F., Friedrich Mykonius, Pfarrherr und Superintendent von Gotha. Ein Leben aus der Reformationszeit. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 24 Ngr.

Loë, H. T., Joseph. Würzburg, Halm. 12. 15 Ngr.

Luftschlösser. Vom Verfasser des Schief-Levinche. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyern, G. v., Das Welfenlied. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Pertz, H. G., Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 5ter Band: 1815—1823. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Reichardt, C. F., Nicaragua. Nach eigener Anschauung im Jahre 1852 und mit besonderer Beziehung auf die Auswanderung nach den heißen Zonen Amerika's beschrieben. Mit 1 General- und 1 Special-Karte in Stahlstich. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schöpffer, C., Die Bibel lügt nicht! Erklärung der mosaischen Schöpfungs-Urkunde, oder: Beweis, daß die biblische Lehre von der Erschaffung der Welt in ihrer wörtlichen Auffassung auf das Genaueste mit den wahren Resultaten der Wissenschaft stimmt. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 10 Ngr.

Schultz-Schultzenstein, C. H., Die Verjüngung im Thierreich als Schöpfungsplan der Thierformen, nebst Mittheilung der Entdeckung einer sichtbaren Selbstbewegung der Muskelfasern. Mit 1 Tafel Abbildungen. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schumann, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Vier Bände. Leipzig, G. Wigand. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schwarz, C., Gotthold Ephraim Lessing als Theologe dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tennyson, A., In Memoriam. Aus dem Englischen nach der 5ten Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 16. 25 Ngr.

Wegeler, J., Das Kloster Laach. Geschichte und Urkunden-Buch. Ein Beitrag zur Special-Geschichte der Rheinlande. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wislicenus, G. A., Aus Amerika. 1stes Heft: Meine Reise nach Amerika, ihr Anlaß und ihr Verlauf. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Zille, M., Sandkörner. Maurerische Aufsätze, Vorträge und Dichtungen. Leipzig, Weinedel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Alzog, J., Antrittsrede gehalten am 4. März 1854 an der Albert-Ludwig-Universität zu Freiburg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Aufstand der Griechen im Epirus, ihr Land, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Lage unter der türkischen Regierung, nebst einem geschichtlichen Rückblicke auf die Schicksale der Griechen seit dem 18. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Mit einer genauen Karte Oberalbaniens, des Epirus, des Königreichs Griechenland und der umliegenden Inseln. Wien, Hartleben. Gr. 8. 15 Ngr.

Bauer, B., Rußland und England. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Bernhard, F. Freih. v., Die wahre Grundlage des europäischen Friedens in Bezug auf die orientalische Angelegenheit betrachtet. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Carus, W. F. G., Ueber Neubelebung des evangelischen Cultus. Halle, Mühlmann. 8. 5 Ngr.

Görner, C. A., Gustchen vom Sandkrug. Soloscherz. Berlin, Lassar. 8. 7½ Ngr.

Hansen, Ein Wort für die Wahrung der unmittelbaren persönlichen Hoheits-Rechte und insbesondere der episkopalen Hoheits-Rechte Sr. Majestät König Frederik VII. Hamburg. 8. 4 Ngr.

— — Die kirchlichen Zustände des Herzogthums Schleswig und über die Verhältnisse der verschiedenen Sprachen. Hamburg, Herold. Gr. 8. 6 Ngr.

Der russische Krieg und die deutsche Neutralität. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 5 Ngr.

Moseley, J., Rußland in seinem Rechte oder die andere Seite der türkischen Frage. Nach dem Englischen. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die englisch-französische Politik und einige weitere Worte in der orientalischen Frage. Deutsch von A. v. Struve. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rothe, R., Predigt über 1. Cor. 2, 1—3, gehalten bei dem akademischen Gottesdienste zu Bonn am Sonntage Oculi 1854. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Ngr.

Sander, F., Die Lehre der Schrift von der Gnadenwahl. Eine Predigt. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Warum müssen wir neutral bleiben? Ein Wort zur Orientirung über diese Frage und zugleich als Abwehr gegen die Angriffe der englischen Presse. Berlin, Herbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 21.)

32. **Koenig (H.), Gesammelte Schriften.** Erster Band. — A. u. d. T.: **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, läßt eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die gewiß auf lebendige Theilnahme bei dem ihm so gewogenen deutschen Publicum rechnen darf, mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" beginnen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. A. **Varnhagen von Ense** (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte. Zunächst wird in den „Gesammelten Schriften" ein neuer Roman in mehren Bänden aus der Zeit des Königreichs Westfalen gegeben werden.

Die meisten **übrigen Romane Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (2 Theile, 1844, 3 Thlr.), bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser" (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher" Waldenser. Der Roman „William Shakspeare" (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz" (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuerer Objectivität wiedergibt. Koenig's neuestes Werk endlich, „Auch eine Jugend" (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

33. **Kortum (C. A.), Die Jobsiade.** Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen. Siebente Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die „Jobsiade" tritt, mit den alten bekannten Holzschnitten geziert, in **siebenter** Auflage vor das Publicum. Seit sie zuerst im Jahre 1784, damals anonym, erschien, hat der Geschmack in andern Regionen die wesentlichsten Aenderungen erlitten; große Umwälzungen auf literarischem, socialem, politischem und wissenschaftlichem Gebiete haben stattgefunden: das Kortum'sche Epos aber hat sie alle überdauert und dieser Umstand allein schon beweist, daß die Farbe seines Humors eine echte und probehaltige ist. Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lectüre aus den Wirren des Tages zu ihr zurück, und nicht gering ist die Zahl der burlesk-humoristischen Schriftsteller, welche aus ihr Anregung und Stil schöpften, sowie der Künstler, die dadurch zu ergötzlichen Bildern angeregt wurden, unter denen vor allen Hasenclever's weltberühmte, in Kupferstich und Lithographie weit verbreiteten Genrebilder zu nennen sind. Auch in culturgeschichtlicher Hinsicht und als Spiegel ihrer Zeit behauptet die „Jobsiade" ihre eigenthümliche Bedeutung.

34. **Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt.** Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des zwölften Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift durch **F. H. von der Hagen.** 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

35. **William Penn oder Die Zustände Englands 1644—1718.** Aus dem Englischen frei übertragen von **Ernst Bunsen.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bearbeiter, Sohn des bekannten Staatsmanns und Gelehrten, äußert in der Vorrede: „Die Begründung religiöser Toleranz und die Befestigung politischer Freiheit während des merkwürdigsten Zeitabschnitts der englischen Geschichte; die allmälige Entwickelung des Geschworenengerichts; die Anlage der ersten Colonien in Amerika und deren Verfassungen: dieses sind die Hauptbegebenheiten, welche sich um das Leben **William Penn's** scharen, und ich hoffe, daß deren Beschreibung, verbunden mit der Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und seiner hervorragendsten Zeitgenossen, deutschen Lesern nicht unwillkommen sein werde." Die Biographie von **Dixon** ist dem Werke zugrundegelegt; Macaulay's Anklagen gegen Penn finden ihre Widerlegung.

In demselben Verlage erschien:

Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebst einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. 1847. 3 Thlr. 15 Ngr.

36. **Rank (J.), Das Hofer-Käthchen.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Miniatur-Ausgabe vom „Hofer-Käthchen", wol der gelungensten und anmuthigsten der böhmischen Dorfgeschichten von **Josef Rank**, die zu den besten Erzeugnissen der deutschen Dorfgeschichtenliteratur gehören.

Die vollständige Ausgabe der Rank'schen Dorfgeschichten erschien unter dem Titel:

Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Max Waldau, der bekannte Dichter und Kritiker, stellt die **Rank'**schen Dorfgeschichten den **Auerbach**'schen an die Seite, indem er u. A. sagt: „Beide, Berthold Auerbach und Josef Rank, die besten, oder sagen wir es nur heraus, die einzigen Dorfgeschichtenschreiber unserer Zeit, kennen das Dorf und wirken auf Grund dieser Kenntniß. Gleichwol sind sie wesentlich voneinander verschieden, sie gehen auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen."

37. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Erste Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Diese vierte Auflage von Rellstabs „1812" erscheint in 12 Lieferungen zu 10 Ngr. (8 gGr., 36 Kr. Rhein.), von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

38. **Sturm (J.), Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

39. ———, **Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte" haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden mit einer seltenen Meisterschaft der Form schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon bereits eine zweite vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine erst kürzlich erschienenen „Frommen Lieder" (1852. geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik —, eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verklären. Sein neuester Liedercyklus „Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe" wird dem Dichter gewiß zahlreiche neue Freunde zusichern.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Bertram (Dr.), Die drei Halsbänder. Eine Gruppe „Vieux Saxe". 8. 1853. Geh. 8 Ngr.

Gribojädoff, Verstand schafft Leiden. Schauspiel in vier Acten und in Versen nach dem Russischen metrisch übertragen von **Dr. Bertram.** 8. 1853. Geh. 24 Ngr.

Schultz (G. J.), Bemerkungen über den Bau der normalen Menschenschädel, nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs. Mit 10 auf Stein gravirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vergleichungs-Tabellen der Muhammedanischen und Christlichen Zeitrechnung nach dem ersten Tage jedes Muhammedanischen Monats berechnet und im Auftrage und auf Kosten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von **F. Wüstenfeld.** 4. Geh. 20 Ngr.

Wickerhauser (M.), Wegweiser zum Verständniss der türkischen Sprache. Eine deutsch-türkische Chrestomathie. 8. Wien. 1853. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Professor Dr. **Hermann Brockhaus.** Achter Band. Vier Hefte. 8. 1854. 4 Thlr.

Das erste Heft enthält:
Mordtmann (A. D.), Erklärung der Münzen mit Pehlvi-Legenden. Mit 10 Kupfertafeln,
und ist zum Preise von 2 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln zu beziehen.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Der allgemeine österreichische Zoll-Tarif für die Ein-, Aus- und Durchfuhr. Nebst alphabetischem Waaren-Verzeichniß. 4. Wien. 1853. Geh. 2 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1854. 11me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Collection d'ouvrages orientaux. Tome premier: Ibn Batoutah, texte et traduction par **C. Defrémery et B. R. Sanguinetti.** T. I. In-8. Paris. 1853. 2 Thlr.

Latena (N. V. de), Étude de l'homme. In-8. Paris. 1854. 2 Thlr.

The Chinese Radicals, adapted to the Hok-Keen dialect, published with an english translation. In-8. Criptopolis. 1853. 20 Ngr.

Parola (Luigi), Della Tubercolosi in genere e della Tisi polmonare in specie. Ricerche storiche e teoretico-pratiche in risposta ai quesiti 10 stati proposti dalla Reale Accademia Medico-Chirurgica di Torino e dalla medesima coronati col premio Garbiglietti. 4. Torino. 1849. 4 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1853.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIII.—XVIII.**
3. **Catalogue de Livres au rabais,** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig.**
4. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus** à **Leipzig.**
5. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

Ferner ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen:

Bericht über die im Laufe des Jahres 1853 bei F. A. Brockhaus in Leizig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1854 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in **Ellwangen**

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren biß auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 1. Juni 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Kunde Albaniens.

Albanesische Studien von Johann Georg von Hahn. Nebst einer Karte und andern artistischen Beilagen. Wien. 1854. Gr. 4. 10 Thlr.

Ein lehrreicher Aufsatz vom Adjuncten Stier in Wittenberg hat 1853 in der kieler „Monatsschrift" über die Albanesen in Italien und ihre Literatur erwünschten Aufschluß gebracht. Das obige Werk des östreichischen Consuls Hrn. von Hahn auf Syra dagegen führt uns auf die Heimat jener erst vom Osten aus nach Italien und Sicilien eingewanderten Albanesen zurück. Infolge hiervon befinden wir uns denn endlich in der überaus glücklichen Lage besserer Kenntniß von einem eigenthümlichen, mit eingerechnet 80,000 Albanesen im Königreich Neapel noch nicht zwei Millionen erreichenden Völkchen, das auf dem classischen Boden der beiden großen mittelländischen Halbinseln, und zwar in Griechenland, wie wir zu glauben guten Grund haben, von uralters und mit, ja vielleicht vor den Hellenen angesessen, und auch in der Bevölkerung der heutigen Türkei von nicht unbedeutend ins Gewicht fallender Kopfzahl, gleichwol lange wie von der Geschichte beinahe gänzlich übersehen lebte und lebt, sodaß sich an ihm wie an dem mit ihm wahrscheinlich versippten Stamme der Walachen Thunmann's Ausspruch bewährt: die Geschichte sei für gewöhnlich ebenso ungerecht wie die Menschen überhaupt, indem sie nur mit den Völkern zu gehen pflege, mit welchen das Glück geht.

Wir haben in Hrn. von Hahn's ebenso mühevoller als an neuem vortrefflichen Material und an mancherlei überraschenden Aussichten reicher Gabe „das Ergebniß vierjähriger Arbeit" dankbar zu verehren, welches auf Ermittelungen beruht, die während des Aufenthalts des Verfassers in Albanien selbst gewonnen wurden. Es umschließt aber das Werk drei besonders bezifferte Abtheilungen, deren letzte beide, außer höchst willkommenen Sprachproben in den beiderlei Hauptmundarten (der nördlichen oder gegischen, welche in Altillyrien, und der südlichen toskischen, welche in Epirus gesprochen wird), d. h. Volkspoesien, Sprüchwörtern, Räthseln, Volksmärchen, einen Schatz von grammatischem und lexikalischem Sprachstoffe enthalten, welcher in Vergleich zu dem seiner Vorgänger, unter denen sich vor allen Hr. von Xylander auszeichnet, wie durch außerordentlichen Zuwachs, so auch durch ganz vorzügliche Sorgfalt bei seiner Erhebung aus dem Munde Einheimischer und schriftlicher Wiedergabe gewonnen hat. Auch ist darin durch ein deutsch-albanesisches Wortverzeichniß hinter dem albanesisch-deutschen Wörterbuche, verfaßt vom Candidaten der Theologie J. E. A. Martin zu Jena, in angemessener Weise für die Bequemlichkeit gesorgt.

Ihnen voraus aber geht die erste Abtheilung, welche, 347 Seiten stark, den beiden andern zusammen nur um etwa 50 Seiten an Umfange nachsteht und zugleich dem Buche (das läßt sich wol voraussetzen) durch seinen, weil nicht blos den Sprachforscher zunächst angehenden, sondern allgemeine Aufmerksamkeit heischenden Inhalt eine um Vieles größere Anzahl von Lesern zuführen mag. Tieferblickenden freilich wird es keinen Augenblick entgehen, in wie innigem und zum Theil schwer zerreißbarem Durcheinandergreifen eigentlich die beiderlei Gebiete der Forschung, nämlich das linguistische und das in Nr. 1 durchwanderte erd- und völkerkundlich-geschichtliche, sich mit ihren Grenzen mischen, sodaß der Verfasser wohl daran gethan hat, sie in einem gemeinschaftlichen Werke auch fester aneinander gebunden zu halten. Natürlich verlangt uns zu wissen, wo ein Volk lebt (das in Betreff des Albanesischen erfahren wir aus der „Geographisch-ethnographischen Uebersicht" und aus den „Reiseskizzen" nebst Karte); dann, wie es lebt (man befrage darüber

das „Sittenschilderungen" überschriebene Capitel). Auch ist, zumal bei einem so wenig bei uns gekannten wie dem der Albanesen, der Verlauf seiner Lebensschicksale im Strome der Zeiten ein Gegenstand unserer Wißbegierde, welche ein anderes Capitel: „Historisches", aus den kümmerlichen Ueberlieferungen zu befriedigen sucht. Eine Literatur, d. h. eine wirklich in Buchstabe und Schrift gefaßte Gefühls- und Wissenswelt, erwartet bei den Albanesen nicht leicht Jemand, und kann doch auch zum wenigsten die 1827 in Korfu erschienene toskische Uebersetzung des Neuen Testaments von Gregorius, Erzbischof von Euböa, mit griechischer, jedoch mancherlei Typenmodificationen benöthigt gewesener Schrift unmöglich dafür gelten. Nichtsdestoweniger (ich sehe jetzt ab von einer Art Literatur bei den abendländischen Albanesen) handelt wieder ein eigener Abschnitt bei Hrn. von Hahn über ein sehr merkwürdiges und räthselvolles „albanesisches Alphabet", worüber von ihm schon anderwärts Nachricht gegeben worden. Ob nämlich alt, uralt, wie Hr. von Hahn gern glauben möchte, oder von jungem Datum, ist dabei die Frage.

Nach diesem Allen aber endlich noch eine wichtige Hauptfrage: „Sind die Albanesen Autochthonen?" welche unter der andern einbegriffen ist: Was sind sie, diese Albanesen? Welche Stelle gebührt ihnen im großen Völkerhaushalte Europas? Von wo der Menschen (πόϑεν ἀνδρῶν), wer ihre Aeltern, Brüder, Vettern? Augenblicklich freilich, wo aller Welt bange Blicke auf die donaubespülten Länder geheftet sind, wird uns der Mensch der Gegenwart, welcher jetzt dort (und wir wünschen zu wissen, in welchen Verhältnissen) lebt, mit einem mächtigern und lebendigern Anziehungsmittel als dem bloßer, wennschon edler Neubegier, vielmehr durch das Bedürfniß mitfühlender Theilnahme an seiner harten Kriegsbedrängniß zu sich heranziehen. Immerhin. Gerade aber in den Donaulanden um die Ausflüsse dieses mächtigen Stroms hat sich in dessen Norden und Süden, noch jetzt dort mit- und untereinander zubringend, ein bunter Völkerknäuel zusammengeballt, der sich nur mit feintastender Hand und dann auch nur schwer entwirren läßt; und wie wäre das, ohne in die Geschichte zurückzugreifen und ohne Hülfe jener erst in jüngerer Zeit aufgekommenen und benutzten, wenn ich mich so ausdrücken darf, sprachzersetzenden Methode möglich? Gewiß aber frommt uns die Kunde, wer denn die sind, woher sie sind, welchen als auf der Kriegsbühne selbst Angesessenen sich unsere Theilnahme zuwenden soll; mit wem es zunächst diesseit und jenseit der großen Flußscheide Russe wie Türke zu thun haben, und welcherlei Gevolk in Rußlands weiten Schlund zu fallen bedroht ist. Beim Griechenaufstande, namentlich in Deutschland, mengten sich in die Parteinahme für die Griechen, als unsern Enthusiasmus wesentlich mit anfachend, philologische Reminiscenzen; so zwar, daß wir dem Russen — natürlich in gutmüthiger Blindheit — gleichwie rettendem Wiederhersteller des alten Hellenenthums zujauchzten. Gegenwärtig, wo sich das gesammte Europa, obschon nicht aus Vorliebe für die Türkei, doch jedenfalls gegen das ländergierige und herrschsüchtige Rußland kehren muß, da bewegt uns freilich ein tieferes als das philologische Interesse. Gleichwol spielt der jetzige Ostkrieg auch ein wenig in die Philologie oder, will man dies lieber, in die Linguistik hinein.

Man höre und prüfe selbst. Wie, wenn (und das ist kaum zu bezweifeln) in den Adern der Moldauer und Walachen, ihrer umromanisirten Rede ungeachtet, die jedoch keineswegs, wie man wol liest, ein bloßer italienischer Dialekt ist, noch das Blut der alten Daken und dem liederlichen Ovid zu seinem großen Leidwesen mehr als zu bekannt gewordenen Geten fließt? Wenn ferner der Albanese*) als Seitenverwandter der vorigen in gerader Linie von den Illyriern des Alterthums abstammt, trotzdem daß er nicht mehr diesen Namen trägt, welchen sich gern dagegen mit anspruchsvoller Gelehrsamkeit der Südslawe beilegt, obschon er allenfalls örtlich, nimmermehr aber volklich hierzu ein Recht hat? Ja scheuen wir uns vielleicht, noch weiter von des Verfassers Hand in die verlockenden Nebelgründe des Pelasgerthums fortgezogen, ihm bis dahin zu folgen, genug schon, lassen wir uns ein Anknüpfen des Albanesenstamms an die Wiegenstätte des macedonischen Heldenjünglings von ihm gefallen, wodurch nicht nur der Epirote Pyrrhus, sondern auch lange nach ihm Georg Kastriotis, oder bedeutsam genug Skanderbei (Bei Alexander) geheißen, zu landsmännischen Stammvettern vom macedonischen Alexander würden.

Doch Halt jetzt. Werfen wir etwa einen Blick auf Joseph Schaffarik's gründliche „Slawische Sprachkarte" („Slovansky zemlĕvid", Prag 1842), welche uns auch die krausen Verschlingungen der verschiedenstämmigen Donauanwohner sinnlich vor Augen bringt, und verbinden damit die (natürlich nur ungefähr genommen richtigen) statistischen Angaben des Hrn. von Hahn, Heft 1, S. 34. Die Zahl der Albanesen in ihrer Gesammtheit diesseit und jenseit des Adriatischen Meeres kommt der jetzigen Zahl der Griechen auf der türkisch-griechischen Halbinsel (2 Mill.) ziemlich gleich, wogegen der walachische Stamm, eingerechnet 2,600,000 östreichische Walachen, es auf 7 Millionen bringt, eine Summe, über welche die slawische Bevölkerung in der europäischen Türkei noch um etwa 200,000 hinausgeht. Ein, Griechen, Albanesen und Walachen als Urbewohner jener Gegenden genommen, zu den später eingedrungenen Slawen auffallendes Zahlenverhältniß, was noch merkwürdiger wird, wenn man den nicht mit angegebenen, jedoch vergleichsweise überaus geringen Antheil an der Summe der Gesammteinwohnerzahl erwägt, der sich für die spätesten

*) Obgleich er unter diesem Namen (Ἀρβανῖται) gelegentlich eines Aufstandes im Jahre 1079 zuerst in den Annalen vorkommt (von Hahn, I, 312). Ich weiß nicht, ob die Benennung canis Alanus, „Tract. Ms. de re milit. et mach. bell.", Capitel 113 (Adelung's „Glossar", v. canis) noch höher hinaufreicht. Vergl. Diez, „Etymologisches Wörterbuch", S. 9, wonach Alanus mit Albanus (= canis Molossus) verwechselt sein soll.

Eindringlinge aus Asien, d. h. die Osmanli (gewiß auch nicht viel über 2 Millionen), noch dadurch ungünstiger stellt, daß diese inmitten der übrigen Landesbevölkerung größtentheils zerstreut leben.

Ehemals war man gewohnt und fand das als gewissermaßen selbstverständlich ganz in der Ordnung, wo es sich um die, ob auch pechfinstere, doch immer, vielleicht eben darum so verführerische Urgeschichte der Völker handelte, frischweg und ohne viel Besinnens vom babylonischen Thurmbau gleichwie von einem unbezweifelbaren Factum ausgehend zu Scythen, Celten, Aegyptern, Babyloniern u. s. w. herabzusteigen, und indem noch, was sonst Dunkles und Ungewußtes, vielleicht für immer Unwißbares in der historischen Rumpelkammer umherlag, als willfähriges Rüstzeug begierig ergriffen wurde, damit nach Belieben zu wirthschaften und aus solchem Material stolze Paläste zu errichten, deren Bauart phantastisch-abenteuerlich, ihre Grundlage, wenn anders noch in dem Grade solid, Sand, Fachwerk und Gemäuer bis zum First hinauf entweder durch und durch Luft und Wind oder doch höchstens ein queres Drunter und Drüber war von viel faulem und schiefem Holze mit ein ganz klein wenig gesundem und geradem. Jetzt ist solch alter Sauerteig, der kein genießbares Brot gibt, gutes nur verdirbt, nicht mehr zu gebrauchen. Ueberhaupt reicht Geschichte zur Beantwortung von völkerherkunftlichen Fragen, wenigstens allein, schlechterdings nicht aus: ihre Flügel sind hierfür, weil meist nicht lang genug gewachsen, auch zu ohnmächtig. Das gehört vor einen andern Gerichtshof, vor den jener erst in unserm Jahrhundert vernünftig angelegten und betriebenen Sprach- und Völkerscheidekunst, d. h. der Linguistik. Diese dringt vor allem auf klare Begriffe statt chaotischen Gemenges; auf feste lebendige Körper mit Fleisch und Blut statt haltloser Schemen; auf Erkennung der Völker nach der Sprache, d. h. ihrem eigentlichsten Lebensathem und charaktervollsten Unterscheidungszeichen. Sie kann sich nicht zufrieden geben mit bloßen, aus Dunst gewobenen unfaßbaren Gestalten und gespenstischen riders of the clouds. Natürlich ist die Vorbedingung, daß ihr genügende Sprachdenkmale von dem fraglichen Volke vorliegen: ohne diese muß auch ihr pythischer Mund verstummen. Mittels ihrer ist es nun aber dem Schweigen der Geschichte zum Trotz oft noch ihr möglich, in das Geheimniß, was immer seinen eigenen Reiz hat, wie, was ist, geworden, mit Bezug auf die Entstehungs- und Wanderungsgeschichte der Völker mit verstohlenem Blicke eindringen zu können und auf deren Stammbaum ein mehr oder minder helles Licht fallen zu lassen.

Ob die jetzt freilich romanisirten Geten und Daken, wenn, wie mir sehr glaublich, sammt den noch heute ihrer angestammten Sprache getreu gebliebenen Albanesen den alten Illyriern einzuverleiben sind, ob diese alle auch nur dem indogermanischen Sprachstamme dürfen mit vollem Rechte beigezählt werden, scheint mir nach der albanesischen Sprache trotz vieler, wenn ich so sagen soll, Indogermanismen in ihr doch nicht so ganz unbedenklich. Gewiß wenigstens ist: Albanesisch zeigt, wie Celtisch und Armenisch, ein dem Indogermanismus abgewendeteres Gesicht, und z. B. Russisch oder Polnisch stehen dem Griechischen unbedingt näher als diesem, natürlich bloße, dem Griechischen entliehene Wörter in Abzug gebracht. die Sprache der Albanesen oder Arnauten. Wie kürzlich sich Leo über die Sprache der Geten in Kuhn's „Zeitschrift", III, 176—194, ausgelassen hat, liegt so weit außerhalb des Begriffs, den ich mir von besonnener Etymologie gebildet habe, daß von seinen dreisten Deutungen *) und Behauptungen mir etwas anzueignen mein Vermögen übersteigt. Auch nicht den Schlußsatz, der so lautet: „Aus allem Obigen zusammen geht hervor, daß wir die Geten als Mittelglied zu denken haben zwischen Ariern und Germanen" (S. 193). Woher nur, muß ich fragen, die Berechtigung, dacische Orts-, Personen- und Kräuternamen mit Ueberspringung z. B. der geographisch zwischenliegenden cisindischen Arier frank und frei aus dem Sanskrit erklären zu wollen, da z. B. Walachisch und Albanesisch entschieden sich gegen eine solche Zumuthung auflehnen?

Vorzüglich aus gleichem Grunde und im Einverständniß z. B. neuerdings mit Gervinus' „Geschichte", I, 23, muß ich mich auch gegen Grimm's Gleichstellung von Gothen und Geten auf das bestimmteste erklären, natürlich unter Vorbehalt strengerer Beweisführung an anderm Ort. **)

Aehnlichkeit in Körpergestalt, Tracht, Sitte, Glaube und Sage oder auch in Namensanklängen geben bei Ermangelung eigentlich sprachlicher Entscheidungsmomente immer nur höchst schwankende und oft schlechthin irreleitende Anhaltspunkte in völkerverwandtschaftlichen Fragen. Grimm's Aufsuchungen von Beweisen solcher Art zur Stützung seiner obigen Hypothese, zumal auch die sprachlichen Beweise sehr zerbrechlicher Art sind, fallen daher für mich nicht schwer ins Gewicht, und würde ich auch in ähnlichem Betracht mit Hrn. von Hahn Haber

*) Geradezu schlägt z. B. alle indischen Prisciane das zur Erklärung von Diurpaneus geschmiedete „durpân'i, der schwere, gewaltige Hand hat", ins Gesicht (Bopp, „Gr. crit.", R. 73b) und wäre nicht Sanskrit, eher sans critique et sous critique. Decebalus (vergl. Grimm, „Geschichte", I, 193) soll Dhâvaka-bala „der Daken Kraft" sein, während Latham (nach dem „Athenaeum", Januar 1854, S. 123) gegen alle Geschichte, welcher zufolge die türkischen Stämme erst zur Zeit der Völkerwanderung immer weiter vom Altai her westwärts rückten (Klaproth, „Asia Polygl.", S. 210 fg.), schon im Alterthum Abzweigungen von ihnen an der Donau und obigen Namen in etymologischem Einklange finden will mit dem Türkenkönige Διζάβουλος.

**) Die Kräuternamen bei Dioskorides wollen sich bisjetzt weder im Walachischen noch Albanesischen wiederfinden. Zu einem großen Theile freilich gewiß nur deshalb, weil sie im Laufe der Zeiten durch andere ersetzt wurden. Ich bilde mir jedoch ein, wenigstens eine und deshalb um so beachtenswerthere Ausnahme entdeckt zu haben. Hr. von Xylander hat lischmanit, Maulbeerbaum, aus lisch, Baum, mit dem Genitiv von man, Maulbeere; Hr. von Hahn aber (Wörterbuch, S. 67) nicht nur man-i, sondern auch mándë-i für Maulbeerbaum sowol als dessen Frucht und mándë ferësë, Brombeere, was gut zu dem dacischen Namen des Brombeerstrauchs mantia, Appul. Herb. 87, μαντεία Diosc. 4, 37 (Grimm, „Geschichte", I, 210) stimmte.

anspinnen zu müssen mich hier und da im Falle befinden. Uebrigens verstehe man mich recht. Nicht daß ich derlei Aehnlichkeiten alle Beweiskraft abstritte, noch auch daß ich deren Aufspürung vernachlässigt wünschte: nur haben sie in völkerkundlicher Beziehung für mich mehr subsidiarischen und der linguistischen nachstehenden secundären Werth. Sollte Namensähnlichkeiten wie Getae und Gothi oder Daci und Dani eine Entscheidung eingeräumt werden, die ihnen allein nicht gebührt, da nicht immer der Zufall blos, sondern auch zuweilen absichtliche Genealogienjagd mit derlei Klängen ein wunderliches Spiel treibt: dann wäre nicht abzusehen, warum wir nicht flugs wollten z. B. Zigeuner mit Sigynnen und Sicani einerseits und die Szekler Ungarns mit den Siculi andererseits (und in der That hat man die Erstern so latinisirt) in genealogische Beziehung setzen. Was hinderte uns ferner an einer Vereinbarung etwa von Latium, Lithauen und dem celtischen Llydaw (Zeuß, I, 103), oder der Venetes (Vannes), Veneti und Wenden? Sodann, um noch ein Beispiel zu nennen, zwischen Albania in Asien, den Albanesen in Epirus und den Albanern bei Rom, Albions zu geschweigen?

Sonstigen Uebereinstimmungen aber nicht ohne weiteres vertrauen zu können, um auf ihnen in Betreff von Völkeraffiliationen wackelige Kartenhäuser zu errichten, welche ein Hauch des Mundes wieder zusammenwirft, diese Lehre läßt sich aus vielerlei Beispielen ziehen. So macht mit Bezug auf den an Schildkröten sich ansaugenden Saugfisch Hr. von Humboldt („Ansichten der Natur", 1849, II, 87) die gewiß richtige Bemerkung: „Bei Völkerstämmen, die keinen (!) Zusammenhang miteinander haben, erzeugen Bekanntschaft mit den Sitten der Thiere und ähnliches Bedürfniß dieselben (!) Jagdlisten." Anderes ist von mir in Kuhn's „Zeitschrift", II, 421, beigebracht, wie z. B. der weitverbreitete Glaube an das todkündende Leichhuhn, und kann ich zu weiterer Bestätigung noch auf Hrn. von Hahn I, 158, II, 49 („Der Kukuk und das Käuzchen auf dem Dach bringen den Tod ins Haus"), und auf französisch fresaie (aus lateinisch praesaga, vielleicht unter Anlehnung an althochdeutsch forasago, Prophet), Diez, „Etymologisches Wörterbuch", S. 635, mich berufen.

Jetzt will ich ein leicht auch auf Sprüchwörter mit erstreckbares Argument einem Witzspiele entnehmen, womit sich das Volk in vielen, selbst weit voneinander abliegenden Ländern belustigt. Ich meine das, wie es scheint, noch wenig bisher berücksichtigte Volksräthsel, welches (dessen Vorkommen an sich wäre ja nichts Wunderbares) aber nicht nur durch äußerst ähnlichen Charakter im Allgemeinen, sondern auch oft durch seltene Uebereinkunft der Fassung im Einzelnen uns überrascht, möge der Grund davon nun entweder in einer Uebertragung von Munde zu Munde, oder andere male auch in durchaus unabhängiger Gleichmäßigkeit der Erfindung durch congeniale Geister müssen gesucht werden.

Es finden sich deren, z. B. sechs jakutische bei Böhtlingk, „Jakutischer Text" (S. 95); ehstnische in Hupel's „Ehstnischer Sprachlehre" (1780, S. 119—122; 1818, S. 169—174); lettische bei Stender, „Grammatik" (1761, S. 198—199) und einige davon mit ehstnischen verglichen in meiner Abhandlung „De Borusso-Lithuanicae linguae principatu" (S. 9—10); lithauische in Schleicher's „Briefen über Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Lithauen" (S. 7—8); endlich albanesische bei unserm Autor, II, 158—163 (19 toskische, 80 gegische). Diesen Stellen entlehne ich meine dort auch in der Ursprache angegebenen Beispiele. Wie sich leicht begreift, erfodert die Natur des Räthsels Verhüllung des Gegenstandes, dessen Errathen man fremdem Scharfsinne als möglichst erschwerte Aufgabe stellt, in Vergleiche, und es schadet nichts, sind diese auch etwas weit hergeholt, treffen sie nur in ihrer Gesammtheit (sonst wäre das Räthsel schlecht) auf nichts Anderes als das änigmatisirte Object, und zwar je schlagender und, was sich freilich erst nach dem Knacken der Nuß herausstellen muß, ungezwungener, um so besser, zu. Nun wird aber entweder z. B. zwischen Dingen und Dingen ein Vergleich angestellt, oder man lauscht Belebtem (Mensch oder Thier) theils unter sich oder kreuzweise Belebtem und Unbelebtem frappante Aehnlichkeiten ab. Wie aber zur Kunstdichtung die Volksdichtung überhaupt, in der Weise verhalten sich so ziemlich auch Volks- und Kunsträthsel zueinander. Natürlich mangelt dem volksüblichen Räthsel meistens Glätte und Feile der Form, es vergütet aber diesen Mangel oft durch Ursprünglichkeit, durch natürliche Frische und Keckheit des Humors. Doch mir liegt hier nicht eigentlich an Charakterisirung des Volksräthsels. Es soll nur daran, weil es kürzer geschehen kann, als mit den meisten andern Geisteserzeugnissen möglich wäre, gezeigt werden, daß gedankliche Gleichheit in Diesem und Jenem bei verschiedenen Völkern nicht gleich für deren sprachliche Stammesgemeinschaft ein schlußgerechtes Zeugniß ablegt.

„Wer mag es sein", fragt der Jakute, „der ohne Unterricht sich in allen Sprachen unterhält?" — und meint (oder will der Leser es lieber selbst rathen?) damit, ich dächte doch, wirklich hübsch — den Wiederhall. Oder auch: „Warum sieht sich der Fuchs um, wenn ihn der Hund verfolgt?" „Um zu sehen, wie weit der Hund hinter ihm läuft", lautet scherzhaft genug die Antwort. Ferner gibt er als Räthsel auf: „Mitten auf einer großen Fläche steht ein Eichbaum, er hat zwölf Aeste, auf jedem Aste befinden sich vier Vogelnester und in jedem Neste sieben Eier." Was ist das? Man überlege sich, ob etwa (durch russische Vermittelung unmöglich wäre es nicht) dieser doch immer nicht gerade am Wege liegende Gedanke vom Baltischen Meere über Hunderte von Meilen nach dem Lenastrome in Sibirien hinflog? Denn auch der Ehste bezeichnet änigmatisch das Jahr mit seinen Monaten, Wochen und Tagen als: Ein Stamm, zwölf Sprossen, an jeder Sprosse vier Nester, in jedem Nest sieben Eier. Sprachverwandtschaft von Jakuten und Ehsten folgte aus dieser allerdings auffälligen Uebereinstimmung mitnichten, obschon allerdings

jene als dem türkischen, letztere als dem finnischen Stamme zufallend, mittels der entferntern Beziehung zwischen Türkisch und Finnisch einander nicht völlig fremde Sprachen reden. Walachisch heißt die Schnecke bourelu, d. h. wahrscheinlich Oechschen, Verkleinerungsform von bouru (bos silvestris), das, in dieser Sprache häufigen Uebergangs von l in r wegen, nicht unwahrscheinlicherweise aus bubalus entstellt ist. Augenscheinlich der Fühlfäden wegen, wie ja aus gleichem Grunde eine Käferart den Namen Holzbock führt. Darauf mit mag sich das auf die Schnecke bezogene Räthsel bei den Albanesen gründen, welches so lautet: „Ein Ochse ist es nicht und hat Hörner; ein Esel ist es nicht und hat einen Tragsattel; wo es vorübergeht, hinterläßt es Silber." Ohne derlei Bezüge aber besitzen die nachbarlich zusammenwohnenden Letten und Ehsten, obwol, sprachlich genommen, grundverschiedenen Stamms, doch eine nicht geringe Menge dem Gedanken nach ganz oder wenigstens nahezu gleicher Räthsel.

Wenn nun viele albanesische Räthsel sich bei andern Völkern in ziemlich gleicher Fassung wiederfinden, so läßt sich aus dem Umstande (und eben um Erweis hiervon war es uns zunächst zu thun) nicht mehr für als gegen Sprachverwandtschaft derselben folgern. Vielleicht hat man es nicht ungern, wenn ich aus der Menge noch einige von diesem oder jenem besondern Interesse herausgreife. Jakutisch heißt es von den Sternen: „Auf der Jurte soll Kleie ausgestreut (oder vom Monde: ein abgebrochener Löffel) liegen." Bei den Albanesen mit nicht sehr verschiedener Wendung: „Ein Sieb Nüsse über den Dachziegeln." Sonst vom Monde und vom gestirnten Himmel: „Eine Ebene mit Eiern, ein geflügeltes Pferd geht über sie hin und tritt sie nicht." Der Mensch nach seinen Theilen wird so beschrieben: 1) Albanesisch: „Ein Wald, nach diesem eine Ebene, nach dieser sind zwei Lanzen, nach diesen sind zwei Quellen, nach diesen sind zwei Pfeifenlöcher, nach diesen ist eine Nachtigal, und nach dieser ist es wie ein Mensch", d. i. Kopfhaare, Stirne, Augenbrauen (nicht vielmehr Ohren?), Augen, Nasenlöcher, Mund. Dazu bemerke man: Nach einer finnigen Auffassung dient das Auge unzweifelhaft nicht nur als Quelle der Thränen, sondern auch, weil es, dem Wasser gleich, Spiegelbilder zurückwirft, in vielen Sprachen als gemeinsamer Ausdruck für Quelle. „Zählmethoden", S. 238. 2) Im Ehstnischen: „Eine Heugabel unten, auf der Heugabel ein Felleisen, auf dem Felleisen ein Kreuz, auf dem Kreuz ein Knopf, auf dem Knopf ein Busch, im Busche (wir bitten recht sehr!) Thiere." Junge. Bei den Gegen: „Ein Lappen in der Mitte einer Lache." Dagegen toskisch: „Ein Jagdhund in der (gewölbten) Mauernische", gleichwie lithauisch: „Hündchen hat gebellt, gebellt, — husch hinter die Thüre" und ehstnisch: „Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun" (ἕρκος ὀδόντων). Ferner: Laggi *) al, laggi peäl, lae wahhel laultakse, d. i. Lage (Decke) unten, Lage oben, zwischen der Lage wird gesungen, was auch blos mit der Abänderung: „auf der Lage (lae peäl)" auf die Harfe angewendet wird. „Eine Schachtel mit Perlen" ist dem Gegen der Mund. Der Lette spricht, darunter die Zähne verstehend, von einem „kleinen Ställchen voll weißer Hühnchen", der Ehste von „zwei Stangen voll weißer Hühner" („Comm. Lith.", S. 9). Ohr bei dem Gegen: „Alles, was in der Welt gesprochen wird, schlüpft in ein Loch hinein." Augen. Lithauisch: „Zwei Schwesterchen kommen über einen kleinen Berg nicht zusammen." Dem ganz entsprechend albanesisch beim Tosken: „Zwei Brüder sind sich nahe und ein Berg (die Nase) trennt sie", und beim Gegen: „Zwei Schwestern haben einen Berg vor sich" (d. h. wenn sie nach der Mitte hin zusammen wollten). Das ist also wenig anders gedacht als das Witzwort von den zusammengezogenen Augenbrauen: „Zwei Böcke werden gereizt, sich der eine den andern zu tödten, und können nicht aneinander kommen." Sonst gebraucht auch noch von den Augen der Gege das schöne Bild: „Zwei Pfeile *) mit schwarzen Flügeln gelangen (stets) dahin, wohin sie wollen" (verfehlen also nie ihr Ziel). Uebrigens wird auch von Knopf und Knopfloch (vgl. meine „Familiennamen", S. 587, im Gegischen gesagt: „Die Schwester faßt den Bruder an der Kehle." Toskisch: „Fünf Schwestern verfolgen sich einander und können sich nicht fangen." Gegisch: „Fünf Brüder bauen einen Thurm." Ehstnisch: „Vier Pferde im Stall, ein Pferd läuft immer um den Stall herum." Wer räth's? (Die Stricknadeln.) Nur wenig verändert Gegisch: „Zwölf Schwestern (die Leisten des Haspelgestells) verfolgen sich einander und fangen sich niemals." Noch eins, und wir brechen ab. In der böhmischen Diebessprache („Zigeuner", II, 7) wird das Thürschloß, sei es auch nicht ohne Wuth über ein solches Hemmniß des Diebeshandwerks, doch treffend und schön zum Behufe von Verunkenntlichung mit dem Namen des getreuen Wächters von Haus und Hof, nämlich pes (Hund), bezeichnet. Ungefähr auf denselben Vergleich ist der Gege verfallen, wenn er das räthselhafte Wort: „Ein schwarzer Hund bewacht seine Thüre" auf den Schlüssel bezogen wissen will.

Was läßt sich nun aber über die Albanesen und wie weit dies auf sprachlichem Wege feststellen? Dies ist eine noch nichts weniger als abgeschlossene Untersuchung, und will, sie zu Ende zu führen, selbst von sich dies ablehnend, der Verfasser den Sprachforschern von Profession

---

*) Zu näherm Verständniß muß man wissen: Ehstnisch laggi bedeutet z. B. auch Stubendecke und su (Mund) laggi Gaumen, wie taewa laggi Himmelsgewölbe, Firmament. Der Gaumen erhält in vielen Sprachen vom Himmel seine Benennung. Füge zu Kieler „Monatsschrift", Juli 1851, S. 22 οὐρανός, walachisch cieriu (coelum) gurei (gulae). Böhmisch ponebo, „Mater verborum", S. 221.

*) Schön sah ich dich im Traume, doch gleicher fließen
Die Locken, voll're Strahlen die Augen schießen.
(Simrock, „Der Schwanenritter"). Althochdeutsch strâla bedeutet Pfeil (und daher der Name der Strelitzen), Graff, VI, 752, und wie Apoll, der Sonnengott, Pfeile (Strahlen) entsendet, so auch heißt es althochdeutsch z. B. skiuzet sunna tien liuten under diu ougen (radiis ferit), Graff, VI, 560.

auf die Schultern gelegt wissen. Schreiber dieser Zeilen hatte, ehe er um des Hrn. von Hahn Arbeit wußte, sich an das Albanesische gemacht und einen Aufsatz darüber abgefaßt. Dieser kam jedoch auf Wunsch des genannten Mannes nicht zum Druck. Es lag in meinem eigenen und in der Wissenschaft Interesse, erst des vorliegenden Werks Vollendung abzuwarten; und überdem wurden mir bereits während des Drucks, welchen die unter Auer's Leitung blühende wiener Staatsdruckerei mit gewohnter Sauberkeit besorgte, die Aushängebogen mitgetheilt. Ich muß bekennen, ebenfalls noch zu keinem völligen Abschluß gelangt zu sein, und würde ohnehin auf das Erscheinen meines Buchs verweisen müssen wegen näherer Begründung der Ansichten, welche zu einem guten Theile in Uebereinstimmung mit Hrn. von Hahn's Werke und durch dieses von mir gewonnen wurden.

Einstweilen wird sich aber wol so viel mit einiger Sicherheit behaupten lassen:

1) Walachen einer- und Albanesen andererseits bilden Einen, ich sage nicht (darüber sogleich) Sprach-, aber trotzdem gemeinschaftlichen Volksstamm, den (so mag er, gewiß historisch richtig, heißen) illyrischen, welcher, stehe er nun sprachlich von Anfange her innerhalb des Indogermanismus oder nicht, im einen wie im andern Falle weder mit dem hellenischen noch irgend einem andern indogermanischen zusammenfällt, sondern als eigenthümlich betrachtet werden muß.

2) Beide Völker sind weder Gothen noch Slawen, noch, gleich den Magyaren, finnischen Stamms, noch Türken (wie, was aus einem Vocabular, einst in Petrarca's Besitz, erweislich, die Kumanen), noch endlich irgend sonstiges Einschwemmsel erst infolge der Völkerwanderung, sondern autochthonisch mindestens in ungefähr gleichem Sinne, wie etwa die hellenische oder griechische Bevölkerung der Halbinsel, wenn auch (das soll nicht in Abrede gestellt werden) vielleicht gar mannichfach durchmischt.

3) Das Walachische, wie es uns vorliegt ist ganz unzweifelhaft eine romanische Sprache, so gut wie die lateinischen Töchteridiome des Westens, Italienisch, Französisch, Spanisch u. s. w., und zwar hauptsächlich seit und infolge Ueberziehens von Dacien mit römischen Colonien durch Trajan (Zumpt's „Comm. epigr.", S. 404). Die gleichen Ursachen hatten hier wie dort aber auch gleiche Wirkungen. Wie nämlich im Abendlande z. B. der gallische (d. h. celtische) und spanische (d. h. iberische) Provinziale durch das Römerthum ihrer altüberlieferten Sprache verlustig gingen, indem doch (das verhältnißmäßig nur wenige fremde Blut abgerechnet, was sich ihren Adern einmischte) deren Leiber wesentlich celtische und iberische blieben, nur freilich, so zu sagen, mit einem, statt der angeborenen, in sie hineingelegten Wechselbalg von römischer Seele: so desgleichen haben wir in Walachen und Albanesen der Jetztzeit, meine ich, ziemlich genaue Parallelen vor uns etwa von Franzosen und Basbretons oder von romanischredenden Spaniern und von Basken, welche letztere bis heute den Nachhall des Altiberischen bewahren. Wie dagegen aber die Sprachen der Franzosen und Spanier, bis auf vergleichsweise geringe Reste, jene vom alten gallischen, diese vom iberischen Sprachgute entleert erscheinen, so ist es auch mit dem walachischen Idiome dem albanesischen gegenüber der Fall, obschon wir in Walachen wie Albanesen wesentlich noch Abkömmlinge von altillyrischen Leibern glauben anerkennen zu müssen.

4) Albanesisch und Walachisch enthalten lexikale Bestandtheile so ziemlich gleicher Art, nur freilich in andern Verbindungsverhältnissen. Während also im Albanesischen noch das altillyrische Element bei weitem vorwiegt, ist dieses im Walachischen mit sehr unbedeutenden Procenten vertreten. An dessen Stelle hat hier, wie in allen Romanzos, die Uebermacht das Latein, und dieses drückte auch dem Idiome der Albanesen, freilich der Zahl nach ohne Vergleich wenigere, doch von Beschaffenheit ganz ähnliche Spuren ein. Ob direct und zu gleicher Zeit mit dem Walachischen, oder ob jenes durch Verkehr mit dem zweiten die Eindrücke, also erst auf mittelbarem Wege aufnahm, lasse ich unentschieden. Des Türkischen enthält das Albanesische aus naheliegenden Gründen Manches; das Walachische davon wenig, an dessen Stelle aber den einen oder andern magyarischen Ausdruck. Griechisch ist an beiderlei Orten zu finden. Bei den Walachen zumeist Kirchliches; bei den weit umherkommenden Albanesen auch vieles anderer Art aus dem Romaischen oder Neugriechischen. Oft müssen wir auch wegen in beiden vorfindlichen Griechischen aus dem Mittelalter oder des Byzantinischen uns bei dem unendlich gelehrten Ducange Raths erholen. Ob übrigens auch schon von uralters Illyrisch und Hellenisch in einem Sprachtauschverkehre standen, ist schwer ohne weiteres zu bejahen oder zu verneinen, begreiflicherweise aber ein Kernpunkt in der Frage über die Herkunft sowie volkliche Bedeutung und Stellung der Albanesen. Endlich noch kommen im Walachischen sehr viele, im Albanesischen minder zahlreiche slawische Elemente vor.

Man sieht wol, dem Sprachforscher ist seine Aufgabe nicht leicht gemacht, um nach Ausscheidung alles Fremdartigen und später Eingedrungenen in diesen Idiomen dem ältesten Grundstoffe, den wir illyrisch heißen wollen, sein Recht angedeihen zu lassen. Dieser, der ja auch seinerseits zum Theil in Nachbarsprachen mag übergegangen sein, erregt natürlich am meisten unsere Wißbegierde, und mehr als alles Andere sein Verhältniß zum Altgriechischen, d. h. Hellenischen, ja selbst, ist anders dies ein wahrhaft volklicher, nicht vielmehr, welcher Vorstellung ich ketzerischerweise zuneige, lediglich ein chronologischer Begriff, zum — Pelasgischen. Nicht zu reden jetzt von blanken Möglichkeiten, also etwa von etwaigen Beziehungen wie zu den von Mommsen so geheißenen messapischen (vgl. z. B. Aehnlichkeiten zwischen Ortsnamen an beiden Gestaden des Adriatischen Meeres, I, 330), oder von den durch Fellows entdeckten lycischen Inschriften, zu den merkwürdigen, durch den Herzog von Luynes veröffentlichen cyprischen Funden, und was dergleichen

mehr ist. Das ist eine weite Perspective, die vielleicht nicht einmal mit gegenständlichen blauen Bergen, sondern mit bloßem blauen oder grauen Wolkendunst abschließt. Nichtsdestoweniger muß man sie sich offen erhalten für künftige unvorhersehbare Fälle.

Vieles in diesem etwas schlüpfrigen Gebiete ist schon von Hrn. von Hahn versucht. Er selbst unterscheidet zwischen dem durch ihn uns zugänglich gewordenen Thatsächlichen (und ich habe dessen werthvolle Fülle bereits rühmend hervorgehoben) und dem von ihm zu diesem hinzugebrachten Eigenen. In Betreff des Letztern und zwar namentlich in etymologischer Hinsicht (vgl. S. 261) macht er sich auf mehrfachen Widerspruch gefaßt, und ich glaube nicht, daß er ihm, auch verdientem, ganz entgehen werde. So würde ich selbst, obwol der Person Freund, doch im sachlichen Interesse manches durch sie Hingestellte angreifen müssen. Z. B., wenn der Verfasser Lust bezeigt, „den ruhenden, in sich selbst versunkenen Brahma" unter Hinblick auf toskisch πρέχεμ, ich ruhe, habe Wohlgefallen an etwas, und das von ihm selbst etymologisch davon geschiedene gegische πρανοίγ, ich schiebe auf (περ) die Seite (άνε), lehne mich an, und durch Vermittelung von πρέμε, gestern Abend, μβρέμεα, gegisch μρᾶμα (adv.), Abend, und βρᾶνε finster, vom Wetter und Menschen (s. βρε trüb; lith. jûdas schwarz, von Wolken: trübe), an den griechischen οὐρανος anzuknüpfen (I, 249) und darauf mancherlei etwas luftige und nebelhafte mythologische Hypothesen zu bauen. Abgesehen davon, daß die obigen Wörter für die Abendzeit leicht mit dem Neugriechischen ταχὺ (eigentlich schnell) καὶ βραδὺ (eigentlich langsam, spät, vgl. französisch soir u. s. w. aus serum diei), früh und Abends, nämlich unter Wegfall von δ, in Gemeinschaft stehen könnten, sähe ich auch keinen begrifflichen Uebergang von jenen Verben zu den genannten Nominen. Der οὐρανος mag wirklich zu Sanskrit var (tegere), woher z. B. varn'a (color), varan'a n. (screening, covering) gehören („Etymologische Forschungen", I, 123, 221 fg.) und mit ihm so gut obiges βρᾶνε als illyrisch vran, schwarz, vrana, Krähe (der schwarzen dunkeln Farbe wegen), u. s. w. verknüpft werden dürfen. Das wird, ungeachtet βρέχει = Ζεὺς ὕει, nicht mit Sanskrit Brahmán m. der Fall sein, welches, wie man es immerhin begrifflich deute, auf Sanskrit brh, vrh (eigentlich wol wachsen, großwerden und dann hochachten, verehren, magni facere, vgl. Sanskrit mah) zurückgehen muß. Vgl. Benfey, „Hymnen des Sama-Veda", Wörterbuch, S. 135.

Hiermit verabschieden wir uns bei Verfasser und Leser und sprechen dabei den Wunsch aus, ersterer möge für seine erstaunliche und an Opfern reiche Anstrengung abseiten des gebildeten Publicums überhaupt und des philologischen insbesondere durch eine entsprechende theilnahmvolle Aufnahme des Werks in etwas entschädigt werden. Es gehört zu der nicht allzu häufigen Classe von Büchern, an deren Fersen, um so Vieles sie selbst irgend ein Problem der Wissenschaft seiner Lösung näher brachten, sich noch eine ganze Schar wieder anderer Lösung heischender Probleme heften. Sollte uns auch der Kriegslärm im Osten lange Zeit für Vieles taub und blind machen, die Albanesen selbst scheinen uns keine unbedeutende Rolle in dem großen Drama übernehmen zu wollen.

August Friedrich Pott.

Neue Erzählungen.

1. Schön-Minnele. Erzählung von Josef Rank. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr.
2. Das Hofer-Käthchen. Erzählung von Josef Rank. Miniaturausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 24 Ngr.
3. Falk. Eine Erzählung von Siegfried Kapper. Dessau, Katz. 1853. 8. 1 Thlr.
4. Eine deutsche Palette in London. Erzählung von Amely Bölte. Berlin, Duncker u. Humblot. 1853. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Grundgesetz der Erzählung ist: sie muß spannen und fesseln. Sie fesselt aber durch den Inhalt, wenn er in unserm Innern anklingende Saiten berührt, und durch die Form, wenn sie dem Inhalt angemessen ist, die Faden geschickt ineinanderschlingt, den Knoten mit Gewandtheit schürzt und löst und in stilistischer Beziehung entweder über hohe Einfachheit und plastische Sicherheit oder über originelle Kraft und glänzenden Reichthum gebietet. Im Uebrigen gehört die Erzählung einer poetischen Grenzgattung an, in welcher das strenge ästhetische Gesetz mehr eine Schutzhoheit als eine dictatorische Macht ausübt, in welcher das zufällige Belieben der einzelnen Begabung sich ebenso frei entfalten kann, wenn auf der andern Seite die vielseitige Empfänglichkeit des individuellen Geschmacks zu ihrem vollen Rechte kommt.

In neuester Zeit haben besonders die Dorfgeschichten ein großes Publicum gefunden; unsere ganze Erzählungsliteratur ist mit der Idylle versetzt. Auch ist in diesem Genre ein Fortschritt nicht zu verkennen, indem eine mehr künstlerische Gliederung an die Stelle der Skizzenhaftigkeit getreten ist. Noch vortheilhafter für die Dorfgeschichte ist indessen ihr Uebergang in die Stadtgeschichte, indem sie selbst erst durch den Contrast und die weitere Perspective in das rechte Licht gesetzt wird. „Schön-Minnele" von Josef Rank bietet ein Beispiel für die Verschmelzung der Dorf- und Stadtgeschichte. Diese Erzählung hat uns davon überzeugt, daß das Talent von Josef Rank selbst gewinnt, wenn es sich von der rusticalen Scholle emancipirt und weitere Lebensbeziehungen erfaßt. Rank versteht es unleugbar, naive Töne anzuschlagen, aber sie gehen in den sentimentalen Accorden verloren, deren Ueberschwänglichkeit besonders in seinen frühern Schriften die harmonische Durchbildung störte. Die Welt und das Leben des Dorfs bedarf einer derben, gesunden, realistischen Auffassung, das überwuchernde phantastische und sentimentale Element ist nirgends weniger am Platze als hier. Man läßt es sich bei Jean Paul gefallen, daß ein beständiges Abendroth der Sentimentalität über seinen Arkadien schwebt. Sie erscheinen meistens nur in den Reflexen seiner Charaktere, deren sensibele, mimosenartige Natur eine solche

Spiegelung begreiflich macht. Anders verhält es sich, wo die Dorffiguren selbst Träger der Handlungen, Empfindungen und Reflexionen sind und wo der Dichter ein gewisses Maß der Bildung nicht überschreiten darf, ohne unwahr zu werden. In „Schön-Minnele" hat Josef Rank sein erzählendes Talent von mancherlei Extravaganzen ferngehalten, die seinen frühern Werken eigen waren. Er bleibt mehr bei der Stange und findet Gelegenheit zu vortrefflichen humoristischen Schilderungen städtischer Corruption, die einen grellen criminalistischen Abschluß erreicht. Die Handlung bewegt sich vom Fleck und greift ineinander; die Spannung wird erregt und gesteigert; die Erfindung ist originell, wenngleich sie an die Grenzen der Wahrscheinlichkeit streift. Schön-Minnele geht mit einem ganzen Aufgebot weiblicher Landwehr aus dem Dorfe nach der Stadt, um sich dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihr Herz bleibt im Dorfe bei einem jungen Bauer Wolfgang Granach zurück, dessen Vater für seinen Sohn eine bessere Partie wünscht als die arme Minnele. Ihre Schönheit, die uns vom Erzähler fortwährend mit den glänzendsten Farben geschildert wird und zwar in der richtigsten Weise, nämlich durch ihre außerordentlichen Wirkungen, ist indeß ihrem Fortkommen im Wege, indem keine Frau sie miethen und dadurch die Treue der Ehemänner oder die Sittlichkeit der Söhne auf eine zu gefährliche Probe stellen will. So geräth sie zuletzt in die Hände einer eleganten Kupplerin, der soi-disant Baronin von Seltern, die sie für die Gelüste einer alten Excellenz zu dressiren sucht. Die Schilderung des Raffinements, mit welchem diese Dressur vorsichgeht, ist gelungener, als man es von einem Dorfgeschichtenschreiber erwarten durfte. Wir werden in die verlorensten städtischen Verhältnisse eingeführt, die ohne Schminke dargestellt werden. Das Herbeiführen der Katastrophe durch einen groben Betrug ist indessen etwas grell. Schön-Minnele widersteht allen Versuchungen; selbst die Scheinehe mit der zum Schein sterbenden Excellenz bleibt fruchtlos. Als man noch zu gewaltsamern Mitteln schreiten will, um ihre Liebe zu erzwingen, gehen ihr durch ein zufälliges Zusammentreffen mit ihrer Jugendgefährtin, der schönen Fähringer-Toni, die ebenfalls als seidene Baronesse figurirt und sich dabei recht wohl fühlt, die Augen auf über den großen Betrug, den man mit ihr gespielt. Sie entflieht zur rechten Zeit mit dem treuen Justus Erdmann; doch die Aufregungen und Erschütterungen, denen sie ausgesetzt war, hatten ihr Gemüth zu sehr angegriffen. Irrsinnig kehrt sie in ihr Dorf zurück; und während Wolfgang Granach und die Andern die ganze Nacht hindurch die Verlorengeglaubte im Walde suchen, führt sie ein Zug dunkler Sympathie vor Granach's Thüre, wo sie die Nacht über auf der Schwelle schlummert. Dies ist schön und tiefempfunden. Nach einem Nervenfieber erlangt sie ihre vollkommene Gesundheit wieder und heirathet ihren Wolfgang. Die Schuldigen in der Stadt fallen der gesetzlichen Strafe anheim. Die Fassung der Erzählung ist correct, die Charaktere sind geschickt gruppirt und interessant. Besonders ist die emeritirte Bühnenheldin und champagnerlustige Kupplerin, die Baronin von Seltern, mit jenem Humor geschildert, der an Shakspeare's lächelnde Schurken und liebenswürdige Bösewichter erinnert. Der Stil Rank's ist zwar nicht ganz von den Arabesken des Ausdrucks frei, mit denen er seine frühern Erzählungen allzu reichlich ausschmückte und zu denen wir auch manchen verschnörkelten Periodenbau und manche fragmentarisch zerhackte Satzbildung rechnen müssen; aber er ist reich an originellen und glücklichen Wendungen und an schlagenden Bildern und hat im Ganzen die dem Inhalt angemessene Färbung. Als Probe des Rank'schen Stils diene die Stelle, welche die irrsinnige Schön-Minnele schildert, wie sie vor Granach's Schwelle liegt:

Als der Haushahn seinen Morgenruf eine Weile fortgesetzt hatte und die Morgendämmerung im Osten heller und breiter wurde, weckte Granach seine Knechte und Mägde und beschloß, vor das Haus zu treten, um frische Luft zu schöpfen. Er schob den großen Riegel innerhalb der Hausthüre zurück, drückte an der Klinke, öffnete die Thüre und wollte auf die Schwelle treten — als er unsaglich ergriffen stehen blieb, seine ganze Fassung eine Weile verlor und starren, gebrochenen, umflorten Auges vor sich niederblickte.

— — Eine holdselige Gestalt, in schwarze Seide gekleidet, das dunkelblonde Haar aufgelöst um Hals und Schultern fallend, lag Schön-Minnele vor Granach's Thüre da, schlummernd, regungslos, den rechten Arm über den großen Trittstein vor der Schwelle und auf den Arm das schöne, süße Haupt hingelegt — — —

O unbewußtes, süßes Herzenseingeständniß, daß hier, o Minnele, in Tagen deiner Geistesklarheit das Ziel deiner Seele und die heiße Sehnsucht deiner Liebe einst gewesen. Da schläfst du jetzt, von der Hand des Bewußtseins verlassen, aber bei aller Zerrüttung deines Gedankens von der sichern liebevollen Hand deines ewigen unzerstörbaren Gefühls hierher geleitet. Da schläfst du, Minnele, und genießest vielleicht seit langem die ersten süßen Athemzüge wahrer Erquickung und holden Friedens wieder, weil dein Herz vor der Schwelle deines Geliebten lagert, den du inner diesen Mauern wähnst. O Minnele, wie hat er dich gesucht und nicht gefunden diese Nacht! wie hat er gerufen und gefleht nach dir, o Minnele, und deine Antwort nicht vernommen! Hätte er ahnen können, daß du kommen würdest vor die Schwelle seines Aelternhauses, wie würde er dein müdes Hinsinken auf den harten kalten Stein verhindert, dich mit bebenden Händen aufgefangen und seinen Aeltern zugeführt haben, als ihr neues holdes Kind! So aber irrt er bleich und müde durch die Wälder, Minnele, und du liegst hier!

Wir haben absichtlich eine Stelle ausgewählt, in welcher zwar die Töne echter Empfindung angeschlagen werden, aber auch in dieser oder jener Wendung der Anflug von Empfindsamkeit nicht fehlt, den Rank schwerlich ganz abstreifen wird.

Sein „Hofer-Käthchen" ist eine Dorfgeschichte von reinem Wasser, aber durch die Originalität, man könnte fast sagen, Bizarrerie der Erfindung interessant. Das Hofer-Käthchen wird von den beiden Brüdern Mulderer, Georg und Anton, geliebt. Ihr Vater, der lustige Hofer, treibt sie an, einen von Beiden auf gut Glück herauszugreifen. Der Glückliche ist Georg; Anton wandert in die Fremde. Georg's Verhältniß zu Käthchen

wird nur durch den Gedanken an seinen Rivalen Anton gestört und außerdem durch einige Trinklaunen, denen er sich hingegeben. Als aber Anton zurückkehrt, erwacht Georg's Eifersucht in einem so hohen Grade, daß er beschließt, Käthchen's Treue auf eine eigenthümliche Probe zu stellen. Er geht in den Wald, um Holz zu fällen.

Wie ich damit fertig bin und mich eine Weile hinstreck' ins Gras, um auszuruhen, hör' ich zwei Männer furchtsam daherkommen und still miteinander reden. Dort liegt er, hat der eine im Jägerkleid gesagt, jetzt ist Niemand da, ladet ihn auf und vergrabt ihn dann im Dickicht, daß kein Mensch davon erfährt. Geht nur fort, hat der andere gesagt, ich will's schon recht machen. In dem Augenblick ist mir ein Huster durch den Hals gefahren, und die zwei Männer sind entflohen. Darauf hab' ich nachgesehen, wer denn da liegen soll — und ich hab' entdeckt, daß da ein erschossener Raubschütz liege; ein Baum, den ich umgehauen hab', ist gerad' so gefallen, daß er dem Todten das ganze Gesicht zerrissen hat. Da versucht mich auf einmal der böse Geist mit solcher Gewalt, daß ich nicht widerstehen kann; ich werf' dem Wildschütz sein Gewehr und Hut und Jacke in einen Abgrund und lege dafür meine Hacke und mein Gewand hin und denk': Jetzt müssen sie mich für todt halten zu Haus, und wenn sie mich begraben haben, will ich prüfen, ob mir mein Weib treu gewesen ist. Gleich bin ich auf und davon, bin drei Tag' herumgelaufen in Wäldern und fremden Dörfern und hab' gemeint, daß ich so mein Herz stillen werde; aber da ist mir bald ein großer Jammer in die Seele gekommen, wie ich mein Weib, meinen Vater und alle Andern, die mich so lieb haben, auf so eine grausame Weise betrüben kann, und ich hab' Tag und Nacht nicht geschlafen und hab' wie ein wildes Thier herumgelebt, jeden Tag hab' ich geglaubt, ich erleb' die Nacht nicht mehr. Ich bin ganz verwirrt worden, und die Leut' sind mir aus dem Wege gegangen, wie man einem Wahnsinnigen aus dem Wege geht. Ich hab' nachspionirt auf allerlei Art, ich hab' meine Leute gehalten, Bettler und sonst viele Andere, die haben mir Nachricht zubringen müssen, wie denn das Hofer-Käthchen als Wittiberin lebt und ob sie an ihren seligen Mann denkt und ob sie noch um ihn weint, und ob denn der Bruder des verstorbenen Georg sich recht geschäftig mache um das Käthchen u. s. w.; aber da hab' ich nur immer und von Allen das Allerbest' gehört, und ich hab' mir oft vorgenommen, daß ich jetzt und jetzt in das Wasser spring' oder mir den Hals abschneid' vor Jammer und Elend.

Der Einfall ist sonderbar genug und hält die Spannung wach, umsomehr, als die von uns eben mitgetheilte Lösung des Räthsels erst am Schlusse der Erzählung erfolgt. Ein lieblicher und anmuthiger Erzählungston herrscht im „Hofer-Käthchen", der nur hin und wieder durch allzu vollwichtige Reflexionen gestört wird, wie z. B.:

Hat uns ein Mann in einem schweren Conflicte eine sittliche Kraft bewiesen, die wir nicht erwartet hatten, so gewinnt er uns umsomehr Achtung ab, und wir sind wieder gern bereit, ihm mehr zuzutrauen, als er zu leisten im Stande sein dürfte.

Das ist zu schweres Gedankengeschütz für das idyllische Geplänkel unsers „Hofer-Käthchen". Der Ausdruck „schwerer Conflict" ist eine Bombe aus dem philosophischen Mörser, die hier ganz zur Unzeit platzt. Dies Herausfallen aus dem naiven Tone ist bei Rank nicht selten, obgleich solche Ungleichheiten des Stils und der Färbung leicht durch sorgsame Feile beseitigt werden können. Die Charaktere, der alte Hofer und der alte Mulderer, Georg und Anton, Käthchen selbst und der Knecht Friedel sind hübsch contrastirt und durchgeführt, sodaß das Ganze wie ein anmuthiges Genrebild interessirt.

Der südslawische Wanderer Siegfried Kapper beweist in seiner Erzählung „Falk" bei weitem nicht das Geschick, das Rank in den seinigen bewährt, das Geschick zu spannen, interessante Verwickelungen und eine glückliche Lösung derselben herbeizuführen. Man könnte sagen, diese Erzählung hat einen orientalischen Teint; weniger deshalb, weil sie sich in jüdischen Lebenskreisen bewegt, als weil die Einschachtelung von Märchen und Erzählungen, um welche sich die Hauptgeschichte wie ein großer Rahmen hinspannt, an die orientalische Art und Weise aus „Tausendundeine Nacht" erinnert, und weil in diesen Märchen die Farbengebung etwas glutvoll Exaltirtes hat, das an die Grenzen des Schwulstes hinstreift und in seiner Fremdartigkeit für unsern abendländischen Geschmack weniger genießbar ist. Der jüdische Hauslehrer Falk und seine sich in sehr einfachen Verhältnissen hinspielende Liebe zu der Tochter seines Principals steht im Vordergrund der Erzählung, während der Kaufmann Schönzweig und der Großhändler Friedheimer mit seinem Laffen von Sohn Illustrationen aus dem jüdisch-kaufmännischen Leben sind. Die Verhältnisse haben bei aller Wahrheit doch etwas Plattes, nicht durch humoristischen Schwung Gehobenes, sodaß man sich zwar sagen muß: so geht es im Leben zu, aber sich doch fragt, wozu dies Abdaguerreotypiren trivialer Persönlichkeiten eigentlich dienen soll? In der That haben wir mehr Daguerreotypen vor uns als künstlerische Porträts. Daß Hanna's treue Liebe am Schlusse doch belohnt wird und zum Ziele führt, ist eine Genugthuung, die man dem alten Mädchen mit Vergnügen gönnt. Von den eingelegten Erzählungen hat uns die Geschichte vom reichen Knaus am meisten angesprochen, obgleich sie auch nicht frei von jenen Extravaganzen ist, welche die übrigen Geschichten theils dunkel und unklar machen, theils in allzu grelle und schreiende Farben kleiden.

Amely Bölte beutet das londoner Leben und die dortigen Verhältnisse für ihre Erzählungen aus. Die Richtung und Tendenz derselben bleibt ziemlich dieselbe: Geist, Bildung und Talent im Kampf mit untergeordneter gesellschaftlicher Stellung zu schildern. So erinnert ihr neuestes Werk: „Eine deutsche Palette in London", ganz an ihre frühern Erzählungen, sowol was Inhalt, als auch was Art und Weise der Darstellung betrifft. Der Hauptheld dieser neuesten Geschichte erweckt freilich nur ein sehr geringes Interesse, indem dies hypernaive Künstlergemüth doch etwas zu wenig von der Cultur beleckt ist. Der Titel hieße daher richtiger, statt: „Eine deutsche Palette in London": Ein deutscher Pinsel in London. So sehr die olympische Interesselosigkeit deutscher Künstlergemüther und ihre erhabene Unkenntniß politischer und sonstiger Verhältnisse eine thatsächliche Wahrheit ist, so wenig eignet sich ein solches inhaltsloses Seelenfutteral ohne alle Gedankenschneide zum Helden eines Romans. Die Dressur dieses blonden Teutonen, der sich die Hörner nicht abläuft, sondern anläuft, bietet

zwar manches interessante Moment, indem dieser Sohn der deutschen Gedankenwildniß durch seinen Contrast mit den civilisirten Engländern und Engländerinnen einen amusanten Eindruck macht; aber das eigentlich Fesselnde in dieser Erzählung sind doch mehr die Zeichnungen specifisch-englischer Charaktere, welche unserer Schriftstellerin vortrefflich gelungen. Namentlich gilt dies von den Frauencharakteren. Wer einmal in seinem Leben einer solchen Mistreß oder Miß begegnet ist und ihre steifleinene Förmlichkeit kennengelernt hat, der wird die Bölte'schen Charaktersilhouetten gut getroffen finden. Dann müssen unserer Silhouettenkünstlerin besonders die politischen Flüchtlinge sitzen, von denen sie sich diesmal zwei ausgesucht hat, die in Deutschland für am meisten farouche gelten: Heinzen und Struve. Der eine, Heinzen, schildert den andern, Struve, in folgender Weise:

Ich kenne ihn fast zu gut, darum sehe ich ihn nicht mehr. Ich kannte ihn in Genf, wo er als Messias mit zwölf Aposteln umherwanderte. Wir kamen hier zusammen an und wohnten beisammen, Beide ohne Geld. Meine Frau besorgte den Haushalt. Sie zahlten uns täglich einen Schilling, und dafür beköstigten wir sie. Sie meinten endlich, das sei zu viel, weil sie ja nur von Gemüse lebten. Gemüse sind aber theuer hier, und man muß öfter und mehr essen, wenn man sich von weniger nahrhaften Speisen nährt. So trennten wir uns denn. Es ging auch außerdem nicht länger. Er plagte mich stets mit seiner Theorie der Erzeugung von Menschen ohne Leidenschaften durch das Enthalten der (!) Fleischspeisen. Ich dagegen meinte, daß ein Mensch ohne Leidenschaften gar kein Mensch mehr sei, und bewies ihm, aus Rücksicht für seine eigene Menschlichkeit, daß er auch immer nicht ohne Leidenschaft wäre. Bei ihm ist nämlich eine Wuth zum Schreiben vorhanden. Er muß immer schreiben, muß täglich schreiben und hat schon ganze Ballen Papier verschrieben, die als Manuscripte mit ihm zu Grabe gehen werden. Um dieser Schreiblust zu genügen, hält er sich sogar einen Secretär, den Böhler, der Kellner in einem Gasthofe in Baden war und mit hierher verschlagen ist. Diesem zahlt er täglich einen Schilling dafür, daß er ihm dictirt, soviel er mag. Böhler konnte nun davon allein nicht existiren; er bläst jedoch das Hörnchen zum Schrecken aller Nachbarn und ertheilt Stunden in dieser Kunst. Wenn Lehrer und Schüler zusammenblasen, so muß das ein Duett werden, bei dem einem vernünftigen Menschen die Seele mit den Ohren davonläuft. Böhler's größter Kummer ist aber das Gemüseessen. Obwol er eine Natur besitzt wie ein Lamm und mit seinen krummen Beinen keinem Menschen zunahetreten möchte, so kann er doch durchaus keinen Enthusiasmus dafür gewinnen, ein leidenschaftsloser Gemüseesser zu sein. So oft er an einem Fleischladen vorbeigeht, regt sich ein thierisches Sehnen in ihm, und hat er nur ein paar Pfennige bei sich, so kauft er gewiß eine Wurst oder sonst ein transportabeles Stück Fleisch und verzehrt es heimgekehrt in seinem stillen Kämmerlein. Ob Frau Amalie nicht oftmals entdeckt, welche verbotenen Leckerbissen diese Taschen enthalten, und sich heimlich zu Gaste bittet, das will ich ungesagt lassen. Aber Gnade Gott! wenn der arme Struve dahinter kommen sollte.

Wir sehen, die Silhouettenschere der Bölte schneidet ziemlich scharf. Sie besitzt neben dem englischen common sense auch einen Anflug von deutschem Humor. Dafür liefern die Episoden dieses Romans den Beweis, und es ist nur zu bedauern, daß sie interessanter sind als die eigentliche Haupthandlung. Auch dürfte das Thema: die Deutschen in London, mit den bisherigen Variationen hinlänglich ausgebeutet sein. Eine Luftveränderung wäre für die Begabung unserer Schriftstellerin wünschenswerth, damit sie auf einem andern Terrain beweise, daß ihre Phantasie mehr als jene Reproductionskraft besitze, die nicht viel über Aufzeichnung, Verknüpfung und Verwerthung des Selbsterlebten hinausgeht.

Rudolf Gottschall.

Neuere deutsche Poesie.

Wir beginnen diesmal unsere Anzeige von einigen neuern poetischen Erscheinungen mit einem Werke, in welchem uns eine größere Gruppe von Dichtern entgegentritt. Es ist dies

1. Harfe und Leier. Jahrbuch lyrischer Originalien. Herausgegeben von Karl Barthel und Ludwig Grote. Hannover, Rümpler. 1854. 16. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Aus der Vorrede ersehen wir, daß der am 22. März 1853 verschiedene Karl Barthel den Plan zu diesem Unternehmen gefaßt, zur Ausführung desselben den auf dem Titel mit genannten Ludwig Grote herangezogen und bei zunehmender Schwäche dasselbe ganz in seine Hände gelegt hat, endlich, daß das Jahrbuch fortgesetzt werden soll. „Es sollte den Musenalmanachen, welche meist die feindseligsten Geister in einen engen Raum zusammenbannen, eine Sammlung an die Seite gestellt werden, in welcher statt eines wirren Durcheinander- und Gegeneinanderschreiens ein Einklang aller Stimmen vernommen werde, gleich dem harmonischen Zusammenwirken verschieden besaiteter, aber nicht verschieden gestimmter Instrumente." Dieser Zweck ist ziemlich vollständig erreicht worden. Die durch dieses Vorwort in uns wach gewordene Befürchtung, auf einen monotonen Einklang zu stoßen, ist durch die Lectüre des Jahrbuchs selbst größtentheils widerlegt worden.

Der Harfe, dem religiösen Liede, ist der bei weitem größte Raum überlassen; die Leier nimmt etwa den sechsten, höchstens den fünften Theil vom Ganzen ein, und selbst die hier gegebenen Lieder klingen vielfach im Harfentone an. Die Richtung, die in dem Buche herrscht, entspricht dem Motto: „Alles ist euer; ihr aber seid Christi." Erfreulich ist es, daß uns aus fast allen Liedern dieser Gattung kein todtes, sondern ein lebendiges Christenthum entgegentritt, und daß sich die Dichter fern von Intoleranz und Polemik halten oder doch, wo sie sich an entgegengesetzte Richtungen wenden, in solcher Weise auftreten, daß auch in dieser Beziehung die Harmonie des Buchs selten gestört wird.

Nur einige Ausnahmen hiervon sind zu rügen: in einem der Harfe, sowie in zwei der Leier angehörigen Liedern. Das erstere ist von Franz John und führt den Titel: „An einen freigemeindlichen Prediger"; die letztern sind von Victor von Strauß und führen die Ueberschrift: „Auf Tod und Leben" und „Nachtgesicht". Charakteristisch für den Verfasser der beiden letztern ist der Schluß des zweiten:

Mir war's, als wär' ich ein Jahrhundert alt.

Abgesehen von diesen wenigen störenden Beiträgen müssen wir anerkennen, daß die Redaction, und zwar nicht blos, was die Richtung anlangt, sondern auch, was wenigstens vom ästhetischen Standpunkte aus die Hauptsache ist, im Hinblick auf den poetischen Werth der Beiträge mit einer lobenswerthen Kritik zuwerke gegangen ist. Allerdings können nicht alle aufgenommenen Gedichte als ausgezeichnete Leistungen gelten, allein viele sind werthvoll, und auch die minder hervorragenden lesen sich mit innerer Befriedigung und machen formell durch Reinheit und Wohllaut und materiell durch Einfachheit und Innigkeit einen wohlthuenden Eindruck. Wir zählen die Namen der Dichter außer den bereits erwähnten alphabetisch auf und finden an der Spitze den noch immer kräftigen und frischen Ernst Moritz Arndt. Hiernächst haben Christian Barth, Karl Barthel, Friedrich Beck, Adolf Bube, Th. Buddeus, Anna C..., Lebrecht Drewes, Eduard Eyth, Abraham Emanuel Fröh-

lich, Emanuel Geibel, Ludwig Grote, Friedrich Güll, Luise und Wilhelmine Hensel, Wilhelm Hey, Ernst Hilarius, Hermann Kletke, Karl Köchy, Theodor Köhler, Julius Krais, Monike, Eduard Mörike, Friedrich Sander († 1850 zu Dalton in Amerika), Georg Scheurlin, Graf Albert Schlippenbach, Adolf und August Stöber, Julius Sturm, Heinrich Zeise u. A. Beiträge geliefert; auch enthält die Sammlung ein hübsches Lied von der im Jahre 1584 verstorbenen Gertrud von Seidlitz zu Cythra, das sich handschriftlich in der königlichen Bibliothek zu Hannover aufgefunden hat. Von Geibel enthält die Sammlung drei Gedichte: „Babel", „Psalm" und „Judas Ischariot". Das letztere, in Form eines Monologs, könnte als längeres Fragment aus einem Drama gelten, und eine kurze Mittheilung darüber wird umsomehr von Interesse sein, als derselbe Charakter neuerdings mehrfach in interessanten dramatischen Poesien zum Vorwurf genommen ist. Judas, voll eigener Messiasplane, welche, durch glühenden Römerhaß großgezogen, den Kern seines Lebens bilden, wird durch die Hoheit Jesu betroffen und folgt ihm nach, obschon er ganz das Gegentheil von Dem findet, was er erwartet hatte. Das himmlische Königreich genügt ihm aber nicht. Er tritt zu Jesus und mahnt ihn an „sein Amt", im Sinne des irdischen Messiasthums. Jesus zürnt: „Hinweg, Versucher!" Von nun an tritt der völlige geistige Bruch ein.

> Seit jenem Tag tritt etwas zwischen uns
> Wie eine Mauer. Fremd ist mir sein Thun
> Und unbegreiflich all sein Will' und Weg.
> Wol geht bisweilen seine Rede noch,
> Sein Blick ans Herz mir, daß die Angeln schüttern,
> Wie vormals, wenn er heischte: Laß mich ein.
> Doch machtlos sprengt er nicht die Riegel mehr,
> Und wenn mein Fuß ihm folgt, und wenn mein Leib
> Ihm noch gehorsamt, ist's Gewohnheit nur;
> Denn kaum daß ich, was er gebot, vollführt,
> So schnellt mein Geist wie ein gekrümmter Bogen
> In seinen Stolz zurück, und Eines nur
> Empfand ich noch, daß wir geschieden sind.
>
> Nun hör' ich wundersame Stimmen oft,
> Die aus dem Boden geh'n, im Winde schwimmen,
> Im Abendnebel flüstern an mein Ohr.
> Und wie ich ihnen lausche, wächst in mir
> Gleich Winterzacken unterm Tropfenfall
> Ein tödtliches Gefühl empor, wie Haß;
> Und ein Gedanke, den ich, seit er einmal
> Sprang aus der Dämm'rung und Gestalt gewann,
> Nicht mehr ins Nichts zurückzubannen weiß,
> Heißt durch ein unerhörtes Wagniß mich
> Das angefang'ne Werk nach meinem Sinn
> Ins Gleis zu rücken, oder — fügt sich's nicht —
> Es zu zerbrechen und auf seinen Trümmern
> Erhob'nen Haupts den eig'nen Weg zu geh'n.
> Woher dies Trachten stammt, wohin's mich führt,
> Kaum mag ich's fragen. Ist's ein ewig Schicksal,
> Das mich dahinreißt? Ist's ein Theil des Fluchs,
> Den Adam fallend seinem Stamm vererbt?
> Ist es der Sinn, dadurch der Engel reinster
> Von seiner Stirn das Diadem verlor
> Und Satan ward? Ich weiß es nicht zu nennen,
> Noch auch zu bänd'gen. Geh's denn seinen Gang!

Eine Auswahl recht hübscher Gedichte hat Julius Sturm beigetragen, darunter namentlich „Mailiedchen", „Seliger Tod" und „Sie schläft". Außerdem heben wir als besonders ansprechend hervor „Herbstmondklarheit" und „Ein Bild des Erlösers" von Adolf Stöber, „Erinnerungen" von Pfotenhauer, „Der Genfersee" von Schottin, „Im Arm der Liebe — o schlumm're ein" von Scheurlin, „Trost des Einsamen" von Beck, „Waldmahnung" von Buddeus, „Stark und mild" von Drewes und „Tageszeiten", „Nähe und Ferne", „Herbstlieder" vom Herausgeber Grote.

Ein ähnlicher Geist weht in Bezug auf das religiöse Lied in einem Bändchen Gedichte, welches wir deshalb hier anschließen:

2. Gedichte von H. Freiberg. Zerbst, Wallerstein. 1854. 16. 22½ Ngr.

Das Büchlein enthält nur 24 Gedichte, und unter diesen sind das weltliche Lied, die Hymne, die Ballade, das Gelegenheitsgedicht, das Räthsel und das religiöse Lied vertreten. Die Beschränkung, die sich hiernach der Dichter bei der Veröffentlichung seiner Gedichte quantitativ auferlegt hat, ist anzuerkennen. Die religiösen Lieder: „Der Tod des Frommen", „Vertrauen auf Gott", „Verzage nicht", „Richtet nicht", sind einfach und herzlich und tragen das Gepräge einer edeln erhebenden Frömmigkeit. In allen übrigen ist ein sehr starkes Anlehnen an Schiller's Weise, oft mit ganz speciellen Anklängen, sowie ein überschwellendes rhetorisches Pathos neben manchen einzelnen Schönheiten bemerkbar. Auch ist zu viel mythologischer Apparat darin. So in dem Gedichte „An die Neuverlobten", wo in den nur 90 Zeilen des Liedes der Hymen, die Kamöne, die Anadyomene, die Amoretten, die Eumeniden, Lethe, Eros, Charon, die Dioskuren, die Kroniden, Psyche, Elysium und daneben viele Götter und Halbgötter eine Rolle spielen. Am Schlusse ist eine lateinische Uebersetzung von Schiller's „Hero und Leander" beigefügt. Es fragt sich, was dieses lateinische Specimen am Schlusse eines Bändchens deutscher Gedichte zu schaffen habe?

3. Gedichte von Nikolaus Delius. Bremen, Heyse. 1853. 16. 1 Thlr.

Ein äußerst elegant ausgestattetes Büchlein. Doch läßt auch der Kern der schönen Hülle nicht unbefriedigt, namentlich was die in ernstem Tone gehaltenen Gedichte anlangt, die in einfach würdiger Sprache fast immer für den rechten Gedanken den rechten Ausdruck finden. Als Probe diene folgendes kurze Gedicht:

Camoëns.

> Als ein gewaltiger Orkan die Flut an Fels und Klippe schlug
> Und dann zertrümmerte das Schiff, das den verbannten Dichter trug,
> Da hatte Jeder Geld und Gut zu retten durch den Wogenschwall;
> Camoëns aber hatte nichts als ein Gedicht auf Portugal.
>
> Und Alle sprangen in das Meer, mit Gold beschwert und gold'ner Zier,
> Camoëns trug in seiner Hand nur eine Rolle von Papier.
> Und Alle riß hinab das Meer und barg ihr Gold in seinem Schoos,
> Ihn aber hielt die Well' empor und kühlte seine Wange blos.
>
> Und mit der Rechten rudert' er, indeß er mit der linken Hand
> Festhielt sein Lusiadenlied; so schwamm er an den ind'schen Strand.
> Zwei Güter bracht' er mit sich da gerettet aus dem Wogenschwall:
> Ein elend Leben für sich selbst, ein ew'ges Lied für Portugal.

Da, wo der Dichter den humoristischen und satirischen Ton anschlägt, ist er weniger glücklich; seine Darstellung streift hier mitunter etwas über die Grenze des Edeln und Schönen hinaus.

4. Mainsagen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Kaufmann. Mit einem Titelkupfer von August Lucas. Aschaffenburg, Pergay. 1853. 16. 1 Thlr.
5. Agnes Bernauer. Poetische Studie von Hermann. Breslau, Kern. 1853. 32. 20 Ngr.
6. Mariken von Nymwegen von Luise von Plönnies. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 1 Thlr.
7. Die Sachsen an der Moskwa. Heldenlied von Richard von Meerheim. Dresden, Arnold. 1853. Br. 8. 1 Thlr.
8. Irrfahrten. Gedicht in vier Büchern von Waldmüller. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Wir stellen hier eine Reihe epischer Productionen zusam-

men, zu denen uns die Sammlung von Mainsagen einen passenden Uebergang bot. Letztere enthält nur metrisch bearbeitete Sagen. Der Herausgeber bemerkt, „daß, während Derjenige, welcher den Stoff in seiner unmittelbarsten Gestaltung aufsuche, in den einsamen Thälern und Forsten des Odenwaldes, Spessart, der Röhn und des Fichtelgebirgs, nicht minder aber auch in den alten Städten am Main die reichste Ernte erwarten dürfe, es doch ganz anders um den Sammler stehe, der die Kunsterzeugnisse zusammenstellen wolle, welche als Resultate jener Forschungen, wie das Gebilde aus dem Rohstoffe, hervorgegangen seien". Er beklagt, daß sich dem Sammler am Main in dieser Hinsicht so wenig biete. Der Sage in ungebundener Form ist auch für den hier in Frage befangenen Strich deutschen Landes in mehren Sammlungen ihr Recht geworden. Daher betrachten wir es als ein verdienstliches Unternehmen des Herausgebers, daß er in gleicher Weise die Sagendichtungen für das Mainthal mit Berücksichtigung einiger Nebenthäler zusammenzustellen und manche Lücken durch eigene und Anderer Originalbeiträge auszufüllen bemüht gewesen ist. Bei einigen hat der Herausgeber die Localitäten, weil Gedicht und Sage des betreffenden Orts zusammenstimmten, auf eigene Hand festgestellt und so unter andern Rückert's „Riesen und Zwerge" nach Rüdenau und das Volkslied von Haßloch nicht wie Simrock nach dem badischen Haßelach, sondern nach Haßloch bei Wertheim verlegt. Für das bekannte Volkslied „Die Herzogin von Orlamünde" ist die Plassenburg angezogen. Dort ist allerdings der Mord der Kindlein geschehen. Es hätte aber auch noch Kloster Himmelskron (zwischen Kulmbach und Gefrees) beigesetzt werden sollen, von dem Widmann in seiner handschriftlichen Chronik von Hof, die bis zum Jahre 1592 geht, berichtet: „Zwei todten Kindlein zeigt man im Kloster Himmelkron, ein Knäblein und ein Mägdlein, deren Vatter gewest ist Otto Graff von Orlamundt, des Klosters Stifter.... Die hinterlassene Wittfrau aber, als noch ein junges, freches und stolzes Weib, nachdeme Burggraf zu Nürnberg sich vernehmen lassen, wenn es ohne vier Augen wäre, wollt' er sie zur Ehe nehmen, hat sie auß unsinnig Lieb gegen den Burggraffen ihre zwei Kindlein, deren keines zwei Ihar erreichet, mit einer großen Nadel ob uff dem Haubtlein in die Hirnschalen gestochen und sie also getödtet.... Die todten Kindlein sind in das Kloster Himmelkron geschaffet worden, damit sie frembden Leut, so an den Ort kommen, zum ewigen Gedächtnüß gezeiget würden."

Die Mehrzahl der in der Sammlung enthaltenen Dichtungen ist bereits früher erschienenen Dichterwerken entlehnt. Die bedeutendsten unter diesen sind, neben einigen hübschen Volksliedern, „Das Irrglöcklein von Seßlach" von Rückert; „Adalbert von Babenberg", „Heinrich von Kempten", „Bamberger Wege", „Die Jagd im Spessart" und „Der Schelm von Bergen" von Simrock; „Der Schmied von Ochsenfurt" von Braunfels; „Das Schloß der Thüringerfürstin" (Saleck bei Hammelburg) von Freiholz; „Das Glöckchen der Stromfei" (Schloß Klingenberg) von Ludwig Köhler; „Wildenstein", „Beilstein", „Deutschlands Wächter" (Schloß Rodenstein) von Wolfgang Müller; „Eginhard und Emma" (Seligenstadt) von Gruppe, aus „Kaiser Karl". Außerdem enthält die Sammlung 24 Originalbeiträge, darunter 13 vom Herausgeber, die übrigen von Bechstein, Otto Krämer, A. Fries, Chr. Schad, Gisbert von Vincke, Wolfgang Müller. Unter den letztern können wir die Gedichte „Die Schlangenthränen" von Bechstein, „Die weiße Scheuer zu Wertheim" von Fries, „Der Fuchsjäger" von Wolfgang Müller, endlich „Die wertheimer Wallfahrt", „Der gefundene Schatz" und „Der Jäger vom Dürrhof" vom Herausgeber als vor den übrigen werthvoll bezeichnen. Bei manchen der mitgetheilten Gedichte hat die Sage durch die Behandlung nicht gewonnen; bei noch andern, wie z. B. „Des Bischofs Jagd" von Braunfels, „Eibelstedt" von Freiholz und „Euerdorf" von Rutter, ist Sage und Behandlung gleich bedeutungslos. Das Ganze wird aber, wie für die Reisenden, für die der Herausgeber das Buch vorzugsweise bestimmt hat, so für die Anwohner des schönen Mainthals und für Alle, die dasselbe durchzogen und sich seiner mannichfaltigen Reize erfreut haben, eine willkommene Gabe sein.

Der Titel „Poetische Studie", den der Dichter der „Agnes Bernauer" (Nr. 5) für sein Epos gewählt hat, ist in der That völlig entsprechend. Bei der Lectüre dieses Gedichts tritt uns unabweisbar die Gestalt eines Kunstbeflissenen entgegen, der sich durch poetische Ausarbeitungen in die Poesie hineinzuarbeiten bemüht ist und dessen Bemühungen nach und nach von Erfolg begleitet werden. Gleich die erste Stophe der epischen Dichtung selbst (vorausgeschickt und angehängt sind einige Widmungslieder) erregt für die Darstellungsgabe des Dichters kein günstiges Vorurtheil:

> Der Lärm der Waffen und der Schlachten Ruf
> Verklungen jetzt, nicht mehr der Rosse Huf
> Zerstampft den schwanken Halm, dem Lande Frieden
> Nach bittern Drangsalen ist nun beschieden.

Und die nun folgenden Gesänge sind nichts weniger als geeignet, eine bessere Meinung zu begründen. Wie viel Mangel an Geschmack, wie viel Unbeholfenheit, wie viel baare blanke Prosa und wie viele Widersprüche sind z. B. in der kurzen Beschreibung des großen Festmahls Herzog Albrecht's auf der Veste Straubing (S. 55) zusammengedrängt! Der Vergleich des Geräusches im Saale mit dem Meere ist in der Ausführung völlig verunglückt. Was sollen die Worte „ein passend Gürtelband der Erde, die im Ringen es von sich schleudern will" für die hier beabsichtigte Wirkung nützen? Wenn man das Bild vom Meere hier in Anwendung bringen wollte, durfte nur das Geräuschvolle, Wogende desselben, keineswegs aber seine erhabene Seite hervorgehoben werden. Die Rede des Herzogs ist durch und durch unbeholfen. Aehnliches findet sich auch weiterhin in reichem Maße; und doch stößt man trotzdem im spätern Verlaufe der Dichtung auf Abschnitte, welche die frühern Mängel für den Augenblick vergessen machen und durch völlig ansprechende Schilderung und Charakterisirung mit dem Dichter wieder aussöhnen. Hierher gehören namentlich einige Scenen zwischen Agnes und Albrecht, ferner zwischen Albrecht und seinem Vater und die Schilderung von dem Untergange der Bernauerin, wobei der Dichter in der Uebergehung der eigentlichen Todesscene ebenso viel Takt als Zartheit bewährt hat. Wir können unser Gesammturtheil nur dahin zusammenfassen, daß der Dichter wohl daran gethan haben würde, nach Beendigung seiner Studien noch ein mal von vorn anzufangen und nicht diese Studien in extenso, sondern nur die Früchte derselben dem Leser vorzulegen.

Das Epos „Mariken von Nymwegen" (Nr. 6) schließt sich an eine niederländische Sage an, welche die Dichterin im Anhange nach einem niederdeutschen Volksbuche mittheilt. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wohnte drei Meilen von Nymwegen ein frommer Priester, Herr Gysprecht geheißen, und bei ihm eine schöne junge Magd, Mariken, seiner Schwester Tochter. Mariken's Mutter ist todt, und sie führt ihres Ohms Hauswesen. Der Priester schickt sie eines Tags nach Nymwegen, um Einkäufe zu machen, mit der Weisung, bei einer Muhme zu übernachten. Die letztere, ein böses Weib, treibt sie mit gotteslästerlichen Reden zurück. Mariken verläßt trostlos das Haus, beschließt ihr Bett „unter der Laube" aufzumachen und geht mit einfallender Nacht aus der Stadt hinaus. Einsam im allmälig sich verdüsternden Felde sitzend, kommt sie in Versuchung, sich umzubringen, und bricht endlich in die Worte aus:

> Comt nu tot my, en helpt my beclaghen,
> Godt oft de duyvel: hat is my alles eens.

Da kommt der Teufel und verspricht ihr, sie in allen sieben freien Künsten zu unterrichten und sie mit Ehren, Freuden und Gold zu überhäufen, dafern sie ihren heiligen Namen aufgeben und nie mehr ein Kreuz schlagen wolle. Das Mädchen willigt ein, nennt sich Emmeken, verlangt vor allen Dingen in der

Schwarzen Kunst unterrichtet zu werden und zieht mit dem Teufel, der sich Mornen nennt, in der Welt herum, indem sie ihre Zeit mit lockern Gesellen verpraßt. Nach sechs Jahren sehnt sie sich in die Heimat zurück und kommt gerade zum Kirchweihfeste nach Nymwegen, wo man alter Sitte gemäß beim großen „Ommegank" (festliche Procession) ein Wagenspiel hält, in welchem die Erlösung der sündigen Menschheit durch Christus zur Anschauung gebracht wird. Emmeken geht in sich; der Teufel entführt sie durch die Luft; der Ohm, der dem Festspiele beigewohnt hatte, beschwört ihn aber. Der Teufel läßt die Jungfrau fallen, und diese bleibt nun unter des Priesters Schutz. Die Todsünde kann ihr weder der Ohm, noch der Dekan, noch der Bischof, noch der Papst, zu dem sie zuletzt wallfahrtet, vergeben; nur Gott selbst kann es thun. Der Papst befiehlt, sie solle sich einen Eisenring um den Leib und zwei Eisenringe um die Arme schmieden lassen: wenn die verschlissen seien oder von selbst abfielen, habe der Herr vergeben. Mariken geht ins Kloster der bekehrten Schwestern zu Mastricht und thut strenge Buße, worauf ihr die Ketten abfallen.

Bei unserer Dichterin wird Mariken, die als kräftiges, lebensfrohes und wißbegieriges Mädchen auftritt, von der alten Muhme dadurch verführt, daß sie ihr in einem Zauberspiegel das Bild des künftigen Geliebten vorhält. Sie geht, um diesen zu finden, unter einem Vorwande, mit dem sie den Ohm belügt, nach Nymwegen, wo Ommegank gehalten wird, trifft einen schönen Ritter, der dem Bräutigam im Zauberspiegel gleicht, mit ihr tanzt, sie Braut nennt und, nachdem er ihr Herz bezaubert hat, plötzlich verschwindet, sucht Zuflucht bei der alten Muhme, wird verstoßen und schließt den Vertrag, von dem die Sage berichtet, auf sieben Jahre mit dem Bösen ab.

In der Sage wirkt als Motiv zur Hingabe an den Teufel zumeist das Verlassensein. Die Dichterin wollte aber der Sage eine tiefere Bedeutung abgewinnen. Sie bemerkt im Vorwort: „Allzu groß wäre das Wagniß, einem Faust eine selbstgeschaffene weibliche Gestalt zur Seite stellen zu wollen. Nun aber tritt aus der Sage eine ebenbürtige Schwester des großen Kämpfers an uns heran; ebenbürtig, weil auch sie in der Seele des deutschen Volkes ihre Heimat hat, und erinnert uns, daß das große Räthsel des Lebens auch dem Weibe von Anfang her gestellt ist." Bei Mariken, dem kräftigen, kühnen Mädchen, wie sie die Dichterin schildert, vermittelt die augenblickliche Noth zwar die Gelegenheit, die eigentlichen Bestimmungsgründe, aus denen sie sich dem Bösen in die Arme wirft, sind aber materielle Genußsucht und Wissensdurst.

Mariken's Ringen mahnt euch an die beiden
Unsel'gen Kämpfer: an Tanhäuser — Faust

heißt es in dem einleitenden Gesange. Aber abgesehen davon, daß der Wissensdurst Mariken's dem Leser viel zu wenig vor das Auge geführt wird, scheint es uns, als ob die Dichterin weder mit der Verbindung dieser beiden Motive, noch überhaupt mit der Tendenz, die Faust- oder Tanhäuser-Idee in einem weiblichen Charakter zur Anschauung bringen zu wollen, einen glücklichen Griff gethan habe. Was die Verbindung anlangt, so hebt von den beiden Trieben, dem Durst nach Wissen und dem Durst nach materiellem Genusse, wenn man sich beide kräftig entwickelt denkt, der eine den andern auf. Psychologisch richtig mag es sein, den einen nach dem andern auftreten zu lassen, aber unrichtig ist es, sie beide nebeneinander und gleichzeitig als die Seele beherrschend darzustellen. Allein auch in ihrer Absonderung ist weder das Eine noch das Andere geeignet, der Heldin eines epischen Gedichts diejenige Theilnahme zu erwerben, die ihr als Heldin zukommt. Der Wissensdurst als Leidenschaft ist beim Weibe unnatürlich, und das zügellose Hingeben an die Lust entwürdigt das Weib, deren ganzen Reiz die Sittlichkeit bildet, so sehr, daß eben nichts übrig bleibt, was uns an einem solchen Charakter noch fesseln könnte.

Unser Interesse für Mariken wird erst mit dem Augenblicke rege, wo sie ihr besseres Selbst wiederfindet und umkehrt. Wollte die Dichterin einen weiblichen Faust in ihr aufstellen, so hätte sie denjenigen Partien des Gedichts, welche die ersten Jugendscenen und ihr Leben und Schaffen im Hause des alten Gysprecht schildern, einen größern Raum widmen sollen, um dabei Gelegenheit zu nehmen, Mariken's Drang nach den ihr verschlossenen Schätzen des Wissens zur vollen Anschauung zu bringen. Dann hätten ihre Foderungen an den Teufel in Bezug auf die Wissenschaft auch nicht darauf beschränkt werden dürfen, daß sie von ihm verlangt, ein Taschenspielerstückchen in Ausführung zu bringen. Indeß wiederholen wir, daß wir uns mit einer solchen Auffassung der Sage nicht befreunden können, und sind der Ansicht, daß das Epos viel an Reiz gewonnen hätte, wenn sich die Dichterin einfach an die Sage angeschlossen und ihrer Heldin die Tendenz, das Räthsel des Lebens, sei es nun im Wissen oder in der Freude, zu suchen, nicht untergelegt hätte. Eine solche active Durchführung der Fragen an das Schicksal liegt außerhalb der Sphäre des Weibes, dessen Charakter durchaus hingebender Natur ist.

Um Das, was uns an der Dichtung auszustellen scheint, zusammenzufassen, möge noch bemerkt sein, daß gerade im zehnten Gesange, der die Katastrophe enthält, das Detail des Wagenspiels etwas peinlich Berührendes hat. Zuerst der Advocat des Teufels, dann Lucifer selbst machen dem Herrn Vorwürfe darüber, daß er die höhern Geister wegen eines einzigen Fehltritts zu ewiger Verdammniß verurtheilt habe, während der Mensch, und habe er noch so viel gesündigt, zur Seligkeit gelangen könne. Die Vertheidigung des Herrn gegen diesen Vorwurf ist so schwach, daß einem angst und bange dabei wird. Gefiel es der Dichterin nicht, die allumfassende Liebe Gottes auf alle Wesen auszudehnen, so hätte sie von der Bestimmung der höllischen Dämonen ganz schweigen und den Teufel und seinen Advocaten nur gegen die Erlösung der Menschen eifern lassen sollen. Dann wäre die Harmonie des Ganzen nicht gestört gewesen. Auch klingt es an einer andern Stelle fast zu wunderbar, daß das gesammte Patriciat einer Stadt, wie Brügge im 15. Jahrhundert war (und auf diese historischen Zustände macht die Dichterin selbst vielfach aufmerksam), den Bürgermeister und Gemahlin an der Spitze, sich herbeiläßt, in einem über Nacht in der Vorstadt aus dem Boden gesprungenen Zauberpalaste an einem Teufelsbanket theilzunehmen.

Dies die Ausstellungen, die wir gegen das Gedicht zu machen hätten. In Bezug auf die Vorzüge und Schönheiten desselben können wir um so kürzer sein, als diese für sich selbst sprechen. Die Darstellung ist einfach und anmuthig, die Verse sind rein und fließend, die Schilderungen lebendig und größtentheils voll echter, lauterer Poesie. Am schwächsten sind die Partien, wo Mariken mit dem Bösen Zwiesprach hält, und namentlich die Bemerkungen Mariken's auf die mephistophelischen Auslassungen des Grafen. Indeß versöhnen die sonstigen Schönheiten der Dichtung mit ihren schwächern Stellen, und die Dichterin darf für die erstern nicht blos von „milden Frauenherzen", sondern auch „vom stolzen Manne" Anerkennung erwarten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Das „Journal des débats" und sein letztverstorbener Oberredacteur Armand Bertin.

In einer der kleinsten, schmalsten und düstersten Straßen von Paris, in der Rue des Prêtres, hinter der Kirche St.-Germain-l'Auxerrois versteckt, ist ein altes Haus, dem es von außen wahrlich nicht anzusehen, daß eines der reichsten pariser Journale, das „Journal des débats", darin seine Bureaux, seine Redactionszimmer und seine Druckerei hat. Die bedeutendsten Männer der Restauration und Julimonarchie, Châteaubriand, Lainé, de Bonald, Camille Jordan, Martignac, Casimir Périer, Royer-Collard, Guizot, Thiers, Cousin, Salvandy, Villemain,

sind alle nacheinander über die verfallene Schwelle dieses unansehnlichen Hauses gegangen und die holperigen Stufen der engen Treppe hinangestiegen, die zu dem Redactionszimmer führt, wo die kunstreichsten Gewebe und Gespinnste der Politik und Diplomatik von schlauen und feinen Händen aus- und eingefädelt werden. Wenn die stummen Wände reden könnten, welch eine Rolle würde dieses Zimmer in der Staats- und Cabinetsgeschichte des neuern Frankreich spielen! Wie viele Ministerwechsel, Sinnesänderungen und Ideenumschwünge sind hier in ihrem Keime zu suchen! Wie manches vollbürtige und erlauchte Haus stände vielleicht noch im Glanze seines Namens und Ansehens, wenn das „Journal des débats" mit seiner geharnischten Polemik nicht gewesen wäre! Doch wenn man die ganze Wichtigkeit und historische Bedeutung dieses Blattes und seiner Redacteure schildern wollte, wie viele Bogen würden da voll werden, auch wenn man blos bei dem Bekannten stehen bleibt! Im Jahre 1789 von Barrure und Louvet unter dem Titel „Journal des débats et des décrets" gestiftet, war es anfangs eine bloße Druckerunternehmung. Der damalige Eigenthümer Baudouin ließ die Arbeit seines Geschwindschreibers in den Sitzungen der repräsentirenden Versammlungen, sowie die Regierungsbeschlüsse ohne Veränderung drucken und gab von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß aller auf Befehl der gesetzgebenden Versammlungen gedruckten Berichte und Vorträge, die daselbst vorgekommen. Baudouin war Drucker der zwei ersten Versammlungen, des Convents und der beiden Directorialräthe und verkaufte daher diese Drucksachen meistens zu sehr wohlfeilen Preisen, weil er so billig war, dem Publicum Das, was die Nation an Druckkosten bezahlte, zugute kommen zu lassen. Er oder vielmehr der eigentliche Verfasser, ein von ihm bezahlter Stenograph, hatte seinen Ruf eines unparteiischen Berichterstatters mit der Zeit so fest gegründet, daß irgendwo in einem Vaudeville gesagt wurde: Es war unlängst eine böse Zeit, wo jedes Wort den Tod brachte, wenn man es nicht zu sagen wußte wie das „Journal des débats".

Im Jahre 1800 kauften die Gebrüder Bertin das Blatt, welches fortan nur noch das „Journal des débats" hieß. Es war eines von den wenigen Journalen, die nach dem 18. Brumaire fortbestanden. Als Bonaparte sich zum Kaiser krönen ließ, nahm es den Titel „Journal de l'Empire" an, und da zu jener Zeit Niemand anders als Napoleon leitende Artikel schreiben durfte, lieferte es hauptsächlich Aufsätze literarischen oder philosophischen Inhalts und verdankte bekanntlich den Theaterkritiken und Bücherrecensionen Geoffroy's theilweise den erheblichen Einfluß, welchen es damals in der intellectuellen Welt ausübte. Bei dem Sturze des Kaisers ließ es seinen ersten Titel wieder hervortreten, welchen es wieder ablegen mußte, als Napoleon nach der Rückkehr von der Insel Elba die Gebrüder Bertin ohne weiteres aus dem Besitze ihres Journals vertreiben ließ und das Oppositionsblatt einem willfährigen Journalisten zum Geschenk machte. Als die Bourbons zum zweiten mal zurückkehrten, erhielten die Gebrüder Bertin ihr Eigenthum und das Journal seinen alten Titel wieder, welchen es seitdem beständig geführt hat. Unter der Restauration vertheidigten die Débats die verschiedenen ministeriellen Verwaltungen bis zu dem Augenblick, wo Châteaubriand durch seinen Uebertritt zur Opposition dieses Blatt mit hineinzog. Nachher schrieben die Débats zu Gunsten der toleranten Verwaltung des Hrn. von Martignac, führten aber gegen das Polignac'sche Ministerium einen hitzigen Federkrieg, der sie wegen des berühmten Artikels von Salvandy: „Malheureux roi, malheureuse France!" in einen Preßproceß verwickelte und bei der öffentlichen Meinung vollends in guten Ruf brachte.

Man hat vom „Journal des débats" gesagt, es sei mehr liberal als servil, mehr moralisch als unmoralisch, mehr religiös als irreligiös, aber nichts in zureichendem Maße, ausgenommen gouvernemental, d. h. stets bedacht, alle Grundsätze einer geordneten Staatsverwaltung zu vertheidigen und sich in solcher Stellung zu halten, daß es jeder Regierung die Hand reichen kann. Es ist wahr, dieses Blatt hat seit 50 Jahren allen Regierungen Frankreichs mehr oder weniger gehuldigt und sich wenn auch nicht frei von allen Ausschweifungen des Parteihasses gezeigt, doch mit einem gewissen Anstande durch alle Stürme der Zeit hindurchgewunden; es hat sich nie zum irrenden Ritter eines Systems, zum Paladin einer Idee hergegeben und bei dem abenteuerlichen Ringelrennen nach Theorien und Utopien betheiligt; aber man muß auch sagen, daß es sich nie ganz und unbedingt den Regierungen, die es mit seinem Einfluß unterstützte, verschrieben und verdungen hat. Zur Zeit der constitutionellen Monarchie in Frankreich nannte man das „Journal des débats" oft ein ministerielles Blatt, hatte aber sehr Unrecht, wenn man diesen Ausdruck in seiner vollen Bedeutung nahm. Ein ministerielles Blatt ist das unterthänige Werkzeug eines Cabinets, das Schwarze Bret, wo die Plane des Ministeriums angeschlagen werden, der Nagel, an welchem die Staatsverwaltung ihr System aufhängt. Das ministerielle Journal hat keinen eigenen Willen und ist keine eigene Person, sondern die Sache eines Andern. Eine so untergeordnete Rolle hat das „Journal des débats" nie gespielt. Man könnte es allenfalls ein Hofblatt nennen und sogar sagen, daß es nicht sowol der ergebenste Diener als der vornehme Gönner der Cabinete gewesen: es schrieb für eine Verwaltung nicht eher, als bis es sein Programm entwickelt und seine Bedingungen gestellt hatte, weshalb z. B. Guizot sich zu wiederholten malen von dem Protectorat des „großen Journals" frei zu machen versuchte und aus Unmuth über den herrschsüchtigen Einfluß der Débats den „Globe" und die „Epoque", zwei neue ministerielle Blätter, vom Stapel laufen ließ, die aber sehr bald die Segel streichen mußten.

Die alte liberale Oppositionspresse hat dem „Journal des débats" so lange und so beständig die Epitheta ministeriell und feil angehängt, daß man vielleicht noch jetzt für einen Paradoxenjäger gilt, wenn man behauptet, daß jenes Blatt durchgängig eine gewisse Unabhängigkeit bewiesen. Obschon recht gern bereit, einige Artikel der Verfassungsurkunde wohlfeil abzulassen und der Regierung in manchen Fällen eine unconstitutionelle Bewegung zu gestatten, hat es jedoch gewisse Grund- und Hauptfragen nie ganz preisgegeben. Es hat stets der Preßfreiheit das Wort geredet; in der öffentlichen Unterrichtsfrage war es auf Seiten Cousin's gegen Salvandy, und 1832 und 1833, als die Tuilerien Alles aufboten, um sich beim petersburger Cabinet in Gunst zu setzen, verfocht das „Journal des débats" die Sache der Polen und sparte gegen den Kaiser von Rußland keine Vorwürfe und Angriffe. Ueberhaupt muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich fast immer einer fremden Nationalitätssache eifrig angenommen, wie auch in diesem Punkte die Politik der Minister, zu deren Anwalt es sich bestellt hatte, beschaffen sein mochte. Was am meisten dazu beigetragen, dem „Journal des débats" ein entschiedenes Uebergewicht über alle pariser Tageblätter zu sichern, ist die gediegene und wirklich einsichtsvolle Art und Weise, wie es durchweg die auswärtigen Fragen behandelt hat. Die bedeutenden Hülfsmittel, worüber es verfügte, erlaubten ihm allenthalben gute Correspondenten zu halten. Auf diesem Felde hatte es nebenbei freieres Spiel und nicht so viel Rücksicht zu nehmen auf Personen oder Zustände, welchen es auf dem Gebiete der innern Politik oft Opfer bringen mußte. Es wußte von jeher und weiß noch jetzt eine unversehens auftauchende Frage in in ihrem ganzen Umfange keck aufzufassen und abzuhandeln. Es bringt sie am ersten zur Sprache, dreht sie von allen Seiten herum, verfolgt sie in allen ihren Wendungen, erörtert sie aufs klarste und macht den Ungeübtesten geläufig und verständlich, was die meisten andern französischen Journale sich gar keine Mühe geben ihren Lesern zu erklären, nicht etwa weil sie zu vornehm oder zu träge, sondern weil sie in Allem, was die Geschichte und Geographie anderer Länder angeht, erstaunlich unwissend sind. Es existirt in Paris eine Officin,

die für ein monatliches Abonnement von 200 Francs allen Journalen der Hauptstadt die ganz planlos und meist ohne alle Sachkenntniß aus deutschen, englischen und italienischen Zeitungen ausgezogenen auswärtigen Nachrichten liefert; diese eiligst und gedankenlos übersetzten Nachrichten, deren geringster Uebelstand ist, daß sie fast immer übertrieben und parteiisch sind, erscheinen an demselben Tage, zu derselben Stunde in allen pariser Blättern. Das „Journal des débats" ist sehr sparsam mit diesen banalen Mittheilungen, weil seine Privatcorrespondenzen es umständlicher und besser unterrichten als die stückweise arbeitenden Ueberseßer der Rue Jean-Jacques-Rousseau.

Das „Journal des débats" hat beim Publicum stets den Ruf eines klugen Journals gehabt, und die sarkastische Laune der kleinen Blätter hat sich lange lustig gemacht über die Vorsicht, die es bei mehren Gelegenheiten bewiesen: man sagte, es wisse wie Schwalben, die den Einsturz des Hauses, wo sie ihre Nester angebracht haben, ahnen, sich beizeiten aus baufälligen Staatsgebäuden zurückzuziehen, während der gemeine Schwarm der politischen Staarmatze sich unter den Trümmern zerquetschen lasse. In allen Fällen muß man einräumen, daß diese kostbare Divinationsgabe auf die Dauer etwas abgenommen hat, denn 1847, bei den Reformbanketen, irrte sich das „Journal des débats" gewaltig und erlebte eine Katastrophe, die es nicht vorhergesehen hatte. Nach der Proclamation der Republik hielt sich das „Journal des débats", wie es sich halten mußte: als es die constitutionelle Julimonarchie, die es gewissermaßen gegründet und bis auf den letzten Augenblick unterstützt hatte, zusammenbrechen und in dem Staubwirbel einer Revolution verschwinden sah, ließ es seine Klagen ausströmen, wollte aber den Sturz der Dynastie nicht gerade für den Untergang Frankreichs ansehen und blieb gleichgültiger Zuschauer, solange die Gewalt in den verdächtigen Händen der provisorischen Regierungs- und Executivausschußmänner war. Es zündete vor den Fenstern seiner Bureaux gutwillig Talglampen an, womit auf allgemeines Verlangen der Gassenbuben der neuen Republik gehuldigt werden mußte, und benutzte das nothgedrungene Stillschweigen, welches ihm seine ganz specielle Stellung hinsichtlich der innern Landesangelegenheiten auferlegte, zu einem ziemlich vorurtheilsfreien und unbefangenen Ueberblick über die wunderlichen Dinge, die im Auslande vorgingen. Betroffen, aber nicht geblendet von dem blutigen Verlaufe und Umschwunge jenes unerhörten Schauspiels im Völkerleben, fällte es über die revolutionären Auftritte in Wien und Berlin ein Urtheil, welches die blinden Anhänger und Propheten einer Weltrepublik mitleidig belächelten; aber der rasche Ausgang des Dramas bewies noch ein mal, daß das „Journal des débats" richtig vorhergesehen, und daß die Februarrevolution ihm seine sprüchwörtliche alte Hellsichtigkeit nicht ganz benommen hatte.

Der General Cavaignac fand an dem „Journal des débats" einen unabhängigen und uneigennützigen Vertheidiger seiner Politik und seiner Candidatur, welche es gewiß mehr aus Ueberzeugung als aus Abneigung gegen Ludwig Bonaparte unterstützte, wiewol es offen gestanden nie sehr viel Vorliebe für Das, was irgendwie mit den Menschen und Dingen des ersten französischen Kaiserreichs zusammenhängt, bewiesen hat. Unter der Präsidentschaft blieben freilich die Débats nicht immer so ganz besonnen und ließen nur zu oft Aerger und Verstimmung merken in nachträglichen Anklagen und Angriffen gegen die gestürzten ephemeren Machthaber, die sie geschont hatten, als dieselben am Ruder waren. Im Ganzen genommen ist jedoch das „Journal des débats" in seiner langen Carrière von allen Parteiblättern das am wenigsten parteiische gewesen, und sollten wir es mit einem Worte bezeichnen, so würden wir es das historische Journal nennen. Es hat wenig Anflüge von Großmuth, keine sentimentalen Stimmungen, keine enthusiastischen Anwandelungen und Ansichten, keinen Sinn für Theorien, keinen Hang zu abstracten oder abstrusen Ideen, viel Geist, viel Witz und viel Talent. Es schreibt immer voll Sachkenntniß und erklärt vor allen Dingen den Thatbestand. Die weitläufige Sammlung dieses Blattes ließe sich beinahe ohne Langeweile durchlesen, weil die Ereignisse des Tages darin klar angedeutet und die Fragen des Augenblicks verständig abgehandelt sind. Man hat den Bericht über Das, was Tag für Tag, Stunde für Stunde sich zugetragen; interessante Studien, die nicht die Trockenheit und lakonische Kürze des „Moniteur", auch nicht die systematische Vorsätzlichkeit eines Buchs haben; Jahrbücher, die in gewisser Beziehung unparteiisch, obschon hier und da von den Leidenschaften und Uebertreibungen der Zeit getrübt und gefärbt sind. Man zerreiße Alles, was über die Vorgänge der letzten 40 Jahre in Frankreich geschrieben worden, und man kann diese Zeitgeschichte mit der vollständigen Sammlung des „Journal des débats" wiederherstellen. Wir wollen eben nicht sagen, daß die Leidenschaftlichkeit und Absichtlichkeit (die Absichtlichkeit mehr als die Leidenschaftlichkeit) aus den Spalten dieses Blattes verbannt sind. Neben der hergebrachten Meinung der Redaction wird manchmal aus Gefälligkeit eine andere Meinung zugelassen; aber der verständige Leser unterscheidet leicht den feststehenden Grundgedanken von dem vorübergehenden Situationsgedanken.

Die Decemberereignisse haben das „Journal des débats" über die innere Politik Frankreichs stumm gemacht. Die Premiers-Paris, d. h. die ersten Artikel, worin sonst gewöhnlich polemisirt und die augenblickliche Frage oder Lage des Landes geschildert wurde, sind jetzt meist officielle Nachrichten oder Auszüge aus dem „Moniteur". Nur wenn von auswärtigen und unpolitischen Dingen gehandelt wird, haben diese Eingangsartikel einen eigenen Zuschnitt nach alter Art und Weise. Das „Journal des débats" ist im Grunde kein Parteiblatt mehr, hat aber immer noch den Vorzug, die auswärtigen Neuigkeiten sehr fleißig und solid zu sammeln und die ausländischen Angelegenheiten sehr gründlich und einsichtsvoll zu erörtern. Die Redacteure der Débats, die sehr wohl begreifen, daß ein Journal nur möglich ist, wenn man etwas freimüthig besprechen darf, sprechen daher auch nur über Das, worüber sie frei sprechen dürfen, und liefern vortreffliche Aufsätze literarischen und staatswirthschaftlichen Inhalts. Die aus dem ersten Stock und den vordersten Spalten verbannte Sprechfreiheit hat sich zu ebener Erde und in die Hinterstube hingeflüchtet, wo in Theater- und Bücherkritiken die bedeutsamsten Fragen berührt und angeregt werden. Diese indirecte und etwas metaphysische Art zu politisiren ist freilich eben nicht Jedermanns Sache im heutigen Frankreich, wo der alte schöne Eifer, mit welchem sonst Literatoren und Leser Alles, was die schönen Künste und Wissenschaften bereicherte und neu belebte, aufmerksam beachteten und als das Wichtigste menschlichen Treibens beherzigten, sich so sehr gelegt und andern Dingen und Interessen zugewendet hat. Trotzdem ist das „Journal des débats" auch jetzt noch eines der wichtigsten pariser Tagesblätter, und obschon es nicht mehr als 12,000 Abonnenten hat, doch einflußreicher und angesehener als die beiden halbofficiellen Blätter, der „Constitutionnel" und das „Pays", die jedes eine Auflage von 20,000 Exemplaren haben.

Bei den jetzigen traurigen französischen Preßgesetzen, die auch das loyalste Journal drücken und die ehrlichste Rede und Schrift zwingen, das erwärmende und erhellende Licht, welches sie in sich tragen, durch allerlei Mittel zu dämpfen und zu trüben, fragt es sich aber, ob dieser Einfluß auf die Dauer sich wird erhalten lassen, zumal nach dem großen Verlust, welchen das „Journal des débats" durch den Tod seines jüngstverstorbenen Oberredacteurs Armand Bertin erlitten hat. Derselbe war eine Hauptstütze des Blattes und nicht blos ein kluger Zeitungsmann, sondern auch ein feiner Welt- und Geschäftsmann, der in kritischen Momenten immer eine Auskunft zu treffen und den rechten Weg zu halten wußte. Er hatte sich in der Schule seines Vaters gebildet, der 1841 starb, und gewöhnlich der „Warwick aus der Rue des Prêtres" hieß. Auch nannte man ihn den „ältern Bertin" zum Unterschiede

von seinem Bruder, dem Pair, welcher der „stattliche Bertin" (Bertin le superbe) genannt wurde. Der ältere Bertin hatte nie Aemter und Würden annehmen wollen; er begnügte sich damit, seinen hohen Clienten, den Ministern, Lehren zu geben und Cabinete zu lenken. Armand Bertin war im diplomatischen Fache vielleicht kein so großer Meister als sein Vater; aber in der Kunst, ein Journal in einem gewissen Sinne zu leiten, bewährte er eine unvergleichliche Virtuosität. Er gehörte zu der Classe der „wohlbeleibten Männer", die Cäsar und Ludwig Philipp so gern um sich sahen. Wäre er nur fetter, sagt Cäsar von dem hagern Cassius. Auch Ludwig Philipp hatte eine ganz entschiedene Vorliebe für die kugelrunden, vollmondsschimmerigen Formen, die vielleicht dem Montalivet die vertraute Gunst zuzogen, welche er in den 17 Jahren der Julidynastie genoß. Armand Bertin's Aeußeres verkündigte einen heitern, gutgelaunten Lebemann; doch fehlte es seiner Person und seinen Zügen nicht an vornehmem Wesen. Auch galt er mit Recht für einen Mann von viel Geist und Verstand. Wenn auch Voltairianer und Skeptiker, hatte er doch feste monarchische und religiöse Ansichten; angenehm und gefällig im Umgange, liebte er schöne Künste, feine Sitten und Genüsse, ließ sich aber durch seine epikuräische Lebensart nicht von seiner mühsamen Tagesarbeit abhalten. Obgleich er kein großer Mann war, so vereinigte er doch die Widersprüche großer Männer in sich: Arbeitsamkeit und Ueppigkeit, Sorglosigkeit und Behutsamkeit. Er selbst machte jeden Morgen die Auszüge aus seiner weitläufigen Correspondenz. Im Verlauf des Tages war er allenthalben hin gewesen, wo er eine Thatsache, ein Gerücht, eine Neuigkeit einsammeln konnte, und zu einer bestimmten Stunde, im Kreise seiner Redacteure, vertheilte er die jedesmalige Arbeit. Vor dem neuen Preßgesetze, welches die Journalisten nöthigt ihre Artikel zu unterzeichnen, schrieb Armand Bertin nichts, war aber der Mittelpunkt der geistigen Kette, wovon jeder seiner Redacteure einen Ring bildete, und befaßte sich blos damit, der Redaction seines Journals die wunderbare Einheit des Gusses zu geben, die wesentlich zu dem Gedeihen und Rufe dieses Blattes beigetragen. Als die Unterschriften nothwendig wurden, bearbeitete er besonders die auswärtigen politischen Nachrichten. Unter der Julimonarchie brauchte Armand Bertin blos ein Wort zu sagen, um alle Auszeichnungen zu erlangen, machte jedoch diesen Einfluß blos geltend, um die Brust seiner Mitarbeiter mit Decorationen zu schmücken. Er selbst — war es Eitelkeit oder Grille? — wollte nie das kleinste rothe Bändchen im Knopfloch tragen. Eine andere bemerkenswerthe Eigenheit ist, daß er in den 17 Jahren der Julidynastie kein einziges mal den Fuß über die Schwelle der Tuilerien gesetzt. Jeden Abend, wenn er aus der Großen Oper, aus den Bouffes oder einer Gesellschaft kam, fuhr er nach der Rue des Prêtres, verschloß sich in seinem Cabinet und ließ sich die Revisionsbogen des Journals bringen, die er Wort für Wort von der ersten Zeile bis zur Unterschrift des Druckers durchlas. War dieses sauere Geschäft besorgt, hatte der Oberredacteur Alles gelesen, geprüft und corrigirt, so gab er die Druckgenehmigung und kam um 2 Uhr Morgens wieder nach Hause. Nur um solchen Preis gründete er ein bedeutendes Werk und erhielt er das „Journal des débats" obenan unter den pariser Blättern. Die oberste Leitung des Blattes ist seitdem an seinen Bruder, Eduard Bertin, den Landschaftsmaler, übergegangen; derselbe gibt indeß blos den Namen dazu her; der wirkliche Oberredacteur, der Alles mit dem größten Fleiße besorgt, ist de Sacy, dessen Stimme schon bei Armand Bertin's Lebzeiten den gewichtigsten Einfluß auf die Richtung des Journals hatte. 28.

Für die nothleidenden Classen.

Mit dem aus der Schrift von H. Merz: „Armuth und Christenthum", entlehnten Motto: „Es ist ein hartes Wort, aber wahr ist es: die Armen und Geringen sind durch die Selbstsucht der Reichern und Höhern um ihren Gott und ihren Menschen gekommen", erschien (Leipzig, O. Wigand, 1854) aus der Feder der Gräfin Adelheid Poninska, geborenen Gräfin zu Dohna: „Grundzüge eines Systems für Regeneration der untern Volksclassen durch Vermittelung der höhern" (erster Band). Der erste Theil dieses Bandes handelt von dem Factum „der ungeheuern Verarmung und Entsittlichung in den untersten Volksschichten, über die Ursachen des Uebels und über die Aufgabe, das Uebel zu heilen", der zweite Theil von der „Organisation des Werks für Regeneration der untern Volksclassen durch Vermittelung der höhern". Wie es uns Modernen aber fast überall geht, so geht es auch der Verfasserin: sie weiß und kennt den Sitz und den Umfang des Uebels sehr wohl, aber was ihre Vorschläge zur Abhülfe des Uebels betrifft, so ist zu bezweifeln, ob sie auf fruchtbaren Boden fallen werden, da sie einen allgemeinen Geist wahrhaft menschlicher Liebe voraussetzen, der nur noch in sehr geschwächter Weise und bei verhältnißmäßig Wenigen vorhanden ist, in ausgedehnterm Maße vielleicht immer noch bei den als „Krämervolk" verschrienen Engländern als bei uns Deutschen, oder wenigstens ist der Associationssinn in dieser Hinsicht bei uns weniger entwickelt. Was die Anstalten der Innern Missionen betrifft, mit deren Tendenzen die der Verfasserin im Wesentlichen parallel laufen, so haben sich diese bisher viel zu separatistisch und exclusiv verhalten und das Vertrauen der Massen nicht in dem Grade zu gewinnen gewußt, um an ihm gegen die vielen Verketzerungen einen genügenden Rückhalt zu haben. Sie werden es sich selbst gestehen müssen, daß sie noch gar sehr in der Luft stehen und mit so manchen feindseligen Elementen in ihrem eigenen Schoos zu kämpfen haben.

Trotzdem wünschen wir, daß Diejenigen, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, den Vorschlägen der Verfasserin eine recht gewissenhafte Beachtung schenken möchten, da dieselbe ihren Gegenstand mit einer selbst statistischen Gründlichkeit durchgearbeitet hat, wie sie bei Frauen gewiß äußerst selten zu finden ist. In hohem Grade beherzigenswerth ist, was die Verfasserin im ersten Abschnitte über die progressiv wachsende Zunahme des „Pöbels" in unsern Großstädten sagt, wobei man übrigens nicht vergessen sollte, daß dieser nach der Ansicht der Verfasserin „entmenschte" Pöbel vielleicht weniger gefahrdrohend ist als eine feinere und vornehmere Sorte Pöbel, die ihren Tummelplatz hauptsächlich auch in unsern Groß- und Luxusstädten hat. Die Ansichten der Gräfin von unsern Zuständen sind düster genug. „Unsere Staaten", ruft sie aus, „sind im Rückschritte, und zwar in unsern Tagen die civilisirtesten im eilendsten Rückschritte! Befremdet das die stolzen Nationen des 19. Jahrhunderts? Wol treibt ihre Intelligenz, ihre Gelehrsamkeit, ja selbst ihre Philanthropie an einzelnen Stellen bewunderungswürdige Zweige und Blätter hervor, aber die Circulation der Lebenssäfte im ganzen Organismus ist viel zu ungleich, die Stockungen und Lähmungen nehmen überhand, die Wurzeln trocknen ein, der Stamm wird kraftlos, die herrliche Krone, anstatt sich auszubreiten, ist angewelkt, geht immer mehr der Verkümmerung entgegen." An einer Stelle macht die Verfasserin den deutschen Kammern den Vorwurf, daß sie sich zu wenig um die materiellen und moralischen Nothstände des Volks kümmern. „Wann werden", fragt sie, „unter dem heutigen Pygmäengeschlecht unserer Kammern (Verwahrung gegen die wenigen ehrenwerthen Ausnahmen!) endlich Gestalten auftauchen wie Wilberforce, Ashley u. A.?" Dann aber wendet sie sich weiter nach oben und sagt: „Lehret die Könige, wie man in heutigen Tagen königlich wirkt in dem Kampfe gegen die Nothstände, reget sie an, ihre Revuen zu halten nicht blos im Gebiete des Wehrstandes, sondern auch im weiten Gebiete des Nothstandes!" Die Angelegenheit ist auch außerordentlich wichtig; denn Niemand weiß, was wir erleben würden, wenn der künstliche Halt, der die Ordnung jetzt noch zusammenkittet, plötzlich infolge einer Katastrophe weichen sollte. Wir wissen ja wol Alle, daß jene Gottergebenheit, jene Fügung in

die Beschlüsse einer allwaltenden Vorsehung, wie sie dem mittelalterlichen Proletariat eigen waren, heutzutage in unsern Massen gar sehr mangeln, daß ein gemeinsames Band zwischen den verschiedenen Schichten fehlt, daß unsern Staaten und ihren Organen die Finanzoperationen näher liegen als die Operationen der reinen Menschenliebe, was in den untern Schichten gar wohl bekannt ist.

In England hat man sich mit dieser Frage im Allgemeinen viel lebhafter beschäftigt als bei uns, und eben erst ist eine in dies Gebiet einschlagende Schrift von George Godwin unter dem Titel: „London shadows: a glance at the homes of the thousands" (mit zahlreichen Illustrationen), erschienen. Der Verfasser geht von der Ansicht aus: „daß die Wohngebäude die eigentliche Zubereitungsstätte des Menschen sind." Das „Athenaeum", welches der Schrift mit großem Lobe gedenkt, bemerkt am Schlusse seiner Kritik: „Die Selbstsucht ist nicht allein hassenswürdig, sie ist auch positiv die traurigste Form der Unklugheit. Wenn Jedermann nur sich zu seinem eigenen Endziel macht, dann werden alle Dinge ein schlechtes Ende nehmen, lautet ein von Godwin angeführter Ausspruch Coleridge's. Wir Alle sind dabei interessirt, daß dem in diesem Buche so treffend geschilderten Uebel abgeholfen werde. Es ist in einem sehr praktischen, zugleich weisen und menschenfreundlichen Geiste geschrieben, und es wäre zu wünschen, daß es recht viel gelesen würde. Die Lehre, die wir daraus entnehmen, und zwar eine Lehre, die eine weite Anwendung gestattet, ist die: daß Niemand sicher ist, solange Andere in elender Lage sind." Der Verfasser will damit gewiß nicht sagen, daß sich das Elend und die Ungleichheit mit einem Schlage aus der Welt schaffen lassen, sondern nur, daß sich unvergleichlich mehr thun läßt, den nothleidenden Classen ihr Loos weniger drückend zu machen und einer sowol körperlichen als geistigen Entartung des Menschengeschlechts möglichst vorzubeugen. **H. M.**

Eine Charakteristik Cicero's.

Die Engländer selbst räumen ein, daß sie bis vor kurzem von den griechischen und römischen Schriftstellern nur eine äußerliche, auf das Wortverständniß gerichtete Kenntniß besessen haben, daß ihnen erst in den letzten Jahrzehnden ein tieferes geistiges Verständniß des Alterthums aufgegangen ist, und zwar seitdem die deutsche Sprache allgemeiner von englischen Gelehrten studirt und ihnen dadurch Werke von Niebuhr, Böckh, O. Müller u. A. zugänglich geworden sind. Nachdem sie diese Deutschen kennengelernt haben, erscheinen ihnen die englischen Schriften über das Alterthum trocken, unzulänglich und ungenau; sie begnügen sich jetzt nicht mehr damit, die Bedeutung der Wörter, die Regeln der Syntax und die Gesetze der Prosodie zu lernen, sondern erkennen die Nothwendigkeit des Studiums der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und Gesetze, der Religion, Geschichte und Geographie der Nationen, welcher die classischen Autoren angehören. Unter den Schriften, welche infolge der Bekanntschaft mit deutschen Philologen in England hervorgetreten sind und dort einen beträchtlichen Fortschritt auf diesem Gebiete bewirkt haben, zeichnen sich aus das „Dictionary of Greek and Roman antiquities", herausgegeben von William Smith, und das „Dictionary of Greek and Roman biography and mythology" von Demselben, beide unter Mitwirkung vieler andern englischen und auch einiger deutschen Gelehrten. Wenn nun diese Werke einerseits auf deutscher Wissenschaft fußen, so wird ihnen andererseits nachgerühmt, daß sie auch eigenthümliche englische Vorzüge haben: durchweg praktisches Geschick in der Behandlung des Stoffs, gesunden Verstand in den Beurtheilungen, keine Wortverschwendung, keine Kleinigkeitskrämerei, keine Pedanterei. Als letzteres „Dictionary" im Jahre 1849 erschien, wurde es von der Kritik höchst günstig aufgenommen, als ein „array of talent and scholarship, rarely to be met with", und mit der Versicherung, daß viele Jahre vergehen müßten, ehe dies Werk übertroffen oder verdrängt werden würde. Wir theilen aus dem Artikel „Cicero" eine Stelle mit. Nach der Darstellung seiner Lebensgeschichte heißt es:

„Ein Blick auf die verschiedenen Begebenheiten, welche den Gegenstand der obigen Erzählung ausmachen, wird hinlänglich darthun, daß Cicero gänzlich von denjenigen Eigenschaften entblößt war, welche allein ihn hätten befähigen können, den Charakter eines großen, unabhängigen Staatsmanns unter jenen Scenen des Aufruhrs und revolutionärer Gewaltthätigkeit, in welche ihn sein Schicksal geworfen hatte, zu behaupten. Solange er sich in seinem Emporstreben begnügt hatte, eine untergeordnete Rolle zu spielen, war seine Laufbahn durch außerordentliche, wohlverdiente und sehr ehrenvolle Erfolge bezeichnet. Als er aber versuchte, die höchste Stelle zu erringen, wurde er durch kühnere, abenteuerlichere und gewaltigere Geister rauh hinabgestürzt; als er versuchte, den Vermittler zwischen zwei Nebenbuhlern zu machen, wurde er abwechselnd das Werkzeug Beider; und als er nach langem Zaudern sich endlich auf die Seite des Einen geschlagen, schadete er der Sache durch scheue Verzagtheit und zu offenbare Reue. Sein Mangel an Festigkeit in der Stunde der Entscheidung ging bis zur Feigheit; seine zahlreichen und auffallenden Inconsequenzen zerstörten alles Vertrauen auf seine Besonnenheit und Urtheilskraft; seine Unentschlossenheit hatte nicht selten den Anschein ungeschickter Achselträgerei, und seine rastlos begehrliche Eitelkeit setzte ihn unaufhörlich den Schlingen hinterlistiger Schmeichelei aus, während sie ihn zugleich mit Lächerlichkeit und Verachtung bedeckte. Selbst sein gerühmter Patriotismus war von sehr zweifelhaftem, wir möchten sagen, falschem Gepräge; denn seine Vaterlandsliebe war so sehr mit dem kleinlichen Gefühle persönlicher Wichtigkeit gemischt, sein Haß gegen die Tyrannei in seinem Gemüthe so unzertrennlich mit seinem eigenen Verlust an Macht und Ansehen verbunden, daß wir uns kaum überreden können, sein Patriotismus sei der Antrieb eines edeln Herzens und nicht vielmehr die Eingebung der Selbstsucht und eiteln Ruhmbegierde gewesen, oder sein Tyrannenhaß sei aus großherziger Aufopferung für die Rechte und Freiheiten seiner Mitbürger entsprungen und nicht vielmehr aus dem bittern Bewußtsein persönlicher Zurücksetzung und Verdunkelung durch das Uebergewicht und die Vorzüge Anderer. Die seltsamen, in seinen Briefen enthaltenen Bekenntnisse fodern zu einem noch strengern Urtheile heraus, als wir auszusprechen gewagt haben, indem sie uns ein wunderbares, denkwürdiges und lehrreiches Bild der größten intellectuellen Kraft, unauflöslich mit der größten sittlichen Schwäche verknüpft, zur Schau stellen. Bei seinen geselligen und häuslichen Verhältnissen können wir dagegen mit ungemischtem Wohlgefallen verweilen. Mitten unter der allgemeinen ruchlosen Verworfenheit blieb er unbefleckt. Von der Corruption rings umgeben, wagte nicht einmal die Bosheit seine Rechtschaffenheit anzuzweifeln. Gegen seine Untergebenen war er nachsichtig und warm theilnehmend, gegen seine Freunde liebevoll und treu, stets bereit, ihnen in der Stunde der Noth mit Rath, Einfluß oder Geld beizuspringen; vielleicht war er etwas empfindlich, auch lebhaft in der Aeußerung seines Zorns, wenn er sich beleidigt fühlte; aber er war leicht beschwichtigt und frei von allem nachtragenden Groll." **29.**

Notiz.

Statistisches.

Infolge der Massenverhältnisse und complicirten Zustände, die sich bei den modernen Völkern und Staaten herausgebildet haben, infolge der rapiden Bevölkerungszunahme wie des Wachsthums der Communicationsmittel und des internationalen Verkehrs in jeder Hinsicht hat die Statistik eine Bedeutung erlangt, die sie in keinem frühern Jahrhunderte gehabt hat. Selbst für die Kenntniß der sittlichen Zustände moderner Bevölkerungen hat sich die Wissenschaft der Statistik als eine vorzügliche Quelle bewährt. Daher wollen wir den zweiten Jahr-

gang des von Otto Hübner herausgegebenen „Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik" auch in d. Bl. nicht unberührt lassen. Unter den trefflichen, mit großer Gründlichkeit gearbeiteten Aufsätzen in diesem Jahrgange nennen wir „Das Königreich Sachsen" von E. Engel, Chef des Statistischen Bureau zu Dresden; „Die Großherzogthümer Mecklenburg" vom Herausgeber; „Ueber die Vertheilung des Grundeigenthums im Königreich Hannover" von Abeken, Vorstand des Statistischen Bureau zu Hannover; „Das deutsche Städtewesen" von Rutenberg; die Artikel über den Deutschen Zollverein, die deutschen Messen, die deutschen Banken, das deutsche Versicherungswesen, die deutsche Stromschiffahrt, die deutsche Auswanderung u. s. w. vom Herausgeber. Der vorangestellte „Jahresbericht des statistischen Amts des königlichen Polizeipräsidiums zu Berlin" gewährt einen überraschenden Ueberblick über das ungeheuere, der Stadt freilich auch enorme Leistungen auflegende Wachsthum Berlins nach allen Richtungen hin. Ein Blick in die Zahlen, welche die sittlichen Zustände und den Pauperismus betreffen, ist allerdings weniger erfreulich. Die Zahl der schwerern Verbrechen und der Diebstähle ist zwar ziemlich gleich geblieben und zeigt sogar gegen die Jahre 1847, 1848 und 1849 eine geringe Abnahme, dagegen betrug die Zahl der polizeilich Bestraften, resp. unter polizeiliche Aufsicht Gestellten im Jahre 1845 nur 11,559, im Jahre 1851 dagegen mehr als das Doppelte, nämlich 26,730. Doch kann dies freilich auch zum Theil, obschon ganz gewiß nicht ausschließlich Ergebniß einer sorgfältigern Handhabung und vervollkommnetern Organisation der polizeilichen Gewalt sein. Als Zeichen fortschreitender Verarmung ist es ohne Zweifel zu betrachten, daß im Jahre 1831 nur vier Privat-Pfandleihen für Berlin hinreichten, daß dagegen im Jahre 1852 bereits 11 solcher Anstalten (außer dem königlichen Leihamt) bestanden, daß die Zahl der Pfandstücke weit hinaus über das Verhältniß der Vermehrung der Einwohnerzahl, vom Jahre 1837 bis zum Jahre 1852 um mehr als das Achtfache, die Summe der Darlehen um mehr als das Dreifache gestiegen ist. Am Säuferwahnsinn starben im Laufe von zehn Jahren (1842—52) nicht weniger als 454 Personen! Auffallend ist die Erscheinung, daß die Zahl der Selbstmorde gerade in den Jahren der politischen Aufregung eine verhältnißmäßig geringe war; denn während 1847 die Zahl der Todesfälle durch Selbstmord 105 betrug, belief sie sich 1848 nur auf 95, im Jahre 1849 auf 76, dagegen im Jahre 1850 auf 104, im Jahre 1851 auf 110 und im Jahre 1852 sogar auf 144! **H. M.**

Bibliographie.

Der Adler. Novellen und Erzählungen herausgegeben von L. Fliß. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bohlen, J. v., Geschichte des adlichen, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts von Krassow. Zwei Theile. Berlin, Schneider u. Comp. 1853. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bölte, Amely, Männer und Frauen. Novellen. Zwei Bände. Dessau, Gebr. Katz. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dursch, G. M., Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, A., Nausikaa. Tragödie in fünf Aufzügen. Herausgegeben von A. Stern. Leipzig, Hinze. Gr. 16. 15 Ngr.

Flathe, T., Geschichte des Phokischen Kriegs. Plauen, Schröter. Gr. 4. 6 Ngr.

Heerkloß, A., Betrachtungen über die Odyssee. Trier, Lintz. Gr. 8. 15 Ngr.

Jaep, G., Die griechische Sphinx. Eine mythologische Abhandlung. Göttingen, Wigand. Hoch 4. 8 Ngr.

Keyser, T. E., J. G. Fr. Cannabich in seinem Leben und in seiner literarischen Wirksamkeit. Ein biographisches Denkmal für die Schüler, Freunde und Verehrer desselben. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Lage der Christen in der Türkei und das russische Protectorat. Ergebnisse persönlicher Erfahrungen während eines mehrjährigen Aufenthalts im Orient veröffentlicht von Christophilos Alethes. Berlin, Rauh. Gr. 8. 15 Ngr.

Oesterreich und England. Kritischer Beitrag zur Geschichte der Bündnisse und Zerwürfnisse zwischen beiden Staaten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 18 Ngr.

Pompper, H., Die Grundwahrheiten der christlichen Religion für Gebildete dargestellt. Dessau, Baumgarten u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quandt, J. G. v., Erzählungen des Herrn Kauz. Dresden, Burdach. Gr. 8. 24 Ngr.

Reinhold, E., System der Metaphysik. 3te neu bearbeitete Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneidawind, F. J. A., Aus dem Hauptquartiere und Feldleben des Vater Radetzky. Scenen und Erzählungen aus den Feldzügen der k. k. österreichischen Armee in Italien in den Jahren 1848 und 1849. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 20 Ngr.

Taggesell, D. A., Tagebuch eines Dresdner Bürgers; oder Niederschreibung der Ereignisse eines jeden Tages, soweit solche vom Jahre 1806 bis 1851 für Dresden und dessen Bewohner von geschichtlichem, gewerblichem oder örtlichem Interesse waren. Nebst einem Vorworte von G. Klemm. Dresden, Burdach. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Widmann, A., Für stille Abende. Erzählungen. Berlin, Besser. 16. 1 Thlr.

Wolff, J. H., Die wesentlichste Grundlage der monumentalen Baukunst. Historisch dargelegt an den Meisterwerken der alten Architectur. Eine Abtheilung geschichtlicher Vorträge gehalten in den 50er Jahren. Göttingen, Wigand. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zitz, Kathinka, Ernste und heitere Lebensbilder. Erzählungen. Drei Bände. Berlin, Röhring. 12. 22½ Ngr.

Zychlinski, F. v., Geschichte des 24. Infanterie-Regiments. 1ster Theil: 1813. 1814. 1815. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Hansen, J. A. J., Der Morgenstern der religiösen und politischen Wiedergeburt Deutschlands, oder prophetische Stimmen über unsere Gegenwart und Zukunft, kurz zusammengestellt. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Trier, Gall. Gr. 8. 8 Ngr.

Maydorn, Die innere und äußere Mission in der Schule. Erste gekrönte Preisschrift des Schulblatts der evangelischen Seminare Schlesiens. Steinau. Gr. 8. 5 Ngr.

Die türkischen Nachbarländer an der Südostgrenze Oesterreichs: Serbien, Bosnien, Türkisch-Kroatien, Herzegowina und Montenegro. Ausführliche Darstellung der Lage, Beschaffenheit des Bodens, der Straßen, der Orte, der Bevölkerung und der Geschichte dieser Länder, so wie ihrer Bedeutung für den gegenwärtigen russisch-türkischen Krieg und einer genauen Uebersichtskarte. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 Ngr.

Scheibe, F. L., Predigt über Lucas 24, 9—12 am 2. Ostertage 1854 gehalten. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 2½ Ngr.

Spengel, L., Das philologische Seminarium in München und die Ultramontanen. München, Kaiser. Gr. 8. 5 Ngr.

Stahl, Rede über die Anleihe in der Sitzung der Ersten Kammer vom 25. April 1854. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der russisch-türkische Streit und der Widerstand Europas gegen die russische Politik. Eine aus den neuesten und besten Quellen geschöpfte Darstellung der Ereignisse, welche allmälig zum bewaffneten Einschreiten und dann zum Kriege der Westmächte gegen Rußland geführt. Nebst der vollständigen geheimen Correspondenz und andern auf die orientalische Frage Bezug habenden wichtigen Actenstücke. Wien, Hartleben. Gr. 8. 18 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

zwölfte Band (89.—96. Heft).
Perthes — Riff.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Juni 1854.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Penn oder die Zustände Englands 1644—1718. Aus dem Englischen frei übertragen von **Ernst Bunsen.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bearbeiter, Sohn des bekannten Staatsmanns und Gelehrten, äußert in der Vorrede: „Die Begründung religiöser Toleranz und die Befestigung politischer Freiheit während des merkwürdigsten Zeitabschnitts der englischen Geschichte; die allmälige Entwickelung des Geschworenengerichts; die Anlage der ersten Colonien in Amerika und deren Verfassungen: dies sind die Hauptbegebenheiten, welche sich um das Leben **William Penn's** schaaren, und ich hoffe, daß deren Beschreibung, verbunden mit der Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes und seiner hervorragendsten Zeitgenossen, deutschen Lesern nicht unwillkommen sein werde." Die Biographie von **Dixon** ist dem Werke zugrundegelegt; Macaulay's Anklagen gegen Penn finden ihre Widerlegung.

In meinem Verlage erschien soeben:

Von dem einen Anfange und dem einen Ende alles Rechts, nach des Joh. Bapt. Vico Buche de universi juris uno principio et fine uno **bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von** Dr. **Karl Heinrich Müller, Großherzogl. Meckl. Strel. Hofrath. Preis geh. 27 Sgr.**

Zur besten Empfehlung dieses Werkchens wird es gereichen, auf die ausgezeichneten Urtheile von **Goethe** in der ital. Reise, von **F. A. Wolff** im Museum der Alterthumswiss., von **Orelli** im Schweiz. Museum, von **Goeschel** in den Flieg. Blättern und unter den Franzosen von **Lerminier** in der Introd. à l'histoire du droit und von **Cousin** in dem Cours de philosophie über die außerordentlichen Verdienste Vico's hinzuweisen.

C. Brünslow in Neubrandenburg.

Bei dem Unterzeichneten erschien soeben:

Sammlung englischer Schriftsteller
mit deutschen Anmerkungen
herausgegeben
von
Ludwig Herrig.

V. Bändchen: **Shakspeare's** Merchant of Venice, erklärt von *L. Herrig*. 10 Sgr.
VI. Bändchen: **Tennyson's** ausgewählte Gedichte, erklärt von *H. Fischer*. 10 Sgr.
VII. Bändchen: **Byron's** Childe Harold. I, II. Gesang, erklärt von *Fr. Brockerhoff*. 12 Sgr.

Die im vorigen Jahre erschienenen vier Bändchen, von denen jedes einzeln zu erhalten ist, enthalten:

I. Bändchen: **Shakspeare's** Macbeth, erklärt von *L. Herrig*. 10 Sgr.
II. Bändchen: **Byron's** Marino Faliero, erklärt von *Fr. Brockerhoff*. 15 Sgr.
III. Bändchen: **Shakspeare's** Romeo and Juliet, erklärt von *J. Heussi*. 10 Sgr.
IV. Bändchen: **Shakspeare's** Othello, erklärt von *E. W. Sievers*. 10 Sgr.

Jedem Freunde der englischen Sprache, namentlich den Lehrern an Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen werden diese Ausgaben bestens empfohlen.

Berlin, im Mai 1854.

Th. Chr. Fr. Enslin.

En vente chez **F. A. Brockhaus à Leipzig:**

Ahn (F.), **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.**
Premier cours. 6me édition. 1854. 8 Ngr.
Second cours. 3me édition. 1853. 10 Ngr.
Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

Neue Unterhaltungsliteratur
aus dem
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Erster bis dritter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

———, **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** **Morgen-Wachen.**

Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Chop (K.), Poesie und Verbrechen. Eine Glosse in Prosa. 8. Geh. 1 Thlr.

Clausberg (Amalie von), Schloß Bucha. Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Giseke (R.), Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

———, **Kleine Welt und große Welt.** Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

———, **Pfarr-Röschen.** Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Goltz (B.), Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. 8. Geh.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Fünfte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Großoctav. — Ausgabe in Octav. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

———. **Lichtstrahlen** aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maier.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Koenig (H.), Gesammelte Schriften. Erster Band. — A. u. d. T.: **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr.

———, **Auch eine Jugend.** 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Lisettens Tagebuch. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Menzel (W.), Furore. Geschichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Prof. **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. 8 Thlr.

Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Sechs Theile. 12. Geh. 9 Thlr.

Prutz (R.), Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

———, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

———, **Das Hofer-Käthchen.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Rellstab (L.), 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. 12. Geh.

Schönberg (E. von), Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schücking (L.), Ein Staatsgeheimniß. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Sternberg (A. von), Ein Carneval in Berlin. 8. Geh. 1 Thlr.

———, **Macargan** oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

———, **Die Ritter von Marienburg.** Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Talvj, Heloise. Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

———, **Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tauber (J. S.), Die letzten Juden. Verschollene Ghetto-Märchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Töpffer (R.), Gesammelte Schriften. Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8. I—III. **Genfer Novellen.** 1 Thlr. 15 Ngr. IV—VII. **Das Pfarrhaus.** 3 Thlr.

Uhl (F.), An der Theiß. Stillleben. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich ein Bogen. 8. Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Probenummern und der bereits in zweiter Auflage erschienene **erste Band** (geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Geschlechtsleben des Weibes

in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Von **Dr. W. H. Busch.** 5 Bände. 8. 18 Thlr.

I. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 3 Thlr. 25 Ngr. — II. Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 3 Thlr. — III. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 4 Thlr. — IV. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 5 Thlr. — V. Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. 2 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 8. Juni 1854.

Bülow von Dennewitz.

Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein neues biographisches Denkmal von Varnhagen's Meisterhand wird stets mit Freuden begrüßt werden. Das vorliegende zeichnet uns ein Heldenbild, auf welchem der Blick mit dem reinsten Wohlgefallen verweilen kann; es ist ein Charakter in voller Bedeutung des Worts: Kraft und Geist in ihm vereinigt, jene zu wahrer Selbständigkeit im Thun und Handeln entwickelt, heftiger Leidenschaften, selbst aufbrausenden Jähzorns fähig, dieser als höchste seiner Eigenschaften, welcher alle übrigen als ihrer vereinigenden Mitte sich anschlossen, die Begabung zum Feldherrn entfaltend, welche die Heerestheile, die er als Oberbefehlshaber geführt, in drei wechselvollen Feldzügen nie besiegt werden ließ. Bülow's Neider haben das reines Glück genannt! Bei hellem und starkem Verstande besaß er viel Phantasie, überhaupt eine große Beweglichkeit des Geistes; in Sachen des Glaubens ohne Grübeln den Lehren seiner Kirche folgend, hing er im Stillen den Swedenborg'schen Träumereien an, die er in seiner frühen Jugend von seinem Vater aufgenommen hatte; ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, besonders in ihrer ernsten und classischen Richtung, hat er sich in eigenen Compositionen versucht; im häuslichen Leben von einer seltenen Liebenswürdigkeit, bewährte er sich öffentlich überall menschenfreundlich und edel, treu in der Freundschaft, bescheiden und frei von jeder Anmaßung. Nur als Untergebener verstand er nicht blind zu gehorchen, wo seine bessere Einsicht sich dem Unverstande, der Schwäche oder der Falschheit unterordnen sollte: man hat ihn deshalb des Ungehorsams und der Eigenmächtigkeit angeklagt, aber was wäre ohne sein selbständiges Handeln bei Großbeeren und Dennewitz geschehen? Der Feldherr, sagt sein Biograph treffend, muß auch den Muth großer Verantwortung haben, ihm steht es zu, in gegebenen Fällen auch nach oben trotzig zu sein, freilich nie zu persönlichem Zweck und immer auf eigene Gefahr! Aus einem nur fügsamen, nur unterwürfigen Sinn ist nie ein Helfer in der Noth, ein Retter hervorgegangen.

Friedrich Wilhelm von Bülow wurde am 16. Februar 1755 zu Falkenberg in der Altmark, dem Erbgute seines Vaters, geboren. Er war der dritte von fünf Brüdern, unter denen, nächst ihm, der vierte, Dietrich oder, wie er sich selbst meist genannt hat, Heinrich, hervorzuheben ist; unsere Leser wissen, daß er jener geniale, unglückliche Bülow war, dessen militärische Schriften kürzlich in d. Bl. (Nr. 14) besprochen worden sind. Der Vater war ein seltsamer Charakter, der auf seinem Erbe wie ein echter Freiherr, selbständig Recht übend, großmüthig bis zur Verschwendung, gastfrei im großartigsten Stile, lebte, in seinen spätern Jahren aber aus dem Zusammenwirken verschiedener Ursachen dem Hang zur Einsamkeit verfiel und sein Zimmer selten verließ, während seine Gattin das Hauswesen noch immer auf dem frühern anständigen Fuße fortführte. Von nun an veränderte sich sein ganzes Wesen; die Poesie und Philosophie, welche er scherzweise seine beiden Geliebten genannt, reizten ihn nicht mehr; statt der Voltaire'schen Richtung, wie bisher, zu folgen, wandte sich sein Geist zu den schwärmerischen und geheimnißvollen Grübeleien Swedenborg's, zu welchen die Keime schon längst in seiner Seele gelegen haben mochten, noch aus seiner Kindheit, die er in Stockholm, wo sein Vater preußischer Gesandter war, verlebt hatte. Er legte jetzt ein langes orientalisches Gewand an, ließ seinen Bart wachsen und trieb seine Seltsamkeiten bis an die Grenze des Irrsinns. Das eigenthümliche Leben in Falkenberg hatte auf die Söhne des Hauses den wesentlichsten Einfluß.

Die Mischung von Aufklärung und Geisterwesen, sagt Varnhagen, von freiem Naturleben und lebhafter Geselligkeit — denn das Haus blieb gastlich den häufigen Besuchen von Verwandten und Freunden offen — mußte die aufgeweckten Knaben frühzeitig zum eigenen Nachdenken reizen und ihre Geistesfähigkeiten rasch entwickeln. Sie hatten aus der Verwirrung, in welche so

viele Widersprüche sie versetzten, mit eigener Kraft sich herauszuarbeiten und in diesem gemeinsamen Bestreben jeder wieder die Besonderheiten zu bekämpfen, welche die andern dabei zeigten. So war denn das junge Geschlecht in beständiger Uebung geistiger Streitkräfte, immer bereit zu erforschen, zu prüfen, Sätze aufzustellen und zu widerlegen, Alles dem eigenen Urtheile unterzuordnen; die einzige Autorität, welche sie anerkannt hätten, die des Vaters, war in den meisten Fällen nicht anzurufen.

Bis in sein vierzehntes Jahr blieb Friedrich Wilhelm im väterlichen Hause. Im Jahre 1768 trat er als Fahnenjunker in das Regiment von Braun zu Berlin ein, in welchem er die ganze Strenge damaligen Dienstes kennenlernte. Wir empfehlen unsern jungen Kameraden, welche mit ihrer Lage unzufrieden sind, einen kleinen Vergleich zwischen dem Jetzt und Damals ihrer Charge anzustellen, wozu sie unter Anderm in Knesebeck's Autobiographie Beiträge finden können. Erst nach vier Jahren wurde Bülow Fähnrich und sechs Jahre später Lieutenant. Vortrefflich ist die Charakteristik Berlins aus jener Zeit, welche uns Varnhagen gibt, um Bülow's geistige Entwickelung zu erklären.

Die Hauptstadt Preußens war damals an Bevölkerung, Reichthum und Hülfsmitteln jeder Art kaum ein Viertheil Dessen, was sie heute ist, an schaffender Thätigkeit, Bildung und Lebensgenuß vielleicht kaum ein Zehntheil. In allen Classen zeigte sich eine ärmliche Beschränktheit, neben der freilich die wenigen Reichen verhältnißmäßig um so reicher schienen. Daneben erhob sich ein kecker Stolz, der andere Ueberlegenheit ansprach, des klügsten Verstandes, des raschesten Muthes, und der den strahlenden Waffenruhm des siegreichen Heeres gleichsam zum Gemeingut machte, an welchem auch der Geringste seinen Antheil haben konnte. Das zahlreiche Militär stand daher vorzugsweise in Macht und Ansehen, nicht nur nach dem Willen und der Fügung von oben, sondern auch durch die zustimmende Meinung des Volks selbst. Nach allen Seiten machte sich der Vorzug des Kriegerstandes geltend, und wenn die rohe Aeußerlichkeit des Rangs allein schon dazu genügte, so mußte jedes Bildungsstreben, das sich ihm beigesellte, diese Geltung nur um so kräftiger bestätigen und erhöhen. Bildung aber war damals in Berlin noch wenig verbreitet, der gesellige Ton und Verkehr entweder zwangvoll steif oder ungebunden gemein; Lust und Vergnügen selbst erschienen nur in niedriger Gestalt; edlere Sitte, geistiger Aufschwung gehörten zu den Ausnahmen. Wo jedoch inmitten dieses wüsten Treibens ein höheres Streben sich kund gab, da durfte man sicher annehmen, es sei von echter Art, von Eifer und Ausdauer unterstützt, denn es hatte schon einer besondern Kraft bedurft, um aus der rohen Masse so weit sich loszuringen; Kenntnisse und Fertigkeiten waren selten, sie boten sich nicht auf offenem Markte jedem Vorübergehenden an, sondern mußten mit starkem Willen und manchen Opfern meist schwierig erworben werden. Daher sehen wir in jener Zeit mit dem Talent und der Geistesbildung fast immer auch Gediegenheit des Charakters verknüpft.

So war es bei Bülow. Aber neben seinen ernsten Studien in den Kriegswissenschaften, in der Mathematik, Erdkunde und Geschichte, trieb er auch Musik, in welcher ihm der berühmte Fasch, Kammermusikus des Königs und Begründer der Singakademie, Unterricht ertheilte, und er genoß mit seinem ältern Bruder, welcher bei demselben Regimente stand, heiter und fröhlich alle Freuden der Jugend. Auch an Herzensneigungen fehlte es nicht. Die liebenswürdige Schauspielerin Döbbelin fesselte Bülow lange Zeit und er verleugnete diese Neigung auch später nicht; noch 1813, als er eines Abends im Theater „Die Jäger" von Iffland aufführen sah, in welchen die nun ganz alte Döbbelin die Oberförsterin spielte, flüsterte Bülow seiner Schwägerin zu: „Sehen Sie da, mit dieser alten dicken Person wollte ich in meinem einundzwanzigsten Jahre davonlaufen."

Der Tod Friedrich's des Großen und die Persönlichkeit des neuen Königs brachten ein freieres Leben in die Kreise der vornehmen Welt. Bülow, dessen Bruder ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Gräfin Matuschka, Schwester der Geliebten Friedrich Wilhelm's II., nachherigen Gräfin Lichtenau, war, wurde auch bei dieser eingeführt und dem Könige hier besonders durch seine Musikliebe empfohlen, sodaß nun das Hofleben für ihn eine neue Schule der Erfahrung wurde. Sein scharfer Verstand hütete ihn, so gewandt er sich auch die Formen der großen Welt anzueignen wußte, vor deren Täuschungen und Verstrickungen.

Im Jahre 1791 starb Bülow's Vater; man fand ihn eines Morgens todt, aufrecht an einem Tische stehend, auf den er beide Hände gestützt hatte. In den letzten 18 Jahren war er fast gar nicht mehr aus seinem Zimmer gekommen, dessen mittlere Diele im Fußboden von dem regelmäßigen Auf- und Abgehen eine tiefe Rinne zeigte. Die Brüder theilten das sehr geschmolzene Erbe, Falkenberg wurde verkauft.

Unterdessen war in Frankreich die Revolution ausgebrochen, gegen welche 1792 der Krieg zum Ausbruche kam. Bülow's Regiment nahm an dem ersten Feldzuge nicht theil, er selbst erhielt aber 1793 die Bestimmung, als militärischer Begleiter des Prinzen Louis Ferdinand mit ins Feld zu ziehen. Es beweist das große Vertrauen, das man in seinen Charakter setzte. Bülow schien in der That alle Eigenschaften zu vereinen, die zu so schwieriger Aufgabe nöthig waren: Muth und Tüchtigkeit jeder Art, heitern Lebenssinn, taktvolle Klugheit, entschiedene Willenskraft und mannhafte Festigkeit.

Ueber den genialen Prinzen spricht sich Varnhagen aus, wie folgt: Durch seine glänzende Begabung, seinen ungestümen Lebenslauf und seinen unglücklichen frühen Tod hat Prinz Louis Ferdinand eine Berühmtheit erlangt, deren Inhalt sehr verschieden beurtheilt worden ist. Nicht ohne Grund hat man ihm sein ungeordnetes, zerstreutes und ausschweifendes Leben vorgeworfen, dabei

jedoch meist nicht in Anschlag gebracht, was davon der freiern Lebensweise, die damals in allen Ständen und besonders in den höchsten herrschte, zuzurechnen ist, noch auch die eigenthümlichen Umstände gehörig erwogen, durch die sein mächtiger Thatendrang fast nur auf die Enge des Privatlebens angewiesen war. Seinen Tod, welchen gehässige Urtheile gern als die Folge leichtsinnigen Unbedachts und thörichten Wagnisses bezeichnen wollten, haben einsichtsvolle Richter als eine heldenmüthige, von dem Gefühle der Staatslage und der Kriegsehre gebotene Selbstaufopferung angesehen, welche dem Beginne eines verzweifelten Kampfes die Weihe eines großen Beispiels gab. Seine genialen Eigenschaften, seinen Heldenmuth, seine liebenswürdige Menschenfreundlichkeit, seinen aufstrebenden Geist haben auch seine Widersacher stets anerkennen müssen.

Interessant ist es, mit diesem Urtheil die Charakteristik zu vergleichen, welche Clausewitz in seinem Manuscripte von 1806 über den Prinzen gibt, ebenso das Bild, das Marwitz in seinen „Denkwürdigkeiten" von ihm aufgezeichnet hat.

Das Verhältniß Bülow's zu dem Prinzen war gleich von Anfang an ein sehr trauliches, ja ein Vorfall, der es zu lösen drohte, trug dazu bei, ihm erst recht festen Halt zu geben. Des Prinzen leidenschaftlichen Aufwallungen konnte Bülow, der selbst leicht in Heftigkeit ausbrach, nicht immer Mäßigung entgegensetzen. So gerieth er einst bei der Mittagstafel, wo der Prinz mit seiner Mutter einen Wortwechsel hatte und Bülow dieser Recht gab, mit ihm in Streit, der Prinz warf ein verletzendes Wort hin, Bülow sprang auf, der Prinz ebenfalls, und mit lauten Reden fuhr er ihm mit der Hand dicht unter der Nase herum. „Prinz", rief Bülow, „wenn Sie sich das noch ein mal unterstehen, so greif' ich zum Degen!" Der Prinz ließ nicht ab, da zum allgemeinen Entsetzen zog Bülow, man brachte sie auseinander und Louis Ferdinand stürzte wüthend fort. Nach wenigen Minuten erhielt Bülow von ihm eine Ausfoderung, doch ehe noch die Antwort ertheilt war, kam der Prinz wieder, fiel ihm weinend an die Brust und bat ihn um Verzeihung. Durch diesen Vorfall wurde das bisher etwas ungewisse Verhältniß heilsam entschieden und Bülow's Ansehen, das ganz auf dem Spiele stand, durch seinen muthigen Trotz auf immer festgestellt.

An der Seite des Prinzen kämpfte Bülow vor Mainz und kehrte mit ihm im Herbste, als Waffenruhe eintrat, nach Berlin zurück, wo der Winter unter Festlichkeiten verging, ohne jedoch eine Unterbrechung der militärischen Studien zur Folge zu haben. Auch dem folgenden Feldzuge wohnten Beide mit Auszeichnung bei, bis der Frieden von Basel geschlossen wurde. Der Prinz war inzwischen Generalmajor und Inhaber eines Fußregiments, Bülow Major geworden. Das äußere Verhältniß Beider mußte demnach gelöst werden. Bülow erhielt 1795 eine Compagnie in der zweiten ostpreußischen Füsilierbrigade zu Soldau. Aus dem lebhaften Getriebe des glänzenden Kriegs- und Hoflagers plötzlich in die Einsamkeit der Provinz versetzt, nahmen ihn gleichwol die dienstlichen Beschäftigungen in der neuen Truppengattung vollauf in Anspruch; er konnte seiner Liebe zur Jagd nachhängen und fand den höhern Genuß in der Musik. Im Jahre 1797 wurde er zum Commandeur eines neuen Füsilierbataillons ernannt, dessen Errichtung fast ganz der Leitung Bülow's überlassen blieb. Er widmete dieser Organisation und der Ausbildung seiner Leute sowol als der Offiziere alle Sorgfalt, was auch König Friedrich Wilhelm III., als er 1798 zur Huldigung nach Preußen kam, sehr gnädig anerkannte.

Bülow trat in dieser Zeit mit York, welcher ebenfalls ein Bataillon in derselben Brigade erhalten hatte, in Beziehungen, welche bei so ganz verschiedener Gemüths- und Sinnesart, die sich abstoßen mußte, den Grund zu jener Abneigung legten, welche später, hauptsächlich in York, so stark hervortrat. Im Jahre 1802 verheirathete sich Bülow mit einem Fräulein von Auer; sein behaglicher Hausstand zog Theilnehmer herbei, auch seine Brüder, der älteste, Karl, gescheitert und verarmt, der jüngste, Dietrich, in seinen abenteuerlichen Entwürfen, suchten Hülfe bei ihm und nicht vergebens. Was Letzterer von ihm hielt, beweist seine anmaßende Aeußerung: „Mein Bruder Wilhelm ist von uns Bülows der dümmste, aber von allen Stabsoffizieren noch immer der klügste."

Als 1805 der Krieg auszubrechen drohte, erhielt auch Bülow's Bataillon Marschordre; er selbst war zum Commandeur eines Infanterieregiments ernannt worden, blieb aber auf seinen Wunsch in dem bisherigen Verhältniß. Den unglücklichen Feldzug von 1806 machte sein Bataillon nicht mit, stieß dagegen später zu dem Lestocq'schen Corps und wurde vor Danzig verwendet, um die Verbindung dieser Festung mit Pillau und Königsberg über die Nehrung zu erhalten. Hier kämpfte Bülow unter den ungünstigsten Verhältnissen, sein Bataillon wurde vernichtet; man gestand ihm untadelhaftes Verhalten, richtige Einsicht und große Tapferkeit zu, aber man fand, er habe kein Glück! Wie glänzend kehrte sich das später zum Gegentheil um! Bülow erhielt nun eine Anstellung als Brigadier bei Blücher's Truppen in Schwedisch-Pommern, wo er für die Ausrüstung und Einübung neuer Truppen unter großen Schwierigkeiten thätig war und schon zu dem beabsichtigten Kriegszug, der unterstützt von englischen und schwedischen Hülfsvölkern in den Rücken der Franzosen gehen und dem Kriege eine ganz neue Lage geben sollte, Alles fertig sah, als der unglückliche Friede zu Tilsit geschlossen wurde.

Bülow gehörte zu den Begünstigten, welche in dem kleinen Heere, auf welches Preußen beschränkt wurde, verblieb. Auch er war von der Gesinnung erfüllt, welche die Herstellung der Macht und Ehre Preußens zuversichtlich erwartete, doch blieb er den Entwürfen und Anschlägen fern, welche gleich nach dem Frieden von den trefflichsten Männern gehegt und betrieben wurden, und

betheiligte sich auf keine Weise an dem weitverzweigten Tugendbunde. Sein Haß und Zorn gegen das fremde Joch, sein Streben und Hoffen künftiger Befreiung vereinigten sich in seinem militärischen Beruf, hier war sein Trotz, seine Thätigkeit.

In Königsberg war eine Commission eingesetzt worden, um das Verhalten der Generale und Offiziere in dem unglücklichen Kriege zu prüfen; Bülow wurde zum Mitgliede dieser Commission ernannt und blieb lange, wiewol ungern, dabei beschäftigt, bis der König ihn 1808 nach Pommern versetzte, um den erkrankten General Blücher, dessen Truppen der Kern der beschränkten Heeresmacht, der Hort des Staats waren, in allen militärischen Anordnungen zu unterstützen. Es war ein schwieriges Verhältniß, in das er trat, auch in politischer Beziehung: mit den Franzosen gab es unaufhörlich Reibungen, in denen sowol zu großer Trotz als zu große Nachgiebigkeit schädlich war: Blücher und Bülow wußten das rechte Maß ruhiger Entschlossenheit zu treffen. Im Jahre 1809 wurde Bülow, der bereits 1808 zum Generalmajor befördert war, Brigadier der pommerschen Infanterie; das Verhältniß zu Blücher, das zuletzt nicht mehr einträchtig gewesen, löste sich dadurch. Blücher sagte ihm einmal: „Herr General, Sie sind gut zum Befehlen, schlecht zum Gehorchen!" Es entstand später ein entschiedener Bruch und Bülow wurde unter Beweisen der königlichen Gnade nach Marienwerder zur westpreußischen Brigade versetzt. Hier aber befehligte York, mit welchem noch schwerer auszukommen war als mit Blücher. York selbst war über den neuen Untergebenen, der ihm zugedacht war, sehr aufgeregt; in einem Briefe an Scharnhorst, welchen Droysen mittheilt, sagt er, daß er schon seine Kuchenreuter (Pistolen) in Stand setzen lasse, weil er überzeugt sei, daß Bülow und er nicht acht Tage zusammen sein könnten, ohne sich bei den Haaren zu haben. Die Sache schwebte dem zufolge noch längere Zeit, bis York zum Oberbefehlshaber in ganz Preußen ernannt wurde und Bülow auf dessen eigenen Vorschlag die Brigade bekam. Das preußische Heer, damals nur 45 Bataillone, 77 Escadrons, 21 Batterien stark, war nämlich in 6 Brigaden nach den Provinzen getheilt und jede Brigade aus allen Waffen zusammengesetzt; in andern Armeen hieß eine solche Heeresabtheilung Division, welche Benennung erst später in der preußischen eingeführt wurde.

Der Vertrag mit Frankreich, an dem Kriege gegen Rußland theilzunehmen, bewog über 300 Offiziere, welche nicht für Napoleon fechten wollten, den Abschied zu fodern und theils nach Spanien, theils nach Rußland zu gehen. Auch Bülow erhielt dringende Auffoderungen, unter den glänzendsten Aussichten in russische Dienste zu treten, aber sein Pflichtgefühl überwog, und sein Entschluß, der Sache des Königs, wohin sie sich auch wende, treu zu folgen, wankte keinen Augenblick. York wurde als zweiter Befehlshaber unter Grawert dem Hülfscorps beigegeben, das Preußen zu stellen hatte, Bülow erhielt die einstweilige Verwaltung der Gouvernements Ost- und Westpreußen und übernahm nach dem Ausmarsch des mobilen Corps in Königsberg die Geschäfte, welche er unter den schwierigsten Verhältnissen mit dem von Napoleon zum Generalgouverneur in Preußen ernannten General Hogendorp und später Loison standhaft und klug leitete. Nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs, als sich der Strom der Flüchtigen in all seinem Elend und Jammer durch Preußen wälzte, schöpfte Bülow neue Hoffnungen für das Vaterland und drang auf rasche, durchgreifende Entschließung. Aber man verwies ihm seinen voreiligen Eifer und warnte ihn, durch keine Unvorsichtigkeit die Lage des Staats zu gefährden. In der That befand sich Bülow auch noch mehr als York in französischer Gewalt und Abhängigkeit und sah sich nun auf seine eigene politische Einsicht und diplomatische Geschicklichkeit gewiesen. Es kam vor allem darauf an, so viel als möglich Truppen und Kriegsmittel aller Art zu vereinigen und außerhalb fremden Einflusses sicherzustellen, um dem König für jeden Entschluß, den er fassen würde, eine selbständige Heeresmacht verfügbar zu halten. In diesem Sinne hielt Bülow alle Ersatztruppen und Zufuhren fest, schaffte alle Kriegsvorräthe nach Graudenz, verstärkte im Stillen die Garnison von Pillau. Die Präsidenten von Auerswald und von Schön unterstützten ihn dabei nach Kräften. Bestimmtere Befehle aus Berlin sagten ihm, daß er, auf eigene Verantwortung anfangs, richtig gehandelt habe, doch trübten sich die Nachrichten wieder durch bedenkliche Schwankungen, und auch der entscheidende Schritt York's, die Capitulation von Tauroggen, bereitete Bülow bei der Anwesenheit des Königs von Neapel große Verlegenheiten. Der unverhoffte Abmarsch des Letztern ließ ihm aber bald freiere Hand, er zog seine Truppen zusammen und marschirte, alle Berührungen mit den Franzosen vermeidend, nach der Weichsel ab, von dort weiter nach Neu-Stettin, wo er am 17. Januar 1813 anlangte. Hier wurde in Erwartung weiterer Befehle Halt gemacht und die Ausbildung und Mehrung der Truppen eifrig fortgesetzt. Sowol York als Stein suchten Bülow vergebens zum offenen Anschluß an die That des Erstern zu bewegen; ebenso wahrte er sich vor den russischen Auffoderungen und in dritter Richtung vor den Zumuthungen des französischen Commandanten von Stettin und des Marschalls Victor, unter dessen Befehl ihn der Vicekönig zu stellen versuchte.

Endlich klärten sich die Verhältnisse, der Bund Preußens mit Rußland kam zustande und Bülow erhielt Befehl, seine Truppen nach der Neumark zu führen, wo sie durch Abgabe von Borstell, der in Pommern befehligte, auf etwa 7000 Mann verstärkt, unter York's Befehl gestellt wurden, der mittlerweile freigesprochen worden war. Zum Generallieutenant ernannt, wurde er dann nach Berlin berufen, wo er am 31. März mit seinem Corps, das jetzt 11,000 Mann betrug, einrückte und durch Wittgenstein die Bestimmung erhielt, mit einem Theile seiner Truppen Spandau einzuschließen, mit dem andern über Brandenburg vorzurücken, Borstell's

Corps ansichzuziehen und die Mark gegen einen feindlichen Einfall zu decken, mit dem der Vicekönig Eugen sie von Magdeburg her bedrohte.

Von hier an beginnt die selbständigere und bekanntere Feldherrnlaufbahn Bülow's. Wir dürfen uns daher begnügen, für unsere Leser nur Dasjenige hervorzuheben, was besonders interessant ist und zur Charakteristik der Verhältnisse wie der handelnden Personen dient. Die Kriegsbegebenheiten sind von Varnhagen mit großer Klarheit geschildert, bis in die Details der Gefechte hinein: sie werden militärische Leser im hohen Grade befriedigen und auch für Andere durch ihre lebhafte Darstellung anziehend sein. Wir heben besonders die Erstürmung von Halle am 2. Mai hervor. Bülow zeigte schon hier die echte Feldherrngabe, die sich in der Folge nur immer glänzender darstellte, seine Streitkräfte so zu ordnen und im Auge zu behalten, daß jede Waffe und jeder Truppentheil immerfort dem Bedarf und Befehl zweckmäßig und rechtzeitig entsprechen könne. Bei der jetzigen Kriegführung und der in allerneuester Zeit oft bis zum Misbrauch getriebenen Theilung in kleinere selbständige Truppenkörper zu „discreter" und successiver Verwendung der Streitkräfte kann der Werth eines solchen Feldherrntalents nicht hoch genug angeschlagen werden, um so höher, je seltener es sich leider findet!

Als Bülow die Nachricht von der Schlacht bei Großgörschen und dem Rückzuge der Verbündeten erhielt, erkannte er sogleich die ganze Lage der Dinge und befahl den Abmarsch nach Dessau; den Brückenkopf bei Roßlau hielt er besetzt. Der König übertrug ihm nun die Vertheidigung der Mark und die Organisation der dortigen, noch in der Bildung begriffenen Landwehr. Wie glänzend er Beides ausgeführt hat, ist bekannt. Das Gefecht von Luckau, am 4. Juni, durch welches er Oudinot's ersten Versuch auf Berlin vereitelte, gehört unstreitig zu den ruhmwürdigsten, sowol der That als ihrer Bedeutung nach. Nach dem Waffenstillstande, als das preußische Heer in vier Armeecorps formirt wurde, trat Bülow als commandirender General des dritten zur Nordarmee und damit unter die Befehle des Kronprinzen von Schweden.

Varnhagen gibt hier eine treffliche Schilderung von dem damaligen Zustande der preußischen Truppen und dem Geiste, welcher sie beseelte und Linie und Landwehr im besten Einvernehmen verband.

Zwischen Bülow und dem Kronprinzen erzeugte sich bald ein gespanntes Verhältniß, das dem Erstern vielfach den Vorwurf des Ungehorsams zugezogen hat, in der That aber nur aus der entschiedenen Misbilligung entsprang, mit welcher Bülow die laue, von politischen Rücksichten bedingte Kriegführung Bernadotte's betrachtete. Hätte er ihm stets unbedingt gehorcht, so wäre Berlin verloren gewesen! Auch mußte Bülow, so fern er von persönlicher Ruhmbegier war, sich tief verletzt fühlen, daß der Kronprinz sich alle Lorbern, welche Bülow allein errungen hatte, anmaßte, daß selbst der Magistrat von Berlin, der es doch besser wissen konnte, nach der Schlacht von Großbeeren nur dem Kronprinzen huldigend dankte und Bülow's Berichten, welche das falsche Licht, in dem Bernadotte Alles dargestellt, beweisen konnten, sogar von dem Censor die Aufnahme in die Zeitungen verweigert wurde. Als jüngste Auflage dieser alten Undankbarkeit ist neuerdings auch das Verdienst, den selbständigen Entschluß zum Angriff gefaßt zu haben, Bülow bestritten und seinem Generalstabsoffizier, dem Major von Reiche, die Idee dazu vindicirt worden, während doch feststeht, daß dieser, nachdem Bülow sich ausgesprochen, sie nur mit Gründen unterstützt hat. Der noch lebende General von Reiche hat so hohe eigene Verdienste, daß sie nicht auf Kosten seines alten Feldherrn vermehrt zu werden brauchen.

Gleich perfid war der schwedische Kriegsbericht über die noch glorreichere Schlacht von Dennewitz, in welcher Bülow mit 30,000 Mann gegen die doppelte Ueberzahl gesiegt. Auch diesmal wurde die Berichtigung in den berliner Zeitungen nicht aufgenommen, ebenso fruchtlos blieb die Beschwerde Bülow's bei dem preußischen Minister, Fürsten Wittgenstein, und die Spannung zwischen ihm und dem Kronprinzen steigerte sich nur immer mehr, bis Letzterer selbst Schritte zur Versöhnung that und ein Cabinetsschreiben des Königs an Bülow dazu mitwirkte. Mehr noch trug dazu bei, als Bülow den Kronprinzen endlich ernste und kräftige Maßregeln treffen sah, um an der Schlacht von Leipzig theilzunehmen. Welcher Preis Bülow dabei zusteht, beweist, daß sein Corps über 120 Offiziere und 2000 Mann verloren hat und 300 eiserne Kreuze erhielt. Nach der Schlacht trennte sich die Nordarmee bald; der Kronprinz zog gegen die Dänen, um die Abtretung Norwegens durchzusetzen, Bülow erhielt die Bestimmung, die alten preußischen Lande in Westfalen wieder in Besitz zu nehmen. Er rückte in Münster ein, von hier aus aber richtete sich sein Blick auf Holland, und der Plan, dasselbe zu befreien, wurde bei ihm schnell zum Entschluß. Er suchte vom Kronprinzen, unter dem er noch dem Namen nach stand, um die Erlaubniß nach, seine Unternehmungen, falls sich Gelegenheit böte, weiter auszudehnen, dem Könige aber, wo er keinen Widerspruch befürchtete, meldete er sein Vorhaben und schickte dann seinen Schwager, den Rittmeister von Auer, nach England mit geheimen Aufträgen an den Prinz-Regenten von England und den Prinzen von Oranien. Deren voller Zustimmung versichert, rückte er dann in Holland ein, wo er seine Siegeslaufbahn weiter verfolgte. Er wurde aber doch nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, weder vom großen Hauptquartier durch Verstärkung noch von den trägen Holländern; und seine Misstimmung glaubte auch in anderer Hinsicht eine Zurücksetzung zu sehen. Er äußert sich darüber gegen seine Frau mit bitterer Ironie:

> Tauenzien und York sind Generale der Infanterie geworden, ich und Kleist aber noch nicht. Tauenzien sein Corps wurde bei Seyda geschlagen und größtentheils auseinandergesprengt, den Tag darauf bei Dennewitz war er geschlagen und vom Schlachtfelde verschwunden, ehe ich ankommen konnte. Sein Rückzug von der Elbe bis Berlin, welcher mit dem von

Auerstädt viel Aehnlichkeit hatte, krönte das Werk. Er ist General der Infanterie. Ich habe die Impertinenz gehabt, den Feind bei Großbeeren gegen die Befehle des Kronprinzen zu schlagen, bin so unverschämt gewesen, den 5. September gegen dessen Befehle abzumarschiren und den 6. die Bataille von Dennewitz zu gewinnen, wodurch der Krieg eine ganz andere Gestalt gewonnen und wodurch nur die Schlacht bei Leipzig möglich wurde; ich war ferner so impertinent, die Vorstadt von Leipzig wegzunehmen, wodurch 200 Kanonen genommen wurden, dann ohne Autorisation den Feind aus Holland hinauszuwerfen und dieses für Europa so wichtige Land nebst einer Menge Festungen zu erobern. Ich habe den Rothen Adlerorden erster Classe erhalten. Friedrich II. würde freilich für eine gewonnene Schlacht einen zum General der Infanterie, für die zweite zum Generalfeldmarschall gemacht haben; aber der Mann war nicht mit seinem Zeitalter fortgeschritten, er hatte nur veraltete Ideen; gegenwärtig versteht man die Sache besser.

Zum Ueberfluß sollte er noch unter die Befehle Winzingerode's gestellt werden, worüber Bülow den Abschied nehmen wollte; es wurde aber glücklicherweise abgewendet und Bülow seiner bisher so erfolgreichen Kriegführung selbständig überlassen.

Neue Misverhältnisse traten ein, als der Herzog von Sachsen-Weimar den Oberbefehl in Belgien übernahm und Bülow, der schon den Abmarsch seiner Truppen nach Frankreich zur schlesischen Armee angeordnet hatte, festhalten wollte. So zwischen entgegengesetzten Ansprüchen, vom Kronprinzen von Schweden noch keineswegs losgelassen, von Blücher herbeigerufen, Winzingerode's und nun auch des Herzogs von Weimar sich erwehrend, wußte aber Bülow sich durch Muth und Geschicklichkeit frei und selbständig zu erhalten und gerade Das zu thun, was der Sache selbst und seinem eigenen, stets auf das Beste der Sache gerichteten Sinn am meisten angemessen war. Er setzte den Marsch zu Blücher fort. Wie wenig er von persönlichen Rücksichten geleitet war, beweist, daß er nach der Schlacht bei Laon, als Blücher's Erkrankung alle Unternehmungen lähmte und bedenklicher Zwiespalt im großen Hauptquartier entstand, einen Kurier an den Kronprinzen von Schweden sandte und ihn auffoderte, für seine Person herbeizueilen und den Oberbefehl zu übernehmen, damit doch ein Heerführer da sei. Wahrlich eine edle Selbstverleugnung! Der Kronprinz kam aber nicht. Erst in Compiègne, am 11. April, nach der Capitulation von Paris, sahen sich Beide wieder; die Begrüßung war herzlich, indeß konnte Bülow, der die geheimen ehrgeizigen Wünsche des Kronprinzen in Bezug auf Frankreich kannte, sich nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Votre Altesse royale arrive trop tard, Louis XVIII est proclamé roi de France!" Der Kronprinz antwortete zwar scherzend, aber die Unterhaltung wurde bald bitter und Bernadotte schied im höchsten Unmuth, bestellte auch die Diamanten im Werth von 40,000 Thalern gleich ab, womit er in der Rührung über Bülow's eben erwähnte hochherzige Auffoderung dessen zum Geschenk für seine Frau bestimmtes Bild zu besetzen befohlen hatte.

In Paris schon war Bülow zum General der Infanterie befördert worden, in London, wohin er im Gefolge der Monarchen mit Blücher und York reiste, erhielt er unter Erhebung in den Grafenstand den Beinamen von Dennewitz und kurz nachher die Ernennung zum commandirenden General in Ost- und Westpreußen. Der Prinz von Oranien, jetzt König der Niederlande, ließ ihm einen reichgeschmückten goldenen Degen, die Universität Oxford das Doctordiplom überreichen, was später die berliner Universität nachahmte. Bei der Heimkehr wurde er endlich auch von der Hauptstadt als ihr dreimaliger Retter allgemein anerkannt und hoch gefeiert. Sein Armeecorps kehrte aber freilich fast ganz erneut heim, über 600 Offiziere und 16,000 Mann hatte es seit seiner Zusammenstellung verloren. Ein seltsamer Handel mit Tauenzien ereignete sich in dieser Zeit. Tauenzien war sehr unzufrieden mit seinem Beinamen von Wittenberg, verlangte von Bülow in einem Schreiben ein Document, daß er zum Siege von Dennewitz wenigstens ebenso viel beigetragen als Bülow, und da ihm das verweigert wurde, sandte er ihm eine förmliche Ausfoderung. Doch kam er noch, als Bülow letztere schon angenommen hatte, zur Besinnung und lenkte ein.

Noch ein mal wurde Bülow, der schon das Generalcommando in Königsberg übernommen hatte, durch Napoleon's Rückkehr von Elba in das Feld gerufen, um den Befehl eines Armeecorps unter Blücher zu führen, der einzige von den frühern Commandirenden. Wir folgen ihm dahin nicht: allzu bekannt ist der kurze Feldzug. Der König gab ihm einen neuen Beweis seines Vertrauens, indem er den Kronprinzen zum vierten Armeecorps sandte, um unter Bülow's Leitung den Krieg und all seine Erfodernisse kennen zu lernen. Auch wurde Bülow zum Chef des funfzehnten Infanterieregiments ernannt. Nach dem Frieden kehrte er nach Königsberg zurück, wo sich ihm nun eine Zeit des vollen Glücks in seiner Familie, einer segensreichen und ruhigen Thätigkeit zu eröffnen schien. Aber seine Gesundheit war von einer Krankheit, die er im vorigen Jahre erlitten, noch nicht wieder befestigt, ein früheres Leberleiden entwickelte sich immer heftiger, andere Zufälle verschlimmerten das Uebel, dem er am 25. Februar 1816 im eben begonnenen einundsechzigsten Lebensjahre erlag.

Ehe wir von dem Werke scheiden, das uns gefesselt hat, wie lange kein anderes, geben wir noch die Schilderung, welche Varnhagen von Bülow's äußerer Persönlichkeit entwirft.

Bülow's äußere Erscheinung machte den angenehmsten Eindruck: er war von mittler Größe, von feinem, aber dabei festem Körperbau, der Fuß besonders klein und zierlich. Der Kopf war bedeutend, die Gesichtsbildung edel, besonders die etwas gebogene Nase. Die tiefblauen Augen hatten einen lebhaften und leicht wechselnden Ausdruck, sie konnten Zornesblitze sprühen und mild-anmuthig lächeln, in wichtigen Anlässen blickten sie ernst und sinnend und auf der edeln Stirne sah man das gedankenvolle Erwägen. In den Kriegsjahren saß er oft, den Kopf in die Hand gestützt, still vor sich hinschauend; dann hatte seine Erscheinung etwas Großartiges, Antikes. In jüngern Jahren schlank und gewandt,

blieb er auch in spätern wohlgestaltet und für sein Alter gut erhalten, in allen Bewegungen frisch und lebhaft.

Vergleiche man mit dieser Schilderung das Marmorbild von Rauch's Meisterhand, das der König seinem Feldherrn zu Berlin, mit Scharnhorst's zugleich enthüllt, aufrichten ließ!

Varnhagen's Kunst der Darstellung, seine Beherrschung des Stoffs zu vollendet schöner Gruppirung, die geistreiche Auffassung der Verhältnisse und Stimmungen der Zeit, vor allem sein klarer, bei aller Einfachheit hinreißend anmuthiger Stil, bewähren sich in dieser neuen Biographie wieder auf das glänzendste. Sie ist einer der wichtigsten Beiträge zur Geschichte jener großen Zeit, die man dem lebenden Geschlechte nicht genug in lebendige Erinnerung zurückrufen kann, sie schließt sich würdig den Werken an, welche neuerdings Biographien und Memoiren aus derselben gebracht haben. Der Verfasser gibt am Schlusse ein Verzeichniß der reichhaltigen Materialien, welche er zu seiner Arbeit benutzt hat; einige derselben hebt er besonders heraus, man kann in wenig Worten keine schlagendere Kritik geben. Möge er nicht feiern, so zufrieden er auch auf Alles zurückblicken kann, womit er in seiner schriftstellerischen Laufbahn unsere Literatur bereichert hat: noch mancher Stoff bietet sich dar, für dessen Bearbeitung dem Meister der reichste Dank werden müßte! **Karl Gustav von Berneck.**

Neuere deutsche Poesie.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Mit dem Heldenliede (Nr. 7) „Die Sachsen an der Moskwa" betreten wir den rein geschichtlichen Boden. In der Vision, die demselben voransteht, wird dem Dichter das treue Schlachtroß seines Vaters, eines der Veteranen aus der Schlacht an der Moskwa, zum Pegasus; von ihm läßt er sich zu den „Ruhmeshöhen", dem Schauplatze seiner Gesänge, tragen:

> So flog ich hin zu Moskwas Schlachtenschutte
> Und grub dies Lied aus Trümmern der Redutte.

Und der Flug ist dem Sänger gelungen; er hat einen Schatz echter Poesie zutage gefördert. Die Aufgabe, die bei dem Gedicht zu lösen war, hatte ihre Schwierigkeiten. Der Kampf zwischen Napoleon und Alexander war kein Kampf um Ideen; es war ein Kampf zweier gewaltiger Herrscher um die Herrschaft. Es blieb daher nichts übrig, als das Interesse der Dichtung an den Ruhm, das Idol des Kriegers, zu knüpfen, und unser Dichter hat es mit Begeisterung gethan. Daneben hat er aber auch sonst das Leben des Kriegers mit vieler Phantasie und warmem Gefühle poetisch zu verklären gesucht. Zur Probe mögen einige Strophen hier Platz finden.

> Wer mag des Schwertes Freude nicht mit dem Herzen theilen?
> Wer mag am Thor der Zukunft nicht heute freudig weilen?
> Hat Antheil doch am Lorber die Stirn des jüngsten Kriegers
> Im Schutz der Glückessterne des unbesiegten Siegers.
>
> Der schönste Trost des Kriegers ist heit'res Zukunftshoffen;
> Dem Eisenschwung des Braven steht Erd' und Himmel offen.
> Stöhn' er auch heut' am Boden, gestampft vom Feindestroß,
> Sein Hoffen schaut sich morgen auf siegesstolzem Roß.
>
> Es kennt der Traum des Schwertes kein blödes Schrankensetzen,
> Er mag den Stahl am letzten Markstein der Erde wetzen.
> D'rum klingt von Mund zu Munde heut' wunderbare Mär,
> Das Herz des Orientes sei Ziel dem Adlerheer.
>
> Schon grüßt die trunk'ne Seele die Ufer des blauen Ganges,
> D'rauf Hindumädchen gaukeln im Wogen des Gesanges;
> Es taucht aus lichten Träumen die keusche Lotosblume:
> „Was wollt ihr blanken Schwerter in meinem Heiligthume?"
>
> Doch wie ein Aveglöcklein im Tosen der Seebucht klingt,
> Ein mildes Heimatgedenken zum rauhesten Herzen dringt.
> Ja, siegt der Corse heute, so fällt die Zarenstadt morgen,
> Dann winken nach rühmlicher Rückkehr der Heimat Freuden und Sorgen.
>
> Es flicht in die Schatten des Lorbers die sanfteren Schimmer der Lilie
> Der Heimat süßes Gedenken, der Gruß vom Herd der Familie.
> Wenn Sehnsucht Lieb' und Treue herbei am Arme führt,
> Dann wird die starrste Seele zu milder Glut geschürt.

Eine zweite Schwierigkeit bot der Umstand, daß es für das Epos an dem einzelnen Kämpfer, dem Helden, fehlte, um den sich die Dichtung in ihren mannichfaltigen Gemälden gruppiren konnte. Es ist indeß dieser Schwierigkeit dadurch begegnet worden, daß in dem großen Conglomerate von Heeren, die Napoleon an der Moskwa in den Kampf führte, die Sachsen gewissermaßen als ein Mann hingestellt sind, und es ließ sich dies mit Erfolg ausführen, weil die Anzahl der in dem Gesammtkörper des Heers vertretenen verschiedenen Volksstämme gerade groß genug war, um die Heerstämme in solcher Weise zu individualisiren.

Das Gedicht beginnt mit einer Schilderung des Heers und des Feldherrn, führt uns dann in den Bivouac der Sachsen am Morgen vor der Schlacht und rollt das Schlachtgemälde selbst in den Abschnitten „Aufbruch Latour-Maubourg's", „Utiza und Borodino", „Attake der Sachsen auf Semenoffskoje", „Der Sachsen Noth", sowie im zweiten Gesange: „Die große Redutte" mit den Unterabtheilungen „Vorkampf", „Reitersturm der Sachsen auf die große Redutte", „Die sächsischen Dragoner, Prinz Albrecht-Chevauxlegers", „Fall und Sieg", endlich „Der Feldherr", in lebendigen Zügen vor uns auf und schließt mit der „Nacht im Bivouac". In diesem letzten Abschnitte schreitet die Zukunft bald im lichten Gewande der Hoffnung auf triumphirende Heimkehr, bald als Gespenst der Beresina durch die Fieberträume der todtwunden und todtmüden Streiter, über den düstern Visionen aber erhebt sich der Genius des Ruhms:

> Ja, aus dem Tode ringt sich das Leben ewig jung,
> Dem Schoose dunkler Schatten entsteigt die Dämmerung.
> So naht auch jetzt ein Lichtgruß in strahlendem Gewand:
> Das ist der grüßende Engel von Ruhm und Vaterland.

Das Gedicht zeichnet sich durch eine sich stets gleich bleibende Frische und eine Fülle schöner entsprechender Bilder aus, sodaß die Lectüre trotz der vielen aneinandergereihten Schlachtgemälde nie ermüdend wird. Die Schilderungen sind wahr, anschaulich und lebendig, und die Haupthandlung ist, wo es sich thun ließ, durch kleine, in den Gang des Ganzen nie störend eingreifende Episoden angenehm unterbrochen. In wenig Worten weiß der Dichter oft ein höchst bezeichnendes Gemälde zu entwerfen.

In dem „Aufbruch Latour-Maubourg's" (der Letztere führte die sächsischen Reiterregimenter zum Angriff) kommt die Brigade vor Sonnenaufgang an eine Stelle, wo Abends zuvor ein heißer Kampf stattgefunden hatte:

> Hier an den ersten Marken vom hallenden Schlachtenbereiche
> Absitzen die Geschwader, zu Füßen Leich' um Leiche.
>
> Das ist ein starres Grüßen der fahlen Todtengesichter: —
> Sieh da — aufschleudert der Himmel Milliarden feuriger Lichter.
> Nachrollt im Purpurmantel der glühende Sonnenball:
> „Tod!" schreit die finst're Erde und „Licht!" das Weltenall.

Selbst den anscheinend unbedeutendsten Dingen weiß der Dichter eine interessante Beziehung abzugewinnen. Das Regiment Gardedu-Corps (Obrist von Leyser) trug paillegelbe Röcke blau aufgeschlagen. Bei der Schilderung des Hauptsturms der Reiter auf die große Redoute heißt es nun:

„Auf Thielmann!" rollt es weiter, „herbei mit deinen Sachsen!"
Hei! wie die Nordlandsrecken da hoch im Sattel wachsen.
Es strammen sich stählern die Muskeln, Staub wirbelt im Hufschlag der Pferde,
Und eine feurige Sturmnacht erhebt sich vom Grunde der Erde.
Voran das Corps der Garde im Lichtglanz reifender Garben,
Dann Zastrow's Eisenreiter in nächtigen Panzers Farben.

Die „reifenden Garben" sind hier, im Augenblicke des Sturms, doppelt bezeichnend.

Wenn wir übrigens erwähnten, daß der Dichter in mancher Beziehung mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so bot ihm sein Thema dagegen in anderer Beziehung auch große Vortheile, unter denen wir (abgesehen von dem imposanten Anblick, den die Heere an der Moskwa an sich darboten, sowie von einzelnen poetischen Gestalten darin, z. B. Murat) nur den hervorheben wollen, daß es der Dichter nicht nöthig hatte, bei seinem Epos für das Wunderbare auf eine besondere Maschinerie bedacht zu sein, da die wirklichen Thatsachen des Wunderbaren genug enthalten.

Das Epos ist den Helden des Lieds, den Veteranen aus der Schlacht an der Moskwa, gewidmet, und wie kein Leser es unbefriedigt aus der Hand legen wird, so werden die Besungenen ihre besondere Freude daran haben, daß ihre Thaten auf so würdige Weise gefeiert worden sind. Für diese und Alle, die sich dafür interessiren, bietet der Anhang zum Gedichte, der eine Skizze der Schlacht und Nachrichten über die betreffenden sächsischen Reiterregimenter enthält, noch manches Interessante dar.

(Nr. 8.) Die „Irrfahrten" von Waldmüller sind ein Märchenepos; der Held ein Jäger, der, nachdem er Abends zuvor „einen Ring zurückgenommen und zurückgegeben", die Nacht des 1. Mai im Walde zugebracht hat und dadurch dem Elfenbann verfallen ist. Die Elfenkönigin übt aber große Gnade und verleiht ihm durch ein Zauberhorn, welches sie aus einem Lindenblatt und einigen ihrer blonden Haare bildet, die Gabe, daß, wer ihn sieht, ihn lieben muß, und daß er sofort da ist, wo er zu sein wünscht. Das erstere anlangend, so ist der Zauber Alles überwältigend:

Die Braut verläßt um dich den Bräutigam,
Und diesem selber dünkt in deiner Nähe
Ein Räthsel sein Verdruß, sein Schmerz, sein Gram,
Als ob nur ganz Natürliches geschähe.

Der Held besteht nun drei Abenteuer; das erste mit einer schönen heißblütigen Spanierin. Er reißt sich im entscheidenden Momente aus ihren Armen los. Das Motiv ist in den Versen enthalten:

Da schießt es ihm kalt nach dem Herzen: Verächtlicher Räuber du!
Mit Zauberblendwerk stiehlst du des Mädchens Seelenruh'!
Nicht du hast diese Reize entzündet zu liebender Glut:
Es hat der Elfenzauber vergiftet ihr jungfräulich Blut.

Das zweite Abenteuer begegnet ihm mit einer naiven Norwegerin. Sie erblickt ihn, als sie mit dem Bräutigam am Altare steht, und der Zauber wirkt so, daß der Held an die Stelle des Bräutigams tritt und alsbald mit ihr getraut wird. Er verläßt sie im Brautgemach. Zuletzt folgt er einer schönen Türkensklavin in den Harem eines Pascha mitten unter dessen lebendige Schätze hinein. Der Pascha schießt auf ihn los wie die Schlange auf ihre Beute, wird aber alsbald vom Zauber betroffen und duldet ihn freundlich an seiner Seite. Als der Pascha aufbricht, folgt auch er der schönen Sklavin in ihr duftiges Gemach; doch plötzlich kommt ihm die Erinnerung an die Geliebte; er will entfliehen, die Türkin vertritt ihm den Weg:

Sie schluchzt, sie hält ihn umschlungen, sie hängt an seiner Brust,
Da stürzt er hinein in den Strudel mit überschäumender Lust.
Doch in derselben Minute ist auch der Rausch dahin.

Er schleicht hinaus und stürzt sich ins Meer. Das Zauberhorn hatte er nach jedem Abenteuer von sich geworfen, es war ihm aber stets wieder zugekommen. Die Elfenkönigin läßt ihn aus den Fluten retten, belehrt ihn, daß er ihr Geschenk gemisbraucht habe, da es nur dazu bestimmt gewesen sei, ihm die Liebe seiner Braut wieder zu erwerben, während er es dazu benutzt habe, um ungezügelten Wünschen nachzujagen; sie läßt aber Gnade für Recht ergehen und bescheert ihm und der Braut, zu der er sich nun zurückbegibt, ewige Jugend und glückliches Ende.

Mit der Anlage des Gedichts können wir uns nicht befreunden. Denselben Vorwurf, den sich der Held bei der Spanierin machte, hätte er sich bei der Braut machen müssen. Auch erregt das mehrmalige Zurücktreten des Helden von der Schuld in einem Augenblicke, wo diese moralisch gewissermaßen schon vollzogen war, ein peinliches Gefühl: es wird damit ein Sieg über die Versuchung geschildert, der kein eigentlicher Sieg ist, weil die moralische Niederlage durch die zu weite Hingebung an die Versuchung bereits erfolgt war. Das hat allerdings der Dichter gefühlt und seinen Helden Reue empfinden lassen; damit aber wird der Eindruck, den die dargestellte Scene bereits gemacht hat, nicht wieder aufgehoben. Am unangenehmsten berührt im zweiten Abenteuer das Wechseln des Bräutigams vor dem Altare und das Einsegnen des Einen statt des Andern.

Hatten wir dies an der Anlage auszusetzen, so müssen wir dagegen die Darstellung als eine sehr glänzende bezeichnen: der Dichter beherrscht die Sprache in hohem Grade; seine Schilderungen sind frisch, lebendig und reich an schönen, der Natur abgelauschten charakteristischen Einzelheiten. Nur das bliebe auch für die Ausführung zu wünschen übrig, daß in den Versuchungsscenen die Farben hier und da nicht allzu stark sinnlich aufgetragen worden wären; es würde dies der Schönheit der Schilderungen keinen Eintrag gethan haben, und der ethische Werth der Dichtung würde sich als weniger problematisch darstellen.

Zum Schlusse mögen noch ein paar Lyriker folgen, die besser gethan hätten, wenn sie, dafern sie ihre poetischen Gelüste nicht zu bezähmen vermochten, sich mit der Freude über ihre Schöpfungen ganz im Stillen begnügt hätten, denn wir fürchten, daß diese Freude trotz der Veröffentlichung der Gedichte keine sehr allgemeine sein wird. Es sind:

9. Gedichte von Robert Hartmann. Mainz, von Zabern. 1853. 8. 15 Ngr.
10. Heimat am Harfenstein. Dichtungen von Karl Zücking. Münster, Regensberg. 1852. 12. 15 Ngr.

In der Widmung zu den Gedichten von R. Hartmann heißt es: „Lieber Leser! Mit einer Beklommenheit, wie sie gemeiniglich nur eine gute Absicht begleitet, übergebe ich dir diese Erstlingsversuche. Daran wird freilich Vieles auszusetzen sein. Wie Gideon überkam mich die göttliche Sendung, da ich gerade Weizen drosch in meines Vaters Heimat; das Dreschen ist aber für einen Poeten eine sehr langweilige Arbeit und verdirbt namentlich den Sinn für das feinere Metrum." Man konnte nach diesen Worten vermuthen, daß man es mit einem sogenannten Naturdichter zu thun habe; allein dies ist nicht der Fall, denn theils weisen Uebersetzungen aus Catull, die am Schlusse beigefügt sind, auf classische Studien hin, theils zeigen Liederüberschriften, wie „Musa teleophobica", und Sinngedichte auf Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Feuerbach, daß der Dichter mit seiner Gelehrsamkeit nicht hinter dem Berge halten will. Der „Beklommenheit", mit welcher er die Widmung beginnt, entspricht es wenig, wenn er S. 77 singt:

Ich streiche nichts, ich feile nichts,
Ich lasse Alles stehen;
Ich sing' ja nicht um Lohn und Ruhm,
Will nur um Mitleid flehen.

Und so war es denn möglich, daß er Dinge drucken lassen konnte, wie S. 9:

Wenn du im Schwarme burschikoser Lümmel
Mich allzu lang dein holdes Bild läßt missen,
Dann schiltst du mich, wenn ich drum klag', verbissen,
Berauscht noch von dem lärmenden Getümmel.
Ja wol, wenn ich mit Müh' aus dem Gewimmel
Der rohen Menge dich herausgerissen,
Dann möcht' ich beißen dich in heißen Küssen u. s. w.

oder S. 10:

Jüngst hatt' ich einen bösen Traum,
Er gab mir viel zu weinen;
Ich sah am grünen Waldessaum
Mein Lämmlein unter Schweinen.

Wie freute sich die wüste Brut,
Solch Schätzchen zu besitzen;
Sie herzten es mit wilder Wuth,
Geriethen in säuische Hitzen.

oder S. 11:

Sie hat dich bös beschimpft die Wirthshausdirne,
Dein Bild voll Unschuld und dein launig Wesen
Misfielen höchlich diesem garst'gen Besen u. s. w.

oder S. 58:

Das ist der Tag des Herrn,
Das ist der Tag der Knoten!
Sie feiern ihren Ruhetag
Mit Beten und mit Zoten.

Wer so wenig sittliches Zartgefühl besitzt, um sich in Anspielungen zu ergehen, wie die zuletzt angeführte, und so wenig ästhetischen Sinn, um Verse drucken zu lassen, wie die vorher citirten, der befindet sich in einem großen Irrthum, wenn er vermeint, daß „eine göttliche Sendung" über ihn gekommen sei, und wenn er um Mitleid fleht, so muß dieses allermeist einem solchen Wahne gezollt werden.

Durchaus verschieden von den Gedichten Hartmann's und nur in Beziehung auf den Werth oder vielmehr Nichtwerth in eine Parallele mit ihnen zu stellen sind die Dichtungen von Zücking. Wie der Verfasser mit denselben vor das Publicum treten konnte, ließe sich nicht begreifen, wenn eben nicht das ganze Werk Zeugniß davon ablegte, daß es ihm an aller und jeder kritischen Kraft fehlt. Ihm scheint es zu einem Gedichte zu genügen, wenn es ihm glückt, verschiedene auf dem deutschen Parnaß zusammengelesene Gedanken und Sentenzen in Reime zu bringen und durch eine gewisse Anzahl Strophen hindurch aneinander zu reihen. Um es zu veranschaulichen, wie diese Gedichte zusammengebaut worden, möge beispielsweise die erste Strophe aus der Ballade „Die Nonne" hier Platz finden (S. 97):

Wo die Hehren, Himmlischen nur walten,
Darf sich nimmer Irdisches gestalten:
Wo die Tugend sich mit Schönheit paaret,
Wird des Himmels Anmuth nur gewahret.

Und ein Bruchstück aus „Der Abschied" (S. 88):

Aus der Schule tritt der Knabe,
Tritt ins Leben ernst hinaus;
Schreitet mit dem Wanderstabe
Einsam aus der Aeltern Haus u. s. w.

Daneben stößt man auf eine Menge verschwebende und unklare Stellen, und wie der Inhalt, so ist die Form. Wir lernen hier manche neue Worte kennen, als: „die Kühne" statt Kühnheit, die Felswand „steilt", „dachtsam", „sellen" statt gesellen, „lenzen", und dergleichen Dinge noch viele andere.

Wie bei Hartmann einzelne Weizenkörner unter der Spreu anzutreffen sind, so findet sich auch bei Zücking einzelnes Bessere, z. B. in den Gedichten „Der Tempel", „Thusnelde", „Randglossen zu den Begrüßungsformeln verschiedener Nationen" und einigen Epigrammen. Es steht aber dieses neben dem vielen ganz Werthlosen zu sehr im Schatten, als daß darauf bei dem Gesammturtheil Rücksicht genommen werden könnte. Wollte Gott, daß manche unserer heutigen Dichter etwas strenger gegen sich selbst wären, da das Publicum so äußerst nachsichtig ist.

30.

Die Philosophie ohne Schleier.

Die Filosofie ohne Schleier. Allen, die ihr gern ins Auge blickten. Mit einer Erklärung der Kunstwörter. Von Dr. Thürmer. Wien, Lechner. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Dem Verfasser ist die Philosophie eine reizende Schöne, von welcher ganz besondere Gunstbezeugungen genossen zu haben er deutlich zu verstehen gibt. Da er nun ein gutes Herz hat und Andern auch etwas gönnt, so sucht er hier einen möglichst leichten und bequemen Weg zum Wohnorte dieser Schönen anzulegen, welcher durch lauter grüne Auen und Rosengärten führt und bei welchem auch der im Denken Ungeübtere sicher ist, nicht vor Ueberanstrengung Kopfweh zu bekommen. Zwei Göttinnen, Noëma und Noësis, beide ausgestattet mit allen Reizen der Jugend und Schönheit, geleiten uns auf unserm Pfade, ähnlich wie einst Tamino auf seinem Wege zum Weisheitstempel von den drei Knaben „gut, fromm, hold und weise" das Geleite empfing. Noëma ist die philosophische Denkerin, Noësis die unermüdliche Beobachterin im Felde der Empirie. Noëma erfindet durch ihre fortschreitende Meditation die Principien der philosophischen Systeme, welche sie den Denkern aller Zeiten von Thales bis Hegel mittheilt, die dann mit mehr oder weniger Geschick etwas aus ihnen zu machen suchen, sie entweder richtig darstellen oder verpfuschen. In Noëma's Haupte entsprangen alle diese Principien als Wahrheiten, wenn auch als einseitige und der Ergänzung bedürftige. Als der ärgste Pfuscher wird Hegel vorgeführt, auf welchen deshalb Noëma einen gehörigen Zorn hat. Auch einige unter den Alten, z. B. der menschenscheue Einsiedler Heraklit, bekommen gelinde Wischer, sehr viele jedoch, wie z. B. der französische Major (Descartes), der hannoverische Bibliothekar (Leibniz), der königsberger Mentor (Kant) und der wiener Flüchtling (Reinhold), werden mit großen Ehren bedacht. Mit Schelling, an dessen ältere naturphilosophische Manier des Verfassers eigenes Philosophiren erinnert, ist Noëma doch nur halb zufrieden. Er hat zu sehr den blos passiv sich hingebenden Liebhaber gespielt, und solche Galans werden der Schönen langweilig und tragen zuletzt ihre Verachtung davon. „Tiefer Sinn liegt oft in kindischem Spiel" sagt Schiller, aber manchmal erinnern die Einkleidungen des Verfassers doch zu sehr an den Ton von „Flatterröschen" und ähnlichen Kindergeschichten.

Der Gedanke, die Wichtigkeit des philosophischen Studiums dadurch in die Augen springend zu machen, daß man einen vollständigen Ueberblick der Felder aller empirischen Wissenschaften entwirft und nun die dabei in die Augen springenden Lücken mit philosophischen Wissenschaften ausfüllt, wodurch es dann ganz handgreiflich wird, daß von dem Boden der Gesammtwissenschaft das Weltalls höchstens erst die Hälfte von den empirischen Wissenschaften eingenommen ist, die Hälfte aber der Philosophie gehört, ist nicht übel. Er bildet den besten Theil des Büchleins. Er beruht darauf, daß die Philosophie ihrem Begriffe nach die allgemeine Wissenschaft oder die Wissenschaft schlechthin ist und als solche den Zweck hat, Spiegel des Universums zu sein, wie Seneca seufzte: „O könnte doch, gleichwie der Anblick der ganzen Welt uns vor Augen tritt, ebenso die Philosophie uns vor Augen treten als ein die Welt aufs genaueste abbildendes Schauspiel!" Anfangs befaßte so, wie noch Seneca wollte, die Philosophie dieses ganze Bild mit allen seinen Partien gleichmäßig. Sowie sich aber in der Folgezeit gewisse Partien desselben vor andern erhellten und verdeutlichten, so lösten dieselben unter dem Namen empirischer Wissenschaften sich aus dem Verbande der allgemeinen Philosophie, sodaß zuletzt alles Helle und Deutliche empirisch hieß,

alles Dunkle und Ungewisse, welches weit über die Hälfte des Ganzen einnimmt, philosophisch. Hierin liegt für den muntern Geist, welcher sich für den Fortschritt der Menschheit im Großen interessirt, allerdings der größte Ansporn zu philosophiren, um immer neue Partien des Gemäldes ihrem gegenwärtigen dunkeln Zustande zu entreißen und in den deutlichen und hellen überzuführen.

Uebrigens läßt es sich der Verfasser als guter Oestreicher auf das eifrigste angelegen sein, allen Argwohn, als könne die wahre Philosophie jemals etwas Anderes als Christenthum, gute politische Gesinnung, Anstand und Sitte predigen und verbreiten, von Grund aus zu tilgen. Und Referent nimmt nach reiflichster Erwägung der Sache auch seinerseits keinen Anstand, das Zeugniß abzulegen, daß „Die Philosophie ohne Schleier" trotz ihrer etwas verdächtigen Toilette nicht das Mindeste enthält, was gegen „reine politische Gesinnung", „Achtung, Treue und Gehorsam dem Gesetze", „Liebe für Ordnung und Ruhe" und die schuldige „Dankbarkeit für die Sorge der Obern" auch nur von ferne verstieße. 23.

Aus London.

Romanliteratur; Theater und dramatische Poesie; die „Guild of literature and art"; Ausstellung englischer, französischer und deutscher Gemälde; der kölner Männerchor; Meyerbeer; Todesfälle.

Während das mächtige großbritannische Reich zur Seite seines alten Gegners sich in einem offenen feindlichen Zusammenstoß mit einem nicht minder kolossalen Reiche befindet — in einem Zusammenstoße, von dem leicht jeder der beiden Hauptgegner einen empfindlichen Leck davontragen könnte, wie das bei einem ernstlichen Conflict so großer Staatskörper wol denkbar wäre — geht zu Hause doch Alles seinen geregelten Gang, macht die freie Presse ihre Autorität wie immer geltend, finden die öffentlichen Vergnügungen, wie sie in dieser Jahreszeit gewöhnlich sind, Theilnahme wie immer, aber eine geregelte, solide, ohne Schaden und Einbuße für die nationale Arbeit. England hat sich keiner fliegenden Hitze, keinem künstlichen Echauffement hingegeben, es hatte also auch nicht nöthig in den Torpor zu verfallen, welcher Frankreichs Glieder lähmt. Es brauchte nicht durch Ukase sich den Gang seiner Presse, die Richtung seiner Vergnügungen und sogar die Titel seiner Theaterstücke vorschreiben zu lassen. Alle Organe seines politischen und literarischen Nationallebens arbeiten in gleichmäßiger Thätigkeit. Nichtsdestoweniger ist auf literarischem Gebiete auch in England eine gewisse Ermattung und Abspannung bemerkbar. Die größte Ueberlegenheit über den Continent zeigte England während der letzten Decennien auf dem Felde der Romanproduction. Aber auch hier scheint ein Stillstand eingetreten zu sein. Bulwer, Dickens und etwa Thackeray — und wieder Bulwer, Dickens und Thackeray und unter den Frauen Charlotte Bronte, die unter dem Namen Currer Bell bekannte Verfasserin von „Jane Eyre": das sind die englischen Romangrößen des heutigen Tags, die Jeder kennt und nennt. Hiermit ist es aber auch ziemlich zu Ende; denn wenn auch von Aeltern und Jüngern, Männern und Frauen noch mitunter recht gute, lesbare und lehrreiche Romane geliefert werden, so sind diese doch immer zweiter Ordnung, die das Publicum in eben solcher Hast liest als vergißt. Ein neuerer Romanschriftsteller, der Epoche und jenen Concurrenz gemacht hätte, ist seit Jahr und Tag in England nicht aufgetreten, und es sieht auch kaum danach aus, als ob man sich sobald auf einen neuen Koryphäen der Romanliteratur Rechnung machen dürfe. Einmal braucht die höhere Production (denn die mittlere, blos zur Ausfüllung müßiger Stunden dienende geht mit dem Geklapper eines Maschinenwerks fort, dem man nur hier und da Oel zu appliciren oder eine neue Schraube einzusetzen braucht) längere Ruhepausen, um sich wieder in sich selbst zu sammeln; sodann scheint es in der That, als ob gerade gegenwärtig die modernen Sitten- und Culturzustände zu einer Art Abschluß gekommen oder in einen Zustand von Blasirtheit und Erstarrung verfallen seien, der gerade nicht sehr geeignet ist, für originelle epochemachende Productionen Stoff herzugeben. Nur einem so eminent productiven Geiste wie Dickens gelingt es noch hier und da einzelne originelle oder absonderliche Phänomene und Charaktere aus dieser blassen Gegenwart herauszugreifen, wie z. B. in seiner jetzt begonnenen Erzählung „Hard times", in welcher er in seiner bekannten, aber doch auch nicht mehr mit dem Reiz der Neuheit wirkenden Manier die Hyperpraktik und den Erwerbs- und Geldfanatismus unserer Tage in ihren hervorstechendsten Zügen zur Darstellung bringt. In diesem Bereiche ist allerdings noch Manches zu thun, obschon die Elemente zu trübe und trübsinnig sind, als daß unter ihrem Druck der Humor, wie er den frühern englischen Humoristen eigen war, seine Flügel mit voller Freiheit entfalten könnte.

Viel trauriger als mit dem Roman (von der durch Tennyson noch am würdigsten vertretenen Lyrik gar nicht zu sprechen) steht es gegenwärtig mit der dramatischen Poesie in England. Die dramatischen Arbeiten Bulwer's: „La Vallière", „The lady of Lyons", „Money", „Richelieu" und „Not so bad as we seem", füllen den vierten und fünften Band seiner „Poetical and dramatic works" und geben dem „Athenaeum" zu folgenden, vielfach auch auf deutsche Theaterzustände passenden Bemerkungen Anlaß: „Sir E. Bulwer-Lytton beutete die Liebhaberei des Theaterpublicums für das bloße Melodrama weidlich aus. Er stützte sich auf diese Liebhaberei, nährte sie, machte sie zur Mode. Sein Erfolg öffnete den Weg jenen französischen Intriguenstücken, welche dieselbe moralische Haltung haben wie die „Lady of Lyons", ihr aber in Bezug auf die Composition überlegen sind. Der Erfolg davon war und ist ein sehr trauriger. Frankreich beherrscht zur Zeit alle londoner Bühnen, gewissermaßen als Tribünen, um die verfänglichsten Grundsätze und moralische Principien von derselben Zügellosigkeit von ihnen herab zu predigen und zu verbreiten. An einem und demselben Theaterabend finden wir auf dem Prinzeßtheater vier Stücke dargestellt, sämmtlich aus dem Französischen, drei auf dem Lyceumtheater, sämmtlich aus dem Französischen, drei auf dem Haymarkettheater, worunter zwei aus dem Französischen, ganz so im Olympia- und Adelphitheater. Andere Bühnen schlagen dieselbe Klinge. Sadler's Wells ist eine ehrenvolle Ausnahme, und Marylebone hat in der letzten Zeit sich zu einer höhern und würdigern Haltung bequemt. Die englische Bühne in einem solchen Zustande zu sehen, ist höchst erniedrigend. Unser Drama ist nicht länger national, es ist französisch. Englisches Gefühl, englische Anschauung, englische Tugend — allabendlich werden sie auf den londoner Bühnen beschimpft und verhöhnt. Geht es so weiter fort, so wird ein Geschlecht von Theatergängern aufwachsen, für welches der tüchtige Sinn, die gediegene Weisheit, die machtvolle Leidenschaft und der männliche Charakter des nationalen Dramas nur noch vage Traditionen sein werden. Statt der edeln Lehren und Grundsätze der englischen Literatur werden der Jugend, welche die Theater besucht, französisches Geckenthum, französisches Laster und französische Schamlosigkeit eingeimpft werden. Wird das Publicum die Herrschaft eines solchen Systems auf die Dauer ertragen? Uns dünkt, nicht lange. . . . Jammervoll wäre in der That die Aussicht in die Zukunft, wenn wir uns einbilden müßten, daß diese französische Theaterpoesie — unmoralisch und unnational, wie sie für uns ist — von der englischen Bühne dauernd Besitz genommen hätte. Viel besser wäre es, wir hätten eine Colonie eingebüßt. Die Bühne ist ein Theil unsers intellectuellen Reichs, und sie preiszugeben würde gerade so niedrig und entwürdigend sein als das Abtreten einer englischen Grafschaft." Sind das nicht edle Worte? Und sind sie nicht ganz auch wie für Deutschland geschrieben? Nur mit dem Unterschied, daß solche Appellationen an das Nationalgefühl in England niemals ihre Wirkung verfehlen, während sich in Deutschland Theaterdichter, Schauspieler, Journalisten, Pamphletisten, Theaterrecensenten,

Correspondenten und Notizenschreiber, welche von so traurigen unnationalen Zuständen in irgend einer oder der andern Weise ihren Vortheil oder ihr Vergnügen haben, sofort zu ganzen Dutzenden bereitwillig finden lassen, durch entgegenstehende Ansichten die Wirkung solcher gutgemeinten Worte zu schwächen und das Publicum wieder einzulullen. Was Vaterland! Was Patriotismus! Was Nationalität! Damit hat bei uns so leicht Niemand etwas zu thun, der mit dem Theater zu thun hat, freilich, wie es scheint, zur Zeit auch in England nicht. Doch hat England schon ein mal, zur Zeit der Stuarts, eine solche französirende Periode gehabt und sie glücklich überstanden.

Indeß wähne man nicht, daß auf den londoner Bühnen nicht von Zeit zu Zeit auch neue Originaldramen zur Aufführung kämen, nur geschieht das selten genug, für den Augenblick sogar fast seltener als in Deutschland. Diese miserabeln Zustände haben in Deutschland wie England die Bühne gewiß schon um viele tüchtige Kräfte gebracht, für deren Verlust ihnen die Fabrikarbeiter und fabrikmäßigen Uebersetzer keinen Ersatz bieten. Dieser faulen Zustände überdrüssig und weil er überzeugt war, von den Bretern „welche die Welt bedeuten" nichts wirken zu können, zog sich Sheridan Knowles, der bekannte Verfasser mehrer auch auf den deutschen Bühnen gern gesehener Stücke, vom Theater zurück, um sich noch in höhern Lebensjahren dem geistlichen Stande zu widmen. Auch der witzige Douglas Jerrold scheint zu ermüden und sich praktischern Bestrebungen zuzuwenden, wie namentlich im Verein mit Bulwer und Dickens der Förderung des Unterstützungsvereins für hülfsbedürftige Schriftsteller oder der „Guild of literature and art", die nebenbei gesagt eine Bill zum Zweck ihrer Corporirung und gesetzlichen Bestätigung beim Parlament eingebracht, sie aber noch vor ihrer dritten Lesung in einer Weise amendirt hat, wodurch ihr der von den Blättern vorgeworfene Charakter eines Instituts zu bloßen Coteriezwecken genommen wird. Das Charakterstück in altenglischer Weise, das dramatische Sittengemälde liegt gänzlich darnieder, das französische Intriguen- und Situationsstück herrscht wie oben bemerkt vor, zum Theil wol deshalb, weil die jungen kokettirenden Schauspielerinnen der Jetztzeit in Stücken dieser Art die beste Gelegenheit haben, ihre kleinen Pikanterien zu entfalten. Im Lyceumtheater diente z. B. ein nach A. de Musset bearbeitetes kleines Stück „The charming widow" dazu, eine neu engagirte Schauspielerin, Miß Talbot, dem Publicum vorzuführen. National englisch dagegen sind die mancherlei Farcen, unter Anderm „My cook and my housekeeper", welches vor kurzem auf dem Drurylanetheater, und „A phenomenon in a smock-frock", welches im Lyceumtheater zur Aufführung kam. Nur selten dagegen erscheint ein Stück auf den londoner Bühnen, welches der höhern Gattung der dramatischen Poesie angehört und sich in ein idealeres Gebiet erhebt. So fand auf dem Haymarkettheater ein fünfactiges Trauerspiel, von dem das „Athenaeum" bemerken zu müssen glaubte, daß es nicht übersetzt sei, und welches seitdem unter dem Titel „Duchess Eleanour: a tragedy; by the author of «Old love and new fortune»" im Buchhandel erschienen ist, im Laufe des März recht vielen Beifall. Hierzu trug allerdings Miß Cushman, welche die Hauptheldin vortrefflich gab, ein gutes Theil bei. Diese Tragödie verräth in einzelnen Partien allerdings ein nicht gewöhnliches Talent; es sind Scenen darin von großer Kraft wie z. B. die, in welcher die Herzogin in einem Anfalle leidenschaftlichster Eifersucht ihre Juwelen von Haupt und Nacken reißt und ein Hoffräulein, das von ihr für die Geliebte des Herzogs gehalten wird, damit bekleidet. Allein diese Scenen stehen vereinzelt und wirken zwar plötzlich überraschend, aber vorübergehend. Wo soll freilich ein großer Tragödiendichter bei den modernen Verhältnissen und dem modernen Theaterpublicum, bei den Coulissenansprüchen der Regisseure, den hohl-pathetischen Schauspielern und sentimental-koketten Schauspielerinnen und bei der für wahre einfache Größe unempfänglichen Theaterkritik auch herkommen?

Das kunstliebende londoner Publicum hatte in diesem Frühjahr Gelegenheit, nebeneinander Ausstellungen englischer, deutscher und französischer Gemälde besuchen und Vergleiche zwischen den drei Schulen nach eigener Anschauung anstellen zu können. Außer der regelmäßigen großen Ausstellung der Royal academy in der Exeter-Hall *) hatte die Society of painters in water-colours sowie auch die Society of British artists eine mehre Hundert Nummern enthaltende Ausstellung von Gemälden veranstaltet. Unter den historischen Bildern dieser Ausstellung wird namentlich C. Rolt's Gemälde, den heiligen Petrus in der Situation darstellend, wie er hinausging und bitterlich weinte, sowol wegen der innigen Auffassung und feierlichen Stimmung als auch, und noch mehr, wegen der vortrefflichen Ausführung gelobt. Einen der poetischen wie der malerischen Wirkung gleich günstigen Moment stellte F. Y. Hurlestone dar: wie der letzte Maurenkönig in Begleitung seiner ihn mit Blicken für seine Unmännlichkeit strafenden Mutter und mehrer weinender Maurerinnen seufzend von dem Gipfel der Alpuxarras auf die Alhambra zurückblickt. Schade nur, daß die technische Ausführung der Idee und Auffassung des Gegenstandes nicht ganz entspricht. Unter den dem historischen wie dem reinen Genre angehörigen Gemälden, den Porträts und Landschaften gibt es viel Treffliches, aber auch sehr viel Mittelgut. Als eine förmliche Misgeburt wird Petitt's anspruchsvolles Gemälde The golden image in the plain of Babylon geschildert.

Zu gleicher Zeit fand unter dem Patronat mehrer englischer Kunstliebhaber eine erste Jahresausstellung französischer Gemälde in Pall-Mall statt, in welcher eine Jagdscene aus Algerien von Vernet und die Francesca da Rimini von Ary Scheffer den ersten Rang behaupten. Die englische Kritik rühmt dem Vernet'schen Bilde große Kraft, Leben und Bewegung nach, will aber finden, daß, was die Behandlung der Thiere selbst betreffe, die Pinselführung bei Vernet nicht so fein sei als bei Landseer; auch erscheine das Colorit etwas zu dunkel. Scheffer's Francesca da Rimini wird als eins der anmuthigsten, erhabensten und dichterischsten Werke gerühmt, welche je aus seinem Pinsel hervorgegangen; das Fleisch sei ganz im Stil des Correggio behandelt und frei von jener schwarzschattigen Manier, wie sie der französischen Schule eigen sei, u. s. w. Von demselben Meister befinden sich hier noch einige kleinere Bilder, worunter ein Leichnam Christi und eine Bekehrung des heiligen Augustin, ferner Stücke von Biard, Paul Delaroche, Duboeuf, Guet u. A. **)

Ferner ist in New-Bond-Street die zweite Jahresausstellung neuerer deutscher Künstler seit Anfang des April eröffnet, enthält aber nicht viel Nummern und unter diesen wenige von Bedeutung. Wenn sich in der Ausstellung französischer Bilder solche von Meistern ersten Rangs befinden, so ist dies in der deutschen Ausstellung keineswegs der Fall; es sind Bilder meist jüngerer, zum Theil mittelmäßiger Künstler, welche für ihre schwachen Producte Käufer in London suchen; ein höherer Zweck scheint dabei nicht im Spiele zu sein, und man kann nur

*) Ueber diese Ausstellung werden wir in unserm nächsten Résumé der londoner Neuigkeiten, sobald uns die Berichte in den Blättern, die wir benutzen, vollständig vorliegen, einen Bericht bringen. Wir erwähnen vorläufig nur, daß der „Löwe" der Ausstellung ein großes historisches Bild von Maclise ist, mit 100 Figuren und 25 Fuß lang.

**) Nach einer in einer spätern Nummer des „Athenaeum" enthaltenen Versicherung sind die in London ausgestellten Scheffer'schen Gemälde nur kleinere Copien nach frühern Bildern des Meisters, jedoch von diesem selbst verfertigt. Die ursprüngliche Francesca da Rimini befand sich früher in der Sammlung der Herzogin von Orléans und ist jetzt in der Demidow'schen Galerie zu Florenz; das Original des heiligen Augustin, ebenfalls in Lebensgröße, gehört der Königin Amelie und ist gegenwärtig in Claremont. Dennoch gingen die londoner Copien zu hohen Preisen weg; Lord Ellesmere zahlte für die Francesca da Rimini 1200 Guineen, der Herzog von Argyle für den heiligen Augustin 250 Guineen.

bedauern, daß die deutsche Malerkunst in so wenig vortheilhafter Gestalt vor das londoner Publicum tritt und zu abfälligen, misgünstigen Urtheilen über die deutsche Kunst überhaupt Veranlassung gibt. Neben einem Vernet, A. Scheffer, Biard, Delaroche müssen ohne Zweifel die Siegert, Sell, Wallander, Schlesinger u. s. w. schlecht bestehen, von noch Geringern gar nicht zu sprechen. Das Beste darunter sind vielleicht noch H. Ritter's drei betrunkene Matrosen, welche ein Lieblingsbild des londoner Publicums geworden sind, Becker's effectreiche Ansicht vom Monterosa, ein vortreffliches Genrebild von Geselschap, ein bewundernswerth ausgeführtes Fruchtstück von Preyer u. a. Es befinden sich auch einige historische Bilder darunter, denen man eine geschickte Auffassung und Gruppirung, zum Theil auch lebendigen Ausdruck nachrühmt, während man umsomehr an der Ausführung zu tadeln hat. Die meisten historischen Bilder der düsseldorfer Schule erinnern allerdings noch gar sehr an die ehemaligen Taschenbuchsbilder, selbst manche Stücke Lessing's, wie Ezzelin im Kerker (nicht sein Huß u. s. w.). An den deutschen Landschaften vermißt die englische Kritik Frische und Luftwirkung, sie seien meist unrein in den Schatten, das Wasser unwahr und zu wollig. Freilich sah man in London keine Landschaften von Lessing, Achenbach, Schirmer u. s. w., keinen von den Koryphäen der münchener Landschaftsmalerei. Es ist sehr zu bedauern, daß wir auswärts selten etwas Gemeinsames zustande bringen, was uns besondere Ehre machte, daß sich unsere bedeutendsten Meister zurückziehen und es meist der anmaßenden Mittelmäßigkeit überlassen, deutsche Kunst im Auslande zu repräsentiren. *)

Dies gilt nicht von der Gesangskunst. Zeuge dessen der enthusiastische Beifall, welchen auch im gegenwärtigen Jahre der kölner Männerchor in London findet. Nur tadelt die „Times" die Auswahl der zum Vortrag gebrachten Piecen; die kölner Sänger trügen allerlei sentimentales und charakterloses, selbst läppisches Zeug vor, wofür das englische Publicum lieber die Weber-Körner'schen Vaterlandslieder und andere Gesänge nationalen Gepräges hören würde. Der Vorwurf ist ohne Zweifel nicht unbegründet; doch hätten wir darauf nur das eine zu bemerken, daß die „Times" jetzt freilich bei der veränderten politischen Zeitlage Körner's Schwertlied und Arndt's Vaterlandslied zur Aufstachelung der Deutschen für recht nutzbar erkennt, daß sie dagegen in den Jahren 1848 und 1849 fast den Ton des „Punch" anstimmte, wenn es galt, deutsche Nationalbestrebungen und natürlich auch die deutsche patriotische Poesie lächerlich zu machen. Damals galt ihr all unser Streben nach politischer Einheit und Nationalität als Schwindel; es ist aber sehr zu fürchten, daß auch einiger und zwar sehr demoralisirender Schwindel bei der Politik eines Blattes sei, welches so mit allen Winden segelt und heute im Kladderadatschtone verspottet, was es morgen schon in den Fall kommt im Tone ernster politischer Weisheit feiern zu müssen.

Aus Birmingham bringen londoner Blätter die Nachricht, daß Meyerbeer die Auffoderung des Festcomité, für das im Jahre 1855 stattfindende Musikfest eine Composition zu liefern, abgelehnt hat, vermuthlich, wie sie hinzufügen, weil er den ganzen künftigen Winter über durch die Vorbereitungen zu der Darstellung der „Africaine" auf der Großen Oper in Paris hinlänglich beschäftigt sein wird.

Ungewöhnlich rasch nacheinander hat der Tod mehre Notabilitäten der Literatur und Wissenschaft hinweggerafft. Ueber das Ableben T. N. Talfourd's haben wir bereits in Nr. 20 d. Bl. berichtet und fügen hier nur nachträglich hinzu, daß aus seinem Nachlaß soeben erschien: „Supplement to «Vacation rambles»; consisting of recollections of a tour through France to Italy, and homeward by Switzerland, in the vacation of 1846." Bald darauf folgte in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre der zuletzt in Edinburg wohnhafte Professor John Wilson (geboren 1788 oder 1789 zu Paisley), rühmlichst bekannt durch die Dichtungen „Unimore", „The isle of palms", „The city of the plague" u. s. w., durch die Erzählungen „Trials of Margaret Lindsay" und „Lights and shadows of Scotish life" und durch die „Recreations of Christopher North", eine Sammlung seiner zum Theil sehr scharfen, vom Standpunkt der alten Toryschule geschriebenen kritischen Aufsätze, welche meist in dem zuletzt von ihm allein geleiteten „Blackwood's magazine" erschienen waren. Es starben ferner der auf der freiberger Bergakademie unter Werner gebildete Mineralog Robert Jameson (geboren 1773 in Leith, nicht, wie wol in deutschen Biographien angegeben ist, 1780); Lord Cockburn, Verfasser eines „Life of Lord Jefferson" und Mitarbeiter an der „Edinburgh review", in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre; Lady Dacre, Uebersetzerin des Petrarca, im siebenundachtzigsten Lebensjahre; Dr. Wallich, ein geborener Däne, längere Zeit Oberinspector des botanischen Gartens zu Kalkutta, Verfasser des großen Werks „Plantae Asiaticae rariores" und (mit Dr. Cary) der „Flora Indica", im achtundsechzigsten Lebensjahre; endlich James Montgomery *), geboren 1771 zu Irwine in Ayrshire, Kenner der deutschen Literatur, Verfasser von „Miscellaneous poems", „The world before the flood", „Greenland", „The West-Indies" und andern Dichtungen. Die letztgenannte Dichtung ist gegen den Sklavenhandel gerichtet, wurde sehr bald in 10,000 Exemplaren abgesetzt und erschien bereits im Jahre 1810. Zu seinen vorzüglichsten, meist eine religiöse Färbung tragenden Productionen zählt man die Umdichtungen der Psalmen: „Songs of Zion", und die patriotischen Gedichte „The battle of Alexandria" und „The Ocean". Das Leben James Montgomery's war an Widerwärtigkeiten reich, die er aber mit englischer Ausdauer bestand. In seinen jungen Jahren verdiente er in Mirfield (Yorkshire) sein tägliches Brot als Laufjunge, hielt es aber, den Drang des Talents in sich fühlend, hier nicht lange aus, sondern machte sich, mit nur 3½ Schilling in der Tasche, auf den Weg nach London. Nach mannichfachen trau-

*) Ausdrücklich machen wir jedoch darauf aufmerksam, daß der betreffende Berichterstatter in dem sonst so unparteiischen londoner „Athenaeum", auf dessen Angaben wir uns oben vorzugsweise stützten, schon bei verschiedenen Anlässen seiner Abneigung gegen die deutsche Malerei im Ganzen Worte gegeben hat. Nach der Versicherung eines londoner Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung" fänden vielmehr die düsseldorfer Landschaften mit ihren liebevoll und delicat behandelten Details viele Theilnahme, sehr wahrscheinlich am meisten unter den Engländerinnen, die in letzter Zeit viel Hinneigung zu deutscher Sentimentalität offenbaren.

*) Nicht zu verwechseln mit Robert Montgomery, der, nur noch in ausgesprochenerm Grade, in seinen Dichtungen ebenfalls religiösen Anschauungen huldigt. Diese sind bei Robert Montgomery mehr Zweck, während sie bei James Montgomery mehr Mittel zum Zweck waren. Des Erstern poetische Dichtungen liegen vor uns, nicht in einem jener zierlichen Miniaturbändchen, wie sie in dem jetzt an solche Niedlichkeiten gewöhnten Deutschland Mode sind, sondern in einem stattlichen, schon durch den äußern Anblick einige Ehrfurcht erweckenden bibeldicken Kleinfoliobande, der freilich für die Toilettentische unserer deutschen literaturfreundlichen Damen eine drückende Last sein würde. Da wir nicht wissen, ob es uns noch auf diese Dichtungen zurückzukommen vergönnt sein wird, so verweisen wir auf die empfehlende Charakteristik des Dichters in der Beilage zu Nr. 131 der „Allgemeinen Zeitung" und erwähnen nur, daß, wie er auf der einen Seite Luther in einem Gedichte mit der Ueberschrift „Luther, or Rome and the reformation" feierte, welches in England sechs Einzelausgaben erlebte und von welchem Tholuck bemerkte, „daß es eine Sünde wäre, das deutsche Publicum mit diesem herrlichen Gedichte nicht bekannt zu machen", der Poet auf der andern Seite in den Strauß-Feuerbach'schen Theorien die Anfänge des Satansreichs erkennen zu müssen glaubt. Robert Montgomery ist aber nicht einseitig blos Christ, sondern, wie sich dies von einem Engländer von selbst versteht, auch Patriot. Das hat er unter Anderm in seinem schönen Klagegesang auf Wellington's Tod: „Wellington, or the hero's funeral", bewiesen.

rigen Schicksalen und nachdem er selbst eine zeitlang bei seinem frühern Principal in Mirfield, einem Krämer, abermals in Dienst getreten war, hatte er das Misgeschick, wegen seiner freisinnigen Bestrebungen sich in der Mitte der neunziger Jahre die Ungnade der damaligen infolge der Französischen Revolution nicht wenig reactionären Toryregierung zuzuziehen und mit neunmonatlicher Haft im Castell von York büßen zu müssen. Trotz aller dieser und anderer Widerwärtigkeiten arbeitete er sich zu bürgerlichem Ansehen und Wohlstande empor, sodaß er, was einem deutschen Dichter durch eigene Kraft wol selten gelingt, einen Landsitz, The Mount bei Sheffield, erwerben konnte. Auf diesem Landsitz ereilte ihn der Tod, nachdem er noch zwei Tage zuvor bei einer Versammlung zum Besten des Armenkrankenhauses in Sheffield den Vorsitz geführt hatte — abermals ein Beispiel, wie sehr sich die englischen Dichter und Schriftsteller von den deutschen gemeinhin auch dadurch unterscheiden, daß sie in der ängstlichen Sorge um ihren dichterischen Ruf ihr Herz nicht erkalten lassen gegen die Leiden ihrer Nebenmenschen und ihre Aufgabe noch wo anders suchen als in der Verfolgung einseitig literarischer Tendenzen. Am Begräbnißtage Montgomery's ruhten in Sheffield die Geschäfte, waren die Läden geschlossen; sämmtliche Behörden und eine zahllose Menschenmenge begleiteten ihn zu seiner letzten Ruhestätte; die Bestattung selbst fand auf öffentliche Kosten statt. Man frage sich, ob in einer deutschen Fabrikstadt die öffentliche Theilnahme bei dem Tode eines Dichters, selbst eines bedeutendern als Montgomery, jemals eine gleiche sein könne! Die Ausnahme, die in dieser Hinsicht in frühern Tagen Hamburg bei der Bestattung Klopstock's machte, steht meines Wissens in Deutschland ganz vereinzelt. **H. M.**

Musikalisches.

Weber's „Preciosa", welche jüngst (in ihren rein musikalischen Partien) von dem Musikverein Ste.-Cécile in Paris aufgeführt wurde, hat dort ein merkwürdiges Glück gemacht. Die Pariser waren ganz entzückt von der Frische, Lieblichkeit und Originalität der Melodien, wie von der Eigenthümlichkeit der Instrumentirung — Eigenschaften, die namentlich auch im Feuilleton des „Constitutionnel" hervorgehoben wurden. Zu noch höherer Ekstase als der Berichterstatter des „Constitutionnel" ließ sich der Berichterstatter des „Athenaeum français" hinreißen. „Wir fühlen uns (sagt er) dem Director Seghers zum Dank verpflichtet, daß er uns mit diesem zugleich grandiosen und anmuthigen Werke, welches von Poesie, Colorit, Kraft und Originalität überfließt, bekannt gemacht hat. Weber ist auch heutzutage noch als Romantiker unübertroffen geblieben; so Mancher hat ihn nachzuahmen gesucht, aber welch ein Abstand zwischen diesen Copien und dem Original! Wenn einmal die Große Oper ihre Aufgabe richtig begreifen und die unsterblichen Werke Weber's mit all dem Glanze ausstatten sollte, auf den sie Anspruch haben, wie wird man dann so manche jener Reputationen erbleichen sehen, die zum Theil nur deshalb mit einem Scheinlicht prunken, weil man den Namen und die Meisterwerke des größten Componisten, dessen sich Deutschland, selbst Mozart und Beethoven nicht ausgenommen, rühmen kann, so geflissentlich in Schatten stellt." So übertrieben die letztere Behauptung auch klingen mag, so freut man sich doch der Anerkennung, die auf ausländischem Boden einem in Deutschland selbst von gewissen Seiten her eine zeitlang absichtlich zurückgesetzten und ungebührlich verkleinerten Componisten zutheil wird, welcher seine Lieder unmittelbar aus dem Borne deutschen Gemüths schöpfte. Was Bürger im Liede und in der Ballade dem deutschen Volke war, das ist ihm Karl Maria von Weber als Liedercomponist. Seine schmetternden Kriegsgesänge (mit Körner'schem Text) und seine waldhornartigen Waidmannsgesänge, seine im reinsten volksthümlichen Stile gehaltenen Lieder überhaupt werden im Munde des deutschen Volks noch fortleben, wenn die gelehrten oder raffinirten Compositionen Derer, die man jetzt auf seine Kosten feiert, vielleicht ganz vergessen sein oder nur noch im Andenken der Theoretiker und Kunsthistoriker leben werden.

Das londoner „Athenaeum" sah sich, wie wir bei dieser Gelegenheit erwähnen, jüngst bewogen, einer Mittheilung eines leipziger Correspondenten über deutsche Musikzustände folgende Bemerkung hinzuzufügen: „Wir müssen uns versagen, die Ausdrücke des Erstaunens weiter mitzutheilen, denen sich unser Correspondent überläßt gegenüber der gegenwärtigen krankhaften Hinneigung der Deutschen zu Allem, was monströs, verzerrt und unmusikalisch im Gebiete der Instrumentirkunst ist."

Deutschen Musikfreunden von Interesse dürfte auch die Erwähnung folgender in Neuyork erschienenen Schrift sein: „Musical letters from abroad; including detailed accounts of the Birmingham, Norwich and Düsseldorf musical festivals of 1852", von Lowell Mason, einem neuyorker Gesanglehrer. Soweit sich aus den Bemerkungen englischer Blätter über diese Schrift erkennen läßt, scheint sie mit großer Wärme oder Parteilichkeit für die neudeutsche Musikrichtung geschrieben zu sein. Ein von ganz entgegengesetztem Standpunkte ausgehender Berichterstatter im londoner „Athenaeum" findet es sonderbar, daß gerade ein Gesanglehrer so wenig Anlaß genommen habe, etwas von der italienischen Gesangsweise zu profitiren, und bemerkt dann in etwas absprechendem Tone: „Eine Stunde Anhören des Lablache sollte für die Ohren eines Gesanglehrers doch bei weitem nutzbringender gewesen sein als ein monatlanges Anhören der misgeformten und mistönenden Musik Schumann's oder der ungestümen und blökenden (blatant) Recitation des Herrn Formes. Aber in ihrem blinden Enthusiasmus für die deutsche Weise sind die Amerikaner wunderbar dazu gemacht, Alles zu verdauen, sowol was faul als was reif ist." Gerügt wird dann noch an der Schrift die Sprachmengerei und das Umsichwerfen mit fremden Kunstwörtern. Der Berichterstatter meint: angenommen, daß diese fremdländischen Kunstausdrücke, die außerdem durch Druckfehler verunstaltet seien, in den von Lowell Mason ertheilten Gesangsunterricht aufgenommen würden, so drohe die lingua Americana in nicht sehr ferner Zeit so verderbt zu werden als die lingua Franca im Munde Dragonetti's. **H. M.**

Notizen.

Bücher und Menschen.

Es ist noch sehr die Frage, ob man in unserer Zeit mehr aus Büchern oder von Menschen lernt. Ich für mein Theil ziehe die Bücher, die wie Menschen sprechen, den Menschen vor, die wie Bücher sprechen. Wer sich in sich sammeln, wer gute Gedanken und Entschlüsse fassen will, thut besser, sich mit einem gescheiten Buche als mit den gewöhnlichen Gesellschaftsmenschen unserer Tage zu unterhalten, die das Beste, was sie wissen, doch nur aus Büchern und Zeitungen wissen. Im Gegentheil, die Gesellschaftskreise, wie sie heutzutage meist beschaffen sind, haben nicht selten etwas Verwirrendes, Betäubendes, Zerstreuendes und schwächen oder zerstören nur zu oft die heilsame Wirkung, die vielleicht kurz vorher ein gutes Werk auf uns ausgeübt hatte. Alle großen Gesetzgeber, Reformatoren und Religionsstifter gingen aus der Einsamkeit hervor, aus dem Verkehr mit alten Schriften und mit sich selbst. Schon Thomas von Kempen sagte: „In allen Dingen habe ich Ruhe gesucht, aber nicht gefunden, außer in der Einsamkeit und in Büchern."

Wie wunderlich, daß jetzt fast jeder Gebildete sich schämt mit einem Buche unter dem Arme sich öffentlich sehen zu lassen, während er sich keineswegs schämt einen Stock oder eine Flinte zu tragen. Als ob ein schön gebundenes Buch nicht auch im Aeußern schon eine zierlichere und geschmackvollere Erscheinung wäre als der plumpe Stock oder die misgestaltete Flinte!

zeugt dieser Umstand von aufrichtiger Achtung für die Behälter und Waffen des Geistes?

Freilich, in je größerm Maße das Bücherschreiben und Bücherdrucken in Fabrikation ausartet, umsomehr muß sich auch die Ehrfurcht vor den gedruckten Büchern verlieren. Ein Foliant der alten Zeit, massenhaft, pfundschwer, mit Bügeln und Schlössern, hatte schon im Aeußern ein ehrwürdiges Aussehen und erregte die Ahnung von tiefen Geheimnissen, die darin verborgen seien. Diese Ehrfurcht verlor sich immer mehr, je handlicher die Bücher allmälig geformt wurden. Einen weitern Stoß erhielt diese Achtung, als man die Bücher nicht mehr in roher, sondern in broschirter Form aus den Officinen hervorgehen ließ. Jetzt, wo sie mehr und mehr zum Taschenformat zusammenschrumpfen und als Putzstücke den Nipptischsachen Concurrenz machen, jetzt ist der geheimnißvolle Zauber, der ihnen früher eigen war, gänzlich von ihnen abgestreift. Sie sind sehr häufig nur noch Diener der Eleganz, des Comforts und des Zeitluxus, bestimmt, müßige Stunden auszufüllen; bloße Schaumbläschen, welche die Gesellschaftsströmung auf die Oberfläche emportreibt; sie schmeicheln den Schwächen, Gebrechen und Gelüsten der Gesellschaft; sie sprechen zu ihr nicht mehr in Engelzungen, nicht mehr im Tone strafender Propheten und Schauer, welche von dem Abglanz einer höhern Welt angestrahlt sind.

Macbeth's Burg.

Die englischen Blätter enthalten aus der Feder eines Reisenden, welcher im Sommer 1852 den Dunsinane-Hügel besuchte, nachstehende Mittheilung: „Von Macbeth's Burg, dem «Great Dunsinane», ist nichts mehr übrig außer drei Wällen, vermuthlich die Lage der Außenwälle bezeichnend, wo Macbeth die Banner auszuhängen befahl:

> Hang out our banners on the outward walls;
> The cry is still they come.

Als wir an den Fuß des Hügels kamen, entdeckten wir dort ein sehr schönes Echo; und sicherlich wußte Shakspeare davon, oder Jemand hatte es ihm erzählt, denn er läßt Macbeth zum Doctor sagen:

> I would applaud thee to the very echo,
> That should applaud again.

Die Aussicht vom Hügel ist ausgezeichnet, ähnlich der von Stirling-Castle." **H. M.**

Das Capland.

Ueber ein in letzter Zeit seltener als sonst beschriebenes Gebiet, das Capland, erschienen von Eduard Kretzschmar „Südafrikanische Skizzen" (Leipzig 1853). Der Verfasser hat 15 Jahre im Caplande gelebt, davon sieben Jahre als Kreisphysikus im Westen am Elefantenstrom; er hat mehre lange Reisen durch die nordwestlichen und nordöstlichen Länder jenseit der colonialen Grenze gemacht, zwei Jahre auf den Schneebergen, der Grenzscheide zwischen dem östlichen und westlichen Lande, gewohnt, mehre Jahre im östlichen Lande in der unmittelbaren Nähe des Kaffernkriegs verlebt und endlich auch eine längere Zeit in der Capstadt sich aufgehalten. Die lange Entfernung vom Vaterlande hat dem Stil des Verfassers etwas Fremdartiges gegeben, das durchaus zu dem fremdartigen Stoffe paßt und häufig an Sealsfield erinnert. Die Natur ist wild, in plötzlichen Uebergängen sich gefallend; steile Felsen, von plötzlich sich erhebenden Stürmen umtost; wasserlose Flußbetten, über Nacht zum wilden Bergstrom umgewandelt; nicht minder gewaltsam ist das Auftreten der Thiere, die ungeheuern, Alles mit sich fortreißenden Züge der Springböcke, die verheerenden Schwärme der Heuschrecken. Tiefe Feindschaft zwischen den beiden Hauptstämmen der europäischen Bevölkerung, den Engländern und Holländern (Boers, d. h. Bauern); neben ihnen ein buntes Gemisch theils eingeborener, theils eingeführter Völkerschaften: Malayen, Neger, Hottentotten, Mosambiker, Bastarde, Namakas, Buschmänner, Grikas, Kaffern, Zulus, Fingos u. s. w., dienstbar und doch unbändig oder frei, Diebe oder Räuber. Von der Bildungsfähigkeit der letztgenannten Stämme hat der Verfasser die schlechtesten Begriffe und steht in seinem Capitel „Missionare" in directem Widerspruch mit dem Aufsatz von Gumprecht: „Die neuern Culturfortschritte auf dem Festlande von Afrika", im Jahrgang 1851 des „Deutschen Museum". Seine genaue Sachkenntniß läßt leider nicht zweifeln, daß das Recht auf Kretzschmar's Seite sei, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß er überhaupt ins Schwarze zu malen liebt. Die große Fülle des interessantesten Stoffs läßt auch nicht den Gedanken in uns aufkommen, den Lesern Einzelheiten daraus mitzutheilen; uns persönlich haben die drei Skizzen „Die Springbock-Jagd", „Die Heuschrecken" und „Das Buschmann-Commando" am meisten angezogen; doch auch in dem allgemeinen Ueberblick findet der Leser sehr fesselnde Schilderungen, obgleich meist düstern Charakters, z. B. „Fata Morgana".
12.

Bibliographie.

Abelmann, F., Deutsche Synonymik oder kurz und klar gefasstes Handbuch der deutschen sinnverwandten Wörter. Leipzig, Wengler. 8. 20 Ngr.

Bayertz, P. F., Geschichtliche Nachrichten über die Gemeinde und Pfarre Willich im Kreise Crefeld. Crefeld, Gehrich u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Berlić, A. T., Grammatik der illyrischen Sprache wie solche im Munde und Schrift der Serben und Kroaten gebräuchlich ist. Wien. Gr. 8. 1 Thlr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Burton Castle. Roman. Zwei Theile. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Huber. 8. 2 Thlr.

Breier, E., Die Sumpfvögel. Roman aus den Nachtseiten der Wiener Gesellschaft. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. à 8 Ngr.

Brentano, C., Nachgelassene religiöse Schriften. Zwei Bände. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 28 Ngr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843. Bausteine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. Altona, Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Clausberg, Amalie v., Chrysalion. Ein Märchen aus Thüringen. Mit 1 Abbildung. Weimar, Kühn. 16. 15 Ngr.

Geschichtliche Darstellung der kirchlichen Verhältnisse der katholischen Schweiz. Drei Bände. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 3 Thlr.

Fahne, A., Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die Dortmunder Chronik. Mit Urkunden und Wappenabbildungen. Köln, Heberle. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien im Jahre 1849. Drei Abschnitte. — A. u. d. T.: Kriegsbegebenheiten bei der kaiserl. österreichischen Armee in Italien. Drei Abschnitte. Wien, Hölzl. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, K. P., Ueber die Unmöglichkeit den Naturalismus zum ergänzenden Theil des Systems der Wissenschaft zu erheben. Ein Nachtrag zu seiner Schrift: Die Unwahrheit des Sensualismus und Materialismus. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 10 Ngr.

Frohschammer, J., Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generatianismus. München, Rieger. Gr. 8. 27 Ngr.

Das Geistesleiden und der himmlische Vater. Frankfurt a. M., Völcker. 8. 5 Ngr.

Glaser, J., Natur und Selbstschau. Ein Beitrag zur

Hebung und Beförderung des landwirthschaftlichen Lebens. Bern, Dalp. 8. 15 Ngr.

Horn, W. O. v., Rheinische Dorfgeschichten. Wohlfeile Auswahl in vier Bänden aus den gesammelten Erzählungen. Mit Illustrationen von L. Richter. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.

Joseph Ibn Zadik, Der Mikrokosmos. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie und Ethik. Aus dem Arabischen in's Hebräische übersetzt von R. Mose Ibn Tabbon und zum ersten Male herausgegeben von A. Jellinek. Leipzig. 8. 24 Ngr.

Klencke, Die Naturwissenschaften der letzten funfzig Jahre und ihr Einfluß auf das Menschenleben. In Briefen an Gebildete aller Stände. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kruse, H., Der Wettlauf. Lustspiel in Einem Aufzuge. Bremen, Heyse. Gr. 16. 6 Ngr.

Kuhn, C., Ueber das Klima von München. Festrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feier ihres 95. Stiftungstages am 28. März 1854. Mit einem Anhang: „den Gang der Witterungs-Elemente in der Umgebung von München" enthaltend. München. Gr. 4. 17½ Ngr.

Leben und Thaten des berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, ehemaligen Württembergischen Staats- und Kabinets-Ministers. Erzählt von dem Verfasser des „Musterschultheißen". Tübingen. 1853. 8. 4 Ngr.

Macdonald, Diana Luisa, Leonardo da Vinci's Jugendjahre. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 21 Ngr.

Maximilian der Erste, König von Bayern, oder des Oberpostmeister Napoleon's Gefangenschaft, Errettung vom Tode und Flucht. Eine wahre Geschichte, größtentheils aus den „Memoires et Souvenirs" eines französischen Generals übersetzt und herausgegeben durch J. Gistel. München. Gr. 12. 8 Ngr.

Meinhard, K., Die Translation des heiligen Liborius nach Paderborn. Ein historisches Gemälde aus dem kirchlichen Leben des neunten Jahrhunderts. Trier, Lintz. Gr. 16. 6 Ngr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Band: Vom Anfange des Ablaßstreits bis zum Ausbruche des schmalkaldischen Krieges. 1stes Heft. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, Die religiöse Freiheit vom christlichen Standpunkte. Ein Sendschreiben an den Königl. Preuß. Geh. Reg.-Rath Hrn. von Bethmann-Hollweg, Präsidenten des Kirchentags ꝛc. als eine Antwort auf ein Schreiben eines Mitgliedes der Madiai'schen Deputation in Toskana. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, C. A., Licht und Schwere. Eine Aufstellung des allgemeinsten Naturgesetzes. Tübingen. 1853. 8. 6 Ngr.

Palm, H., Christian Weise. Eine litterar-historische Abhandlung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 4. 10 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Ost-Europa. Kampf-Gebiet und Sieges-Preis in geschichtlich-statistischer Darstellung. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Russland's Kraft-Elemente und Einfluss-Mittel. Eine geschichtlich-statistische Skizze. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Rückert, L. J., Luthers Verhältniß zum Augsburgischen Bekenntniß. Historischer Versuch. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Schein und Wesen. Ein Roman. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Zaubereisünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet. Neuer unveränderter Abdruck. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 6 Ngr.

Stockmar, C. v., Washinton. Eine Vorlesung gehalten in Jena. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Militärische Träumereien eines gewesenen Kavallerie-Offiziers. Zürich, Schultheß. 1853. 8. 6 Ngr.

Ule, O., Physikalische Bilder im Geiste kosmischer Anschauung. Allen Freunden der Natur gewidmet. 1ster Band. Mit eingedruckten Holzschnitten. — A. u. d. T.: Die allgemeinen Bewegungserscheinungen. Halle Schmidt. 8. 24 Ngr.

Verweij, L. H., Die Erde steht nicht fest! Antwort auf Dr. Schöpfer's Brochüren: „Die Erde steht fest" und „Die Bewegung der Himmelskörper". Aus dem Holländischen übersetzt von H. Amsterdam, Günst. Gr. 8. 15 Ngr.

Vico, J. B., Kleine Schriften. Deutsch bearbeitet und herausgegeben von K. H. Müller. 1stes Heft — A. u. d. T.: Von dem einen Anfange und dem einen Ende alles Rechts, nach des Verfassers Buche de universi juris uno principio et fine uno, bearbeitet und mit einer Einleitung herausgegeben. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 27 Ngr.

Weyhe, A. v., Haideblüthen. Gedichte. Bremen, Heyse. 16. 15 Ngr.

Wolff, A., Schultze und Müller im Orient. Humoristische Kriegsbilder. Mit 41 Illustrationen von A. Beck und A. v. Wille. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Br. 8. 12 Ngr.

Wollheim, Erläuterungen und Gesänge zum 2ten Theil von Göthe's Faust, bearbeitet und für die Bühne eingerichtet. 3te Auflage. Hamburg. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen ueber das Laenderei-Vertheilungs-Gesetz und die Colonisation in Brasilien. Rio de Janeiro. Gr. 4. 2 Ngr.

Girardin, E. v., Krieg mit Rußland!!! Stand der Dinge im Jahre 1854. Aus dem Französischen. Stuttgart, Scheible. 32. 11 Ngr.

Der Gott der Synagoge und der Gott des Judenchristen. Antwort auf das „offene Sendschreiben" des „Bukarester Juden". I. Breslau, Dülfer. 8. 1½ Ngr.

Hagen, C. H. vom, Die Silo-Banken. Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Wodurch kann extremen Schwankungen der Fruchtpreise im Interesse sowohl der Producenten als der Consumenten vorgebeugt werden? Erfurt, Keyser. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854. Fliegende Blätter vom Kriegsschauplatze in Berichten von Augenzeugen. Mit Karten ꝛc. 1stes Heft. Cassel, Balde. Gr. 8. 6 Ngr.

Monod, A., Der Kerkermeister von Philippi. Eine Predigt. Aus dem Französischen von L. Rehfueß. Stuttgart. 1853. Gr. 8. 3 Ngr.

Rasch, G., Die französische Bourgeois-Republik und der moderne Sozialismus. Einleitung: Der Kampf des Autoritätsprincips mit der Bourgeoisie. Berlin, Burmeister. 1853. 8. 5 Ngr.

Werner, A., Die Festtage Wiens vom 22 bis 30. April 1854. Vollständige und getreue Beschreibung aller Hof-, städtischen und Privat-Fest- und Feierlichkeiten, welche bei der allerhöchsten Vermälung Sr. Maj. des Kaisers in Wien und dessen Umgebungen stattgefunden haben. Sammt der neuen Volkshymne und den besten, aus Anlaß des freudenvollen Ereignisses verfaßten Gedichten. Mit dem Porträt J. Maj. der Kaiserin Elisabeth und einer Abbildung der festlich geschmückten Elisabethenbrücke. Nach Originalen und den besten Zeitungsberichten bearbeitet. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. Br. 8. 12 Ngr.

Ein offenes Wort über den Landgüter-Verkehr, beherzigenswerth für Güterkäufer, Güterverkäufer und Güter-Agenten. Berlin, Kühn Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Xenia Orchidacea.

Beiträge zur Kenntniss der Orchideen von Heinrich Gustav Reichenbach fil.

Erstes Heft: Tafel I—X; Text Bogen 1—3. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so gross ist die Schwierigkeit der Kenntniss dieser blühenden Legion, dass nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmässig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen, und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen, besitzt der Verfasser einen grossen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text. Das erste Heft enthält unter seinen 20 abgebildeten Arten 17 noch nirgends, 1 bisher ungenügend, 2 gänzlich falsch dargestellte Arten.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte, und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, dass ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschliessung der Orchideen bietet.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Religionswissenschaft

für die obern Classen gelehrter Schulen von

A. v. Cölln,
Prediger in Detmold.

Ersten Theiles erste Abtheilung:
Lehrbuch der vorchristlichen Religionsgeschichte.
Gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Ersten Theiles zweite Abtheilung:
Lehrbuch der Geschichte des Urchristenthums.
Gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold.

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dietlein, W. O. Prof. Dr., **Vorträge über Protestantismus und Katholicismus.** Gr. 8. Brosch. 22½ Sgr.

Leo, H., Prof. Dr., **Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches.** Erster Band. — A. u. d. T. **Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden.** Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Gottfried's von Monmouth Historia Regum Britanniae mit Einleitungen und ausführlichen Anmerkungen, und **Brut Tysylio** altwälsche Chronik in deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von **San-Marte** (Reg.-Rath Schulz). Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 18 Sgr.

Tholuck, A., Consistorial-Rath Dr., **Vorgeschichte des Rationalismus.** Erster Band. Zweite Abtheilung. Academische Geschichte der hohen Schulen. — A. u. d. T. **Das academische Leben des 17. Jahrhunderts.** Zweite Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Neue Wörterbücher

der englischen, französischen und deutschen Sprache.

Nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienene Werke sind in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Albert (L.), **A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages.** Second stereotype edition. 8. Geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

Kaltschmidt (J. H.), **Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français.** Troisième édition stéréotypée. 8. Geheftet 20 Ngr., gebunden 25 Ngr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. 8. Cartonnirt in Einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lloyd (H. E.), und **Nöhden** (G. H.), **Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. 1 Thlr.

Ludwig (Ch.), **Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 8. 16 Ngr.

Vollständigkeit, zweckmäßige typographische Ausstattung sowie ein **billiger Preis** zeichnen diese Wörterbücher vor andern ähnlichen Werken auf das vortheilhafteste aus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 15. Juni 1854.

Reisen in Brasilien.

1. Reise nach Brasilien, durch die Provinzen von Rio de Janeiro und Minas geraës. Von H. Burmeister. Mit besonderer Rücksicht auf die Naturgeschichte der Gold- und Diamantendistricte. Mit einer Karte. Berlin, G. Reimer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dem durch seine „Geschichte der Schöpfung" rühmlichst bekannten Verfasser, Professor an der Universität Halle, ist es nach mannichfachen Versuchen, schon als junger Mann in fremde Weltgegenden zu reisen und damit einen tiefen Drang seiner innersten Natur befriedigen zu können, endlich in den spätern Mannesjahren gelungen, seine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Er hatte, wie er das selbst erzählt, infolge dieser Sehnsucht „dem seiner Neigung sonst nicht zusagenden Studium der praktischen Medicin sich so weit hingegeben, als nöthig schien, um auf der Bahn eines wissenschaftlichen Reisenden sich sein Fortkommen erleichtern zu können", misglückte bei dem Versuche, den er als Student machte, sich einem berühmten Reisenden auf dessen Tour anschließen zu dürfen, wandte sich dann an die holländische Regierung, um in deren Dienst als Arzt für die überseeischen Colonien zu treten, wurde aber auch hierin durch das Ausbrechen der französischen Julirevolution nicht begünstigt. War ihm aber diese für seine Plane hinderlich, so förderte ihn eine andere Revolution, wenn auch erst nach vielen Jahren. Die vom Jahre 1848 veranlaßte und bewirkte neue Reiseplane und deren endliche Ausführung. Mismuthig gestimmt „über das vergebliche Ringen des deutschen Volks nach Selbständigkeit und wahrer Freiheit", in dem erwähnten wie in dem folgenden Jahre von der fruchtlosen politischen Beschäftigung, der er sich als Abgeordneter mit Leib und Seele hingegeben, bei einem überhaupt leicht reizbaren Körper noch mehr aufgerieben und krankhaft gestimmt, wiederum gedrängt und bestürmt von der alten Reiselust, macht sich Burmeister im Juli 1850, von dem damaligen preußischen Cultusminister von Ladenberg aufs beste unterstützt, mit seinem funfzehnjährigen Sohne nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Brasilien auf, und von da nach 18½ Monaten zurückgekehrt, legt er seine vielfachen Beobachtungen und Erfahrungen, seine reichhaltigen wissenschaftlichen Schätze und Sammlungen in einer ganzen Reihe von Werken nieder. Jedes derselben verräth gleich sehr den gewissenhaften Forscher wie den gründlichen Gelehrten. Welch ungemein reiche Ausbeute hat hier ein einzelner gescheiter Kopf in kurzer Zeit gemacht, während Andere zu Tausenden gleichgültig und ohne den geringsten Gewinn für sich und Andere vorüberrennen! Der deutsche Gelehrte betritt den brasilischen Boden und eine Folge davon sind 1) das obengenannte Werk; 2) eine Reihe landschaftlicher Bilder, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle entworfen und als „Atlas zur Reise" separat herausgegeben hat; 3) der zweite Band der „Geologischen Bilder", welcher eine detaillirte Darstellung des Urwaldes, seiner Bewohner und des oceanischen Thierlebens enthält und bereits im vorigen Jahr erschienen ist; 4) eine große Sammlung von Käfern, Schmetterlingen, Vogel- und Thierskeleten, Spirituosen u. s. w., die sich meistens im halleschen Museum vorfinden; endlich 5) gedenkt der Verfasser über alle diese auf Staatskosten gesammelten Schätze das Nähere und eigentlich Wissenschaftliche in besondern Werken niederzulegen. Die Quintessenz seiner Reise, die Bereicherung der Wissenschaft in zoologischer wie geologischer Hinsicht, haben wir demnach erst noch zu erwarten, und die bereits erschienenen Werke sind nur wie mehr oder minder ausgearbeitete Skizzen und Zusammenstellungen aus seinem Tagebuche, wie Bruchstücke der eigentlichen Hauptarbeit zu betrachten. Das deutsche Publicum mag sich so günstige Versprechungen wohl gefallen lassen und sich nach den bereits an die Oeffentlichkeit gelangten Arbeiten zu den später nachfolgenden Glück wünschen. Es ist fast selbstverständlich, daß sich das Reisewerk aus der Feder eines in der gelehrten und nichtgelehrten Welt so hochgeachteten Mannes den frühern eines von Spix und Martius, eines von Eschwege und St.-Hilaire, auf die der Verfasser vielfach bescheiden zurückweist, „um ihren großen Mühen die verdiente Anerkennung nicht zu schmälern", ebenbürtig und ergänzend anschließt, sowie der obenerwähnte „Atlas zur Reise" nach des Verfassers eige-

ner gewissenhafter Angabe als ein vielfach berichtigendes Seitenstück zu Rugendas' „Malerischer Reise nach Brasilien" aufgeführt werden muß.

Ganz abgesehen von der Wichtigkeit des obengenannten Werks im Allgemeinen für Geographie und Statistik, für Cultur und Politik, für mercantile und industrielle Verhältnisse, ist das Erscheinen desselben gerade in dem jetzigen Augenblick von um so specifischerm Interesse und von um so eingreifenderer Bedeutung, als seit gar nicht langer Zeit das brasilische Reich und Land unter allen südamerikanischen Ländern am meisten von sich reden macht und am ausschließlichsten in Südamerika die Augen der europäischen Regierungen wie der europäischen Kaufleute, Auswanderungsagenten und Auswanderungslustigen auf sich zieht. Die brasilische Regierung sammt ihrem Kaiser beginnt reger und thatkräftiger die Bedeutung des großen reichen Landes einzusehen und auszubeuten. Die Kammern des Reichs legen laute und vielfache Beweise des Umschwungs ab, der neuerdings in den Köpfen und Ansichten der Brasilier eingetreten ist und nach Geltung ringt. Der Deputirte Pereira da Silva verwendet sich im Verein mit andern Abgeordneten aufs energischste und zu wiederholten malen für die Erleichterung und den Schutz europäischer Einwanderung. Dr. Blumenau und die Colonie Dona Francisca machen neben andern ältern brasilischen Colonien seit zwei Jahren bedeutend von sich reden. Eine eigene junge deutsche Partei sucht mit Vorliebe und in eigens dafür angelegten und unterhaltenen Blättern die deutsche Auswanderung nach Brasilien zu lenken, weil dort, wie sie sagt und dazu mithelfen will, dem deutschen Wesen und Elemente für Erhaltung, Entfaltung und Geltendmachung in Gegenwart und für alle Zukunft ein guter Boden gegeben und gewonnen sei, während in den nordamerikanischen Freistaaten deutsche Weise, Sitte und Sprache mit und wider ihren Willen in kurzem von dem angloamerikanischen Wesen und Treiben in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht gar unterdrückt würden. Daher die Bedeutung eines solchen Reisewerks, nach dem wir die verschiedenen Parteien in dem verschiedensten Interesse greifen sehen. Weiß doch zumal Jeder, daß er es hier nicht mit einem flüchtigen Touristen, nicht mit einem aufs Ohngefähr hin Zustände und Persönlichkeiten beurtheilenden Mann zu thun hat, sondern mit dem getreuesten Augenzeugen und dem glaubwürdigsten Berichterstatter!

Burmeister berichtet als sicher nichts, was er nicht selbst gesehen, erforscht, untersucht und als wahr und richtig erkannt hat. Fußt er mit seiner Meinung auf Hörensagen, so verfehlt er nicht, es anzudeuten. Dabei zeichnet er sich durch eine Genauigkeit der Bemerkungen, durch eine Reichhaltigkeit der Berichte, durch ein ebenso minutiöses als stellenweise poetisches und humoristisches Talent glücklicher und naturgetreuer Schilderung aus, daß wir bei der Lectüre nicht umhinkönnen, neben dem ernsten Naturforscher den sich um Welt und Weltliches lebendig bekümmernden Touristen und den in Wort und Griffel gleich gewandten Zeichner neben dem leichten Erzähler zu bewundern und liebzugewinnen. Die Bedeutsamkeit seines Namens kam ihm hierfür sehr zustatten. Eine Vorstellung beim brasilischen Kaiser selbst, der sich für Naturforschung wie für die Wissenschaft überhaupt interessirt, die Bekanntschaft mit namhaften brasilischen Gelehrten und Aerzten, die verschiedenen Empfehlungen und Hülfsleistungen, welche unserm Reisenden stellenweise mehr als einem Andern Thür und Thor öffneten: dies Alles bildet neben den sonstigen dem Verfasser an und für sich angehörenden Vorzügen die Grundlage der größern Genauigkeit und Vorzüglichkeit des Burmeister'schen Werks.

Dauer und Terrain der Reise würde jedenfalls noch ausgedehnt worden sein und des Berichts Reichhaltigkeit damit noch gewonnen haben, hätte der Verfasser nicht häufig unter dem Einfluß eines kränklichen Körpers zu leiden gehabt und hätte ihn nicht zuletzt das bekannte Unglück getroffen, bei Lagoa santa den Oberschenkel zu brechen, welcher leidige Unfall ihn auf sechs Wochen ans Lager fesselte und ihn sodann bei der bedächtigen Rückreise weit weniger unternehmen, beobachten und ansammeln ließ, als es sonst geschehen wäre. Andererseits ist der $3\frac{1}{2}$ monatliche Aufenthalt, dem sich der Verfasser infolge seines Leidens mitten in dem brasilischen Land und Leben unterziehen mußte, die Veranlassung zu den umfassendsten und genauesten Nachforschungen und Berichterstattungen gerade über das Innerste und Eigenthümlichste der brasilischen Bevölkerung und Lebensweise geworden. Der wache und gewandte Geist macht sich Alles zunutze. So ist wenigstens auf die eine Art dem Verfasser wie dem sich für ihn und seine Werke interessirenden Publicum eine Entschädigung geworden für seine sonstigen Mühen und Verluste.

Burmeister nennt in der Vorrede sein Werk einen „Reisebericht".

> Derselbe hat den Zweck, Freunden der Natur und des Völkerlebens eine anziehende Schilderung des südlichen Brasilien im Bereich der Hauptstadt zu gewähren und gleichzeitig Angaben und Beobachtungen zu bestätigen oder zu berichtigen, welche über diesen Theil des weiten Landes schon in großer Menge vorliegen. Da meine Aufmerksamkeit besonders der Thierwelt zugewendet war, so konnten die Lebensverhältnisse der dortigen thierischen Geschöpfe auch in dieser Darstellung nicht ganz übergangen werden; es ist aber darauf Bedacht genommen, meine Beschreibung nicht mit zu vielen Beobachtungen der Art zu überladen, sondern nur solche hervorzuheben, welche in der Charakteristik des Landes nicht fehlen dürfen, weil sie selbst denjenigen Beobachtern auffallen würden, die nicht Naturforscher von Fach sind. Ein Gleiches gilt von der Pflanzenwelt; was von ihr als bezeichnende eigenthümliche Gestalt den Charakter des Waldes oder der Landschaft bestimmen hilft, ist berücksichtigt, alles Uebrige absichtlich übergangen worden.

Dies des Verfassers Programm.

Bereits beim Durchschiffen des Kanals fangen seine wissenschaftlichen Untersuchungen an. Die verschiedene Farbe des Meers, die hellgrüne, grünlichgelbe, bläuliche oder tiefblaue, bildet deren ersten Gegenstand. A. von Humboldt hat Alles, was sich darauf bezieht, als pro-

blematisch hingestellt. Burmeister erkennt und bestimmt die Verschiedenheit der Meeresfarbe als eine Folge des Zusammenwirkens von dem mehr oder minder oder gar nicht durchscheinenden Grunde des Meers und der sich auf dem Wasser abspiegelnden Farbe des Himmels. Je durchscheinender der Grund, desto mehr eine Mischung der beiden Farbentöne grün und blau zum matten Grün, zum Grünlichgelben, ja zum Hellgrünen. Je tiefer der Grund, je einseitiger der Reflex des Himmels vom Wasser, desto vorherrschender das Blau. Darum die entschieden grünliche Farbe im Kanal, besonders in der Nähe der englischen Küsten, wo die reinere Farbe des Kreidegrundes durchscheint. Darum das blaue Colorit des Großen Ocean (wie des Mittelmeers), das um so tiefer wird, je mehr man sich der tropischen Zone nähert. Alle etwaigen dennoch tiefgrünen Färbungen mitten im Ocean müssen als organischen Ursprungs betrachtet werden. Das Meeresleuchten wird nicht vom Meer an sich oder von seinem Schaume hervorgebracht, sondern kleine mikroskopische Thiere strahlen in rhythmischen Pausen oder ungeregelt vermöge der Reizbarkeit ihrer Oberfläche das Licht von sich aus. Diese Thierchen haben keine besondern Leuchtorgane in der Tiefe ihres Körpers und leuchten nicht, wenn sie ruhig sind und ungestört; aber irgendwie berührt, geht ein Lichtfunken von der betroffenen Stelle ihrer Oberfläche aus. Darum ist das Meeresleuchten am stärksten am Vordertheil des Schiffs, wo beständig kleine Wellen aufgeworfen werden, selbst wenn das Meer ganz ruhig ist, und am Hinterende neben dem Steuerruder, sodaß an diesen beiden Stellen sogar die Wände des Schiffs schwach erleuchtet werden.

Der in der sogenannten Kalmenzone herrschende Wechsel von Windstille, unerträglicher Hitze, Regen und gleichzeitig losbrechendem Sturme ist eine Folge der dort von Nordost und Südost zusammentreffenden und sich bekämpfenden Passate. Der letztere tritt lange nicht so sicher und regelmäßig ein als der erstere. Die allgemeine Meeresströmung folgt den Passaten. Wie die Polarströmung auf der Südseite des Aequators eine andere ist als auf der Nordseite, so verhält sich auch dort das Meer anders als hier. Es wird von 20° südl. Br. an — somit eher als im Norden — sehr unruhig und der Himmel erscheint dichter bewölkt.

Gleich interessant sind die Untersuchungen und Bemerkungen über die Thiere des Oceans. Von den Fucusbüscheln zwischen 20—40° nördl. Br. und 20—25° westl. L., welche dieser Gegend des Atlantischen Ocean den Namen der Krautsee verschafft und seit den Zeiten des Columbus ihm wie andern Leuten Freude und Trübsal und Kopfzerbrechen bereitet haben, hat man verschiedene Meinungen in Bezug auf ihren Ursprung. Sind sie auf untermeerischen Felsen gewachsen und von dort durch Stürme losgerissen an die Oberfläche geführt worden? Oder stehen sie mit den Fucusbänken an den Ufern der Bahama-, der Floridas- oder anderer Inseln im Zusammenhang und stammen sie von dort her? Oder sind sie ein Erzeugniß des Meers selbst? Der Verfasser erklärt sich gegen seine im Text ausgesprochene Meinung in der letzten Note seiner Nachträge für die zweite Ansicht. Diese Meerespflanzen sind die Wohnung der verschiedensten Polypen, Mollusken und Crustaceen, darum auch für den Zoologen von höchstem Interesse.

Ganz unmittelbar und von der Freude der Ankunft hingerissen, gibt sich Burmeister dem ersten Eindruck und dem damit verbundenen Genusse hin, welchen Küste und Hauptstadt des brasilischen Reichs auf sein äußeres und inneres Auge machen; hat er doch nun endlich erreicht, wohin es ihn bereits in seinen Jünglingsjahren getrieben. „Wie weiland als Knabe am Weihnachtsabende vor der Stubenthür, hinter der die Geschenke für ihn und seine Geschwister sich befanden", so steht er auf dem Verdeck beim Anblick der nahen Küste. Da liegen die verschiedenen schönen Inseln, da der isolirte Zuckerhut, da schimmert aus der Reihe der Berge von hinten der hellere zackige Tijuka herüber, da ist der Corvocado, die höchste Spitze der ganzen Reihe, nun auch die Bai selbst und gleich hinter ihr die lichtblauen Kuppen der Serra da Estrella und des Orgelgebirgs! Endlich die Stadt selbst im herrlichsten Glanze des grüßenden Morgens! Unser Reisender ist entzückt von Rio. Seine Schilderungen der Stadt und ihrer Umgebungen sind die genauesten, die wir kennen. Rio hat 205,906 Einwohner, darunter fast 80,000 Sklaven und an 11,000 freie Farbige. Die ganze Provinz Rio hat 556,000 Einwohner, darunter 293,500 Sklaven. Die Bevölkerung von ganz Brasilien beträgt laut einer sehr zuverlässigen Statistik vom Jahre 1849 an 6,300,000 Menschen, also 6 Millionen Menschen auf einem Flächenraum fast so groß wie Europa! Die reichste und bevölkertste Provinz ist der ehemalige Golddistrict Minas geraës. Die Ausfuhr der Stadt beschränkt sich vorzüglich auf die drei Artikel Kaffee, Zucker, Häute. Ueber all Dieses und Aehnliches hat der Verfasser sehr Ausführliches in leicht überschaulicher Gruppirung nach statistischen Handbüchern in seinen Nachträgen zusammengestellt.

Seine Reise geht von Rio aus über Neufreiburg an den Rio Parahyba und da Pomba durch den Urwald zu den Coroados und Puris, an den Quellen des Rio Dolce nach Marianne und Ouropetro, in die Goldgegend am Rio das Velhas, nach Lagoa santa durch die Campos und zurück über Queluz, Barbacena, Petropolis und Porto da Estrella wieder nach der Hauptstadt. Neben dem Bericht dient eine beigegebene Karte dem Leser als getreuer Wegweiser. Ganz charakteristisch voneinander unterschieden sind die Regionen des Urwaldes untereinander, ihrer Höhenlage nach ganz verschieden auch von den Campos und den Itakolumigegenden, abweichend sowol in ihrem geologischen Substrat und Aussehen, in ihrer pflanzlichen Physiognomik und ihrer thierischen Bevölkerung, als in ihren klimatischen Verhältnissen und in der Lebens- und Beschäftigungsweise des

Volks. Was der bekannte Naturforscher Cotta neuerdings zu einem Vorwurf seiner gelehrten und geistreichen Untersuchungen gemacht hat, zu dem liefert neben Andern auch Burmeister in diesem seinem Werke beigehends die besten Belege.

Die Urwaldung beginnt in unmittelbarer Nähe von Rio. Zu den Füßen des Corvocado liegt sie da in ungestörter Majestät. Gleich hier kann man infolge der Erhebung der naheliegenden bewaldeten Berge bis zu einer Höhe von 3000 Fuß die verschiedensten Schichten der tropischen Vegetation kennenlernen. In den tieferliegenden Theilen des Waldes sind mächtige Stämme mit kleinen Kronen, als höheres Unterholz die Palmen, Melastomen, die kleinern Myrtaceen und Leguminosen, dazwischen die Lianen oder Cipos, in der Höhe der Bäume der prachtvolle Blumenflor der Aroideen, Bromeliaceen und Orchideen, unten auf dem Boden die unzähligen Gräser, Farrnkräuter, die Passifloren und Helikonien. Höher oben ein anderer Charakter: kleinere Bäume, dünnere Stämme, weniger Schlingpflanzen, mächtigere Rohrarten, größere Palmen, baumartige Farrnkräuter, rothe Bromeliaceen, violette Rhexien umblühen und umrauschen den staunenden Wanderer, und kein Wunder, wenn er wie unser Reisender dabei poetisch gestimmt wird. Es folgt die sogenannte alpine Region: das Waldunkel schwindet, die Luft wird heller, die Temperatur milder; baumartige Liliaceen auf trockenem und zerrissenem Boden, Vellosien und Barbacenen sind vorherrschend. So ist der Urwald in der Umgegend Rios, so an den Bergen und Gebirgshängen, anders neben den größern Flüssen der Ebenen, in den tiefgelegenen heißen Strichen. Da ist Alles größer, mächtiger, kolossaler, schauervoller, ruhiger, ernster, stolzer, majestätischer. „Er verhält sich zu jenem fast wie ein Mann zu einem Jüngling." Diese Urwildniß ist die Wohnung der indianischen Coroados und Puris.

Bei den Städten Marianne und Ouropetro unter 20° südl. Br. erreicht die Urwaldregion ihre Grenze; es folgt eine Gebirgskette, jenseit welcher die Campos beginnen. Der geologische Charakter des Landes wird ein anderer, das krystallinische Schiefergebirge des Itakolumi fällt scharf nach Nordwesten ab, sanfter geneigt nach Südosten. Statt des Urwaldes und der Gebirge „weite, wenig unebene Flächen, welche mit einem sperrigen, mehr dürren Graswuchs bekleidet und mit verschiedenartigen Holzpflanzen zerstreut besetzt sind. Nach der Fülle, womit letztere im Camposgebiet auftreten, werden glatte Campos (C. veros) und rauhe Campos (C. serrados) unterschieden". Die Bäume sind klein, die Stämme dünn, die Kronen schlecht belaubt und fast vertrocknet, in den Serrados kein saftiges Grün, kein üppiges Wachsthum, keine prangende Blume, keine herrliche Frucht. Der Jakarenba und der Kartoffelbaum sind vorherrschend. Nach des Verfassers Ansicht kann man füglich ganz Brasilien nach diesen beiden angegebenen auffallenden Terrainverschiedenheiten eintheilen. Weil nur die Schiefergebirge die eigentlich gold- und diamanthaltigen sind, die der Küste nähern Urgebirge gar nicht und die Campos von beiden abweichen, so folgt daraus eine totale Verschiedenheit der Beschäftigung der Bevölkerung und ihrer industriellen Verhältnisse. Die eine hat nur Bergbau und Metallcultur, die andere nur Ackerbau und Landwirthschaft, die dritte ausschließlich Viehzucht. Der Handel beschränkt sich auf die Seestädte, weil die Flüsse wegen ihres starken Falls und ihrer beständigen Cascaden keine Binnenschiffahrt gestatten.

Das Itakolumigebirge auf der Grenze der beiden Terrains, welches seinen Namen nach einem altindianischen Worte von Eschwege erhalten, bildet das Goldlager. Burmeister erklärt den Itakolumi für einen nur sandigen Glimmerschiefer, die eigentlich goldreiche Schicht für ein Gemenge von Thon und Eisenoxyd. Hier ist der Mittelpunkt aller ehemaligen und noch statthabenden Goldgräbereien. Ouropetro ist der Hauptort der Provinz der Minas geraës. Der alte Glanz ist aber dahin sammt den ehemals sehr ergiebigen Goldgruben; was jetzt noch gewonnen wird, ist in den Händen einer englischen Compagnie. Zu der Geschichte, dem ehemaligen und heutigen Ertrage der Minen geben die Nachträge vielfachen Aufschluß. Bemerkt sei hier nur, daß der Goldgewinn der portugiesischen Krone aus dieser Gegend in den Jahren 1700—1820 eine Summe von 72 Millionen Mille Reis betragen soll und die Menge der ziemlich während derselben Zeit in Brasilien gefundenen Diamanten über 10 Millionen preußische Thaler, wobei nach Eschwege's Bericht der Unterschleif der heimlich gewonnenen Diamanten bis zum Jahre 1801 ebenso hoch anzuschlagen ist und seitdem um das Doppelte. Also im Ganzen ein horrender Gewinn!

Im Nordwesten von der Itakolumiformation, in der Umgebung von Lagoa santa, überzogen von den Campos veros, beginnt am Rio das Velhas das Auftreten des Uebergangskalkes, jenes durch seine Höhlen und durch die in denselben befindlichen Knochenmassen so anziehenden und eigenthümlichen Gesteins. Hier lebt Dr. Lund, der „berühmte Geschichtschreiber der präadamitischen Thierwelt Brasiliens". Unser Reisende, der acht Monate lang bereits jede tiefere wissenschaftliche Unterhaltung entbehrt hat, begrüßt ihn mit Jubel und wird von demselben in den merkwürdigen Höhlen umhergeführt, von denen Lund allein über 1000 kennt. „Die Lagen des Kalkes sind horizontal ... Versteinerungen finden sich nirgends vor ... Die Höhlen haben alle den nämlichen Charakter; ihre innere Oberfläche verräth die deutlichsten Spuren einer Auswaschung." In Vertiefungen derselben liegen oder stecken vielmehr, von dichtem, weichem Lehm umhüllt, die Knochen bunt durcheinander. Lund hat bisjetzt niemals ein zusammenhängendes Skelet gefunden, meistens nur die härtern Knochenstücke der verschiedenen Thiere, am häufigsten aber „die Gebeine derjenigen Arten, deren Analoga noch jetzt die gemeinsten Formen der Gegend sind". Die Knochen sollen mit dem strömenden und fortspülenden Wasser durch Löcher, welche von oben in die Höhlen führen und sich immer über solchen Knochen-

haufen vorfinden, in diese Räume gekommen sein. Bumeister schließt sich dieser Ansicht an. Jedenfalls ist das Factum eines der interessantesten für den Zoologen.

Die Bevölkerung Brasiliens scheidet sich ihrer Farbe nach in Weiße und Farbige (Mulatten und Neger), ihrer gesellschaftlichen Stellung nach in Freie (gleichviel ob Weiße oder Farbige) und Sklaven. Dazu kommen in der Urwaldung die bedeutungslosen indianischen Stämme. Die Weißen selbst bilden die Classe der eigentlichen Brasilier und zumal in den Provinzen die der Mineiros. Sie sind die Aristokratie des Landes, die großen und mittlern Grundbesitzer. Fehler und Mängel der Mineiros sind geistige Trägheit, Spielsucht, geringes Interesse am öffentlichen Leben, das Vermeiden jedes geselligen Umgangs und Verkehrs zwischen den beiden Geschlechtern, Unmoralität in geschlechtlicher Hinsicht, Misachtung der Ehe, total ruinirte öffentliche Rechtspflege, unerträgliche Bevorzugung des Reichthums. Freundlich aber sind sie und zuvorkommend gegen Jedermann, gastfrei gegen Fremde, theilnehmend am Schicksal anderer Leute. Ungemein sicher ist das Reisen in ihren Ländern. Tanz und Genuß lieben sie, Feste und Schauspiele, und mögen sich überhaupt lieber amüsiren als arbeiten, sind also das stricte Gegentheil des Nordamerikaners. Die Frauen der Mineiros haben unserm armen Reisenden gar nicht behagt. Er schildert sie als schmuzig, unordentlich, geistig träge, unangenehm im Umgange, ungraziös im Benehmen — zum Theil eine Folge ihrer strengen, sklavischen, entwürdigenden Behandlung von Seiten der Männer, welche ihre weißen Ehehälften für gut zur Haushaltung halten und sonst zu nichts tauglich. Die Mulatten bilden mit den Negern zusammen die Classe der Farbigen und den Haupttheil der freien Farbigen. Sie haben nur den kleinern Grundbesitz, sind Tischler, Zimmerleute, Schneider, Sattler und im Innern besonders Schenkwirthe, Verdenbesitzer. Im Allgemeinen sind sie munter und gewandt, die Weiber und besonders die jungen Mulattinnen liebenswürdig, hübsch und natürlich fein im Benehmen; deshalb dienen sie den Mineiros wie den Europäern zum Genuß. Die Schwarzen, die armen Nigger, können in Brasilien frei werden und man trifft daselbst viele freie Schwarze. Sie bilden die Classe der Tagelöhner durchgängig, sonst sind sie auch Maurer, Schmiede, Klempner, Schuhmacher. Sie stehen zu ihren Herren meist in einem patriarchalischen Verhältniß und werden im Allgemeinen, soweit es unser Verfasser ermitteln konnte, gut gehalten. Er schildert sie als unverdrossen, pünktlich in der Arbeit — wenn man sie nur nicht über die Maßen anstrengt — mit einer „gewissen Geschicklichkeit in der Hand, die an die Nachahmungslust der Affen erinnert. Sich allein überlassen, haben die Schwarzen etwas Drolliges, das mich ebenfalls von ihrer unverkennbaren Annäherung an die Affennatur überzeugte; sie reden mit sich selbst laut und führen auf ihre eigene Hand lustwandelnd oder eine Last tragend Gespräche, in denen sich theils erlebte Situationen wiederholen, theils bevorstehende andeuten." Die Sklavenfrage spielt natürlich auch in Brasilien eine große Rolle, zumal die brasilische Regierung im Verein mit der englischen gegen den Sklavenhandel auftritt, die Zucker- und Kaffeepflanzungen aber wie alle andern schweren Arbeiten nach der allgemeinen Ansicht Sklavenknochen und Negermuskeln verlangen, die Colonisten noch nicht in Haufen hinübergehen und sich selbstverständlich als Arbeiter und Tagelöhner in ein ganz anderes Verhältniß zu ihren Herren als Arbeitgebern stellen werden. Burmeister führt für das Bewußtsein der Sklaverei unter den Schwarzen selbst höchst bedeutende Daten an, die besonders im Vergleich mit den Berichten der neuerdings von Frau von Pulszky herausgegebenen „Skizzen aus dem nordamerikanischen Gesellschaftsleben" ein lehrreiches Compendium für den Verlauf der Sklavenfrage in ganz Amerika bilden. Schließlich spricht sich unser Verfasser nach seiner ganzen Erfahrung „für die Richtigkeit der Ansicht aus, daß der schwarze Mensch körperlich wie geistig unter dem Weißen steht und da, wo beide zusammen leben, sich nie über eine dienende Stellung erheben wird" — ein sehr bedeutungsvolles Wort in dem Munde eines ebenso humanen Mannes wie denkenden Beobachters.

Anziehend sind ferner die Notizen, die Burmeister hier- und dorthin zerstreut über den dermaligen Culturzustand des brasilischen Volks gibt. Zwei politische Parteien kämpfen um die Verbreitung und Anerkennung ihrer Principien. Die eine, die constitutionelle, streitet für die jetzige Regierungsform, die andere für eine Föderativrepublik der verschiedenen brasilischen Provinzen nach Art der nordamerikanischen Freistaaten. Gegen die letztere, solange sie nicht offenbar zu den Waffen greift, kann die Regierung, unterstützt von den Reichen, nur mittels der Presse auftreten und auf die öffentliche Meinung gegen sie einwirken. Darum werden laut einem merkwürdigen Kammerbeschlusse alle politischen Zeitungen, welche die Kammerverhandlungen mittheilen, unentgeltlich durch ganz Brasilien von der Post verbreitet. Maulthiere, mit großen Ballen Papier beladen, tragen sie täglich von Rio aus durch alle Provinzen. Die republikanische Partei, welche 1842 in offenem Kampfe gegen die Regierung die Schlacht bei Luzia durch den Verrath eines ihrer Anführer verloren, ist keineswegs entmuthigt und arbeitet unverhohlen auf ihr altes Ziel los. Die jetzigen Zustände Brasiliens flößen überhaupt nach des Verfassers Meinung wenig Vertrauen ein. Die Bevölkerung fühlt das Unhaltbare und zwar in den verschiedensten Beziehungen. Einerseits drängt die republikanische Partei, andererseits die Sklavenfrage und das Wachsen wie der Einfluß der farbigen Bevölkerung zu besonnenen, aber auch wieder schnellen, entscheidenden, umfassenden und von der Vergangenheit abweichenden Maßnahmen der Regierung wie einzelner Privaten.

Bezeichnend für den guten Willen der Regierung wie für den Geist der Brasilier überhaupt ist die Einrichtung, daß in jedem, selbst dem kleinsten Flecken zwei öffentliche Freischulen angelegt werden, eine für die Kna-

ben, die andere für die Mädchen. Die Lehrer werden auf Staatskosten besoldet, „die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, etwas Geographie und die Mädchen in Hausarbeit unterrichtet.... Man findet gegenwärtig keinen jungen Mann, kein junges Mädchen in Brasilien ohne obige Kenntnisse; namentlich können alle lesen und schreiben, selbst die freien Schwarzen, denen so gut wie den Weißen und Mulatten das Recht des Schulbesuchs für ihre Kinder zusteht." Das gebildete Europa spitzt die Ohren, wenn es so etwas liest, und staunt gewaltig. Der Staat der Intelligenz, der Vertreter und Vorkämpfer der Bildung in dem Mutterlande der europäischen Cultur, das vielberühmte Preußen steht also noch hinter Brasilien zurück, Europa hinter den Urwäldern Südamerikas! Leider hockt ein anderes Uebel hinterdrein, die große, große Pfaffenwirthschaft in Brasilien, die den Verfasser viel geärgert hat. Man lese nur nach, was er über die Stadt Marianne erzählt und sonst, wie die Geschichte vom fahrenden Heiligen Geiste. Tout comme chez nous!

Die Städte in den Provinzen, die der Verfasser durchwandert hat, sind sehr ärmlich. An den unausgebauten Kirchen, den halb verfallenen Gebäuden, besonders in den Minendistricten, springt dem Reisenden recht deutlich die heutige Armuth bei dem unwillkürlichen Vergleiche mit dem ehemaligen Glanze in die Augen. Land- und größere Verbindungsstraßen sind selten, außer sehr wenigen herzlich schlecht, die gewöhnlichen Wege für die Tropen — die brasilischen Mauleselkaravanen — erbärmlich, zum Versinken, besonders bei und nach der Regenzeit in dem vorherrschenden Lehmboden. Das Reisen ist sicher und, seitdem die Regierung Paß- und Zollwesen vereinfacht hat, hierin angenehm, sonst vielfach unbequem. Höchst störend für den Reisenden und zumal für den Europäer ist das vertraulich-schmuzige Einvernehmen, in dem die Brasilier mit ihrem Vieh, mit Schweinen, Hühnern u. s. w. unter einem Dach, in einem Zimmer leben. Doch de gustibus ist nicht zu streiten. Ungeziefer gibt es in Brasilien die Menge, Ratten und Mäuse in jedem Hause, nebenbei Wanzen, Flöhe, Läuse, kleine unvermeidliche, sich in den Kleidern festsetzende Milben (Carrapatos) und Mosquitos. Ebenso gewöhnlich sind die kleinern und größern Ameisen, in einem Theile die blutsaugenden Fledermäuse und überall die Schlangen. Den Urwald wandeln die Brasilier in Culturland um, indem sie in einer Strecke recht kräftigen Baumwuchses nach der Regenzeit zuerst Unterholz und kleinere Bäume fällen, diese mehre Wochen in der trocknenden Sonne liegen lassen, dann anzünden, dadurch verbrennen und die kräftigen Bäume wenigstens bis aufs Mark tödten. Ist die Glut verraucht, der Boden etwas aufgelockert und der erste Regen darüber gezogen, so beginnt die Anpflanzung. Das Ganze mit einem Zaune versehen heißt Rosse. Wird diese nach Jahren ihrem Schicksal überlassen, wächst neues Gehölz aus ihr empor, eine aus dünnen, niedrigen Bäumen bestehende, mit dichten Schlingpflanzen überwucherte Waldstrecke, so ist das eine Capreira, Buschwaldung.

Schließlich ein Wort über die klimatischen Verhältnisse des Landes. September, October, November sind die Frühlingsmonate, und der mittelste zeigt Land und Lenz in schönster Pracht. December, Januar und Februar bilden den Sommer; im Januar sind die heißesten Tage; um diese Zeit fällt gewöhnlich 14 Tage lang kein Regen, das ist der kleine Sommer. März, besonders April und Mai sind die Herbst-, Juni, Juli und August die Wintermonate. Der kürzeste Tag, der in den Juni fällt, ist nur um 1½ Stunde kürzer als der längste; denn in Brasilien geht die Sonne während des Herbstes und Winters regelmäßig gegen 7 Uhr auf und gegen 6 Uhr unter und umgekehrt im Frühling und Sommer um 6½ Uhr auf und um 7½ Uhr unter. Daß es einen ganz auffälligen Unterschied zwischen dem Herbst- und Frühlingscharakter auch in den Tropen gebe, weist der Verfasser an dem Beispiel der brasilischen Natur ganz evident nach, an Pflanzen, Thieren und Menschen. „Die Organisation bedarf in den Tropenländern ebenso gut wie bei uns der Ruhe und der Pause; das scheinbar gleichförmige Vegetiren ist eben nur ein scheinbares, die periodische Aufwallung in ihm wird klar, sobald man es näher untersucht hat." Die eigentliche Regenzeit beginnt im September und setzt sich unter kleinern und größern Pausen (oft von 8 Tagen) bis in den Sommer, oft den ganzen Sommer hindurch fort.

Hiermit sei das Bedeutendste des Buchs andeutungsweise berührt und der Verfasser nach seiner „wenn auch vielfach unglücklichen, doch an Erfahrungen und Genüssen reichen" und, fügen wir hinzu, auch für Andere vielfach Genuß und Lehre spendenden Reise wiederum liebevoll im Vaterlande begrüßt.

Wir können uns nicht enthalten, hier auch eines Schriftchens Erwähnung zu thun, welches vor kurzem die Presse verlassen hat, in einfacher, schmuckloser Ausstattung und ohne jeglichen Pomp hervortritt, ohne daß ihm für so weite Kreise der empfehlende Ruf eines berühmten Namens zugebote stünde wie dem eben besprochenen Werke des bekannten Naturforschers. Das Schriftchen behandelt dasselbe Land, dieselbe Natur, die nämlichen Leute, aber von dem Ganzen und Großen nur einen sehr kleinen Theil, von dem Vielerlei nur einzelne Partien und Züge und nur wenige Landschaftsgemälde und Menschengruppen aus der Fülle brasilischer Naturschönheit und brasilischen Volksgetriebes, das Alles aber in sehr gelungener Form. Es führt den anspruchslosen Titel:

2. Erinnerungen an Brasilien. Von F. Avé-Lallemant. Lübeck, von Rohden. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

Drei kurze Abschnitte bilden den gesammten Inhalt: 1) „Banane"; 2) „Die Bai von Rio de Janeiro und Fischerei auf derselben"; 3) „Meine erste Reise nach der deutschen Colonie Petropolis." Die beiden letztern sind vom Verfasser bereits früher der „hochverehrlichen lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit"

mündlich mitgetheilt worden. Der erste ist eine von der „Norddeutschen Jugendzeitung" gekrönte Preisschrift.

Wir Deutschen sind in der neuesten Zeit gerade in der Naturbeschreibung, in der Schilderung von Land und Leuten, in der Reiseliteratur, in den Erzählungen über allerlei Welt und Volk mit vielen vorzüglichen Leistungen beschenkt worden, in denen sich glückliche Beobachtungsgabe mit einer höchst lebendigen und charakteristischen Erzählungsweise in der schönsten deutschen Sprache verbindet. Jedem Andern, der nicht wenigstens Aehnliches zu leisten vermag, wird es darum schwer werden, sich nachhaltig über das Niveau schriftstellerischer Touristen und Naturforscher hervorzuringen. Und das wird bei der Masse von Schriften, welche die beregten Gegenstände behandeln und die Büchermärkte überschwemmen, sobald es solchem Strome entgegenwirkt, ganz gut sein. Unserm Verfasser aber müssen wir das Lob ertheilen, daß er sich mit seinen „Erinnerungen an Brasilien" auf das tüchtigste über das Niveau emporgearbeitet hat. Fast fürchteten wir von dem „weiland Pastor" das Gegentheil, wenigstens etwas Anderes. Aber da ist nichts Trockenes, Langweiliges, Pastörliches, Breites, Salbungsvolles, sondern Alles ist Fluß, Leben, Bewegung, geschickte Verbindung bei fester Gestaltung, anziehende Gruppirung bei einfacher Erzählung. Und wenn er einerseits der Weise der genannten Schriftsteller ganz fern steht, so ist er ihnen doch sehr verwandt in dem Geschick, gewisse Dinge in gleich gewandter Manier auf seine Art und Weise wiederzugeben. Bewußt und mit sicherer Hand hat sich der Verfasser in den einzelnen Abschnitten auf Weniges, aber ganz Bestimmtes beschränkt, und gerade so ist es ihm gelungen, wie in drei Bildern das unmittelbare Leben der Natur und der Menschen in der nächsten Nähe von Rio in genügend abgerundeter Umrahmung zusammenzufassen und seine Schrift für Leser und Hörer gleich unterhaltend zu machen. Lebendige Schilderung der Natur in Verbindung mit gemüthvoller Erzählung eigener Erlebnisse und passender Hineinverwebung einzelner anderer handelnder Persönlichkeiten und brasilischer Volksscenen — das ist der eigenste Charakter der Manier unsers Schriftstellers. Ernste Gelehrsamkeit, kalte Wissenschaft, karg gemessene Ausdrucksweise, systematisch trockenes Beschreiben ist ihm fremd, eigenthümlich hingegen eine gesunde Stimmung, eine froh empfangende und froh mittheilende Seele, ein frisch von seinen Lippen und Worten wehender Hauch, ein glückliches Gemüth, das mit Natur und Menschen versöhnt, trotz mancher Rauhigkeit der einen und mancher Ungerechtigkeit der andern. Und wenn wir dem wiederholt beifügen, daß der erste Theil, die reizende Beschreibung der Banane, von der „Norddeutschen Jugendzeitung" als des Preises würdig erachtet worden ist, so mag diese Bemerkung einerseits den eben angegebenen Charakter der Schrift nur belegen helfen und die Erwartungen von derselben nicht auf etwas Abweichendes hinlenken, andererseits Lehrern, Aeltern wie dem gesammten Publicum als selbstredende Empfehlung dienen. Darum stimmen wir auch dem Wunsche des Verfassers bei, daß seine „Erinnerungen an Brasilien" „nachträglich auch in die Häuser gelangen und der erste neu hinzugefügte Aufsatz namentlich auch der lieben Jugend zukommen möge, der des Herausgebers beste Zeit bildend und erziehend seit vielen Jahren gewidmet ist".

Am dritten Abschnitte hätten wir nur das Eine auszusetzen, daß der Verfasser durch eingestreute, gar nicht nothwendige Zwischensätze und Rückbeziehungen auf das bereits Mitgetheilte den Leser öfters störend daran erinnert, daß er liest, und ihn somit aus der glücklichsten Vergessenheit seiner und des Erzählers herausreißt, in die ihn der Verfasser an andern Orten so geschickt und bannend hineinzuzaubern weiß. Sollte bei etwaiger nochmaliger Herausgabe der Schrift oder bei einem anderweitigen Abdruck dieses dritten Abschnitts der erwähnte kleine Uebelstand verbessert werden, so kann die Schilderung nur an glücklicher Haltung und befriedigender Abrundung gewinnen. Dem größern Publicum aber diene folgende Stelle als Probe der Erzählungsweise unsers Verfassers:

Als wir herumbogen, bot sich mir der malerischste Anblick von der Welt dar, der mich umsomehr überraschte, in je lebhafterm Contrast zu unserer bisherigen Situation er stand. Seit unserer Abreise vom Senhor Villoso waren wir nämlich in tiefster Stille — die schweigende Wildniß ringsher that es uns an — den Fluß hinaufgefahren, eine Stille, die zuletzt, als meine Begleiter den Dessert ihrer Taschenkrebse krachend verzehrt und sich dem compactesten Nachmittagsschlafe überlassen hatten, durch nichts unterbrochen wurde als durch das Säuseln des Windes in den Manglebüschen am Ufer. Dazu war nun der Abend niedergesunken, der tröstende Abend, der ja jedem auch nicht gerade auf den stillen Flüssen brasilischer Niederung fahrenden Reisigen heimliche Stille ins Herz gibt. Ich hatte sein Kommen kaum bemerkt: war doch schon alles Tagesleben weit und breit ein fortwährendes Traumleben gewesen! Nur an den phantastisch gestalteten Wasserlilien merkte ich, daß sie schlafen gingen, denn sie falteten andächtig ihre Blätter zusammen und schlossen dann still ihr Häuschen zu. Und hernach, als geheimnißvolles Dunkel über der Wildniß sich breitete, zog droben das Kreuz mit seinen Gottessternen am südlichen Himmel herauf. So bogen wir um die letzte Manglewaldecke.

Da leuchteten plötzlich vor uns auf, an der linken Seite des Flusses, zwei lange Reihen von Wachtfeuern. Die eine, dicht am Ufer entlang sich ziehend, bestand aus niedrigen Holzstößen, um welche sich Gruppen von Negern in den malerischsten Stellungen geschart hatten: die einen ihre afrikanischen Nationaltänze versuchend, die andern lebhaft conversirend; noch andere beschäftigt, lange Zuckerrohrschafte in der heißen Asche zu rösten, und wieder andere träge am Boden liegend und in die lodernde Glut hineinstarrend. Es war eine Scene voll Licht und Leben, wie man sie sonst wol nur in Afrikas Wildnissen belauschen kann. Und dazu der ganze Wirrwarr noch ein mal, im Wasser, mit all seinen kokettirenden Lichteffecten, in umgekehrter Stellung sich abspiegelnd! Es war wie ein Zauberbild aus Tausendundeiner Nacht! Aber nun der Contrast, den zu diesem afrikanischen Nachtstück die zweite, an der langen Ranşche sich hinziehende Reihe der größern Feuer bildete! Da hockte um die Scheiterhaufen her das gemüthlichste deutsche Leben, wie man es nur in der Heimat sehen konnte: hier Gruppen von Männern in rheinischer Bauerntracht, bedächtig sich berathend, in ihrem Munde die in Brasilien unerhörteste Erscheinung — eine Tabackspfeife; hier Weiber um einen Holz-

stoß her, in Kleidern, dick und derb genug für ein sibirisches Klima, in ihren Händen das zweite Wunder Brasiliens — ein Strickstrumpf; hier stämmige Bauerjungen sich tummelnd und jagend und wol gar über eine Feueresse hinüberspringend; dort pausbackige Mädchen, ihre Fibeln am Feuer in der Hand haltend, auf ihren Wangen das dritte Wunder Brasiliens — die kerngesunde, an der Glut wahrhaft strahlende Rosenfarbe aus der Heimat. Und überall das blonde Haar, überall der echt germanische Typus.... Das war die malerische Außenseite der Ausgewanderten, die ich hier traf. Anders, leider ganz anders stand es um ihr inneres Wohl und Weh.

In so lebendiger Darstellung und anschaulicher Vergegenwärtigung geht es fort. 3.

Tendenz-Romantik.

1. Luftschlösser. Vom Verfasser des Schief-Levinche. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Meister Ludwig Tieck's Heimgang. Novelle von Adolf Zeising. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

Wir stellen diese beiden Productionen zusammen, weil sie bei aller Verschiedenartigkeit der darin behandelten Gegenstände wie des Talents der Verfasser in ihrer ganzen Physiognomie unverkennbar den Einfluß der romantischen Schule abspiegeln. Nennt sich doch der Verfasser der „Luftschlösser", der zugleich der Verfasser des an poetischen Schönheiten sehr reichen „Gevatter Tod" ist, mit Vorliebe den „letzten Romantiker", obschon er als solcher nicht so ganz allein steht, als er zu glauben scheint. Die Romantik spielt bei uns Deutschen noch immer eine sehr maßgebende Rolle, spukt in den Köpfen so mancher gelehrter Häupter, die sonst für sehr verständig gelten, mischt sich in unsere politischen Anschauungen, macht uns heute zu Schwärmern für die „heißblütigen" Magyaren oder die Griechen und morgen für das „an Siegen und Ehren reiche" Oestreich oder den Großtürken, vermanteuffelt uns heute und entmanteuffelt uns morgen, macht Hunderte zu Büchermenschen, Literaten, Philosophen, Lyrikern, Virtuosen, Schauspielern und Abenteurern statt zu echten Bürgern und praktischen Menschen, und treibt Tausende und aber Tausende aus ihren heimatlichen Verhältnissen und Wohnsitzen einem ungewissen Ziele jenseit des Ocean entgegen. Ja, es gibt ganz gewiß keinen noch so hausbackenen Philister in Deutschland, der nicht irgendwie und irgendwo einmal ein romantisches Schloß aus Luft in die blaue Luft hingestellt und sich eingebildet hätte, sich darin häuslich niederlassen zu können. Der deutsche Spießbürger trägt eben immer noch seinen romantischen, mit bunten Fähnchen aufgeputzten Spieß, und selbst der deutsche Atheist ist immer noch ein romantischer Schwärmer für seinen Atheismus, wo der französische oder italienische nichts ist als ein frivoler Spötter oder eiskalter Verstandesmensch. Sogar die deutsche Trinklust wurzelt weniger in der Neigung zum materiellen Genuß als in dem Verlangen, sich in einen Zustand zu versetzen, in welchem die platte wirkliche Welt unter den Füßen verschwindet und eine mit Phantomen, Lichtgebilden und Luftschlössern aller Art erfüllte ideale Welt sich vor den trunkenen Blicken aufbaut. Daher auch wol jene bei einem mehr phlegmatischen Volke eigentlich auffallenden stürmischen Wirbeltänze, die in fester Umschlingung von Mann und Weib, selbst ohne Hinzutritt berauschender Getränke so sehr geeignet sind, Blut und Gehirn in einen fieberhaften Zustand zu versetzen und eine Exaltation hervorzubringen, die der Wirkung des Rausches ganz nahe verwandt ist.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung, die noch auf sehr viele andere Erscheinungen, namentlich auch auf die Formen, in denen sich die Geschlechtsliebe bei den Deutschen offenbart, ausgedehnt werden könnte, zu unserm Gegenstande zurück. Beide hier zusammengestellte Schriften sind, wie oben schon bemerkt, vom Geiste der Tieck'schen Romantik erfüllt, deren Art und Weise es mit sich brachte, daß der Leser zuletzt nicht recht weiß, wo die Phantasterei aufhört und Das, was als wirklich gegeben wird, anfängt, und umgekehrt. Solche Dichtungen sind nur für die Elite der Leserwelt; denn der minder Kundige, welcher dieser in den buntesten Farben spielenden, hin- und herplätschernden Welle der Ironie nicht auf den Grund schaut, bleibt immer in dem Dilemma stecken, sich zu fragen: soll diese Phantasiewelt dazu dienen, die Wirklichkeit zu persifliren, oder die Wirklichkeit dazu, jene in ihrer Unrealität oder Hohlheit lächerlich zu machen? Soll diese mit jener oder jene mit dieser geneckt werden? Solche Dichtungen erscheinen nur zu leicht wie Hohlspiegel, in denen in einer gewissen Entfernung die Gegenstände zwar auch abgespiegelt werden, nur in umgekehrter Stellung, sodaß sie auf den Köpfen statt auf den Füßen stehen. Indeß wissen wir ja oft kaum, was im Leben wirklich oder unwirklich, oben oder unten ist, auf den Füßen oder auf dem Kopfe steht; wir sehen Dinge um uns und mit uns selbst vorgehen, von denen wir uns keine Rechenschaft geben können, ob sie nicht unsere eigenen fixen Ideen sind, die uns nur heraustreten vor das Auge; Thorheiten und Tollheiten aller Art mischen sich in den Ernst des Lebens; unberechenbare koboldartige Zwischenfälle versetzen uns plötzlich in wunderliche Lagen, von deren Möglichkeit wir noch kurz vorher keinen Begriff hatten, und während sie festzustehen meinen im Mittelpunkt der Vernunft, fangen oft selbst die Weisesten an, sich um sich zu drehen wie die Derwische. Es gibt in der Geschichte der Völker oft ganz traumartige Epochen, in denen sich Alles spukhaft und wirbelig durcheinander zu wälzen scheint, und wenn der Einzelne auf gewisse Perioden seines Lebens zurückblickt, so erscheinen sie ihm wie Traumnächte, in denen er nicht recht bei Besinnung war. Dies ist es nun, was auch der romantischen Poesie ihre Berechtigung gibt und was sie zu einem gleich ironischen, gleich willkürlichen (d. h. scheinbar willkürlichen) und gleich monströsen Widerspiel des Lebens macht, vorausgesetzt, daß sie von wirklich geistreichen und poetischen Köpfen gehandhabt wird. Rohen Händen wird ihr Teig widerspenstig und ballt sich unter ihrer Behandlung zu widerwärtigen Fratzen.

Aber in unsern Tagen mußte auch die Tieck'sche Ro-

mantik um ihre Harmlosigkeit und Unschuld kommen; auch sie mußte tendenziös werden, um nur einigermaßen die Concurrenz mit den nicht romantischen oder nicht romantisch sein wollenden Productionen der Zeit auszuhalten. Sie hatte im Grunde hierzu schon bei Tieck und Genossen einige Neigung; und wie die Ironie eine Grundbedingung dieser Romantik ist, so ist, genau genommen, die Tendenz wieder ein Lebenselement der Ironie, ohne das sie nicht fertig werden kann. Aber Tieck trieb nur mit gesellschaftlichen, höchstens literarischen und künstlerischen Objecten sein Spiel, während die Nachzügler der Romantik direct auf die großen Gewalten Bezug nehmen, welche die Zeit bewegen. Der Verfasser der „Luftschlösser" nimmt entschiedene Anläufe zur politischen Tendenzpoesie und die Dichtung Zeising's ist fast durchweg tendenziös, wenn auch nicht mit so directer Bezugnahme auf specifisch-politische Fragen.

Was die „Luftschlösser" betrifft, so genießen sie eines seltenen Vorzugs, indem die Verlagshandlung, Hoffmann und Campe in Hamburg, sich herbeigelassen hat, sie eigenhändig zu befürworten. Es ist dies meines Erinnerns ein in seiner Art einzig dastehender Fall und läßt darauf schließen, in welch inniger Seelen- und auch wol Honorarverwandtschaft Verleger und Autor miteinander stehen. Es gibt Leute, die, so verschiedenartig sie auch organisirt sind, doch gerade ihrer Gegensätze wegen zueinander gehören: von der Firma Hoffmann und Campe hat mir noch Niemand gesagt, daß sie in ihren Geschäftsbüchern der Romantik in übertriebenem Maße huldige; in Betreff der Autorfirma Hermann Schiff ist dies aber so sehr der Fall, daß sie lieber gar keine Geschäftsbücher und kein stehendes Contor hat. Doch hören wir, was uns die Firma Hoffmann und Campe zu sagen hat. Es heißt in ihrem Vorwort oder ihrer Anzeige, wie folgt:

Schief-Levinche erschien im Januar 1848, kurz vor den gewaltigen Februarereignissen, welche die ganze öffentliche Aufmerksamkeit dermaßen absorbirten, daß keine mehr übrig blieb für die komisch-schmerzlichen Schicksale des kleinen misgeschaffenen und verwahrlosten Schacherjüdleins. Erst 1851 lenkte Heinrich Heine die Aufmerksamkeit wieder auf dieses Buch hin, über welches sowie über dessen Verfasser er sich äußerte: „Dieser dumme Kerl ist ein wahres Genie. Er hat mehr plastische Darstellungsgabe als alle neuern Poeten zusammen, die jetzt in Deutschland leben. Es ist kaum zu begreifen, daß er so wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch ist tiefsinnig, voll sprudelnden Witzes, wahrhaft künstlerisch, und was die Hauptsache ist — es hat das Verdienst, mich unendlich amüsirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzseite des jüdischen Lebens zu grell beleuchtet" u. s. w.

Wir erfahren also aus dieser Anzeige, daß der Verfasser des „Schief-Levinche" und mithin auch der „Luftschlösser" Hermann Schiff ist, nach Heine zwar ein „dummer Kerl", dabei aber ein „wahres Genie". Der romantische Schiff scheint ganz der Mann dazu, den „dummen Kerl" auf sich sitzen zu lassen, um nicht etwa in den Fall zu kommen, auch den Anspruch auf die ihm von Heine verliehene Eigenschaft eines „wahren Genie" einzubüßen.

So weit wären wir nun, zu wissen, wie der Autor der „Luftschlösser" heißt und wie Heinrich Heine von ihm denkt; es bleibt uns nun nur noch übrig zu erfahren, was er seiner bürgerlichen und heimatsrechtlichen Stellung nach ist. Hierüber gibt er uns in seiner an Heine gerichteten und mit feinster Ironie geschriebenen Vorrede so merkwürdige Aufschlüsse, daß wir uns nicht versagen wollen, sie ihrem größten Theile nach hier herzusetzen. Der „Menschheit" oder vielmehr des Vaterlandes „ganzer Jammer" faßt uns dabei unwillkürlich an. Der Verfasser der „Luftschlösser" spricht zu Heinrich Heine:

Ich will dir aufrichtig sagen, wer ich bin.

Laut Decret des Senats vom 12. Januar 1851 bin ich als geborener Hamburger aus Hamburg ausgewiesen.

Du wirst sagen, Ausweisungen aus Republiken sind classisch. Themistokles, Miltiades, Cimon, Aristides u. A. wurden aus Athen verwiesen, weil sie der Freiheit der Völker gefährlich schienen. Ich kann dir aber wirklich versichern, daß ich mich schämen würde, auf irgend eine Weise der hamburger Freiheit gefährlich zu sein. Auch hat meine Ausweisung wenig Classisches. Es wurde mir nicht einmal gestattet Recurs zu nehmen. Alle mir zustehenden Rechsmittel wurden mir abgeschnitten mit dem Befehle: „sofort Hamburg zu verlassen", und der Recurs, den ich vom Auslande durch einen hiesigen Advocaten einreichen ließ, ward ignorirt.

Es gibt auch mittelalterliche Ausweisungen, namentlich von Gelehrten, und auch dazu ist die meinige leider nur ein seltsames Widerspiel. Leibniz z. B. wurde aus Leipzig verwiesen, denn der dortige Magistrat fand, daß er gefährliche Ideen habe. Leibniz war damals, was man nach unsern heutigen Begriffen nennt, ein der Obrigkeit misliebiges Subject.

Nun kann ich mich allerdings von dem Verdachte nicht rein brennen, daß ich nicht bisweilen auch Ideen habe. Es sind aber nicht die Ideen der Zeit, diese sind gefährlich. Diese Ideen haben sich am 6. März 1848 bei dem Magistrate sehr misliebig gemacht. Der hamburger Senat müßte nach meinem Dafürhalten eher die Zeit mit ihren Ideen vom hamburger Territorium verweisen als mich mit den meinigen.

Thomasius wurde ebenfalls aus Leipzig verwiesen, denn er schrieb gegen Hexenprocesse. Er eiferte wider das Bestehende. Thomasius war damals, was man nach unsern heutigen Begriffen nennt, ein Wühler. Ich aber bemühe mich dem Bestehenden aus dem Wege zu gehen. Es ist mir zu langweilig, ich befasse mich lieber mit Luftschlössern, und Gedanken sind ja zollfrei. — Auch habe ich ein sehr zartes politisches Gewissen. Es gibt Stunden, wo ich es mir zum Vorwurf mache, in einer Stadt, die eine republikanische Verfassung hat, das erste Tageslicht erblickt zu haben. Mein Trost ist dann nur, daß ich, in einer jüdischen Familie geboren, mithin bescheidentlicherweise ohne Ansprüche auf Staatsämter zur Welt gekommen bin. Als am 29. September 1829 das dreihundertjährige Jubiläum der Reform unserer republikanischen Verfassung gefeiert wurde, fühlte ich mich bewogen Hamburg auf 24 Stunden zu verlassen, um jeder Freude an republikanischen Formen aus dem Wege zu gehen.

Auch den Philosophen Wolf laß mich erwähnen, der aus Halle verwiesen wurde, weil man dem Könige Friedrich Wilhelm I. vorgestellt hatte, seine Lehren könnten die potsdamer Grenadiere zur Desertion verleiten. Wolf war damals in den Augen des Königs in Preußen, was man nach heutigen Begriffen einen Militäraufwiegler nennt.

Aber Novellen sind keine dogmatischen Sätze. Der Dichter schildert, aber lehrt nicht, und sämmtliche Militärärzte des zehnten Armeecorps mögen meine Novellen prüfen, ob sie auch nur ei-

nen einzigen Hanseaten zum Desertiren verleiten können. Kurz, meine Ausweisung hat auch nicht einmal etwas Mittelalterliches. Sie ist durchaus specifisch-hamburgisch und unterscheidet sich von den Ausweisungen früherer Zeiten und fremder Staaten dadurch, daß der aus Hamburg verwiesene Hamburger gezwungen ist in Hamburg zu bleiben.

Ich nahm keinen Augenblick Anstand, meiner Obrigkeit zu gehorchen. Ich habe die geringste Zeit meines Lebens in Hamburg zugebracht. Hamburg hat seine Localliteratur, seine Localblätter und seine Localliteraten, zu denen ich vor meiner Ausweisung nicht gehörte. Vor meiner Ausweisung war ich deutscher Schriftsteller. Erst seit meiner Ausweisung bin ich hamburgischer Localschriftsteller geworden. Wie Figura zeigt, beschreibe ich hamburger Localzustände, um die ich zuvor mich nie gekümmert. Auch übersende ich dir anbei eine zweite Probe meiner neuen Thätigkeit: „Das koschere Haus", welches in der „Reform", redigirt von J. F. Richter, erst ganz kürzlich erschienen ist.

Du wirst aber fragen: „Woher kann man Hamburg als ausgewiesener Hamburger nicht verlassen?" Es hat damit folgende Bewandtniß. Als ich um einen Paß bat, um augenblicklich abzureisen, nicht um einen Kanzleipaß, wie ihn der geborene Hamburger erhält, sondern um einen Polizeipaß, den man jedem Fremden gibt, erhielt ich zur Antwort: „Ausgewiesene erhalten keine Legitimationspapiere." Nun reise mal einer in heutiger Zeit ohne Legitimationspapiere. Da es mir unmöglich war, meiner Obrigkeit zu gehorchen, mußte ich allerdings bitten, meinen loyalen Gehorsam und guten Willen durch Zwangsmittel zu unterstützen.

Mein nächstes Ausland heißt Altona. Und bis dahin gab man mir einen einzigen Polizeidiener mit, der an der Grenze Kehrt machte und wieder nach Hause ging. Als ich aber von der altonaer Polizei eine Aufenthaltskarte verlangte, weil ich aus Hamburg verwiesen sei, wurde ich ausgelacht und augenblicklich wieder mit der Polizei zurückgeführt. Ich habe noch ein zweites Ausland, welches Harburg heißt, ein drittes Namens Wandsbeck, ein viertes Eimsbüttel und mehr dergleichen Ausländer. Auch nicht verwiesene Hamburger gehen bei schönem Wetter nach allen diesen Ausländern spazieren; mir aber wurde ein mal für alle mal verboten, mich in den Ausländern blicken zu lassen, wenn ich nicht augenblicklich mit der Polizei nach Hamburg zurücktransportirt werden wollte.

Die Zwangsmaßregeln, welche meine Regierung in Anwendung brachte, waren offenbar viel zu schwach. Ein einzelner Polizeidiener, der mich bis an die Grenze bringt, ist zu wenig. Die ganze Bürgergarde, die ganze hanseatische Garnison, die Artillerie vom Dammthorwall und eine gefüllte Kriegskasse, dann könnte ich dem Beschluß meiner Obrigkeit im Auslande Anerkennung verschaffen.

Wie du weißt, lieber Heine, hat jeder Deutsche zweierlei Patriotismus. Einen allgemeinen für das große deutsche Vaterland und einen speciellen und concentrirten für das engere specifische, wenn dieses Vaterland auch nur eine Vaterstadt ist. Nun glaubst du nicht, lieber Heine, was ein aus Hamburg verwiesener Hamburger bei diesem Conflict des doppelten deutschen Patriotismus zu leiden hat. Ich bin ja nicht blos der Obrigkeit meines engern Vaterlandes meinen treuen Unterthanengehorsam schuldig, sondern auch allen Obrigkeiten meines größern, des gesammten deutschen Vaterlandes. Auf Befehl der Obrigkeit meines engern deutschen Vaterlandes verlasse ich Hamburg mit aller Rührung, allen Dankgefühlen, mit denen man aus solch einer von 26 Herren vortrefflich regierten Stadt scheidet. Und mit dem Stolz eines Deutschen, der noch einige dreißig andere Herren hat, betrete ich mein größeres und Gesammtvaterland, Altona. Dort wird mir befohlen umzukehren und der Obrigkeit meines engern Vaterlandes ungehorsam zu sein, hier wird mir wieder befohlen, in mein größeres Vaterland zurückzukehren, um irgend einer meiner vielen Obrigkeiten Ungehorsam zu leisten. Kann man das von einem Deutschen verlangen?

Und ach! Hier in diesem Zimmer sitze und schreibe ich, ohne polizeiliche Erlaubniß dazu zu haben. Unter einem unlegitimen Obdach begebe ich mich Nachts zur Ruhe, in ein unlegitimes Bette lege ich mich schlafen. Und ach wie greift es meine Loyalität an, wenn ich Miethe zahle! Dieses Sündengeld, womit ich mir Ungehorsam gegen meine Obrigkeiten erlaube!

Man muß schon vom Mutterschoos eine prächtige Anlage zum Humor mitgebracht haben, um sich über das Tragische solcher Schicksale mit dem bischen Komik zu trösten, was nebenbei darin liegt. In einem Lande, wo, wie z. B. in England und Amerika, Staat und Polizei weniger geneigt sind, ihren romantischen Capricen freien Lauf zu lassen und aus Leuten, die vielleicht recht gern gute Bürger wären, romantische Abenteurer und Herumstreicher zu machen, würde sich übrigens der Romantiker Schiff vielleicht weniger wohlbefinden als in seinem Geburtslande, wo die Heimatsverhältisse so viele schöne romantische Unstätigkeit mit sich bringen. An welcher kläglichen und prosaischen Einseitigkeit muß der Franzose und Engländer leiden, der sich überall als Franzose und Engländer fühlt! Wie anders bei uns, die wir, wenn heute unser Paß oder Heimatsschein abgelaufen ist, nicht wissen, ob wir nicht morgen schon, statt Baiern, Würtemberger, übermorgen Preußen, Tags darauf Hannoveraner, dann Bremer und Hamburger sein werden, um uns, wir wissen nicht wie, nach diesen mancherlei Verpuppungen, Durchgängen und nationalen Durchknetungen plötzlich auf offenem Meere zu befinden, wo wir dann höchlichst verwundert sind, keine Constabler und Paßnachfragebureaus anzutreffen. Möge man uns niemals dieses Vorzugs berauben, der uns vor allen übrigen Nationen so sehr befähigt, statt deutsche Patrioten (und der Patriotismus ist ja immer einseitig) viel- und allseitige Romantiker und Kosmopoliten zu sein!

Freilich, die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite, und zwar darum, weil solche Maßregelungen nicht möglich wären, wenn sie dem Geiste der Nation vollkommen widerspächen. Welche Erbgesessenen in deutschen Landen haben gegen solche „Maßregelungen" etwas einzuwenden? Welche deutsche Kammern ziehen solche Fälle vor ihr Forum? Wie viele öffentliche Blätter gibt es denn, die sie mit Energie zur Sprache brächten? Welche Partei riebe sich nicht, wenn dergleichen einem Anhänger der Gegenpartei geschieht, schadenfroh die Hände und riefe: Ihm ist Recht geschehen? Welcher constitutionelle, stets englische Gesetzlichkeit und englischen Parlamentarismus im Munde führende hochgelehrte deutsche Professor, dem aber im Grunde nur die Präponderanz seiner eigenen Gelehrtenkaste am Herzen liegt, kümmerte sich um die Ausweisung eines „literarischen Proletariers"? Nicht selten waren sogar die Fälle in Deutschland, daß Parteien ihre eigenen Anhänger, die ihnen jahrelang mit geistigen Hülfsleistungen gedient, bei ungünstiger Gestaltung der Parteiaussichten vollkommen im Stiche ließen, unbekümmert, was weiter aus ihnen würde, und uneingedenk, daß Solidarität der oberste Grundsatz einer Partei ist, von dem selbst das Misgeschick sie nicht entbinden kann und ohne den

alles Parteileben nothwendig ein Ende nehmen muß. Wenn uns der kleine Finger schmerzt, so fühlt diesen Schmerz unser ganzer Organismus mit. Aehnlich sollte es auch bei einer Nation sein. Als man in England einer Höckerfrau auf dem Verwaltungswege ihren alten Standort nehmen wollte, wurde der Fall in ernstlicher Weise im Parlament zur Sprache gebracht. Deutsche Kammern haben sich wol schwerlich je um solche Bagatellsachen gekümmert, und Petitionen, welche Fälle dieser Art beträfen, würden vielleicht sogar Gelächter erregen. Die Verhältnisse sind eben andere in Deutschland. Zutreffender und ersprießlicher wäre es wol zu sagen, die Menschen seien andere.

Nachdem Schiff in seiner Vorrede geschildert, wie man ihn durch jene Maßregelung zu einem hamburger Localschriftsteller gepreßt habe, motivirt er den Titel seiner Schrift damit, daß bei der jetzigen trübseligen Jahreszeit und dem unwirthbaren geschichtlichen Boden fast nichts Anderes als Luftschlösser zu haben seien und daß auch die sogenannte große deutsche Zeit nichts Anderes als Luftschlösser hervorgebracht habe. Sonst paßt der Titel des Buchs genau im Grunde nur auf den Inhalt der ersten Novelle, die eigentlichen „Luftschlösser". Ida, die lachlustige Tochter des Commerzienraths Goldhard, hat vier Bewerber: den Lord Middelfort, den Schriftsteller Dr. Zänker, den Rittmeister Graf Rosenlaub und den jungen Pastor Trauthold; sie aber liebt keinen dieser Freier, sondern ihren armen Vetter Oskar. In einem Anfall ihres gewöhnlichen Muthwillens leert sie eine Phiole, die auf dem Toilettentisch ihrer eiteln, in allen eleganten Künsten erfahrenen Mutter steht. Die Phiole enthielt Opiumextract; denn, wie der Verfasser versichert: „elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider und ihre Haut, sie parfümiren auch ihren Geist, sie parfümiren ihr ganzes Nervensystem." Ida Goldhard versinkt nun in einen träumerischen Halbschlaf und hat Visionen, wie sie der Opiumrausch erzeugt, sie erblickt Luftschlösser, darunter das, welches sie sich selbst aufgebaut hat, und zerstört sie durch ihr Gelächter. Auch ihre ungeliebten Liebhaber wird sie in ihren Visionen auf die eine oder andere Weise los. Diese ganze Traumwelt spiegelt die Wirklichkeit in ironischer Weise ab, und die Wirklichkeit, zu welcher Ida erwacht, bringt die Erfüllung ihrer Träume: sie entledigt sich ihrer Freier und verbindet sich mit Oskar, der sich inzwischen bei einem vom Verfasser mit lebendigen Farben geschilderten Barrikadenkampfe hervorgethan hat.

In der zweiten Novelle spielt Freiherr Kaspar von Zechau auf Zechau die Hauptrolle. Liberalen Grundsätzen ergeben, mehrfach „gemaßregelt" und Deutschlands herzlich müde, geht er nach Paris, dessen politische und sociale Zustände er bis zur Neige auskostet. Er beschließt nach Deutschland zurückzukehren und ein solider Ehemann zu werden, schreibt zu diesem Zweck an seine Mutter, stellt aber die Bedingung, daß seine Künftige drei Eigenschaften haben müsse: sie müsse hochgewachsen, stolz und freisinnig sein. Die adeligen Töchter in der Heimat und noch mehr ihre Mütter wissen, daß der Freiherr eine gute Partie ist, und der Spaß beruht nun darin, daß jede Aspirantin die hochgewachsenste sein will; aber keine von ihnen erringt den Preis, sondern die schöne, mit kräftiger Leibesgestalt begabte Gesche Fuhrmann, eine wohlhabende Bauerstochter. Mitten in diese Verhältnisse hinein spielt nun wieder als eine Verkörperung der romantischen Laune des Verfassers eine junge angebliche Baronin, Cordelia, eine Emancipirte, welche der Freiherr während einer Periode des Zerwürfnisses mit Gesche Fuhrmann auf seinem Schlosse beherbergt. Sie reitet wie eine Wilde, raucht wie ein Student und denkt so freisinnig in Religionsangelegenheiten, wie heutzutage sehr Viele denken, die anders zu denken vorgeben. Sie eignet sich auch die Autorschaft eines Werks an, welches unter dem Titel „Glaubensbekenntniß einer freien Jungfrau" erschien und, wie der Verfasser bemerkt, großes Aufsehen erregte. Diese Abenteurerin verschwindet plötzlich und Kaspar heirathet seine Gesche. Wie die Tendenz der ersten Novelle eine mehr politische ist, so richtet sich die der zweiten zumeist gegen das orthodoxe Christenthum, das der Verfasser eigenthümlich genug beleuchtet. Die mancherlei Reize dieser Novellen zu enthüllen müssen wir uns versagen und uns hinter die herkömmliche, aber nur zu oft begründete Entschuldigung nothwendiger Raumersparniß verschanzen. Der Verfasser der „Luftschlösser" schreibt nicht aus dem Salon, aber für den Salon. Dies mag Manchem auffallend klingen; aber wir können versichern, daß eine gewisse vornehme Fühlung, namentlich in Betreff des Stils, durch das Ganze geht. Gerade unsere geleckten, aus dem Salon oder dem angeblichen Salon hervorgegangenen Schriftsteller lassen nicht selten ihren mephistophelischen Gelüsten zum Cynismus den Zügel schießen. Dies kann man von dem Verfasser der „Luftschlösser" nicht sagen; er überschreitet in beiden Novellen niemals die Grenzen des Schicklichen und des poetischen Anstandes. Es steht wirklich schlimm, wenn man diese Tugend, die sich eigentlich in gebildeter Gesellschaft von selbst verstehen sollte, schon als einen besondern sehr positiven Vorzug anerkennen muß. An mancherlei poetischen Willkürlichkeiten, wie sie den Romantikern eigen sind, fehlt es in diesen Novellen natürlich nicht; es könnte wol so im Leben hergehen, wenn eben die Menschen aus dem Thone geknetet wären, aus welchem der Verfasser sie knetet.

Die dritte Novelle: „Helden des dreißigjährigen Friedens. Aus den Papieren eines Ungeheuers", ist eine glückliche Persiflage jener kaum, wenn überhaupt überwundenen Zeit, als das Menschliche, Natürliche, Einfache keinen Reiz mehr hatte und man seine Zuflucht zum Rohen und Barbarischen, zu Misgeburten und Ungeheuern nahm.

Was ehedem in Meß- und Jahrmarktsbuden sich sehen ließ, fand nunmehr, vornehm zugestutzt und elegant aufgeputzt, Zutritt in den Salons, und was Furcht, Entsetzen, Widerwillen erregen sollte, wurde bewundert, gefeiert und gepriesen. In London gab es Thierkämpfe, und der Löwe Nero trat in der „Zauberflöte" auf, zog einen Wagen, auf welchem 70 Perso-

nen saßen, und überbrüllte den Sarastro. In der Porte St.-Martin spielte ein Elefant Komödie, setzte einen Thronusurpator ab und krönte einen legitimen Prinzen. Im Cirque olympique tanzte ein Kameel auf dem Seil, und selbst auf deutschen Bühnen wurden Menschendarsteller von Thierdarstellern verdunkelt. Dressirte Affen spielten Komödie und beförderten häusliche Freuden und Familienglück, während Menschen im Affencostüm Handlungen der Tugend und des Edelmuths vollbrachten, sich kratzten und flöhten und Alles beschnoperten, beäugelten und beleckten. Giraffen, Kameelleoparde, Bären und Zebras zeigten sich in öffentlichen Gärten mitten unter den wohlgeputzten Zuschauern, Riesen und Zwerge in kostbaren Equipagen fuhren mit der vornehmen Welt spazieren. Hindostanische Tänzerinnen, afrikanische Gaukler, Huronenhäuptlinge und Karaiben wurden von Königen zur Tafel und von Königinnen zum Thee geladen. Prinzessinnen und Minister unterhielten sich mit den siamesischen Brüdern und andern Misgeburten, befühlten, umarmten, beschenkten sie, und die Ungeheuer brauchten kurze Zeit, um ihr Glück zu machen und mit Schätzen beladen sich auf ihre Landgüter zurückzuziehen.

Wer damals kein Ungeheuer war, durfte nicht hoffen in der großen Welt gelitten zu werden. Man putzte sich übermäßig heraus, lebte übertrieben elegant und nannte sich einen Löwen. Auch die Frauen nannten sich Löwinnen, emancipirten sich, zogen sich blaue Strümpfe an, ritten wilde Pferde und übten sich im Pistolenschießen.

Die ganze Satire hat eine sehr hübsche humoristische Unterlage, die um so erquickender ist in einer Zeit, wo man dem echten Humor nur noch in hohem Grade selten begegnet und eine altkluge, trübe, grämliche Stimmung, die, weil sie in sich ungesund und unnatürlich ist, es nicht einmal zu dem Ausbruch einer tüchtigen gesunden Leidenschaft zu bringen vermag, über den meisten Productionen wie ein schwer drückendes Nebelgewölk hängt.

Der Verfasser der Tendenznovelle Nr. 2: „Meister Ludwig Tieck's Heimgang", Adolf Zeising, ist den Lesern unserer Blätter ein lieber alter Bekannter; ihnen werde ich also nicht erst ausdrücklich versichern dürfen, daß ihnen in dieser Novelle ein durchaus geistreiches Product geboten wird, in welchem die Poesie die Kritik und die Kritik die Poesie durchdringt. Es mag dies eine Misch- und Zwittergattung sein, wer aber recht zu lesen versteht, wird davon ebenso viel Genuß als Belehrung, in jedem Falle aber mancherlei Anregung haben. Erzählen läßt sich der Gang der Handlung allerdings nicht; denn von Handlung im eigentlichen und engern Sinn ist in Zeising's Novelle gerade nicht sehr viel zu spüren, worüber er als einsichtiger Kritiker wol am wenigsten im Unklaren sein wird. Das Fictiv-Allegorische ist darin vorwaltend, aber zu dem didaktischen Zweck, uns über literarische Fragen und über das Wesen der Poesie, namentlich der romantischen, aufzuklären. Wenn wir den Verfasser recht verstanden haben, so will er in dem phantastischen Gange der Handlung demonstriren, was auf den letzten Seiten der Schwiegervater des Helden als Aufgabe des den Fährten der Romantik folgenden Dichters bezeichnet: die Romantik könne nur von einem solchen Dichter mit Erfolg fort- und weitergeführt werden, welcher so sehr Meister der Poesie sei, daß er nicht von ihr, sondern sie von ihm beherrscht werde. Wer jene Aufgabe lösen wolle, müsse sich vorerst, von einem unwiderstehlichen natürlichen Drange getrieben, mit Leib und Seele in die Tiefen der Poesie versenken. Erst wenn er sich aus diesem Strudel, theils durch eigene Kraft, theils durch die Macht eines aufsteigenden Wirbels gehoben, wieder aufraffe, könne er nach und nach des Elements Herr werden und mit gleicher Meisterschaft in ihm leben, wie über ihm schweben. Darum hätten so viele unserer Dichter die Poesie nicht in ihre Gewalt bekommen, weil sie sich von vornherein über die Poesie und ihre eigenen Leistungen in derselben zu stellen gesucht hätten, ohne vorher von ihrem göttlichen Geist wirklich hingerissen und durchdrungen gewesen zu sein. Umgekehrt seien aber andere um deswillen nicht zur Meisterschaft gelangt, weil sie, von dem überwältigenden Zauber der Poesie ergriffen, sich nie wieder von ihm loszureißen vermocht hätten und ihr ganzes Leben lang in ihrem geist- und sinnbetäubenden Venusberge geblieben seien.

Der Verfasser beabsichtigte, wenn wir ihn richtig verstehen, das in diesen Worten angedeutete Experiment des Durchgangs durch die gefährlichen Verlockungen der Romantik zur gesunden Romantik an dem Helden, einem jungen Dichter, durchzuführen. Zu diesem Zweck bringt er ihn am Begräbnißtage Tieck's mit einer in mystisches Dunkel gehüllten üppigen Frau zusammen, der er sich bereits in wahnsinniger Liebe vollständig zu ergeben im Begriff ist, als er plötzlich „aus dem betäubenden Mohnduft seines Traums" erwacht.

Das zauberische Wesen, das ich in meinen Armen hielt (erzählt der Held der Novelle), war mir auf einmal nicht mehr die keusche Muse, die duftige Lilie der Romantik, nein, nur noch das reizende verführerische Weib, die lockende Sirene; der ganze Traum, alles Vergangene kam mir wie ein fein ersonnenes, kunstvoll ausgeführtes Spiel vor, es war mir, als stände ich vor dem erlogenen Himmel eines Meerweibes.

Vom Geiste der Mannheit und Freiheit erfaßt, entreißt er sich ihren verlockenden Umarmungen. Der Sinn dieser Allegorie ist so deutlich, daß es wol nicht nöthig ist, noch ein Wort zu ihrer Erläuterung hinzuzufügen. Alles, was folgt, dient dazu, den Reinigungsproceß des Dichters zu vollenden.

Die Novelle spielt, und mit allem Grund, in dem als philisterhaft verschrieenen Berlin. Diese geradlinig angelegte Hauptstadt eines ebenso geradlinig construirten Staats war ja die Geburtsstätte der Romantik. Hier war Tieck, der Schöpfer der Poesie der „Waldeinsamkeit" geboren, hier lebten Heinrich von Kleist, Arnim und Fouqué, hier leben Bettina und Eichendorff, hier, nicht in dem romantischer gestalteten Süddeutschland, bildete sich auch Brentano zu einem vollendeten Romantiker aus, hier dichtete Theodor Amadeus Hoffmann seine grotesk-phantastischen Erzählungen, hier schuf Ludwig Devrient seine dämonischen Gestalten, hier zog, wie ein Gespenst oder Seher aus alter Zeit, der langbärtige Jahn an der Spitze seiner Turner nach der dürren Hasenhaide, hier wurden auf Phantasiedemagogen romantische Jagden angestellt, hier flatterte das schwarz-roth-

goldene Banner bei dem Ritte — doch halt! ich will mich nicht in die romantische Periode der Lindenmüller, Held und Eichler verlieren; ich will keinen romantischen Streifzug nach der „einsamen Pappel" machen, die ohne Zweifel auch ein sehr romantisches Ansehen hat. Aber wundersame Stadt, die romantisch zu sein wagt trotz Sand und Staub, trotz Constablern und Gendarmen, trotz Gardeoffizieren und Geheimräthen! Gerade darum, weil man solche Figuren und solche Kladderadatschzustände für die Poesie nicht brauchen kann, gerade darum muß man sich eine eigene Welt von Groteskfiguren, wie sie niemals bestanden haben, und von phantastischen Zuständen bilden, die nicht von dieser und nicht von jener Welt sind. Indeß möge man bei Zeising nachlesen, was dieser unparteiisch, nach beiden Seiten hin, von den Licht- und Schattenseiten der preußischen Hauptstadt sagt. Und es ist nicht zu verkennen, daß trotz alle Dem die Lichtseiten überwiegen. Hätte der Verfasser seine Novelle an irgend einen andern Ort verlegt, so würde sie uns sehr am unrechten Ort erschienen sein; in der Geburtsstadt Tieck's ist sie ganz an ihrem Platze. Schließlich versichern wir noch wiederholt, daß diese Novellendichtung ganz glänzende Sachen und vortreffliche Raisonnements enthält und sehr schön geschrieben ist. Eigentliche fest umrissene und individuell ausgeprägte Charakterzeichnung und einen geregelten, consequent zum Ziele führenden Gang der Erzählung hat ein Romantiker natürlich nicht nöthig; sie glänzen desto mehr durch ihre Abwesenheit. **Hermann Marggraff.**

Anselm von Canterbury und die kirchlichen Zustände seiner Zeit.

Saint-Anselme de Cantorbéry. Tableau de la vie monastique et de la lutte du pouvoir spirituel avec le pouvoir temporel au onzième siècle par *Charles de Rémusat*. Paris 1853.

Das Leben und die Lehre Anselm's von Canterbury sind in neuester Zeit wiederholt Gegenstand monographischer Darstellung geworden. Wir erinnern an die Abhandlung des verstorbenen Möhler in der tübinger (katholischen) „Theologischen Quartalschrift", Jahrgang 1827 und 1828, die freilich mehr darauf berechnet ist, in weitern Kreisen gebildeter katholischer Leser zu wirken, als den Ansprüchen auf wissenschaftliche Forschung und Gründlichkeit zu genügen; an die lateinisch geschriebene Dissertation des holländischen Theologen Wilhelm Robert Beder, in welcher (Leyden 1832) eine zwar recht saubere und fleißige, jedoch nichts weniger als allseitig tief eindringende und erschöpfende Darstellung des Lebens und der Lehre Anselm's sich darbietet; an die ebenfalls nur skizzenhafte und summarische Arbeit von G. F. Franck (Tübingen 1842), die nach einer in zwei Haupttheile geordneten Gliederung sich über das Leben und die dogmatische Doctrin verbreitet; endlich an das in größerm Maßstabe angelegte, umfassende und trotz der entschiedenen Gebrechen des zugrunde gelegten philosophischen Standpunkts anerkannt förderliche Werk des Professor Hasse zu Bonn, von welchem der erste Theil („Das Leben Anselm's") im Jahre 1843 erschien, der zweite („Die Lehre Anselm's") erst 10 Jahre nachher, im Anfange des verflossenen Jahres an das Licht getreten ist. Es verdient beiläufig bemerkt zu werden, daß die Hasse'sche Bearbeitung Anselm's kirchenhistorische Größe nach drei Gesichtspunkten zusammenfaßt: nämlich in seiner religiösen, kirchlich-politischen und wissenschaftlichen (religionsphilosophischen und dogmatischen) Bedeutung, und daß die Gruppirung in drei Büchern: „Anselm als Mönch, 1060—93"; „Anselm als Erzbischof, 1093—1109"; „Anselm als Theolog", dieser Gesammtansicht die äußern Stützpunkte darbietet. Dem letzten dieser drei Bücher, welches mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit auf die philosophischen Principien und Lehren Anselm's im Ganzen und Einzelnen eingeht, ist der umfangreichere zweite Theil ausschließlich gewidmet.

Von allen diesen Arbeiten unterscheidet sich die neueste französische Darstellung, mit deren Charakteristik wir uns hier zu beschäftigen haben, in eigenthümlicher Weise. Aeußerlich zerfällt zwar auch sie in die beiden Haupttheile „Leben" und „Lehre"; und diese Eintheilung ergibt sich hier als eine so höchst natürliche, daß es nicht eben auffallen kann, wenn wir die genannten Autoren übereinstimmend in dieselbe verfallen oder an ihr festhalten sehen. Aber durch das ganze Werk des französischen Akademikers zieht sich eine höherstrebende, großartigere, universelle Behandlung hindurch. Der Verfasser ist sichtlich bemüht, seinem „Helden" besonders in Beziehung auf kirchliche Politik das Interesse der Gegenwart zuzuwenden. Und wir werden der Kunst der Darstellung, der Gewandtheit und Lebendigkeit, mit welcher dies geschieht, unsere Anerkennung nicht versagen können. Allein nirgends weniger als in Einzelforschungen, als im mühsamen Eingehen auf dunkle und schwierige Stellen, sondern vorzugsweise in der Auffassung und Darstellung im Großen und Ganzen, in dem Scheine einer glänzenden Allseitigkeit, in dem Streben, das Bild des größten christlichen Denkers vom 6. bis zum 13. Jahrhundert den größern Kreisen der Gebildeten anschaulich und in seinen Hauptzügen nicht blos erkennbar, sondern auch ansprechend und anziehend zu machen: in diesen Seiten liegen die Vorzüge, in ihnen liegt die Stärke oder, wenn man will, das hervorleuchtendste Verdienst des Rémusat'schen biographischen Gemäldes. Am wenigsten hat der Verfasser ein Heiligenleben im vorwaltenden Sinne des Worts geliefert.

Es ist dabei nicht unwesentlich, an die Genesis dieser Darstellung erinnert zu werden. Der Verfasser erzählt nämlich, daß er früher einmal den Gedanken hegte, das geistige Leben des 12. Jahrhunderts einer umfassenden Behandlung in biographischen Gemälden zu unterwerfen. Der heilige Bernhard, Abt zu Clairvaux, sollte die Kirche in ihrer sittlichen Wirksamkeit darstellen. Petrus der Ehrwürdige (Venerabilis), Abt zu Cluny, sollte das religiöse Leben als Ideal des Mönchthums anschaulich machen. An Suger, Abt zu St.-Denis, sollten Kirche und Priesterthum in ihrem politischen Walten erkennbar werden. Endlich sollte Abälard, Abt zu St.-Gildas, die von der Kirche auf wissenschaftlich speculativem Gebiete geübte Kraftentwickelung repräsentiren. Hätte der Verfasser diesen Plan ausgeführt, so würde er einen Versuch geliefert haben, in vier Aebten des 12. Jahrhunderts ebenso viele Zweige des dermaligen kirchlichen Lebens nachzuweisen und zu schildern. Wie lockend indessen dies auf den ersten Blick erscheinen mag, sowie manches anderweitig unerreichbare Material gerade die pariser Handschriftenschätze zur Ausführung dargeboten hätten, Hr. von Rémusat scheint an der Möglichkeit, eine solche Aufgabe würdig zu lösen, bald gezweifelt zu haben oder durch die großen Schwierigkeiten abgeschreckt worden zu sein. Er hat nur das Leben Abälard's in zwei Bänden geliefert. Dazu kam, daß damals Abt Suger an Carné („Études sur les fondateurs de l'unité nationale") einen modernen Biographen fand; daß Montalembert's längst in Angriff genommene Darstellung des heiligen Bernhard — ein Werk, welches indessen zu den kirchlich-politischen und dogmatischen Grundansichten unsers Verfassers in schroffstem Gegensatze stehen wird — der endlichen Vollendung entgegenreift. So hat sich Hr. von Rémusat zu der vorhergehenden Generation zurückgewandt; in Anselm ist ihm einer der ausgezeichnetsten Repräsentanten des geistigen Lebens der Geistlichkeit in einer ihrer besten Epochen entgegengetreten.

Und noch mehr. „Wir finden", sagt er, „in Anselm zwei Menschen, einen Philosophen und einen Bischof; diese «zwei Individualitäten» haben sich aus einem Mönche entwickelt und sind später zu einem Heiligen erhoben. So ist er in seiner Stellung und mit der auf seine Person übertragenen Würde unstreitig zum Träger der Kirche des Mittelalters ihrer ganzen damaligen Gestaltung nach geworden und verdient als ein anschauliches Bild jener Entwickelung und Zustände betrachtet zu werden, als deren Mittelpunkt er anzusehen ist."

Der Verfasser eröffnet seine Darstellung mit einem kurzen, oberflächlichen Ueberblick der Quellen, d. h. der ältern authentischen Lebensbeschreibungen, Chroniken ꝛc., nebst einer ebenfalls nur sehr flüchtigen und unvollständigen Angabe früherer Bearbeitungen. Daran schließt sich dann folgende Schilderung des Zustandes am Ende des 11. Jahrhunderts, mit welcher der Verfasser unmittelbar zu dem Anfange der irdischen Laufbahn Anselm's hingeführt wird: „Wenn der Leser es über sich gewinnt der vorliegenden Erzählung zu folgen, so denke er sich in Gedanken diese Landschaften, welche zum Italien, Frankreich und England unserer Tage werden sollten, als einen mit umfangreichen Wäldern, ungeheuern Steppen und spärlichem Anbau bedeckten, durch lange schmale Heerstraßen, die aus den Römerzeiten als kostbare Ueberreste geblieben waren, durchschnittenen Boden. Die Einwohnerschaft bestand zunächst aus Kriegern und Bauern; jene (die Krieger) waren Richter, Eigenthümer und Herren. Die Bauern lebten, sofern sie nicht als Soldaten dienten, entweder als Handwerker oder als Ackerbauende; sie waren eins in das Andere gerechnet wenig mehr als Sklaven. Kaum hatte sich in einer Anzahl von Städten eine Minderzahl Derer, die zum Dienen bestimmt waren, durch Arbeit und Handel und mittels des auf diesem Wege erworbenen Reichthums halb frei gemacht. Fortdauernde Kriege, wie sie bald ganze Länder umfaßten, bald auch nur in einzelnen Landestheilen wütheten, wie sie bald im Namen des Reichs, bald im Namen einzelner Personen geführt wurden, erhielten alle Classen dieser Gesellschaft in unaufhörlicher Spannung und Unruhe. Aber es gab eine Classe, die von jenen Mühen wie von diesen Kriegen und Fehden verschont blieb. Sie war nur selten gefährdet, obgleich sie in gewissem Grade des Besitzes und der Rechtspflege theilhaftig war. Bei ihr allein stand das Privilegium der Bildung und der Wissenschaft. Sie war durch ihren Stand zur Vermittlerin in allen geistigen Angelegenheiten geweiht. Sie besaß moralische Gewalt über Krieger und Arbeiter, über Herren und Knechte. Sie allein war verpflichtet und berufen zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Uebung der Barmherzigkeit im Namen ihres Berufs und zum Dulden für ihren Beruf. Aus einer solchen Stellung ohne Gleichen haben sich oft bewundernswerthe Tugenden, oft aber auch Laster entwickelt, die von keiner Strafe erreicht wurden. Fast überall und fast allezeit mischten sich Stolz und listige Ränke in ihre Handlungsweise. Dies war der Charakter der Geistlichkeit, der einzigen Körperschaft, welche der Gewalt zu widerstehen vermochte, ohne zu Gewaltthaten zu schreiten. An die Geistlichkeit reihte sich gleichsam als Nachtrab das Mönchthum als eine durch bindende Gelübde, durch strengere Pflichten, durch eine der äußerlichen Thätigkeit mehr abgewandte Bestimmung in engen Schranken gehaltene Körperschaft, die deshalb in ihrem Wirken mehr zurückgehalten und unterbrochen, aber hier und da dafür in ihrem Auftreten desto erfolgreicher war. Andererseits blieb ihr auch ein um so größerer Raum zur Uebung christlicher Liebe und zu Arbeiten für die Wissenschaft. Das Mönchthum hatte unter Umständen Gelegenheit, sich zu ungetrübterer Erkenntniß und zu reinerer Tugend aufzuschwingen; aber nicht minder nahe lag ihm die Gefahr, sich in Beschaulichkeit einzuschläfern, in erstarrendem Müßiggang oder selbst in finstern Verirrungen sich zu vergessen. Dennoch begegnen sich gerade in seinen Reihen die ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche durch Feinheit der Seele glänzend über ihr Zeitalter emporragen; in ihnen finden wir die wahren Denker und Heiligen. Man kann inmitten dieser gesellschaftlichen Zustände sich leicht ein neugebildetes, durch fromme Schenkungen mit Land und Gebäuden hinlänglich versehenes Kloster in einer rauhen, von mächtigen Adeligen beherrschten, durch Fehden der Großen oder durch Kriege der Könige verwüsteten Gegend denken. Im Innern des Conventualhauses noch keine Spur von Pracht und Herrlichkeit; selbst die Kapelle kann noch nicht als namhaftes Denkmal betrachtet werden; denn die eben aufkommenden Schönheiten der kirchlichen Baukunst sind noch nicht bis an die Klöster gelangt. Wie an diesen Stätten das Leben eines frommen, weichherzigen, für Eindruck aller Art empfänglichen, den Büchern, dem Studium und der innern Beschaulichkeit ergebenen Mannes sich gestalten mußte, der einen gewissen Grad mystisch-befangener Hinneigung mit verstandesmäßigem Glauben an eine höher leitende Vorsehung vereinigt, mit Salbung und Geist spricht, der durch den imponirenden Eindruck seiner Persönlichkeit mit überzeugender Macht wirkt: dies tritt in den eigenthümlich naiven Erzählungen und Schilderungen gleichzeitiger, von frommgläubiger Ehrfurcht erfüllter Berichterstatter über Anselm hervor."

Man hat gegen die modernste französische Geschichtschreibung den Vorwurf geltend gemacht, daß sie den Gang der politischen Ereignisse als einen in unwandelbarer Starrheit dahinschreitenden betrachte; daß sie sich der Voraussetzung hingebe, als ob der Lauf der Dinge und die Gestaltung der Zustände auf einem von individuellen Anstrengungen unerreichbaren, von menschlichen Kräften unberührten Verhängniß beruhe, welches in eiserner Consequenz dem vorherbestimmten Ziele entgegenführe. Aber wie sehr diese Richtung durch das gewaltige Phänomen des Napoleon'schen Kaiserthums und durch seine Nachwirkungen bis auf die frischeste Gegenwart und in dieser plötzlich noch ein mal in der sonderbarsten Weise begünstigt wurde, wie mannichfaltige Spuren in den Schriften nicht allein von Bignon, Capefigue, Lamartine u. A., sondern selbst von Thiers, Cousin nachweisbar sein mögen: man wird doch auch eine Anzahl ausgezeichneter französischer Historiker nennen können, die eine gesündere und praktisch heilsamere Richtung verfolgen. Dahin gehören namentlich Thierry, Barante und die protestantischen, z. B. Guizot, Mignet, Felice u. A.; auch Hrn. von Rémusat darf nachgerühmt werden, daß er jenem Fatalismus nicht anheimfällt. Statt jener todten pathetischen Erhabenheit, die den Leser, wenn er es über sich gewinnt, sie als volle Wahrheit gelten zu lassen und nicht blos mit seiner Stimmung ein müßiges und gefährliches Spiel zu treiben, mit unheimlicher Eiseskälte ergreifen müßte, begegnen wir hier einem sichtbaren Streben nach Fülle und Allseitigkeit, lebensvollen Vergegenwärtigungen individueller Erlebnisse und Ansichten. Schon das Gemälde der Zeit Anselm's, dessen Mittheilung wir uns gestatteten, athmet eine ziemlich unverkennbare Hinneigung zu der neuesten englischen historischen Schule, die es planmäßig sich als Aufgabe stellt, den Leser durch Frische und Anschaulichkeit zu fesseln, durch eine richtige Vertheilung von Licht und Schatten und vor allem durch den Reiz des wirklichen Lebens in seiner eigenthümlichen Unmittelbarkeit und natürlichen Gliederung der gewonnenen Forschungsresultate gleichzeitig anziehend und belehrend zu wirken. In der That erinnert dieses Gemälde der Zeit und der damaligen geistlichen Verhältnisse (wiewol nur ganz im Kleinen) an das bekannte dritte Capitel der Macaulay'schen „Geschichte Englands seit Jakob II.". Weiter folgen wir mit einer gewissen Befriedigung den mit psychologischer Kunst in zeichnenden Skizzen gegebenen Schilderungen des Jugendlebens von Anselm. Wir versetzen uns in die frommen Regungen seines zarten Kindesalters, in die Conflicte, die ihn schon früh in Spannung brachten, in die Umstände seiner Flucht aus dem väterlichen Hause. Das Material, welches die Quellen darbieten, tritt uns dabei in einer merklich umschmelzenden und ergänzenden Verarbeitung entgegen. Der bedeutungslose Ballast wird beseitigt, die an-

sprechenden und charakteristischen Thatsachen werden hervorgezogen; sie bekleiden sich unter der feinen Feder des Verfassers mit sprechenden Farben; in der Tendenz, ihnen das Gepräge oder den Glanz der Wirklichkeit zu leihen, sie dem Leser in unmittelbare Nähe zu rücken, scheint er fast den Zauber moderner novellistischer Darstellung zu suchen. Er sorgt für stete Abwechselung. Die ganze Anlage der Erzählung zeigt ein absichtliches Vermeiden ermüdender Monotonie, ein Abstreifen solcher Elemente, die dem Sinne unserer Zeit fern liegen und von ihm nicht gewürdigt werden. So sind die ascetischen Bestandtheile der Quellen kaum summarisch wiedergegeben. Die Wunderlegenden werden als Spiegelbilder jener Zeit behandelt; sie werden weder zu leichtgläubig-sentimentalen noch zu hyperkritisch-entnervenden Erörterungen benutzt. Die Reihe der mannichfaltigen Schicksale Anselm's, die Charakteristik seiner schriftstellerischen Arbeiten, seiner äußern und innern Erfahrungen — alles Dies wechselt mit beiläufig eingewebten Digressionen über merkwürdige Personen und Ereignisse der Zeit (z. B. über die Schauderscene beim Begräbniß Wilhelm's des Eroberers, über die Verhältnisse der toscanischen Markgräfin Mathilde), mit Reflexionen über Leben, Glauben, Sitte und besonders über die damaligen kirchenpolitischen und kirchenrechtlichen Zustände. So gewinnen die Leser nicht blos ein Bild jener Zeit, sondern sie erhalten auch Andeutungen über die Beziehungen derselben zur Gegenwart.

Als Beispiel der vom Verfasser befolgten Methode mag die Erzählung der Flucht Anselm's aus Aosta hier ihre Stelle finden: „Wie schwierig Reisen damals auch sein mochten, man scheute sie dennoch nicht. In Begleitung eines einzigen Mannes, eines niedern Geistlichen, trat der junge Flüchtling seinen Weg an. Während Beide den Mont-Cenis überstiegen, fühlte Anselm sich ermüdet; um seine Kräfte zu stärken, raffte er eine Hand voll Schnee auf und nahm davon in seinen Mund. In dem Reisegepäck, welches von einem Esel getragen wurde, suchte der Begleiter voll banger Besorgniß nach einigen Bissen zur Nahrung und findet, was er gar nicht erwartet hatte, ein wenig Weißbrot, welches beiden Reisenden das Leben fristet. Bei der Erinnerung an dieses kleine Abenteuer stiegen in Anselm's Seele ohne Zweifel Gedanken an das himmlische Brot im Traume seiner Kindheit auf, und wol mag er sich da gefragt haben: ob der Traum nicht ein Gesicht der Zukunft enthielt? ob das irdische Brot nicht durch ein Wunder im Reisesack vorhanden gewesen sei? Denn in jener Zeit erschien den Menschen das Wunderbare mit den geringsten Ereignissen des Menschenlebens verknüpft."

Es ist wohl zu erwarten, daß Hr. von Rémusat in seinem Bestreben, die Erzählung dem Geschmack der heutigen Lesewelt anziehend und befriedigend zu machen, oft von seinen Quellen (von den alten Biographen und Chronisten, abgesehen von den in Anselm's Briefen enthaltenen Beiträgen, die er sorgfältig benutzt) sich verlassen und sich zugleich außer Stande sieht, diese Mängel zu ergänzen. Als Beispiel, wie er in solchen Fällen verfährt, wählen wir die Stellen über Anselm's erste Reise nach Italien, an welche der Verfasser Forschungen über das Verhältniß des Geschilderten zu seiner Familie anreiht: „Der Gang der Ereignisse führte Anselm auf den Weg nach seinem Vaterlande. Er trat nach langer Abwesenheit die Reise dahin an und traf die Vorbereitungen zum Ueberschreiten der Alpen, deren Pässe er 40 Jahre vorher in so dürftiger Ausrüstung zurückgelegt hatte. Ob er jetzt in der Stadt Aosta verweilt habe, ob die Erinnerungen an die Heimat überhaupt seinen Geist beschäftigt, ihn auf seiner Reise belebt, ihn bei seinen Zwecken unterstützt haben, darüber fehlen alle Nachrichten.... Ob er seine Familie wiedersah? Man weiß es nicht. Früher hatte er einige Verbindungen mit ihr angeknüpft, hatte zu ihr eine lebensvolle Theilnahme gehegt, die sich bei ihm überall zeigt. Aber in der Zwischenzeit war seine Seele unter dem Einflusse der Zeit und inmitten der eindrucksvollen Erfahrungen des religiösen Lebens anderweit in Anspruch genommen. Einige seiner Brüder in Christo waren ihm theurer geworden als seine Verwandten.... Seine Schwester Richera war an einen Burgunder verheirathet, der unsern der Rhonegegend seinen Wohnsitz gehabt haben muß. Diese scheint er auf seiner Reise gesehen zu haben; wenigstens ist der erste Brief, den er an sie richtet, aus Lyon datirt.... Man sieht ihn beständig mit zärtlicher Liebe bei seiner Schwester, bei seinem Schwager und bei (ihrem Sohne) seinem Neffen die Verpflichtungen eines Familienhaupts und geistigen Führers erfüllen."

Aus diesen Proben, wie höchst fragmentarisch und dürftig sie auch sein mögen, läßt sich der Charakter der Geschichtschreibung Rémusat's ziemlich deutlich erkennen. In der Darstellung, in der angemessenen Anordnung, in der mit zarter Rücksicht auf die Ansprüche der heutigen Lesewelt versuchten Verfeinerung und Modernisirung des Stoffs liegen sowol die Vorzüge und die Verdienste als auch die Fehler und Verirrungen. In historisch-kritischer Beziehung ist von ihm wenig oder gar nichts geleistet; Untersuchungen dieser Art liegen dem Verfasser so fern, daß z. B. die S. 74 in der Note gegebene Erörterung über die Wortformen „Cantorbéry" und „Canterbury" als zwecklose und unversehens abgedruckte Sonderbarkeit erscheint. Kurz, nicht in der Forschung, sondern in der Anwendung der zugänglichen Materialien liegt die hervortretendste Eigenthümlichkeit. Wenn wir sonst gewohnt sind, bei pariser Gelehrten neue bisher unbekannte Forschungen über die scholastische Periode zu finden: in dem vorliegenden Buche wird man dergleichen nicht suchen dürfen.

Dagegen drängt sich unverkennbar ein lebhafter Eifer in der Bekämpfung der ultramontanistischen Tendenzen der Gegenwart in den Vordergrund. Anselm sah sich nach der Besteigung des erzbischöflichen Stuhls als Verfechter der kirchlichen Gerechtsame von vielen und schweren Verwickelungen bedrängt. Er wurde unmittelbar bei den Streitigkeiten zwischen den „beiden Mächten" (der geistlichen und weltlichen), zwischen Priesterthum und Königthum betheiligt. Seine Erhebung gegen die Uebergriffe der englischen Könige Wilhelm II. und Heinrich I. zog ihm die Verfolgungen dieser Monarchen, Zerwürfnisse mit den englischen Bischöfen und zweimalige Verbannung zu; sie führte ihn zwei mal durch Frankreich über die Alpen. Es würde ungerecht sein, wenn man Hrn. von Rémusat die Art und Weise, in welcher er seinen Helden während dieser Conflicte auffaßt, zum Vorwurf machen wollte; diese ist vielmehr ganz angemessen. Er macht dem Geschilderten die Verfechtung kirchlicher Interessen der tyrannischen Willkür gegenüber nicht zum Vorwurfe; er erinnert wiederholt und aufs nachdrücklichste daran, daß Anselm wider Willen zum Hervortreten auf den Kampfplatz genöthigt wurde; er macht geltend, daß Anselm früher allen politischen Wirren fern, als ein Mann von reinem Sinn, als ein ängstlich gewissenhafter, von sanftem Wohlwollen gegen Leidende durchdrungener Seelenhirt auftritt; daß ihm daher die Angelegenheiten der Zeit lediglich als moralisch-religiöse erscheinen mußten; wie denn überhaupt die „damaligen Händel der Kirche mit den weltlichen Machthabern von der Geistlichkeit fast durchgängig als Gewissensfälle angesehen wurden, sodaß kaum entschieden werden kann, ob Gregor VII. sich jemals seines Ehrgeizes bewußt gewesen ist". Allein Hr. von Rémusat läßt daneben stark hervortreten, daß dies ganz anders ist in der jetzigen Zeit. Wer wird nicht unwillkürlich an die letzten bittern Erfahrungen, an die gegenwärtige Lage des Papstthums denken müssen, wenn er Stellen wie die folgende liest: „Die ununterbrochene Fortdauer des «souveränen Pontificats» in der katholischen Kirche täuscht uns oft über das Alter der Verhältnisse, auf welche es heutzutage sich gründet. Scheinbar ist die weltliche Souveränetät von der geistlichen immerfort unzertrennlich gewesen, aber nur scheinbar. Vor dem 12. Jahrhundert war der Papst nicht einmal rechtmäßig anerkannter Herr in Rom, sondern es bestand dort eine Herrschaft neben ihm. Das «Königthum des Papstes» war zumal in der Zeit, welche uns hier beschäftigt, wenig mehr als ein Ausdruck der Einbildung. Gregor VII.

starb im Exil; sein Nachfolger Victor III. hatte während seines Pontificats keinen Fuß in Rom gehabt, und der glücklichere Urban war erst im zweiten Jahre nach seiner Wahl dort eingezogen (1089). Auch dann machten ihm die «Schismatiker» noch die Stadt streitig, ja bemächtigten sich ihrer vollständig im Jahre 1091. Auch später behaupteten sie sich wenigstens in einem Theile derselben und der Papst wohnte eine zeitlang im Palast Frangipani. Erst 1094 erhielt er gegen Zahlung einer Geldsumme seine Residenz im Lateran und bestieg dann erst, zum ersten male im eigentlichen Sinne des Worts — den Stuhl Petri."

Das zweite Buch, welches schließlich über die Lehren und Schriften des heiligen Anselm handelt, bietet planmäßig kaum mehr als „raisonnirende" Excurse zu der im ersten Buche enthaltenen Biographie. Das erste Capitel enthält eine geschichtsphilosophische Erörterung und Beurtheilung über den Gang des Kampfes der beiden Mächte bis zur neuesten Zeit, natürlich mit besonderer Beziehung auf Frankreich und daher vorzugsweise auf den Gallikanismus und seine Bedeutung für die Gegenwart. Das Auftreten der gallikanischen Richtung bezeichnet er als den bemerkenswerthesten Versuch jenes vermittelnden Geistes zur Ausgleichung der Ansprüche der kirchlichen Suprematie einerseits, der Selbständigkeit der weltlichen Macht andererseits. Er leugnet nicht, daß der Gallikanismus in äußerster Consequenz zur Unterdrückung der Freiheit und zum Schisma führen könne; aber er betont, daß ihm deshalb die Hochachtung nicht zu versagen sei, welche einer durch so viele überlegene Geister ans Licht gestellten Lehre gebühre, die das Tüchtigste und Weiseste von Dem umfasse, was Frankreich auf dem Gebiete nicht blos der Staatsweisheit, sondern auch der kirchlichen Leitung geleistet habe. Gegen die theoretischen Inconsequenzen sei der gesunde praktische Sinn, der so oft den metaphysischen Folgerungen entgegentrete, in die Wagschale zu legen. Die richtige Politik in Religionssachen sei immer auf Seiten der Vertheidiger des gallikanischen Princips gewesen, die unrichtige fast immer auf der entgegengesetzten; ja seit dem Ende des Mittelalters sei der Ultramontanismus nur selten im Recht gewesen. Ueber die neuesten Versuche zur Herstellung des Absolutismus der Kirche spricht sich eine Anmerkung S. 413 folgendergestalt aus:

„Diese doctrinäre Bewegung hat ihren Ursprung auf dem Gebiete der politischen Literatur; de Maistre hat ihn begonnen. Der Abbé Lamennais hat die französische Geistlichkeit von 1826—30 in diesem Sinne angeregt. Der alte und weise Geist unserer Kirche, wie er in Bergier, la Luzerne, Frayssinous lebte, hat seitdem die Vorherrschaft eingebüßt. Wer sich mitten in den Verlauf dieses Streits versetzen will, der braucht nur diese zwei vollständig miteinander im Widerspruch stehenden Werke zu lesen: ein mal von dem «heilig» gestorbenen Erzbischof Affre, dem tüchtigen Vertheidiger der Bossuet'schen Lehre, den «Essai historique et critique sur la suprématie temporelle du pape et de l'église» (Amiens 1829); zweitens vom Abbé Rohrbacher, dem energischen Verfechter der von ihm als Lehre Fénélon's verfochtenen Doctrin, die Schrift «Des rapports naturels entre les deux puissances» (Paris 1838). Die beiden Schriftsteller, wiewol in gleichem Grade christlich, scheinen nicht Mitglieder derselben Kirche zu sein."

Die letzten Capitel verbreiten sich über die Philosophie Anselm's und besonders über die beiden Schriften „Monologion" und „Proslogion". Wir müssen uns versagen, auf die angeknüpften Erörterungen zur Geschichte der Religionsphilosophie näher einzugehen, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß auch hier die Beurtheilung der neuern und neuesten Richtungen nicht fehlt und daß der Verfasser sowol den skeptisch-kritischen Standpunkt Kant's als auch den „Pantheismus" von Schelling und Hegel zu bestreiten versucht hat. 31.

Schwedische Poesie.

Schwedens Dichterhain, oder Gedichte aus dem Schwedischen gesammelt und metrisch übersetzt nebst einer Geschichte der schwedischen Poesie von F. L. Bömers. Bückeburg, Wolper. 1853. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser brachte mehre Jahre in Schweden zu und ist entzückt von der Großartigkeit, Ursprünglichkeit und Originalität der schwedischen Poesie, mit deren vorzüglichsten Dichtern er uns in gelungener Uebersetzung in diesem Buche bekannt macht, indem er zugleich, Bekanntes weiter ausführend, hervorhebt, wie die ältesten poetischen Urkunden des Nordens unter dem Namen „Edda" (Urgroßmutter) von dem isländischen Priester Saemund Sigfusson (der Weise) gesammelt wurden, denen die prosaische „Edda" von Snorri Sturluson folgte. Hier finden sich mächtige Klänge, welche die Schöpfungskraft der Natur im Norden schildern und den noch gänzlich rohen Zustand der Erde; dann folgen Walhallabilder, der mystische Sonnengesang und Gudrun, die „Odyssee" des Nordens, eine herrliche zarte Frauengestalt inmitten des Seefahrerlebens und der Sehnsucht nach der Heimat, eine sanfte Chriemhilde der „Nibelungen". Mit dem Christenthum erschien der ritterliche Geist des Mittelalters in Schwedens Poesie, und das fliehende Heidenthum gestaltete Märchen und Sagen, worin sein Untergang und der Sieg des Evangeliums gefeiert wird; dann folgte eine dürre Zeit der Poesie, worin die Mythologie, herbeigerufen durch das Studium der Griechen und Römer, ihr enge Fesseln anlegte und fast ihre Originalität tödtete, bis die gelehrte Christine, Gustav Adolf's Tochter, durch den Dichter Georg Stjernhjelm, den sie in den Adelstand erhob, neues Leben in ihr hervorrief. Im 18. Jahrhundert war es die Schwester Friedrich's des Großen, Luise Ulrike, Königin von Schweden, welche die Poesie ihres besondern Schutzes würdigte. Zu ihrer Zeit schrieb Olof von Dalin Schilderungen seiner Zeit und gab die Zeitschrift „Der schwedische Argus" heraus, welche die damals herrschenden Irrthümer und Thorheiten geißelte. Er wurde zum Lehrer des Kronprinzen (Gustav's III.) ernannt. Auch eine lyrische Dichterin trat auf: Hedwig Charlotte Nordenflycht, genannt die Hirtin des Nordens. Sie klagte um verlorene Liebe wie Petrarca und starb wie Sappho freiwillig im Meere.

Unter Gustav III. zeichnete sich vor Allen Johann Heinrich Kellgrén aus, der zuerst in schwedischer Sprache glühende Liebe ausdrückte. Er feierte Schwedens Geschichte in einer Reihe von Dramen. Graf Johan Gabriel Oxenstjerna feierte als idyllischer Dichter das Landleben Schwedens und übersetzte Milton's „Paradise lost" und Tasso's „Gerusalemme liberata". Bischof Tegnér wurde sein Nachfolger in der schwedischen Akademie.

Unter Gustav III. erhob sich die schwedische Poesie von allen Fesseln befreit zu ihrer ursprünglichen Kraft und dem Ausdruck ihrer Nationalität durch Karl Michael Bellman, Secretär des Königs. Er besang die romantischen Gegenden seines Vaterlandes und seine fröhlichen Volksfeste und componirte zugleich seine Gesänge, die nun in süßen wehmuthsvollen Tönen durch Stadt und Land zogen und unsterblich dort leben. Im Thiergarten zu Stockholm steht sein Denkmal und alljährlich zieht am 26. Juli eine große Menschenmenge zum Bellmansfeste. Nun traten auch mehre Frauen als Dichterinnen und Schriftstellerinnen auf, unter ihnen Maria Lenngrén mit scharfer Satire. Später lebte Johan Olof Walin, Erzbischof und Dichter geistlicher Lieder, die in einem Gesangbuche mit ältern Kirchenliedern herausgegeben wurden. Er war ein erhabener Tempeldichter und Redner. Esaias Tegnér singt von ihm:

Du erste Stimme in der Dichtkunst Reichen,
Du selt'ner Skald, du Dichter ohne Gleichen.

Atterbom, Professor in Upsala, hat einige schöne Gedichte, worunter die „Glückseligkeitsinsel", herausgegeben, und Julia Christina Swårdström das herrliche Lied: „Die Jungfrau im

Grünen." Der Preis als erster Dichter gebührt jedoch Esaias Tegnér, dessen „Frithjofssaga" durch ganz Deutschland Anklang fand. In ihr spricht sich der wildromantische Geist der schwedischen Poesie in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aus, man hört das Rauschen des Meeres, das Wehen des Nordwindes von den granitenen Urgebirgen, man fühlt den Kampf des Menschen mit seiner eisernen Natur und die Sehnsucht seiner Seele, die ihn durch das weite Meer zu Wikingszügen treibt. Noch ergreifender besang den Schmerz und die Sehnsucht der Seele Emil Johan Stagnelius, der schon 1823 im dreißigsten Jahre starb. Bei Lesung seiner Gedichte fühlt man sich von denselben Gefühlen ergriffen und durchschauert wie beim Anschauen einer Landschaft von Dahl oder Friedrich, oder bei Studien von Kaulbach; wie bei Beethoven's Schöpfungen tritt das Unnennbare, Unbegreifliche, Erhebende vor unsere Seele. Er besitzt die Kraft Byron's, aber mehr Hoffnung. Von seinen Lebensschicksalen ist wenig bekannt; er starb in einer niedern Stellung als Kanzlist in Stockholm und erinnert dadurch auch an unsern deutschen Scherenberg.

In neuerer Zeit haben die Deutschen auch Romane von den Schweden geborgt. Die Uebersetzungen von Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén werden überall gern gelesen, weil sie gelungene Darstellungen des häuslichen und bürgerlichen Lebens sind, während uns die höhere Poesie der Schweden noch nicht in genügendem Maße zugemittelt ist. Doch thut es uns noth, aus dem kräftigen Strome zu schöpfen, dessen heilige Quellen: Religion, Vaterlandsliebe und Sehnsucht, so frisch strömen. Der Herausgeber des schwedischen Dichterhains verdient darum deutschen Dank. Seine Uebersetzungen sind gelungen und lassen den hohen Genius ahnen, der Schwedens Dichter beseelt. 32.

Henry Wadsworth Longfellow.

Evangeline. Eine Erzählung aus Acadien. Von H. W. Longfellow. Aus dem Englischen mit dem Lebensabriß des Verfassers und einer geschichtlichen Einleitung von P. J. Belke. Mit Longfellow's Porträt und 10 Illustrationen. Leipzig, Weber. 1854. 16. 20 Ngr.

Als der Hauptrepräsentant der zeitgenössischen nordamerikanischen Poesie wird wol mit Recht Henry Wadsworth Longfellow angesehen. Seine gesammelten Werke, die „Earlier poems", „Voices of the night", „Ballads", „The children of the Lord's supper", „Poems of slavery", „The Spanish student" (ein Drama), „Evangeline", „Hyperion", „The golden legend" u. s. w. enthaltend, sind vor kurzem in Boston erschienen. Für uns Deutsche ist Longfellow eine doppelt interessante Erscheinung, da er wie kaum ein anderer Poet in englischer Sprache diesseit und jenseit des Ocean von den Einflüssen deutschen Geistes und deutscher Poesie erfüllt ist. Birgt doch die deutsche Erde die Hülle Derjenigen, die seinem Herzen am nächsten stand, seiner Gattin. Sie wurde ihm während seiner zweiten Reise durch Deutschland im Jahre 1835 in Heidelberg durch den Tod entrissen. Welcher Fleck Erde wäre uns theurer und kostbarer als derjenige, auf dem sich einer jener kleinen Hügel wölbt, unter denen Menschenherzen ausruhen, die vordem für uns geglüht und in Liebe geschlagen haben! Seine Sympathien zogen auch schon früher Longfellow, schon 1826, nach Deutschland, aber jener Grabhügel hat ihn in diesen Sympathien befestigt; er kann sich seitdem von dem Boden nicht losreißen, der so Kostbares birgt. Freiligrath hat einige der Longfellow'schen Lieder übersetzt, aus denen jeder empfindende Deutsche sich verwandte vaterländische Töne entgegenklingen fühlen wird, namentlich aus seinem schönen lyrischen Ergusse über Nürnberg, dessen germanische Pracht, dessen berühmte Künstler und Zunftdichter der Amerikaner mit wärmster Begeisterung feiert. Das ist in der That eine wunderbare Erscheinung, wenn man erwägt, welchem Lande des modernen Niveau und des freilich durch Abenteuer- und Unternehmungslust veredelten Erwerbssinns Longfellow angehört. Eine wunderbare Erscheinung überhaupt, wie der Geist eines Volks, das in politischer Hinsicht eine so untergeordnete Stellung wie das deutsche einnimmt, eine doch Alles durchdringende assimilirende Gewalt ausübt! Die Beispiele hiervon mehren sich unter allen Völkern in einem Grade, daß die Vermuthung vielleicht keine zu gewagte ist: es werde früher oder später eine Zeit kommen, wo die ganze gebildete Welt durch das Medium deutschen Empfindens und Anschauens fühlen und durch die Lungen deutschen Denkens athmen wird, aber freilich nur des Denkens, wie es sich bei unsern ersten Denkern und Geistern offenbart hat, nicht wie es von Spätern verunstaltet, verzerrt und zum Ausdruck und zum Instrument subjectiver Willkür herabgewürdigt worden ist. Longfellow, der überhaupt ganz und gar nicht Das besitzt, was der Franzose „goût du terroir" nennt, hat auch in andern Dichtungen sich vorzugsweise der deutschen Mythe und Volkssage zugewandt.

Auch „Evangeline" bekundet diesen deutschen Einfluß. Offenbar hat „Hermann und Dorothea" bei diesem Gedicht selbst in der Form zum Vorbild gedient. Es ist in englischen Hexametern abgefaßt, zu einer Zeit, wo in Deutschland selbst der Hexameter vielleicht sehr mit Unrecht in Miscredit gekommen ist, um der berauschenden und betäubenden Janitscharenmusik einer virtuosen Reimkunst Platz zu machen. Der Schauplatz der „Evangeline" ist im Beginne des Gedichts das ursprünglich von Franzosen colonisirte, unter dem Namen Acadien lange im Besitze Frankreichs gewesene Neuschottland, welches 1713 an England abgetreten wurde. Als später der Krieg zwischen England und Frankreich wieder ausbrach, beging England unter dem Vorwande, daß die Acadier für die Franzosen Partei ergriffen hätten, die Grausamkeit, gegen 20,000 dieser Ansiedler aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben und ins Elend zu stoßen. Dieses für England schmachvolle Ereigniß, von welchem die Geschichtschreiber freilich wenig Notiz genommen haben, ist von Longfellow in der „Evangeline" wieder dem Gedächtniß der vergeßlichen Nachwelt vor Augen geführt worden. Wir sehen, wie im zweiten Theile des Gedichts Evangeline bei der Vertreibung von ihrem Verlobten getrennt wird, wie Beide einander in den unermeßlichen Mississippigefilden suchen und nicht finden, obschon sie oft eins dem andern ganz nahe sind, wie Evangeline nach langen Jahren sich in einer großen Stadt des Westens der Krankenpflege widmet, wie sie hier in einem entfernten Stadttheil zu einem erkrankten Greise gerufen wird, und wie sich beide Liebende — beide ergraut — nun wiederfinden und wiedererkennen. „Gabriel, o mein Geliebter!" flüstert sie dem Sterbenden zu. Und Gabriel —

> Ein mal sah er sodann wie im Traum noch die Fluren der Kindheit,
> Schaute die Wiesen, so grün, und den d'rauf hinmurmelnden Waldbach,
> Dorf und Berg und Wald, und drinnen im Schatten erging sich
> Evangeline, geschmückt wie einst mit dem Glanze der Jugend.
> Thränen erfüllten sein Aug', und als er die Lider dann langsam
> Hob — da schwand die Erscheinung und selbst sie kniete zur Seit' ihm.
>
> — — — — — — — — — — — — —
>
> Alles nun endete, Furcht, Angst, aufrechthaltende Hoffnung,
> Alle das Herzleid, all die bislang unbefriedigte Sehnsucht,
> All der verzehrende Gram, die Beängstigung alle des Harrens!
> Als sie sein leblos Haupt dann noch ein mal preßt' an den Busen,
> Neigt' ihr eig'nes sie sanft und murmelte: „Vater, dir dank' ich!"

Es ist dies ein Gemälde von großer und ergreifender menschlicher Wahrheit, und von höchstem spannenden Interesse ist namentlich jenes Suchen und Nichtfinden beider Liebenden in den Prairien und Urwäldern, deren großartige wunderbare

Natur dem Dichter Anlaß zu prächtigen Schilderungen gab. In diesen Partien ist es auch, wo Longfellow's Dichtung einen höhern Schwung nimmt, als Goethe's „Hermann und Dorothea" in Bezug auf Schilderungen je nehmen konnte. Ueberhaupt haben die nordamerikanischen Dichter durch das sich ihnen öffnende unermeßliche Terrain einen großen bisjetzt noch nicht einmal sehr ausgebeuteten Vorzug voraus vor den Dichtern des alten Europa, die jede Scholle schon drei mal umgepflügt finden und kaum noch wissen, wo sie die Schaufel ansetzen sollen, um auf Urboden zu stoßen. Außerdem sind die Empfindungen und Anschauungen des Amerikaners von einer Einfachheit und menschlichen Wahrheit, wie sie seit Goethe aus der deutschen Poesie ziemlich verschwunden sind. Die Wendung, welche die Dichtung von dem Augenblicke an nimmt, wo sich Evangeline der Krankenpflege widmet, würde sich kaum ein moderner deutscher Dichter erlauben, entweder weil es ihm selbst an jener praktischen Menschenliebe fehlt, deren Handlungen in England wie in Amerika trotz alles kaufmännischen Egoismus als Resultate bürgerlicher dem Gemeinwesen zugute kommender Tugend hochgeschätzt werden, oder weil er fürchten müßte, damit bei einem Publicum anzustoßen, welches zu sehr an Echauffements aller Art gewöhnt ist, um hierfür noch das richtige Gefühl zu haben. Umsomehr aber wollen wir dem deutschen Uebersetzer der „Evangeline" Dank wissen, daß er durch seine fleißige und mit offenbarer Liebe unternommene und durchgeführte Arbeit dem deutschen Publicum diese schöne, auf rein menschlichen Grundlagen beruhende Dichtung zugänglich gemacht hat. H. M.

Die Loverkens.

Im Jahre 1852 erschienen zu Göttingen (jetzt im Verlag von Rümpler in Hannover) von Hoffmann von Fallersleben als Pars octava der „Horae Belgicae" 30 Lieder in altniederländischer Sprache unter dem Titel „Loverkens", die bei Hoffmann, durch ein langes Studium des holländischen Volksliedes angeregt, theils früher in Holland, theils später in Deutschland entstanden waren. Einige davon hatten dadurch ein besonderes Interesse erhalten, daß sie bei ihrer ersten Veröffentlichung selbst von den bedeutendsten Sprachforschern der Niederlande als echte Volkslieder des 15. Jahrhunderts anerkannt wurden, dann ins Neuniederländische übertragen sind (von J. P. Heije, mitgetheilt in der sehr beliebten Zeitschrift „De Gids") und auch ins Hochdeutsche übergingen, wo sie sich vielfach in Anthologien abgedruckt finden und häufig componirt sind. Diese „Loverkens" fanden in Deutschland vielen Beifall, mehr aber noch in den Niederlanden, wo sie jetzt in einem Nachdruck von 4000 Exemplaren in zwei verschiedenen Ausgaben verbreitet sind. Die erste der beiden vor uns liegenden Ausgaben ist in der ersten Nummer der „Reis-en-huis-bibliothek" für 1853, eines Journals, das „zum Zweck der Erweckung der Leselust unter den Flamländern" eingerichtet ist, abgedruckt. Von diesem Journal erscheint alle Monate ein 16 Seiten starkes Heft in klein Folio in Gent zu dem beispiellos niedrigen Preise von 15 Centimes (1 Ngr. 3 Pf.), das einen Almanach und einen bunten Inhalt von Dramen, Gedichten, Novellen, allerlei Nützlichem u. s. w. bietet. Die zweite Ausgabe besteht in einem kleinen Büchelchen, welches ebenfalls alle 30 Lieder enthält, denen noch ein Kalender beigegeben und welches so als Taschenalmanach für 1853 verkauft ist. Es ist in demselben Verlage zu Gent erschienen und von jedem Drucke sind 2000 Exemplare ausgegeben. Beide haben eine und dieselbe Vorrede, deren getreue Uebersetzung wir beifügen: „Wir bieten den Liebhabern vlämischer Volkspoesie einen Kranz von 30 Liedern dar, die unlängst in Deutschland erschienen sind und von denen einige als echte Juwelen leuchten. Sie sind das Werk eines gelehrten hochdeutschen Dichters: Hoffmann's von Fallersleben. Wer einigermaßen mit unserer alten Literatur bekannt ist, muß das Talent des Mannes bewundern, der so tief in den Geist unserer Vorfahren eingedrungen ist. Mehr als Alles, was wir darüber noch sagen können, beweisen folgende Thatsachen: Bilderdijk konnte sie von unsern alten Gesängen nicht unterscheiden und Willems nahm zwei davon in seinen «Oude vlaemsche liederen» auf. Mögen unsere Dichter aus diesen «Loverkens» lernen, was Volksgang ist, und dadurch sich angeregt fühlen, den Geschmack unsers Publicums auf unsere alte Poesie hinzulenken!" Als Bemerkung fügen wir noch hinzu, daß die „Horae Belgicae" zum Theil jetzt in neuer Auflage bei Rümpler in Hannover erscheinen und kürzlich der neunte und zehnte Theil des Werks als Fortsetzung veröffentlicht wurden. Sie enthalten: Theil 9: „Altniederländische Sprüchwörter nach den ältesten Sammlungen. Gesprächbüchlein, romanisch und vlämisch." Theil 10: „Niederländische geistliche Lieder des 15. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Handschriften." 13.

Notizen.

Karl Vogt's „Zusammenwürfelung".

Die einfachen Stoffe sind ewig, sagt Karl Vogt, und aus ihnen sind, wie er weiter annimmt, die Leiber der Menschen, Thiere u. s. w. „durch Zusammenwürfelung" entstanden. Ritgen hat nun in seiner pseudonym herausgegebenen Schrift „Seelenfreundliche Briefe, gesammelt von Freih. G. von Tirneg" (Anagramm aus Ritgen) diese Behauptung beleuchtet und heimgeleuchtet. Und in der That, wo etwas zusammengewürfelt wird, entscheidet kein Wille, kein Plan, keine weise Absicht, sondern der blinde, nichts beabsichtigende Zufall. Was würde aber Karl Vogt sagen, wenn man ihm vorhalten wollte, auch seine Schriften seien nur durch „Zusammenwürfelung" entstanden? Wie es nun aber möglich sei, daß durch eine bloße Zusammenwürfelung, also durch den bloßen Zufall doch so zweckmäßig eingerichtete Organismen wie das erste Exemplar jeder Thiergattung, der erste Mensch, das erste Auge im Menschen, entstehen konnten (denn der Zufall bezweckt ja nichts, er kann also auch nichts Zweckmäßiges hervorbringen), das ist nicht zu begreifen, und Karl Vogt würde das Höchste geleistet haben, wenn es ihm gelänge, dies uns begreiflich zu machen oder einmal eine gewisse Anzahl und Sorte einfacher Stoffe so durcheinanderzuwürfeln, daß daraus ein Gebilde wie der Mensch hervorginge. Diese wunderlichen Gelehrten, die Wunder glauben welche Unabhängigkeit errungen zu haben, wenn sie Gott vom Throne stürzen und einen so traurigen Patron wie den Zufall als Selbstherrscher an seine Stelle setzen! Doch das hängt Alles mit der Richtung unserer Tage zusammen, und daher mag es wol rühren, daß z. B. in unsern modernen Dramen dem Zufall so große Macht eingeräumt ist. Uebrigens irrt man sich, wenn man mit dieser Doctrin von der Allgewalt des Zufalls etwas Neues aufgestellt zu haben glaubt. Schon Friedrich der Große, dieser melancholische Denker und Menschenverächter, äußerte einmal in düsterer Zeit: „Je älter man wird, desto mehr überredet man sich, daß die heilige Majestät, der Zufall, drei Viertheile dieser elenden Welt regiert und daß Die, die sich die Weisesten zu sein einbilden, die größten Narren der Gattung sind, die ohne Federn auf zwei Füßen geht und zu der wir zu gehören die Ehre haben." Gehört nun das vierte Viertheil der „Vorsehung" (zu der man rationalistisch den Begriff Gottes abgeschwächt hat) dem menschlichen freien Willen, mit welchem es nach Schopenhauer wie nach Moleschott übel bestellt ist, oder dem Fatum und der unverbrüchlichen Nothwendigkeit, d. h. dem logischen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, die wieder die Ursache zu einer neuen Wirkung und so ins Unendliche fort wird? Halten wir uns an Schiller's Ausspruch, vielleicht einen seiner tiefsten, wonach es keinen Zufall gibt, vielmehr Das, was uns blindes Ohngefähr nur dünkt, gerade aus den tiefsten Quellen kommt.

Kant französisch.

Soeben erschien in Paris: „Éléments métaphysiques de la doctrine du droit, par *E. Kant*, traduit de l'allemand par *J. Barni*." Ein Kritiker, B. Hauréau, sagt davon in der „Illustration": „Immanuel Kant waren, nachdem er sich des größten Ruhms zu erfreuen gehabt hatte, auf beiden Seiten des Rhein nur einige wenige (?) Anhänger treu geblieben. Da machte sich Jules Barni, einer unserer brillantesten jungen Gelehrten, frisch an das Unternehmen, die Werke des großen Philosophen uns mundrecht zu machen. Das Verdienst der neuen Uebersetzungen fand sehr bald Anerkennung, und in der That hat sich Jules Barni als der geschickteste Dolmetscher des dunkelsten unter den Teutonen bewährt." Man erfährt weiter aus dem Bericht, daß dies der letzte Band der Uebersetzung der vollständigen Werke Kant's ist und daß die französische Akademie die ersten Bände als so vortrefflich anerkannte, daß sie dieselben mit einem Preise krönte. Hauréau meint übrigens, dieser letzte Band werde nicht den gleichen Beifall finden als die frühern und namentlich die Uebersetzung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft"; die Abhandlungen Kant's über die Elemente der Rechtslehre gehörten zu seinen schwächern, und die französischen jungen Rechtsgelehrten dürften sich leicht von dem strengen und nahezu barbarischen Stile des Philosophen von Königsberg abgestoßen fühlen. Doch gibt der Berichterstatter zu, daß das Werk neben großen Irrthümern auch große Wahrheiten enthalte und daß auch die darin vorkommenden Irrthümer von bedeutendem Interesse seien, weil sie den Punkt bezeichneten, wo die Vernunft aus gefaßtem Vorurtheil oder Unerfahrenheit strauchle. Der Uebersetzer hat seine Arbeit mit einer kritischen Analyse begleitet, welche von Hauréau sehr gerühmt wird. **H. M.**

Woher kommt der Name Mephistopheles?

Vor einiger Zeit fanden wir irgendwo in einem öffentlichen Blatte eine etymologische Erklärung dieses eigenthümlich gebildeten Namens, die dessen Entstehung auf die griechischen Worte μή-φῶς und φίλος (Mephistophilos, Mephostophilos, Mephistopheles) zurückführte, und wonach der Name zunächst einen „Lichtfeind" bedeuten würde. Doch scheint diese etymologische Erklärung grammatisch genommen weniger richtig, vielmehr offenbar falsch zu sein und hat auch etwas Gezwungenes. Näher liegt die Ableitung von Mephitis, d. i. die Göttin der schädlichen und pestilenzialischen Dünste der Erde, die sie ableiten sollte, und dann diese schädliche und pestilenzialische Ausdünstung selbst, in welchem Sinne das Wort z. B. bei Virgil (Ann. VII, 84) vorkommt, und Φίλος, sodaß das Wort eigentlich heißen müßte Mepistophilos, und man sich veranlaßt sieht anzunehmen, Goethe habe absichtlich den Namen in dieser Weise für seine Dichtung gebildet, damit jener Name ebenso, wie diese letztere selbst, etwas Räthselhaft-geheimnißvolles schon äußerlich an sich trage und dieser Charakter des Räthselhaften schon in jener wesentlichen Person des Dramas sich kundgebe. Nach dieser Etymologie des Worts würde dasselbe Einen, der am Bösen und am Unglücke Anderer sich freut, würde es in prägnantem Sinne einen „Verderber" bedeuten. 5.

Bibliographie.

Bechstein, L., Deutsches Dichterbuch. Eine Sammlung der besten und kernhaftesten deutschen Gedichte aus allen Jahrhunderten. 2te sorgfältig durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Schlicke. Ler.-8. 28 Ngr.

Büdel, J. F. R., Unwiderlegliche Beweise dass die Lehre der neueren Physiker vom Drucke der Flüssigkeiten auf einem Wahne beruhe, für welchen nur der Schein spricht. Warschau. 8. 25 Ngr.

Dumas, A., Der Page des Herzogs von Savoyen. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ster Band. Brüssel, A. Schnée. 8. 15 Ngr.

Lösung großer Fragen. Verständlich für Alle dargestellt vom Verfasser des Plato-Polichinelle. Aus dem Französischen. Paderborn, Schöningh. 8. 12½ Ngr.

Müller, J., Der Pelagianismus. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 3. April 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Passow, W. A., Lucian und die Geschichte. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 4. 7½ Ngr.

Raeger, W., Das Jagdschloß, oder: Graf Born auf Rothenstein. Humoristisch-romantische Erzählung. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Salfeld, E., Wie Meklenburg ein christliches Land geworden ist. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Scherr, J., Geschichte der englischen Literatur. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmid, A., Christoph Willibald Ritter von Gluck. Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Ein biographisch-ästhetischer Versuch und ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Musik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Schmieder, Petrus Waldus und Franz von Assisi. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke am 27. März 1854 gehalten. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Strümpell, L., Die Geschichte der griechischen Philosophie zur Uebersicht, Repetition und Orientirung bei eigenen Studien entworfen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Geschichte der theoretischen Philosophie der Griechen. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr.

Szápary, F. Graf v., Table-Moving Somnambulisch-Magnetische Traumdeutung beurtheilt. Paris. Ler.-8. 2 Thlr.

Treskow, A. v., Sir Thomas Fowell Burton, Bart. Ein Bild des Englischen Lebens im Parlament, in der Stadt und auf dem Lande. Entworfen nach „Memoirs of Sir Th. Fowell Buxton, Bart., edited by his son, Charles Buxton, Esq." Volks-Ausgabe. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 25 Ngr.

— — Leben des Prinzen Ruprecht von der Pfalz, Anführers der „Cavaliere" Carls I. von England gegen die Puritaner. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Offener Brief an Se. Maj. Nikolaus I. Kaiser aller Reußen. Leipzig, Remmelmann. Ler.-8. 3 Ngr.

Gerber, C. F., Votum über den Gräflich Aldenburg-Bentinck'schen Sucessionsstreit aus privatrechtlichem Standpunkte. Mit einigen Zusätzen herausgegeben. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Kiesselbach, W., Die Hansestädte und das südwestliche Deutschland. Zur Verständigung. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Krieg gegen Rußland im Jahre 1854. Fliegende Blätter vom Kriegsschauplatze in Berichten von Augenzeugen. Mit Karten ꝛc. 1stes Heft. 2te Auflage. Cassel, Balde. Gr. 8. 6 Ngr.

Freie Phantasieen über Hamburg's bauliche Ausdehnung und äußere Verschönerung von C. F. R. Hamburg, Herold. 8. 12 Ngr.

Rüling, L. B., Was hat die christliche Schule zu thun, wenn sie ihre Schüler auf den Weg der Seligkeit weisen will? Eine Schulpredigt, am Sonnt. Misericordias Domini 1854 gehalten. Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster bis neunter Band. Gr. 8. Preis des Bandes geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa **drei Bände** werden erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen wird. Monatlich erscheinen in der Regel 2 Hefte (deren 12 einen Band bilden) zu 5 Ngr. und das Werk wird demnach bis Ende 1855 vollständig in die Hände des Publicums gelangen.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Erster bis vierter Band. 8. 1850—54. Geh. Jeder Theil 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke **Platon's** von **Hieronymus Müller** ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht. Ein fünfter Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juni 1854.

F. A. Brockhaus.

Sehr billige Taschen-Wörterbücher

der englischen, französischen und deutschen Sprache.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Albert (L.), **A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages.** Second stereotype edition. 8. Geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

Kaltschmidt (J. H.), **Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français.** Troisième édition stéréotypée. 8. Geheftet 20 Ngr., gebunden 25 Ngr.

Beide Taschen-Wörterbücher, soeben in **neuen Auflagen** erschienen, können wegen ihrer **Vollständigkeit**, der **zweckmässigen typographischen Ausstattung**, des **handlichen Formats** und endlich wegen ihres **sehr billigen Preises** ganz besonders empfohlen werden, namentlich auch **auf Reisen** in England, Frankreich und Deutschland. Sie sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Rellstab's Roman „1812" in 4. Auflage.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rellstab (Ludwig), **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. 12. Geh.

Die **vierte Auflage** eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Diese vierte Auflage von Rellstab's **„1812"** erscheint in **12 Lieferungen zu 10 Ngr. (8 gGr., 36 Kr. Rhein.)**, von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von **Ludwig Rellstab.** Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

Colonatsrecht,

mit besonderer Rücksicht auf dessen geschichtliche Entwickelung und jetzigen Zustand

im

Fürstenthum Lippe

von

Bernhard Meyer,

Fürstlich Lippischem Regierungsrathe.

Erster Theil.

Geschichtliche Entwickelung der Colonatsverfassung.

Gr. 8. Preis 1 Thlr.

Meyer'sche Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Saintine (X. B.), **Picciola.** Edition en miniature. Broché 24 Ngr. Cartonné 1 Thlr. 6 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 26.** —— 22. Juni 1854.

Ein Zeitroman.

Wandlungen. Roman von Fanny Lewald. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es gibt Bücher von solchem Gepräge und Inhalt, daß die Kritik nicht gerade nöthig hat, ihnen mit Siebenmeilenstiefeln nachzulaufen und sich wie eine Eumenide an ihre Fersen zu heften. Anders mit einem Roman, der mehr oder weniger in den flüchtigen Stimmungen und Constellationen der gegenwärtigen oder kurz vorherigen Zeit wurzelt. Aus diesem Grunde besorgen wir, daß unsere kritische Anzeige des neuesten Romans von Fanny Lewald ihrem Gegenstande schon etwas mehr nachschleppt, als dies im allseitigen Interesse der Verfasserin und ihres Buchs, der Leser und des Referenten selbst wünschenswerth erscheint.*) Indeß tragen ja die Verfasserin und ihr Roman auch sehr viele Elemente in sich, die es nicht blos mit dem Vergänglichen des nächsten Augenblicks zu thun haben, und so glaube ich mich berechtigt, mich auf die von Jean Paul in seiner Befürwortung der Hoffmann'schen „Phantasiestücke" gebrauchten Worte berufen zu dürfen: „Wir wollen die Verspätung unserer Anzeige nicht weitläufig entschuldigen; denn wer das Buch gelesen, dem hat sie nichts geschadet, und er bekommt jetzt nur zu seinem Urtheil ein fremdes hinzu; wer es aber nicht gelesen, kann nur froh sein, daß wir ihn zum Lesen bringen." Jean Paul setzt freilich sogar hinzu: „und zwingen." Uns jedoch fällt es nicht ein, Leser für den Roman der Fanny Lewald pressen zu wollen, oder uns auch nur einzubilden, dies zu können, einmal weil wir uns selbst einen Grad der Autorität, wie Jean Paul sie besaß, nicht anmaßen dürfen, sodann weil auch die Verfasserin ihrerseits gern zugeben wird, daß ihr das dämonisch Zwingende der Hoffmann'schen Eigenthümlichkeit nicht innewohnt. Fanny Lewald ist, Alles in Allem genommen, eine recht verständige, ruhig urtheilende, sogar selbstdenkende und sich Alles ordentlich und reinlich zurechtlegende Schriftstellerin, aber von jenem dämonischen Zuge der Productionsgabe, die, wie sie selbst davon hingerissen wäre, auch den Leser oder gar den kritischen Leser mit sich fortrisse, davon verspüren wir bei ihr gerade nicht sehr viel. Jene von uns selbst beklagte Verspätung unserer Kritik hat uns aber leider in die Lage versetzt, den Raum, den wir diesen vier Bänden sonst gern in d. Bl. bewilligt haben würden, nun vielleicht um ein paar Quadratzoll schmälern zu müssen.

Es ist eigentlich Schade um den Verlust dieser paar Quadratzoll, denn der Roman hat während der Wochen, die er mir vorliegt, nicht an Volumen verloren. Vier dicke Bände! Sie mit Muße durchzulesen mag ein recht behaglicher Genuß sein für eine Literaturfreundin, die ein Divanleben führt und der das Dasein wie sie dem Dasein ein halber Luxusartikel ist, für Unsereins aber ist eine so zeitraubende Lectüre immerhin eine Aufgabe, zumal da der Kritiker nicht mit den Blicken eines Liebhabers, sondern mit den Blicken eines Anatomen und Physiologen an seinen Gegenstand herantritt. Nun ist es zwar eine alte Erfahrung, daß die epochemachendsten Bücher aller Zeiten und Völker kein sehr umfangreiches Volumen hatten und nicht durch ihre Masse wirkten, und wenn man dagegen die Bibel anführen könnte, so weiß man ja doch auch, daß diese aus einer ganzen Reihenfolge von Schriften besteht, von denen fast jede epochemachend war. Der Roman, der in Deutschland am meisten Epoche gemacht hat, war unstreitig Goethe's „Werther". Diesen aber kann man in der Tasche mit sich führen, man kann sich von ihm auf Reisen und auf einsamen Spaziergängen begleiten lassen. Mit Bezug auf unsere neuern Romane ist dies bei ihrer Corpulenz nicht möglich. Das Normalmaß eines richtigen Romans sind gegenwärtig drei Bände; selbst die zweibändigen fangen schon an eine Seltenheit zu werden. Hierdurch allein schon verzichten unsere Romane auf ein langes Leben; denn wo soll eine künftige Generation die Zeit hernehmen, um diese drei- und mehrbändigen Ro-

*) Der mit der Kritik ursprünglich beauftragte Mitarbeiter lehnte später ab.

mane alle durchzulesen? Mit dieser Dickleibigkeit hängt es dann zusammen, daß der Stoff ungebührlich weit auseinandergezerrt wird, daß die Dialoge so weit ausgesponnen werden als möglich, daß immer neue Personen als Ergänzungsmannschaften ins Feld geschickt werden, um die Operationslinie möglichst weit auszudehnen. Diese Massencombinationen zu beherrschen und klar auseinanderzuhalten, wie es z. B. dem Verfasser der „Ritter vom Geiste" mehrentheils gelungen, ist dann Wenigen möglich.

Man muß bedauern, daß die sehr vielen Vorzüge, welche auch dieser neueste Roman unserer Verfasserin besitzt, sich nicht genügend geltend machen können infolge der ermüdenden Breite der Ausführung und der Ueberfülle der Charaktere, unter denen sich doch nur wenige, wennschon einige befinden, die uns in tieferer rein menschlicher Weise zu interessiren fähig sind. Die Verfasserin besitzt, wie schon bemerkt, kein sehr großes Maß von Productions- und Erfindungskraft, aber wol so manche andere höchst schätzbare Eigenschaften, mit denen sich Vieles erreichen läßt, selbst wo die Productionskraft ihre Dienste versagen sollte. Es wird jedoch nöthig sein, hier eine skeletartige Skizze des Romans folgen zu lassen.

Wir befinden uns im ersten Bande in einer preußischen Universitäts- und Hafenstadt und werden in die Mitte einer Studentenversammlung versetzt, deren Zweck eine Wahl zum Comité der Wintervergnügungen ist. Die gewählten Studenten sind Friedrich Brand und Erich von Heidenbruck, ersterer der Sohn eines armen Tischlers, Letzterer der Sohn eines reichen Barons. Friedrich, ausgezeichnet an Geist, hat sich aus eigener Kraft das Studium der Theologie ermöglicht, Erich, auch ein fähiger Mensch, studirt Jura. Jenes Comité bringt diese beiden an Stand so verschiedenen Menschen zusammen, und sie werden Freunde. Friedrich, der Hauptheld des Romans, wird in die adelige Familie eingeführt, und wir lernen den Baron, dessen Gemahlin, seine zwei Töchter, Helene, die schöne, und Cornelie, die minder schöne, aber interessantere, kennen. Um diese Familie schart sich eine Gruppe von Männern: ein Graf von Saint-Brezan, Franzose; ein älterer Student, Larssen, der Lehrer der Töchter war und seit zehn Jahren studirt, weil er nicht Lust hat, sich in das Joch eines bestimmten Brotfachs einzwängen zu lassen, und weil ihm überhaupt dieses gedankenlose Schlaraffenleben behagt; ein jüdischer Arzt, demokratischer Gesinnung (wol eine ehemals renommirte königsberger Persönlichkeit), und Hr. von Plessen, ein pietistischer Theolog. Ein jüngerer Sohn des Barons, Georg, der gegen seine Neigung Cadet wurde, eine nach Freiheit ringende Seele, und ein Knabe, Verwandter des Hauses aus England, Richard Windham, treten erst später handelnd auf. Außerdem begegnen wir noch einer Familie Baldig, die wir nach Berlin übersiedeln sehen. Sie besteht aus dem pensionirten Unteroffizier Baldig und dessen Tochter Regine. Letztere, von einer französischen Mutter abstammend, ist ein schönes und geistig regsames Mädchen, dem wir später in Berlin wieder begegnen. Friedrich wird Hausfreund im Heidenbruck'schen Hause, und Helene und er lernen sich lieben, er hält um sie an, wird zurückgewiesen, Helene heirathet den Grafen Saint-Brezan, den Aeltern zur Liebe. Friedrich wird in allerlei geistige Richtungen gedrängt, deren Förderer der jüdische Arzt ist, und wir verlassen ihn am Ende des ersten Bandes, wie er Alles verloren hat: die Geliebte, den Vater und die Zuversicht zu seinem Glauben.

Der zweite Band spielt Anfang der dreißiger Jahre. Die Baronin stirbt, Cornelie tritt in den Vordergrund. Sie wird, überraschend genug, Pietistin und verlobt sich mit von Plessen. Dieser und die ganze muckerische Gesellschaft wird in garstige Geschichten verwickelt, welche die Auflösung der engen Verbindung zur Folge haben; Cornelie wird stutzig, liest die „Wolfenbüttelschen Fragmente" 2c., gibt Plessen, der übrigens an jenen Skandalen nicht betheiligt ist, sein Wort zurück und verläßt, da ihr Vater seine Billigung zu der Aufhebung der Verlobung versagt, das väterliche Haus. Larssen wird nach Paris geschickt, weil er für den wilden Georg Verse gemacht, die den militärischen Stand beleidigen und zugleich auch die Folge haben, daß Georg seinen Abschied nimmt. Er reist mit Windham nach England. Erich trifft mit Regine in Berlin zusammen und tritt mit ihr in ein sehr intimes Verhältniß, um sie nach zwei Jahren eines Fräulein von Werdeck wegen zu verlassen. Regine trifft zufällig auf Cornelie, in deren Gesellschaft sie sich nach Paris begibt. Eben dahin ist der Arzt gegangen, nachdem er revolutionärer Schriften wegen angeklagt war. Helene lebt in Neapel, wo Saint Brezan Gesandter ist. Sie liebt Friedrich immer noch, ihr Gemahl läßt ihr freien Willen, sie malt und lebt mit Malern in einem Verhältnisse, dessen Reinheit nicht ganz klar wird. Friedrich docirt, kämpft mit seinem Glauben, geht aufs Land in Heidenbruck's Schloß und verfällt zuletzt, als er ein Bild Helenens sieht, welches eine Malerfamilie aus Italien mitgebracht hat, in eine Krankheit. Seine Mutter und Auguste, eine Nichte Heidenbruck's, die erst in diesem Bande ganz plötzlich zum Vorschein kommt und eine Art Aschenbrödelrolle im Heidenbruck'schen Hause spielt, pflegen ihn.

Im dritten Bande (Zeit 1844) treffen wir Larssen, den Arzt, Cornelie, Regine, Georg in Paris. Der Doctor heirathet Cornelie, die Schriftstellerin geworden ist; Regine hat als Sängerin Furore gemacht, Georg verliebt sich in sie. Regine aber, da sie seines Bruders Geliebte war, weist ihn zurück, Beide sind unglücklich. Auf Heidenbruck's Schlosse lebt Erich mit seiner Frau, Sidonie von Werdeck, auf der Patronatspfarre der Baronin Friedrich mit seiner Frau, Auguste, die er theils aus Dankbarkeit, theils „aus Eitelkeit, dem Hause, das eine Verbindung mit ihm für unmöglich gehalten, doch verwandt zu werden", geheirathet. Den Band füllt die Schilderung der Familienverhältnisse beider Familien. Beide Männer leben unglücklich mit ihren Frauen. Friedrich wirft sich als Prediger in eine antiorthodoxe

Richtung, kommt mit dem Consistorium in Conflicte und geht nach Rom, um seinen Neigungen für Poesie und Kunstästhetik zu leben. Hier trifft er mit Richard und der schon erwähnten Malerfamilie zusammen. Sein Amt wird währendessen von einem jungen frommen Theologen verwaltet. Helene sehen wir auf Besuch im väterlichen Hause. Sie schreibt auch einmal an Friedrich nach Rom. Auch Plessen erblicken wir noch ein mal — als Mönch in einem italienischen Kloster.

Im vierten Bande sehen wir durch jenen Brief Helenens einen neuen geistigen Verkehr zwischen ihr und Friedrich eröffnet. Graf Saint-Brezan, der nach einem Staate Norddeutschlands als Gesandter versetzt ist, der feine Politiker und Weltmann, welcher Helene nur geheirathet, weil sie sein Haus ausgezeichnet repräsentiren konnte, läßt sich jetzt plötzlich von einer eifersüchtigen Aufwallung anwandeln, wodurch ein neuer Schatten in Helenens Leben geworfen wird. Friedrich, in der Heimat beim Consistorium angeklagt, wird aufgefodert sich zu vertheidigen, kehrt aber nicht zurück. Er wird seines Amtes entsetzt und begibt sich nach Frankreich. Auguste, von der er sich scheiden ließ, heirathet inzwischen jenen Pfarrvicar. Erich zerfällt immer mehr mit seinen Verhältnissen und geht ebenfalls nach dem allgemeinen Ablagerungsplatz dieser verworrenen Gemüther, nach Paris, wo er mit Regine zusammentrifft, von welcher Erich immer noch geliebt wird und Georg einen Korb erhalten hat. Dies Zusammentreffen löst das schwebende Verhältniß. Die beiden Brüder versöhnen sich und Regine geht mit Larssen nach Italien. Da bricht die Revolution von 1848 herein. Sie bildet die Alles lösende Kraft. Saint-Brezan, der sich durch Spiel und Tänzerinnen ruinirt und durch die Revolution um seinen Posten gekommen ist, vergiftet sich. Die Uebrigen kehren aus Paris in die Heimat zurück. Der alte Baron stirbt; dadurch wird das letzte die Vereinigung Aller störende Element weggeräumt und Alles läßt sich nun zur bleibenden Ruhe an. Cornelie und der Arzt, Friedrich und Helene, Georg und Erich sind wieder auf dem Heidenbruck'schen Schlosse. Richard lebt auf seinen Gütern in England, nachdem er eine Tochter des oben bereits erwähnten Malers geheirathet. Erich wird zur Kammer nach Berlin gewählt und ist „Volksmann", während Friedrich und der Arzt als Deputirte zur Nationalversammlung nach Frankfurt gehen. Vor ihrer Abreise feiern wir noch die Verlobung des Erstern mit Helene, womit der Roman schließt.

Man sieht aus dieser Skizze, daß es in dem Roman etwas bunt und verworren hergeht und daß eine Menge von Personen und Situationen durch- und untereinander laufen und zwar auf einem Terrain, welches sich von Königsberg einerseits über Berlin bis Paris, Rom und Neapel andererseits erstreckt. Wir wissen nicht, ob der Roman schon in seinen ersten Ursprüngen aus der bestimmten Absicht der Verfasserin hervorgegangen ist, die Wandelbarkeit menschlicher Schicksale und Gemüther an den darin auftretenden Personen zur Anschauung zu bringen, oder ob sie den Titel erst später in Ermangelung eines bessern gewählt hat. Im erstern Falle konnten aber die Beispiele viel prägnanter gewählt sein, und das moderne Leben und die modernen Zeitläufe boten hierzu überaus reichen Stoff. Der Geist der Modernität ist ja recht eigentlich der der Flüssigkeit und Wandelbarkeit. Die Principien, welche feststehen, sind ebenso wol zu zählen als die Charaktere, die festgestanden haben und sich gleich geblieben sind. Es fällt den Modernen nicht eben sehr schwer, sich mit den Verhältnissen und, um dies zu können, auch mit ihrem Gewissen abzufinden. Launen, augenblickliche Aufwallungen und persönliche Sympathien und Antipathien beherrschen uns meist in einem hohen Grade. Es hat sich eine große Versatilität des Geistes und Talents auf Kosten des Charakters herausgebildet, wozu die eines gemeinsamen Grundgedankens entbehrende Erziehung und die Buntscheckigkeit unserer Lectüre, unserer Genüsse und Kunstgenüsse ebenso viel beitragen als die allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse, das ganze unruhige Hin- und Hergewoge der Menschheit und die launische Herrschaft der Mode in Allem und Jedem. Diesen Zustand in seiner ganzen Bodenlosigkeit darzustellen, konnte es also der Verfasserin wahrlich nicht an Stoff und Motiven fehlen. Es sind aber nur wenige Figuren in diesem Romane, an welchen diese Wandelbarkeit recht prägnant zutage kommt. Friedrich, gewissermaßen die Hauptfigur, obschon nicht die Figur, für die wir uns auf das lebhafteste interessiren, wird aus einem orthodoxen Theologen allerdings ein Mann von liberalen Religionsanschauungen, und Cornelie verpuppt sich erst in eine Pietistin und dann in eine Schriftstellerin, die den politisch und religiös durchaus radical denkenden jüdischen Arzt heirathet; aber selbst diese Wandlungen sind nicht in ihrer Tiefe, sondern ziemlich äußerlich aufgefaßt. Diese Wandlungen gehen vor sich, man weiß kaum wie, ohne die innern Kämpfe, die den Menschen in seinem Innersten packen, aufwühlen und durcheinanderschütteln. Mit welcher ganz andern Energie und innern Wahrheit hat der Verfasser des Romans „Eritis sicut Deus", trotz aller sonstigen moralischen Gebrechen des Products, solche religiöse Conflicte aufzufassen und durchzuführen gewußt!

Von den übrigen Personen erlebt kaum eine eine innere Umwälzung, welche der Rede werth wäre, und selbst Helene, obschon sie mehr aus äußerlichen Motiven dem Grafen Saint-Brezan ihre Hand reicht, bleibt im Grunde ihres Herzens doch Friedrich treu, wie er ihr, eine Treue, die auch zuletzt in der Wiedervereinigung Beider ihren Lohn findet. Und gerade diejenigen Personen, welche ihren Ueberzeugungen am consequentesten treu bleiben, gewinnen in größerm Maße unser Interesse und unsere Theilnahme als Friedrich oder Cornelie; so der alte Baron und Friedrich's Vater, der redliche Tischlermeister. Es ging mir überhaupt eigen mit diesem Roman; es gelang mir während der Lectüre nicht, mich für die Charaktere lebhaft zu interessiren, auf welche die Verfasserin den meisten Accent und Werth zu legen scheint, wogegen einige unscheinbare Menschenbilder meine lebhafte

Theilnahme gewannen. Da ist z. B. diese Auguste, ein ziemlich gewöhnliches Menschenbild, im Gegensatz zu Friedrich, der etwas ganz Besonderes darstellen soll. Auguste, die Landpfarrerin, ist nicht fähig, dem Schwunge ihres Gatten zu folgen und seine hohen Intentionen zu begreifen, als derselbe beschließt, mit der Theologie und dem Consistorium zu brechen und nach Italien zu gehen. Sie ringt und kämpft mit sich selbst. Die Verfasserin erzählt:

Sie blickte im Zimmer umher, Alles heimelte sie an. Die schönen Möbel glänzten wie neu und waren ihr durch den Gebrauch noch werther geworden als an dem Tage, da sie sie erhalten hatte. Die Vorhänge und der Teppich, die sie selbst gestickt, die Blumen, die sie gezogen, der Garten, den sie gepflanzt, wären ihr ins Herz gewachsen. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Besitz, und als wolle sie ihn in seinem ganzen Umfange genießen, stand sie auf, die Thüre der Nebenstube zu öffnen, um durch die Putzzimmer und das Fremdenzimmer hinauszublicken auf den Hof und auf die alten Lindenbäume in demselben. Die kaum getrockneten Thränen traten ihr wieder in die Augen, als die frische Morgenluft kühl und doch mild durch die Zimmer strich, als die leuchtenden Sonnenstäubchen, zwischen den Thüren schwebend, all ihr Hab und Gut vergoldeten.

Ist diese Empfindung nicht menschlich schön? und ist sie nicht auch von der Verfasserin menschlich schön aufgefaßt? Nichtsdestoweniger schreibt die Verfasserin selbst diese tiefe und so natürliche Erregung der „Unbildung" Augustens zu. Auguste ist freilich nicht in der Geistes- und Gemüthsverfassung, die hohen Intentionen ihres Mannes begreifen zu können; begeht sie damit aber ein größeres Unrecht als ihr Mann, der wieder nicht menschlich genug fühlt, sich in die Stimmung seiner Frau versetzen zu können oder zu wollen? Ist der geistige Stolz mehr werth als das rein menschliche Empfinden? Und sollte nicht ein wirklicher Dichter, wie Friedrich doch sein soll, im Stande sein, sich in diese Empfindungen zu versetzen und sie als poetisch berechtigt anzuerkennen? Hat die poetische Begabung überhaupt noch irgend einen menschlichen Werth, wenn sie Die, die mit ihr ausgestattet sind, hartherzig und unempfindlich macht für solche Regungen tief menschlicher und deshalb zugleich auch poetischer Empfindung? Ja, thäte nur Friedrich etwas Großes und Bedeutendes, wodurch er die hohen Erwartungen, die in Betreff seiner angeregt werden, rechtfertigte; aber wie wenig will es bedeuten, daß er sich in Rom hinsetzt und dichtet und Kunstästhetik treibt, ohne daß uns ein irgend entsprechendes Resultat dieser jetzt ohnehin so alltäglich gewordenen Beschäftigung vorgeführt wird. Ueberhaupt bringen es die männlichen Figuren dieses Romans nirgends zu einer entschiedenen That, weder Friedrich, noch Erich, noch Georg, noch der jüdische Doctor, der gewissermaßen als der geistig Ueberlegenste dargestellt wird. Daß drei dieser Helden zu Mitgliedern entweder der berliner Nationalversammlung oder des frankfurter Parlaments gewählt werden, ist ein Nothbehelf, der sie in unserer Achtung nicht wesentlich höher stellen kann, zumal da wir ja die Resultatlosigkeit der Arbeiten jener Parlamente kennen, da wir wissen, daß sie vielleicht gerade zum Theil deshalb resultatlos geblieben sind, weil sie zumeist aus Mitgliedern solchen Gepräges, wie Erich, Friedrich und der jüdische Arzt, zusammengesetzt waren. Das drastische Element tritt überhaupt in diesem Roman gar sehr zurück, obschon die Personen und Conflicte so angelegt sind, daß man alle Augenblicke erwartet, es müsse nun etwas Großes ins Leben treten, die schwüle Atmosphäre müsse sich in einem tüchtigen Gewitter entladen. Das bloße Wetterleuchten kleiner Hausscenen und Familienzänkereien reicht zur Reinigung dieser drückenden Luft nicht hin. Die ergreifend geschilderte Sterbescene des alten Brand und der Vergiftungstod des in kurzen Zügen trefflich porträtirten Grafen Saint-Brezan beweisen jedoch, daß die Verfasserin auch in dieser Richtung hin nicht unbefähigt ist.

Es scheint, als ob die Verfasserin mehrfach in ihrem Roman existirende Personen und wirkliche Lebensvorgänge behandelt habe. Nun steht es doch wol ohne Zweifel fest, daß die Kenntniß, die eine Frau vom Manne erlangen kann, immer nur eine einseitige und lückenhafte bleiben wird. Sie lernt ihn vielleicht als Gesellschafter, als Geliebten — in welchen beiden Verhältnissen der Mann sich gewiß selten in seiner Eigenart, sondern eher maskirt zeigt — und als Ehemann kennen; zu sehr vielen Verhältnissen dagegen, wo der Mann mit dem Manne collidirt, ist ihr der Zutritt gänzlich versagt. Nun schildert unsere Verfasserin sogar Scenen aus Studentenkreisen, Zechgelage u. s. w., und zwar, wie man sagen kann, mit Glück und nicht ohne Wahrheit, was uns fast auf die Vermuthung bringt, daß ein Spiritus familiaris männlichen Geschlechts auf diese Partien nicht ohne Einwirkung gewesen sei, von welcher wir auch in einer Schilderung der alten Herrlichkeiten Roms Spuren zu erblicken vermeinen. Dem Buche hat dieser Einfluß, wenn unsere Vermuthung nicht unbegründet sein sollte, keineswegs Eintrag gethan. Jene mangelhafte Kenntniß hat übrigens zur Folge, daß die Verfasserin die Männer vielfach zu schwer und ernst nimmt. Ein etwas größeres Maß humoristischer Auffassung würde den mancherlei Uebertreibungen nach dieser Richtung hin ein gesundes Gegengewicht geboten haben. Indeß ist den Frauen die Gabe einmal versagt, Humor sowol zu genießen als zu produciren.

Obschon wir so Manches an dieser Production auszusetzen gehabt haben, bleibt uns doch auch Vieles zu loben und anzuerkennen übrig: die noble Haltung des Ganzen, die auf die Darstellung und die Detaillirung verwandte Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, die feine Beobachtungsgabe, die Kenntniß menschlicher Seelenzustände, der Geschmack im Arrangement und die Klarheit und Sicherheit des Stils. Wir begegnen hier einer edeln Frauennatur, welche überall will, „daß Alles wohl sich schicke, was geschieht". Der Mangel an drastischen Elementen ist zum Theil wol auch daraus zu erklären, daß die Verfasserin es mit dem ihr eigenen Takt vermied, sowol die Grenzen der Weiblichkeit als die ihrer eigenen zu überschreiten. An treffenden und ebenso treffend aus-

gedrückten Gedanken ist der Roman und namentlich der erste Band, der überhaupt wegen seiner größern Condensation den Vorzug vor den drei andern verdient, sehr reich. Hier nur ein paar zur Probe:

Weil unsere Zukunft uns so undurchdringlich ist, hat jeder Blick auf dieselbe für uns etwas unheimlich Mystisches; wir möchten sie schauen und zittern vor ihrem Anblicke wie vor dem Begegnen eines Doppelgängers, und ein Doppelgänger ist sich auch der Mensch, mag er sich in der Vergangenheit betrachten oder sich sein Wesen in zukünftigen Verhältnissen vorzustellen streben. Er wird sich spukhaft auf die eine wie auf die andere Weise. Denn wie nur der Augenblick sein eigen ist, so ist der Mensch nur er selbst in diesem Augenblicke und vorher und nachher oft ein ganz Anderer.

Tägliche angestrengte Arbeit ist ein Wunderbalsam gegen jene Leiden der Sehnsucht, welche der Unbeschäftigte mit kränkelnder Wollust in sich nährt. Wie sollte auch der Arme leben können, käme die nothwendige Arbeit ihm nicht zu Hülfe, brächte sie nicht seinen Nächten Schlaf, seinen Tagen Vergessenheit und mit der Vergessenheit die Gesundheit der Seele wieder; denn unfruchtbare Sehnsucht ist eine Krankheit der menschlichen Natur.

Menschen, die sich an Streit gewöhnt haben, verlieren Maß und Ziel, sobald das erste Wort des Zwistes ausgesprochen ist. Nicht der gegenwärtige geringe Anlaß ist es, der sie dann erfaßt; die ganze Vergangenheit tritt vor sie hin, alle frühere Uneinigkeit wird lebendig, und bei dem gleichgültigen Anlaß haben sie unter schweren Leiden das ganze Unglück ihres Lebens durchzukämpfen.

So oft ich in einen jener Säle getreten bin (sagt Erich), in denen Veränderungslust und Prunksucht alljährig das Neueste und Kostbarste vereinen, in denen Alles vom Kronleuchter bis zum Teppich nach dem eben herrschenden Modestil von einem Decorateur zusammengestellt ist, hat mich ein Unbehagen überfallen, wie man es in einem Eisenbahnhofe, in einem Hôtel empfindet. Die ganze Leere, das Nomadenhafte, Zerfahrene des jetzigen Lebens traten mir dann vor die Seele. Ich habe mich gewundert, wenn man nicht auch die alten Familienporträts beseitigt hatte, weil sie nicht nach der Mode angezogen waren.

Zerlegen Sie den menschlichen Organismus in seine chemischen Bestandtheile (sagt Plessen), so bleiben Ihnen jene Stoffe zurück, die sich in den verschiedensten Zusammenstellungen durch die ganze Welt verbreitet finden; und doch soll es Ihnen schwer werden mit allem Wissen und Erkennen, den Menschen wieder zusammenzufügen, dessen Organe Ihnen zu zersetzen so leicht war. Es bleibt ein letztes Wunderbares übrig, eine Kraft, die Sie nicht wägen und nicht messen können, die Sie aber zugeben müssen, weil Sie sie thätig sehen.

Ein Buch, das an solchen von großer Uebung im Denken und Nachdenken zeugenden Sentenzen sehr reich ist, kann von Niemand ohne beträchtlichen Gewinn für sein inneres Leben gelesen werden. Möge der Leser aus diesen „Wandlungen" gewinnen, was die Verfasserin eine der Hauptfiguren daraus gewinnen läßt: „die Einsicht von der nothwendigen Verschiedenheit der Menschen, die Duldsamkeit gegen jede Individualität und ihre ehrliche Ueberzeugung und den Glauben an die rechte wahre Liebe."

Hermann Marggraff.

Julius Sturm. *)

Die deutsche Lyrik hat in den letzten 30 Jahren die mannichfachsten Entwickelungsphasen durchgemacht. Wer erinnert sich nicht noch mit stillem Behagen jener harmlosen Taschenbuchsdichtung, wie sie in den zwanziger Jahren, unserer eigentlichen Restaurationsepoche, „mit jedem jungen Jahr" oder eigentlich mit jedem Herbst aufzublühen pflegte. Loyal, treues Familiengefühl pflegend, über jeden Maikäfer entzückt und über jeden strengen Blick des Liebchens in Verzweiflung, reimten diese Poeten in neidenswerther Naivetät Herz und Schmerz, Lust und Brust alle Jahre von frischem, und ein dankbares, unverwöhntes Publicum las sie, bewunderte, ja kaufte sie sogar. Es war, als ob unsere großen Dichter nie gelebt. Was sollten auch der engen und verdumpften Zeit große Schiller'sche, Goethe'sche Gedanken, die sie in ihrer Traumseligkeit nur stören, ihre rührende Harmlosigkeit nur hätten geniren müssen. Die paar Dichter, welche es noch in der alten classischen Tonart versuchten, wurden von dem allgemeinen Gedudel überstimmt.

Da kam die Julirevolution und in ihrem Gefolge die weltschmerzliche Lyrik. Heinrich Heine machte die Entdeckung, daß die ganze Welt miserabel, keiner Beachtung, geschweige eines Verses werth und nur die eigene zerrissene Persönlichkeit ein würdiger Gegenstand der Poesie. Dieses Evangelium der weltschmerzlichen Zerrissenheit oder zerrissenen Weltschmerzlichkeit fand allgemeinen Anklang: Jeder fühlte auf einmal, wie zerrissen sein Gemüth, und wunderte sich nur, daß er die süße Entdeckung des Weltschmerzes nicht früher gemacht. Nieder mit der Liebe, nieder mit dem Frühling! Es lebe unser einzig interessantes Ich! Wie viele Menschen mit „zerrissenem Herzen und verfehltem Leben" sahen wir dazumal herumlaufen und ihr Schicksal in zerrissenen Versen besingen. Ja wahrhaftig, in zerrissenen Versen. Je liederlicher der Versbau, je saloper die Sprache, desto wahrer erschien der Weltschmerz, desto größer also der Poet.

Auch diese Periode ging vorüber. Georg Herwegh fand es zweckmäßiger, anstatt dem einzelnen Subjecte lieber gleich dem Staate ein verfehltes Leben nachzuweisen, und wenn er auch die politische Poesie nicht erfand, so brachte er sie wenigstens zuerst en vogue. Nun regnete es Strafpredigten für die Fürsten, Kampf- und Siegeslieder, deutsche Marseillaisen, und der alte Goethe'sche Spruch: Politisch Lied — garstig Lied, der in der That etwas Geheimräthliches an sich hat, wurde als Hochverrath an dem Geist der Zeit verpönt. Da erschien das Jahr 1848, und der Ernst des Lebens mit den drängenden politischen Umwälzungen machte die politische Poesie, ja die deutsche Lyrik überhaupt auf einige Zeit stumm.

---

*) 1. Gedichte von Julius Sturm. (Erste Auflage 1850.) Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Fromme Lieder von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 24 Ngr.
3. Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe. Von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 12 Ngr.

Auf einige Zeit. Denn als sich die Gewässer anfingen zu verlaufen, als die von der Ueberstürzung hervorgerufene Reaction neben dem aufgeschossenen Unkraut auch die jungen und hoffnungsreichen Pflanzungen, aus denen wir die deutsche Einheit und Freiheit aufgrünen zu sehen hofften, vernichtete, da erstand auch ein neues Geschlecht von Poeten, welche die neue Zeit in ihrer Weise begrüßten. Da kehrte man zu den Zeiten der alten Romantik zurück und belauschte „Was sich der Wald erzählt". Oder man beschwor die eisenfesten Ritter der Vorzeit und mittelalterliche süße Maide herauf, um zu beweisen, daß extra ecclesiam Romanam nulla salus.

Keine der geschilderten Richtungen ist ganz ohne Berechtigung; jede trägt, mit Hegel zu reden, ein Moment der Wahrheit in sich. Das ist ja eben die göttliche Sendung der Poesie, Allen Alles zu sein. Die Poesie ist nichts Abgeschlossenes, einer Partei oder Ueberzeugung Angehöriges, sondern wie die wahre Religion das ganze Leben durchdringt und umgestaltet, so ist auch die Poesie für Alle und für Alles da.

Aus dem Gesagten folgt, daß, wie keine der angedeuteten Richtungen der Berechtigung entbehrt, so andererseits auch in keiner ausschließlich die Poesie aufgeht. Zwar die einzelnen Parteien möchten wol manchmal ihre Art die Poesie zu fassen für die alleingültige, außer welcher kein Heil zu finden sei, hinstellen; aber die ruhig prüfende Aesthetik läßt sich dadurch nicht beirren und noch weniger (denn des Aesthetikers Auge blendet gegen seinen Willen gar zu leicht eine launenhafte oder eigensinnige Theorie) der harmlose, aber geschmackvolle Leser, der das Schöne genießt, wo er es findet, ohne lange zu fragen, welcher Richtung, Partei oder Gattung es angehöre.

So erklärt es sich, wie der Dichter, den die Ueberschrift dieses Aufsatzes nennt, wie Julius Sturm sich einen großen und wohlwollend theilnehmenden Leserkreis hat erwerben können, obgleich er keiner der charakterisirten Hauptrichtungen unserer neuern Lyrik ausschließlich, insbesondere aber nicht der gerade jetzt in Mode stehenden Partei angehört. Von seinen „Gedichten" ist vor kurzem eine zweite Auflage erschienen, ein Beweis, daß dieselben in weitem Kreise Theilnahme und Anklang gefunden haben. Und auch dieser neue Druck wird dem Dichter neue Freunde zu den alten erwerben. Sind doch die Lieder so frisch, fröhlich und frei, daß man sieht, wie sie dem innersten Herzen und einem gesunden Geiste entströmen. Ja, gesund durch und durch ist die Weltanschauung, die sich durch diese Gedichte hindurchzieht. Frische Gedanken, eine muthvolle Frömmigkeit, ein lebens- und thatenfrohes Ringen und Streben hat der Dichter in diesen Liedern niedergelegt, die sich in immer neuem Stoffe in stets gleichem Geiste bewegen. Liebe, Freude, Zorn, Spott — Alles spricht sich in den frischesten und ursprünglichen Weisen aus und macht so den Eindruck der wahren und echten Empfindung. Da ist keine Ziererei, keine gemachten Gefühle, keine hohle Rederei um nichts. Reine Liebe, echte Gottesfurcht, ein großes und einiges Vaterland — das sind die Kreise, in denen sich des Dichters ganze Seele bewegt. In Scherz und Ernst, in Spott und Thränen ist der Sänger dieser Lieder stets wahr geblieben. Und diese Wahrheit, verbunden mit der überall durchblickenden wohlwollenden Gesinnung, wirkt sänftigend, versöhnend und erheiternd, wie alle echte Poesie.

Ueber die „Frommen Lieder" habe ich mich schon in Nr. 12 d. Bl. f. 1853 ausgesprochen. Ich glaubte zu finden, daß sich unsere evangelische Kirche zu einem so echt protestantischen Dichter Glück wünschen dürfe. Denn wir, die wir kein einheitliches Oberhaupt, keine weitverzweigten geistlichen Genossenschaften, keine althergebrachten Reichthümer der Kirchen und Stifter besitzen: was sollen wir Anderes in das Feld führen gegen die täglich offener hervortretenden Angriffe der römischen Hierarchie als die Waffen, die schon Luther einst siegreich führte: das Wort Gottes und protestantische Kunst und Wissenschaft? Und einen solchen protestantischen Kämpfer finden wir in Julius Sturm. Nicht zwar als ob er ex professo Polemik triebe; aber man versuche es nur und lese die „Frommen Lieder" neben oder nach Redwitz' „Amaranth" und Jeder wird sein protestantisches Bewußtsein gestärkt und gekräftigt fühlen. Eine gesunde und frische Frömmigkeit, die nicht vor der Welt zurückschrickt oder flieht, sondern sie überwältigt, das ist der Grundzug dieser Gedichte. So tief das Gefühl, so feurig die Empfindung, nie geht der Gedanke in Gefühlen und Empfindungen unter. Das ist nicht die moderne Frömmigkeit, wie wir sie auf dem Nipptisch prangen sehen, mit ihrem süßlichen Augenverdrehen, mit ihrem Nebeln und Schweben, das ist vielmehr eine Frömmigkeit, der es erst wohl wird in Gottes freier Natur und in dem Kämpfen und Ringen des Lebens.

Zugleich mit der zweiten Auflage seiner „Gedichte" hat uns Julius Sturm mit einem neuen Liedercyklus beschenkt: „Zwei Rosen oder Das hohe Lied der Liebe." Die stoffliche Grundlage dieser Lieder bildet das Hohe Lied Salomonis. Soviel mir, einem Laien in der Theologie, bekannt, ist der Streit, wie jenes merkwürdige Buch aufzufassen sei, noch nicht völlig entschieden. Während die Einen an der ältern Erklärungsweise, welche in dem Ganzen eine durchgeführte Allegorie des Verhältnisses Christi zu seiner Kirche sieht, mehr oder weniger festhalten, hat sich andererseits insbesondere seit Herder die Ansicht geltend gemacht, das Hohe Lied als ein meist dramatisch gehaltenes Stück orientalischer Liebespoesie zu betrachten. Unser Dichter hat beiden Theilen ihr Recht widerfahren lassen, indem er seinen Liederkranz nach beiden Seiten hin auseinandertreten läßt. Der erste Theil: „Die Rose Sarons oder die Braut Salomo's", enthält reine Lieder der Liebe, während die zweite Abtheilung: „Die Rose Zions oder die Braut Christi", an der allegorischen Anschauungsweise festhält. Von vornherein bekenne ich, daß mir durch diese Theilung etwas Unbestimmtes und Zweideutiges in das Ganze gekommen zu sein scheint. Denn man kann, scheint es mir, doch nur

eine von beiden Ansichten für richtig halten, nicht beide zugleich; und will man beide in der Weise, wie Sturm es thut, vereinigen, so wird schwer vermieden werden, daß der Leser nicht unwillkürlich von dem einen Gedankenkreise in den andern sich verirre und so die Einheit der Empfindung getrübt werde. Umsomehr, als einzelne der Lieder in beiden Theilen sich sogar äußerlich entsprechen. Eine solche Gefühlsmischung ist der Charakter des Mysticismus, und es ist in der That wunderbar, wie ein so durchweg klarer Geist wie der unsers Dichters an einer solchen Verwirrung, wenn auch nur vorübergehend, Gefallen finden konnte.

Sehen wir von diesem, ich möchte sagen, logischen Irrthum ab und betrachten wir das Einzelne, so freuen wir uns, unsere volle Anerkennung aussprechen zu können. Die Lieder sind tief empfunden und die orientalische Farbenpracht macht in der Form, die Sturm mit großer Kunst handhabt, den Eindruck eines bald lieblich zarten, bald glänzenden Gemäldes. Sturm weiß die einzelnen Stimmungen in den entsprechenden Tönen wiederzugeben und ich wüßte nicht zu sagen, ob die Liebeslieder des ersten Theils oder die christlichen des zweiten von größerer Wirkung sind. Um die Leser d. Bl. selbst urtheilen zu lassen, möge hier aus jedem Theil ein Lied zur Probe stehen (I, 18—19):

Ich schlief. Bei ihm war meine Seele;
Da hört' ich seiner Stimme Laut:
Thu' auf mir, traute Schwesterseele,
Die Nacht hat mir das Haar bethaut,
Kalt weht der Wind vor deiner Thür,
Du reine Taube, öffne mir!

Doch weh! ich rief noch halb im Traume;
Es zittert mir die scheue Hand,
Denn nimmer fügt im dunkeln Raume
Sich ihr das faltige Gewand,
Und rein noch von dem Wellenguß
Schreckt vor dem Boden mir der Fuß.

Da schwieg mein Lieber, doch er streckte
Die Hand durchs leichte Gitterthor;
Und wie das Herz mir süß erschreckte,
Fuhr ich vom Lager rasch empor.
Der Riegel klirrt und Myrrhenduft
Träuft meine Hand und würzt die Luft.

Ich freute mich der zarten Spende,
Die mir der liebe Freund gebracht,
Und vor die Thür trat ich behende,
Doch schweigend lag vor mir die Nacht.
Bang klopfte meines Herzens Schlag;
Der Freund verschwand, ich flog ihm nach.

Ich rief. Verrätherlüfte trugen
Mein Rufen an der Wächter Ohr,
Die mich wie eine Dirne schlugen
Und, als ich flehend sie beschwor,
Noch frech vom schamerglühten Haupt
Den dichten Schleier mir geraubt.

Ihr lauschet meiner bangen Klage?
Ach, wenn ihr meinen Schmerz versteht,
Gespielen meiner frohen Tage,
Erfüllt, was meine Bitte fleht:
Geht mein Geliebter euch vorbei,
Sagt, daß ich krank vor Liebe sei.

Und ein kleineres (II, 52):

Es war im heißen Wüstensand
Mein Leben schier verronnen,
Da führtest du mit treuer Hand
Mich zum lebend'gen Bronnen.

Ich neigte mich zur klaren Flut,
Von deinem Arm umschlungen,
Und neue Kraft und hoher Muth
Hat mir die Brust durchdrungen.

Dann brachst du mir das Lebensbrot
Und hast mich wohl bewirthet,
Mich aller Last und aller Noth
Entladen und entgürtet.

Du lieber Wirth, du treuer Hirt,
Du König reich an Gnade,
Erhalte, daß mein Fuß nicht irrt,
Mich nun auf deinem Pfade.

Und nun zum Schlusse an den Dichter eine freundliche Mahnung. Ich bin nicht der Meinung, in die Bußpredigten Derjenigen einzustimmen, die unsern Lyriker bereden wollen, nun aufzuhören, weil wir des Gesangs nun nachgerade genug hätten. Eine thörichte Mahnung an sich: denn das Lied wird nicht aufhören, solange Frühling und Liebe nicht aufhören. Doppelt thöricht aber, wollte ich sie an Julius Sturm richten, dessen gewinnender Gesang auch wol jene finstern Kritiker zu versöhnen wüßte. Allein dennoch möchte ich diesen Liedersänger überreden, auf eine zeitlang seinen Liedern Valet zu sagen. Oder vielmehr nicht dennoch, sondern gerade deswegen. Einem so frischen Talente wie Sturm sollte, meine ich, auch ein größeres Werk nicht mislingen. Ich weiß nicht, wohin ihn seine Kraft und seine Neigung treibt; aber sei es die epische Erzählung oder vielleicht gar das Drama, in dem er sich versuchen möchte, jedenfalls würde er mit gehobener und gestählter Seele von einem größern Werke zu seiner Laute zurückkehren. Und dieses größere Werk selbst, welches wir hiermit provociren — wer weiß, „ob ihm nicht Apollo auch in diesem den Ruhm gewährt, den er ihm in den Liedern nicht versagte".

August Henneberger.

Bücherschau.

Reiseliteratur.

1. Reisen von Friedrich Gerstäcker. Dritter bis fünfter Band: Die Südsee-Inseln. — Australien. — Java. Stuttgart, Cotta. 1854. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Da die Art und Weise des Verfassers männiglich bekannt und auch schon in d. Bl. (Nr. 16 f. 1853) auf Anlaß der beiden ersten Bände genügend charakterisirt worden ist; da wir endlich hier nur die Fortsetzung und den Beschluß dieses weit angelegten Reisewerks vor uns haben, so glauben wir uns mit wenigen Bemerkungen begnügen zu können. Die drei vorliegenden Bände umfassen Gerstäcker's Reise von San-Francisco nach Honolulu, seinen Besuch auf den Sandwichinseln, Maiao, Imeo, Tahiti, in Sidney, seine Postfahrt von Sidney nach Albury, seine Canoefahrt auf dem Hume, seine Wanderung durch das Murraythal, seinen Besuch der Stadt Tanunda und des Adelaidedistricts, seinen Aufenthalt in Batavia, seinen Ritt ins Innere von Java und seine Heimfahrt. Die ungeschminkte, ungekünstelte und frische, wenn auch kunst-

lerisch nicht durchgebildete Auffassungs- und Darstellungsweise, welche die frühern Bände auszeichnet, finden wir auch hier; man begegnet mancher hübschen witzigen Wendung, nirgends aber glücklicherweise überschwänglichen Declamationen, wie sie sonst so leicht des Deutschen Art sind. Der Ausdruck könnte freilich oft etwas gefeilter und weniger burschikos sein. Für Diejenigen, welche in jene Regionen verschlagen werden sollten, enthält das Werk außerdem eine große Zahl praktischer Fingerzeige, die sie sich bei Gelegenheit zunutze machen können. Zugleich führen uns diese drei Bände durch eine Inselwelt, die berufen zu sein scheint, in künftiger Zeit eine bedeutsame Rolle in politischer und commercieller Hinsicht zu spielen, zu der ihre Lage zwischen Asien und Amerika sie berechtigt und dorthin verpflanzte Civilisationselemente bereits den Grund gelegt haben. Sehr interessant sind namentlich für den Deutschen Gerstäcker's Mittheilungen aus Adelaide und vorzugsweise über das fast ausschließlich deutsche Städtchen Tanunda. Wo Deutsche sind, gibt es natürlich auch Streitigkeiten, wenn nicht um die griechischen Partikeln, oder um Goethe und Schiller, oder um die Qualität des heurigen Biers, oder um des Kaisers Bart, wenn nicht ein Haar aus seinem Barte, so doch gewiß um die alleinseligmachende Religion, sei es auch nur, ob es „Unser Vater" oder „Vater unser" heißen müsse. In Tanunda wirkt der vielgenannte Pastor Kavel, der von der Kanzel herab verkündigt, daß Gott Diejenigen, die den rechten Glauben nicht haben, selbst wenn sie nach Gottes Wort handeln, gerade um ihrer guten Thaten willen hassen und vor seinem Angesichte verwerfen werde, weil er in ihren guten Thaten nur den Ausdruck von Heuchelei erkennen müsse. Diesen Altlutheranern gegenüber hat es nun ein Dr. Mücke aus Berlin übernommen, in Tanunda eine freisinnige oder Freie Gemeinde zu gründen, der er wahrscheinlich gerade das Gegentheil vorpredigt, d. h. den Wenigen, die seine Vorträge besuchen, denn viel Lust zum Kirchengehen und zu Geldausgaben für kirchliche Zwecke zeigen auch in Tanunda die Freigemeindler gerade nicht. Nach der Predigt speiste Gerstäcker bei dem jetzt mit seiner Wirthschafterin verheiratheten Kavel, wobei sich derselbe übrigens sehr liebenswürdig benahm und allen Religionsgesprächen aus dem Wege ging. Das that er schon in Klemzig, wo der Verfasser dieser Bücherschau während seiner Gymnasialzeit diesen, wie auch Gerstäcker anerkennt, jedenfalls mit großem rednerischen Talent begabten Mann kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Im Privatgespräch vermied er stets jede Berührung religiöser Gegenstände und jeden Anstrich von Zelotismus.

2. Aus dem Süden von Julius von Wickede. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Publicum scheint gegenwärtig seine Gunst vorzugsweise solchen Schriftstellern zuzuwenden, die ihre Erlebnisse und Erfahrungen ohne literarische Ostentation und ohne Ansprüche auf literarisches Renommée mittheilen und wie Menschen menschlich zu Menschen sprechen. Zu ihnen gehört Gerstäcker, zu ihnen gehört auch der Verfasser des vorliegenden Buchs. Beide sind in gewisser Hinsicht verwandte Naturen; Beiden läßt es keine Ruhe, Beide sind bald da, bald dort, und kaum meint man, daß sie einmal still sitzen, so sieht man sie schon wieder an einem entfernten Winkel der bewohnten Welt auftauchen, wo man sie am wenigsten vermuthete. Wickede's Weltgänge, um ein jungdeutsches Wort zu brauchen, erstrecken sich zwar nicht so weit in die Ferne als diejenigen Gerstäcker's, beschreiben aber doch einen ziemlich weiten Kreis. Sie erstrecken sich in vorliegender Schrift auf Genua, Corsica, Gibraltar, Cadix, Lissabon, Oporto, Algier und Konstantine. Auch Wickede beabsichtigt wie Gerstäcker das Erlebte und Beobachtete nur einfach zur Anschauung zu bringen vermittels objectiver Darstellung und ohne das Medium subjectiver Reflexion, ohne die Beigabe wissenschaftlicher oder philosophischer Schönthuerei. Die witzige Ader und gewissermaßen der gesunde Naturburschensinn Gerstäcker's fehlen Wickede, dagegen weiß er in prächtigern Farben zu schildern und hat einen ausgebildetern Sinn für die Schönheit und das Ideale an Natur und Menschen. Seine Kunst, mit Worten zu malen, bewährt Wickede an den verschiedensten Objecten, mag er nun die Pracht und Herrlichkeit Genuas, wie es sich vom Meere aus darstellt, oder Lissabons Schmuz und Bettelarmuth, die stolzen edeln Gestalten der Spanier oder die Verkommenheit und Verkrüppelung der Portugiesen, einen abendlichen, an Poesie und Liebeszauber so reichen Spaziergang auf der Alameda von Cadix, oder einen wilden Abend in einer Posada unter Fischern und ihren Geliebten beim Tanze der Gitanas, oder ein köstliches Bacchanal bei duftendem ausgewählten Portwein in einer Weinschenke von Macarellos (Vorstadt von Oporto), oder ein munteres Dejeuner à la fourchette mit französischen Offizieren in den Arcaden des ersten Hôtels zu Konstantine schildern. Ja, man fühlt sich oft versucht, den Verfasser für einen rechten Bonvivant und Don Juan zu halten, so sprudelnd faßt seine Phantasie solche Scenen auf; wer ihn jedoch persönlich näher kennt, weiß, daß der Verfasser mehr zu den ernsten, ruhig beobachtenden Naturen als zu jenen gehört, die den Genuß um des Genusses selbst willen aufsuchen und sich in ihn versenken.

3. Spanisches für die gebildete Welt. Von Alban Stolz. Zweite Auflage mit ansehnlichen Neuerungen. Freiburg im Breisgau, Herder. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
4. Altes und Neues aus Spanien von Julius von Minutoli. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Spanien kommt auch bei den deutschen Touristen immer mehr in Aufnahme, und namentlich sind es die Eigenschaften seiner Bewohner, welche unsere überhaupt zur Schwärmerei geneigten ehrlichen Deutschen in Entzückung versetzen; vielleicht gerade weil die Spanier in reicher Fülle besitzen, was den Deutschen in geringerm Maße eigen ist: Nationalstolz, natürliche plastische Anmuth, angeborenen (nicht künstlich angeeigneten oder pedantisch-philisterhaften) würdevollen Ernst, im Ganzen eine in sichern und ureigenthümlichen Linien sich bewegende Ehrenhaftigkeit, Ritterlichkeit und Männlichkeit, die durch bald lächerliche, bald lästige Wichtig- und Vornehmthuerei nicht carikirt und durch modern-frivole Beimischungen nicht unterhöhlt ist. Der Spanier besitzt im Durchschnitt nichts Geckenhaftes, und selbst wo er oder die Spanierin zu kokettiren scheint, ist immer noch ein gewisses nationales und poetisches Gepräge dabei, nichts Gemachtes oder Nachgeahmtes, sondern aus nationaler Tradition und angeborenem Temperament Hervorgehendes. In fast unmerklichen Zügen tritt freilich auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Völkern hervor, die vielleicht an die alte Abkommenschaft von den Gothen erinnert, und würde vielleicht noch stärker hervortreten, wenn die dahin gehörigen Eigenschaften bei uns durch unsere politischen Verhältnisse, durch unser militärisch-bureaukratisches System, durch unsere Nachahmungssucht, unser vielfach hypergelehrtes Schulwesen und infolge unserer Centrallage nicht unterdrückt worden wären. Der Tiroler z. B. erinnert durch seine aufrechte anständige Haltung, durch sein freies Gegenübertreten gegen Jedermann, durch seine Religiosität, Loyalität und wilde fanatische Tapferkeit bei Vertheidigung seines Vaterlandsbodens, durch seine Liebhaberei für Waffen und malerische Tracht nicht wenig an den Spanier. Theils jene Contraste, theils Spuren dieser Verwandtschaft mögen es sein, wodurch fast alle Deutschen, welche in neuerer Zeit Spanien bereist haben, sich zu den Bewohnern dieses Landes hingezogen fühlen. Rochau, Höfken, Quandt, Ziegler, Moritz Willkomm, Wickede (in seinem oben angeführten Buche) sind fast einstimmig in dem Lobe des spanischen Volks, und ihnen schließen sich auch die Verfasser von Nr. 3 und 4, A. Stolz und J. von Minutoli, an; Letzterer jedoch immer mit der merkwürdigen Clausel, daß er dankbar den Vorzug anerkenne, ein Preuße zu sein, und daß er die entgegenkommende Behandlung, die ihm in Spanien geworden, als

einen der preußischen Erziehung und dem preußischen Beamtenstande gezollten Tribut betrachte. Auf der andern Seite läßt sich dann aber auch wieder fragen, ob sich diese deutschen Touristen nicht zu sehr von der glänzenden Außenseite der Spanier bestechen ließen. Ein Volk läßt sich nur nach jahrelangem Aufenthalt und einer Reihe dadurch veranlaßter Conflicte gründlich kennen lernen. In ihren Bürgerkriegen — um nicht bis auf die Inquisitionszeiten zurückzugehen — haben sich auch manche Schattenseiten an den Spaniern herausgestellt, ihre politischen Fähigkeiten sind nach den Vorgängen der jüngsten Zeit, der letzten Jahrhunderte sehr zu bezweifeln, und was ihre Arbeiten auf dem Gebiete der geistigen Arbeit betrifft, so können sie sich, trotz Calderon und Cervantes, den Franzosen, Engländern und Deutschen nicht entfernt vergleichen.

Der Verfasser von Nr. 3, Alban Stolz, ist im Ganzen ein origineller Patron. Er will sein Buch eigentlich nur für sich und nicht für den Leser geschrieben haben und gesteht von sich selbst gelegentlich: „Ich bemerke, daß ich eine sehr unliebliche Person bin und zwar in solchem Grade, daß, wenn mir Einer begegnen würde, der mir ganz gliche, ich selbst einen erheblichen Widerwillen gegen ihn fassen würde." Eine Offenheit, die es zu solchen Geständnissen bringt, ist jedenfalls doch neu und immer etwas werth. Diese Aufrichtigkeit zieht sich durch das ganze Buch; der Verfasser, der darin seine durch Frankreich und namentlich Spanien gemachten Reisen schildert, sagt nach allen Seiten hin die Wahrheit oder was ihm als Wahrheit erscheint. Er ist z. B. ein entschiedener Anhänger des Katholicismus, was ihn jedoch nicht abhält, mitunter den katholischen Geistlichen Dinge zu sagen, die ihnen nicht lieblich ins Ohr klingen dürften; die französische katholische Geistlichkeit hält er für gänzlich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und die gegenwärtig in Frankreich herrschende Frömmigkeit nur für Sache der Mode. Selbst in Behauptungen wie folgender: „Die berliner Gemäldesammlung hat mir einen bessern Eindruck hinterlassen als die gespreizte Pinakothek in München; diese kommt mir vor wie ein mittelmäßiges Gemälde in einem prachtvollen Rahmen", zeigt sich sein unabhängiger Sinn. Hat man sich mit dem vielseitig gebildeten Verfasser über seine Eigenheiten erst verständigt, so wird man sogar Manches aus seinen Beobachtungen lernen können.

Die Schrift Nr. 4 ist keine eigentliche zusammenhängende Reiseschrift, sondern besteht aus einzelnen Aufsätzen, welche jedoch als Reisefrüchte von des Verfassers Aufenthalt in Spanien zu betrachten sind. Dahin gehören namentlich die viel Interessantes enthaltenden Artikel: „Ein Besuch in Elche", „Der Morgen in Madrid", „Der Weihnachtsabend in Madrid", „Wirthshäuser in Spanien", „Ein Ausflug in die Almoroina bei Gibraltar" u. s. w. Auch die mitunterlaufenden Aufsätze historischen Inhalts, z. B. „Markgraf Johann von Brandenburg, Vicekönig und Generalcapitän von Valencia", „Don Juan d'Austria's Bericht über die Schlacht bei Lepanto" u. s. w., sind zum größten Theil von bedeutendem Interesse.

5. Berg und Thal. Wanderungen durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien von H. Helfft. Mit sieben landschaftlichen Bildern von Julius Helfft. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende Reisebeschreibung macht (wie wenigstens der Verfasser versichert) auf nichts weiter Anspruch als auf eine schmucklose Schilderung der Eindrücke, die er auf seinen Reisen in den Jahren 1851 und 1852 empfangen, wobei jedoch eine Betrachtung über die damaligen socialen und politischen Verhältnisse, wie er weiter versichert, sich nicht immer umgehen ließ. Den Eindruck wohlthuender Einfachheit und objectiver Betrachtungsweise macht das Buch allerdings, und nur selten hat er sich durch vorgefaßte Meinungen oder norddeutsche (preußische) Antipathien den Blick trüben lassen. In Bezug auf Oestreich möchten wir ihn jedoch von diesem Vorwurf nicht ganz freisprechen. Die Zustände in Oestreich mögen noch Vieles, sehr Vieles zu wünschen übriglassen, aber es hat sich doch auch Manches gebessert, wofür namentlich die wiener politische Presse den besten Beweis liefert, und jedenfalls sind die Zustände an andern Orten doch auch nicht so paradiesisch schön, daß des Verfassers kühne Versicherung: „Preußen erscheint als ein Paradies, wenn man der drückenden, schwülen Luft, die an der Donau herrscht, entflohen ist", Glauben verdiente. Wozu solche Renommagen? Ganz verhaßt sind ihm die reisenden Engländer, die nach seiner Ansicht meist den „niedern" Ständen angehören und der wissenschaftlichen Bildung ermangeln, wofür schon der Umstand spreche, daß sie weder der französischen noch der deutschen Sprache mächtig seien. Was nennt der Verfasser „niedere" Stände? Ist es denkbar, daß Hunderte und Tausende aus den Ständen, die wir gemeinhin und zwar verletzend genug mit dem Namen der niedern Stände bezeichnen, die Kosten einer „großen Tour" bestreiten könnten? Gibt es nicht gebildete Deutsche genug, die England bereisen, ohne fertig sich im Englischen und Französischen ausdrücken zu können? Und ist es nicht bekannt, daß manche Engländer sich ganz gut im Deutschen wie im Französischen ausdrücken können, es aber aus Nationalstolz oder Eigensinn verschmähen, auf dem Continent anders als englisch zu sprechen, und lieber die mancherlei Unbequemlichkeiten, die dieser Eigensinn zur Folge hat, auf sich nehmen als sich zum Gebrauch der fremden Sprache herablassen? Sonst ist diese Reisebeschreibung recht lesbar und enthält vieles Gute, namentlich aber auch sehr brauchbare praktische Bemerkungen über Fuhr- und Postwesen, Gasthöfe, Badeleben u. s. w., sodaß es zur Vorlectüre Denen, welche die vom Verfasser geschilderte Route durch die Westschweiz, Savoyen, Lombardo-Venetien und über Triest und Wien zurück einzuschlagen gedenken, mit gutem Gewissen zu empfehlen ist. Es sind auch einige getreu nach der Natur gezeichnete landschaftliche Bilder beigegeben.

6. Meine Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien und die Schweiz. Tagebuch eines Livländers. Zwei Theile. Dresden, Naumann. 1853. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein ziemlich trockenes Tagebuch, welches kaum so viel instructiven, gewiß aber weniger gesichteten Stoff enthält als Murray's „Handbooks", die berühmten „rothen Bücher". Wohlthuend ist jedoch eine gewisse altväterische Ruhe und Würde. Persönliche Begegnisse bringen nur selten eine vollere Strömung hinein. Doch erlebte der Verfasser in Lyon die erste Kunde von der Proclamirung der Republik in Paris; in Salzburg traf er gerade zu den Festlichkeiten ein, die durch die Nachricht veranlaßt wurden, daß der Erzherzog Johann das Amt eines Reichsverwesers angenommen habe; auch erlebte er das curiose Glück, ein Gesangfest mitzumachen, welches die Liedertafel im Karabinersaal der Residenz zum Besten der seligen deutschen Flotte veranstaltete und welchem auch die gerade in Salzburg sich aufhaltende Mutter des Kaisers Ferdinand sammt ihrem ganzen Hofstaate beiwohnte; in Dresden endlich überfiel ihn die blutige Mairevolution und zwang ihn „auszuhalten unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Sturmglocken, dem wilden Jauchzen eines entfesselten Pöbels, in unsaglicher Angst". Der Verfasser hätte also zu drastischen Schilderungen Stoff genug gehabt; lieber aber gibt er uns trockene Kataloge der Kunst- und Gemäldesammlungen in den verschiedenen Städten, über die seine Route ihn führte.

7. Am Stein. Ein Skizzenbuch vom Traunsee von Alfred Meißner. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 1 Thlr.

Reisenden, welche das reizende Salzkammergut zu besuchen beabsichtigen, können wir dieses nicht sehr dicke und mit ansprechendem Talent geschriebene Buch als Vorbereitungslectüre empfehlen. Was der Verfasser wollte, ist ihm gelungen: „ein Bild von der Natur und den Menschenkindern jenes bergumschlossenen Ländchens zu geben und den Leser, wenn auch nur

auf ein paar Stunden, in das Land tiefgrüner Wälder und azurner Seen zu versetzen, das Jeder einmal im Leben bereisen sollte". Der Verfasser gesteht: „Klein waren die Reisen des Erzählers; sie erstreckten sich nur von einem Seeufer ans andere, von einem Dorfe ins andere; doch war es ihm vergönnt, in Almhütten und Sennen, in Wirthshausstuben und auf Dorftanzböden manche eigenthümliche und ergötzliche Bekanntschaften zu machen." Von diesen Menschen, welche von der übrigen Welt abgeschnitten, in so enger Beziehung zu ihrem heimatlichen Boden geblieben sind, daß sie mit ihm verwachsen scheinen, gibt der Reisende keine blos poetischen, die Wirklichkeit idealisirenden Charakterbilder, sondern er schildert sie, wie er sie fand und wie sie sich ihm in den verschiedensten Situationen darstellten. Es sind zum Theil recht originelle und drollige Käuze, die der Verfasser schildert, und zwar mit großer Anschaulichkeit, obschon man freilich nicht sagen kann, daß sie gerade sehr bedeutender Art und geeignet wären, länger als in dem flüchtigen Vorbeimarsch einer Skizze unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Manche sehr charakteristische Züge mischen sich ein, wie jener von den jungen Burschen in einer Kneipe, die blos der Ehre wegen und für einen Sechserzettel sich jeder 50 gewichtige Hiebe von einem Corporal aufzählen ließen und darin wetteiferten, wer sie ohne Muck und Zuck am besten auszuhalten im Stande sei, ein Vergnügen, wofür sich die weniger spartanisch organisirten jungen Bursche in unsern von der Civilisation beleckten Landstrichen ohne Zweifel bedanken würden. In den Naturschilderungen ist Alfred Meißner sehr glücklich. Wir fürchteten, da die Prosa nicht gerade die starke Seite der östreichischen Schriftsteller zu sein pflegt (obschon sich, wie namentlich auch aus den politischen in Wien erscheinenden Zeitungen zu ersehen ist, auch in dieser Hinsicht in Oestreich eine bedeutende Wendung zum Bessern bemerkbar macht) und da sich Meißner selbst in seinen Gedichten nicht immer von Schwulst freigehalten hat, auch in diesem Buche auf einen überfirnißten, in Blumen und Gleichnissen zu uns redenden Stil zu stoßen, fanden uns aber sehr angenehm getäuscht; der Verfasser weiß landschaftliche Scenerien allerdings mit Glut und Farbe darzustellen, glücklicherweise aber ohne sich des Mediums wulstigen Bilderschmucks zu bedienen. Seinen Titel hat das Buch von dem am Traunsee gelegenen Wirthshaus am Stein, in welchem der Verfasser mehre Monate in Gesellschaft eines Freundes zubrachte.

8. Bilder aus Konstantinopel. Eine Schilderung des Lebens, der Sitten und Gebräuche dieser Hauptstadt. Von Ferdinand Fliegner. Mit 1 Plan von Konstantinopel. Breslau. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, welcher drei Jahre in Konstantinopel gelebt hat und zwar, wie er versichert, in günstigen Verhältnissen, die es ihm erlaubten, das so merkwürdige Conglomerat von Städten, welche in ihrem Ensemble die türkische Hauptstadt bilden, gründlich und allseitig kennen zu lernen, nimmt für seine Schrift das Verdienst in Anspruch, daß bisjetzt weder in der deutschen noch ausländischen Literatur ein Werk dieser Art bestanden habe, daß es nämlich ein kleiner, aber vollständiger, populär geschriebener Wegweiser durch das Straßenlabyrinth Konstantinopels sei. Wir lassen dies dahingestellt, geben aber gern zu, daß das Buch vielen instructiven Stoff enthält und namentlich unter den jetzigen Umständen darauf Anspruch machen darf, Beachtung zu finden. Der Verfasser dehnt seine Beobachtungen unter Anderm auch über die Lebensweise, Bildung, Intelligenz und die Sitten der Türken, über die türkischen Frauen und die Familienverhältnisse, über Industrie und Handel, über die Militärverhältnisse u. s. w. aus. Das jetzige halb disciplinirte Militär schildert er gerade nicht von einer sehr vortheilhaften Seite; nur der Artillerie gesteht er eine vortreffliche Organisation und große Exercirfähigkeit zu und meint, daß sie im Stande sei, auch die schwierigsten manoeuvres de force prompt und wie bei uns nach der Uhr auszuführen. Was die Türken betrifft, so gesteht er ihnen zwar einige gute Eigenschaften, z. B. eine gewisse Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, Genügsamkeit und die Tugend der Dankbarkeit zu, beschuldigt sie aber auf der untersten Stufe der Bildung zu stehen, träge, gegen Andersgläubige übermüthig und nur zu Sklaven geboren zu sein, und was ihre Gutmüthigkeit betreffe, so dürfe auch diese ihnen nichts kosten und keine Mühe machen. Es scheint also mit dieser türkischen Gutmüthigkeit so ziemlich ebenso bestellt zu sein wie mit der deutschen. Der Verfasser versichert: „Unter der türkischen Herrschaft würde jedes Land zugrunde gehen, denn die von der Natur so gesegnete Türkei liefert hierzu den Beweis, und es ließe sich aus statistischen Beobachtungen ziemlich genau berechnen, wann das sich allein überlassene Reich sich selbst verzehren und die türkische Nation in Europa aussterben kann." Ein Hauptgrund dieses Verfalls liegt eben in dem mangelnden Familienleben und in der Vielweiberei und den Haremgenüssen der Großen.

9. Italienische Briefe. Mit einem Anhange: Erinnerungen aus dem Küstenlande. Von L. R. von Heufler. Wien, Mechitaristen-Congregationsbuchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In dieser von dem Verfasser seiner Schwester Julie von Tschabuschnigg, geb. von Heufler, gewidmeten Reiseschrift spricht sich viel Sinn für die verschiedenen Künste, namentlich die Baukunst, aber zugleich auch für manche wissenschaftliche Disciplinen, selbst für die Botanik aus, und so ausgebeutet und ausgereutet die Scholle italienischen Landes von Touristen, gelehrten und ungelehrten, auch scheint, so ist es dem Verfasser infolge seiner Vielseitigkeit doch möglich geworden, manches Neue und Instructive seiner Schrift einzuverleiben. Der Boden Italiens scheint in dieser Hinsicht unerschöpflich zu sein, selbst in seinen Ruinen altrömischer Herrlichkeit, obschon, wie der Verfasser bemerkt, Karl der Große davon noch zehn mal so viel sah, als wir jetzt davon erblicken. Unser auf seinen Kunstgeschmack so ungebührlich eitles Zeitalter möge sich folgende Bemerkung des Verfassers in Betreff Pompejis zu Herzen nehmen. „Das kleine Pompeji", bemerkt der Verfasser, „welches von den alten Schriftstellern vor seinem Untergange kaum erwähnt wird und erst durch seine letzte Katastrophe berühmt geworden ist, hatte sein Forum mit den Gerichtshallen, sein komisches und sein tragisches Theater, sein Rundtheater und seine Gräberstraße; die Statuen, Büsten, Gemälde, Mosaiken, die es enthielt, füllen zum Theil ein königliches Museum und sind die Bewunderung der ganzen Welt. Nur ein später und schwacher kleinstädtischer Abglanz der Kunstepoche der Alten Welt ist uns in Pompeji erhalten worden und dieser verhältnißmäßig unbedeutende Ueberrest übertrifft in gewisser Beziehung die Leistungen der Jetztwelt." Interessant als Episode ist der Ueberfall, den der Verfasser in Campanien durch eine Bande Wegelagerer zu erleiden hatte, ferner die Mittheilung über die Zusammenkünfte der deutschen Künstler im deutschen Buchladen Spithöver's auf der Piazza di Spagna zu Rom. Er bemerkt dabei: „Der Mittelpunkt ist Overbeck, der ehrwürdige Veteran der deutschen Künstler von Rom. Niemand wird so leicht in ihm den Maler erkennen. Er sieht eher wie ein heiliger Ascet aus, so vergeistigt und gleichsam leuchtend von Innigkeit und Andacht, ein zweiter Fiesole." In Bezug auf sicilische Hauswirthschaft erfahren wir auch manches Hübsche. Der Verfasser erzählt z. B.: „Die Wäsche, worin gerade deutsche Hausfrauen ihren Stolz sehen, ist die schwächste Seite des Volks von Sicilien. Drei Hemden sind schon ein Zeichen besserer Zustände, und mir wurde ein Familienvater in Palermo genannt, der deren noch weniger besitzt und diese wenigen mit eigener Hand wäscht und während der Siesta auf die Gasse zum Trocknen hängt." Dankenswerth sind namentlich auch die Mittheilungen über das istrische Küstenland, das unsere Touristen in der Regel beiseite liegen lassen.

.2

10. Sängerfahrt des Kölner Männer-Gesangvereins nach London. Von Ernst Weyden. Köln, Eisen. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Weyden, der gewissermaßen der literarische Agent des Kölner Gesangvereins gewesen zu sein scheint und in diesem Buche sein Historiograph geworden ist, liefert und leistet in seiner Schrift mehr, als ihr Titel erwarten läßt. Die verschiedenen Concerte, die der Verein im vorigen Jahre in London gegeben hat, sein Repertoire und die mannichfaltigen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, sind zwar mit großer historiographischer Genauigkeit verzeichnet, außerdem aber verbreitet sich der Verfasser über Alles, was er in London zu sehen, zu hören und zu beobachten hatte, über die Theater, das Straßenleben, die verschiedenen Museen, über Windsor, Richmond, Hamptoncourt, den Krystallpalast in Sydenham, das englische Schulwesen u. s. w. Besonders dankenswerth sind Weyden's Mittheilungen über die Vergnügungsstätten der untern Volksschichten, über die Concerts for the million, die Penny concerts, die sogenannten Gaffs, Evan's cellar und dessen singing room, wo „Herr von Joel, aller Wahrscheinlichkeit nach ein deutscher Jude, seine saftigen Lazzi zum besten gab", über Garrick's und Johnson's Tavern u. s. w. Interessant ist ferner seine Schilderung eines Maskenballs in Vauxhall, dem er beiwohnte. Der Verfasser sagt davon unter Anderm: „Die weltberüchtigten pariser Opernbälle, die ich in der Blütenzeit der Bourbonen kannte, wo es in Paris, nur in anderer Form, wie im alten Rom «Panem et Circences» hieß, in deren galop infernal die Lust zur völligsten Raserei stieg, waren streng gesittet in Vergleich zu Dem, was wir hier sahen. Die Abscheulichkeiten der Orgien an der Courtille, wo sich sonst der Abschaum der pariser Entsittlichung häufte, das Unbegreiflichste zutage kam, für welches unsere Sprache keine Worte hat, das zu schildern die schwärzeste deutsche Tinte roth werden müßte, die scheußlichsten Scenen der sogenannten Descente de la Courtille wurden hier überboten, denn die Weiber waren trunkener wie die Männer, und viele wurden unter der Gewalt des Fuselgeistes zu wahren Furien, rissen sich die bunten Anzüge in Fetzen vom Leibe und rasten taumelnd, heiser kreischend, in taktlosem Tanze daher" .... Mit solchen trüben und schmuzigen Hefen ist der Most unserer gerühmten Civilisation versetzt! Und man braucht deshalb nicht bis nach London zu gehen; Aehnliches kann man auch selbst in Deutschland, z. B. in gewissen Tavernen Hamburgs wahrnehmen. Diese traurigen Beobachtungen machen aber den Verfasser gegen die großartigen Seiten des englischen Lebens, selbst gegen gewisse sittliche Garantien, welche die gebildetern Stände bieten, nicht blind. Ueber das lobenswerthe Verhalten der londoner Polizei äußert der Verfasser: „Bei den Amtsverrichtungen der Polizei fiel mir ihr Ernst, ihre Gemessenheit auf; man hörte da nie eine Schimpfrede, eine Roheit oder Gemeinheit, das anderwärts so übliche Raisonniren und Commandiren" u. s. w. Fast angenehmer noch als von den Kunsterfolgen des Gesangvereins zu hören, war es uns, aus dieser Schrift in Erfahrung zu bringen, daß der Kölner Männer-Gesangverein in den elf Jahren seines Bestehens der Vaterstadt schon 25,000 Thlr. zu edeln und wohlthätigen Zwecken zu bieten im Stande war. H. M.

Naturwissenschaftliches.

1. Mikroskopische Bilder. Naturansichten aus dem kleinsten Raume. Ein Gemälde des Mikrokosmus in seinen Gestalten und Gesetzen. In Briefen an Gebildete von H. Klencke. Mit 430 in den Text gedruckten mikroskopischen Figuren. Leipzig, Weber. 1853. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Gletscherwelt. Vortrag von Karl Witte. Berlin, Hertz. 1853. 16. 6 Ngr.

Beide Schriften sind für das gebildete große Publicum bestimmt, obgleich sie Gegenstände von so specifisch wissenschaftlicher Art behandeln, daß selbst die gediegensten Männer vom Fach ihre höchste geistige Kraft, die ganze Fülle und Tiefe ihres Wissens in Anwendung zu bringen haben, um dabei nur mitreden zu können. Die Verfasser sind schon längst als sehr fruchtbare, fleißige Literaten gekannt, sie haben gar mancherlei schriftstellerische Richtungen verfolgt, sodaß es uns eigentlich gar nicht Wunder nehmen sollte, sie hier auf einem ganz fremden Felde ackern zu sehen. Man merkt es aber ihrer ganzen Darstellungsweise an, daß sie sich muthig in den Zauberkreis der Wunder der Natur hineingearbeitet haben, und daß sie nun mit dem begeisterten, frischen Eindrucke Bericht abstatten über Alles, was sie in Staunen gesetzt, was ihr Denken angeregt hat. Das ist eine Eigenschaft, welche ihnen einen großen Kreis von Lesern sichern wird. Sie werden also ihr Glück machen. Unter den alteingeweihten Sachverständigen mögen wol viele die Nase rümpfen; aber nicht für sie und zum allerwenigsten für ihre Kritik sind die Bücher geschrieben; auch beeinträchtigen diese Schriften ihren literarischen Wirkungskreis nicht im geringsten, selbst dann nicht, wenn sie selbst Geschick genug besäßen, populär zu schreiben. Andere werden dagegen hochherziger sein; sie freuen sich als wahre Priester der Naturwissenschaften über Alles, was nur Liebe und Begeisterung für ihre Wissenschaft athmet. Und diese Liebe, diese Begeisterung fehlt den Büchern wahrlich nicht. Wir wollen ihnen daher von ganzem Herzen eine glückliche Reise wünschen.

Die vorliegenden „Naturansichten" von Klencke sollen sich ähnlich wie seine „Naturbilder" der großen Kosmosliteratur anschließen. Sowie diese an einen Gegenstand, der im „Kosmos" „nur mit vorübergehender Kürze" erwähnt worden ist, anknüpfen und denselben selbständig und allgemeinfaßlich und gründlich behandeln, so wollen es auch jene. Auch sind sie wie die „Naturbilder" in die populäre Form des Briefs eingerahmt, „wenn sie sich auch nicht so direct mit Humboldt's Namen einführen". Die Briefform wählte der Verfasser, „um den Inhalt an alle Gebildeten zu adressiren, welche den Grundsatz anerkennen: daß Naturerkenntniß auch Selbsterkenntniß des Menschen ist!" Die Form thut hier in der That wenig zur Sache; wenn man aber nicht durch die jedesmalige Ueberschrift daran erinnert würde, daß Das, was man liest, Briefe sein sollen, so würde man kaum daran denken. Das gebildete größere Publicum hat nun gerade jetzt Lust, sich geistig mit Briefen speisen zu lassen, darum thun artige Schriftsteller ihm gern den Gefallen, Alles Briefe zu nennen, was sie ihm darreichen. Hoffentlich stellt sich bald die Reaction der Ueberfütterung ein.

Von den sechs Briefen, woraus das erste Buch zusammengesetzt ist, sind die beiden ersten zu einer sehr umfangreichen wissenschaftlichen Einleitung benutzt worden. Hier wird schon über Alles, was das Buch in den vier nachfolgenden Briefen erst noch bringen will, mit philosophischer Erhabenheit gesprochen; auch hält es der Verfasser für dringend nöthig, daß er seinen Lesern hier eine erste philosophische Begründung der Chemie, Physik, Krystallographie und Mathematik gibt. Dem Referenten will es scheinen, als wenn diese beiden Briefe zu wortreich fremd zu dem übrigen Inhalte des Buchs ständen, daß das Ganze dadurch gewonnen hätte, wenn der Verfasser sich ihrer enthalten. Sie bringen ohnehin noch Manches, was nicht gerade dazu geschaffen ist, den Verfasser als gründlich durchgebildeten Chemiker, Physiker und Mathematiker erkennen zu lassen. Indessen kann Referent sich auch irren. Der Verfasser ist schon ein zu lange geübter und vielgelesener Schriftsteller, als daß er nicht am besten wissen sollte, was gerade sein Publicum von ihm erwartet. Es fehlt uns nicht an beweisenden Proben, daß er sich und seinen Lesekreis am besten kennt. Wir wollen uns deswegen aller weitern Kritik enthalten und nur noch dem Buche selbst Gelegenheit geben, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen und zu empfehlen.

Im zweiten Briefe macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß zum Erkennen des ersten planmäßigen Actes der Krystallisation zuvörderst nöthig wäre, einen Blick in die Werkstatt

der Materialien zu thun. „Es wurde schon mehrmals hingewiesen auf die chemische Verwandtschaft der Elemente, auf ihre anziehenden und abstoßenden Urtriebe, welche die Atome durchdringen. Je unähnlicher sie in ihrem Wesen sind, um so stärker ist zwischen ihnen der Zug der befreundeten Anziehung. Nun gibt es aber in der Natur zwei große, überall verbreitete Gegensätze, welche man wissenschaftlich als Basen und Säuren bezeichnet. Verbindungen der Elemente mit Sauerstoff (also eine Oxydation) führen zu zwei entgegengesetzten Resultaten; gewisse Stoffe, wie z. B. Eisenoxyd (?), Natriummetall, überhaupt die meisten Metalle, bilden mit Sauerstoff verbunden keinen sauern, sondern einen sogenannten basischen Körper, der einen laugenhaften (?), alkalischen Geschmack hat und die Eigenthümlichkeit zeigt, daß er rothes Lackmuspapier blau färbt"... Wir geben auch noch eine Probe von der physikalischen Einleitung des Verfassers. „Man hat die magnetische Kraft eine Flüssigkeit (Fluidum) genannt und von einer zweifachen gesprochen, deren eine gegen Norden, die andere gegen Süden sich sammle. Soll aber eine Flüssigkeit, und mag sie noch so fein sein und unwägbar, auf einen andern Körper, welcher zur Aufnahme fähig ist, übertragen werden, so muß sie in dem ersten Körper abnehmen und wieder erzeugt werden. Nun ist es aber bekannt, daß man von einem Magnete unzählige Eisenstücke magnetisch machen kann, indem man sie damit bestreicht, ohne daß er auch nur im geringsten etwas von seiner magnetischen Kraft verliert; es geht also nichts von dem stofflichen Substrate dieser Kraft in das andere Eisen über, das ohnehin seine magnetische Eigenschaft spurlos verliert, wenn es in gar keiner Berührung mit dem Magnete bleibt. Es scheint mir daher annehmbar zu sein, daß zwischen den wägbaren Atomen des natürlichen Magnets, die aus Eisentheilchen und Sauerstofftheilchen bestehen, die feinsten ätherischen Atome, ähnlich denen, die den Lichtstrahl vermitteln, in einem eigenthümlichen Zustande, mag man ihn Oscillation oder Strömung nennen, befindlich sind und die Fähigkeit haben, durch bloße Annäherung und Berührung mit gleichen, noch ruhenden Theilchen im Eisen diese in einen gleichnamigen Zustand zu versetzen, der wieder in Ruhe zurückkehrt, sobald die Berührung aufgehört hat — ähnlich dem Mitklingen der Körper, wenn ein Ton erschallt, der demjenigen entspricht, den die mitklingenden Körper gemäß ihrer Schwingungsverhältnisse ohnehin angeben würden." Das ist eine ganz neue Theorie, welche am Ende der Gauß'schen den Rang streitig machen kann.

Wir verlassen das Gebiet der Einleitung und thun gleich einen tiefen Schritt in den Hauptkern des Buchs. „Eines der interessantesten Gebiete", sagt der Verfasser im fünften Briefe, „ist das der Ansteckungsstoffe der Contagien." Der Verfasser hat Recht, nur wäre es von ihm auch wünschenswerth gewesen, davor zu warnen und sich selbst zu hüten, daß man hier der leichtfertigen Phantasie zu rasch Thor und Thür öffnet. Es sind gerade in diesem Felde schon vortreffliche Wege angebahnt, es bleibt aber noch sehr viel zu thun übrig. „Seitdem man", sagt der Verfasser, „die Gestalten des kleinsten Raums in der Natur näher kennen lernte, fand man auch in diesem mysteriösen Gebiete, daß der ansteckende Stoff sich des Zellenlebens bemächtigte und durch dasselbe sich weiter auszubreiten und an andern Organismen Boden zu gewinnen suche. Die Entdeckungen in dieser Sphäre waren um so überraschender, als man nicht nur in den Zellen des Organismus eine Abtrünnigkeit vom normalen Bildungstriebe und die wuchernde Verfolgung eines Selbstzwecks mit specifischer Production eines dem Organismus feindlichen Stoffs erkannte, sondern wirklich als Träger der Ansteckung Zellen antraf, welche ganz wie Pflanzen oder Thiere sich verhielten und die Bedeutung als Pflanzensamen (Sporenzelle) oder thierisches Ei hatten. Diese Entdeckung hat denn auch zu einer Reihe detaillirter Beobachtungen geführt, welche zur Gewißheit brachten, daß viele abnorme Zustände der Organismen nicht nur mit specifischen Zellenwucherungen, sondern auch in Wirklichkeit mit besondern Pflanzen- und Thierbildungen begleitet sind und durch deren Samenzellen und Eier auf andere Organismen übertragen werden können."

Zum Schluß wählen wir noch eine Stelle aus dem sechsten Briefe, welche von allgemeinem Interesse ist. „Eine oft zu falschen Deutungen veranlassende Pilzform ist der sogenannte Mehlthau, Erysibe. Unter dem Mikroskope erscheint er als zellige Bläschen, die an der Spitze sich öffnen und die in einem Schleimlager liegenden Sporen austreten lassen. In Deutschland allein kennt man davon 23 Arten und sie bilden auf den grünen Blättern und Stengeln schimmelartige Flecke, die vorzüglich gern bei feuchtem Wetter und auf nassem Boden die Pflanzen bedecken, dem Leben derselben nachtheilig werden und nicht nur ganze Felder, namentlich Klee, sondern auf Madeira sogar die sämmtlichen Zuckerrohrplantagen vernichtet haben. Der Landwirth fürchtet den Mehlthau deshalb sehr und nennt die Pflanze befallen, in dem Glauben, die Materie falle aus der Luft herab. Man hat zunächst den echten Mehltau von dem falschen zu unterscheiden, denn oft nennt der Landmann jenen weißen ebenfalls plötzlichen Ueberzug der Blätter so, der aber unter dem Mikroskope als unzählige weiße eingetrocknete Häute von Blattläusen erscheint, die sich oft in einigen Stunden in großer Anzahl gehäutet und ihre abgestreiften Hüllen auf dem klebenden Honigthau zurückgelassen haben, den sie aus ihren Röhren am obern Hinterleibe auf den Blättern absondern. Es täuscht diese Erscheinung das unbewaffnete Auge um so leichter, da auch dem echten Mehlthau eine krankhafte Absonderung der Pflanzenblätter und grünen Stengel vorhergeht, welche die Oberfläche mit einem wässerigen Schleime überzieht .... Den gemeinen Mehlthau erkennt man an einem weißen fadigen Gewebe, auf welchem eine Menge schwarzbräunlicher Sporenzellenblasen stehen, die mit strahlenförmigen Fäden gestützt sind." Diese besonders am Ende des Buchs vorkommende überall interessant belehrende Ruhe wäre dem Ganzen zu wünschen gewesen.

Das zweite Schriftchen enthält einen jener interessanten Vorträge, wie sie in neuester Zeit bei dem genannten Verleger schon mehrfach erschienen sind. Die Gletscherwelt ist für die Wissenschaft erst seit einigen Jahrzehnden ein Gegenstand sorgfältiger Beobachtung und ernsten Forschens geworden. Was früher darüber gesagt ist, gehört fast Alles in das Gebiet der Dichtung und Haltlosigkeit. Männer wie Agassiz, Forbes, Charpentier, Hugi, Darwin u. A. haben erst eigentlich Licht in dies große Gebiet der Wunder gebracht. Der Verfasser faßt weniger die wissenschaftlich schwierigen Punkte ins Auge, als daß er sich angelegen sein läßt, das großartig Schöne und historisch Merkwürdige der Sache zur allgemein faßlichen Mittheilung zu bringen. Das, was er aber gibt, ist gut und liest sich vortrefflich. Wir wollen dies durch ein paar Mittheilungen aus dem Werkchen selbst zu bewahrheiten suchen. „Nichts gleicht der feierlichen Oede, der majestätischen Stille eines solchen Eismeers. Donnerte den Berg hinan neben dem Pfade der Katarakt, läuteten lustig die Glocken der Heerde und antwortete über die Thalschlucht hin der Jubelruf des Hirten dem seines Genossen — so unterbricht hier oben «weit über dem Schalle der menschlichen Rede» nichts mehr die Sabbathruhe der schweigenden Natur. Kein lebendes Wesen dringt in diese unwirthliche Höhe, die nicht einmal die spärlichen Halme erzeugt, mit denen die Gemse und das Murmelthier sich begnügen. Vergebens sucht das Auge in diesem weiten Panorama sonnenbeglänzten blendenden Schnees und blinkenden Eises einen Ruhepunkt — und endlich begrüßt der Wanderer einen rauhen Felsblock, der, von kümmerlichem Moose gelb angehaucht, aus dem Firn hervortaucht, freudig gleich einer fruchtbaren Oase. Mattigkeit beschleicht ihn in dieser dünnen, den Athem beklemmenden Luft, und es ist ihm in diesem weiten Reiche des Todes, als müsse auch sein Leben erstarren, sein Pulsschlag still stehen." Uebrigens läßt der Vortrag auch wissenschaftliche Gesichtspunkte nicht unberücksichtigt. So geschieht der merkwür-

digen Bewegung der Gletscher Erwähnung und es werden dabei die Parteiansichten gehörig gewürdigt. „Vor nun zehn Jahren", sagt der Verfasser, „wurde zwischen den Häuptern dieser Ansichten ein eigenthümlicher Krieg geführt. Agassiz und Hugi bezogen im Berner Oberlande, jeder von ihnen auf einem andern Gletscher, Forbes in Chamouny, ein Lager. Freunde verbanden sich dem Einen wie dem Andern. Alpenführer, -Träger und Boten bildeten den reisigen Troß. Fahnen wurden aufgepflanzt hüben und drüben. Waffen und Kriegsgeräth, bestehend in Thermometern, Winkelmessern, Fernröhren, Zeichenapparaten u. s. w., wurden in Stand gesetzt, und nun begannen die monatelang angestrengt fortgesetzten Kriegsoperationen, hier auf dem Aargletscher, wo Agassiz seiner Hütte von Bretern und Leinwand den stolzen Namen eines Hôtel des Neuchatelois gegeben hatte, dort auf dem Grindelwaldgletscher, wo Hugi in bescheidener Herberge nicht unwichtigere Resultate gewann. Der Eine senkte das Thermometer in tiefe Bohrlöcher des Eises und trieb Stollen weit in die Gletschermasse, deren innerste Structur zu erforschen; der Andere träufelte auf die Eisfläche gefärbte Flüssigkeiten, deren Verbreitung durch die zarten Haarspalten der Gletschermasse er sorglich beobachtete .... Ueber den Ausgang dieses Kriegs Ihnen zuverlässigen Bericht zu erstatten, halte ich mich nicht für befähigt. Wie nach so mancher Schlacht, schreiben beide Theile sich den Sieg zu." Diese Bescheidenheit macht einen gar guten Eindruck, man trifft sie gerade nicht häufig mehr an, besonders nicht bei Denen, welche nur uneigentlich Beruf haben, in Fragen der strengen Wissenschaft mitzureden, sie pflegen in der Regel durch hohle Phrasen und brüske Anmaßung die Flachheit ihres Wissens zu bemänteln. Sollte einer der Leser des Witte'schen Vortrags noch Neigung verspüren, etwas tiefer in das eigentliche Wesen der Gletscherwelt eingeführt zu werden, so kann man ihn auf einen vortrefflichen Aufsatz über „Schnee und Eis in ihrer geologischen Bedeutung" in den bei J. J. Weber erschienenen „Geologischen Bildern" von Bernhard Cotta verweisen, wobei man aber dringend wünschen muß, daß die Rede von Witte erst gehörig gewürdigt sei, denn sie bildet zu jener Arbeit eine ganz vortreffliche Vorbereitung. 15.

Guizot über Cromwell.

Es ist über ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Guizot die erste, bis zu Karl's I. Hinrichtung reichende Abtheilung seiner „Histoire de la révolution d'Angleterre" veröffentlichte. Erst in den jüngsten Tagen ließ er ihr unter dem Specialtitel „Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell" (2 Bde., Paris 1854) die zweite Abtheilung folgen, welche die Jahre 1649—58 oder den Zeitraum vom Tode Karl's I. bis zu Cromwell's Tod umfaßt. Man ist heute, namentlich von französischer Seite her, an eine solche das Horazische „Nonum prematur in annum" noch weit übersteigende Langsamkeit der schriftstellerischen Veröffentlichungen nicht gewöhnt, und es werden daher, wo dieser seltene Fall doch eintritt, die Erwartungen um so höher gespannt sein. Im vorliegenden Falle waren diese Erwartungen noch durch den Namen und das bekannte Talent Guizot's besonders gerechtfertigt. Zu hochgespannte Erwartungen pflegen aber beim Publicum wie bei der Kritik einem literarischen Werke mehr zu schaden als zu nützen; und auch Guizot's neueste Arbeit dürfte hierunter leiden. Hierzu kommt noch der Umstand, daß zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Abtheilung derselben die Veröffentlichung des Macaulay'schen Meisterwerks liegt, dem das Guizot'sche weder an Reichthum und Interesse des Inhalts noch an Classicität und Eleganz der Form gleichkommt.

Sieht man von diesen zwei äußerlichen Umständen ab, welche allerdings das Urtheil unwillkürlich beeinflussen, um die vorliegende „Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell" nur an sich zu betrachten, so muß man sie als sehr werthvoll, als eine der besten historischen Erscheinungen der letzten Jahre anerkennen. Was den Inhalt betrifft, so bringt Guizot trotz und nach Macaulay noch immer viel Neues, namentlich über die Beziehungen Englands und Cromwell's zum Auslande, wofür Guizot die handschriftlichen Schätze der französischen und spanischen Staatsarchive zum ersten mal und zwar mit viel Glück und Geschick benutzt hat. Die Darstellung ist wie in allen Guizot'schen Werken von einer musterhaften Klarheit und Durchsichtigkeit und so nüchtern und leidenschaftslos, wie man sie nur bei wenigen modernen französischen Historikern findet. Diese Nüchternheit und Ruhe zeigt sich jedoch nur in der Form, während dem Wesen der Darstellung sehr viel zur strengen historischen Objectivität fehlt. Es liefert vielmehr das vorliegende Werk einen neuen Beleg dafür, daß, wenn die rasche fabrikmäßige Geschichtschreibung, wie sie in Frankreich üblich und in der namentlich Lamartine jetzt das non plus ultra erreichen zu wollen scheint, entschieden zu tadeln ist, doch auch das entgegengesetzte Extrem seine bedeutenden Schattenseiten hat. Es gilt dies besonders oder vielleicht ausschließlich für den französischen Schriftsteller. Wenn der deutsche Schriftsteller ein größeres Geschichtswerk unternimmt, so wird er sich meistentheils für die ganze Dauer der Arbeit unter seine Folianten und Forschungen begraben, die Außenwelt und die Gegenwart kaum beachten, um sich ganz in jene Zeit zu versetzen, die er zum Vorwurf seiner Arbeit gewählt. Es hat dies wol seine Nachtheile; aber wenn der Geschichtschreiber nur sonst gehörig vorbereitet ist, wenn er, ehe er an seine Arbeit ging, durch das Studium der lebendigen Gegenwart seinen Blick für das Verständniß der Vergangenheit geschärft hat, so bietet jene Isolirung den großen Vortheil: daß, ob die Arbeit auch Jahre und Jahrzehnde dauert und im Leben wie in den Anschauungen der Gegenwart inzwischen die bedeutendsten Veränderungen vorgegangen, das Geschichtswerk doch ein einheitliches Ganze bilden, durchaus von Einem Geiste getragen, von Einem Princip beseelt wird.

Der französische Geschichtschreiber ist solcher Isolirung von der unmittelbaren Gegenwart, solcher Identificirung mit seinem Stoffe nicht fähig. Denn abgesehen davon, daß er überhaupt für alle Eindrücke und somit auch für die der Tagesgeschichte viel impressionabler ist als der deutsche Gelehrte, so kommt hierzu noch der Umstand, daß die größern französischen Geschichtschreiber durchgehends als Staatsmänner eine unmittelbare Rolle in der Geschichte ihres Landes spielen und sich daher den Eindrücken und Einflüssen der Gegenwart unmöglich entziehen können. Hieraus aber fließt für ihre größern Geschichtswerke der Nachtheil, daß während der Dauer der Arbeit oft die Stimmungen und Anschauungen des Verfassers infolge des Wechsels der äußern politischen Verhältnisse sich wesentlich ändern und ihm dadurch auch beim besten Willen die für die höhere Geschichtschreibung so nöthige Objectivität verloren geht. Man hat schon an den jüngsten Bänden von Thiers' „Histoire de la révolution française" den Einfluß nachgewiesen, den die Vorgänge des letzten Jahrfünf auf deren Geist und Haltung geübt. Ein Gleiches läßt sich bei der vorliegenden zweiten Abtheilung von Guizot's „Histoire de la révolution d'Angleterre" leicht nachweisen. Als Guizot 1825—30 seine große Memoirensammlung zur Geschichte der englischen Revolution und die erste zweibändige Abtheilung dieser Geschichte selbst veröffentlichte, war er noch ein warmer Lobredner der Revolution, war überhaupt einer der Ersten, welcher sie wahrheitsgetreu darstellte, und fast der erste Geschichtschreiber, der das Zerrbild, welches man anderthalbhundert Jahre hindurch von ihrem Hauptträger entworfen, zerstörte und Cromwell in besserm Lichte darstellte. Damals befand sich Guizot, vom Ministerium Martignac aus dem Staatsrath und vom Katheder entfernt, in der Opposition, wo er thätig mitwirkte zur Herbeiführung der Julirevolution, welche ihn später an die Spitze der französischen Geschäfte brachte. Seitdem aber hat eine neue Revolution ihn von dieser Höhe gestürzt, der Staatsstreich ihn zur politischen Unthätigkeit verdammt. Man be-

greift leicht, welchen Einfluß diese Veränderung seiner persönlichen Lage von einst und jetzt auf seine Anschauung von der englischen Revolution und besonders von Cromwell, welcher doch den Hauptgegenstand des vorliegenden Geschichtswerks bildet, üben mußte. Bei seinem gesunden historischen Sinn und seiner constitutionellen Anschauungsweise kann Guizot nach wie vor die volle Berechtigung der englischen Revolution wie die hohen Eigenschaften und seltenen Fähigkeiten Cromwell's und die musterhafte Weise, in welcher er seine Stellung ausfüllte, nicht in Abrede stellen; und doch ist andererseits der liberale Eifer, mit welchem er vor 25—30 Jahren die Revolution und Cromwell loben konnte, durch die ebenangedeuteten persönlichen Schicksale bedeutend abgekühlt, wo nicht gar in das Gegentheil umgewandelt worden. Der objective Geschichtschreiber und der subjective Guizot gerathen dadurch oft in Widerspruch und der Kampf zweier entgegengesetzter Strömungen läßt sich fast durch das ganze Werk verfolgen und offenbart sich namentlich darin, daß die Urtheile Guizot's nur selten mit den natürlichen Schlußfolgerungen, die man aus seiner eigenen Darlegung der Thatsachen ziehen muß, übereinstimmen. So stellt er z. B. die von Cromwell in Irland entfaltete Strenge als nothwendig, unabweisbar und gerecht dar und verdammt sie trotzdem als zwecklos und tyrannisch; so erkennt er die Unfähigkeit des Langen und des Barebone-Parlaments, die Gefährlichkeit der Niveleurs u. s. w. an, und kann sich doch nicht dazu entschließen, das Verhalten Cromwell's gegen sie offen zu billigen; so billigt er fast jede einzelne Regierungsmaßregel als nothwendig, weise und zweckmäßig, während er wieder im Ganzen Cromwell für einen Despoten, sein System für Tyrannei erklärt; so kann er sich der unwillkürlichen Bewunderung nicht erwehren, wenn er die hohe Stellung sieht, welche England unter und durch Cromwell dem Auslande gegenüber einnahm, während er auf der nächstfolgenden Seite die auswärtige Politik Cromwell's als hochfahrend und ungeschickt bezeichnet. Bei diesem Widerspruch in den eigenen Ansichten und Urtheilen des Verfassers läßt sich natürlich kein einheitliches Ganze, kein abgerundetes Charakterbild erwarten; und es erklärt sich hieraus, wie Guizot im Widerspruch mit seiner eigenen günstigen Darstellung zum Schluß des Werks Cromwell's ganzes Wirken als nutz- und folgenlos bezeichnen kann; denn Cromwell habe die Bekämpfung der Stuarts und der Anarchie zu seiner Lebensaufgabe gemacht und ließ doch, als er starb, keine andere mögliche Nachfolge zurück als die Anarchie oder die Stuarts. Die Geschichte belehrt uns aber, und auch Guizot wird dies im spätern Verlauf seiner Arbeit nicht in Abrede stellen können, daß auf Cromwell's Tod durchaus keine Anarchie, daß auch die Stuarts ihm nur auf kurze Zeit folgten, daß vielmehr die englische Revolution und zwar eben durch die Richtung, welche ihr Cromwell gab, ihren Zweck vollständiger und glücklicher erreichte, als dies je durch eine gewaltsame Staatsumwälzung geschehen, daß Englands politische Freiheit im Innern und seine glänzende Machtstellung nach außen eben von jener großen Revolution, von welcher die spätere Vertreibung Jakob's II. nur den Schlußact bildete, und von Cromwell herrühren. Wenn wir unsere Ansicht über Guizot's Buch in wenige Worte zusammenfassen sollen, so möchten wir sagen: Richtet die englische Republik und Cromwell nach den Thaten, die Guizot erzählt, aber nicht nach dem Urtheil, das er fällt. Jene sind mit ziemlicher Objectivität dargestellt; dieses ist rein subjectiv. 33.

Aubery der Burgunder.

Gegenwärtig werden in Frankreich die alten Ritterromane von den Forschern wiederum hervorgesucht und dem Publicum in neuen Ausgaben vorgelegt. In Deutschland sind diese Romane, welche in monotonen, meist gereimten Versen verabfaßt sind, höchstens dem Literarhistoriker bekannt; deshalb wird es Vielen nicht ohne Interesse sein, an einer kleinen Episode die Art und Weise jener Dichtungsgattung kennen zu lernen.

Der Burgunderherzog Aubery hat die Fürstin Guiburg schon geliebt, als sie noch die Ehefrau Orri's, des Königs von Baiern, war. Von den Eifersüchtigen, die ihn tödten wollten, zur Flucht gezwungen, ist Aubery im Augenblicke der Gefahr zurückgekehrt, um Die, welche er über Alles liebt, den Händen der Sarazenen zu entreißen. Orri ist von den Letztern im Kampf erschlagen worden und seitdem gehört Guiburg ihrem Retter an; sie ist seine Frau, seine Liebe und seine Freude. Aber eines Tags schläft Aubery, von der Hitze des Tags ermüdet, ein, während er Guiburg noch mit seinen Armen umschlossen hält. Diese kann den König Orri nicht vergessen und will, um dessen Seele aus dem Fegfeuer zu befreien, in die Kirche beten gehen. Sie entwindet sich leise den Armen des Burgunders und hofft sich wieder zu ihm setzen zu können, ehe er aufwacht. Allein ein Prediger spricht so schön und über einen so rührenden Gegenstand, das Märtyrerthum des heiligen Lorenz, daß die Königin die Zeit innezuhalten vergißt. Aubery erwacht und findet sich erstaunt verlassen. Er argwöhnt sofort Untreue und eilt, den Degen unter dem Mantel, in den Garten. Wüthend, von der Ungewißheit gepeinigt, hält er endlich am Rande des Wassers an und stützt sich erschöpft auf einen Weidenast, denn „il tremblait de fine jalousie". Dann verwünscht er seine Frau, wird aber wiederum weich und läßt sich abwechselnd bald von den zärtlichsten Erinnerungen, bald von den trübsten Gedanken beherrschen. Er möchte lieber todt sein als lebendig:

> Aubery fut appuyé sur le saule,
> Il voit les poissons nager dans le ruisseau,
> Voit l'alouette, le merle chanter en l'arbre,
> Et voit la fleur par-dessus la prairie;
> Lors lui souvient de ce qu'il fut damoiseau,
> De ses amours et de sa jeunesse;
> Le sang lui meut de la tête aux pieds.

Während er der Luft noch sein Leid klagt, kehrt die Königin heim. Sie ist an Aubery's Lager zurückgekommen, und da sie den Gemahl nicht mehr findet, bildet auch sie sich ein, daß sie betrogen sei. Das Wiederfinden der beiden Gatten wird auf eine etwas Homerische Art eingeleitet. Beide beschimpfen sich wechselseitig in einer Sprache, die einen Beleg für die Ungeschlachtheit jener Zeit abgibt und heute verletzt. Der Herzog steht bleich vor Wuth, Guiburg bereut, daß sie ihn geehelicht hat. Erst allmälig verdampft Aubery's Zorn; er geht nun von der Beleidigung zum Vorwurf über und wird in diesem beredt. Er wird sogar zuletzt von sich selbst gerührt und kommt bis zu Thränen; man sieht in ihm den von der Verzweiflung überwundenen Hercules, welcher weint. In dieser weichen Stimmung hält er seiner Gattin vor, wie er sie gerettet, eben als der Säbel eines Türken ihr kostbares Leben bedrohte, und nun, klagt er weiter, werde er so mit Untreue belohnt, „de beaux services sait-on souvent mauvais gré".

Als dies die Königin vernimmt, beugt sie sich vor ihm und bekennt, wie seine Heldenthat allein ihr Leben und Königreich erhalten hat. Die Beleidigung wird bei ihr zum sanften Vorwurf und sie erzählt ihm dann, wie Alles gekommen.

> „Si je te ments, fais-moi trancher la tête;
> Car si triste oeuvre je ne veux commencer.
> Tu es ma joie et tout mon désir,
> Et je suis, sire, de tout en ta puissance."
> Quand Aubery la vit ainsi supplier,
> Son coeur s'attendrit, il l'embrasse bellement sans hésiter.
> Deux fois l'embrasse bellement sans tarder;
> Telle querelle ainsi doit s'apaiser.

Dies Bruchstück gehört in der Schilderung zu dem Besten und zugleich zu dem Zartesten, was der altfranzösische Roman zu bieten hat. Denn dieser Roman glorificirt fast ausschließlich Stärke und Kraft. Modernisirt und aus den abscheulichen Versen in eine leichtfertige Prosa übersetzt, lebt er noch heute

fort in der französischen Literatur. Dumas' „Les trois mousquetaires" sind hierfür ein Beispiel; d'Artagnan und Porthos, deren Säbel nichts entschlüpfen kann, sind der Olivier und der Roland des alten Romans; die reckenhafte Kraft ist hier wie dort im Dienste der Gerechtigkeit thätig, die gute Sache ist mit Erfolg gekrönt und der Schlechte wird zuletzt besiegt. 4.

Notizen.

Passiver deutscher Heroismus.

Von der Zähigkeit der deutschen Volksnatur erlebte ich jüngst auf einer Eisenbahnreise nach Hamburg ein Beispiel, welches, so unscheinbar es auch Manchem vorkommen mag, doch charakteristisch genug ist. Mit demselben Bahnzuge wurde ein Schwarm thüringischer Auswanderer nach Hamburg befördert. Es war nun kaum glaublich, welche Lasten von Gepäck diese Leute mit sich schleppten. Eine Frau trug unter Anderm vor der Brust ein Pack Betten nebst einem schreienden Säugling, während sich auf ihrem Rücken ein wahrer Berg von Betten, Kleidungsstücken und Wäsche aufthürmte. Man hätte fast glauben sollen, daß die Frau unter einer solchen Last erliegen müsse. Selbst sämmtliche Kinder, welche mit diesem Schwarm in die unendliche Ferne hinauszogen, waren je nach ihrem Alter mit Gepäck und Geräthschaften beladen. Die Schaffner in Wittenberge geriethen bei dem Anblick dieser Riesenlasten fast in Verzweiflung und der eine derselben wandte sich mit der Aeußerung an die Leute: der Anblick von Auswanderern sei ihm zwar immer ein trauriger, aber wo denn das unermeßliche Gepäck untergebracht werden solle? Das sei ja rein unmöglich! Die Auswanderer, Männer und Frauen, erwiderten nichts, baten nicht und foderten auch nicht, sondern sahen den Schaffner mit einem Ausdruck und einem an Stupidität grenzenden Lächeln an, welches sagen zu wollen schien: Rede nur! Du wirst doch Rath schaffen müssen! Und es wurde zuletzt auch Rath geschafft! Ist das nicht ein Zug jenes passiven Heroismus, wie er diesen Schichten des deutschen Volks eigen ist — jener freilich eines höhern Schwungs und nationaler Ehrliebe entbehrenden stillen Zähigkeit, womit sie ihre beschränkten individuellen Ansprüche zuletzt doch durchsetzen und der Ungunst der Verhältnisse Trotz bieten?

Inconsequenzen.

Unsere Oppositionsschriftsteller, liberale Professoren und Advocaten, Zeitungsschreiber u. s. w. beklagen sich bitter und gewiß sehr oft nicht mit Unrecht darüber, daß man an den betreffenden Stellen ihren Ansichten, Rathschlägen und Warnungen nicht Gehör leihe und häufig aus bloßem Eigensinn gerade das Gegentheil von Dem thue, was, wie sie meinen und vorschlagen, eigentlich gethan werden müsse. Aber es fragt sich nur, ob sie sich ihrerseits gegen die Stimmen, welche z. B. den Egoismus so mancher Schriftsteller, den Zunfteigendünkel so mancher Professoren, die gefährliche Casuistik so mancher Advocaten, die schädliche Einseitigkeit und Lügenhaftigkeit so mancher Zeitungsschreiber geißeln, nicht mit derselben Schwerhörigkeit wappnen. So begegnet man im bürgerlichen Leben Vielen, welche, wenn sie von den Polizeibehörden genirt werden, gegen dieselben ihrer Entrüstung freien Lauf lassen, aber in Fällen allen, wo es ihnen dient, sofort mit Uebergehung aller etwa noch zustehenden nichtpolizeilichen Mittel Recurs an die Polizeigewalt ergreifen, welche auf die Gesetze, wenn sie sich von ihnen beengt fühlen, aufs bitterste schmähen und sich doch hinter die Gesetze zurückziehen, wenn sie vermittels ihrer Aussicht haben, irgend einen selbstsüchtigen Zweck zur Benachtheiligung Anderer durchsetzen zu können. H. M.

Bibliographie.

Bärens, J., Der zweite Theil und insbesondere die Schlußscene der Goethe'schen Fausttragödie. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dichter-Garben aus dem Wupperthale. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von F. W. Lucas. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 20 Ngr.

Freyberg, C. H., Das Lippspringer Thal und seine Quelle. In lyrischen Bildern. Eine Erinnerung an 1853. Pasewalk, Braune. Gr. 16. 15 Ngr.

Gerster, C., Das Universum und dessen Geheimnisse; oder die Natur, dargestellt in ihrer wechselseitigen Anziehung, und geheimsten Wirkungen ihrer Kraft. Eine Anleitung und Erklärung des Tischklopfens und der Geister-Manifestationen, nebst Mittheilungen aus der Geisterwelt. Leipzig, Kittler. Gr. 12. 21 Ngr.

Günther, F. J., Auslegung der biblischen Geschichten für Lehrer in Kirche, Schule und Haus. 1ster Band: Die Geschichten des Alten Testaments. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Heyse, P., Hermen. Dichtungen. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, Auguste, Das Erbe. Mährchen. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Die Flucht. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Das Mährchen von der Treue. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

James, G. P. R., Ticonderoga oder der schwarze Adler. Eine amerikanische Erzählung. Aus dem Englischen von C. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Kehrein, J., Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts. 1ster Theil: Laut- und Flexionslehre. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Michelet, J., Die Frauen der französischen Revolution. Frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen von E. M. Oettinger. Zwei Hälften. Brüssel, A. Schnée. 8. 1 Thlr.

Mommsen, T., Römische Geschichte. 1ster Band: Bis zur Schlacht von Pydna. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neumann, T., Das Görlitzer Stadttheater. Seine Entstehung, seine Organisation und die Ergebnisse seiner jetzigen Verwaltung. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mittelbühnen. Unter Benutzung der Theaterakten. Görlitz, Heyn. Gr. 8. 6 Ngr.

Otto, F., Nordwestliche Bilder. Schwerin, Oertzen u. Schloepke. 8. 20 Ngr.

Süd-Rußland und die Türkischen Donauländer in Reiseschilderungen von L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrick O'Brien und Warington W. Smyth. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Braun, J. W. J., Berliner Briefe über die orientalische Frage. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Eisenbahnfrage Oldenburg's und ihre Wichtigkeit in Beziehung zu dem Preußischen Kriegshafen zu Heppens an der Jahde. Vom Verfasser der Schrift: „Der Jahde-Meerbusen und seine Wichtigkeit rc." Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Fischer, K., Die Apologie meiner Lehre nebst Replik auf die „Abfertigung" des Hrn. Schenkel. Mannheim, Bassermann u. Mathy. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Kaukasus, seine Völkerschaften, deren Kämpfe rc., nebst einer Charakteristik Schamil's. Mit 1 genauen Karte. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1854.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1854.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Deutsche Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit.

1. Geschichte deutscher Cultur und Sitte. In drei Büchern dargestellt von J. Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1852—53. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange dargestellt von K. Klüpfel. Leipzig, G. Mayer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk. Von Heribert Rau. Heidelberg, Groos. 1851. 8. 1 Thlr.
4. Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von A. Pfaff. (In vier Bänden.) Braunschweig, Westermann. 1852 fg. Gr. 8. Jede Lieferung 8 Ngr.
5. Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von J. Venedey. (In vier Bänden.) Berlin, F. Duncker. 1853 fg. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.
6. Vaterländische Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von E. Duller. (In vier bis fünf Bänden.) Frankfurt a. M., Meidinger. 1853 fg. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.
7. Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage. Von Walter Rogge. (In etwa sechsunddreißig Lieferungen.) Berlin, Hempel. 1851 fg. Lex.-8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Statt der vielen mehrbändigen Werke über deutsche Geschichte wünschten wir dem deutschen Volke in einem einzigen mäßigen Octavbande eine Quintessenz aus der Geschichte seiner Erlebnisse, Bestrebungen und Leiden; von so warmem Hauche durchweht, daß sie in alle Herzen des Volks dränge; so einfach, klar und gemeinfaßlich, daß sie nicht blos in Millionen Hände käme, sondern auch ebenso viele aufmerksame Leser fände; daß sie zur oft wiederholten Lectüre für die eigentliche Volksmasse würde, für Bauern, Arbeiter und Handwerker an Sonntagen und Feiertagen. Wir wünschen sogar, daß sie einer halben Million deutscher Soldaten in Kasernen und auf Wachtstuben vor Augen käme, oder mindestens doch während der Zeit ihres Urlaubs, falls man es etwa den Vertheidigern des Vaterlandes, solange sie im Dienste des Vaterlandes stehen, von Amts wegen verbieten sollte, sich immer mehr davon zu überzeugen, daß sie Geist vom Geiste, daß sie Fleisch vom Fleische des Volks sind, daß von jeher alle Leiden und Lasten der Völker und Heere gemeinschaftliche waren, daß darum auch die Erlösung vom Uebel nur eine gemeinschaftliche sein kann.

Indessen bescheiden wir uns von vornherein zu der offenen Erklärung, daß auch dieser Wunsch zu der großen Zahl der dem deutschen Patriotismus so geläufig gewordenen frommen Wünsche gehört. Zwar beschränkt er sich auf das Gebiet der Literatur, auf den sich die Deutschen um so lieber eine Herrschaft zuschreiben, als diese Herrschaft wirklich durch unermüdliches Zuschreiben gewonnen werden kann. Allein sogar in unserer historischen Literatur sind wir mit den „deutschen Einheitsbestrebungen" noch nicht sehr weit und noch lange nicht über die Periode der „gemüthlichen Anarchie" hinausgekommen. Alle geistig schaffenden und geistig empfangenden Kräfte, welche deutsche Geschichte produciren und lesend consumiren, treiben noch bunt durcheinander. Wir haben Hunderte von Wegweisern auf diesem Felde, von denen jeder seine Arme so ziemlich nach allen Richtungen der Windrose ausstreckt. Darum zersplittert sich aber auch das deutsche Publicum in zahllose Publica. Denn jeder Wegweiser hat unter den ihm zunächst Stehenden seine besondern Kunden, die sich lieber von ihm als von einem Andern weisen lassen. Es bilden sich mithin aller Orten stillstehende Gruppen, die sich in ihrem historischen Interesse damit die Zeit vertreiben, daß sie sich unter allen möglichen richtigen Wegen auf den allerrichtigsten besinnen. Das ist die Erbsünde deutscher Nation! So ketzerisch unwissenschaftlich es lauten mag, bleibt es also doch wahr, daß wir Deutschen in allen Dingen, sogar in

unserer Geschichtschreibung noch an unpraktischer Vielseitigkeit leiden; daß Derjenige der Heiland der Nation werden könnte, der sie wenigstens einmal für ein Jahrzehnd lang in eine praktisch einseitige Richtung und Thätigkeit hineinbrächte.

Schon das obenstehende Verzeichniß von Büchertiteln aus den letzten Jahren ist ein Beweis, daß es im Fache der deutschen Geschichtschreibung nicht an Concurrenten fehlt; daß sich nicht Wenige bemühen, das deutsche Volk an der Hand der Erfahrung bis zur Pforte seiner nächsten Zukunft zu geleiten. Dennoch konnten hier bei weitem nicht alle historischen Werke über und für dieses Volk auch nur erwähnt werden, am wenigsten diejenigen, die bloße Fortsetzungen von früher schon begonnenen sind. Ob nun aber das eine oder andere dieser jüngst erschienenen Werke dem Volke auch den Schlüssel zur Pforte in die Hand oder so viel stärkende Geistesnahrung mit auf den Weg gebe, daß es denselben sichern Schrittes rüstiger fortzusetzen vermöge, ist noch eine ganz andere Frage. Wir müssen schon zufrieden sein, daß sie des Guten mancherlei gebracht haben, obgleich sie uns noch immer eine deutsche Volksgeschichte vermissen lassen, die in der Art zum Volksbuche werden könnte, um ohne gar zu lange Umschweife das gute Wort zur heilbringenden That zu machen.

Uebrigens läßt sich nicht verkennen, daß wenigstens in einer Beziehung die äußern Bedingungen für ein solches Volksbuch vorhanden sind. Die große Masse der Nation hat lesen gelernt. Dagegen scheinen es die gebildeten Classen mehr und mehr zu verlernen, falls man nämlich darunter zugleich die Fähigkeit versteht, das Empfangene in sich festzuhalten, es in Saft und Kraft, in Leib und Leben zu verwandeln.

Durch die literarische Ueberproduction, durch die Menge und Beschaffenheit der schriftstellerischen Erzeugnisse, durch das ununterbrochene Durcheinander dünner Bettlersuppen und ganzer Schüsseln voll Gewürz ist bereits die Verdauungskraft der Gebildeten im höchsten Grade und bei weitem mehr geschwächt, als es die Kochkünstler selbst zugeben mögen. Ob das gebildete Publicum lesen wolle oder nicht, ist ganz gleichgültig: es muß; und die Wenigsten lesen noch Das, was sie lesen wollen. Mit Hebeln, Brecheisen und moralischen Dietrichen aller Art ziehen Schriftsteller, Winkelbuchhändler, Subscribentensammler für beispiellos wohlfeile Ausgaben jetzt sogar mit der Geschwindigkeit des Dampfs in den deutschen Landen umher. Sie brechen in jedes Haus ein, das im entferntesten Verdacht der Bildung und Zahlungsfähigkeit steht. Wer könnte und möchte ihren Beschwörungsformeln im Namen dieser und jener Sache, im Namen unzweifelhafter Menschenbeglückung, der Humanität, der Brüderlichkeit und der Christenpflicht immer und immer widerstehen? Man beißt an, und hat man angebissen, so schlingt man wol auch hinunter. Würgt man gleich wider Willen nicht immer ganze Bücher hinab, so hat man doch Jahr ein und aus mindestens einige Foliantten Bücheranzeigen und, wenn nicht die verschiedenen Universalarzneien selbst, doch die Recepte dazu zu sich genommen. Augenscheinlich sind die Bücheranzeigen der gangbarste und populärste Zweig der Literatur geworden, der allen andern Zweigen die gefährlichste Concurrenz macht. Kein Wunder aber, daß solche Kost kein gesundes Fleisch mehr ansetzt! Die gesammte sogenannte gebildete Lesewelt scheint nur noch ein großes System von Schläuchen zu sein, wodurch in möglichster Geschwindigkeit der mächtig angeschwollene Strom deutscher Literatur mit wer weiß wie viel Millionen Pferdekraft durchgepumpt wird. Man liest also nur noch, um doch auch eine Meinung über das Gelesene zu äußern, um sich den behaglichen Kitzel einiger kritischen Bemerkungen darüber zu verschaffen; hauptsächlich aber, um sich in der wohlthuenden Gewißheit zu befestigen, daß man bereits das Alles ebenso gut oder besser gewußt, daß man sich also der überflüssigen Mühe der Lectüre füglich ganz hätte entschlagen dürfen.

Ganz anders dagegen sieht es bei den Classen der Bevölkerung aus, die sechs Tage lang mit der Hand gearbeitet haben; die schon zur Abwechselung am siebenten Tage den Durst nach geistigem Genusse so gern mit einem guten Buche als im Wirthshause stillen würden, hätten sie es nur ebenso leicht zur Hand und wäre es nur von der rechten Art. Sie sind nicht blos neugierig, sie sind auch noch wißbegierig. Je größere Mühe es ihnen gemacht, ihre geistige Errungenschaft zu mehren, um so zäher halten sie daran fest, um so eifriger und sorgfältiger suchen sie damit zu wirthschaften. Der bei den gebildeten Ständen so unermeßlich weite Weg von der Lehre zur Anwendung der Lehre ist bei ihnen vielfach kürzer, weil sich nicht das Uebermaß einer abschwächenden, allerwägenden Reflexion zwischen Denken und Thun hineinschiebt. Wie schlechte Bücher Schlechtes, so können noch gute Schriften viel Gutes bei ihnen wirken. Auch den Geschichtschreibern für das deutsche Volk fehlt es also keineswegs an einem weiten und noch nicht ausgesogenen Boden. Und auch jetzt noch, wie früher, können durch die Macht des Worts neue Welten geschaffen werden! Aber die Schwierigkeit liegt darin, aus dem Weltmeere unnützer Worte, womit wir zur Strafe unserer Sünden uns selbst überschwemmt haben, das rechte Schlagwort noch herauszugreifen. Diese Schwierigkeit ist jetzt größer als jemals; sie ist auch bei weitem größer, als sie es noch zur Zeit der Reformation war. Was hilft es aber zu wissen, daß in den Tiefen des Meers eine Perle von unschätzbarem Werthe verborgen liegt? Wir bleiben doch arm wie zuvor, solange sich dafür nicht auch der kühne Taucher an der einzig rechten Stelle gefunden hat.

Und wahrlich! für die Abfassung einer solchen deutschen Volksgeschichte, die selbst wieder deutsche Geschichte würde, die ihr gutes Theil dazu beitrüge, um die stockenden Säfte wieder in Fluß zu bringen, bedürfte es nicht geringer Eigenschaften, wie sie sich selten in einer Persönlichkeit vereinigt finden.

Ein solcher Geschichtschreiber für das Volk müßte mit dem historischen Tief- und Scharfblicke in die Welt der Vergangenheit vor allem auch den genialen Instinct des Dichters verbinden, der es verstände, das wirklich Bedeutende herauszugreifen. Ihm dürfte also der so selten gewordene Sinn für jenes Ebenmaß nicht fehlen, der alles menschlich Wichtige, aber nur dieses, mit gleicher Liebe erfaßt und wiederspiegelt. Er müßte darum alle persönliche Eitelkeit, die Cardinalsünde der heutigen und nicht blos der schriftstellernden Welt, so weit in sich überwunden haben, um auf alles Auskramen eines besondern Fachwissens völlig zu verzichten, um in keiner Weise entweder den Juristen, oder den Theologen, oder den Schulphilosophen, oder was sonst vorschlagen zu lassen. Er hätte einen kernhaften, einen zugleich in Kopf und Herz tief eindringenden Lapidarstil zu schreiben und seine höchste Ehre darein zu setzen, das Wahre und Gute, das anderswo in Bogen und Bänden gesagt wurde, in ebenso viel Zeilen zusammenzufassen. Es ist ein großer Unterschied, ob man dem Volke seine Geschichte oder irgend eine besondere Geschichte erzählt. Im letztern Falle soll sich das Volk für etwas interessiren, was es nicht selbst ist. Es verlangt dann epische Ausführlichkeit und dramatische Lebendigkeit; es bleibt theilnahmlos, sollte es nicht umständlich genug erfahren, wie die Menschen, die man ihm vorführt, sprechen und wandeln, leiben und leben. Im andern Falle dagegen ist es selbst die handelnde und leidende Persönlichkeit. Dann bedarf es nicht blos keiner Weitläufigkeit, damit es an sich selbst theilnehme, sondern es würde durch ein Uebermaß von Einzelheiten in der gespannten Aufmerksamkeit auf seine periodischen Schmerzen und Freuden, auf sein Dichten und Trachten nur gestört, es würde nur zerstreut und eingeschläfert.

Eine bündige Schilderung der Zustände der untern Classen, sowie ihrer Entwickelung in Beziehung und im Gegensatze zu den höhern und herrschenden Classen der Gesellschaft, und diese Schilderung um einige wenige hervorragende Namen gruppirt, die noch jetzt im Munde des Volks leben, ob es nun solche Namen segnend oder fluchend ausspreche; eine sehr mäßige Zugabe von kriegerischen Vorgängen, von Länderraub, Friedensschlüssen, Thron- und Erbfolgestreitigkeiten; nicht ein einziges verlorenes Wort über die ganze Heerde historischer Lückenbüßer, die unter dem Titel von Kaisern, Königen und Fürsten nur ein mal dagewesen sind, um dazusein, für die es Recht und Gnade zugleich ist, vergessen zu sein und zu bleiben; eine scharfe Betonung jener Großthaten des menschlichen Geistes, jener Erfindungen und Entdeckungen, die das ganze Volksleben Furche nach Furche umgepflügt haben, die mit tausendfach sichtbaren Spuren in die Gegenwart herein-, in die Zukunft hinübergreifen: dieses Viele in Wenigem sollte den gedrängten Inhalt einer deutschen Volksgeschichte bilden.

Dabei dürfte es ja nicht an Vergleichungen zwischen jetzt und ehemals fehlen. Wir Alle begreifen im Grunde nur, was wir selbst erleben; und am wenigsten wird man durch irgend einen künstlichen Apparat historischer Krücken die große Masse dahin bringen, sich über die unmittelbare Gegenwart hinaus in den „Geist der Zeiten" zu versetzen. Für Das was war, hat das Volk nur einen Maßstab in Dem was ist; für Das was vorgegangen, nur in Dem was alle Tage um es vorgeht und was ihm zugleich so nahe auf den Leib rückt und drückt, daß es wohl oder übel davon Kenntniß nehmen muß. Man muß ihm also das Gewesene und Seiende stets scharf nebeneinander halten, damit es Eins am Andern und durch das Andere erkenne.

An die historischen Hauptthatsachen hätte sich also stets das vergleichende historische Urtheil über die Bedeutung des Gewordenen und Werdenden, des Vergangenen und Vergehenden anzuknüpfen. Dies wäre nun jene „Blüte des Urtheils", die „ihre Knospen" — wie Gervinus im Vorworte seiner Einleitung in die von ihm verheißene Geschichte des 19. Jahrhunderts verheißend sagt — an die „in typisch einfacher Gesetzlichkeit erscheinende Pflanze des Thatsächlichen ansetzt und keine Spur einer Treibhauskraft entdecken läßt". Und nicht einmal dürfte man sich in einer Volksgeschichte darauf einlassen, diese Blüte des Urtheils aus der Pflanze des Thatsächlichen langsam herauswachsen zu lassen. Das Urtheil muß aus der Thatsache herausspringen wie der Blitz aus der elektrisch geladenen Wolke; und doch müßten wieder alle diese Gedankenblitze so verständig geleitet sein, daß sie nicht blos vorüberfahrend blenden, sondern fortbrennende Lichter anzünden, die mehr und mehr ihre erhellenden Strahlen über alle Kreise des Lebens ausgießen. In seinen Sprüchwörtern hat sich selbst schon das Volk solche Gedankenblitze angezündet, wovon ihm jedes — freilich nur an richtiger Stelle und nicht gar zu Sancho-Pansaisch gebraucht — die aus einer langen Reihe von Erfahrungen geschöpften Lehren vor Augen rückt. Auch die Urtheile einer rechten Volksgeschichte müßten solche Sprüchwörter oder doch von so scharfem Gepräge sein, daß sie der Ehre würdig wären, im Munde des Volks als solche fortzuleben. Das ist ja überhaupt die größte Ehre, die sich der Prosaiker zu erwerben vermag, sowie es der größte Ruhm des lyrischen Dichters und die sicherste Bewährung seines Genius ist, wenn es ihm gelingen mag, den umlaufenden Schatz der Volkslieder um etwas zu vermehren. Aber die Aufgabe ist freilich bei weitem schwieriger als die Fabrikation von Büchern, die in der Livrée des Goldschnitts als Parfümerien für Geist und Herz in den Toilettenzimmern der Damen ihre Aufwartung machen, oder die in die Bibliothek eines behäbigen Bürgers hinter Glas und Rahmen eingestallt werden, damit der Besitzer im frohen Gefühle seiner Gönnerschaft für Kunst und Wissenschaft dann und wann seine Parade über die wohlgeordneten Reihen halte.

Das Alles sind noch nicht einmal alle Ansprüche, die man an den Geschichtschreiber für das Volk zu machen hat. Ein solcher Phönix müßte überdies, nicht blos auf der Zunge oder in der Feder, die rechte Liebe zum Volke haben, um es einzusehen und mit-

zufühlen, wo denn eigentlich der Schuh drückt. Er müßte also — und das geht wol schier noch über den Heiligen Rock von Trier hinaus — sehend gewordene Hühneraugen am Fuße und eine zeitlang mit dem Volke auf dem gleichen Fuße gelebt haben. Aus den Reihen Derjenigen, die auf dem Wege der ordinären Erziehung ihre bequem ausreichende Portion Bildung und Wissenschaft schon mit auf die Lebensreise bekommen haben, wird also der Schöpfer einer deutschen Volksgeschichte, wie sie sein sollte, schwerlich hervorgehen. Eher könnte er sich aus den untern Volksschichten selbst auf seine freie und heitere geistige Höhe emporarbeiten.

Umsomehr ist aber zu besorgen, daß dieser Schöpfer selbst noch nicht geschaffen ist, als er zu allen übrigen Eigenschaften auch noch die des Staatsmanns besitzen müßte. Denn das Volk hat immer nur praktische Interessen. Es lohnt ihm gar nicht der Mühe, sich nach den Wegen umzuschauen, auf denen es bis zu seinem jetzigen Standpunkte gelangt ist, wenn ihm nicht auch bestimmt und deutlich die Wege bezeichnet werden, auf denen es weiter kommen kann. Zum großen Unterschiede von der gelehrten Geschichtsforschung, der es um die Förderung der Wissenschaft des Geschehenen um ihrer selbst willen zu thun ist; zum großen Unterschiede auch von den Historien für die gebildeten Classen, denen man es schon aus Artigkeit überläßt, sich selbst die etwaige Nutzanwendung zu machen: muß die Geschichte für das Volk in eine praktische Spitze auslaufen, die sich ihm so sicher und tief in die Fersen bohrt, daß es nicht mehr stillstehen mag, daß es zum gedeihlichen Fortschritte unwillkürlich die Beine hebt.

Alle wirklich populäre Geschichte ist also nothwendig Tendenzgeschichte. Ganz besonders für das deutsche Volk dürfte sie keine andere sein. Bei den germanischen Nationen, die sich ihre Geschichte nicht mehr von oben herab octroyiren lassen — bei Briten, Nordamerikanern, Schweizern — mag sich etwa der Historiker in ruhig objectiv gehaltener Schilderung früherer Zeiten und Zustände ergehen. Macaulay's meisterhaft plastische und farbig anschauliche Geschichte von England, selbst ein Theil seiner kleinern historischen Skizzen, haben dort nicht blos ein zahlreiches Publicum gefunden, sie können bis zu gewissem Grade auch zu eigentlichen Volksbüchern werden, obgleich es der Verfasser nicht von vornherein darauf angelegt hat, allen Classen des Volks mundgerecht zu sein. Der Brite, vor dessen Augen sich die Geschichte seiner Nation entrollt, mag sich dieselbe mit jener gelind behaglichen Aufregung und zugleich mit jenem Gefühle der Sicherheit betrachten, womit wir ein Schauspiel über die Breter gehen sehen, in dem zwar unsere eigenen, aber die in ihren heftigsten Ausbrüchen schon überwundenen Leidenschaften dargestellt sind. Wir haben nur so viel Keim zu diesen Leidenschaften noch im Herzen zurückbehalten, um uns selbst in der Darstellung mit lebendiger Theilnahme wiederzuerkennen; und wir trauen uns zugleich so viel Kraft der Selbstbeherrschung zu, um uns vor künftigen ähnlichen Ausbrüchen zu bewahren. Im Rückblick auf seine Geschichte hat also der Brite die wohlthuende Empfindung des glücklich Gelandeten, der sich vorübergegangener Stürme um so lieber erinnert, je gefährlicher sie waren, je näher sie ihn dem Verderben gebracht. Sollte es auch früher oder später wieder schlimmer um ihn her aussehen, er bleibt wenigstens dessen gewiß, daß es unwiderruflich in die Hand des Volks gelegt ist, sich zu jeder Zeit eine neue und bessere Geschichte machen zu können.

Nicht so ist es bei der deutschen Nation, im gedrückten und zerrissenen Herzen Europas. Alle deutsche Geschichte bis zur heutigen Stunde besteht nur aus Tendenz; sie war und ist nur das immer gescheiterte Streben, eine in Freiheit, Einigung und Wohlstand Geschichte machende Nation zu werden. Durch alle Kunst historischer Darstellung, die nur mit der Gegenwart und einigen leeren Trostgründen für die Zukunft abschlösse, hätte man dem Volke doch nichts weiter gesagt, als daß es auf allen Wegen, die es seither gewandelt, in den Sumpf gerathen ist. Aber dazu braucht es keinen Historiker. Das weiß das deutsche Volk schon aus eigener Erfahrung, besonders deutlich seit 1848 und 1849. Wir Deutschen gehören zu den noch kranken Völkern. Daß wir hauptsächlich an unsern Aerzten krank liegen, mag zwar richtig sein, macht aber unsern Zustand um kein Haar besser. Der Sinn des Kranken ist auf Genesung und wesentlich nur darauf gerichtet. Kommt man ihm mit nichts weiter als mit einer noch so gründlichen und noch so fließend erzählten Krankheitsgeschichte, so hält sich der Patient die Ohren zu; er ärgert sich vielleicht noch kränker, als er zuvor gewesen ist. Er will wissen, was er zu seiner Heilung zu thun hat. Das aber, was er dafür thun soll, muß ihm zu thun möglich, es muß zugleich ein Anderes sein, als was er früher schon vergeblich versucht hat. Gerade eine deutsche Volksgeschichte muß also, um etwas zu sein, mehr als nur Geschichte sein; sie muß mehr als nur über Geschehenes berichten. Sie soll vordringen bis zu der deutlichen und bestimmten Auffoderung zu einem jetzt möglichen und unverzüglichen Handeln; sie soll alle Lehren der Vergangenheit zu dem zweifellosen Beweise von der Zweckmäßigkeit wie von der Dringlichkeit dieses Handelns zu verwenden wissen; sie soll alle Strahlen der Geschichte in einem Brennpunkte sammeln, damit das frisch auflodernde Feuer sich selbst seine Wege zum wohlerkannten Ziele erhelle.

Aber mein Gott, wie weit sind wir noch entfernt von einer solchen nicht blos gegen die Anfechtungen der herkömmlichen Kritik geharnischten, nicht blos zu Schutz, sondern auch zu Trutz gerüsteten Volksgeschichte! Und spränge sie gleich bis zum letzten Buchstaben fertig aus einem schöpferischen Kopfe hervor, wir wären auch dann nicht viel gebessert. Wir hätten wol die Aussaat für gute Früchte auf einem Haufen beisammen; aber keineswegs stünden uns die zahlreichen und willigen Hände zugebote, die sie in wohlbemessenen Räumen über den ganzen weiten Volksboden hin ausstreuen würden.

Dies ist ein so wichtiges und meist doch so geringgeachtetes Erfoderniß. Die große Masse der Nation ist durch die örtlichen Verhältnisse des Besitzes und Erwerbs viel zu tief in die Scholle verwachsen, als daß man je erwarten dürfte, der Volksboden werde sich aus eigenster Spontaneität nach den literarischen Marktplätzen hin bewegen, um sich dort geistig besamen zu lassen. Ohne die zweckmäßige Organisation eines großen Vereins, der zugleich für die Auswahl der besten Volksschriften und für ihre Verbreitung im weitesten Kreise Sorge trüge, ist überhaupt eine eigentliche Volksliteratur, ist namentlich eine deutsche Volksgeschichte, die zum Volksbuche werden könnte, geradezu unmöglich. Sie ist also auch unmöglich unter den jetzt noch bestehenden Verhältnissen des Buchhandels. Spielte gleich der glückliche Zufall einem einsichtigen Verleger ein solches allen Erfodernissen entsprechendes Volksbuch, ein solches literarisches großes Loos in die Hände: er hätte es kaum in einigen tausend Exemplaren vertrieben, ja kaum nur angekündigt, so meldeten die Concurrenten sich dutzendweise. Sie versprächen sämmtlich, etwas noch Besseres zu geben; sie würden sich darum bemühen, wenigstens etwas Anderes zu geben. Das Volk würde also wieder auf das Allerbeste warten, um zu nichts Gutem zu kommen; oder es würde sich mit dem bunten Allerlei Dessen begnügen, was ihm der Zufall in die Hand gewürfelt hat. Dann geht auch alle Wirkung verloren: die öffentliche Meinung bleibt in Meinungen zersplittert. Auch aus einer deutschen Volkspresse kann also nichts Ersprießliches werden als auf dem einen Wege, auf dem überhaupt noch das Größte erreicht wird: auf dem der freien Association.

Ein solcher Verein träte dem herkömmlichen Buchhandel, der sich nach wie vor mit den Luxusartikeln für die vermögendern Classen befaßte, im Interesse der großen Masse des vierten Standes ergänzend zur Seite. Er suchte sich unter den erfahrensten Buchhändlern selbst seine Geschäftsführer für den Vertrieb der von ihm gut geheißenen Werke aus. Er träte also genau in dasselbe Verhältniß zum literarischen Verkehr, in das die in neuerer Zeit entstandenen Consumvereine zum Verkehr mit den nothwendigsten Bedürfnissen des leiblichen Lebens getreten sind, diese Consumvereine, welche überall wachsend gedeihen, wo sie eine plumpe Polizeigewalt nicht im Gedeihen stört, und von denen leicht vorauszusehen ist, daß sie in Verbindung mit Ersparnißkassen und zweckmäßigen Creditanstalten eine durchgreifend heilsame Reform im ganzen Bereiche der materiellen Volkszustände bewirken werden. Darin ist der eigentliche Lebenskeim gefunden, von dem aus sich die lange vergeblich ersehnte Organisation der Arbeit wirklich organisch entwickeln kann. Und was im Gebiete der materiellen Interessen möglich oder in guten Anfängen schon vorhanden ist, könnte es auch in dem der geistigen Volksinteressen werden.

Freilich fehlt es auch in Deutschland nicht an Titularvereinen für Verbreitung guter Volksbücher. Sie sind auch danach! Eine solche Association für wirklich gute Volksbücher hätte Preise für die besten Schriften, in erster Linie wol für die beste und kürzeste Volksgeschichte, auszusetzen. Diese Preise müßten hoch sein, und den Bewerbern wären geräumige Fristen für Einsendung ihrer Arbeiten zu bestimmen. Denn innerhalb der eng bemessenen Grenzen des äußern Umfangs dieser Schriften ständen die Preise im umgekehrten Verhältnisse mit der Bogenzahl, und um mit wenigen deutlichen Worten viel zu sagen, braucht es bekanntlich sehr viel Zeit und sehr viel Arbeit. Ohnehin ist in dieser theuern und doch schlechten Zeit, die man erst durchleben muß, um zu einer bessern zu kommen, aller vornehme Eifer darüber, daß auch die Wissenschaft als melkende Kuh benutzt werde, sehr am unrechten Orte angebracht. Wol aber sollte man sich darüber erbosen, daß um der starken Concurenz willen die Milch der Wissenschaft nur noch so spitzbübisch und tagdiebsmäßig verwässert unter die Leute kommt. Solange aber auf dem literarischen Markte nur nach der Elle verkauft wird; solange nicht erst gesiebt, geworfelt und die Spreu vom Weizen gesondert wird, ehe man damit zu Markte fährt; solange nicht dem herkömmlichen und unberechenbar schädlich gewordenen literarischen Verdünnungsprocesse ein eigentlichster Verdichtungsproceß zur Seite geht: solange redet man sich vergebens ein, daß im sonst ohnmächtigen Deutschland doch wenigstens noch die deutsche Presse eine Weltmacht sei. Sie war es einmal. Sie war es zur Zeit der Reformation und dann zu Ende des 18. Jahrhunderts, als die gebildeten Classen erst wieder deutsch denken, schreiben und sprechen lernten, und als die ganze Initiative der Geschichte erst nur diesen Classen angehören konnte. Aber seit den beiden Restaurationen von 1815 und 1849 ist in der deutschen Volkseiche der Umlauf der geistigen Säfte zwischen Wipfel und Wurzel auf sehr bedenkliche Weise unterbrochen worden.

Leider wird diese Unterbrechung allen Aussichten nach noch lange dauern. Schon aus staatspolizeilichen Hinderungsgründen würde man ja auch kaum einen Verein zustande kommen lassen, der es sich zum Geschäfte machte, dem Volke aus dem Fünftelsafte aller geistigen Blüten den erfrischenden Labetrunk nicht blos zu bereiten, sondern auch zu verabreichen. Wie wäre dies in einer Zeit möglich, wo hier und da sogar die „Einleitungen in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" verpönt wurden? wo sogar der Crême der Gesellschaft die Crême der Geschichte vor dem Munde weggeschöpft wird? wo den Kindern schon die Köpfe eingedrückt werden, ehe sie noch die vier Wände beschrien haben?

Viel eher dünkt uns eine solche Association in der Schweiz möglich, in diesem Lande der europäischen Mitte, das mit seinem eigenen Gebiete in die Gebiete dreier europäischer Hauptsprachen hineingreift. Dort würden auch wol Bundesbehörden und Cantonalbehörden dem Unternehmen fördernd unter die Arme greifen. Fortwährend wird in dieser Schweiz das Für und Wider über Stiftung einer eidgenössischen Hochschule lebhaft verhan-

delt. Diese letztere schlösse keineswegs die Gründung eines Vereins aus, der es sich zur Aufgabe setzte, eine wissenschaftlich gediegene und gleichwol durch und durch praktische und populäre Volksliteratur ins Leben zu rufen. Die eidgenössische Hochschule vollständig in Ehren gehalten, sind wir jedoch überzeugt, daß ein solcher Verein noch bei weitem ersprießlicher sein und dem Volke viel unmittelbarer zum Vortheile gereichen würde. Mit praktischem und großartigem Sinne geleitet, kämen die Früchte des Unternehmens zunächst der gesammten eidgenössischen Bevölkerung deutscher, französischer und italienischer Zunge zugute. Die heilsamen Folgen würden sich aber noch weit über die Grenzen der Schweiz hinaus erstrecken. Auch hätte die Sache noch einige Nebenvortheile: man käme dem etwas siech gewordenen schweizerischen Buchhandel zu Hülfe, da er in lebhaftern activen Verkehr mit den angrenzenden Hauptvölkern gebracht würde. Mit einer solchen Association für wirklich populäre Völkerliteratur — denn unsere gerühmte Weltliteratur besteht doch nur in der Einbildung, jedenfalls nur für einen sehr kleinen Theil der Welt — könnte sich die Schweiz leicht zu Dem machen, was mit ihre Bestimmung ist: zu einer geistigen Großmacht in Europa, zu einem Mittelpunkte des geistigen Weltverkehrs. Und noch dazu erfoderte dieses Unternehmen nur geringen Aufwand oder gar keinen Aufwand, da es sich bald mehr als selbst bezahlt hätte. Darin liegt wol eine Aufgabe, „des Schweißes der Edeln werth".

In Deutschland dagegen würde dieser Schweiß wol vergebens fließen. Alle Verhältnisse unbefangen ins Auge gefaßt, müssen wir Deutschen uns aufrichtig bekennen, daß wir noch gar nicht in die Periode unserer Geschichte eingetreten sind, in der überhaupt eine populäre Literatur, namentlich eine Geschichtschreibung nicht blos über, sondern auch für die deutsche Nation, schon zu den erreichbaren Dingen gehört. Es wird also auch damit sein gewöhnliches Bewenden haben: erst wird wieder einmal die Noth Geschichte machen und dann erst kommen die deutschen Geschichtschreiber herein und erzählen uns, es mußte so sein.

In richtiger Würdigung dieser nicht sehr erbaulichen Verhältnisse hat J. Scherr, der Verfasser der „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", von vornherein darauf verzichtet, für das Volk, für den auch von ihm scharf betonten vierten Stand zu schreiben. Er schreibt für alle Andern, die diesem Stande nicht angehören; aber mit der sichtlich hervortretenden Absicht, um diese und jene einander zu nähern; um es ihnen begreiflich zu machen, daß sie gleiche Interessen haben; um auch von seiner Seite dazu beizutragen, daß die Allen verderbliche Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Vornehm und Gering mehr und mehr verschwinde.

Schon seine Gliederung des culturgeschichtlichen Stoffs in eine katholisch-romantische, eine protestantisch-theologische und eine menschlich-freie Zeit ist nicht volksmäßig. Gegen die Eintheilung selbst ist nichts zu erinnern. Aber jene beiden erstern Perioden bezeichnen verschiedene Abstufungen einer Herrschaft der Autorität, von der sich die noch wesentlich passive Volksmasse formen und kneten, zerbrechen, zerbröckeln und wieder von neuem formen ließ; im Gegensatze zu der Neuzeit, wo sie doch endlich angefangen hat, sich auf sich selbst und ihre Kraft zu besinnen, um gelegentlich mitzurathen und mitzuthaten, um in noch etwas späterer Zeit Hammer und Ambos zugleich zu sein. Wie indessen ein Klopstock, ein Lessing und Kant die letzten und ersten Marksteine zweier Perioden sein könnten, ist natürlich für das eigentliche Volk nicht begreiflich. Es würde ihm selbst dann unbegreiflich bleiben, wenn es schon lange gewohnt wäre, im Geiste eines „Nathan", der „Ideen über Erziehung des Menschengeschlechts" und der „Kritik der reinen Vernunft" zu denken und zu fühlen, zu sprechen und zu handeln. Das würde es viel leichter fassen, daß eine neue deutsche Geschichte etwa mit dem alten Fritz und mit Joseph II., oder auch mit der Auflösung des Zunftwesens in den Städten, mit dem Verschwinden von Leibeigenschaft und Frohnen auf dem Lande beginnen könnte.

Gleichwol hat der Verfasser seine deutsche Culturgeschichte zweckmäßig abgegliedert. Er weiß es, daß es in der deutschen Welt noch eine besondere und ziemlich scharf abgegrenzte Welt gibt: die der deutschen Literaten und Derjenigen, die es noch werden wollen. Er weiß es auch, daß diese Welt ihre besondere Zeitrechnung hat, für welche sie die Daten aus sich selbst herausnimmt. Da sich so viel Ohnmacht, Zerrissenheit und Armseligkeit neben dieser Welt des im Buchstaben sich verkörpernden Geistes umhertreibt, so begreift es sich auch, daß uns umsomehr die Macht der deutschen Presse als wirkliche und einzige deutsche Hauptmacht in die Augen scheint, daß eben darum unsere Literatur einen guten Theil ihrer Zeit und Kraft auf einen separatisten Cultus verwendet, in dem sie sich selbst beräuchert, sich selbst Loblieder singt, in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung sich selbst feiert, obgleich Manches von diesem Glauben an die Macht der Presse noch sehr der „romantischen" Periode angehört. Allein so begreiflich dies ist, bleibt es um nichts weniger bemerkenswerth, daß dem deutschen Historiker die Geschichte der Cultur und Sitte seines Volks in besonders starken Partien und selbst unwillkürlich zu einer Literaturgeschichte umschlägt. Bei Franzosen und Briten — man vergleiche z. B. die culturgeschichtliche Schilderung der Zeit Karl's II. in Macaulay's „Geschichte von England" — ist dies anders; was denn gleichfalls erklärlich ist.

In poetischer Beziehung bezeichnet der Verfasser die altgermanischen Staatenanfänge wol allzu kurzweg als „Adelsrepubliken", als „aristokratische Freistaaten"; und die Behauptung, daß es darin mehr Unfreie als Freie gegeben, wird doch nicht ganz leicht zu erweisen sein. Auch die Urtheile über den „Menschenschlächter Karl den Großen" und seine den „Bedientenkammern des modernen Constitutionalismus" gleichenden „Reichsstände" sind zu kurz abgestoßen, um voll gerecht sein zu können. Aber

deshalb darf man mit dem Verfasser nicht rechten. Der Verleger hat ihm den Rahmen ziemlich enge zugemessen, worin er von zwei Jahrtausenden her die Bilder der Cultur und Sitte aufrollen sollte. Das war keine Kleinigkeit gegenüber einem gebildeten Publicum, worin sich jeder Einzelne doch auch auf die Sache zu verstehen meint und von denen es manche dem Maler wol gar verübeln, wenn sie im Vordergrunde des Bildes nicht ihr eigenes Porträt wiederfinden. In den Schriften von Duller, Pfaff, Venedey konnten die politischen Geschichtspartien jener frühern Zeiten auf dem weitern Raume auch bis in Einzelnes hinein deutlicher abgewickelt, es konnte das Eine durch das Andere in helleres Licht gestellt werden. Scherr dagegen hat sich als Meister der schweren Kunst gezeigt, in großen wohlgeordneten Gruppen, in stets fesselnder Darstellung, ein reiches und vielseitiges Wissen so lebendig flüssig zu erhalten, daß es unmittelbar in Saft und Blut übergeht, ohne die vorgängigen Beschwerden einer mühselig langweiligen Reflexion, die so viele Schriftsteller zur Ergänzung des eigenen Gedankengangs ihren Lesern in die Schuhe schieben. Und wenngleich es dem größten plastischen Künstler nicht gegeben ist, aus jedem zollangen Marmorsplitter eine Mediceische Venus oder einen Laokoon in tadelloser Vollendung herauszumeißeln: so hat doch auch der Verfasser der deutschen Culturgeschichte ein höchst erfreuliches Beispiel gegeben, wie sich gerade die Reichen an Geist zu verdichten wissen, sobald ein seines Vortheils beflissener Verleger allen Excessen über die vorgeschriebene Bogenzahl hinaus vorzubeugen sucht.

Bei der Auffassung der Reformation und der Männer, die ihr Bahn gebrochen, läßt sich der warmblütige Verfasser durch seine antitheologische Zornmüthigkeit bis zu einiger Mishandlung Luther's hinreißen. Mit sichtlichem Aerger faßt er ihn am Aermel an, um ihn zurückzuschieben und Zwingli hervorzuziehen. Aber er wird die mächtige Gestalt aus dem Vordergrunde ihrer Zeit nimmer verdrängen und es wol geschehen lassen müssen, daß sich darauf mehr als auf alle Andern auch die Augen der spätern Geschlechter hinlenken. Der Verfasser möchte ihn bis in die siebente Generation hinein für alle Sünden und Gebrechen einer spätern theologisch steifen und politisch kriecherischen Orthodoxie verantwortlich machen. Er scheint es ihm auch zu verübeln, daß er uns nicht im Sturmschritte, an der Spitze der deutschen Bauern, in die „menschlich-freie Zeit" hineingeführt hat. Also mißt er ihn nach dem neufranzösischen Mètremaße beiläufig aus, um ihn dann allzu klein zu erfinden, um nicht zu dem Resultate zu kommen, daß jeder Zoll an ihm ein Mann war. Allein wie später der Verfasser selbst die deutschen Bauern sogar noch in der menschlich-freien Zeit schildert, möchte auch Luther nicht gar weit mit ihnen gekommen sein.

Der Mann, der trotz allen Teufeln, an deren Existenz er so lebhaft glaubte, nach Worms ging, der die Marseillaise der Reformation gedichtet, der die Deutschen wieder deutsch denken und sprechen gelehrt, der zum Volke geredet und für dasselbe geschrieben hat wie Keiner vor und nach ihm: war nicht blos ein großer Charakter, sondern auch ein mächtiger Genius. Es war nicht seine Schuld, daß später wieder die deutschen Gelehrten die Sprache des Volks verlernten, daß sie ihnen bis in die neueste Zeit noch nicht besonders geläufig worden ist. Freilich gab er uns statt des in Rom einen „papiernen Papst". Aber dieser trug die Fähigkeit der Vervielfältigung in solchem Maße in sich, daß er aus sich selbst heraus auch seine Gegenpäpste schaffen mußte; daß mehr und mehr jeder Einzelne sein Glauben und Wissen zum Papste kürte; daß endlich Jeder in der Behauptung seiner individuellen Selbständigkeit der Gegenpapst jedes Andern geworden ist; daß also den vielen gegenüber auch jede besondere Autorität keine besondere Bedeutung mehr hat. Die „Bornirtheit" Luther's, im Gegensatze zu einer schwächlichen und nach allen Richtungen hin sich verdünnenden Vielseitigkeit und Vielthätigkeit, war doch nur die Vereinigung seiner ganzen Kraft auf einen entscheidenden Punkt. Nur dadurch werden auch im geistigen Kampfe die großen Napoleon'schen Siege erfochten. Weil er das eine Erreichbare, das er wollte, recht gewollt hat, hat er noch weit über sein eigenes Wollen hinaus gewirkt. Das hat Gervinus in seiner „Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts" sehr treffend hervorgehoben, wie Luther, Zwingli und Calvin ihre besondern Missionen zu erfüllen hatten, wie sich jeder dieser Reformatoren durch die ihm gegebenen Verhältnisse bestimmen lassen mußte, um selbst und dauernd bestimmend zu sein. Im Vergleiche nicht blos mit den „Schwärmern der Reformationszeit", sondern auch mit dem „geistreichen Hutten", dem „besonnenen Milton" und selbst dem „kältesten Denker Machiavelli" bemerkt sogar Gervinus mit Recht, daß „Luther allein, als ein wahrer geschichtlicher Seher, das Maß der Kräfte richtiger angeschlagen habe, das die damalige Zeit an das große Werk zu setzen hatte, sowie das Maß derjenigen Kräfte, die noch künftige Zeiten würden daran setzen müssen". Auch in der kleinen deutschen Geschichte von H. Rau ist Luther's Auftreten und Wirken warm und wahr geschildert.

Der Verfasser der „Geschichte deutscher Cultur und Sitte", wie sich dies auf seinem neuzeitlich humanistischen Standpunkt ganz von selbst ergibt, ist kein Freund der verschiedenen Arten von Orthodoxie, die sich im privilegirten Dienste der Vermittelung des irdischen und himmlischen Verkehrs entweder successiv aus dem Amte verdrängt haben, oder die sich nun nach der Entdeckung neuer Verkehrswege in das Amt theilen müssen, wobei es denn, wie bei aller Concurrenz, nicht ohne Brotneid abgeht und oft noch mehr wegen der irdischen als wegen der himmlischen Spesen. Darum hat er auch jede ängstliche Rücksicht auf die Bekenner des orthodoxen mosaischen Glaubens, die sich etwa unter seinen Lesern befinden möchten, aus den Augen gesetzt. Denn er servirt aus allen Perioden deutscher Cultur eine reichliche Menge Schweinefleisch in mannichfach zubereiteten Schüsseln. Stets weiß er

dieselben jedoch aus eigenen Mitteln wohl zu salzen. Und läßt gleich sein Buch im Ganzen den Eindruck zurück, daß er damit sparsamer hätte umgehen können, um mehr Raum für Anderes zu gewinnen; daß er sich gegen das Gesetz des Ebenmaßes, der verhältnißmäßigen Vertheilung und Gliederung des überreichen culturgeschichtlichen Stoffs etwas rebellisch benommen hat: so läßt sich doch im Einzelnen kaum behaupten, daß diese oder jene seiner bis zum haut goût gewürzten Speisen nicht am rechten Orte aufgetragen sei.

Wer die Geschichte der Sitten seines Volks kennen lernen will, muß ja auch die der Unsitten mit in den Kauf nehmen. Er darf sein Auge vor der bestialischen Seite der Menschennatur nicht verschließen wollen. Der Verfasser, obgleich er nicht selbst spricht, sondern stets nur die Geschichte sprechen läßt, erinnert doch zuweilen an Luther durch die Keckheit und gesunde Derbheit, womit er aller Pruderie zum Trotz der Wahrheit eine Gasse bricht. Auch hat dieser Theil seines Werks eine sehr ernste und sehr sittliche Bedeutung. Was sonst nur als schmuzige Anekdote in Umlauf war, die leichtfertig angehört und leicht wieder vergessen wurde, wird durch die Einreihung in den Zusammenhang einer deutschen Sittengeschichte zum schlagenden thatsächlichen Beweise, wie sehr bis in die „menschlich-freie Zeit“ hinein dem schon oft beschrienen Götzendienste des goldenen Kalbs auch noch der des vergoldeten Schweins zur Seite geht. Jeder ehrbare deutsche Bürger, der noch auf Zucht und Sitte in Haus und Familie hält, muß sich doch gerade bei der Erzählung solcher Dinge, wie etwa im dritten Buche auf S. 549, aufs tiefste sittlich empört fühlen; und er mag es sich aus wenigen Zeilen deutlicher als aus dickleibigen Folianten herauslesen, daß die schwerfällig wandelnde deutsche Geschichte noch bei weitem tiefer im Moraste steckt, als es die Einen auf ihren pietistischen Stelzen, als es die Andern durch ihre plumpen Holzschuhe hindurch zu empfinden meinen. Wenigstens sollte er sich sittlich entrüstet fühlen; wenn nicht, es wäre nur um so schlimmer mit dem deutschen Volke bestellt. Jedenfalls wird es aber Niemand dem Verfasser verübeln, daß er bald die freche Schamlosigkeit sich selbst prostituiren läßt, bald auch der schamlosen Heuchelei die Larve von der Fratze reißt.

Eine verhältnißmäßig ausführlich behandelte und sehr gelungene Partie ist die Geschichte der Hexenprocesse. Ein mit Ekel gemischtes Entsetzen ergreift uns im Rückblicke auf diese Gräuel, auf die verheerende Pest des Wahns und eines ansteckenden Aberglaubens, dem sich der Beerbung der zu Tode gemarterten Opfer auch noch die berechnende Bosheit und der schmuzigste Eigennutz beigesellten. Daß dagegen das deutsche Volk vernünftig genug war, dem ersten pfäffischen Hauptinquisitor, der seine Wälder zu Scheiterhaufen plündern wollte, auf den Kopf zu schlagen, gewährt umsoweniger einen dauernden Trost, als doch auf andern Gebieten als dem der Religion noch eine überflüssige Menge von Inquisitoren und Ketzerriechern übriggeblieben ist. Auch der Hexenprocesse der allerneuesten Zeit thut Scherr Erwähnung; jedoch nur kurz, wie sich gebührt, weil sie doch eine vorwiegend lächerliche Seite haben. Wir meinen natürlich jene politisch-literarischen Processe, wodurch den deutschen Literaten und Schriftgelehrten auf den Kopf nachgesagt wird, daß sie bereits in alle deutschen Haupt- und Nebengewässer eine solche verdächtige Menge ihres Spiritus gegossen haben, um es für ihrer jeden ein Leichtes sein zu lassen, sie mit dem Fidibus in der Hand in vollverheerende Flammenströme zu verwandeln. Da man seit einigen Jahrzehnden an die Möglichkeit dieses Wunders so beharrlich glaubte oder zu glauben vorgab, so war es umsoweniger ein Wunder, daß sich die Schriftgelehrten selbst mit dem stolzen Bewußtsein ihrer nekromantischen Künste immer mehr durchdrangen, bis sie sich endlich in der Paulskirche und zu Erfurt durch wechselseitigen Unterricht aller Parteien vom Gegentheile überzeugen konnten, und daß sich ihrer manche, gerade wie in der Periode der eigentlichen Hexenprocesse, im guten Glauben umsomehr für Hexenmeister hielten, je weniger sie es waren.

In Summa ist das Buch Scherr's trotz einigen daran zu machenden Ausstellungen ein sehr gutes Buch. Der nicht allzu gelehrte Leser wird daraus vielfache Belehrung schöpfen; Alle werden sich damit vieles ganz oder halb Vergessene wieder auffrischen, oder sich das in allen Winkeln des Gedächtnisses Zerstreute in lebendigern Zusammenhang bringen. Und daß Jeder, ob er sich nun über die Sünden und Thorheiten deutscher Vor- und Mitmenschen ärgern oder sie belachen möge, darin von Anfang bis zu Ende eine spannende Unterhaltung finden wird, gehört doch in dieser trübselig schlaffen Zeit auch nicht zu den geringsten Verdiensten. Wir meinen auch wirklich, daß das Buch zahlreiche Leser finden werde; sogar dann, wenn man es ruhig die Wege des Buchhandels gehen läßt und, versteht sich, noch bei weitem mehr, wenn etwa Polizeien und Gerichte die Gefälligkeit hätten, mit einigen officiellen Fingerzeigen darauf besonders aufmerksam zu machen.

Ein gut gemeintes Buch ist die Darstellung der „Deutschen Einheitsbestrebungen“ von Dr. K. Klüpfel. Welcher Deutsche sollte auch nicht die Neigung haben, sich diese Bestrebungen einmal in ihrem „geschichtlichen Zusammenhange“ zu besehen? Indessen muß man sich doch mehr ein Interesse am Buche nehmen, als daß es durch das Buch gegeben würde. Nach seiner Durchlesung hat man zwar das immerhin angenehme Gefühl einer treu erfüllten Pflicht; aber doch kann man sich ebenso wenig einiger Freude erwehren, daß man mit den gedruckten Einheitsbestrebungen zum Schlusse gekommen ist, als man es beklagen mag, daß die wirklichen Einheitsbestrebungen zu keinem Schlusse gekommen sind.

Mit redlichem Bemühen und ausdauerndem Fleiße hat der Verfasser Alles theils durchforscht, theils wenigstens berührt und am rothen Faden der deutschen Einheitsidee aneinandergereiht, was auf die Verwirklichung derselben irgend welche nähere und entferntere Beziehung

hatte. Schon darin liegt ein eigenthümliches Verdienst, daß er aus dem Gerölle einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit gerade nur diejenigen Bausteine zusammengelesen, die sich über der vielspaltigen Mannichfaltigkeit deutscher Ansichten und Interessen als Kuppel wölben sollten, um sie in Einheit zu erfassen, auch bei Stürmen und Unbilden eines rauhen Wetters die Elemente deutschen Volkslebens gegen weitere Zerklüftung und Verwitterung zu schirmen. Er hält am Glauben fest, daß vielleicht künftige Baumeister einen guten Theil des hier aufgespeicherten, historisch auseinandergelegten und gesichteten Materials als brauchbar befinden und zweckmäßiger als ihre Vorgänger verwenden werden. Und als er am Schlusse seines Werks bis zur feierlichen Beisetzung der in Protokolle und stenographische Berichte verpackten heiligen Knochen des weiland Deutschen Reichs zuerst in der Paulskirche, dann in Erfurt, endlich wieder in der Eschenheimer Gasse gekommen ist, so verläßt ihn auch dann die Hoffnung nicht. Denn „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!" Doch gehört er so wenig zu den voreilig Verzagenden als zu den voreilig Hoffenden. Für letzteres hat er sich viel zu viel gründliches deutsches Wissen an die Flügel gebunden, womit er sich zum Blicke in die Zukunft über die Gegenwart zu erheben versucht. Er scheint vielmehr den drei weltgeschichtlichen Tagen bis zum deutschen Ostermorgen eine hinlänglich geräumige Dauer beizumessen, um es für möglich zu halten, daß bis dahin noch manches Wasser den deutschen Rhein hinunterlaufen und noch manches deutsche Buch über deutsche Einheitsbestrebungen geschrieben werden könnte.

Das Buch des Verfassers selbst gehört mithin zu den sehr gemäßigten und polizeilich assecurirten Untersuchungen zur Begründung deutscher Einheit. Nur ein einziges mal, nämlich auf S. 344, scheint ihn sein Eifer für die gute Sache allzu weit fortgerissen zu haben, indem er nachträglich für das russisch-preußische Heer die Schlachten bei Großgörschen und Bautzen gewinnt. Im gewöhnlichen militärischen Sinne waren dies zwar keine Siege, aber in seinem Sinne hat der Verfasser gleichwol Recht. Die deutsche Wissenschaft weiß überhaupt nur von moralischen Erfolgen, handelte es sich gleich um solche materielle Dinge, wie Kanonen- und Gewehrkugeln, womit sich die Völker dann und wann niederschmettern lassen, zur pflichtmäßigen Vollstreckung der die Zeit beherrschenden Gedanken, die noch so häufig nicht ihre eigenen Gedanken sind. Und solche moralische Siege waren ja wirklich auch jene beiden Schlachten, da sie immerhin der deutschen Nation die Gewißheit gewährten, daß die Periode der Niederlagen von Jena und Auerstädt wenigstens für den Kampf der Leiber, obwol noch nicht für den parlamentarischen Kampf der Geister, glücklich vorüber sei.

Ueber die allerneuesten deutschen Einheitsbestrebungen geht der Verfasser nicht sehr streng zu Gericht. Dazu hat er zu viel Respect vor den gelehrten und wissenschaftlichen Notabilitäten, die sich in Frankfurt und Erfurt daran betheiligt hatten. Er urtheilt darüber sehr mild; und um in seinem Urtheile mild zu bleiben, hat er sich ziemlich kurz gefaßt. Vielleicht würde er sich noch kürzer gefaßt haben, hätte er sich gerade an Goethe's Distichon erinnert:

> Deutschland! Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
> Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Vor der vornehm aristokratischen Geschichtschreibung, die sich nicht herabläßt, die „Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk" zu schreiben, würde H. Rau's kleine Schrift kaum Gnade finden. In der That hat sie ihre Fehler. Sie ist gar zu vorwiegend und gar zu absichtlich deutschkatholisch; und doch ist der Deutschkatholicismus ein viel zu enges Gehäuse, als daß in dieser Zeit der vorherrschenden materiellen Volksinteressen auch nur der kleinste Theil derselben darin Raum fände. Die mit gesperrter Schrift gedruckte und auf Flaschen gezogene Moral, die der Verfasser da und dort dem Volke zu Nutz und Frommen aus dem Weinberge der Geschichte herausgelesen, ist meist zu predigerhaft verdünnt, zu unbestimmt allgemein: sie prägt sich nicht in kernhaften Sprüchen mit epigrammatischen Spitzen dem Gedächtnisse ein; sie ist schon lange vergessen, ehe sie befolgt werden könnte. Und am Ende wird das deutsche Volk auch nur mit dem oft verbrauchten Troste abgefunden, daß das erste Gesetz in der Weltordnung „Vorwärts!" heiße; daß der unaufhaltbare Völkerfrühling auf den Winter folge; daß es auch von ihm, dem „großen, edeln deutschen Volke" einst heißen werde: „Du hast gesiegt." Wie es aber siegen könne und solle, wird dem Volke um so vollständiger verschwiegen, als man die Geheimnisse am wenigsten ausplaudert, die man selbst nicht weiß.

Es ist sehr bequem, wenn es wieder einmal recht schlecht in der Zeit hergegangen ist, sich sogleich wieder mit der Zeit zu trösten. So hat es auch der Verfasser der Schrift über die deutschen Einheitsbestrebungen gemacht. Bei solcher trostbereiten Gemüthsstimmung wird es freilich nie an Trostgründen fehlen. Das gutmüthige deutsche Volk kann sich deren sogar noch weit speciellere, als sie in den hier besprochenen Schriften zu finden sind, aus nächster Nähe zusammensuchen, wie etwa den folgenden.

Die Schweiz hat nicht viel über ein Zwanzigtheil der Bevölkerung, die das große Deutschland umfaßt. Es braucht natürlich bei weitem mehr Zeit und Arbeit, um die zwanzigfach größere Masse von Teig mit dem nothwendigen historischen Sauerteige zu durchkneten, besonders dann, wenn den eifrigsten Arbeitern fort und fort auf die Finger geklopft wird. Außerdem hatte die Schweiz hundertfach geringere Schwierigkeiten zu überwinden. Denn wenigstens seit dem Jahre 1830 oder bald nachher war sogar von Rechts wegen das Schicksal des schweizerischen Volks in die Hand des als souverän erklärten Volks gelegt; und was noch weit mehr zu bedeuten hat als solche papierene Erklärungen: es konnte seinen Willen durchsetzen, ohne irgendwo, von andern Steinen des Anstoßes ganz zu schweigen, auf die eiserne

Barrière der gekreuzten Bayonnete eines stehenden Heers zu treffen, da ja in der Schweiz schon lange das Volk auch das Heer war. Gleichwol brauchten diese Schweizer ihre 18 Jahre, um endlich aus der Zersplitterung heraus den Schritt in den neuen Bundesstaat mit beiden Beinen zu thun, zu dem sie ebenso lange das eine Bein schon in der Luft hatten. Auch bei ihnen hatte es also an der Zeitenuhr lange zuvor ausgehoben, ehe ihre Stunde schlug. Und noch dazu ist ihnen jener Schritt nicht anders gelungen als unter besonders günstigen äußern Verhältnissen. Wer dürfte also vermessen genug sein, ein leichtfertiges Verdammungsurtheil über die angeblich so unpraktischen und politisch so schwerfälligen Deutschen auszusprechen?

Das Alles ist richtig. Und wenn etwa da und dort ein Schweizer oder sonst wer in die Brust sich werfen sollte, um sich der günstigern Stellung seines Volks als eines besondern Verdienstes zu berühmen, statt sich derselben in Bescheidenheit als eines glücklichen Gewinnstes in der großen Völkerlotterie zu erfreuen: so mag auch dieser Hochmuth, wie jeder andere, gebührend gegeißelt werden. Indessen: beati possidentes. Auch kein verständiger Deutscher wird es also den Nationen, die einen großen Schritt vor uns voraus haben, besonders verargen, wenn mitunter ihre Freude darüber sogar zur Schadenfreude wird: solange noch so mancher deutsche Wortführer des steifen Glaubens scheint, daß er seinerseits Alles wohlgemacht habe; solange noch die gemeinschaftliche Schuld immer nur von einer Achsel auf die andere geschoben wird.

Um uns also mehr als nur das mitleidige Achselzucken der politisch vorgeschrittenen einheitlichen Völker zu verdienen, sollten wir Deutschen nicht blos in Generalbeichten, wie das zuweilen schon geschehen ist, unsere Sünden und Fehler ehrlich eingestehen, sondern endlich einmal die Welt wissen lassen, daß wir etwas und was wir in den Studentenjahren von 1848 und 1849 bis zu unserer Relegation gelernt haben. Alle in ehrwürdiger Gelehrsamkeit ergrauten Professoren werden es zwar kaum gern gestehen, daß sie in der Schule, wäre es auch die der Erfahrung, überhaupt noch etwas lernen könnten. Aber doch hat sich ja schon Gervinus entschlossen, in diesen sauern Apfel zu beißen; und daß er es gethan, gereicht ihm zu besonderer Ehre. Er hat damit den Beweis geliefert, daß noch nicht jeder deutsche Gelehrte in dem Maße sein „papierener Papst" geworden ist, um nicht den kleinsten Zweifel an seine Untrüglichkeit in sich aufkommen zu lassen, während doch schon die übrige Menschenwelt von diesem Skepticismus sehr lebhaft ergriffen ist.

Dagegen wird mit solchen immer noch allzu gebräuchlichen Selbstvertröstungen, wie in der Schrift von H. Rau, auch nicht das Mindeste gewonnen; weder für die Selbsterkenntniß des deutschen Volks, noch für dessen gerechte Würdigung von Seiten anderer Völker. Gleichwol zählen wir diese kleine Schrift zu den erfreulichsten Erscheinungen der deutschen geschichtlichen Literatur. Sie ist von Anfang bis Ende wirklich klar und faßlich für das Volk, mindestens für einen sehr beträchtlichen Theil desselben. Sie ist von Anfang bis Ende von einer wohlthuend warmen und lebendigen Theilnahme an den Schicksalen des Volks gehoben und getragen. Sie umfaßt — und dies ist besonders hoch anzuschlagen — eine sehr mäßige Bogenzahl; sie vergißt gleichwol keine Hauptsache und ist doch auch kein dürres und todtes Skelett, bei dessen Betrachtung das lesende deutsche Volk sich entweder selbst schon für gestorben hält, oder dem Zwillingsbruder des Todes, dem Gedanken lösenden Schlafe, unrettbar in die Arme sinkt. Selbst auf verhältnißmäßig engem Raume enthält diese Schrift noch manches überflüssige Wort. Aber umsomehr ist sie ein Zeugniß dafür, daß eine deutsche Volksgeschichte, welche kurz und gut genug ist, um zum Volksbuche zu werden, doch vielleicht noch zu den erreichbaren Dingen gehört. Schon damit hat der Verfasser nichts Geringes und wol mehr geleistet als jene Historiker, die, mit dem Reifrocke ihrer Noten und Citate angethan, den Jahrmarkt und die Kirmes besuchen; die mit der Erklärung, daß sie nun auch einmal Volk mit dem Volke sein wollen, das Nöthige gethan zu haben meinen und sich des guten Glaubens getrösten, daß es sich nun auch das Volk zur besondern Ehre schätzen werde, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Die Geschichten des deutschen Volks von E. Duller, A. Pfaff und J. Venedey sind noch lange nicht vollendet. Wir gehen kurz darüber weg, da begreiflich das Beste und Wichtigste, da Alles, was mit besonderer Bedeutung bis in unsere Gegenwart herübergreift, noch in den Federn steckt. Um so mehr schieben wir unser Urtheil hinaus, als es auch in Sachen der Kritik ein weises Sprüchlein ist, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll. Von den Verfassern dieser Werke aber hat inzwischen selbst einer vollendet. Mit dem Tode E. Duller's hat ein Herz zu schlagen aufgehört, das treu und hingebend dem deutschen Volke schlug. Er hat den Schmerz über das Schicksal dieses Volks sich selbst auf die kranke Brust gehäuft; er hat bis zur Erschöpfung seiner letzten Kräfte daran gearbeitet, das deutsche Volk von innen heraus wieder aufzurichten, es mit dem Glauben an sich selbst, mit dem Vertrauen auf seine Zukunft zu durchdringen, damit es über gescheiterte Hoffnungen weg seine Bahn rüstiger fortsetze. Solcher geräuschlosen Märtyrer, die bis zum Unterliegen unter der Last das Kreuz des Volkes auf sich zu nehmen suchten, um es freier und leichter seines Weges wandeln zu lassen, hat Deutschland schon so manche gehabt! Sie sind die weiblichen Genien des Vaterlandes, deren Kraft sich mehr im Dulden als im Schaffen und Handeln offenbart. Ihrer wird meist nicht viel geachtet. Sie sind dennoch aller Ehren werth. Und immerhin mag sich Deutschland dessen erfreuen, daß es solche spartanische Mütter hat, die ihre Söhne in den Kampf für das Vaterland zu Sieg oder Tod schicken. Es fehlt ihm nur noch an den Söhnen, die sich schicken lassen.

Hier und da wurde es getadelt, daß Duller in den

einleitenden Abschnitten seines Werks auch über Hindu und Celten, über Afghanen und Tscherkessen berichtet; daß er die Geschichte der Deutschen nicht sogleich mit den Deutschen selbst angefangen habe. Wir loben ihn darum und dies umsomehr, da er auf seinem scheinbar weitläufigen Umwege doch nur wenig Zeit braucht, um uns in die germanischen Urwälder einzuführen. Die großen Völkerfamilien sind in allseitigem Hader als feindselige Geschwister auseinandergegangen. Erst in der allerneuesten Zeit besinnen sie sich wieder auf ihre gemeinschaftlichen Interessen. Warum sollten sie nicht auch ihrer Verwandtschaften in Sprachen, Sitten, Gebräuchen und Gesetzen gedenken? Vielleicht ist es gerade durch diese Verwandtschaft, durch diese eingeborene Eigenthümlichkeit unsern Brüdern oder Vettern in Asien beschieden, den drohenden Uebergriffen des Russenthums gegenüber dort eine ähnliche weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, wie sie die Germanen gegen die Römerherrschaft in Europa zu erfüllen hatten. Gerade jetzt, da sich die Schwingungen des europäischen Völkerlebens in wachsenden Kreisen auch über den lange erstarrten Orient ausdehnen, liegt es wenigstens nahe genug, auch in einer deutschen Volksgeschichte mit wenigen Worten darauf hinzudeuten.

In den Anfängen von Duller's Werk läßt es sich zwar zuweilen bemerken, daß der Historiker und der Dichter auseinandergehen. Oefter aber sehen wir beide Hand in Hand, der eine den andern ergänzend. Mit jenem poetischen Sinne, der den historischen keineswegs ausschließt, faßt er nicht selten das Vergangene und Gegenwärtige, das Ursprüngliche und das in Sprache, Sitten und Gewohnheiten des Volks noch jetzt Fortlebende als frisches Ganzes zusammen. Die Kluft der Zeiten vermindert sich; Gewordenes und Werdendes treten in deutlicherer Nähe vor Augen. Dies verleiht manchen Partien dieser Volksgeschichte ein eigenthümliches Gepräge; es gibt ihnen den Reiz der Sinnigkeit und Innigkeit. Wir wünschen, daß das Werk auch später dieses Reizes nicht entbehre. Wol ist es schwierig für einen Dritten, ein schon begonnenes Buch in seinem ursprünglichen Geiste fortzuführen und zu vollenden. Doch ist ja auch die Fortsetzung desselben in gute Hand gegeben.

Die begonnenen Geschichtswerke reichen noch nicht bis zu jener mächtigen Völkerbewegung von Anfang des 16. Jahrhunderts, noch nicht bis zur Periode der Reformation, von deren Früchten auf dem politischen und socialen Gebiete wir noch heutzutage uns nähren müssen, und zwar, so scheint es, mehr in Leid als Freude und noch keineswegs zu besonderer Labung und Stärkung. Die Verfasser jener Werke finden also noch Anlaß, Manches zu besprechen und hervorzuheben, was in der Auffassung und Beurtheilung der Reformationszeit nicht immer gebührend betont wird.

Indem sich der Protestantismus an die ihm da und dort geneigten Regierungen anlehnte, sich in diesen eine Stütze suchte und suchen mußte, um selbst Bestand zu gewinnen, ist er auch seinerseits eine Stütze der weltlichen Gewalt geworden. Er hat die Landesherren zu Landesbischöfen gemacht; er hat in Deutschland nicht wenig dazu beigetragen, die Landeshoheit auszubilden und den vielgliederigen, langsam kriechenden, aber doch noch an dünnen Fäden zusammenhängenden Reichskörper in Stücke zu zerlegen, aus deren jedem ein Kopf oder Köpfchen herauswuchs. Welchen erschöpfenden Curen mußte sich doch seit 300 Jahren der deutsche Michel unterwerfen, um sich die Würmer zu vertreiben, um sich nach und nach einige Linderung zu verschaffen! Während nun der Protestantismus der weltlichen Gewalt diente, ist er ihr zugleich mehr und mehr dienstbar geworden. Er ist absolutistisch in den absoluten Staaten geworden, scheinbar constitutionell in den constitutionellen Scheinstaaten, polizeilich in den Polizeistaaten, sogar militärisch in den Militärstaaten, soweit er es ohne eigene persönliche Gefahr werden konnte.

Ueber diesen angeblichen „Servilismus" der protestantischen Geistlichkeit gegenüber der stolzen Unabhängigkeit der Träger der katholischen Kirche, die ihren Mittelpunkt außerhalb alles besondern Staatsverbandes gefunden und behauptet hatte, haben die eifrigen Repräsentanten der „menschlich-freien Zeit" schon oft Zeter geschrien und zwar — nach unserm Bedünken — mitunter zu viel, zu laut und etwas in den Tag hinein. Ist doch jene Geistlichkeit auch demokratisch geworden in den Staaten der nordamerikanischen Union, und zwar in solchem Maße, daß sie sich allen Regungen des Volksgeistes bis in die einzelnen Gemeinden hinein bequemen und anfügen muß. Sie beherrscht also nirgends mehr unsere Zeit, sondern hilft es nur mit verkünden, was gerade die Zeit beherrscht; sie gibt nur noch einzelne Stimmen zur allgemeinen Stimmung, nur noch einzelne Meinungen zur öffentlichen Meinung ab. Auf dem bewegten Strome des Volkslebens ist sie nur ein Schiff unter tausend andern Schiffen, das sich auf der Oberfläche wiegt, das allen Krümmungen, aber auch allen Stromschnellen folgen muß. Und wo das Fahrwasser nicht mehr gar zu seicht ist, hat die protestantisch-theologische Schiffsmannschaft selbst die Fähigkeit verloren, den Schlamm noch aufrühren zu können, um für sich im Trüben zu fischen.

Ganz anders verhält es sich mit dem katholischen Klerus, der mehr oder minder außerhalb des Staats steht, der eine feste Stellung am Ufer behauptet, der eben darum schon lange die Macht besaß und zum Theil noch jetzt besitzt, die gerade langsam fließenden Gewässer für einige Zeit zum völligen Sumpfe einzudämmen. In den Staaten mit vorherrschend katholischer Bevölkerung und einem verhältnißmäßig zahlreichen und mächtigen Klerus kann darum das öffentliche Interesse wol die Dämme plötzlich durchbrechen und einen scheinbar glänzenden Sieg gewinnen, ohne doch der Früchte des Siegs dauernd froh zu werden. Denn die Vorurtheile und Sonderinteressen, die im Bereiche der weltlichen Herrschaft niedergerungen wurden, finden sogleich wieder ein Asyl auf dem Boden der Kirche, aus dem sie sich zu neuem Kampfe neue Nahrung saugen. So bietet uns die Geschichte der romanisch-katholischen Völker den be-

ständigen Wechsel heftiger und gewaltsamer Erschütterungen mit längern Perioden der völligen Erschlaffung. Bei den germanisch-protestantischen Bevölkerungen dagegen sind Schläge und Rückschläge minder heftig, und trotz allen Schwankungen ihrer Geschichte im Einzelnen bleiben sie doch im stetern Flusse, weil das Ringen der gegenwirkenden Kräfte immer nur zwischen den zwei Hauptparteien der Vorwärtsstrebenden und der Hemmenden statthat. In dieser Vereinfachung und Beschränkung des Kampfs aber auf zwei Hauptparteien innerhalb der einzelnen Staaten oder Staatenvereine, in dieser Beseitigung der störenden Interventionen einer mächtigen Kirche, der unselig „rettenden Thaten" eines aus dem Volksleben herausgerissenen und seine Eigenzwecke verfolgenden Klerus liegt schon ein unermeßlicher Gewinn für diejenigen Völker, bei denen sich die von neuern Historikern oft zu abschätzig behandelte Reformation durchgesetzt hat.

Noch viel geringere Beachtung findet in der Regel ein zweites wichtiges Moment, sobald es sich um Bemessung und Beurtheilung der Folgen der Reformation handelt. Diese hat die Aristokratie der Heiligen zerstört; sie hat eben darum die Feiertage vermindert; sie hat bis auf die nothwendigsten Ruhetage die Frohntage im Dienste der Kirche abgeschafft; sie hat also auch den protestantischen Bevölkerungen mehr Zeit gegeben, um für sich selbst und an sich selbst schaffen und arbeiten zu können. Und zur Befreiung aus materieller Noth, aus geistiger und sittlicher Verkümmerung kann man ja überhaupt dem Volke nichts Schätzbareres und kaum etwas Anderes gewähren als eben die genügende Zeit, um sich aus dieser Noth und Verkümmerung herauszuziehen. Denn das Beste bei der Sache muß das Volk doch immer selbst thun, und es thut dies auch wirklich, sobald ihm die Möglichkeit dazu gegeben, sobald es nicht allzu sehr für fremde Zwecke in Anspruch genommen wird.

Die Folgen dieser Verminderung der Feiertage, dieser einfachen, allbekannten und doch noch so selten gewürdigten Thatsache, sind im höchsten Maße bedeutend. Man vergleiche katholische und protestantische Gemeinden und Bezirke, die unter wesentlich gleichen Verhältnissen des Bodens und Klimas, unter gleichen äußern Bedingungen der Industrie und des Handels hart nebeneinanderliegen, und man findet fast ohne Ausnahme bei der protestantischen Bevölkerung den bei weitem höhern Wohlstand, sowie die größere Bildung und geistige Rührigkeit. Die gleichen Unterschiede sind im Großen zu gewahren: auch die protestantischen Völker haben an Herrschaft über die äußere Natur, an Macht und weltgeschichtlichem Einflusse, an materiellem und geistigem Reichthume einen unleugbaren Vorsprung gewonnen.

Es konnte auch nicht anders sein. Wo drei Jahrhunderte lang mehr gearbeitet wird, wo dann mindestens ein Theil des Mehrerwerbs als Capital zum Factor neuer Production wird: da muß ja endlich eine verhältnißmäßig höhere Stufe des materiellen Wohlstandes errungen werden. Ebenso nothwendig vermehren sich aber zugleich die geistigen Errungenschaften des Volks. Die Arbeit ist ja verständige Thätigkeit zur Hervorbringung eines Guts. Wer arbeitet, sei es Kopfarbeit oder Handarbeit, die stets nur dem Grade nach verschieden sind, bildet sich also auch geistig vorwärts; denn er muß seinen Verstand brauchen, was doch bei Wallfahrten, bei Processionen und Messehören nicht besonders nothwendig ist. Es ist zu verwundern, daß in unserer Zeit der vorwiegend materiellen Interessen, da wir uns vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus Alles zu bemessen und abzuschätzen getrauen, auf diesen Punkt noch so selten hingewiesen wurde. Wer aber mit einleuchtenden Rechnungsexempeln, mit einfachen statistischen Thatsachen nachwiese, in welchem Maße Völker und Einzelne durch das Uebermaß kirchlicher Frohndienste sich selbst geschädigt haben und fortwährend sich schädigen, möchte leicht den oft besagten Gefahren des Ultramontanismus und Jesuitismus wirksamer entgegentreten und der Sache der fortschreitenden Reformation zahlreichere Anhänger gewinnen, als es durch Predigerversammlungen und eine verspätete protestantisch-theologische Polemik jetzt noch geschehen kann. Die Geschichtschreiber des confessionell so gemischten deutschen Volks haben eine besondere Veranlassung auf diesen Gegenstand näher einzugehen, und vielleicht daß es die Verfasser der hier angezeigten Werke bei der Fortsetzung derselben auch wirklich thun werden.

Die Verleger dieser Werke haben natürlich in ihren Ankündigungen nirgends verfehlt, die Kauf- und Leselust mit der Versicherung zu schärfen, daß jetzt erst und endlich einmal nach vielhundertjähriger Schreiberei ein Buch erscheinen werde, welches das ganze deutsche Volk rückwärts sehend mache und es zugleich in dicht geschlossenen Colonnen vorwärts in Marsch setze; ein Buch über deutsche Volksgeschichte, mit dem die Geschichte des deutschen Volks recht eigentlich erst anfange. Dies war nur die herkömmliche Verbeugung gegen alle möglichen Kunden, die selbst von den wirklichen Kunden nicht durchweg erwidert werden dürfte. Die einsichtigen Verfasser jener Schriften schweben dagegen sicher nicht in der schriftstellerisch romantischen Täuschung, daß sie mit ihren vier Bände schweren Werken das geistige Manna für alles deutsche Volk in der Wüste regnen ließen. Auf diese Weise läßt sich die Masse nicht durch Masse zwingen und deutsche Volksbücher können diese deutschen Volksgeschichten nimmermehr werden. Dies hindert jedoch keineswegs, daß sie nicht in engerm Kreise Nutzen bringen könnten, entweder den Lesern oder den Verlegern, oder auch wol den einen und den andern.

Die „Geschichte der neuesten Zeit seit dem Sturze Napoleon's" von Walter Rogge gehört gleichfalls zu den noch unvollendeten Werken. Ihre Fortsetzung und Vollendung in dem Geiste, womit sie begonnen worden, ist sehr zu wünschen. Der Verfasser hat gleich frischweg und ohne Umstände Das an die Hand genommen, was Gervinus bisjetzt nur verheißen hat. Er fängt darum auch nicht erst mit dem Anfange vor dem Anfange an. In den Jahren 1813—15 hatten episodisch wieder ein-

mal die Völker Geschichte gemacht und mitten unter ihnen sogar das deutsche Volk. Die hohe Diplomatie schickte aber die Völker mit Höflichkeit heim. Sie ersuchte dieselben, sich doch endlich den sauern und blutigen Schweiß ihrer historischen Arbeit von der Stirne zu wischen, sich unter den gemüthlichen Freuden des häuslichen Lebens die so wünschbare Ruhe zu gönnen. Denn sie selbst gedenke sich nun an das Werk zu setzen und „der Gottheit lebendiges Kleid zu wirken". Der Verfasser führt uns also gleich mitten in den Wiener Congreß und seine Geschäftigkeit ein; denn wir wissen nicht recht, ob wir auch hier — nach der früher von uns selbst gegebenen Definition — von einer Arbeit des Congresses reden dürfen. Er schildert uns sodann, wie sich das als edel erklärte Metall der wahlverwandten dynastischen Interessen aus den Schlacken des Völkerlebens ordnungsmäßig ausgeschieden habe; wie diese Interessen in der Heiligen Allianz ihren zwar vagen, aber durchsichtigen und bald auch praktisch deutlich genug commentirten Ausdruck gefunden. Dem Verfasser ist es zum Verdienste zu rechnen, daß er beiläufig auch den wohlfeilen deutsch-patriotischen Nimbus um die Stirne einiger Staatsmänner zerstreut hat, die sich in den Tempel des Nachruhms hineinzureden und hineinzuschreiben versuchten, indem sie die Eier begackerten, die sie nicht gelegt hatten.

Aber den Größen unserer Tage gegenüber, die sich mehr auf kalter als auf reiner Höhe im Sonnenglanze eines Glücks spiegelten, das sie den langen und schweren Opfern der Völker verdankten, läßt der Verfasser bald auch die drohenden Geister der Tiefe entsteigen. Die Solidarität der dynastischen Interessen hatte derjenigen der Volksinteressen gerufen. Lange jedoch ward der Ruf nicht gehört oder nicht verstanden. Noch wogte die Menge wirr durcheinander, und obgleich ihr tausend und aber tausend Stimmen das „Vorwärts" zuschrien, sie hatte ihre Reihen noch nicht geordnet, sie stand sich noch überall selbst im Wege. Nur in einzelnen erschütternden Stößen einer plötzlich bewegten Masse, worauf wieder die Perioden einer dumpfen und schwülen Ruhe folgten, ward es offenbar, daß auch da unten im Congresse der Völker etwas vorsichgeht.

Indessen zeigt uns der Verfasser bereits, wie sich die Geldmacht den Gewalthabern hart an die Seite gedrängt hat, wie sie nicht blos das schwankende Zünglein an der Wage ist, sondern die Schalen sinken und steigen macht, indem sie ihr Gewicht bald einwirft, bald mit ängstlicher Hand wieder zurückzieht, wie auch die Macht von Gottes Gnaden in ihrem irdischen Dasein hienieden nur noch auf Credit lebt. Er zeigt uns auch, wie es sich im vierten Stande regt und bewegt, wie das Bewußtsein ihrer Zwecke und ihrer Mittel doch mehr und mehr die Masse durchdringt, wie diese auf der Weltbühne Fuß zu fassen sucht, um selbst mitzuspielen und manchem alten und noch so wohl einstudirten Spiele ein Ende zu machen. Das Alles wird nicht blos in unbestimmten Umrissen gezeichnet, sondern in scharfen und bis ins Einzelne hinein deutlichen Zügen. Man muß dem Verfasser danken für das Treffliche, das er schon gegeben hat, und seine Anfänge lassen erwarten, daß er durch die Vollendung seines Werks Viele zu noch lebhafterm Danke verpflichten wird.

Mit dieser Erwartung einer guten Zeitgeschichte in schlechter Zeit brechen wir ab. Doch könnte es wol geschehen, ehe noch die letzten Zeilen der hier angezeigten Werke geschrieben sind, daß wieder die Völker selbst den ehernen Griffel der Geschichte zur Hand nähmen. Freilich hat uns vor kurzem Gervinus die nächste europäische Krisis auf beiläufig 40 Jahre hinausgerückt; ein sehr geräumiger Trost für alle Staatsmänner, die das „Après nous le déluge" zum Wahlspruche erkoren haben. Aber die Zeit trägt nicht ihren Maßstab in sich selbst. Sie hat ihn in den Menschen, die in der Zeit leben, und diese Menschen leben jetzt schneller als je zuvor. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes durchzucken ihre verkörperten Gedanken die Luft, und keine Rechnung des Unendlichen vermag es zu ermessen, um wieviel die Flügel des Dampfs nicht blos die Räume, sondern auch die weltgeschichtlichen Perioden verkürzt haben.

Wilhelm Schulz.

Hofgeschichten aus der Zeit Ludwig's XVI.

Mémoires de la Baronne *d'Oberkirch* sur la cour de Louis XVI et la sosiété française avant 1789, publiés par le comte *de Montbrison*, son petit-fils. Zwei Bände. Paris 1853.

Die Memoiren der Baronin Oberkirch erregen das Interesse des Lesers sowol durch die Facta, die sie mittheilen, als durch die Art und Weise des Vortrags. Sie enthalten das zu verschiedenen Perioden ihres Lebens (1782, 1784, 1786) aufgezeichnete Tagebuch einer vornehmen, liebenswürdigen und gebildeten Frau. Wir würden diese Erinnerungsblätter als historische Memoiren bezeichnen, wenn nicht deren Inhalt mehr geistreich als wichtig, mehr anmuthig als ernst aus der alten Gesellschaft sich an die neue wendete und sich vorzüglich eignete, der letztern ein Bild des häuslichen und geselligen Lebens vor 1789 zu geben, aus einer Zeit von der man wenige so detaillirte Schilderungen besitzt.

Die Baronin Oberkirch hat die vorliegenden zwei Bände 1789 in ihrem 35. Jahre aus ihren Tagebüchern zusammengestellt. Sie spricht darin von Freunden und Bekannten, von berühmten und bedeutenden Persönlichkeiten; sie schildert ihre verschiedenen Reisen, unter andern eine in Gesellschaft der Großfürstin Paul von Rußland, spätern Kaiserin Marie, deren Jugendfreundin sie war. Sie schildert Paris und dessen Zustände zu verschiedenen Zeiten und spricht gern von ihrem Vaterlande, dem Elsaß, von dessen alten Schlössern und den Familien, die deren Namen tragen. Die Schlösser waren der Schauplatz der unendlichen Kriege während der Periode des Feudalwesens und erinnern deutlich an eine Zeit, wo der Ruhm die Barbarei vergessen ließ, wo der Elsaß blos vom Adel bewohnt war und dessen Schlösser alle Berge und Ebenen zierten. Hier und da arten die Mittheilungen der Baronin in geselliges Geplauder aus; solche kleinliche Züge gehören indeß auch zur Geschichte, indem sie die Zeit schildern und ihr die gehörige Färbung geben.

Die Baronin Oberkirch ward 1754 im Schloß Schweighausen im Elsaß geboren, als die Tochter des Baron Waldner-Freundstein. Ihre Mutter, eine geborene Berkheim, starb früh, und die junge Dame brachte ihre Jugend in dem nahegelegenen Montbéliard zu, in dem Kreise der dort wohnenden fürstlichen

Familie von Montbéliard-Würtemberg, wo sich die Freundschaft mit der Prinzessin Dorothea, spätern Großfürstin von Rußland, anknüpfte.

Montbéliard ist die Hauptstadt einer Grafschaft, welche früher zum Deutschen Reich gehörte, 1789 aber zu keinem Kreise gerechnet wurde und seine Unabhängigkeit bewahrt hatte. Der kleine Staat bestand aus der eigentlichen Grafschaft Montbéliard und sieben oder neun Seigneurien. Das erstregierende Haus dieses Staats war 1494 in den männlichen Mitgliedern ausgestorben; die Erbin hatte damals den Grafen Eberhard von Würtemberg geheirathet, dessen Familie hundert Jahre später in den Herzogsstand erhoben wurde, und sie brachte ihm Montbéliard als Brautschatz. Lange blieb die Grafschaft eine Apanage der jüngern Linien, welche eine nach der andern ebenfalls erloschen, dann kam sie wieder an die älteste der Würtemberg-Stuttgarter, welche Herzoge von Würtemberg-Montbéliard genannt wurden. Als 1725 der Prinz Leopold Eberhard keinen Erben hinterließ, ward der regierende Herzog von Würtemberg-Stuttgart, Eberhard Ludwig, durch den Kaiser Leopold in Besitz gesetzt und wohnte dort, welches Beispiel seine Nachfolger nicht befolgten. Im Jahre 1769 aber kam der Herzog Eugen von Würtemberg, dritter Sohn des Herzogs Alexander und Bruder des regierenden Herzogs, in Montbéliard mit seiner Familie an. Er hatte sich vor 15 Jahren, als er noch als General in preußischem Dienste stand, mit Sophie Dorothea, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, Nichte Friedrich's des Großen, verheirathet. Seine Ankunft war ein Segen für das Land, welches bisher so verlassen gewesen. Die unerschöpflichen Wohlthaten der fürstlichen Familie, ihre edle Fürsorge für ihre Unterthanen verbreiteten bald Wohlstand unter ihnen.

Diese fürstliche Familie schildert nun die Baronin Oberkirch sehr umständlich, und in ihrer Mitte verlebte sie glückliche Zeiten. Als die Fürstin-Mutter sie der Prinzessin Dorothea vorstellte, sagte sie: „Meine Tochter, hier ist eine junge Dame, welche ich dir zur Freundin gebe, sei so artig und fleißig wie sie und bemühe dich ihr zu zeigen, wie sehr es uns freut sie zu sehen, damit sie recht oft wiederkehre." Die Prinzessin fiel der jugendlichen Gefährtin um den Hals, was den Baron Waldner in Verlegenheit setzte. Die fürstlichen Aeltern aber lachten. „Wir sind hier nicht in Versailles, Herr Baron", sagte der Fürst, „und Ihre Tochter kann die meinige sehr gut umarmen, ohne daß ich etwas dagegen habe."

Von diesem Tag an begann zwischen den beiden jungen Wesen eine innige Freundschaft, welche das ganze Leben durch dauerte.

Die Prinzessin Dorothea wird als außerordentlich schön und liebenswürdig geschildert; „sie war", sagt Frau von Oberkirch, „natürlich, geistreich, anspruchslos, frei von aller Koketterie und von der äußersten Sanftmuth. Sie war in der Freundschaft hingebend, aufopfernd und zutraulich."

Die Prinzessin Dorothea hatte den Erbprinzen von Darmstadt kennengelernt, welcher sehr entzückt von ihrer Schönheit war und um ihre Hand warb. Sie hatte ihn mit Gleichgültigkeit gesehen; doch von seiner Liebe gerührt, hatte sie nach einigem Zögern in die Verlobung gewilligt und die fürstlichen Aeltern hatten dieselbe bestätigt. Als Fräulein von Waldner Montbéliard verließ, um sich mit dem Baron Oberkirch zu vermählen, war sie überzeugt, daß die Hochzeit der Prinzessin Dorothea bald der ihrigen folgen werde. Wie war sie aber verwundert, als sie vernahm daß ihre fürstliche Freundin nicht mit dem Erbprinzen von Darmstadt, sondern mit dem Großfürsten Paul von Rußland verlobt sei. Sie begab sich nach Montbéliard, wo sie die ganze Familie in freudiger Aufregung über die hohe Stellung, die sich bot, fand. Die Sache hatte sich folgendermaßen also gestaltet:

Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrich's des Großen, Oheim der Herzogin von Würtemberg-Montbéliard, war 1770 vom Könige nach Rußland zu Katharina II. gesandt worden, um die Angelegenheiten wegen Polen zu leiten und womöglich den Krieg zwischen Oestreich, Preußen und Rußland zu verhindern. Die Unterhandlung gelang; er regulirte die Theilung Polens und behielt von diesem Augenblick an einen großen Einfluß auf Katharina. Im Jahre 1776 war er abermals nach Rußland gekommen, und acht Tage nach seiner Ankunft in Petersburg starb die Großfürstin Paul infolge ihrer Niederkunft. Die Verzweiflung der Kaiserin war groß, sie zog sich mit ihrem nicht weniger betrübten Sohn nach Zarskoje-Selo zurück und Prinz Heinrich begleitete sie, bemüht, sie in ihrem gerechten Schmerz zu trösten. Nachdem die ersten Tage der Trauer vorüber waren, mußte man an eine neue Verbindung des Großfürsten denken, und der Prinz Heinrich meinte das Bündniß zwischen Rußland und Preußen durch eine Verlobung des Großfürsten mit der Prinzessin Dorothea zu befestigen. Katharina gab ihre Freude über diesen Vorschlag zu erkennen; indeß fand sich eine Schwierigkeit vor: das Verlöbniß mit dem Erbprinzen von Darmstadt. Wie konnte dieses gegenseitige Versprechen gelöst werden? Prinz Heinrich hielt ein Wort Friedrich's für genügend, um es ungültig zu machen, und sandte sogleich einen Kurier an seinen Bruder. Als derselbe in Potsdam ankam, war der Erbprinz dort anwesend, und der König wußte ihn mit gewohnter Klugheit zu vermögen, daß er die Braut, die er liebte, aufgab, ohne Demüthigung oder Erbitterung darüber zu empfinden. Sodann schrieb Friedrich der Große auch nach Montbéliard, um die Aeltern der Prinzessin zu überreden. Es ward beschlossen, daß beide Theile in Berlin zusammentreffen sollten, um zu sehen, ob sie aneinander Gefallen fänden, in welchem Falle die Hochzeit in Petersburg stattfinden würde. Der Großfürst sollte in Begleitung des Prinzen Heinrich nach Berlin kommen und die Braut aus der Hand Friedrich's empfangen. Frau von Oberkirch schreibt:

„Als die Prinzessin mich sah, war sie sehr glücklich, sie fiel mir um den Hals und umarmte mich zu wiederholten malen. «Es kümmert mich sehr», sagte sie, «Euch alle zu verlassen, aber ich bin doch die glücklichste Prinzeß in der Welt. Du wirst mich doch gewiß besuchen?»

Die Herzogin weinte über die Trennung. «Es kommt öfters Unglück über die Zaren», sagte sie, «und welches Schicksal würde dann meiner Tochter zutheil werden?»

Tage und Abende wurden mit Planen für die Zukunft verbracht. Wir schliefen nicht, indem die Prinzessin die halbe Nacht hindurch Uebungen anstellte für den russischen Hof, die uns sehr lachen machten. Sie verneigte sich vor allen Fauteuils, um sich anmuthige Complimente einzulernen. Zuweilen sagte sie zu mir: «Ich fürchte mich sehr vor Katharinen. Sie wird mich einschüchtern, sie wird mich für sehr dumm halten. Wenn ich ihr nur gefalle und dem Großfürsten auch.»

Die Prinzessin Dorothea war damals 17 Jahr alt, sie war außerordentlich schön, von hoher Gestalt, mit regelmäßigen Zügen und schöner Farbe. Sie hatte eine edle, ehrfurchtgebietende Haltung. Sie war für die Krone geboren; sie freute sich kindisch auf ihre bevorstehende Verbindung und sehnte sie herbei. Sie schrieb aus Berlin:

«Meine theure Freundin. Ich bin zufrieden und mehr als zufrieden. Meine liebe Freundin, ich hätte nie zufriedener sein können! Der Großfürst ist so liebenswürdig als möglich, er vereinigt alle Eigenschaften! Er kam am 21. an und am 25. hielt Prinz Friedrich um mich an. Ich hatte den Pas vor allen andern Prinzessinnen und kaiserlichen Hoheiten. Ich schmeichle mir von meinem Bräutigam sehr geliebt zu werden, was mich sehr, ja sehr glücklich macht. Ich kann dir nicht mehr schreiben; der Kurier, den mein angebeteter Vater nach Stuttgart schickt, geht in diesem Augenblicke ab und ich gebe ihm diesen Brief mit, damit er denselben in Kassel auf die Post thut. Lebe wohl, liebe Freundin! Ich bin von ganzem Herzen und von ganzer Seele deine Freundin Dorothea.»

Die Verlobungsfeierlichkeiten wurden in Berlin sehr großartig begangen; man sprach davon in ganz Europa und alle Zeitungen waren voll davon. Als Alles entschieden war, reiste die Herzogin ab, um ihre Tochter zu sehen. Die Kaiserin hatte

dem Herzog von Montbéliard 40,000 Thaler zur Verfügung gestellt, um die Reise der Prinzessin und ihrer Aeltern damit zu bestreiten. Die Prinzessin nahm einige Damen ihres Hofs mit. Ich würde mich unter diesen befunden haben, wenn ich nicht meine Niederkunft erwartet hätte. Meine liebe Prinzeß vergaß indeß mein nicht, sondern schrieb mir trotz Etikette und Ermüdung einige Zeilen von Marienwerder, wo abermals Feste gegeben wurden.

Der Großfürst reiste zuerst mit seiner Suite ab und am folgenden Tage Prinzessin Dorothea mit ihren Aeltern. Am 1. October war die Hochzeit und sie wurde Großfürstin von Rußland und Herzogin von Schleswig-Holstein. Sie fühlte sich so glücklich als möglich; die Mittel Gutes zu thun verwendete sie reichlich; die neuen Unterthanen liebten sie wie die alten. Im December 1776 schrieb sie aus Petersburg:

«Der Großfürst, der der liebenswürdigste unter den Ehemännern ist, läßt dich grüßen. Ich freue mich, daß du ihn nicht kennst, denn du würdest nicht umhinkönnen ihn zu lieben und anzubeten, und ich würde dann eifersüchtig werden. Dieser gute Gemahl ist ein Engel und ich liebe ihn bis zur Thorheit.»"

Ein ander mal, im Januar 1777, schreibt die Großfürstin:

„. . . Um dich zu amüsiren, meine liebenswürdige Freundin, schreibe ich dir, daß der Großfürst aus Scherz, weil er mich so oft von meiner lieben Freundin Oberkirch reden hört, dir den Namen Zuckerbucker gegeben hat und mich alle Posttage fragt, ob ich nicht Nachrichten von Madame Zuckerbucker erhalten habe? und daß er dich grüßen läßt, wenn ich dir schreibe. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn du meinen anbetungswürdigen Gemahl kenntest. Er ist ein Engel, eine Perle unter den Männern. Dank sei der göttlichen Vorsehung! ich bin glücklich! so glücklich als möglich! Das wiederhole ich dir jedesmal, liebe Freundin, denn ich kenne deine Freundschaft für mich."

In einem andern Brief der Großfürstin an die Baronin schreibt der Großfürst mit eigener Hand: „Die Zuschrift meiner Frau bietet mir die Gelegenheit, mich selbst Ihrem Andenken zu empfehlen, indem ich Sie bitte zu glauben, daß die Gefühle meiner Frau für Sie von mir getheilt werden, und daß ich nur wünsche, solches durch irgend etwas beweisen zu können."

Im Jahre 1782 trat der Großfürst Paul mit seiner Gemahlin unter dem angenommenen Namen Comte du Nord eine Reise nach Frankreich an. In Stuttgart traf die fürstliche Familie von Montbéliard mit ihnen zusammen. Die Baronin Oberkirch sollte sie dorthin begleiten, erkrankte aber an den Blattern und wurde dadurch mehre Wochen zurückgehalten. Nach ihrer Genesung durfte sie in Paris die fürstliche Freundin umarmen und deren Gatten kennenlernen.

„Der Comte du Nord war damals 28 Jahr alt. Er gefiel nicht auf den ersten Anblick. Er war klein von Gestalt und hatte die Züge der nordischen Racen in der wenigst hübschen Art. Doch bei näherm Beschauen fand man viel Intelligenz und einen unendlich klugen Ausdruck in diesen Zügen; ein etwas moquantes Lächeln umspielte seine Lippen, sodaß man nicht begriff, wie er damit einen so entschiedenen Ausdruck von Sanftmuth und Würde vereinigen konnte, welche letztere sich nie verleugnete trotz des Natürlichen und Behaglichen seines Wesens. Die Großfürstin war noch viel schöner geworden, größer und stärker. Ihr Gang vereinigte Anmuth und Majestät. Außer ihrer Hofdame und noch einer Dame begleitete sie Frau von Benkendorff, nach mir ihre beste Freundin; der Oberst Benkendorff, deren Gemahl, befand sich in der Begleitung des Großfürsten. Außerdem war noch der Fürst Kurakin, der Gefährte seiner Kindheit, mit ihm. Wenn der Großfürst ohne seine Gemahlin und sonstiges Gefolge ausging, begleitete ihn der Fürst Kurakin."

Auf dieser ganzen Reise wird der Großfürst als äußerst liebenswürdig geschildert; er zeigt sich höflich und wohlwollend in allen geselligen Beziehungen, großmüthig, Wohlthaten spendend, wo man sie nicht erwartet hat, und sich freuend des Glücks, das er bereitet; besonders liebenswürdig ist er gegen seine Gemahlin, gegen seine Freunde und nächsten Umgebungen. Dem Leser wird es schwer, dieses Bild mit dem zu verschmelzen, welches die Geschichte von ihm aufbewahrt hat. Wol mochte ein später eintretender krankhafter Zustand der Grund zu der übergroßen Leidenschaftlichkeit sein, welche ihn zu so vielen Ungerechtigkeiten führte und den gewaltsamen Tod veranlaßte, der ihm zutheil wurde.

„In einem geselligen Kreise, als die Rede von Geistererscheinungen war, nahm der Großfürst das Wort.

«Kurakin weiß, daß ich eben so gut als Andere erzählen könnte, wenn ich wollte. Aber ich suche Gedanken dieser Art zu vertreiben, sie haben mich früher zu sehr gequält.»

Niemand antwortete. Der Prinz sah seinen Freund an und sagte mit einem Anflug von Traurigkeit: «Nicht wahr, Kurakin, es ist mir etwas höchst Sonderbares widerfahren?»

«So sonderbar, gnädigster Herr», antwortete jener, «daß trotz aller Ehrfurcht, die ich vor Ew. Kaiserl. Hoheit Wort empfinde, ich es doch nur als ein Spiel Ihrer Phantasie betrachten konnte.»

«Und doch ist es sehr wahr», erwiderte der Großfürst. «Wenn Frau von Oberkirch verspricht, meiner Frau nichts davon zu sagen, so will ich es erzählen, und Sie, meine Herren, bitte ich das diplomatische Geheimniß nicht zu verrathen», setzte er lächelnd hinzu, «es würde mir nicht angenehm sein, wenn eine von mir erlebte Geistergeschichte in ganz Europa erzählt würde.»

Alle sagten es zu und ich habe mein Wort treulich gehalten. Der Großfürst begann:

«Ich befand mich eines Abends oder vielmehr in einer Nacht mit Kurakin und in Begleitung zweier Lakaien in den Straßen von Petersburg. Wir hatten in meinem Schlosse zusammen geraucht und geplaudert, als mir der Gedanke kam, die Stadt bei Mondschein zu durchwandeln. Es war nicht kalt, die Tage fingen an länger zu werden, es war eine der schönsten und wärmsten Nächte unsers Frühlings, welcher freilich nicht mit dem Frühling im Süden verglichen werden darf. Wir waren sehr heiter und dachten an nichts Ernstes. Kurakin machte tausend Scherze über die Personen, welche sehr selten uns begegneten. Ich ging voran, das heißt nach einem der Lakaien der uns führte. Kurakin folgte mir und der andere Lakai war mehre Schritte hinter uns. Der Mond schien so hell, daß man einen Brief hätte lesen können; unsere Schatten fielen lang und dunkel. Als wir um eine Ecke bogen, sah ich einen langen hagern Mann in einer Hausthür stehen. Er war wie ein Spanier in seinen Mantel gehüllt und hatte die militärische Kopfbedeckung tief ins Gesicht gedrückt. Er schien auf Jemand zu warten, und als wir vorübergingen, verließ er die Thür, nahm Platz an meiner linken Seite und schritt stumm und ruhig neben mir her. Es war mir unmöglich seine Gesichtszüge zu unterscheiden; der Schall seiner Schritte war sonderbar, als ob ein Stein auf den andern fiel. Anfangs war ich verwundert über diese Begegnung; bald schien es mir, als würde meine eine Seite, die er fast berührte, nach und nach kalt. Ich wendete mich nach Kurakin und sagte: «Welch sonderbaren Begleiter haben wir da?» «Welchen Begleiter?» fragte er mich. «Der zu meiner Linken, ich dächte, er machte genug Geräusch, um gehört zu werden.» Kurakin sah mich erstaunt an und versicherte mir, daß er Niemand zu meiner Linken sähe. «Wie, du siehst nicht den Mann, welcher zwischen mir und der Mauer geht?» «Ew. Kaiserl. Hoheit berühren die Mauer beinahe und es ist kein Platz da vorhanden für eine andere Person.» Ich hob den Arm ein wenig in die Höhe und berührte wirklich die Mauer.

Der Mann verließ mich jedoch nicht und richtete seine hammerähnlichen Schritte ganz nach den meinen. Ich betrachtete ihn mir nun genau und erblickte unter dem Hut Augen von einem sonderbaren, noch nie vorher gesehenen Glanze. Der Blick, der mich traf, fesselte mich und ich konnte ihm nicht ausweichen. «Ich weiß nicht», sagte ich zu Kurakin, «was ich empfinde, aber es ist mir sonderbar zumuthe.» Ich zitterte

nicht vor Furcht, aber vor Kälte. Es schnürte mir das Herz zusammen; das Blut schien mir in den Adern zu erstarren. Plötzlich vernahm ich eine hohle, schwermüthige Stimme, welche aus dem Mantel, der den Mund verhüllte, meinen Namen nannte. Ich antwortete unwillkürlich, wie von unsichtbarer Macht getrieben: «Was willst du?» und die Stimme antwortete abermals: «Paul!» diesmal aber mit noch wohlwollenderm und traurigerm Ton als das erste mal. Jetzt antwortete ich nicht; er hemmte seine Schritte und ich sah mich genöthigt es auch zu thun. Dann sagte er: «Paul! armer Paul, armer Prinz!» Ich wandte mich zu Kurakin und fragte ihn, ob er höre? Er erwiderte, daß er nichts vernehme. Was mich betrifft, so hörte ich sehr wohl; seine klagende Stimme zitterte in mein Ohr, ich nahm meine ganze Geisteskraft zusammen und fragte den geheimnißvollen Mann, wer er sei und was er wolle? «Armer Paul», antwortete er. «Wer ich bin? Ich bin Derjenige, der Theil an dir nimmt. Was ich will? Ich will, daß du dein Herz nicht allzu sehr an diese Welt hängest, da du nicht lange in derselben bleiben wirst. Lebe gerecht, wenn du in Frieden sterben willst. Misachte nicht die Gewissensbisse, sie sind die bitterste Qual für große Seelen.» Er ging weiter, indem er mich immer von der Seite anblickte. Wie ich einen Augenblick vorher genöthigt war mit ihm stillzustehen, so fühlte ich mich jetzt veranlaßt ihm zu folgen. Seine Augen schienen sich aus dem Kopfe hervorzuheben, um mich besser anblicken zu können. Er sprach nicht mehr und ich fühlte mich nicht berufen ihn wieder anzureden, er gab unsern Schritten die Richtung und wir waren über eine Stunde gegangen, ohne daß ich hätte sagen können, welchen Weg wir zurückgelegt hätten.

Kurakin und meine Lakaien waren höchst verwundert. Sehen Sie nur, wie er lächelt, er glaubt noch immer, daß ich geträumt habe. Endlich nahten wir uns dem großen Platze zwischen der Newabrücke und dem Palaste der Senatoren. Mein Begleiter schritt einer Stelle auf diesem Platze zu und ich folgte ihm, bis er stehen blieb. «Paul», sagte er, «du wirst mich hier und noch an anderm Orte erblicken!» Dann hob sich der Hut von seinem Kopf, wie wenn er ihn mit seiner Hand zum Gruß berührt hätte, und ich konnte sein Gesicht erkennen. Unwillkürlich fuhr ich zurück, es war das Adlerauge, die düstere Stirn, das strenge Lächeln Peter's des Großen. Ehe ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, war er verschwunden.

An derselben Stelle erhebt jetzt die Kaiserin das berühmte Monument, welches bald die Bewunderung von ganz Europa erregen wird und welches Peter den Großen zu Pferd darstellt. Ich habe aber nicht die Stelle dazu bezeichnet, und als ich zum ersten mal die Statue erblickte, ergriff mich ein wunderbares Gefühl. Ich fürchtete Furcht zu haben, trotz des Prinzen Kurakin, welcher mir einreden will, daß ich wachend geträumt habe, während ich in der Straße spazieren ging. Ich aber erinnere mich dieser Vision bis in die kleinsten Details. Ich kehrte in den Palast zurück, müde, als ob ich einen langen Weg zurückgelegt hätte, und ganz erstarrt auf der linken Seite. Es bedurfte mehrer Stunden, um in einem wohldurchwärmten Bett wieder warm zu werden.»

«Wissen Ew. Kaiserl. Hoheit wol, was das beweist?» fragte der Fürst von Ligne. «Daß ich jung sterben werde.» «Verzeihung, Hoheit, ich bin nicht dieser Meinung. Es beweist erstens, daß man nicht des Nachts spazierengehen soll, wenn man Lust zu schlafen hat, und zweitens, daß man sich nicht an der kalten Mauer reiben darf, vorzüglich bei einem Klima wie das russische.»

Wir Zuhörer waren sehr ergriffen von dieser Erzählung und sie hinterließ uns Allen einen peinlichen Eindruck."

Auf dieser Reise mußte täglich ein Kurier an Katharina geschickt werden, denn sie verlangte von jedem Schritt des Großfürsten unterrichtet zu sein, während sie sehr selten Nachricht von Rußland ertheilte. Sie war eigentlich streng und tyrannisch gegen den Sohn und gegen die Schwiegertochter. Sie nahm ihm die Kinder, um sie nach ihren Ansichten zu erziehen, Ansichten, welche sich allerdings als heilsam erwiesen, die Aeltern aber nicht ganz mit dieser Maßregel versöhnen konnten. Die spätern Briefe der Großfürstin an Frau von Oberkirch zeugen nicht immer von Glück, doch enthalten sie nie eine Klage über den Gemahl, und von dieser Seite scheint ihre Seelenruhe in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht gestört worden zu sein.

Die Baronin Oberkirch lernt auch die Herzogin von Bourbon kennen und erwirbt sich deren Freundschaft.

„Die Herzogin von Bourbon war die Tochter des Herzogs von Orléans und 1750 geboren. Sie war nicht schön, aber angenehm, besaß einen lebhaften, raschen Verstand, einen leidenschaftlichen und loyalen Charakter. Im Jahre 1770 wurde sie verheirathet. Der Herzog von Bourbon war sehr in sie verliebt, er war aber erst 15 Jahr alt, und man hatte beschlossen, daß er noch einige Jahre reisen solle, während die Herzogin im Kloster blieb. Diese Einrichtung behagte indeß gar nicht dem jungen Gemahl und er entführte seine Frau ohne Umstände; auch verstand sich dieselbe sehr leicht dazu. Sie gebar mit großen Schmerzen den Herzog von Enghien*), das Kind kam ganz klein auf die Welt. Man wickelte es in Tücher, die man in Branntwein getaucht hatte, diese fingen Feuer und man meinte, das arme Kind werde verbrennen; es wurde aber gerettet."

Die Leidenschaft des Herzogs von Bourbon war zu heftig, um von langer Dauer zu sein; sie verlöschte wie Strohfeuer. Er begann darauf sich mit andern Frauen abzugeben, was die seinige in Verzweiflung setzte. Sie that Alles, was sie konnte, um ihn wieder zu sich zurückzubringen, doch entfernte sie ihn noch mehr durch die Scenen, die sie herbeiführte. Endlich entstand eine gegenseitige Gleichgültigkeit, welche 1780 zu einer Trennung führte.

„Die Herzogin reist viel, um sich von ihrem Kummer über diese Trennung und über die ungerechten Verleumdungen der Welt zu trösten. Sie hat einen schwachen, unentschlossenen Charakter und weiß nie recht, was sie will. Auch ist sie schwer zu beeinflussen; ihre schnell gefaßten Entscheidungen sind leicht dem Wechsel unterworfen. Sie ist gut, aber selbst gegen Die, welche sie liebt, verschlossen, nie öffnet sie ihr ganzes Herz. Auch ist sie schüchtern und es fehlt ihr oft an Conversation. Sie pflegt oft zu sagen, daß sie Alles gesehen, Alles gekannt, Alles geliebt habe und daß Alles ihr zuwider sei! Es gibt indeß wenig Frauen, die soviel Mittel zur Beschäftigung und soviel Hülfsquellen besitzen als die Herzogin. Sie treibt Kunst und Wissenschaft, zeichnet hübsch und spielt die Harfe. Sie hat gern Umgang mit einigen Freunden und führt gern einen guten Tisch. Sie hat sich mit Lavater'schen Hypothesen und mit Mesmer'schen Entdeckungen abgegeben. Im Ganzen hat sie einen strebenden und etwas unruhigen Geist. Sie möchte Alles wissen und hat nicht die Geduld zu lernen. Sie faßt oft Neigung zu ausgezeichneten Personen, deren Principien und Ansichten von den ihrigen abweichen, diese läßt sie gewähren und unterhält einen friedlichen Umgang mit ihnen.

Während unsers Zusammenseins ging sie viel mit mir spazieren und suchte einsame Wege auf. Oft blieb sie stundenlang mit mir allein und bemühte sich mir ihre Unschuld in Betreff der Verleumdungen, deren Zielscheibe sie gewesen war, auseinanderzusetzen.

Wir hatten die Ehre mit dem Herzog von Enghien zu speisen. Welch hübscher Prinz! Wie er schön ist! Wie er den Heroismus seines großen Geschlechts verheißt! Seine Mutter liebt ihn bis zur Thorheit. Sie sieht ihn nicht so häufig, als Beide es wünschten. Oft zieht sie ihn ins Gespräch; er hat tausend zärtliche Worte für sie. Wenn er von seinem Vater spricht, geschieht es auf sehr gemäßigte Weise, indem er beiden Aeltern Gerechtigkeit widerfahren läßt und beide schätzt. Sein Hofmeister erzählte uns mehre Anekdoten von ihm. Alles,

*) Derselbe, welcher als ein Opfer von Napoleon's Politik fiel.

was er hat, gibt er den Armen. Er beraubt sich selbst, um seine Wohlthaten zu üben, vorzüglich an alte Soldaten.

Als er erfuhr, daß die Nachkommen eines Kammerdieners des großen Condé zufolge bedeutender Verluste sich im Elend befänden, ließ er sie aufsuchen und bat um die Erlaubniß, sie aus seiner Privatkasse unterstützen zu dürfen. «Es ist eine Schuld meines Großvaters», sagte er, «die ich hiermit abtrage.»

Die Herzogin von Bourbon konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie von ihm schied. «Mein liebes Kind», sagte sie, «liebe deine Mutter, obgleich du sie so wenig siehst.» «Mein Herz sieht sie immer», antwortete er."

Vom Kaiser Joseph II. erzählt Frau von Oberkirch:

„Joseph II. reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein. Da er Stuttgart berühren sollte, bot ihm der Herzog von Würtemberg sein Schloß zur Wohnung an; der Kaiser dankte und ließ sagen, er wolle im Gasthaus wohnen. Da befahl der Herzog in Stuttgart allen Gastwirthen die Schilder abzunehmen und ließ ein großes Schild vor dem Schloßthor aufhängen mit dem Wappen von Oestreich und den Worten: Gasthof zum Kaiser Joseph II. Dieser Einladung konnte der Kaiser nicht widerstehen. Als er im Schloß abstieg, empfing ihn der Herzog in der Kleidung eines Gastwirths; die vornehmsten Personen hatten ihre Stellen in den verschiedenen Zimmern eingenommen und spielten ihre Rollen sehr gut. Die schönsten Frauen waren mit den Mützen und Schürzen der Stubenmädchen herausgeputzt, die Cavaliere als Kellner verkleidet. Der Kaiser ging auf den Scherz ein, welcher auf anmuthige Weise durchgeführt ward. Erst am andern Tag wurde die Verkleidung abgelegt; der Kaiser blieb mehre Tage und die Feste begannen. Die Abreise des Kaisers war nicht minder sonderbar. Als sein Wagen vorfuhr, sah man einen Postillon auf das Pferd steigen, dessen abgetragener Rock und schmuzige Stiefeln selbst dem Kaiser auffielen. «Dieser», sagte er lachend, «ist kein Schmeichler und hat seinen Sonntagsrock nicht angezogen. Er ist gewiß ein Trunkenbold und wir wollen ihm ein gutes Trinkgeld geben.» Der Postillon führte aber die Pferde mit großer Geschicklichkeit und fuhr sehr schnell. «Ich möchte wol solch einen Menschen in meinen Ställen haben», sagte der Kaiser. Als an der ersten Station Se. Majestät nun dem Postillon ein klingendes Andenken geben wollte, benachrichtigte man ihn, daß es der Fürst ** sei, der ihn selbst mit seinem Postzug gefahren habe. Der Kaiser fand den Einfall gut und dankte dem Fürsten freundlich. «Die Nachahmung war vollkommen», sagte er; «hätte ich Sie indeß näher beobachtet, so würde ich doch die Verkleidung entdeckt haben, denn Sie haben gar nicht geflucht.» Kaiser Joseph II. war ein seltsamer Fürst und wenig geeignet für einen Kaiser seines Jahrhunderts. Er wollte Zukunft und Vergangenheit vereinigen, was ihm nicht gelang. Sein Leben und seine Gewohnheiten waren ganz verschieden von denen anderer Leute. Er schläft auf einer mit Hirschfellen überzogenen Matratze und ist in Allem sehr einfach. Es ist leicht mit ihm verkehren, er liebt das offene Wesen und verträgt es, wenn man ihm die Wahrheit gerade heraussagt. Er ist übrigens sehr klug und besitzt eine große Urtheilskraft. Seine gewöhnliche Kleidung ist die Uniform eines seiner Regimenter: der Rock grün mit rothen Litzen und Kragen, Weste und Beinkleider gelblich. Oefters trägt er nur einen einfachen Tuchrock. Als er seine Schwester Marie Antoinette in Paris besuchte, brachte ihm ein Fischweib Blumen und lobte ihn dabei auf eigenthümliche Weise. «Das Volk», sagte sie, «welches die Treffen Ihres Rocks zu bezahlen hat, muß recht glücklich sein!»

Am 7. August, als wir in der Umgebung der fürstlichen Familie zu Montbéliard auf dem Rasenplatz, den der Fürst liebte, frei von aller Etikette, wie das häufig in Montbéliard der Fall war, plauderten, kam die Nachricht, daß Se. Majestät der Kaiser von Oestreich in Montbéliard eingetroffen sei und den Fürsten erwarte. Wir ließen uns das nicht zwei mal sagen und in einer Viertelstunde waren wir Alle auf dem Weg; der Kaiser war wie ein gewöhnlicher Reisender im Gasthof abgestiegen. Er hatte Norddeutschland, die Niederlande und das südliche Frankreich durchreist. In Paris war er sehr gefeiert worden und seine königliche Schwester hatte ihm schöne Feste bereitet. Er war in seinem Benehmen außerordentlich einfach. Als man in Nantes das Volk, das sich ihn zu sehen herbeigedrängt hatte mit einiger Heftigkeit zurücktrieb, sagte er zu dem ihn begleitenden Offizier: «Nicht so heftig, mein Herr, es ist ja nicht soviel Platz nöthig, damit ein Mensch durchgehen könne.»

Herzog und Herzogin sowie die jungen Prinzen nebst dem ganzen Hofstaat begaben sich nach dem Gasthof, wo Se. Majestät abgestiegen waren. Der Herzog wollte das Knie beugen, um ihn als Prinz des Heiligen Römischen Reichs zu begrüßen, aber der Kaiser gab es nicht zu, indem er sagte: «Keine Umstände, lieber Herzog, es ist der Graf von Falkenstein, der Sie besucht.»

Wir wurden Joseph II. vorgestellt. Er sieht stolz aus, ist sehr groß und hält sich sehr gerade; er trägt eine Perücke, welche er oft verschiebt, ohne es zu bemerken. Seine Art zu sein ist von der edelsten Einfachheit. Eigentlich war sein Besuch unheilbringend für Frankreich, indem er in den Augen des Volks den Nimbus der Majestät verringerte. Das Volk war nur allzu bereit, sich diese Lehre zu merken. Joseph II. wird wegen seiner Menschenliebe, wegen seiner Mäßigung und Gerechtigkeit von seinen Unterthanen sehr verehrt. Sein ganzes Wesen flößt vom ersten Augenblick an Liebe und Ehrfurcht ein; er cokettirt etwas mit seiner Herablassung. Man versichert, daß er in die Fußtapfen Friedrich's des Großen zu treten gedenkt und sich einen Regierungsplan nach seinen eigenen neuen Ideen gebildet hat. Obgleich Philosoph, hat er Voltaire nicht besucht, welcher darüber untröstlich gewesen sein soll. Ich vermuthe indeß, daß Joseph II. hierin Maria Theresia's Wünsche befolgte.

Sobald die Herrschaften den Kaiser begrüßt hatten, führten sie ihn ins Schloß, wo in aller Eile ein Zimmer bereitet wurde. Wir hatten die Ehre, mit Sr. Majestät zu Abend zu speisen. Als er hörte, daß ich die Herzensfreundin der Frau Großfürstin sei, zeigte er sich besonders gnädig gegen mich. Den Abend spielte man Karte und zwar für die Umstände ein sehr niedriges Spiel; der Kaiser pflegt nie hoch zu spielen, weil er meint sich Vorwürfe machen zu müssen, wenn er das Geld seiner Unterthanen verspiele. Ich fand diese Antwort lobenswerth, doch etwas pretentiös. Der Kaiser macht mir immer den Eindruck, wie wenn er sich in Attitude stelle, vor einem Maler, welcher damit beschäftigt wäre, seine Tugenden zu malen."

Die Memoiren der Frau von Oberkirch sind reich an interessanten Anekdoten.

„Im Monat October 1784 ward im Elsaß eine sonderbare Hochzeit gefeiert, die der Welt viel zu reden gab. Der Prinz von Nassau-Saarbrück vermählte seinen 12jährigen Sohn mit Fräulein von Montbary, welche 18 Jahr alt war. Die Dame sollte nach der Trauung zu ihren Aeltern zurückkehren und dort bleiben, bis der Prinz wirklich ihr Gemahl werden konnte. Man feierte das junge Paar auf alle mögliche Weise. Der 12jährige Knabe weinte von Morgens bis Abends und war wüthend, der Gegenstand allgemeiner Neugierde zu sein. Er floh vor seiner Gemahlin, stieß sie von sich wie ein ungezogenes Kind. Auf dem Gute Reihofen wurde die Hochzeit gefeiert und die ganze Umgegend, alle benachbarten Höfe wurden dazu geladen. Die Feste waren prächtig; die Jagden, Schmausereien und Lustfahrten dauerten drei Tage. Ich begegnete dort vielen Bekannten, sowol deutschen als französischen. Auf dem Ball wollte der Gemahl nicht mit seiner Frau tanzen, man mußte ihm mit Schlägen drohen, wenn er fortführe wie eine Eule zu schreien, und ihm Bonbons versprechen, wenn er seiner Gemahlin die Hand zur Menuet reiche. Er zeigte der kleinen Luise Dietrich viel Zuneigung und kehrte immer zu derselben zurück, wenn er entschlüpfen konnte. Mein Bruder unternahm es ihn zu trösten, indem er ihm ein großes Bilderbuch zeigte.

Darin befand sich ein Hochzeitszug. Als er diesen erblickte, schlug er das Buch zu. «Ich will nichts von Hochzeiten wissen», sagte er, «sie sind gar zu langweilig. Und hier die lange Braut gleicht der meinigen.»"

In Paris war Frau von Oberkirch zu einem Concert bei dem Grafen Albaret, einem sehr reichen Piemontesen, eingeladen.

„Der Graf hält Musiker, welche bei ihm wohnen müssen und nie ohne Erlaubniß ausgehen dürfen. Er liebt sehr die Musik, hat einen besondern Concertsaal und seine Concerte sind berühmt wegen der guten Auswahl der Musik und des Ensemble der Ausführung.

Herr von Albaret hat viel Verstand. Er empfängt nur die beste Gesellschaft und denkt nur daran ein hübsches Haus zu machen; er ist ein wahrer Mäcen und sucht alle gescheidten und liebenswürdigen Leute auf.

Er war viel in Ferney gewesen und hatte dort oft Voltaire gesehen, den er sehr gut nachzuahmen wußte. Als wir nach dem Concert nur noch zu wenigen Personen zusammen waren, spielte er uns sehr hübsche Scenen aus Voltaire's Leben vor. Er pflegte häufig Sprüchwörter zu schreiben, worin er den großen Mann auftreten ließ. Er hatte diesmal einen Augenblick des Zorns aus Voltaire's Leben aufgefaßt. Derselbe schien geneigt seinen Kammerdiener aus dem Fenster zu werfen, weil dieser einen Schullehrer, einen Freund und Bewunderer von Rousseau, in den Salon eingelassen hatte. Voltaire nannte diesen den Savoyardenpastor, obgleich derselbe vier Kinder und eine Frau hatte. Herr Albaret war bei diesem Ausbruch der Wuth zugegen gewesen und konnte ihn sehr gut nachahmen. Seine Kleidung war der Voltaire's gleich, auch zerbrach er ganz natürlich Tabacksdosen von Pappe und Teller von Steingut, wie der große Mann es zu thun pflegte.

«Aber dummes Thier! dreifaches dummes Thier! Ostrogothe! Erdknollen! siehst du nicht, daß dieser Kinderauspeitscher hierher kam, um mich zu reizen?» «Ich will ihn wegjagen, Herr!» «Nein! das nicht, Elender! Er könnte sagen, daß ich ihn fürchte, daß ich seinen Herrn fürchte und dessen Gelichter, das will ich nicht!» «Dann will ich den Herrn bitten zu warten.» «Das noch weniger, Einfaltspinsel! Mich erwarten? Will ich ihn etwa sehen? Will ich vielleicht, daß er meine Bilder, meine Spiegel anschaue? Dummer Esel! Dieser Schulfuchs, das Schulfüchsel aller Schulfüchse, dieser Rousseau! Ach du verdienst Prügel.» (Er zerbricht den Stock und einige Teller.) «Soll ich vielleicht Madame Denis ihm zuschicken?» «Madame Denis! Madame Denis! meine Nichte! — Du wirst noch dümmer als dein Vater war, was ich nicht für möglich hielt.» «Er ist kein Priester, er hat eine Frau.» «Sie ist häßlich!» «Sie sind verheirathet und ganz ordentlich verheirathet.» «Sie ist häßlich.» «Sie haben vier Kinder, wovon das eine kurze Zeit bei Herrn Rousseau gedient hat.» (Die Tabacksdose wird mit den Zähnen und Nägeln zertrümmert.) «Nun, wenn es der gnädige Herr befiehlt, so will ich dem Herrn Magister Gesellschaft leisten.»

Voltaire's Zorn steigert sich zur höchsten Wuth. Er stampft mit den Füßen, schreit, zerschlägt Alles, was ihm vorkommt. «Du —! du ihm Gesellschaft leisten! dem Pastor des Teufels! Nach mir verlangt man und du zeigst dich! Wird man dich etwa für mich halten? Glaubst du das? Sind wir uns etwa ähnlich? Kannst du denn nur in ordentlichem Französisch sagen: Gehen Sie zum Teufel? Kannst du Latein wie ich? Ach! du willst dich zeigen! Gib mir meine Perücke, meinen Rock und ich will gehen. Ja ich, ich will gehen! ich will ihm eine gute Lection geben und eine Lection von Voltaire an Rousseau, das ist keine Kleinigkeit!»

Er geht, indem er den Stock schwingt und noch lauter schreit, sein Auge nach dem Fenster richtend. Plötzlich bleibt er stehen und nimmt eine friedliche Miene an. «Meine Kuh, meine weiße Kuh und ihr Kalb», sagt er mit sanfter Stimme. «Sie befindet sich also besser? Ach das freut mich! Hole geschwind Brot, ich will es ihnen bringen, dann komme ich wieder!»

Nach dieser Anrede faltet er die Hände und segnet. Voltaire segnete sehr gern. Er geht auf die Wiese, streichelt seine Kuh, umarmt das Kalb, betrachtet die Hunde (alles Dieses wird vom Darsteller erzählend vorgetragen), plaudert mit dem Schäfer und vergißt den Schullehrer; der arme Teufel muß den ganzen Tag auf ihn warten, stirbt beinahe vor Hunger, und am Abend, wenn der große Voltaire erst seine Kühe, dann seine Schafe, dann seine Kaninchen und zuletzt seine Gänse gezählt hat, ruft er plötzlich aus, indem er wieder auf der Bühne erscheint: «Ach der Savoyardenpastor; er muß hier auf der Meierei schlafen und wir wollen morgen miteinander streiten.»

Voltaire hatte alle möglichen kleinen Berechnungen, die er unter seinem Zorn und unter seinem Wohlwollen verbarg. Wir besuchten die berühmte Anstalt des Abbé de l'Epée und blieben lange darin. Wir sahen viele der kleinen unglücklichen Taubstummen, deren Gesichter höchst interessant waren. Sie richteten ihre klugen und doch so traurigen Augen auf uns, als ob sie unsere Gedanken errathen wollten. Man zeigte uns einen Jüngling von 18 Jahren; derselbe war schön gewachsen und zeichnete sich aus durch Ausdruck und Haltung. Seine Geschichte gleicht einem Roman. Er ist in seinem achten Jahre von einer Zigeunertruppe entführt worden; der Hofmeister hatte die Unvorsichtigkeit, mit seinem Zögling das Zigeunerlager zu betreten; sie banden ihn an einem Baum fest und nahmen das Kind mit sich, weil dessen Schönheit sie anzog und sie sein Gebrechen nicht kannten. Sie schafften es so schnell nach Spanien, daß sie allen Nachforschungen der Polizei entgingen. Solches trug sich im südlichen Frankreich zu. Dieses Kind war der einzige Sohn reicher Aeltern und hatte den Vater verloren, noch ehe es zur Welt kam. Die Mutter sah während ihrer Schwangerschaft den geliebten Gatten durch einen Sturz vom Pferde verscheiden und der Schreck hatte das Gebrechen des Kindes verschuldet. Dieser Sohn enthielt den Mitbelehnten ein großes Vermögen vor und man behauptete im Lande, daß diese um den Raub des Erben gewußt hätten; man hatte es aber nie beweisen können. Die arme Mutter starb vor Kummer.

Zwei Jahre später brachten die Lehnsvettern einen Todtenschein vor, unterschrieben vom Pfarrer, vom Notar und noch andern Personen einer kleinen Provinzialstadt. Das Signalement traf genau ein; auch das Alter war angegeben und es herrschte kein Zweifel mehr vor; eine Erklärung der Zigeuner, die das Kind entführt hatten, war beigefügt; sie hatten dieselbe gegeben vor ihrer Hinrichtung, im Augenblick, wo sie bald vor dem höchsten Richter Rechenschaft ablegen sollten. Man erkannte die Ausweise für authentisch und die Lehnsvettern traten in den Genuß des Vermögens.

Nur Einer konnte nicht durch alle Beweise überzeugt werden; das war der gute Hofmeister, welcher trostlos über sein Versehen, sein ganzes Leben verwenden wollte, um es wieder gut zu machen, und mit dem Pilgerstabe in der Hand das südliche Frankreich, Spanien, Italien durchreiste, alle Nomadenzüge, denen er begegnete, anhielt und überall Erkundigungen einzog.

Eines Tages begegnete er in der Umgegend von Rom einem Essenkehrer mit zwei Knaben, wovon der eine heiße Thränen vergoß und Fußtritte und Schläge empfing, ohne ein Wort der Klage auszustoßen, während sein Herr bei jedem Schlag ausrief: «Du verdammter Tauber, du verdammter Stummer, ich werde dich auf der Landstraße liegen lassen, wo du verhungern magst.»

Bei den Worten taub und stumm ward der Hofmeister aufmerksam; er näherte sich dem Schornsteinfeger und fragte ihn aus. Derselbe war ein Piemonteser, durchreiste das Land mit seinen beiden Schülern, um das Handwerk auszuüben. Seine beiden Begleiter waren verlorene Kinder; das eine hatte er auf den Stufen einer Kirche gefunden, das andere von Zigeunern gekauft; das letztere war der Taubstumme, der ihm aber sehr zur Last fiel. Der Hofmeister erstattete das Geld, schloß den

kleinen Vagabunden in die Arme und suchte unter der Kruste von Fett und Ruß, die man ihm aufgelegt hatte, die interessanten Züge seines einstigen Zöglings wieder hervor. Außer den großen traurigen Augen war ihm von den schönen Tagen nichts zurückgeblieben. Die Wangen waren eingefallen, die Lippen farblos, eine entsetzliche Magerkeit war eingetreten und keine Möglichkeit vorhanden, sich ihm verständlich zu machen. Das Kind schaute den Freund seiner Jugend staunend an und gab kein Zeichen des Erkennens. Endlich versuchte der Hofmeister eines jener Zeichen, deren er sich in früherer Zeit bedient hatte, um sich dem Kinde verständlich zu machen; da stieß der Knabe plötzlich einen Schrei aus, er schlug sich vor die Stirn, gleichsam um die fernsten Erinnerungen zu erwecken, und antwortete zögernd auf seine sonstige Weise. «Gott sei gelobt!» rief der rechtschaffene Mann und bedeckte den Knaben mit seinen Liebkosungen, zur großen Verwunderung des Schlotfegers. Dann eilte er nach der Stadt, reinigte und kleidete den jungen Grafen und jetzt erst erkannte er die geliebten Züge wieder, die Krankheit und Mishandlung so verändert hatten. Der Vorfall wurde bald dem Magistrat angezeigt und dem Gesandten gemeldet. Dann reiste der Hofmeister mit seinem Zögling nach Frankreich, wo die Waise Namen und Besitz erhalten sollte; das war keine leichte Sache! Die Familie war reich und mächtig, der Hofmeister stand allein. Er verlor indeß nicht den Muth. Besitzer eines kleinen, theils ererbten, theils erworbenen Vermögens, opferte er Alles dem guten Werke. Er sparte keine Mühe, aber Alles war umsonst. Das Kind konnte sich nicht verständlich machen, konnte nicht gehört werden und keine Aufklärung geben. Die Todesanzeige sprach deutlicher. Da gedachte der Hofmeister des Abbé de l'Epée und an dessen Methode, Taubstumme zu unterrichten. Er brachte seinen Zögling in dessen Anstalt, enthielt sich sogar der Freude, ihn dort zu besuchen, damit man nicht denken möchte, er wolle seine Erinnerungen beeinflussen. Die ausgezeichneten Lehrer brachten den Knaben bald so weit, daß er Alles gelernt hatte, was er nur lernen konnte. Er übertraf alle Erwartungen.

Als er nun die erwünschte Bildungsstufe erreicht hatte, reiste der Hofmeister mit seinem Zögling und einem Professor, der ihn verstand und ihm alles Nöthige verständlich machen konnte, nach dem Süden und betrat in Begleitung einiger Gerichtspersonen das Schloß, wo das Kind geboren war und die ersten Jahre seiner Kindheit zugebracht hatte. Hier überließ man ihn sich selbst. Die Probe gelang; er erkannte und erklärte Alles. Er öffnete mehre Thüren, ging gerade auf das Zimmer seiner Mutter zu, zeigte ihr Bett, suchte seine eigene Stube, die seines Hofmeisters, bezeichnete alle Diener, Gemälde, Hausgeräthe, verborgenen Gänge, erkannte das Dorf, die Kirche und die Magd des Pfarrers, welche ihn sehr freundlich behandelt hatte. Im ganzen Lande war kein Zweifel mehr über seine Echtheit vorhanden und die Klage wurde eingereicht. Als wir den jungen Mann sahen, war der Proceß im Gange, während er seine Studien beim Abbé de l'Epée fortsetzte.

Seitdem habe ich vernommen, daß die Familie, nachdem sie der Entführung des Erben und der Fälschung des Todtenscheins überführt worden war, Alles in der Stille zurückgegeben hätte, um der wohlverdienten öffentlichen Strafe zu entgehen. Der junge Mann ist jetzt Besitzer eines großen Vermögens. Er wohnt mit seinem Lehrer auf seinem Landsitz und ist verheirathet. Ein junges, sehr reiches Mädchen war durch sein Unglück gerührt und heirathete ihn."

Die Mittheilungen über den französischen Hof nehmen einen großen Theil der Memoiren ein. Es fehlt nicht an pikanten Bemerkungen und interessanten Momenten. Die Verfasserin lernt Cagliostro kennen und ihr klarer Geist durchschaut ihn. Das ganze Werk bietet eine unterhaltende Lectüre, wie die neuere Zeit sie selten aufzuweisen hat. 18.

Unterhaltungsliteratur.

1. Des alten Schmidt Jakob's Geschichten von W. O. von Horn. Neue Folge mit Illustrationen von L. Richter. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1853. 8. 1 Thlr.

Referent hat bereits früher in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung der „Gesammelten Erzählungen" Horn's die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der Horn'schen Schreibweise und Erzählung hervorgehoben; auch dies Büchlein gibt von neuem Zeugniß für die Richtigkeit der damals ausgesprochenen Ansicht. Ein stiller friedlicher Geist weht uns aus diesen Erzählungen entgegen, ein einfacher Ausdruck des Gefühls spricht zu unserm Herzen, es sind deutsche Klänge, die in unser Ohr tönen, fern von allem Gezierten, Geschminkten, fern von allem Fremdländischen. Dieses deutsche Leben, was sich mit seinen Eigenthümlichkeiten, seinen Gefühlsschauern, seinem so entschiedenen heimischen Bewußtsein in den Schriften Horn's darstellt, ist es eben auch, wodurch seine Werke so gern vom Volke in die Hand genommen und gelesen werden. Wir setzen uns mit an den wärmenden Ofen beim Schein der Lampe, während draußen der Schnee „schottisch tanzt" und der kalte Wind mit seinen Eisfingern an die Fenster pocht; wir sehen die letzten Funken aus der Pfeife fallen, wenn der alte Schmidt Jakob sie ausklopft und seine Erzählung beginnt; wir ziehen dann mit ihm in den Krieg nach Spanien, begleiten ihn in seinen Kämpfen und stehen trauernd neben ihm, wenn er als Stelzfuß wieder in seine Heimat kehrt, wo sein „Bärbelchen" einen Andern gefreit hat. Es weht uns da überall deutsches Gemüth und deutsches Leben entgegen; kein grelles Licht, kein Miston stört die einfache Harmonie der Töne; mit wenigen Mitteln erreicht der Verfasser seinen Zweck; er hat nicht nöthig, um unsere Aufmerksamkeit zu spannen, verwickelte Intriguen, bizarre Charaktere, seltene Situationen anzuwenden; nein, er läßt den Stoff einfach aus dem Gemüthsleben seiner schlichten Naturen sich entwickeln; eine klare Lebensauffassung und ein praktischer Verstand durchdringt die ganze Erzählung, die nicht selten einen Anflug eines feinen Humors oder mitunter auch einer trockenen Spaßhaftigkeit hat. Es ist keine verschwiemmende Sentimentalität in den Erzählungen herrschend, sondern ein einfaches schlichtes menschliches Gefühl, das seinen prallen Figuren so wohlthut. Horn hat das Volksleben am Rheine und in den Gegenden des Hundsrück aufmerksam beobachtet; daher wird seine Erzählung auch so warm, so naturfrisch, wenn sie in jenen Gegenden spielt, und immer verschwommener, wenn sie jene verläßt; er hat außerdem auch das Menschenherz beobachtet und ihm manchen geheimen Zug abgelauscht. Manche seiner Erzählungen, die der Spinnstube entlehnt sind, haben den ausdrücklichen Charakter von Lehrerzählungen; er nennt sie Spiegel und hält darin den Landleuten in recht anschaulicher Weise die Folgen von Proceßsucht, Liederlichkeit und Untreue vor Augen; er sucht immer die Lebensauffassung zurückzuführen auf Einfachheit der Sitte, Reinheit des Charakters und religiösen Sinn des Herzens. Das Büchlein enthält 13 theils größere, theils kleinere Geschichten des mannichfachsten Inhalts in der obenangegebenen Weise und verdient empfohlen zu werden.

2. Unterhaltungen im Bade. Aus den Papieren einer hochgestellten Dame. Zwei Theile. Manheim, Löffler. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch hat mit seinem Titel etwa nur das gemein, daß es eine Lectüre im Bade sein soll; warum das aber der Fall ist und warum man es nicht ebenso gut zu einer andern Zeit lesen könne, darüber vermag Referent keine Rechenschaft abzulegen. Es ist ein Roman, der seinen Stoff aus der spanischen Geschichte entlehnt hat. Er spielt zur Zeit der französischen Revolution unter der Regierung Karl's IV. und seiner Gemahlin Marie Luise. Er behandelt die Intriguen des Beichtvaters der Königin, Salvaterra, zum Sturz des Ministers Florida-Blanca, um die durch diesen freisinnigen Minister

beabsichtigten Reformen zu hintertreiben und die Jesuiten wiederherzustellen. Salvaterra bediente sich dazu zweier spanischen Edelleute, die aus der Provinz gekommen waren, um in Madrid ihr Glück zu machen. Bald war es ihm gelungen, den einen derselben, Manuel, zu seiner Majestät erstem Minister und Herzog von Alcudia zu machen. Er förderte die Hebung dieses Mannes umsomehr, als er zu gleicher Zeit auch wieder die Mittel zu seinem Sturze in den Händen hatte, indem Manuel in ein Liebesverhältniß zur Königin getreten war, dessen Geheimniß Salvaterra sich verschafft hatte. Aber am Ende blieben dennoch Manuel und die Partei der Königin Sieger. Durch den Hauptfaden der Erzählung laufen mannichfache Intriguen, die theils an die Hauptpersonen sich anknüpfen, theils auch untergeordneter Bedeutung sind. Wir finden hier den gesammten Apparat eines Sue'schen Romans: Spione, geheime Thüren, bewegbare Wände, heimliche Aufpasser und Mörder, Schauderscenen, gefährliche Flucht mit all den Zufälligkeiten, wodurch ein Buch für den gewöhnlichen Leserkreis interessant gemacht wird, ohne daß es jedoch seitens einer literarischen Kritik und Anzeige besondere Würdigung für sich in Anspruch nehmen könnte.

3. Der Präsident. Roman von H. Bertholdi. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 1853. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Verfasser drückt in seiner „Introduction", wie er statt Vorwort zu sagen beliebt, die Besorgniß aus, man möge in seinem Buche, da es „an historische Säulen der jüngsten Vergangenheit" angelehnt sei, sich allzu sehr bemühen, zwischen den Zeilen zu lesen, forschende Augen möchten in der Wirklichkeit nach Modellen für erdichtete Figuren suchen und „inquisitorische Augen" möchten sich wol gar bemühen, aus absichtslosen Gedankenschnitzeln, die unwillkürlich unter dem Meißel des geistigen Bildhauers herabfallen, bestimmte, einem Parteizwecke huldigende Tendenzen zu folgern. Wir unsererseits wollen darüber den Verfasser beruhigen mit der Versicherung, daß wir sein Phantasiegemälde lediglich als solches „ohne neugierige und inquisitorische Augen" hingenommen haben, daß wir uns übrigens auch gefreut haben, daß das Buch selbst in einem weit einfachern und natürlichern Tone geschrieben ist, als dies die „Introduction" in ihrem überschwänglichen, phrasenreichen Gewande erwarten ließ. Wer ein Liebhaber der den französischen Mustern eines Dumas, Sue, Hugo u. s. w. nachgebildeten Dichtungen ist, wird dies Buch nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen, er wird den Zeitvertreib, den eine mannichfach verschlungene Handlung, Intriguen und Cabalen aller Art gewähren können, darin gefunden haben. Die übertriebenen Charaktere, die schwebenden Situationen, die grellen Farben, Alles erinnert lebhaft an den Stil jener französischen Schriftsteller, obgleich es in Bezug auf Eleganz und Leichtigkeit der Diction jenen nicht gleichkommt und auch in der geschickten Scenenverbindung seine Muster nicht erreicht, ja sogar in der Anordnung des Stoffs oder der Construction des Romans, wie die als Prolog gegebenen einleitenden Scenen bekunden, eine gewisse unbeholfene Steifheit verräth, die um so auffallender ist, als die in dem sogenannten Prologe ausgeführten Handlungen mit dem ganzen Gewebe des Romans eng zusammenhängen, zur Haupthandlung und Entwickelung gehören und nur zeitlich getrennt sind. Der Inhalt dieses Romans, der in dem Jahre 1848 spielt, ist folgender: In den polnischen Aufstand des Jahres 1830 war der Graf Sulkowski verwickelt, gefangen und endlich mit seiner Gattin und seinem kleinen dreijährigen Sohne nach Deutschland geflohen. Seine Gattin war den Anstrengungen der Flucht erlegen, während er selbst mit seinem Sohne bei einem Förster Aufnahme fand. Von hier trat er in Verbindung mit dem damaligen Assessor von Seidenheim, den er als Rechtsconsulent annahm und dem er seine Processe, die Versorgung seines Sohnes und die Verwaltung seines Vermögens anvertraute, um sich weiter von da auf seiner Flucht nach England zu begeben. Der Assessor von Seidenheim war damals der fashionabelste Mann in der Residenz, war überall verschuldet und in galante Abenteuer verwickelt. So hatte er auch die Tochter eines jüdischen Bankiers, Esther Rosenfels, zur Flucht von ihren Aeltern bewogen und nachher, da er eine glänzendere Partie zu machen gedachte, die kleine Jüdin verlassen. Esther theilte ihr Schicksal der neuen Braut mit, und diese wollte nun ebenfalls den Assessor nicht, während der Bankier aus Rachsucht alle fälligen Wechsel des Assessors an sich gekauft hatte, um so denselben zu stürzen. Der Assessor aber bezahlte pünktlich Alles, indem er sich des ihm anvertrauten Geldes bemächtigte, den Knaben aber an Wirthsleute auf dem Lande, deren einziger Sohn gestorben war, übergab. Zu derselben Zeit war in diesem Wirthshause auch Esther, die von ihren Aeltern verstoßen worden war, angelangt und so Zeuge dieser Handlung geworden. In demselben Wirthshause lernte sie einen reichen Engländer kennen, den sie, da er krank war, pflegte und später heirathete; mit diesem zog sie nach England und später nach Indien. Der Assessor von Seidenheim machte mittlerweile Carrière und wurde Präsident. Da er ein sehr verschwenderisches Leben führte, so hatte er auch das Vermögen seines Neffen, des Lieutenants von Seidenheim, dessen Vormund er war, zum größten Theile in seinem Nutzen verwandt und suchte daher diesen mit der Tochter des Geheimraths von Breitenstein zu vermählen, um denselben vergessen zu machen, daß er ein schlechter Vormund, ein ungerechter Verwalter des ihm anvertrauten Gutes gewesen sei. Der Geheimrath war an mehren verbrecherischen Handlungen Theilnehmer gewesen, seine Frau aber lebte sogar in vertrautem Umgange mit dem Präsidenten. Von hier aus konnte also diesem Plane nichts im Wege stehen, aber es mußte dazu auch noch der Ritter von Löwenberg, der kinderlose, aber sehr reiche Onkel Angely's, gewonnen werden. Dieser aber sowie Angely selbst hatten einen großen Widerwillen gegen den liederlichen Lieutenant, umsomehr als der Onkel die Liebe Angely's zu seinem Pflegesohne Guido, der Niemand anders als der Sohn des Grafen Sulkowski war, begünstigte. Die Mutter Angely's suchte mit Gewalt die Tochter zu zwingen, während der Präsident Guido auf irgend eine Weise zu beseitigen suchte. Die Lage für den Präsidenten wurde um so verwickelter, als Esther als verwitwete Frau von Cazalès und Sulkowski als englischer Oberst zurückgekehrt war. Frau von Cazalès warf sich aus Rache gegen ihn bald in die Intrigue zu Gunsten Angely's und Guido's, den der Ritter von Löwenberg adoptirt hatte. Den Obersten Yersay hatte der Präsident zwar tödtlich verwunden lassen, aber dadurch entging er dennoch seinem Schicksale nicht, er wurde enthüllt und starb an Gift. Man ersieht aus dieser kurzen Angabe, daß die Erzählung reich an Handlung und Spannung ist. 25.

Deutsche Literatur in England.

Während sich die englische Tagespresse fortdauernd sehr ämsig mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen beschäftigt, widmet sie der deutschen zeitgenössischen Poesie verhältnißmäßig nur geringe Aufmerksamkeit, und zwar eher noch der Lyrik als dem Roman, den die Engländer freilich im Allgemeinen in besserer oder wenigstens genießbarerer Qualität besitzen als wir (womit übrigens die eigenthümlichen Vorzüge des deutschen Romans nicht in Abrede gestellt werden sollen), und dem Drama, das, Shakspeare ausgenommen, wir gewiß in vorzüglicherer Güte haben als die Briten. Umsomehr waren wir überrascht, in der Aprilnummer der „Westminster review" einer nicht wenig schmeichelhaften Anzeige des aus der Officin des Rauhen Hauses hervorgegangenen anonymen Romans „Eritis sicut Deus" zu begegnen. Der Berichterstatter meint zwar, daß der anonyme Verfasser nicht ganz unparteiisch gewesen sei, indem er die Gefahren der traditionellen, nur mit Worten spielenden, hohlen und beschränkten Religiosität der Hauptheldin ebenso gut hätte zeigen müssen, wie er die Gefah-

ren der deutschen philosophischen Theorien, welche freilich ebenso viel halb Wahres als gänzlich Falsches enthielten, hervorgehoben habe; dann aber fährt er fort: „Als ein Werk der Einbildungskraft betrachtet, hat dieser auffallend betitelte Roman beträchtliche Verdienste. Wir haben selten einem tragischern Conflict begegnet als dem stufenweise fortschreitenden Zerfall zwischen Elisabeth und ihrem Manne, bis ihr einst so glückliches Hauswesen nur noch Wrack ist und in Trümmern liegt." Kurz, der Berichterstatter versichert, es sei unmöglich, das Buch, obschon es nicht weniger als 1500 Seiten umfasse, aus der Hand zu legen, bis man es durchgelesen. Jener Conflict zwischen Elisabeth und ihrem Gatten ist freilich auch die Glanzseite des Romans, wie auch wir es in Nr. 14 d. Bl. hervorgehoben haben, umsomehr aber nimmt es uns Wunder, daß der englische Berichterstatter auch an andern aus carikirender Gehässigkeit hervorgegangenen Partien, die durchaus nicht im keuschen Geschmack der englischen Romanschriftsteller gehalten sind, Wohlgefallen gefunden zu haben scheint.

In derselben literarischen Umschau der „Westminster review" liest man auf Anlaß der bei Bohn in London erschienenen „Goethe's novels and tales"*) folgende Bemerkungen über Goethe's „Wahlverwandtschaften": „Dieser Roman ist eine so charakteristische Probe für Goethe als Menschen wie als Schriftsteller, als nur eine gefunden werden kann. Die schlagende Kürze, die Tiefe und Schönheit der darin niedergelegten Bemerkungen über Leben, Kunst und Poesie, die vollendete und feine Durcharbeitung, welche seinen Werken zutheil werden zu lassen ihm fast Religionssache war, dann aber auch wieder die Misachtung, die er gegen die einfachsten und unumstößlichsten Gebote der Ethik, welche er spöttisch als «Theetisch-Moralität» zu bezeichnen pflegte, zur Schau zu tragen liebte — all Dies mag das Unternehmen des Verlegers rechtfertigen, obschon dieses Product so Manches enthält, was englischen Lesern nicht gefallen, ja sie verletzen dürfte, was aber der Uebersetzer zu mildern mit Recht nicht versucht hat. Niemals hat ein Schriftsteller nach einem überlegtern Plan und Zweck gearbeitet als Goethe, und kaum ein Wort kann in seinen Werken geändert werden ohne geringern oder größern Nachtheil; daher bedarf es bei keinem einer solchen Treue. Diese mit der größten Anmuth und Leichtigkeit zu vereinen ist keineswegs eine leichte Aufgabe, welcher aber der gegenwärtige Uebersetzer mit vollkommenem Erfolge genügt hat."

Eine andere Uebersetzung eines deutschen Dichtwerks ist die des Oehlenschläger'schen „Correggio": „Correggio: a tragedy. By *Adam Oehlenschläger*. Translated, with notes, by *Theodore Martin*." Das Weiche und Süßliche hat zwar jetzt auch in England, namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, seine Verehrer, im Allgemeinen dürfte jedoch dem männlichen Geschmack der Briten diese sonst geistreiche, aber hypersentimentale Oehlenschläger'sche Arbeit wenig zusagend sein. Zwischen Shakspeare's „Lear" und „Macbeth" bis zu des deutsch-dänischen Oehlenschläger „Correggio" ist auch in der That eine zu weite Kluft, welche auch durch Oehlenschläger's Dramen aus der altnordischen Welt, seinen „Hamlet" mitinbegriffen, nicht zum zehnten Theile ausgefüllt werden konnte. Das „Athenaeum" sagt: „Oehlenschläger ist süß, zart, gemüthlich, aber nicht kräftig, nicht tief, nicht energisch. Er scheint, während er seine Tragödie dichtete, von der Kunst geträumt zu haben, statt daß es ihm gelungen wäre, die Natur eines Künstlers in Bezug auf seine Werke und in Bezug auf sein Privatleben zu durchdringen." Namentlich wird der so sehr angesüßte Charakter des Hauptgelden getadelt, über den ein Schleier des decorum geworfen sei, so dick, als habe ihn eine modern pfäffische Hand gewoben; nichts erinnere an den Künstler, der nicht blos Heiligenmaler, der auch Meister in der Darstellung wollüstiger Schönheit gewesen. Die Uebersetzung wird wegen ihrer Correctheit gelobt, aber es fehle ein gewisses musikalisches Element, welches die Seele des Dichters erfüllt habe, es fehle jene die ursprüngliche Frische des Originals wiedergebende Kraft, wodurch Coleridge's „unsterbliche" Uebersetzung von Schiller's „Wallenstein", Shelley's „Fragmente" nach Goethe und der Mrs. Hemans Uebersetzungsbruchstücke aus Goethe's „Tasso" sich auszeichneten.

*) Derselbe Band umfaßt auch eine Uebertragung des „Werther" und mehrer kleinern Goethe'schen Erzählungen.

Zu den Werken deutscher Autoren, die wir in jüngster Zeit vorzugsweise in englischen Blättern berücksichtigt gefunden haben, gehören (in der „Westminster review") Frauenstädt's „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie", denen der Vorzug eines gründlichen Eingehens und einer klaren Auseinandersetzung der Hauptpunkte der Schopenhauer'schen Philosophie zugestanden wird, Waagen's englisch geschriebenes Werk über die Kunstschätze in Großbritannien („Treasures of art in Great Britain; being an account of the chief collections of paintings, sculptures, drawings, illuminated manuscripts etc. By Dr. *Waagen*, director of the gallery of pictures at Berlin", 3 Bde., London 1854) und Zinkeisen's Werk über den Jakobinerclub. Das „Athenaeum" enthält über Waagen's Werk einen längern Bericht, worin demselben vorgeworfen wird, mehr ein bloßes Notizenbuch als das sorgfältige studienreiche Resultat einer langen Untersuchung zu sein; Waagen's allgemeine Bemerkungen zeugten von Verstand, seien jedoch weder tief noch erschöpfend. Auch bemüht sich das „Athenaeum" dem Verfasser eine ziemliche Anzahl Irrthümer und Misverständnisse nachzuweisen. Größeres Lob erfährt sein Werk in „Quarterly review": „Zu solid, um ein Träumer zu sein, und zu gutlaunig, um Pedant zu sein, hält sich Waagen frei von den Fehlern, welche wir unsern deutschen Brüdern beizulegen gewohnt sind; was aber vielleicht noch mehr sagen will, er hält sich auch frei von den Fehlern, die wir bei uns zu Hause zu finden gewiß sein dürfen." Gelegentlich heißt es von dem durch Waagen so vortrefflich arrangirten Berliner Museum mit Recht, daß dasselbe an eigenthümlichem Interesse und an unterrichtendem Inhalt manche Galerie von größerm Umfang und Werth übertreffe. Zinkeisen's Werk über den Jakobinerclub wird vom „Athenaeum" ungemein hochgestellt und als die beste Monographie gerühmt, die bisher über diesen Gegenstand erschienen sei. L. Wiese's „Briefe über englisches Erziehungswesen" erschienen übersetzt unter dem Titel: „German letters on English education. Translated by *W. O. Arnold*." Die englische Kritik ist sehr erbaut von der Tendenz dieser Schrift, die darauf hinausgeht, nachzuweisen, daß die deutsche Erziehung eine mehr gelehrte, die englische eine mehr praktische sei. Auch Vehse's „Denkwürdigkeiten des preußischen Hofs" sind, wie wir schließlich noch bemerken, in englischer Uebersetzung unter dem Titel erschienen: „Memoirs of the court of Prussia. From the German of Dr. *Edward Vehse*, by *Franz C. F. Demmler*." Die zahlreichen pikanten und zum Theil skandalösen Anekdoten, die in dieser immerhin amüsanten Compilation aufgespeichert sind, scheinen auch in England ihr Publicum zu finden. Diese Verderbniß oder cynische Roheit, wie sie an den deutschen Fürstenhöfen ehedem herrschend waren, gewähren den Engländern ein ganz neues Schauspiel, selbst im Vergleich zu den verderbtesten Zeiten britischer Hofwirthschaft.

H. M.

Friedrich Hebbel.

Ein in Wien bei Tendler und Comp. erschienenes Büchlein trägt den Titel: „Friedrich Hebbel. Eine Charakteristik von Emil Kuh", und bezweckt, dem Publicum, soweit es sich noch um einzelne Autoren kümmert, die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten dieses jedenfalls merkwürdigen und originellen Dichters zur Anschauung zu bringen. Die Broschüre enthält über das Jugendleben wie über die dichterische Entwickelung und die Productionsweise Hebbel's manches Interessante (z. B. daß die „Judith" infolge einer Wette in nur 14 Tagen ent-

standen ist, allerdings eine Entstehungsart, deren sich, glaube ich, keine Tragödie unserer Classiker rühmen darf), aber ich zweifle, ob sie sehr geschickt und ihrem Zweck entsprechend abgefaßt sei. Wie jede Absicht verstimmt, so verstimmt hier die Absicht, Hebbel auf Kosten aller gleichzeitigen Dichter als einen Epochendichter, wie es etwa Goethe für seine Zeit war, und zugleich als einen ganz außergewöhnlichen Menschen in jeder Hinsicht darzustellen. Dabei begegnen dem Apologeten Hebbel's manche Taktlosigkeiten und Ueberschwänglichkeiten. So namentlich in der Personalbeschreibung des Dichters, worin es unter Anderm heißt: „Sein Teint ist weiß wie der Wellenschaum des Meeres, das sein Dithmarschen umspült"; „das ganze Gesicht ist eine mysteriöse Mischung von Herausfoderung und Schüchternheit"; „der erste Eindruck, den er erregt, ist ebenso erhebend als niederdrückend und man kann sich eines gewissen beengenden Gefühls nicht erwehren". In diesem Tone hat ja kaum je einer von Friedrich dem Großen oder Napoleon gesprochen. Ferner: „Kaum hat er im lustigen Uebermuthe die Welt inbrünstig ans Herz gedrückt, als wir auch schon wieder die Posaune des Jüngsten Gerichts vernehmen, die das All aus den Fugen bläst. Ein Strohhalm, den irgend Jemand ihm vor die Füße legt, reicht hin, seine beste Stimmung zu vernichten und alle Dämonen aus seiner Brust heraufzubeschwören. ... Hebbel vermag, wenn er nicht diplomatisch sein muß, sein Inneres weder zu verhüllen noch scheinbar zu umschleiern. Da wird Alles aufgeknöpft, vom Ueberrock angefangen (!) bis zum Herzen selbst. Da fliegen die Kiesel heraus, die verwunden, die Perlen, die erfreuen und verschönen sollen." Glaubt man denn mit solchen Phrasen, die stark angefaßt wie ein Bovist verpuffen, auf das jetzt so nüchtern gewordene und aller Ueberschwänglichkeiten überdrüssige Publicum noch irgend eine Wirkung ausüben zu können? Der Verfasser der Schrift hätte ferner im Interesse des Dichters wohlgethan, sich einer gemäßigtern, minder gereizten und verächtlichen Sprache gegen Diejenigen zu befleißigen, welche seiner Ansicht nach einen zu scharfen Maßstab an Hebbel's Leistungen legten. Seine Tadler geringerer Sorte werden unter der Bezeichnung „kritischer Kleinkrämer" zusammengefaßt; unter den namhaftern Kritikern, welche über Hebbel ihr Urtheil abgaben, heißt es von Rosenkranz: „Nur der einzige Rosenkranz fand für gut, Hebbel blos zu tadeln und dafür Gutzkow, nebenbei auch Gottschall blos zu loben, er hat aber (ich habe gute Gründe zu dieser Annahme) schwerlich sein letztes Wort gesprochen." Was soll der Zwischensatz bedeuten: „Ich habe gute Gründe zu der Annahme"? Weiter unten heißt es: „Doch unter diesen Kleinkrämern (ich könnte Namen nennen und es käme mir unter gewissen Umständen auch nicht darauf an) gibt es Individuen" u. s. w. Soll dies für Diesen oder Jenen ein Drohschuß sein? Und sollte es wirklich Recensenten und Kritiker in Deutschland geben, welche sich durch die Besorgniß, vielleicht ihren Namen an das Schwarze Bret einer künftigen Broschüre gezeichnet zu sehen, abschrecken lassen sollten, ihre Meinung offen zu sagen? Hebbel glaube bei Leibe nicht, daß mit diesen Bemerkungen seinem hervorragenden Talente zunahegetreten sein soll; wenn man den Posaunisten eines großen Herrn, der falsche Töne bläst, tadelt, so gilt dieser Tadel nicht dem großen Herrn, sondern seinem Posaunisten.*)

H. M.

*) Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir anmerklich, daß Hebbel's „Agnes Bernauer" und Melchior Meyr's gleichnamige Tragödie eine Concurrentin an einer „Agnes Bernauer" erhalten werden, welche Otto Ludwig in der Feder haben soll. So meldet wenigstens das „Deutsche Museum" und fügt hinzu, daß dies doch des Guten zu viel sei. Aber Hebbel's und Meyr's Dramatisirungen dieses Stoffs sind nicht einmal die einzigen; vor Decennien schon kam ein Trauerspiel desselben Tite's und Inhalts von Hermann Schiff auf der berliner Bühne und ein anderes vor wenigen Jahren von A. Böttger (abgedruckt in dessen „Gedichten", 7. Aufl.) auf der leipziger Bühne zur Darstellung. Beliebt war seiner Zeit die im Geschmack der Ritterstücke geschriebene „Agnes Bernauerin", vom Grafen von Törring, Verfasser des Schauspiels „Kaspar der Thoringer".

Notizen.

Schopenhauer's sogenannter Pessimismus.

In Nr. 25 d. Bl. war in der Notiz „Bücher und Menschen" von mir bemerkt, daß alle großen Reformatoren, Gesetzgeber und Religionsstifter aus der Einsamkeit und aus dem Verkehr mit Büchern hervorgegangen seien und daß schon Thomas a Kempis behauptet habe, er habe nirgends wahre Beruhigung gefunden außer in der Einsamkeit und in alten Schriften. Man kann nun freilich dagegen fragen: Wo soll in unserer tumultuösen Zeit ein Plätzchen, das sich zur Selbst- und Weltbeschaulichkeit eigne, gesucht werden, und wo sind jetzt die Bücher, aus deren Born sich ein Trank der Beruhigung schöpfen läßt? Im Gegentheil trägt die Mehrzahl der Bücher neuerer Zeit einen mehr aufreizenden und stimulirenden als besänftigenden und beruhigenden Charakter. Von einem einsiedlerisch-contemplativen Leben kann auch wol jetzt, wenigstens im Mannesalter, nicht wohl mehr die Rede sein; man muß si ch in die Wogen stürzen, um schwimmen zu lernen, aber nachdem man die Brandung des Lebens bestanden, mag man dann auch wol ein Plätzchen am Ufer finden, um die Strömung zu beobachten; man muß Erfahrungen sammeln, soviel man vermag, hat man sie aber gesammelt, sich, soweit es in dieser Zeit möglich, ein wenig von der Welt zurückziehen, um sie in sich und für die Menschheit zu verarbeiten. Ich denke dabei an Arthur Schopenhauer. Schopenhauer kennt die Welt, er hat in seiner Jugend mehre Jahre in England und Frankreich zugebracht, dort umfassende Literaturkenntnisse erworben und sich namentlich ein Stück jenes gesunden Menschenverstandes angeeignet, den man wenigstens in England in reicherm Maße besitzt als in Deutschland. Wer so die Welt kennengelernt hat, mag sich dann in spätern Jahren mit Recht in einen Winkel hinsetzen, um den ruhigen Beobachter und Weisen zu spielen. Julius Frauenstädt bemerkt in dem seine „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" einleitenden Lebensabriß des „Frankfurter Weisen" (wie ihn die „Westminster review" zu nennen liebt) gegen den Schluß: „Seit mehr als 20 Jahren lebt Schopenhauer in Frankfurt a. M. zurückgezogen, wie es die Einsamkeitsliebe und das rein intellectuelle Leben eines großen Geistes unter einem ihm «heterogenen Geschlechte» mit sich bringt, aber darum nicht weniger aufmerksam und theilnehmend als früher die Welt beobachtend, aus der er überhaupt von jeher mehr als aus Büchern gelernt und geschöpft hat." Dies ist die rechte Einsamkeit eines wahrhaften Denkers — eine Einsamkeit, reicher an Verkehr als irgend ein Standpunkt im Getümmel der Welt. Da bildet sich dann freilich jene Lebensanschauung aus, die man mit dem Stichnamen des „Pessimismus" bezeichnet und die doch im Grunde die eigentliche Humanität ist. Denn was wäre humaner, als wenn sich der sogenannte Pessimismus Schopenhauer's unter Anderm folgendermaßen äußert: „Bei jedem Menschen, mit dem man in Berührung kommt, unternehme man nicht eine objective Abschätzung desselben nach Werth und Würde, ziehe also nicht die Schlechtigkeit seines Willens, noch die Beschränktheit seines Verstandes und die Verkehrheit seiner Begriffe in Betrachtung, da ersteres leicht Haß, letzteres Verachtung gegen ihn erwecken könnte, sondern man fasse allein seine Leiden, seine Noth, seine Angst, seine Schmerzen ins Auge; da wird man sich stets mit ihm verwandt fühlen, mit ihm sympathisiren und statt Haß oder Verachtung jenes Mitleid mit ihm empfinden, welches allein die ἀγάπη ist, zu der das Evangelium aufruft. Um keinen Haß, keine Verachtung gegen ihn aufkommen zu lassen, ist wahrlich nicht die Aufsuchung seiner angeblichen «Würde», sondern umgekehrt der Standpunkt des Mitleids allein geeignet" Diese Ansicht nähert sich ziemlich der Goethe'schen, wonach man bei der Beurtheilung von Charakteren danach trachten müsse, mehr als

bisher einen pathologischen Standpunkt einzunehmen. Das ist freilich kein zunftprofessorlicher Standpunkt; aber die größten Weltweisen und Denker lehrten mit wenigen Ausnahmen auch nicht vom hölzernen Katheder und waren schon da, ehe noch irgend ein Katheder aufgerichtet war. *)

Die Licht- und Nachthälfte der Menschheit.

Auch Nordamerika hat bei all seinem Materialismus bereits seine eigenthümlichen metaphysischen Denker und — Träumer so gut wie Deutschland und wird deren, gerade im Gegensatz zu diesem weltlichen Treiben, in künftiger Zeit noch viel mehr aus seinem Schoose hervorgehen sehen. Zu jenen Denkern gehört Emerson, zu diesen Träumern Alcott. Von Letzterm erzählt uns Frederike Bremer in ihrem Tagebuche aus Nordamerika recht interessante Dinge. Alcott stellt in seinen „Conversations" die Lehre auf, daß die Sünde durch strenge Diät vertrieben werden müsse; alle hohen und heiligen Lehrer des Menschengeschlechts hätten sich der Diät befleißigt und möglichst sich aller animalischen Nahrung enthalten. Er selbst lebt seit vielen Jahren nur von Brot, Früchten, grünen Gemüsen und Wasser und verschmäht selbst den Genuß der Milch. Eine andere Alcott'sche Ansicht ist folgende: „Alle blonden und blauäugigen Menschen gehören zu den Lichtnaturen und in das Reich des Lichts und der Tugend, alle Menschen mit dunkeln Augen und dunkelm Haar dagegen der Nacht und dem Bösen an." Diese Ansicht scheint wunderlicher, als sie ist. Aehnlich sagt unser Arndt in seiner neuesten Schrift „Pro populo Germanico": „Der Protestantismus scheint einmal die Religion der klaren und hellen Menschengeschlechter zu sein, welche von irdischen Trieben und Leidenschaften weniger durchströmt und von sinnlichen Gefühlen und Anschauungen weniger geleitet sind, kurz. die der animalischen Schwere weniger in sich tragen." Instinctartig huldigten die Maler älterer und neuerer Zeiten derselben Ansicht, wenn sie die Engel als Geschöpfe des Lichts immer mit lichtblonden, sonnenstrahlenförmigen Haaren, mit lichten Antlitzen und blauen Augen, die Geschöpfe der Hölle, Nacht und Finsterniß aber möglichst dunkel darstellten. Indessen ist es auch bedenklich und gefährlich, in solchen Behauptungen mit der absprechenden und fanatischen Einseitigkeit, wie sie den Modernen eigen ist, zu weit zu gehen. Der Prophet des Lichts, Christus, und seine Sendboten — um nur diese zu nennen — gingen aus einem Volksstamme hervor, welcher nicht der lichtblonden Hälfte des Menschengeschlechts angehört.

H. M.

*) Auch das „Athénaeum français" hat in einer seiner letzten Nummern die Aufmerksamkeit auf Schopenhauer und Frauenstädt's „Briefe" über ihn zu leiten gesucht. Für uns Deutsche enthält der Artikel jedoch nichts besonders Bemerkenswerthes.

Bibliographie.

Brittische Anthologie in metrischen Uebersetzungen altenglischer Balladen. Mit beigefügtem Original herausgegeben von H. Döring. Zerbst, Wallerstein. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beer, B., R. Joseph Ibn Zadik. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im 12. Jahrhundert. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 4 Ngr.

Dumas, A., Die Mohikaner von Paris. Roman. Aus dem Französischen von L. v. Alvensleben. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ster Band. Brüssel, A. Schnée. 8. 15 Ngr.

Oesterreichisches Frühlings-Album 1854. Herausgegeben von Heliodor Truska. Wien, Braumüller. Gr. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Glasbrenner, A., Neuer Reineke Fuchs. 2te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Guericke, H. E. F., Handbuch der Kirchengeschichte. Mit steter Rücksicht auch auf die dogmengeschichtliche Bewegung. 5te wesentlich verbesserte und vielfach umgearbeitete Auflage. Drei Bände. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Guizot, F., Geschichte Cromwell's und der englischen Republik [1649—1658]. Deutsch von W. Rogge. 1ste Lieferung. Berlin, Bieler u Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Helmholtz, H., Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag gehalten am 7. Februar 1854. 2ter Abdruck. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Heppe, H., Denkschrift über die confessionellen Wirren in der evangelischen Kirche Kurhessens. Cassel, Fischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Jesus-Hymnen. Sammlung altkirchlicher lateinischer Gesänge. Herausgegeben und mit freier deutscher Uebersetzung begleitet von C. Kauffer. Leipzig, Roßberger. 16. 12 Ngr.

Krafft, K. G., Heilige Geschichte von Erschaffung der Welt bis zu dem ökumenischen Concilium von Trient. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der heiligen Geschichte 1ste Abtheilung: Die biblische Erzählung nach den Quellen pragmatisch und chronologisch bearbeitet. 1ster Band: Von Erschaffung der Welt bis zur Abführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft. Mit einem Plane des salomonischen Tempels und einer Karte von Palästina. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Welp. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 5 Ngr.

Der Laternenmann. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, O. Wigand 8. 2 Thlr.

Heilige Lieder. Aus dem Englischen übertragen von J. M. Griem. Hadersleben, Griem. 12. 18 Ngr.

Müller, J., Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr.

Nordheim, H., Ländliche Skizzen aus Franken. Weimar, Kühn. 8. 15 Ngr.

Rauff, Emanuel, Granit und Marmor. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Schöller, T., Embryologische Geologie oder vergleichende Entwickelungsgeschichte der Erdkugel. 1ste Lieferung, die Einleitung und die zwei ersten Kapitel enthaltend. Mit 5 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 4 Thlr.

Schücking, L., Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Blätter der Erinnerung an Friedrich Ziel, Cand. theol. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 6 Ngr.

Ebert, G., Johannes Schiller im Irrthum. Ein offenes Wort für die rechte Union in der Pfalz. Kaiserslautern, Tascher. 8. 4½ Ngr.

Machtstellung und Streitkraft der im gegenwärtigen europäisch-orientalischen Kampfe betheiligten Staaten. Nebst einer großen Karte Scandinaviens und der Ostsee und 2 Spezialkarten der Hafen von Kronstadt und Reval. Wien. Gr. 8. 27 Ngr.

Müllensiefen, J., „Vater, in Deine Hände befehle Ich meinen Geist". Predigt über Evang. Luc. 23, 44—48, gehalten am Charfreitag, den 14. April 1854. Berlin, Rauh. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das türkische Reich und die Türken. Freiburg im Br., Ramsperger. 8. 18 Ngr.

Richter, U., Glück zu dem Könige! Predigt über 1. Sam. 10, 24. zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs gehalten zu Hamm. Hamm, Grote. 1853. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2^1/_2$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 28. —— 6. Juli 1854.

Musenalmanache.

1. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1854. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Vierter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
3. Musenalmanach der Ostseeprovinzen für das Jahr 1854. Herausgegeben von R. von Rehbinder. Mitau, Reyher. 1854. 16. 18 Ngr.

Die deutschen Lyriker sind ein ganz eigenes Völkchen. Mag die Temperatur und Atmosphäre der Zeit sein, welche sie wolle — sie dichten und reimen. Mögen die Wolken, die Brust beklemmend, schwer und schwül niederhangen — das thut nichts: sie zwitschern fröhlich und behaglich in die Gewitterschwüle hinaus; wölbt sich der Zeithimmel klar und blau über ihnen — um so besser: dann versteht sich das Singen und Dichten von selbst. Pereat mundus — aber gedichtet muß es sein. Bräche die Welt unter unsern Füßen zusammen, so würde sich doch immer dieser oder jener finden, der in das wieder beginnende Chaos hinaussänge: daß ja eine brechende Welt noch lange nicht so schlimm daran sei als ein brechendes Herz. Ich spreche hier wie begreiflich nicht von Denen, die sich, vielleicht nach jahrelangen Pausen, bei festlichen Herzensangelegenheiten einmal zu einem Gedichte angeregt fühlen, sondern von der zahlreichen Classe Derer, die, statt auf den eigenen Füßen, auf Versfüßen durch das Leben schreiten und denen die ganze Welt nichts ist als ein Teig, den sie kneten, um Reime daraus zu backen.

Die Frage liegt nahe und drängt sich auf: ob denn wirklich ein so reicher Vorrath von poetischen Stimmungen und Anschauungen in der Welt vorhanden sei, um diese üppige Fülle poetischer Production als naturgemäß erscheinen zu lassen? Ist sie ein Nationalbedürfniß? Ist sie viel mehr als ein Luxusartikel, als eine bloße Decoration? Entkeimt sie wirklich wie ein Naturnothwendiges unserer Zeit aus dem Herzen — einer Zeit, von der so Viele versichern, daß ihr Charakter der der hausbackenen Prosa sei? Scheint sie nicht mit dem Geiste einer Generation, welche die Existenzfrage zu ihrer Haupt- und Lebensfrage gemacht hat, welche den Geschäfts-, Fabrik- und Maschinencharakter so deutlich als Stempel an der Stirn trägt, welche dem Gewinn- und Erwerbsschwindel nachläuft, in Widerspruch zu stehen? Ohne Zweifel! Vielleicht ist es aber gerade dieser Widerspruch zwischen Idealität und Wirklichkeit, wodurch dieser übermäßige Drang zum poetischen Schaffen bedingt und hervorgerufen wird. Sehr wahrscheinlich! Aber auf der andern Seite: sind denn unsere Poeten ihrer Gesammterscheinung und ihrem ganzen Wesen nach wirklich Poeten? Zeigen sie im Leben jene Weihe, jenes Priesterliche, jene Naivetät, jene Anspruchslosigkeit und jene Entsagungsfähigkeit, welche, wie mich dünkt, die von einem wahren Poeten unzertrennlichen Eigenschaften sein müßten? Tragen sie ein höheres Gepräge als die andern von Neid erfüllten und nach Gewinn, Erfolg und äußerm Glanz jagenden Menschen? Bildet das Schöne, Gute und Wahre ihren Kern, oder ist es nicht bei ihnen auch eitel Firniß und Schminke? Ach, sie mögen wol singen von Liebe, aber was wissen die meisten von ihnen von Liebe, von jener, die zu dulden und zu entsagen, im rechten Augenblicke aber auch zu streiten und zu handeln weiß? Sie mögen wol hinabsteigen zum Volk, weil es ihnen Stoff liefert zu poetischen Productionen, die sie verwerthen, aber wie stimmt es damit, daß sie sich so häufig beglückt fühlen, in vornehmen Salons zugelassen zu sein, daß sie sich in aristokratischer Sphäre und im Comfort wohlbehagen und die schwielige Hand, die ihnen ein Mann aus dem Volke böte, gewiß nicht drücken würden? Diese Erscheinung ist so häufig, daß die verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, die es doch jedenfalls gibt, nicht hinreichen, Glauben an die Aufrichtigkeit und Lauterkeit unserer Poeten zu erwecken. Auch die Poesie ist bei Vielen Speculation geworden und richtet sich auf berechnete Ausbeutung der Stimmungen, Empfindungen und ganzer Volksclassen und Zustände. Es kommt aber nicht sowol darauf an, daß unsere Dichter nur poetischer sind als andere Menschen, sondern daß

sie zugleich ehrlicher, wahrer und uneigennütziger sind. Dem schönen ästhetischen Scheine haben wir seit Decennien ohne besondern Nutzen für das allgemeine Wohl hinlänglich gehuldigt; huldigen wir jetzt einmal dem Charakter und der Wahrheit; werden wir wieder einmal Priester der Menschheit, statt ihre Decorateure.

Was speciell die Literatur der Musenalmanache betrifft, deren drei zu gleicher Zeit uns vorliegen, so hat die Kritik in jüngster Zeit zum Theil ein entschiedenes Verwerfungsurtheil über sie ausgesprochen. Es ist richtig, daß die Musenalmanache nicht die Bedeutung mehr haben wie zu Voß' und Schiller's Zeit. Selbst der Schwab-Chamisso'sche „Musenalmanach", durch den so bedeutende Lyriker wie Freiligrath, Gaudy u. A. weitern Kreisen bekannt wurden, gehörte einer Periode an, in welcher die Lyrik in der allgemeinen Stimmung festere Anhaltspunkte hatte als heutzutage, wo die Lyriker zum größern Theil nur Epigonen der Epigonen sind und in den alten Formen fortdichten ohne den alten Geist. Indeß haben solche Rendezvousplätze lyrischer Talente immer noch ihr Interesse, weil sie einen Ueberblick über die vorhandenen lyrischen Kräfte und zugleich über ihre geographische Vertheilung über Deutschlands Boden gewähren und manchem schönen jüngern Talente Anlaß geben, sich zuerst beim Publicum einzuführen. Jedenfalls sind diese Almanache ein harmloser und gewiß nicht schädlicher Zweig der Almanachsliteratur.

Soviel ist aber richtig, daß zwei zu gleicher Zeit erscheinende und miteinander concurrirende Musenalmanache bei allem Reichthum an lyrischen Talenten für Deutschland zu viel sind. Wenn Alles richtig, d. h. weniger im Geiste deutscher Absonderung gegangen wäre, so hätten sich die Herausgeber der beiden deutschen Musenalmanache zu gemeinsamem Thun verbinden müssen. Es würde dann kein Almanach dem andern im Wege gewesen sein und beide würden sich zu einem in seiner Art vielleicht recht vorzüglichen Ganzen haben verschmelzen können. Jetzt fehlt dem einen, was der andere hat: der Gruppe'sche Musenalmanach vertritt mehr die norddeutsche, der Schad'sche mehr die süddeutsche Gruppe deutscher Lyrik; der Gruppe'sche Almanach hat die größere Zahl formvollendeterer Gedichte, während in dem Schad'schen Almanach mehr frische Naturlaute anklingen.

Dem elegantesten der beiden deutschen Musenalmanache, dem von Gruppe herausgegebenen, wollen wir zuerst in die feinen Velinblätter blicken, wobei ich jedoch durchaus nicht beabsichtige, jeden einzelnen lyrischen Gardemann aus der langen Paradefronte herauszunehmen und zu mustern, sondern nur einige der Flügelmänner. Von Veteranen finden wir hier Ernst Moritz Arndt, den Feuerkopf unter dem Schnee des Alters, und Joseph von Eichendorff, auch Reliquien der beiden Verstorbenen Kopisch und Reinick, dann Beiträge von Bodenstedt, Brunold, Bube, Dönniges, H. Grimm, G. Hesekiel, Elise von Hohenhausen, Kilzer, W. von Merckel, G. Pfarrius, B. Precht, Rodenberg, Scherenberg, J. G. Seidl, Jegór von Sivers, H. Smidt, A. Stöber, H. Zeise, endlich auch vielen jüngern Nachwuchs, ohne daß wir sagen könnten, unter diesem einem Talente von ausgesprochener Eigenthümlichkeit begegnet zu sein. Die meiste Energie im Ausdruck wie im Gedanken entwickelt unter diesen Jüngern, sonderbar genug, ein geborener Italiener, der erst in Wien die deutsche Sprache erlernte, Cajetan Cerri aus Mailand. Vielleicht macht die deutsche Lyrik an diesem Italiener eine ähnliche Eroberung wie früher an dem Franzosen Chamisso. Hier eine Probe aus einem die Zustände der Jahre 1848—49 charakterisirenden Gedichte: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden":

Und immer trüber wird's in unsern Herzen,
Und immer dunkler wird's auf unsern Wegen;
Die Schöpfung krank an ungeheuern Schmerzen
Und ausgestorben, Herr, dein bester Segen!
Wo du einst Glück gesä't, ist Fluch entsprossen,
Wo Liebe du gelehrt, spricht man von Hassen;
Die Mutter hat ihr einzig Kind verlassen,
Der Bruder hat des Bruders Blut vergossen;
Das Weltall aber wankt im tiefsten Grunde
Und flucht verröchelnd seiner Schöpfungsstunde.

Die Tage der Verheißung sind gekommen,
Die Tage, Herr, von deinen Racheflammen.
Die Stern' am Himmel sind vor Angst verglommen,
Und was noch steht auf Erden, stürzt zusammen;
Kein Glaube, keine Sehnsucht, keine Liebe,
Kein Gott, kein Recht und keine Weltgeschichte,
Die einst die Schande all' der Sünder richte,
Den heilig nicht die heiligsten der Triebe:
So mengen sich im Chaos Elemente,
Kein Lied, das tröstend in dem Sturm ertönte.

Die Harfen, die Hosanna einst gesungen,
Sie hängen stumm an trauernden Cypressen,
Der Sphären Harmonien sind verklungen,
Jehovah's Bild vergraben und vergessen;
Ringsum Zerstörung nur und wilde Gluten
Und Kampf und Nacht und Schrecken und Entsetzen
Und Zähren, die der Waisen Augen netzen,
Der großen Märtyrer, die still verbluten,
Indessen sich bacchantisch wilde Massen
Blutgierig wälzen durch die lauten Gassen.

Indessen toller Wahnsinn, beutetrunken,
Gleich einer laubbekränzten Waldhyäne,
Vorüberjagt und, wo die Welt versunken,
Im Moder heil'ger Gräber wetzt die Zähne
Und wühlt und tobt und rast und schwelgt zu lauschen
Dem letzten Seufzer aus der Brust — zu saugen
Die letzte Thräne aus gebroch'nen Augen
Und sich so lang' mit Herzblut zu berauschen,
Bis eine starke Hand empor sich richtet,
Vor der sich feig das Ungeheuer flüchtet.

Man kann als geborener Deutscher unsere Sprache kaum gewandter und ausdrucksvoller handhaben als dieser Lombarde.*) Auch was der Ungar Theodor Bákody beisteuerte, gehört nicht zu dem Schlechtesten in diesem Almanach. Das Vollendetste, was der Almanach enthält, rührt jedoch, wie mich bedünkt, von dem Herausgeber, Gruppe, selbst her, namentlich der Liedercyklus

*) Cajetan Cerri hat soeben eine Sammlung Gedichte in italienischer Sprache unter dem Titel „Inspirazioni del cuore" zu Cremona erscheinen lassen, in der er gewissermaßen von seinem Vaterlande Abschied nimmt.

„Sulamith", worin die Hauptmomente des Hohen Liedes in eigenthümlicher Weise zu einem farbenvollen, abgerundeten Ganzen benutzt sind. Auch möchte ich bei diesem Anlaß auf Heinrich Zeise in Altona aufmerksam machen, einen bisher zu wenig beachteten Dichter, der in seinen Liedern einen echt lyrischen Grundzug offenbart und den ihn beseelenden weichen und innigen Gefühlen einen ebenso anmuthigen als wohllautenden Ausdruck zu geben weiß. Wie wohlgefällig träufelt folgende Strophe aus seiner „Sangeslust" ins Ohr:

Es rauscht der Wald ein stolzes Lied,
Es rauschen Wind und Wellen,
Es rauscht am See das schwanke Ried,
Das ist ein Klang, der weiterzieht,
Das ist ein Drang und Schwellen.
O sieh', wie rings die Blumen all
Die Blütenfahnen schwingen,
Da mußt auch du mit Jubelschall
Gleich muntern Lerchen singen.

Wie sein Bruder, der bei Kolding fiel und auf den Heinrich Zeise ein schönes Lied dichtete, für die schleswig-holsteinische Sache sein Blut hingab, so hat H. Zeise früher für dieselbe Sache kräftige Lieder gedichtet; jetzt aber ruft er sich in dem Gedichte „An M." zu:

Können Lieder uns erretten
Aus dem Drangsal dieser Zeit?
Nur die That hat von den Ketten
Immerdar ein Volk befreit!

Darum zieht er es vor, jetzt die Natur zu besingen, „die sich bei diesem Jammer stets treu geblieben", und er schließt:

Und wenn Alles mir entschwunden,
Klagen, zagen will ich nie,
Bleibt mir nur zu allen Stunden
Treue Lieb' und Poesie.

In dem Schad'schen Musenalmanach ist, wie schon bemerkt, Süddeutschland reichlicher vertreten als im Gruppe'schen Almanach, ohne daß darum der deutsche Norden zurückgesetzt wäre. Und zwar ist Baiern vertreten durch Ernst Förster (der jedoch ein geborener Sachsen-Altenburger ist) und Pangkofer; Böhmen durch Frankl und Meißner; die Bukowina durch Staufe; Kurland durch Georg Günther; das Elsaß durch Mühl, Otte und Adolf Stöber; Franken durch Daumer, Hub, Reither, Schad, Scheurlin; Galicien durch Dräxler-Manfred; Hessen durch Fröhlich, Künzel, Luise von Plönnies, Rodenberg; Kärnten durch Tschabuschnigg; Livland durch Jegór von Sivers; die Lombardei durch Cajetan Cerri; Lothringen durch Karl Candidus; Mähren durch R. Hirsch; Niedersachsen durch L. von Arentsschildt, Bodenstedt, Hoffmann von Fallersleben, A. von Leutrum-Ertringen, G. Nicol, Pape, Precht, Ruperti, Ziehen; Nordalbingien durch Willatzen und Zeise; Oestreich durch Bauernfeld, Braun von Braunthal, Carlopago, Castelli, H. von Levitschnigg, Rollet, Seidl, Vogl und den Dichter der „Parallelen"; Preußen durch Helmina von Chézy, Kahlert, Maßmann, Osterwald, Pröhle, Max Ring, Leopold Schefer, H. Marggraff und eine Reliquie von L. Tieck; Rheinland durch E. Brauer, A. Kaufmann, Heinrich Heine, Kinkel, Pfarrius, L. Wihl und zwei Reliquien von A. Schnezler; Sachsen durch A. Böttger, Erbach, M. Horn, Minckwitz, Mosen, Luise Otto; Schwaben durch Kerner, K. Mayer, Minneburg, Pfau, Zimmermann; die Schweiz durch G. Keller, Oser, Reithard; Siebenbürgen durch K. Guntram; Thüringen durch Bechstein, Bube, Storch, J. Sturm; Tirol durch Pichler und Westfalen durch Schauenburg und Gisbert von Vincke. Man sieht, wie weit ausgedehnt das Territorium deutscher Lyrik ist; es reicht von der Schlei bis zum Po und vom Rhein bis jenseit der Theiß.

Zwei von Heinrich Heine (dessen Porträt das Buch schmückt) beigesteuerte Gedichte haben in Baiern ein provisorisches Einschreiten gegen diesen Almanach zur Folge gehabt, und wenn man auch diese Maßregel gegen ein Buch, das auch sehr vieles Treffliches enthält, nicht billigen mag, so begreift man in der That doch kaum, wie es der Herausgeber über sich gewinnen konnte, diesen Obscönitäten und Nuditäten der hochgeschürzten Heine'schen Muse den Zutritt zu gestatten. Das erste der beiden Heine'schen Gedichte, „Das Hohelied", behandelt zwar den hübschen Gedanken, daß des Weibes Leib ein Gedicht sei, in zum Theil sehr graziösen und niedlichen Strophen; dazwischen hindurch aber grimassirt der Faun und der Schluß ist ganz priapisch. Das zweite Gedicht: „Lied der Marketenderin", mit der Anfangsstrophe:

Und die Husaren lieb' ich sehr,
Ich liebe sehr dieselben;
Ich liebe sie ohne Unterschied,
Die blauen und die gelben.

ist so durchaus zuchtlos, daß wir hier, außer dieser Anfangsstrophe, keine weitere abzudrucken wagen möchten. Je unvergleichlicher Heine's lyrisches Talent dasteht, umsomehr muß man bedauern, daß er es zu solchen Schamlosigkeiten misbraucht. Heine steht seit langem an der Spitze Derjenigen, welche der Ansicht sind, daß ein Talent sich Alles gestatten dürfe und das Publicum sich Alles von ihm gefallen lassen müsse. Zugleich scheint es ihm ein wahres Seelenvergnügen zu gewähren, einerseits den Prüden irgend einen Schabernack zu spielen, andererseits Diejenigen zu ergötzen, welche durch das Raffinement einer hochgesteigerten Cultur verwildert sind und unter eleganter Form dem rohen Cynismus und der Lascivität huldigen.

Wie ganz anders tönt uns Scheurlin's Gedicht „Ein Samariter" entgegen! In der Voraussetzung, daß es doch wol noch einige Herzen gibt, in denen sein milder Inhalt Anklang finden wird, theilen wir es hier vollständig mit. Es lautet:

Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,
O geize nicht und gib ihn her;
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,
Auch zu Palästen trag' sie nicht,
Doch tritt dereinst an deinen Weg
Ein still verhärmtes Angesicht —

Dem sprich: „Bedarfst du wol des Oels?
Zeig' deine Wunde; — hier mein Krug! —
Und in der Herberg pfleg' ich dein,
Wenn diese Gabe nicht genug."

Ob Dank, ob Undank dir vergilt —
Du ziehe stillen Gangs davon,
Daß du ein inn'res Wort erfüllt,
Sei deinem Herzen schönster Lohn.

Und was dir noch im Krüglein blieb
Von Liebe, senk' es nicht ins Meer;
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Ein echt lyrischer Klang durchzittert folgendes Lied der greisen jetzt erblindeten Helmina von Chézy:

Ach wem ein rechtes Gedenken blüht,
Dem blüht die ganze Welt,
Und wem die Lieb' im Herzen glüht,
Um den ist's wohl bestellt.

Das Vöglein, das nur flattern kann
Und singen, sonst nichts mehr,
Hätt's Liebe nicht, wo nähm' es dann
Die süßen Weisen her?

Und hätt' die Blume nicht das Licht,
Wie sollt' sie fröhlich blüh'n?
Und hätt' mein Herz der Liebe nicht,
Wie sollt' es selig glüh'n?

Und wären nicht süße Träume mein,
Was hätt' ich dann für Lust?
So laßt mich einsam traurig sein,
Treu Lied liebt treue Brust.

Ein schönes Pathos belebt Georg Günther's Nachruf an O'Connell. Als Probe theilen wir hier folgende Strophen mit:

Ein Daniel war's, der recht zu richten kam,
Der rings die harte Krämerzunft beschämte,
Deß ernsten Flug kein Machtspruch und kein Gram
Und keines Kerkers Eisengitter lähmte.
Was sich der Neid, der höhnend freche Spott
Auch Bitteres und Schmachvolles erkühnte:
Ein Daniel war's, der seinem alten Gott
Noch in der Löwengrube diente!

Kennt Kerry ihr, starr, öde wie der Tod,
Mit seinem grauen, ew'gen Wolkenschleier?
Da landet einsam nur des Schmugglers Boot,
Da kreist der Luchs, da horstet nur der Geier.
Zersprengt, zerrissen dräuet Fels an Fels
Weithin in malerischer Runde,
Die Möve kreischt, es tummeln Stör und Wels
Sich lustig auf dem kühlen Grunde.

Hier leckt die Welle, donnernd, Stoß auf Stoß,
Milchweißen Schaums die buchtenreiche Küste,
Hier zog Natur den rauhen Recken groß
Und reichte ihm die wilden Mutterbrüste.
Hier sann der starke, nie gebeugte Geist,
Hier hat er tief und kräftiglich gebrütet,
Wie den Tyrannen man das Schwert entreißt
Und seines Volkes Rechte hütet.

Endlich führen wir noch aus Bauernfeld's Epigrammencyklus „Poetisches Tagebuch" folgende treffende Pointen vor:

Dasselbe und immer Dasselbe
Sprechen fast alle Leute!
Die Art nur, wie sie reden,
Macht, daß es etwas bedeute.

Das geht so durch die ganze Welt:
Der Arme zahlt — der Reiche zählt.

Die Menschen sind ein eigen Geschlecht!
Sie führen im Munde
Immer das Recht —
Und verleugnen's zu jeder Stunde.

Das türkische Reich — wie soll das enden?
Zerbröckelt unter unsern Händen!
Nur himmlische Diplomatie mag nützen:
Christus muß Mahomet beschützen.

Als man die deutschen Farben geführt
In deutschen Landen, den plötzlich vereinten,
Damals war Alles tief gerührt —
Selber die Hofräthe weinten.

Erstaunt fragt der Philister sich:
„War ich denn je monarchisch?"
Er fühlte sich, er blähte sich
So selig-froh anarchisch!

Alles ist Stückwerk hienieden!
Das Ganze ärgert mich schon!
Ich bin mit keinem Menschen zufrieden —
Und auch mit keiner Nation.

Treibt nur die Aërostatik frei,
Dann gibt's auch noch eine Luftpolizei.

Aller, die nach uns geboren,
Harren Schmerzen, harren Wonnen:
Noch ist Polen nicht verloren!
Noch ist Deutschland nicht gewonnen!

Der „Musenalmanach" Nr. 3 trägt einen wesentlich provinziellen und localen Charakter; doch begrüßen wir ihn als einen lebendigen und erfreulichen Beweis, daß deutsche Sprache, deutsches Gemüth und deutsche Innigkeit und Sinnigkeit in jener fernen Provinz deutscher Zunge fortdauernd Pflege finden und mit deutscher Zähigkeit allen Ukasen und russischen Machtsprüchen und Einflüssen Trotz bieten. Beigesteuert haben unter Andern Mathilde Baumgarten in Novogeorgiewsk, C. von Bursy, H. Lichtenstein, L. Proch, E. C. von Trautvetter, G. Schwartz in Mitau, C. Rosenberg in Riga, H. Neus und C. Weber in Reval, R. Graf Rehbinder (der Herausgeber des Almanachs, Verfasser mehrer im Druck erschienener Trauerspiele) und F. von Nasakin in Hapsal, Minna von Mädler, geborene Witte, in Dorpat, A. Bienert und W. von Medem in Windau, K. Flemming in Petersburg, V. von Cambecq in Kasan, K. H. Forßberg und C. Stern im Innern Rußlands, O. von Huhn in Twer, Antonie R. in Jekaterinenburg am Ural u. m. A. Man sieht aus diesem Verzeichniß, daß der Same deutschen Gefühls über alles russische Land verstreut ist und daß es am Ural und im Lande der Tataren Herzen gibt, in denen dieselben Fibern klopfen und dieselben Empfindungen leben wie in den Herzen am Rhein und an der deutschen Donau. Es sind freilich nur die allgemeinsten Gefühle, die in den Beiträgen dieses Musenalmanachs zum Ausdruck kommen, und nur wenige erinnern auch nur an den Localboden, dem sie entkeimt sind. Indeß hat dies auch einen sehr triftigen Grund; man braucht blos die uns auf der Rückseite

des Buchtitels entgegentretenden Worte zu lesen: „Der Druck wird gestattet mit der Anweisung, nach Vollendung desselben die vorschriftsmäßige Anzahl von Exemplaren dem hiesigen Censurcomité einzusenden. Riga, den 4. Juli 1853. Censor Dr. J. G. Krohl."

Die Musen sind in einer peinlichen Lage, wenn sie wissen, daß ihnen ein rigaer Censor auf die Finger sieht. Was können sie da anders thun, als die allgemeinsten Empfindungen in Worte kleiden oder „Se. Durchlaucht den Fürsten Italiiski, Grafen Suwarow-Rimnikski, Generalgouverneur von Liv-, Esth- und Kurland" besingen, zu dessen Preise zwei Dichter in diesem Almanach ihre Leier erklingen lassen?

Hermann Marggraff.

Der Krieg von 1805.

Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien. Als Anleitung zu kriegshistorischen Studien bearbeitet von W. Rüstow. Mit 30 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Nutzen, ja die Nothwendigkeit kriegsgeschichtlicher Studien für jeden Offizier, der seinen Beruf ausfüllen will, ist unbestritten. Jede Bemühung, dieselben zu fördern, muß daher dankbar anerkannt werden. Die Frage ist nur, auf welche Weise sie recht fruchtbar zu machen sind. Man hat verschiedene Methoden dazu empfohlen und in Anwendung gebracht: der Verfasser des vorliegenden Werks, das er ausdrücklich eine Anleitung zu kriegshistorischen Studien nennt, beleuchtet zwei unter jenen, um sich entschieden für eine auszusprechen.

Die Kriegsgeschichte, sagt er, müsse Hand in Hand mit der Theorie des Kriegs betrieben werden. Dazu gebe es zwei Methoden. Entweder könne man in der Theorie des Kriegs nach und nach die Grundsätze und die aus ihnen abgeleiteten Verfahrungsweisen entwickeln und jede dieser theoretischen Entwickelungen sofort durch einige kriegsgeschichtliche Beispiele belegen, oder man könne zuerst die ganze Theorie des Kriegs ohne Beispiele durchgehen und dann ihre Anwendung versuchen, indem man einen Krieg von Anfang bis zum Ende verfolge, ebenso später einen andern und so fort. Rüstow erklärt sich gegen die erstere, in Militärschulen übliche Methode, weil sie zur Oberflächlichkeit führe, vielerlei, aber nicht viel gebe, die Beispiele aus dem Zusammenhange reiße und die theoretische Entwickelung zur Hauptsache mache, dadurch aber dem Wissen vor der Anwendung den Vorzug einräume. Man kann damit nur einverstanden sein, ist das aber etwa ein Unterricht in der Kriegsgeschichte zu nennen? Führt er diesen Namen, so geschieht es mit Unrecht. Diese Methode, da sie eigentlich einen ganz andern Gegenstand behandelt — offenbar nur die Theorie des Kriegs illustrirt — paßt also nicht hierher. Diejenige, welcher der Verfasser den Vorzug gibt, ist schon von Schriftstellern mehrfach angewendet worden; so vom Erzherzog Karl in seinem berühmten Werke über den Feldzug von 1796, so neuerdings vom General von Willisen in seiner „Theorie des großen Kriegs", erläutert durch den russisch-polnischen Krieg und den in Italien von 1848. Rüstow, welcher sich überhaupt dem Systeme Willisen's anschließt, hat in gleicher Weise den Krieg von 1805 bearbeitet. Die Vortheile dieser Methode sind in der Einleitung seines Werks klar und überzeugend vorgetragen. Sie erfodert nur eine sehr geschickte Hand und verführt consequente Systematiker allzu leicht, in den unsichern Theil der Aufgabe, wo es sich um nicht ausgesprochene Ideen der Feldherren, um Beweggründe und Auffassungen handelt, auch da, wo sich die Quellen und Materialien widersprechen, eigenmächtige Constructionen zum Beleg ihrer Theorie des Kriegs zu bauen. Denn so wahr es ist, daß die rationell zu entwickelnden Grundsätze des Kriegs und die aus ihnen herzuleitenden Regeln ganz einfach, jedem gesunden Verstande leicht zu begreifen sind, ebenso thatsächlich stehen ja doch sehr verschieden aufgefaßte Theorien des Kriegs einander gegenüber. Und Jeder, der eine solche aufgestellt hat, will sie an Feldzügen als die richtige beweisen! Es möchten daher, namentlich für jüngere Militärs, die noch kein eigenes gereiftes Urtheil besitzen, noch andere Bedingungen hinzugefügt werden, wenn sie von ihren kriegsgeschichtlichen Studien wahren Nutzen ziehen wollen.

Vor allem mögen sie damit nicht zu früh anfangen. Wohlverstanden mit dem Studium, von welchem man die bloße Lectüre wesentlich zu unterscheiden hat. Die Kriegsgeschichte gibt der militärischen Bildung gleichsam die Krone. Sie kann aber nur verstanden werden und wahren Nutzen bringen, wenn vorher gründliche Kenntnisse in den eigentlichen Berufswissenschaften — Organisationslehre, Waffenlehre und Artillerie, Befestigungskunst, Taktik, erworben sind und die nöthige Basis der Hülfswissenschaften nicht fehlt, vorzüglich aus der Geschichte und Geographie. Nicht genug kann auch gewarnt werden vor einer verfrühten Beschäftigung mit der Theorie des großen Kriegs und strategischer Kritik, ehe der junge Militär selbst für seinen nächsten Berufskreis etwas weiß und kann. Dadurch wird ihm, der dann gewöhnlich blindlings zur Fahne eines Systems schwört, oft geradezu das eigene Urtheil im Keime erstickt, andererseits entsteht dadurch jenes unreife Beschnüffeln und Absprechen, verwandt demjenigen, das uns in Conditoreien und Bierstuben anekelt.

Erst belehre man sich über die Natur des Kriegs, welche oft genug alle Systeme und Theorien zu Schanden macht. Dazu sind keine bessern Hülfsmittel vorzuschlagen als die Taktik von Pz. und die unvergleichlich klaren und gediegenen Werke des Generals von Clausewitz. Kein Schriftsteller hat die Natur des Kriegs richtiger erkannt. Das müssen die Vorstudien sein, dann folge das Studium der Kriegstheorie, aber nicht nach einem einzigen Systeme, sondern mehrer, und nun knüpfe man die kriegsgeschichtlichen Studien daran in der Weise, wie sie Rüstow empfiehlt. Ein Feldzug, bis in die kleinsten Details verfolgt, wird dann mehr Frucht für eigenes künftiges Verhalten bringen als das oberflächliche Durchlaufen ganzer Kriegsepochen. Erst die neuere

Kriegsgeschichtschreibung hat Werke gebracht, welche jener einzig wahren Auffassung entsprechen, und ich zähle Rüstow's Darstellung des Kriegs von 1805 mit Freuden zu ihnen.

Nach der Einleitung werden die Grundzüge einer Theorie des Kriegs in 10 Paragraphen kurz und klar vorgetragen. Es ist im Ganzen Willisen's System, dem sich der Verfasser, wie er auch schon anderwärts ausgesprochen (Bülow's „Militärische Schriften") anschließt, aber er erweitert dasselbe und hat eine Hauptrücksicht, welche Willisen nicht gehörig würdigt, in ihr Recht gesetzt: die Bewegungsfähigkeit. §. 1 handelt von den „Kriegführenden Parteien, dem Gegenstand des Streits und den Mitteln der Kriegführung". Die Idee des Staats wird von dem Standpunkte, den der Verfasser eingenommen hat, als eine politisch organisirte Volksgesellschaft aufgefaßt; dieser Erklärung widerspricht aber factisch die historische Begründung der modernen monarchischen Staaten. Kriegführende Parteien sind aber auch nicht immer Staaten, sondern innerhalb eines Staats können Kriege entstehen: der niederländische wie der nordamerikanische Freiheitskrieg, überhaupt alle Bürger- und Revolutionskriege würden von jener zu engen Definition ausgeschlossen sein. §. 2 spricht von den „Eigenschaften und Thätigkeiten der Heere" und setzt sie vortrefflich auseinander. Gegen die rationell nicht gerechtfertigten Bezeichnungen der Strategie und Taktik, die, wie der Verfasser sagt, eingebürgert sind, spricht sich derselbe mit Recht aus. Sie sind aber nicht einmal in dieser Fassung eingebürgert, denn die namhaftesten Autoritäten: Erzherzog Karl, Jomini, Clausewitz, geben uns ganz andere. Die Strategie, als höchste Kriegsleitung zur Entscheidung des ganzen gewaltsamen Kampfes der Parteien, kann unmöglich auf einen Theil ihrer selbst, auf eine Theorie der Operationen (Kriegsreisen) reducirt werden, da sie den Kriegsplan, die Operationen, die Verbindung derselben mit den Schlachten, die Anordnung der Schlachten und wiederum die Verbindung derselben womöglich zur Vernichtung des Gegners, mit einem Worte die gesammte Feldherrnwissenschaft und Feldherrnkunst umfaßt. Ebenso wenig ist die Taktik nur eine Theorie der Schlachten (pars pro toto) genannt worden, sonst gäbe es ja keine taktischen Operationen. Rüstow, der ein zu scharfer Denker ist, um sich mit halben Definitionen zu begnügen, verwirft sie selbst; warum stellt er nicht eigene auf, wie er sie jedenfalls als Lehrer der Kriegswissenschaften seinen Hörern gibt? §. 3. „Von den Operationen im Allgemeinen." Die Ausdrücke vorläufig und rückläufig könnte man wol, um den Nebenbegriff des erstern zu vermeiden, durch vorschreitend und rückgängig ersetzen. Ob eine Operation immer in Beziehung zu einer Schlacht stehe, wie der Verfasser aufstellt, scheint mindestens zweifelhaft, es lassen sich wol auch andere Beziehungen denken. §. 4. „Von den offensiven Operationen"; §. 5. „Von den defensiven Operationen"; §. 6. „Von den Schlachten im Allgemeinen"; §. 7. „Offensivschlachten", musterhaft dargestellt. Unter den Formen des Angriffs wird aber der Parallelangriff vermißt. Mag sie noch so schwach sein, noch so wenig Erfolg versprechen und, wo eine andere möglich ist, ein Fehler sein, so gibt es doch diese Form, und die neuesten Kriegsbegebenheiten beweisen es, daß sie immer noch angewendet wird. Der umfassende Angriff hätte dann als einfacher und doppelter (concentrischer) Flankenangriff zusammengenommen werden können. §. 8 „Von den Defensivschlachten" stellt die so wichtige, nie genug zu beherzigende Lehre von dem Defensiv- und Offensivfelde guter Vertheidigungsstellungen dar; §. 9 den „Zusammenhang der Schlachten und Operationen"; §. 10 endlich die „Gliederung der Streitkräfte". Es ist damit in gedrängter Kürze, logisch geordnet, mit strenger Consequenz durchgeführt, Alles aus der Theorie des Kriegs gegeben, dessen Verständniß zum Studium der Kriegsgeschichte nothwendig ist, und kann aus wahrer Ueberzeugung dem Zweck entsprechend genannt werden.

Die Geschichte des Kriegs von 1805 beginnt dann in ihrem ersten Abschnitte mit der Entwickelung des Kriegs und den Vorbereitungen zu demselben und nennt die fünf folgenden: den „Feldzug von Ulm", den „Feldzug von Caldiero", den „Feldzug von Wien", die „Herstellung der Verbindung zwischen den französischen Armeen in Deutschland und Italien" und die „Schlacht von Austerlitz". Verhältnißmäßig fließen die Quellen für keinen der neuern Feldzüge so sparsam wie für den von 1805. Der Verfasser hat alle, die ihm zugebote standen, mit gründlicher Kritik benutzt, man wird das der Selbstkritik in seiner Vorrede gern zugeben und auch im Ganzen seine Unparteilichkeit anerkennen. Daß er uns die Citate und Controversen erläßt, wird man ihm nur Dank wissen: in der Regel sind sie für den Leser ebenso unersprießlich als langweilig. Den fehlenden Zusammenhang der Momente hat freilich oft die Conjectur schaffen müssen, hier hat der Verfasser auch wol für seinen Hauptzweck construirt. Letztern im Auge, konnte kein Feldzug glücklicher gewählt werden als der von 1805. Ueber die Behandlung und Vertheilung des Stoffs geben schon die Titel der einzelnen Abschnitte Aufschluß; betrachten wir sie etwas näher.

Der erste Abschnitt zeigt die politische Stellung Englands und Frankreichs seit dem Frieden von Amiens, die wachsende Spannung, die ersten Spuren und den Ausbruch des neuen Kampfs. Das ist mit Recht kurz gefaßt. Bonaparte's Vertheidigungs- und Angriffsanstalten werden dann berichtet, die große Wichtigkeit der Standlager ist besonders scharf hervorgehoben. Die Bildung der dritten Coalition, der Operationsplan der Verbündeten für den Landkrieg und die Verfassung derselben erklären uns, warum Napoleon die vielfach bezweifelte Idee einer Invasion Englands aufgab und den Landkrieg beschloß. Vorzüglich gut dargestellt ist der Operationsplan des Kaisers. In dieser wie in weiter folgenden ähnlichen Auseinandersetzungen hat der Verfasser Musterhaftes geliefert, wennschon auch hier, was die Motive in der Erwägung des Handelnden betrifft, die Conjectur zu Hülfe gezogen ist. Eine höchst dan-

kenswerthe Zugabe sind die kleinen, in den Text gedruckten Kärtchen, welche die Stellungen oder Operationslinien der gegenseitigen Heere zeigen und dadurch den Leser bequem in Stand setzen, die Lage der Dinge in den Hauptmomenten durch den Augenschein gleich zu erkennen. Mit Klarheit erörtert der Verfasser die Gründe für einen Angriff an der Donau und eine Defensive am Po und die ersten Anstalten zur Sicherung und Durchführung des Operationsplans. Am 8. September erfolgte der Einbruch der Oestreicher in Baiern, welcher den Kurfürsten in die französische Allianz trieb und dem diplomatischen Verkehr zwischen Frankreich und Oestreich ein Ende machte.

Im zweiten Abschnitte: „Feldzug von Ulm", ist der Vergleich der beiden feindlichen Armeen in Rücksicht auf ihre Kriegsfähigkeit, wie natürlich, sehr zu Gunsten der Franzosen ausgefallen. Die Anstalten für den Feldzug in Bezug auf das Kriegsmaterial, die Verpflegung, die Bivouacs und besonders das gut organisirte Nachrichtenwesen, sowie später die Sorge des Kaisers für Organisation des Etappendienstes oder der Militärstraße sind vortrefflich charakterisirt, über die letztere wird man in keinem Werke eine so gründliche Belehrung finden, als sie der Verfasser hier für den Zweck seines Buchs gibt. Er hat Recht, sich darüber zu beklagen, daß die Geschichtschreiber in der Regel diese wichtigen, für den Erfolg ganzer Feldzüge so einflußreichen Dinge vernachlässigen.

Die Aufgabe der französischen Hauptarmee war eine doppelte: die Oestreicher an der Iller zu schlagen und ihre Verbindung mit den Russen, die gegen den Inn vorrückten, zu hindern. Wie diese durch eine Combination von Operationen, so meisterhaft disponirt und gelungen, als die Kriegsgeschichte kein zweites Beispiel liefert, wie jene Aufgabe ferner durch die Entwickelung der Armee in zwei Fronten: Iller und Inn, gelöst wurde und welche Kriegshandlungen, nächst der unseligen, im Charakter Mack's begründeten Verblendung des Gegners, zu der bekannten Katastrophe von Ulm führten, ist in den folgenden Paragraphen geschildert. Ein Rückblick faßt die Hauptmomente noch ein mal kurz zusammen.

Auf solche Ueberschau an Ruhepunkten der Darstellung ist ein großer Werth zu legen, ebenso erscheint die Theilung des Stoffs in Paragraphen mit kurz angegebenem Inhalt höchst zweckmäßig. Nichts wirkt ermüdender als ein ununterbrochener Vortrag, in welchem es endlich schwer wird sich zu orientiren.

Der dritte Abschnitt wendet sich zu der italienischen Armee unter Masséna und nennt deren Feldzug nach der strategischen Wichtigkeit seines Hauptpunkts den von Caldiero. Die Instructionen des Kaisers, welcher seinem Feldherrn die zu lösende Aufgabe scharf und bestimmt stellte, ohne die Freiheit seines Handelns zu beschränken, werden mit Recht musterhaft genannt. Aber auch dem berühmten Gegner des französischen Marschalls läßt der Verfasser Gerechtigkeit widerfahren. In der Terrainschilderung der Position von Caldiero bekundet sich hier ein geübter Blick, sie ist so treu als anschaulich und hebt die taktische Bedeutung dieses berühmten Schlachtfeldes, den Schlüssel desselben, die Höhe von Colognola alta, und ihre Offensiv- und Defensivsphäre so richtig hervor, daß, wer die Gegend selbst kennt, nur damit einverstanden sein kann. Die Schlacht von Caldiero wird mit dem sehr willkommenen taktischen Detail erzählt, der vollständige Sieg blieb bekanntlich zweifelhaft. Der Erzherzog hatte sie zur Sicherung seines schon beschlossenen Rückzugs geliefert. Masséna verfolgte ihn nur bis zum Isonzo, weil er die (ihm noch unbekannten) Erfolge in Deutschland abwarten mußte. Seine Operationen treten später in engern Zusammenhang mit denen der Hauptarmee und verlieren ihre Selbständigkeit.

Im vierten Abschnitt: „Feldzug von Wien", werden die Kriegsbegebenheiten auf dem Hauptschauplatze von der Capitulation von Ulm bis zu der von Wien und dem weitern Rückzuge der Verbündeten nach Mähren dargestellt, auch den Unterhandlungen mit Preußen die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Documente, welche neuerdings zugänglich geworden, sollen Preußens damalige Politik in einem weniger ungünstigen Lichte erscheinen lassen, als sie zu jener Zeit aufgefaßt wurde. Dem Verfasser ist eine gewisse Mäßigung in seinem Urtheil aus Gründen nur als Verdienst anzurechnen. Fünf Kärtchen erleichtern wiederum die Uebersicht der militärischen Operationen.

Der fünfte Abschnitt — die Zeit von Anfang November bis Anfang December umfassend — trägt die „Herstellung der Verbindung zwischen den beiden französischen Armeen" vor, welche durch den Angriff auf Tirol, wo Erzherzog Johann, den Anweisungen seines Bruders Folge leistend den Rückzug antrat, und Masséna's Vorrücken bewirkt wurde.

Der sechste Abschnitt endlich gibt die „Schlacht von Austerlitz" als Schlußhandlung des Feldzugs. Ihre Schilderung, eingeleitet von scharfen Erörterungen über die Lage der Gegner, die politischen und militärischen Rücksichten, welche obwalteten oder hätten obwalten sollen, enthält den Verlauf der Schlacht mit genauer Terrainbeschreibung und taktischer Ausführlichkeit. Rasch, wie der ganze Krieg, bricht dann das Buch ab.

Die „Schlußbetrachtungen", wie der Verfasser selbst sagt, wurden angeregt durch das vor der Vollendung seines Werks entstandene neue französische Kaiserthum, die eifrig gesuchte Analogie zwischen Napoleon I. und Napoleon III. und endlich die damals herrschende Ueberzeugung, daß der Letztere Krieg führen müsse und des Siegs wegen der Sympathien der Völker gewiß sei. Rüstow widerlegt das durch einen treffenden Vergleich zwischen den beiden Kaisern und ihren Verhältnissen und knüpft daran anderweitige Betrachtungen, welche hier übergangen werden müssen. Jedenfalls sind sie interessant zu lesen, wenn man auch in vieler Beziehung nicht mit ihnen einverstanden sein sollte.

Das Werk verdient, wie aus der obigen Besprechung

hervorgeht, als eine der bessern Erscheinungen in der neuesten Militärliteratur bezeichnet zu werden und kann, wenn es nicht blos flüchtig gelesen wird, wesentlich zur Förderung kriegsgeschichtlicher Studien beitragen.

Karl Gustav von Berneck.

Robert Giseke.

1. Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart von Robert Giseke. Drei Theile. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Von Robert Giseke. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Carrière. Ein Miniaturbild aus der Gegenwart von Robert Giseke. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1853. 8. 2 Thlr.
4. Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Von Robert Giseke. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unsere Zeit wird fast allgemein für eine unpoetische gehalten, und in der That hat sie unter den Elementen, die bisher vorzugsweise als poetisch galten, tüchtig aufgeräumt und andere an die Stelle gesetzt, die sich, oberflächlich angesehen, ziemlich prosaisch ausnehmen. Tiefer betrachtet ist aber die Sache nicht so schlimm, als man glaubt. Wir leben in einer Zeit des Kampfes, und zwar eines Kampfes, der alle Schichten der Gesellschaft, alle Verhältnisse des Lebens durchzuckt. Wo aber Kampf ist, da ist auch Verwickelung, Spannung, Lösung; und wo diese ist, kann es auch an Poesie nicht fehlen. Freilich bedarf es, um sie zu bemerken, nicht blos eines für das Schöne empfänglichen Auges, nicht blos eines an der Harmonie sich ergötzenden Ohres — nein, es gehören dazu außerdem Nerven von ganz besonderer Sensibilität und Reproductivität, welche auch durch die dem äußern Sinn sich entziehenden, hinter Schloß und Riegel oder gar im Innern des Gemüths und des Gedankens sich verbergenden Vibrationen mit in Bewegung versetzt werden und doch dabei zugleich so viel Ruhe behalten, um dieser Bewegungen als blos äußerer Eindrücke Herr zu werden, sie von der Subjectivität wieder abzulösen und zu beobachtungsfähigen Objecten des Bewußtseins zu machen, sie in ihrem Entstehen, ihrem Verlauf, ihrem Verschwinden zu verfolgen, ihren Pulsschlag, ihre Schwingungsverhältnisse zu erkennen, vor, in und hinter ihren Dissonanzen die Consonanz herauszufühlen und sie, so erfaßt, objectivirt und geklärt, auch dem profanen Auge zur Anschauung zu bringen.

Je poesieloser nun die Außenseite unsers Lebens sich darstellt, umsomehr verdient ein Talent, welches eine derartige Organisation in höherm oder geringerm Grade besitzt, willkommen geheißen und anerkannt zu werden, und um deswillen gebührt auch dem jungen Autor, dem dieser Artikel gewidmet ist, mit Recht diejenige Theilnahme und Beachtung, die er sich durch seine jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegenden Arbeiten „Moderne Titanen" und „Pfarr-Röschen" im Publicum und vor der Kritik errungen hat. Allerdings entsprechen diese Dichtungen, sowie auch seine spätern Productionen „Carrière" und „Kleine Welt und große Welt", welche sich sämmtlich die Behandlung und Darstellung der innern und äußern Conflicte unserer Zeit zur Aufgabe machen, noch nicht ganz und in allen Beziehungen denjenigen Bedingungen, von deren Erfüllung eine wirklich poetische Verklärung der Gegenwart abhängig ist; vielmehr spricht sich in allen seinen Arbeiten und zwar zumeist in den „Modernen Titanen" und in „Carrière" noch deutlich genug aus, daß die Beweglichkeit seiner Natur, vermöge welcher er die Bebungen der Zeit mitempfindet, und die Ruhe, kraft deren er sie zu beherrschen und künstlerisch zu gestalten sucht, noch nicht zu wirklicher Einheit verschmolzen sind, sondern daß er sich bald von der einen mit fortreißen und zu Extravaganzen verleiten läßt, die ihn selbst als ein mitten im Strudel der Zeitbewegung befindliches Element erscheinen lassen, bald allzu sehr und allzu geflissentlich der andern sich hingibt und den im Conflict dargestellten Elementen gegenüber eine Miene der Superiorität annimmt, welche diese Objecte nothwendig unter das Niveau derjenigen Theilnahme, die er für sie erwecken will, herabdrücken müssen. Dies aber darf uns an dem Talent des Autors keineswegs irre werden lassen; im Gegentheil, es wäre befremdend und unnatürlich, wenn es nicht so wäre, ein mal, weil der Verfasser noch jener Sturm- und Drangperiode des Lebens angehört, in der man sich einerseits auf dem Gipfel der hochgehenden Wogen über alle Bewegung unendlich erhaben dünkt, andererseits aber, wenn uns der Abgrund zu verschlingen droht, alle Haltung, alles Selbstbewußtsein verliert und an der Möglichkeit, das aufgeregte Element zu beherrschen, verzweifelt; sodann, weil die Fluctuation unserer Zeit selbst eine viel zu gewaltige und unwiderstehliche ist, als daß sich nicht selbst ältere, im Rudern und Steuern geübtere Männer von ihr hätten ergreifen und fortreißen lassen. Um deswillen also dem Verfasser die Anerkennung versagen wollen, würde nicht nur sehr ungerecht, sondern eine gänzliche Verkennung des nothwendigen poetischen Entwickelungsgangs sein. Die Kritik darf zwar diese Seite seines Wesens und seiner Dichtungen nicht verschweigen, sie darf die Thatsache als solche nicht bemänteln, sie muß auch etwas Mangelhaftes, noch nicht die volle Befriedigung Gewährendes darin erkennen und von dem Verfasser eine unermüdliche Bekämpfung und Ueberwindung jenes Widerspruchs fodern; aber wenn sie für sich die Verpflichtung erkennt, nicht blos fühllos aburtheilende Richterin, sondern auch für die Zukunft der Literatur besorgte Erzieherin und Leiterin zu sein, muß sie darin nicht etwas Widernatürliches und Unverbesserliches, sondern im Gegentheil etwas ganz Naturgemäßes und im Lauf der Entwickelung selbst in die rechte Bahn Lenkendes erblicken und um der hiermit in Verbindung stehenden Inconvenienzen willen ihr Auge nicht gegen die zahlreichen und wesentlichen Vorzüge verschließen, die schon jetzt seine Leistungen auszeichnen und zu der Hoffnung berechtigen, daß er bei einer gewissenhaften Pflege seines Talents immer Bedeutenderes liefern werde.

Daß wir uns hierin nicht irren, dafür legt der Fortschritt, der sich in seinen bisherigen Erzeugnissen bemerkbar macht, das beste Zeugniß ab. Sein erster Roman, „Moderne Titanen", ist zwar in Ansehung des darin behandelten Stoffs und der Aufgabe, die sich der Dichter stellt, von allen das großartigste und umfassendste, denn die Tendenz desselben geht auf nichts Geringeres aus, als ein Bild jener aus der Philosophie sich entwickelnden und mit der Bewegung von 1848 zum Ausbruch kommenden Kämpfe zu geben, mit denen die sich autonom fühlende Natur- und Geisteskraft im Menschen die Fesseln einer ihr absolut und despotisch erscheinenden Gewalt in Staat und Kirche auf ähnliche Weise wie die alten Titanen die Herrschaft der Götter zu sprengen suchte, aber hierbei sich selbst übernahm und hierüber einem tragischen Untergange verfiel. Die Aufgabe ist also die größte und höchste, die sich ein Dichter der Gegenwart überhaupt stellen kann. Darin aber, daß sich der Verfasser dieselbe gestellt, zeigt sich eben, daß er in seiner Sphäre eben auch noch etwas von jenen modernen Titanen, die er zu schildern sucht, in sich trägt; denn die poetische Bewältigung jener gewaltigen Zeitconflicte inmitten des Kampfes selbst dürfte kaum leichter zu erreichen sein als die wirkliche Auskämpfung derselben auf dem Boden der Geschichte. Daher zeigt sich denn auch der Widerspruch von Ruhe und Beweglichkeit, auf die wir oben hingedeutet haben, in keiner Arbeit des Verfassers so schroff wie in dieser. Auf der einen Seite fühlt man überall heraus, daß die Welt- und Lebensanschauung des von ihm zum Träger seiner Idee und Helden des Romans hingestellten Ernst Wagner, sowie auch der ihm zunächst zur Seite gestellten Figuren, z. B. des Doctor Horn, des „freien Weibes" Delphine, des polnischen Emissärs Cesar u. s. w., für ihn ein noch keineswegs „überwundener Standpunkt" ist und daß die Quelle seines Empfindens und Denkens, seines Dichtens und Trachtens ganz demselben Schoose entsprudelt, aus dem Wagner's Thun und Treiben hervorgeht; auf der andern Seite aber stellt er sich so vornehm und spruchberechtigt über ihn, bringt mit seinem tiefern und edlern Wesen so entstellende, ihn förmlich preisgebende Züge und Situationen in Verbindung und macht ihn überhaupt dergestalt zu einem Spielball der sich über ihn erhaben fühlenden poetischen Laune, daß man deutlich empfindet, wie sich der Verfasser bei dieser Schilderung dem Zeitgeiste gegenüber noch in einer ganz ähnlichen Lage befand, wie sein Held im Verhältniß zu ihm, d. h. auch noch ein Spielball seiner wechselnden Launen war und sich, ohne ihm gegenüber eine feste Stellung zu gewinnen, bald von ihm anziehen und fesseln, bald von ihm zurückstoßen und freigeben ließ. Zufolge dessen ist es ihm denn auch nicht gelungen, in den Zeitconflicten irgend ein positives, wahrhaft befriedigendes und ausdauerndes Moment zu gewinnen, an dem sich das Gefühl bei dem Zusammenbrechen der negativen Elemente trösten könnte. Zwar sucht er dem in Wagner nicht blos real untergehenden, sondern auch ideal der Vernichtung preisgegebenen Princip dadurch gerecht zu werden, daß er auch das entgegengesetzte Princip als innerlich haltlos und nichtig darstellt, er sucht mithin eine Position gleichsam durch eine gegenseitige Negation der Negation zu erreichen; aber wenn auch zugestanden werden muß, daß sich die tragische Poesie unter gewissen Formen und Verhältnissen einer ähnlichen Verfahrungsweise bedienen kann, so dürfte sich doch das poetische Gefühl in einer Dichtung, die es über die Conflicte der Gegenwart erheben soll, kaum durch die Vorführung eines solchen Löwenkampfes wirklich befriedigen lassen. Die Darstellung der negativen Elemente als solcher ist allerdings in den meisten Partien trefflich und zeugt dafür, daß der Verfasser die Wunden und Wehen, sowie die Thorheiten und Tollheiten des modernen Treibens wohl aufzufinden und dem Blick bloßzulegen versteht, und daß er sich mit den innern Motiven und dem äußern Gebaren der sich vorzugsweise als Freiheitshelden gerirenden Persönlichkeiten hinlänglich bekannt gemacht hat, um den Egoismus ihrer Triebfedern, den Widerspruch ihrer Tendenzen, die Unersprießlichkeit ihrer Opfer, die Hohlheit ihrer Phrasen in ihrer ganzen Lächerlichkeit oder Verwerflichkeit hinzustellen; aber weil ihnen nichts Positives, nichts Befriedigendes gegenübergestellt wird, weil er es versäumt hat, neben diesen Repräsentanten falscher Tendenzen auch Vertreter echter und wahrer Bestrebungen in sein Bild einzuweben, macht es den Eindruck, als solle damit das auf ein Höheres gerichtete Streben überhaupt als verkehrt und vernichtungswürdig bezeichnet und nur jenem beschränktern Dasein, welches in der Sorge für die nächsten Bedürfnisse die volle Befriedigung findet, die Berechtigung zur Existenz zuerkannt werden. Wir glauben kaum, daß dies die wirkliche Ansicht des Verfassers ist, obschon einige sehr glücklich ausgeführte Bilder des in seiner Beschränktheit sich wohlfühlenden Stilllebens dem Treiben der Weltverbesserer gegenüber dafür zu sprechen scheinen; denn sonst hätte er für diese Richtung doch wol etwas noch schwerer in die Wagschale fallende Vertreter als „Taper-Kilian" und Aennchen aufgestellt; es stellt sich vielmehr hier die Zuflucht zur Idylle nur als eine Wirkung der Sehnsucht nach irgend einem Positiven dar, wenn man sich, wie der Verfasser in seiner Schilderung der Zeitkämpfe, gar zu sehr dem rein Negativen hingegeben hat. Die „Modernen Titanen" drücken also selbst bereits das Bedürfniß, über diesen Standpunkt hinauszukommen, andeutungsweise aus, und die zweite Arbeit unsers Autors, „Pfarr-Röschen", muß als die erste Frucht dieses Triebes zur Weiterentwickelung aufgefaßt werden.

Und in der That ist dieses von einem schon viel geklärtern Gesichtspunkte aus geschrieben als jene Arbeit und macht daher in seiner Totalwirkung den Eindruck eines zwar begrenztern, aber innerhalb dieser Grenzen weit befriedigendern Werks. Wie überhaupt die Entwickelung durch Gegensätze fortschreitet, so stellt sich auch „Pfarr-Röschen" in vielem Betracht als der directe Gegensatz zu den „Modernen Titanen" dar. Zwar mit

den Conflicten der Zeit haben wir es hier auch zu thun, und insbesondere sind es auch hier die Kämpfe zwischen dem starren Autoritätsglauben und der freien Forschung, welche einen großen Theil des Interesses für sich in Anspruch nehmen; aber während sich dort der freie Geist aus den beengenden Verhältnissen eines ländlichen Familienkreises in das öffentliche, großstädtische Treiben hinausflüchtet, läßt sich hier ein Weltmann, der die Genüsse des Lebens bereits durchgekostet, von den bisher ungekannten Reizen ländlicher Einfalt und Sittenreinheit fesseln; während dort der tragische Verlauf unbeschränkter Freiheitstendenzen geschildert wird, zeigt sich uns hier der zerstörende Einfluß eines orthodoxen, despotischen Starrsinns, und während dort alle Gegensätze zuletzt aneinander zerschellen und sich in nichts auflösen, wird hier mit dem Opfer zugleich eine Sühnung, die Reinigung und Veredelung eines bis dahin zweideutigen Charakters und die Rettung eines bereits verloren geglaubten Menschenlebens gewonnen. Die Weltanschauung des Verfassers ist also hier bereits zur Anerkennung eines positiven Kerns und Gehalts gelangt. Er findet diesen Kern auch hier in den engern, der Natur noch näher liegenden Kreisen; aber doch ist es nicht die Beschränktheit als solche, was er hier als Rettungsanker ergreift, sondern im Gegentheil die natürliche Freiheit, der die Fesseln durchbrechende Drang des Herzens, die über Zwang und Vorurtheil inmitten des Untergangs siegende Liebe und der das fremde Joch und die eigenen Schlacken endlich abwerfende Wahrheitstrieb. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser diese Elemente persönlich gestaltet, miteinander in Beziehung bringt und sich aneinander entwickeln, aufreiben oder consolidiren läßt, kann man im Einzelnen mit ihm rechten und verschiedene Ausstellungen machen; aber im Ganzen wird man darin eine tüchtige psychologische Beobachtungs- und Darstellungsgabe erkennen müssen. Die meisten Figuren sind frisch und lebendig gezeichnet, Pfarr-Röschen ist eine wirklich liebliche, Theilnahme erweckende und bis auf wenige befremdende Züge in sich einheitliche Erscheinung, der alte Pfarrer eine, wenn nicht aus dem Leben gegriffen, gut erfundene und wohl durchgeführte Persönlichkeit, und Johannes eine zwar etwas schroff und bizarr, aber doch nicht ganz unwahrscheinlich angelegte Figur, die einen Beleg dafür gibt, wohin eine von Natur tüchtige Kraft durch Unduldsamkeit und unnatürlichen Zwang gebracht werden kann. Weniger kann man im Allgemeinen mit Werner zufrieden sein. Der Gedanke, der dieser Gestalt zugrunde liegt, ist richtig und gut; aber der Verfasser hat ihn nicht tief genug ausgebeutet und die Läuterung und Veredelung seines Wesens allzu sehr ans Ende gerückt.

Sehen wir den Verfasser in „Pfarr-Röschen" der Schilderung der kleinen Welt hingegeben, so wendet er sich in „Carrière" wieder der Zeichnung der socialen Wirren innerhalb der großen Welt zu. Kann man die „Modernen Titanen" das Avant und Pendant der Revolution von Achtundvierzig nennen, so muß dieser Roman als ihr Après bezeichnet werden, und hiermit hängt zusammen, daß er wiederum wesentlich negativen Charakters ist, nur daß hier die Negation mehr im leichten, lockern Gewande erscheint und den Beweis liefert, daß sich die Natur des Verfassers mit den Zuständen der Restauration leichter abzufinden versteht als mit denen der Revolution. Trotzdem fühlt man heraus, daß er auch diesmal in der großen Welt noch nicht diejenige Befriedigung gefunden hat, um derentwillen er vielleicht aus der kleinen Welt zu ihr zurückgekehrt ist; und so mag denn in ihm das Bewußtsein zur Reife gekommen sein, daß weder blos in der einen noch blos in der andern Herz und Geist ihr Genüge finden, sondern daß sie eben nur zwei einzelne Seiten des ganzen Lebens sind, welche das tiefer empfindende Gemüth und der höherstrebende Sinn beide nicht entbehren kann.

Aus diesem Gefühl heraus ist jedenfalls sein neuester Roman hervorgegangen, der sich, wie schon der Titel andeutet, mit gleicher Hingebung in der kleinen wie in der großen Welt bewegt und beiden Sphären des Daseins gleich gerecht zu werden und beiden wirklich positive Elemente abzugewinnen sucht. Der Fortschritt, den der Autor mit demselben gemacht hat, ist unverkennbar. Der Conflict des idealen Strebens mit den realen Verhältnissen bildet auch hier das Thema. „Wo das Verlangen nach dem Idealen auftritt, da stellen sich die Conflicte der Gesellschaft dazwischen!" Das ist der Gedanke, den er selbst zum Ausgangs-, Mittel- und Schlußpunkt der Geschichte macht. Sofern nun die Geschichte eben zeigt, wie das Ideale innerhalb der gesellschaftlichen Bezüge nicht erreicht wird, ist sie allerdings auch von negativem Charakter; aber sie geht über diese Negativität dadurch hinaus, daß sie gerade in der Unerreichbarkeit des Idealen die Basis der Sittlichkeit, eines unermüdlichen, im Einzelnen nicht Beruhigung findenden Strebens erkennt, was er in dem jenem Satze beigefügten Zusatze ausdrückt: „Das Leben ist nicht da für Leidenschaften, nur für Pflichten!" Die Hauptfigur, an der er diese allgemeinen Ideen concret werden läßt, ist ein junger Maler. Das Ideal, dem derselbe nachstrebt, ist die Anschauung und der Besitz der reinen, unverhüllten Schönheit. Als solche erscheint ihm inmitten der großartigen Alpennatur Amely, die Tochter eines reichen berliner Fabrikherrn. Sie ist gleich ihm von der Berechtigung seines Verlangens nach dem ihm vorschwebenden Ideal erfüllt, sie gewährt ihm die Anschauung, sie will ihm auch zum Besitz verhelfen; aber die socialen Verhältnisse, die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Aeltern stellen sich dazwischen, sie wird, statt mit ihm, mit einem polnischen Grafen verheirathet, er geht darüber auch der Liebe einer Jugendgeliebten verlustig und büßt mit dem Glück der großen auch das von ihm zu spät als solches gewürdigte Glück der kleinen Welt ein. In so weit ist das Resultat ein negatives; aber der Dichter läßt uns hierbei nicht stehen. Amely findet im Verhältniß zu ihrem Manne und in der Theilnahme an seiner energisch-praktischen Thätigkeit trotzdem Befriedigung; dem Maler

aber bleibt seine Kunst und zwar nicht blos als solche, nicht blos als die Bethätigung des idealen Schönheitstriebes, sondern auch als praktisch-nützliche, lehrend und fördernd, erwerbend und schaffend in das Leben eingreifende Beschäftigung, und es bleibt ihm die Freiheit, sich abwechselnd den engen gemüthlichen Kreisen der Heimat, den Herzensbezügen der Familie und Freundschaft, der bürgerlich-regelmäßigen Thätigkeit, kurz der kleinen Welt hinzugeben und dann wieder in die große Welt, namentlich in das Gebiet der großartigen Natur und eines noch ursprünglichen, naturwüchsigen Volkslebens hinauszuschweifen und sich hier Befriedigung seines idealen Drangs und Stoff und Begeisterung zu neuen Kunstschöpfungen zu suchen.

So hat also der Verfasser in seinem neuesten Roman für seine Weltanschauung eine ethische Grundlage gewonnen, von welcher aus er die Conflicte des Zeitlebens weit sicherer und vertrauensvoller aufzufassen versteht als in seinen ersten Arbeiten. Daher haben auch seine Charaktere und Figuren bedeutend an Festigkeit der Umrisse, Anschaulichkeit und Lebenswahrheit gewonnen; denn sie gelten ihm nicht mehr blos als Creaturen seiner Phantasie, mit denen er nach Belieben schalten und walten darf, sondern er erkennt in ihnen irgend eine nothwendige Beziehung zum Leben, irgend einen Zug des Charakters, um derentwillen er ihnen eine Berechtigung zur Existenz und den Anspruch auf eine nicht schlechthin willkürliche, sondern ihrem Grundwesen angemessene Entwickelung und Behandlung von Seiten des Dichters zugesteht. Gegen einzelne seiner Figuren sowie gegen einzelne Seiten ihrer Charakterzeichnung lassen sich freilich noch manche Bedenken erheben; namentlich haben unter seinen komischen Gestalten einige etwas Forcirtes und Gemachtes, was ihrer sonst ergötzlichen Wirkung einigen Abbruch thut; aber im Ganzen sind sie mit frischen und lebendigen Farben angelegt und zeugen von einer Beobachtungsgabe, die sich ebenso auf die charakteristischen Aeußerlichkeiten wie auf die geheimern Regungen des Innern wendet und namentlich die Bezüge des höhern Gesellschaftslebens und der kleinbürgerlichen Verhältnisse mit Glück aufzufassen und je nach dem Bedürfniß mit Ernst und Laune zu zeichnen weiß.

Bei diesem in den bisherigen Erzeugnissen des Autors unverkennbar heraustretenden Fortschritt von einem Schaffen, das sich anfangs als ein noch halbchaotisches Gähren und Brausen darstellt, zu immer festerer und klarerer Gestaltung darf man auch der fernern Entwickelung desselben mit Vertrauen entgegensehen; und schon hat er auf anderm Gebiete einen Beweis von seinem nicht erfolglosen Weiterstreben gegeben, indem er im „Johannes Rathenow“ nach einem aus Wilibald Alexis' „Roland von Berlin“ entlehnten Stoff ein Trauerspiel geliefert hat, welches zeigt, daß der Verfasser auch für die strengere dramatische Gestaltung und Charakterzeichnung begabt ist und namentlich die Sprache dafür kräftig und sententiös, obwol noch nicht knapp und charakteristisch genug zu handhaben versteht.

Adolf Zeising.

Belehrende Unterhaltungslectüre auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

Der Sinn für diese Classe der Literatur ist jetzt ungemein lebendig geworden. Alles interessirt sich für das immer schönere Aufblühen der Naturwissenschaften; Jeder sucht sich hier zu bilden, und es fehlt auch nicht an dienstfertigen geschickten Händen, diesem wachgewordenen Interesse immer neue gesunde Nahrung zu geben. Mit jedem Jahre fällt die Ernte auf dem unendlichen Felde dieser Wissenschaft reicher und herrlicher aus, und in demselben Maße kommt auch der edle Grundsatz hier zur Geltung, daß die geistigen Früchte der Wissenschaft ein Gemeingut aller denkenden Menschen werden sollen. Darum ist man gerade auf diesem Gebiete so ämsig bemüht, zu popularisiren, Wünsche zu befriedigen und sich frei zu machen von Vorwurf und Tadel. So machte man vor gar nicht langer Zeit darauf aufmerksam, daß die Richtung der naturwissenschaftlichen Bildungsbestrebungen anfange das Hauptziel zu verfehlen, sie diene nur dem kalten Verstande und dem materiellen Nützlichkeitsprincipe, der höhern Gemüthsbildung trage sie so gut wie gar keine Rechnung; man vergesse vor lauter Forschung in der Schöpfung den Schöpfer; man zerlege, zergliedere und verknüpfe, man classificire und beschreibe, man suche Gesetze und Theorien und glaube damit Alles gethan zu haben, was man von einem Naturforscher oder einem Freunde der Naturkunde nur erwarten könne; von einer Begeisterung für die Schönheiten und Wunder der Natur sei kaum noch die Rede, ja man schäme sich sogar dieser sentimentalen Liebe zur Natur. Das religiöse, ästhetische, überhaupt ethische Bildungsmoment suche man vergebens in der Naturkunde unserer Tage. Eine sehr harte Anschuldigung! Daß man sie nicht unbeachtet ließ, läßt sich denken. Viele kämpften dagegen wie gegen eine boshafte, falsche Verleumdung; Andere fanden den Tadel nicht ganz ohne Grund, aber viel zu grell und zu parteiisch vor Augen gestellt, diese suchten zu bessern, wo sie nur konnten; noch Andere wollten gar nichts mehr von der Naturwissenschaft wissen, welche nicht im Stande sei, das Herz für das Erhabene in der Natur zu erwärmen. Und es kam nun eine Zeit, wo man Alles aufbot, um der pädagogischen und populären Naturwissenschaft wieder die Gemüthswärme einzuflößen, welche ihr so sehr fehlen sollte. Es ist in diesem Eifer Vortreffliches geleistet, aber auch Manches zutage gebracht, was wunderlich genug aussieht, wo einem übel und wehe wird vor der übersüßen Brühe warmer Sentimentalität. Ja, ja, des Guten kann auch zu viel gethan werden.

Wir wollen nun die Aufmerksamkeit der Leser auf einige Schriften lenken, welche hauptsächlich mit in der Absicht geschrieben worden sind, der Naturkunde die religiöse, ästhetische Basis wieder zu verschaffen, welche sie in neuerer Zeit verloren haben soll.

1. Das Evangelium der Natur. Erster bis dritter Theil. Manheim, Löffler. 1853. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dies ist eine durch und durch religiöse Naturkunde. Sie bespricht sowol die himmlische als irdische Natur, aber nie anders als in feierlicher Bewunderung des Schöpfers. Das ganze Buch ist eine Frucht religiöser Begeisterung durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur. Viele werden dasselbe mit Freuden begrüßen, ihrem frommen Eifer wird jede Bewunderung, jede Begeisterung wie aus dem Herzen geschrieben sein. Andere werden mit dünner Miene ausrufen: eine religiöse Naturkunde! und sich wundern, daß ein Buch gerade die Seite, woran sie am wenigsten gern durch Fremde erinnert sein mögen, zur Hauptsache machen könne. Jede von diesen beiden Parteien hat ihren großen Anhang, beide stehen einander in feindlicher Erbitterung gegenüber, obgleich sie von Natur dazu bestimmt sind, Freunde zu sein, und zwar recht innig zusammengehörige Freunde. Denn wenn jene darüber entzückt sind, daß die Natur so unaussprechlich reich ist an Wundern,

an Werken, welche uns zur Anbetung und Verehrung Gottes auffodern, so dürfen sie ja nicht übersehen, daß alle diese Schätze nicht an das Licht des Tages gekommen wären, sobald ihre Gegner, die eigentlichen Arbeiter im Fache der Naturkunde, gefehlt hätten. Und wenn die Andern gar nicht von Gott reden und auch gar nicht gern daran erinnert werden wollen, weil sie in der rein wissenschaftlichen Arbeit ihr Ein und ihr Alles finden, so thun sie nicht recht oder täuschen sich, so unterdrücken sie ihre religiösen Gefühle bei dem Erkennen der Wunder der Schöpfung, oder sie haben diese Gefühle wirklich nicht und sind daher auch gar nicht würdig, im Gebiete der Natur zu forschen. Zwischen beiden Parteien steht aber noch eine dritte, welcher das religiöse Bewußtsein nicht fehlt, die aber nur selten und immer nur leise andeutend von diesem Punkte redet, weil derselbe Gefahr läuft, seine Erhabenheit zu verlieren, sobald man ihn aus seiner subjectiven stillen Heimat an die objective laute Oeffentlichkeit bringen will. In diesem Grundsatze hat Alexander von Humboldt seinen „Kosmos" geschrieben; er ist der allein wahre und kann der tiefsten Beherzigung nicht dringend genug empfohlen werden. Das vorliegende „Evangelium" scheint hiervon gar keine Ahnung zu haben, oder hält aus Princip gerade den entgegengesetzten Grundsatz für wahr.

Der Inhalt des Buchs ist in die Form von belehrenden Gesprächen gekleidet, wobei ein „Unbekannter", der auch oft „Meister" genannt wird, den unterweisenden und erbauenden Mittelpunkt bildet. Wir wollen nun eine kleine Probe vom Buche geben, sie wird ausreichen, auf das Ganze schließen zu können. Der Meister hatte einst seine Schüler durch ein Mikroskop blicken lassen, als gerade ein Querschnittchen von einem dünnen Strauch darunter lag. Voll Staunen ruft der eine aus: „Und so sind alle, alle die Myriaden und Myriaden Theilchen jeden Strauchs, jeden Baums! Wer kann das fassen, wer den Geist begreifen, der das Alles so angeordnet hat?" „Wer?" wiederholte der Meister. „Niemand kann ihn fassen, kein Sterblicher, kein Mensch! Tritt uns doch in allen Theilen des Universums eine Weisheit entgegen, vor deren Größe jedes Maß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens nach einer würdigen Vorstellung des Höchsten ringen. Aber wir bedürfen ja auch keine Vorstellung desselben. Wenn wir die ewigen Naturgesetze nur erkennen, uns nach ihnen richten, sie ehren, lieben, anwenden lernen und durch die Weisheit, Schönheit und Ordnung in der Natur selbst weiser, ordentlicher und edler werden, vor allem aber das große Grundgesetz des Universums: ewiges unausgesetztes Ringen nach höchstmöglicher Vollendung, stets vor Augen haben, dann sind wir, auch ohne eigentliche Vorstellung von dem Höchsten, wahrhaft religiös."

2. Biographien aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Von A. W. Grube. Neue Reihe. Stuttgart, Steinkopf. 1853. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Verfasser hat für die Bildung der reifern Jugend schon einen sehr reichen und sehr hochgeschätzten Vorrath von Hülfsmitteln zusammengetragen. Er hat für Geschichte und Geographie, für Naturbeschreibung und Naturlehre vortrefflichen Lehrstoff geliefert, wofür ihm die Schulmänner von ganz Deutschland eine dankbare Anerkennung gezollt haben. Besonders beifällig sind aber die „Biographien aus der Naturkunde" aufgenommen, wozu das vorliegende Buch eine Fortsetzung bildet, welche ganz in demselben Geiste geschrieben ist als der Anfang. Wir dürfen daher des Verfassers Motive bei dem Sammeln und Bearbeiten des literarischen Stoffs als bekannt voraussetzen und bemerken nur noch, daß er dahin strebt, die Jugend schon frühzeitig daran zu gewöhnen, das Naturleben in seiner Wechselbeziehung mit dem Menschenleben zu betrachten, daß er durch das specielle Eingehen in das Naturleben des Einzelnen Gelegenheit habe, die Gemüthsbildung der Jugend zu fördern, das religiöse und ästhetische Gefühl derselben zu erwecken und zu veredeln. Diese Grundsätze sind gut und sind auch schon vor Grube auf das glänzendste verwirklicht worden. Er thut also Unrecht, wenn er sich geberdet, als wäre hier durch ihn eine ganz neue pädagogische Welt entdeckt worden. Aber diese Eitelkeit des Verfassers übersieht man gern neben der viel wichtigern Ueberzeugung, daß der Verfasser ein sehr hervorragendes Talent besitzt, gerade Das auszuwählen, wofür sich Jung und Alt gleich stark interessirt, und gerade so zu behandeln, wie man es allgemein gern hat. Der Beisatz „in ästhetischer Form und religiösem Sinn" konnte füglich fehlen, da das Buch von seiner Verwirklichung nur sehr bescheidenen Gebrauch macht. Der Verfasser kennt aber seine Leute und versteht die Kunst, es Allen recht zu machen, wenn auch oft nur in Worten. Dadurch hat er aber der guten Sache auch etwas Abbruch gethan, denn Viele fühlten sich berufen, Grube nachzuahmen, und ließen es wahrlich nicht an religiösen Floskeln und ästhetischen Bildern fehlen, wodurch sie recht herzlich unangenehm wurden sowol für die Schüler als für die Lehrer. Die Guten hatten sich verleiten lassen; durch die vielfachen pädagogischen Raisonnements sahen sie in des Verfassers kleinen Erzählungen viel mehr, als was in Wahrheit darin enthalten ist.

Wir wollen jetzt nur noch das Inhaltsverzeichniß dieser Neuen Reihe geben. Das Buch enthält 27 Biographien aus dem Pflanzenreiche, Thierreiche und Mineralreiche; die Namen davon sind: die Rose, der Weinstock, der Feigenbaum, der Oelbaum, das Schaf, das Rind, das Dromedar, das Renthier, die Katze, das Krokodil, die Heuschrecke, die Seidenraupe, der Seehund, das Murmelthier, das Eichhörnchen, die Bachstelze, die Stare, der Hahn und das Huhn, die Steinkohle, der Diamant, das Eisen, das Quecksilber, das Kochsalz, der Ameisenlöwe, die Eintagsfliege, die Koralle, die Infusorien.

3. Die Zaubersünden in ihrer alten und neuen Form betrachtet von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen, Palm und Enke. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Eine wunderliche Schrift. Man hat in der That ein so günstiges Urtheil über des Verfassers schriftstellerische Tüchtigkeit, daß es einem sehr schwer fällt, zu einer direct entgegengesetzten Meinung umgestimmt zu werden. Und dennoch ist dies so. Die Sprache, welche sich früher so auszeichnete durch Klarheit, Einfachheit und Heiterkeit, ist verworren, philosophisch, schwülstig, melancholisch und träumerisch, sodaß man Mühe hat zu begreifen, was damit gesagt werden soll. Auch ist das Ganze durch und durch mit Bibelcitaten gespickt. Der alte Herr muß also wol recht fromm geworden sein. Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Schriftchens war zweifacher Art, eine besondere und eine allgemeine. Jene betraf den Verfasser persönlich, diese das Zauberwesen überhaupt. Was den ersten Punkt betrifft, so sieht sich Hr. von Schubert gedrungen, eine Schuld seiner frühern Jahre zwar nicht zu bezahlen, denn das kann er nicht, wol aber öffentlich zu bekennen. Derselbe hat sich nämlich in manchen seiner ältern Schriften durch einen ihm selbst inwohnenden krankhaften Hang verleiten lassen, viele jener Wundererscheinungen aus dem nächtlichen Traumgebiete der menschlichen Natur für wahr zu halten und hoch zu preisen, obgleich sie ihrem eigentlichen Wesen nach krankhafte Phantome sind, welche der höhern Weihe eines vernünftigen Geistes ermangeln. Damit wird man für den alten Herrn gewonnen und erwartet nun in den nachfolgenden Blättern ein unumwundenes reuiges Glaubensbekenntniß über das Hellsehen, den Mesmerismus und andere sogenannte Wundererscheinungen, aber man irrt sich: der Verfasser hält diese Glaubensrichtung für unumstößlich wahr begründet; nur gegen das Geistercitiren, das Tischrücken und Geisterklopfen ist er mit starker Entrüstung eingenommen. Dies Alles ist mit einer unendlichen Wortfülle durchwoben und verhüllt, sodaß es sehr schwer fällt, dasselbe herauszufinden.

Das Büchelchen enthält zehn Abhandlungen, deren Ueberschriften schon einen eigenthümlich schwärmerischen Charakter in sich tragen; so ist z. B. die eine „Das Gebiet der physisch-somatischen Kräfte", eine andere „Die fleischliche Begeisterung", noch eine andere „Ein persönlicher Verkehr mit der Welt der Geister". Wir führen nun, um unser Urtheil zu rechtfertigen, eine zusammenhängende Stelle aus dem Buche selbst an: „Der Aufschwung des Geistes in uns, wenn er die Weihe des festen, prophetischen Wortes empfängt und an diesem sich festhält, wird zum Gebet, dem eine bewegende Kraft innewohnt, welche so weit als der Himmel über die Erde über die Wirksamkeit der psychisch-pneumatischen Kräfte des sterblichen Wesens erhaben ist und zu einem Entzücken sich steigern kann, für welches die Menschensprache kein Wort hat (2 Kor. 12, 4). Hier beginnt die Herrschaft jenes prophetischen Vermögens, welches der Natur des Menschen nicht aus den Kräften der höhern Leiblichkeit (Cap. 3), nicht aus denen eines dem Lichte widerstrebenden Geisterreichs kommt, sondern aus dem Geiste der Wahrheit von oben. Die Thaten und Kräfte dieses prophetischen Vermögens sind nicht wie die des magischen Wirkens (nach Cap. 4 und 9) von menschlicher und ungöttlicher, sondern von göttlicher Natur und Abkunft. «Denn es ist noch nie Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geiste» (2 Petr. 1, 21). Und diese göttliche Natur und Abkunft wird vor allem durch die heilkräftige, beseligende Wirkung auf die Natur der Menschen bezeugt. «Denn alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit» (2 Tim. 16). Der in uns wohnende Geist der Wahrheit weist uns nicht nur den Weg zur Seligkeit (2 Tim. 16, 15; Ps. 103, 7), sondern er gibt uns auch durch seinen freudigen Geist die Kraft, denselben zu gehen (Ps. 119, 32). Und dieser Weg allein ist ein Weg des Friedens und solcher Freuden, welche die Welt uns nicht geben kann." Ist das nicht eine wunderliche Sprache? Sollte man wol glauben, daß sie von einem einst so hochgefeierten Naturforscher von Fach käme?

4. Aus dem Reiche der Naturwissenschaft. Ein Buch für Jemann aus dem Volke von A. Bernstein. Berlin, Franz Duncker. 1853. 8. 10 Ngr.

Ein vortreffliches Büchelchen, welches verdient, recht viel gelesen und beherzigt zu werden. Es ruht auf einem gesunden Vernunftboden und bewegt sich mit einer Zuverlässigkeit, Freimüthigkeit und Lebenseinsicht, wie man es im denkenden großen Publicum so recht von Herzen gern sieht. Das ist ein wahres Volksbuch, das Aufklärung gibt, ohne die Köpfe zu verdrehen. Es enthält in bunter Ordnung nur eine kleine Zahl von Aufsätzen, man findet sie aber alle gleich interessant und möchte, nachdem man sie gelesen, daß das Buch noch zwei, drei Fortsetzungen hätte. „Die Geschwindigkeit", „Die Schwere der Erde", „Die Ernährung", „Das Licht und die Entfernung", „Die Wunder der Astronomie", „Zur Witterungskunde", „Von der Blüte und der Frucht", „Die Nahrungsmittel für das Volk" sind die Gegenstände, welche das Buch in Betracht zieht. Aus diesem Inhaltsverzeichniß geht schon hervor, daß der Verfasser sich zwanglos immer nur die Themata herausgewählt hat, welche ihm gerade die angenehmsten sind; und darin liegt sicher auch der Grund, warum sie auch für den Leser soviel Anziehendes besitzen. Ganz besonders interessant sind aber die diätetischen Beiträge des Buchs, und wir können es uns nicht versagen, gerade hiervon einige Mittheilungen zu machen. Da wählen wir den Aufsatz „Der Arme und der Branntwein", der so ziemlich das ganze Buch charakterisiren kann. Es wird zunächst darauf hingedeutet, wie der Arme gerade durch seine Armuth dahin getrieben werde, Branntwein zu trinken, und daß es bei ihm mehr als menschliche Charakterstärke erfodere, sich wieder frei zu machen von dieser Leidenschaft. „Wissenschaftlich ist man erst in neuerer Zeit zur Klarheit darüber gekommen, wie und auf welche Weise der Branntwein wirklich die Arbeitsfähigkeit der Hungernden erhöhen kann, und es ist von äußerster Wichtigkeit, sich dies klar zu machen. Die Arbeit befördert die Ausdünstung und die Athmung. Die Ausdünstung aber, der Schweiß, ist wirklich nichts als ein Theil der genossenen Speise, der durch die Haut aus dem Körper austritt, und der Athem, den wir aushauchen, besteht aus Kohlensäure, welche ebenfalls von den Speisen, die wir gegessen haben, gebildet wird. Arbeitet aber der Mensch, ohne zu essen, so bildet sich der Schweiß und die Kohlensäure des Athems aus den Muskeln seines Leibes und er nimmt sowol an Kraft wie an Umfang außerordentlich stark ab. Nun aber ist es eine Eigenschaft des Branntweins, daß er im Körper sehr leicht in Wasser und Kohlensäure zersetzt wird, das Wasser tritt im Schweiß, die Kohlensäure im Ausathmen aus dem Körper. Arbeitet also ein Mensch, ohne zu essen, so wird er sofort hinfällig, denn Schweiß und Athem zehren am Fleische seines Leibes; trinkt er aber dabei Branntwein, so bildet sich Schweiß und Athem aus den Bestandtheilen des Branntweins, und das Fleisch seines Leibes bleibt theilweise verschont.... Der Branntwein ist kein Nahrungsmittel, das wußte man schon lange; aber erst in neuester Zeit ist man zu der Einsicht gekommen, woher der Branntwein ein Ersatz der Nahrungsmittel sein kann oder richtiger eine Art Sparmittel der Nahrung. Leider ist dies aber ein ebenso trauriger Ersatz wie ein unheilvolles Sparmittel und nur geeignet, den Unglücklichen vollständig zugrunde zu richten. Höchst wichtig ist es daher, daß man den Grund einsehe, weshalb der Trunkenbold den Branntwein nicht lassen kann, wenn man ihm nicht andere Mittel zu seiner Besserung bietet als Beten und Spukgeschichten vom Alkoholteufel. Am allerwichtigsten aber ist es, daß alle Menschenfreunde dafür sorgen mögen, daß dem Arbeiter gesunde und gute Nahrung zugänglich sei und er stets so viel verdiene, daß er seine mangelhafte Nahrung nicht durch Branntwein zu ersetzen brauche. Der Arme, der nur Kartoffeln zu genießen hat, muß ein Trunkenbold werden. Die mangelhafte Nahrung reicht nicht aus, ihm den Schweiß und die Kohlensäure zum Athmen zu bieten...."

Heinrich Birnbaum.

Zur Culturgeschichte des deutschen Volks.

Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum. Von Heinrich Rückert. Erster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine Nation, welche, wie die deutsche, ihre Einheit verloren hat, ist noch mehr als andere darauf angewiesen, mit ihren Gedanken in ihrer Vorzeit zu leben, um dort die abgerissenen Fäden zu ergreifen, welche in einer erfolgreichern Zukunft wieder angeknüpft sein wollen, um dem deutschen Geiste sein ihm vollkommen angemessenes Wohnhaus zu erbauen. Erst durch ein eindringendes Studium seiner tiefsten Vergangenheit lernt der Deutsche ganz sich selbst wieder kennen, seine Bestimmung erwägen und seine ihm von der Natur verliehenen Kräfte richtig schätzen. Daher erwerben sich Die ein großes Verdienst um unser Volk, welche ihre Lebensaufgabe darein setzen, die Finsternisse in der Geschichte der deutschen Vorzeit zu erhellen und namentlich in jene dunkeln Nächte Fackeln zu tragen, mit denen die erste Glanzperiode deutscher Größe und deutschen Muthes umgeben ist, deren Inhalt die Ueberwindung der römischen Weltherrschaft war.

Aus so vereinzelten und lückenhaften Berichten, als sie über die Zustände des Uebergangs der germanischen Völker aus dem Heidenthum ins Christenthum existiren, kann zwar kein vollständiges Gemälde jener Periode gewonnen werden, wol aber ergeben sich viele und zum Theil überraschende Lichtblicke, wenn ein mit der vollen Belesenheit in dem an diese dunkle Partie der Weltgeschichte reichenden Material ausgerüsteter Geist es

unternimmt, mit Vorsicht seine Combinationen zu spinnen und der Wissenschaft neues Feld zu erobern. Hierzu ist der Verfasser gerade der rechte Mann. Nicht nur dem Geschichtsforscher von Fach, sondern auch jedem Gebildeten, welcher strenge wissenschaftliche Lectüre überhaupt nicht scheut, ist daher die Lesung dieser „Culturgeschichte" anzuempfehlen. Nichts ist zumal mehr geeignet, über Das, was das Christenthum den Heiden, zu denen es gelangte, wurde, in Vergleichung zu Dem, was es uns jetzt ist und was wir jetzt an ihm haben, uns eine Aufklärung zu geben, als die historische Verfolgung der Stufen des Uebergangs aus dem Heidenthum ins Christenthum.

Dieser Uebergang war zwar bei den Germanen sehr dadurch erleichtert, daß die Form ihres Heidenthums überhaupt eine verhältnißmäßig wenig ausgebildete und reiche war. Drei Götter von nicht sehr genauer Umschreibung ihrer Eigenschaften und Beziehungen untereinander, Wuotan, Donar und Ziu, scheinen überall die Grundlage des Gottesdienstes gebildet zu haben, woran sich dann Nebenculte, wie z. B. der des Baldr und der des Irmin, als solche, welche einzelnen Provinzen vor andern entweder ausschließlich oder überwiegend angehörten, anschlossen. Trefflich nun wird es in den ersten Abschnitten motivirt, wie durch eine in den blutigen Vernichtungskriegen mit den Römern herbeigeführte, immer steigende Verwilderung und Verroherung der germanischen Völkerschaften auch die Vorstellungen dieser Gottheiten immer mehr von ihrem ethischen Gehalte einbüßen mußten, wie ferner der dem ganzen Norden und auch den germanischen Nationen gemeinsame Gedanke eines einstigen Untergangs der Götter mit dazu beitragen mußte, die Zuversicht in sie zu schwächen und dem Unwesen der Zauberei, gebaut auf die Annahme böser Geister und Kobolde, denen man zur Gewinnung ihres Beistandes seine Seele übergeben könne, in die Hände zu arbeiten. Das Unwesen der Zauberei drohte zuletzt sogar hier und da, wie in einigen Strecken Galliens wirklich vorkam, alle religiösen Culte zu verdrängen, und ließ daher eine stärkere ihm entgegenwirkende religiöse Macht recht wünschenswerth erscheinen. Dennoch überwog im Innern des germanischen Landes der steigende Haß gegen das römische Wesen alle, auch die stärksten innern Motive, welche dem neuen Cultus hätten günstig sein können. Denn römische Götter anbeten bedeutete im Geiste jener Zeit immer noch so viel, als den Römern den Sieg über die Germanen wünschen.

Der erste Durchbruch geschah bei den Gothen in Illyrien und an der Donau. Bei diesen ging die Gewöhnung an römischen Kriegsdienst mit der Gewöhnung an römischen Cultus Hand in Hand und so geschah es sogar, daß durch ihre im Solde des römischen Kaisers stehenden Heeresmassen das Christenthum zuerst in manche Theile Griechenlands gebracht wurde, welche die Kaiser bisher noch nicht zum neuen Cultus zu zwingen gewagt hatten. Daß die Gothen die mehr rationalistische Form des Christenthums, nämlich den Arianismus, annahmen, geschah zwar nur zufällig, weil zur Zeit des Valens der Arianismus im römischen Reiche Staatsreligion war, wurde aber hernach bei wachsender gothischer Macht und als die Ostgothen sich zu Herren von ganz Italien aufwarfen, als ein willkommenes Unterscheidungszeichen zwischen den arianisch gebliebenen Gothen und den seitdem zur Orthodoxie übergegangenen Römern festgehalten. Der Gegensatz des ostgothischen Arianismus und der römischen Orthodoxie erreichte mit der Zeit völlig dieselbe Feindseligkeit, wie sie im übrigen Germanien in den Gegensatz zwischen germanischem Heidenthum und römischem Christenthum gelegt wurde. Da aber nicht nur die ganze höhere Bildung der damaligen Zeit, sondern auch die größere moralische Energie in Verfolgung der kirchlichen Zwecke auf Seiten der römischen Orthodoxie war, so führte das arianische Christenthum unter den Ostgothen nur ein schwächliches Leben. Der Name des Christenthums war vorhanden. Was aber dem Christenthum als neuem Bildungsferment erst seinen vollen Nachdruck geben konnte, die Durchdringung mit den Elementen der antiken Bildung, fehlte vollständig.

Der nordische Geist wäre trotz der Annahme des Christenthums durch die Gothen und Vandalen gegen die Schätze der Bildung einer untergegangenen südlichen Welt von neuem ebenso abgesperrt geblieben wie zuvor, wenn nicht Mittelglieder der Bildung in den Burgunden und Franken eingetreten wären. Zu den Burgunden, deren Könige als **Magistri militum** im römischen Dienste standen, wurde das Christenthum durch katholische Missionare aus dem römischen Gallien und aus römischem Stamme und nicht durch einheimische Priester, wie dies mehrentheils bei den Gothen der Fall gewesen war, gebracht. Die Selbständigkeit, in welcher sich die gothische Kirche der römischen gegenüber dadurch fühlte, daß die ersten gothischen Gemeinden sich in fortwährendem geistigen Verkehr mit ihrem Mutterlande Kappadocien befanden, daß ihr Bischof Ulfilas, welcher unter den Ersten war, die den Arianismus mit Eifer ergriffen, selbst aus einer kappadocischen Christenfamilie abstammte — diese Selbständigkeit, womit die gothische Kirche der römischen entgegenzutreten wagte, fiel weg bei den Burgunden und noch viel mehr bei den Franken. Dem Chlodwig's Reich fand sich bei seinem Entstehen dermaßen aus römischen, gallischen und germanischen Bestandtheilen gemischt, daß an ein Ueberwiegen des einen über den andern gar nicht zu denken war, sondern alle drei, wenn sie auch noch nicht sogleich verschmolzen, vielmehr sich noch lange ihre gesonderten Sitten und Gesetze erhielten, doch miteinander im unentbehrlichsten und freundschaftlichsten Verkehr standen. Nach dem Mittelpunkte dieser neuen Völkerverbindung, nach Paris war es, wohin sich die elektrischen Wirkungen der Bildungsmittel einer vergangenen heidnischen Welt in gewaltigen Schlägen entluden. So wurde der Hof der fränkischen Könige in Sitte und Einrichtung ein Gewächs von durchaus einer Art. Die **Comites stabuli, Comites palatii, Seniscalchi, Majores domus** u. s. w., die die Person eines fränkischen Königs umgaben, waren weder aus den Traditionen des deutschen Alterthums noch aus dem Vorbild des römischen Hoflebens entstammt, sondern entstanden aus einer innigsten Durchdringung beider Elemente als neue fränkische Bildungen. Dabei fehlten im fränkischen Wesen jener Zeit weder religiöser Fanatismus noch auch das volle Ungestüm eines ziel- und maßlosen Barbarengeschlechts, dem die ganze Welt kaum groß genug für seine begehrlichen Phantasien erschien, sodaß es in der ganzen damaligen Welt nichts gab, was sich dem Expansivstreben eines solchen Volks hätte entgegenstellen können.

Bis auf diesen Zeitpunkt führt der erste Theil dieses interessanten Werks. Möge der zweite nicht zu lange auf sich warten lassen. 23.

Zwei geheime Sendungen Beaumarchais'.

Die Geschichte der geheimen Sendungen Beaumarchais' ist instructiv für die Würdigung des Absolutismus. Sie zeigt uns, was sich hinter den Coulissen einer unumschränkten Macht einer Zeit, wo dieselbe noch ohne Licht, ohne Controle dastand, begeben konnte; sie zeigt, wie die kleinlichsten Dinge als die größten Staatsaffairen behandelt wurden, wie ein bedeutender Mann, welcher seiner bürgerlichen Existenz beraubt worden war, sich ihrer bedienen mußte, um der Vertraute zweier Könige und ihrer Minister zu werden und auf diese Weise seine Rehabilitation zu erreichen.

Beaumarchais hatte seinen Proceß gegen den berüchtigten Rath Gözman verloren und das Parlament Maupeou hatte ihn gebrandmarkt. Die öffentliche Meinung dagegen hatte sich bereits für ihn erklärt; es fehlte ihm nur noch die gesetzliche Rehabilitation. Er erlangte sie durch eigenthümliche Dienste, die er Ludwig XV. und Ludwig XVI. erwies.

Beaumarchais hatte den Generalpächter La Borde, der zugleich erster Kammerdiener des Königs war, zum Freunde.

Eines Tages sprach Ludwig XV. zu diesem Letztern: „Man behauptet, daß dein Freund entschiedenes Talent zum Unterhändler habe; wenn man ihn in einer Sache, die mich interessirt, mit Erfolg und insgeheim verwenden könnte, würden sich seine Angelegenheiten bald besser gestalten." Das, was den alten König beunruhigte, war die Drohung eines gewissen Morande, eines Abenteurers aus Burgund, der vor der Justiz hatte nach England flüchten müssen und dort ein skandalöses Blatt „Der geharnischte Zeitungsschreiber" schrieb. Dieser Morande hatte an die Dubarri geschrieben, er werde, wenn er nicht ein anständiges Lösegeld erhalte, demnächst ein Buch herausgeben, „Geheime Memoiren einer öffentlichen Frau" betitelt. Die Dubarri, statt das Buch zu verachten oder der englischen Justiz zu überliefern, hatte Ludwig XV. vermocht, anfänglich die Auslieferung Morande's zu verlangen und, als dies fruchtlos blieb, eine Brigade Agenten nach London zu schicken, die sich seiner bemächtigen sollten. Allein Morande erfuhr dies, schlug in den englischen Zeitungen Lärm und das Volk wollte die Agenten, als sie ankamen, in die Themse werfen, sodaß sie schleunigst wieder abziehen mußten.

Jetzt betrieb Morande den Druck des Pamphlets und 3000 Exemplare lagen bereit zum Transport nach Holland und Deutschland, um alsdann von da nach Frankreich geschmuggelt zu werden. Verschiedene Geldanerbietungen waren vergeblich gewesen und Ludwig XV., der gleich den Ministern Aiguillon und Maupeou und der Dubarri in dem Buche arg mitgenommen ward, fiel endlich auf Beaumarchais, um die Sache beizulegen.

Im März 1774 reiste dieser wirklich nach London ab unter dem Namen Ronac (Caron), gewann in kurzem das Vertrauen des Libellisten und machte sich zum Herrn einer Unterhandlung, die 17 Monate lang dauerte. Glücklich brachte er ein Exemplar des Buchs und das Manuscript eines neuen dem Könige, der über diesen Erfolg sehr erfreut war und ihn Aiguillon mittheilte. Diesem war es hauptsächlich um die Verbindungen Morande's in Frankreich zu thun und Beaumarchais sollte sie ihm denunciren. Allein dieser weigerte sich dessen entschieden und wollte lieber seine Mission aufgeben. Trotz des Zorns Aiguillon's behielt er Recht und erhielt vom König Auftrag, die Sache zu Ende zu bringen.

Beaumarchais reiste wiederum nach London und die 3000 Exemplare wurden sammt dem Manuscript bei London verbrannt. Die französische Regierung zahlte, um das Stillschweigen eines Morande zu kaufen und den Ruf einer Dubarri zu hüten, an diesen Abenteurer zuerst 20,000 Fr. und außerdem eine lebenslängliche Rente von 4000 Fr. Später erhielt er unter Ludwig XVI. für die Hälfte der Rente noch ein mal 20,000 Fr. auf seine Bitten ausgezahlt. Die Ehre der Madame Dubarri war also in der That sehr theuer bezahlt worden. Morande ward übrigens später noch ein ehrlicher Mensch und überlebte Beaumarchais, der bei dieser delicaten Sache seiner Ehre niemals etwas vergab, sondern wie Morande's Briefe an ihn ausweisen, diesen stets in einer gehörigen Entfernung von sich zu erhalten wußte.

Als Beaumarchais nach Versailles kam, um seinerseits seinen Lohn zu empfangen, traf er den König im Sterben an. Hätte der König nur acht Tage länger noch gelebt, so würde er ihn rehabilitirt haben. Sein Nachfolger hatte natürlich kein Interesse, für den guten Ruf der Madame Dubarri zu sorgen.

Indeß war die Fabrik der Schmähschriften in London noch immer thätig und auch Ludwig XVI. sah sich mit seiner jungen Gemahlin inmitten der Begeisterung Frankreichs, welches ein neues Zeitalter kommen sah, von den Libellisten bedroht. Anonyme Beschimpfungen, die unter einer freien Regierung seltener und ungefährlicher sind, werden unter dem Regimente des Stillschweigens Staatsaffairen. Man dachte wiederum an Beaumarchais, der dem Marineminister Sartines um so bereitwilliger seine Dienste für den jungen König und seine schöne Gemahlin anbot, als er früher Ludwig XV. nur aus Nothwendigkeit gedient hatte.

Im Juni 1774 ging Beaumarchais als geheimer Abfendling Ludwig's XVI. abermals nach London. Es handelte sich diesmal um die Vernichtung eines Buchs, das den Titel führte: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers." Das Buch war in der verhüllenden Form einer gewichtigen politischen Abhandlung besonders gegen Marie Antoinette gerichtet. Der Verfasser war unbekannt; man wußte nur, daß die Publication einem italienischen Juden, Wilhelm Angelucci, anvertraut war, der sich in England William Hatkinson nannte und über bedeutende Geldmittel verfügte, indem er gleichzeitig zwei bedeutende Ausgaben in London und Amsterdam drucken ließ.

Beaumarchais, der sich der Sache bald zu bemächtigen wußte und in ihr eine neue Stufe zu seiner Rehabilitation erblickte, brachte es trotz der anfänglichen Weigerung des Königs endlich dahin, daß ihm dieser eine eigenhändige Autorisation aushändigen ließ, welche so lautete: „Herr von Beaumarchais, der mit geheimen Aufträgen von mir versehen ist, wird sobald als möglich sich an den Ort seiner Bestimmung begeben; die Discretion und der Eifer, den er bei der Ausführung zeigen wird, soll der angenehmste Beweis für sein Bestreben in meinem Dienste sein. Marly, 10. Juli 1774. Ludwig."

Mit diesem Zettel, der ihn unmittelbar mit dem König in Verbindung brachte und den er in einer goldenen Kapsel an einer goldenen Kette auf der Brust trug, um nur im äußersten Nothfalle von ihm Gebrauch zu machen, wandte sich Beaumarchais an den Juden Angelucci, dem die Feinde der Marie Antoinette goldene Berge für Publication der Schmähschrift versprochen hatten. Gegen 1400 Pfund Sterling, etwa 35600 Fr., lieferte der Jude das Manuscript und 4000 Exemplare an Beaumarchais aus, die in London verbrannt wurden. Sodann begaben sich Jude und Unterhändler nach Amsterdam, um daselbst auch die holländische Ausgabe zu vernichten. Während Beaumarchais indeß in voller Sicherheit sich Amsterdam beschaute, erfuhr er plötzlich, daß der schlaue Jude sich mit dem Gelde und einem Exemplare des Buchs heimlich nach Nürnberg auf den Weg gemacht habe, um es in französischer und italienischer Sprache von neuem herauszugeben.

Wüthend beschloß er, den Juden zu verfolgen. Er kannte weder den Weg noch die deutsche Sprache, noch hatte er Geld. Daher verkaufte er seine Edelsteine und nahm eine Landkarte zu Hülfe, mit der er über Nimwegen, Kleve, Düsseldorf, Köln, Frankfurt, Mainz nach Nürnberg zu Tag und Nacht reiste. Kurz vor Nürnberg, am Anfang eines Waldes holte er den Juden endlich ein; er traf ihn, wie er arglos auf einem Pferdchen dahintrabte. Bei dem Geräusch der Postchaise drehte derselbe sich um, erkannte Beaumarchais und warf sich ins Gebüsch; allein die dichter werdenden Bäume hielten ihn bald auf und Beaumarchais, der mit der Pistole in der Hand aus der Chaise gesprungen war, holte ihn ein, riß ihn am Stiefel vom Pferde, untersuchte seine Taschen und sein Felleisen und fand endlich auf dessen Grund das Exemplar, das in Amsterdam seiner Wachsamkeit entgangen war. Die Bitten des Juden erweichten jedoch seinen Grimm, denn nicht allein schenkte er ihm das Leben, sondern er ließ ihm auch noch einen Theil des im voraus gegebenen Geldes. Nunmehr mußte Beaumarchais darauf bedacht sein, seinen Wagen wiederzufinden, denn die ganze Verhandlung fand mitten im Walde statt. Während er aber noch die Landstraße suchte, ward er plötzlich seinerseits von zwei Räubern angefallen, von denen der eine, mit einem großen Messer in der Hand, das Leben oder die Börse verlangte. Beaumarchais drückte seine Pistole ab; allein das Zündkraut fing nicht und er erhielt alsbald einen furchtbaren Messerstoß vorn auf die Brust. Glücklicherweise rutschte das Messer an der goldenen Kapsel, in der der Befehl des Königs sich befand, ab und streifte ihm blos Brust und Kinn. Mit einer verzweifelten Anstrengung gelang es ihm, dem Banditen das Messer, des-

sen Klinge ihm die Hand aufschnitt, zu entreißen, und er packte ihn nunmehr an der Gurgel, um ihn zu erwürgen. Jetzt warf sich jedoch der andere Räuber, der anfänglich geflohen war, von hinten auf Beaumarchais, sodaß die Sache wahrscheinlich noch schlimm für ihn abgelaufen sein würde, wenn nicht in diesem Augenblick sein Diener zu Hülfe gekommen wäre und der Postillon geblasen hätte.

Diese ganze Erzählung ist so romanhaft, daß man an ihrer Wahrheit zweifeln könnte, wäre nicht über die ganze Thatsache ein Protokoll vorhanden, welches der Bürgermeister von Nürnberg auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia verfaßt hat. In diesem Protokoll, welches vom 17. September 1774 datirt, sagt der Bürger Konrad Gruber, Besitzer der Herberge zum Rothen Hahn in Nürnberg, aus, wie Herr von Ronac bei ihm im Gesicht und an der Hand verwundet angekommen sei am 14. August des Abends nach der Scene im Walde; er sei in großer Unruhe im ganzen Hause herumgelaufen und habe sich wie verwirrt benommen. In der That konnten die plötzlichen Ereignisse und die beiden Verwundungen recht gut Beaumarchais so aufgeregt haben, daß er für geisteskrank gehalten werden konnte. Noch war er jedoch nicht am Ende seiner Abenteuer.

Es kam ihm nämlich der Gedanke bei, daß der Jude Angelucci vielleicht doch noch ein Exemplar könne beiseite gebracht haben und daß es deshalb wol das Beste sein werde, ihn aufgreifen und nach Frankreich schaffen zu lassen. Dazu mußte er jedoch einen Befehl der Kaiserin haben und es galt deshalb zunächst bei dieser eine Audienz zu erlangen. Der Secretär derselben hielt Beaumarchais für einen zudringlichen Abenteurer, der vielleicht nur einige Dukaten erbetteln wollte; er nahm ihn daher anfänglich übel auf. Allein der stolze Ton, mit dem Beaumarchais ihn für alles Unheil verantwortlich machte, wenn er den Brief, in welchem er um die Audienz bat, nicht der Kaiserin zustelle, machte ihn geschmeidiger. Beaumarchais erhielt in Schönbrunn endlich eine Audienz und erzählte, nachdem er sich durch den Befehl des Königs legitimirt hatte, den ganzen Vorfall. Die Kaiserin war sehr leutselig, unterhielt sich 3½ Stunde lang mit ihm und dankte ihm sogar für den Eifer, den er für ihre Tochter gezeigt hatte. Seinen Vorschlag, wegen Aufgreifung Angelucci's das Erfoderliche einzuleiten, versprach sie in Erwägung zu ziehen.

Um so größer war sein Erstaunen, als er des Abends 9 Uhr acht Grenadiere mit dem Bayonnet auf der Flinte nebst zwei Offizieren mit bloßem Degen in sein Zimmer eintreten sah. Es ward ihm angekündigt, daß er arretirt sei, alle seine Papiere wurden unter Siegel gelegt, die Messer wurden ihm weggenommen und so blieb er 31 Tage lang in seinem eigenen Quartier gefangen. Vergeblich verlangte er an die Kaiserin schreiben zu dürfen. Mit Mühe nur ward ihm die Erlaubniß, an Herrn von Sartines schreiben zu dürfen. Endlich nach 31 Tagen und nachdem Sartines ihm geantwortet hatte, erhielt er seine Papiere und andern Gegenstände wieder und zugleich die Ankündigung, daß er frei sei. Ein Geschenk von 1000 Dukaten, das ihm seiten der Kaiserin zugestellt ward, schlug er aus und reiste Tag und Nacht nach Frankreich. In neun Tagen kam er an und eilte zu Herrn von Sartines, um die Lösung seiner räthselhaften Gefangenschaft zu finden. „Was wollen Sie", antwortete ihm dieser, „die Kaiserin hielt Sie für einen Abenteurer." Es rechtfertigte sich somit auf Kosten Beaumarchais' der Grundsatz Talleyrand's: „Vor allem, meine Herren, nicht zu viel Eifer!" Er hatte für eine Bagatelle sich abgemüht und dafür einen Monat Gefängniß geerntet, ohne dafür nur eine Entschädigung zu erhalten.

Die Kosten der ganzen Expeditionen waren enorm. Beaumarchais, der seine Rehabilitation suchte, arbeitete allerdings gratis, allein die Postpferde, seine Reisen kosteten viel. Er war im Ganzen 1800 Meilen gereist und dies hatte einen Aufwand von 2783 Guineen oder 72,000 Fr. verursacht. Mitinbegriffen waren hierbei die an Angelucci gezahlten Summen; rechnet man aber dazu die 100,000 Fr., welche Morande erhielt, so kosteten also zwei Schmähschriften, die nicht 72 Heller werth waren, Frankreich 172,000 Fr.! 4.

Goethe's Mailänderin in der Schweiz.

In einer mit ubiquistischen Ingredienzien reichlich gewürzten Darstellung des Verhältnisses, in welchem Goethe zu Fräulein Christiane Vulpius gestanden, läßt sich Vehse in seiner „Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen (Band 1: „Der Hof zu Weimar") wörtlich folgendermaßen vernehmen:

„Goethe hatte nach seiner Zurückkunft von Italien die deliciösen Freuden nicht vergessen können, die er in seinen «Römischen Elegien» beschreibt. Ueber diese Freuden schrieb zehn Jahre später Schiller an Körner, Jena, 20. November 1797: «Diesen Mittag überraschte mich Goethe, der mit Meyer aus der Schweiz wieder zurück ist. — Von G. sagte mir Meyer, er habe für ganz gewiß von seinen römischen Bekannten erfahren, G. habe ein Engagement mit einem hübschen römischen Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite und soll sie wirklich geheirathet haben. Er erzählte mir so viele Particularitäten davon, daß ich kaum daran zweifeln kann. Den Aeltern und einer Schwester von ihr, mit der er auch anfangs gelebt, bezahle er eine Pension. Das Mädchen soll aus der Connaissance der jungen Künstler sein und, ich glaube, auch zum Modelle gedient haben. Suche nun dieser Nachricht auf die Spur zu kommen. G. dauerte mich sehr; denn das Mädchen soll auch erschrecklich stehlen und gar liederlich sein. Er wäre fürchterlich dupirt.» Darauf antwortete Körner unterm 1. December 1797: «Ich bin durch G.'s Ankunft überrascht worden. Sein letzter Brief war vom 2. September aus Genua, wo er von einer baldigen Rückreise schrieb. Seit der Zeit hatte ich nichts von ihm erfahren. Von Dem, was dir Meyer von ihm erzählt hat, hatte ich auch Einiges durch die dritte Hand erfahren. Indessen scheint die Sache eine gute Wendung genommen zu haben. An die Heirath glaube ich nicht; aber soviel habe ich erfahren, daß er das Mädchen von Rom bis nach der Schweiz mitgenommen hat u. s. w.» Es ist hier wahrscheinlich von jener Mailänderin in Rom die Rede, welche aufzugeben Goethe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei."

Was zunächst Schiller's Brief vom 20. November betrifft, so hat Vehse ganz übersehen, daß Goethe's Name in den die Meyer'sche Relation einschließenden Absätzen ausgeschrieben, dagegen in der Relation selbst immer nur von einem G. die Rede ist; daß Meyer offenbar von seinem jüngsten Aufenthalte in Rom in den Jahren 1795—97 und den dabei über G. eingezogenen Nachrichten spricht, und daß er als Goethe's vertrauter Freund denselben nimmermehr durch dergleichen Mittheilungen compromittirt haben würde.

Wenden wir uns zu Körner's Antwort, so spricht schon der Anfang derselben gegen Vehse. Körner schreibt nämlich wörtlich: „Viel Glück zu Goethe's Zurückkunft. Sie wird dir große Freude gemacht haben. Ich bin indessen durch G.'s Ankunft überrascht worden." Hören wir jedoch weiter, was Körner von da berichtet, wo Vehse seine Mittheilung mit u. s. w. abbricht: „Mit ihm selbst habe ich nicht darüber gesprochen, werde ihn auch nie ausfragen. Indessen habe ich Spuren genug, um mir die Geschichte so zusammenzusetzen, daß er das Mädchen jetzt in der Schweiz gelassen hat, um ihr die nöthige Erziehung zu geben. Mag er doch immer den Plan haben, sie künftig zu sich zu nehmen; ich wette, daß dies nicht geschieht. Sinnlichkeit hat ihn gefesselt, durch Briefe wird sie ihn schwerlich festhalten; also ist durch die Entfernung schon viel gewonnen. Dann ist er sehr abhängig von der Meinung Anderer, wenn ihn die Leidenschaft nicht augenblicklich überwältigt. Godeau, ein Schweizer, den Goethe kennt, und der mit G. in freundschaftlichen Verhältnissen steht, hat wahrscheinlich diesen Kunstgriff gebraucht. Vielleicht wird auch dem

Mädchen in der Schweiz die Zeit lang, sie macht irgend einen dummen Streich, läßt sich von einem Andern, der ihr besser gefällt, entführen und G. kommt mit einiger Geldeinbuße davon. Ich habe, wie ich von der Sache hörte, ihm blos einen Brief nach Genua geschrieben, worin ich ihm unser Beisammensein und unsere gemeinschaftlichen Thätigkeiten und Genüsse mit soviel Wärme als möglich schilderte, ohne ein Wort von seinen Verhältnissen zu erwähnen. Hier suche ich ihn immer in Athem zu erhalten und auf Das zu richten, worin er mit einigem Erfolg thätig sein kann. Er hat hübsche Kunstsachen mitgebracht und erwartet noch einen Transport. Diesen Winter bleibt er gewiß hier und will auf den Sommer nach Schlesien reisen."

Vehse wird uns die weitere Deduction seines gewaltigen Irrthums erlassen und leicht erkennen, zu welchen Ungereimtheiten man gelangen müßte, wollte man in Körner's Brief die Beziehung auf Goethe festhalten. Körner wie Schiller sprechen offenbar von einer bekannten Persönlichkeit, an der sie Beide warmen Antheil nehmen, und zum Ueberfluß erfahren wir auch aus dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel ganz bestimmt, wer mit dem ominösen G. gemeint sei. Schiller schreibt nämlich den 8. December 1797 an Goethe: „Körner schreibt mir, daß Geßler wieder in Dresden sei. Seine Italienerin soll er in der Schweiz gelassen haben, um sie dort noch zu formiren. Hoffentlich geht sie ihm unterdessen mit einem Andern durch." Goethe erwidert darauf unterm 9. December: „Geßler riskirt viel, die Schöne sich selbst zu überlassen. Es verdrießt mich, daß wir ihn nicht angetroffen haben. Meyer kennt die Schöne." Uebrigens berichtet Körner so wiederholt über Graf Geßler und insbesondere über dessen Reise nach Italien (vergl. „Schiller's Briefwechsel mit Körner", III, 335, 354, 359), daß es unschwer zu errathen war, wer mit dem G. gemeint sei.

Die von uns mitgetheilte Thatsache enthält Stoff genug, die Art und Weise zu besprechen, in welcher heutzutage authentische Quellen, namentlich solche, die sich auf hervorragende Persönlichkeiten beziehen, von Manchen lediglich zu dem Zwecke benutzt werden, um etwas Pikantes in die Welt hinauszuschicken.*) Wir enthalten uns aber jedes weitern Worts und beschränken uns auf folgende Schlußbemerkung:

Es gibt immer noch Viele, für welche, wie Schäfer im Schlußwort zu „Goethe's Leben" treffend sagt, die aus trüber Quelle geflossenen halbwahren oder erlogenen Anekdoten über Goethe's Lebensverhältnisse und Charaktereigenthümlichkeiten mehr Reiz haben als die edelsten Züge liebevoller Fürsorge, pflichttreuer Aufopferung und reinen Strebens für das Höchste der Menschheit: eben darum wird es uns Vehse nicht verargen, daß wir einem Irrthum entgegengetreten sind, auf welchen sich mehr als ein schwerer Vorwurf gegen Goethe's sittlichen Charakter gründen läßt. 34.

*) In einer Zeit, wo man im Allgemeinen hierzu so geneigt ist, sollte man aber auch in der Veröffentlichung von Briefnachlassenschaften berühmter Verstorbener mit doppelter Vorsicht und Behutsamkeit verfahren. Der derbe J. J. Engel, Verfasser des „Philosophen für die Welt", erklärte im voraus Jeden für einen „Schuft", der es wagen sollte, nach seinem Tode seine Privatgespräche und Privatbriefe der Oeffentlichkeit preiszugeben. Dies ist nun wieder auf der andern Seite zu weit gegangen; denn allerdings sind mündliche Aeußerungen, Briefe und Tagebuchblätter häufig sehr schätzbare und oft geradezu unentbehrliche Quellen zur richtigern und motivirtern Auffassung der Persönlichkeit, von der sie herrühren, wie ihrer Leistungen und Hervorbringungen. Aber aus solchen Privatdocumenten sollte niemals der Oeffentlichkeit übergeben werden, was irgend einer Misdeutung fähig ist und der gemeinen Neigung zum Klatsch und Skandal Vorschub leistet, sondern nur Das, wovon der Herausgeber mit Sicherheit voraussetzen darf, daß er im Sinne des Verstorbenen handle, wenn er es dem Publicum und den Literarhistorikern nicht vorenthält. Gegen diesen Grundsatz hat man aber in neuester Zeit oft nur zu gröblich gesündigt, und auch der Schiller-Körner'sche Briefwechsel würde an Werth und Bedeutung gewiß nichts verloren haben, wenn man so manche Enthüllungen wie unter Anderm auch obige über den der Welt vollkommen gleichgültigen Grafen Geßler lieber nicht ans Tageslicht gezogen hätte. Haben wir nicht Alle unsere Privatgeheimnisse? Warum versiegeln wir denn unsere Briefe? Warum waren wir denn Alle entrüstet über die „schwarzen Cabinete", in denen der Unfug des Briefaufbrechens systematisch, freilich unter dem Schleier der Nacht und zu politischen Zwecken betrieben wurde? Und sollte nun ein literarisches schwarzes Cabinet bestehen dürfen, befugt jedes Briefgeheimniß auf offener Gasse ausrufen zu dürfen? Der gegenwärtige Herausgeber d. Bl., soeben damit beauftragt, das dem Publicum bisher etwas unklar gebliebene Bild eines deutschen Dichters aus dessen reichem Tagebuch- und Briefnachlaß zu vervollständigen und deutlicher zu entwickeln, weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, der Versuchung einer recht verschwenderischen und ausgedehnten Benutzung solcher Manuscriptnachlässe zu widerstehen; aber er hofft durch die That zu beweisen, daß es möglich ist, aus solchen Hinterlassenschaften Alles mitzutheilen, was für die Kenntniß des Dichters als Menschen, seiner Zeit und Umgebungen wichtig und bedeutungsvoll ist, kurz Alles, dessen Veröffentlichung er als gewissenhafter literarischer Testamentsvollstrecker vor den Manen des Dichters verantworten zu können glaubt, ohne doch die allerdings fein gezogene und, wie er zugibt, nicht ganz leicht innezuhaltende Grenze des bei solchen Publicationen Erlaubten und Gestatteten zu überschreiten. H. M.

Die „freien Deutschen" in Nordamerika.

Wie schon früher in d. Bl. erwähnt wurde, hat die „Vereinigung der freien Deutschen" ein Programm erlassen, das am 19. Februar in einer Massenversammlung zu Louisville ohne weitere Opposition angenommen wurde. Da außer Bürgler, Stein, B. Domschke und L. Wittig auch K. Heinzen, wahrscheinlich der eigentliche Urheber des Programms, mit unterzeichnet hat, so kann man sich die Art und Weise wie den Inhalt des Programms wol vorstellen. Es liegt darin Sinn und Unsinn, Wahrheit und Unwahrheit, Ausführbares und Unausführbares dicht beieinander. Mit Freuden wird man jede Vereinigung Deutscher begrüßen müssen, welche dahin zweckt, das so angewachsene deutsche Element in Nordamerika corporativ, politisch und social zur Geltung zu bringen, aber es ist zu zweifeln, ob dies durch Heinzen'sche Programme, die nur zu sehr geeignet sind, die Urtheile oder Vorurtheile der eingeborenen Amerikaner vor den Kopf zu stoßen, zu erreichen sein wird. Dahin gehört, wenn die Sonntagsgesetze, die „Thank-Givingstage", die Gebete im Congreß und in den Legislaturen, der Eid auf die Bibel, die Einführung der Bibel in Freischulen, die Ausschließung der Atheisten von gerichtlichen Acten u. s. w. für offene Verletzungen des Menschenrechts wie der Constitution erklärt werden. Man ist einmal in dieser Hinsicht in Nordamerika noch nicht so „avancirt" wie Heinzen und Heinzen-Genossen. Das Programm oder die „Plattform" der „freien Deutschen" verlangt ferner ein (ursprünglich gegen die katholische Hierarchie gerichtetes) Gesetz, wonach Niemand sich länger als fünf Jahre in den Vereinigten Staaten aufhalten darf, ohne den Eid auf die Verfassung zu leisten. Man erkennt hieraus, daß die Nordamerikaner in diesem Punkte liberaler denken als diese verheinzten freien Deutschen, die, wenn sie, was Gott verhüte, zum Uebergewicht und zur Herrschaft gelangten, nicht ermangeln würden, die Polizeigewalt in deutscher Weise zu organisiren, um die für zweckmäßig erachteten Ausweisungen Derer, welche binnen fünf Jahren zufällig den Eid noch nicht geleistet hätten, mit den nöthig gewordenen polizeilichen Mitteln unterstützen zu können, diese auch etwa da in Anwendung zu bringen, wo es Jemand sich gelüsten lassen sollte, die Bibel in Freischulen einzuführen, die Sonntagsgesetze zu beobachten, vielleicht auch nur an einen Gott zu glauben, selbst nur an

den, dessen Existenz die französische Republik nach zuerst versuchter Abschaffung wieder zu decretiren sich genöthigt sah. Man kennt diese Herren wohl, die jeden Andersdenkenden bis aufs Blut verfolgen würden, wenn sie die Macht dazu hätten, diese Despoten der Freiheit in Deutschland wie in Frankreich, welche die persönliche Freiheit, soviel man in beiden Ländern davon besitzt, schlachten würden im Namen der persönlichen Freiheit. Was würde die Welt erleben, wenn der soeben von Ruge gemachte Vorschlag, in Cincinnati eine deutsche Universität und Akademie auf Grundlage der Ruge-Feuerbach'schen Principien zu stiften, wirklich zur Ausführung käme!

Nicht solche gegen die traditionellen Anschauungen der Nordamerikaner verstoßende papierene Programme sind es, durch die sich die Deutschen bei den Nordamerikanern Geltung, Achtung und Einfluß sichern können; sie haben sich zuvörderst, indem sie die Sitten und Angewöhnungen ihres einmal erwählten Adoptivvaterlandes gebührend respectiren, moralisch in sich zu festigen und aneinanderzuschließen. Leider gewähren nach dieser Seite hin die Enthüllungen so mancher deutschen Reisenden selbst keine sehr tröstliche Aussicht. Zu diesen Stimmen hat sich jetzt eine neue gesellt, wie sie uns aus F. Otto's „Nordwestlichen Bildern" (Schwerin, Oertzen und Schlöpke, 1854) ins Ohr tönt. Der Verfasser sagt unter Anderm: „Man sieht in Europa nur zu oft an den europäischen Ausgewanderten, wie sehr die Freiheit misverstanden wird und wie wohlthätig strenge Gesetze und Sitten für die Mehrzahl der Menschen sind. Denn die schlimmen Leidenschaften und Neigungen, die hier durch dieselben gezügelt werden, entwickeln sich dort alsbald bei der schlechten Polizei und dem bösen Beispiel in ihrer natürlichen Wildheit, und das umsomehr, als dieselben, während den Amerikaner wenigstens noch die Religion zügelt, zum großen Theile ihre sogenannten religiösen Vorurtheile abgelegt haben, ohne den entsprechenden moralischen Fonds zu besitzen, und als bei ihrem dortigen Unbekanntsein, wo sich Niemand um sie kümmert, selbst die Scham sie nicht mehr von nichtswürdigen Handlungen abhält." Otto hat auch von der nordamerikanischen Presse englischer Zunge einen sehr niedrigen Begriff; sie sei nichts als ein Geschäft, versichert er. Er erwähnt eine in der kleinen Stadt Du Buque (Iowa) erscheinende englische Zeitung „Miners express", welche das Motto führt: „For truth, we sink our shaft: — we drift upon the vein of principle", und meint, das sei ganz richtig, wenn man unter truth nur money und unter principle nur business verstehe. Sei aber die englische Presse in Nordamerika ein Geschäft, so sei die deutsche ein erbärmliches Geschäft. Schimpferei auf andere deutsche Blätter, namentlich desselben Orts, theils aus Brotneid, theils weil der größte Theil der Abonnenten dergleichen gern lese, mache den Hauptbestandtheil der meisten deutschen Blätter aus. Die Redacteure seien häufig verdorbene Buchdrucker, Uhrmacher-, Schneider- und andere Gesellen. In die Reihe dieser Blätter gehörten des communistischen Schneidergesellen Weitling „Republik der Arbeiter", die „Freien Blätter", der „Lügenfeind", „der Antipfaff" u. s. w. Besser sei der von H. Börnstein in St.-Louis herausgegebene „Anzeiger des Westen". Als eine rühmliche Ausnahme hätte der Verfasser noch besonders die „Neuyorker Staatszeitung" nennen sollen. (Vergl. über die deutsche Presse in Neuyork den Aufsatz „Die Deutsch-Nordamerikaner" in Nr. 20 d. Bl.) Uebrigens ist Otto's Schrift mit offenbarer Verkennung auch der mancherlei Lichtseiten des nordamerikanischen Lebens abgefaßt. An solche einseitige Standpunkte muß man sich freilich jetzt gewöhnen. Was den Europäer in Nordamerika bedrückt, sind nicht seine Gesetze, sondern seine Sitten und Anschauungen; diese aber können sich ändern und vervollkommnen. In unserm alten Europa gibt es wieder Uebelstände anderer Art und Lächerlichkeiten genug, an denen wieder der Nordamerikaner Anstoß nimmt, wie dies ja unter Anderm auch der bekannte offene Brief des letzten nordamerikanischen Geschäftsträgers in Turin beweist. Der Verfasser mag nicht in die Kreise gekommen sein, in denen die Keime zu einer geistigen Veredelung und Idealisirung des nordamerikanischen Lebens zu liegen scheinen und über die man namentlich durch der Frederike Bremer Schrift über Nordamerika interessante Aufschlüsse erhält.

H. M.

Notizen.

Ein Blick in die zweite preußische Kammer.

Ein berliner Berichterstatter schilderte jüngst, freilich etwas verspätet, in den „Hamburger literarischen und kritischen Blättern" jene Sitzung der zweiten preußischen Kammer, in welcher es sich um die bekannten 30 Millionen handelte. In dieser Schilderung heißt es unter Anderm: „Die Gleichgültigkeit, welche viele Mitglieder bei den Verhandlungen an den Tag legen, und das mitunter sich kundgebende gänzliche Nichtbeachten der Redenden muß Jeden, der hieran nicht bereits gewöhnt ist, ungemein befremden. Man sieht während der Vorträge viele von den Abgeordneten Briefe schreiben, andere mit Zeitungslesen beschäftigt. Einige haben sich gruppenweise zusammengesetzt, oder bilden einen Kreis und unterhalten sich miteinander sehr lebhaft; erblickte ich in dieser Sitzung, während Herr von Vincke sprach, doch sogar einen Abgeordneten rechter Seite, in eine Art von Album Porträts seiner Genossen zeichnend, die sodann einigen Mitgliedern zur Ansicht dargereicht wurden und große Heiterkeit erregten." Und dies in einer Sitzung, wo es sich um die Bewilligung von 30 Millionen und zugleich eine wichtige politische Frage handelte und mancher beredte Mund sich vernehmen ließ! Einige Gleichgültigkeit und Verwirrung herrscht wol auch bei Verhandlungen, die nicht gerade einen sehr wichtigen Fall betreffen, im englischen Parlamente, aber daß hier ein Mitglied während der Sitzung Caricaturen auf Mitglieder der Gegenseite zeichnet und sie zur Belustigung seiner Gesinnungsgenossen bei diesen herumreicht, ist wol ein unerhörter Fall; auch würde ein solcher Verstoß gegen die parlamentarische Schicklichkeit, wenn er je vorkäme, im londoner Parlament gewiß nicht unbemerkt und ungerügt bleiben. Man überläßt solche Beschäftigungen mit Recht dem „Punch". In Deutschland ist in dieser Hinsicht der Takt leider noch sehr mangelhaft. Das frankfurter Parlament foderte Respect vom deutschen Volke, nichtsdestoweniger konnte man an allen Schaufenstern der Kunsthandlungen damals zahllose, meist schlecht gerathene und geistlose Caricaturen erblicken, welche, wie Jedermann bekannt, von Parlamentsmitgliedern, bald der rechten, bald der linken Seite angehörig, verfertigt waren. Die eigentlich Constitutionellen hielten sich übrigens, was man ihnen zu ihrer Ehre lassen muß, von solchen Unarten reiner, wennschon sie sich durch ihre darüber an den Tag gelegte Schadenfreude zum Theil an diesen Unarten mitschuldig machten.

Die londoner Ausstellung deutscher Gemälde.

In Nr. 24 d. Bl. ist in einem Berichte aus London der dort ausgestellten Sammlung deutscher Gemälde und eines sehr misgünstigen Artikels des „Athenaeum" über diese Ausstellung Erwähnung gethan worden. Dieser Artikel des „Athenaeum" hat, wie wir aus einer londoner Correspondenz des „Morgenblatt" erfahren, unter den Gönnern deutscher Kunst in London ungewöhnliches Aufsehen erregt, und man hat das Zweckmäßigste gethan, was man thun konnte, man hat die betreffende Nummer zu allgemeiner Vergleichung auf den Tisch des Ausstellungsgebäudes niedergelegt und die bezüglichen Stellen angestrichen, um sie recht ins Auge fallen zu lassen. Wenn in unsern londoner Mittheilungen die Vermuthung ausgesprochen war, daß sich auf der Ausstellung keine Landschaften von Achenbach, Schirmer und Lessing befänden, so bewog uns zu dieser Muthmaßung der Umstand, daß der Berichterstatter des „Athenaeum" ein halb Dutzend Bilder von wenig genannten Künstlern berücksichtigte, aber keinen von jenen drei so hervorragen-

den Landschaftsmalern auch nur nannte. Nun aber erfährt man aus jener londoner Correspondenz, daß sich auf jener Ausstellung allerdings Landschaften von Lessing, Achenbach und Schirmer befinden, und zwar von den beiden Letztern ein paar vorzügliche. Der Correspondent fügt hinzu: „Der Kritiker hat den Geniestreich begangen, gerade die unbedeutendsten Gemälde zu besprechen und die bedeutendsten ganz unberücksichtigt zu lassen." Uebrigens erfährt man aus dieser Correspondenz, daß der Unternehmer, ein gewisser Stiff, sich persönlich in München befand, um die dortigen Künstler zur Theilnahme zu ermuntern, daß sie jedoch aus Eifersucht gegen die düsseldorfer Collegen nichts herleihen wollten. Ist dies blos münchnerisch-deutsch oder allgemein-deutsch? **H. M.**

Deutsche Kaiser.

Der Ausdruck „deutsche Kaiser" ist so sehr alt nicht. Bekanntlich wurden die Oberherren Deutschlands Kaiser, d. i. römische Kaiser, durch die Salbung des Papstes, wie sie Könige wurden durch Wahl der Fürsten; von einer Kaiserwahl kann genau genommen gar nicht die Rede sein. Und bis ans Ende des 16. Jahrhunderts unterscheiden die Schriftsteller noch meistens streng zwischen König und Kaiser, die nichtgesalbten nicht Kaiser nennend. Die erste Spur der Verwischung dieses Unterschieds findet sich 1545 in dem Auszug des Nikolaus Amsdorf aus der „Chronica Naucleri", worin auch die nichtgesalbten Herrscher Kaiser genannt werden. Vielleicht hat der gewöhnliche Sprachgebrauch des täglichen Lebens nie ganz streng unterschieden. So acclamirte das Volk, als Maximilian I. noch als König in die Niederlande kam, ihn mit den Worten: „Dat is die Kayser, dat is die Kayser." Daß man den deutschen Herrscher schon als solchen Kaiser nannte, diese Ungenauigkeit war übrigens leicht verzeihlich, da ja nur er diese Würde erlangen konnte und mit Fug und Recht jedesmal erlangen sollte. Darauf deutet auch der Spruch von Franz von Sickingen hin, der nach Maximilian's I. Tode die deutschen Gauen durcheilte:

> Frantz haiß ich, Frantz bin ich, Frantz pleib ich,
> Pfaltzgraff vertreib mich,
> Landgraff von Hessen meid mich,
> Bischoff von Trier du must mir halten,
> Bischoff von Mentz must auch herbei,
> Nun lugend welcher diß Jahr Kayser sey.

9.

Bibliographie.

Beck, K., Gedichte. 2te Miniatur-Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dickens, C., Sämmtliche Romane. 1ste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 16. 3 Ngr.

Mähly, J., Mathilde. Ein Gedicht. Basel, Schweighauser. Br. 8. 8 Ngr.

Mayer, G. K., Die Aechtheit des Evangeliums nach Johannes. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Middendorf, H., Ueber die Philänensage, mit Berücksichtigung ähnlicher Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit. Münster, Coppenrath. 1853. Gr. 4. 7½ Ngr.

Nigris, Emma, Frühlingsblumen. Gedichte. Presburg, Krapp. 12. 12 Ngr.

Ronne, J. H. C., Vesperklänge. Aufsätze und Gedichte aus literarischem Nachlaß, zum Druck übergeben von J. H. J. Ronne. Schwelm, Scherz. 8. 22½ Ngr.

Paul, R., Tannhäuser. Eine Sage in vier Gesängen. Brüssel, A. Schnée. 16. 25 Ngr.

Percival, L., Tannengrün. Dankes- Trost- und Liebesbüchlein. Frankfurt a. M., Brönner. 16. 15 Ngr.

Perger, A. R. v., Der Dom zu Sanct Stephan in Wien; beschrieben. Mit Illustrationen. Triest, Direction des Oesterreichischen Lloyd. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4ter Theil. — A. u. d. T.: Die deutschen Universitäten. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Roßmäßler, E. A., Reise-Erinnerungen aus Spanien. Zwei Bände. Mit lithographirten, nach der Natur von E. Wodick aufgenommenen Landschaften in Tondruck, und Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Rumpelt, H. B., Die Gattungen der Epik mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Literatur. Dissertation. Breslau. 4. 10 Ngr.

Schöler, G., Geschichtliche Uebersicht der italienischen Malerei nach ihren Haupterscheinungen. Erfurt. Gr. 4. 10 Ngr.

Schottky, H., Kurzer Leitfaden der Englischen Literatur, nebst einem Anhang: Ursprung und Entwickelung der Englischen Sprache, nach Spalding bearbeitet. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 15 Ngr.

Stöber, C., Ausgewählte Erzählungen. Der Gesammt-Ausgabe entnommen. 1stes Bändchen. Mit 2 Bildern von L. Richter. Dresden, Naumann. 8. 10 Ngr.

Trautmannsdorff, C. A., Johann Hussens Märtyrertod am 6. Juli 1415. Den mährischen Brüdern und allen evangelischen Christen gewidmet. Löbau, Walde. 8. 3 Ngr.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Die Industriellen. Roman. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 2 Thlr.

Vogl, J. N., Passiflore. Ein Sagencyklus. Wien. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Dir und für Dich. Ein lyrischer Kranz. Mitau, Reyher. 16. 16 Ngr.

Wachter, F., Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes. Erneuert und erweitert von Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse. Ein komisch-tragisches Heldengedicht in 27 Gesängen. Mit Scholien herausgegeben. Nebst Vorhalle. Leipzig, Brockhaus. Ler.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zeising, A., Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, aus einem bisher unerkannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze entwickelt und mit einer vollständigen historischen Uebersicht der bisherigen Systeme begleitet. Mit 177 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr.

Ziehen, E., Wendische Weiden. Erzählungen aus dem wendischen Volksleben. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Br. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Adami, F., Zwei Juni-Tage. Genrebild in 1 Akt und 2 Tableaux. Als Festspiel zur Feier der silbernen Hochzeit J. Königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin von Preußen. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Bartholdi, G., Meine Amts-Enthebung, aktenmäßig dargestellt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Beleuchtung der Angriffe der evangelischen Kirchenzeitung gegen den Freimaurer-Orden und den Eintritt evangelischer Geistlichen in denselben von einem Freimaurer. Berlin, Nauck. Gr. 8. 12 Ngr.

Breslau wie es trinkt und trinken muß! Ein Hülfsbüchlein für Jedermann. Herausgegeben von Lubanensis Lißst. Breslau. 16. 2½ Ngr.

Der Cölibat mit seiner Grundlage und Aufbau oder das dreistöckige Gebäude der römisch-katholischen Kirche. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 13. Juli 1854.

Plattdeutsche Dichtungen.

1. Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart nebst Glossar von Klaus Groth. Mit einem Vor- und Fürwort von Harms. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1853. 8. 24 Ngr.
2. De Swienegel als Wettrenner. Ein plattdeutsches Märchen. Neu illustrirt und mit einem Nachwort versehen von J. P. T. Lyser. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gedruckt in diesem Jahr. (1853.) 16. 5 Ngr.

Die plattdeutsche Mundart ist über ganz Norddeutschland verbreitet. In Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Holstein, Oldenburg und den Freien Städten spricht man allgemein in den niedern Ständen das Plattdeutsche, in Mecklenburg, Holstein, Ostfriesland u. s. w. ist es sogar immer noch, zum Theil selbst in den höhern Ständen, meist die gewöhnliche Umgangssprache. Im Innern Hannovers, in Braunschweig und den angrenzenden preußischen Länderstrecken hat freilich die Schriftsprache, das Hochdeutsche, aus den gebildetern Schichten der Gesellschaft dieses Idiom längst verdrängt, und in den Städten ist den Meisten selbst das Verständniß desselben verschlossen. In der Nähe der Städte hat sich auch das Plattdeutsche seine Reinheit nicht bewahren können; es hat hochdeutsche Elemente in sich aufgenommen, die im Munde des Volks corrumpirt wurden und nun oft ein schauderhaftes Gemisch abgeben. Am reinsten von solchen Einflüssen hat es sich in den Küstenstrecken, in Mecklenburg, Oldenburg u. s. w. erhalten, eben weil dort seine Herrschaft sich noch in weiterer Ausdehnung erstreckt.

Es sind schon mannichfache Versuche gemacht worden, die plattdeutsche Sprache durch die Schrift wieder zu Ehren zu bringen. Dem Kenner ist es nicht verborgen geblieben, welch einen sprachlichen Schatz dieselbe umschließt, welch eine poetische Kraft und Fülle darin enthalten ist. Sie ist kernig und kräftig, weich und volltönend, birgt einen unendlichen Wort- und Formreichthum und ist sehr biegsam. Dabei ist der Ausdruck einfach und treffend, die Phrase unmöglich. Unsere neuesten Lyriker würden daher sehr schlecht mit ihr fahren. Vor allem eignet sie sich zu humoristischen Darstellungen, sowol durch die tiefe Innigkeit als auch durch die unendlich reiche Komik.

Den schriftlichen Versuchen in plattdeutscher Sprache stellen sich große äußere Schwierigkeiten entgegen, da die Orthographie derselben eine durchaus willkürliche ist. Die Aufgabe des in diesem Idiom Schreibenden muß vorzüglich dahin gehen, durch die Schreibung der Worte den Laut derselben in der Aussprache möglichst genau und treu wiederzugeben. Dazu fehlen aber häufig sogar die Schriftzeichen, und die Accentuation darzustellen ist sehr oft ganz unmöglich. Wer daher nie plattdeutsch gesprochen, wird es auch nie richtig und ausdrucksvoll lesen können. Der Verfasser des „Quickborn" spricht deshalb in seiner Vorrede den Wunsch aus:

> Ich wollte, ich könnte selbst kommen, wenn ihr Abends hinterm Ofen sitzt, und euch meine Lieder sagen und sprechen, recht als wäret ihr es selbst, nur mit Reim und Takt, wie die Dichtkunst es lehrt, ihr solltet euch verwundern! nicht über meine Kunst, denn die halte ich gering, aber über den Klang und Gesang, der in den platten Tönen steckt, die da schelten können wie keine, und doch schmeicheln und weinen, — nicht läppisch wie ein Kind, sondern wie ein Mann, der die Thränen im Auge zerdrückt.

Und es ist wahr, diese „platt" gescholtene Sprache hat viel Melodiöses, wer sie nur recht zu sprechen versteht, so gut wie z. B. das Mittelhochdeutsche, von dem sie noch manche Elemente in sich trägt.

Für Den vor Allen, dem in diesem Idiom seine ersten Wiegenlieder gesungen, dessen erstes Lallen eine Nachahmung dieser Laute versuchte, liegt ein unbeschreiblicher Reiz in diesen plattdeutschen Tönen. Die ganze Romantik der Kindheit zieht noch ein mal in ernster wehmüthiger Erinnerung durch das Herz. Es ist ein Heimweh nach jenem Fleckchen Erde, nach jenen Häusern und Bäumen, die unsere ersten Kinderspiele sahen, es ist eine stille Sehnsucht nach jenem Zustande frischer unverstümmelter Kraft, deren beste Stützen durch die materiellen Interessen des sorgenvollern Lebens noch nicht unter-

höhlt waren. Geht nun auch für den Hochdeutschen diese Poesie des bloßen Klangs verloren, so wird er doch bald für diese Sprache gewonnen sein, wenn er sich durch ein gewisses Studium in sie hineinlebt, sich ihren vollen Reichthum erschließt. Und es ist dies Studium ein sehr wenig mühseliges. Mit Hülfe eines Glossars, wie es dem „Quickborn" beigegeben, ist Jedem das Verständniß leicht geöffnet, und sicherlich wird Niemanden diese Mühe verdrießen, wenn er nur erst einige Züge aus diesem „Quickborn", dem lebendig sprudelnden Born eines echt poetischen Gemüths, gethan hat.

Unsere plattdeutsche Literatur ist nicht reich, aber das Wenige, was wir besitzen, hat sich einen Anspruch auf eine gewisse Classicität erworben. Es sind Meisterstücke in ihrer Art, und dazu gehören einige epische Bruchstücke, die sich in alten Chroniken bewahrt, z. B. die dransfelder Hasenjagd, die Predigten des Pastor Sackmann in Limmer, der Wettlauf des Swienegels mit dem Hasen und die Grimm'schen Märchen. Mehr sind mir wenigstens nicht bekannt. Denn daß ich die Voß'schen Idyllen nicht mit nenne, möge mir nicht vorgeworfen werden. Es fehlt ihnen vor allem das echt volksthümliche Element, was alle jene Poesien in so hohem Maße in sich tragen; sie sind nichts Anderes als hochdeutsch gedachte, nothdürftig in einen nie und nirgends gesprochenen plattdeutschen Jargon übertragene Sachen. Auch einige andere Versuche nenne ich nicht, weil sie theilweise zu local sind und schon deswegen ephemere blieben, theilweise aber auch die Sprache nur zum Deckmantel schlechter Witze schmählich gemisbraucht wurde. In Hannover erschien auch einmal ein in plattdeutscher Sprache geschriebenes Journal. Ich glaube nicht, daß es noch existirt, denn wenn der Geist nicht ein echter, treumeinender ist, wird auch die sonst so liebe Sprache sich vergebens bei dem schlichten, gradsinnigen Norddeutschen Eingang zu verschaffen suchen.

Als Gebiet für die schriftliche Anwendung des Plattdeutschen nennt der Verfasser des „Quickborn" „poetische Darstellungen aus dem Volksleben, worin das Volk sich selbst idealisirt kennenlernt". Es klingt das etwas beengend, indeß man braucht nur die Inhaltsangabe des „Quickborn" anzusehen, um von der Reichhaltigkeit und Ausdehnung, die der Verfasser selbst diesem Begriffe gegeben, sich zu überzeugen. Es ist nicht allein die ländliche Erzählung, das Idyll, es ist vor allem auch das Lied, zu dem die Sprache sich eignet. Wir finden eine reiche Auswahl vor, denen es wahrlich weder an Schwung der Sprache noch an Tiefe der Empfindung gebricht, bei aller ihrer nothwendigen Einfachheit. Denn zu brillirenden, sprühenden Phantasiebildern paßt die Sprache nicht, es würden Caricaturen werden, und auch zu höhern Reflexionen ist sie nicht geeignet. Ihrer poetischen und ästhetischen Wirksamkeit wird dadurch aber nicht der geringste Abbruch gethan, verhindert sie doch eben hierdurch jeden Schwulst, jedes Sichverlieren in freilich schön klingender, aber hohler und inhaltsleerer Phrase, dem wir in unserer neuen Lyrik leider nur zu oft begegnen.

Es ist hier an der Stelle noch einem Vorwurf zu begegnen, den man den Dichtungen in mundartlicher Sprache überhaupt zu machen wol geneigt ist, dem nämlich: daß dadurch der angestrebten Einheit der deutschen Sprache als nothwendigem Bedingniß zur völligen politischen Entwickelung des Volks entgegengestrebt und dem Sichabschließen der einzelnen Stände und Landschaften Vorschub geleistet würde. Es hat das in der Theorie etwas Wahres, in der That ist die Sachlage aber doch anders. Denn um das Volk eines höhern geistigen Aufschwungs, einer freiern Entwickelung fähig zu machen, muß zunächst die ästhetische Veredelung desselben auf alle Weise angestrebt werden, und das kann zunächst durch Poesien geschehen, die durch ihre Wahrheit, Natürlichkeit und Verständlichkeit sich in die Herzen Eingang zu verschaffen wissen. Und die Stoffe dieser Poesien müssen dem Boden, den Umgebungen entnommen sein, in denen das Volk mit seinen ganzen Empfindungen wurzelt, müssen in der Sprache ihm gegeben werden, die es vollkommen versteht. Denn Groth hat vollkommen Recht, wenn er behauptet:

> Der Plattdeutsche lernt nie aus dem Grunde, d. h. in anschaulicher Durchsichtigkeit Hochdeutsch. Die Meisterwerke deutscher Dichter bleiben unserm Volke ein verschlossener Schatz; wenn es liest, so schaut es wenigstens nur fremde Verhältnisse, nicht sich selbst, und die Poesie wird ihm ein Traumbild einer fernen Welt.

Aber es liest auch nicht, weil ihm an dieser fernen Welt nichts liegt, weil ihm diese fremden Verhältnisse als unmöglich erscheinend nicht zusagen. Und das Volkslied allein, so wirksam es ist, reicht nicht aus, um eine fortschreitende ästhetische Veredelung zu bewirken, und ohne diese wird, wie schon gesagt, auch keine höhere politische Entwickelung des Volks hervorgebracht werden. Man muß nur selbst in solchen Verhältnissen gelebt haben, um zu wissen, wie es mit dieser Entwickelung bisjetzt bestellt ist, wenn auch durchaus die Fähigkeit dazu nicht fehlt. Uebrigens ließe sich noch, wollte man überhaupt über die Berechtigung des Plattdeutschen zur schriftlichen Anwendung streiten, anführen, daß wir ja so manche mundartliche Dichtungen besitzen, welche zu den besten Erzeugnissen unserer Poesien gerechnet werden, daß die Süddeutschen schon längst ihre mundartlichen Lieblingsdichter haben, die sie mit Stolz nennen, und denen wir nun mit vollem Recht Klaus Groth mit seinem „Quickborn" an die Seite stellen können. Ja sie alle werden an Tiefe der poetischen Anschauung bei weitem von diesem übertroffen, er steht wol einzig neben Hebel da.

Werfen wir einen genauern Blick auf den Inhalt, so fällt uns zunächst die Mannichfaltigkeit und der Reichthum desselben auf. Es sind hauptsächlich Lieder, Balladen, Idyllen und kleine poetische Erzählungen. Ihr Stoff ist durchweg der Umgebung und dem Gesichtskreise entnommen, den die Sprache als Heimat bezeichnet. Es kommt noch dazu, daß die Ditmarsen eine für sich bestehende historische Tradition haben, die noch heute das Volk mit Stolz erfüllt und dem Dichter Stoff zu manchen schönen Dichtungen gegeben hat. Der Charakter

des ganzen Buchs ist durchweg ein streng sittlich-ästhetischer, der sich in seiner einfachen Gewandung gar trefflich bemerklich macht, ohne daß der Dichter ihn jemals durch den Kothurn der Phrase so recht in die Augen springen zu lassen versuchte, und ohne ihn auch da, wo die Dichtung im Kleide des echten handfesten ländlichen Humors sich dahintummelt, jemals zu verletzen. Die Lieder sind voll tiefer Empfindung und bewegen sich im leichten singbaren Rhythmus. Die Idyllen und kleinen Erzählungen, die „Familjenbiller" und „Wat sik dat Volk vertellt" sind meist wahre kleine Meisterwerke durch Stoff, Ton und künstlerische Abrundung. Vorzüglich hebe ich hervor: „Hanne ut Frankrik", „Peter Kunrad", „Peter Plumm" u. s. w. Niemand wird diese Stücke lesen, ohne aufs innigste von der Naturwahrheit und tiefen Empfindung ergriffen zu sein. Die Schilderungen der Natur und aus dem Volksleben sind lebendig, voll der reizendsten Malerei und bewunderungswürdigsten Plastik. Die Form ist nie eintönig oder oft wiederholt. Die verschiedenartigsten Versmaße sind gewählt und angewandt, der Reim ist mannichfaltig und natürlich. Selbst der Hexameter ist in der „Hanne ut Frankrik" versucht, und zwar mit dem ausgezeichnetsten Erfolge, der die meisten unserer heutigen hochdeutschen Idyllendichter beschämt. Ich gebe eine Probe davon. Die Uebersetzung füge ich in wortgetreuer Prosa hinzu, einem Jedem eine poetische Wiedergebung selbst überlassend.

Hanne ut Frankrik.

„Garderut mut Een vertelln, so weet je so'n nütlige Stückschen!"
Seggt Anngreten un smustert un puhlt inne Lamp mit den Knüttwihr,
Schuhlt dat Gesich mit de Hand un kiekt na de Eck achter'n Kachlabnd.
„Da's ni umsunst, dat ik kam! Vernabnd is en Wedder dat dull is!
Har Jehann Paul mi ni holn, bi de Farwer sin Eck wehr ik wegweiht;
Awer ik weet ni wa't kummt: is de Kack rein, mut ik na'n Klingbarg",
Seggt se un glupt na de Bank, wo Paul sitt so stramm as en Halsbinn.

(„Gertrud muß Eins erzählen, sie weiß ja so niedliche Stückchen!" sagt Angrete und schmunzelt und pflückt in der Lampe mit der Stricknadel, bedeckt lauernd das Gesicht mit der Hand und sieht nach der Ecke hinterm Kachelofen. „Das ist nicht umsonst, daß ich kam! Heute Abend ist ein tolles Wetter! Hätte Johann Paul mich nicht gehalten, beim Färber seiner Ecke wäre ich weggeweht. Aber ich weiß nicht, wie's kommt: sowie die Küche rein ist, muß ich nach dem Klingenberge", sagt sie und schielt nach der Bank, wo Paul sitzt so steif als eine Halsbinde.)

Auch von dem Liede füge ich eine Probe hinzu. Ich wähle zunächst das erste der ganzen Sammlung mehr der Sprache und des Verfassers als der eigentlichen Charakteristik wegen.

Min Modersprak.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mir vertrut!
Wehr ok min Hart as Stahl un Steen,
Du dreefst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ehr'n Arm,
Du fleichelst mi um't Angesicht,
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Voerjahrswind
De kranke Bost torecht.

Min Obbe fohlt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunser" fang ik an,
As ik wull fröher deh.

Un föhl so deep: dat ward verstahn,
So spricht dat Hart sik ut,
Un Rau vun'n Himmel weiht mi an,
Un Allns is wedder gut.

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" seggt,
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

(Meine Muttersprache, wie klingst du schön, wie bist du mir vertraut! Wäre auch mein Herz wie Stahl und Stein, du triebest den Stolz heraus.

Du beugst meinen steifen Nacken so leicht als die Mutter mit ihrem Arm, du schmeichelst mir ums Angesicht, und still ist aller Lärm.

Ich fühle mich als ein kleines Kind, die ganze Welt ist weg. Du bläst mir als ein Frühjahrswind die kranke Brust zurecht.

Mein Großvater fühlt mir nach der Hand und sagt zu mir: Nun bete! Und „Vaterunser" fang' ich an, als ich wol früher that.

Und fühle so tief: das wird verstanden, so spricht das Herz sich aus, und Ruhe vom Himmel weht mich an, und Alles ist wieder gut.

Meine Muttersprache, so schlicht und recht, du alte fromme Rede! Wenn nur ein Mund „mein Vater" sagt, so klingt's mir als ein Gebet.

So herrlich klingt mir keine Musik und singt keine Nachtigall; mir rinnt ja gleich im Augenblick die helle Thräne hernieder.)

Zur Erleichterung des Verständnisses möge doch der Plattdeutsche sich die Verse laut vorlesen. Die Orthographie läßt oft im Stich, während der Wortschall sogleich das Verständniß bringt. Der Hochdeutsche benutze fleißig das Glossar, selbst der Plattdeutsche muß es gebrauchen, da ja fast jedes Dorf seine Verschiedenheiten im Dialekte hat und auch hier manches fremde Wort erscheint. Aus dem Glossar sei noch das Wort „Quickborn" gegeben.

Quickborn, fließende Quelle, lebendiger Brunn, altdeutsch quecprunno, mittelhochdeutsch heißt quecbrunne auch Jungbrunnen, von queck, quick, lebendig, frisch, keck, englisch quick, rasch, noch in Quecksilber, Queckenwurzel, die immer lebendige Wurzel einer Grasart (Quitsch, Triticum repens), Queckholder, Weckholder, Wachholder — der immer lebendige, immergrüne Baum; Quicksteert sagt man zu einem Menschen, der nicht still sitzen kann, quicken, erquicken, d. i. beleben. Quickborn nannten unsere Alten alle Orte, wo sie perennirende Quellen

funden, daher dieser Name als Dorfname zwei mal in Holstein, drei mal wenigstens in Hannover vorkommt.

Danach wird wol Niemand mehr den Charakter und sprachlichen Reichthum des plattdeutschen Dialekts in Zweifel stellen, und hoffentlich wird Mancher veranlaßt, ihn sich näher bekannt zu machen. Reichlicher Lohn wird ihm für geringe Mühe werden.

Ich komme zu dem zweiten vorliegenden Büchelchen „De Swienegel als Wettrenner", von Lyser neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen. Dies Nachwort ist es, was ich vorzüglich einer nähern Beleuchtung unterziehen möchte, da der eigentliche Stoff ja hinlänglich bekannt und als ein kleines Meisterwerk naturwüchsigen Humors und praktischer Moral schon anerkannt ist. Lyser sagt:

> Als Verfasser des drolligen Märchens „De Swienegel als Wettrenner" wurde mir von den Herrn Verlegern der gegenwärtigen neuesten Ausgabe der leider zu früh verstorbene Theodor von Kobbe genannt, was ich hier ausdrücklich bemerke, und zwar aus dem Grunde, weil der „Swienegel" — in seiner Art ein Meisterstück — schon zu unterschiedlichen malen nachgedruckt ist, ohne daß die Herren Nachdrucker daran gedacht, den Namen des eigentlichen Verfassers dem Publicum zu nennen.
>
> Firmenich sowie Grimm scheinen aus diesem Grunde das Märchen für sehr alt gehalten zu haben, allein Kobbe selbst erklärt es ganz und gar für sein Eigenthum, und wir mögen es ihm umsomehr aufs Wort glauben, als sich für den Kundigen bei genauerer Prüfuag der moderne Ursprung des „Swienegel" unzweifelhaft herausstellt.
>
> Der „Swienegel" nämlich, wie er hier erscheint, ist das getreue Conterfei eines niedersächsischen Kleinhäuslers — und in Holstein, Mecklenburg, in Oldenburg wie im Hannoverschen haben wir nicht weit nach dem Originale zu suchen, dessen Höchstes „en gold'nen Lujedor un'n Buddel Brannwien" bilden.

Ohne den Fähigkeiten Theodor von Kobbe's als Volksschriftsteller oder der Wahrhaftigkeit der Herren Verleger des vorliegenden Büchelchens zunahetreten zu wollen, muß ich doch gegen die Autorschaft Kobbe's in diesem Falle entschieden Protest einlegen. Meine Gründe für diesen Protest stützen sich auf eine Thatsache, die, von allen andern noch möglichen kritischen Einwänden abgesehen, ein schlagendes Moment birgt. Ich habe nämlich, vor 18 Jahren wenigstens, als Knabe diese Erzählung schon in den sogenannten Spinnstuben meines Heimatsdorfs als stets höchst belustigende Schnurre erzählen hören. Fiele nun auch die Kobbe'sche Veröffentlichung der Erzählung selbst in oder noch vor jene Zeit, so wäre damit noch kein Gegenbeweis geliefert. Wer das Volk und die Wege kennt, auf denen sich literarische Producte, mögen sie noch so sehr im Volksgeiste geschrieben sein, zu ihm so weit Bahn brechen, um in die mündliche Tradition desselben aufgenommen zu werden, wird auch wissen, wie schwierig dieser Weg ist und wie lange Zeit es dauert, ehe sie Wurzel fassen. Selbst lyrische Producte, die durch Melodie und Vers sich dem Gedächtniß viel leichter als prosaische einprägen, brauchen lange Zeit, bis sie Eigenthum des Dorfs werden, in das sich vom nahen Jahrmarkt ein Exemplar von „Fünf neuen Liedern, gedruckt in diesem Jahr" eingebürgert hat. Die Melodie bringen die jungen Leute freilich fix und fertig mit, dafür ist meist eine merkwürdig rasche Auffassungs- und Reproductionsgabe vorhanden, die Worte aber müssen immer und immer wieder noch ein mal nachgesehen werden, bis endlich das löschpapierene Exemplar völlig in Fetzen aufgegangen und die Worte nun auch, solange noch gesungen wird, festsitzen. Eine solche Erzählung in Prosa aber wie der „Swienegel" würde sehr lange Zeit gebrauchen, ehe sie sich, auch in vielen lesbar gedruckten Exemplaren über das Land verbreitet, in der mündlichen Tradition fixirt hätte, denn eine gehörte Erzählung kann ein Bauer nur in wörtlicher Ueberlieferung getreu wiedergeben. Zu dem Zweck muß er sie sehr oft gehört haben, sonst corrumpirt er sie vollkommen. Daher hört man Sagen und Märchen aus dem Munde des Volks beinahe wörtlich übereinstimmend in ganz verschiedenen Ortschaften, ja weit auseinanderliegenden Provinzen. Und so scheint es mit dem „Swienegel" zu sein. Wilhelm Schröder in Hannover veröffentlichte dieselbe Erzählung im Jahre 1840 in seinem zu Hannover erscheinenden Volksblatte. Später, 1845, erschien sie in besonderer Ausgabe mit radirten Zeichnungen. In letzterer nimmt Schröder für sich das Recht des Autors in Anspruch. Leider konnte ich der Kobbe'schen Ausgabe des Märchens nicht habhaft werden, kann also durch die Jahrzahl nicht nachweisen, wer von jenen beiden Herren zuerst es veröffentlichte. Denn hier scheint allerdings eine ungerechte Anmaßung des einen derselben vorzuliegen, da beide Erzählungen in der vorliegenden und in der Schröder'schen Ausgabe nicht allein in der Fassung, sondern auch, was hier am wesentlichsten in Betracht kommt, in der Orthographie, ja in der Interpunction getreu übereinstimmen. Wem also das Verdienst der ersten Veröffentlichung gebührt, kann ich für den Augenblick nicht nachweisen, die Autorschaft aber spreche ich Beiden ab. Für die allgemeine Verbreitung des Märchens scheint mir auch eine Bearbeitung desselben, der ich im „Quickborn" begegnete, zu sprechen. Groth hat einige wesentliche Abweichungen, die nicht willkürlich, sondern so aus dem Munde des Volks aufgenommen zu sein scheinen. Er wird also auch den Stoff nicht aus jenen Drucken geschöpft haben, und ferner sind diese Abweichungen mehr dem Volksgeiste entsprechend. Einige selbständige Zuthaten mögen von dem ersten Herausgeber überhaupt hinzugekommen sein. So habe ich nie bei jenen mündlichen Erzählern gehört, daß der „Buddel Brannwien" mit als Wettpreis genannt wurde. Es wird wol hinzugenommen sein, um der Moral der Geschichte ein handgreiflicheres Verständniß zu geben, oder um überhaupt diese Moral erst hineinzutragen.

Der Beweis, den Lyser ferner für den modernen Ursprung des „Swienegel" anführt: „daß er das getreue Conterfei eines niedersächsischen Kleinhäuslers sei" — ist von einer zu komischen Logik, um weiter noch in Betracht zu kommen.

Um nun zu dem einzig Neuen dieser Ausgabe, den Illustrationen zu kommen, so bedauere ich dieselben nicht so anerkennen zu können, wie sie es nach den vielen

Worten, die der Verfasser über sie macht, vielleicht verdienen. Es ist schon komisch, daß der Verfasser zu jeder einzelnen Illustration eine weitläufige Erklärung gegeben, damit ja keinem Leser die geistreiche Auffassung entgehe. Er scheint also selbst die Schwäche seiner Zeichnungen gefühlt zu haben und sucht diesem Mangel durch das Wort abzuhelfen. Solche Hülfe ist jedoch eine unfruchtbare, sie erzielt meistens das Gegentheil vom Dem, was sie bezwecken soll. Lyser ist gewiß ein recht wackerer Maler, aber ein bedeutender humoristisch-satirischer Zeichner ist er nach diesen Proben nicht. **Adolf zum Berge.**

Alt- und Neumexicanische Zustände.

Reisen in Mexico in den Jahren 1845—48. Von K. Bartholomäus Heller. Mit zwei Karten, sechs Holzschnitten und einer Lithographie. Leipzig, W. Engelmann. 1853. 8. 3 Thlr.

Ueber das Volk, die Geschichte und die Zustände Mexicos sind wir nach und nach zu einer ganz ansehnlichen Bibliothek gelangt, und jede neue Zugabe zeigt uns, wie reichliche und wie mannichfache Beute für die Wissenschaft hier immer noch zu machen ist. Zurrita, Zavala, Solis, Prescott, Sealsfield, Murray, Humboldt, Cavo, Frau Calderon, Latrobe und Jackson und in neuester Zeit Mühlenpfort, Sartorius, Leybold, Hartweg, Schiede, Deppe u. A., die trefflichsten Maler jener Zustände, erfahren noch immer Berichtigungen und werthvolle Nachträge, und dennoch ist namentlich das ethnographische Dunkel, das über Ursprung und Herkunft der Mexicaner schwebt, noch weit entfernt aufgehellt zu erscheinen. Der Verfasser des vorliegenden Reisewerks, der in diese Frage, wie nebenher, viel Licht bringt, reist gleichwol zu ganz anderm Zwecke; es scheint, daß ihm die botanische Ausbeutung Mexicos als Abgesandtem einer botanischen Gesellschaft zur Aufgabe geworden ist; nebenher beschäftigen ihn Geologie, Geschichte und Sprachkunde, und da er volle drei Jahre auf diese mexicanische Reise verwenden konnte, und theils durch die kriegerischen Ereignisse der Zeit, theils durch das Ausbleiben der Geldmittel oft genöthigt war, länger, als er wünschte, an einem Orte zu verweilen, so hat es ihm an Muße nicht gefehlt, manche Gegenstände tiefer, als von flüchtigern und unabhängigern Reisenden geschehen ist, zu ergründen. Geschichte und Sprache des Aztekenstamms haben hiervon den meisten Gewinn gezogen. Der Verfasser, Botaniker von Beruf, ist ein wissenschaftlicher, kein poetischer Reisender; er berichtet schlicht und natürlich und versucht es nicht, uns durch Schönmalerei und emphatischen Ausdruck unwahre Eindrücke zu geben. Alles in seiner Erzählung trägt den Stempel schlichtester Wahrheit an sich, und da er es versteht, uns für seine persönlichen Schicksale mit Theilnahme zu erfüllen, so hat er uns ein ebenso unterhaltendes als lehrreiches Buch gegeben. Es kommt hinzu, daß er den so wunderbaren Kriegszug der Nordamerikaner in Mexico fast mitmacht und daher Gelegenheit hat, uns von diesem fast ebenso seltsamen Zuge, wie der des Hernan Cortez vor drei Jahrhunderten war, Einblicke und Aufschlüsse zu bieten, die uns räthselhafte Zustände wenigstens einigermaßen durchsichtig machen. Was eine Revolution in Mexico ist, ein Pronunciamento, und mit welcher sichern Leichtigkeit eigentlich Jeder, der es will, eine dortige Regierung stürzt, lernen wir erst von ihm. Dabei ist sein Blick für Größe und Schönheit der Natur offen und frei, er verklärt ihn durch Wissenschaft, Technik, Geschmack; er erlebt viel und erzählt gut, wenn auch ohne Schmuck; bei so viel Vorzügen aber dürfen wir ihm eine eigenwillige Rechtschreibung ebenso leicht wie manchen kleinen Widerspruch oder unbedeutenden Irrthum wol verzeihen.

Eine Skizze des Inhalts dieses trefflichen Reiseberichts, der uns außer Hochmexico besonders auch das fast unbekannte Tropenland Yucatan kennen lehrt, wird, so hoffen wir, dem Leser zu empfangen nicht unangenehm sein. Der Reisende verläßt Wien am 9. August 1845, sieht das Meer zuerst bei Ostende und verläßt Europa mit dem trefflichen Dampfer Tay, der ihn über Madeira, Barbadoes, San-Domingo, Havaña bringt, von wo ein anderer Dampfer Tweed ihn nach Veracruz befördert. Wir übergehen die kurzen Reisebemerkungen über Madeira, Cuba, Haïti und das traurige Küstenland Santa-Fé, um mit dem Verfasser schnell an sein nächstes Reiseziel, die Hazienda el Mirador in der Provinz Puebla, am Fuß des Vulkans Orizaba unter andern deutschen Ansiedelungen gelegen, zu gelangen, wo er zunächst in einer verfallenen Hütte von Baumstämmen, im Innern mit Bastdecken ausgekleidet, für mehre Monate sein an Entbehrungen reiches Quartier nimmt, ¼ Legua von dem Dorfe Mirador entfernt. Er hat die Tierra caliente mit ihren Mosquitos unter sich, die Tierra fria und ihren Schnee unmittelbar am Gebirge des 16,500 Fuß hohen Orizaba über sich und bewohnt die Tierra templada mit ihrer wunderwürdigen Vegetation, etwa der Siciliens ähnlich. Wilde Orangenhaine umgeben den Ort, ein gutmüthiges Indianervölkchen bildet die Mehrzahl der Bevölkerung im Dienst deutscher und mexicanischer Haziendabesitzer, ein Völkchen, das seine alten Sitten, Lieder und Tänze bewahrt hat und seinen alten Götzendienst in katholischen Formen fortübt; stark und muskelkräftig, aber von empfindlichen Nerven und großer Geistesschwäche, wahrscheinliche Folge des maßlosen Branntweingenusses. Im fünften Abschnitte begleiten wir den Verfasser mit großem Interesse auf vielen kleinen Excursionen, in denen er uns nicht nur vom Lande und vom Volke Kenntniß gibt, sondern auch, obwol in anspruchsloser Weise, seine persönlichen Begegnisse unserer Theilnahme nahebringt. Zugleich gibt er ein Bild der politischen Zustände Mexicos vor dem Ausbruch des Kriegs mit Nordamerika, schildert einige merkwürdige alte Denkmale bei den Baños, malt uns Feste, Tigerjagden, Hahnenkämpfe und reist endlich nach Huatusco, wo er in ähnlicher Art wie vorher eine verlassene Einsiedelei bezieht und seinen botanischen Sammlerzwecken lebt. Im sechsten Abschnitte folgt die Besteigung des Orizaba in anziehender Darstellung. Der Bergriese, obgleich um 2000 Fuß höher als unser Mont-

blanc, bietet im Ganzen ein bei weitem minder rauhes Gebirg dar als jener; da er bei 10—11,000 Fuß Höhe noch Getreideernten liefert und einträgliche Hazienden trägt, so überragt sein Doppelgipfel die Schneeregion nur um etwa 5000 Fuß, während der Montblanc diese um 6—7000 Fuß überragt. Die Besteigung des Gipfels ist daher auch verhältnißmäßig leicht und weit gefahrloser als die des Monte Rosa oder des Montblanc. Der Blick von oben herab ist groß und unvergleichlich; er stellt die dreifache Andenkette dar und reicht von einem Meere zum andern. Der Rückweg führte am herrlichen Ostabhange durch zahlreiche Indianerdörfer und zeigte schon bei 10,000 Fuß reichen Obst- und Sträucherwuchs und bei 9000 Fuß Agaven und Musen. Die furchtbare Xamapa-Barranca bot noch zuletzt einen gefahrvollen Uebergang über diese mehr als 1000 Fuß tiefe Erdspalte, mit der üppigsten Vegetation erfüllt. Der siebente Abschnitt führt uns in des Verfassers Lebensweise zu Huatusco ein, gibt uns einen Ueberblick der Gebirgsbildung, folgt dem sich verlierenden Xamapafluß in seine Grotten und zeigt uns Cordova und seine ungeheuern 150 Fuß hohen Palmen in lieblichster Lage. Im achten Abschnitte tritt der Verfasser seine Reise nach der Hochebene von Mexico an; wohlbegleitet und wohlgerüstet kämpft er bei Acazingo glücklich mit fünf Räubern zu Pferde, schlägt sie in die Flucht und jagt ihnen ein erbeutetes Maulthier wieder ab, sieht Orizaba, Amazoque und Puebla, eine hundertthürmige große und schöne Stadt von 80,000 Einwohnern und in entzückender Lage, welche den Ueberblick der drei vulkanischen Riesenkuppen Hochmexicos gewährt; besucht die berühmten Ruinen von Cholula, übersteigt die zweite Cordillerenreihe, 11,835 Fuß hoch, und gelangt dann nach Ueberwindung der berüchtigten Barranca de Juanes in das herrliche Thal von Mexico, mit seinen beiden Seen, seinem wunderbaren Kranz von Gebirgen und der schönen Hauptstadt in ihrer Mitte. Bevor wir auf seine Schilderung des alten und des neuen Mexico eingehen, halten wir es für angemessen, aus den spätern Untersuchungen des Verfassers über Herkunft, Sprache, Culturzustand, Kunstbildung und Staatseinrichtung der alten Mexicaner und namentlich auch über die von ihnen hinterlassenen wunderbaren Baudenkmale Einiges vorauszuschicken.

Der Volksstamm der Azteken, den Cortez im Besitz der Hochebene von Mexico in einer geordneten Staatseinrichtung und hoher Cultur antraf, ist nach des Verfassers Ansicht unzweifelhaft etwa um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung aus Obercalifornien eingewandert; es war ein Kriegervolk, das den gebildetern und sanftern Stamm der Maya aus seinen alten Sitzen nach Süden hin verdrängte, von ihm aber mildere Sitte und höhere Cultur annahm, während die Masse der Maya nach Yucatan (Onahualco) fortzog, wo sie Sprache, Sitte und Religion der Vorväter in Anahuac treulich bewahrten, ja noch bewahren. Die Sprache der Maya in Yucatan hält der Verfasser daher für die älteste der Mexicaner und die eben daselbst befindlichen Tempelbauten (Teocallis) für die ältesten Baudenkmale des Landes. Wie aber unter den zahllosen Sprachen der nördlichen Hälfte von Amerika merkwürdigerweise keine der andern gleicht, obgeich ihnen allen der Mangel der sieben europäischen Buchstaben d, f, g, j, q, r, s gemeinsam ist, so gleicht auch das Zotzil (Sprache der Maya) der aztekischen durchaus nicht. So z. B. haben die Azteken im Zählen das Fünfsystem, von dem sie zu 20 und von da zu 400 aufsteigen, indeß die Maya bis 10 zählen. Der letztern Grundzahlen sind hun, ca, ox, can, ho, uac, uuc, uaxac, bolon, lahun u. s. w.; die der Azteken lauten: ce, ome, yei, nahui, macuilli und nun fort chicuace, chicome, chicuei u. s. w., sodaß 300 im Aztekischen Caxtolliozcecempohualli heißt, im Maya aber kurz oxhokal. Es ist interessant zu sehen, wie in dieser Combination der aztekische Kalender zurechtkam. Das Datum 28. November 1456 z. B. drückt der Azteke in Bildwerken in folgender Art aus. In der Mitte steht die Spitze eines Pfeils, ein Zeichen der Jahreszeit, das 13 mal wiederholt den Cyklus von 52 bildet; drei große Punkte zeigen das Jahr yei tecpatl an; eine Eidechse zur Linken mit zwölf kleinen Punkten gibt Tag und Monat an, den vierten Tag des Monats Panquetzalitzli, sodaß das Ganze zu lesen ist: Dreipfeilspitzenjahr, zwölfter Tag der Eidechse, was dem 28. November 1456 entspricht. Von den Baudenkmalen der alten Mexicaner gibt der Verfasser sehr dankenswerthe und genaue Beschreibungen. Die Teocallis in der Provinz Mexico, die Pyramiden von Cholula u. s. w. sind ins Unbedeutende versunken, seitdem die wunderbaren Ruinen von Palenque und Uxmal in Yucatan entdeckt worden sind. Die letztern schildert uns der Reisende folgendermaßen. Zwei Tagereisen von Campeche (28 Leguas entfernt) liegt die äußerst liebliche Hacienda Uxmal (Drei Durchgänge), Don Simon Peon gehörig, deren schöne Wälder das amerikanische Palmyra aus dem 11. Jahrhundert verbergen. Durch Mimosen und Sida bahnten wir uns einen Weg zu der Casa del Adivino (Haus des Zauberers), wie die Pyramide von Uxmal beim Volke heißt: ein massiver Steinbau von 105 Fuß Höhe, 225 Fuß lang und 135 Fuß breit, kein Viereck, sondern an den Seiten abgerundet und oval; 90 wohlerhaltene Stufen führen zur Spitze in einer Steigung von 80 Grad; die Plateforme trägt, im Aeußern ziemlich verfallen, einen Tempelbau, 20 Fuß hoch und 60 Fuß lang, aus drei Gewölben bestehend, deren Ausbau Fleiß und Kunstfertigkeit in hohem Grade bekundet. Zwei große Thüren zeigen in ihren Vorsprüngen prachtvolle Sculpturarbeiten; Tempel, Opferplatz und Wohnung des Hohenpriesters, wie die Teocallis in Mexico sie darstellen. Die zweite Hauptruine, Casa de las Monjas, 40 Klaftern davon entfernt, erscheint noch größer und prachtvoller. Das Gebäude erhebt sich über drei Terrassen, 18 Fuß hoch, 300 Fuß lang und 200 Fuß breit, und besteht aus zehn wohlerhaltenen gewölbten Zimmern zu jeder Seite des Thores, den Zellen eines Klosters ähnlich und mit Ringen für Hängematten versehen, jedoch ohne Fenster.

Die Nordfronte bildet auf einer eigenen Terrasse ein Gebäude, 260 Fuß lang und 25 Fuß hoch; zwölf Thüren führen in je zwei hintereinanderliegende Zimmer, zwei Flügelgebäude stellen noch 14 Zimmer dar, die Portale sind mit Schlangenbildern und kleinen zierlichen Ornamenten reich geziert. Das am besten erhaltene Bauwerk ist das der Ostfronte, 150 Fuß lang, mit fünf Thoren und 14 Gemächern, größer als die übrigen und anscheinend Familienwohnungen enthaltend. Wunderwürdige Verzierungen, was Zeichnung, Symmetrie und Ausführung anlangt, erheben dies Bauwerk zu einem Ort, der unwillkürlich heilige Scheu und Achtung gebietet. Welch ein Volk muß das gewesen sein, das so Großes und Herrliches im Gebiet der Kunst zu leisten vermochte! Im Ganzen zählt die Casa de las Monjas 88 Zimmer in vier Gebäuden, Wohnorte indianischer Gottheiten und ihrer Diener. Die größte der Uxmalruinen endlich ist die Casa del Gobernador, auf einer Terrasse, 42 Fuß hoch, 545 Fuß lang, 250 Fuß breit. Die Hauptfronte des 26 Fuß hohen Gebäudes mißt 320 Fuß Länge auf 40 Fuß Breite. Elf Thüren leiten zu 20 großen Zimmern von der schon bekannten Bauart; das größte in der Mitte des Gebäudes ist eine Halle von 55 Fuß Länge und 22 Fuß Höhe. Auch hier fehlen alle Lichtöffnungen außer den Portalen. An der Nordwestseite des Gebäudes erhebt sich die Casa de las Tortugas, von dem Gesimse, das in Stein gehauene Schildkröten darstellt, so genannt. Pracht und Einfachheit der Ornamente, welche die kühnsten Erwartungen übertreffen, flößen uns noch in ihrem Verfall hohe Achtung vor der Kunstfertigkeit des Mayavolks ein; aber leider macht die Zerstörung riesige Fortschritte, und bald wird alle diese Pracht nur ein wüster Schutthaufen sein. Ebenso verfallen erscheint die Casa de las Palomas, ein aus neun Pyramiden zusammengesetztes Gebäude, 240 Fuß lang, mit einer Menge kleiner taubenhausähnlicher Oeffnungen auf dem flachen Dache. Die Casa de la Vieja, von einer verstümmelten Frauenstatue so genannt, begrenzt diese gewaltigen Ruinen gegen Osten. Außer dem Picote, einem drei Fuß hohen Steinidol, finden sich in Uxmal durchaus keine Götzenbilder, sodaß es scheint, daß diese gerettet und anderweit verborgen wurden. Nach dieser Skizze der altultekischen Denkmale von Uxmal wird der Leser eine Schilderung des alten Tenochtitlan (Mexico) verständlicher finden. Wir besitzen eine solche aus classischer Feder, nämlich aus der des Fernando Cortez selbst, und da dieser Bericht des Eroberers an seinen Herrn und Kaiser Karl V. nicht gerade sehr bekannt ist, so glauben wir dem Leser einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihm denselben im Auszuge mittheilen. Cortez schreibt:

Die Provinz von Mexico hat eine runde Form und ist von sehr hohen und steilen Gebirgen eingeschlossen; ihre Ebene hat im Umfang wol 70 Leguas und es liegen in derselben zwei Seen, welche sie fast ganz erfüllen. Der eine dieser Seen (der Chalco) hat süßes Wasser, der andere (Tezcuco), welcher der größere ist, gesalzenes. Hohe Berge, welche in Mitte dieser Ebene stehen, zertheilen sie, vereinigen sich aber in einem engen Punkte, welcher sich zwischen diese Berge und die ganz hohen Gebirge hineindrängt und welcher nur einen Armbrustschuß breit ist, so zwar, daß zwischen den Städten und den andern Bevölkerungen, welche in diesen Seen liegen, die Verbindung durch Canoas vollkommen hergestellt ist, ohne daß es nothwendig wäre, zu Land zu gehen. Der große gesalzene See steigt und fällt durch Ebbe und Flut wie das Meer, und das steigende Wasser strömt mit solcher Kraft in das süße wie ein reißender Fluß, und umgekehrt beim Fallen desselben das süße in den Salzsee.

Die große Stadt von Temixtitan *) ist in dem Salzsee erbaut, und von dem festen Lande hat man, an was immer für einem Punkte, bis zum Körper dieser Stadt zwei Leguas. Sie hat vier Eingänge auf von Menschenhänden gemachten Dämmen, welche zwei Reiterlanzen breit sind. Diese Stadt ist so groß wie Sevilla oder Cordova. Ihre Straßen, ich meine die vorzüglichsten, sind sehr breit und sehr gerade, und einige von diesen sind so wie alle andern zur Hälfte von Wasser, auf welchen man in Canoas fährt; alle diese Straßen sind von Stelle zu Stelle offen, wo das Wasser von der einen in die andere fließt; und über alle diese Oeffnungen, von welchen einige sehr breit sind, führen große Brücken von starken und gut gearbeiteten Baumstämmen, und sind so, daß über viele zehn Pferde gehen können.

Ich sah, daß, wenn die Bewohner dieser Stadt uns irgend einen Verrath spielen wollten, sie es leicht thun konnten, weil sie, auf die besagte Weise erbaut, blos die Brücken hätten abtragen dürfen, um uns Hungers sterben zu lassen, ohne daß wir ans Land gekonnt hätten; ich befahl daher in aller Eile vier Bergantins zu erbauen, was auch so schnell geschehen war, daß wir 300 Mann ans Land setzen und die Pferde, wann wir wollten, mit uns führen konnten. Die Stadt hat viele Plätze, wo es beständig Märkte gibt und wo gekauft und verkauft wird. Einen Platz hat sie so groß, als zwei mal die Stadt von Salamanca ist, ganz umgeben von Flurgängen, wo beständig mehr als 60,000 Menschen handeln und wandeln und wo alle Gattungen von Waaren, welche sich in allen Gegenden der Erde vorfinden, aufgehäuft sind. So gibt es daselbst Lebensmittel, Geschirre von Gold und Silber, von Blei und Blech, von Kupfer und Zinn, von Stein, Bein, Muscheln und Schnecken, sowie von Federn; man verkauft gearbeitete Steine und zum Verarbeiten, Lehm und andere Ziegel, gearbeitetes und rohes Holz, nebst verschiedenen Kleinigkeiten.

Es gibt Straßen, wo Producte der Jagd verkauft werden, wie alle Gattungen von Vögeln, welche das Land hat, als Hühner, Rebhühner, Wachteln, Wasserhühner, Turteltauben, wilde Tauben, kleine Rohrvögelchen, Papageien, Eulen, Adler, große und kleine Falken, Sperber; auch verkauft man von einigen Raubvögeln die Bälge sammt Federn, Kopf, Schnabel und Klauen. Ferner verkauft man daselbst Kaninchen, Feldhasen, Rehe und kleine Hunde. Es gibt Straßen mit Kräuterhändlern, wo man alle Gattungen Wurzeln und Medicinalpflanzen findet, auch Häuser mit Apotheken, wo man die Medicinen fertig verkauft, theils in flüssiger Gestalt, theils als Salben und Pflaster; andere Häuser mit Barbierstuben, wo man den Kopf wäscht und rasirt, und wieder andere, wo man für einen gewissen Preis speisen und trinken kann. Es gibt daselbst Menschen, welche wir in Castilien Ganapanes (Tagelöhner) nennen und die sich mit Tragen von Lasten beschäftigen. Man bringt auf den Markt viel Holz, Kohlen, Glühpfannen von Thon und Bastgeflechte verschiedener Art, andere sehr feine, um darauf zu sitzen, für Betten und den Fußboden in Sälen und Zimmern. Man findet auch alle Classen von Grünzeug, große und kleine genießbare Disteln, auch Früchte der verschiedensten Art, worunter Kirschen und Pflaumen, die denen von Spanien sehr ähnlich sind. Man verkauft Honig von Bienen und Wachs und Honig aus dem Rohre des Mais, welches so

*) So schreibt Cortez, obwol falsch, den alten Namen von Mexico.

reichhaltig und süß wie das des Zuckers ist, Honig von gewissen Pflanzen, welche sie Maguey nennen und welcher besser ist als der Weintraubensyrup; auch machen sie aus diesen Pflanzen Zucker und Wein, welchen sie ebenfalls verkaufen, sowie viele verschiedene Gewebe aus Baumwolle von allen Sorten und Farben, welche den Erzeugnissen von Granada aus roher Seide gleichen. Auch Farben für Maler werden verkauft und in so schönen Schattirungen, wie man sie nur immer denken und in Spanien finden kann. Ferner Felle von Rehen mit und ohne Haare, weiß und in verschiedenen Farben gefärbt. Eine große Menge von Thongeschirren, als große und kleine Krüge, Töpfe, Schüsseln, Ziegel und eine Unzahl von Gefäßen, welche aus einem eigenen Thon gemacht, glasirt und gemalt sind. Mais in Körnern und in Brotgestalt, in welcher er den Vortheil gewährt, daß er im Geschmack dem der Inseln und des festen Landes gleichkommt. Man verkauft Pasteten aus Vögeln und Fischen, roh und geschmort; Eier von allen Vögeln in großer Menge, sowie Kuchen aus diesen. Endlich verkauft man auf diesen Märkten Alles, was man im Lande finden kann.... Jede Gattung von Waaren wird in einer besondern Straße feilgeboten und mit vieler Ordnung entweder nach der Anzahl oder dem Maße, und bisjetzt habe ich noch nichts nach dem Gewichte verkaufen sehen. Auf dem großen Platze steht ein Haus wie ein Gerichtshof, wo beständig 10—12 Richter sitzen und alle Fälle, welche auf dem Platze vorkommen, ausgleichen oder die Strafbaren züchtigen. Andere Personen gehen zwischen den Leuten umher und betrachten, was man verkauft, und die Maße, mit welchen man mißt, und ich habe gesehen, daß einige falsche zerbrochen wurden. Es gibt in dieser großen Stadt viele Moscheen und Götzenhäuser von schöner Bauart, und in den vorzüglichsten sind religiöse Personen, welche beständig daselbst leben und für welche diese Gebäude sehr gute Zimmer enthalten. Alle diese Priester kleiden sich schwarz und schneiden nie das Haar, noch kämmen sie es von der Zeit ihres Eintritts an. Alle Söhne ausgezeichneter Personen, Herren und Bürger, befinden sich in diesen religiösen Vereinen von dem siebenten oder achten Jahre an, bis sie sie herausnehmen, um sie zu verheirathen. Sie kommen in keine Berührung mit Frauen, noch dürfen diese in besagte Häuser eintreten. Sie thun sich Abbruch zu gewissen Zeiten an Speisen. Unter diesen Moscheen ist eine, welche die vornehmste ist, und es gibt keine menschliche Sprache, die im Stande wäre, die Großartigkeit und die Eigenthümlichkeit derselben zu schildern. Sie ist so groß, daß in ihrem Innern leicht ein Dorf von 500 Einwohnern erbaut werden könnte. In demselben Raume befinden sich ringsum zierliche Wohnungen, Säle und Flurgänge, wo die Religiosen wohnen; auch 40 sehr hohe Thürme, gut gebaut, von denen der höchste 50 Stufen hat, um zu seiner Basis zu kommen, und er ist höher als der größte Thurm in Sevilla. Sie sind sehr gut gearbeitet, sowol in Bezug auf Steinmetz- als auf Holzarbeit, sodaß sie nirgends besser zu machen wären. Ebenso ist die Steinmetzarbeit im Innern der Kapellen, wo sie ihre Götzen haben, voll erdenklicher Verzierungen, Holzschnitzwerk und bemalt mit monströsen Sachen. Alle diese Thürme sind Grabstätten großer Herren.... Die Figuren der Götzen, an welche sie glauben, sind von mehr als Menschengröße und aus Massen von Samen und Vegetabilien, welche man ißt, gemacht. Sie mischen sie mit dem Blute menschlicher Herzen an, die sie aus dem Blute ihrer Opfer nehmen. Für jede Sache haben sie ihren besondern Götzen, sodaß sie, um eine gewisse Sache zu erlangen, auch immer eine andere Gottheit anflehen müssen. Es gibt ferner in dieser Stadt viele große und schöne Häuser, da die angesehenen Herren, Vasallen des Montezuma, ihre Wohnungen daselbst haben; auch viele reiche Bürger haben schöne Häuser, in welchen sie nebst guten Zimmern auch verschiedene Blumenbeete haben. Durch einen der großen Dämme gehen zwei Kanäle von Mauerkalk in die Stadt, jeder zwei Schritt breit und von Manneshöhe, durch welche ein Strahl süßen und guten Wassers in die Mitte der Stadt fließt und dessen sich Alle bedienen. Der andere Kanal war leer, um durch denselben das Wasser zu leiten, wenn der erste gereinigt wird. Auf diese Weise versorgte sich die ganze Stadt mit süßem Wasser.... An allen Eingängen der Stadt, wo man die Kähne auslädet, sind Häuser errichtet, wo für jeden Gegenstand eine gewisse Steuer gefodert wird. Die Bewohner dieser Stadt aber besitzen mehr Art und sind vorzüglicher in ihrer Kleidung als die anderer Provinzen, weil sich in ihr immer ihr Herr Montezuma befindet. Um jedoch nicht zu weitläufig zu werden, obgleich ich noch lange nicht fertig wäre, will ich nur sagen, daß die Art und Weise der Leute zu leben fast so ist wie in Spanien, mit ebenso viel Uebereinstimmung und Ordnung als dort u. s. w.

Es war uns angenehm, von den alten Zuständen Mexicos dem Leser möglichst viel darzubringen, da die neuen und neuesten Zustände in der That ziemlich trostlos erscheinen. Das Land stellt durchweg ein Bild höchster politischer Unordnung und des Verfalls jeder Autorität und Gesetzmäßigkeit dar. Räuber, Empörung, schamlose Erpressung und Bruch der Gesetze überall; Jeder, dem es einfällt, maßt sich auf eine Zeit die Autorität des Regierenden an, indem er die Gewalt ergreift, die ihm Niemand streitig macht. Man nennt dies ein Pronunciamento machen, und wie es hierbei hergeht, erzählt uns der Verfasser mehrfach in sehr ergötzlicher Weise. Ein Tambour zieht an der Spitze einiger Buben durch die Straße, zwei oder drei Robenmänner oder Offiziere folgen, man schreit „Muera Santana" oder „Muera Arista!" u. s. w. und die bestehende Regierung ist gestürzt, eine neue eingesetzt; um die ganze Farce kümmert sich Niemand und das bestandene Unwesen besteht fort. Alles, was in Mexico noch an Glanz, Wohlstand, Culturinstitute oder geordnete Einrichtung erinnert, ist Rest und Ueberbleibsel der spanischen Herrschaft, die sich hier weit größer und liberaler entwickelte wie im Mutterlande selbst. Die Republik hat thatsächlich seit 30 Jahren nur zerstört und nichts, durchaus nichts Nennenswerthes gegründet. Der sittliche Zustand der Bevölkerung ist durch den Mangel einer festen Regierung, durch das freie Walten des Eigenwillens, durch die Trunk- und Spielsucht der Massen bis zum Unglaublichen depravirt, und der Verfasser, trotz seiner Begeisterung für seinen Beruf und für die Herrlichkeit der Natur, trotz der allmäligen Gewöhnung in einem dreijährigen Aufenthalt, erklärt es für eine wahrhafte geistige Qual, unter einem so bodenlos verdorbenen Geschlecht der Menschen zu leben. Er kann es endlich nicht länger aushalten. Zwei mal werden ihm seine sämmtlichen Effecten geraubt, ein mal kämpft er selbst mit Räubern, und den bewaffneten Kriegsstand kann er keinen Augenblick außer Acht lassen. Die wissenschaftlichen Anstalten der Spanier sterben dahin; große Städte, wie Puebla mit 70,000 Einwohnern, bieten dem Fremden kein Gasthaus dar, das mehr als vier leere Wände zu seiner Verfügung stellte; für Sicherheit, Straßen, Handel und Verkehr keine Spur von Vorsorge, in den Massen ein sichtbarer, täglich wachsender Verfall der Kräfte des Geistes wie des Körpers als Folge der Branntweinseuche. Was Wunder, daß General Scott in einem abenteuer-

lichen Zuge Mexico fast ebenso leicht eroberte als 300 Jahre früher Cortez das Reich Montezuma's?

Doch wir kehren zu den persönlichen Schicksalen unsers Reisenden zurück. Nachdem er uns die Reize des neuen Mexico — sicher einer der schönsten Städte der Erde — und der unvergleichlichen Umgebung derselben geschildert, die schwimmenden Gärten, die Pyramiden von Teotihuacan besucht, das Leben der Hauptstadt auf ihren Paseos und in den Theatern u. s. w. gemalt, besucht er Toluca, das im tiefsten Verfall liegt, besteigt dessen Vulkan bis zum Krater, schweift durch die wundervolle Alpenwelt an seinem Südhange, sieht die Glas- und Eisenhütten von Tenancingo, die Silberminen von Zacualpan, bahnt sich durch die Urwälder von Jaltepec einen Weg, den aller Reiz einer tropischen Bergwelt erfüllt, sucht die Mineralquellen bei Istapan auf und liefert von dem Zustande des Bergbaus in Mexico einen sachreichen Bericht. Es ist unglaublich, in welcher Kindheit dieser sich befindet, und nur die unglaubliche Kraft der indianischen Bergarbeiter vermag in diesen Maulwurfsgängen, die statt der Stollen dienen, zu leisten, was geleistet wird. Hier ist jede Seite des Reiseberichts reizvoll und anziehend. In einem Urwalde von 150 Fuß hohen Pinien ruft der Verfasser aus:

Nie habe ich etwas Großartigeres in der Natur gesehen als dieses Meer von Bäumen, und als ob der Mensch gescheut hätte, dies keusche Heiligthum zu berühren, findet sich hier auf 14 Leguas weit umher kein Dorf, keine Rancheria, kein Haus, keine Hütte, nichts, was an Menschen erinnerte. Aber obgleich die Schönheit dieses Waldes unaussprechlich ist, so füllt die Seele des Wanderers sich doch mit Bangigkeit, die in der Verlassenheit und in dem Gedanken, hier sich zu verirren, ihren Grund findet. Nirgends ist er der Gefahr, hülflos ermordet zu werden, mehr ausgesetzt als hier, wo die vorüberziehenden Silbertransporte eine Schar der kühnsten Raubgenossen herbeigezogen und wo wenige Tage vergehen, daß nicht ein Wanderer unter ihren Messern seinen Geist ausathmete. Eine Menge von Kreuzen bezeichnet dem Reisenden diese Stellen, und mitten in der Hochherrlichkeit der Natur zieht die Trauer über die menschliche Grausamkeit seine schwellende Brust zusammen.

In der That wird auch der Reisende bedroht, entkommt aber glücklich dem Hinterhalt der Räuber und gelangt nach zwölfstündigem ruhelosen Ritt in das Dorf Tisca.

Schwere Unfälle treffen den Reisenden. In seiner einsamen Hütte bei Huatusco erkrankt er und vollständig verlassen und hülflos glaubt er zu sterben. Die einfache Darstellung dieser Lage ist ergreifend. Er genest jedoch; da bannt ihn der Krieg monatelang in Toluca fest: seine sämmtlichen botanischen Schätze werden ihm geraubt, er hat Alles verloren und die Rimessen aus Europa bleiben aus. Fast ganz mittellos verläßt er die Provinz Mexico, schifft in einer abenteuervollen Seefahrt nach Campeche und beginnt nun, von großmüthigen Freunden unterstützt, seine Wanderung durch Yucatan, Tabasco und Chiapas, welche den zweiten Hauptabschnitt seiner Reisebeschreibung bildet. Hier befindet er sich in einem tropischen Flachlande, von Flüssen und Sumpfwäldern durchzogen, in einem Urwaldlande, dessen Haupterzeugnisse Farbholz und Cacao sind, und in dem soeben wieder der Racenkrieg der Indianer gegen die spanische Bevölkerung, nebenher aber auch der Bürgerkrieg zwischen Campeche und Merida ausgebrochen ist. Er bringt hier länger als ein Jahr zu, malt uns das Leben der blühenden Handelsstadt Campeche, wo die Schönheit der Frauen und eine fast holländische Sauberkeit ihn überraschen, besteht den Kampf mit einer Boa, reist in einer abenteuerlichen Fahrt den Fluß Champoton in einem Canoe hinauf bis an die äußersten Grenzen des civilisirten Landes, welche die plötzliche Schilderhebung der Ureinwohner nicht wenig gefahrvoll macht; empfängt aus dem Schiffbruch des Tweed endlich auf merkwürdige Weise Nachrichten aus Europa, besucht Urmal und schifft sich beim Ausbruch neuen Bürgerkriegs in Yucatan auf einem Schmugglerschiff nach Tabasco ein, das er nach schweren Mühen endlich glücklich erreicht. Hier besucht er auf Flußpongos die Sitios (Cacaopflanzungen) am Grijalvafluß und die Urwälder von Blauholz, Teapa, Rosario, Guadalupe de la Frontera, die wunderbaren Chiapasgebirge und schildert diese fremden, fast unbekannten Landstriche im höchsten tropischen Reiz anschaulich und anziehend, bald im Kampf mit Alligatoren oder von Mosquitos halb todt gestochen, bald auf Spuren europäischer Civilisation, auf einen deutschen oder französischen Landsmann treffend, auf reizenden Sitios (haziendas) gastlich und gemüthlich empfangen, oder in Teapa unter tropischen Waldbäumen als Theater einem tragischen Schauspiel beiwohnend, dann wieder bei indianischen Holzfällern in dem Gipfel eines Rancho (Rohrhütte) über dem rauchenden Feuer vor den peinigenden Mosquitos Schutz suchend. Kurz, der Verfasser erlebt viel und erzählt, was er erlebt, einfach und, wie man fühlt, wahrheitsgemäß. Im Mai 1847 besucht er Merida, die eigentliche Hauptstadt von Yucatan, unter 20° 58′ n. Br. mitten im Lande, auf einer dürren steinigen Ebene gelegen, mit breiten, regelmäßigen Straßen und von 25,000 Einwohnern bewohnt, Sitz der Regierung und des Bischofs. Die schöne Stadt und die Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner und besonders der Frauen, welche zutrauliche Offenheit, Liebe zum Gesang, Zierlichkeit und natürliche Anmuth auszeichnen, und wo Anstand, Wohlhabenheit und eine heitere Geselligkeit durchweg herrschend sind, der Luxus der Equipagen u. s. w. finden einen lebendigen Lobredner an ihm. Als Handelsstadt ist Merida unbedeutend und steht seiner Rivalin Campeche sehr nach; der Sisalhanf ist sein eigenthümlichster Exportartikel. Hier sind sogar zwei Buchdruckereien.

Die schneeweiße Kleidung beider Geschlechter bietet ein Bild der Reinlichkeit, die ans Unglaubliche grenzt; an dem Fustan und Huspil der Frauen war auch nicht der kleinste Fleck zu bemerken. Reich oder Arm, Jeder zeigt dieselbe ausgesuchte Nettigkeit im Anzuge und Niemand setzt sich zu Tische, ohne Hände und Füße gebadet zu haben.

Von der ganzen Halbinsel Yucatan gibt uns der Verfasser eine dankenswerthe Karte, Product seiner erzwungenen Muße in Campeche. Längs des Teapaflus-

ſes, den Scharen von Kaimans bewohnen, Urwälder begrenzen und rieſige Blauholzſtämme oft unfahrbar machen, liegen die reizenden Sitios, wo neben dem Zuckerrohr der Cacaobaum cultivirt wird, der hier keiner künſtlichen Bewäſſerung bedarf, wie an der Coſta firma, da er in dem Schatten des Mutterbaums, arbol madre, Erythrina corallodendron, im feuchten Boden trefflich gedeiht. Die jährliche Ernte beträgt etwa 40,000 Centner im Werth von 1½ Millionen Thaler, welche von ungefähr 800,000 tragbaren Bäumen im März und October gewonnen wird. Es gibt nichts Maleriſcheres als dieſe Sitios am Teapafluß, inmitten der üppigſten Vegetation von Königspalmen, Cocos, Mango und Orangenbäumen, mit Früchten bedeckt und zum Genuß einladend. Die Rohrhütten der Arbeiter in zierlichſter Form liegen zerſtreut um das Herrenhaus her: die Bewohner ſind heitere, zufriedene, gaſtfreie Leute, die für ihre gern gewährten Dienſte ſelten Geld annehmen; Reinlichkeit, Ordnung, Sicherheit, gute Verwaltung treten uns überall entgegen. Der Hauptort dieſes blühenden Landſtrichs iſt Teapa, ein Marktflecken von 6000 Einwohnern, maleriſch am Fuß des waldbedeckten Iſtapangahoya, einer 3000 Fuß hohen Spitze der Chiapasberge, belegen und halb in Urwald verſteckt. Das Klima iſt geſund, keineswegs übermäßig heiß (28 — 10° R.), die Vegetation über jeden Ausdruck prachtvoll und üppig: Mimoſeen, Moreen, Sapoteen, Terebinthaceen, Laurineen, Myrtaceen, Euphorbiaceen, Pothosarten, Bromeliaceen, Orchideen, Piperaceen, Palmen, Cicadeen, Scitamineen, Malvaceen, Solaneen, Paſſifloren, Asclepiadeen, Bignoniaceen, Ampeliden aller Art u. ſ. w. bilden dieſes wogende Meer von Pflanzen und Blumen der prachtvollſten Art. In jenen herrlichen Wäldern bilden Luftwurzeln und Lianen einen fortlaufenden Laubgang, mächtige Paraſiten füllen die Räume zwiſchen Rieſenbäumen aus, ſodaß unſer Fuß mit Mühe und heiliger Scheu in der Keuſchheit dieſes Waldes weiterdringt; in jeder Spalte bauen Ameiſe, Biene und Weſpe ſich an; an luftigen Aeſten hängt der Vogel künſtliche Bauten auf, unten am Boden ſchleicht der glänzenden Käfer Heer und im Laube raſchelt die ſchillernde Schlange. Zahlloſe Sänger unterbrechen die Stille des Urwalds, unter ihnen der einzige Zinzontli (Turdus polyglotta), und das drollige Geſchlecht der Affen bewirft dich mit Früchten und dürren Zweigen. Auch der kühne Jaguar fehlt nicht, der bedächtige Tapir und der wilde Kaiman. In dieſer Fülle des Erſchaffenen aber ſcheint der Menſch die untergeordnetſte Stelle einzunehmen.

Der Verfaſſer bringt das dritte Neujahrsfeſt in der Neuen Welt, in den Gebirgen Chiapas zu und gibt uns reiche und willkommene Nachrichten geographiſchen und ſtatiſtiſchen Inhalts über dieſe unbeſuchte Bergwelt. Auch hier iſt die Depravation des Urvolks (Zoques) durch Branntwein wieder ein betrübendes Schauſpiel. Er beſucht die Schwefelquellen von Aſufre, die wunderbare Tigergrotte (Tropfſtein) und kehrt nach Teapa zurück. Doch wir müſſen von unſerm liebenswürdigen Führer in dieſen reizenden Gegenden Abſchied nehmen. Auf der amerikaniſchen Brigg Aetna kehrt er, als ſeine Zeit vollendet iſt, nach Havaña, von hier nach Philadelphia und nach einem raſchen Fluge durch die Vereinigten Staaten in 12½tägiger Meerfahrt nach Europa zurück. Nur von Havaña empfangen wir noch ein umfaſſendes Gemälde. Als Anhänge zu ſeinem Reiſewerk gibt er uns eine Abhandlung über die alten Sprachen Mexicos und eine ſehr werthvolle ſyſtematiſche Aufzählung der einheimiſchen Nutz- und Medicinalpflanzen, deren Gebrauch er lehrt. So ſchließt dies inhaltreiche Werk. Der Verfaſſer, Profeſſor am Gymnaſium zu Gratz, iſt weder darauf bedacht, uns einen pittoresken Reiſebericht vorzulegen, noch iſt er ein Schönredner; was er berichtet, iſt einfach, kunſtlos, treu und wahr vorgetragen; aber das Maleriſche, das Majeſtätiſche, das Großartige fließt von ſelbſt, ungeſucht, ja unwillkürlich aus ſeinen Anſchauungen in ſeine Erzählung über, er ſpricht einfach und reißt unſere Einbildungskraft dennoch hin, er erzählt ſeine Schickſale, Bedrängniſſe und gefahrvollen Lagen und ſtimmt uns, ohne es zu wollen oder zu erſtreben, zum innigſten Mitgefühl, zur wärmſten Sympathie. Und ſo ſoll es ſein! Sein Buch aber empfehlen wir Allen, die an lehrreicher wie unterhaltender Lectüre aus dieſem Gebiet Gefallen finden, Fachkundigen und Nichtfachkundigen, Gelehrten und gewöhnlichen Leſern und Dilettanten, gewiß, daß ſie auf gleiche Weiſe ihre Rechnung dabei finden. 2.

Bücherſchau.

Belletriſtiſches; Humoriſtiſches.

Es handelt ſich in unſerer heutigen Bücherſchau um eine Anzahl Kleinigkeiten belletriſtiſchen oder humoriſtiſchen Inhalts, die wir im Fluge beſeitigen zu dürfen glauben. Da iſt:

1. Paris in Skizzen aus dem Volksleben von Eduard Schmidt. Berlin, Hayn. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

Zuvörderſt eine Stilprobe! S. 223 heißt es:

„— Ehrloſe!“

Mehr konnte zuerſt die keuchende Bruſt des Bankiers nicht hervorbringen

— Du Ehrloſe, du!

Wieder keuchte Lefebvre nach Luft.

— Du biſt Mutter?

— Ja.

— Du biſt entehrt?

— Ja.

— Du biſt entehrt? — Du biſt entehrt?

Dieſe Worte waren fürchterlich.

— Ja.

— Ha!

Es kreiſchte dieſe harte Seele vor Wuth.

— Durch ihn? ſtieß er wieder heraus.

— Ja.

— Durch dieſen Geran? dieſen Lump?

— Ja, durch meinen Geran.

— Du biſt Mutter von dieſer Canaille? von dieſem erbärmlichen Pharmaceuten?

— Ja.

— Ha!“

Hoffentlich wird der Leſer an dieſer Probe genug haben, obſchon wir Stilproben derſelben Art noch ſchockweiſe aus dem

Buche citiren könnten. Das kommt von der Nachahmung des convulsivischen französischen Feuilletonromanstils, der seinerseits wieder einer ganz ordinären Geldspeculation seine Entstehung verdankt. Ein mal lassen sich solche in bloßen Fragen und Ausrufungen bestehende Dialoge ins Unendliche fortschreiben, ohne daß ein zeitraubender Gedanke dazwischenträte, sodann — und das ist die Hauptsache — geben diese „Oui" und „Ha!", diese „Ja" und „Ha!" jedes stets eine ganze Druckzeile, was, durch einen ganzen Band gerechnet, dem Honorar nicht wenig zugute kommt. Die französischen Autoren sind in solchen Dingen verzweifelt sinnreich und praktisch. Unserm deutschen Nachahmer hat nun diese Speculation leider freilich sehr wenig genützt; denn wie die Zeitungen meldeten, fand man seine Leiche in einem berliner Spreekanal. Der Unglückliche ertränkte sich selbst aus Verzweiflung an seiner Gegenwart und Zukunft, vielleicht auch an seiner Vergangenheit. Schon längst fehlten ihm die Mittel, seine Lebensbedürfnisse auch nur nothdürftig zu bestreiten. Aussichten, seine trostlose Lage zu verbessern, hatte er nicht. Dieser Fall ist sehr traurig, kann uns aber mit den Fehlern seines Buchs nicht aussöhnen. Dem Verfasser fehlte es nicht ganz und gar an Talent; seine pariser Skizzen zeigen hier und da von lebhafter Auffassung und ziemlich frischer Darstellung, umsomehr aber lassen sie geistige Reife, höhere Gesichtspunkte und sittliche Principien vermissen. Mit sichtlichem Behagen plätschert die Phantasie des Verfassers in den üppigen Wogen des pariser Genußlebens und der pariser Grisettenzustände, die schon manches gute deutsche Herz (und ein gutes Herz scheint der Dahingeschiedene gewesen zu sein) in ihre Tiefe hinabgezogen haben. Das Buch ist dem Dichter von „Waterloo", Scherenberg gewidmet.

2. Echte Perlen, gefunden in dem Meer des Lebens von Agnes Gräfin Schwerin. Berlin, Grobe. 1854. 16. 1 Thlr.
3. Enthüllungen einer Nachtigall. Lyrische, humoristische und kritische Bilder von Ludwig Hirschl. Dresden, Schäfer. 1853. 16. 24 Ngr.
4. Bilder der Natur. Von Albert Jungmann. Dresden, Schäfer. 1853. 16. 24 Ngr.

Diese drei Schriftchen mögen hier zusammengestellt sein, weil sie so ziemlich einer und derselben modernsten, aus der sogenannten „Blumisterei" hervorgegangenen Richtung angehören. Die erste Schrift könnte ebenso gut betitelt sein: „Was die Thränen erzählen", die zweite: „Was die Nachtigal erzählt", die dritte: „Was Veilchen, Maiblümchen, Erdbeeren und verliebte Maikäfer erzählen." In der Schrift Nr. 1 ist der an sich schöne Gedanke, daß auch die Thränen eine köstliche werthvolle Gabe des Schöpfers seien, an mancherlei Beispielen, aber, wie es uns scheint, nicht immer gerade sehr glücklich durchgeführt. Es ist viel himmlischer Apparat darin, der uns ebenso sehr nur äußerlicher Apparat zu sein scheint, wie Engelgruppen in modernen Balleten. Gerade je mehr man vielleicht Achtung vor der energisch simpeln Frömmigkeit eines Thomas a Kempis hat, umsomehr hat man vielleicht Grund, gegen unsere neuere belletristisirende, mit so vielen störenden modernen Ingredienzien versetzte Christlichkeit auf der Hut zu sein. Die Verfasserin schreibt einmal: „Ja, Bruder! — so grenzte der eine der Jubelväter jetzt gewaltsam die eben zum Durchbruch reife Weichheit des Erinnerungsgesprächs ab" u. s. w. Kann es eine Sprache geben, die moderner und gemachter wäre? — Mehr die Sprache gesunden Gefühls redet der Verfasser von Nr. 3, obschon die Enthüllungen dieser Nachtigal, die uns ebenso gut der Schnabel einer Lerche, eines Zeisigs oder eines Sperlings vorplaudern könnte, doch im Ganzen ziemlich unerheblicher Art sind. Aber wol enthält die letzte Abtheilung unter dem Titel „Aus dem philosophischen Tagebuche" eine Anzahl aphoristischer Gedanken, die zum Theil recht anregend oder treffend sind, wenn sie auch keineswegs den Stempel entschiedener Originalität tragen. — Nr. 4, die „Bilder der Natur", ehrt die Kritik am angemessensten durch Schweigen.

5. Der Jahrmarkt zu Lorenzkirchen. Volksgemälde von Albert Reinhold. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 1 Thlr.
6. Erzählungen aus dem Hessenlande von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1853. 8. 10 Ngr.
7. Der Kalendermann vom Veitsberg. Eine Erzählung für das Volk von O. Glaubrecht. Dritte Auflage. Mit einem Bilde. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1853. 8. 12½ Ngr.

Von diesen drei Schriften erfüllen nur die beiden letzten die Foderungen, welche man an Schriften zu stellen hat, die selbst Ansprüche darauf machen, Volkserzählungen zu sein.

Nr. 5, „Der Jahrmarkt zu Lorenzkirchen", nennt sich zwar auf dem Titel ein „Volksgemälde", ist aber hierzu viel zu romanhaft, sowol in den Situationen und im Gange der Handlung wie in der Sprache. Die Erfindung ist oft bis zum Lächerlich-Ungeheuerlichen convulsivisch gesteigert. Eine Italienerin, Inhaberin einer Thierbude, öffnet z. B. den Käfig eines gewaltigen afrikanischen Löwen und läßt diesen hinaus, um sich und ihren Buhlen, der sie zu verlassen gedroht hat, mitsammen in fester Umarmung zerreißen zu lassen. Der Löwe ist zwar gefällig genug, aus dem Käfig zu kommen, aber zu großmüthig, um das Paar in Stücke zu zerreißen, und tritt seinen Rückzug an, worauf der schon wankelmüthig gewordene Liebhaber sich veranlaßt sieht, dem dämonischen Weibe aufs neue ewige Treue zu geloben.

Die Erzählungen Glaubrecht's — wol eines Pseudonymen — entsprechen dagegen in recht anerkennenswerther Weise den Eigenschaften echter Volkserzählungen, wenn man den in ihnen consequent festgehaltenen orthodox christlichen Standpunkt gelten lassen will. Der Verfasser hat bereits eine ganze Reihe von Volkserzählungen herausgegeben, unter andern die Erzählung „Der Zigeuner", von welchem Vilmar in seinem „Volksfreund" äußerte: „Wer ein wirkliches, kein eingebildetes und nachgemachtes Volksleben kennen lernen und sich an Volkslust und Volkslied erfreuen will, der lese dieses Buch." Auch unter den „Erzählungen aus dem Hessenlande" spielt die achte: „Küppel's Michael", unter Zigeunern, indem sie in recht volksthümlicher, lehrreicher und selbst spannender Weise die Leiden erzählt, die ein in früher Jugend mit einem Zigeunerschwarm davongelaufener hessischer Bauernsohn durchzumachen hatte. Mit Recht macht der Verfasser gelegentlich auf den Umstand aufmerksam, daß neuere deutsche, namentlich östreichische Dichter (z. B. Beck, Nikolaus Lenau u. A.), die Freiheit und Fröhlichkeit dieses Volks in gar schönen Farben geschildert hätten, während es doch in Wirklichkeit ein wüstes Volk sei, ohne Treu und Glauben, ohne Wahrhaftigkeit und Ehrbarkeit, ohne eine Heimat und einen Erlöser. Auch die „Geschichten und Bilder aus der Zopfzeit", welche eine Abtheilung der „Erzählungen aus dem Hessenlande" bilden und die so oft verspottete und verhöhnte Zopfzeit von ihrer kernhaften und gesunden Seite schildern, erwecken mannichfaches Interresse; ebenso eine rührende Episode aus der grausamen Behandlung und Einäscherung der hessischen Stadt Lisberg im Jahre 1796 durch die Franzosen.

Nr. 7 behandelt Momente aus der Lebensgeschichte des wohlgelahrten Candidaten Jakob Konrad Justus, spätern Schulmeisters, Organisten und Glöckners zum Veitsberg, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mehre volksthümlich gewordene Schriften herausgab. Aus einigen bisher ungedruckten Schriften des Kalendermanns werden gelegentlich interessante Auszüge mitgetheilt.

8. Am Fenster. Novellencyklus von Auguste Kurs. Pasewalk, Braune. 1854. 8. 1 Thlr.

Das von der Verfasserin benutzte Motiv, ihre Novellen an folgenden Faden zu reihen, ist meines Wissens nicht neu: Ein wackerer alter Junggeselle erzählt, was er im Laufe der Jahre in den seiner Wohnung gegenüberliegenden Gebäuden in buntem Wechsel vorgehen sah. Die Darstellung ist einfach und nicht ohne ansprechende Wärme und Innerlichkeit. Auch an

einzelnen treffenden Bemerkungen fehlt es nicht. So klagt der alte Junggesell, daß die Jugend jetzt nicht mehr mit derselben Pietät wie vormals auf die Worte des Alters höre. „Zu meiner Zeit", sagt er weiter, „hatte man noch Ehrfurcht vor grauen Haaren, jetzt begegnet es mir häufig, daß ich einem jungen raschen Menschen aus dem Wege gehen muß, und doch ist mein Haar grau genug. Die Leute sind jetzt so kurzsichtig, daß sie nur sich selbst und nicht mehr Andere sehen und achten." In diesem Punkte wie überhaupt in allen Fragen der Pietät standen die antik-heidnischen Völker in ihrer guten Zeit weit über den christlich-modernen Nationen. Auch die elegische Betrachtung über das unbarmherzige Ausrotten der wenigen noch vorhandenen Bäume in den Straßen der Städte ist sehr beherzigenswerth. Die Zeit, welche sie ausrottet, ist gewiß nicht so gemüthreich als die, welche sie pflanzte. Wie manche sonst langweilige oder unheimliche ältere Gasse in Hamburg (namentlich um den Cremon und die Katharinenstraße herum) erhält allein durch diese noch aus älterer Zeit herstammenden Bäume Frische und poetischen Charakter!

9. Elektra, frei in der Form nach Sophokles. Von Jos. Gob. Müller. Celle, Capaun-Carlowa. 1854. 16. 22½ Ngr.

Der Uebersetzer oder besser Umdichter, Gymnasialprofessor zu Hildesheim, stellt in der Vorrede die Behauptung auf, daß durch Schiller's Bearbeitung der „Iphigenia in Aulis" der Sinn für das alte Drama in unserer modernen Welt mehr erschlossen sei als durch alle, wenn auch noch so verdienstlichen formgetreuen Uebersetzungen zusammengenommen, wobei er zugleich auf Gravenstorst's eben erschienene Bearbeitung des „Oedipus in Kolonos" hinweist, die er gleichfalls als einen neuen bedeutenden Gewinn in dieser Richtung begrüßt. Müller hat in Schiller'scher Weise den griechischen Trimeter durch den uns allerdings bei weitem mundrechtern fünffüßigen Jambus ersetzt und die Chöre in freien gereimten Versmaßen wiederzugeben gesucht. Der Dialog ist recht klar und fließend gerathen, an den gereimten Chören vermißt man aber Schwung und eigentlich poetisches Colorit, wie sie Schiller zugebote standen. Auch läßt sich immer noch darüber streiten, ob gereimte Chorstrophen wirklich geeignet sind, Geist und Wesen des griechischen Chors zum genügenden Ausdruck zu bringen.

10. Das persiflirte Frauenzimmer. Humor, Satire und Wahrheit. Etwas Neues vom Verfasser des „Illustrirten Frauenzimmer" u. s. w. Oschatz, Schumann. 1854. 16. 10 Ngr.
11. Hamburger Gedichte. Humoristische Schilderungen aus dem Leben und Treiben Hamburgs und anderer schönen Gegenden. Von Meyer. Illustrirt mit Federzeichnungen vom Verfasser. Hamburg, Trupp. 1854. 8. 10 Ngr.
12. Die Gebrüder Haas im Jahre 1848, oder das Loos Nr. 7777. Eine jüdische Posse in drei Aufzügen von Adolf Müller. Friedberg, Scriba. 1853. 16. 5 Ngr.

Wir schließen unsere heutige Bücherschau mit diesem lustigen Nachtrab, obschon begreiflicherweise unsere Blätter nicht viel Raum für die Besprechung solcher bloßen Kurzweiligkeiten haben. Nr. 10 dürfte namentlich alten lüsternen Junggesellen und nach Anekdoten haschenden Commis-Voyageurs eine pikante Lectüre sein, um die wir sie übrigens nicht beneiden. Es ist eine immerhin ämsige, hier und da durch nicht ganz unwitzige Bemerkungen verbundene Zusammenstellung alles Lustigen, Possirlichen, dann aber auch Lasciven, Skandalösen und selbst Unehrbaren und Ehrenrührigen, was der Verfasser aus alten und neuen Schriften über das weibliche Geschlecht auftreiben konnte. Auch selbst die gemeine Zote wird nicht gespart. Die gute Sitte und der gute Geschmack müssen gegen eine solche entfernt an die Weber'sche Compilationsmanier im „Demokritos" erinnernde Compilation entschiedenen Protest einlegen.

Der Verfasser von Nr. 11, soviel wir wissen, ein wohlhabendes Mitglied des hamburger Handelsstandes und gänzlich Autodidakt, ist in seiner Art ein Genie, zugleich Dichter und Zeichner, wie die beigegebenen, von ihm selbst verfertigten Federzeichnungen, namentlich das gelungene Titelbild beweisen. Sehr viele seiner Gedichte, künstlerisch freilich nicht vollendet, aber lustig, derb, zum Theil satirisch und für hamburgisches Leben und Wesen charakteristisch genug, dienen in Hamburg vielfach zum Vortrag in heitern und geselligen Kreisen. Zu den charakteristischsten gehören: „Markt-Spectakelbilder", „Hans Wind und Johann Wind, oder: Zwei Abschnitte aus dem Leben eines jungen geborenen Schaf- und naturalisirten Großstädters", „Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines Manufacturwaarenhändlergesellen" u. s. w.

Nr. 12 bezeichnet sich schon auf dem Titel als jüdische Posse. Das zugrunde liegende Motiv, die falsche Nachricht von dem Gewinn des großen Looses und die Einwirkung dieser Nachricht wie der darauffolgenden Enttäuschung auf das Ensemble einer Familie, ist schon sehr oft benutzt worden, doch scheint uns das alte Thema hier ziemlich glücklich und mit einigen neuen Wendungen variirt, auch das specifisch Jüdische, wie es wenigstens in der hier geschilderten Schicht der jüdischen Bevölkerung vorwaltet, wenigstens in seinen Grundzügen ziemlich treffend aufgefaßt zu sein. Dadurch daß die hier auftretenden Lustspiel-Juden und Jüdinnen sämmtlich als wesentlich gutmüthig dargestellt werden, ist jedem gehässigen Eindruck vorgebeugt. Warum sollten nicht auch Local- oder vielmehr Racenstücke im jüdischen Dialekt, gegen die man sich jetzt gar sehr anfängt zu sträuben, ebenso wol erlaubt sein als Localstücke im berliner, wiener, hamburger oder sachsenhäuser Dialekt, worin christliche Verfasser die Lächerlichkeiten gewisser christlichen Bevölkerungen oder Classen persifliren? **H. M.**

Studien über die Jungfrau von Orléans.

Jeanne d'Arc, par *J. Michelet*. (1412—32.) Paris 1853. — Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne d'Arc par *Quicherat*. Paris 1853.

Die Abhandlung über Jeanne d'Arc von Michelet ist eines der reizendsten Capitel in seiner „Histoire de France". Das Talent Michelet's ist nicht tadellos, es fehlt ihm etwas, das der Historiker am wenigsten entbehren kann, die Ordnung; allein der berühmte Autor ersetzt diesen Fehler durch die Gabe zu coloriren; er ist mehr Maler als Geschichtschreiber. So gibt er auch fast auf jeder Seite seiner „Jeanne d'Arc" derartige anmuthige Bilder und Skizzen.

Das Schönste und Größte in der Persönlichkeit der Jungfrau von Orléans ist der Umstand, daß auch nicht der geringste Zug von Stolz oder Heuchelei in ihr gefunden werden kann. Sie folgte ihrer Inspiration nicht blindlings, sondern widerstrebend, von ihr überwunden, bewältigt. Obwol als Ketzerin verbrannt, wird sie dennoch im Andenken des Volks stets für eine Heilige und Erwählte gelten. Der innern Stimme, die sie zur Hülfe Frankreichs herbeirief, hielt sie ihre Schwachheit entgegen, ja sie weinte, als sie neue Weisungen erhielt. Denn sie, die bisher nur der Stimme ihrer Mutter gefolgt war, die ihre Wiesen, ihre Hütte über Alles liebte, hörte jetzt die Stimme der Engel und sollte ihre bisherige Lebensweise mit dem Kriegshandwerk vertauschen. Der Kampf dauerte lange; fünf Jahre verflossen zwischen ihrer ersten Vision und ihrem Auszuge.

Der Widerstreit der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt nahm bei Jeanne d'Arc die ganze Jugend ein, bis die unsichtbare den Sieg davontrug, und wie in der Regel auserwählte Wesen unter dieser Wahl leiden müssen und gleichsam den Vorzug ihrer wunderbaren Natur büßen müssen, so ward Johanna deshalb durch die menschlichen Gesetze in aller Form verurtheilt.

Michelet, dessen Vorzüge oben kurz gewürdigt und zugleich begrenzt wurden, hat diesen Umstand völlig übersehen; er läßt Johanna nach der frühern Ansicht lediglich durch die Engländer hingerichtet werden; seine Anglophobie läßt ihm dabei mancherlei Lächerlichkeiten (n)schlüpfen und man wundert sich, warum er

ihre Hinrichtung nicht Palmerston oder wenigstens Pitt in die Schuhe schiebt. Leider ist es gegenwärtig bewiesen, daß Johanna von ihren eigenen Landsleuten, der gallikanischen und Universitätspartei gestürzt wurde.

Durch die höchst interessante Arbeit Quicherat's ist es zuvörderst zweifellos, daß Johanna gesetzlich gerichtet, daß ihr Proceß ganz formenrecht geführt, dann aber, daß sie durch die Universität und die Inquisition verurtheilt wurde und daß sie weniger ein Opfer der Engländer als der Politik des Hofs von Frankreich ward. Allein wenn sie auch gesetzlich gerichtet ward, so war dies doch nicht gerecht. Michelet hätte seinen Zorn, anstatt gegen das perfide Albion, lieber gegen den König Karl VII., gegen den Erzbischof von Rheims, gegen die Diener des Königs, die gallikanische und Universitätspartei, den hohen Klerus kehren sollen, deren bestehende Ordnung die begeisterte Jungfrau zu stören begann. Zwar hat Michelet erkannt, daß Karl VII. nichts zur Rettung für die Jungfrau gethan hat, die ihm die Krone wiedereroberte, und daß der Erzbischof von Rheims und die andern Politiker niemals Johanna geneigt gewesen sind, allein Quicherat ist in diesem Punkte noch bei weitem unbeugsamer. Während Alles darin übereinstimmt, daß Johanna nur für ihren König athmete, ihn liebend, wie man nur religiöse Dinge zu lieben pflegt, machte Karl VII., als er sie einstmals weinen sah, ihr viele Complimente und lud sie ein, sich auszuruhen, da er nicht sehen könne, daß sie sich so anstrenge. In der That ein eigenthümliches Bild, wie ein König seiner Retterin, die ihr Blut für ihn hingibt, — einen Stuhl anbietet.

Quicherat zeigt ferner, wie die Männer, deren Namen mit dem Ruhme der Jungfrau verbunden sind, Dunois, Lahire, Xaintrailles, damals noch ganz ohne Einfluß waren; Karl VII. hatte Das, was wir ein Ministerium nennen würden. Dasselbe bestand aus Georges de La Trémouille, Regnauld de Chartres, Robert Lemaçon und Raoul de Gaucourt. Der oberste, La Trémouille, empfing die Jungfrau sehr schlecht, mußte sich aber endlich doch unterwerfen. Dafür suchte er ihren Einfluß auf perfide Weise zu untergraben. Für Regnauld de Chartres, dem Hofprälaten, der Alles auf diplomatischem Wege zu lösen suchte, war die Gefangennahme Johanna's ein Triumph seiner Eitelkeit. Lemaçon war ein Diener Trémouille's und Gaucourt ein alter Soldat, der nicht leiden wollte, daß ein Mädchen im Felde Befehle ertheile. Als beim Sturme auf Paris die Jungfrau Befehle geben wollte, ließ er sie auf ein Pferd setzen und in das Lager zurückführen. Endlich zeigt Quicherat noch die Intriguen Trémouille's, durch die er Johanna überlieferte; später erklärte derselbe durch eine Proclamation an das Volk, daß die Jungfrau übermäßig hochmüthig gewesen sei.

Kaum war die Jungfrau gefangen genommen worden, als auch die Universität zu Paris sie im Namen des Inquisitors von Frankreich reclamirte, um sie zu richten. Die Universität war damals ein ecclesiastischer Körper, der durch seine Attribute indeß fast weltlich und durch seine Privilegien fast unabhängig geworden war. Ihre Verbindungen mit der Welt brachten die Universität immer mit der Politik in Verbindung, während sie durch die Menge ihrer Anhänger die Gallikanische Kirche beherrschte und ihr ihren Geist einflößte. Trotz der Flecken, die sie sich in den Bürgerkriegen zuzog, und trotz der Spaltung des französischen Klerus in zwei Parteien blieb ihre Herrschaft selbst dann bestehen, als die politischen Interessen sie hätten vernichten sollen. Die ungünstige Meinung der Universität mußte daher für die Jungfrau bei dem Klerus Karl's VII. nachtheiliger sein, als die gute Aufnahme, die sie anfänglich bei einigen Ecclesiasten der Gegenpartei fand, ihr vortheilhaft war.

Nichts ist interessanter, als in dem Buche Quicherat's den Gang des Processes der Jungfrau zu verfolgen. Die Engländer ergriffen alle Vorsichtsmaßregeln, um ihn möglichst formenrecht zu machen; die weltlichen Würdenträger verschwanden mehr und mehr und ließen den Leuten der Kirche ihren Platz; die Richter waren nur aus den Gemäßigten gewählt worden. Auf diese Weise schienen dieselben keine politischen Feinde zu sein, sondern sollten Vertrauen erwecken. Es war aber dennoch ein durch die Pharisäer inspirirter Gerichtshof, der sie richtete.

Sie für eine Hexe zu erklären, für eine Anhängerin des Teufels, war bei der reinen und keuschen Jungfrau unmöglich. Allein die Heiligkeit der Jungfrau hatte, wie bei allen Mystikern, ihre verwundbare Stelle. Es genügte in der That, daß Johanna ihren directen Verkehr mit Gott bekannte, um sie in den Augen der sichtbaren Kirche schuldig zu finden. Deshalb ward sie von der Universität, den Doctoren, den Scholastikern verurtheilt. Als man ihr drohte, ihr die Messe zu entziehen, antwortete sie: „Unser Herr kann sie mich wol auch ohne euch hören lassen." Das war ein Wort, das nach Ketzerei schmeckte. Und als man sie fragte, ob sie nicht der Kirche, dem Papste, den Bischöfen unterworfen sei, antwortete sie: „Ja, ohne Zweifel, allein Jesus Christus diene ich zuerst." Johanna war, was man auf dem religiösen Gebiete eine Independentin zu nennen pflegt, sie störte die bestehende Ordnung, das Gesetz. Auch Galilei ward sehr gesetzlich gerichtet.

Frankreich war es, das am undankbarsten an seiner Retterin handelte, während ihres Lebens wie nach ihrem Tode. Die Arbeiten Michelet's und Quicherat's sind als der Beginn der Sühne zu betrachten, die von ihren Landsleuten ihrem Andenken so sehr geschuldet wird. 4.

Admiral Tschitschagow.

Ueber diesen durch seinen originellen, kräftigen und obstinaten Charakter ausgezeichneten, vor wenigen Jahren in Paris gestorbenen Mann enthält das „Athenaeum français" eine Zusammenstellung merkwürdiger Charakterzüge von E. Chasles. Warum dies gerade in der gegenwärtigen Lage geschieht, wird klar werden, wenn wir auch in d. Bl. einige derselben hervorheben. Tschitschagow, geboren im Jahre 1767, trat 1782 in den Marinedienst, wurde Contreadmiral 1796, Marineminister 1802 und Befehlshaber und Gouverneur in den Donaufürstenthümern im Kriege gegen die Türken 1812. Der Friedensabschluß mit der Türkei erlaubte Tschitschagow mit der Moldauarmee gerade gegen Napoleon's Verbindungslinie loszurücken und in die Katastrophe an der Beresina entscheidend miteinzugreifen. Hierauf legte er seinen Befehlshaberposten nieder und erhielt vom Kaiser Alexander unbeschränkten Urlaub, den er dazu benutzte, den übrigen Theil seines langen Lebens im Auslande zuzubringen, namentlich in Paris, wo er am 10. September 1849 starb. Mit Alexander blieb Tschitschagow fortdauernd im guten Einvernehmen, mit Kaiser Nikolaus zerfiel er dagegen gänzlich, als dieser im Jahre 1834 einen Ukas erließ, wonach bei Strafe der Sequestration und Einziehung ihrer Güter allen im Auslande weilenden Russen befohlen wurde, in ihr Vaterland zurückzukehren. Tschitschagow gehorchte nicht, blieb in Italien und ließ sich, als seine Güter wirklich eingezogen wurden, als Engländer naturalisiren. Noch in seinem am 20. Mai 1847 aufgesetzten Testamente erklärte er, keine Unterthanenpflicht der russischen Regierung mehr schuldig zu sein, seitdem Kaiser Nikolaus den russischen Adel seiner Privilegien, seiner Rechte und individuellen Freiheit verlustig erklärt habe; zugleich empfahl er seinen Töchtern, seine Decorationen hoher russischer Orden der russischen Regierung wieder zurückzustellen. Diese Verfügung ist bereits früher durch französische und deutsche Blätter bekannt geworden. Erwähnung verdient folgender Zug aus einer frühern Periode seines Lebens. Als er noch als Capitän auf der Flotte diente, glaubte er sich bei einem von Paul I. abgehaltenen Flottenmanoeuvre in kränkender Weise zurückgesetzt und foderte, seine geschwächte Gesundheit vorschützend, sofort seine Entlassung. Diese wurde ihm gewährt, doch ohne Pension, „weil er hierzu noch zu jung sei". Einige Jahre später suchte man ihn wieder für den Dienst zu gewinnen. Tschitschagow machte

Einwendungen. Kaiser Paul, hiervon in Kenntniß gesetzt, läßt ihn zu sich bescheiden und schnaubt ihn an: er sei ein Jakobiner, er beabsichtige in englischen Dienst zu gehen, und fügt dann hinzu: „Fort mit ihm auf die Festung! entreißt ihm den Degen, seine Ehrenzeichen — er ist der Uniform, die er trägt, nicht werth!" Die Umstehenden beeilen sich sofort den Befehl ins Werk zu setzen, und bis auf die Unterhosen und das Hemd entkleidet wird Tschitschagow hinausgeführt, zum großen Erstaunen der in den Vorzimmern Weilenden. Tschitschagow schmachtete nun in der That eine zeitlang in der petersburger Citadelle und zwar in einem der schlechtesten Gefängnisse. Dem Grafen Pahlen gelang es jedoch, Paul's Unwillen zu beschwichtigen, und nachdem auch Tschitschagow erklärt hatte, daß, wenn ihm der Kaiser die Wahl überlasse, er ohne Zweifel lieber wieder in den Dienst des Kaisers treten als eingekerkert bleiben wolle, ließ ihn der Kaiser zu sich rufen, ergriff seine Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: „Ich weiß, daß du ein Jakobiner bist, aber bilde dir ein, daß ich auf dem Kopfe eine rothe Mütze trage, und sei eifrig in meinem Dienst!" Zugleich erklärte ihm der Kaiser, daß er nur vom Marineminister Kuschelew Befehle zu erhalten habe. Diese Anekdote ist ohne Zweifel ebenso bezeichnend für den Kaiser Paul als für Tschitschagow. Der Admiral hat interessante Denkwürdigkeiten hinterlassen, aus denen bereits die leider eingegangene „Foreign quarterly review" im Jahre 1841 Auszüge mitzutheilen Gelegenheit hatte. Ein Exemplar des betreffenden Hefts dieser Zeitschrift ist — wie eine spätere Einsendung im „Athenaeum français" bemerkt — mit charakteristischen Randbemerkungen von Tschitschagow's eigener Hand versehen. **H. M.**

Notizen.

Eine Erinnerung an Iffland.

Im Commissionsverlag von L. Lassar in Berlin erschien der achtzehnte Jahrgang des „Deutschen Bühnenalmanach", herausgegeben von A. Heinrich, der sich auf dem Titelblatt als „Souffleur a. D. des königlichen Theaters in Berlin" bezeichnet. Dieser Jahrgang enthält außer dem gewöhnlichen, eine Art sehr umfassenden Adreßkalenders für die Theater bildenden Material namentlich eine interessante theatergeschichtliche Studie: „Iffland als Director des berliner Nationaltheaters", von L. Schneider, Fortsetzung aus frühern Jahrgängen. Dieser Aufsatz ist für die Kenntniß damaliger Theaterzustände und speciell der Iffland'schen Verwaltung von Werth. Iffland gehört unsers Bedünkens schon einer Zeit des Sinkens der deutschen Schauspielkunst an; denn daß seitdem noch einzelne geniale Schauspieler und Schauspielerinnen wie Sophie Schröder, die gegenwärtig in ihrem Fach keine entfernt Ebenbürtige hat, die Stich-Crelinger, Eßlair und namentlich Ludwig Devrient, der viel nachgeahmte, emportauchten, darf uns nicht täuschen; theils hingen sie noch mit der ältern Richtung und den ältern Mustern zusammen, theils fehlt es selten oder nie zur Zeit des Sinkens, namentlich anfangs, in Literatur oder Kunst an einzelnen genialen Naturen, in denen das im Großen und Ganzen erlöschende Leben noch ein mal aufblitzt. Iffland war ein großer, aber bereits zu künstelnder und berechnender Schauspieler, der an die Stelle des großen Stils der Eckhof, Brockmann, Schröder, Fleck u. s. w. die Manier setzte, die sich bisjetzt fortgeerbt hat, und zwar gerade in den Bessern; denn der mit Leichtsinn und Frivolität gepaarte rohe Naturalismus, der sich neben ihr breit macht, kommt für uns gar nicht in Betracht. Was seine Theaterleitung betrifft, so ruhte diese ebenfalls nicht auf den großen Kunstprincipien, welche Schröder seiner Verwaltung des hamburger Theaters zugrunde legte; aber sie war die geeignetste, sowol den mancherlei Schwierigkeiten zu begegnen, wovon ein Hoftheater umgeben zu sein pflegt, als die Kunst zur Zeit des bereits beginnenden Sinkens möglichst noch oben zu halten. Iffland zeigte sich nach allen Richtungen, nach oben und unten, gegen Höflinge und Nichthöflinge selbständig und dictatorisch. Hierzu enthält die Schneider'sche Mittheilung mancherlei Beiträge sehr interessanten Charakters. Auch etwas halb Humoristisches treffen wir unter diesen Iffland'schen Reliquien an, Randbemerkungen auf einer Theaterrechnung des Inspectors Lang vom Juni und Juli 1798. Da heißt es unter Anderm: „1) Weshalb zu den Cartouchen Saffian? Auch Sämischleder thut Dasselbe. 2) Weshalb Tuch die Elle 3 Thlr.? Rattin thut Dasselbe. 3) Weshalb Hosen zu 8 Thlr.? Zu 5 Thlr. 8 gGr. thäten Dasselbe. 4) Weshalb der Mlle. Eigensatz in der «Geisterinsel» ein neues Musselinkleid? Sie hat schon im «Oedipus» eins! 5) Weshalb Hrn. Unzelmann? 6) Weshalb Hrn. Kaselitz? 7) Weshalb Hrn. Lenzer neue Kleider??? Die unzähligen vorhandenen thaten mit Arrangement Dasselbe. 8) Weshalb der verkleideten Figur in der «Geisterinsel», die in Harnisch gekleidet war, den Gürtel von Atlas und weshalb 5 Thlr., um diesen zu sticken? Dies hätte so vel quasi gemacht werden können u. s. w." Man sieht daraus, daß Iffland ein genauer Oekonom war und die Bedeutung und das Ansehen der Kunst nicht in Aeußerlichkeiten verlegte. Heutzutage, wo Garderobier und Costumier fast mehr Hauptpersonen sind als der Dichter und Künstler, findet so ziemlich das Umgekehrte statt.

Brasilische Dichter.

Auch Brasilien hat seine Dichter, die aber, wunderbar genug, von der großartigen tropischen Natur des Landes, von der wilden Majestät der Urwälder, der üppigen Fülle der Vegetation, der Pracht der Baien und Gebirgsformen wie von der Mannichfaltigkeit der das Land bewohnenden Menschenracen sehr wenig berührt und begeistert zu sein scheinen. Was würden nicht unsere deutschen Lyriker, die aus einem magern Kornfeld oder Wiesenboden ihre Anregungen schöpfen und kaum noch in unsern Gebirgen und Hochgebirgen ein groteskes Felsstück finden, an das nicht bereits ein lyrischer Kiselack ein paar Strophen gerichtet hätte, für einen brasilischen Urwald mit seinen Lianen, Papagaien, Jaguars, Alligatoren, Riesenschlangen und andern Ungeheuern geben! Die brasilischen Dichter haben dafür fast nicht den geringsten Sinn, sie dichten, wie etwa Hölty dichtete, nur nicht mit derselben gemüthvollen Innigkeit, sie preisen die Zeit, wo noch der Mond „durch Adam's Bäume schien" und die Menschen in schuldlosem Naturzustande lebten, weil sie noch vom Baume der Erkenntniß keine Frucht gepflückt hatten. Das hat freilich auch sein sehr Hübsches, wären nur sonst die Zustände Brasiliens so unschuldig und paradiesisch! Als einer der talentvollsten Dichter gilt A. G. Taixeira e Souza, Verfasser eines Bandes lyrischer Gedichte, eines Romans „Der Sohn des Fischers", und einer Dichtung, deren portugiesischer Titel „Tres dias de hum Noivado" lautet. Ferner werden genannt da Costa, der die Gründung von Villa Rica besang und eine Dichtung „Reibarao do Carmo" verfaßte, Silva Alvarenza, die beiden mehr mystischen Dichter Caldas und S. Carlos, von denen der Letztere die künftige Größe seines Vaterlandes feiert, sodann José de Andrada, R. Caldanha, Evariste u. A., welche Hymnen an die Freiheit richteten. Also brasilische Herweghs! Einen großen Romanschriftsteller hat Brasilien noch nicht gehabt, obschon für einen solchen Anregung und Stoff genug geboten wäre, und was die dramatischen Schriftsteller wie Botelho de Oliveira, Magelhaens und F. de Souza Silva betrifft, so beschränkten oder beschränken sich diese fast ausschließlich auf die Uebertragung französischer Stücke; doch rühmt man die Originallustspiele Antonio José's als geistvoll und spannend. **H. M.**

Bibliographie.

Apelt, E. F., Die Theorie der Induction. Mit 2 Figuren und 1 Zahlentafel. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernauer, A., Die Freiheit des menschlichen Willens.

Eine historisch-philosophische Darstellung. München. Gr. 8. 5 Ngr.

Besser, L., Der Mensch und sein Leben, oder was über die Gesundheit aller irdischen Dinge entscheidet. Mit einem Vorwort von M. J. Schleiden. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Csillagh, C., Aesthetik der Tonkunst in Verbindung mit einer ausführlichen Grammatik und Poëtik, der Musiksprache aus kosmischen, akustischen, ferner aus empirisch-psychologischen Grundsätzen entwickelt und in logischer Ordnung zusammengestellt. 1ster Theil. Pressburg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Du Plessis, P., Die Boucanier. Aus dem Französischen von A. Dux. 1ster Band. Presburg, Wigand. Gr. 12. 10 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Zur Geschichte des Dramas. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eichhorn, A., Die Wandmalerei in einer neuen Technik erfunden und beschrieben. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 16 Ngr.

Elster, J. C., Die Fabel von Amor und Psyche nach Appulejus lateinisch und deutsch metrisch bearbeitet. Mit Urtext und Anhängen sowie 7 Holzschnitten nach Antiken, Raphael, Thorwaldsen und einer Original-Composition von G. R. Elster. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erdmann, D., Lieben und Leiden der ersten Christen. I. Die Zeit der Apostel und der apostolischen Väter. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 22½ Ngr.

Foß, R., Geschichte des Deutschen Volkes. Eine Erläuterung zu K. H. Hermann's 15 großen Bildern unter gleichem Titel. Gotha, J. Perthes. Gr. Lex.-8. 3 Thlr.

Gerstäcker, F., Tahiti. Roman aus der Südsee. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Görlich, F. X., Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien. Breslau, Max u. Comp. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Graffunder, A., Ueber Kunst. Eine Vorlesung, auf Anlaß der Sammlungen für das Wieland-Göthe-Schiller-Denkmal in Weimar gehalten zu Erfurt. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Groth, K., Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 16. 1 Thlr.

Harting's, P., Skizzen aus der Natur. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Nebst 18 Holzschnitten und 1 lithographirten Tafel. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hoffmann, E. T. A., Phantasiestücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. 4te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Hoffmann, F. L., Verzeichniss von Schriften, welche die Geschichte der Buchdruckerkunst in der Schweiz zum Gegenstande haben. Halle. Gr. 8. 6 Ngr.

Horn, O., Aus den Geheimnissen eines Wiener Advokaten. Wahrheit und Dichtung. 1ste Lieferung. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 8 Ngr.

Jellinek, A., Zur Geschichte der Kreuzzüge. Nach handschriftlichen hebräischen Quellen herausgegeben. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Klopp, O., Geschichte Ostfrieslands bis 1570. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Kluge, C. A. E., Für die Griechen. Dresden, Naumann. 8. 5 Ngr.

Kortüm, F., Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäischen Bundes. Fünf Bücher. Drei Bände. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Lucä, F., Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 1 Thlr.

Mousson, A., Die Gletscher der Jetztzeit. Eine Zusammenstellung und Prüfung ihrer Erscheinungen und Gesetze. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 27 Ngr.

Mutter und Kind. Ein Gedicht von einem Arzte. Berlin, Kühn. 12. 1 Thlr.

Raumer, K. v., Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. 5te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Ngr.

Tilt, E. J., Hygiene des weiblichen Geschlechts oder Grundzüge einer allgemeinen Gesundheitspflege nach den verschiedenen Altersclassen und mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheit des weiblichen Geschlechts. Bearbeitet von R. Froriep. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr.

Ziegler, K., Das Reich der Wiedertäufer in Münster. Ein historischer Abriß. Lemgo, Meyer. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Appuhn, A. W, Der Pfingstregen. Predigt am 2. Pfingsttage den 5. Juni 1854 zu Magdeburg über 1. Könige 18, 41—45 gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Auswanderung nach Mexico mit Unterstützung durch die mexicanische Regierung zur Niederlassung Deutscher in der Republik Mexico, nach Verfüguug vom 16. Februar 1854. Beschreibung des Landes, seines Klimas und Bodens, seiner Eintheilung, Producte und Industrie, so wie Vorschläge in Beziehung auf Reise, Bedarf, Einrichtung und gesicherte Niederlassung. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 10 Ngr.

Die königliche Bibliothek in Berlin in den Jahren 1851, 1852, 1853. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschland unter dem Einflusse der Westmächte. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 10 Ngr.

Der geheimnißvolle Doppelmord, verübt in Hamburg am 7. Mai 1854 unter unerklärlich scheinenden Motiven, und die Entdeckung des Thäters. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Altona, Heilbutt. 8. 6 Ngr.

Ketteler, W. E. Frhr. v., Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des Oberrheinischen Episkopates und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Langer, A., Dieß Buch gehört der Kaiserin! Eine Volksstimme aus Oesterreich, zur Feier des 24. Aprils 1854. 2te Auflage. Wien, Dirnböck. 12. 10 Ngr.

Nitzsch, K. J., Würdigung der vom Dr. Kahnis, ordentlichem Professor der Theologie zu Leipzig, gegen die Evangelische Union und deren theologische Vertreter gerichteten Angriffe. Durch einen Nachtrag des Verfassers erweiterter Abdruck aus der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft ꝛc." Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden, Freih. v., Russland's Natur-Bestimmung, seine bisherige Kraft-Entwicklung und Russland's Zukunft. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Reich Gottes und Staat und Kirche. Eine populäre christlich-historische Antwort auf des Hrn. Dom-Dekan Dr. Hirscher neueste Flugschrift: zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit. Freiburg, Herder'sche Buchhandlung. 1854. Für Katholiken und Nicht-Katholiken. Jena, Frommann. Gr. 8. 16 Ngr.

Stier, R., Veränderungen oder nicht im Kirchenliede? 120 Thesen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Sundzoll und der Welthandel. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hoffmann (E. T. A.), Phantasiestücke

in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von **Jean Paul**. Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 18 Ngr.

Hoffmann's „Phantasiestücke", die bei ihrem ersten Erscheinen (1814) phänomenartig wirkten, werden gewiß auch in ihrer **vierten** Auflage dieselbe Frische über die Gemüther der Leser ausströmen wie damals. Man wird finden, wie sehr **Jean Paul** Recht hatte, wenn er sie mit den Worten beim Publicum einführte: ihr Umriß sei scharf, die Farben seien warm und das Ganze voll Seele und Freiheit. Die genialen Strafreden namentlich, womit der Kapellmeister Kreisler die musikalische Schönthuerei geißelt, werden auch jetzt nicht ungehört und wirkungslos verhallen. Die „Phantasiestücke" waren es, welche Hoffmann's Ruf zuerst in Deutschland begründeten; jetzt sind sie in alle gebildeten Sprachen übersetzt und alle europäischen Völker haben den Namen des Kapellmeisters Kreisler aussprechen lernen müssen. Das Dämonische und Diabolische, was in manchen spätern Producten Hoffmann's vielleicht zu mächtig in den Vordergrund tritt, kündigt sich in den „Phantasiestücken" nur leise und vielbedeutsam an und verleiht ihnen jenen geheimnißvollen Ausdruck, welcher in dieser Weise nur den Hoffmann'schen Novellendichtungen eigenthümlich ist.

Inhalt des ersten Theils: Vorrede von Jean Paul. — I. Jacques Callot. — II. Ritter Gluck. — III. Kreisleriana. 1. Johannes Kreisler's, des Kapellmeisters, musikalische Leiden. 2. Ombra adorata! 3. Gedanken über den hohen Werth der Musik. 4. Beethoven's Instrumentalmusik. 5. Höchst zerstreute Gedanken. 6. Der vollkommene Maschinist. — IV. Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen. — V. Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza.

Inhalt des zweiten Theils: VI. Der Magnetiseur. — VII. Der goldene Topf. — VIII. Die Abenteuer der Sylvesternacht. 1. Die Geliebte. 2. Die Gesellschaft im Keller. 3. Erscheinungen. 4. Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde. — IX. Kreisleriana. 1. Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeister Kreisler. 2. Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn. 3. Kreisler's musikalisch-poetischer Club. 4. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann. 5. Der Musikfeind. 6. Ueber einen Ausspruch Sachini's, und über den sogenannten Effect in der Musik. 7. Johannes Kreisler's Lehrbrief.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinderleben.

In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. **Volbeding**. Mit Illustrationen von **Ludwig Richter**. 8. 1852. Cart. 1 Thlr.

Eine Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt: eine Jugendschrift, die allen Eltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Embryologische Geologie

oder vergleichende Entwickelungsgeschichte der Erdkugel. Von Dr. ***Theodor Schöller.***

Erste Lieferung, die Einleitung und die zwei ersten Capitel enthaltend.

Mit fünf Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 4 Thlr.

Diese Schrift gründet sich auf die bisher unbekannt gebliebene Thatsache, **dass die Erdkugel im Wesentlichen den Charakter des höhern Thier-Eies an sich trägt**, was ausführlich darin nachgewiesen wird. Die wichtigsten Probleme werden erst durch Erkennung dieses Verhältnisses einer wissenschaftlichen Erklärung zugänglich, wie z. B. das primitive Auftreten der lebenden Geschöpfe auf der Erdkugel, die künftige Bestimmung des menschlichen Geschlechts, bisjetzt nur aus der Offenbarung bekannt und hier zum ersten male wissenschaftlich begründet. Eine ausführliche **Ankündigung** dieser höchst interessanten und wichtigen Schrift ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Underwood (M.), Handbuch der Kinderkrankheiten.

Nach der zehnten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. F. W. **Schulte**. Bevorwortet und mit neuen Zusätzen versehen von Dr. F. J. **Behrend**. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlüssel zu den Uebungen in E. H. Lloyd's theoretisch-praktischer englischer Sprachlehre

für Deutsche. 8. Geh. 8 Ngr.

Lloyd's bekannte **Englische Sprachlehre** erschien bereits in **neunter Auflage** ebendaselbst unter dem Titel:

Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Neunte, verbesserte Ausgabe. 8. 27 Ngr.

Außerdem erschienen von demselben Verfasser ebendaselbst:

Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **John Perrin**. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte, verbesserte Auflage. 8. 20 Ngr.

Englisches Lesebuch. Enthaltend eine Auswahl aus den Werken der besten neuern englischen Schriftsteller. Nebst einem kleinen Wörterbuch. — A. u. d. T.: **Gems of modern English literature.** With a vocabulary English and German. 8. 25 Ngr.

Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. Mit Beziehung auf seine Englische Sprachlehre verfaßt. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 30. —— 20. Juli 1854.

Zur Literatur der Statistik.

Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen, Preußen, Frankreich, England, Holland und andern Staaten von J. E. Horn. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1854. Ler.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Zunahme statistischer Forschungen in unsern Tagen ist unbestreitbar eine Wirkung und wol auch ein Anzeichen des gehobenen Gemeinsinns, des immer reger werdenden Interesses, das der Einzelne dem Gesammtleben, der Mensch der Gesellschaft zuwendet. Mag man noch über Begriff, Umfang und Aufgabe der Statistik als einer eigentlichen Wissenschaft im Unklaren sein, soviel ist gewiß, daß die Statistik (die wir unsererseits eben nicht anders zu definiren vermögen denn als die arithmetische Zusammenstellung der auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens hervortretenden gleichartigen Erscheinungen) auf die Kenntniß des Menschen als Einzelwesens, wie auf die der Staaten als organischer Ganzen von unberechenbarer Wirkung sein muß. Die von ihr aufgestellten Thatsachen aber rufen, wie alle gesammelten Erfahrungen, jede mit ernstem Zwecke vorgenommene Beobachtung, auch Pflichten hervor, welche von den Lenkern der Völker und von den zum Selbstbewußtsein gereiften, mündig gewordenen Völkern selbst beherzigt werden müssen.

Statt dessen hat man leider vielfältig über den Unfug der Statistikomanie, über die indigesta moles ihrer Forscherwuth geklagt und gewitzelt. Ja in demjenigen Lande, wo die Statistik zu einem kaum anderswo erreichten Grade officieller Pflege gelangt ist, in Belgien, machten sich noch vor kurzem im Schoose des Parlaments Stichreden laut, welche die Statistik als eine unnöthige oder wenn auch interessante, doch allzu kostspielige Spielerei durchhechelten. Freilich erschallten diese Verunglimpfungen nur auf jener Seite des Saals, wo der Widerstand gegen Alles, was Licht und Selbstbewußtsein weckt, manchmal heimisch geworden zu sein scheint.

Wenn wir oben von Pflichten reden, so meinen wir zunächst hauptsächlich seiten der Regierungen die Anerkennung des von der Statistik verfolgten Strebens und die Beschaffung der äußern Mittel und Kräfte, welche diesem Streben das erfoderliche Ansehen, die gebührende Achtung sichern; von Seiten der theoretischen Staats- und Volkswirthschaftslehrer, wie von Seiten der praktischen Staatsmänner und Gesetzgeber die gewissenhafte Beachtung und Ausnutzung der von der besonnenen Statistik gesammelten und erhärteten Facten.

Zwischen der Aufstellung dieser Facten aber, zwischen der officiell betriebenen Erhebung der mannichfachen Daten, die auf das Zusammenleben der Menschen im Staate Bezug haben, und zwischen der theoretisch oder praktisch auftretenden Anwendung derselben nach den verschiedensten Seiten des staatlichen Interesses liegt eine Mittelaufgabe, die dahin lautet, das officiell gelieferte Material zu sichten und zu verarbeiten, in den massenhaften Einzelheiten den innern oder äußern Zusammenhang auszufinden, Verhältnisse aufzuklären und zu begründen, welche die Vergleichung der aus andern Ländern vorliegenden analogen Materialien an die Hand gibt, und irrigen theoretischen Schlußfolgerungen, die so leicht hin und wieder zu Geltung gelangen, behutsam vorzubeugen. Diese raisonnirende, kritisch verfahrende Statistik, mag sie sich in einzelnen Monographien oder in umfassendern, methodisch geordneten Werken aussprechen, constituirt Das, was man eigentliche statistische Wissenschaft nennen kann. Ihr Gebiet ist unbegrenzt wie das Feld der Erscheinungen, womit sie sich abgibt. Sie mag Formeln und Lehrsätze aufstellen, diese Formeln und Lehrsätze bringen es nie zu absoluter Festigkeit, sie wechseln mit den Entwickelungsphasen der Menschheit, mit den Fortschrittsstadien einer staatlichen Gesammtheit. Die statistische Wissenschaft ist sonach stets im Flusse begriffen; von einem fertigen, allgemeingültigen Lehrgebäude kann folglich noch keine Rede sein, wohl aber von Forschungen, von Studien.

Zu den Schriften der letztern Art gehört auch das in der Ueberschrift näher verzeichnete Werk, mit dessen Besprechung ich von der Redaction d. Bl. beehrt worden bin. Obgleich ich bisher nur statistischen Resultaten

mein Interesse zugewandt habe und eigentliche Forschungen außerhalb meines literarischen Kreises gelegen sind, glaubte ich doch den Antrag, das inhaltreiche und, wie mir dünkt, in vieler Hinsicht bahnbrechende Werk den Lesern d. Bl. vorzuführen, meiner kritischen Incompetenz wegen nicht ablehnen zu müssen, indem ich mich darauf berief, daß erstens das Buch an Laien nicht minder als an Fachmänner gerichtet ist, und zweitens ein belehrendes Buch in einem Blatte wie dieses nicht sowol von den betreffenden Lehrern als von Denen besprochen werden soll, welche Belehrung darin gesucht und mehr oder minder darin gefunden haben. Der Verfasser wird anderswo seinen competenten Richtern nicht entgehen; wir, der Laie, enthalten uns der eigentlichen Kritik und beschränken uns auf die gedrängte Darlegung der Punkte, die derselbe seinen Studien zugrunde gelegt hat, und der hauptsächlichsten daraus hervorgehenden Sätze.

Horn hat sich als Statistiker bereits durch die Herausgabe des nach der amtlichen Situation générale du royaume de Belgique bearbeiteten „Statistischen Gemäldes von Belgien" (Dessau 1853) ein hohes Verdienst erworben, sowol wegen der Musterhaftigkeit der ausgezogenen Materialien als wegen der für das Interesse des Auslandes berechneten Verkürzung und der klaren, bestimmten Darstellung des reichhaltigen Stoffs. Im vorliegenden Werk hat er sich aber noch höher geschwungen und auf der Basis der von ihm speciell ergründeten belgischen Ergebnisse und mit steter Hinweisung auf die aus andern Staaten vorliegenden Daten die wichtigsten Fragen erörtert, die sich an die Bevölkerungsstatistik knüpfen, d. h. an den Theil dieses Wissenszweigs, der mit dem Sein und Werden der Gesammtheit der Menschen in den Grenzen dieses oder jenes Staats sich befaßt und als Ausgangs- und Endpunkt aller statistischen Untersuchungen mit dem technischen Namen Populationistik belegt wird. Die wahre Umgrenzung seiner Arbeit ergibt sich wol am besten aus folgenden Zeilen des Buchs (S. 221):

> Ich versprach die interessantesten Erscheinungen des Bevölkerungslebens und die wesentlichsten der dasselbe beeinflussenden Elemente zu studiren, nicht aber ein Archiv, wo der Nachschlagende für jede populationistische Frage alle zu ihrer Beantwortung nöthigen Daten zusammengetragen fände.

S. 10 heißt es:

> Wir wollen an dem Leitfaden des seit einer bessern und zuverlässigern Organisation der statistischen Erhebungen in mehren Ländern und namentlich in Belgien angehäuften Materials die bisher noch wenig einer tiefern Erforschung gewürdigten, auf Sein und Leben der Bevölkerung unmittelbar Bezug habenden Erscheinungen vorerst zu erkennen, dann womöglich ihren Zusammenhang, ihre Ursachen und Wirkungen zu erfassen und, soweit es angeht, auch zu erklären suchen.

Bei der Lösung dieser umfassenden Aufgabe hat sich Horn besonders angelegen sein lassen, auch den Laien zu fesseln durch Vermeidung übermäßiger Zahlen- und Tabellenhäufung, durch Einstreuung anziehender, aber stets nüchterner, meist an das natürliche Gefühl und die gemeine Erfahrung appellirender Bemerkungen, durch die der Trockenheit der Darstellung vorbeugende, den Stoff erleichternde, jedenfalls gefälligere und anregendere Briefform, mit einem Worte durch Gemeinverständlichkeit. Er ist unsers Erachtens ebenso kühn als glücklich gewesen in dem Versuche, „den spröden Stoff in lesbare Form zu bringen und derart aus dem beschränkten Fachmännerkreis in einen weitern und allgemeinen Kreis zu verpflanzen". Was aber, abgesehen von dem Resultate der Horn'schen Studien, den Werth des Buchs für den Fachmann erhöht, ist der außerordentliche Reichthum an Materialien und Quellenschriften, der dem Verfasser von der statistischen Centralcommission zu Brüssel zur Verfügung gestellt worden ist.

Der eben erschienene erste Band enthält die zwei ersten Bücher in 22 Briefen, wovon, nach Abrechnung der zwei einleitenden, 10 auf das erste und 10 auf das zweite Buch kommen.

Das erste Buch führt den Titel „Stand der Bevölkerung" und begreift Untersuchungen für sechs, zuweilen mehr europäische Staaten über die absolute und relative Bevölkerungsmenge, ihr Verhältniß zur Bodenfläche nach Ländern und Provinzen, ihre nationalen Elemente, ihre Vertheilung nach Wohnort und Beschäftigung, nach der Art ihrer Behausung und Wohnlichkeit, ihre verschiedentlich sich gestaltende Zusammensetzung nach Familien, Geschlecht, Alters- und Civilstandsclassen.

Der absoluten Bevölkerungszahl nach nimmt Belgien, obgleich das jüngste Glied, doch die vierzehnte Stelle in der europäischen Staatenfamilie ein; der Bevölkerungsdichtigkeit nach, dem unabweisbaren Maßstab der Erzeugungs- und Erwerbsfähigkeit, erhebt es sich in Europa auf den ersten Rang. Nach Dieterici fällt auf Belgien $^1/_{336}$ der gesammten europäischen Flächenausdehnung, hingegen $^1/_{58}$ der gesammten Bevölkerung von Europa. Auf diese weit ausgeführte Thatsache stützt Horn die richtige Ansicht, daß Belgien besser als irgend ein anderes Land zur Erörterung der einander gegenüberstehenden populationistischen Anschauungsweisen geeignet sei, von denen ausführlich im zweiten Briefe gehandelt wird und wovon die eine durch Süßmilch vertretene der Uebervölkerung das Wort redet, die andere unter Malthus' Anleitung sie für ein absolutes Uebel erklärt.

> Sollte sich herausstellen, daß dem belgischen Staate aus seiner ungemein starken Bevölkerungsdichtigkeit mehr Heil als Unheil entsprieße, dann könnten uns die Malthus'schen Uebervölkerungsgespenster so wenig als die nagelneuen amerikanischen Klopfgeister schrecken.

Doch dringt der Verfasser mit Recht darauf, der Bevölkerungsdichtigkeit als dem Verhältniß der Flächenausdehnung zur Einwohnerzahl keinen allzu großen Werth beizulegen und diesen falschen Ausdruck eher mit dem der Bevölkerungsstärke zu vertauschen. Bevölkerungsdichtigkeit gehe vielmehr aus dem Verhältniß der Seelenzahl zur bewohnten Fläche oder zur Anzahl der Wohnorte hervor, und nur in diesem beschränkten Sinne beeinflussen die Dichtigkeit anderweitige populationistische oder volkswirthschaftliche Erscheinungen. Nach dieser Bedeutung des fraglichen Ausdrucks werden nun die

belgischen aus der Zählung von 1846 hervorgehenden Verhältnisse dargelegt, mit den analogen in andern Staaten verglichen und zum Theil erklärt und dabei die Mangelhaftigkeit der die letztern betreffenden Erhebungen durch scharfsinnige Combinationen gemindert. Unter Anderm ergibt sich, daß, von den Städten abgesehen, die Bevölkerungsdichtigkeit, d. h. die mittlere Ortsbevölkerung, in Preußen um 73 Procent unter, in Holland um 31 Procent über der belgischen steht.

Aus der Gruppirung der belgischen Provinzen nach Flächenausdehnung, Stärke und Dichtigkeit der Bevölkerung, welche den Inhalt des vierten Briefs ausmacht, erweist sich deutlich die Zusammenhangslosigkeit der Bevölkerungsstärke und Bevölkerungsdichtigkeit.

Die Nationalitätsverhältnisse Belgiens (575/1000 Vlämen und 425/1000 Wallonen) werden wegen der im Verlaufe häufig daran geknüpften Beobachtungen über Lebensart, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit der beiden Gruppen im fünften Briefe mit großer Ausführlichkeit behandelt.

Im sechsten Briefe wird unter der Rubrik „Stadt und Land" nach vorgängiger Definition dieses Gegensatzes, der sich in verschiedenen Ländern anders herausstellt, dem Verhältniß der feldbauenden zur übrigen Bevölkerung (in Belgien 51 %) nach verschiedenen Unterscheidungsgrundlagen große Aufmerksamkeit gewidmet und dabei die beachtenswerthe Erscheinung der progressiven Abnahme der feldbauenden Bevölkerung durch schlagende Daten aus Großbritannien und einzelnen Fabrikbezirken Belgiens nachgewiesen. Auch der Behauptung einer fortschreitenden Entvölkerung der Landgemeinden zu Gunsten der Städte wird durch zahlreiche Belege widersprochen und zugleich die künftige Abnahme des Procentantheils der Städte an der Gesammtbevölkerung als wahrscheinlicher in Aussicht gestellt.

Hohes Interesse erwecken die beiden folgenden und sich gegenseitig ergänzenden Briefe, welche die Behausung (siebenter Brief) und die Wohnlichkeit (achter Brief) in den verschiedenen Staaten und Provinzen zum Gegenstand haben. Für seinen Zweck nennt der Verfasser Behausungsverhältniß das Verhältniß zwischen der Seelen- und Häuserzahl und Wohnlichkeitsverhältniß dasselbe Verhältniß mit Rücksicht auf Beschaffenheit und Größe der Häuser. Die genannten Verhältnisse zu erforschen ist oft um so wichtiger, als dieselben „ein ziemlich getreues Spiegelbild der Cultur, des Wohlstands, des Unternehmungsgeistes und der Lebensweise des betreffenden Landes oder Volks geben dürften". Nach Maßstab des Verhältnisses der Häuser- zur Seelenzahl ergibt sich folgende Staatenreihe: Frankreich auf 100 Seelen 20 Häuser, Belgien 19 Häuser, Großbritannien 18 Häuser, Holland 16 Häuser, Oestreich 14 Häuser, Preußen 12 Häuser. Abgesehen aber von dem verschieden sich gestaltenden Verhältnisse der zur Zeit der Aufnahme bewohnten oder unbewohnten Häuser, welches Verhältniß, wie Horn beweist, mannichfache volkswirthschaftliche Wichtigkeit hat und z. B. gegen Ledru-Rollin's „De la décadence de l'Angleterre" kräftige Argumente an die Hand bietet, läßt sich aus obiger Stufenfolge auf die Wohnlichkeit in den betreffenden Staaten kein sicherer Schluß ziehen. In Ermangelung gehöriger Angaben über Höhe und Räumlichkeit der Häuser aus andern Ländern können leider keine stichhaltigen Vergleichungen zwischen Belgien und andern Staaten hinsichtlich der Wohnlichkeit angestellt werden, wodurch die Volkswirthschaftslehre mit einer Masse kostbarer Daten bereichert würde. Um so ausführlicher werden die fraglichen Verhältnisse für Belgien nach Stadt und Land, nach Provinzen und nach den beiden Nationalitäten beleuchtet, woraus erhellt, daß man durchschnittlich auf dem Lande um ein Geringes gedrängter wohnt als in der Stadt, in Luxemburg am bequemsten und in den wallonischen Provinzen günstiger als in den vlämischen wohnt.

Im neunten Briefe „Die Familie" wird erstens das Verhältniß zwischen Häuser- und Familienzahl, dann die durchschnittliche Familienstärke Belgiens nach Stadt und Land sowie nach den einzelnen Provinzen mit vergleichender Rücksicht auf Preußen und Holland sowol in ihrem factischen Bestand als in ihren Ursachen untersucht. Bei den verschiedenen aus den verschiedenen Ländern oder Landestheilen sich herausstellenden Resultaten (so kommen, was Belgien betrifft, in der Stadt auf 100 Familien 459, auf dem Lande 497 Individuen; in Preußen sind diese Zahlen resp. 492 und 572) wird bei dem Gemeinausdruck Familie mit besonderm Nachdruck der Gegensatz zwischen den Haushaltungen lediger und denen verheiratheter Individuen hervorgehoben, der sich nicht überall gleichmäßig gestaltet, und dadurch mancher irrthümlichen Schlußfolgerung vorgebeugt. Höchst ergiebig sind die Horn'schen Forschungen hinsichtlich der allgemein beobachteten Abnahme der Familienstärke. Die Belege dazu sind mit scharfer Kritik der diese Abnahme da und dort bedingenden Specialumstände in der befriedigendsten Anzahl aufgehäuft. Es erweist sich als unbezweifelbar, daß auch im natürlichen Verlauf der Dinge, ohne zeitweilige Einflüsse, die Familienstärke in der Neuzeit sich verringert. Die Erklärung ist dem Verfasser nach nicht in der Abnahme der Fruchtbarkeit, die durch die geringere Sterblichkeit wenigstens ausgeglichen wird, auch nicht in der Auswanderung, sondern vielmehr in der Vermehrung der kleinen, von ledigen oder verwitweten Individuen gebildeten Haushaltungen zu suchen, für welche letztere ebenfalls annehmbare Erklärungsgründe geboten werden.

Es fällt uns schwer, bei den engen Grenzen, die uns gesteckt sind, den Inhalt der drei nächsten Briefe (10, 11 und 12), welche die Bevölkerungsverhältnisse nach Geschlecht, Altersklassen und Civilstand in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten zum Gegenstande haben, erschöpfend zu skizziren. Es folgen daher nur einige Andeutungen. Der überall sich erweisende Ueberschuß an Weibern ist im fortwährenden Abnehmen begriffen. Er wird mit vieler Klarheit als eine Nachwehe der Kaiserreichskriege demonstrirt. Auch der männliche Ueberschuß in Amerika wird glücklich in seinen Schwankungen

und Veranlassungen dargelegt. Der Verfasser gründet seine Ansicht über das normale Verhältniß der Geschlechter, nämlich die Gleichzähligkeit, auf die Behauptung, daß, je größer der weibliche Ueberschuß der Bevölkerung, desto stärker der männliche Ueberschuß der Neugeborenen sei, worüber er die nähern Erörterungen auf das zweite und dritte Buch (Fruchtbarkeit und Sterblichkeit) verschiebt.

Hinsichtlich der Altersunterschiede, bei deren Angabe die Mangelhaftigkeit des statistischen Materials in den meisten Staaten außer Belgien höchlich zu bedauern ist, sucht Horn die Unzulässigkeit der gewöhnlichen Altersvertheilung in productive (erzeugende) und unproductive (verzehrende) Bevölkerung zu beweisen und trägt zur Erforschung der Frage, wie stark in einer gegebenen Bevölkerung das lebens- und vollkräftige und wie stark das noch nicht oder nicht mehr lebens- und vollkräftige Element vertreten sei, auf Scheidung der Tabellen in drei Rubriken an, nämlich Jugendalter (1—15 Jahre), Mannesalter (16—50 Jahre) und Greisenalter (50 Jahre und darüber). Nach dieser Rubricirung untersucht er den Thatbestand in Belgien, Preußen, England, Holland, Sachsen und Schweden, um zur Folgerung zu schreiten, daß „ein geringeres Promille productiver Individuen von günstigern populationistischen Verhältnissen zeuge als ein höheres Promille".

Bei der Besprechung der civilstandlichen Verhältnisse wird die vielfach gemachte Behauptung einer Abnahme der Heirathsfrequenz nur als scheinbar richtig erwiesen und vielmehr auf eine Zunahme geschlossen. Da mit den sich bessernden Sanitäts- und Vitalitätsverhältnissen die relative Zahl der mittlern, also heirathsfähigen Altersclasse stetig abnehme, so sei es sehr natürlich, daß sich bei jeder neuen Zählung ein kleineres Promille wirklich verheiratheter Individuen herausstelle. Die interessante, zur Beurtheilung der volkswirthschaftlichen, socialen und moralischen Zustände eines Landes wichtige Untersuchung über die relative Zahl der dem Cölibat sich widmenden Individuen ist leider erst in Belgien ermöglicht, wo es sich ergibt, daß unter den Männern 79 pro mille, unter den Frauen 130 pro mille der Unverheiratheten über 50 Jahre alt sind, also nicht mehr heirathen. Die Zahl 79 schwankt jedoch nach den einzelnen Provinzen zwischen 90 (Limburg) und 72 (Brabant); die Zahl 130 zwischen 148 (Lüttich) und 114 (Hennegau). Am Schlusse des zwölften Briefs werden aus dem ersten Bande der „Statistischen Mittheilungen aus dem Königreich Sachsen" die auf das Verhältniß der Verheiratheten zu den Verwitweten bezüglichen ausgezogen und dabei auf die unerfreuliche Erscheinung einer stetigen Vermehrung der Geschiedenen (1834 kamen 68, 1849 76 Geschiedene auf 10,000 in der Ehe Lebende) und die noch unerfreulichere Thatsache einer Vermehrung der nicht geschiedenen, aber getrennt lebenden Eheleute aufmerksam gemacht, deren Zahl von 11,213 (1834) im Jahr 1849 auf 17,521 gestiegen ist.

Im ersten Buche war ausschließlich vom Stande der Bevölkerung die Rede; das zweite und die folgenden besprechen die Bewegung derselben, d. h. die Verhältnisse und Gesetze, die sich in ihrem Werden, Sein und Vergehen kundgegeben, wobei die statistischen Quellen viel reichlicher fließen und auch an zahlreiche wissenschaftliche Vorarbeiten angeknüpft werden konnte.

Der vorliegende erste Band erstreckt sich hinsichtlich der Bevölkerungsbewegung nur über das zweite Buch, das den Gesammttitel „Fruchtbarkeit" führt und in zehn Briefe (Brief 13—22, nach der fortlaufenden Numerirung) zerfällt.

Bei der Frage nach der jährlichen Heirathsfrequenz in den verschiedenen, der Vergleichung unterworfenen Ländern und nach den Ursachen, welche die dabei zur Erscheinung kommenden Differenzen veranlassen können (wie z. B. Religionsverschiedenheit), wird nachdrücklich das Axiom gerechtfertigt, daß, wenn auch örtliche und zeitliche Umstände die Heirathsfrequenz mit beeinflussen, die Anzahl der jährlichen Trauungen ein sicheres Barometer des öffentlichen Wohls abgebe, und durch die Ergebnisse der Theurungsjahre 1846 und 1847 bestätigt. Zur sichern Ermittelung der Heirathsfrequenz begnügt sich aber der Verfasser nicht mit der absoluten Zahl der Trauungen, sondern zum ersten male hebt er die Nothwendigkeit hervor, aus der Vergleichung mit der Zahl der gelösten Ehen die relative Zahl der Heirathsfrequenz zu bestimmen, und weist nach, daß in den sechs Jahren von 1844—50 auf 1000 gelöste Ehen in Sachsen 1285, in Belgien nur 1072 neue Ehen geschlossen wurden. Der Normalzustand, wonach jedem mannbar gewordenen Jüngling die Möglichkeit gegeben wäre, einen selbständigen Haushalt zu gründen und zu erhalten, stellt sich nirgends in Europa heraus. Ueberall setzt sich dem eine beziehungsweise Ungunst der Verhältnisse entgegen, die sowol eine Unterlassung als auch eine Aufschiebung des Heirathens und dadurch Verringerung der Heirathsfrequenz erzeugt. Unter diesen Umständen hat der Verfasser mit Recht der Bestimmung des Heirathsalters zwei besondere Studien (Brief 14 und 15) gewidmet, wobei abermals Belgien das wünschenswerthe Material vollkommen an die Hand gibt. In welchem Alter wird durchschnittlich geheirathet? ist die erste Frage, die er zu beantworten gesucht hat, und wobei die bedeutsamsten, zu wichtigen Folgerungen über relativen Wohlstand führenden Verschiedenheiten von einem Lande oder Landestheil zum andern, zwischen Stadt und Dorf und namentlich zwischen Mann und Frau zutage kommen. So z. B. stellt sich heraus, daß in Normaljahren in England von eheschließenden Männern 47‰, von eheschließenden Frauen 142‰ minderjährig sind, während in Belgien diese Zahlen resp. auf 23 und 88 herabsinken. Während des kritischen Jahres war das Verhältniß in England resp. 41 und 133, in Belgien 22 und 82. Der ehenmindernde Einfluß der Nahrungskrisis auf Abnahme der frühzeitigen Verheirathungen ist demnach unleugbar, aber sonderbar, auch nach dem Verschwinden der Krisis hebt sich in Belgien trotz der gesteigerten Heirathsfrequenz im Allgemeinen die Proportion nicht mehr auf den vorherigen Stand. Im Jahre

1850 sinken jene Zahlen 22 und 82 auf 16 und 77 herab. Der Grund dieser an sich befremdenden Erscheinung liegt einfach theils in dem Umstande, daß die Heirathscandidaten, die in den Nothjahren das Heirathen aufgeschoben hatten, die Heirathsfrequenz erhöhten und dabei auch wegen ihres vorgerücktern Alters das Promille der Minderjährigen verminderten, theils in dem häufigern Vorkommen von zweiten und dritten Eheschließungen solcher ältern Personen, die durch die Nothstände und die Cholera von 1849 verwitwet geworden waren. An dieser Untersuchung, wie an mehren andern, hat Horn das interessante Factum bestätigt, daß die Populationsverhältnisse in der reinvlämischen Provinzengruppe (den beiden Flandern und Limburg) am ungünstigsten sind. Auch die moralischen Folgen der früh- oder rechtzeitigen Ehen hat der Verfasser richtig gewürdigt und die Erstreckung der Rubrik rechtzeitige Ehen bis zum fünfundvierzigsten Jahre, wie sie die preußische und sächsische officielle Statistik angenommen haben, mit schlagenden Gründen bekämpft.

Die zweite Studie über das Heirathsalter (Brief 15) behandelt die gegenseitigen Altersverhältnisse des sich verbindenden Paares oder die Schwankungen des relativen Heirathsalters, denen in populationistischer wie in volkswirthschaftlicher Hinsicht große Wichtigkeit beigelegt wird. Auf ziemlich sicherm, wenn auch mühsam gebahntem Wege wird endlich der Schluß gezogen, daß in dem Maße, wie die Volkszustände sich verschlimmern, sei es durch Noth, politische Stürme oder Epidemien, die naturgemäßen (gleichalterigen) Ehen abnehmen, die nicht naturgemäßen (ungleichalterigen) zunehmen. Auch werden in diesem Brief höchst interessante Sätze über die Verhältnisse aufgestellt, welche die zweiten und dritten Ehen bedingen.

Im sechzehnten Briefe über die Vertheilung der Trauungen nach den Jahreszeiten und nach Monaten stellt sich heraus, daß das Maximum der Trauungen in England und Schweden auf das vierte, in Belgien und Holland auf das zweite Quartal fällt. Das erste und zweite Minimum fällt in England und Belgien auf das erste und dritte (ein Druckfehler sagt: das zweite) Quartal. Anderweitige Vergleichungen verbietet der gänzliche Mangel an Daten. Erwähnenswerth ist hinsichtlich der für Belgien sich ergebenden geringen Zahl von Trauungen im Monat März (dem Fastenmonat) die Bemerkung des Verfassers, daß „die Abnahme in den vlämischen Provinzen viel größer als in den wallonischen, der Bigotismus sich also dort in höherm Grade geltend macht als hier. Sollte sich hierin nicht ein Mitgrund wenigstens der ungünstigern Lage finden, welche wir bei erstern Provinzen auf jedem Schritt und Tritt wahrnehmen?!"

Vom siebzehnten Brief ab geht der Verfasser zu der Betrachtung der eigentlichen Fruchtbarkeitsverhältnisse über und untersucht zunächst die allgemeine Fruchtbarkeit, ohne Rücksicht auf ihren ehelichen oder außerehelichen Ursprung. Hier treten die Hemmnisse der Nothjahre 1846 und 1847 in allen der Vergleichung unterworfenen Ländern recht schlagend ans Licht. Am wenigsten war die Reproductionsfähigkeit davon beeinflußt in England und Sachsen, am meisten in Holland, Belgien und Preußen. Manchen hier und da gefallenen Aeußerungen entgegen wird bewiesen, daß Elend und Noth unfruchtbar, wenigstens durchaus nicht überfruchtbar sind, daß das Geburtsminimum vom Jahre 1848 nur eine Folge der zur Zeit der Empfängnißzeit, also 1847 bestehenden Nahrungskrisis und nicht der gleichzeitigen Revolution war, die eher fördernd auf die Begattungsacte des Jahres 1848, somit auf die Geburtszahl des Jahres 1849 gewesen ist und keinen unansehnlichen Antheil an der im besagten Jahre beinahe überall sich erweisenden Geburtszunahme hat. Die Abnahme der Geburten, welche sich in fünf Jahren von 1846—50 im Vergleich mit den vorhergehenden am merklichsten in Belgien (78 pro mille) herausstellt, fällt dem Verfasser nach einzig den beiden Flandern zur Last, wo sie sich auf 151 und 140 erhob und wo auch die Noth von 1846 und 1847 sich um so stärker fühlbar machte, als ihr auch eine Gewerbskrisis vorangegangen war.

Im folgenden Briefe beschäftigt sich Horn mit der Ermittelung der in den verschiedenen Ländern sich ergebenden jahrzehndlichen Fruchtbarkeitsziffer oder der relativen, mit der Bevölkerungsmenge in Verbindung gebrachten Geburtszahl. In allen in Betracht gezogenen Ländern ist die Bevölkerung während der Jahre von 1840—50 in steter Zunahme, aber diese Zunahme zeigt sich in den abweichendsten Proportionen. Das Verhältniß zwischen den mittlen Bevölkerungs- und mittlen Geburtszahlen der genannten Periode berechnend, findet der Verfasser, daß auf je 1000 Einwohner in Frankreich 29, in Preußen 40, in England und Belgien 32, in der Lombardei und Böhmen 40, in Holland 35, in Sachsen 43 Kinder geboren werden. Ueber die Ursachen dieser merkwürdigen Schwankungen läßt sich der Verfasser in keine entscheidenden Erklärungen ein und erkennt, daß die Frage nach der normalen Fruchtbarkeit eines Landes vorläufig unlösbar sei. Der Brief erstreckt sich sodann auf die Bestimmung der ehelichen Fruchtbarkeit. Auch hier wie oben zeigt sich für Frankreich das ungünstigste Resultat, indem hier auf 100 Trauungen 322, in Belgien 450, in der Lombardei 489 Neugeborene kommen. Ferner wird der Zusammenhang zwischen einer geringern Heirathsfrequenz mit einer stärkern ehelichen Fruchtbarkeit constatirt und die sich ergebenden scheinbaren Widersprüche beseitigt; endlich der Satz aufgestellt, daß die Fruchtbarkeitsziffer nicht von der verhältnißmäßig größern oder geringern Zahl sogenannter productiver Individuen abhängig sei.

Höchst interessant ist wegen der auf Sittlichkeit und Wohlfahrt daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen der neunzehnte Brief über außereheliche Fruchtbarkeit. Aus dem reichen Stoff heben wir folgendes auf die Durchschnittsjahre 1841—50 bezügliche Ergebniß hervor. Unter je 1000 Neugeborenen befinden sich in Frankreich 71, in der Lombardei 36, in Böhmen 149, in Belgien 76, in Holland 51, in Sachsen 150 uneheliche. Aus

diesen mit großer Gewissenhaftigkeit aufgestellten Verhältnissen deducirt der Verfasser in überzeugendster Weise die Einflußlosigkeit sowol der Heirathsfrequenz als des religiösen Bekenntnisses. Hingegen will er wenigstens in Bezug auf die verschiedenen belgischen Landestheile der proportionellen Anzahl der productiven (zeugungs- und gebärfähigen) und besonders ledigen Personen, sowie der mehr oder minder starken Bevölkerungsdichtigkeit, wobei der Unterschied zwischen Stadt und Land berücksichtigt wird, einigen Einfluß nicht absprechen. Ob die Zahl der außerehelichen Geburten wirklich einen Maßstab der Sittlichkeit abgebe? Diese Frage wird mit großer Nüchternheit besprochen, aber doch definitiv verneinend beantwortet und eher den verschiedenen Gesetzgebungen ein wesentlicher Einfluß zugeschrieben. Dessenungeachtet gehört Horn nicht zu Denjenigen, welche bei den betreffenden Erscheinungen gleichgültig bleiben. Er ist nicht gesinnt, in der unehelichen Begattung nur einen „Fehler", in der Mutterwerdung des Mädchens nur einen „Fehltritt" zu sehen, sondern erklärt das Vorhandensein und den steten Anwachs einer hohen unehelichen Fruchtbarkeitsziffer nicht sowol als ein Symptom der Sittenerschlaffung, sondern vielmehr als den Beinfraß, der das sociale und staatliche Leben vergiftet und an der Wurzel unternagt.

Wir gleiten über den Inhalt des zwanzigsten Briefs (Verhältnisse der ehelichen und außerehelichen Fruchtbarkeit, sowie der Abnahme oder Zunahme der Bevölkerung nach Stadt und Land) des gedrängten Raums wegen schnell hinweg und begnügen uns mit dem Ergebniß, daß im Großen die städtische Fruchtbarkeit stärker, im Besondern aber die eheliche Fruchtbarkeit auf dem Lande stärker ist. Ebenso wenig ist es uns vergönnt, uns tiefer in die Details einzulassen, die der einundzwanzigste Brief bietet über den räumlich schwankenden, aber zeitlich unveränderlichen, überall constatirten Knabenüberschuß, der in der Stadt und bei außerehelichen Geburten als geringer sich erweist und durch die überall vorhandene Altersüberlegenheit und folglich auch Kraftüberlegenheit des Mannes wenigstens im Allgemeinen begründet wird.

Der letzte Brief bespricht den schon öfter behandelten Einfluß der Jahreszeiten auf Empfängniß. Weitläufige, aus belgischen und holländischen statistischen Quellen geschöpfte Berechnungen ergeben, daß die wenigsten Empfängnisse im October geschehen; die Zahl hebt sich im November und December ein wenig, fällt im Januar und Februar wieder herab, steigt dann fortwährend bis in den Mai und sinkt von da aufs neue bis in den October. Die Beeinflussung der Jahreszeiten ist in der Stadt geringer als auf dem Lande; religiöse Einwirkung, wie sie Villermé angenommen, wird zurückgewiesen. Am Ende wird dargethan, daß der Knabenüberschuß größer ist unter den im Frühling als unter den in den drei übrigen Quartalen geborenen Kindern.

So hätten wir denn in kurzen Zügen den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes skizzirt; wie anfangs gesagt, steht es uns bei unserm Mangel an eigenen Studien und Forschungen nicht zu, uns auf eine Kritik desselben einzulassen. Doch können wir ohne Gefahr des Widerspruchs dem Scharfsinn, der strengen Gewissenhaftigkeit und Vorsicht, besonders aber dem außerordentlichen Fleiß des Verfassers in der Bewältigung einer Million von Zahlen und Proportionen die unbedingteste Anerkennung zollen. Horn gibt sich als einen Mann zu erkennen, der die Tragweite freier statistischer Forschungen klar überschaut und zur Erfüllung seiner riesenhaften Aufgabe nicht nur die erfoderliche Welt- und Schulbildung und lichte Darstellungsgabe mitgebracht hat, sondern auch ein fühlendes Herz zur Würdigung im höhern Sinne der seine Mitmenschen betreffenden Zustände und Erscheinungen.

Mögen die praktischen Rathschläge, die er vielfach hinsichtlich der Vollziehung der officiellen statistischen Erhebungen einstreut und die zuweilen mit denen des letzten statistischen Congresses übereinstimmen, eine gutwillige Aufnahme finden und auch die Aufdeckung zum Theil kolossaler Verstöße, die sich zuweilen namhafte Autoritäten haben zuschulden kommen lassen, einer freundlichen Beurtheilung des Buchs von Seiten der Fachmänner nicht nachtheilig werden.

August Scheler.

Kuno Fischer und der Spinozismus.

Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer. Erster Band: Das classische Zeitalter der dogmatischen Philosophie. Manheim, Bassermann und Mathy. 1854. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat bekanntlich das Schicksal gehabt, daß ihm die venia legendi an der Universität Heidelberg entzogen worden ist. Er spricht sich über die nähern Umstände und Motive, die zu dieser Verfolgung geführt haben, in der Vorrede ruhig und leidenschaftslos aus, und man gewinnt nicht nur aus dieser Darstellung des Sachverhalts, sondern auch aus den 30 Vorlesungen, die der vorliegende Band enthält, die Ueberzeugung, „daß hier kein Urtheil, sondern eine Maßregel vollzogen worden", wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt. Er hat sich, überzeugt, daß der Grund seiner Entsetzung nicht in seinen Lehren, auch nicht in einem Misverständnisse derselben, sondern lediglich in einer Combination fremder Umstände liegen konnte, jeder Gegenvorstellung enthalten und vertraut jetzt das Urtheil über seine Lehre dem gerechten Leser. Er sagt:

> Er möge untersuchen, ob in meiner Schrift ein Satz enthalten ist, der einen richtigen Verstand verwirren, ein religiöses Gefühl verletzen könne; man zeige mir ein Wort, welches dem Ernste der Wissenschaft und ihrer sittlichen Würde nicht angemessen wäre. Man zeige mir den anstößigen Satz, nachdem man die ganze Schrift mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat; denn sie ist mit Absicht so verfaßt, daß nur aus dem ganzen Werke der Sinn des Verfassers hervorgeht. Eines bin ich mir wohl bewußt, daß ich mit redlicher Absicht nur nach Wahrheit gestrebt und kein anderes Interesse gehabt habe, als den Geist meiner Objecte richtig zu erkennen und mit anschaulicher Klarheit wiederzugeben.

Dieses Selbstzeugniß, das sich Fischer in der Vorrede ausstellt, können wir, nachdem wir seine Vorlesun-

gen durchgelesen haben, unterschreiben. Nur etwa, wenn man seine Darstellung des Spinozismus liest, ohne die am Schluß gegebene Kritik desselben hinzuzunehmen, könnte man auf den Gedanken kommen, Fischer sei ein Spinozist, leugne also mit Spinoza die Wahrheit aller Zweckbegriffe, folglich auch der moralischen, und lasse nur ein reines Natursystem übrig, in welchem Macht für Recht und Tugend, folglich auch nur Ohnmacht für das eigentliche Unrecht und Laster gilt; eine Lehre, die allerdings als staatsgefährlich und jugendverderblich vom Katheder ferngehalten werden müßte. Aber liest man Fischer's Vorlesungen bis zu Ende, so wird man finden, daß er, obwol Pantheist, doch nicht Spinozist ist. Er will einen Pantheismus, der sich mit der moralischen Freiheit, mit den Rechts- und Tugendbegriffen verträgt. Nur darum hat er seine Kritik des Spinozismus bis zum Schluß der Vorlesungen aufgehoben, weil es überhaupt sein Grundsatz ist, während der Darstellung eines Systems sich alles eigenen Dreinredens zu enthalten und nur die Grundgedanken des Systems selbst objectiv zu entwickeln. Er versetzt sich ganz in den Geist des jedesmal darzustellenden Systems und legt dasselbe so aus, daß man zugleich einen Einblick in die Genesis und die innere Verkettung der Gedanken gewinnt, eine Methode, die sehr zu loben ist.

Gegen die vom Kirchenglauben aus unternommenen Verfolgungen der freien Philosophie spricht sich Fischer folgendermaßen aus (S. 242):

Jene fortgesetzten Widersprüche, die man mir vorhält, zwischen Philosophie und Kirchenlehre, freier Erkenntniß und autorisirtem Dogma, selbst die Verfolgungen, die bis zu diesem Augenblick im Namen der Religion so hart und unbillig gegen die Andersdenkenden geführt werden, betäuben mich nicht so sehr, daß ich die tiefe und nothwendige Uebereinstimmung beider übersehen sollte, nämlich der versöhnenden Religion, die im menschlichen Geiste den göttlichen entdeckt hat, und der ernst strebenden Philosophie, die von den höchsten Kräften des Geistes freien Gebrauch macht. Wenn die Religion die Liebe Gottes und die Philosophie die Liebe zur Wahrheit ist, so bin ich gewiß, daß beide eins sind, und wie bitter und feindselig auch die Verfolgungen sein mögen, die hier erlitten werden, die Verfolgenden sind nie religiös und die Verfolgten sind nie unglücklich.

Nach Fischer kann es wol Philosophien geben, die die Bedürfnisse des religiösen Gemüths nicht befriedigen, aber nicht eine eigentlich unreligiöse Philosophie.

Der Spinozismus verneint den Begriff der Religion, heißt daher nicht, diese Philosophie oder ihr Urheber sei irreligiös, sondern daß sie nicht im Stande sei, die Religion zu erklären. Das ist der bedeutende Sinn von dem Jacobi'schen Satze: „Spinozismus ist Atheismus."

Fischer thut sich sehr viel zugute auf diese Entdeckung des eigentlichen Sinnes der Jacobi'schen Behauptung, daß alle Speculation zum Atheismus führe. Dies wolle eben nur sagen, die Speculation vermöge nur Begriffe zu geben, aber nicht das lebendige Gefühl der Gottheit wie die Religion. Der Begriff von Gott genügt Jacobi nicht, er will das Gefühl der unmittelbaren Nähe und Gegenwart eines persönlichen Gottes. „Der persönliche Gott im Sinne Jacobi's ist die Religion; diese vermißt er in der Philosophie Spinoza's." Jacobi's Satz: „Spinozismus ist Atheismus", sei daher dahin zu erklären: Der Spinozismus ist das Alpha privativum der Religion; er verneint nicht den Begriff Gottes, sondern den Begriff der Religion, oder wie sich Jacobi selbst ausdrückt: „Die recht verstandene Lehre des Spinoza läßt keine Art von Religion zu." Aber aus diesem Jacobi'schen Vorwurf, sagt Fischer, folge nicht, daß Spinoza ein irreligiöser Mensch gewesen. Ferner (S. 312 fg.):

Wenn wirklich die Lehre des Spinoza Atheismus ist im Verstande Jacobi's, wird man auch sagen dürfen, Spinoza sei ein Mensch ohne Religion gewesen? So müßte man mit demselben Rechte schließen, daß jener Eleat, der die Bewegung verneinte, ein Säulenheiliger war. Oder wird man fortfahren mit der andern vielgehörten Rede, daß der Spinozismus die Religion vernichte und aus den Gemüthern Derer vertreibe, die ihm anhängen? So müßte man mit demselben Rechte schließen, als Zeno die Bewegung leugnete, seien die Weltkörper in ihrem Laufe gehemmt und die Weltbewegung vernichtet worden. Welche abergläubische Furcht vor Begriffen, als ob sie Zauberer wären, auf deren Wink die Gesetze ihre Macht verlieren und das ewige Weltall seine Bedingungen ändert! Welches grundlose Mistrauen, noch kleinmüthiger als jene Furcht, womit sie die Natur der Religion ansehen, als ob ein Zug des Gedankens diese ewige Thatsache erschüttern und damit spielen könnte wie mit einer ohnmächtigen Erscheinung! Hätten sie nur das große und sichere Gefühl der Religion wie die Jacobi und Schleiermacher, mit welchem Humor würden sie dem vermeintlichen Atheismus der Philosophen begegnen, anstatt daß sie jetzt fortwährend dieses böse Wort so ängstlich und so übelwollend im Munde führen.

Diese Fischer'sche Ansicht über das Verhältniß der Philosophie zur Religion hat viel für sich. Aber so ganz unbegründet ist doch die Furcht der Gläubigen vor den philosophischen Begriffen nicht, als Fischer annimmt. Sein Gleichniß von der Bewegung der Himmelskörper, die darum nicht stillständen, weil Zeno die Bewegung leugnete, paßt nicht recht auf das Verhältniß der Religion zur Philosophie. Denn die religiösen Vorstellungen sind keineswegs so unerschütterlich und gegen die Macht der Begriffe unzugänglich als die Rotation der Himmelskörper. Sowie schon mancher religiöse Aberglauben vor aufgeklärten Begriffen geschwunden ist, so ist auch schon mancher Gläubige durch die Philosophie um seinen Glauben gekommen. Gefühl und Begriff liegen in der menschlichen Seele nicht so gleichgültig gegeneinander da, daß nicht mit dem Aufgehen des hellen Lichts des Begriffs die dunkeln Gefühle untergehen sollten, oder auch umgekehrt dunkle Gefühle den hellen Begriff zu überwältigen im Stande wären. Daraus folgt jedoch freilich nicht, daß die Gläubigen ein Recht haben, die Philosophen zu verfolgen; denn sollten sie auch selbst für ihre Person die Nacht der dunkeln Gefühle dem hellen Tage des Begriffs vorziehen, so folgt daraus doch noch nicht, daß die Menschheit dazu bestimmt sei, in ewiger Nacht zu tappen, daß sie nicht das Recht haben sollte, sich ihre Gefühle, auch die heiligsten, durch das Licht der Erkenntniß aufzuklären und der Prüfung desselben zu unterwerfen. Jedenfalls steht die Verfolgung Fischer's we-

gen seiner Vorlesungen ungerechtfertigt da und gereicht Denjenigen nicht zur Ehre, die sie veranlaßt haben.

Fischer ist Hegelianer; man müßte also consequenterweise die Hegel'sche Philosophie überhaupt verbieten und von allen Lehrstühlen entfernen, wenn man sich berechtigt glaubt, eine dem Kirchendogma widerstreitende Philosophie zu verfolgen. Bei der Hegel'schen Philosophie könnte man aber alsdann nicht stehen bleiben, sondern man müßte weiter gehen und überhaupt alle Philosophie cassiren. Denn es kann keine echte und ihres Namens würdige Philosophie mit dem Kirchendogma proprio sensu übereinstimmen, keine kann das Kirchendogma begründen und als buchstäblich wahr beweisen. Hat man aber nicht den Muth, die Philosophie überhaupt unter den Lehrgegenständen auszustreichen, nun so verfolge man auch nicht einzelne Docenten, die weiter nichts verbrochen haben, als daß sie zur Fahne einer Philosophie geschworen und derselben treu geblieben sind.

Die Hegel'sche, wie überhaupt jede falsche Philosophie, kann nicht durch Verfolgung widerlegt und unschädlich gemacht werden, sondern nur durch Aufdeckung ihrer Irrthümer und Entgegensetzung der Wahrheit gegen dieselben. Wir wollen daher jetzt etwas näher auf Fischer's Lehre eingehen und untersuchen, ob und inwieweit dieselbe vor dem Richterstuhl der philosophischen Kritik haltbar sei.

Fischer ist ähnlich wie Rosenkranz einer von den beweglichsten und gewandtesten Hegelianern. Er weiß die Hegel'schen Abstracta durch eine lebendige, fesselnde Sprache und durch treffende Gleichnisse einigermaßen zu verleiblichen, sodaß sie etwas greiflicher werden als in der blassen schattenhaften Hegel'schen Terminologie. Aber Fischer's Grundgedanken sind und bleiben doch immer die Hegel'schen Abstracta, welche die „dialektische Selbstbewegung des Begriffs", die „immanente Evolution oder Selbstentwickelung der Vernunft" bilden. Hegel, den alle durch die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft und deren Läuterungsfeuer hindurchgegangenen Philosophen längst verlassen haben, ist für Fischer noch immer der von der Geschichte noch nicht verlassene letzte Philosoph, über den noch kein Anderer hinausgekommen, ja den man nicht aufgeben könne, ohne damit zugleich die ganze ihm voraufgegangene Geschichte der Philosophie fahren zu lassen. Fischer sagt (S. 98):

> Was die Philosophie nach Hegel betrifft, so überzeuge ich mich nicht davon, daß sie eine neue Quelle der Entwickelung bereits gefunden habe. Durch ein ausführliches Studium der nachhegel'schen Schriften habe ich mich vielmehr überzeugt, daß die eigentliche philosophische Cultur in der besonnenen und logischen Fortbildung der Principien bestehe, welche die Geschichte der Philosophie folgerichtig zutage gefördert hat. Diese Geschichte ist consequent gewesen, und man kann ihr letztes Resultat nicht aufgeben, ohne die ganze Kette ihrer Systeme bis hinunter zu dem ersten Gliede, welches Cartesius bildet, zu verwerfen. Ein aufrichtiger, aber einseitiger Standpunkt unserer Tage hat diese Nothwendigkeit auch unumwunden ausgesprochen und die gesammte Philosophie seit Cartesius als die folgerichtige Entwickelung einer ursprünglichen Verirrung beurtheilt. Ich theile diesen Standpunkt nicht, aber ich stimme ihm darin bei, daß der Schlag, welchen Hegel empfängt, von Cartesius empfunden wird, daß der Blitz, welcher ernstlich das Hegel'sche System zertrümmert, auch die übrigen bis zu dem Gebäude des Cartesius herunter in Brand steckt. Wenn es nicht etwa, wie wir täglich erleben, kalte Blitze sind, welche die hinkenden Hephäste von unten herauf schleudern.

Wer erkennt hieraus nicht die Hegel'sche Ansicht von der Geschichte der Philosophie wieder, wonach die einzelnen aufeinanderfolgenden Systeme eine nothwendige continuirliche Gedankenentwickelung bilden, in der jeder spätere den frühern als Moment in sich aufhebt, etwa wie im Jüngling der Knabe, im Mann der Jüngling und im Greis der Mann als Moment aufgehoben ist? Aber diese Ansicht von der Geschichte der Philosophie hätte Fischer erst beweisen und begründen sollen, anstatt sie gläubig von Hegel aufzunehmen. Er sagt nur (S. 13):

> Die Philosophie schreitet in den Systemen fort, wie die Seele im menschlichen Leben; sie entfaltet ihr Wesen in einer stufenmäßigen Entwickelung, wie die Seele im wachsenden Organismus.

Aber den Beweis dafür ist er uns schuldig geblieben. Hätte er ernstlich die Hegel'sche Ansicht von der Geschichte der Philosophie, sowie auch das Hegel'sche System selbst geprüft, so hätte er gefunden, daß der Blitz, der Hegel trifft, keineswegs alle seine Vorgänger mit verzehrt. Kant z. B. wird noch unversehrt sein Haupt erheben, wenn Hegel längst als Leiche am Boden liegen wird. Wir glauben eher annehmen zu dürfen, daß Fischer der letzte oder wenigstens einer der letzten Hegelianer ist, als daß Hegel der letzte Philosoph sei. Die Geschichte der Philosophie hat sich in Herbart und Schopenhauer auf zwei verschiedene Weisen gründlich von der Hegelei befreit. (Vgl. meine „Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie" in der Vorrede.) Und da Herbart und Schopenhauer gleichzeitig mit Hegel lebten und lehrten, so kann Fischer schon aus diesem Factum abnehmen, daß seine Ansicht von der unzersprengbaren Kette der Systeme eine grundfalsche ist. Die geschichtlichen Thatsachen lehren, daß nicht immer ein System zu warten braucht, bis das andere abgetreten ist, wie der Jüngling warten muß, bis der Knabe, und der Mann, bis der Jüngling überwunden ist, sondern daß oft gleichzeitig mehre einander gegenseitig bekämpfende Systeme auftreten, und daß ein späteres System oft nicht ein Fortschritt, sondern ein Abfall gegen ein früheres ist, daß, während also im Leben der Mann reifer ist als der Knabe und Jüngling, in der Geschichte der Philosophie umgekehrt das spätere System oft bei weitem unreifer, knabenhafter und kindischer ist als das um ein oder mehre Jahrhunderte frühere. So ist z. B. der Hegel'sche, das Denken mit dem Sein identificirende Dogmatismus im Verhältniß zum Locke'schen und noch mehr zum Kant'schen Kriticismus nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückfall, während hingegen die Schopenhauer'sche Philosophie ein wirklicher Fortschritt ist, da sie Kant's unumstößlichen Grundgedanken nicht, wie Hegel, fallen läßt, sondern weiter entwickelt und fortbildet, ja ihn eigentlich erst begründet.

Es klingt zwar schön, wenn Fischer sagt (S. 19):

Die Geschichte der Philosophie ist ein System von Systemen und die wahre Darstellung derselben läßt sie erscheinen nicht wie ein Archiv, erfüllt mit staubigen Zeugnissen und Diplomen der Speculation: so erschien sie dem Chronisten; nicht wie einen reichen Bazar, der alles Mögliche zu freier Auswahl bietet: so erschien sie dem Eklektiker; nicht wie ein Mausoleum, das die Verwesung beherbergt: so erschien sie dem Skeptiker; sondern wie ein Pantheon, in welchem der denkende Geist die denkenden Geister zu einer einmüthigen Gemeinde versammelt.

Aber Fischer hätte doch bedenken sollen, daß in diesem Pantheon die einzelnen Götter oft einander auf das blutigste bekämpfen und oft der später eintretende den frühern oder umgekehrt der frühere den spätern gänzlich desavouirt, ihm seine Göttlichkeit abspricht und ihn aus der „einmüthigen" Gemeinde ausgestoßen wissen will, während Andere wieder ihn anerkennen und aufnehmen, sodaß die „einmüthige" Gemeinde zu einer höchst uneinmüthigen wird. Wie in der politischen Geschichte, so auch in der Geschichte der Gedanken sind es entgegengesetzte Principien und Standpunkte, die einander bekämpfen; der Rationalismus kämpft gegen den Mysticismus, der Materialismus gegen den Spiritualismus, der Kriticismus gegen den Dogmatismus. Es gibt also keineswegs blos eine continuirlich sich entwickelnde Reihe von Systemen, sondern mehre parallele Reihen, und wer zu der einen sich bekennt, schließt sich eben damit von der andern aus, sowie in der Politik die Rechte von der Linken, die Absolutisten von den Republikanern, die Freunde der Kreuzzeitung von den Anhängern der National- oder Volkszeitung. Es streitet also gegen die Erfahrung und gegen die wirkliche Geschichte, wenn Fischer sagt (S. 18):

Die Philosophie schreitet durch die Reihe der Systeme fort als eine zusammenhängende Kette von Vernunftschlüssen.

In einer zusammenhängenden Kette von Vernunftschlüssen kann keine Empörung des einen Gliedes gegen das andere stattfinden, wie in der Geschichte der Philosophie eines Systems gegen das andere. Der Streit der Philosophen wäre nicht nur unbegreiflich, sondern auch ganz unmöglich, wenn die Philosophie so ein selbständiges Ding wäre, das sich durch die Köpfe der verschiedenen Philosophen stufenweis hindurchbewegt, wie das Leben des Organismus durch die verschiedenen Lebensalter. Die Philosophie ist ein Abstractum. Wahrhaft real sind nur die einzelnen Philosophien, aus welchen der allgemeine Begriff der Philosophie erst abstrahirt wird. Die Fischer'sche Geschichtsansicht rührt also daher, daß sie mit Hegel den Begriff, der ein Abgeleitetes, Secundäres ist, für das Ursprüngliche, Primäre nimmt, ihn hypostasirt und ihm eine lebensvolle Entwickelung, eine Evolution durch die individuellen Köpfe hindurch beilegt, eine Ansicht, die eben das πρῶτον ψεῦδος der Hegel'schen Philosophie ausmacht, die aber von Fischer gläubig aufgenommen wird.

Jedoch, obgleich nicht die ganze Geschichte der Philosophie eine continuirliche, unzersprengbare Kette von Systemen bildet, so darf doch nicht geleugnet werden, daß ein Theil derselben, eine besondere Reihe von Systemen innerhalb einer bestimmten Periode der Gedankenentwickelung, in einem solchen Zusammenhang stehen kann, daß jedes spätere Glied dieser Reihe an das frühere anknüpft und dasselbe weiterführt. So ist es gerade mit denjenigen Systemen bewandt, welche der vorliegende erste Band der Fischer'schen Geschichte behandelt, nämlich mit den aufeinanderfolgenden Systemen des Cartesius, Geulinx, Malebranche und Spinoza. Diese bilden in der That eine zusammenhängende Kette, aber nur darum, weil sie sich alle um die Lösung eines und desselben Problems drehen, nämlich um die Lösung des Gegensatzes zwischen Geist und Materie oder Denken und Ausdehnung. Innerhalb dieses Problems ist allerdings ein continuirlicher Fortschritt von Cartesius bis zu Spinoza erkennbar, welchen Fortschritt auch Fischer sehr gut dargestellt hat. Aber dieses vom Dogmatismus aufgeworfene Problem wird später vom Kriticismus verworfen. Kant fragt nicht mehr: Wie verhält sich das Denken zur Ausdehnung? sondern: Wie verhält sich überhaupt das Vorstellen, innerhalb dessen der Raum, also die Ausdehnung, als eine besondere Form liegt, zum Ding an sich, zu dem von aller Vorstellung und ihren Formen unabhängigen Wesen? Zwischen diesem kritischen und jenem dogmatischen Problem ist aber kein innerer Zusammenhang, keine Stetigkeit mehr, sondern ein entschiedener Bruch. Der Kriticismus bricht vollständig mit dem Dogmatismus, und mit jenem beginnt in der Geschichte der Philosophie eine neue Reihe von Systemen, die nichts mehr mit der von Cartesius ausgegangenen Reihe gemein haben.

Hätte sich Fischer dieses klar gemacht, so hätte er nicht nur seine Ansicht von der continuirlichen Kette der Systeme aufgegeben, sondern wäre auch im Stande gewesen, eine ganz andere, gründlichere Kritik des Spinozismus zu liefern, als die ist, die er geliefert hat. So wahr auch Fischer's in der zwölften Vorlesung dargelegte Grundsätze der philosophischen Kritik sind, so einseitig und ungenügend ist doch seine in der dreißigsten Vorlesung gelieferte Kritik des Spinozismus. Fischer sagt richtig, die Kritik einer Philosophie bestehe nicht darin, daß man nach Gutdünken Einwände dagegen vorbringt, nach Belieben Ausstellungen daran macht, das Eine tadelt, das Andere lobt, hier etwas vernünftig, dort etwas unvernünftig findet. Dieser eklektischen Manier gegenüber bestehe vielmehr die Aufgabe der philosophischen Kritik in der zweifachen Untersuchung, ob erstens ein System im Einklange mit sich selbst ist oder nicht, d. h. ob die Consequenzen wirklich aus dem Princip folgen, und ob zweitens das Princip an sich haltbar sei. Werden die Consequenzen falsch befunden, so müsse das System berichtigt werden, eine Correctur erfahren. Ist hingegen das Princip falsch, so sei das System zu widerlegen, die Axt müsse an die Wurzel gelegt und das System gestürzt werden.

Das sind die Stellungen, welche die philosophische Kritik, indem sie die Systeme prüft, einnimmt und einnehmen muß: entweder sie stimmt mit dem Systeme überein, so wird sie es

ausbreiten und die Propaganda desselben werden, oder sie stimmt mit dem Systeme nicht überein, so wird sie es verbessern oder ausbilden, oder widerlegen.

Sehen wir uns nun die Fischer'sche Kritik der im vorliegenden Bande dargestellten Systeme näher an, so finden wir bei allen nur die erste Art der Kritik geübt, nämlich die der Vergleichung der Consequenzen mit dem Princip. Nirgends aber wird die Axt an die Wurzel gelegt und das Princip selbst untersucht. Fischer weist nach, wie der Substanzbegriff, den Cartesius aufgestellt, von diesem selbst nicht consequent festgehalten und ausgebildet worden sei, da er im Dualismus stecken geblieben, während doch im Begriffe der Substanz liege, daß es nur eine Substanz geben könne. Auch Geulinx und Malebranche seien noch im Dualismus stecken geblieben, obgleich Letzterer sich schon am meisten an Spinoza annähere. Erst Spinoza habe die wirkliche Consequenz des Substanzbegriffs vollzogen, indem er Denken und Ausdehnung, Geist und Materie nicht mehr als selbständige Substanzen neben und außer der göttlichen Substanz angesehen, sondern sie als Attribute in die eine unendliche Substanz aufgelöst habe. Aber bei Spinoza sei wiederum eine andere Inconsequenz, ein anderer Widerspruch zwischen Princip und Folgerung vorhanden.

Das Princip des Systems ist Gott oder die eine Substanz als die Ursache aller Dinge. Die höchste Consequenz ist die Liebe Gottes oder die Erkenntniß der Substanz vermöge des menschlichen Geistes.

Zwischen diesen beiden findet nun Fischer einen Widerspruch.

Es ist in dem System Spinoza's eine auffallende Differenz zwischen der ersten und letzten Erscheinung des göttlichen Wesens, zwischen dem Dasein der wirkenden und dem Dasein der erkannten Substanz: jene existirt im unendlichen Universum oder in der Ordnung aller Dinge, diese existirt im menschlichen Geiste oder in dem Verstande eines einzelnen Dinges. So widerspricht Spinoza in seinem Resultate dem ursprünglichen Wesen der Substanz; denn aus der reinen Substanz folgt ebenso wenig die Erkenntniß derselben oder der Spinozismus als aus dem bloßen Raume die Mathematik!

Mit diesem Widerspruch soll unmittelbar ein zweiter verbunden sein.

Denn die Liebe Gottes oder die Erkenntniß des ewigen Wesens ist ebenso unvereinbar mit der Natur der Substanz als mit der des menschlichen Geistes. Wie ist es möglich, daß von einem endlichen Wesen das unendliche begriffen wird? ... Ist die Substanz, was sie ihrem Princip nach sein soll, die reine und schrankenlose Naturmacht, so kann sie niemals Object der menschlichen Erkenntniß werden. Ist der menschliche Geist, was er seinem Princip nach sein soll, ein endlicher und beschränkter Modus, so kann er niemals Subject einer absoluten Erkenntniß werden. So widerspricht Spinoza in seinem Resultate dem ursprünglichen Wesen des menschlichen Geistes; denn ein Modus kann ebenso wenig Philosoph oder ein Spinoza werden als das Dreieck ein Mathematiker!

Nach Fischer erfodert es die Consequenz, entweder anzunehmen, daß die unendliche Substanz nicht erkannt wird, oder daß das die Substanz erkennende Wesen kein endlicher Modus sei. Das Erkennen der Substanz will er nicht aufgeben, er läßt daher die Endlichkeit des menschlichen Geistes fahren.

Wenn die Substanz erkannt werden soll, so muß sie dem menschlichen Geiste und also den Dingen überhaupt immanent sein. Wenn die Substanz den Dingen wirklich immanent ist, so ist sie nicht mehr das schrankenlose Wesen und die Dinge sind nicht mehr Modi. Wenn das göttliche Wesen wirklich einheimisch ist in den Dingen, so müssen diese selbst göttlicher Natur sein und nicht durch ihre Hinfälligkeit und Ohnmacht, sondern durch ihre selbsteigene Macht das Göttliche offenbaren. Nur in ursprünglichen Erscheinungen kann das ursprüngliche Wesen, nur in ewigen Kräften kann die ewige Kraft wahrhaft existiren. Jedes einzelne Ding muß ein originelles Wesen, eine selbstthätige Kraft, die Ursache seiner selbst werden, wenn ihm die Substanz oder die absolute Causalität wirklich inwohnen soll. Nur dann ist die Immanenz des Göttlichen das erfüllte Weltgesetz, wenn das Wesen der Dinge nicht blos im All, sondern überall gegenwärtig ist und sich in jeder einzelnen Erscheinung als die wirkende Natur selbst offenbart.... Man muß die Dinge nicht mehr als Modi, sondern als Substanzen begreifen, nicht als verschiedene, sondern als wesensgleiche Substanzen.... Die Substanz, die in den Beschränkungen der Dinge existirt, ist nicht mehr schrankenlos, denn sonst könnte sie den Dingen nicht wirklich immanent sein; und die beschränkte Substanz darf nicht von außen determinirt werden, denn sonst wäre sie nicht Substanz, sondern Modus. Also muß die Substanz durch sich selbst beschränkt sein, und die Selbstbeschränkung bildet den Charakter der Individualität. Der Begriff der Individualität löst das Räthsel des Spinozismus.... Daß die Substanz ein beschränktes Ding oder daß Gott Mensch werde, erschien dem Verstande Spinoza's ebenso unmöglich als die Quadratur des Cirkels. Aber daß Gleiches nur durch Gleiches erkannt werden könne, dieses Dogma einer geistesverwandten Philosophie würde ihm ohne Zweifel mehr eingeleuchtet haben. So hat Spinoza selbst in dem amor Dei intellectualis den Cirkel zum Quadrat gemacht, denn hier ist die Gleichung zwischen Gott und Mensch wenigstens angesetzt, wenn nicht ausgeführt worden: das erkannte Wesen der Dinge ist die Substanz in individuo; der freie, in die Anschauung Gottes versenkte Menschengeist ist gleich der Substanz; das göttliche Wesen, das sich selbst liebt, indem es von uns erkannt und geliebt wird, ist gleich dem Menschen.

Schließlich bemerkt Fischer, von der gegebenen Kritik aus einen Vorblick in die zukünftige Entwickelung der Philosophie werfend:

Für Spinoza existirte die Substanz wahrhaft nur im Universum oder in dem Zusammenhang aller Dinge, darum lebte seine Philosophie in der Anschauung des Makrokosmus. Der philosophirende Geist des 18. Jahrhunderts sucht die Substanz in individuo, die Welt in jedem einzelnen Dinge, darum verliert sich die Philosophie in die Anschauung des Mikrokosmus. Dort wird die Welt im Ganzen und Großen, hier wird sie im Einzelnen und Kleinen betrachtet; so gehören beide zusammen und ergänzen im Geiste der Philosophie das Bild des Universums. Die makrokosmische Weltanschauung, die sich in Spinoza vollendet hat, war unverwandt auf die eine unendliche Natur gerichtet, sie vernahm nur das Ganze in seinem gesetzmäßigen Einklang. Die mikrokosmische Weltanschauung dagegen, die in Leibniz ihren Charakter treffen wird, sucht überall specifische Naturen; jedes Wesen gilt ihr als eine Welt für sich, worin immer neue Phänomene entdeckt werden, die sie nicht müde wird zu betrachten. Darum fällt es ihr schwer, wenn nicht unmöglich, ein Weltsystem zu vollenden, denn ein solches läßt sich leichter in den Sternen als in den Staubfäden finden, und man darf die Weltharmonie eher auf dem Standpunkte eines Kepler oder Spinoza als auf dem eines Linné oder Leibniz suchen. So stimmt die Entwickelung der neuern Philosophie, indem sie von Spinoza zu Leibniz übergeht, mit dem Ausspruche des Dichters überein:

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

Der Leser ersieht aus der angeführten Fischer'schen Kritik des Spinozismus, daß Fischer, seiner Ansicht von der continuirlichen Kette der Systeme gemäß, bemüht ist, das Leibniz'sche System als eine nothwendige Consequenz aus dem Spinozismus herauszudeduciren oder richtiger herauszuklügeln. Aber zwischen Spinoza und Leibniz ist kein innerer Zusammenhang, sondern ein entschiedener Gegensatz; aus der Spinozistischen Einheit der Substanz läßt sich die Leibniz'sche Vielheit der Substanzen oder Monaden nun und nimmermehr als eine nothwendige Consequenz herausbringen. Wer wie Spinoza sagt: Gott allein ist das absolute, ursprüngliche, ewige und selbständige Wesen, die modi (Individuen) sind nur endliche, unselbständige, bedingte und vergängliche Erscheinungen oder Determinationen des ewigen Wesens, der kann es sich unmöglich als die Consequenz seiner Ansicht gefallen lassen, daß den Individuen Originalität und Ewigkeit zukomme, und Spinoza selbst würde sich höflichst diese Consequenzmacherei verbeten haben. So wenig als in einem Satze jedem einzelnen Buchstaben Selbständigkeit zukommt, ebenso wenig kann aus der Spinozistischen Weltauffassung heraus den einzelnen Dingen Originalität beigelegt werden. Bedient sich doch Fischer selbst, um Spinoza's Grundgedanken zu erläutern, des Gleichnisses (S. 488):

Die Welt ist das Buch, welches der menschliche Geist liest: die einzelnen Dinge sind gleich den Buchstaben; der Zusammenhang der Dinge ist gleich den Sätzen; die Substanz oder Gott ist gleich dem Sinne dieses Buchs.

Folgt nun aber daraus, daß nur der ganze Satz einen Sinn hat, die dem geradezu widersprechende Behauptung, daß jedem einzelnen Buchstaben ein selbständiger Sinn zukomme? Ueberdies hat Fischer selbst schon in der vierzehnten Vorlesung gezeigt, wie der Begriff der Substanz als des allgemeinen, unbedingten, selbständigen Wesens aus dem Cartesianismus heraus zum Spinozismus hindränge, da aus jenem Begriffe mit Nothwendigkeit folge, daß es nur eine Substanz geben könne. S. 228:

Halten wir den Begriff der Substanz fest, so folgt mit evidenter Consequenz: es gibt nur eine Substanz, diese eine Substanz ist das Wesen der Dinge.

Wie kommt er nun am Schluß seiner Vorlesungen auf einmal dazu, die Leibniz'sche polytheistische Monadologie aus dem Spinozistischen Monotheismus zu folgern? Die Gründe, die ihn hierzu bestimmen, sind doch wahrlich sehr schwach. Erstens soll es ein Widerspruch sein, daß die Substanz überhaupt erkannt wird, daß sie Object der Erkenntniß ist, und zweitens soll es ein Widerspruch sein, daß der die Substanz erkennende menschliche Geist als endlicher, beschränkter modus betrachtet wird, da das Unendliche nur von einem gleichen, also unendlichen Wesen erkannt werden könne. Beides vermögen wir trotz aller Anstrengung nicht einzusehen. Die Substanz, obwol an sich verstand- und willenlos, determinirt sich doch in dem Modus Mensch dazu, ein erkennendes und wollendes Wesen zu sein. Im Menschen gelangt sie also zur Persönlichkeit und zum Selbstbewußtsein. An sich unpersönlich und bewußtlos, gewinnt sie im Individuum Persönlichkeit und Bewußtsein. Widerspricht es aber der Substanz nicht, ihre modos in sich zu schließen (wie es dem Dreieck nicht widerspricht, zwei rechte Winkel einzuschließen), so kann es auch der Substanz nicht widersprechen, erkennend zu sein. Hiermit wäre also Fischer's erster Widerspruch beseitigt.

Was den zweiten angeblichen Widerspruch betrifft, wonach es unmöglich sein soll, daß ein endlicher modus, wie der menschliche Geist ist, die absolute, unendliche Substanz erkenne, da man, um das Absolute zu erkennen, selbst absolut sein müsse: so ist hiergegen zu bemerken, daß, wie die Erfahrung lehrt, man sehr wohl in der Vorstellung, im Denken, den Begriff eines Ganzen haben könne, ohne doch darum selbst das Ganze zu sein. Wir stellen uns, obgleich wir Individuen sind, den Begriff der ganzen Gattung vor, ohne doch darum aufzuhören, einzelne beschränkte Individuen oder Exemplare der Gattung zu sein. Warum sollten wir nicht also auch den Begriff des Universums, der absolut unendlichen Substanz im Sinne Spinoza's, bilden können, ohne darum aufzuhören, ein Theil des Universums zu sein? Obwol realiter nur einen Theil des Ganzen bildend, sind wir vermöge der Vernunft doch im Stande, in der Vorstellung über unser eigenes beschränktes Sein hinauszugehen und die Idee des Ganzen in uns zu fassen. Hören wir darum aber auf, realiter Individuen zu sein? Muß Fischer, um sich die ganze Stadt Heidelberg vorzustellen, selbst realiter zur ganzen Stadt werden? Ist es ein Widerspruch, daß ich einzelner Bürger eines Staats bin und doch den Begriff des ganzen Staats in mir trage? Ist es ungereimt, daß das Auge den ganzen Körper anschaut und doch nur einen Theil des Körpers bildet?

Auf die Weise, wie Fischer gethan, läßt sich dem Spinozismus nicht beikommen. Fischer tadelt es an Spinoza, daß er die Menschwerdung Gottes für ebenso unmöglich gehalten habe als die Quadratur des Cirkels, und es scheint, daß Fischer durch die Hegel'sche Menschwerdung Gottes den Spinozismus überwunden glaubt. Aber in dem Sinne, wie Spinoza die Menschwerdung Gottes leugnet, hat sie auch Hegel geleugnet, und wiederum in dem Sinne, wie Hegel sie zugibt, hat sie auch Spinoza zugegeben. Denn nach Hegel wird Gott nicht, wie das Kirchendogma annimmt, auf übernatürliche Weise in einem einzelnen, von oben her in die Geschichte eintretenden Individuum (Christus) Mensch, sondern auf ganz natürliche Weise in der Gesammtheit der Individuen, in der ganzen geschichtlich sich entwickelnden Gattung, also zu allen Zeiten und an allen Orten. Der Hegel'sche absolute Geist erschöpft sich nicht in einem Exemplare der Gattung, sondern nur aus dem Kelch des ganzen Geisterreichs schäumt ihm die Unendlichkeit. Genau in demselben Sinne aber geht auch bei Spinoza die absolut unendliche Substanz nicht in einem modus auf, sondern erscheint ganz nur in der Gesammtheit ihrer neben- und nacheinander existirenden modi, wie das

Dreieck sich nicht in einem, sondern nur in allen drei Winkeln erschöpft. Ferner, sowie bei Hegel das Wissen des Menschen von Gott Gottes eigenes Wissen von sich im Menschen ist, so ist auch bei Spinoza die menschliche Erkenntniß und Liebe der Substanz nur die Selbsterkenntniß und Selbstliebe der Substanz in dem modus Mensch. Im Grundgedanken ist also kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Spinozismus und Hegelianismus, und Fischer kommt als Hegelianer nicht wesentlich von dem Boden des Spinozismus los, so sehr er sich auch bemüht, die Ewigkeit und Selbständigkeit des Individuums Spinoza gegenüber retten zu wollen.

In der That läßt sich auch, was den monistischen Grundgedanken, das ἓν καὶ πᾶν betrifft, der Spinozismus nicht widerlegen. Fischer erkennt selbst an, daß alle Philosophie wesentlich Pantheismus in dem Sinne sei, daß sie den Dualismus zwischen Gott und Welt aufhebe und daß sie die Dinge nicht in ihrer Vereinzelung, sondern nur in ihrer Verkettung, in ihrer ewigen Ordnung als Offenbarung des Urwesens erkenne. Ist dieses aber der Fall, so kann sich auch die Kritik Spinoza's nicht gegen den monistischen Grundgedanken seines Systems wenden und etwa in der Leibniz'schen polytheistischen Monadologie (die, weil sie die Selbständigkeit der endlichen Monade gegenüber der Gottheit behauptet, wieder in den Dualismus zurücksinkt) einen Fortschritt nachweisen, sondern die wahre Kritik Spinoza's hat einzig und allein die eigenthümliche Art seines Pantheismus ins Auge zu fassen und diese zu widerlegen. Fischer hat selbst nachgewiesen, daß die specifische Eigenthümlichkeit des Spinozismus nicht darin besteht, daß er Pantheismus ist, — denn pantheistische Systeme hat es schon vor Spinoza gegeben und gibt auch welche nach ihm, — sondern darin, daß die Substanz bei Spinoza nur als wirkende Ursache auftritt, daß folglich die Spinozistische Weltordnung nur ein reines, alle Zweckursachen und alle moralischen Ideen ausschließendes Natursystem ist (vgl. die 29. Vorlesung). Gegen diese moralisch schwache Seite des Spinozismus hätte also Fischer hauptsächlich seine Pfeile richten sollen. Nicht innere, logische Widerspüche, sondern moralische Thatsachen sind es, die den Spinozismus stürzen.

Julius Frauenstädt.

Religiöse Dichtungen.

Wir sind es schon gewohnt, unsere Dichtungen von heute Hand in Hand mit der Zeitrichtung und der augenblicklichen Stimmung des großen Publicums gehen zu sehen. Jede neue Richtung erzeugt neue Poesien, die dieser Richtung huldigen und die denn auch mit dem Verschwinden dieser Stimmung ebenfalls untergehen, ohne einen nachhaltigen Einfluß ausüben zu können. Eine reine Zweckpoesie wird stets nur eine ephemere bleiben. Neben einer sehr weltlichen Richtung geht nun heutzutage eine fromme oder frömmelnde, hart an den Zelotismus streifende Richtung; leider sehen wir sehr häufig diese Frömmigkeit in so einseitiger und völlig absprechender Gestalt auftreten, daß das eigentliche Christenthum, die christlich-moralische Sittenlehre, kaum als ein nothwendiger Theil dieser Frömmigkeit erscheint, am allerwenigsten aber als Basis angenommen wird. Diese Sorte von Frömmigkeit tritt nicht als das nothwendige Ergebniß eines von der Erhabenheit der christlichen Lehre erfüllten Gemüths auf, welches dann nur das eine Streben kennt, sich der sittlichen Vollkommenheit des Menschen nach Kräften zu nähern und in diesem Sinne auch zu wirken, sondern wir bemerken, daß eben diese Frömmigkeit nur ein Ergebniß des Verstandes ist, der genau zwischen dem „Sein oder Nichtsein“ abgewogen und der das Frommsein gewählt, weil es der breitere, bequemere Weg zu den Behaglichkeiten des Lebens schien. So trifft es sich denn nun auch, daß diese Frömmigkeit sich eng mit der heutigen Politik verbunden, daß beide danach streben, ein sich soviel als möglich ergänzendes Ganzes zu bilden, um so mit vereinten Kräften sich gegenseitig ihre Zwecke leichter ausführbar zu machen.

Die Poesie hat sich zum Theil dieser Tagesrichtung angeschlossen, wir werden überflutet mit religiösen Poesien: Lyrik, Epos, Drama. Mit wenigen Ausnahmen athmet diese ganze fromme Literatur eine krankhafte Pietisterei; der Stempel einer süßlichen, schwächlichen, in steter weibischer Unmündigkeit hinvegetirenden Natur ist durch sie ihren Verfassern aufgedrückt, und leider wird der Leser nur zu häufig durch eine dürre Steppe völliger Geistes- und Verstandesarmuth hingeschleppt. Und nun fragen wir, was wird diese traurige Literatur für Wirkungen auf die Jugend ausüben, der sie vorzugsweise in die Hände gegeben wird? Wir können nie und nimmer zugeben, daß diese Literatur, so sehr sie sich darauf steift, eine echte strenge Sittlichkeit zu predigen, auch so auf die Gemüther wirkt. Ja, wir behaupten geradezu, daß diese Poesien, weil sie in sich selbst keine Lebensfähigkeiten tragen und weil sie in ihrer Unfruchtbarkeit nicht im Stande sind, große kräftige Ideen, ernste und mächtige Entschlüsse, frische und lebendige Anschauungen der geistigen Schönheit in die Gemüther zu tragen, eher die Kraft zu der von ihnen scheinbar angestrebten hohen Sittlichkeit bei der Jugend untergraben.

Jedoch begegnet man Gott Lob doch immer noch hier und da einer Ausnahme und wir finden vorzüglich, was das religiöse Lied anbetrifft, manches schöne, echt poetische. Schon die Frische athmende Natur solcher Producte zeugt von dem Ursprunge derselben, dem frischen Quell des Gemüths und der reinen Anschauung der natürlichen Schönheit. Das religiöse Element in ihnen ist echt und tritt deshalb nicht absprechend, verdammend und richtend auf, sondern anspruchslos, im einfachen Kleide der Wahrheit. Es kommt so recht vom Herzen und geht deshalb zum Herzen, es zieht hinauf und drückt nicht hinab, wie jene Producte es so oft thun. Auch hält sich solche Dichtung streng auf dem Gebiete der natürlichen religiösen Anschauung, greift nie hinüber in die Politik, wie jene es fast immer thun, und donnert nicht vom Standpunkte seines mit dem Kleide heuchlerischer Demuth umhüllten Hochmuths seine Bannflüche und Drohungen ewiger Verdammniß auf die feindlichen Parteien hernieder, spielt nicht das ewig an seine Brust schlagende ekle Pharisäerthum. Ein Buch des Inhalts liegt hier vor uns:

1. Saitenspiel dem Herrn von Gotthelf Moritz Rocke. Zwei Theile. Delitzsch, Eißner. 1852—54. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben es hier besonders mit dem zweiten Theile des Buchs zu thun. Der erste erschien schon vor zwei Jahren und ist ebenfalls, wenn wir nicht irren, günstig aufgenommen. Dieser zweite Theil, mit dem charakterisirenden Motto: „Schlichtes Lied für schlicht Gemüth“, schließt sich dem ersten würdig an. Eine kernige gesunde Religion spricht sich in jedem Liede aus, volksthümliche Einfachheit der Sprache und Gedanken werden dem Leser jeder Classe das Verständniß wahren, und der Hinweis auf die Natur, die Auffoderung zum praktischen Beweise der wirklichen Moral durch ein thätiges Leben, durch die Arbeit wird bei der Erhebung fähigen Gemüthern einen reellen Nutzen ausüben. Wir geben eine Probe, in der der Charakter der ganzen Sammlung genügend ausgesprochen ist.

Hand an! Herz auf!

„Doch in dem Allen rufe auch den Allerhöchsten an, daß er dein Thun gelingen und nicht fehlen lasse." Sirach 37, 19.

Zwei Hände hat dir Gott verlieh'n,
Zum Himmel auf zu langen:
Sein Segensgut herabzuzieh'n,
Weißt du's nur anzufangen:
Hand an!

Hand an! Die Hand dich nähren soll,
Du magst sie ämsig regen;
Und — hast du beide Hände voll,
Je reicher Gottes Segen:
Hand an!

Dazu gab Gott dir einen Schrein,
Recht sicher in Gefahren;
Schließ Gottes Segen dort hinein,
Willst du ihn fest verwahren:
Herz auf!

Herz auf! Die Hand thut's nicht allein!
Herz auf! in Dank und Bitte;
Daß Gott dir in den Herzensschrein
Den rechten Segen schütte:
Herz auf!

Wer Segen nicht im Herzen hat,
Hab' noch soviel in Händen:
Sucht Hand und Herz nicht Gottes Gnad',
Fehlt's doch an allen Enden!
Hand an! Herz auf!

Arbeit' und bete! lieber Christ,
So hast du allerwegen,
Was dir zum Leben nöthig ist,
Und dazu — Gottes Segen:
Hand an! Herz auf!

2. Harfe und Trommete. Gedichte von K. A. E. Kluge. Breslau, Geiser. 1854. 8. 20 Ngr.

Es steht dieses Buch in einem scharfen Contrast zu dem vorigen und gibt einen passenden Beleg zu der Gattung pietistischer Poesie, deren Charakteristik wir in der Einleitung entwarfen. Während jene Gedichte der Ausdruck einer von der Göttlichkeit des Christenthums durchdrungenen allgemein menschlichen Anschauung waren, stellen diese von vornherein sich schon auf den Parteistandpunkt und „bringen die Welt lutherisch geschaut, dargestellt lutherischen Herzen dar, mitzufühlen und sich mit zu erbauen". Eine dem Buche beigegebene Einladung zur Subscription der „Harfe und Trommete" des Pastor Kluge weist besonders darauf hin und kündigt an: „daß der Herr die Gabe des Gesangs, mit der er einst seine liebe Braut, seine Kirche, auf Erden geschmückt und die sich derselben stets mit demüthigem Danke gefreut... auch noch heute seiner Kirche nicht ganz entzogen habe!", wie diese in fünf Abtheilungen zerfallende Sammlung beweist. Sehen wir nun diese fünf Abtheilungen einzeln an, um ganz und gar verstehen zu lernen, wie Gott will daß gesungen werde, und wie diese göttliche Inspiration in weltlichen Worten ihren Ausdruck findet.

„In der ersten werden die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens als Vorbilder und Hinweisungen auf das Göttliche betrachtet." Es sind „Lieder", die, wenn der Verfasser sie gegeben hätte, wie sie in ihrer ursprünglichen Gestalt in ihm entstanden, gewiß hier und da einen poetischen Werth sich bewahrt haben würden. Dadurch aber, daß er rein verstandesgemäß und so recht absichtlich den meisten ein Stück trivialer Moral angehängt, die sich wie ein alter Flicken auf einem neuen Kleide ausnimmt, wird der Werth, den die ersten Strophen dieser Lieder haben, paralysirt, die Poesie vernichtet. Es läßt sich darauf ein Epigramm Wernike's, wenn wir nicht irren, anwenden, der von solchen Gedichten sehr witzig sagt: „daß die ersten Strophen bei der letzten ins Wirthshaus gingen". Begegnet man hier und da einem guten Gedanken, einer poetischen Anschauung, so gehen diese doch vollkommen in der Menge der vielen falschen Gedanken und falschen unpoetischen Bilder verloren. Auch hier schon wird auf das Gebiet der Politik hinübergestreift, und da finden sich manche seltsame Dinge. Der Vers ist oft gezwungen und unschön, es fehlt dem Dichter die Herrschaft über ihn, wie sie ihm über den Gedanken fehlt.

... Die Landwehr, die auf Knieen im stillen Kämmerlein
Den Feind gebracht zum Fliehen zum Rhein und über'n Rhein.

„In der zweiten: «Liederschlachten und Wortgefechte», wird das Schwert des Worts als rechte Waffe gegen manche falsche Richtung unserer Zeit in der Entwickelung des Staats und der Kirche gebraucht." Das ist recht schön gesagt, wenn sich davon in diesen „Liederschlachten und Wortgefechten" eine Spur finden ließe. Allerdings ist von Helden und Schlachten viel die Rede, und diese Helden, diese Schlachten sollen „Freiheitskränze" erringen, ja die „Freiheit" spielt fortwährend eine große Rolle, z. B.:

Ein Kampf, der Freiheitskränze flicht ...

Ich mach' euch eine Gasse, folgt mir nach!
Die Freiheit winkt, mir tilgt die alte Schmach!

Zur Freiheit ringt und bringt die kleine Schar,
Die so verschmäht, so tief verachtet war, u. s. w.

Was aber dies für eine Freiheit ist, was da für falsche Richtungen unserer Zeit bekämpft werden sollen, davon erfahren wir vorläufig nichts, obgleich vom „alten Adam" und vom „Engel Michael im Stahlgewande, der voranzieht", geredet wird. Kurz, die ganzen poetischen Ergüsse reduciren sich auf eine Unmasse hohler, kläglich zusammengekoppelter Phrasen, deren Richtigkeit kein noch so pomphaftes Wortgeklingel verbergen kann. Im Verlauf kommen denn freilich nun eine Menge „politischer Lieder", die sich deutlicher ausdrücken und deren Werth am besten folgende Probe ergibt:

Vom souveränen Volke hab' ich ein Paar geseh'n;
Die waren Souveräne, das muß der Feind gesteh'n.

Der Erste zählt mit Freuden das Volk, das auf ihm saß,
Und das von seinem Leibe, ohn' ihm zu danken, fraß.

Oder:

Wie glücklich wirst du fürder, mein deutsches Volk, nun sein,
In Tabacksqualm gehüllet, ja glücklich bis zum Spei'n.

Auf diese Weise handhabt Herr Pastor Kluge das „Schwert des Worts", dessen Schneide er bemüht ist fortwährend durch Bibelsprüche noch mehr zu schärfen. Aber es scheint, als hätte sich der Spruch: „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen", an ihm schon hinreichend bewährt. Das Schwert, welches er so führt, kehrt sich gegen ihn selbst, er richtet sich durch seine eigenen Worte, und wenn er, der eingesetzte Prediger des göttlichen Worts, nicht einsieht, wie er aller Menschen-, vorzüglich aller Priesterwürde durch die grenzenlose Ekelhaftigkeit solcher „Poesien" Hohn spricht, so kann man nur als Entschuldigung das Citat gelten lassen, welches er selbst einer seiner sogenannten Poesien als Motto voranstellt: „Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Rasen des Herzens." 5. Mos. 28, 28.

Die dritte Abtheilung enthält „Erzählungen in poetischem Gewande, welche das Walten der Hand des Herrn in der Führung und Bewahrung der Seinen darstellen", d. h. es sind Legenden, zum größern Theil aus der biblischen Historie entnommen, deren poetischer Werth nicht hoch anzuschlagen ist.

Die vierte und fünfte Abtheilung enthalten „Geistliche Lieder und eine Anzahl von Psalmen in Kirchenmelodien". Der Charakter derselben ist der schon oben angedeutete zelotisch-pietistische; die meiste Formgewandtheit ist noch hier zu finden, freilich wird es mit der Klarheit und Tiefe der Gedanken nicht

besser. Es ist Alles, was darin gesagt und gesungen, schon hundert mal bei weitem schöner, inniger, poetischer und frömmer gesungen und gesagt. Freilich haben wir kein Urtheil darüber zu fällen, denn wir gehören ja zu den „Heiden" nach der souveränen Meinung des Pastor Kluge:

'Herr, ich will vor den Völkern laut dir danken,
Dir spielen vor den Heiden ohne Scheu,
Denn deine Huld reicht an des Himmels Schranken
Und an der Wolken Bahnen deine Treu',
Ja noch unendlich höher, größer ist
Die Gnade, die kein Sterblicher ermißt.
Zeig' über Himmel dich erhaben weit
Und über alle Welt dein' Herrlichkeit!

3. Geistliche Lieder von L. Freifrau von des Bordes. Regensburg, Manz. 1853. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Charakter dieser Dichtungen ist wesentlich von dem der beiden vorbesprochenen Bücher verschieden, wie es die äußern Umstände schon mitsichbringen. Zunächst sind sie aus einem weiblichen Gemüthe entsprungen, und ferner gehört diese Frau, eine geborene Brentano von La Roche, der katholischen Kirche an. Wie Frauen überhaupt leichter schwärmen und in diesen Schwärmereien ganz aufzugehen suchen, so hat auch die des Bordes in diese Gesänge und Lieder ihr ganzes Sein auszuhauchen getrachtet. Das Buch hat dadurch einen individuellen Charakter gewonnen, der auf ähnliche schwärmerische Gemüther gewiß einen großen Einfluß ausüben kann. Die Sinnlichkeit des katholischen Ritus bietet ohnehin der Poesie schon einen üppigern Reiz. Die Gedichte sind eingetheilt in 1) „Weihnachtslieder"; 2) „Marienlieder"; 3) „Passionslieder"; 4) „Communionlieder"; 5) „Priesterthum"; 6) „Vermischte Gedichte". Alle sind dem Charakter nach ohne wesentliche Unterschiede. Jedes einzelne Gedicht bemüht sich, die vollendetste Hingebung in den Glauben an alle die Satzungen der katholischen Kirche auszudrücken. Die Entstehungsgeschichte dieser Gesänge scheint eine schon oft dagewesene zu sein: wie nämlich ein Herz nach genossener Erdenlust sich in die Religion flüchtet. Unsere Schriftstellerinnen liefern mehre Beispiele; wir erinnern nur an die Gräfin Hahn-Hahn. Was den poetischen Werth des Buchs betrifft, so erkennen wir die Begabung der Dichterin an. Phantasie, Bilderreichthum und eine gewisse Form- und Ausdrucksgewandtheit stechen hervor. Die Gedanken dagegen sind oft mangelhaft. Die Frauen haben meist ein feines Gehör, der hübsche Klang schöner Worte besticht ihr Herz auf Kosten des Verstandes. Daher findet man so häufig in ihren Producten anscheinend schöne Bilder, reiche tiefe Gedanken, die aber bei näherer Beleuchtung in ein Nichts zerfallen. Es fehlt ihnen die Wahrheit, die richtige logische Durchführung und die passende Anwendung, und sehr häufig verläuft sich Alles in unbestimmte Gefühlsschwäbeleien, die jeglicher Plastik Hohn sprechen. Und das gilt auch von sehr vielen der vorliegenden Producte, in denen alle diese Fehler zur Anschauung gebracht werden. Jedoch findet sich dagegen wieder hier und da ein wirklich ansprechendes, geistvolles Lied. Häufiger noch stoßen wir auf solche gute einzelne Strophen, die aber in der Länge des Gedichts, in der häufigen Wiederholung verloren gehen. Eben diese Länge gereicht den meisten Gedichten zum Nachtheil, sie gleichen ausgepreßten Citronen. 13.

Soldatengeschichten.

1. Was sich die Offiziere im Bureau erzählten. Mittheilungen eines alten Registrators. Berlin, Mittler und Sohn. 1853. 8. 9 Ngr.

Eine Sammlung von Anekdoten, Schnurren und Charakterzügen, bunt durcheinander, für Liebhaber eine ganz ergötzliche Nachmittagslectüre auf ein Viertelstündchen. Aeltere preußische Offiziere werden darin viele bekannte Geschichten finden, würden sie auch noch bedeutend vermehren können. Sehr treffend sind die Persönlichkeiten aus der frühern Zeit der Allgemeinen Kriegsschule geschildert, wie Referent bezeugen kann. Nur das äußere edle Bild des Generals von Clausewitz scheint dem Verfasser — der keineswegs ein alter Registrator ist — nicht mehr klar vorzuschweben, sonst würde er ihm nicht das Gesichtscolorit eines Burgunderliebhabers gegeben haben. Vom alten Hobert hätte er noch mehr erzählen können, der jedenfalls mit seinem unter Halsbinde und viereckigem Frack getragenen Zopf, von dem er sich nicht trennen mochte, und seinem ganzen Habitus die originellste Figur war. In Bezug auf das Obercommando bei dem ersten großen Cavaleriemanoeuvre nach den Feldzügen gegen Napoleon irrt aber der Verfasser. Nicht der General von D. führte dasselbe, sondern der General von Borstell, auch war der Kaiser von Rußland nicht zugegen, sondern Erzherzog Ferdinand von Este. Referent spricht hier als Theilnehmer jener großen Uebungen.

2. Ein Soldatenleben. Erinnerungen aus den Napoleon'schen, südamerikanischen, griechischen, polnischen und algerischen Feldzügen. Herausgegeben von Julius von Wickede. Drei Theile. Stuttgart, E. Hallberger. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Eine wahre Hochflut von Soldatengeschichten ist jetzt in unsere Literatur eingedrungen. Julius von Wickede hat jedenfalls unter ihnen, nächst Hackländer, die ansprechendsten gegeben, und wir erfreuen uns auch an dem vorliegenden frischen „Soldatenleben", in welchem der Verfasser nur die Bearbeitung eines fremden Tagebuchs geben will, was wir jedoch nicht recht annehmen können. Der Held ist nämlich ein alter Capitän von den Chasseurs d'Afrique, welchen der Verfasser auf einer Reise nach Algier kennengelernt und der ihm nach seinem Tode sein Tagebuch versprochen hat. Dies ist ihm dann später zugestellt und von ihm in der vorliegenden Form, „als treuer Spiegel eines vielbewegten Soldatenlebens, aus welchem gar manche praktische Ansichten und schwer errungene Erfahrungen entgegenleuchten", herausgegeben worden. Ein solcher kann das Werk mit vollem Rechte genannt werden, die praktischen Ansichten, welche sich darin aussprechen, sind wohl begründet und von den niedergelegten Erfahrungen wird jeder Soldat, namentlich jeder Reiter, wenn er sie beachtet, Nutzen ziehen. Daß die Feldzüge, welchen die geschilderten Begebenheiten angehören, an sich schon großes Interesse bieten, bedarf keiner weitern Erörterung: die Begebenheiten selbst passen zu der Natur dieser Feldzüge; sie sind freilich oft wild genug, grausam, hier und da abschreckend, aber im Kriege, namentlich in solchem Kriege, geht es nun einmal nicht anders zu und in dem Gewühl der Kämpfe und Schreckensscenen werden uns doch auch wieder schöne Bilder echter Menschlichkeit von wohlthuendem Eindrucke vorgeführt. Der Held, Sohn eines ehemaligen preußischen Offiziers, aus der Heimat vor der Strenge seines Vaters entwichen, beginnt seine Laufbahn als sechzehnjähriger Knabe in einem polnischen Lancierregimente als Trompeter, kämpft dann 1810—12 in Spanien, marschirt von dort, zum Brigadier ernannt, nach Rußland, geräth hier in Gefangenschaft und entflieht auf wunderbare Weise nach Frankreich, wo er zu rechter Zeit ankommt, um noch den Feldzug von 1814 mitzumachen, jetzt als Offizier. Nach 1815 geht er in die Dienste der „Armee von Venezuela" unter Bolivar und kämpft für die Unabhängigkeit der spanischen Colonien in Amerika. Von dort, nach einer kurzen Episode gewonnener Häuslichkeit, kehrt er nach Europa zurück, um in Griechenland, später in Polen, immer für dieselbe Sache, obschon ohne Interesse für sie, sondern nur dem Soldatenleben zuliebe, die Waffen zu führen. Endlich tritt er in Frankreich unter die Fremdenlegion, theilt deren Schicksale und beschließt sein Leben in Algier. Wickede hat es verstanden, durch seine Darstellungsgabe und Localfärbung das Interesse des Lesers an diesem abenteuerlich bewegten Kriegerleben zu erhöhen. Wir

möchten ihn nur vor einer Klippe warnen: vor der Manier. Gerade, wenn dies Tagebuch von ihm nur bearbeitet sein soll, hätte er vermeiden müssen, dem Werke eines zwar deutsch geborenen, aber durch und durch französisch denkenden und sprechenden Capitäns den Ton und die altehrbare, etwas altfränkische Ausdrucksweise des „Vater Erdmann" aus den „Husarengeschichten" zu geben. Viele Sätze und Aussprüche sind fast wörtlich dieselben hier wie dort. Es wäre umsomehr zu vermeiden gewesen, als dies Buch doch für einen höhern Leserkreis bestimmt ist als jenes; auch auf das gesprochene Französisch, das sehr mangelhaft ist, hätte mehr Aufmerksamkeit gewandt werden sollen. Doch mag dasselbe zum Theil der unbeschreiblich nachlässigen Correctur zur Last fallen, welche besonders die Eigennamen bis zur Unkenntlichkeit entstellt gelassen hat. Nur kann man Hispania (für Espagne) und l'Espagna (was spanisch sein soll) nicht recht für Druckfehler ansehen. In dem Werke tritt überall eine tüchtige Soldatengesinnung hervor, mit der man sich von Herzen befreunden muß. Viele Ansichten sind uns aus der Seele gesprochen. Wir folgen dem thatkräftigen Manne, dessen Schicksale geschildert werden, mit Antheil und erfreuen uns an der Wahrheit seiner Darstellungen. Was er über den Zustand der französischen Cavalerie in den letzten Feldzügen Napoleon's sagt, ist höchst treffend. Die Schilderungen aus dem amerikanischen Kriegsleben sind wol die gelungensten, Bolivar's Charakteristik ist vortrefflich zu nennen. Wahr und bezeichnend spricht der Verfasser von der Unterdrückung aller Napoleon'schen Erinnerungen durch die Bourbons, die ihnen selbst und noch Ludwig Philipp zum größten Schaden gereicht hat. Das ganze Werk verdient als eine höchst anziehende Lectüre dem militärischen Publicum empfohlen zu werden.

Karl Gustav von Berneck.

Aus Paris.

Sittlichkeitsprämien für Dramendichter; Theater und Musik; der Salon de la Paix; neue literarische Erscheinungen; der Chansonnier J. Berat.

Die öffentliche Sittlichkeit muß in der That auf schwachen Pfeilern ruhen, wenn man es für nöthig erachtet, durch Aussetzung von Geldprämien für sittliche Stücke den Eigennutz dramatischer Autoren dahin anzustacheln, daß sie in ihren Dramen eine Sittlichkeit erheucheln, die ihnen selbst vielleicht ein etwas fremdes Element ist. Dies geschieht aber gegenwärtig in Frankreich, wo man der seit Jahrhunderten aufgehäuften Corruption durch solche verfängliche Mittel entgegenzuarbeiten trachtet. Mit Recht bemerkt ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung": „Sicherlich hat die Gesellschaft Ursache, die möglichen Erfolge bang zu erwarten, denn es ist gewiß die letzte Arznei, die man anwendet, um eins der wirksamsten Bildungsmittel des Volks wieder gesund zu machen." Ach, wenn nur die Bühne nicht schon seit geraumer Zeit aufgehört hätte, zu den Bildungsmitteln der Völker zu gehören! Und wer sind die Richter, die im pariser Sittencomité sitzen? Haben sie selbst die genügende Vorprüfung in sittlichen Angelegenheiten bestanden? Wir haben gewiß alle Achtung vor Sainte-Beuve, dem Berichterstatter des Comité, und Seinesgleichen; wenn man aber einmal so weit gehen will, Sittencomités für die dramatische Poesie zu errichten, so müßte man noch einen Schritt weiter gehen und Männer wie Fénélon und Bossuet, wenn diese eben zu haben wären, statt Tagesschriftsteller und Journalisten als Richter einsetzen. Die Resultate sind auch dürftig genug; 1852 wurden noch 40, im vergangenen Jahre nur 14 Stücke zur Preisbewerbung für zulässig befunden. Es ist freilich auch möglich, daß das Comité sich veranlaßt gesehen hat, im vergangenen Jahr strengere Principien walten zu lassen als 1852. Denn wie helfen sich diese französischen Sittlichkeitsdichter in der Regel? Nachdem sie eine Reihe der pikantesten und sittlich verfänglichsten Situationen aneinandergereiht, den Conflict auf die Spitze gestellt und das Publicum dadurch gehörig stimulirt haben, machen sie ganz zuallerletzt der Moral oder vielmehr der Prämie eine Verbeugung und erfinden zum Schluß etwas, das zwar wie häusliche Moral aussieht, aber mit der Haltung des Ganzen im schneidendsten Widerspruche steht und ganz der Maxime des Mephistopheles entspricht, der ein moralisches Lied singt, um das Jungfernherz desto gewisser zu bethören. Sainte-Beuve selbst deutet in seinem im „Moniteur" erschienenen Bericht mit feiner, aber sehr verständlicher Ironie auf diese schlaue Taktik der Preisbewerber hin. Diese also beginnen ihr sittliches Werk damit, daß sie sogar die Sittenrichter selbst zu hintergehen und zu überlisten suchen! Nun, für Geld kann man auch nichts weiter verlangen. Man kann auf den bestgenährten Zuchtstier wol eine Prämie aussetzen, aber nicht auf die Sittlichkeit. Eine bezahlte Sittlichkeit ist keine mehr. Sainte-Beuve erinnert selbst in seinem Berichte daran, daß die dramatischen Poeten, wie man sie aus den classischen Zeiten kenne, in ihrer Freiheit und in der Glut ihres Schaffens gewiß nie daran dachten, moralisch zu dichten, aber gewiß dachten sie noch weniger an eine Prämie. Der oben erwähnte Correspondent der „Allgemeinen Zeitung" bemerkt mit Recht: „Man sollte billig bedenken, daß das Publicum mit verantwortlich ist. Läßt es sich unmoralische Dinge bieten, beklatscht, belohnt es sie mit seinem Besuche, so liegt für kleine Talente, die ein Haus nicht fortreißen können, die Versuchung nahe (gewiß nur zu nahe!), dem Publicum die begehrten Delicatessen nach den Lieblingsrecepten vorzusetzen." Man sollte also eigentlich für das sittlichste Theaterpublicum Preise ausschreiben, statt für das sittlichste Drama. Auch wäre es consequent, wenn ein Preis für das beste moralische Ballet ausgeschrieben würde, worin man uns — nur beileibe nicht in Tricots — fein bürgerliche Moral vortanzte. Denn was hilft es, heute ein Stück von der allersittlichsten Tendenz aufzuführen, das, in einer Dorfkirche vorgelesen, von der Landgemeinde für eine veritable Predigt über den Sonntagstext gehalten werden würde, wenn morgen eine einzige Beinschwenkung einer üppigen Tänzerin die ganze Moral ruinirt, mit der gestern ein für seine moralische Richtung bezahlter und gekrönter Bühnendichter unsere Seelen ausfütterte?

Unter den neuern pariser Bühnenstücken machte seit unserm letzten Bericht (vgl. Nr. 18 d. Bl.) das meiste Aufsehen eine von E. Augier und Sandeau gemeinschaftlich abgefaßte Komödie: „Le gendre de M. Poirier", worin ein schon vielfach behandeltes Thema von neuem variirt wird: der Gegensatz zwischen der Bourgeoisie und dem Adel. Die Opposition versteckt sich gegenwärtig in Frankreich hinter Theaterfiguren, denen man nicht wohl auf dem Verwaltungswege beikommen kann. Der Adelsrepräsentant in dieser vieractigen Komödie ist, was man in Deutschland einen „Lump" nennt, aber nicht bescheiden, wie nach Goethe's Ausspruch die Lumpen sein sollen, aber gemeinhin nicht sind. Was nun den Vertreter der Bourgeoisie betrifft, Poirier, so ist dieser, wie man den Bourgeois in Frankreich gewöhnlich schildert, gutmüthig, aber beschränkt, lächerlich ehrgeizig, der danach strebt, den Titel eines Barons und die Würde eines Pairs von Frankreich zu erhalten, und dies durch einen adeligen Schwiegersohn zu erreichen hofft, für den er zuletzt die Schulden zahlen muß. Niemals, sagt ein Berichterstatter, habe Sandeau soviel Eleganz, Delicatesse und Anmuth, niemals Augier soviel Schalkhaftigkeit und hinreißende Frische entwickelt. Es ist doch bezeichnend, daß dies Arbeiten zu Zweien in Frankreich immer noch im Schwange ist, während es in Deutschland, einen einzeln stehenden Versuch von Gerle und Uffo Horn ausgenommen, nicht gedeihen will. Dies liegt wol an der rechthaberischen, eigensinnigen Natur der Deutschen. Wir unterwerfen uns, wenn es so sein muß, Allem, auch dem Härtesten, wenn es uns mit Gewalt aufgedrängt wird, aber niemals unser angebliches Besserwissen und Besserkönnen dem Besserwissen und Besserkönnen eines Zweiten. Hierzu kommt, daß bei uns Jeder, der auch nur eine Farce

schreibt, damit immer noch literarische Ansprüche verbindet und sich vielleicht gar auf einen unsterblichen Platz in der Literaturgeschichte Rechnung macht. Anders die französischen Bühnendichter. Sie liefern Fabrikat und sind vollkommen zufrieden, wenn sie damit Kasse machen und den Parisern drei Tage lang Gesprächsstoff liefern. Dann mag es vergessen sein. Sie leben so viel gemüthlicher und besser als unsere Bühnendichter mit ihrem kleinlichen, brennenden Ehrgeiz.

Ein anderes Compagniestück ist das auf dem Odéontheater zur Aufführung gekommene Drama „La servante du roi", von Duhomme und Sauvage. Das Stück spielt in merovingischen Zeiten, und zwar ist die fürchterliche Fredegunde eine der Hauptpersonen des Drama. Diese Partie war anfangs der Rachel zugedacht und das Drama überhaupt bestimmt, auf dem Théâtre français aufgeführt zu werden. Da jedoch Rachel wieder einmal auf Urlaub war, so kam die Aufführung nicht zustande, ja die Direction des Théâtre français sah sich sogar genöthigt, den Autoren wegen nicht zustande gekommener Aufführung ein Abstandsgeld zu bewilligen. Größern Erfolg als dies Drama scheint auf demselben Theater die fünfactige Komödie „Que dira le monde?" von Serret gehabt zu haben. Dies Lustspiel hat zwar auch bedeutende Mängel, wird aber wegen der spannenden Handlung, die nirgends Längen hat, nirgends ermüdet, und wegen des innern leidenschaftlich bewegten Lebens sehr gelobt. Was aber dieser Komödie fehlt, ist das eigentlich Komische. Wo dies auftritt, nimmt es eher den Ausdruck des Carikirten und Uebertriebenen an. Ein im Théâtre français zur Aufführung gekommenes Drama „Mademoiselle Aissée", ebenfalls eine Compagniearbeit von Paul Foucher und Alexandre de Lavergne, wurde für ziemlich langweilig gehalten und sprach wenig an, wogegen ein kleines in Alexandrinern gedichtetes Stück, vom Verfasser als eine „Phantasie" bezeichnet, „Au printemps", von Leopold Laluye, als eine sehr liebenswürdige „Bluette" sehr gerühmt wird. Die hier erwähnten Stücke sind zum Theil recht hübsche und artige Arbeiten, aber auch in Frankreich wie überall sind dramatische Productionen, die eine dauernde Stellung in der Geschichte der Poesie einnehmen könnten oder gar auf eine culturgeschichtliche Bedeutung Anspruch hätten, jetzt eine äußerste Seltenheit.

Was die bildende Kunst betrifft, die unter der Restauration und Ludwig Philipp einen so raschen und nationalen Aufschwung nahm, so zeigt auch diese gegenwärtig keine große Lebensthätigkeit. Die Namen, die damals galten: Vernet, Delaroche, Ary Scheffer, Ingres, Delacroix, Decamps, Biard, Gudin u. A., sind auch jetzt noch die allein glänzenden Sterne; kein Späterer hat ihnen den Rang bisher streitig zu machen die Fähigkeit gehabt. Unter den frühern Regierungen ließen sich mehre der bedeutendsten Künstler von Napoleon'schen Traditionen und Kriegserinnerungen inspiriren, die Kunst machte Fronte und Opposition gegen den „Napoleon des Friedens", aber gerade unter der gegenwärtigen Herrschaft des Neu-Napoleonismus haben die Einflüsse bonapartistischer „gloire" gewaltig an Kraft verloren, und die bisherige Führung des jetzigen mit so großem Pomp angekündigten Kriegs gegen Rußland war und ist eben nicht sehr geeignet, befruchtend und anfeuernd auf die Talente zu wirken. Früher griff man frisch in das Leben; der Anblick des wirklichen vollen Lebens hat aber leicht etwas Revolutionäres und die Leidenschaften Erregendes; daher ist jetzt die kühle Allegorie officiell geworden. Die Allegorie, mag sie auch noch so sinnvoll gedacht sein, läßt immer kalt, sowol den Künstler als den Beschauer. Vor kurzem haben Ingres und Delacroix im Salon de la Pair die beiden Plafonds, die Apotheose Napoleon's darstellend, vollendet. Schroffere Gegensätze als beide Künstler gibt es kaum; Delacroix's Phantasie ist für die Allegorie nun gar nicht gemacht, kein Wunder daher, wenn Kenner in dem ihm zugefallenen Theile der Darstellung die classische Strenge und Einfachheit und die bei der Allegorie nöthige Ruhe vermissen. Die Anhänger der Romantik finden dagegen begreiflicherweise Ingres' Bild kalt, obschon es in seiner classischen Weise den Foderungen, die man an eine Allegorie zu stellen hat, viel besser entspricht.

Während Weber's Musik zur „Preciosa" im St.-Cäcilienverein über alle Maßen gefallen hat, scheint Mendelssohn's Ouverture zur „Athalia" und sein Finale des ersten Acts der „Loreley" bei weitem weniger angesprochen zu haben. Ein Journal bemerkt: „Mögen die Deutschen — welche seit einigen Jahren in Angelegenheiten der Musik (blos der Musik?) ganz sonderbare Behauptungen aufstellen — sagen, was sie wollen, wir müssen dabei bleiben, daß Mendelssohn nicht der Halbgott ist, der einem Haydn, Mozart, Berthoven und Weber zur Seite gesetzt werden könnte. Er war ein methodischer Geist, ein Componist von bedeutendem Talent, welcher sich zuweilen bis zur Begeisterung zu erheben wußte, dessen Productionen im Ganzen aber die darauf verwandte Mühe und zuweilen die Unfähigkeit verrathen." Man erfährt übrigens bei dieser Gelegenheit, daß Director Seghers die Leitung dieses durch ihn gestifteten und nur durch ihn zusammengehaltenen Vereins wegen der mancherlei gegen ihn von mittelmäßigen Leuten angesponnenen Intriguen niederzulegen willens sei. Also auch in Frankreich wie bei uns diese Intriguensucht! Was die französische Musik betrifft, so schleppt sich auch diese gegenwärtig ohne besondere Kundgebungen origineller Productionsfähigkeit hin. Da ist z. B. eine Oper von V. Massé, welche unter dem Titel „La fiancée du diable" auf der Opéra comique zur Aufführung kam. Sie enthält einzelne recht ansprechende Sachen, aber ihr fehlt aller Stil und aller individuelle Ausdruck; sie schwankt zwischen den Manieren Auber's, Herold's und Meyerbeer's unentschieden hin und her. Nichtsdestoweniger bekundet sie einen nicht unerheblichen Fortschritt gegen die frühern kleinern Arbeiten desselben noch jungen Componisten. Der Text dieser Oper ist ebenfalls Product eines Compagniegeschäfts, indem der unermüdliche Scribe und ein gewisser Romond ihn zurechtgesetzt haben. Scribe als Inhaber einer alten Firma gab unzweifelhaft nur seinen Namen dazu her und ließ seinen Gesellen arbeiten, an dessen Machwerk er dann Einzelnes ausbesserte. Das Industriegeschäft Scribe's ist ein sehr ausgedehntes. Man kauft Herrn Scribe seinen Namen ab und mehr verlangt er nicht; er kann sich auf seine Gesellen wenigstens so weit verlassen, daß sie ihm, wenn auch keine Ehre, doch auch keine Schande machen. Wie Scribe dieses Geschäft betreibt, müssen wir freilich wünschen, daß diese Industrie sich niemals in Deutschland einbürgern möge.

Die poetische Production anlangend, so zeigt auch diese eine große Abspannung, wie sie nach fieberhaften Exaltationen gewöhnlich eintritt. Auch ist sie wol durch höhern Willen zu einer strengen Diät verpflichtet. Ihre Vorzüge sind, gegen die wüsten Ausbrüche der frühern vulkanischen gehalten, mehr nur negativer Art; sie richtet sich weniger als sonst auf die Erregung ungezügelter Leidenschaften, sie meidet den zu starken Auftrag, die Uebertreibung; sie macht sogar Miene, sich mit der Moral auf einen leidlich anständigen Fuß zu setzen. Man kehrt zur Fabel zurück (z. B. Théophile Duchapt in seinen „Fables") oder macht Kinderverse (z. B. H. Artem in einem Bändchen Poesien: „Peu ou rien"). An die Stelle der genialisirenden Wildheit ist die matte Zahmheit getreten. Ob man deshalb wirklich tugendhafter geworden, möchte zu bezweifeln sein. Daß der Skandal noch immer sein Publicum hat, das beweist die Verbreitung und die Theilnahme, welche die nach einiger Zeit mit Verbot belegten Memoiren einer berüchtigten Tänzerin oder gar Seiltänzerin fanden.*) Die Preßpolizei ist

*) Es sind hiermit die Memoiren der Celeste Magador gemeint. Sie wurden übrigens erst nach dem Erscheinen des fünften Bandes und zwar, wie die böse Welt wissen will, hauptsächlich deshalb verboten, weil Celeste oder ihr literarischer Mandatar angekündigt hatte, daß in den folgenden Bänden auch das Leben der zahlreichen, zum Theil hochgestellten Verehrer Celeste's enthüllt werden solle.

freilich solchen Producten, hinter denen in der Regel irgend ein frivoler industriöser Autor steckt, stark auf den Fersen; aber es ist schlimm, wenn nicht die öffentliche Sitte, sondern die Confiscation ihnen den Weg verbaut. Auf der andern Seite sucht sich eine Literatur der Reaction geltend zu machen, die genug gethan zu haben glaubt, wenn sie dem von vielfach garstigen Leidenschaften zerrissenen Gesicht der Gesellschaft moralische Schminkpflästerchen auflegt. Dahin gehört das dreibändige Buch der Frau Baronin Adèle de Reiset: „Nathalie, ou les cinq âges de la femme", eine Art Erziehungsroman, indem nicht blos gegen die Revolution, sondern auch gegen jede gesunde und nothwendige Bewegung geeifert wird. Auch gegen das falsche Pathos der Romantiker erhebt die Verfasserin ihre Stimme, verfällt aber dabei selbst häufig in den Fehler eines gleich widerwärtigen falschen Pathos. Diesen Repräsentanten und Repräsentantinnen einer blöden Reaction, der, wenn sie so fortgeht, unsers Befürchtens ein desto schlimmerer Gegenstoß folgen dürfte, gelten die großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sammt und sonders als Atheisten und Revolutionäre. Um so dankbarer als für solche Machwerke darf man für die von der Verlagshandlung Didier veranstaltete vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke Casimir Delavigne's in vier Bänden sein. Der Verfasser des „Paria" und der „Messéniennes" gehört zwar nicht zu den genialen Schriftstellern, welche das Culturleben der Nationen durch neue Gedanken und neue Formen befruchten, aber wohl zu den Dichtern, welche es verstehen, den in einer Nation vorhandenen Vorrath an bessern und edlern Gedanken als gute Hauswirthe wohl zu verwalten und zu conserviren. Delavigne vermittelte in geschickter Weise die altfranzösische Classicität mit der modernen Richtung, war ein Dichter von vortrefflicher Zucht und schützte, soviel an ihm lag, den poetischen Stil vor Verwilderung, indem er in ihm ohne Pedanterie sich des classischen Ausdrucks befleißigte. Ein reineres Französisch als Delavigne haben Wenige in neuern Zeiten geschrieben. Von bald allgemeinerm, bald speciellerm, immer aber bedeutendem Interesse sind die Uebersetzungen aus türkischen Dichtern von Servan de Sugny, herausgegeben unter dem Titel: „La Muse ottomane, ou chefs-d'oeuvre de la poésie turque. Traduits pour la première fois en vers français, avec un précis de l'histoire de la poésie chez les Turcs", eine dankenswerthe Arbeit, obschon der orientalische Ausdruck unter der mehr umschreibenden französirenden Methode des Bearbeiters vielfach gelitten hat; ferner des echt französischen Causeurs Alphonse Karr „Nouvelles guêpes" (4 Bde.), die „Mémoires d'un seigneur russe, traduits du russe par *E. Charrière*", die „Nouveaux portraits littéraires" von G. Planche und die „Études historiques et littéraires" von Cuvillier Fleury.

Für uns Deutsche von namhaftem Interesse sind die „Études historiques et militaires par *E. de la Barre Duparcq*". Der Verfasser, Capitän im Ingenieurcorps und Professor der Kriegswissenschaften an der Schule von St.-Cyr, zeigt sich darin als gründlicher Kenner des preußischen Militärwesens und gibt unter Anderm sehr anziehende Charakteristiken des Großen Kurfürsten, Friedrich's des Großen und dessen Bruders, des Prinzen Heinrich, den er gegen die unbegründeten Beschuldigungen in Schutz nimmt, welche in Mirabeau's „Histoire secrète de la cour de Berlin" (1789) enthalten sind. Prinz Heinrich befand sich zur Zeit der Herausgabe der Schrift gerade in Paris und rächte sich an dem Verfasser in edelmüthigster Weise dadurch, daß er am ersten Tage ihres Erscheinens 16 Exemplare kaufte und an seine Freunde vertheilte. Mirabeau beschuldigte den Prinzen unter Anderm einer maßlosen Eitelkeit. Nun war Eitelkeit eine der hervorragendsten Schwächen Mirabeau's, welche Talleyrand einmal bei folgender Gelegenheit mit bitterm Sarkasmus strafte. Im Jahre 1790 kam in einer Gesellschaft die Sprache auf die Eigenschaften, welche ein Minister unter der gerade obwaltenden Krise besitzen müsse. Mirabeau zählte nun eine Reihe solcher Eigenschaften auf, die aber keine andern waren, als er selbst besaß. Da unterbrach ihn Talleyrand mit den Worten: „Aber eine Bedingung vergessen Sie!" „Welche?" fragte Mirabeau neugierig. „Müßte dieser Minister nicht auch pockennarbig sein?" (Bekanntlich war Mirabeau's Gesicht von Pockennarben entstellt.) Die Huldigungen, welche Duparcq dem Prinzen Heinrich darbringt, hängen theils damit zusammen, daß die Franzosen den großen Friedrich sowol als den nicht minder geistreichen Prinzen Heinrich, nach Friedrich's Ausspruch derjenige Feldherr des Siebenjährigen Kriegs, „der keinen Fehler begangen", wegen ihrer überwiegend französischen Bildung ganz oder halb zu den Ihrigen zählen, theils sehr wahrscheinlich auch mit der allgemeinen politischen Lage, die es den Franzosen wünschenswerth erscheinen läßt, die Sympathien zwischen ihnen und den Deutschen möglichst zu fördern und anzuregen. Aus demselben Grunde schließt Saint-René Taillandier einen sehr anerkennenden Artikel über Varnhagen von Ense im letzten Hefte der „Revue des deux mondes" mit dem Vorwurf, daß Varnhagen gerade bei der jetzigen Weltlage nicht gut daran thue, durch seine Lebensbeschreibungen preußischer Feldherren, die ihre Lorbern im Kriege gegen die französischen Eroberer gewannen, alte Feindseligkeiten in den Gemüthern des deutschen Volks gegen das französische wachzurufen. Er fragt: „Ist es nicht richtig, daß die geistige Einigung zwischen dem romanischen und germanischen Stamme im Beginn dieses Jahrhunderts durch den Austausch der Literatur bewerkstelligt wurde? Ist es nicht richtig, daß zwischen beiden Völkern, so manchen Gründen des Hasses zum Trotz, durch die Ideen und Sitten eine bedeutsame Wechselwirkung hervorgebracht wurde?" Wohl wahr, nur sollten die Franzosen gleichzeitig auch ihre Napoleon'schen Erinnerungen fahren lassen, wenn sie uns die Zumuthung machen, Blücher's oder Bülow's nicht mehr zu gedenken; und überhaupt, was hat es mit dem Nationalhaß zu thun, wenn ein Biograph von der objectiven Darstellungsweise Varnhagen's einfach den Lebenslauf und die militärischen Leistungen eines Feldherrn erzählt?

Zum Schluß dieses Berichts sei noch als einer Specialerscheinung erwähnt, daß der Volksliederdichter F. Berat soeben seine „Chansons", sowol Text als Musik, bei Curmer herausgegeben hat. Dieser Chansonnier ist in Frankreich ungemein populär. Man singt, man jodelt, man pfeift seine Lieder auf allen Gassen; die Drehorgelmänner verdienen sich mit ihnen so manchen Sou, und was das Merkwürdigste an diesem Volksmanne ist: er setzt zu seinen Liedern die Melodie selbst. Zu seinen beliebtesten Gesängen gehören: „Mon village", „Ma Normandie" und „Lisette".

H. M.

Noch skandalöser sollen die unter dem Titel „Victorine, histoire très-véritable d'une jeune femme du quartier Bréda" sein, die auf der Stelle verboten wurden.

Notizen.

Ein Buch über die Pflicht.

Jules Simon, Professor an der pariser Universität, gab heraus „Le devoir" — also ein Buch über die Pflicht in einer Zeit, wo vielleicht die Mehrzahl der Menschen nur noch Das für Pflicht hält zu thun, was ihr Eigeninteresse fördert, und wo auch gerade diese am meisten gefördert zu werden pflegen, weil sie die schlausten sind und am besten verstehen, scheinbar dem Interesse Anderer zu dienen, während sie dabei nur ihr Specialinteresse im Auge haben. Das „Journal des débats" äußert in einer Besprechung des Buchs unter Anderm: „Die Pflicht", das sei in unserer an Geistreichthum gewöhnten Zeit für ein Buch ein sehr schlichter, aber doch auch sehr bestimmter und bezeichnender Titel, der über das Ziel, welchem der Autor zustrebe, keine Ungewißheit lasse. „Unsere Zeit", sagt das Journal dann weiter, „ist in aller und jeder Beziehung übersättigt; die Geschichte hat für sie keine Offenbarungen, die Kritik keine

Theorien über das Schöne, die Politik keine unverbrauchten Systeme mehr; selbst die Philosophie scheint Zeugniß dafür abzulegen, daß das Buch des menschlichen Herzens ganz und gar ausgelesen sei." Auch die socialen Theorien, fährt der Berichterstatter fort, seien verbraucht; Ideen, Principien, die Wissenschaft vom innern Menschen habe man satt, seitdem man so „positiv" geworden. Vermittels der Ideen komme man ja nicht schneller fort, und schnell fortzukommen in der Politik, in der Industrie, in den literarischen Erzeugnissen, in der Erziehung, das sei der Hauptzweck der jetzigen Generation. Auf diese wol nur zu wahre Charakteristik unserer Zeit läßt der Berichterstatter eine Analyse und eine warme Anpreisung des Buchs folgen und kommt dann zu dem sehr richtigen Schluß, daß die heutige Philosophie nur dadurch die Menschen für sich gewinnen könne, wenn sie sich mit ihrem täglichen Leben, ihrem alltäglichen Interesse beschäftige, wenn sie dieselben veredle, indem sie in ihrem Gewissen das halb verwischte Bild der Pflicht wieder auffrische; wenn sie die kleinlichen Zänkereien, die uns trennen, die fruchtlosen Kämpfe, die wir gegeneinander führen, dadurch beseitige, daß sie dieselben dem Gericht des Gewissens überliefere. Sehr viel könnte in dieser Richtung, wie wir hinzusetzen, auch von unsern Schulen, Universitäten und Erziehungsanstalten jeder Art geschehen, wenn, statt auf äußeres und oft sehr formelles und ostentatiöses Wissen den Hauptwerth zu legen, zugleich auch der innere Mensch, das Gewissen, das Pflichtgefühl mehr angebaut würden, wenn den jungen Leuten zu Gemüth geführt würde, daß in einer guten That ebenso viel und noch mehr Poesie liegt als in einer wohlversificirten Ode und mehr Segen und Befriedigung in einer wohlerfüllten Pflicht als in dem Applaus, der bei einem Schulactus dem mäßig guten oder schauspielerartigen Vortrage eines Gedichts zutheil wird. Bei den gegenwärtigen Familienzuständen dürfte es kaum rathsam sein, die Lösung der oben bezeichneten Aufgabe der häuslichen Erziehung allein zu überlassen.

Urkundensammlung, betreffend die Geschichte Kaiser Friedrich's II. und seiner Nachfolger.

Huillard-Bréholles, der sich schon früher durch seine „Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale" vortheilhaft bekannt gemacht hat, ist gegenwärtig dabei, ein Werk erscheinen zu lassen, welches der französischen Gelehrsamkeit alle Ehre macht und auch die Aufmerksamkeit deutscher Geschichtsforscher auf sich zu ziehen um so gegründetern Anspruch hat, da sich französische Gelehrte verhältnißmäßig nur selten mit Studien abgeben, welche mit Momenten der ältern deutschen Kaisergeschichte in Verbindung stehen. Dieses Werk führt den Titel: „Historia diplomatica Friderici secundi, sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta quae supersunt istius imperatoris et filiorum ejus. Accedunt epistolae paparum et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codicum recensuit, juxta seriem annorum disposuit et notis illustravit *L. L. A. Huillard-Bréholles*, auspiciis et sumptibus *H. de Albertis de Luynes*." Von diesem bereits 1852 begonnenen Werke sind bisjetzt drei Quartbände erschienen, welche die Periode von 1194 bis zum Jahre 1231 umfassen. Es sollen aber noch drei Bände nachfolgen. Soweit es erschienen ist, enthält das Werk bereits jetzt mehre höchst wichtige, bisher noch ungedruckte Urkunden, z. B. eine aus den Archiven des Vatican gezogene Chronik Siciliens von Robert Guiscard bis 1250, einen französischen Bericht über den Kreuzzug Friedrich's (1227—29), aus der pariser Bibliothek; ein Bruchstück des Itinerarium Friedrich's II., als er nach dem Heiligen Lande zog; einen französischen Bericht über die zweite Verheirathung des Kaisers und seine Händel mit König Johann; mehre Bullen Gregor's IX., an die lombardische Liga, den König von Frankreich und den Bischof von Paris gerichtet, um sie gegen Friedrich aufzustacheln, u. s. w. In die Streitigkeiten der deutschen Kaiser schwäbischen Geschlechts mit den Päpsten sind übrigens, beiläufig erwähnt, die Franzosen durch de Cherrier's jüngst erschienenes Werk „Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe" eingeführt worden.

H. M.

Eine Reliquie von Goethe.

Im Aprilheft der „Allgemeinen Monatsschrift" für 1854, (S. 253) theilt O. Jahn ein bis dahin nichtgedrucktes Gedicht von Goethe mit, das an einer Stelle sichtlich verstümmelt ist. Es lautet von vorn herein:

Ueber die Wiesen den Bach herab
Durch seinen Garten
Bricht er die frischen Blumen ab,
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt, o Gewinnst, o Glück!
Jüngling tauschtest deine Blüten nur ein Blick.

Jahn fragt, ob man die letzte Zeile durch Interpunction oder durch Emendation herstellen solle. Wenn mit ersterm die Abtheilung zwischen „Blüten" und „nur" gemeint sein soll, so würde dies den Gedanken zerbröckeln; man müßte dann das „o Gewinnst, o Glück" schon auf „sein Mädchen kommt" zurückbeziehen und die Spitze des Ausdrucks würde abgestumpft. Viel einfacher scheint es, zu lesen: „Jüngling tauschtest deine Blüten um einen Blick!", wo dann sich die Verbindung so ergäbe: „Sein Mädchen kommt — o Gewinnst, o Glück! (für sich) Jüngling (wenn du) tauschtest."

Wir geben noch, um den Lesern das niedliche Gedicht nicht blos fragmentarisch mitzutheilen, die übrigen, an die obigen sich anschließenden Zeilen.

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Ueber die Hecke.
„So ein Thor möcht' ich sein!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren!
Aber sind sie reif, gelt, guter Freund,
Soll ich meine Mühe verlieren?"
Das sind Autoren, wie's scheint.
Der eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, dem Publikum;
Der andere läßt sich pränumeriren.

14.

Bibliographie.

Asselin, Vorträge über das Wesen und die Pflichten des Ordenslebens. Deutsch von A. Soratroy. Augsburg, Schmid. Gr. 12. 27 Ngr.

Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. 4.: Befruchtung der Pflanzen. Die Atmosphäre. Stereoskop und Pseudoskop. Diamagnetismus. Die Steinkohlengebirge. Leipzig, Abel. Gr. 8. 1 Thlr.

Baumann, A., Ehrenbuschn für d'Oesterreicher Armee in Italien, z'sambrockt in 102 Schnadahipfln für seini liaba tapfern Landsleit. 2te Auflage. Wien. 8. 1 Thlr.

Bechstein, L., Herengeschichten. Halle, Pfeffer. 8. 24 Ngr.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 1ster Band. — A. u. d. T.: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Conscience, H., Der Rekrut. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen von E. Dujardin. 2te Auflage. Brüssel, A. Schnée. Br. 8. 16 Ngr.

Cotta, B., Geologische Bilder. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 139 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cumming, Miß, Der Lampenwärter. Mit 15 Illustrationen von F. Gilbert. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens herausgegeben von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau, Max u. Comp. 1853. Gr. 4. 2 Thlr. 24 Ngr.

Galen, P., Fritz Stilling. Erinnerung aus dem Leben eines Arztes. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte des Rabbi Jeschua ben Josef ha nootzri, genannt Jesus Christus, und die Bibel. Ein Beitrag zur Apologie der Mythe der Heiligen Schrift, nicht von irgend einem kirchlichen, sondern vom Standpunkt des Physiokratismus, von D. G. Hamburg, Nestler u. Melle. Gr. 8. 3 Ngr.

Christliche Glaubenslehre. Ein Zeugniß für und wider. — A. u. d. T.: Christliche Apologetik. Calw. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 12. 12 Ngr.

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Nebst einem Worte über die ästhetische Seite des naturkundlichen Unterrichts. 1ste Reihe. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 27 Ngr.

Hamm, W., Chemische Bilder aus dem täglichen Leben. Nach J. F. W. Johnston's chemistry of common life. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. 8. 5 Ngr.

Henner, G., Die katholische Kirchen-Frage in Bayern. Ein kirchenstaatsrechtlicher Versuch. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 16 Ngr.

Hompesch, Jeanette Gräfin v., geb. v. Overschie-Wisbecq, Mein Schwur bei der Leiche meines theuren Gatten. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. 8. 20 Ngr.

Jordan, W., Demiurgos. Ein Mysterium. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

König, T., Der moderne Falstaff. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr.

Kurs, Auguste, „Am Fenster". Novellen-Cyclus. 2te Auflage. Pasewalk, Braune. 8. 1 Thlr.

Die Lilie der Mission. Von einer Norwegerin. Ins Deutsche übertragen von H. Sebald. Mit einem Vorwort von K. Bormann. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 12. 15 Ngr.

Lüders, G. A., Johann Hus. Cüstrin, Massute. 8. 1 Thlr.

Lyncker, K., Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen gesammelt. Cassel, J. Luckhardt. Br. 8. 25 Ngr.

Maywahlen, W. U., Der Tod, das Todtenreich und der Zustand der von hier abgeschiedenen Seelen. Dargestellt aus dem Wort Gottes. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 15 Ngr.

Tausend und eine Nacht in Wien. Originalroman in Verbindung mit einem Cyclus von Originalnovellen. Herausgegeben von F. Riedl. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Wien. 8. Jede Lieferung 4 Ngr.

Reinhold, E., Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung. 1ster Band. 4te verbesserte Auflage. — A. u. d. T.: Geschichte der alten oder griechischen Philosophie. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert, Helene, Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Rößler, C. H., Liederkranz auf Oesterreich's neueste Heldenzeit. Leipzig, Hübner. 16. 12 Ngr.

Schneider, K. F. T., Die Aechtheit des Johanneischen Evangeliums nach den Quellen neu untersucht. 1ster Beitrag: Die äusseren Zeugnisse. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 10 Ngr.

Schöning, K. W. v., Der Bayersche Erbfolgekrieg. Unter Allerhöchster Königlicher Bewilligung, nach der Original-Correspondenz Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Heinrich und Seinen Generalen aus den Staats-Archiven bearbeitet. Berlin, Riegel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Streuber, W. T., Die Stadt Basel, historisch-topographisch beschrieben. Basel, Neukirch. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, B., Geschichte der Freireichsstadt Dortmund. 1ster Theil: Innere Geschichte. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Biesterfeld, C. W., Die Getraide-Verkäufe in Hamburg ab russischer Häfen und die darüber anhängigen Prozesse. Hamburg, W. G. Berendsohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Boer, J. van, Kreuz und Halbmond. Geschichte der russisch-türkischen Kämpfe vom Beginn bis zur Jetztzeit. Zum Verständniß der orientalischen Frage populär dargestellt. Mit Porträt und Karten. 1stes Heft. Berlin, Röhring. 8. 3 Ngr.

Hoffmann, C. D., Eine ungehaltene Vorlesung über die Schicksale der Waldenser. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hofstede de Groot, P., Was müssen Evangelische und Römisch-Katholische Christen voneinander lernen, um bessere Christen zu werden? Ein Beitrag zur Beförderung der Evangelisch-Katholischen Kirche der Zukunft. Aus dem Holländischen von C. D. Keil. Colberg, Post. 8. 6 Ngr.

Köhler, H. D., Die wirkliche Stellung der Candidaten in der Kirche. Ein Wort an die Candidaten und Studiosen der Theologie im Gegensatz gegen die Bestrebungen F. Oldenbergs. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Der russisch-türkische Krieg nach brieflichen Mittheilungen, Originalberichten und Zeitungsnachrichten dargestellt. 1stes Heft. Altona, Verlags-Büreau. 8. 4 Ngr.

Petri, L. A., Beleuchtung der Göttinger Denkschrift zur Wahrung der evangelischen Lehrfreiheit. Hannover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raske, A. C., Gedenkbuch über die Vermählungs-Feierlichkeiten Sr. k. k. apost. Maj. Franz Joseph I., Kaisers von Oesterreich, mit Elisabeth, Herzogin in Baiern. Eine historisch-treue und ausführliche Schilderung aller denkwürdigen durch Wort und That begangenen Festlichkeiten, von der Ankunft der durchl. Kaiserbraut an der österreichischen Gränze bis nach dem Volksfeste im Prater. Mit einer nominativen Aufzählung aller bei diesem erhabenen Anlasse verliehenen Ehren-Auszeichnungen und geübten Gnadenacte. Wien, Seidel. Hoch. 4. 20 Ngr.

Rau, H., „Die Feuertaufe des heiligen Geistes, die unserem Jahrhundert geworden, ist die Freiheit des religiösen Gedankens!" Predigt über Gal. 5, 1. Mannheim. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — „In einer Zeit, in der man mit Blitzen denkt, soll man mit Blei nicht beten!" Ein Predigt über Röm. 8, 14. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reinermann, J., Die Wallfahrt nach Telgte, von ihrem Anfange bis zum 200jährigen Jubiläum im Jahre 1854. Nebst Belehrungen, Gebeten und Gesängen für diese Feier. Münster, Aschendorff. 16. 2 Ngr.

Schorch, F. C., Altarrede vor der feierlichen Beisetzung der entseelten Hülle des regierenden Durchl. Fürsten Reuß J. L. Heinrich LXII. am 23. Juni 1852 gehalten. Schleiz, Hübscher. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schröter, C., Lieder aus Ungarn. Mit einem Nachwort an die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Berlin, Herbig. Gr. 16. 7½ Ngr.

Siedler, H., Das klassische Alterthum in der Realschule, eine Aufgabe des deutschen Unterrichts. Fraustadt. 4. 7½ Ngr.

Zur Beurtheilung der Hengstenberg'schen Schrift: Die Freimaurerei und das evangelische Pfarramt. Von einem Freimaurer mit Zustimmung seiner Bundes-Behörde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jordan (W.), Demiurgos.

Ein Mysterium. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Jordan's „Demiurgos", der jetzt **vollständig** vorliegt, ist unbedingt **eine der bedeutendsten und interessantesten poetischen Erscheinungen der Gegenwart.** Es ist die Poesie der Erkenntniß, die erste größere Dichtung, deren Weltanschauung durchaus beruht auf dem Granitfundament der modernen Wissenschaften, und die einen mächtigen Eindruck hervorbringt, nicht durch den geheimnißvollen Dämmerschein und Flitterprunk der Romantik, sondern durch die Eloquenz der vollen und schlichten Wahrheit. Sie enthält die wirkliche, jetzt erst erlebte Lösung des großen geistigen Conflicts der Faustsage.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin** ist soeben erschienen:

Naturwissenschaftliche Volksbücher. IV.

Johnston, die Chemie des täglichen Lebens.

Deutsch bearbeitet
von
Th. O. G. Wolff.

Erstes Heft:

Die Luft, die wir athmen. | Der Boden, den wir bebauen.
Das Wasser, das wir trinken. | Die Pflanze, die wir ziehen.

Mit Holzschnitten. 6 Bogen. 8. Geh. 5 Sgr.

Das englische Original umfaßt zehn Hefte, von denen die beiden ersten in dem obigen enthalten sind. Die folgenden Hefte der deutschen Ausgabe werden in rascher Folge erscheinen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die höhere Dichtersprache,

vornehmlich des Witzes. Erneuert und erweitert von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Erster Theil. — A. u. d. T.: **Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse.** Ein komisch-tragisches Heldenlied in siebenundzwanzig Gesängen. Von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Mit Scholien herausgegeben von **Ferdinand Wachter.** Nebst Vorhalle. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den Inhalt und den Zweck des **Werks,** welchen es außer dem Ergötzen noch hat, enthält das **Vorwort** das Nöthige. Das Epos ist in der **höhern** und rücksichtlich **höchsten Dichtersprache,** vornehmlich des **Witzes** geschrieben. Die **Vorhalle** (Einleitung) handelt deshalb: I. Ueber die Dichtersprache; II. Ueber den Zweck der Wirkung des echten Heldenliedes, weil das komische den erheiternden Gegensatz zu demselben macht; III. Ueber die Einheit der Abfassung der Iliade, Odyssee und des Nibelungenliedes, weil dieser Gegenstand in dem Epos und den Scholien humoristisch berührt worden ist.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Kurmark Brandenburg,

ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des französischen Kriegs im October 1806. **Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten.** 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Kurmark Brandenburg

im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesammtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. **Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten.** Zwei Bände. 8. 1851—52. Geh. 6 Thlr.

Als Verfasser dieser beiden speciell für die preußische, aber auch für die allgemeine Zeitgeschichte höchst werthvollen und für Geschichtsforscher wie für Geschichtsfreunde gleich interessanten Werke kann jetzt der ehemalige Oberpräsident der Provinz Brandenburg, **von Bassewitz** in Berlin, genannt werden.

Soeben ist erschienen:

Register und **Ergänzungen** zu der

Geographie von Europa

von
Dr. H. K. Brandes,
Professor und Director des Gymnasiums in Lemgo.
Gr. 8. Preis 10 Sgr.

Da von mehren Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, daß der Geographie von Europa von Prof. Dr. Brandes ein Register beigegeben werden möchte, so haben wir ein solches anfertigen lassen. Zugleich sind vom Verfasser einige Artikel hinzugefügt, die aus Versehen übergangen waren, wie es bei einem Werke, in welchem 60000 Namen vorkommen, leicht geschehen kann. Sonach ist, wie wir nicht zweifeln, die Brauchbarkeit des Buches gefördert, und erlauben wir uns, gestützt auf die glänzenden Beurtheilungen: in dem Gersdorf'schen Repertorium; in der Schulzeitung von Zimmermann; in den Heidelberger Jahrbüchern; in dem Literarischen Centralblatt von Dr. Zarncke; in den St.-Galler Blättern für literarische Mittheilungen; in der Neuen preuß. Zeitung; in der Haude und Spener'schen Zeitung; in dem Hamburger unparteiischen Correspondenten; u. s. w. — dasselbe sowol Lehrern für ihren Unterricht, als auch allen Denen, die sich gründliche Kenntnisse von dem wichtigsten Theile der Erde verschaffen wollen, angelegentlichst zu empfehlen.

Detmold, den 1. Juli 1854.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Granit und Marmor.

Gedichte von **Emanuel Raulf.** 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 31. —— 27. Juli 1854.

Zur Morphologie und Proportionslehre.

1. Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet von **Karl Gustav Carus.** Mit 10 lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. Folio. 12 Thlr.
2. Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, aus einem bisher unerkannt gebliebenen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze entwickelt und mit einer vollständigen historischen Uebersicht der bisherigen Systeme begleitet von **A. Zeising.** Mit 177 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Unter denjenigen Forschungen, welche jetzt von der Wissenschaft mit ganz besonderm Eifer betrieben werden, haben sich vor allen die morphologischen einer weit verbreiteten und warmen Theilnahme zu erfreuen, und sie haben hierauf umsomehr einen vollberechtigten Anspruch, als sie dabei von der richtigen Grundidee ausgehen, daß die Form der Erscheinungen keineswegs etwas ihnen Zufälliges und Reinäußerliches ist, sondern auf das engste mit deren Wesen, innerstem Charakter und höchstem Zweck zusammenhängt, und daher sich nicht begnügen, blos das unmittelbar wahrnehmbare, auf der Oberfläche sich darstellende Verhalten der Form zu bestimmen, sondern es sich zur Aufgabe machen, sie mit Hülfe des Mikroskops und anderer Hülfsmittel bis in ihre innersten Geheimnisse und subtilsten Bildungen zu verfolgen, sie von ihrem ersten Entstehen an in allen Stadien der Entwickelung, in allen Metamorphosen und Lebensäußerungen zu belauschen, die verschiedenen Manifestationen und Arten derselben theils untereinander, theils mit den Elementen, aus denen sie sich entfalten, den Substanzen, an denen sie haften, den Zwecken, welchen sie dienen, zu vergleichen, die nähern oder fernern Beziehungen zwischen ihnen zu ergründen, sich der einzelnen Momente ihrer Verschiedenheit und Gleichartigkeit bewußt zu werden, über die Ursachen sowol ihrer selbst als auch ihrer verschiedenen Wirkungen auf Sinn, Gemüth und Geist ins Klare zu kommen und endlich die ihnen zum Grunde liegende gemeinsame Urform, das Gesetz, nach dem sie sich bilden, das Maß der Freiheit, das ihnen dem Gesetz gegenüber gestattet ist, kurz den ideal-normalen Typus, um den herum sie sich bewegen, die Einheit, in der sie zusammentreffen, und die vernunftgemäße Idee, welche sich in ihnen realisirt, zu erkennen. Bei dieser Voraussetzung eines zwischen sämmtlichen Formen bestehenden Zusammenhangs ist jede Untersuchung, an welche besondern Erscheinungen sie sich zunächst auch anschließen möge, für die Erledigung der Gesammtfrage von Interesse und Bedeutung; von erhöhter Wichtigkeit aber sind natürlich diejenigen Forschungen, welche die formellen Verhältnisse solcher Erscheinungen zu ergründen suchen, die unter den verschiedenen Gebilden der Natur oder Kunst selbst einen höhern Rang einnehmen, und daher hat namentlich die Menschengestalt, weil der Mensch dem Menschen stets als das vollkommenste aller Geschöpfe, als das Haupt der ihm bekannten Natur, als die höchste Aufgabe der Kunstdarstellung, ja als ein Ab- und Ebenbild der Gottheit erschienen ist, von den ältesten Zeiten an die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Wissenschaft für sich in Anspruch genommen und Veranlassung zu einer fast unübersehlichen Reihe von Untersuchungen gegeben, welche die innere und äußere Structur des menschlichen Organismus, die Zweckmäßigkeit seiner Formen im Einzelnen und Ganzen und namentlich die Gesetzmäßigkeit seiner Verhältnisse, auf denen die ästhetische Wirkung und Schönheit seines Gliederbaus beruht, zu ergründen und auf bestimmte vernunftgemäße Normalmaße zurückzuführen suchten. Aber so bedeutende Denker und Forscher sich auch an der Erörterung dieser Frage von Pythagoras, Plato und Aristoteles ab betheiligten, so unablässig sich auch seit Polyklet die bedeutendsten Künstler des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit um die Auffindung eines befriedigenden Kanon bemühten, und durch so gründliche und sorgfältige Untersuchungen und Beobachtungen auch die Anatomie und Physiologie, besonders seit Vesal, das Erfahrungsmäßige und Thatsächliche festzustellen suchten: so wurde doch eine ausreichende, das wissenschaftliche und praktische Bedürf-

niß befriedigende Lösung des Problems bisher nicht gefunden, und es hat sich daher auch noch in allerneuester Zeit, wie die Arbeiten von Schadow, Jomard, Quetelet, Schmidt, Seiler, Perger, Fau, Hay u. A. beweisen, die Natur- wie die Kunstwissenschaft genöthigt gesehen, diese Frage immer neuen Untersuchungen zu unterwerfen.

Aus diesem Bedürfniß sind auch die beiden vorliegenden Schriften von Carus und dem Unterzeichneten hervorgegangen und beide stimmen darin überein, daß sie nicht nur die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet für unzulänglich und eine neue befriedigendere Lösung für nothwendig erachten, sondern auch das Vertrauen hegen, selbst eine solche gefunden zu haben.

Von der Redaction d. Bl. dazu aufgefodert, die Anzeige des Carus'schen Werks zu übernehmen und hiermit zugleich die meines eigenen zu verbinden, muß ich natürlich die letzte Entscheidung darüber, ob der einen oder der andern der beiden Schriften die Lösung oder Förderung der von ihnen behandelten Frage wirklich gelungen ist, Andern überlassen und mich auf eine einfache Mittheilung der ihnen charakteristischen Grundzüge und auf eine Darlegung der aus ihnen hervorgehenden, für Wissenschaft und Kunst bedeutsamen Resultate beschränken, wobei ich mit möglichster Unbefangenheit verfahren werde, obschon ich natürlich keine andern Urtheile als solche, die dem Standpunkte meines eigenen Systems entsprechen, abgeben und mithin über die Carus'sche Arbeit im Wesentlichen nur dieselbe Ansicht aussprechen kann, welche ich bereits im historischen Theile meines Werks, das, obschon bereits im Druck begriffen, doch noch dieser neuesten Arbeit die gebührende Aufmerksamkeit schenken konnte, niedergelegt habe.

Bei dem warmen Interesse und der früchtereichen, von Geist und Gelehrsamkeit getragenen Thätigkeit, welche Carus schon seit langen Jahren der Physiologie und Anthropologie überhaupt einerseits und der Kunst andererseits gewidmet hat, ließ sich von vornherein erwarten, daß er sich in einer Schrift über die Proportionen der menschlichen Gestalt bei dem bisher üblichen Verfahren, welches die Maße der einzelnen Körpertheile gewöhnlich ohne irgend eine zugrunde liegende Idee entweder nach den gebräuchlichen bürgerlichen Maßen oder nach Kopflängen, Gesichtslängen, Nasenlängen u. dgl. zu bestimmen suchte, nicht beruhigen, sondern die Sache tiefer angreifen und irgend einen wesentlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Erledigung dieser interessanten Frage liefern würde; und in der That schließt seine Arbeit, die er bereits in der „Symbolik der menschlichen Gestalt“ angekündigt und in ihren Grundzügen kurz mitgetheilt hatte, einen sehr wesentlichen Fortschritt zur tiefern Erfassung dieses Gegenstandes in sich. Die hervortretendsten und wichtigsten Vorzüge derselben bestehen in Folgendem:

Erstens erkennt und fodert er, daß das Urmaß oder der Modul der menschlichen Gestalt, d. i. diejenige Dimension an derselben, nach welcher alle übrigen Dimensionen zu bestimmen sind, nicht irgend ein willkürlich gewähltes, sondern vielmehr ein solches sein müsse, welches, wie etwa der Halbmesser im Kreise, dergestalt nothwendig in dessen Wesen enthalten sei, daß danach die vollständige Bestimmung seiner Räumlichkeit möglich werde. Er erkennt also hiermit die Nothwendigkeit an, daß die Maßbestimmungen des menschlichen Körpers aus einem tieferliegenden, allgemeinern, mit dem menschlichen Wesen überhaupt eng zusammenhängenden Gesetze abgeleitet werden müssen.

Um nun ein solches Urmaß zu finden, hält er zwar im Allgemeinen an dem schon früher angenommenen Grundsatze fest, daß dasselbe nur vom Skelet entnommen werden könne, fügt aber demselben die genauere Bestimmung hinzu, daß nur das dem Organismus besonders wesentliche Urgebilde des Skelets hierzu tauglich sei und daß dies Urgebilde nur zu finden sei, wenn „theils auf Entstehung des Ganzen, theils auf Bedeutung seiner Theile für individuelle Existenz und Leben Rücksicht genommen werde“; denn in ersterer Beziehung werde es sich als ursprüngliches, in zweiter Beziehung als ein mit den höchsten Organen innigst verbundenes zeigen müssen.

Um nun zu erweisen, welches Gebilde des Knochengerüstes das ursprüngliche und mit den höchsten Organen zusammenhängende sei, unterwirft er die Genesis und Entwickelung des Menschen von der reinen Kugelgestalt des Eies bis zur Ausbildung der klar hervortretenden Menschengestalt im Embryo einer alle Stufen und wesentlichen Metamorphosen berücksichtigenden Beobachtung und zeigt hierdurch, daß sich von allen Theilen des menschlichen Organismus zuerst die Rückenwirbelsäule als ein klar unterscheidbares, festes Gebilde darstelle und daß mithin von ihr das Urmaß der Menschengestalt entnommen werden müsse, „ein mal, weil sie eben das ursprüngliche Skeletgebilde sei, und ein ander mal, weil sie die höchsten Organe des Thier- und Menschenlebens, Rückenmark und Gehirn, umschließe“.

In diesem Satze haben wir den Kern und Mittelpunkt des ganzen Systems: denn nachdem Carus noch hervorgehoben, daß von den drei Haupttheilen der ganzen Rückenwirbelsäule, der Schädelwirbelsäule als dem obersten, dem Rückgrat als dem mittlern und der Kreuzwirbelsäule als dem untersten Theile, der mittlere einerseits wegen seiner Ursprünglichkeit und überwiegenden Ausdehnung, andererseits wegen seiner Geradlinigkeit und regelmäßigen Eintheilung in 24 Wirbel vorzugsweise zum Urmaß geeignet sei, und nachdem er darauf aufmerksam gemacht, daß die wagerechte Länge des Schädels vom vorragendsten Punkte des Hinterhaupts bis zur Stirn in der Länge des Rückgrats genau drei mal enthalten sei und daß auch das Maß des Rückgrats bei einem neugeborenen Kinde genau ein Drittel der Rückgratslänge am Erwachsenen ausmache: so zieht er hieraus den Schluß, daß ein Drittel des Rückgrats oder, wie er wörtlich sagt, „das Maß, welches als Einheit die Länge der Schädelwirbelsäule bestimme und genau drei mal in der Länge

des Rückgrats enthalten sei, das gesuchte Urmaß der menschlichen Gestalt oder der organische Modul sein müsse"; und der übrige Theil der Schrift besteht hiernach nur noch in einer Ausführung dieses Grundgedankens ins Einzelne, namentlich in einer noch genauern Bestimmung und Eintheilung dieses Moduls in 24 Modulminuten oder 72 Modulsecunden, in einer nach diesem Modul ausgeführten Uebersicht sämmtlicher wesentlicher Maße des menschlichen Körpers in ihrem ideal-normalen Verhältniß und endlich in einer Angabe der Veränderungen, welche die ideal-normalen Proportionen in der Wirklichkeit nach den Verschiedenheiten des Alters, des Geschlechts, der Nationalität, der Individualität u. s. w. erleiden. Hieraus geht zugleich hervor, daß Carus sein System zunächst nur auf einen ideal-normalen Urtypus der Menschengestalt bezogen wissen will, und daß er daneben für die realen Gebilde einen freien Spielraum für größere oder geringere Abweichungen in Anspruch nimmt, ja er bezeichnet die seinen Maßbestimmungen entsprechende Menschengestalt, die er unter der Leitung des Professors Rietschel zu einer Statuette hat ausbilden lassen, selbst als eine geschlechtslose, zwischen dem männlichen und weiblichen Typus in der Mitte liegende, obschon die Statuette, nach der dem Text beigegebenen Zeichnung derselben zu urtheilen, sich jedenfalls dem männlichen Charakter weit mehr nähert als dem weiblichen, woraus hervorgeht, daß er doch die männliche Gestalt als die gesetzmäßigere anerkennen muß. Was die einzelnen Maßbestimmungen betrifft, so stimmen dieselben nach der Versicherung des Verfassers mit den mittlern Verhältnissen wohlgebildeter Figuren auf den Grund vielseitiger Messungen sowol natürlicher als künstlerischer Gebilde überein; als Belege dafür werden theils Zahlenangaben über die Resultate verschiedener Messungen, theils lithographirte Abbildungen beigefügt. Die letztern sind in sehr großem Maßstabe nach Zeichnungen von Franz, Meyer u. A. von F. Hanfstängl zu Dresden in trefflicher Weise ausgeführt, enthalten auf 10 Tafeln unter Anderm Darstellungen der menschlichen Entwickelungsstufen vor der Geburt, des Gerippes im Ganzen und in einzelnen Theilen, der bereits erwähnten Statuette, der verschiedenen Altersstufen vom neugeborenen Kinde bis zum Erwachsenen, des männlichen und weiblichen Typus, der wichtigsten Racenunterschiede und endlich mehrer individuellen Bildungen aus dem Bereiche der Natur und Kunst und bilden in jeder Beziehung einen sehr werthvollen und wesentlichen Theil des Werks. Im Text selbst verdienen besonders die Mittheilungen über die durch Alter, Geschlecht, Nationalität, Temperament, Krankhaftigkeit u. s. w. bedingten Modificationen die aufmerksamste Berücksichtigung, indem sie die Früchte einer reichen Erfahrung und umfassender Studien enthalten; auch ist die Art und Weise, wie er die verschiedenen Abweichungen vom ideal-normalen Typus in gewissen Formeln auszudrücken sucht, sehr zweckentsprechend und instructiv.

Um aller dieser Vorzüge willen muß nun die Carus'sche Schrift als eine sehr wesentliche Bereicherung des hier in Rede stehendenden Literaturzweigs und als ein wichtiger Fortschritt zu einer tiefer eingehenden, wissenschaftlichen Lösung der Frage über die Proportionen des menschlichen Körpers angesehen werden, und es kann dies Niemand williger und freudiger anerkennen als der Unterzeichnete, ein mal, weil er ihr selbst manche Belehrung im Einzelnen, namentlich in Betreff der menschlichen Genesis verdankt, sodann, weil ihm das Carus'sche System für die Richtigkeit seines eigenen Systems, obschon dieses von einer durchaus andern Grundidee ausgeht und in der ganzen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes auf das entschiedenste von demselben abweicht, nicht wenig Belege und Bestätigungsgründe geliefert hat. Inmitten dieser Anerkennung kann ich jedoch auch nicht umhin, zu gestehen, daß mir bei dem Gesichtspunkte, von welchem aus ich einmal diesen Gegenstand ins Auge gefaßt hatte, die Carus'sche Behandlung der Sache noch nicht eine völlig befriedigende und bis auf den letzten Grund gehende zu sein schien und daß sie mir noch eine beträchtliche Anzahl von Fragen und Bedenken übrig ließ, die ich mir von ihr aus nicht zu beantworten vermochte. Wenn ich auch dem Verfasser gern insoweit folgte, daß in der Rückenwirbelsäule als dem Urgebilde des menschlichen Skelets der Grundtypus seiner Gestaltung sich irgendwie ausdrücken müsse, so sah ich doch durchaus keinen nothwendigen Grund dafür ein, daß der dritte Theil nur eines Theils derselben, nämlich des Rückgrats, gerade die Maßeinheit aller übrigen Dimensionen des Körpers und seiner Glieder ausmachen und mithin jede andere Dimension nur eine Wiederholung oder Vervielfachung dieser Einheit bilden müsse. Noch weniger konnte ich einen innern Grund dafür entdecken, warum der eine oder der andere der einzelnen Körpertheile diesen Modul gerade so oder so oft, z. B. die horizontale Kopflänge 1 mal, die verticale Kopflänge $1\frac{1}{4}$ mal, der Arm 3 mal, der Oberschenkel $2\frac{1}{2}$ mal u. s. w. enthalten solle, und namentlich vermochte es mich nicht zu befriedigen, daß nicht einmal die Totallänge des Körpers aus einer leicht überschaulichen, bruchlosen Vervielfältigung dieses Urmaßes besteht, sondern dasselbe, ohne daß ein Grund dafür ersichtlich wäre, $9\frac{1}{2}$ mal in sich schließt. Was den Begriff eines Ganzen erwecken soll, muß doch zu den Theilen und namentlich zu dem Theil, der als Maßstab des Ganzen gelten soll, durchaus in einem nothwendigen, vernunftgemäßen, nicht schlechthin zufälligen und willkürlichen Verhältnisse stehen; welche innere Nothwendigkeit liegt aber in dem Verhältniß von 1 zu $9\frac{1}{2}$? und aus welchem Grunde soll das Auge und der ästhetische Sinn gerade durch diese Vervielfältigung des Urmaßes befriedigt werden? Ueberhaupt scheint mir darin, daß irgend ein Theil des Körpers, er möge so wichtig sein als er wolle, als Modul zur Maßbestimmung der übrigen Theile und des Ganzen erhoben wird, noch gar kein morphologisches Gesetz gegeben zu sein, denn die Einheit als solche ist noch völlig formlos, es prägt sich in ihr noch kein Verhältniß aus und es kann daher auch aus ihr durchaus

keine Folgerung für die Formen und Verhältnisse der übrigen Theile gezogen werden. Denke man sich z. B. eine menschliche Figur, an welcher die Kopfhöhe 100, die Rumpfshöhe 3, die Beine 10, die Arme 6 solcher Einheiten enthielten, so würde man diese doch nothwendig für die willkürlichste, monströseste Combination ansehen müssen, obschon sie sich sogar ohne Bruch nach dem angenommenen Urmaße messen ließe. Die proportionale Gliederung kommt daher in den Körper erst dadurch hinein, daß jeder Theil zum Urmaß in einem irgendwie nothwendigen, gesetzlichen Verhältnisse steht; dieses Verhältniß läßt sich aber aus der Aufstellung eines Urmaßes allein nicht entnehmen und setzt mithin von vornherein eine Vergleichung desselben mit dem Maß der übrigen Theile und des Ganzen voraus, woraus folgt, daß man bei der Erforschung eines Proportionalgesetzes stets vom Ganzen oder wenigstens einer zusammengesetzten Größe ausgehen und zeigen muß, daß das hierin sich ausdrückende Verhältniß der Bestandtheile auch in allen übrigen Partien der Erscheinung das herrschende und normgebende ist. Hätte z. B. Carus nachzuweisen gesucht, daß das Verhältniß der drei Haupttheile der Rückenwirbelsäule zueinander in allen Combinationen der Glieder mehr oder minder genau wiederkehre, so würde er damit wenigstens im Allgemeinen den richtigen Weg zu einem Proportionalgesetz eingeschlagen haben; etwas dem Aehnliches findet sich aber bei ihm nicht, obschon er in einzelnen Beziehungen, z. B. in Betreff der Gliederung des Fußes und der Hand, die größere oder geringere Vollkommenheit gewisser Zahlenverhältnisse anerkennt. Das wissenschaftliche und namentlich ästhetische Bedürfniß nach Erkenntniß eines vernunftgemäßen Gesetzes und einheitlichen Urtypus, aus dem sich die ganze Gliederung und proportionale Structur des menschlichen Körpers als nothwendige Consequenz ergibt, kann sich also durch die Art und Weise, wie Carus die Frage löst, noch nicht befriedigt fühlen, und noch weniger genügt sein System jenem noch tiefer in uns wurzelnden Bedürfniß nach der Erkenntniß eines universellen, die ganze Natur und Kunst durchdringenden Gestaltungsprincips, welches von Goethe mit besonderer Beziehung auf die Pflanzenwelt in den bekannten Worten:

> Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern;
> Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz.

angedeutet und von Tage zu Tage mehr in seiner Gemeingültigkeit erkannt wird; denn die von Carus gegebenen Maßbestimmungen der menschlichen Gestalt, so werthvoll sie um ihrer auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Richtigkeit großentheils sind, stehen doch als solche noch völlig isolirt da und lassen keine Verwandtschaft der menschlichen Bildung mit den Formen anderer Natur- und Kunsterscheinungen erkennen, obwol das Gefühl schon von den ältesten Zeiten an in der Menschengestalt ein Ur- und Vorbild aller übrigen Gestalten geahnt hat. Daher gebe ich mich der Hoffnung hin, daß trotz des unleugbaren Verdienstes, welches sich die Carus'sche Arbeit, besonders in physiologischer Beziehung durch Hereinziehung und Berücksichtigung des Genetischen, um die Weiterführung der hier in Rede stehenden Wissenschaft erworben hat, meine fast gleichzeitig mit ihr erscheinende Schrift nicht als ein Ueberfluß erscheinen, sondern als ein, wie ich mir schmeichle, nicht erfolgloser Versuch, die formelle Schönheit überhaupt und namentlich die proportionale Gliederung der Menschengestalt aus einem wirklich einheitlichen, in der Vernunft wurzelnden, mathematisch nachweisbaren und praktisch ausführbaren, die ganze Formenwelt in Natur und Kunst durchdringenden morphologischen Grundgesetze abzuleiten und zu erklären, eine nicht ganz gleichgültige Aufnahme, Berücksichtigung und Prüfung erfahren werde.

Der Gang, den ich in dieser Schrift nehme, ist in Kurzem folgender. Nach einer Einleitung, in der ich die Nothwendigkeit eines solchen Proportionalsatzes für Wissenschaft und Kunst nachweise und die von der neuern Philosophie gegen die Auffindbarkeit eines gemeingültigen Kanon erhobenen Bedenken im Allgemeinen zurückweise, gebe ich zunächst in einem historischen Theil (S. 11—130) eine zwar gedrängte, aber doch möglichst vollständige Uebersicht aller bisher dieser Frage gewidmeten Arbeiten, soweit sie mir gegenwärtig noch beachtenswerth zu sein schienen, und ich hoffe mit derselben, welche unter Anderm die Ideen der ältern Philosophen Pythagoras, Plato, Aristoteles, Cicero und Plotin, ferner die zahlreichen Systeme der praktischen Künstler, Physiologen und Anatomen, z. B. der griechischen Bildhauer Polyklet, Euphranor, Lysippus, des römischen Architekten Vitruvius, der Italiener Alberti, Lionardo da Vinci, Michel Angelo u. A., der Spanier Arphe und Martinez, der Franzosen und Belgier Cousin, Audran, Poussin, Gerdy, Salvage, Montabert, Fau, Jomard, Quetelet, des Engländers Hay, der Deutschen und Niederländer Albrecht Dürer, Hoogstraeten, Lichtensteger, Lavater, Camper, Preißler, Schadow, C. Schmidt, Perger, Seiler, Elster und Carus, und endlich die neuern philosophischen oder kunstwissenschaftlichen Arbeiten von Hutcheson, Hogarth, Burke, Winckelmann, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Weiße und Vischer in ihren wesentlichsten Grundzügen charakterisirt, umsomehr den Wünschen Vieler entgegengekommen zu sein, als viele der Schriften, in denen diese Systeme niedergelegt sind, nicht Jedem leicht zugänglich sein möchten. Der hierauf folgende systematische Theil (S. 131—450) gibt sodann die Entwickelung meines eigenen Systems. Hier erörtere ich zunächst das Verhältniß der Proportionalität zur Schönheit überhaupt, zeige, wie sie ein wesentliches Element des Schönen ist, aber nur zum Rein-Schönen oder Formell-Schönen in unmittelbarem, dagegen zum Tragischen, Komischen, Erhabenen u. s. w. nur in indirectem Verhältnisse steht; gehe dann specieller auf die Bedeutung der Proportionalität im Gebiete des Formell-Schönen ein, zeige, wie alles Formell-Schöne auf der Harmonie und Ausgleichung des Einen und Vielen, des Gleichen und Verschiedenen beruht und wie sich diese Harmonie in drei Hauptstufen, nämlich als strenge Regelmäßigkeit (Symmetrie), als Proportionalität

und als charakteristischer Ausdruck darstellen könne, bestimme das Verhältniß dieser drei Stufen zueinander und weise hierbei nach, worauf es eigentlich bei der Proportionalität ankommt, was ihr Wesen und Begriff ist und welche Bedingungen sich daraus für die concreten Erscheinungen, die sich proportional darstellen sollen, ergeben. Als unmittelbar und nothwendig hieraus hervorgehende Consequenz stelle ich sodann das von mir dem ganzen System zum Grunde gelegte Proportionalgesetz selbst auf, zeige hierauf, daß demselben in seiner allgemeinen Fassung ein von der Mathematik längst gekannter, aber in ästhetischer Beziehung unangewandt gebliebener Lehrsatz aus dem Abschnitt von den Proportionen, nämlich der sogenannte „goldene Schnitt" oder die „Theilung einer als Ganzes gegebenen Linie im äußern und mittlern Verhältnisse", auf das genaueste entspricht, mache sodann auf die außerordentlichen und vielseitigen Vorzüge des diesem Lehrsatz entsprechenden Verhältnisses in rein rationaler, arithmetischer und geometrischer Beziehung aufmerksam und gehe sodann zu der eigentlichen Aufgabe des Buchs, d. i. zur speciellen Darlegung des aufgestellten Proportionalgesetzes in den verschiedenen Gebieten der Natur und Kunst über. Zunächst und am ausführlichsten erörtere ich hierbei die proportionale Gliederung des menschlichen Körpers, zeige, daß dieselbe in allen ihren Dimensionen und Abschnitten der Höhe, Breite und Tiefe, sowie auch in der Construction des Skelets und der innern Organe nichts weiter ist als das einfache Product einer sich immerfort wiederholenden Theilung des Totalmaßes nach dem Verhältniß des goldenen Schnitts, belege dies theils durch unmittelbare Zusammenstellung der streng nach dem mathematischen Gesetz construirten Schemata mit den in Holzschnitten ausgeführten Zeichnungen berühmter Antiken und Musterfiguren, theils durch Vergleichung der rein durch das Gesetz gewonnenen Proportionalzahlen mit den Maßbestimmungen früherer Systeme und den Resultaten, welche sorgfältige Messungen natürlicher und künstlerischer Gebilde ergeben haben, dergestalt, daß sich das Auge und der Verstand gleich sehr von der Uebereinstimmung der dem Gesetz entsprechenden Gliederung mit der Gliederung der anerkannten schönsten Gebilde überzeugen muß; stelle alles Dies, nachdem es im Einzelnen entwickelt und hierbei zugleich stets der Zusammenhang der dem Gesetz entsprechenden Gestaltung mit dem allgemeinen Wesen und der kosmischen Bedeutung des Menschen nachgewiesen ist, in vergleichenden Tabellen und Uebersichten zusammen und schließe endlich diesen Theil der Schrift mit einer Erörterung der Modificationen, welche die reingesetzlichen Proportionen durch Geschlecht, Alter, Nationalität, Individualität u. s. w. erleiden, wobei sich zeigt, daß auch diese Modificationen keineswegs willkürliche oder zufällige Abweichungen vom Gesetz, sondern im Gegentheil nothwendige und wohlbegründete Consequenzen desselben sind, indem dasselbe von vornherein mit der größten Bestimmtheit zugleich das Wesen der Freiheit in sich schließt und hierdurch den realen Bildungen einen entsprechenden Spielraum zu lebendiger Entfaltung und unendlich-mannichfaltiger Gestaltung gestattet.

In den nächstfolgenden Abschnitten werden sodann die Manifestationen des nämlichen Proportionalgesetzes im Gebiete anderer Naturerscheinungen besprochen, theils nur andeutungsweise, theils näher eingehend, je nachdem mir die Sphäre näher oder ferner lag, nicht sowol, um hier etwas Erschöpfendes zu liefern, als vielmehr in der Absicht, zu weitern Prüfungen und umfassendern Untersuchungen Anregung zu geben. Zunächst mache ich hier auf die häufige Wiederkehr des gesetzlichen Verhältnisses in Gruppen und Bildern der Sterne am gestirnten Himmel aufmerksam, zeige dann die auffallende Uebereinstimmung der aus dem Proportionalgesetz hervorgehenden Zahlenprogression mit der Progression, welche sich in den Abständen der Planeten kundgibt, deute sodann darauf hin, daß auch der feste, aus dem Meer hervorragende Erdkörper in seinen wesentlichsten Formationen, namentlich in seinen Einschnitten, Busen und Buchten, sowie in seinen größten Ausbreitungen und Ausbauschungen den Bedingungen des Gesetzes entspricht, spreche hierauf von der Bedeutung des Gesetzes für die Mineralien und namentlich für die Krystalle, entwickele sodann in ausführlicherer Weise, daß insbesondere der innere und äußere Bau der Pflanzen in den Zellen und deren Gewebe, in den Wurzeln, in dem Stamm und Gezweig, in den Blättern, Blüten, Früchten und Samenkörnern ganz und gar auf diesem Gesetz zu beruhen scheint und daß namentlich die interessante Theorie von der Blattstellung, die man bisher auf andere Weise zu erklären suchte, in ihm ihre tiefere Begründung und vollkommenere Ausbildung findet. Nachdem alsdann gezeigt, daß auch der Thierwelt die diesem Gesetz entsprechende Formation durchweg als höchstes Ideal vorschwebt, und die vollkommenere Realisation desselben namentlich am Pferde nachgewiesen ist, wendet sich die Untersuchung zum Gebiet der Kunst und weist hier in näher eingehender Weise zunächst in Betreff der Baukunst, sodann in Rücksicht auf die Musik nach, daß die Verhältnisse, auf denen an den berühmtesten Gebäuden, z. B. dem Parthenon zu Athen, dem Denkmal des Lysikrates, dem Kölner Dom, dem Freiburger Münster und vielen andern, die ästhetische Wirkung derselben beruht, sowie diejenigen Verhältnisse, die den befriedigendsten Accorden und Harmonien zum Grunde liegen, in der überraschendsten Weise mit den Verhältnissen des aufgestellten Proportionalgesetzes im Einklange sind und daß somit auch der künstlerisch schaffende Trieb, ebenso wie die schöpferische Natur, unwillkürlich und unbewußt dem darin sich ausdrückenden Vernunftgesetz und allgemeinen Gestaltungsprincip gefolgt ist. Auch für die Manifestationen in diesen weitern Gebieten werden durchweg Belege in Zahlen und Zeichnungen beigebracht, und ich gebe mich daher der Hoffnung hin, daß man sich ebenso sehr von der Universalität wie von der Richtigkeit des Gesetzes überzeugen und nicht unterlassen wird, es vom Standpunkt der verschiedenen Zweige der Natur- und Kunstwissenschaft noch umfangreichern und gründ-

lichern Untersuchungen, als sie mir möglich gewesen sind, zu unterwerfen; denn sicherlich wird der Astronom und Geolog, der Physiker und Chemiker, der Mineralog, Botaniker und Zoolog, der Anatom und Physiolog, sowie andererseits der Mathematiker und Architekt, der Bildhauer und Maler, der Archäolog und Aesthetiker u. s. w. jeder in seinem Fach zu noch weit wichtigern und unzweifelhaftern Resultaten über die Bedeutung und Tragweite des Gesetzes gelangen können als ich; und wenn sich diese meine Voraussicht bestätigte, würde die Wissenschaft damit die Erkenntniß eines Gesetzes gewonnen haben, das sich in allen Formationen und Gestaltungen des Kosmos als der maßhaltende Regulator und Moderator zwischen dem Allzugleichen und Allzuverschiedenen, dem Zuviel und Zuwenig, dem Absolut-Nothwendigen und Schlechthin-Willkürlichen, mithin als Wächter und Hüter der Ordnung, der gesetzlichen Freiheit, der Eurhythmie und Harmonie, kurz der Schönheit und der die ganze Welt durchdringenden Einheit erwiese, ja das sich auch — wovon ich im letzten Abschnitt meines Buchs einige Andeutungen gebe — in den mehr oder minder geistigen, der unmittelbaren Messung sich entziehenden Sphären, z. B. in den Formen der Poesie, der Wissenschaft und Sprache, in den ethischen Verhältnissen des Familien-, Staats- und Völkerlebens, sowie auch in den Vorstellungen und Ideen des religiösen und philosophischen Bewußtseins, in zwar nur symbolischer, aber doch unverkennbarer Weise als die ausgleichende Vermittelung und Versöhnung des Gegensatzes zwischen dem Einen und Vielen, dem Ruhigen und Bewegten, dem Bleibenden und Wechselnden, dem Endlichen und Unendlichen darstellte.

Eine noch speciellere Darlegung der Gründe, um derentwillen ich dem Gesetze eine solche Bedeutung beilege, kann ich natürlich hier nicht bieten und muß ich in dieser Beziehung auf das Buch selbst verweisen; nur das Eine sei mir noch erlaubt, einerseits auf seine außerordentliche Einfachheit, andererseits auf seine unendliche Variabilität und Versatilität aufmerksam zu machen. Das Bedürfniß eines Proportionalgesetzes tritt überhaupt da ein, wo man über das strenge Gleichmaß, die erste Stufe der formellen Schönheit, hinausgehen und sich doch vor einer allzu schroffen Verschiedenheit der zu einem Ganzen zu verbindenden Theile hüten will; es setzt also stets die Theilung eines Ganzen in ungleiche Theile voraus und hat die Aufgabe, festzustellen, inwieweit ein Theil größer sein dürfe als der andere, wenn sie beide trotz ihrer Ungleichheit ein stetig zusammenhängendes Ganzes bilden sollen. Bisher löste die Praxis diese Aufgabe nur mit dem unmittelbaren Gefühl, die Theorie dagegen brachte entweder Maßbestimmungen von völlig willkürlichem Gepräge oder sie behalf sich mit der zwar richtigen, aber ganz allgemeinen und daher für die Anwendung unfruchtbaren Phrase: es müsse zwischen dem Ganzen und seinen Theilen ein nothwendiges Verhältniß bestehen. Das von mir aufgestellte Proportionalgesetz ist nun genau genommen durchaus nichts weiter als eine genauere Fassung und gleichsam Befruchtung des in dieser Phrase verhüllt liegenden Gedankens; es lautet nämlich: „Wenn die Eintheilung eines Ganzen in zwei ungleiche Theile als schön erscheinen soll, so müssen die drei Maße des Ganzen, des größern Theils und des kleinern Theils eine stetige Proportion zusammen bilden, d. h. der kleinere Theil muß sich zum größern Theil verhalten wie der größere Theil zum Ganzen, oder umgekehrt.“ Dies ist das ganze Gesetz, aus dem sich alle übrigen Bestimmungen ganz von selbst ergeben oder genau genommen nur aus der Wiederholung und fortgesetzten Anwendung des Gesetzes hervorgehen; und man wird zugestehen müssen, daß es kein einfacheres, dem gesunden Menschenverstande und unmittelbaren Gefühl wie der speculativen Vernunft einleuchtenderes geben kann als dieses; und nicht minder einfach erweist es sich für das praktische Bedürfniß; denn auf geometrischem wie auf arithmetischem Wege ist jene proportionale Eintheilung nach dem in der Schrift angegebenen Verfahren auf das leichteste und sicherste auszuführen; und hat man einmal die erste Eintheilung des ursprünglichen Ganzen in den Major und Minor gewonnen, so wird die bis ins Unendliche mögliche Fortsetzung derselben, d. h. die Eintheilung der gewonnenen Theile nach demselben Princip noch leichter und einfacher durch fortgesetzte Subtraction des Minor vom Major zustande gebracht. Und nicht geringer als diese Einfachheit ist andererseits auch ihre auf bloßen Gradunterschieden beruhende und aus der unendlichen Feinheit des Gesetzes selbst herausfließende Variabilität und Modificationsfähigkeit, wovon hier nur in arithmetischer Beziehung eine Andeutung gegeben werden möge. Gilt es z. B. irgend eine als Ganzes angenommene Zahl, z. B. die Zahl Eins in ihre beiden proportionalen Theile zu zerlegen, so stellt sich zunächst der Major und demzufolge auch der Minor stets als der Rest der Quadratwurzel aus einer Zahl dar, welche zwischen zwei Quadratzahlen der ganzen Zahlen in der Mitte liegt, mithin sich nur durch einen Bruch, jedoch auch durch diesen niemals ganz genau ausdrücken läßt, soweit man auch die Rechnung in die Millionstel und Billionstel hinein verfolgen möge. Hieraus folgt, daß Major und Minor, je nachdem man bei Ausrechnung derselben mit mehr oder weniger Genauigkeit verfährt, d. h. beim Bruch, dem man am bequemsten die Form eines Decimalbruchs gibt, mehr oder weniger Decimalstellen berechnet, zwar in der Hauptsache stets von gleichem Werthe sind, dagegen im feinern Ausdruck unendlich viel verschiedene Werthe annehmen können, welche trotz der zwischen ihnen bestehenden Nüancen doch sämmtlich darin übereinstimmen, daß sie mehr oder minder genau bestimmte Proportionaltheile des ursprünglichen Ganzen sind. Je nachdem man nun da, wo es sich um eine Fortsetzung der proportionalen Eintheilung handelt, einen mehr oder minder genau berechneten Ausdruck der ursprünglichen Theile zum Grunde legt und von diesem aus die feinern Eintheilungen durch Subtraction des letztgewonnenen Minor von dem ihm entsprechenden Ma-

jor zu erhalten sucht, werden sich aus der Ureintheilung mehr oder minder voneinander abweichende Proportionalreihen entwickeln können, welche jedoch gleichfalls sämmtlich im Gesetze wurzeln und sich zwar mit jedem Schritte nach Maßgabe der ursprünglichen Genauigkeit mehr oder weniger von ihm entfernen, aber auch bei ihren Abweichungen nicht willkürlich, sondern dem Grade der ursprünglichen Ungenauigkeit gemäß verfahren. So beträgt z. B., wenn ich bei der proportionalen Eintheilung der Zahl 1 nur eine einzige Decimalstelle berechne, der Major $0_{,6}$, der Minor hingegen $0_{,4}$; es besteht also zwischen ihnen nach dieser gröbsten und ungenauesten Berechnung das Verhältniß von $^2/_3 : ^1/_3$. Berechne ich hingegen zwei Decimalstellen, so ist der Major $= 0_{,61}$ und der Minor $= 0_{,49}$; bei einer Berechnung von drei Stellen ist der Major $= 0_{,618}$ und der Minor $= 0_{,382}$. Um so genau als möglich zu verfahren, habe ich meine Berechnungen bis auf zehn Decimalstellen ausgedehnt und daraus für den Major den Werth von $0_{,6180339887}$...., mithin für den Minor den von $0_{,3819660113}$.... erhalten. Um nun hier wenigstens ein Beispiel davon zu geben, wie sich aus einer mehr oder minder genauen Grundeintheilung bei Fortsetzung derselben durch das schon erwähnte subtractive Verfahren zwei von Stufe zu Stufe mehr voneinander abweichende Proportionalreihen, die doch beide im Gesetze wurzeln, entwickeln können, will ich hier nur die beiden Reihen, welche einerseits aus einer Berechnung von drei, andererseits aus einer Berechnung von zehn Decimalstellen hervorgehen, beifügen:

$1_{,000}$	$1_{,0000000000}$ ....
$0_{,618}$	$0_{,6180339887}$ ....
$0_{,382}$	$0_{,3819660113}$ ....
$0_{,236}$	$0_{,2360679774}$ ....
$0_{,146}$	$0_{,1458980339}$ ....
$0_{,090}$	$0_{,0901699435}$ ....
$0_{,056}$	$0_{,0557280904}$ ....
$0_{,034}$	$0_{,0344418531}$ ....
$0_{,022}$	$0_{,0212862373}$ ....
$0_{,012}$	$0_{,0131556158}$ ....
$0_{,010}$	$0_{,0081306215}$ ....
$0_{,002}$	$0_{,0050249943}$ ....
$0_{,008}$	$0_{,0031056272}$ ....
$-0_{,006}$	$0_{,0019193671}$ ....
$+0_{,002}$	$0_{,0011862601}$ ....
u. s. w.	u. s. w.

Aus einer Vergleichung derselben wird man sofort erfahren, wie die minder genau berechnete in den letzten Gliedern schon sehr bedeutende Schwankungen und Abweichungen vom ursprünglichen Verhältniß erfährt, während die andere in sämmlichen hier aufgezählten Gliedern, über deren Anzahl das praktische Bedürfniß wol kaum hinausgehen möchte, dieses Verhältniß mit großer Genauigkeit festhält und auch in den letzten Gliedern nur Rüancen gewährt, die bereits außer dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung liegen. Den Maßbestimmungen in meiner Schrift, namentlich denen des menschlichen Körpers, habe ich durchweg die letztere, strenger berechnete Zahlenreihe zum Grunde gelegt *) und gezeigt, daß ihren einzelnen Gliedern die Glieder der Menschengestalt in gesetzmäßiger auf- und absteigender Gruppirung entsprechen. Daß aber aus dem Gesetz auch minder streng ausgebildete Reihen hervorgehen können, ist besonders darum von Wichtigkeit einerseits, weil es den Beweis liefert, daß viele Erscheinungen, z. B. in der Pflanzen- und Thierwelt, die bisher geradezu als Ausnahmen, Abnormitäten, Aborte aufgefaßt worden sind, nur als minder genaue Ausbildungen oder weiter über die proportionale Mitte hinausschweifende Pendelschwingungen betrachtet werden müssen, andererseits, weil in der Unerreichbarkeit einer vollkommen genauen Proportionaltheilung die Möglichkeit einer lebendigen Entwickelung und Ausbildung des Idealen zu einer unendlichen Masse verschiedenartiger und doch die Idee im Wesentlichen festhaltender Modificationen begründet ist und hierin namentlich auch die allen Art- und Gattungsunterschieden zum Grunde liegende Geschlechtsverschiedenheit ihre vernunftgemäße Erklärung und gesetzliche Begründung findet.

Einer nicht minder großen Vermannichfaltigung und Ausbildung zu den verschiedenartigsten Formen ist das hier in Rede stehende Gesetz auch inmitten der strengsten Realisation fähig, indem sich z. B. aus der verschiedenen, bald oberhalb, bald unterhalb des Minor befindlichen Lage des Major, aus der größern oder geringern Anzahl der Stufen, in welche ein Ganzes eingetheilt wird, aus der verschiedenen Zusammenfassung von mehr oder weniger Abtheilungen zu zusammengehörigen Gruppen, aus der Möglichkeit, die proportionalen Maße in verschiedenen Richtungen, Winkeln und Linien miteinander zu verbinden und sie auch auf die Eintheilung der Kreisperipherie in porportionale Kreisausschnitte, Centriwinkel und Kreisbögen anzuwenden, und so noch aus vielen andern Umständen eine unendliche Masse von verschiedenen Formationen entwickeln läßt, welche doch sämmtlich nur Emanationen eines und desselben Urgestaltungsprincips sind.

Noch nähere Mittheilungen zu geben, erlaubt der dieser Anzeige zugemessene Raum nicht; ich hoffe aber, daß auch das Mitgetheilte genügen wird, alle Freunde der Natur und Kunst, denen es um die Ergründung der die ganze Welt durchdringenden Harmonie und Gesetzmäßigkeit zu thun ist, für das in meiner Schrift näher dargelegte morphologische Gesetz zu interessiren und na-

*) Behufs einer bessern Uebersichtlichkeit habe ich mir nur erlaubt, die drei ersten Decimalstellen als ganze Zahlen und nur die sieben folgenden als Bruchzahlen zu behandeln, sodaß die Totalgröße als 1000 erscheint, woraus sich alsdann mit Unterdrückung der Bruchzahlen folgende Zahlenreihe entwickelt: 1000, 618, 381, 236, 145, 90, 55, 34, 21, 13, 8, 5, 3, 2, 1 — eine Reihe, die der schon von Braun und Schimper aufgestellten Reihe, in welcher sich das von ihnen entdeckte Gesetz der Blattstellung ausdrückt, auf das überraschendste entspricht, obschon diese auf ganz anderm Wege dazu gelangt sind und sie, von dem Verhältniß der Primzahlen ausgehend, in umgekehrter Reihenfolge aufstellen: 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, 144 u. s. w., indem sie, wie man sieht, aus der Summe der beiden vorangehenden Zahlen stets die folgende gewonnen haben.

mentlich die Männer von Fach zu gründlichern und näher eingehenden Forschungen anzuregen.

Adolf Zeising.

Epische Dichtungen.

Das lyrische Epos erfreut sich von Seiten unserer jüngern Dichterwelt einer außerordentlichen Theilnahme, und es entsteht vor unsern Augen eine fast überreiche Literatur dieses Dichtungszweigs. Daß sich unsere jungen Dichter an größern Stoffen versuchen, ist anzuerkennen, vielleicht daß dadurch auch ein Schritt zur größern Cultur des Dramas gethan wird und sich mächtigere Kräfte dafür ausbilden. Wir finden im Allgemeinen manche gute Production unter diesen Epen, wenn auch auf der andern Seite manche bloße Modeproducte, die natürlich nicht hoch im Werthe stehen können und die verschwinden, wie sie gekommen. Von denen, die uns vorliegen, nehmen wir zuerst eine Dichtung von Hermann Grimm heraus, weil sie uns die bedeutendste scheint trotz ihrer Mängel. Es spricht sich in ihr ein Talent unzweifelhaft aus, und wir wünschen nur, daß der junge Dichter, der sich ja auch schon im Drama versucht, nicht durch eine allzu üppige Production sein Talent abnutze und Rückschritte mache. Das Fabrikantenheer unserer par force Literaten zählt der Häupter schon mehr als zu viele.

1. Traum und Erwachen. Ein Gedicht von Hermann Grimm. Berlin, Hertz. 1854. 8. 20 Ngr.

Um dem Leser bei der Beurtheilung einen sichern Faden in die Hand zu geben, setzen wir zunächst den Inhalt des Gedichts in gedrängter Skizze her. Der Schauplatz der Handlung ist Rom zur Zeit, als „die Kaiser waren nach Byzanz gezogen". Wir befinden uns in dem Gewühl eines heitern Festes, dem die beiden Helden der Erzählung, Diomedes, ein Grieche, der nach Rom gekommen, um eine reiche, ihm schon als Kind verlobte Römerin, Valeria, heimzuführen, und Antonius, ein Römer, Diomed's Gastfreund, beiwohnen. Der Wein und eine schöne Tänzerin, Jo, entflammen die sinnlich angeregten Gemüther bis zum Exceß, und Diomedes schützt jene Tänzerin gegen die Ungebühr eines alten faunischen Griechen. Dolche werden gezückt, die Tänzerin entflieht und —

> Man setzte sich, das Saitenspiel erscholl
> Von neu'm, die leeren Becher wurden voll,
> Und mit ihr war die Lust nach ihr verschwunden.

Der Römer Antonius verläßt das lärmende Gewühl, wandert in den Garten, klettert einen Felsen hinab, durchwatet einen Bach und findet einen Tempel, in dessen Hallen beim Feuer ein Greis und ein Mädchen in griechischer Kleidung sitzen. Die Schönheit des Mädchens trifft den Römer blitzartig, er steht in sich verloren da, bis beim Nahen des Morgens jene Beiden sich entfernen. Ihnen zu folgen fehlt es ihm an Entschlossenheit; er fühlt, daß er auf immer durch jene wunderbare Erscheinung gefesselt ist, und beschließt am folgenden Tage wieder hierher zu kommen. Sorgsam merkt er sich den Pfad und kehrt zum Feste zurück, von wo er Diomedes abholt, um ihn zu seiner Behausung zurückzuführen. Am folgenden Tage bringt er den leichtsinnigen Diomedes, der sich sträubt, ein ihm so ohne seinen Willen angelegtes Band, wie die Verlobung mit Valeria, als fesselnd anzuerkennen, nach ernster Ermahnung zu dem Hause jener Valeria, geht dann selbst zu jenem Tempel und schließt sich dem Alten und seiner Tochter an. Von nun an geht die Erzählung rascher von statten. Diomedes gefällt sich im Hause seiner Verlobten immer weniger; ihre Charaktere passen nicht zueinander, und wiederholt klagt er seinem Gastfreund sein Leid. Dieser, der das Geheimniß seiner täglichen Zusammenkünfte mit jenen Fremdlingen streng bewahrt, zu denen er indeß noch nicht über die Grenze einer gewissen freundschaftlichen Beziehung hinausgekommen ist, beschließt Diomedes mit zu jenen Zusammenkünften zu nehmen, theils aus dem egoistischen Grunde, daß jener durch seine Gesellschaft den Alten fessele und er somit freiere Hand habe, ungestört mit der Tochter verkehren zu können, theils auch um Diomedes zu zerstreuen und ihn dem zügellosen Leben, dem jener sich hingegeben, zu entreißen. Jedoch wird er bitter getäuscht. Diomedes erkennt in der Griechin, Chariton, die Gespielin seiner Jugend wieder, welche politischer Ereignisse wegen mit ihrem Vater Athen plötzlich verlassen hatte, ohne daß Diomedes je Kunde über ihren Aufenthalt bekommen. In Beiden erwacht nun die Erinnerung mit glühenden Farben. Gleiche Heimat, zusammenverlebte Kindheit sind Elemente genug, um zwei feurige Gemüther, die sich noch dazu in der Erinnerung lebhaft miteinander beschäftigt haben, rasch bis zur gegenseitigen leidenschaftlichen Liebe einander nahezubringen. Sie sehen sich nun täglich, ohne aber sich gegenseitig zu erklären, während Antonius mit zerrissenem Herzen, dem jedoch die Hoffnung noch nicht ganz entschwunden ist, sie beobachtet. Eines Tages hat Diomedes spielend seinen Dolch ins Gebüsch den Abhang hinuntergeworfen; als er ihn suchen geht, benutzt Antonius die Gelegenheit, um Chariton endlich einen Antrag zu machen. Diese erschrocken flieht und sucht instinctmäßig bei ihrem Geliebten, Diomedes, Schutz. Er erräth aus ihren leisen Andeutungen, was zwischen ihr und Antonius vorgegangen. Als sie nun hinauf zum Tempel zurückkehren wollen, haben sie den Pfad verloren, ja selbst die Richtung vergessen. Irrend streifen sie in den Ruinen umher, bis sie endlich in einem Hofe zu übernachten beschließen. Hier erzählt Chariton ihre Flucht aus dem Vaterlande, eine Episode, die reizend erzählt ist. Endlich schlafen sie ermüdet ein; da erscheint jene Tänzerin Jo, die in der Nähe wohnt, und führt sie in ihre nahe Behausung. Hier scheint Chariton eine Anwandelung von Eifersucht und Mistrauen zu Diomed's Liebe überkommen zu sein. Denn als sie am Morgen von Antonius, der sie gesucht, gefunden sind, trennen sie sich bald, und als Diomedes am Abend zu Chariton kommt, weist ihn diese auf seine Pflicht hin, die ihn

zwänge, seine ihm verlobte Braut, Valeria, zu besuchen, und bittet ihn, sie zu verlassen. Er geht, widmet sich Valeria aufs neue. So vergeht eine längere Zeit, Diomedes gedenkt im halben Taumel doch immer noch seiner Liebe, während des Römers Hoffnung neu ersteht, da er nun wieder täglich allein bei Chariton ist. Eines Tags begleitet Diomedes zu Pferde den Wagen der Valeria. Der Weg führt unter dem Tempel hin, er sieht Chariton, seine Liebe erwacht aufs neue in heißem Drang, er sprengt wild zum Tempel hinan und stürzt Chariton in die Arme. Jetzt ist ihre Liebe geläutert, sie fühlen, daß es Unsinn gewesen, ihrer Liebe entsagen zu wollen, und geben sich nun ganz einander hin. Während dessen hat Antonius Chariton's Vater um deren Hand angesprochen, nichts ahnend geht er zum Tempel und hier sieht er die Beiden im Jubel ihres Wiederfindens, ihrer Liebe. Alles wird ihm schrecklich klar, jetzt fühlt er endlich seine Hoffnung schwinden, es ist Alles verloren. Schweigend geht er mit Diomedes heim, und erst zu Hause bricht er in bittere Worte gegen Diomedes aus, deren er sich indeß später schämt und ihn am andern Morgen um Verzeihung bittet. Einige Tage sucht er dann vergeblich seine Schmerzen zu bekämpfen. Es gelingt ihm nicht, und nun beschließt er der Qual auf einmal ein Ende zu machen und den Giftbecher zu trinken. Bei der Ausführung dieses Vorsatzes überrascht ihn Diomedes, der ihn an das Todesbette des Vaters der Chariton ruft. Hier am Sterbelager des Alten reflectirt er über den Werth und den Zweck des Lebens; er fühlt, daß er noch nie zu gemeinnützigen Zwecken seine Thatkraft angewendet hat und daß darin allein die Bestimmung des Lebens beruht. Versöhnt mit seinem Schicksal, stirbt auch der Neid in seinem Herzen, und er freut sich des Glücks der beiden Liebenden.

So weit die Fabel. Ein Jeder wird sofort das durchaus Unfertige in der Handlung sowol als in der Entwickelung der Charaktere erkennen. Es ruht eine merkwürdige träumerische Dämmerung über dem Ganzen, die man erkennt, gegen die man sich sträubt, deren Zauber man aber doch nicht entflieht. Der Reiz des Gedichts beruht in der poetischen, schönen Sprache, die in prächtigem Wohllaut sich in den gefälligen achtzeiligen gereimten Strophen ergießt. Er beruht in der tiefen Innerlichkeit, die, getragen durch viele echt poetische Anschauungen, sich durch das Ganze hinzieht. Der Dichter empfindet ästhetisch und sittlich schön, weiß sich immer auf einer gewissen Höhe zu erhalten, der nichts Gewöhnliches, Triviales anklebt, und will nie durch das Haschen nach Effecten, durch großartigen Aplomb wirken. Im ruhigen, gemüthvoll wirksamen Strome fließt die Erzählung dahin, reizt und nimmt den Leser mit.

Jene genannte Unfertigkeit des Gedichts beruht auf dem Mangel der vollendeten Charakterzeichnung und der gänzlich unplastischen und unklaren Draperie der Handlung. Das Streben des Verfassers, seine Charaktere im Lauf der Erzählung unter Einwirkung der äußern Handlung zu entwickeln, bleibt eben nur ein lobenswerthes Streben. Es fehlt dem Dichter die bewältigende Kraft, die Herrschaft über seinen Stoff, die umfassende Welt- und Menschenkenntniß und die Ruhe künstlerischer Objectivität. Während er sein ganzes Interesse auf die Hauptcharaktere concentrirt, verliert er die Umgebung derselben gänzlich aus den Augen. Es genügt ihm, eine gewisse Oertlichkeit und gewisse Personen geschaffen zu haben, weil er sie hier und da braucht, um die Handlungen der Helden zu motiviren. Ist das geschehen, so läßt er sie ebenso rasch wieder in ihr Nichts zurücksinken. Alle Nebenpersonen im Gedicht, die Tänzerin Jo, der Grieche Gronio, der Vater der Chariton, die Valeria sind Schattenwesen, die wie im Gaukelspiel dann und wann auf der Bühne erscheinen und verschwinden. Eine unbedingte Nothwendigkeit ihrer Existenz zur Vollendung des ganzen Gemäldes tritt nirgends klar hervor, sie werden rein als die dei ex machina benutzt. Dadurch wird die Handlung oft unwahr und phantastisch. Ebenso ist es mit der örtlichen Scenerie; alle Schilderungen der Localität sind verworren und undeutlich. Sie wird weder dem Leser klar, noch war sie es den handelnden Personen, weshalb sich diese so oft aufs unglaublichste verirren; dies Alles verleiht dem Gedichte einen nicht lobenswerthen stark romantischen Beigeschmack.

Die Hauptcharaktere, auf deren Zeichnung der Verfasser allen Fleiß verwandt, sind dennoch in ihrer Ausführung ungenügend. Antonius, der ernste Denker, verliert in seiner Liebe allen psychischen Halt und wird ein schwankender, sich selbst unklarer und unthatkräftiger Mensch. Diomedes ist eine etwas leichtsinnige Figur, ohne viel männlichen Ernst, der ein schlechteres Schicksal verdiente, als ihm zutheil wird. Träten nicht hier und da einzelne Züge in meisterhafter Weise ausgeführt aus dem ganzen Charakterbilde heraus, so würde das Interesse für diese Helden nicht in der Wärme das ganze Gedicht hindurch gefesselt werden, wie es wirklich der Fall ist. Haben wir einen strengen Maßstab an das Gedicht gelegt und müssen wir die Composition desselben so hart tadeln, die so weit ab von dem Ziele eines vollendeten Kunstwerks liegt, so stützen wir uns dabei auf die Ueberzeugung der Befähigung Hermann Grimm's, etwas Vollenderes zu schaffen, sobald er zu der Einsicht seiner Schwächen und Fehler gekommen. Wem viel gegeben, von dem wird viel gefodert, und wir wiederholen, was wir am Anfang dieser Betrachtung aussprachen, daß wir das Gedicht als eine bedeutsame Erscheinung begrüßen, durch die uns der Dichter Garantien für viel bedeutendere Geisteswerke zu geben scheint. Möge er dieselben in vollem Maße lösen.

2. Der treue Eckart. Epos in zwölf Gesängen von Joseph Pape. Münster, Cazin. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auch hier würden wir eine Skizze der Fabel geben, um dem denkenden Leser dadurch ein Mittel an die Hand zu geben, sich ein eigenes Urtheil zu bilden; denn oft

ist ja eine solche genaue und scharfe Inhaltsangabe die beste Kritik. Aber hier würde wol ein eigenes Büchelchen aus solcher Erzählung werden, denn das Gedicht umfaßt nicht weniger als 24 Bogen und 382 Seiten! Und dazu kommt, daß die Erzählung sich einer allzu großen Einheit eben nicht erfreut. Daß der Dichter das Buch so frischweg ein „Epos" nennt, möchte wol etwas allzu kühn sein, wenigstens stimmt es mit unsern Anfoderungen an ein wirklich rein episches Gedicht nicht überein. Freilich sind es ein und dieselben Personen, die durch das ganze Gedicht hindurch auf der Bühne bleiben, jedoch spielen sie in so wechselnder Scenerie, und ist diese Scenerie wiederum eine so lose aneinander hängende, ist die Nothwendigkeit ihrer Folge eine so willkürliche, daß das Ganze eher einer Reihe von Skizzen und Situationen gleicht, die durchaus nicht zu dem nothwendigen consequent und regelrecht fortschreitenden Gange eines Epos stimmen wollen.

Sehen wir also von dem Epos ab und begnügen uns mit einer bunten Reihe von Gedichten, in denen die Handlung in den Händen einer Anzahl stehender Figuren liegt. Dieser Figuren sind aber nicht wenige; einige Hauptfiguren ragen freilich unter der Menge hervor, indeß nicht in dem Grade, um das Interesse ungetheilt für sich zu gewinnen. Die Erzählung ist dabei oft unerträglich breit und unwirksam, durch eine unendliche Menge von Kleinigkeiten unterbrochen, wie z. B. durch viele Lieder, die Dieser oder Jener zu singen beliebt. In diesen Liedern ist indeß manche lyrische Schönheit, und wir möchten ihnen überhaupt den Preis zuerkennen. Der Dichter hat lyrisches Talent, aber wenig dramatisches und plastisches. Zur Charakteristik des Ganzen diene noch die Bemerkung, daß der Dichter noch sehr viel Romantik aufwendet, was aber noch schlimmer ist, auch eine Menge von geschmackloser katholischer Mystik verbraucht, die eben nicht dazu dient, das Interesse an dem Buche zu erhöhen. Bewunderungswürdig ist die Ausdauer, mit der das Alles zusammengeschrieben ist.

Eine erquickendere Erscheinung finden wir in dem folgenden desto kürzern Gedichte:

3. Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Jahre 1809. Ein Gedicht in zehn Abtheilungen von Ernst Wilhelm Trapp. Braunschweig, Meyer sen. 1853. 8. 10 Ngr.

Der Dichter gibt in der „Einleitung" Rechenschaft über sein Unternehmen. Wir setzen dieselbe her, da sie zugleich auch als Probe für das Gewand des Gedichts dienen kann.

Ein alter Soldat, o Leser, beut
Dies unscheinbare Büchlein dir heut',
Ein Lied, das er dem deutschesten Mann
Zu Ehren vor langen Jahren ersann,
Mit dem in kühnem Heldenzug
Er durch die Mitte der Feinde sich schlug;
Vom schattigen Rand der böhmischen Wälder
Ueber Sachsens blutige Leichenfelder,
Durch Halberstadts verwegenen Sturm
Und das Kampfgewog' um Delpers Thurm,
Bis an der Nordsee rettende Wogen.
Der darauf mit ihm nach Brüssel gezogen
Und im letzten Kampf bei Quatre-Bras
Des Helden Leben erbleichen sah!
Nicht prangt sein Nam' an eisernem Male,
Auch ruht sein Degen seit jenem Tag.
Ob er die Feder zu führen vermag,
Daß jener Schlachten Gewühl sie euch male:
Er weiß es nicht; — gern trät' er zurück
Vor Skalden, die mit besserm Geschick
Die Saiten rühren; doch harrt' er vergebens
Die Monden und Jahre seines Lebens,
Daß ein Meister deutscher Liederklänge
Die kühnste That dem Vaterlande sänge,
Die gegen Verrath und Uebermacht
Ausdauer und Tapferkeit je vollbracht.
Was überschüttet ihr Sänger mit Ruhm
Die Fremde nur stets und das Alterthum,
Indeß um euch in üppigen Saaten
Aufblüh'n gleicher Größe Thaten?
Daß feurige Jugend am Manneswerke
Zum Dienst des Vaterlandes sich stärke,
Zeigt uns die Helden aus deutschem Geschlecht,
Die Muster im Männerrath und Gefecht!
In allen Völkern und allen Landen
Die Helden auch ihre Sänger fanden,
Ihre Thaten zu künden mit feurigen Zungen —
Und Friedrich Wilhelm blieb unbesungen?
So will ich denn, ein alter Soldat,
Von ihm, meinem Führer, euch schlicht erzählen,
Und was dem Wort und den Versen mag fehlen,
Das ersetze der Name und die That.

Schon diese liebenswürdige Bescheidenheit, die wir so wenig gewohnt sind, gewinnt uns für den Dichter, der mit kräftigen Pinselstrichen vor uns das Gemälde jenes fabelhaft tollkühnen Zugs entstehen läßt. Wir sehen den edeln Herzog in der Gruft zu Pforzheim, wo er seine geliebte Gemahlin begräbt, fern vom Vaterlande. Hier reift der kühne Entschluß. Umgeben von einer kleinen Schar tapferer Krieger, ganz auf sich angewiesen, nachdem ihn Oestreich im Stich gelassen, macht sich der Herzog von Böhmen auf, um sich nach der Nordsee durchzuschlagen. In rascher Folge gehen die Hauptmomente des Zugs an uns vorüber. Die Einnahme von Zittau, der Aufruf von Zwickau, die Erstürmung Halberstadts, der Einzug in Braunschweig, das Gefecht bei Delper, die Bewahrung der Stadt Braunschweig vor französischer Plünderung durch den Präfecten Henneberg und zum Schluß die Einschiffung nach England: alles Das wird uns auf nur 49 Seiten erzählt. Die Darstellung ist von effectvoller Kürze, die Handlung schreitet rasch und deshalb außerordentlich wirksam fort, und die Schilderung der einzelnen Scenen ist voll lebendiger Plastik. Die Sprache ist kernig und prägnant, angemessen dem raschen Fortschritt der Handlung, entbehrt aber dennoch nie einer gewissen poetischen Weihe, die überhaupt über das Gedicht ausgegossen ist und den besten Beweis liefert, mit welcher Innigkeit, ja Begeisterung sich der Dichter von seinem Stoffe hat erfüllen lassen. Wir geben noch eine kleine Episode, die bei der Erstürmung von Halberstadt erzählt wird und die als Charakteristik für die ganze Darstellungsweise des Ge-

dichts dienen kann, da alle gerühmten Vorzüge hier glänzend hervortreten.

(Es ist endlich gelungen, die starken Thore Halberstadts einzuschießen und so eine Bresche zur Erstürmung zu gewinnen).

Wie der Frühjahrsstrom, vom Südwind gehoben,
Den Damm, der ihn trotzig zurückdrängt,
Aufschäumend in kochender Wuth zersprengt
Und ins Thal sich stürzt mit rasendem Toben,
Hochwogende Eichen am Uferrand
Gleich Röhren zerknickend im Widerstand:
So stürzt, das Bajonnet gefällt,
Nun durch des Thores klaffenden Spalt
Die siegende Schar mit Sturmesgewalt,
Voran mit der Fahne der fürstliche Held.

Bei einbrechender Nacht spinnt sich der erbitterte Kampf nun in den Straßen fort, und als die Helden schon drei Thore gestürmt, da:

Doch weh! am Fuße des Domes sammelt
Den drohendsten Rückhalt der Commandant,
Er selber zu Roß, den Degen zur Hand!
Doch zweier Brüder verweg'ne That
Gab bald ihn in des Herzogs Hände
Und machte dem blutigen Kampf ein Ende.
Voran im Trabe, scharf spähend und keck,
Die kühnen Brüder von Hirsewald, —
Sie stutzen, es schreckt sie der drohende Wald
Von Bajonneten, doch weicht der Schreck
Dem Muth im Herzen der Jünglinge bald.
Sie spornen das Roß, und schneller nicht
Zuckt aus dem Wetter des Blitzes Licht,
Als beide den Grafen überstürmen,
Der, hochbestürzt, schon ihre Hand
Am Kragen mit eisernem Griff empfand,
Eh' seine Truppen, den Führer zu schirmen,
Des Feuerrohres Hahn nur gespannt.
Ergebt euch, Memmen! — Und willig streckt,
Von der That der tollkühnen Reiter erschreckt,
Das Corps die Waffen, mit bangem Zweifeln,
Ob nicht von den beiden berittenen Teufeln
Noch schlimmerer Höllenspuk sie neckt;
Ob nicht — kein Wunder dem willigen Glauben —
Der Rosse Nüstern Feuer schnauben,
Ob beide nicht mit den Kiefern rucken,
Den Führer mit Haut und Haar zu verschlucken.
Beim Kriegsgott! Nicht die Erde gebar
Dies höllenschwarze Centaurenpaar!
Indeß schwenkt donnernden Hufes bald
In den Platz die ganze Reiterschwadron,
Die sehen in zweier Krieger Gewalt
Mit Staunen das schweigende Bataillon
Und schicken sich mit zürnendem Lachen,
Das überzählige Corps zu bewachen.

Wir wünschen dem Büchelchen, in dessen Versen ein so echt deutsches Leben pulst, einen großen Leserkreis, überzeugt, daß ein Jeder erfrischt und befriedigt dasselbe aus der Hand legen wird. **Adolf zum Berge.**

William Temple und Staatsmänner.

In der Völkergeschichte ist das Anziehendste und Lehrreichste, Diejenigen kennen zu lernen, welche Geschichte machen. Dürre Aufzählung der Begebenheiten in sogenannten Allgemeinen Geschichten fördert nicht die Einsicht in das Werden der Dinge und die Möglichkeit des Werdens nach bestehenden Verhältnissen und Einwirkung handelnder Personen. Darum haben gute Erzähler näher beschreibende Darstellungen geliebt, welche den Hörer in die Zeit des Geschehens versetzen und in ihm die Empfindung erwecken, als wenn er selbst dies erlebe und es sich vor seinen Augen unter Menschen der Gegenwart entwickele.

Der Kunst dieser Art des Vortrags außer guter Sachkenntniß dankt Macaulay den allgemeinen Beifall, welchen seine Geschichte gefunden. Eine Leserin sagte, man lese das wie einen Roman. Macaulay gibt ausführliche persönliche Schilderungen, Charakterzeichnungen, wie jene vortrefflichen Karl's I., Ludwig's XIV. und Wilhelm's von Oranien, und geht dabei — unter Anderm über Horace Walpole („Essays", zweiter Band) — sehr genau ins Einzelne, gleich einem Bildniß von Denner, welches keine Warze, Narbe oder sonstige Eigenheit der Haut vergißt.*) Manche Kunstrichter stellen dies Verdienst nicht hoch, und vielleicht möchte dasselbe einem Historiker, der für Eindruck ins Große arbeitet, nicht mit Unrecht wenig angemessen scheinen. Doch soll damit den eigenthümlichen Vorzügen der Macaulay'schen Weise keineswegs zu nahe getreten sein. Auch der Verfasser gegenwärtiger Zeilen fand wiederholte Freude an den Schriften des Briten, ward überrascht durch seine psychologische Bemerkungen, durch Urtheile, welche seinen eigensten, oft vom Gewöhnlichen abweichenden entsprachen, bewunderte Sicherheit und Festigkeit in Auffassung des Verschiedensten, dessen Vereinigung zu einem Ganzen, sowie Unparteilichkeit bei gefährlichen Anlässen für Lob und Tadel, zugleich eine natürliche und doch gewählte Sprache mit würdiger Haltung des Schriftstellers. Umsomehr befremdete ihn die Ungunst gegen den bekannten Staatsmann William Temple („Essays", dritter Band), der, wenn nicht gerade entschiedene Ungerechtigkeit, doch Befangenheit zugrunde zu liegen schien, über welche ins Reine zu kommen es einen Versuch galt.

Macaulay's Worte mit einiger Verkürzung lauten: „Temple ist ein Mann, gewöhnlich mehr gepriesen als gekannt, der daher durch genauere Untersuchung eher verliert als gewinnt. Doch hat er entschiedene Ansprüche auf einen ehrenvollen Platz unter Staatsmännern. Wenige glichen oder übertrafen ihn an Talent, aber sie hatten schlechten Ruf des Charakters. Wenige sind zu nennen, deren Patriotismus reiner, edler, uneigennütziger war, aber sie waren Männer von geringem Geschick. Moralisch stand er über Shaftesbury, geistig über Russell.

Nun scheint es wol ein großer Ruhm, wenn Jemand von hoher Stellung in Zeiten schlechter Regierung und Verderbniß, bürgerlicher und religiöser Parteiung ohne bedeutende Flecken und Theilnahme an Verbrechen dasteht, wenn er die Achtung

*) Daß die Geschichtschreibung mehr und mehr persönlich wird, entspricht freilich den Neigungen unserer Zeit; aber diese Behandlungsweise hat auch ihr sehr Bedenkliches, wenn sie von minder reinen und edlen Händen gehandhabt wird, als diejenigen Macaulay's sind. Die Anekdotisirung der Geschichte gewinnt meist erst zur Zeit der Abschwächung eines Volks oder ganzer Völkercomplexe das Uebergewicht. Es gibt noch etwas Höheres und Ideelleres in der Geschichte, was über die bloßen Personen und Thatsachen hinausliegt, was aber freilich, wie wir zugeben, in seinen geheimen und dunkeln Verschlingungen ebenso schwer zu erkennen und zu verfolgen als zur Anschauung zu bringen ist. Ueberhaupt ist wol nicht zu verkennen, daß Macaulay ein zu einseitiger Baconiker und dem Utilitätsprincip zu ausschließlich zugethan ist; alle Philosophen haben ihm zufolge Worte und nichts als Worte gemacht. Gerade gegen einen durch so verführerische Vorzüge blendenden Geschichtschreiber muß man doppelt auf der Hut sein. In einem beachtenswerthen im „Deutschen Museum" (Nr. 23) mitgetheilten Aufsatz von L. Bucher über Englands auswärtige Politik wird geradezu behauptet: „Macaulay hat in Deutschland großen Schaden angerichtet, wenigstens mit seinen spätern Schriften." Es ist an dieser Behauptung etwas Wahres. D. Red.

eines sittenlosen Hofs und unruhigen Volks ohne niedrige Wohldienerei gewinnt, und dies Alles kann in Wahrheit von Temple gesagt werden.

Dennoch ist Temple kein Mann nach meinem Geschmack. Eine ursprünglich eben nicht gute, doch unter strenger Zucht gehaltene Natur, fortwährende Rücksicht auf Anstand, seltene Vorsicht in jenem gemischten Spiel der Geschicklichkeit und des Zufalls, dem menschlichen Leben, Genügsamkeit mit kleinem und sichern Gewinn, ohne für größern den Satz des Spiels zu verdoppeln — sind Grundzüge seines Charakters. Diese Art von Mäßigung, verbunden wie bei ihm mit bedeutenden Fähigkeiten, ist unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum von höchster und reinster Rechtschaffenheit zu unterscheiden und kann doch verbunden sein mit leichten Grundsätzen, Kälte des Herzens und entschiedenster Selbstliebe. Temple, fürchte ich, hatte nicht Wärme und Erhebung des Gefühls genug, um den Namen eines tugendhaften Mannes zu verdienen. Sein Vaterland betrog und unterdrückte er nie, vielmehr leistete er demselben große Dienste, aber er wagte nichts für dasselbe. Keine Versuchung, welche der König oder die Opposition ihm nahe legten, verleiteten ihn zur Unterstützung von Willkür oder Parteimaßregeln, aber er hütete sich durch entschiedenen Widerstand Anstoß zu geben. Nie stellte er sich an die Spitze der Oeffentlichkeit, ausgenommen in Fällen, wo er gewiß war zu gewinnen und nicht zu verlieren, in Fällen, wo der Vortheil des Staats, die Absichten des Hofs und die Leidenschaften der Menge für den Augenblick zusammenfielen. Klug solche seltene Augenblicke benutzend, gelang es ihm, eine hohe Meinung seiner Weisheit und Vaterlandsliebe zu erwerben. Wenn die günstigen Umstände vorüber waren, wagte er nie seinen Ruf, vermied große Staatsämter und wählte ruhige beschränkte Zweige des öffentlichen Dienstes, wobei mäßige, aber sichere Vortheile ohne Neid zu ernten standen. Wurden die Umstände so, daß unmöglich eine Theilnahme an Staatsgeschäften ohne Gefahr geschehen konnte, dann zog er sich zurück in seine Bibliothek und seinen Garten, und während die Nation unter Bedrängniß seufzte oder Aufruhr und bürgerlicher Waffenklang erscholl, schrieb er behaglich Denkschriften und pflegte Obstbäume."

Dies veranlaßt unsern Geschichtschreiber, Temple mit Ludwig XIV. zu vergleichen, der, sobald belagerte Festungen der Uebergabe nahe waren, ins Feld zog und sie einnahm, was ihm niemals mislang; dagegen Turenne und Condé Belagerungen aufgeben mußten, geschlagen werden konnten und doch ganz andere Heerführer waren als Ludwig. Die Vergleichung ist nicht ganz zutreffend, weil kein Staatsmann durch Andere Alles für seinen Sieg fertig findet, sondern selbst ihn vorbereiten muß. Ein Sonntagsdiplomat ist freilich so ruhmlos als ein Sonntagssoldat.

Treffender ist folgende feine Bemerkung: „Männer, welche Revolutionen machen, sind sehr verschieden von denen, welche aus Revolutionen stammen. Ein Führer großer Umwälzung, der das ruhige Gemeinwesen aufregt, kann sehr schlechtgesinnt sein, aber muß einige Geisteseigenschaften besitzen, welche selbst Feinden Bewunderung abzwingen, Entschiedenheit seines Zwecks, Stärke des Willens, Enthusiasmus, der nichts dadurch einbüßt, daß er oft mit dem Schein von Ruhe verhüllt wird. Diese Eigenschaften nebst verschiedenen andern Tugenden und Lastern werden unsers Bedünkens bei allen Urhebern großer bürgerlicher und religiöser Bewegungen gefunden, bei Cäsar, Mohammed, Hildeband, Dominicus, Luther, Robespierre, und sie fanden sich unter den Hauptgegnern Karl's I. Eifer macht Revolutionen und Revolutionen machen für nichts eifrig. Politiker der letzten Art zeigen fast immer leichtes Ergreifen, eigenthümliches Schwanken, eine Geneigtheit, die wichtigsten Fragen bequem zu behandeln, ihre Entscheidung dem Glück und der Volksmeinung anheim zu stellen, weil doch eine Staatsansicht gleichgelte der andern und immer mehr fromme, ein Lohndiener der schlechtesten als ein Märtyrer der besten zu sein. So waren die Staatsmänner des Geschlechts, welches auf die Revolution folgte.

Temple war unter diesen nicht der schlimmste. Er hatte Ehrgeiz, aber keinen sich selbst verzehrenden, sein Grundsatz war, Sicherheit und Lebensfreude zu finden und Größe dazu — wenn sie etwa käme. Sie kam, er genoß sie, und als der Zeitpunkt eintrat, wo der Genuß nicht ohne Gefahr und Aerger zu haben, ließ er ihn fallen. Sein Gemüth war ergriffen von Seuche, aber in so milder Gestalt, daß ein nicht scharf sehender Beurtheiler zweifeln mochte, ob es die allgemein herrschende Krankheit sei; sie hatte die Naturmattigkeit des Kranken angenommen, sie erschien in Unterlassung und Zurückziehung, nicht in Verbrechen; seine Unthätigkeit, wiewol zuweilen furchtsam und eigenliebig, wird achtungswerth im Vergleich mit der böswilligen und treulosen Rührigkeit eines Shaftesbury und Sunderland."

Als Diplomat in auswärtigen Angelegenheiten gebraucht, „ward Temple der vollendetste (most accomplished) Unterhändler seiner Zeit". Er und de Witt schlossen 1668 gegen Ludwig XIV. die Tripelallianz mit gegenseitiger Offenheit binnen fünf Tagen. Sie verdient alles Lob, welches ihr gezollt worden. Nach dem Aachener Friedenscongreß als englischer Gesandter im Haag, stand Temple in Freundschaft mit beiden politischen Gegnern, de Witt und dem Prinzen von Oranien. Die englische Politik schlug um, er zog sich zurück, ward wieder berufen, vermied die Siegelbewahrerstelle, blieb Gesandter, war 1677 in Nimwegen, dankte für die Staatssecretärstelle, vermittelte geschickt die Vermählung Oraniens mit Marie. Seinen Entwurf für einen geheimen Rath von 50 zur Unterstützung des Königs gegen das Parlament rühmt Macaulay und hält ihn nach Demjenigen geformt, was Temple in den Niederlanden gesehen. Nur hinderten des Königs Leichtsinn und Ehrgeiz der Parteien jede Ausführung.

Und so gelangen wir zum Schlußergebniß des Beurtheilenden: „Temple's natürliche Gemüthsmattigkeit, im Gegensatz zu der bösartigen Kraft jener scharfen und rastlosen Geister, unter welche das Schicksal ihn stellte, scheint zuweilen der Mäßigung als einer Tugend ähnlich. Aber wir müssen gestehen, er däucht uns in Kleinheit und Niedrigkeit zu sinken, verglichen nicht etwa mit einem hohen Musterbilde der Sittlichkeit, sondern mit manchen der schwachen Männer, die nach einem edeln Ziele strebend, oft durch starke Leidenschaften und starke Versuchungen vom rechten Wege wichen und der Nachwelt einen zweifelhaften und befleckten Ruf hinterließen."

Die Worte mögen gelten, was sie können, zumal Menschen in allen Dingen uneinig sind, also auch in der Tugend. Tugend ist das schönste Licht auf Erden, aber brechbar in Farben und gewöhnlich unter dem irdischen Wolkenhimmel gebrochen wahrgenommen. Ob es je in der Völkergeschichte durch einen Erdensohn vollkommen rein erschienen, ist völlig zu bezweifeln, ungeachtet die Brechungen sich öfter gezeigt. Schon die Alten haben solche Brechungen unter dem Namen der Cardinaltugenden Tapferkeit, Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit namhaft gemacht, und gewiß gab es in allen einzelnen Farben ausgezeichnete Männer, vielleicht am seltensten in der Gerechtigkeit, welche Plato als Vollendung aller übrigen Tugenden bezeichnet und ein deutscher Philosoph am schwersten zu erwerben gestand. Eine Beurtheilung nach diesem Maßstabe muß farbig geben und nehmen. Hervorhebung Dessen, was da ist, gibt Lob, Dessen, was fehlt, den Tadel, und darin weder zu viel noch zu wenig zu thun, den wahren historischen Werth. Gewöhnliche Völkeraugen werden von der Tapferkeit am meisten angezogen, reichen ihr den Preis, Barbaren schätzen kaum ein Anderes, höchstens daneben Verschlagenheit und List als Mithelfer zum Erfolge; auf höhern Stufen der Bildung und des Gemeinlebens treten Mäßigkeit und Gerechtigkeit im Gebrauch gefesteter Herrschaft bedeutsamer hervor, doch immer weniger blendend für die Menge als hochgefeiert vom stillen Beifall der Nachdenkenden. Unser britischer Geschichtschreiber ist durchdrungen von den Vorzügen

der gewordenen Staatsverfassung seines Vaterlandes und beschreibt in diesem Bewußtsein die Geschichte der Revolution seit Karl I., welche dahin geführt; ihm muß die Kühnheit der Gegner willkürlichen Regiments, welche Gefahr und Untergang nicht scheuten, in vorwaltenden Tugendfarben erscheinen, und er selbst unterscheidet richtig Revolution und Nachrevolution, wird aber parteiisch gegen einen Mann wie Temple, der für Nachrevolution geboren worden, und übersieht, daß die nächsten auf Temple's Staatswirksamkeit folgenden Jahre trotz aller Opposition zur Willkür des Hofs und ganz ruhiger Thronbesteigung Jakob's II. führten, ja daß ein besonderes durch Heirath mit einer Jakobstochter veranlaßtes Glück durch Wilhelm von Oranien Verhältnisse zu einem erwünschten Ausgange hinleiteten, der von Tugenden der Sturmzeit nicht zu erreichen gewesen; durch einen Ausländer, welcher nach Macaulay's Geständniß „England rettete, welches er nie liebte und dessen Liebe er nicht gewann", von welchem Hume sagt: seine Tugend sei nicht die reinste gewesen, aber man finde schwerlich in der Geschichte einen Mann, dessen Handlungen und Benehmen mehr zum Gesammtwohl des Staats und der Menschheit beigetragen; ein Glück, um so außerordentlicher, wenn die Worte Spittler's gelten: „Bei den meisten (allen) Revolutionen ist es ein gar grobes wildes Werk, wo man sich am Ende wundern muß, daß der gute Gott noch etwas Ersprießliches daraus herkommen läßt." Selbst nach gelungener Beruhigung Englands (1688) erhielt die Staatsverfassung nur dauernden Bestand durch eine folgende nicht kühne weibliche Regierung und den ruhigen Gerechtsinn des hannoverschen Hauses. Leidenschaft und Revolutionstugend eines halben Bonaparte hätten Stuart'sche Willkühr und Kämpfe mit derselben zurückführt.

Man hat wol gesagt: keine Tugend ohne Leidenschaft; doch bloß mit Leidenschaft gibt es keine. Außer Tapferkeit und ihrer raschen Handlungsweise verlangen Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit eine Niederdämpfung des Heftigen und Aufwallenden, selbst des Enthusiasmus, der sich und Andere fortreißt. Weil dieser bei guten Zwecken, für welche ihm die seinigen stets gelten, Beifall verdient und Erfolge bewirken kann, die unerreichbar schienen, wird er werthvoll und zwingt zur Bewunderung, welche Macaulay sogar dem feigen, niederträchtigen, neidischen, heimtückischen, Freund und Feind verrathenden Robespierre nicht versagen will. Einem französischen Geschichtschreiber wäre dies halb verzeihlich, denn er besitzt etwa selbst, womit er den Schreckensmann entschuldigt, nämlich Fanatismus für einen wüsten Begriff von Volksfreiheit, mit blinder Spinnenbeharrlichkeit für eigene Macht das Fangnetz zu weben und auszubessern; oder ihm fehlt vielleicht die Unbestechlichkeit jenes Blutmenschen, die er um so höher schätzt, wenn Niebuhr's Ausspruch, die allgemeinste Eigenschaft des französischen Charakters sei Geldgier, richtig ist. Aber der Brite mußte anders urtheilen, und wie gut auch verkehrte Enthusiasten unter schwach begeisterten und schläfrigen Erdensöhnen sich manchmal ausnehmen und einigen Wiederschein vom Tugendhimmel annehmen mögen, so ist doch in ihm selbst bei guten Engeln und ihren Genossen, den Seliggewordenen, kein Enthusiasmus des Wahnsinns anzutreffen.

Unsere von Revolution durchschüttelten und mehr noch für Revolution aufgeregten Zeiten gewähren dem Treiben der Diplomatik mit Schriftenwechsel und Congreßverhandlungen wenig Gunst, und die Tugend ihrer Pfleger steht in schlechtem Ruf, zumal das Ergebniß jahrelanger Mühen auf Nichts oder Unerfreuliches geführt und die Weisheit der Staatsmänner fast eine Thorheit geschienen. Es ist wahr, der langsame Gang des Bedenkens und Berathens, des Wortfechtens und Erschleichens hat eine Naturwinzigkeit des Daseins, mit unsichern Aussichten auf das Ende. Wer lauter Möglichkeiten erwägt — deren Gesammtzahl ein Meister des Unterhandelns sucht — kommt schwer zum Abschluß, und es ist nur Gott gegeben, aus allen möglichen Welten die beste zu wählen, wobei dennoch die Frage bleibt, ob seine gewählte die beste sei. Menschliche Ueberlegung erschöpft niemals die Tiefe der Möglichkeiten, und im Verdruß über diese Wahrheit stürzt mancher Diplomatenhaß seine Bestrebungen in das Reich der Unmöglichkeiten, selbst mit persönlicher Aufopferung, wovon Literaten und Nationalversammlungen Beispiele gegeben. Inzwischen hat die Geschichte unsers Geschlechts nie Unmöglichkeiten wirklich gemacht, sondern sich mit einem Funde aus der Fülle von Möglichkeiten begnügen müssen, und die verständige Besonnenheit eines Staatsmannes darf den Gang der Geschichte nicht überflügeln wollen, so wenig als vom Verdruß über Wahrheiten sich besiegen lassen.

Von diesem Standpunkt betrachtet, gewinnt Temple in historischer Würdigung. Er hat seinem Vaterlande große Dienste geleistet, einen unbescholtenen Namen behauptet unter Versuchungen und Parteien, was von berühmten und berühmtern Lenkern der Staatsangelegenheiten nicht immer gesagt werden mag; er hat seinen Werth gezeigt, als er mit Jan de Witt, „dem größten Manne, den er gekannt", in wenigen Tagen vollbrachte, wozu Andere Jahre brauchen — nur ein brennender Ehrgeiz, der sich selbst verzehrt, soll ihm gefehlt und eine matte Krankheit der Tage ihn beschlichen haben, wodurch er das Anerbieten höherer Würden ausschlug und endlich von öffentlichen Geschäften sich zurückzog. Ist denn Mäßigung des Ehrgeizes ein Tadel und Zurückziehung von Geschäften, blos Schwäche und nicht oft Folge von Erkenntniß? Wenn Temple einsah, daß er nach seiner Denkweise mit dem durch Natur und Bildung ihm verliehenen Geschick unbrauchbar wurde; wenn er sah, daß ein Haupt des Ministeriums, der Graf von Shaftesbury, sich plötzlich in die Opposition warf, weil mit einem so unstäten Manne wie Karl II. kein Plan ausgeführt werden konnte; wenn er nicht als Feind des Fürsten auftreten wollte, dem er jahrelang gedient, ist dies nur die Folge mattherzigen Ueberdrusses und nicht eben so sehr richtiger Selbstbeurtheilung, edeln Gefühls und klarer Anschauung der Verhältnisse? Wo Minister Großes leisteten, standen sie in einer gewissen festen Stellung ihres Wollens zum Charakter des Monarchen, wie Sully zu Heinrich IV., Oxenstierna zu Gustav Adolf, Ximenez zu Ferdinand dem Katholischen, Richelieu zu Ludwig XIII., und nur grundsatzlose ihren Sinn auf bloßen Genuß äußern Flitterglanzes stellende Menschen haben die Qual und Erbärmlichkeit eines launenhaften Schaukelns, Planspinnens und Zerreißens ertragen können. Keine Vaterlandsliebe verlangt Entwürdigung seiner selbst, unaufhörlich vergebliches Ringen mit feindseligen Mächten und ewige Buße ohne Hoffnung auf Seligkeit — für Nichts.

Zeiten endlich, in denen Revolutionen mehr zu bändigen als hervorzurufen sind, bedürfen mäßig gedämpfter Lenkung der Staatsangelegenheiten. Leider verirrt sich diese dann oft in träge Unthätigkeit und kleinlich hinterhaltigen Betrieb, eine edle, besonnen ausharrende Geschäftsführung wird selten gefunden. Sie verdient die volle Werthschätzung eines alle Zeiten überblickenden Geschichtschreibers. Irre ich nicht, so warten jetzt Europa und besonders Deutschland auf Männer solcher Art, die zugleich das Schicksal begünstigen müßte, und sie würden dem Bildniß William Temple's gleichen. Nur mit tiefem Schmerz könnte die Welt von ihnen Worte hören, welche dieser an seine Freunde richtete:

„Und so nehme ich Abschied von allen jenen Traumbildern, welche so lange meinen Kopf mit Weltverbesserung erfüllt haben, und zugleich von allen schimmernden Thorheiten, welche thätiger Männer Gedanken beschäftigen; ich werde die meinigen ganz auf eigene Besserung richten, immer befolgend, soweit es mit einem Privatleben bestehen kann, des Pythagoras vortrefflichen Rath, daß wir mit aller Sorgfalt und Kraft zu vermeiden streben sollen Krankheit des Körpers, Verworrenheit des Geistes, Ausschweifung im Genuß, Uneinigkeit im Hause und im Staate Parteiung." 26.

Populär-wissenschaftliche Vorträge.

Es ist in der letzten Zeit mehr und mehr unter den Gelehrten Brauch geworden, allgemeinverständliche Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände vor einem gemischten Publicum zu halten. Dies hat jedenfalls seinen Nutzen, und zwar vielleicht noch mehr für die Gelehrten selbst als für das Publicum, indem sie sich so genöthigt sehen, einer verständlichern und geschmackvollern stilistischen Behandlung sich zu befleißigen, als dies sonst wohl ihre Art ist, auch die Gebildeten und die Gelehrten auf diesem Annäherungswege mehr miteinander in Wechselwirkung treten. Eine Anzahl solcher in Druck erschienener populär-wissenschaftlicher Vorträge liegt uns zur Berücksichtigung vor. „Ueber das Heidnische im Christenthum" lautet der Titel eines Vortrags, welchen Erdmann in Halle gehalten hat. Der Vortragende ist der Ansicht, daß, wenn es wirklich gelänge, allen Paganismus zu vernichten, den das Christenthum in sich gesogen habe, nichts übrig bleiben würde als der kaustische Judaismus, obschon er andererseits auch zugibt, daß wieder der Krieg gegen Alles, was man jüdische Vorstellungen im Christenthume genannt habe, zu einer Apotheose des zerfressenden puren Heidenthums führe. Fast zu ausführlich und erschöpfend für eine bloße Vorlesung ist Richard Gosche's sonst dankenswerther, im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehaltener Vortrag: „Die Alhambra und der Untergang der Araber in Spanien." Wahrscheinlich ist die Schrift erst nach gehaltenem Vortrage vom Verfasser weiter ausgeführt worden. „Der katholische Tendenzroman in Italien" heißt ein von Karl Witte ebenfalls in Berlin gehaltener Vortrag, worin vorzugsweise interessant ist, was der Vortragende über die ursprünglich auf Anregung Pius' IX. entstandene, in 12000 Exemplaren verbreitete und von ihrem Standpunkt vom Pater Curci trefflich geleitete Zeitschrift „Civiltà cattolica" mittheilt. Karl Witte hat über diese halbmonatlich erscheinende Zeitschrift bereits im Jahre 1852 in d. Bl. berichtet. In seinem Vortrage nimmt er vorzüglich Bezug auf eine Reihe von romanartigen Erzählungen, die sich einander ablösend durch alle 15 Bände dieser Zeitschrift hindurchziehen und noch längern Fortgang verheißen. Unter diesen zeichnen sich der „Jude von Verona", der sich durch die ersten anderthalb Jahrgänge erstreckt und seitdem als selbständiges Werk in zwei oder drei Bänden vielfach wieder abgedruckt ist, und „Ubaldo und Irene" von Bresciani, einem Jesuitenzöglinge und talentvollen Schriftsteller, ganz besonders aus, ferner die Erzählungen „Römische Republik" und „Das Waisenmädchen". Ein anderer Vortrag von Karl Witte, „Die Alpenpässe", ist bereits in Nr. 26 d. Bl. besprochen.

Ein sehr interessanter Vortrag, ebenfalls im berliner Wissenschaftlichen Vereine gehalten, ist der von Hermann Hettner über „Robinson und Robinsonaden". Die dankenswerthesten Mittheilungen darin sind die über Daniel Defoe, den Begründer der Robinson-Literatur, von dem nur ein sehr kleiner Theil des deutschen Publicums etwas und zwar in der Regel auch nur das weiß, daß er den Robinson Crusoe geschrieben hat, welcher dem Campe'schen zur Vorlage diente. Defoe war aber auch sonst ein sehr talentvoller, einflußreicher Schriftsteller und politischer Pamphletist, der unter Anderm wegen seiner satirischen Schrift „The shortest way with the dissenters" im Jahre 1703 drei Tage hintereinander an drei verschiedenen Punkten Londons öffentlich an die Schandsäule gestellt wurde. Aber das Volk drängte sich an ihn heran, belegte den Platz, auf dem er stand, mit Blumenteppichen, warf ihm Kränze über Kränze zu und brachte ihm ein Lebehoch nach dem andern. So verwandelte das englische Volk, das sich immer zu helfen weiß, ihm die Schandsäule in eine Ehrensäule. Eine Hymne, die er auf den Pranger dichtete, wurde noch am ersten Tage seiner Ausstellung ausgegeben. Die englischen Regierungen vermochten niemals, auch wenn sie wol dazu Lust gehabt hätten, einen organisirten Despotismus einzuführen. Früher erschienen von Defoe unter vielem Andern ein „Essay on projects", worin er bereits allgemeine Assecuranzgesellschaften gegen Gefahren und Schäden aller Art vorschlägt und auf öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten und besonders auf Sparkassen dringt, und das Gedicht „The true born Englishman", worin er sehr witzig den Satz ausführt, daß die Engländer am wenigsten ein Recht hätten, sich (mit Bezug auf König Wilhelm) über Fremde zu beklagen, da sie durch und durch ein Mischvolk seien und gerade diesem Umstande ihre eigensten Vorzüge verdankten. Von diesem Gedichte wurden in wenig Tagen blos durch Herumträger 80,000 Exemplare verkauft. Die Verfolgungen gegen Defoe fanden erst unter Königin Anna statt, mit der die damaligen Tories, gegen welche die Tories des heutigen Tages zahme Liberale sind, wieder zum Ruder gelangten. Aus der die Robinsonaden selbst betreffenden Partie des Vortrags entnehmen wir die Angabe, daß der bekannte Bibliograph Koch bis 1760 in Deutschland 40 verschiedene Robinsonaden zählte und daß seidem noch über 20 (wir haben jedoch Grund zu vermuthen, noch mehr) hinzugekommen sind. Hettner bemerkt übrigens mit Recht, es sei gewiß kein Fortschritt, wenn neuerdings unsere Erziehungskünstler begonnen, vornehm auf den „Robinson" herabzusehen.

Die obengenannten Vorträge sind sämmtlich aus der berliner Officin von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) hervorgegangen, die auch schon vor 1854 eine ganze Reihe solcher Vorträge erscheinen ließ. Ein anderer von H. Ulrici am 27. Februar 1854 gehaltener Vortrag „Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnenideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern" erschien in Halle bei R. Mühlmann. Der Titel drückt den Inhalt des Schriftchens, das viele sehr feine Andeutungen enthält, genau aus. Für die Besucher des dresdener Museums wird namentlich von Interesse sein, was Ulrici über Rafael's Sixtina, Correggio's Nacht und das Holbein'sche Madonnenbild bemerkt. In jüngster Zeit hat man von gewissen Seiten her Murillo über Rafael erheben wollen. Ulrici ist nicht dieser Ansicht; er findet in Murillo's Madonnen nicht jene kindliche selige Freude wie bei Correggio, aber auch nicht jene ruhige, ernste, gedankenvolle, die ganze Bedeutung des Christenthums durchdringende Tiefe des Gemüths wie in Rafael's Sixtina, sondern mehr nur leidenschaftliche Erregung des Gefühls und der Phantasie auf dem vorübergehenden Pathos der Ekstase. **H. M.**

Notizen.

Der Grieche Anastasios Georgiadis Levkias.

Am 14. Juni 1853 starb in Athen in hohem Alter der Arzt Anastasios Georgiadis Levkias, einer jener wenigen achtbaren Männer, die durch ihre Kenntnisse und ihre Vaterlandsliebe die Wiedergeburt des griechischen Volks haben herbeiführen helfen. Von griechischen Aeltern in Philippopolis 1770 geboren, ward er in Bukarest von Lampros Photiadis in der griechischen Sprache unterrichtet, deren er auch vollkommen mächtig war, und studirte dann in Wien und Jena Medicin, worin er auch die Doctorwürde erlangte. Nachdem er zu weiterer Vervollkommnung in seinen ärztlichen Kenntnissen nach Paris gegangen war, gab er daselbst seine Schrift „Περὶ τῆς τῶν ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως" (1812) in neugriechischer und zugleich in lateinischer Sprache heraus, worin er mit großer Gelehrsamkeit und Gewandtheit die Aussprache des Griechischen, wie die Hellenisten des Auslands sie eingeführt haben, als irrthümlich und falsch darstellte. In Wien, wohin er von Paris zurückgekehrt war, gab er Metzger's „Anthropologie" in neugriechischer Uebersetzung, sowie die „Ἀντιπανάκεια", griechisch und lateinisch, und später in altgriechischer Sprache das Werk „Πεμφιγώδους πυρετοῦ ἢ λοιμοῦ ἀφορισμοί" heraus. Wie früher in Bukarest bis zum Ausbruche der griechischen Revolution, so übte er später nach Errichtung des Königreichs Griechenland auch in Athen seine ärztliche Kunst aus, und als die Universität daselbst ins Leben trat, ward er an derselben als

Professor der allgemeinen Pathologie und der Geschichte der Medicin angestellt, welche Professur er zehn Jahre lang mit großem Nutzen für seine zahlreichen Schüler bekleidete und um 1847 wegen seines vorgerückten Alters niederlegte. Levkias war der letzte derjenigen Gelehrten seiner Nation, die in ihren Schriften die reine griechische Sprache anwendeten; die von ihm herausgegebenen Schriften, sowie einige Dichtungen liefern den Beweis, mit welcher Gewandtheit er griechisch schrieb und dichtete. Im Jahre 1843 trat er auch noch mit einer polemischen Schrift gegen Fallmerayer's bekannte Hypothese über die Abstammung der Griechen in altgriechischer Sprache: „Ἀνατροπὴ τῶν δοξασάντων, γραψάντων καὶ τύποις κοινωσάντων, ὅτι οὐδεὶς τῶν νῦν τὴν Ἑλλάδα οἰκούντων ἀπόγονος τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων ἐστίν“ (Athen, zugleich in lateinischer Sprache), hervor.

Ein Ausspruch Baco's de Verulam.

Aus den Schriften des Engländers Baco de Verulam, z. B. aus dem Buche „De augmentis scientiarum", hat die nachfolgende Zeit Vieles geschöpft, oft ohne die reichhaltige Quelle selbst anzugeben, aber daraus gelernt hat sie Das nicht, was sie daraus wol hätte lernen können. So gibt es in seinen „Essays" ein Capitel „Of seditions and troubles", das herrliche Wahrheiten enthält und voll gediegenen Goldes ist. Wenn man nur die Wahrheiten überall anerkennen und befolgen wollte! Unter Anderm heißt es dort, wo davon die Rede ist, daß nicht die Merkmale, sondern die Ursachen eines Uebels anzugreifen seien: „Der Stoff zu Unruhen ist zweierlei: viel Armuth und viel Unzufriedenheit. Gegen jene dient die Eröffnung und Gleichstellung des Handels, die Pflegung der Gewerbe, die Verbannung der Faulheit, die Minderung des Verschwendens und Ausschweifens durch Gesetze: die Verbesserung und Bewirthschaftung des Bodens, die Aufsicht auf die Preise käuflicher Dinge, die Verminderung der Steuern und Abgaben.... Das aber folgt keineswegs, daß, weil häufige Gerüchte und Aussprengungen ein Merkmal der Unruhen sind, die Unterdrückung derselben mit zu viel Strenge eben ein Heilmittel der Unruhen sei."

Niebuhr über neugriechische Volkslieder.

Unter dem 20. April 1822 schrieb Niebuhr an Stein (Pertz, „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein", V. 707): „Ich wollte, daß Herr von Harthausen seine echt griechischen Lieder herausgegeben hätte; sie haben mich, als ich sie vor Jahren las, wie nichts Anderes, für das geistreiche, wenn auch entehrte Volk belebt, und ich weiß nicht, ob ein geringerer Dichtergeist in ihnen weht, als in den Lyrikern des alten Griechenland. Es ist ein Unglück, wenn solche Schätze in unfähige Hände fallen, da der Unfähige gewöhnlich auch so eitel ist, selbst thun zu wollen, was er nicht kann, und es dann gar nicht geschieht." Jene „echt griechischen Lieder" sind neugriechische Volkslieder aus der Sammlung eines Herrn von Harthausen, die z. B. auch in dem „Λόγιος Ἑρμῆς" (Wien 1818) erwähnt wird und aus welcher einzelne Lieder in der Zeitschrift „Wünschelruthe" (1818) in deutscher Uebersetzung mitgetheilt wurden. Wie wir aus guter Quelle wissen, ist die Sammlung jener Volkslieder in den Originalen niemals gedruckt worden und sie ist so gut als — verloren gegangen. 5.

Bibliographie.

Alvensleben, J. v., Christliches Glaubensbekenntniß nebst Approbationen der vornehmsten Theologen seiner Zeit. Im Jahre 1566 für seine lieben Kinder und Nachkommen zur gottseligen Nachfolge aufgestellt. Stendal, Franzen u. Grosse. Gr. 8. 1 Thlr.

Aeschylos, Tragödien, verdeutscht von J. Minckwitz. Stuttgart, Metzler. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Herausgegeben und mit zwei Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stückes begleitet von H. Düntzer. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beyer, E., Die Unterscheidungslehren der evangelischen und römisch-katholischen Kirche. Im „Kirchlichen Lehrblatt" dargestellt und beurtheilt. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 22½ Ngr.

Camões, Luis de, Die Luisiaden. Epische Dichtung. Nach José da Fonseca's portugiesischer Ausgabe im Versmaaße des Originals übertragen von F. Booch-Arkossy. Mit den Biographien und Porträts von Camões und Vasco da Gama. Leipzig, Arnold. 16. 2 Thlr. 8 Ngr.

Cholevius, C. L., Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1ster Theil: Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Claus, C., Gedichte. Mit Originalzeichnungen von D. Dreßler. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Daffis, A., Zur lebensgeschichte Walthers von der Vogelweide. Berlin, Hertz. Gr. 12. 6 Ngr.

Meyer-Ahrens, C., Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. 1ster Band. 2te Auflage. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, Arnold. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ranolder, J., Elisabeth Herzogin in Baiern, erste Königin von Ungarn. Blätter der Erinnerung an die völkerbeglückende Vermählung Sr. k. k. Apostol. Maj. Franz Joseph I. mit Ihrer königl. Hoh., der durchl. Prinzessin Elisabeth, Herzogin in Baiern. Wien. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schömann, G. F., Die Verfassungsgeschichte Athen's nach G. Grote's history of Greece kritisch geprüft. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schulze, H. J. F., Die staatsrechtliche Stellung des Fürstenthums Neuenburg in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Bedeutung. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Solitaire, M., Die Fahrt zur Königin von Britania. Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim fragmentarisch dargestellt. Novelle. Landsberg, Volger u. Klein. 24. 6 Ngr.

Thackeray, W. M., England's Humoristen. Uebersetzt von A. v. Müller. Hamburg, Reßler u. Melle. Gr. 12. 24 Ngr.

Türke, A., Johanna Gray. Trauerspiel in 5 Akten. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 24 Ngr.

Vogel, A., Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. Zwei Theile. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutschlands und Oesterreichs Beruf bei der gegenwärtigen Weltlage. Von einem deutschen Staatsmanne. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaim, J., Zur kritischen Beleuchtung des Kirchenstreites im Großherzogthum Baden. Rückblicke. Consequenzen. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kirchenvisitation zu Magdeburg im Juni 1854. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gründliche Reorganisation der schweizerischen Armee, oder einfache und wenig kostspielige Vertheidigungsmittel, welche die Schweiz im Falle eines Angriffs dem Feinde entgegensetzen kann. Aus dem Französischen übersetzt von einem alten Soldaten. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schläger, H., Die Einweihung des neuen Gebäudes für das Lyceum und die höhere Bürgerschule der Stadt Hannover 3. Mai. 1854. Mit einem kurzen Ueberblick über das städtische Schulwesen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 32. —— 3. August 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Russen und Deutsche.

1. Pro Populo Germanico. Von E. M. Arndt. Berlin, G. Reimer. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Rußlands sociale Zustände von Alexander Herzen. Aus dem Russischen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Die östliche Frage. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Geschichtlich und politisch beleuchtet von Karl Hagen. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Zusammenstellung der vorliegenden drei Schriften, an die wir einige Betrachtungen oder Bemerkungen zu knüpfen im Begriff sind, ist keine zufällige. Ihre Verfasser geben, jeder von seinem Standpunkt, ihr Urtheil über die gegenwärtige Weltlage und über die muthmaßliche Zukunft Europas ab; sie widersprechen theils einander, theils bestätigen und ergänzen sie einander. Arndt nimmt ebenso oft Bezug auf Rußland und russisches Volk, das er in wenigen kernigen Strichen schildert, als Herzen auf Deutschland und deutsche Bildung, deren Zögling er offenbar ist. Und wenn wir über die beengenden Einflüsse der russischen Diplomatie auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse klagen, so gibt Herzen uns diese Vorwürfe dreifach zurück, indem er die bald zersetzenden, bald niederdrückenden Einflüsse des in der russischen Regierung, dem Beamten- und höhern Militärstande vertretenen deutschen Elements auf das russische in aller Schärfe hervorhebt. Arndt und Herzen gehen dabei, und Ersterer vielleicht noch mehr als Letzterer, stets auf die Nationalität, die sittliche und geistige Bildung, auf die Urform der Völker als auf die nothwendigen Basen und Hauptfactoren einer gesunden Politik zurück. Beide haben culturhistorische Tendenzen vor Augen, und diese sind ja wol doch das Höchste. Karl Hagen bleibt mehr in der Richtung einer gewissen politischen Schule stecken, welche es für möglich hält, die Probleme der Zeit auf dem blos mechanischen Wege rein äußerlicher politischer Combinationen zu lösen. Seine Broschüre wird daher nur strichweise in den Kreis unserer Betrachtungen fallen.

Rußland hat durch sein mächtiges Umsichgreifen die Blicke aller Welt auf sich gezogen, diejenigen Mancher getrübt, Anderer geblendet. Die Russenfurcht hat die Franzosenfurcht verdrängt und ist fast in eine Epidemie mit allen Zeichen einer solchen ausgeartet. Rußland ist das Schreckgespenst der gegenwärtigen Generation und wird nach der Ansicht Vieler das unvermeidliche nächste Fatum Europas sein. Selbst unter den Demokraten und sogar unter Nordamerikanern finden sich solche Propheten. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ machte soeben auf einen in „Putnam's monthly magazine“, einer neuyorker Literaturzeitung, erschienenen Artikel aufmerksam, worin von den Russen gesagt wird, sie seien nächst den Amerikanern die am meisten vorwärts drängende Nation (the most „go ahead“ nation) der Erde und von einer Lebensfähigkeit gleich der alten normannischen oder angelsächsischen Race. Früher oder später werde sie die Fesseln des Despotismus abstreifen, um dann den „stagnirenden, faulen und herabgewürdigten“ Reichen von Asien und Europa neues Leben einzuflößen. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ meint, der Verfasser des Artikels werde wol die bekanntlich für die Amerikaner abgefaßte Schrift „Rußland und das Germanenthum“ von Bruno Bauer gelesen und zur Grundlage seiner Betrachtungen gemacht haben. Indeß lassen wir dies Fatum, dem freilich Deutschland am nächsten ausgesetzt sein würde, fürs erste noch in Ruhe und werfen wir einen Blick auf die gegenwärtigen friedlichern Wechselbeziehungen zwischen Rußland und Deutschland, namentlich die literarischen.

Deutschland ist durch seine Großmächte Grenznachbar Rußlands. Die exclusive Handelspolitik Rußlands wird auf die Dauer der allgemeinen commerciellen und handelspolitischen Entwickelung nicht Widerstand leisten kön-

nen. Die mit den deutschen Eisenbahnen communicirende warschauer Bahn ist bereits ein Zugeständniß, welchem später noch andere folgen werden und müssen. Beide Völker werden dann einander näher geführt werden; die deutsche Bildung wird dann nicht blos die höchsten Spitzen der russischen Gesellschaft berühren, sie wird auch mehr und mehr in die Massen des russischen Volks dringen. War doch auch schon bisher der Einfluß deutscher Wissenschaft und deutschen Geistes auf Rußland trotz aller künstlichen Schranken kein geringer! Ja, wie uns Herzen belehrt, der überhaupt auf die von Arndt zu sehr vernachlässigten literarischen Entwickelungen als Phasen des nationalen Geistes selbst ein bedeutendes Gewicht legt, hat die Hegel'sche Philosophie in den jüngern Geistern Rußlands, namentlich in der moskauer literarischen Welt, vielfach gezündet und selbst zur politischen Gährung der Köpfe nicht wenig beigetragen. „In Moskau ging der Socialismus Hand in Hand mit der Hegel'schen Philosophie", sagt Herzen. *) Unsere Theilnahme an der russischen Literatur zeigte sich freilich bisher mehr nur in der Form der Neugier und Liebhaberei, aber ein Volk muß schon viel in der Achtung anderer Völker gewonnen haben, wenn sich diese überhaupt nur um seine Dichter und Schriftsteller zu kümmern anfangen. Manche Namen der russischen Literatur sind uns bereits ziemlich geläufig. Es sind freilich mehr nur Specialitäten; einen Culturdichter im großen Sinne hat Rußland bisher noch nicht gehabt; aber wer sagt uns, ob nicht auch Rußland bei freierer Bewegung Dichter und Denker erzeugen wird, welche die Civilisation mit neuen Ideen befruchten werden? Das russische Volk hat vor uns den Vorzug der Einheit und politischen Machtfülle voraus; die russische Sprache besitzt große Beweglichkeit und der russische Geist eine ganz besondere zum Witz und zur Satire neigende Schärfe, namentlich aber eine merkwürdige Bildungsfähigkeit und Empfänglichkeit; dabei hat der Russe im Allgemeinen einen großen nationalen Ehrgeiz, der ihn zum Wetteifer mit andern Nationen spornt und noch mehr spornen würde, wenn ihm die Bahn freigegeben wäre; außerdem hat er ganz besondere zur ironischen und sarkastischen Betrachtung und Verachtung der menschlichen Dinge auffodernde Erfahrungen durchlebt, deren deutlichen Abdruck wir in den Producten mancher russischen Schriftsteller wiederfinden. Dies Alles, von andern Vorbedingungen abgesehen, sind wol Grundlagen genug zu einer immer selbständigern und bedeutungsvollern Entfaltung der russischen Literatur.

Dabei aber darf man nicht vergessen, daß, möge die künftige russische Literatur sich auch noch so sehr an die vielen Ureigenthümlichkeiten des Volks anschließen und ihnen zum Ausdruck dienen, sie sich doch schwerlich jemals den Einflüssen deutscher Poesie, Wissenschaft und Philosophie wird entziehen können. Rußland wird bei seiner überwiegend ackerbauenden Bevölkerung, in der sich die einzelnen Städte fast wie Tropfen verlieren, wol niemals im Stande sein, hinlänglich viel Intelligenz zu erzeugen, um bei der Besetzung der höhern Militär- und Beamtenstellen und der mancherlei Lehranstalten damit auszukommen. Es ist bekannt, welchen von den Nationalrussen vielbeneideten Einfluß der Adel und die gebildeten Stände der deutschen Ostseeprovinzen fortdauernd ausüben. Die Universität Dorpat ist vollkommen deutsch, und an den Universitäten Kiew und Kasan wie an den höhern Bildungs-, namentlich Militärbildungsanstalten in Petersburg u. s. w. lehren viele geborene Deutsche. Mögen wir also Rußland in anderer Hinsicht mit noch so großer Abneigung betrachten, so können oder sollten wir doch diese fortdauernden Einflüsse deutscher Bildung auf diesen Gegenstand unsers Misbehagens weder gering anschlagen noch vernachlässigen.

Den Nationalrussen ist freilich dieser deutsche Einfluß nicht wenig drückend. Herzen, nachdem er erzählt, wie Peter I. den Deutschen die Herrschaft in Rußland gesichert, fährt weiter fort:

> Die Deutschen waren weit davon entfernt, den Fortschritt zu vertreten; durch kein Band mit dem Lande, welches kennen zu lernen sie sich nicht die Mühe gaben und welches sie mit einer bis zur Unverschämtheit gehenden Anmaßung als barbarisch verachteten, verknüpft, waren sie die servilsten Werkzeuge der kaiserlichen Gewalt. Da sie kein anderes Ziel hatten, als sich in der Gunst zu behaupten, dienten sie nur der Person des Herrschers und nicht dem Volke. Dazu brachten sie eine dem Russen antipathische Weise, einen pedantischen Bureaukratismus, eine Etikette und Disciplin in die Geschäfte, die unsern Sitten ganz und gar widerstreben.

Es sind dies freilich auch zum Theil gerade die Eigenschaften, durch die sich die Deutschen überhaupt bei allen Nationen, über die sie Herrschaft oder Einfluß gewannen, unbeliebt machten. Dieser deutsche bureaukratische Pedantismus, der keineswegs grausam, aber im Kleinen und Kleinlichen quälerisch ist, der von großen Leidenschaften und wahrem Seelenadel wenig weiß, dafür aber in der Foderung strengster Beobachtung von allerlei Nebendingen, Aeußerlichkeiten und bloßen Formalitäten und in oft ganz unnützen Weiterungen und Erschwerungen seine Launen zu befriedigen und seine Macht zu zeigen liebt — dieser namentlich ist es, welcher die Deutschen in Ungarn wie Italien, in den dänisch-deutschen Theilen Dänemarks wie in den von Deutschen regierten Gebieten Polens und in dem von Deutschen beeinflußten Zarenreiche verhaßt gemacht hat. Der polnische und russische Beamte oder Gutsherr ist in diesem oder jenem Falle willkürlich und bis zur Grausamkeit hart, was der Deutsche nicht ist; aber er ist dann auch wieder gegen die Leute großmüthig, nachsichtig und herablassend, sieht bei Kleinigkeiten den Leuten durch die Finger und befolgt im Ganzen den Grundsatz: leben und leben lassen! Ja er hilft ihnen auch wol, wo es ihnen nützen kann und ihm nichts schadet, den Behörden ein Schnippchen zu schlagen. Gegen diese ist ihre Sache eine gemeinsame.

*) Die Mittheilungen Herzen's über die russische Literatur, die zu den interessantesten Partien seiner Schrift gehören, werden uns wol noch später einmal in die Feder laufen, da uns noch einige in dasselbe Bereich gehörende Schriften, theils deutsche, theils französische, vorliegen.



Herzen gibt zwar zu, daß unter allen Slawen die Russen diejenigen sind, welche die Deutschen am wenigsten hassen, fährt dann aber fort:

Die russische Regierung findet in den deutschen Offizieren und Beamten gerade Das, was sie braucht: die Regelmäßigkeit und Unwandelbarkeit einer Maschine, die Discretion der Taubstummen, einen erprobten stoischen Gehorsam, eine Aemsigkeit bei der Arbeit, die nichts von Ermüdung weiß. Rechnet man hierzu eine gewisse Ehrlichkeit, welche die Russen selten besitzen, und genau so viel Kenntniß als ihr Amt erfodert, — jedoch niemals genug, um einzusehen, daß kein Verdienst darin liegt, ein rechtliches und unbestechliches Werkzeug des Despotismus zu sein —; rechnet man ferner die vollständige Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der ihrer Verwaltung Untergebenen, die tiefste Verachtung gegen das Volk, eine gänzliche Unkenntniß des Nationalcharakters hinzu, so wird man begreifen, warum das Volk die Deutschen verabscheut und warum die Regierung sie liebt.

Wenn wir — fährt Herzen fort — von den Ministerien und Kanzleien zu den Werkstätten gehen, so begegnen wir demselben Antagonismus. Der russische Arbeiter ist bei einem russischen Meister fast ein Glied der Familie; sie haben dieselben Gewohnheiten, dieselben sittlichen und religiösen Begriffe; sie essen gewöhnlich am selben Tische und verstehen sich trefflich miteinander. Zuweilen kommt es vor, daß der Meister den Gesellen schlägt und dieser sich das mit gar zu christlicher Resignation gefallen läßt; zuweilen aber versetzt auch der Geselle dem Meister eins wieder, doch weder der Eine noch der Andere klagt bei der Polizei. Der Sonntag wird von Beiden auf gleiche Weise gefeiert: Beide kehren trunken heim. Da der Meister einsieht, daß der Geselle am folgenden Morgen nicht so fleißig bei der Arbeit sein kann, schenkt er ihm einige Stunden, denn er weiß, daß jener im Falle der Noth einen Theil der Nacht für ihn arbeiten würde. Sehr oft schießt der Meister dem Gesellen Geld vor, sowie andererseits dieser ganze Monate auf Bezahlung wartet, wenn er sieht, daß sein Meister in Verlegenheit ist. Der deutsche Meister sieht in dem russischen Arbeiter nicht seines Gleichen, er betrachtet sich viel mehr als seinen Herrn denn als seinen Meister. Der von Natur methodische und an seinen Gebräuchen klebende Deutsche verwandelt das elastische und leichte Verhältniß des russischen Arbeiters zu seinem Herrn in ein juridisch streng bestimmtes, von dem er nie um eine Silbe abweicht. Beständige Anfoderungen, eine erkünstelte Strenge und ein kalter Despotismus beleidigen den Arbeiter umsomehr als der Meister sich niemals zu ihm herabläßt. Sogar die friedlichen Sitten des Deutschen, der Vorzug, den er dem Biere vor dem Branntwein gibt, steigern nur den Widerwillen, welchen er dem russischen Arbeiter einflößt. Dieser letztere besitzt mehr Geschicklichkeit als Fleiß, mehr Fähigkeit als Wissen. Er kann viel auf einmal thun, aber er hat keine Ausdauer bei der Arbeit, und er kann sich der einförmigen und methodischen deutschen Disciplin nicht fügen.... Jedes Ausbleiben wird notirt, um danach einen Abzug vom Lohne zu machen. Vielleicht geschieht dies mit der größten Gerechtigkeit, allein der russische Arbeiter sieht es wie das schnöde Verfahren eines Gerichtsdieners an, und endlose Streitigkeiten beginnen. Der aufgebrachte Meister läuft zur Polizei oder zum Edelmann, wenn der Arbeiter leibeigen ist, und zieht über dessen Haupte alles in seinem Stande mögliche Unglück zusammen. Der russische Meister wird ohne ganz besondere Gründe niemals weder zu dem Kwartalnoi (Polizeicommissär) noch zu dem Edelmann laufen; Polizei und Adel sind die gemeinsamen Feinde des bärtigen Meisters und des unrasirten Arbeiters.

Von den Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen sagt Herzen unter Anderm:

Sie haben vor uns den Vorzug bestimmter ausgearbeiteter Regeln; sie gehören der großen europäischen Civilisation an. Wir haben vor ihnen den Vorzug der rohen Kraft, einer gewissen Elasticität unserer Hoffnungen.... Wir verletzen sie tief durch unser laisser aller, durch unser Benehmen, durch die geringe Beachtung der Formen, durch den Ausbruch unserer halb barbarischen, halb verderbten Leidenschaften. Sie ennuyiren uns tödtlich durch ihr pedantisches Spießbürgerthum, durch ihren affectirten Purismus, durch ihr unverbesserlich knauseriges Benehmen. Bei ihnen endlich wird ein Mensch, der mehr als die Hälfte seiner Einkünfte verzehrt, als verlorener Sohn und Verschwender betrachtet, bei uns gilt ein Mensch, der sich damit begnügt, seine Einkünfte zu verzehren, für ein Ungeheuer von Geiz.

Herzen meint sodann:

Der Unterschied ist der: in der slawischen Welt befindet sich ein Element occidentaler Civilisation auf der Oberfläche, in der europäischen Welt ein vollständig barbarisches Element in der Basis.

So denkt ein Russe von den Deutschen, wie man sieht, nicht allzu vortheilhaft. Hören wir, wie ein Deutscher, unser verehrter Arndt, von den Russen denkt:

Der Russe hat etwas ihm ganz Eigenthümliches, was sich sogleich als etwas Ungewöhnliches und Barbarisches ankündigt; es ist nicht ein gewisses Asiatisches, was sich ihm vielfach angehängt und aufgeprägt hat, es ist ein Insichfestes, Insichglückliches und Insichstolzes, welches ihm eine eigene Heiterkeit und Behaglichkeit gibt, wo die andern Slawen nur den Ausdruck von Leichtsinn und Lustigkeit zeigen. Die meisten Russen, wenn sie satt und eben nicht geprügelt sind, tragen in ihren Gesichtern eine breite Selbstgenüge und fast alle mancherlei Schatten und Linien von Schalkheit und List, wenigstens von einem Etwas, was der gutmüthige einfältige Deutsche mit diesem Namen bezeichnen würde.... Wenn man den gebildeten Deutschen, Engländer und Franzosen immer den denkenden, umsichschauenden und oft auch den sorgenden, mühevollen Menschen ansieht, so verräth jeder Slawe am Don und an der Wolga wie an der Donau und an der Adria in einer breiten Sorglosigkeit und häufigen Trotzigkeit des Antlitzes den Menschen, der nach dem Himmel nicht wie nach der liebenden Vorsehung, sondern wie nach einem eisernen Fatum blickt. Weil er jenes Eisen nicht beugen kann, verschmäht er sich vor ihm zu beugen. Der Deutsche und Engländer nennt selbst den Knäs einen Knecht, und dieser Knecht, weil er gewohnt ist, den Willen seines Zars wie ein fatum divinum anzusehen und anzubeten, so trägt er, was uns freilich kaum begreiflich däucht, die Stirn oft stolz und hoch.... Wer in einem russischen Feldlager gewesen ist, wer in den großen Hauptstädten bei Aufzügen und Festlichkeiten die Köpfe der hervorragenden moskowitischen Männer sich betrachtet hat, der nimmt einen Eindruck und eine Erinnerung mit, als wäre er einmal in Asien bei dem Schah von Persien oder bei dem Sultan in Konstantinopel gewesen. Ja wer in solchem Feldlager und in den stummen oder flüsternden Palästen der Höchsten zehn, zwanzig Jahre durch die Eisen- und Stahlhärtung des Despotismus zugleich hart und geschmeidig geschmiedet ist, der kann, ohne ein großer Mann zu sein, doch das Gepräge und Antlitz des festesten und entschlossensten Mannes gewinnen. Also hier manche bedeutungsvolle Gesichter mit einer Art Mannesgepräge ohne Mannesinhalt. Ich habe in Petersburg manche solche Köpfe nicht ohne Erstaunen gesehen.... Wer alle Furcht überwunden hat, muß immer einem mächtigen und gewaltigen Kerl gleich sehen.

Arndt hätte auch auf die Kindlichkeit und Gutmüthigkeit des gemeinen Russen hinweisen können. So zeigten sich wenigstens die russischen Soldaten auf ihrem Rückmarsche aus Frankreich durch Deutschland, wie sich der Verfasser dieses Artikels noch gar wohl erinnert, und fast die einzige Klage, die man über sie zu führen hatte,

war: daß sie in Bezug auf das Eigenthum ein etwas zu weites Gewissen und zu weite Schnappsäcke hatten.

Was die Russen als Volk und ihr politisches Selbstbewußtsein betrifft, so sagt Arndt:

Die Russen, wie despotisch und asiatisch sie immer geführt und regiert werden mögen, sie haben einen mächtigen Kern, sie müssen mit Recht ein großes gewaltiges Volk heißen. Bei aller Schrecklichkeit und Fürchterlichkeit, welche die sultanische Macht des Zars und das Gerücht der scheußlichen Knute auch auf die Einbildungskraft des Westen haben mag, es wird in Rußland eben wegen des ganz verschiedenen Volkscharakters doch ganz anders, doch viel menschlicher und christlicher gelebt, als jemals in dem freien Polen — daß ich von dem gegenwärtigen schweige — gelebt worden ist. Es ist bei diesem moskowitischen Volk mitten in aller Knechtschaft viele Christlichkeit und Menschlichkeit, es ist Treue und Gottesfurcht unter den Russen. Solche Tugenden decken die Menge der Sünden zu und machen auch Zustände und Gebrechen erträglich, die sonst unerträglich sein würden. Die Russen sind, aus welchem Gesichtspunkt man ihre Zustände auch beurtheilen möge, ein tüchtiges ganzes Volk und verdienen ein ganzes Volk zu sein.... Bei allen Gebrechen der russischen Zustände und Verhältnisse, bei allen gräulichen Gebrechen der Verwaltung in bürgerlichen und kriegsmännischen Abtheilungen und Verhältnissen, bei aller Gewissenlosigkeit, Faulheit, Liederlichkeit und Bestechlichkeit der Beamten, wie es in despotischen Staaten immer zu sein pflegt und auch in Rußland ist, lebt und webt in dem Ganzen doch ein Geist des Lebens, der Kraft und des Muths, ein Stolz, Gefühl und Sinn der Gemeinsamkeit, der viele der größten Mängel bessert. Man möchte sagen, der Name Russe ist bei dem Volke einem Schöpfungsworte gleich; kraft dieses Lauts und Namens und seines Stolzes und Ruhms sind sie ein gebietendes europäisches Volk geworden. In der Brust des gemeinsten russischen Kriegers glüht dieser Stolz, wie in der Brust eines Suworow und Sabalkansky, und der ärmste russische Bettler stößt den dargebotenen Goldklumpen von sich, wenn er gegen sein Vaterland den Späher oder Verräther machen soll. Wahrlich hier sind sie dem Stolze von Spanien, Engländern und Franzosen zu vergleichen.

Arndt wagt, wie man sieht, die Deutschen hier nicht mitzunennen. Weiterhin widerlegt er die im Westen sehr weit verbreitete Meinung, als ob der Zar nur thue, was ihm seine Laune und sein Eigensinn eingeben; nein, wie sehr der Zar auch lenke und treibe, er werde doch durch das Volk nicht nur immer mitgetrieben, sondern im eigentlichen Sinne auch fortgetrieben; er müsse mit seinem Volke ebenso vorwärts, wie die freiern Völker eben durch das Ding, was sie Volksmeinung, den öffentlichen Geist nennen, fortgetrieben werden. Der Kaiser sei ein sterblicher Mann, meint Arndt, aber dieses Volk trage einstweilen noch den Stempel, als sei es für die Ewigkeit gebaut. „Ich meine hiermit", fügt Arndt hinzu, „nicht das tiefste innerste Vermögen, sondern jene Unruhe wimmelnder und strebender Kräfte, die sich nach allen Seiten für die Ausgreifungen der Fäuste Raum und Luft sucht." Aehnlich sagt Herzen: der Charakter der Slawen habe etwas Weibliches; diesem intelligenten, starken und reichbegabten Volke fehle der Muth der Initiative, der erste Impuls falle ihm immer schwer, aber der geringste Impuls setze eine ungewöhnliche Entwickelungskraft in Bewegung. Dieses Volk fühle den Beruf, Geschichte zu machen, aber es sei viel mehr ein Instinct, ein beharrlicher, starker, aber verworrener, mit nationalen und religiösen Visionen gemischter Zug der Natur, als ein klares sicheres Bewußtsein. Was speciell das russische Volk betreffe, so habe dies erst seine Grenzen gezogen, seine Grenzsteine gesetzt, seine Stätte bereitet und halte in erzwungener, provisorischer Einheit den sechsten Theil des Erdballs, den es stolz zu seinem Kampfplatz auserseher, zusammen. Herzen sagt weiter:

In der Erscheinung gewisser Völker liegt etwas, wovor der Denker sinnend stille steht, es macht ihn unruhig, als fühle er eine neue unterirdische Mine, eine neue Macht, ein dumpfes Dröhnen, welches die Rinde zu sprengen, zu überschwemmen droht, als höre er in unbekannter Ferne die Schritte eines Riesen, die immer näher kommen. Das ist Rußlands Rolle seit Peter I.

Dieser russische Stolz offenbart sich in diesem Herzen selbst, der, was man nicht vergessen darf, 1834 wegen Theilnahme an irgend einer geheimen Gesellschaft in den Kerker geworfen, dem das Todesurtheil verkündet, sodann aber die „Gnade" zutheil wurde, als Kanzleischreiber in eine der entferntesten Provinzen verbannt zu werden. Herzen ist Flüchtling und ist zugleich Socialdemokrat. Dabei ist er aber an nationalem Stolz vollkommen Russe, so sehr Russe, daß er sich freut, wenn deutsche Journale nicht die Ankunft des Kronprinzen von Würtemberg mit seiner Gemahlin, der Großfürstin Olga, sondern umgekehrt die Ankunft der Großfürstin Olga mit ihrem Gemahl, dem Kronprinzen von Würtemberg, meldeten, und daß sich Niemand in Deutschland durch diese antisalische Phrase befremdet gefühlt habe. Deutschland, behauptet er, existire nur dem Namen nach; es seien baltische Provinzen, denen man einige illusorische Rechte gelassen habe, z. B. das, nicht nur Unterthanen des Nikolaus, sondern zugleich ihrer kleinen Fürsten zu sein. Während die deutschen sogenannten Demokraten, einfältig genug, ihrer Mehrzahl nach blinde Bewunderer jenes Napoleon und seiner Marschälle sind, welche ihre Väter plünderten, ihre Heimat brandschatzten und aussogen und das freie Wort in Deutschland unterdrückten, während diese deutschen Pseudodemokraten fast die einzige Gesammterhebung Deutschlands, von der die Geschichte in Ehren sprechen wird, die gegen jene Bedränger und Eroberer Deutschlands, in aller Weise zu verkleinern und zu bespötteln bemüht sind, schlägt unser Russe einen ganz andern Ton an; er spricht von der „tollen Epoche jener absurden Kriege, welche die Franzosen noch jetzt die Periode ihres Ruhms nennen", er nennt den Feldzug nach Aegypten wie den Einfall in Rußland eine „geniale Tollheit"; es habe Bonaparte gefallen, „sich von weitem auf aufgethürmten Leichen zu zeigen", er habe „zu der Koketterie von den Pyramiden die Koketterie von Moskau und dem Kremlin" hinzufügen wollen. Dann sagt er: „Für diesmal gelang es ihm nicht; er regte ein ganzes Volk auf, das entschlossen zu den Waffen griff, hinter ihm her Europa durchzog und Paris einnahm." Also die Russen nahmen Paris ein! Daß die Deutschen mit ihnen in die französische Hauptstadt einzogen, daß die Preußen ein zweites mal Paris einnahmen, davon ist bei diesem Russen keine Rede. Doch das darf nicht gerade Wunder

nehmen, wenn man bedenkt, wie viele Deutsche von der jüngern Generation es gibt, welche es ihren Vätern fast übelnehmen, Deutschland von der Herrschaft der Franzosen befreit und den Siegeseinzug in Paris gehalten zu haben. Solchen Deutschen gegenüber darf sich ein Russe freilich Alles erlauben. Hellsehender als unsere deutschen Demokraten erwartet Herzen auch von Frankreich nichts; er meint unter Anderm, „daß Frankreich mit seiner falschen Freundschaft fortdauernd den Polen ebenso viel Böses zugefügt habe als andere Völker mit ihrem offenen Hasse". Wo möglich noch mehr; denn ein offener Gegner ist einem falschen Freunde immer noch vorzuziehen.

Herzen hat es freilich bequem damit, wenn er den Russen eine weltumgestaltende Rolle für die Zukunft anweist. Er betrachtet das übrige Europa als in Fäulniß begriffen; es ist ihm nichts als ein Leichnam, der Leichnam eines Hingerichteten, an dem man galvanische Experimente macht. Schon vor zwei Jahren rief er in seiner Broschüre „Vom andern Ufer" aus:

Schwere Zeit! Alles um uns herum zersetzt sich, Alles wird unstät und unbrauchbar, die schwärzesten Vorahnungen realisiren sich mit einer schrecklichen Schnelligkeit. Ein freidenkender Mensch, der sich nicht vor der Gewalt beugen will, hat in ganz Europa keine Zuflucht mehr, ausgenommen das Verdeck eines Schiffs, das nach Amerika absegelt. . . . Ich prophezeie nichts, aber ich glaube auch nicht, daß die Schicksale der Menschheit und ihre Zukunft wie mit Nägeln ans westliche Europa angeschlagen sind. Wenn Europa nicht mit der socialen Umgestaltung zustande kommt, so werden sich andere Länder umgestalten; es sind vorbereitete und sich vorbereitende Schauplätze vorhanden. Der eine ist bekannt; ich meine die nordamerikanischen Staaten; den andern, voller Kraft, aber auch voller Wildheit, kennt man nur wenig oder schlecht. . . . In Rußland ist es abscheulich zu leben, in Europa ebenso abscheulich. . . . Ich habe hier weder Freude noch Zerstreuung, weder Ruhe noch persönliche Sicherheit gefunden, ich kann mir sogar nicht denken, daß Jemand in Europa Ruhe oder Freude finden kann. . . . Das Leben ist hier sehr schwer. Ich glaube hier an nichts als an die Bewegung, ich bedauere hier nichts als die Opfer, ich liebe hier nichts, als was man verfolgt, und schätze nichts hoch, als was man hinrichtet. Ich bleibe, um doppelt zu leiden an unserm und dem hiesigen Kummer, vielleicht um bei der allgemeinen Auflösung unterzugehen.

Herzen meint, daß, seitdem er dies geschrieben, die Dinge eher noch schlechter geworden seien. Das Vorrecht der offenen Rede und des offenen Kampfs schwinde mit jedem Tage mehr, Europa werde mit jedem Tage mehr petersburgisch, es gebe sogar Länder, die in höherm Grade petersburgisch seien als Rußland. Das wüßten die Ungarn, die sich unter die russischen Fahnen begaben.

Das Gemälde kann nicht dunkler sein, es ist schwarz wie das bekannte „Berlin bei Nacht"; es graust Einem in diesem Todtengewölbe voll zusammenklappernder Gerippe, Verwesung und Moderduft. Der freidenkende Mensch hat in ganz Europa keine Zuflucht mehr! Nun, Alexander Herzen, der sich doch ohne Zweifel zu diesen freidenkenden Menschen rechnen wird, hat doch eine Zuflucht in Europa gefunden, wenn auch nur im Verlagscomptoir der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg. Es ist eigenthümlich, wie sich die Ansicht von einer unabweisbaren Auflösung Europas im Orient fast wie ein Dogma festzusetzen scheint. Auch die Prinzessin Aurelie Ghika, die ohne Zweifel auf einem ganz andern Standpunkte steht als Herzen, prophezeit uns allgemeine Zertrümmerung und Auflösung, ein sociales Chaos, „aus dem vielleicht der Lichtstrahl einer neuen Welt hervorbrechen wird, um dann im Glanze der Unschuld den Rasen unserer Gräber zu umspielen". Freilich haben uns auch einzelne Deutsche, denen man Denkfähigkeit und Kenntniß der Geschichte, der Verhältnisse und Zustände nicht abstreiten wird, z. B. Niebuhr, Anselm von Feuerbach, der Freiherr vom Stein, Stifter u. A., Aehnliches geweissagt.

Der belebende Hauch, welcher das Todtenfeld Europa wieder in einen paradiesischen Garten verwandeln wird, soll Herzen zufolge von Rußland kommen. Das ist uns ein Räthsel. Herzen sucht es zwar zu lösen, aber in einer Weise, die wieder zu rathen gibt. Er sagt:

Der Kaiser Nikolaus kann als Vollstrecker der hohen Aufgabe, deren Bedeutung ihm entgeht, nach Belieben (?) die inhaltslose Anmaßung Frankreichs und die stolze Klugheit Englands demüthigen, er kann die Pforte für russisch, kann Deutschland für moskowitisch erklären, wir haben mit all diesen Invaliden nicht das geringste Mitleid. Aber was jener nicht kann, ist: er wird es nicht hindern, daß sich eine neue Ligue hinter seinem Rücken bildet; was er nicht kann, ist: er wird es nicht hindern, daß die russische Intervention der Gnadenstoß für alle Monarchen des Continents, für die ganze Reaction sei, der Beginn des socialen schrecklichen und entscheidenden Kampfs. Diesen Kampf wird die kaiserliche Macht des Zaren nicht überleben. Mag sie siegen oder besiegt werden, sie gehört der Vergangenheit an; sie ist nicht russisch, sie ist echt deutsch, deutsch-byzantinisch, sie hat also einen zwiefachen Anspruch an den Tod. Und wir einen zwiefachen Anspruch an das Leben — das sociale Element und die Jugend.

Herzen's Schrift, die übrigens recht sehr verdient gelesen zu werden und in einer scharfgeschliffenen, schneidigen Sprache geschrieben ist, geht nun darauf aus, die Elemente nachzuweisen, die seiner Meinung nach in Rußland als Resultate seiner geschichtlichen und socialen Entwickelung zu einer politisch-socialen Wiedergeburt oder vielmehr Neugeburt vorhanden sind. Aber es ist gefährlich, die Räthsel einer Sphinx lösen zu wollen, es ist bedenklich, die immer zweideutigen Aussprüche eines Orakels zur Richtschnur nehmen zu wollen, und es gibt Rechnungen, die stets einen Bruch übrig lassen. Darum wollen wir auch gegen Herzen's Räthsel, Orakelsprüche und Rechnungen auf der Hut sein. Sie sind uns zu moskowitisch. Auch der russische Autokrat sammt seinen Großfürsten ist der Ansicht, daß Europa eine überreife Frucht sei, die mit nächstem in Rußlands aufgehaltene Schürze fallen müsse, und daß die alte europäische Landkarte zu Maculatur geworden, um eingestampft und durch eine neue nach russischem Maßstabe ersetzt zu werden. Der Zar denkt in dieser Hinsicht ganz wie Herzen und Herzen ganz wie der Zar.

Kehren wir von dem Russen zu unserm gemüthlichern Deutschen zurück. Arndt hat wegen seiner politischen Ansichten auch politische Verfolgungen erdulden müssen, wenn er auch nicht gerade wie Herzen zu einem Kanzleischreiber degradirt wurde. Das hat ihn aber nicht zornig, wild und grimmig gemacht wie den Russen, er ist freundlich und mild geblieben, und selbst das Jahr 1848 hat ihn in seinen Hoffnungen auf das deutsche Volk und dessen Zukunft nicht wankend machen können. Freilich stellt er sich diese zukünftige Größe und Einheit des deutschen Volks zumeist immer nur unter dem Bilde norddeutscher, das will bei Arndt sagen: preußischer Machtentfaltung und Oberhoheit vor. Er denkt etwa so von Preußen gegenüber Deutschland, wie Herzen von Rußland gegenüber dem übrigen Europa denkt. Er vertritt noch heutzutage dieselben Ansichten, die er von jeher, die er noch in der frankfurter Versammlung vertrat. Das ließ sich von ihm erwarten; denn Arndt ist ein treues, ehrliches deutsches Gemüth. Manche Erscheinungen der Jahre 1848 und 1849 haben ihn zwar tief betrübt, aber ihn in seinem Vertrauen auf die Unverwüstlichkeit des deutschen oder speciell des preußischen Volks nicht wankend machen können; er hat höchstens seine Hoffnungen weiter hinausgeschoben. Er ist sogar der Ansicht, daß das deutsche Volk „in Einfalt wie in Dummheit, in Unschuld wie in Roheit" mehr als irgend ein anderes Volk Europas noch alle verschiedenen Stufen des Knaben- und Jünglingsalters zeige, daß es als Volk noch kein Mann, geschweige ein Greis geworden, daß es, wie er sich ausdrückt, „noch etwas wild in seinen Schlingeljahren herumläuft". Verhält sich das wirklich so, so scheint mir darin gerade kein sehr feines Lob für die Deutschen zu liegen; denn ein Volk, welches eine etwa zweitausendjährige, an innern und äußern Erfahrungen reiche Geschichte durchgemacht hätte und trotzdem, zumal in einer Zeit so hoher geistiger und materieller Entwickelung wie die unserige, noch nicht zum Manne gereift und immer noch ein bloßer „Schlingel" wäre, ein solches Volk schiene mir wahrlich überhaupt nicht fähig und auch nicht werth, Mann zu werden. Es geht dem wackern Arndt eigen; während er den Advocaten des deutschen Volks macht und Diejenigen, welche dessen Blöße aufdecken, mit den schönen Titeln „unwissende und gleichgültige Dummköpfe", „Schelme" u. s. w. belegt, sieht er sich selbst doch veranlaßt, gelegentlich mit ihnen Chorus zu machen, sodaß das deutsche Volk gegen diesen seinen Advocaten eigentlich wieder eines Advocaten bedürfte. Er gibt z. B. zu, daß der Deutsche in der Fremde „eine gewisse Blödigkeit, Verzagtheit und Jämmerlichkeit des Scheins und der Geberde" offenbare, und leitet dies davon ab, daß der Deutsche mehr als die Söhne der meisten Völker unter fremden Nationen verlassen und schutzlos dastehe, weil er als Deutscher nicht vertreten sei. Leider sehr richtig! Aber die Sache hat noch einen tiefern Grund. Es vertritt auch in Deutschland zu wenig ein Mensch den andern, zu wenig ein Stand den andern, zu wenig ein Stamm den andern. Sogar die Parteien vertreten ihre Genossen oft spottschlecht. An Schadenfreude fehlt es in dem „gemüthlichen" Deutschland ohnehin nicht.*) Arroganz ist viel mehr in Deutschland vorhanden als wirkliche Manneswürde, und die Arroganz setzt auf der andern Seite ein ebenso reichlich vorhandenes Maß von Blödigkeit als nothwendigen Gegensatz voraus. Man kann ein sehr renommistischer Student und ein sehr provocirender Militär sein und doch sehr wenig Anlage zu echter Mannhaftigkeit in sich haben. Gibt es nicht in Nordamerika Landstriche genug, wo das deutsche Element überwiegt? Warum bringt dies in jenen Gegenden es zu keiner politischen Geltung? Ja wol, der Deutsche kokettirt dort mit seinen Lieder- und Turnfesten und er muß sich dafür in Yankeeblättern, die sich noch dazu für wohlgesinnt ausgeben, mit dem Lobe abfinden lassen: die Deutschen seien zwar ein Volk, welches man so ziemlich erst zuletzt nenne, aber sie seien doch ehrlich, anschmiegsam, stillvergnügt und bei weitem artiger als Engländer und Nordamerikaner. Artiger als diese sind sie allerdings, wenigstens gegen andere Nationen, das liegt so in ihrer Natur, und was das Singen, Turnen und Auskramen von Kathedergelehrsamkeit betrifft, so sind sie darin der anglo-amerikanischen Race weit überlegen. Aber man erklettert auf dem Turnplatze keine politische Stellung, obschon man durch solches „Schauturnen" den Yankees ein wundersames Vergnügen verschafft.

Herzen sieht in Europa Alles im Verfall; unser Arndt ist nicht dieser Ansicht. Aber wenn er dabei auf die bessere und comfortablere materielle Lage des Volks hinweist, so ist das eine sehr geringe Bürgschaft. Ohne Zweifel wohnten die Römer zu den Zeiten des Cäsar Augustus besser und gesünder als zu den Zeiten des Curius Dentatus, sie lebten comfortabler, hatten mehr Gelegenheit, ihre Genuß- und Vergnügungssucht zu befriedigen, der Handel war entwickelter, Künste und Literatur blühten, und Straßen-, Kanal- und Wasserleitungsbauten hatten einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den wir erst in letzter Zeit, seitdem uns die Eisenbahnen zu ähnlichen kolossalen Bauten nöthigen, erreicht haben. Dennoch waren die Tage Roms gezählt. Sehe man sich doch in den Familien um, auf welcher hohlen Basis dieses comfortable Sein nur zu häufig ruht, wie man vor Sorge und bösen Träumen auf diesen Federbetten — reicher und stattlicher als die Betten eines alten deutschen Kaisers — nicht schlafen kann, wie man täglich und stündlich vor dem Gläubiger, dem Gerichtsdiener, dem Executor nicht sicher ist, wie man bereits daran denkt, statt alte fast verfallene Pfänder einzulösen, morgen diese oder jene werthvollen Gegenstände ins Leihhaus zu schicken! Wenn Arndt keine Gelegenheit hatte, in die Hohlheit dieser modernen Existenzen einen Blick zu werfen, dann wohl ihm. Aber auch schade, denn wer über die neuere Zeit schreiben will, muß auch diese Schatten-

*) Arthur Schopenhauer nennt einmal die Schadenfreude, nicht die Lüge, das „eigentlich teuflische Laster", das bekämpft werden müsse.

selten kennen lernen und, wenn er sie kennen gelernt hat, nicht verschweigen. Man gebe uns moralische Garantien. Arndt gibt sie; aber welche? Das Laster, versichert er, sei früher in den höhern, vornehmern Kreisen frecher einhergegangen als jetzt, aber, fügt er hinzu, „der böse Schein des Bösen und Bösesten hat sich mehr zu den untern Stufen der Gesellschaft herabgesenkt und macht dort größeres Getümmel und Lärm und hat breitern und schmuzigern Schein“. Zugegeben, daß die höhern Classen wirklich sich veredelt hätten, was bis zu einem gewissen Grade wahr sein mag, obschon es an geheimer Frivolität unter dem Anstandskleid und an mancherlei trübem Bodensatz in dem klar geschliffenen Gefäße nicht fehlt, und weiter zugegeben, daß die Verderbniß mehr ins Blut des Volks übergegangen sei, was wäre dabei gewonnen? Wäre dieser Zustand, dieser Rückzug des Lasters aus den höhern in die untern Stände nicht noch bedenklicher und gefahrdrohender? Der Giebel eines Gebäudes mag angefault sein, dieser läßt sich ersetzen, wenn aber der Grund faul ist, dann droht dem ganzen Gebäude Gefahr. Nur bei Gelegenheit Englands kommt Arndt auf diese Gefahren zu sprechen, wenn er sagt: man gewahre in dieser erstaunlichen Wirthschaft, in allem dem Glanz der höchsten Strebungen, Entwickelungen und Erfindungen unsers Geschlechts, welche in den mannichfaltigsten Fabriken auch ein Proletariat von 8—10 Millionen „Halbmenschen“ erzeugt hätten, doch auch sehr große Gefahren der Zukunft, welche freilich mehr und mehr allgemein europäische Gefahren werden müßten.

Einen vollkommenen Zustand gibt es auf Erden nicht und soll es auch nicht geben. Nur das Bewußtsein unvollkommener Zustände macht das Streben nach weiterer Vervollkommnung möglich. Jedes Zeitalter hat seine eigene Last und Plage, jeder Fortschritt, jede neue Erfindung ihre eigenthümlichen Gefahren. Das Christenthum ging in seiner Entwickelung, wie der jüdische Monotheismus, wie der Mohammedanismus, blutige Wege; die Reformation hat die bejammernswerthesten Kriege zur Folge gehabt. Die Entdeckung Amerikas erzeugte die mit den Grundsätzen des Christenthums und der Civilisation im Widerspruch stehende Sklaverei und den häßlichen bis auf heute fortwuchernden Golddurst. Die Erfindung des Schießpulvers beseitigte zwar das Raubritterthum, den Krieg von Stadt zu Stadt, das Gemetzel von Mann zu Mann, gibt aber einem modernen Dschingis-Khan Zerstörungsmittel an die Hand, wie keine frühere Zeit sie kannte, und führte die so manche edle Leidenschaften tödtende Mechanik auch in die Kriegskunst ein. Die Buchdruckerkunst, eine Quelle des Lichts und des Fortschritts, die wir nimmer missen mögen, erzeugte doch wieder aus ihrem Schoose einen barbarischen Zweig der Literatur, der gerade auf die mittlern und untern Schichten die verderblichsten Einflüsse ausübte und fortdauernd ausübt. Das Maschinenwesen hat unleugbar seine sehr guten, aber dabei auch seine sehr schlimmen Folgen gehabt, indem es in den untern Ständen das Familienleben untergrub und die Menschen, namentlich auch die jungen Leute, an gewissen Punkten in unverhältnißmäßig großer Zahl zusammenpackte, was niemals ohne die bedenklichsten Folgen für die Sitte, die Bildung und die Ordnung ist. Was die Eisenbahnen betrifft, so nehmen wir fürs erste nur ihre wohlthätigen Folgen wahr, es ist aber auch sehr denkbar, daß sich in künftiger Zeit auch gewisse nachtheilige fühlbar machen werden — nachtheilige für die Sitte, für die Civilisation, für das Gemüthsleben, in welchem — was mit Recht Vielen als ein bedenkliches Symptom gelten mag — die wärmende Flamme der Pietät bereits nach allen Richtungen erloschen oder im Erlöschen begriffen zu sein scheint. Endlich wollen wir noch einer dämonischen Macht, des Branntweins, nicht vergessen, der noch im 17. Jahrhundert als Arznei in den Apotheken verkauft wurde, gegen den noch Friedrich Wilhelm I. von Preußen scharfe Edicte erließ und der jetzt zum gewöhnlichsten Getränk und Stimulationsmittel der geringern Classen geworden ist, denen er zum Theil massenweise von „specifisch-christlichen“ Händen zugemittelt und eingetränkt wird. Wie man sieht, sind Mittel zur Barbarisirung der Massen genug vorhanden, welche eine frühere Zeit nicht kannte. Ein blos pragmatischer Geschichtschreiber darf darüber hinwegsehen, aber nicht ein Culturhistoriker, nicht ein Schriftsteller, der, wie Arndt, auf das jetzt leider mit sehr vielem Gin und Brandy versetzte Seelenleben der Nationen zurückgeht.

Ohne die oben erwähnten moskowitisch-düstern Ansichten des dabei freilich ganz andere Ausgangs- und Endpunkte im Auge habenden Herzen irgendwie zu theilen, vermag ich doch auch nicht in die sanguinischen Ansichten Arndt's so ohne weiteres einzustimmen. Die nützlichsten Freunde der Gesellschaft sind nicht die, welche die Abgründe, an deren Rand sie schreitet, mit buntgemalten Teppichen zudecken. Möglich, daß die schweren bösen Dünste immer nur am Boden hinschleichen und die Höhenpunkte der Menschheit fortfahren, im Sonnenglanz der Intelligenz zu leuchten, ja daß es dieser Intelligenz, insofern sie so manches häßliche, frivol-cynische Anhängsel abzustreifen versteht, im Laufe der Zeit gelingt, jene Dunstschichten nicht nur niederzuhalten, sondern zuletzt auch gänzlich zu zerstreuen. Was namentlich die deutsche Nation betrifft, so wird man mich keiner pessimistischen Ansicht zeihen können, wenn man sich meiner bei Gelegenheit eines Artikels über Longfellow (Nr. 25. d. Bl.) kundgegebenen Hoffnung erinnert: daß früher oder später eine Zeit kommen dürfte, wo die ganze gebildete Welt durch das Medium deutschen Empfindens und Anschauens fühlen und durch die Lungen deutschen Denkens athmen wird. Arndt ist von derselben Hoffnung erfüllt, obschon er sich diese geistige Herrschaft des deutschen Volks oder besser diese Herrschaft des deutschen Geistes noch immer in Form einer politischen Rolle denkt, die wir dereinst zu spielen berufen sein werden. Nun, wir wollen auch unsererseits diese Hoffnung nicht aufgeben, aber sonderlich groß — wir müssen es offen, wenn auch mit patriotischer Trauer gestehen — ist unser

Vertrauen darauf nicht. Verfehlte Gelegenheiten kommen im Leben der Nationen wie der Individuen nicht so leicht wieder. Freilich weissagt uns auch Mrs. Austin, diese Verehrerin deutscher Geistesbildung, eine große politische Zukunft, aber wunderbar genug, nachdem sie kurz vorher uns so ziemlich alle Eigenschaften abgesprochen, die dazu gehören, um ein großes politisches Volk zu sein.

Arndt entwirft in seiner Schrift auch eine Charakteristik der andern Nationen und Staaten, welche noch ein Wort mitzureden haben, und zeigt da oft einen sehr richtigen politischen Blick. Wie er von den Russen denkt, ist oben schon mitgetheilt; was Oestreichs innere Entwickelung betrifft, so hegt er von dieser keine große Erwartung; er ist der Ansicht, daß Oestreich nicht so leicht aus der Sackgasse des Jesuitismus herauskommen werde. Seine Bestimmung liege im Osten, und er entwirft nun ein politisches Programm für Oestreich, welches dieses, wenn nicht Alles trügt (was aber trüge jetzt nicht?), eben im Begriff ist zur That zu machen. Schon damals, als er das Buch schrieb, hielt er einen Zusammenstoß Oestreichs mit Rußland für möglich und durch eine richtige östreichische Politik geboten. Er räth Oestreich, seine Heere in die Donaufürstenthümer einrücken zu lassen und den Russen „Marsch! weg!" zuzurufen, und führt weiter aus, daß, wenn der „schwarzgelbe Zar, der in Wien thronende", nicht wolle, sich die Russen überhaupt nicht an der Donau halten könnten. Die Franzosen, die er freilich in nähern, für Deutschland verderblichen Berührungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte als eine spätere Generation, hält Arndt wie früher für ein höchst leichtfertiges, flunkerndes, wankelmüthiges, unzuverlässiges, verderbtes, geckenhaft eitles, habsüchtiges und beutegieriges Volk; seine mancherlei bessern und edlern Eigenschaften verkennt er absichtlich oder hat dafür keinen Blick. Die Engländer, meint er, hätten sich im Laufe einiger Menschenalter gereinigt; das aber wagt er von den Franzosen nicht zu hoffen; es werde bei ihren Sitten das Schwerste, bei ihrem Regierungssystem eine Unmöglichkeit sein. Arndt als eifriger treuer Deutscher kann es den Franzosen nicht vergeben und vergessen, daß sie schöne und ansehnliche Stücke des ehemaligen Deutschen Reichs nicht durch Siege, sondern durch schnöde List und pfiffige Benutzung der Umstände an sich gerissen, zu verschiedenen Zeiten blühende deutsche Gaue, namentlich aber unter Melac die Pfalz ausgesengt und ausgeplündert und in neuerer Zeit, die noch in Vieler Gedächtniß ist, die Bevölkerungen deutscher Städte bis aufs Hemd gebrandschatzt, die Kirchen zu Ställen und Magazinen entweiht, die Kunstanstalten geplündert, Patrioten wie Banditen niedergeschossen und Schmach, Hohn und Spott aller Art über uns gehäuft haben. Die Russen waren bisher wenigstens nicht in der Lage, unsern Sitten zu schaden, und wenn uns auch die östliche Gefahr jetzt näher liegt, so sollten wir doch auch die, die uns vom Westen im Laufe der Zeit kommen kann, nicht so ganz darüber vergessen. Den Briten schenkt Arndt als einer großen Nation seine Bewunderung, aber er liebt sie nicht, weil sie, wie er sagt, für uns keine Liebe haben, weil sie stolz über uns in die Weltweite hinwegsehen, weil sie uns bei allen Friedensschlüssen und zuletzt noch in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit aufs eigennützigste und schändlichste betrogen haben. Aber als einer großen Nation schenkt er ihnen, wie gesagt, seine ungetheilte Bewunderung, doch mit Beimischung einer trüben Ahnung. Er sagt:

Wir können uns wohl einen stolzen Engländer denken, etwa einen Wellington oder Nelson den Jüngern, der, wie der jüngere Scipio weiland im Lager von Catalonien über den Jüngling Marius hinblickend seinen Homerischen Spruch hersagte, an dem Gestade des Indus oder auf einem Admiralschiffe den Spruch aufsagt:

Kommen wird einst der Tag, wo das stolze Albion hinsinkt.

Einstweilen steht es noch, und zwar auf starken Füßen. Von den Spaniern denkt Arndt mehr wie ein enthusiastischer Liebhaber von dem Gegenstande seiner Herzensneigung als wie ein Geschichtschreiber von dem Gegenstande seiner wissenschaftlichen Beobachtung. Diese Hispanomanie scheint freilich gerade gegenwärtig ziemlich an der Tagesordnung zu sein. Nur Eins möchte ich mir zu bemerken erlauben: woher kommt es denn, daß die Nachkommen dieser Spanier in Amerika so sehr entartet und einer stumpfen Trägheit anheimgefallen sind, während die Nachkommen der Briten in der Nordhälfte Amerikas ein fast stürmisches und rastlos jugendliches Leben entfalten? Diesem Alles wagenden, mit den weitesten Entfernungen spielenden, die kühnsten Entwürfe, kaum nachdem er sie gefaßt, ins Leben rufenden Yankee spricht Arndt wol mit Recht die glorreichste Zukunft zu. Er und wer sich mit ihm algamirt, wird in vielleicht nicht gar ferner Zeit den ganzen Continent Amerikas sammt den westindischen Inseln beherrschen, ihm werden die Inseln der Südsee zufallen, ihm werden, gleichgültig ob aus freien Stücken oder nach feindlichem Zusammenstoße, Engländer und Holländer aus den indochinesischen Gewässern weichen müssen, nach Japan hat er schon den Fuß gesetzt, von da ist es nur ein Sprung nach China, und so fort. Die Eisenbahnen bringt er mit sich; er ist darin geübt, sie durch unbebaute und unbewohnte Prairien auf 100 Meilen Wegs in Einem Wurfe zu schlagen, und so kommt er vielleicht einmal im Laufe der nächsten Jahrhunderte von Osten her nach dem unterdeß vielleicht ganz abgelebten Europa, um dieses von neuem zu beleben. Welche Aussichten! — vielleicht auch: welche Träume!

Man ist von gewissen Seiten her gegen Arndt's Buch vielfach ungerecht gewesen, indem man es als das ziemlich müßige Geplauder eines Greises zu betrachten schien. Nun, jeder schriftstellerische College wird sich dazu Glück wünschen dürfen, wenn er, in Ehren zu gleichen Jahren gelangt, noch derselben frischen Anschauung fähig sein sollte. Der alte Arndt führt so jünglinghaft die Feder, wie Blücher, den er im Liede feierte, noch mit alternder Hand den Degen führte. Immer drauf und immer vorwärts! ist auch Arndt's Wahlspruch. Einen classischen, historisch objectiven Stil schrieb Arndt im Grunde niemals, ebenso wenig wie Görres, Jahn u.

A., die aus der Glutatmosphäre jener Zeit hervorgingen, wie Menzel u. A., die sich ihnen in dieser oder jener Richtung anschlossen. Es ist etwas Herzhaftes, aber auch Gewaltsames und Fanatisches darin, nichts von der weisen Mäßigung Goethe's. Auch das hat Arndt mit Blücher gemein, daß er, wie dieser auf dem Schlachtfelde, im Felde des Gedankens oft mit blitzartigem Instinct das Richtige trifft. Und wir haben in dieser Schrift die Resultate eines langen gedankenreichen Lebens vor uns; wir können daraus manche Anregungen und die noch Jüngern auch manche Belehrung schöpfen. Redselig wird Arndt zwar hier und da, wo er von dem Gegenstande seines alten Liebeseifers, dem deutschen Volke, spricht, aber er weiß auch wieder seine Beobachtungen an andern Stellen in wenige schlagende und erschöpfende Kernworte zusammenzudrängen. Wir wollen hier nur noch eine, wie es uns scheint, charakteristische Stelle, einen Vergleich zwischen der französischen und englischen Schreibweise anführen:

> Der Franzose selbst und also auch seine Sprache hat weit mehr von den listigen und schelmischen Wicklern und Umwicklern, den geborenen Schmeichlern, Schleichern und Umschleichern des Gedankens, von den Taschenspielern mit dem halben Worte und dem halben Gedanken, als der Deutsche. Das geht durch sein ganzes Leben und also auch durch seine Sprache und Literatur — eine unendliche Mannichfaltigkeit von Schattirungen, Scheinen und Halblichtern, worauf er sich als auf Zierlichkeiten und Liebenswürdigkeiten außerordentlich viel einbildet. Das Leben unserer Literaten zuerst meistens in den französischen Tagesblättern, aus welchen die meisten von ihnen ihre politische Erziehung holten, und zweitens die Preßnoth, welche zur Gedankenlurenträgerei (!) verlockte und nöthigte, schuf damals wenigstens eine Aehnlichkeit davon in der deutschen Prosa. Was ich hier andeute und sage, wird man am leichtesten verstehen, wenn man englische Prosa mit der französischen vergleicht. Weil der Engländer weder eine Lebenshalbheit liebt noch die französische Windflüsterei des Salons und die französische Maulsperre der Presse seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt hat, so herrscht bei seinen bessern Rednern und Geschichtschreibern (aber auch in den leitenden Artikeln der Zeitungen) eine wahre, gerade, klare und kurze Prosa, ein Ausdruck von Wahrheit, Männlichkeit und Tapferkeit, so kräftig und mächtig als der kurze Schwerthieb seiner weiland angelsächsischen Ahnen.

Zum Schluß nur wenige Worte über die Schrift Nr. 3, deren Inhalt durch folgende Capitelüberschriften am besten erläutert wird: „Rußland und die Pforte"; „Rußland und die Westmächte"; „Rußland und Deutschland"; „Rußland und die Ordnung"; „Rußland und die Revolution"; „Rußland als Macht"; „Die russische Diplomatie"; „Rußland und die deutschen Großmächte"; „Rußland und die kleinern deutschen Staaten"; „Möglichkeiten einer deutschen Neutralitätspolitik"; „Möglichkeiten eines deutschen Bündnisses mit den Westmächten"; „Die deutsche Frage"; „Zielpunkt eines allgemeinen Kriegs gegen Rußland"; „Europa und die Türkei". Die übrigens zur Orientirung in diesen Angelegenheiten sehr dienliche Schrift wimmelt von „Möglichkeiten". Karl Hagen hält für möglich, daß der Krieg nur diesen Sommer dauern werde, offenbar eine zu kurze Frist, wenn alle die großen Dinge zur Ausführung kommen sollen, die der Verfasser beantragt: Abreißen aller nach und nach eroberten Provinzen von Rußland, Wiederherstellung Polens mit Galizien, Podolien, Ukraine, Volhynien, Lithauen und sämmtlichen russischen Ostseeprovinzen (doch ohne Posen), Besitzergreifung der Donaufürstenthümer durch Oestreich u. s. w. Die englischen Minister und die englischen und französischen Admirale nehmen das Ding nicht ganz so leicht wie Hagen, sie wissen, daß Rußland aus denselben Gründen eine sehr starke Widerstandskraft besitzt, aus welchen es schwach im Angriff ist; sie legen auch wol auf den ohnehin durch hinzugetretene politische Verhältnisse gebotenen Rückzug von Silistria kein so großes Gewicht wie wir Laien; sie erinnern sich, daß selbst Napoleon von den Wällen St.-Jean d'Acres unverrichteter Sache abzuziehen genöthigt war.

Positiver ist Karl Hagen, wo er die Thorheit Derer nachzuweisen sucht, welche in Rußland die Stütze und den Rückhalt der Ordnung erblicken. Dieser Ansicht sind nicht blos gewisse unverständige Politiker, die sich zuletzt auch an den Kaiser von China wenden würden, wenn dieser nicht gerade selbst in Nöthen wäre, sondern auch verständige kenntnißreiche Männer wie Harthausen, welcher geradezu behauptet, ein socialistischer Umschwung sei in Rußland unmöglich, weil jeder Russe ein Recht auf ein Stück Boden habe. Er vergißt aber zu sagen, daß dieses Eigenthum nicht ein festes, bürgerliches, individuelles, sondern auf dem Wege der Verloosung ein immer wandelbares ist, und daß aller Boden dem Kaiser und unter ihm dem Adel gehört. Karl Hagen legt nicht ohne einen Schein von Wahrheit dar, daß unter dieser uniformirten Ordnung, wie sie in Rußland herrscht, eigentlich die größte moralische Unordnung und Gesetzlosigkeit verborgen sei, meint, daß jener geistreiche Mann, welcher die russische Regierungsform als „eine durch Meuchelmord gemäßigte Despotie" bezeichnete, nicht so Unrecht habe, und weist unter Anderm auf Herzen's „Entwickelung der revolutionären Ideen in Rußland" hin, die man nachlesen solle, um einen Blick zu thun in diese ungeheuere Gährung der Geister, die in Rußland vor sich gehe.

Eine gründlichere und lehrreichere Vergeltung würde es allerdings gewesen sein, wenn Rußland, das ja beschuldigt wird, zu verschiedenen Zeiten in andern und selbst befreundeten Staaten den Revolutionsherd aufgerichtet oder wenigstens die Revolutionsflamme genährt zu haben, zu gerechter Strafe durch sich selbst in seinem Innern gedemüthigt worden wäre. Ob die Coalition im Stande sein wird, Rußland so zu demüthigen, wie es Europa meist wünscht, d. h. in der Weise, daß Rußland die erlittenen Demüthigungen nicht im Laufe der Jahre wieder gut machen kann, das bleibe dahingestellt. Erst in seinem eigenen Lande angegriffen, wird der Russe, dem es um die bloße „gloire" nicht im geringsten zu thun ist, zum fanatischen Kämpfer, und in seinem eigenen Lande muß dieser Feind aufgesucht und angegriffen werden, um ihn für die Dauer zu Bo=

den zu werfen. Aber selbst in diesem Falle vergesse man nicht, daß sich ein solches Reich nicht ohne die unabsehbarsten und unberechenbarsten Folgen und Erschütterungen niederwerfen und zertrümmern läßt. Bei der räumlichen Ausdehnung, den eigenthümlichen innern Verhältnissen und äußern Beziehungen der in Conflict gerathenen Staaten sind übrigens im Laufe des Kriegs selbst so viele Wechselfälle möglich, daß es Thorheit wäre, sich zum Propheten über den Endausgang aufwerfen zu wollen. Aber eine Hoffnung darf man äußern, die Hoffnung, daß der Krieg trotz aller Wechselfälle zuletzt zur Oeffnung bisher verschlossener Land-, Strom- und Seegebiete führen, ausgedehnte, bisher der Cultur entzogene Landstriche dem Segen europäischen Anbaus und europäischer Communicationsmittel erschließen und, Occident und Orient mischend, dem Welthandel wie der Civilisation und selbst der Literatur neuen unermeßlichen Boden gewinnen werde. **Hermann Marggraff.**

Die Personennamen und ihre Bedeutung.

Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten; auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen. Eine sprachliche Untersuchung von August Friedrich Pott. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 4 Thlr.

Ob überhaupt eine Bedeutung und welche denjenigen Wörtern beiwohnt, welche wir als Eigennamen gebrauchen, scheint vielleicht Manchem eine sehr müßige Frage, nachdem die Familiennamen seit Jahrhunderten fixirt sind, bei der Wahl der Vornamen aber in den meisten Fällen mehr auf den Wohllaut, oder die Vornamen der Aeltern oder Taufpathen, oder auf irgend einen andern zufälligen Umstand Rücksicht genommen wird als auf den in dem Namen liegenden Sinn, wenn dieser nicht, wie in Gotthilf, Traugott, Fürchtegott u. s. w., offen und handgreiflich zutage liegt. Und doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß jedem Eigennamen ursprünglich eine prägnante Bedeutung zugrunde lag, deren Erforschung und richtige Erkenntniß sowol in historischer als sprachlicher Hinsicht von Wichtigkeit sein kann. Denn der Geschichtsforscher, der in das sagenhafte Alterthum eines Landes zurückgehen will, sieht sich oft genöthigt, bei den ihm daraus entgegentretenden Eigennamen zu verweilen, um an sie anknüpfend einiges Licht über die Verhältnisse des Alterthums zu verbreiten, und der Sprachforscher sieht sich in vielen Fällen auf diese einzige Quelle verwiesen, aus welcher er über die ursprüngliche Form und Bedeutung der Wörter sich Raths erholen kann. So findet es seine Erklärung und Rechtfertigung, wenn der als gelehrter und geistreicher Sprachforscher bekannte Verfasser des vorliegenden Werks einem scheinbar sterilen Theil der Sprache eine umfängliche Arbeit gewidmet hat. Er sagt darüber in der Vorrede:

> Mich trieb zu Aufnahme und eifriger Verfolgung meines Gegenstandes ein tieferes wissenschaftliches Bedürfniß, von welchem ich ungern sähe, erschiene es Andern um Vieles unwichtiger als mir. Zu zeigen, auch im gewöhnlich todtgeglaubten Eigennamen wohne Leben, auch diese Wortgattung durchwalle lebendiger, wenngleich oft in Schlummer versenkter und wie gebundener Geist; darzuthun, allerdings auch durch mannichfaltige Exemplification darzuthun, die Nomina propria, welcher Menschensprache angehörig, weit entfernt, sinnlos zu sein und nichts als Kinder der uneingeschränktesten Willkür, ordneten sich wie Alles in der Sprache zu verhältnißmäßig wenigen Gruppen nach gewissen leitenden Principien, d. h. unter dem Banner einer das bunte Gewirr regelnden Vernunft, zusammen — das muß aus dem Buche, oder es ist verfehlt, als unantastbares und überzeugungskräftiges Hauptergebniß herausspringen.

Indem der Verfasser dann auf die Stellung, welche die Eigennamen in der Sprache einnehmen, übergeht und der Bemerkung Bernhardi's, daß sie nach Inhalt und Form von andern Substantiven nicht wesentlich verschieden sein können, Beifall zollt, findet er darin auch eine Auffoderung, die Eigennamen vom sprachgeschichtlichen Standorte aus zu beleuchten und einer eindringenden Einzeluntersuchung zu unterwerfen, wie denn nach seiner Ueberzeugung für die nächste Zukunft für eine tiefere und allseitige, selbst die ausschließlicher philosophische Ergründung der Sprache von gründlichen und weitblickenden historischen Monographien, sei es über einzelne Redetheile und deren Functionen, sei es über diesen oder jenen grammatischen Hergang, über die eine oder andere Bildungsweise u. s. w., fast mehr Heil zu erwarten sei als von irgend etwas sonst; am wenigsten von rein abstracter Forschung. Wir stimmen ihm hierin aus voller Ueberzeugung bei und freuen uns, daß er, nachdem er in seinem Werk über die Zählmethoden schon einen glücklichen Versuch auf diesem Felde gemacht, in vorliegendem Buche auf der betretenen Bahn weiter fortschreitet.

Bei Lösung der Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, hat derselbe nun den Weg eingeschlagen, daß er, von dem Begriff des Eigennamens ausgehend, auf die Schwierigkeiten, welche der Deutung desselben sich entgegenstellen, aufmerksam macht, sodann aber zu der Betrachtung der Personen-, hauptsächlich Familiennamen übergeht und dieselben nach ihrer Bedeutung unter gewisse allgemeine Rubriken zu ordnen sucht.

Unter den Schwierigkeiten, welche bei versuchter Erklärung und Classification der Eigennamen zu überwinden sind und ohne deren Einsicht man nur zu leicht in die Sümpfe irrlichternden Witzes sich führen lassen wird, stellt der Verfasser die rein subjective Willkür, welche bei der Wahl derselben meistens waltet, obenan. Er gibt davon eine Menge auffallender, zum Theil ergötzlicher Beispiele, wie denn der Dialektiker Diodor seine Sklaven mit Partikeln, wie Ἀλλὰ μήν u. dgl., rief, oder ein neuerer Schriftsteller unter dem Pseudonymen Posgaru (πῶς γὰρ οὔ) auftritt, wenn die Sklaven in Amerika noch heutzutage mit antiken Heldennamen, wie Scipio, Cato, Cäsar u. s. w., gerufen oder neu entstehenden, oft sehr unbedeutenden Städten der Neuen Welt hochtrabende Namen wie Karthago, Memphis, Sparta, Athen beigelegt werden. Bei der Wahl der Vor- oder Taufnamen ist ohne Zweifel als Regel anzunehmen, daß sie in irgend einer Weise boni ominis sein sollen, sei es nun, daß man in dem Namen selbst einen frommen Wunsch oder Dank ausdrückt, oder daß

man den Namen einer verwandten, befreundeten oder verehrten Person wählt, oder daß man durch den Wohllaut, die Ungewöhnlichkeit oder Vornehmigkeit des Namens sich bestimmen läßt. Sind dies Alles, wie es bei neugeborenen Kindern kaum anders sein kann, meist gewissermaßen nur auf die Zukunft Wechsel ausstellende Namen, so gibt es doch auch nicht wenige, die ex eventu, aus irgend einem historischen Anlaß entstanden sind. Wer erinnert sich nicht an den jüngsten Sohn Jakob's, bei dem Beides zusammentraf, indem ihn der Vater glückwünschend Benjamin, die Mutter dagegen im schmerzlichen Todeskampfe Benoni nannte? So wurde dem Sohn, der nach des Vaters Tode geboren wurde, der Beiname Posthumus, so wurden und werden noch heute ehrende Beinamen mit Bezug auf vollbrachte Thaten oder erworbene Verdienste verliehen, wie Scipio Africanus, Blücher von Wahlstadt, Diebitsch Sabalkansky, Schubert von Kleefeld; oder gar erst bei indianischen Häuptlingen, bei denen irgend ein Ereigniß oder eine Eigenthümlichkeit Veranlassung des Namens wird, z. B. Eschepallawehund (he who missed the object at which he shot), Chikenumnayundank (the carrier of turkeys) u. a. m.

Ein zweiter der Etymologisirung von Namen vielfach hinderlicher Umstand besteht darin, daß uns auch oft Namen aufstoßen, die entweder ganz ohne Kern sind, wie als Ländername Utopien, als Personenname Nemo oder Nullus, die namentlich erst der namendeutenden Sage ihren Ursprung verdanken, wie ein König Italus oder Latinus, oder die zwar wirklichen Personen angehören, aber denselben fälschlich beigelegt werden. Der Verfasser erinnert hier nicht nur an die Gaunernamen, z. B. Schinderhannes, sondern auch an die vielen Pseudonymen in Literatur und Kunst und deren mannichfaltige Entstehungsarten, z. B. durch Transposition: Nork aus Korn, Clauren aus Carl Heun, Voltaire aus Arouet l. J. (le Jeune); aus den bloßen Anfangsbuchstaben: Talvj aus T. A. L. v. Jacob; durch Uebersetzung: Melanchthon aus Schwarzerd, Xylander aus Holzmann, oder durch latinisirende Endung: Grotius aus de Groot, Curtius aus Kurz, auch die genitivischen Caspari, Dieterici, Andreae u. a. m., die zum großen Theil zu bleibenden Familiennamen geworden sind. Andere Namen sind zwar nicht fälschlich beigelegt, doch hat aus irgend einem Grunde ein wirklicher Namensumtausch bei demselben Individuum stattgefunden, was nicht nur bei vielen der eben erwähnten Gelehrtennamen, sondern auch bei andern Personen vorkommt. Hier wird an den östreichischen Minister von Thugut erinnert, der ursprünglich Thunichtgut geheißen habe, was wieder eine oberöstreichische Verstümmelung des eigentlich welschtirolischen Namens Tunicotto gewesen sei. Ein solcher Wechsel ist bei manchen Völkern, z. B. den nordamerikanischen Indianern, den Chinesen, den Südseeinsulanern, überaus häufig und herkömmlich und findet bei Standeserhöhungen in England ganz regelmäßig statt, ist auch bei Standeserhöhungen, Adoptionen u. s. w. unter uns vielfach hergebracht.

Sowie aber oft dasselbe Individuum mit mehren Namen belegt wird, so ist der umgekehrte Fall noch häufiger, daß zwei oder mehre Personen denselben Namen führen, was wieder zu mannichfachen Verirrungen und Verwirrungen Anlaß gibt. Um diesen zu begegnen, wählt man verschiedene Auskunftsmittel, besonders Verbindung mehrer Namen, wie schon die Römer regelmäßig ihr Pränomen, Nomen und Cognomen hatten, wie bei uns nicht nur Vor- und Zunamen verbunden sind, sondern die Wahl bestimmter Zunamen, d. h. Familiennamen, sogar noch in neuerer Zeit den Juden zur Pflicht gemacht worden ist. So unterscheidet man verschiedene Linien desselben Geschlechts durch Beifügung des Gutsnamens oder einen andern Zusatz, z. B. von Arnim-Boitzenburg, von Seckendorf-Gudent (d. h. Gaudentius, nach dem Stifter der Linie), verschiedene Regenten gleiches Namens nicht nur durch die Ziffer, die sie in der Reihenfolge einnehmen, wie Ludwig XVIII., Friedrich II., sondern auch durch lebendigere Zunamen, wie Ludwig der Fromme, der Große u. s. w. Hiermit hängt die neuerer Zeit oft zum Uebermaß gesteigerte Verbindung mehrer Taufnamen zusammen, die selten zu gedoppelten Rufnamen werden, wie Anne-Marie, sondern von denen gewöhnlich nur einer als wirklicher Rufname benutzt wird. Im gemeinen Leben hilft man sich bei häufig vorkommenden Familiennamen, wie Müller, Becker, Schmidt, Meier, wol auch durch besonders charakterisirende Zusätze, z. B. der schwarze Müller, Sünden-Müller (der hallesche Theolog Julius Müller) u. s. w. So hat der Name Meier zur Unterscheidung verschiedener Familien nicht nur eine große Mannichfaltigkeit der Schreibung aufzuweisen (Maier, Mayer, Mayr, Majer, Mejer, Meyer), sondern auch eine Menge Zusammensetzungen erfahren, z. B. nach der Weltgegend, wo der Meier seinen Hof besaß: Ostermeyer, Westermeyer, oder nach der Lage des Orts: Obermeyer, Thurnmayer, Wiesenmayer, oder nach andern Umständen: Eschenmayer, Rothmeyer u. s. w., sowie dieselben Umstände auch andern zusammengesetzten Namen ihre Entstehung gaben, was der Verfasser an einer großen Menge Beispielen darthut, indem er vorzugsweise solche Namen durchgeht, welche von verschiedenen Beschäftigungen hergeleitet sind und daher bei gleichem Geschäft in verschiedenen Familien gleichmäßig entstehen konnten.

Als dritte Hauptschwierigkeit für Namensdeutung hebt der Verfasser den Umstand hervor, daß Namen gern von Volk zu Volk wandern, sowie die arabischen Namen mit dem Islam, die biblischen mit dem Christenthum sich über viele Länder verbreitet haben. Er unterscheidet danach insonderheit bei den Germanen eine dreifache Schicht von Namen: a) die alteinheimische, b) die hebräisch-griechisch-lateinische, d. h. vorzugsweise christliche, und c) die neueste Schicht der Familiennamen mit festem Charakter, von denen allen er zahlreiche Beispiele

in buntester Reihe beibringt und so, gewissermaßen nur beiläufig, anschaulich macht, wie manche uns unerklärlich oder sonderbar scheinende Namen doch nach bestimmten Regeln gebildet oder unter bestimmte Classen zu ordnen sind, wie Piepenbrink, Dudenbostel, Wachsmuth, Lieberkühn, Morgenbesser, Faulwetter u. a. m. Manche durch ihre Träger bedeutsam gewordene Namen, wie Humboldt, Proudhon, Piccolomini erhalten hier auch ihre etymologische Deutung.

Eine vierte Schwierigkeit machen Entstellungen der Personennamen von der mannichfaltigsten Art; sei es nun durch den bei vielen Völkern wiederkehrenden Drang zu liebkosender Deminution oder in Folge mundartlicher Veränderung, die in fremden Sprachen noch ärger zu werden pflegt, wenn z. B. Koblenz aus Confluentia, oder bei den Chinesen Po-eul-tu-k'i-kouo aus Portugal, bei den Otaheitern Pamani aus Spartmann (dem Begleiter Cook's) entstellt wird. Solche Entstellungen erleidet z. B. das deutsche Ludwig (Chlodwig) in dem italienischen Luigi, französisch Louis, englisch Lewis, ungarisch Lajos; so wird im Deutschen Johannes in Hans oder Jan, Ludwig in Loz, Luz, Konrad in Kunz, Friedrich in Fritz u. s. w. verstümmelt, Verstümmelungen, die nicht nur aus deutschen Mundarten, sondern auch aus der arabischen, slawischen, finnischen und andern Sprachen in reicher Menge nachgewiesen werden und die zum Theil wieder zu festen Familiennamen geworden sind. Als besonders bemerkenswerth werden hier unter den deutschen Eigennamen die Deminutiva auf -z (Fritz, Heinz, Götz, Pertz), auf -el, -le, -lin, -lein (Weigel, Fränzel, Hähne, Nägeli, Eiselen, Enslin, Beierlein u. s. w.), auf -chen, -ken, -gen, -ke (Heinichen, Geffken, Benecke u. s. w.), auf -ing, -ling (Henning, Ebeling u. a.), auf -ung (Hartung, Adelung), auf -ig, -ich, -isch (Hartig, Dillisch u. a.), ferner die romanischen Deminutiva auf -on, -et, -ot, -el, -in, -ini u. s. w., sodann die geläufigsten althochdeutschen Composita auf -hart, -rat, -wart, -berht (-brecht, -bert), -brant, -frid, -walt (-hold), -bald, -bold, -nand, -hram u. s. w. durchgegangen und mit zahlreichen Beispielen belegt und erläutert.

Eine fünfte Schwierigkeit erblickt der Verfasser in dem Umstande, daß die Namenbildung zum öftern ziemlich aus den sonst üblichen Bildungsgesetzen einer Sprache herausfällt, und in der schweren Erkennbarkeit des ursprünglich gemeinten Sinnes bei der Unbekanntschaft mit den historischen Anlässen der Namengebung. Wir werden danach in den Eigennamen zwar nothwendig vernünftige und wo möglich in ihrer thatsächlichen Wahrheit einleuchtende Bezeichnungen suchen; aber oft müssen wir uns hüten, zu rationalistisch erklären zu wollen. Es bleiben Wunder stehen, die aller Erklärung sich entziehen und einfach hinzunehmen sind. Die Etymologie kommt nach der gewiß richtigen Ansicht des Verfassers, wie überhaupt, so auch bei den Eigennamen oft in den Fall, das immer langweilige und häufig undankbare, aber an sich höchst nöthige und nützliche Geschäft kritischer Abwehr zu übernehmen von falschen Deutungen, die bei viel Schein und Prätension im Auftreten, sowie zuweilen im Besitz gleichsam verjährter Geltung oft nur mit größter Anstrengung auszurotten sind, sowie man z. B. Gottlieb, Arminius, Charlemaigne (Karlmann) noch immer mit Theophilus, Hermann, Carolus Magnus verwechselt. Der Verfasser weist nach, wie die Namen besonders oft eine idealere Richtung einzuschlagen pflegen, wenn sie von Besitzungen, die nicht existiren, oder von Würden, die die Inhaber der Namen gar nicht führen, z. B. Kaiser, König, Papst, von starken oder kostbaren Metallen, wie Eisenberg, Goldmann, von mythischen Thieren, wie Greifenklau, Trachenberg, von ausländischen Pflanzen, wie Palm, Lorber, von Geldsorten, wie Gröschel, Heller, Schilling u. s. w., entlehnt sind. Als ganz besonders prunkvoll werden die schwedischen Eigennamen hervorgehoben, wie Gyllenstolpe, Adelstierna, Adlersparre, Löwenhjelm, Nordenskjöld, Tigerström, Liljeborg u. s. w.

Einen der schlimmsten Feinde richtiger Namendeutung findet endlich sechstens der Verfasser in der großen Vieldeutigkeit theils wegen der Homonymie, theils nach den verschiedenen Compositionsclassen, oft überdem noch verbunden mit dem falschen Scheine, welchen die Volksetymologie namentlich auch in Eigennamen zu bringen liebt. Homonymen, z. B. im Deutschen Strauß, Reif, Rost, Fuchs, sind zwar an sich nicht sehr häufig, dagegen zeigt sich desto öfter bei componirten Eigennamen eine oft schwer entwirrbare Mehrdeutigkeit, indem hier der Exponent des Verhältnisses, worin die beiden Glieder zueinander gedacht werden, ob es z. B. ein inhärentes, dependentes oder possessives Verhältniß sein soll, in der Regel verschwiegen bleibt. An einer Reihe von Beispielen werden hier die verschiedenen, an sich mit ziemlich gleicher Berechtigung gültigen Sinnesmöglichkeiten gezeigt, welche man sich vor Augen halten muß, um bei Namensdeutungen in zweifelhaften Fällen rückhaltend zu sein mit absoluter Entscheidung. Dazu kommt aber noch ein weiterer Umstand, daß man stets die Frage aufzuwerfen hat, ob nicht bei einem der beiden Compositionstheile ein schon für sich als Personenname geltendes Wort verwendet worden ist, oder ob nicht ein Ortsname geradewegs zu einem Personennamen umgeschlagen ist. Die irreleitende Volksetymologie aber macht sich besonders bei Umsetzen niederdeutscher Namen in hochdeutsche oder auch wol umgekehrt geltend, wie der Verfasser an Namen, die mit Teich (Deich, Diek), mit Moos, Bruck, Beck u. s. w. zusammengesetzt sind, näher nachweist. Einige Bemerkungen über Personennamen von ursprünglichen Ortsbezeichnungen nicht blos nach Pflanzen, sondern auch nach Thieren schließen den ersten oder allgemeinen Theil des Buchs, welchem dann von S. 329 an eine specielle Betrachtung und Classification der Personen-, hauptsächlich Familiennamen sich anschließt, die nach ihrer Entstehung und Bedeutung nach Oertlichkeiten (mit Einschaltung eines langen Capitels über Ortsnamen), nach Zeit und andern Umständen der Geburt, nach Eigenschaften und zwar sowol körperlichen als moralischen, nach

Beschäftigungen, naturgeschichtlichen Benennungen und religiösen Beziehungen geordnet werden. Es würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, wollten wir dem Verfasser in das reiche Detail, das er hier zusammengehäuft, geordnet und verarbeitet hat, folgen; man wird ihm die gerechte Bewunderung nicht versagen, wenn man sich beim Durchgehen dieses Buchs überzeugt, wie er, wenn auch natürlich nicht alle, doch sehr viele und gewiß die bekanntesten und wichtigsten deutschen neben einer großen Anzahl fremder Namen gesammelt und so übersichtlich unter Rubriken vertheilt hat, daß es bei einiger Vertrautheit mit der gewählten Anordnung nur selten eines längern Suchens bedarf, um irgend einen Namen, über welchen man Auskunft wünscht, zu finden. Freilich warnt der Verfasser selbst in der Vorrede davor, daß man bei einem so unendlich reichen Stoff keine Vollständigkeit erwarten darf, und freilich kann es nicht fehlen, daß eine große Anzahl Namen hier und da gewissermaßen beiläufig erwähnt und erklärt werden, ohne daß man gerade berechtigt oder veranlaßt wäre, sie an dem betreffenden Orte zu suchen. Vielen, die ein solches Buch nicht blos einmal flüchtig durchblättern, sondern wiederholt benutzen und zu Rathe ziehen wollen, wird es daher gewiß willkommen sein, wenn, wie verlautet, durch einen Dritten ein alphabetisches Register über die in dem Buche vorkommenden Namen, deren Zahl mehr als 20,000 betragen mag, angefertigt und als Nachtrag dazu veröffentlicht wird. Um aber dem Leser d. Bl. wenigstens eine Probe zu geben, wie das Material gesammelt und verarbeitet ist, wählen wir am Schluß auf das Gerathewohl einen kürzern Artikel unter den von den Beschäftigungen hergenommenen Eigennamen:

Krüger, Crüger, niederdeutsch Kröger, Krogmann. Siehe oben S. 289 Schenke (wol nicht als taberna), Schenck, Weinschenk, von Schenck auf Dönstedt, Erbschatzmeister und Erbschenk. Wirth. Gast, s. Adelung, v. Advenae, und Richey; also entweder als fremder Ankömmling, vgl. Abel, S. 42, wo nicht zu Geest, Gegensatz von Marschboden. Bierwirth. Thorwirth an oder vor dem Thore, wie Bruckbräu wahrscheinlich der Brauer (mittelhochdeutsch briuwe, oberdeutsch noch jetzt „der Bräu", Benecke, „Wörterbuch", S. 260) an der Brücke. Schneiderwirth, der die Schneiderherberge hat. Herberger, vgl. Herbergsvater. Kretschmar, Kretzschmar, Cretzschmar, Kretschmer aus bömisch Krčmář (Schenkwirth), vom slawischen Kretscham, d. i. Wirthshaus, „Sles. Idiotikon", S. 73. Daher auch, nur mit deutschem Schlusse, Kretschmann. Leitgeb, vgl. leytgeb (Schenkwirth), „Weisthümer", III, 697, noch oberdeutsch, s. Heyse, von leit. Leuthausser von leuthaus, lidhuus, Wirthshaus, von Schmid, „Schwäbisches Idiotikon", S. 357, leythawser (Schenkhäuser) „Weisthümer", S. 695. Unstreitig auch Leutbecher von althochdeutsch lith, lid (liquor, poculum), Graff, II, 192, wie desgleichen Leihkauf, wahrscheinlich von einem Neubelehnten als Zahler des Leihkaufs oder Weinkaufs. Litfaß, s. Heyse, S. 55, aus leit (Faß zum Verfahren von Weinbeeren, Fischen), Wassergefäß nach von Schmid? Leutner eher noch hierher als zu schwäbisch lütiner (Lieutenant, als ob zu: Leute?), von Schmid, S. 364; am wahrscheinlichsten verdreht aus althochdeutsch Liutheri. Englisch James Inman vielleicht statt inn-keeper, inn-holder. Vgl. Grimm, II, 34. Butler, Buttler statt buticularius DC. Graf Buttler von Clonebuch stammen aus Irland, wo sie Oberschenken waren, von Lang, S. 18. Schenk von Geyern, S. 523, Schenk von Castell und Schenk von Stauffenberg (die Letztern ehemals Schenken der Hohenstaufen) S. 70. Französisch tavernier (tabernarius), auch buffet (eigentlich Schenktisch). Holländisch molhuijsen von molhuis, Wirthshaus, wo man nimweger Bier schenkt. Methner, Verfertiger oder Verkäufer von Meth? Tränkner, Trenkmann. Auch gewiß tadelnd: Söffner. Italienisch canova, Weinkeller, vgl. canipa, Kneipe, Diez, I, 127, wenn nicht doch, s. oben S. 77, = Neuenhaus. Keller und Kellner s. oben S. 66 (vgl. Bauerkeller), 101. Kellermann. Cellarius, französisch cellérier. Englisch spenser, spencer (aus expendere, spenden; der Austheiler, Haushofmeister, vgl. Hoffmann, „Horae Belg.", III, 156). Stewart (statt steward) und daher Stuart. Storer (Schaffner), womit ich dispensator, vorstörer, Diefenbach, „Mittelhochdeutsches Wörterbuch", S. 99, vergleiche. Schaffer (aber Schaffmeister, Schäffer nach Schafen? S. oben), Schaffner, s. Heyse, II, 619. Auch unstreitig (als Demin.?) Jos. Schaffarik von böhmisch ssafárz, Schaffner, Besorger, Verwalter eines Landguts, Wirthschafter, Aufwärter u. s. w. 35.

Erzählungsliteratur.

1. Bilder aus dem Leben. Nach der zweiten Auflage des dänischen Originals deutsch von Marie Panum. Leipzig, Lorck. 1853. 8. 10 Ngr.

Erzählungen und Aufsätze werden hier geboten, deren sinnige Durchführung mehr als die Handlung selbst anzieht und auch Hauptsache ist. Die Lebensbilder sind größtentheils dem innern Leben der Menschenbrust entnommen, an äußere Begebenheiten sich nur hier und da anheftend; sie sind theils kurz skizzirt, theils fein und sorgsam schattirt. Der Leser erfährt keine neue Wahrheit, überhaupt nichts Neues, aber das ewig Wahre, das längst bekannte Alte zieht freundlich an ihm vorüber und das Vergessene, durch das Leben in den Hintergrund Getretene wird ihm wieder klar.

„Weißt du was eine Mutter ist?", so heißt die erste Erzählung. Und es wird dargethan, was eine Mutter ist, die Mutterliebe wird in allen ihren Phasen vorgeführt. Die Mutter ist Pflegerin des Sohnes in seiner Kindheit, Freundin seiner Jugend, sie ist ihm stets Rath und Trost. Ja, als endlich der Sohn ein Verbrecher wird, als er verlassen ist von Weib und Kind, als die ganze Welt sich vor ihm verschließt, da findet er noch die treue Mutterliebe, die an seinem Sterbebette noch dankt, seine Segenswünsche empfängt und ihn wieder segnet. Sie drückt ihm die Augen zu und ihr Tagewerk ist vollbracht.

„Der Weise" ist mehr philosophischer Tendenz. Ein Weiser strebt danach, Gott zu erkennen, die Vernunft soll seine Führerin zu Gott sein; er verachtet die Menschen, „die Gott ebenso wenig kennen, als die Pflanze die Hand kennt, die sie begießt". Er flieht in die Einsamkeit. Auf den Weg dahin findet er ein armes misgestaltetes Wesen, das elendeste und das häßlichste, das die Welt hervorbringen konnte und das die Welt auch da-

zum verstoßen hatte. „Sehet hier eines euer Opfer, ihr Thörichten, die ihr nur auf den äußern Schein sehet", rief der Weise aus; „ich will euer Unrecht gut machen. Was sollte es mir schaden, wenn ich dieser Unglücklichen einen geringen Theil meines Ueberflusses hinwerfe? Sie hat nichts, was die Sinne bethören kann, sie wird nicht mit selbstkluger Rede meine Ohren betäuben und meine Gedanken stören, und ich habe ein Wesen um mich, das meine Wohlthat hundertfältig vergelten wird, indem es Sorge trägt für meine irdischen Bedürfnisse." Und er gebot der Unglücklichen, ihm zu folgen; er erquickte sie und gewährte ihr seinen Schutz. Sie mußte doch etwas von dem göttlichen Funken, den wir Seele nennen, in sich tragen, denn sie bewies ihrem Beschützer eine stille, stumme, aber rastlose Dankbarkeit. Sie lebte nur für ihn. Von frühester Morgenstunde an war sie geschäftig ihm zu dienen Wenn sie keine Arbeit mehr hatte, setzte sie sich zu seinen Füßen, um auf seine Wünsche zu achten. „Woran denkst du?" fragte einst der Weise, als er ihrem stummen Blick begegnete. „Herr, ich denke nicht, ich fühle", erwiderte der Schatten zu seinen Füßen. „Blicke zu den Sternen empor und versuche zu denken." „Ich habe sie oft angeblickt, und es ist mir immer gewesen, als wären sie dahingesetzt, damit wir, wenn wir im Schatten und Dunkel der Nacht Trost suchend emporblickten, ihren klaren Augen begegnen möchten." „Einfältiger Gedanke!" sagte der Weise, „das beste und höchste Licht brennt in uns selbst, wir bedürfen keinen Trost von außen her. Hast du nichts Besseres gedacht?" „Ich weiß es nicht", erwiderte sie. „Oft bin ich so thöricht gewesen, zu denken, daß Gott doch gut sein müsse, da er nicht ein einziges dieser kleinen Lichter auslöschte, sondern fortwährend ihre klaren Flämmchen behütete." „Gott!" wiederholte er höhnend, „weißt du, was Gott ist? Weißt du, elendes Geschöpf! daß ich sechzig Jahre zugebracht habe, um ihn mit meinem gereiften Verstande zu umfassen?" „Herr, du bist der Weiseste von Allen!" war die demüthige Antwort des schwachen Wesens. „Du bist selig, daß du Gott gedacht hast und ihm so nahe gewesen bist! Ich Elende habe nur sein Dasein gefühlt."

Der Bote mit der Nahrung war ausgeblieben. Die treue Dienerin hatte, um den Herrn nicht zu beunruhigen, es ihm lange verschwiegen, sie hatte selbst nichts gegessen, damit er nicht Mangel leide. Schrecken vor dem Hungertode ergriff den Weisen. „Gott wird sich unser erbarmen", sagte das elende Weib. „Ich will mit dir sterben, denn ohne dich bin ich verlassen. Gott hat unsere Lebensquelle versiegen lassen, ohne Zweifel, weil er dich, sein weisestes Geschöpf, zu sich rufen wollte. Vielleicht wenn ich mich an dem Saume deines Kleides festhalte, kann ich auch einen Schimmer seiner Herrlichkeit erblicken."

Der Weise stieß sie von sich; die Todesangst trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn und sein Blick starrte vor sich hin, doch schämte er sich die zu seinen Füßen Sitzende seine Verwirrung sehen zu lassen und ging wieder in seine Hütte. Hier saß er mit verhülltem Angesicht, als sie gegen Abend auf ihren alten Platz schlich, und indem sie ihn leise an dem Saume seines Gewandes zupfte, flüsterte sie leise: „Herr, sage mir, glaubst du nicht, daß ich selig, nur ein wenig, ein ganz klein wenig selig werde?" Bei seiner Antwort fuhr sie erstaunt empor, denn des Weisen gewöhnlich so feste, bestimmte, höhnende Stimme bebte, indem er sagte: „Sage mir, fühlst du, daß du bald Gott schauen und bei ihm selig werden wirst?"

„Ich glaube es gewiß" sagte das misgestaltete Wesen und ihre Augen strahlten. „Vergib mir Herr, ich kann nicht anders, obschon du es mir verboten hast."

Tiefe Seufzer stiegen aus der Brust des Weisen: „O wenn ich mich geirrt hätte, wenn alle meine Weisheit Gaukelspiel gewesen wäre, o wenn Gott nicht ist, wie ich ihn mir gedacht, wenn diese Elende dort unten im Staub zu meinen Füßen ihn besser erkannt hätte als ich! O du Elende, Armselige, du verstoßenes Geschöpf, das ich nur aufnahm, weil du mir geringer warst als das sprachlose Thier, das doch Werth für mich hatte, Gott gebe, ich wäre in diesem Augenblicke an deiner Stelle."

Sie stirbt ruhig, während der Weise noch lange rang mit dem Tode und seinen Zweifeln über Gott und das künftige Leben.

Solcher Art sind sämmtliche vor uns liegende Erzählungen, sie leiten die Gedanken einer schönen heiligen Anschauung zu und erfassen das Leben in seiner schönsten und edelsten Bedeutung.

2. Ida und Clara. Ein Roman von Natalie von Barfuß. Drei Bände. Berlin, Barthol. 1854. 8. 4 Thlr.

Wer viel Romane gelesen hat, kann auch wol am Ende einen schreiben. Die Reminiscenzen tröpfeln und laufen in der Phantasie zusammen wie Thau und Regentropfen in einer Cisterne, und aus dem Alten wird etwas Neues wieder aufgebaut. Ida, die stolze, kalte, schöne Weltdame, und Clara, das einfache, liebenswürdige Mädchen in beschränkten Verhältnissen, später als pflichtgetreue Hausfrau und Mutter, werden dargestellt in ihrem Leben und Wirken und in den verschiedenartigen Einflüssen auf Familie und Umgebungen. Wunderbar sind indeß zuweilen die Verkettungen der verschiedenen Schicksale. Daß Gräfin Ida von Meerfeld im Traum den neugeborenen Sohn in ihrem Bette erstickt; daß sie, um den Vorwürfen ihres Mannes zu entgehen, das Kind einer Freundin unterschiebt; daß dies Kind, das als Waldemar von Meerfeld getauft wird, der eheliche Sohn des Marchese dal Monte ist, dessen Frau unbekannt in der Welt herumzog und endlich starb; daß der Knabe Waldemar eine große Aehnlichkeit mit seinem Vater entwickelt und dadurch Ida's Ruf gefährdet, da der Marchese ihr einst in heißer Verehrung gehuldigt, alles Dieses ist schon abenteuerlich genug.

Waldemar wird als Graf Meerfeld erzogen und leidet unter der Kälte seiner Mutter, die dem jüngern Bruder den Vorzug gibt. Endlich, um Letzerm die Güter und das Vermögen des Grafen Meerfeld und dadurch die geliebte Braut zuzusichern, gesteht Ida den von ihr verübten Betrug ein und Waldemar sieht sich plötzlich namen- und vermögenlos, getrennt von dem Mädchen, das er liebt und das die stolzen Verwandten ihm nun nicht mehr geben wollen.

Nach mancherlei Wirren und Herumreisen findet Waldemar endlich in Spanien in dem Marchese dal Monte seinen Vater, der sich für ihn wegen seiner Aehnlichkeit mit der Familie dal Monte interessirt, ihn erkennt und zum Erben einsetzt, wenn er seine Legitimität beweisen kann, wozu er selbst ihm Material und Leitfaden liefert. So endigt denn der Roman noch auf erfreuliche Weise.

Clara hat nur Segen in ihre Familie gebracht und zuletzt noch durch ein kühnes Gespräch mit Napoleon bedeutende Gefahren von Mann und Kindern abgewandt. Trotz manches Guten und Schönen, trotz mannichfacher Verwickelungen und mannichfaltiger Charaktere erhebt sich der vorliegende Roman doch nicht über das Niveau des Gewöhnlichen. 18.

Niklas von Wyle.

Niklasens von Wyle zehnte Translation, mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften herausgegeben von Heinrich Kurz. Aarau, Sauerländer. 1853. Gr. 4. 8 Ngr.

„Von diesen Beiden", sagt Lessing (XIV, 178), Steinhämel und Niklas von Wyle meinend, „fängt sich unsere gedruckte Literatur, so zu reden, an, und Beide haben sich um unsere Sprache im 15. Jahrhundert so verdient gemacht, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdient." Was den Letztern betrifft, so ist dies in neuester Zeit durch zwei Monographien geschehen. Die eine, ein Programm des Dr. Riemeyer in Krefeld (1852), beschäftigt sich mit seiner Sprache, die andere vorliegende vorzugsweise mit seinem Leben, unter Beifügung einer kurzen Würdigung seiner literarischen Bedeutung und eines Abschnitts aus seinen „Translationen". Die Hauptergeb-

nisse der überaus gründlichen und fleißigen biographischen Nachforschungen des Verfassers sind folgende:

Niklas von Wyle, wahrscheinlich im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zu Bremgarten im Aargau geboren (was Kurz Gelegenheit gibt, ein Verzeichniß der Schriftsteller aufzustellen, deren Heimat der Aargau war), ward nachmals Schulmeister, d. h. Rector der obern Schüler in Zürich. Ueber seine Jugendgeschichte, sowie über seinen Aufenthalt in Zürich liegen keine nähern Nachrichten vor; mit einiger Sicherheit steht nur fest, daß er 1445—47 Rathsschreiber zu Nürnberg war, wohin er jedoch nicht direct aus Zürich gekommen, sondern unterdeß in Schwaben und namentlich 1444 in Salmansweiler sich aufgehalten zu haben scheint. Für die nächsten drei bis vier Jahre fehlen alle bestimmten Nachrichten über ihn; aus einigen Stellen in seinen Schriften vermuthet Kurz, daß in diese Zeit ein vorübergehender Aufenthalt an fürstlichen und am kaiserlichen Hofe falle, vielleicht auch seine Ernennung zum kaiserlichen Hofpfalzgraf, wovon weiter unten. Im Jahre 1449 oder 1450 wurde Niklas Rathsschreiber in Eßlingen; er blieb dies bis 1469, wo er mit dem Rathe in Streit gerieth und, um seine Person zu sichern, nach Stuttgart flüchtete. Den Verdacht, als ob Niklas Verrath in Staatssachen gegen Eßlingen geübt habe, sucht Kurz zu widerlegen, obwol es auffallend erscheinen kann, daß Niklas 1470 gerade in die Dienste des Fürsten trat, mit dem in verrätherischer Verbindung zu stehen man ihn in Eßlingen in Verdacht hatte. Dieser Fürst war Graf Ulrich von Würtemberg, dessen Kanzler er ward und bis an seinen wahrscheinlich nicht lange nach 1478 erfolgten Tod blieb. Niklas von Wyle stand in seinen verschiedenen Aemtern in ausgebreiteten politischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Höfen, fürstlichen Personen und Gelehrten (Kurz hebt namentlich die zu der Erzherzogin Mechtild hervor, welche auch eine seiner Töchter an ihrem Hof erzog); er war nächstdem als Schriftsteller sehr thätig; eigenthümlich ist es endlich, daß er wahrscheinlich auch Künstler und zwar nicht untergeordneten Rangs war. Kurz beschäftigt sich mit sorgfältiger Begründung dieser letztern Vermuthung, welche sich auf einen Brief des Aeneas Sylvius an einen Rathsschreiber Nikolaus von Ulm in Eßlingen gründet, der hiernach als ein sehr tüchtiger Maler erscheint. Daß dieser identisch mit unserm Niklas von Wyle sei, hat schon Docen im „Kunstblatt" vom Jahre 1827 zu beweisen versucht; Kurz unterstützt diese Vermuthung mit neuen Argumenten und vindicirt demselben auch ferner die Herausgabe der von einem kaiserlichen Hofpfalzgraf gleiches Namens besorgten Ausgabe der Briefsammlung des Aeneas Sylvius.

Der letztgenannte Gelehrte war es, dessen Werken unser Niklas von Wyle hohe Bewunderung zollte und die er auch in Uebersetzungen theilweise zu verbreiten suchte. Aus diesen „Translationen" theilt Kurz eine auf das Studium der alten Sprachen bezügliche mit: ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß dieser noch ziemlicher Erforschung bedürftigen Periode der deutschen Literatur. Kurz gibt eine gedrungene Charakteristik der Bedeutung, welche diese Uebersetzungen für ihre Zeit hatten. Er zeigt insbesondere, wie deren Verdienst nicht blos in der ausgezeichneten Darstellung lag, nicht blos ferner in der Hebung des bessern Geschmacks im Gegensatze zu den seiner Zeit allgemein beliebten Ritterromanen, sondern auch in dem Einflusse auf Verbreitung reformatorischer Ideen und politisch reinerer Ansichten unter Volk und Fürsten, welchen letztern seine Schriften eine beliebte Lectüre waren.

Kurz hat sich durch diese Erneuerung des Andenkens eines Schriftstellers, wie Niklas von Wyle, ein wesentliches Verdienst um die deutsche Literaturgeschichte erworben. Es ist zu bedauern, daß ihm der Raum seiner Schrift nicht gestattete, ihrem Titel ganz gerecht zu werden und auch von Niklas' Schriften näher und im Einzelnen zu sprechen. Vielleicht ist es ihm vergönnt, dies in Verbindung mit dem Abdruck einer Auswahl aus letztern bei anderer Gelegenheit nachzuholen. Es wird dann auch möglich sein, die Bedeutung Niklas' für die Bildung der hochdeutschen Sprache umfassender zu würdigen. In Bezug auf die oberwähnte Riemeyer'sche Schrift, welche diese Aufgabe sich gestellt hat, versichert Kurz, daß dies zwar in tüchtiger Weise dort geschehen sei, leider aber Riemeyer die Ausgabe von 1536 zugrunde gelegt habe, in welcher Niklas' Sprache durchgreifend verändert sei, weshalb auch manche Bemerkungen auf sie nicht paßten. Als Einzelbemerkung Kurz' in diesem Betreff sei schließlich erwähnt, daß das schöne Wort „holdselig", dessen Bildung Mundt („Kunst der deutschen Prosa", S. 218) Luther beilegt, sich bereits bei Niklas in dessen Uebersetzung der Geschichte von Euriolus und Lucretia findet.

14.

Mrs. Austin über Deutschland.

Von einer der größten Kennerinnen und Verehrerinnen deutschen Geistes und deutscher Literatur, der Mrs. Austin, erschien soeben: „Germany from 1760 to 1814; or sketches of German life, from the decay of the empire to the expulsion of the French." Das „Athenaeum" sagt darüber: „Alles, was Mrs. Austin über deutsches Leben oder deutsche Literatur schreibt, hat Anspruch darauf, eine nicht gewöhnliche Beachtung zu finden. Man weiß, daß sie jahrelang in verschiedenen Gegenden Deutschlands sich aufgehalten und mit seinen höhern Classen, seinen Schriftstellern, seinen Künstlern und seinem Volk verkehrt hat. Sie versteht seine Sprache vollkommen, und als Uebersetzerin zeigt sie sich als Künstlerin, wo andere Uebersetzer nur rohe und ungeschickte Pfuscher sind." Der Kritiker bedauert nur, daß die Verfasserin, statt, wozu sie so vielen Beruf habe, das bekannte Werk der Frau von Staël da fortzusetzen, wo diese es stehen ließ, in der vorliegenden Schrift nur einzelne Aufsätze, die zum Theil schon in Journalen veröffentlicht worden, wenn auch in sorgsamer Durch- und Ueberarbeitung zusammengestellt habe. Indeß seien diese Aufsätze durchweg so interessant, daß das Werk nicht genug gerühmt werden könne. Zwei leitende Gedanken seien es, welche sich durch das ganze Buch zögen, der äußerste Widerwillen gegen Napoleon und auch wol gegen den Napoleonismus überhaupt und das unzerstörbare Vertrauen auf die künftige Größe Deutschlands. „Ich sehe", sagt Mrs. Austin, „wol den Einwurf voraus, den man mir machen wird, nämlich den, daß die glänzende Entfaltung von Patriotismus (im Befreiungskriege) zu einem sehr unvollständigen Erfolge geführt habe, und daß die ruhmwürdige Gruppe von Männern, welche ihr Land befreiten, doch nicht vermögend war, ihm eine Regierung zu geben, welche die gebrachten heldenmäßigen Opfer verdienten. Es kann keinen lehrreichern Beweis geben, daß Muth und Ehrenhaftigkeit in Verbindung mit höchster Intelligenz und Bildung nicht hinreichen, Männer zu politischer Thätigkeit geschickt zu machen. Die Deutschen waren zu lange Zeit auf das Gebiet der Speculation beschränkt gewesen — ein Gebiet, auf dem sich keine Hindernisse bieten und welches durch keine Grenzen eingeschossen ist — um geeignet zu sein zu gemeinsamem Wirken auf einem Felde, wo sich der Mensch auf jeder Seite von Grenzhindernissen eingeengt und zu unzähligen Nachgiebigkeiten genöthigt sieht.... Auch jetzt ist das «Geniale» noch immer in zu hohem Grade das nationale Ideal.... Die Mischung von Gewaltsamkeit und Schwäche, von maßlosen Prätensionen und jämmerlichen Erfolgen, wozu das Jahr 1848 Veranlassung gab, zeigt nur zu klar, daß die Neigung zu blinder Nachahmung und die denkbar größte Misachtung des Möglichen, welche ehemals Deutschland kennzeichneten, weit davon entfernt waren, verschwunden zu sein. Veränderungen der Gewohnheiten, vorzüglich aber auf dem Gebiete des Denkens sind eine langsame, allmälige Operation; aber die männlichen Geister und die hohen Intelligenzen Deutschlands werden sicherlich dahin gelangen, sich künftig dem praktischen Dienste ihres Vaterlandes zu widmen und ihm eine Regierung zu schaffen, würdig der Männer, welche das

Joch des Auslandes abzuschütteln wußten.“ Das „Athenaeum“ bemerkt freilich zu dieser für uns Deutsche so schmeichelhaften Stelle: „Wir können Mrs. Austin fragen, auf welche Thatsachen oder Erscheinungen jenes trostreiche «werden sicherlich», welches als positive Voraussagung auftritt, gegründet ist? Ob auf das ehrliche Vertrauen zu einer Gesellschaft von Fürsten, mit größerm Freisinn und öffentlicherm Geiste erfüllt als diejenigen, welche 1814 wieder auf ihre Throne gesetzt wurden? Ob auf die Entsagungsfähigkeit und den ruhig abwägenden Sinn irgend einer Genossenschaft moderner Staatsmänner und Gelehrten, welche die Minister, Gelehrten und Dichter, die Deutschland im Beginne des Jahrhunderts besaß, in Schatten zu stellen im Stande wären? Oder ob auf irgend einen Anwuchs des sittlichen Bewußtseins und der Bildung eines Volkes von vielen Völkern, das mit mehr Unruhe als bewußter Hoffnung nach Luft ringt innerhalb des Landes, welches von Triest bis Kiel sich erstreckt?“ Ach, die ärgerlichsten Fragen sind in aller Welt die, auf welche man keine Antworten zu geben weiß oder zu geben sich schämt.

Der „Spectator“, um noch ein anderes englisches Urtheil anzuführen, nennt die Schrift der Mrs. Austin ein ebenso anziehendes als unterrichtendes Buch, dessen Inhalt folgender sei: „Eine Reihe aus dem Leben genommener Gemälde der altväterischen Sitten, welche den frühesten Abschnitt der Periode von 1760—1814 kennzeichneten; eine Schilderung des Verderbnisses der deutschen Höfe und aristokratischen Familien zu jener Zeit; eine Darlegung der Empfindungen, welche in den mittlern Classen durch die Französische Revolution erweckt wurden; eine Charakteristik der Symptome von Unterdrückung, welche die französische Occupation über das Land brachte, wie endlich der Art und Weise, in welcher der Charakter Deutschlands durch diese Unterdrückung schließlich gereinigt und die Nation dazu gekräftigt ward, sich im Befreiungskriege wie Ein Mann zu erheben.“

H. M.

Zwei Herzoge von Parma.

Am 10. December 1547 wurde Pier Luigi Farnese, erster Herzog von Parma und Piacenza, in der Citadelle letzterer Stadt von drei Edelleuten, Giovanni Anguissola, Agostino Lando und Girolamo Pallavicini, denen Verschiedene ihrer Familien sich anschlossen, überfallen und ermordet. Pier Luigi's ausschweifendes Leben ist bekannt und von gleichzeitigen Historikern mit den schwärzesten Farben ausgemalt worden; gewöhnlich also hat man den Mord dieser Ursache zugeschrieben. Aber schon die Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts wiesen darauf hin, daß politische Gründe die Hauptrolle spielten. Der Herzog war ein erklärter Gegner der Kaiserlichen, und Ferrante Gonzaga, kaiserlicher Statthalter in der Lombardei, wußte um die Verschwörung und nützte sie, indem er im Augenblick der Verwirrung Piacenza besetzte, während ein Anschlag auf Parma nicht auf ähnliche Weise glückte. In seiner antighibellinischen Gesinnung hatte der Farnese den Plan Gian Luigi Fieschi's wider die Doria begünstigt, und man verzieh ihm den Tod Gianettino's nicht, der nebst dem Urheber des Aufstandes das vornehmste Opfer desselben war. Der Hauptbeweggrund aber war des Herzogs Bestreben, sich des Volks Gunst zu versichern und mittels derselben die ihm unbequeme Macht des Adels zu brechen. Camillo Porzio, der beredte Historiker des neapolitanischen Baronenkriegs, spricht dies in seiner erst in unsern Tagen gedruckten „Storia d' Italia contenente i successi dell' anno 1547 in Genova, in Napoli ed in Piacenza“ (zuerst Neapel, dann in Porzio's Werken, Florenz 1846, S. 185) deutlich aus: „Die Feudatare und Edelleute“, sagt er, „welche des Herzogs Pier Luigi Unterthanen waren, lebten um mehrer Gründe willen in höchster Unzufriedenheit. Solange sie unter der Herrschaft der Kirche, war ihre Dienstbarkeit eine nicht drückende und auch in Geldverhältnissen leicht zu tragende gewesen: jetzt, dem Herrscher eines kleinen Staats unterworfen, dessen Macht keineswegs befestigt war, und genöthigt, ihm, der in Eile Besten baute und Söldner hielt, zu gehorsamen, begannen sie die Schwere wahrer Dienstbarkeit zu empfinden. Pier Luigi, der wohl wußte, daß der Adel immer neuen Herren feind ist, hatte sich überdies vorgenommen, das Volk, namentlich im Piacentinischen, zu heben und dem Adel gleichzustellen, umsomehr als der Adel zur kaiserlichen Partei hielt. Er zwang die Adeligen in der an Menschen armen Stadt ihre Wohnsitze zu nehmen und so die Castelle, wo sie eigene Gerichtsbarkeit übten, zu verlassen. Auch schmälerte er ihnen diese Gerichtsbarkeit, indem er eine Landmiliz errichtete und nicht zuließ, daß die Edelleute das Recht behielten, ihre in dieser Miliz dienenden Unterthanen zu strafen, ein Recht, welches er für die Hauptleute allein in Anspruch nahm.“ Der Biograph Ferrante Gonzaga's, Giuliano Gosellini („Vita di D. Ferrando Gonzaga“, Pisa 1811, S. 37), beschränkt sich auf die Bemerkung: „Gemäß Dem, was die Thäter mündlich aussagten und durch öffentliche Schriften bestätigten, war der Grund der, daß sie viele öffentliche und persönliche Unbilden rächen und viele andere verhüten wollten, die sie im Anzug sahen, während sie sich und das Vaterland, vom Joch elender Knechtschaft bedrückt, wieder in die frühere Lage zurückzuversetzen wünschten.“ Auch Giovan Batista Adriani („Storia dei suoi tempi“, zum Jahre 1547) spricht von diesen Anlässen zur Unzufriedenheit des Adels, während er zugleich auf des Herzogs schlimmen moralischen Charakter hinweist — „senzachè egli universalmente era tenuto uomo di mala condizione e vizioso“ — und Muratori in seinen Annalen folgt derselben Ansicht. Ein Schriftsteller unserer Zeit, der entschieden liberalen Schule angehörend, Luciano Scarabelli von Piacenza, jetzt Professor in Genua, hat seit lange schon die Absicht verkündigt, der dem ersten Farnese meist durchaus ungünstigen Meinung entgegenzutreten und in ihm den Ordner des Staats, den Beschützer des Volks vor feudalistischer Tyrannei zu zeigen, der als Opfer seines Bestrebens fiel, aus dem Chaos dieser vom wechselnden Kriegsglück völlig desorganisirten und oligarchischer Willkür anheimgegebenen Provinz eine auf der Grundlage möglichst gleicher Gesetze und Ordnung beruhende Monarchie zu schaffen. Die Geschichte der Herzogthümer Parma und Piacenza, worin Scarabelli diesen Beweis führen wollte, ist noch nicht erschienen; unter gewissen Voraussetzungen mag er übrigens ebenso wol Recht haben, wie Solche Recht haben, welche eine ähnliche Stellung für Cosimo de' Medici, den ersten Großherzog, in Anspruch nehmen.

Pier Luigi Farnese war der letzte italienische Herrscher, der durch Meuchlerhand fiel — 307 Jahre später verblutete wieder ein Herzog von Parma und Piacenza, vom Dolche getroffen. Jener im Castell, mit zwei seiner Vertrauten sitzend, an den Händen gelähmt, sodaß er sich wider Anguissola's Schwertstreiche, die ihm Haupt und Brust trafen, nicht schützen konnte — dieser, an körperlicher Gewandtheit und Raschheit der Bewegung von Keinem übertroffen, auf offener Straße von unbekannter Hand durch einen Dolchstich in den Unterleib getödtet. Es waren damals Edelleute, welche die That vollbrachten, wie die Mörder zweier mailändischen Herzoge Edelleute gewesen waren, die Brüder Baggi, Giovanni della Pusterla, Francesco und Luchino del Maino, welche am 16. Mai 1412 Giovanni Maria Visconti in oder bei der Kirche S.-Gottardo tödteten, Giovanni Andrea Lampugnano, Girolamo Olgiati, Carlo Visconti, welche am 26. December 1476 Galeazzo Maria Sforza in der Kirche Sto.-Stefano erdolchten. Alessandro de' Medici, erster Herzog von Florenz, wurde von seinem eigenen Vetter Lorenzino umgebracht. Jetzt scheint es ein Mann aus dem Volke zu sein. Wie die Person aber, sind die Beweggründe der That unbekannt. Jacques Clément, François Ravaillac, Balthasar Gérard, Louis Pierre Louvel wurden ergriffen und starben den Tod der Regiciden — der italienische Meuchelmörder entkam durch die Flucht.

36.

Hoffmann von Fallersleben.

Der „**Nieuwe Rotterdamsche Courant**" bringt in Nr. 128 vom 7. Mai aus Leyden folgenden Bericht: „Der ruhmreichst und allgemein bekannte deutsche Gelehrte, Professor Hoffmann von Fallersleben, der seit einigen Tagen zu Leyden sich aufgehalten und auch Amsterdam besucht hatte, zum Zwecke, sowol die Häupter unserer vaterländischen Philologen zu besuchen, als auch für seine Sammlung von altniederländischen Liedern neue Schätze aufzuspüren und zu sammeln, hat in der gewöhnlichen Versammlung der **Maatschappij der Nederlandschen Letterkunde** allhier vor einer ansehnlichen Anzahl von Mitgliedern einen Vortrag gehalten, der nicht minder wegen seines Inhalts als wegen des Umstandes, daß derselbe von einem Ausländer in niederländischer Sprache gehalten wurde, als höchst interessant bezeichnet werden muß.

Nach einer kurzen Einleitung machte der Sprecher seine Zuhörer mit dem Inhalt einer sehr seltenen, von ihm in der Bibliothek zu Weimar entdeckten Handschrift bekannt, die neben einigen deutschen auch eine Menge nie gedruckter und völlig unbekannter altniederländischer, 1537 in Zutphen gesammelter und aufgeschriebener Lieder enthält, welche durch viele vorzüglich in Gelderland eigenthümliche Worte und Sprachwendungen die Spuren gelderschen Ursprungs tragen. Hoffmann theilte einige Proben ernster und scherzhafter Art, von Minneliedern und kurzen Lehrgedichten oder Sprüchen mit. Die Andacht der Zuhörer gipfelte sich in dem Vortrage einer Ballade: „**Degener en Lussewine**", deren getreue hochdeutsche Uebertragung er dem Urterte folgen ließ. Einige kurze Anmerkungen sprachlicher Art erhöhten den Genuß dieses höchst interessanten Vortrags, der mit einer kurzen, kernigen und herzlichen Zusprache unter allgemeinem Zujauchzen geschlossen wurde.

Hoffmann wird die Lieder der weimarischen Handschrift in der neuen Ausgabe des zweiten Theils seiner „**Horae Belgicae**" (deren neunter und zehnter Theil kürzlich erschienen) veröffentlichen. Für seine Sammlung war er so glücklich zwei beinahe einzige Exemplare des harlemer Liederbuchs in Amsterdam zu finden, die ihm neue Beiträge zu seinem für unsere Literatur ebenso ehrenvollen als nützlichen Unternehmen gewähren und demselben erhöhte Wichtigkeit verleihen. Möge dies Werk des gelehrten Deutschen sowol bei den Männern von Fach als bei dem ganzen lesenden Publicum verdiente Anerkennung finden, und möge dem Verfasser auch in seinem Vaterlande und in seinem neuen Wohnorte, dem durch Kunst und Wissenschaft gleich berühmten und durch seine Großherzogin auch unserm Vaterlande näher verbundenen Weimar, die Achtung und Schätzung zu theil werden, auf die er einen so großen Anspruch hat." 13.

Notizen.

Französische Touristen über London.

Das herzliche Einverständniß, welches bis auf Weiteres zwischen Frankreich und England gegenwärtig obwaltet, hat bei den pariser Touristen, welche London besuchen und dann beschreiben, noch durchaus keine günstigern Vorurtheile für die Hauptstadt Englands zur Folge gehabt. Der Pariser hält noch unerschütterlich an dem Wahne fest, daß die Sonne niemals in London zu sehen ist, daß der Engländer höchstens ein mal in der Woche lacht, daß er nichts weiter als „**Rosbif**" (nach französischer Aussprache) ißt und daß er bei jeder Gelegenheit sein „**Goddam**" ruft. Da gibt es nur Eisen und Steinkohlenrauch — keine Literatur, keine Kunst; denn der echte Pariser läßt sich den Glauben nicht nehmen, daß Alles, was unser Jahrhundert an Geist und Poesie besitzt, sich innerhalb der Fortificationen von Paris befindet. Dieser Oberflächlichkeit huldigen auch Jules Lecomte in seiner Schrift „**Un voyage de désagréments à Londres**" und Delessert in seiner Schrift „**Une nuit dans la Cité de Londres.**" Lecomte behauptet unter Anderm, man sähe in Londons Straßen nur junge Mädchen und alte Weiber; das komme vom vielen Essen und nebenbei von der großen Fruchtbarkeit der englischen Frauen. Er schaudert bei dem Gedanken, daß nur vier Kinder haben in England eine kleine Familie haben heißt; er habe Familien mit 14 Kindern kennen gelernt und sogar von einem Ehepaar gehört, welches sich rühme, 22 Kinder zu haben. Daher, meint er, komme es, daß die englische Frau, wenn sie das vierzigste Jahr erreicht, nicht mehr länger ein Weib, sondern neutralen Geschlechts sei. Ein englischer Kritiker schließt seinen Bericht über beide Schriften: „Es ist ein Jammer, daß, während die englische Literatur gegenwärtig viele vortreffliche Werke über französische Sitten und Gebräuche besitzt, die Franzosen ihre Kenntniß der Engländer nur aus solchen Schriftstellern wie diese Herren Lecomte und Delessert schöpfen sollen."

Die Aya Sophia.

Nur Wenige werden gelesen haben oder sich erinnern, daß, laut Auftrag des Sultans vom Jahre 1847, die Aya Sophia, jener herrliche, ursprünglich aus den Marmorstücken der Tempel des untergehenden Heidenthums von Justinian errichtete Porphyrbau, während der letzten Jahre, also gleichzeitig mit dem Kölner Dom, restaurirt worden ist. Dieser aus christlichen Händen in mohammedanische übergegangene Gottestempel, an welchem täglich 10,000, von dem Veranlasser der Pandekten selbst beaufsichtigte Arbeiter beschäftigt waren und nach dessen Vollendung Justinian sich rühmte, Salomo mit seinem berühmten Tempel weit hinter sich gelassen zu haben, war durch die Zeit und namentlich durch Erdbeben einem Zustande entgegengeführt, der seinen gänzlichen Zerfall befürchten ließ. Schon Selim und Amurath hatten, um dieser Katastrophe vorzubeugen, Gewölbpfeiler und Stützwerke aufführen lassen, die aber das Gebäude verunstalteten und zuletzt selbst der Stützen bedurft hätten. Die Gewölbe und Kuppeln hatten weitklaffende Risse, welche Wind, Regen und Schnee hineinließen, und dichte Schwärme von Tauben und selbst Raubvögel nisteten darin. Man hat jetzt wenigstens die am meisten gefährdeten Theile restaurirt, das Dach wiederhergestellt, die vier häßlichen Stützpfeiler der Kuppeln durch einen doppelten Eisenring rund um die Basis ersetzt, die 13 Säulen aus den Galerien des Gynäceum wieder aufgerichtet, die alte Mosaik wieder aufgedeckt und gereinigt und die kaiserliche Emporbühne im byzantinischen Stile hergestellt. Zu der beabsichtigten gänzlichen Reparatur fehlten zuletzt die Geldmittel, und das Meiste, was geschah, verdankt man der Kunstliebe Reschid-Paschas. Eine Reihe von Ansichten des hehren Tempels in seiner jetzigen restaurirten Gestalt erschien soeben in London unter dem Titel: „**Aya Sofia, as recently restored by order of H. M. the Sultan Abdul Medjid from the original drawings by Chevalier** ***Gaspard Fossati.***" Die Lithographien, die übrigens Manches zu wünschen übrig lassen, sind von L. Haghe ausgeführt.

Henri Blaze über die Radetzky'schen Feldzüge.

In der „**Revue des deux mondes**" erschien vor einiger Zeit eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder Henri Blaze's, welche Schilderungen aus den letzten östreichisch-italienischen Kriegen brachten. Diese Skizzen sind soeben unter dem Titel: „**Souvenirs et récits des campagnes d'Autriche, par** ***Henri Blaze de Bury***" gesammelt erschienen. Ein Berichterstatter im „**Athenaeum français**" zeigt sich gar nicht sehr erbaut davon: „Die Schrift Henri Blaze's", heißt es in der Kritik, „verspricht eine Erzählung der östreichischen Feldzüge zu sein, hält aber nicht was sie verspricht. Es waltet darin weder die Methode noch der Ernst einer historischen Arbeit. Dieser Mangel würde freilich weniger fühlbar sein, wenn er durch gewisse malerische Eigenschaften und durch anheimelnde Details, wie man sie sonst wol in Memoiren findet, verdeckt würde. Von diesen Eigen-

schaften und Originalzügen findet man aber in Blaze's Schrift leider keine Spur. Ich erblicke darin nur hochtönende Dithyramben zu Ehren Oestreichs und wüthende Ausfälle gegen die Italiener. Es sind Strophen in Prosa, Wolkenbilder und Mondscheinporträts. Henri Blaze malt und schreibt wie von einem Ballon aus, und so nehmen die Ereignisse wie die Menschen in seinem Buche unwillkürlich phantastische Umrisse an. Feldmarschall Radetzky erscheint größer als Cäsar und Bonaparte und der König Karl Albert gleicht von vorn Gottfried von Bouillon und im Profil dem Todtengräber im „Hamlet". Die letzten italienischen Feldzüge zaubern für Blaze das «volle Mittelalter, den ganzen Shakspeare» herauf. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber beim besten Willen war es mir absolut unmöglich, im Gegenstande des Buchs wie im Buche selbst irgend etwas Shakspeare'sches zu erkennen." H. M.

Bibliographie.

Asher, C. W., Beiträge zu einigen Fragen über die Verhältnisse der neutralen Schifffahrt in Kriegeszeiten. Nebst einer Sammlung der amtlichen Verordnungen und Erklärungen über das Verhalten der neutralen Schifffahrt und Handels während des gegenwärtigen Krieges. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Auernhammer, J. C., Epigramme. 2te vermehrte Auflage. Neustadt a. d. Aisch. 16. 16 Ngr.

Aus dem Tagebuche eines österreichischen Adjutanten. Leipzig, G. Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beyer, S., Die junge Christin. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt von Maria Rosenbrands. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 6 Ngr.

Bosse, R. v., Das Familienwesen und die allgiltigen Gesetze für seine einfache und Gemeinegestaltung. Braunschweig, Leibrock. 8. 15 Ngr.

Boz (Dickens), Sämmtliche Werke. 90ster Band. 1ste Lieferung. — A. u. d. T.: Harte Zeiten. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit Illustrationen von L. Löffler. 1ster Theil. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 16. 5 Ngr.

Breier, E., Der Congreß zu Wien. Historischer Roman. Vier Bände. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Esser, W., Psychologie. 1ster Theil: Die Lehre von dem Erkenntnißvermögen. Münster, Cazin. Ler.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Féval, P., Der Tigertödter. Aus dem Französischen. Zwei Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. 10 Ngr.

Fladung, J. A. F., Populäre Vorträge über Physik für Damen. Zwei Bändchen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Holzschnitten. Wien, Wallishauser. 16. 2 Thlr.

Förstemann, E., Altdeutsches namenbuch. 1ster Band: Personennamen. 1ste Lieferung: A—Athan. Nordhausen, Förstemann. Gr. 4. 1 Thlr.

Frantz, C., Die Gedächtnisstage der Apostel des Herrn und ihre Bedeutung für die evangelische Kirche. Eine bescheidene Vorlage. Halberstadt, Frantz. 8. 7½ Ngr.

Gigl, A., Erinnerungen aus Baiern. Reisebilder. Wien, Wallishausser. 16. 24 Ngr.

Groth, K., Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage, mit einem Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 12. 1 Thlr.

Hebler, K. A. C., Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Ein Versuch über die sogenannte Idee dieser Komödie. Bern, Huber u. Comp. 8. 12 Ngr.

Henry, J., Gedichte. Deutsch von J. Schanz. Mit dem Porträt des Verfassers. Dresden, Meinhold u. Söhne. 16. 24 Ngr.

Hirsch, S., Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft vornehmlich in Deutschland. Ein Vortrag auf Veranstaltung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 13. März 1854. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 15 Ngr.

Holland, W. L., Crestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche untersuchung. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Jahn, J. G., Die Perlenfischerei im Voigtlande, in topographischer, natur- und zeitgeschichtlicher Hinsicht nach den besten Quellen verfaßt und dargestellt, mit den einschlagenden Urkunden und Beweisstellen versehen, beleuchtet und herausgegeben. Oelsnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krabbe, O., Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert. Zwei Theile. Rostock, Stiller. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lepsius, K. P., Kleine Schriften, Beiträge zur thüringisch-sächsischen Geschichte und deutschen Kunst- und Alterthumskunde. Gesammelt und theilweise zum ersten Male aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben von A. Schulz. 1ster Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lingg, H., Gedichte, herausgegeben durch E. Geibel. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Menger, R., Josephe. Eine Tragödie in fünf Akten. Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

Reigebaur, J. F., Die Donau-Fürstenthümer. Gesammelte Skizzen geschichtlich-statistisch-politischen Inhalts. 1stes Heft. Breslau, Kern. Gr. 8. 18 Ngr.

Ritschke, A. v., Sänge und Klänge. Braunschweig, Leibrock. 16. 15 Ngr.

Remusat, C. v., St. Anselmus von Canterbury. Ein Gemälde des Mönchslebens und des Kampfes der geistlichen Macht mit der weltlichen im 11. Jahrhundert. Aus dem Französischen von C. Wurzbach. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roepell, R., Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 1774—1830. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Sonettenkranz. Berlin, den 28. März 1854. Berlin. 8. 9 Ngr.

Spieker, C. W., Geschichte des Augsburger Religionsfriedens vom 26. September 1555. Mit einer einleitenden Geschichte der Reformation. Schleiz, Hübscher. Ler.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahmann, F., Firlefanz, Mummenschanz und Narrentanz. Neue Fastnachts-Spiele, Polterabends-Scherze und andere Possen. Dessau, Neubürger. 8. 15 Ngr.

Sugenheim, S., Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates. Von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tillier, A. v., Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschrittes, von dem Jahre 1830 bis zur Einführung der neuen Bundesverfassung im Herbste 1848. Aus authentischen Quellen dargestellt. 1ster Band. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Uhlemann, M., Das Todtengericht bei den alten Aegyptern. Eine Habilitations-Rede. Berlin, Geelhaar. Gr. 8. 5 Ngr.

Wendelin, K., Große und kleine Struwelpeter. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmer, R., Gedanken beim Erscheinen des 3. Bandes der Bach-Gesellschaft in Leipzig. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Die Wunder der Urwelt. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und des Urzustandes unseres Weltkörpers so wie der verschiedenen Entwickelungs-Perioden seiner Oberfläche, seiner Vegetation und seiner Bewohner bis auf die Jetztzeit. Begründet auf die Resultate der Forschung und Wissenschaft. Den Gebildeten des deutschen Volkes gewidmet. Mit vielen prachtvollen Abbildungen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19 — 22.)

40. Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Dritter Theil. 12. Geh. 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendaselbst:

Skizzen aus dem Alltagsleben. Von **Frederike Bremer.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** **Morgen-Wachen.**

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

41. Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiundneunzigstes bis hundertstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene (Band 1—12) ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

42. Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) **Neue Ausgabe** in 96 Lieferungen. Einundneunzigste bis sechsundneunzigste Lieferung. (Schluß.) Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der 28. Lieferung schließt die erste Abtheilung: **Mathematische und Naturwissenschaften** (141 Tafeln); mit der 36. die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln); mit der 44. die dritte Abtheilung: **Geschichte und Völkerkunde** (39 Tafeln); mit der 52. die vierte Abtheilung: **Völkerkunde der Gegenwart** (42 Tafeln); mit der 62. die fünfte Abtheilung: **Kriegswesen** (51 Tafeln); mit der 68. die sechste Abtheilung: **Schiffbau und Seewesen** (32 Tafeln); mit der 80. die siebente Abtheilung: **Geschichte der Baukunst** (60 Tafeln); mit der 86. die achte Abtheilung: **Religion und Cultus** (30 Tafeln); mit der 90. die neunte Abtheilung: **Schöne Künste** (26 Tafeln); mit der 96. die zehnte Abtheilung: **Gewerbswissenschaft oder Technologie.**

Das vollständige Werk in zehn Abtheilungen nebst Text, Namen- und Sachregister kostet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werks sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

43. Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Funfzehntes bis siebzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

44. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundneuntes und hundertundzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa drei Bände werden erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und demnach bis Ende 1865 in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

45. **Eichendorff (Jos., Freiherr von), Zur Geschichte des Dramas.** 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nachdem der berühmte Dichter unlängst mit der Schrift: „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (1 Thlr. 15 Ngr.), auch das Gebiet der Literaturgeschichte mit Erfolg betreten hat, liefert er in vorliegendem **Werke** einen neuen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte, speciell zur Geschichte des **Dramas**. Dasselbe zerfällt in die vier Abschnitte: Im Alterthum; Das christliche Drama; Das moderne heidnische Drama; Die neuere Zeit. Auch diese Schrift wird sich gewiß der lebhaften Theilnahme des deutschen Publicums zu erfreuen haben. Namentlich verdient dieselbe auch Beachtung wegen ihrer directen Bezugnahme auf die **Bühne** der Gegenwart.

46. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Erster Band. Dritte Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung und kann somit die Vollendung des Werks bis Mitte 1855 auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche **Prospecte** und der bereits vollständig erschienene **erste Band** (erste bis dritte Lieferung, 60 Bogen, **Abbinden — Handverkrümmungen**) vorräthig.

47. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zweiter und dritter Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten und mit einer neuen Vorrede versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen vorräthig.

48. **Hoffmann (E. T. A.), Phantasiestücke** in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von **Jean Paul.** Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 18 Ngr.

Hoffmann's „Phantasiestücke", die bei ihrem ersten Erscheinen (1814) phänomenartig wirkten, werden gewiß auch in ihrer **vierten** Auflage dieselbe Frische über die Gemüther der Leser ausströmen wie damals. Man wird finden, wie sehr **Jean Paul** Recht hatte, wenn er sie mit den Worten beim Publicum einführte: ihr Umriß sei scharf, die Farben seien warm und das Ganze voll Seele und Freiheit. Die genialen Strafreden namentlich, womit der Kapellmeister Kreisler die musikalische Schönthuerei geißelt, werden auch jetzt nicht ungehört und wirkungslos verhallen. Die „Phantasiestücke" waren es, welche Hoffmann's Ruf zuerst in Deutschland begründeten; jetzt sind sie in alle gebildeten Sprachen übersetzt und alle europäischen Völker haben den Namen des Kapellmeisters Kreisler aussprechen lernen müssen. Das Dämonische und Diabolische, was in manchen spätern Producten Hoffmann's vielleicht zu mächtig in den Vordergrund tritt, kündigt sich in den „Phantasiestücken" nur leise und vielbedeutsam an, und verleiht ihnen jenen geheimnißvollen Ausdruck, welcher in dieser Weise nur den Hoffmann'schen Novellendichtungen eigenthümlich ist.

Inhalt des ersten Theils: Vorrede von **Jean Paul.** — I. Jacques Callot. — II. Ritter Gluck. — III. Kreisleriana. 1. Johannes Kreisler's, des Kapellmeisters, musikalische Leiden. 2. Ombra adorata! 3. Gedanken über den hohen Werth der Musik. 4. Beethoven's Instrumentalmusik. 5. Höchst zerstreute Gedanken. 6. Der vollkommene Maschinist. — IV. Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen. — V. Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza.

Inhalt des zweiten Theils: VI. Der Magnetiseur. — VII. Der goldene Topf. — VIII. Die Abenteuer der Sylvesternacht. 1. Die Geliebte. 2. Die Gesellschaft im Keller. 3. Erscheinungen. 4. Die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde. — IX. Kreisleriana. 1. Brief des Barons Wallborn an den Kapellmeister Kreisler. 2. Brief des Kapellmeisters Kreisler an den Baron Wallborn. 3. Kreisler's musikalisch-poetischer Club. 4. Nachricht von einem gebildeten jungen Mann. — 5. Der Musikfeind. 6. Ueber einen Ausspruch Sacchini's, und über den sogenannten Effect in der Musik. 7. Johannes Kreisler's Lehrbrief.

49. **Jordan (W.), Demiurgos.** Ein Mysterium. Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen zweiten und dritten Theile liegt diese Dichtung, als deren Autor sich jetzt **Wilhelm Jordan** nennt, nunmehr **vollständig** vor. Unbedingt ist dieselbe **eine der bedeutendsten und interessantesten poetischen Erscheinungen der Gegenwart.** Vollendet in der Form, wie die Schöpfungen Platen's und Geibel's, ist sie die erste größere Dichtung, deren Weltanschauung durchaus beruht auf dem Granitfundament der modernen Wissenschaften. Sie bringt einen mächtigen Eindruck hervor, nicht durch den geheimnißvollen Dämmerschein und Flitterprunk der Romantik, sondern durch die Eloquenz der vollen und schlichten Wahrheit. Es ist die Poesie der Erkenntniß. Die Auflösung des Bösen in der Weltordnung zu einem bloßen **Schein**, seine Verklärung zum Kraftquell alles idealen Strebens innerhalb des Menschengeschlechts, ist das Thema des Werks. Der Dichter führt es aus, indem er die ältere und edlere Gestalt, von welcher die Teufelsidee des Mittelalters nur eine Verzerrung ist, den **Demiurg der Gnostiker**, zum Träger seines Gedankens macht und ihm gleichsam den Spiegel in die Hand gibt, welchen seine Dichtung der Gegenwart vorhält. Bald mit schneidendem Ernst, bald mit humoristischer Satire bekämpft er die Irrungen und Vorurtheile der Gegenwart, deren Hauptrichtungen sämmtlich in der treffendsten Weise poetisch vorgeführt werden; zugleich aber erhebt sich die Dichtung als ahnungsvolle Prophetie über das Treiben der Gegenwart hinaus zu einer Verklärung und Erneuerung der uralten ewigen Ideale, und versucht, als eine **moderne Theodicee**, in der erkannten und eroberten Welt auch den heiligen Bildern den gebührenden Platz wieder zu erringen, in denen die Vorzeit **ahnte**, was die Gegenwart **begreift.**

50. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Fünftes Heft. (Liverpool — Meiningen.) 8. Geh. 12 Ngr.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospect befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

(Der Beschluß folgt.)

Soeben erschien:

Ein Jahr in Italien.

Von **Ad. Stahr.**

Dritter Band.

Zweite durchgesehene und mit dem Portrait des Verfassers vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Das berühmte Werk ist nun, in zweiter Auflage, wieder vollständig zu haben und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis für alle drei Bände 6 Thlr.

Oldenburg, im Juli 1854.

Schulze'sche Buchhandlung.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Bergkrankheit

oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus.

Von Dr. Conrad Meyer-Ahrens,

Arzt in Zürich.

8. Geh. 24 Ngr.

Ein werthvoller Beitrag zu der wichtigen, aber noch wenig ausgebildeten Wissenschaft der **medicinischen Geographie**, der nicht blos das medicinische und geographische Publicum, sondern auch weitere Leserkreise interessiren wird.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 10. August 1854.

Die orientalische Frage im 16. Jahrhundert.

Négociations de la France dans le Levant, ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques des ambassadeurs de France à Constantinople et des ambassadeurs, envoyés ou résidents à divers titres à Venise, Raguse, Rome, Malte et Jérusalem, en Turquie, Perse, Géorgie, Crimée, Syrie, Égypte etc. et dans les états de Tunis, d'Alger et de Maroc. Publiés pour la première fois par *E. Charrière*. Erster bis dritter Band. Paris 1848—53.

Sicherlich ist die so gehaltreiche große „Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par les soins du ministre de l'instruction publique", von welcher das vorstehende Werk einen der werthvollsten Theile bildet, nicht das kleinste Denkmal, welches die Julimonarchie und ihr ausgezeichnetster Minister, François Guizot, sich selbst und ihrem Ruhme gesetzt haben. Daß es ein „monumentum aere perennius" im eigentlichsten Sinne des Worts sein wird, ist schon jetzt erwiesen.

Das Erzbild des ebenso ritterlichen als unglücklichen Herzogs von Orléans, welches ihm eine achtbare Pietät, vielleicht etwas zu voreilig, im Hofe des Louvre aufgerichtet hatte, ist mit einem Vandalismus, welcher wenig dazu beitragen wird, den Ruhm der Gewaltigen des Tages zu vermehren, von seinem Postamente herabgerissen und, unter Schutt und Schmuz vergraben, der zeitigen Vernichtung preisgegeben worden, — hatte man nicht einmal den Muth, es nach der historischen Rumpelkammer in Versailles „A toutes les gloires de la France" zu verweisen? — und nicht weit von der verwaisten Stelle steigt dagegen dieses der Wissenschaft geweihte Denkmal, zur Ehre der Macht geistiger Thätigkeit, ungeachtet der Stürme, welche so manches Andere dem Untergange zugeführt, immer großartiger empor, ein Riesenwerk zur Vollendung des großen Baus der Weltgeschichte, zum Ruhme tieferer Einsicht in die Vergangenheit, die mit ihren Triumphen alle Zeiten überlebt.

Wir kennen nur ein Werk, welches sich dieser bedeutenden Arbeit vereinter Kräfte würdig zur Seite stellen mag und der Stolz deutscher Geschichtswissenschaft ist. Wir meinen die „Monumenta historiae Germaniae", welche unter der Leitung ihres vortrefflichen Meisters und der Mitwirkung tüchtiger Werkleute gleichfalls zu einem Denkmal für alle Zeiten emporwachsen. Wie viel hat die Wissenschaft schon diesen beiden Quellenwerken zu danken!

Wir brauchen nur an die namhaftesten Abtheilungen der französischen Sammlung zu erinnern, um ihren Gesammtwerth zu charakterisiren: „Papiers d'état du Cardinal de Granvelle par *Ch. Weiss*" (8 Bde.), „Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche par *Le Glay*" (2 Bde.), „Relations des ambassadeurs Vénitiens sur les affaires de France par *N. Tommaseo*" (2 Bde.), „Négociations relatives à la succession d'Espagne par *Mignet*" (4 Bde.) mit den „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne par le Général *Pélet*" (8 Bde.), „Chronique du Religieux de St.-Denys par *Bellaguet*" (5 Bde.), „Chronique des ducs de Normandie par *F. Michel*", „Chronique de Bertrand du Guesclin par *E. Charrière*", „Les Olims, ou registres des arrêts par le Comte *Beugnot*", „Captivité de François I par *Champollion-Figeac*", „Recueil des lettres missives de Henry IV par *Berger* de Xivray" (5 Bde.), „Archives administratives de la ville de Reims par *Pierre Varin*", „Capitulaire de l'église de Notre Dame de Paris" und vieles Andere, was über die innere Geschichte Frankreichs und seine auswärtigen Beziehungen ganz neues Licht verbreitet.

Für die letztern ist das obengenannte Werk, welches wir hier etwas näher ins Auge fassen wollen, vielleicht das wichtigste und gehaltreichste der ganzen Sammlung. Da haben wir in der That ein Blue-book aus dem 16. Jahrhundert, welches sich den neuesten Enthüllungen dieser Art über die orientalische Frage kühn an die Seite stellen kann. Wir lernen daraus gar Mancherlei, unter Anderm auch das, daß die diplomatische Kunst im Ganzen in den drei letzten Jahrhunderten doch nur sehr unerhebliche Fortschritte gemacht hat. Diese „Kammerdie-

ner" und Bischöfe, welche die Könige von Frankreich damals als ihre Gesandten und diplomatischen Agenten nach Konstantinopel schickten, verstanden es mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, Depeschen zu schreiben, als die geschultesten Diplomaten unserer Tage, welche unlängst noch Radowitz so treffend charakterisirt hat.

Mit welchem Scharfsinn, mit welcher Feinheit wußten die meisten dieser Leute das Gewebe der damaligen orientalischen Politik, welches wahrhaftig nicht weniger verwickelt war wie zu unsern Zeiten, zu durchdringen und daraus für die Interessen ihres Hofs und ihres Landes den größtmöglichen Vortheil zu ziehen; wie schön gelang es ihnen, auf diesem damals für die diplomatische Kunst des Abendlandes noch ganz neuen und schon deshalb doppelt schwierigen Terrain fast immer das rechte Mittel zum Zwecke zu finden und sich dort überhaupt eine Stellung zu erringen, welche für die Verhältnisse Frankreichs zur Pforte von Anfang an entscheidend war.

Genoß Frankreich schon seit den Zeiten Franz' I. anerkannt bedeutenden Einfluß in Konstantinopel, so hatte es dies sicherlich noch mehr, als der klugen Politik seiner Könige, die man freilich als unchristlich und perfid verschrie, der Geschicklichkeit ihrer diplomatischen Agenten zu verdanken. Und diese fanden da jedenfalls ebenbürtige Nebenbuhler. Sie hatten es dort namentlich mit den Meistern diplomatischer Kunst damaliger Zeit, den ebenso stolzen als fügsamen Venetianern zu thun, denen sie nach und nach den Rang so abzulaufen wußten, daß diese sich schon im Frieden von 1573 unter ihren Schutz begeben und sich ihrer Vermittelung bedienen mußten.

Aber noch ganz anders traten dagegen die Gesandten der damaligen deutschen Großmacht, Kaiser Karl's V. und König Ferdinand's I. und ihrer Nachfolger, in den Hintergrund. So wie diese hat sich Frankreich in seinen Vertretern niemals vor der Pforte gedemüthigt und erniedrigt, es hat die Gnade des Sultans niemals durch schweren und schimpflichen Tribut erkauft und wollte sich am Ende nicht einmal dazu verstehen, die üblichen diplomatischen Geschenke an seinem Throne oder zu den Füßen seiner gewaltigen Veziere niederzulegen. Der kluge und entschlossene Busbecq war der erste östreichische Gesandte, welcher wenigstens den Muth hatte, dem hochfahrenden und anmaßenden Delavigne, dem Gesandten Heinrich's II., nicht ganz ohne Erfolg die Spitze zu bieten.

Indessen erhielt sich Frankreichs Einfluß in Konstantinopel auch schon im 16. Jahrhundert keineswegs auf gleicher Höhe. Gerade über diesen Punkt gibt die vorliegende Sammlung, welche mit dem Jahre 1515 beginnt und im dritten soeben erschienenen Bande erst das Jahr 1580 erreicht, die interessantesten Aufschlüsse. Sowol hierüber wie über die Genesis und die früheste Entwickelung der Beziehungen Frankreichs zur Pforte — das bedarf kaum der Erwähnung — finden wir hier nur Neues, Ueberraschendes, Authentisches.

Viele bisher dunklere Punkte in dem diplomatischen Verkehre nicht nur Frankreichs, sondern auch der übrigen europäischen Staaten mit dem Divan und der Einfluß des letztern auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse erscheinen hier in einem ganz neuen Lichte; manche schwere Irrthümer, in welche selbst noch Flassan und Hammer verfallen sind, lassen sich nach diesen Actenstücken leicht berichtigen. Sie geben uns ein vollständiges Bild von dem innern Getreibe der damaligen europäischen Cabinetspolitik nach ihren Motiven und Zwecken, in ihren handelnden Persönlichkeiten und ihren Resultaten.

Dies gibt aber dem immerhin mühevollen und schwierigen Studium dieser Dinge — die drei vorliegenden Bände umfassen weit über 2500 Seiten — einen ganz eigenthümlichen Reiz. Manches scheinbar nur so leicht hingeworfene Wort läßt uns einen tiefen Blick in die geheimsten Gedanken der damaligen Machthaber und ihrer Agenten, in die Stellung der Staaten, welche damals auf der europäischen Weltbühne die Rolle der Großmächte spielten, zueinander thun. Anschauungen und Urtheile gewinnen bei der Betrachtung dieser verwickelten Verhältnisse hier erst eine sichere Grundlage und eine haltbare Richtschnur.

Daß wir dabei auch über die innern Verhältnisse des Osmanischen Reichs in jenen frühen Zeiten die werthvollsten Winke und Aufschlüsse erhalten, versteht sich von selbst, obgleich wir Das, was uns diese französischen Gesandten in ihren fein und elegant, mitunter selbst sehr pikant geschriebenen Depeschen bieten, keineswegs Dem an die Seite stellen möchten, was uns in dieser Hinsicht die Vertreter der Signorie von Venedig in ihren unschätzbaren Relationen hinterlassen haben. Denn diese besaßen weit mehr Ernst, mehr Takt und mehr Gediegenheit in der Auffassung dieser fremdartigen Verhältnisse, sie waren kältere, aber tiefere und gründlichere Beobachter und wußten ihrer Darstellung das überzeugende Gewicht jener politischen Strenge und geistigen Ruhe zu verleihen, welche sich die altvenetianische Schule bis zu fast nie wieder erreichter Meisterschaft zueigen gemacht hatte.

Selbst einzelne Deutsche waren, obgleich sie sich in Form und Darstellung keineswegs mit ihnen messen konnten, weit gründlichere und gediegenere Beobachter als die Franzosen. Um von dem Niederländer Busbecq, dessen feine Beobachtungsgabe und classischer Stil als anerkannte Muster gelten, gänzlich zu schweigen, wollen wir nur an den gelehrten Stephan Gerlach erinnern, welcher 1573 den kaiserlichen Gesandten David Ungnad als evangelischer Gesandtschaftsprediger nach Konstantinopel begleitete und in seinem erst 100 Jahr später, 1674, zu Frankfurt a. M. von seinem Enkel Samuel Gerlach herausgegebenen „Tagebuch" einen Schatz von Notizen und Beobachtungen über die Zustände des Osmanischen Reichs niedergelegt hat, welcher noch jetzt als eine Hauptquelle für die genaue Kenntniß und die gründlichere Beurtheilung osmanischer Dinge damaliger Zeit betrachtet werden kann.

Was die materielle Seite des vorliegenden Werks betrifft, so wollen wir nur daran erinnern, daß die hier

gegebenen Actenstücke mit wenigen Ausnahmen den unerschöpflichen Fundgruben der jetzt kaiserlichen Bibliothek, der Arsenalsbibliothek und den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris entnommen sind.

Da der Schreiber dieses dort gerade diesen handschriftlichen Schätzen selbst eine Reihe Jahre zum Zwecke seiner Forschungen über die Geschichte des Osmanischen Reichs in Europa ein aufmerksames Studium gewidmet hat und daher mit den Schwierigkeiten einer solchen Arbeit etwas bekannt geworden ist, so glaubt er sich umsomehr berechtigt und verpflichtet, dem Fleiße nnd der Gediegenheit, womit der gelehrte Herausgeber, Charrière, sich zum Meister seines Stoffs gemacht und denselben in ein lichtvolles Ganzes gebracht hat, die vollste Anerkennung zu zollen. Es gehört jedenfalls ein eigenes, von tiefem Wissen unterstütztes Talent dazu, in einer solchen Masse wichtiger Actenstücke einem jeden so die rechte Stelle anzuweisen, daß sich das Ganze vor uns gleichsam in pragmatischer Entwickelung entfaltet. Die chronologische Anordnung gibt dabei freilich den leichtesten Faden an die Hand, sie reicht aber allein keineswegs aus. An sich immer blos äußerlich, muß sie mit einer geschickten Gruppirung des Stoffs seinem innern Gehalte nach verbunden werden, wenn sie den Anfoderungen höherer Wissenschaftlichkeit genügen soll.

Charrière hat, wie uns scheint, mit Glück das Rechte getroffen. Seine Eintheilung in größere und kleinere Abschnitte, denen immer gewisse hervorragende politische Momente als bedingende Motive zugrunde liegen, ist durchgängig klar und lichtvoll. Die den verschiedenen Abtheilungen vorausgeschickten Einleitungen sind mit gründlicher Sachkenntniß, treffendem Urtheil, geistreicher Auffassung und stilistischer Gewandtheit geschrieben. Sind sie dazu bestimmt, das Studium der darauf folgenden Actenstücke wesentlich zu erleichtern, so entsprechen sie ihrem Zwecke vollkommen.

Ebenso trägt die bei der Anordnung der Documente selbst durchgängig beibehaltene Eintheilung der diplomatischen Correspondenz nach ihren drei Hauptausgangsorten Rom, Venedig und Konstantinopel wesentlich dazu bei, die Uebersicht zu erleichtern und für den Verfolg der diplomatischen Thätigkeit in diesen drei Centralpunkten des politischen Lebens des damaligen Europa sichere Stützpunkte zu gewinnen.

Noch mehr würde vielleicht das Ganze an Klarheit gewonnen haben, wenn die den Text begleitenden Anmerkungen etwas kürzer gehalten worden wären. Ueberflüssiges findet sich darin gerade nicht; aber nach unserer Meinung hätte Manches, was da noch an zum Theil sehr werthvollen Actenstücken zusammengedrängt ist, füglich und weit vortheilhafter in den Text selbst aufgenommen werden können.

Die Erläuterungen des Verfassers zeugen durchweg von einer ausgebreiteten und gründlichen Kenntniß der betreffenden Literatur. Doch ist es uns aufgefallen, daß er die wichtige Sammlung von Gévay: „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oestreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhundert", die ihn über Vieles noch besser aufgeklärt haben würde, nicht ein einziges mal genannt hat. Sie scheint ihm unbegreiflicherweise gänzlich unbekannt geblieben zu sein. Die nicht minder wichtigen „Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den Jahren 1530—32. In dem spanischen Reichsarchive zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von Dr. G. Heine" (Berlin 1848) mögen ihm wol zu spät zugegangen sein, als daß er sie noch für den ersten Theil hätte benutzen können. Auch das große Quellenwerk von Katona („Historia critica regum Hungariae", 44 Bde.), welches dem Verfasser leicht zur Hand gewesen wäre (wir haben es auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris selbst vielfach benutzt), vermissen wir unter den von ihm gebrauchten Hülfsmitteln um so unlieber, als daraus noch Mancherlei zu lernen gewesen wäre, was mit Vortheil hätte benutzt werden können.

Es kann nicht unsere Absicht sein, auf den Inhalt des Werks hier im Einzelnen näher einzugehen. Wir glauben überdies voraussetzen zu dürfen, daß die beiden ersten Bände — sie erschienen bereits in den Jahren 1848 und 1850 — wenigstens den Fachgenossen hinlänglich bekannt sind. Wir wollen daher nur im Allgemeinen daran erinnern, daß der erste Band die für die betreffenden Verhältnisse so wichtige Regierungszeit Franz' I. bis zu seinem 1547 erfolgten Tode umfaßt, während der zweite sich über die Zeit Heinrich's II. (1547—59), Franz' II. (1560) und den Anfang der Regierung Karl's IX. bis zu dem 1566 erfolgten Tode Sultan Soliman's I. erstreckt. Der ganz neuerdings erschienene dritte Band endlich führt die Regierung Karl's IX. bis zum Schluß (1574) und gibt noch die betreffende diplomatische Correspondenz aus den ersten sechs Jahren der Regierung Heinrich's III., also bis zu Ende des Jahres 1580.

Konnten wir in dem ersten Bande die gewundene und der christlichen Welt gegenüber so zweideutige und anstößige orientalische Politik Franz' I. in ihren geheimsten Triebfedern und Windungen bis zu jener Höhe des diplomatischen Einflusses Frankreichs bei der Pforte verfolgen, welchen dieser König seinen Nachfolgern als ein unveräußerliches Erbtheil hinterließ, so ersehen wir aus den im zweiten Bande zusammengestellten Actenstücken schon deutlich genug, wie dieser Einfluß bereits in den letzten 20 Jahren der Regierung Soliman's I., zum großen Theile infolge der mislichen innern Verhältnisse Frankreichs, immer schwankender und zweifelhafter wurde und am Ende sichtlich zu sinken begann. Weder dem fügsamen und geschmeidigen Codignac noch dem bis zur Unverschämtheit anmaßenden Delavigne, den uns schon Busbecq so treffend geschildert hat, wollte es als Vertretern Heinrich's II. gelingen, das Mistrauen der Pforte gegen die ebenso schwankende als eigennützige Politik des französischen Hofs ganz zu zerstreuen.

Nicht ohne Widerstreben ging Soliman auf das Verlangen des Königs ein, ihn mit seiner Seemacht

gegen Spanien zu unterstützen, und als 1558 endlich die osmanische Flotte, angeblich zu diesem Zwecke, im Mittelmeere erschien, wurden die Operationen von Seiten des türkischen Admirals Piali-Pascha, schwerlich ganz ohne Absicht, mit solcher Lauheit betrieben, daß sie nicht nur nicht zu dem erwünschten Resultate führten, sondern auch Heinrich II. sich veranlaßt sah, darüber in einer besondern, sehr ausführlichen Denkschrift, welche er der Pforte durch einen außerordentlichen Gesandten, Herrn Dolu, überreichen ließ, bittere Beschwerde zu führen (sie wird hier vollständig mitgetheilt, II, 509 — 522). Viel wurde damit freilich nicht erreicht, zumal da der kurz darauf (1559) abgeschlossene Friede zu Cateau-Cambrésis, welcher das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Spanien wiederherstellen sollte, von der Pforte mit nichts weniger als günstigen Augen angesehen wurde.

Man mußte es unter diesen Umständen, wie aus einem deshalb an Heinrich II. gerichteten Schreiben Soliman's vom 17. Juni 1559 (Daselbst, S. 588) ersichtlich ist, als eine ganz besondere Gunst betrachten, daß der Sultan den französischen Pilgern nach Jerusalem durch einen Ferman, den ersten dieser Art, Schutz und gewisse Rechte und Freiheiten gewährleistete (Daselbst, S. 589). Auch war Delavigne, welcher Konstanstinopel im October 1559 verließ, mit den Resultaten seiner Gesandtschaft und der Haltung der Pforte gegen Frankreich so wenig zufrieden, daß der erste Rath, den er Franz II. für seine orientalische Politik gab, alles Ernstes darauf hinausging, man solle doch geradezu mit dem Divan brechen; dann werde man wenigstens alle christlichen Mächte sich zu Freunden machen und namentlich den Kaiser und die Deutschen so für sich gewinnen, daß die noch streitigen Verhältnisse wegen der Bisthümer Metz, Toul und Verdun leicht zu befriedigendem Austrag gebracht werden würden. (Depesche an Franz II. vom 20. October 1559, Daselbst, S. 604.)

Obgleich nun die klügern und vorsichtigern Räthe des jungen Königs, namentlich der Bischof von Acqs, François de Noailles, einer der gewandtesten französischen Diplomaten des 16. Jahrhunderts, damals Gesandter zu Venedig, durchaus nicht der Meinung waren, daß man die Dinge gleich so auf die Spitze treiben solle, so blieb doch das Verhältniß Frankreichs zur Pforte, unter fortwährend erneuerten gegenseitigen Versicherungen von Freundschaft und herzlichem Einverständniß, sehr gemessen und selbst gespannt. Dolu, welchen Franz II. selbst „mon vallet de chambre" nennt und der als diplomatischer Agent Delavigne in Konstantinopel ersetzte, fand, als er im Mai 1560 dort eintraf, die Pforte in einer so übeln Stimmung gegen seinen Hof, daß er noch in seinen ersten Depeschen an Karl IX. (vom Februar 1561) dringend um Verhaltungsbefehle über Das bat, was man thun wolle, um die Freundschaft und das gute Einvernehmen mit der Pforte, mit welcher man jetzt auf dem schlechtesten Fuße stehe (en très-mauvais termes), wieder etwas herzustellen und zu befestigen.

Welche Schwierigkeiten erhob man nicht wegen der Freilassung einiger französischen Gefangenen, welche bei der Einnahme von Dscherbe als Miethstruppen unter den Spaniern gefunden worden waren! Der Friede mit Spanien blieb überhaupt vorerst immer das Haupthinderniß der Wiederherstellung aufrichtiger freundlicher Beziehungen der Pforte zu Frankreich. Dann nahm man es aber auch im Divan sehr übel auf, daß sich der französische Hof eine zeitlang gar nicht dazu verstehen wollte, wirkliche Gesandte in Konstantinopel zu beglaubigen und die herkömmlichen diplomatischen Geschenke darzubringen. Wurde dies auf der einen Seite, nicht ganz mit Unrecht, als ein Zeichen von Geringschätzung betrachtet, so glaubte man auf der andern mit einer bei der damaligen Lage der Dinge vielleicht wenig politischen Hartnäckigkeit durch unzeitige Nachgiebigkeit in diesem Punkte seiner Würde nichts vergeben zu dürfen.

Dazu kam, daß Frankreich damals an dem einflußreichen portugiesischen Juden Juan Miquez, dem Günstling Sultan Selim's II., bei der Pforte einen schlimmen Gegner hatte. Er glaubte gewisse Geldfoderungen an Frankreich zu haben, denen zu genügen man weder Willens noch in der Lage war. Das hatte sehr unerquickliche diplomatische Verhandlungen zur Folge, welche bei jeder Gelegenheit immer wieder auftauchten und die Stellung der Vertreter Frankreichs bei der Pforte zu Zeiten fast unhaltbar machten.

Auch Herr de Petremol, Dolu's Nachfolger, war der Meinung, daß man eine Allianz, von der man überhaupt nur noch wenig Nutzen gehabt habe, lieber ganz aufgeben solle. Er schrieb in einer sehr merkwürdigen Depesche vom 8. December 1563 (Daselbst, S. 744):

Man kann freilich nicht leugnen, daß uns die Pforte vor Zeiten verschiedene male mit bedeutenden Streitkräften unterstützt hat. Allein wenn man die Sache näher ins Auge faßt, so wird man finden, daß sie uns mehr Schaden als Nutzen gebracht haben. Denn wenn die frühern Könige das Geld, welches ihnen das Herbeischaffen und der Unterhalt dieser Truppen gekostet hat, lieber dazu verwendet hätten, in Marseille und in andern Häfen tüchtig Galeeren bauen zu lassen, so hätten sie vielleicht mehr Siege davongetragen, als ihnen die Habsucht, die Beutelust und die Anmaßung der Türken entzogen hat. Ja man kann leicht annehmen, daß sich das ganze Königreich Neapel, Corsica und vielleicht das Küstenland von Genua dem Könige unterworfen haben würden, wenn sie nicht die Furcht abgehalten hätte, daß sie der Raub und die Sklaven der Türken werden möchten.... Da nun aber jetzt Frankreich im Innern Ruhe genießt und von seinem volljährigen Könige (Karl IX.) regiert wird, welcher mit allen seinen Nachbarn in Frieden lebt, so könnten diese Herren hier (die Pforte) möglicherweise genöthigt sein, Se. Majestät um Beistand anzusprechen, und früher oder später einsehen, wie nützlich ihnen unsere Freundschaft gewesen ist, u. s. w.

Nur schien es ihm noch bedenklich, durch einen gänzlichen Bruch mit der Pforte dem Könige von Spanien, Genua und namentlich den Venetianern so ohne weiteres den Platz zu räumen:

Denn gewiß würden die Venetianer, welche uns hier nur ungern sehen, wenn sie den Platz leer finden, Alles aufbieten, uns vollends ganz zu vertreiben und ganz allein die Vortheile zu genießen, welche sich hier darbieten. Wenn dies nicht wäre, so sehe ich nicht, wozu der König dieses unnütze und eitle Einver-

ständniß (cette inutile et vaine intelligence), das so große Kosten verursacht, so hoch anschlagen sollte. Ist aber Se. Majestät dennoch entschlossen, es zu unterhalten, so muß es auf die gebührende Weise und mit demselben Ansehen wie früher geschehen. Denn man gibt uns hier Schuld, daß unsere Freundschaft erkaltet sei. Denn seit vier Jahren hat der König fortwährend versprochen, einen Gesandten (ambassadeur) hierher zu schicken, und hat es doch nicht gethan, und Diejenigen, welche uns ohnedies hier ungern sehen, reden der Pforte ein, daß dieser Name eines Agenten (ce nom d'agent) nur wenig bedeute, sodaß selbst der kleinste christliche Beamte sich für etwas Höheres hält.

Daß man aber auf diesem Fuße auf die Dauer nicht stehen bleiben könne, scheint man im Rathe Karl's IX. doch endlich eingesehen zu haben. Man benutzte die etwas mildere und nachgiebigere Stimmung des neuen Großveziers Mohammed Sokolly (seit Juni 1565), nach und nach wieder ein freundlicheres Verhältniß zur Pforte herzustellen, deren Hülfe man für gewisse Fälle — das zeigte sich bald — doch nicht entbehren könne.

Ein erster Beweis der bessern Gesinnung der Pforte war, daß Sultan Soliman noch in dem letzten Jahre seiner Regierung auf Petremol's Antrag den Befehl ertheilte, daß alle von den Barbaresken, namentlich Algier, zu Sklaven gemachten französischen Unterthanen sofort in Freiheit gesetzt werden sollten (Depesche vom 27. September 1565, Daselbst, S. 799). Und auf der andern Seite entschloß sich der König nun doch auch, seine Interessen in Konstantinopel durch die Ernennung eines wirklichen Gesandten wieder besser wahrzunehmen. Auf Petremol's, dem es dort längst unheimlich geworden zu sein scheint, Vorschlag, den damals in außerordentlicher Mission in Konstantinopel anwesenden „Kammerdiener des Königs", Bonnet, zu seinem Nachfolger zu ernennen, wollte man nicht mehr eingehen. Der bedeutende Posten eines wirklichen Gesandten Frankreichs bei der Pforte wurde jetzt Guillaume de L'Aubespine, Seigneur de Grantrie de Grandchamp anvertraut. Er hatte seine Antrittsaudienz noch bei Sultan Soliman am 1. Juli 1566, als dieser sich bereits auf dem Marsche nach Sigeth befand, von wo er nicht zurückkehren sollte. Hiermit schließt der zweite Band der vorliegenden Sammlung.

Leider beginnt der dritte Band mit einer immerhin empfindlichen Lücke. Aus den nächsten drei Jahren hat sich von der diplomatischen Correspondenz aus Konstantinopel nichts erhalten. Sie beginnt erst wieder mit dem 14. März 1569. Da finden wir aber die Beziehungen Frankreichs zu der Pforte schon wieder auf sehr befriedigendem Fuße. Ein damals in außerordentlicher Mission in Konstantinopel eingetroffener Agent der französischen Regierung, Claude du Bourg de Guérines, kann wenigstens die günstige Aufnahme, die er bei Sultan Selim II. und seinen Veziren fand, nicht genug rühmen. Er war es, der damals die erneuerte Bestätigung des bereits zu Zeiten Franz' I. abgeschlossenen Handelsvertrags zustande brachte. (Depesche vom 30. August 1569, III, 63.)

Bald gaben aber die jetzt eintretenden so bedeutenden politischen Ereignisse der Thätigkeit der französischen Diplomatie in Konstantinopel eine um so höhere Wichtigkeit, je tiefer der Einfluß und die Haltung der osmanischen Pforte in die europäischen Verhältnisse eingriff. Vor allem kommen hier zwei Dinge in Betracht: die polnische Königswahl und der venetianische Krieg, welcher die heilige Liga gegen Selim II. vom Jahre 1571 und die Schlacht von Lepanto zur Folge hatte. Beide standen, soweit sie die auswärtige Politik Frankreichs und seine damaligen Beziehungen zur Pforte bedingten, in sehr genauer Wechselwirkung. Die hier vorliegende diplomatische Correspondenz läßt uns in dieser Beziehung weit tiefere Blicke in die Verhältnisse thun, welche damals die Interessen und die Thätigkeit der europäisch-orientalischen Politik bedingten, als wir bisher in dieses merkwürdige Getreibe thun konnten.

Hätte sich Karl IX. bei seiner Bewerbung um den polnischen Königsthron für seinen Bruder, den Herzog von Anjou, nachherigen König Heinrich III., nicht vorzüglich auf den Beistand der Pforte gestützt, so würde er dem ewigen Drängen des Papstes und der Venetianer, die vor Allen ihn zum Beitritt zu der Liga zu bewegen bemüht waren, vielleicht nicht jene consequente Hartnäckigkeit entgegengesetzt haben, welche ihn damals in ein so misliches Verhältniß zur christlichen Welt versetzte. Aus einer sehr merkwürdigen Depesche des französischen Agenten Claude du Bourg vom Jahre 1569 (S. 73 fg.) ersehen wir, daß der erste Gedanke, den Herzog von Anjou auf den polnischen Thron zu erheben, wol eigentlich von der Pforte ausging, deren constante Politik sich in dieser Angelegenheit darauf concentrirte, um jeden Preis und unter allen Umständen nur keinen „Oestreicher" auf diesem Throne zu dulden.

Am wichtigsten für diese Verhältnisse, voll der interessantesten neuen Aufschlüsse, sind die Depeschen und Denkschriften des schlauen und gewandten Bischofs von Acqs, François de Noailles, welcher als Gesandter bei der Pforte Grandchamp 1571 folgte, aber erst im März 1572 in Konstantinopel eintraf. Sie bilden mit der nicht minder wichtigen und gehaltreichen diplomatischen Correspondenz des Cardinals de Rambouillet, welcher Frankreich gleichzeitig zu Rom vertrat, und des Herrn du Ferrier, welcher bei der Signorie von Venedig beglaubigt war, den Kern des vorliegenden Bandes.

Namentlich verdienen zwei Denkschriften des Bischofs von Acqs, die eine noch unterwegs auf der Reise nach dem Orient von Lyon aus datirt (S. 168—173), die andere kurz nach seiner Ankunft in Konstantinopel verfaßt (S. 252—260), die vollste Beachtung. In ihnen wird die damalige Stellung Frankreichs zur Pforte und zum Osmanischen Reiche nach allen Seiten hin, in letzterer vorzüglich auch in commercieller Beziehung mit Schärfe und Genauigkeit erwogen. Bot dieser tiefblickende Diplomat Alles auf, den Beitritt des Königs zur Liga und überhaupt die Fortführung des venetianischen Kriegs, der nur dem Könige von Spanien zum Vortheil gereichen werde, zu verhindern, so war er doch

nach der Schlacht bei Lepanto der Meinung, daß man sich über

die Bastonnade, welche die Türken da empfangen, insofern nur freuen könne, als sie dazu beitragen werde, den Stolz und die Anmaßung derselben etwas herabzustimmen und ihnen die Freundschaft des Königs so werthvoll zu machen, daß er um diesen Preis Alles werde erlangen können, was er in seinem Interesse nur wünschen möge (pour en arracher tout ce qui vous pourra servir, si d'avanture vous avez besoing: Depesche vom 21. December 1571, S. 206).

Jedoch theilte er am wenigsten die damals sehr voreilig vielfach gehegte Ansicht, daß dieser Schlag die Macht der Pforte gänzlich brechen werde. Er konnte im Gegentheil seine Bewunderung nicht unterdrücken, als er sechs Monate später schon wieder eine osmanische Flotte von 300 Segeln vollständig ausgerüstet den Hafen von Konstantinopel verlassen sah. Er schrieb am 8. Mai 1572 an Karl IX. (S. 269):

Genug, ich hätte nie an die Größe dieser Monarchie geglaubt, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen hätte beurtheilen können. Denn es vergeht kein Tag, wo man nicht neue Wirkungen davon wahrnehmen kann, die es mich um so höher anschlagen lassen, daß Ihr in der Lage seid, sie ohne Gefahr betrachten zu können, während Euer Nachbar (der König von Spanien), wie man zu sagen pflegt, bis über die Ohren darin steckt.

Die Pforte wollte aber freilich auch ihrerseits von der französischen Freundschaft wenigstens insofern Vortheil ziehen, als sie Karl IX. fortwährend zum Kriege mit König Philipp II. drängte, und zwar sowol nach Spanien als nach Flandern hin, wobei sie ihm eine Unterstützung zur See mit 200—300 Segeln anbieten ließ, was indessen der Bischof von Acqs wohlweislich abzulehnen wußte (Depesche vom 8. Juli 1572, S. 278). Die Vorgänger seines Herrn, entgegnete er dem Großvezier, hätten in dieser Hinsicht bereits hinlängliche Erfahrungen gemacht, sodaß er sich schwerlich dazu verstehen könne, auf die Zusage so ungewisser und weitaussehender Hülfe hin die Ruhe seines durch zehnjährige Bürgerkriege erschöpften Landes, die ihm gerade jetzt doppelt nöthig sei, abermals aufs Spiel zu setzen.

Ungeachtet dieser Weigerung nahm Karl IX. nicht nur für die polnische Königswahl die Hülfe der Pforte im weitesten Maße in Anspruch, sondern trug auch kurz darauf kein Bedenken, von dem Sultan die bedeutende Summe von drei Millionen Dukaten zur Wiederaufnahme des spanischen Kriegs zu verlangen (Depesche desselben an den Bischof von Acqs vom 30. November 1572, S. 344). In Geldsachen, welche damals schon in der orientalischen Frage eine Hauptrolle spielten, war aber die Pforte nichts weniger als fügsam. Der Bischof von Acqs konnte ungeachtet der dringendsten Vorstellungen in diesem Punkte nichts erreichen, und Karl IX. gerieth daher, da der Credit Frankreichs auch in Italien so gesunken war, daß nicht einmal, wie du Ferrier noch unter dem 6. Juli 1574 an Katharina von Medici schrieb, die florentinischen Bankiers sich dazu verstehen wollten, einen Sou vorzuschießen (S. 535), mit seiner kostspieligen Politik in immer tiefere Geldnoth.

Die polnische Königswahl trug dazu jedenfalls nicht wenig bei, obgleich ihm die Pforte dabei bis auf den Geldpunkt in jeder Weise zu Willen war. Die hierhergehörigen Depeschen sind voll der interessantesten Aufklärungen darüber. Die Pforte war im Interesse des Herzogs von Anjou schon so weit gegangen, daß sie dem polnischen Reichstage den förmlichen Antrag stellen ließ, sie wolle die Moldau und Walachei mit der Krone Polen vereinigen, wenn man den französischen Prinzen wählen werde (Denkschrift Karl's IX. vom 17. December 1572, S. 346 fg.). Sobald aber die Pforte in dieser Hinsicht ihren Zweck erreicht hatte, war von einer solchen Vereinigung schon aus dem Grunde keine Rede mehr, weil es von Seiten der Gegner Frankreichs nun auch nicht an Einflüsterungen fehlte, welche die Vergrößerung der Macht Frankreichs durch den Besitz der polnischen Krone in dem gefährlichsten Lichte zeigten. Der Bischof schrieb am 26. Juli 1573 an Karl IX.:

Ihr Hauptargument, womit sie uns mit der Pforte entzweien möchten, bleibt immer, ihr einzureden, daß ihr Ruin von diesem Polen ausgehen wird, weil es, wie es nun der Fall ist, unter der Herrschaft Frankreichs stehe, und das glaubt und fürchtet man hier wirklich mehr, als mir lieb ist.

Obgleich nun aber die Dinge sich ganz anders gestalteten, als man hoffen und fürchten mochte, und Frankreich bekanntlich an dem sehr vorübergehenden Besitz des polnischen Throns wenig Freude erlebte, so trugen doch gerade diese polnischen Verhältnisse, die Nachwehen der Bartholomäusnacht — man konnte sich im Divan nicht von dem Gedanken losmachen, daß seitdem Karl IX. in ein nur um so innigeres Verhältniß zu Philipp II. getreten sei (auch darüber geben mehre Depeschen die merkwürdigsten Aufschlüsse, z. B. S. 318, 323, 354, 372) — und endlich auch das etwas hochfahrende Benehmen des Bischofs von Acqs (Depesche du Ferrier's an Heinrich III. vom 31. Juli 1574, S. 550) wesentlich dazu bei, die Freundschaft zwischen Frankreich und der Pforte wieder etwas zu erkalten.

Der, wie es scheint, vorzüglich von Katharina von Medici gehegte Gedanke, den jüngern Bruder Heinrich's III., Franz, Herzog von Alençon, an dessen Stelle auf den polnischen Thron zu erheben, wurde im Divan nur lau aufgenommen und fand von dieser Seite keine Unterstützung mehr, als Heinrich III. seinen Gesandten, den Bruder und Nachfolger des Bischofs von Acqs, Giles de Noailles, Abbé de Lisle, beauftragte, in diesem Sinne auf Sultan Amurat III. einzuwirken (Depesche desselben vom 27. April 1575, S. 589, und desgleichen von du Ferrier an Katharina von Medici vom 11. und 25. Juni 1574, S. 513 und 524).

Auch fand der Abbé de Lisle überhaupt gleich bei seiner Ankunft ein sehr ungünstiges Terrain in Konstantinopel, zumal da auch er ohne die üblichen und erwarteten diplomatischen Geschenke dort ankam. Der Großvezier ließ ihn stundenlang im Vorzimmer warten, ehe er ihm bei sich Zutritt gestattete, und gab dem Gesandten des Kaisers, was früher nie geschehen war, obgleich er

sich später bei der Audienz eingestellt hatte, angesichts aller anwesenden Türken den Vortritt, eine unerhörte Beleidigung, welche namentlich du Ferrier für so groß und dem politischen Ansehen des Königs in der ganzen Welt für so nachtheilig hielt, daß er es de Lisle als eine Ehrensache dringend ans Herz legen zu müssen glaubte, daß er seinen Posten unter irgend einem Vorwand sobald wie möglich wieder verlasse (Depesche vom 3. Juli 1575, S. 603). Zu der feierlichen Antrittsaudienz bei dem Großherrn und dem damit verbundenen herkömmlichen Ehrenbanket konnte de Lisle gar nicht einmal gelangen. Er war daher froh, als er nach einem dreijährigen höchst unbehaglichen und unfruchtbaren Aufenthalte in Konstantinopel (er gibt selbst von seiner diplomatischen Thätigkeit Rechenschaft in einer an Heinrich III. gerichteten Depesche vom 12. Februar 1578, S. 713) durch Herrn de Germigny ersetzt wurde (Depesche Heinrich's III. vom 7. September 1577, S. 688).

Außer den polnischen Händeln, in Betreff welcher die Pforte die erwiesenen Dienste von Seiten Frankreichs nicht genug anerkannt glaubte (sehr interessantes Privatschreiben des Bischofs von Acqs an Herrn von Morvillers vom 8. Juli 1575, S. 604) und sich daher bei der zweiten Königswahl für den Siebenbürger Stephan Bathori entschied (du Ferrier an Heinrich III. vom 21. Januar 1576, S. 634), trug zu der damaligen Misstimmung des Divans gegen Frankreich vorzüglich auch das in Konstantinopel vielfach verbreitete Gerücht bei, daß der König gesonnen sei, die Allianz mit der Türkei gänzlich aufzugeben, um sich enger an den König von Spanien anzuschließen, welcher ihm seine Hülfe gegen die Hugenotten zugesagt habe (du Ferrier an Heinrich III. vom 30. September 1575, S. 614), Grund genug, daß die Pforte gar nicht abgeneigt gewesen zu sein scheint, den nach dem südlichen Frankreich zurückgedrängten Hugenotten Beistand zu leisten (S. 679).

Auf der andern Seite nahm die Pforte aber auch keinen Anstand, sich mit dem Könige von Spanien in Unterhandlungen wegen des Friedens einzulassen, welche Herrn de Germigny, der übrigens erst im September 1579 in Konstantinopel eintraf, sowie seinem interimistischen Stellvertreter, Sebastian Juyé, viel zu schaffen machten. Sie wurden so geheim wie möglich durch den Bevollmächtigten Philipp's II., den Milaneser Giovanni Mariglano, geführt, hatten aber am Ende, nachdem sie sich durch mehre Jahre hindurchgezogen hatten, kein anderes Resultat als den Abschluß eines einjährigen Waffenstillstandes, welcher im Januar 1581 seine Endschaft erreichen sollte.

Ein Hauptmittel, diesen spanischen Intriguen im Divan noch möglichst entgegenzutreten, war, daß Germigny nun seinerseits der Pforte vor der wachsenden Macht Spaniens Angst machte und von ihr für den Fall eines Kriegs mit König Philipp nachdrückliche Unterstützung verlangte. Anfangs wies man ein solches Ansinnen immer mit der Bemerkung zurück, daß der Krieg mit Persien den Schatz des Großherrn schon viel zu sehr in Anspruch nehme (er sollte im December 1579 schon sieben Millionen Dukaten gekostet haben), als daß man sich noch auf ein so kostspieliges Unternehmen einlassen könne; zuletzt wurde man aber doch wieder fügsamer und sagte, vorzüglich auf Betrieb des Kapudan-Pascha, eine nachhaltige Unterstützung mit der osmanischen Flotte zu (Depeschen von Germigny an Heinrich III. vom 24. December 1579 und 3. März 1580, S. 845 und 875).

Im Uebrigen wußte sich Germigny, welcher auch wieder mit dem üblichen Ceremoniel und der seinem Monarchen schuldigen Achtung empfangen worden war (S. 814), mit der Pforte auf einem ziemlich guten Fuße zu erhalten, obgleich die Ermordung des Großveziers Mohammed Sokolly am 11. October 1579 dem französischen Interesse nichts weniger als günstig war (darüber die Depeschen aus Konstantinopel und Venedig, S. 831 fg.). Wollte es ihm auch nicht recht gelingen, sich mit dem unfähigen und widerwärtigen Achmed-Pascha, Sokolly's Nachfolger, in ein vollkommen befriedigendes Verhältniß zu versetzen, so nahm er dagegen gleich aus der ersten Audienz bei seinem Nachfolger Mustapha-Pascha, den er endlich einmal durch das kleine Geschenk eines kunstreichen Uhrwerks (dergleichen Spielereien verfehlten damals bei den Großen der Pforte niemals ihre Wirkung) für sich zu gewinnen wußte, die trostreiche Versicherung mit hinweg, daß der König von Frankreich nach wie vor in der Freundschaft der Pforte immer den ersten Platz vor den übrigen Fürsten der Christenheit behaupten würde (que V. M. y avait et aurait le premier rang: Depesche vom 17. Mai 1580, S. 903—908).

Die erneuerte Bestätigung der Capitulation vom J. 1536 (S. 912) war der letzte bedeutende Act der diplomatischen Thätigkeit Germigny's zu Konstantinopel, über welche er selbst in einem früher bereits bekanntgewordenen und hier (S. 923) auszugsweise wieder abgedruckten Berichte Rechenschaft gegeben hat. Seine letzte Depesche aus Konstantinopel, welches er kurz darauf verließ, ist vom 7. August 1580. Einige wenige gleichzeitige Depeschen des Herrn du Ferrier ohne besondern Gehalt bilden den Schluß dieses Bandes.

Wir haben uns bei unsern Andeutungen aus demselben natürlich nur an die Beziehungen Frankreichs zur Pforte im engern Sinne halten zu müssen geglaubt, können aber nicht umhin, schließlich noch besonders darauf hinzuweisen, daß diese diplomatische Correspondenz auch über die Verhältnisse der übrigen Staaten Europas zum Osmanischen Reiche einen seltenen Reichthum von interessanten und wichtigen Aufschlüssen enthält, wie namentlich Spaniens, des Kaisers, Oestreichs, Venedigs, Genuas, dann selbst der kleinern italienischen Staaten Florenz, Mailand, Ferrara u. s. w. und endlich auch der nordischen Mächte, Polens und des „Großfürsten der Moskowiter", dessen wachsende Macht jetzt schon bedeutend einzugreifen beginnt in diese orientalischen Verhältnisse, während der Staat, welcher sich dereinst als europäische Großmacht vorzugsweise mit ihm auf diesem Terrain

messen sollte, England, jetzt dort nur erst fast unbemerkt auftaucht.

Was in den drei bisher gegebenen Bänden geboten wird, ist natürlich ganz geeignet, für die Fortsetzung, deren Beschleunigung wir sehnlichst wünschen, die größten und gerechtesten Erwartungen zu erregen. Denn es ist da noch ein großer Schatz zu heben, dessen möglichst vollständige und umsichtige Benutzung das Interesse der Wissenschaft und der geläuterten Einsicht in die bedeutendsten Verhältnisse des europäischen Staatenlebens, die in ihren Wirkungen und Folgen bis in die Gegenwart hineinragen, gebieterisch verlangt.

Außer der wichtigen fünf Foliobände umfassenden Sammlung der Arsenalsbibliothek: „Traités et ambassades de Turquie", welche schon in dem ersten in die Regierungszeit Heinrich's IV. eingreift und im fünften bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, und den unermeßlichen Reichthümern der kaiserlichen Bibliothek werden für die spätere Zeit unter den Schätzen der Archive der auswärtigen Angelegenheiten neben einigen andern Sachen, die sich z. B. in einem Band: „Turquie avant 1600", und als Anhänge in den drei Foliobänden der „Ambassade du Sieur de Maisse à Venise 1584—86" (F. 560) befinden (anderer dort aufbewahrter werthvoller venetianischer Papiere, die in die orientalische Politik Frankreichs eingreifen, gar nicht zu gedenken), vorzüglich auch die reichhaltigen Consularcorrespondenzen aus den Stationen der Levante von großer Wichtigkeit.

Sie bilden von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an eine fast ununterbrochene, musterhaft geordnete Reihe von Consularberichten aus fast allen Hafen- und Handelsplätzen des Osmanischen Reichs, namentlich auch aus den griechischen Städten und Inseln Patras, Arta, Athen, Negroponte, Napoli di Romania, Naxos, Rhodus, Tinos, Tenedos, Candia, den Dardanellen u. s. w., und berühren außer den Interessen des französischen Levantehandels auch durchgängig die politischen Verhältnisse in einer Weise, welche ihr Studium dem Schreiber dieses (er verdankte diesen Genuß der freundschaftlichen Liberalität Mignet's, des damaligen Directors der genannten Archive) im höchsten Grade lehrreich und interessant gemacht hat. Nirgends mehr als aus diesen Papieren lernt man, wie Frankreich so recht methodisch während des 18. Jahrhunderts mit darauf hinarbeitete, Venedigs Macht und Handel im Oriente bis zum völligen Ruin zugrunde zu richten!

Mit diesen wenigen Andeutungen wollen wir die vorliegende wichtige Sammlung allen Denen angelegentlichst empfohlen sein lassen, welche an eine tiefere Einsicht in die europäisch-orientalischen Zustände, die in diesem Augenblicke in ein neues, jedenfalls folgenreiches Stadium ihrer Entwickelung eingetreten sind, ein höheres wissenschaftliches Interesse knüpfen.

Johann Wilhelm Zinkeisen.

W. Alexis' neuester brandenburgischer Roman.

Isegrimm. Vaterländischer Roman von W. Alexis (W. Häring). Drei Bände. Berlin, Barthol. 1854. 8. 5 Thlr.

Wir meinen die Wahrheit zu treffen, wenn wir sagen, daß der vorliegende Roman den Freunden des Verfassers willkommen sein wird, weil er in vielen und wesentlichen Beziehungen gelungener und besser erscheint als sein unmittelbarer Vorgänger, dem er sich seinem Inhalt nach anschließt: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Bevor wir uns jedoch dieser Vorzüge erfreuen können, haben wir eine kleine Fehde mit dem Autor auszumachen. Der Recensent von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" in d. Bl. hatte als seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Culturberuf eines Volks und seine politische Bedeutung nicht absolut identisch seien, und daß ein Stamm große Schöpfungsaufgaben erfüllen könne, ohne zu politischer Macht emporzuwachsen. Er sagte:

> Ein Volk, bestimmt, die geistige Freiheit des Individuums zur höchsten Geltung zu bringen, wird niemals dauernd zu politischer Uebermacht gelangen; es kann nur in einzelnen weltgeschichtlichen Momenten die Oberhand gewinnen. Dies ist die Geschichte und das Schicksal des deutschen Volks. Es hat dreimal die Geschicke Europas in seiner Hand gehabt, immer um sie schnell wieder an andere Stämme abzutreten.

Diese historische Wahrheit — denn sie ist es wenigstens in ihrem letzten Hauptsatze — bezeichnet der Autor als ein Verbrechen, wenn es ein Preuße sagt! Wie? Ist eine Wahrheit minder eine Wahrheit, wenn sie ein Preuße sagt? Oder will er behaupten, daß Athen und Florenz Weltmächte waren? Daß Dschingis-Khan ein Culturvolk beherrschte? Oder endlich, spricht es nicht schon ganz von selbst, daß ein Volk, welches die „geistige Freiheit" des Individuums als sein höchstes ethisches Gesetz herausstellt, nicht jene compacte Einheit, jene Unterwerfung Aller unter einen Gedanken darstellen kann, die nöthig sind, um die Welt auf die Dauer zu beherrschen? Wir denken, dies ist klar, und wir bedauern aufrichtig, daß der Verfasser bei jenem übereilten Ausspruch sich des wissenschaftlichen Standpunktes, der ihm sonst wol zugänglich war, wahrscheinlich infolge allzu eifriger Beschäftigung mit der leidigen deutschen Politik ganz entäußert hat.*)

---

*) Den Conflict, der zwischen dem Verfasser des „Isegrimm" und unserm verehrten Mitarbeiter entstanden ist, halten wir hiermit, soweit er in d. Bl. zur Sprache zu bringen war, für erledigt. Bei der Hochschätzung, die wir für das ausgezeichnete Talent und die Gesinnung W. Alexis' hegen — eine Hochschätzung, die der gegenwärtige Herausgeber früher bei Gelegenheit des „Roland von Berlin" in d. Bl. selbst auszusprechen und zu motiviren Gelegenheit hatte — konnte dieser Conflict Niemand unangenehmer sein als uns. Hier nur dies: Es kann verbrecherische Grundsätze geben, insofern sie neben der Absicht zu schaden auch die Kraft dazu haben, niemals aber verbrecherische Ansichten, mögen sie auch noch so sehr zu bestreiten sein, und unser verehrter Mitarbeiter hat in diesem Falle nichts weiter gethan als eine bloße Ansicht ausgesprochen. Die Gründe, warum unser betreffender Mitarbeiter unserm Wunsche, sich bei seiner Replik zu nennen, nicht gewillfahrt hat, müssen wir gelten lassen, obschon wir bedauern, daß sie bei ihm maßgebend waren.

D. Red.



Genug hiervon und sehen wir zu, ob er den künstlerischen Standpunkt, wie ihn sein „vaterländischer Roman" erfoderte, treu bewahrt hat. Von vornherein protestirt er gegen die Anwendung Fielding'scher oder W. Scott'scher Gesetze bei Beurtheilung seiner Arbeit. Gut! Aber er sagt nur nicht, welchen Gesetzen er denn überhaupt folgen will! Sollen wir seine Arbeit für eine gesetzlose hinnehmen? Für eine, die sich selbst ihr Gesetz gibt? Die Frage bleibt zu beantworten.

Der Vorwurf dieses Romans, den der Verfasser als eine Fortsetzung von „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" angesehen wissen will, ist, nach einer Seite hin den politischen und socialen Zustand der Verkommenheit zu schildern, in dem sich die Mark Brandenburg zur Zeit der Schlacht von Jena und der ihr folgenden Ereignisse befand; nach der andern Seite hin, die psychologischen Wandelungen, die Metamorphose der Ansichten, Vorurtheile und Meinungen, welche diese Krisis hervorbrachte, an einer Familiengeschichte darzustellen. Die Aufgabe ist gut, obgleich es ein trauriges Geschäft bleibt, dies Thema der Verkommenheit acht starke Bände hindurch zu verfolgen, und obgleich wir bewundern müssen, daß ein Patriot wie W. Alexis so lange Zeit hindurch Vergnügen und Genugthuung an der künstlerischen Bearbeitung eines so trostlosen Themas finden konnte! Ja, fast möchte man bedauern, daß der Verfasser von seinem Gegenstande so tief unterrichtet und mit so vielem Geist ausgestattet ist, da es doch nur hierin zu suchen ist, daß die Wendungen, Erörterungen und Discussionen der Fragen, die dies Thema ergibt, in der That kein Ende nehmen und zu keinem Abschluß gelangen. Wie dem auch sei, der Schlummer jedes echten Vaterlandsgefühls, die durchherrschende Selbstsucht, die Rivalität der Stände und Classen gegeneinander und besonders die vollständige Apathie der niedern, die vollständige Ideenlosigkeit, Gesinnungs- und Erkenntnißlosigkeit der höhern Stände sind in diesem traurigen Gemälde höchst wirksam zur Darstellung gebracht. Der Verfasser fehlt hierbei nur durch ein zweifaches Zuviel: zu viel Geschichte und zu viel Geist! In der That, wie mag er die Theilnahme des Lesers für seine Erörterungen über wendischen und germanischen Adel in der Mark, über die Kreuzzüge, über das castrum Worbelitzorum, die clarissima oder avarissima gens der Quarbelitzer und über so viele andere Nebendinge zu fesseln hoffen oder, indem er jeden ihm aufstoßenden Gedanken über alten und neuen Adel, alte und neue Monarchie, Staatsorganismus, Gliederung der Gesellschaft, Reichsstandschaft u. s. f. in unendlichen Gesprächen entfaltet, ohne uns je ein positives Gedankenresultat zu liefern, einen dankbaren Leser, einen befriedigten Zuhörer zu gewinnen erwarten? Und wären diese Dialoge so scharfsinnig und geistreich wie die Plato's — und in der That, sie sind fast zum Uebermaß geistreich! — der Leser eines vaterländischen Romans erwartet etwas Anderes.

Die Begebenheit, das Thatsächliche tritt gegen die Discussion in diesem Gemälde allzu sehr zurück; sie beschränkt sich auf den Ueberfall Schill's in Rauwalk, die Gefangennehmung Marschall Victor's, den Tod des Neffen Isegrimm's, das mystische Erscheinen Stein's. Die psychologischen Wandelungen, welche neben diesen Ereignissen den romantischen Inhalt der Erzählung bilden, nehmen unsere Theilnahme in Anspruch, ohne sich gerade durch ein spannendes Interesse tiefer einzuprägen. Es scheint, als ließen sie den Verfasser selbst kalt und als behandelte er sie mehr wie eine nothwendige Zubehör als um ihrer selbst willen. Einen seltsamen Humor entfaltet er dabei in der Wahl seiner Orts- und Familiennamen. Wir hören nichts als die verwirrenden Silben Flitz, Quilitz und Quiritz, Quarmitz und Querbelitz, Ritzengritz und Mauritz u. s. w. Es gehört Patriotismus dazu, diese Namen nicht häßlich zu finden und ein stilles Verlangen nach den Heldennamen der „Ilias" zu fühlen; außerdem verwirren sie unser Ohr wie unsern Geschmack und nöthigen uns zu beständiger scharfer Aufmerksamkeit, um den Flitzer nicht mit dem Quilitzer zu verwechseln.

Nachdem wir diese kleinen Bedenken abgethan haben, können wir dem Ganzen nicht das Zeugniß großer Geschichtstreue, reicher Charakterzeichnung und unglaublichen Geistreichthums versagen. Der Verfasser wird mit uns zufrieden sein, wenn wir, nachdem wir ihn schon mit Plato verglichen, nun noch hinzufügen, daß er namentlich in der Zeichnung seiner Bauern, Schulzen, Kutscher und Viehtreiber Shakspeare nahe kommt und die seltene Kunst besitzt, selbst eine Reise durch einen märkischen Kiefernwald zu einem interessanten Naturgemälde auszubeuten. Wir empfinden förmlich den Duft der Kiefernadeln, der so gesund sein soll, und hören das wohlbekannte schlafbringende Knarren des Riemzeugs an der im Sande wühlenden Kutsche, während die Reisegesellschaft sanft hinüberschlummert. Es ist unglaublich, wie die Kunst Alles zu verschönern vermag!

Doch wir gehen endlich auf den Inhalt des Romans selbst näher ein. In der Mitte aller dieser charaktervollen Gruppen steht der Held Isegrimm, groß, einsam wie ein Fels im Meere, rings über Tod und Verflachung hinblickend. Wer ist Isegrimm? Es ist der Major außer Diensten Herr Wolf von der Quarbitz auf Haus Flitz in der Mittelmark. Sein „Stern" ist der große König und seine Armee, er tadelt und verwirft Alles, was seit jener Zeit geschehen. Ein so weiser Politiker ist als Hausvater der kurzsichtigste aller Menschen: er hat drei Töchter, Karolinchen, Wilhelminchen und Malchen, deren Charaktere er zu kennen meint und worin er sich gründlich täuscht. Natürlich, denn ihre Erziehung überläßt er einem blutjungen Candidaten, Mauritz, den er und der ihn aufs Blut beleidigt, und der dennoch unerklärlicherweise immer im Hause bleibt. So geschieht es, daß die eine Tochter mit einem französischen Oberst davongeht, die andere mit Herrn Mauritz sich verlobt, die dritte einen Reichsunmittelbaren heirathet. Kurz, Alles, was geschieht, geschieht wider die Erwartung des Lesers, aus einem gewissen kecken Eigensinn des Schicksals, um nicht zu sagen des Verfassers. Dieser Isegrimm tritt nun

mit allen seinen Verwandten und Nachbarn in Conflict, von welchen der eine die Franzosen dulden, der andere sie gewinnen, der dritte von ihnen lernen, ein vierter von ihnen profitiren, für sie Lieferungen übernehmen, ihnen Pulvermühlen bauen, ein fünfter sie vernichten und vergiften will, während Isegrimm Tag für Tag auf den Befehl seines Königs zum Aufstande wartet, der nie erscheint. Alles Dies wäre gut und löblich, zeigte es sich nur in Thaten, anstatt sich in endlosen Discussionen parlamentarisch breit zu machen. Seltsam! Die wenigen thatsächlichen Ereignisse in diesem Buche, der Ueberfall Schill's, die Hinrichtung des Neffen Isegrimm's unter den Fenstern seiner heimatlichen Wohnung, Thatsachen, die recht gut den Kern eines ganzen Romans hätten bilden können, werden von dem Verfasser in flüchtiger Eile fast nur skizzirt und beinahe farblos abgethan; indeß er immer wieder, wie zu seiner eigentlichen Aufgabe, scharf zugespitzten Dialogen, in welchen sich die Sprechenden die Argumente wie Spielbälle zuwerfen, zueilt: Dialogen, die unstreitig fein und geistreich sind, die aber weder Gestalten noch Denkresultate liefern und daher weder die Geschichte noch den Leser fördern. Die Geschichte vom Tode des Neffen hat übrigens für den Recensenten das Merkwürdige, daß er sie fast genau so, wie sie hier erzählt wird, wirklich erlebt hat, indem im November 1806 sein naher Verwandter, ein bei Christianstadt gefangener ranzionirter Offizier, in dem Garten seines väterlichen Hauses unter den Augen seiner Angehörigen erschossen wurde!

Um den Isegrimm, den wir für eine völlig berechtigte Romangestalt erachten, gruppiren sich nun die übrigen Figuren der Erzählung. Zunächst treten viele unserer Bekannten aus „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ zum zweiten mal in den Gesichtskreis ein, jedoch mehr abgestorbenen Geistern ähnlich, welche kommen und gehen, man weiß nicht wie und wohin, als handelnden Menschen gleich. Freiherr vom Stein, van Asten u. A. gehören hierher. Dann folgen der Hofmarschall aus Quilitz, Lehnsvetter des Isegrimm, ein gehorsamer Diener der Franzosen, mit dem Isegrimm alte Lehnsprätensionen und Processe auszufechten hat; der Baron Eppenstein, ein nobilitirter Bankier, der auf den Krieg speculirt; der Bürgermeister von Nauwalk, der nach Schill's Ueberfall erschossen wird; der besonnene Patriot, Candidat Mauritz, unerschöpflich in Argumenten und nicht immer von feinem moralischen Gefühl; vor Allen der liebenswürdige französische Oberst Espignac, in dem wir das Urbild eines Napoleon'schen rallirten Aristokraten erkennen sollen; die Gattin und die drei Töchter Isegrimm's, mit ziemlich dunkler Charakteristik, und endlich die trefflichen Nebenfiguren, der Schulze Köpke, seine Schwiegertochter Marie, der Kutscher Lamprecht u. s. w. Hätte dem Verfasser ein klarer und fester Geschichtsplan vorgelegen, in welchen alle diese Gestalten handelnd und mit Entschiedenheit einzugreifen hätten, so wäre, wie wir vermuthen, ein unterhaltendes und mannichfach belehrendes Zeitgemälde vor unsern Augen entstanden. Allein die seltsame Vorliebe des Autors für die Debatte, für Abstraction, für Generalisirung und für die geistreiche Dialektik haben ihm die Fabel aus den Augen gerückt und ihn zu unserm Bedauern nur zu oft vergessen lassen, daß er uns eine Geschichte versprochen hat. Was er als solche gibt, hüllt sich wieder und wieder in so mystisches Dunkel, daß es zu einer großen Anstrengung wird, darin klar sehen zu wollen. Mit dieser Foderung an uns zerstört sich aber der Roman selbst.

Dies scheint der Verfasser denn am Schlusse seines dritten Bandes auch selbst zu fühlen; er hat uns ein Werk gegeben, das, so geistreich seine Blätter auch sind, keine seiner ursprünglichen Intentionen erfüllt, und er ist genöthigt, um doch eine Art von Abschluß in die Sache zu bringen, weit hinaus über die Epoche des Romans in seine Zukunft zu greifen, um uns in einer Skizze und dann wieder in einer zweiten und noch in einem Anhange die Schicksale seiner Personen während der Erhebung Preußens im Jahre 1813 und so fort bis in die letzten Zeiten hin zu berichten. Möge er selbst aussprechen, ob dies die Art und Weise ist, wie ein Kunstwerk entsteht, und ob man aus allen diesen vom Bedürfniß herbeigeführten Anhängen auf eine Planbildung nach innerer Nothwendigkeit, kurz auf eine ästhetische Schöpfung schließen soll! Wir möchten den Verfasser nicht gern verletzen, da wir stets zu den Freunden seiner Kunst gehört haben; aber mit jener obenerwähnten Protestation gegen Vorbilder und Scott'sche Regel scheint er uns doch nur dann aufzutreten berechtigt, wenn er selbst ein neues, auf innerer Nothwendigkeit sicher ruhendes Kunstgesetz für den historischen Roman jener Regel gegenüber aufzustellen vermocht hätte. Dies ist trotz des ganz unverkennbaren Geistreichthums im „Isegrimm“ nicht geschehen, und so wird der Verfasser mit unserer Anerkennung dieser Gabe wol umsomehr zufrieden sein müssen, als er selbst von seinen politischen Freunden, zu welchen wir uns leider nicht rechnen können, in den „Grenzboten“ für seine Arbeit nur das sehr bedenkliche Lob eines geistvollen, aber gestaltlosen und künstlerisch verfehlten Bestrebens hat erlangen können. Ja, wir gehen, nicht etwa aus Pietät, sondern aus Ueberzeugung, noch weiter als seine nähern Freunde und bekennen gern, daß, so schwer uns auch im Ganzen die Lectüre des „Isegrimm“ geworden ist, wir in einzelnen Partien desselben, z. B. in Bezug auf Espignac und seinen Doppelgänger, doch den alten erfindungsreichen Erzähler des „Cabanis“ mit Freuden wiedererkannt haben. Dieser Oberst Espignac, der uns bald als eine mystische Abenteurerfigur, bald als ein Aristokrat, der seine Ehre und sein Wappen gerettet hat, als ein Abgrund politischer Weisheit und Einsicht erscheint, ist sicher die anziehendste Gestalt im ganzen Roman. Wir müssen ihn deshalb wenigstens an einer Stelle seine Weisheit aussprechen lassen und wählen sein Gespräch mit Isegrimm über den möglichen Erfolg eines brandenburgischen Guerrillaskriegs. Der Oberst sagt:

Was sind und woraus bestehen diese Streifcorps? Aus

davongelaufenen Soldaten, aus Herumtreibern, verlorenen Subjecten, die sich aus Faulheit, Noth und Lust am wüsten Leben ihnen angeschlossen. Haben Ihre Behörden, Ihr König diese eigenmächtige Aushebung autorisirt, nur gebilligt? Selbst Schill hat seine endliche Anerkennung nur seinen Successen zu verdanken; es liegt weder im System Ihres Staats noch im Charakter Ihres Königs. Wer hat denn nun das Recht, diesen Krieg ohne Ordre und Auftrag gut zu heißen? Oder wollen Sie ihn rechtfertigen, weil er Ihnen Nutzen bringt? Was ist ein Krieg in Hohlwegen und aus Verstecken gegen Fouragewagen und Marketender? Wirft er nur ein Loth in die eiserne Kriegswage, wo nach Centnern gewogen wird? Und wen trifft die Last dieses Kriegs? Uns nicht! Was die Parteigänger fortschleppen, müssen die Kreise zwanzig mal ersetzen. Also plündern die Plünderer nur ihre eigenen Landsleute. Und nun noch etwas, mein Herr! Ich wollte viel zugeben, wenn Sie mir nur eine Wahrscheinlichkeit eröffnen, daß dieser Guerrillaskrieg Ihrem Vaterlande, der Sache Ihres Königs hilft. Ihr König, Ihre Feldherren, Ihre Heere wurden geschlagen, vernichtet, weil eben nur König, Feldherren, Heere uns gegenüberstanden. Wäre es Deutschland gewesen oder nur ganz Preußen, der Sieg wäre dem Imperator nicht so leicht, wenigstens nicht so entscheidend gewesen. Ihr Reich liegt wie ein weites Beutefeld vor uns. Wo erhebt sich denn eine Hand, um etwas davon dem frühern Besitzer zu erhalten? Ihre Kassen, Ihre vollen Magazine, Alles, Alles ließ man uns in voller Ordnung zum beliebigen Gebrauch zurück. Wenn im Volke der Sinn bei der Sache gewesen wäre, würde nicht jeder Patriot zugestürzt sein, um zu retten, was an ihm? Aber kein Feuerbrand flog in die Magazine, kein Eimer Wasser, um das Pulver zu verderben, kein Pfund Blei oder Eisen ward versenkt. Nein, man zahlte uns mit zitternden Fingern die Kassenbestände aus und bat nur ängstlich um Quittung. Was erwarten Sie von einem solchen Volke? Es ist nur gut zum Gehorchen. Aus Lust dazu gehorcht es, wem es sei. Unsere Intendanzen sind erstaunt.... Kann dies Volk sich erheben, kann es sich empören, ich frage Sie? Dazu gehören andere Bedingungen, glühende Augen, andere Sinnlichkeit. Franzosen, Spanier, Italiener, ja, die können Revolutionen machen; der Deutsche folgt nur gehorsamst den Revolutionen, welche seine Fürsten für ihn unternehmen. Man braucht ihnen nur in ihr ehrliches, schläfriges Gesicht zu sehen, um überzeugt zu sein, daß keine marseiller Trommel sie aus ihrem Phlegma aufrüttelt. Oder erwarten Sie, daß die paar misvergnügten Offiziere und Unteroffiziere, die nur prügeln konnten oder sich prügeln lassen, daß sie das Ça ira so ihnen in Mark und Nieren brüllen würden, daß Bauern und Bürger aus ihrer Haut springen? u. s. f.

Wir überlassen dem Leser zu beurtheilen, ob diese Rhetorik, diese Weisheit bei einem französischen Cavalerieobersten von 1806 natürlich ist und wirklich mit rechten Dingen zugeht; hielten es aber für unsere Pflicht, im Vorstehenden doch eine Probe von der dialektischen Weise zu geben, in die der Inhalt dieses Werks größtentheils verläuft. Zugleich zeugt dieselbe von dem Stil des Verfassers, der uns leider nicht immer Das zu sein scheint, was wir mustergültig nennen möchten, und der in arger Nonchalance so gar häufig einen neuen Reiz zu suchen scheint. In Summa: wäre in diesem Buche so viel Natur und Plan, als Geist darin enthalten ist, so könnten wir uns seiner ungestört erfreuen! 2.

Zur Geschichte der Waldenser.

Die romanischen Waldenser, ihre vorreformatorischen Zustände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrhundert und die Rückwirkungen derselben, hauptsächlich nach ihren eigenen Schriften dargestellt von Herzog. Halle, Anton. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wenn wir auch den in Nr. 100 d. Bl. f. 1851 von dem Referenten ausgesprochenen Wunsch, daß Herzog uns die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen für den vorliegenden Gegenstand und namentlich seiner 1851 deshalb unternommenen wissenschaftlichen Reise in einer Geschichte, welcher wir zur Zeit noch entbehren, gebe, in dem vorstehenden Werke noch nicht verwirklicht sehen, so freuen wir uns doch, daß es seiner Erfüllung bedeutend vorgearbeitet, ja sie so recht eigentlich nahe gebracht hat. Denn es legt uns das historische Material so gesammelt, gesichtet und geordnet vor, daß dem Geschichtschreiber nur der Aufbau übrigbleibt. Hat Dieckhoff, wie Herzog auch S. 21 anerkennt, in seinen in Nr. 8 d. Bl. f. 1853 ebenfalls besprochenen historischen Untersuchungen: „Die Waldenser im Mittelalter", unter Anderm das Verdienst, „die ursprüngliche Beschaffenheit der Waldenser auf Grund der katholischen Berichte des Mittelalters mit einer Ausführlichkeit und einem systematischen Geiste dargestellt zu haben, wie es nirgends geschehen ist": so müssen wir nach unserer Ueberzeugung unserm Verfasser das, so zu sagen, zwiefache Verdienst zuschreiben, die historische Kritik durch sein Programm vom Jahre 1849 angeregt und gefördert und durch das vorliegende Werk so weit zum Abschlusse gebracht zu haben, als es nur von ihm, dessen unermüdeten Bemühungen es gelungen war, sich in den Besitz des gesammten handschriftlichen Apparates der waldensischen Literatur zu setzen, geschehen konnte.

Der uns zugemessene Raum und die Natur aller durch gänzliches Dunkel und täuschendes Zwielicht mühsam sich hindurchwindenden kritischen Untersuchungen machen es uns gleich unmöglich, von denselben einen Auszug zu geben, wir erlauben uns daher nur, einige ihrer Resultate den Lesern vorzulegen.

Mit jeglichen Zweifel und Einwurf niederschlagender Evidenz hat der Verfasser aus der angestellten Vergleichung der waldensischen Urkunden und ihren verschiedenen Texten nachgewiesen, wie der vermeintlich vorreformatorische Charakter der Waldenser, welcher in der Behauptung eines ihrer gerühmtesten Geschichtschreiber (Leger), „daß die Protestanten ihre Fackel an der alten Lampe der Waldenserkirchen angezündet haben", seine Spitze erreicht hat, nur auf einem frommen Betruge beruht. Er wird hier als „Rückwirkungen der Reformation auf die Behandlung der ältern Geschichte und Literatur der Waldenser" treffend bezeichnet und in dem zweiten Capitel des vierten Buchs behandelt. Dieser Betrug hätte sich aber auch ohne eine kritische Untersuchung dieser Literatur schon dadurch ergeben und an ihnen gerächt, daß er zeigte, wie sie, mit einer geistigen Filiation oder Abstammung von der urchristlichen Kirche nicht sich begnügend, eines materiellen oder äußern Zusammenhangs mit ihr ganz unprotestantisch sich rühmten. Zur Begründung dieses Ruhms merzten sie echt katholische Lehren aus ihrer Literatur aus und schoben ihr protestantische ein. Dieses allerdings betrübende, ja schmähliche Ergebniß mildert der von Hyperkritik ganz ferne Verfasser durch günstige Resultate, die er theils gleich gründlichen Forschungen, theils einer glücklichen geschichtlichen Analogie abgewonnen hat. So erkennt er den Waldensern schon von früh an den vollen Besitz des formalen, also protestantischen Schriftprincips zu, von dem aber nur in praktisch-ethischer Beziehung Gebrauch machend sie die Dogmen der katholischen Kirche unangetastet ließen. Daß sie dessenungeachtet von derselben als Ketzer verfolgt wurden, schreibt der Verfasser mit Recht der Fernsicht des katholischen Klerus zu, welcher die ganze Tragweite dieses Princips gleich von vornherein erkannte. Im vollen und geraden Gegensatze zu den speculativen Katharern war den Waldensern

das praktische Moment, welches bald in das Streben überging, das geistliche Amt mit der ascetischen Frömmigkeit zu verbinden, von der höchsten, alle andern Momente zurückdrängenden Wichtigkeit. Und da es keine Anerkennung fand, ja ihm von Seiten der Kirche feindlich widerstrebt wurde, so geriethen sie zu derselben in jene zweideutige und ganz eigenthümliche Stellung, welche, bisher völlig verkannt, erst in dem vorliegenden Werke in das rechte Licht gestellt worden ist. Der Verfasser hat versucht, sie durch Analogie und im Bilde uns zu erklären, und ist in diesem Versuche sehr glücklich gewesen. Die Waldenser sind ihm die katholischen Pietisten, Methodisten und Herrnhuter, und es fehlte, wie wir glauben, den protestantischen Landeskirchen vielleicht nur an der Einheit und Consequenz der katholischen Kirche, um diese religiösen Verbindungen, als sie aufzutauchen begannen, in das Verhältniß zu versetzen, in welchem jene zur herrschenden Kirche sich befanden. Mit den Herrnhutern finden wir die Analogie vollends auffallend, und wir führen dafür nur das Moment an, daß, wie bei ihnen drei Tropen der Lehrauffassung bestanden, nach S. 333 bei den Waldensern alle verschiedenen Auslegungen, die zur Reformationszeit geltendgemacht wurden, ihre Vertretung fanden. Jenes formale Schriftprincip wirkte aber in den Waldensern so stark, daß es sie gleichsam unwillkürlich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen die Schranken der kirchlichen Ueberlieferung durchbrechen ließ, und so kann Referent auch dem schon angedeuteten Bilde, nach welchem die Reformation an der Waldenserſekte ein doppeltes Antlitz fand, mit dem sie rückwärts in die katholische Kirche und vorwärts in eine reformatorische Zukunft schaute, seinen Beifall nicht versagen. Ohne jenes Princip und dieses Vorwärtsschauen und wenn, wie von katholischer Seite, namentlich von Bossuet, behauptet wird, die Waldenser zur Zeit der Reformation dem Katholicismus näher als dem Protestantismus gestanden hätten, ließe es sich gar nicht erklären, wie sie so plötzlich und mächtig zur Reformation sich hingezogen fühlen konnten.

Bei allem dem Verfasser zugebote gestellten Quellenreichthume beklagt er die Unzugänglichkeit der hussitischen Quellen in den böhmischen Archiven. Diese Klage ist um so gerechter, als Dieckhoff die wichtige Entdeckung gemacht hat, daß die Confession der Böhmischen Brüder oder Taboriten vom Jahre 1431 das Original eines bedeutenden Theils der waldensischen Schriften ist, und Referent fühlt umsomehr sich veranlaßt, seine Hinweisung auf die böhmischen Handschriften zu wiederholen, welche das Archiv in Herrnhut aus einem Kirchenarchive in Polen käuflich an sich gebracht hat.

Schließlich glauben wir das vorstehende Werk umsomehr im Interesse der historischen Wissenschaft empfehlen zu müssen, als es, einem dreihundertjährigen Parteigewissen entschieden entgegentretend, manche Anfechtungen zu erwarten hat, denen sie aber in den Worten des Apostels: „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit", schon im voraus (S. x) einen Schild entgegenhält. 37.

Eine Nacht unter den Blumen des Friedhofs. Dresden, Höckner. 1854. 16. 22½ Ngr.

Die Poesie von heute ist speculativ, nicht eben im philosophischen Sinne, sondern im rein kaufmännischen, oder um den gehörigen Kunstausdruck zu gebrauchen: „es wird darin gemacht." Unsere kleinen Poeten, ehrenvolle Ausnahmen natürlich zugestanden, stehen mit dem Mikroskop am Auge fortwährend auf der Lauer, um die Stimmungen des sogenannten Publicums zu analysiren und um bei Entdeckung einer noch ergiebigen Stimmung oder Laune dort sofort ihre Schröpfköpfe aufzusetzen. Wer es am besten versteht, die schwache Seite, die noch etwas hergibt, herauszufinden, zieht den besten Theil und überläßt es der übrigen Menge, die sich in großem Schwarm an seine Fersen heftet, die letzten vielleicht noch übrigen Blutstropfen mit einer wunderbaren Ausdauer auszupumpen.

Die sogenannte „Blumisterei" traf eine solche schwache Seite des Publicums. Der Schröpfkopf zog gewaltig, Putlitz erlebte viele Auflagen, und nun stürzte sich die übrige Schar von Dichterlingen auf den wunden Fleck, um auch noch ein Weniges zu profitiren, bis auch hier so lange geschröpft war, daß endlich vollkommene Empfindungslosigkeit eintrat und das Publicum von dieser Schwäche vollkommen curirt war. Unsere Dichter nennen einen solchen Zustand des Publicums, wo es sich vielleicht zu einer kräftigen Regung ermannt fühlt und eine schon hinlänglich genossene ungesunde Kost endlich energisch zurückweist, Blasirtheit und jammern schrecklich über diesen Zustand. Möchten sie doch endlich einmal anfangen, die Ursachen dieses allerdings traurigen Zustandes noch irgendwo anders zu suchen als im Volke — etwa in sich selber! Allerdings sind Volk und „verehrungswürdiges Publicum" immer noch Zweierlei; aber leider stützen sich unsere Dichterchen nicht auf jenes, sondern auf dieses. Das Buch, welches uns in zierlichem Einbande mit Goldschnitt an die Nippsachen, Spielereien für erwachsene Kinder erinnert, bringt nochmals einen solchen freilich jetzt etwas sehr verspäteten Beitrag zu der Blumisterei. Unsere Kritiker haben sich schon länger gewöhnt, diese Sachen mit der Bemerkung zu entlassen: „Verfasser hat der Blumisterei Rechnung getragen." Damit ist aber Niemandem geholfen, und es ist mit einer solchen Phrase gar nichts gesagt. Wollte unsere Kritik überhaupt etwas mehr auf die Sache eingehen und nicht so außerordentlich einer schablonenartigen Phraseologie huldigen, so würde es auch mit dieser Seite unserer Literatur etwas besser bestellt sein, und ihre Wirksamkeit würde, anstatt immer mehr untergraben zu werden, sich einer maßgebendern Kraft erfreuen.

So würde sie im Stande gewesen sein, dieser Blumisterei, die beinahe eine eigne Literatur geworden ist und die am Ende doch nur auf eine Spielerei des Geistes hinausläuft, ein Ende zu machen, zumal da dies Spielzeug in die Hände des Ungeschmacks und des geistigen Unvermögens gefallen war, das sich gefällt, eine Reihe schwacher Abklatsche der frühern bessern Productionen zu erzeugen. Der Werth der kleinen Seelengemälde und Genrebildchen, die uns in einer solchen Form als Erzählungsproduct der Blumen gegeben werden, ist ein ganz für sich bestehender. Daß sie von Blumen erzählt werden, macht sie nicht auch von selbst zu duftigen Geistesblumen, sondern dieses innern Werths unbeschadet könnten sie auch zwei Elephanten in den Mund gelegt werden. Die Blumen läßt man eben erzählen, um für diese kleinen Gemälde ein passendes Gewand herzustellen, das seine Berechtigung in dem Charakter der Blumen findet. Die Darstellung muß also eine feinpoetische, duftige sein. Fehlt dies charakteristische Element, und finden wir anstatt des zarten, duftigen Tons eine Sprache, wie sie etwa sentimentale junge Damen einer Pensionsanstalt führen, so ist damit der Hauptreiz der Erzählung verloren. Fehlt nun aber schließlich auch den Erzählungen der Reiz einer tiefen psychologischen, sittlichen oder humoristischen Anschauung, werden es kleine Geschichtchen, Geschichtchen, wie sie sich die Frau Basen erzählen, so geht damit diesem Genre aller Werth verloren. Leider steht es so ungefähr um das vorliegende Büchelchen. Der Verfasser (oder wenn der Stil nicht täuscht — die Verfasserin) scheint durchaus nicht die Kraft zu haben, ein Charaktergemälde plastisch zu formiren. Die Darstellung der kleinen Geschichten, die sich die Blumen von einem Grabe erzählen, verläuft sich meist im Sande, und nothdürftig wird zuletzt noch eine Moral hinzugefügt. Zum Beweis geben wir ein Beispiel, den Inhalt der Erzählung der Passionsblume.

Eine junge Nonne zeichnet sich durch ihren strengen, frommen Lebenswandel vor allen übrigen Nonnen aus, wird deshalb aufs höchste geehrt, und sie selbst dankt Gott, daß er ihr Kraft gegeben, nicht der Sünde zu verfallen wie viele Andere, besonders wie ihre Schwester, die — eine Tänzerin ist. Die Nonne wird zur Aebtissin gewählt, schlägt es aber aus religiöser Demuth aus, wird bald darauf krank, und da eilt ihre Schwester zu ihr, um sie zu pflegen. Sie stirbt indeß bald und man findet einen

Zettel in ihrer Hand, auf dem ihr Vermächtniß, eben jene Passionsblume, der Schwester zugesprochen wird, mit dem Zusatz: „Möge sie für mich beten." Ueber diese Worte entsteht im Kloster eine außerordentliche Verwunderung, und man verbrennt den Zettel deshalb feierlichst. Die Schwester stirbt mittlerweile auch nach langem Krankenlager und nachdem „die von Reue und Angst gefolterte Seele endlich die Gnade erkannte, die allen Sündern zutheil geworden ist". Jene Nonne bekommt einen marmornen Sarkophag, diese Schwester ein einfaches Grab auf dem Friedhofe; „wer aber da oben die Erste sein wird von den Beiden, das dürfte vielleicht nicht mit dem Urtheile der Menschen zusammentreffen".

Damit schließt die „tief ergreifende" Erzählung und es bedarf diese Inhaltsangabe hier wol keines Commentars mehr.

13.

Innere Kämpfe der Dichter.

Bei der Lectüre der interessanten, namentlich was die Werdeperiode des Dichters betrifft, trefflichen und erschöpfenden Biographie Friedrich von Schiller's von Johann Wilhelm Schäfer (funfzehnter Band der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung") ist es mir wieder recht klar geworden, daß, besonders in neuerer Zeit, die edelsten und größten Geister in ihren jüngern Jahren mit einem wunderbaren Geiste der Unzufriedenheit und Unruhe behaftet waren, indem ihr idealer Sinn nur zu oft mit der rauhen und oft gemeinen Wirklichkeit in Widerspruch und feindlichen Zusammenstoß gerieth.

Bei Herder zeigte sich diese Unruhe, dieses Unausgeglichensein mit der äußern Welt fast sein ganzes Leben hindurch, bei Goethe namentlich während der Wertherperiode; bei Wieland, welcher sich mit der Wirklichkeit besser zu stellen wußte, zeigen sich nur schwache Spuren davon in den mehr erkünstelten Exaltationen seiner „seraphischen" Periode; auch Lessing hatte seine Periode des Hin- und Hertastens nach verschiedenen Formen und Gattungen, obschon bei der klaren Grundstimmung des Mannes von einer eigentlich subjectiv-chaotischen Verwirrung bei ihm nicht die Rede sein kann. Die romantische Schule wurzelt recht eigentlich in dieser Disharmonie des Subjects mit der Wirklichkeit. Viele in früherer wie in neuerer Zeit blieben in diesem Chaos, dieser subjectiven Gährung stecken oder gingen darin unter, wie Lenz, Heinrich von Kleist, Grabbe, Lenau u. A. Es waren jedoch immer nur bedeutende Talente und Geister, die mit solchen dämonischen Zuständen zu thun hatten; die fabricirende Mittelmäßigkeit, welche weiß, daß auch das literarische Handwerk einen goldenen Boden hat, trägt niemals einen solchen Dämon in sich und hat auch kein Verständniß für solche innere Zustände, sondern lebt mit sich und der Welt in Frieden, wenn auch in einem faulen.

Was Schiller betrifft, so stand dieser in seinen jüngern Jahren nicht selten an dem gefährlichen Abgrunde des gänzlichen Zerfalls mit sich und der Welt, sodaß es nur noch eines Schritts für ihn bedurfte, in die dunkle Tiefe zu stürzen, aus der kein Entrinnen mehr ist. Edle Menschen hielten ihn davon noch im rechten Augenblicke zurück und läuterten sein Wesen mehr und mehr zur Klarheit. Es waren keine (im modernen Sinne) geistreichen, sondern mehr nur empfängliche Naturen, die ihn retteten; eigentlich geistreichen Leuten gelingt eine solche Menschenrettung selten, und schon Novalis sagt, daß die geistig reichsten und begabtesten Köpfe in der Regel auch die verworrensten seien. Herz, Gemüthswärme und klarer, aber beileibe nicht kalter, schneidender und hofmeisternder Verstand sind am geeignetsten, einem genialen Menschen, der sich zu verlieren droht, auf den rechten Weg zu verhelfen. Nur muß der rechte Augenblick nicht verpaßt werden. Ohne diese Rettung im rechten Augenblick würden wir von Schiller vielleicht nichts übrig haben als eine Reihe ungestümer, wildgenialer, ungeläuterter Productionen, die uns vielleicht Zweifel erwecken würden, ob dieser vulkanische Geist je zu einer harmonischen Durchbildung zu gelangen die Kraft gehabt haben möchte. Noch ein Umstand kam Schiller zu Hülfe. Die einzelnen deutschen Staaten waren damals gegeneinander viel mehr Ausland als jetzt, wo sie wenigstens durch ein durchgreifendes Polizeisystem aneinander gelöthet sind. Schiller flüchtete und nahm den Namen Dr. Schmidt an. Bei unserm gegenwärtigen Systeme der Pässe, Heimatsscheine und Aufenthaltskarten hätte er das wol bleiben lassen sollen. Keine Familie würde, aus Furcht vor Geldstrafen und vielleicht noch empfindlichern Strafen, gegenwärtig wagen, einen solchen genialen Ausreißer lange bei sich zu beherbergen, und kein fürstlicher Hof würde es jetzt über sich gewinnen, einen solchen offenbaren Uebertreter der Landesgesetze sogar in seinen Schutz zu nehmen — den Verfasser eines dramatischen Gedichts wie die „Räuber"! Und dieser landflüchtige Schiller war es, der, auch in sittlicher Hinsicht, später das Vorbild der deutschen Nation werden sollte, obschon er doch so polizei- und paßwidrig gehandelt hatte, daß er in unserer Zeit von Glück hätte sagen können, wenn er mit heiler Haut etwa nach Amerika entkommen wäre. Bei dieser Gelegenheit möge auch an den Tiroler Joseph Anton Koch, den berühmten Landschaftsmaler, erinnert sein, der im Jahre 1792 ebenfalls von der Karlsschule entsprang und glücklich nach Strasburg gelangte. Auch diese Handlung war wider die Ordnung, aber der deutschen Kunst wurde dadurch eine bedeutende reformatorische Kraft zugeführt, die ihr sonst vielleicht verloren gegangen wäre.

H. M.

Die wahre Bedeutung eines Philhellenen.

Am 25. März 1854, dem Erinnerungstage des Ausbruchs des griechischen Unabhängigkeitskampfs am 25. März 1821, hielt der Grieche G. Tertzetis, Secretär der Bibliothek der Deputirtenkammer in Athen, der den Griechen in vielfacher Beziehung, namentlich auch durch die Herausgabe der eigenhändigen Memoiren und Autobiographie des Theodor Kolokotronis („Ὁ γέρων Κολοκοτρώνης", Athen 1851) ehrenvoll bekannt ist, in Athen eine Rede in dem Saale der Bibliothek der Deputirtenkammer, welche an erhabenen Ideen und geistvollen Gedanken reich und von einem altgriechischen Geiste durchdrungen ist. Daß die Rede im Wesentlichen den Erinnerungen des griechischen Freiheitskampfs selbst gewidmet ist, und daß sie in dieser Hinsicht über die damalige Politik der christlichen Regierungen gegen die Griechen und gegen Griechenland, aber mit Ehrlichkeit und mit einer schonenden, wahrhaft christlichen Humanität, jedoch auch zugleich mit christlichem Selbstgefühl und mit Entschiedenheit sich ausspricht, war an und für sich in dem Zwecke und in der Gelegenheit begründet, zu welchem und bei welcher die Rede gehalten wurde. Der Redner feiert zunächst die Philhellenen des Jahres 1821 und der folgenden Jahre bis auf die neueste Zeit und unterläßt dabei nicht, den Begriff eines Philhellenen aufzustellen und nachzuweisen. Ein Philhellene ist dem genannten Griechen nicht blos ein Solcher, der ein Nichtgrieche und außerhalb der Länder des Griechenstamms geboren, nach Griechenland gekommen und an dem Freiheitskampfe unmittelbar theilgenommen, oder der als Staatsmann und öffentlicher Redner, oder als Schriftsteller, oder durch Opfer und Gaben irgendwelcher Art seine Theilnahme an dem Aufschwunge der Griechen bewiesen hat, vielmehr bedeutet und ist dem Redner der Philhellene „der griechische Geist, welcher aus der Fremde, wo er gelebt und sich aufgehalten, in seine Heimat, gleichsam wie ein Schiff unter fremder Flagge, aber mit griechischer Ladung, zurückkehrt". Die alten griechischen Schriftsteller und Dichter, sagt der Redner weiter, haben den neuen Geist, die neue Bildung der Welt erzeugt; erleuchtet von der altgriechischen Weisheit, konnten die Geschlechter der Menschen bei dem Unglücke und den Gefahren des Vaterlandes der alten Hellenen nicht gleichgültig bleiben, und es kam ein Tag, an welchem Könige

und Völker die Bitte jenes Vorkämpfers der griechischen Freiheit, des Petros Mauromichalis, erhörten, welcher in seinem Aufrufe vom 25. März 1821 die Regierungen Europas im Namen Griechenlands um Waffen, Geld und guten Rath anflehte. Die Gründe, warum dies vom Anfange an nicht geschah und warum jener Tag erst in später Zeit kam, warum vielleicht auch Das, was dann seiten der Mächte für die Griechen und für Griechenland geschah, so gar mangelhaft war und blieb, verhehlt der Redner keineswegs, und er spricht hierbei die Griechen selbst nicht frei von Schuld, wennschon er ihr Recht an und für sich mit der größten Entschiedenheit und mit einer siegenden Kraft der Ueberzeugung geltend macht. Doch das gehört nicht hierher und nur beiläufig sollte es Erwähnung finden. Dagegen sei es erlaubt, hier die Hoffnung auszusprechen, daß, wenn der altgriechische Geist in der angegebenen Beziehung wirklich und wahrhaftig noch in unserer Zeit lebt, und wenn er in Wahrheit unsere Cultur und unsere Civilisation durchdringt, auch eine — mindestens gerechte Politik die Zukunft Griechenlands und der Griechen im Interesse des Panhellenismus festzustellen sich wird angelegen sein lassen müssen. Kann nicht verkannt werden, daß 1821 und später der Philhellenismus der Völker und Regierungen dem Panhellenismus zu einer gewissen äußern Anerkennung verholfen hat, so fehlte es dem erstern denn doch an dem rechten innigen und kräftigen Selbstbewußtsein, und er hat daher auch nur eine kümmerliche Frucht getragen; und man kommt daher leicht in Versuchung, zu wünschen und zu hoffen, wenn 1854 ein ebenso unbefangener und wahrhaft uneigennütziger als selbstbewußter und entschiedener Philhellenismus der gebildeten Nationen und christlichen Regierungen nicht sollte zum Durchbruch kommen, daß es dann dem Panhellenismus beschieden sein möchte in rechtem und innigem Selbstbewußtsein und in thatkräftigem Streben, durch die geheime Macht der geschichtlichen Verhältnisse, welchen nichts, auch nicht die sittlich-schlechteste oder politisch-falscheste, ebenso wenig die klugberechnendste Politik auf die Länge zu widerstehen vermag, zu einer gebührenden äußern Anerkennung zu gelangen. Die Cultur und die Civilisation des alten Europa könnte dadurch — nur gewinnen. 5.

Notizen.

Der Kaiser von Haïti.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" theilt in einigen seiner letzten Nummern nach „Putnam's monthly magazine" Schilderungen eines nordamerikanischen Reisenden aus Haïti mit, worunter folgende des Kaisers Soulouque wol die interessanteste ist. „Soulouque", erzählt der Verfasser, „reitet gewöhnlich zwei mal die Woche, von einigen seiner Gardesoldaten begleitet, nach dem Hafen, der Douane und durch die Hauptstraßen der Stadt, und es war auf einem solchen Ritt, daß ich ihm zum ersten mal begegnete. Er ist von kohlschwarzer Farbe, hat aber nicht die dicken Lippen und andern charakteristischen Züge, welche die Negerrace bezeichnen. Er ritt einen schönen aus den Vereinigten Staaten importirten Grauschimmel und war, wie immer, überaus reich gekleidet. Seine halbmondförmige Militärmütze war mit einem hohen Federbusch und schwerem goldenen Besatz geschmückt; der Rock war von blauem Tuch mit stehendem Kragen, und die ganze Brust, der Kragen, die Nähte der Aermel und der Schöße u. s. w. waren mit Gold überwirkt. Außerdem waren verschiedene Zierathen in Gold auf dem Rücken und andern Theilen des Rocks angebracht, sodaß das Tuch fast ganz von dem kostbaren Gold überdeckt war. Von der Weste konnte man wenig sehen, da der Rock dicht am Halse zugeknöpft war, aber auch hier schien Alles von Gold zu blitzen. Die weißen Beinkleider endlich waren an beiden Seiten der Nähte mit goldenen Tressen besetzt. Und doch erschien der Kaiser heute nicht einmal in Gala, indem er gewöhnliche Stiefel trug, statt der mit Sammet und Gold durchwirkten, die er bei feierlichen Gelegenheiten anzieht. Er mag sein funfzigstes Jahr überschritten haben, ist gut gebaut, fast 6 Fuß hoch und hat eine kerzengerade Haltung. Er ist ein vortrefflicher Reiter und zieht namentlich hierdurch die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich, nach deren einstimmigem Urtheil er in diesem Punkt Seinesgleichen sucht. Als ich ihn in so raschem Trabe durch die Stadt reiten und sich mit entblößtem Haupt und lächelnder Miene gegen das versammelte Volk verneigen sah, wurde es mir schwer, den anscheinend milden, wohlwollenden Ausdruck seiner Züge mit Dem, was mir von seinem Charakter bekannt war, zusammenzureimen. Sobald ich ihn jedoch näher beobachtete — er war abgestiegen und in die Kirche gegangen, wohin ich ihm folgte — schwand dieser Widerspruch, denn im Zustände der Ruhe trug seine Physiognomie den Stempel eines harten und erbarmungslosen Herzens." Folgen Bemerkungen darüber, wie man Kaiser wird, und in einer Parenthese — wir wissen nicht, ob als Zusatz der Redaction oder des Uebersetzers — die Behauptung, daß der gegenwärtige Kaiser der Franzosen die Mittel, durch welche der schwarze Kaiser zu seiner hohen Stellung gelangte, Punkt für Punkt nachgeahmt habe.

Eine Schrift über den Verfall Spaniens.

Es gibt Schriften über den Verfall Frankreichs und sogar Englands, wo der Verfall doch sehr schwer nachzuweisen ist; es könnte auch Schriften über den Verfall Deutschlands (als politischen Körpers), Polens, Schwedens, Dänemarks, Hollands, Portugals, Italiens geben. In Betreff Spaniens ist diese Lücke jetzt ausgefüllt oder auszufüllen begonnen durch eine von Don Antonio Ferrer del Rio, Bibliothekar des letzten spanischen Handelsministers, verfaßte Schrift: „Decadencia de España", wovon der erste Band, welcher die Geschichte der Erhebung der castilischen Comuneros umfaßt, soeben in Madrid und Paris erschienen ist. Der Verfasser, welcher interessant zu erzählen weiß und viele bisher unbenutzte Actenstücke und Handschriften zu Rathe gezogen hat, erkennt in der Vernichtung der castilischen Freiheiten den ersten Schritt zum Verfall Spaniens und bürdet die Schuld davon dem Hause Oestreich auf, welches Spanien zu einer bloßen Provinz erniedigt und in einen unnützen Krieg verwickelt habe, der seine Kräfte erschöpfte. Wunderbar, daß gleichzeitig deutsche Schriftsteller wieder der spanischen oder „welschen" Politik desselben Hauses den Verfall des Deutschen Reichs zuschreiben. Die neuesten Ereignisse in Spanien dürften wol leider zur Folge haben, daß die interessante und lehrreiche Arbeit Ferrer del Rio's unterbrochen, vielleicht auch gar nicht zu Ende geführt werden wird.

H. M.

Bibliographie.

Geyder, A., Walther von Aquitanien. Eine altdeutsche Heldensage im Versmaße des Nibelungenliedes. Breslau, Kern. 16. 12 Ngr.

Vogt, J. J., Das Armenwesen und die dießfälligen Staatsanstalten; Letztere mit besonderer Berücksichtigung der Zwangsarbeitsanstalt. Ein Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Lebensfragen. In zwei Bänden. — A. u. d. T.: Die Staatsanstalten. Beleuchtung derselben in ihren Beziehungen zum Armenwesen, mit besonderer Berücksichtigung der Zwangsarbeitsanstalt. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Werther, C. A., Was ist Lebenskraft? Versuch einer Antwort auf diese Frage. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 12 Ngr.

Wunderbar, R. J., Geschichte der Juden in den Provinzen Liv- und Kurland, seit ihrer frühesten Niederlassung daselbst bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach den authentischsten Quellen bearbeitet. Mitau. 1853. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April, Mai** und **Juni** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 32.)

51. **Raulf (Emanuel), Granit und Marmor.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

52. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea. Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Erstes Heft:** Tafel I—X; Text Bogen 1—3. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text. Das erste Heft enthält unter seinen 20 abgebildeten Arten 17 noch nirgends, 1 bisher ungenügend, 2 gänzlich falsch dargestellte Arten.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

53. **Rellstab (L.), 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr.** Zweite und dritte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Diese vierte Auflage von Rellstab's „1812" erscheint **in 12 Lieferungen zu 10 Ngr.**, von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften** von **Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die **zweite Folge** (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

54. **Schöller (Th.), Embryologische Geologie oder vergleichende Entwickelungsgeschichte der Erdkugel. Erste Lieferung, die Einleitung und die zwei ersten** Capitel enthaltend. Mit fünf Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 4 Thlr.

Diese Schrift gründet sich auf die bisher unbekannt gebliebene Thatsache, **daß die Erdkugel im Wesentlichen den Charakter des höhern Thier-Eies an sich trägt**, was ausführlich darin nachgewiesen wird. Die wichtigsten Probleme werden erst durch Erkennung dieses Verhältnisses einer wissenschaftlichen Erklärung zugänglich, wie z. B. das primitive Auftreten der lebenden Geschöpfe auf der Erdkugel, die künftige Bestimmung des menschlichen Geschlechts, bis jetzt nur aus der Offenbarung bekannt und hier zum ersten male wissenschaftlich begründet.

Eine ausführliche Ankündigung dieser höchst interessanten und wichtigen Schrift ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

55. **Schücking (L.), Ein Staatsgeheimniß.** Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieser neue Roman **Levin Schücking's**, eines unserer beliebtesten Romanschriftsteller, hat die Zeit der Napoleonischen Herrschaft in Deutschland (1803 und 1804) zum Hintergrunde: der letzte Dauphin, Napoleon, Josephine und mehre Typen der letzten Epoche spielen eine Rolle darin. Der Roman ist also schon durch seinen Stoff geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf sich zu ziehen.

Die **frühern Romane Levin Schücking's**, sämmtlich von dem deutschen Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Die Königin der Nacht. 8. 1852. 1 Thlr. 24 Ngr.
Der Bauernfürst. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.

Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes „Der neue deutsche Roman" im 9. Bande der „Gegenwart" sagt über Schücking unter Anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Takt und Eleganz der Form ebenso besticht, wie durch einen geistigen Inhalt fesselt, welcher sich um Lebensfragen der Gegenwart bewegt. Dabei steht Schücking, jeder Ausländerei fremd, auf deutschem Boden fest, und der vorherrschende provinzielle Hintergrund seiner Romane (Westfalen) ist der Klarheit seiner Anschauungen und Schilderungen, der Bestimmtheit seiner Charakteristik förderlich."

56. **Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes.** Erneuert und erweitert von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Erster Theil. — A. u. d. T.: **Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse.** Ein komisch-tragisches Heldenlied in siebenundzwanzig Gesängen. Von **Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen.** Mit Scholien herausgegeben von **Ferdinand Wachter.** Nebst Vorhalle. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den Inhalt und den Zweck des Werks, welchen es außer dem Ergötzen noch hat, enthält das **Vorwort** das Nöthige. Das Epos ist in der **höhern und rücksichtlich höchsten Dichtersprache**, vornehmlich des Witzes geschrieben. Die **Vorhalle** (Einleitung) handelt deshalb

I. Ueber die Dichtersprache; II. Ueber den Zweck der Wirkung des ächten Heldenliedes, weil das komische den erschütternden Gegensatz zu demselben macht; III. Ueber die Einheit der Abfassung der Iliade, Odyssee und des Nibelungenliedes, weil dieser Gegenstand in dem Epos und den Scholien humoristisch berührt worden ist.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Collection d'ouvrages orientaux. Tome second: Ibn Batoutah, texte et traduction par **C. Defrémerie** et **B. R. Sanguinetti.** T. II. In-8. Paris. 1854. 2 Thlr.

Dupont (Paul), Histoire de l'Imprimerie. 2 vol. In-12. Paris. 1854. 2 Thlr. 20 Ngr.

Blanc (S. H.), A new Pocket-Dictionary of the Italian and English Languages. New edition, carefully revised and enlarged. 24. Lyons and Paris. 1854. 1 Thlr. 18 Ngr.

Butler (Georgius), Codex Virgilianus qui nuper ex Bibliotheca Abbatis Matt. Lud. Canonici Bodleianae accessit cum Wagner textu collatus. 8. Oxoniae. 1854. 15 Ngr.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1853.
2. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen,** welche von **F. A. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen sind. **XIII.—XVIII.**
3. **Catalogue de Livres au rabais,** qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
4. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
5. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
6. **Bericht über die im Laufe des Jahres 1853 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.**
7. **Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1854 von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in Ellwangen

durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing **2 Thlr. 10 Ngr.**; in Holz **1 Thlr. 10 Ngr.**; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

So eben ist erschienen:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

Zweiter Band.

Erste Lieferung.

15 Bogen. Hoch 4. Preis 20 Ngr.

Von dem 1. Band, dem das Portrait der Herren Verfasser, die Vorrede und das Quellenverzeichniss beigegeben ist, sind vollständige Exemplare in allen Buchhandlungen zu erhalten. Derselbe kann auch nach wie vor in einzelnen Lieferungen à 20 Ngr. bezogen werden.

Leipzig, 24. Juli 1854.

S. Hirzel.

Aus dem Verlage von **A. W. Laeisz** in **Hamburg** ist an **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatik der dänischen Sprache

in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. Von **Le Petit.** 8. Geh. 21 Ngr.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval.

Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis).** Einundzwanzigster Theil. Neue Folge. Neunter Theil. **12.** Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Helene Jegado (18—?—1834—1850—51—52). 2. Bernhard Hartung (1850—52—53). 3. Desrues (1775—77). 4. Die Kaufmannsfrau Behold (1842). 5. Abraham Thornton (1817). 6. Die Ashcrofts und die Holden (1817). 7. Mademoiselle Rosette (1735). 8. Chevalier D'Eon (1728—1795—1810). 9. Das Duell des Major Campbell (1807—1808). 10. George Allen (1807). 11. John Jennings (1762). 12. Ein Raubmord in Kurhessen (1815—16).

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Leipzig, im August 1854.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 17. August 1854.

Kunst und Künstler in Italien.

1. Südfrüchte. Skizzenbuch eines Malers. Von Friedrich Pecht. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1854. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Roms Ruinen und Museen. Von Emil Braun. Braunschweig, Vieweg. 1854. 16. 3 Thlr.
3. Künstlerbriefe. Uebersetzt und erläutert von Ernst Guhl. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 3 Thlr.

Neben der Natur und Geschichte lockt uns doch hauptsächlich die Kunst über die Alpen, und da haben wir an dem Reisehandbuch von Ernst Förster einen ausgezeichneten Führer, den man erst recht schätzen lernt, wenn man selbst einmal früher, ehe er da war, sich um die Kunde so mannichfacher Schätze aus alter und neuer Zeit auf dem Gebiete der Architektur, der Sculptur und Malerei bemüht hat und nun bei wiederholtem Besuche gewahrt, wie viel leichter und vollständiger wir jetzt das Sehenswerthe an jedem Ort erfahren. Freilich setzt auch Förster voraus, daß man seine Schrift zu gebrauchen wisse; er drängt uns sein Urtheil nicht auf, er spricht nur einleitend über ganze Kunstrichtungen, er nennt dann nur bei den einzelnen Museen oder Kirchen die Hauptwerke, ohne sie näher zu charakterisiren, und wer da nicht bereits selbst weiß, wie er zu sehen und was er besonders zu studiren hat, der steht doch oft rathlos und wünscht noch andere Anleitung. Und da empfehlen sich denn drei jüngst erschienene Bücher, das letztgenannte mehr zu vorbereitender Lectüre, die beiden andern zugleich als gute Reisebegleiter. Aber auch Dem, welcher gern einmal seine Erinnerungen auffrischen will, wie Dem, welchem die eigene Anschauung versagt bleibt, werden sie viel Genuß und Belehrung bieten.

In Pecht's Briefen spricht zunächst die frische Unmittelbarkeit des Eindrucks an. Er reist in Italien als Künstler, aber hat auch die Volkszustände fortwährend im Auge, er zeigt uns die Liebenswürdigkeit und feine Geistreichheit der Italiener, aber auch den Zug von Weichlichkeit, Schlaffheit, Blasirtheit, der so vielfach hinter den reizenden Formen verborgen liegt, die Eitelkeit, welche alle Selbstkritik unmöglich macht, das Pfaffenregiment, das wohl zu unterscheiden ist von Religion und kirchlichem Leben, die Schreiberherrschaft ohne die Unbestechlichkeit deutscher Beamten, den Mangel an einem reellen, rechtschaffenen Sinn im gewöhnlichen Lebensverkehr, wo der erprellte Gewinn des Augenblicks dem dauernden Nutzen strenger Ehrlichkeit vorgezogen wird, und besonders die Familie, wie sie der Sittenzucht und ehelichen Treue ermangelt; er thut dar, wie das keine Elemente für ein freies Nationalleben sind, sondern dies erst eine Heilung von innen heraus, eine sittliche Genesung erfodert, ohne die Italien der Spielball der Franzosen oder Engländer werden würde, wenn die Oestreicher sich daraus zurückzögen; und weil die deutsche Herrschaft doch noch das beste für jenes Volk Mögliche sei, so ist er Patriot genug, an ihr festzuhalten. Auch bei der Betrachtung der Kunst gedenkt Pecht nicht blos Dessen, was Italien uns bietet, sondern auch Dessen, was es uns verdankt: das ist nicht blos der Dom von Mailand, das größte Bauwerk Italiens aus der christlichen Zeit, sondern es ist auch eine bedeutsame Anregung und Förderung der Bildhauer und Maler durch deutschen Einfluß im Mittelalter. Die Deutschen standen in der Hohenstaufenzeit an der Spitze der europäischen Cultur, und die Minnesänger am Hofe Friedrich's II. wirkten nicht minder ein auf die Poesie der Italiener als später die deutschen Bildhauer auf die Sculpturwerke an den Domen, die deutschen Maler durch individuell-charakteristische Formgebung und die Anwendung des Oels als Bindemittels der Farben. Die neuere Kunstgeschichte stellt dies immer klarer ans Licht, und es ist interessant, daß Pecht, ohne mit ihren Forschungen vertraut zu sein, bei vielen Gelegenheiten durch eigene gesunde Anschauung zu gleichem Resultate kommt. Er sagt uns in der Vorrede, daß er sich aus Scheu vor dem Verlust der eigenen Empfindung früher von der kunsthistorischen Literatur fern gehalten und erst nach seiner Rückkehr sie einigermaßen kennengelernt und mit Freuden gewahrt habe, wie sein Urtheil mit dem der bewährtesten Forscher meistens übereinstimme, wie diese ihrerseits, ohne selbst Künstler zu sein, zu einer gediegenen Kenntniß der Kunst die Bahn eröffnet haben. Es macht die Lectüre des

Buchs anziehend, daß die großen Meister in Venedig, in Rom, in Florenz dem Verfasser selbst neue Erscheinungen sind, daß ihre Bilder allmälig im Fortgang der Reise emporwachsen, daß nicht eine angelernte Schulweisheit ihre Theorien ausbreitet, sondern ein lebendiges Künstlerauge unbefangen und ungetrübt die Gegenstände spiegelt. Aber der Mißstand hat sich auch hieraus ergeben, daß der Fortgang der Reise manche frühere Behauptung ermäßigen oder berichtigen muß, wie wenn Pecht im ersten Bande mehrmals gegen die Porträts Rafael's spricht, im zweiten diesem aber wegen seiner gründlichen Erfassung des ganzen Menschen die Palme reicht. Dann ist das Urtheil oft nicht so gereift, die Kenntniß nicht so umfassend, besonders was die Antiken betrifft, als man von einem Manne erwarten darf, der seine Ansichten hierüber drucken läßt. Er hält noch den Mercur im Belvedere des Vatican für einen Antinous, er fährt die Archäologen hart an, daß sie den dortigen Hercules Torso nicht für ein Werk des Lysippus gelten lassen, während eine Inschrift doch den Apollonius aus Athen als seinen Meister nennt, er bezeichnet den Praxitelischen Eros als schalkhaft, während derselbe mit einem Ausdruck inniger süßer Wehmuth selbst finnend in das Gefühl der Liebe versenkt ist, dessen Vergötterung er darstellt. Von den Tempelruinen zu Pästum sagt Pecht:

Etwas so Organisches, in sich fertig Abgeschlossenes hatte ich nicht für möglich gehalten, gleich heitere und doch ernste Einfachheit nie in einem Kunstwerk ausgedrückt gefunden.

Unbegreiflicherweise fügt er diesem ganz richtigen Urtheil den völlig grundlosen Satz hinzu, daß der ganze Stil in den ägyptischen Tempeln unverkennbar seinen Ursprung habe. Allein kaum kann der hellenische Geist seinen Unterschied vom Orient schärfer ausprägen, als es in der originalen That der dorischen Architektur geschehen ist, der größten Kunstleistung des dorischen Stamms; die ägyptischen Tempel mit ihren Pylonen, mit ihren schrägen Mauern, mit ihren Vorhöfen und innern Hallen, mit der Mannichfaltigkeit ihrer Säulen sind ein Gegensatz, nicht die Wurzel des griechischen Baus, des säulenumstellten Götterhauses mit seinem Adlerdach, mit seiner streng organischen Einheit und Einfachheit, mit seiner festen Geschlossenheit. Ich könnte solcher Verstöße mehre anführen; selbst auf dem Gebiete der Malerei glaube ich, daß Mantegna, Luca Signorelli und Sodoma günstiger beurtheilt werden müssen, daß das Campo Santo zu Pisa keineswegs nach Gebühr gewürdigt ist, daß für Correggio's Helldunkel die Anknüpfungspunkte nicht fehlen, sondern bei Leonardo da Vinci und seiner Schule zu finden sind, daß bei der Betrachtung Tizian's seine herrliche Grablegung Christi, voll des edelsten Pathos, in großartigem Stil ausgeführt (in der Galerie Manfrini zu Venedig), nicht hätte vergessen werden dürfen. Aber im Ganzen sind doch dies verschwindende Punkte bei der Trefflichkeit der Schilderungen, die namentlich Michel Angelo, Rafael, Tizian, Leonardo da Vinci zeichnen, bei der Unbefangenheit der Auffassung, die auch einem Giotto neben Fiesole und Masaccio gerecht zu werden versteht und auch der antiken Alexanderschlacht die verdiente Bewunderung zollt. Sehr interessant ist es dabei, an der Hand von Pecht bei der Betrachtung von Bildnissen den Modellen nachzuspüren, welche Tizian und Rafael für ihre Madonnen gehabt, und die fortschreitende Entwickelung des Schönheitsideals dieser großen Meister kennen zu lernen. Pecht hält überall den Grundgedanken fest, daß der geistige Reiz der Auffassung höher steht als das Materielle der Technik; dies ist Mittel, und wo es zum Zweck wird, geht es in der Kunst bergab.

Sicherlich nicht auf Rechnung Pecht's kommt eine Reihe von Druckfehlern, die als Sünde schluderiger Correctur nicht ungerügt bleiben dürfen. Mantegna heißt fälschlich Montegna, aus Botticelli ist Botticolli, aus Penni Premi und Perni, aus Gaye Gage geworden.

Nicht blos in Rom angesichts der Erstlingswerke der neuern deutschen Maler in der Casa Bartoldi, in der Villa Massimi, auch in Venedig, auch in Mantua bei der Betrachtung der Werke Giulio Romano's gedenkt Pecht der neuern deutschen Malerei; er sagt sich mit Stolz, daß man in ganz Venedig kein Bild findet, das an Erhabenheit des Gedankens, Größe und Energie der Composition, Reinheit der Zeichnung und des historischen Stils den bedeutendern Werken von Cornelius gleichkommt, und stellt dessen Gemälde zum Homer in der Glyptothek, was geistigen Gehalt und Deutlichkeit der Exposition betrifft, über den Trojanerkrieg Giulio Romano's, der wiederum eine schönere Farbe und bessere Modellirung der Gestalten hat. Ich bemerke hierbei, daß übrigens Cornelius selbst jenen bedeutendsten Schüler Rafael's mehr anerkennt, als es unsere Kunsthistoriker Kugler und Förster thun, und ihn für den letzten großen Frescomaler Italiens hält. Man nimmt einen falschen Maßstab, wenn man Giulio Romano nur mit Rafael und Michel Angelo zusammenhält und ihn noch der Periode kirchlich-religiöser und symbolischer Darstellungsweise einreiht; er gehört einer neuen Epoche an, welche ich als die der Weltwirklichkeit bezeichne, und steht in der Mitte zwischen Rafael und Rubens, indem sein sinnliches Feuer und seine realistische Auffassungsweise in seinen vorzüglichsten Arbeiten sich noch durch die Schönheitslinien seines Meisters mäßigt. An einer andern Stelle sagt Pecht:

Man hat in Deutschland im großen Publicum doch meines Erachtens noch viel zu wenig das Verdienst jener Männer würdigen gelernt, das sie, wie Overbeck und in noch höherm Grade, mit gewaltigerer, umfassenderer Macht Cornelius, unterstützt von andern gleichzeitigen Meistern, sich durch Schaffung einer neuen, selbständigen, ganz eigenthümlichen deutschen Kunst erwarben und sich dadurch unsern großen literarischen Heroen Lessing, Goethe, Schiller würdig und ebenbürtig an die Seite gesetzt haben. Der Kreis unserer nationalen Cultur erhielt durch sie erst seinen Abschluß, wir wurden geistig ein Volk, gewiß das beste Mittel, uns auch politisch mehr zu vereinigen. Auf alle Fälle ist diese geistige Einheit in der Bildung, dieser Besitz eigener vollwichtiger Literatur, Kunst und Wissenschaft, jetzt unser theuerstes Gut, die Fahne, die wir überall hoch halten können und uns darum scharen sollen, nachdem wir in unsern

politischen Regenerationsversuchen vorläufig nicht die glänzendsten Erfolge aufzuweisen haben, obwol meines Erachtens immer noch weit bedeutendere, als unsere Idealisten vorläufig einsehen wollen und zu benutzen verstehen.

Wenn Pecht dann eines Kaulbach, Schwind, Deger, Schraudolph aus der jüngern Generation gedenkt, die diese edle Richtung fortsetzt und weiterbildet, wodurch uns die deutsche Kunst zu einem so ruhmvollen Besitz geworden, wie gegenwärtig ihn keine andere Nation aufzuweisen hat, so bemerkt er mit Schmerz und Zorn, wie sich die Nachäffung des Fremden, unser ewiges Laster, schon wieder breitmache, wie der nackteste Materialismus sich zeige, ohne Streben nach Frische, Unmittelbarkeit, geistigem Gehalt, Originalität und Poesie der Anschauung. Die brillanten Effecte, die curiosen Beleuchtungen, die feuerwerkartigen Farbenzusammenstellungen statt großer Ideen und edler Formen finden keine Gnade bei ihm. Er lobt die Belgier, Gallait an ihrer Spitze, daß sie dem Genius ihrer Nation gemäß durch die Realität der Darstellung und das Studium des Colorits so ergreifend und bedeutend geworden, aber er will um des poesielosen Erfassens der Wirklichkeit willen die Idealität des deutschen Geistes, die Größe der Composition und des innern Gehalts und die stilvoll gehobene Darstellung nicht aufgegeben sehen.

Den Schluß des Buchs macht eine Charakteristik der Kunst in München. Es gereicht ihr gewiß zur Ehre, daß sie aushält in den Augen eines Mannes, der eben von den größten Meistern Italiens kommt. Wenn auch die Architektur und Sculptur sein Tadel vielfach trifft, an der Malerei hat er seine Freude. Was er über Cornelius, Schnorr, Heß und Schwind sagt, wie er die poetische Weltanschauung, die Gemüthstiefe, den Ernst, die Bedeutung der Conception, den Stil der Zeichnung und den Sinn für Schönheit der Linien hervorhebt, ohne für die Mängel der Modellirung und des Colorits blind zu sein, könnte ich nur wiederholen und sei den Lesern zu genauer vollständiger Betrachtung im Buche selbst empfohlen; dagegen scheint Pecht mir ungerecht gegen Kaulbach, so sehr es diesen Künstler auch ehrt, daß er den allerhöchsten Maßstab bei ihm anlegt und der Ansicht ist, daß er noch in der aufsteigenden Bahn seiner Entwickelung stehe. Mehrmals vergleicht er ihn mit Rafael, aber gerade da, wo er diesen tadelt, ohne daß er anerkennend hervorhöbe, wie auch durch den Reichthum seines Geistes und den edelsten Schönheitssinn, das reinste Formgefühl gerade Kaulbach dem berühmtesten aller Maler am nächsten steht. Pecht findet die Rafael'schen Fresken des Vatican, namentlich die Disputa und die Schule von Athen, zu figurenreich und behauptet, daß dies der Stärke des Totaleindrucks schade, da man zu lange Zeit brauche, um zu einem zu kommen. Allerdings ist ein Gestaltengewimmel wie auf dem Paradies Tintoretto's im großen Saal des venetianischen Dogenpalastes höchst unerquicklich und zeigt uns, wie nothwendig für die Malerei einzelne typische Träger für Gesammtrichtungen sind, da vielleicht noch Niemand außer dem Maler alle einzelnen Figuren dieses riesigen Bildes betrachtet hat. Allein Rafael und Kaulbach sind dem gegenüber sparsam, und sie sondern und gliedern ihre Composition in einzelne große Massen und symmetrische Gruppen, wodurch eine Uebersicht leicht gewonnen wird, und dann fragt es sich, wie weit der Gegenstand eine Vielheit von Personen erfodert. Die Zerstörung einer Stadt wie Jerusalem als weltgeschichtliches Ereigniß erfodert die Veranschaulichung davon, daß hier das alte Judenthum zu Ende geht, daß von da an die Zerstreuung der Israeliten über die Erde und der Auszug des Christenthums aus den hebräischen Nationalitätsschranken beginnt; daher drei Gruppen im Vordergrund, welche Träger dieses Gedankens sind; der brennende Tempel, der einziehende siegreiche Titus füllen den Hintergrund. Eine Völkerscheidung ist keine Familientrennung, da muß etwas Masse, wenigstens müssen vollständige Familiengruppen sichtbar werden. Das philosophische Leben in Griechenland ruht nicht auf einem oder zwei Denkern, sondern auf der Entwickelung vielfältiger Geistesrichtungen und deren doppeltem Gipfel in Plato und Aristoteles; Naturbeobachtung und Mathematik, die Vorbildung der Griechen zur Philosophie, dürfen nicht vergessen werden. Auch die „Ilias" hat mehr Gestalten als eine Ballade, auch hier müssen wir 24 Gesänge durchlesen, bis wir zu einem Totaleindruck kommen; aber da jeder Gesang schön ist, wie jede Figur und Gruppe bei Rafael und Kaulbach, so ermüden wir nicht im Genuß, und die endliche Wirkung des Ganzen ist um so mächtiger, um so bleibender. Mehr Figuren wären in Goethe's „Iphigenie" und in den „Wahlverwandtschaften" ebenso nicht blos ein Ueberfluß, sondern von Uebel, wie in einer Heiligen Familie, in einer Anbetung der Könige aus Morgenland; aber den „Götz", den „Meister" so beschränken zu wollen, den „Wallenstein", den „Lear" oder „Hamlet" auf vier oder fünf Charaktere reduciren zu wollen, wäre eine ähnliche Verkehrtheit als jene ganz allgemeine Behauptung Pecht's, und ich habe gesehen, wie nicht blos Männer an der sogenannten Gedankenmalerei Gefallen haben, sondern auch Frauen jene großen tiefsinnigen Bilder vor andern liebgewinnen. Ein zweiter Vorwurf gegen beide Meister behauptet, daß sie die Köpfe im Verhältniß zu dem übrigen Körper nicht sorgsam genug ausbildeten; man könnte die Köpfe oft zuhalten, ohne viel zu verlieren. Dies letztere ist zugleich ein großes Lob und beweist, daß also die ganzen Gestalten sprechen. Bei den Bildern, die Rafael selbst gemalt hat, sind aber die Köpfe trefflich ausgeführt, wie auf den beiden erwähnten großen Fresken und auf vielen Oelgemälden, auch der Kopf seines verklärten Christus ist wunderbar herrlich, und wo Kaulbach's eigene Hand waltet, wie auf seinen Cartons, auf seinen Zeichnungen, wird auch er von jenem Vorwurf freigesprochen werden können. Pecht tadelt die Konstantinsschlacht von Rafael; sie mache gleich den meisten Schlachtbildern nur den Eindruck eines widerlichen Getümmels, die beiden Hauptfiguren seien keineswegs die besten und würden in geistiger Concentration der Handlung von den beiden in Kaulbach's

Hunnenschlacht wol übertroffen. Das Werk ist erst nach Rafael's Tod ausgeführt, aber von Kugler mit Recht eine Schlachtsymphonie genannt worden. Pecht entschuldigt Kaulbach's Bilder an der neuen Pinakothek, er preist den Reineke und die Hunnenschlacht, findet aber Anderes bald theatralisch, bald kalt, und den Maler selbst nennt er modern, skeptisch, ironisch, ungläubig. Daß Ironie und Humor vielfach hervortreten, ist kein Vorwurf, wenn es an rechter Stelle geschieht; ungläubig ist Kaulbach im Sinne der Nazarener und Ultramontanen, aber in der Art und Weise, wie er in der Weltgeschichte die Thaten göttlicher Weltregierung offenbart, zeigt er eine freie, gedankenvolle Religiosität, eine Versöhnung des Christenthums und des Humanismus, wie sie die neuere deutsche Philosophie anstrebt, wie sie, wenn auch weniger selbstbewußt, ebenfalls in der Tiefe des Geistes von Cornelius liegt. Kaulbach ist eben dem Bewußtsein unserer Zeit nicht fremd, noch haßt er es, sondern er weiß ihm künstlerisch Gestalt zu verleihen.

Doch ich will von einer Schrift, der ich so vielen Genuß verdanke, mit der ich in den meisten Punkten freudig übereinstimme, nicht im Hader über Einzelnes scheiden, sondern lieber noch zwei Stellen hervorheben, in welchen Pecht der materiellen Richtung unserer Zeit gegenüber die große Bedeutung der Kunst für das Leben ausspricht:

> Himmlische Wirkung der Kunst, die entzückt und erhebt, wenn die Spuren aller übrigen menschlichen Thätigkeit längst verweht sind! Venedigs Größe ist in Staub gesunken, seiner Helden, seiner Staatsmänner Arbeit ist vernichtet bis auf die letzte Spur, aber seiner Baumeister, seiner Maler Werke beherrschen heute noch mit ihrem Glanze die Welt, machen das Entzücken des Gebildeten, geben Anstoß, Regel und Gesetz für tausend Schöpfungen neuerer Zeit. O diese Werke des schaffenden Genius sind größere Thaten und haben mächtigere Wirkung als alle gewonnenen Schlachten über sterbliche Menschen auf blutigem Felde, denn sie sind gewonnene Schlachten des unsterblichen Geistes!

Die andere Stelle knüpft sich an Mailand und seinen Dom; Pecht sagt:

> Je unbedeutender nun Alles ist, was man bisher in der Stadt getroffen, um so überraschender wirkt es auf das Gemüth, wenn man durch eine finstere Gasse kommend auf den Platz heraustritt und dies wunderbare Gebäude im Sonnenschein silbern vom sapphirnen Grunde des Himmels sich abheben sieht wie eine ganze versteinerte Pflanzenwelt, die mit tausend Blumen und Knospen, Blättern und Zweigen, Stämmen und Wipfeln hinauf ins Licht, in die Klarheit strebt. Der ganze zauberische Bau ist wie ein Gebet, wie ein Opfer, das alle Zungen und alle Herzen der ganzen Stadt dem Höchsten hier dargebracht! Gott! wie wohl thut einem solch ein Werk der Begeisterung und der Schönheit in der nüchternen Welt! Wie verklärt und veredelt es Alles rundum! Wie die Flammen der Abendröthe auch die geringste Hütte wie den riesigen Gletscher mit ihrem Purpur bekleiden, so adelt er mit seinem Schwung und seiner Schönheit die ganze Stadt, hält sie zusammen, ist ihr König, auf den sich Alles bezieht, auf den man immer wieder die Blicke zu richten sich gezwungen sieht. Nehmt Mailand seinen Dom und ihr habt ihm die einzige Rose genommen, ein nüchterner Dornstrauch bleibt zurück. Welche furchtbare niederschmetternde Verurtheilung unserer genußsüchtigen Zeit, in der die Erhaltenden beständig nur von der Pflege der „materiellen Interessen", wie die Zerstörenden von der Emancipation des Fleisches sprechen, ist doch solch eine Schöpfung des reinsten Idealismus! Haben die Regierenden, die den Bauch und den Mammon so unvernünftig immer in den Vordergrund schieben, haben die Reichen, die so arm am Herzen sind, die Großen, die ihre unendlichen Mittel am liebsten für Maitressen und Pferde vergeuden, haben die wol jemals berechnet, wie viele Herzen der bloße Anblick dieses Werks der Begeisterung für eine Idee getröstet und erhoben, wie vielen Millionen er seit einem halben Jahrtausend entzückte Stunden bereitet, sie um eine der schönsten Erinnerungen bereichert, ihr Gemüth zu Gott und zum Vergessen der irdischen Pein emporgehoben hat? Können sie das mit ihren Kanälen und Eisenbahnen, ihren Pensionen und Staatspapieren? Begreifen sie denn nicht, daß der Künstler, der ein solches Werk erdenken und ausführen konnte, einer der größten Wohlthäter der Menschheit ist, da er unser Herz füllt, während sie kaum die gemeinsten Sinne befriedigen können?

Das zweite der obengenannten Bücher behandelt nicht ganz Italien, sondern nur eine einzige Stadt, aber diese ist Rom. Schon Goethe's Tasso sagt:

> Und spricht in dieser ersten Stadt der Welt
> Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
> So viele tausend stumme Mahner winken
> In ernster Majestät uns freundlich an!

Und es ist nicht das mittelalterliche oder moderne Rom, in dem Braun sich uns als kundiger Führer anbietet, sondern das antike mit seinen Ruinen, mit seinen Bildwerken. Und wenn in jenen das Alterthum sichtbar in die Gegenwart hereinragt, so sind diese so zahlreich und herrlich, daß wol alle Museen der Welt zusammen keine solche Fülle von Werken des griechischen und römischen Meißels bieten, als hier im Vatican, auf dem Capitol und in mehren Privatsammlungen vereinigt sind.

Emil Braun ist ein Gelehrter, Secretär des Archäologischen Instituts in Rom, durch archäologische Abhandlungen wie durch seine Mythologie unter den Fachgenossen hochangesehen; was er uns bietet, ist nicht der erste Eindruck, ist nicht die Freude flüchtigen Beschauens, sondern die langsam gereifte Frucht vieljähriger Studien und eines anhaltenden liebevollen Verkehrs mit den alten Kunstwerken. Sein Buch über die römischen Antiken nun zeigt uns zugleich eine Wendung der Archäologie aus der trockenen Notizenkrämerei und der philologischen Citatenwirthschaft zur neulebendigen Anschauung der Kunstwerke, die nun wieder mehr um ihrer Schönheit willen betrachtet werden, statt in ihnen eben nur Zeugnisse für einzelne mythologische oder historische Hypothesen zu erblicken. So tritt Braun denn in die Fußtapfen Winckelmann's und Visconti's. Mit richtiger Einsicht verschmäht er den leeren Kunstenthusiasmus und geht den Ideen nach, seien es religiöse, seien es geschichtliche, die in den einzelnen Werken ausgeprägt sind, und sucht sich und uns klar zu machen, wie und warum die Ausführung eine befriedigende sei. Er springt nicht von einem Werke zum andern, sondern vertieft sich in die Eigenthümlichkeit eines jeden für sich; er steht auf der soliden Basis der Denkmälerkunde, welche Zoega gelegt hat, aber er besitzt ungleich mehr poetischen Sinn als dieser, und so

hat er die Formensprache der Alten verstehen gelernt und weiß sie nun uns wieder zu deuten. Auch das müssen wir an ihm rühmen, daß er zu den Männern gehört, die sich zu beschränken wissen, die uns die Resultate ihrer Arbeit ohne den Staub ihrer Werkstatt und den Schweiß ihrer Hände darreichen, erkennend, daß Jeder nur einen bestimmten Kreis des Wissens umfassen kann und ihm daher zu seinem eigenen Forschen nur das Große und Bedeutende aus andern Gebieten rein und klar mitgetheilt werden sollte. Darum verwirrt uns Braun nicht durch die Masse, aber er verweilt eingehend bei dem Vortrefflichen und gewinnt auch ohne jenen Notenprunk, mit dem gerade die Schülerhaftigkeit am liebsten ihr Ungenügen auf wohlfeile Art bemäntelt, unser Vertrauen durch die Gediegenheit seiner Darstellung. Wer möchte ihm seine Vorliebe für die Antike verargen? Doch führt sie ihn einige mal zu weit. Wenn er jene herrliche Gruppe voll dramatischen Lebens geschildert hat, den Gallier, der, das todte Weib im Arm, mit trotzigem Blick auf die Feinde das Schwert gegen sich selbst kehrt (in der Villa Ludovisi), so sagt er:

Die Schwertspitze ist so geführt, daß sie die hinter dem Schlüsselbein gelegene große Schlagader erreichen muß, deren Durchschneidung den Tod rasch und sicher zur Folge hat. Auch in diesem wohlverstandenen Motiv, welches wir Neuern kaum zu beachten pflegen, offenbart sich jener sichere Takt für die naturgemäße Wahrheit, der die Werke alter Kunst ausnahmslos auszeichnet, während die Neuern auf die wunderlichsten Dinge gerathen sind.

Aber wie stimmt hiermit, was Braun selbst über das Roß Marc Aurel's auf dem Capitol sagt:

Bei dem Pferde hat sich der Künstler die Freiheit genommen, die gehobenen Füße über das Kreuz zu setzen, was für die stilistische Anordnung der Massen von wohlthätigen Folgen ist, dagegen mit der Naturwahrheit, ja sogar mit den Naturbedingungen streitet.

Vom sterbenden Fechter sagt Braun wiederum selbst, daß in seiner Haltung ein an den Anblick lungenwunder Menschen gewöhnter Arzt viele Unrichtigkeiten nachzuweisen im Stande sei, daß aber gerade diese Freiheit des Bildners zum Ausdruck des geistigen Gehalts diene und damit zur Schönheit führe, und setzt hinzu:

Sowie der Dichter, welcher seine dramatisch aufgeführten Gestalten eine Sprache und in Bildern reden läßt, die jenen ewig fremd gewesen sind, das Recht hat, Einzelnes anzudeuten und Anderes ganz zu verschweigen, so ist es auch dem bildenden Künstler gestattet, Momente, die für den Wundarzt die allerwichtigsten sind, die selbst der Physiker für wesentlich erklärt, zu übergehen und dagegen dasjenige, welches geistig ausdrucksvoll ist, durch poetisch ergreifende Züge hervorzuheben.

Vollkommen einverstanden; nur darf Braun, wenn er antike Naturwahrheit preist, nicht der neuern Kunst ihr geistiges Stilisiren vorwerfen, noch, wenn er die künstlerisch stilisirte Darstellungsweise der Alten lobt, die Neuern eines falschen Naturalismus anklagen. Er vertheidigt ferner die eingesetzten farbigen Augen alter Statuen, namentlich bei Erzgußwerken; mir scheint das schlechthin barbarisch, ein Ueberschreiten des Gebiets der Plastik, wie es wol der durchaus plastische Sinn der Alten wagen konnte, wie es uns aber zum Kunstverderbniß führen würde. Braun billigt, daß von den Alten häufig bei Gruppen, wie des Laokoon, der Elektra mit Orest, die Hauptgestalt über das Größenverhältniß der andern weit hinausgerückt werde; mir scheint das eine Unvollkommenheit zu sein, die statt des geistigen Uebergewichts die körperliche Masse setzt.

Die Anknüpfung an Winckelmann tritt uns auch dadurch vor das Auge, daß Braun die berühmten Werke des vaticanischen Belvedere, den Apoll, den Hercules Torso, den Mercur, Meleager und Laokoon, welche in neuerer Zeit seit dem Bekanntwerden der Phidias'schen Arbeiten vom Parthenon in Athen in der Schätzung der Archäologen wie der Künstler etwas zu sehr in den Hintergrund gestellt worden sind, auf neue Weise mit ebenso tiefem Verständniß als warmer Liebe würdigt. Ein weiteres Verdienst seines Buchs besteht darin, daß er von den Copien und dem Decorationsstil zu einer geistigen Reconstruction des Originals und seiner künstlerischen Ausführung hinleitet. Denn es war nicht nur Sitte bei den Griechen, daß der einmal von einem genialen Meister gefundene Typus eines Götter- oder Menschenideals in der Folge festgehalten wurde, sodaß wir aus spätern Statuen der Pallas oder des Zeus auf die Phidias'schen Bildsäulen zurückzuschließen vollberechtigt sind, die Römer wollten auch in der Kaiserzeit ein oder das andere berühmte Werk in einer Nachbildung zum Schmuck ihrer Paläste, Bäder, Landhäuser haben; solche Werke wurden flüchtig und mit Berechnung des Standorts ausgeführt, aber es blieb doch die geistvolle Idee des Ganzen sichtbar, man genoß doch so viel wie bei dem Kupferstich eines großen Gemäldes, wie bei dem Klavierauszug einer Mozart'schen Oper, einer Beethoven'schen Symphonie. Wo nun in Rom selbst mehre Copien eines Originals vorhanden sind, wie etwa von dem Faun des Praxiteles, da stellt sie Braun zusammen, zeigt, wie jede besondere Vorzüge hat und wie deren Verschmelzung uns einen annähernden Begriff der ursprünglichen Schönheit gibt; er wünscht, daß man, was er schriftstellerisch thut, auch durch Gypsabgüsse wenigstens einzelner bedeutender Theile thun möge, deren Vergleichung dann höchst lehrreich wäre. Wie sehr er Recht hat, zeigt ein Besuch des Lateranischen Museums. Dort ist die schönste Dichterstatue der Welt, ein 1839 in Terracina gefundener Sophokles, im Original, zugleich aber befindet sich in einem Nebenzimmer der Gypsabguß derselben neben jener reizenden Gewandstatue Neapels, die früher den Namen des Aristides trug, jetzt als Aeschines erkannt ist. Beide haben viel Aehnliches, aber der Sieg von Sophokles' erhabener Anmuth ist ebenso entschieden, als der Unterschied auffallend, der den gelungenen Gypsabguß immer noch vom Marmororiginale trennt.

Das Braun'sche Buch ist nicht blos dem Reisenden in Rom ein willkommener Führer zu gründlicher Auffassung des Vortrefflichen, es ist auch für den Archäologen, für den Freund des Alterthums, für den Künstler und Aesthetiker außerhalb Roms eine so belehrende

als genußreiche Lectüre, eine Fundgrube freisinniger Bemerkungen und reifer Erkenntnisse. Aber auch für den Historiker ist es von großer Wichtigkeit. Braun hat nämlich ganz besonders auf die Porträtdarstellungen in Statuen und Büsten sein Augenmerk gerichtet, er hat eingesehen, daß die Alten es verstanden, die Totalität des Charakters, die innere Grundgestalt des Menschen in bleibenden Zügen so auszuprägen, daß das Leben mit seinen Thaten und Schicksalen als die Entfaltung desselben daraus entwickelt werden kann, daß gar manche einzelne Handlung ein anderes Ansehen gewinnt und erst recht verstanden werden kann, wenn wir den Kern und das Wesen des Mannes erfaßt haben; und wie die persönliche Bekanntschaft mit einem Dichter oder Denker uns nicht selten einen Schlüssel für tiefere Blicke in seine Werke und einen Standpunkt für deren richtige Würdigung gewährt, so soll uns ein Gleiches durch die Anschauung ausgezeichneter Bildnisse zutheil werden. Die Griechen haben von einem Homer, Hesiod, Aesop u. A. in späterer Zeit Büsten entworfen, in denen die Künstler die Persönlichkeit jener Männer auf ideale Weise aus ihren Werken herausgestalteten, sie haben aber zur Blütezeit der Plastik einen Perikles und Alexander, einen Sokrates, Plato und Aristoteles, einen Aeschylus und Sophokles mit so vielen andern Unsterblichen im Anschluß an die Wirklichkeit im Marmor verewigt, und zur Zeit der römischen Kaiser ward das Streben nach Porträtdarstellungen, das die Römer schon in ihren wächsernen Ahnenbildern hatten, auf eine umfassende und ausgezeichnete Weise befriedigt. Wie es Braun gelingt, das Leben und den Sinn der Helden und Dichter, Staatsmänner und Denker des Alterthums aus ihren Statuen und Büsten zu deuten und Hülfe für unsere Auffassung jener aus der Auffassung ihrer zeitgenössischen Künstler zu gewinnen, ist in der That bewundernswerth, und wer sich für die Geschichte Griechenlands und Roms interessirt, dem werden die Charakteristiken großer Männer, die er angesichts ihrer Marmor- und Erzbilder gibt, hochwillkommen sein.

Auf eine andere, aber auf eine gleichfalls sehr anziehende Art vermittelt uns Ernst Guhl die persönliche Bekanntschaft mit den Architekten, Bildhauern und Malern aus der Blütezeit der italienischen Kunst, indem er eine Auswahl ihrer Briefe übersetzt und erläutert hat. Es sind in Italien seit 30 Jahren durch Bottari und Ticozzi, durch Gaye und Gualandi bändereiche Sammlungen von Briefen, Contracten und andern Documenten in Bezug auf die Kunstgeschichte des 14. — 17. Jahrhunderts erschienen, aber diese Sammlungen waren ein ungehobener Schatz, da sie in ihrer Massenhaftigkeit Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander häuften und die Sprache und Schreibweise der Künstler, die den Meißel und Pinsel besser als die Feder zu führen verstanden, so viele Schwierigkeiten dem Nichtitaliener boten, daß eben ein anhaltendes Studium erfodert wurde, um jene Bücher fruchtbar zu machen. Ernst Guhl hat sich dieser Arbeit unterzogen und seine Aufgabe mit Glück gelöst und zur Kunstgeschichte, die sich seither vorzugsweise mit der Aufeinanderfolge der Stile und Kunstweisen, mit dem Entwickelungsgang der Meister nach ihren Hauptwerken beschäftigte, einen sehr schätzbaren Beitrag dadurch geliefert, daß er über die eigentliche Persönlichkeit, den Charakter, die Anschauungsweise der Künstler, über ihre Stellung im wirklichen Leben und über die Art, wie sie an der Bildung und geistigen Bewegung ihrer Zeit theilnehmen, uns hier aus ihren eigenen Briefen und aus den Stimmen der Zeitgenossen die wünschenswerthen Aufschlüsse gibt.

Wie wichtig dies subjective Element für die richtige Würdigung der Kunstwerke selbst ist, wird in Deutschland Niemand verkennen, dem es nicht fremd geblieben ist, welche Förderung das Verständniß der Dichtungen Goethe's und Schiller's durch die Kenntniß ihres innern Lebens gewonnen hat. Der Künstler stellt eben in seinem Werk nicht blos einen äußern Gegenstand oder eine Idee allgemeingültig dar, sondern er drückt sein eigenes Ich zugleich darin aus und überträgt sein innerstes Wesen auf seine Arbeit; dies aber kennen zu lernen ist die unabsichtliche Offenbarung des Charakters im Brief und dessen Ausdrucksweise ein Hauptmittel. Und wie mit dieser letztern die Kunstweise selbst zusammenhängt, tritt nicht blos bei so gewaltigen Persönlichkeiten wie Michel Angelo hervor, und Guhl macht unter Anderm mit Recht aufmerksam auf die unstäte Weise in den Briefen des Filippo Lippi, auf die Züge eines einfachen stillen Gemüths in denen des Benozzo Gozzoli, auf die Naivetät in den Erzählungen Mantegna's, auf die Sorgsamkeit und Liebe im Testamente des Lorenzo di Credi. Von noch größerer Wichtigkeit sind Aeußerungen der Künstler über ihr eigenes Schaffen. Sodann spiegelt sich in einzelnen Persönlichkeiten eine ganze Zeit, ein ganzer Volksstamm; Guhl erblickt in der gediegenen Redeweise Aliberti's und in Giovanni Santi's unterthänigem Wesen ein Bild des Gegensatzes des Freistaats von Florenz und des Herzogthums von Urbino. Sodann hebt er die Bedeutung der Briefe für das sociale Element der Kunstgeschichte hervor, das sich uns zeigt im Verkehr der Künstler untereinander, im Verhältniß derselben zu den Auftraggebern und Gönnern, in ihren Beziehungen zu den Vertretern der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit. Die Kunstblüte Italiens wie die Griechenlands hing mit einer künstlerischen Gestaltung der Lebensverhältnisse, der Anschauungen und Ueberzeugungen zusammen, und was die damaligen großen Künstler auszeichnet, das ist auch „die Achtung vor der Wissenschaft, die Theilnahme an der Gesammtbildung der Zeit, der rege Verkehr mit deren Vertretern". Das führte die italienischen Meister aus den Grenzen ihrer Werkstatt hinaus, das ließ sie theilnehmen an der Wiedererweckung des Alterthums und daraus für ihre Schöpfungen einen herrlichen Gewinn ziehen. Wie Leonardo, Michel Angelo, Rafael in dieser Beziehung dastehen, ist ein Vorbild, das für die größten neuern Maler, für Cornelius und Kaulbach, nicht vergebens war, bei vielen Andern aber wenig Nachahmung

fand, und umgekehrt tragen immer nur noch wenige Werke der Wissenschaft bei uns ein künstlerisches Gepräge, ja es gibt noch Zöpfe und Tröpfe genug, die da meinen, Gründlichkeit und Tiefe vertrügen sich nicht mit anmuthiger und verständlicher Darstellung, und die, wo sie die letztere sehen, auf Unwissenschaftlichkeit schließen. Und doch bestehen in der lebendigen Erinnerung der Jahrhunderte nur die Werke der Kunst und Wissenschaft, in welchen ein wahrer Ideengehalt eine schöne Form gefunden hat. Von jener Glanzperiode Italiens sagt Guhl:

Ein inniger Verkehr zog die Künstler mit in den Kreis der wissenschaftlichen Bewegung hinein, sodaß sie gleichsam die Blüten von den Arbeiten ihrer gelehrten Genossen und Freunde einsammeln und denselben in ihren Werken eine Stätte bereiten konnten. So nahm einerseits die Wissenschaft ein künstlerisches Gepräge und andererseits die Kunst das geistiger Bildung an. Die fertigen Resultate dieser Bildung wurden in die künstlerische Thätigkeit übertragen, und ohne daß die Künstler den Anspruch machten, Philosophie und Weltgeschichte zu doziren, ohne daß der Naivetät des künstlerischen Schaffens irgendwie Abbruch geschehen wäre, konnte der gesammte Bildungsproceß und der ganze Ideengehalt ihrer Zeit an ihren Werken zur vollendeten und schönen Erscheinung gelangen.

Kenner und Freunde der Kunstgeschichte brauchen wir auf das Guhl'sche Buch nicht erst aufmerksam zu machen; im Sinne eines weitern Leserkreises wird es aber wol sein, wenn wir nach einigen culturhistorisch interessanten Mittheilungen aus dem Gebiet der Architektur und Sculptur unsern Blick auf die allberühmten großen Maler Leonardo da Vinci, Rafael, Michel Angelo, Tizian wenden und sehen, wie das Bild derselben in ihren Briefen persönliches Leben gewinnt.

Es ist bekannt, daß der mailänder Dom einen deutschen Baumeister hat, daß deutscher Einfluß und deutsche Hülfe überhaupt bei den gothischen Bauten Italiens walteten, der germanische Stil aber hier, wo die antiken Formen fortwährend vor Aller Augen standen, in seiner Höhenrichtung nicht rein durchgeführt, mit römischen Elementen versetzt und in eine modern-italienische Weise hinübergeleitet wurde, die schon Andrea di Cione mit der Loggia dei lanci in Florenz begann, die dann Brunelleschi, Allberti, Peruzzi, Bramante weiter ausbildeten und Palladio etwas schablonenhaft in alle Welt verpflanzte; es war die Renaissance, die Wiedererweckung des Alterthums im Anschluß an eine Periode nicht sowol des kirchlichen als des weltlichen Baus im neuern Europa. Wir sehen nun aus der Mittheilung einer Abhandlung des Architekten Filarete (1460), daß diesem bereits das Verständniß der gothischen Formensprache völlig abhanden gekommen ist. Er mahnt nicht blos von derselben ab als von einer schlechten Praxis, sondern sagt bestimmt genug: „Verdammt sei, wer danach baute! Ich glaube, es war nur ein barbarisches Volk, das sie nach Italien gebracht hat." Milder und einsichtsvoller lautete das Urtheil Rafael's in seinem Schreiben an Leo X. über die Aufnahme und Restauration des alten Rom (1519). Rafael erkennt, daß vielmehr Italien nach dem Untergange der Alten Welt in völlige Barbarei und äußerste Roheit in künstlerischen Dingen verfallen war, und lobt die Deutschen, daß sie die Baukunst zu einem neuen Leben erweckt haben. Rafael zieht freilich die griechisch-römischen Ornamente den deutschen weit vor, er hält noch die Ansicht von der Entstehung des Spitzbogens aus zusammengebogenen Baumästen fest und hält ihn für minder tragkräftig als den Rundbogen; „auch hat der Spitzbogen nicht jene Anmuth für unser Auge, dem die Vollkommenheit des Kreises wohlthut, wie denn auch die Natur fast nie nach andern Formen zu streben scheint". Mit ähnlicher Mäßigung spricht Palladio in einem Schreiben an die Bauvorsteher von San-Petronio in Bologna (1572) über die Vollendung dieser Kirche, die im gothischen Stil begonnen war, und zählt dabei die bedeutendsten Werke Italiens „von deutscher Arbeit" rühmend auf, namentlich nennt er den mailänder Dom einen für jene Zeit gewaltigen Bau. San-Petronio in Bologna suchte man in einer Art fortzubauen, welche gothische und antike Formen mischte; dagegen erklärte sich Pellegrino dei Pellegrini von Mailand; er stimmte für die Antike, weil der Tempel ein Haus Gottes sei und darum so schön als möglich gebaut werden müsse. Wolle man aber das Deutsche beibehalten, so solle man es ganz thun, seine Vorschriften beobachten, die viel verständiger seien, als Andere meinten, und nicht einen Stil mit dem andern äußerlich verbinden. In der Masse des Volks scheint aber eine Vorliebe für das Gothische, das dem christlichen Geist Entsprechende, fortbestanden zu haben, und auf das allgemeine Urtheil mußten auch die gelehrten Architekten etwas geben. Und so haben wir einen Brief des Cardinals Montalto, der 1588 von Rom aus nach Bologna schreibt, er habe erfahren, daß Meister Carlo Cremona, ein Schneider, mit einigen Dreieckzeichnungen nicht blos die Künstler überzeugt habe, daß die begonnene Wölbung übermäßig niedrig und häßlich sei, sondern auch Volk und Edelleute für seine Ansicht gewonnen. Sie möchten also den Architekten Terribilia und den Schneider Carlo nach Rom schicken, wo sie Gründe und Gegengründe vorbringen sollten, damit man richtig und zu allgemeiner Genugthuung den Bau vollführe.

Zwei Briefe des Bildhauers Ammanati (um 1590) spiegeln eine große geschichtliche Idee in der Entwickelung eines einzelnen Künstlers. Seiner Jugendzeit nach gehörte er der Kunstperiode in der ersten Hälfte seines Jahrhunderts an, als die glänzende und heitere Bildung unter Julius II. und Leo X. Heidnisches und Christliches unbefangen zusammenbrachte und die Künstler nach der vollendeten Schönheit der Form trachteten, unbekümmert, ob der Inhalt christlich oder heidnisch war. Da erschütterte die Reformation die Gewissen, und die katholische Kirche selbst raffte sich innerlich auf zu einer Wiedergeburt in religiöser Strenge. Man brach nun wieder mit den Elementen der classischen Weltanschauung, damit das Christliche von ihnen nicht überwuchert werde. Und unter dem Einflusse dieser allgemeinen Stimmung einer kirchlichen Restauration sieht nun Ammanati das Bestreben seines frühern Lebens als eitel und verwerflich

an. Die Nacktheit der Gestalten, die eine frühere Zeit naiv und unbefangen gebilligt hatte, schien jetzt ein sittengefährlicher Gräuel; das dünkte aber dem Künstler vor allem wichtig, daß die Seele keinen Schaden nehme. Ehe man das öffentliche Leben und die Religion gefährde, solle man lieber den Tod des Körpers und des Rufs zugleich wünschen. Es peinigt ihn, daß er die heidnischen Götzen verherrlicht hat, für deren Vertilgung das Blut der Märtyrer geflossen sei. Warm und innig ermahnt er seine jüngern Genossen, an dem Wort Michel Angelo's festzuhalten, daß die guten Künstler immer auch gute Christen wären.

Wenden wir uns zu Leonardo da Vinci. Diesen Mann habe ich in meinem Buch über „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit" neben Columbus den großen Forscher- und Entdeckergeistern der Wissenschaft angereiht; er war einer der vielseitigsten Menschen, die je gelebt; Genie als Maler, der die verschiedenen Strebungen und Richtungen zuerst zu einer Durchdringung und Vollendung brachte, groß als Bildhauer und Architekt, namentlich im Festungs- und Wasserbau, ausgezeichnet als Poet und Musiker und dabei von rastlosem Wissenstrieb beseelt, dabei ein hoher und großer Charakter. Ein Aufsatz Leonardo's über den Sieg der Florentiner über die Mailänder bei Anghiari gibt uns Aufschlüsse über jenen berühmten Schlachtencarton, den er im Wetteifer mit Michel Angelo gezeichnet; beide Werke übten großen Einfluß auf die Zeitgenossen, wurden aber nicht al fresco ausgeführt und gingen bis auf fragmentarische Nachzeichnungen zugrunde. Guhl folgert nun aus jenem Aufsatz, daß der Kampf um die Fahne, den Rubens copirt und Edelinck in Kupfer gestochen, nur eine Episode war, daß in der Mitte der Kampf um die Brücke, auf der einen Seite der betende Patriarch und der ihm in der Wolke erscheinende Apostel Petrus, auf der andern das zur Flucht gewandte Heer der Feinde dargestellt war, und daß somit die Konstantinsschlacht Rafael's und ich möchte hinzusetzen der Amazonenkampf von Rubens in der münchener Pinakothek unter dem Einflusse von Leonardo's Carton entstanden sind. In einem Briefe an Lodovico Sforza nennt Leonardo neben seiner Thätigkeit als Bildhauer und Maler besonders die Geheimnisse, die er in Bezug auf das Kriegswesen, auf Brückenbau, Kanal- und Minengraben, Geschützwerkzeuge von furchtbarer Kraft und Instrumente von wunderbarer Wirkung und ganz außergewöhnlicher Art besitze. Staunend ahnen wir seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und deren Anwendung. Ein anderer Brief zeigt ihn als sorgsamen Hausherrn und Landbesitzer, indem er seinen Verwalter zur Verbesserung der Weincultur ermahnt; durch zerbröckeltes Mauerwerk oder Mörtel von zerfallenen Gebäuden soll der Boden gedüngt werden, und er weiß dabei schon, daß die Pflanzen aus der Luft einen großen Theil ihrer Nahrung ziehen, wofür in unsern Tagen die Chemie noch streiten mußte.

Die wenigen Briefe Rafael's sind alle ebenso viele Documente für den milden und edeln Sinn des herrlichen Künstlers. In allen Perioden seines Lebens athmen sie gleich seinen Gemälden denselben Geist kindlicher Liebe und reiner Humanität. Seiner Naturbegabung war das Schaffen leicht und eine freie Lust, doch machte er einen angestrengten Entwickelungsproceß durch, so sehr, daß Michel Angelo, allerdings übertreibend, da bei ihm das schönste Gleichgewicht eintrat, sagen mochte: er habe zu wenig durch Natur und zu viel durch das Studium in der Kunst erlangt. Den Oheim Ciarla, der nach des Vaters Tod sein Vormund geworden, redet er nicht anders an als: „Wie ein Vater Verehrter!" und bespricht mit ihm offen und innig alle Lebensverhältnisse. Während mannichfacher Heirathsanträge ist er seiner Liebe zu jener Unbekannten treu, die unter dem Namen der Fornarina als seine Geliebte genannt wird, ohne daß wir näheres Beglaubigte über sie wüßten. Als ihm der Auftrag zur Darstellung der Theologie in der Disputa geworden, erbittet er von einem Freunde „jene Predigt" und unmittelbar daneben die Liebeslieder des Ricciardo, Stramboloti, die der Geliebten vorgesungen wurden. Guhl sagt:

Wie bezeichnend ist diese naive Zusammenstellung zwei an sich so verschiedener Verlangen! So einfach und so leicht hingeworfen dieselben auch erscheinen, so öffnen sie doch einen tiefen Blick in das Herz des Künstlers. Es ist ein Stück Menschen- und Kunstgeschichte darin enthalten.

Auf der Rückseite nun von Studienblättern zu jenem großen Wandgemälde, der Disputa, hat man ein Sonett von Rafael's Hand gefunden, das in der Uebersetzung von Regis also lautet:

Du hast mich, Liebe, mit zwo lichten Sonnen
Der Augen, die mich schmelzen, mit der Glut
Aus weißem Schnee und Rosenpurpurblut,
Mit holder Sprach' und Anmuth eng umsponnen.

D'rum brenn' ich so, daß weder See noch Bronnen
Je löschen könnten solchen Brand; doch thut
Dies Immerweiterglüh'n d'rin mir so gut,
Daß ich nur brennen will je mehr entbronnen.

Wie selig, wenn zu sanftem Joch verschlungen
Den Hals mir ihre weißen Arm' umzweigen!
Ich stürb' vor Weh, hätt' ich mich losgerungen.

Doch Viele schon zog höchstes Glück zum Reigen
Des Todes! D'rum verstummt, Erinnerungen,
Und deiner immer denkend will ich schweigen.

Wahrhaft verständnißinnig ist, was Guhl bei dieser Gelegenheit in psychologischer Beziehung bemerkt:

Der Erguß begeisterter Liebe, um so wahrer, als der dichtende Künstler noch selbst im Suchen des Ausdrucks befangen ist, geht hier Hand in Hand mit der höchstgesteigerten Thätigkeit des Geistes, die Rafael gerade damals in den Malereien des durch höchste Vollendung der Ausführung wie durch den größten Reichthum des Gedankeninhalts ausgezeichneten ersten Zimmers im Vatican bekundete. Eine Gemeinsamkeit der Gefühle, die J. J. Rousseau in der „Neuen Heloise" so schön ausgesprochen hat: „Die wahre Liebe ist ein zehrendes Feuer, das seine Glut in die übrigen Gefühle überträgt und diese mit neuer Kraft belebt; deshalb hat man gesagt, daß die Liebe Helden mache." Wer je Liebe empfunden, der wird bewußt oder unbewußt an sich selbst jene Steigerung aller Seelenkräfte

zu einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Thätigkeit erfahren haben. Und wie sollten beide nicht noch inniger bei Rafael verbunden sein, dessen Seele so ganz voll von unbegrenzter Liebe und dessen Kunst so ganz von seiner innersten Seele erfüllt war? Bei Rafael, dessen hohes Meisterwerk, die Sixtinische Madonna, uns den Aufschwung der Kunst mit dem Bilde seiner Geliebten in so wunderbarer Verschmelzung zeigt? Und wer nun diese Geliebte gewesen sei? Hier hat, glaube ich, die Forschung sich selbst ihre Grenzen zu ziehen. Des Künstlers Geist und Kunst, sein Streben, Kämpfen und seine Erfolge gehören der Welt an und der Geschichte; seine Liebe, wenn sie anders nicht wie bei Michel Angelo von ihm selbst und von der Geschichte gefeiert wird, soll sein eigen bleiben.

Ein Brief an Francesco Francia zeigt Rafael's Liebenswürdigkeit im Verkehr mit Kunstgenossen, der an den Grafen Castiglione, einen der gefeiertsten Schöngeister jener Tage, seinen innigen Verkehr mit den Höchstgebildeten seiner Zeit. Dieser Brief enthält auch das berühmte Wort Rafael's, es gebe so wenig schöne Frauen und die Auswahl der Formen zu treffen sei schwierig: „Da nun aber immer Mangel an richtigem Urtheil wie an schönen Frauen ist, so bediene ich mich beim Malen einer gewissen Idee, die in meinem Geist entsteht." Ein anderer Brief bezieht sich auf den Bau der Peterskirche, wo er indeß zum Nachtheil des Ganzen statt des griechischen Kreuzes das lateinische in den Grundriß brachte. Ein Bericht an Leo X. zeigt ihn in seinem Verhältniß zur Antike. Niemand darf mehr Steine mit Inschriften und Fragmente von Bildsäulen und Ornamenten ohne seine Erlaubniß zerschlagen oder zu Neubauten verwenden; er leitet die Arbeiten, die Fundamente des alten Rom offen zu legen und das Bild desselben durch Ausgrabungen, gelehrte Forschung und künstlerische Reproduction wiederherzustellen. So sehr wir auch hier die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und seines Wirkens bewundern, bedauern muß ich doch, daß er durch diese Geschäfte, abgesehen davon, daß er wahrscheinlich bei dem Vermessen der Stadt zu diesem Zwecke sich das todbringende Fieber zuzog, von seinem eigentlichen Lebensberufe auf eine zeitlang entfernt wurde, sodaß er in der höchsten Blüte seiner Kraft mehr durch Compositionen und Entwürfe als durch eigene Ausführung von Bildern wirkte.

Alle Zeugnisse von Rafael's eigener Hand bestätigen das Wort Vasari's in der Biographie des Meisters: daß der Himmel ihm die Kraft verliehen, zu erwecken, was wider die Natur der Maler zu streiten scheint; denn alle, geringe wie große, waren einig, sobald sie in der Gesellschaft Rafael's arbeiteten; jede üble Laune schwand, wenn sie ihn sahen, jeder niedrige gemeine Gedanke war aus ihrer Seele verscheucht. Eine solche Uebereinstimmung herrschte zu keiner Zeit als in der seinigen. Dies kam daher, daß sie durch seine Freundlichkeit, durch seine Kunst und mehr noch durch die Macht seiner schönen Natur sich überwunden fühlten. Ist denn dieses Urtheil Vasari's gar nicht zur Kenntniß Hundeshagen's gelangt, oder wie mochte er angesichts solcher Worte in seinen sonst so ausgezeichneten Reden im Dienste der Innern Mission von Rafael sagen, „er sei ein Mann der unedelsten Wirklichkeit gewesen"? („Der Weg zu Christo", S. 236.) Jedes echte Schaffen in Kunst und Wissenschaft ist außerdem an sich religiös, ein Liebeswerk der Versöhnung von Gott und Welt, von Geist und Natur auf eine eigene Weise, und wer des Tertullianischen Spruchs so gern gedenkt, daß die menschliche Seele von Natur eine Christin ist, der sollte doch auch jenen schon oben erwähnten von Michel Angelo nicht übersehen: daß die guten Künstler auch gute Christen sind. Und was die großen Maler Italiens betrifft, so möchte ich auch das noch zu beachten geben, daß die meisten von ihnen zu Savonarola in einer intimen Beziehung standen.

Aus Michel Angelo's langem, bewegtem, reichem Leben liegt eine ganze Reihe von Briefen vor; die hohe Gewalt, die feste Strenge und schroffe Größe seines Geistes, der Freiheitssinn seines Herzens, die Selbständigkeit seines unbeugsamen Charakters prägt sich in ihnen ab; wir begleiten ihn in seinem heldenhaften Kämpfen, wir sehen, wie das große Werk, von dem er den Triumph und die Unsterblichkeit seiner Kunst erhoffte, das Grabmal Julius' II., für ihn zur Tragödie und zum Quell jahrelanger Seelenleiden wird, wir sehen, wie er der Welt Trotz bietet, arm lebt, wo er in Reichthum schwelgen könnte, und einzig um Gottes willen noch im hohen Alter den Bau der Peterskirche leitet; aber wir gewinnen aus seinen Briefen auch viele Züge von Milde, Herzensgüte und Innigkeit des Gemüths, und so ergänzen sie mit seinen Gedichten die Werke seiner Bildnerhand als eine Offenbarung des Weiblichen in seiner Natur. Guhl hat ihn mit Vorliebe behandelt und namentlich aufmerksam gemacht, daß man aus einzelnen kräftigen Kernsprüchen und humoristischen Auslassungen der Künstler übereinander noch nicht auf Unverträglichkeit und Feindschaft schließen dürfe; ebenso wenig werden wir verkennen, daß bei einem Mann wie Michel Angelo alles Wohlwollen eines tiefen Gemüths doch noch einzelne Ausbrüche verletzender Leidenschaft nicht dämpft.

Michel Angelo war groß durch die Intensität seiner Lebenskraft, Tizian durch deren freie blütenreiche Entfaltung; wenn jener sich seinen Ideen opfert, so weiß dieser sie sich vortheilhaft zu verwerthen, das Dasein zu genießen und als feiner Weltmann mit dem Strome der Zeit nach seinem schönen Ziele zu schwimmen. Der Glanz und die Farbenpracht seiner Bilder war ein Abglanz seines festlich-heitern Innern, das sich nicht in die Tiefen und Abgründe des Seins vergrub, sondern in einer Verklärung der Natur des Reizes ihrer Erscheinung sich erfreute.

So zeigt uns die Höhenzeit der Kunst in Italien eine Mehrzahl ausgezeichneter Genien, deren jeder in seiner Weise ein Größtes vollbringt und die, jeder seine Originalität bewahrend, einander zur Darstellung des vollen Menschenthums nach seiner sinnlichen und geistigen Seite harmonisch ergänzen.

Moritz Carriere.

Literatur aus und über Rußland.

1. Beiträge zur Kenntniß der poetischen und wissenschaftlichen Literatur Rußlands, von Rudolf Minzloff. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1854. 1 Thlr.
2. Belletristische Blätter aus Rußland. Aus dem Feuilleton der „Petersburger Zeitung" gesammelt und herausgegeben von Clemens Friedrich Meyer. Erster Jahrgang. Petersburg, Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1853.
3. Magazin für die Kunde des geistigen und sittlichen Lebens in Rußland. Wissenschaftliche Mittheilungen aus den Beilagen der „Petersburger Zeitung". Herausgegeben von Clemens Friedrich Meyer. Erster Jahrgang. Petersburg, Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1853.
4. Mémoires d'un seigneur russe, traduits du russe par *Ernest Charrière*. Paris, Hachette. 1852. 8.
5. Nouvelles choisies du comte Sollohoub, traduits par le comte *de Lonlay*. Paris, Hachette. 1854. 8.
6. La Russie contemporaine, par *Léouson le Duc*. Zweite Ausgabe. Paris, Hachette. 1854. 8.
7. Melodion. Klänge der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe. Epische und lyrische Poesien von B. L. Jacowlew. Illustrirt von Sokolow und Schukowski. Erster Band. Petersburg, Goetz u. Comp. 1852.
8. Dichterkanon. Ein Versuch, die vollendetsten Werke der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen auszuzeichnen. Von Johann Heinrich Neukirch. Kiew, Zawadzki (Riga, Kymmel). 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist schon in einem frühern in d. Bl. mitgetheilten Artikel *) hervorgehoben worden, welche Fortschritte die Schätzung und Würdigung der russischen Literatur während der letzten Jahre im Auslande gemacht hat, namentlich aber in Deutschland und Frankreich, in welchen beiden Ländern seit einiger Zeit viel aus dem Russischen übersetzt worden ist, während das dritte moderne Culturvolk, das englische, den Erscheinungen der russischen Literatur bisher geringere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben scheint. Der Engländer ist nicht so kosmopolitisch wie der Deutsche und nicht so beweglich und neugierig wie der Franzose. Er verhält sich möglichst lange gleichgültig und abweisend, weil er weiß, daß, wenn er sich erst einem Gegenstande hingibt, die Zähigkeit, womit er daran festhält, um so größer sein wird. Dies Verhalten zeigte er unter Anderm der deutschen Literatur gegenüber. Die productive russische Literatur trug bisher, mit wenigen bedeutendern Ausnahmen, einen mehr unterhaltenden Charakter, und mit der Unterhaltungsliteratur ist es in England unvergleichlich besser bestellt als in Rußland. Die Engländer lieben bei fremden Nationen ursprünglichen Geist in ursprünglicher Form zu finden, wie sie das bei den deutschen Dichtern und Denkern zum großen Theil gefunden haben; aber russische Gedichte in Byron'schem Geschmack sagen ihnen sehr wenig zu. Doch haben es unter den russischen Prosaisten Karamsin und unter den russischen Dichtern, trotz ihrer Byron'schen Toilette, Puschkin und Lermontow — auf welchen Letztern die Briten namentlich durch Bodenstedt's treffliche Arbeiten aufmerksam wurden — auch in England zu einigem Rufe gebracht, sind auch zum Theil, wie Andere schon vor ihnen, übersetzt worden. Eine Blumenlese aus russischen Dichtern gab schon Bowring 1821 unter dem Titel „Specimens of the Russian poets" heraus. *)

Viel mehr Aufmerksamkeit wurde der russischen Literatur in Deutschland erwiesen. Dies hängt theils mit unsern weltliterarischen Tendenzen, theils mit der steigenden politischen Macht Rußlands zusammen, indem diese uns begierig macht, auch in der russischen Literatur die nationalen Elemente und Eigenschaften kennen zu lernen, auf welchen dieses Wachsthum beruht. Ferner ist, wie wir wissen, der deutsche literarische und seit Peter dem Großen selbst der deutsche gouvernementale Einfluß auf die russische Cultur fortdauernd ein sehr bedeutender gewesen, und Hunderttausende Deutscher, die ihre eigenen Zeitungen haben (z. B. die „Petersburger Zeitung", die „Petersburger Handelszeitung", den von Garlieb Merkel 1807 gestifteten, in Riga erscheinenden „Zuschauer", die „Rigaer Zeitung", die „Dörptsche Zeitung", das „Inland" u. s. w.), leben in Rußland theils dicht auf einzelnen Punkten zusammengedrängt, wie in den bereits durch einen Musenalmanach auch lyrisch vertretenen deutschen Ostseeprovinzen, theils über das ganze Land bis zum Ural zerstreut, besonders aber in der Hauptstadt des Reichs selbst. Namentlich wird auch an den nationalrussischen Universitäten selbst deutsche Sprache und Wissenschaft von geborenen Deutschen fortdauernd gepflegt, nicht zu gedenken der vielen deutschen Erzieher und Erzieherinnen, die bei so manchen aristokratischen russischen Familien einen unerlaßlichen Bestandtheil der Hofdienerschaft bilden.

Um die Kenntniß der russischen Literatur haben sich in Deutschland vorzüglich verdient gemacht: Borg durch seine Sammlung: „Poetische Erzeugnisse der Russen", König durch seine „Literarischen Bilder aus Rußland", Otto durch sein „Lehrbuch der russischen Literatur", Jordan durch seine „Geschichte der russischen Literatur", Wolfsohn, Lippert und namentlich Bodenstedt, dessen Ernennung zum Professor der slawischen Sprachen an der münchner Universität ihre weitern Früchte tragen wird,

*) Vgl. in Nr. 32 den Artikel „Russen und Deutsche", als dessen Fortsetzung und Ergänzung der gegenwärtige betrachtet werden mag.

*) In einem manches Bemerkenswerthe enthaltenden, im „Magazin für die Literatur des Auslandes" mitgetheilten Artikel über die Sprüchwörter der Russen wird, wie wir anmerklich erwähnen, der russischen Poesie ein herbes Urtheil gesprochen, der Charakter des Volks überhaupt als ein enger, dumpfer, gedrückter dargestellt. Der Verfasser sagt sodann: „Daß bei einer solchen Anlage des Volks, wo alle Hebel zu einem geistigen Aufschwung fehlen, gerade das Gebiet der Poesie, der glorreichsten Documentation des göttlichen Gehalts im Menschen, noch bis zur heutigen Stunde als ein ziemlich blütenloser Garten erscheinen muß, liegt auf der Hand. Ob er je volle Rosen tragen wird, darüber mögen uns die folgenden Jahrhunderte belehren. Wir erwähnen nur beiher, daß, wo wir für heute sprechen hören von einer Meisterschaft der russischen Poesie, wir recht wohl wissen, daß dieselbe mit wenigen Ausnahmen (unter denen wir besonders Derschawin, den Sänger der gefeierten Ode «Gott», hervorheben) ihren Nimbus minder eigener Lichtkraft als fremden Sonnen entliehen hat, da der Russe mit einer ziemlichen Schnellkraft des Geistes fremde Verdienste sich anzueignen und jedes fertige Product meisterlich zu reproduciren versteht."

durch Uebertragungen Puschkin'scher und Lermontow'scher Poesien. Beachtenswerth ist auch in Mundt's „Literaturgeschichte der Gegenwart" das die russische Literatur betreffende Capitel. Zu ihnen gesellt sich der Herausgeber von Nr. 1, den „Beiträgen zur Kenntniß der poetischen und wissenschaftlichen Literatur Rußlands", Rudolf Minzloff. Diese Sammlung enthält poetische Sachen von Michael Lomonossow (gest. 1765), dem Fabeldichter Krylow, der von den Russen selbst wegen seiner specifisch-russischen Färbung bisher für unübersetzbar gehalten wurde, von Alexander Puschkin, Schukowski, der Gräfin Rostoptschin, sodann eine Uebertragung der originellen und charakteristischen, aber derb und massig gearbeiteten Novelle „Wiy" von Nikolaus Gogol, mehrer russischen Lebensbilder von Wladimir Dahl (echt russische Dorfgeschichten und von charakteristischer Naivetät), einen Blick auf den Rechtszustand des alten Rußland nach einer Abhandlung von Kawelin und eine Analyse eines Romans von Iwan Gontscharow: „Eine gewöhnliche Geschichte." Von diesem Roman sagt der Verfasser:

Diese gewöhnliche Geschichte hat ein ungewöhnliches Glück gehabt. Dem größern Theile der russischen Leser gefiel sie in einem so hohen Grade, daß die Exemplare des „Zeitgenossen", der diesen Roman publicirte, nicht hinreichend waren, um die Leselust des Publicums zu befriedigen, und daß besondere Abdrücke in beträchlicher Zahl veranstaltet werden mußten. Wie dies kurz vorher mit Dostojewski's „Armen Leuten" der Fall war, wurde auch von dieser neuen Erscheinung wieder behauptet, daß sie alles Vorhergegangene bei weitem übertreffe. Ein Beweis von der großen Lebhaftigkeit, mit welcher das russische Publicum jedem Schritte seiner vaterländischen Literatur folgt. Der Reiz des Neuen bewährt seine Macht. Die Beurtheilung stellt sich, wie ein hinkender Bote, etwas später, aber sicher ein, um dem neuen literarischen Ankömmlinge seinen gebührenden Platz anzuweisen, einen Platz, der oft von der schwindelnden Höhe, wohin ihn der erste warme Enthusiasmus der Lesewelt stellte, ziemlich weit entfernt ist.

Damit geht es also, wie man sieht, in Rußland gerade ebenso wie sehr oft auch bei uns. Es mag übrigens ganz richtig sein, wenn der Herausgeber bemerkt, daß dieser Roman als Roman nicht eben sehr hochstehe, aber wie aus der Skizze hervorgeht, scheint er doch als treues, mit russischer Detaillirung und Kaustik ausgeführtes Sittengemälde Werth zu haben. Die prosaischen Stücke dieser Sammlung sind, wie Minzloff in der Vorrede bemerkt, eine Auswahl der Beiträge, die er für die „Petersburger Zeitung" von 1847 bis Ende 1851 geschrieben, während welcher Zeit er an der Redaction derselben theilnahm. Die Uebersetzung der „Zigeuner" von Puschkin entstand auf ganz eigenthümliche Art, die mit einigen Worten Erwähnung verdient. Minzloff machte 1841 mit Jurij Anderejewitsch Bachmetjew, Offizier der kaiserlichen Leibgarde, einem Manne von seltenen Gaben, der bald darauf den Seinen durch ein tragisches Schicksal entrissen werden sollte, eine Vergnügungsreise die Wolga abwärts, bei der es vorzüglich auf das Steppenwild abgesehen war. In einsamen Stunden, wenn sie in lauen Sommernächten auf dem Verdecke des Wolgaschiffs lagen, oft auch, während sie bei Tagesanbruch auf ungesattelten dickköpfigen Kirgisenkleppern durch das hohe Steppengras trabten, unterhielt Bachmetjew seinen Genossen, indem er ihm aus dem Gedächtnisse die schönsten Stellen aus Puschkin recitirte. Namentlich wußte Bachmetjew Puschkin's „Zigeuner" ganz auswendig. Nach dem Vortrag jeder Strophe wurde sogleich eine Uebersetzung derselben versucht und so lange umgeformt, bis sie Beiden genügte. Abends und Morgens wiederholten sie alles Fertiggewordene, und nach einigen Monaten, als sie die Strecke von Saratow nach Petersburg selbander im Schlitten zurücklegten, waren sie so weit, daß sie das ganze Gedicht, Jeder in seiner Sprache, Vers um Vers hersagen konnten, eine Beschäftigung, die ihnen die überschwängliche Muße einer ununterbrochenen Reise von zehn Tagen und zehn Nächten unglaublich verkürzte. Erst in Petersburg wurden die Verse niedergeschrieben.

Als Probe von des Herausgebers Uebersetzertalent wählen wir folgendes schöne Gedicht der Gräfin Rostoptschin:

O wüßtest du, daß flammend meine Seele
Auf ewig sich an deine Seele schloß.
O wüßtest du, was zitternd ich verhehle
Und was mir Gift in meine Freuden goß.
O wüßtest du, daß tief in ihrem Herzen
Die Sklavin dich gleich einer Gottheit ehrt.
O wüßtest du, daß diese stillen Schmerzen
Den Lebenskeim in meiner Brust zerstört.
O wüßtest du!

O wüßtest du, wie mühsam ich erringe
Der Ruhe Schein in deiner Gegenwart.
O wüßtest du, welch schweren Kampf ich ringe,
Da Stolz allein mein schwaches Herz bewahrt.
O wüßtest du, welch Sinnen bang und trübe
Dein immer gleicher Blick in mir erweckt,
Seit zur Erwid'rung meiner stummen Liebe
Ich Kälte nur in deiner Brust entdeckt.
O wüßtest du!

O wüßtest du, wie wunderbar die Liebe
In Herzen wirkt, die ganz sich ihr geweiht,
Wie hell auflodernd uns're schönsten Triebe
Ihr Zauberstrahl zu heil'ger Glut erneut;
Dann würdest du die arme Sklavin wählen,
Sie, deren Liebe keiner andern gleicht.
Die Hoffnung flüstert, wenn mich Zweifel quälen:
— Noch liebt er nicht, doch bald, ja bald vielleicht
O wüßtest du!

Nr. 2 und 3, Sammlungen der im Feuilleton der (deutschen) „Petersburger Zeitung" erschienenen Aufsätze mannichfaltigster Art, stellen sich dem Auge als sehr dicke stattliche Bände dar, zu deren Volumen übrigens der Inhalt in keinem ganz günstigen Verhältniß steht. Die Ueberschriften versprechen oft mehr, als der Inhalt erfüllt. Es fehlt keineswegs an Aufsätzen, die für die Kenntniß russischen Lebens und russischen Strebens auf dem Gebiete der Poesie und Wissenschaft von Interesse sind, deren Bedeutung aber noch mehr hervortreten würde, wenn der Herausgeber sich einer strengern Auswahl befleißigt hätte. Nr. 2 ist belletristischen Inhalts. Die deutschen Originalbeiträge an Gedichten, Erzählungen und Humoresken wollen nicht viel bedeuten, sie haben etwas

Farbloses, Mattes und entbehren auf der einen Seite ebenso sehr der deutschen Tiefe als auf der andern der scharf markirten Physiognomie, die man in den bessern russischen Originalproducten findet. Man sieht ihnen zu sehr an, daß sie für einen unter ein großes Volk eingesprenkelten Bruchtheil eines auswärtigen Volks geschrieben sind, für ein Publicum, welches sich gewissermaßen nur geduldet fühlt und dessen Schriftsteller nicht wagen, im Geiste der Nation, der sie ursprünglich angehören, zu denken und zu schreiben. Dies wird man auch namentlich von einer Zeitung nicht erwarten können, deren Redacteur noch jüngst im petersburger Alexander-Theater ein russisch-patriotisches Spectakelstück: „Der Feind vor Odessa", aufführen ließ. Nichtsdestoweniger heißen wir auch diese deutschen Sprachübungen der „Petersburger Zeitung" willkommen, weil sie eben in deutschen Lauten zu uns sprechen und beweisen, daß die deutsche Sprache sich an der Newa wie am Mississippi zu literarischen Leistungen wenigstens fähig erhalten hat.

Dankenswerther als diese ursprünglich deutsch verfaßten Beiträge sind die vielen Uebersetzungen aus dem Russischen, worunter Gedichte von Baratinski, Benediktow, Kolzow, Kukolnik, Lermontow, Puschkin, Schukowski und Erzählungen von Dahl, Turgenjew u. A., dann Uebersetzungen aus dem Finnischen, z. B. die Kullerwo-Episode des finnischen Epos „Kalewala", aus dem Schwedischen und Polnischen, sodann Charakteristiken und kritische und literarische Aufsätze, z. B. über Elisabeth Kulmann, über Gogol's Bedeutung in der russischen Literatur, endlich Schilderungen aus verschiedenen Gegenden Rußlands. Unter letztern sind namentlich einige Briefe aus Kamtschatka von Interesse, die von dem traurigen Zustande der dortigen Ureinwohner ein höchst klägliches Bild entwerfen. Es gibt solcher Urbewohner kaum noch an 5000. Pocken und Syphilis arbeiten an ihrer Vernichtung. Es gibt kein Dorf (Ostroschok), wo nicht 9/10 der Bewohner von diesen Krankheiten angesteckt wären. Wenn 6—7 Personen in einem Ostroschok arbeitsfähig sind, so ist dies schon sehr viel; oft gibt es deren kaum 2—3; alle übrigen quälen sich auf ihren Lagerstätten, bis sie endlich diesen schrecklichen Krankheiten erliegen. Den Winter denkt man sich übrigens furchtbarer, als er ist; die Kälte steigt wegen der Nähe des Meeres niemals sehr hoch; ein Kältegrad von 10° wird schon für einen sehr bedeutenden gehalten; dafür dauert er um so länger; bis Juni gibt es Schnee oder unergründlichen Koth, und noch im Juli trägt man Winterkleider. In landschaftlicher Beziehung wird übrigens Kamtschatka als sehr malerisch geschildert und sogar behauptet, diese Halbinsel sei malerischer als die Schweiz, was viele Personen, welche beide Länder besucht, versichert hätten.

Nr. 3 enthält die mehr wissenschaftlichen Aufsätze aus dem Jahrgang 1852 der „Petersburger Zeitung" und theilt sich in die Rubriken: „Geschichte"; „Literaturgeschichte"; „Biographisches" (z. B. über Castrén, Langsdorff, Morgenstern, Schukowski); „Bibliographischer Anzeiger"; „Russische Journalistik" (worunter eine Uebersicht derselben); „Gelehrte Gesellschaften"; „Pädagogik"; „Geographie"; „Ethnographie und Statistik"; „Naturwissenschaften"; „Staatswirthschaft"; „Landwirthschaft"; „Handel und Gewerbe." Interessant ist in der literarischen Abtheilung ein Schreiben Schukowski's an den Grafen Uwarow. Man erfährt daraus, daß Schukowski seine berühmte Uebersetzung des Homer unternommen hat, ohne ein Wort griechisch zu verstehen. Wie ist das möglich, wird man fragen? Ein deutscher dienstbarer Geist setzte ihn dazu in Stand. Professor Grashof in Düsseldorf schrieb eigenhändig sehr sauber die ganze „Odyssee" im Original ab, setzte unter jedes griechische Wort das entsprechende deutsche und unter jedes deutsche Wort die grammatische Bedeutung des darüberstehenden griechischen Worts. Aus diesem Rohmaterial, das ihm nur ein gelehrtes deutsches Lastthier liefern konnte, setzte Schukowski seine russische Uebertragung zurecht. Man sieht, wie die deutsche Sprache immer mehr zur gelehrten Centralsprache wird. Aehnlich gibt man in England sehr häufig dänische und schwedische Schriften, russische und serbische Poesie nach vorhandenen deutschen Uebersetzungen wieder. In derselben Abtheilung dieses Sammelwerks befindet sich eine Gedächtnißrede Dawydow's auf Gogol. Es wird darin erwähnt, daß dieser in einem Briefe sich darüber beklagt habe, wie er von Niemand so recht begriffen worden sei, außer von Puschkin. Dieser sagte nämlich: kein anderer Schriftsteller habe wie Gogol die Gabe besessen, die Gemeinheit des Lebens so klar, die Niedrigkeit des gemeinen Menschen in solcher Kraft hinzustellen, daß das ganze Detail, welches den Blicken so leicht entgehe, Allen deutlich ins Auge springe.

Nr. 4 ist die französische Uebertragung leichtgeschriebener Skizzen von Turgenjew, deren russischer Titel: „Memoiren eines Jägers", man weiß nicht warum, von Charrière in die Memoiren eines „seigneur" umgetauft worden ist. Der Verfasser liebt nach dem Muster Gogol's, wie fast alle russischen Erzähler, die genaue, fast ans Peinliche streifende Detaillirung; dagegen arbeitet er nicht so ins Grobe, und wo er spottet, fehlt es ihm nicht an Grazie. Er schlägt sogar hier und da in das Genre über, was man auch wol das „intime" nennt. Die novellistische Erfindung, wo diese sich zeigt, ist nicht gerade originell, aber Interesse gewinnen diese Skizzen durch den localen fremdartigen Hintergrund, auf dem sie sich bewegen, und durch die anziehenden Schilderungen aus dem russischen Volksleben. Die französische Kritik hat sich durch die gegenwärtigen Kriegsverhältnisse nicht abhalten lassen, diesen Skizzen ein sehr freundliches Gesicht zu machen, wie dies unter Anderm eine Kritik von Prosper Mérimée in der „Revue des deux mondes" beweist. Etwas Trübes und Schweres hängt auch über diesem russischen Product bei aller Eleganz. Nr. 5 enthält in correctem und selbst elegantem Französisch die Uebertragung von fünf Novellen des Grafen Sollohub, die jedoch kein sehr hervorstechendes Interesse haben, weil sie sich mit den fashionabeln Gesellschaftskreisen von Petersburg

beschäftigen, die wol noch blasirter sind als die in andern europäischen Hauptstädten. Léouzon le Duc's Schrift „La Russie contemporaine" (Nr. 6) liegt in zweiter Auflage vor uns und ist unter Anderm mit neuen Mittheilungen über hervortretende Persönlichkeiten, z. B. Nesselrode, Fürst Mentschikow, Fürst Paskewitsch, Graf Orlow u. A., vermehrt worden. Die Befestigungen von Kronstadt und Sewastopol schildert der Verfasser als wirklich furchtbar, aber für uneinnehmbar hält er sie deshalb nicht.

Nr. 7. „Melodion" von J. B. Jacowlew ist namentlich für uns Deutsche und zwar deshalb von Interesse, weil Jacowlew, der wenigstens väterlicherseits Russe ist, in deutscher Sprache dichtet. Er gehört also, wie der Franzose Chamisso, wie der Italiener Cajetan Cerri in Wien, wie der Ungar Bakody, wie so manche Dänen, zu jener Zahl von Ausländern, die sich in die Art deutschen Fühlens und Empfindens und in die Formen deutscher Lyrik, welche sich allein diesen Gefühlen und Empfindungen als genau entsprechender Ausdruck herleihen, so hineingelebt haben, daß man ihnen den Ausländer gar nicht oder nur an einzelnen undeutschen Sprachwendungen abmerkt. Die „Petersburger Zeitung" weist dem Dichter einige solche undeutsche Härten und Gezwungenheiten nach; es sind aber zum Theil solche, wie man sie auch sonst wol bei noch nicht ganz durchgebildeten deutschen Dichtern antrifft. Hier einige Proben, zuvörderst das Sonett:

Die ersehnte Nacht.

Komm, holde Nacht, und bring' den Frieden wieder,
Den Himmelsfrieden, den der Schmerz ersehnt;
Schon hat das Abendroth die Welt versöhnt,
Und alle Menschen sind auf Erden Brüder.

Im Schlummer ist des Tages Lärm vertönt;
Der Vogel hüllt den Schnabel ins Gefieder,
Und wo auf Erden noch ein Auge thränt,
Das strahlet jetzt vom Frieden Gottes wieder.

Es sank, es sank der Schmerzen bange Kette,
Die ganze Erde strahlet Himmelsruh'
Und Frieden schließt ihr Thränenauge zu.

Denn um der Erde weite Lagerstätte
Rauschet der Schattenvorhang hin und fällt,
Und durch die Nacht blickt Gott auf seine Welt.

Es stören zwar in diesem Sonett einige unechte Reime, aber sie sind einem geborenen Russen, der es mit der genauen Nüancirung in der Aussprache der Vocale und Diphtonge schwerlich sehr genau nehmen wird, wohl verzeihlich, da ja selbst unsere classischen Dichter nicht immer sich vor ähnlichen zu hüten gewußt haben. Die drei ersten Strophen eines längern Gedichts „Sione" lauten:

Im Dichtungstempel rauscht ein ew'ger Brunnen;
Da glänzet Licht in sieben Säulenhallen,
Und still verhallen
Die Töne weltfern wie ein Wasserfallen.

Da hat die Liebe ihren Hain erzogen,
Ein jedes Blättchen hat da sein Getön,
Und in das Dunkel
Haucht jeder Ton ein anderes Gefunkel.

Sione weilt dort gern in heil'ger Stille,
Voll Seelenklänge ist der Quelle Rauschen;
Hier laßt uns lauschen,
Welch heil'ges Wort Sione uns enthülle.

Und die Schlußstrophe:

Im Schmerze klingen lauter deine Lieder,
Dann tritt im Aug' die Thräne uns zurücke,
Und uns're Blicke,
Die folgen dir, und sie erglänzen wieder.

Die deutsche Journalistik, die so häufig nur beachtet, was ihr gerade in die Hand läuft oder in die Hand gezwungen wird, hat meines Wissens Jacowlew geringe oder gar keine Beachtung geschenkt; aber wohl hat es ein französisches literarisches Blatt, das „Athenaeum français", übernommen, diese interessante Erscheinung zu würdigen in einem längern von Thalès Bernard verfaßten Artikel, in welchem es unter Anderm heißt:

Geboren in Livland, diesem sonderbaren Lande, welches durch Seen und Sümpfe fast wie ein Schachbret quadrirt ist, hat der Dichter von einer deutschen Mutter jene träumerische Zuneigung zur Natur und jenes weiche Gemüth eingesogen, das man an allen Seelen wahrnimmt, welche bewohnen

Cette terre de Goethe, où Schiller a rêvé.

Wenn, wie Hr. von Turgenjew versichert, das russische Idiom leider nur zu arm an Worten ist, durch die sich die Eigenschaften des Herzens ausdrücken lassen, so hat Jacowlew wohl daran gethan, sich in seinem „Melodion" der deutschen Sprache zu bedienen, der Sprache Schiller's, der Sprache der keuschen Liebe, der Träumerei und des Wohlwollens gegen alle Menschen.

Nur Eins gefällt dem französischen Kritiker nicht: die geringe Zuneigung, welche der deutsch-russische Dichter für Frankreich zeigt; er meint:

Jacowlew liebt Schiller aufs glühendste und hat sich von ihm durchdringen lassen; möge er die „Horatier" lesen, vielleicht wird er sich dann veranlaßt fühlen, sie höher zu stellen als „Wilhelm Tell."

Ein Dichter von dem idealen schwärmerischen Gemüth Basilius Jacowlew's wird aber niemals vermögend sein, Corneille's mit dem dramatischen Richtscheit abgemessene Tragödien über Schiller's Dichtungen zu stellen. Ueber die Gemüthsrichtung Basilius Jacowlew's gibt wohl am besten Aufschluß, was der Dichter selbst von seinen Poesien sagt:

Das Herz der Edlen war mein Quell der Lieder,
D'rum suchen sie auch ihre Heimat wieder.

Nr. 8. „Dichterkanon", ein Versuch, die vollendetsten Werke aller Nationen „auszuzeichnen", gehört eigentlich nicht genau hierher, da darin mehr über nichtrussische Literaturen als über die russische gehandelt wird; aber dies ziemlich umfangreiche Buch fügt sich hier am besten ein als ein Lebenszeichen deutschwissenschaftlichen Strebens im fernen Kiew. Der Verfasser, Johann Heinrich Neukirch, ist ordentlicher Professor an der St.-Wladimir-Universität zu Kiew, das Buch selbst ist in der Universitätsdruckerei gedruckt und durch eine kiewer Buchhandlung zu beziehen. Es ist ein Verzeichniß der bedeutend-

sten Dichter und dichterischen Schriften aller Zeiten und Nationen nebst einleitenden biographischen und erläuternden Bemerkungen und Angabe der „gewandtesten“ deutschen Uebersetzungen und als Handbuch nicht unbrauchbar, obschon die eigenen Urtheile des Verfassers nicht eben sehr viel Tiefe haben, außer vielleicht in den Augen der Studirenden der St.-Wladimir-Universität von Kiew. Die russische Literatur kommt darin im Grunde sehr dürftig weg, ausführlicher sind darin nur Krylow, Puschkin und Gogol behandelt, während nicht weniger als 51 deutsche Autoren berücksichtigt werden, vom Verfasser des Nibelungenliedes und den Minnesängern an bis herab auf Scherenberg, Gutzkow, Laube, Auerbach, Hebbel, Kinkel, Geibel, Redwitz, Julius Hammer, Mosen, Waldau, Tellkampf, Roquette u. s. w. Das dem Buche beigegebene Verzeichniß der literarischen Hülfsmittel, deren sich der Verfasser bediente, beweist, daß die russischen Gelehrten alles literarische Material erhalten können, dessen sie zu ihren Studien bedürfen. Man findet darunter die Literaturwerke von Gervinus, Rosenkranz, Mundt u. s. w., desselben Mundt, dessen Name wie der der andern Mitglieder des literarischen Jungdeutschland nur drucken zu lassen eine zeitlang in einem sich der höchsten Intelligenz rühmenden großen deutschen Staate verboten war. Dem Unterzeichneten wurden in einem damals von ihm redigirten Blatte die Namen Heine, Gutzkow, Mundt, Laube, Wienbarg, wo er sie zu nennen versuchte, von dem Censor unbarmherzig gestrichen, und es war eine Art Ereigniß, als er nach vielen wiederholten Versuchen endlich eine harmlose Stelle aus einer frühern Schrift Theodor Mundt's mit dessen vollem Namen durchbrachte. Man sieht, daß die russische Censur in dieser Hinsicht auf einem liberalern Standpunkt steht als die Censur jenes deutschen Staats im Jahre 1835.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die russische Literatur. Herzen in seinem in Nr. 32 d. Bl. besprochenen Buche über „Rußlands sociale Zustände“ erkennt einen großen Vortheil darin, daß die ersten russischen Autoren Männer aus der großen Welt waren, daß die russische Literatur dadurch Ausdruck der feinen Gesellschaft und das „plumpe und gemeine Element, dem man zuweilen in der deutschen Literatur begegnet“, davon fern gehalten wurde. Dies kann sich doch wol zumeist nur auf den stilistischen Ausdruck beziehen, denn in Bezug auf Inhalt und geistige Beschaffenheit begegnet man in Gogol und der Gogol'schen Schule einer sehr entschiedenen Neigung zur Roheit. Die russische productive Literatur, die es noch nicht sehr weit über das bloße Sittengemälde hinaus gebracht hat und in diesem ihre größte Stärke besitzt, theilt sich, soweit wir sie verfolgen konnten, in zwei sehr verschiedene Richtungen, deren eine der Darstellung des höhern blasirten Gesellschaftslebens, die andere der Schilderung des Volkslebens in all seiner nackten Roheit und selbst Gemeinheit huldigt. Was die erstere betrifft, so begegnet man in ihr überaus häufig der Schilderung von Individuen, die anfangs, wenn auch keinen eigentlich idealistischen, doch passionirten Anlauf nehmen, um schließlich in Lebensüberdruß, Blasirtheit oder der Fettleibigkeit des Materialismus zu enden. Die Zustände keines Staats sind auch wol so wie die Rußlands dazu gemacht, allmälig den Glauben an alle edlern Motive im Menschen auszurotten. Gesündern Elementen, die sich oft in sehr eigenthümlicher Weise aussprechen, begegnet man in den Kreisen des eigentlichen Volks, zu dem man auch den ärmern Provinzialedelmann, der den petersburger Kreisen stets fern blieb, mit Recht zählen kann. Dahl erzählt von einem solchen Edelmann Folgendes: Seine beiden Söhne wurden, weil sie das vorschriftsmäßige Alter, das dazu gehört, um in die Candidatenliste des Cadettencorps aufgenommen zu werden, bereits überschritten hatten, aus dieser gestrichen. Was that nun der Vater? Er nahm sich das Leben, weil es eine Verordnung gibt, „daß vater- und mutterlose Waisen ohne Eintrittsexamen und ohne Berücksichtigung der Reihenfolge aufgenommen werden“. Ein anderer von Dahl erzählter Zug ist folgender: Ein Hausirer kehrt, wie gewöhnlich nach dem Jahrmarkt, bei einem Landmann ein. Er hat aus seinen Waaren viel Geld herausgeschlagen und läßt dies seinen Bewirther sehen. Das ist zu viel Versuchung für diesen. Nach langem Kämpfen beschließt der Landmann, den Hausirer zu ermorden. Verzerrten Angesichts, mit hochgehaltenem Beil tritt er auf diesen zu. Da ruft er plötzlich: „Bete, bete! Der Teufel verblendet mich, ich will dich umbringen!“ Und nun nöthigt er den Hausirer mit ihm in den Staub niederzuknien und alle Gebete herzusagen, die er weiß, bis der Teufel von ihm gewichen ist. Man kann diese Geschichten bei Minzloff nachlesen.

Man erblickt in der russischen Literatur auf der einen Seite fashionable Blasirtheit und Lebensüberdruß, auf der andern Seite Ironie und Sarkasmus. Jeder ideelle Halt und Mittelpunkt fehlt. Diese Erscheinungen deuten auf einen wenig haltbaren Zustand. Es steckt etwas Auflösendes und Revolutionäres darin. Der volksthümlichste Schriftsteller ist neben Puschkin jener Gogol, der mit Vorliebe das Häßliche malt und ein unbarmherziger Spötter ist, der, wie er selbst von sich gesteht, die Wunden und innern Krebsschäden der Gesellschaft aufzudecken und das erschütternde Bild des triumphirenden Bösen darzustellen liebt, der, wie Prosper Mérimée von ihm äußert, „an einer Gesellschaft zu verzweifeln scheint, in der er nichts als Schurken oder Bestien erblickt“. Wenn eine noch junge Literatur nach kurzer Zeit ihres Bestehens schon einen solchen Standpunkt erreicht hat, so ist das ein sehr bedenkliches Vorzeichen. Man vergesse nicht, daß die Russen keine romantisch-ritterlichen Traditionen haben, die sie von der Gegenwart abzögen, man denke an die auf ein tiefes Seelenleiden deutende Trauer, die aus ihren Volksliedern heraustönt, an die traditionelle Verherrlichung von Abenteurern und Räubern, in deren Leben sie allein die Freiheit erblicken, deren ein Russe habhaft werden konnte, an die mancherlei Sekten und Skites (schismatische Ge-

meinden), die freilich noch keine Literatur haben, die aber gerade in ihrem dumpfen Instinct einmal losbrechen könnten und deren Bewegung dann eine communistische und socialistische Tendenz haben würde.

In diesen Zuständen namentlich wühlt Herzen, dessen oben genanntes Buch gerade in den diese Fragen betreffenden Partien sehr bedeutend ist. Es sind nicht die oft genannten Lomonossow, Derschawin, Karamsin, Schukowski, Gretsch, Bulgarin (welche beiden Letztern er Renegaten nennt), die in seiner Schrift zumeist beachtet werden; er legt das meiste Gewicht auf die zersetzenden, sarkastischen Geister, auf die Spötter und Satiriker. Nach ihm war Wiezen der erste Autor, in dessen Schriften jenes dämonische Princip des Sarkasmus und des Unwillens hervorbrach, welches sich fortan durch die ganze russische Literatur hindurchziehen und herrschender Geist darin werden sollte. Herzen sagt:

In dieser Ironie, in diesen Geißelhieben, die nichts schonen, nicht einmal die Person des Autors selbst, liegt für uns eine Lust der Rache, ein boshafter Trost; durch dieses Lachen zerreißen wir die Solidarität, die zwischen uns existirt und jenen Amphibien, die weder die Barbarei zu bewahren noch die Civilisation sich anzueignen verstehen und die allein an der officiellen Oberfläche der russischen Gesellschaft schwimmen.

Herzen schildert den mächtigen Einfluß, den die Literatur in Rußland gewonnen hat, wie sich der Wissensdurst der Zöglinge an den Civil- und Militärschulen, den Gymnasien, Lyceen und Akademien bemächtigte, wie Moskau gegen den petersburger Geist Fronte machte, wie sich in Moskau und in den Provinzen eine Classe unabhängiger Männer bildete, die ein öffentliches Amt nicht annehmen wollten und statt dessen sich mit der Verwaltung ihrer Güter, mit Literatur und Wissenschaft beschäftigten und als „Müßiggänger" von der Regierung mit scheelen Blicken angesehen wurden. Er schildert die Bedeutung Puschkin's und den Einfluß Polewoi's, der längere Jahre den „Moskauer Telegraphen" mit schlagendem Witz redigirte, dann, als das Blatt verboten wurde, nach Petersburg ging, hier in einen unterwürfigen Schmeichler ausartete und den „Sohn des Vaterlandes" gründete; dann die Wirksamkeit Senkowsky's, eines russificirten Polen, der eigentlich vor nichts Achtung hatte und mithin zu Denen gehörte, welche der russischen Regierung als Werkzeuge am liebsten sind; die Wirksamkeit Kolzow's, Lermontow's, des schon öfter in dieser Betrachtung genannten Gogol, der wie so viele russische Liberale seiner Gesinnung untreu wurde, eine servile Broschüre schrieb und dadurch plötzlich in die tiefste Verachtung sank. Er kommt auf den berühmten Brief Tschaadaew's zu sprechen, worin derselbe dem Publicum darzulegen suchte, daß Rußland nie eine menschliche Existenz gehabt habe, daß es nur „eine Lücke in der menschlichen Intelligenz, nur ein lehrreiches Beispiel für Europa sei", daß seine Vergangenheit nutzlos gewesen, daß seine Gegenwart überflüssig, seine Zukunft mehr als problematisch sei. Die moskauer Zeitschrift, in welcher dieser Brief erschien, der „Teleskop", wurde sofort unterdrückt, der Censor in Ruhestand versetzt, der Hauptredacteur nach Ust-Sysssolsk verbannt. In der revolutionären Jugend Moskaus zündete namentlich die Hegel'sche Philosophie, aber die Consequenzen, welche die berliner Anhänger Hegel's daraus zogen, galten ihr für zu zahm, und namentlich war es Belinsky, der sich schon früh auf einen Standpunkt hob, welchen erst einige Jahre später in Deutschland etwa die Ruge, Feuerbach und in weiterer Folge Max Stirner einnahmen. Belinsky verstand die deutsche Sprache nicht, aber Stankewitsch und Bakunin weihten ihn in die Hegel'sche Philosophie ein. Durch die von ihm gegründeten petersburger „Patriotischen Annalen" beherrschte er jahrelang die Tagesliteratur und starb 1848, durch übermäßige Anstrengung entkräftet, von Ekel erfüllt, in tiefem Elend. Auch Herzen, der mit vernichtender Schärfe zu schreiben weiß, gehört der moskauer Richtung und der sogenannten Linken des Hegelianismus an, zugleich aber zu jenen ehrlichen fanatischen Revolutionären, welche den Regierungen nur willkommen sind, weil sie in ihrer Schreibelust so manche Geheimnisse an sie verrathen und unbewußt und sorglos Fingerzeige geben, die sich eine so schlaue Regierung wie die russische wohl zu nutze zu machen weiß. Herzen gab soeben eine Sammlung „Écrits politiques" (Paris und London) und eine Reihe Novellen heraus, deren Titel auf deutsch „Unterbrochene Erzählungen" lauten würde. In seinen Erzählungen betritt er den Weg Gogol's; er schildert das russische Leben mit derselben Umständlichkeit und Satire, aber er malt nicht so ins Häßliche und Grobe, ist fieberisch erregter und melancholisch träumerischer; er faßt den Stoff begreiflicherweise feiner an und geistiger auf, und in sehr bemerkbarer und bemerkenswerther Mischung begegnen sich in ihm die illusionslose kaustische Schärfe des Russen, der Esprit des Franzosen und die philosophische Tiefe des Deutschen, freilich ohne dessen Gemüth.*)

Hermann Marggraff.

---

*) Nachdem der obige Artikel bereits zum Abschluß gebracht war, stießen wir in der neuesten Nummer des „Athenaeum" auf eine kritische Anzeige einer neuen Schrift von Iwan Golowin: „The nations of Russia and Turkey and their destiny." Golowin mit all seinem Hasse gegen die Regierung des jetzigen Zaren ist doch von Gesinnung entschieden Russe und macht den Angehörigen aller Völker, die je über Rußland geschrieben, den Vorwurf, daß sie von Rußland so gut wie nichts wüßten; die Deutschen z. B. „träumen und raisonniren, ihrer Weise treu, über Rußland, statt zu beobachten". Sein Buch enthält auch einige flüchtige Bemerkungen über moderne russische Literatur. Golowin sagt unter Anderm: „Während der Byronismus in der englischen Literatur selbst eine Ausnahme ist, ist er der hervorstechende Grundzug aller höherbegabten Geister Rußlands." Es ist eigenthümlich, daß die beiden Hauptvertreter dieser Richtung, Puschkin und Lermontow, im Zweikampf umkamen. Golowin führt noch eine ganze Reihe uns bisher unbekannt gewesener Namen an: Maikow, Druschinin, Panauf, Ogarew, welchen er den poetischsten von diesen nennt, die Dichterin Stscherbin, Khomiakow, der mehre patriotische Gedichte verfaßte, worin er England den Untergang prophezeit, weil es eine materielle Macht sei, während Rußland als eine geistige (!) die Zukunft für sich habe, u. s. w. Von den russischen Journalen behauptet er, daß sie den englischen nicht nachständen, was namentlich von der Zeitschrift „Der Moskwitjanin" (Redacteur Pogodin) gelte. Das ist freilich viel gesagt, aber ein Russe sagt es, und ein ächter Russe ist fähig, für sein Volk Alles zu sagen und auch wol zu thun.

Auf Papier übertragene orthodoxe Lebensweisheit.

Licht- und Spiegelbilder des Seelenlebens und der Lebensweisheit. Auf Papier übertragen von Fried Einsiedel. Berlin, David. 1854. 16. 16 Ngr.

Ein Buch, das als ein Ergebniß des strengsten orthodoxen Christenthums zu betrachten ist. Oft im Erbauungstone katholischer Gebetbücher geschrieben, oft voll von christlich-philosophischen Reflexionen. Letztere sind zuweilen treffend, vorzüglich sobald sie eine allgemeine Lebensregel angeben, oft aber auch unklar und parador. Zum Erbauungsbuche fehlt dem Tone jene Einfalt und Majestät, die das eigentliche Christenthum charakterisirt, und die populäre Darstellungsweise. Der Verfasser scheint ein Mann von höherer Lebensstellung zu sein, der verstandesgemäß über Christliches und nach christlichen Motiven einmal reflectiren will, ohne daß er, wie es scheint, durch ein eigentliches Bedürfniß des Herzens dazu getrieben wurde. Daher wird es auf das religiöse Gemüth durchaus keine Wirkung ausüben können, während es durch die Anleitung von den Reflexionen über das Christenthum zu den Reflexionen über das Ich dem Denker hier und dort schätzenswerthen Stoff liefert. Als Beispiel, wie unklar der Verfasser oft ist und wie er sich durch einen Satz, dessen Verständniß er einseitig aufnimmt, zu den paradoresten Geistesevolutionen verführen läßt, geben wir die Nummer 8 des Buchs.

„Der Geist, welcher lebendig macht, läßt sich nicht bannen, er will aufgesucht und erfleht sein.

Denen, die arm sind am Geiste, verheißt Christus das Himmelreich als Erbe. Gleichwol heißt es vom Geiste, daß er lebendig mache. Es tritt also hier offenbar ein Geist dem andern entgegen, oder aber, es werden zwei Richtungen unterschieden, die derselbe Geist zu nehmen im Stande ist. Thatsache ist es, daß die tiefsinnigsten Wahrheiten sich weniger den sogenannten Geistreichen offenbaren als vielmehr dem kindlichen Gemüth, welches sich jedes Schlusses und Urtheils enthält und lieber still erwägt. Von göttlichen Dingen nicht zu reden, so hat es sich selbst in der Wissenschaft gezeigt, daß Diejenigen, welche sich blos auf ihren Geist verließen, die wichtigsten Entdeckungen in der Hand gehabt haben, ohne derselben zu gewahren, während die größten Geister zu denselben erst dann gelangt sind, wenn sie sich in jene kindliche Stimmung versetzt hatten, die nur an dem Genusse des Augenblicks Freude hat. Eine ähnliche Entdeckung hat ein Jeder zu machen, dem des Lebens Geheimniß nicht gleichgültig ist. Um dieselbe nicht wenigstens sich unmöglich zu machen, muß er sich jedes Geistesspruchs, ja sogar jeder voreiligen Sprache enthalten. Spielend muß er sich mit den Räthseln des Daseins unterhalten und den Sinn derselben zu verstehen und zu fassen suchen, bevor er ins Blaue hineingeräth. Wer auf diese Weise verfährt, wird sich bald von allem weltlichen Tand abgezogen fühlen. Die unendliche Leere, welche uns umgibt, wird ihm aus den Augen entschwinden, und der Geist, welcher lebendig macht, wird sich ihm in ähnlicher Weise offenbaren, wie der Frühlingstrieb im Saatkorn. Da wo er sich uns in solcher Weise, als das Wesen der Dinge darstellt, müssen wir stille sein bis zum Athemanhalten und alle unsere Gedanken in dem einen bittend sammeln, daß er uns nicht wieder entschwinden möge. Letzteres ist leider nur zu oft der Fall. **Wir häufen geistige Schätze auf, während wir uns derselben entäußern sollten. Denn auch von diesen gilt Dasselbe, was von allen andern Erdengütern geschrieben steht, daß sie den Eintritt in den Himmel unmöglich machen.**"

Da drängt sich dem Leser der Wunsch auf, daß es dem Verfasser gelungen sein möge, sich in diesem Büchelchen aller seiner aufgehäuften geistigen Schätze entledigt zu haben, um des Himmels recht gewiß zu sein. 13.

Ein Universalalphabet,

vermittelst dessen 1) alle bisher in großer Mannichfaltigkeit orthographischer Systeme geschriebenen Sprachen auf ein System zurückgeführt und 2) die Sprachen solcher Völker, die noch keine Schriftsprache haben, in übereinstimmender und leichtfaßlicher Weise dargestellt werden, ist schon längst ein Bedürfniß für Missionare, Historiker und Geographen gewesen, sowie es eine große Erleichterung für Alle sein würde, welche vergleichende Sprachstudien anstellen. Schon öfters sind zur Befriedigung dieses Bedürfnisses Versuche gemacht worden; der neueste derselben wurde Ende Januar d. J. von mehren Gelehrten unter dem Vorsitze des Ritters Bunsen in London angestellt. Welche Resultate man in dieser ersten Sitzung der Alphabetic conference erreicht hat, konnten wir aus den uns vorliegenden Nachrichten nicht deutlich ersehen; es geht aus denselben nur hervor, daß man noch nicht über die ersten Vorbereitungen hinausgekommen ist und noch viele Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, ehe man zur Feststellung eines allseitig genügenden Universalalphabets gelangt. Gewiß geht die Alphabetic conference von einem richtigen Princip aus, indem sie die physiologische Grundlage annimmt und zunächst sich mit der Untersuchung der Sprachwerkzeuge beschäftigt, um hierdurch alle Laute zu bestimmen, welche die menschliche Sprache hervorbringt. Ohne Zweifel werden solche Forschungen sehr interessante wissenschaftliche Ergebnisse und einen großen theoretischen Werth haben. Sodann kommt die praktische Seite. Alle jene Laute müssen durch Zeichen dargestellt werden, durch Buchstaben, welche eine feste Geltung haben. Wie der Gelehrtenverein, welcher diese Arbeit begonnen hat, dieselbe weiter führen, ob es ihm gelingen wird, den Zwiespalt der Meinungen, der hierbei nicht ausbleiben kann, glücklich zu lösen, und ob am Ende das solchergestalt geschaffene Universalalphabet zu allgemeiner Geltung gelangen wird, — das sind Fragen, auf welche sich blos mit Vermuthungen antworten läßt. Wahrscheinlich wird bis zur Vollendung dieses mit so vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit begonnenen Werks eine lange Zeit hingehen und es kann dasselbe noch manche Unterbrechung erleiden, ehe es zum Abschluß kommt. Ja, während wir diese Zeilen schreiben, erfahren wir, daß die weitern Conferenzen auf längere Zeit vertagt sind. Es mag daher nicht ungeeignet erscheinen, darauf hinzuweisen, daß bereits ein Alphabet vorhanden ist, welches nur noch einiger Vervollständigung bedarf, um den Namen eines Universalalphabets mit gutem Recht zu verdienen. Dasselbe beruht ebenfalls auf wissenschaftlicher, d. h. physiologischer und philologischer Grundlage und ist mit so glücklichem praktischem Geschick und so umfangreicher und tiefer Sprachkenntniß ausgearbeitet, daß es den obenbezeichneten Zwecken sehr wohl entspricht. Es ist das von dem englischen Gelehrten Alexander John Ellis erfundene Ethnical Alphabet, dessen Darstellung, Begründung und Anwendung in einem ausführlichen Werke des Genannten: „Essentials of phonetics; containing the theory of a universal alphabet, together with its practical application etc." (London 1848), enthalten ist und auf welches wir Alle, die sich für den Gegegenstand interessiren, aufmerksam zu machen nicht unterlassen wollen.

Ellis, der selbst viele Sprachen studirt und lange Zeit in Frankreich, Deutschland und Italien gelebt hat, entwickelt in dem erwähnten Buche die Wissenschaft der Phonetik nach allen Seiten, welche hier in Betracht kommen, und basirt darauf eine durchaus rationale Classification der Sprachlaute, für welche er sodann eine Bezeichnung angibt, die theils aus den bekannten (lateinischen), theils aus neu erfundenen Buchstaben besteht. Die letztern sind von analoger Form mit den erstern, wodurch sie leicht zu erlernen sind und dem Auge nicht unangenehm auffallen. Jeder Buchstabe hat seine unabänderliche Geltung, und wer sich damit bekannt gemacht hat, was mit großer Leichtigkeit geschehen kann, ist im Stande, jedes nach diesem System geschriebene (oder gedruckte) Wort richtig auszusprechen, sei es aus dem Englischen, Ungarischen, Persischen, Hebräischen oder sonst einer andern Sprache entnommen. Um die Brauchbarkeit seines Systems anschaulich zu machen, hat Ellis zahlreiche Beispiele mit lehrreichen Einleitungen über die

Eigenthümlichkeiten der Aussprache geliefert; man findet in erwähntem Werke Proben aus dem Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Holländischen, Dänischen, Deutschen, Polnischen, Russischen, Arabischen, Persischen und andern Sprachen, Alles mit phonetischen Buchstaben ausgedrückt und leserlich für Jeden, der nur eine halbe Stunde darauf verwandt hat, die Bedeutung dieser Buchstaben kennen zu lernen.

Wenn ein solches Alphabet für Missionare, wissenschaftliche Reisende und Sprachforscher von allgemeiner Brauchbarkeit ist und ein erst noch zu erfindendes Universalalphabet, falls es nicht bedeutend vollkommener ausfällt, als überflüssig erscheinen läßt, so hat es noch einen besondern Nutzen für Engländer und diejenigen Ausländer, welche das Englische erlernen. Es ist bekannt, welche unendliche Plage die principlose und irreführende Schreibart des Englischen den Lernenden verursacht; selbst für englische Kinder ist das Lesenlernen so schwierig, daß eine gewichtige Stimme (Edgeworth's „Practical education" I, 73) es geradezu als „the most difficult of human attainments" bezeichnet. Diese Noth verschwindet, sobald man das Englische aus phonetisch gedruckten Büchern lesen lernt; dann genügen wenige Stunden, um dieses Ziel zu erreichen. [Die Einwendung, daß es ja nichts hilft, phonetische Schrift lesen zu können, solange die Engländer diese Schrift nicht allgemein angenommen haben, ist ohne Bedeutung; wer erst phonetisch Gedrucktes zu lesen versteht, lernt sehr schnell das nach der herkömmlichen Orthographie Gedruckte lesen; jenes ist nur ein Führer zu diesem, aber ein höchst sicherer, bequemer und rasch zum Ziele leitender Führer. Diese Einwendung sowie alle andern, welche gegen das phonetische Alphabet von Ellis erhoben werden können, hat der Unterzeichnete in einer kleinen Schrift widerlegt, in welcher alle Nachtheile der hergebrachten und die Vortheile der phonetischen Orthographie auseinandergesetzt sind. *)]

Manche Leser werden meinen, daß die Erfindung von Ellis doch nur ein leeres Project sei, allenfalls eine hübsche Idee, die sich nicht ausführen lasse. Dem ist aber nicht so. Diese Idee ist schon seit mehren Jahren ins Leben getreten und hat gute Früchte getragen. Durch die rühmliche Energie von Ellis, unterstützt von vielen theilnehmenden Freunden, welche in England, Schottland und Nordamerika Vereine gebildet haben, ist das phonetische Princip zur Anwendung gebracht worden und hat sich schon ein ansehnliches Terrain erkämpft; in vielen englischen und amerikanischen Schulen wird nach demselben gelehrt und zahlreiche phonetypische Werke sind bereits erschienen. Wir nennen von den letztern das Neue Testament in zwei Ausgaben, mehre Lehrbücher für die Jugend, „The vicar of Wakefield", „Rasselas", „The pilgrim's progress" von Bunyan, Shakspeare's „Macbeth" und „Tempest", Gay's Fabeln, mehre Jahrgänge eines phonetischen Journals. In Amerika erscheinen mehre phonetisch gedruckte Zeitungen, z. B. in Cincinnati „The phonetic advocate", in dessen uns vorliegender Nummer vom 3. December 1853 es heißt: „The use of the phonetic system in near 200 public and private schools in the state of Massachusetts, for two years past, and in various schools of our own state, is proof conclusively that children and uneducated adults, can learn to read and spell the old system of orthography, by first learning the new, in one half the usually time required."

Nach dem Vorstehenden wird es einleuchten, daß das Problem, welches die Alphabetic conference sich gestellt hat, bereits in einer Weise gelöst ist, welche billigen Ansprüchen genügen kann, und daß ein so bewährtes System, wie das von Ellis, sehr wol geeignet ist, als Grundlage oder mindestens doch als eine sehr werthvolle Vorarbeit für ein Universalalphabet zu dienen.

K. Graefer.

*) The spelling reform. Die Reform der englischen Orthographie auf Grund des von Pitman und Ellis erfundenen phonetischen Alphabets. In wissenschaftlicher und praktischer Beziehung dargestellt und erörtert von Karl Graefer. Jüterbog, Colditz. 1852. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Hetairie der Philomusen.

In dem fünften Bande des „Lebens des Ministers Freiherrn vom Stein" von Pertz (1854) finden wir S. 31 folgende Stelle aus dem Jahre 1815. Kapodistrias hatte seit dem Wiener Congresse den Gedanken seiner Seele, die Wiederbelebung Griechenlands mittels der Ionischen Inseln, unablässig verfolgt und dafür in Paris, in der Schweiz und Süddeutschland gewirkt. Er rechnete zu diesem Zwecke vorzüglich auf die von ihm während des Congresses gestiftete Gesellschaft der Philomusen, der auch Stein mit Beiträgen angehörte, und auf die Wirkungen der Fellenberg'schen Erziehungsmethode, die er nach den Ionischen Inseln und Griechenland verpflanzen wollte, u. s. w. Die Mittel zur Ausdehnung des zunächst nur auf die Sieben-Inseln berechneten Plans über ganz Griechenland sollte die Gesellschaft der Philomusen herbeischaffen; München ward zum Geschäftssitz und Baader zum Leiter ausersehen, der mit Kapodistrias in schriftlichem Verkehr bleiben sollte. Bei der Abreise von Wien schrieb Kapodistrias darüber an Stein: „Nachdem ich in Paris alle Hülfsmittel der geduldigsten und arbeitsamsten Logik erschöpft hatte, bedurfte meine Seele einen Augenblick des Ausruhens. Sie fand es bei Fellenberg, in München bei Baader, hier inmitten der wenigen Griechen, welche ihr Glück allein in der Hoffnung finden können, das Loos ihrer Landsleute zu verbessern. Ich habe lange kämpfen müssen, um sie zu überzeugen, daß dieses bessere Loos in keinem Falle etwas Anderes sein darf und kann als unser eigenes Werk; sie sind endlich davon überzeugt. Und ich zweifle nicht, wenn sie mit derselben Beharrlichkeit die Laufbahn der Wissenschaften und Sittlichkeit verfolgen, sie eines Tages dahin gelangen, sich sagen zu können, sie haben ein Vaterland, unter welcher Gestalt es auch sei." Daß Kapodistrias die Ansicht: wie die Griechen unmittelbar von Europa nichts zu erwarten hätten, und daß es vor allen Dingen darauf ankomme, erst „die Griechen zu bilden und dann ein Griechenland zu machen", stets festgehalten und sie namentlich nach dem Jahre 1815 entschieden geltend gemacht hat, das wird auch von andern Seiten her vielfach bestätigt. Kapodistrias drang fortwährend auf Verbreitung der Aufklärung und Bildung unter den Griechen und auf Errichtung von Schulen, um durch die moralische und wissenschaftliche Erziehung die Griechen zur politischen Freiheit fähig und derselben würdig zu machen, und diesem Zwecke diente auch die oberwähnte Hetairie der Philomusen. Sie ward in Wien während des Congresses begründet, besonders durch den Einfluß von Kapodistrias und durch dessen Verwendung theils bei seinen Landsleuten, von denen namentlich der Erzbischof Ignatios, Fürst Stourdza und mehre griechische Kaufleute der Sache sich eifrig annahmen, theils bei den damals in Wien versammelten Fürsten und Staatsmännern, und sie setzte sich mit der schon vor dem Jahre 1815 in Athen bestehenden Φιλόμουσος Ἑταιρία in Verbindung. Die einzelnen Zwecke dieser Hetairie waren, einen Fonds herbeizuschaffen, um eine Bibliothek und ein Museum anzulegen, Ausgaben und Uebersetzungen der Classiker zum Drucke zu bringen, ferner den Unterricht des Volks zu leiten, Schulen in Griechenland zu errichten und durch Zeitschriften Bildung und Aufklärung, Moral und Religion zu verbreiten, die Ausbildung einzelner Griechen auf europäischen Universitäten zu befördern, für den Unterhalt der Lehrer an den öffentlichen Schulen in Athen, deren unmittelbare Leitung ihr anvertraut war, sowie zweier Gymnasien, des einen ebenfalls in Athen, dagegen des andern in Miliar in Thessalien, u. s. w., zu sorgen. Zu allen diesen Zwecken foderte die Φιλόμουσος Ἑταιρία Griechen sowie Ausländer zu Beiträgen auf. Wer jährlich drei harte Piaster zahlte, ward Mitglied; wer 20 und mehr zahlte, dem wurde zugleich der Ehrenname

Εὐεργέτης (Wohlthäter) gewährt; auch erhielt Jeder einen Ring mit dem Gepräge des alten attischen Obolos und mit der Aufschrift: Φιλομουσος Εταιρεια. Neben diesen werden auch andere Ringe theils mit dem Emblem der Nachteule, für das Gymnasium in Athen, theils mit dem des Centauren Chiron, für das Gymnasium in Miliar, erwähnt. Wie unbedeutend übrigens auch dies Alles an und für sich sein mag und wie wenig es auch vielleicht in dem durch jahrhundertlange Barbarei verwilderten Lande genützt hat, so lehrt es doch, daß sich in Griechenland und unter den Griechen bereits zu einer Zeit ein geistiges und wissenschaftliches Leben regte, wo man in Deutschland von Griechenland und von Griechen kaum etwas wußte. 5.

Notizen.

Rosenkranz über Schopenhauer.

In Gödeke's Wochenschrift lasen wir jüngst einen wirklich glänzend geschriebenen Artikel von Rosenkranz über Schopenhauer, worin dieser bei aller Anerkennung seines Geistes und tiefen Gefühls ein paradoxer, krankhafter Philosoph genannt wird. In der ganzen europäischen Literatur, sagt Rosenkranz, gebe es keinen Autor, welcher den Ekel am Dasein mit so innigem Pathos, mit so glühenden Farben, mit so hinreißender Beredtsamkeit geschildert habe als Schopenhauer. In der Verachtung des Lebens, im Hohn gegen allen sogenannten Genuß, in der Bitterkeit gegen allen Optimismus, im leidenschaftlichen Haß gegen alle Erscheinung sei er wahrhaft großartig. Rosenkranz fürchtet aber den Quietismus, der aus dieser Anschauung hervorgehen könne und gerade den Deutschen so gefahrdrohend sei; er fodert uns auf, zu Kant's Lehre von der Unüberwindlichkeit des guten Willens, der sich bei Tausenden von Menschen in uneigennützigen reinen Thaten ausgeprägt habe, zurückzukehren. Nach Kant solle man das Gute um seiner selbst willen thun, man solle sich prüfen, ob wol an unserer Stelle „Jedermann" ebenso handeln würde als wir u. s. w. Freilich könnte man hier fragen: wer ist der „Jedermann"? Wie handelt dieser „Jedermann"? Sind alle Uebrigen außer mir dieser „Jedermann"? Oder wie Viele sind es? Ist dieser „Jedermann" nur eine abstracte Person? Ist er in uns? Ist er außer uns? Ist es die Masse? Sind es nur wenige Erwählte? Sind es die Anhänger des Kant'schen „kategorischen Imperativs"? Rosenkranz' Satz scheint mir nur dann ein stichhaltiger und unbedenklicher zu sein, wenn er damit sagen will, daß wir uns vor den Jedermanns-Handlungen zu hüten hätten, denn die Handlungen dieses Jedermann sind in unserer Zeit schwerlich sehr mustergültig und waren es wol niemals. Ach, gegen Kant's Lehre von der Unüberwindlichkeit des guten Willens wird täglich und stündlich gesündigt; diese Position pflegt von den Menschen gegen die äußern wie innern Feinde nur zu schwach vertheidigt zu werden. Das Kant'sche Gesetz hat etwas so Starres, daß wir mit ihm nicht auskommen. Darum mahnt Schopenhauer an die Liebe, an das Mitleid, an die christliche ἀγαπή, um dieses Gesetz wieder flüssig zu machen. Wer aus der Liebe handelt, wird allein des rechten Wegs nicht verfehlen. Sie ist freilich seltener und seltener geworden, seit auch unsere Wissenschaft, Poesie und Philosophie ihrer nicht mehr zu bedürfen glauben. Die Härte früherer Zeiten entsprang weniger aus Mangel an Liebe als aus fanatischer Dummheit und der Unbeholfenheit gewaltiger Leidenschaft. Als Motiv dieser ἀγαπή gilt nun Schopenhauer das Elend, das er in aller Erscheinung erblickt; indem er uns dieses Elend zum Bewußtsein zu bringen sucht, will er uns wieder zur ἀγαπή zurückführen. Er mag in dieser Hinsicht zu weit gehen; aber eine Vertiefung in dieser Richtung, ein Rückschlag gegen Optimismus, Genußleben und daraus hervorgehende Frivolität war vielleicht nothwendig, um dadurch, daß wir wieder Mitleid mit uns selbst, mit den Mängeln unsers irdischen Daseins haben, uns auch zum Mit-Leiden mit den Nebenmenschen fähig zu machen. Einen anachoretischen Quietismus hat Schopenhauer bei seiner Lehre schwerlich im Sinn; denn soviel wir wissen, ist Schopenhauer selbst nicht in die Einsamkeit gegangen, um den Einsiedler zu spielen und sich von den Wurzeln des Waldes zu nähren.

Ranke's „Geschichte Frankreichs" in französischer Uebersetzung.

Von Ranke's Geschichte Frankreichs ist in Paris eine Uebersetzung von J. J. Porchat unter dem Titel „Histoire de France principalement pendant le XVI et le XVII siècle" erschienen. O. de Watteville sagt bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige im „Athenaeum français": „Die Uebersetzung der «Geschichte Frankreichs im 16. und 17. Jahrhundert», eines der besten Werke, welche man der beredten und ernsten Feder Leopold Ranke's verdankt, setzt die Leser des „Athenaeum français" in Stand, selbst zu urtheilen, ob die von uns bei Erscheinen des ersten Bandes vor einem Jahre versuchte Würdigung eine so gerechte war, wie wir hofften. Wir hoben damals die hervorragenden Eigenschaften hervor, welche für Ranke's Talent charakteristisch sind: die lichtvolle Bestimmtheit seiner Urtheile, die verständige Gemessenheit und die Energie seines Stils und die nichts zu wünschen übrig lassende Methode in der Anordnung. Und obschon wir uns hier und da einige Aussetzungen erlaubten, auf einige Lücken und einige unserer Ansicht nach nicht ganz begründete Urtheile hinwiesen, konnten wir doch nicht umhin, das Publicum mit einem der ersten Geschichtschreiber unserer Zeit, einem der Schriftsteller, welche Deutschland zur höchsten Ehre gereichen, bekannt zu machen. Denn Ranke ist noch in Frankreich kaum bekannt, und man kann sagen, daß dieses Werk das erste sein dürfte, welches seinen Namen den Freunden historischer Studien bekannt machen wird. Seine besten Werke — und sie sind zahlreich — sind in der That niemals übersetzt worden. Doch halt, eins derselben hat eine Uebersetzung erlebt; aber diese Uebersetzung, welche man keine schöne Ungetreue nennen kann, würde ein wahrhaftes Unglück für den Autor gewesen sein, wenn sie den geringsten Erfolg gehabt hätte; wir meinen die «Geschichte der Päpste»." Nach der Meinung des Kritikers war nämlich diese Uebersetzung vielmehr eine Travestie als eine Wiedergabe des Ranke'schen Werks, eine jener Uebersetzungen, denen das italienische Wortspiel vom traduttore traditore seine Entstehung verdanke. Die vorliegende Uebersetzung von Porchat dagegen (Porchat hat sich, beiläufig bemerkt, bisher durch vortreffliche Erzählungen für die Jugend, namentlich die Erzählung „Trois mois sous la neige" bekannt gemacht) zeichne sich durch die größte Treue und Gewissenhaftigkeit aus, obschon sie hier und da fließender sein könne. Großes Lob wird zuletzt noch der Unparteilichkeit Ranke's gezollt und auf diejenigen Schriftsteller, zu denen der Kritiker unter andern auch Schlegel und Gervinus rechnet, ein Tadel geworfen, welche dadurch dem deutschen Volke zu schmeicheln suchten, daß sie immer und überall und quand même die Ueberlegenheit der deutschen Stämme und deutschen Ideen ans Licht zu stellen trachteten. Nun, in dieser Hinsicht bleiben uns die Franzosen gewiß nichts schuldig; nur sind sie empfindlicher als wir, wenn ihrer Nationalität nicht immer und überall und quand même geschmeichelt wird.

H. M.

Bibliographie.

Aichel, C. D. F., Dr. Heinrich Müller, weiland Professor und Superintendent zu Rostock, Verfasser des evangelischen Herzensspiegels, der geistlichen Erquickstunden ꝛc. Eine Lebensbeschreibung. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 Ngr.

Am Strande. Bilder aus dem Küstenleben Frankreichs. Nach dem Französischen. Berlin, Springer. 8. 12 Ngr.

Arago's, F., Sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von A. von Humboldt. Deutsche Original-Ausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

d'Aubigné's, T. A., Denkwürdigkeiten. Der Hugenott vom alten Schrot und Korn. Deutsch mit Erläuterungen, Zusätzen und einer Einleitung über d'Aubigné als Geschichtschreiber von J. W. Baum. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Barth, C. G., Bilder aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues, in Erzählungen. 2tes Bändchen: Biographisches. Heidelberg, K. Winter. 8. 24 Ngr.

Boecler, J. W., Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten. Mit auf die Gegenwart bezüglichen Anmerkungen beleuchtet von F. R. Kreutzwald. St. Petersburg. Lex.-8. 20 Ngr.

Braun, E., Vorschule der Kunstmythologie. Gotha, J. Perthes. Folio. 5 Thlr.

Bremer, Frederike, Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Burow, A., Das Kriegstheater der Dänischen Halbinsel und die Festung Rendsburg. Mit einer militairischen Karte der Halbinsel und einem Plane von Rendsburg. Altona, Dircksen u. Ingwersen. Lex.-8. 2 Thlr.

Chastel, E., Historische Studien über den Einfluß der christlichen Barmherzigkeit in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von *** mit einem Vorwort von J. H. Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Funke, G. L. W., Die heillosen Folgen der Bodenzersplitterung und deren Gefahren für ganz Europa an Frankreichs und Italiens agrarischer Zerrüttung nachgewiesen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Funke, G. L. W., Oestreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer und als Träger der christlich-germanischen Bildung nach dem Morgenlande. Durch die geographisch-politische Weltlage des mittleren Donaugebiets mit besonderer Beziehung auf Deutschland und dessen Bedeutung für Südosteuropa und Vorderasien nachgewiesen. 2te in Beziehung auf die orientalischen Verhältnisse sehr erweiterte Auflage. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hauber, F. A., Recht und Brauch der evangelisch-lutherischen Kirche Württembergs in Sachen des Kirchenregiments, des Gottesdienstes und der Zucht. Stuttgart, Ed. Hallberger. Gr. 8. 27 Ngr.

Hellmann, J., Der Staat nach seinen innern und äußern Beziehungen. Volksthümlich dargestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hessemer, F. M., Lieder der unbekannten Gemeinde. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hocker, N., Frauenbilder im Kranze der Dichtung. Göttingen, Dieterich. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Lieder aus Weimar. Hannover, Rümpler. 16. 15 Ngr.

Kalidasa, Sakuntala. Nach dem Indischen von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Lettau, O., Der Bauer Hans oder Hilft Dir selbst, so hilft Dir Gott. Berlin, Springer. 8. 8 Ngr.

Mythische und magische Lieder der Ehsten gesammelt und herausgegeben von F. Kreutzwald und H. Neus. St.-Petersburg. Lex.-8. 17 Ngr.

Marie. Eine Dorfgeschichte. [Von der Verfasserin von „Martha die Stiefmutter" und „Lorenz der Freigemeindler".] Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Marsh, Mrs., Aubrey. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Drei Bände. Berlin, Janke. 1855. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Munch, P. A., Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker, und die Wikinger-Züge. Eine Uebersetzung aus dem 3ten und 4ten Abschnitte von „Det norske Folks Historie" von G. F. Claussen. Lübeck, Dittmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Proschko, F. I., Streifzüge im Gebiethe der österreichischen Geschichte und Sage. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 22½ Ngr.

Raumer, F. v., Vermischte Schriften. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Robert, Clara, Louise. Eine Erzählung. Leipzig, Vogel. 16. 15 Ngr.

Schloenbach, A., Der letzte König von Thüringen. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten. Jena, Mauke. 16. 15 Ngr.

Schott, W., Entwurf einer beschreibung der chinesischen litteratur. Eine in der königlich preussischen akademie der wissenschaften am 7. febr. 1850 gelesene abhandlung. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von N. Delius. 1ster Band. 1stes Stück: Hamlet, prince of Denmark. Elberfeld, Friderichs. Lex.-8. 24 Ngr.

Smith, A., Der Bau des Himmels, oder anschauliche Darstellung des Weltsystems in Bildern. Für Schulen und für Freunde der Astronomie. Deutsch bearbeitet von Mayer-Meng. Schwäbisch-Hall, Nitzschke. Gr. 4. 2 Thlr. 24 Ngr.

Sophokles' Antigone, nach neuen Grundsätzen der Prosodie bearbeitet von E. Eyth. Heidelberg, K. Winter. 16. 10 Ngr.

Steub, L., Zur räthischen Ethnologie. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stützle, J. N., Der Egyptische Joseph. Ein dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. Für Deutschlands Jugend und Volk bearbeitet. Zum Lesen und zur Aufführung gleich geeignet. Augsburg, Lampart u. Comp. 8. 10 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1855. Herausgegeben von E. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tellkampf, A., Physikalische Studien. Eine Reihe naturwissenschaftlicher Abhandlungen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.

Vesque von Püttlingen, J., Uebersicht der Verträge Oesterreichs mit auswärtigen Staaten, von dem Regierungs-Antritte Maria Theresia's angefangen bis auf die neueste Zeit. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Alice Wentworth. Aus dem Englischen von J. Ziethen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Bentinck'sche Prozeß und die Oldenburger Zeitung. Beitrag zur Charakteristik der öffentlichen Rechtszustände Deutschlands. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Biesterfeld, C. W., Einige Worte gegen die Bemerkungen des Hrn. Dr. Carl Petersen, die Getraide-Verkäufe ab russischen Häfen betreffend. Hamburg, B. S. Berendsohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Interesse Deutschlands an dem großen österreichischen Anlehen und die Steuerkraft Oesterreichs. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Krieg im Orient, seine Ursachen und Folgen. Deutsch von A. v. Struve. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wolff, J. H., Lutherische Antwort auf die Denkschrift der theologischen Facultät zu Göttingen. Stade, Schaumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 35. —— 24. August 1854.

Neue deutsche Dramen.

1. Karl Gutzkow's dramatische Werke. Achter Band. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. Fremdes Glück. Vorspielscherz in einem Aufzuge. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 25 Ngr.

Es kann der Gedanke gewissermaßen rühren, daß der Beruf des Lebens mit seinen Leiden und Freuden, seinem Lichte und seinem Schatten vom Vater auf den Sohn vererbt und sich durch Generationen hindurch mit ernster Gründlichkeit und Tüchtigkeit ins Unendliche fortsetzt; es liegt etwas so Solides, Conservatives, patriarchalisch Ehrwürdiges darin, daß die Hinneigung alter und selbst neuerer Gesetzgeber zu diesem Princip wohl erklärlich ist, ja dies Princip ist so sehr mit dem menschlichen Egoismus verwachsen, daß es in zahlreichen Einzelheiten und Individualitäten immer und immer wieder zur Erscheinung kommen wird und kommen muß. Der Wunsch, die Blumen, die man liebevoll pflegte, unter des Kindes Hand fortgedeihen zu lassen, Bauten, die man unternahm und nicht zu Ende führen konnte, keiner fremden Obhut zur Vollendung anvertrauen zu dürfen, der Wunsch, auf der alten liebgewordenen Kanzel keinem Andern als dem Sohne den Platz zu räumen und durch ihn in dem mit allem Eifer gehegten und vertretenen Berufe fortzuleben: das Alles ist so durchaus menschlich vermittelt, daß wir es dem Pfarrer Eberlin zu Schönlinde nicht verdenken können, wenn er seinem Gottfried die alte Reverende nicht als eine bloße ehrwürdige Reliquie, sondern als integrirenden Theil seines Berufs und seiner Existenz vererben möchte. Aber das Leben und das Gesetz des Geistes fragt nach der Menschen Wunsch und Sehnsucht nicht eben viel. So war es dem guten Eberlin auch ergangen, denn Gottfried war nun einmal in keinem Punkte dazu angelegt, unter dem niedrigen Dache einer stillen Dorfpfarre sich demüthig genügen zu lassen und sein Tagewerk mit einer Morgenpredigt zu beginnen und mit einem Leichensermone zu enden; ihn trieb es mit unwiderstehlicher Gewalt, sich in die volle Brauseflut der Welt zu werfen und im Bewußtsein seiner innern Kraft und Fülle alle die Schranken vor sich niederzureißen, die das Vorurtheil dem Plebejer entgegenbaut: „Ich habe nicht dulden mögen, daß man mich über die Achsel ansah, und das Leben gehört ja Jedem, nicht einer einzelnen Kaste!" Dem schönen, mit allen geselligen Talenten ausgerüsteten jungen Manne gelang denn auch sein Wagniß: die Blüte der aristokratischen Studentenschaft bewarb sich um seine Freundschaft, der vornehme Graf Hugo Schönburgk wurde sein Busenfreund — Gottfried excellirte in allen ritterlichen Uebungen und galt als der Stolz und die Zierde seiner hochadeligen Gefährten — überwunden war der Pfarrerssohn und nur der Fleiß, mit welchem unser Held für seine specifisch geistige und wissenschaftliche Bildung Sorge trug, erinnerte noch etwas an das Herkommen des neugebackenen chevalier sans peur et sans reproche.

Das ging nun so eine Weile ganz leidlich, indem Gottfried in dem Bewußtsein, das Vorurtheil der Welt rücksichtlich seiner durch die Macht seiner Persönlichkeit überwunden zu haben, sich selbst genoß; aber dies Bewußtsein war nur ein Wahn, denn seine aristokratischen Kumpane hielten es zwar nicht unter ihrer Würde, mit dem Plebejer zu spielen, zu trinken, zu reiten, zu jagen, Duelle auszufechten und auf Abenteuer auszuziehen, ja sein Freund Schönburgk hatte auch gegen die Courmachereien Gottfried's gegenüber seiner Schwester gar nichts einzuwenden; als aber dieser, der tiefer, als ihm gut war, in die Augen der schönen Gräfin geblickt hatte, von Verlöbniß und Heirath ein Wort fallen ließ, da zuckte der vornehme Herr mit den Achseln und lächelte. Armer Gottfried! Dies Achselzucken und Lächeln hat eine sehr alte, sehr traurige Geschichte: seine Chronologie beginnt mit dem Augenblicke, wo die Menschheit aufhörte, nur dem Gesetze des Menschlichen zu folgen, und seitdem hat dies Achselzucken und Lächeln Tausende und aber Tausende von Herzen gebrochen. Viel arge Dinge, viel schwere Schuld, viel blutige Verbrechen haben im Gebiete des Reinmenschlichen Platz: sie können tödten und unglücklich machen; allein sie vergiften die Seele nicht, sie brechen das Herz nicht, weil sie hierzu zu positiv sind; jenes Lächeln und Achselzucken aber verneint den Menschen im Menschen, ist der blasirte Hohn der an sich selbst bankrott gewordenen Menschheit über sich selbst — in dem Drama, dessen Fabel wir soeben verfolgen, wird ihm sein Urtheil gesprochen. Gottfried versteht seines gräflichen Freundes Pantomime vollkommen, sein stolzer Geist fühlt bitter-schmerzlich, daß es in dieser Region doch ein unüberwindliches bis hierher und nicht weiter für ihn gibt, und er bricht, wie er vermeinte, „für immer" mit der „großen Welt", indem er, als Büchertrödler sich kärglich forthelfend, ganz Deutschland, Italien und die Schweiz durchwandert und endlich wieder in seinem väterlichen Pfarrdorfe anlangt. Aber des Vaters Pforte verschließt sich dem Heimkehrenden, denn der Pfarrer, den der Irrweg des Sohnes nicht nur mit tiefem Kummer, sondern auch mit scharfer Bitterkeit erfüllt hat, fodert demüthige Reue als sichern Beweis wirklicher Rückkehr, und der Form dieser demüthigen Reue sich zu bequemen ist Gottfried immer noch zu stolz.

Da tritt in die düstern Schatten seiner Verbitterung, in das eisige Gefühl seiner gänzlichen Verlassenheit und der Lieblosigkeit um ihn her ein stilles sanftes Mädchen, ein Veilchenherz ohne Falsch und Arg, einfach wie die Blumen der Flur,

ohne viel Wissen und Gelehrsamkeit und ohne andern Schmuck als den, welchen die reine holde Jungfräulichkeit und Weiblichkeit ihr gibt. Wohin Agathe wandelt, bringt ihr frommes und menschenfreundliches Gemüth Versöhnung, Liebe, Frieden — wie sollte sie dem verlassenen Gottfried ihre segensreiche Hand entziehen! wie dem gebeugten Eberlin, in dessen Hause sie, die zweite Tochter des reichen Commerzienraths Wallmuth, einen sommerlichen Erholungsort gefunden hat, ihre Tröstung und ihre Hülfe versagen! Und Agathen's Hülfe sitzt nicht auf der Spitze des Züngleins, sie hält es mit der That, der stillen, geräuschlosen, die, wenn ihr schöner Zweck erreicht ist, gern ins stille Kämmerlein zurückweicht und dem gütigen Spender alles Guten dankt, daß er ihr zum Gelingen verholfen. Daß Gottfried dieses Mädchen im tiefsten Herzen zu lieben begann, war eine zwingende Nothwendigkeit der Situation, ein Act der Selbstheilung, den seine eigene Natur vollzog und der um so entschiedener sich geltend machte, als Agathe ihn wieder liebte; das Mitleid eines sanften Frauengemüths für einen edeln leidenden Mann wandelt sich nur zu bald in Liebe um, ohne dieser Metamorphose zunächst sich klar bewußt zu werden. Es gelingt Agathe, ein Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn zu vermitteln: der Alte bleibt im Anfange der Unterredung bei seinen starren Demuthsfoderungen — Gottfried, den sein Gefühl für Agathe erwärmt, wird weich: „Ich sah dich in Ergebung auf der Scholle deiner Pflichten", sagt er zum Vater. „Ein Greis mit ergrauten Locken begleitete mich in die Ferne und stand vor mir, wie er einsam durch die Blumen seines Gärtchens wandelt, mit stummem Schmerze unter dem weiten Baldachin des Himmels über die Wiesen seines Dorfes geht, nur gegrüßt von Menschen, die ihn nicht verstehen, ihn nicht fassen können, einen Mann, der sonntäglich zur Kirche über einen Rasen schreitet, unter dessen kühle Decke sie ihn einst versenken werden..." Da bricht das Herz des Alten durch das Eis der Verbitterung und Vater und Sohn halten sich stumm in den Armen. Agathe tritt hinzu und mit Freuden legt Eberlin ihre Hand in die Gottfried's, der nun in die Residenz eilt, sich zum Pfarrexamen zu melden und dadurch eine stille Existenz an des geliebten Mädchens Seite sich zu gründen. Er besucht in der Hauptstadt zunächst seinen einstmaligen Jugendfreund, den Grafen Schönburgk, welcher im Begriff ist, die Schwester Agathens, die verwitwete Frau Sidonia von Büren, zu heirathen. Der Graf lacht den Ritter Götz — diesen Namen hatte der junge Eberlin auf der Universität — herzhaft aus, der nun im theologischen Candidatenfracke wie Hercules als Spinnerin sich selbst travestire, und ruft ihm all die tollen wilden Stunden ihrer einstigen Jugendlaune ins Gedächtniß: Gottfried findet sein augenblickliches Costüm allerdings lächerlich, ein Qui pro quo mit seinem von ihm nicht erkannten Schwiegervater in spe läßt ihn beinahe Pistolen gegen diesen schwachköpfigen, in sich selbst verliebten und mit sich selbst kokettirenden Alten anwenden, und Schönburgk umarmt ihn darauf mit den Worten: „Götz! Götz! du bist ein Aristokrat und bleibst es! Heute Abend erwartet dich die Partie im Jockeyclub." Unser Held, von den alten glänzenden Erinnerungen berückt, unzufrieden mit der traurigen Figur, die er zu spielen vermeint, an der zartesten Stelle seines Stolzes durch den Spott seines Freundes gekränkt, sucht, gleichsam um bei ihr sich wieder zu beruhigen, Agathe auf, die inzwischen in ihr Vaterhaus zurückgekehrt ist und deren klarer Blick nur zu bald die Veränderung, die mit dem Geliebten vorgegangen, erkennt; in ihrer Seele ringt sich der schmerzliche Gedanke empor: „Du stilles Mädchen bist zu einfach, zu klein für diesen hohen gewaltigen Mann", und scheu und ängstlich läßt sie sich nur durch Gottfried's liebevolles Wort beruhigen. Dieser, der den Vater Agathens selbst in Gegenwart der Geliebten mit kaltem Stolze behandelt hat, macht nun der Frau Sidonia von Büren seine Aufwartung, die ganz erstaunt ist, statt des tristen, demüthigen, pedantischen Candidaten der Theologie Gottfried einen Ritter Bayard Ottfried — auf der noch von der Universität herstammenden Visitenkarte stand Ottfried Eberlin — vor sich zu sehen. „Ein einziger weggelassener Buchstabe bringt mir einen ganz andern Menschen vor die Phantasie", sagt sie, und als Gottfried eintritt, flüstert sie betroffen: „Ach! Wirklich Ottfried!" Das ist kein gewöhnlicher Blaustrumpf, diese Sidonia von Büren, sondern eine Dame voll Geist und scharfen Verstandes, eine Dame von Welt im geistigen Sinne dieses Worts, die mit freien durchdringenden Augen das Leben von oben herab anschaut und sich die Menschen und Verhältnisse mit einer gewissen genialen Sicherheit zum Gebrauche zurechtlegt, die aber ohne seelische Austiefung als vollendete ästhetische und moralische Egoistin Alles nur, damit es ihr diene, berücksichtigt und im stolzen Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit herzlos und ohne jede sittliche Richtung mit ihrer Umgebung je nach ihren Launen spielt.

Die Nemesis naht ihr in Gottfried: sie sieht oder glaubt zum ersten male zu sehen einen vollendeten selbständigen Mann, und diesen zu lieben, soweit sie lieben kann, fühlt sie sich innerlich gezwungen; was fragt sie nach dem Glücke der Schwester, rücksichtlich welcher sie sich mit dem Gedanken abfindet, daß diese für Gottfried zu kleinlich, zu beschränkt sei und nur sie, die Dame von Geist, für ihn sich eigne; wohlan, so gilt es, ihn zu fesseln! Und wie nun die schöne Frau Gottfried's eingeschnürten Zustand mit ihrem durchdringenden Blicke nur allzu rasch erkennt, wie sie dem mit einer gewissen hektischen Gewaltsamkeit seinen resignirten Standpunkt ihr gegenüber behauptenden Eberlin seinen Zustand als Phlegma, als krankhafte Verbitterung schildert, wie sie ihm alle Thore der Welt offen zeigt und ihm begreiflich macht, was er jetzt eigentlich werden wolle und doch nie werden könne, während das große Leben, für welches er geboren sei, ihn rufe mit tausend Stimmen; wie sie das Alles dem ihre Worte gleichsam von den Lippen saugenden Gottfried, der innerlichst kein leisestes Nein gegen ihre kühnen und sichern Behauptungen findet, so hinwirft und dabei in verführerischer und wohlberechneter Koketterie reizend hingegossen auf der Chaise longue ruht: da fangen mit Gottfried's Verstande und innerster Naturanlage, die ihr längst ein entschiedenes concedo zugestanden, auch seine Sinne an sich ihr zu ergeben, und von ihren Zaubern verwirrt, wankt er wie ein Träumender oder wie Einer, der nach einem langen schweren Traume plötzlich erwacht ist und sich in der wirklichen Welt noch nicht zurecht finden kann, durch die Straßen. Arme Agathe!

Zwar ist er entschlossen, sein gegebenes Wort zu halten und Agathe, deren Vater endlich seinen Bewerbungen sich gefügt hat, an den Altar zu führen, aber sein wieder zur alten Kampfslust im Gebiete der sogenannten großen Welt erwachter Geist betrachtet diesen Altargang wie einen Gang in den Tod. Da wird es denn dem Grafen Schönburgk nicht schwer, ihm begreiflich zu machen, daß er mit redlichem Gewissen den Trauring an Agathens Finger nicht stecken könne, und daß es doch wol ehrlicher und männlicher sei, ein Band, das nur zu Beider Unglück bestehen werde, bald zu lösen. Zu diesem Zwecke schlägt er ihm vor, als sein Gesandtschaftssecretär ihn in seine Legation zu begleiten, wo er Carrière machen könne. O wie die alten ehrgeizigen Träume von Ruhm und Glanz der Welt da wieder mächtig in Gottfried's Brust erwachen und ihn fortreißen mit unwiderstehlicher Kraft! Er schlägt ein in die gebotene Hand, und am Abend, da Gottfried's Verlobung mit Agathe gefeiert werden soll, bringt Graf Schönburgk die Kunde, Herr Eberlin sei soeben mit einem außerordentlichen Auftrage, dem er sich nicht habe entziehen können, als sein Gesandtschaftssecretär nach Wien abgereist. Sidonia verhehlt ihre Freude und ihren Triumph nicht, auch Agathe versteht den Sinn dieser Flucht vollkommen; sie stürzt dem Vater des verlorenen Geliebten in die Arme, der sie schwergebeugt in sein stilles Pfarrdorf führt.

Gottfried arbeitet nun im Brennpunkte der einst ersehnten

Welt: an Ehre und Ruhm fehlt es ihm nicht, an Arbeit auch nicht, denn er ist die Seele der Legation; aber ein tiefes, von Stunde zu Stunde sich steigerndes Misbehagen mit seinem Zustande verdüstert sein Gemüth, er erkennt allmälig die Lüge, die Hohlheit, die Pflichtenlosigkeit, die tiefe Unsittlichkeit dieser Welt, der er mit den vollen Segeln seiner glühenden Wünsche zugesteuert ist und in welcher er alle seine Talente und Kräfte für Zwecke vergeudet, die, indem sie sich gleißend in den Purpur hoher Intentionen hüllen, nur den kleinlichen und schmuzigen Götzen des Egoismus dienen und deren Lebensäther die Blasirtheit ist. Damals, als der Hohn, mit welchem Schönburgk und dessen Schwester seine Bewerbung um die Hand der Letztern zurückwiesen, ihn verfeindet hatte mit der Welt, in welcher ihm bislang wohl gewesen, da war es nicht Erbitterung gegen diese Welt selbst, sondern nur gegen das unüberwindliche Hemmniß, welches ihm in derselben aufgestoßen war, das ihn aus derselben zurückführte zum stillen Dache seiner Kindheit, und indem er diese Welt zu hassen glaubte, liebte er sie noch immer. Darum ward er sofort wieder an sie gefesselt, als er sie abermals betrat und sie, die ihn einst gleichsam verwiesen, ihn nun wieder mit Liebesblicken empfing und zu gewinnen trachtete. In diesem Sinne durfte er es Sidonia Dank wissen, daß sie ihn vor einem zu zeitigen Bruche mit der Existenz, die er noch nicht ausgekostet und in ihrem wahren Wesen erkannt hatte, und vor einem ewigen Unbefriedigtsein behütete. Denn jetzt erst verachtete Gottfried diese faule, frivole, unmenschliche Welt, jetzt machte ihm das Scheiden von ihr keinen Schmerz, sondern Freude, seine Wünsche wandelten heiter in eine ernstbeschränkte Zukunft und gehörten nur noch einem Punkte der Vergangenheit an: seinem greisen Vater und seiner Agathe. Als sein Herz, verbittert und vergrollt, nach einem Wesen suchte, das ihm Liebe bieten und von ihm wieder Liebe empfangen möchte, war Agathe ihm als sein guter Geist erschienen und hatte sein Herz sich gewonnen; aber mit dem Augenblicke, wo dieses Herz dem Kampfe der Leidenschaften wieder heimfiel, wo diese — obgleich sie fern von der Niedrigkeit gemeiner Triebe waren — dasselbe beherrschten und Gottfried's Wesen nur außer sich selbst Befriedigung mit wilder Hast erjagte, mit diesem Augenblicke mußte das stille Madonnenbild Agathens in Gottfried's Brust vor der Strahlenkrone jener üppigen Zauberin Sidonia erblassen und diese darin zur Herrschaft gelangen. Allein nach der Erkenntniß des nichtigen Zustandes, in welchem Ottfried sich befand, fiel auch Sidoniens Gewalt über seine Phantasie, ihr unsittlicher und unweiblicher Charakter konnte den wieder zu sich selbst gekommenen Gottfried nur anwidern wie ihre Welt, und schaudernd wandte er sich von beiden; der besonnene Mann triumphirte über den leidenschaftlichen Jüngling, das sittliche Bewußtsein über die frivole Phantasie, die reine, ungeschminkte, natürliche Jungfräulichkeit über die kokette, outrirte, emancipirte, unweibliche Geistreichigkeit: Gottfried kehrt in die stille Thätigkeit eines beschränkten Wirkungskreises zurück, und segnend breitet der greise Vater seine Arme über ihn und über Agathe, die dem Reuigen verzeiht und ihn nur noch inniger liebt.

Sollen wir versichern, daß dieser kleine „Faust" unsers Gutzkow mit meisterhaften Zügen tief aus dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der modernen Welt emporsteigt, daß er die ganze Fülle der Verderbniß mit treuen und ergreifenden Farben verlebendigt, die unter dem glatten Parquet unserer Salons in der sogenannten vornehmen Gesellschaft modert, daß er die unverdorbene, „sich in ihrem dunkeln Drange des rechten Ziels wohlbewußte gute" Menschennatur mit genialer Sicherheit strahlend aus diesem Moraste erhebt und in ihrem endlichen Siege seiner Dichtung den Palmenkranz schöner ethischer und poetischer Versöhnung um die reine Stirne windet? Sollen wir hinweisen auf die vollendete Sprache, die feinen, geistfunkelnden Pointen des Dialogs, die wie kleine strahlende Brillanten durch das ganze Drama laufen? auf die bewunderns-werthe Reinheit und Frische der Charakteristik, auf die Tiefe und Gründlichkeit der Motive, auf die hohe sittliche und künstlerische Intention, die dieses treffliche Drama mit erhebender und erheiternder Kunst durchdringt? Gutzkow's hervorstechende Tugenden sind zu wohl gewürdigt, als daß wir sie noch näher zu detailliren brauchten.

Das vorliegende achte Bändchen der dramatischen Werke unsers Autors enthält außer diesem „Ottfried" noch den leichten Vorspielscherz „Fremdes Glück", dessen Pointe darin besteht, daß Bruder, Schwester und Freund unter dem Vorwande, auf des Andern Glück allein bedacht zu sein, doch nur eben das eigene im Auge haben. Leicht, graziös und geistreich hüpft das muntere Stückchen dahin und ist ganz geeignet, die harmloseste und erquicklichste Heiterkeit zu erregen; es erinnert lebhaft an den zierlichen Ton, den Goethe in seinen kleinen Lustspielchen anschlug und der in dieser eigenthümlichen Frische eben nur ihm, dem Altmeister, eigen war.

2. Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten von Gustav Freytag. Leipzig, Hirzel. 1854. 8. 25 Ngr.

Der Hauptvorwurf, den die Kritik dieser Dichtung, die so hinlänglich bekannt ist, daß wir ihre Fabel nicht weiter zu referiren brauchen, gemacht hat, faßt sich darin zusammen, daß dieselbe einen abgethanen Stoff verlebendige und deshalb, so zu sagen, zu spät gekommen sei. Wir müssen diesen Vorwurf für ungerechtfertigt erklären. Denn zunächst sind die socialen und journalistischen Zustände dieses Stücks keineswegs so abgethan, als man meint, das Getriebe der Parteien hat sich nur von der öffentlichen uncachirten Manier zurückgezogen, unter dem Mantel des Geheimnisses arbeitet es fort und fort, und die journalistische Thätigkeit ist viel zu tief in das Geleis der achtundvierziger Märzen eingefahren worden, um sich desselben schon jetzt gänzlich zu begeben: gerade die Presse trägt noch das entschiedenste Gepräge jener merkwürdigen Tage, es ist eben nur ein Dämpfer auf sie wie auf die bürgerlich-politischen Zustände gesetzt worden. Wir haben freilich keine Volkscongresse, keine Straßenpresse mehr, allein unsere Wahlversammlungen bieten noch genug derartige Manipulationen, wie sie die berühmte Ressourcenscene unsers Stücks ausmalt, und „Schmocks" und „Sendens" treiben auch heute noch ihr Unwesen sogar ziemlich unverschämt und offenkundig; oder haben wir etwa keine Kreuzzeitungspartei, keine Innere Mission? Wandern nicht mehr kreideweiße und blutrothe Flugblätter, die letztern freilich als Schmuggelwaare, durch das Land? Aber selbst wenn diese Zustände in der That so überwunden und abgethan wären, wie man vorgibt, so sind sie jedenfalls an und für sich so bedeutend und so folgenschwer für die Cultur- und Menschengeschichte, daß man sie nicht zu den gewöhnlichen Ephemeriden rechnen darf, die wie eine Kleidermode heute noch das Gespräch Aller ausmachen und morgen schon völlig vergessen sind. Es ist ein sehr ernstes, sehr gewichtiges Stück Geschichte, das sich in ihnen verlebendigt, und so sind sie ein wesentliches Glied der großen Kette socialer Entwickelungen, die sich wie eine kolossale Riesenschlange durch die Reihen der Jahrhunderte schlingt. So bedeutsame Phänomene zu erfassen und dichterisch zu verkörpern, scheint uns vor allem eine Aufgabe des dramatischen Dichters, und je näher die Zuständlichkeiten und Wesenheiten derselben unsern Anschauungen sind, um so entschiedener wird die Wirkung auf die Gemüther sein. Es kommt nur darauf an, daß solche Momente — und darin liegt das Schwierige — im Zusammenhange mit dem großen Culturgange der Nationen und der Menschheit aufgefaßt und veranschaulicht werden, und daß der Poet sich seiner Fabel gegenüber auf einem entschieden hohen und freien Standpunkte befindet, nicht etwa selbst ein Opfer tendenziöser Parteilichkeit wird. Von einer gewissen Seite her hat man Freytag auch dieser Sünde beschuldigt, allein gleichfalls ohne genügenden Grund; denn die geistige Unfreiheit des Poeten theilt sich un-

willkürlich dem Zuschauer mit, der dadurch in ein ängstliches Gefühl des Misbehagens versetzt wird: es ist die unnatürliche Spannung der outrirten Charaktere, es ist die des reinen Verhältnisses entbehrende Disharmonie zwischen Licht und Schatten, es ist die fremde unkünstlerische Absicht, die dieses unheimliche Gefühl erzeugt, das gewiß kein Unbefangener aus Freytag's „Journalisten" mitgenommen hat. Denn in diesen ist nirgends eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit, nirgends ein tendenziöses Hinaufschrauben der begünstigten Parteipersönlichkeiten auf Kosten der verhaßten. Das Bild jenes journalistischen und social-politischen Treibens entrollt sich vielmehr mit großer Klarheit und Unbefangenheit; die düstern Seiten desselben treten hervor ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, und in gleicher Weise sind die Glanzpunkte vorurtheilsfrei vertheilt. Es ist ein lebendiges und durchaus objectives Zeit- und Charaktergemälde, das in diesem Drama vom Autor mit dem bescheidenen Titel eines bloßen Lustspiels bezeichnet wird, und die entschiedene Wirkung, die dasselbe im deutschen Publicum gehabt hat, verdankt es lediglich diesem Umstande; denn das Publicum weiß den Unterschied zwischen den gewöhnlichen Amüsementkomödien und einem auf edlern Grundlagen ruhenden Stücke sehr wohl herauszufühlen. Man hat die künstlerischen und dramatischen Tugenden dieser „Journalisten", ihren coulanten und geistreichen Dialog, ihre feinen Motive, ihre glückliche Charakteristik u. s. w., bereits so ausführlich an das Licht gezogen, daß wir nur wiederholen dürfen, was als kritische Meinung bereits feststeht; aber das wollen wir noch aussprechen, wie uns das Hauptverdienst dieses Dramas darin zu bestehen scheint, daß es unmittelbar aus der gegenwärtigen Geschichte seinen Stoff holt, daß es diesen Stoff aus dem wüsten Meinungsgewirr der Parteien in das reine Licht künstlerischer Freiheit erhebt, daß es uns versöhnt mit diesem dunklern Theile des neuesten Culturlebens, indem es ihn in seiner höhern Idee, in seiner innern Berechtigung erfaßt und darstellt, und daß die Darstellung selbst, nicht einen Finger breit von dieser Aufgabe abweichend, in kräftigen, packenden Gestalten und oft wahrhaft reizenden, von zartem poetischen Dufte überhauchten Situationen sich vollendet. In Konrad Bolz, diesem Kraftauszuge moderner Anschauung, diesem echten Typus unserer Zeit, sind alle diese Momente in warmes individuelles Leben verwandelt, und der Humor dieses Charakters ist keineswegs jene gemachte Witzelei und jene forcirte Ironie, die uns gemeiniglich als Humor aufgetischt wird, es ist Natur, es ist Poesie, die nicht verletzt und verstimmt, die wohlthut und fröhlich macht. Das Unbefriedigtsein dieses Bolz ist nicht jene vage, schwächliche, faule Blasirtheit, es ist das männlich-klare Bewußtsein der Kluft zwischen Ideal und Leben, es ist eine heitere angeborene Resignation, eine eigenthümliche Demuth, die diesem festen und derben Geiste ungemein wohl kleidet und die in rastloser Thätigkeit und in humoristischer Behandlung des zu verarbeitenden Stoffs ihren Ausdruck findet. Die volle gährende, treibende Brausesflut moderner Geistes- und Lebenskämpfe kocht in dieser starken Brust, und ein sprudelnder Uebermuth, eine Keckheit, die sich selbst genießt, indem sie sich überbietet, blasen in die geschwellten Segel des tanzenden Schiffleins; aber ein scharfer Verstand leitet durch die Klippen der Welt und ein warmes edles Herz durch die Klippen des Verstandes. Es ist dieses Herz selbst, das die Geliebte unsers Helden gleichsam repräsentirt, das in ihr eine Persönlichkeit gewonnen, das in ihr der gute Engel dieses ringenden und irrenden Geistes wird. Und wie anmuthig ist die Keckheit dieses Weibes, das nie, auch in der verwegensten Laune nicht, seiner edeln Weiblichkeit vergißt und — ein weiblicher Bolz — in vollendeter Ergänzung an die Persönlichkeit des Freundes sich schließt. Welche frappanten Typen treten in den Nebenfiguren auf: dieser Senden und dieser Blumenberg — wer kennt nicht die Sorte dieser unübertrefflichen Speichellecker; dieser Schmock, wer sah sein Konterfei nicht schon in großen Städten; der derbe ehrliche Piepenbrink nebst Familie, der gar nicht so philiströs angelegt ist, als die meisten Schauspieler ihn darzustellen belieben; Bellmäuschen, der gutmüthige Duodezlyriker; Oldendorf, dieser unverbesserliche Doctrinär, der über seinem hyperedeln Wollen das praktische Handeln so gründlich vergißt; Korb, das gemüthliche Factotum, und der würdige Oberst Berg, der trotz all seiner eingebildeten Ruhe und Besonnenheit auf das Glatteis fremder Zustände und Begabung sich wagt und dort recht echte Pagen- und Fähnrichsdummheiten begeht: welche Fülle eigenthümlicher Charakteristik, welche Kraft der aus diesen Naturen mit innerster Nothwendigkeit sich ergebenden Conflicte! Man kann sagen, das Stück müßte etwas präciser zusammengezogen sein, der Dialog gefällt sich mitunter selbst so sehr, daß er nicht enden will; man kann sagen, der wenn auch anziehenden Episoden sind zu viel, sie hemmen den Lauf der Dichtung und nehmen zu viel Antheil für sich in Anspruch; man kann sagen, die Geschichte, welche Konrad Bolz von seiner Rettung durch Oldendorf an Piepenbrink erzählt, ermüdet, selbst wenn sie noch so lebhaft vorgetragen wird; man kann noch sehr viel derartige gravamina aufbringen und hat sie ausführlich aufgebracht, aber das wird man anerkennen müssen, daß Gustav Freytag sich als feiner Psycholog bewährt, und daß die Aufgabe, die er sich in seinem Stücke gestellt hat — Verlebendigung des journalistisch-socialen Treibens der jüngsten Zeiten — auf geistvolle und echt dramatische Weise ausgeführt ist. Die „Journalisten" sind — ach, daß es so selten der Fall! — ein deutsches Lustspiel, welches, auf eigenen Beinen stehend, beim Franzmann nicht auf Borg gegangen ist, und der Erfolg, den es gehabt hat, möge Freytag zu weiterm Vorgehen gerade auf diesem Gebiete, auf welchem er entschieden heimisch, ernstlich bewegen.

3. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreiunddreißigster Jahrgang für 1854. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1854. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den sechs Stücken, welche der diesmalige Jahrgang des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" enthält, ist das Birch-Pfeiffer'sche „Wie man Häuser baut" mit allen bühnlichen Vorzügen und poetischen Schwächen seiner Verfasserin reichlich ausgestattet, und wenn es auch, wie alle Arbeiten dieser Dame, immerhin sehr leichte Waare ist, so muß man doch der Klugheit, um nicht zu sagen Schlauheit, mit der Frau Birch-Pfeiffer ihre Theaterstücke zustutzt, auch bei diesem Werke entsprechendes Lob spenden. „Großes Unglück", das zweite Stück der vorliegenden Sammlung, ist ein recht wackeres Lustspiel zu nennen, das, charakteristisch gearbeitet, eine gesunde Heiterkeit und mannichfach ergötzliche Situationen vorführt, seine komische Schlußwirkung aber dadurch beeinträchtigt, daß es zwei Selbstmordsversuche zum Motiv von an sich allerdings sehr drolligen Verwickelungen und zugleich Lösungen des dramatischen Knotens benutzt. Der Selbstmord, hier ja doch alles Ernstes projectirt, ist ein zu düsteres, schweres Moment, um nicht, wenn er in eine auf komische Ausgangspunkte zielende Handlung tritt, eine nachhaltige Verstimmung zu erzeugen. Daß aber dennoch durch die Einmischung dieses finstern Geistes das Stück im Gemüthe des Lesers, resp. Zuschauers als Lustspiel nicht geradezu vernichtet wird, gereicht dem komischen Talente des Verfassers zu besonderer Ehre.

Das Schauspiel „Margaretha" von Gubitz, das die auflodernde Leidenschaft des Königs Matthias Corvinus von Ungarn zur schönen Gattin des Grafen von Presburg und die Selbstüberwindung dieses Fürsten schildert, der, vor der sittlichen Hoheit der Geliebten sein besseres Ich wiederfindend, fortab in seinem Ungarlande die Braut seines Herzens erkennt und anbetet, ist der Natur seines Stoffs nach viel zu innerlich, als daß es sich dramatisch recht zu versinnlichen vermöchte, und leidet wie das andere Drama desselben Verfassers in dieser Sammlung, „Kaiser und Müllerin", an einer gewissen Mattigkeit und Redseligkeit. Das letztere Stück dehnt zudem einen

sehr unbedeutenden Vorfall über Gebühr in die Länge und sieht fast wie ein Gelegenheitsschwank aus.*)

Graf Rehbinder findet sich durch ein Trauerspiel „Rizzio" im diesmaligen „Jahrbuch" vertreten, und wenn auch diese Dichtung durchaus nicht ohne poetisches Gefühl und lyrische Anmuth ist, so liegt doch so wenig eigentliche Willensenergie und Thatkräftigkeit des Helden vor, daß er eher den Eindruck eines schmachtenden Weibes als den eines dramatischen Heros macht. So geht dies Drama an seiner Lyrik völlig zugrunde, ein Schicksal, das sich der Verfasser gleich bei Vornahme seines Stoffs mit einiger Prüfung hätte voraussagen können: diese ultraromantischen Persönlichkeiten, wie Konradin, Rizzio u. A., sind für das Drama zu ominöse Figuren; die Verführung für weiche Seelen, und solche machen sich meist nur an derartige Stoffe, zum völligen Untertauchen in den lyrischen Gefühlsstrom liegt zu nahe, und Graf Rehbinder hat ihr nicht zu begegnen gewußt, obschon in einigen Gestalten, wie Rutwen, männlichere Töne nicht ohne Glück angeschlagen sind.

Die bedeutendste Arbeit des vorliegenden „Jahrbuch" ist offenbar Raupach's Drama „Saat und Frucht", werth, näher ins Auge gefaßt zu werden. Der Bankier von Heimburg hat, durchdrungen von seiner modern-liberalen Philosophie und Weltanschauung, seine Kinder Adolf und Julie in einer Weise erzogen, die jeglichen Zwang, jegliche Nöthigung seiten des Erziehers ausschloß und ihnen die uneingeschränkteste persönliche Freiheit und Entwickelung ließ, die nur immer gedacht werden kann. Die Mündigkeit der Kinder hat begonnen: der Vater übermacht ihnen neben dem Vermögen ihrer verstorbenen Mutter noch eine ansehnliche Summe aus eigenen Mitteln zu unbeschränktestem Eigenthume und erklärt sie nun als die völlig „freien Werkmeister ihres Geschicks". Einer im Hause ist es, des Bankiers Oheim, Oberst von Heimburg, der das Verfahren des Vaters nicht billigt. „Deine Kinder", sagt er, „mögen in Allem gut erzogen sein, aber sie sind es nicht im Gehorsam", und als der Bankier entgegnet: „Ich würde es für einen Frevel gehalten haben, zwei zur Freiheit geborene Wesen zu Zerrbildern meiner selbst zu machen. Nein, frei habe ich meine Kinder erzogen!" erwidert der Alte: „Sehr frei, nicht in der Furcht des Herrn! Denke an König Lear!" Die ernste Mahnung sollte bald zur traurigsten Wahrheit werden: Heimburg, als ehrenwerther Mann und glänzender Redner in hoher Achtung bei den Vertretern seines Vaterlandes stehend, hat Gelegenheit gehabt, die Untüchtigkeit der bestehenden Finanzverwaltung nachzuweisen, und der Fürst steht im Begriffe, ihn zum Finanzminister zu ernennen. Man jubelt hierüber im Lande; nur der jüdische Bankier Baruch Lasarra freut sich nicht, sondern trägt seinem Sohne Manasse auf, alle laufenden Wechsel auf Heimburg anzukaufen: Letzterer ist nämlich durch plötzliche große Verluste in seinen Handelsgeschäften augenblicklich insolvent geworden. Manasse wundert sich über des Vaters Befehle, der doch ein Geschäftsfreund Heimburg's gewesen und stets große Stücke auf dessen achtbaren Charakter gehalten habe. Baruch aber erwidert ihm, Heimburg, so frei er denke, sei doch kein Freund der Juden und darum wünsche er ihn nicht zum Minister; Den, welcher im Falle seines Nichteintritts aller Muthmaßung nach diesen Posten erhalten werde, den habe er, Baruch, in Händen und werde ihn zum Heile Israels zu nutzen wissen. Darum wolle er Heimburg durch den Aufkauf aller Wechsel auf seine Firma in seine Gewalt bekommen und ihn so zwingen, nicht Minister zu werden. Manasse findet dies Verfahren zweideutig, und als ihm der Alte zürnend Schweigen befiehlt und ihn einen Knaben heißt, sagt der Sohn: „Nun, ein Knabe bin ich wol eben nicht mehr!" Da ergrimmt Baruch: „Nicht? Gottes Wunder! Wie alt bist du denn? 48 Jahre! Darf ein Sohn jemals im Angesichte seines Vaters sagen: Ich bin ein Mann? Darf ein Sohn widersprechen dem Vater? Ist nicht der Wille des Vaters für den Sohn ein Gebot des Herrn?" Und Manasse gehorcht und kauft die Wechsel.

Inzwischen hat Heimburg, nachdem er die augenblickliche Gefahr seiner finanziellen Lage erkannt, nach einigem Kampfe beschlossen, seine Kinder um Darleihung des Theils ihres Vermögens, den er ihnen aus seinen Mitteln vor kurzem geschenkt hat, zu bitten, und ihn tröstet dabei die Zuversicht, daß es ihm sehr bald gelingen werde, seinen Wohlstand zurückzuführen. Armer Vater mit deiner liberalen Kindererziehung! Die „freien Werkmeister ihres Geschicks" verweigern die Hülfe. König Lear! Der unglückliche Mann ist zerschmettert; zwar seine äußere Ehre kann er retten, den Bankrott verhindern, wenn er Lasarra's Willen sich fügt und nicht Minister wird; aber wie vermag er das!? Er, der von je allen Andern eine unbeschränkte Freiheit gegönnt hat, er, dem soeben der Kinder Unthat mit dem scheußlichsten Undanke das innerste Herz zerfleischt hat, er soll nun noch zum Sklaven, zum Instrumente eines Andern herabsinken, den er nach Geist und Charakter so sehr überflügelt oder doch zu überflügeln vermeint? Nimmermehr! „Gehen Sie auf die Börse", ruft er seinem Disponenten zu, „und verkünden Sie meinen Bankrott." Ein neuer Zwang: der alte Heimburg tritt ihm entgegen, und als alle seine Vorstellungen nichts fruchten, erklärt er dem Neffen: „Hier steht nicht deine blos, sondern unsers Hauses und Namens, also auch meine Ehre auf dem Spiele; ich werde dich zwingen zu deiner Rettung." Und in der That, des jüngern Heimburg guter Engel, seine zweite Gattin, von welcher er sich selbst getrennt hatte, weil seine pädagogischen Freiheitsideen nicht harmonirten mit ihrer milden und vorurtheilsfreien, aber ernstreligiösen Erziehungsmanier, Heimburg's guter Engel wacht und arbeitet bereits für ihn. Sie hat sich den Baruch kommen lassen, ihn zur Aenderung seines Willens zu stimmen. Der jedoch bleibt fest. Da erzählt sie ihm die unnatürliche That von Heimburg's Kindern. Und der alte zähe Jude bebt zusammen und schaudert: „Möchte ich doch nicht legen das Gewicht einer Thräne auf das Haupt eines unglücklichen Vaters! Der Mensch kann haben viel Unglück in diesem Erdenthale; doch er kann sich aufrichten mit Gott und mit der Zeit, wie der Weinstock im Frühlingsregen. Aber ein unglücklicher Vater ist der Oelbaum am Bache Kidron, den der Wind entwurzelt, daß er nimmer grünet und Früchte trägt." In die Hand von Heimburg's Gattin legt Baruch die Wechsel und empfängt von ihr die Kaufsumme. Inzwischen ist Heimburg zum Fürsten geladen worden, die Bestallung als Minister aus seinen Händen zu empfangen: er geht, oder besser, er wankt, verstört und gebrochen ist sein innerer Mensch und des Irrsinns kalte Hand ruht auf seinem Haupte. „Ich bin bankrott!" stöhnt er dem Fürsten entgegen. „Nein! nicht bankrott!" ruft seine eintretende Gattin; „ich habe Geld genug, um alle Schulden zwiefach zu tilgen!" Aber Heimburg stößt seinen guten Engel abermals von sich, diesmal im Banne des Wahnsinns: „Still, still! Meint ihr, meine Geldkiste sei bankrott? Meine Seele ist bankrott — eine Bettlerin, für die Himmel und Erde keine Almosen hat. Die Schlange hat mich angezischt: sie wäre die Freiheit und brächte Immortellen; ich habe sie an die Brust genommen, sie hat mich vergiftet! Ich habe mein Haus zerrüttet, ich habe mein Herz erstickt, ich habe Ungeheuer groß gezogen um der Schlange willen — ja, ja, Ungeheuer — freche Ungeheuer — Regan und Gonerill — die haben glühende Nägel hier eingeschlagen — es brennt — es brennt — zur Hölle mit euch — Regan und Gonerill — zur Hölle!" Mit dem Rufe „Otto! Otto!" sinkt die Gattin ihm an die Brust. „Cordelia! mein Kind", stöhnt er, „bist du wieder da? Nun ist es gut!" Und sein Haupt birgt der Unglückselige an ihrem Busen, sie aber betet: „Herr und Vater, streng ist dein Gericht. Aber du bist auch gnädig, du wirst geben, daß meine Liebe ihn heilt und gewinnt für dich und die Ewigkeit! Du wirst ihn mir wiederschenken um meiner Liebe willen. Ich

*) „Kaiser und Müllerin" ist übrigens, wenn wir uns recht erinnern, in Berlin und auch anderwärts wiederholt gegeben worden. D. Red.

will nicht klagen über den Schleier, der seinen Geist umhüllt, wenn unterdeß sein Auge sich wieder gewöhnt an meine Züge, sein Herz an das Klopfen meines Herzens; ja ich will dir danken für das Gericht!"

Wahrlich, ein tragisches Ende jener philosophisch-socialen Anschauung, die sich den warmen lebendigen Menschen in eine kalte definirbare Abstraction auflöst und die individuelle Freiheit als ein isolirtes Product der einzelnen sich selbst überlassenen Persönlichkeit erachtet, die vergessen hat, daß eine Abstraction eben eine Persönlichkeit nicht mehr ist und daß der Mensch zwar das Recht und die Pflicht der Freiheit gleich mit sich auf die Welt bringt, zur Uebung und zum Genusse dieser Freiheit aber erst erzogen werden muß in Zucht und in Liebe. Das hatte Heimburg bei all seiner Klugheit und bei all seiner innern Gutheit unbeachtet gelassen, daß die Erziehung, also die praktische Geltendmachung des auf edelm Grunde ruhenden Willens der Aeltern, auch mit strafender Hand, wo dieses nöthig, die Liebe des Kindes zu den Aeltern aus dem niedrigen Naturtriebe zu freier, edler, sittlicher Gestaltung erhebt, und daß nur die so gestaltete Liebe es ist, die zur echten Freiheit führt. Dies Verkennen seiner heiligsten Verpflichtungen, der Wahn, daß diese Verpflichtungen Vorurtheile und Versündigungen seien, das ist Heimburg's tragische Schuld, und es ergreift aufs tiefste, daß nach harter Sühnung jene verkannte Liebe, jene echte und wahrhaftige Vermittlerin zur Freiheit es ist, welche in Gestalt von Heimburg's Gattin den Schwergetroffenen an das warme Herz nimmt und uns mit der Zuversicht erfüllt, an dieser Stelle werde der gefallene, an sich selbst irre gewordene Geist eines edeln Menschen sich zu besserer Erkenntniß und neuen Lebenszwecken wieder aufrichten. Wie heilig versöhnend tritt dieser milde Ernst, dies warme, freie, gesunde Menschenthum des hochherzigen Weibes zwischen die beiden Extreme von Heimburg und Lasarra, und welche Fülle köstlicher und kerniger Moral offenbart sich darin! Mit seiner bekannten Sicherheit und Plastik hat Raupach die einzelnen Gestalten dieses Dramas herausgemeißelt: Lasarra, der Bankier Heimburg, dessen Gattin und der Oberst sind unstreitig die gelungensten, charakteristischsten Persönlichkeiten des Stücks; verfehlt ist nicht eine einzige zu nennen, und an im vollsten Sinne des Worts dramatisch ergreifenden Scenen findet der Darsteller wie der Zuschauer wahre Perlen. Unter diesen hebt sich hervor der Auftritt, in welchem der Kinder Frevel zum Ausbruche kommt, die Scene, in welcher Baruch diese Unthat von Heimburg's Gattin erfährt, und der Schluß des Stücks voll ergreifender und erschütternder Tragik. Es steckt ein Schatz von Weisheit und gesunder, kräftiger, lebenswarmer, menschlicher Philosophie in diesem Drama, sodaß man, gleich dem Verfasser dieser Kritiken, mit aller Entschiedenheit den Principien des Liberalismus angehören kann und doch mit ernster Belehrung und vollkommenster Anerkennung Das anhören wird, was Raupach in diesem Stücke von den Auswüchsen und Schattenseiten der liberalen Anschauung in seiner kernigen Manier als ernste Mahnung verlautbart. Das ist keine moderne Lämmelfrömmelei und keine Sieglindiade, es ist das ernste Werk eines ernsten Mannes, der kräftige Menschen zu Dolmetschern seiner freimüthigen Ueberzeugung sich erfindet und der darum das schöne Vorrecht des Dichters, vor allem des Dramatikers, ein Lehrer, ein Mahner, ein Prophet seiner Zeit und seiner Menschenbrüder zu sein, auf die rechte Weise zur freien künstlerischen That werden läßt. Auf diese oder jene kleine Meinungsverschiedenheit kommt es hier sicherlich nicht an, die Kernmoral dieses Dramas wird kein gesunder Kopf bestreiten: Werdet und seid und macht frei, nur daß es in Zucht und in Liebe geschehe! Möchten Viele so gewissensrein und zuversichtlich zu Gott sich wenden wie die Heldin unsers Dramas und sich getrösten dürfen: „Du wirst mir ihn wiederschenken um meiner Liebe willen!" *)

4. Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land. Von C. A. Görner. Vierter Jahrgang. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.

„Zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land" bestimmt der Autor diese seine Stückchen ausdrücklich, und dieser Bestimmung genügen sie denn auch vollkommen, denn Görner weiß als guter und geübter Schauspieler sehr geschickt auf den Effect zu arbeiten und seinen Situationen wohnt in der That eine sehr glückliche und zum Gelächter hinreißende vis comica inne. In den Motiven ist er freilich nicht eben gewissenhaft und Poesie muß man bei ihm nicht suchen, aber er will ja auch eben nur amüsiren, und das thut er, zwar derb und hausbacken, aber doch nicht gerade trivial, und so sind seine Stücke für jedes Repertoire eine willkommene Gabe, wenn auch die nach Kunstprincipien urtheilende Kritik sie eben nur so gelten lassen kann. Das vorliegende Bändchen enthält außer dem sehr bekannten Stückchen „Englisch" das an komischen Scenen reiche Lustspiel „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben" und den etwas derben Schwank „Eine meublirte Wohnung". Liebhabertheater mögen sich diese leicht in Scene zu setzenden Spiele nicht entgehen lassen!

5. Racine's Phädra, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 16 Ngr.

Ueber Racine's „Phädra" noch eine Kritik aussprechen zu wollen, wäre ebenso anmaßend als zwecklos: unter den classischen Werken der Franzosen steht sie unzweifelhaft oben an, und Böttger that sehr wohl, gerade mit dieser, wie er richtig sagt, „in Deutschland namhaft anerkanntesten Tragödie" in dem in Aussicht gestellten Cyklus seiner Uebersetzungen Racine'scher Trauerspiele den Anfang zu machen. Er hat diesen Anfang meisterhaft ins Werk gerichtet und eine so echt künstlerische und vollendete Uebersetzung geliefert, daß allen Gebildeten seine Arbeit auf das wärmste empfohlen werden darf. All jene vortrefflichen Eigenschaften, die wir an seiner Uebersetzung des Ponsard'schen „Ulysses" in d. Bl. zu rühmen hatten, finden sich auch in dieser neuen Arbeit des fleißigen Autors verwerthet, und wir können nur lebhaft wünschen, daß ein günstiger Stern auch weiterhin über der verdienstvollen Unternehmung leuchten möge. Wer nur in etwas die Hindernisse kennt, die gerade bei Uebertragungen aus dem Französischen in unsere so

*) Die Ansichten der deutschen Kritik über Raupach haben, wie nicht blos obiger Bericht unsers verehrten Mitarbeiters beweist, im Allgemeinen eine wesentliche und merkwürdige Umstimmung erfahren. Unter Andern hat ihm Prutz in seinem „Deutschen Museum" einen Nachruf gewidmet, von welchem Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" bemerkt: der weiche Ton desselben stehe in einem seltsamen Gegensatze zu der Sprache, die ohne Zweifel auch Robert Prutz bei Lebzeiten des Dichters über ihn geführt haben würde. Gutzkow schildert dann, wie gehässig die Kritik gegen die Lebenden oft sei, und in beredten schönen Worten fodert er sie zur Humanität und Billigkeit auf. Wir müßten uns jedoch sehr täuschen, oder Gutzkow selbst hat seiner Zeit dasselbe herbe Lied gegen Raupach angestimmt. Und in vielfacher Hinsicht nicht mit Unrecht. Das reiche Talent Raupach's haben die einsichtigern Kritiker wol zu keiner Zeit verkannt, aber sie rügten den leichtsinnigen und verschwenderischen Brauch, den er davon machte; sie rügten Raupach's Monopolsucht und den Druck, den er lange Jahre auf die deutsche Bühne ausübte. Es ist seitdem freilich nicht viel, aber doch etwas besser geworden. Raupach — der in seinen letzten Jahren diese seine Richtung im Geheimen vielleicht selbst am meisten beklagt haben mag — fragte während der Dauer seiner Bühnenherrschaft weniger danach, welchen dauernden Nutzen das Theater von ihm, sondern welchen er von dem Theater habe. Daher diese hastige Production, die sich keinen Augenblick Stillstand und Besinnung gönnte. Sehr leicht möglich, daß sich unter den gegenwärtigen Bühnendichtern mancher befindet, der mit Vergnügen denselben Weg wie Raupach einschlagen würde, wenn ihm nur das gleiche Talent und dieselbe ungeheuere Productionskraft zugebote ständen. D. Red.

ganz heterogene Sprache sich geltend machen, der wird der graziösen, vom eifrigsten Studium und von solidem Ernste zeugenden Art, mit welcher unser Uebersetzer diese Klippen umschifft, seine unumwundene Anerkennung nicht versagen. Böttger ist auf diesem Gebiete Meister und nur sehr Wenige dürften es ihm in dieser Meisterschaft gleich thun.

6. Simson und Delila. Eine Tragödie in fünf Acten von Eduard Müller. Breslau, Max und Comp. 1853. 8. 1 Thlr.

Es ist ein an classischen Studien gereifter, in Wesen und Form der antiken Welt heimischer Geist, dem die vorliegende Dichtung ihre Entstehung verdankt. Das sind tadellose griechische Rhythmen, klangvolle, metrisch-tiefe, wenn auch dem Sinne nach oft dunkle und um der Form willen zu massive Perioden; aber das Ganze ist trotzdem mit allen den Schwächen behaftet, die sich je nach höherer oder niederer Begabung mehr oder weniger in all den alttestamentlichen Dramen neuerer Production nachweisen lassen. Auch hier ist die schlichte Fabel der Schrift in die moderne Art zu denken und zu fühlen übersetzt, auch hier sind — um den Hergang unsern Vorstellungen anzupassen und unserm Humanitätsstandpunkte genießbarer zu machen — den einzelnen Handlungen und Gesinnungen Motive untergeschoben worden, die nimmermehr jenen alttestamentlichen Zeiten entwachsen konnten. Diese Delila z. B. fühlt wie eine Isolde, ja wie ein Klärchen, sie ist, das anerkennen wir ausdrücklich, eine liebliche, holdselige Frauengestalt, aber eine Delila ist sie in keinem Punkte, vielmehr könnte man sie ein echtes deutsches Mädchen nennen. All diese philosophisch-sentimentalen Reflexionen über Liebe und Religion klingen aus dem Munde einer Philistäerin seltsam und abenteuerlich genug und lösen jede historisch-nationelle natürliche Färbung in phantastische Chromatropen auf. Weniger modernisirt schreitet Simson daher, in welchem wenigstens der alte Judentrotz lebendig ist und die in bestimmten Paroxismen hervorbrechende Wildheit sentimental-moderne Anwandelungen nicht zur Herrschaft kommen läßt. Aber nun tritt wieder ein anderer Uebelstand ein: diese Paroxismen stehen durchaus unmotivirt da, es fehlt ihnen jede psychische Wurzel, jede sie als integrirenden Theil eines höhern Seelenlebens beglaubigende Begründung. Die Angabe, daß Simson so zu sagen gebannt gewesen sei und der Bann in den sieben Locken gesessen habe, läßt man sich in der alttestamentlichen Legende wol gefallen; aber das Drama fodert menschliche Wahrheit, es redet zu Männern, nicht zu Kindern, und die Wunder, die im romantischen Reiche der Oper Phantasie und Gefühl willkommen heißen, verachtet im ernsten Schauspiele der denkende Geist als eitle Träumerei. Simson kann deshalb kein eigentliches menschliches Interesse an sich fesseln, denn er erscheint nicht als freies, selbständiges Individuum, sondern als von einer dämonischen Kraft willenlos Beherrschter, als reines Instrument des Bannes, der auf ihm lastet; und so geht denn auch von ihm keine positive ethische Wirkung aus, diese entwächst nur dem Boden der Freiheit. Darum findet sich auch in Simson keine eigentliche tragische Schuld, er ist von Anfang zu unfrei, um eine solche, die moralische Selbständigkeit verlangt, begehen zu können: es sind eben die sieben Locken sein und der ganzen Tragödie Schicksal, und das verstößt gegen alle dramatische Wahrheit. Auch die Delila entwickelt keine eigentliche Schuld, denn was etwa so aussieht, ihr Eifer, Simson das ominöse Geheimniß seiner periodischen Tollheit — denn das ist es doch — zu entlocken, ist ganz in der Ordnung, sie will ihn befreien von seinem Dämon und das ist sehr tugendhaft und pflichtgetreu. Abgesehen indeß von ihrer Modernität, ist Delila dem Simson bei weitem überlegen, denn sie ist, wenn auch nicht ihrer Zeit und den Sitten ihres Volks gemäß durchgeführt, so doch eine durchaus menschlich vermittelte Persönlichkeit, in welcher unser Dichter eine Fülle schöner Weiblichkeit zart und anmuthig verkörpert hat. Die übrigen Persönlichkeiten der Tragödie sind ziemlich treu und consequent im Charakter ihrer Zeit und nationellen Tradition gehalten, wenn auch Achis etwas zu weichlich gerathen ist. Aufführbar dürfte das Drama schwerlich sein, denn es geschieht zu wenig packende, lebendige, dramatische That, es fehlt der energische, sich kräftig und thatsächlich auskämpfende dramatische Conflict. Zudem ist an Monologen — die im Drama nur dann zulässig sind, wenn sie die innere und äußere Entwickelung rüstig fördern oder nach leidenschaftlichen Vorgängen einen sammelnden Ruhepunkt gewähren — ein wahrer Ueberfluß und die einzelnen Monologe selbst über die Gebühr gedehnt und ausgesponnen, ein Uebelstand, an welchem auch die meisten Dialoge und also die ganze Arbeit krankt.

Müssen wir sonach vom dramaturgischen Standpunkte aus dieses Poem als Drama verurtheilen, so darf doch der Dichtung als solcher die ihr gebührende Anerkennung nicht versagt werden. Alles, was in ihr lyrisch ist, athmet warmes poetisches Leben und eine überaus liebenswürdige Anmuth und Zartheit. Die eingeflochtenen Chöre sind, an sich selbst betrachtet, nach Form und Gehalt wahre Meisterwerke, in welchen sich Sophokleische Würde mit Goethe'scher Frische und Lieblichkeit auf das anziehendste verschmilzt. Man höre nur den Gesang der Mädchen:

> Mit Netzen und Stangen
> Kommt keck ihr gegangen,
> — Weh', wehe, sie nah'n,
> Um uns ist's gethan! —
> Nein, wirklich ihr glaubt es?
>
> Wir scherzten, erlaubt es,
> Erlaubt es nur gnädig,
> Noch wären wir ledig
> Der fesselnden Haft.
> Nur ernst und gemessen!
>
> Wir Mädchen indessen,
> Wir springen und hüpfen,
> Entrinnen, entschlüpfen!
> Ja, steht nur und gafft.

Und Delila's Schlummerlied:

> Machtlos, hülflos, willenlos,
> Ruh', ein Kind, in meinem Schoos.
> Zauberknoten flecht' ich, flieh'!
> Flüchtling, jetzt entfliehst du nie!
>
> Simson, Simson, hörst du? Nein,
> Nein auf ewig sollst du sein!
> Nur ein Lächeln spricht und fragt:
> Auch im Schlafe noch geplagt?
>
> Nein, von schwerer Plag' und Qual
> Mach ihn frei mein wack'rer Stahl!
> Schnitt auf Schnitt! Ha, welch ein Schmerz!
> Schnitt ich fehl ins eig'ne Herz?
>
> Weh'! — das Opfer ist gebracht,
> Deiner Ruh' der Locken Pracht.
> Weh'! wer lacht? — Betrog'ne! wer
> Sprach's? Betrogen ich, — und er?

Durch diese Lieder hat der Dichter in uns den lebhaften Wunsch rege gemacht, ihm recht bald im Gebiete der Lyrik und des Epos zu begegnen, auf welchem er Ausgezeichnetes zu leisten im Stande sein dürfte. Unsere moderne Lyrik ist jämmerlich genug, sie bedarf reingestimmter Leiern, kräftiger Lautenschläger, und wir würden es uns zum wahren Verdienste anrechnen, wenn wir durch unsere Mahnung Eduard Müller für sie gewännen.

7. Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Otto Roquette. Zweite Auflage. Bühnen gegenüber Manuscript. Berlin, Schindler. 1854. 16. 1 Thlr 10 Ngr.

Den alten Grafen von Ormonde hatte eine von der Welt und dem Leben isolirte Gelehrsamkeit in die Arme der Kabba-

listik und Nekromantie geliefert, sodaß er Geister sah und hörte und sogar seine Tochter Nymphea zu dieser düstern und träumerischen Wahnexistenz förmlich erzog. Der Alte stirbt und hinterläßt das Mädchen in seinem großen, durch seine abenteuerliche Wirthschaft verunheimlichten Schlosse als völlig Wahnsinnige zurück. Denn Nymphea hört die Musik der Sphären, verkehrt mit überirdischen Wesen und unterhält eine sonderlich innige Verbindung mit einem Engel, den sie ihren Schutzgeist nennt. Ein alter Freund des Hauses, der Arzt St.-Alban, bemüht sich vergebens, durch seine Kunst das verwirrte Seelenleben des schönen Mädchens zu heilen, und hält Nymphea in tiefster Verborgenheit und Unzugänglichkeit auf Schloß Ormonde, damit ihr Wahnsinn nicht bekannt und die Güter ihres Vaters, dessen einzige Erbin sie ist, in Gemäßheit der Landesgesetze nicht eingezogen werden. Um diese Zeit kehrt Silamont, der Herzog von Perouse, in die schöne französische Heimat zurück. Einst hatte er den Grafen Malrepos, der ihn bitter verleumdete, vor den Augen des Königs erstochen und war nun auf ewig aus dem schönen Lande der Rhône und der Seine verbannt worden; aber die Sehnsucht nach der geliebten Heimat zwingt ihn, nach langer Irrfahrt durch die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit dem Bannspruche zu trotzen und in das sonnige Vaterland zurückzupilgern, wo ihn der Freund seines verstorbenen Vaters, St.-Alban, zu Ormonde liebreich aufnimmt, verbirgt und, nachdem er ihn von Nymphea's Zustand, welcher er den Flüchtling als einen jungen Arzt vorgestellt hat, unterrichtet, selbst an den Hof sich begibt, um die Gunst, in welcher er beim Könige steht, zum Frommen seines Schützlings anzuwenden. Silamont bleibt zurück zu Ormonde und beschließt, Nymphea, welche er, schon ehe er das Schloß betrat, zufällig zu Gesicht bekam, als sie nach ihrem Schutzgeiste rief, von ihrem Wahne zu heilen: er liebt das schöne Mädchen mit aller Glut tiefster Leidenschaft. Zu diesem Zwecke weiß er sich eine Geistercomposition ihres sehr musikalischen Vaters zu verschaffen und läßt diese von dem vagabondirenden Musiker Polykarp, mit welchem er bekannt geworden ist, in dem Augenblicke aus der Ferne spielen, wo er der ängstlich ihren Schutzgeist und mit diesem ihren Tod erwartenden Nymphea verkleidet als der ersehnte Genius erscheint, sie zunächst von der Idee des Todes ablenkt und sie an den Gedanken des Lebens gewöhnt. Mit jeder neuen Erscheinung, in welcher er sich selbst nach und nach der Tracht und Art des gegenwärtigsten Lebens nähert, weiß er die Geliebte immer mehr aus ihrer Traum- und Wahnexistenz in die wirkliche, frische, wahrhaftige Welt einzubürgern. Die glühende Liebe, die das reizende Wesen zu dem schönen Jünglinge faßt, hilft am kräftigsten den Schleier der Lüge und des Wahns lüften, und so findet sie denn der mit des Königs Gnadenbotschaft rückkehrende St.-Alban zu seiner nicht geringen Verwunderung dem Leben wiedergeschenkt; Freude und Liebe herrscht nun zu Ormonde.

Ueber diese anmuthige Fabel hat der liebenswürdige Dichter des „Waldmeister" den vollen Rosenglanz seiner duftigen Poesie ausgegossen und in ihr seine reiche schwunghafte Phantasie mit allen ihren Brillantfarben spielen lassen. Man wandelt in einem holden Blumengarten, in welchem tausend liebliche Blüten ihre Wohlgerüche ausathmen und im kühlen Schatten grüner Palmen helle Silberquellen sprudeln und flüstern. Die ganze Dichtung ist wie ein süßes provenzalisches Lied, am sonnigen Ufer der Garonne zur Mandoline gesungen, wie ein Märchen der unerschöpflichen Scheherazade, wie ein gaukelnder lieblicher Lenztraum. Hier ist Alles Duft, Grazie, Frühling, eine „mondbeglänzte Zaubernacht", aber mit erträumtem Spuk, mit Phantasiegespenstern. Die Idee, die Romantik homöopathisch — similia similibus — wieder durch Romantik zu heilen, ist in der That eigenartig und anziehend genug und gibt dem Autor in den zu verwendenden Mitteln alle Vorzüge der Romantik, ohne damit ihre krankhaften Consequenzen ziehen zu müssen. Allein so lyrisch und so episch schön auch diese Dichtung ist, so wenig darf sie ein Drama genannt werden; denn sie bietet keine Charaktere in der scharfen, entschiedenen und absoluten Bedeutung, wie sie das eigenthümliche Gesetz des Dramas verlangt. Diese Persönlichkeiten haben alle zu wenig Leben, zu wenig Geltung und Individualität an sich selbst, sie sind nur etwas im Schimmer des poetischen Mondscheins, der über sie ausgeströmt ist; wie ein schlichter Feldstein, durch ein rothes Glas angesehen, sich in den schönsten Rubin verwandelt, wie ein blasses Gesicht durch die Schminke den Schein der Gesundheit und des Lebens bekommt: so ist es die Farbenglorie der Phantasie, mittels welcher Roquette seine Gestalten ins Drama einschmuggelt, mit welcher er im ersten Augenblicke besticht und die ihn vielleicht selbst über die dramatische Bedeutsamkeit seines „Reich der Träume" in Traum und Täuschung gehalten haben mag. So köstlich nun diese Gabe einer blühenden, hinreißenden Phantasie ist, so hat sie doch auch, wie dieser Fall zeigt, ihre Gefahren, und diese treten, sonderlich beim Dramatiker, da zunächst am entschiedensten auf, wo die Phantasie aufhört Mittel zu sein, wo sie Gehalt, Wesen, wol gar Zweck wird. „Das Reich der Träume" ist dieser Gefahr eben nicht entgangen. Sodann ist dies „Singen, wie der Vogel singt", dies unbewußte, traumartige Schaffen, dies unmittelbare bloße Ausströmen der vollen Brust allerdings ein köstlich Ding, das beste Kennzeichen des echten Dichters, das eigentlichste Wesen wahrhafter Lyrik; aber im Drama kann es nur ganz im Einzelnen, nur mittelbar gestattet werden, hier hat der künstlerische Verstand, der bewußt sein Ziel erstrebt, dasselbe in entschiedene Direction zu nehmen; denn im Drama ist es nicht mehr der Dichter selbst, der als mitgetheiltes Object oder als mittheilendes Subject in der Dichtung zugleich mit eine Stelle findet, im Gegentheil, er hat sich ganz zu verleugnen, muß ganz in die Behandlung, in die Gestalten, in den Zweck seiner Arbeit aufgehen, und das ist bei jenem ungehemmten absoluten Ausathmen der poetischen Lungen rein unmöglich. Roquette hat nun auch in seinem Drama von diesem jugendlichen Vorrechte den uneingeschränktesten Gebrauch gemacht und dadurch, was das Ganze vielleicht an Frische, Fülle und Glut gewonnen, an objectiv gestaltender Kraft eingebüßt. Hieraus blickt ein gewisser Leichtsinn hervor, der da glaubt, sich eben nur gehen lassen zu dürfen, um, Dank der innern Fülle, allemal etwas Bedeutendes zu leisten; das aber ist der Tod des Talents, das macht jeden Fortschritt unmöglich, und einen solchen wird man denn auch im „Reich der Träume" gegenüber „Waldmeister's Brautfahrt" herauszufinden schwerlich im Stande sein. Einem so kernigen und reichausgestatteten Talente, wie Roquette besitzt, muß das recht scharf vor Augen gehalten werden; sein Rückgang wäre ein entschiedener und schmerzlicher Verlust für unsere Literatur, und er ist dieser die Conservation und Entwickelung seines Dichterberufs geradehin schuldig. Bei seiner entschiedenen und vorwiegenden Begabung für das lyrische und epische Fach wäre ihm doch vielleicht zu rathen, diesem sich ausschließlich hinzugeben und seinen Uebergang zum Drama von einer reifern und besonnenern Epoche seines Talents abhängig zu machen. „Das Reich der Träume", als Epos behandelt, wäre vielleicht eine vollendete Dichtung geworden. 19.

Theorie der Gegensätze.

Theorie der Gegensätze oder Entwurf des Normalprincips von G. M. Schultzky. Mit zwei Steindrucktafeln. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man sollte sich auch vom Standpunkte der strengsten Wissenschaft her sogar für solche Schriften den Sinn stets offen erhalten, die so zu sagen die Wissenschaft auf eigene Gefahr erst anfangen und, unbekümmert um alles Bisherige, sie mit eigenem Aufwande bestreiten. Für den Vorurtheilslosen haben dergleichen Forschungen einen ganz eigenthümlichen Reiz. Sie vergegenwärtigen ihm jene Zeit, in welcher alle Wissenschaft erst entdeckt, deren Elemente erst aufgefunden wurden. Nun

müssen wir zwar der Idee einer Uroffenbarung ihr volles Recht einräumen. Durch sie kommen wir erst zu einer ununterbrochenen Sicherheit im Rationellen und können um so siegreicher jeden Popanz zurückweisen, ob er uns von den Ueberglänbigen oder Ungläubigen aufgedrungen werde. Dennoch dürfen wir es nie vergessen, daß die größten Denker aller Zeiten doch auch Menschen waren, und daß, wenn es ihnen möglich war, das Was und Wie der Wahrheit zu entdecken und so Wissenschaft hervorzubringen, es auch Andern ihres Geschlechts möglich sein müsse. Hier liegt das nicht zu verkümmernde Recht aller Autodidaktik, der gegenüber unter Umständen selbst die ausgebildetste Doctrin allen Stolz abzulegen hat, um von jener vielleicht Vieles zu lernen. Es war auch das einer der großen Züge in Goethe, daß er Naturdichtern, solchen, die im Dichten völlige Naturalisten waren, stets Aufmerksamkeit schenkte. Goethe wußte sehr wohl, daß in allem Natursein noch unangebrochene Schätze ruhen, ja daß die altgewordene Kunst durch die Natur sich wieder zu verjüngen habe. Es wird Schelling und Hegel stets zur Ehre gereichen, daß sie es nie verleugnen wollten, von Jakob Böhme viel gelernt zu haben. Was der Naturdichter für die Kunst der Poesie, das ist der Autodidakt für die Schule der Wissenschaft, zumal wenn dieser auch hervorbringend sich verhält.

Wir haben hier nicht zu entscheiden, in welchem Grade der Verfasser vorliegender Schrift Autodidakt im Sinne des Studiums überhaupt ist, in der Bedeutung aber ist er es, daß er auf dem Wege seiner Forschung von keinem Andern als von sich selbst und von der Natur gelernt hat, und daß er sogar unbekümmert um die Methode jeder Schule sich selbst seine Weise schafft, auf seinem eigenen Wege seine Constructionen, seine Erörterungen gewinnt.

Das Verfahren, aus dem Gegensatze heraus seine Untersuchung zu beginnen, darf nicht neu genannt werden, am wenigsten die Art, durch den Proceß der Gegensätze hindurch zu Ergebnissen zu gelangen. Welches Denken könnte ohne dergleichen auskommen? Es ist bekannt, was die kritische, die Natur- und Begriffsphilosophie des Scharfsinnigen und Ergiebigen einst auf solchem Gebiete vermocht haben. Neu dagegen ist hier die specielle Fassung des Gegensatzes, die Theorie der Entgegengesetzten, wie sie der Verfasser, um ein Normalprincip zu gewinnen, in seiner Schrift ausführt oder doch wenigstens in den Grundzügen entwirft; am überraschendsten endlich sind die einzelnen Folgerungen, welche der Forscher hier an sehr verschiedenen Stellen seiner Erörterung macht, besonders in Betreff vieler kosmischer Verhältnisse, woraus denn eine Anschauung des Universums entspringt, die mindestens interessant befunden werden müßte, die wir aber in einer Zeit, welche von entgegengesetzten Seiten her absprechend genug namentlich über das siderische Leben gewesen ist, für sehr heilsam halten möchten.

Die Schrift des Verfassers zerfällt in zwei Hauptabtheilungen; sie sind: „A. Der abstracte Theil." „B. Der anwendende oder astronomische Theil." Jener bietet die Momente: „Einleitung", „Quadraturberechnung", „Doppelart der Gegensatzerscheinung", „Productivität", „Materie", „Verhältniß der Existenz zur Materie"; dieser: „Einleitung", „Gegenstand", „Von den Gestirnen innerhalb B", „Schlüsse auf das Jenseits", „Von den Gestirnen innerhalb C oder den Kometen", „Schlüsse auf die Zukunft des Diesseits", „Verschiedenes", „Schlußbemerkung."

Es ist hier keineswegs unsere Absicht, eine vollständige Kritik der „Theorie der Gegensätze" zu geben und also auch nicht eine Untersuchung zu führen oder auch nur ein Urtheil zu fällen über die Haltbarkeit des ganzen Aufbaus. Wir wollen aufrichtig gestehen, daß wir nicht wenige Behauptungen des Verfassers, ebenso manche seiner Beweisführungen noch nicht bis zu völliger Klarheit haben bewältigen können. Die ganze Methode der Entwickelung ist eine so abweichende von der aller bisherigen Spekulation, daß wir auch darin den Grund unsers theilweisen Mislingens, in des Verfassers Weltbetrachtung einzudringen, suchen müssen. Dennoch hat uns vieles Andere sehr zugesagt; das ganze Verfahren ist ein tiefsinniges, gedankenneues zu nennen und jedenfalls dazu geeignet, den Denker zu sehr ergiebigen Standpunkten zu bringen. Außer dem Philosophen wäre auch dem Mathematiker und Astronomen die Schrift zu sorgfältiger Beachtung zu empfehlen.

Wie parador der Verfasser oft sich auch ausdrückt, er eröffnet mit derartigen Wendungen nicht selten uns plötzlich den Blick für ganz neue Combinationen und verhilft zu Ideen, von denen wir sehr wünschten, daß sie weiter verfolgt und bis zur letzten Consequenz ausgebeutet würden. Derartige paradore Aussprüche, indem der Verfasser sie auf kosmische Verhältnisse und Gesetze anwendet, haben oft zugleich eine moralische Bedeutung, wie denn die ganze Schrift von der edelsten Gesinnung erfüllt ist und den sittlichsten Lebensernst zu erkennen gibt. Zum Beispiel, wenn der Verfasser bei Gelegenheit der Rotation der himmlischen Körper sagt: „Als (für) Kometen der höhern Classen müssen gerade diejenigen gehalten werden, welche sich unserm Auge am unscheinbarsten geben. Sie sind dem irdischen Blicke eine schon so verfeinerte Masse, daß diese selbst bei ihrer bedeutenden Größe jenem fast gegenstandslos oder ohne Ruhepunkte erscheint; denn Schnelligkeit, überhaupt Bewegung ist das Bildliche der Idee." Und an andern Stellen: „Die Kunst des Lebens besteht darin, durch Nachgiebigkeit zu siegen, oder seine Absicht unbemerkt zu erreichen." „Die höchste Kraft und Sanftmuth sind da nöthig, wo sie dem zu behandelnden Theile am meisten fehlen." Auch das ist noch ein besonderer Vorzug des Verfassers, den er vor manchen Heutigen voraus hat, daß er Bescheidenheit besitzt und dieser überall das Wort spricht.

Gegen den in unsern Tagen überhandnehmenden Materialismus (dem nicht zu huldigen einem „Landmanne", wie sich der Verfasser nennt, zur doppelten Ehre gereicht) und das Bestreben, auch die Naturwissenschaft nur materiell auszubeuten, müßte die Betrachtungsweise des Verfassers sehr segensreich wirken. Auch darin thut seine Darlegung so wohl, daß sie eine Aussicht in die Zukunft und das Universum eröffnet, welche uns schnell hinwegträgt über so kläglich engherzige Kirchhofsummauerungen, innerhalb deren uns so viele Untersuchungen ähnlicher Art fesseln möchten.

Des Verfassers Verfahrungsweise ist, um doch mit Grund auch einigen Tadel auszusprechen, zu warnen vor gewissen symbolisch-allegorischen Auslegungen, wie z. B. S. 164 bei Gelegenheit des „Regenbogens"; dergleichen ist schon an sich gefährlich, weil es leicht in das Spielerische ausartet; es ist bedenklich aber auch deshalb, weil es gewisse allzu nüchterne Naturen ein mal für alle mal auch gegen Dasjenige einnimmt, was sie sonst unterschreiben oder doch wenigstens prüfen würden. Ferner leidet die Sprache des Verfassers noch an einiger Schwergelenkigkeit, wie er auch die Satzglieder oft zu sehr verschiebt, wodurch Unklarheit und Misklang bisweilen entstehen. Sonst ist er auch im Sprachlichen, in dem Wagniß mancher neuen Bezeichnung nicht unglücklich. In dem Abschnitt A, III werden die Freunde der Baader'schen Philosophie viel Ansprechendes finden, wie denn überhaupt zwischen dem Verfasser und Franz von Baader in den Anschauungen, zumal aber in der Mosaik der Sprache eine Verwandtschaft besteht.

Wo ist in der Literatur unter den Menschen das Auge, das sich nichts Eigengeartetes und Tiefes entgehen läßt? Und doch müßte man bei dem bereits Gewonnenen der Cultur ein solches Auge vermuthen. Schon längere Zeit ist die „Theorie der Gegensätze" im Buchhandel, wir glauben aber noch nirgends einer Hinweisung auf sie begegnet zu sein. So dürfen wir nicht verfahren, wenn wir gerecht sein wollen, wenn wir uns darauf verstehen, auch aus dem Abweichendsten noch zu lernen. Wie sehr die Schrift des Verfassers einen kometenartigen Charakter haben mag, wir empfehlen sie zu um so schärferer Beobachtung.

Alexander Jung.

Kriegsgeschichtliches.

Der Feldzug des dritten deutschen Armeecorps in Flandern im Befreiungskriege von 1814. Mit Benutzung amtlicher Quellen des Kriegsarchivs bearbeitet von Ludwig Ferdinand Bucher. Nebst zwei Karten, zwei Planen, vier Tabellen und einem alpabetischen Namenverzeichniß aller hervorragenden Theilnehmer am Kriege. Leipzig, Costenoble. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Neue Beiträge zur Kriegsgeschichte jener großen Zeit, wo Europa und vor allem Deutschland in seltener Einigkeit zur Vernichtung eines unerträglich gewordenen Supremats kämpfte, werden immer willkommen sein. Selbst die großen Operationen der Armeen, wie bekannt sie auch im Ganzen sind, ermangeln noch vieler Aufklärungen, was die Triebfedern derselben betrifft, und die Memoirenliteratur, die sich zu uns verpflanzt hat und in letzter Zeit überaus üppig wuchert, kann diesem Mangel nicht abhelfen, weil ihren Werken nur zu oft Wahrhaftigkeit, Selbsterkenntniß und Geltenlassen eines andern als des eigenen Verdienstes fehlt. Die Kriegshandlungen der kleinen und abgesonderten Corps, welche durch den Gang und Glanz jener großen und entscheidenden Operationen in den Schatten gestellt worden, sind aber an sich wichtig und ruhmvoll genug, und so danken wir es dem Verfasser, daß er uns den Feldzug des dritten deutschen Armeecorps in Flandern 1814, dessen Aufgabe wahrlich keine leichte war, in einer so klaren und erschöpfenden Darstellung gegeben hat. Seine damalige Stellung hat ihm den Einblick in manche Verhältnisse erlaubt, die nicht in das officielle Journal eingetragen werden, und die amtlichen Quellen, deren Benutzung ihm freigestellt wurde, sind eine Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Thatsachen.

Das Werk behandelt seinen Stoff in elf Capiteln, nach Perioden eingetheilt. In der ersten wird der Zustand der sächsischen Armee nach der Schlacht von Leipzig geschildert, die nur noch aus acht Bataillonen, neun Escadrons, vier Batterien und einer Compagnie Sappeuren, 9000 Mann mit 1600 Pferden, bestand und dem dritten deutschen Armeecorps zugetheilt wurde, dessen Oberbefehl der Herzog von Sachsen-Weimar übernahm. Nach weitern Beschlüssen mit dem russischen Gouvernement von Sachsen sollten ansehnliche Streitkräfte aufgebracht werden, was aber nur theilweise zur Ausführung kam. Die Bestimmung des Corps, die beim Abmarsch nach Westfalen noch nicht feststand, wurde nun, das in Holland operirende Corps des Generals von Bülow zu verstärken; es diente aber einstweilen als dessen Reserve und rückte in Brüssel ein, als Bülow von hier nach Antwerpen aufbrach, und sollte zur Deckung des erst zum Theil eroberten Flandern die Beobachtung der Linie der französischen Festungen und des jenseit derselben stehenden Maison'schen Corps übernehmen: mit so geringen Streitkräften eine sehr schwierige Aufgabe, besonders da noch ein Detachement zum Blockadecorps von Antwerpen abgerückt war. Wie nun der Herzog diese Aufgabe unter sehr erschwerenden Umständen durch geschicktes Manövriren und große Beweglichkeit und Tapferkeit seiner Truppen gelöst hat, schildert das vorliegende Werk mit einer Ausführlichkeit auch des taktischen Details, für welche ihm jeder militärische Leser, der dasselbe in mancher andern, sonst guten kriegsgeschichtlichen Darstellung schmerzlich vermißt, sehr dankbar sein wird. Erst dadurch kann aber das Studium der Kriegsgeschichte lehrreich werden. Wir versagen uns ungern, einige Beispiele von der echt militärischen Auffassung der Gefechtshandlungen, die den Verfasser auszeichnet, wiederzugeben, und müssen auf das Werk selbst verweisen. Daß derselbe die Ehrenrettung manches braven Truppenführers gegen ungerechte Vorwürfe oder Entstellung seines Handelns übernimmt und diese, auf Gründe und Thatsachen gestützt, widerlegt, gereicht ihm selbst zur größten Ehre. Die Waffengefährten, oder, wenn die meisten davon schon „zur großen Armee" versammelt sind, deren Freunde und Familien, werden es ihm Dank wissen, daß er ihre Namen, wo irgend sie sich bemerklich gemacht haben, hervorhebt. Mit den eigenen Bemerkungen des Verfassers über Organisation, Disciplin u. s. w., vorzüglich über militärische Bildung der Offiziere kann jeder Soldat nur einverstanden sein: es thut Noth, daß solche Wahrheiten wiederholt ausgesprochen werden. Als interessanter Anhang folgt am Schlusse des Werks eine Darstellung des Streifzugs, welchen der damalige Oberst von Geismar (1850 als Generallieutenant gestorben) nach der Normandie unternahm, um die dortigen Volksregungen zu Gunsten der Bourbons zu ermuntern; wir machen ganz besonders auf diesen kühnen Parteigängerzug aufmerksam, den der Leser mit höchstem Antheil verfolgen wird. Unter den Beilagen findet sich ein origineller Rapport des Kosackenobersten Bychalow, d. D. Gent den 28. Februar 1814, der buchstäblich also lautet:

„An den Herrn Herrn Herzog Graf von Weimar.

Herr Graf

Ich habe ihrigen Brief mit größter Freude erhalten, woraus ich vernehme, daß Sie die güte haben werden, an Sr. Majestät den Käuser-Allexander und an dem König den Rapport abstatten werden, nicht allein für meinen Verdienst aber wohl für meine Ehre, weil ich schon von Seit dem Jahre 1799., in dem nemlichen Rang bin, so zu sagen fünfzehn Jahre, so bitte ich Herr Graf mich nicht zu Vergessen.

Auch habe ich die Ehre Ihnen bekanntschaft zu geben und zugleich Recommandation für meine Brawe Officiers die unter die Mauern der Festung Sas von Gend Ihr Leben gewagt haben und die Franzosen gezwungen waren Ihnen zu übergeben.

So bitte ich Ihnen Herr Graf, ein bitte von mir, für meine Herren Officiers abzustatten, damit der Eufer noch mehr in ihren Herzen hereinkommen.

Zugleich bitte ich Herr Graf für zwanzig Cosaquen, die eine große Krankheit (wahrscheinlich Verwundete) erhalten haben in Einnehmung der Festung für Ehrzeigen; wenn es sein kann, damit doch die Leute mehr Eufer erhalten."

N. N. Bychalow.

Eine Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes und ein Plan zur Erläuterung des Angriffs von Maubeuge sind zum bessern Verständniß beigefügt.

Karl Gustav von Berneck.

Deutsche Lyrik im englischen Gewande.

In Nr. 3 d. Bl. nahmen wir Gelegenheit, in einem Artikel „Deutsche Literatur in England" auch einer von Miß Mary Anne Burt veranstalteten Sammlung ins Englische übertragener deutscher Gedichte, welche in zwei kleinen Bändchen zu Chur in Graubündten gedruckt war, mit einigen empfehlenden Worten zu gedenken. Die Veranstalterin mochte fühlen, daß die Sammlung als ein erster Versuch noch mancherlei Mängel habe, Chur war außerdem ein schlechter Vertriebsort und die typographische Ausstattung des Buchs zu ärmlich, um die Ansprüche ihrer in dieser Hinsicht verwöhnten Landsleute zu befriedigen. Mit der kein persönliches Opfer scheuenden Ausdauer, welche die Briten bei allen ihren einmal angefaßten Unternehmungen so sehr vor allen übrigen Nationen kennzeichnet, nahm Miß Burt das Werk von neuem in die Hand, und als Resultat ihrer Liebe zur deutschen Literatur, ihres unermüdlichen Fleißes und sehr wahrscheinlich auch so mancher dem Werke gebrachten persönlichen Opfer liegt nun ein stattlicher Band vor uns mit dem Titel: „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets. From Klopstock to the present time. Translated in English verse by *Mary Anne Burt*" (zweite Ausgabe; Zürich, Kiesling; 1854). Die Uebersetzerin verspricht, in nicht zu ferner Zeit einen zweiten Band nachfolgen zu lassen, mit Proben von Dichtern, „whom I consider worthy to be classed with those who appeared in the first volume", wie die Verfasserin hinzufügt. Schon dieser erste Band der neuen züricher Ausgabe enthält gerade eine doppelte Anzahl von Gedich-

ten als die erste churſche Ausgabe und iſt außerdem mit ausführlichen kritiſchen und biographiſchen Einleitungen zu jedem Dichter verſehen. Die in dieſem Bande vertretenen Dichter ſind: Klopſtock, Schiller, Goethe, Hölty, Bürger, Salis, Uhland, Heine, Maurer, Prutz, Ludwig von Baiern, Rückert, Freiligrath, Dingelſtedt, Platen, Anaſtaſius Grün, Zedlitz und der Herausgeber d. Bl.

Von dieſem, d. h. von mir ſelbſt, will ich bei dieſer Gelegenheit einige Worte ſagen, weil dies doch ſchwerlich von einem meiner ſchriftſtelleriſchen Collegen, der etwa dieſe Sammlung zur Anzeige brächte, geſchehen würde, und weil die biographiſch-kritiſchen Bemerkungen, die in Betreff meiner darin enthalten ſind, mir dazu innere und äußere Veranlaſſung geben. Je weniger es mir je in den Sinn kam, um Lob und Gunſt der Tageskritik zu buhlen und zu werben, umſomehr freut es mich, wie ich aufrichtig geſtehen muß, die Theilnahme einer mir perſönlich gänzlich unbekannten Dame gefunden zu haben, und es freut mich dies namentlich deshalb, weil dieſe Dame die Angehörige einer Nation iſt, in deren literariſchem und kritiſchem Treiben ich von jeher jene ſimpeln, geſunden Grundſätze von Wahrheit, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit und richtigem Menſchenverſtande anzutreffen meinte, die, wie es mir ſcheint, bei uns leider eine Seltenheit geworden ſind. In ihrer biographiſchen Skizze über mich weiſt die Herausgeberin auf einen Ausſpruch Montesquieu's hin, etwa des Inhalts, daß es mit dem literariſchen Rufe wie mit dem Reichthume gehe, beide würden nicht nach Verdienſt, ſondern nach Laune und Zufall vertheilt, und es gebe nicht ſelten Autoren, die während ihres Lebens von der Kritik unbillig zurückgeſetzt würden und erſt nach ihrem Tode die ihnen gebührende Anerkennung fänden. Wenn Miß Burt gerade mich zu dieſen Schriftſtellern rechnet, ſo iſt das ihre Sache; jedenfalls wird ſie aber ihre Gründe dazu gehabt haben; und in der That muß ich zugeben, daß, wenn mich die Kritik aufgefreſſen hat, dies wenigſtens nicht aus zu großer Liebe geſchehen iſt. Die Verfaſſerin fährt fort: „Wenn wir die unzähligen Literaturgeſchichten, die während der letzten zehn Jahre in Deutſchland erſchienen ſind, aufſchlagen, ſo finden wir, daß die Kritiker gegen M. nicht ſehr gerecht geweſen ſind. Während ſie Producte, die ſich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben und der Vergeſſenheit anheimfallen werden, über Gebühr preiſen, widmen dieſelben Kritiker nur wenige flüchtige Bemerkungen einem Individuum, welches in vieler Hinſicht auf eine gründliche Prüfung und eine wohlwollendere Würdigung ſo gerechten Anſpruch hat." Weiter hebt ſie nun Das hervor, was dem Briten bei einem Schriftſteller als das Höchſte gilt: „Mit Einem Worte, M. gehört zu den Schriftſtellern, welche die wichtige Aufgabe eines Schriftſtellers ſo verſtehen, wie ſie verſtanden werden muß. Mittels der Kunſt trachtet er danach, das menſchliche Geſchlecht zu veredeln und ſeine Lage zu verbeſſern." Wenn die Herausgeberin dies in mir erkennen zu dürfen glaubt, ſo wünſche ich mir dazu Glück; denn gerade dies iſt es, was mir in unſerer Zeit als das beneidenswertheſte und einzig zu wünſchende Reſultat ſchriftſtelleriſcher Mühen und Arbeiten erſcheint: nach Kräften, wie ſchwach dieſe auch ſeien, zur Förderung des Allgemeinwohls beigetragen zu haben. Alles Uebrige iſt flüchtig und nichtig und der eigenthümlichen Mühen und Sorgen nicht werth, die ſich dem ſchriftſtelleriſchen Leben geſellen. „All his publications", ſagt dann die Herausgeberin, „breathe a purity of soul and a patriotic love, which we seek, but vainly, among many other writers, that certain literary cliques, which are numerous in Germany, place, unjustly, far above that Poet who forms the object of these biographical memoirs."

Indem ich dieſe Stellen anführe, glaube ich der Herausgeberin am beſten den ihr meinerſeits ſchuldigen Dank abgetragen zu haben. Deſſen, wie er geſinnt iſt und was er erſtrebt, darf ſich jeder rechte Mann bewußt ſein und damit unter Umſtänden auch vor das Publicum treten. Wenn die Verfaſſerin aus der Lectüre der von ihr bei ihrem Studium benützten Literaturgeſchichten und Journale die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubt, daß ich (dem Himmel ſei übrigens Dank dafür) gerade kein Schooskind der Cliquen geweſen, ſo geht daraus für mich die Nöthigung hervor, ſelbſt meine Sache zu führen unter Berufung auf unabhängige Stimmen, die nicht aus der Clique und Claque hervortönen, und an ſolcher Zuſtimmung hat es mir denn doch auch glücklicherweiſe nicht gefehlt. Die Wirkſamkeit eines Schriftſtellers — und ohne dieſe iſt ſein Loos ein ſehr troſtloſes — hängt ja nur zu ſehr von der Unterſtützung ab, die man ihm gewährt, von dem Glauben, den er an ſich oder Andere an ihn im Publicum zu erwecken wiſſen. Ich habe es für loyaler gehalten, dies ſelbſt zur Sprache zu bringen, ſtatt, wie dies wol manche Andere in ſolchen Fällen thun, mich eines literariſchen Vormunds dabei zu bedienen.

Unter den von der Verfaſſerin in Ueberſetzung mitgetheilten Balladen aus meiner Feder befindet ſich auch eine, die mir Gelegenheit geben ſoll, auf eine merkwürdige Sage aufmerkſam zu machen, die den deutſchen Sagenſammlern noch ſehr wenig bekannt zu ſein ſcheint. Es iſt die Sage von Klaus Störtebeker, und zwar die oſtfrieſiſche. Störtebeker (Sturzbecher) war jener Anführer der „Vitalienbrüder", der nach Beendigung des Kriegs zwiſchen den Hanſeſtädten und den nordiſchen Reichen im 14. Jahrhundert ſich auf die Seeräuberei legte, alle Seefahrer in Schrecken ſetzte, zuletzt aber gefangen genommen und auf dem Grasbrook bei Hamburg ſammt 70 ſeiner Genoſſen enthauptet wurde. Die weltliche Gerechtigkeit hatte ihr Werk gethan, aber die poetiſche Gerechtigkeit, welche das Volk übt, iſt eine andere. Der enthauptete Störtebeker lebt im Munde des Volks fort, das ſich für ſolche kecke Abenteurer immer lebhafter intereſſirt als für die Männer des Geſetzes, was auch kein Wunder iſt, da ja ſelbſt die gebildeten und beſitzenden, dem Diebſtahl und räuberiſchen Einbrüchen und Ueberfällen keineswegs ſehr geneigten Claſſen für den „großen" Karl Moor, für Aballino und Fra Diavolo geſchwärmt haben. In Hamburg, das ſonſt gerade nicht ſehr reich an Sagen iſt, knüpft ſich ſo manche Legende an Störtebeker's Leben und Tod. Es gibt eine alte in niederdeutſcher Sprache verfaßte Ballade von Störtebeker, auf die ſchon in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift für ältere Literatur" (zweiter Band, Leipzig 1784) und neuerdings in Ignaz Hub's großem Balladenwerk aufmerkſam gemacht wurde. Doch hat dieſe mit der oſtfrieſiſchen nichts gemein. Störtebeker fand häufig bei den Frieſen bereitwilligſt Aufnahme und Unterſtützung, und noch zeigt man bei Marien-Hafe einen merkwürdigen Thurm, von dem aus Störtebeker das Terrain obſervirt haben ſoll. Die frieſiſche Strandbevölkerung war ohne Zweifel den ſtolzen bremer Kaufherren nicht ſehr „grün", und ſo machte ſie folgende Sage zurecht: Die Bremer, nachdem ihnen Störtebeker lange Jahre übel mitgeſpielt, überwältigen ihn endlich durch Uebermacht, als ſein Schiff auf den Strand gerathen iſt. Er wird ſammt ſeinen Genoſſen zum Tode durch das Schwert verurtheilt, darf ſich aber vorher noch eine Gnade ausbitten. Störtebeker bittet nun, daß man ſeine Genoſſen alle in einer Reihe aufſtellen und ſo vielen von ihnen, als er nach ſeiner Enthauptung aufrechten Leibes vorbeiſchreiten werde, das Leben und die Freiheit ſchenken ſolle. Die bremer Schöffen ſind einfältig genug, hierauf einzugehen. Störtebeker wird hingerichtet, und ſein blutiger kopfloſer Rumpf tritt nun ſeinen Gang an:

Ein Graun erfaßt die Menge, die tauſendzähl'ge da,
Als ſie den blut'gen Leichnam ſo wacker ſchreiten ſah;
Sie flieht nach allen Seiten, ſie wünſcht, ſie wär' zu Hauſe,
Und doch folgt ihr auch dahin das Schreckensbild, das grauſe.

Dem Henker ſelbſt vor Schrecken fällt aus der Hand das Schwert,
Das mitten durch den Fuß ihm mit ſcharfer Spitze fährt.
Er merkt ſie nicht die Wunde; nur für ſich ſelber ſpricht er:
„Wie kreideweiß ſie ausſeh'n, wie fahl, die Herren Richter!"

Die aber starren Blickes schau'n dem Geköpften nach,
Wie er so rüstig schreitet; nur einer leise sprach:
„Der Klaus ist ja des Teufels; er ist, man sollt's nicht meinen,
Selbst ohne Kopf noch besser als wir auf seinen Beinen."

Der Rumpf ist nach dem Ziele, er gönnt sich keine Rast;
Doch wird sein Gang schon matter, er wankt und strauchelt fast.
„Er fällt! die Kraft verläßt ihn!" so ruft erfreut ein Richter,
„Uns bleiben doch noch ein'ge von seinem Diebsgelichter!"

Da stutzt die tapf're Leiche, und drohend zugewandt
Dem kecken Sprecher, hebt sie die krampfgeballte Hand
Und zu den letzten Schritten rafft sie in Hast der strammen,
Der straffen Nerven letzte gewalt'ge Kraft zusammen.

Mit wen'gen mächt'gen Schritten — sie wurden ihm nicht leicht —
Hat Störtebeker's Leichnam des Ganges Ziel erreicht.
Dann bäumt er sich noch ein mal empor, dann sinkt er nieder,
Und fast ein Krachen gab es, so streckten sich die Glieder.

Da schüttelt — neues Wunder: — des Störtebeker Kopf
Auf dem Gerüst hoch oben den blutgetränkten Schopf
Und öffnet seine Lippen und spricht, halb mit Gelächer:
„Ihr Herr'n! was Störtebeker verhieß, das hält er sicher!"

Als Probe von der Miß Burt Uebersetzungsweise mögen nun dieselben Strophen im englischen Umguß folgen:

Th' assembled countless thousands are shuddering with dismay,
As the corpse of Störtebeker they view, so brisk and gay:
They fly in each direction, yet, wheresoe' er they roam,
A bleeding ghost still follows — that spectre haunts each home! —

Fear-stricken is the headsman: — his sword falls to the ground,
And, on his foot alighting, inflicts a desperate wound:
That wound now disregarding, the headsman thus doth say:
„Ye venerable judges — how pale are you to-day!"

The wan, awe-stricken judges see nought, save Klaus, alone;
As vigorously he marches, one saith, in trembling tone:
„Yon pirate must be Satan! Who doubteth it is he?
Who, headless, save the Devil, could walk — better than we!"

The course is almost ended, and nearly passed are all;
The corpse becomes more feeble — he totters — will he fall?
„He falls! — His strength forsakes him!" — a judge enraptured cries,
„A few of you freebooters will yet become our prize!"

The valiant corpse now rallies. — As fired by vengeance dread,
Klaus' fist, cramped by convulsion, is toward the boaster spread.
The duty to accomplish! The corpse collects in haste
Each quivering fibre's vigour — he's dauntless, to the last.

He makes redoubled efforts — gigantic — yet, the last:
The corpse of Störtebeker hath all his comrades passed!
Once more that corpse bounds forward — erect doth proudly rise:
All think, Klaus shouts with triumph! — Dead, cold and stiff he lies! —

Behold, another wonder! — High on the scaffold dread,
Doth rise, with gory tresses — Klaus Störtebeker's head!
He smiles — the lips are opened — he saith: — „All I had spoken,
Is verified, ye judges! My faith remains unbroken!"

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, diese aus vier Gesängen und 54 Strophen bestehende Ballade in englische Reimverse zu bringen. Umsomehr fühlt sich der Verfasser gedrängt, der Uebersetzerin seinen Dank abzustatten für die große Mühe, die sie sich mit seinem Product genommen hat. Ich erwähne noch, daß ich mir in dieser zuerst in dem von Robert Heller geleiteten Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" mitgetheilten und von da in Ignaz Hub's Balladenwerk übergegangenen Ballade eine Abweichung von der ursprünglichen Sage erlaubt habe. Die Friesen und die Bewohner der nordwestlichen Ecke Deutschlands überhaupt neigen sich nicht sehr zu bloßen Phantasieschöpfungen, denen auch schon die Eigenthümlichkeiten ihres Idioms nicht sehr förderlich sind, sondern mehr zum scherzhaften Genre. Daher haben sie auch in dieser Sage von Störtebeker einen burlesken Zug angebracht, der für ihre Art und Weise wol sehr charakteristisch ist, aber für den Bearbeiter der Sage nicht sehr brauchbar war. Sie erzählen nämlich, daß, als Störtebeker's blutender Rumpf etwa bei der Hälfte seiner Genossen angekommen, einer von den Zuschauern auf den Einfall gerieth, ihm einen Balken vor die Füße zu werfen. Der Rumpf strauchelte über diesen, fiel und konnte sich nicht wieder erheben. Die Hälfte seiner Kumpane verfiel nun, dem Pact gemäß, dem Henkerschwert. Die poetische Bedeutung der Sage schien mir aber darin zu liegen, daß Klaus in Stand gesetzt würde, sein Versprechen zu halten und sein Vorhaben trotz Tod und Teufel auszuführen.

Der Herausgeberin sind überhaupt diejenigen Stücke ihrer Sammlung ganz vorzüglich gelungen, welche mehr derb realistischen Charakters sind, wie dies ihre Bearbeitung mehrer Bürger'scher Balladen bezeugt. Aber auch für die Wiedergabe der leichten Anmuth Goethe'scher und der einfachen Sinnigkeit Hölty'scher und Salis'scher Lieder und Elegien zeigt sie vorzügliche Begabung. Ganz besondern Fleiß hat sie auf die Bearbeitung der vorzüglichsten Gedichte und Balladen Schiller's verwandt, der ihr wie aller gebildeten englischen Frauen Liebling ist. Mehr Schwierigkeiten scheinen ihr die Producte der modernen Dichterschule gemacht zu haben, denen freilich die Goethe'sche Simplicität und die classische Ausdrucksweise Schiller's sehr häufig fehlt und die nicht selten etwas Gekünsteltes und Geziertes haben. Aber auch diese Schwierigkeiten, noch dadurch vermehrt, daß bei den Modernen sehr häufig der dem englischen Idiom weniger geläufige weibliche Reim vorwaltet, hat sie in den meisten Fällen glücklich überwunden, indem sie den Ausdruck auf die gebührende Einfachheit zurückzuführen und von allen luxuriösen Anhängseln zu befreien wußte. Vortrefflich sind z. B. die Balladen von Prutz: „Bretagne", „Aus Algier" und „Die Mutter des Kosacken", übersetzt, auf die freilich auch jener Vorwurf moderner Künstelei nicht anwendbar ist. Uebrigens erinnern wir uns keiner in englischer Sprache bestehenden Sammlung deutscher Gedichte, in welcher die moderne Schule durch so viele Proben vertreten wäre oder nach Erscheinen des zweiten Bandes vertreten sein wird.

Besonderes Lob verdienen noch die beigegebenen Biographien der in der Sammlung vertretenen Lyriker, die mit jener praktischen Thatsächlichkeit und Objectivität abgefaßt sind, wodurch sich die englische Biographik auszeichnet. In Betreff der Neuern hat die Herausgeberin ersichtlich viele Ausbeute in dem biographischen Theile der Hub'schen Balladensammlung gefunden, aber auch wol hier und da Privatmittheilungen benutzt, wie bei dem in ihrer Nähe lebenden W. G. Mäurer, welcher der deutschen Lesewelt weniger bekannt ist, als er zu sein verdient. Mäurer ist der Verfasser einer ganzen Reihe von Schriften, unter denen sich seine „Anthroposophie" durch geistreiche und treffende Gedanken auszeichnet. (Seine „Blüten aus dem Abendlande" werden demnächst in d. Bl. zur Besprechung kommen.) Man erfährt unter Anderm aus dieser Biographie, daß Mäurer sich längere Jahre in Paris aufhielt und hier Erzieher der Baronin de Pierre, jetziger Ehrendame der Kaiserin von Frankreich, war, daß er, weil man ihn im Verdachte hatte, einer verbotenen politischen Verbindung anzugehören, in Frankfurt neun Wochen im Gefängniß schmachtete, daß er, obschon von diesem Verdachte freigesprochen, dennoch aus Frankfurt verbannt wurde und nicht einmal seine Bücher und Manuscripte zurückerhielt. Ueberhaupt werden diese Biographien namentlich den Engländern interessant sein; sie werden mit Erstaunen lesen von der Dürftigkeit, in welcher Bürger und Hölty lebten und Schiller starb — alle drei Lieblingsdichter der Nation —, von den politischen Verfolgungen, welche über manche der hier vertretenen und in ihren Lebensläufen geschilderten Dichter, z. B. Prutz,

Freiligrath u. A., verhängt wurden. Diejenigen, welche solche Verfolgungen verhängen, scheinen nicht zu bedenken, daß sie, moralisch genommen, gegen den verfolgten Dichter immer den Kürzern ziehen. Es ist bedenklich, mit einem Dichter anzubinden. Mitwelt und Nachwelt haben sich von jeher auf Seite des verfolgten Dichters, nicht der verfolgenden Macht gestellt. In Betreff möglicher Irrthümer, welche sich etwa in die biographischen Mittheilungen eingeschlichen haben sollten, bemerkt Miß Burt in einem das übersandte Exemplar begleitenden Schreiben an den Herausgeber d. Bl. treffend: „You know doubtlessly, as well as myself, that there are some errors, which are more sincere than truths." H. M.

Arabische Mittheilungen über die Schlacht von Isly.

Das „Bulletin de la société de géographie" enthält eine interessante Mittheilung, betreffend einen von einem französischen Militär, dem Ingenieurcapitän Faidherbe, am Senegal aufgefundenen arabischen Bericht über die Schlacht von Isly, betitelt „Khabar el mchadjarati ellati ouaquaât baïna el meslimina oua el nacara", d. h. „Nachrichten über die Händel, welche zwischen den Muselmännern und Christen stattgefunden haben". Der Bericht beginnt: „Sieger über die Muselmänner von Algier, rückten die Christen nach Udscha und bemächtigten sich aller Muselmänner, welche sie daselbst fanden. Sie hatten einige Leute von Mahi-ed-Din's (Abd-el-Kader's) Truppen zu Christen gemacht. Als diese Nachrichten dem Iman Moulé-Abd-er-Rahman zu Ohren gekommen waren, begab er sich von Mrakech (Marokko) nach Rabath, schickte einen Botschafter an den Iman von Tafilelt, den Iman el Hassan, Kaïd, und an Ben-Amhaouch, Kaïd von Atamen, und stellte an die Spitze seiner Armeen drei seiner Söhne, Sidi-Mohammed, Moulé-Sliman und Moulé-Ahmed. Das Heer Moulé-Ahmed's war etwas über 75,000 Mann stark, und doch war dies der jüngste der drei Brüder und sein Heerhaufen von den drei Armeen der kleinste." Es folgt nun ein sehr wunderlicher Bericht über die Schlacht von Isly, der damit schließt, daß die Christen die Flucht ergriffen hätten und daß unter ihnen ein entsetzliches Blutbad angerichtet worden wäre, das den meisten Christen das Leben gekostet hätte. Hierauf seien diese in Algier eingeschlossen und belagert worden und ihr Emir (der Gouverneur) habe alsbald an ihren Iman (den König) einen Boten gesandt mit der Bitte, eine beträchtliche Armee zu Hülfe zu schicken. Der Bote sei aber ein getaufter Muselmann gewesen und habe die Sache an Sidi-Mahi-ed-Din (Abd-el-Kader) verrathen. Dieser, nachdem er von Sidi-Mohammed Verstärkungen erhalten, habe sich auf einer großen Zahl Fahrzeugen eingeschifft, um den Christen den Weg zu verlegen. Es heißt dann weiter: „Während der Nacht blieben die Muselmänner auf dem Meer und während des Tags auf dem Lande. Endlich begegneten sie sieben oder acht Fahrzeugen, deren sie sich bemächtigten und sie plünderten. Es befanden sich darunter viele Männer und 400 Frauen. Vier dieser Frauen starben aus Verzweiflung. Die Muselmänner erbeuteten so viele Schätze, daß ein Mensch ihren Werth nicht auszurechnen vermag, sondern nur Gott allein. Mahi-ed-Din gab Alles dem Sidi-Mohammed, und dieser berichtete darüber an seinen Vater, und sein Vater ließ ihm sagen, daß er ihm die Frauen und die Männer von Rang schicken solle, und man schickte sie ihm. Es befanden sich aber unter ihnen zwei Söhne des Christenkönigs. Moulé-Abd-er-Rahman befahl die Gefangenen zu theilen, und man sandte davon einen Theil nach Fas (Fez?) und den andern nach Mrakech. Und die Christen blieben in Algier eingeschlossen, der Art, daß ein Huhn drei Gold-Sultanis und ein kleines Brot drei Douros kostete." Der Bericht schließt alsdann: „Und der Christenkönig schickte von neuem zum Iman Abd-er-Rahman, um seine Söhne zurückzuerhalten, indem auch er alle muselmännischen Gefangenen zurückzusenden versprach und um einen Friedensvertrag nachsuchte, und der Iman willigte ein. Die Christen schickten nun alle Muselmänner zurück, die sich in ihren Händen befanden; als sie aber eintrafen, siehe, da waren allen Weibern die Brüste abgeschnitten." Capitän Faidherbe gedenkt hierbei eines andern Berichts über die Schlacht von Isly, den er 1846 aus dem Munde eines marokkanischen Arabers gehört habe. Dieser erzählte: „Sidi-Mohammed war mit seinen Truppen ausgezogen, um in einiger Entfernung vom Lager eine Jagdpartie zu veranstalten; da kam heimlich Marschall Bijou (Bugeaud) herbei und stahl ihm sein Zelt und seinen Sonnenschirm. Als Sidi-Mohammed zurückkehrte, verfolgte er die Franzosen, konnte sie aber nicht erreichen." Wie sind wir also durch Bugeaud's Bulletin getäuscht worden! Bugeaud brachte keine Kanone als Trophäe heim, sondern nur einen Sonnenschirm, welchen Sidi-Mohammed so unvorsichtig war, in seinem Zelte stehen zu lassen! Das ist nun gewiß zum Lachen, aber die Franzosen haben keinen Humor, und das französische Blatt erbost sich gewaltig über diese Lügenberichte, womit man die Bewohner Afrikas gegen die Franzosen aufhetze. Nun, die Franzosen verstanden von jeher diesen Bulletinstil auch, was freilich so ziemlich von allen Bulletins gilt. Wenn man z. B. heute einen türkischen und morgen einen russischen Schlachtbericht liest, so weiß man in der That kaum, ob Das, was ein Heer dem andern angeblich abnahm, eine Batterie oder eine Partie stehengebliebener Sonnenschirme war. H. M.

Notizen.

Martin Opitz,

der Dichter des 17. Jahrhunderts, hat längst die ihm gebührende Stelle in der deutschen Literaturgeschichte erhalten. Er hatte sich in düsterer Zeit nach altclassischen sowie neuern Mustern gebildet, vielfache Kenntnisse erworben und machte sich in dichterischen und prosaischen Werken besonders um die Ausbildung und Kunstgestaltung der deutschen Sprache wohlverdient, sodaß er lange als ein Muster galt. Hundert Jahre nach seinem Tode, am 20. August 1739, hielt der Professor Gottsched zu Leipzig eine „Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld" (Leipzig 1739), worin derselbe vor einer großen und hochansehnlichen Zuhörerschaft in seiner bekannten Manier das geistloseste Zeug vortrug. Statt die Eigenschaften und Verdienste jenes Dichters mit Geist und Kenntniß zu entwickeln und solche in die Bestrebungen seiner und der folgenden Zeiten gebührend einzureihen, ergießt er sich blos in hohlen Phrasen und ungemessenen Lobsprüchen. Er erklärt ihn „für den ersten und größten unserer Poeten, dem bis auf jetzige Zeiten noch Niemand zuvor-, ja nicht einmal gleichgekommen". Er behauptet, daß er die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleich gemacht, daß er den tragischen Geist des Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Leier des Horaz und die anmuthigen Saiten des Ovidius erreicht, ja allen Neuern, Welschen und Franzosen, nichts zuvorgegeben habe. Doch erinnert sich der Redner plötzlich seiner eigenen Verdienste und des Glanzes seiner classischen Zeit; denn er fügt hinzu: daß Opitz die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben und sie fast auf einmal sehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöht habe. Opitz war zu Bunzlau 1597 geboren und starb 1639. Gottsched fodert die Vaterstadt auf, dem Dichter ein Denkmal zu setzen, wie einst die Athenienser ihrem Euripides. Wir erfahren aber auch aus dieser Rede, daß Bunzlau damals durch eine Feuersbrunst zerstört war; denn er sagt: „Du aber, vor jetzo bekümmertes Bunzlau, das du durch ein sonderbares Schicksal jetzo einem Steinhaufen ähnlicher bist als einer Stadt, nachdem eine entsetzliche Feuersbrunst alle deine

Waffen in die Asche gelegt hat, vergiß doch bei deiner Erneuerung auch deines großen Sohnes nicht!" 6.

„Bilder vom Hunger."

Nachdem man eine zeitlang nicht Farben, die dunkel genug gewesen wären, den Pauperismus und die Lage des Proletariats zu schildern, finden konnte, und zwar im Sinne und zu Diensten einer Partei, deren Häupter und Führer in ihren eigenen Handlungen und ihrem Lebenswandel meist gerade keinen Ueberfluß von Menschenliebe bethätigten, ist es wieder in letzter Zeit von gewissen Seiten her Brauch geworden, diese Zustände ganz in Abrede zu stellen oder zu überfirnissen. Man verglich die modernen Zustände mit denen des Mittelalters und fand in dieser Hinsicht einen großen Ueberschuß zu Gunsten unserer Zeit. Man wies darauf hin, daß in frühern Jahrhunderten ganze organisirte Banden von Bettlern und Vagabonden das Land durchzogen, die Gehöfte blockirten und die Wohlhabenden brandschatzten. Das mag richtig sein; in unsern civilisirten und wohlorganisirten Staaten gibt es diese wegelagernde Massenbettelei nicht mehr; die polizeiliche und bewaffnete Macht fegt sie von den öffentlichen Straßen hinweg. Auch ist die Bettelei nicht so rentabel mehr als damals, wo der Almosengebende glaubte, sich damit einen Himmelslohn zu erwerben. Die Bettelarmuth zieht sich jetzt in feuchte Kellerlöcher, in die Spelunken der Armenherbergen, in dunkle Gassen und Gänge zurück, die niemals der Fuß eines Anständigen betritt, und führt von hier aus einen fortgesetzten Freibeuterkrieg gegen die Gesellschaft, greift zur Prostitution und andern Mitteln. Man hat ferner mit großer Zuversichtlichkeit behauptet, daß Massenhunger und Hungersterben, wie sie im Mittelalter nicht selten stattfanden, jetzt nicht mehr möglich seien. Wir verweisen dagegen auf den dankenswerthen Aufsatz eines Arztes „Bilder vom Hunger", welchen jüngst Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" mittheilten und worin ein ergreifendes Gemälde des Hungerleidens aufgerollt wird, welches 1847 Galizien, einen Theil Ungarns und Oberschlesiens, Flandern und Irland verwüstete und die Bevölkerung dieser Länder verthierte und decimirte. Wenn allein im rybniker Kreise 20,000 Menschen dem wirklichen Mangel erlagen, so sollte man doch meinen, das sei ein Hungersterben in aller, in der schrecklichsten Form! Im Jahre 1851 fanden annähernd bedrohliche Erscheinungen im Spessart und Rhöngebirge statt, und in diesem Jahre sind wir nur mit Mühe einer gleichen Calamität entgangen. Partiell war dasselbe Leiden schon da, und bereits hörte man, wie 1847, von jenen unnatürlichen Verbrechen, wie der nagende Hunger sie erzeugt: Tödtung und selbst Verzehren der eigenen Kinder! Und solche entsetzensvolle „Bilder vom Hunger" mitten in einer Welt des Luxus und der scheinbaren Ueberfülle! Mit Recht mahnt uns die Stimme in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" an diese Gefahren; denn das menschliche Geschlecht ist nur zu geneigt, die Größe einer Gefahr zu vergessen, wenn es sie für den Augenblick im Rücken hat oder zu haben glaubt.

H. M.

Der Dreißigjährige Krieg und Deutschland.

Mit welcher Verwüstung Deutschlands der Dreißigjährige Krieg verbunden war, sagt sich jeder Deutsche, der Schiller's „Wallenstein's Lager" kennt, im Allgemeinen ohne weiteres von selbst. Aber Thatsachen, aus denen sich die Belege im Einzelnen entlehnen lassen, geben hierüber Aufschlüsse, die in der That ans Fabelhafte grenzen. So bemerkt E. M. Arndt in seiner neuesten, mit deutschem Herzen und Sinne geschriebenen Schrift „Pro populo Germanico" (Berlin 1854) S. 76: „Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland auf eine Weise, die den Enkeln unglaublich dünken muß, erschöpft und verödet und die Sehnen seiner Kraft zerschnitten; jetzt erst, nach dem Ablauf von zwei Jahrhunderten beginnen wir kaum wieder die letzten Narben der damals geschlagenen Wunden allmälig verwachsen zu sehen. Es ist eine volle Wahrheit, daß im Jahre 1650 in manchen deutschen Landen kaum ein Viertel, in andern kaum ein Fünftel oder Sechstel der Einwohner übriggeblieben sind, daß Städte, die früher 100,000 und 50,000 Seelen zählten, noch am Ende des 18. Jahrhunderts kaum das Viertel jener Zahl wiedererreicht hatten. Wir besitzen eine sehr gute Karte vom Herzogthum Pommern aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; auf dieser Karte finden wir viele Namen von Dörfern und Höfen, wo heute nur Gesträuch und Haidekraut wächst. Köln und Strasburg konnten am Ende des 16. Jahrhunderts 15,000 und 20,000 Wehrhafte mustern, wie stand es mit ihnen um das Jahr 1700? In Stralsund standen etwa zehn Jahre vor dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs 8000 wehrhafte Männer zur Musterung aufmarschirt; als ich dort in die Schule ging, lebten in der weiland so prächtigen und mächtigen Stadt etwa 10,000 Seelen; jetzt geht's freilich wieder in die 20,000, aber wie weit noch von der frühern Zahl!" Und doch möchte es mit solcher physischen Verwüstung Deutschlands, von der es sich hat erholen können, noch gehen; aber wie ist das arme Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg und mehr noch auf dauernde Weise durch den Westfälischen Frieden politisch — für alle Zeiten heruntergekommen! *) 5.

---

*) Es ist allerdings von eigenthümlichem Interesse, das Wachsthum und den Verfall einst mächtiger Städte zu verfolgen. Wie sind Xanten, Speier, Worms heruntergekommen! Worms zählte noch am Ende des Dreißigjährigen Kriegs 30,000 Einwohner, jetzt nur 8000. Die Einäscherung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1689 brachte sie so herunter. Augsburg, Erfurt, Lübeck, einst zu den volkreichsten, blühendsten und mächtigsten Städten Deutschlands gehörig, sind nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Größe. Dortmund, einst eine Stadt von 40,000 Einwohnern, zählt jetzt deren nur 10,000. Spanien das zur Zeit der Römer 40 Millionen, zur Zeit der Araber noch 30 Millionen Einwohner zählte, bietet noch betrübendere Erscheinungen. Valencia ist von 600,000 auf 60,000, Merida von 40,000 auf 5000, Toledo von 200,000 auf 15,000 Einwohner gesunken. In Italien sind Venedig, Pisa u. s. w. in ähnlichem Verhältniß herabgekommen. Und gehen wir noch weiter ins Alterthum zurück! Das stolze Ninive, das üppige Babylon, das mächtige Karthago — wo sind sie? Einige mit Mauerresten gefüllte dürftige Hügel bezeichnen die Stätte, wo sie standen; man muß in die Erde graben, um nur eine Spur von ihnen zu finden. Was sind Tyrus und Sidon, Jerusalem und Korinth, Sparta und Athen, was die athenienfischen Pflanzstädte gegen einst? Syrakus zählte zur Zeit seiner Blüte einige Hunderttausende Einwohner mehr als jetzt Paris, stellte 100,000 Fußsoldaten und 10,000 Reiter ins Feld und 500 eigene Kriegs- und Handelsschiffe lagen in seinen Häfen. Man gehe hin und sehe, wie es jetzt eingeschrumpft ist! Also auch hier dasselbe Entstehen, Wachsen und Vergehen wie überall! Die Städte sterben nach denselben Gesetzen wie der einzelne Mensch, wie ganze Geschlechter, bald schneller, bald langsamer, bald an acuten bald an chronischen Krankheiten, aber auch sie sterben gewiß, um andern Platz zu machen. H. M.

Bibliographie.

Freiburger, E., Ein Kunstgespräch in Versen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Große, J., Ueber die Bedeutung der modernen Romantik mit Rücksicht auf die bildende Kunst. Eine Studie. Berlin, Schindler. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoeppl, C., Sakontala. Lyrisches Drama. Wiesbaden, Ritter. 16. 24 Ngr.

Jung, A., Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Mainz, Kunze. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Nibelungen Klage. Aus dem Urterte übertragen von F. Oftfeller. Leipzig, Häffel. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

II. Semester 1853

In **WILHELM BRAUMÜLLER'S** Buchhandlung des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ist zu haben:

Almanach der kaiserl. Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1854. Cart. 1 Thlr.

Sitzung, die feierliche, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 30. *Mai* 1853. 15 Ngr.

A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. V. Band. 2. Lief. mit 13 Tafeln. 5 Thlr. 10 Ngr. — VI. Band mit 40 Tafeln. 11 Thlr. 10 Ngr.

Petzval, Dr. Jos., *Integration der linearen Differentialgleichungen* mit constanten und veränderlichen Coefficienten. 4. 1. Lief. 2 Thlr. 15 Ngr. 2. Lief. 4 Thlr. 28 Ngr.

Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. X. Bd. 4. u. 5. Heft mit 13 Tafeln. 2 Thlr. — XI. Bd. 1. Heft mit 12 Tafeln. 25 Ngr. 2. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr. 3. Heft mit 11 Tafeln. 25 Ngr. 4. Heft mit 8 Tafeln. 1 Thlr. 5. Heft mit 18 Tafeln. 2 Thlr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Brücke, Prof. Ernst, Ueber die Chylusgefässe und die Resorption des Chylus. Mit 2 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heckel, Jakob, Beschreibung des Gymnarchus Niloticus Cuv. Nach zwei aus dem weissen Nile vorliegenden Exemplaren. Mit 2 Tafeln. 20 Ngr.

Hochstetter, Dr. Ferd., Das Krystallsytem des rhomboedrischen Kalk-Haloides, seine Reduction und Projection, nebst einer Vergleichung mit der Entwickelung des Tesseral-Systems in rhomboedrischer Stellung. Mit 2 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hyrtl, Prof. Dr. Jos., Beiträge zur vergleichenden Angiologie. Fortsetzung. V. Das arterielle Gefäss-System der Edentaten. Mit 8 color. Tafeln. 3 Thlr. 18 Ngr.

Kner, Prof. Dr. Rud., Die Panzerwelse des k. k. Hof-Naturalien-Kabinettes zu Wien. I. Abth. Loricarinae. Mit 8 Tafeln. 1 Thlr.

Reuss, Prof. Dr. A. Em., Ueber Clytia Leachi Rss. Einen langschwänzigen Dekapoden der Kreideformation. Mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rokitansky, Prof. Dr., Die Krankheiten der Arterien. Mit 23 color. Tafeln. 6 Thlr.

Schabus, Jakob, Monographie des Euklases. Mit 2 Tafeln. 1 Thlr.

Stampfer, Simon, Ueber die scheinbaren Durchmesser der Fixsterne. 10 Ngr.

Unger, Prof. Dr., Ein fossiles Farnkraut. Aus der Ordnung der Osmundaceen, nebst vergleichenden Skizzen über den Bau des Farnstammes. Mit 4 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

Engel, Prof. in Prag, Die Entwickelung röhriger und blasiger Gebilde im thierischen Organismus. Mit 2 Tafeln. 17 Ngr.

— — Darstellung der ersten Entwickelung des Circulations-, Respirations- und Verdauungs-Apparates. Mit 5 Tafeln. 28 Ngr.

— — Die ersten Entwickelungsvorgänge im Thierei und Foetus. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

Ettingshausen, Dr. Konstantin, Beitrag zur Kenntniss der fossilen Flora von Tokay. Mit 4 lith. Tafeln. 16 Ngr.

Fitzinger, Leopold Josef, Versuch einer Geschichte der Menagerien des k. österreichischen Hofes, mit besonderer Berücksichtigung der Menagerie zu Schönbrunn, nebst einer Aufzählung der in denselben gehaltenen Thiere von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 1 Thlr. 2 Ngr.

Fitzinger, Dr. L. J., Untersuchungen über die Existenz verschiedener Arten unter den asiatischen Orang-Affen. 8 Ngr.

Gintl, Dr. Wilhelm, k. k. Telegraphie-Direktor, Der electro-chemische Schreib-Apparat für den Telegraphen-Betrieb in Oesterreich. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Grailich, Josef, Untersuchungen über den ein- und zweiaxigen Glimmer. Mit 3 Tafeln. 14 Ngr.

Heckel, Jakob, Bericht über die am 15. August 1853 bei Cittanuova gestrandeten Pottwalle. 4 Ngr.

Heeger, Ernst, Beiträge zur Naturgeschichte der Insekten. 9. Lief. mit 6 Tafeln. 18 Ngr. 10. Lief. mit 6 Tafeln. 20 Ngr. 11. Lief. mit 6 Tafeln. 18 Ngr.

Löwe, Alexander, Versuche um das Tellur im Grossen aus den Siebenbürger Golderzen zu gewinnen. 4 Ngr.

Partsch, P., Ueber den Meteorstein-Niederfall unweit Mezö-Madaras in Siebenbürgen am 4. September 1852. 4 Ngr.

Pohl, Dr. J. J., Ueber Sacharometer, deren Anfertigung und Prüfung. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.

Reuss, Prof. Dr. Aug. Em., Beiträge zur Charakteristik der Kreideschichten in den Ostalpen, besonders im Gosauthale und am Wolfgangsee. 2 Ngr.

Schrötter, Prof. A., Ueber das Gefrieren des Wassers im luftverdünnten Raume und die dabei durch das Verdunsten des Eises erzeugte Kälte. 5 Ngr.

Türk, Dr. Ludw., Ueber secundäre Erkrankung einzelner Rückenmarksstränge und ihrer Fortsetzungen zum Gehirne. Mit 1 Tafel. 8 Ngr.

— — Ueber Kompression und Ursprung der Sehnerven. 2 Ngr.

Uchatius, Franz, k. k. österr. Artillerie-Hauptmann, Praktische Methode zur Bestimmung des Salpetergehaltes im Schiesspulver. Mit 1 Tafel. 5 Ngr.

Wertheim, Dr. Gustav, Ueber den Gang der Pulsfrequenz und der Exsudations-Intensität während des Vaccineprocesses. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

Zeisczner, C., Geognostische Schilderung der Gangverhältnisse bei Kotterbach (und Poracz) im Zipser Komitat. 4 Ngr.

B. Schriften der historisch-philosophischen Classe:

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. X. Band. 1. Heft. 25 Ngr. 2. Heft. 20 Ngr. XI. Band. 1. Heft. 20 Ngr. 2. Heft. 20 Ngr.

Fontes rerum austriacum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. II. Abtheilung: Diplomataria et acta. Enthaltend: VII. Band. Copay-Buch der gemainen stat Wienn. 1454—1464. 1 Thlr. 15 Ngr.

Notizenblatt. Beilage zum Archiv für österreichische Geschichtsquellen. 1854. 1—24 complet. 2 Thlr.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. X. Band. 4. Heft mit 4 Tafeln. 20 Ngr. — 5 Heft. 10 Ngr. — XI. Band. 1. Heft. 20 Ngr. — 2. Heft mit 9 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr. — 3. Heft mit 4 Tafeln. 1 Thlr. 7 Ngr. — 4. u. 5. Heft. 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

Zappert, Georg, Ueber den Ausdruck des geistlichen Schmerzes im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Förderungs-Momente des Rührenden im Romantischen. Mit 1 Tafel. 1 Thlr. 10 Ngr.

b) Aus den Archiv- und aus den Sitzungsberichten:

Ankershofen, Gottlieb Freih. v., Urkunden, Regesten zur Geschichte Kärntens. (Fortsetzung.) 5 Ngr.

Birk, Ernst, Urkunden-Auszüge zur Geschichte Kaiser Friedrich des III. in den Jahren 1452—1467, aus bisher noch unbekannten Quellen. 1 Thlr.

Blumberger, Friedr., Ueber die Frage vom Zeitalter des heil. Rupert. (Aus Veranlassung der vom Hrn. Ritter von Koch-Sternfeld und Hrn. W. Wattenbach zur Beilegung des alten Streites im Archive für Kunde österr. Geschichtsquellen. Jahrgang 1850. II. Bd. 3. Heft und Notizenblatt 1851, Nr. 9. und 17, erschienenen Schriften.) 6 Ngr.

Boller, Prof., Denkmäler dreier Königinnen im k. k. egyptischen Kabinette. Mit 1 Tafel. 15 Ngr.

— — Die finnischen Sprachen. 10 Ngr.

Bonitz, Prof., Ueber die Kategorien des Aristoteles. 10 Ngr.

Chmel, Josef, Habsburgische Excurse. V. Fortsetzung. 10 Ngr.

Ficker, Prof. Julius, Zur Geschichte des Kurvereines zu Rense. 6 Ngr.

Hess, Ed. Franz v., Das Burgrecht (jus civile) dargesellt und erläutert. 6 Ngr.

Höfler, Konstantin, Fränkische Studien. IV. 8 Ngr.

Hopf, Dr. Karl, Urkundliche Mittheilungen über die Geschichte von Karystos auf Euboea in dem Zeitraume von 1205—1470, aus den Quellen des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archives und der k. k. Hofbibliothek. 10 Ngr.

Meiller, Dr. Andreas v., Oesterreichische Stadtrechte und Satzungen aus der Zeit der Babenberger. 15 Ngr.

Philipps, Dr. Georg, Walter Map. Ein Beitrag zur Geschichte König Heinrich II. von England und des Lebens an seinem Hofe. 15 Ngr.

Pichler, A. H., Salzburgische Marktordnungen. Beiträge zur Kenntniss der mittelalterlichen Gesetzgebung und der frühern Zustände überhaupt. Aus einem dem 16. Jahrhunderte angehörigen Salzburgischen Copialbuche mitgetheilt. 4 Ngr.

Pritz, F. X., k. k. Prof. in Linz, Geschichte des aufgelassenen Stiftes der regulirten Chorherren des heiligen Augustin zu Waldhausen im Lande ob der Enns. 7 Ngr.

Sacken, Freih. Eduard v., Die neuesten Funde zu Carnuntum, besonders über die Reste eines Mithraeums und ein Militair-Diplom von Kaiser Trajan. Mit 4 Tafeln. 25 Ngr.

— — Die römische Stadt Carnuntum, ihre Geschichte, Ueberreste und die an ihrer Stelle stehenden Baudenkmale des Mittelalters. 2 Thlr.

Wolf, Dr. Ferdinand, Zur Bibliographie der Romanceros. 5 Ngr.

Wolf, Dr. Adam, Die Hofkammer unter Kaiser Leopold I. 8 Ngr.

Zappert, Georg, Ueber sogenannte Verbrüderungsbücher und Necrologien im Mittelalter. 15 Ngr.

— — Nachtrag dazu. 10 Ngr.

Zeibig, Dr. H. J., Beiträge zur österreichischen Geschichte aus dem Klosterneuburger Archive. 6 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 31. August 1854.

Episch-lyrische Dichtungen.

1. Julian von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Leipzig, Simion. 1853. 16. 25 Ngr.
2. Herr Heinrich. Eine deutsche Sage von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.
3. General Spork von Franz Löher. Göttingen, Wigand. 1854. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Wilhelm von Katt von A. Jordan. Berlin, Schroeder. 1854. 16. 20 Ngr.
5. Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus von Adolf Schults. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 18 Ngr.
6. Prinz Minnewin. Ein Mittesommerabendmärchen von Wolfgang Müller von Königswinter. Köln, Du Mont-Schauberg. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Merlin's Feiertage. Von Robert Waldmüller. Hamburg, Meißner und Schirges. 1853. 16. 20 Ngr.
8. Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. Von Julius von Rodenberg. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler. 1854. 8. 20 Ngr.

Viele Kritiker bekreuzigen sich vor der Fülle episch-lyrischer Dichtungen, welche die jüngste Zeit hervorgebracht hat, und finden darin nur ein poetisches Armuthszeugniß der Gegenwart. Gewiß mit Unrecht! Denn mögen die Resultate sein, welche sie wollen, ein so massenhaft auftretender Drang steht unter irgend einem Gesetze der Nothwendigkeit und hat eine Bedeutung für die literarische Fortentwickelung. Diese Bedeutung ist im vorliegenden Falle nicht leicht zu verkennen. Unsere eigentliche Gefühlslyrik ist förmlich ausgehungert, sie hat alle Stoffe verzehrt, die ihr Nahrung bieten konnten, und hat sich dabei selbst vom Raffinement und der Unnatur nicht abschrecken lassen. Unsere Poesie ist im höchsten Grade stoffhungerig geworden. Dies spricht sich in der epischen Richtung, die sie einschlägt, in dem Herumtasten nach allen möglichen Stoffen aus Geschichte und Sage aus. Denn die objective Welt gibt der Poesie eine festere Grundlage und größern Halt als das zum Ueberdruß ausgebeutete Reich der subjectiven Stimmungen. Nur einer hypochondrischen Kritik kann es einfallen, eine solche Richtung zu verdammen, weil sie nicht gleich im ersten Anlaufe Meisterwerke hervorbringt. Wir sind ja auch im Drama und Roman darin nicht verwöhnt. In einer solchen Epoche, in welcher sich die Massen in dunkelm Drange wie nach einem unsichtbaren Anstoße fortbewegen, greifen die Talente leicht in den Stoffen fehl, oder umgekehrt, der gute Stoff mislingt der Talentlosigkeit. Erfaßt der bedeutende Geist den durchgreifenden Stoff, so ist das Meisterwerk da und mit der Kunstschöpfung zugleich Regel und Gesetz für die nächste Zukunft geboren. Unsere Kritik leidet an derselben Anarchie wie unsere Production; sie hat kein Recht, sich über letztere zu beklagen. Die Gesetze der epischen Dichtung z. B. werden oft in einer Weise interpretirt, die sie geradezu auf den Kopf stellt. Es heißt das Wesen der epischen Dichtung verkennen, wenn die Kritik von ihr innere psychologische Entwickelungen oder ein feingeschürztes Intriguenspiel verlangt, oder jenes Raffinement der Spannung, wie es der Stiefbruder des Epos, der moderne Roman, sich vom Drama geborgt hat. Dergleichen Urtheile gehören in eine Aesthetik für Leihbibliotheken, deren erster Paragraph natürlich die Speculation auf den Effect in den Vordergrund stellen wird. Dieselbe Unkenntniß ästhetischer Grundgesetze tritt aber da hervor, wo die Kritik die Breite der Entfaltung und Schilderung tadelt, während gerade die behagliche Entfaltung in der Aeußerlichkeit das Wesen der epischen Dichtung ausmacht. Diese Kritik, welche nach ihren Stimmungen und Zwecken ästhetische Regeln kaleidoskopisch zurechtschiebt, kann der Production nicht förderlich sein. Förderlicher schon ist jene Kritik, welche mit großem Aufgebote analytischen Scharfsinns den Productionen zu Leibe geht. Aber eine solche Analyse läuft Gefahr, sich selbst Zweck zu werden und ihrer eigenen Meisterschaft zu opfern, was an einem poetischen Werke echt und von dauerndem Bestand ist. Es läßt sich nun in der That Alles analytisch verflüchtigen. Es gibt kein anerkanntes classisches Kunstwerk, das eine solche Analyse à tout prix nicht als verfehlt nachweisen könnte. Je besser das Werk, je größer das Talent des Verfassers, desto mehr Spolien kann eine solche Kritik sich verdienen. Ebenso wird sie leicht verleitet werden, Mittelmäßigkeiten zu protegiren, indem sie sich an ihnen nicht die Ritterspороren verdienen will. Das Lob, das dort ihre eigenen Triumphe beeinträchtigen könnte, wird

hier bereitwillig gespendet. Schriebe diese Kritik blos für die Dichter, so könnte man sich ihre Art und Weise gefallen lassen; denn mag sie auch irren, so würde doch ihre läuternde Kraft und Schärfe von heilsamem Einflusse sein. Aber sie schreibt auch für das Publicum, das sich um so eher durch sie in seinen Urtheilen bestimmen läßt, je eingehender, selbstgewisser und scharfsinniger sie auftritt. So wird das Publicum aber in der richtigen Werthschätzung der Production irregeleitet, ja es geht der Kritik oft selbst so. Denn wenn dieser Scharfsinn eine wesentliche Seite der guten Kritik bildet und ihr mit seiner zersetzenden Macht und dem ganzen Apparate seiner Kategorien nothwendig ist, so ist ihr doch ebenso wesentlich der ästhetische Sinn, die taktvolle Anempfindung des Schönen und seine bereitwillige, unverfälschte Anerkennung. Erst durch diese positive Seite gewinnt die Kritik die höhere Vollkommenheit. Das eigentliche dichterische Talent entzieht sich der Wage des kritischen Scharsinns; es ist ein imponderabler Stoff, es will empfunden sein. Gerade dieser Instinct für das Schöne wird durch eine blos analytische Auffassung im Keime zerstört. Und doch liegt hier die wesentliche Grenze zwischen echter und unechter Poesie, der für unsere Zeit unentbehrlichste Maßstab, da der Dilettantismus die Poesie zu überwuchern droht. Es kann aber ein Werk so niet- und nagelfest, so regelrecht, so bis zur Täuschung vorzüglich gearbeitet sein, daß es der Analyse zu keinen begründeten Ausstellungen Raum gibt; und doch kann ihm der eigentliche Nerv des Talents fehlen. Nach diesem Puls fühle die Kritik zuerst, und hat sie seinen Schlag empfunden, so möge sie es wenigstens laut verkünden, ehe sie die Schöpfung in ihre chemische Retorte wirft.

Dieser frische Quell des ursprünglichen Talents sprudelt uns am lebendigsten im „Julian" von Eichendorff entgegen. Eichendorff gehört zur romantischen Schule oder vielmehr zu ihren Parteigängern; aber er hat mehr Schwung, Lieblichkeit, Gedankeninhalt und originellschöpferische Kraft als die meisten dieser phantastischüberschwänglichen und kritisch-altklugen Autoren. Mit grauen Haaren hat er sich alle Frische der Jugend bewahrt und eine Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, welche bei allem Fragmentarischen, das ihr anklebt, doch einen wohlthuenden Eindruck macht. Der Stoff seiner Dichtung, der Kaiser Julian, ist in neuester Zeit mehrfach von dramatischen und lyrischen Dichtern behandelt worden, nachdem ihm Strauß die Taufe der modernen Philosophie ertheilt und ihn als Hauptrepräsentanten jener Epochen hingestellt, in denen eine alte Weltanschauung im Kampfe mit einer neuen unterliegt. Da die Gegenwart nun auch für eine solche Epoche gilt, so wurde Julian ein Lieblingsstoff der Zeitpoeten. „Jeder Julian muß den Galiläern, dem Genius der Zukunft, unterliegen." Diese Moral, die Strauß an den Schluß seiner kleinen Schrift stellt, liegt auch allen erwähnten Dichtungen zugrunde. Der Romantiker Eichendorff feiert indeß nicht den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, sondern das ihn besiegende Christenthum. Doch bleibt natürlich das tiefere tragische Interesse dem Vertreter der untergehenden Weltanschauung zugewendet, umsomehr als diese einen größern poetischen, mindestens plastischen Reichthum für sich hat. Auch war Eichendorff darin nicht glücklich, daß er den Vertreter der christlichen Moral, Severus, den Kaiser tödten läßt und ihn damit ganz auf den Standpunkt des kampf- und rachebegierigen Heidenthums zurückversetzt. Das christliche Princip mußte anders siegen als in antiker Fechterpositur. Die dämonische Repräsentantin des Heidenthums dagegen, Fausta, gibt dem Dichter zwar Veranlassung zu glücklichen und originellen poetischen Zügen, bleibt aber nicht frei von jener phantastischen Verschwommenheit, welche den klarsten und lebendigsten Schilderungen im „Julian" zur Seite geht. Die Dichtung ist übrigens in keiner Weise langathmig, obgleich sie Julian's Leben von der Schilderhebung des pariser Heeres bis zu seinem Tode umfaßt. Sie springt über Ort und Zeit auf dem romantischen Phantasus, der an die Luftreisen gewöhnt ist. Der Ermüdung ist dadurch vorgebeugt; doch läßt der rasche Wechsel nicht die behagliche Entfaltung zu, durch welche erst die epischen Gestalten zu ihrem vollen Rechte kommen. Der „Julian" ist der Form nach ein Romanzencyklus und das Epische darin von jener leichten Beweglichkeit, die es durch Versetzung mit lyrischen Elementen erreicht. Die Sprache selbst hat jene ursprüngliche Lieblichkeit und Macht, die eben eine Mitgift des Talents ist. Die Prägnanz des Ausdrucks ist das sicherste Kennzeichen des angeborenen Dichtertalents. Der Ausdruck kann aber ebenso prägnant sein in bilderreicher wie in bilderarmer Diction. Es kommt nur darauf an, daß das Bild nicht neben dem Gedanken herläuft, sondern ihn wirklich enthält und schlagend ausdrückt. Die Talentlosigkeit hascht nach dem Ausdrucke und hängt die Bilder wie äußerliche Ornamentik aus, eins immer nach dem andern, weil keins ihrem Umhertappen genügt. Dieser Bilderreichthum ist ein Zeugniß der Armuth. Anders verhält es sich mit dem Bilderreichthum, der aus der echt schöpferischen Kraft der Phantasie hervorgeht. Die Originalität, die Macht, die Schönheit des Ausdrucks beruht auf ihm. Eichendorff's Sprache besitzt diese Vorzüge; ihre Bildlichkeit hat etwas frisch Duftiges, ihre ganze Färbung etwas liebenswürdig Ansprechendes, das die durch die Dichtung wandernden Nachtgestalten und finstern Scenen mildert. Die Reflexion überwuchert nirgends die Schilderung; sie ist nirgends in einer dem Stoffe äußerlichen Weise angebracht. Der tiefe Gedankengehalt des Stoffs ist erschöpft ohne unnöthige philosophische Breite. Die Thüre der Philosophie ist aufgemacht, ohne daß ihre Angeln unangenehm knarren. Als Probe für den Schwung der Diction wie für den Gedankenreichthum der Dichtung mag folgende herrliche Dithyrambe hier mitgetheilt werden, mit welcher der Kaiser den Sonnenaufgang und zugleich das antike Heidenthum in einer Apotheose feiert, die sich frei-

lich von modernen Elementen nicht ganz freigehalten hat:

> Steig', Helios, auf!
> Von Gipfel zu Gipfel,
> Entzünde flammend die Wipfel
> Und der funkelnden Ströme Lauf,
> Daß die Welt wieder trunken von Licht
> Ein himmlisch Gedicht!
> Die dunkele Waltung,
> Der Zeiten Gestaltung,
> Der wunderbaren Schönheit Mythe,
> Apollo, Zeus, Aphrodite,
> Oder wie die begeisterte Menge es heißt:
> Es ist des Menschen ewiger Geist,
> Der durch die Aeonen kreist.
> Wer kann dich knechten,
> Du von Geschlecht zu Geschlechten
> Sich leuchtend schlingende,
> Ewig verjüngende
> Göttliche Kraft?
> Was der Genius schafft
> In schauerndem Entzücken,
> Wölbt unsichtbar durch die Luft
> Ueber der Jahrhunderte Kluft
> Demantene Brücken,
> Wo die verwegenen
> Unsterblichen Fechter
> Getrennter Geschlechter
> Sich freudig begegnen.
> Alexander, du Dichterheld!
> Dich hab' ich erkannt
> Ueber den Wogen der Welt,
> Dir reich' ich die Hand.
> Was du Großes gesonnen,
> Dein Wagen, die Wonnen,
> Die göttlichen Schmerzen
> Der Schöpferlust:
> Mir Alles im Herzen
> Erwacht ist's und sprengt mir die Brust.
> O du Frühlingssturm der Gedanken!
> Deines Adlerflugs Wehen
> Löset den Bann,
> Und ein leis' Auferstehen
> Hebt in den Gründen an:
> Die die Tiefe durchranken,
> Die verlorenen Bronnen
> Dringen ans Licht der Sonnen.
> Lebendig rührt sich der Hain
> In Kron' und Zweigen,
> Es bricht sein Schweigen
> Der gefesselte Stein,
> Und zwischen Trümmern steigen
> Erathmend aus allen
> Versunkenen Hallen
> Die uralten Lieder,
> Die heiteren Götter
> Dem Menschen als Retter
> Hülfreich gesellt,
> Und unser ist wieder
> Die weite, schöne, herrliche Welt.

Neben dieser Frische des Alters hat die Frische der Jugend, für deren poetischen Vertreter Otto Roquette gilt, einen schweren Stand. Die Versuche dieses Dichters, der geschichtlichen Poesie Herr zu werden, sind bisjetzt mislungen. Sein „Tag von St.-Jakob" war, trotz einzelner Schönheiten, im Ganzen mehr eine versificirte Novelle. Sein „Herr Heinrich", der uns vorliegt, besteht aus zwei gänzlich disparaten Theilen, die der Dichter nicht zur Einheit zu verschmelzen vermochte und deren poetischer Werth an und für sich sehr ungleich ist. Während das eigentlich sagenhafte Element der Dichtung mit vielem Glück ausgeführt ist, stoßen die strenggeschichtlichen Partien durch ihre Nüchternheit, die gar kein Interesse zu erwecken versteht, den Leser ab. Dieser Kaiser Konrad, alle diese geschichtlichen Figuren erinnern an die Puppen in alten Haupt- und Staatsactionen oder an die dürren und hölzernen Gestalten altdeutscher Malerei. Der sonst nach Goethe'scher Form strebende Vers Roquette's wird an diesen Stellen (z. B. S. 15—21) so schwerfällig, so beklommen, so ungraziös, daß man es ihm wohl anmerkt, mit welcher Unbehaglichkeit sich der Dichter selbst auf diesem Gebiete bewegt. Stellen aus Luden's „Deutscher Geschichte", in Verse gebracht, sind keine geschichtliche Poesie. Dürre Auseinandersetzungen der damaligen Lage des deutschen Vaterlandes bilden eine Introduction, die man sich in einem Walter Scott'schen Roman gefallen läßt, aber nicht in einer epischen Dichtung, in welcher der Leser in medias res geführt sein will. Die Roquette'sche Manier erinnert nicht an Homer, wohl aber an den Dichter, welcher, um den Trojanischen Krieg zu besingen, mit dem Ei der Leda begann. Das Resultat dieser weitschweifigen Expositionen ist eine gelangweilte Stimmung bei dem Leser, der kein geschichtliches Collegiengeld bezahlen will und Verse wie:

> Von Bamberg Bischof Adelbert
> Als Haupt des Stammes der Ostfranken
> Lag hadernd mit dem Brüderstamme
> Rheinfrankens —

dem Dichter trotz aller Bereicherung seiner geschichtlichen Kenntnisse gern geschenkt hätte. An diesen Stellen wird die Sprache Roquette's oft schwülstig, so einfach sie scheinen mag. Denn Schwulst ist, wie wir oben gezeigt haben, nicht gerade Bilderreichthum — was würde da aus Shakspeare? — sondern die prunkende Uebermalung der Trivialität, ein matter alltäglicher Gedanke in einem Prachtkleid. Roquette beschreibt z. B. den Einfall der Ungarn:

> Die Städte flammten durch das Land,
> Die Klöster hoch zum Himmel rauchten,
> Und Glück und Hoffnung trostlos tauchten
> Hinab ins Todesmeer der Thränen.

Dies Taucherkunststück, das Glück und Hoffnung seit uralten Zeiten bei feindlichen Einfällen zu machen pflegen, ist eben sehr unpoetisch und schwülstig, von dem unklaren „Todesmeer der Thränen" ganz abgesehen, weil der Gedanke, wenn man ihm sein prunkendes Jäckchen auszieht, sehr spindeldürr und hülfsbedürftig dasteht. Wir gewinnen damit keine weitere Anschauung des ungarischen Einfalls, sondern eben nur eine banale Phrase, die sich für etwas Besonderes ausgeben will. Aehnliche Phrasen finden sich sehr oft in den geschichtlichen Partien unserer Dichtuug. Sie sind eigentlich nur der Aus-

fluß des Mangels an objectiver Gestaltungskraft, der auch bei der Charakteristik der geschichtlichen Figuren hervortritt. Die Gestaltungskraft Roquette's genügt nach den bisjetzt vorliegenden Proben nur zur Genremalerei. Die Handwerker von Goslar, der Schneider, der Barbier, der Metzger, der Waffenschmied sind zwar keine neuen Typen, aber volksthümlich gehalten und wie Holzschnitzwerk zierlich ausgeführt. Roquette erinnert hierin an Mosenthal, der als Dramatiker in derselben Genremalerei excellirt. Was nun aber die sagenhaften Partien, die eigentliche Harzpoesie in unserm Werke betrifft, so finden wir hier gelungene Stellen, in denen das Talent Roquette's zum Durchbruch kommt; und wenn auch die Prinzessin Ilse, die Heldin dieser Harzpoesie, sich nicht über den Mangel an Verehrern und Ansingern beklagen darf und ihren Toilettentisch mit Duncker'schen Miniaturausgaben ausschmücken kann, so hat doch die Art, in welcher Roquette sie besingt, etwas Neues in der Goethesirenden Frische und Grazie, in der Anmuth und Harmonie der Verse. Das Lied scheint uns diejenige poetische Form zu sein, in welcher Roquette's Talent sich am meisten heimisch fühlt, und in der That sind die in „Herr Heinrich" eingelegten Lieder die Glanzpartien des Werks. Das folgende Lied der Prinzessin Ilse ist Goethe's nicht unwüdig:

Kannst du träumen, kannst du schlafen,
Schöner Jüngling, komm', sei mein!
In der Liebe gold'nen Hafen
Führ' ich den Beglückten ein.
Kennst du sie, verträumter Knabe,
Diese blühende Gestalt,
Die im Traum mit holder Gabe
Liebend schon zu dir gewallt?
Willst du fragen nach dem Namen
Meines Reichs voll Strahlenschein?
Dieser Fluren dunkler Rahmen
Ist der graue Ilsenstein.
Offen steh'n dir meine Reiche,
Komm', Prinzessin Ilse winkt!
Komm', du bist der Ohnegleiche,
Dem sie ihre Liebe bringt.

In den blauen Silberwogen
Stehet mein demant'nes Schloß,
Fröhlich um die Säulenbogen
Tanzet mein geschäft'ger Troß.
Meine Blumen duften singend,
Sterne sprüh'n in buntem Schein,
Meine Brunnen springen klingend:
Zög're nicht, o komm', sei mein!
Sind's des Erdenglücks Minuten,
Die dein irdisch Herz begehrt,
Sie auch blüh'n in meinen Fluten,
Tausendfach verschönt, verklärt.
Was du jemals noch genossen,
War des Bechers leichter Schaum,
Doch was meine Hand erschlossen,
Himmelslust ermißt es kaum.

Weiße Lilien, glüh'nde Rosen
Flecht' ich um dein blühend Haupt,
In der Tiefe läßt sich kosen,
Schöner, als die Erde glaubt.
Willst du Sonne, willst du Kühlung,
Alles sei dir gern gewährt.
Jeder Wonne süße Fühlung
Sei dir holder Freund beschert!
Warst du nie vom Glück gerühret
Einer schönen Liebesnacht?
O so sei, von mir geführet,
Nun zu ew'gem Glück erwacht!
Bist in Wonnen du ermattet,
Wachst du auf zu neuem Schmerz,
Und mit Seligkeiten gattet
Stets auf's neue sich dein Herz.

Willst du welken, wie die Blüten,
Die der Erdenfrühling bringt?
Willst du zählen die verglühten
Sonnen, die die Nacht verschlingt?
Ach, bei mir im blauen Grunde
Lächeln Tag' und Nächte gleich,
Du vergißt den Lauf der Stunde
In der Liebe sel'gem Reich!

Ebenso echt poetisch, wenn auch etwas zu direct an Goethe und Heine erinnernd, ist die Schilderung der ersten Mainacht, der Walpurgisfahrt. Die ganze Dichtung hat indeß nichts Geschlossenes. Sollte die Erlösung Herrn Heinrich's von sündiger zu reiner Liebe der Grundgedanke des Ganzen sein, so ist der geschichtliche Hintergrund zu dick aufgepinselt. Die Verschlingung von Sage und Geschichte ist zu äußerlich geblieben, indem keine Einheit des Gedankens das verschlingende Band bildet. Diese Anfoderung muß man aber an ein Kunstwerk stellen und von den Dichtern verlangen, daß sie sich derselben bewußt werden und das Naturwüchsige insoweit abstreifen, als es der künstlerischen Einheit gefährlich wirkt.

Franz Löher in seinem „General Spork" ist kein romantischer Ilsenpoet wie Roquette. Seine Dichtung ist derbe und gesunde Kost und schlägt meistens einen volksthümlichen Ton an. Als Gegensatz gegen die süßliche und weichliche Modepoesie muß dieser Ton immer willkommen sein, wenn er auch bisweilen etwas unarticulirt zum Vorschein kommt. Wir sind diesen Ton schon von Scherenberg her gewohnt, der seine derben soldatischen Bivouacs mitten in dem Jahrmarkt von poetischen Nippsachen und nürnberger Kinderspielwaaren aufschlägt, die jetzt so guten Absatz finden. Löher hat zwar mehr scandirbare Form, mehr Rundung, mehr Glätte als Scherenberg; aber ihm fehlen dafür die genialen Lichtblitze, die bei diesem aus dem poetischen Chaos hervorzucken, diese kernhaften Bilder und Wendungen, die von so großer plastischer Gewalt sind. Löher rhapsodirt eine Biographie des alten Reitergenerals im barschen Haudegenton ohne Episoden, Reflexionen und Auswüchse, aber auch ohne alle künstlerische Gliederung. Selten erhebt sich die Schilderung über gereimte Prosa. Außer den anschaulichen und lebendigen Schilderungen westfälischer Sitten und der schwunghaften Darstellung der Türkenschlacht bei St.-Gotthard wüßten wir wenig herauszugreifen, was über die versificirte Anekdote hinaus-

ginge. Die eingelegten Kriegslieder haben ein lebhaftes Tempo und frischen Inhalt. Der kernhaft-patriotische Sinn, der das Ganze durchweht, gewinnt das Interesse der Leser ebenso wie der rasche Fortgang der Action. Einzelne Stellen, wie der Anfang des dritten Buchs und „Die siebenbürger Noth", der kranke, von seinem Weibe im Walde bewachte Spork, haben einen poetischen Schmelz, welcher dem Werke im Ganzen fremd ist, und athmen eine so gesunde Naturpoesie, daß sich unsere verzärtelten Waldlyriker daran ein Muster nehmen könnten. Aber so frischweg auch das Werk geschrieben ist, so behaglich es sich auch fortliest, so gehört es doch einem Genre an, gegen dessen Umsichgreifen man im Namen der Kunst protestiren muß, wenn nicht die Bänkelsängerei und Versmacherei à tout prix auf dem deutschen Parnasse die Oberhand gewinnen soll. Wir sahen, daß Eichendorff im „Julian" eine künstlerische Gruppirung und Gliederung glückte, daß Roquette eine künstlerische Schürzung des Knotens wenigstens versuchte. Davon ist aber bei Löher gar nicht mehr die Rede. Das Leben seines Helden wird von den Windeln bis zum Sargtuch heruntergesungen, etwa wie im „Romantischen Oedipus" von Platen, sein Taufschein, Trauschein und Todtenschein fehlen nicht. Auch das könnte man sich gefallen lassen, wenn wenigstens irgend eine höhere Bedeutung zugrunde läge; aber dieser General Spork, ein gewiß sehr braver und wackerer Mann, kommt in keine andern Conflicte als in die lächerlichen mit dem Hofskriegsrath und bringt sein Leben in fortwährenden Reitergefechten zu. Er schlägt sich mit Protestanten und Türken, Schweden und Franzosen herum; aber man interessirt sich nicht für die Sache, die er vertheidigt. Ein Kunstwerk bedarf eines getragenen Stils und seine Simplicität selbst muß geadelt sein. Die volksthümliche Einfachheit wird aber leicht trivial, wenn sie zu einer solchen Ausdehnung breitgetreten wird, wie sie der „General Spork" von Löher besitzt. Mit einem Worte, Steinhaufen sind keine Häuser, und doch soll ein Kunstwerk die nach architektonischen Regeln aufgeführte Wohnung eines harmonischen Geistes sein. Löher hat den Ruhm, den er sich als Biograph des Generals Spork erworben, durch diese poetische Umschreibung der Biographie nicht sonderlich vermehrt.

Folgende Stelle aus der Reiterschlacht von St.-Gotthard mag zeigen, daß Löher auch eines poetischen Aufschwungs fähig ist, wenn er seinen Pegasus etwas aus dem Paßgang aufstachelt, dem sich dieser meistens mit behaglicher Nachlässigkeit hingibt:

Da krachte es wild, da klang der Stahl,
Da bäumte das Roß und biß und schnob.
Es zischten die Schwerter wie züngelnde Schlangen,
Hochauf in Stücken die Helme sprangen,
Daß Leben und Hirn in die Lüfte verstob.
Die klingenden Damascener schnitten
Mit glänzendem Stahl in Hals und Glieder,
An Schwertern Turbanköpfe glitten
Den Rossen im Blut vor die Füße nieder.
Zwei Stunden währt die finstere Wuth,
Das heisere Schrei'n, das Kreischen und Morden.
Nun flieh'n zurück, nun doppelt in Glut
Ansetzen wieder die grimmigen Horden.
Wohl spalten sie oft, wohl schlagen sie wund
Die festgeschlossenen tapfern Schwadronen,
Doch reißt sie Spork wieder auf vom Grund,
Heut' darf nicht Roß noch Reiter sich schonen.
Nachzieht er sie gleich grundschleifenden Ketten
Und schiebt sie voran wie Mauern von Erz,
Und er stößt und bohrt nachdringend ins Herz
Dem Türken, der endlich entflieht, sich zu retten.
Spork folgt gemach dem stäubenden Haufen
Und läßt die Rosse sich verschnaufen.
Dann harrend fticht sein Blick dahin,
Wo sich die andern Treffen zieh'n.
Schwer wühlt der Kampf dort auf und nieder,
Die Fahnen sinken und heben sich wieder.
Wie hoch im Meer, wenn Sturm anprellt,
Sich Wellen siedend wälzen auf Wellen,
Und hin und her das Gewoge rollt,
Und hier und dort Schaumfluten zerschellen,
So wälzt verworren sich der Kampf
In Staub und Blitz und Puverdampf,
Und weithin schallt das dumpfe Tosen.
Nun stürmen tapfer die Franzosen,
Nun bricht auch dort der Türken Wuth
Und flüchtend drängen sie hinab,
Wo bei den Schanzen zieht die Raab
Den weiten Kreis mit tiefer Flut.

Nun erst ließ Spork die volle Kraft
Ausgreifen seiner Reiterei,
Die Kling' in Zähnen, Pistol am Schaft,
Gab sie Feuer den Türken und Stahl dabei.
Wie flatterten nun, wie rauschten hinan
Die Doppeladler mit blutigen Fängen,
Den Todesengel die Türken sah'n
Mit Blitzen und Graun sie blenden und sengen.
Die Christen mäh'n in die heulende Menge,
Sie fühlen im Arm eine tobende Wuth,
Im Schwert ein zornig Dürsten nach Blut.
Hoch schäumt der Fluß vor dem Fluchtgedränge.
Und Achmed drüben auf seiner Höhe
Ließ rasenden Zorns die vollen Geschütze
Herniederdonnern aus tödtlicher Nähe
Ins angstaufschrei'nde Gewühl hinein;
Doch furchten die rauchenden Todesblitze
Nur tief in die eig'nen zuckenden Reih'n.
Und näher und näher heiß und schwül
Schwoll zu ihm herauf das Fluchtgewühl.
Da rief er entsetzt an des Lagers Thor
Der Reiter noch dreißigtausend hervor,
Und sah, wie fern auf flüchtigem Thier
In Wolken des Staubs der Letzte verschwand,
Wie sturmgerollt der Wüstensand.
Da floh auch Achmed, der Großvezier.

Einen näherliegenden und interessantern Stoff behandelt A. Jordan in seinem „Wilhelm von Katt", einen Stoff, der bereits von Mosen und Laube in dramatischer Form verwerthet wurde. A. Jordan, nicht zu verwechseln mit dem Reichsmarinerath W. Jordan, dem Dichter der „Irdischen Phantasien" und des „Schaum", ist indessen seinem Stoffe keineswegs gewachsen. Seine Ungewandtheit zeigt sich in der breiten Verschwommenheit des Ganzen, aus welcher weder die Charaktere noch die Begebenheiten in scharfen, das Interesse fesselnden Umrissen hervortauchen. Auch der poetische Stil leidet

an übermäßiger Gedehntheit und an jener Unsicherheit, welche den richtigen Ausdruck mehr sucht als findet. Dennoch enthält das Werk Lichtblicke einer poetischen Begabung, die sich nur aus dem Gewirr von Reflexionen und weitschichtig ausgeführten Gedanken und Empfindungen zu größerer Schlaghaftigkeit zusammenraffen muß. Die Diction ist oft zerhackt, oft von Vers zu Vers sich mühsam durch eine Fülle von Conjunctionen fortschleppend. Gleich die Einleitung, die Ouverture, welche die Grundtöne des Ganzen anschlägt, zeigt dies unglückliche Haschen nach dem schlagenden Ausdrucke. Der Dichter will die Tendenz des Ganzen angeben; doch er trifft nicht den Nagel auf den Kopf, und so glücklich er in einzelnen Bildern und Wendungen ist, so wenig gelingt es ihm, aus vagen Allgemeinheiten herauszukommen. Der Kampf zwischen Herz und Schicksal bezeichnet nicht mit der nöthigen Schärfe den Angelpunkt der Gegensätze, um welche sich die Dichtung dreht, und die vielen allegorischen Spazierfahrten erreichen keinen sichern Gedankenhafen. Die scharfe Bestimmtheit vermißt man doppelt bei dem vorliegenden Stoffe, weil er seinem ganzen Charakter nach dazu hindrängt. Der Stoff ist in Wahrheit durch die scharfen Contraste der Charaktere, durch seine Verwickelung und die Art der Katastrophe dramatisch, sodaß die lyrisch-epische Behandlung als ein Misgriff erscheinen muß. So prononcirte Charaktere wie Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. bedürfen einer straffen Form, um in ihrer ganzen Energie zur Geltung zu kommen. Sie büßen davon schon viel in langathmigen Rhythmen ein. Je melodischer der Vers, desto weniger eignet er sich zum Träger solcher charakteristischen Bestimmtheit. Will er aber scharf charakterisiren, so wird er unmelodisch und macht sich dadurch überflüssig. Zwischen dieser Scylla und Charybdis befindet er sich in unserer Dichtung. Friedrich II. ist für die Lyrik verloren. Es gibt keinen Charakter, der weniger lyrische Elemente hätte. So stört schon in den Dramen von Mosen und Laube ein lyrischer Beisatz, gewisse sentimentale Accente, die uns das Bild des Helden, wie es im Volksbewußtsein lebendig ist, verrücken. Will man den Charakter aber episch zur Geltung bringen, so geht dies nur in der derben Scherenberg'schen Manier. Man muß den großen König im Bataillonsfeuer sehen. Der eigentliche Held, Wilhelm von Katt, paßt zwar noch am meisten in den lyrisch-epischen Rahmen; aber bei ihm vermißt man geniale Züge, jenes dämonische und bedeutende Element, durch welches der Einfluß eines solchen Charakters auf den großartigen Sinn eines Friedrich begreiflich wird. So ist weder die richtige Form für den Stoff gefunden, noch der Stoff selbst in seiner Bedeutung erschöpft. Auch fehlt die sorgsame Pflege der Einzelheiten, die Correctheit der Bilder und der Diction. So wird z. B. der Geist der neuen Zeit „ein still erzeugtes, freiheitsdurstiges G a s" genannt. Aehnliche schiefe Bilder finden sich nicht selten; auch Constructionen, wie folgende:

Drum sah er nicht, daß seiner Feinde Blick
(Im Blick schon lag das werdende Geschick)
Dem seinen folgte zu der hohen Dame,
Die (zitternd selbst, wenn ihr genannt der Name:
Wilhelm von Katt, des Bruders treuster Freund)
An Friedrich's Leid nur dachte und geweint,
Da sie in Katt der Zukunft Nacht geseh'n,
Die jedes Friedens stilles Glück verneint.

Solche ungelenke und schülerhafte Wendungen dürfen in einem Gedichte nicht vorkommen, das der Oeffentlichkeit übergeben wird.

Die Unfertigkeit und Uncorrectheit thut auch der Dichtung „Martin Luther" von Adolf Schults Eintrag, die gewiß wegen ihrer gut protestantischen Richtung unter den Anhängern und Verehrern des großen Reformators zahlreiche Freunde finden wird, aber dem feinern Geschmack nicht genügen kann. Ein derber, volksthümlicher, sangbarer Ton geht durch das Ganze; ein Ton, der den Refrain liebt, der auch im Geiste Luther's und seiner Zeit gehalten, nur leider wenig poetisch ist. Von künstlerischer Gliederung ist keine Rede. Luther's Biographie wird uns in chronologischer Folge mit allen bekannten Hauptereignissen aufgetischt. Das Gedicht ist ein fortwährender Weck- und Lärmruf, mit wenigen Ruhepunkten der Charakteristik und Schilderung. Die Polemik hat einen oft groben Zuschnitt, und die vorwaltende Form des Couplets artet oft in Bänkelsängerei aus. Gedichte wie das im „Deutschen Museum" mitgetheilte „Sanct-Petri Dom" und einige andere zeigen, daß der Dichter bei größerer und sorgsamerer Feile Gutes liefern kann, während er es sich, besonders in der zweiten Hälfte des Gedichts, sehr bequem gemacht hat und in den leichthinhüpfenden Versen die Phrase dominiren läßt. In der That glaubt man oft in Verse gebrachte Reden aus den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins zu hören. Die meisten einzelnen Gedichte klingen wie Variationen auf den Herwegh'schen Text:

Solang' wir Protestanten sind,
Woll'n wir auch protestiren —

und haben denselben lebhaften und ungestümen Gang und Pulsschlag, aber ohne sich zum eigentlichen Schwung des Gedankens zu erheben. Die Tüchtigkeit der Gesinnung ist bei einem poetischen Werke ein sehr zweifelhaftes Verdienst; aber wo der Gedanke flach und trivial ist, da darf wenigstens die Form nicht so nachlässig sein; denn Glätte der Form erreicht heutzutage selbst der Dilettantismus. Wenn der Papst Leo sagt:

Daß ich der Sünde steuer',
Das ist mein heilig Amt;
Und hab' ich nicht zum Feuer
Sie redlich stets verdammt?

Ihr steuern nicht alleine,
Wie ich bisher gethan,
Besteuern allgemeine
Will ich sie nun fortan!

so ist das weder humoristisch noch satirisch, sondern nur unverzeihlich roh und von keiner ästhetischen Cultur beleckt. Das Lied „Kauft Ablaß" hat diesen Ablaß selbst sehr nöthig für seine Sünden gegen die Poesie.

Und wär' die Sünde noch so schwer,
Lossprechen kann für immer er,
Der heil'ge Ablaßzettel.

Oder:

Und fromm und brünstig dankt er Gott,
Dieweil nun geht so herrlich flott
Sein heiliger Ablaßhandel.

sind Proben dieser unerträglichen Verse. Sie wimmeln von Flickwörtern, welche die Kraft der Verse lähmen. In Bezug auf den Reim möge Schults beherzigen, daß der Reim nur dann kräftig wirkt, wenn er auf ein für den Sinn des Satzes bedeutendes Wort fällt, daß aber Reime auf Flickwörter, zu denen auch das obige „er" gehört, die Verse schwächlich machen. Auch der Refrain darf nicht eine so nüchterne und prosaische Wiederholung derselben Worte sein, sondern er muß gleichsam das Pathos des Gedichts in sich concentriren. Zur Belustigung theilen wir folgende burleske Verse mit, welche die Dichtung „Ein Klosterbild" verunstalten, als Beweis dafür, mit welcher Schülerhaftigkeit in Inhalt und Form das deutsche Publicum von der Fahrlässigkeit der Poeten behelligt wird. Der Verfasser hat die Lichtseiten der Klöster in gereimter Prosa dargestellt, wie man sie in jedem geschichtlichen Schulcompendium geschildert findet, und geht nun zu ihren Schattenseiten über:

Das ist das Licht! — Nun seht den Schatten!
Denn sonder Schatten ist kein Licht.
Die beiden sich auf ewig gatten,
Nicht weise ist, wer anders spricht.
Doch Schatten, o wie warst du dunkel!
Doch Schatten, o wie schwarz bist du!
So schwarz, daß alles Lichtgefunkel
Dein Dunkel schier oft deckte zu.
Für alle Welt ist Gott gestorben,
Auf daß er Leben uns erwürb',
Doch lehrt der Mönch, das Heil erworben
Sei einzig Dem, der selber stürb'!
Der selber stürb', bei Leibesleben
Sich quälend gar zu Tode schwer,
Dem Qual und Tod sein einzig Streben,
Dem Sterben einzig sein Begehr.

Diese Verse, die ebenso viele Maulschellen für den guten Geschmack sind, werden fast noch von den folgenden übertroffen:

O aschenfarb'ne Mönchsgestalten
Mit Wangen bleich, mit Blicken hohl!
Den Strick, den Bettelsack sie halten,
Als wär's ihr einziges Symbol!
Der Strick! Der Strick! Ja wol, umstricken
Soll euer Netz die Völker all'!
Der Sack! Der Sack! Von Goldesstücken
Soll klingen täglich neuer Schall.

Die Wiederholungen haben hier wie in den meisten andern Stellen der Dichtung nichts Kräftiges, sondern etwas Mattes oder Plumpes. Zwar finden sich einzelne treffliche Stellen, wie z. B. das Gedicht „Ufnau" und „Der Sohn der Zeit"; aber sie verschwinden in dem wohlmeinenden Singsang, der sich überall so behaglich und um graziösen Takt unbekümmert hören läßt. Jedenfalls muß das Talent von Schults bessere Toilette machen, ehe es sich dem Publicum präsentirt.

Wir sahen, wie die lyrisch-epische Dichtung auf geschichtlichem Gebiete nach Stoffen umhergreift, byzantinische und deutsche Kaiser, Julian und Heinrich, soldatische und theologische Haudegen, Spork und Luther, mit poetischen Etiketten beklebt. Wenn sie dabei neben der Geschichte die reiche Ausbeute mit benutzt, die ihr die Sage gewährt, so treffen wir sie auch auf Streifereien in die rein phantastische Märchenwelt, von denen sie nicht blos leichte poetische Blüten wie früher, sondern auch recht vollwichtige Früchte mitbringt. So ist der „Prinz Minnewin" von Wolfgang Müller ein recht ausgewachsenes Märchenkind, das sich in zehn langen Romanzen ausschreit. Da indessen die breite Geschwätzigkeit ein Vorrecht des Märchens ist und diese Breite hier theils liebenswürdig humoristisch, theils anmuthig phantastisch ausgesponnen ist, so wollen wir über den Umfang, zu dem ein an sich sehr einfacher Stoff angewachsen ist, weiter keine Beschwerde führen. Dieser Humor ist nicht immer schlagfertig wie der Heine'sche, der sich nur von einer Pointe zur andern fortbewegt, sondern er besitzt jene beschauliche Breite, wie sie etwa der altenglische hat, und betrachtet sich gemüthlich, die Hände in den Hosentaschen, die Dinge dieser Welt und ihre oft burleske Verkehrtheit. Dann aber schwingt er sich in die Luft und wirbelt ein frisches Lerchenlied, um sich die Brust in freier Höhe von irdischen Sorgen freizumachen. Zwar ist nicht zu leugnen, daß seine Redseligkeit nicht immer die Trivialität vermeidet und daß bei seinen breiten Ergüssen viel wässeriges Element mit unterläuft; aber wer wird bei einem so angenehmen Gesellschafter, der uns durch seine Erzählungsgabe erquickt und erheitert, jedes Wort auf die Wagschale legen oder gleich ungeduldig werden, wenn er einmal zu weit ausholt oder sich zu behaglich gehen läßt? Der heitere Sinn, den er um sich verbreitet, hilft über seine Weitschweifigkeit hinweg. Die Dichtung ist dem liebenswürdigen Sänger der „Cordula", Georg von Hauenschild, gewidmet. Müller erwähnt in der Widmung, daß er dies spanische Märchen der „Alhambra" des Washington Irving verdankt und dasselbe auf deutschen Boden verpflanzt habe. Auch erklärt er sich für die „süße Dichtung" und schreibt seiner frühern kampfslustigen Poesie einen Absagebrief. Doch scheint er uns dabei nur eine Einseitigkeit durch die andere zu corrigiren, und wenn er sagt:

Wo Menschen blutig rings erblassen,
Keimt niemals reines Menschenthum —

so klingt dies zwar recht arkadisch, aber wenig historisch. Denn die Geschichte zeigt, so traurig auch diese Wahrheit sein mag, daß der Fortschritt der Menschheit gerade durch gewaltsame und blutige Völkerbewegungen hindurchgeht. Man braucht deshalb nicht kriegslustig à tout prix zu sein und alles skrofulöse Gesindel massacriren zu wollen, wenn man dies Gesetz der Weltgeschichte erkannt hat. Auch trägt diese hindostanische Blutscheu wenig zur Vorzüglichkeit der Dichtungen bei. Nicht den flötenblasenden Poeten verdanken wir wahrhaft unsterbliche Schöpfungen, und mit dem Müller'schen Programme

würden wol viele moderne Süßholzraspler, aber weder Homer noch Shakspeare und Schiller zufrieden sein. Der Ausdruck „reines Menschenthum" klingt überdies in der oben angeführten Stelle zu abstract und phrasenhaft, um poetisch genießbar zu sein.

Unser Mittesommerabendmärchen führt uns an den Rhein, wo dem Herzog Friedewin ein Söhnchen, der Held des Gedichts, geboren wird. Seine ersten Lebensschicksale werden mit zahlreichen humoristischen Arabesken ummalt. Das Märchen plaudert bei jeder Gelegenheit de omnibus rebus et quibusdam aliis, und die satirische Ader des Autors ist in fortwährendem Flusse. Dem Prinzen wird prophezeit, daß ihm die Liebe viele Noth bringen werde:

Denn die er führt zum Vaterherd,
Sie scheinet Manchem gar nicht werth
Der süßen, süßen, süßen Liebe.

Der Vater beschließt daher eine eigenthümliche Erziehungsmethode einzuschlagen, um dieser Gefahr aus dem Wege zu gehen. Die verschiedenen pädagogischen Systeme werden mit vielem Humor dargestellt und gegeißelt. Der Prinz wird nun in der Waldeinsamkeit, fern von allen Menschen aufgezogen; sein Lehrer vermeidet ihm irgend etwas mitzutheilen, was auf die Liebe Bezug hat. Doch die Vögel lehren ihm die Liebe und zeigen ihm den Weg zu der ihm bestimmten Braut. Er entflieht seinem Lehrer, findet seine Milika, kehrt in einer Luftfahrt mit ihr zurück, nachdem er ein Turnier und mancherlei Abenteuer in Böhmen bestanden, versöhnt seine Aeltern und heirathet seine Milika. Der Vater der Milika hatte aus gleichem Grunde wie Friedewin dasselbe pädagogische Verfahren mit seiner Tochter eingeleitet. So ist die anmuthige Tendenz der Dichtung die Feier der Liebe und ihrer alle Schranken durchbrechenden Naturgewalt. Nächst dem Prinzen und der Prinzessin spielen die Vögel als Vermittler und Wegweiser der Liebe die Hauptrolle in unserm Gedicht. Diese Abschnitte scheinen uns die vortrefflichsten und eine Bereicherung der humoristischen Thierfabel zu sein. Die Vogelwelt ist mit Kaulbach'schem Humor illustrirt und das Hineinschauen der Menschengesichter in die Thierwelt gibt für die Poesie ebenso glückliche Resultate wie für die Zeichnung. In vielen dieser Schilderungen quillt ein Born echter, lieblicher Dichtung. Das phantastische Element wird nirgends willkürlich und verworren, sondern bleibt stets eine angemessene Beseelung der Natur; es drängt sich nirgends als dürre Allegorie hervor, sondern bleibt stets lebendige Personification. Die Diction ist bei aller Einfachheit von großem Schmelz und Zauber; wir haben hier Lovely-Poesie im besten Sinne. Wie trefflich ist die schulmeisterliche Eule, der Raufbold, der Falk, die fromme Lerche, die Liebessängerin Nachtigall, die kuppelnde Liebesbotin, die Taube, der antiquarisch-polyhistorische Rabe und der weltmännische Papagei geschildert. In prismatischem Farbenspiel wird die verschiedene Auffassung der Liebe bei diesen verschiedenen Charakteren recht bunt und lebhaft zur Darstellung gebracht. Wie reizend poetisch erklärt die Liebesbotin Taube das Wesen der Liebe:

Sie ist der Anfang alles Lebens,
Sie ist der erste Frühlingstag
Der jungen Brust, die schlafend lag,
Die Blüte alles Seelenwebens;
Sie ist das erste, reinste Lied,
Das durch's Gemüth volltönend klinget,
Das selig durch die Jugend zieht
Und hell das Alter noch durchsinget.

Sie schlingt ihr duftig Rosenband —
Wo, wie und wann? Wem ist's bekannt? —
Um zwei verschied'ne gleiche Wesen
Und stimmt ihr Herz auf einen Ton.
Ein stummer Blick genüget schon,
Daß sie in ihren Seelen lesen.
Trifft sie nur Einen — bitt'rer Schmerz!
Doch trifft sie zwei — o Seligkeiten!
Ach trifft sie gar ein drittes Herz,
Das gibt ein blutig feindlich Streiten.

O schau ins Land hinaus!
Du siehst im weiten Frühlingshaus
Der Schöpfung nur die Liebe walten.
Was lebt und webt, was kriecht und fliegt,
Du siehst von Liebe sie besiegt
Die tausendfältigen Gestalten.
Es neiget sich der Halm zum Halm,
Es neigt die Blume sich zur Blume,
Ihr Duft ist nur ein Liebespsalm
In diesem Weltenheiligthume.

Dagegen sagt der vielgereiste Papagei:

Die Lieb' ist nichts wie armer Plunder!
Solch Zeug zu hören macht mir Qual!
Mein Sohn, du bist sentimental;
Längst ist die Liebe aus der Mode!
Was geht den Weltmann an das Herz!
Ein feines Haupt voll Witz und Scherz
Ist der Gefühle Antipode.
Veraltet dünkt der haute volée,
Gemein sogar, so Lieb' wie Glaube. —
Der Jüngling denkt mit stillem Weh
An die Gespräche mit der Taube.

Diese Proben mögen zugleich dazu dienen, den einfachen und liebenswürdigen Stil zu veranschaulichen, in welchem das ganze Märchen abgefaßt ist.

Die originellste aller uns vorliegenden Dichtungen sind ohne Frage „Merlin's Feiertage" von Robert Waldmüller. Der poetische Stil dieser Dichtung ist kräftiger als der in den meisten andern und verdankt seine Durchbildung der Heine'schen Art und Weise, an die er anklingt. Wir meinen damit nicht die Pointenhascherei, nicht die frivole Auflösung inniger Gefühlsmomente in ironischer Selbstverspottung, sondern jene frischen, tiefgemüthlichen und naturbegeisterten Klänge, welche in der „Harzreise" und den „Nordseebildern" den eigentlichen warmen Pulsschlag der Heine'schen Verse bilden. Auch an die kleinen allerliebsten Genrebilder von Wald und See, an die Scenen aus Köhler- und Fischerhütten, über die Heine eine so magische Beleuchtung hinzuzaubern versteht, erinnern einzelne Partien aus „Merlin's Feiertagen". Die Originalität des Waldmüller'schen Stils

besteht trotz dieser Anklänge darin, daß dies harmonische Naturevangelium seine vollen Accorde ausklingen läßt, ohne daß ihm die Saiten schrill mit diabolischem Tone zerspringen. Der Gegensatz zwischen dem Naturleben und der Cultur, der sich bei Heine meistens in zersetzenden Pointen ausspricht, wirkt bei Waldmüller rein lyrisch ohne epigrammatischen Beigeschmack. Seine Form ist weder salopp noch zerrissen, wenn sie auch nicht durchweg rein und edel gehalten ist und manche zu derbe Ausdrücke ihren melodischen Fluß hemmen. Doch fehlt dem Ganzen die taghelle Beleuchtung — die Gestalten huschen wie aus einer laterna magica vorüber. Eine phantastische Vorliebe für das Grelle, Gespenstische, Somnambule ist nicht zu verkennen, wenngleich gerade dies Talent, Nachtstücke zu malen, die originelle Dichterkraft des Verfassers in das beste Licht stellt. „Sylvester 1848" ist z. B. eine Allegorie, die vortrefflich gedacht und ausgeführt ist. Die Färbung des Stils ist dem Inhalt gänzlich angemessen; der Humor darin erinnert an Amadeus Hoffmann. Merlin setzt sich am Sylvesterabend 1848 im Wald auf den Stamm einer blitzgespaltenen Ulme; da sieht er neben sich einen schmächtigen Gesellen im Schnee liegen, dem „Zoll um Zoll" die Glieder einschrumpfen:

„Wie es mir im Kopfe wirr ist",
Fährt er fort und reibt die Stirne,
„Weiß ich kaum zu sagen — förmlich
Kocht's und bruddelt's mir im Hirne.
Doch das hat schon abgenommen;
In der ersten Viertelstunde
War's so stark, daß ich geglaubt hab',
Kopf und Kragen geh' zugrunde.
In der ersten Viertelstunde,
Eh' ich noch so angeschwollen,
Hab' ich Kraft gefühlt, um Alles
Zu zertrümmern — hätt' ich's wollen!
Hätt' ich's wollen! — so gewaltig
Wuchsen Herz und Kopf und Glieder,
O so reckenhaft! Doch seht nur,
Seht, da schrumpfe ich schon wieder!"

Später sagt der Fremdling:

In des Jahres letzter Stunde
Muß ich, was das Jahr gegeben,
Gut und Böses, Groß und Kleines
In mir selber hier durchleben;
Muß an meinem äußern Körper
Wie an meinem innern Wesen
Nachempfinden klar und deutlich,
Wie das ganze Jahr gewesen.
Aber keines diesem ähnlich
Wüßte ich mich zu erinnern,
Keines, wo ich solche Kräfte
Hätt' gespürt in meinem Innern,
Solchen Wust in meinem Schädel,
Solchen Riesenwuchs der Knochen,
Aber noch viel minder eines,
Wo ich so zum Zwerg verkrochen.

So geht der heilige Sylvester 1848 als Zwerg zugrunde! Eine bizarre, aber doch glückliche Idee. Grell, aber auch voll origineller Kraft ist das Gedicht „Pfingsten" mit dem Wahnsinnsbild. Das Talent für landschaftliche Beleuchtung und Stimmung spricht sich in den „Heiligen drei Königen", im „Johannistag" und besonders wieder in unserm Sylvester aus. Der echte Dichter darf nicht beliebige Landschaftsbilder aneinanderreihen, sondern Natur und Gemüth müssen in gleicher Stimmung gehalten werden. Nur so spiegeln sie, indem sie sich gegenseitig spiegeln, zugleich das ganze All. Daß es dem Dichter mit seinem Empfinden Ernst ist und sein Humor eine tiefere Grundlage hat, zeigt z. B. folgende Stelle, wo er von der Liebe spricht:

Ihre heit're Außenseite
Täusche nicht dein arglos Herz
Ueber Das, was in ihr wohnet:
Ernst in Freude, — Ernst im Schmerz.
Wenn sie anhebt, streife sorglich
Leichtsinn, Scherz und Thorheit ab;
Denn die Liebe, Kind, ist ernster
Als das Sterben, als das Grab!

Seit Otto Roquette mit seinem phantastischen Märchen „Waldmeister's Brautfahrt" durch den frischen, studentischen Grundton in weitern Kreisen Glück gemacht, haben sich zahlreiche junge poetische Naturburschen in ähnlichen Sangesweisen versucht. Julius von Rodenberg hat, namentlich in seiner Dichtung „König Harald's Todtenfeier", ein frisches, besonders in lebendiger Schilderung glückliches Talent bewiesen, und auch seine vorliegende Dichtung „Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie" zeichnet sich durch ihre Frische vortheilhaft aus. Wenn ihr auch der zarte phantastische Duft fehlt, der „Waldmeister's Brautfahrt" durchweht, so besitzt sie dagegen größere Klarheit und weniger Verschwommenheit in den Umrissen und der Ausführung. Die eingelegten Lieder Roquette's haben freilich mehr Melodie, Schmelz und musikalischen Schwung, aber in den Rodenberg'schen Liedern findet sich immer ein gedankliches Element, das bei Roquette nicht selten vermißt wird. Die allegorischen Dichtungen dieses Genre stoßen bei der Ausführung auf mancherlei Schwierigkeiten, indem die Personificationen nicht mit Consequenz durchgeführt werden können. Auch treten Schiefheiten ein, wenn z. B. zuerst das Ganze und nachher noch seine Theile besonders personificirt werden. Das Heer des Königs Wein hat Rodenberg sehr glücklich geworben und geschildert, während die Ritter des Königs Felsenbier zu sehr aus seinem eigenen Fleisch und Blut genommen sind. Der eigentliche Kampf, den man von Anfang an erwartet, löst sich mehr in eine Concurrenz und Rivalität auf. Das Ganze ist indessen bei seiner Harmlosigkeit lebendig und frisch und macht einen von aller Kränklichkeit freien, wohlthuenden Eindruck.

Diese Heerschau der lyrisch-epischen Dichtungen neuester Zeit zeigt doch einen Fonds tüchtigen Talents. Freilich fehlen die imponirenden Persönlichkeiten, die ein ganzes, vollwichtiges, in Kunst und Wissen vielbewährtes und vielbewandertes Leben in die Wagschale der Literatur werfen, oder wir müssen sie wenigstens wo anders suchen als in der Miniaturepik. Es darf kein Aberglauben sein,

wenn man von früherer Zeit her gewöhnt ist, unter den Dichtern die großen Geister der Nation zu suchen. Das lyrische Epos wird jetzt von einer Massenbewegung getragen. Unter diesen Trägern befinden sich viele liebenswürdige Minnesänger. Den maßgebenden Genius wird die Diogeneslеuchte der Kritik später begrüßen, als ihm die Begeisterung der Nation zujauchzt. Doch diese Stimme schweigt bisjetzt — harren wir der Zukunft!

Rudolf Gottschall.

Das angloindische Reich.

Modern India: a sketch of the system of civil government by *George Campbell,* Bengal civil service. London 1852.

Von den vielen, auf Anlaß der Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Hansa erschienenen und zum großen Theile aus bloßen Sammlungen und Auszügen der ausführlichen Werke von Mill und Wilson bestehenden Schriften über das angloindische Reich macht das „Neue Indien" von George Campbell (seinem Onkel, dem auch als Schriftsteller berühmten Oberrichter Englands, Lord Campbell gewidmet) in dieser Hinsicht eine rühmliche Ausnahme. Campbell war selbst lange Zeit in Indien; er bekleidete im Civildienste verschiedene Stellen in der Präsidentschaft Bengalen, im Fünfflußgebiete und manchen andern Gegenden. Seine eigenen Erfahrungen hat er mit den vielen amtlichen Berichten, welche ihm zugebote standen, zu einer äußerst lehrreichen Darstellung verwoben, die in manchen Beziehungen unsere Kenntniß des jetzigen Zustandes von Indien ergänzt und erweitert. In der frühern Geschichte der brahmanischen Länder und mohammedanischen Völker, selbst in der alten Geschichte der ostindischen Hansa ist Campbell nicht bewandert, was schon jeder aufmerksame Leser an der so häufig wiederholten Phrase „es scheint, es scheint" erkennen mag. In ethnographischen und geschichtlichen Darstellungen sind Meinungen von sehr untergeordnetem Werthe. Hier gelten blos die Ergebnisse umsichtiger Forschung. Deshalb hätten die geschichtlichen Abschnitte, welche als Einleitung zum „Neuen Indien" dienen sollen, füglich wegbleiben können. Das eigentliche Werk fängt erst mit dem sechsten Abschnitt an, welcher mit der Darstellung der angloindischen Regierung beginnt, wie sie stattfindet in unsern Tagen.

Zuerst beschreibt Campbell die indischen Behörden in England selbst, in welchem Verhältniß sie zueinander stehen und wie die Actieninhaber der Compagnie bei der letzten Erneuerung des Freibriefs (1833) zum angloindischen Reiche gestellt wurden. Pitt's India-Bill, mit andern Worten die Constitution zur bessern Regierung Indiens, die Pitt an das Parlament brachte und welche von diesem angenommen wurde, ist immer noch die Grundlage der angloindischen Regierung. Sie beruhte dem Wesen nach auf den frühern Vorschlägen des Lord North und Herrn Dundas. Fox erregte deshalb einen solchen Sturm, weil er die Quelle der Reichthümer und Anstellungen, das Patronat, von der Compagnie ableiten und der Krone, d. h. dem Ministerium und dem Parlamente zuführen wollte. Pitt's Gesetzvorschlag wurde, bevor er an das Parlament ging, den Directoren zur Begutachtung vorgelegt. Diese wünschten, es möchten dem neu errichteten indischen Ministerium, die Oberaufsichtsbehörde genannt, blos die Berichte über bürgerliche und militärische Angelegenheiten vorgelegt werden; ihre Handelsgeschäfte will die Hansa vollkommen unabhängig wie bisher betreiben. Auch möge das neue Ministerium, ohne Auffoderung von Seiten des Hofs der Directoren, keine Verordnungen in selbständiger Weise erlassen können. Im Gegentheile würde die ausübende Macht der Compagnie vernichtet oder ein unheilvoller Kampf zwischen zwei selbständigen Gewalten hervorgerufen werden. Aus demselben Grunde sollte auch der Hansa allein die Zurückberufung ihrer Diener gestattet sein. Wollte das Ministerium Befehle über Krieg und Frieden oder andere wichtige Angelegenheiten nach Indien gelangen lassen, so möchten sie wenigstens einem geheimen Ausschuß des Directorialhofs übergeben und durch dessen Vermittelung abgeschickt werden. Die Selbständigkeit verschiedener Staatsgewalten, welche zusammen wirken sollen, führe nur wie bekannt zum Unheile und zur Verwirrung. Aus demselben Grunde möge auch der von der Krone ernannte Oberbefehlshaber des königlichen Heeres in Indien der Civilverwaltung untergeordnet sein. Ueberdies fand der Hof, daß die neue Constitution der Oberregierung von Bengalen eine zu große Macht über die Präsidentschaften zu Madras und Bombay einräume; diese würden zu bloßen Factoreien herabsinken. Die Controle Bengalens müsse blos auf Krieg und Frieden beschränkt bleiben. Dieses Gutachten der Compagnie war die Richtschnur des Ministeriums. Das indische Grundgesetz wurde nun mit diesen Abänderungen dem Parlamente vorgelegt und ohne weitere Modificationen von beiden Häusern angenommen (13. August 1784).

Die unabhängige Stellung der Compagnie, der Staat im Staate ist hiermit aufgehoben. Der Hof der Directoren ist jetzt blos eine untergeordnete Behörde zur Ausführung der Beschlüsse des Vorsitzenden in der Oberaufsichtsbehörde, mit andern Worten des Ministers für die indischen Angelegenheiten, insoweit sie nämlich die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des angloindischen Reichs und das Budget betreffen. Alle hierauf bezüglichen Anordnungen werden ihm vorgelegt; ihm steht frei, sie nach Belieben zu ändern oder ganz zu verwerfen. Der Minister kann, sobald es ihm beliebt, in Indien ein Heer sammeln, diesen oder jenen Lehnsfürsten seines Landes entsetzen und die dem angloindischen Reiche benachbarten Staaten mit Krieg überziehen lassen. So ward der Heereszug gegen Afghanistan nach seiner eigenen Erklärung von Sir John Hobhouse, dem zur Zeit Vorsitzenden im Controlamte, unmittelbar anbefohlen, und hiermit habe er blos nach seiner Befugniß gehandelt. Die Mitglieder dieses indischen Ministeriums, mit dem Vorsitzenden sind es vier, nehmen überdies von allen andern Briefschaften und Rechnungen der Compagnie Einsicht; sie erhalten wenigstens innerhalb acht

Tagen Mittheilung von den Beschlüssen des Hofs der Directoren und der Eigenthümer. In dringenden Fällen kann das Ministerium seine Befehle unmittelbar nach Indien abgehen lassen; sie werden dann blos dreien Mitgliedern des Directoriums zur Einsicht vorgelegt, von nun an der Geheime Ausschuß genannt. Dieser Ausschuß, welcher jetzt zum ersten male eingerichtet wird, sendet die später hierauf ertheilten Antworten der indischen Behörden mittels des Hofs der Directoren an das Ministerium. Nur dieses darf sie eröffnen und ist zu keinerlei Mittheilung ihres Inhalts an die Behörde des indischen Hauses verpflichtet, welche in fünf Zweige zerfällt: die staatliche, geheime, militärische, finanzielle und Handelsabtheilung. Eine ähnliche Sonderung der Geschäfte findet man von nun an in jeder indischen Präsidentschaft. Die Versammlung der Eigenthümer verhielt sich früher zu dem Hofe der Directoren gleichwie das souveräne Volk zu seinem Regierungsausschusse. Die Actionäre vergaben die höhern und niedern Stellen; sie genehmigten oder verwarfen die Beschlüsse der Directoren. Dies Alles war jetzt zu Ende. Von nun an kann ein von dem Ministerium genehmigter Beschluß der Directoren nicht mehr aufgehoben werden. Der Statthalter von Bengalen hat eine Art Oberleitung über die andern Präsidentschaften; er kann sogar die Präsidenten von Madras und Bombay des Amts entsetzen.

Der größere Theil des indischen Landes scheint ursprünglich Allmende gewesen zu sein. Die Dorfschaft bearbeitet gemeinsam das Feld, wo dann der Einzelne nach einem gewissen Maßstabe die Frucht erhält, oder es wird gleich jedem Genossen ein Theil zum Anbau überwiesen. Solche Dorfwirthschaften findet man noch heutigen Tags in vielen Gegenden, vorzüglich im Süden und Westen Hindostans. Um Grenzstreitigkeiten zu verhüten, wird ein Wiesen- und Weidegrund, im Verhältniß zur Größe des Orts, um die Gemarkung gezogen. In den einzelnen gewöhnlich mit einer Ringmauer umgebenen und dem Schutze der Burg empfohlenen Städten sitzt ein königlicher Diener, der die Abgaben erhebt und bei den öffentlichen Gerichten den Vorsitz führt. Die innern Angelegenheiten verwaltet die Gemeinde selbst; sie wählt ihre Beamten und die nothwendigen Gewerbsleute; ihnen wird ein gewisser Antheil an den Früchten des Landes. Solcher Genossenschaften oder kleinen Freistaaten haben sich mitten unter den mannichfachen Umwälzungen von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag mehre erhalten. In Kriegsläuften und andern Wirren ergreifen sie die Waffen und sind gewöhnlich stark genug, ihre Habe zu schützen. Muß die Gemeinde der Uebermacht weichen, so wandert sie nach einer befreundeten Gemarkung und kehrt erst mit der Ruhe in die Heimat zurück. Die Gemeinde sorgt gewöhnlich für zwölf Beamten und Gewerbe. Sie braucht einen Schulzen, Rentmeister und Geistlichen; sie besitzt einen Grobschmied, Zimmermann und Geldwechsler; einen Wächter, Töpfer und Wäscher; einen Bartscherer, Boten und Schuhmacher.

Der Muselmann hat, wo er immer eine bleibende Herrschaft errang, diese altindische, man könnte sagen altgermanische Weise vollkommen umgestaltet. Bei ihm gilt, wie in unserm Mittelalter, die Norm: der Fürst ist Landesherr und braucht dem Ackersmann nur so viel Früchte zu lassen, daß er leben und die Aussaat bestreiten kann. Der Nichtmuselmann entrichtet überdies eine Steuer für den verfallenen Kopf. Die Beamten über Dörfer und Städte, über Gauen und Marken, gemeinhin Talukdar und Semindar geheißen, haben, gleichwie die Ritter und Grafen der mittlern Jahrhunderte, die mannichfachen Wirren des Landes zum eigenen Vortheil gewendet; sie haben durch List und Gewaltstreiche Herrschaften und Fürstenthümer erworben. Der Gründer des Hauses Sindhia war solch ein Rentmeister, solch ein Gaugraf; Holkar verwaltete noch als Bhondah Radschah in mehren Dorfgemeinden das Schulzenamt. Diese misbräuchlichen Würdenträger behaupteten nun in geradem Widerspruch mit dem indischen Gesetze und brahmanischen Herkommen, gleichwie der Muselmann, ein Eigenthumsrecht an Grund und Boden. Solche Zustände hat der englische Eroberer in mehren Ländern vorgefunden. Selbstsucht und Bequemlichkeit haben sie empfohlen; der Misbrauch ist zum Gesetz, das Unrecht zum Recht erhoben worden. Dies ist das sogenannte Semindarisystem oder die Grundherrenweise, welche in Bengalen stattfindet und worauf Lord Cornwallis seine ewige Steuerrolle gründete.

Es war die Absicht der englischen Machthaber, auch in der Statthalterschaft Madras auf dieser Grundnorm einen bleibenden Steuersatz einzuführen und hier ebenfalls eine Aristokratie zu schaffen. In den Ländern des Dekkan, wo die Muselmänner noch nicht so lange geboten und niemals eine allgemeine Herrschaft errangen, war jedoch die altindische Einrichtung noch zum großen Theile erhalten. Alle erdenkliche Mühe, Semindare aufzufinden, war vergebens. Man griff endlich (1802) zu dem letzten Mittel. In den einzelnen Theilen der Statthalterschaft setzte man willkürlich Grundherren ein, die sich zu einem bleibenden Steuersatz verpflichteten. Ungefähr um dieselbe Zeit waren die neuen Eroberungen vom Reiche Mysore gemessen und geordnet worden. Das Land ward durchgängig ludeigen befunden. Die englischen Beamten verhandelten mit den einzelnen Eigenthümern; schnell ist zur beiderseitigen Zufriedenheit die Grundsteuer geordnet; dem Landmanne bleiben zwei Dritttheile des rohen Ertrags (1805). Diese Steuerordnung hieß nun, im Gegensatze zur Einrichtung Cornwallis', das Reiatwarsystem oder die Grundholdenweise und empfahl sich sowol vom Standpunkte des Nutzens wie der Gerechtigkeit der heimatlichen Regierung. Es sei zwar ganz richtig, diese Steuererhebung ist mühsamer und geht mehr ins Einzelne; die Rentbeamten haben mehr Arbeit und müssen Alles überdenken, wenn sie ihre Pflicht erfüllen wollen. Diese Mühe und Arbeit würde aber tausendfach durch die Vortheile der Regierung und Bevölkerung aufgewogen. Fallen doch bei dieser Weise der Erhebung

alle Gewinnste und Besoldungen weg, welche die Zwischengänger, die Pächter und Geschäftsleute beziehen. Wahrheit und Gerechtigkeit haben endlich den Sieg errungen. Die Grundholdenweise, wie Lord Bentinck sie eingeführt hatte, gilt jetzt als die einzig billige, der Regierung und dem Lande gleich vortheilhafte Steuererhebung; sie ward später in allen neuen Besitzungen, namentlich in den nordwestlichen Provinzen angeordnet. Das entgegengesetzte Verfahren rief eine Menge Misstände hervor für die Oberherren, für die Bauern und selbst für die Semindar, die bei den hohen Ansätzen nicht selten zugrunde gingen. Der edle Sir Charles Metcalfe fragt mit vollem Rechte:

Und wer hat England wol die Befugniß gegeben, alte Eigenthümer ihres Rechts, ihres Besitzes zu berauben und es willkürlich diesem oder jenem zu übertragen? Das mannichfache, vielgegliederte Leben des indischen Volks möge erhalten werden. Die Ordnung der einen Mark paßt nicht in die benachbarte, so bei der Steuererhebung, wie bei den andern Bräuchen des Gemeinwesens. Man hat sich früher in der Schilderung Indiens und den Maßnahmen der Verwaltung an die Sitten und Gewohnheiten einzelner Orte und Gaue gehalten und sie auf das ganze Land übertragen zum Nachtheile der Wissenschaft wie der Bevölkerung des angloindischen Reichs.

Die Regierung und das ganze politische Getriebe in Großbritannien steht mit der Aemterjagd und dem Patronatswesen in genauem Zusammenhange. Man hält es mit dieser oder jener Partei nicht einer Theorie oder Ansicht wegen, sondern um Stellen und andere Vortheile zu erlangen; die wichtigsten und einträglichsten Aemter werden nur an Freunde der jedesmaligen Verwaltung verliehen. Dies gilt namentlich bei den auswärtigen Besitzungen. Sie bilden, gleichwie die Domcapitel und Klöster im Mittelalter, die herkömmliche Versorgungsanstalt für die nachgeborenen Söhne des Adels und der einflußreichen Mittelclassen. Die meisten Unglücksfälle und Schäden sind aus diesem Misbrauch hervorgegangen; es ist die fressende Krankheit in allen Zweigen der englischen Colonialverwaltung. Gleiches Unwesen herrscht in jeder Körperschaft, in jedem gesonderten Vereine; hierin bestehen die größten Vortheile ihrer Mitglieder. Die nächste Corporation des Landes, die Ostindische Compagnie, erfreut sich aber des größten Patronats. Die Anzahl der Civilbeamten beläuft sich bei den drei Präsidentschaften allein auf 11—1200. Die Stellen werden zum großen Theil von dem Hofe der Directoren, von den Statthaltern und Räthen der indischen Regierungen verliehen; nur einige sind der Krone und dem Vorsitzenden der Oberaufsichtsbehörde vorbehalten. Vom Jahre 1813—33 gingen 5092 Cadetten nach Indien, welche hier eine gute Besoldung und lebenslängliche Versorgung erhalten haben. Jeder Director kann im Durchschnitte jährlich sieben Cadetten anstellen. Hierin, in dieser Aemtervertheilung, bestehen die wichtigsten Befugnisse, die gewinnreichsten Erträgnisse der Actienbesitzer. Die Befähigung zum Dienste ist eine untergeordnete Rücksicht, die gute Versorgung der Angehörigen das Wesentlichste. Bei solch einer Aemtervergabung leidet natürlich die indische Verwaltung, die indische Bevölkerung am meisten.

Um den ärgsten Misständen zu begegnen, wurde die Schule zu Haileybury (1806) begründet, wo die Söhne der Actieninhaber, der Diener und Freunde der Compagnie für die bürgerliche Verwaltung erzogen werden. Zur Vorbildung für den Kriegsdienst sind die Schulen zu Woolwich und Addiscombe eingerichtet. Drei bis vierhundert junge Männer finden im Durchschnitte jährlich in beiden Zweigen, im Militär- und Civilwesen, eine lebenslängliche Versorgung, wozu sie noch überdies auf Unkosten der indischen Bevölkerung ihre Erziehung erhalten.

Das Reformministerium des Lord Grey wußte wohl, die Compagnie werde sich, wenn auch mit Widerstreben, allen Wünschen des Landes fügen, sobald ihr nur das Patronat erhalten bleibt. Es wurden den Vorsitzenden im Indischen Hause die Bedingnisse mitgetheilt, unter welchen die Regierung geneigt sei, den Freibrief zu erneuern. Alle Sonderrechte in Betreff des Handels, namentlich des chinesischen, hören auf; die Compagnie ist ferner blos eine politische Corporation; ihr bleibt jedoch die Regierung Indiens und das damit zusammenhängende Patronatswesen mit geringen Veränderungen erhalten. Der Einwand der Directoren, ihrer Freunde und Pensionäre, worunter auch Marquis Wellesley, das Capital und die Interessen der Gesellschaft würden durch die Freigebung des Handels, dessen Gewinnste bisjetzt die Dividende deckten, gefährdet, wurde leicht beseitigt. Das Einkommen Indiens, entgegnete der Vorsitzende im Controlamt, beträgt jährlich 22 Millionen Pf. St. und scheint sich immer zu vermehren; das Land ist unermeßlich groß und für jedes Erzeugniß geeignet; eine Menge Hülfsquellen liegen hier noch verborgen; die Bevölkerung ist mäßig, arbeitsam und, wie es scheint, auch den Verbesserungen zugänglich; das Schatzamt unsers östlichen Reichs wird sicherlich in gewöhnlichen Zeiten alle Ausgaben bestreiten können. Die Dividende von 10½ %, ein jährliche Summe von 650,000 Pf. St., wird jeder andern Leistung des indischen Schatzamtes vorausgehen; sie bleibt bis zur Rückzahlung des Actiencapitals auf den Grund und Boden Hindostans angewiesen. Und würde einstens die Hansa aufhören, so sollen 100 Pf. St. der Actie mit 200 Pf. St. eingelöst werden. Zur Sicherheit der Actienbesitzer werde jetzt schon eine Summe von zwei Millionen bei den Commissären der Staatsschuld hinterlegt, welche so lange die Interessen zum Capitale schlagen, bis die zweifache Summe des Actiencapitals, 12 Millionen Pf. St. beisammen sind. Dies wird aber erst 1885 der Fall sein, und so lange zahlt Indien neben andern schweren Ausgaben die hohe willkürlich angesetzte Dividende. Diese Anordnung ist mit ein Hauptgrund der Verarmung des Landes und der spätern Zerrüttung des indischen Finanzwesens.

Ueber die Aenderungen in der Regierung und Verwaltung Indiens, welche das Interesse der Compagnie und der englischen Handelswelt, wofür jetzt hinlänglich gesorgt war, nicht unmittelbar berührten, konnte man leicht zu einem Verständniß kommen. Die Angelegen-

halten, das Wohl und Wehe der vielen Millionen asiatischer Unterthanen dünkte wol Manchem eine Nebensache. Man hat Indien, wie bereits 1773, 1783, 1794 und 1813 geschehen war, so gut es angehen mochte, noch ein mal auf 20 Jahre verpachtet; Eigenthümer und Pächter, Krone und Compagnie suchten gute Geschäfte zu machen und sich gegenseitig so viel als möglich zu übervortheilen. Die Versammlung der Directoren erklärte:

Bisjetzt war es unsere Politik, Indien in vollständiger Abhängigkeit von Großbritannien zu erhalten. Wir suchten zu gleicher Zeit Beides zu erreichen, eine kräftige Regierung in jenem Lande und eine beständige sorgfältige Oberaufsicht in der Heimat. Die einzelnen Statthalterschaften zu Madras und Bombay hatten eine Art Selbständigkeit; dem Oberstatthalter blieb jedoch so viel Macht, um ein gleichförmiges Regierungssystem zu erhalten. Alle diese Behörden standen wieder durch ein ausdrückliches Gesetz unter dem Hofe der Directoren und dem Controlamte. Der obersten Regierung zu Kalkutta war (1828) eigens anbefohlen, ohne Zustimmung des Hofs keine grundsätzliche Veränderung vorzunehmen, keine neuen Einrichtungen zu treffen und keine bedeutenden Ausgaben zu machen. Nur in außerordentlichen Fällen, wenn Gefahr im Verzuge stattfinden könnte, ist ihr ein selbständiges Handeln gestattet. Diese Einrichtung hat sich bewährt; sie möge ihrem Wesen nach beibehalten werden.

Das Ministerium und die Compagnie verständigten sich nach mehrfachen Unterhandlungen und der veränderte erneuerte Freibrief ging schnell, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen, durch die beiden Häuser. Das Parlament zeigte wie immer geringe Kenntniß und noch geringere Theilnahme — es waren gewöhnlich nur 80 bis 90 Mitglieder bei den Verhandlungen gegenwärtig — an den indischen Angelegenheiten. Auf Wellington's Antrag wurde die im Entwurfe ausgesprochene Abschaffung der Sklaverei in allen Ländern Hindostans gestrichen. Es heißt jetzt blos, die Sklaverei möge gemildert und sobald als möglich ganz aufgehoben werden. Lord William Bentinck, erklärte der Marquis von Lansdowne im Oberhause, habe man es vorzüglich zu danken, daß Indien für seine verschiedenen Bedürfnisse und Lasten ausreiche; es gehörte alle seine Beharrlichkeit, sein ganzer Muth dazu, die zahlreichen Ersparnisse durchzuführen. Ein Antrag Buckingham's, des ehemaligen Herausgebers des „Kalkutta-Journal", im Hause der Gemeinen, die Erneuerung des Freibriefs zu vertagen, fand keine Unterstützung. Vergebens wurde bemerkt, es sei ganz ungeeignet, einer Actiengesellschaft die Regierung eines Reichs von 100 Millionen zu überlassen; es sei ungeeignet, die Eingeborenen Hindostans mit Steuern zu belasten, um die Dividenden, die vielen andern Foderungen und Bedürfnisse einer immer wechselnden Körperschaft in England zu bezahlen, an drei Millionen Pf. St. jährlich, welche niemals wieder nach Indien zurückkehren.

Die Regierung des angloindischen Reichs wurde nun der Compagnie (28. August 1833) auf noch 20 Jahre bis zum 30. April 1854 verliehen. Mit dem nächsten Jahre bereits (22. April 1834) ging all ihr sonderrechtlicher Handel, namentlich der chinesische, zu Ende; den indischen hatte sie schon bei der letzten Erneuerung ihres Freibriefs (1813) verloren.

Die oberste Gewalt in allen bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten der indischen Regierung beruht jetzt in dem Oberstatthalter und seinen vier Räthen. Sie verfügen unter der Formel: „Der Oberstatthalter von Indien im Rathe"; die andern Präsidentschaften, aus einem Statthalter und drei Räthen bestehend, sind ihnen untergeordnet. Die neueingerichtete vierte Präsidentschaft für die nordwestlichen Lande erhielt bald, um die Kosten zu mindern, blos einen Vicegouverneur, welcher zu Agra residirt. Die Besoldung des Oberstatthalters ist 240,000, die eines Rathsherrn 96,000, des Statthalters der andern Regierungen 120,000, der Rathsherren 60,000 Sicca Rupien, jede zu 2 Schilling 1 Penny gerechnet. Ueberdies erhält der Oberstatthalter 5000, jedes Mitglied des Raths 1200, die Statthalter 2500 Pf. St. für die Ueberfahrt. Der Oberstatthalter im Rathe kann die bestehenden Verordnungen und Gesetze aufheben und neue erlassen, welche die Kraft von Parlamentsbeschlüssen haben. Deshalb heißen sie auch nicht mehr wie in den letzten 40 Jahren (1793—1833) Verordnungen, sondern Acte oder Gesetze der obersten Regierung. In frühern Zeiten mußten die Verordnungen von dem obersten königlichen Gerichtshof eingetragen werden; nur dann hatten sie Gesetzeskraft, nur dann wurden sie von allen Behörden anerkannt. Auch war eine Berufung nach England gestattet und der König konnte jede Verfügung beseitigen. Alles dies hörte jetzt auf. Der Oberstatthalter im Rathe hat, gleichwie die Legislatur der Heimat, die gesetzgebende Gewalt.

Um Thatsachen zu sammeln und die Vorarbeiten zu besorgen, wurde ein Gesetzgebungsausschuß für Indien eingerichtet. Er solle allgemeine Gesetzbücher und eine vollständige Polizeiordnung für Einheimische wie für Engländer ausarbeiten und sie dann den Behörden zur Begutachtung vorlegen. Macaulay, der berühmte Geschichtschreiber, Amos, Cameron und andere tüchtige Männer wurden neben- und nacheinander Mitglieder dieses Ausschusses und haben tüchtige Arbeiten zutage gefördert. Nach Verlauf einiger Jahre war bereits ein allgemeines Strafgesetzbuch vollendet; es wurde (1837) dem Drucke übergeben und den Rechtskundigen in Europa und Asien zur Begutachtung übersandt. Um Ordnung und Zusammenhang in die Gesetzgebung zu bringen, hat es die Commission vorgezogen, ein ganz neues Gesetzbuch zu entwerfen. „Die einheimisch indischen Gesetze seien schon längst durch die fremden Eroberer ganz beseitigt, zum Theil wesentlich umgestaltet, so namentlich bei dem peinlichen Rechte, welches durch das muselmännische ersetzt worden sei und mittels der englischen Anordnungen mannichfache Umgestaltungen erfahren habe. Dieser Gesetzgebungsausschuß wurde jedoch vom Beginn bei dem Hof der Directoren und den indischen Behörden ungern gesehen. Die Art selbständiger Stellung, welche er vermöge des Freibriefs einnahm, erregte Miswollen und Eifersucht. Bald wußte man Mittel ausfindig zu machen, seinen Wirkungskreis zu beschränken und später dem Wesen nach ihn ganz zu beseitigen. Die Gesetz-

bücher des Ausschusses sind, obgleich sie von Männern, die der indischen Verhältnisse sehr kundig sind, empfohlen wurden, bis Ende 1851 noch nicht eingeführt. Dann wurde im neuen Freibrief weiter bestimmt, daß sich die Unterthanen Großbritanniens in bestimmten Ländern Indiens ohne irgend höhere Ermächtigung niederlassen und Ländereien erwerben können; in andern ist noch eine Erlaubniß nothwendig, doch kann der Oberstatthalter im Rathe auch diese für geöffnet erklären. Nach einigen Jahren (1849) wurden, um die Einheimischen gegen Unbill von Seiten der neuen Insassen zu schützen, alle Engländer, mit Ausnahme derjenigen in den drei Hauptstädten, Kalkutta, Madras und Bombay, gleichwie die Eingeborenen unter die Gerichtshöfe der Ostindischen Compagnie gestellt. Vor 1813 waren die Engländer den indischen Gerichten gar nicht unterworfen; nach dem erneuerten Freibriefe dieses Jahres konnten sie in Indien blos bis zu 500 Rupien gestraft werden. Mit der freigegebenen Niederlassung war die Aenderung des Gesetzes unumgänglich nothwendig geworden. Religiöses Bekenntniß, Farbe, Geburtsort und Abstammung, heißt es weiter, bedingen von nun an keinen Unterschied mehr in den staatlichen und bürgerlichen Rechten; alle Unterthanen Großbritanniens können dem Worte nach zu allen Aemtern und Stellen gelangen und die Gerichtshöfe verhelfen den Proselyten zu ihren bürgerlichen Gerechtsamen. Hierzu ergaben sich alsbald mehre Gelegenheiten. So mußte durch den Ausspruch des obersten Gerichtshofs zu Bombay (1851) die brahmanische Frau eines christlichen Hindu zu ihrem Gatten zurückkehren. Der Richter Sir William Burton sagte:

> Das Gesetz von 1850 ist der Freibrief aller religiösen Bekenntnisse; der Religionswechsel darf von nun an keines Menschen Rechte vermindern. Wenn ein Christ Muselmann würde, er könnte sein Weib zwingen mit ihm zu leben, und wenn sie auch Christin bliebe. Nach dem Hindugesetz gehört das Weib nicht mehr ihrer Familie, sie ist ein Glied des Hauses ihres Mannes geworden. Und wo wäre auch eines Weibes Tugend sicherer als unter dem Schutze ihres Gemahls!

Vermöge eines andern Abschnitts in dem erneuerten Freibriefe wurde St.-Helena sammt den öffentlichen Gebäuden und Vorräthen an die Krone abgetreten. Alle Handlungen und Verfügungen des Hofs der Directoren, das Patronatswesen abgerechnet, stehen unter der Aufsicht des indischen Ministeriums oder Controlamts, und der Hof ist verpflichtet, jährlich einen Rechenschaftsbericht über Einnahmen und Ausgaben, über das Schulden- und Pensionswesen des indischen Reichs, sowie die Acten des Oberstatthalters im Rathe dem Parlamente vorzulegen. Diese Aufsicht des Parlaments wird wol bei der nächsten Erneuerung des Freibriefs noch erweitert werden; dadurch allein wäre es möglich, den so häufigen Misbräuchen der Amtsgewalt, den zahlreichen Unterschleifen und Betrügereien der Diener der Krone wie der Compagnie in Indien zum Theil wenigstens vorzubeugen. Eine gänzliche Uebertragung des Reichs an die Krone ist schon deshalb nicht rathsam, weil ihre Macht dadurch zu sehr erweitert werden würde und leicht in eine Despotie umschlagen könnte. Man wird dann auf die Gewinnung neuer Ausfuhren, auf die Erleichterung der Communicationen mittels Kanälen und Eisenbahnen eine noch größere Sorgfalt, als bisjetzt geschehen, verwenden. Bereits in den letzten Jahrzehnden sind Gegenstände zur Ausfuhr gekommen, woran früher Niemand dachte, Leinsamen, Rum, Taback, Linnen, Talg, Reis, Kaffee und Schafwolle in großen Massen. Die Hochebenen im Dekkan, die Länder der Radschputen und die Provinz Delhi, sowie die südlichen Alpenlandschaften des Himalaja sind für die Schafzucht trefflich geeignet. Hier gibt es für viele Millionen Schafe wohlfeile Weideplätze. Am wichtigsten bleibt immer die Gewinnung roher Baumwolle. Das Product soll der Art gepflegt werden, daß Indien, was auch leicht möglich ist, den Bedarf für den englischen Markt aufbringen könnte. Im Jahre 1800 betrug die ganze Einfuhr in England 66 Millionen und jetzt (1850) nahe an 800 Millionen Pfund, wovon Indien bereits zwischen 70—80 Millionen liefert. Dies erheischt jedoch eine Herabsetzung der Steuern, damit die Baumwolle hier so wohlfeil erzeugt werden könne wie in Amerika. Der Steuerdruck lastet aber gar schwer auf den armen indischen Bauern; sie erheben jammervolle Klagen: „Es wird uns blos die Haut gelassen.“ Indien müßte nicht zum Vortheile eines fernen Volks ausgebeutet, sondern zu seinem eigenen Besten regiert werden, — Foderungen und Wünsche, welche kaum mit einer fremden Herrschaft verträglich sind.

Karl Friedrich Neumann.

Die Kaulbach'schen Wandgemälde.

Die Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. Mit Genehmigung der Generaldirection der königlichen Museen herausgegeben. Erste und zweite Lieferung. Berlin, A. Duncker. 1853—54. Imperial-Folio. Jede Lieferung 9 Thlr. 10 Ngr.

Schroffe Gegner und enthusiastische Anhänger einer neuen Erscheinung zeigen stets, daß dieselbe bedeutend, eine neue Richtung vorbereitend oder selbst schon epochemachend (dies im weitern, historischen Sinne genommen) sein muß. Jene ahnen in ihr ein ihnen fremdes, ihr eigenes Wirken untergrabendes oder wenigstens begrenzendes und ihre ganze Anschauung und Wesenheit durchkreuzendes Element; sie können sie entweder nicht oder wollen sie nicht verstehen und bieten den ganzen Reichthum ihrer im Uebrigen oft bedeutenden Kräfte auf, die neue Erscheinung zu negiren. So wird dann oft der Mildeste schroff und der Weit- und Freiblickende einseitig und befangen. Die Andern indessen ahnen und sehen in der neuen Erscheinung ein Element, das ihnen Dasjenige verkörpert, was ihnen schon lange traum- oder nebelhaft als das eigentlich Wahre, Schöne und Große vor Empfindung und Gedanke schwebte; und da jede neue epochemachende Erscheinung nothwendigerweise auch ein oppositionelles gegen Das, was bisher an der Tagesordnung war, gerichtetes Element in sich trägt, so wird sie auch häufig von den Männern und Jüngern entschiedenen Fortschritts als principielle Erscheinung gesinnungsgemäß begrüßt, wodurch ihr wieder eine neue Gegnerschaft gebildet wird. In beiden Lagern dann nur noch die mannichfachsten Specialparteien und sodann im Ganzen eine oft heillose Begriffsverwirrung, sodaß es jedenfalls unendlich schwierig ist, ein klares, bestimmtes Urtheil für einen weiten Kreis zu fixiren, so lange wenigstens, bis die Wirkung der neuen Erscheinung alles Heraus- und Hineingelesene

überwiegt und der gute alte Bibelspruch gilt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Zu diesen epochemachenden Geistern gehört ohne Zweifel Wilhelm von Kaulbach, in welchem wir den genialen Begründer einer neuen Epoche seiner Kunst vor uns haben. Diese neue Epoche ist der Cultus des Symbolisch-Historischen und Historisch-Symbolischen; jenes vorzugsweise bei Gestaltung allgemeiner großartiger Menschheitsgeschichte, dieses mehr bei Gestaltung individueller Typen. Kaulbach hat diesen Cultus schon zu außerordentlich schöner und klarer Idee, zu unmittelbarem Kunstschaffen herangebildet. So viel nur noch zur Charakteristik der Kaulbach'schen Richtung, daß er damit dem unhaltbaren Mythischen und namentlich Allegorischen in der Malerei (dem er selbst anfangs nicht fern stand, was auch von Vischer bei ihm gerügt wurde) entschieden entgegengetreten ist, dem bisher so enggezogenen Begriff des „historischen Stils“ aber eine viel höhere und tiefere Bedeutung gegeben und die Grenzen des historischen Bildes um Vieles weiter gezogen hat. Ihm ist es bei dem historischen Bilde (wie dem echten historischen Dramatiker bei seiner Dichtung) nicht zu thun um die Begebenheit, sondern um die Handlung und bei dieser auch weit mehr um die bewegende, weltgeschichtliche Idee derselben als um ihre directe Wirkung. Dies sein Bestreben eben war es, was ihn die Symbolik mit der Historie verbinden ließ, beide aber durch den elektrischen Schlag des Genies zu Eins gegossen und auch bei der höchsten Tragweite und dem tiefsten Vollgehalt der Idee doch immer in lebensvollen, individuellen, zu Fleisch und Blut gewordenen Gestalten sich verkörpernd. Er erinnert darin an Goethe, wie dieser namentlich die Grenzen und die Bedeutung der Romanze und Ballade unendlich weit ausdehnte. In dieser Beziehung sagt Rosenkranz über Goethe: „Goethe nimmt das Allgemeine nicht sowol als eine Abstraction für sich heraus, als vielmehr die universelle Bedeutung des Einzelnen bei ihm überall durchscheint.... Dieser Idealismus der höchsten Beziehungen, zu welchem jede Thatsache, jede Sage, jede Naturanschauung, jeder Zustand bei Goethe sich hervorarbeitet und als ein poetischer Phönix das empirische Moment, aus dem er sich erhebt, in seiner Verklärung gewissermaßen verklärt, ist der unendliche Reiz seiner Balladen.“ Diese Worte, sind sie nicht durchaus bezeichnend auch für die Kaulbach'sche Weise?

Die Hauptphasen der gesammten culturgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit anschaulich zu machen und somit ein Panorama von einzelnen, aber im geschichtlichen Gedanken eng zusammenhängenden Weltereignissen und Welterscheinungen an uns vorüber gehen zu lassen, das ist die außerordentliche Grundidee jener berühmten Wandgemälde im Treppenhause des berliner Neuen Museums, deren Nachbildungen in Kupferstich hier vor uns liegen. Diese Idee ist und wird noch ausgeführt 1) in sechs großen Hauptbildern: Die Zerstörung des babylonischen Thurmbaus, Homer und die Griechen, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht, die Eroberung des Heiligen Grabes und die moderne Zeit; 2) in sechzehn Zwischenbildern, von denen je vier zu vier einen besondern Cyklus bilden: Sage, Geschichte, Wissenschaft und Poesie; Isis, Venus, Italien und Deutschland; Moses, Solon, Karl der Große und Friedrich der Rothbart; Architektur, Bildhauerei, Malerei und Musik; 3) in einem Hauptcyklus von sechs Arabeskenpilastern, dem Cultus der Inder, Perser, Aegypter, Griechen, Juden und Römer gewidmet; in zwei Zwischenfriesen, wovon der eine den Zug Rhamses' des Großen nach Indien, der andere den Zug Alexander's des Großen nach Asien darstellt; 4) in dem großen Fries, der in wunderbarer Verschlingung von Kinder-, Thier- und Pflanzenformen den unter ihm ernst und gewaltig sich entfaltenden Gang der Weltgeschichte nun noch ein mal in komisch-heiterm Arabeskenspiel an uns vorüberführt. Das ist der Reichthum, den der Meister dort niedergelegt hat und an dem er noch schafft und den jenes Unternehmen Duncker's nach und nach uns zuführen wird. Zwei Lieferungen desselben mit sechs Blättern liegen bereits vor. Sie brachten den ersten und zweiten Theil jenes großen Frieses, gestochen von E. Eichens; die Sage und die Geschichte, gestochen von J. Jacobi; Moses und Solon, gestochen von A. Hoffmann. Das Arabeskenspiel des Frieses beginnt mit dem kleinen, zwischen der schützenden Minerva und der belebenden Psyche sitzenden Prometheus, unendlich komisch-gravitätisch ein Menschlein formend, während nebenan in lieblicher Ironie ein Storch über einem Ei schwebt, aus dem staunend ein Männlein und ein Weiblein hervortreten, von einem schalkhaft grinsenden Affen begrüßt. Wir sehen dann Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, bald aber schon in heftigem Kampfe gegeneinander entbrennend, und nun entwickelt sich vor uns die kämpfende Jagd des wilden Nimrod. Sie schließt die Vorzeit der allgemeinen Menschheitscultur ab und der zweite Theil des Frieses führt uns nun in den Beginn besonderer, nationaler Culturentwickelung ein: zuerst in die Aegyptens, durch die kleinen Isis und Osiris angedeutet; sie fliehen mit Amulis vor der Rachefackel des grausen Typhon, bis diesem und dem düstern Cultus der Aegypter überhaupt der hellenische Dreifuß als Markstein entgegengestellt wird. Hinter ihm erwarten uns heilig-heiter opfernde Priesterkinder; Apollo und Marsyas deuten den Dualismus an, worin das junge hellenische Volk noch zwischen Natur und Kunst steht, bis es sich denn nach und nach von den rohen Naturkräften zur reinsten, edelsten Kunstgestaltung erhebt, bis es aber auch auf dieser Höhe seiner Entwickelung schon dem Untergang entgegeneilt und in verderblichen Bruderkämpfen dem herandräuenden Römer erliegt. Bis zu dieser Phase hin gehen die zwei ersten Blätter nach jenem Friese. Die wunderbare Anmuth und Leichtigkeit der Zeichnung und die unendliche Fülle von Witz, Humor und Satire, die doch auch wieder einen Hintergrund tiefernster Gedanken haben, sind hier gleich außerordentlich. Die Sage und die Geschichte sind zwei Gestalten von seltener Größe und Einfachheit: die Sage eine geheimnißvolle, düstere, medeenhafte Erscheinung, lauschend auf die Mären ihrer guten und bösen Raben: so sitzt sie, eine dämonische Prophetin auf einem Riesengrabe, umgeben von Trümmern, darunter ein Schädel, eine Krone, zerbrochene Waffen und andere bedeutsame Attribute der Sterblichkeit und Vergänglichkeit. Die Arabeskencandelaber zu beiden Seiten stellen Scenen aus den Sagen vom Dornröschen und Siegfried dar. In reiner, hoheitsvoller Schönheit sehen wir nun die Geschichte, sitzend auf einem Säulencapitäl, mit edelster Ruhe in das Buch der Weltgeschichte schreibend. Dasselbe wird getragen von einem Knaben als geflügeltem Genius der Weltgeschichte, der sich mit unendlich tragischem Ausdruck seitwärts wendet, wo die Blätter der Zukunft noch unbeschrieben liegen. (Auch hier zu beiden Seiten Candelaber mit Arabesken, die dem Frieden und dem Kriege der neuern Geschichte gewidmet sind, das Glück, die Segnungen und Großthaten beider verherrlichend.)

Moses und Solon werden uns als die Repräsentanten der monotheistischen Theokratie des Judenthums und der hellenischen Culturhöhe dargestellt. Moses sitzt vor uns, den Fuß auf das zertrümmerte Götzenbild gestemmt, einen Abglanz Jehovah's, den er verkündigt, um das zürnend-verklärte Haupt, die Gesetztafeln haltend, doch weit über sie hinausschauend, vielleicht in das Gelobte Land, vielleicht noch weiter in die Zukunftsgeschichte seines Volks. Zu ihm empor schaut in schmerzlich-gläubiger Träumerei ein älterer Knabe, während ein jüngerer eifrig beschäftigt ist, den zertrümmerten Apis noch mehr zu zerstücken. Ganz anders erscheint Solon: nicht in scharf geprägter nationaler Individualität wie Moses, sondern als Träger reiner, allgemein menschlicher Ideen, ein wunderbar schöner, edler Greis mit leuchtender Klarheit auf der hohen Stirne, Weisheit, Sanftmuth und Güte um den sinnenden Mund, seine Gesetze höchster Humanität niederschreibend. Ein festlich geschmückter Knabe, vielleicht die den Tod der Drakonischen Gesetze festlich begehende junge Menschheit andeutend, schaut dem seine humanen Gesetze niederschreibenden Weisen mit dem Ausdruck unendlichen Vertrauens und freudiger Hoffnung zu. Dies der hier nur

kurz skizzirte Inhalt der vorliegenden Blätter. Dieselben werden in ihrer Ausführung durch die edelste und einfachste Technik der Linearzeichnung für Manche vielleicht noch höhern Werth haben als die in Farben ausgeführten Bilder selbst; die reine Plastik und Einfachheit dieser Conturen geben einen so edlen, keuschen Ausdruck, der von der Farbe nicht wiedergegeben werden kann.*) **Arnold Schloenbach.**

Unterhaltungsliteratur.

1. **Mater Dolorosa.** Erzählung von Karl Beck. Berlin, Schindler. 1853. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Dichter des Weltschmerzes, der socialen Zerrissenheit tritt hier zum zweiten male auf dem Gebiete des Epos, zum ersten male auf dem der ungebundenen Redeweise uns entgegen. Seinen „Janko" nannte er einen Roman in Versen, diese „Mater Dolorosa" ist ein Epos in Prosa. Die Erzählung versetzt uns diesmal nicht in den magyarischen, sondern den slawischen Osten. Graf Joseph Babinski, der mächtige Castellan von Halicz, ist ein jähzorniger, roher Gewaltherrscher, der das Leben seiner Leibeigenen gewissenlos seinen Launen opfert. Seine Gemahlin, die schmerzensreiche Mutter, ist ein edles, zartes, hinsterbendes Wesen. Widimir, Beider Sohn, folgt der Art der Mutter und wird Freund der Bücher und Studien. Dadurch entsteht eine Spaltung zwischen ihm und dem Vater, die endlich zu gewaltsamen Scenen führt, da der Vater zur Jagd gehen, der Sohn bei den Büchern bleiben will. Ein gemüthlicher Onkel bewirkt es, daß der junge Graf auf Reisen geht. In Paris beginnt dieser einen Liebeshandel mit einer raffinirten Kokette, wird derselben aber bald überdrüssig und sucht wahre Liebe in der Verlobung mit einer reinen holden Jungfrau. Widimir kehrt nach Hause zurück, um die Zustimmung des Vaters zu dieser Verbindung einzuholen. Die verlassene erste Geliebte hat ihm indeß Rache geschworen, ist zu Graf Joseph gereist und hat bei diesem den Sohn und die Braut auf so schändliche Weise verleumdet, daß er seine Zustimmung versagt. Es kommt darüber zu neuen heftigen Scenen; der Alte greift zu den Waffen, der Sohn ersticht den Vater. Da tritt nun die Mutter, von der die Erzählung den Titel trägt, endlich in den Vordergrund. Widimir hat sich aus edelm Antriebe den Gerichten übergeben, er ist zum Tode verurtheilt, die Mutter eilt zum Könige, sein Leben zu erflehen; sie findet keine Gnade. Sie geht so weit, dem Sohne ihre Frauenehre zu opfern; sie gibt vor, er sei nicht ihres Gatten Sohn, habe also nicht den Vater erschlagen, Alles vergeblich. Da ersinnt sie eine List, die dem Sohne den Tod wenigstens leicht machen soll: sie sagt Widimir, er sei begnadigt, werde aber die Kunde davon erst auf dem Schaffot erhalten im Augenblicke, wo der Henker das Schwert erhebe. So tritt der schöne Jüngling muthig dem Blocke entgegen und hat kein Gefühl des Todes, der sein junges Leben endet. Die Mutter bricht beim Anblick seines Blutes zusammen.

So sind auf den kaum 20 Bogen, die das Buch enthält, wechselnde Situationen, mannichfache Figuren und mancherlei sorgsam ausgearbeitete Pointen zusammengedrängt, und dennoch kommen wir nirgends zu wahrer Befriedigung, überall müssen wir eingestehen, daß irgend etwas zu vollem Behagen uns abgeht. Karl Beck besitzt nicht die äußere, mechanische Technik der Spannung, die dem simpelsten Novellenroutinier eigen ist, und man hat sie in seinem „Janko" nicht vermißt, weil er dort, statt auf den Fortgang zu spannen, durch die Einzelheiten stets zu fesseln verstand. Aber auch diese Fähigkeit, zu fesseln, mit jeder Zeile zu befriedigen, bewährt Beck in dieser Erzählung nicht. Er besitzt nicht jene realistische Darstellungskraft, die uns bei jedem Zuge überzeugt, daß sie Wirklichkeit gibt, und nicht jene Consequenz ethischer Entwickelung, die stets wahres, das menschliche Interesse erzwingendes Leben bietet; alle Situationen bewegen sich in allgemeinen Empfindungen, und es fehlt ihnen jene Anziehungskraft, die nur historisches oder individuelles Gepräge ausüben kann; seine Figuren sind ohne innerlich nothwendige Verknüpfung von Charakter und Handlung, That und Schuld. Der Gegensatz, daß der Eine zur Jagd gehen, der Andere Bücher lesen will, ist kein unversöhnlicher, denn bei einiger Lebensart auf der einen oder der andern Seite könnte Beides sehr wohl miteinander sich vertragen. Dem Helden aber fehlt der eine gewaltige Lebenstrieb der Leidenschaft, der ihm das poetische Recht gäbe, zu tödten und getödtet zu werden. Kurz, jene Mängel, die der Leser bei desselben Dichters prächtigem „Janko" vielleicht nicht empfand, wird er hier nicht übersehen können, denn was zur Verhüllung derselben dieser Erzählung in Prosa fehlt, das ist — der Vers.

2. **Der Schalksknecht.** Eine berliner Stadtgeschichte von Friedrich W. Ebeling. Zwei Theile. Leipzig, Merseburger. 1853. 8. 1 Thlr.

Der Eingang schildert uns einen armen Teufel von jungem Arzte, der in der großen Residenz sich Praxis sucht und jetzt, da er sie noch nicht gefunden, mit der größten Virtuosität vom Schuldenmachen lebt. Zum Glück stirbt ein alter geiziger Onkel, der ihn zum Haupterben eines ungeheuern Vermögens einsetzt, aber unter mancherlei seltsamen Bedingungen, wie die, daß er, soviel Patienten es nur immer verlangen, unentgeltlich behandeln, eine gewisse Summe stets ohne Zinsen ausleihen solle u. s. w.; im geringsten Uebertretungsfalle aber wird ihm mit Verlust der Erbschaft gedroht. Der lachende Erbe übernimmt sein Vermögen, und siehe da, er, der Schuldenmacher bisher, wird zum ärgsten Geizhals und kennt keine größere Sorge als die, jene lästigen Clauseln des Testaments zu umgehen. Bis hierher ist die Geschichte ganz erträglich amüsant und spannend, solange sie Bummler- und Schurkenstreiche erzählt; von nun ab sollen aber edle Menschen auftreten und als der edelste von ihnen ein Doctor Spalding, der vom Unterrichtgeben lebt und durch böse Verhältnisse auch zum Schuldenmachen herabgekommen ist, nur mit dem Unterschiede, daß er, was jener junge Arzt mit Humor that, als Märtyrer, als Leibeigener des Allgemeinen thut. Da wird die Erzählung ziemlich trivial und der Verfasser versteht es kaum anders die Tugend zu zeichnen als in den rohesten Verführungsscenen, in denen sich selbst treu geblieben zu sein eigentlich nur von Geschmack, aber

---

*) Wir haben diesen Artikel der Raumersparniß wegen mit einigen nicht unbeträchtlichen Auslassungen und Verkürzungen mitgetheilt, wozu uns der Verfasser ermächtigt hatte. Auf der andern Seite wäre freilich ein Eingehen auf die Zusammenhänge der Kaulbach'schen Richtung mit der Weise des Cornelius, des eigentlichen Gründers der Münchner Schule, wohl zu wünschen gewesen. Hat sich Kaulbach auch von Cornelius, dem allerdings Kaulbach's Ironie und Humor nicht zugebote stehen, mehr und mehr losgerissen, so setzt doch dieses Losreißen eben einen frühern Zusammenhang voraus, den Meister Kaulbach selbst wol am wenigsten in Abrede zu stellen geneigt sein wird. Wir verstehen Rafael erst recht, wenn wir wissen, wie er ursprünglich in Perugino wurzelte, und nun den Gang verfolgen, wie er sich allmälig von diesem entfernte. Das Oppositionelle, was der Verfasser dieses Artikels an Kaulbach als das nothwendige Symptom und Bedingniß eines epochemachenden Geistes hervorhebt, fand sich schon bei Cornelius, dessen Zeichnungen zu „Faust", den „Nibelungen" und zu Dante, dessen Fresken in der Glyptothek im eigentlichen Sinne für die deutsche Kunst epochemachend waren, wie wir wol Denen nicht erst zu sagen brauchen, welche ein unparteiisches Verständniß für die historische Entwickelung der deutschen Kunst haben. Ob das „Symbolisch-Historische" oder „Historisch-Symbolische" die Malerkunst der Zukunft sein werde, wissen wir nicht, glauben es aber schon deshalb nicht, weil Meister wie Kaulbach nicht alle Tage geboren werden und diese Malereien in ihren tiefern Bezügen ohne Commentar gar nicht zu verstehen sind; Kunstwerke aber, die eines wo möglich gedruckten Commentars bedürfen, werden, wie z. B. der zweite Theil von Goethe's „Faust", immer nur einen einsamen Platz einnehmen. D. Red.

noch nicht von Tugend zeugen kann. Den an die Testamentsclauseln mit Geschick angeknüpften Faden der Erzählung läßt der Verfasser zu seinem Nachtheil ganz fallen, macht dafür, wahrlich nicht zu seinem Vortheil, den edeln Menschen Spalding zum Gewaltthäter und Veranlasser eines Mordes und bricht endlich die Geschichte kurz ab, indem er das Laster bestraft werden, die Tugend triumphiren läßt.

Das Buch Ebeling's ist eingeleitet mit einer Widmung an Edgar Quinault, welche Grundzüge einer „Kritik der Kritik" anzugeben prätendirt, deren weitere Ausführung der Verfasser sich noch vorbehält. Weit mehr Aufmerksamkeit indeß als diese Principien, die bis auf Aristoteles und Homer zurückgeführt werden, hat fast allgemein der edle Zug im Charakter des Verfassers gefunden, den er durch seine Theilnahme für Schuldner und Schuldarrestanten mehrfach in diesem Buche ausspricht. Er erklärt die Nothwendigkeit solcher Erscheinungen aus der gegenwärtigen Situation der Weltgeschichte, geht auf die Ansichten darüber bis in das 16. Jahrhundert zurück, zählt eine Reihe von Mitteln auf, „den am Hause harrenden Möbelwagen leer heimzuschicken, den Executoren Siegellack zu ersparen und dem Stadtgericht das Stempel zu schonen", und verspricht endlich mit Leichtigkeit die Wege angeben zu können, „die allen Theilen, Gläubigern wie Schuldnern, zu ihrem Rechte, ihrem Schutze verhelfen, alle Ränke und Kniffe der Einen, alle Chicanen und Willküren der Andern beseitigen würden". Wir wollen keineswegs das reinmenschliche Interesse des Verfassers dabei verkennen; allein solange er mit dem versprochen System noch nicht hervorgetreten, scheint uns nur ein Grundsatz gerechtfertigt und zwar der, Schulden, wenn man dazu einmal gezwungen ist, mit möglichstem Anstande zu machen und — mit möglichstem Anstande zu bezahlen.

3. Blätter aus dem Tagebuche eines wandernden Poeten. Von A. Jordan. Berlin, Hayn. 1854. 8. 15 Ngr.

Auch ein Poet! — ein Poet, dem „der laue Athem eines schwellenden Frühlingstages Wandersehnsucht in die immerdurstige Seele hauchte, damit sie unter Knospen und Blüten selbst blühe und genieße"; ein Poet, von dem wir keine an Effecten reiche Handlung, sondern ein „am Gemüth sich abrollendes Bild" erwarten sollen; ein Poet, der in die Welt wandert, um „sein Dichten und Denken im Anblick markiger Felsen und blühender grüner Thäler einzustimmen zum Festen und Höhern, nachdem monotone Flächen, Felder und Wiesen sich einzig in seinem Auge gespiegelt hatten", der „mehr den Reflex der Landschaft als ihrer Staffage in sich aufnehmen will, um das weichlich gewordene Gemüth umzuwandeln!" Das Resultat dieser Wanderung ist vorliegende Erzählung. Der Poet Adalbert lernt einen Grafen Bernhard kennen und verliebt sich in dessen Schwester. Die Gräfin aber, die Mutter derselben, ist eine sehr verständige Frau und will ihre Tochter dem Poeten nicht geben, da sie weder einen Titel noch Stand und Verdienst des Poeten kennt und, wenn sie von den hier abgedruckten Gedichten oder Tagebuchblättern etwas zu lesen bekommen haben sollte, ihm höchstens die Bildung eines Schulknaben zuerkennen konnte. Der Poet ist darüber sehr unglücklich, schreibt wieder verschiedene Tagebuchblätter über den „Schmerz seines brechenden Herzens" wandert weiter, findet die Geliebte wieder, schließt „für's Erste" (!?) sein Tagebuch und fügt dem die „Erzählung eines Freundes" bei, wonach er die gleichfalls am gebrochenen Herzen dahinsterbende Klara zur Braut erhält.

Wandern Sie weiter, Herr Poet! Noch ist Ihr „weichlich gewordenes" Gemüth nicht umgewandelt, noch hat sich nichts als Monotones in Ihrem Auge gespiegelt, noch sind Sie nicht „zum Festen und Höhern" umgestimmt. Aber noch einen Rath nehmen Sie mit auf den Weg: Wandern Sie nicht als Einer, der Poet ist, sondern höchstens, der es werden will; denn noch sind Sie es nicht und werden es so auch niemals werden!

Robert Giseke.

Zur Geographie und Geschichte Ostfrankens.

Der Rangau, seine Grafen und ältere Rechts-, Orts- und Landesgeschichte, mit neuen Forschungen über die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg. Ein Beitrag zu des Freiherrn von Stillfried-Rattonitz Nürnbergschen Burggrafen und hohenzollerschen Forschungen. Von H. Haas. Erlangen, Palm. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch enthält eine ins Einzelne gehende mittelalterliche Geographie und Geschichte eines Theils von Ostfranken. Nebenbei sucht der Verfasser zu begründen, daß die Burggrafen von Nürnberg und folglich die preußischen Könige nicht von den Grafen von Hohenzollern abstammen, sondern von den Gaugrafen des Rangaus und beziehungsweise von deren jüngerm Zweige, den Grafen von Abenberg. Für die genealogische Wissenschaft ist letzteres von Wichtigkeit und darum werden Geschichtsforscher nicht umhin können, von den Untersuchungen des Verfassers Notiz zu nehmen. Daß sie sich, um auf diesen Kern zu gelangen, durch eine große Menge von Specialitäten über die ältere Rechts-, Orts- und Landesgeschichte des Rangaus hindurcharbeiten und am Ende noch verschiedene Nachrichten über die Adelsgeschlechter der Brauneck, Heydeck, Rindsmaul, Schweppermann, Dornberg, Hartungsberg u. s. w. mit in den Kauf nehmen müssen, ist der Gründlichkeit des Verfassers zu danken, der jedenfalls einen großen Fleiß auf die Herbeischaffung und Zusammenstellung des Materials verwandt hat. Diese Gründlichkeit ist echt deutsch; Engländer oder Franzosen wären ihrer nicht fähig; diese pflegen aber auch keine Bücher zu schreiben, welche nur für äußerst wenige Leser von Interesse sind. Es ist zwar der Fall denkbar, daß etwa einem Engländer Zweifel darüber aufsteigen könnten, ob die Königin Elisabeth wirklich eine Tudor gewesen sei; fände er diese Zweifel begründet, so würde er wahrscheinlich eine gelehrte und ausführliche Beweisführung darüber ins Publicum bringen; aber schwerlich würde er 150 Seiten mit der umständlichen Beschreibung der Landgüter anfüllen, welche der Großvater Heinrich's VII. nicht besessen hat, um sodann mit wenigen Worten die Folgerung zu ziehen, daß Elisabeth eigentlich von einer andern Familie herstamme, der besagte Landgüter angehört haben.

Wir wollen nicht bestreiten, daß die vom Verfasser gelieferte Darstellung der Diöcesan- und Archidiakonatsverhältnisse, Rural- und Capiteleintheilungen des Rangaus, die Nachrichten über die Aischau, Altmühlau, Hornau, Eschenau, Brunnenau, Dottenau u. s. w. für Diejenigen von Werth sind, welche die besondere Geschichte dieser Auen zu ihrem Studium machen, glauben aber, daß Bücher wie das vorliegende nur insofern eine Berechtigung haben, als die Geschichtswissenschaft aus solchen Details einen wesentlichen Nutzen für Gegenstände von größerer Wichtigkeit zu ziehen vermag. 29.

Zur Erziehungsfrage.

Man klagt in fast allen Kreisen, namentlich in den obern und obersten und in den Kreisen Derer, welchen die Erziehung des jüngern Geschlechts und die Wahrung der religiösen Interessen der Menschheit anvertraut sind, über wachsende Unsitte, über die vielen verfehlten Existenzen, über das Jagen nach äußerm Schein und glänzender Schaustellung, über die zunehmende Menge Derjenigen, welche in irgend einer Weise aus der Art schlagen und dann ins Bodenlose und in den Radicalismus versinken. Indeß man habe wohl Acht, ob man nicht die Garben verfault und verdorben schildert, zu denen man selbst den ungesunden Samen in die Furchen der Menschenerziehung gelegt hat. Wie sehr tritt nicht auf unsern Schulen gemeinhin das eigentlich ethische Element zurück! Wie wenig wird gethan, den innern Menschen, den Menschen im Menschen zum klaren Bewußtsein seiner selbst zu bringen und ihn für das Leben, das sich für die Meisten später viel ernster und verwickelter gestaltet, als sie je ahnten, in

praktischer Weise zu reifen und zu stählen! Alles was glänzt, was Neid und Eifersucht erweckt, was die Phantasie besticht und aufregt, namentlich aber die Heldenthaten alter Heroen und Kriegsfürsten, diese sind es, welche man der Jugend als nachahmungswürdige Muster und Vorbilder vor Augen stellt, ohne daran zu denken, wie wenig Raum und Gelegenheit die Bühne des modernen Lebens bietet, dem dadurch aufs höchste gespannten Nacheiferungstrieb Befriedigung zu gewähren. Daher denn auch in den Stilübungen auf Gymnasien so viel falsches Pathos und falsche Sentimentalität, klingende, aber inhaltslose Phrase und widerwärtige Geschraubtheit, — Fehler, die nur Wenige und nur mit äußerster Anstrengung später ganz abzuthun lernen. Dagegen die hohe Befriedigung, die in der getreuen Erfüllung menschlicher Pflichten liegt, das stille, aber tüchtige Wirken des patriotischen Bürgers im engern Kreise, den auszufüllen gesunder Menschenverstand, Liebe zum Allgemeinbesten und redlicher Wille vollkommen ausreichen, die Stärke, die jedem Einzelnen dadurch zuwächst, daß sich Alle einem höhern gemeinsamen Zwecke unterzuordnen lernen, die Belohnung, welche jede wahrhaft gute und edle That in sich selbst birgt, das Hinweisen darauf, daß der höchste Standpunkt der Civilisation erst dann erreicht sein werde, wenn Alle sich an den Gedanken gewöhnt haben, daß diese gute edle That in der Schätzung der Menschen höher stehen müsse als die heroische und glänzende — Dies und Aehnliches den jungen Leuten zu Gemüth zu führen wird in den Erziehungspflanzstätten unserer Zeit meist gar sehr vernachlässigt. Und wie oft wird nicht schon auf den Schulen der zum stillen eigenthümlichen Denken und zum geistigen Verarbeiten der Stoffe geneigte Zögling hinter denen zurückgesetzt, welche mit irgend einem glänzenden äußerlichen Talent, mit der Anlage zu einer hohlpathetischen Declamation, mit einer guten Stimme für den Gesang begabt oder auf irgend ein musikalisches Instrument eingeübt sind. Das Universitätsleben bildet hiervon eigentlich nur die Fortsetzung. Für die Doctrin ist da genug gesorgt, aber sehr wenig für ihre Anwendung auf das praktische Leben. Der junge Mann arbeitet sich, wenn die Zeit gekommen, auf das Examen ein, er besteht es und tritt in ein Amt. Er wird ein Mann der Routine, er arbeitet für Amt und Brot, aber nur zu häufig ohne eigentliche Liebe zur Menschheit, der er entfremdet ist, deren höhere Zwecke er nicht versteht, ohne geistige Auffassung, ohne Weihe. Oder er wird, wenn er eine idealere Natur ist, sehr bald des Amtslebens überdrüssig, macht einen Seitensprung und ergibt sich irgend einer freien Beschäftigung, bei der unter hundert neunzig zu Grunde gehen oder doch zu nichts kommen. Und fassen wir das Leben, Dichten und Trachten der obern Gesellschaftsschichten, die sich so bitter über den Neid, den Luxus, die Verderbniß der untern beklagen, näher ins Auge, so erblicken wir auch da eine bei sehr Wenigen geistig veredelte Neigung zu bloß äußerer Schaustellung und inhaltsloser Ostentation. Wer sich selbst nichts versagt, ist nicht in der Lage, von Andern Entsagung zu fodern. Wo soll Kern und Inhalt herkommen, wenn man gewohnt ist, den Werth eines Dinges oder einer Person nach dem Glanz der äußern Schale zu beurtheilen? Diese Richtung geht dann durch alle Schichten hindurch; denn jede Generation bildet Einen Organismus, und das Blut, das in ihr umläuft, ist in allen Gliedern ein und dasselbe. **H. M.**

Notizen.

Vereins- und Gelegenheitsschriften.

Es liegt uns eine Zahl eingesandter Denk- und Gelegenheitsschriften vor, bei deren Anzeige wir uns jedoch auf nicht viel mehr als auf die Nennung ihrer Titel und die Angabe ihres Inhalts einlassen können. Da ist eine Festschrift des Gymnasiums zu Thorn zur Feier der Enthüllung des Kopernicus-Denkmals mit dem Titel „Zur Biographie von Nikolaus Kopernicus" (Thorn 1853), welche über die thorner Familien Koppernick und Watzelrode und über die Zeit der Geburt und des Todes von Nikolaus Kopernicus handelt. Aus dieser Schrift, welcher die Schöppenbücher der Stadt Thorn zugrunde gelegt sind, geht wol ziemlich unzweifelhaft hervor, daß Kopernicus oder „Koppernigk" (wie sich der Name meist in den Schöppenbüchern geschrieben vorfindet) sowol mütterlicher- als väterlicherseits deutscher Abstammung war. Ferner liegt uns eine „Einladungsschrift zu der am 27. September 1853 abgehaltenen akademischen Geburtstagsfeier des regierenden Königs von Würtemberg" vor, der das dritte Buch von Walther's von Rheinau „Marienleben" („Von der Magde Marien Lebenne"), herausgegeben von Keller, Professor an der tübinger Universität, beigegeben ist. Der Vorstand der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" hat uns den dreißigsten Jahresbericht dieser Gesellschaft, die Arbeiten und Veränderungen derselben im Jahre 1852 enthaltend, und eine von Goeppert, Kahlert und Stenzel redigirte „Denkschrift zur Feier ihres funfzigjährigen Bestehens" (Breslau 1853) eingesandt, welche eine Geschichte dieser Gesellschaft von A. Kahlert, die Stiftungsurkunde des Collegiatstifts vom heiligen Kreuz von dem verstorbenen Stenzel und mehre Aufsätze enthält, in denen meist Gegenstände naturgeschichtlichen und geognostischen Inhalts abgehandelt sind. Ein eigenthümliches Interesse hat das Programm des Gymnasiums zu Budissin zu der am 9. April stattgehabten Gedächtnißfeier des Dr. Gregorius Mättig, und zwar durch einen von einem Lehrer am bautzner Gymnasium, Dr. Schottin, veranstalteten Auszug aus einem Diarium des Erich Lassota von Stebelow, welches sich als Manuscript in der von Gersdorf-Weicha'schen Stiftsbibliothek zu Bautzen befindet. Erich Lassota von Stebelow, etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren, beschreibt darin seine mancherlei Abenteuer, die er auf seinen Kriegszügen in vieler Herren Länder erlebte, namentlich auf dem Kriegszuge Philipp's von Spanien gegen Portugal im Jahre 1580, in welchem die deutschen Doppelsoldner und Schützen unter Anderm die Brücke von Alcantara stürmten, und während der Expeditionen der Spanier gegen die Azoren in den drei folgenden Jahren. Später machte er den unglücklichen Feldzug mit, welchen Erzherzog Maximilian als Mitbewerber um die polnische Krone gegen Sigismund von Schweden unternahm. Im Jahre 1590 erhielt er von Maximilian eine Sendung an den Zar, fiel aber unterwegs den Schweden in die Hände und wurde bis 1593 auf einem Schlosse Schwedens gefangen gehalten. Später schloß Erich Lassota als kaiserlicher Gesandter einen Vertrag mit den Dniepr- oder Zaporoger Kosacken, wodurch sich diese verbindlich machten, die im Bunde mit Sultan Murad kämpfenden Krimschen Tataren abzuhalten, einen Einfall in Ungarn zu machen. Den größten Theil der Schottin'schen Schrift füllt nun das Diarium, welches der unternehmende Erich Lassota auf seiner beschwerlichen und gefährlichen Reise nach dem Lande der Zaporoger Kosacken führte. Von Kiew wurde die Reise zu Wasser — auf dem Dniepr — fortgesetzt. Es ist interessant, hieraus zu erfahren, daß und in welchem Verhältnisse damals die Kosacken zu dem Deutschen Reiche gestanden.

Berichtigung.

In Nr. 29 d. Bl. war in der Bücherschau auch eine Schrift von Eduard Schmidt: „Paris in Skizzen aus dem Volksleben", zur Besprechung gekommen und dabei erwähnt worden, daß der Verfasser laut in den Blättern enthaltener Mittheilung seinem Leben in einem Spreekanal ein Ziel gesetzt habe. Als Motiv der That war in jenen Blättern, aus denen wir die Nachricht geschöpft hatten, gänzliche Mittellosigkeit und Lebensverzweiflung angegeben. Der Herausgeber d. Bl. ist nun durch ein eigenhändiges Schreiben Eduard Schmidt's, datirt Berlin den 14. August, davon in Kenntniß gesetzt worden, daß jene Nachricht gänzlich aus der Luft gegriffen war, daß der Verfasser der pariser Skizzen noch am Leben ist und weder an der

Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft zu verzweifeln Grund hatte. Indem wir die moralische Verantwortung für jene Zeitungslüge ganz auf den ursprünglichen Erfinder zurückwerfen (einem Widerrufe, auf welchen E. Schmidt sich in seiner Zuschrift bezieht, sind wir wenigstens nirgends begegnet), bedauern wir einerseits ebenso sehr, zur Weiterverbreitung jener Nachricht im guten Glauben an ihre Wahrheit das Unsrige beigetragen zu haben, als wir uns andererseits ebenso sehr freuen, benachrichtigt zu sein und das Publicum benachrichtigen zu können, daß der Verfasser der pariser Skizzen noch unter den Lebenden weilt und somit Aussicht hat, seinem in Nr. 29 d. Bl. zur Anzeige gekommenen Buche ein hoffentlich reiferes folgen zu lassen. An Erfahrungen dazu fehlt es ihm nicht, da er, wie wir erfahren, sieben Jahre lang Redacteur eines nach dem Decemberstaatsstreich unterdrückten französischen Journals war. Es wäre zu wünschen, daß Eduard Schmidt alle Schritte gethan haben möge, um dem ursprünglichen Erfinder jener zuerst in einer berliner Zeitung, also sozusagen unter den Augen des Todtgesagten veröffentlichten Nachricht auf die Spur zu kommen. Wurde doch im Laufe des Winters auch A. von Sternberg von einigen Zeitungen in ganz ähnlicher Weise vom Leben zum Tode gebracht! Es ist sehr zu wünschen, daß Correspondenzenschreiber, welche mit solchen Lügen in den Blättern hausiren gehen, endlich einmal gründlich davon abgeschreckt würden, ihr Gewerbe in so gewissenloser oder leichtsinniger Weise auszuüben. **H. M.**

Bibliographie.

Aufzeichnungen eines Junkers am Hofe zu Athen. Nach seinem Tode herausgegeben von J. Baron Ow. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. 21stes Bändchen: Das Planetensystem der Sonne. Von J. H. Mädler. 22stes Bändchen: Das Kochsalz. Von P. A. Bolley. Leipzig, Brockhaus. 8. à 5 Ngr.

Blumenlese aus der böhmischen Kunst- und Naturpoesie neuerer und älterer Zeit. In deutschen Uebertragungen von J. Wenzig. 1stes Bändchen. Prag. 16. 10 Ngr.

Die geheimen Bundes-Protokolle in der kurhessischen Verfassungs-Angelegenheit, Hassenpflug und die kurhessischen Conservativen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Clever, A., Gedichte. Mainz, Kupferberg. 16. 24 Ngr.

Driesen, L., Die Gründung der verfassungsmäßigen Monarchie in Belgien. Mülheim a. d. Ruhr, F. H. Nieten. Gr. 8. 20 Ngr.

Erinnerungen aus den Feldzügen 1806 bis 1815. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 18 Ngr.

Fischer, J. G., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Medicinische Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs in den Jahren 1828 und 1829 von Seidlitz, Petersenn, Rinck und Witt neu herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen begleitet von F. A. Simon. Mit 2 Kupfertafeln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Göler, Freiherr A. v., Die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus im J. 48 v. Chr. Eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung nach Cäsars 3tem Buche des Bürgerkrieges. Mit 1 Karte und 4 Plänen. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gräffe, J. G. T., Leitfaden der allgemeinen Literaturgeschichte. Zum Gebrauche für höhere Bürger- und Realschulen herausgegeben. Leipzig, Baensch. Gr. 8. 1 Thlr.

Grimm, H., Demetrius. Leipzig, Hirzel. 8. 12 Ngr.

Hölty. Dramatisches Gedicht in drei Akten von einem Hammelburger. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 16. 8 Ngr.

Huber, F., Robert und Ludmilla. Eine Idylle. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 16. 18 Ngr.

Huber, J. N., Die cartesischen Beweise vom Dasein Gottes. Eine philosophische Abhandlung. Augsburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Klemm, G., Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern. 1ster Band. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr.

Kruse, C. A. W., Excurse über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Lau, T., Die Gracchen und ihre Zeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Longfellow, H. W., Der Spanische Student. Ein Schauspiel in drei Akten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen versehen von K. Böttger. Dessau, Baumgarten u. Comp. 8. 15 Ngr.

Löwe, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mayo, H., Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen. Nach der 3ten englischen Original-Ausgabe deutsch von H. Hartmann. Mit 1 Tafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Minckwitz, J., Gesammelte Werke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Arnold. 16. 2 Thlr.

Mitterrutzner, J. C., Das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Vincenz Maria Strambi, aus der Congregation der Passionisten, Bischof von Macerata und Tolentino [geb. 1745, gest. 1824]. Nach den Akten des Seligsprechungsprozesses bearbeitet. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Nowák, A. F. P., Witterung und Klima in ihrer Abhängigkeit von den Vorgängen der Unterwelt [des Erd-Innern]. Ein Beitrag zur Reform und zum rationellen Weiterbau der Meteorologie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 22½ Ngr.

Weber's Volks-Kalender für das Jahr 1855. Leipzig, Weber. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Anklage-Prozeß gegen den Handarbeiter Heinrich Andreas Bornberg aus Kutzleben wegen Ermordung des 15½jährigen Sohnes des Kaufmanns Goswin Krackrügge hierselbst nebst einigen Mittheilungen des Vaters des Erschlagenen über dessen Persönlichkeit und die Stellung des Vaters zur That. Herausgegeben vom Vertheidiger des Bornberg, Pinckert. Erfurt. 8. 5 Ngr.

Erdmann, Denkzettel für Prof. K. Ph. Fischer in Erlangen. [Zugleich ein Nachtrag zu seiner Abhandlung über den Naturalismus.] Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Karoline Louise, verwittwete Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Landgräfin zu Hessen-Homburg. Mit Genehmigung des Verfassers aus der Neuen Preußischen Zeitung Nr. 161 abgedruckt. Rudolstadt, Renovanz. Gr. 8. 2 Ngr.

München's Leben und Treiben von Hans Träumer. München, Palm. 12. 8 Ngr.

Das Recht Rußlands in der orientalischen Frage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Spieß, G. A., Ueber die Bedeutung der Naturwissenschaften für unsere Zeit, und: Ueber das körperliche Bedingtsein der Seelenthätigkeiten. Zwei Festreden, gehalten bei der 31. und 32. öffentlichen Jahresfeier der Senkenberg'schen naturforschenden Gesellschaft, den 29. Mai 1853 und den 28. Mai 1854. Frankfurt a. M., Hermann. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 37. —— 7. September 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Kampf der klerikalen Partei in Frankreich gegen das Alterthum.

Les Césars, par le comte *de Champagny*. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. Paris 1853.

Ich weiß nicht, ob dieses Buch in Deutschland allgemeiner bekannt geworden. Hier in Frankreich hat es starke Verbreitung gefunden und bereits zwei Auflagen erlebt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, von dem es handelt, die inhaltschweren Fragen, die sich daran knüpfen, selbst die Schreibart des Verfassers und der Standpunkt seiner Auffassung rechtfertigen gewissermaßen diese günstige Aufnahme, welche indeß auch viel von dem Umstande herrührt, daß es ein erhebliches Actenstück ist in dem uralten Processe zwischen Heiden- und Christenthum, den die strengkatholische Partei in Frankreich neuerdings wieder in Anregung und vor die öffentliche Meinung gebracht hat. Dieser Proceß ist bekanntlich im Lauf der Jahrhunderte schon öfter verhandelt worden, aber wie so manche Klagen vor dem ehemaligen deutschen Reichskammergericht nie zum Spruch gekommen; man hofft jedoch ihn diesmal zu entschiedenem Abschluß zu bringen, und die Advocaten der christlichen Religion in Frankreich haben nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als eine Parteisache daraus zu machen. Als ob in dem unglücklichen Lande nicht schon Spaltungen und Parteiungen genug vorhanden wären, will man nun auch beweisen, daß unter den jetzigen Franzosen Heiden und Christen sind, wie nach der Restauration die Schriftsteller der feudal-adeligen Partei beweisen wollten, daß in dem damaligen Frankreich noch Gallier und Franken wären.

Die classische Alterthumsscheu ist eins der kläglichsten Symptome des kranken französischen Geisteslebens der Gegenwart, dessen Geschichte die Data zu einer fast vollständigen socialen Pathologie liefert. Das Studium der alten Literatur wird als die Plage der Zeit, als der „nagende Wurm moderner Bildung" geschildert. Wenn Frankreich seit 60 Jahren an Revolutionskrämpfen leidet und sich von einem Aeußersten zum andern müde rennt, so sind nicht blos Voltaire und Rousseau, sondern auch Virgil und Cicero daran schuld. Virgil und Cicero, Homer und Demosthenes werden in den Kirchenbann gethan als vermaledeite Urheber des Socialismus, als Helfershelfer von Proudhon und Louis Blanc. Wo wird man auf diesem Wege einhalten? Einst, im schönsten Moment des wiederauflebenden Alterthums, wo Alles für die alten Römer und Griechen schwärmte, sah man in einem Anfall ephemerer Reaction den von dem Mönche Savonarola aufgehetzten florentinischen Pöbel die herrlichsten Denkmäler des antiken Geistes in die Flammen eines Scheiterhaufens werfen. Die neuen Savonarolas werden hoffentlich keine Scheiterhaufen anzünden, aber sie dringen mit brennender Ungeduld darauf, daß die heidnischen Autoren aus dem christlichen Schulunterrichte verstoßen und die katholischen Kirchenväter dafür an die Stelle gesetzt werden. Nach den ersten Ausfällen gegen das „heidnische Unwesen in der Erziehung" sind die Anhänger jener Lehre bei einem zufälligen Zusammenfluß von äußern Umständen so glücklich gewesen, dem von Alters her auf classische Studien basirten öffentlichen Unterrichtssystem in Frankreich einen tödtlichen Streich beizubringen, und seitdem ist in hiesigen Landen ein großer literarischer Feldzug gegen das abgöttische Alterthum eröffnet. Professoren der Sorbonne, Abbés, katholische Journalisten, abgefallene Liberale, sogar ehrsame Bürgersleute, Alles will theilnehmen an dem großen Befreiungskampfe, Einer befeuert und ermuntert den Andern, Jeder hofft durch seine kriegerischen Anstrengungen wenigstens einen Stein in dem verwitterten Gemäuer der alten Heidenburg locker zu machen oder einen der Vertheidiger durch fernhin treffendes Geschoß zu erlegen.

In Zeiten allgemeiner Aufregung geschieht es, daß auch Schwächliche und Kampfunfähige, von der Begeisterung der Uebrigen angesteckt, Dinge versuchen, die nicht ihres Berufs sind und ihre Kräfte übersteigen. Als die Predigten Peter's des Einsiedlers die europäischen Völker zum ersten Kreuzzuge nach dem Heiligen Lande zusammenriefen, da zogen auch Greise, Weiber, Kinder und Krüppel, von dem herrschenden Enthusiasmus hingerissen, mit fort. Dasselbe Phänomen wiederholt sich auch in unsern Tagen in Frankreich bei dem Kreuzzuge wider die griechisch-römische Heidenwelt, zu welchem die Journale der katholischen Farbe durch eine allgemeine, langgehaltene Fanfare auffodern: gar manche geistige Krüppel, schwatzende Weiber, faselnde Greise und unmündige Kinder drängen sich in die Reihen der großen antiheidnischen Glaubensarmee, und das ansehnliche Contingent katholisch-polemischer Schriften, welches alljährlich die französische Druckerpresse liefert, besteht größtentheils aus den jämmerlichsten Erzeugnissen. Unglaublich ist die Roheit dieser Streiter Christi, unglaublich die Plumpheit ihrer Ausfälle auf das classische Alterthum, und sie wüthen gegen die ruchlosen Verehrer der alten Griechen und Römer ärger, als je ein Kreuzprediger der katholischen Kirche gegen die Ungläubigen oder gegen die Ketzer getobt.

Was diese guten Leute für eine ernsthafte Schilderung und historische Parallele ausgeben, ist nichts als die Satire der alten Civilisation und die Apologie der neuern Bildung. Liest man ihre Schriften, so meint man Fastenpredigten oder Kanzelvorträge zu lesen. Die Verfasser sind in allen ihren Urtheilen einseitig und schroff; sie malen blos schwarz oder weiß und kennen weder Schattirungen noch Halbtöne. Für sie ist in den alten Culturzuständen Alles zu verwünschen, blos weil sie heidnisch sind, und in den neuern Gesellschaftsverhältnissen Alles zu loben, blos weil sie christlich sind. Ein heiliger Legendenschreiber des 12. Jahrhunderts nennt den Homer und Virgil „verruchte Bösewichter", weil sie nicht im Schoos der alleinseligmachenden Kirche geboren wurden. Ungefähr in gleichem Ton reden die heutigen katholischen Parteischriftsteller in Frankreich von Sokrates, Plato und Aristoteles. Die Römer kommen bei ihnen nicht besser weg, und sie scheinen fest zu glauben, daß die Verbrechen eines Nero und die Gräuel einer Messalina die ganz natürliche Folge der alten Philosophie und Moral gewesen. Dahin ist es heutzutage mit den Franzosen gekommen. Frankreich wird alt und fühlt das Bedürfniß sich zu bessern. Es bereut seine Jugendsünden, verschwört seinen Wahnglauben und verbrennt seine Götzenbilder. Es hat die Philosophie aus den Schulen verbannt und würde den Sokrates, Plato und Aristoteles nach Cayenne schicken, wenn es sie aufgreifen könnte.

Der Verfasser des oben angezeigten Werks ist ein gemäßigtes Organ dieser rasenden Reaction, ein Mann von Geist, und sein Buch gehört nicht zu der Classe toller Parteischriften; es hat mit diesen einerlei Tendenz, aber nicht einerlei Sprache. Ueberhaupt ist es keine bloße Streitschrift, sondern ein etwas buntes Mancherlei: eine eigentliche Geschichte, ein Sittengemälde und eine Abhandlung, die den Vorzug des Christenthums vor dem Heidenthum herausstellen soll. Im ersten Bande entwirft der Verfasser in großen Umrissen die Geschichte der römischen Kaiser von dem ersten der Dynastie, dem großen Cäsar, und seinem Nachfolger Octavius, der unter dem Namen Augustus eigentlich das Kaiserreich gründete, bis zu dem letzten des Stamms, Nero, dessen Name in seiner Art fast ebenso berühmt geblieben als der Cäsar's selbst. Von Augustus bis Nero stößt die Geschichte blos auf einen Caligula, einen Tiberius und Claudius. Diese fürchterlichen Zeiten sind oft geschildert worden und werden vermuthlich noch mehr als ein mal geschildert werden. Sueton mit der kalten, pedantischen Genauigkeit seiner ausführlichen Erzählung und Tacitus mit dem moralischen Ingrimm und Nachdruck seines Urtheils bieten dem Geschichtschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube. Eine gewisse schauerliche Größe knüpft sich sogar an diese Zeiten des Verfalls und der Verderbniß, in denen das römische Wesen sich noch ganz ausspricht. Das Schlimme ist von ungeheuerer Art; die Seele schrickt, aber schrumpft nicht dabei zusammen. Das Gute nimmt ebenfalls einen Charakter an, der über das Maß menschlicher Kräfte hinauszugehen scheint: es sind die Zeiten eines Cato von Utica und eines Thrasea. Der Verfasser spricht nicht anerkennend genug von der Seelengröße dieser kleinen Anzahl von Männern, die sich durch ihr sittenstrenges Leben oder ihren heldensinnigen Tod über ihr Volk und ihr Jahrhundert erhoben. Es gibt Zeiten, wo leicht sterben können ein hohes, edles Wissen ist, und wenn die christliche Religion aus einem höhern Gesichtspunkte den Selbstmord verbietet, so muß man doch gestehen, daß nach dem Muthe, das Leben aus Gehorsam gegen Gott zu behalten, kein größerer gedacht werden kann als der, es freiwillig aufzugeben, um sich mit keiner Niederträchtigkeit zu besudeln.

Der ganze erste Band des vorliegenden Werks ist sehr interessant und in einem fließenden, kräftigen, schwungreichen Stile geschrieben, der jedoch mehr rhetorisch als historisch ist. Wer die enge Verwandtschaft kennt, die zwischen Geschichtschreibung und Redekunst besteht, wird dem Verfasser daraus keinen so schweren Vorwurf machen, und wollte Gott, daß unsere neuern Geschichtschreiber in diesem Stücke treuer an den Ideen des Alterthums festgehalten hätten und öfter aus den Schulen der Rhetorik als aus den Schulen der Theologie, Metaphysik und Politik hervorgegangen wären. Etwas rednerischer Schmuck, wenn der Gegenstand es zuläßt, ist eben kein unverzeihlicher Fehler; aber durch nichts ist ein so großer und unersetzlicher Schaden angerichtet worden als dadurch, daß die Geschichtschreiber Dinge und Menschen mit den Farben ihres religiösen, philosophischen oder politischen Glaubens und Interesses geschildert. Seit dem Untergange der Alten Welt ist die Controverse überall hingedrungen und die Geschichtschreibung aus den bescheidenen Bestrebungen, die Thatsachen treu aufzuzeichnen und lehrreich darzustellen, in das Getümmel der

streitigen Ideen und Begebenheiten selbst hineingerissen worden. Jeden Augenblick ist der moderne Geschichtschreiber gezwungen, auf Fragen nicht blos der Politik, sondern auch der Theologie und Philosophie einzugehen und sich in abgethane Streitsachen zu mischen. Im Mittelalter streitet man über Bilderdienst, zankt über die Dreieinigkeit, erwürgt sich wegen Mysterien — der Geschichtschreiber muß den ganzen Knäuel von Streitigkeiten entwirren und seine Meinung darüber abgeben. Die Geschichtschreiber des Alterthums hatten kein so schweres Geschäft. Die Alte Welt lebte nach einem sehr einfachen Gesetze, nach dem Gesetze guter oder schlimmer Leidenschaften und Vorurtheile. Alle Kämpfe waren damals Kämpfe der Habsucht und Herrschbegierde. Man schlug sich, um zu erobern oder nicht erobert zu werden. Man stritt sich um Dinge, um welche die Menschen sich immer gestritten haben und sich ewig streiten werden, um Macht, Reichthum, Ansehen, Herrschaft. In der neuern Welt sind die Kriege durchgängig Meinungs- und Ideenkriege geworden, versteht sich, daß die Leidenschaften und Vorurtheile dabei nicht zu kurz gekommen. Man denke an die Kreuzzüge, an den Streit des Papst- und Kaiserthums, wobei nicht weniger als zwei Millionen Menschen umgekommen sein sollen, an die Kriege der Albigenser, an die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts! Die alten Geschichtschreiber hatten blos Treue und Redlichkeit nöthig: Treue für die Darstellung der Thatsachen, Redlichkeit für die Beurtheilung derselben. Kenntniß des menschlichen Herzens, das unter allen Umständen sich gleichbleibt, und Kenntniß des Sittengesetzes, das bei allem Wechsel doch etwas Unwandelbares hat, belehrten sie hinlänglich. Auch kann man sagen, daß das ganze Alterthum nur eine Geschichte hat. Griechen und Römer sind von einem Geiste beseelt und lassen sich eine Ueberlieferung von Hand zu Hand gehen. Herodot und Livius gehören offenbar einer historischen Schule an. Thucydides und Polybius hätten von Tiberius gesprochen, wie Tacitus von ihm spricht. Sallust in seinen Prachtgärten, die mit ungeheuerm Aufwande von dem Gelde und Blute Afrikas, welches er gebrandschatzt hatte, angelegt waren, schreibt Geschichte, wie Aristides sie hätte schreiben können. Er hat keine Meinung, kein System aufzustellen, womit Beraubung und Erpressung gerechtfertigt oder wenigstens beschönigt werden sollen, er nimmt sich nicht vor, den Catilina wieder zu Ehren zu bringen; für ihn ist die Geschichtschreibung lediglich eine Kunst, und da die Moral die Seele dieser Kunst ist, ist er Moralist, beredter und strenger Moralist. Die Alten hatten blos ein Vaterland, da wo sie auf die Welt gekommen waren. Die Neuern haben durchgängig zweierlei Art von Vaterland, ein materielles und ein moralisches; wenn sie Leute ihres Geburts- und Heimatslandes sind, so sind sie doch noch mehr Leute ihrer Meinung und Partei. Vor allen Dingen muß man sie fragen, zu welcher Religion, zu welcher Sekte, zu welcher Schule sie gehören, und je nachdem ihre Antwort lautet, wie verschieden gestaltet sich für sie die Geschichte!

Vergebens möchte der neuere Geschichtschreiber der Controverse ausweichen, sie drängt sich ihm auf und er mag wollen oder nicht, er muß Rede und Antwort stehen. Wegen der Fortdauer des von dem Christenthum veranlaßten Meinungskampfes, der noch weit entfernt ist ausgekämpft zu sein, hat sich bei den Neuern noch keine rein historische Betrachtung und Darstellung der Weltbegebenheiten bilden können. Die Alten hatten die ethische oder ästhetische Geschichtschreibung; wir haben bisher blos die polemische Geschichtschreibung gehabt und werden auch sobald keine andere haben. Denn wie soll man sich aus der Verlegenheit helfen? Durch Unparteilichkeit unstreitig! Ja, wenn es nicht ebenso viele Arten von Unparteilichkeit gäbe, als es Parteien, Schulen und Sekten gibt. Darum haben wir Geschichten von allen Farben und Schattirungen, was, fürchte ich, auf Dasselbe hinauskommt, als ob wir gar keine hätten, wenn nicht etwa die Geschichte wie so viele andere Dinge bloßer Zeitvertreib ist. Gott behüte mich vor einer solchen Lästerung!

Nachdem der Verfasser im ersten Bande seines Werks die Geschichte der Kaiser beschrieben, schildert er im zweiten Bande die römische Welt jener Zeit, ihren geographischen Umfang, ihre staatsökonomischen Zustände, ihre militärischen Streitkräfte, ihre politischen Einrichtungen und jene seltsame Monarchie, die Stiftung des arglistigen Augustus, wo hinter dem Schein einer Republik sich ein unerhörter Despotismus versteckte, da der Kaiser Alles vermochte, weil er zugleich das Heer und das Volk vertrat und die alte Aristokratie unter dem Namen Senat nichts behalten hatte als das Gaukelspiel unnützer Verhandlungen und das traurige Vorrecht, der Tyrannei erlauchte Schlachtopfer zu liefern. Der Zustand des Privatlebens beschäftigt den Verfasser ebenfalls. Er untersucht, was bei der immer weiter um sich greifenfenden Sittenverderbniß aus der ursprünglich so reinen, so hehren römischen Familie geworden, welchen guten oder schlimmen Einfluß der alternde Polytheismus noch auf die Gemüther ausübte, wie es mit den Wissenschaften und Künsten stand; kurz, er dringt so viel als möglich in das Herz der römischen Gesittung selbst, in ihr innerstes Leben ein und beschreibt ihren wunderbaren Glanz und ihr beispielloses Elend: hier Herren, die in Einer Mahlzeit Millionen verprassen, dort Clienten, die mit der gemeinsten Kriecherei vor der Thür ihres Schutzpatrons um ein Stück Brot betteln, oder Sklaven, die kaum so angesehen sind als das schlechteste Hausvieh, bis die Freilassung sie zu römischen Bürgern und zu Mitgliedern eines Volks von Königen macht! Man kann sich denken, daß der Verfasser nicht die gräulichen Schauspiele vergißt, wobei Tausende von Menschen zur größten Freude römischer Jungfrauen sich einander erdrosselten. Er untersucht ferner den Zustand der Provinzen und beweist, daß sie nicht so sehr, als man glaubt, dem ansteckenden Verderben der Hauptstadt entrannen. Der Band schließt mit einem Vergleiche des Stoicismus, bei welchem die damaligen Gebildeten Geistesruhe suchten, und des Christenthums, dessen junges Licht über eine

Welt aufging, die mit der doppelten Qual zügelloser Wollust und heilloser Verzweiflung rang.

Wunderbare Zeit! Bei all diesem physischen und moralischen Jammer, welche hervorleuchtende Bildung! welcher äußere Glanz! welcher rege Sinn für Kunst und Wissenschaft! welcher lebendige Verkehr zwischen den schönsten Ländern der Welt, die durch eine Regierung und eine Gesetzgebung verbunden sind! Alles ist römisch, von Gallien und Spanien an bis zu den blühenden Gestaden Kleinasiens und den gesegneten Auen Aegyptens! Welche Urbanität, welche feine, humane Geselligkeit, wenn die tollen Anfälle der Tyrannei einen Augenblick nachlassen! An den guten Tagen des Claudius oder in den ersten Regierungsjahren Nero's athmet Rom etwas freier. Man eilt in die Schulen der Philosophen und Rhetoren und hört ernste Männer von würdigem Ansehen und ehrbarer Haltung, die mit beredter Wärme von Recht und Gerechtigkeit sprechen oder den jungen Leuten alle Geheimnisse der Redekunst lehren. Dabei bestehen Säle für Vorlesungen, wo die glänzendste Gesellschaft Roms sich versammelt, um neue Verse zu hören und ganz entzückt den Dichter zu beklatschen. Der rauschende Beifall erschallt bis in den Palast des Kaisers. Claudius verläßt sein Gemach und setzt sich bescheiden unter die Zuhörer. Nicht weit davon halten die Centumvirn ihre Sitzungen bei offenen Thüren in geräumigen Gerichtshallen, wo Advocaten mit der schönsten Sprache der Welt die Herzen bewegen und ihre Richter und die sich um sie herumdrängende Menge bis zu Thränen rühren. Die Altäre dampfen vom Weihrauch der Dankopfer für die Siege des Germanicus oder Corbulo. Naht die Stunde des Abendessens, so versammelt sich um zahlreiche Tische die beste und feinste Gesellschaft, wo gebildete Griechen und Römer, Literatoren und Künstler mit altadeligen Senatoren und reichen Schutzherren zusammentreffen und freie Mittheilung der Ideen, rücksichtsloser und liberaler Austausch der gegenseitigen Ansichten das Leben zu einem genuß- und gewinnbringenden Verkehr machen. Alles was das feine und reiche Leben Angenehmes, Erfreuliches, Schönes, Wohlanständiges und Wollüstiges hat, bietet das damalige Rom in vollem Maße. Selbst die Ehrbarkeit und alte Sittenstrenge sind in der üppigen Welt- und Kaiserstadt noch nicht ganz ausgestorben. Man trifft dort noch Matronen von strengem Lebenswandel, Senatoren von altem Schlage, die eben keine Cornelien und Catone sind, aber wenigstens sein wollen. Ein paar Jahre nach Nero sind Tacitus und der jüngere Plinius Consuln. Wenn man die Briefe des Letztern liest, kommt es einem da nicht an zu wünschen, daß man zu seiner Zeit gelebt hätte? Wer mag diese Gegensätze erklären? Wer kann sagen, wie so viel Eleganz, Bildung und Humanität sich mit so viel Roheit, Verwilderung und Unmenschlichkeit zusammen vertrug?

Dieses moralische und politische Gemälde der alten Römerwelt füllt den ganzen zweiten Band des vorliegenden Werks. Gott weiß, ob der Gegenstand groß und gewichtig ist. Die Geschichte bietet keinen merkwürdigern. Uebrigens kann man sich denken, daß der Verfasser beim Eingehen auf so viele Fragen, wovon die allergeringste, wenn sie gründlich abgehandelt werden sollte, ganze Bände und eine unermeßliche Belesenheit erfodern würde, jede nur flüchtig berührt. Umständliche Genauigkeit darf man von ihm nicht verlangen. Er wollte kein rein wissenschaftliches Werk liefern, sondern hatte einen besondern moralischen und religiösen Zweck, ein gewisses Ziel, und auf dieses Ziel geht er entschieden los, ohne sich in seinem Gange viel zu bekümmern um die Einwürfe, die man ihm machen könnte, und um die Belege, welche eine gewissenhaftere Gelehrsamkeit beizubringen für nöthig halten würde. Auch gewinnt in diesem Bande noch mehr als im ersten die Geschichte bei seiner Darstellungsweise das Ansehen einer Schul- oder Gerichtsrede. Der Verfasser sucht in den Thatsachen Argumente; er fodert das Alterthum blos vor seinen Richterstuhl und hält sich blos an die schlimmsten Zeiten der Alten Welt, um ein Verdammungsurtheil in letzter Instanz darüber zu verhängen und das schnöde Heidenthum für die Herrlichkeit des Christenthums hinzuopfern. Nach seiner Meinung verläuft sich das ganze Alterthum in die römische Kaiserzeit. Hier habe man den höchsten Ausdruck, die Quintessenz seiner Staats-, Welt- und Glaubensansichten. Die Bildung jener Zeit sei der Gipfel antiker Bildung. Das sei Alles, was vor dem Eintritt des Christenthums die Klugheit der Gesetzgeber und die Weisheit der Philosophen, die zunehmende Aufklärung, die verfeinerte Gesittung, der gesteigerte Weltverkehr, Alles was die Siege so vieler Eroberer und die Verbreitung griechischen Geistes und römischer Staatskunst für das Heil der Menschheit bei dem herrschenden Einflusse des Polytheismus hätten hervorbringen können: die Despotenwirthschaft eines Tiberius, eines Caligula, eines Nero! Eine wüste, blutige Orgie, Selbstmord für edle Geister und starre, stoische Ergebung in unerklärliches Geschick, Völlerei und trunkene Wollust für gemeine Seelen! Soweit ich in der Welt und Zeit umhersehe — Schwärmereien kurzer Jahre nehme ich aus, die wegen des Abscheus aller Menschen sich nicht halten konnten — nie und nirgends finde ich eine Religion, deren Grund auf dem Laster ruht. Alle, auch die unreinsten, predigen wenigstens die legalen Tugenden, ohne welche gar keine Gesellschaft bestehen würde. Dennoch meint der Verfasser, der römische Polytheismus sei so durch und durch verdorben, so von Grund aus unmoralisch und nichtsnutzig gewesen, daß selbst das Beste in der alten Römerwelt aus dem Schlechtesten hervorgegangen: die hochgeachtete Heiligkeit der Ehe aus der Sklaverei der Frauen, die strenge Zucht des Hauswesens aus dem Rechte des Familienvaters, seine Kinder zu verkaufen oder zu tödten, die feste religiöse Gesinnung aus gräßlichem oder lächerlichem Aberglauben, sodaß, nach einer höchst sonderbaren Folge, in demselben Maße, in welchem mit der steigenden Cultur bessere und reinere Rechts- und Religionsbegriffe in Umlauf gekommen, die Sitten mit den alten Institutionen

sich verschlechtert und die Menschen nur durch Ausartung von der alten Barbarei sich losgerissen hätten.

Das ist der Hauptgedanke des Verfassers, der sein Werk ausschließlich diesem Gedanken zu Gefallen geschrieben. Die römische Kaiserwirthschaft ist nach seiner Meinung ein Spiegel, worin sich das ganze Alterthum abspiegelt, der zeigt, was es in seinem Schoose für ein Ungeheuer barg, womit es niederkommen sollte, wenn seine Bildung und Verfeinerung aufs höchste gestiegen. Bessere Zeiten waren unstreitig vorhergegangen, das Jahrhundert der Scipionen in Rom und das Jahrhundert des Aristides und Perikles in Athen; ein Sokrates, ein Plato, ein Aristoteles hatten einst gelebt; der Senat, der durch seine Großmuth den Pyrrhus überwand, war nicht der Senat, der mit seiner Niederträchtigkeit sich dem Tiberius zu Füßen warf. Der Verfasser ist freilich nicht ganz zurückhaltend, jedoch sehr karg mit dem Lobe, welches diesen menschlichen Tugenden und glücklichen Genien gebührt; er zeiht sie eitler Ohnmacht und verurtheilt sie nach dem nichtigen Resultate ihrer ungesegneten Bemühungen. Jene bessern Zeiten waren seines Erachtens blos glückliche Inconsequenzen, oder Ueberreste einer rohen Sitteneinfalt, oder der noch nicht ganz erloschene Schimmer einer Uroffenbarung, einzelne Lichtpunkte, die wol vorübergehend aus dem Dunkel hervorleuchten, aber von der langen Nacht des Heidenthums verschlungen werden. Das auf sich allein beschränkte und wie in einem Auszuge oder Abrisse zusammengedrängte Alterthum ist für den Verfasser die Zeit, die mit Cäsar angeht und mit Nero aufhört. Man sage nicht: das Alterthum verlaufe in diese Zeit, wie Jugend und Manneskraft in Altersschwäche und Leben in Tod verlaufe; es sei ungerecht, aus einer abgelaufenen Zeit und untergegangenen Welt den schlimmsten Moment herauszuheben und danach jene Zeit und Welt zu richten; es sei am Ende möglich, daß die christlichen Völker ein gleiches Loos treffe und daß auch die christliche Weltordnung sich aus- und überlebe. Der Verfasser glaubt das nicht: für ihn ist der Sturz eine Folge des Polytheismus, eine Strafe, ein mit der Unwissenheit des wahren Gottes verknüpftes Verhängniß. Gibt es für Völker wie für Individuen eine Jugend, eine männliche Reife, ein Greisenalter und einen Tod, so gilt das blos von heidnischen Nationen. Die christliche Menschheit wird von andern Gesetzen regiert. Der Verfasser glaubt und betheuert es. Die Zukunft allein wird ihm Recht oder Unrecht geben. Mit dem armen Alterthum ist es aus. Wir haben es ganz und gar vor Augen von Anfang bis zu Ende. Uns hindert nichts, auf ein besseres Schicksal zu zählen. Wenn wir uns irren, wer wird es erfahren? Die Nachwelt. Und was liegt uns daran, wenn wir gestorben sind, daß die Nachwelt uns und unsere Prätensionen auslacht?

Ich habe in diesem Punkte den Gedanken des Verfassers ganz klar herauszustellen gesucht, weil dieser Gedanke der eigentliche Inhalt seines Buchs ist und die Vorzüge sowie die Mängel desselben ausmacht. Der Verfasser drückt diesen Gedanken nicht immer aus, vielleicht drückt er ihn nirgehds so klar und scharf aus, als ich es eben gethan habe. Aber er athmet in seinem ganzen Werke und taucht alle Theile desselben in eine gewisse Farbenglut; er ist bei Allem mit einverstanden und zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Schrift. Hat man einmal diesen Schlüssel, so erklärt sich das Werk des Verfassers: es ist nicht blos eine mit Talent geschriebene Geschichte, ein mit fester Hand entworfenes Sittengemälde, sondern auch eine geschickt und planvoll angelegte Schutz- und Lobrede. Der Verfasser hat die alte These der christlichen Apologeten verjüngt, indem er sie historisch eingekleidet. Er hat das Alterthum von der garstigen Seite genommen und zeigt es uns hinter dieser abscheulichen Larve mit seinen Runzeln, seinem kahlen Kopfe und seinen ab- und ausgelebten Zügen. Aber wir sehen hier eine Fratze, ein Zerrbild, welches für ein Conterfei gelten soll. Das Alterthum hat keinen Mund zu antworten. Es wird den Stein von seinem Grabe nicht wegwälzen und dem Gemälde des Verfassers das Bild des Jammers und Elends christlicher Nationen nicht entgegenhalten. Ein Glück für den Verfasser, der manchmal nicht wissen könnte, was er erwidern sollte. So rügt er z. B. sehr bitter an den Alten ihren engherzigen Patriotismus, den eifersüchtigen und hochmüthigen Nationalstolz und Volksdünkel, der Völker gegen Völker, Städte gegen Städte bewaffnete und zur Folge hatte, daß ein Grieche Jeden, der nicht seine Sprache redete, für einen Barbaren ansah und ein Römer gegen Die, welche nicht Bürger seiner Stadt waren, sich Alles herausnehmen zu dürfen glaubte. Und wir, wie viel Blut haben wir leider nicht vergossen bei dem Gebote allgemeiner Menschen- und Nächstenliebe! Haben wir aus diesem Gebote nicht zu oft ein Gebot des gehässigsten Mordens und Würgens gemacht? Wir haben nicht blos wie die Alten unsere von einseitigem Patriotismus hervorgerufenen Völkerkriege, unsere Erbfolge- und Eroberungskriege und Jahrhunderte lang unter der Feudalherrschaft Fehden von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, sondern auch obendrein noch unsere Religions- und Sektenkriege gehabt; wir haben uns im Namen eines friedfertigen und barmherzigen Gottes mit unerhörter Wuth und Grausamkeit gemordet und von Christ zu Christ einander erdrosselt! Sollte der Hochmuthsteufel die alten Griechen und Römer ärger geplagt haben als die Völker, welche in neuern Zeiten die ersten Rollen auf dem Welttheater spielen? Verträgt es sich etwa mit der christlichen Demuth, daß man z. B. in Frankreich und in England echt pharisäisch meint, ein Franzose, ein Engländer sei ein Wesen, das weit mehr Ehrgefühl und Humanität besitze als ein Deutscher oder Holländer? Was die Barbaren anlangt, so sehe ich nicht, daß wir eben sehr menschlich mit ihnen umgegangen sind. Wäre wol das griechische oder römische Alterthum gegen die Indianer so grausam gewesen, als das katholische Spanien es war? Haben die Feldherren des heidnischen Rom in Afrika ärger ge-

wirthschaftet, als die Generale des allerchristlichsten Frankreich es gethan? Und sind denn unsere Sitten immer so rein gewesen? Wenn das Christenthum seine Glaubensmärtyrer hat, hat das Heidenthum nicht seine Freiheitsheroen? Wenn das heidnische Rom einen Nero, eine Messalina hervorgebracht, hat das christliche Rom nicht die Borgia hervorgebracht? Gerade die Vollkommenheit unserer Sittengesetze verdammt uns. Weil wir dem Einflusse so heilsamer Sittengebote widerstanden haben, müssen wir schlechter gewesen sein als die Alten, oder müssen, zufolge einer unbeugsamen Weltordnung, die Menschen sich stets gleichbleiben, unter welchen Satzungen sie auch leben!

Mit unbefangenerm und kritischerm Geiste hätte sich der Verfasser vielleicht nicht so ungemein streng gegen die alte Cultur und nicht so überaus mild gegen die neuere Bildung gezeigt. Er hätte nicht alle Fehler und Verirrungen auf die eine Seite, alle Vorzüge und Wahrheiten auf die andere Seite geschoben und sich erst umgesehen, ob nichts daran fehlt, daß die billigen Foderungen, welche wir den Grundsätzen des Christenthums gemäß an eine christliche Welt- und Lebensordnung machen können, so vollständig erfüllt werden, ob die neuern Gesellschaftszustände so ganz rein sind von allen Flecken, so ganz geheilt von allen Gebrechen, welche er an den alten Culturzuständen rügt. Eines dieser Gebrechen, das bedenklichste von allen, ist die Sklaverei. Aber die neuere Zeit wird gut thun, sich in dieser Beziehung nicht allzu sehr herauszustreichen: die Sklaverei hat Jahrhunderte lang unter christlichen Völkern als Leibeigenschaft bestanden; sie besteht noch jetzt in ganz antiker Weise im christlichen Amerika, und das sogenannte Proletariat im christlichen Europa hat damit eine verzweifelte Aehnlichkeit. Der Verfasser meint, es begründe einen wesentlichen Unterschied zwischen der vorchristlichen und christlichen Zeit, daß die Gewerbthätigkeit in der Alten Welt einem Stande von Sklaven übertragen war, in der neuern Zeit hingegen von freien Arbeitern besorgt wird. Charakteristisch mag dieser Unterschied sein, aber specifisch, dünkt mich, ist er nicht, und ich zweifle, ob unsere Fabrikarbeiter besser daran sind als die Sklaven des Alterthums. Die Alten konnten sich einen Staat ohne Sklaven nicht denken; aber können wir uns unsere jetzigen Culturzustände ohne Proletarier, ohne dienstbare und dienende Massen denken? Von einem solchen Jungfernkinde (ens rationis) können blos Phantasten oder Utopisten träumen. Wenn bei dem Arbeits- und Unterjochungssystem in der Alten Welt die Menschen scharenweise in Sklaverei verschmachteten und auf diese Art ganze Volksstämme zugrunde gingen, ist es in neuerer Zeit anders bei dem Fabrik- und Ausbeutungswesen, das Tausende und Tausende, die es zu nähren vorgibt, an Leib und Seele zugrunde richtet und ganze Generationen verkrüppelt? Wenn endlich im Alterthum sich Armuth und Reichthum in fortdauernder Progression immer schärfer abschieden und der Krebs der Entvölkerung immer mehr um sich fraß, so sehe ich eben nicht, daß in unsern Tagen die Industrie über den Abgrund, der die Armen von den Reichen trennt, eine Brücke hinüberwirft und der schwellenden Flut der Verarmung einen Damm entgegensetzt.

Nach der Sklaverei ist der Hauptbeschwerdepunkt des Verfassers gegen das Alterthum der Communismus. Die Gegenwart weiß aus leidiger Erfahrung, daß der Communismus keine blos den Staaten der Alten Welt eigene Krankheit ist. Anstatt dieses klägliche Phänomen so unbedingt und ungetheilt dem Heidenthume zuzuschreiben, hätte der Verfasser sich fragen sollen, ob der Communismus nicht etwa christlich und heidnisch zugleich sein könne, wie der Pauperismus, für dessen Heilmittel er sich ausgibt; denn nur zu augenscheinlich ist der Pauperismus ein Uebel aller Zeiten. Ich begreife nicht, wie ein französischer Schriftsteller ein so kurzes Gedächtniß haben kann, daß er die Alten als die Anstifter der letzten Wirren in seinem Vaterlande bezeichnet. War es etwa im Namen des Sokrates, des Plato, des Solon oder Lykurg, daß unlängst in den Städten und auf dem platten Lande von Frankreich Gütergemeinschaft und dergleichen schöne Dinge gepredigt wurden? Jedermann weiß, daß es im Namen des Evangeliums geschah und daß die jüngsten Apostel des Communismus den Namen Christi auf ihr Banner geschrieben hatten. Gotteslästerei und Frevel, soviel man will, aber unleugbare Thatsache. Keine Frage, die kanonische Kirchenlehre widerspricht aufs entschiedenste communistischen Principien und Foderungen. Aber wenn die Satzungen der Kirche in diesem Hauptstücke tadellos sind, läßt sich Dasselbe von allen christlichen Schriften oder auch nur von allen hochangesehenen christlichen Glaubensbüchern sagen?

So manche sittliche Aussprüche der Evangelien in Form von Geboten sind viel zu groß und gewaltig, um als Vorschriften der unmittelbaren Ausübung dienen zu können, ja sogar als solche mit dem Bestehen der rechtlichen Weltordnung schlechterdings unvereinbar. Fast bei allen Kirchenvätern finden sich Stellen, wo das Privateigenthum angefeindet und die Gütergemeinschaft in ebenso klaren und viel stärkern Ausdrücken als in Plato's „Republik" angepriesen wird. Proudhon's berüchtigte Devise: „Eigenthum ist Diebstahl!" ließe sich ohne große Mühe darin auffinden. Auch ist ja bekannt, daß in jüngern Zeiten die Gütergemeinschaft als Staatsideal geschildert worden von Männern, die keine Heiden waren, von dem Kanzler Thomas Morus, der als Märtyrer seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben starb, von dem berühmten Erzbischof von Cambray, welchen fromme Katholiken so gern den „gottseligen Fénélon" nennen, und von dem tugendhaften Abbé Fleury. Die Sprache jener heiligen Doctoren und frommen Schriftsteller läßt sich, ich weiß wohl, auf mancherlei Weise verstehen, auslegen, mildern und entschuldigen, auch will ich hier keine Klage gegen sie anhängig machen. Meine Absicht ist blos anzudeuten, daß alle Irrthümer nicht auf der einen Seite und alle Wahrheiten nicht auf der andern sind; daß die historische Kritik nicht zwei Maße und zwei Gewichte gebrauchen soll und daß die Schrift-

steller des heidnischen Alterthums die wunderlichen Ansichten in der Eigenthumsfrage gemein haben mit Männern, welche die Leuchten der christlichen Kirche und Bildung gewesen sind. Der Verfasser spricht viel von den römischen Ackergesetzen, drückt sich aber nicht klar genug darüber aus, daß sie nicht auf Theilung von Ländereien überhaupt, sondern blos auf Theilung von Grundstücken, die im Kriege erobert und Staatsdomänen geblieben oder an Patricier verpachtet waren, Bezug hatten. Die Römer des Communismus bezüchtigen, heißt zugleich einen großen Irrthum und eine große Ungerechtigkeit begehen; denn merkwürdig genug war dieses Soldatenvolk zugleich ein Juristenvolk, und bei dem legalen Kriege, welchen Patricier und Plebejer viele Jahrhunderte hindurch vor dem Richter führten, entwickelte sich in der bürgerlichen Gesetzgebung wie in der innern und äußern Staatsverwaltung eine Meisterschaft, wie sie vor und nach den Römern keine Nation besessen, sodaß auch ihre Civilgesetze noch heutzutage in allen civilisirten Staaten als Muster gelten.

Der Verfasser ist der Meinung, daß die christliche Nächstenliebe ungleich besser berathen gewesen als die heidnische Staatsweisheit in der Wahl der Mittel zur Unterstützung der armen und nothleidenden Classen. Almosen, Spitäler und Klöster sind vielleicht in sittlicher Rangordnung höhere und humanere Einrichtungen als Ländervertheilungen, gemeinschaftliche Mahlzeiten, Kinderaussetzungen und Geld- und Brotspenden auf öffentlichem Markte; aber kann man sich etwas Kläglicheres vorstellen als unsere Findel-, Armen- und Krankenhäuser: prachtvolle Jammerpaläste, wo ewige Seuchen die unglücklichen Bewohner hinwegraffen; und läßt sich wol in Abrede stellen, daß die Kirchen und Klöster mit den Almosen, einer an sich vortrefflichen und echt christlichen Sache, sehr oft den anstößigsten Misbrauch getrieben haben? Der Verfasser hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß die regelmäßigen Austheilungen von Lebensmitteln, wie sie zur Kaiserzeit in Rom üblich waren, den verderblichsten Einfluß auf die Volkssitten übten. Aber gilt dieselbe Betrachtung nicht von der Art und Weise, wie das Almosengeben von den Klöstern in Spanien und Italien sonst betrieben wurde und vielleicht noch jetzt betrieben wird? Sollte der Abstand zwischen der Suppe, welche der spanische und italienische Bettler vor einem Kloster erhielt, und der Sportel, welche der ausgeartete Römer auf dem Forum bekam, wirklich so groß sein, als er dem Verfasser erscheint? Es ist gut, wenn man die Dinge hienieden mit den Augen eines eifrigen Christen ansieht; aber noch besser ist, sie so anzusehen, wie sie sind. Man hat gut reden, die Spenden der alten Römer hätten blos die Bedürfnisse des Leibes berücksichtigt, während die christliche Mildthätigkeit Leib und Seele zugleich ins Auge fasse; die Heiden hätten die brotlose Plebs aus politischen Gründen abgefüttert, anstatt daß die Christen den armen Mann aus reiner Nächstenliebe unterstützen. Dem Princip nach ist die Unterscheidung richtig und der Gegensatz herrlich in der Theorie; aber in der Praxis und im Leben ist der Unschied kaum zu merken. Der Antheil, den man der Seele und dem lieben Herrgott angedeihen läßt, kommt auf sehr wenig hinaus. Man bekümmert sich fast ausschließlich um den Leib; der Leib bekommt das beste Theil: die Suppe und die Peitsche oder Kartätschen obendrein!

Ich will keine Apologie auf die alte Cultur und keine Satire auf die neuere Bildung schreiben; aber das Alterthum, fürchte ich, hätte viel dergleichen dem Verfasser einzuwenden, und ich sage es um so unverhohlener, als meines Erachtens die Sache des Christenthums bei der von dem Verfasser verfochtenen Streitfrage gar nicht betheiligt ist. Das Alterthum könnte in vielen Stücken Recht haben gegen den Verfasser, ohne daß das Christenthum Unrecht hätte. Hätte z. B. die so hart angelassene heidnische Philosophie nicht auch ein Wörtchen einzureden? Die neuesten französisch-katholischen Apologeten des Christenthums sind bei ihrem parteiischen Glaubenseifer oft, dünkt mich, sehr ungerecht und undankbar gegen die alte Philosophie, die doch als Vorschule besserer und reinerer Glaubensbegriffe so viel und so wesentlich wirkte. Bei den Vorwürfen, die man ihr macht, verwickelt man sich, meine ich, in sonderbare Widersprüche. Bald scheint es, rechnet man es ihr als Verbrechen an, die alte götzendienerische Religion erschüttert, und beschuldigt sie, durch ihre Angriffe gegen den alten Glauben der Menschen an die Götter des Heidenthums die Sitten verdorben zu haben; bald legt man ihr als Feigheit aus, den Unsinn des Volksaberglaubens nicht unumwunden ausgesprochen zu haben. Offenbar möchte man, daß die Philosophen entweder die Stimme ihrer Vernunft und ihres Gewissens betäubt und die ihnen klar einleuchtenden Wahrheiten geheim gehalten, oder sich als Propheten und Inspirirte aufgedrängt und mit Einführung eines neuen Gottesdienstes an der Stelle des alten Staatscultus befaßt hätten. Jeder hat hienieden seine Rolle. Die Philosophie gibt sich nicht damit ab, Cultusformen einzusetzen oder Religionslehren zu predigen. In ihr Fach schlägt allein das Forschen nach Wahrheit. Wenn Sokrates, Plato und alle großen Philosophenschulen Griechenlands die allgemeinen Moralbegriffe unendlich geläutert und über Gott, Welt, Recht und Gerechtigkeit unvergängliche Wahrheiten in Umlauf gebracht haben, was hat man weiter von ihnen zu verlangen, was will man ihnen sonst noch zumuthen? Ist Das, was sie ausgesäet, nicht aufgegangen, und hat das Christenthum es nicht geerntet mit dem Zusatz von höhern Offenbarungen und positiven Satzungen, welche die Philosophie nicht ahnen konnte und nicht erlassen durfte?

Hat doch die alte Philosophie, die man für so kläglich und ohnmächtig ausgibt, in dem langen Todeskampfe des Polytheismus allen hochsinnigen Herzen Trost und Anhalt gewährt. Sie gab an dem Leben und Tode des Sokrates den Menschen ein bewunderungswürdiges Schauspiel, welches den Plato begeisterte. Epaminondas war ihr Schüler. Nach Rom versetzt war sie es wieder, welche bei den herben Leiden und Prüfungen des Bür-

gerkriegs den Muth eines Cato und eines Brutus aufrechterhielt und dem Cicero die Schriften eingab, worin eine reinere und, wie mich dünkt, den christlichen Sittenbegriffen verwandtere Moral athmet als in den prunkenden Declamationen des Seneca. Und nach so vielen Jahrhunderten stärken und laben sich nicht noch heutzutage die müden und verzagten Geister an der alten Weltweisheit? Entweder unterdrücke man die Philosophie ganz, wenn man kann, oder gestehe, daß die Alten in diesem Fache unsere Lehrer und Meister sind, wie sie es in allen übrigen Fächern des menschlichen Wissens und Könnens sind.

Selbst den Polytheismus, den ich durchaus nicht in Schutz nehmen will, darf man nicht nach Dem beurtheilen, was er unter den römischen Kaisern war; denn die alte Religion existirte eigentlich nicht mehr. Man vergleiche Pindar und Horaz, und man wird den Unterschied der Zeiten merken. Horaz ruft wie Pindar die Musen und alle olympischen Götter an; aber aus Horaz spricht der Dichter, aus Pindar der Mann des Glaubens. Die Horazischen Götter sind todte Götzen; Pindar's Götter prangen in blühender Jugend und voller Lebenskraft. Wenn Horaz den Augustus wegen seiner Frömmigkeit lobt, so ist Horaz blos ein kluger Schmeichler und zeigt wie sein Herr und Gönner politischen Takt; er singt und spricht als Höfling. Pindar ist schwärmerisch begeistert und versetzt mit allem Ernst die Heroen unter die Götter. Augustus glaubte ebenso wenig als Horaz an die Gottheiten, deren Tempel er wieder aufrichtete. Seine angebliche Wiederherstellung der Religion und Sitte war nichts als eine schlaue Staatskomödie. Auch hinterließ er seinen Nachfolgern nichts als ein Volk von Epikuräern und Atheisten. Wie der Verfasser meint, wurzelte der Polytheismus, obschon durch eine Unmasse von ausländischem Aberglauben entstellt, doch noch tief in den Gemüthern, wo das Christenthum ihn ganz lebendig herausgerissen hätte. Ich glaube, der Verfasser irrt sich. Die Form bestand unstreitig; denn ein Cultus verschwindet blos, wenn ein anderer Cultus da ist, um seine Stelle einzunehmen, weil ohne öffentlichen Gottesdienst gar kein cultivirter Staat bestehen kann. Man sehe umher und betrachte das menschliche Gemüth und das Leben, womit es umfangen ist, nur einen Augenblick. Wo ist ein Mensch, der nicht über das Höchste und Heiligste in und außer sich nachdächte, den alles dieses Unbegreifliche und Unverständliche nicht mit Erstaunen und Ehrfurcht erfüllte, wenigstens zu Zeiten nicht? Ein gewisser Trieb, ein unwiderstehlicher Drang sagt ihm, er soll sich darüber belehren, er soll von seinen Pflichten und Rechten für dieses, von seinen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein künftiges Leben sich Kenntniß verschaffen. Kann dies Jeder selbst thun, so haben gewisse Philosophen der neuesten Zeit und ihre Anhänger halb gewonnen; aber man sehe! Drei Viertel der Menschen müssen das Leben meistens wie die Lastthiere tragen, d. h. arbeiten, essen, trinken und schlafen; das vierte Viertel ist darum nicht glücklicher, weil es mit den andern drei Vierteln nicht einerlei Loos theilt: es muß sich ebenso sehr und mehr plagen, jene drei Viertel zu lenken, zu regieren und zu tyrannisiren, je nachdem Jedem sein Gemüth fällt, sie einzuregistriren und zu betaxiren, für sie zu denken, zu schreiben, zu predigen und endlich fromm und getrost sie in den Himmel einzubeten. Zu ihnen also müssen die drei Viertel kommen und sich Trost und Unterricht, oft auch Trug und Aefferei holen. Was die feinsten Köpfe ersonnen und erfunden, die besten und größten Herzen gefühlt und gedacht haben, gehört den drei Vierteln an, die nur durch das Ungefähr etwas finden und durch die Hülfe Anderer weiter denken. Jene drei Viertel müssen bei ihrem beschränkten Dasein, wo sie mit lauter Dingen und wenig mit sich selbst umgehen, immer etwas Sinnliches, Aeußeres und Bildliches haben, um sich des Heiligen in ihnen bewußt zu werden und, was sie dunkel fühlen, zu einer Art von Gedanken, den man Gewissen nennt, zu erheben. Sie fühlen sich als irdischere Wesen nur in der Masse, d. h. in einer Gemeinde, stark zum Glauben und zur Hoffnung des Unbegreiflichen; sie können nur an etwas Festes und Stehendes (was ihnen wenigstens so scheint) die Gefühle knüpfen, die in ihnen durchaus unstät und schwankend sind, d. h. sie bedürfen einer positiven Religion, die so lange nothwendig sein wird, bis allen Menschen ohne Arbeit Brot und Wein ins Haus fallen und guter Humor und guter Appetit obendrein gegeben wird. Aber selbst dann würde öffentlicher Gottesdienst nicht wegfallen können. Wenn auch einige starke und seltene Menschen durch die Religion der Tugend, die sie durch langen Kampf befestigt haben, immer warm im Herzen und fest in der Pflicht blieben, ohne mit Andern gemeinschaftliche Gelübde dafür zu thun, wie viele sind nicht, selbst aus diesem vierten Viertel, die aus Schwäche des Charakters, aus süßem menschlichen Gefühle der Mittheilung, aus der Idee eines gesellschaftlichen Verbandes, die auch auf einen religiösen führt, immer das Bedürfniß haben, durch die vereinten Anbetungen der Tugend, durch die Hoffnungen von Tausenden mit emporgehoben zu werden? Positive Religionen müssen ewig sein, dies ist Nothwendigkeit; aber sie bleiben nicht ewig frisch und jung; sie altern und verdorren, täuschen aber dann noch lange wie alte, durch und durch wurmstichige Bäume, die, weil zwischen Bast und Rinde noch ein wenig Leben sitzt, frische Zweige und Schößlinge treiben. Das ist die Heuchelei der Schwindsucht, und gerade daran litt der Polytheismus unter den römischen Kaisern. Die gebildeten Römer sahen in der Religion ein politisch-pädagogisches Institut. War man nun ein praktisch-verständiger Mensch und der Meinung, daß ein Umsturz des socialen Zustandes nicht zu wünschen, so zog man, obgleich entschieden ungläubig, für die Erhaltung der alten Staatsreligion in die Schranken, that sogar ein Uebriges und ging des guten Beispiels wegen zum Opfer. Man sammelte sich noch immer vor denselben Altären und kniete noch immer vor denselben Göttern, aber die bessern Gemüther holten sich die Richtschnur ihres Wan-

dels und das Sittengesetz ihres Lebens anderswoher. Die alten Götter fanden den alten Glauben nicht mehr, und obgleich ihre Altäre und Tempel noch standen und sogar noch Zulauf hatten, so war doch ihr Reich vorüber, das mit seinen Fundamenten in der Ueberzeugung der denkenden Menschen einen festen Boden hatte. Die Blitze des Zeus waren so oft in seine eigenen Tempel gefahren, die Vögel nisteten so harmlos in den Haaren seiner kolossalen Bilder, und zu ihrem Innern hatte sich so mancherlei Gethier durchgenagt, daß die Menschen nachdenklich wurden über den Gegenstand, den sie verehrt, und nun bald dem todten Naturgötzen absagten. Aber das Heidenthum bestand noch fort, wie ein Körper noch fortbesteht, aus dem der Geist gewichen ist. Eine zweite Abgötterei war an die Stelle der ersten getreten. Es ist immer noch etwas, ja sogar sehr viel, wenn nicht Alles, Götter anzubeten, an die man wirklich glaubt, mögen es auch Götzen sein. Weit schlimmer, ja am allerschlimmsten ist es, Götter anzubeten, an die man nicht mehr glaubt. Dahin war es zur römischen Kaiserzeit mit der Alten Welt gekommen, und das ist, was ich die zweite Abgötterei nenne, die weit schlimmer und bedenklicher ist als die erste; denn diese zweite Abgötterei ist kein bloßer Wahn- und Irrglaube, sondern ein Kinder- und Narrenspiel, eine Lüge und Heuchelei, welche die Gemüther herabwürdigt. Auch eine irrige und schlechte Religion kann Gutes wirken, solange die Menschen ganz ernstlich und aufrichtig die Ideen, welche die Religion an sich einflößt, daran knüpfen: die Ehrfurcht vor einer höhern Macht, die Scheu, sich gegen diese Macht zu vergehen und sich durch Ehr- und Treubruch ihre Rache zuzuziehen. Die eigentliche Abgötterei, Das, was man im strengsten Sinne des Worts Götter von Holz und Stein anbeten heißen kann, ist eine Religion ohne sittlichen Ernst und Halt, eine Ceremonien- und Paradereligion, die nur noch vermöge des unklaren und ängstlichen abergläubischen Gefühls, welches die Menschen immer mit sich herumtragen, ihre Gewalt über die Herzen behält. Diese Götzendienerei kann, wenn man nicht aufpaßt, sich auch in eine gute und wahre Religion einschleichen; sie würde die äußere Form davon nicht antasten, aber den innern Gehalt und die sittliche Kraft derselben in der Stille untergraben, sie zu einer Sammlung sinnloser Gebräuche, zu einer Art Volksmythologie herabsetzen, und während die Menge, die von Natur abgöttisch ist, vielleicht mehr als je in die Messe oder in die Predigt ginge, würden die ernsten und gediegenen Geister wehmüthig sich wegwenden und ihren Trost abermals in strengem Stoicismus suchen. Das ist die Abgötterei aller Zeiten und aller Religionen, die einzige, welche das Christenthum zu fürchten hat. Der Verfasser, der untersucht, ob die Welt auf dem Wege ist, wieder in Abgötterei zu fallen, macht viel zu viel Aufhebens von der Göttin Vernunft und von den religiösen Parodien zur Zeit des Wohlfahrtsausschusses und Robespierre's. Die menschliche Vernunft schnappt, ungeachtet der hohen Meinung, die Viele von ihr haben und die auch ich von ihr habe, gar zu leicht über, und nie hat sie dies wol mehr an den Tag gelegt als bei der ersten französischen Revolution, wo sie allein angebetet werden sollte und auch wirklich einmal in der Person einer feinen Buhldirne im Tempel aufgestellt und herrlich gefeiert ward. Von solchen metaphysischen Verrücktheiten hat die christliche Religion nichts zu fürchten; die Gefahr ist anderwärts.

Im Ganzen, ohne eben den Vorzug der christlichen Welt- und Lebensordnung bestreiten zu wollen, kann ich dem Verfasser nicht einräumen, daß das heidnische Alterthum so gar nichts geleistet. Was sich mit klarem Menschenverstande ausrichten ließ, hat das Alterthum ausgerichtet, und es hat unendlich viel ausgerichtet. Was verdanken wir ihm nicht? Hat es uns nicht die Künste völlig ausgebildet und in einem Grade von Vollkommenheit überliefert, den wir bisher nicht wieder erreicht? Wenn bei der Barbarei des Mittelalters das Licht der Aufklärung und Bildung nicht ganz und gar erloschen ist, müssen wir es nicht den Werken zuschreiben, die von seiner Literatur und Kunst übriggeblieben? Haben wir eine andere Philosophie als die seinige? Sind seine bürgerlichen Gesetze nicht noch die unserigen? Und wenn wir ihm seinen Volksdünkel gegen Barbaren, seine Unmenschlichkeiten im Kriege, seine Proscriptionen, seine Tyranneien, sein Sklavensystem und seine Circusspiele vorhalten, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Abnahme der Nationalvorurtheile, die Achtung des Menschenlebens, die Abschaffung der Folter und anderer grausamen Strafen, die Gleichheit des Rechts und des Gesetzes selbst bei uns Dinge oder Gedanken von sehr jungem Datum und gleichsam erst im Embryonenzustande oder wenigstens aus den Wickeln noch nicht heraus sind. Ich glaube nicht, daß im 17. Jahrhundert, von neuern und neuesten Zeiten nicht zu sprechen, Tilly oder Wallenstein sich ein größeres Gewissen daraus machten, schwäbische oder sächsische Kriegsgefangene aufknüpfen zu lassen, als ein römischer Proconsul, Juden und Kappadocier ans Kreuz heften zu lassen. In dem Zeitraum, dessen Geschichte der Verfasser beschreibt, erkennt man nicht mehr den frischen Thatendrang des Alterthums, sondern seine Ausartung, seinen Verfall, seinen Tod. Das Alterthum läuft darauf hinaus, wie alles Lebendige auf Vernichtung hinausläuft. Sittliche Kraft, der Quell, aus welchem dem einzelnen Menschen wie dem ganzen Volke Verjüngung strömt, war für die damaligen Römer versiegt; alle Blüten, die aus diesem Quell das Oel des Lebens ziehen, hatte der Wurm des Lasters zerfressen: Roms Untergang war unvermeidlich; es mußte untergehen wie Alles, was den Kreislauf seiner Wirksamkeit ausgelaufen ist, was die Zeit bewahrt, solange sie es brauchen kann, aber selbst zerstört, wenn es ihren Zwecken nicht mehr dient. Sind wir so sicher gegen das Schicksal alles Lebendigen, zu altern, zu zerfallen und zu sterben? Gott gebe es. Die Hypothese ist verführerisch; leider ist es bloße Hypothese, und bisher sehe ich eben keinen Grund zu glauben, daß die neuere Welt in dieser Beziehung unter andern Gesetzen steht als die Alte Welt.

Ich bin weit entfernt, Alles erschöpft zu haben, was sich über das vorliegende Buch sagen ließe. Es wimmelt darin von interessanten Fragen, worunter einem blos die Auswahl schwer wird. Ich habe versucht, den Grundgedanken des Verfassers hervorzuheben und zu würdigen. Aber wenn man auch anderer Meinung sein kann als der Verfasser, so dürfte doch nur eine Stimme sein über seine rein christliche Denkungsart und sein ungemein erhebliches Schriftstellertalent. Wenig Bücher sind so anregend als das seinige: ist damit nicht Alles gesagt?

E. Rolloff.

Reiseliteratur über Nordamerika.

1. Weiß, Roth, Schwarz. Skizzen aus dem amerikanischen Gesellschaftsleben in den Vereinigten Staaten. Von Franz und Therese Pulßky. Aus dem Englischen. Fünf Bände. Kassel, Fischer. 1853. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Flut von Schriften über Amerika und zumal über die nordamerikanischen Freistaaten wächst von Monat zu Monat. Das Publicum läuft bereits Gefahr, viel Unbedeutendes, flüchtig Aufgefaßtes oder schon oft und besser Gesagtes in die Hände zu bekommen. Der Verleger obigen Werks würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er mit Geschick und Consequenz durchführen sollte, was er in der Vorrede versprochen, nämlich mit diesem Werke eine Reihe von Uebersetzungen amerikanischer und englischer, die Union betreffender Schriften zu eröffnen, welche sich bei umfassender Gründlichkeit zugleich durch Vielseitigkeit des Inhalts wie durch interessante Auffassungsweise vor andern auszeichnen sollen. Das ist viel versprochen, besonders neben der Concurrenz eines Cotta und Dyk, wenn diese auch meist nur Originalarbeiten liefern. Die Auswahl in dem angegebenen Genre wäre aber dann erleichtert, eine glückliche mehr gesichert, und des Verlegers Firma würde bald als Wegweiser dienen für denjenigen Kreis des Publicums, welcher mehr als das Gewöhnliche bei einer Reiselectüre verlangt.

Der Anfang dazu, welcher mit der vorliegenden Uebersetzung der von dem Ungarpaare Franz und Therese Pulßky in englischer Sprache niedergeschriebenen Skizzen gemacht ist, läßt Gutes für die Zukunft hoffen. Die Form des Pulßky'schen Werks ist freilich eine lose, skizzenhafte, zerrissene, tagebuchartige. In geschickter Verarbeitung des Mannichfaltigen steht es hinter ähnlichen Arbeiten deutscher Schriftsteller zurück. Den leitenden Faden des Ganzen bildet die Reise Kossuth's durch die Union, in Bruchstücken, meist aus der Feder der Frau Pulßky geflossen. Um und an denselben ist das Verschiedenartigste aus dem ehemaligen und gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen, religiösen, industriellen Leben der Amerikaner geknüpft und den Reiseerlebnissen in dem jedesmaligen Staate häufig eine kurze Geschichte dieses Staates beigefügt. Im ersten Capitel finden wir sogar eine wenn auch gedrängte Erwähnung der Entdeckungen Amerikas vor Columbus, gleich darauf die Erzählung der Flucht der Frau Kossuth aus Ungarn nach der Türkei und des Lebens Kossuth's unter türkischer Gastfreundschaft, ebenso im Anhang eine Geschichte der Normannen in Nordamerika. Das ist einerseits weit ausgeholt und andererseits viel Zugabe zu der Schilderung des amerikanischen Gesellschaftslebens, aber da diese nur Skizzen geben will, haben wir nicht so streng zu rechten.

Abgesehen davon gehört die Schrift zu den anziehendern und reichhaltigern, die wir über die nordamerikanischen Zustände der neuern Zeit im Allgemeinen haben. Es ist über dieselben viel vom parteiischen Standpunkte aus geschrieben worden. Wir besitzen eine Menge von ebenso einseitigen Lobpreisungen als Verdammungsurtheilen jedes und alles amerikanischen Treibens. Auch raisonniren und philosophiren die Schreiber öfters vorwiegend, anstatt das Leben zu zeichnen, wie es ist und aller Orten in seinen bezeichnendsten Momenten sich gerade gibt. Diese Skizzen führen uns ein solch unmittelbares Stück amerikanischen Lebens aus der Gegenwart vor. Das Anziehende daran steigert sich, weil uns der Amerikaner, wie er leibt und lebt, gerade bei einem so wichtigen öffentlichen Ereigniß erscheint, als das der solennen Aufnahme Kossuth's in den Vereinigten Staaten ist, weil ferner gerade bei solcher Gelegenheit unsern Verfassern die Möglichkeit gegeben war, mit den verschiedenen Institutionen und den agirenden Hauptpersonen des Landes und deren eigenthümlichen Weisen in die nächste Verbindung zu treten und den europäischen Leser in die Gesellschaftsschicht einzuführen, die bisher demselben mehr dem bloßen Namen und Hörensagen nach bekannt war als in ihrem anschaulich dargestellten öffentlichen und privaten Leben, und wäre dieses auch nur in einer kurzen Anekdote, in wenigen kunstlosen Strichen hingezeichnet. Hier finden wir fast alle lebenden oder jüngst erst verstorbenen Größen des Yankeethums wieder, Männer und Frauen, Politiker und Fabrikanten, Schriftsteller und Geistliche, den Präsidenten der Union neben indianischen Häuptlingen, Naturforscher und Geschichtschreiber und die interessantesten Geisterklopfereien neben einem tiefern Eingehen in die Sklavenfrage. Zu dieser lebendigen Staffage bilden dann verschiedene, wie man sieht, nach Quellen ausgearbeitete kurze Bruchstücke einen festen und in seinen mancherlei Gruppen angenehm unterhaltenden Hintergrund. Einzelne Abschnitte, wie über Colonisation, physische und politische Gestaltung Nordamerikas, über die amerikanischen Parteien und deren Grundsätze, über die Presse, die rothe und afrikanische Race, das Landsystem, die Peculiar institution und das Schulwesen sind von ganz besonderm Werthe für die richtige Würdigung amerikanischer Zustände und Gesellschaft. Hierin gerade haben die Verfasser das Charakteristische und Nothwendige in gedrängter Weise zusammengestellt und durch geschichtliche Verbindung der Vergangenheit mit dem augenblicklichen Leben durch eine Beleuchtung des gegenwärtigen Volks- und Parteitreibens von den zugrunde liegenden Institutionen und Charakterzügen des Amerikanerthums aus den Skizzen eine innere Abrundung gegeben, die dem Aeußern fehlte.

Wenn das neuerdings in einer Uebersetzung erscheinende und in d. Bl. bereits erwähnte Werk der Frederike Bremer eine ausführliche Schilderung des eigensten, uns bisher mehr verborgenen amerikanischen Familienlebens zu geben verspricht, so kann das Pulßky'sche Werk die andere ergänzende Seite des erstern genannt werden, insofern es mehr das öffentliche Leben und die Zustände im Großen und Ganzen behandelt. Beide Schriften gehören und bilden so nur ein einigermaßen vollständiges Ganzes.

2. Transatlantische Federzeichnungen. Von E. Pelz. Erster Band. Rudolstadt, Fröbel. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Freue der Tadler dich eher als der Schmeichler und ärger denn Feinde fliehe diese" — mit diesem Pythagoräischen Worte als dem tonangebenden Motto deutet der vor den achtundvierziger Jahren in Deutschland unter dem Namen Treumund Welp als Schriftsteller bekannte Verfasser den Geist dieses seines neuen Werkchens über nordamerikanische Zustände schon im voraus hinlänglich an. Es bildet den stricten Gegensatz zu manchen andern neuerdings über die Union erschienenen Schriften. Wenn das Pulßky'sche Ehepaar mehr oder minder, die Bremer fast nur lobt, Friedrich von Raumer fast Alles in der Neuen Welt als vortrefflich rühmt, so gehört unser Verfasser zu der Classe der Mrs. Trollope und seine Beurtheilung der nordamerikanischen Verhältnisse zu der eines Dickens, wenn auch in ganz anderer und weniger meisterhafter Weise. Das Vortreffliche der Union berührt er nur kurz und beiläufig: es ist eben da, und der schnell inflammirten Lobeserheber sind besonders auch unter den Deutschen genug gefunden worden. Des

Mangelhaften, Unentwickelten, Verderblichen gibt es aber auch hinlänglich unter amerikanischen Personen, Zuständen und Gebräuchen. Hier tritt Pelz als unerbittlicher, unbestechlicher, in seiner Ausdrucksweise oft sehr derber und ungenirter Kritiker auf. Aber der Deutsche speciell, wie jeder humane und wahrheitsliebende Mensch, muß sich über den Muth und die Selbständigkeit freuen, mit welcher der Verfasser amerikanische Uebelstände bespricht und jenem Yankeestolz, der durchschnittlich Alles, was nun einmal amerikanisch ist, für das Vortrefflichste hält, scharf und bestimmt entgegentritt, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, seines eigenen Volkes Schwächen oder die anderer continentalen Völker zu übersehen. Witz und eine kleine Vorbereitung auf die amerikanische smartness kann sich der Auswanderer aus dem Buche holen.

Die „Transatlantischen Federzeichnungen" haben es eigentlich nur mit Neuyork zu thun, aber insofern diese Stadt Mittelpunkt und Gradmesser eines großen Theils des Amerikanerthums ist, gilt vieles Gesagte für Amerika im Allgemeinen. Daß der Verfasser zum Sprechen mehr als mancher Andere berechtigt war, geht aus seinem mehr als zweijährigen Aufenthalt in Neuyork hervor und aus seiner Weise, die Dinge etwas tiefer zu betrachten. „Ein Blick auf die Vergangenheit Neuyorks" und das „Panorama von Neuyork" bilden die beiden ersten Abschnitte der ersten Abtheilung. Der erste in seiner chronikenartigen Abgerissenheit ist zu kurz, der zweite in seiner ausführlichen Beschreibung und Haltung zu trocken, um anziehend sein zu können. Der Verfasser ist eben kein Maler, kein Plastiker, sondern ein Kritiker. Seine eigenthümliche Weise bewährt sich darum am besten in dem dritten Abschnitt, in dem Artikel über die Einwanderungscommissare von Neuyork. Hier ist er in seinem Element, und das Gesagte wiegt schwer. Eine geißelnde Kritik des von den Einwanderungscommissaren über das Verwaltungsjahr 1851 herausgegebenen Berichts beleuchtet das ganze Unwesen dieser Gesellschaft und stellt die große Bestechlichkeit, Gaunerei, Fahrlässigkeit, Roheit, Unmenschlichkeit an den Pranger, die von den Commissaren, Gesundheitsbeamten, Aerzten, Rhedern, Agenten, Wirthen, Runners und Loafers gegen die armen Einwanderer ausgeübt wird. Man gewinnt hieraus einen tiefen Blick in gewisse, bisher nur halb aufgedeckte faule amerikanische Zustände. Für die Auswanderungsfrage ist dieser Abschnitt von der größten Wichtigkeit und verdient von Allen Berücksichtigung, die mit derselben zu thun haben. Denn solch Wesen ist ein Schandfleck für die Alte und Neue Welt.

Hinter diesem Hauptabschnitte tritt das Weitere, die zweite Abtheilung des Buchs in den Schatten. Hier versucht der „Federzeichner" im Tone erzählender, halb novellistischer Darstellung „das nackte Leben in seiner Wirklichkeit abzuspiegeln". Nicht übel ist ein kleiner Aufsatz über die „drei Hauptheiligen" der Union, unter denen St.-Custom, St.-Show und St.-Business verstanden werden. Die einzelnen Partien des Buchs sind bereits früher in Zeitschriften zerstreut erschienen. Ihrer Zusammenstellung als Ganzes, welches Abhülfe gegen bedeutende und augenscheinliche amerikanische Uebelstände von Seiten der Amerikaner wie der Europäer bezweckt, können wir nur den günstigsten Erfolg wünschen.

3 Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852. Von Moritz Busch. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.

Wieder zwei starke Bände über Amerika! Wieder ein neuer Reiseschriftsteller! Aber der Cotta'sche Verlag dient als Empfehlung. Und siehe da, wie angenehm finden wir uns überrascht und belohnt! Wir lesen das erste Capitel — wie fließend die Schreibart, wie poetisch oft die Darstellung, wie humoristisch und gefällig die Ausdrucksweise, wie gut die Beobachtung und die Schilderung, wie fleißig die Bearbeitung, wie abweichend im ganzen Ton und Genre von den gewöhnlichen sogenannten Reisebeschreibungen! Der Anfang verlockt gleich weiter vorzudringen, und bald zur Genüge bewährt sich in dem ganzen Werke vielseitige Begabung und eine glückliche Befähigung des Verfassers in der Schilderung sowol wie in der tiefern Auffassung und Beurtheilung der Dinge. Die „Wanderungen" gehören zu den wenigen gründlichen, reichhaltigen, gut geschriebenen und zweckmäßig angelegten Werken, die wir in der neuern Zeit über die gegenwärtigen Zustände der Union, über die Eigenthümlichkeiten der Yankees sowie über die Grundtypen des amerikanischen Lebens von Deutschen besitzen. Unser Verfasser ist kein oberflächlicher Tourist, kein Eingewanderter, der nach augenblicklichen Eindrücken einseitig urtheilt, kein bloßer Büchermacher, kein ins Blaue hinein philosophirender Kritikaster, ebenso wenig als durch das ganze Werk irgend ein einseitig religiöser oder politischer Standpunkt sich zudringlich sichtbar oder gar unangenehm breit und die Anschauung trübe, das Urtheil befangen macht. Der Verfasser steht über den Parteien, er beobachtet schnell, sieht den Dingen mit Leichtigkeit bis auf den Grund, den Personen ins Herz. In seiner gewandten, oft schönen Schreibart, in seiner anständigen Kritik, in seinem bei gewissen Dingen hervorzuckenden sittlichen Ernste verräth er bedeutende Bildung, scharfen Blick, wohlthuende Selbständigkeit. Mit naturwissenschaftlichen Gegenständen hat er es nirgends zu thun, ebenso wenig mit hintereinander gehäuften speciellen statistischen Angaben, wenn auch in dies Gebiet fallende nothwendige Notizen am gehörigen Orte nicht verabsäumt sind. Des Verfassers Beobachtungen, Forschungen, Beurtheilungen beschränken sich außer auf Darstellung des unmittelbar Erlebten und des unmittelbaren Yankeelebens auf Staats- und Kircheneinrichtungen, auf Kunst und Wissenschaft, auf Privat- und öffentliches Leben, auf Handel und Gewerbe, auf Bühnen und Bauten, auf das Volk der Yankees im Allgemeinen und dessen Sitten und Eigenthümlichkeiten. Sein Werk gehört der Ethnographie und Culturgeschichte an.

Die Wanderungen gehen der großen Heerstraße nach, vom Osten gen Westen, und in Bogen vom Mississippi und von St.-Louis wieder zurück nach Neuyork und dem Hudson. Trotz einer gewissen örtlichen Beschränkung und den scheinbar enggezogenen Grenzen für die unmittelbare Beobachtung und Augenzeugenschaft des Verfassers ist doch das ganze amerikanische Leben in seiner weitesten Ausdehnung, Vertiefung, Verzweigung, Begründung, Wandelbarkeit und Verschmelzung erfaßt, entfaltet und beurtheilt. Und dies geht darum an, weil gerade auf dem genannten Striche, in den Mittelpunkten amerikanischen Treibens und Schaffens, in den Old-Kentucks-Ländern das Yankeethum sich in seinen mannichfachen Weisen und Erscheinungen getreu und für den Tieferblickenden zur Genüge vollständig abspiegelt. Der Yankee ist einer und derselbe, im Westen wie im Osten, und am Mississippi wie am Hudson dasselbe Rennen und Ringen, dieselben Triebe, dieselben Sitten, dieselben Anschauungen. Gewisse abweichende Typen harmoniren, abgesehen von Einzelheiten, im Grunde immer mit dem Ganzen und Einen, dessen Glieder sie sind. Bereits sichtbar wird die Einheit des scheinbar sich öfters widersprechenden und auseinanderfallenden Lebens der Amerikaner, und „ein deutlich erkennbarer Zug geht durch das Volk, in welchem sich das Wachsen und Werden eines von allen übrigen Völkern verschiedenen Charakterbildes ausprägt". Zu diesem Endresultate führt der Verfasser schließlich den Leser hin, nicht aufdrängend, überraschend, sondern der Schluß selbst ergibt sich aus den Prämissen der vorangegangenen Darstellung.

Was Einzelheiten betrifft, z. B. das Leben in den Städten Neuyork, Cincinnati, St.-Louis und andern, so ist dieses, soweit wir wissen, nirgends vollständiger und in seinen Eigenthümlichkeiten besser dargestellt worden. Im ausgedehntesten Sinne gilt das Gesagte für die Metropole der Neuen Welt, aus deren Tiefen und Höhen Alles bis zum mindest, aber nothwendig Wichtigen mit glücklichem Takte herausgeholt ist. Der Verfasser benutzt diese Gelegenheit, mit sicher begründetem Ur-

theile und nach selbsteigener Erfahrung den Amerikanern die unverhohlensten Wahrheiten über ihre Mängel und Schwächen zu sagen. Parteilos und gewissenhaft rügt er aber ebenso sehr die Fehler des Deutschthums in den Vereinigten Staaten. Vieles in den Capiteln 13—18 ist ebenso beherzigenswerth für die Yankees als Capitel 11 für die Deutschamerikaner.

Hervorheben müssen wir noch am Schluß den ganz besondern Werth des Buchs in culturgeschichtlicher Beziehung, und zwar zuerst in religionsgeschichtlicher. Wir meinen die lehr- und inhaltsreichen, höchst interessanten, nach eigenen Erlebnissen wie nach anderweitigen Quellen sehr gut bearbeiteten, mit wissenschaftlicher Strenge ausgeführten Mittheilungen über einzelne der religiösen Sekten Amerikas, die bis in die neueste Zeit für das ganze Leben der Amerikaner von ungemeiner Bedeutung sind. Capitel 4: „Eine Shakerstadt und ein Tunkermeeting", Capitel 10: „Die Heiligen vom Jüngsten Tage", Capitel 17: „Abenteuer mit unsaubern Geistern", sind für den Geschichtschreiber wie speciell für den Kirchenhistoriker und Religionsphilosophen von Wichtigkeit. Ein Abschnitt über die Lieder der Neger wie manche Bemerkungen über Volkslieder und Volkserzählungen unter den Amerikanern werden den Literaturhistoriker interessiren.

Der Raum d. Bl. gestattet uns nicht, Weiteres aus dem Buche anzuführen. Da Alles, was gut und kräftig und an der Zeit ist, sich seine Bahn bricht, so wird dies wol auch diesem Werke gelingen, da es, wie gesagt, vor den meisten andern seiner Art rühmlichst sich auszeichnet. 3.

Die französische Poesie des Mittelalters.

Altfranzösische Lieder berichtigt und erläutert mit Bezugnahme auf die provenzalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung nebst einem altfranzösischen Glossar von Eduard Mätzner. Berlin, Dümmler. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es sind noch keine drei Jahrzehnde, daß die Franzosen ihrer eigentlichen Nationalliteratur, der sogenannten altfranzösischen, wieder eine größere Aufmersamkeit zugewandt haben. Sie haben zwar seitdem manches und schätzbares Material aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und in eleganten, sogar luxuriösen Ausgaben auch dem größern Publicum zugänglich und anlockend gemacht, besonders solange die mittelalterliche Romantik durch die neuromantische Schule in der Mode erhalten wurde; aber — und zwar eben deshalb, weil es großentheils Modesache war — diese Ausgaben ihrer alten Sprach- und Literaturdenkmäler sind mit wenigen Ausnahmen doch nur Dilettantenarbeiten für Amateurs, höchstens auf gleicher Linie stehend mit unsern Abdrücken alt- und mittelhochdeutscher Texte vor dem Erscheinen der maßgebenden grammatischen und kritischen Arbeiten der Grimm, Lachmann u. s. w. Dazu kommt noch, daß das Altfranzösische nie zu so festen, reinen Formen sich durchgebildet hat wie das Mittelhochdeutsche in der höfischen Dichtkunst, daß, wie Mätzner mit Recht bemerkt, „außer der individuellen Färbung nach Seiten der Orthographie und Flexion, welche jede altfranzösische Handschrift aufzuweisen hat, diese literarischen Denkmäler im Wesentlichen auch die Farbe der Provinz tragen, in welcher sie nachgeschrieben wurden, ohne gerade diesen provinziellen Charakter durchzuführen". Daraus ergibt sich die Verdienstlichkeit, aber zugleich die Schwierigkeit, in unserm Sinne kritische Ausgaben altfranzösischer Texte zu unternehmen, und wir begrüßen mit freudiger Anerkennung die vorliegende als einen der ersten und schon in bedeutendem Maße gelungenen Versuche, um so verdienstlicher, als hier keine breitgetretene Bahn nur zu verfolgen, sondern großentheils durch alten Schutt erst eine zu brechen, von moderner Verunstaltung freizuhalten war, als sich überdies der Herausgeber der viel weniger dankbaren Mühe unterzogen hat, nicht Neues zu bringen, sondern schon Bekanntes, aber in gereinigter Gestalt und gründlich erläuternd, was die Oberflächlichkeit ohnehin glaubte auf den ersten Blick zu verstehen, oder worüber der Dilettantismus, sich den Anschein gebend, dies vorauszusetzen, mit vornehmem Schweigen hinweggegangen war.

Mätzner hat nämlich 46 in Keller's „Romvart" aus vaticanischen Handschriften bereits bekannt gemachte Lieder nordfranzösischer Kunstdichter (trouvères) in dem vorliegenden Wiederabdruck in nach kritischen Principien möglichst gereinigter Form gegeben und dadurch sie nicht nur erst lesbar, sondern auch durch grammatische Rechtfertigung seines Textes, syntaktische Erläuterung schwieriger Constructionen und literarische Parallelstellen allgemein verständlich und genießbar gemacht, kurz den Anfoderungen an einen gewissenhaften, wahrhaft kritischen Herausgeber nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprochen. So hat der durch seine „Syntax der neufranzösischen Sprache" ohnehin rühmlich bekannte Verfasser darin einen neuen Beweis seiner gründlichen Kenntnisse und seines Scharfsinns gegeben.

Besonders sind die beigegebenen Parallelstellen aus altitalienischen, provenzalischen und mittelhochdeutschen Dichtungen höchst schätzbar, denn sie zeigen schlagend, wie sich über das ganze Gebiet der mittelalterlichen Kunstlyrik gewisse conventionelle Anschauungs-, Denk- und Ausdrucksweisen verbreitet und feste Formen gewonnen hatten, wie sie im innigen Zusammenhang mit dem Geiste der Chevalerie, Galanterie und Courtoisie von seinem Stammsitze, Südfrankreich, ausgehend, in dem ganzen damaligen gebildeten und von demselben Geiste durchdrungenen Europa ihren Wiederhall fanden und eben darum finden mußten; wie dadurch sich fast eine stereotype Uniformität und Eintönigkeit mit sehr geringen nationellen und noch geringern individuellen Schattirungen erzeugte, so zwar, daß man jede einzelne Blüte, jeden einzelnen Zweig dieser Kunstlyrik erst dann vollkommen erkennen und richtig würdigen wird, wenn man den Baum, dem er angehört, durch all seine Geäste bis auf die Wurzel verfolgt, die Bestandtheile des Bodens ergründet hat, in dem er entstanden, aus dem er Nahrung gezogen und sich deshalb gerade so, wie er geworden, gestaltet und ausgebreitet hat. Darum dienen einerseits die Producte einer einzelnen Kunstlyrik jener Zeit, z. B. der nordfranzösischen, eben so sehr zum Verständniß der übrigen, namentlich der mittelhochdeutschen; darum ist es andererseits oft so schwierig, das Eigenthum jeder einzelnen Nation, ja in derselben einem bestimmten Dichter zu vindiciren. Von all diesen Fällen gibt das vorliegende Werk sehr lehrreiche, für die Literaturgeschichte des gesammten Mittelalters wohl zu beherzigende Beispiele und ist besonders auch Jenen zu empfehlen, welche bei dem Studium der mittelhochdeutschen Kunstlyrik sich vor patriotischer Einseitigkeit wahren wollen. Von der grammatisch-kritischen Behandlung der Texte wird sich gewiß jeder Einsichtige im Ganzen befriedigt erklären; vielleicht könnte man mit dem Herausgeber darüber rechten, daß, da Erleichterung des Verständnisses mit einer seiner Hauptzwecke war, er nicht auch die en- und proklitischen Wörter getrennt und apostrophirt, nicht auch die nöthigsten Accente und diakritischen Punkte (besonders wenn Diphthonge des Rhythmus wegen zweisilbig zu lesen sind) beigefügt hat, da doch so maßgebende Kritiker wie Bekker und Diez in ähnlichem Falle dies Hülfsmittel anzuwenden nicht verschmäht haben, und er doch andererseits von der streng diplomatischen und vielleicht auch streng etymologischen Beibehaltung des vocalischen i und u und consonantischen j und v abgewichen ist.

Eine sehr schätzbare Beigabe ist das Glossar, welches auch auf Abstammung und die verwandten Formen der westromanischen Idiome sowie des Englischen Rücksicht nimmt. Doch scheint in Bezug auf Etymologie dem Verfasser das Meisterwerk von Diez noch nicht zugänglich gewesen zu sein, sonst würde er unter aller z. B. wol kaum noch bemerkt haben: „von unklarem Ursprung", oder bei cacier: „vom lateinischen cassis, Jagdnetz?" gesetzt haben. 38.

Englische Humoristen und Satiriker.

1. Englands Humoristen von W. M. Thackeray. Uebersetzt von A. von Müller. Hamburg, Restler u. Melle. 1854. Gr. 12. 24 Ngr.
2. Satire and satirists. Six lectures. By *James Hannay*. London. 1854.

England hat eine Reihe von Schriftstellern der eigenthümlichsten Art aufzuweisen, seine Humoristen. Der englische Humor ist so ganz besonderer Art, daß sich ihm nichts vergleichen läßt. Es würde auch unnütz sein, ihn definiren zu wollen. Es gibt Mischbegriffe so eigenthümlicher Art — und zu diesen gehört der englische Humor — daß bei dem Versuche, sie zu definiren, immer ein undefinirbarer Rest übrigbleibt, der vielleicht in dieser Mischung gerade dasjenige Element ist, wodurch sie den ihr eigenthümlichen besondern Charakter erhält. Wie ein Volk, welches die Schönheit intuitiv empfindet und anschaut, demjenigen vorzuziehen ist, welchem der Begriff der Schönheit von einigen wenigen Lehrern der Schönheit erst mühsam zugemittelt werden muß, so scheint mir auch ein Volk, das vom Humor gewissermaßen wie von einen Naturinstinct erfüllt ist, demjenigen vorgezogen werden zu müssen, welches erst auf dem bedenklichen Umwege ästhetischer Definition zur Anschauung und Ausübung des Humors zu gelangen fähig ist. In Deutschland hat es selbst unter den Humoristen solche gegeben, welche (z. B. Jean Paul) sich eifrig mit der nicht sehr dankbaren Aufgabe beschäftigt haben, die Frage zu lösen: was eigentlich Humor sei? eine Frage, worüber ja aller Humor nothwendigerweise zum Henker gehen muß.

Thackeray, selbst eine Art Humorist, hat seine Vorlesungen über die englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts, die er an verschiedenen Orten hielt, gesammelt herausgegeben und ein gewisser A. von Müller sich die keineswegs leichte Mühe genommen, diese Arbeit ins Deutsche zu übertragen. Thackeray hat es für überflüssig gehalten, sich, wie dies wol ein Deutscher gethan haben würde, weitläufig mit einer Erklärung des Humors zu beschäftigen, ja er verschmäht es selbst auf seine geschichtliche Entwickelung einzugehen, so interessant es auch erscheinen mochte, den Strom des englischen Humors bis auf seine ersten Quellen zu verfolgen, die schon in Shakspeare's Dramen und Lustspielen so überreichlich und übermüthig sprudeln. Er hält sich genau an die Aufgabe, die er sich stellt: die Hauptrepräsentanten des englischen Humors im vorigen Jahrhundert einfach zu porträtiren mit all den Besonderheiten, wodurch sie sich im Leben und Handeln auszeichneten. Die von ihm dabei beobachtete Methode könnte freilich etwas klarer und geordneter gewünscht werden. Die Umrisse der Physiognomien treten nicht immer ganz deutlich hervor, die Farben sind nicht künstlerisch vertrieben und vertheilt; die Malerei ist im Ganzen zu pastös. Der Verfasser erlaubt sich selbst humoristische Sprünge, denen man bei biographisch-kritischen Arbeiten sich nur mit Vorsicht überlassen darf. Auch hat Thackeray's Humor nicht das Gesunde, Naturfrische, Unmittelbare, was den Humor Derjenigen auszeichnete, deren Bildnisse er vor uns hinstellt. Thackeray gehört einer ganz andern Cultur an, der gegenwärtigen blasirten und doctrinären, welche zum Humor nur auf einem künstlichen Umwege zu gelangen fähig ist. Thackeray ist viel mehr geistreich und raffinirt-scharfsinnig im modernen als humoristisch im ältern Sinne; er schildert wol die frühern Zustände und Lebensverhältnisse, welche allein die Erscheinung des altenglischen Humors möglich machten, aber mit der etwas suffisanten Miene eines Modernen, der sich im Grunde doch dazu Glück wünscht, in einer Zeit zu leben, welche diese Lebensverhältnisse überwunden hat. Thackeray ist viel zu weltklug, zu anständig, zu elegant und nüchtern, um sich an jene humoristische Zeit mit seinem ganzen Menschen hinzugeben, obschon er wol fühlt und es auch nirgends verhehlt, daß gerade jene Zustände dazu gehörten, um eine solche Sippschaft humoristischer Gesellen zu bilden, wie die ist, die er in seinem Buche charakterisirt. Dabei aber enthält Thackeray's Schrift so viel Malerisches und Charakteristisches, so viel culturhistorisches Material, daß Niemand sie ungelesen lassen sollte, der sich über die schriftstellerischen und sittlichen Zustände Englands zu der Zeit, als die Landkutsche zwischen London und Bath nicht weniger als fünf Tage brauchte, zu unterrichten wünscht. Thackeray liebt wie seine Landsleute überhaupt die detaillirte Genremalerei, und diese kann allerdings ein vorzügliches Hülfsmittel werden, wo es darauf ankommt, aus der Kenntniß der kleinen Zustände des bürgerlichen Lebens die Kenntniß eines Literaturgenre zu schöpfen, welches ganz besonders in diesen Kleinzuständen wurzelt. Bedauern mag man jedoch, daß das in diesem Buche aufgespeicherte so reichliche Material nicht künstlerisch zu einem Ganzen verarbeitet ist. Die Vorlesungen selbst bilden den eigentlichen Text; zum Zweck der Veröffentlichung hat aber Thackeray eine Fülle von Noten beigefügt, welche das Auge und die Aufmerksamkeit alle Augenblicke vom eigentlichen Texte abziehen und dadurch die Lectüre nicht wenig unterbrechen und erschweren.

Die Humoristen, welche Thackeray in seinem Buche porträtirt, sind Swift, Congreve, Addison, Steele, Prior, Gay, Pope, Smollet, Fielding, Sterne, Goldsmith und Hogarth, der komische Romanschriftsteller in Farben. Thackeray hat unter diesen Humoristen wieder seine besondern Lieblinge, so namentlich Steele, Addison, Fielding und den liebenswürdigen Goldsmith, den Verfasser des unvergleichlichen „Vicar of Wakefield", von welchem wie vom „Werther" die Romanschriftsteller unserer Tage lernen können, wie man mit wenigen Personen größere Dinge ausrichten und tiefere Wirkung und Spannung erzielen kann als mit ganzen Schiffsladungen von Personen, deren jede der andern immer so viel Interesse raubt, als sie für sich zu gewinnen strebt. Swift schildert der Verfasser als einen überragend großen Genius, aber auch als einen düstern, eigensüchtigen, der wahren Liebe unzugänglichen und wahrer menschlicher Empfindungen unfähigen Charakter. Bei Sterne erkennt er unter der reizenden und oft verführerischen Außenhülle Unwahrheit, verborgene Verderbtheit, etwas wie von einer „unreinen Gegenwart". Mit Vergnügen folgen wir Thackeray in die gesellschaftlichen Kreise der damaligen Schöngeister und Schriftsteller, wie sie abenteuerliche Ausflüge machten, um Land und Leute zu studiren, wie sie in den Kaffeehäusern bis Tagesanbruch im Tabacksrauch bei Punsch und Burgunder saßen, wie Dryden sein Hauptquartier in Will's Kaffeehaus, Addison diesem gegenüber das seinige in Button's Kaffeehaus aufgeschlagen hatte und hier mit seinem „Hofe" täglich sieben bis acht Stunden bei der Punschbowle zubrachte. Von Steele gibt es viele Dutzende von Briefen, die er aus dem Wirthshause an seine Frau schrieb, um diese zu beschwichtigen. Auch das Schuldenmachen verstanden sie meisterhaft, wie denn der auf der andern Seite höchst mildthätige und freigeberische, nicht unbegüterte Goldsmith bei seinem Tode Schulden im Betrage von 2000 Pf. St. hinterließ. Dies Leben, dem der holländischen Genremaler verwandt, war liederlich genug, aber es war charakteristisch und anregend. Die Schriftsteller bildeten eine eigene Kaste, eine Welt für sich, und doch kann man nicht sagen, daß es ihnen an Achtung gefehlt hätte; was vielmehr auf Bildung in London Anspruch machte, setzte eine Ehre darein, von ihnen näherer Bekanntschaft gewürdigt zu werden, und die damaligen londoner Stutzer schätzten es für ein Glück, das ihnen in der Gesellschaft Relief verlieh, wenn sie dazu gelangen konnten, aus Dryden's Tabacksdose zu schnupfen. Dabei fehlte es freilich auch keineswegs an manchen widerwärtigen Erscheinungen, an häßlichen literarischen Fehden, Verleumdungen und Verunglimpfungen, die wie Blasen aus dem brodelnden Kessel dieses lockern Lebens emporstiegen. Indeß wurzelte dies Uebel wol schwerlich in der Punschbowle, um die sich die englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts gruppirten. Es hat immer Autoren genug gegeben und gibt es noch heutzutage, welche, ein elegantes oder philisterhaft zurückgezogenes Leben führend, sich niemals solche Debauchen zu Schul-

den kommen ließen und es doch nicht unter ihrer Würde hielten, den ungezogenen literarischen Raufbold zu spielen, selbst auf die Gefahr, Beulen davonzutragen. Gegen den Schluß des Buchs stößt man auf eine viel Beherzigenswerthes enthaltende Betrachtung über den Schriftstellerstand, in welcher Thackeray nebenbei auch einen Ausfall auf das Dickens-Bulwer-Jerrold'sche Schriftstellerasyl zu machen scheint. Es kann ja natürlich Niemandem in den Sinn kommen, einer Nation zuzumuthen, daß sie die leichtsinnig contrahirten Schulden ihrer Schriftsteller zu decken habe; aber es ist bei jenem Institut meines Wissens auch nur davon die Rede, verdienten Schriftstellern, wenn sie unverschuldet, z. B. durch Krankheit, arbeitsunfähig geworden, Unterstützung, für das Alter Jahrgehalte und nach ihrem Ableben ihren etwaigen Witwen und Nachkommen Pensionen zu gewähren. Ich begreife nicht, wie ein irgend vernünftiger Mensch hiergegen etwas einzuwenden haben kann. Auch die Ansicht Thackeray's, daß die Armuth der Dichter eigentlich nur ein von Pope erfundenes satirisches Märchen sei, ist lustig genug, wenigstens für uns Deutsche, in deren Schriftstellerannalen es zum ewigen Gedächtniß aufbewahrt ist, mit welchen Nothständen viele der ersten und populärsten Dichter fortdauernd zu kämpfen gehabt haben. Thackeray möge gefälligst nur Diezmann's aus den eigenen Geständnissen des Dichters zusammengestellte Biographie Schiller's nachlesen.

Als Uebersetzer der Thackeray'schen Schrift nennt sich auf dem Titel ein gewisser A. von Müller; die Durchsicht und Nachfeile hat bei der Entfernung des Verfassers vom Druckorte laut der Vorrede J. Henning in Hamburg besorgt. Die Sprache des englischen Humors hat ihre eigene und zwar sehr launenhafte Grammatik; hier reichen Lexika, hier reicht die Kenntniß der Umgangs- und gewöhnlichen Büchersprache nicht aus. Der Versuch, für sie ein leicht lesbares, verständliches und präcises Deutsch zu finden, kann oft zur Verzweiflung führen. Man wird daher für das von Müller und Henning Geleistete sowol dankbar als nachsichtig sein.

Eine verwandte Schrift ist James Hannay's „Satire and satirists", die sich zum Theil gegen Thackeray richtet, wenigstens gegen die Ungunst, womit dieser den Charakter Swift's beurtheilt. Hannay bezweckt in einem meisterhaft geschriebenen Capitel die Ehrenrettung des Verfassers von „Gulliver's Reisen" gegen den Verfasser der „English humorists". Auch Hannay, der ein Mann von Talent und selbst von satirischer Anlage ist, quält sich nicht viel mit Definitionen; er porträtirt wie Thackeray, doch in einfachern Linien und klarern Farbentönen. Das „Athenaeum" spendet ihm großes Lob und erkennt in dieser Schrift einen bedeutenden Fortschritt des noch jungen Autors gegen seine frühern Versuche. Er holt weiter aus als Thackeray und bleibt nicht blos bei den Engländern und nicht blos bei dem vorigen Jahrhundert stehen. Eins der besten Capitel ist das über den Verfasser des „Hudibras". In Bezug auf die neuern englischen Humoristen und Satiriker spricht er sich ziemlich zahm und vorsichtig aus, vermuthlich um den Wespenschwarm nicht zu Gegenstichen zu reizen. Er charakterisirt sie so kurz, als es nur möglich ist, in folgenden Worten: „Ich muß mich damit begnügen, diejenigen Schriftsteller, in deren Werken gegenwärtig der Geist der Satire waltet, nur kurz zu nennen. Da ist Fonblanque, ein satirischer Raisonneur; Thackeray, ein satirischer Maler; Dickens, dessen Satire sich in einem derbmassigen Element komischen und grotesken Spaßes und menschlicher Lebensfröhlichkeit offenbart; Landor, der Classiker, der manchen hübschen Blitz schleudert, wenn er gerade nichts Besseres zu thun hat; Disraeli, der Bittere, der in der Jugend an Byron und Junius sich gütlich that und Apollo affectirt, wenn er spottet, und den Pegasus, wenn er ausschlägt; Aytoun, dessen heitere Weltverachtung doch ein munterer Kumpan ist und dessen Geißel in Whisky-toddy getaucht zu sein scheint. Von Jerrold möchte ich behaupten, daß er wahrhaft satirischen Geist besitzt, einen ursprünglichen, malerischen, mit der Schönheit und dem tödtlichen Hauche des Nachtschattens." Gegen Schulden und ganze Richtungen nimmt Hannay weniger Rücksichten als gegen einzelne Autoren, denen es dann unverwehrt ist, sich mitgetroffen zu fühlen. So viel kann man von den Neuern wol im Allgemeinen behaupten, daß der althumoristische Geist der Smollet und Fielding nicht in ihnen lebt, am meisten wol noch in Dickens, am wenigsten in Disraeli, der höchstens sarkastisch und schneidend ist, wo er humoristisch sein will. Die Elemente für den productiven Humor im Großen scheinen nicht mehr in der verbitterten Atmosphäre der Zeit zu liegen, oder sie fallen als kleine Hagelkörner in Gestalt der Punch- und Kladderadatschwitze zu Boden. Satire wie Satiriker werden in unserer Zeit fast allgemein von ganz falschem Standpunkt aufgefaßt; kein Wunder daher, wenn sie selbst meist einen falschen Standpunkt einnehmen. So sagt das „Athenaeum" auf Anlaß der Hannay'schen Schrift: „Satire und Satiriker sind in der Literatur Das, was der Skandal in der Gesellschaft." Eine Satire aber, die keinen höhern Zweck verfolgt als den, Skandal zu machen, ist eine höchst traurige Ausgeburt des menschlichen Geistes und hat gar keinen Anspruch darauf, ein literarisches Genre genannt zu werden. Auch die Satire soll einem höhern, einem sittlichen Zwecke nachleben und nachstreben. Sie wird freilich auch dann auf die mitlebende Generation gemeinhin wenig wirken, indem sie aber deren Lächerlichkeiten, Erbärmlichkeiten und Absurditäten genau reflectirt, dient sie wenigstens künftigen Geschlechtern als Warnungsspiegel. Juvenal hat mit seinen Satiren in dieser Hinsicht auf die Nachwelt vielleicht eindringlicher gewirkt, als er je mit ganzen Bänden salbungsvoller, von allgemein moralischem Standpunkt gehaltener Abhandlungen gewirkt haben würde. **H. M.**

Notizen.

Englische Hexameter.

James Cochrane hat soeben in Edinburg eine englische Bearbeitung von Eberhard's „Hannchen und die Küchlein" unter dem Titel „Hannah and her chickens" herausgegeben und zwar in englischen Hexametern, wie er dies schon früher in seinen Uebersetzungen von Goethe's „Hermann und Dorothea" und Voß' „Luise" versucht hat. Wären diese frühern hexametrischen Versuche ganz ohne Anklang geblieben, so würde Cochrane schwerlich gewagt haben, mit einem dritten derartigen Versuche vor das Publicum zu treten. Zwar will die englische Kritik von diesen Versuchen, den Hexameter auch in die englische Sprache einzuführen, im Durchschnitt nicht viel wissen. Unter Anderm bemerkt das „Athenaeum" in Bezug auf Cochrane's neuesten Versuch: „In seinem Vorwort zeigt sich der Verfasser sehr ungeberdig gegen die Art, wie sich das «Athenaeum» diesem Metrum gegenüber ausgesprochen hat. Aber dasselbe hat, wir bleiben dabei, keine Aussicht, in England naturalisirt zu werden. Es ist die verkehrteste Neuerung, welche die Pedanterie jemals versucht hat." Nichtsdestoweniger bleibt es immerhin beachtenswerth, daß diese Versuche, nach deutschen Mustern englische Hexameter zu bilden, sich in letzter Zeit so sehr gemehrt haben und daß der renommirteste Lyriker Nordamerikas, Longfellow, sogar eine Originalepopöe, seine „Evangeline", in Hexametern gedichtet hat; er mochte fühlen, daß es in der That Situationen gibt, die sich in keinem andern Versmaß so charakteristisch ausprägen lassen als im hexametrischen. Cochrane's Hexameter sind gewiß so gut, wie diejenigen waren, welche man in Deutschland zur Zeit Klopstock's und der Stolberg schrieb und vielleicht kaum schlechter als die von Goethe und Schiller, welche es mit den Gesetzen dieses Versmaßes bekanntlich auch nicht immer gerade sehr genau nahmen. Das „Athenaeum" selbst muß zugeben, daß Cochrane seine „undankbare Aufgabe" mit Geschick und Gewandtheit gelöst hat, und führt aus seiner Bearbeitung der Eberhard'schen Idylle, nachdem es der letztern eine exquisite holländische Detailmalerei nachgerühmt, folgende Verse als Probe an:

Laughed; soon laughed too Antoinette; and at last even Hannah
Made an attempt at a smile, notwithstanding the tears in her sweet eyes.
Truly, the two fair faces a picture gave of the heavens,
When, with serene, clear ray from the clouds which envelope his brightness,
Dripping with moisture, the sun darts suddenly forth in his glory;
Sweetly the rainbow, emblem of peace, springs up in its beauty,
While it redoubles itself in the dark clouds lying around it.
Maidens and heaven, and heaven and maidens, how like to each other!
Scarcely had Antoinette's fine countenance gayness recovered,
When, lo! soon in her playmate's look of delight it was mirrored.

H. M.

Schopenhauer und die Hegelianer.

Es dürfte eine Zeit kommen, wo ich viel über diesen höchst bedeutenden Philosophen zu sagen haben werde; einstweilen möchte ich gern das Meinige dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt mehr und mehr auf ihn hinzulenken. Was seiner allgemeinen Anerkennung im Wege steht, ist die Derbheit, mit der er der herrschenden und auf dem Katheder sitzenden Philosophie unserer Zeit entgegengetreten. Freilich, wäre er blos derb in seiner Opposition, so würde man ihn schon erwähnen, ihm wol auch eine gewisse Bedeutung zugestehen, jedoch nur um eine glänzende Polemik an ihm zu üben und mit seiner Niederlage sich zu brüsten; da er aber wahr ist, und weil wahr, durchaus klar, so läßt sich ihm gar nicht beikommen, und man ignorirt ihn gänzlich. Hier nur einen kleinen Beweis davon, wie ungerecht man gegen ihn unter so bewandten Umständen ist. Ich habe bei zwei berliner Professoren Vorlesungen über Kant gehört; beide machten darauf aufmerksam, daß zum genauern Studium der „Kritik der reinen Vernunft" es nöthig sei, sich die erste Auflage (von 1781) zu verschaffen, aber keiner von beiden Herren nannte auch nur den Namen Schopenhauer, dem doch allein das Verdienst dieser Entdeckung zukommt, indem er es war, der den Professor Rosenkranz bei dessen Herausgabe der Werke Kant's veranlaßte, die erste Auflage unverfälscht wiederzugeben, während man sich bis dahin fast allgemein mit der zweiten oder einer seit derselben erschienenen begnügte. Den Brief, in welchem Schopenhauer dem Professor Rosenkranz diesen Rath ertheilte, findet man im Auszug in der Vorrede zum zweiten Bande der „Sämmtlichen Werke" Kant's (Ausgabe des gedachten Professors) und Näheres über diesen Gegenstand in Schopenhauer selbst und zwar in seinem größern Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung", Bd. 1, Anhang, Kritik der Kant'schen Philosophie enthaltend. Daß ich selbst mit Schopenhauer bekannt wurde, verdanke ich zunächst dem Professor Rosenkranz, welcher in seiner „Aesthetik des Häßlichen" das Capitel in Schopenhauer's ebengenanntem Werke, „Metaphysik der Geschlechtsliebe" betitelt, als bedeutend empfiehlt. Rosenkranz, obgleich selbst Hegelianer, scheint daher gerechter als jene Herren zu sein. So hat er auch in der Gödeke'schen Wochenschrift eine (bereits in d. Bl. erwähnte) Charakteristik Schopenhauer's geliefert, in welcher er ihm wenigstens hohe Verdienste als Schriftsteller und Gelehrten zugesteht. Unrichtig aber ist es, wenn er Schopenhauer zum Vorwurf macht, er habe Schelling einen Unsinnschmierer genannt. Dies hier nur beiläufig, denn ich habe mich an einer andern Stelle ausführlicher über dergleichen Verleumdungen, mit denen man Schopenhauer entgegentritt, ausgesprochen. 39.

Bibliographie.

Hecquard, H., Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Veröffentlicht auf Veranlassung des Ministeriums der Marine und der Colonieen. (Aus dem Französischen.) Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 27 Ngr.

Paulus, Silentiarius, Beschreibung der H. Sophia und des Ambon. Metrische Uebersetzung mit Anmerkungen von C. W. Kortüm. Berlin, Ernst u. Korn. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peters, C. F., Dichtungen aus heiteren und ernsten Stunden. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichenbach, K. Freih. v., Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen über die gegenseitigen Kräfte und Eigenschaften mit Rücksicht auf die praktische Bedeutung, welche sie für Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, Heilkunde, gerichtliche Medicin rc. im weitesten Umfange haben. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Rußlands Verdienste um Deutschland. Eine historisch-diplomatische Denkschrift. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Schubert, G. H. v., Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie. 1ster Band. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sillig, P. H., Die Shakespeare-Literatur bis Mitte 1854. Ein bibliographischer Versuch, eingeführt von H. Ulrici. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 20 Ngr.

Solitaire, M., Alte Bilder in neuen Rahmen. Phantasie und Objekt im Reisebilde. Aus meinem Wanderbuche. Landsberg, Volger u. Klein. 1855. 16. 6 Ngr.

Souvestre, E., Peter Heinrich der Strenge, oder Erlebnisse eines Arbeiters. Aus dem Französischen. Aarau, Christen. 8. 12 Ngr.

Spenser, E., Fünf Gesänge der Feenkönigin. In freier metrischer Uebertragung von G. Schwetschke. Halle, G. Schwetschke. 8. 16 Ngr.

Weinholtz, K., Zur Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung des Wortes. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, A., Vom Kriegsschauplatz! Telegraphische Depeschen der neuen russischen Zeitung. An Ort und Stelle aufgenommen. Düsseldorf, Arnz u. Comp. Qu.-4. 10 Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland" von Freih. v. Ketteler, Bischof von Mainz. Von *** Mannheim. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein fliegendes Blatt. Kurze Uebersicht der finanziellen Lage Oesterreichs mit Bezug auf die drohende Kriegsgefahr. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Freimaurerei und das Evangelische Pfarramt. Aus der Evangelischen Kirchenzeitung. 2ter Theil. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Leben, Wirken und Tod Sr. Majestät des Höchstseligen Königs Friedrich August II. Leipzig, Literatur-Bureau. 8. 5 Ngr.

Den Manen Friedrich August des Zweiten, des Unvergeßlichen, Königs von Sachsen. Ein Blatt in Folio. Leipzig, Naumburg. 2½ Ngr.

Sieberger, J., Und dennoch bewegt sich die Erde! Widerlegung der nach Dr. Schöpffer „unwiderleglichen Beweise" für das Feststehen der Erde. Saarlouis, Stein. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur Charakteristik neupreußischer Politik. Ein Sendschreiben an Hrn. Prof. Stahl in Berlin. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 14. September 1854.

Deutsche Socialpolitik.

1. Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Von W. H. Riehl. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Land und Leute. Die bürgerliche Gesellschaft. Erste und zweite Auflage. 1853—54. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
2. System der Ethik. Zweiter darstellender Theil. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Lehre von der Rechts-, sittlichen und religiösen Gemeinschaft oder: Die Gesellschaftswissenschaft. Von Imanuel Hermann Fichte. Leipzig, Dyk. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. Geschichte der deutschen Stände nach ihrer gesellschaftlichen Entwickelung und politischen Vertretung. Von Theodor Mundt. Berlin, Simion. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutscher Sinn hat von jeher mehr auf den Inhalt als auf die Form im öffentlichen Leben gehalten; Cultur und Sitte liegen ihm mehr am Herzen als Verfassungsparagraphen und politische Theorien; die individuelle Freiheit will er bewahrt und gesichert wissen, und wenn von einer Aenderung der gesellschaftlichen Verhältnisse die Rede ist, so will er die Güter des Privateigenthums, der Familie, der Standesrechte und Berufsehre nicht zerstören, um die Gleichheit mit Denjenigen herzustellen, die derselben entbehren, sondern er will jene Güter Allen ermöglichen, Alle in sie einsetzen, das eigene Brot, die Bildung und Entwickelung des eigenen Genius Jedem als den Preis seiner Arbeit gewähren. Daß der Communismus statt Wohlstand, Freiheit und Bildung nur die Noth, den Zwang, die Roheit allgemein machen würde, brauchte man selbst in der Revolutionszeit unsern radicalsten Proletariern nicht zu entwickeln, sie wollten gar nicht das gemeinsame Leben und die Gütervereinigung, sie wollten theilen. Allerdings haben wir in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und in der ersten des gegenwärtigen eine Zeit allgemeiner Abstractionen gehabt, und wie große Philosophen die immanente Einheit aller Erscheinungen des Natur- und Geisteslebens zu erfassen und diese nach einem Grundprincipe zu systematisiren suchten, so legte eine nivellirende Verstandesaufklärung auch die Religion und den Staat auf ihr Prokrustesbett, um sie nach einer Schablone oberflächlich zurechtzuschneiden. Aber wie die Naturwissenschaften an dem Streben festhielten, vorerst das Einzelne in seinem individuellen Wesen erfahrungsmäßig kennen zu lernen und von da zum Gesetz aufzusteigen, so machte sich ein geschichtlicher Sinn geltend, der die mannichfachen Formen und Normen der menschlichen Entwickelung auffassen und sich des Reichthums ihrer Fülle erfreuen wollte, und demgemäß bildete sich auch eine Richtung in der Politik, welche das Volksleben nicht von außen her gemaßregelt, noch seine Mannichfaltigkeit in ein fertiges Schema eingezwängt sehen will, sondern der Ansicht ist, daß man der Sitte, den Unterschieden der Berufskreise und dem historisch Gewordenen Rechnung tragen müsse, daß überhaupt das menschliche Leben mit seiner Cultur weniger vom Verstand des Einzelnen gemacht werde, als es im unreflectirten Zusammenwirken Aller organisch erwachse, und daß es darum gelte, das Gesetz seiner Entwickelung zu finden und es nicht willkürlich zu meistern, sondern seinem Gang sich anzuschließen. Auch hier verfiel man mitunter in das andere Extrem: man übersah vielfach den Antheil des Selbstbewußtseins und des freien Willens bei der Gestaltung des menschlichen Daseins, der dasselbe von dem blos Naturwüchsigen unterscheidet; man übersah die Bedeutung des Ideals, das der Geist aus der Erkenntniß des ewig Wesenhaften bildet, als des Ziels aller Entfaltung; ihm das Gegebene und Gegenwärtige im Zusammenhange mit der Vergangenheit, in der es wurzelt, reformatorisch zuzubilden scheint mir die eigentliche Aufgabe, und nur in ihrem Erfassen sehe ich das Mittel gegen die Revolution, die, mag sie hemmen oder verfrühen, immer zerstört und verwirrt, sehe ich ein Heil für unsere Zeit und unser Volk.

Die obigen Bücher sind in einem ähnlichen Sinn geschrieben. Ihnen liegt mehr der Inhalt des Volksthums als eine einzelne Verfassungsform am Herzen, ja sie wollen von einer allgemeingültigen Musterform nichts hören, da andere Sitten und Bildungsstufen auch eine andere Weltanschauung, eine andere Staatsordnung bedingen. Dabei ergänzen sie einander in der Art, daß Mundt uns die Einsicht in das Wesen der Stände durch die Betrachtung ihrer Geschichte auf praktische Weise

vermitteln will, während Riehl, der sie im Buch über „Die bürgerliche Gesellschaft" nach ihrem gegenwärtigen Bestehen vortrefflich charakterisirt hat, nun in der neuen Schrift „Land und Leute" sie nach den örtlichen Bedingungen des Landes schildert, in welchem das Volk wohnt und wirkt. Fichte dagegen entwirft mit einem in die Zukunft schauenden Sinn ein Bild des socialen Lebens nach den ewigen Principien der Ethik, deren Ideen für uns stets auch eine Mahnung zur That, eine sittliche Foderung sind; aber auch seine Anschauungen gründen sich auf die geistige Natur des Menschen und verlangen zu ihrem rechten Verständniß die eigene sittliche Lebenserfahrung.

In der Art und Weise, wie Riehl mit großer Virtuosität seit einer Reihe von Jahren einzelne Erscheinungen unserer Gegenwart von socialer Bedeutung zeichnet und daraus seine Schlüsse zieht, wie er das historisch Gewordene und Individuelle beachtet und in seiner Besonderheit hegt und pflegt, erinnert er gar oft an Justus Möser, ohne daß von Nachahmung desselben die Rede sein könnte; das Lob, das er ihm in dem ersten Capitel des vorliegenden Buchs zollt, beweist, daß er in ihm, „dem größten deutschen socialpolitischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts", den Leitstern für die eigene Thätigkeit im 19. Jahrhundert gefunden hat. Riehl ist warmer Freund der Kunst, ein ausgezeichneter Kenner der Musik und, wie seine Freunde wissen, selbst begabter Componist, und als Schriftsteller hat er gerade dadurch seinen Namen bekannt gemacht, daß er einzelne sinnig aufgefaßte und klar abgerundete Gemälde aus dem Gebiet der Culturgeschichte wie aus den Erfahrungen der Gegenwart ebenso belehrend als genußreich ausarbeitete. Aus der Zusammenfügung und Verwendung derselben zu einem größern Ganzen gehen seine Bücher hervor. Jener künstlerische Sinn nun gibt ihm weit mehr Auge und Herz für das Gewordene, das als eine in sich geschlossene Gestalt dasteht, als für das Werdende, das oft noch unreif, unklar im Durcheinandergähren seiner Elemente der bestimmten Form erst harrt. Er schlägt darum die geschichtliche Erkenntniß zu hoch, die philosophische zu gering an, da die vergangene Geschichte wol das Räthsel ihrer Zeit gelöst hat, diese Lösung aber für die neue Aufgabe der Gegenwart doch als solche nicht genügen kann. Den alten deutschen Bauernstand, wie er sich noch in Baiern, in Westfalen findet, hat er meisterhaft geschildert, in seiner Art so schön wie Karl Immermann; dagegen das industrielle Wesen unserer Städte, die Bedeutung des Handels und Aehnliches ist ungenügender erörtert. Wenn er die Lebensweise Rügens oder des Rheingaus schildert, reißt er uns zu freudigem Beifall hin, aber das Großstädtische, wie es doch auch in Deutschland seine Geltung hat, scheint er lange nicht so gut zu kennen, man wird Wien oder Hamburg kaum bei ihm genannt finden. Ich gebe ihm Recht, daß er noch eine andere Volkscultur annimmt als schulmeisterliche Bücherweisheit und die Pflege des Verstandes und Gedächtnisses; das gesunde Urtheil im eigenen Berufskreise, die schlichte Religiosität, der Kunstsinn und die Kunstfertigkeit in südlichen Gebirgsdörfern ist auch echte Bildung, nur möge man wieder um ihretwillen die Ehre der freien Intelligenz nicht verkümmern. Was man vor zehn Jahren den Gelehrten noch sagen mußte, daß die Religion nicht sowol Verstandes- als Herzenssache, daß sie nicht eine untergeordnete Vorstellungsform des Wissens, sondern That und Leben, das gottinnige Leben der Liebe sei, das beginnt wieder allgemein anerkannt zu werden, und neben dem theoretischen kommt auch im Protestantismus dessen ethischer Factor stets mehr und mehr zutage. Auch Riehl legt auf die Innere Mission in der katholischen wie in der evangelischen Kirche das verdiente Gewicht, da sie den Nothstand unserer Zeit nicht blos bei seiner materiellen, sondern auch bei seiner ideellen Wurzel angreift und wohl einsieht, daß die ökonomische Frage nur Hand in Hand mit einer sittlichen Wiedergeburt, mit einer religiösen Erneuung gelöst werden kann; aber ich finde weniger dabei hervorgehoben, daß der ewige Wahrheitsgehalt des Christenthums, der den Fortschritt der Cultur selbst leitet, in diesem und ihm gemäß auch in andern Formen den Menschen vermittelt und von ihnen angeeignet werden kann, oder daß die wissenschaftliche Darstellung der Religion und die Begründung ihrer Offenbarung im Zusammenhang alles Lebens perfectibel ist; woraus dann wol für uns folgen dürfte, daß auch hier von Seiten der Philosophie ein Wort der Versöhnung von Glauben und Wissen zu sprechen ist, daß, wenn die alten Formen völlig genügt hätten, das 18. Jahrhundert sich nicht von ihnen abgewandt haben würde, daß also der forschende Geist nicht unter das Joch einer fremden Autorität gebeugt, sondern in ihm selbst das Kreuz als das Siegeszeichen eines neuen Lebens zu freier Anerkennung aufgerichtet werden muß.

Es ist ein schlechter Dienst für die Riehl'schen Arbeiten, wenn man einen Auszug aus ihnen macht, ihr Reiz und ihre Kraft liegt gerade im Detail, in den besondern Anschauungen. Er sagt selbst, daß er erst Fußwanderer geworden sei und die deutschen Gauen in unmittelbarem Verkehr mit dem Volke durchstreift habe, ehe er die Feder als politischer Schriftsteller ergriffen habe, und angesichts seiner Thätigkeit fallen uns wol die Worte Seume's ein: „Was ich nicht erlernt habe, das habe ich erwandert"; und: „Es ginge besser, wenn wir mehr gingen." Ich verweise daher einfach den Leser auf solch köstliche Capitel wie die Schutzrede für den Wald im ersten Abschnitt und auf die Idee, daß der Socialpolitiker noch andere als die blos ökonomischen Gesichtspunkte haben müsse:

> Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weins bedarf, obgleich es zur Nothdurft vollkommen genügen mag, wenn sich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legt. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unsern äußern Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nöthiger sein.

Ein zweiter Abschnitt bespricht Wege und Stege, ein dritter Stadt und Land. Hier zeigt sich, daß Riehl nicht das Bestehende als solches ohne weiteres in Schutz nimmt, daß er zwischen dem historisch Erwachsenen und dem historisch Gemachten zu unterscheiden weiß; er will den Unterschied von Stadt und Dorf auch in der Gemeindeverfassung der Volkssitte gemäß bewahrt wissen, aber über die künstlichen Städte, namentlich eine Reihe von kleinen Residenzen hält er eine Rede, die wie ein ernstes Straf- und Mahnwort hart in viele Ohren fallen wird.

Sodann gibt er eine Dreitheilung der socialen Ethnographie Deutschlands, und das ist theoretisch wol das Bedeutendste seines Buchs; er scheidet das centralisirte Land in den Ebenen des Nordens am Meere und das centralisirte Land des Südens an den Alpen von dem individualisirten Land der Mitte, das durch kleinere Gebirge und Flüsse vielfältig gegliedert die Bildung kleiner Staaten und den Individualismus in der Sitte wie im Denken begünstigte, während dort größere Staaten und ein einmüthiger Zusammenhalt aller Weltanschauung, eine größere Zähigkeit im Beharren, ein treueres Bewahren und Hängen am Alten herrschend sind. Da sind aber auch wieder viele sinnig bemerkte Einzelheiten das Interessanteste, das dem eigenen Nachlesen überlassen bleiben muß. Wer den Gedanken Riehl's verfolgt, dem werden sogleich manche Bestätigungen einfallen, wie z. B. die massenhaften Backsteinbauten im gothischen Stil, wie sie Pommern und Altbaiern hat, und die Bedeutung, die beide Stämme im Jahre 1848 für das conservative Princip hatten. Liest man weiter, so entdeckt man bald, daß Riehl auch das nicht übersehen hat. Ihm ist seine vielseitige Jugendbildung (er war von Haus aus Theolog, ward Kunstkritiker, dann politischer Journalist und ist jetzt Professor der Staats- und Volkswissenschaft) nicht durch Zersplitterung nachtheilig geworden, sondern er weiß sie stets für das eine Ziel, das er gerade verfolgt, wirksam zu machen.

Die Betrachtung der Volksgruppen und Staatengebilde in ihrem Wechselverhältniß und die der kirchlichen Gegensätze schließt das Werk. Es ist eine schöne ethnographische Studie im Sinne Karl Ritter's, der den Zusammenhang von Land und Leuten, von Natur und Geschichte auf epochemachende Weise in der Wissenschaft zur Anerkennung gebracht hat.

Fichte rühmt neben der Nationalökonomie von L. Stein besonders Riehl's „Bürgerliche Gesellschaft" als zwei Bücher, in welchen er seine Ideen vielfach bestätigt gefunden; doch ist gerade die Betrachtung des nationalökonomischen Lebens und die der Stände und des Volks das Ungenügendste in seinem Buch. Er erkennt im Staate den Rechtsorganismus, der an sich ein großes Gut, aber doch nicht höchster Selbstzweck, sondern um des sittlichen, künstlerischen, humanen, religiösen Lebens willen da ist und die Bedingungen desselben zu gewährleisten hat; um so näher hätte es ihm gelegen, auch jenes als die mehr materielle, aber stets geistdurchdrungene Basis für solche ideale Güter zu besprechen. Sagt er doch selbst:

> Nichts wahrhaft Ethisches kann hervorgebracht werden, welches nicht schon in irgend einer instinctiven Naturgestalt existirte, wie umgekehrt keine gegebene Form des Ethos existirt, welche nicht sogleich noch stets höher und vollkommener sich zu entwickeln hätte; wie jede organische Entwickelung, so kann auch jede bewußte Freiheitsschöpfung nur eine stetige sein, eben weil sie Neues hervorzubringen hat, welches gesund und dauerhaft nur aus seiner nächsten Bedingung sich gestalten kann.

Fichte basirt seine Gesellschaftslehre auf die Idee der ergänzenden Gemeinschaft, auf das Princip der Liebe, und zeigt, wie überall Wohl und Vollkommenheit des Einzelnen nur in und mit dem Ganzen gedeiht. Er betrachtet das Eigenthum, den Verkehr, die Rechtsverletzung und Strafe, sodann die Familie, den Staat und die humane Gemeinschaft, in welcher die höhern Triebe des Geistes und Gemüths durch Kunst und Wissenschaft, Geselligkeit und Freundschaft befriedigt werden. Er behandelt endlich die Idee der Gottinnigkeit, die er stets schon als die rechte Weihe aller Verhältnisse nachwies, wie sie durch Religion und Kirche ihre Verwirklichung findet.

Fichte stellt seine eigenen Lehren in der Continuität der Geschichte, namentlich in Anknüpfung an die seines Vaters, Hegel's, Stahl's und Krause's dar; ihre wissenschaftliche Kritik gehört vor das Forum der Philosophen von Fach, aber Alle, die an den großen politischen, sittlichen und religiösen Fragen der Zeit einen tiefern Antheil nehmen und die Arbeit eines ernsten Denkens nicht scheuen, möchten wir auf die trefflichen Erörterungen verweisen, in welchen er die Zielpunkte unserer Entwickelung aufstellt, sie in der ewigen Natur des Geistes begründet und den Zug der seitherigen Culturgeschichte nach ihnen hin darthut. Er selbst warnt dabei aufs nachdrücklichste vor allem Ueberstürzen und Verfrühen, er möchte das Unheil der Revolution durch künstlerische Reform verhütet wissen, er dringt auf Heilighaltung des gegebenen Worts, auf Vertrauen und Muth; die edle milde Gesinnung, der ebenso freie als innig religiöse Geist muß seiner Darstellung, so wenig sie es den extremen Parteien recht macht, doch eine allgemeine Achtung gewinnen; und wer seine ganze philosophische Betrachtung über das sittliche Leben in ihrer Totalität erwägt, der wird eine Erhebung und Versöhnung des Gemüths aus ihr gewinnen.

Mundt's Buch ist ein Gang durch die ganze deutsche Geschichte mit beständiger Rücksicht auf die Gestaltung der Stände, jedoch weniger in Bezug auf Sitte und sociale Verhältnisse als auf die politische Stellung und Bedeutung seit den Schilderungen von Tacitus bis auf die Verfassungen, die sich in und nach dem Jahre 1848 gebildet haben. Die Darstellung ist klar und geschmackvoll, und die Resultate der Gelehrsamkeit, wie sie besonders die germanistischen Juristen gewonnen haben, sind mit Kenntniß und Urtheil für das größere Publicum übersichtlich zusammengestellt; das Buch ist hierdurch wie durch den unbefangenen Sinn, mit welchem es ab-

gefaßt ist, recht empfehlenswerth und im Ganzen durchgearbeiteter und gereifter als die mehr für die Damenwelt berechnete „Mythologie" oder die literaturgeschichtlichen Schriften Mundt's, soweit diese letztern nicht die neuere Zeit betreffen, wo sie unvergleichlich mehr befriedigen.*) Wir wünschen dem Verfasser zu diesem Fortschritt seiner Thätigkeit Erfolg und Glück.

Moriz Carriere.

Gregorovius über Corsica.

Corsica. Von Ferdinand Gregorovius. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Einem ernstgemeinten, an mannichfacher Belehrung und Unterhaltung reichen Buche, wie das vorliegende ist, gebührt unsere Anerkennung, wenn auch Einiges darin unserm Geschmack oder unsern Grundsätzen und Ansichten nicht zusagen sollte. Verhält sich der Verfasser auch etwas mehr, als uns lieb ist, sympathetisch zu der Familie eines weltbekannten Corsen, so hat er uns über die Insel und ihre Bewohner, ihre Geschichte, ihre Natur und ihre Poesie doch ein so lehrreiches und treffliches Buch geliefert, daß wir ihm dafür unsern Dank darzubringen haben. Die Quellen aller dieser Belehrung hat er mit Ernst erforscht, Land und Leute gründlich studirt und in einer natürlichen und treuen Darstellung uns vorgeführt. Sein Stil ist tadellos, wenn wir ihm hin und wieder einen etwas sentimentalen Erguß nachsehen; seine persönlichen Beziehungen sind ohne Prätension wiedergegeben nnd lassen uns einen dankbaren und liebenswürdigen Reisenden in ihm erblicken, einen Sachkundigen, einen Gelehrten, mit offenem Blick für Welt und Natur.

Das Werk zerfällt in einen geschichtlichen Abschnitt, welchem cultur- und sittengeschichtliche Skizzen folgen. Hierauf gibt es uns die Wanderfahrt durch die ganze wenig bekannte Insel in allen ihren Theilen, reich gemischt mit Volkspoesien, historischen Documenten, Familiengeschichten, Darlegungen und Urkunden aus der romantischen Epoche der corsischen Geschichte in der Zeit König Theodor's und Pasquale Paoli's und mit einem großen Reichthum Bonaparte'scher Specialien, von welchen ein ansehnlicher Theil uns neu zu sein schien. Wir kommen, soweit es der Raum gestattet, auf die wichtigsten dieser Darbringungen zurück.

Die ungemein wechselvolle Geschichte der Insel ist kurz zu skizziren. Die celtisch-iberische Uebervölkerung wich vor phönizischer (phocäischer) Colonisirung, hiernächst vor der griechischen Einwanderung von Massilia aus, endlich vor der römischen Eroberung allmälig zurück, bis Scipio Nasica im Jahre 162 die Insel völlig unterwarf und Corsica, das alte Cyrnus, romanisirte, das nun mit Ichnusa, Sardinien, eine Präfectur bildete. Plinius und Ptolemäus nennen 33 Städte (wol nur Castelle) in Corsica; Strabo nennt es wild und schlecht bevölkert. Dann folgt es den Schicksalen Liguriens; mit dem Mittelalter beginnen die blutigen Fehden der Barone, die den Grund zu den heutigen Zuständen Corsicas legten; der Kampf der Factionen führte zur Unterwerfung unter Genua, nachdem der letzte Kämpfer corsischer Unabhängigkeit, Vicentello d'Istria, 1434 auf der Treppe der Signoria von Genua sein Haupt unter dem Henkerbeile gebeugt hatte. Von nun an war die Bank von Genua die Beherrscherin der Insel, der man übrigens ihre demokratische Verfassung ließ. Zwischen dieser und Signorenherrschaft (Sampiero war im 16. Jahrhundert fast Herr der Insel) zwischen Genua, Frankreich und dem Kaiser hin und wieder geworfen, verlief die Geschichte Corsicas, bis im März 1736 ein genialer deutscher Abenteurer, der westfälische Baron Theodor von Neuhoff, auf einem britischen Schiff von 10 Kanonen in Aleria landend, mit etwa 30 Mann Italienern, Franzosen und Mauren sich zum Herrn der Insel machte. Es heißt:

> Er war angethan mit einem langen Kaftan, maurischen Pantalons, gelben Schuhen und einem spanischen Federhut; ein paar Pistolen im Gürtel, Schleppsäbel an der Seite und einen langen Scepter in der Hand. Hinter ihm her stiegen ans Land in ehrfurchtsvoller Haltung 16 Herren seines Gefolgs. So betrat dieser räthselhafte Mann Corsica mit der Miene eines Königs und mit dem Willen, es zu sein.

Das Volk führte den mystischen Fremdling im Triumph nach Cervione, vier Wochen später, am 15. April, wurde Baron Neuhoff, Grand von Spanien, Pair von Frankreich, Fürst des römischen Reichs, als Theodor I. vom Volk zum König der Corsen ausgerufen und gekrönt! Eine wunderbare Geschichte ohne Frage, nur erklärlich aus der Landesgeschichte überhaupt und aus der klugen Behandlung der Parteien, welche Neuhoff in Genua für sich gewonnen hatte. Gern verweilten wir länger bei dieser fesselnden Periode der corsischen Geschichte, doch der Raum gestattet es nicht. Nach dem Verschwinden und der zweimaligen erfolglosen Wiederkehr Theodor's entbrannte der Genueserhaß aufs neue. Der junge Pasquale Paoli, einer der edelsten Charaktere dieses Volks, ordnete 1743 die Republik, die gedrängt zwischen Frankreich und Genua nach langem blutigen Kampfe endlich eine französische Provinz ward, im Juni 1769. Noch unter dem Waffenlärm des ganzen Landes ward am 15. August desselben Jahres in Ajaccio Napoleon Bonaparte geboren, der Vernichter Genuas, der Unterjocher Frankreichs, der Rächer seines Volks. „Solche Genugthuung", sagt der Verfasser, „wollte das Schicksal den Corsen in ihrem Sturze geben und die Heldentragödie ihrer Geschichte (Vincentello, Sampiero und Paoli!) versöhnend schließen!"

*) Eine der gediegensten Arbeiten Mundt's ist wol seine Schrift über Machiavelli (zweite Auflage, 1853), die von der modernsten Kritik, wie dies nun manchmal so geht, weniger beachtet worden zu sein scheint, als sie verdient. Dem größern Publicum, das in der Regel sehr viel von Machiavelli gehört hat, ohne sehr viel von ihm zu wissen, ist die Lectüre dieser Schrift umsomehr zu empfehlen, da die interessantesten Parallelen zwischen der Zeit Machiavelli's und der unserigen, in welcher die Politik noch ganz nach machiavellistischen Grundsätzen betrieben wird, so nahe liegen.
D. Red.

Der Verfasser betritt die Insel, von Livorno kommend, bei Bastia, der alten Hauptstadt des Landes und noch heute der größten und bevölkertsten Stadt desselben. Gleich die ersten Capitel seines Wanderberichts geben Zeugniß davon, in welcher ungemein geist- und gemüthvollen Weise uns hier Unterhaltung und Belehrung geboten werden soll und wie der Verfasser es versteht, die Welt der Erscheinung mit der des Gedankens und der Empfindung in dauerndem Einklang zu erhalten. Er ruft aus:

Eine Fahrt auf diesem Becken des Mittelmeers ist in Wahrheit eine Fahrt durch die Geschichte selbst. Ich sah dies schöne Meer bevölkert von den Flotten der Phönizier und der Griechen, jener Phocäer, die hier umherschwärmten; dann kam Hasdrubal, die Flotten der Karthager, die Etrusker, die Römer, die Mauren, die Spanier, die Pisaner, die Genuesen. Corsica — Elba mahnen an das größte Weltdrama, das den Namen Napoleon trägt; friedlich, nahe nebeneinander, so nahe wie des Menschen Wiege und sein Grab! Das also ist die Felsenzwangsjacke, die man dem Riesen anlegte. Er sprengte sie so leicht wie Simson die Bande der Philister. Aber er war von hier ab ein Abenteurer, wie Murat, der von dort ausging, um in Neapel tragisch zu enden. „Vier Inseln bestimmten Napoleon's Geschick", sagte der wackere Schiffsmann; „er selbst war eine Insel im Ocean der Weltgeschichte — unico nel mondo." „Und der Neffe?" sagte ich. „Ich sage", rief jener, „Napoleone era unico nel mondo."

Nachts in Bastia landend, ohne Obdach in der mit 15,000 Einwohnern bevölkerten Stadt zu finden, tritt ihm sogleich der Charakter des Landes entgegen, unwirthlich, wie schon der hierher verbannte Seneca es fand, das Land der Blutrache und der Banditi; die Worte ammazato, tumbato, macchia schallen überall, wo man geht und steht; in die macchia (Wald) gehen aber heißt hier: Bandit werden! Bastia, mit dem Blick auf Capraja, Elba und Monte-Cristo und Pianosa, wo Agrippa erwürgt wurde, liegt wunderschön; über der Stadt ragen Oelwälder, Citronengärten, einzelne Fächerpalmen. Es schwirrt von Verbannten. Malerische Landestrachten, arkadische Scenen rings umher. „Sehen Sie jene Frau mit dem Wasserkruge auf dem Kopf?" „Ja, was ist's mit ihr?" „Sie könnte Gemahlin eines Königs sein. Madre di Dio! Sehen Sie dort am Berge den Flecken Cardo? Eines Tags verliebte sich der Soldat Bernadotte in die Bauerntochter von Cardo. Die Aeltern wiesen den povero diavolo ab. Am Ponte d'Ucciani wurde er Corporal, höchst selig über seine Charge. Neuer Antrag — später wurde er König. Da geht nun ihre Tochter mit dem Wasserkrug und grämt sich, nicht Prinzessin von Schweden zu sein."

„Die Stille einer großen Natur beruhigt die Seele", sagt der Verfasser, und oft findet er auf seiner Wanderung durch die Berge um Bastia Gelegenheit, sein Talent für die Malerei einer schönen und großen Natur zu bekunden, ja er besitzt darin eine nicht gewöhnliche Meisterschaft, welche seinen Bericht fortwährend mit den anziehendsten Gemälden dieser Art füllt. Bastia ist mit italienischen Flüchtlingen gefüllt. Einer von diesen, der treffliche florentiner Geolog Professor Fr. Marmocchi gibt ihm die geognostische Geschichte der Insel, welche ihre Gestalt einer dreifachen Erhebung und Zusammenballung der herausgetretenen Massen verdankt. Corsica ist zugleich die Centralprovinz der mittelländischen Pflanzenwelt, die sie von der Fächerpalme, den Cactus, den Kotyledonen, Labieen und Karyophylleen, den Orchideen u. s. w. bis zu den Centaureen und Disteln in sich vereint. Die Feige, die Granate, der Oelbaum und der Weinstock geben überall reiche Ernten. Wir übergehen, was der Verfasser von der Verwaltung, den gelehrten Anstalten, den verdienten Männern der Insel sagt; am Morgen nach seiner Ankunft aber sieht er Bracciamozzo, den dreiundzwanzigjährigen Banditen hinrichten, der zehn Menschen umgebracht hat — warum? „Aus Capriccio", heißt es; Bandit aus Eifer für Recht, nach seiner Idee. Die Natur des Corsen ist eben eine Kämpfernatur! Am Abend ging die Damenwelt auf dem Platz Nicolao, wo das Banditenblut geflossen war, anmuthig spazieren. Das Meer war wonnig, Fischerbarken mit Lichtchen schwammen darauf und Fischer sangen das schöne Lied „O pescator dell' onda". „In Corsica gibt es Nerven von Granit und gar keine Riechfläschchen", sagt der Verfasser. Das „Eterna faremo vendetta" des corsischen Volksliedes gilt noch heute in seiner ganzen Bedeutung und ist als eine natürliche Frucht der lange gehemmten Gerechtigkeit anzusehen; die französische Justiz vermag nichts dagegen. Der Feind ist hier der Todfeind und Genugthuung nur in seinem Blute zu finden. Bisweilen legen sich auch Mittler, Parolanti, dazwischen, und es werden Eide in ihre Hand geschworen. Selten werden diese gebrochen, aber doch gebrochen, denn im menschlichen Herzen hat der Dämon sein Nest gebaut, sagt der Corse. Aus der Vendetta stammt natürlich das Banditenleben. Der corsische Bandit ist nicht Dieb und Räuber, sondern ein vom Gesetz Ausgestoßener, im Banne Lebender, der Gefährte der Ziegenhirten im Gebirge zwischen Monte S.-Appiano und Monte Rotondo, in den tiefschattigen Urwäldern des Niolo. Es gibt sehr berühmte Banditen, wie Paladine besungen und gepriesen, z. B. Gallocchio, Giammarchi, der sich 16 Jahre gegen die Sbirren behauptete, Ornano, Antommarchi, der die Berge 17 Jahre hielt, Massoni u. A. Der Geschichtschreiber Filippini rechnet, daß in 30 Jahren seiner Zeit (1715) 28,715 Morde in Corsica geschehen; auf vier Jahrhunderte rechnet er 330,000 Getödtete und ebenso viel Verwundete, also 660,000 von Mörderhand getroffene Corsen! Dies Volk gleicht der Hydra, denn noch von 1821—52 wurden nach amtlichen Berichten in Corsica 4300 Morde verübt und — die Insel zählt 250,000 Einwohner. Nicht die Justiz, nur die Cultur kann hier helfen.

Lieblich sind die Thäler des 5000 Fuß hohen Monte-Stello, der im Cap Corso ausläuft; der Verfasser malt uns ihre Schönheit. Von Brando nach Luri wandernd, besucht er Erba Lunga, den alten Herrschersitz der Gentili. Luri selbst ist paradiesisch gelegen; ein schwarzer Thurm auf einem Berge gilt für den Wohnsitz des Se-

neca, der hier acht Jahre der Verbannung verlebte — jetzt wäre dies Thal voll Limonen, Cedri, Feigen, Kastanien, voll Kirchen und Klöster ein wonniges Exil. Eine gute Fahrstraße führt nach Pino, vorüber an dem wie ein gedankenvoller Stoiker stehen gebliebenen Thurm des Seneca und dem Thurm von Ronza, den 1768 der alte Casella allein gegen eine französische Belagerung vertheidigte. Nach vieltägigem Kampfe rief er: „Die Besatzung will capituliren.“ Gut! Und er trat hinaus. „Wo ist Eure Besatzung?“ „Hier“, sagte der Alte und zeigte auf seine Flinte und seine Pistolen. Grand-Maison ließ ihn bewundernd frei.

Als gelehrten Alterthumskenner sehen wir den Wanderer auf dem Thurm des Seneca, dem er drei Abschnitte widmet: „Seneca morale“, „Seneca birbone“ und „Seneca eroe“. Der Stoiker selbst wohnte gewiß nicht hier, sondern unten in Aleria, wo er den mullus und den Thunfisch zur Tafel hatte. Welche Geister diese alten Römer! Welche Verzerrung der Philosophie in diesen stoischen Weisen! Wie kokettirt dieser alte Seneca, der drei Jahre älter als Christus war, mit seinem Exil in den Trostbriefen an seine Mutter Helvia! Und für die Schönheit der Natur hat er nicht einen Blick! Ja er spottet ihrer in bittern Epigrammen. Nichts trennt uns mehr vom Alterthum als eben unser Naturgefühl! Von Seneca zu Humboldt! Wer an dem Fortschritt der Menschenbildung zweifelt, der denke sich dies Bild!

Es herrscht noch viel Aberglaube in Corsica. Man glaubt an Hexen (strega), Teufelskünste aller Art und wahrsagt aus der Spalla, dem Schulterblatt des Schafes. Ein Hirt aus Ghidazzo weissagte dem kleinen Napoleon, daß er ein Herrscher der Welt werden würde, aber nur für kurze Zeit. Den umgehenden Todten darf man um keinen Preis auf den Namenszuruf antworten. Bekannt ist, daß Paoli, der europäische Washington, den Philosophen J. J. Rousseau nach Corsica einlud, um ihm Gesetze zu geben; der Verfasser theilt den Brief mit, in welchem der Philosoph den Ruf ablehnt. Man denke sich den schematischen, weltunkundigen Rousseau als den Solon Corsicas, mit seiner Philanthropie mitten im wilden Geschrei „Vendetta! Vendetta!“, unter dem Waffengetöse des Heldenkampfes von Pontenuovo, wo Paoli erlag! In Vescovato besucht der Verfasser die Witwe des Generals Franceschetti, des treuen Gefährten J. Murat's, der von hier aus seine letzte tragische Fahrt nach Pizzo unternahm. Die Erzählung der Schicksale des armen Königs ist wahrlich ergreifend; „aber in Corsica wachsen die Königskronen auf den Bäumen“, sagt der Verfasser, „und dieses Naturvolk hat jeder heroischen That des Alterthums eine gleiche aus seiner Geschichte entgegenzusetzen“. Und nun folgt die schöne historische Novelle von der corsischen Antigone, Giulia von Oletta. Auf dem Ritte nach Morosaglia, der Heimat der großen Brüder Paoli, erzählt er uns Details ihrer Geschichte, willkommene Beiträge zur Geschichte des corsischen Freiheitskampfs, und theilt das Schreiben der Kaiserin Katharina von Rußland mit, in dem sie ihm ihren Beistand zusichert. Die Geburtsstätte der drei großen Paoli ist eine elende Dorfhütte im Orte Stretta auf einem Granitfelsen, im Angesicht des 9000 Fuß hohen Monte Rotondo. Als Pasquale General der Corsen ward, ließ sein Bruder neue Scheiben in die offenen Fenster setzen; wie Pasquale die luxuriöse Veränderung bemerkte, schlug er mit dem Stocke sämmtliche Scheiben ein, indem er sagte: er sei nicht gewillt, wie ein Graf zu wohnen, sondern wie ein Landeskind. Sein Porträt hängt noch in dem Hause. In Stretta trifft der Wanderer auch auf einen preußischen Landsmann, einen Einsiedler Augustin, auf Krücken, der 11 Jahre Trappist in Casamari war. „Ihr schwiegt also 11 Jahre lang?“, fragte der Reisende. „Ich tischlerte und sang leise dabei“, war die Antwort. „Ich glaube, jeder Mensch hat Stunden im Leben, wo er in den Wald gehen und schweigen möchte, wie ein Trappist“ sagt der Verfasser. So Gedanken, Schilderung und Geschichte stets anmuthig mischend, gelangt der Wanderer nach Pontenuovo, dem ersten Schlachtfelde, das der Rächer Corsicas, der junge Napoleon, besuchte, und hiermit stehen wir am Ende des ersten Bandes dieses so trefflichen und so inhaltsreichen Reiseberichts. Den reichen poetischen Schmuck desselben haben wir unbeachtet lassen müssen, aber wir werden aus dem zweiten Bande etwas dieser Art noch beibringen dürfen.

Im zweiten Bande setzt der Verfasser zunächst seine reizvolle Wanderung durch das Land Nebbio nach Isola rossa, nach Calvi und durch die blühende Balagna fort, überall dem Reiz von Land und Meer huldigend, Vergangenheit und Gegenwart verknüpfend, von der idyllischen Weltverlassenheit der kleinen Buchtenstädte und ihren patriarchalischen Sitten liebliche Skizzen entwerfend. „Im Golf von S.-Fiorenzo lachte das Meer; ich erinnere mich, daß Aeschylus einmal sagt: „O du im Wellenspiel des Meers unzähliges Lachen.“ Hier wurde das Bild wahr; denn aus unzähligen kleinen purpurnen Wellen und Wellchen lächelte der Golf!“ Das Städtchen, welteinsam, kaum von 580 Menschen bewohnt, im Kranz der Berge, liegt überaus herrlich an der schönsten Bucht Corsicas; Homerisch, idyllisch! Hier stand die alte Stadt Cersunum; im Mittelalter herrschte Nebbio, das jetzt ganz in Ruinen liegt. „Auf der ganzen Straße kein Fuhrwerk. Dann und wann kam ein Corse geritten, das Doppelgewehr umgehängt, den Sonnenschirm über sich. Sie schießen hier viel wilde Tauben und Menschen“, sagt der Verfasser. Die Strandidylle von Isola rossa ist reizend. Man will den Wanderer nicht fortlassen, die Kinderwelt hängt sich an ihn, er soll sich hier ankaufen. „O! hier verloren zu gehen wäre nicht übel“, ruft er aus. „Aber die Vendetta bringt uns um, sagte mir ein Bürger. Am hellen lichten Mittage war Massoni, der Bandit, in das Städtchen gekommen, um dem Mercato, seinem Feinde, der dort spazieren ging, eine Kugel durch die Brust zu schießen.“ Hier landete König Theodor zum letzten male, in jenem Hause wurde

Paoli überfallen. Welch Bild voll Licht und Schatten, fast so ergreifend, wie die folgende Schauergeschichte von Vittoria Malaspina. Neben dem Hause aber, wo diese Gräuelthat geschah, sangen Kinder selbstgemachte Strophen ohne Ende:

Amo un presidente,
Sta in letto senza dente.

Amo un uffiziale,
Sta in letto senza male.

Amo un pastore,
Sta in letto senz' amore.

Amo un camerlere,
Sta in letto senza bere.

Und dann fährt der Reisende auf einem Wägelchen nach Calvi, auf dem ein Jahr zuvor die drei großen Banditen Massoni, Arrighi und Saver denselben Weg gemacht hatten. „Jetzt sind sie Alle todt", sagte der Vetturino. Dies einzige Capitel malt uns Corsica, wie es ist, lebendig, faßbar.

Bei Calvi wohnt der einzige Napoleonide auf der Insel, Peter, Lucian's Sohn. Er lebt als Jäger mit dem Volk, das natürlich mit Stolz und Freude auf den neuen Kaiser Ludwig Napoleon blickt. Doch hört der Verfasser auch sagen: die Napoleons seien die Tyrannen der Freiheit. In Orangengärten und Cactushecken versteckt, die zu Baumstämmen emporwachsen, liegt Lumio; zwischen Vegetation und Sprache Siciliens und Corsicas herrscht entschiedene Verwandtschaft. Calvi, mit 1600 Einwohnern, ist eine Stadt der Helden; sie behauptet auch Columbus geboren zu haben; der Name kommt noch vor und eine Straße hieß nach ihm. Columbus — Napoleon! Hier aber scheint die Zeit stillgestanden zu haben; verwunderlich ist der Anblick einer Stadt, die, vor 100 Jahren in Trümmer geschossen, noch heute dieselben Ruinen zeigt wie damals. Die Spiegelflut des Golfs regt sich nicht, kein Schiff meilenweit, kein Vogel, der sich aufschwingt, eine fast märchenhafte Weltverlassenheit! Am Abend ein reizendes Meistersängerfest unter dem Vorsitz eines Schuhmachers: man sang, was das Herz des Reisenden begehrte, Serenaden, Voceradi und Lamente, Todtenklagen voll Originalität und ergreifender Wirkung. Der Todtencultus der Corsen ist der seit 3000 Jahren hergebrachte: in die Voceros und Lamentos hat sich die corsische Volkspoesie geflüchtet; sie sind gleichzeitig Epopöen und Heldenlieder; sie dichten heißt vocerare und ballatare. Der Verfasser theilt von diesen Liedern, die er Perlen des Schmerzes nennt, eine reiche Auswahl mit, vortrefflich übertragen. In einem Vocero auf zwei Brüder heißt es:

Schwäne, mir voraufgeflogen,
Genien meiner Wanderreise,
Auf den Bergen, auf den Meeren
Grüßt ihr mich mit Stimmen leise.
Grüßt mich hier auf ödem Eiland
Mit der Todtenklageweise.

In einem andern klagt eine Witwe:

O du mein Petro Francesco,
O du Haupt von meinen Klagen,
Meine Rose ohne Dornen,
Die mir Blumen hat getragen.
Von den Bergen bis zum Meere,
Warst mein Held du ohn' Verzagen.

Ich umschlinge dich mit den Armen,
Ich umstricke dich mit den Füßen,
Bist mein Ehgemahl gewesen,
Hoffnungsstern mit Segensgrüßen.
Und du hast von meinem Unglück
Nun die Quelle werden müssen.

In einem dritten klagt eine Mutter um ihr Töchterchen:

Ach, in ihrem schönsten Kleidchen
Will sie nun von hinnen gehen,
Weil der Herr sie hier nicht länger
Läßt auf dieser Erde stehen.
Wer geschaffen ist zum Engel,
Soll nicht lang auf Erden gehen.

Auch Originalproben im Landesdialekt gibt der Verfasser:

Eo partu dalle Calanche
Circa quattr' ore di notte,
Mi ne falgu cu la teda
A circà per tutte l'orte,
Per truvallu lu mio vabu:
Ma li avianu datu morte.

Der corsische Dialekt gilt für einen der reichsten und reinsten der italienischen Dialekte.

Durch die Balagna nach Corte begleiten wir im nächsten Abschnitte den Reisenden, der sich nun ins Innere des Landes wendet, um dessen Krone, den Monte Rotondo zu besteigen. Aus dieser anziehenden Bergfahrt können wir nur Weniges mittheilen. In Corte, wo Paoli auch eine Universität gründete, war zu seiner Zeit der Sitz der republikanischen Regierung, patriarchalisch wie die eines schweizerischen Urcantons. Unter den Ziegenhirten des Monte Rotondo, die bis über 5000 Fuß hinauf ihre Capannen haben, suchte die schöne Lätitia, als sie mit dem jungen Napoleon schwanger war, Schutz gegen die Kämpfe um die Unabhängigkeit Corsicas. Von dem 9000 Fuß (2764 Mètres) hohen Gipfel, den eine Eiskruste deckt, entfaltet sich ein herrliches Panorama der Insel, das Sardinien und die Alpen begrenzen. In den Klüften irrt das corsische Wildschaf, der Muffro, mit spiralförmigen Hörnern wild umher. Abwärts gelangt der Wanderer durch ungeheuere Ulmenhaine, durch das Gravonethal, nach Ajaccio, in dem herrlichsten Golf. Es ist das alte Urcinium, im Mittelalter Adjarium, als das erste mit Nebium, Sagona und Aleria unterging, ein idyllisches, harmloses Städtchen, im Laub der Ulmen versteckt, mit 11,500 Einwohnern. Die Lage ist die einer Weltstadt. Wenige Plätze der Erde überbieten an Schönheit der Fernsicht den Diamantplatz von Ajaccio. Es besitzt werthvolle Sammlungen, eine Gemäldegalerie, von Fesch gegründet, sein größter Schatz aber ist die Casa Bonaparte: ein gelbgraues, alterndes Haus mit glattem Dach, sechs Fenstern in drei Stockwerken, ein Ulmbaum davor an der Ecke des kleinen Platzes Lätitia, kein Mensch vor, Niemand in dem Hause, dessen Fenster graue Jalousien schließen. Zu der schönen Lätitia Zeit herrschte hier ein reges Familienleben; hier wurden

Joseph, Napoleon, Lucian, Louis, Jérôme, die Kinder eines Notars von mäßigem Einkommen geboren, der sorgenvoll mit den Jesuiten um ein bestrittenes Familiengut Processe führte und dachte: was werden diese Kinder in der Welt einmal werden? Und siehe da, sie wurden sämmtlich Könige! Es gibt kein märchenhafteres Märchen als die Geschichte dieses Hauses.

Stammbaum und Geschichte desselben beschäftigen den Verfasser lange. Eine Urkunde von 947 nennt zuerst den Namen Bonaparte; der corsische Zweig tritt, von Sarzana kommend, zuerst 1567 in Corsica auf. Der Verfasser berichtet ausführlich über die Geschichte Carlo Bonaparte's, des Vaters Napoleon's, der 1746 in Ajaccio geboren wurde. Er war ein Anhänger Paoli's, flüchtig nach dessen Niederlage, von Marbeuf gewonnen und beschützt, ein Mann von Talent und klarem Kopf, fügsam, glanzliebend und ein wenig Verschwender, der einige Landgüter, Weinberge und Heerden besaß. Er starb 1785 — am Magenkrebs zu Montpellier als corsischer Adelsdeputirter, 39 Jahr alt. Der sechzehnjährige Napoleon schrieb seiner Mutter einen merkwürdigen Trostbrief, den der Verfasser mittheilt, lakonisch, wie ein Parolebefehl.

Dann fesselt uns das Capitel „Napoleon's Knabenjahre", Napoleon als Demokrat, halb Robespierre, halb Marat — im einundzwanzigsten Lebensjahre, endlich sein Abschied von Corsica — wir müssen diese anziehende und reichlich Neues bietende Schilderung dem Leser überlassen, da unser Bericht schon lang ist. Von Lätitia sagt der Verfasser, daß sie ein hochschlagendes Herz war — die Welt glaubt sie anders zu kennen. Gewiß ist nur, daß sie dem Schicksal voll ihre Schuld bezahlt hat, eine heitere, schlichte, junge Frau einstmals, ein Weltgeschick in ihrem Schoos tragend. Ein Gegenbild gibt Pozzo di Borgo, einst Genosse, dann Todfeind des Kaisers Napoleon. Auch dies müssen wir übergehen.

Die Gegend um Sartene, wohin der Reisende sich nun wendet, ist an herrlichen Ansichten so reich wie an merkwürdigen Ereignissen und Thaten. Hier herrschte das heldenmüthige Geschlecht der Sampiero, Todfeinde der Genuesen und ihre Besieger; Sartene selbst, halb spanisch, liegt schwermuthsvoll in schwermüthigen Bergen versteckt, die Dragut's Kriegergestalt belebt und die das Land der Sagen und der Mordgeschichten sind. Dezio Dezii, der Mönch und Bandit war, und Orso Paolo, der Blaubart, walteten hier. Wunderbar ist die Lage von S.-Bonifazio, am Südcap Corsicas, im Angesicht Sardiniens; sonst zählte man sie zu den Wundern der Welt! Man denke sich eine kolossale weiße Felspyramide, horizontal geschichtet, aber umgekehrt, die Basis nach oben ans Meer gestellt und auf der Basis hoch in der Luft Festung, Thürme und Stadt! Der Felsen obenein auf beiden Seiten mächtig ausgehöhlt! „Als ich diese Lage sah, begriff ich, daß der mächtige Alfonzo von Aragon die Stadt nicht bezwingen konnte, troß seiner 80 Schiffe!" Diese merkwürdige Belagerung (1421) erzählt der Verfasser, wie er uns die köstlichen Grotten und die schöne Meerenge davor trefflich malt — wahre Wunder der wunderreichen Natur!

Die Reise längs der öden Ostküste, auf deren Sandebenen die Alten ihre Colonien hatten (Aleria, Sulla's Colonie, das heute aus ein paar Häusern besteht), macht den Beschluß. Eine gute Straße führt zwischen Sümpfen, Sandwellen, Seen, das Gebirge links, das Meer rechts, nach Cuvione, Mariana (Marius' Colonie, wie die des Sulla in Trümmern) und endlich nach Bastia zurück, wo der Wanderer wieder in stille, schattenvolle Olivenhaine tritt und seine Wanderfahrt mit einem trefflichen poetischen Zwiegespräch zwischen dem Corsen und dem Fremdling schließt, in welchem es unter Anderm heißt:

Fremdling.

Nicht will mein Mund dir Bitt'res sagen,
Mitfühlend nur dein Fluchgeschick beklagen,
Du Vorkampf-Streiter, blutig, schlachtenmüde,
Du Sohn des Todes und der Eumenide!
Nun ruh'! weil du Europas lange Nacht
Allein auf deinem Fels durchwacht,
Und hast allein um Mannesgut gerungen,
Als in der Welt sein Name war verklungen.

Noch haben wir aus dem Abschnitt „Aleria", wo Theodor von Neuhoff am 12. März 1736 zuerst landete, einer dankenswerthen Reihe von historischen Urkunden, Briefen und merkwürdigen Proclamationen zu gedenken, die über diese denkwürdige Periode und über das Leben des phantastisch-genialen Mannes, der 1756 in England starb und in Westminster begraben liegt, willkommene Auskunft geben. Das Volk hing ihm mit corsischer Ausdauer an, allein Willkür, Todesurtheile wegen geringer Widersetzlichkeiten und Angriffe auf die Sitten der Corsen brachten ihn um die Gunst der Signori, von denen nur Giofferi und Paoli bei ihm aushielten.

Nun aber haben wir, obwol ungern, von unserm trefflichen Wanderer Abschied zu nehmen. Er hat unsere Reiseliteratur mit einem ganz ausgezeichneten Werke über ein fast vergessenes Land mitten im Schooße von Europa bereichert, uns bewegt, gerührt, belehrt und unterhalten. Seinem Buche fehlt nur Eins, und das ist nachzubringen, ein gutes Inhaltsverzeichniß, das uns in dem überreichen Inhalt orientire, und eine Kartenskizze seiner geliebten Insel, die durch ihn auch uns werth geworden ist. 2.

Die Weltanschauung des Angelus Silesius und die moderne Bildung.

Angelus Silesius, der Dichter, welcher nach dem Ausspruche eines unserer ausgezeichnetsten Literarhistoriker schon allein im Stande ist, uns mit dem traurigen 17. Jahrhundert einigermaßen auszusöhnen, hat zwar das Glück gehabt, im vorigen Jahr von zwei verschiedenen Seiten her durch höchst werthvolle Monographien dem Bewußtsein unserer Zeitgenossen wieder näher geführt zu werden; allein eben dieses Zusammentreffen gelehrter Bemühungen für die Erneuerung seines Anden-

kens fand unter einer unglücklichen Constellation statt, welche die Wirkungen derselben nach ihrer bedeutendsten Seite hin nicht wenig beeinträchtigte. Es erschienen nämlich kurz nacheinander die Schriften von Schrader*) und Kahlert**), von denen die letztere durch literarhistorische Gründlichkeit, die erstere durch geistreiche Auffassung sich auszeichnete. Die Schrader'sche Schrift traf aber das Misgeschicks, daß eine in ihrem literarhistorischen Theile aufgestellte Hypothese (wonach die bisher angenommene Identität des Joh. Scheffler und des Angelus Silesius bestritten ward) ihre sofortige bestimmteste Widerlegung in der Kahlert'schen Abhandlung fand, und infolge dieses Misgeschicks hat die Kritik nicht blos jener irrigen Hypothese verdientermaßen, sondern auch dem ganzen übrigen Inhalte der erstgedachten Monographie sehr unverdientermaßen so gut wie gar keine Beachtung geschenkt.

Es ist die Aufgabe der nachstehenden Zeilen, dies insoweit nachzuholen, als es im Interesse des höherer Bildung zugänglichen Publicums liegen dürfte, die Weltanschauung eines so bedeutenden Geistes von einem höhern culturgeschichtlichen Standpunkte aus zu erfassen und zu würdigen. Nach dem Vorbemerkten werden wir uns hierbei zwar in der Hauptsache an Das anschließen, was Schrader hierüber ausführt, ohne jedoch dabei die verdienstlichen Bemühungen Kahlert's um den gleichen Gegenstand unberücksichtigt zu lassen.

Um zu jenem Standpunkte zu gelangen, gibt es einen doppelten Weg. Auf dem einen verfolgen wir den Entwickelungsgang des Christenthums in Kirche und Leben, auf dem andern prüfen wir die Stellung der individuellen Persönlichkeit zu der natürlichen und der sittlichen Welt. Wir können der Kürze halber jenen den historischen, diesen den philosophischen nennen. Schrader skizzirt uns beide; folgen wir ihm zuvörderst auf dem kürzern philosophischen.

Die sittliche Freiheit trennt zwei Welten voneinander: die natürliche Welt, die Welt der Nothwendigkeit, und die sittliche Welt, die Welt der Freiheit. Die sittliche Freiheit trennt die individuelle Person von dem Exemplar der Gattung. Sie tritt in der Stufenleiter des Universums auf als etwas ganz Neues, den niedern Zuständen ganz Fremdes, ja Entgegengesetztes. Waltet im Gebiete der Natur nur das Gesetz, daß das Vernünftige nothwendig und deshalb wirklich, das Unvernünftige aber unmöglich ist, so ändert sich in der sittlichen Welt dieses Verhältniß in der Art, daß hier das Vernünftige nur möglich ist, also neben ihm auch das Unvernünftige möglich bleibt und in die Existenz treten kann. Dieses mögliche Vernünftige und dieses mögliche Unvernünftige ist das Gute und das Böse, und die sittliche Freiheit selbst wäre zu fassen als die Möglichkeit des Unvernünftigen. Ein philosophischer Grund hiervon läßt sich nicht angeben, es bleibt nichts übrig, als die sittliche Freiheit als einfache Thatsache anzunehmen, als ein Wunder, das zugleich mit unserer eigenen Existenz gesetzt ist, die auch nicht aufhört, wenn wir sie auch leugnen wollten.

*) Angelus Silesius und seine Mystik. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von W. Schrader. Halle, Anton. 1853. Gr. 4. 10 Ngr.

**) Angelus Silesius. Eine literarhistorische Untersuchung von August Kahlert. Mit zwei urkundlichen Beilagen. Breslau, Gosohorsky. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser führt nun weiter aus, wie im Gegensatz hierzu in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden sei, der sittlichen Freiheit die sittliche Nothwendigkeit zu substituiren. Der Wille des Individuums wird hiernach wirkungslos, wenn er der sittlichen Nothwendigkeit widerspricht, und erreicht nur etwas, wenn er mit derselben übereinstimmt: dieser Wille ist dann aber gar nicht frei, sondern im höchsten Grade gebunden. Hiermit ist man, wie der Verfasser sich ausdrückt, in das Reich der Vegetationen herabgestiegen, und es mußten alle Versuche mislingen, die aus dieser Auffassung den Begriff der Persönlichkeit ableiten wollten. Hierin liegt aber zugleich der pantheistische Zug, welcher nicht blos der letzten Phase wissenschaftlicher Bildung zugrunde liegt, sondern zugleich eine wesentliche Eigenheit der ganzen neuern Philosophie ist und eine Folge des Cartesianischen Princips war, in Spinoza aber als bewußtes System hervortritt; er hat sich von diesen Quellen aus fast auf allen Wegen geistiger Mittheilung ausgebreitet und ist der Grundton fast aller modernen Dichter geworden. Der Verfasser führt dies insbesondere an Goethe's „Faust" weiter aus.

Im Gegensatze zu dieser modernen Bildung, die an die Stelle der freien Entschließung den dunkeln Drang setzt*), die den klaren Gegensatz des guten und bösen Willens abstumpft in das Verhältniß von Strebsamkeit und Schlaffheit, die aus der Seligkeit ein stetiges Vervollkommnen**), aus der Verdammniß die geistige Knechtschaft des Stillstandes***) macht, steht die Weltanschauung des Angelus Silesius. Der Wille ist frei; der Mensch allein hat zu entscheiden, ob er den Weg des Guten oder des Bösen gehen will, und wenn der Mensch nicht will, kann selbst Gott ihn nicht erlösen. Hiermit, sagt der Verfasser, ist zugleich die schönste Grundlage für die Auffassung der individuellen Persönlichkeit gegeben; in der folgenreichen Freiheit des Willens ist dem Individuum ein Anknüpfungspunkt geboten, seine eigene unvertilgbare Existenz zu fühlen. Der Verfasser schließt diese Ausführung:

Die Sehnsucht unserer Zeit geht dahin, daß das Individuum seiner selbst, seiner unvertilgbaren Existenz wieder gewiß werde; der Rausch der Zeit, auf dem Boden voraussetzungslosen Denkens die absolute Wahrheit zu erjagen, ist für Viele vorbei und neigt sich auch für die Andern seinem Ende zu; trotz aller Abstraction kann der Mensch doch nicht von sich selbst los, und trotz alles Redens basirt doch jeder Lebensact in der Empfindung; Empfindung aber und Denken können auf die Dauer nicht miteinander im Widerstreite stehen, wenn sich nicht das vernachlässigte Element gegen das dominirende erheben soll. So sehnt sich das individuelle Gefühl im Men-

*) Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.
(Der Herr im Prologe des „Faust".)

**) Wir können Den erlösen,
Der immer strebend sich bemüht.
(Engel.)

***) Wie ich beharre, bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.
(Faust.)

schen nach Anerkennung im Denken, und die noch vor wenigen Jahren mit begeisterten Schülern gefüllten Hörsäle der Philosophie, welche die Abstraction vom Ich an die Spitze ihres Systems stellte, werden immer leerer, nicht etwa, weil die Jugend nicht mehr denken will, sondern weil sie — selbst unbewußt — nicht auf Kosten der Empfindung denken will. Hier, in unserm Angelus finden wir Denken und Empfindung, Beides in voller Einheit, hier wird die sehnende Zeit finden, was sie sucht.

Den letzten Ausspruch können wir nun freilich nur mit einer gewissen Beschränkung gut heißen, die wir weiter unten nachzuweisen gedenken. Wenden wir uns zuerst dem zweiten der obbezeichneten Wege zur Gewinnung des Standpunkts für die Weltanschauung des Angelus Silesius zu, dem historischen.

Es gilt hier zunächst die Betrachtung der Zeit, als im Mittelalter die Kirche Gefahr lief, aus dem Bewußtsein ihrer weltlichen Uebermacht in Verweltlichung sich zu verlieren, und als die christliche Lehre im Scholasticismus zu einer bloßen Sache des Verstandes zu werden drohte. Unser Verfasser sagt:

Von der Zeit an, in welcher die Führer der christlichen Kirche den Ausspruch Christi vergessen hatten, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei; als die Päpste den Ausspruch des großen Gregor, daß sie Knechte der Knechte Gottes wären, nur noch als Lüge im Munde führten, da sie in der That Könige der Könige sein wollten; als die Fußwaschung am Grünen Donnerstage nur noch eine Ceremonie stolzer Demuth war, da jene gern, wo sie nur konnten, ihren Fuß auf den Nacken der Mächtigen setzten; als der Klerus weniger darauf bedacht zu sein anfing, Seelen für das Himmelreich zu werben, als irdische Güter für seinen Genuß zu gewinnen: von dieser Zeit an hörte die äußerliche Kirche auf, die wahre Trägerin christlicher Lehre und christlichen Lebens zu sein.

Der Verfasser entwickelt nun, wie um diese Zeit, in der Mitte des 12. Jahrhunderts, eine neue Geistesrichtung aufgetreten sei und dem vom Glanze der Welt bedrängten Christenthum eine Zuflucht dargeboten habe. Dem starrgewordenen Begriffe der Kirche setzte sie die Pflicht des Individuums gegenüber, nach Vereinigung seiner Seele mit Gott zu ringen, dem weltlichen Uebermuthe des Klerus setzte sie die Demuth, dem empfindungslosen Verstandeskram der Scholastiker die Liebe entgegen.

Die römische Kirche ließ sie gewähren, denn sie wurde nicht durch sie beirrt. Das kann auffallend scheinen. Allein, sagt der Verfasser,

in Lehre und Leben hat die katholische Kirche des spätern Mittelalters immer eine große Toleranz bewiesen; wer immer nur sich äußerlich mit ihr abzufinden wußte und nicht ihre Hierarchie zu stören unternahm, der fand für sein persönliches Treiben freien Spielraum. Huß und Savonarola sind nicht deshalb verbrannt, weil sie anders lehrten als die damalige Kirche, sondern weil sie den Zustand der damaligen Kirche, weil sie die Hierarchie angegriffen hatten. Die Geschichte des Papstthums zeigt, daß die oberste Kirchenwürde auch in der Persönlichkeit ihrer Inhaber sich recht wohl mit dem Unglauben und dem verbrecherischen Leben, aber gar nicht mit dem reformatorischen Geiste vertrug.

So darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir diese Richtung bei ihrem Gegensatze gegen das Treiben der römischen Kirche lange Jahrhunderte hindurch unangefochten sehen, und das selbst während der Reformation, mit deren Lehre sie doch so viel Verwandtschaft hat. Trotz der letztern aber hatten sich die Träger dieser Richtung von der Reformation abgewandt, nicht weil Luther das Papstthum angegriffen hatte, sondern weil sie fürchteten, er werde ein neues Papstthum errichten. Dabei war ihnen der Kampf zuwider; sie hatten, was sie wollten, darum empfanden sie nicht das Bedürfniß einer Trennung von der alten Kirche. Sie stehen daher zur Reformationszeit zwischen den streitenden Kirchen, mit der einen in der Lehre verwandt, mit der andern durch die Verfassung zusammenhängend, und in dieser streitlosen Mittelstellung besteht ihr Vortheil wie ihr Nachtheil.

Den Nachtheil und Mangel dem Protestantismus gegenüber findet der Verfasser darin, daß diese Richtung auf die Kirche im Ganzen keinen Einfluß ausübte; während sie sich entwickelt und herrliche Blüten treibt, versinkt die Kirche immer mehr in Verweltlichung, und während jene am Ende des 15. Jahrhunderts eben ihren Gipfelpunkt überschritten hat, ist diese an Haupt und Gliedern zu solcher Verdorbenheit gekommen, daß sie sich innerhalb ihrer eigenen Ordnungen unmöglich hätte erheben können. Die Reformation war also die heilende Reaction, durch welche allein eine Erhebung der katholischen Kirche in ihr selbst möglich blieb.

Andererseits den Vortheil jener Richtung entwickelt der Verfasser in Folgendem:

Es läßt sich nicht leugnen, daß in jedem längern Kampfe, vorzüglich wenn er auf geistigem Gebiet geführt wird, die große Gefahr liegt, daß die streitenden Parteien immer mehr in Einseitigkeiten gerathen. Beginnt der Kampf gegen eine solche Einseitigkeit, so ist nichts leichter möglich, als daß der Gegensatz zu stark betont wird, wozu noch kommt, daß infolge der Leidenschaftlichkeit leicht der Blick getrübt wird und die rechte Auffassung verlorengeht, selbst wenn sie im Anfange des Streits bei der einen Partei vorhanden gewesen sein sollte. Nun hat aber auch der befangenste Anhänger der Reformation noch nicht behauptet, dieselbe sei ein Werk göttlicher Inspiration gewesen und also vom Anfang bis zum Ende und zwar in allen Einzelheiten fehlerfrei; vielmehr wird Jeder zugestehen müssen, daß sie ein menschlicher Kampf mit menschlichen Mitteln um göttliche Dinge war; wo aber Menschen handeln, da bleibt auch das Irren nicht aus. Dazu kommt noch, daß das Werk der Reformatoren nicht von vornherein als fester Plan vor ihrer Seele stand, sondern sie wurden durch die Verhältnisse gedrängt, was wiederum zur Folge haben mußte, daß ihre Haltung im Einzelnen sich zuweilen schwankend zeigte. Zugleich zeigt die dogmatische Erstarrung, welche in der protestantischen Kirche bald nach der Reformationsbegeisterung eintrat, daß durch die Reformation keineswegs ein in jeder Beziehung tadelloser Neubau der Kirche gewonnen war. Das Verdienst der Reformation liegt dagegen an einer andern Stelle. Es ist wohl denkbar, daß redliche Gemüther das wirkliche Verdienst und die moralische Nothwendigkeit der Reformation verkennen und ihren Blick blos darauf richten, daß so manche das Gemüth in idealer Weise befriedigende Einrichtung der katholischen Kirche in den Stürmen der Reformation gefallen ist, während sie sich nicht von der Nothwendigkeit solcher Verluste überzeugen konnten. Manches Gemüth mag sich deswegen nach dem Katholicismus zurückgesehnt, manches deswegen den Schritt zurückgethan haben, wie es ja auch feststeht, daß viele Zeitgenossen der Reformatoren, die anfangs das neue Werk freudig begrüßt hatten, sich deshalb später davon abwendeten.

Daraus erklärt sich nach des Verfassers Auffassung

die Stellung zur Reformation, welche die Vertreter der hier geschilderten Richtung einnahmen. Sie konnten von ihrem Standpunkte aus den welthistorischen Zweck der Reformation nicht übersehen, sie sahen blos die Verluste, die sie brachte, die Einseitigkeiten, in die strebende und das Gute wollende Menschen geriethen. Daß sie sich von solchen Einseitigkeiten frei erhielten, daß in ihren Schriften die lautere Lehre Christi von aller dogmatisirenden Parteifärbung frei erscheint, daß sie Leben und Lehre in die rechte Harmonie setzen, das ist, sagt der Verfasser, ihr wahrer Vorzug sowol vor der katholischen Kirche, der sie ja nur äußerlich angehören, als auch vor der protestantischen Kirche, und so bildet diese Richtung das Mittelglied zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus und gibt die oft bezweifelte, hier aber reale Erscheinung eines innigen und tiefen Christenthums ohne alle confessionelle Färbung. In dieser Richtung steht Angelus Silesius.

Es ist nicht zu verkennen, daß uns diese Auffassung des Verfassers, ganz abgesehen von deren praktischer Bedeutung, einen bedeutenden und gewiß Vielen neuen welthistorischen Gesichtspunkt eröffnet, und gerade deswegen glaubten wir hiervon in d. Bl. nähere Kunde geben zu sollen. Die specielle wissenschaftliche Prüfung desselben wird zwar in andern Kreisen und von andern Kräften vorgenommen werden müssen, und ebenso liegt es außerhalb der gegenwärtigen Sphäre, auf dessen praktische Verwirklichung hinzuwirken. Eben darum müssen wir uns auch bei der Darstellung des Inhalts dieser Weltanschauung nur in allgemeinen Umrissen halten, und zwar um so mehr, je eigenthümlicher die Form ihres Ausdrucks bei unserm Dichter und je inniger wiederum diese Form mit jenem Inhalte verwachsen ist. Wie wir in Vorstehendem mehr Schrader gefolgt sind, wird das Folgende sich enger an Kahlert anschließen.

Der Dichter des „Cherubinischen Wandermann" (so heißt die große Spruchsammlung des Angelus Silesius) stellt als Schöpfungsgrund die Liebe dar, welche das göttliche Wesen ausmacht. Ein Wissen Gottes ist überhaupt unmöglich; der Mensch kann nur dadurch, daß er werde, „was Gott ist", also göttliches Wesen annehme, Gottes Wesen an sich selbst erfahren. Hieran entwickelt sich des Dichters Ethik; den Weg zu Gott soll sein Buch den Menschen lehren. Durch die Gottesliebe, lehrt er, soll die Selbstliebe, die Sünde, überwunden werden; nur auf diesem Wege wird die Unsterblichkeit erworben. Die Sünder wird nicht Gott strafen, sondern sie werden durch sich selbst gestraft, weil sie nie zu Gott gelangen werden. An diesen Gedanken entwickelt sich, was er weiter über Besserung, Erlösung, Seligkeit lehrt und was er als Tugenden bezeichnet. Die Erlösung faßt er als Vermittelung zwischen Gott und Mensch; in Christus ist Gott selbst Mensch geworden, damit wir ihm gleich würden; diese Menschwerdung muß sich aber in jedem Menschen wiederholen. Der Zielpunkt alles menschlichen Strebens ist die Einheit mit Gott nach Ueberwindung des menschlichen Eigenwillens: dann ist Mensch und Gott im Willen und Wesen Eins, wie der Tropfen mit dem Meere, der Schein mit dem Feuer.

Man würde irren, wenn man diese Anschauung fern von praktischer Anregung zu eigenen Werken des Menschen zu sein glaubte. Der Dichter warnt nicht nur wiederholt davor, sich nicht durch Christi Tod der eigenen Mitwirkung an der Erlösung vom Uebel überhoben zu halten, sondern er fodert auch zur thätigsten Menschenliebe unter Anderm mit dem schönen Spruch auf:

> Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr,
> Du auch bist Anderen geschaffen und nicht dir.

Auf der andern Seite haben freilich manche seiner Sprüche eine gewisse pantheistische Färbung, gegen welche sich der Dichter selbst in einer spätern Vorrede verwahren zu müssen glaubt. In beiden uns vorliegenden Schriften ist dieser Umstand näher erörtert: Kahlert ist geneigter, die Anklage gegen Angelus Silesius gelten zu lassen als Schrader. Jedenfalls wird bei dem geringen Hervortreten dieser specifischen Färbung dieselbe von geringem Einflusse auf die Würdigung des Ganzen sein, und selbst bei der Betrachtung einzelner solcher Sprüche, die jenes Colorit an sich zu tragen scheinen, wird man mit großer Vorsicht zu Werke gehen müssen, wie denn z. B. ein solcher von Kahlert als pantheistisch gedeuteter:

> Die Rose, welche hier dein äuß'res Auge siehet,
> Die hat in Ewigkeit in Gott also geblühet —

wol, wie es auch Schrader deutet, nichts Anderes bezeichnen soll, als daß die Schöpfung in sich vollendet und abgeschlossen ist, das Neue nur für uns erst zu werden scheint, für Gott aber von Ewigkeit gewesen ist.

Dagegen mögen wir nicht verkennen, daß zweierlei Schatten auf die schöne Dichtung des Angelus Silesius fallen. Der eine durch das Uebersteigen des Tiefsinnigen und Hochpoetischen, das sie ziert, in ein gewisses, wie es Vilmar in seiner Literaturgeschichte sehr treffend nennt, Schauerlich-Uebergöttliches und darum Ungöttliches, wie z. B. in dem Spruche:

> Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
> Werd' ich zunicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

Der andere Schatten wird durch die gekünstelte Bildersprache geworfen, in welche der Dichter nicht selten ganz treffliche Gedanken einzuhüllen liebt. Wir sind kein Feind der langue figurée, wie sie von modernen Vernünftlern mancherlei Anfechtung gefunden hat; wir glauben vielmehr, daß ein gutes Bild oft viel unmittelbarer den Kern der Sache und das Herz Dessen trifft, zu dem es sprechen soll, als die klarste logische Deduction; aber immerhin wird hier eine Grenze inne zu halten sein, jenseit welcher die Bildersprache zur Spielerei herabsinkt: eine Grenze, die um so strenger einzuhalten ist, je erhabener der Gegenstand ist, von welchem das Bild gebraucht wird. Wir können uns Beispiele anzuführen hier enthalten, da sie der gesunde Geschmack des Lesers ganz von selbst finden wird.

Unter diesen Beschränkungen allein — auf welche wir oben schon hinwiesen — können wir dem Ausspruch

Schrader's beistimmen, daß „hier die sehnende Zeit finden werde, was sie sucht", aber unter dieser Beschränkung stimmen wir ihm auch völlig bei. Das „Suchen" ist freilich hier nicht sowol von den Zeitgenossen als von der Zeit selbst zu verstehen: es ist die unbewußte, unbefriedigte Sehnsucht der Zeit und eben damit das nur wenig erkannte Bedürfniß Derer, die in ihr leben, was hier gemeint ist. In einer Weltanschauung aber, wie sie von Angelus Silesius geboten wird, so erhaben über confessionellem Beiwerk und Gegensatz, so ursprünglich und zugleich so innig, so menschlich und zugleich so göttlich, in dieser liegt eine Fülle herzerweckender und herzbezwingender Macht, die wir gern auf uns wirken lassen, übersehend, was daran Schlacken der Zeit oder Makel der geistigen Individualität des Dichters waren. 14.

Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Vier Bände. Leipzig, Georg Wigand. 1854. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mit einem immer neu angeregten Vergnügen haben wir die vier Bände gelesen. Sie umfassen die schriftstellerischen Arbeiten Schumann's, welche in der von ihm geleiteten „Neuen Zeitschrift für Musik" während der Jahre 1834—44 erschienen sind. Es sind meistens kleinere Aufsätze, an bestimmte Einzelerscheinungen anknüpfend, die zum Theil längst wieder vergessen und von den anschwellenden Massen der überaus regsamen Musikverlagsindustrie überflutet worden sind; nur wenige von den Artikeln haben ein ausgedehnteres Maß und den Charakter allgemeiner Abhandlungen. Aber abgesehen davon, daß gerade solche „kleine Schriften" durch häufige Ruhepunkte vor Ermattung schützen und doch aus dem Concreten und Thatsächlichen öfter eine belebende Frische strömt als aus dem Abstracten und Speculativen, so gewinnt die Sammlung noch besonders dadurch etwas sehr Anziehendes, daß uns in jeder ihrer einzelnen Nummern dieselbe liebenswürdige, sich selbst getreue Persönlichkeit mit der Unermüdlichkeit ihres Idealstrebens, mit dem Adel ihrer Grundsätze und Instincte entgegentritt. Jedenfalls hat das Werk den Vorzug jeder unmittelbaren und ursprünglichen Geschichtschreibung, die den Eindruck fesselt, so wie sie ihn empfangen, nicht aus einer oftmals trügerischen Fernsicht. Es stammen jene „kritischen Wälder" aus einer Zeit, wo die Musik Das ward, was sie jetzt ist, die Lieblingskunst der modernen Welt, die schöne Mitte unserer Bildung und Erziehung. Sie stammen aus Leipzig, aus dem Leipzig, von wo aus Mendelssohn „die Musik commandirte", um mit Riehl zu reden, — Mendelssohn, den derselbe Kunsthistoriker so bezeichnend „den Musiker der gebildeten Gesellschaft" nennt. Manches große Talent erstand um jene Zeit, und die leipziger Gewandhausconcerte brachten Proben von allen. Das treffliche Alte ward auf Veranlassung jenes freisinnigen Meisters wieder hervorgesucht und ein wahrer Cultus echter Tonschönheit unter den Hörern wachgerufen. Ein solcher spricht uns aus dem literarischen Wiederhall, den Schumann jenen Musikfesten gegeben, oft mit solcher Energie an, daß wir beim Lesen Musik zu hören glauben. Das ist ja das Kennzeichen der wahren Kritik, daß uns ein Wiederschein des Kunstwerks daraus entgegenleuchtet, und das wird nur der Fall sein, wenn dem Acte der verständigen Beurtheilung der hingebende Genuß eines liebevollen Gemüths vorhergegangen ist. Eine religiöse Pietät vor den Werken der classischen Zeit, eine rückhaltslose Bewunderung des vielsprechenden Neuen, eine oft etwas allzu sanguinische, aber stets liebenswürdige Hoffnung auf junge Talente, eine entschiedene Zurechtweisung des Schlechten, die aber durchweg fern bleibt von verletzender Bitterkeit und Grobheit, wovor den Verfasser sein freundliches Künstlernaturell schützt, — so zieht in Schumann's „Gesammelten Schriften" das Bild einer interessanten Zeit an uns vorüber.

Um gerecht zu sein, verschweigen wir nicht, daß in jener Zeit, wo die Musik das Allgemeingut der civilisirten Welt zu werden trachtete, an dieser Kunst sich auch die Schattenseiten erwiesen, welche für jede Kunst die so wünschenswerthe vertrauliche Nähe des Publicums mit sich bringt. Sie fing nämlich in überreizter Gefallsucht allmälig an in Gebiete überzugreifen, die ihr nicht gehören, und sich Aufgaben zu stellen, die ihrem Wesen fremd sind. Was wir meinen, weiß man den Augenblick, wenn man den Entwickelungsgang betrachtet, den die Tonkunst seit jenen vom Enthusiasmus des Laienchorus umschwärmten Tagen genommen hat. Die Musik, diese Kunst der Stimmung, wollte, wie die Bildnerei und Malerei, sichtbare Gestalten hervorzaubern und wie die Poesie Gedanken zeigen und Geist. Freilich vergalt sie damit die Uebergriffe anderer Künste, wie denn z. B. die romantische Poesie halbklares Leben und halbwahre Ideen einem Schattenspiele gleich auf einer unbestimmt vagirenden Stimmung, die sie wider ihre Aufgabe zur Hauptsache macht, balanciren läßt; und wie andererseits die düsseldorfer Malerschule den gescheidten Gedanken gehabt hat, gewisse flunkernde Engelsaugen von Rafael seien weit bedeutender als die idealen Conceptionen seiner Gesammtgemälde, und wie sie demzufolge nun nicht genug haben kann an verschwimmenden Blicken und an Glorienschein rings um ihre Halbgestalten, deren ohnhin unbestimmte Contouren gänzlich zu zerfließen drohen in dem gleißenden Licht. Die babylonische Verwirrung in den Sprachen, von denen jede Kunst eine andere reden soll, fing damals an auch in der Musik um sich zu greifen und ist damit leider auf das ärgste fortgefahren.

Wie stellt sich nun Schumann dazu an? In seinen allgemeinen Grundsätzen ist er streng gegen jene Ausartungen der Tonkunst und es fehlt nicht an derben Hieben für die „Plastischen" und für die „Geistreichen". In der Kritik einzelner Erscheinungen ist er dagegen nicht immer ganz frei von Concessionen an Das, was sich als das „Moderne" geltend machte (wir erinnern an die Begeisterung für Berlioz, den er sich rühmt in Deutschland zuerst anerkannt zu haben); noch weniger hat er sich, wie wir wissen, in seinen eigenen Productionen davon rein zu erhalten gewußt. Hier hat ihn allerdings etwas verleitet, was wir zwar als einen schönen, aber als einen gefährlichen Zug in ihm und in einem großen Theile der nachstrebenden musikalischen Jugend bezeichnen müssen: die Beethovenbegeisterung. Gerade wenn man Beethoven als den Shakspeare der Musik und als Den verehrt, der in ihrem Gebiete bis jetzt das Allerhöchste geleistet hat, muß man am meisten vor einer Nachahmung zittern. Denn es ist das Wesen des Genius, daß es alle Mittel seiner Kunst bis an die äußersten Schranken des Gesetzlichen ausbeutet und die secundären und tertiären selbst in einer Weise verwendet, von der das weniger gewaltige Talent keine Ahnung hat; in den Werken des Genius ist das Untergeordnete deshalb oft das Auffälligste und dem Anfänger und Schüler das Nachahmungswürdigste. Man denke an Shakspeare (daß doch Vergleiche so selten den Nutzen bringen, der ganz nahe liegt!): alle Versuche, ihn ohne weiteres nachzubilden, führten zur Caricatur. Unsere großen deutschen Dichter, nachdem sie ihre Studien an ihm gemacht hatten, kehrten aus wohlbegründeter Furcht, sich an ihn und mit ihm zu verlieren, zu den vielgeschmähten Franzosen zurück, nahmen von ihnen die gefälligen Formen, von ihnen die leichtfaßlichen Kunstmodelle, und der Shakspeare'sche Gehalt, den sie in diese zu legen wußten, ist mindestens nicht so ohne weiteres zu erkennen für das blödeste Auge, wie das ungeheuerliche Ueberbieten der Shakspeare'schen Form durch die Stürmer und Dränger, oder das der Beethoven'schen durch Berlioz. Von allen diesen Dingen hat auch Schumann ein gewisses Bewußtsein. Vortrefflich

kritisirt er (I, 28) die falsche Beethovenbegeisterung, und mit wohlthuender Wärme empfiehlt er allen Ringenden Mozart's „helle Art zu denken und zu dichten". Indeß haben wir doch im Vorigen die Richtung bezeichnet, nach welcher hin das Buch nicht ganz frei von Irrthümern und Widersprüchen ist. Ohne diese Irrthümer aber wäre Schumann nicht ein lebendiges Glied im Leben der Zeit; jene Widersprüche, mit gutem Gewissen begangen, geben Vieles zu lernen. Und sind denn Irrthümer und Widersprüche nicht die eigentlichsten Mittel und Uebergangsformen fortschreitender Entwickelung?

Und das führt uns auf eine andere wichtige und nutzbare Seite des Buchs, die wir gern hervorheben möchten. Die Musik ist, wie wir schon erwähnten, die Lieblingskunst der modernen Welt. In welcher andern fände man so viele schaffende und ausübende Künstler, so viele Kenner und Liebhaber? Immerhin ist es ein Segen für ein Geschlecht, wenn dasselbe eine Kunst besitzt, die ihm ureigen angehört und die deshalb weit mehr Erziehungskraft entwickelt als eine von fremdem Boden verpflanzte (man denke z. B. an Griechenland in Baiern!). Aber wie weit verbreitet das Interesse für Musik auch ist, es schwankt großentheils im unbestimmten Gefühl, das zwar bei ersten Eingebungen sich als ganz vortrefflich erweist, das aber häufig betrügt, wenn es längere Zeit vorhalten soll. Es fehlt uns an klaren festen Regeln des musikalischen Geschmacks. Wenn zwei Musiker oder Musikfreunde sich über die Schönheiten eines genossenen Werks unterhalten, so ergehen sie sich nach einigen trivialen Worten (meist Interjectionen) in Tönen, denn „Gedanken stehen zu ferne". In diesen Lehrbüchern der Aesthetik sind die Capitel über Musik die dünnsten und ärmsten. Unsere musikalischen Referenten in den Journalen sind mit wenigen Ausnahmen wenig werth; sie schwanken zwischen einer schulmeisterlichen Correctur grammatikalischer Schnitzer und flachen Gemeinplätzen, die im höchsten Falle etwas geborgten „Hoffmann'schen Geist" enthalten. Diese tristen Zustände sind oft besprochen, oft getadelt, oft beklagt. Aber wie ändert man sie, wie kommt man aus dem Dilemma heraus, daß Musiker nichts von Philosophie, Philosophen nichts von Musik verstehen? Freilich gibt es Viele, die sich mit dem Wiederkäuen der Phrase begnügen: „Musik ist Gefühlssache", und die nicht müde werden, auf die „negative" Kritik zu schimpfen, welche den „harmlosen Genuß" störe. Als ob nicht alles reine Gold des Lebens und des Herzens im Scheidewasser des Gedankens sich abklärte, das nur des Kupfers grobe Zuthat auflöst! Wol erscheint die Kritik meist in den Zeiten der verfallenden Kunst, aber sie hält den Proceß des Verfalls auf, wendet ihn zum Guten, und thut sie das nicht, so überliefert sie wenigstens ein reines Kunstbewußtsein an spätere Zeiten, wie Aristoteles an Lessing.

Bleiben wir bei Lessing stehen. Wie fand sich Lessing aus jenem Dilemma? Wie entstand sein „Laokoon"? Ohne Winckelmann's „Geschichte der alten Kunst" wäre er nimmer entstanden. Das stark mit Enthusiasmus, mit unklarer Empfindung, mit vorschnellen Ideencombinationen versetzte Raisonnement eines specifischen Kunstkenners fand er hier vor, als den ersten Reflex der angeschauten und genossenen Werke im kritischen Bewußtsein, als die Vorarbeit für den völlig reifen und klaren Philosophen, dessen Auge zum Sehen weit weniger geübt war als das Winckelmann's, dessen Verstand aber die schwankenden, oft sich widersprechenden Eindrücke im Gemüthe dieses Kunstbetrachters ihrem wahren Gehalte nach fest und genau abzuwägen vermochte. So bedurfte die bildende Kunst erst jener halbkritischen Uebergangsform Winckelmann's, ehe sie das unwiderlegliche Gesetzbuch empfing, welches ihr Lessing im „Laokoon" gab. Man könnte in der „Hamburger Dramaturgie" Aehnliches nachweisen. Oefter noch als er unmittelbar an die dramatischen Dichtungen herantritt, sucht er kritische Stimmen darüber auf und veranstaltet eine förmliche Discussion derselben, bis er aus halben Wahrheiten, die er zusammenkocht, die ganze volle Wahrheit herausdestillirt (man verzeihe die chemischen Gleichnisse, sie liegen in der Luft unserer Zeit).

Man merkt, worauf wir hinaus wollen. Die Anwendung ist leicht gemacht. Eine Aesthetik und eine philosophische Geschichte der Musik dürfte in ähnlicher Weise entstehen können wie der „Laokoon". Es kommt darauf an, daß man die gesprochenen und gedruckten Urtheile gebildeter Fachmusiker sammelt, sie vergleicht und wägt, sie befreit von ihren professionellen Schranken und ihnen die Formen gibt, die der reinen Wissenschaft angehören. Ein Werk wie das Schumann's lieferte hierzu ein reiches Material; es bedürfte nur einer Kleinigkeit, nämlich eines Lessing, um sie so zu benutzen, wie wir angedeutet.

Gustav Kiebert.

Unterhaltungsliteratur.

1. Schloß Bucha. Roman von Amalie von Clausberg. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Vor uns liegt das Erstlingswerk einer neuen Schriftstellerin, ein anmuthiges, erfreuendes, in der Art der englischen Romane, ruhig schildernd und erzählend, was das Leben den Ansprüchen des menschlichen Herzens und der äußern Verhältnisse bietet. Da findet man sich bald am Theetisch einer liebenswürdigen Professorsfamilie im kleinen Städtchen, wo die Ankunft der reichen Witwe von Bucherode auf Schloß Bucha besprochen und mit den nöthigen Bemerkungen begleitet wird; bald auf diesem Schlosse, in dessen alterthümlichen Räumen, oder im Walde unter all den duftigen Erscheinungen, welche im Frühling, Sommer und Herbst die Natur dort hervorzuzaubern pflegt. Eine poetische Seele hat ihr alle die kleinen Regungen und Bewegungen abgelauscht, womit sie der Monotonie des Waldes Abwechselung verleiht; oft wird die Feder zum Pinsel und man meint ein Gemälde vor sich zu haben mit dem duftigsten Schmelz der Farben. Dann wird der Leser wieder in die Häuslichkeit einer reichen, glücklichen Mutter geführt, die den einzigen Sohn vermählen will und mit vertrauender Liebe ihm rathet, ohne seine Wahl beherrschen zu wollen; auch in das Haus des Reichen, des Mannes der großen Welt, der kalten Herzens ist und dahinstirbt, während seine Frau ungeliebt in der harten Prüfungsschule an seiner Seite ihren weltlichen, nach außen strebenden Charakter von den Schlacken der Eitelkeit läutert. Unter solchen und noch andern äußern Verhältnissen und Zuständen entwickeln sich die Charaktere der handelnden Personen und bewegen sich in einem so kunstvoll angelegten und durchgeführten Roman, daß man denselben einer schon längst in diesem Fach geübten Feder zutrauen möchte.

Helene von Bucherode ist mit all der Anmuth und Würde einer geistvollen Frau der höhern und bemittelten Stände ausgestattet. Sie ist der Licht- und Mittelpunkt, um den sich alle andern Gestalten bewegen, welche indeß keineswegs neben ihr verschwinden, sondern das Interesse des Lesers ebenfalls beanspruchen. So muß Ida die Professorsfrau anziehen durch ihren gesunden, einfachen Sinn und die echt weibliche Anschauungsweise, sowie in ihrem Schalten und Walten für sich und Andere mit dem klaren Durchschauen von Verhältnissen und Zuständen. Marie, ihre Schwester, erscheint ebenfalls als ein liebenswürdiges Wesen, das als zweite Romanheldin gelten kann, neben Helene das Veilchen neben der Rose. Auch die schöne reiche Anna zieht an, trotz der Eitelkeit der großen Welt, die sie umsponnen, trotz mancher Vorurtheile und Irrungen eines jugendlichen verzogenen Herzens. Sie liebt Alven und wird von ihm nicht wieder geliebt; da heirathet sie den glänzenden Norberg und lebt an seiner Seite als Dulderin, als Pflegerin seiner Krankheit, seine Launen ertragend, bis der Tod sie frei macht und Alven's Herz, von dem sie einst verschmäht wurde, das seitdem mannichfach gesucht, gewählt und geirrt hatte, sich ihr zu eigen gibt. Marie hatte ihn gefesselt durch ihre liebenswürdige Weiblichkeit, Helene seine sich ihr schnell zuwendende Liebe unerwidert und unverstanden gelassen. Helene wird in Anspruch genommen von

dem wunderbar schönen Evaristo, dem Stiefbruder ihres verstorbenen Gemahls, erzeugt in einer ersten, geheimen Verbindung mit einer schönen Spanierin. Der alte Freiherr von Bucherode hatte die Eheleute getrennt, den Sohn vom Tode seiner Gemahlin überzeugt und sie selbst weit hinwegführen lassen, während er den ihr entwendeten Trauschein in einem Schrank des Archivs aufbewahrt hielt. Um dieses Trauscheins sich zu bemächtigen, ersteigt Evaristo zu nächtlicher Stunde, verkleidet und in Begleitung Joseph's, eines Vagabonden, das Schloß seiner Väter und wird dort durch den anwesenden Besuch aus der kleinen Stadt ergriffen. Als Helene seine Absichten und Verhältnisse erfährt, als der aufgefundene Trauschein seine Aussagen bestätigt, erbietet sie sich freiwillig ihm das Seinige zu übergeben und als seine Schwester mit ihm noch eine zeitlang auf Schloß Bucha zu wohnen, bis die Behörden seine Besitznahme bestätigt. In Beider Herzen entbrennt aber ein wärmeres Gefühl als das schwesterliche füreinander, das Beide bekämpfen; er, weil er nicht an Erwiderung glaubt, sie, weil sie sich dem Andenken ihres todten Gatten treu erhalten will. Ein Zufall löst das Geständniß. In einem Augenblick, wo Evaristo beleidigt, um seiner trüben Vergangenheit willen verhöhnt wird, erklärt sie vor den versammelten Freunden ihre Absicht, seine Gemahlin zu werden. Evaristo ist eine auffallende und interessante Erscheinung. Nachdem er die Kindheit bei der schönen trauernden Mutter, die Jugend im unstäten Umhertreiben, im Suchen nach seiner Heimat, im Sehnen nach einem Beruf verbracht, hatte er jetzt Alles gefunden, was sein Herz verlangte. Obgleich an Jahren ein Mann, war er doch den Frauen gegenüber fast ein Kind an Zartheit und angeborener Ehrfurcht. Er hatte früher nicht einen Gedanken, kaum einen Blick für das ganze Geschlecht gehabt. Das Bild der Mutter, die Aufgabe seines Lebens und wol auch sein Charakter, der an ein großes Ziel Alles setzen konnte, an kleine Nebendinge aber nicht eine Stunde verschleuderte, hatte ihm jene Jugendfrische bewahrt, die das Leben mit seinen mannichfachen Verirrungen meist so früh abstreift. Darum ist aber sein Glück jetzt auch so ganz unsaglich schön, da Alles, was dem Manne sonst getheilt und einzeln, oft verkümmert und zersplittert zukommt, hier ihm entgegenblühte auf einmal, als volle Rose, als strahlender Stern. Sie, die als einzig begehrenswerth ihm erschien, durfte er die Seinige nennen, sie wollte es sein ohne Bedingungen, ohne in seiner Vergangenheit zu forschen. Helene aber, obgleich glücklich in ihrem Gefühle, ward von banger Ahnung gequält. Das Andenken ihres verstorbenen Gemahls, der sie so warm und innig geliebt, daß der Gedanke der Trennung von ihr ihm das Sterben beinahe unmöglich gemacht, taucht oft in ihr auf; sie ist oft bleich und nachdenkend, trotz des Glücks ihrer beseelenden Liebe. Es lauert auch Verrath auf dieses Glück. Der Vagabond Joseph, neidisch auf des Gefährten veränderte Lage, obgleich reichlich beschenkt, folgt nicht der ernsten Mahnung, sich aus der Gegend zu entfernen. Ein heftiges Wort, eine Drohung Evaristo's bei zufälligem Begegnen hatte ihn gereizt, und bei einem ländlichen Feste gedenkt er seinem einstigen Gefährten aus sicherm Versteck eine Kugel zuzusenden; eine verwundende, wenn auch keine tödtende. Dieselbe trifft Helene an Evaristo's Seite und sie stirbt in seinen Armen. Sehr überraschend ist dieser Moment; man hat Unheil geahnt, während der letzten Capitel war die Luft gewitterschwül; man war auf eine Störung gefaßt, aber nicht auf diese. Trauernd sieht man die herrliche Frau verscheiden, trauernd sie einsenken in das Grab, das sie selbst in glücklichen Stunden gewählt. Trauernd weilt man bei dem trostlosen Evaristo, dessen Kummer so tief, daß er der äußern Zeichen verschmäht. Sein Leben bleibt sich anscheinend gleich, „nur Sonnenschein und Blütenduft waren daraus verschwunden und die Zukunft lag vor ihm wie ein kalter grauer Wintertag". „Ich muß dich verlassen", hatte die sterbende Helene gesagt. „Ernst ist es, dein Bruder, der mich abruft, aber mein Herz bleibt bei dir; reine Geister lieben anders als die Menschen; dort oben wird Ernst nicht mehr zürnen, daß du mir theuer warst." Wunderbarerweise fand Evaristo in dem Abschiedswort Helenens einen Trost. Sie hätte nie ganz glücklich werden können an seiner Seite, das war ihm klar geworden, das arme Herz würde sich in Trauer für den todten, in Liebe für den lebenden Bruder zu Tode gepeinigt haben. Das war ihr erspart worden. Was lag an ihm und an seinem verödeten Leben! Zwei Jahre später findet man indeß dieses Leben nicht mehr verödet. „Zwei Jahre", sagt die Verfasserin in ihrer gewohnten reflectirenden Weise, „das ist so bald gesagt, und welche endlosen Tage, welche Stunden voll überirdischer Freude oder voll trostlosen Jammers schließen sie ein! Glücklich Der, dem sich ein Rückblick, ein Bild des ungetrübten Friedens, der heitern Pflichterfüllung vor der Seele entrollt! Noch glücklicher vielleicht, wer siegreich auf überwundene Kämpfe, auf Leiden, die, von Gott gesandt, zu ihm geführt haben, zurücksieht!" Evaristo ist nach zwei Jahren mit Marie vermählt und findet in dieser Verbindung ein friedliches Glück. Hatte doch Helene einst selbst Marie als Evaristo's einstige Gattin bezeichnet, als sie ihr eigenes Herz noch beschwichtigen wollte; jetzt lebte ihr Andenken zwischen ihnen Beiden: „Helene ist nicht vergessen, wenngleich des Lebens wechselnde Fluten über ihren Grabhügel dahingerauscht sind. Weiße Lilien duften im Schatten des Waldes an ihrem Grabe, die Vögel singen fröhlich und sicher, und zur Nachzeit steckt das Reh den zarten Kopf durch die Eisenstäbe des Gitters, mit den frommen Augen nach dem Kreuze blickend." Der Freiherr und seine blühende Frau wandern fast täglich nach der einsamen Waldstelle und denken in treuer Liebe der Schläferin da unten, die Gott im Glanze des Glücks und der Jugend abgerufen, weil sie wol zu gut und zu schön war, um dem Winter langsam entgegenzuwelken.

So schließt die Verfasserin ihr Werk und wir unsere Besprechung desselben. Ein Hauch von edler Weiblichkeit, von der schönen Poesie des Herzens und des Gemüths ist darüber hingezaubert und stempelt es zu einer Lectüre für Frauen, die sowol im geselligen Kreise als in einsamen Stunden erfreuen und erheitern wird. Wir hoffen sehr, daß die Verfasserin nach diesem ersten Versuch ihre Feder nicht wird ruhen lassen und die feine, kunstvolle Detailmalerei, die sie hier auf Begebenheiten und äußere Umstände verwendete, künftig auch auf das Seelenleben, auf Gefühls- und Gemüthszustände richten wird.

2. Diesseit und jenseit der Linie. Erzählungen von Philipp Poelking. Köln, Bachem. 1853. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Viel und von Vielen Erlebtes enthalten die vorliegenden Blätter. Wir folgen den Erzählungen in die verschiedensten Länder, unter die verschiedensten Zonen. Sitten, Gebräuche und Zustände werden mit großer Umständlichkeit, mit allzu großer Breite und Detailmalerei geschildert. Der Verfasser gefällt sich oft gar zu sehr in diesen Details; so in der ersten Erzählung „Der Ring des Polykrates", wo der Verlust des Rings und das vergebliche Suchen danach als ein tragisches und wichtiges Ereigniß den größten Theil der Geschichte einnimmt. Der eine Freund erzittert in banger Ahnung, als der Ring verlorengeht, der andere, als er sich wiederfindet; und alles Dieses steht in keinem Zusammenhang mit dem tragischen Schicksal des Eigenthümers dieses Rings, welcher als Bräutigam beim Erdbeben in einem Erdspalt verschwindet. Die Braut geht später ins Kloster. Da die Geschichte in Chili spielt, muß sich der Leser für die Eigenthümlichkeiten des Landes interessiren, um die große Weitschweifigkeit bei Mittheilung so weniger Ereignisse ertragen zu können. „Der gerettete Fuß" ist eine Episode aus dem russischen Feldzug nach der mündlichen Mittheilung eines Veteranen. Jede Schilderung aus jener Zeit des Elends ist von Interesse und man folgt mit schmerzlicher Theilnahme den beklagenswerthen Erlebnissen der Truppencorps, sowie jedes einzelnen Soldaten. „Ein Häuflein

Tapferer" versetzt unter einen südlichen Himmelsstrich, nach Madagaskar, und in das Jahr 1653 zurück. Es ist der Kampf einer kleinen Schar gegen die wilden Eingeborenen, der unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Man hat deren schon häufig in Romanen und in Reisebeschreibungen gelesen, eine Darstellung von Gefahren übt aber immer wieder ihren fesselnden Zauber über die menschliche Phantasie aus. Unter den übrigen Erzählungen sind noch mehre, welche als unterhaltend bezeichnet werden können, doch immer stört eine gewisse Breite der Erzählung, wodurch der Effect des Hauptmoments geschwächt wird.

3. Friedrich von Hohenstaufen der Einäugige. Historischer Roman von Luise Pichler. Drei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein dankbar anzuerkennendes Bestreben, die niedern und höhern Kreise der deutschen Gesellschaft mit der deutschen Geschichte bekannt zu machen, indem man die einzelnen Momente derselben in das Gewand des Romans kleidet; die vorliegenden drei Theile umfassen 10—12 Jahre aus dem Leben Friedrich's von Hohenstaufen, eine Zeit der Kämpfe und der politischen Ereignisse von der Kaiserwahl Lothar's an, wo Friedrich durch die Ränke eines Priesters, durch die Treulosigkeit eines Verwandten in seinen gerechten Hoffnungen auf den Thron getäuscht wird, bis zu seiner Unterwerfung, nachdem er sich lange gegen ungerechte Ansprüche und Verfolgungen vertheidigt hat. Friedrich's Charakter ist treu aufgefaßt und tritt mit noch andern historischen Persönlichkeiten jener Zeit aus dem Rahmen der Erzählung deutlich hervor. Ein Roman schmiegt sich den geschichtlichen Begebenheiten an, dessen Held, Rudolf von Helfenstein, der Vermittler ist, um verschiedene Scenen des Kriegs und die politischen Wirren dem Leser zu beleuchten. Sein Charakter, seine Richtung, sowie seine Ansichten passen in jene Zeit, unter mittelalterlichen Sitten und Gebräuchen, welche, treulich geschildert, sowol das öffentliche Leben wie auch das Treiben des Bürgers darthun. Die Verfasserin hat Raumer, Zimmermann, Pfister u. A. als historische Quellen gewählt und sich treu an dieselben gehalten. Sie schrieb mit großer Gewissenhaftigkeit, und wo von der Geschichte nicht bestimmt angegebene Thatsachen benutzt und in einen gewissen Zeitraum gedrängt wurden, geschah es nie ohne die begründetsten Vermuthungen. Es ist der geschichtliche Theil des Werks, der dem romantischen das Interesse verleiht und nicht umgekehrt, denn die Liebesgeschichte ist unbedeutend und ohne andere Verwickelungen als die, welche die historischen Ereignisse herbeiführen. Wir empfehlen das vorliegende Buch als ganz geeignet zum Vorlesen in Familienkreisen. 18.

Bücherschau.

Geschichtliches; Zeitgeschichtliches.

Es liegt uns eine Partie von Werken geschichtlichen Inhalts vor, die, theils weil sie zu specieller oder localgeschichtlicher Natur, theils nur weitere Bände begonnener Werke sind, in d. Bl. auf eine ausführlichere Besprechung keinen Anspruch haben, während es doch Geschichtsfreunden und Geschichtsforschern, wie in manchen Fällen auch dem größern Publicum von Interesse sein dürfte, von ihrer Existenz in Kenntniß gesetzt und auf sie aufmerksam gemacht zu werden. Wir nennen zuvörderst den fünften Band von Pertz' „Leben des Freiherrn vom Stein".*) Dieser umfaßt das zehnte und elfte Buch, und zwar das erstere die Jahre 1815—20, das letztere die Jahre 1820—23, also jene Periode, in welcher sich in Deutschland, thatenlos wie es nach außen, unbefriedigt wie es im Innern war, die Masse jener Stimmungen und Misstimmungen erzeugte, welche im Jahre 1848 sich an der Lunte der pariser Revolution zu einem Brande entzündete, der alles Bestehende auch in diesem sonst trägen Centralgebiete Europas in Frage stellte. Pertz in der Vorrede bemerkt selbst, daß das Unglück, die Fehler und Verwirrungen, unter denen unsere eigene Gegenwart leide, in ihren Grundursachen großentheils auf jene halbversäumten Jahre der innern Entwickelung zurückzuführen seien und daß an deren Nachwirkung mehr als eine Geschlechtsfolge noch zu tragen haben werde.

*) Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein von G. H. Pertz. Fünfter Band; 1815—23. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dieser Band zeigt uns, nach den Worten des Herausgebers, den Freiherrn vom Stein, wie er, nachdem er mit dem Actenleben abgeschlossen hat, selbst in der Trauer um das Fehlschlagen seiner liebsten Hoffnungen, der Vorsehung gläubig vertrauend, fortwährend für das Vaterland lebt und am väterlichen Herde wie in der Bundesstadt und auf dem einsamen waldumgebenen Kappenberg unverwandt den Blick auf alle bedeutenden Erscheinungen der Zeit gerichtet, bis zum Augenblicke seiner Abberufung von hier zu lernen, zu rathen, zu leiten und überall, wo er vermag, helfend einzugreifen nicht ermüdet. Einen besondern Schatz, desgleichen kaum die politische Literatur besitzt, bildet der darin mitgetheilte Briefwechsel zwischen Stein und seinen politischen Freunden Niebuhr, Humboldt, Spiegel, Gneisenau, Eichhorn, Hövel, Kapodistria, Gagern. Nur folgende Stelle aus einem Briefe von W. v. Humboldt möge hier mitgetheilt sein. Humboldt schreibt an Stein aus Berlin unterm 22. März 1820: „Die wahre drohende Gefahr ist, auch meiner Meinung nach, demagogische Gesinnung und Auflösung der Bande des Gehorsams und der Ehrfurcht. Dagegen aber gibt es nur ein gründlich helfendes Mittel: Gerechtigkeit und Weisheit der Verwaltung; es wird nie eine Regierung angegriffen, ehe sie nicht selbst gefährliche Blößen gibt." Von dem im Freiherrn vom Stein unvertilgbar fortlebenden Franzosenhasse gibt noch ein Brief vom 15. Februar 1823 Kunde, worin es unter Anderm heißt: „Ich glaube, Paris hat viel Anziehendes und Belehrendes für den Gelehrten und Freund der Wissenschaften — wohnen und bleiben unter dem eiteln, selbstsüchtigen, aufgeblasenen und lügenhaften Volke, unter dem premier peuple de l'univers möchte ich um keinen Preis." Der Hauptwerth dieses Werks beruht wol vorzugsweise in dem reichlichen, mit großem Fleiße zusammengestellten Material von Urkunden und Briefschaften, denn viel biographische Kunst hat der Herausgeber an diesen Band wenigstens nicht gewandt. So populär Stein auch zu sein verdient, so wenig ist er es; das Volk im umfassendern Sinne, ja selbst viele der Gebildeten kennen ihn nur dem Namen, nicht seinen Leistungen nach, und das sonst als Quellenschrift so höchst schätzbare Pertz'sche Werk ist schon durch seinen Umfang nicht sehr geeignet, Stein dem Volke näher zu bringen. Wir bemerken noch, daß der Reichthum des Stoffs für diesen Zeitraum die Vertheilung in zwei Bände nöthig machte, deren letzter bereits dem Druck übergeben ist und die Darstellung schließen wird.

Von J. J. Hannusch erhalten wir einen kurz gedrängten und, was fast als der Hauptvorzug der Schrift hervorzuheben ist, typographisch schön ausgestatteten Lebensabriß Karl's V.*), der jedoch keine neuen Forschungsresultate enthält, vielmehr sich damit begnügt, Altbekanntes in übersichtlicher Weise aneinander zu reihen. Das Ganze läuft auf eine bloße Glorification des Kaisers hinaus; der Verfasser erblickt ihn nur im verschönernden Lichte der Romantik und W. Stirling's jüngste Enthüllungen über Karl's Klosterleben waren für ihn so gut wie nicht geschrieben, obschon er sie im Vorwort wenigstens anführt. Unter die in diesem Jahre zusammentreffenden Umstände, welche „den großen Enkel des kaiserlichen Max" in Erinnerung bringen, zählt der Verfasser manche ganz wunderliche Dinge, z. B. die Wiederherstellung des Eingangthors in den sogenannten Schweizerhof der kaiserlichen Hofburg zu Wien. Dasselbe enthält nämlich in

*) Kaiser Karl V., seine Zeit und seine Zeitgenossen. Ein geschichtlicher Umriß. „Plus ultra" (Wahlspruch Karl's V.). Von J. J. Hannusch. Wien, Beck. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

seiner Aufschrift das Gedächtniß Ferdinand's I., Bruders Kaiser Karl's V., welchem der neuerwählte Kaiser die Regierung der östreichischen Erblande überließ. Zum Schluß bemerkt der Verfasser, daß Oestreichs „Kaiserritter“ Franz Joseph I. in ganz gleichem Lebensalter und in einer nicht minder wichtigen Stunde des Umschwungs der „gewaltig fortrollenden“ Zeit das Steuerruder des östreichischen Gesammtstaats ergriffen habe und daß dessen Wahlspruch „Viribus unitis“ erst das wahre „Plus ultra“ Karl's V. sei.

In typographischer Hinsicht sticht gegen die eben erwähnte Schrift eine von O. Wolff, Superintendenten in Grünberg, verfaßte Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan *) gewaltig ab, wogegen sie, was historische Forschung betrifft, ihr bedeutend überlegen ist. Solche Specialgeschichten, wenn sie mit Fleiß und Zugrundelegung nicht Allen zugänglicher Provinzial- und Stadturkunden durchgeführt sind, haben auch für den eigentlichen Historiker ihren Werth. Auch hat das Herzogthum Sagan in der märkisch-schlesischen Geschichte nicht selten eine bedeutende Rolle gespielt und manche merkwürdige Persönlichkeiten treten uns hier entgegen, wie der tolle Herzog Hans, der nach dem Sprichwort sich bei Drossen „das Maul verbrannte“ (weil die Bürger ihn durch heißen, von den Mauern herabgegossenen Brei und siedendes Wasser vertrieben), und Herzog Albert, der so trey zum Kaiser hielt, daß er äußerte: „Ich wollte, daß all mein Land und Gut, so ich auf Erden habe, zu Geld gemacht wären; ich wollte meinem Herrn Kaiser Maximilian solche Dinge thun, daß man davon eintausend Jahr sollte zu sagen und zu schreiben wissen,“ und ferner: „Es wäre besser, daß alle Fürsten zu Sachsen nach Brot gingen, denn ein römischer König.“ Hätten alle deutschen Fürsten so gedacht, so würde das Deutsche Reich nicht auseinandergegangen, aber es würde zuletzt auch zu einem blos östreichischen Kronlande herabgesunken und von Wien aus regiert worden sein, wenn dies eben möglich gewesen wäre. Wolff geht aber wol, wie auch an andern Stellen, zu weit, wenn er den Herzog Albert um dieser seiner Treue gegen den Kaiser willen einen „närrischen“ Fürsten nennt, denn gerade Kaiser Max gehörte zu den Fürsten, welchen Treue zu bewahren mehr zur Ehre als zur Unehre gereichte. Wolff's Schrift ist vom specifisch-protestantischen Standpunkt aus namentlich gegen die ultramontane Darstellung gerichtet, welche A. Leipelt in seiner „Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan“ (Sorau 1853) sich erlaubt hat, und soll laut einem Zusatz auf dem Titel dazu dienen, „die von diesem vorgebrachten mancherlei Verunglimpfungen der Reformation und der Evangelischen gründlich zurückzuweisen“. Man kann in Deutschland nicht vier oder fünf geschichtliche Bücher in die Hand nehmen, ohne auf Spuren dieses Dualismus zu stoßen. Er begegnet uns auch in den beiden Schriften von Hannusch und Wolff; denn wenn schon Ersterer nicht gegen die Reformation und die Reformatoren direct auftritt und den letztern sogar große Geisteskraft und Charaktertüchtigkeit zuerkennt, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine Parteischrift für Karl V. dem Wesen nach auch eine Parteischrift gegen die Sache der Reformation ist.

Eine andere, wie sich schon aus dem Namen des Verfassers und der größern historischen Wichtigkeit des geschilderten Landstrichs ergibt, noch bedeutsamere Local- und Specialgeschichte ist C. Stüve's „Geschichte des Hochstifts Osnabrück“ **), die mit dem Jahre 1508, also mit einem bedeutenden Zeitabschnitt, d. h. dem Verfall der alten auf das Lehn gegründeten Reichsverfassung abschließt. Der tüchtige Verfasser gesteht in der Vorrede, daß ihm zur Fortsetzung dieser Geschichte in ähnlicher Weise die Zeit fehle, welche zur Sammlung und Sichtung des Materials aus den immer mehr anschwellenden Acten nöthig wäre. Die „Geschichte des Hochstifts Osnabrück“ ist, wie der Verfasser bemerkt, die Frucht von Studien und Arbeiten, die nunmehr bereits länger als 30 Jahre fortgesetzt sind. Ein reicher Vorrath von Urkunden, zumal von Correspondenzen des 14. und 15. Jahrhunderts, welcher dem Verfasser in den Archiven zugänglich wurde, gab ihm die Ueberzeugung, daß der Zeitraum von den Hohenstaufen bis zum Landfrieden, in welchem sich die Lehnsverfassung löste und die Landesverfassung entstand, viele Verhältnisse deutlich erkennen läßt, für welche sehr oft im höchsten Alterthume vergeblich Aufschlüsse gesucht werden. Dazu erschien ihm die ganz ins Einzelne gehende Darstellung der Geschichte des im Herzen von Westfalen belegenen, dem kölnischen Herzogthum nicht unterworfenen Gebiets von Osnabrück vorzüglich geeignet, die Entwickelung jener Zeit zur Anschauung zu bringen. Auch Stüve's Vorwort klingt elegisch aus; er sagt am Schlusse desselben: „Wenn seit dem 16. Jahrhundert sich Alles verengte und erstarrte, so treibt jetzt Alles zur Ungebundenheit und Willkür, wo nicht im Gebrauch körperlicher Kraft, doch jedenfalls im Gebrauch des Vermögens; und künstliche Mittel haben das Uebergewicht desselben hoch gesteigert. Die Staaten haben namentlich in dieser Richtung gewirkt und eben dadurch ihren eigenen Verband vielfach gelockert und unzulänglich gemacht. Sie fühlen sich schwach, während im Volke der kräftige Bildungstrieb, welcher Hülfe schaffen könnte, erloschen scheint. So ist die Noth eine ähnliche. Vielleicht werden auch ähnliche Heilmittel sich entwickeln, wo wir solche noch nicht erkennen. Sicherlich wird aber die Besserung auch jetzt nur dann Dauer haben, wenn sie auf geistiger Grundlage ruht.“ Diese Bemerkung wird der wahre politische gesunde Menschenverstand gewiß als sehr treffend unterschreiben.

Eine jener Geschichtsepisoden, in welchen sich der menschliche, zur historischen That gewordene Wahnsinn im grellsten Lichte zeigt, das Zwischenreich der Wiedertäufer in Münster, behandelt Karl Ziegler in einer kleinen recht lichtvoll zusammengestellten Schrift *), die für den Historiker gerade nichts Neues enthält, aber dem größern Publicum mannichfaches Interesse zu gewähren wohl geeignet ist. Uns fiel bei der Lectüre dieser Schrift nur ein, wie toll und willkürlich unsere Operntextdichter und Componisten mit der Geschichte umzuspringen sich erlauben, und mit welcher Andacht so viele unserer „Gebildeten“, die sich vor Gesellen solcher Art wie dieser Johann von Leyden und Genossen in der Wirklichkeit höchlichst entsetzen und ihre Weiber und ihre Güter nur sehr ungern mit ihnen theilen würden, diesen Verhunzungen der Geschichte beiwohnen, wenn sie mit gleißendem Theaterleim überfirnißt und mit musikalischem Biscuitteig umwickelt sind. Die Kunst kann keine ins Volk dringende und es veredelnde Wahrheit werden, solange sie sich nicht scheut, sich an der Majestät der Geschichte aufs handgreiflichste zu versündigen.

Eine dem Freunde nordischer und hansischer Geschichte ohne Zweifel manches Neue und Interessante bietende Schrift ist die [illegible] den Grafen Christoph von Oldenburg und die sogenannte Grafenfehde von F. von Alten. **) Es war nicht sowol die Absicht des Verfassers, eine vollständige Geschichte der sogenannten Grafenfehde zu liefern, als die fast überall unter ihrer Bedeutung angeschlagene Thätigkeit des Grafen Christoph von Oldenburg, welcher später auch eine nicht unbedeutende Rolle im Schmalkaldischen Kriege spielen sollte, während der-

*) Kritische Sichtung der Geschichte der Stadt und des Herzogthums Sagan, wie sie namentlich von A. Leipelt, Mathematikus am katholischen Gymnasium zu Sagan, dargestellt worden ist, von O. Wolff. Grünberg, Weiß. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

**) Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zum Jahre 1508. Aus den Urkunden bearbeitet von C. Stüve. Jena, Frommann. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

*) Das Reich der Wiedertäufer in Münster. Ein historischer Abriß von Karl Ziegler. Lemgo, Meyer. 1854. 8. 5 Ngr.

**) Graf Christoff von Oldenburg und die Grafenfehde (1534—36). Ein Beitrag zur Geschichte des dänischen Interregnums. Von F. von Alten. (Mit vielen bisher ungedruckten Urkunden). Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

selben näher zu beleuchten. Bis dahin war allgemein angenommen, daß der Graf, als Kriegsoberster in lübeckische Dienste getreten, nicht viel Einfluß auf die Entwickelung der Dinge im Norden Europas gehabt habe; dem Verfasser zufolge ist jedoch der Graf vielmehr im Auftrage Kaiser Karl's V., der freilich in dieser Frage eine sehr zweideutige Politik verfolgte, und aus eigenem Antriebe als in Folge der lübeckischen Auffoderung nach Dänemark gegangen. Als echter Condottiere, der keine höhern politischen Zwecke vor Augen hatte, benutzte er dann seine Mission, so gut er konnte, auch für seine eigenen Zwecke. Dem Verfasser war es vergönnt, die reichen Schätze des oldenburger Archivs zu benutzen, aus welchem eine ziemliche Anzahl bis dahin ungedruckter Urkunden sich im Text und in den Anlagen befindet. Auch das größere Publicum wird in diesem Buche auf Belehrung und Unterhaltung mancherlei Art stoßen, da mit den dargestellten Ereignissen die Lebensschicksale so mancher höchst interessanter Persönlichkeiten, wie des hochgemutheten Wullenweber, des romantisch-abenteuerlichen Marcus Meyer, des waghalsigen Seehelden Peter Skram von Urup u. A., verflochten sind. Das unter den deutschen Historikern überhaupt seltene Geschick echt künstlerischer Anordnung und Verarbeitung des Stoffs besitzt auch Alten nicht, aber doch weiß er Persönlichkeiten wie die genannten, dann aber auch die Kämpfe zu Meer und Land, z. B. die Schlacht bei Swenstrup, die Erstürmung von Aalborg, die Schlacht von Helsingborg, die Belagerung Kopenhagens durch Christian III. u. s. w., nicht ohne Lebhaftigkeit und eine gewisse Unmittelbarkeit der Anschauung zu schildern.

Eine recht brauchbare, übersichtliche Zusammenstellung der geschichtlichen Ereignisse seit 1815 *) verdankt man der Feder des in solchen Arbeiten geübten und gewandten K. W. Böttiger, Professor in Erlangen. Der Verfasser will diese Schrift auch als eine Fortsetzung seiner „Allgemeinen Geschichte für Schule und Haus" betrachtet wissen, deren zwölfte Auflage mit dem Jahre 1815 schließt. In der Vorrede bemerkt Böttiger: „Der Verfasser sagt es sich selbst, daß er, höchstens etwa neue Auflagen oder Fortsetzungen abgerechnet, seine Schriftstellerlaufbahn im Wesentlichen mit diesem Buch schließen muß, wenn ihn nicht der Augenblick überraschen soll, wo er in dieser Weise nicht mehr wirksam sein kann. Er hat deshalb in diesem zweiten Theile seiner kleinen „Allgemeinen Geschichte" seine seit 40 Jahren gewonnenen Kenntnisse und Ansichten über die neuere und neueste Zeit zusammengestellt und will es kein Hehl haben, daß, wie die Zeit selbst eine reinigende und aussöhnende Kraft hat, Vieles sich ihm jetzt ruhiger und leidenschaftsloser darstellt. Denn er will es nicht leugnen, daß auch er einst auf Deutschlands Einheit und Bundesstaat gehofft hat, sowie er für Deutschlands Größe und Tüchtigkeit nach innen und außen noch heute begeistert ist. Aber wie er das Treiben seit 1848 gesehen hat und die theils unglücklichen, theils verbrecherischen Versuche, ganz Anderes herbeizuführen, als was ein besonnener Mann soll und darf, da ist ihm die Ueberzeugung gekommen, daß es so noch immer leidlicher und besser ist, als wenn alles Das gelungen, was im Sturm und Leidenschaft und Verbrechen erzwungen werden sollte." Dies zur Bezeichnung des politischen Standpunkts, den der Verfasser zu den letztgeschichtlichen Ereignissen einnimmt. Besondern Dank verdient die sehr fleißig zusammengestellte „culturhistorische Uebersicht der neuesten Zeit".

In diese neueste Zeit unmittelbar versetzt uns eine Schrift von C. B. A. Fickler **) (selbstverständlich nicht mit dem gleichnamigen Insurgentenchef zu verwechseln), in welcher der Verfasser als Augenzeuge die dem rastatter Aufstand vorhergegangenen Ereignisse, den Aufstand selbst, die Belagerung Rastatts, die Uebergabe, die Erschießungen der Insurgentenführer und dazwischen eine Menge der interessantesten und charakteristischsten Einzelzüge schildert. Der Verfasser schont weder die Dummheit und Brutalität der Massen, die, wie bei solchen Gelegenheiten immer, nur als Werkzeug der Führer misbraucht wurden, noch die geckenhafte Poltronnerie, die politische und militärische Unfähigkeit, die (beiläufig gesagt echt deutsche) Wichtigthuerei und Renommisterei der Chefs; ebenso wenig aber versäumt er es, zur Versöhnung zu reden, von den Verführern die blos Verführten zu unterscheiden und, wo er an diesem oder jenem der Hauptacteure etwas Besseres und Edleres entdeckt hat, dies gewissenhaft in sein Tagebuch einzuzeichnen. So weiß der Verfasser auch dem letzten Commandeur, Tiedemann, trotz aller sonstigen Schwächen desselben, trotz einer mit seiner Fähigkeit in keinem Verhältniß stehenden Schätzung seiner selbst, trotz Phantasterei und polternder Heftigkeit, auch manches Gute nachzurühmen, namentlich eine gewisse Gutherzigkeit, vor allem aber persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit. Diese fehlte überhaupt den Führern nicht, die bis auf einen (Heilig, der ursprünglich Barbier gewesen) mit zum Theil wirklich bewundernswerther Entschlossenheit und Mannhaftigkeit dem standrechtlich über sie verhängten Tod entgegengingen. Hüten wir uns, über diese Opfer ihres Wahns, zum Theil auch freilich des bloßen Ehrgeizes und der Selbstsucht, zu streng und hart zu urtheilen, da sie vielleicht nur die Sünden büßten, deren Alle schuldig waren, und eine dämonische Macht damals die Köpfe auch Solcher verrückte, denen man wol ihrer Stellung und Bildung nach größere Besonnenheit zutrauen durfte. Auch diese Opfer werden nicht umsonst gefallen sein, wenn ihr Schicksal wirklich dazu beigetragen haben sollte, uns aus dem Zustande unserer alten phantastischen Unklarheit zu befreien, was wir freilich leider bezweifeln müssen. Der Verfasser berichtet uns auch von heldenmüthigen Zügen einzelner Gemeinen und Freischärler, welche, die Todeswunde in der Brust, auf die Wälle eilten und dort kämpften, bis sie zusammensanken. Diese Züge stehen jedoch nur vereinzelt da; im Allgemeinen schlug man sich nicht mit der Aufopferung und Todesverachtung, zu der allein das echte und wahre, gottbegeisterte Freiheitsgefühl fähig macht. An Tollheit fehlte es nicht, wie z. B. Elsenhans bei der Bestattung eines im Kampfe gefallenen Adjutanten Tiedemann's, Namens Hauff, zum Abscheu der Bessern das Dasein der Gottheit geradezu leugnete und jede Religion Dummheit und Unsinn nannte. Es mangelte auch nicht an burlesken Scenen, wie denn überhaupt so Manches in den rastatter Vorgängen an die Tragikomödie erinnert, welche die Wiedertäufer in Münster abspielten. Man denke sich aber auch eine Schar vaterlandsloser Menschen aus allen Gauen Deutschlands, aus Polen, Frankreich und der Schweiz, von der verschiedensten Richtung und Bildung, in eine Festung wie in einen Käfig eingesperrt, trunken und durch Stimulationen aller Art im Zustande der Trunkenheit erhalten, verzweifelt, in sich zerrüttet, ohne Aussicht auf Sieg, Entsatz und Rettung! Es gibt kein fürchterlicheres Bild.

Den Schluß dieser Bücherschau bilde die Anzeige einer kleinen Schrift über den Bentinck'schen Proceß *), deren Inhalt d. Bl. freilich fern liegt, die aber gelesen zu werden verdient, weil auch dieser Proceß — der von den betreffenden Parteien in frühern Zeiten wahrscheinlich durch eine offene ehrliche Fehde ausgefochten worden sein würde — als ein ganz eigenthümliches Zeichen modern deutscher politischer Zustände gelten darf. Von den diese Broschüre bildenden Aufsätzen sagt der Herausgeber, dieselben seien aus der Feder eines Mannes geflossen, „welchem

*) Die allgemeine Geschichte von 1815—52. Ein Buch fürs Haus und für jeden Gebildeten. Von Karl Wilhelm Böttiger. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1854. 8. 12½ Ngr.

**) In Rastatt 1849. Mit einem lithographischen Plane von Rastatt. Von C. B. A. Fickler. Rastatt, Hanemann. 1853. Gr. 8. 28 Ngr.

*) Der Bentinck'sche Proceß und die Oldenburger Zeitung. Beitrag zur Charakteristik der öffentlichen Rechtszustände Deutschlands. (Wiederabdruck der in Oldenburg erscheinenden Volkszeitung.) Oldenburg, Schulze. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

die Revolution in jeder Gestalt verhaßt ist und der nichts mehr wünscht, als daß dieser Haß und damit das Bestreben immer allgemeiner werden möge, Volk und Regierungen, welche letztere ihm nur als ein Theil oder als ein Ausfluß des Volks gelten, von innen heraus zu bessern und so das Kranke, Haltlose, Unvollkommene unserer gegenwärtigen Zustände ohne Uebereilung und Ueberstürzung in einem sittlichen und rechtlichen und dadurch ruhigen und sichern Fortschritt zu heilen, zu ersetzen und zu verbessern. Daß hierzu nur durch die gebesserte Gesinnung und damit durch eine bessere Handlungsweise der Einzelnen, sie mögen hoch oder niedrig stehen, der Grund gelegt und der Anfang gemacht werden könne, dafür liefert die Geschichte unserer Zeit im Großen und Ganzen und einzelne Vorgänge, wie z. B. auch der Verlauf des Bentinck'schen Processes, im Einzelnen und Kleinen die oft schreienden Belege".

H. M.

Notizen.

Zur Goethe-Reliquie in Nr. 30 d. Bl.

Von Karl Gödeke ging dem Herausgeber d. Bl. folgende, Hannover, den 27. August datirte Mittheilung zu: „Erst heute kommt mir die Notiz Ihrer Blätter über «Eine Reliquie von Goethe» (Nr. 30, S. 558) zu Gesichte. Es gereicht mir zum Vergnügen, die von Ihnen *) aufgestellte Conjectur bestätigen zu können und zwar auf die Autorität des unverwerflichsten Zeugnisses, das es in diesem Falle geben kann, Goethe's Schriften selbst. Denn weit entfernt, daß die «Reliquie» ein bis auf Herrn Otto Jahn's Mittheilung noch «nicht gedrucktes Gedicht von Goethe» genannt werden könnte, darf sie vielmehr als ein sehr oft gedrucktes bezeichnet werden. Das Gedicht stand zuerst im göttinger «Musenalmanach» für 1775 (S. 39) mit H. D. unterzeichnet, wie in meinen «Elf Büchern deutscher Dichtung» (II, 12) nachgewiesen ist. Aus dem Almanach nahm Himburg das Gedicht in die Sammlung von «Goethe's Schriften» (IV, 255) auf. Goethe selbst überging es in den Sammlungen seiner Werke von 1790 bei Göschen, 1800 bei Unger und 1806 bei Cotta und reihte es erst der Ausgabe bei Cotta 1815 (II, 119) ein. In der Ausgabe der Werke von 1828 finden Sie es II, 213. Es ist in der That auffallend, wie dies oft gedruckte Gedicht einem so gewiegten Kenner wie O. Jahn unbekannt geblieben sein konnte." Der Herausgeber d. Bl. glaubt durch Veröffentlichung obiger ein rein literarisches Factum betreffender Zeilen sich keiner Indiscretion schuldig zu machen.

Bohdan Zaleski.

In Paris bei Krolikowski erschien in vier Bänden eine neue Ausgabe der „**Poezye Bohdana Zaleskiego Petersburg nakladem Wolffa**" (Poesien von Bohdan Zaleski u. s. w.). Das „**Athenaeum français**" bemerkt: „Die Russen sind die Franzosen, die Polen die Deutschen unter den Slawen. Die Russen sind aufgeweckt, sarkastisch, Bonvivants, Epikuräer und Materialisten; die polnischen Dichter sind träumerisch, ernst, spiritualistisch, fromm, mystisch. Aber als Ausnahme von der Regel haben sich auch unter den Polen liebenswürdige launige Dichter gefunden, die ihr Talent dem anmuthigen Naturgemälde, der lachenden Seite des Lebens gewidmet haben. Zu ihnen gehört Bohdan Zaleski, der während des ersten Stadiums seiner literarischen Laufbahn seine Guzla nur in muntern Tönen erklingen ließ. Erst viel später hat er, bewegt durch das Unglück seines Volks und vom Beispiel auch seinerseits hingerissen, auch die ernsten Saiten, die Saiten von Erz gerührt, welche der Patriot mit seinen Thränen befeuchtet." Zaleski, welchen Mickiewicz seine „Nachtigall" genannt hat, verfaßte auch ein größeres religiöses Gedicht; seinen Ruf verdankt er jedoch vorzugsweise seinen Oden und seinen Chansons, jenen leichtern Stücken, welche, wie der französische Kritiker sich ausdrückt, „wie sibyllinische Blätter im Winde zu flattern scheinen" und der Form wie dem Inhalt nach ein in fremder Sprache kaum wiederzugebendes national-polnisches Gepräge tragen. Etwas Auffallendes hat in der oben erwähnten französischen Kritik der Vergleich der Franzosen mit jenen Russen, welche noch jüngst ein französischer mit gewohntem Theaterpathos ausgestatteter Heerbefehl die „Barbaren des Nordens" nannte. Man sieht, daß die Gehässigkeiten und Verunglimpfungen, welche die Männer vom Schwert einander angedeihen lassen, sich nicht auf die friedlichen Männer übertragen, die es für ihren Beruf halten, die Idee von der „Weltliteratur" und der literarischen Brüderschaft aller Völker zu pflegen und weiter zu verbreiten.

*) D. h. von einem Mitarbeiter. D. Red.

Rossini.

Eine von den Brüdern Escudier verfaßte und von Méry mit einer Einleitung versehene Schrift über Rossini: „**Rossini, sa vie et ses oeuvres**", gehört in die Reihe jener Schriften, die wie Veron's „Memoiren" sehr viel Pikantes enthalten, aber zugleich auch dem Hang der Modernen zum bloßen persönlichen Anekdotenkram, zum Klatsch und perfiden Salongeschwätz ihren Ursprung und ihr Gepräge verdanken. Dabei kann man freilich nicht leugnen, daß solche Bücher auch sehr viel Lehrreiches enthalten, indem sie uns die vielen faulen Stellen an unserm Kunst-, Geschichts- und Gesellschaftsleben bald absichtlich bald unabsichtlich enthüllen und die vorzüglichsten Talente der Gegenwart uns im Négligé vor Augen stellen. Man erkennt dann, woran es eigentlich liegt, daß diese großen Talente es zu keiner moralischen, bildenden und uns unwillkürlich Ehrfurcht abnöthigenden Stellung brachten. Das Schönste, was sie leisteten, beruhte auf bloßer Virtuosität; die Kunst war ihnen nicht Zweck, sondern blos Mittel zum Zweck; es fehlte ihnen die Weihe der Liebe wie des Charakters. Von Rossini werden uns hier ganz absonderliche Dinge erzählt, was um so merkwürdiger erscheint, da die Brüder Escudier fanatische Bewunderer Rossini's sind, und aufs heftigste über Meyerbeer, Halevy u. A. losziehen, weil diese mit Rossini zu concurriren sich unterfingen. So erzählen sie: „Rossini's kaustischer Humor schonte Fremde ebenso wenig als seine intimsten Freunde, ja sogar die nicht, die ihm die Theuersten und Nächsten waren. Einstmals, auf der Messe von Lodi, probirte er eins seiner kleinen Werke. Bei der Ouvertüre gab ein unglückliches Horn falsche Töne. Rossini befahl inne zu halten und rief: «Wer ist das?» «Ich — ich bin es», antwortete eine schwache, verschüchterte Stimme. «Ah so», entgegnete Rossini, «nimm dein Horn und packe dich nach Hause!» Der Hornbläser war Rossini's eigener Vater!" Diese Geschichte ist die herzloseste; andere Anekdoten laufen auf wirklich sehr alberne Späße und Mystificationen hinaus, wie sie sich wol der selige Herloßsohn im Kreise der Seinen erlaubte. Man erfährt übrigens aus dieser Schrift, daß Rossini unter seinen Manuscripten noch eine Oper liegen hat, „Ermione", die nur ein mal, in Neapel, aufgeführt und dann „als zu gut für das Publicum" vom Componisten zurückgenommen wurde. Rossini nennt sie seinen italienischen „Wilhelm Tell", und hat erklärt, daß sie erst wieder nach seinem Tode zur Aufführung kommen soll. Ein anderes an Anekdoten reiches Buch ist P. Scudo's „**La musique ancienne et moderne**", worin unter Anderm besonders über ehemals renommirte Sängerinnen viel Interessantes erzählt wird. Scudo's Schrift hat jedoch eine ernstere Haltung und größeres literarisches Verdienst als die der Brüder Escudier.

H. M.

Bibliographie.

Barach, S., Ueber spekulative Aesthetik und Kritik. Ein Sendschreiben an Hrn. Dr. Rob. Zimmermann, Prof. der Philosophie an der Prager Universität. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Bertholdi, H., Ahnungen und Erscheinungen. Novellen in Hoffmann's Manier. Halle, Pfeffer. 8. 21 Ngr.

— — Friston der Rächer oder die Felseninsel. Zwei Theile. Ebendaselbst. 8. 24 Ngr.

Bidermann, H. J., Die technische Bildung im Kaiserthum Oesterreich. Ein Beitrag zur Geschichte der Industrie und des Handels. Wien, Gerold. Gr. 8. 24 Ngr.

Böhmert, C. V., Briefe zweier Handwerker. Ein Beitrag zur Lösung gewerblicher und socialer Fragen. Gekrönte Preisschrift dem deutschen Handwerkerstande gewidmet. Dresden, Klemm. Gr. 8. 15 Ngr.

Boller, Die interessantesten Schätze der ägyptischen Sammlung des k. k. Antiken-Cabinetes nach ihrem inschriftlichen Gehalte. Mit 4 Tafeln. Wien. Lex.-8. 17 Ngr.

Brachvogel, A. E., Seelenwanderung. Episches Gedicht. Berlin, Lassar. Gr. 16. 20 Ngr.

Casper, J. L., Mörder-Physiognomieen. Studie aus der practischen Psychologie nach eignen Beobachtungen. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 12 Ngr.

Cohn, F., Untersuchungen über die Entwickelungsgeschi chteder mikroskopischen Algen und Pilze. Mit 6 Steindrucktafeln. Bonn, Weber. Gr. 4. 4 Thlr.

Cotta, B., Die Lehre von den Erzlagerstätten. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. 1ste Hälfte. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Elling, F. v., Des Lebens Wandlungen. Roman in drei Büchern. Drei Bändchen. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Firnhaber, F., Actenstücke zur Aufhellung der ungrischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus Privatarchiven. Wien. Lex.-8. 12 Ngr.

Friccius, C., Geschichte der Befestigung und Belagerung Danzigs. Mit besonderer Rücksicht auf die Ostpreußische Landwehr, welche in den Jahren 1813—1814 vor Danzig stand. Nebst einem Plane von Danzig und dessen Umgegend. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Fritze, E., Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

George, C., Gemüth und Welt. Gedichte. Posen, Merzbach. 8. 25 Ngr.

Gossen, H. H., Entwickelung der Gesetze des menschlichen Verkehrs, und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zwölf Hexen- und Gespenstergeschichten für große und kleine Leute. Mit vielen Schattenbildern. Ulm, F. Ebner. Gr. 16. 18 Ngr.

Horn, J. F., Ueber Idee und Zusammenhang der Goethe'schen Fausttragödie, namentlich des 2ten Theils. Kiel, Schwers. Gr. 8. 8 Ngr.

Kiesewetter, Mittheilungen aus dem Tagebuche zu den ethnographischen Reisebildern. Gesammelt auf sechzehnjähriger Wanderung bei den Völkerstämmen Schwedens, Rußlands und den Asiatischen Nomaden, den Kalmücken, Kirgisen, sowie den Tataren, den indischen Feueranbetern, den Bewohnern der Krimm, Armeniens, Persiens und den kriegerischen Gebirgsbewohnern des Kaukasus 2c. Bevorwortet von A. von Humboldt und C. Ritter. Berlin, Stubenrauch u. Comp. 16. 20 Ngr.

Klencke, H., Die Schöpfungstage. Ein Naturgemälde. Mit 4 urweltlichen Landschaftsbildern und einem Profildurchschnitte der Erdrinde. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Laurin; ein altdeutsches gedicht nach dem alten Nürnberger drucke von Friderich Gutknecht herausgegeben von O. Schade. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Memoiren der Sennora Pepita. Bekenntnisse und Geständnisse aus dem Leben einer Tänzerin. 1ste Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Riendorf, Emma, Aus dem heutigen Paris. Stuttgart, Mäcken. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmidt, W. A., Der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian. Nebst einem Plan von Constantinopel. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 14 Ngr.

Schultze und Müller im Riesengebirge. Humoristische Reisebilder. Mit 30 Illustrationen von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schuselka, F., Rußland's Politik in geschichtlichen Bildern. 1ster Band. — A. u. d. T.: Aelteste Russenzüge gegen Constantinopel. Ursprung und Verlauf der kirchlichen Politik Rußlands. Dresden, R. Schaefer. 8. 1 Thlr.

Thilva, E., Tannhäuser. Ein Gedicht. Leipzig. 16. 15 Ngr.

Trautmann, P. F., Theaterstücke. Berlin, Lassar. 8. 28 Ngr.

Uthmann, R. v., Bilder aus dem Lieutenantsleben. Berlin, Mittler. Qu. gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Biedermann, A., Die Pharisäer und Sadducäer. Akademischer Vortrag, gehalten den 9. Februar 1854. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 6 Ngr.

Cumming, J., Rußland's Größe und Untergang. Eine prophetische Stimme über den jetzigen Kampf und seine Folgen. Frei nach dem Englischen. Dresden, R. Schaefer. 8. 10 Ngr.

Deutschlands Aufgabe in der orientalischen Verwickelung von einem ehemaligen deutschen Minister. München, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Moriggl, A., Letzte Reise Sr. Maj. des Königs von Sachsen Friedrich August von Zirl nach der Alpe Lisens und von da über Kühethei nach Silz am 7. und 8. August 1854. Ferner: Reise nach Imst am 9. August und der erfolgte Unglücksfall bei Brennbichl. Nach zuverläßigen Quellen und Schilderungen eines Augenzeugen zusammengestellt. Innsbruck, Wagner. 16. 2½ Ngr.

Rußland historisch und strategisch beleuchtet von einem deutschen Offizier. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Schauer, J. K., Johann Friedrich's, des Großmüthigen, „Trostlied": „Wie's Gott gefällt, so gefällt's mir auch" 2c. Mit geschichtlichen und erbaulichen Anmerkungen begleitet und zur 300jährigen Feier seines Todes herausgegeben. Jena, Schreiber u. Söhne. Gr. 16. 5 Ngr.

Spiel-Bähn, der Prophet. Die merkwürdigste Prophezeihung auf unsere Zeit und Zukunft. Nach einem alten Manuscripte. Achte durch eine wortgetreue Mittheilung des alten Manuscripts vervollständigte und mit vielen andern authentischen Prophezeihungen vermehrte Auflage vom alleinigen Eigenthümer des Urtertes W. Schrattenholz. Bonn, Habicht. Gr. 12. 3 Ngr.

Villemain, A. F., Erinnerungen eines Zeitgenossen aus der neuesten Geschichte. Deutsch von E. Burckhardt. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwei Vorgeschichten. 1582—1825. Vom Verfasser der „Osteuropäischen Gefahr". Trier, Lintz. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Orientalischen Frage. [Südslavische Denkschrift.] Leipzig, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zweytinger, G., Die Seemacht Englands und Frankreichs militairisch-statistisch. Nebst Unterscheidung der in den Kriegsmarinen beider Staaten gebräuchlichen Schiffe 2c. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 21. September 1854.

Inhalt: Verbrecher als Poeten. Von Hermann Marggraff. — Naturwissenschaftliches. — Zur Sprichwörterliteratur. — Ein angehender Blaustrumpf. — Neugriechische Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Verbrecher als Poeten.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Einundzwanzigster Theil. Neue Folge. Neunter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1854. 12. 2 Thlr.
2. Poesie und Verbrechen. Eine Glosse in Prosa. Von Karl Chop. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Von jeher haben Criminalgeschichten auf das Publicum eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt, indem sich in ihnen sehr häufig Alles vereinigt, was die menschliche Seele erregen, spannen, fesseln und erschüttern kann: gewaltthätige oder schleichende, zuweilen unbegreiflich verruchte und wie von einem bösen Geiste besessene Charaktere, blutige oder finstere, oft dämonische Thaten, geheimnißvolle Vorgänge, mühsam und mit allem Aufwande menschlichen Scharfsinns bis zur Entdeckung des Urhebers Spur für Spur verfolgt oder plötzlich durch einen wunderbaren Zufall enthüllt, Gerichtsproceduren der interessantesten Art, schlaue und listige Vertheidigung Punkt für Punkt auf der einen Seite und der scharfsinnigste Angriff, der sich keinen Vortheil, keine Blöße entgehen läßt, auf der andern Seite, merkwürdige, die Proceduren romanhaft verwickelnde Zwischenfälle, düstere und verzweiflungsvolle, oft räthselhafte Seelenzustände, endlich Kerkerscenen der ergreifendsten Art und die Schlußkatastrophe, die Hinrichtung, mit ihren fürchterlichen psychischen und körperlichen Vorbereitungen! Wo findet man das Alles so beisammen? Welcher Novellist kann dergleichen erfinden? Der Menschenbeobachter, der Psycholog wird aber an solchen Criminalerzählungen, auch wenn sie nicht so drastisch sein sollten, ein noch tieferes Interesse nehmen; er wird diesen einen Fall mit andern ihm bekannten gleichartigen aufs sorgfältigste vergleichen, um zu einem möglichst sichern Schlußurtheil in Bezug auf eine gewisse Species von Verbrechern zu gelangen, an denen sich, wie dies unter Anderm in auffallender Weise bei den Giftmischern und Giftmischerinnen der Fall zu sein pflegt, verwandte Geistes- und Charaktereigenschaften offenbaren; jede Mittheilung über die Verhältnisse und Umstände, in denen der Verbrecher lebte und aufwuchs, über die Neigungen, die er in seiner Jugend und später offenbarte, über seine Erziehung, über seine Lebensgewohnheiten, über das Werden und Wachsen des verbrecherischen Gelüstes oder Gedankens wie über gewisse bei der That mitwirkende geheimere Motive, für die der oberflächliche Beobachter keinen Blick hat, werden ihm von größtem Interesse sein und er wird sich dabei auch die Einflüsse, die vielleicht in der Zeitatmosphäre und in der Sitte und Bildung der gleichzeitigen Generation liegen, nicht entgehen lassen. Daher der außerordentliche Beifall, welchen Pitaval's „Causes célèbres et interessantes", welchen Feuerbach's Arbeiten auf demselben Gebiete und in letzter Zeit Hitzig und Häring's Sammlung von Criminalfällen bei den Leuten verschiedenartigster Bildung gefunden haben. Was die psychologische Entwickelung und Motivirung betrifft, so hat diese criminalgeschichtliche Literatur in Deutschland ihre höchste Ausbildung erlebt, und zwar, wie dies auch im Auslande anerkannt wird, vorzugsweise durch Feuerbach. Gerade der Deutsche besitzt den hierzu gehörigen Geist der Reflexion und die Gabe genauer Untersuchung, die sich auch den kleinsten Umstand nicht entgehen läßt, die Neigung, den Sachen auf den Grund zu gehen und sich durch Aeußerlichkeiten in keinem Augenblicke von der innern Wahrheit abziehen zu lassen, dann aber auch überhaupt einen gewissen Hang, in den dämonischen Zuständen Anderer zu wühlen, und eine damit zusammenhängende Verstandeskälte, welche jene sichere Hand gibt, die bei solchen anatomischen Zerlegungen unerlaßlich ist. Man vergleiche nur in diesem neuesten Bande der Hitzig-Häring'schen Sammlung selbst die Geschichten, die aus deutschen, mit denen, die aus französischen und englischen Criminalacten geschöpft sind, und man wird sich von der Wahrheit dieser Behauptung bald überzeugen.

Gewisse Gattungen von Verbrechen und Verbrechern bleiben sich gleich zu allen Zeiten; aber jede Generation erzeugt auch irgend eine neue Species, welche von den

bekannten Verbrecherarten variirt. Unsere Zeit ist keineswegs arm an rohen, blutigen und gewaltsamen Verbrechen, ja es ist die Frage, ob bei der Versunkenheit des religiösen Lebens, bei der Gleichgültigkeit gegen das Jenseits, bei dem Umsichgreifen einer gewissen namentlich auf die Massen einen großen Einfluß ausübenden Doctrin, wonach es keinen Cultus mehr zu geben braucht als den des eignen Vortheils und Genusses, bei der ersichtlichen Abnahme der Pietät in so vielen Richtungen — ob, sagen wir, bei diesen und andern Zeitelementen jetzt nicht mehr Verbrechen begangen werden würden als jemals, wenn nicht die auf Entdeckung, Habhaftwerdung und Einziehung von Verbrechern abzweckenden Anstalten in einer Weise ausgebildet wären, daß sich kaum ein höherer Grad von Vollendung als möglich denken läßt. Die Strafen waren freilich früher unverhältnißmäßig härter, grausamer und raffinirter, dafür hatte aber auch der Verbrecher unendlich mehr Chancen, sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, und da selbst geringere Verbrechen damals mit einer Härte bestraft wurden, die kaum zu überbieten war, und man überhaupt strammere Nerven hatte, so kam es Denen, welche überhaupt eines Verbrechens fähig waren, auch weniger darauf an, ein Verbrechen gröberer Art zu begehen. Heutzutage aber haben Verbrecher höhern Grades, Mörder und Raubmörder, nur sehr geringe Aussicht, den unzähligen in allen civilisirten Ländern der strafenden Gerechtigkeit dienenden Händen zu entgehen. Die Verbrecher, die wol vordem zu einer Art Brüderschaft verbunden waren, befinden sich jetzt einer ganz entgegengesetzten Solidarität gegenüber, und wenn ein Mörder bis zu den Antipoden flöhe, so ist er heutzutage nicht mehr davor sicher, daß nicht, wenn auch erst nach Jahren, ein Polizeistrahl aus Europa auf seine Stirn fällt und das Mördermal daran enthüllt. An unsern glatten Wänden werden Blutflecken nicht sobald wie sonst von Schmuz bedeckt, und in unsern reinlichen Straßen verdunstet Blutduft nicht so leicht wie sonst. Unter diesen Umständen und bei den so zahlreich vorhandenen Bildungsanstalten und Bildungsmitteln ist es eher noch zu verwundern, daß gerade in den jüngsten Jahren die Annalen der Criminalistik mit so zahlreichen Fällen qualificirtesten Grades bereichert worden sind, mit Verbrechen der scheußlichsten Art, welche in den Gerichtsacten Berlins, Frankfurts, Hamburgs, Oberbaierns u. s. w. für immer einen ausgezeichneten Rang einnehmen werden. Haben wir doch, trotz aller vorhandenen Sicherheitsanstalten, in jüngster Zeit den merkwürdigen Fall erlebt, daß ein wegen zweifachen Mordes und Brandstiftung zum Tode verurtheilter, flüchtig gewordener Verbrecher längere Zeit in einem Arbeitshause als Krankenwärter fungirte, und daß es erst eines dritten Mordes bedurfte, um das Fallbeil gegen sein verbrecherisches Haupt in Bewegung zu setzen.

Zu den unserer Zeit eigenthümlichen Verbrechen rechnen wir diese Raubmorde nicht, auch nicht jene Mordthaten um politischer Motive willen, wie sie namentlich 1848 und zwar vorzüglich in Deutschland und Italien vorkamen, denn Mordthaten politischer Natur oder Tendenz haben in allen Revolutionszeiten, seitdem die Welt steht, stattgefunden; wir rechnen dahin auch nicht jene Morde, wie sie der quälende Hunger erzeugt und wie sie in Galizien, Polen und Schlesien 1847 nicht selten waren und auch in diesem Sommer wieder vorkamen; endlich auch nicht die agrarischen Frevel und Morde, die eine zeitlang die criminalistischen Annalen Irlands füllten und wandernde Assisen nöthig machten, welche von Grafschaft zu Grafschaft zogen, immer den Blutspuren und Blutstrichen nach. Aber wohl fühlen wir uns versucht, in gewissen ästhetisirenden Mördern und Mörderinnen eine unserer Zeit ganz eigenthümliche Verbrecherart zu erkennen. Gewöhnlich greift diese meist der höhern Bildung angehörende Verbrecherspecies zu dem feigen, schleichenden Mittel der Vergiftung; doch macht Professor Webster in Newyork, der sein Opfer, um eine Schuld loszuwerden, gewaltsam umbrachte, hiervon eine Ausnahme. Wenn diese Giftmischer und Giftmischerinnen auch nicht immer literarische und dichterische Versuche machten, so trugen sie doch eine ästhetische Bildung zur Schau, lagen fleißig der Lectüre ob, wenn auch nicht einer sehr gewählten, gaben, wie die Ursinus, ästhetische elegante Thees oder hüllten sich, wie die furchtbare Gesche Gottfried, in den künstlichen Schein einer Sentimentalität, Sauberkeit und Süßlichkeit, die Vielen als ein Kennzeichen eines gewissen Bildungsgrades gelten. Es scheint dieser Gesche in der That eine Art raffinirten ästhetischen Genusses bereitet zu haben, das allmälige Hinsiechen und Hinsterben ihrer Opfer, denen sie die zarteste Krankenpflege widmete, von Moment zu Moment zu beobachten. Man stößt unter dem weiblichen Geschlechte nicht selten auf solche dämonische Triebe, wennschon sie die davon Besessenen glücklicherweise nicht immer zu Verbrecherinnen machen. So wurde neulich in den „Unterhaltungen am häuslichen Herde" von einer Schauspielerin erzählt, deren größter Genuß es war, Leichen anzuschminken, sie so scheinbar ins Leben zurückzuzaubern und sich stundenlang in ihr Anschaun zu versenken. Vielleicht sind diese Gelüste nicht weit von Dem entfernt, was ich selbst von einer verstorbenen, durchaus rechtschaffenen und weichherzigen entfernten Verwandten weiß, die einen unwiderstehlichen Drang fühlte, dem Todeskampf Sterbender beizuwohnen, und Alles that, um bei Familien Eingang zu finden, von denen sie wußte, daß eins ihrer Mitglieder im Sterben liege. Sollten sich diese und analoge räthselhafte Erscheinungen nicht auch auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen wie die Erscheinungen der Pyromanie und andere?

Unter den Verbrecherinnen, die durch ihre feine Bildung und interessante Persönlichkeit Aufsehen erregten, nimmt die Lafarge eine der ersten Stellen ein. Ihr Auftreten, fast dem einer Bühnenheldin vergleichbar, fiel in eine Zeit, wo in der französischen Romanliteratur die Tugend als ein langweiliges Ding und die Sittlichkeit als ein Hemmschuh des Genusses sich kaum noch sehen lassen durften, ohne wie eine geistlose, uninteressante Schöne vom Lande verspottet und lächerlich gemacht zu werden,

wogegen der pikanten Sünde als einer reizenden, geistreichen Schönen Kränze geflochten und dem Verbrechen als einem kühnen, die Schranken conventioneller Monotonie durchbrechenden Waghals Ehrenpforten gebaut wurden. Alles was in Frankreich geistreich und von den gewöhnlichen Fesseln der Sitten emancipirt war, chaussirte sich für die pikante Blässe der graziös schmachtenden Verbrecherin, während man für ihr beklagenswerthes Opfer als einen pedantischen Ehemann und langweiligen Haustyrann nicht das geringste Mitleid fühlte. Die Männer des Gesetzes waren freilich anderer Ansicht und urtheilten nach dem Thatbestande und den Paragraphen des Criminalcodex; sie waren Pedanten, die sich nicht auf die vorurtheilslose Höhe jener Rechtsansicht der Romanschreiber zu erheben wußten, wonach eine pikante und interessante Sünderin eher auf die Anerkennung, daß sie sich um das Vaterland oder wenigstens um das unterhaltungssüchtige Publicum wohl verdient gemacht habe, als auf Kerker oder Schaffot Anspruch gehabt hätte. Die Lafarge oder Madame Lafarge, wie man sie respectvoll zu nennen beliebte, wurde nach ihrer Verurtheilung Literatin und schrieb im Gefängniß ihre Memoiren; auch haben meines Wissens, durch dieses Beispiel aufgemuntert, später noch andere Verbrecher und Verbrecherinnen die Muße ihrer Kerkerhaft dazu benutzt, um sich durch Autobiographien dem Publicum interessant zu machen und ihre Verbrecherehre zu retten. Aber man fand in den Memoiren der Lafarge nicht das pikante Interesse, das man sich davon versprochen hatte, und wie zuletzt Alles durch Wiederholung langweilig wird, so ging es auch hier, das Publicum wollte von dieser neuen Literaturgattung endlich gar nichts mehr wissen; Eugen Sue und Dumas schrieben doch unvergleichlich unterhaltender und spannender als diese Galgenvögel, welche die Ingredienzien, die zu einem todbringenden Pulver gehören, besser zu mischen verstanden als die Ingredienzen, die zu einem gut geschriebenen, unterhaltenden und spannenden Buche gehören.

Der neueste Band des „Neuen Pitaval" enthält unter Anderm die Geschichte des Kaufmanns Hartung, des berüchtigten magdeburger Giftmischers, an dessen so schuldigem Haupte am 2. December 1853 die menschliche Gerechtigkeit die reichlich verdiente Strafe vollzog. Hier haben wir einen Verbrecher der modernen sentimentalästhetischen Gattung, welcher als Musterexemplar dieser Species gelten kann, und mit Recht ist in vorliegendem Bande diese Persönlichkeit am ausführlichsten behandelt. Die Kenntniß des Thatbestandes dürfen wir, da der vielbesprochene Fall in unsere Tage fällt, bei unsern Lesern voraussetzen. Bernhard Hartung vergiftete seine zweite Frau und seine Tante. Diese Mordthaten hat er gestanden, die erstere seinem Seelsorger, erst nachdem ihm das Todesurtheil verkündet worden, an einem der letzten Abende vor seiner Hinrichtung. Aber Hartung's Atmosphäre scheint überhaupt etwas Verderbliches gehabt zu haben. So erzählt er in seinem im Gefängniß geschriebenen Lebenslauf, welchem er den Titel „Mein letztes Vermächtniß an meine unglückliche Familie" vorsetzte:

> Ich zog nach Magdeburg und kaufte mir hier ein Haus, das seitdem für alle Bewohner ein Schreckenshaus wurde. Es starben in kurzer Zeit in demselben meine Schwiegermutter, ein Miether, dann meine gute, liebe Frau (die erste), mehre Kinder von Miethern und zuletzt ein Jahr später auch meine zweite Frau. Sogar hier hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß der Fluch, der auf mir ruhte, sich auch auf meinen Umgang erstreckte.

Aehnlich äußerte einmal die gräßliche Helene Jegado, welche vielleicht mehr als funfzig Menschen durch Gift umgebracht hat und deren verbrecherischer Lebenslauf ebenfalls in diesem Bande erzählt ist, in klagendem Tone gegen den eins ihrer zahlreichen Opfer behandelnden Arzt: „Der Tod folgt mir überall." In Bezug auf die auffallende Zahl von Todesfällen, welche in Hartung's Nähe vorkamen, bemerkt der Verfasser des „Neuen Pitaval": „Wie viele von Denen, die gleich auferstandenen Gespenstern die Köpfe in Verwirrung brachten, hülflos unter der Macht des Gifts erlegen sind, bleibt für ewige Zeiten zweifelhaft." Bemerkenswerth ist wenigstens, daß Hartung seiner Schwiegermutter Geld schuldete und daß sie auf einem Besuche, den sie im Hause Hartung's machte, in wenig Stunden vom Tode ereilt wurde. Das von ihm selbst erwähnte Hinsterben von Kindern in seiner Nähe dürfte Verdacht zu erregen wol weniger geeignet sein. Die dämonische Lust am Vergiften, der Giftmordkitzel, um so zu sagen, hat sich bisher nur bei Weibern gefunden; Hartung war vor allem Kaufmann; Todeszuckungen erregten in ihm kein wollüstiges Gefühl; er drängte sich nicht zu dem Sterbebette seiner Opfer; in dem einen Falle (eingestandenermaßen) beabsichtigte er, sich in Besitz einer Hinterlassenschaft zu setzen, in einem andern vielleicht eine Schuld los zu werden. Ohne eine solche Aussicht auf Gewinn würde ihm, dem Kaufmann, das Risico eines Giftmords viel zu groß gewesen sein; für diese Aussicht aber wagte er so großen Einsatz. Der Mord war ihm niemals Zweck, wie so manchen berüchtigten Giftmischerinnen, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Es gibt ja wol kaufmännische Naturen, denen die Mittel zu Glanz und Reichthum zu gelangen vollkommen gleichgültig sind und die über den Ruin von Hunderten von Nebenmenschen ungerührt hinwegschreiten würden, wenn nur dieser Weg sie zum Ziele führte. Hartung dehnte dieses Princip nur noch weiter aus; er verkürzte die, auf deren Kosten er sich zu bereichern gedachte, nicht sowol um die Mittel zum Leben, sondern sofort um dieses selbst. Schon seit einer Reihe von Jahren haben die Gewissen in Bezug auf manche Dinge einen immer weitern Faltenwurf um sich genommen, unter welchem gar Vieles Platz hat; der Mensch fängt an dem Menschen mehr und mehr als eine Sache, als eine Waare zu gelten; Gemeinden setzen ihre Armen an fernen Küsten aus, unbekümmert, was weiter aus ihnen wird; man beginnt in Menschensorten, in Auswanderern mit derselben Gemüthsruhe zu speculiren, wie man ehedem in Tuchsorten speculirte; an der Korn- und

Geldbörse klopft wol sehr Wenigen das Herz für das Wohl der Menschheit, und der Grundsatz, daß man um die Wahl der Mittel nicht gerade sehr verlegen zu sein brauche, hat sich in Handel und Wandel wie in der Politik ein ziemlich weites Terrain erobert. Von diesem Grundsatz ist freilich noch ein weiter Schritt zu offen verbrecherischen Thaten, wie sich Hartung deren schuldig machte; es mußte bis dahin von ihm noch manche Stufe überschritten, vielleicht übersprungen werden; aber eine unterste Stufe war doch da, von der er ausging: jener kaufmännische Egoismus, der sich in seiner Ausartung Alles für erlaubt hält, was zu seiner Befriedigung dienen kann. Von dieser untersten Stufe aus that Hartung so manche Schritte immer tiefer hinab oder, wenn man will, höher hinauf, bis zur Höhe des Schaffots. Derselbe Band des „Pitaval" erzählt uns von einem ähnlichen verunglückten Speculanten, dem pariser Kaufmann Desrues, der alle Diejenigen, welche seinen Speculationen hinderlich waren oder von deren Tod er sich pecuniären Vortheil versprach, ebenfalls mit Gift aus dem Wege räumte und für seine Verbrechen am 7. Mai 1777 auf dem Grèveplatz mit dem Rade büßen mußte. Beide Speculanten sind in diesem langen Zeitraume, in welchem der Cultus des Egoismus allmälig zu einer bedenklichen Höhe gestiegen ist, nicht die einzigen, die es zu einer solchen traurigen Berühmtheit gebracht haben. Was aber den einen dieser kaufmännischen Verbrecher, den Magdeburger Hartung betrifft, so zeichnete sich dieser vor den uns bekannt gewordenen Mördern desselben Genre durch eine specifisch-ästhetische Bildung und Anlage aus, und diese ist es, der wir noch eine kleine Weile unsere Aufmerksamkeit widmen wollen.

Es hieße zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß unsere moderne Literatur und unsere ganze ästhetische Erziehung und Bildung ein besonders fruchtbares Feld für Hervorbringung und Zeitigung verbrecherischer Gelüste sei; auf der andern Seite darf man freilich auch mit einiger Sicherheit behaupten, daß sie auch nicht sehr geeignet sei, solchen Gelüsten, wo sie einmal auftauchen, durch ihre Einflüsse entgegenzuwirken. Bedenkliche Elemente liegen freilich auch in manchen heiligen Büchern, die, in protestantischen Ländern wenigstens, Jedermann zugänglich sind; dafür enthalten sie aber auch als Gegengift einen überaus reichlichen Vorrath an religiös und moralisch erhebenden, kräftigenden, mahnenden, warnenden und schreckenden Gedanken und Maximen. Von unserer modernsten productiven Literatur wie von unserer Erziehung müssen wir aber bekennen, daß sie im Allgemeinen etwas lax, frivol, auf Aeußerliches gerichtet und weichlich sei, daß ihr ein eigentlich sittlicher Kern abgehe und daß sie der Genußsucht, sei es auch nur der ästhetischen, zu ausschließlich huldige. An wahrhaft erhebenden Gedanken und Principien, welche den innern Menschen im Kampfe gegen die verführerischen Antriebe des Lebens kräftigen könnten, hat sie einen offenbaren Mangel. Wer junge Leute, die Vieles und dieses Viele ohne alle Auswahl durcheinander lasen, genau beobachtet hat, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß sie gerade während dieser Periode ungeordneter Lectüre auffallend unruhig, zerfahren, zerstreut, abgespannt, gegen alles Ernste gleichgültig, in Betreff alles Hohen skeptisch, spöttisch, seicht und schroff zugleich aburtheilend und von einem widerwärtigen Geiste der Rechthaberei und des Eigendünkels besessen erschienen, daß sie mit einem Worte aus dieser bunten Vielleserei nichts lernten, als was man später sobald als möglich zu verlernen und zu vergessen suchen muß. Und dies gilt ebenso wol von Individuen männlichen als weiblichen Geschlechts. Das Höchste, was in unserer Poesie gefeiert wird, ist gemeinhin das eigene Ich des Dichters, und dieses zeigt sich außerordentlich nachgiebig und nachsichtig gegen alle Impulse der Genußliebe und der eigenen Vergötterung, die wieder auf den in unserer Zeit vorwaltenden Egoismus hinweist. Was ihm angenehm und gefällig ist, was ihm keinen Zwang und keine Fesseln anlegt, das preist und feiert der moderne Poet mit Vorliebe, und wenn er geschichtliche Personen als Objecte seiner Poesie wählt, so sind dies auch meist solche, in denen er sich selbst, wie er glaubt, wiederspiegelt und wiederfindet. Dieser weichliche Cultus des Ich ist so allgemein verbreitet, daß man dem Einzelnen, der sich ihm hingibt, kaum noch einen besondern Vorwurf daraus machen kann; denn es sind nicht die Dichter allein, die ihm huldigen; sie repräsentiren eben diese allgemeine Richtung. Die Gefahr der Zeit liegt aber weniger im Beispiel böser Thaten — denn an diesen hat es zu keiner Zeit gefehlt — als in der Grundsatzlosigkeit oder der Anarchie aller Grundsätze, in der systematischen Verspottung und Bewitzelung alles Höhern, Ideellen und Sittlichen, dieses im antiken Sinn verstanden. Die antik heidnische Welt ruhte, möchte man fast sagen, in der That bis kurz vor ihrem Verfall auf sittlichern und pietätvollern Grundlagen als unsere modern christliche, in der nichts als sich selbst und das eigene Interesse zu schonen immer mehr Brauch zu werden scheint. „Je mehr Furcht vor den Göttern, desto weniger Furcht vor den Menschen und dem Tode!" war der Ausspruch eines weisen Alten, Xenophon's. Und doch eifern unsere Klerikalen gegen diese Weisen des Heidenthums. Die Blinden! sie wissen nicht, was sie thun.

Hartung machte schon früh poetische Versuche, die für einen Dilettanten gar nicht so übel waren; sie zeigten eine gewisse Gewandtheit der Form und mitunter auch hübsche Gefühle; sie waren durchaus harmloser Art. Sein Lieblingsgedicht war Ernst Schulze's „Bezauberte Rose", deren weicher, wie Musik klingender Wohllaut ihm über Alles ging. Durch Hartung's Wesen ging damals sogar eine gewisse religiöse Stimmung, zu der er sich später noch im Gefängniß wieder zu stimuliren suchte, ohne es sonder Zweifel damit weiter als zur Heuchelei und Selbsttäuschung zu bringen. Hartung bekannte im Gefängnisse: während eines Aufenthalts am Rheine habe er an seinem Glauben, der infolge seiner Erziehung nie feste Wurzel fassen können, Schiffbruch gelitten. Da sei Heine sein Lieblingsdichter geworden, da habe er

den modernen Weltschmerz kennen gelernt, und das Lesen schlechter, besonders französischer Bücher, wie Eugen Sue's Romane, auch Strauß' „Leben Jesu“ habe letzlich alle Religiosität aus ihm ausgerottet und mit Hinzutritt einiger andern Ursachen sei er verstockter Bösewicht geworden.

Diese Anklagen gegen eine gewisse Richtung und Gattung der modernen Literatur machen sich im Munde eines mehrfachen Mörders sehr merkwürdig, merkwürdiger als im Munde irgend eines orthodoxen Zeloten. Noch nie hat wol ein Verbrecher solcher Qualität, um sich vor Andern, vielleicht auch vor sich selbst zu rechtfertigen, einen so specifisch-literarischen Standpunkt genommen. Es kann uns nicht einfallen, uns auf das Zeugniß eines solchen Menschen zu berufen — ein Zeugniß, das wir sehr wohl auf seine eigentliche trübe Quelle zurückzuführen wissen —, aber wohl wird es uns erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen, ob es wol je ein Verbrecher, ein Mörder würde haben wagen können, Herder oder Lessing, Goethe oder Schiller als die Quelle seines moralischen Verderbens zu bezeichnen. Auch auf keinen englischen Schriftsteller selbst der neuesten Zeit hat Hartung es wagen können, seine eigene Verderbniß abzulagern. Aber in den Kanälen der modernen französischen und zum Theil auch leider der deutschen fließt in der That viel trübes, schlammiges Wasser, welches den Tausenden, die daraus schöpfen, nicht zur Erquickung und zum Heile gereicht. Unter Denen, welche sich, weil es so zum guten Ton gehörte, den Einflüssen dieser Literatur ohne Arg hingaben, gibt es wol nur Wenige, die nicht zeitweilig gedacht, gesagt oder auch wol geschrieben hätten, was sie, zur Reife und zum Bewußtsein ihrer ursprünglichen bessern Natur gelangt, verdammen und bereuen mußten. Diese Erfahrung ist herb und bitter, aber heilsam und nothwendig. Moralische Schäden und Auswüchse tilgt man nicht mit Rosen- und Lavendelwasser; es gehören beizendere Mittel dazu.

Hartung's poetische Jugendversuche sind voll gläubiger, ich will nicht sagen Gefühle, aber wenigstens Phrasen. Aber er muß sich doch etwas dabei gedacht, es muß doch ein Zug nach dem Religiösen in ihm gelegen haben. Hier nur einige der kleinern zur Probe:

> Pflück' die Blumen, die die Erde beut,
> Sammle Früchte für den Geist zur Speise,
> Und du blickest einst mit Fröhlichkeit
> Auf den Abschiedsruf zur Himmelsreise.

Oder:

> Willst du nicht auf dieser Erden
> Jedem Weh zum Raube werden,
> Schwinge dich empor vom Staube,
> Hoffe, liebe du und glaube.

Oder:

> Süßer Frühlingsblumen Düfte
> Steigen mild zum Himmel auf,
> Und hinauf in hohe Lüfte
> Lenkt die Lerche ihren Lauf:
> Seht, o Menschen, Alles dringet
> Auf zum Himmel dankerglüht,
> Stimmt auch ihr mit ein und singet
> Eurem Gott ein brünstig Lied!

Das sind freilich nur Reimereien; hier und da stößt man aber auch auf einen echt lyrischen Ton wie in Folgendem:

> O Melodie, o süßer Klang,
> Wie stark und doch so weich,
> Für Schmerz so süß, für Lust so bang —
> Ach Schmerz und Lust zugleich!

Es ist bemerkenswerth, daß Hartung schon auf der Schule moralisirende Verse machte und darin beklagte, daß jetzt schon die Jugend so verderbt sei und die Unschuld nicht mehr kenne. Später aber kam die Periode Heine'scher Zerrissenheit, des jungdeutschen Weltschmerzes und er sang:

> In mir ist immer Klage
> Und immer trübe Nacht,
> Mein Herz, das ist beständig
> Von einem Geist bewacht.
>
> Der störet alle Freude,
> Der billigt keine Lust,
> Der bringt nur immer Gifte
> In meine öde Brust.
>
> Weiß nicht, von wo er kommen,
> Weiß nicht, was er mir will u. s. w.

Ein ander mal beklagt er, daß er leben müsse „zum Haß der Menschheit, selbst sich zur Qual“; und in einem andern Gedichte reflectirt er, vielleicht in sein eigenes Leben blickend:

> Wenn erst der erste Schritt zum Bösen ist gethan,
> Dann reißt's den Menschen auf der angefang'nen Bahn
> Im Strudel weiter fort, daß nichts ihn halten kann.

Es ist bekannt, daß Hartung auch mit musikalischen Talenten ausgestattet war. Unter seinen Papieren fanden sich Compositionen verschiedener Art. Derselben „Tante Emma“, die er später vergiftete, widmete er einst einen hübschen Walzer, der ihr zu Ehren „Emma-Walzer“ genannt wurde und in Magdeburg seiner Zeit sehr beliebt gewesen sein soll. Mit diesem oberflächlichen Walzertalent, ohne alle Kenntniß des Generalbasses, ohne irgend ein Instrument zur Nachhülfe zu haben, machte er sich im Gefängniß daran, eine Oper zu dichten und zu componiren, und zwar eine komische, unter den Qualen des Kerkers und der Untersuchung, angesichts des Schaffots! Kann man sich einen gräßlichern Gemüthszustand vorstellen, als der ist, den ein solcher Contrast zur Folge haben muß? Daß er dieser Aufgabe nicht gewachsen war, konnte sich Hartung wohl sagen; Erholung und Trost gewährte ihm die Arbeit gewiß nicht; er quälte und zwängte sich dazu, weil er sich dadurch die Theilnahme des Publicums zu gewinnen hoffte und sogar phantastisch genug war zu wähnen, daß dies ein Motiv zu seiner Begnadigung abgeben könne. Es ist uns nicht gesagt, ob Hartung ein fleißiger Theatergänger war; wahrscheinlich ist er es gewesen; er würde sonst schwerlich auf die Idee einer Oper gekommen sein, deren Gegenstand eine in Gretnagreen zusammengeschmiedete Heirath sein sollte. Im modernen Schauspielhause, wo in Komödien französischen Ursprungs so oft die ehrwür-

digsten Verhältnisse, wie die zwischen Aeltern und Kindern, Oheim und Neffen, Mann und Weib, verhöhnt und verspottet werden, mochte er sich an jene leichtfertige Auffassung solcher Verhältnisse gewöhnt haben, die gerade einem so charakterlosen Menschen verderblich werden mußte.

Es wird uns erzählt, daß Hartung's Kinder nicht eher einschlafen konnten, als bis er sich an ihr Bett gesetzt und sie beten gelassen habe; nun finden wir zwar auch von andern Giftmischern verzeichnet, daß sie die Frommen gespielt; aber sie thaten dies vor der Welt. Hartung betete mit seinen Kindern in stiller Kammer; mit seinen religiösen Gedichten kokettirte er nicht; er war vor den Menschen nichts als Geschäftsmann oder liebenswürdiger Gesellschafter. Wir stoßen hier auf ein neues Räthsel. Wir stehen hier vor einer Erscheinung, die uns fast irre machen könnte an uns selbst. Was sollen wir an unsern eigenen tiefsten Gefühlen für wahr und echt halten, wenn wir hier einem Menschen begegnen, der in demselben Augenblick, wo er einer ihm zunächst stehenden Person ein Giftpulver beigebracht hatte und voraussah, daß sie einem schrecklichen Todeskampfe entgegengehe, vielleicht fähig war, sich an das Bett seiner Kinder zu setzen und mit wirklicher Andacht auf ihre Gebete zu lauschen! In der That, wir dürfen annehmen, daß dieser Verbrecher, dieser Giftmischer am Bette seiner Kinder Dasselbe oder wenigstens etwas dem Aehnliches empfand, was Andere, die sich keines Verbrechens bewußt sind, bei den Gebeten unschuldiger Kinder empfinden. Um uns aus einem uns demüthigenden Dilemma zu retten, können wir nur zu der einen Auslegung unsere Zuflucht nehmen: daß Hartung sich selbst täuschte, betrog und gegen sich selbst Empfindungen heuchelte, die nicht sein waren. Freilich kommen wir damit noch bei weitem nicht über das andere Räthsel hinaus: wie es ein Verbrecher, ein mehrfacher Mörder überhaupt vermochte und Geschmack daran fand, sich in diese ihm nicht eigenen Empfindungen künstlich hineinzulügen? Wie er es vermochte, die dämonischen Erinnerungen an seine verbrecherischen Thaten so weit zu bannen, daß es ihm möglich war, sich auch nur auf Augenblicke in einen gewissermaßen gottseligen Zustand zu versetzen? Wir stehen hier vor einer ganz neuen psychologischen Erscheinung. In seinem „Vermächtniß an meine Kinder" drückt sich ein inniges Gefühl, wenigstens scheinbar aus; in seinen hinterlassenen Aphorismen, „Gedanken im Gefängniß" betitelt, moralisirt er und denkt über Gott und Ewigkeit nach; in seinem zweiten Gnadengesuch an den König, das er im Hute eines Mitgefangenen durchzuschmuggeln versuchte, verspricht er im Falle seiner Begnadigung „Alles aufzubieten gegen das Grundübel der Jetztzeit, das alles, alles Uebel im Gefolge habe, mit anzukämpfen gegen den täglich wachsenden Unglauben der Massen", ja er will, „mit den nöthigen Sprachkenntnissen schon ausgerüstet, um einen Missionsposten nachsuchen". Er hatte seine Mitgefangenen so für sich zu gewinnen gewußt, daß sie in Thränen zerflossen, als man den liebenswürdigen Mann zum Schaffot abführte. Er selbst ging ruhig und festen Schrittes den letzten schweren Gang, und von dem Frösteln und der Hitze, welche sich auch bei sonst starken und festen Naturen in der letzten Stunde vor der Hinrichtung einzustellen pflegen, war bei Hartung nicht die geringste Spur wahrzunehmen.

Wie wurde dieser Mensch zum Mörder? Man kann nicht sagen, daß er habsüchtig gewesen wäre; er war keine gemeine materialistische Natur; nur strebte er danach, seinen Credit durch den Anblick eines comfortabel eingerichteten Hauswesens aufrecht zu erhalten und als solider Kaufmann vor der Welt dazustehen. Er überließ sich keinen Debauchen, wenigstens keinen in die Augen fallenden, und auch in seiner Jugend offenbarten sich an ihm keinerlei Eigenschaften, welche sonst Diejenigen kennzeichnen, die mit Anlagen zu verbrecherischen Handlungen ausgestattet sind. Er würde seiner ganzen Natur nach schwerlich zum Verbrecher geworden sein, wenn ihm das Glück gewinnbringende Speculationen in die Hände gespielt hätte. Hätte er öffentliche Gelder zu verwalten gehabt, so würde er höchstens sich Unterschleife haben zu Schulden kommen lassen, wie der Aeltermann Haase u. A. In eine solche Lage kam er nicht. Aber sein Ansehen vor der Welt mußte um jeden Preis aufrecht erhalten werden, während er fortdauernd mit pecuniären Verlegenheiten zu kämpfen hatte und alle Unternehmungen ihm mislangen. Er vergiftete seine zweite Frau, um der Auszahlung einer Lebensversicherungspolice theilhaftig zu werden. Dies war sein erster constatirter Mord; einen frühern hat er wenigstens auch seinem Seelsorger nicht eingestanden, und das Gericht fand keine Veranlassung, in das Dunkel früherer Gräber einzudringen. Die Vergiftung seiner Tante folgte. Das Schicksal war ja seiner Meinung nach so erbarmungslos gegen ihn; warum sollte er nicht das erbarmungslose Schicksal Anderer sein, um das seinige zu verbessern? Seine Talente wurden in einem kleinen Kreise hochgeschätzt; er war hochmüthig, wie alle Dilettanten im poetischen und musikalischen Fach. Auf die Vernichtung eines Lebens, welches, wie es ihm schien, dem seinigen so untergeordnet war, kam es ihm nicht an, seitdem er sich mit einer gewissen Abart der Litteratur vertraut gemacht hatte, welche die Begriffe von Recht und Unrecht gar sehr verwirrt und sogar dem Verbrechen einen gewissen ästhetischen Schein abzugewinnen weiß. Wurde das Verbrechen nicht entdeckt, so blieb er der bürgerlich geachtete Mann, der er bisher war, wurde es entdeckt, so tröstete er sich vielleicht mit der Vorstellung, in den Kreis der renommirten Verbrecher einzutreten, von denen öffentlich gesprochen wird, und alle die Zustände durchzumachen, welche die französischen Neuromantiker an den Lebensläufen geistbegabter Verbrecher so glänzend herauszustellen wissen. Wer aber, mochte er sich fragen, würde Verdacht gegen ihn schöpfen, den gebildeten, liebenswürdigen, durch seine Talente angesehenen, bürgerlich unbescholtenen Mann? Die Welt, soweit er sie kannte, urtheilt ja nur nach dem äußern Schein; auf die Art und Mittel kommt es dabei

nicht an; man muß es nur klug und geschickt anzufangen wissen. Den Himmel dachte er sich etwa, wie er die Welt kennen gelernt hatte. Mit dem Himmel, an den er glaubte, meinte er sich durch einen Vorrath ihm geläufiger Sentiments und Sophismen abzufinden.

Wir sahen, wie in diesem Falle Poesie und Verbrechen Hand in Hand gingen; und es ist ein beachtenswerthes Zusammentreffen, daß die zweite oben genannte Schrift dasselbe Thema behandelt und geradezu auf dem Titel das Verbrechen der Poesie gesellt, wodurch der Verfasser jedoch jedenfalls nur einen merkwürdigen Ausnahmefall bezeichnen will. Der Verfasser, Karl Chop, hat es sich, wenn wir ihn recht verstehen, zur Aufgabe gemacht, an dem Lebenslauf eines Verbrechers nachzuweisen, wie in einzelnen Fällen die moderne Poesie gerade in der glänzenden Form, zu der sie von unsern ersten Dichtern ausgebildet wurde, in ihrer Ueberpflanzung auf empfängliche, aber untergeordnete Geister zur Caricatur wird und statt den Charakter zu festigen und den Geist zu klären, jenen abschwächt und diesen verworren und unklar macht. Chop's Schrift trägt einen mehr novellistischen Charakter, ohne doch wieder eigentlicher Roman und mit den Eigenschaften ausgestattet zu sein, die zu dem Begriff und Wesen einer Dichtung, eines reinen Kunstwerks nothwendig gehören. Hat der Verfasser die Charaktere, Personen, Situationen und Katastrophen, welche den Inhalt seines Buchs bilden, wirklich nur erfunden? Oder hat er solche zugrunde gelegt, die ihm im wirklichen Leben begegnet sind, und dann aus seiner Phantasie nur hinzugethan, was ihm nöthig schien, um die einzelnen Theile einigermaßen künstlerisch zu verbinden und den Gang der Handlung wie die Entwickelung der Charaktere psychologisch zu motiviren? Wir halten hierüber unsere Ansicht für das erste noch zurück und wollen hier zuvörderst versuchen, eine möglichst gedrängte Skizze des Ganzen zu geben. Die Schrift ist einem Erzähler in den Mund gelegt, den der Verfasser nur mit seinem Vornamen Otto nennt. Dieser berichtet, wie er 1827 als Amtmann in Sittenrode, einer kleinen, in einem thüringischen Herzogthume gelegenen freundlichen Landstadt, mit einem Actuar, Namens Richardi, zusammen arbeitete, zu dem er sich gerade durch den Gegensatz hingezogen fühlte, welchen dessen poetischer Mysticismus und glühende Schwärmerei, wie überhaupt der etwas südliche Typus des jungen Mannes zu seinem eigenen, mehr nüchternen und verständig besonnenen Wesen bildeten. Der Kreis der Bekanntschaften Beider wird in interessantester Weise erweitert, als der Geheimerath von Voigt in Sittenrode, wohin er sich aus dem ihm zu geräuschvollen Leben der Residenzstadt zurückzieht, in Begleitung seiner beiden Töchter eintrifft — ein Begebniß, welches auf das Schicksal Beider, des Amtmanns wie seines Actuars, von tief greifendem Einfluß sein sollte. Der Amtmann heirathet die eine Tochter, Emma, Richardi knüpft mit der andern, Anna, ebenfalls ein Verhältniß an, welches etwas später zur Verlobung führt. Inzwischen ist in dem freundschaftlichen Verhältniß des Amtmanns zu Richardi eine Erkaltung eingetreten, hauptsächlich infolge der wachsenden Hinneigung des Letztern zum Katholicismus, dessen Hauptanziehungskraft für ihn, wie Otto leider wahrnehmen muß, nur in dem auf die Sinne wirkenden, poetisch blendenden Ritus liegt. Richardi macht Gedichte auf die heilige Jungfrau Maria und andere katholische Mysterien. Er erhält dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Italien, wo er in aller Form zum Katholicismus übertritt. Richardi kehrt zurück, aber sehr zu seinen Ungunsten verwandelt. Man erkennt, daß der Katholicismus sein Herz nicht ausfüllt, sondern nur seine Phantasie beschäftigt. Er erscheint heftig, leidenschaftlich, von einem Extrem zum andern überspringend, bitter-sarkastisch und dichtet düstere, verzweifelte Lieder, versucht sich auch an einem „Faust", aus welchem der Erzähler Bruchstücke mittheilt. Seine Braut will nicht von ihm lassen, erklärt aber zugleich, dem Wunsche ihres Verlobten, daß auch sie zur katholischen Religion übertreten möge, nicht willfahren zu können. Sein Schwiegervater fühlt Abneigung gegen ihn; bei der Landesregierung steht er seit seinem Religionswechsel nicht gut angeschrieben. Die Misverhältnisse wachsen nach allen Seiten. Ein gewisser Eduard von Walther, der als Accessist während der italienischen Reise seine Amtsgeschäfte wahrnahm, ein intriguensüchtiger, arroganter, neidischer Mensch, sucht Richardi zu stürzen und verdächtigt ihn bei der vorgesetzten Behörde. Plötzlich erscheint Walther's Schwager, der Regierungsrath von Wellendorf, in Sittenrode, um mit einem Calculator die Revision der Sportelkasse vorzunehmen. Richardi muß die Kassenschlüssel an seinen Feind und Neider Walther abgeben. Die Commission kann keinen Defect entdecken, nimmt aber doch Anlaß, Richardi eine Art Verwarnung zu ertheilen. Richardi ist, wie sich denken läßt, auf das furchtbarste gegen Herrn von Walther aufgebracht, schickt ihm eine Herausfoderung und gibt ihm dadurch eine Waffe in die Hand, deren sich Walther in der Weise bedient, wie von ihm zu erwarten war. Er denuncirt Richardi abermals, diesmal mit größerm Erfolg. Durch ein Schreiben des herzoglichen Kreisgerichts wird Richardi zur Vernehmung in Untersuchungssachen wegen Auffoderung zum Zweikampf vorgeladen und zugleich seine Suspension verfügt. Richardi's Wuth — und wer möchte ihm das verdenken? — kennt nun keine Grenzen. Er eilt nach Lindheim, wohin sich Walther begeben hat, um Richardi's Zorn auszuweichen. Er begegnet Walther, der eben mit seinem Schwager auf einer Spazierfahrt begriffen ist, springt auf den Tritt des Wagens und sucht in die Chaise zu gelangen. Walther versetzt dem Rasenden, während dieser mit Walther's Begleiter ringt, einen Faustschlag ins Gesicht, der ihn blutend zu Boden streckt. Als sich Richardi aufrafft, ist der Wagen ihm aus den Augen verschwunden. Die nun folgende Katastrophe erzählen wir mit den Worten des Verfassers. Richardi hat es möglich gemacht, vom Dache aus durch die geöffneten Fenster in Walther's Stube zu gelangen. Der Verfasser erzählt weiter:

Er ging in Walther's Kammer und warf sich auf das Bett. Im Walther'schen Hause war große Gesellschaft. Das Gespräch und Gelächter vieler Stimmen, das Klappern von Tellern und Gläsern drang zu Richardi's Ohren und erhielt seinen erschöpften Körper munter. Nach 11 Uhr Nachts kam Jemand eilig die Treppe herauf und öffnete die Stubenthür. Es war der Accessist, der auf Wunsch einer Dame ein Bild holen wollte. Kaum stand er in der Stube und auf dem Stuhle, um das Bild von der Wand zu nehmen, als der Actuar aus der Kammer heraussprang und eilig die Thüre verschloß. Der Accessist, der das Licht in der Hand trug, erstarrte vor Schrecken, als er Richardi's verzerrtes Gesicht vor sich sah. Er wollte Hülfe rufen, der Actuar drohte aber und schien entschlossen, ihn bei dem leisesten Laute zu erstechen. Dann machte Richardi dem Walther den Vorschlag des Zweikampfs und zwängte ihm dabei das eine Messer in die Hand. Nach einiger Weigerung bat der Accessist, vorher noch einige Zeilen schreiben zu dürfen. Richardi bewilligte die Bitte. Walther öffnete den Secretär, nahm aber anstatt des Papiers eine große Reiterpistole heraus, spannte den Hahn und schlug auf den Actuar an. Mit einer Wuth, die keine Todesgefahr kannte, ergriff dieser die gegen ihn gerichtete Waffe, entriß sie dem Accessisten, ehe dessen Finger den Drücker berühren konnte, und führte mit dem Kolben, das Schloß nach vorn gewandt, einen Schlag nach Walther's Kopfe. Die Hölle hatte seinen Arm gestärkt, den Schlag geleitet. Hahn und Pfanne drangen bis an den Lauf in den Schädel seitwärts links von der Stirn ein; lautlos brach der Erschlagene zusammen.

So wurde Richardi ein Mörder. Um aber unter diesen Umständen ein Mörder zu werden, war es gewiß gerade nicht nöthig, zugleich Poet zu sein oder wenigstens poetische Versuche gemacht zu haben, wie Richardi. Irgend ein ehrliebender, leidenschaftlicher, jähzorniger Mensch würde sich in gleicher Situation vielleicht desselben Verbrechens schuldig gemacht haben. Es ist sonderbar, der Leser nimmt unwillkürlich Partei für Richardi gegen den feigen, niederträchtigen Accessisten, und nicht der Leser allein, auch der Verfasser. Bis dahin hatte uns Richardi als ein dämonischer Charakter wol interessiren, uns aber auch keine Zuneigung abgewinnen können. Wie ihn der Verfasser uns schildert und was er als Proben seiner Poesie mittheilt, das zeigt uns Richardi nicht als einen Poeten von Gottes Gnaden, sondern als eins jener zwar mit einem höhern Drange und mancherlei edlern Impulsen begabten, aber unklaren, in sich verliebten, in sich hineinbrütenden, egoistischen und dabei zerrissenen Individuen, wie sie uns gegenwärtig nicht gerade selten begegnen, Individuen, die viel gelesen und wenig verdaut haben, die einiges Talent, starke Leidenschaft, aber wenig Charakter besitzen, die sich etwas Höheres zu sein wähnen als ihre Umgebungen und die ein faustisches Element in sich wittern, dem sie gern poetische Gestalt geben möchten, ohne dazu das nöthige Maß gestaltender Kraft zu haben. Mitten hinein in dieses faustische Pathos fährt dann wieder zerstörend der kalte, schneidende, höhnische und cynische Mephistopheles, der vielleicht mehr noch als Faust der echte Repräsentant des nichts Höheres in seiner Reinheit duldenden modernen und besonders des deutschen Geistes, d. h. des ausgearteten und von sich selbst abgefallenen deutschen Geistes ist. In diesem kalten höhnischen Beschnüffeln befinden sich ja heutzutage sehr Viele erst so recht in ihrem Elemente. Das Pathos war falsch, weil ihm die Liebe fehlt, aber die sich daran heftende Malice, der Hohn, der Spott sind echt. Decennien hindurch quälten sich unsere Dichter mit Productionen faustischer Natur, die dann als Wechselbälge und Misgeburten das Licht der Welt erblickten. Auch Richardi fabricirte einen „Faust". Die daraus von Thop mitgetheilten Proben lassen erkennen, welche stümperhafte matte Nachbildung des Goethe'schen dieser „Faust" war. Hier nur eine Stelle zur Probe:

Mephistopheles.

Frag' nach Idealen Australiens Söhne,
Der Ring in der Nase ist ihnen das Schöne.
Ja prüf' nur die Schönheit! Was findest du drin?
'S ist immer nur dein eigener Sinn.
Du lobst der Blütenbäume Couleur —
Wenn sie nur etwas reinlicher wär'.
Und der Geruch, der liebliche, süße! —
O komm'! Prüfe diesen, komm', nimm diese Prise!
Wie hängt an dem Felsen das Dorf dort so keck!
Tritt einmal hinein, dort versinkst du im Dreck u. s. w.

Der Verfasser sagt selbst: „Unmuthig warf ich das Buch auf den Tisch; war das Poesie?" Besser gelungen sind einige Gedichte rein lyrischer Gattung; aber auch sie gewähren keinen ungetrübten Genuß, obschon sie jedenfalls ein energischeres und selbständigeres inneres Leben offenbaren als die poetischen Versuche Hartung's.

Hier drängt sich uns die Frage auf: hat ein Verbrecher-Poet wie dieser Richardi wirklich existirt? Bewahren die Criminalacten eines der kleinen thüringischen Staaten einen Fall auf, wie der, den der Verfasser dieses Buchs uns schildert? Wir glauben dies ebenso wol annehmen als auf der andern Seite zugeben zu dürfen, daß sich der Verfasser mit seinem Stoff mancherlei Freiheiten herausgenommen habe. Wir haben keinen Grund, dem Verfasser zuzutrauen, daß er, blos um das Publicum zu dupiren, im Namen eines Andern eine gute Zahl Gedichte gemacht habe, um sie, wie dies öfters von ihm geschieht, hinterher zu tadeln und zu verwerfen. Hier und da finden wir Zeilen durch bloße Striche ersetzt, welche andeuten, daß dort etwas ausgefallen sei. Auch die Art der Composition gibt uns die Vermuthung, daß der Verfasser einen wirklichen Fall vor Augen gehabt, ja unmittelbar aus den betreffenden Criminalacten geschöpft habe. Manche Nebenumstände, die dem Criminalisten zur Feststellung des Thatbestandes von äußerster Wichtigkeit sind, auf die der blos novellistische Erfinder aber niemals gerathen würde, sind mit einer fast peinlichen Umständlichkeit erzählt, wie sie eben nur in Criminalacten gefunden wird. Dagegen hat der Verfasser auf Motive verzichtet, die sich der bloße Novellist niemals würde haben entgehen lassen. Wie nahe würde es z. B. diesem gelegen haben, den Accessisten als Nebenbuhler Richardi's bei der Bewerbung um die Hand Anna's erscheinen zu lassen; so seine Intriguen gegen Richardi wie den tödtlichen Haß des Letztern tiefer zu motiviren und überhaupt Conflicte und Verwickelungen herbeizuführen, welche das spannende Interesse des Buchs um ein Wesentliches erhöht haben würden.

Wir kehren wieder zu Richardi zurück, der, seitdem er Verbrecher geworden, unser lebhaftestes Interesse erregt. Der Muth oder der Vorsatz zum Selbstmord, den er anfangs gehabt hatte, war in ihm geschwunden; er begab sich nach seinem Gasthofe zurück, blieb hier bis zu seiner Verhaftung, gestand seine That im ersten Verhör ein und wurde ins Gefängniß gebracht, wo er sich sofort aufs Bett warf und in einen tiefen Schlaf versank. Nach seinem Erwachen zeigte er sich höchst ungeberdig und zog sich durch lautes Singen, wüstes Lärmen und durch das Zerbrechen aller Möbel manche Hungerstrafen zu, ja er verfiel zu Zeiten in vollkommene Raserei, sodaß man sich genöthigt gesehen hatte, ihm eine Zwangsjacke anzulegen. Er wurde durch alle Instanzen zum Tode durch das Schwert verurtheilt, und seitdem sein Schicksal definitiv entschieden war, zeigte er sich äußerlich wenigstens ruhiger, ließ aber seinen wilden Humor gelegentlich die tollsten Sprünge machen. Sein Freund, der Amtmann, besuchte ihn zu wiederholten malen, und da recitirte ihm der Gefangene unter Anderm eine Ballade im Bänkelsängertone, die er auf sich selbst verfaßt hatte und die z. B. folgende Strophen enthielt:

Richardi war ein böser Bengel,
Von Jugend auf ein Galgenschwengel,
Es war der wilde Actuar
Ein Wüthrich schon im fünften Jahr.

Anstatt daß er sich bessern thäte,
Kam er zur Schule stets zu späte
Und kriegte manchen Schlag aufs Ohr
Von seinem guten Herrn Rector.

Ferner:

Er hatte auch eine Duellgeschichte:
Hieb einem Studenten über's Gesichte,
Dem armen Fritz Schneidern aus Weißensee,
Dem hoffnungsvollsten Jünglinge.

Diese Ballade kann nur dann von psychologischem Interesse sein, wenn sie, wie wir wol mit Recht annehmen dürfen, von einem Individuum in der Lage und von der Geistesbildung Richardi's wirklich verfaßt, nicht aber vom Verfasser einem fingirten Individuum untergeschoben wurde.

Im Verlaufe des Gesprächs ging dann Richardi auf die ernste Stimmung des ihn besuchenden Freundes ein und fuhr mit weichem Tone fort:

Glaube mir, ich bin nicht immer frivol. Bisweilen fodert die Natur ihr Recht, absonderlich im Traume. Wie oft bin ich nicht schon erschossen, gehängt, geköpft und gerädert worden! Dabei habe ich stets Bravour gezeigt. Aber im Ganzen ist das Köpfenlassen doch eine üble Angewohnheit. Wenn ich aufwachte, war ich stets in Schweiß gebadet. Ich habe mich dann oft in einer Stimmung, die ich früher nicht kannte, aufmerksam betrachtet, um zu sehen, wie ich mich als Leichnam auf der Anatomie ausnehmen mag.... Sollte eine Zeit kommen können, wo dieser Arm, dieses Bein nicht mehr mein ist, wo ein wißbegieriger Student meinen Schädel stiehlt, ein Zuckersieder, der meine Knochen zum Raffiniren gekauft hat, an demselben ein dingliches Recht erwirbt?

Das ist allerdings fast Shakspeare'scher Humor, wahrer Galgenhumor, und Otto mußte auch über die drollige Manier, womit Richardi dies vortrug, unwillkürlich lachen. Richardi lachte herzlich mit und sagte dann:

So ist's recht, so sollten meine Freunde zu mir kommen, mit herzlicher, lachender Miene; denn bisweilen erfaßt mich wirklich eine gelinde Verzweiflung. Ich rufe dann mit meinem berühmten Collegen, dem Raubmörder Förster, den du aus den Annalen kennst:

Bis hierher hat der Herr mir nun geholfen,
Er wird mir auch noch an den Galgen helfen.

Meistens aber bin ich heiter und male mir meinen Leichenconduct, die feierliche Schuljugend, die gaffenden Menschen, die schreienden Obsthöker, das Gebimmel der Glocken und mich selbst in den lustigsten Farben.

Zuletzt übergab Richardi seinem Freunde ein Gedicht, das freilich aus einer ganz andern Tonart geht als das Bänkelsängerlied und mit folgenden innigen Strophen beginnt:

So ist es wahr, mein junges Blut,
Noch fühl' ich's brausend mich durchfließen,
Noch füllt's die Wangen mir mit Glut,
Bald wird's der Henker kalt vergießen.
Drum fort, das Urtheil ist gefällt,
So lebe wohl, du schnöde Welt!

Nein, du bist schön! Der Sonnenstrahl,
Der schräg hereinfällt durch die Gitter,
Weckt aus der Stumpfheit mich zur Qual,
Macht mir den letzten Abschied bitter —
Halt, eile nicht, halt, hemm' den Lauf!
Manch schönes Bild bringst du herauf!

Der Herzog las dieses ihm in einer Audienz überreichte Gedicht, dessen Innigkeit ihn rührte. Er gestand, daß er mit dem Mörder gleich anfangs mehr Mitleid gefühlt als mit dem Ermordeten, der nach Allem ein sehr unangenehmer, bösartiger Mensch gewesen. Aber Gnade — um die, wie wir hier bemerken, der stolze Richardi nachzusuchen verschmäht hatte — Gnade könne er dem Verbrecher nicht gewähren, weil den verbrecherischen Beamten stets des Gesetzes ganze Strenge treffen müsse. Doch gewährt er ihm die eine Bitte, noch einmal mit seiner Verlobten im Voigt'schen Garten zusammenzukommen unter denselben Kastanienbäumen, wo er sie zuerst allein getroffen. Es würde uns fast begreiflicher erschienen sein, wenn sich der Herzog bewogen gefunden hätte, ihn aus freien Stücken zu begnadigen, als ihm, dem zum Tode Verurtheilten, eine solche Vergünstigung zuzugestehen, freilich im Vertrauen darauf, daß Richardi's ehrenwerther Charakter ihm nicht erlauben werde, diese Vergünstigung zu einem Fluchtversuch zu benutzen. Indessen, möge diese Episode auch eine der poetischen Freiheiten sein, die sich der Verfasser gestattet hat, so gibt sie jedenfalls Anlaß zu einer der rührendsten und ergreifendsten Scenen, welche namentlich dem letzten Drittel des Buchs zur Zierde gereichen. Der Verfasser erzählt:

Umschlungen in seliger Liebe wie einst, aber weinend gingen sie in den Garten. Könnten die alten Kastanienbäume reden, die jetzt so traulich rauschen als einst, da Richardi unter ihnen saß und mit dem feurigen Auge einen irdischen und einen ewigen Himmel zwischen und über den üppigen Blättern suchte; könnten sie reden, sie würden von dem herzerschütternden Trauerspiele berichten, das sie an jenem Tage sahen. Da schieden

zwei Seelen, die in heißer Liebe zueinander aufgingen, die sich aus Liebe erzürnt, durch Liebe sich wiedergefunden hatten. Der Abschied auf dem Todbette muß gegen die Trennung dieser Beiden eine Wollust sein. Schieden sie nicht im Vollbewußtsein der Kraft, waren sie nicht zu einem langen hochbeglückten Leben berechtigt, und dennoch scheiden — scheiden, nicht weil Gott, nein, weil die menschliche Gerechtigkeit den blutigen Tod des Verbrechers foderte! Wie viel weinende Umarmungen, wie viel verzweifelnde Küsse wahnsinnigen Liebesschmerzes haben diese Bäume gesehen, wie wenig Worte haben sie gehört! Sie sahen noch mehr; sie sahen die wilden Kämpfe eines Menschen, der in wenig Tagen sterben soll, dem die Hoffnung der Flucht, dem ein langes reiches Leben winkt, und der doch, weil er sich selbst und seine reuekranke Seele kennt, weil er die Kämpfe einer dunkeln, ruhelosen Zukunft voraussieht, sterben will, um zu genesen.

Richardi ist so stark, so übermenschlich stark, daß er die Versuchung zur Flucht niederkämpft, daß er den herzzerreißenden Bitten seiner Verlobten, die ihm dazu gebotene Gelegenheit zu benutzen, Widerstand leistet, daß er von seiner ohnmächtig gewordenen Geliebten hinweg dem Wagen zueilt, um sich wieder ins Gefängniß zurückbringen zu lassen.

Richardi ist nun mit dem Leben versöhnt, er steht gereinigt, geläutert vor uns; er weiß zwar noch die gewöhnlichen philisterhaften Besucher, die an der Stelle, wo sonst das Herz klopft, Gott weiß was haben, mit gutem Humor abzufertigen und dadurch in die peinlichste Verlegenheit zu bringen, daß er diesen „Spießbürgern im Frack" gegenüber die ganze Angelegenheit wie eine Bagatelle behandelt; aber Denen, die er für seine Freunde zu halten Ursache hat, zeigt er sich fortan bis zu seinem letzten, für Andere schweren, für ihn, den zur Klarheit über sich Gekommenen, schmerz- und furchtlosen Gange in liebenswürdigster Weichheit und zugleich männlichster Fassung. Nichts kann rührender sein als die Art, wie er noch am Abend vor seiner Hinrichtung gegen Otto seine Erinnerungen an seine Kindheit und seinen braven Vater auffrischt. Die letzten Prüfungen haben ihn auch zu einem wahren Dichter gemacht, wie ein in seinen letzten Lebensstunden von ihm niedergeschriebenes Gedicht an seine Verlobte beweist. Seine Hinrichtung (auch die Zeit, das Frühjahr 1831 ist angegeben) wird dem Leser durch das Wirbeln der Trommeln, das Läuten der Glocken und das Murmeln der Menge angezeigt. In den Tisch, der in seiner Zelle stand, hatte er die Worte eingeschnitten:

> Und soll es denn gestorben sein,
> So lebe wohl zu tausend mal;
> Gehst du vorbei dem Rabenstein,
> Gedenke meiner Lieb' und Qual!

Es fehlt dem Verfasser dieser Verbrechergeschichte die Kenntniß mancher Kunstgriffe, wie sie dem Novellisten vom Handwerk zugebote steht: er ist kein Virtuose in der Handhabung der novellistischen Hülfsmittel; dafür besitzt er, was jenen nur zu oft fehlt: wahres, natürliches Gefühl und unmittelbares, nicht aus Büchern geschöpftes Verständniß menschlicher Seelenzustände. Die Effecte sind natürlich, wie sie im Leben sind, nicht künstlich zubereitet wie auf der Bühne. Sollte der Verfasser für seine künftigen Productionen die wünschenswerthe novellistische Technik nachholen, so wünschen wir, daß dies wenigstens nicht auf Kosten der natürlichen und gesunden Eigenschaften geschähe, welche einen Hauptreiz dieser Erzählung ausmachen. **Hermann Marggraff.**

Naturwissenschaftliches.

Klencke, Schöpffer.

1. Die Naturwissenschaften der letzten funfzig Jahre und ihr Einfluß auf das Menschenleben. In Briefen an Gebildete aller Stände von Klencke. Leipzig, Kummer. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Bibel lügt nicht! Erklärung der mosaischen Schöpfungsurkunde, oder Beweis, daß die biblische Lehre von der Erschaffung der Welt in ihrer wörtlichen Auffassung auf das genaueste mit den wahren Resultaten der Wissenschaften stimmt, von Carl Schöpffer. Nordhausen, Büchting. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser der ersten Schrift schreibt sehr viel, er macht alljährlich außer kleinern, oft anonymen Arbeiten, seine zwei bis drei umfangreichen Octavbände fertig. Auch zeigt sich derselbe dabei von einer Vielseitigkeit, welche in Staunen setzt. In neuester Zeit gibt er sich als einen allgemein und tief eingeweihten Fachmann der Naturwissenschaften und zwar mit einer herablassenden populären Feder. Ob diese Richtung seiner literarischen Wirksamkeit aus innerm Berufe oder wegen des bessern buchhändlerischen Verkehrs verfolgt wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Man weiß übrigens schon längst, daß Klencke mit seiner Feder nicht fehlt, wenn auf dem Felde der Literatur an irgend einer Stelle die Nachfrage lebhafter wird als auf der andern.

Bei dem Durchblättern des vorliegenden Buchs überzeugt man sich sogleich, daß darin die interessantesten Gegenstände der neuesten Chemie, Physik, Physiologie, Astronomie und Geognosie zu einer belehrenden Unterhaltungslectüre verarbeitet worden sind. Es enthält gerade Das, worüber das gebildete große Publicum jetzt am liebsten unterrichtet sein mag. Und wenn dasselbe auch in eben dem Maße wahrhaft befriedigen könnte, wie es sich das Ansehen gibt, so wäre es die ausgezeichnetste literarische Erscheinung vom ganzen Jahre. Aber der Schein trügt; daher wird das Buch seinen Beifall nur da einernten, wo der Schein mehr als das wahre Wesen gilt. Leider fehlt es auf diesem Markte der naturwissenschaftlichen Oberflächlichkeit noch viel weniger an Käufern als an Verkäufern.

In Vorwort und Einleitung spricht der Verfasser sehr feurig beredt über die große Aufgabe der Naturwissenschaften, sich zum allgemeinen Eigenthum des gesammten Volks zu machen, und wie man in unsern Tagen immer glücklicher und glücklicher sei im Lösen derselben. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Anklagen abgefertigt, welche die Philologen und Theologen dem Fortschritte der neuern Naturwissenschaften gemacht haben, wobei man aber sehr beklagen muß, daß der Verfasser seine Leidenschaft nicht besser zu zügeln verstanden hat. Hier stößt man z. B. auf folgende Worte: „Der grämliche und über classischem Schweinsleder leberkrank gewordene Philolog sieht mit Verdruß, daß seine Schüler von der Natur mehr angezogen werden als von dem Cornelius Nepos, daß sie den Lehrer der Naturgeschichte, der Physik oder Chemie willkommener heißen als ihn mit dem Glossarium und grammatikalischen Exercitium unter dem Arm; der Geistliche des heiligen Wortes hört mit Entsetzen, wie seine Religionsschüler ihm keck betheuern, daß der Zeitraum zwischen dem ersten und zweiten oder zweiten und dritten Schöpfungstage mindestens hunderttausend Jahre gedauert haben müsse, und wie sich der junge Geolog dabei mit behaglichem Stolze auf Alexander von Humboldt und Leopold von Buch beruft . . . was ist da leichter.

als Opposition der Philologen und Geistlichen!" Das ist nicht die Sprache eines besonnenen, von Humanität durchdrungenen Mannes; wer so malitiös schwatzen kann, der hat es in der königlichen Kunst der Selbstveredelung noch nicht weit gebracht. Ja man sieht es, die Naturwissenschaften besitzen in vielen ihrer sogenannten eifrigsten Freunde ihre bösesten Feinde.

Der erste Brief sucht zunächst die Frage zu beantworten: „Warum ist der Einfluß der Naturkenntniß früherer Jahrhunderte auf das Menschenleben im Vergleich zur Gegenwart unbedeutend?" Darauf wird diese Untersuchung zugleich noch dazu benutzt, zu zeigen, wie die Gegenwart durch Vorbild und Methode ganz dazu geeignet sei, die Naturwissenschaften praktisch zu machen für das Leben. Der zweite Brief bildet eine Fortsetzung zum ersten. Der dritte Brief überschaut den Inhalt und die Leistungen der Naturwissenschaften im Allgemeinen, bespricht das Wesen der Körper und kommt auf die Eintheilung und Wirkung der Elementarstoffe, auf die chemische Analyse und Synthesis der unorganischen Körper, zuletzt wird dabei auch von Wärme und Licht gesprochen. Der vierte Brief redet von den verschiedenen Hülfswerkzeugen und deren Anwendung, wobei aber nur von den verschiedenen Wagen, vom Mikroskope und dem Fernrohre gehandelt wird. Der fünfte Brief ist ausschließlich der unorganischen und organischen Chemie gewidmet. Der sechste Brief gehört der neuern Physik an, wobei die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Dampfmaschinen, Elektromagnetismus, Inductionselektricität, auf Meteorologie, Dove's Gesetz der Winddrehung, Hagelbildung, Gewitterbildung, Pendelschwingung u. s. w. gelenkt wird. Im siebenten Briefe erhalten die Leser einen Abriß der Physiologie der Thiere und der Pflanzen und eine Anwendung der Physiologie auf die Nahrungsmittel und deren Wirkungen in den betreffenden Organismen. Der achte Brief enthält eine Physik der Erde und des Himmels.

Aus diesem Verzeichniß geht schon die große Reichhaltigkeit des Buchs hervor, wovon man sich aber noch vielmehr durch das wirkliche Lesen desselben überzeugt. Der geistig sehr gewandte Verfasser läßt auch nicht einen einzigen Gegenstand von Bedeutung unbesprochen. Es ist nur zu beklagen, daß die Leser meistens blos über die Sache sprechen hören, daß sie nur selten wirklich eingeführt werden. Bald wird gar nichts vorausgesetzt, bald dagegen Alles. Der Verfasser hat viel gelesen, das erkennt man deutlich, und ebenso klar ist es, daß das vorliegende Buch eine interessante, aber eilig eingesammelte Lesefrucht der neuesten literarischen Erscheinungen aller Gebiete der Naturwissenschaften genannt werden muß. Darum herrscht auch in dem Ganzen viel Zufälliges, Willkürliches, Uebereiltes, Unklares, Unwahres.

Wir kommen nun an die zweite Schrift. Der Verfasser ist schon gekannt. Seine literarischen Producte haben schon vielen Lesern Vergnügen gemacht. Auch das vorliegende Werkchen athmet ganz denselben biblischen Geist wie seine Vorgänger und zeigt auch denselben unbegreiflichen Scharfsinn. Und wie christlich mild, wie biblisch fromm und gut tritt es mit seinen Gegnern in den so unumgänglich nothwendigen Kampf! Mit schüchterner Bescheidenheit und langmuthsvoller Demuth gießt es seinen Geist aus über alle im Kopernicanischen Irrthum befangenen Menschen. Ja das Buch ist gar kein gewöhnliches, es muß Wunder thun, es wird die Menschen beglücken wie kein anderes auf Erden. Der Name Schöpffer wird bald höher stehen als Kopernicus, Kepler, Newton und viel mehr als diese unsterblich sein.

„Die Bibel lügt nicht!" Ein erhabener Titel! Wie mögen Schöpffer die Augen gestrahlt haben, wie mag sein ganzes Wesen von einem heiligen Entzücken durchzuckt worden sein, als ihm der Heilige Geist diesen himmlischen Titel geoffenbart hat! Wirkt dieser Titel nicht schon so bezaubernd auf Alle, die ihn sehen und hören, daß ihnen das Sehen und Hören vergeht? Und wie beschämt steht die irregeführte Welt vor dem großen Schöpfer dieses frommen Titels, denn sie war ja bisher der sündhaften Meinung, daß wol Manches in der Bibel vorkomme, was nach dem heutigen Stande der Wissenschaften nicht mehr ganz wahr sei; und sie erfährt nun von dem geistreichen Schöpffer, daß sie Alles, was sie in der Heiligen Schrift nicht mehr habe für wahr halten können, gerade dadurch auch für eine Lüge genommen habe. Die arme Welt wagt gegen eine so fromme scharfsinnige Logik auch nicht ein leises Widerwort; sie bereut und ist still wie ein Opferlamm. Wer könnte noch wagen, gegen Schöpffer's Weisheit das Wort zu nehmen!

Die Leser werden nun gewiß geneigt sein, etwas von dem Inhalte des Buchs selbst kennen zu lernen. Ich beeile mich daher, eine kleine Mittheilung zu machen. „Nachdem mit dem Kopernicanischen Systeme der Unglaube an die Bibel so siegreich angebahnt war, mußten die Feinde der ewigen Wahrheit natürlich weiter schreiten. So warfen sie sich denn auch auf die Weltschöpfung, wie Moses dieselbe erzählt hat, und verwarfen dieselbe nicht nur, sondern bauten ein schnurstracks entgegengesetztes System auf, ließen die Welt nicht aus Wasser hervorgehen, wie Moses gethan, sondern aus Feuer und fanden die reichlichsten Anhänger trotz des in die Augen springenden Wahnsinns ihres Systems. Und selbst in unsern Tagen glaubt der große Haufe noch immer an einen feurigen Ursprung der Weltkörper, an ein feuerflüssiges Inneres der Erde, obschon in der neuesten Zeit die Feuermänner gezwungen gewesen sind, eine Provinz ihres Reichs nach der andern aufzugeben, und sich den Unbefangenen ihre ganze Lehre als vollkommen haltlos und unbegründet auf den ersten Blick darstellt." Was sagen die Leser zu einem solchen Scharfblick, zu einer so anspruchslosen, friedfertigen Sprache? Ist es nicht himmelschreiend, noch länger im Wahnsinn des Feuersystems befangen zu bleiben? Muß man sich nicht glücklich preisen, sich von Schöpffer Alles zu Wasser machen zu lassen?

Doch hören wir noch weiter. „Es gibt zwei Urelemente: Wasser und Elektricität. Unter Elektricität verstehen wir jenes die ganze organische und unorganische Natur durchziehende, belebende und in endloser Umwandelung erhaltende Wesen, das sich je nach den verschiedenen stattfindenden Verhältnissen als Wärme, Licht, Elektricität, Galvanismus, Magnetismus oder Lebenskraft äußert. Die Elektricität ist ein geistiges Wesen, durch welches alle Erscheinungen veranlaßt werden, die wir um uns sehen.... Gern werden es uns nach dem in dem Vorangegangenen Gesagten unsere Leser, so hoffen wir, erlauben, daß wir die biblische Aufgabe, der zufolge aus dem Wasser durch den Geist (die Elektricität) Alles geschaffen, ohne weiteres festhalten und zur Erklärung der mosaischen Schöpfungsurkunde hiermit übergehen."

Es thut mir ordentlich leid, dieses Mitgehen hier nicht durchführen zu können. Die gewiß schon erbauten und entzückten Leser würden nun erst einen himmlischen Genuß bekommen. Darum rufe ich im Namen des Verfassers und des Verlegers nur noch aus: „Kauft, ihr lieben Irregeleiteten, kauft das schöne Buch, es kostet ja nur wenig Groschen, und heilt euren bibelkranken Geist. Kauft rasch, damit ihr bald erlöset werdet, und kauft Alle, Alle, damit Alles Eine Heerde und Ein Hirt werde!"

So! Dieser Zuruf wird helfen, kam er doch aus der innersten Tiefe meines für Schöpffer schlagenden Herzens.

Der Schalk! höre ich flüstern, und könnte dies beinahe auf mich beziehen. Das thue ich aber nicht. Ich will nichts hören und nichts sehen und es ganz machen wie Schöpffer, dem ich nicht Dank genug sagen kann für meine Bekehrung. Er hat mich zu einem ganz andern Menschen gemacht, dies ist nöthig auszusprechen für Alle, welche an mir irre geworden sein sollten. 15.

Zur Sprichwörterliteratur.

Literatur der slawischen und deutschen Sprichwörtersammlungen oder Vorgänger Fr. Lad. Čelakovský's: „Weisheit des slawischen Volks in Sprichwörtern." Von J. J. Hanuš. Prag 1853.

Vorliegendes Buch ist eine von jenen zahlreichen Erscheinungen auf dem Felde der neuern böhmischen Literatur, welche ein deutliches Zeugniß davon ablegen, wie gegenwärtig auch hier das eifrige Bestreben sich zeigt, alle Denkmale der nationalen Geschichte und Bildung einer scharfen Kritik zu unterwerfen und so zu läutern; dies Werk ist aber zugleich ein neuer Beweis von der bekannten Gründlichkeit und tiefen Gelehrsamkeit Hanuš', verbunden mit einer angenehmen Leichtigkeit der Sprache, wenn diese auch zuweilen auf Kosten der strengen Correctheit der Form hervortritt. Da übrigens dieses Buch besonders in seinem zweiten Theil auch für die deutsche Sprichwörterliteratur manches Wichtige, was vielleicht bis dahin wenig oder gar nicht bekannt war, enthalten dürfte, so sei hier der Inhalt desselben in kurzem angedeutet. Nachdem der Verfasser im Allgemeinen über Ursprung und Bedeutung der Sprichwörter, sodann insbesondere über den Einfluß gesprochen, den das Christenthum, die griechische und lateinische Sprache und später der Humanismus auf die Fortentwickelung der slawischen Sprichwörter geübt haben, ferner einiges die Literatur der griechischen und lateinischen Sprichwörtersammlungen Betreffendes erwähnt hat, geht er über zu den einzelnen Sammlungen der Slawen und zwar zuerst der Böhmen, wo er als erste Quelle die Königinhofer Handschrift angibt. Diese sowie eine Reihe anderer Werke betrachtet er jedoch nur, insofern sie Sprichwörter enthalten, während die eigentlichen Sammlungen erst mit der von Flaška 1403 beginnen. Darauf geht er, jedoch nur mit Anführung der eigentlichen Sammlungen, zu der Literatur mährischer, schlesischer, slowakischer, ferner der polabischen, wendischen, polnischen, russischen und südslawischen Sprichwörter über. Nachdem er noch kurz auch die lithauischen und magyarischen Sammlungen berührt, spricht er noch ausführlicher über Sammlungen, welche Sprichwörter aller slawischen Stämme enthalten. Er nennt freilich alle diese mit Recht nur „Versuche", bis mit Čelakovský's „Mudroslovi" eine neue Epoche in der Literatur slawischer Sprichwörtersammlungen beginnt. Den zweiten Theil des vorliegenden Buchs bildet „Die Literatur deutscher Sprichwörtersammlungen". Als Grund, warum der Verfasser diesem einen Platz eingeräumt hat, gibt er an: „weil die Wurzeln der Bildung beider Nationen gleichwie ihrer Sprache und ihres alten Mythus einem gemeinschaftlichen Boden entsprossen." Dieselbe zerfällt in vier Abtheilungen: 1) Literatur der Sammler deutscher Sprichwörter. 2) Ueber Schriften, betreffend den Ursprung und das Entstehen deutscher Sprichwörter. 3) Schriften, welche das Wesen der Sprichwörter und insbesondere die in ihnen ausgeprägte „nationale Weisheit" behandeln; endlich 4) die Literatur deutscher Sprichwörtersammlungen. 40.

Ein angehender Blaustrumpf.

Die englische Blaustrumpfliteratur steht bei uns in einem nicht ungegründeten guten Rufe. Daß Ausnahmen vorkommen, besonders bei angehenden blue-stockings, läßt sich denken; um der Curiosität willen geben wir unsern Lesern Pröbchen aus einem prächtig ausgestatteten Buche, das vor uns liegt: „An offering from St. Nicholas, or lettres from abroad by a young lady. Edited by *St. Nicholas*" (London 1853). Es ist gewidmet „to the young people of England" und enthält weiter nichts als tagebuchartige Briefe einer englischen Dame, die sich drei Viertel Jahr am Rheine aufhielt und nun die Sitten und Gebräuche der Deutschen beschreiben will. Die Abgeschmacktheit ihrer Bemerkungen übersteigt alle Begriffe, besonders da sie auf Bildung Anspruch macht, ja auf eine höhere gesellschaftliche Stellung, da sie keine flüchtige Touristin ist und, in deutscher Umgebung lebend, über Alles, was sie interessirte, genügende Auskunft erhalten konnte. Nur unbedeutend sind Fehler wie die, daß sie die festliche Begehung der Einsetzung des Landgerichts in Bonn „a people's holiday in commemoration of some saint" (S. 2) nennt, daß sie Niebuhr zum „tutor of the Prussian king" macht. Allein sie weiß auch, daß auf dem bonner Kirchhofe Schiller begraben liegt, „that cherished idol of the German people" (S. 12). Und nun folgt eine Charakteristik von ihm und von Goethe. „Goethe was often false and artful, Schiller was truthful and candid in no common degree ... Goethe, full of himself, was careless of the feelings and interests of others, Schiller never let an opportunity escape of befriending and relieving the various wants of his fellow-creatures". Den jungen Prinzen von Preußen hat sie in Gesellschaft getroffen, noch mehr, sie sah ihn häufig „at the head of his (!) regiment, reviewing them, and himself leading them out to exercise" (S. 10). Von Th. Körner erfahren wir außer seinem Ende noch mehr Tragisches: „Körner married the prima donna of one of the smaller German operas, at first much to the displeasure of his parents; but they soon rejoiced at his choice, for by the sweetness and beauty of her character, together with her unbounded love, she succeded in restraining those excesses into which his fiery and impetuous spirit had sometimes led him" (S. 49). In Koblenz stehen östreichische und preußische Truppen zusammen, und der üble Geist, der zwischen ihnen herrscht, kann die Festung leicht den Franzosen öffnen (S. 82). Ueberhaupt ist die Politik dieser jungen Dame herrlich, z. B. über die Spannung zwischen Preußen und Oestreich im Herbste 1850: „This exspected war, I believe, arises from Austria claiming some land which Prussia is unwilling to give up" (S. 11). Nachdem sie für die Ehre Wellington's in der Waterloofrage eingetreten, fügt sie hinzu: „It is strange how ready the continental nations (alle?) are to fly to the English for succour in distress, both in arms and money and yet how jealous they are of them" (S. 104). Dann gibt sie ein Gespräch wieder, in dem man sie selbst mit ihrer englischen Eitelkeit zum Besten gehabt hat, ohne daß sie aber eine Spur von Ironie dabei entdeckt hat. Ein wahrer Glanzpunkt ist aber die Schilderung des bonner Studentenlebens, die von Absurditäten wimmelt. In Bonn studiren, schreibt sie, acht Prinzen, außerdem aber junge Leute aus allen Classen der Gesellschaft — „and the only difference in their treatment is, that the princes are never subjected to corporal punishment, and are always addresed as «Sie», «you»; instead of «du», «thou»." Die junge Miß hat ohne Zweifel an die Prügel der Eaton-boys gedacht, die doch weit mehr Gentlemen sind als deutsche Studenten. Unter diesen sind die Weiß- und die Blaukappen (die Corps der Borussen und Pfälzer sind gemeint) die echten Gentlemen, alle andern nicht; und da alle jungen Engländer in Bonn für echte Gentlemen gelten, dürfen auch sie ungefährdet jene Farben tragen (S. 15). Von dem Nibelungenliede wird der Inhalt berichtet mit den wunderlichsten Verdrehungen, nur weil sie in dem Briefe nichts Besseres vorzubringen weiß. Die Sage spielt „on the borders of the Rhine, between Austria and Hungary". Der Held des Ganzen, Singfried, ist nämlich „the son of the King of Hungary". Dann erfahren wir von dieser „legend", daß „Schlegel, Simrock and other famous modern poets, have worked from it a long poem in the old German language". Die Einfachheit des deutschen Lebens belächelt sie häufig und das Absurdeste erscheint ihr stets als das Glaublichste. In einem Hause war die Sitte, daß an drei bis vier Abenden in der Woche der Einfachheit wegen Thee getrunken wird. Diese, wie sie meint, englische Sitte veranlaßt die Erläuterung: „As tea is very expensive, this is, I assure you, no small luxury." Das Essen bildet einen Hauptgegenstand

der Berichte: die deutsche Küche kommt schlecht weg, selbst im Hôtel und auf dem Dampfschiff. Es indignirt sie, daß die jungen Herren den Damen weder beim Serviren des Thees noch bei Tische eifrig zur Hand gehen. Höchst wunderlich findet sie die Beschäftigung der jungen Damen in der Küche, natürlich nichts weniger als ladylike, obgleich „the are much better informed than the generality of girls in our English schools“ (S. 5). Da sie bei der Torte zum Dessert nur ein Messer erhielt, so bezeichnet sie als allgemeine Sitte der Deutschen: „they constantly eat with their knives“ (S. 121). Wo sich Engländerinnen sehen lassen, „they excited the envy and admiration of the Germans by their dress, for, to most Germans, a silk dress is a luxury unknown“ (S. 5). Dabei hat die junge Dame einen Grad von naiver Indiscretion gezeigt, der geradezu impertinent ist. Einfache Privatpersonen nennt sie mit Namen oder doch mit den Anfangsbuchstaben und zeichnet sie sehr kenntlich. So gibt sie auch eine Geschichte von Frau Kinkel, die ihr vertraulich mitgetheilt wurde, nicht nur in extenso, sondern auch, wie Referent genau weiß, sehr entstellt wieder. Im ganzen Buche ist auch nicht Ein erträgliches Urtheil, meist ist auch der Stil trocken, ungewandt und völlig zusammenhangslos — und die Bezeichnungen „stupid and insipid“, die sie oft anbringt, charakterisiren ihre Auslassungen noch sehr schonend. Das Buch macht den Eindruck, als wenn es von einem kaum funfzehnjährigen naseweisen und herzlich bornirten Backfisch geschrieben wäre, dem seine lieben Aeltern leider zu wenig „corporal punishment“ in der Kindheit Rosentagen aufgetischt haben. Und doch gilt die Verfasserin in englischen Kreisen für talentvoll und geistreich und sie hat trotz ihrer Albernheiten ein so reges Selbstgefühl, daß sie im Vorworte dem englischen Publicum mit einem neuen Geistesproducte droht. 41.

Neugriechische Literatur.

Von D. Ainian, dem Herausgeber der „Βιβλιοθήκη τοῦ λαοῦ“, erschien vor kurzem (Athen 1854) eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs Germanos, der am 25. März 1821 zuerst die Fahne des Kreuzes gegen die Feinde desselben erhob und auf verschiedene Weise, durch begeisternde Reden und Thaten, dem Kampfe für Freiheit und Vaterland besondern Vorschub leistete und von welchem auch interessante Denkwürdigkeiten in einfacher, anspruchsloser Form über Das, was er während der drei ersten Jahre des Kriegs im Peloponnes von den Begebenheiten desselben gesehen und erfahren, später erschienen sind. Das Studium der Lebensbeschreibungen der ausgezeichneten Männer jenes Kampfes ist die geeignetste Schule der Nacheiferung für die griechische Jugend in dem in anderer Weise noch fortdauernden Kampfe gegen unchristliche Barbarei, und mit Recht wird daher auch jenes Schriftchen über den Erzbischof Germanos dem griechischen Volke empfohlen.

Der an der Universität Athen angestellte ordentliche Prof. der klinischen Heilkunde und speciellen Nosologie, G. A. Makkas, hat eine Pathologie der Organe des Blutumlaufs und des Athmens bearbeitet, wobei er das Handbuch der Pathologie von Wunderlich in Leipzig besonders benutzt hat, und welche nach der vorliegenden Ankündigung in drei Abtheilungen in Athen erscheinen soll.

Das „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ ἰταλικόν“, welches der Buchdruckereibesitzer N. P. Peridis in Hermupolis auf der Insel Syra bearbeitet und daselbst 1854 herausgegeben hat, ergänzt die früher erschienenen griechisch-italienischen Wörterbücher und kommt nicht nur dem Studium der italienischen Sprache unter den Griechen, sondern auch dem unter den Griechen und Italienern herrschenden Handelsverkehr vielfach entgegen und zugute.

Von den „Elementen der Ethik“ („Στοιχεῖα Ἠθικῆς“), welche der namentlich auf dem Gebiete der Philosophie besonders thätig gewesene, nunmehr entlassene Prof. an der Universität zu Athen, Neophytos Bambas, für die lernbegierige griechische Jugend herausgegeben hat, erschien im Jahre 1853 in Athen die dritte Auflage. Eine andere ähnliche Schrift „Ueber die Pflichten, oder Lehren der Ethik“, aus dem Deutschen übersetzt, erschien dort ebenfalls 1854.

Der in Deutschland gebildete Professor Euthymios Kastorchis in Athen hat für die Schulen und Gymnasien in Griechenland die „Grundlehren der lateinischen Sprache“ („Λατινικῆς γλώσσης πρῶτα μαθήματα“) bearbeitet und 1854 in Athen herausgegeben, und von den „Anfangsgründen der lateinischen Sprache“ („Στοιχειώδη μαθήματα τῆς λατινικῆς γλώσσης“) von dem Professor an der Universität in Athen und an dem dortigen Gymnasium, E. N. Ulrich, erschien eine von neuem durchgesehene und bedeutend vermehrte dritte Auflage. Dagegen gab der Professor Kumanudis an der Universität in Athen das von dem in Griechenland verstorbenen deutschen Gelehrten Ulrichs verfaßte „Λεξικὸν λατινο-ἑλληνικόν“ in einer neuen, vielfach vermehrten Bearbeitung (Athen 1854) heraus.

In kurzem erscheint in Athen ein „Κατάλογος τῶν ἀπὸ πτώσεως τῆς Κωνσταντινουπόλεως μεχρι τοῦ 1832 ἔτους ἐκδοθέντων βιβλίων παρ' Ἕλλησιν εἰς τὴν ὁμιλουμένην ἢ εἰς τὴν ἀρχαίαν ἑλληνικὴν γλῶσσαν“, von D. Papadopulos Bretos, welcher als ein interessanter und wichtiger Beitrag zur Geschichte der intellectuellen Entwickelung des griechischen Volks in der Zeit von der Einnahme Konstantinopels im Jahre 1453 bis zur Errichtung des Königreichs Griechenland im Jahre 1832 namentlich auch außerhalb Griechenland auf Beachtung seitens der Literarhistoriker Anspruch macht. Das Buch enthält nicht blos das im Jahre 1845 bereits durch den Druck veröffentlichte Verzeichniß der Bücher der Bibliothek des verstorbenen Grafen Guilford, des Gründers der Universität in Korfu, sondern noch außerdem die Angabe von ungefähr sechshundert Büchern nebst bibliographischen und kritischen Bemerkungen zur Kenntniß der Bücher selbst und einem alphabetischen Verzeichnisse biographischer Notizen über vierhundert gelehrte Griechen, deren in dem Κατάλογος Erwähnung geschieht.

Ueber die bereits in einem neulichen Berichte erwähnte „Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως“ von Spyridon Trikupis, wovon der erste Band im vorigen Jahre in London erschienen ist, bemerken wir hier im Einzelnen noch Folgendes. Alle bisher über die griechische Revolution erschienenen Werke hatten entweder nur Ausländer zu Verfassern, denen es an genauen und ausreichenden Nachrichten über Griechenland und über das griechische Volk fehlte, oder sie waren nur Denkwürdigkeiten einzelner Theilnehmer am Kampfe, denen die nöthigen Eigenschaften des Geschichtschreibers abgingen, und enthielten nur Beiträge zu einer Geschichte des Kampfes, oder es waren mehr oder weniger parteiische Darstellungen, denen es ebenso an der Benutzung des erfoderlichen Materials als an der nöthigen Unbefangenheit und an der objectiven Ruhe des Historikers mangelte. Trikupis ist der erste Grieche, der es unternimmt, eine allgemeine Geschichte des griechischen Freiheitskampfes vom Jahre 1821 fg. zu schreiben, und welcher die nothwendigen Eigenschaften dazu besitzt, wennschon auch ihm manches schätzbare Material zur Benutzung noch nicht vorgelegen haben dürfte. Selbst ein thätiger Theilnehmer an dem Kampfe und Verwalter wichtiger politischer Aemter während desselben, wohl vorbereitet durch reiche Kenntnisse und eine ausgezeichnete Bildung, sowie im Besitze freisinniger Grundsätze, gemäßigt in seinen Ansichten und frei von dem Einflusse jenes verderblichen Parteigeistes, der während des Kampfes in Griechenland auf eine in hohem Grade gefährliche Weise die Angelegenheiten verwirrte und die Ergebnisse des Kampfes geradezu vernichtete, dagegen den glücklichen Ausgang desselben offen gefährdete, — nur getragen von reiner Vaterlandsliebe, unternahm es Trikupis, nach langen Studien und mit der gehörigen Vorbereitung ans Werk zu gehen, und der vorliegende erste Theil läßt eine der Sache und des Verfassers würdige

Vollendung des Ganzen mit gegründetem Rechte erwarten. Dieser erste Theil enthält, außer einer Vorrede, worin der Verfasser über die besondern Eigenthümlichkeiten des griechischen Freiheitskampfes und über den Geist, von welchem er selbst bei dessen Beurtheilung sich hat leiten lassen, sowie zugleich über die griechische Ausdrucksweise, die er in seiner Darstellung angewendet hat, sich ausspricht, die Geschichte des Kampfes in der Moldau und Walachei und reicht bis zur Ankunft des Dimitrios Ypsilantis im Juni 1821. Die Darstellung trägt zunächst den erzählenden Charakter an sich, indem sie vor allen Dingen das Thatsächliche ins Auge faßt und darlegt; allein sie ist dabei auch von dem pragmatischen Geiste durchdrungen, welcher die Ursachen und Folgen der einzelnen Thatsachen und Begebenheiten aufsucht und darstellt, vornehmlich aber ist es das Gesetz der Unbefangenheit und Unparteilichkeit, das Gesetz der unbedingtesten Wahrheitsliebe, unter dessen Einflusse der Verfasser steht und seine Darstellung sich hält. An seiner griechischen Ausdrucksweise und an der sprachlichen Darstellung könnte im Einzelnen Manches ausgesetzt werden, namentlich insoweit sie hinter gewissen Fortschritten zurückbleibt, welche in neuester Zeit auch die neugriechische Prosa in den Schriften der griechischen Gelehrten gemacht hat; allein im Ganzen ist die Sprache rein, verständlich, gefällig und ungekünstelt. Will und darf man nach diesem ersten Theile der „Geschichte des griechischen Aufstandes" von Trikupis über den Zustand der Geschichtschreibung in Griechenland selbst urtheilen, so muß man sagen, daß dieselbe es noch nicht bis zu der Epoche des Herodot, noch weniger bis zu der des Thucydides und Xenophon gebracht hat, daß sie vielmehr noch auf dem Standpunkte sich befindet, den die von den alten Griechen sogenannten Λογογράφοι einnahmen.

Zum Schlusse erwähnen wir hier noch die Ankündigung eines größern geschichtlichen Werks des bekannten neugriechischen Dichters und politischen Schriftstellers Alexander Sutsos, von welchem es übrigens bereits eine nicht unwichtige „Histoire de la révolution grecque" (Paris 1829) gibt. Derselbe beabsichtigt nämlich eine Geschichte des griechischen Volks nicht blos von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453, sondern von der Zeit der ersten Einfälle der Letztern in das Byzantinische Reich bis zum Jahre 1828 in drei Bänden herauszugeben, von welchen der erste die Darstellung der zur Kenntniß des politischen und wissenschaftlichen Lebens der Griechen in jener ersten Epoche vor und nach dem Untergange des byzantinischen Kaiserreichs, sowie dessen Wiedergeburt nothwendigen Thatsachen bis zum Kampfe in der Moldau und Walachei im Jahre 1821 umfassen soll, die beiden andern dagegen die Geschichte des Kampfes in Griechenland selbst bis zum Jahre 1828 in umständlicher Darstellung enthalten werden. Dem Verfasser stehen besondere Quellen zugebote, und theils nach dem uns vorliegenden Prospecte, theils bei der dem Verfasser in hohem Grade eigenthümlichen Lebendigkeit der Darstellung können wir nicht unterlassen, im voraus auf jene Geschichte hier aufmerksam zu machen, die in Ansehung des in ihr verarbeiteten reichen Stoffs, sowie um ihrer Darstellung willen das Interesse aller Derer in Anspruch nimmt, die sich für das neue Griechenland selbst interessiren. 5.

Notizen.

Memoiren und Dramen von Mary Russell Mitford.

Das eigentliche Gebiet für schriftstellernde Frauen war bisher immer noch der Roman mit seinem modernen, dem jeweiligen Gesellschaftszustande sich bequem anschmiegenden Wesen und seiner etwas breiten und lockern Form, in die sich die subjectivsten und zerfahrensten Charaktere und die buntesten Plaudereien, wie sie sich auch durch das Gesellschaftsleben ziehen, ungenirt einfügen lassen. Dichterinnen, die sich auf das Gebiet des Drama verstiegen, suchten in der Regel den conversationell-novellistischen Charakter in dasselbe zu übertragen und wählten daher meist die Form der ungebundenen Rede statt des Verses. Gegenwärtig hat Mary Russell Mitford in zwei Bänden ihre „Dramatic works" erscheinen lassen, Stücke enthaltend, welche zum Theil historische Stoffe behandeln, in Versen geschrieben und deren einige früher nicht ohne Erfolg zur Aufführung gekommen sind. Zu den bisher nicht aufgeführten und auch nicht durch den Druck veröffentlichten Stücken in dieser Sammlung gehört auch eine Tragödie „Otto of Wittelsbach", die vom „Athenaeum", das der Verfasserin große Anerkennung zollt, als das in mancher Hinsicht beste ihrer Dramen gerühmt wird. Von der kernigen Jambensprache der Verfasserin diene folgende Stelle, die wir in deutschen Jamben wiederzugeben versuchen, als Probe: Der Reichstag sitzt zu Gericht und fodert den Kaisermörder vor seine Schranken. Der Herold ruft:

> Otto von Wittelsbach! Verräther! Mörder!
> Zum letzten mal ergeht an dich der Ruf!
> Rechtfert'ge deine Frevelthat! Erscheine!

Statt Otto's tritt Ida, seine Tochter, vor den Reichstag und spricht:

> Halt ein! Verurtheilt ihn nicht ungehört!
> Hier bin ich, zu vertheid'gen seine Ehre!
> Vernahm er der Trompete Klang — glaubt mir,
> Er stände hier, nicht ich!
>
> Leopold.
>
> Zurück! zurück!
> Mit Weibern hat das Blutrecht nichts zu thun!
> Zurück!
>
> Ida.
>
> Er ist mein Vater! In den Adern glüht mir
> Der Wittelsbach erlauchtes Blut — sein Blut,
> Das edelste des edlen Geschlechts.
> Erwartet unter junger Löwenbrut
> Kein scheues Reh zu finden, noch im Nest
> Des Adlers sanfte Tauben! O, Verzeihung
> Für diese Prahlerei! Sie ist des Elends
> Unselig Vorrecht! Nur das Recht der Liebe,
> Der Pflicht und der Natur nehm' ich in Anspruch!
> Nehmt mich für ihn: wie jetzt vor Eurem Stuhl,
> So morgen auf dem Block! u. s. w.

Die Dichterin gesteht übrigens, ein altes deutsches Stück, ohne Zweifel Babo's „Otto von Wittelsbach", mehrfach benutzt zu haben. Sehr interessant sind die Memoiren aus ihrem frühern Dichter- und Theaterleben, welche die Verfasserin ihrer Sammlung vorangestellt hat. Sie sagt darin unter Anderm sehr wahr: „Alles in Allem genommen ist der dramatische Erfolg nicht so köstlich, so ruhmreich, so befriedigend, wie wir ihn uns in den Stunden geheimer Sehnsucht vorstellen. Er bringt uns keine Zufriedenheit, er füllt das Herz nicht aus. Es ist eine Trunkenheit, der, wie jeder Trunkenheit, Unbehagen folgt. Die berauschende Hoffnung ist vorüber und an ihre Stelle tritt ein schlechter Ersatz, ein augenblicklicher Triumph — ein sehr augenblicklicher! Vierundzwanzig Stunden später zweifelte ich bereits, ob dies ein Erfolg gewesen, und wenn ein Erfolg, ob ein verdienter."

Rochette de la Morlière, ein Pamphletist des 18. Jahrhunderts.

Charles Monselet, ein noch junger Schriftsteller, der namentlich für das 18. Jahrhundert passionirt ist und sich bereits durch die Schriften „Grimod de la Reynière" und „Rétif de la Bretonne" bekannt gemacht hat, gab heraus „Les aveux d'un pamphlétaire". Der in dieser Schrift geschilderte Pamphletist ist der Chevalier Rochette de la Morlière (geboren 1701, gestorben 1785), einer jener abenteuerlichen Auswürflinge, die das 18. Jahrhundert neben seinen vielen großen Geistern aus seinem die verschiedenartigsten Elemente bergenden Schoose erzeugte. Er diente unter den Musketieren des Königs und gehörte somit einer Genossenschaft an, die, wie

zum Theil noch heutzutage, das zweideutige Vorrecht hatte, liederlich, frivol, schamlos, anmaßend und selbst frech zu sein. Sittliche Grundsätze nicht zu achten, Tugend und Seelenadel durch beißende Epigramme lächerlich zu machen, unschuldige Gemüther zugrunde zu richten, alle Genüsse des Lebens bis zur Erschöpfung auszukosten, sich zu raufen und Niemand ungehudelt zu lassen: das wurde diesen privilegirten Libertins nicht nur nachgesehen, sondern selbst zu den wesentlichen und nothwendigen Eigenschaften eines echten Cavaliers gerechnet. Sie sind die Producte einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft, deren offen zutage tretender Verderbniß, namentlich in Deutschland, wo sie nicht naturwüchsig war, edle Geister und gewaltige Ereignisse eine zeitlang mit Erfolg entgegenarbeiteten, während gegenwärtig zahlreiche Symptome darauf hinzudeuten scheinen, daß diese Fäulniß sich im Geheimen fortgepflanzt hat, um, wenn auch in etwas anderer Form, wieder auf der Oberfläche zu erscheinen, die Grundsätze und Begriffe zu verwirren, den Sinn für Heiliges und Echtes zu ertödten und Gesellschaft, Kunst und Literatur mit Corruptionselementen zu versetzen. Die Corruption des vorigen Jahrhunderts verbarg sich wenigstens nicht hinter gewaltige sophistische Phrasen; sie wollte nicht besser erscheinen, als sie war, und war daher vielleicht nicht so gefährlich als die jetzige; andererseits war sie graziöser in den Formen und versank nicht leicht in den Schlamm des rohen Cynismus. Rochette de la Morlière — um auf diesen wieder zurückzukommen — war ein streit- und händelsüchtiger Mensch, der die von ihm muthwillig hervorgerufenen Fehden bald mit dem Degen, bald mit der Feder ausfocht. Er hatte mehre Dramen geschrieben: „La Créole", „L'amant déguisé" u. s. w., die aber ausgezischt wurden. De la Morlière rächte sich, indem er das Parterre gegen Lekain und Fräulein Clairon aufhetzte und wüthende und bissige Pamphlete gegen Voltaire, Marmontel, Crebillon und andere Notabilitäten schleuderte. Auch seine unsittlichen Romane „L'Angola", „Les campagnes de l'abbé T." und „Le fatalisme" waren natürlich nicht geeignet, ihm Achtung und Beifall der Bessern zu verschaffen. Er erniedrigte sich, was Keiner bis dahin gewagt hatte, sogar so weit, in einer Widmung zu einer „Le royalisme" betitelten Schrift der berüchtigten Dubarry seine Huldigungen darzubringen, was ihm die mehr als zweifelhafte Ehre eintrug, von der Maitresse des Königs zu einem Souper tête-à-tête eingeladen zu werden. Das Buch gilt heutzutage als eine bibliographische Curiosität. Wenigstens blieb dieser wüste Mensch bis ans Ende consequent; er starb, wie er gelebt, als Atheist und stieß gegen den Priester, der ihn mit Gott zu versöhnen kam, Schmähungen aus. **H. M.**

Bibliographie.

Bissinger, U., Gedichte. Stuttgart, Belser. 8. 18 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Edwygrau, Historische Gedichte, Lebensskizzen und Naturbilder. Frankfurt a. M., Kettembeil. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hofmann, F., Die Veste Koburg. Gang durch die Geschichte in Dichtungen. Hildburghausen, F. Kesselring. 16. 15 Ngr.

Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst herausgegeben von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade. 1ster Band. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kapper, S., Christen und Türken. Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leyen, P., Die Haselhühnerjagd mit der Locke. Dessau, Baumgarten u. Comp. 8. 9 Ngr.

Sidney, S., Australien. Geschichte und Beschreibung der drei Australischen Kolonien: Neu-Süd-Wales, Victoria und Süd-Australien. Nach der zweiten Auflage des enlischen Originals übersetzt von C. Bolckhausen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Simon, G., Ludwig IV. genannt der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen, und seine Gemahlin die heilige Elisabeth von Ungarn. Ein geschichtliches Lebensbild aus dem Zeitalter Kaiser Friedrichs II. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr.

Steinle, R., Die Russisch-türkischen Kriege in Europa und Asien, verglichen mit jenen in den Jahren 1828 und 1829, nebst Erörterungen über die auf den Schauplätzen dieser Kriege zu erwartenden militärischen Ereignisse. Populair dargestellt. Ulm, F. Ebner. Gr. 12. 16 Ngr.

Volkmann, A., Carl Baunscheidt oder kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Erfinders der neuen Heillehre „Baunscheidtismus". Bonn, Wittmann. 8. 10 Ngr.

Weber, H., Das Evangelium an die Armen. Fünfzehn Reden. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnold, K., Leben und Wirken des Hochwürdigen Herrn Josef Anton Salzmann Bischof von Basel. Rede gehalten am Dreißigsten in der Kathedralkirche in Solothurn den 24. Mai 1854. Solothurn, Scherer. 2 Ngr.

d'Estramberg, L., Rußland und seine Ankläger in der orientalischen Frage. Nach dem Französischen. Stuttgart. 8. 6 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Rußlands Politik und die Donaufürstenthümer. Wien, Manz. Gr. 8. 24 Ngr.

Das christliche Gewissen und die erzbischöfliche Auflehnung. Drei Briefe. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 6 Ngr.

Lubojatzky, F., Friedrich Augusts II., des geliebten Königs von Sachsen, wichtigste Lebensmomente und sein plötzlicher Tod. Ein Erinnerungszeichen für das sächsische Volk. Löbau, Walde. 8. 5 Ngr.

Merkwürdige Prophezeihung, welche der Märtyrer Pater Babikoff, der durch Podolische Schismatiker den Tod erlitt, im Jahre 1656 gethan hat. Auf's neue an's Licht gebracht im Jahre 1854. Hamburg. 8. 1 Ngr.

Rudhart, G. T., Lebensbeschreibungen der berühmten Männer, deren Brustbilder in Bayerns Ruhmeshalle aufgestellt sind. Im Auftrage Sr. Maj. König Ludwig I. des erhabenen Gründers der Ruhmeshalle verfaßt. München, Franz. 8. 7 Ngr.

Scherer, Graf T., Erinnerungen am Grabe Karl Lud. v. Haller's mit besonderer Beziehung auf seine Schrift „Restauration der Staatswissenschaft" und seine Rückkehr zur katholischen Kirche. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 4 Ngr.

Spaniens Verfassungskampf seine Parteien und hervorragendsten Staatsmänner. [1812—1854.] Zur Aufklärung. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Spletchaeff, M. S., Zur orientalischen Frage. Die Wahrheit unter allen Umständen. Mai 1854. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Trauerfeier der Sachsen auf Helgoland, zum Gedächtniß Sr. Maj. des verewigten Königs Friedrich August von Sachsen, veranstaltet am 15. August 1854. Frankenberg. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Warrens, E., Das Nationalanlehen. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 3 Ngr.

Warum führen wir mit Rußland Krieg? oder Engländer das Opfer Mohammeds. Ein Sendschreiben an den sehr ehrenwerthen Earl von Aberdeen, ersten Lord des Schatzes. Von einem Ost-Engländer. — Das Kreuz gegen den Halbmond; oder die religiöse und politische Seite der orientalischen Frage. Aus dem Englischen. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neuere epische Dichtung und Rudolf Gottschall.

Ob sich die Poesie unserer Tage als echte Gabe des weissagenden Gottes bewährt hat und die plötzlich zur Geltung gekommene epische Richtung poetischer Production der Vorahnung unserer Dichter ihr Dasein verdankt, oder ob die Ausartungen der Lyrik ohne höhern Trieb und bestimmteres Bewußtsein zu einer Recreation drängten, wäre noch zu entscheiden. Jedenfalls läßt sich zu Gunsten beider Annahmen Manches sagen.

Die Lyrik hatte sich nach zwei Seiten wuchernd entwickelt und dort wie da das Aeußerste geleistet; sie war negativ, kritisch, angreifend, als Tendenzlyrik dahin gelangt, in schwunghaftester Form politische Gelegenheitsgedichte massenhaft hervorzubringen, und hatte andererseits als positive, traditionelle Empfindungslyrik ebenso massenhaft alle denkbaren Gefühle und Gefühlchen vielen Tausenden wohlklingender Verse anvertraut. Sprechend Eigenartiges vermochte man indessen nur in sehr geringem Maße zu erzeugen, da die große Gleichartigkeit, um nicht zu sagen „Gleichmäßigkeit" der allgemeinen Bildung, vereint mit einer in ihren Wendungen stereotyp gewordenen poetischen Redeweise, jeder ursprünglichsten Befähigung eher hindernd als förderlich sein mußte. Virtuosität im Handhaben des Instruments, hier der Sprache, nicht aber eigentliches *Schaffen*, wurde in der Poesie wie in den andern Künsten das geltende Gepräge des Tages. Schaffende Künstler sind heute so selten wie immer. Die Kunst ist eben *Kunst*, die Virtuosität *Handwerk*; und dies Handwerk ist zumal in der Poesie leicht zu erlernen. Muster sind da, das Werkzeug fertig, der Stoff wohlfeil, die Fabrikate begehrt — was will man mehr! Gedanken müssen im 19. Jahrhunderte selbst Dummköpfe überflüssig genug haben, denn sie liegen auf der Straße und bitten, daß man sie als Phrase in die Welt schicke; Metaphern schenkt bekanntlich der Reim jedem Versifex mehr, als er braucht, und die „Dichter" haben Noth, sich gegen den Andrang solcher Gastgeschenke zu wehren; die Grammatik ist mit Hülfe des kleinen Heyse auch keine Hexerei, und eine deutsche Rechtschreibung gibt es glücklicherweise im Augenblicke gar nicht. Es gehört also nichts dazu als Uebung der Fingerfertigkeit, um aus aller Welt Poetenvirtuosen zu machen, und so ist denn auch alle Welt virtuoser Poet geworden. Der Katalog der Lyriker, die durchaus *nur* ihr eigenes Zeug brauchen, ist mit wenigen Namen erschöpft — die meisten haben ihr Bestes *gelernt*, und dies ist zwar bei den Epigonen einer classischen Periode herkömmlich und in gewisser Hinsicht auch sehr zu loben; aber da wir nun einmal die *Schöpferkraft* in der Kunst vor allem Andern zu betonen haben, müssen wir auch die eigenartigen, sich selbst Namen gebenden Künstler über die Schule und die schulgerecht Erzogenen stellen. Wenn, als zu diesen Wenigen gehörend, Leopold Schefer hier hervorgehoben wird, so geschieht dies wegen einer ihn charakterisirenden Besonderheit, die wir nicht unerwähnt lassen wollen, weil wir gerade von einem Uebergange aus der Lyrik in die Epik zu handeln haben. Schefer ist durchaus Lyriker, auch wo er anscheinend erzählt, sodaß man die Mehrzahl seiner Gestalten zeigenden Dichtungen eigentlich Allegorien nennen müßte. Er spricht nicht gern eine Anschauung als subjectiven Satz aus, sondern sucht ihn gewissermaßen objectiv-plastisch darzustellen: er läßt ihn von fingirten *Personen leben*. Dies „Dramatisiren" einer Idee gewinnt in seiner Hand aber keineswegs den Anstrich eines Rechenexempels, eines Marionettenspiels oder gar einer Ausmergelung des Gedankens, im Gegentheil weiß er durch realistische Züge, durch sprechende Localtöne und einen gewissen, ihm eigenen, unnachahmlichen, lebenswahren Tic, jeder in dieser Art „dargestellten" Idee den

neuem und bleibendem Danke verpflichtet, wenn auch dieser Dank hier und da in der Form des Widerspruchs auftreten mag.

2. Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Zweiter Band. Leipzig, Herbig. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Was ich seiner Zeit an dem ersten Bande des genannten Werks als ein sehr bedeutendes Verdienst hervorhob, daß es „von dem Geiste einer strengen, specifisch protestantischen Sittlichkeit durchdrungen und getragen" sei, das ist auch der erfreuliche Grundzug des zweiten Bandes. Wenn nun in diesem der Kampf gegen alle Halbheit und Hohlheit, gegen alle unklaren Tendenzen und noch unklarern Mittel zu ihrer Verwirklichung mit schlagender Gewalt und unermüdlichem Nachdruck fortgesetzt wird, so ergibt sich daraus freilich von selbst, daß der deutschen Literatur seit 1830, deren Darstellung hier gegeben ist, eben kein Weihrauch gespendet wird; denn es ist ja leider nicht zu leugnen, daß unsere schöne Literatur seit 20 Jahren mit wenigen Ausnahmen ein äußerst markloses Gewächs ist, und Schmidt selbst hat sich die Gelegenheit zu freudiger Anerkennung dadurch vielfach abgeschnitten, daß er sich fast nur mit der Belletristik des genannten Zeitraums befaßt, welcher er einen Abschnitt über die „literarischen Tendenzen in der deutschen Kunst" und zwei weitere über den „theologischen und politischen Radicalismus" anschließt; somit aber läßt er das Gebiet ganz unberührt, auf dem unsere Literatur auch in den letzten Decennien noch echte Lorbern geerntet hat, das Gebiet der Wissenschaft und zwar der wissenschaftlichen Arbeiten, die auf Belebung und Erhebung des gesammten Nationallebens hinarbeiten, vor allen die geschichtlichen Werke, auf die wir mit Fug und Recht stolz sein dürfen, wenn wir nur die Namen Dahlmann, Ranke, Waitz, Droysen, Pertz vor vielen andern hervorheben. Es ist deshalb eine erfreuliche Aussicht, daß Schmidt bei einer neuen Auflage seines Buchs oder vielmehr einer neuen Bearbeitung desselben Gegenstandes diese Lichtseite nicht unberührt lassen wird. Um jedoch zu der Beurtheilung des bereits Geleisteten zurückzukehren, so ist nicht zu leugnen, daß, wie in dem ersten Bande, so auch hier oft mehr der Kritiker als der Geschichtschreiber spricht, wozu freilich die unmittelbare Gegenwart der besprochenen Schriftsteller und Schriftwerke fast unvermeidlichen Anlaß bot. Schmidt dehnt diese Kritik bis auf die Auswahl des Stoffs aus; denn wenn er S. 2 sagt:

> Schon im Eingange des vorigen Bandes haben wir uns dahin ausgesprochen, daß es uns nicht um Vollständigkeit zu thun war. Noch weit entschiedener müssen wir dieses Recht der Auswahl für den gegenwärtigen Band festhalten.

so möchte ich ihm dies doch nicht in vollem Maße zugestehen. Ist es allerdings einerseits unmöglich, eine noch in der Fortentwickelung begriffene Literatur bis in alle einzelnen Schlupfwinkel zu verfolgen, so gibt doch schon der Titel des Buchs dem Leser gewissermaßen ein Recht, über jede namhafte Erscheinung Auskunft zu verlangen, und er wird dieses Recht um so lieber und vielleicht rücksichtsloser ausüben, da ihm die Erscheinungen der Gegenwart wenigstens dem Namen nach bekannt sind, während der Darsteller vergangener Zeiten ziemlich sicher ist, daß die meisten Leser ihn aus guten Gründen nach nichts fragen werden, was er nicht erwähnen will. So muß der Geschichtschreiber der Gegenwart also wenigstens gerüstet sein, nicht allzu unbilligen Ansprüchen dieser Art gerecht zu werden. In dieser Beziehung scheint mir Schmidt sein allerdings auch unleugbares Recht der Auswahl dem der Leser gegenüber etwas zu weit ausgedehnt zu haben: nach dem Raume, welcher auf Gutzkow und Hebbel verwendet ist, nachdem sogar dem „Kladderadatsch" eine Erwähnung gegönnt ist (S. 47), hätte doch wol auch Geibel ein paar Zeilen mehr verdient, als ihm S. 180 gegönnt worden; ebenso hätte auch wohl Kinkel genannt werden dürfen, wozu S. 190 die Erwähnung des modernen romantischen Epos ausreichende Gelegenheit bot, für welches „Otto der Schütz" doch noch immer einer der wenigen wirklich werthvollen Vertreter ist. Wenn ich es hiernach bedauere, daß Schmidt stellenweise des Guten zu wenig gethan hat, so kann man sich fast ungetheilt Dessen erfreuen, was er gegeben hat. So rechne ich es ihm nicht nur als eine vernünftige Aeußerung, sondern als ein wahres Verdienst an, daß er kurz und bündig der abergläubischen Vergötterung entgegentritt, welche eine George Sand und ein Lamennais (S. 53) oder, um auch einen Deutschen zu nennen, Börne (S. 160), zu unserm großen Schaden so vielfach gefunden haben. Wenn unter den ausführlichen literarischen Porträts das von Hebbel vorzüglich gelungen ist, so kann ich dagegen das von Gutzkow, namentlich die Beurtheilung seiner „Ritter vom Geiste", nicht ganz ebenso gerecht finden. Daß Schmidt auch die Lichtseiten dieses Schriftstellers nicht verkennt, beweisen einzelne Stellen, z. B. S. 67, und selbst in der großen Ausführlichkeit, mit welcher Gutzkow behandelt wird, liegt wenigstens die Anerkennung, daß er unter seinen Genossen bei weitem der bedeutendste ist; auch bin ich weit entfernt, den Tadel, welcher hier so vielfach ausgesprochen ist, für schlechthin unbegründet zu erklären, trete demselben vielmehr großentheils bei, glaube aber doch, daß sich noch manches Wort gerechter Anerkennung mit demselben hätte vereinigen lassen. Indessen streitige Ansichten über derartige Einzelheiten können und sollen den Werth eines Buchs nicht herabsetzen, welches in seinem Kerne so durchaus kräftig und gesund ist und eben deshalb auch gewiß nicht vorübergehen wird, ohne manche heilsame Eindrücke zu hinterlassen. Schon das Eine ist hoch anzuschlagen, daß Schmidt die Hoffnung auf eine weitere fröhliche Entwickelung des deutschen Lebens laut und zuversichtlich ausspricht im Gegensatze zu dem Gekrächze eines fatalen Pessimismus, der seine Quelle nur (?) in dem dunkeln Gefühle der eigenen Ohnmacht hat; er sagt im Hinblick auf die letzten Jahre S. 546:

> Die Nation hat sich in keinem günstigen Lichte dargestellt, aber sie ist doch öffentlich aufgetreten, und es ist jetzt eine nicht

mehr wegzuleugnende Thatsache, daß es ein deutsches Volk gibt.

und:

Es ist nicht wahr, daß unsere politischen Zustände schlechter sind als selbst die von 1847; wir empfinden es nur lebhafter, weil wir reicher an Idealen sind, und diese lebhafte und immer stärker werdende Scham ist für uns das beste Zeichen, daß ein Keim des Fortschritts in uns liegt.

Ich kann endlich den letzten Abschnitt des Buchs über die Vorliebe der Gegenwart für die Naturwissenschaften nicht unerwähnt lassen, nicht nur weil hier ein warmes und beredtes Wort über Alexander von Humboldt beweist, daß auch der kalte Kritiker der wahren Größe gegenüber von dem lebendigen Gefühle tiefer Verehrung fortgerissen wird, sondern weil hier jene ganze Richtung in einer Weise besprochen wird, die sehr einfach und doch noch viel zu wenig ausgesprochen ist: nicht die Erforschung zahlloser Einzelheiten, nicht die überraschendsten Resultate, nicht deren unmittelbar praktische Verwerthung sei es, worin man den wahren Werth der modernen Naturwissenschaft suchen müsse, sondern darin und nur so weit, als sie die Herrschaft des Geistes über die Materie befestige und erweitere. Einmal ausgesprochen scheint sich dies von selbst zu verstehen; aber daß die meisten Herolde dieser Modewissenschaft das auch wirklich einsähen, davon habe ich noch nicht viele Beweise gefunden. Wenn also Schmidt's Arbeit als Geschichtswerk betrachtet nicht allen Ansprüchen genügt, so ist es dagegen ein so sittlich gediegenes, so im besten Sinne deutsches Buch, daß ich demselben recht viele und recht empfängliche Leser wünsche.

Von einigen früher besprochenen Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

3. Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf Gymnasien entworfen von August Koberstein. Zweiter Abtheilung andere Hälfte, dritte Lieferung. Vierte, durchgängig verbesserte und zum großen Theil völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Vogel. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

Die neue Lieferung führt auf Bogen 92—103 die in der vorhergehenden nur begonnene „Uebersicht über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt von 1773—1832" durch die Zeit der Sturm- und Drangperiode hindurch bis dahin, wo Goethe's zeitweiliges Verstummen der Wieland'schen Schule und Dem, was ihr näher und ferner verwandt ist, einen weiten Spielraum vergönnte, dem freilich mit wenigen glänzenden Ausnahmen nur weichliche oder verzerrte Gewächse entsproßten. Die Gründlichkeit und der unendliche Fleiß, welche Koberstein's Arbeit durchweg kennzeichnen, bedürfen meiner Anerkennung nicht; wol aber möchte ich es hier wieder hervorheben, daß Koberstein's fälschlich so genannter „Grundriß" die umfassendste streng geschichtlich gehaltene Darstellung der vaterländischen Literatur ist, welche wir besitzen; er gibt nur Thatsachen, aber eine ununterbrochene, in sich eng geschlossene Reihe von Thatsachen, und wenn die hier gänzlich fehlende ästhetische Betrachtung allerdings nach abgeschlossener Forschung mit Recht und fruchtbringend eintritt, so ist es doch ebenso gewiß, daß die letztere durch die erstere kaum jemals gefördert wird. Daß aber die geschichtliche Forschung auch für die von Koberstein zuletzt behandelte Zeit noch keineswegs abgeschlossen ist, zeigt eben sein Werk an unzähligen Stellen, z. B. in Betreff Gotter's S. 1635, verglichen mit Gervinus V, 484, oder in Betreff Klinger's S. 1495, verglichen mit Hillebrand I, 396. Wenn wir an diesen und andern Beispielen sehen, mit welcher Genauigkeit Koberstein seine Quellen ausbeutet, wie er die gleichzeitigen Streit- und Zeitschriften u. dgl. bis ins Einzelnste durchmustert und so überall auf dem festen Boden von Jahreszahlen und erwiesenen Thatsachen fortbaut, dann werden wir erst recht inne werden, wie vielfache Belehrung nicht nur für unsere Ansichten, sondern für unser Wissen in seinem Buche aufgespeichert liegt, wir werden uns dann durch die Schwierigkeiten, die eine gewissenhafte Benutzung desselben allerdings hat, nicht abschrecken lassen und werden sein langsames Fortschreiten allerdings bedauern, aber vollkommen erklärlich finden.

4. Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen Uebersichten, Einleitungen, Inhaltsangaben und ausgewählten Probestücken von Karl Goedeke. Vierte und fünfte Lieferung. Hannover, Ehlermann. 1854. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachdem ich die Tüchtigkeit und große Brauchbarkeit des genannten Sammelwerks schon früher rühmend anerkannt habe, kann ich mich jetzt darauf beschränken, den Inhalt der neuen, in ganz gleicher Weise gearbeiteten Lieferungen anzugeben; sie bringen den Schluß des dritten Buchs „Das deutsche Heldengedicht", in welchem die ausführlichen Mittheilungen über die wenig zugänglichen Dichtwerke des ausgehenden Mittelalters bis zum „Heldenbuch" und Kasper von der Rön herab, sowie der Anhang, der nahe verwandte Dichtungen, z. B. „Trimunitas", „Der edle Möringer" u. s. w., enthält, besonders dankenswerth sind; als viertes Buch ist hier unmittelbar „Die Thiersage" und „Das Beispiel" angeschlossen, denen ursprünglich die minder passende achte Stelle angewiesen war; das fünfte Buch bringt „Die Kerlingischen Heldengedichte", das sechste, welches jedoch noch nicht vollständig vorliegt, „Die Artusromane". Die genannten Abschnitte sind so reich ausgestattet, daß sie eine mindestens relative Vollständigkeit erreichen; an den literarhistorischen Einleitungen möchte ich es als ein besonderes Verdienst hervorheben, daß sie jede Dichtgattung und jede einzelne Dichtung durchaus für sich betrachten und von vornherein auf eine zusammenhängende Darstellung verzichten, welche dem Werke nur einen zwitterhaften Charakter aufdrücken könnte. Das freilich stellt sich immer deutlicher heraus, daß das Ganze innerhalb der ursprünglich beabsichtigten sieben Lieferungen keinesfalls wird abgeschlossen werden können; möge nur ein möglichst rasches Erscheinen mit dieser Ueberschreitung des ersten Plans versöhnen; denn es ist vorauszusehen, daß sich das vollendete Werk noch mehr Freunde erwer-

den wird, als die erschienenen Theile bereits mit vollstem Rechte gefunden haben.

Auch von dem unvermeidlichen Zuwachs an neuen, theils erst begonnenen, theils vollendeten Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte ist wiederum Kenntniß zu nehmen:

5. Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller von Heinrich Kurz. Mit vielen nach den besten Orginalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt. 1.—16. Lieferung. Leipzig, Teubner. 1853. Lex.-8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Heinrich Kurz ist anerkannt einer der tüchtigsten Arbeiter für deutsche Literaturgeschichte, und es ist deshalb gar keine Frage, daß auch dies jetzt bis zum Ende des Mittelalters fortgeführte Werk die Frucht selbständiger und gründlicher Thätigkeit ist. Dennoch kann ich mich mit der Anlage desselben von vornherein nicht ganz einverstanden erklären; dadurch, daß Kurz seinem ganzen Werke eine auf den Gesetzen der Poetik und Rhetorik beruhende Eintheilung und Anordnung zugrunde gelegt hat, also Dichter und Dichtwerke nach den Gattungen, in welche die letztern einschlagen, geordnet hat, wird nach meiner Auffassung der geschichtliche Charakter des ganzen Buchs wesentlich beeinträchtigt, es wird zu einem nach ästhetischen Grundsätzen geregelten Repertorium mit vorherrschend geschichtlicher Betrachtungsweise des Einzelnen; und es tritt dies dadurch um so mehr hervor, daß Kurz über den jetzt üblichen Begriff der Nationalliteratur hinausgehend auch die prosaische Literatur in ihrem ganzen Umfange zu einem wiederum classificirten Theile seines Buchs gemacht hat. Auch damit kann ich mich nicht einverstanden erklären, daß Kurz seiner geschichtlichen Darstellung der einzelnen Dichter und Dichtwerke kürzere oder längere Proben aus den letztern anreiht. Wol bemerkt Kurz in der Vorrede mit Recht, daß eine Darstellung, welche nicht den literarischen Stoff selbst kennen lehre, sondern nur allgemeine Urtheile über denselben biete, die lebendige Anschauung nicht ersetzen, deshalb auch dem Leser keinen bleibenden Gewinn gewähren könne; die Art und Weise aber, auf welche Kurz diesem unleugbaren Uebelstande abhelfen will, macht sein Buch wieder zu einem Mitteldinge zwischen literarhistorischer Blumenlese und literarhistorischer Darstellung. Es ist das ähnlich, wie wenn der Verfasser einer politischen Geschichte Urkunden und Quellen unverändert stückweise in seine Darstellung einflicht; er wird dadurch nicht selbst zur Quelle und liefert auch kein historisches Kunstwerk. So auch, wer eine „Geschichte" der Literatur schreiben will, der darf nicht die Literatur selbst seinen Lesern vorlegen. Verschweigen darf ich nicht, daß Kurz in der Vorrede sein Verfahren geschickt, vielleicht für Andere überzeugender als für mich vertheidigt. Doch bin ich auch weit entfernt, den Werth des Buchs lediglich nach diesen Punkten, über die verschiedene Ansichten wol möglich, zu bemessen; im Gegentheil, ich glaube, daß der tüchtige Mann, der in seiner Wissenschaft gründlich daheim ist, auf den verschiedensten Wegen dahin gelangen kann, ein tüchtiges und nützliches Buch zu liefern; und dies finde ich denn auch in dem vorliegenden Falle bestätigt. Alle Abschnitte des Buchs, die ich genauer durchgegangen, hinterlassen den Eindruck sehr genauer, echt wissenschaftlicher und doch allgemein verständlicher Behandlung; und während ich das Ganze so in allen seinen einzelnen Theilen gern als ein sehr gründlich und selbständig gearbeitetes, lehrreiches Buch bezeichne, muß ich mich nur dagegen verwahren, daß ich dasselbe als eine „Geschichte" der deutschen Literatur anerkennen könne, welche vor allen Dingen einen stetigen Zusammenhang fodert und nicht aus einer Reihe fast vereinzelter Aufsätze bestehen darf, wie denn Kurz selbst ausdrücklich angibt, daß er „jede einzelne Erscheinung gleichsam selbständig behandle". Die dem Werke eingedruckten Holzschnitte, deren Anzahl sich in den spätern Lieferungen steigern soll, erscheinen allerdings zunächst wol als ein Mittel, dem Buche auch durch sein Aeußeres Freunde zu erwerben; sie sind aber so sauber ausgeführt, so zweckmäßig ausgewählt, und ihr Dasein ist in der Vorrede so sinnig begründet, daß sie mindestens als eine recht erfreuliche, anderweit nicht leicht zu beschaffende Mitgabe gelten können. Höher freilich, ja als sehr verdienstlich schlage ich es an, daß Kurz am Ende dieses Bandes durch ein äußerst fleißig gearbeitetes und mit kurzem grammatischen Vorworte begleitetes Wörterverzeichniß dem Leser das Verständniß der alt- und mittelhochdeutschen Sprachproben möglichst erleichtert hat. Und so zweifle ich nicht, daß auch dieses Werk nach seiner Vollendung zwar weniger die Wissenschaft selbst, wol aber die allgemeine Kenntniß der vaterländischen Literatur in erfreulicher Weise fördern wird.

Weniger Gutes habe ich entdecken können an:

6. Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Von Hyacinth Holland. Erster Band. Mittelalter. Mit Auszügen, Uebersetzungen und Proben der schönsten altdeutschen Dichtungen. Regensburg, Manz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

An sich ist es kein übler Gedanke, die deutsche Literatur und ihre Entwickelung im steten Hinblick auf den Gang, welchen die bildende Kunst gleichzeitig genommen, darzustellen; zu seiner Ausführung gehören aber freilich ganz andere Kräfte, als unser Verfasser sie zu besitzen scheint; er langt mit seiner Arbeit auf 223 Seiten glücklich bei dem Reformationszeitalter an, worauf fast ebenso lange „Beilagen" Auszüge und Proben aus 14 Dichtern von dem Hildebrandsliede bis zu „Christi Auferstehung", einem Osterspiele von 1464, bringen, welche fast ausnahmslos in bloßen Abdrücken älterer Arbeiten von anderer Hand bestehen. Man muß es dem Verfasser lassen, daß er eine sehr umfassende Literatur benutzt und durch haufenweise Citate ausgebeutet hat, aber meist sind es Arbeiten untergeordneten Rangs und Werths, die er benutzt, und durchweg begnügt sich Holland aus zweiter und dritter Hand zu schöpfen; von irgend einem selbständigen Quellenstudium wird man kaum irgendwo eine

Spur finden. So besteht denn das ganze Buch aus einem wüsten und verworrenen Durcheinanderwerfen buntscheckiger und halbverstandener oder unverständlicher Redensarten ohne Ordnung und wissenschaftliche Einsicht; daß es dabei an Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten im Einzelnen nicht fehlt, von denen manche der Setzer auf dem Gewissen haben mag, versteht sich von selbst. Absonderlich gewürzt aber wird dieses wirre Durcheinander dadurch, daß Holland einen sogenannten „blühenden Stil" schreibt, wie er unter civilisirten Menschen längst nicht mehr geduldet wird; wer folgenden Anfang seiner Einleitung gelesen hat:

> Zwei Vögel sind aus der Arche des Lebens ausgeflogen in alle Welt; der erste, geschaffen, der Sonne ins Antlitz zu schauen, stürzt im Fluge — die mit der Offenbarung zerfallene Philosophie; nur das demuthsreiche Symbol der Friedenstaube hat den grünen Oelzweig der Poesie heimgetragen...

wird eines Weitern nicht begehren, obgleich dies immer noch eine der zahmsten Stellen ist. Das zweite Gewürz, mit welchem Holland seinen Brei gesalzen hat, ist der starrste Katholicismus, welcher alles Heil nur in dem echten und unverfälschten Mittelalter erblickt, von dem reformatorischen Geiste eines Walther von der Vogelweide nichts weiß oder nichts wissen will, über Hans Sachs ungefähr so urtheilt wie die Perücken vor anderthalb Jahrhunderten und z. B. von dem wackern Berner Niklas Manuel sagt:

> Am wüthendsten eiferte er gegen die heilige Messe, gegen den Ablaß, Papstthum u. s. w., mit einer Gemeinheit und Roheit, wie sie in der bildenden Kunst nur noch in gewissen Holzschnitten des Lucas Cranach einigen Vergleich zuläßt.

Wenn die undeutschen Ultramontanen die vaterländische Geschichte ihrem Zwecke gemäß verarbeiten wollen, so muß man ihnen das freilich gestatten; aber schon aus einfacher Klugheit sollten sie sich doch wenigstens Vorfechter aussuchen, die einen Begriff haben von wissenschaftlichen Arbeiten und deutsch schreiben können.

Von anderm Standpunkte ausgehend, an wissenschaftlichem Werthe aber dem eben besprochenen Buche nicht überlegen ist

7. Die deutsche Literatur in ihren Meistern mit einer Auswahl charakteristischer Beispiele für gebildete Leser von Friedrich Joachim Günther. Halberstadt, Frantz. 1853. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der Vorrede thut uns Günther zu wissen, daß er im Jahre 1848 eine „Weltgeschichte in funfzig Bildern" habe erscheinen lassen, an welcher sich nichts Besonderes weiter fände, „es müßte denn das sein, daß er sie als Christ und als Deutscher aufgefaßt und dargestellt hätte". Darauf hin habe ihn denn sein Verleger zur Abfassung des vorliegenden Buchs aufgefodert. Er habe manche Bedenken gehabt, namentlich wegen der „Schärfe des Urtheils, das ein Christ gerade den gepriesensten Erscheinungen sprechen muß, zumal ein evangelischer Christ". Je mehr er aber dem nachgedacht,

> desto empfindlicher wurde es mir, mich dieserhalb eben derselben feigen Rücksichtsnehmigkeit zeihen zu müssen, die ich an einigen Arbeiten von Christen (sind wol Gelzer und Vilmar gemeint? D. Rec.) so ungern bemerkt hatte. ... Und so habe ich denn ... mit Benutzung der besten Werke Anderer und in Erinnerung an das Viele, was ich von Jugend auf gelesen und studirt habe, eine, dünkt mich, für den Gebildeten lesbare, wenn auch mehr lehrende als unterhaltende Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte und eine eingehendere Beurtheilung ihrer hervorragendsten Meister und Kunstwerke mit Hinzufügung charakterisirender Beispiele zu geben versucht.

Ich bin darin mit Günther ganz einverstanden, daß ein Christ und ein Deutscher wirklich zu sein viel mehr werth ist als alle literarhistorische Gelehrsamkeit; ferner auch darin, daß der ein schlechter Darsteller der vaterländischen Literatur sein wird, der kein Christ oder kein Deutscher ist. Das aber kann ich durchaus nicht zugeben, daß jene beiden unschätzbaren Eigenschaften, verbunden mit „Benutzung der besten Werke Anderer" und mit der „Erinnerung an das Viele, was man von Jugend auf gelesen und studirt", irgendwie zum Literarhistoriker befähige. Es gibt Leute, welche die Literaturgeschichte für eine sehr ernste, umfassende und schwierige Wissenschaft halten; es gibt wiederum Leute, welche glauben, daß man sich eine Wissenschaft nur durch sehr anhaltende, eingehende, selbständige Arbeit einigermaßen zu eigen machen, geschweige denn dieselbe ihrem ganzen Umfange nach zur Belehrung Anderer darstellen könne. Und ich kann nicht umhin, dieser Meinung in dem Maße beizutreten, daß ich es für eine leichtsinnige und kecke Anmaßung halte, wenn Jemand auf die Hülfsmittel hin, auf welche sich Günther beruft, es wagt, eine Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben. Und der Erfolg gibt diesem Urtheile vollkommen Recht, denn Günther hat weiter nichts vermocht, als zu den vielen schlechten Compendien, die wir bereits besitzen, ein gleiches hinzuzufügen. Im Einzelnen vielfach ungenau und fehlerhaft, ist er eifrig bemüht, in seinen absprechenden Urtheilen Alles besser zu wissen als tüchtigere Männer vor ihm; hier eine kleine Blumenlese von Abgeschmacktheiten und Unrichtigkeiten. S. 78:

> Kriemhild, eine vollkommene Teufelin, rachsüchtig bis zum Uebermaß, dem Scheine nach aus unzerstörbarer Liebe zu Siegfried, in Wahrheit aus Habsucht, aus Grimm über den Raub des Nibelungenschatzes. Aus Rachsucht heirathet sie wieder, aus Rachsucht u. s. w. Ein solches Herz ist nie der Liebe fähig gewesen, höchstens unermeßlicher Eitelkeit.

S. 121:

> Mag man daher an Hartmann von Aue immerhin Sanftmuth und Innigkeit rühmen; mag man erbaut sein von der Züchtigkeit, mit welcher er schlüpfrigen Beschreibungen ausweicht ... mag man mit Recht den reinlichen Vortrag, die schönen Reime u. s. w. preisen, schon daß er jene ganz poesielosen britischen Sagenstoffe bearbeiten konnte, zeigt seinen untergeordneten Rang als Dichter, und daß er so wenig von christlicher Sittlichkeit verstand, muß wenigstens uns von voreiliger Bewunderung oder gar Nachahmung abhalten.

Von Lessing's „Emilia Galotti" heißt es (S. 377):

> Mit Recht glaubte er eine größere Wirkung hervorbringen zu können, wenn er die Personen aus der deutschen Gegenwart entlehnte und die gräßliche Heidenthat als die Frucht deutscher Fürstentyrannei betrachten ließe.

War es denn gar so schwer zu wissen, daß Italien der

Schauplatz der „Emilia Galotti" ist? Klopstock ist für Günther der Gipfelpunkt deutscher Poesie, nächst ihm der unklare Hamann. Goethe (S. 424) war

der Dichter der Vornehmen und muß darum (?) von einer auf christliche Bildung ernstlich bedachten Jugend entweder gänzlich gemieden oder nur stückweise und selbst da nach Anleitung (versteht sich bei der Jugend von selbst. D. Rec.) und mit großer Vorsicht genossen werden.

Schiller wird glücklich dadurch gerettet, daß Günther ihm nach neuester Mode christliche Tendenzen unterschiebt, worauf ich noch Gelegenheit habe am Ende dieses Aufsatzes zurückzukommen. Von Urtheilen über neuere Dichter folgende Proben: Rückert (S. 463)

hat von den Leiden und Freuden seines Volks sich abgewandt, hat Goethe mehr als billig verehrt und nachgeahmt und ist bei aller Kunst doch kein geborener Dichter.

Platen (S. 464)

ist der vollendetste Meister deutscher Poetik, nur auch kein Poet.

Uhland (S. 466)

hat unter den neuern Dichtern am meisten Liebe beim Volke gefunden und sie wegen seiner schönen Auffassung der Natur, wegen seines frommen Sinnes, wegen seines deutschen, freien, treuen und muthigen Wesens, wegen seiner schönen Sprache auch reichlich verdient, wird sie aber wegen seiner Schwäche in der poetischen Gestaltung (!!) und weil er in seinen Gefühlen und in seiner Naturauffassung auch noch nicht zu der Freiheit des evangelischen Christen vorgedrungen ist, schwerlich auf die Dauer behaupten.

Lenau (S. 470)

begeisterte sich für den Revolutionskampf seiner Stammgenossen, der Polen. (Erlauben Sie, Lenau war Ungar und kein Slawe. D. Rec.)

Beck (S. 470)

ein schlechter Versemacher und revolutionärer Jude.

Ferner (S. 474):

Glücklicherweise, wegen des verführerischen Inhalts, setzten auch Schelling, Hegel und Schleiermacher in ihren philosophischen Schriften die Verunstaltung der wissenschaftlichen Prosa fort.

Niebuhr soll „als preußischer Gesandter in Rom" gestorben sein. Doch genug und übergenug der Anführungen, die schon mehr Raum einnehmen, als das wissenschaftlich — denn über Günther's religiöse und sittliche Ansichten soll hier nicht gerichtet werden — ganz werthlose Buch verdient. Die einzelnen Bruchstücke in Poesie und Prosa, welche bis in das 17. Jahrhundert hinein unter dem Text abgedruckt sind, vermögen durchaus nicht den Werth des Buchs zu erhöhen.

Mit wahrer Freude wende ich mich von den zuletzt besprochenen Schriften dem dankbarern Gebiete mehr oder weniger umfassender Monographien zu.

8. In dulci jubilo, nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie von Hoffmann von Fallersleben. Mit einer Musikbeilage von Ludwig Erk. Hannover, Rümpler. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Mit aller der Gründlichkeit und Abrundung, welche alle Arbeiten Hoffmann's von Fallersleben auszeichnen, stellt er in dem vorliegenden Bändchen die wunderlichen Auswüchse deutscher Dichtung zusammen, in welchen deutsche und lateinische Verse oder Worte mehr oder weniger regelmäßig abwechseln; das bekannteste dieser Gedichte, das Weihnachtslied „In dulci jubilo", hat dem Büchlein seinen Namen gegeben. Die ersten 24 Seiten enthalten eine äußerst knapp gehaltene und doch höchst lehrreiche literarhistorische Uebersicht der in Rede stehenden Dichtweise, welcher (S. 27—124) als Belege 57 Lieder in vollständigem oder theilweisem Abdrucke folgen; der Zeit nach reichen sie, mit dem Leich auf Otto I. beginnend, vom 10. bis in das 19. Jahrhundert, aus welchem letztern einige scherzhafte Leistungen dieser Art von W. Wackernagel und dem Verfasser selbst aufgenommen sind. Das ganze Schriftchen gehört zu den Arbeiten, die man schon mit Behagen in die Hand nimmt und mit noch größerm Behagen, aber auch mit mannichfacher Belehrung zu Ende liest.

9. Leben und Dichten Hartmann's von Aue, dargestellt von Karl Barthel, Verfasser der „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit". Berlin, Schindler. 1854. 8. 12 Ngr.

Eine Reliquie! Am 22. März v. J., eben 36 Jahre alt, ist der Verfasser gestorben, dessen treues und ernstes Streben das Todtenopfer verdient, welches ihm J. W. Hanne in der Schrift „Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse Karl Barthel's" gesetzt hat. Wie sehr es dem Verstorbenen nur um Wahrheit zu thun war, hat der Verfasser dieses Aufsatzes in überraschender Weise erfahren, als er auf eine in d. Bl. abgedruckte Recension von Barthel's „Deutscher Nationalliteratur der Neuzeit", welche durchaus nicht schonend oder nachsichtig war, einen Brief des Verfassers erhielt, der zu fortgesetztem Verkehr erfreulichen Anlaß bot. Auch die oben genannte kleine Schrift, aus Barthel's Nachlaß herausgegeben, ist ein Beweis seines achtungswerthen Strebens: um für seine eingehende Beschäftigung mit der Literatur der Neuzeit festen Boden zu gewinnen, widmete er auch dem Mittelalter ein gründliches Studium, von welchem der ebenfalls aus seinem Nachlasse herausgegebene reichhaltige „Grundriß der mittelhochdeutschen Formenlehre für Anfänger" (Quedlinburg 1854) ein günstiges Zeugniß ablegt. Milden und weichen Sinnes, wie Barthel war, sprachen ihn besonders die Dichtungen Hartmann's von Aue an, und so suchte er die allgemeine Kenntniß dieses Dichters durch eine abgesonderte Darstellung zu fördern. Neue gelehrte Forschungen enthält dieselbe nicht, ebenso läßt sie alle rein literarischen Nachweise beiseite, gibt aber in anmuthiger Form und mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen eine lesenswerthe Uebersicht über das Wenige, was wir von des Dichters Leben wissen, über den Inhalt und die Eigenthümlichkeit seiner Werke.

Ungleich umfassender und gewichtiger ist folgendes Werk:

10. Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1853. Drei Theile.

Unter allen Veröffentlichungen des literarischen Vereins in Stuttgart dürfte die eben genannte für die deutsche Literaturgeschichte die werthvollste sein, und ihrem Herausgeber, Adelbert Keller in Tübingen, dessen Name aber aus fast unbilliger Bescheidenheit in dem Werke

selbst ungenannt bleibt, gebührt für die unendliche Mühe und Sorgfalt, welche er auf seine Arbeit verwandt hat, der lauteste und lebhafteste Dank. Wol ist schon lange in allen Literaturgeschichten viel von deutschen Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts die Rede; die meisten Literarhistoriker aber sprachen von denselben wie Blinde von der Farbe, denn nur wenige von ihnen werden wol über ein halbes Dutzend derselben selbst in der Hand gehabt und gelesen haben. Jetzt liegen in zwei starken Bänden 121 solcher Fastnachtspiele in vollständigem, kritisch genauem Abdrucke vor, und man kann wol annehmen, daß damit der Vorrath des uns Erhaltenen so ziemlich erschöpft ist; jedenfalls ist aber ein so reiches Material geboten, daß jetzt auch eine wirklich eingehende und ausreichende literarhistorische Betrachtung dieser weltlichen Anfänge unsers Dramas möglich wird. Der poetische Gehalt dieser Fastnachtspiele ist freilich gering, und noch weit tiefer steht das sittliche Gefühl, welches Dinge, wie sie hier fast Blatt für Blatt vorkommen, zu allgemeinem Ergötzen öffentlich aussprechen oder hören mochte. In literargeschichtlicher Beziehung aber will ich nur den einen Punkt beispielsweise erwähnen, daß eine Würdigung Dessen, was Hans Sachs für die deutsche Bühne gethan hat, jetzt erst möglich zu werden beginnt. Auch ist bei aller Eintönigkeit der fast unabänderlich wiederkehrenden Form und Anlage doch ein Reichthum von Situationen nicht zu verkennen, der nicht nur alle Verhältnisse des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens umfaßt, sondern auch hier und da Streifzüge in das der Geistlichkeit und des Herrenstandes wagt, und auch das wird wol Niemand leugnen, daß trotz aller Roheit in diesen Stücken eine unendliche Fülle des trefflichsten Witzes verborgen liegt, dem unsere modern französirenden Lustspieldichter mit ihren übertünchten Lascivitäten und frivolen Anspielungen bei weitem nicht das Wasser reichen. Deshalb wird die nähere Durchforschung und Ausbeutung dieser Fastnachtspiele namentlich für die deutsche Sittengeschichte in ihrer weitesten Ausdehnung eine überaus reiche Quelle eröffnen, deren Bearbeitung durch J. Grimm S. 1325 in erfreuliche Aussicht gestellt wird. A. Keller selbst hat sich streng innerhalb der Grenzen des kritischen Herausgebers gehalten: unter dem Text, welcher, wie schon gesagt, die beiden ersten Theile füllt, finden sich verhältnißmäßig wenige Anmerkungen, welche fast ausschließlich die kritische Feststellung des Textes betreffen. Der dritte Theil von etwa 550 Seiten enthält nur Anmerkungen: zuerst stellt er die dürftigen Anhaltspunkte zusammen, welche sich für die Entstehungszeit der einzelnen Stücke ergeben; ihre Heimat ist ganz überwiegend Nürnberg. Von Verfassern finden sich nur genannt Rosenblut, Folz, Schernberg, Gengenbach und vielleicht Nikolaus Mercatoris; ihnen und in größter Ausführlichkeit den beiden ersten hat Keller sehr ausführliche Untersuchungen gewidmet, welche sich auch auf ihre anderweitigen Arbeiten erstrecken und nicht Weniges derselben in vollständigem Abdruck mittheilen. Wenn Keller S. 1324 zu Schernberg das Progamm von Müller „Zur Geschichte der Entwickelung des Dramas in Deutschland" (Posen 1838, wieder abgedruckt in Nr. 63—67 d. Bl. f. 1846) als ihm nicht zugänglich erwähnt, so braucht ihm das weiter nicht leid zu sein, da es nur das aus Gottsched's „Nöthigem Vorrath" Bekannte wiederholt. Es folgen sodann bei Keller eine äußerst genaue Aufzählung der von ihm benutzten Handschriften und alten Drucke, S. 1478—1538 Anmerkungen zu einzelnen Stellen der Fastnachtspiele und endlich ein reichhaltiges Register. Es ist in diesem dritten Theile ein unendlich reicher Stoff zusammengetragen, die Verarbeitung desselben zu kleiner Münze lag nicht in Keller's Plan, und so ist er denn auch in der That ein nicht ganz leicht zu handhabender Vorrath, eine wohlgefüllte Schatzkammer geblieben; wer aber darin Grund zu einem Tadel finden wollte, der müßte auch dem Bergmann zürnen, daß er von seiner mühseligen Arbeit nicht gleich die blanken Dreier fertig mitbringt. Wer mit so mächtigen Erzstufen angerückt kommt wie Keller in diesen drei Theilen, der darf die weitere Arbeit getrost Andern überlassen und gewiß sein, daß der gewissenhafte Arbeiter ihm den reichlich verdienten Lohn des Dankes und der Anerkennung nicht versagen wird, den auch ich selbst vollständiger als in dieser flüchtigen Anzeige durch weitere, ganz auf Keller's Fleiß ruhende Arbeiten mit der Zeit hoffe abstatten zu können.

Keine eigentlich literarhistorische Arbeit, aber ein äußerst reichhaltiges Hülfsmittel zu solchen ist

11. Bücherschatz der deutschen Nationalliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein bibliographischer Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. Berlin, Stargardt. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Außer der Meusebach'schen Bibliothek dürfte es kaum eine zweite geben, die sich mit der hier verzeichneten an Reichthum für den angegebenen Zeitraum messen kann, namentlich sind Volkslieder in Einzeldrucken und Sammlungen, Volksbücher und dramatische Gedichte in seltener Fülle vertreten. Der Besitzer dieser Sammlung wünscht sie wo möglich so zu verkaufen, daß sie als ein Ganzes dem Vaterlande und dem öffentlichen Gebrauch erhalten bleibe; sollte er bis Ende d. J. ein entsprechendes Gebot nicht erhalten haben, so wird er sich zum Einzelverkauf entschließen. Möge die Hoffnung, daß die erstere Art der Veräußerung zur Ausführung komme, keine vergebliche sein! Aber selbst wenn die werthvolle Sammlung zersplittert werden sollte, wird das Verzeichniß derselben einen bleibenden Werth behalten; denn bei der großen bibliographischen Genauigkeit, mit der jede einzelne Schrift vollständig beschrieben und mit den nöthigen literarischen Nachweisen versehen ist, wird man fortan bei allen Untersuchungen über den betreffenden Zeitraum stets veranlaßt sein, die Angaben dieses Katalogs zurathe zu ziehen, zumal er nicht wenige Drucke nachweist, welche bisher allen Literatoren unbekannt geblieben sind. Und so hat der Besitzer noch, im Begriffe von seinen Reichthümern zu scheiden, durch seine Veröffentlichung einen höchst dankenswerthen Beitrag von bleibendem Werthe

zu näherer Kenntniß jener schwierigen Periode unserer Literatur geliefert.

12. Burchard Waldis. Von Karl Goedeke. Hannover 1852.

Eine der äußerst schätzbaren Monographien, welche von sorgfältiger Sammlung und Benutzung urkundlicher Belege ausgehend, vermittelst vorsichtiger Combinationen ein möglichst gesichertes und vollständiges Bild von dem Leben, der schriftstellerischen Thätigkeit und Eigenthümlichkeit eines Mannes entwerfen, über den die bisherigen Berichte noch viel Schwankendes enthalten. Goedeke stellt die Geburtszeit des B. Waldis um 1490 fest; nach seiner Darstellung war er zuerst Mönch und als solcher in die ersten reformatorischen Bestrebungen Livlands verflochten; seit 1544 war er Propst zu Abterode in Hessen; gewiß ist, daß er in der Zwischenzeit weite und wiederholte Reisen als „Zinngießer" unternahm. Gervinus (vierte Auflage, III, 48) meint, daß er dies Gewerbe von Jugend auf und vor seinem Mönchsleben betrieben haben möge. Da hierfür jeder Nachweis fehlt, möchte ich zur Erklärung jenes auffallenden Gewerbes die Vermuthung aufstellen, daß Waldis nach seinem Austritte aus dem Mönchsstande sich der Handelschaft zugewandt und, nur um diese schwunghafter betreiben zu können, sich in die Gilde der Zinngießer habe aufnehmen lassen, ohne gerade ihr Handwerk zu betreiben. Bei den großen Vorrechten, welche damals die einzelnen Zünfte genossen, war dies wol kein seltenes Verfahren, wie wir noch heute in der londoner Schneidergilde Namen antreffen, deren Inhaber niemals eine Nadel berühren; jetzt freilich geschieht dies nur um der Ehre willen, damals bot es reellere Vortheile. Von den einzelnen Schriften behandelt Goedeke besonders ausführlich das inzwischen von Hoefer herausgegebene Fastnachtspiel „Vom verlorenen Sohn", welches er freilich vielleicht etwas überschätzt. Ein wunderlicher Irrthum oder wenigstens eine Ungenauigkeit ist es, wenn Goedeke von den 1543 gedruckten Reimen zu Holzschnitten der deutschen Könige und Kaiser sagt (S. 12): „Waldis schrieb sie zu einer Zeit, wo sich Deutschland im Schmalkaldischen Kriege zerfleischte." Ein Druckfehler muß wol untergelaufen sein, wenn es S. 16 heißt, Waldis habe sich noch an einem 1566 erschienenen Buche betheiligt, und S. 31 das Jahr 1556 als die letzte aus seinem Leben bekannte Zeitangabe erwähnt wird. Eine gereimte Zeitungshistorie von Waldis, welche Gervinus (vierte Auflage, III, 49) anführt, scheint Goedeke unbekannt geblieben zu sein. Diese kleinen Mängel können jedoch den Werth der verdienstlichen Untersuchung keineswegs schmälern.

W. A. Passow.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur analytischen Aesthetik.

Aesthetische Studien. Von F. X. Bratranek. Wien, Gerold. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bratranek's „Aesthetische Studien" gehören, abgesehen von einzelnen Fehlern und Schwächen, zu den bessern ästhetischen Schriften, welche die Gegenwart aufzuweisen hat. Sie sind aus wirklichen, eingehenden Untersuchungen erwachsen und enthalten darum viel Belehrendes. Der Ausdruck ist meist klar und für jeden höher Gebildeten verständlich. Auch belebt ein edler Sinn und eine wohlthätige Wärme des Gefühls das Ganze. Nur fehlt es mitunter, wie wir zeigen werden, an der rechten Schärfe und Präcision der Bestimmungen. Auch hat sich der Verfasser nicht von jenem Generalisiren frei gehalten, das aus einzelnen gewählten Beispielen sogleich allgemeine Regeln für die ganze Gattung abstrahirt, ohne zu bedenken, daß die gewählten Beispiele nicht die ganze Gattung erschöpfen, daß es noch andere gibt, die nach andern Regeln beurtheilt werden müssen. Was in diesem Drama, das er gerade betrachtet, in Goethe's „Iphigenie auf Tauris", schön und gelungen ist, der Conflict, der hier zugrunde liegt und auf diese Weise gelöst wird, das scheint er als Muster für das Drama überhaupt aufzustellen, als ob es nicht Dramen gäbe, in denen andere Conflicte vorkommen, die eine andere Lösung finden, und als ob diese Dramen nicht dennoch gut zu nennen wären. Dieses Generalisiren, das von einem bestimmten Fall sogleich eine Norm für alle Fälle abstrahirt, ist eine Klippe, die jeder Aesthetiker zu vermeiden hat. Der Verfasser findet z. B. das Anfangen der Goethe'schen „Iphigenie" mit einem Monologe:

> Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
> Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines...

schön und treffend, vollkommen in der lyrischen Aufregung Iphigeniens gegründet. Folgt aber daraus, daß „diese lyrische Aufregung nothwendigerweise der Anfangspunkt des wahrhaften Handelns" ist? Muß denn jedes Drama mit einem Monologe anfangen?

Der Verfasser gibt: 1) „Erläuterungen zu Goethe's «Hermann und Dorothea»", 2) „Betrachtungen über lyrische Poesie", 3) „Erläuterungen zu Goethe's «Iphigenie auf Tauris»", also „Analysen im epischen, lyrischen und dramatischen Gebiet", die er in der Vorrede als „Reminiscenzen an seine Lehrthätigkeit am k. k. brünner Gymnasium" bezeichnet. Ihre Herausgabe hat den doppelten Zweck, erstens jenen Lehrern und Lehramtscandidaten der k. k. östreichischen Gymnasien als Hülfsmittel zu dienen, denen bessere und größere Werke unzugänglich sind, zweitens anzuregen zu Vergleichungen, Besprechungen und bessern, vielseitigern Durchführungen Dessen, was über den Unterricht in der analytischen Aesthetik im Organisationsentwurfe für die k. k. Gymnasien (S. 144 fg.) gesagt ist. Daneben soll das Buch auch für reifere Schüler als Recapitulation des früher in der Schule Durchgearbeiteten oder als Beispiel für Durchführung anderer Themen brauchbar sein. Wir

finden jedoch bei näherer Betrachtung, daß sich die Analysen des Verfassers nur in der einen Hinsicht für den angegebenen Zweck eignen dürften, daß sie sehr genau ins Detail der besprochenen Dichtungen eingehen und über das Locale, die Zeitverhältnisse, die Charaktere, die Handlung und die Grundideen derselben die genaueste Rechenschaft ablegen. In anderer Beziehung hingegen dürften des Verfassers Erörterungen und Erläuterungen für den Schulgebrauch viel zu hoch stehen, denn sie setzen ästhetische Erkenntnisse und Einsichten voraus, die über das Niveau der Schule hinausgehen. Für Vorlesungen auf Universitäten scheinen sie uns schon eher geeignet als für den Gebrauch auf Gymnasien.

Gehen wir nach dieser allgemeinen Bemerkung nun etwas näher auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte ein. In den einleitenden Bemerkungen zu Goethe's „Hermann und Dorothea" bestimmt es der Verfasser als die Aufgabe der Poesie wie der Kunst überhaupt, „die beiden Welten zu versöhnen, in welchen sich das menschliche Leben bewegt". Unter diesen beiden Welten versteht er „das Ideale und das Materielle", das der Dichter in abgeschlossenen Gebilden zu einigen und dadurch „mitten in die Werkeltage des gemeinen Daseins eine Zeit der Feier hereinzustellen" habe. Der Dichter soll, um uns die Höhen der Humanität zu erschließen, das Ideale als ein auch den gewöhnlichsten Verhältnissen Verwandtes darlegen und uns daher in den engsten Kreis individueller Verhältnisse, Interessen und Bestrebungen einführen. Zugleich aber soll er, zu diesem Gebiete herabsteigend, nur Das, aber auch alles Das zusammentragen, worin jeder Einzelne seine Erlebnisse abgespiegelt finden kann, und so im engen Kreise des alltäglichen Lebens uns Das geben, was die Bestrebungen Aller leitet, also im Individuellen das allgemein Menschliche aufzeigen. Als classisch seien auch immer und überall jene Dichterwerke bezeichnet worden, „die durch den Rahmen alltäglicher Zustände uns die bewegenden Mächte der Menschheit erblicken lassen".

Man ersieht aus diesen Aeußerungen wohl, was der Verfasser meint, daß nämlich der Dichter uns an einem einzelnen Fall, einer individuellen Situation und Handlung, das allgemeine Wesen, die Idee des Menschenlebens darlegen und veranschaulichen solle, was auch ganz richtig ist. Aber im Ausdruck hat der Verfasser gefehlt, wenn er dem Einzelnen, Individuellen das „Alltägliche" substituirt. Denn obwol der classische Dichter uns im Einzelnen das Allgemeine, in der individuellen Erscheinung die Idee zur Anschauung bringt, so sind es doch keineswegs „alltägliche" Charaktere, Situationen und Begebenheiten, die er uns vorführt, sondern bedeutsame, also außergewöhnliche, über das Alltägliche sich erhebende, was selbst durch „Hermann und Dorothea" bestätigt wird, so sehr vertraut und heimisch wir uns auch in dem Kreise dieser Dichtung fühlen. Man bringe Alltägliches in die schönsten Verse, so wird es darum doch nicht aufhören, platt und trivial zu erscheinen, während umgekehrt Bedeutsames, über den gewöhnlichen, ordinären, gemeinen Weltlauf sich Erhebendes auch schon in ungebundener, in schlichter, einfacher Darstellung poetisch klingt. Das Poetische kann also nicht blos in die Form der Darstellung gesetzt worden, sondern es muß auch schon im Stoffe liegen. Ist ein Stoff nicht schon an sich poetisch, so kann auch der genialste Dichter nichts damit anfangen. Zwar sind in den classischen Dichterwerken die Charaktere, Situationen und Handlungen nicht, wie in den romantischen, in dem Sinne überalltäglich, daß sie übernatürlich, hyperphysisch, wunderbar, überschwänglich wären; sie sind vielmehr ganz natürlich, stehen auf dem Boden der realen Welt, entwickeln sich mit innerer Nothwendigkeit; aber dennoch sind sie über das Alltägliche erhaben, denn natürlich und alltäglich sind keineswegs identisch. Der Verfasser gesteht selbst von den Charakteren in „Hermann und Dorothea" ein, daß dergleichen uns „nicht dutzendweise in den Weg laufen", und nennt die Handlung eine „seltene und darum interessante Familiengeschichte", obwol er auch hervorhebt, was keineswegs bestritten werden soll, daß sie dem wirklichen Leben angehört und durchaus nichts enthält, was sich nicht jeden Tag unter den gegebenen Bedingungen ereignen könnte. Hierin besteht ja eben der Werth der Goethe'schen Dichtung, daß ihr Stoff ein so natürlicher und doch über das Gewöhnliche, Gemeine, Alltägliche sich erhebender ist.

> Wir werden erhoben und gereinigt durch diese Gestalten, deren jede nur in ihrem beschränkten Kreise wirkt, aber indem sie diesen Platz vollständig ausfüllt, als eine Macht im Kreislaufe der Menschheit unentbehrlich wird. (S. 53.)

Mit des Verfassers besondern Erörterungen über Ort, Zeit, Charaktere, Handlung, Idee und Darstellungsform des in Rede stehenden Goethe'schen Epos können wir uns im Wesentlichen einverstanden erklären, weniger aber mit seinen Ansichten über die Gattung, zu der es eigentlich gehöre. Ein idyllisches oder bürgerliches Epos will er „Hermann und Dorothea" nicht genannt wissen.

> Denn das Idyll ist durch den Rückzug edler Gemüther aus ihrer überbildeten und dem Verfalle entgegeneilenden Welt entstanden, es will die schlechte Gegenwart vergessen machen, indem es sich in die Träume einfacher und reiner Lebenszustände versenkt. In diesem Sinne nun kann unser Gedicht am allerwenigsten ein Idyll heißen, denn wir werden gerade umgekehrt aus der Einfachheit des gewöhnlichen Lebens zur Betrachtung des Weltlaufs fortgeführt. Bürgerlich könnte es wol nach den darin auftretenden Persönlichkeiten heißen, allein es liegt das Misverständniß sehr nahe, bei solcher Benennung an die Beschränktheit des Kleinbürgerthums zu denken, wogegen die darin handelnden Personen ihrer Gesinnung und That nach als Weltbürger zu gelten haben. Wir glauben es trotz des Misbrauchs, der mit dieser Benennung getrieben wird, als Novelle bezeichnen zu müssen. Denn das Wesen dieser Dichtungsart ist es, in der Schilderung einer einzelnen Situation und Begebenheit uns den Reflex der ganzen Welt und ihres Gangs zu zeigen, wie etwa ein wahres Genregemälde uns an einem einzelnen Zustande den Puls fühlen läßt, der seine ganze Gegenwart belebt. Und wir glauben gezeigt zu haben, daß dies aus den engen Rahmen von Hermann's und Dorothea's Herzensgeschichte heraus vollbracht wird. (S. 54 fg.)

Dieser Rubricirung des Goethe'schen Gedichts unter die Kategorie der Novelle können wir nicht beistimmen.

Der Begriff der Novelle ist darin viel zu weit und unbestimmt gefaßt. Genauer und schärfer hat Gutzkow in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (Nr. 50, 1853) den Begriff der Novelle bestimmt. Er unterscheidet sie nämlich vom Roman und sagt:

Roman nennt man die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen universeller Natur. Solche Bedingungen sind z. B. die Geschichte, die Sitten eines Landes, die Sitten einer Zeit, die Stimmungen einer Zeit, die Voraussetzungen der Religion, der Philosophie, der Kunst oder eines ganzen Standes oder einer Familie, einer Tradition u. s. w. Die Novelle ist die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen particulärer Natur. Hier steht der Geschichte die Chronik gegenüber, den Sitten eines Landes die Sitte eines Orts, den Sitten einer Zeit eine einzelne Mode, den Stimmungen einer Zeit eine Krankheit derselben, den Voraussetzungen der allgemeinen Wissenschaft irgend ein Besonderes an ihnen, z. B. das Gelehrten- oder Künstlerleben selbst. Die Novelle beruht, was das Schicksal und die Führung unsers Erdenlebens anlangt, auf dem Particulärsten, auf demjenigen nämlich, als was dem Einzelnen zunächst das Schicksal erscheint, auf dem Zufall. Die Laune des Zufalls ist die wesentlichste Triebfeder und, mechanisch gesprochen, die Unruhe der Novelle. Es kann nur Kunstromane geben, es gibt aber Künstlernovellen.

Die Aufgabe der Novelle kann nach Gutzkow nur durch Humor gelöst werden,

diese höchste Gabe des dichterischen Schaffens, die selbst bedeutenden Dichtern oft nur spärlich verliehen war.... Wer Novellen schreiben will, muß zuvörderst die Anschauung irgend einer anekdotisch auffallenden Widersinnigkeit haben, einer erschütternden Zufallsbegegnung im ernsten Genre, einer anmuthig-komischen im heitern. Um dies Factum ist dann der Faden der Entwickelung anzulegen und das im Zusammenhang Sinnige des vereinzelt Widersinnigen einschmeichelnd und überzeugend darzustellen. Ohne Zweifel hat Tieck so seine Novellen gearbeitet.

Wenn diese Definition der Novelle treffend ist, und sie ist es, weil sie aus den vorhandenen Producten dieser Gattung abstrahirt ist, so wird man sich schwerlich bewogen finden, Goethe's „Hermann und Dorothea" zu den Novellen zu rechnen; denn obwol einige Züge der angeführten Definition darauf passen, so fehlen doch wiederum andere so wesentliche und charakteristische Züge des Novellengenre, daß die Unähnlichkeit mit der Novelle größer ist als die Aehnlichkeit. Bleiben wir daher bei der Bezeichnung eines wenn auch nicht idyllischen, so doch bürgerlichen Epos oder, wie es der Verfasser selbst genannt hat, einer interessanten und bedeutsamen Familiengeschichte stehen.

Des Verfassers Betrachtungen über die lyrische Poesie, die den zweiten Theil des Buchs bilden, zeigen an einigen vorzüglichen Beispielen, namentlich aus Goethe's und Lenau's Gedichten, das Wesen der lyrischen Poesie. Dieses hat der Verfasser im Allgemeinen ganz richtig erfaßt, nur fehlt es wieder an Genauigkeit und Schärfe des Ausdrucks. So sagt er z. B. gleich anfangs, die lyrische Wirkung werde am allerwenigsten durch das „offene" Aussprechen der Stimmung erzeugt, während er doch eigentlich nur meint: durch das „abstracte" Aussprechen der Stimmung. Der lyrische Dichter soll nämlich seine Stimmung nicht direct und unmittelbar, etwa in einem: Mir ist so wohl! oder: Mir ist so weh! sondern indirect und mittelbar aussprechen, indem er durch die Art, wie er die Umgebung, die Außenwelt in einer bestimmten Situation auffaßt und schildert, seine Stimmung kundgibt.

Das echte lyrische Gedicht wird die Stimmung durch ein Anderes uns andeuten und errathen lassen. Es wird einen Vorgang oder eine Situation schildern, in dieser Schilderung nur jene, aber aber auch alle jene Züge bringen, welche geeignet sind, einem bestimmten Zustande der Innigkeit zum Wiederscheine zu dienen. (S. 56 fg.)

In dieser ganz richtigen Foderung liegt aber nur, daß der lyrische Dichter seine Stimmung nicht abstract, in dürren Worten, sondern concret, in einer bestimmten Spiegelung der Gegenstände ausspreche. Dieses schließt jedoch keineswegs aus, daß er sie „offen" ausspreche. Denn das Gegentheil von offen ist versteckt, unsichtbar, unerkennbar. Sollte also der lyrische Dichter seine Stimmung nicht „offen" aussprechen dürfen, so müßte sie unerkennbar sein. Sie soll aber gerade recht deutlich, klar und bestimmt hervortreten, und je erkennbarer sie dargestellt wird, desto besser ist das Gedicht. Man muß sich also hüten zu sagen, der lyrische Dichter dürfe seine Stimmung nicht offen aussprechen. Damit werden nur jene mysteriösen, dunkeln und verworrenen Gedichte begünstigt, bei denen man Mühe hat zu errathen, was sie eigentlich sagen wollen, welche Stimmung ihnen eigentlich zugrunde liegt. Offen soll der Dichter sich aussprechen, aber darum doch nicht abstract, begrifflich, unbildlich, unanschaulich. Das vom Verfasser angeführte Lied z. B.:

> Ueber allen Gipfeln
> Ist Ruh',
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vöglein schweigen im Walde.
> Warte nur, balde
> Ruhest du auch.

wie offen und klar spricht es die Stimmung des Dichters aus, und doch wie wenig abstract und begrifflich!

Das subjective Element aller lyrischen Poesie bezeichnet der Verfasser durch Innigkeit und sagt (S. 63):

In der Innigkeit des Menschen haben wir den Grund des Singens oder, wie man es zu nennen pflegt, die dichterische Begabung zu suchen, und das Aeußere, sei es nun Situation oder Vorgang, ist blos die Anregung zur völligen Aufregung der Innigkeit.

Aber er begnügt sich nicht damit, das Bedürfniß des Sängers, seine erregte Innigkeit auszusprechen, als Grund und Ursprung des Singens aufzustellen, sondern er fügt noch einen zweiten hinzu, indem er sagt:

Der Sänger will einerseits seine erregte Innigkeit aussprechen, andererseits aber durch Erwecken der Theilnahme über Das Gewißheit erlangen, was in seinem Innersten lebt.

Dieses Andererseits können wir nicht als einen natürlichen Grund des Singens betrachten, und der Verfasser hebt es selbst durch die gleich darauf folgenden Worte wieder auf, wenn er sagt (S. 66):

Für ihn freilich ist diese Ursache und deren doppelte Gestaltung nicht in dieser Bestimmtheit vorhanden, sondern er singt, um seiner übervollen Brust Luft zu machen, und höchstens erfaßt er noch die Veranlassung, die zur Erregung seiner Innigkeit mitgewirkt hatte, ohne die letzten Gründe seiner Lieder zu gewahren. Er singt, weil er durch sein eigenthümliches Wesen oder die Innigkeit zu dieser Aeußerungsform gedrängt wird, weil er so muß und nicht anders kann. Dem Sänger ist eben deshalb diese eigenthümliche Aeußerungsform nichts Besonderes, als was sie den Andern erscheint, sondern nur eine erhöhte Sprechweise, eine lebendigere Darstellung seines eigenen erhöhten Lebens.

Um den Lyriker von dem Epiker und Dramatiker zu unterscheiden, sagt der Verfasser (S. 98):

Der Lyriker wird ebenso wie der Epiker und Dramatiker einen Vorgang oder eine Situation vor den Sinn Anderer hinzustellen haben, um ihn für seine Stimmung zu gewinnen. Während aber jene Beiden den Vorgang und die Situation sich vollständig darlegen, verwickeln und entwickeln lassen und die Aufgabe aller Poesie oder die Versöhnung der idealen und materiellen Welt durch Vorführung einer idealen Wirklichkeit, ihres Werdens und ihrer Zustände erfüllen, so vollbringt der Lyriker dieselbe Aufgabe mit denselben Mitteln in anderer Weise. Er wendet sich nämlich ganz wie jene Beiden einem solchen Vorgange oder einer solchen Situation zu, welche mit seiner Stimmung eine Aehnlichkeit haben, hebt aber nur jene Momente daran hervor, an denen eine Abspiegelung der Innigkeitsmomente zu finden ist; und indem er sie in der Schilderung zusammenstellt, hat er nicht gesagt, was die Sache sei, sondern wie er sie anschaue.

Hier müssen wir es wieder als ungenau bezeichnen, daß sich der Lyriker einem solchen Vorgange oder einer solchen Situation zuwende, welche mit seiner Stimmung eine Aehnlichkeit haben. Aus diesem Ausdruck entspringt der Schein, als ob der Lyriker sich erst in einer bestimmten Stimmung befände und dann hinterher die dieser Stimmung entsprechende Situation als Bild derselben aufsuchte, während doch der eigentliche Hergang der umgekehrte ist, daß nämlich eine bereits vorhandene Situation den Dichter in eine besondere Stimmung versetzt, weshalb auch Goethe seine eigenen Lieder als Gelegenheitsgedichte bezeichnet.

Der Zweck des Verfassers, für den Schulgebrauch zu schreiben, mag es entschuldigen, daß er sich oft wiederholt und weitschweifig, ja mitunter durch zu viel Auslegen und Erklären, sowie durch Uebertragung der angeführten poetischen Strophen in den prosaischen Ausdruck langweilig wird. Aber selbst für den Gymnasialgebrauch hätte er sich kürzer fassen und der Selbstthätigkeit des Lesers mehr überlassen können.

Mit Recht spricht sich der Verfasser gegen jene Lyriker aus, die in jedem ihrer „Dutzenderlebnißchen" den tüchtigen Lebenskeim eines lyrischen Gedichts gefunden zu haben meinen und die, weil man die Lyrik als Subjectivitätspoesie zu bezeichnen pflegt, sich darum auch schon für ein wahres Subject, eine rechte Person halten und den „Katzenjammer der Gelegenheitscarmina" zu Markte bringen (S. 115). Wenn wir auch mit Goethe jedes echte Lied als ein „Gelegenheitsgedicht" bezeichnen müssen, so folgt doch daraus noch nicht, daß auch jede, selbst die unbedeutendste und alltäglichste Gelegenheit den Stoff zu einem Liede hergeben dürfe. Vielmehr können es nur bedeutsame Gelegenheiten sein, die zu einem wahren Liede begeistern, und andererseits kann nur ein bedeutendes Subject, eine ungemeine Persönlichkeit, eine über die Misère und das Philisterthum des Alltagslebens sich erhebende Individualität wahrhaft poetisch gestimmt und ergriffen werden. Wenn Goethe über das Menschenleben sagt:

Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

so bemerkt der Verfasser mit Recht dazu (S. 117 fg.):

Auf das Packen, auf das Ergreifen eines solchen Moments, den jeder mit seinen höchsten Erlebnissen in Beziehung bringen kann, kommt es an. Wenn die echte Dichternatur aus dem „Ibam forte via sacra" und der Begegnung eines Flaneurs uns in die ganze Trostlosigkeit einer vergeblichen Abwehr des Menschleingeziefers einführt und die Lebensgegensätze poetischen Sinnes und prosaischen Beschwatzens der Dinge anschaulich macht, so wird der Gemüthsleere und, was uns als Dasselbe gilt, Poesielose selbst die höchsten Gefühlsanregungen nicht zum Erlebniß und dann zum Schauniß umzuwandeln vermögen.

Die den dritten Theil des Buchs bildenden Erläuterungen zu Goethe's „Iphigenie auf Tauris" besprechen 1) die Principien, 2) das Pathos, 3) die Handlung. Diese Erörterungen sind sehr dankenswerth und zeugen von dem tiefen Eindringen des Verfassers in den Sinn einer Dichtung. Der Verfasser begnügt sich nicht blos damit, das Werk zu zergliedern, sondern er faßt auch den Meister ins Auge, indem er den Seelenzustand Goethe's nachweist, aus dem heraus das Werk als entsprungen zu betrachten ist.

Gerade dadurch, daß die „Iphigenie" dem ersten Blicke als ein opus omnibus numeris absolutum sich darstellt, gerade durch ihre beinahe erstarrende, selbst leblos scheinende Kälte werden wir aufgefodert und gereizt, nach jenem Punkte zu forschen, an welchem wir das heiße Herzblut des Dichters pulsiren fühlen.

Diesen Herzpunkt des Gedichts, „der uns gar bald als der archimedische Punkt seines Daseins erscheinen wird und als eine Offenbarung des Dichters selbst, welcher seinem eigenen gepreßten Herzen Luft machte", findet nun der Verfasser in den Worten des Pylades:

So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet und verknüpft, daß Keiner mit ihm selbst noch Andern sich rein und unverworren halten kann.

Der Verfasser weist diesen Gedanken auf eine so überzeugende Weise aus Goethe's damaligen Lebensumständen als die Seele des Gedichts nach, daß man ihm nur beistimmen kann.

Und da ist das Drama mit einem male auf unsern eigenen Lebensboden aus der Ferne griechischer Welt gestellt. Ja noch mehr, wir finden, daß Goethe ein Stück seines eigensten Lebens uns in den Conflicten auf Tauris offenbart. Wir sehen, daß er auch da seiner Weise völlig treu geblieben ist, der gemäß er alle seine Werke als Gelegenheitsstücke bezeichnet. Nur ist hier die Formvollendung eine so hohe, daß über den Personen und Interessen des Dramas der Dichter vergessen wird. (S. 122.)

Der Verfasser weist zuerst die entgegengesetzten Principien nach, welche die in unserm Drama waltenden

Lebensfragen bilden. Das Drama spielt nämlich in einer Uebergangszeit.

Dasselbe Wesen einer Uebergangszeit, welche der dramatischen Entfaltung mehrseitiger Bestrebungen so nöthig ist, finden wir bei der Gruppe der Griechen wie bei den Scythen. Und wie in solchen Uebergangszeiten die Nothwendigkeit waltet, sowol das verderbliche Alte zu beseitigen, als auch Das, was sich als segenbringend am Neuen erwies, zu befestigen, so haben wir schon hieran eine erste Regung der in unserm Drama waltenden Lebensfragen. (S. 125.)

Tiefer aber noch ist es nach dem Verfasser der Gegensatz zwischen Herz und Welt, zwischen Selbstbestimmung und Schicksal, der in „Iphigenie" seine Lösung findet.

Herz und Welt sind in jedem wahren Drama die Principien, zu deren Durchsetzung eben die Handlung desselben unternommen wird. Der Dichter nun hat gerade in dieser seiner „Iphigenie" ein vor allem der Analyse erwünschtes Werk hervorgebracht, da gerade diese Principien hier in seltener Reinheit erfaßt und durchgeführt sind. (S. 132.)

Der Dichter hat, wie der Verfasser noch näher nachweist, die einzelnen Persönlichkeiten seines Dramas

als ebenso viel klarumgrenzte Gestalten hingestellt, in deren jeder die beiden Principien zusammenlaufen, welche das menschliche Handeln überhaupt bestimmen. Denn man möge was immer für eine menschliche Handlung, welche diesen Namen überhaupt verdient, ins Auge fassen, so wird man dieselbe stets als Product zweier Factoren anerkennen müssen. Sie wird nämlich stets aus dem freien Entschlusse oder der Selbstbestimmung hervorgehen, andererseits jedoch ihre Ausführung von den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen, also von der Weltlage bedingt sein, deren gegenwärtige Combination wir dem Einzelnen gegenüber als das Schicksal bezeichnen. (S. 140.)

In diesem Sinne geht der Verfasser die einzelnen Charaktere des Dramas und ihr Pathos durch und betrachtet dann zuletzt die Handlung, wobei er mehrfach wieder Gelegenheit nimmt, auf Goethe's eigene Stimmung und Situation hinzuweisen, aus der das Gedicht erwachsen.

Das Drama erscheint uns als das erste Abschiedslied des scheidenden Titanismus Goethe's (sein „Faust" als das letzte), und jene Stelle, die wir gleich anfangs als den Mittelpunkt des Dramas bezeichneten, klingt wie eine Anklage der Welt und ihrer gegen das Herz sich erhebenden Anfoderungen. (S. 146.)

Der Raum mangelt uns, näher in die Einzelheiten der Analyse des Verfassers, die voll der treffendsten Bemerkungen ist, einzugehen. Nur darauf wollen wir noch hinweisen, daß der Verfasser sehr gut zeigt, wie „Iphigenie" eigentlich ein christliches Drama in antiker, heidnischer Form ist. Der Ausgang des Dramas hätte, wie der Verfasser zeigt, ein ganz anderer sein müssen, wenn der Dichter in der antiken Form auch den antiken Geist hätte durchführen wollen.

Dann aber hätte auch der dritte Act, wenn wir von allem Andern absehen wollen, nicht so durchaus in unserer Anschauung von Sünde und Buße erwachsen müssen, wie er in der That nur eine Darstellung des μετανοεῖτε in antiker Form ist. So muß schon in Consequenz dieses ganz innerlich gehaltenen Läuterungsprocesses die Selbstverleugnung bis zu ihrem Ende durchgeführt werden, was in unserm Drama als Foderung liegt, daß Iphigenie aus dem Kreise, den sie bisher so segensreich füllte, friedlich scheide, wenn nicht ihr bisheriges Wirken ganz verloren gehen soll. (S. 178.)

Diese friedliche Lösung kommt durch die Reinheit der Gesinnung Iphigeniens und durch die Selbstverleugnung des Thoas zustande.

Gegen die Wahrheit dieser hohen Seele Iphigeniens zeigen sich sowol die Gewalt, die Orest und Thoas, als die List, die Arkas und Pylades durchführen wollten, beides „der Männer höchster Ruhm", als nichtig. Und wie Iphigeniens reine Weiblichkeit der Fremde und dem Hause schon Segen gebracht, so kann auch nur sie das Band knüpfen, das die bisher feindlichen Welten des Hellenenthums und der Barbarei unauflöslich miteinander zu verbinden vermag. Denn Thoas, den Gründen Orest's und Iphigeniens Mahnung an sein Versprechen folgend, entläßt sie zwar, allein diese edle That wäre werthlos, wenn sie vereinzelt bliebe. So wendet sich denn Iphigenie, um sich selbst eine beseligende Erinnerung an ihr Verweilen in der Fremde mitzunehmen, mit all jener Kraft und Milde, der Thoas bisher immer nachgegeben, zu ihm und fleht ihn an, Das zum „Gastrecht" werden zu lassen, was sie bisher als vereinzelte Acte der Gastfreundschaft am taurischen Ufer gewirkt hatte. Und Thoas seinen Sieg über sich selbst bewährend, spricht im freundlichen „Lebt wohl" das letzte Wort aus, in welchem das Thema dieses Dramas gipfelt, daß nämlich die Einigung des Herzens und der Welt nur durch völlige Läuterung der Selbstbestimmung zu erreichen ist. (S. 194.)

Schließlich möge nur noch bemerkt werden, daß des Verfassers Nachweisung, wie in Goethe's „Iphigenie" die antike Form mit christlichem Geiste erfüllt sei, zwar richtig ist, daß aber eigentlich auch schon manche antike Dramen, namentlich des Sophokles, das μετανοεῖτε durchblicken und durchklingen lassen. Der Unterschied ist nur dieser, daß in Goethe's Drama die Umkehr durch innere Läuterung zur That wird, während sie aus den antiken Dramen nur als Lehre hervorspringt, die durch den Untergang der eigenwillig und starrsinnig miteinander Kämpfenden, in ihrer Einseitigkeit sich Verrennenden auf eine abschreckende Weise gepredigt wird. 43.

Reisen nach dem Orient.

Reise nach Ostindien über Palästina und Aegypten vom Juli 1849 bis April 1853. Von K. Graul, Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Erster Theil: Palästina. Mit einer Ansicht und einem Plane von Jerusalem und einer Karte des Heiligen Landes. Zweiter Theil: Aegypten und der Sinai. Mit einer Ansicht der Insel Philä und zwei Landkarten. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1854. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wir erhalten hier die beiden ersten Bände eines größern Werks, welche jedoch für sich selbst ein Ganzes bilden. Die Reise, über die der Verfasser berichtet, fand in den Jahren 1849—53 statt, geschah im Auftrage der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig und hatte die Besichtigung der alten dänisch-halleschen Missionsposten zu Trankebar im Tamulenlande, die Erforschung der dortigen Verhältnisse in Bezug auf die Missionsaufgabe und das Studium der tamulischen Sprache und Literatur zum Zwecke. Die wissenschaftlichen Früchte der Reise will der Verfasser an einem andern Orte niederlegen; was die vorliegende Reisebeschreibung anlangt, so bemerkt er, „daß er auf der einen Seite die gesehenen Länder und Völker dem Leser möglichst anschaulich vor die Augen zu stellen sich bemüht, auf der andern Seite aber sich gehütet habe, ihn mit langen gelehrten Erörterungen zu behelligen. Diesem Programme hat er

in der Ausführung Genüge geleistet. Der am meisten versprechende Theil des Ganzen freilich, die Schilderung der Erlebnisse des Verfassers in Vorderindien und auf der Insel Ceylon, steht noch zurück. Nicht als ob die Länder, von denen die ersten beiden Theile handeln, an sich ein minderes Interesse darböten, aber theils hat der Verfasser in denselben nur eine kürzere Zeit zugebracht, theils sind gerade diese beiden Länder durch eine Unzahl von Reisebeschreibungen nach allen Seiten hin so beleuchtet worden, daß in der That kaum etwas Neues zu sagen übrigblieb; wie denn der Verfasser auch selbst bemerkt, daß er, was Palästina anlangt, sämmtliche neuere Reisebeschreibungen, besonders die englischen, benutzt habe, während er in Bezug auf Aegypten bei den gegebenen archäologischen Notizen den Darstellungen von Lepsius und Wilkinson gefolgt sei. Indeß konnte der Verfasser bei seinem verhältnißmäßig doch längern Aufenthalte immer noch mehr geben als der gewöhnliche Tourist; und für Palästina hat seine Reisebeschreibung vor mancher andern das voraus, daß der Verfasser, als ein eingeweihter und wohlerfahrener Führer, die Bedeutung der im Hinblick auf die alt- und neutestamentliche heilige Geschichte merkwürdigen Plätze kurz, aber schlagend hervorzuheben weiß, wobei zu gedenken, daß die Darstellung mit biblischen Belegstellen nicht überladen, sondern eben nur insoweit damit ausgestattet ist, als erfoderlich war, um den Schauplatz jener großen Ereignisse mit den Gestalten, von denen wir ihn im Geiste betreten sehen, so zu beleben, daß diese in ihrer ursprünglichsten Auffassung zur Anschauung gebracht werden. Nur hin und wieder sind wir in dieser Beziehung auf eine Ausnahme gestoßen, wie da, wo der Verfasser nach seiner Ankunft in Sidon auf Matth. 11, 21 Bezug nimmt, und bei einigen andern Stellen; wie sich uns denn auch der Wunsch aufgedrängt hat, daß sich in den Herzensergüssen desselben oft etwas weniger Salbung und dafür etwas mehr Wärme finden möchte.

Uebrigens geht der Verfasser da, wo die Ueberlieferung biblische Erinnerungen an ganz bestimmte Orte willkürlich geknüpft hat, durchweg kritisch zu Werke; dagegen legt er von seiner Bibelgläubigkeit unter Anderm am Jordan Zeugniß ab. „Um die Zeit der Ernte", bemerkt er, „ist der Jordan auch jetzt noch voll an allen seinen Ufern. (Jos. 3, 15.) Darum konnten die Israeliten unter Josua, die um diese Jahreszeit an das jenseitige Ufer des Jordan gelangten, nur durch ein Wunder an das diesseitige Ufer herüberkommen. Denn als die Priester, welche die Lade des Bundes, des Herrn Lade, des Herrschers über alle Welt, vor dem Volke hertrugen, an den Jordan kamen und ihre Füße ins Wasser tunkten, da stand das Wasser, das von oben herniederkam, aufgerichtet über Einem Haufen; das Wasser aber, das zum Salzmeere hinunterlief, verfloß, und also ging das Volk trocknen Fußes hinüber gen Jericho. (Jos. 3.) Ob nun dieser wunderbare Einzug der Kinder Israel in das Gelobte Land, der dem wunderbaren Auszug aus dem Lande der Knechtschaft entspricht, genau an dieser Stelle stattfand, wer will es bestimmen? Um Vieles aber kann die Ueberlieferung nicht irren, indem diese Stelle Jericho allerdings gegenüberliegt. Als Elias in der Begleitung von Elisa von Gilgal her kam, um dem Herrn, der ihn im Wetter gen Himmel holen wollte, entgegenzugehen, nahm Elias seinen Mantel und wickelte ihn zusammen und schlug ins Wasser, und sie gingen Beide trocken hindurch; und als Elisa mit dem Mantel des Eliä zurückkehrte, that er ein Gleiches. (2. Kön. 2.) Auch diese großen Geschichten müssen hier ganz in der Nähe sich zugetragen haben."

Charakteristisch ist es auch, was der Verfasser in Bezug auf die ägyptische Zeitrechnung bemerkt. Er citirt die Ansichten, die Lepsius darüber aufgestellt hat, der das Pyramidenfeld von Gizeh den ältesten Schauplatz aller chronologisch bestimmbaren Menschengeschichte nennt und überzeugt ist, daß es sich dort um Bauwerke, Sculpturen und Inschriften handle, welche durch die näher bestimmte Königswiege einer blühenden Culturepoche des vierten Jahrtausends v. Chr. eingereiht werden. Der Verfasser erklärt nun: „Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, daß eine blühende Culturepoche des vierten Jahrtausends v. Chr. in irgend einem Lande der Erde mit der biblischen Zeitrechnung nicht in Einklang zu bringen ist. Schade, daß ein so geachteter Gelehrter aus den dunkeln Hieroglyphen Aegyptens, über deren richtige Lesung sich das Heer der ägyptischen Alterthumsforscher selbst noch immer in mehre Lager theilt, geschichtliche Angaben herausliest, die dem klaren Zeugniß des Volks widersprechen, dem vertraut war, was Gott geredet hat. Leider sehe ich mich in Ermangelung ägyptischer archäologischer Specialstudien ganz und gar außer Stande, dem gelehrten Manne den wissenschaftlichen Fehdehandschuh hinzuwerfen. Umsomehr freut es mich, daß ein gewisser Poole in seinem 1851 zu London erschienenen Werke „Horae Aegyptiacae" die chronologische Frage aufgenommen hat und, unterstützt von astronomischen Kenntnissen, an der Hand monumentaler Studien zu dem Ergebniß gelangt ist, daß die Denkmäler Aegyptens in keiner Weise und in keinem Punkte der Heiligen Schrift widersprechen, sondern sie vielmehr bestätigen. Das Ergebniß steht mir und jedem bibelgläubigen Christen ohnehin fest."

Nachdem wir unsere Leser in Vorstehendem mit dem allgemeinen Charakter des Werks und seines Verfassers bekannt gemacht haben, bleibt uns nur noch übrig, den letztern an die wichtigsten von ihm berührten Punkte zu begleiten und die interessantesten Schilderungen, die die Reisebeschreibung darbietet, kurz anzudeuten.

Graul machte die Reise in Begleitung seiner Gattin. Der Aufbruch erfolgte in Leipzig am 16. Juli 1849. Die Reise ging über Frankfurt, Heidelberg, Strasburg, Basel, Bern, Clarens bei Vevay, wo ein längerer Aufenthalt stattfand, Genf und Lyon nach Marseille und von da mit Regierungsdampfschiff nach Alexandrien, wo die Reisenden am 30. August ankamen. In Marseille muß das Eldorado der Lastträger sein. „Hier lebt mancher, der mit 40—60 Fr. in der Tasche alltäglich heimkehrt, des Abends das Haus der Musen besucht und für seine Familie eine Campagne hält." Jedenfalls machen sie bessere Geschäfte als die alexandrinischen Eseltreiber, deren schlechter Ruf sich auch hier wieder bestätigt findet. Von Alexandrien segelte das Schiff am 3. September nach Beirut ab, wo eine zwölftägige Quarantäne gehalten werden mußte, die aber zur Freude der Reisenden und des Lesers, dem so die gebräuchlichen Quarantäneklagen erspart werden, über Erwarten gemüthlich ausfällt. Die Reise durch Palästina, von Beirut über die nordamerikanische Missionsstation Abeih auf dem Libanon, dann über Sidon, Tyrus, Acca (St.-Jean d'Acre), Haifa, Nazareth, Dschenin, Nabulus (Sichem), Bireh, Jerusalem, von da nach Jericho, dem Jordan, dem Todten Meer und zurück, endlich von Jerusalem über Bethlehem und Hebron nach Gaza, wurde durchgehends zu Pferde zurückgelegt; der Wüstenweg von Gaza nach Suez auf Kameelen. Mit der Ankunft in Suez am 11. November 1849 schließt der erste Band. Der zweite beginnt wieder in Suez, nach der Rückkunft aus Indien, am 2. November 1852. Die kurze Fahrt von Suez nach Kairo, 15 deutsche Meilen, mit der ostindischen Post des Pascha von Aegypten, kostete 120 Thlr. und 5 Thlr. Ueberfracht und dauerte trotz funfzehnmaligen Pferdewechsels und wildesten Fahrens doch 16 Stunden, weil das Umspannen langsam vor sich geht und ein dreimaliges Einkehren stattfindet. In Kairo hielt sich Graul theils vor, theils nach der Reise bis zur nubischen Grenze längere Zeit auf, und die letztere ward in eigens gemietheter Barke am 11. December 1852 begonnen und am 9. Februar 1853 beendet. Der Ausflug nach dem Sinai nahm etwas über vier Wochen in Anspruch; hierzu hatte sich wieder eine kleine Kameelkaravane gebildet. Am 1. April erfolgte sodann die Abreise von Kairo auf dem Nildampfer nach Alexandrien, am 4. die Abfahrt von da auf dem Oestreichischen Lloyd und am 8. die Ankunft in Triest. Die Lücke vom November 1849 bis

November 1852 werden die spätern Bände mit der eigentlichen indischen Reise ausfüllen.

Einzelne interessante Schilderungen gibt der Verfasser, um nur das Wichtigste hervorzuheben, über die Wohnplätze der Maroniten und Drusen auf dem mit großem Fleiße angebauten Libanon und über die religiösen und politischen Verhältnisse dieser beiden in steter Feindschaft miteinander lebenden Bergvölker; ferner über die nordamerikanische Mission auf dem Libanon; über das Eliaskloster auf dem Karmel und den alten Battista, der im Interesse desselben elf mal Europa durchwanderte; über die deutschen Ansiedelungsversuche im Heiligen Lande; die Suprematie, die die Anglikanische Kirche in Jerusalem über die deutsch-protestantische behauptet; die Juden und Judenmission im Heiligen Lande; endlich über so manche durch die biblische Geschichte wichtige Plätze, namentlich in und um Jerusalem, wo der Verfasser einen längern Aufenthalt genommen hat.

Im zweiten Bande behaupten neben wiederholten Schilderungen von dem wunderbaren Farbenreichthum ägyptischer Morgen- und Abendscenen natürlich die Baudenkmäler den ersten Platz. Sie sind so bekannt auf der ganzen Tour von Kairo bis Philä, daß es deren namentlicher Anführung nicht bedarf. Am interessantesten sind die Schilderungen von den Wandgemälden innerhalb dieser Bauwerke. Sie bieten in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit eine vollständige Culturgeschichte dar und erstrecken sich, selbst wenn man die beschränkte Rechnung, die dem Verfasser in der obenerwähnten Maße „feststeht", und nicht die noch viel weiter zurückgehenden Lepsius'schen Annahmen zum Maßstabe nimmt; auf das doppelte Alter der Wandgemälde in Pompeji und Herculanum hinaus, mit welchen letztern sie das gemein haben, daß sie so frisch und farbenkräftig sind, „als wenn die Jahrtausende, die darüber hingestrichen, nur ebenso viele Tage wären"; während einzelne, wie dort, bald nur angelegt, bald halb vollendet sind, als ob der Künstler im Augenblicke erst den Raum verlassen habe. Was aber dort das zerstörende Erdbeben, das ließ hier der jedesmalige Tod eines einzelnen Mannes unvollendet. Denn mit diesem wurde die Arbeit eingestellt und die Prachthallen der Begräbnißtempel wurden geschlossen.

Die Darstellung des Verfassers ist einfach und ansprechend. Nur mitunter stößt man auf sonderbare Ausdrücke, wie „ein spieliger Knabe", „ein gleichenloses Amphitheater", und in den dem ersten Bande beigegebenen Gedichten auf Worte wie „ergläuben", „eingasten", „Genieß" statt Genuß und sehr häufig „weil" statt „während".

Wir haben manche Stelle, die wir zur Mittheilung geeignet hielten, angemerkt. Der Raum gestattet uns aber nur ein paar kürzere Extracte, wozu wir eine Schilderung von Nazareth aus dem ersten und eine Bemerkung über die Memnonssäulen aus dem zweiten Bande wählen.

„Um vier Uhr endlich führte uns ein jäher Hohlweg in den Felsenkessel hinab, in welchem Nazareth wie begraben liegt, und freundliche Christengesichter sahen uns aus allen Häusern neugierig an und grüßten uns mit einer gewissen Herzlichkeit und mit einer Miene, als wollten sie sagen: Ihr müßt nicht denken, daß wir Muslim sind; wir sind Christen, wie ihr; es wird euch bei uns gefallen. Wie wohl war uns, daß wir in der Stadt Dessen, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, in dem lateinischen Kloster ein heimisches Ruheplätzchen und in dem Vorsteher des Klosters einen treuherzigen Tiroler fanden, mit dem es sich in jeder Beziehung deutsch reden ließ. Der folgende Tag war der Tag des Herrn; er brachte süße Ruhe für Leib und Seele. Nachdem wir alle die heiligen Orte gesehen hatten, welche die oft sehr ungereimte klösterliche Ueberlieferung aufweist, eilten wir zur engen, winkeligen Stadt hinaus und die freien Berge hinan, die ja unzweifelhaft dieselben waren, wie damals, als der Herr hier wandelte. Eine große Anzahl nazarethischer Frauen, und darunter einige ganz anmuthige Gestalten, kamen uns von dem sogenannten Marienbrunnen mit gefüllten Krügen auf den Köpfen entgegen und verfolgten mit ihrer freundlichen Zudringlichkeit meine Frau so lange, bis sie den Schleier lüftete und sich vom Kopf bis zum Fuß beschauen ließ. Sie glaubten wol als morgenländische Christinnen eine Art Recht zu haben, ihrer abendländischen Schwester einmal ordentlich ins Gesicht zu sehen und — zu lachen. Sie drückten die dargebotene Hand ganz herzlich. Angelangt auf der Höhe der ziemlich steilen Berge, von deren einem der wüthende Volkshaufe den Herrn hinabstürzen wollte, — welch eine prachtvolle Aussicht öffnete sich da! In der Ferne und in der Nähe ein wahres Meer von Gebirgen! Im Süden die Gebirge Samarias; im Norden die Berge Safeds, jener «Stadt auf dem Berge»; im Westen der langgestreckte Karmel; im Osten die den See Genezareth umwallenden Höhenzüge; dann in nächster Nähe der anmuthige Tabor und ein Theil des kleinen Hermon; in weitester Ferne aber die Gestalt des großen Hermon. Zur Linken dämmerte das Mittelmeer herüber, und ringsum lagerte sich die zwar jetzt von allem natürlichen Grün entblößte, aber dafür im Immergrün glorreicher Erinnerungen prangende Ebene Israel, von deren nördlichem Ende, in einer Entfernung von etwa drei Stunden, Kana-el-Djelil herdämmerte, in aller Wahrscheinlichkeit jenes Kana in Galiläa, wo der Herr zum ersten male seine Herrlichkeit offenbarte. Dicht zu Fuße endlich lag tief unten im Felsenbecken wie angeschmiegt Nazareth, ein wahres «Veilchen Galiläas»; einzelne Oel- und Feigenbäume, aber und hier und da auch ein von dichtem Cactus eingehegter Garten belebten die grauen Wände des Felsenbeckens, während würzige Kräuter uns in nächster Nähe süß umdufteten."

Wir müssen nun einen großen Sprung machen in das alte trümmerreiche Gebiet von Theben, wo der Vortempel zu Luxor, der Reichstempel zu Karnak, mit den sie verbindenden endlosen Säulengängen und Sphinx- und Widderreihen, sowie die Memnonien zwischen Medinet-Habu und Qurna, nämlich die Tempelpaläste von Ramses II. und Ramses III., weithin beide Ufer des Nils bedecken.

„Die Sonne neigte sich schon, als wir über Weizen-, Linsen- und Wickenfelder zu zwei andern Kolossen, den sogenannten Memnonssäulen, gelangten. Zwischen dem Tempelpalast Ramses' III. und dem eben beschriebenen Heiligthum Ramses' II., jedoch näher dem erstern zu und in das Fruchtland weit vorgeschoben, thronen sie an den Thoren einer einst mächtigen, jetzt aber unter den Saaten des steigenden Thalbodens begrabenen Tempelanlage in ruhiger Majestät. Lepsius neigt zu der Meinung, daß von hier aus eine alte Verbindungsstraße durch das Thal nach dem gegenüberliegenden Luxor führte. Die Höhe der Memnonsstatuen, deren Zwillingspaar bekanntlich Amenoph III. darstellt, unter dessen langer und glanzvoller Regierung der Tempel zu Luxor erbaut wurde, belief sich nach des genannten Forschers Messung vom Kopf bis zum Fuß, den hohen Kopfschmuck, den sie einst trugen, ungerechnet, auf 45½ Fuß, und die als besondere Blöcke davon getrennten Gestelle waren 13 Fuß 7 Zoll hoch. So erhoben sich denn ursprünglich die Statuen nahe an 60 Fuß, mit dem Kopfschmucke vielleicht an 70 Fuß über den Tempelboden. Es ist bekannt, daß die Griechen, die wie die heutigen Engländer sich die ausländischen Namen mundrecht zu machen oder wol gar in griechische umzusetzen suchten, die Amenophsäule in eine Memnonssäule umgeprägt und daran die in der That wunderliebliche Sage von dem schönen Sohne des Titan und der Aurora geknüpft haben, der mit dem ersten Morgenstrahl seine himmlische Mutter begrüßt, während sie den frühgefallenen Helden mit Thauthränen netzt. Die nördlichste der beiden Amenophstatuen nämlich, die schon früher zerborsten, durch ein Erdbeben im Jahre 27 v. Chr. theilweise in sich zusammen brach, gab seit jener Zeit bis zu ihrer Wiederherstellung durch Septimius Severus allmorgendlich einen auffallend hellen, zitternden Ton von sich, indem die Strahlen der Morgensonne den vom nächtlichen Thau erkälteten Stein plötzlich erwärmten und so die Losbröckelung kleiner klangsamer Steintheilchen bewirkten. Die Erscheinung springender und klingender Steine in der Wüste und auf großen

Ruinenfeldern ist, wie Lepsius meint und ich auch selbst erfahren, in Aegypten überhaupt nichts Seltenes; die Natur des harten Kieselconglomorats aber, daraus die Statue besteht, soll eine ganz besondere Neigung zum Springen und Klingen haben. Wie mancher bewundernde Abendländer hat nicht schon seit Herodot am Fuß dieser Kolosse gestanden! Auch Strabo hat da staunend hingeschaut, während der römische Statthalter Aegyptens ihm zur Seite stand. Er war mit vielen Andern so glücklich, den musikalischen Memnonsgruß zu hören, obschon er nicht versichern konnte, ob derselbe von dem Fußgestelle, von der Bildsäule oder sonst woher kam. Uns immer wieder zurückwendend nach diesen Wundern der Alten, schritten wir über die grünen Felder, die zu den Füßen der Kolosse wie ein schmucker Teppich ausgebreitet liegen, langsam und immer langsamer unserer Barke zu."

Die Gedichte am Schlusse des ersten Bandes bieten zum Theil mehr, als man nach einer Bemerkung des Verfassers im Vorworte zu erwarten berechtigt gewesen wäre. „Sollte Jemand", so heißt es dort, „in Bezug auf die poetischen Nachklänge mich der Zeitverschwendung bezüchtigen wollen, so wisse er, daß diese Gedichtchen sich selbst gemacht haben, halb auf dem Rücken des Meerdromedars, auf dem Schiffe, halb auf dem Rücken des Wüstenschiffs, auf dem Dromedare." Was soll man zu einem Dichter sagen, der sich rücksichtlich seiner poetischen Erzeugnisse wegen „Zeitverschwendung" entschuldigen zu müssen glaubt? 30.

Ungarische Poesie.

Album hundert ungarischer Dichter. In eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben durch C. M. Kertbeny. Dresden, Schäfer. 1854. 16. 2 Thlr.

Zu einem brüsseler Buchhändler kam vor einigen Jahren ein armer industrieritterlicher Halbgelehrter und bot ihm ein altes lateinisches Manuscript an, das er in der pariser Nationalbibliothek abgeschrieben hatte. Das Manuscript war an sich recht interessant und druckenswerth, aber die Honorarfoderung ungewöhnlich hoch. Auf die Bemerkung des Buchhändlers, daß man für die Copie alter Manuscripte gewöhnlich kaum die Hälfte des Honorars bezahle, das unser Copist verlangte, entgegnete dieser ganz naiv: „Andern mag das wol genügen; bedenken Sie aber, daß ich kein einziges Wort des Manuscripts verstehe, das ich blos auf Anrathen eines gelehrten Freundes copirte, und daß demzufolge die Copie mich unendlich mehr Mühe gekostet hat, als sie jedem Andern verursachen würde." Das Argument war schlagend und der Buchhändler mußte auf die Erwerbung der Handschrift verzichten, da er nicht geneigt war, die Unwissenheit des Copisten durch die Prämie einer besondern Honorarerhöhung zu belohnen.

Dieser Vorfall, dessen Augenzeuge ich war, kehrt immer in meine Erinnerung zurück, so oft ich eine neue Arbeit Kertbeny's zu Gesichte bekomme. Wiewol von deutschen Aeltern in Ungarn geboren und erzogen, hat Kertbeny sich doch weder mit der deutschen noch mit der ungarischen Sprache je innig befreundet, außerdem nie die leiseste Spur einer dichterischen Ader in sich verspürt. Trotzdem verfolgt er seit Jahren eine Aufgabe, zu deren nur halbwegs gelungener Lösung eine genaue Kenntniß der deutschen wie der ungarischen Sprache und wenigstens ein gewisser Grad dichterischen Talents unerlaßliche Vorbedingungen sind. Man begreift leicht, daß unter solchen Verhältnissen Kertbeny an seine Uebersetzungen viel mehr Mühe und Arbeit wenden muß, als sie jeden Andern kosten würden, und man muß daher in Rücksicht des löblichen Zwecks bei deren Beurtheilung einen sehr gelinden Maßstab anlegen. Denn der Zweck an sich, dem deutschen Publicum die Schätze der ungarischen Poesie zu erschließen, ist jedenfalls ein lobenswerther, der den Dank und die Aufmunterung beider Nationen im hohen Grade verdient.

In einer autobiographischen Note, welche der „Anhang" der vorliegenden Sammlung enthält, gesteht übrigens Kertbeny selbst, daß seine frühern Uebersetzungen „ohne alle ästhetische Absicht begonnen, daher auch stümperhaft, oberflächlich, hart und durchaus in Bausch und Bogen zu verwerfen" waren. Zum Dank für diese seltene Offenheit wollen wir ihm auch gern zugeben, daß seine neuern Arbeiten einen „langsamen, aber doch sichtbaren Fortschritt" verrathen, eine Bemerkung, die wir selbst schon bei unserer neulichen Besprechung der „Nationallieder der Magyaren" gemacht (vgl. Nr. 27 d. Bl. f. 1853). Nur möchten wir den Uebersetzer abermals an das Talleyrand'sche „n'ayez jamais trop de zèle" erinnern. Nicht die Masse der übersetzten Gedichte, mit denen Kertbeny seit sechs Jahren unermüdlich den deutschen Büchermarkt beschenkt, sondern eine gediegene Auswahl aus dem reichen Schatze der ungarischen Poesie kann dem deutschen Publicum einen richtigen Begriff von deren Wesen und Werth und einen wirklichen Genuß verschaffen. Das Publicum würde jedenfalls dabei gewinnen, wenn ihm nur das Beste geboten würde, während es dieses jetzt aus einer Menge von Minderbedeutendem herausfischen muß. Auch Kertbeny gewänne dabei insofern, als bei langsamerer und sorgfältigerer Arbeit seine Fortschritte noch „sichtbarer" würden. Wenn übrigens Kertbeny sich damit entschuldigt, daß er, seiner Unfähigkeit sich bewußt, die Aufgabe nur deshalb übernehme, weil kein „Berufener" sich ihr unterziehe, so vergißt er wol, daß eben seine Unermüdlichkeit und Uebersetzungsseligkeit jede Concurrenz gewissermaßen von vornherein unmöglich macht, indem das Interesse für ungarische Poesie beim deutschen Publicum noch nicht so stark ist, daß mehre Uebersetzer gleichzeitig auf Verleger und Leser rechnen könnten.

Von der vorliegenden Sammlung speciell genommen gilt Dasselbe, was wir soeben von Kertbeny's Uebersetzerthätigkeit im Allgemeinen bemerkt: geringerer Umfang bei strengerer Auswahl des Mitgetheilten hätte den Werth des „Album" bedeutend erhöht. Das volle „Hundert" der Dichter konnte deshalb ungeschmälert bleiben, da wir in der Sammlung von manchem Dichter, wie von Arany, Garay, Petöfi, Vörösmarty u. A., 3—10 Gedichte finden, und zwar großentheils solche Gedichte, die während der letzten Jahre theils von Kertbeny selbst, theils von Andern übersetzt erschienen und daher jedem Freund der ungarischen Poesie längst bekannt und zugänglich sind. Die vom Herausgeber selbst besorgten Uebersetzungen stehen im Durchschnitt an Vollendung der Form und sprachlichem Wohllaut den von andern Uebersetzern entlehnten Arbeiten wesentlich nach. Wie die Sammlung nun vorliegt, enthält sie ein ziemlich buntes Gemenge von nach Gehalt, Stoff und Form verschiedenartigsten Gedichtgattungen. Eine Classificirung der mitgetheilten Gedichte in gewisse durch den Inhalt oder durch die Form bestimmte Rubriken hätte die Lesbarkeit derselben bedeutend mehr gefördert als die von Kertbeny gewählte chronologische Reihenfolge, welche um so überflüssiger war, als die im „Anhang" befindlichen biographischen Notizen ohnehin über die Lebens- und Wirkensepoche eines jeden Dichters genügenden Aufschluß geben.

Diese biographischen Notizen über Dichter und Uebersetzer wie das nachfolgende „Wörterbuch" sind durchgehends zuverlässig und für den deutschen Leser sehr dankenswerth. Doch hätte der Verfasser die „sichtbaren Fortschritte" seines Stils auch hier mehr zur Anschauung bringen sollen. Die durchgängige Anwendung von Redeweisen wie „1844 einen Preis gewinnend, die Heimat durchreisend, sie in Journalen beschreibend, 1850 sterbend u. s. w." oder „voll ungarischem Humor" u. dgl., denen wir auf jeder Zeile begegnen, ist weder deutsch noch verständlich. Auch dürfte ein geringeres Maß von Arroganz, als Kertbeny in Beurtheilung mancher Dichter entfaltet, ihm sehr anzurathen sein, umsomehr, als wir nicht begreifen können, zu welchem Zwecke er uns in seinem „Album" solche Dichter vorführt, die nach seinem Urtheil sich „Leser nur erbetteln oder erschmeicheln", deren Stil das „Prototyp manie-

rirtester Geziertheit" sein, deren Ideenkreis von „auffallendster Hohlköpfigkeit" zeigen soll! F. C. Horn.

Schiller als französische Dramenfigur.

Schiller. Drame par *J. N. Fontaine*. Paris 1853.

Die Franzosen, die sich der deutschen Nachahmungssucht gegenüber so gern die Glorie selbstbewußter Originalität auflügen lassen, haben auf dem Gebiete der Literatur von jeher eine sehr feine Nase in Aufspürung und eine kolossale Unverschämtheit in Zueignung fremdländischer Geistesschätze gehabt, und sehr lange waren es die Spanier, die von ihnen, sonderlich in der dramatischen Poesie, entweder geradezu übersetzt oder doch so verarbeitet, d. h. verballhornt wurden, daß, was etwa an dieser Französirung noch frisch, gesund und originell blieb, einzig der castilischen Muse gehört. Die Corneille, namentlich der jüngere, Lesage, Scarron und selbst Molière, so vieler Anderer ganz zu geschweigen, sind groß geworden durch den Diebstahl an der spanischen Dichtung, und man darf geradezu behaupten, daß die Franzosen die eigentliche Charakterkomödie und den komischen Dialog erst von den Spaniern gelernt haben und daß diese Letztern es waren, welche die gallische Dramenposie aus ihrer Plattheit und Handwerksmäßigkeit zu höherer Bedeutung emportrugen.

In neuerer Zeit nun, wo sich das Gefühl der innern Armuth den bessern Talenten unserer transrhenanischen Nachbarn unwillkürlich aufdrängt — natürlich ohne daß man sich's eingesteht: welcher Franzmann thäte das! — in neuerer Zeit begegnet man unter ihnen einer Richtung, die des deutschen Literaturschatzes sich zu bemächtigen und aus diesem neue Kräfte zu saugen sich befleißigt. Dabei hat der Deutsche alle Ursache, ebenso wegen der Anerkennung seines Werths als sonderlich wegen des offenbaren Fortschritts sich zu freuen, der in dieser germanischen Richtung der Franzosen sich kundgibt, und darf darin einen Schimmer Dessen erblicken, was unser Heros Goethe die Weltliteratur zu nennen pflegte und als eine seiner Lieblingshoffnungen häufig aussprach. Gibt es überhaupt ein Material, mittels dessen eine feste Brücke geistiger Harmonie und Vereinigung über den Rhein sich zu erbauen vermag, so wird es durch jene Richtungen zutage gefördert, und wir wollen um dieser Aussichten willen mit unsern leichtsinnigen Nachbarn nicht lange hadern, wenn sie dann und wann bei diesem Experimente der deutschen Ehrlichkeit nicht allzu strenge Rechnung tragen. Seit Goethe, der, durch die Universalität seiner Natur über den nationellen Beschränktheiten erhaben, als recht eigentlicher Vermittler zwischen allen Geistern der gesammten Culturwelt zu verehren ist, seit Goethe hat so in Frankreich wie in England der deutsche Genius ein energisches und sich stets erneuendes Studium seiner selbst angeregt, und was in Albion unsere Schauspieler mit bestem Erfolge weiter förderten, das scheinen im Lande der Seine französische Poeten selbst in die Hand genommen zu haben. Daß diese Poeten zumeist in demjenigen Kreise unserer Literatur ihre Zelte aufschlagen, den wir selbst, Gott Lob, durchgerungen und überwunden haben — den specifisch romantischen — und daß die Französirung der deutschen Gestalten fast immer ebenso barock und ebenso unpoetisch sich ausnimmt wie die Gallisirungen jener ältern spanischen Dichtungen, das sind Momente, die schon um deswillen nicht allzu sehr in Anschlag zu bringen sind, weil es sich hier zunächst nicht um einzelne Resultate handelt, sondern um das Princip, in welchem sich zugleich eine Sehnsucht nach reichgemütheter Innerlichkeit ausspricht. So viel steht eben fest: lebhafter denn je ist des Engländers und des Franzosen geistiges Auge auf unser Literaturreich gerichtet, und es ist nun an uns, den hohen Respect, den beide Nationen vor unserer ältern Literatur hegen, auch unserer modernen durch kräftige und gesunde Entwickelung derselben zu gewinnen, wozu es freilich vor allem gilt, nicht mehr zu den Füßen beider Völker zu sitzen und ihnen gegenüber den Schüler zu spielen, da sie selbst uns als Meister zu erkennen beginnen. Wir wiederholen, was wir schon öfters in d. Bl. aussprachen und was nicht oft genug ausgesprochen werden kann: nur indem sich der Deutsche energisch an sein eigenthümlich deutsches Wesen hält und in ihm allein seine Wurzeln schlägt, wird es ihm gelingen, sich über sich selbst und alle engherzigen Nationalitätsschranken zu erheben und als echter Apostel einer Cultur sich zu bewähren, welche die gesammte Menschheit umfaßt. Der Boden für diese Apostelschaft ist bereitet — wohlan, zögere der Deutsche nicht ihn zu betreten, damit nicht abermals, wie schon oft, die günstige Stunde ungenutzt verrausche und nicht auch auf diesem Gebiete uns zugerufen werde: Ihr seid kein Volk!

Das Fontaine'sche Drama „Schiller", welches zu diesen Auslassungen anregte, darf deshalb in den Kreis jener germanisirenden Richtung französischer Poesie gezogen werden, weil es einen unserer dichterischen Heroen in einer Weise behandelt, welche die Vorliebe für ihn und für deutsche Geistestiefe offenbar bekundet und, an die Persönlichkeit Schiller's die von Goethe und Iffland anschließend, ein allgemeines Bild unserer damaligen Literaturentfaltung dramatisch zu veranschaulichen beabsichtigt. Mit echt gallischer Arroganz sagt der Verfasser in der Vorrede von seinem Schiller: „Sa vie entière est fidèlement résumée dans ces trois actes, et je n'y ai pas écrit un seul mot qui ne soit inspiré de lui ou de son temps. Toute mon oeuvre est donc historique." Ein kurzer Blick auf den Inhalt dieses „von unserm Schiller selbst inspirirten" Stücks mag zeigen, was unser Autor eigentlich unter historisch richtig versteht und wie und inwieweit das gesammte Leben des großen Dichters in diesen drei Acten sich abwickelt.

Fontaine's Schiller befindet sich zu Dresden im Hause der Baronin von Rosendorff, deren Tochter Laura in den Poeten bis über die Ohren verliebt ist, ein Umstand, welcher den erklärten Bräutigam der jungen Schönheit, Baron Stoltz — eine wahrhafte bête allemande — in so grimmigen Zorn versetzt, daß er über den armen Schiller den ganzen Schwall seines Unmuths ausschüttet. Iffland und der Vicomte de Grandval — jeune émigré français et ami de Schiller — rücken ihm deshalb zu Leibe, ohne von Frau von Rosendorff, welcher natürlich der reiche Baron ein erwünschterer Eidam als der arme Poet ist, dabei unterstützt zu werden. Die eifersüchtige Wuth des Herrn von Stoltz wird noch erhöht, als Schiller der jungen Baronesse einige Stanzen vorträgt, die, an Laura adressirt und überschrieben, von dieser für eine Liebeserklärung angesehen werden, obgleich sie selbst anmerkt, daß die Heldin im Liede mit blonden Locken paradire, während sie selbst doch rabenschwarze habe. Arme Laura: der Poet hat dich ja gar nicht gemeint, sondern sein blondes Lottchen von Lengefeldt, die er zärtlich aus unnahbarer Entfernung anbetet und die mit Goethe sein Herz theilt. Aber Goethe hat bisher in vornehmer Abgeschlossenheit jede Annäherung an den verwandten Genius von sich gewiesen und dieser Stolz kränkt Schiller aufs tiefste. Nun kommt Goethe nach Dresden und Iffland erzählt es an Schiller: neue Hoffnung gegenseitiger Annäherung. Aber Laura fürchtet dann des Geliebten Abgang und lügt ihm vor, Goethe sei bereits abgereist. Neuer Schmerz, der indeß bald in Wonne endet; denn Goethe sucht in Person Schiller auf und in den Armen liegen sich Beide. Vicomte Grandval hat, als Schiller's Ritter sich gerirend, um seinetwillen einen Zweikampf mit Baron Stoltz und läßt sich von seinem Helden und von Goethe indirect die Leviten darüber lesen, daß er, ein Franzose, in der Fremde lebe und nicht theilnehme an den Schicksalen seines Vaterlandes. Baronin Rosendorff empfängt einen sehr unangenehmen Brief aus Paris, der ihr plötzlich die Verbindung ihrer Tochter mit Schiller sehr erwünscht erscheinen läßt, sodaß sie Laura instruirt, wie sie den Vogel sicher fangen könne. Aber Laura ist ein sehr edles Mädchen: sie entsagt aus Liebe für Schiller einer Verbindung mit diesem und geht in ein Kloster, nachdem sie dem Geliebten laut bekannt hat, ihr Vater sei zu Paris als Spion todtgeschlagen

worden. Goethe führt nun als bonus pater familias dem verdutzten Poeten sein blondes Lottchen zu und der Vicomte schließt die Geschichte mit den Worten: „Adieu donc. Allez tous deux à Weymar, où la gloire et le bonheur vous attendent, et moi à Paris, où les dangers de ma patrie me rappellent." Dies der Hergang dieser Posse, denn anders läßt sich das vorliegende Machwerk nicht bezeichnen. Dieser nüchterne, larmoyante, schwächliche Seladon, den der Autor Schiller zu nennen beliebt, dieser philiströse, hausbackene, prosaische Onkel, der sich für Goethe ausgibt, diese Caricatur von Iffland, der brutale, sackträgerische Stolz, das Plappermaul Grandval, der nur deshalb ins Stück hereingezerrt ist, um doch einen Franzosen darin zu haben, das abgeblaßte Lottchen und die in sich selbst durchaus unwahre Laura — all diese nüchternen Puppen können nur als Caricaturen ein Interesse gewinnen und lassen das Stück als eine Farce erscheinen, die dafür erkannt, in der That komisch genug ist und gewiß jedem Leser eine derbheitere Stunde gewähren wird. Auch der Bombast und die Phrasendrescherei, die sich fast durch alle Scenen des Stücks breit machen, rechtfertigen — als Attribute einer Posse angesehen — ihren komischen Charakter und geben dem Ganzen den Schein einer Parodie. Der Verfasser hat freilich nichts weniger als das beabsichtigt: er ist offenbar mit Pietät und ehrlicher Herzensmeinung an die Arbeit gegangen, seine Kraft hat aber den guten Willen gänzlich im Stiche gelassen und bewirkt, was ihm am fernsten lag: eine Travestie der Gestalten und Zeiten, die verherrlicht und dem französischen Volke als Muster aufgestellt werden sollten. Möglich, daß man in Frankreich andere Nerven und darum in praxi andere Ansichten über das Tragische und Komische hat, dem deutschen Gemüthe aber wird und muß es sehr lächerlich erscheinen, seinen Goethe als gemüthlichen Gelegenheitsmacher und seinen Schiller als sentimentalen Schmachtjünger über die Breter wandern zu sehen und das große und gewaltige Stück Cultur- und Menschengeschichte, das sich um und durch diese Heroen entspann, auf dem Nipptisch à la rococo dargestellt zu sehen. Wäre die Meinung und Absicht des Dichters nicht so unverkennbar gut und ehrlich, man könnte versucht sein, eine Bosheit hinter seinem Drama zu wittern, aber, wie gesagt, seine Bonhommie sichert ihn von vornherein vor diesem Verdacht. Dennoch möchten wir dringend wünschen, daß nicht viele derartige „gutgemeinte" Germanismen aus französischer Feder fließen: sie dürften leicht den Geschmack der Pariser an dergleichen Deutschheiten sehr bald abnutzen und würden so, statt einer durch Vertiefung in die Fülle deutscher Geistesgröße ermöglichten Verjüngung der französischen Poesie, nur eine neue Verzerrung derselben erzeugen. Vielleicht, daß uns Fontaine, wenn er noch eine geraume Zeit ernster und gründlicher die deutsche Literatur und die deutsche Culturgeschichte wird studirt haben, uns später selbst noch Recht gibt und durch reifere und ausgetieftere Productionen diese Schwachheit wieder gut macht, obschon wir auch in dieser Fontaine'schen Verzerrung immerhin eine dem deutschen Geiste dargebrachte Huldigung erkennen dürfen und wollen. 19.

Der Schönheitssinn der Modernen.

Unser Geschlecht schmeichelt sich damit — und erst jüngst fanden wir dies in einem deutschen Blatte versichert — zu dem „Allgemeinbewußtsein der Kunstschönheit" gelangt zu sein. Sollte dies so unbedingt versichert werden können? Der Sinn für Eleganz und der Geschmackssinn mögen in den wohlhabendern Classen zugenommen und sich zugleich verallgemeinert haben; dieser Sinn hat aber mit dem Sinne für Schönheit nur untergeordnete Merkmale gemein. Die Massen sind dem Sinn für Schönheit fast gänzlich abgewandt; sie lieben eher das Häßliche und Widerwärtige, und roh ausgeführte Bilder von greller Farbenzusammenstellung werden ihr Gefallen mehr erregen als eine Rafael'sche oder Murillo'sche Madonna. Der Schönheitssinn lebt zur Zeit nur in verhältnißmäßig Wenigen und auch bei diesen ist er nicht intuitiv, sondern ihnen durch das Anschauen der Kunstwerke früherer Zeiten, durch die Kritik und die Belehrung der Aesthetiker zugemittelt. Daher ist die Kunst, wenn auch vielleicht im allmälig abnehmenden Maße, bei uns immer noch mehr Luxussache als nationales Bedürfniß. Wie weit stehen manche unserer größten Handels- und Residenzstädte hinter dem verhältnißmäßig kleinen Pompeji zurück, aus dessen Kunstvorräthen ganze Museen gebildet oder vorzugsweise recrutirt worden sind. Hätten wir nicht die Antike und die Vorbilder altitalienischer Kunst, so wäre es sehr fraglich, ob wir je aus uns heraus eine Kunst geboren oder es über mittelmäßige Versuche in der Landschaft, im Porträt und im Genre hinaus gebracht hätten. Lebte ein tiefinnerer Sinn für Farben- und Formenschönheit in uns, so würde unsere aus lauter Stücken zusammengesetzte Kleidung, namentlich die der Männer, unmöglich in einem Zustande verharren können, der den Begriffen der Schönheit so gänzlich widerspricht. Eher bringen wir es aber zustande, eine Dynastie zu stürzen, als den Allerweltstyrannen, den schwarzen Filzhut, den Jedermann für unschön erkennt und der zugleich die unzweckmäßigste Kopfbedeckung ist, die es geben kann, da er uns weder vor der Sonne noch vor dem Regen und Winde schützt, ja bei heftigem Winde sogar von uns geschützt werden muß, statt daß er uns schützt. Man stelle einmal einen modernen Frack der römischen Toga gegenüber! Werfen wir einen Blick auf die Literatur, so begegnen wir in den modernen Romanen und Theaterstücken in Masse solchen Schilderungen und Anschauungen, welche theils den Gesetzen der Kunstschönheit, theils denen der sittlichen Schönheit geradezu widersprechen und Trotz bieten und unveredelte Conterfeis der häßlichsten Wirklichkeit sind. Pikante Situationen (man denke nur an unsere modernen Lustspiele!) werden auf Grundsätze oder häßliche Leidenschaften gebaut, die man ganz plausibel findet, die aber, allgemein zur Geltung gebracht, die sociale Welt in Kürze auflösen würden und bei denen kein Familienleben bestehen könnte; Leidenschaften und Grundsätze aber, die zur Auflösung der Familie führen und den Bestand der Gesellschaft gefährden, sind Empörer gegen das Gesetz der Schönheit, die nicht mehr da frei walten kann, wo statt der Ordnung die Auflösung und die Confusion herrschend sind. Die Folge davon macht sich auch wahrnehmbar genug, indem wir in der Literatur, Poesie und Journalistik den Hang zum Skandal, zu rohen und wüsten Cynismen, zur Verspottung alles Reinen, Schönen und Erhabenen weit verbreitet sehen. Der Abfall von den Principien, nach welchen unsere Classiker, nach welchen Klopstock und Lessing, Herder, Goethe und Schiller (dieser in seiner vollendetern Periode) Literatur und Poesie behandelten, ist offenbar und muß, wenn wir nicht zu jenen Principien zurückkehren, nothwendig die bedenklichsten Folgen haben oder hat sie schon nach verschiedenen Seiten hin gehabt. Goethe sprach sich in seinen alten Tagen mehrfach mit Schmerz darüber aus, wie sein ganzes Streben auf Veredlung der Nation gerichtet gewesen sei und wie sehr er leider erkennen müsse, vergebens gestrebt, vergebens der Barbarei entgegengearbeitet zu haben. Freilich genügt es nicht allein am Altare der Kunstschönheit zu opfern, man muß auch an dem der sittlichen Schönheit opfern, diese nicht in ihrer conventionellen, sondern in ihrer höhern Bedeutung, in der der Seelengüte, der Uneigennützigkeit, der Menschenliebe und Hülfsbereitschaft in allen Dingen aufgefaßt.

Da uns nun das Schönheitsgefühl im Grunde nicht oder nur in sehr beschränktem Grade von Natur zueigen geworden ist (wie dies ja auch aus den oft sehr geschmacklosen Formen der modernen Möbel, Geräthschaften u. s. w. und aus dem eklektischen, an Widersprüchen reichen, stillosen Durcheinander unserer Architektonik hervorgeht), so scheint es allerdings nicht unangemessen, daß die Aesthetik mehr als bisher zu einem integrirenden Theile der Jugenderziehung erhoben werde, wie dies Friedrich Dittes in einer besondern, diesem Zwecke gewid-

meten Schrift vorschlägt und motivirt.*) Wir bedürfen allerdings eines die Gemüther veredelnden Elements, um sie vor einem möglichen Rückfall in Barbarei und Verwilderung zu wahren und sicherzustellen. Früher vollzog die Religion diese Function, solange sie eben noch mit den Künsten Hand in Hand ging, was sie jetzt nicht mehr in gleichem Maße thut. Die Erziehung zu einem Cultus des Schönen, auch des moralisch Schönen wäre also ganz an der Zeit. Man kann freilich fragen: wo soll man genügend viele Lehrer des Schönen herbekommen, wenn das Aesthetische als Grundwesen nur in Wenigen lebt, wenn die Begriffe davon noch sehr weit auseinandergehen, wenn die ganze Generation nicht von einem Bedürfniß des wahren Schönen erfüllt ist, wenn man auf diesem Gebiete überall nur ein Hin- und Hertasten wahrnimmt und Niemand sagen kann: Das ist der Stil, in dem sich zu unserer Zeit das Schöne zu offenbaren hat! Auch gehen dergleichen didaktische Bestrebungen bei uns nur gar zu leicht in die Spielerei des Dilettantismus über, in ein hohles, kokettes Scheinwesen, mit dessen äußerm Firniß wir uns begnügen, während es unsere Seele nicht ausfüllt, nicht ein Nothwendiges für unsern innern Menschen wird, sondern etwas äußerlich Angelerntes bleibt, eine Blüte, die abfällt, ehe sie zur Frucht geworden. Trotzdem möchten wir die Schrift von Dittes, in der er versucht eine Aesthetik für Lehrer und Erzieher als solche und zwar im Geiste Beneke's, in welchem er den „Reformator der Pädagogik" erkennt, aufzustellen und alsdann im zweiten (praktischen) Theile die im ersten gewonnene Einsicht in die Natur des Aesthetischen möglichst gründlich und allseitig auszubeuten, der Beachtung der Pädagogen recht sehr empfehlen, sei es auch nur, weil die Schrift einzelne ganz treffende Bemerkungen enthält, die sie sich zunutze machen können. Der Verfasser will nicht, daß „Kunstnarren" herangebildet werden sollen, d. h. Solche, „die fortwährend nur genießen wollen im Theater, im Concertsaale, in schlüpfrigen Schriften, die eine gänzliche Hingegebenheit an alle den Sinnen dienenden Kunstwerke zeigen, die dabei kein Geld- und Zeitopfer scheuen und ihren Beruf, die heiligsten Pflichten gegen Weib und Kind (wie die vielen Kunstnärrinnen ihre heiligsten Pflichten gegen Mann und Kind) darüber vernachlässigen"; er will, „daß Ernst und Strenge niemals aus der Wissenschaft weichen und daß deshalb die Lehrer sich hüten sollen, allenthalben nach einem schönen Vortrage zu haschen"; er will, daß alles Häßliche und Gemeine von den empfänglichen Gemüthern, den Augen und Ohren der Jugend fern gehalten werde. Hierunter rechnet er unter Anderm auch die meisten Blumauer'schen Dichtungen. Ich führe dies deshalb an, weil mir seiner Zeit ein Lehrer, ein sehr gelehrter Mann bekannt war, der, wenn er mit seinen Schülern in Secunda ein Buch der Virgil'schen „Aeneide" durchgeackert hatte, niemals unterließ, dasselbe Buch in der Blumauer'schen Travestie zum großen Ergötzen der jungen Leute vorzulesen und seine eigenen Späßchen und Witzchen daran zu knüpfen. H. M.

*) Das Aesthetische nach seinem Grundwesen und seiner pädagogischen Bedeutung dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift von Friedrich Dittes. Leipzig, Klinkhardt. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Notizen.

Die pecuniäre Stellung der Theaterdichter und Schauspieler in Deutschland und England.

Das londoner „Athenaeum" hatte jüngst den Einfall zu behaupten, daß in England die dramatischen Autoren in pecuniärer Hinsicht den Schauspielern nachgesetzt würden, während in Deutschland das Gegentheil stattfinde. Der Einsender raisonnirte nämlich so: nur bei den großen Theatern, in Berlin oder Wien, seien ein paar Schauspieler so gestellt, daß auf jede Vorstellung, in der sie mitwirkten, etwa 5 Pf. St. kämen; dagegen erhalte ein Schauspieler ersten Rangs in London für den Theaterabend zuweilen 50 Pf. St., geringere 30, 20, 15, mindestens 10 Pf. St. Dagegen habe ein dramatischer Autor in England, dessen Stücke auf einem halb Dutzend londoner Theatern aufgeführt würden, gesetzlich nur ein Honorar von 40 Sh. für die Vorstellung in Anspruch zu nehmen; dies Honorar werde aber in Wirklichkeit oft auf 20, 10 und selbst 3 Sh. reducirt. Ganz anders verhalte es sich in Deutschland. In Berlin, Wien, München erhalte der Autor für ein Stück, welches den ganzen Abend fülle, einen Antheil von 10 Procent; angenommen, daß die Vorstellung 200 Pf. St. eintrüge, so erhalte mithin der Autor 20, der Hauptdarsteller nur 5 Procent. Die Theater zu Dresden, Frankfurt u. s. w. bewilligten dem Autor für jede Vorstellung eines Stücks ein Honorar von 3—15 Pf. St. Und zwar gelte dies für Lebenszeit des Autors. Der Verfasser der Notiz im „Athenaeum" hat sich hier offenbar von dem äußern Schein dieser Vergünstigungen täuschen lassen. Es ist noch kein deutscher Autor, mit Ausnahme einiger wenigen, die wie Kotzebue ungewöhnlich fruchtbar waren und die Bühne beherrschten, vom Theater reich geworden. Raupach kehrte schon als wohlhabender Mann aus Rußland zurück, und dieser Umstand wurde auch die Grundlage für seine Fortüne als dramatischer Autor. Denn um in erfoderlicher Weise zu imponiren und alle Hebel in Bewegung zu setzen, die dazu nöthig sind, um als Bühnendichter zu reussiren, bedarf es meist des persönlichen Einflusses und der persönlichen Unabhängigkeit, welche das Geld verleiht. Es geht auch bei diesen sogenannten „Kunstanstalten" wie eben überall. Was aber die Segnungen der Tantième betrifft, so kann man fragen: wie viele Stücke und namentlich große oder gar Tragödien sind es denn, welche in Deutschland so viele Vorstellungen erleben und auf den verschiedenen Bühnen so heimisch werden, daß die Tantième in ihre volle Wirksamkeit tritt und der Autor davon einen irgend bemerkenswerthen Gewinn erzielt? Die große Mehrzahl der Stücke bringt es höchstens zu einem succès d'estime und erlebt mit Mühe eine dritte Vorstellung und zwar nur auf dieser oder jener Bühne, während in London ein Stück, welches nur einigermaßen anspricht, darauf Aussicht hat, auf den verschiedenen londoner Bühnen wieder und immer wieder gegeben zu werden. Man versichert zwar, daß die berliner Hofbühne seit Einführung der Tantième eine Mehrausgabe von etwa 2000 Thlrn. habe, wenn man sich aber diese Summe auf die vielen Autoren, die an dieser Summe Antheil haben, vertheilt denkt, so wird man schwerlich behaupten wollen, daß das Mehr, welches die Tantième jedem Einzelnen gewährt, ein sehr beträchtliches sei. Das deutsche Publicum will möglichst Vieles und Buntes sehen, und so kommt die Tantième mehr der leichtern dramatischen Gattung als der höhern poetischen Production zugute. Theilweise fand übrigens jene Notiz des „Athenaeum" in einer spätern Nummer desselben Blattes ihre Widerlegung. Es wurde in dieser Berichtigung darauf hingewiesen, daß die deutschen Hofschauspieler meist auf Lebzeiten angestellt würden und Aussicht auf Pension hätten, daß die Gastspiele, zu denen die ihnen bewilligten Ferien sie ermächtigten, ihnen Gelegenheit gäben, ihre Einkünfte ansehnlich zu vermehren, und daß 5 Pf. St. für den Abend in Deutschland verhältnißmäßig vielleicht einer Summe von 10 Pf. St. in London gleichkämen. Schließlich bemerkt der Berichtiger: „Ich glaube nicht, daß die Bauernfeld und Birch-Pfeiffer und Benedix, welche das deutsche Theater füttern, in vergoldeten Kutschen einherfahren, während sich die Darsteller ihrer Stücke mit ärmlichen Fiakern behelfen müßten, und daß unsere Planché, Jerrold und Marston groß Ursache hätten, auf ihre schriftstellerischen Collegen in Deutschland neidisch zu sein." H. M.

Eine Klage um Hölty's Tod.

Unter unsern Dichtern zweiten Rangs haben sich wenige so sehr in der Liebe des deutschen Volks befestigt als der sanfte,

bescheidene Hölty, der weiche, gemüthsinnige Sänger des Naturlebens und ländlicher Einsamkeit.

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf..

sang er im Vorgefühl seines frühzeitigen Abscheidens, welches seine Gedichte wehmüthig durchklingt. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und von Geschlecht zu Geschlecht hat sich sein Andenken lebendig erhalten. Prutz nennt dies in seiner trefflichen Schrift über den Göttinger Dichterbund (S. 357) eine gerechte Fügung des Schicksals. „Der bescheidene Dichter", fügt er hinzu, „der die Gabe des Liedes so hoch und heilig achtete, eine Stimme der Götter, zum Guten und Besten aufzumuntern, und dessen brechendes Auge so sehnsüchtig an dem Kranze der Unsterblichkeit hing, den er sich nicht beschieden glaubte, hat es wohl verdient, daß die Nachwelt ihm diesen Kranz freiwillig dargebracht hat, und es wäre, glauben wir, von der Kritik nicht wohlgethan, wollte sie diesen Schmuck seines Grabes nicht mit schonender Dankbarkeit erhalten." Wie aber Hölty noch heute seine Verehrer findet, so erschollen einst nach seinem am 1. September 1776 erfolgten Tode laute Klagen um den Frühgeschiedenen. Wir wollen hier die Worte anführen, mit welchen damals die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" ihren Lesern den Tod des achtundzwanzigjährigen Dichters ankündigten. Die Anzeige findet sich in Nr. LXXIV dieser Wochenschrift vom 13. September (S. 592) und ist zugleich höchst bezeichnend für den sentimentalen Ton jener Zeit. Sie lautet wörtlich: „Dein Hölty, o Teutschland! — fast kann ich's nicht sagen — mir blutet das Herz — ist schon von hinnen — O Schicksal! o Menschheit!

So schrieb unser aller Verhängniß auf eherne Tafeln
Der im Himmel und schwieg.

Den 1. September starb er im 28. Jahre seines Alters — der edle, fromme Sänger! sanft wie der Morgenstern!

Engel brachten ihm den Kranz und riefen:
Und er ging in Gottes Ruh'.

Mir zittert die Hand — Thränen stürzen — Weinet mit mir, ihr Edeln all'! — Voll sichern Stolzes sah er die Ewigkeit — feurig sterbend — — Ach! — ich kann nicht mehr — ich verstumme."

Nach einer Bemerkung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" war damals auch vermuthet worden, daß der in demselben Jahre erschienene „Siegwart" von Hölty herrühre, und zwar aus dem Grund, „weil dieser die Almanache mit verschiedenen Klostergedichten bereichert". Es wird aber in den „Anzeigen" berichtigend hinzubemerkt, daß der „sanfte holde Verfasser" Herr Miller sei. **F. W. Appell.**

Bibliographie.

Banner, A., Die Rebellen von Lübeck. Historischer Seeroman aus den Zeiten der Hansa. Zwei Bände. Dessau, Gebr. Katz. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Schaffhauser Bauer wie er sein sollte, und wie er nicht ist, wie er ist, und wie er nicht sein sollte. Eine Geschichte aus dem Leben, den Bauern des Kantons Schaffhausen zur Beherzigung und Kurzweil erzählt von einem Klettgäuer. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Brüning, A., Frühling und Liebe. Dichtungen. Wriezen, Roeder. 16. 1 Thlr.

Crone, J., Sagen des Hase-Thales. Osnabrück, Fredewest. 16. 10 Ngr.

Drobisch, T., Humoristischer Musik- und Theaterkalender auf das Jahr 1855. Mit Illustrationen. 3ter Jahrgang. Leipzig, Wengler. 1855. Br. 8. 10 Ngr.

Fontane, T., Ein Sommer in London. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedichte im Tiroler Dialecte. Von C. v. L. Innsbruck. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Fritz Waldau's Abenteuer zu Wasser und zu Lande; illustrirt von H. König. München, Braun u. Schneider. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Giusto Okundono Kronprinz von Japan oder die große Versammlung von Theologen aller Religionsparteien zur Entscheidung des wahren Glaubens. Leipzig, Remmelmann. 8. 20 Ngr.

Glümer, Claire v., Aus den Pyrenäen. Zwei Theile. Dessau, Gebr. Katz. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herzensergüsse in bewegter Zeit. Oeffentliches, Häusliches, Kirchliches. Von dem Verfasser der Weckstimme eines Deutschen. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 18 Ngr.

Hilgenfeld, A., Die Evangelien, nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Erster Jahresbericht des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg vom September 1853 bis Ende August 1854 mit Rückblick auf das Jahr 1852 verfasst von dessen I. Secretär W. Harless. Nürnberg. Gr. 4. 4 Ngr.

Kahnis, K. F. A., Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kapp, F., Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr.

Lyrische Kleinigkeiten. Von **** Oppeln, Clar. 16. 5 Ngr.

Minutoli, J. Freih. v., Die canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Lex.-8. 2 Thlr.

Oelbermann, H., Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen. Königsberg, Bon. 16. 18 Ngr.

Psyche. Ein Märchen aus dem Alterthum. Göttingen, Wigand. 32. 15 Ngr.

Sagen und Geschichten des deutschen Volkes aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten Mal gedruckten Stücken. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Für Schule und Haus. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Saupe, E. J., Göthe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet. Supplement zu sämmtlichen Ausgaben von Göthe's Werken. Gera, Kanitz. Gr. 16. 12 Ngr.

Schasler, M., Die Wandgemälde Wilhelm von Kaulbachs im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. Lex.-8. 28 Ngr.

Seifart, K., Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Gesammelt und mit Anmerkungen versehen. Göttingen, Wigand. 8. 20 Ngr.

Die Sittenverderbniß unserer Zeit und ihre Opfer in ihren Beziehungen zum Staate, zur Familie und zur Moral. Leipzig, Roßberg. 8. 18 Ngr.

Volksmärchen der Serben. Gesammelt und herausgegeben von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wallace, G., Karl der Zweite von England und sein Kanzler. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Hamburg, Jowien. 8. 1 Thlr.

Willkomm, E., Im Wald und am Gestade. Skizzen und Bilder. Dessau, Gebr. Katz. 8. 1 Thlr.

Wittmann, F. M., Das altgermanische Königthum. München, Finsterlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Zarncke, F., Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Leipzig am 28. Juli. Nebst zwei Anhängen und 1 Tabelle. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus** *in* **Leipzig** *erschienene Taschenbücher* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge, soweit der Vorrath gestattet, **10 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).
—— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**
Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge, soweit der Vorrath gestattet, **15 Ngr.**
Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Frank (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — F. Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — E. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**
I.—X. Jahrgang (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**
Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder der unbekannten Gemeinde.

Von **F. M. Hessemer.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Gedichtsammlung, die sich **Leopold Schefer's** „Laienbrevier" und **Julius Hammer's** Dichtungen würdig an die Seite stellt und beim deutschen Publicum dieselbe Theilnahme verdient wie jene Werke. Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen: „Gott, Welt und Mensch"; „Religion, Pflicht und Liebe"; „Natur, Leben und Bewußtsein". Der Dichter ist vom echten Gottesbewußtsein durchdrungen: Gott offenbart sich ihm im Leben der Menschheit wie in der Natur; in ihm wurzelt seine Freudigkeit, sein Pflichtgefühl; den Lehren der Humanität und der allgemeinen Menschenliebe weiß er kräftigen, zu Geist und Herzen sprechenden Ausdruck zu geben; entschieden erklärt er sich gegen alle pietistische Kopfhängerei und Schwärmerei.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eichendorff (Joseph Freiherr von), Zur Geschichte des Dramas.

12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nachdem der berühmte Dichter unlängst mit der Schrift „Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum" (1 Thlr. 15 Ngr.) auch das Gebiet der Literaturgeschichte mit Erfolg betreten hat, liefert er in vorliegendem Werke einen neuen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte, speciell zur Geschichte des **Dramas**. Dasselbe zerfällt in die vier Abschnitte: Im Alterthum; Das christliche Drama; Das moderne heidnische Drama; Die neuere Zeit. Auch diese Schrift wird sich gewiß der lebhaften Theilnahme des deutschen Publicums zu erfreuen haben. Namentlich verdient dieselbe auch Beachtung wegen ihrer directen Bezugnahme auf die **Bühne** der Gegenwart.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 19. October 1854.

Die Epigonenlyrik.

Ob unsere Lyrik wahrhaft neue Töne anzuschlagen verstehe, dürfen wir mit Recht in Zweifel ziehen. Ihr Programm ist so fertig und abgeschlossen wie das eines Gartenconcerts. Wir können jede neue Erscheinung in wohlbekannten Rubriken unterbringen, und das einzig Neue besteht in einer etwas kühnen Mischung des Alten, sodaß viele Poeten Lerche und Nachtigal, Finke und Sperling in Einer Person sind. Da haben wir zunächst die classischen Reminiscenzen, die glatte, geschulte, goethisirende Form, die einfache Liederdichtung, die sich bald an Goethe, bald an Uhland anlehnt; dann das moderne Lied mit dem harmonischen Menschenantlitz und dem diabolischen Fischschwanz, das Lied Heine's und all der lyrischen Wasserfräuleins aus seiner Schule, mit den sentimentalen Dichteraugen und den frivolen Tänzerfüßen, einem etwas naßkalten Dunstschweif, der durch unsere Literatur seit 1830 hindurchfegt und mehr von ferne als in der Nähe leuchtet; dann die orientalische Poesie mit ihrer breiten Lebensweisheit, ihren hüpfenden Ghaselen und ihrem klingelnden Reimluxus, die Schule Rückert's; dann, aber verhältnißmäßig selten, Nachklänge der politischen Lyrik, die in der That eine neue, imponirende und berechtigte Richtung war, Nachklänge, die indeß doch eine andere Tonart haben als jene schwunghafte, dem Staatsleben zugewendete Begeisterung und mehr patriotische Stoßseufzer oder Bravaden sind. Daß das Genie eine neue Tonart anschlägt, haben nach Goethe und Schiller z. B. Heine und Nikolaus Lenau bewiesen; aber der deutsche Dichterwald ist übervölkert mit secundären und tertiären Begabungen, die oft Epigonen von Epigonen sind. So sehr viele dieser Sänger sich rühmen, daß sie wie der Vogel auf den Zweigen singen, und sich vor lauter Waldlust und Waldfrische ganz übermüthig geberden, so kann man doch bei ihnen die Gitter des Käfigs zählen, aus welchen heraus sie ihre Lieder flöten; denn diese Waldlust ist durchaus nicht naturwüchsig und originell, sondern angeschult und nachgeahmt.

Die Epigonen unserer classischen Richtung, welche sich streng an die großen Muster halten, haben wenigstens den Vorzug der poetisch geadelten Form, einen Vorzug, den man durchaus nicht so gering anschlagen darf, wie es von der Genialitätssucht einer vielfach grassirenden Sturm- und Drangkritik geschieht. Wir haben bedeutende geistige Dichterkräfte, die sich mit der poetischen Form in einer haarsträubenden Weise überworfen haben, sodaß ihr Pegasus, wenn sie ihn einmal in Versen loslassen, in einen verzweifelt harten Trab verfällt und man jeden Stein auf dem Wege in allen Gelenken fühlt. Dabei sind sie noch der Ansicht, daß sich ihr Pegasus durch diesen harten Trab und den Mangel an Flügeln vortheilhaft von dem ordinären Flügelvieh, von dem Hippogryphen der Stammbuchversler und Bänkelsänger unterscheide. Die nothwendige Folge dieser metrischen Großmannssucht ist der Schwulst in den Constructionen, die sich kaum herausgurgeln lassen, und eine Diction, die sich mit den Versfüßen fortwährend herumbalgt. Sie erinnert an musikalische Fugen oder noch mehr an schlechte Musik, in welcher der Takt und das Tempo nicht zusammenpassen. Wenn der Gedanke vorwärts will, da buckt der Vers wie ein geprügelter Esel mit den Hinterbeinen; und umgekehrt, wenn der Vers vorwärts galoppirt, da sitzt der Gedanke „verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand". Die metrische Form verlangt Melodie; ein unmelodisches Metrum taugt nichts. Alle Redensarten von Kraft, Charakteristik, Originalität vertuschen diesen Fehler nicht. Darum loben wir die classischen Epigonen, welche die Reinheit der Form nicht misachten, und wenn auch ihr bescheidenes Verdienst nur darin besteht, eine gute und heilsame Tradition aufrecht zu erhalten.

Wir greifen zwei Dichter, Ernst Förster und Karl Ludwig Blum heraus, die diesem Kreise angehören.*) Beide haben sich an guten Mustern gebildet und sie in formeller Beziehung vielfach erreicht. Die Förster'schen Dichtungen beginnen mit italienischen Reisebildern und schließen mit

---

*) Gedichte von Ernst Förster. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 24 Ngr.
Gedichte von Karl Ludwig Blum. Heidelberg, C. F. Winter 1852. Gr. 12. 1 Thlr. 4 Ngr.

Zeitgedichten, die zur gezähmten politischen Lyrik zu rechnen sind. Zwischen diesen zwei poetischen Polen bewegt sich eine bunte Welt, Liebes- und Trinkgedichte, epigrammatische Klopfgeister, Apotheosen der Kunst, der Künstler, des münchener Lebens und der bairischen Fürsten, Alles in einer durchaus gefeilten und glatten Form. Die häufige Anwendung der Mythologie erinnert an unsere classischen Muster, von denen Goethe mit den Eigenthümlichkeiten seines Stils am meisten nachgeahmt wird, während Einzelnes, wie z. B. „Die Gaben der Tonkunst", an den Schiller'schen Stil anklingt. Das Ansingen der musikalischen Virtuosen und Virtuosinnen degradirt indessen die Würde der Poesie, die viel höher steht als jene Meisterschaft der Technik. Die epigrammatische Wendung, theils in der Form des eigentlichen Epigramms, theils als Pointe einer kleinen Erzählung oder eines leichtbeflügelten Liebesgedichts, scheint uns diejenige Seite der Förster'schen Poesie, welche noch am meisten selbstschöpferische Kraft offenbart. Auch ist es bei der allgemeinen lyrischen Verflüchtigung wohlthuend, auf einen festen Kern des Gedankens zu stoßen. Folgendes Epigramm ist z. B. in diesem Augenblicke sehr zeitgemäß:

Hausbackene Politik.

Am Steuerruder saßen der Steuermänner zwei:
Der wollte rechts, links jener am Felsenriff vorbei.
Nun einigten sich beide, gab jeder etwas nach,
Und in der rechten Mitte am Riff das Schiff — zerbrach.

Trefflich sind auch einige zahme Reflexionen und Rathschläge, z. B.:

Der Schütze, der gefehlet, sieht stets nach dem Gewehr:
So, wer was Dummes machte, nach Schuld rings um sich her.

Häng' nicht mit deinem Herzen an jedem Quark auf Erden,
Soll nicht bei jedem Schritte dir d'rauf getreten werden.

Die Sonne geht nicht unter, die Sonne geht nicht auf,
Und doch begrenzt sie Jedem des Tages Lebenslauf.
Erwähle deinen Standpunkt nur hoch genug und weit,
So schwindet dir die Grenze von Zeit und Ewigkeit.

Das Gedicht „Keine Neuerungen" dürfte die Förster'sche Dichtweise, ihre theils mythologisch volltönende, theils epigrammatisch zugespitzte Form am besten darlegen:

Der Alte sprach zum Jungen: „So wie die Alten sungen,
So zwitschern auch die Jungen. D'rum keine Neuerungen!"

Die Kraft der eig'nen Lenden, die kaum gezeugten Kinder,
Vorboten neuer Herrschaft der Schlangenüberwinder,
In langen bangen Zeiten hat Kronos selbst verschlungen;
Da stand's mit Schreckenszügen: „Nur keine Neuerungen!"

Zum Pflüger, der der Erste sich einen Wohnsitz baute,
Empor vom festen Grunde zum wandelnden Himmel schaute,
Sprach sterbend der Nomade: „O meine Wanderungen
Durch Flur und Wald und Länder! Nur keine Neuerungen!"

Zum Schiffer, der der Woge zuerst sich anvertraute,
Gewiß des fernen Zieles ins Unbegrenzte schaute,
Sprach mancher Wohlbedachte: „Nicht über's Ziel gesprungen!
Die alte Welt genüge! Nur keine Neuerungen!"

Des Forschers Geist wird ruhig durch's Weltall hingetragen,
Er hat's gewagt, der Vorzeit: die Erde geht, zu sagen.
Wie hat das Wort unheimlich an Petri Stuhl geklungen,
Daß Blitz und Donner rollten: „Nur keine Neuerungen!"

Es braust der Wein im Fasse, wenn neu die Rebe blühet:
Das ist der Titanen Zürnen, das nimmermehr verglühet;
Sie haben lang gewaltet, sie haben viel bezwungen,
Sie haben viel begriffen, nur keine Neuerungen.

Wo irgend auf der Erde ein neuer Tag begonnen,
Im Sonnenlicht die Menschheit die freie Bahn gewonnen
Aus Kloster- und Kirchenbann, da rufen tausend Zungen:
„Gekreuzigt und verbannt ihn! Nur keine Neuerungen!"

Doch seit dem ersten Kampfe der siegreichen Kroniden
Ward immerdar die Palme der neuen Kraft beschieden,
Ob sich der Spott gerühret und ob der Schmerz gesungen,
Ob Zorn und Angst geschrieen: „Nur keine Neuerungen!"

Solang ich lebe, hab' ich mit Neuem es gehalten,
Und doch bekehr' ich nun mich: Fortan bleib' es beim Alten!
Denn ist's ein alter Brauch schon, daß Neues durchgedrungen,
So bleib's bei diesem Brauche. Nur keine Neuerungen!

Nach diesem epigrammatischen Reformbanket wird man sich wundern, den Verfasser doch unter den Gegnern politischer Neuerungen zu finden. Indessen was Mephisto von der Kirche sagt, das gilt auch von der Poesie: sie hat einen guten Magen und ein richtiger Vers verdaut jedes Glaubensbekenntniß.

Ganz frei von politischen Anspielungen und in der Form noch geklärter und graziöser als Förster ist Karl Ludwig Blum in seinen Gedichten. Das anspruchslose Auftreten derselben beweist, daß sie nur die begleitenden Grazien eines vielseitig thätigen und bewegten Lebens sind, sowie die Harmonie und Reinheit der Form hinlänglich darthut, daß das Horazische „nonum prematur in annum" hier in des Worts verwegenster Bedeutung beobachtet worden ist. Die Feile, welche die junge nur zu oft tagelöhnernde Literatur ihren Schriften nicht ertheilen kann, ist diesen Gedichten mit vollster Behaglichkeit gewährt worden, sodaß sie in ihrer Correctheit den extravagirenden Gelüsten vieler jüngern Poeten zum Muster dienen können. Die überwiegende Mehrzahl der Gedichte ist Liebespoesie, deren Inhalt freilich wenig Neues bietet, aber das Alte in ansprechender Form vorführt. Goethisirende Maskenscherze, Kunst- und Literaturdialoge, einige Balladen und Romanzen und hellenische Freiheitsgedichte schließen sich den Liebesdichtungen an. Sonette und Stanzen sind besonders glücklich gehandhabt, während viele specifisch Goethe'sche Ausdrücke den Gedichten etwas Behagliches, Weiches und Graziöses verleihen.

Mild und kräftig zugleich sind z. B. folgende Nachklänge zu den „Klagen Griechenlands":

Die Nacht sprüht Sternenfunken
Nach fester Stunden Schlag;
Von süßen Träumen trunken
Kommt dann der junge Tag;
Und läßt die Luft zum Stürmen
Den Winden freien Lauf,
Es muß das Meer sich thürmen
Und reißt den Abgrund auf.

Der Lenz schmückt sich in Kränze,
Der Herbst reicht uns den Most;
Der Sommer folgt dem Lenze,
Dem Herbst des Winters Frost.

Der Erde schöner Garten,
Der Welten kühne Bahn,
Ist dem Gesetz, dem harten,
In Demuth unterthan.

Der Mensch nur trotzt gewaltig
Solch ehernem Geschick;
Dräut's dir auch vielgestaltig,
Doch zwingt's dein freier Blick.
Du trägst des Schicksals Walten
In dir, des Willens Kraft,
Der, wie Geschick mag schalten,
Selbst seine Welt sich schafft.

Nicht weint der Fels, daß er im Niederrollen
Den Wand'rer traf auf harmlos frohem Zug,
Nicht weint der Berg, dem Flammen wild entquollen,
Daß er auf munt're Trift Verderben trug,
Nicht meint das Meer, daß es von Grimm geschwollen,
So Schiff als Mann verschlang im Sturmesflug,
Nicht wird die Erde Thränen Denen zollen,
Die berstend sie in ihrem Schoos erschlug.

Doch sieht ein Mensch den andern Kummer tragen,
So fühlt er's mit, als trüg' er selbst am Leide;
Vernimmt er einen andern männlich klagen,
So klagt nicht einer, nein, bald klagen beide.
Sieht er die Unschuld vor dem Wüthrich zagen
Und sieht gezückt des Schwerts verruchte Schneide,
Wer lebt, dem nicht gleich alle Adern schlagen,
Wem brennt vor Grimm nicht gleich das Eingeweide?

Die nach orientalischen Vorbildern geschulte Lyrik bewegt sich vorzugsweise in Reflexionen, deren Inhalt die echte Weisheit und der echte Genuß des Lebens ist. Dieser weftöstliche Divan ist bekanntlich zuerst von Goethe ausgepolstert worden; seitdem haben Rückert, Schefer, Daumer, Bodenstedt darauf ihre Gedankenpfeifen, Ghaselen qualmend, geraucht. **Julius Hammer** schließt sich in seinen Dichtungen „Zu allen guten Stunden"*) diesen Vorgängern an, wenngleich er mehr im Allgemeinen den orientalischen Geist beschaulicher Betrachtung athmet, als seine bestimmten Klingklangformen nachahmend wiedergibt. Das Werkchen ist als ein Erbauungsbuch für Laienpriester nach den Kalendermonaten gruppirt. Jeder Monat beginnt mit weitschichtigen, vielgereimten Knittelversreflexionen, die an Kalenderereignisse anknüpfend den neuen Monat geschwätzig begrüßen und hereinklingeln. Hinter diesem Schellengeläute der vorausfsprengenden Betrachtungen folgen dann die in regelmäßigen Versmaßen aufmarschirten „Gedichte", unter denen sich viele finden, die durch Lieblichkeit der Form und Gedankengehalt ausgezeichnet sind, neben andern, in denen der Quell der Reflexion allzu ergiebig und selbstgenugsam hervorsprudelt, ohne indeß Trübes oder Unklares zutage zu fördern. Diese neuen Weisen aus dem Morgenlande haben in Auffassung und Durchführung etwas Warmgemüthliches, über welchem man gern ihre allzu geschwätzige Eigenheit vergißt. Während der Wein zu heiterer Trink- und Liebeslyrik anregt, präsidirt die Punschbowle bei dem geistigen Symposion der westöstlichen Weisheit. Punsch macht plauderhaft, und dieser Ton der geselligen Plauderei ist in den Hammer'schen Gedichten und allen, welche derselben Richtung angehören, vorherrschend. Ihr Vorzug besteht ohne Zweifel darin, daß diese Lyrik gedankenvoll ist und daß uns von ihr nicht leicht leere Teller präsentirt werden, während es ihr wol mitunter passirt, daß sie zu viel ohne Maß und Geschmack auf einen Teller häuft. Uns gefallen daher die kürzesten Gedichte am besten, in denen diese Weisheit so weise ist, ihren Reichthum zu beschränken und prägnant zusammenzufassen. Wir theilen einige dieser Gedankenperlen mit:

*) Zu allen guten Stunden. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fester Grund.

Ein Bündniß kommt gar leicht zustande,
Wenn gleiches Bedürfniß schlingt die Bande.
Doch Segen ist nur bei dem Bunde,
Ruht er auf sittlich-festem Grunde.
Und daß die Dauer dem Segen nicht fehle,
Sei das Vertrau'n des Bundes Seele.
So wird, ist erst der Weg gelichtet,
Gemeinsam Gutes ausgerichtet.

Guter Rath.

Willst dir ein Röslein ersehen,
So merke zweierlei:
Daß es zu früh nicht am Tage,
Daß es zu spät nicht sei.
Es färbt die Morgenröthe
Jedwede Rose roth,
Und Abends siehst du den Dorn nicht,
Der deine Hand bedroht.

Süßer Zwang.

Und kehrt die liebliche Zeit zurück,
Wie fassen mich eigene Schauer,
Was mich betrübt hat, wird zum Glück,
Und Glück wird süße Trauer!

Die Stimme des Waldes, die Bächlein im Thal,
Die Blätter, die Blüten im Hage —
Ach, drängen sie sich denn allzumal
Aus meiner Brust zutage?

Der Lenz stürzt über mich wunderreich,
Als wollt' er mir selbst mich entraffen, —
So schafft er mich neu und zwingt mich zugleich,
Ihn mit zu bilden und schaffen.

Von den Balladen theilen wir „Das Mädchen am Brunnen" mit:

Wenn Mitternacht gerufen
Der Stunden Künderin,
Dann schleicht vom Rabensteine
Eine arme Sünderin.

Wie Mondenlicht umweht sie
Ein lustig Sterbekleid,
Ihre blassen Züge reden
Von tiefem Herzeleid.

Sie ist ja längst gestorben,
Hat sie im Grab' nicht Ruh'?
Sie wandelt mit eiligen Schritten
Dem nahen Brunnen zu.

Sie taucht den Eimer unter,
Sie zieht ihn schwer heraus,
Mit einem bangen Seufzer
Gießt sie das Wasser aus.

Sie schöpfet und sie seufzet
Bei jedem neuen Zug,
Weil ihr nur Wasser, Wasser
Herauf der Eimer trug.

Eine Stunde ist vorüber,
Da hält sie schaudernd an:
„Vielleicht, mein Kind, bringt morgen
Der Eimer dich heran!"

Und wenn sie so gesprochen,
Sieht man sie schwinden hin,
Wie Mondenlicht verwehet
Die arme Sünderin.

Dieselbe Formbeherrschung und sprachliche Virtuosität, die sich in diesen einfachen Klängen ausspricht, fehlt auch nicht jenen in Gedanken und Reimen luxuriösen Einleitungen, obgleich hier der didaktische Ton, bei aller Vortrefflichkeit einzelner Lehren, schleppend und ermüdend wirkt. Diese Verse sind vom Verfasser wie Prosa geschrieben, und nur Gedankenstriche sind die Grenzsteine, wo der eine auf seinen unscandirbaren Füßen zu laufen anfängt, wenn dem andern der Athem ausgegangen ist. Diese metrischen Truppen sind in der That zu irregulär, als daß sie in irgend einer strophischen Schlachtordnung aufgestellt werden könnten, z. B.:

Wieder hatten die Genossen — zu guter Stunde — festlich geschlossen — die traute Runde. Herrlich erglänzte des Festsaals Wunderbau — von dessen lichtdurchströmter Kuppel tiefes, stilles Blau — herniederblickend zu lächeln schien: — Laßt mich der Sehnsucht eilendem Blick die reizende Grenze zieh'n — die vor ihm weichet immerzu — und ihm doch lockend schmeichelt mit süßer Ruh'! — Von oben kehret auf leisen — sanft sich schwingenden Gleisen — die aus Sonnengold ein heit'rer, lieblicher Zauber gesponnen hold, — zurück das trunkene Auge, wie noch kaum — erwacht von einem Räthseltraum, — und sieh'! die Lösung ist mit einem mal gefunden: — Lauterer Goldstrahl hat sich mit Wunderbläue verbunden, — und zu der Vermählung froher Feier weh'n und wallen — freundlich die grünen Schleier durch die Hallen.

Die Lieder von Julius von Rodenberg*) klingen an sehr verschiedene Muster an. Ihr Grundcharakter ist Jugendlichkeit. Darunter verstehen wir sowol die Frische, Unbefangenheit und Lebenslust als auch den Mangel an Originalität und tieferer Gedankenbildung. Jugendlichkeit ist Empfänglichkeit, Offenheit für alle Eindrücke, leichte Bestimmbarkeit durch imponirende Vorbilder; aber ihr fehlt Das, was man in höherm Sinne den Stil zu nennen pflegt. Dazu nehmen in dem vorliegenden Bändchen nur die helgolander Gedichte einen Anlauf, und das Lied „Marie vom Oberlande" ist in seiner Art vortrefflich. Alle übrigen Gedichte sind in der Form gefeilt und anmuthig und zeugen von einem glücklichen formellen Talent, aber der Inhalt erhebt sich selten über das Niveau des Alltäglichen, an das wir nachgerade zu sehr gewöhnt sind, um uns dafür begeistern zu können. Gerade auf diesem Gebiete verlangen wir den Durchbruch einer ganz originellen Dichterkraft, die uns die allbekannte Liebe des Jünglings zur Jungfrau und die ebenso bekannten vier Jahreszeiten noch ein mal genießbar macht. Blos gute Gedichte genügen hier nicht, denn sie sind nicht viel mehr als eine glückliche kaleidoskopische Verschiebung des hundert mal Dagewesenen. Solche Gedichte müssen im eminenten Sinne gut sein. Auch der burschikose Ton kann nicht für originell gelten. Wir sind seit Heine mit allen Arten desselben vollkommen vertraut. Auch daß die Poeten die Bücher gern in die Ecke werfen und die Schule schwänzen, ist eine bekannte Thatsache, die ihnen übrigens weder sehr zum Ruhme noch sehr zum Vortheil gereicht. So sang schon der sporenklirrende Student Karl Beck:

So stürm' ich fort. Er ist ein toller Bube,
Hör' ich verdrießlich den Philister schmählen.
Was sitzt der Träumer nicht in seiner Stube
Und läßt aus Büchern sich die Welt erzählen?

Nein, nein, ich bin, ich bin kein Müßiggänger,
Auf diesen Fluren lern' ich die Geschichte,
Das rauschende Gezweig ist mir ein Sänger,
Und Busch und Gräser sind mir Kraftgedichte.

Diesen Uebermuth, der von nichts als „Kraftgedichten" träumt und sie selbst in den unschuldigen „Gräsern" entdeckt, kann man sich wegen seines Schwungs noch eher gefallen lassen als die Melancholie eines Studiosus, der sich mit seiner Facultätswissenschaft überworfen hat:

Ich mag nicht lesen, denken, schreiben,
Mir sind die Bücher ganz zuwider!
Ich sehe nur die Wolken treiben,
Ich höre nur die muntern Lieder.

Das singt „der betrübte Jurist" in Rodenberg's Gedichten, während der künftige Doctor juris klagt:

Am Baume zittert das grüne Laub,
Die Rosen duften und winken;
Ich aber soll in Actenstaub (!)
Bis an das Herz versinken.

In Actenstaub, in Bücherwust
Bis an das Herz und weiter, —
Und draußen lodert des Sommers Lust,
Da klingt und blüht es so heiter.

Die Vögel singen im Sonnenlicht,
Sie jubeln aus voller Kehle,
Und was der weise Professor spricht,
Das hör' ich mit halber Seele.

Es wäre gewiß besser, wenn auch der Poet dies mit ganzer Seele hörte. Denn so berechtigt die unbefangene Naturlust ist, so klingt es einem doch dabei immer mephistophelisch mahnend in die Ohren: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!" Eine tüchtige wissenschaftliche Durchbildung gibt auch für die Poesie erst die gediegene Grundlage. Dies mag philiströs klingen; wir erwähnen es aber besonders deshalb, weil wir dem liebenswürdigen Talent Rodenberg's die vollkommenste Ausbildung wünschen und weil wir bei diesem Dichter bis jetzt noch einen empfindlichen Mangel an Gedankeninhalt bemerken, durch welchen viele seiner Gedichte eine unreife Färbung erhalten. Die Kritik, die besonders Maß und Form im Auge behält, wird ihnen gerechtes Lob spenden können; aber die Zeit ist zu ergiebig an lyrischen Formtalenten, als daß wir nicht auf die andere Seite, auf

*) Lieder von Julius von Rodenberg. Zweite Auflage. Hannover, Rümpler. 1854. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

den Inhalt, den Hauptnachdruck legen müßten. Das Lied soll zwar kein schweres Gedankengepäck zu tragen haben, eben deshalb aber erfodert es Genie, den unnachahmlichen Reiz des Ursprünglichen, das bei aller Einfachheit doch nicht an verbrauchte Weisen erinnert. Das beste Lied der Sammlung ist ohne Zweifel das schon aus „König Harald's Todtenfeier" bekannte:

Marie vom Oberlande.

Wie sind so schön auf Helgoland
Die Mädchen und die Weiber!
Der rothe Rock mit gelbem Band
Umschließt die schlanken Leiber.
Ja, Perlen sind's von klarem Schein
Im öden Dünensande;
Die schönste Perle nenn' ich mein:
Marie vom Oberlande!

Es grünt ein Bäumlein auf dem Falm,
Ein Häuslein steht darunter,
Rings um die Thür wächst Busch und Halm
Und rauscht allzeit so munter.
Aus Rosen schaut ein Fensterlein
Wol nieder bis zum Strande:
Die schönste Rose nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

Zum grünen Wasser heißt ein Saal,
Das ist ein fröhlich Klingen,
Wenn bei der Sonntagslichter Strahl
Die lustigen Schiffer springen.
Wie leuchtet dann der Mädchen Reihn
Im festlichen Gewande:
Die schönste Dirne nenn' ich mein,
Marie vom Oberlande!

Vom flachen Strande stößt ein Kahn,
Der Wind, die Wellen toben.
Ein Fensterlein ist aufgethan,
Ein Tüchlein weht von oben.
Ach Gott, es muß geschieden sein,
Ob wild die See auch brande:
Auf Wiederseh'n, Herzliebste mein,
Marie vom Oberlande!

Die „Kriegslieder", welche die Sonettenform mit großer Geschicklichkeit handhaben, werden vom Dichter selbst, im ersten Sonett an Rückert, für Nachahmungen dieses Sängers erklärt:

Den Ton, den du so klingend angegeben,
Den hab' ich nun andächtig fortgesungen:
Sollt' ich dir dafür nicht zu danken streben?

Viele derselben sind schwunghaft und kräftig, in andern dagegen herrscht die Phrase vor. Julius von Rodenberg hat eine unleugbare Verwandtschaft mit Otto Roquette. Doch ist Roquette in seinen Glanzstellen poetisch bedeutender, hat mehr Weihe und Grazie, während Rodenberg das Phantastische und Nebulose vermeidet, das bei Roquette so oft in den Vordergrund tritt. Die Jugendlichkeit ist ohne Frage berechtigt, nur muß sie nicht eine Jugendlichkeit à tout prix sein und insofern altern, als sie die Energie des reifern Gedankens in sich aufnimmt. Die bemoosten Häupter, die noch mit den Sporen klirren, erwecken in der Poesie nur geringes Interesse. Wo die Jugendlichkeit eine Zukunft verheißt, soll sie willkommen sein. Dann muß sie aber allmälig aus dem Kreise befangener Nachahmung heraustreten und sich selbst einen Stil schaffen. Erst der Stil ist die toga virilis des Schriftstellers und mit ihm erst beginnt seine Geltung auf dem Forum der Literatur.

Rudolf Gottschall.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete deutscher Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 41.)

13. Neue Originalpoesien Johann Fischart's. Herausgegeben und mit einer literarhistorischen Einleitung und neuen Aufschlüssen über J. Fischart versehen von Emil Weller. Halle, Schmidt. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.

Schade um den guten Willen des Verfassers! Denn er besitzt weder von den Vorarbeiten über Fischart irgend ausreichende Kenntniß, noch hat er einen Begriff von der Methode, mit der solche Dinge behandelt sein wollen, wenn sie der Wissenschaft irgend einigen Gewinn gewähren sollen. Weller's sogenannte literarhistorische Einleitung nebst neuen Aufschlüssen umfaßt 22 Seiten; da heißt es unter Hinweisung auf Vilmar's trefflichen Artikel in Ersch und Gruber's „Allgemeiner Encyklopädie der Wissenschaften und Künste": er kennt nur „einige" Schriften Fischart's, und die Meusebach'sche Sammlung soll in der königlichen Bibliothek zu Berlin „vergraben" liegen; dennoch aber zweifelt Weller frischweg, ob „diesem fleißigen Sammler alle von ihm entdeckten Schriften bekannt geworden sind". Ferner verzeichnet Weller höchst überflüssigerweise die Titel der bisher bekanntgewordenen Fischart'schen Schriften S. 2—16 unvollständig und ohne alle bibliographische Genauigkeit. Es werden dann S. 16—18 mit ebenso geringer Genauigkeit noch zehn Schriften Fischart's aufgezählt, welche Weller — wie es scheint, denn nicht einmal darüber spricht er sich bestimmt aus — zuerst entdeckt zu haben glaubt; da mir Vilmar's erwähnte Abhandlung augenblicklich nicht zur Hand ist, so kann ich eine genaue Controle nicht vornehmen. Das Brauchbarste an dem Verzeichniß sind die Notizen, daß die letztgenannten Schriften größtentheils auf der züricher Stadtbibliothek zu finden sind. Es sind der Schrift endlich beigegeben Abdrücke von dem „Vncaluinisch Gegen Badstüblein", von dem „Marckschiff oder Marckschiffer-Gespräch", von „Malchopapo" und „Ueber einen Einsiedelnschen Propheten". Von der so durchaus nöthigen Kritik ist in dem ganzen Schriftchen nichts zu finden und ebenso wenig von wirklich „neuen Aufschlüssen" über Fischart.

Einer der interessantesten und vielseitigsten Schriftsteller des 17. Jahrhunderts hat kurz nacheinander zwei selbständige Abhandlungen hervorgerufen:

14. Christian Weise als Dramatiker. Inaugural-Dissertation von Ernst Wilhelm Hermann Kornemann aus Volkmarsen. Marburg 1853.

15. Christian Weise. Eine literarhistorische Abhandlung von H. Palm. Breslau, Gosohorsky. 1854. 4. 10 Ngr.

Der Verfasser der erstern Arbeit gibt nach einer kurzen Biographie Weise's ein chronologisches Verzeichniß

von 43 seiner Schauspiele, welches jedoch, wie sich aus Palm's späterer Arbeit ergibt, weder vollständig noch in Bezug auf die Zeitangaben ganz correct ist. In dem zweiten und größten Abschnitte der Abhandlung ist eine ziemlich genaue Inhaltsangabe der 15 Schauspiele enthalten, welche der Verfasser aus eigener Anschauung kennt; bei der Seltenheit vieler dieser Dramen muß man für diese Mittheilung dankbar sein; auch die kurzen Beurtheilungen, die der Verfasser beifügt, sind im Ganzen treffend. Ein dritter Abschnitt endlich, durch welchen Weise als Dramatiker charakterisirt werden soll, enthält ganz Richtiges und Verständiges, verräth aber doch sehr den Anfänger in derartigen Arbeiten, da er sich ziemlich an der Oberfläche hält und schon deshalb seinen Gegenstand durchaus nicht erschöpfen kann, weil der Verfasser mit der sonstigen dramatischen Literatur des 17. Jahrhunderts in Deutschland bei weitem nicht hinreichend vertraut zu sein scheint. Die in einem Anhange abgedruckten vier Scenen aus verschiedenen Stücken genügen nicht, um ein Bild von Weise's dramatischer Dichtart zu geben.

Ungleich umfassender und gediegener ist die treffliche Monographie von Palm. Sie umfaßt zunächst Weise's gesammte dichterische Thätigkeit, seine lyrischen Gedichte, seine Romane, welche ich jedoch ihrer sehr mangelhaften Composition wegen Bedenken tragen würde „für die besten seiner Leistungen" zu erklären, und seine Dramen, deren Zahl hier auf 54 festgestellt wird. Mit sehr wenigen Ausnahmen bespricht Palm alle diese Arbeiten aus vollständiger und genauer Kenntniß derselben; da ihm auch die Kenntniß der gleichzeitigen verwandten Erscheinungen zugebote steht, so hat er ein äußerst lebendiges, anschauliches und gründlich eingehendes Bild seines Schriftstellers entworfen, welches durch eine frische und anziehende Darstellungsweise noch ganz besonders gewinnt. Einige Momente sind allerdings noch übrig, in welchen mir Palm seinen Stoff nicht ganz erschöpft zu haben scheint. Wenn er Weise's historische Dramen in Bezug auf die geschickte Anlage der Intrigue den biblischen Stücken nachstellt, so kann ich dies umsoweniger bestreiten, als ich gerade von jenen äußerst wenig genau kenne; dagegen hätte wol hervorgehoben werden sollen, welch großer Gewinn schon darin lag, daß Weise es wagte, politische Stoffe aus einer wenig fernen Vergangenheit dramatisch zu behandeln. Dies hatte bisher nur A. Gryphius in seinem „Karl Stuart" und in weit weniger unbefangener Auffassung versucht; öfter zwar geschah es in der gleichzeitigen Romanliteratur, hier aber meines Wissens stets so, daß die geschichtlichen Personen hinter beliebigen andern, oft allegorischen Benennungen versteckt wurden. So war es denn in der That keine Kleinigkeit, daß Weise gerade solche Partien der neuen Geschichte, welche ziemlich häkliger Natur sind, mit kecker Offenheit dramatisch zurechtschnitt, und es bleibt nur zu beklagen, daß er doch zu ängstlich gewesen zu sein scheint, das Gleiche auch an Stoffen aus der vaterländischen Geschichte zu versuchen. Ein anderer Punkt, auf den mir Palm nicht ganz das hinreichende Gewicht zu legen scheint, ist die offenbar bewußte Consequenz, mit welcher Weise die Sprechweise und die Sitten in seinen biblischen Stücken der unmittelbarsten Gegenwart entlehnt; Palm scheint dies sogar für unabsichtlich zu halten, worin ich ihm nicht beistimmen kann. Es hängt dies nämlich mit dem letzten Punkte zusammen, den ich noch berühren will. Palm lobt ausdrücklich Weise's milde und gemäßigte Polemik; man kann dies Lob vollkommen gerecht finden und doch nicht Palm's Ansicht theilen, daß die „Zweifache Poetenzunft" das einzige Stück sei, „bei dem wir eine ziemlich directe Polemik wahrnehmen". Abgesehen davon, daß auch der „Bäurische Macchiavell" und das „Nachspiel von Tobias und der Schwalbe" sehr wesentlich von polemischen Elementen durchdrungen sind, kann ich es kaum für eine bloße Vermuthung von mir halten, daß Weise jene Uebertragung gleichzeitiger Sitten und Redeweisen auf die nach Raum und Zeit entlegensten Stoffe wissentlich und willentlich in polemischer und satirischer Absicht vorgenommen habe, sodaß hier eine Aehnlichkeit zwischen ihm und A. Gryphius hervortritt, der in seinem „Horribilicribrifax" ebenfalls die Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs überall durchblicken läßt. Daß Weise überhaupt zu satirischer Polemik wohl befähigt und aufgelegt war, beweisen seine Romane zur Genüge. Weise steht ganz streng auf dem bürgerlichen Boden seiner Zeit; wenn er also auch hier und da seine „gutmüthige Satire" gegen diesen selbst richtet, so hegt er doch nach andern Seiten eine ernstere Abneigung: gegen das französirte Hofwesen; hier mußte er vorsichtig zuwerke gehen, doch leistete ihm da die komische Person seiner Dramen gute Dienste, so im „Markgraf d'Ancre". Ein anderer Gegenstand seiner Abneigung war die verkehrte unvolksthümliche Bildung seiner Zeit, die Entstellung der Muttersprache durch fremde Einschiebsel ebenso wie durch unverständigen Purismus, die unreif-schwülstige Poetasterei überhaupt. Hierher gehören die durchweg satirischen Stücke „Von Tobias und der Schwalbe" und die „Zweifache Poetenzunft". Namentlich aber benutzte er die biblischen Stoffe, um hier in den obenerwähnten Anachronismen oder Travestien seiner Laune den Zügel schießen zu lassen; als Belege hierzu erwähne ich aus der „Opferung Isaak's" die förmlichste Behandlung steifer Etikette in dem Zusammentreffen Abraham's mit Abimelech und Isaak; die bäurische Roheit und Tölpelhaftigkeit in den dem unmittelbarsten Leben abgelauschten Kirmesscenen; ferner aus „Jephtha's Tochtermord" die Schilderung des Heerwesens in einer höchst ergötzlichen Werbescene, die er wol selbst erlebt haben mochte, wie denn sogar Jephtha's Söldlinge mit Spießruthen bedroht werden. Wol noch auffallender ist es, daß sich sogar mancherlei Spuren einer theologischen Opposition finden: die officiellen Vertreter der alttestamentlichen Staatsreligion werden mit wirklich starker Respectwidrigkeit behandelt, und eine höchst rationalistische Auffassung offenbart sich darin, daß Isaak's Opferung nicht nur auf dem Titel schon die

„vermeinte" genannt, sondern auch in einer besondern Scene auseinandergesetzt wird, daß der wirklich geopferte Widder einer nahen Heerde entlaufen ist, weshalb denn auch Abraham Schadenersatz für denselben leisten muß. Unter Berücksichtigung dieser Umstände bin ich zwar ganz mit Palm der Ansicht, daß Weise's Polemik in sehr milder Form auftritt, glaube sie aber doch als einen durchgehenden Zug auch seiner Dramen bezeichnen zu müssen. Uebrigens hoffe ich, daß Palm in den vorstehenden Bemerkungen und ihrer verhältnißmäßigen Ausführlichkeit nur einen Beweis des großen Interesses sehen wird, welches ich an seiner Abhandlung als einer wesentlichen Bereicherung unserer Literaturgeschichte genommen habe.

16. Die Wiener Haupt- und Staatsactionen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Karl Weiß. Mit einem Anhange: enthaltend den vollständigen Abdruck eines Manuscripts der kaiserl. Hofbibliothek in Wien. Wien, Gerold. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bekanntlich hat erst Prutz in seinen „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters" den Begriff und das Wesen der „Haupt- und Staatsactionen" mit ausreichender Schärfe festgestellt; bei dem dürftigen Material jedoch, welches ihm an derartigen Dramen zugänglich war, konnte auch er namentlich ihren literarhistorischen Zusammenhang mit der übrigen deutschen Bühnendichtung noch nicht erschöpfend darlegen. So ist es denn sehr erfreulich, daß durch die Arbeit von Weiß und die ihr beigegebenen urkundlichen Belege auch die Erkenntniß dieser dichterischen Productionen eine wesentliche Förderung erfährt. Weiß führt vor allen Dingen den Beweis, daß auch die Haupt- und Staatsactionen kein isolirtes und unorganisches Glied in dem Entwickelungsgange der deutschen Dichtung sind, sondern im Gegensatze gegen das gelehrte Drama, gegen das Schäferspiel und gegen die Oper des 17. Jahrhunderts eine unmittelbare Fortsetzung des Volksschauspiels bilden, wie dieses, freilich auch nicht ohne fremdländische Einflüsse, sich durch die „engelländischen Komödien" gestaltet hatte. Manche Frage bleibt dabei freilich noch offen: der Fortgang von Hans Sachs, welchen Weiß so gut wie gar nicht berücksichtigt, zu Ayrer wird nicht erklärt, und ich wenigstens kann eine solche durchgängige Abhängigkeit des Letztern von den „engelländischen Komödien", wie sie Weiß annimmt, noch nicht für hinreichend ausgemacht halten. Desto sicherer steht mir die hier gegebene Ausführung, daß als der eigentliche Schöpfer der Haupt- und Staatsactionen aus dem ältern Volksschauspiele heraus Veltheim — von Weiß überall Velthen genannt — anzusehen ist. Die Hauptsache jedoch in der vorliegenden Darstellung bildet das über die Anfänge der wiener Bühne mit großer Sorgfalt und Genauigkeit Zusammengestellte: es ergibt sich daraus hauptsächlich, daß die wiener Volksbühne, durchaus bedeutungslos und unselbständig, nur dürftig von herumziehenden Schauspielergesellschaften aus Norddeutschland versorgt wurde. Der Aufschwung und der Charakter, welche gerade der dortigen Volksbühne bis auf den heutigen Tag eine durchaus eigenthümliche und hervorragende Stelle verleihen, wurden fast plötzlich durch einen einzigen Mann, durch Joseph Stranitzky hervorgerufen, der 1706 zuerst in Wien auftrat, aber erst seit etwa 1712 zu vorherrschender Geltung kam und der dortigen Volksbühne eine wesentlich neue Wendung gab, welche sich zunächst vorzugsweise in Haupt- und Staatsactionen kundgab. Solcher Haupt- und Staatsactionen nun aus der Stranitzky'schen Zeit hat Weiß in einem Manuscript der kaiserlichen Hofbibliothek funfzehn genau untersucht. Elf derselben, welche dem Jahre 1724 angehören, und drei jedenfalls ziemlich gleichzeitige hält Weiß aus triftigen Gründen für Stranitzky's Arbeiten; er theilt von denselben die Ueberschriften, die „Actores" und die vorgeschriebenen scenischen „Außzühungen" vollständig und wortgetreu mit; statt des Textes, der jedoch namentlich in den komischen Scenen theilweise nur angedeutet ist und bei der Darstellung extemporirt wurde, erhalten wir ausführliche Inhaltsangaben. Die Stoffe oder wenigstens die Namen der handelnden Personen sind größtentheils dem sagenhaften oder geschichtlichen Alterthum entnommen; wir finden einen römischen Kaiser Gordianus, Cicero's Enthauptung, eine Atalanta, einen Admetus, einen Tarquinius Superbus, eine Iphigenia auf Tauris, einen Scipio Africanus; die Titel klingen freilich alle viel prächtiger als diese einfachen Namen, aber von den echten Stoffen ist fast nichts übrig geblieben, sondern Liebesintriguen bilden den ganzen Inhalt und „Hanswurst" spielt unter diesem ehrlichen deutschen Namen überall eine hervorragende, wo nicht die Hauptrolle, da er nicht als selbständiges Element neben der Handlung herläuft, sondern unmittelbar in dieselbe verflochten und der regelmäßige Anbeter der vertrauten Kammerzofen ist. Eins dieser Stücke spielt am spanischen Hofe, eins behandelt oder soll behandeln die Geschichte der Adelheid von Burgund. Theilweise mögen diese Stoffe aus deutschen Volksbüchern hervorgegangen sein, doch vermuthe ich, daß auf ihre Auswahl auch die seit 1692 in Wien heimische italienische Burleske eingewirkt hat; in der Behandlung namentlich der komischen Partien dürften sich wol auch einige spanische Anklänge erkennen lassen, für die ja der Hof der Habsburger Anknüpfungspunkte genug bot. Und so erscheint denn Stranitzky als ein Mann, der von allen Seiten Das zu sammeln und geschickt zu verarbeiten verstand, was dem Geschmack der Zuschauer und damit seinem eigenen finanziellen Interesse entsprach. Endlich hat Weiß noch eine Haupt- und Staatsaction vom Jahre 1714 vollständig abdrucken lassen, welche mit den vorangehenden Skizzen einen wunderlichen Gegensatz bildet und mit Recht als gelehrten, muthmaßlich geistlichen Ursprungs bezeichnet wird, aber sichtlich für den volksmäßigen Geschmack zugeschnitten ist: „Die Glorreiche Marter Joannes von Nepomuck unter Wenzeslav dem faulen König der Böhmen und die Politischen Staats-Streiche und verstelte Einfalth des Doctor Babra eines Grossen Favoriten des Königs gibt denen Staats-Scenen eine Modeste Unterhaltung." Die Schrift von Weiß ist so

sorgfältig gearbeitet und bietet so mannichfache neue Belehrung, daß sie als ein recht werthvoller Zuwachs zu den literarhistorischen Monographien bezeichnet werden muß.

Mit den bisher besprochenen Schriften wären eigentlich die mir zur Zeit vorliegenden neuen Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte abgeschlossen; eine Erscheinung jedoch, welche keineswegs vereinzelt dasteht, veranlaßt mich noch zwei weitere Bücher in den Kreis meiner diesmaligen Besprechung einzuschließen.

Vor 20—30 Jahren wurde mehrfach der Versuch gemacht, Goethe einerseits als specifischen und orthodoxen Christen, andererseits als Hegelianer von strictester Observanz darzustellen. Es geschah dies wol meist wirklich in gutem Glauben, und Göschel oder Hotho oder Henning glaubten sich wirklich ein Verdienst um den von ihnen aufrichtig verehrten Dichtergreis zu erwerben, wenn sie nachträglich bewiesen, wie derselbe vor langen Jahren schon unbewußt zu ihrer beschränkten Schulweisheit geschworen habe. Wenn dabei der letzte der eben Genannten der „Farbenlehre" seine lebhafte Theilnahme zuwandte, so nahm das Goethe mit behaglichem Wohlgefallen auf; sollten dagegen seine dichterischen Selbstbekenntnisse begriffsmäßig construirt werden, so verhielt sich dagegen der „alte Herr" mit höflicher Ironie, die Niemandem zunahetrat, aber noch weit weniger sich selbst zunahetreten ließ. So sind denn auch jene Verkehrheiten ihres Wegs gegangen und glücklich in Vergessenheit gerathen. Wie aber ähnliche Einfälle von Zeit zu Zeit wiederkehren, so wird neuerdings ein ganz ähnliches Experiment mit Schiller gemacht: auch er soll noch über ein Menschenalter nach seinem Tode zu einer specifisch gefärbten christlichen Richtung bekehrt werden. Allerdings bin ich von jeher weit entfernt gewesen Solchen beizustimmen, die Schiller's angebliche Feindschaft gegen das Christenthum mit Nachdruck betonten, denn gerade darin sehe ich die unermeßliche Kraft des Christenthums, seine weltgeschichtliche und allgemein menschliche Wirkung, daß kein Einzelner sich seinem Einflusse zu entziehen vermag, daß sein Geist noch da gewaltig ist, wo das Individuum sich von demselben lossagen zu können glaubt. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß auch jeder Einzelne von dem Dogma des Christenthums erfüllt und durchdrungen sein, daß er demselben unwillkürlich auch da huldigen müsse, wo er gegen dasselbe zu opponiren scheint oder vielleicht sogar beabsichtigt. Es steigert sich aber die Verkehrtheit einer solchen Behauptung, wenn Der, welcher sie aufstellt, das Christenthum streng innerhalb enger confessioneller Schranken abgrenzt und dann den einzelnen geschichtlich abgeschlossenen Charakter, wo nicht zum vollkommenen Gläubigen, doch wenigstens zum Geistesverwandten jener Richtung stempeln will. Daß aber dieser Versuch neuerdings gerade an Schiller gemacht wird, ist doppelt widerwärtig. Daß Schiller die ewig junge Verehrung und Huldigung des deutschen Volks genießt, können jene Herren nicht ableugnen; flugs soll er denn zu einem der Ihrigen gemacht und somit folgerichtig bewiesen werden, daß ihre religiöse Färbung die gleiche allgemeine Verehrung genießt, was selbst dann noch auf einem bedeutenden Trugschluß beruhen würde, wenn die willkürlich gemachte Voraussetzung richtig wäre. Noch Vilmar (zweite Auflage, S. 594) sagt 1846 ausdrücklich, daß „die «Götter Griechenlands» den völligen Bruch des Dichters mit dem Christenthum manifestirten". Heutzutage weiß man das besser; siehe

17. Schiller's Götter Griechenlands, ein Zeugniß für die gute Sache des Christenthums. Als Beitrag zum Verständniß und zur gerechtern Würdigung Schiller's. Von Georg Reinhard Röpe. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Röpe ist kein Fanatiker; nach ihm qualificirt sich Schiller doch noch nicht geradezu zum Mitarbeiter an der „Evangelischen Kirchenzeitung"; wol aber wird uns des Weitern auseinandergesetzt, daß gerade die „Götter Griechenlands" Zeugniß ablegen von des Dichters unbewußtem Zuge und tiefer Sehnsucht nach dem vollen und wahren Christenglauben. Der Verfasser hat sich das eben a priori ausgedacht, und so muß sich das Gedicht denn wohl oder übel die entsprechende Auslegung gefallen lassen.

Ein viel gewaltigerer Kämpe ist oder dünkt sich zu sein Friedrich Joachim Günther, dem wir in diesem Aufsatze unter Nr. 7 bereits begegnet sind. Schon in dem dort besprochenen Werke ist die hier in Rede stehende Richtung ausgesprochen; die „Götter Griechenlands" bleiben dort zwar ganz ungenannt, aber von der „Jungfrau von Orléans" heißt es: „Das deutsche Volk lernte, daß sein Liebling den Glauben kannte und ehrte, und damit war am Anfange des neuen Jahrhunderts schon viel gewonnen." Gelegentlich wird denn auch dort schon das Buch angekündigt, von welchem jetzt die Rede sein soll: Günther meint nämlich: „So bekannt und geliebt und bewundert auch das «Lied von der Glocke» ist, so wenig scheint man bisjetzt in die Tiefen seiner Gedanken eingedrungen zu sein. Darum" hat Günther erscheinen lassen:

18. Friedrich von Schiller's Lied von der Glocke ausgelegt von Friedrich Joachim Günther. — A. u. d. T.: Deutsche Classiker in ihren Meisterwerken dargestellt. Erster Band. Elberfeld, Friderichs. 1853. 8. 1 Thlr.

Wenn dieses Buch gar nicht existirte und es würde irgend Jemandem gesagt, das „Lied von der Glocke" solle auf 399 gedruckten Octavseiten ausgelegt werden, so würde er das entweder für eine einfache Aufschneiderei oder für eine der grenzenlosesten Abgeschmacktheiten halten. Und dennoch ist es wirklich geschehen! Die Auslegung heimischer Dichtwerke ist eine Erfindung der letzten Decennien, und bei aller Verdienstlichkeit hat sie doch auch schon manches thörichte Machwerk hervorgerufen. Hätte Günther seine Auslegung auf den zehnten Theil ihres Umfangs beschränkt, so könnte sie als eine wohlgelungene Satire auf die Mängel dieses Literaturzweigs gelten; da dies aber sowol die Vorrede als jener maßlose Umfang verbieten, so kann man in dem Buche nur einen äußersten Gipfel von Verkehrtheit erblicken. Wollte

man Jemandem das „Lied von der Glocke" recht gründlich verleiden, so brauchte man ihm nur Günther's Auslegung in wohlabgemessenen Portionen beizubringen. Um die wirklich grenzenlose Abgeschmacktheit derselben zu belegen, begnüge ich mich mit Mittheilung einer einzigen Stelle. Die Worte: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken", haben S. 346 folgenden Commentar auf dem Gewissen:

Eine andere viel größere Schwierigkeit macht die Erklärung dieses Verses. Die Naturgeschichte nämlich erzählt uns von dem Löwen gerade das Gegentheil, daß er, aus dem Schlafe geweckt, alle Besonnenheit verliert und eilig flieht, daß darauf die Buschhottentotten ihre Jagd berechnen, nämlich ihn im Schlafe mit einem giftigen Pfeile anschießen, seiner Spur folgen und ihn nach einigen Stunden sicher todt finden. Danach wäre es also gerade nicht gefährlich, den Leu zu wecken. Ob der Dichter diese Eigenthümlichkeit des Löwen nicht gekannt hat? Das wäre möglich und auch kein großes Unglück. Was gemeint ist, weiß doch Jeder. Allein mit einiger Künstlichkeit kann man noch einen andern Sinn herauslesen. Der Löwe läßt sich zähmen, so sehr, daß man kaum noch ein reißendes Thier an ihm zu haben glaubt. Sowie aber plötzlich die Löwennatur, also der eigentliche Löwe, in ihm geweckt wird, etwa durch einen unbedachtsamen Scherz, namentlich beim Fressen, gestaltet er sich schnell in ein furchtbares Ungeheuer um. Dies angenommen hieße es denn hier: die Löwennatur in dem Löwen wecken. Indessen, wie gesagt, ist diese Erklärung etwas künstlich und lieber ein kleines naturgeschichtliches Versehen anzunehmen.

Welch entsetzlich breites und langweiliges Geschwätz! Ich möchte wol wissen, ob Lichtenstein, der die Löwen aus persönlichem Umgange etwas genauer kennen soll als Günther, sich auch schon viele graue Haare über Schiller's naturgeschichtswidrigen Vers hat wachsen lassen und seine Zuflucht zu „etwas künstlichen" Auslegungen hat nehmen müssen. Abgesehen von diesen Abgeschmacktheiten, von denen fast jede Seite wimmelt, muß sich das arme „Lied von der Glocke" dazu hergeben, den Anlaß zu geben zu Günther's Schutzreden für kirchlichen und staatlichen Absolutismus, welche so hingestellt werden, als werde damit des Freiheitsdichters eigenste Ansicht ausgesprochen. Allerdings hat es sich Günther sehr leicht gemacht, als er, um Schiller specifisch christliche Tendenzen unterzuschieben, gerade das „Lied von der Glocke" wählte; denn vergleichen wir dasselbe mit dem so nahe verwandten „Spaziergang", so liegt es auf flacher Hand, daß dieser durchweg auf antik-hellenischer, also heidnischer Anschauungsweise beruht, jenes aber, da ein Handwerksmeister redend eingeführt ist, sich durchweg im deutsch bürgerlichen Gedankenkreise bewegt; deshalb, und wol nur deshalb, mithin folgeweise, waltet hier die christliche Auffassung aller Lebensverhältnisse entschieden vor, und dies gibt zwar einen ausreichenden Beweis dafür ab, wenn ein solcher überhaupt nöthig, daß Schiller den christlichen Lebensformen nicht feindselig gesinnt war, aber weder bekundet es, mit andern sehr abweichenden Gedichten zusammengehalten, eine bestimmte Vorliebe für die christliche Weltanschauung, und noch weit weniger ist irgendwo auch nur die leiseste Hindeutung auf ein kirchliches Dogma als solches zu finden. Und so ist denn das Resultat, daß Günther's Buch in tendenziöser Beziehung gerade so jämmerlich misrathen ist wie in ästhetischer. Da von den verheißenen weitern Bänden, auf die es Günther ursprünglich abgesehen hatte, meines Wissens bisjetzt keiner erschienen ist, so hoffe ich, daß die Aufnahme des vorliegenden den Verfasser oder wenigstens den Verleger davon überzeugt hat, daß mit diesem schon zu viel („des Guten" kann man nicht sagen) geschehen ist.

Auch diesmal überzeugt mich ein Rückblick auf die angezeigten Schriften, daß gründliche Monographien von wirklich wissenschaftlicher Haltung Das sind, was unserer Literaturgeschichte zuvörderst noththut; zugleich aber auch, daß es nicht an tüchtigen Kräften fehlt, die diesem Bedürfniß erfolgreich abzuhelfen bemüht sind. Möge die Freude an solcher Arbeit auch fortan nicht unter uns aussterben! **W. A. Passow.**

Ein socialistischer Salonroman.

Der neue Kreuzritter. Roman von Luise von Gall. Berlin, A. Duncker. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man sollte viel strenger, als es gemeinhin geschieht, den Werth novellistischer Arbeiten je nach den Ansprüchen beurtheilen, die sie selbst vor uns erheben. „Was will und was gibt der Verfasser?" Diese Frage sollte uns stets den Maßstab zur Würdigung eines Buchs dieser Art in die Hand geben. Ist ein Roman nur geschrieben, um einigen Witwen oder alten Jungfrauen die Langeweile einsamer Winterabende zu vertreiben, oder macht er den Anspruch, ein philosophischer Roman mit ethischen Grundlagen, ein Charaktergemälde, ein Sittenspiegel zu sein? Das macht einen großen Unterschied in seiner Beurtheilung. Im ersten Fall z. B. würden wir hier aussprechen, die Verfasserin habe ein recht gutes Buch geschrieben; im zweiten Fall müssen wir dieselbe Arbeit als leicht, anbrüchig und verfehlt bezeichnen, trotz der saubern Ausstattung und trotzdem daß wir gelesen haben, die Verfasserin sei eine talentvolle Erzählerin. Was soll es auch heißen, wenn eine „Dame von Stande" die Lösung der „socialen Frage" oder das Mysterium vom „hungernden Proletariat" in ihre Hand nimmt; eine Frage, zu deren Beantwortung es nicht blos des mannichfachsten und positivsten Wissens, sondern auch der gründlichsten Kenntniß des Lebens in allen Schichten als ersten Requisits bedarf; wenn sie diese Frage im Stil eines Salonromans zu entwickeln und mit irgend einem Theatercoup, wie hier geschieht, abzuthun unternimmt? Es ist dies nicht minder widersinnig, als wenn sie oder ihr Recensent die Zweifel Laplace's in der „Mechanik des Himmels" in einem abendlichen Theecirkel zu lösen versprächen.

Was will die Verfasserin? Will sie, wie offenbar ihre Absicht ist, Talent entwickeln, mit überlegener Einsicht Prunk treiben, will sie, mit Einem Worte, lehren und Irrthümer berichtigen, nun so lerne sie erst die Tiefen ihrer dreist angegriffenen Stoffe kennen, oder besser, sie wage sich nicht an Stoffe, von deren Tiefe und Tragweite sie gar keine Ahnung hat. Recensent ist fürwahr kein Verächter von Frauenromanen, vielmehr flößen Arbeiten wie die der Bremer oder wie beispielsweise das Tagebuch „Aus dem Leben eines Glücklichen" ihm den größten Respect ein, weil er sich klar bewußt ist, daß und warum kein Mann so zu schreiben vermöchte; allein ein Frauenroman, der seine Sphäre verläßt, wird vor seinen Augen nur dann Gnade finden, wenn er ohne jeden Anspruch auf männliche Logik und männliches Wissen auftritt. Was gibt den schriftstellernden Damen in England und Frankreich Gewicht und Einfluß? Der Umstand, daß sie sich streng an die unmittelbare Erscheinung in der Gesellschaft halten, empfinden,

aber niemals deduciren. Hier soll der Gedanke voranstehen, und wir treffen nun weder auf Bilder noch auf Gedanken, weder auf einen glücklich ersonnenen Plan noch auf neue Charaktere, weder auf Einsicht noch auf Gemüth. Wunderlichkeiten dagegen sind in Menge vorhanden und sittliche oder auch physische Unmöglichkeiten fehlen nirgends; mit Consequenz durchgeführt aber ist nur ein Nebencharakter.

Was halten unsere Leser von folgendem Plan? Ein junger Mann, natürlich ein unermeßlich reicher Kurländer, den wir in Frankfurt a. M. als den desperatesten glacéhandschuhnen Dandy in seltsamer Gesellschaft mit einem wiener Hochstapler und einem mit Whims gehörig ausgestatteten Engländer kennen lernen, gedankenlos, nichtsthuend, zeigt sich uns plötzlich als der tiefsinnigste Schwärmer für Menschenwohl, der je über der „socialen Frage" gebrütet hat. Zugleich aber liebt er Gräfin Dina, die Witwe eines englischen Krösus, was mit seiner Begeisterung für das Proletariat einigermaßen schwierig zu vereinigen ist. Nichtsdestoweniger sucht er die Geliebte seiner Seele für seine Grübeleien zu erwärmen, trifft aber hier nur Selbstsucht und Gedankenlosigkeit an. Obwol die Liebe gegenseitig ist, trennen sich doch die Personen nach einigen höchst komischen Versuchen gemeinsamer werkthätiger Wohlthätigkeit. Dina durchirrt im Liebesgram die halbe Welt, während unser Kreuzritter, Baron Felix Walram (denn das ist der Kurländer), erst bei den Gesandten der Großmächte in Frankfurt, dann selbst bei Sr. Heiligkeit dem Papst in Rom seine schülerhafte Weisheit, die das Problem entdeckt zu haben meint, anbringt und hier diplomatisch-fein, dort einfältig-gutmüthig abgewiesen wird. Sehen wir, wie es ihm bei Sr. Heiligkeit Pio Nono ergeht, nachdem er bei den Gesandtschaften der „drei" Großmächte in Frankfurt — denn die Verfasserin rechnet mit Herrn von der Pfordten drei — bei dem General, dem Geheimerath, dem Freiherrn nach beliebter Manier, durchsichtige Persönlichkeiten, die ihre Mächte ganz bezeichnend repräsentiren, mit schönen Worten abgefunden ist. Der arme Walram will ja nur das Unschuldigste: er verlangt weiter nichts als eine Art von Heiliger Allianz, in der die Fürsten erklären, es sei ihr ernster Wille, daß die Armuth abgeschafft werde. Mit dieser Erklärung, meint die Verfasserin echt frauenhaft, würde das Proletariat sofort von der Erde verschwinden und überall Milch und Honig in Strömen fließen. Es ist eine schöne Sache um den Wahn, aber unerklärlich bleibt uns doch, wie Geister von einer gewissen Bildung, wie unsere Verfasserin, sich nicht sagen können, daß die Vorsehung, wenn sie die Existenz der Noth auf Erden nicht gewollt hätte, sie auch nicht geschaffen haben würde; daß diese Noth zu ihren weltordnenden Gesetzen gehört und daß davon unserer Zeit nur so viel angehört, daß wir in unserer eingebildeten Selbstschöpferweisheit sie ausrotten zu können meinen. Unsere Verfasserin sieht überall und in allen Schichten der Gesellschaft, die keine Glacéhandschuhe verbrauchen, nichts als Elend, Jammer und herzbrechende Noth! Die treffliche Frau muß wol nie in ihrem Leben einen berliner, pariser oder wiener Sonntag, eine lustige Bauernhochzeit oder auch nur eine Heuernte gesehen haben oder sonst Zeuge der Lust gewesen sein, welche Ruhe und Genuß bei gesundem Leibe nach schwerer Arbeit zu gewähren pflegen. *)

Doch wir wollten ja zeigen, wie Pius IX. den Schwärmer Walram abfertigt. Die Scene diene zugleich als eine Probe der Zeichnung und Darstellungsweise dieses Romans. „Als die hohe schwere Thür sich in ihren Angeln bewegte, erblickte er in einem kleinen Gemach Pio Nono, das Antlitz ihm zugewendet, an einem bis zur Erde mit Fächern ausgefüllten Schreibtische sitzend, sodaß Felix nur den Oberkörper des Papstes gewahren konnte und ihm die Verlegenheit erspart wurde, den Pantoffel zu küssen, der ihm verborgen blieb.... Der klare, helle Eindruck dieses Kopfes mit den schönen blauen Augen, der nordisch weißen Haut und dem dichten hellgrauen Haupthaar, die Züge durchsichtig wie Wachs — der Anzug ganz weiß, ein wollenes bis auf die Füße wallendes Gewand mit rundem Kragen und ein kleines ebenfalls weißes Käppchen — so saß Pius wie verklärt da. «Was wünschen Sie, mein Sohn?» fragte er mit jener Stimme, deren Wohlklang einst alle Herzen an sich riß. «Nichts für mich, Heiliger Vater. Ich komme im Namen der gesammten Menschheit zu dem sichtbaren Oberhaupt eines Theils derselben. Ich bin Protestant, und Ew. Heiligkeit ist meine letzte Zuflucht auf Erden.» «So reden Sie», sagte sich zurücklehnend der Papst. Felix begann sein Herz auszuschütten. Er schilderte mit heißen Farben die traurigen Verhältnisse der Gegenwart, welche die Last des Bedrückten schwerer, die Noth des Dürftigen größer, das Elend des Armen unerträglicher machen; er schilderte diesen Thatsachen gegenüber die eiserne Härte des Weltlaufs. «Das Elend auf Erden ist grenzenlos» (?), schloß er. «Hunger und Kummer bei einer Arbeit, die unablässiger Pein gleichkommt (?), sind das einzige Erbtheil der arbeitenden Classen. O rufen Sie, Heiliger Vater, die katholischen Fürsten der Erde auf, sich ihrer Armen anzunehmen. Es ist ja des geistlichen Vaters der Menschheit Pflicht. In Frankreich, in England fängt die Regierung an, ihre Verpflichtung einzusehen; in Deutschland denkt Niemand an die Arbeiter (!). Unsere Regierungen geben sich ja alle als die Väter, die Vormünder, die Herren der Völker — nun, so mögen sie als Väter, als Vormünder auch für ihre Kinder und Mündel sorgen.» Pius erhob den Finger mit schmerzlichem Lächeln, ohne zu sprechen. «Ich bin kein politischer Reformator», fuhr Felix fort, «dahin ging nie mein Streben....» «Aber Deutschland wird mir ja als ein wohlhabendes Land geschildert. Also auch dort?» sagte Pius. «Auch dort, Heiliger Vater, herrscht das Elend.» «Aber was kann ich thun, mein junger Freund?» fragte nach einer Pause, melancholisch mit der Hand die Augen drückend, der Hohepriester. «An den Kaiser, die Könige, die Fürsten Gesandte schicken, sie auffodern lassen, nur den entschiedenen Willen zu fassen, der Armuth einen Damm entgegenzusetzen.» «Einen Damm — das ist leicht ausgesprochen. Wie — auf welche Weise denken Sie sich das?» «Eines der Hauptmittel — Verminderung der Heere —» «Aber die Revolution?» — Der genügt ein einziges europäisches Heer, wie wir deren vielleicht zehn besitzen (?) — Wir besitzen in Europa beinahe drei Millionen Soldaten — sollte nicht eine genügen?» «Und was denken Sie noch?» fragte Pius. «An eine ganz andere Ausbeutung des Staatseigenthums, um gesunde, billige Wohnungen, wohlfeile Kost, Fürsorge für Kranke, Kinder u. s. w. beschaffen zu können.» «Das ist Alles recht schön», sagte sanft der Kirchenfürst. «Aber glauben Sie denn, auf meine Auffoderung würden alle diese Herrlichkeiten aus dem Boden erstehen? Ich habe kein Glück, was Reformen betrifft — wenden Sie sich an einen Glücklichern, junger Mann! Ich beneide den Fürsten, dem es gestattet ist, zum materiellen Segen seines Volks zu wirken — mir sind die Hände gebunden, ich kann nichts für Sie thun. Es ist Gottes Wille. Er hat mir und meinen Brüdern eine andere Mission gegeben. Die Dürftigkeit der Reichen, die Armuth der Mächtigen, die Gottentfremdung die-

*) Die Erholungen, welche sich die Volksclassen in unsern großen Städten, in Paris wie in Berlin, in London wie in Hamburg, auf wüsten Tanzböden und in geschmückten Liqueurtempeln zu gönnen pflegen, stellen wol kein ideales Bild von Volkslust dar, auf das man sich im Sinne des Kritikers berufen könnte. Wenn man ferner unserm Mitarbeiter allerdings zugeben darf, daß die Noth zu den weltordnenden Gesetzen der Vorsehung gehöre, so hat es auch ebenso sehr von jeher zu diesen weltordnenden Gesetzen gehört, daß man diese Noth, je nach den vorhandenen Mitteln, möglichst zu lindern und dadurch für die Civilisation und die Ordnung möglichst unschädlich zu machen suchte. In das Wesen und die Gesetze der Menschenliebe und Barmherzigkeit gewähren freilich die Schriften des Neuen Testaments immer noch eine tiefere Einsicht als alle socialistischen Schriften und Romane neuerer Zeit. D. Red.

der ganzen Zeit — die ist es, die meine Sorge bildet, die dringendere, furchtbarere Mahnungen für mich hat als die Noth des Leibes.» Und er erhob sich; Felix war verabschiedet. Als er sich tief verbeugte, streckte Pius wie segnend die Hand gegen den Häretiker aus. War es alte Gewohnheit, oder hielt er diesen jungen Ketzer wirklich seines apostolischen Segens werth?"

Wir haben hiermit eine der besten Scenen des Romans gegeben. Die erfahrenen Zurückweisungen bringen unsern Kreuzritter halb und halb zur Einsicht, daß die Sache doch wol nicht so leicht sein mag, als er gewähnt; er fängt an zu erkennen, daß Dina mit ihrem Axiom der Selbstliebe nicht ganz Unrecht und daß wir allerdings zuerst ein „Jeder für sich selbst" zu sorgen haben, die Schäden der Welt aber billig einem höhern Ordner überlassen können. Andererseits empfindet Dina das Glück, das in unserer Sorge für Andere liegt, und nähert sich so dem Verständniß der Schwärmereien ihres Geliebten. Sie treffen in der That abermals zusammen, allein um sich wieder abzustoßen, da sie zum vollen gegenseitigen Verständniß noch nicht reif sind. Nach langen Wanderungen durch Italien, Frankreich und Spanien hat Dina endlich eine ganz kleine Insel im Mittelmeer gekauft (!) und sich hier ein kleines Paradies geschaffen. In diesem Asyl überrascht sie Felix. „Wir verstehen uns abermals nicht", sagt ihm Dina mit traurigem Ernst. „Wir haben die Rollen getauscht. Früher waren Sie ein Schwärmer, ich ein Weltkind; jetzt bin ich die einsame Schwärmerin — und Sie..." „Ein Unglücklicher", sagte Felix und erhob sich. Und hierauf folgt denn die Erklärung, daß man sich ja immer geliebt habe und ohneeinander nicht leben könne, worauf die Geschichte mit der trostlosesten aller Maximen, mit dem Satze schließt: „Lerne begreifen, Geliebter: du sollst ein Egoist sein!" Es sollte besser heißen: „Erkenne, daß Arbeit ein Segen ist."

Wir gestehen, daß wir nach allem Widersinn dieser unmöglichen Erfindung doch geglaubt hätten, die Verfasserin würde zu einer vermittelnden Grundansicht, etwa zu dem Kant'schen Moralprincip oder zu sonst einer in der Mitte liegenden Wahrheit gelangen; ein Extrem, das Dina's falsche Philosophie auf den Thron der Weltordnung setzte, haben wir nicht erwartet. Bei alledem ist nicht zu verkennen, daß dem Plane dieser Geschichte eine gewisse tüchtige Kraft beiwohnt, die das ganze verwickelte Gedankenbild mit der mächtigen Fessel einer Idee zusammenhält; schade nur, daß diese Idee eine krankhafte und falsche und daß die Charaktere wenig geeignet sind, sie zu tragen und zu unserm Verständniß zu vermitteln. Man sieht hier, wie sehr es erstes Bedürfniß jedes Kunsterzeugnisses ist, sich auf die Wahrheit einer Idee zu stützen, wenn nicht der ganze Bau in Nichts zusammenstürzen soll. Es ist nun wahr, daß die Selbstliebe bei der Erhaltung des Menschengeschlechts eine Hauptrolle spielt, allein es ist nicht wahr, daß das oberste Gesetz der Weltordnung die Selbstsucht sei. Das oberste Gesetz ist vielmehr die Liebe und das erste praktische Bedürfniß des Lebens die Arbeit.

Jenen beiden Charakteren, an denen sich die unmögliche Fabel abspinnt, steht eine reiche Auswahl anderer zur Seite, die sich zu jenen wie die Prosa zur Poesie oder wie die Lebenswirklichkeit zur Idee des Lebens verhalten. Hier nun hat die Verfasserin manchen bessern Fund gethan, und können wir ihre leichtfertige, grundsatzlose und darum unsittliche wiener Schauspielerin Lori, die zuletzt den eine Musterfrau suchenden Engländer entführt, auch nicht durchweg loben, so ist doch der ehrliche Paul — ein Gegenbild Walram's, wie Lori ein Gegenbild Dina's ist — eine recht gelungene Zeichnung. Nicht minder ist die pariser Familie Couture annehmbar und Dina's Pflegekind, Marie, ist eine liebliche Erscheinung, wogegen wieder Huber, der wiener Schwindler, völlig mislungen erscheinen muß.

Nach allem Diesem haben wir gegen dies Buch als Hauptanklage zu erheben, daß es einen Stoff, der sich zu einer humoristischen, zu ironischer Behandlung vorzüglich eignete, mit traurigem Ernst und geringer Sachkenntniß behandelt, Umstände, die uns ein Recht geben, die Verfasserin vor unverstandenen Materien oder überhaupt vor dem „philosophischen Roman" zu warnen, dessen Aufgabe über ihre Kräfte geht, solange sie nicht bessere Lebensstudien als bisher gemacht hat. Dagegen aber ist gar nicht zu leugnen, daß sie die im Grundwesen ihres Buchs beruhende Schwäche desselben so glücklich durch eine reiche Erfindung, durch die Raschheit einer anziehenden Scenenfolge, durch gewandte Verknüpfung zu einer Erzählung, die uns zum Nachdenken wenig Zeit übrigläßt, verbirgt, daß man sich wohl über den Werth des Ganzen täuschen und am Schluß ein lebendiges Gemälde aus dem Leben angeschaut zu haben glauben kann. So, wie die Verfasserin jetzt vor uns dasteht, ist jedoch mehr Routine als poetisches Talent oder wahre Kunstbegabung in ihrer Arbeit erkennbar und wir können nur wiederholen, daß wir ihr die Wahl ihrer Stoffe aus einer andern Sphäre — aus der des Gemüths und des Herzens — bestens empfehlen müssen. *) 2.

Vom östreichischen Parnaß.

Man muß sagen, daß die östreichischen Dichter noch von einem Geiste des Patriotismus beseelt sind, welcher den Dichtern der andern deutschen Stämme gar sehr verleidet zu sein scheint. Mit der Oppositionslyrik ist auch die officielle, jene dynastische Lyrik, welche man von gewissen Seiten gern zur eigentlichen oder ausschließlichen patriotischen Lyrik stempeln möchte, fast aller Orten zu Grabe getragen. In Oestreich braucht der Entrepreneur eines patriotischen Albums nur zu pfeifen, um alle lyrischen Vögel Oestreichs in sein Netz zu locken, selbst solche, welche nicht in deutscher Sprache zirpen und die vielleicht weniger Grund hätten, in das deutsch-östreichische Concert mit einzustimmen. Das zeugt wenigstens von einer trefflichen Disciplin der kaiserlich-königlichen Lyriker. Ein Beweis davon ist ein uns vorliegender, überaus stattlicher, typographisch sehr schön ausgestatteter Band:

Oestreichisches Frühlingsalbum 1854. Herausgegeben von Heliodor Truska. Wien, Braumüller. 1854. Gr. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Noch niemals ist wol ein Musenalmanach in so prachtvollem Gewande aufgetreten, und es ist um gleich ein östreichischer Dichter zu werden, wenn man sich vorstellt, wie behaglich sich seine eigenen Gedichte auf solchem Velin lesen lassen müssen. Veranlassung zur Entreprise war die Vermählung des regierenden Kaisers mit der bairischen Prinzessin Elisabeth, deren beider wohlgerathenes, plastisch ausgeführtes und in der Kunstanstalt von Engel guillochirtes Medaillonbildniß als Titelkupfer dem Buche vorangestellt ist. Das Buch, im eigentlichen Sinne ein Festbuch, besteht aus zwei Abtheilungen, aus einer Partie Huldigungsgedichten und einer Art Musenalmanach. In jenen sind alle Hauptsprachen und Hauptdialekte, die in dem weiten Umfange der östreichischen Monarchie gesprochen werden, vertreten, und zwar befinden sich darunter: Gedichte in deutscher, polnischer, italienischer und kroatischer Sprache je vier, in magyarischer und ruthenischer Sprache je drei, in serbischer und slowenischer Sprache je zwei, in romanischer, neugriechischer und armenischer Sprache je eins, in

*) Unser verehrter Mitarbeiter hatte schon weiter oben der Verfasserin Mangel an Gemüth vorgeworfen. Eher könnte man vielleicht sagen, daß die Gebrechen des Romans aus einer Verirrung des Gemüths hervorgegangen seien. Wäre es übrigens der Verfasserin gelungen, ihr Buch seiner Anlage entsprechend bis zu Ende so durchzuführen, wie es etwa bis zur Mitte durchgeführt ist, so möchte das Urtheil des Kritikers minder herb ausgefallen sein. Der Sache nach freilich bleibt es sich ziemlich gleich, ob man sofort bei Beginn einer Fahrt oder erst bei ihrem Ende Schiffbruch leidet.

D. Red.

böhmischer Sprache acht. In Böhmen ist mithin der lyrische Huldigungseifer der verhältnißmäßig stärkste gewesen. Der daran sich anschließende Musenalmanach enthält nur Gedichte deutscher Mundart und man begegnet darunter den gefeiertsten östreichischen Namen. Der Reinertrag des Werks ist zur Unterstützung der Witwen und Waisen der k. k. Offiziere des gesammten östreichischen Heeres, der Gendarmerie und der Marine bestimmt. Ich fühle mich dem poetischen Inhalte des Buchs gegenüber als Kritiker umsomehr entwaffnet, da der Herausgeber in einem beigegebenen Programm bemerkt, daß es ursprünglich seine Absicht gewesen, die Hälfte des Reinertrags der Gründung eines Fonds für hülfsbedürftige und ohne Verschulden herabgekommene Schriftsteller zuzuweisen. Es sei dies seit langem ein Lieblingsgedanke von ihm, dessen Realisirung jedoch nur in eine Zeit wahrer Friedenslage fallen könne. Meine Collegen werden sich erinnern, daß ich selbst für eine solche Stiftung wiederholt öffentlich das Wort geführt und auch bei der Stiftung des Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Autoren in Leipzig zunächst betheiligt gewesen.

Ein zweites lyrisches Product des östreichischen Patriotismus ist eine Gedichtsammlung:

Liederkranz auf Oestreichs neueste Heldenzeit von **Karl Hugo Rößler**. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Hübner. 1854. 16. 12 Ngr.

Der Verfasser besingt darin den Kaiser, den greisen Radetzky, Jellachich, Haynau (für dessen Beschimpfung in London er „sicher einst den Tag der Rechenschaft und den Rächer kommen sieht"), Heß und Schönhals, Schwarzenberg, Windischgrätz, Schlik, Clam-Gallas, Latour und Lamberg, Hentzi und Alnoch, Kopal und die Seinen, O'Donnell u. s. w. Der östreichische Patriotismus ist in seiner jetzigen Form ein specifisch soldatisch-dynastischer und stammt hauptsächlich von den glorreichen Tagen von Custozza und Sommacampagna, Mortara und Novara, Szegedin und Temeswar her. In dieser Hinsicht war mir ein im „Oestreichischen Frühlingsalbum" enthaltenes Gedicht Grillparzer's merkwürdig, worin der Dichter über alle Stände sein Anathema verhängt und von der allgemeinen Verderbniß nur den Soldatenstand ausnimmt:

> Uns hat der Sturm geschüttelt letztes Jahr
> Und abgestreift die Blüten und die Früchte,
> An denen nichts als unser Dünkel wahr,
> Nach kurzer Frist, so ging der Baum zunichte.
>
> Allein die Wurzel hielt. Was Worte leer
> Geraubt den weisheitstrunk'nen andern Ständen,
> Das hielt ein einz'ger fest. Es war das Heer,
> Im Herzen treu und stark in seinen Händen.

Der Dichter scheint den Umfang und die Tiefe der in diesen Strophen aufgedeckten Wunde aller europäischen Continentalstaaten gar nicht zu ahnen. **H. M.**

Die Universität in Athen.

Aus dem Rechenschaftsberichte, welchen der Rector der Universität in Athen während des Jahres 1852 auf 1853, der Professor Perikles Argyropulos, bei Gelegenheit des Rectoratswechsels am 20. September 1853 über die Angelegenheiten und über das Vermögen, sowie über die sonstigen Verhältnisse der gedachten Universität erstattete, entlehnen wir hier über letztere Folgendes. Nachdem es bis zum Ausbruche der griechischen Revolution im Jahre 1821 nur wenige ausgezeichnetere Unterrichtsanstalten in den Ländern der Türkei, theils in Europa, theils in Kleinasien, z. B. auf der Insel Chios, in Kydoniae, Konstantinopel, Bukarest, Joannina u. s. w., zur Bildung der griechischen Jugend gegeben hatte, an deren Stelle alsbald nach Beendigung der Revolution die Unterrichtsanstalten im freigewordenen Griechenland traten, deren Errichtung und Pflege der Präsident Kapodistrias sich nach Kräften angelegen sein ließ, war es nach Gründung des Königreichs Griechenland eine der ersten Sorgen der deutschen Regentschaft daselbst, die Universität in Athen zu errichten, welche „das große Werk der sittlichen und geistigen Bildung der Griechen im Sinne der nationalen Einheit und Wiedergeburt weiterführen sollte".

Die Eröffnung der Universität in Athen erfolgte im Mai 1837, glücklicherweise mehr nach deutschem als nach französischem Muster.*) In ihrem zweiten Jahre zählte sie nur 52 Studenten, 1841 schon 159 und 1844 252, eine Zahl, die von 1846 an sich jährlich vermehrte und 1853 bis auf 590 sich erhöhte, sodaß in diesem letzten Jahre die Universität Athen mehr Studenten zählte als von deutschen Universitäten z. B. Erlangen, Freiburg, Jena, Königsberg und Greifswald; dagegen fast ebenso viel wie Halle und nicht bedeutend weniger als Göttingen und Heidelberg. Von diesen 590 Studenten waren 309 Ausländer, 281 aber aus dem freien Griechenland, und unter ihnen waren außer den Schülern der mit der Universität verbundenen pharmaceutischen Schule 17 Theologen, 88 Philosophen und Philologen, 147 Juristen und 305 Aerzte. Im Jahre 1853 wurden in der juristischen Facultät 12 und in der medicinischen 13 zu Doctoren, dagegen in der philosophischen Facultät Ein Doctor creirt, während in der pharmaceutischen Schule sechs Studirende das Diplom als Pharmaceuten erhielten. 34 Studirende waren im Jahre 1853 auf die Universitäten Europas gegangen, um dort ihre Studien zu vollenden. An Docenten (Professoren, ordentlichen, außerordentlichen und Honorarprofessoren, sowie Privatdocenten) hatte die Universität zu Athen, wie wir hier aus dem Lectionsverzeichnisse für das Winterhalbjahr 1853 auf 1854 entlehnen, 41, nämlich 3 in der theologischen, 10 in der juristischen, 10 in der medicinischen und 18 in der philosophischen Facultät. Was das Vermögen der Universität anlangt, so besitzt dieselbe bereits Manches an liegenden Gründen, was ihr von Griechen durch Testamente vermacht worden ist, sowie an nicht unbedeutenden Legaten in baarem Gelde, und fortwährend kommen ihr dergleichen Vermächtnisse und sonstige Geschenke von Griechen zu.

Unter den vorzüglichen Wohlthätern des Panhellenion überhaupt und der Universität Athen insbesondere glänzt der Name Jonidis wie ein helleuchtender Stern. Der im Eingang genannte Professor Argyropulos sagt hierüber Folgendes. „Die für das Schöne und Gute begeisterte Familie der Jonidis verlor im vergangenen Winter ihr ehrwürdiges Oberhaupt. Der edle Greis, der im Besitze eines durch den Handel erworbenen großen Vermögens sich befand, hatte seit längerer Zeit den Entschluß gefaßt, einen Theil dieses Vermögens zur sittlichen und geistigen Bildung des griechischen Volks zu verwenden, und er verschrieb zu diesem Zwecke in seinen Handelsbüchern ein besonderes Capital, nach dem rühmlichen Beispiele der Kaplanis, Zosimas und Risaris, welche, selbst ohne wissenschaftliche Bildung, aber wohl wissend, daß ein Volk nur durch Bekämpfung der Unwissenheit sich wieder erheben könne, das Geschlecht der Griechen an ihren Reichthümern theilnehmen ließen, die sie selbst nach und nach mühsam erworben hatten. Von jenem Capitale schenkte die Familie der Jonidis gegen 40,000 Drachmen zum Aufbau der beiden Flügel des Universitätsgebäudes; außerdem machte sie sich anheischig, auf zwölf Jahre alljährlich 3000 Drachmen zum Unterhalte von sechs Stipendiaten (ὑπότροφοι) herzugeben, und bedachte zugleich die Universitätsbibliothek mit einem ansehnlichen Geschenke zum Ankauf von Büchern."

Das vorhandene baare Vermögen der Universität betrug am 1. September 1852**) 42,791 Drachmen und 66 Lepta, wozu im Laufe des Jahres bis 1. September 1853 an Erbschaften, Legaten,

---

*) Ueber die organischen Einrichtungen derselben, sowie über das Einzelne ihrer Geschichte der ersten Jahre sehe man: Brandis, „Mittheilungen über Griechenland", III, 41 fg.

**) Die Ferien an der Universität in Athen beginnen den 15. Juni und dauern bis zum 1. September. Aus diesem Grunde wird dort das Studienjahr vom 1. September an gerechnet.

Zinsen, sonstigen Geschenken und durch Erlös auf verschiedene Weise annoch eine Summe von 15,589 Drachmen und 33 Lepta kam, sodaß nach Abrechnung der Ausgaben während des Studienjahres von 1852 auf 1853 am 1. September 1853 ein baarer Kassenbestand von 42,811 Drachmen und 99 Lepta vorhanden war. Mit der Universität sind verschiedene wissenschaftliche Anstalten verbunden, wie das Seminar, die Sternwarte, das Krankenhaus, der neu angelegte botanische Garten, die Bibliothek, das Museum und mehre andere Sammlungen. Im Seminar wurden während des Studienjahres 1852/53 unter der Leitung der Professoren Asopios und Kumanudis gegen 40 Studirende in Fertigung griechischer und lateinischer Aufsätze und in der Erklärung der alten Schriftsteller unterwiesen.

Das Krankenhaus, welches seine Entstehung zum größten Theil freiwilligen Gaben verdankt, ist seinem Grundcharakter nach eine städtische Anstalt, aber dieselbe hängt insofern mit der Universität zusammen, als durch Professoren der letztern in dem Krankenhause die medicinische Klinik gehalten wird. Wird auch a. a. O. anerkannt, daß im Laufe der Jahre es an verschiedenen Verbesserungen des Krankenhauses nicht gefehlt hat, so wird doch besonders ein System der Poliklinik, wie es in manchen Städten Deutschlands vorhanden sei, namentlich nach Art des Krankenhauses in Halle schmerzlich vermißt. Die Universitätsbibliothek erhielt im Jahre 1852/53 einen Zuwachs von mehr als 5000 Bänden als Geschenk von verschiedenen Seiten. Unter den Schenkgebern sind besonders zu nennen der Kaiser der Franzosen, die Könige von Preußen und der Belgier, der französische Gesandte in Athen, Baron Rouen, und der englische Gesandte Wyse, die Universitäten von Oxford und Dublin, die Asiatische Gesellschaft in London, die Geographische Gesellschaft in Bombay, die Akademien in Wien, Berlin, Dorpat, München, Neapel, Bologna und Washington. Auch an Büchern hatte die Bibliothek von Seite einzelner Griechen nicht unbedeutende Erbschaften und sonstige Geschenke erhalten.

An Feierlichkeiten beging die Universität in Athen besonders die Feier ihrer Gründung (30. Mai) und außerdem wurde am 25. März, dem griechischen Nationalfesttage (indem am 25. März 1821 der Aufstand im Peloponnes ausbrach und von diesem Tage das Fest der griechischen Wiedergeburt datirt), der Richterspruch in dem poetischen Wettkampfe feierlich verkündigt. Bekanntlich hat nämlich vor einigen Jahren ein reicher griechischer Kaufmann in Triest, Ambrosios Rallis, zu einem poetischen Wettkampfe, welcher alljährlich stattfinden soll, 1000 Drachmen für das beste Gedicht in reiner griechischer Sprache in jedem Jahre ausgesetzt und zugleich bestimmt, daß eine aus Professoren der Universität bestehende Commission unter dem Vorsitze des jeweiligen Rectors das Richteramt über die eingegangenen Preisarbeiten übernehmen solle. „Die Sache", sagte a. a. O. der im Eingang erwähnte Rector der Universitat Athen, „war in Griechenland neu und lobenswerth", indeß setzte er hinzu, daß, wenn er selbst veranlaßt wäre, in Betreff eines ähnlichen, auf das Wohl des Volks abzweckenden Wettkampfs einen Rath zu ertheilen, er das Streben Anderer vielmehr auf reellere und praktische Gegenstände zu richten und z. B. einen Preis auf Verabfassung von Lehrbüchern, an denen man in Griechenland schmerzlich Mangel leide, oder auf gründliche Untersuchung einzelner Epochen der griechischen Geschichte, die noch unbekannt seien und deren Erforschung zur Vervollständigung der Kenntnisse von der nationalen Existenz nöthig sei*), auszusetzen bemüht sein würde. „Denn wir sind der Meinung", fuhr er fort, „daß die wahre und echte Dichtkunst keines besondern äußern Sporns bedarf, indem sie vielmehr, auch ohne Antrieb von außen, infolge innerer Lebenskraft zur Blüte sich entfaltet, gleichwie die Ströme frei dem Meere zufließen und die Nachtigallen ungezwungen in den Wäldern singen. In dieser Meinung bestärkt uns nun auch noch die Besorgniß, daß durch solche Wettkämpfe einem unzeitigen und unberechtigten Ehrgeize Nahrung gegeben werde, der leicht den Einzelnen über sein poetisches Talent täuscht und falsche Einbildungen erzeugt. Ein Dichter, der bereits durch Erzeugnisse seiner Einbildungskraft die Leser getäuscht hat, kommt nur gar zu leicht in den Fall, über die innere Wahrheit und Berechtigung seiner poetischen Arbeiten oder über die Schönheit des äußern Schmucks, womit er sie umgibt, sich selbst zu täuschen." Uebrigens waren zu dem Wettkampfe im Jahre 1853 acht Dichtungen rechtzeitig eingegangen und es befanden sich unter denselben zwei, in Ansehung welcher das Urtheil der Richter lange Zeit schwankte: die eine in reingriechischer Sprache mit der Aufschrift: „Ἁρματωλοὶ καὶ κλέπται", die andere im Volksdialekt: „Ἡ Κόριννα καὶ ὁ Πίνδαρος." Die Stimmen der Richter entschieden sich endlich für die erstere Dichtung, da die zweite den Bedingungen des Wettkampfes in doppelter Beziehung, theils in Ansehung des Gebrauchs der reinen griechischen Sprache, theils in Betreff der vorgeschriebenen Zahl der Verse nicht genügte. Als der Dichter der erstern ergab sich der bereits früher bei diesem Wettkampfe ausgezeichnete Grieche Zalakostas. 5.

*) Der Redner meint hier jedenfalls die Geschichte des mittelalterlichen Hellenismus, die trotz Fallmerayer u. A. noch sehr im Argen liegt und auf einen unbefangenen Forscher wartet. Eine interessante Zusammenstellung der Ergebnisse diesfallsiger Forschungen über den mittelalterlichen Hellenismus findet sich als Einleitung zu einer reichhaltigen Sammlung neugriechischer Volkslieder, welche der Grieche Spyridon Zampelios aus Leukadia unter dem Titel „Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος" 1852 in Korfu herausgegeben hat.

Süddeutsche Antipathien gegen Norddeutschland.

Daß der Antagonismus zwischen Nord- und Süddeutschland, auch der literarische, nicht erst von heute ist, beweist unter Anderm ein im Jahre 1809 vom „Kameralcorrespondenten" veröffentlichter Artikel: „Ueber das Licht, das aus Norden kommt." Bei dem Worte „Norden" denkt man unwillkürlich etwa an die Faröer oder Island, an die Ålandsinseln mit Bomarsund, an Petersburg mit Kronstadt oder irgend einen andern unter jenen lieblichen Breitengraden gelegenen Punkt. Man wird nun nicht ohne einige Ueberaschung erfahren, daß unter diesem Norden die nördliche Halbschied unsers deutschen Vaterlandes gemeint war. In welchem Lichte unser Norddeutschland jenem Mitarbeiter des längst vergessenen „Kameralcorrespondenten" erschien, ergibt sich am besten aus folgenden Worten: „Es liegt schon etwas Paradoxes in dem Wahne, daß der Norden das Vaterland der großen Geister sein soll. Dort, wo die Natur in ewiger Erstarrung liegt, wo keine köstliche Pflanze reift, die Natur mit ihren edlern Gaben kargt, dort sollen edlere Geister, glücklicher organisirte Menschen reifen als unter dem südlichen Himmel?" In der That, man sollte glauben, es sei in diesen Zeilen von einem Lande wie Grönland oder Sibirien die Rede! Es wird dann weiter behauptet, der Süden erzeuge die eigentlich genialen Köpfe wie Goethe, Schiller, Wieland, Schelling, Jean Paul u. s. w., die einflußreichsten deutschen Erfindungen (was übrigens nicht geleugnet werden kann) verdanke man dem deutschen Süden, Luther wäre mit der Reformation nicht weit gekommen, wenn nicht Süddeutsche sie vorbereitet oder dabei mitgewirkt hätten, und es wird dann gefragt: „Wie kommt bei so unleugbaren Thatsachen den Geistern vom Norden (der Ostsee, Thüringen, Pommern) der Gedanke, daß sie das schaffende und belebende Princip der deutschen Literatur seien? Wie mögen sie undankbar herabsehen auf den Süden, von dem das Licht über sie ausging und von dem sie das Licht, das sie umstrahlt, erborgten?" Wie sehr dieselbe Stimmung auch jetzt noch unter den Süddeutschen fortspukt, davon finden sich fast täglich Beweise in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften. Namentlich wimmelte es während der Jahre 1848 und 1849 von solchen Ausfällen in den süddeutschen Blättern. Aber selbst Nikolaus Lenau (vgl. die Schrift von Emma Niendorf: „Lenau in Schwaben") war der Meinung, daß

Norddeutschland der empfangende Theil, gewissermaßen die Frau, Süddeutschland der Mann sei; das geistige Interesse überwiege zwar in Berlin, im Süden dagegen die Production. Man kann wol nicht leugnen, daß den Norddeutschen vielfach ein scharf accentuirtes, bald absprechendes, bald kühl reservirtes Wesen eigen ist, wodurch sich die Süddeutschen unangenehm berührt fühlen; man kann aber durchaus nicht sagen, daß es diesen an Selbstbewußtsein und hochfahrendem Sinn fehle; sie sind ihrer zum Theil wirklichen großen, zum Theil vielleicht auch nur vermeintlichen Vorzüge mehr als bewußt und blicken, namentlich seitdem sie Schiller und Goethe gehabt (obschon in Letzterm von großväterlicher Seite auch norddeutsches Blut floß) mit einiger Geringschätzung auf die Norddeutschen herab. Dabei halten sie viel kameradschaftlicher zusammen als die Norddeutschen; der Schwabe verläßt nicht leicht den Schwaben, der Franke nicht leicht den Franken, der Oestreicher nicht leicht den Oestreicher, während die norddeutschen Schriftsteller einander zu verkleinern und herunterzusetzen aufs ämsigste und meist auch erfolgreichste bemüht sind. Indeß meinen wir, daß Norddeutschland immerhin auf seine großen Geister stolz sein könne. Sie waren die eigentlichen Bahnbrecher, die Reformatoren auf allen Gebieten, die Ideenspender, sodaß sich Lenau's Vergleich von Weib und Mann vielleicht umkehren ließe. Luther, der kirchliche Reformator, Leibniz und Kant als Grundsteinleger der deutschen Philosophie, Opitz, Hagedorn und Hölty als Regeneratoren des Liedes, Bürger als Schöpfer der deutschen Ballade, Klopstock als Umbildner der deutschen Prosodie, als Schöpfer der Ode und Wecker des Patriotismus, Winckelmann als Entdecker des Princips der Kunstschönheit und Umgestalter der Alterthumswissenschaft, Lessing als Vollender der deutschen Prosa, Regenerator der literarischen Kritik und mit Eckhof u. s. w. Urheber des neuern deutschen Theaters, Herder als allseitig anregender Geist, als Begründer der comparativen Völkerliteratur und der Humanitätsphilosophie, Claudius als Muster populärer Schreibweise, A. von Humboldt, der Allumfasser auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, W. von Humboldt, Justus Möser, Hamann, Voß, Fichte, Schlegel, Schleiermacher, Tieck, Novalis, Heinrich von Kleist, Immermann, der Neubegründer der Dorfgeschichte, die vaterländischen Sänger Körner, Arndt, Max von Schenkendorf — ich meine, diese nebst so vielen hier nicht Genannten neuester Zeit seien doch Männer, welche sich neben den Koryphäen Süddeutschlands recht wohl sehen lassen könnten. In Bezug auf unmittelbare naive Production mögen wir den Süddeutschen in der Poesie, wie namentlich in den meisten bildenden Künsten und in der Musik immerhin den Vortritt gönnen; wir sind dafür nach andern Seiten reich genug und freuen uns vielmehr, daß die Gaben so verschieden und charakteristisch vertheilt sind. Es ist übrigens recht deutlich wahrzunehmen, daß sich die Achtung für die geistigen Arbeiten Norddeutschlands in dem Grade erhöht oder verringert, in welchem sein politischer Einfluß und sein politisches Ansehen steigen oder fallen. *) **H. M.**

*) Durch ein eigenthümliches mir interessantes Zusammentreffen wurde in einer der letzten Nummern des süddeutschen Hauptorgans, der „Allgemeinen Zeitung", dasselbe Thema angeregt. Ein londoner Correspondent hatte, sich auf einen Satz Riehl's berufend, die sowol gehässige als unhaltbare Behauptung aufgestellt, daß in Deutschland das productiv-bewegende Element nur bis zur Elbe reiche. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" nimmt nun in einer Anmerkung Gelegenheit, ihren Correspondenten darüber zurechtzuweisen, und bemerkt dann treffend, wie sehr wir Deutschen Grund hätten, auf diese reiche Entfaltung geistiger und productiver Kräfte im Norden und Süden, Westen und Osten des gemeinsamen Vaterlandes stolz zu sein — stolzer als auf die deutsche Politik.

Notizen.

Die centralliterarische Mission der deutschen Sprache.

Es ist schon bei verschiedenen Anlässen in d. Bl. hervorgehoben worden, daß die deutsche Sprache als die europäische Centralsprache und zugleich, dem Wesen deutschen Geistes entsprechend, als die gefügigste und kosmopolitischste aller europäischen Sprachen immer mehr den ihr angewiesenen Beruf erfüllt, die Vermittlerin zwischen den Literaturen des Osten und Norden einerseits und des Westen und Süden andererseits zu sein. Durch diesen von ihr vermittelten literarischen Tausch- und Transitohandel erhält die deutsche Sprache eine noch erhöhtere Bedeutung und Wichtigkeit für die romanischen Völker, für Engländer und Anglo-Amerikaner. So sagt das londoner „Athenaeum" bei einer Anzeige der Bodenstedt'schen Bearbeitung Puschkin's: „Da die Kenntniß der deutschen Sprache so weit verbreitet ist, während die slawischen Sprachen nur von einer sehr beschränkten Zahl Gelehrter verstanden werden, so wird die Bodenstedt'sche Arbeit sonder Zweifel auch über die Grenzen Deutschlands hinaus ihre Dienste erstrecken." Ferner: Runeberg's Dichtungen waren bisher in Frankreich so gut als gar nicht bekannt. Auch in diesem Falle diente eine deutsche Arbeit dazu, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diesen trefflichen, kerngesunden Dichter zu lenken. A. Geffroy hat einem in der „Revue des deux mondes" erschienenen Artikel „Poésies finlandaises de Runeberg" die von Ida Meves besorgte Uebertragung der Runeberg'schen Dichtung „Die Sagen des Fähnrich Stål" zugrunde gelegt und sagt in der Einleitung: „Die deutsche Sprache ist zu Uebersetzungen so geeignet und die Arbeit der Frau Meves so gewissenhaft und verständig, daß ihr Buch ein zweiter Text für Diejenigen werden dürfte, welche das Schwedische nicht verstehen." Geffroy fügt hinzu: diese deutsche Uebersetzung sei in Stockholm verfertigt, mitten unter den Erregungen, welche der Name Finnland in diesem Augenblicke in den Herzen der Schweden wachrufe. In diesem Artikel werden uns weiterhin eine englische und zwei französische Uebersetzungen der Runeberg'schen Dichtungen, deren eine in Göttingen, die andere in Paris erscheinen soll, in Aussicht gestellt. Auch ihnen wird wahrscheinlicherweise die deutsche Bearbeitung der Ida Meves als Grundlage oder, wie Geffroy sich ausdrückt, als „zweiter Text" dienen. Die Uebertragung der Dame scheint also größeres Glück zu machen als die frühere von Wachenhusen; ob mit größerm Recht, wollen wir hier nicht entscheiden. Der Erfolg und das Ansehen der Bücher hängen wie die der Individuen mehr, als man gemeinhin glaubt, von glücklichen äußern Constellationen, literarischen Vetterschaften u. s. w. ab. Geffroy nennt Runeberg den „Béranger Finnlands" und drückt seine Freude darüber aus, daß nun auch Finnland, „eine der ältesten Völkerwiegen Europas", den Blicken Europas näher gerückt werde. Unvergleichlich mehr als in frühern Jahrhunderten tragen die Kriege in dem unserigen dazu bei, auch die internationalen literarischen Interessen und den geistigen Verkehr und Austausch der Völker untereinander zu fördern. Dieser Gewinn ist unzweifelhafter und dauernder als irgend ein politischer Vortheil, den die eine oder die andere der kriegführenden Parteien aus dem Geld- und Blutaufwande, welchen die an sich barbarische Arbeit des Kriegs, dieser „belorberten Furie" nach Klopstock, nöthig macht, zu ziehen so glücklich sein sollte.

Ein Nachtrag zu dem Aufsatze: „Verbrecher als Poeten."

In Nr. 38 d. Bl. brachten wir einen Artikel: „Verbrecher als Poeten." Die darin charakterisirten Mörder dichteten in sentimentalem oder weltschmerzlichem, der Magdeburger Bernhard Hartung sogar zu Zeiten in moralisirendem und religiösem Tone. In einer ganz andern Richtung reimte der Baier

Valentin Siebenbürger, der im März vorigen Jahres seine Geliebte beim Kirchgange durch fünf Stiche ermordete und vom straubinger Schwurgericht am 9. März d. J. zum Tode verurtheilt wurde. Ursprünglich Bürstenbinder, hatte er in Paris die Februarrevolution mitgemacht, in Baden als Freischärler gefochten, in der Schweiz und in London als Flüchtling gelebt und war, nachdem er früher in Limburg pecuniären Vortheils halber den Frommen und Heuchler gespielt, im Jahre 1848 Deutschkatholik geworden. In seinen rohen und wüsten Reimereien verspottete und verhöhnte er namentlich seine ehemaligen Lehrer und die „Pfaffen", die ihm etwas vom „unsichtbaren Geschlecht und vom Jüngsten Tage vorgemacht hätten" und setzte dann sehr naiv hinzu:

> Kurz, das ganze Lehrsystem
> Konnte mir nicht gefallen.

Seine Geliebte brachte er um, weil sie ihm geschworen hatte, mit ihm nach Amerika auszuwandern, aber in ihrem Entschlusse wankend geworden war. Hierauf bezieht sich eine Reimerei, die er im Gefängniß niederschrieb und mit der Ueberschrift „Der Meineid" versah. Er schildert darin, wie er, über die Eidbrüchigkeit seines „Evchen" von „Schauder" erfaßt, nach dem „scharfen Rachestahl" gegriffen, wie in ihm die „Hyäne, die sonst dem Lamme nie ein Leids gethan, geweckt worden", wie es ihn dem „Adler gleich" zu den Bergeshöhen gezogen habe, und fährt dann fort:

> Dort saß die ungetreue Maid,
> Nahe der Nekropolis,
> Als ich voll Wuth riß aus der Scheid'
> Den Degen und sie niederstieß u. s. w.

Mit derselben Kälte und Gleichgültigkeit, womit er die blutigen Einzelheiten seiner That vor Gericht erzählte, vernahm er auch sein Todesurtheil, nach dessen Verlesung man ihn ruhig eine Prise nehmen sah. Wir tragen diesen Fall als eine Ergänzung zu unserm frühern Artikel nach. Dieser Siebenbürger war freilich eine ganz rohe, materialistische, von wilder Leidenschaft bewegte Natur, er hatte nichts von der ästhetischen, feinen Gesellschaftsbildung Hartung's; aber in seinen Reimereien, so ungeschlacht und platt sie sind, glaubt man doch einen Einfluß unverdauter Lectüre zu erkennen, der ihn antrieb, sich über den Kreis seines natürlichen Bildungs- und Empfindungszustandes hinaus in ein hohles Pathos zu versteigen. Das Wort „Nekropolis", womit er den straubinger Gottesacker bezeichnet, nimmt sich im Munde eines zum Mörder gewordenen Bürstenbinders in der That seltsam genug aus.

Zeitgenössisches Urtheil über Friedrich Wilhelm's von Braunschweig Schwarze Schar.

Wie wunderbar sich die Ansichten über politische Männer, soweit sie in öffentlichen Blättern laut werden, mit den Zeitläuften oft ändern, davon gibt uns eine Correspondenz „aus Sachsen", welche in der Nummer der „Allgemeinen Zeitung" vom 9. August 1809 erschien, eine merkwürdige Probe. Es wird darin der später und von den Patrioten schon damals im Geheimen hochgefeierte Kriegszug des Herzogs von Braunschweig, Friedrich Wilhelm („Prinz von Oels, genannt Braunschweig", wie es in jener Correspondenz heißt), und namentlich der von der Schwarzen Schar der Stadt Leipzig abgestattete Besuch geschildert und z. B. behauptet, Leipzig habe sich den Erpressungen und der Willkür einer „raubsüchtigen" Schar preisgegeben gesehen; schon in Stötteritz seien Gewaltthaten und Verwundungen in Menge vorgefallen, die ehrwürdige Witwe des Kreissteuereinnehmers Weiße, die dort ein Gut gehabt, sei nur durch die Entschlossenheit ihres eben gegenwärtigen Schwiegersohns gerettet worden u. s. w. Es werden alsdann die mancherlei Excesse, welche diese „Schreckensmänner" sich in Leipzig selbst hätten zuschulden kommen lassen, mit den schwärzesten Farben geschildert, unter Anderm auch erwähnt, daß man mit Wuth den „leipziger Zeitungsschreiber" aufgesucht habe, weil dieser in einem ihm mitgetheilten Artikel von einer „Horde" gesprochen; es wird die Hoffnung ausgesprochen, „daß der verblendete Anführer der verdienten Züchtigung schwerlich entgehen werde", und dann bemerkt: „Auch hier, wie überall, bewegte sich die stinkende Grundsuppe eines aus Fremdlingen zusammengeflossenen Pöbels; Einige ließen sich anwerben" u. s. w. So geht es in der Geschichte! Wäre des Herzogs von Braunschweig Zug misglückt und Deutschland unter französischer Oberhoheit geblieben, so würden unsere öffentlich laut werdenden Ansichten darüber noch jetzt etwa ähnlich lauten müssen. Wer unterliegt, ist Räuber und Mörder oder wenigstens Abenteurer; wer Herr der Lage wird, ist der Held seiner Zeit! Das Hauptgebot bei politischen Unternehmungen ist unter allen Umständen: Erfolg zu haben. Im gesellschaftlichen Kriege und auf dem Schlachtplan des bürgerlichen Lebens verhält es sich im Grunde nicht anders.

H. M.

Bibliographie.

Baumbach, E., Gedichte. Leipzig, Hartmann. 18. 1 Thlr.

Brandes, K., Sir John Franklin, die Unternehmungen für seine Rettung und die nordwestliche Durchfahrt. Nebst einer Tabelle der arktischen Temperaturen von H. W. Dove und einer Karte von Henry Lange. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bruchstücke aus Jansen des Eninkel's gereimter Weltchronik, herausgegeben, ergänzt und erläutert von K. Roth. Nebst einem Anhange, die Sprüche der Väter enthaltend. München, Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Cunz, F. A., Das geistliche Amt und der Pastorenstand. Ein Zeitbild. Leipzig, Löschke. 1855. 15 Ngr.

Dichtungen der Gegenwart. Herausgegeben von H. Reyscher. Zwölf Lieferungen. Ludwigsburg. Gr. 8. 1 Thlr.

Freese, H., Die Prinzessin von Ahlden oder drei Prophezeiungen. Ein Roman der Weltgeschichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geselle und Meister. Ein einfache Erzählung aus dem Leben. Kaufbeuren. 8. 5 Ngr.

Graul, K., Reise nach Ostindien über Palästina und Egypten vom Juli 1849 bis April 1853. Dritter Theil. — A. u. d. T.: Reise in Ostindien vom December 1849 bis October 1852. 1ster Theil: Bombay, das Tulu-Land, Malajalam, die Nilagiris. Mit einer Ansicht aus den Felsentempeln auf Elephante und einer Karte. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reumont, A. v., Die Jugend Caterina's de' Medici. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schadow, W. v., Der moderne Vasari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben. Novelle. Berlin, Hertz. Lex.-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Schefer, L., Koran der Liebe nebst kleiner Sunna. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Frenzel, J. G. A., König Friedrich August als Kunstfreund und Kunstsammler dargestellt. Dresden, Arnold. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Gedanken über christliche Armenpflege. Bunzlau. Gr. 16. 2 Ngr.

Der Sundzoll und die Vereinigten Staaten von Amerika. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, K., Der Gustav-Adolf-Verein. Ein Wort von ihm und für ihn. Darmstadt. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

SHAKSPERE'S WERKE. Herausgegeben und erklärt von **Dr. Nicolaus Delius**. Erster Band. Zweites Stück: **Othello.** 10 Bog. Lex.-Format. 22 Sgr.

Des 1. Bandes 1. Stück: Hamlet, Preis 24 Sgr., erschien vor kurzem; das 3. Stück: King Lear, wird Ende October ausgegeben. Dieses Werk, dessen Wichtigkeit und hohe Bedeutung von der Kritik schon so glänzend anerkannt, wird in 7 Bänden und zwar in dem Zeitraum von 4 Jahren vollständig sein. **Jedes Stück ist auch einzeln zu haben.**

PSEUDO-SHAKSPERE'SCHE DRAMEN. Herausgegeben und eingeleitet von **Dr. Nicolaus Delius**. Erstes Heft: **Eduard III.** 105 Seiten. 8. 15 Sgr.

Eduard III. erscheint hier als das erste Heft einer Reihe von Dramen, für deren Verfasser von Tieck und andern Kritikern Shakspere gehalten wird. Die übrigen Dramen derselben Kategorie sollen in einzelnen auszugebenden Nummern folgen und zwar zunächst Arden of Feversham.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sakuntala. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedanz**. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Willst Du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du, was reizt und entzückt, willst Du, was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich, Sakuntala, Dich, und dann ist Alles gesagt.

Goethe.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „**Sakuntala**“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Ob die vorliegende sich so nennen darf, möge das deutsche Publicum entscheiden.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Harzsagen.

Gesammelt auf dem Oberharz und in der übrigen Gegend von Harzeburg und Goslar bis zur Grafschaft Hohenstein und bis Nordhausen, von

Heinrich Pröhle.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die bisherigen Leistungen des Herausgebers, namentlich seine ebenfalls auf dem Oberharze gesammelten „Kinder- und Volksmärchen“, sprechen für seine Befähigung zur Herausgabe des vorliegenden Werks, welches das Resultat der sorgfältigsten Forschungen auf dem bezeichneten Gebiete ist; diese bekunden auch die beigegebenen umfassenden Anmerkungen, in denen nicht allein die Sagen mythologisch erläutert, sondern auch die Ergebnisse mannichfacher für die Geschichte des Harzes höchst wichtiger Untersuchungen niedergelegt sind.

Leipzig, im October 1854.

Avenarius & Mendelssohn.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des **Mesmerismus**. In Briefen von **Dr. H. Mayo**. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe deutsch von **Dr. H. Hartmann**. Mit einer Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes, die weiteste Verbreitung verdienendes Werk, da es für Naturforscher, Aerzte und Juristen reichen Denkstoff, besonders aber für das große Publicum ebenso viel Belehrung als Unterhaltung darbietet. Der Zweck des Buchs, der deutschen Bearbeitung eines in England bereits in drei Auflagen verbreiteten Werks, ist der: auf naturwissenschaftlichem Wege nachzuweisen, daß manchem sogenannten Volksaberglauben wirkliche Erscheinungen zu Grunde liegen, deren Ursachen und Gesetze nachzuweisen der modernen Naturwissenschaft mit ihren riesigen Fortschritten vorbehalten blieb. Höchst interessant sind die Aufschlüsse, die der Verfasser, ein Naturforscher und Arzt, der bekannte englische Physiolog Dr. Herbert Mayo, z. B. über die Basis des Aberglaubens von der **Wünschelruthe**, vom **Vampyrismus**, über **Sinnestäuschungen**, **Geistererscheinungen**, **Schlaf und Wahnsinn**, **Schlafwandeln und magnetische Ekstase**, über das von Baron Reichenbach entdeckte **Od** u. s. w. ertheilt. Das **Werk** führt oft auf die Wahrheit jenes Goethe'schen Satzes hin: daß jeder auch noch so absurd scheinende Volksaberglaube an einer großen Naturwahrheit nahe vorbeistreife, und es ist so ein tüchtiger Schritt weiter auf der von der modernen Naturwissenschaft mit solchem Erfolge eingeschlagenen Bahn des Lichtschaffens.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verbal-Bedeutung der Zahlwörter, als Beitrag zur Beleuchtung des ursprünglichen **Verhältnisses** der indogermanischen Sprachen zum semitischen **Sprachstamme**, in einem Schulprogramme versucht von **C. Sehetmayr**. 4. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 26. October 1854.

Der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel.

Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Noch ein mal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht?

Mit diesen Worten begleitete der Dichter sein Büchlein vom Werther, als es nach 50 Jahren in einem neuen Gewande erschien. Jetzt sind seit dem ersten Erscheinen der die empfindende Welt so mächtig bewegenden und aufregenden Dichtung 80 Jahre verflossen, und lange schon ruht der Schöpfer derselben in seinem Grabe. Natürlich, ja Zeit und Umständen nach gemäßer ist jener Ausruf jetzt, da in der Schrift „Goethe und Werther" die zuverlässigsten, wünschenswerthesten Documente für Das erschienen sind, was jenen merkwürdigen Roman veranlaßte und zu der Vollendung reifte, die jeder Kenner und Freund der Dichtkunst bewundert, die Bewunderung und Theilnahme finden wird, solange in der Welt fühlende Herzen schlagen.

Sehr verschieden werden die Ansichten und Gedanken sein, die das vorliegende Buch erzeugen wird. Von Denjenigen, die jenes tragische Ereigniß und das erste Erscheinen des durch dasselbe veranlaßten Romans in empfänglicher Jugend erlebten, sind keine mehr, wenige, in deren Jugend das durch Jerusalem's Tod erzeugte Grauen hineinragte, auf die das Buch von Werther noch in frischer Kraft wirkte. Für sie wird dasselbe von größtem Interesse sein. Die Gegenwart ist mit ganz andern Dingen beschäftigt; zu sehr herrscht der Verstand, die Reflexion, das Materielle in ihr, als daß sie sich dem Genuß, der Betrachtung einer Zeit hingeben sollte, in der die Quellen des Gefühls aufgeschlagen wurden, in der das Gemüth vorwaltete; sie ist zu kalt; zu tendenziös, zu anspruchsvoll ist ihre Poesie; die Unschuld jener Zeit ist verloren. Mancher wird wol fragen: wozu diese Schatten jetzt noch heraufbeschwören? wozu unbedeutende Briefchen als Documente für eine Zeit, die weit hinter uns liegt, aus der Vergessenheit hervorziehen?

Doch auch abgesehen von jenen Wenigen, auf die der „Werther" ihrer Zeit gemäß wirkte, gibt es noch Manche, die in der gegenwärtigen unpoetischen, der Sentimentalität — wir meinen hier nicht die falsche, die einen „Siegwart" neben oder über den „Werther" stellte — entfremdeten Zeit das vorliegende Buch mit Freude aufgenommen, mit Genuß gelesen haben werden.

Um die Mittheilung, die wir beabsichtigen, zu rechtfertigen, müssen wir Einiges vorausschicken. Schon vor Jahren ward es bekannt, daß Briefe und ähnliche auf den Roman „Werther" bezügliche Documente sich im Besitz der Söhne Kestner's befinden, der — so nahm man fälschlich an — unter der Person des Albert in jenem Roman eine so bedeutende Rolle spielt. Einer der Söhne, der Legationsrath Kestner in Rom, hatte dieselben redigirt und zum Druck fertig gemacht. Der Veröffentlichung traten Hindernisse in den Weg. Doch war das Gefertigte dem einen und andern Freunde mitgetheilt worden, und bald las man davon in verschiedenen Journalen und literarischen Schriften; es wurden bedeutende Stellen daraus mitgetheilt, und wiederholt foderte man jene Familie auf, einen solchen Schatz dem Publicum nicht vorzuenthalten. Unter Andern war ein junger in Rom lebender Mann so glücklich, die redigirte Sammlung lesen zu können; und durch einen günstigen Zufall sind wir im Stande, Das mitzutheilen, was dieser den Dichter auf das innigste verehrende, für dessen Dichtungen in hohem Grade empfängliche Leser von Rom aus an vertraute Freunde in Deutschland schrieb. Er überhebt uns der Mühe, einen Bericht von dem Inhalt des hier zu besprechenden Buchs zu geben; und gern lassen wir ihn reden, eingedenk des Worts:

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das lang Bekannte neubelebt uns rühren;

zugleich Dessen, was Goethe einst gegen Schiller äußerte:

Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit

einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig davon, daß es der Rede nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur.

Wir werden nur hier und da ein Wort einstreuen und zum Schluß eigene Bemerkungen zufügen.

Ein wunderbares Manuscript liegt vor mir — so beginnt jene Herzensergießung, wie man sie wol nennen darf —, eine Sammlung von Briefen aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Ein frischer Hauch weht mich aus ihnen an, und ich vergleiche sie dem alten Sarkophage dort im Garten vor meinem Fenster, aus welchem eine Fülle weißer Lilien zum blauen Himmel emporsteigt.

Wir hätten das glückliche Gleichniß gern an das Ende unserer Mittheilungen gesetzt. In der That, wenn wir das Buch lesen und dabei der gegenwärtigen anspruchsvollen Zeit gedenken, dann ist uns zu Muthe, als ob jene unschuldige vor uns lebendig würde; und wie die Lilie das Bild der Unschuld ist, so deutet der Sarkophag auf das tragische Ereigniß, aus dem solches Leben hervorsproßte.

Wovon ich rede, sind Briefe Goethe's an seine Lotte, an die Lotte, deren Bild uns die Feder des liebetrunkenen Jünglings so begeistert gemalt hat.

Der Schreiber des Briefs meint wol das im Roman gegebene Bild, und mit Sicherheit dürfen wir annehmen, daß, obgleich Goethe sagt, er habe Züge von mehren Frauen zu Einem Bilde verschmolzen, das Wesentliche, das Meiste von Lotte genommen ist. Daß der bedeutende Brief des Romans, der vom 10. September 1771, sie darstellt und in ihrer schönsten Eigenthümlichkeit, daran lassen uns manche Stellen des vorliegenden Buchs nicht zweifeln. Wir haben übrigens noch eine Schilderung Lottens von Goethe, die wir weiter unten mittheilen werden.

Die Briefe sind in den Händen von Lottens eigenem Sohne, dessen besonderer Güte ich den Genuß der Lecture verdanke; und während ich das Publicum bedauere, welches dieses köstliche Vermächtniß seines großen Dichters solange entbehren soll, bin ich getröstet durch den Gedanken, daß es keine Ahnung hat von der Existenz eines solchen Schatzes, dessen Entbehrung sich nur fühlen läßt, wenn man ihn kennt. Aber das versichere ich, daß keine Worte hinreichen, seine Herrlichkeit auszusprechen, und daß, wenn man einmal seiner froh geworden, man nicht begreift, wie sich der Mangel eines so wesentlichen Zugs in dem Bilde unsers Dichters hat ertragen lassen. Diese Briefe führen uns den jungen, strebenden, in der Kraft seines Genius frohlockenden Goethe vor Augen.

> Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
> Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor.

Wir hören keine Reflexion, keine müßige Betrachtung über Leben und Kunst, sondern der Drang des Lebens selbst, das Schicksal einer jungen, den innersten Grund des Herzens aufwühlenden Liebe entfalten vor unsern Blicken das Gemüth des reinsten und gesundesten Gottesgeschöpfes, welches nicht die Lehren der Weisen, sondern die Natur und das Leben zum Dichter bilden.

Den jugendlichen Schreiber des Briefs erfüllte dasselbe Gefühl, das wir, denkend an unsere schöne Literatur, vielmehr an die sich am lautesten vernehmen lassende, oben aussprachen, an dieses gespreizte, auf Effect ausgehende, nach dem Ungewöhnlichen haschende Wesen, bei dem Keinem wohl wird,

> dem
> Des Lebens Quelle durch den Busen rein
> Und ungehindert fließt.

Aus Goethe's Selbstbiographie wissen wir, daß derselbe im Jahre 1772 die Sommermonate hindurch in Wetzlar lebte. Hier lernte er Kestner kennen, „den Bräutigam", wie er ihn nennt, und die Braut desselben, von der er die Züge seiner Lotte entlehnt zu haben selbst gesteht. Kestner war eine der liebenswürdigsten Naturen; ein feiner, offener Sinn für das Schöne und Gute, eine strenge Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten — er war Secretär der kurfürstlich-hannoverschen Gesandtschaft bei der Kammergerichtsvisitation — das sind die vornehmsten Züge seines Charakters. Aber wenn es wahr ist, daß zur Liebenswürdigkeit auch kleine Schwächen gehören, so muß man ihm eine etwas pedantische Freude an einer sittlichen Strenge, an philosophisch-moralischen Grundsätzen, wie dies im Charakter der Zeit lag, als wohlgefällig anrechnen. Ungemein interessant sind die Briefe an seinen Freund von Hennings, die gewissermaßen eine Einleitung zu dem Buche bilden. Wir hören hier zum ersten mal von der Braut, wir sehen ein reines, ich möchte sagen, ein erbauliches Verhältniß im ersten Aufkeimen. Lotte ist die zweite Tochter des Amtmanns Buff und hat zehn Geschwister. Da die Mutter stirbt, übernimmt sie alle Pflichten der Verstorbenen und Jedermann gesteht die Rechte gern dem achtzehnjährigen Mädchen zu. Es ist, als ob es so sein müßte und als ob der Geist der vortrefflichen Mutter, die wir aus einem Briefe Kestner's an den Lehrer seiner Jugend kennenlernen, in ihr fortlebte, redend und handelnd. Kestner ist Hausfreund; er sieht dem ruhigen, sinnigen Walten des Mädchens zu, freut sich des heitern, mitunter neckischen Wesens; sein Herz hängt auf das innigste an ihr. Doch Niemand weiß von dem zärtlichen Verhältniß — denn Lotte erwidert die aufrichtige Neigung — als sie selbst und die edle Mutter, der Kestner's Werth nicht verborgen bleibt. Es ist unmöglich, dies Verhältniß nachzuschildern, wenn man es frisch und lebenswarm in den Briefen des glücklichen Bräutigams erkannt hat.

Ein merkwürdiges Ereigniß fällt in die Zeit dieses Brautstandes. Der junge dreiundzwanzigjährige Goethe kommt nach Wetzlar, und Kestner macht seine Bekanntschaft in Garbenheim (dem Wahlheim des Romans), wo er sich, auf dem Rasen unter einem Baume liegend, mit einigen Freunden, einem epikureischen, einem stoischen Philosophen und einem Mitteldinge zwischen beiden, unterhält. Es mögen im jugendlichen Uebermuthe Goethe's Dinge vorgekommen sein, die Kestner stutzen machten. Aber so groß ist die Gewalt des Genius, daß der ältere, besonnene Mann den Jüngling herzlich liebgewinnt und ihn in der Freude über diese Bekanntschaft den Segen jenes häuslichen Kreises, das Glück seines Lebens mitgenießen läßt. Wir erfahren diese Begebenheit aus den Briefen an Hennings mit voller Umständlichkeit, wie wir auch eine genauere Charakteristik des jungen Goethe durch Kestner erhalten. Lotte aber ist der Mittelpunkt aller Mittheilungen. Wie sie den wunderbaren Fremdling empfangen hat, wird besonders erzählt; es ist dies Begegnen wie ein lebensvolles Gedicht, das in jedem Worte das Gepräge einer innern Nothwendigkeit und unaussprechlichen Wahrheit trägt.

Lotte empfand wol in ihrer, des Mädchens, Weise, was wenige Jahre später der Goethe an Jahren weit vorangehende Wieland:

> **Auf einmal stand in uns'rer Mitte**
> **Ein Zaub'rer....**
> **Ein schöner Hexenmeister er war,**
> **Mit einem schwarzen Augenpaar,**

Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken;
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher.

Gewiß nicht gefühllos bei der mächtigen Persönlichkeit des jungen Dichters, bei dem Zauber seiner Worte und der sprudelnden Kraft seines Genius, weiß sie dennoch ihr Herz dem Verlobten treu zu erhalten und gegen jenen sich so zu stellen, daß er ohne alle Hoffnung auf Besitz sich nur der reinen Bewunderung hingeben darf. Dieses Factum, diese Wirklichkeit, die in dem Roman ganz anders gestaltet werden mußte, ist so groß, wie nur die Phantasie eines Dichters ein Ereigniß schaffen könnte.

Und nun betrachtet Goethe, wie er sich in diesem zartesten Verhältnisse benimmt! Er ist so groß wie das Mädchen, das er liebt; er verhehlt seine Liebe nicht; er spricht sie rein und entschieden aus; und diese Offenheit ist es, die dem Herzen des Bräutigams jeden Verdacht, jede Besorgniß vor einem heimlichen Nebenbuhler fernhält. Nur eine Sorge ist es, die ihn quält, Lotte könne ihm zu Liebe einem Würdigern entsagen; und diese Sorge kann Goethe nicht entgehen. Seine Unruhe wächst; die ruhige, sich immer gleiche Lotte vermag das Peinliche des Verhältnisses nicht zu heben. Hier ist nur Eins, das helfen kann, eine edle Selbstüberwindung; der Jüngling übt sie, indem er sich selbst verbannt. Ohne Abschied zu nehmen, ist er plötzlich entflohen.

Am 11. September; der Roman hat die That aufbewahrt. „Da der Mensch", sagt Goethe in seiner Selbstbiographie, „wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde." Kestner selbst sagt von Goethe: „Er betrug sich viel größer, als er sich im «Werther» geschildert hat." (S. 231.) So dürfen wir wohl dem Sohne dieses Kestner beistimmen, der in der Einleitung unsers Buchs (S. 25) Goethe's Liebe eine Liebe nennt, „die so groß, so stark, so schön war, daß sie ihm zur redlichsten und heldenmäßigsten Entsagung Kraft gab und ihn, der Verzweiflung nahe, vom Liebenden in den reinsten Freund verwandelte". Denn wie gewaltig Das war, was er zu überwinden hatte, wie groß seine Liebe, das erkennen wir in dem Briefe, den er gleich nach Lottens Hochzeit schrieb.

Kestner und Goethe knüpfen nun den vertraulichsten Briefwechsel an, dessen Seele Lotte ist. O daß ihr nur einen dieser Briefe lesen könntet! Es läßt sich kein Begriff von dieser Herrlichkeit geben. Es ist durchweg die Empfindung des reinsten, gesundesten Herzens, das sich ohne Hehl ausspricht; ich möchte das Gleichniß von einem Tone brauchen, der des Elements der Sprache nicht bedarf, um in unsern Herzen die tiefste Empfindung zu wecken; so klingt die Stimmung des edeln, natürlichen Geistes ohne alle Beschränkung durch ein trübes Medium in unser Gemüth. In diesen unschätzbaren Briefen wird ein längst entschwundener Augenblick wieder zu frischem Leben; wir folgen dem Jüngling, der, die Geliebte im Herzen, auf glatter Eisbahn die Sonne durch Kreistänze ehrt, wir begleiten ihn in die Einsamkeit eines Sommerabends, der ihn im Geist mit den theuern Wesen vereinigt, wir theilen seine Weihnachtslust, in welcher er sich in der Frühe des ersten Christtags niedersetzt, um unter dem Gesange des Thürmers seine Gedanken in den Kreis der Freunde zu versetzen. Nirgends ist ein Zwang, ein gesuchter Anlaß zum Schreiben; der Moment wird ergriffen und warm auf das Papier hingegossen. Es wird ein Blatt genommen, wie es sich eben darbietet; die Handschrift ist wie die Stimmung, bald männlich-kräftig, bald, unter dem Einfluß eines von Leidenschaft erfüllten Herzens, wild und unschön, bald ein Abdruck des behaglichen, durch nichts gestörten Sinnes, nachlässig und bequem. Und so ist die Anrede, an Lotte Du, an Kestner Ihr, an den Bruder Hans oft Er.

Gleich nach Goethe's Flucht von Wetzlar erfolgt der traurige Tod Jerusalem's, eines Jünglings, den Goethe einige male gesehen und den eine unglückliche Liebe neben andern Unannehmlichkeiten zum Selbstmord brachte. Von diesem Vorfall sendet Kestner seinem Freunde einen ausführlichen Bericht, der wahrscheinlich zu einer Zeit ankommt, wo Goethe sich schon mit dem Gedanken an einen der eigenen Jugendliebe entlehnten Roman trug; und so wurde jenes Ereigniß der Rahmen eines entworfenen Gemäldes. Manches im Roman ist wörtlich aus Kestner's Bericht genommen; unter Anderm das Billet, in welchem Werther Albert um die Pistole bittet, die ihm den Tod geben soll. Kestner war es, der Jerusalem sie borgte, nicht ahnend, zu welchem Zweck. (Ein Facsimile des Billets liegt der Briefsammlung bei.)

Während der Plan des Romans reift, dauert der Briefwechsel zwischen den Freunden fort. Hier und da finden sich Andeutungen von dem Erscheinen eines größern Werks. Goethe schreibt, daß er seinen Geliebten nächstens einen Freund senden werde, welcher viel Aehnliches mit ihm selbst habe und Werther heiße.

Inzwischen haben dieselben sich vermählt, und Goethe hat sich's nicht nehmen lassen, die Trauringe zu besorgen. Waren die Briefe vor der Vermählung schön, so stehen die spätern nicht nach. Es ist nun die Bewunderung einer stillen Häuslichkeit, die innige Freude an einem gottseligen Frieden, der über dem Hause der Freunde schwebt; sie athmet in jedem Zuge, in jedem Worte.

Endlich ist der „Werther" fertig, und Lotte bekommt das erste Exemplar, das der Verfasser „tausend mal geküßt hat".

Wir schalten hier eine Bemerkung ein. Goethe's Selbstbiographie läßt annehmen, der Roman sei gleich nach Jerusalem's Tode und zwar in einer Zeit von vier Wochen geschrieben. Jerusalem erschoß sich am 29. October 1772, der Roman erschien erst im Herbst 1774. Wenn derselbe auch rasch niedergeschrieben wurde, im Geist ward er eine geraume Zeit hindurch verarbeitet. Goethe ist, wie öfters, auch hier in Angabe der Entstehung seiner Werke ungenau.

Ich habe die Sammlung dieser Briefe einen vollkommenen Roman genannt, und sie theilen mit einem solchen den Reiz, daß jedes Ereigniß überrascht und dennoch durchaus natürlich und durch den Charakter der Handelnden wohl motivirt ist. Ich wiederhole dies, indem ich frage: wie meint ihr, daß jene Sendung aufgenommen sei? Kestner ist im ersten Augenblick aufs äußerste beleidigt; er meint sich vor dem Publicum prostituirt, weil Viele diese Personen, diese Verhältnisse kennen; wie er seine Lotte in der Werther'schen erkennt, so glaubt er sich in Albert dargestellt; und sein Auge ist für den Augenblick zu getrübt, um zu sehen, daß diese Lotte nicht die seinige ist, daß Kestner und Goethe größer sind als der Albert und Werther des Romans. Zürnend schreibt er an Goethe. Und was thut dieser? Weist er übermüthig die Vorwürfe ab und tröstet sich über dieselben in dem Gefühl über sein gelungenes Werk? Nein, er ist niedergeschlagen und bestürzt; er klagt sich an, daß er Unrecht gethan an den edelsten Menschen; er ist in der größten Verlegenheit; denn gedruckt ist das Werk einmal, und schon ist es in tausend Händen. Tief bewegt schreibt er den Geliebten; er bittet sie, zu richten, aber das Gericht aufzuschieben, „bis der Ausgang bestätigt haben werde, daß ihre Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis sie im Buche das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge an ihren Herzen gefühlt haben". Und nicht lange währt es, so erklingt der Ruf des „Werther" durch die empfindende Welt, und der fünfund-

zwanzigjährige Jüngling erfreut sich des lebendigsten Dichterruhms. Aber der Gefeierte vergißt nicht der Gekränkten; im Taumel des Ruhms wirft er sich seiner Lotte, seinem Kestner ans Herz; er bittet sie, über dem Entzücken, mit welchem tausend reine Lippen den Namen Lottens nennen, den erlittenen Kummer zu vergessen; er legt Kestner ans Herz, zu bedenken, daß er ja nicht Albert, daß er unendlich größer als jener, da er selbst ja nicht Jerusalem geworden. Indeß sehen wir Kestner auch nicht lange zürnen; nicht Goethe selbst, aber seinem Freunde Hennings gesteht er, daß er nicht in Wahrheit so böse sei, aber dies nicht Goethe sage, damit derselbe sich künftig mehr in Acht nehme.

Bald ist das alte reine Verhältniß völlig hergestellt; Goethe verspricht auch bei einer künftigen Ueberarbeitung des Romans Manches zu ändern. Es folgt eine Reihe herrlicher Briefe, einer aus der Schweiz (19. Juni 1775); in die üppige Anmuth der Thäler, in die stolzen Felsenmassen träumt er Lottens Bild hinein. Auch aus Rom schreibt er mit dem Ausdruck der zartesten Neigung. Das Band, welches die Freunde in Wetzlar und Frankfurt verknüpfte, dauert in Weimar und Hannover, wohin Kestner bald nach seiner Hochzeit versetzt ward. Gar manche Briefe von Goethe sprechen die Freude aus über den Nachwuchs, den er in Gedanken um Lotte erblühen sieht.

Keine Briefsammlung ist so rein und makellos als diese; es könnte Alles ohne die geringste Aenderung dem Publicum übergeben werden. Der einzige Flecken ist, daß Goethe sein Wort hinsichtlich einer Umarbeitung des „Werther" nicht hielt, selbst auf die Vorschläge des Freundes, der nach zehn Jahren dem nun kühlern Dichter Einiges zur Aenderung ans Herz legt. Aber deshalb wird Niemand einen Stein gegen Goethe erheben, wenn er bedenkt, daß dieser das Eigenthumsrecht an seinem Werke dem Volke, der Welt abgetreten hatte.

Ich schreibe dieses hin, indem mich die glühendste Liebe zu dem unsterblichen Dichter erfüllt. Jedes seiner Worte ist mir im Gedächtniß; ich könnte euch viele Stellen der Briefe hinschreiben, wenn ich dies unter den gegenwärtigen Umständen nicht für unredlich hielte.

So viel aus dem Schreiben des jugendlich Begeisterten. Das vorliegende Buch aber gibt uns noch mehr Charakterzüge von dem Dichter, die um so schätzbarer sind, da sie von Kestner herrühren, einem Manne, so eingenommen von Goethe als besonnen — er war acht Jahre älter als dieser —, so liebend als verständig, so treu als aufrichtig. Unschätzbar ist in dieser Hinsicht das „Fragment eines Briefentwurfs aus Kestner's Papieren, geschrieben im Anfang seiner Bekanntschaft mit Goethe".

Gleich in den ersten Zeilen ist die Bemerkung von Gewicht, daß die jungen Schöngeister in Wetzlar auf den in ihre Nähe tretenden, durch sein Aeußeres, sein Benehmen Aufmerksamkeit weckenden, vielleicht durch den Ruf ihnen schon angekündigten, noch nicht Dreiundzwanzigjährigen Jagd machen, daß Kestner „zu dieser Classe von Leuten nicht gehört", daß er aber Goethe bald liebgewinnt, wie dieser ihn.

Für dieses mal — schreibt jener gleich nach der ersten Bekanntschaft — urtheile ich nichts weiter von ihm als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, um ihn hochzuschätzen.

Der köstlichen Scene, wie Kestner Goethe in Garbenheim zum ersten mal sieht, ist in dem mitgetheilten Briefe gedacht. Wie charakteristisch, selbst für Goethe's späteres Leben, bis in sein hohes Alter hinein, ist die Bemerkung:

Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

Wenn wir den spätern Goethe betrachten, den unermüdlichen Forscher im Gebiete der Natur und des Schönen, dann werden uns die Worte merkwürdig: „Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration." Sie bezeichnen den Jüngling, der einst ein solcher Mann werden sollte. Diesen Jüngling finden wir auch in einem Briefe Kestner's an Hennings, geschrieben am 18. November 1772, nach Goethe's Flucht von Wetzlar, worin er ihn einen Menschen nennt, jung an Jahren, aber in Kenntnissen und in Entwickelung seiner Seelenkräfte einen Mann.

In seiner Selbstbiographie sagt Goethe: Uneigennützigkeit sei seine Natur gewesen, sodaß jenes freche Wort Philinens: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?" recht eigentlich aus seiner Seele gesprochen sei. So finden wir ihn auch in den vorliegenden Briefen. „Wie's mit euch jetzt kracht", schreibt er an Kestner kurz vor dessen Hochzeit, „nach Weise des landenden Kahns, so stürmt's und kracht's in der Flotte, in der ich diene. Mein eigenes Schiff kümmert mich am wenigsten. Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meinen Liebsten" (S. 142); und früher: „Daß ich Lotte so lieb habe, ist von jeher uneigennützig gewesen." (S. 110.) Am lebendigsten aber spricht sich seine uneigennützige Liebe in einem nach Kestner's Vermählung an diesen gerichteten Briefe aus. Ein Freund hatte gegen Goethe geäußert: „Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht" (das Verhältniß Goethe's zu Lotte). Da antwortete Goethe: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für etwas Besonderes zu halten; betrügt sie mich und wäre so ordinär und hätte den Kestner zum Fonds ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern — der erste Augenblick, der mir dies entdeckte, der erste, der mir sie näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft, und das betheuerte ich und schwur." (S. 160.) Wohl hatte Kestner Recht zu sagen: „Er betrug sich viel größer, als er sich im «Werther» geschildert hat."

Kestner sagt in jenem Brieffragmente: „Er ist bizarr und hat in seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte." Es mag dies das derbe Wesen der oberdeutschen Jugend sein, was dem anders erzogenen Norddeutschen anstößig war. Dies war, wie Goethe selbst sagt, ihm und seinem Freundeskreise eigen. „Salis", sagt er in der Selbstbiographie, „wird über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft wunderliche Anmerkungen im Stillen gemacht haben; ein Gleiches mag Sulzer begegnet sein." Er

war im Grunde, wenigstens in Beziehung auf die wetzlarischen Freunde, ein barocker Humor, unter dem sich bei dem die Schaustellung des Gefühls, des heiligsten Innern auf den Tod hassenden Goethe die edelste Empfindung versteckte. Auch in dem oben mitgetheilten Briefe wird dieses Wesen, freilich sehr mild, als „unschön" bezeichnet. Zum Theil war dasselbe auch Folge des freien ungebundenen Sinns, in der die Goethe umgebende Jugend sich gefiel. Wie sollte dieser in dem Dichter nicht mächtig gewesen sein? Kestner hatte den Wunsch geäußert, der Freund möge sich um eine Anstellung bemühen; er erwidert (S. 193):

Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauche ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinct zu handeln; und damit könnte keinem Fürsten gedient sein.

Es ist sehr zu bedauern, daß keine Briefe von Goethe aus den Monaten, die er in Wetzlar lebte, vorhanden sind; die zwei Billets an Kestner vom 8. August und 6. September sind für die Charakteristik desselben von keiner Bedeutung; doch wird Der, der sich in Goethe's Natur hineinstudirt hat, aus dem „Werther" ziemlich herausfinden, was ihm angehört, was nicht. Der Gedanke an Selbstmord, der, wie er in der Biographie gesteht, ihm nicht fremd blieb, mag in dieser Zeit dann und wann aufgetaucht sein. Sein Freund Goué läßt ihn (in dem Schauspiel „Masuren, oder der junge Werther", 1775) sagen:

Was wollt ihr gegen den Selbstmord aufstellen? Euere Gemeinplätze? Doch nur in dem Falle würde ich mich tödten, wenn ich kaltblütig genug wäre, mir einen Stahl ins Herz zu drücken. Erschießen werde ich mich nie. Aber wir wollen leben.

Ganz wie in „Dichtung und Wahrheit", wie denn dieses seltsame Drama Manches aus der wetzlarischen Zeit enthält. Gewiß waren solche Gedanken vorübergehend; Goethe hatte zu viel Kraft in sich, er fühlte zu lebendig, was ihm die Welt, was er ihr sein konnte. „Erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht"; schreibt er am 30. November 1772 an Kestner.

Ihm wiesen die Musen eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, der Thätigkeit; sie heilten den Verwundeten, indem sie ihm die Kraft verliehen, seine Schmerzen in einer unvergänglichen Dichtung auszusprechen; nicht umsonst hatte er sie angefleht: „Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile, das Lebenselixir aus euern Schalen; ich verschmachte!" (S. 173.) Nicht viel ist von der dichterischen Thätigkeit Goethe's in diesen Briefen die Rede; nur beiläufig ist des „Götz", des Aufsatzes über Baukunst gedacht; doch dürfen wir das Gedicht „Der Wanderer" nicht unerwähnt lassen, das in Wetzlar entstand und in welchem, wie der Dichter Kestner gesteht, dieser eine Allegorie auf Lotte und sich finden werde. Aber durch alle Briefe zieht ein Ton, der das Gefühl gibt, daß hier die Musen walten. In späterer Zeit äußerte sich Goethe einmal, da ein bedeutendes dichterisches Talent bewundert wurde: „Es fehlt ihm eins und ein Nothwendiges, die Liebe"; in einem jener Briefe vom Jahre 1773 sagt er (S. 182):

Meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so soll's noch viel geben für meine Lieben; und das Publicum nimmt auch sein Theil.

Welcher Fonds von Liebe aber in ihm war, in ihm, der die sogenannten „guten Herzen" in ihrem Unwerth erkannte, das geht aus fast allen Briefen der Sammlung hervor. Lotte wie Kestner, nachdem die Leidenschaft für jene ihr Ende erreicht hat, bleiben Gegenstände seiner innigsten und zartesten Neigung; so der Vater und die jüngern Geschwister der Geliebten, deren ältester Bruder, ein Knabe, wiederholt aufgefodert wird, da Lotte Wetzlar verlassen hat, ihm auch das Geringste, was im Hause vorgeht, zu berichten; ja, ein Weib aus geringem Stande, die in Lottens Hause als Magd diente, da jene ein Kind war, erzeugt in ihm eine Empfindung gleich der, mit welcher Reliquien der Heiligen von Gläubigen betrachtet werden. Wie viele andere Züge könnten wir mittheilen! Und so, liebend und dichtend, ist er der „reiche Mann zugleich und der arme Lazarus".

Was für ein Mann Kestner war, das ist oben hinlänglich angedeutet worden. Von welchem Gewicht sind Goethe's Worte an den Zürnenden! „Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke, also nicht Albert." (S. 233.) Und so ist im Allgemeinen Goethe's Urtheil ein wahres und gerechtes (S. 173):

Ihr seid von der Art Menschen, die auf der Erde gedeihen und wachsen, von den gerechten Leuten und die den Herrn fürchten; darob er dir auch hat ein tugendsam Weib gegeben; des lebest du noch eins so lange.

Von Lotte nur noch ein Wort. In jener Zeit der Leidenschaft recensirte Goethe für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" ein Buch: „Gedichte von einem polnischen Juden." In dieser Recension wünscht er dem Vaterlande einen Jüngling, der ihm die echten Quellen der Poesie eröffne. Er sagt:

Wenn diesen Jüngling heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich im stillen Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise gern in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mit geborenem Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahnete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte — laßt die beiden sich finden — und dann lalle er ahnend und hoffend und genießend: „Was doch Keiner mit Worten ausspricht, Keiner mit Thränen und Keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin." Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit.

Diese Lotte sollte Goethe nicht zutheil werden; aber

ein Gedicht hat seine Liebe zu ihr erzeugt, voll Wahrheit und lebendiger Schönheit.

Fassen wir nun zusammen, was über die Drei, Lotte, Kestner, Goethe, im Obigen gesagt ist, so müssen wir dem Herausgeber unsers Buchs beistimmen, wenn er in der Einleitung sagt:

Unter ihnen gab es keine argwöhnische Eifersucht, die den Nebenbuhler ängstlich bewacht, unter ihnen keinen Stolz des Siegers, keinen Groll des Minderbegünstigten, keine Eitelkeit der Angebeteten, die in ihrem Triumphe sich gefiele. Denn kein Gedanke war von einem dieser drei redlichen Freunde gedacht, keine Empfindung gehegt, die nicht das gemeinschaftliche Eigenthum aller drei war, eine Harmonie, zuvor von zweien, jetzt von dreien gebildet; ein Verhältniß, wovon wol selten ein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Menschheit sich finden möchte.

In dem oben mitgetheilten Briefe war von einem Vorwurf die Rede, den man Goethe wegen des nicht erfüllten Versprechens einer zweiten Bearbeitung des „Werther", die Kestner zufriedenstellen solle, machen könnte. Wir behalten es uns vor, in einem zweiten Artikel*) über diesen Vorwurf und über die wirklich, freilich spät erfolgte zweite Bearbeitung des Romans zu sprechen.

Jetzt nur noch die Bemerkung, daß der Redacteur der Briefe auch die minder bedeutenden, auch das kleinste Billet nicht unterschlagen hat. Wir haben hier besonders die an den Bruder Hans im Auge. Ohne sie würden wir das lebendige Bild von Goethe's dauernder Anhänglichkeit an das Haus Lottens, von der Fülle seiner Liebe, die die ganze so ehrenwerthe Familie umfaßte, entbehren. Auch das müssen wir loben, daß die Schreibweise Goethe's, diese Orthographie, vielmehr Nichtorthographie, auf das genaueste beibehalten ist. Sie dient mit zur Charakteristik des Schreibenden.

Willkommen war uns die Zugabe zweier Facsimiles: von dem Briefe, der Lotte am 10. September 1772 Lebewohl sagte, und von dem Billet, worin Jerusalem sich von Kestner die verhängnißvollen Pistolen erbittet [dieses ist im Original wirklich noch vorhanden**)]; dann das Porträt Lottens und ein Schattenriß, der uns das wunderschöne Profil des vierundzwanzigjährigen Goethe gibt. In einer Anmerkung zu der Einleitung, die auf eine würdige Weise und in inhaltreicher Kürze das zum Verständniß des Buchs Nöthige gibt, heißt es:

Mehre Mitglieder der Familie des Redacteurs waren bisher der Herausgabe entgegen, haben sie aber jetzt gestattet, um die Wünsche eines geliebten Verstorbenen nicht unerfüllt zu lassen.

Wir kennen die Gründe nicht, die der Veröffentlichung der Documente, des Buchs, das wie wenige uns interessirt, bewegt und entzückt hat, im Wege waren; aber den lebhaftesten Dank sprechen wir der Familie aus, die uns in so würdiger Weise ein solches Kleinod schenkte.

Bernhard Rudolf Abeken.

*) Wir bringen denselben im nächsten Monat. D. Red.

**) Goethe sagt von Jerusalem: „Seit sieben Jahren kenne ich die Gestalt." Der Herausgeber der Briefe fragt: „Sollten etwa sieben Monate gemeint sein?" Die Angabe Goethe's ist ganz richtig. Jerusalem studirte zu gleicher Zeit mit ihm in Leipzig.

Deutsche Satire und Humoristik.

1. Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Auswahl aus den Quellen. In fünf Büchern. Vor Ignaz Hub. Erstes Buch: Das 16. Jahrhundert. Nürnberg, v. Ebner. 1854. Lex.-8. 24 Ngr.
2. Les aveux d'un poëte de la nouvelle Allemagne par *H. Heine.*
3. Neuer Reineke Fuchs. Von Adolf Glaßbrenner. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr.
4. Deutscher Parnaß. Von Ilius Pamphilius. Zürich, E. Kiesling. 1854. 8. 12 Ngr.
5. Große und kleine Struwelpeter. Von Karl Wendelin. Halberstadt, Frantz. 1854. 8. 10 Ngr.
6. Gustchen vom Sandkrug. Soloscherz von C. A. Görner. Berlin, Lassar. 1854. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
7. Humoristischer Musik- und Theaterkalender auf das Jahr 1855. Von Theodor Drobisch. Dritter Jahrgang. Mit Illustrationen. Leipzig, Wengler. 1855. Br. 8. 10 Ngr.

Dem deutschen Humor, die Satire miteinbegriffen, scheint seit dem Jahre der Flut 1848 jene productive Kraft, die ins Ganze und Große arbeitet und Gestalten und Gebilde schafft, ausgegangen zu sein. Auch Glaßbrenner's „Reineke Fuchs", die einzige größere Composition auf diesem Gebiete, gehört seiner Conception und ersten Ausarbeitung nach jener Periode an, wo wir noch nicht die Frucht der politischen Erkenntniß genossen hatten. Aus dem Paradiese unserer politischen Unschuld von dem Engel mit flammendem Schwerte vertrieben, sind wir jetzt dazu verdammt, auf hartsch†olligem Boden zu ackern und unser Brot im Schweiße unsers Angesichts zu essen. Die Illusionen wachsen uns nicht mehr wie saftige Früchte in den Mund. Wir sind mit ihnen und gewissermaßen auch mit uns selbst fertig. Bei solcher Arbeit auf dürrem, vom Thau der Hoffnung kaum noch benetzten, vom Licht des Selbstvertrauens kaum noch durchwärmten Erdreich kommen die Welt wie wir selbst uns nicht sehr possirlich und als Gegenstände des Humors vor; die Späße, die wir etwa machen, um unsere Galle los zu werden, sind bitter, persönlich und abgerissen; aber den Spaß zu organisiren, dazu haben wir weder Zeit noch Stimmung. Freilich, hätten wir nur einen überlegenen humoristischen Genius, einen solchen, der gewissermaßen über der Welt und nicht in ihr stände, der ihrem kleinlichen Hader und ihren lächerlichen Eifersüchteleien für seine eigene Person vollkommen fremd wäre und der von ihr nichts begehrte als den Genuß, den der Anblick ihrer Thorheiten dem mit dem Organ wahrhaften Humors Begabten gewährt, so würde ein solcher Geist wahrlich um Stoff nicht verlegen sein dürfen. Unsere Zustände bieten allerdings dem Humoristen mehr Material als, oberflächlich angesehen, unsere Individuen, und die Klagen so mancher unserer Autoren um das Aussterben jener Käuze und Originale, jener lustigen oder wunderlichen Personen, wie eine frühere Generation sie kannte, sind nicht unbegründet; aber man betrachte diese oder jene sich höchst weise und altklug geberdenden modernen Individuen nur durch die Lupe, man gehe ihnen auf

den Grund, man hülse ihre äußere Schale sorgsam ab, und man wird zu seinem eigenen Erstaunen Eigenschaften entdecken, welche der humoristischen Auffassung Handhaben im Ueberfluß bieten. An Don Quixotes und Sancho Pansas fehlt es in unserer Zeit durchaus nicht; sie sind in allen Richtungen und Regionen zu finden; aber wol fehlt es an einem Cervantes, der sie in die rechte humoristische Beleuchtung zu setzen verstände.

Der deutsche Humor hat seinen Geschichtschreiber noch nicht gefunden, und es ist auch wol keine sehr leichte Aufgabe, ihn sittengeschichtlich, historisch und literarhistorisch zu entwickeln. Bei unsern häufig so schwerfälligen und übermäßig doctrinären, professorlichen Literarhistorikern kommt diese sehr wichtige Seite des deutschen Geistes meist sehr schlecht weg, sie wird meist ignorirt oder nur sehr beiläufig berührt. Die Schwierigkeit historischer Entwickelung der deutschen Humoristik scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir, mit Ausnahme etwa der in die ältere Literaturperiode fallenden Thierependichter, keine geschlossene Reihe von Humoristen haben wie die Engländer, bei denen sich der Humor stetig und organisch entwickelte und als ein die literarische Production durchdringendes und durchleuchtendes Princip erscheint. Bei uns hat er seinen Zusammenhang mit der Nation mehr und mehr eingebüßt; auch steht er selten rein da, vielmehr ist er mit allerlei Ingredienzien gemischt, die seinem innersten Wesen widersprechen, mit überquellender Subjectivität, schulmeisterlicher Didaktik, verschwommener Phantastik, beizender Ironie und trübseliger Reflexion. Es ist, als ob sich der Humor bei uns immer schämte, bloßer Humor zu sein. Wenn er in einer Schenke, in einer Fuhrmannskneipe oder sonstwo in die Gesellschaft lustiger Gesellen geräth, so fühlt er bald Unbehagen in dieser Atmosphäre; er muß zeigen, daß er etwas gelernt hat, daß er etwas Besonderes, etwas Besseres ist als diese Umgebungen; er wirft sich in die Brust, reckt den Kopf aus der Halsbinde und beginnt zu dociren. Daher die Centnerlasten von gelehrten Citaten, womit z. B. Jean Paul seinen Humor beschwert; daher der Zustand gänzlicher Isolirung und Unvermitteltheit, worin in Immermann's „Münchhausen" die ernsten und die komischen Partien gegeneinander verharren. Schon der alte ehrliche Hippel bemerkt: die deutschen Knaben würden erzogen, als ob sie alle Schullehrer werden sollten; das schulmeisterliche Element, in welcher Form es sich auch zeigen mag, ist aber ein dem Humor feindliches und verderbliches.

Der Witz in Deutschland hat nicht immer diese schulmeisterliche Basis gehabt; er trug nicht immer die lange feierliche Robe eines grämlichen Präceptors; er ging in echter Volkstracht und trieb sich auf offener Gasse umher, selbst auf die Gefahr hin, zuweilen in Schmuz und Kehricht zu gerathen. Die von Ignaz Hub veranstaltete höchst dankenswerthe Sammlung komischer und humoristischer Dichtungen seit Beginn des 16. Jahrhunderts kann hiervon Jedermann am besten überzeugen. Die erste Lieferung dieses Werks liegt uns zur Begutachtung vor. Sie umfaßt das 16. Jahrhundert und enthält neben Proben des eigentlichen Volksliedes Stücke aus Sebastian Brant's „Narrenschiff", Thomas Murner's „Narrenbeschwörung" und „Gäuchmatt", Georg Rollenhagen's „Froschmäusler", Kaspar Schait's „Grobianus", Johann Fischart's „Eulenspiegel", „Flöh-Hatz" u. s. w., dann Schwänke von Hans Sachs, Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Eucharius Eyring, Jakob Ayrer, Lazarus Sandrup, Hans Christoph Fuchs und Balthasar Schnurr (aus dem „Mückenkrieg"). Das Ganze wird aus fünf Lieferungen bestehen, von denen die zweite und nächste neben zum Theil aus „seltenen Quellen" (wie der Prospect sagt) geschöpften Volksliedern die Koryphäen der Fruchtbringenden Gesellschaft vorführen wird. Biographisch-literarische Notizen und die nöthigsten Worterklärungen sind beigegeben; eine geschichtliche Einleitung wird in Aussicht gestellt. Obschon sich der Herausgeber auf die gereimte Humoristik der Deutschen beschränken und die Komik in Prosa von seinem Werke ausschließen zu wollen scheint, nennen wir doch auch in dieser Beschränkung das Werk herzlichst willkommen und empfehlen es angelegentlichst Allen, welche nicht blos Liebhaber einer ergötzlichen Lectüre sind, sondern sich auch über die geschichtliche Fortentwickelung der deutschen Satire und Humoristik gründlicher unterrichten wollen. Es ist wol mit Recht im Prospect bemerkt, daß das Werk eine Lücke auf dem Felde unserer Literatur in würdiger Weise ausfülle.

Das Grundelement der deutschen Satire und Komik erkennen wir zumeist im Schabernack, in der Neigung der Deutschen, Andern einen Possen zu spielen. Hierin vermögen wir nun freilich durchaus nicht einen besonders lobenswürdigen Vorzug, eine tugendhafte Eigenschaft unsers Volks zu erblicken; vielmehr scheint uns diese Richtung auf eine sehr häßliche, mit ihrer vielgerühmten „Gemüthlichkeit" nicht wohl zusammenzureimende Grundeigenschaft der Deutschen, die Schadenfreude hinzuweisen. Indeß diese Unart ist einmal vorhanden, sie spielt im Gesellen- und Bauernleben, auf Gymnasien und Universitäten, in Kasernen, Trink- und Herbergsstuben, bei Zechgelagen, bei gewissen Festlichkeiten des Volks und hergebrachten Mystificationen in gebildetern Kreisen auch jetzt noch eine hervortretende Rolle, und es ist nicht zu leugnen, daß sich der deutsche Humor auf diesem Gebiete zu Zeiten höchst sinnreich und erfinderisch gezeigt hat. Freilich hört hierbei der Humor meist auf und es bleibt der bloße Spaß, das Possenhafte, der „Jucks" übrig. Das ganze Volksbuch von Eulenspiegel besteht aus solchem Schabernack, und gerade dieser Eigenschaft hat es wol seine unermeßliche Popularität zumeist zu danken. Derjenige war (und ist vielfach noch) der rechte Mann des Volks, welcher Andern, selbst zu ihrem Schaden, einen sinnreichen Possen zu spielen und sich dann noch sinnreicher herauszureden wußte. Wer auch mit dem Schabernack sich nicht verständigen kann, wird doch an den Ausreden sein Gefallen haben, und umsomehr, je schlauer und sinnreicher sie sind. Nament-

lich versteht das Landvolk unter Dem, was es richtigen Verstand nennt, sehr häufig nur diese List und Schlauheit. Auch Reineke Fuchs ist ein Repräsentant dieser List, ein Schelm und Schalk echt niederdeutscher Art. Der moralische Unwille gegen ihn hebt sich fast auf gegen die Bewunderung und das Ergötzen, welche die Schalkstreiche dieses durchtriebenen Gesellen in uns hervorrufen. Mit dem Thierepos war, wie wir bemerken, die Dichtung aus der Region der Ritterpoesie zum Volke hinabgestiegen; diese Satire hing mit dem allmäligen Aufkommen des Bürgerthums sehr genau zusammen, und der „Froschmäusekrieg", der „Mückenkrieg" u. s. w. wurden beliebt als Persiflagen gegen die ritterlichen Fehden, Turniere und Renommistereien, in ähnlicher Weise wie sich in Spanien die Persiflage gegen die Hyperromantik des mehr und mehr verfallenden Ritterthums in der Don-Quixotiade verkörperte. Die Opposition gegen die Gebrechen und Auswüchse der Kirche und namentlich gegen das in Fäulniß übergegangene Mönchthum — eine Opposition, die ja ebenfalls zumeist aus der Aufklärung und den Bedürfnissen der mittlern Stände hervorging — nahm diese Satire als Landsknecht in ihren Dienst, und gewiß war der Antheil nicht gering, den sie an dem Gedeihen der Reformation hatte, welche durch sie theils vorbereitet oder angedeutet, theils in ihrem Fortgange begleitet und unterstützt wurde. Fischart geißelte mit starken Hieben die römische Kirche, das Pfaffenthum und den Jesuitismus, und zahlreich sind bei Hans Sachs, Burkard Waldis u. A. die Schwänke, in welchen die Pfaffen als Betrüger und Ehebrecher dargestellt werden. Zuweilen erhält der arme betrogene Bauer noch Schläge zu dem Misgeschick, daß der Pfaff mit seinem Weibe Buhlerei getrieben, wie in dem Hans Sachs'schen Schwank „Der Bawer mit dem Zopff".

Diese Schwänke, in denen ebenfalls der Schabernack eine bedeutende Rolle spielt, die Schlauheit oft den Sieg behält und Derjenige, der den Schaden hat, auch noch den Spott mit in Kauf nehmen muß, sind zum Theil sehr lustig und possirlich, nur suche man darin keinen graziösen Witz, noch einen den Spaß veredelnden Humor. Diese Anekdoten sind oft sehr zotenhaft und der Ausdruck unflätig. Ignaz Hub ist zwar in der Auswahl möglichst sauber und delicat verfahren und hat, soweit es ging, alle rohen Farcen, alles Sinnlichfreche und die guten Sitten Verletzende von seiner Sammlung fern gehalten; aber nicht selten hat doch auch Hub sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, einzelne zu cynische Stellen in Wegfall gerathen zu lassen und durch bloße Striche zu ersetzen. Zu diesen Ausgeburten des Cynismus rechnen wir noch gar nicht einmal die possirliche Fischart'sche Geschichte von den Reitern, die auf dem Tische eines Wirthshauses ein paar Läuse, welche sie aus ihrem Wamms genommen, nach einem Strich mit Kreide um ein Maß Wein zur Wette laufen lassen, aber wol die Geschichte von dem Ursprung der Flöhe und die Abenteuer, die ein alter Floh seinem Sohne erzählt, aus Fischart's „Flöh-Hatz". Dennoch können wir nicht misbilligen, daß Hub sie aufgenommen, denn an sich lustig genug, sind sie für den damaligen Geschmacks- und Bildungszustand ausnehmend charakteristisch. Gesunder Spaß wächst uns unter den Händen dieser Satiriker und Schwankdichter in wahrhaft überraschender Fülle zu, freilich mit rohen cynischen Auswüchsen durchwuchert, die wir uns umsomehr zur Warnung dienen lassen sollten, da die Neigung dazu unter den Deutschen noch keineswegs ganz ausgestorben ist. Nachdem wir diese Schwänke aus dem 16. Jahrhundert aufmerksam durchlesen hatten, begriffen wir sehr wohl, weshalb die deutsche Literatur damals und später im Auslande in dem Rufe stand, eine barbarische zu sein. Nichtsdestoweniger gibt es Schwänke darunter, welche unsterblich zu sein verdienen, und es sind dies gerade diejenigen, welche ursprünglich vom Volke gedichtet und von den Kunstpoeten nur in Reime gekleidet wurden. Und fast die Mehrzahl trägt diesen Volksstempel. Was daran verderbt ist, ist meist der weitschweifigen Ausmalung seitens der Kunstdichter auf Rechnung zu schreiben.

Wir machen einen weiten Sprung, indem wir auf einen Autor der neuesten Zeit zu sprechen kommen, der Vielen als der Hauptrepräsentant modern deutscher Humoristik gilt. Heinrich Heine hat in der „Revue des deux mondes" seine „Aveux d'un poëte de la nouvelle Allemagne" erscheinen lassen. Sie sind in dieser Form ein Auszug aus des Dichters Selbstbekenntnissen, welche an der Spitze der auf dem Sprunge in die Oeffentlichkeit begriffenen „Vermischten Schriften" des Autors gestellt werden sollen. Wir haben es hier begreiflicherweise nicht mit einem Product des Volks-, sondern des Kunsthumors zu thun, eines ganz individuell gefärbten, egoistischen Humors, der auch Schlammtheile genug mit sich führt, nur daß diese nicht der Bodensatz der Volksbildung, sondern der Bildung eines Individuums und einer Classe von Leuten sind, deren Bildung aus ähnlichen exclusiven Ingredienzien besteht. Der deutsche Volkshumor hat sich, wie schon bemerkt, nicht so stetig entwickelt wie der englische, sondern entweder, wie bei Hippel, Lichtenberg (der soviel Anlage zu populärem Humor hatte), Jean Paul, mehr oder weniger im Anschluß an die englischen Humoristen (ohne deshalb die oft sehr deutschen Zuthaten in Abrede stellen zu wollen), theils im Anschluß an den mehr oder minder poetischen oder phantastischen, mehr oder minder trivialen Blödsinn der Universitätshumoristik, wie namentlich in Heine's vielbewunderten „Reisebildern", die noch voll von jenem „Ulk" und von jenen Witzen sind, wie sie zwischen Trunkenheit und Katzenjämmerlichkeit deutsche Studenten auf ihren „Spritztouren" zu „reißen" pflegen. Daher hat auch Heine unter der Universitätsjugend, den Literaten, den Touristen, dem Meß- und Jahrmarktspublicum, den Flaneurs aller und namentlich der schöngeistigen Art, den Commis-Voyageurs und anderm hin- und herfahrenden Geschlecht stets sein hauptsächlichstes Publicum gefunden. Solche Witze, wenn auch mit geringerm Geist und in weniger graziöser Form, können diese Herren

allenfalls auch machen, und wenn dies Geschlecht einmal ausgestorben sein sollte, wird man die Wirkung, welche die Heine'schen Witze auf unsere Generation ausübten, schwerlich begreifen können. Solange man einen Witz wie den von dem besoffenen Studenten, der eine lederne Hose für den Mond ansieht, für etwas Besonderes hält, solange muß es in der That mit der Witzbefähigung einer Generation sehr übel aussehen. Und dieser Witz ist noch einer der auserlesensten in Heine's „Reisebildern". Abgesehen von diesen studentischen, häufig auch ins Jüdisch-Spitzige hinüberspielenden Späßen und Witzen, die wir bei Jean Paul nicht finden, der uns dafür einen fast überreichen Vorrath von erhabenen und erhebenden Gedanken bietet, liebt es der Heine'sche Humor, wie der Jean Paul'sche zu poetisiren und zu sentimentalisiren und seinen Pinsel in Thau, Blumenduft und Mondschein zu tauchen, nachdem er kurz vorher eine rohe Coulissenmalerei in Lehmfarbe ausgeführt. So gelehrt wie Hippel's oder Jean Paul's Humor ist der Heine'sche freilich nicht; Gelehrtheit und Heine'sche Prosa sind vielmehr zwei sehr verschiedene Dinge; aber er ist auch keineswegs volksthümlich, er treibt sich doch immer in Regionen umher, die mit unzähligen Dunstbläschen raffinirt ästhetischer Bildung erfüllt sind. Es geht überhaupt mit dem deutschen Humor eigen. Wie viele vereinzelte Proben schönsten Humors liegen bei den Obengenannten, bei Wieland, Thümmel, Musäus, bei den Spätern Hoffmann, Achim von Arnim, Immermann, Börne, dem als Humorist zu wenig gewürdigten Herloßsohn (im „Gaudelius Enzian"), selbst in den illustrirten Witzblättern zerstreut umher, und wie sehr kommen wir doch in Verlegenheit, wenn wir ein humoristisches Kunstganzes als Probe deutschen Humors nennen sollen, wenn nicht etwa den alten prächtigen „Baron Münchhausen" und die unverwüstliche „Jobsiade". Selbst einem sonst ganz und gar nicht humoristischen Autor, dem Freiherrn von Knigge, gelang, wenn man keinen übertriebenen Maßstab anlegen will, vermöge seines gesunden Menschenverstandes der Wurf eines aus rein komischen Elementen bestehenden Romans in der „Reise nach Braunschweig". Natürlich spreche ich hier nicht von dem Humor erhabenster Gattung, der, wie in Goethe's „Faust", mit den Weltverhältnissen, den Gewalten der Schöpfung und den höchsten Problemen spielt.

In den Heine'schen Selbstbekenntnissen haben wir für jetzt nur das Bruchstück des Spiegels vor uns, aber schon in ihm erkennen wir den ganzen Heine, wie wir ihn schon immer gekannt haben. Heine besitzt vorzügliche humoristische Gaben, aber er ist kein ganzer Humorist im englischen Sinne. Er ist nicht humoristisch aus tieferm Bedürfniß, sondern weil er, wenn er es nicht wäre, langweilig zu werden fürchtet, weil er weiß, daß sein Publicum dem langweiligen Genre aus dem Wege geht wie der Cholera. Auf den bairischen Dulten oder Jahrmärkten gibt es sogenannte Neunkreuzerbuden, in denen man — jedes Stück für neun Kreuzer — alles Mögliche und noch etwas mehr haben kann, nur nichts Dauerndes, Solides, nichts, was nicht nach achttägigem Gebrauch abgenutzt wäre und weggeworfen werden müßte. Solchen Buden gleichen Heine's prosaische Schriften. Das flimmert, schimmert und flunkert; da sind Kindertrompeten und Kinderrasseln, Puppen und Ziehmänner, die fürchterliche Gesichter schneiden; dann auch Einiges für Küche und Keller, was ernsthaft genug aussieht, aber wenn man es in Gebrauch nimmt, zerfällt es unter den Händen. Solange man Heine's Schriften liest und zwar zum ersten male liest, unterhalten sie ganz vortrefflich, selbst Den, der an dem vielen Klatsch und den mancherlei Ungebührlichkeiten Anstoß nimmt; denn die widerwärtigen Züge seines Geistes unter einen graziösen Ueberwurf zu verstecken, das versteht Heine allerdings meisterhaft. Klappt man aber das Buch zu, so fragt man sich vergebens nach einem Resultat, nach einem bleibenden Eindruck, nach einer für das Leben abgefallenen Frucht. Was uns bei der erstmaligen Lectüre Heine'scher Schriften ergötzte, erscheint bei einer wiederholten Lesung leicht flach und trivial. Das Kugel- und Messerspiel eines geschickten Jongleurs ergötzt uns das erste mal; bei öfterer Wiederholung oder längerer Dauer stumpft sich der Eindruck vollkommen ab. Denn es sind „Gaukeleien des Gedankens" welche nach Mundt's Ausdruck Heine uns in seinen raisonnirenden Schriften vormacht.

> Der Ernst wird bei ihm — wie Mundt an anderer Stelle sagt — sofort zum Scherz und der Scherz, der sich am Ende über sich selbst lustig macht, häufig zur Grimasse. Jeden Inhalt, mit dem er sich beschäftigt, verhöhnt er zuletzt schon deswegen, weil er sich mit ihm beschäftigen mußte, denn seinen Witz verdrösse es zu sehr, die Wichtigkeit irgend eines Dinges bestehen zu lassen.

Hillebrand in seinem Werke über die deutsche Nationalliteratur sagt von ihm:

> Die Reflexion der Eitelkeit verfälscht die ursprüngliche Unmittelbarkeit, und das charakterlose frivole Spiel, das er in der Poesie mit der Poesie selbst treibt, die Verhöhnung der Idee in ihrem eigenen Reiche, kurz, der ewige Selbstmord des Schönen gestattet nicht, daß sich der Heine'schen Dichtung das Siegel der höhern Weihe aufdrücke. Man betrübt sich, man erzürnt, wenn die tiefinnigsten Gefühle, die zaubervollsten Gebilde plötzlich durch ein widerwärtiges Mephistogelüst verdorben werden u. s. w.

Doch die Literaturgeschichten wimmeln ja von Urtheilen über Heine, die ungefähr auf Dasselbe hinauslaufen. In seinen Selbstbekenntnissen, soweit sie vorliegen, stellt Heine vorzugsweise sein Verhältniß zu der Hegel'schen Philosophie und zu Gott und seine jetzigen Ansichten über das Judenthum ans Licht. Heine erkannte früher, wie wir wissen, den dringendsten und nächsten Fortschritt der Zeit in der Ausrottung des Deismus, als dessen „Schweizergarde" er einmal die löbliche Judenschaft bezeichnete. Heine hat sich bekehrt und bußfertig zu dem alten Gott der Juden zurückgewandt. Heine leidet seit Jahren; er fleht, wie man vielfach in Zeitungen las, grausame Qualen aus; er ist ein bemitleidenswerther Mann. Gönnen wir ihm den Trost, den er bei seinem wiedergefundenen Gott sucht. In einer Lage,

ausgestreckt seit langem auf dem Krankenbett, langsam, furchtbar langsam sich ablebend, wie Heine, bricht der menschliche Stolz leicht zusammen, namentlich bei einem reizbar, nervös hin- und herzuckenden Manne wie Heine. Schlaflose Nächte unter Schmerzen zugebracht sind die Hölle auf Erden. Die allgemeine Idee der Menschheit, der Freiheit, oder welche Idee es sonst sein mag, stellt sich nicht mit dem Schweißtuch ans Lager, um die Angstperlen von der Stirn des Leidenden zu trocknen. Heine ist in solcher Lage nicht in der Stimmung, selbst nur Trost in dem Andenken an seinen buchhändlerischen Geburtshelfer Campe zu finden. Wüste, wirblige Gestalten tummeln sich vor den herumirrenden Blicken; irgendwo wollen sie haften. Hören wir nun Heine:

Unter diesen Umständen ist es ein großer Trost für mich, daß ich im Himmel Jemand habe, an den ich des Nachts, wenn meine Frau sich schlafen gelegt, meine Seufzer und Klagen richten kann. Es ist etwas Furchtbares, krank und allein zu sein und Niemanden mit der Litanei seiner Schmerzen behelligen zu können. Diese atheistischen Philosophen, diese kalten und selbstgefälligen Dialektiker sind dumm und grausam, daß sie dem Leidenden seinen göttlichen Trost rauben, das einzige Beruhigungsmittel, das ihm noch bleibt.

Solchem Bekenntnisse gegenüber hört freilich alle Kritik auf, wir haben nur den Leidenden vor uns, der unser vollstes Mitleid in Anspruch nimmt. Die Hegel'sche Philosophie, gesteht er jetzt, habe im Grunde niemals seine Seele ausfüllen, sein Herz befriedigen können; er schöpft seinen Trost aus den heiligen Schriften der Bibel und er empfiehlt allen Anhängern Hegel's, namentlich den Propheten Daniel zu lesen. Mit Recht war in der „Allgemeinen Zeitung" jüngst bemerkt, daß das Interesse, welches das Publicum, d. h. das ernstere, an Heine nähme, seit langem nur noch ein „pathologisches" sei. Heine freilich hat solche pathologische Rücksichten niemals genommen und seinen Gegner oder Rivalen niemals aus Gründen der Menschlichkeit geschont, wiewol er selbst jetzt in aller Weise das Mitleid des Publicums wachzurufen sich bemüht, weil er weiß, daß das deutsche Publicum leicht durch Mitleiden zu gewinnen ist, wenn man den Zustand des Leidenden nur recht greifbar und drastisch auszumalen weiß. Es ist etwa dieselbe Theilnahme, die man in ähnlichen Fällen gelungener Ausmalung und wirkungsreicher Drapirung auch wol den Leiden eines Romanhelden schenkt: sie macht keine Kosten und Unbequemlichkeiten nöthig.

Hätte Heine sich zu Gott öffentlich bekannt in jenen vormärzlichen Zeiten, wo gewissermaßen einiger Muth dazu gehörte, auf der Seite der Gottesbekenner statt der Spötter seinen Sitz einzunehmen, so möchte seine Buße und Umkehr weniger Zweifel an ihre Aufrichtigkeit erwecken. Aber hören wir, wie der Schalk seine Umkehr motivirt und den Gott Daniel's, dem er als seinen Tröster in schlummerlosen Nächten so viel Dank schuldig zu sein bekennt, behandelt! Heine schildert, wie er durch die Hegel'sche Philosophie in Stand gesetzt gewesen, sich selbst als Gott zu fühlen, sich selbst das lebendige Gesetz der Moral zu sein. „Ich war sündenlos, ich war die Fleisch gewordene Reinheit!" ruft er aus und läßt nun einige Witze und Anspielungen folgen, die wir hier in ihren tiefern fleischlichen Beziehungen auszudeuten uns nicht beikommen lassen wollen. Er bemerkt dann weiter, daß die Repräsentationskosten eines Gottes enorm seien und daß man, um das Geschäft mit Glanz zu betreiben, vor allen Dingen viel Geld und viel Gesundheit besitzen müsse. Nun seien ihm aber beide Dinge eines schönen Morgens zu Ende des Februar 1848 ausgegangen (bekanntlich hörte mit Ludwig Philipp's Herrschaft auch das von Guizot dem deutschen Dichter ausgesetzte „Almosen" auf, was dieser wahrscheinlich von allen damals zugrunde gegangenen Dingen am meisten beklagen wird), und seine Gottheit sei davon so hart mitgenommen worden, daß sie elendiglich zusammengefallen sei. In einer Zeit des allgemeinen Wahnsinns sei er nun zur Vernunft und in den „Schafstall" des Glaubens zurückgekehrt. Er habe seine Angelegenheiten dem höchsten Wesen anvertraut und lebe nun viel bequemer und sogar ökonomischer, da er nicht mehr wie früher, wo er selbst Gott gewesen, Unterstützungen an arme Leute austheile, sondern sie an seinen Haushalter im Himmel verweise. Hiernach beurtheile man, wie es mit Heine's Bekehrung eigentlich steht. Dieser Urschalk kann selbst seinem neuen Herrn und Meister im Himmel gegenüber seine Schelmereien nicht lassen.

Man rühmt, und mit Recht, die glänzende Appretur des Heine'schen Stils und die geistreichen schimmernden Wendungen, durch die seine Manier blendet. Er hat Lieder gedichtet, so zart und duftig; Balladen, so energisch und bis zum letzten Zug vollendet, daß sie vielleicht nur mit dem letzten Hauche der deutschen Sprache verklingen werden; er hat in seinem „Atta Troll" und im „Romanzero" so vielen beißenden und sarkastischen Witz entwickelt, daß er auch in dieser Hinsicht stets eine bedeutsame Stellung behaupten wird. Aber wir verlangen von einem Schriftsteller erster Classe mehr; wir verlangen, daß er — dies Wort im richtigen Sinne verstanden — ein Priester seines Volks sei, daß er es durch reine Anschauungen, durch edle, kräftige Gedanken belebe und bilde, daß er nicht derselben oder einer noch gründlichern Charakterlosigkeit verfallen sei als sein mitlebendes Geschlecht, sondern ihm in allen Dingen, welche Charakter erheischen, als Vorbild voranleuchte. Was nun Heine's Humor betrifft, von dem wir hier vorzugsweise zu sprechen haben, so tritt dieser nirgends in reinen, ungemischten Formen auf. Heine's Humor ist kein gestaltender, sondern wesentlich ein reflectirender, höchstens beschreibender; er ist persönlich, egoistisch, frivol, sarkastisch, was sich mit dem Wesen echten Humors niemals verträgt. Es hat nicht leicht einen Autor von einiger Bedeutsamkeit und ausgedehnterer Wirksamkeit gegeben, der nicht im Laufe der Jahre zu Zeiten in die Lage gekommen wäre, von sich selbst zu sprechen und in eigenen Angelegenheiten das Wort zu ergreifen, aber niemals hat wol ein Schriftsteller sich dem Publicum so aufgedrängt, sich selbst so zum Mittelpunkt all seines Dichtens und Trachtens gemacht wie Heine. Aber aller Humor

wird zuletzt langweilig, wenn uns aus seinen Facetten überall nur das Bild des Autors entgegentritt — eines Autors wie Heine, für dessen Gott selbst wir uns nur darum interessiren sollen, weil er dem Dichter auf seinem Krankenlager gute Dienste leistet. Nur zu oft hört bei Heine aller Humor auf; er hört auf, wenn Heine bekennt, sich niemals so weit herabgelassen zu haben, um einem Mann aus dem Volke die Hand zu drücken; er hört auf, wenn er den Franzosen in einem französischen Journal versichert, daß der Rheingott im Geheimen Französisch lerne und von einer Sympathie der Rheinländer für Preußen nicht die Rede sei; er hört auf, wenn er in demselben französischen Blatte seine deutschen Landsleute lächerlich macht und z. B. bei der Beschreibung seiner Ankunft in Paris bemerkt:

> Wenn irgend Jemand mich aus Unachtsamkeit stieß und mich nicht um Verzeihung bat, so konnte ich darauf eine Wette eingehen, es sei einer meiner Landsleute, und wenn irgend eine Schöne ein sauertöpfisches Gesicht machte, so war ich sicher, sie habe Essig getrunken oder sie könne den Klopstock im Original lesen.

Ein wahrer Humorist hat, wie überhaupt Gemüth, so auch insbesondere vaterländisches Gemüth, und er wird vielleicht gerade dann sein Vaterland am heftigsten lieben, wenn er es in gebeugter und gedrückter, misachteter Gestalt vor sich sieht; sein Humor wird den Wunden des armen Lazarus mitleidig Linderung zu bringen suchen, statt seine Zunge mit höhnischer Grimasse dem Leidenden entgegenzustrecken. Können uns für solche Heine'sche Verunglimpfungen gewisse triviale Witze entschädigen, wie der von dem „Geflügel Sr. Majestät des Königs von Preußen", d. h. den Fliegen, welche in Spandau den Staatsgefangenen in die Suppe fallen? Es gibt auch in Frankreich genug Leute, welche solche Suppen und solches Geflügel Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen verspeisen müssen.

Bei weitem reiner seinen Grundstoffen nach und jedenfalls um vieles deutscher und volksthümlicher, wenn auch weniger geistgeschwängert als bei Heine, tritt der Humor in **Adolf Glaßbrenner's** neudeutschem Thierepos „Neuer Reineke Fuchs" auf, von welchem soeben die zweite verbesserte Auflage erschien. Wir freuen uns in der That, daß es der moderne Humor hier wieder einmal zu einer geschlossenen epischen Dichtung gebracht hat, die im Gange der Handlung und in der Haltung der Thierphysiognomien selbständiges poetisches Gepräge und Interesse genug besitzt, um auch, abgesehen von den Zuthaten der Tendenz und Satire, die Aufmerksamkeit des Lesers während der Lectüre zu fesseln und zu steigern. Trotz des günstigen Eindrucks, welchen die erste Auflage dieser satirischen Dichtung im Ganzen zur Zeit ihres Erscheinens auf uns gemacht hatte, fürchteten wir doch, daß eine Reproducirung des zumeist in vormärzlichen Zuständen wurzelnden Gedichts in zweiter Auflage nicht mehr den für das richtige Verständniß nöthigen Boden in den Gemüthern vorfinden würde, und bei dem Aufschlagen des Buchs schien sich uns diese Befürchtung auch bestätigen zu wollen. Je mehr wir uns aber der Mitte des Buchs näherten, umsomehr fühlten wir, daß — wenn auch Einzelnes uns bereits entrückt und abgethan erschien — die Zustände im Ganzen noch ziemlich dieselben sind und daß Reineke Fuchs so gut wie Tartufe eine unsterbliche Figur ist. Auf eine Specialkritik ist hier, wo es sich nur um eine zweite, obschon verbesserte Auflage handelt, begreiflicherweise nicht einzugehen; wir erwähnen nur, daß selbst Literarhistoriker wie Rosenkranz (der Glaßbrenner zu den Dichtern zählt, die zwar nicht zu den Classikern gehören, aber auf ihrem Gebiete classisch sind), Mundt und Prutz die eigenthümlichen Verdienste dieses Products und die humoristischen Vorzüge Glaßbrenner's anerkannt haben. Mundt bemerkt in seiner „Geschichte der Literatur der Gegenwart" von Glaßbrenner: er sei zu einem Volksdichter im besten und höchsten Sinne des Wortes begabt und verbinde mit einer naturkräftigen Auffassung des Wirklichen und Gegebenen die sinnig spielende und behaglich zersetzende Beweglichkeit des Volksgemüths. Jedenfalls würden die jungen Oppositionslyriker sämmtlich von Glaßbrenner volksthümliche Wirkung und Schärfe der Pointen haben lernen können. Prutz sagte bei der Anzeige der zweiten Auflage im „Deutschen Museum":

> Die Glaßbrenner'sche Komik bietet der ästhetischen Kritik ohne Zweifel sehr viele schwache Seiten; der Verfasser hat niemals, auch in dem vorliegenden Gedichte nicht, sein ohne Zweifel sehr reiches und glückliches Talent so zusammengenommen, daß etwas künstlerisch Befriedigendes entstanden wäre; er hat immer nur für die Wirkung des Moments geschrieben, unbekümmert (?) um literarischen Ruf und ästhetische Würdigung. Aber bei alledem muß ihm doch zugestanden werden, daß seine Schriften, wie sie nun eben sind, ein höchst charakteristisches Product ihrer Zeit sind und gewisse Richtungen und Eigenthümlichkeiten derselben mit großer Treue und Lebendigkeit wiedergeben; weder der Historiker noch der Sittenschilderer wird sie in Zukunft ganz übersehen dürfen.

Mit diesem Zugeständniß kann der Verfasser schon zufrieden sein. Unsere eigentlichen Zunftliterarhistoriker beschäftigen sich zwar, wie schon bemerkt, nicht gern und nur im Vorübergehen mit der humoristischen Seite der Nationalliteratur, aber sie thun daran nicht wohl, da gerade diese Seite ein sehr wichtiges und höchst charakteristisches Ergänzungselement in der Geschichtsentwickelung der Cultur und Literatur eines Volks und namentlich auch des unsern bildet. Glaßbrenner ist ein echtes Kind des modernen Lebens und der modernen Bildung; er ist auch keineswegs ganz so harmlos, gutmüthig und naiv wie die Verfasser der alten Thierepen, er ist zugleich frivoler und weniger didaktisch und kann zuweilen auch recht boshaft sein in moderner Weise; seine Satire hält sich nicht immer allgemein genug und trifft nur zu oft statt ganzer Stände und Gruppen dieses oder jenes Individuum oder gewisse Zeitmomente, die vorübergehend waren, Constellationen, die so nicht mehr wiederkehren werden, politische und sociale Zustände, für deren Trostlosigkeit nicht sowol das einzelne Individuum, dem man sie zur Last legt, als vielmehr das ganze Geschlecht verantwortlich zu machen ist. Aber bei

alledem hat er sich ein wahrhaft deutsches Volkselement zu retten und zu bewahren gewußt, eine gewisse Schalkhaftigkeit und naturfrische Schelmerei — Eigenschaften, durch die sich unsers Wissens Glaßbrenner vor allen gleichzeitigen Satirikern auszeichnet. Auch der instinctartige Scharfsinn des gesunden Menschenverstandes, den wir bei neuern Satirikern und Humoristen nur zu oft vermissen, fehlt ihm nicht, und dieser bewahrt ihn vor den vielen hohlen Phrasen und aufgeschwemmten Ergießungen, denen sich wol andere Satiriker neuer Zeit hingeben, um zu zeigen, daß sie noch etwas Anderes sind als Satiriker. Als ein hors d'oeuvre möchten wir jedoch die durch ihr Pathos aus dem naiven Ton des Ganzen herausfallende Apostrophe an den Ocean bezeichnen und uns auch noch schließlich eine Bemerkung über das episodisch von dem Verfasser eingeführte Utopien gestatten. Hätte er dies uns als ein Land geschildert, wo die Trauben und Fasanen nicht nur gebraten, sondern auch schon tranchirt in der Luft herumfliegen, um dem Genießenden auch noch die Mühe des Zerlegens zu ersparen, wo die schönen Mädchen wie in Sachsen auf den Bäumen wachsen und man nur daran zu schütteln braucht, um sie dutzendweise mit den Armen aufzufangen, wo die Straßen jeden Morgen mit neuen Austern gepflastert werden und der Rheinwein dazu in den Gossen rinnt, wo der Erdboden aus lauter Biscuit- und Kuchenteig besteht und die daraus hervorschießenden Gewächse und Pilze nichts als Baumkuchen und Torten sind und wo man die Grashalme auf jeder Wiese nur zusammenzudrehen braucht, um die duftigsten Havannacigarren zu haben: so würden wir an dies Utopien glauben können; aber ein Utopien, wie der Verfasser es schildert, wo man die „Schönheit in der Wahrheit" anbetet, wo „kein Gott die süße Sünde (welche?) verbietet", wo List und Trug kein Glück machen, wo von Staats wegen dem vornehmen Müßiggänger seine Schätze abgenommen werden, um den Fleißigen damit zu belohnen, wo Lästerung und bösliches Lügen härter bestraft werden als Diebstahl und Raub, an ein solches Utopien vermögen wir selbst in einem humoristischen Gedicht nicht zu glauben. Daß übrigens in diesem Glaßbrenner'schen Utopien der Strauß, wenn auch „bescheiden", dem „gelehrten" Lama sein neuestes Drama vorliest, daß ein junger Panther „zierliche Sonette" dichtet und sich ein Alligator als „Declamator" übt — das allein könnte mir dieses Glaßbrenner'sche Utopien verleiden. Denn wo solche Literaturzustände erst eingekehrt sind, da sind auch die Langeweile, die Kritik, der Neid, die Bosheit und die Lästerung nicht weit. Im Grunde kann ich gerade nicht sagen, daß es mir viel Genuß gewähren würde, einen alten Affen eine Pfeife schmauchen, einen Adler Schach, einen Hahn mit einem Goldfasan Domino spielen, eine Gesellschaft Elefanten beim Weine jubeln und ihre Weiber „nackt um hohe Purpurpflanzen tanzen" zu sehen. Aus einem solchen Utopien würde sich auch der Dichter selbst wol sehr bald nach Wilcken's Austernkeller zurücksehnen, wo man Hähne und Fasanen in ganz andern Situationen als beim Dominospiele erblickt wie in Utopien, dem Reich der „freien" Thiere, die nichts thun als schäkern, rauchen, trinken, tanzen, sich küssen und herzen und einander die neuesten Dramen eigenen Fabrikats vorlesen, freilich „bescheiden", was man von den Dramendichtern unter uns Menschen nicht immer sagen kann.

Einem ganz andern Genre der Satire gehören die Schriften Nr. 4 und 5: „Deutscher Parnaß" und „Große und kleine Struwelpeter", an, nämlich dem Genre der Literaturfehden, die gerade in Deutschland von jeher eine so hervortretende Rolle gespielt haben. Selbst unsere größten Dichter, Goethe und Schiller, konnten nicht umhin, zu Zeiten diesem Gelüste zu fröhnen. Sie thaten dies namentlich in den „Xenien". Viele halten diese sehr hoch, und auch ich bin weit davon entfernt, das attische Salz, womit sie gewürzt sind und das so manchen literarischen Sudelköchen ihre Bettelsuppen versalzen hat, zu verkennen. Aber ich meine doch, beide Dichter hätten gerade, weil sie auf einer so olympischen Höhe standen, besser gethan, sich mit solchen Dingen nicht zu befassen. Mancher ehrliche und wackere Mann, der freilich gerade keinen „Faust" oder „Wallenstein" gedichtet, aber doch nach andern Seiten hin seine großen Verdienste hatte, wurde dadurch ganz nutzlos an den Pranger gestellt und überhaupt ein böses Beispiel gegeben, welches leider nur zu viele Nachahmer fand. Ich will nicht bis auf Baggesen's „Klingklingel-Almanach", auf Tieck's und Platen's literarsatirische Dramen und andere Satiren zurückgehen, in denen der häusliche Hader unserer Dichter ausgefochten wurde, keinem von ihnen zum Nutzen und zur Freude, aber dem Publicum zur Schadenfreude; ich will mich sofort an die vorliegenden Schriften machen. Wer wollte die großen Mängel verkennen, mit denen die Dichter, selbst die hervortretendsten, die gegenwärtig auf dem deutschen Parnaß eine Rolle spielen, leider behaftet sind? Das Hauptgebrechen liegt doch aber immer zumeist an der Unfähigkeit, Untüchtigkeit und Charakterlosigkeit der Generation im Allgemeinen. Oder woher käme es denn, daß man sich gegenwärtig auch bei allen übrigen Nationen vergebens nach einem Dichter umsieht, den man als einen Culturdichter, einen Dichter der Menschheit bezeichnen könnte? Und woher käme es denn, daß auch auf andern Gebieten als dem rein poetischen — wenn wir die Naturwissenschaften und einzelne Zweige streng wissenschaftlicher Forschung ausnehmen — so wenig Erfreuliches und Erhebendes geleistet wird? Bei dieser Sachlage sollte man billig sein und vielmehr anerkennen, daß verhältnißmäßig, oft unter schwerem Ringen, noch viel mehr Gutes geleistet wird, als man bei dem Druck der herrschenden materialistischen Gewalten der Zeit erwarten sollte. Nun kommt aber hier ein Anonymus, von dem wir, da ihm der Muth gebrach, sich zu nennen, nicht wissen, was er geleistet hat oder leisten kann, stürmt mit eingelegter Lanze gegen den deutschen Parnaß und gibt Jedem, dem er unterwegs begegnet, den Genickfang. Wenn der Anonymus Einzelne, die sich in ih-

rem Hochmuth blähen und geberden, als seien sie die Schiller und Goethe unserer Periode, oder Andere, die sich durch widrige Charakterlosigkeit ein Zeichen auf die Stirn gedrückt haben, herausgenommen und ihnen — auf gut Deutsch gesagt — etwas Tüchtiges versetzt hätte, so könnte man nichts dagegen haben, aber er macht alles poetische Fleisch, was jetzt den deutschen Parnaß bewohnt, ohne Ausnahme (doch nein, den einzigen Freiligrath ausgenommen) zu Haché, um es mit wahrem Heißhunger zu verspeisen. Doch sehen wir uns einmal das große Massacre etwas genauer an.

Zuvörderst werden die Professoren und die „Edelsten", wie sich von selbst versteht, namentlich Gervinus und Dahlmann gegeißelt; alsdann Heine, wenigstens in seiner jetzigen bußfertigen Hiobsgestalt; weiter der „Schatten Heinrich's", der „Hoftailleur" am Burgtheater; dann die „glacirte Handschuhseele" Dingelstedt; das „Waschweib" Mundt; der „impotente" Kühne; der „Fulda-König", der mit „Bandwurmromanen" handelt; Gutzkow; dann mehre Schwaben: Justinus Kerner, der gebeten wird, weiter zu „schmieren", aber seinem Sohne das Reimen zu legen, Mörike, der gefragt wird, wo er jetzt Braunbier trinkt und Rettig ißt, der „Sentenzenschwitzer" Gustav Pfizer, Herwegh, der „das Schießen nicht vertragen konnte"; Roquette mit seinen „Gymnasiastenwitzen"; der „christlich-milde Pfarrer von Lützelflüh" mit seinem „Bernermist"; Auerbach:

Zu Markte bringt Herr Berthold Auerbacher
Schwarzwälder Schnitzwerk — der versteht den Schacher!

Der Anonymus wendet sich nun zu Prutz:

Der Prutz hat sich ein Ränzlein angemäst't,
Legt „Engelchen" dem Brockhaus in das Nest — —

Hierauf geht es über die Oestreicher her, über Beck, der „Börne in Verse brachte" und jetzt für das „kaiserliche Kinderzimmer reimt", über Meißner und Hartmann. Sehr übel kommen „Honiggeibel", der „Bavaren-Aristoteles", ferner der Dichter der „Amaranth" und Hebbel weg:

Horch, wer rührt dort so schrill den Jambenklöppel?
Ach Gott, es ist der kolossale Hebbel u. s. w.

Die vielen „Süßholzpoeten", Victor Strauß, J. Sturm, Merckel, Guido Görres, die Dramatiker: der Dichter der „Valentine", des „Otto III.", des „Robespierre", der „Griseldis", des „Deutschen Krieger", der „Deborah", des „Täubchen" (schönstens zu bedanken!), des „Erbförster" u. s. w. werden rudelweise in die Pfanne gehauen; gleicherweise die Novellisten, darunter Sternberg, über den beiläufig gesagt ein sehr elender Witz gerissen wird, den der Verfasser selbst nicht auszuschreiben wagt, und Bülow, „der Spucknapf Tieck's"; alsdann die Novellistinnen und Dichterinnen, vor allen die Gräfin Hahn-Hahn, aber auch die edle Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Unter den Kritikern und kritischen Instituten richtet der Mordmensch ein fürchterliches Blutbad an: die „Blätter für literarische Unterhaltung", die „Allgemeine Zeitung", die „Kieler Monatsschrift", die „Heidelberger Jahrbücher", Gersdorf's „Repertorium" — der Anonymus verspeist sie zum Dessert und verheißt sogar, sie später noch ein mal und noch gründlicher zu verspeisen. Mit besonderm Ingrimm wendet er sich gegen Julian:

So seh' ich, Freund, dich rastlos darauf sinnen,
Aus der Romantik Leichnam zu gewinnen
Den trock'nen Stoppelwind abstracter Phrasen —
„Grenzboten" müssen sie dann weiter blasen,
Bis du zuletzt sie einfängst in ein Buch.
„Mein Name d'rauf, mein Nam', das ist genug!
Literargeschicht' des neunzehnten Jahrhunderts —
Da habt ihr's — ich bin's — lest es und bewundert's!"

Schließlich geht der Verfasser hinaus an die Ufer des Zürichersees, um sich an dem Anblick der erhabenen Alpen zu erquicken, die stolz hinausragen über „Kritikaster und Dichterlinge". Aber sie sehen, wir versichern dies dem Verfasser, auch dieses Pamphlet gegen die moderne deutsche Literatur tief zu ihren Füßen. Indessen wollen wir auch nicht verschweigen, daß das Product Spuren von Talent zeigt und stellenweise mit treffendem Sarkasmus geschrieben ist. Die Versification ist gewandt und zum Theil keck, reicht aber in Bezug auf meisterliche und geschmackvolle Behandlung der Sprache und des Verses nicht an den schon vor einigen Jahren erschienenen „Till Eulenspiegel" von A. Böttger, an den wir in dieser Verbindung wenigstens erinnern wollen, wozu wir hier um so lieber Anlaß nehmen, da Böttger, wie wir hören, daran denkt, gelegentlich seine Zeitsatire fortzusetzen.

Nr. 5. „Große und kleine Struwelpeter" kehrt seine Stacheln namentlich gegen die Wagner'sche Richtung in der Musik und gegen die Redwitz'sche in der Poesie und enthält folgende Stücke: „Don Ricardo, eine Historie von Cide Hamete Benengeli"; „Das Kunstwerk der Zukunft"; „Prinzessin Bumpsia, eine Puppenkomödie"; „Don Berlino"; „Zu spät, eine Puppenkomödie". Wir haben diesen Satiren das nicht abgewinnen können, was nicht darinnen ist — nämlich Geschmack. Wer unter Don Ricardo und seinem Stallmeister Sancho Brandelio in der ersten Historie und dem Herrn von Redonewitz, einem fahrenden Sänger, im letztgenannten Puppenspiele gemeint ist, ist unschwer zu erkennen. Die Darstellung versteigt sich nicht selten ins Widrige, so namentlich in der Personalbeschreibung des Don Ricardo und Sancho Brandelio. Diese Satiren sind, was die Satire am wenigsten sein sollte, langweilig und daher wirkungslos.

Wir reihen hieran noch eine Anzeige der launigen Schriften Nr. 6 und 7, bitten jedoch ihre Verfasser, mit einer kurzen Erwähnung ihrer Producte vorliebnehmen zu wollen. „Gustchen vom Sandkrug", zum ersten mal auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin aufgeführt, gehört zu jenen jetzt sehr zahlreichen Stücken, in denen es darauf abgesehen ist, dem Hauptdarsteller oder, was noch häufiger der Fall, der Hauptdarstellerin Gelegenheit zu geben, sich in den verschiedensten Metamorphosen oder Darstellungsweisen zu zeigen. In vorliegendem Lustspielchen tritt sogar nur eine Person auf, Gustchen, gegenwärtig Dienstmädchen im Sand-

krug, früher im Dienste einer berliner Schauspielerin, die ihr Gelegenheit gab, häufig das Theater zu besuchen. In ihrer Sandkrugeinsamkeit findet Gustchen, daß sie selbst doch viel Beruf zur Schauspielerin habe und nicht umsonst bei einer Schauspielerin im Dienst gestanden und häufig im Theater gewesen sei. Sie recitirt parodirend Monologe aus „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orléans", stellt eine frömmelnde vornehme Dame, eine Berlinerin, Wienerin, Schwarzwälderin u. s. w. dar, singt und tanzt à la Pepita. Den Mangel ihrer Bildung zu verdecken, meint sie, solle ihr nicht schwer werden, Bildung könne sie so gut wie ihr ehemaliges Fräulein aus dem „Conversations-Lexikon" schöpfen:

Mein Fräulein sagte immer:
„Der Lexikon gibt Geist dem dümmsten Frauenzimmer!"
Und das muß wahr sein, denn sie war erschrecklich dumm,
Doch sah's kein Mensch ihr an im ganzen Publicum.
Was ihr gelang, das muß denn doch auch mir gelingen!
Den Brockhaus in der Hand will ich die Welt bezwingen.

Das Stückchen ist gar sehr im berliner Witzgeschmack, hier und da frivol, wie z. B. in der Stelle, wo Gustchen die vornehme Frömmlerin copirt, mit zum Theil ziemlich wohlfeilen, zum Theil auch wirklich ergötzlichen Einfällen ausgestattet.

Der „Humoristische Musik- und Theaterkalender" ist außerordentlich bunt und mannichfaltig und Liebhabern launiger Lectüre mit gutem Gewissen zu empfehlen. Die Witze sind ungleichen Werths, aber es finden sich unter ihnen doch auch viele wirklich sinnreiche und treffende. Ein Director sucht z. B. nach einem Theaterdiener, als dessen vorzüglichste Eigenschaft Schnelligkeit in Ausführung der ihm gewordenen Aufträge verlangt wird. Der erste Bewerber sagt, er sei so schnell wie die Choristen am ersten des Monats, wenn sie ihre Gage holen. Das ist dem Director nicht genug. Der zweite Bewerber: er sei so schnell wie Anno '48 ein Beschluß in einer Volksversammlung. Noch immer nicht genug! Der dritte: er sei so schnell wie die Birch-Pfeiffer in Anfertigung neuer Theaterstücke. Auch dies genügt dem Director nicht. Endlich der vierte: er sei so schnell wie die Schauspieler hinter den Coulissen, wenn sie Abends herausgerufen werden. Dieser äußerste Grad von Geschwindigkeit genügt dem Director; der vierte Bewerber wird engagirt. Theodor Drobisch kennt aus langer Erfahrung die Bedürfnisse wie die mancherlei Schwächen des etwas leichtfertigen und leichtfüßigen Theatervölkchens und er tischt ihnen eben die Speisen auf, an die sie gewöhnt sind und die ihnen am besten munden.

Hermann Marggraff.

Frömmlerwesen in Rußland.

Es liegen uns „Unterhaltungen über Rußland" *) vor, in denen Allerlei über das Zarenreich im Tone eines wohlmeinenden, redseligen, erfahrenen alten Herrn gesprochen wird, der zwar die Person des Kaiser Nikolaus verehrt, aber einen gründlichen Widerwillen gegen den Despotismus und servile Wesen hegt, mehr noch was Deutschland als was Rußland betrifft. Aus solcher Gesinnung entspringen die in dem Buche enthaltenen Ansichten und Urtheile, zu deren Begründung viele Geschichten aus den dumpfen Polizeistuben und Gefängnissen, den Boudoirs weiblicher Spione, den Geschäftszimmern allgewaltiger Beamten u. s. w. beigebracht werden. Beim Erzählen dieser zum Theil schon anderweitig bekannt gewordenen Geschichtchen verläuft sich der Vortrag gewöhnlich in eine breite Geschwätzigkeit, die dem gebildeten Geschmack nicht zusagt, sowie überhaupt die „Unterhaltungen", von dieser Seite betrachtet, einen sehr untergeordneten Werth haben und allenfalls nur dasjenige Publicum der Leihbibliotheken befriedigen dürften, welches an Schilderungen von pfiffigen Spitzbübereien, tyrannischen Nichtswürdigkeiten, Erpressungen und Entführungen, die aber regelmäßig durch das Dazwischentreten irgend eines klugen und edeln Menschen vereitelt werden, sein Vergnügen findet. Wir hätten somit von diesem neuesten Buche über Rußland hier weiter nichts zu sagen, wenn wir nicht ein Capitel darin gefunden hätten, welches sich durch interessante Mittheilungen vor allen übrigen vortheilhaft auszeichnet. Es handelt von den kirchlichen Zuständen Rußlands, und besonders liefert ein Rückblick auf die Einschleppung und Verbreitung der Frömmelei in die dortige protestantische Kirche einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der religiösen Verirrungen und Misbräuche.

Das Muckerthum erhob sich in Rußland vorzüglich in den Jahren von 1816 an bis zum Tode Alexander's. In den baltischen Provinzen fand es keinen günstigen Boden; die freiern Ansichten der dortigen evangelischen Geistlichen stützten sich auf die vor mehr als 40 Jahren erlassene, durch den Ukas von 1817 wieder aufgehobene Kirchenordnung, welche mit den Worten beginnt: „Die protestantische Kirche hat keinen andern Zweck, als ihren Mitgliedern zur Erreichung der ganzen höchsten Menschenbestimmung in Sittlichkeit und Zufriedenheit behülflich zu sein, mit steter Hinsicht auf die jedesmaligen religiösen und moralischen Umstände und Bedürfnisse der Gemeinden Sie erkennt dazu keine andern Mittel für zweckmäßig als den rechten Gebrauch der Bibel und der Vernunft. Darum kann sie, da Jesus Christus und die Apostel für den äußern Gottesdienst keine bestimmenden Vorschriften gegeben haben, dergleichen auch weder aus der ältern christlichen Kirche als eigentlich bindende Gesetze annehmen, noch selbst in irgend einem Lande und zu irgend einer Zeit etwas feststellen, welches auf immer und für Alle unter allen Umständen verpflichtend sein müßte, wie dies auch Luther und die andern Stifter der protestantischen Kirche auf das lauteste und nachdrücklichste erklärt und die Gemeinden von jeher in dem ganzen Umfange des daraus ihnen herfließenden Rechts beobachtet haben.... Es darf kein Prediger seine Gemeinde nöthigen wollen, sich in einer Art zu erbauen, wofür sie keinen Sinn hat, aber keiner kann auch gezwungen werden, moralisch schädliche Irrthümer zu begünstigen, blos weil die Menge sie hegt."

Eine solche Kirchenordnung war natürlich nicht geeignet, heuchlerisches Gebaren und starren Buchstabendienst herbeizuführen; sie konnte einer freiern Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete nur günstig sein. Als aber Alexander aus Laibach zurückkehrte und die Krüdener mit ihrem anmaßenden „Je lui parlerai, je lui ordonnerai au nom de Dieu" ihm nach Petersburg folgte, schien es, als ob aus ganz Rußland ein einziges Herrnhut werden sollte. Der ehemals lebenslustige Kaiser versank in religiöse Schwermuth; aus dem galantesten Weltmanne war ein büßender Einsiedler geworden, der nur danach strebte, sich im Lammesblut von seinen Sünden rein zu waschen. Das Beispiel mächtiger Fürsten findet immer bereitwillige Nachahmung bei dem unterthänigen Hofpersonal, welches wiederum weiter auf die von ihm abhängigen Kreise einwirkt. Schnell wuchsen unter dem fetten Dünger, mit welchem der Glaubens-

*) Unterhaltungen über Rußland. Vom Verfasser des „Noch Etwas über Rußland in Bezug auf Marquis Custine", der „Dreißig Jahre in Rußland", „Rußland und Deutschland" u. s. w. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1858. 8. 2 Thlr.

ecker beschüttet wurde, die Schmarotzerpflanzen der Bigoterie hervor und verfilzten sich zu einem festen Knäuel. An der Spitze der Obscurantenpartei standen der Cultusminister Fürst Galyzin und der Graf Lieven, die sich bald von eifrigen Helfern umdrängt sahen. Diese begannen ihr Werk, indem sie die Kanzeln und Universitäten von der Vernunft säuberten und das System der Verdummung und Gleißnerei dorthin verpflanzten. Alexander sah apathisch frömmelnd zu, wie das Licht, welches nach seinen Absichten bei der Thronbesteigung als Segen über sein Reich ausfließen sollte, auf den Hochschulen von den Männern, welche die Curatelen übernahmen, dem Finsterling Runitsch in Petersburg, Lieven in Dorpat, Magnicki in Kasan, Karneiew in Charkow, wieder ausgelöscht wurde. Vorzüglich schleuderten die Obscuranten ihr Gift gegen die deutschen Professoren. Der Philosoph Schade zu Charkow war einer der Ersten, welcher sein Brot verlor. Wie ein Verbrecher wurde er ergriffen und über die Grenze gejagt. Neun Universitätslehrer wurden von Kasan vertrieben, von der petersburger Universität Raupach mit noch zwei Professoren. In Åbo verlor ein Professor den Lehrstuhl und in Dorpat mußten Segelbach und Pöhlendorf ihre Stellen niederlegen. Die Universitäten erhielten neue Einrichtungen. Zur besondern Notiz für die Deutschen machte die Universität Dorpat bekannt, daß kein Student dort mehr aufgenommen werde, der vorher eine ausländische Hochschule besucht habe. An die Seite eines Curators als Großinquisitors installirte man einen Director als Inquisitor über Rector, Professoren und Studirende, der Wache hielt, daß die Theologie sich kein Haarbreit von den Symbolischen Büchern entferne, die Exegese der Vulgata gehorsam sei, daß die Juristenfacultät nicht von Natur- und Völkerrecht rede, die Philosophie sich gar nicht aufducke, wenn sie auch im Katalog figurirte, daß die Medicin keinen Anstoß gebe, die Naturwissenschaften sich genau der Mosaischen Schöpfungsgeschichte anpaßten, die Geschichte hauptsächlich sich auf biblische Historien beschränke und nie von einer Despotie oder etwaigen Ruchlosigkeit der Könige spreche, wol aber die autokratische Verfassung als die einzig mögliche und heilsame für die Menschheit darstelle.

Während so die Universitäten zu Knabenschulen herabgedrückt wurden und man die Hefte der Professoren und Studenten strengen Revisionen unterwarf, schritt man in gleichem Sinne gegen die evangelische Geistlichkeit ein. Die vernünftige Kirchenordnung wurde verworfen und eine andere eingeführt. In Livland wurde der Hernhutismus unter die Bauern gebracht; im revalschen und andern Gouvernements verloren misliebige Prediger ihre Stellen. Haupt der evangelischen Kirche wurde der Erzfrömmler Bischof Cygnäus. Graf Lieven eröffnete das neue Oberconsistorium, indem er sprach: „Ich werde künftig nicht mehr dulden, daß nur Christi Lehre gepredigt werde, sondern streng darüber wachen, daß nur der symbolische Christus gepredigt und eine völlige Gleichheit des Glaubens sichtbar werde.“ Der Generalsuperintendent Böttischer in Odessa denuncirte die protestantische Kirche als eine Sekte revolutionärer Christusleugner, die von Staats wegen unter polizeiliche Aufsicht genommen werden müsse und als eine von der orthodox-griechischen Kirche abtrünnig gewordene Partei zu ihrer Mutter wieder zurückzubringen sei. Er verfaßte ein dem Hirn der Heuchler anpassendes Gesangbuch, wofür ihm der Minister Galyzin eine kaiserliche Belohnung von 10,000 Rubeln auswirkte.

Um sich recht gefällig zu machen, gab sich die Oberzunft der frommen Brüder in Petersburg alle Mühe, die Rechtmäßigkeit der Despotie aus der Bibel zu beweisen. Daran betheiligte sich vorzüglich der Vicepräsident des evangelischen Consistoriums, Pesarovius. Er selbst besaß dazu nicht die nöthige Fähigkeit und wandte sich daher an einen Andern, der eine Menge Bibelstellen zusammensuchen mußte, um daraus die Sanction der Despotie juridisch festzustellen. Wo eine jesuitisch-hypokritische Sekte von der obern Region her begünstigt ist, läßt sich freilich viel Unsinn und Verderben erwarten; allein es grenzt an das Unglaubliche, was unter der Aegide jenes Oberconsistoriums für Dinge in der evangelischen Kirche verübt worden sind.

Da man in Petersburg sah, daß durch die einflußreichen Personen, welche an der Spitze der Mystiker standen, Männer bevorzugt und in Aemter gezogen wurden, um die sich viel tüchtigere Menschen vergeblich beworben hatten, so mehrte sich diese Sekte täglich. Das herrnhuter Bethaus füllte sich immer mehr und wurde zum wahren Tempel ruchloser Speculationen. Nie hat in Petersburg der Unsinn so öffentlich geherrscht. An der dortigen deutschen Hauptschule war der Heuchler Schubert Director. Von ihm erschien ein Tractätlein „Des Menschen Herz“ mit Kupfern, durch welche anschaulich gemacht wurde, daß das menschliche Herz durchaus und von Anbeginn nichts sei als ein wahrer Saustall, ein Saal voll vergnüglicher Teufel, eine Grube mit Schlangen und Kröten. Ungeahndet blieb dies schändliche Pasquill auf die Menschheit nicht: es erfolgte darauf ein Bild zur Antwort. Schubert war darin in Lebensgröße gemalt und meisterhaft getroffen. Den ganzen Rumpf nahm sein Herz ein; dies war in Fächer getheilt und in jedem eine gräuelhafte Geschichte aus dem Leben und Wirken der Heilandsgesellschaft dargestellt. Eine witzige Erläuterung in Versen war beigelegt. Der Unfug und die Umtriebe der Frömmler empörten allgemein. Die Russen blickten mit Hohn auf die Deutschen, durch welche das der Vernunft so widerliche Wesen ins Land wie ein Dieb in der Nacht sich eingeschlichen hatte. Ein Pope äußerte darüber gegen einen Deutschen: „Mir ist der schlechteste Jesuit immer noch lieber als der beste von jenen Frömmlern; was haben wir davon, daß der Kaiser die Jesuiten vertrieben und uns dafür eine weit gefährlichere Sekte zugezogen hat? Aus den Jesuiten kamen doch noch Denker; Gelehrsamkeit und Wissenschaft wurden von ihnen gepflegt; diese verwünschte Kaste hingegen verdummt sich selbst erst, um Andere dann desto leichter mit zu verdummen.“

Der Tod Alexander's war zwar dem Frömmlerwesen ein betäubender Blitzschlag, und in Petersburg verlor es seitdem viel von seiner Macht; doch ist es keineswegs wieder ganz geschwunden; es hat sich nur in die entlegenern Provinzen zurückgezogen; sein verderblicher Einfluß hat sich noch in der neuern Zeit in der protestantischen Kirche Livlands bekundet. Es gelang der Frömmelei, ihre Propaganda unter den Letten zu erweitern und den Grund zu den Erscheinungen zu legen, welche dort die evangelische Kirche in den letzten Jahren so schwer betroffen haben. Sie erleichterte das Proselytenmachen des griechischen Klerus, denn nirgends waren die Bauern zur Aenderung ihres Glaubens bereitwilliger als in der Nähe von Dorpat, wo auf mehren Gütern das herrnhutische Wesen sich eingenistet hatte. Somit hat die Einschleppung der Frömmelei in Rußland nicht unwesentlich beigetragen zum Ausbau des Systems, welches in der Bekehrung aller russischen Unterthanen zur orthodox-griechischen Kirche seine höchste Vollendung sieht.

29.

Literarische und Kunstnotizen aus Polen.

Warschau.

Von K. W. Wójcicki's „Hausarchiv“ („Archivum domowy“) hat der Druck des ersten Bandes bereits begonnen und wird derselbe die auf Geschichte, Literatur und inneres Leben bezüglichen Handschriften bis zur Zeit Stanislaus August's enthalten. Das Werk, das auch in einzelnen Bänden abgelassen werden wird, kann als ein solches betrachtet werden, dem die gelehrte Welt sowol als auch überhaupt Jeder, der Interesse an der Geschichte und Entwickelung Polens nimmt, volle Aufmerksamkeit schuldig ist.

Wladimir Wolski, dessen poetische Erzählung „Der große Herr“ („Wielki Pan“) ungeachtet mancher Schwächen ein nicht

gewöhnliches Dichtertalent verräth und viel schöne Gedanken enthält, wenn sie auch nicht immer angemessen eingekleidet sind, arbeitet gegenwärtig an einer zweiten, die gewissermaßen als Fortsetzung der ersten zu betrachten ist. Hoffentlich finden wir darin die nöthige philosophische Wahrheit in den Gedanken, mehr Vollkommenheit in der Form, mehr Schönheit und Adel in den Bildern.

Von Oehlenschläger's fünfactigem Drama „Hagbart und Signe" ist eine rhythmische Uebersetzung erschienen, welche durch die schöne und dem Gedicht so vollkommen angepaßte Sprache allgemeine Anerkennung findet. Auch Victor Hugo's „Ernani" und die „Burggrafen" haben in Apollo Korzeniowski und Kasimir Kaszewski, dem Bearbeiter der „Antigone" und des „Oedipus", sehr gewandte Uebersetzer gefunden.

Der „Schatz der Meisterwerke der europäischen Literatur" ist ein Unternehmen, welches dem Verleger (Merzbach) ebenso viel Ehre macht, als es von den Fortschritten unserer Typographie rühmliches Zeugniß ablegt. Er bringt in den neuesten Lieferungen Cervantes' „Don Quixote" in höchst gediegener Uebersetzung und geziert mit 130 prächtigen Illustrationen von der Hand des berühmten Johannot, welche der Verleger für 2500 Fr. an sich gebracht hat.

Maciejowski's „Polen" („Polska"), ein Werk, welches das Leben und Treiben dieses Landes nach allen Richtungen beleuchtet und neben strenger Wissenschaftlichkeit den Vorzug hat, eine so anziehende Lectüre zu sein, daß die vier Bändchen sich sogar im Boudoir mancher Polin vorfinden, soll, wie wir vernehmen, durch den Lector Fritz in Breslau ins Deutsche übertragen und diese Arbeit von einem der berühmtesten deutschen Gelehrten mit einigen Worten eingeleitet werden. Wir freuen uns über diesen neuen Beweis der Anerkennung einer unserer ersten literarischen Größen und können wol auch der deutschen Bearbeitung in Bezug auf das Interesse, welches der Stoff an und und für sich bietet, dasselbe glückliche Prognostikon stellen wie dem polnischen Originale.

Zu den von Przezdziecki und Rastawiecki herausgegebenen „Mustern mittelalterlicher Kunst" hat der krakauer Maler Dembowski einige sehr werthvolle Beiträge geliefert, und zwar Copien von Alterthümern, welche er in der früher so berühmten Abtei Trzemeszno im Großherzogthum Posen gefunden hat, und welche in verschiedenen kostbaren Kelchen (unter andern denen des heiligen Adalbert, der Dombrówka, Kasimir's des Großen u. s. w.) und Patenen bestehen.

Ein für die Geschichts- und Kunstfreunde wichtiger Fund ist das Bild des berühmten Feldherrn Stephan Czarniecki, nach dem Leben in Oel gemalt, welches nächstens bei einem unserer Literaten aufgestellt werden soll. Der alte Krieger ist in natürlicher Größe und im Hetmansornat, mit dem Commandostab (butawa) und gestützt auf die Gabel, als das Zeichen seiner Würde, abgebildet. Ein Name ist an dem Gemälde nicht herauszufinden, sondern nur das Familienwappen.

In den warschauer Zeitungen wird aus dem Nachlasse des Schauspielers Bonaventura Kudlicz eine Sammlung ganz eigenthümlicher Art ausgeboten, nämlich ein Rest von 144 Tabacksdosen der verschiedensten Größe und Gattung, welche der Mann bei Lebzeiten zusammengetragen hat. De gustibus non est disputandum!

Krakau.

Hier ist der Verkehr im Buchhandel, sowie auch die Thätigkeit der Presse (mit Ausnahme der einzigen hier erscheinenden Zeitung „Czas") so ziemlich bis auf den Gefrierpunkt herabgesunken, und zeigt sich ja einmal etwas am Büchermarkte, so ist es, wie z. B. der „Katalog der krakauer Bischöfe", nicht eine Frucht unserer Tage, sondern ein Nachzügler aus bessern Zeiten, oder es kommt von Warschau, Wilna, Kiew — Petersburg. Eigenthümliches Spiel des Schicksals! Dort, wo die Presse scheinbar in den schwersten Fesseln liegt, treibt sie fortwährend neue und reichliche Blüten, hier, in dem einstigen Brennpunkte geistiger Intelligenz, an dem Orte, wo die Herren der Gelehrsamkeit gelebt und gewirkt haben, wo der Verkehr mit dem Auslande weit weniger gehemmt ist, druckt man, wie gesagt, eine Zeitung und gegen das Neujahr hin einige Kalender.

Sehr irren würde Derjenige, welcher glaubt, es fehle hier an Kräften, etwas zu schaffen; im Gegentheil rühmen wir uns mancher Namen, welche selbst jenseit der Grenze Geltung gefunden haben. Doch gerade diese Kräfte sind es, welche in einen tiefen Schlaf verfallen scheinen und seit Jahren schon kein Lebenszeichen von sich geben. Wie weit die Gleichgültigkeit überhaupt hier geht, davon nur ein Beispiel. Es gibt in Deutschland hier und da noch Jemand, der Interesse an unsern Erzeugnissen nimmt und selbst die Verpflichtung fühlt, das Ausland mit ihnen bekannt zu machen. Solche Leute haben sich mit der Bitte an unsere Buchhändler gewandt, man möchte sie mit Dem, was die polnische Literatur Neues bringt, bekannt machen, und zugleich den Zweck angegeben, der, wie sie glaubten, ihr Gesuch unterstützen mußte. Doch weit gefehlt! Wie wir aus sicherer Quelle wissen, hat sich bisjetzt auch nicht eine Feder in Bewegung gesetzt, um der Bitte folgezuleisten, ist auch nicht ein Buch ins Ausland gegangen. Das stimmt schlecht zu dem Patriotismus, den Krakau immer ausgehängt hat und mit dem es sich auch heute noch brüstet. Freilich läßt dieser sich auch vielfach deuten. Die Einen bekunden ihn, indem sie, Jeder nach seinen Kräften, dazu beitragen, dem Lande eine achtunggebietende Stellung zu erkämpfen, und — handeln; die Andern thun nichts, klagen, seufzen hinter den frühern goldenen Zeiten her und — raisonniren. Es bedarf nicht viel Kopfzerbrechens, um zu errathen, nach welcher Seite sich Krakau heute, wenigstens im Allgemeinen, hinneigt.

Das, was hier steht, ist Wahrheit und doch wahrscheinlich in den Wind gesprochen; Krakau bleibt, was es in letzter Zeit immer war, kalt, seelen- und theilnahmlos, und erwacht es ja einmal aus seiner Lethargie, wie z. B. zur Carnevalszeit, so geschieht es nur, um sich zu amüsiren!

Posen.

Unter den Bewohnern des dreifach zerstückelten Polen ist es oder gilt es vielmehr als ausgemachte Wahrheit, daß diejenigen des Großherzogthums Posen sich in Bezug auf geistige Intelligenz in die vorderste Reihe stellen und im Gefühl ihrer Größe mit einer Art von Mitleid auf ihre Brüder im Königreich und in Galizien herabblicken. In der Natur der Sache läge wol Posens Hegemonie und somit auch ein hoher geistiger Standpunkt begründet, denn in keinem Theile des großen Polenlandes steht es mit dem Schulwesen und somit auch der Gelegenheit zur Ausbildung besser als hier. Sehen wir uns jedoch nach den Früchten um, beispielsweise in der Literatur, welche dem sich so hochstellenden Land um die Warthe herum entsprossen sind, so können wir dessen Bewohnern nur rathen, sich der Tugend, genannt Bescheidenheit, zu befleißigen, und als Grund dafür, daß sie solcher bedürfen, einen Vergleich Dessen, was ihre Presse in letzter Zeit zutage gefördert hat, mit Dem, was ihre östlichen Nachbarn und Brüder geschaffen haben, anrathen; sie müssen dann, seien sie auch noch so sehr von Vorurtheilen befangen, eingestehen, daß sie, auf dem Felde geistiger Productivität wenigstens, nicht die Ersten sind und Warschau besonders ihnen längst den Rang abgelaufen hat. Wie man für Alles einen Grund aufsucht, so hat man ihn besonders gern bei der Hand, wenn es gilt seine Fehler zu beschönigen, und so kann es nur als Beleg für das Obengesagte sowie als charakteristisches Zeichen gelten, wenn ich anführe, daß auf die Frage, warum jetzt in Posen fast gar nichts geschrieben werde, eine in der literarischen Welt als bedeutend dastehende Persönlichkeit geantwortet haben soll: es sei jetzt nichts zu schreiben! Nun freilich, wo man so sehr von seiner Vollkommenheit durchdrungen ist, braucht man wenigstens nicht mehr zu belehren und zu bessern, aber man läßt sein Licht leuchten, und das ist hier in

neuerer Zeit nur sehr sparsam geschehen. Ist es wirklich vorhanden, warum hätte man es denn fortwährend unter dem Scheffel verborgen?

Um gerecht zu sein, will ich wenigstens ein Werk nicht unerwähnt lassen, das kürzlich die Presse verlassen hat und uns alle Ehre macht. Es ist dies eine Uebersetzung von fünf Gedichten Lord Byron's, nämlich „Manfred", „Mazeppa", „Die Belagerung von Korinth", „Parisina" und der „Gefangene von Chillon", durch unsern alten Franz Morawski. Nun, der Greis hätte also wieder einmal seine Schuldigkeit gethan; was schufen und schaffen denn aber die jungen Kräfte, die im Großherzogthum nicht fehlen? Sind auch sie der Ansicht: „es sei jetzt nichts zu schreiben?" 40.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

1. Zustand Italiens im Jahr 1529.

Die von König Heinrich VIII. von England im Herbste 1529 an Papst Clemens VII. nach Bologna gesandten Botschafter, Sir Nicholas Carew und Richard Sampson, entwarfen in einer Depesche an den König vom 12. December des genannten Jahres („State papers. King Henry the Eighth. Foreign correspondence", VII, 225) folgendes Bild von dem Zustand des Landes nach der Expedition des kaiserlichen Heeres unter dem Connétable von Bourbon gegen Rom und jener der Franzosen unter dem Marschall von Lautrec gegen Neapel und während der Belagerung von Florenz durch jene Kaiserlichen unter dem Prinzen von Orange.

„Nie war, so glauben wir, Sire, ein Land in einem jammervollern Zustande als dieses. In vielen Orten ist keine Nahrung für Menschen und Pferde zu finden, und die guten Städte sind verwüstet und zerstört. Zwischen Vercelli, welches dem Herzoge von Piemont gehört, und Pavia, auf einer Strecke von 50 Miglien, ist das Land so fruchtbar an Getreide und Wein wie nur irgend eines auf dem Erdboden. Aber Alles ist so verödet, daß wir auf dem ganzen Wege nicht Mann noch Weib im Felde arbeiten sahen. Wir trafen Niemand als drei Frauen, welche Trauben lasen; denn überall sind die Weinberge ungehütet und verkommen, und Keiner denkt daran, Weizen zu säen, und die Trauben hangen vernachlässigt an den verwilderten Stöcken. Halbwegs ist eine Stadt, die eine der blühenden Städte Italiens war, mit Namen Vigevano: da ist eine Burg, die Stadt selbst aber ist ganz verdorben und verödet. Pavia befindet sich in gleichem Zustande: in den Straßen schreien die Kinder nach Brot und man stirbt Hungers. Man sagte uns, und der Papst bestätigte es, daß in diesem wie in andern Theilen Italiens das Volk durch Krieg, Hungersnoth und Seuchen so zu sagen ganz aufgerieben worden ist, sodaß keine Hoffnung vorhanden ist, das Land werde sich binnen mancher Jahre von diesem Verderben recht erholen, indem es an Menschen fehlt. Die Franzosen haben an diesem Elend ebenso wol Schuld wie des Kaisers Leute, und wir vernahmen, daß Herr von Lautrec auf seinem Durchzuge viele Verheerungen anstiftete."

Ueber die Theuerung in Bologna während der Zusammenkunft des Papstes mit Karl V. melden dieselben: „Die Kosten übersteigen hier jeden Begriff. Die Gründe sind die völlige Verwüstung des Landes, die Menge der Kriegsleute, welche dasselbe besetzt halten, die große Zahl der hier Anwesenden, die theils zum Gefolge des Papstes, theils zu dem des Kaisers gehören. Alles wird mit Golde aufgewogen. Für Menschen und Pferde muß übermäßig gezahlt werden und oft kann man sich das Nöthige nicht für Geld verschaffen. Dennoch ist Bologna noch die beste Stadt im Lande, und müßten wir nach einer andern, so würden wir noch schlimmer dran sein. Noch befinden wir uns nicht in Noth, Dank Gott und Ew. Gnaden. Sollte es jedoch Ew. Gnaden Wille sein, daß wir lange hier verweilen, so könnten wir's nicht aushalten, denn was wir für drei Monate zureichend erachteten, genügt nicht für einen."

Dies sind unverfängliche Zeugnisse, welche all das Traurige bestätigen, was die italienischen Geschichtschreiber über den jammervollen Zustand der Lombardei besonders während des Feldzugs von 1526—27 und der Bedrängniß des letzten Herzogs von Mailand, Francesco Sforza, wie über die Verheerungen in Mittelitalien und einem Theile des Königreichs Neapel berichten. Was hier die englischen Gesandten schreiben, findet einen Wiederhall in den Worten Derer selbst, welche Karl V. dienten, wie Charles de Lannoi und der Cardinalbischof von Osma, Garcia de Loaysa, dessen merkwürdige Briefe G. Heine aus dem Archiv von Simancas hervorgezogen hat. In Lanz' Correspondenz des Kaisers finden sich viele Klagen über das Elend Mailands, welches das Heer des Connétable bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen hatte. Und Loaysa hält Karl V. wiederholt vor, wie das Treiben seiner Truppen von der Art sei, daß es ihm nur Unehre bringen könne, während sie, ohne Sold und ohne Mannszucht, Städte und Land aufs entsetzlichste brandschatzten. Die Erstürmung Roms durch Bourbon's Heer ist das furchtbarste in der Reihe dieser Ereignisse wie überhaupt das grauenvollste dieser Art in der neuern Geschichte; aber es steht nicht vereinzelt da. Der Kaiser wußte nur zu gut, wie es mit seinem Heere stand. Während Papst Clemens VII. in der Engelsburg gefangengehalten ward, machten ihm die Gesandten der christlichen Mächte, unter ihnen der Bischof von Tarbes, nachmaliger Cardinal Gabriel de Grammont, Edward Lee u. A., in Valladolid Vorstellungen über das dortige wüste Treiben, indem sie sagten, es laute gar zu unwürdig und entsetzlich in den Ohren der Fürsten und Andern, daß das Haupt der Christenheit durch einen christlichen Fürsten und den ersten der Fürsten gefangen genommen und gehalten werde, und daß er zur Ehrenrettung des christlichen Namens solchem Unwesen steuern, den Schaden so viel als möglich ersetzen und die Urheber solcher gräulichen Missethat strafen müsse. Der Kaiser antwortete nur, er wisse nicht mit Bestimmtheit, wie es mit dem Papste stehe, sondern blos, daß er in der Engelsburg sei, wohin er beim Eindringen seiner Kriegsvölker sich geflüchtet habe. Dort möge ihm seine Freiheit durch die Soldaten genommen werden, welche jetzt verwildert, ohne Mannszucht, ohne Furcht vor ihren Hauptleuten, diese Hauptleute selbst in Furcht und in ihrer Macht hielten. Er vernehme, sie verlangten 400,000 Dukaten als Lösegeld für den Papst: wäre er selbst da, so würde er jetzt ebenso wie dieser in ihrer Gewalt sein. So wollte weder der Kaiser noch irgend einer von seinem Rath etwas von der Gefangenschaft des Papstes hören.

2. Jesus Christus König der Florentiner.

Es ist ein aus allen ältern und neuern italienischen Geschichtschreibern bekanntes Factum, daß nach der dritten und letzten Vertreibung der Medici, im Mai 1527, die Republik Florenz den Heiland zu ihrem Herrscher erwählte. Benedetto Varchi, welcher die ausführlichste und im Ganzen glaubwürdigste Geschichte jener letzten Zeiten der Freiheit geschrieben hat, berichtet folgendermaßen über den Vorgang und das Verfahren Niccolo Capponi's, der damals als Venner — Gonfaloniere — an der Spitze der Verwaltung stand und zugleich die Partei des Adels, der Gemäßigten und Frommen, im Gegensatz zu den Demokraten und den „Libertini", repräsentirte. „In dieser Zeit", so heißt es, „zeigte der Gonfalionere, sei es, daß die Dominicaner von San-Marco, mit denen er viel verkehrte, ihm zusprachen, sei es, daß er die zahlreichen Anhänger Savonarola's zu gewinnen suchte, viel Hinneigung zu den Ideen dieses Klosterbruders. Manche tadelten ihn deshalb, andere verschonten ihn nicht mit ihrem Spott. Am 9. Februar (1528) sagte er im Großrath eine der Predigten Fra Girolamo's beinahe Wort für Wort her, eine Predigt, in welcher der Stadt viel Unglück und dann viel Heil prophezeit wird. Zu Ende warf er sich auf die Knie und schrie mit lauter Simme: Misericordia! worin der gesammte Rath einstimmte. Damit nicht zufrieden, schlug er vor, Christ den Heiland als König von

Florenz anzuerkennen, wogegen 20 der Rathsmitglieder stimmten, und er ließ über der großen Thür des Palastes folgende Inschrift anbringen, von welcher er glaubte, daß sie nie weggenommen werden würde:

T H Σ
Christo Regi suo domino dominantium
Deo summo opt max liberatori
Mariaeque virgini Reginae dicavit. A. 5. MDXXVII
S. V. Q. F.

In dem Register der Abstimmungen des Großraths findet sich folgende Notiz: «In Dei nomine Amen. Am 9. Februar 1527 (altflorentinischen Stils, d. i. 1528) wurde in dem aus 1002 Mitgliedern bestehenden Großen Rath Folgendes verhandelt. Der erlauchte Venner der Gerechtigkeit, Niccolo Capponi, nach langer Aufzählung von Beweisen der Gerechtigkeit und Gnade Gottes in Ereignissen unsers wie anderer Völker und nach ernstlicher Ermahnung zur Gottesfurcht, befahl der aus 1002 anwesenden Mitgliedern bestehenden Versammlung des Großen Raths durch den Offizial der Legislatur, Salvestro Aldobrandini (Vater Papst Clemens' VIII.), die beiden folgenden Gesetzvorschläge vorzulegen. Erstens, ob das Volk, mit Hintansetzung aller Andern, unsern Herrn und Gott als seinen König und als Regierer der Stadt anerkennen wolle? Zweitens, ob es die unbefleckte Jungfrau Maria Königin nennen und Beider heilige Namen über der Thüre des öffentlichen Palastes in goldenen Buchstaben und Zeichen setzen lassen wolle?» Der Vorschlag des Gonfaloniere wurde angenommen, doch stimmten gegen den ersten Theil 18, gegen den zweiten 24. 14 Monate darauf, als die Partei der Optimaten gestürzt, die der Demokraten ans Ruder gelangt war und die Belagerung herannahte, machte der neue Gonfaloniere Francesco Carducci nochmals einen solchen Vorschlag im engern Rathe (dem der Achtzig), wo 26 dagegen stimmten. Der Großrath nahm den Beschluß wieder an, doch mit 196 ungünstigen Voten. Das Monogramm Christi sollte nach diesem Decret (vom 26. Juni 1529) von der Dornenkrone umgeben sein und drei Erinnerungsfeste eingesetzt werden; der 9. Februar, an welchem der erste Beschluß gefaßt worden, der 9. November und 16. März (1494 und 1524), Tage der Vertreibung der Medici."

Die Inschrift wird von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben; in neuern Zeiten war sie durch ein großmächtiges und häßliches großherzogliches Wappen bedeckt, welches auch die Thüre verunstaltete. Als dies im Jahre 1846 weggeräumt ward, las man zu nicht geringem Erstaunen eine ganz verschiedene Inschrift, sie hieß: Rex Regum et Dominus dominantium. Wann die Umänderung stattgefunden, weiß man nicht; L. Passerini, ein fleißiger und zuverlässiger Geschichtsforscher, glaubt mit gutem Grunde, es sei zur Zeit Cosmus' I. und zwar schon, als Varchi schrieb, geschehen. Man mochte Alles wegwünschen, was zu irgend einem Suprematieanspruch des Heiligen Stuhls Anlaß oder Vorwand bieten konnte. Vor dritthalb Jahren wurde diese Inschrift auf weißem Marmor, welche das Monogramm des Heilands von Strahlen umgeben in der Mitte hat, durch den Architekten G. Martelli geschmackvoll hergestellt. Seltsamerweise ging das Gerücht, sie sei bei dieser Gelegenheit umgeändert worden: so wenig hatte man sie sich angesehen! Manche andere Restaurationen am Palazzo-vecchio, wie man den Palast der Republik seit lange nennt, sind in neuern Zeiten vorgenommen worden und die meisten derselben sind zu loben, da sie das Bestreben kundgeben, dies so merkwürdige wie schöne Gebäude von den modernen Verballhornungen zu befreien. So sind Thurm und Gesimse mit dem Zinnenkranz wiederhergestellt, und zwar in vortrefflicher Steinarbeit, wobei der schlimme und gefährliche Kalkputz verschwunden ist. Vieles aber bleibt noch zu thun, namentlich auf der Seite, wo einst das Zollamt war, das man seit der Ueberschwemmung des Jahres 1844 an einen andern Ort verlegte. Infolge spätern Anbaus hat der Palast hier ein sehr buntscheckiges, unvollendetes Aussehen. Die Herstellung der ursprünglichen Wappen am Gesimse und der im vorigen Jahrhundert abgebrochenen Tribüne (Ringhiera — Rostra) an der Vorderseite, wo man jetzt ein Gitter angebracht hat, wäre sehr wünschenswerth. 36.

Notizen.

Ein Blick auf den deutschen Buchhandel zur Zeit der Continentalsperre.

Bei einer Durchmusterung früherer Jahrgänge der „Allgemeinen Zeitung" stießen wir auf eine Reihe interessanter Berichte über die leipziger Messen und namentlich über die Buchhändlermessen in den Jahren 1807—9, die über die Lage des deutschen Buchhandels und der deutschen Literatur während jener Zeit der französischen Occupation und Handelssperre manche interessante Angaben enthalten, welche in das Gedächtniß der Mitlebenden zurückgerufen zu werden verdienen. Der Buchhandel war damals, wie sich denken läßt, in sehr bedrängter Lage. In der leipziger Ostermesse 1807 waren nur 74 auswärtige Buchhändler persönlich auf dem Platz, während in frühern Jahren oft an 250 gegenwärtig gewesen waren. „Von den Anwesenden", heißt es in jenem Bericht wörtlich, „schickte kaum ein Drittel etwas Anderes als Circulare mit Entschuldigungen und Kriegselend. Unter den berliner Buchhändlern wurden auf einmal vier insolvent. Die Verleger guter Werke hatten versandt, bekamen nirgends Geld, sondern nur neue starke Foderungen. Sie beschlossen also lieber die Bücher zu behalten, um doch wenigstens etwas zu haben. Starke Sortimentshändler hatten, um weniger herauszuzahlen, den abscheulichsten Schofel gedruckt, der ihnen auf dem Halse gelassen wurde und sie vollends unter das Messer bringt." In der Herbstmesse war es gleich schlimm: „Fast Alles, was schon zur Ostermesse hätte saldirt werden sollen und nun wenigstens jetzt zu Michaelis getilgt werden sollte, blieb unbezahlt. Die alten Jeremiaden, oder auch todtes Stillschweigen wie im Grabe!" Von den Buchhändlern aus dem hohen Norden hielt nur Brummer in Kopenhagen seine Zahlungen ein, „obgleich er durch das heilloseste aller Bombardements sein ganzes dänisches Lager verloren hatte". Perthes, der den lebhaftesten Verkehr mit dem „so vielfach schwierigen und abstoßenden" englischen Buchhandel unterhielt, verlor zur Jubilatemesse 1809 allein für mehr als 2000 Pf. St. an englischen Werken, die in London stehenblieben oder in Dänemark als gute Prise confiscirt wurden. „Der dreifach eiserne Gurt", sagt der Berichterstatter, „den jetzt England um alle jene sonst so glücklichen Küsten schnürt, wird auch für den deutschen Buchhandel ein sogenannter Schmacht- und Hungerriemen." Dazu kam die Furcht vor den Confiscationen und andern noch schlimmern Folgen. Die Werke eines berühmten politischen Schriftstellers hatten aus Vorsicht die sonderbarsten Schicksale erleben müssen. Eine Handlung hatte sie verbrannt, die andere in den Cloak versenkt, die dritte eingegraben. Dieser Zustand, bemerkt der Correspondent, sei umsomehr zu beklagen, da ja die Literatur noch die einzige deutsche Bundeslade, das Einzige sei, was die Deutschen zu Deutschen mache; wenn dies einzige und letzte Band zerrissen sei, werde es überhaupt mit Deutschland ein Ende haben. Nur einen guten Erfolg hofft der Berichterstatter von dieser Lage; er erwartet, daß die Verleger sich mehr und mehr genöthigt sehen würden, sich nur auf wirklich gute und dauernde Unternehmungen zu beschränken. „Die elenden Scribenten", sagt er, „die unbärtigen und ewig bartlosen Kunstsalbader und die Roman- und Schauspielschmierer für das Paradies voll Friseurs und junger Mägde werden kein Gefäß der Ehre und Unehre mehr für ihr ekelhaftes Gekoche finden." Doch diese Gattung ist unverwüstlich und unsterblich, sie wuchert in allen Lagen und gedeiht wie gewisse Schwämme sogar auf sumpfigem Boden am besten. Eine von dem Meß-Berichterstatter aufgeworfene Frage: warum sich nicht in Deutschland zur Herausgabe besonders werthvoller, einen großen Auf-

wand pecuniärer Mittel erfodernder Werke mehre Verleger vereinigten, wie dies wol in einzelnen Fällen in England geschähe, beantwortet sich in Deutschland wol von selbst.

Ein Seitenstück zur Störtebeker-Sage.

Mit Bezug auf die jüngst in Nr. 35 d. Bl. mitgetheilte ostfriesische Sage von dem Flibustier Störtebeker erhalten wir eine dankenswerthe Zusendung von L. Marx in Nürnberg, aus der hervorgeht, daß diese Sage nicht vereinzelt steht, sondern auch in Süddeutschland ihr Seitenstück hat. Der nürnberger Rathsschreiber Müllner erzählt nämlich in seinen „Annalen", und zwar vom Jahre 1337, wörtlich, wie folgt: „Sonst wird diß Jahr in der Würtzburger Chronik eine wunderbare Historie erzählet, daß nämlich ein fränkischer Edelmann Dietz von Schaumburg als ein Landfriedenbrecher zu München samt vier Knechten in Gefängniß kommen und zum Schwerdt verurtheilt worden. Als er nun an die Richtstadt kommen, habe Er von Schaumburg den Richter gebetten, ihm und die vier Knecht an eine Zeil, und jeden 8 Schuh von dem andern zu stellen, mit dem Richten aber an ihm anzufangen, und wo er nach der Enthaubtung aufstehen, und für gemelden seine Knecht hinaus laufen würde, daß Er dieselbe, vor wie viel er liefe, des Lebens begnaden wollte, das hat ihm der Richter, weil er es vor ein Gespött gehalten, also zugesagt, dieweil er nicht vermeinte, daß er ohn den Kopf weit laufen würde. Darauf der von Schaumburg seine Knecht zum vortheil jeden liebsten ihm am nächsten gestellt, und Er hinden an sie gestanden, auch auf beschehene Zusag mit fröhlichem Gesicht niedergekniet und sich enthaubten lassen, darnach alsobald wieder aufgewischt, und also ohne Haubt vor die vier Knecht alle ausgelaufen, und darnach erst niedergefallen; wiewohl sich nun der Richter desselben nicht versehen, so hat er doch mit der Execution innen gehalten, und dem Keyser den Handel erzählet, auch erlangt, daß die Knecht des Lebens gesichert worden."

Daß man übrigens früher ohne Kopf tüchtig schreiten konnte (obschon es auch jetzt allerdings Manche gibt, die ohne Kopf recht gut fortkommen), beweist auch die von H. Heine erzählte Sage von dem heiligen Dionysius, der, nachdem ihm der böse König der Heiden den Kopf abschlagen lassen, mit seinem Kopfe in der Hand von Paris nach St.-Denis lief, um sich dort begraben zu lassen und dem Orte seinen Namen zu geben.

H. M.

Bibliographie.

Biblische Abhandlung über Unglauben und Aberglauben, Kirche und Christenthum. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 15 Ngr.

Ackermann, H., Das Wetter und die Krankheiten. Mit 3 Steindrucktafeln. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bechstein, L., Fahrten eines Musikanten. 2te verbesserte und mit 4tem Bande vermehrte Auflage. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Berneck, G. v., Grundriß der Geschichte des Kriegswesens. Ein Hülfsbuch für das Studium der Kriegsgeschichte. Berlin, Vossische Sortiments-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr.

Brugger, J. D. C., Aus dem Frühlinge meines Lebens. Gedichte. Andenken für Freunde. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 12. 15 Ngr.

Pseudo-Shakspere'sche Dramen. Herausgegeben von N. Delius. 1stes Heft: Edward III. Ein Shakspere zugeschriebenes Drama. Elberfeld, Friderichs. Gr. 12. 15 Ngr.

Drei Denkschriften über die orientalische Frage von Papst Leo X, König Franz I von Frankreich und Kaiser Maximilian I aus dem Jahre 1517. Nach dem beigefügten Originaltext zum ersten Male übersetzt und erläutert von J. W. Zinkeisen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Hornfeck, F., Schenkenbuch. Gedichte. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1855. 16. 18 Ngr.

Jahn, G., Kamerad Hechel. Ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Eisleben. 8. 6 Ngr.

Ledderhose, C. F., Beata Sturm, genannt die Würtembergische Tabea, nach ihrem Leben dargestellt. Eisleben. 8. 6 Ngr.

Midrasch ele Eskera, die Sage von den zehn Märtyrern metrisch übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von P. Möbius. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, O., Charlotte Ackermann; souvenirs du théâtre de Hambourg au 18. siècle. Traduction de J.-J. Porchat. Paris. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riesenkampff, N. G., Der deutsche Hof zu Nowgorod bis zu seiner Schliessung durch Iwan Wassiljewitsch III. im Jahre 1494. Eine Abhandlung verfasst zur Erlangung der Magister-Würde. Dorpat. Gr. 8. 24 Ngr.

Schaff, P., Amerika. Die politischen, socialen und kirchlich-religiösen Zustände der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen aus eigener Anschauung dargestellt. Berlin, Wigandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Armeen der am orientalischen Kriege direct und indirect betheiligten Mächte. Militairisch-statistisch zusammengestellt von einem deutschen Offizier. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Bischofskampf am Rhein. Zu seiner politischen und nationalen Würdigung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 10 Ngr.

Bremens Interesse, die freie Beweglichkeit des Verkehrs und der Zollverein. Bremen. 8. 8 Ngr.

Erklärung der Stader Conferenz lutherischer Pastoren auf die Denkschrift der theologischen Fakultät zu Göttingen. Nebst der ursprünglichen Eingabe an das Konsistorium. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Haas, C., Christoph von Schmid. Eine dankbare Erinnerung. Augsburg. 8. 2 Ngr.

Wahrhaftige Historia von dem Leben, Thaten und erschröcklichen Ebenteuern derer berümbten Tenzerin Sennora Pepita, benennet die Olive. Fast lustig und sonderbar zu lesen. An's Licht gestellet durch Don Ranudo Brennecke, selbiger Dame Geheimbden Secretarium. Berlin, Faudel. 8. 2½ Ngr.

Hundeshagen, K. B., Ueber die Erneuerung des evangelischen Aeltesten- und Diakonenamts. Eine Ansprache an die Vereinigung von Aeltesten und Diakonen aus den Kirchen des mittelrheinischen Deutschlands am 7. Juni 1854 zu Auerbach gehalten. Heidelberg, Akademische Anstalt für Literatur und Kunst. Gr. 8. 9 Ngr.

Landau, W., Predigt zur Gedächtnißfeier Sr. Königl. Maj. des Höchstseligen Königs Friedrich August II. am 2. September 1854 in der Synagoge zu Dresden gehalten. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mentzendorff, J. F., Meister Carl Siegfried Heinrichs, des Sanftmüthigen, humoristisch-satyrischer Brief an das hohe Collegium der Kladderadatsch-Gelehrten nebst dem neuen Texte, der wiederholt verlesen werden soll bei Aufführung des schon mal dagewesenen Kladderadatsch-Stückes, worin „der Alte Fritze" in seinem gerechten Zorne pst. ff. 2c. betitelt: Endlich bin ihrer Herr geworden und kann nun Allen dienen! 2te Auflage. Herzberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidtborn, G. A. L., Predigt, gehalten bei Eröffnung der General-Kirchen- und Schul-Visitation am 5. Juli 1854 zu Duisburg, über Hebr. 4, 14—16. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 44. —— 2. November 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Jakobinerclub.

Der Jakobinerclub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutionszeitalter von J. W. Zinkeisen. Zwei Theile. Berlin, Decker. 1852—53. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diejenigen machen sich die Sache zu leicht, welche ihr Urtheil über die erste französische Revolution in einer kurzen Verdammungsformel zusammenfassen; denn wie jene denkwürdigen Vorgänge die Matrize aller spätern Revolutionen sind, welche sich zwischen Monarchie und Republik bewegten, so bleiben sie auch eine unerschöpfliche Fundgrube erstaunlichster Geistesklarheit und erschreckenden Aberwitzes, genialer Staatskunst und verzerrter Staatskünstelei und eine Schule, worin der politische Ehrgeiz und Egoismus sowol seine Schranken finden, als die Lust an der politischen Negation zum gemessenen Ernst des Bürgerthums bekehrt werden sollte. Die Wirksamkeit und die Schicksale des Jakobinerclubs allein sind nicht blos die Geschichte des gesammten Clubwesens jener Zeit, sondern gewissermaßen die Geschichte revolutionärer Association und revolutionärer Beredtsamkeit überhaupt. Sie enthalten alle Elemente und Epochen, welche die theoretische Vereinigung politischer Ideale mit dem Enthusiasmus der Jugend und der Sanguiniker erzeugt. Fünf Jahre bestand der Jakobinerclub, um von bescheidenen Ansprüchen zu tobenden Foderungen, von staatsmännischer Besonnenheit zum wilden Fanatismus, von der klugen Berathung bis zum tollkühnsten Verbrechen zu gelangen und dann von der Höhe der Macht und des Schreckens schnell genug herabgestürzt zu werden. Man kann diese fünf Jahre kurz für den ungeheuern Aufwand von Beredtsamkeit, man kann sie für die Leiden, welche ein großes Volk unter dem Despotismus im Namen der Freiheit duldete, lang finden. Die Bilder, welche die Epoche entfaltet, sind sowol in ihren Contrasten als in ihren Katastrophen großartig und schauerlich; die Erhitzung wie die dann nothwendig folgende Abspannung sollte für den Beobachter das Lehrreichste sein; aber die Erfahrung hat bewiesen, daß das Nebengepränge der Revolution das Verlockende enthält und die historischen und psychologischen Resultate derselben vergessen werden.

Es war nicht die Aufgabe des Historikers, welcher den Jakobinerclub schilderte, auf die Parallele zwischen Frankreich von 1789 und Italien und Deutschland im Jahre 1848 einzugehen; aber wem die neuesten Vorgänge noch im Gedächtnisse sind, der wird durch die Darstellung der entlegenern Ereignisse sich von selbst zum Vergleich aufgefodert fühlen, umsomehr, als Zinkeisen durch gewissenhafte Quellenforschung eine Vollständigkeit des Materials geliefert hat, die bei der Masse und der Verworrenheit der Quellenschriften nicht hoch genug zu schätzen ist. Das Verdienst des Forschers ist so groß, daß wir dabei über manche Schwächen des Darstellers leicht hinweggehen dürfen. Der Verfasser springt öfter vorwärts und rückwärts und wird durch die deshalb unvermeidlichen Wiederholungen hier und da etwas schwerfällig. Es fehlt das Künstlerische der Geschichtschreibung, welches nach der Bewältigung des Materials die Charaktere zu vollständigen plastischen Gestalten, zu wohl zu übersehenden Gruppen, die Ereignisse in ihrer Scenerie und im dramatischen Erfolge herauszukehren weiß. Es fehlt der historische Rhythmus und der meisterhafte Capitelbau, welchen wir bei Thiers bewundern und der französische Vorgänge auch im französischen Colorit, im génie français wiedergibt. Zinkeisen hat Alles z. B. zu sammeln gewußt, was Mirabeau wahrhaft Staatsmännisches und als Franzose Patriotisches und Effectvolles gesagt und geschrieben hat, er übersetzt seine Reden bis zum feinsten Verständniß; er weiß die Wirkung anzudeuten, welche auf den Staatsmann Mirabeau dadurch hervorgebracht wurde, daß der Cavalier in ihm der schönen Königin Marie Antoinette die Hand küssen durfte: und dennoch fehlt das Wort, wodurch der Leser ohne Störung der Objectivität unwiderstehlich in die Situation

gezogen würde, um unmittelbar zu sehen und nicht blos der Erzählung zu folgen. Ebenso schildert er die Decoration des Sitzungssaals der Jakobiner, den Sturm auf die Tribüne, das Postofassen der Redner, die Bevölkerung der Galerie, den Eindruck, welcher durch den Gedankenblitz eines Redners erzielt wurde, mit aller Treue, und doch liest man diese Scenen mit derselben Gelassenheit wie die Untersuchung, ob die Schrift „Un an de la vie de Louis Philippe" von diesem selbst herrühre oder nicht. Wie aber gesagt, soll durch solche Ausstellungen das Verdienst des Ganzen als eines großen Resultats der Forschung keineswegs geschmälert werden. Wo alle Anfänge, alle Wendepunkte, alle Schlußerfolge sich verdeutlichen und die Gerechtigkeit die einzige Richtschnur des Darstellers ist, da dürfen wir uns der Arbeit des Lesens dreist unterziehen: der Gewinn ist gesichert.

Nur sehr allmälig bildete sich indessen die Lavine. Die Unabhängigkeitskämpfe der Nordamerikaner hatten in Frankreich die größten Sympathien gefunden, und nichts war natürlicher, als daß die Freunde der amerikanischen Sache nach dem Muster der Amerikaner in Gesellschaften zusammentraten, um dem historischen Verlaufe in freundschaftlichem Ideenaustausch zu folgen und sich in den Grundsätzen der Amerikaner zu befestigen. Hof und Regierung ließen heiter gewähren; denn daß das Wesen aller politischen Vereine die Opposition gegen das Bestehende sei, sah man erst, als die Folgen schon unvermeidlich geworden waren. Vorläufig fand der Oppositionsgeist am liebenswürdigen Hofe selbst und in den höchsten Gesellschaftskreisen von Paris den ungezwungensten Spielraum.

Als der nordamerikanische Freiheitskampf begann, erschienen die jungen Herren aus den eleganten pariser Cirkeln auf den Schlachtfeldern der Neuen Welt; die ersten Siegesrufe der Amerikaner hallten in den Gemächern der Königin wieder und der erste Vertreter der jungen Republik, der schlichte Benjamin Franklin, wurde mit Bewunderung am Hofe zu Versailles empfangen. In den Vereinen wollte man sich nur literarisch und philosophisch unterhalten und der Polizeilieutenant von Paris ertheilte 1782 die erfoderliche Erlaubniß unter der Bedingung, daß die Mitglieder weder über die Regierung noch über die Religion sprechen sollten. Das war der erste Club politique, lucus a non lucendo. Die Unklarheit, womit man die jungen amerikanischen Verhältnisse auf die altfranzösische Monarchie zu übertragen gedachte, war wol die schlimmste Gabe des Friedens von 1783. Im Jahre 1785 entstand der Club des Américains, dessen Mitglieder sich puristes libéraux nannten. Während der Händel der Regierung mit den Parlamenten, der Einberufung der Notabeln (1787 und 1788) und der Wahlen der Generalstaaten zu Anfang des Jahres 1789 breitete sich das Clubwesen unter ernstlicher Volksgährung in den Provinzen wie in Paris aus.

Gingen jedoch die Comités in ihrer Opposition mehr oder weniger weit: in „patriotischer Gesinnung" gedachten sie alle zu wetteifern. Lafayette und die Brüder Lameth waren Mitglieder, um den amerikanischen Ideen womöglich praktische Anerkennung zu verschaffen. Vor allem suchte man auf die Wahlen zu den Parlamenten im Sinne der Opposition einzuwirken und die Parlamentsräthe selbst stellten sodann die eifrigsten Mitglieder. Siéyès hielt sich persönlich fern, ließ aber seine bekannte Schrift über den Tiers-Etat schon durch diese Vereine in den Provinzen verbreiten. Mirabeau war vom Herzoge von Lauzun eingeladen worden, doch ja an dieser „Verschwörung redlicher Leute" theilzunehmen, da sie sich unfehlbar des wohlverstandenen öffentlichen Interesses bemächtigen werde; allein Mirabeau hatte sich bald geirrt und wollte nicht „statt eines Pelotons guter Bürger ein Reservecorps parlamentarischer Trabanten bilden". Zwischen Mirabeau und Lafayette kam es zu Differenzen um die Frage, ob sich der Adel von der populären Partei vorzugsweise zu Repräsentanten des Dritten Standes wählen lassen solle? Lafayette sprach dafür, Mirabeau dagegen; der Keim künftiger Zwiste zwischen Beiden wurde damit gelegt, und doch wollte es das Schicksal, daß gerade umgekehrt Lafayette vom Adel gewählt wurde und Mirabeau sich, von dem Adel der Provence verworfen, den Wählern des Dritten Standes in die Arme warf!

Die Deputirten der Nationalversammlung in Versailles versammelten sich privatim nach Ständen und nach Provinzen. Indem sich die Deputirten der Bretagne durch Energie und Entschlossenheit auszeichneten, sammelte Chapelier, den Mirabeau belehrt hatte: „Clubs sind Menschen, die sich vereinigt haben, und zehn Menschen im Vereine können hunderttausend getrennt zittern machen", die 44 Abgeordneten des Dritten Standes aus dieser Provinz, und man berieth die Gegenstände, welche in den Sitzungen zur Sprache kommen sollten, mit Ruhe und Mäßigung, mit Scharfsinn und ohne Nebenabsicht. So kam der Club Breton zu solchem Ruf, daß auch Mitglieder aus andern Provinzen ihm beizutreten wünschten.

Die Decrete über die Abschaffung der Feudalrechte, welche die Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 zu einem der entscheidendsten Momente der Französischen Revolution macht, wurden schon Tags zuvor im Club Breton von dem reichen Herzoge von Aiguillon, der 100,000 Livres jährlicher Renten dem Volkswohl und seinem eigenen Hasse gegen den Hof zu opfern bereit war, vorgeschlagen und unter rauschendem Beifall berathen. Nach der Trennung der Nationalversammlung in eine rechte und linke Seite, welche nach den Verhandlungen über die Menschenrechte, das Veto und die Constitution in der Sitzung vom 28. August eintrat, bildeten die Mitglieder des Club Breton die Hauptelemente der linken Seite. Unterdessen agirten andere Vereine, namentlich die „patriotische Versammlung des Palais-Royal" an deren Zusammenrottungen dem Club Breton nur mit Unrecht ein Antheil zugemessen wird. Dann errangen

die Distriktsversammlungen von Paris bedeutenden Einfluß, vor allen der District der Cordeliers mit Danton an der Spitze.

Nachdem die Nationalversammlung von Versailles nach Paris verlegt worden war und seit dem 19. October 1789 in der Reitbahn tagte, miethete sich der Club Breton in dem benachbarten Jakobinerkloster der Rue St.-Honoré ein, von welchem er später den Namen erhielt. Noch hatte die Gesellschaft in dem mäßig großen Speisesaale des Klosters hinreichenden Raum.

Wie der Ruf des Clubs wuchs, beschwerte sich das Publicum, daß es nur gerade 200 Freunde der Constitution geben solle. Es fänden sich mehr Patrioten, die dieser Auszeichnung würdig seien; und die Gesellschaft hatte weder hinreichende Gründe noch Muth genug, um auf die Dauer zu widerstehen. Nun wurde die geräumige Kirche der Jakobiner in einen Sitzungssaal verwandelt. Bald gab es in ganz Frankreich fast kein Dorf, wo nicht ein Jakobinerclub gestiftet worden wäre, und die Regierung sah ruhig zu, weil man in völliger Rath- und Thatlosigkeit keine andere Waffe als die Presse zu gebrauchen wagte, welche die Gegner höchstens erbitterte, reizte und verwundete, aber niemals vernichten konnte.

In der Nationalversammlung wuchs der Einfluß der Gesellschaft der Constitutionsfreunde der Art, daß, wie früher die Rechte, jetzt die Linke das Bureau ernannte, und die Anträge derselben gingen mehr und mehr über die Verfassung hinaus. Lafayette war bei reiferer Einsicht von den republikanischen Ideen für Frankreich zurückgekommen: er bildete sich die démocratie royale aus. Mirabeau wies den Republikanismus, der sich im Jakobinerkloster ebenfalls einzunisten begann, noch mit überzeugenden Gründen zurück. Da er aber auch mit dem Hofe um seinen Eintritt ins Ministerium unterhandelte, so setzten seine Gegner in der Nationalversammlung den Beschluß durch, daß kein Mitglied derselben während der Dauer der Session einen Platz im Ministerium annehmen dürfe. Die Vereinigung Mirabeau's mit Lafayette (worüber Zinkeisen einen höchst werthvollen, lange für verloren gehaltenen Brief Mirabeau's an Lafayette mittheilt) scheiterte an der Grundverschiedenheit beider Männer. Auch Mirabeau und Sieyès waren miteinander nur darüber einig, daß der immer bestimmter hervortretenden anarchischen Richtung der Constitutionsfreunde im Jakobinerclub sowol wie in der Nationalversammlung ein Damm entgegengesetzt werden müsse. Allein sie fanden keinen andern Ausweg, als eine neue Gesellschaft im Sinne der gemäßigtern constitutionellen Partei zu stiften, und es entstand im Mai 1790 die „Patriotische Gesellschaft von 1789". Mirabeau hielt nicht viel mehr von dem Vereinswesen; aber er „beehrte" beide Clubs, den der Jakobiner wie der Patriotischen Gesellschaft bisweilen mit seiner Gegenwart, und beide hielten es für klug, ihm den Hof zu machen. Nach und nach traten die gemäßigten Jakobiner der Patriotischen Gesellschaft bei und der Verein suchte seine Verstärkung auch außerhalb der Nationalversammlung. Da der Club jedoch mehr erhaltend als schaffend zuwerke zu gehen gedachte, so fehlte bald Triebkraft und Entwickelung. Sieyès und Condorcet gaben den Verein auf und Beide kehrten zu Anfang des Jahres 1791 in den Jakobinerclub zurück, was für diesen kein unbedeutender Triumph war.

Die Macht des Jakobinerclubs entfaltete sich. Alexander Lameth hatte richtig erkannt, daß ein großer politischer Verein in demselben Verhältniß an Kraft und Haltung verlieren müsse, in welchem seine Erweiterung zunimmt, wenn sich nicht in seinem Schooße selbst wieder ein engerer Kreis bildet, welcher ihm Thätigkeit, Richtung und Consequenz zu geben im Stande ist. Schon bestand ein lebhafter Verkehr zwischen den Clubs der Provinzen und dem Comité des Mutterclubs zu Paris. Alexander Lameth organisirte nun ein eigenes Corps ergebener und diensteifriger Trabanten, welche unter seinem besondern Befehl die Einwirkung des Clubs auf die revolutionäre Bewegung des Landes unterhalten sollten. Zehn Auserwählte nahmen täglich von ihm die Weisungen in Empfang; jeder dieser Zehn hatte wieder zehn Helfershelfer, welche, meist aus der Nationalgarde gewählt, die ertheilten Weisungen weiter verbreiteten, Gerüchte in Umlauf zu setzen oder zu widerlegen, Anklagen zu erheben oder zu bekämpfen, Emeuten zu organisiren oder zu verhindern hatten. Umgekehrt wurden die Leiter des Jakobinerclubs auf demselben Wege von dem Fortgange und der Richtung der Revolutionsbewegung unterrichtet. Auch die Absichten und Plane der Gegner wurden erspäht und die Tribünen der Nationalversammlung und des Jakobinerclubs selbst durch Emissäre gestimmt und beherrscht. Die Presse der Jakobiner beseitigte den Census für die Wahl zur Nationalversammlung; sie neutralisirte den Eindruck der Rede des Königs in der Mitte der Abgeordneten und den darauf (4. Februar 1790) geleisteten Bürgereid, indem sie verlangte, daß der von der Nationalversammlung gefaßte und vom Könige bestätigte Beschluß erst vom Volke ratificirt werden müsse. Acht Tage lang hatte Mirabeau für das Recht des Königs, Krieg und Frieden zu schließen, gekämpft; die Jakobiner verschmähten es nicht, Mirabeau durch das Gerücht für bestochen erklären zu lassen: der Sieg neigte sich dennoch auf die Seite des unübertroffenen Redners. Aber die Jakobiner wurden seitdem immer erbitterter gegen Mirabeau und immer rücksichtsloser gegen Hof und Regierung. Ihrerseits setzten sie die Abschaffung der Adelstitel und des Erbadels aus Haß gegen den Stand und ohne Klugheit durch.

Das für den 14. Juli vorbereitete Fest der Föderation, welches ein Versöhnungsfest des ganzen Volks sein sollte, aber weit entfernt war, ein Friedensfest der Parteien zu werden, ging zwar glücklich vorüber, aber die Jakobinerpresse benutzte die dem Hofe und Lafayette dargebrachten Huldigungen und die „Geringschätzung", womit die „Sieger der Bastille" behandelt worden waren, zu neuen Aufstachelungen, die in der Voraussetzung royalistischer Verschwörungen schon so weit

gingen, Ruhe, Freiheit und Glück von 5 — 600 abgeschlagenen Köpfen abhängig zu machen. In der Nationalversammlung mußten die Jakobiner zwar zugeben, daß die Presse auf die Weise gemisbraucht werde, aber von Zügelung derselben sollte dessenungeachtet keine Rede sein. Die Führer der Nationalgarde waren größtentheils Jakobiner und viel Schutz der bestehenden Ordnung war von ihnen nicht zu erwarten; Lafayette verlor als Obercommandant immer mehr Autorität. Noch schlimmer stand es mit dem Heere. Ein förmliches Aufwiegelungssystem des Jakobinerklosters hatte seine Verzweigung in allen Regimentern; in den meisten Garnisonen bestanden Comités, welche die Tagesfragen vor den Soldaten debattirten, und die Regierung war schwach genug, dieses Wesen zu dulden und sogar zu unterstützen. Die Begründung der Gesellschaft der Freunde der monarchischen Verfassung, auch kurz Club monarchique genannt, war eine letzte Anstrengung der gemäßigten Royalisten. Sogleich ergriffen die Jakobiner ihre Gegenmaßregeln. Das Sitzungslocal wurde bedroht, die Wohlthätigkeitsbestrebungen der Gesellschaft wurden als Bestechungsversuche verdächtigt; und sprachen einzelne Mitglieder taktloserweise von Contrerevolution, so lieferten sie damit den Jakobinern selbst die Waffen in die Hand. Die Monarchisten unterlagen. Aehnlich ging es den Freunden der Wahrheit, die mit speculativer Philosophie, freimaurerischen Allegorien und christlicher Mystik nichts Geringeres als einen Menschheitsbund mit dem Mittelpunkte Paris erstrebten und deren lange Abhandlungen durch die kurzen Sarkasmen der Jakobiner vernichtet wurden. Nach der verunglückten Flucht des Königs im Juni 1791 warfen die damaligen Leiter der Freunde der Wahrheit die Mäßigung ab, schlugen sich zu den Cordeliers, machten ihr Journal zum Organ des Republikanismus, kämpften gegen Königthum und Monarchie auf Tod und Leben und standen nun mit der Nationalversammlung und den gemäßigten Jakobinern in heftigster Opposition. So ging die Herrschaft der Lameth und Barnave zu Ende. „Jakobiner! brecht eure Ketten, werdet aus den Anhängern einer unvollkommenen Constitution die Freunde der Freiheit", hieß es jetzt in dem Blatte „Bouche de fer".

Gemäßigte Royalisten, strenge Monarchisten, unbedingte Anhänger des Throns und Altars, Constitutionelle bis zu den Schwärmern für demokratisches Königthum, philosophische Träumer und schwache Moralisten boten Alles auf, um den Dämon der Revolution zu bändigen. Aber vergebens: ihre Fehler unterstützten den Gegner. Nur dem einzigen Mirabeau wurde noch zugetraut, die Monarchie retten zu können und die Revolution, wenn auch nicht zu hemmen, doch in eine friedlichere Bahn zu lenken. Mirabeau's Verhältniß zum Hofe sowol wie zu den Jakobinern tritt jetzt am bedeutsamsten hervor, und die „Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de La Marck pendant les années 1789, 1790 et 1791", welche 1851 in drei Bänden zu Paris erschien, wurde von Zinkeisen sorgfältig benutzt, um sowol J. Droz als Dahlmann mehrfach zu ergänzen und zu berichtigen. Die Schilderungen betreffen die wichtigsten Ereignisse in ihren innigsten und geheimsten Beziehungen zu den betheiligten und zum Theil maßgebenden Personen. Mirabeau's zahlreiche Denkschriften über die Interessen des Hofs, die Rettung der königlichen Familie, der kühne Gedanke, die Jakobiner ins Ministerium zu ziehen, bis zu jener Denkschrift „Aperçu de la situation de la France et des moyens de concilier la liberté publique avec l'autorité royale", welche als das Testament dieses Genies angesehen werden kann, sind vortrefflich vorgeführt. Der förmliche Plan, welchen Mirabeau dem Minister Ludwig's XVI., Montmorin, die Monarchie gegen die hereinbrechenden Stürme zu sichern, vorlegte, ist leider gänzlich verlorengegangen und nur das Begleitschreiben hat sich erhalten. Statt daß Mirabeau's Denkschriften an den Hof jedoch zu einem System hätten führen sollen, brachte es der Argwohn und die Vielberathung dahin, daß die ganze Correspondenz, die ganze Beziehung schließlich nichts als eine Intrigue blieb. Bei den Verhandlungen der Nationalversammlung über das Gesetz gegen die Emigrirten hatte Mirabeau die Jakobiner durch sein berühmtes Wort: „Schweigt, ihr 30 Stimmen!" („Silence aux trente voix!") niedergeschmettert, und im Club redeten sie von dem Despotismus seiner parlamentarischen Dictatur, als Mirabeau, der die Gesellschaft nur noch selten besuchte, in das Local eintrat. Er antwortete kalt und verächtlich; das erhitzte die Jakobiner noch mehr; Mirabeau redete dann voll Feuer und feierte einen seiner glänzendsten Triumphe mitten unter seinen Feinden. Dennoch befand er sich im Irrthum, anzunehmen, der Jakobinismus sei noch in den Führern zu bekämpfen; auch das untergeordnetste Mitglied wühlte und gewann. Mirabeau's Rede war von keiner nachhaltigen Wirkung. Sein Tod erschütterte zwar die Parteien, aber es war nur eine flüchtige Erregung, daß im Sitzungssaale der Jakobiner Mirabeau's Büste neben der von Rousseau und Helvetius aufgestellt wurde. „Ich nehme die Trauer über den Untergang der Monarchie mit mir hinweg; nach meinem Tode wird man sich um ihre Fetzen streiten", hatte der Sterbende gesagt.

Bei Hofe erregte Mirabeau's Tod Bestürzung. Trotz alles Mistrauens gegen seinen Charakter setzte man doch große Hoffnungen auf sein Talent. Der erste nun folgende Schritt war, daß man die Jakobiner, statt sie zu bekämpfen, zu gewinnen suchte. Durch Bestechungen sollte es leider geschehen und die Mittel der Civilliste wurden vergebens verschwendet. Besonders gefährlich bewies sich seit Anfang des Jahres 1791 Brissot mit seinem „Patriote français", weil er bei weitgehenden Grundsätzen doch eine Sprache führte, welche sich von Uebertreibungen fernhielt und sich vor Uebereilungen hütete. Durch ihn wurden jetzt Pétion und Robespierre als Muster patriotischer Tugend aufgestellt. Von dieser Seite kamen die Anträge und Beschlüsse in der Nationalversammlung, welche darauf berechnet waren, das

königliche Ansehen zu schwächen. Von dieser Seite wurden die Gerüchte von der Flucht des Königs ausgesprengt, um die Parteigenossen in beständiger Spannung und Aufregung zu erhalten. Zwar wurde der Antrag, daß nicht der König, sondern das Volk die Minister wählen solle, von den Gemäßigtern der Nationalversammlung zurückgeschlagen; aber schon setzte Robespierre durch, daß die gegenwärtigen Mitglieder der Nationalversammlung für die neue Legislatur nicht wählbar sein sollten. Die Flucht des Königs verschaffte den Republikanern eine neue Waffe. Robespierre erklärte im Jakobinerclub der Nationalversammlung den Krieg, indem er ausrief:

Nicht auf den Kaiser und den König von Schweden und nicht auf die Armee jenseit des Rhein stütze sich Ludwig XVI., sondern er hoffe mit Hülfe einer Partei in Paris selbst triumphirend zurückzukehren. Diese Partei habe in der Nationalversammlung ihre Spitze; von dorther sei die Freiheit des Vaterlandes bedroht.

Sobald das Gerücht davon in die Nationalversammlung drang, begab sich eine große Anzahl entschlossener Mitglieder derselben in den Jakobinerclub. Lafayette beschwichtigte denselben dadurch, daß er sagte, man sei in diesem verhängnißvollen Augenblicke gekommen, sich der Gesellschaft der Jakobiner wieder anzuschließen, aber er steigerte den Uebermuth derselben, indem er hinzufügte, zu ihr müßten jetzt alle guten Bürger ihre Zuflucht nehmen. Inzwischen faßte die constitutionelle Partei wieder Fuß in dem Club und setzte es sogar durch, daß es in dem Rundschreiben an die Filialclubs hieß: „Die Nationalversammlung ist unser Führer, die Constitution soll unsere Losung sein!“ Selbst gegen Danton, welcher am 22. Juni die Absetzung des Königs zur Sprache bringen wollte, behaupteten die Constitutionellen die Oberhand; allein es war das von keiner Dauer mehr. Bald stimmten auch sie für die Absetzung des Königs, um seine Unverletzlichkeit zu retten; allein schon am 16. Juli sahen sie sich zum Austritt aus dem Club genöthigt, um ihre Sitzungen im Kloster der Feuillants fortzusetzen.

Der Kampf der Feuillants gegen die Jakobiner war ein Verzweiflungskampf und konnte, wo die Waffen schon von Anfang an sehr ungleich, zu keinem günstigen Resultate für die constitutionelle Monarchie führen. Haben Volksbewegungen erst eine gewisse Steigerung erhalten, so befinden sich die Vertheidiger des Bestehenden, die selbst nicht zum Angriffe überzugehen im Stande sind, immer im Nachtheile gegen den Angreifer. Es gab Momente, wo der Jakobinerclub noch zu vernichten gewesen wäre, indem er nicht blos moralisch entkräftet und gesunken, sondern auch in seiner Existenz gefährdet war. Am 17. Juli, an welchem der zur Unterzeichnung der Petition wegen Absetzung des Königs auf dem Marsfelde zusammengelaufene Volkshaufen mit Waffengewalt auseinandergetrieben worden war, hatte sich von dort aus ein Theil der besoldeten Nationalgarde, obwol sie im Rufe revolutionärer Gesinnung stand, mit schwerem Geschütz vor das Jakobinerkloster begeben und mit Ungestüm verlangt, den Sitzungssaal der Jakobiner dem Erdboden gleich zu machen. Die Jakobiner hatten, vor allen Robespierre, in Todesangst vor den wüthenden Soldaten die Flucht ergriffen; allein Lafayette sah in dem Schritte eine Verletzung der Constitution, Andere glaubten die Jakobiner als Gegengewicht gegen die Aristokratie nicht entbehren, sie selbst aber im Zaume halten zu können, und schnell erholten sich die Jakobiner. Zwar wurde der Republikanismus selbst noch bemäntelt und Zinkeisen zeigt in charakteristischen Stellen aus den Reden Brissot's und selbst Robespierre's, wie sie sich winden, mit ihrer Ansicht zwischen den Klippen der öffentlichen Meinung und der noch bestehenden Gewalt hindurchzusteuern. Robespierre sagte z. B.:

Man klagt mich an, ich sei Republikaner; man hat mir zu viel Ehre erwiesen; ich bin es nicht. Wenn man mir schuldgegeben hätte, ich sei Monarchist, so hätte man mich beleidigt; ich bin es aber gleichfalls nicht. Für viele Leute haben die Worte Republik und Monarchie keinen Sinn. Das Wort Republik bedeutet keine besondere Regierungsform; es kann auf jede Regierung freier Menschen angewendet werden, welche ein Vaterland haben.

Aber die Revision der Verfassung wurde unter diesen Umständen nicht durch das Bedürfniß des Landes, sondern durch Parteisiege bestimmt.

Bei den Wahlen zur Legislativen Versammlung erlangten die Jakobiner noch keineswegs die Majorität, aber sie hatten den großen Vortheil, von Anfang an als geschlossene Partei und als Kern der Linken aufzutreten. Da Robespierre in der Legislativen Versammlung nach dem Gesetz keinen Platz erhalten konnte, so entfaltete er im Jakobinerclub desto größere Thätigkeit, die ihm den unmittelbaren Einfluß auf die Legislative Versammlung sicherte. Wir bekommen bei der Gelegenheit schätzbare quellenmäßige Charakteristiken Robespierre's, Pétion's, Brissot's, Fouchet's, Condorcet's u. s. w. Mit dem Anwachs ihrer Mittel gründeten die Jakobiner wieder ein officielles Organ, das „Journal des débats et de la correspondance de la Société des amis de la constitution séante aux Jacobins, welches fortbestand, bis der Club den Namen der Société des amis de la liberté et de l'égalité annahm. Sie mochten sich bei der Wirksamkeit durch die Presse nicht begnügen, sondern eine Anzahl von Clubmitgliedern hatte sich dem edeln Berufe zu widmen, den Kindern der Nation Katechismusunterricht über die Constitution zu ertheilen (de leur faire le catéchisme de la constitution): der Fortgang der Sache war jedoch nur gering. Erfolgreicher wirkte eine große Anzahl Emissäre auf den großen Haufen der Straßen und Plätze von Paris und auf den Tribünen des Clubs. Da zu solchen Veranstaltungen aber viel Geld gehörte, so waren die Mittel der Jakobiner ihren bedeutenden Ausgaben selten gewachsen. Anfangs leistete der Herzog von Orléans einige Zuschüsse, dann blieb die Berufung an den Patriotismus in ganz Frankreich nie ohne Ertrag; endlich aber erhebt es Zinkeisen zu mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit, daß die Jakobiner falsche Assignaten anfertigen ließen und ausgaben. Die Minister erfuhren es, wagten aber, um jede Collision mit den Clubs zu ver-

meiden, nicht, gegen das Unwesen ernstlich einzuschreiten. Erst nach den blutigen Septembertagen von 1792 entschloß sich die Regierung, in den Gefängnissen, wo die Papiere massenweise gefertigt wurden, die zahlreich vorgefundenen Apparate wegzunehmen.

Bei den Municipalwahlen von Paris trugen die Jakobiner einen vollständigen Sieg über die Feuillants davon. Lafayette hatte seine politische Rolle ausgespielt, das Commando über die Nationalgarde niedergelegt und sich auf seine Güter in der Auvergne zurückgezogen. Während die Legislative Versammlung tagte, war der Jakobinerclub nur das Echo der Tribüne der Nationalversammlung. Ja, die Fragen über die beeidigten Priester, über die Emigrirten und sogar das Veto des Königs wurden von ihm mit einer gewissen Lauheit behandelt. Erst als die Frage über den Krieg auf die Tagesordnung kam, gewannen die Sitzungen an Lebendigkeit. Infolge einer feurigen Rede des Jakobiners Isnard beschloß die Nationalversammlung eine Deputation an den König zu schicken, um ihn aufzufodern, die Constitution gegen jene Franzosen zu schützen, welche an den Grenzen Frankreichs (in Koblenz) Heere gegen ihr Vaterland würben. Der König erschien sodann in der Nationalversammlung und erklärte in einer mit großem Beifall aufgenommenen Rede, dem Kurfürsten von Trier angezeigt zu haben, daß die Duldung fernerer Rüstungen als Feindseligkeit angesehen werden würde, daß die Vermittelung des Kaisers angegangen sei, aber der Kriegsminister für alle Fälle die Aufstellung eines Heers von 150,000 Mann beantragen werde. Die Nationalversammlung gab ihre Zustimmung in einer Adresse, worin es hieß: alle Franzosen würden bereit sein, die Verfassung und den geliebten König, dessen Thron dieselbe befestigt habe, mit ihrem Leben zu vertheidigen. Im Jakobinerclub entstand ein Zwiespalt darüber, ob ein Angriffskrieg oder ein Vertheidigungskrieg zu führen sei. Brissot und die Girondisten verlangten den Angriffskrieg, Robespierre, welcher früher dem Angriffskriege mit dem Unterschiede, daß ihn die Nation ohne den König erklären solle, das Wort geredet hatte, und der Berg hielten den Vertheidigungskrieg gegen innere und äußere Feinde für angemessener. Je mehr sich jedoch die Geister in den Sitzungen des Clubs zu Anfang des Jahres 1792 erhitzten, desto entschiedener war die Richtung auf die Phantasie der Masse und desto unwiderstehlicher fühlte sich diese zu ihm hingezogen. Am 19. Februar erschienen Leute mit Piken, welche 1789 eine Rolle gespielt, seitdem aber wieder in Vergessenheit gerathen waren, im Jakobinerclub. „Die Piken", hieß es sodann im „Patriote français", „haben die Revolution rühmlich begonnen, die Piken werden sie rühmlich beendigen." Robespierre schürte die Aufregung, indem er der Auffoderung, daß sich alle Jakobiner Frankreichs aufzeichnen und schwören möchten, für Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit zu sterben, hinzufügte:

Die Feinde der Freiheit befinden sich nicht blos außerhalb der französischen Grenzen. Hüten wir uns, ihnen Blößen zu geben. Hüten wir uns, bei ehrlichen, aber unaufgeklärten Leuten Misverständnisse herbeizuführen. Vermeiden wir das Wort Republik; dasselbe ist an sich nichts und gewährt uns nicht die Vortheile, welche die Constitution uns sichert. Bleiben wir Freunde der Constitution, bis sich eine reifere Einsicht für ein größeres Glück ausgesprochen haben wird.

Unterdessen stachelten die Girondisten das Volk nach Kräften für den Krieg und gewannen besonders die Marseiller, welche sich anschickten eine Rolle zu spielen. Sie versetzten den Minister Delessart wegen Verhandlungen mit Oestreich sogar in Anklage. Delessart wurde verhaftet und nach Orléans abgeführt. Dumouriez übernahm das Ministerium des Auswärtigen und bildete ein Cabinet im Sinne der Girondisten: es war bestimmt, die Monarchie vollends zu Grabe zu tragen. Sogleich ließ sich Dumouriez von der Nationalversammlung sechs Millionen geheime Fonds anweisen, worüber er Niemand Rechenschaft abzulegen hatte, und bewies sich dafür großmüthig, indem er im Budget Ersparnisse machte, welche noch lange keine zwei Millionen betrugen! Jeder Minister that in seinem Departement, was ihm für den Augenblick gutdünkte. Die Staatsrathssitzungen glichen mehr Kaffeehausplaudereien als ernsten Berathungen. Der König war abgestumpft und resignirt. Die Majorität des Clubs, welche sich in der Kriegsfrage anfangs zu Robespierre geneigt hatte, trat jedoch bald wieder auf die Seite Brissot's und der Girondisten. Sie genehmigte die Kriegserklärung gegen Oestreich und Robespierre und der Berg blieben, obgleich mit der Reaction in dieser Frage verbündet, in der Minorität. Um also die Girondisten wie früher die Feuillants zu bekämpfen, verlangte die Bergpartei Reinigung des Clubs. Während die Girondisten Robespierre mit dem gesuchtesten Scharfsinn aus der Allgewalt, welche er über eine fanatische Menge ausübte, zu entfernen suchten, überbot er sie an funkelnden Beweisen, indem er sich jenes Hochmuths rühmte, welcher, Tyrannen und Verräthern stets furchtbar, immer nur die Wahrheit, die Schwäche und das Unglück achtete. „Ich bin weder der Höfling, noch der Leiter, noch der Tribun, noch der Vertheidiger des Volks! Ich bin selbst Volk!" („Je suis peuple moi-même!") rief er aus, und damit versetzte sich der demokratische Autokrat charakteristisch genug ganz auf den Standpunkt Ludwig's XIV.: „L'état c'est moi!"

In scharfen Zügen schildert Zinkeisen die Haltung der Royalisten und der constitutionellen Fractionen und ihre Auflösung. Der Zerrissenheit und Unentschiedenheit dieser Parteien gegenüber waren die Jakobiner allein im Stande, die Verhältnisse zu beherrschen und die Geister zu unterjochen. Fielen auf der einen Seite die Mitgehenden von ihnen ab, so rekrutirten sie sich von der andern Seite und rückten damit immer weiter von den ursprünglichen Zielen ab. Je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Verwegenheit. Immer thätig, immer unternehmend, stets steigernd, breiteten sie ihr Netz über Frankreich aus; und als es galt, zwischen der Herrschaft dieser zahlreichen (1200) Clubs und der Constitution zu wählen, da schwankten die Leiter keinen Augenblick und

ließen die Constitution fallen. Noch aber hatten unter den Jakobinern selbst die Girondisten die Uebermacht in der Nationalversammlung. Die Seele der Partei war wieder Abbé Siéyès. Von Siéyès soll der Plan herrühren, statt Ludwig's XVI. dem Herzoge von Braunschweig, natürlich unter entsprechenden Bedingungen, die Krone anzutragen, da es den Girondisten nicht sowol um den Namen der Republik zu thun war als um die Sache in Beschränkung der königlichen Prärogative, Herabsetzung der Civilliste und einen von der Nationalversammlung ernannten Executivrath neben dem Monarchen. Sobald der Berg von den geheimen Planen der Girondisten erfuhr, erhob er das Geschrei über Verschwörer, und als vollends aus den Niederlanden die Nachrichten von den ersten Verlusten der Franzosen und ihren Meutereien kamen, wurde über Verrath geschrien; die Parteien warfen sich gegenseitig die Schuld vor, um die Verwirrung für ihre Zwecke auszubeuten. Noch widerstanden Feuillants und Girondisten der Bergpartei, welche das Heer „revolutionsmäßig" organisirt wissen wollte. Als Marat seine Hoffnung dahin aussprach, daß die Armee einsehen werde, ihre erste Aufgabe sei, ihre Generale zu massacriren, wurde in der Nationalversammlung mit großer Majorität die Anklage über ihn beschlossen.

Inzwischen war das Comité autrichien, dessen Existenz Niemand beweisen konnte, das Mittel aller Parteien, ihre Gegner zu verdächtigen. Was in dieser Richtung geschah, wurde erst später bekannt, aber es bestand darin, daß Mallet du Pan, ein den Extremen fernstehender, unbefangener Mann vom Könige an dessen Brüder, den Kaiser von Oestreich und den König von Preußen gesendet wurde, um sie über die wahre Lage Frankreichs aufzuklären. Seine Auseinandersetzungen und Vorschläge wurden vom Grafen Artois mit Geringschätzung zurückgewiesen. Mehr Gerechtigkeit fand Mallet bei dem Kaiser und dem Könige von Preußen; allein das Manifest des Herzogs von Braunschweig erschien dessenungeachtet und stand mit der Abrede im schroffsten Widerspruch. Statt einer Beschwichtigung und Gewinnung der Parteien wurde daher nur größere Erbitterung erzielt. Die Gemüther erhitzten sich, ohne zu wissen, was man erwarte und wolle, und das war das sicherste Zeichen, daß die Revolution zum gefährlichsten Fieber geworden war. Wiederholte Gerüchte über die beabsichtigte Flucht des Königs und große Verschwörungen gegen die Freiheit veranlaßten die Nationalversammlung sich am 28. Mai 1792 in Permanenz zu erklären. Weil Reibungen zwischen der constitutionellen Garde des Königs und den Trabanten der Jakobiner stattgehabt, wurde die Auflösung und Umgestaltung der Garde beschlossen, die Auflösung erreicht und die Organisation hintertrieben. Ein bewaffneter Haufe aus den Vorstädten erschien in der Nationalversammlung und bot derseben seine Hülfe an. Im Jakobinerclub kam, wenn auch noch ohne Erfolg, die „provisorische Suspension des Königs" in Vorschlag. Nun zerfiel das Ministerium der Girondisten mit seiner Partei, mit dem Hofe und unter sich selbst vollständig. Dumouriez trat aus dem Departement des Aeußern in das des Kriegs, um ein neues Ministerium zu bilden, aber der König verweigerte die Sanction und bildete sich selbst ein solches aus den Feuillants, das keinen Bestand versprach. In diesem Augenblicke, wo die Jakobiner nur noch mit Waffengewalt niederzuwerfen gewesen wären, glaubte Lafayette, welcher als General im Lager von Maubeuge stand, sie mit seiner Feder bekämpfen zu können und schrieb jenen merkwürdigen Brief vom 16. Juni an die Nationalversammlung, worin er diese auffoderte, die Herrschaft der Clubs durch die Herrschaft des Gesetzes zu brechen. Wol brachte das Schreiben in der Nationalversammlung Stürme, aber kein Resultat hervor; im Jakobinerclub und in dessen Journalen wurde die Bezeichnung „Verräther" reichlich gespendet.

Der Volksaufstand vom 20. Juni zu Gunsten der entlassenen Minister war das Werk der Girondisten, ja einige Zeugnisse sprechen dafür, daß die Minister selbst die Hand im Spiele hatten. Die Bergpartei desavouirte denselben umsomehr, da er verunglückte. Der König gab in Bezug auf sein Ministerium nicht nach, aber es geschah dessenungeachtet nicht das Geringste, um den Muth und das Vertrauen der entschiedenen Anhänger des Königthums zu beleben. Nur mit Mühe wurde in der Nationalversammlung den Girondisten und dem Berge der Beschluß abgezwungen, daß ferner keine bewaffneten Haufen in ihrem Schoose erscheinen dürften. Dagegen wurden alle Petitionen und Adressen, welche, im Sinn der Jakobiner abgefaßt, einliefen, trotz ihrer über alles Maß hinausgehenden Drohungen gegen den König und die Verräther am Volk stets mit Beifall aufgenommen. Von diesem Treiben unterrichtet, eilte Lafayette von der Armee nach Paris und redete in der Nationalversammlung. Die Jakobiner drohten ihn gefangenzunehmen, Lafayette hoffte sich an die Spitze der Nationalgarden zu stellen, über welche der König eine Revue hielt; allein die Königin, welche ihre Abneigung gegen den General nicht überwinden konnte, hintertrieb die Sache, indem sie den Maire Pétion von dem Plane unterrichtete und dieser die Parade abbestellte. Auch Lafayette's letzter Plan, den König in Compiègne unter den Schutz der Armee zu stellen, scheiterte an den Vorurtheilen des Hofs.

In der Nationalversammlung hatten sich am 6. Juli alle Parteien brüderlich umarmt, indem keine die Republik und keine das für aristokratisch geltende Zweikammersystem wollte. Der König selbst war in der Nationalversammlung erschienen, um die allgemeine Freude zu theilen; allein am folgenden Tage war der Rausch verflogen und die Feindseligkeiten wurden fortgesetzt. Im Jakobinerclub ging man darauf aus, gegen die Nationalversammlung, welche die Anklage des Verraths gegen Lafayette abgelehnt hatte, so gut wie gegen die Executivgewalt aufzureizen. Am 10. Juli erklärte die Nationalversammlung das Vaterland in Gefahr, nachdem die Minister des Königs ihr eröffnet hat-

ten, sie könnten das Land vor der Anarchie nicht mehr schützen. Robespierre bezog jenen Beschluß nicht auf die Feinde an den Grenzen, sondern auf den „verbrecherischen und unverbesserlichen" Hof. Das Volk, meinte er, müsse sich erheben und das Vaterland retten. Dessenungeachtet kamen Deputirte aus allen Provinzen nach Paris, um das Fest der Verbrüderung zu feiern. Es wurde zwar ohne Störung begangen, aber der König ging wie ein zum Gefängniß abgeführter Schuldner durch die Reihen der schweigenden Menge. Bei Erörterung der Frage über Suspendirung oder Absetzung des Königs im Jakobinerclub begegnen wir den abenteuerlichsten Vorschlägen; dann verhandelte die Nationalversammlung denselben Gegenstand; die Girondisten mahnten, nichts zu übertreiben, allein der Berg, welcher sich auf die Stimmen draußen stützte, drängte desto mehr. Für Robespierre war dagegen die Absetzung des Königs und seiner Familie eine ganz unzureichende Maßregel; auch die Executivgewalt und Legislation waren nach seiner Ansicht neu zu schaffen. Er wollte verhütet wissen, daß die Tyrannei einköpfig oder vielköpfig wiederkehre. Auch die Sectionsversammlungen von Paris verlangten die Absetzung des Königs; die Girondisten widerstanden; die Commune, mit dem „Oberceronienmeister der Insurrection", Pétion, an der Spitze, wiederholte das Verlangen: die Girondisten suchten Ausflüchte; allein da Nachrichten einliefen, daß die Coalition gegen Frankreich in Deutschland wachse, so wurden sie zu einer Entscheidung gedrängt. Die rothe Fahne kam zum Vorschein und trug die Inschrift: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die Rebellion der Executivgewalt."

So erschien der 10. August und die Monarchie ging in Trümmer. Direct hatten die Häupter der Girondisten zu der Katastrophe nicht mitgewirkt, aber sie suchten das Geschehene für sich auszubeuten. Nachdem der König seines Amts provisorisch enthoben, fanden die Girondisten den Weg dazu, in das von der Nationalversammlung zu ernennende Ministerium ihre Leute zu bringen: nur Danton drang gegen ihren Willen hinein. Danton aber griff ohne Umstände in die öffentlichen Kassen und terrorisirte seine Collegen, indem er sich auf die Anhänglichkeit des gemeinen Volks, der Cordeliers und der erhitztesten Jakobiner verließ. Als er jedoch merkte, man nütze sich im Ministerium ab, trat er freiwillig zurück und wollte nichts als Volksvertreter sein. Die Jakobiner verdrängten den bisherigen Communalrath von Paris und setzten sich selbst auf dem Rathhause fest; sie suspendirten den Generalstab der Nationalgarde, ließen den Commandanten vom Pöbel hinmorden, den König bewachen. So erhob sich das Stadthaus mit Robespierre an der Spitze zur Staatsgewalt, welche selbst der Nationalversammlung Gesetze vorschrieb. Dort wurde der furchtbare Ueberwachungsausschuß ernannt, welcher die Verfolgung politischer Verbrechen im weitesten Umfange betrieb; dort wurde das Criminalgericht geschaffen, welches die Verbrechen des 10. August untersuchen sollte und die blutigen Opfer verlangte. In den Mordscenen der Septembertage wurde der revolutionäre Uebermuth zum vollen Wahnsinn. Ohne Frage waren Robespierre und Danton die intellectuellen Urheber und Beförderer, wenn auch nicht directen Helfershelfer dieser Schandthaten, und weder Ministerium noch Nationalversammlung hatten den Muth, gegen die Schreckensscenen einzuschreiten. Robespierre rechtfertigte sie später, indem er seinen Wählern schrieb: „Ihr müßt diese Dinge nicht als Friedensrichter, sondern als Staatsmänner und Gesetzgeber der Welt beurtheilen."

Als die Wahlen zum Nationalconvent an die Reihe kamen, war die extreme Partei, trotzdem sie keine Gewaltmittel verschmähte, des Erfolgs in den Provinzen keineswegs gewiß; desto sicherer rechnete der Berg auf Paris selbst, und hier kam es darauf an, Marat, den bösartigsten unter den Septembriseurs, wählen zu lassen, „damit er in den Convent, wie der Sauerteig in den Backtrog geworfen, dem Brote den Geschmack gebe". Marat wurde gewählt; in der Gesammtheit der Wahlen hatten jedoch die Girondisten gesiegt. In ihrer Entschiedenheit für die Republik und in ihrem Vertrauen, mit Hülfe des bessern Theils der Nation die Anarchie zu bewältigen, lag ihre Kraft und ihre Schwäche. Mit der Eröffnung des Nationalconvents wurde das Königthum definitiv abgeschafft und die Republik, für welche die Nation nichts weniger als vorbereitet oder erzogen worden war, unter den freudigsten Erwartungen proclamirt. Der Jakobinerclub nannte sich jetzt „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit", doch traten ihm im Ganzen wenig Deputirte bei. Erst wurden Brissot und mehre hervorragende Girondisten, dann die ganze Partei der Letztern von dem Verein ausdrücklich ausgeschlossen. Der Plan der Girondisten, eine Föderativrepublik zu gründen, wurde von den Jakobinern, welche jetzt in Paris ihre ganze Macht centralisirt hatten, heftig und mit Erfolg bekämpft.

Nur auf einen Augenblick brachte das Erscheinen Ludwig's XVI. im Convent, der das Verhör des Königs vornehmen wollte, die Parteileidenschaft zum Schweigen; kaum hatte der Angeklagte den Saal verlassen, so brach der Lärm wieder los. Dem Könige die Krone wieder zu verschaffen, erschien Allen als Chimäre; das Einzige, woran die Girondisten dachten, war, Zeit zu gewinnen, um das Leben des entthronten Fürsten zu retten. Allein die Berufung an das Volk wurde von den Jakobinern als ein Kunstgriff bezeichnet, nach der Begnadigung des Tyrannen die Begnadigung der Tyrannei zu erlangen, und die Girondisten bequemten sich zu der Auslegung, das Volk solle nicht urtheilen, sondern bestimmen, ob die Strafe im Tod oder in Verbannung bestehen solle. Die Appellation an das Volk, hieß es sofort von der andern Seite, sei eine Schwäche, denn das Volk habe den Convent beauftragt, für dasselbe zu handeln, und Barère rief aus: „Mit welchem Recht würdet ihr die Köpfe der Anarchisten und innern Feinde der Freiheit unter dem Schwerte des Gesetzes fallen lassen, wenn der erste der Aufwiegler ungestraft bliebe?" Be

dem Namensaufruf stimmten selbst die Girondisten, um den Schein des aufrichtigen Republikanismus zu wahren, für die Todesstrafe des Königs, und das Haupt Ludwig's XVI. fiel am 21. Januar 1793.

In den nächsten Tagen reichte Roland seine Entlassung als Minister ein, und das Ministerium gerieth nun ganz in die Hände der Jakobiner. In den am 21. Januar erneuerten Sicherheitsausschuß gelangten nur Jakobiner. Gegen die Deputirten, welche für Berufung an das Volk bei der Verurtheilung des Königs gestimmt hatten, wurde als gegen Feinde des Volks gehetzt.

Neue Aufregung und Gefahren brachte der März, als die Nachrichten vom Kriegsschauplatze ungünstig lauteten und die Royalisten der Vendée sich erhoben hatten. Es kam unter den Cordeliers zu Zusammenrottungen gegen die Girondisten. Im Convent setzten die Jakobiner das Revolutionstribunal durch, und die Girondisten gingen seitdem bewaffnet über die Straße. Den allgemeinen Vertheidigungsausschuß in einen Wohlfahrtsausschuß mit erweiterter Befugniß, namentlich hinsichtlich der Executivgewalt, umzugestalten, war das Werk der Gironde und sie behauptete die Majorität in diesem Comité. Ihrem Sinne nach sollte die Anstalt eine Versöhnungsmaßregel sein; allein nachdem Dumouriez, welcher den Plan vorbereitete, mit einer Armee gegen Paris zu marschiren und die constitutionelle Monarchie herzustellen, die Schlacht bei Neerwinden verloren hatte, wuchs das Gewicht der Exaltirten. Zunächst kam Danton ins Gedränge, der sich auf Unterhandlungen mit Dumouriez eingelassen hatte, aber er rettete sich, indem er an den Girondisten kein gutes Haar ließ. Dadurch empört, wurden diese zu dem Antrage fortgerissen, die Unverletzlichkeit des Deputirten aufzuheben und im Falle des Verdachts der Conspiration mit den Feinden der Freiheit die Anklage gegen ihn zu beschließen. Sie öffneten auf diese Weise den Jakobinern selbst den Weg, Girondisten zu verhaften. Der Wohlfahrtsausschuß wurde verstärkt, nicht ein Girondist wurde mehr gewählt und die Jakobiner bekamen die Oberhand. Robespierre foderte von der Tribüne herab das Volk auf, sich gegen alle verdorbenen Deputirten zu erheben und im Anschluß an die Bergpartei alle Aristokratie zu vernichten. In derselben Nacht, wo Robespierre geredet, fanden aufrührerische Bewegungen in den Vorstädten statt und wenige Tage darauf wurden die Girondisten, welche nicht auf der Flucht ihr Heil suchten, zur Haft gebracht.

Selbst zur Macht gelangt, sahen die Jakobiner übrigens bald ein, daß der Revolutionssturm nicht fortwährend gesteigert werden dürfe, wenn sie nicht selbst umgeworfen sein wollten. Von der Constitution in ihrem Sinne erwarteten sie nun Alles. Am 21. April hatte Robespierre seine „Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers" dem Jakobinerclub als Basis der neuen Verfassung vorgelegt; am 10. Juni gelangte der Verfassungsentwurf selbst an den Convent. Ohne Opposition ging derselbe nicht durch, aber sie kam von keiner Rechten, sondern von der äußersten Linken, den Cordeliers, welche verlangten, daß die Constitution allen Unglücklichen Brot verschaffe. Danton wurde als Moderat verklagt; jedoch wußte Robespierre die Cordeliers schlau zu beschwichtigen, daß er sie, die „Athleten der Freiheit", unter Lobeserhebungen warnte, nicht solchen Menschen zu folgen, welche den Berg für aristokratisch erklärten, um damit volksfeindliche Absichten zu erreichen.

Am 10. August sollte das Constitutionsfest gefeiert werden, zugleich als Fest der Siege des Bergs, und Paris, hieß es, ist nicht mehr in der Republik, sondern die ganze französische Republik ist in Paris: ein Volk von Brüdern! Als Danton aber bald darauf vorschlug, den Wohlfahrtsausschuß in eine provisorische Regierung zu verwandeln, lärmten die Cordeliers schon wieder gegen die Verräther am Volke. Factisch war der Ausschuß jedoch die Regierungsgewalt, und um seine Macht zu befestigen, bekämpften die Jakobiner jetzt jede früher von ihnen vielfach erstrebte Neuwahl der Volksrepräsentation. Sie wollten an der Stelle des gereinigten Convents „keine Vertreter englischer und östreichischer Interessen" sehen. Der Wohlfahrtsausschuß decretirte, der Nationalconvent pflichtete willenlos bei und so wurde die allgemeine Volksbewaffnung beschlossen. Der Schrecken sollte zur Tagesordnung werden. Zwar erklärten sich mehre Provinzen, besonders die Bretagne und Normandie für die Girondisten, aber es hatte das nur die Folge, daß die Parteigenossen in Paris desto mehr bedroht wurden, und Marie Antoinette und die gefangenen Girondisten bestiegen das Blutgerüst.

Unterdessen gewannen auch die Cordeliers im Ministerium, bei der Commune und in der Masse immer mehr Einfluß. Durch Cynismus suchten sie sich auszuzeichnen; sie gingen in Holzschuhen, um Leder für die Armen zu sparen, und foderten, um den Preis der Lebensmittel herabzudrücken, daß alle Gärten in Kartoffelfelder umgewandelt würden. Danton, welcher dem gegenüber Herrschaft des Gesetzes und dauerndes Glück als Ersatz für die Leiden der Revolution verlangte, war von ihnen gehaßt und verfolgt. Neue Nahrung gewann der Kampf im Nationalconvent, als die Hebertisten das religiöse Element in den Strudel hineinzogen und ihren religiös-philosophischen Charlatanismus auftischten. Bisher war schon die katholische Kirche zum Gespött geworden, nun glaubte man aber, der Religion überhaupt nicht mehr zur Erhaltung des Staatsgebäudes zu bedürfen, vielmehr Alles mit der „Moral der Revolution" ausrichten zu können. Solche Worte zündeten; ein Theil der Geistlichkeit half schüren, wo der andere nicht zu löschen wagte. Der Bischof von Paris erschien mit seiner Geistlichkeit an den Schranken des Convents, um statt der Zeichen der geistlichen Würde die Jakobinermütze aufzusetzen. Nur der Bischof von Blois hatte den Muth, von der Tribüne herab zu erklären, daß er seinem Glauben treubleiben wolle. Der schlaue Abbé Sieyès, welcher sich in letzter Zeit in Schweigen gehüllt hatte, legte der Strömung Gewicht genug bei, ebenfalls auszusprechen, daß er keinen andern Cultus kenne als

den der Freiheit und Gleichheit, keine andere Religion als die Liebe zur Menschheit und zum Vaterlande. Dann aber trat Robespierre auf und die gewissenhafte Forschung gibt Proben aus seinen Reden, welche manches neue Licht auf diesen merkwürdigen Charakter fallen lassen.

Im Jakobinerclub selbst witterte Robespierre von jetzt an mehrfach Atheisten und Agenten Oestreichs, was ihm gleichbedeutend war, und es wurde deshalb unter andern Namen eine Inquisition errichtet, vor der jedes Mitglied Rede und Antwort stehen sollte, um im Club zu bleiben oder ausgeschlossen zu werden. Selbst Danton und Camille Desmoulins mußten vor diesem Gericht erscheinen, doch wurde jener glänzend freigesprochen und dieser ferner geduldet. Fremde, Adelige und Banquiers und Alle, welche nicht für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatten, wurden ohne weiteres ausgeschlossen, während man gegen die Priester, des Landvolks wegen, nachsichtiger verfuhr. Endlich setzte Robespierre durch, daß namhafte Hebertisten, weil sie von den Fremden angestiftet sein sollten, Unruhen zu erregen, vor das Revolutionstribunal verwiesen, verhaftet und hingerichtet wurden. Die Cordeliers wurden dadurch entmuthigt. Dann kam die Reihe der Verhaftung an die Dantonisten, welche wieder im Solde der Fremden die wahren Principien der Revolution durch unzeitige Mäßigung sollten untergraben haben. Selbst Danton legte mit vierzehn Freunden das Haupt auf den Block. Robespierre stand auf der Höhe seiner Macht und hätte nun den Beweis, ein schöpferischer Staatsmann zu sein, liefern können; allein er zeigte sich seiner Aufgabe fortan nicht gewachsen. Er konnte es nicht hindern, daß im Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß, den einzigen Behörden des Staats, der Zwiespalt ausbrach. Robespierre, Couthon und St.-Just, das Triumvirat, bildeten eine Partei; Barère, Billaud-Varenne und Collot d'Herbois die zweite; Carnot, Prieur und Lindet die dritte. Durch Spione ließen sich die Ausschüsse gegenseitig beobachten und offen und geheim arbeiteten sie einander entgegen.

Am 20. Prairial (8. Juni) sollte das Fest des Höchsten Wesens gefeiert werden und vorher hatte sich Robespierre, durch einen jedoch nicht völlig erwiesenen Mordversuch gegen sein Leben gehoben, einstimmig zum Präsidenten des Nationalconvents wählen lassen. Am Feste selbst war er der Mittelpunkt desselben und seine philosophisch-politische Predigt über das Höchste Wesen ist eine der merkwürdigsten, die er gehalten. Es wurde bei der Gelegenheit eine Puppe des Atheismus verbrannt, und aus ihren Trümmern stieg eine Minerva unversehrt hervor, was sie umsomehr konnte, da sie aus Erz bestand. Sogleich wurden die Festberichte officiell und sprachen von den Freudenthränen eines dankbaren Volks. Lauter als bisher sprachen aber auch die Gegner davon, daß Robespierre den Hohenpriester spielen, Scepter und Rauchfaß zu gleicher Zeit führen möchte. Der Kampf begann damit, daß Robespierre dem Convent die Reform des Revolutionstribunals vorlegen ließ, welches den Mord durch das Schwert revolutionärer Gesetze zu einer systematischen gerichtlichen Tyrannei erhob, wie sie die Weltgeschichte bis dahin nicht gekannt hatte. Die Opposition kämpfte nicht aus Gefühl der Menschlichkeit, sondern aus Furcht, von dem neuen Institut persönlich ereilt zu werden, dagegen an. Leider sind eine Anzahl der wichtigsten Documente dieser Zeit theils durch die Jakobiner selbst, theils durch Napoleon oder 1815 durch Fouché vernichtet worden; aber auch der Rest läßt die Wirkungen des Gesetzes vom 22. Prairial noch in allen Schrecken sehen. Zunächst waren es die Feinde Robespierre's im Sicherheitsausschuß, welche unter seiner Aegide ihm zum Hohn und zum Gefallen das Gesetz in voller revolutionärer Mordlust und Schadenfreude spielen ließen. Täglich wurden von ihnen die Listen der Unglücklichen entworfen, welche Tags darauf dem Revolutionstribunal und der Guillotine überliefert werden sollten. Der Wohlfahrtsausschuß unterschrieb dann gewöhnlich ohne Abänderung, und zuletzt kam das Document an Robespierre, welcher nach Willkür Namen strich oder hinzusetzte. In den 15 Monaten vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 (22. Prairial) hatte das Revolutionstribunal 1269 Todesurtheile gesprochen: in den 57 Tagen vom 22. Prairial bis 9. Thermidor wurden 1400 Menschen jeden Alters und Geschlechts auf das Blutgerüst geliefert. Zwar verlangten die Ausschüsse, zum Theil in Gewissensnoth, zum Theil aus Furcht vor dem Umschlag der öffentlichen Meinung und um das Gehässige der Blutgerichte auf Robespierre zu werfen, Zurücknahme des Gesetzes vom 22. Prairial; allein Robespierre und St.-Just widerstanden und drohten das Volk zu fragen, ob es wolle, daß seine Feinde verschont bleiben. Als Klagen über die Conventscommissäre aus den Provinzen einliefen und Robespierre dessenungeachtet vier neue Revolutionstribunale gründen wollte, bei seinen Collegen in den Ausschüssen aber auf Widerstand stieß, verließ er die Sitzung. Nun erklärte St.-Just, daß der einreißenden politischen Unordnung nicht anders abzuhelfen sei als durch die Dictatur in der Hand Robespierre's; aber auch er drang bei den Collegen nicht durch, und Robespierre hatte nicht Thatkraft und Selbstvertrauen genug, den Widerstand, wie es nun nothwendig geworden war, durch Gewalt zu brechen. Ebenso wenig konnte sich aber das Triumvirat darüber einigen, welche Mitglieder des Convents und der Ausschüsse dem Revolutionstribunale überliefert werden müßten. Auch der bewaffneten Macht war man nicht sicher; die beabsichtigte Generalversammlung der 48 Revolutionscomités wurde vom Wohlfahrtsausschuß hintertrieben, die revolutionäre Masse des Volks war erschlafft und nicht organisirt: sicher war das Triumvirat nur der Commune und des Jakobinerclubs. Da fiel endlich im Convent der Berg von Robespierre und seinem Mordhandwerk ab und vereinigte sich mit der Ebene zu seiner Bekämpfung. Robespierre erschien im Nationalconvent und sprach die ihm geläufigen Gemeinplätze, hob seine Verdienste empor, beleidigte die Ausschüsse durch unmotivirte Beschuldigungen und eiferte gegen

die noch immer bestehenden Verschwörungen. Als die Rede im Ganzen gleichgültig aufgenommen wurde, erhoben sich die ausdrücklich Beschuldigten, um nähere Aufklärung zu fodern. Robespierre selbst wurde Tyrannei vorgeworfen. Er fühlte, was ihm bevorstand. Im Jakobinerclub bezeichnete er die Rede, welche er soeben im Nationalconvent gehalten, als sein Testament, da er dem Bunde der Bösen schwerlich entgehen werde. Bestürzt erhob sich der ganze Club, um Robespierre unwandelbare Treue zu schwören; mehre Stimmen verlangten während der Nacht an den Ausschüssen Rache zu nehmen; allein Volk und Nationalgarde zeigten sich unerregt. Der 9. Thermidor brach an, im Nationalconvent mußte der Kampf ausgefochten werden. St.-Just gedachte die Sache des Triumvirats zu führen, aber er konnte vor dem Geschrei der Gegner: „Nieder mit den Tyrannen!" nicht zum Worte kommen. Auch Robespierre's Stimme unterlag dem Aufruhr, denn die Conventsmitglieder stritten jetzt für ihr eigenes Leben; die Anklage und Verhaftung Robespierre's und seiner Helfershelfer wurde endlich beschlossen und Tags darauf bestieg das Triumvirat Robespierre, St.-Just und Couthon mit dem Commandanten der Nationalgarde, dem Maire von Paris und den nächsten Genossen das Blutgerüst. Ihnen folgten noch 70 entschiedene Jakobiner. Im Ganzen ließ der Convent 103 Personen hinrichten.

Der Jakobinerclub würde diese Tage schwerlich überdauert haben, wenn ihn die Sieger vom 9. und 10. Thermidor, selbst Jakobiner der gemäßigtern Richtung, nicht hergestellt hätten, um ihn für ihre Zwecke zu gebrauchen. Allein seine Macht war gebrochen, der Kopf, welcher ihm Leben und Bewegung gegeben hatte, fehlte. Die Majorität, welche im Nationalconvent das Triumvirat stürzte, bestand aus nicht weniger als fünf Parteien. Ihre Zwiste gaben auch dem Jakobinerclub, in welchen die durch Robespierre ausgeschlossenen Mitglieder wieder eingetreten waren, das Gepräge in mattern Bildern. Zwar gefielen den Enragirten des Clubs die Reactionsversuche, besonders die Entlassung aus den Gefängnissen durch den neuen Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß der Thermidoristen keineswegs, doch behielt die gemäßigte Partei die Oberhand. Der Herstellung der Preßfreiheit widersetzten sich jene mit aller Gewalt, weil dieselbe keine starke Regierung, wie sie dieselbe verlangten, aufkommen lasse. Die Unruhen in Marseille wurden den Jakobinern zugeschrieben. Indessen hatte sich die öffentliche Meinung schon den Gegnern zugeneigt. Herrschende Theurung aller Lebensmittel sprach ein gewichtiges Wort zur Beruhigung mit, und viele populäre Gesellschaften hatten sich aufgelöst. So entfaltete der Sicherheitsausschuß größere Thätigkeit und ließ mehre Wortführer der Jakobiner verhaften. Der Convent beschloß eine Adresse an das französische Volk über die Gesellschaften, in welcher sich die Meinung wieder geltend machen durfte, daß kein Verein das Volk sei; daß es ein Unglück für dieses sei, wenn es beständig in fieberhafter Aufregung erhalten werde. Endlich nahm der Nationalconvent ein Gesetz an, wonach alle Affiliation und Correspondenz zwischen Gesellschaften desselben Namens für unvereinbar mit dem Bestehen der Regierung erklärt und verboten wurde.

So verlor der Jakobinerclub die Hauptbedingungen seiner Existenz, rücksichtslose Propaganda zu machen und das jedesmal bestehende Gouvernement, welches es auch sei, zu bekämpfen. Die Leiter fühlten sich so ohnmächtig, daß sie zwar heftig gegen das Gesetz sprachen, allein darin sämmtlich übereinstimmten, daß man sich ihm zunächst unterwerfen müsse. Das Geschrei über Wucherer, Geldsäcke und Aristokraten wurde zwar noch benutzt, Straßenaufläufe zu erzeugen, doch führten dieselben zu keinem Resultat, und die Jakobiner hatten viel vom Schlummer des Volks und von seinem baldigen Erwachen zu reden. Am längsten hielten die Weiber bei den Jakobinern aus. Dafür kamen sie aber, als nun am 9. November die „Muscadins" einen Angriff mit Knüppeln und Waffen gegen den Sitzungssaal der Jakobiner machten, auch am schlechtesten weg. Der Tumult verbreitete sich in den benachbarten Straßen. Von Mitgliedern des Convents und der Ausschüsse geführt, erschien Cavalerie, das Volk empfing sie mit „Vive la Convention! A bas les Jacobins!" und die Thüren des Clublocals wurden mit Wachen besetzt. Drinnen zwar beriethen die Jakobiner noch und suchten sich zu begeistern, allein man trennte sich ohne Resultat. Am folgenden Tage wurden die Anklagen gegen die Jakobiner formulirt und die Suspension ihres Clubs beschlossen, wenn es auch nicht ohne Straßentumult abging. Zwar wurden im Clublocal die Menschenrechte verlesen, um sowol Mitglieder als Tribünen zu erwärmen, aber es half nichts; wieder erschienen die „Muscadins", vom Pöbel jubelnd umgeben, um ihre Batterien gegen den Club zu richten. Man wurde im Sitzungslocal und in den Gängen handgemein; ein kühner Ausfall der Jakobiner verschaffte ihnen auf Augenblicke Luft, allein das Häuflein gerieth in Belagerung und hielt es für gerathen, einzeln, jeder Jakobiner, um die Frauen vor wiederholten Mishandlungen zu schützen, mit einer Jakobinerin am Arm, abzuziehen. Die Ausschüsse ließen Schloß und Riegel an das Local legen und so endete der Club im sechsten Jahre seines Bestehens. In einem Local der Vorstadt St.-Antoine suchte sich noch ein Häuflein der Vertriebenen wieder zu sammeln und zu stärken, aber der Sicherheitsausschuß brachte die Anstifter zur Haft und seitdem verlief sich die Gesellschaft. Am 17. Mai 1795 beschloß der Convent das Jakobinerkloster abzubrechen und dort einen Marktplatz unter dem Namen Marché du neuf Thermidore herzustellen; es ist der jetzige Marché Saint-Honoré.

Adolf Bock.

Literatur im Dienste der Innern Mission.

1. Die Thür der Hoffnung für die Kirche und den Staat. Deutsche Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1854. Gr. 8. 8 Ngr.
2. Bilderdijk's Dichtungen. Das wahrhafte Gut und die Geisterwelt. Aus dem Holländischen von P. W. Quack. Stuttgart, Quack. 1853. Gr. 12. 9 Ngr.
3. Der Eilwagen oder die Reise nach der Stadt des Erbes von J. de Liefde. Aus dem Holländischen von P. W. Quack. Stuttgart, Quack. 1853. Gr. 8. 9 Ngr.
4. Die heilige Dreieinigkeit. Zwei noch ungedruckte Vorträge des Admiral Sir John Roß auf der Rückkehr von seiner Nordpol-Expedition gehalten. Nach der englischen Handschrift ins Deutsche übertragen. Halle, Pfeffer. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.
5. Die Lilie der Mission. Von einer Norwegerin. Ins Deutsche übertragen von H. Sebald. Mit einem Vorwort von K. Bornemann. Gotha, F. A. Perthes. 1854. Gr. 12. 15 Ngr.
6. Das Heimweh im Wachthäuschen zu Wetter. Lebensgeschichte und Lebensbilder von C. G. Seibert. Marburg, Elwert. 1854. Gr. 12. 10 Ngr.

Kühne's „Europa" brachte jüngst aus einem Privatbriefe über den auch in d. Bl. (Nr. 14) ausführlicher besprochenen Roman „Eritis sicut Deus" die Bemerkung: „Ich hasse dies Buch, es hat mich aufs äußerste empört; allein ich muß doch einräumen, daß es in seiner Art das Famoseste ist, was die jetzige Literatur aufzuweisen hat .... Ich staune über die furchtbar mächtige und verderbliche Partei, welche über solche Kräfte gebietet." In dieser Behauptung liegt eine Wahrheit, sowol was den Roman als was die Partei anlangt, in deren Interesse und Auftrag er geschrieben und erschienen ist. Jener Roman, bei allen Gebrechen und häßlichen Auswüchsen, gehört, was wenigstens die wenn auch einseitige, doch energische, aus der Tiefe des Seelenlebens geschöpfte, kein Aber und Oder gelten lassende Auffassung und Durchführung der darin geschilderten Conflicte betrifft, allerdings zu dem „Famosesten" in der neuern Literatur. Die Partei, in deren Dienste der besagte Roman geschrieben, ist allerdings, man muß es der „Europa" zugeben, eine ohne Zweifel „furchtbar mächtige", über alle germanischen Länder, namentlich aber über England und Nordamerika, Holland, Deutschland und Skandinavien verbreitete, weit verzweigte und hoher und höchster Fürsprache sich erfreuende Partei. Aber nicht infolge dieser Fürsprachen und Protectionen ist sie so mächtig, sondern weil sie in der That über einzelne Talente verfügt, welche die Nothstände und Bedürfnisse der Zeit bis zu einem gewissen Grade erkennen, welche, wo es diese aufzudecken gilt, ein rückhaltsloses Wort zu sprechen wissen und sich eigener Versicherung nach die Aufgabe gestellt haben, die Generation von dem Drucke eines seit langem auf ihr lastenden Mechanismus zu erlösen und das unter diesem Druck verkümmerte Gemüthsleben der Nationen zu erfrischen und zu erbauen. Etwas Anderes freilich ist es, die Nothstände der Zeit zu erkennen und zur Sprache zu bringen, und wieder etwas Anderes, die rechten Mittel zu finden, die geeignet sind, diesen Nothständen Abhülfe zu bringen.

Hören wir, wie Nr. 1 der uns vorliegenden Schriften: „Die Thür der Hoffnung", beginnt. Die Schrift ist, wie uns in der kurzen von E. Roßteuscher in Berlin verfaßten Vorrede gesagt wird, ursprünglich unter dem Titel „The door of hope for Christendom" in London erschienen und von dem Vorredner auf des Verfassers eigene Veranstaltung ins Deutsche übersetzt und veröffentlicht worden. Die Schrift also beginnt mit den Worten: „In der ganzen Weltgeschichte gibt es nichts, was mit dem gegenwärtigen Zustande der Christenheit und den daraus sich ergebenden Aussichten für die Menschheit verglichen werden könnte. Nie hatte man ein schwereres Räthsel vor sich und nie weniger Kraft, es zu lösen. Die alte Ordnung der Dinge schwindet bereits dahin. Eine neue Ordnung erhebt sich, zu der keine Erfahrung den Schlüssel bietet: schwanger mit Hoffnungen für Einige, mit Schrecken für Andere, mit Geheimnissen für Alle; hier begrüßt als das Reich der Verheißung, dort gefürchtet als der Triumph des Bösen, überall beachtet mit gespanntester Erwartung. Die Gesellschaft steht an einem furchtbaren Abgrunde, an dessen Rand eine unbarmherzige Nothwendigkeit sie geführt hat." Und mit wie brennenden Worten malt der Verfasser die Entchristlichung der Zeit: „Das Amt der Seelsorge wird wie ein einträgliches Gewerbe beurtheilt und gesucht. Eine gute Stelle heißt eine reich dotirte — insofern allerdings die rechte Stelle für einen Pfründner, der sich gütlich thun will. Die Wohlthätigkeit ist aus den Händen der Diener Christi genommen und wird unabhängig von dem Gesetze der Liebe, ohne geistlichen Verkehr mit ihren Objecten, ohne Selbstaufopferung durch einen bureaukratischen Mechanismus versehen. Die Ehe, der Herd alles gesellschaftlichen Segens, ist ihrer christlichen Würde und Heiligkeit entkleidet, hier ein Freipaß für alle Zügellosigkeit, dort ein Spiel willkürlicher Scheidungen. Gehorsam der Kinder, Treue der Dienstboten, wachsame und mitleidige Fürsorge der Brotherren, Loyalität der Unterthanen, Patriotismus der Könige sind Dinge, die nachgerade unter die Altweibermärchen zählen. Die Familienandacht schwindet immer mehr. Jeder noch so kurze Stillstand in dem unaufhörlichen Stoßen und Tosen der Menschenmaschine — nur um des Seelenheils der Menschen willen — gilt für eine nicht zu duldende Unterbrechung des «Geschäfts», es sei denn, daß man durch einen Feiertag die Maschine noch diensttauglicher zu machen hofft. Die Nennung des Namens Jesu, die Anerkennung Gottes, die Berufung auf Seine Macht, Seine Treue, Seine Gnade, Seinen Richterstuhl begegnet kaum noch ein mal in unsern öffentlichen Acten und Urkunden, in unsern geschäftlichen Verhandlungen, in unserm täglichen Verkehr" u. s. w. Der Verfasser schiebt die Ursache dieser Entchristlichung nicht auf die Völker. „Ehe Gott die Heerde richtet", sagt er, „will er die Hirten richten und sie von ihrer Hand fodern." Für Alles, meint er, was Menschen von den Händen ihrer Herrscher erlitten haben, würden auch die Herrscher mitverantwortlich sein, ja die Sünden der Herrscher erschienen noch erschwert durch den Umstand, daß dieselben zugleich die Veranlassung der Sünden ihrer Unterthanen waren. Das würde fast demagogisch klingen, wenn es nicht aus der Feder eines Engländers geflossen wäre; aber obschon es ein Engländer geschrieben, läßt sich dagegen vielleicht doch das Eine einwenden, daß an einem Volke, welches sich von oben verderben läßt, wol überhaupt nicht mehr viel zu verderben ist.

In der Weise der obigen Citate geht es noch eine ganze Weile fort. Dieser Vertreter der neuchristlichen Richtung ist, wie man sieht, von der Unhaltbarkeit und Unrettbarkeit der bestehenden Verhältnisse ebenso gut überzeugt als gewisse Reactionäre, welche nur nach Ausrottung des „skrofulösen Gesindels" bessere Zustände für möglich halten, wie andererseits alle Anarchisten und Destructive, Socialisten und Communisten, welche einen allgemeinen Umsturz zum Theil vermittels desselben „Gesindels" für nöthig erachten, um durch ihn zu haltbaren Zuständen zu gelangen. Nur suchen diese Anarchisten den Sitz des Uebels und natürlich auch die Mittel, ihm abzuhelfen, gerade auf der entgegengesetzten Seite, auf der des Atheismus und der Negirung alles Christlichen. Die Männer der Innern Mission gehen von der an sich richtigen Ansicht aus, daß eine wirkliche politische Freiheit nur möglich sei, wenn der Mensch noch etwas anerkenne, was höher sei als alle Menschen und menschlichen Einrichtungen, daß, wenn diese freiwillige Unterwerfung unter ein Höheres und Höchstes fehle, die menschliche Gesellschaft nur durch Despotismus und Terrorismus, polizeilichen und militärischen Zwang zusammengehalten werden könne. So wenigstens fassen die englischen Sendboten dieser hauptsächlich

von England aus angeregten Richtung ihre Aufgabe auf.*) Freilich, wenn unsere moderne Welt wirklich so entchristlicht ist, wie unser Anonymus sie schildert, so dürften die Männer der Innern Mission noch ein schweres Stück Arbeit vor sich haben. Das wissen sie wol am besten selbst. Ein Angehöriger dieser Richtung bemerkte mir gelegentlich: „Wenn es nicht noch so weit kommen soll, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts sich genöthigt sehen wird, die andere einzusperren, so wird sie sich wohl oder übel durch das Christenthum regeneriren lassen müssen. Möglich freilich, daß sie zu dieser Regeneration nicht genug gesunde Kraft mehr in sich hat."

Hätte dies Individuum von einer Erneuerung des christlichen Geistes statt des Christenthums gesprochen, so möchte seine Aeußerung zutreffender gewesen sein. Das Christenthum wird von Diesem so, von Jenem anders verstanden, aber der christliche Geist kann nur einer sein und ist ebenso wenig der Geist aller Christen, als der wahrhaft menschliche Geist der Geist aller Menschen ist. Es hat sogar Kirchenväter gegeben, welche die Behauptung aufstellten, daß es auch unter den Heiden niemals an Solchen gefehlt habe, welche man mit Recht Christen nennen könne. Der christliche Geist ist der Geist, den Alle haben sollten und den nur sehr Wenige von uns haben, auch meist Diejenigen nicht, welche sich im ausschließlichen Besitze des Christenthums zu sein rühmen. Wo sind die Behörden, wo die Consistorien, wo die Bischöfe, wo die Regierungen, aber auch wo die mit den Regierungen hadernden Parteien, die — Hand aufs Herz! — von diesem wahrhaft christlichen Geiste, der im Grunde mit dem echt menschlichen Geiste einer und derselbe ist, erfüllt wären und das Individuum nach den Grundsätzen dieses toleranten christlichen Geistes behandelten! Das Christenthum ohne diesen christlichen Geist ist eine Schale ohne Kern, eine klingende Schelle, ein geschminkter Leichnam. Das Zurückführen auf starre Dogmen, die sich außerhalb des praktischen Lebens halten, kann hier nichts helfen. Werden die Männer der Innern Mission im Stande sein, das Gerippe wieder mit blühendem Fleisch zu umkleiden und das in den Wunden der Gesellschaft wuchernde wilde Fleisch durch gesundes zu ersetzen? Gewiß nur dann, wenn es ihnen bei den Ihrigen nicht auf ein bloßes Scheinwesen ankommt, wenn sie selbst von echt christlichem Geiste erfüllt sind und nicht weiter gehen, als dem gesunden Menschenverstande gemäß ist. Im Uebrigen kann nicht geleugnet werden, daß das Ungenügen, die Unzufriedenheit, das Unbehagen mit sich selbst, womit gegenwärtig die große Mehrzahl der Menschen bei allem Vergnügungstaumel und bei aller künstlichen Selbstbetäubung behaftet ist, den Männern der Innern Mission vielfach zu Hülfe kommt, vorzüglich wenn sie mehr in demokratischer Richtung arbeiten, wie dies, laut der vorliegenden Schrift, die englischen Missionare zu thun scheinen.

*) Die Gründe, warum gerade Großbritannien sich am meisten dazu eigne, die Wiege dieser neuen Auferbauung der Religion durch die Religion zu sein, werden in der Schrift näher angegeben. Großbritannien sei nicht wegen der Verdienste oder sonderlichen Vorzüge dieses Reichs von Gott dazu erwählt worden, sondern als das Land, in dem die drei verschiedenen großen Formen der Kirche, die römische, die episkopale und die presbyteriale — die monarchische, die aristokratische und die demokratische — gleich sehr repräsentirt seien; als das Land, in welchem eine gewisse Nüchternheit und Ehrfurcht gegen das Gesetz vor Extravaganzen sichere, während die verfassungsmäßigen Rechte eine volle Freiheit der Handlungsweise gewährten; als das einzige Land, in welchem die Arbeit des Geistes Gottes zur Wiederherstellung der Kirche nicht von vornherein durch klerikale Intoleranz oder polizeiliche Maßregeln gestört werden konnte. Schon aus dieser Auffassung erkennt man, auf welchem ganz andern Boden in politischer Hinsicht die englischen Sendboten dieser Richtung stehen als gemeinhin die aus andern Nationalitäten hervorgegangenen.

In Stuttgart hat sich unter der Vorstandschaft P. W. Quack's ein Verlag des Vereins für religiös-sittliche Hebung des Volks gebildet, von dessen Thätigkeit zwei Schriften, Nr. 2 und 3, als Zeugnisse uns vorliegen. Sie sind beide aus dem Holländischen übersetzt. Die eine bringt Bilderdijk's berühmtes sittlich-religiöses Lehrgedicht „Das wahrhafte Gut und die Geisterwelt" in einer von Duttenhofer unter Mitwirkung Quack's besorgten rhythmischen Uebertragung, nebst Mittheilungen über Bilderdijk's Leben, welche uns an dieser Schrift das Anziehendste und Lehrreichste waren. Bilderdijk gehörte, wie so viele Arbeiter auf literarischem Gebiete, nicht zu den Schooskindern des Glücks. Er hatte sein ganzes Leben lang mit Widerwärtigkeiten und Verfolgungen aller Art zu kämpfen; glücklicherweise wohnte ihm aber eine außerordentliche Zähigkeit inne, wie sich schon daraus ergeben mag, daß er während seiner Universitätszeit den Studien in so angestrengter Weise oblag, daß er oft von drei Nächten nur eine dem Schlaf, die beiden andern der Arbeit widmete und infolge der dadurch herbeigeführten Erschöpfung mehrmals ohnmächtig aus den Collegien hinweggetragen werden mußte. Als unbeugsamer Anhänger des Hauses Oranien verweigerte er bei der neuen Ordnung der Dinge, welche das Jahr 1795 herbeiführte, jeden andern Eid als den der leidenden Unterwerfung, wurde deshalb aus seinem Vaterlande vertrieben und verbrachte sein trauriges zehnjähriges Exil unter harten Entbehrungen theils in England, theils in Braunschweig. Seine Existenz fristete er durch Unterricht in den verschiedensten Fächern, in der Sprachkunde, im Zeichnen und Malen, der Perspective, der Baukunst, ja selbst in der Anatomie. Im Jahre 1806 von Ludwig Napoleon zurückgerufen, wurde er dessen Lehrer im Holländischen. Das war seine beste Zeit, die nur zu kurz dauerte. Nach Einverleibung des Königreichs Holland in das französische Kaiserthum gerieth er dadurch in die bitterste Noth, daß die Ausbezahlung seines bisherigen Gehalts unterblieb. Napoleon behandelte den Dichter geringschätzig und Bilderdijk antwortete gereizt. Aber auch nach Herstellung des Königreichs Holland unter dem Hause Oranien wollte ihm das Glück nicht blühen. Die Zunftprofessoren verlegten ihm den Weg zu einer Lehrstelle an der Universität zu Amsterdam; seine religiöse Ueberzeugung brachte ihn in Verdacht des Obscurantismus und der Eifer, mit dem er sich des von ihm zum Christenthum bekehrten und wegen seines Uebertritts verfolgten Israeliten da Costa öffentlich annahm, zog auch ihm Verdächtigungen, Verfolgungen und Kränkungen zu, „wie (sagt sein Biograph) in der Geschichte nicht viele Beispiele gefunden werden". Zuletzt stürzte ihn der Tod seiner geliebten zweiten Gattin, einer ebenfalls von ihm zum Christenthum bekehrten Jüdin, in das tiefste Seelenleiden. Achtzehn Monate später starb auch er, am 1. December 1831 in einem Alter von 75 Jahren. So kam Bilderdijk in viele Lagen, über welche nur die zäheste männliche Energie oder die innigste religiöse Ueberzeugung hinweghilft. Bilderdijk besaß Beides. Daß er ein ganzer Mann war, konnten ihm selbst seine Gegner nicht absprechen.

Nr. 3 enthält die symbolisch gemeinte Darstellung der Reise eines Studenten von Amsterdam nach Deventer, wo er eine Erbschaft in Empfang zu nehmen denkt, nur daß man sich unter Deventer einen ganz andern Ort und unter der Erbschaft eine ganz andere als blos irdische zu denken hat. In der Vorrede sind die Gesichtspunkte angegeben, von denen bei der Deutung dieser allegorischen Reise nach der Stadt des Erbes auszugehen ist — einer Reise, „die der Reisende (nach des Vorredners P. W. Quack Worten) voll Freude und Hoffnung antrat, von einer glänzenden Gnadensonne des Herrn beschienen, bei deren Strahlen er den Ort erblickte, welcher ihm am Ziele der Reise winkte und in dem sein geliebter König ihm eine Wohnung bereitet hatte". Glücklicherweise ist die Schrift selbst nicht in so süßlichen und salbungsvollen Worten wie die Vorrede, sondern in populärer, einfach ansprechender Weise und selbst mit einem Anflug von Laune geschrieben. Wer auch

der religiösen Richtung des Verfassers nicht angehört, braucht die specifisch religiösen Anspielungen nur in Fingerzeige der gewöhnlichen praktischen Moral umzudeuten und er wird die sinnreiche, in Holland bei ihrem 1845 erfolgten Erscheinen mit vielem Beifall aufgenommene Erzählung mit Vergnügen lesen. Verfasser der Schrift ist ein Geistlicher in Amsterdam, J. de Liefde, der sich durch eine „Allgemeine Geschichte vom Standpunkt des christlichen Glaubens" und durch die interessanten Erzählungen „Des Christen Einnahme und Ausgabe" und „Der Sträfling" bekannt gemacht hat. Alle diese Schriften sind im Verlage des stuttgarter Vereins für religiös-sittliche Hebung des Volks deutsch erschienen.

Bei der Schrift Nr. 4 hätten wir nur zu bemerken, auf welchem ganz andern religiösen Standpunkt im Allgemeinen das englische Volk stehen muß, wenn es selbst ein Admiral wie John Roß vermag, an sein Schiffsvolk Reden zu halten, welche dem gläubigsten Pfarrer keine Schande machen würden. Der Admiral führt in dieser Schrift, die angeblich aus seiner Handschrift übersetzt ist (oder sollte sie gar eine Mystification sein?) den Satz aus, daß Diejenigen, welche die Lehre von der Dreieinigkeit verwerfen, damit auch das Evangelium selbst aufgeben, eine Ansicht, welche die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland dem Admiral nicht gelten lassen dürfte. Wenigstens legt man bei uns diese Lehre gemeinhin anders aus, während der Engländer an ihrem Buchstaben festhält. Freilich dürfen und wollen wir nicht verschweigen, daß auch in England im Geheimen ein Geist umgeht, der an diesem Buchstabenglauben zu rütteln anfängt, und wenn nicht blos Strauß' „Leben Jesu", sondern selbst Feuerbach's „Wesen des Christenthums" ins Englische übersetzt wurde, so ist dies ein um so bemerkenswertheres Factum, da beide Uebersetzungen von einer Dame, Miß Marian Evans, herrühren.

Die aus dem Norwegischen übersetzte Schrift Nr. 5: „Die Lilie der Mission", ist von einer so exclusiv und süß-frommen Haltung, daß sie in Deutschland wol kaum außerhalb des engern Kreises der Innern Mission gelesen und genossen werden wird, weshalb wir sie füglich auf sich beruhen lassen können. Dagegen ist die Erzählung Nr. 6: „Das Heimweh im Wachthäuschen zu Wetter", in ihrer einfach rührenden Haltung, populären Darstellung, wie in dem nicht uninteressanten Gange der Handlung selbst sehr wohl geeignet, auch außerhalb dieses Kreises Leser zu finden und Herzen zu gewinnen. Wir sollten, gerade weil wir uns eines so großen Liberalismus rühmen, nicht unbillig sein und vielmehr anerkennen, daß es in der That Individuen gibt, welche mit einem ganz besondern Organ für inneres religiöses Leben begabt sind. Warum sollten wir ihnen nicht gönnen (insofern sie nicht selbst intolerant und aggressiv auftreten), in ihrer Weise sich glücklich zu fühlen? Denn am Ende läuft doch unser Aller Streben darauf hinaus, ein Glück zu finden, welches unserm innersten Wesen entspricht. Man krankt nicht blos im „Wachthäuschen zu Wetter" am Heimweh, sondern auch anderwärts. Vielleicht hat es zu keiner Zeit, selbst nicht zu der des Untergangs der antik-heidnischen Staaten, Menschen in so großer Zahl gegeben, welche sich aus den ihnen angewachsenen Zuständen und um sozusagen aus ihrer Haut nach einem fernen Eden sehnen, das sie nicht oder nur in sehr wunderlicher Weise zu benennen wissen. Der bereits verschollene St.-Simonismus, der Fourierismus, der Icarismus, der Mormonismus, kurz alle die verschiedenen Ausstrahlungen des Socialismus und Communismus, selbst der politische und religiöse Radicalismus auf der einen Seite, dann der jesuitische Ultramontanismus, die Innere Mission auf der andern Seite, selbst die Propaganda für den Ewigen Frieden und ähnliche Erscheinungen — alle diese Phänomene weisen auf dieses innere Heilsbedürfniß hin; nur daß bisjetzt allein das Bedürfniß und nicht das Heil vorhanden ist. Auch die Schopenhauer'sche Philosophie mit ihrer Entsagungstheorie und ihren etwas anachoretischen Tendenzen entspringt aus derselben Grundrichtung der Zeit. Aber worin und wann werden diese durch- und gegeneinanderstoßenden Gegensätze, in denen sich dieses Bedürfniß bricht, einen Ruhe- und Mittelpunkt finden?

H. M.

Aus dem Leben der Herzogin Amalie.

Jede neue Mittheilung über die Herzogin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, deren Namen einmal unauflöslich verknüpft ist mit der uns ewig theuern goldenen Epoche unserer Literatur, wird den Lesern d. Bl. hoffentlich willkommen sein. Es möge deshalb hier ein Charakterzug eine Stelle finden, der geeignet ist, einen warmen Strahl über das Bild dieser fürstlichen Frau auszugießen, aber unsers Wissens noch fast gänzlich in Vergessenheit blieb. Wir entnehmen denselben einem jener zahlreichen Schriftchen, welche durch die Säcularfeier zum Andenken Goethe's im Jahre 1849 hervorgerufen wurden, betitelt: „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen (W. C.)." Mit Recht blieb dieses Schriftchen unbeachtet, denn es enthält im Ganzen nur werthlose Mittheilungen, Papierschnitzel, die von einem Manne herrühren sollen, welcher gleichzeitig mit Goethe in dem Ilm-Athen lebte und dem, wie vorausgeschickt wird, durch seine Stellung Gelegenheit geboten war, Manches über den Dichter zu erfahren. Jedenfalls war, was uns aus seinen Erfahrungen dargebracht wird, kaum des Aufzeichnens, geschweige denn der Veröffentlichung durch den Druck werth. Nur die in dem Schriftchen erzählte Anekdote von der Mutter Karl August's entschädigt einigermaßen für das Uebrige; sie legt ein so schönes Zeugniß für die Herzogin ab, daß sie in der That allgemein bekannt zu werden verdient.

Herder — so berichtet unser Gewährsmann — sollte einst auf den Rath seines Arztes Karlsbad besuchen und es fehlte ihm das nöthige Geld. Die Herzogin-Mutter wünschte ihm die Mittel zu verschaffen; ihre Jahresgelder waren jedoch durch die Kosten, welche ihr die Reise nach Italien verursacht hatte, sehr zusammengeschmolzen. Die zum Besuch des Bades nöthigen 400 Thaler hätten nicht anders als durch Aufkündigung eines Capitals herbeigeschafft werden können. Dies wollte die edle Frau aber umgehen, um dadurch nicht Andere in Verlegenheit zu setzen. Sie besann sich nicht lange und beschloß sich ihres Perlenschmucks zu entledigen, die Verkaufssumme aber für jenen Zweck zu verwenden. Da dieses Geschäft durch den Chatoullier besorgt ward, so erhielt Niemand Kenntniß von der Sache; man erfuhr es erst den Tag nach dem Ableben der Herzogin. Als nämlich die Chatoulle der Verblichenen in den Zimmern des Herzogs geöffnet wurde, glaubte der anwesende Chatoullier diesem entdecken zu müssen, weshalb sich unter dem Schmuck keine Perlen fänden; er flüsterte es dem Herzog heimlich zu, denn es waren gerade mehre Cavaliere zur Condolenz im Zimmer. Karl August aber glaubte diesen Zug seiner hochsinnigen Mutter nicht verschweigen zu dürfen und theilte ihn deshalb sogleich den Anwesenden laut mit.

An diese Anekdote möge sich eine andere reihen, die wir in einem Lebensabriß des unlängst zu Frankfurt a. M. gestorbenen Sängers und Schauspielers K. A. Joachim Leißring finden. Leißring, welcher in den Jahren 1796 und 1797 an der weimarischen Bühne mitwirkte, war nämlich einst Zeuge der besondern Freundlichkeit der Herzogin Amalie gegen ihren Liebling Wieland. Die Fürstin erging sich mit Wieland im Park; eine Schnalle löste sich von dessen Schuh. Es fiel dem greisen Dichter schwer, sich zu bücken, und Leißring sah mit an, wie die Herzogin ihn nöthigte, seinen Fuß auf einen Abweisstein zu stellen, wo sie ihm die Schnalle wieder befestigte.

F. W. Appell.

Notiz.

Mephistopheles.

Aus Löwenberg in Schlesien kam uns eine Zusendung zu, unterzeichnet von Krebs, „Mitglied der Freien Gemeinde", die wir, schon ihres humoristischen Tons wegen, gern in ihrer ganzen Ausdehnung aufnehmen würden, wenn der Raum d. Bl. uns gestattete, der Debatte über die Entstehung des Namens Mephistopheles zwei oder drei Spalten zu opfern. Wir beschränken uns daher nur auf eine Andeutung des Inhalts der Zuschrift. Nr. 25 d. Bl. enthielt eine Notiz über den Namen Mephistopheles, worin die Ableitung von μη-φῶς-φίλος verworfen und dafür eine andere von Mephitis und φίλος substituirt war. Der Einsender verwirft auch diese und meint vielmehr, man habe den Ursprung des Worts zunächst in der Puppenkomödie, zugleich aber auch in der frankfurter Judensprache zu suchen, welche Goethe zu seiner Zeit, da er die alte Reichsstadt in derber Jugendlust bis in die letzten Winkel durchstreift, viel Spaß gemacht habe. Der Einsender leitet das Wort also aus dem Hebräischen ab und weist zuvörderst auf die in den Namen Mephi-boseth, Sohn Jonathan's (2 Sam. 4, 4), der wie Mephistopheles lahm und hinkend war, und in Ahi-tophel (2 Sam. 15, 12) enthaltenen Analogien hin. Dann geht er als eifriger Schüler von Gesenius mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit näher auf die Zerlegung und hebräische Abstammung des Worts ein und kommt zu dem Schluß, es sei gleichbedeutend mit Maphei-tophel, demnach: Einer, der Thorheiten, allerhand gottloses Zeug in die Welt schickt. Der Einsender hat auch noch eine andere Ableitung aus dem Hebräischen an der Hand, nämlich: Mep-paschet-ophel, d. h. Einer, der Fäden des Dunkels, des Elends, des Bösen, des höllischen Verderbens spinnt. Diese zweite erscheint ihm aber selbst verdächtig, weil sie die gelehrtere, also die künstlichere ist. Jedenfalls ist die Hinweisung auf die mögliche oder wahrscheinliche Abstammung des Worts aus dem Hebräischen von Interesse.

H. M.

Bibliographie.

Auberlen, C. A., Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet und in ihren Hauptstellen erläutert. Mit einer Beilage von M. F. Roos. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auerbach, B., Spinoza. Ein Denkerleben. Neu durchgearbeitete stereotypirte Auflage. Mannheim, Bassermann u. Mathy. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chasles, P., und Guizot, F., William Shakespeare, sein Leben, seine Werke und seine Zeit. Herausgegeben von P. H. Sillig. Leipzig, Dyk. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Damen-Almanach für 1855. Mit lyrischen Beiträgen. Elberfeld, Friderichs. 32. 17½ Ngr.

Dumas, A., Ingenue. Ein Roman. Aus dem Französischen von U. Kelsch. 1ster Band. Brüssel, A. Schnee. 8. 15 Ngr.

Liebetrut, F., Reise nach dem Morgenlande, insonderheit nach Jerusalem und dem heiligen Lande. Zwei Theile. Mit einer Ansicht von Bethlehem und Jerusalem, einem Grundriß der heiligen Stadt und einer Karte des heiligen Landes. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nachlese aus Laurence Sterne's Werken in's Deutsche übersetzt von J. Voß. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 6 Ngr.

Neumann, W., Das Buch der Liebe. Pesth. Gr. 16. 20 Ngr.

Rosenkranz, G. J., Graf Johann von Sporck, k. k. General der Kavallerie. Eine Biographie. 2te neu überarbeitete und vermehrte Ausgabe. Paderborn, Wesener. 8. 18 Ngr.

Schaff, P., Der heilige Augustinus. Sein Leben und Wirken für Freunde des Reiches Gottes dargestellt. Berlin, Hertz. Gr. 12. 16 Ngr.

Scherr, J., Geschichte der deutschen Literatur. 2te durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Mit 50 Porträts der ausgezeichnetsten Dichter und Gelehrten deutscher Nation. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1855. Neue Folge. 6ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wylie, J. A., Geschichte, Lehren, Geist und Aussichten des Papstthums. Erste von der evangelischen Alliance gekrönte Preisschrift in deutscher Bearbeitung. 2te durchgesehene Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 24 Ngr.

Zimmermann, W., Gedichte. 3te ergänzte Ausgabe. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zur urgeschichte der Armenier. Ein philologischer versuch. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bader, J., Skizzen-Blätter über Baden's Fürstenhaus und dessen geschichtliche Darstellung. Zur Feier des Geburtsfestes Sr. Königl. Hoheit des Regenten. Karlsruhe, Herder. Gr. 8. 10 Ngr.

Burger, Zwei Predigten am 30. Juli und am 3. September zu München gehalten. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Ngr.

Illustrirte Depeschen. Nr. 1.: Sebastopol. Leipzig, Weber. Gr. Folio. 2½ Ngr.

Dietrich, Ueber die Bedeutung der germanistischen Studien für die Gegenwart. Festrede am 20. August 1854, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm gehalten. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Kossuth. Sechs Kapitel. Von einem Ungar. Leipzig, Gerhard. 8. 10 Ngr.

Möller, J. F., Die Thränen des Herrn Jesu. Predigt über das Ev. am 10. p. Trin. 1854, Luc. 19, 41—48, zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Gebr. Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Sander, F., Antritts-Predigt. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sander's, F., Abschieds-Predigt am Sonntage Cantate 1854, und Nachruf an den Scheidenden in der Predigt des Abendgottesdienstes an diesem Sonntage von A. S. Jaspis. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 4 Ngr.

Scheele, C., Vom ersten Christenthum. Ein Brief aus Elberfeld an die jüngern Theologen der Diöcesen Atzendorf und Calbe a. S. Elberfeld, Hassel. 12. 3 Ngr.

— —, Ein Wanderstab nach Bethlehem, in Advents- und Weihnachtspredigten. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Scheibe, F. L., Predigt, am Michaelis-Feste 1854 über 1. Petri 3, 1—10. gehalten. Erfurt, Kayser. Gr. 8. 3 Ngr.

Schladebach, J., Johann, König von Sachsen. Sein Leben und Wirken bis zu seiner Thronbesteigung. Eine biographische Skizze. Leipzig, Sturm. Gr. 8. 5 Ngr.

Stockmeyer, J., Des Apostels Jacobus Warnung vor dem todten Glauben. Drei Frühpredigten über Jac. 2, 14—26 gehalten zu Basel. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Unmöglichkeit des Newton'schen Systems. Das Grundgesetz ein Grundirrthum. Vom Verfasser der Schrift: Elektromagnetismus und Rotation der Himmelskörper. Neues System der physischen Astronomie. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 5 Ngr.

Weber, C. G., Predigt zur Gedächtnißfeier Sr. Maj. des vollendeten Königs und Herrn Friedrich August II. von Sachsen, am 2. September 1854 zu Oberwinkel gehalten. Leipzig, Wagner. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)



In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele,

ein deutsches Haus- und Familienbuch

zu werden, immer näher gerückt. Zwei Jahrgänge liegen nun vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach**, **Cotta**, **Förster**, **Fortlage**, **Frankl**, **Frenzel**, **Hebbel**, **Hettner**, **Klemm**, **Kohl**, **Masius**, **Müller**, **Orges**, **Schoedler**, **Steub**, **Strauß** und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen **Gutzkow's**, der als Herausgeber auch für den **neuen dritten Jahrgang** denselben regen Eifer in Aussicht gestellt hat, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine **Ausgabe in Monatsheften** statt. Alle Buchhandlungen können Probenummern sowie von Ende d. M. an das erste Heft der Monatsausgabe zur Ansicht liefern.

Leipzig, im October 1854.

F. A. Brockhaus.

In der **Dieterich**'schen Buchhandlung in **Göttingen** sind erschienen:

Ewald, H., Die Alterthümer des Volkes Israel. 2te Ausgabe. (Anhang zum zweiten und dritten Bande der Geschichte des Volkes Israel bis Christus.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Ewald's Geschichte Israels, 2te Ausgabe, Band 1—4. 10 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, J., Deutsche Mythologie. Zwei Theile. 3te Ausgabe. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Philologus. Zeitschrift für das classische Alterthum. Herausgegeben von F. W. Schneidewin. Jahrgang IX. Heft 1—4. 5 Thlr.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Erster bis vierter Band. 8. 1850—54. Geh. Jeder Theil 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke **Platon's** von **Hieronymus Müller** ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht. Ein fünfter Band wird im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im October 1854.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 9. November 1854.

Die Arbeits- und die Unterrichtsfrage.*)

1. Beiträge zum Evangelium der Arbeit. Aus den Schriften Thomas Carlyle's mitgetheilt und eingeleitet von J. Neuberg. Berlin, G. Reimer. 1851. 8. 1 Thlr.
2. Die Erziehung zur Arbeit, eine Foderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

„Bete und arbeite!" war der Wahlspruch der frommen Brüderschaften im Mittelalter, und wenn das heißen soll: Sei gottergeben und thätig, so wird kein vernünftiger Mensch etwas dagegen einzuwenden haben. Aber so wenig der Lippendienst das Gebiet der Religion umfaßt, ebenso wenig umfaßt die wenn auch nützliche Thätigkeit der Hände und Füße das Gebiet der Arbeit. Die große menschliche Gesellschaft ist etwas mehr als die der Biber, der Bienen oder Ameisen. Allerdings sind wir Menschen alle, soviel unser sind, zur Arbeit geschaffen, aber der Denker, der die Gesetze der Natur erforscht und erkennt, der Weise, der in die Tiefen des Menschengeistes dringt, der Menschenfreund, der verjährte Vorurtheile und Misbräuche durch die Macht bekämpft, welche die Wahrheit dem Worte verleiht, der Dichter, der die Menschenseele aus den dürren Steppen der Alltäglichkeit in die heitern Gebiete hinüberführt, wo das Gesetz der Schönheit waltet, der Redner, der das Gewissen der Nationen erschüttert, der rohen Gewalt das Urtheil der Nachwelt im voraus verkündet — sie Alle sind Arbeiter in einem höhern Sinne des Worts, als wer es nur mit der Kraft seiner Muskeln ist. So wenig dies aber auch theoretisch von den Verfassern der vorliegenden Schriften wie von irgendeinem vernünftigen Menschen geleugnet wird, so sehr verlieren sie es doch, wie gar viele unserer Zeitgenossen, welche den gebietenden wie den literarischen Kreisen angehören, aus den Augen, wo die praktische Anwendung in Frage kommt. Da es sich hier um viel mehr und viel Höheres handelt als um die Meinungen einzelnstehender, sonst verdienter Männer, so erlaube man uns den Gegenstand, worum es sich handelt, zuerst mehr im Großen und Allgemeinen zu besprechen.

Da drängt sich denn vor allem die Betrachtung hervor, wie gerade jedes dieser Worte „Bete und arbeite!" in der neuesten Zeit und zwar dieses von Demagogen, jenes von Reactionären recht eigentlich als der Hebel betrachtet ward, wodurch die finstersten Kräfte in Bewegung gesetzt wurden und werden. Die Weltregierung, sagten jene, gehört den Arbeitern, deren schwielige Hände von ihrem Fleiße zeugen, nicht den Ideologen, den Müßiggängern, die nichts gelernt haben als Denken, Beobachten und Erkennen. Arbeite, und wenn du keine Arbeit hast oder verstehst, behaupte dein „Recht zur Arbeit",

*) Wir bedauern, daß der Abdruck dieses Aufsatzes aus äußern Umständen, für die der Verfasser nicht verantwortlich zu machen ist, sich etwas verspätet hat. Die vielen höchst beherzigenswerthen allgemeinen Wahrheiten, die er enthält, werden darüber nicht veraltet sein; aber was die Arbeiterfrage speciell betrifft, so ist diese seit Abfassung des Artikels allerdings in ein noch ruhigeres Fahrwasser getreten. Nicht als ob sie darum an Wichtigkeit verloren hätte, vielmehr behauptet Harriet Martineau, ohne Zweifel durch die häufig sich wiederholenden „Strikes" mit dazu veranlaßt, daß die Lösung dieser Frage vielleicht den Mittelpunkt aller Bestrebungen in der nächsten Periode der britischen Geschichte bilden werde. Aber jene Zeit, wo von dem chimärischen Plane die Rede war, wirkliche Arbeiterstaaten zu gründen, Staaten, in denen der Arbeiterstand im Grunde der eigentlich herrschende sein und die mechanische und ausführende Arbeit vor der geistigen und productiven den Vorrang behaupten sollte — diese verwirrende und verworrene Zeit liegt wol glücklicherweise für immer hinter uns. Wir bemerken noch, daß seit Abfassung des Artikels über die darin behandelten Gegenstände in England wie in Deutschland mehre Schriften erschienen sind; so in London die Schrift „The claims of labour, an essay on the duties of the employers to the employed", wovon in diesem Jahre bereits die zweite Auflage erschien, und neuerdings in Hildesheim eine von Konrad Michelsen, Seminarinspector in Alfeld, verfaßte Schrift „Wie nimmt die Schule theil am Kampfe gegen den Pauperismus?". Der Verfasser nimmt darin den Lehrplan und die administrativen Einrichtungen der Lehr- und Arbeitsschule in Alfeld zum Ausgangspunkt und zur Grundlage und empfiehlt der Gesellschaft aufs dringendste, die zunehmende Entsittlichung und Verarmung noch zur höchsten Zeit durch Stiftung von Industrieschulen zu bekämpfen, wofern nicht die Armenlast dem bürgerlichen Zusammenleben in kurzem die größte Gefahr bringen solle. Die Schrift hat es freilich mehr nur mit den Sprößlingen des eigentlichen Proletariats zu thun, gehört aber insofern hierher, als diese Proletarierssprößlinge, zu denen ja der herabgekommene Arbeiterstand sein beträchtliches Contingent liefert, in solchen Schulen zu tüchtigen und einsichtigen Arbeitern gebildet werden sollen.

D. Red.

trage Erde oder Steine von einem Punkte zum andern und dann wieder zurück und lasse dich dafür von den „Geldsäcken" oder vielmehr von dem Raubthiere bezahlen, das man den Staat nennt. Wird dir dann das „Recht zur Arbeit" lästig oder verkümmert, so nimm die Pflastersteine, wirf sie den von dir gewählten Vertretern oder den Regierenden an den Kopf und decretire „die Milliarde auf die Reichen" (le milliard sur les riches). Mit dieser weisen Arbeit haben sie es denn glücklich dahin gebracht, daß das Rad nach dem andern äußersten Ende umschlug und nun die etwas abgestandene Weisheit wieder einflußreiche Jünger gewann, deren Schibboleth ist: Bete, mein Sohn! Bete gegen den Unglauben und die Ungläubigen, und wo Beten allein gegen diese Pest nicht hilft, nimm, wie jene weise Regierung im schönen Lande der Hesperiden, nimm das Zuchthaus dabei zu Hülfe, solange wir noch nicht, wie die gottseligen Abbé Veuillots in der frommen Stadt Paris uns so eindringlich rathen, Holzstoß, Galgen und Rad gegen sie brauchen können!

Nun versteht es sich zwar von selbst, daß der Misbrauch, den Thoren und Fanatiker mit dem Beten treiben, nichts gegen dasselbe beweisen kann noch soll; Arbeit und Gebet behalten ihren hohen Werth, trotz allen Unsinns der Communisten wie der Inquisitionsfreunde. *) Dagegen müssen wir uns aber entschieden aussprechen, daß die Summe der Lebensaufgabe denkender und fühlender Wesen in den Worten: „Bete und arbeite!" enthalten sei. Man kann Beides, man kann beten und arbeiten, ohne zu denken, ja ohne zu fühlen, und wir werden uns doch von den alten Heiden nicht übertreffen lassen wollen, die dem Menschen die großartigere Aufgabe stellten, welche jenes und noch vieles Andere in sich begreift und sich in der Inschrift des Tempels zu Delphi in den Worten aussprach: „Erkenne dich selbst!" Der vernünftige Arbeiter erkennt willig an, daß dem Baumeister, der den Plan zu dem Hause entwarf, daß dem Ingenieur, der die Eisenbahn ins Leben rief, ein größeres Verdienst zuzuschreiben ist als dem Handlanger, der die Materialien zu beiden herbeiträgt, und in der großen menschlichen Gesellschaft sollte es anders sein? Solon sollte unter dem Gerber Kleon, Demosthenes unter seinem Abschreiber stehen? Man müßte wahnsinnig sein, um das zu behaupten, und doch ist es fast Mode geworden, den an sich ganz unbestreitbaren Satz: Thaten sind mehr als Worte, in diesen Unsinn zu verwandeln. Freilich sind Thaten mehr als Worte, wenn beide derselben Kategorie angehören, aber wer wird daraus schließen wollen, die That eines Kesselflickers sei mehr als die Worte eines Homer? „Im Anfang war das Wort", sagt die Bibel, und wenn Faust sie corrigiren und dafür setzen will: Im Anfang war die That, so hat ihn der Teufel schon halb am Schopfe. Gedanke, Wort, That oder auch Idee, Darstellung, Ausführung, das ist die heilige Drei, welche von dem Vater, dem Gedanken, der Idee ausgeht und sich in ihrer Hoheit und Reinheit nur dadurch, nur dann erhält, wenn sie zu ihm zurückkehrt. Freilich geht es dem Gedanken und seinem Ausdrucke, dem Worte, gerade ebenso wie der Arbeit und dem Gebete. Der Misbrauch, der, namentlich in den letzten Jahren, mit beiden getrieben ward, hat viele sonst vernünftige und früher für liberal geltende Leute so empört, daß sie keine Gedanken mehr aufkommen lassen möchten als technische oder theologische und keine Worte als leere, gleichgültige oder reactionäre. Der Mann, „der uns den Hering salzen" oder pökeln lehrte, ist ihnen ein ganz anders nützlicher Bürger als die „Zungenhelden und Schönschwätzer" Mirabeau, Fox und wie sie sonst heißen mögen. Es gehören zu dieser Schule viele sehr fromme Leute, denen doch schon der zweite Vers des ersten Capitels im Alten Testamente großes Aergerniß geben muß. Denn dieser besagt: „Gott sprach: Es werde Licht!" Sie aber hassen die Sprache wie das Licht und meinen, zur wahren Glückseligkeit gehöre, daß Sprache und Licht vergingen, wobei sie nur vergessen, daß die Maulwürfe, denen Beides fehlt, doch arge Wühler sind.

Doch muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sehr wohl wissen, was und besonders wo sie hinauswollen. Nicht ganz Dasselbe möchten wir aber von den Männern behaupten, welche die bessern Tendenzen unserer Zeit gern fördern mögen, von Herzen der freisinnigen Ansicht im edelsten Sinne des Worts zugethan sind und sich doch, wenn auch aus philanthropischen Gründen, bewegen lassen konnten, in das seichte Geschwätz einzustimmen, welches den Geist nur dann gelten lassen will, wenn er als Handlanger der Maschine oder der Maschinen auftritt. Hier aber müssen wir uns vor allen Dingen dagegen verwahren, als schätzten wir den unendlichen Aufschwung, den namentlich in unserer Zeit die chemischen, technischen, überhaupt die praktischen Wissenschaften erfahren, nicht ganz so hoch, wie dieser es im höchsten Grade verdient. Wir wissen recht gut, daß die großen Entdeckungen über Dampfkraft, Elektromagnetismus, Mikroskopie u. s. w., welche unsere Zeit verherrlichten, mehr Werth, weil mehr wirklichen Nutzen haben als alle Metaphysiken; wir stimmen im Wesentlichen mit Macaulay überein, wenn er („Essays", III, 104 fg. der Tauchnitz'schen Ausgabe) den Irrthum eines Baco, der die entdeckten Wahrheiten zu sehr nach ihrem praktischen Nutzen schätzt, dem eines Plato vorzieht, der es als eine Entwürdigung der Wissenschaft betrachtet, wenn sie zum Dienste des alltäglichen Lebens verwandt werden soll. Wir wenden uns aber darum nicht minder mit Widerwillen von der im Grunde echt materialistischen Ansicht ab, welche an den denkenden, schaffenden, wirkenden Menschengeist nur Eine Frage zu richten weiß, die: was bringst du ein? oder auch, was Dasselbe ist: welche Werkstätte, welche Fabrik, welchen Industriezweig bringst du

*) Daß übrigens in unserer Zeit das Gebet über Arbeit und Genuß jemals das Uebergewicht erhalten sollte, ist, trotz aller Bemühungen der Propaganda der Innern Mission, nicht zu besorgen, selbst wenn man der Versicherung Heinrich Heine's, daß gerade die deutschen Arbeiter ohne Ausnahme die fürchterlichsten und gefährlichsten Atheisten seien, keinen oder nur geringen Glauben beimessen wollte. D. Red.

in die Höhe? welche Arbeit beförderst du? und die, wenn der arme Geist ihr antwortet: Ich bringe nichts als eine geistige Wahrheit, die nicht einmal theologischer Natur ist, nichts als eine höhere Einsicht, die nur die geistige Wohlfahrt der Menschen zu befördern vermag, nichts als ein Samenkorn, das man freilich nicht essen kann wie eine reife Frucht, das aber dafür bei sorgsamer Pflege der Vater werden kann und werden wird gar vieler fruchttragender Bäume; die Wahrheit, die ich euch heute biete, ist nicht dem Brote gleich, das den Menschen nährt, sondern dem Wein, der sein Herz erhebt und erfreut — die ihm dann zuherrscht: Ziehe aus, unsauberer Geist! und ihn mit allen Exorcismen als ein Gespenst zu bannen sucht.

Und nicht einmal das ist wahr, daß die Wahrheiten, welche rein geistiger Natur sind, auf die materielle Wohlfahrt der Menschen keinen oder geringen Einfluß hätten! Wenn Thomasius und andere erleuchtete Männer dem Hexenglauben und den Hexenprocessen nicht ein Ende gemacht hätten, so würden die Liebig, die Dumas, die Berzelius und andere große Chemiker und Techniker wahrscheinlich auf dem Holzstoße statt in Senaten und auf ausgezeichneten Lehrstühlen der berühmtesten Hochschulen die Anerkennung für ihr Genie gefunden haben! Englands Verfassung hat sicher nicht weniger als seine Erfindungen zu der Blüte seines Handels, zu seiner politischen und mercantilen Größe, zu seinem Reichthum und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung beigetragen. Die großen Grundsätze von 1789, auf welche sich der jetzige Kaiser der Franzosen mit so vieler Anerkennung bezieht, haben Frankreich, dem vor der Revolution ein in unserer Zeit kaum als bedeutend zu betrachtendes Deficit nicht zu decken möglich war, in den Stand gesetzt, eine zehn mal so große Summe fast ohne Wirkung auf den Staatscredit jeden Tag aufbringen zu können. Wenn Spanien unmittelbar nach Entdeckung der Goldländer immer mehr verarmte, wenn Holland unermeßliche Reichthümer daraus zog, so war die Verdummung in dem einen, die freisinnigere Ansicht in dem andern Lande eine der wesentlichsten Ursachen dieser dem oberflächlichen Beobachter so auffallenden Erscheinung.

Darum gibt es nichts Alberneres als die neuesten Modephrasen gegen Menschenwort und Menschengeist, wenn beide nicht ausschließlich den herrschenden materiellen oder andern Tendenzen dienen, und wir möchten Denen, die heutzutage so höhnisch von dem Worte reden, so beifällig lächeln, wenn seine Quelle verschlossen wird, mit Schiller's Dunois zurufen:

> Fürchtest du
> Vor Worten dich? Auch das ist Feigheit
> Und der Verräther einer bösen Sache.

Am unerträglichsten ist es, uns wenigstens, wenn Männer der Neuzeit, ja auch solche, wie der Verfasser von Nr. 1, dessen hohe Verdienste, namentlich um die Popularisirung der deutschen Literatur und ihrer Heroen in England, wir mit Freuden anerkennen und den sein Uebersetzer „zu den modernsten Menschen" zählt, wenigstens theilweise in dieses Geschrei der Dunkelmänner einstimmen und keine That anerkennen wollen als eine solche, die zähl- und meßbare Resultate hervorbringt. In Beziehung auf Carlyle ist das zwar nicht etwa so zu verstehen, als wäre er ein Verehrer des Goldenen Kalbes, der Plutokratie, als gelte ihm besonders Das viel, was Reichthümer hervorbringt; im Gegentheil, er donnert gegen das Streben nach Geld und Gut im Predigerton oder auch in der Weise socialistischer Schriftsteller. Rentiers sind ihm vollends Schmarotzerpflanzen im Garten Gottes. Er hat ein ganzes Capitel überschrieben: „Mammonevangelium", worin Stellen wie folgende vorkommen, welche er an die egoistischen Fabrik- oder Hüttenbesitzer richtet, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Arbeitern den bedungenen Lohn auszahlen, ohne zu berücksichtigen, daß diese dabei nicht bestehen können (S. 81):

> O glänzender Handelsfürst, durchlauchtiger Jagdliebhaber, gibt es keine andere Weise, deinen Bruder zu tödten, als die rohe Weise Kain's? Ein guter Mensch verspricht soviel durch seinen bloßen Anblick, durch sein bloßes Beiunssein, als ein Mitwanderer auf der Lebensreise. Wehe ihm, wenn er alle Versprechungen der Art vergißt, wenn er gar nicht gewahr wird, daß sie vorhanden sind. An eine erstorbene, im thierischen Sinnengötzendienst abgestumpfte Seele, für welche in die Hölle kommen gleichbedeutend mit Nichtreichwerden ist, berufen sich vergebens alle Versprechungen und moralischen Pflichten, welche keine gerichtliche Beweisführung für sich in Anspruch nehmen können. Geld zu bezahlen kann ihm befohlen werden, aber sonst nichts. Nirgendswo unter Gottes Himmel habe ich in der ganzen gewesenen (?) Geschichte von einer Gesellschaft gehört und erwarte auch in aller künftigen Geschichte von keiner zu hören, welche von einer solchen Philosophie getragen wird. Die Welt beruht nicht auf solchen, sie beruht auf ganz andern Grundsätzen. Der Mensch oder die ganze Nation von Menschen (!), welche sich an solche Grundsätze halten und die Welt so beschaffen glauben, die schreiten ahnungslos Schritt für Schritt vorwärts, aber schreiten — wir wissen wohin! Wir haben, denke ich, während der letzten zwei Jahrhunderte atheistischen Treibens und Regierens, was noch an festem Boden zum Daraufschreiten für uns übrig war, so ziemlich durchlaufen und halten nun, in vorbedeutungsvoller Lage, schaudernd, taumelnd und hoffentlich zurückzuweichen versuchend, an der Klippe Rand.

Was nun den Grundgedanken betrifft, den sittlichen Unwillen über den Egoismus hartherziger Reichen, welche ihre Fabrik- oder andern Diener am Hungertuche nagen lassen, während sie selbst in Genüssen schwelgen, so wird den gewiß jeder fühlende Mensch theilen. Bei solchen brennenden Fragen aber, die noch vor kurzem so vulkanische Ausbrüche veranlaßten, mit denen auch England, das Vaterland des Verfassers, eine zeitlang bedroht war, bei solchen Fragen muß sich der Nationalökonom oder der Schriftsteller über Staatsrecht wohl hüten, in den Ton zu verfallen, der einerseits an die famose „exploitation de l'homme par l'homme", andererseits an die der Missionsprediger einer nicht minder famosen Gesellschaft erinnert. Man erlaube uns hier zu wiederholen, was wir schon 1845 — also drei Jahre vor 1848 — in den „Constitutionellen Jahrbüchern" über einen Aufsatz Lamartine's, der sich auch über communistische und so-

ciale Lehren und zwar viel vorsichtiger als unser Verfasser aussprach, als nothwendig erkannten. Wir sagten (a. a. O., I, 143):

Die Grenze der Möglichkeit stellt sich dem Begehrenden so ganz anders dar wie Dem, der sie mit dem menschenfreundlichsten Herzen, aber von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, daß die Männer der Wissenschaft sich wohl hüten müssen, bedingte Pflichten, welchen demgemäß auch bedingte Rechte entsprechen, als unbedingte darzustellen. Am meisten muß dies — fügten wir mit allzu richtiger Ahnung hinzu — bei solchen Fragen empfohlen werden, deren glühende Flamme trügerische Asche verbirgt. Bei diesen hat der Schriftsteller, zumal der von dem Geiste und Herzen eines Lamartine (oder auch Carlyle's), die doppelte Aufgabe: Alles zu thun, um das Schicksal der nothleidenden Mitmenschen zu verbessern, und Alles zu vermeiden, was ihre Aufregung vermehren und Foderungen veranlassen kann, deren Erfüllung unmöglich sein dürfte.

Daß das Loos des Arbeiters, zumal an großen industriellen Unternehmungen, noch immer ein sehr trauriges ist, wer wird das leugnen? Daß es Pflicht der Gesetzgebung wie der Besitzer solcher großen Etablissements ist, mehr noch, als bisher geschehen, dafür zu sorgen, daß der kranke, ohne seine Schuld zur Arbeit untauglich gewordene Mann nicht verkümmere, nicht sich selbst und der menschlichen Gesellschaft zur Last falle und wol gar zu Vergehen und Verbrechen getrieben werde, das wird kein fühlender Mensch in Abrede stellen. Wir stimmen ganz mit dem Verfasser überein und haben es schon früher in dem erwähnten Aufsatze ausgesprochen, daß die Pflicht, den Arbeiter (Maurer, Zimmermann, Dachdecker oder Fabrikarbeiter) zu erhalten, der in seinem Berufe oder durch seinen Beruf verunglückt (wie letzteres in so mancher Fabrik der Fall ist), zuerst seinem Brotherrn, dann der Gemeinde, endlich eventuell dem Staate auferlegt werden sollte, da der Invalid der Arbeit nicht minder ein Recht auf öffentliche Unterstützung hat als der Invalid des Kriegs. Aber wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß erstens in der That zu keiner Zeit von wohlthätigen Gesellschaften, von Privaten wie vom Staate soviel zur Erleichterung des Schicksals der Armen und Unglücklichen geschah als in unserer Zeit, und der Verfasser darf nur die statistischen Tabellen über den durchschnittlichen täglichen Verbrauch von Fleisch, Kaffee, ja Brot und zwar in den untern Classen der Gesellschaft mit denen vergleichen *), in welchen dies von frühern Zeiten angegeben ist, um sich zu überzeugen, daß König Salomo Recht hatte, wenn er schon zu seiner Zeit lehrte: „Sage nicht, die frühern Zeiten seien besser gewesen als die jetzigen, denn nicht von der Weisheit hast du das entlehnt." Da hier speciell von England die Rede ist, so wird es genügen, einige Belege aus Macaulay's unsterblichem Werke anzuführen. Nach sehr ins Einzelne gehenden Nachweisungen („History of England", I, 408—412 der Tauchnitz'schen Ausgabe) sagt er: Hieraus erhellt, daß der Lohn der Arbeit in Geld im Jahre 1685 nicht mehr als die Hälfte des jetzigen betrug, während es wenige dem Arbeitsmanne nöthige Gegenstände gibt, deren Preis in demselben Jahre nicht mehr als die Hälfte des jetzigen war. Fleisch z. B. war allerdings wohlfeiler, aber doch so theuer, daß Hunderttausende von Familien es nie gekostet hatten. Von den 880,000 Familien, aus welchen damals die untern Classen des englischen Volks (the common people) ungefähr bestanden, aßen nach King („Natural et political conclusions") 440,000 zwei mal die Woche und ebenso viele niemals oder höchstens ein mal die Woche Fleisch. *) Der Preis des Weizens hat sich seitdem wenig geändert. Brot, wie es jetzt die Hausgenossen in Arbeitshäusern erhalten, wurde damals selten auf den Tellern eines kleinen Landeigenthümers oder eines Krämers gesehen. Der größte Theil des Volks lebte fast ausschließlich von Reis, Gerste und Hafer. Ferner:

Es mag nicht unbemerkt bleiben, daß der Gebrauch, Kinder in frühen Jahren zu Fabrik- und andern Arbeiten zu verwenden, ein Gebrauch, den in unserer Zeit der Staat, der rechtmäßige Beschützer Derer, die sich nicht selbst schützen können, weise und menschlich untersagt hat, im 17. Jahrhundert in einer Ausdehnung vorherrschte, die fast unglaublich scheint, wenn man sie mit der verhältnißmäßig geringen Ausdehnung des damaligen Fabrikwesens vergleicht. In Norwich, dem Hauptsitz des Tuchhandels, wurden kleine Wesen von sechs Jahren zu dahin einschlagenden Arbeiten verwandt. Mehre Schriftsteller der Zeit, worunter solche, die als Menschenfreunde gefeiert wurden, wie Firmin u. A., sprechen mit einer Art Entzücken davon, daß in dieser Stadt Knaben und Mädchen im

---

*) Michel Chevalier hat hierüber vortreffliche Arbeiten geliefert, die wir eben jetzt nicht zur Hand haben, die aber dieses Resultat mit voller Evidenz nachweisen.

*) Zahlen beweisen nicht immer Das, was sie beweisen sollen, und die Aufstellungen der comparativen Statistik sind nur mit Vorsicht aufzunehmen. Wenn man beispielsweise aus dem Mehr, was heutzutage an Fleischconsum durchschnittlich auf den Kopf kommt, die Thatsache ableiten wollte, daß dieses Mehr allen Classen der Bevölkerung eines Landes zugute komme, so könnte man in einen nicht ungefährlichen Irrthum verfallen. Man sollte vielmehr untersuchen, ob und inwieweit auch die nicht wohlhabenden Classen an diesem Plus ihren gebührenden Antheil haben, ganz abgesehen von der hier naheliegenden Frage, ob dieser hervortretende Hang zu besserm Leben und feinern Genüssen nicht dazu beitrage, die ökonomischen Verhältnisse unzähliger Familien zu erschüttern und auf eine unsolide Basis zu stellen. Wir erinnern hier an jenen armen Landpfarrer, der von der Kanzel herab seiner Gemeinde vordemonstrirte, daß nach den neuesten Berechnungen im Durchschnitt auf den Kopf täglich ein Quart Wein komme; nun möchte er unter ihnen Denjenigen kennen, der sich unterfinge, ihm sein ihm täglich von Gottes und Rechts wegen gebührendes Quart auszutrinken. Es gibt in Deutschland Hunderttausende von Arbeitern, kleinen Handwerkern, im öffentlichen Dienst Angestellten, Schullehrern und selbst Landpfarrern, die es monatlich über ein Einkommen von 10—12 Thalern bei allem Fleiße nicht hinausbringen; nun möge doch Macaulay oder irgend ein anderer weiser Nationalökonom so gut sein zu sagen, wie es diese häufig mit zahlreicher Familie gesegneten Leute anfangen sollen, in unserer theuern und an mannichfaltigen Bedürfnissen und Lebensanfoderungen reichen Zeit sich der Art einzurichten, um auch ihren täglichen Antheil an dem allgemeinen Fleischconsum in Empfang zu nehmen. Vermöchten unsere Nationalökonomen, ohne selbst aus ihrer Tasche einen Zuschuß beizusteuern, dieser Classe von Leuten einen solchen luxuriösen Küchenzettel herzustellen, so würden jene Hunderttausende ihnen dafür ohne Zweifel dankbarer sein als für ihre Durchschnittszahlen. Genau genommen ist nichts so sehr geeignet als gerade solche appetitliche Zahlen, Unbehaglichkeit unter denjenigen Classen hervorzurufen, welche allerdings wünschen müssen, daß sich diese Zahlen ihnen in Brot und Fleisch verwandeln möchten. D. Red.

zartesten Alter schon zur Bereicherung derselben beitrügen, indem sie beinahe 12,000 Pf. St. jährlich mehr verdienten, als ihr Unterhalt koste.

Wir wüßten dieser thatsächlichen Widerlegung der Phrasen unsers Verfassers nichts hinzuzufügen, was sie nicht schwächen würde. Mit der Thatsache schwindet aber auch die Folgerung, die zu unserm Erstaunen ein Mann wie Carlyle daraus im echten Kapuzinerton gegen die letzten zwei Jahrhunderte „atheistischen Treibens und Regierens" zu ziehen sich nicht entblödet. Wo hätte es, wenn wir die kurze Zeit des vorgerückten Schreckenssystems von 1793 abrechnen, im 18. und 19. Jahrhundert in Europa eine Zeit „atheistischen Regierens" gegeben? Selbst unter den Revolutionsstürmen von 1848 pflegte z. B. die republikanische Regierung von Frankreich die Religion, die positive Religion; Priester wurden demüthig gebeten und übernahmen mit freudiger Bereitwilligkeit die neuen Freiheitsbäume einzusegnen, General Cavaignac bot die Macht der ephemeren Republik zum Schutze des Papstes auf, und in Deutschland ist von den Grundrechten nur der eine Punkt geblieben, der die Unabhängigkeit der Kirche viel weiter ausdehnt, als es früher der Fall war. Oder will unser Verfasser die weisen Regierungen eines Joseph oder Friedrich II. und der sehr wenigen Fürsten des 19. Jahrhunderts, die in ihrem Geiste verfuhren, will er die größere Freiheit der Lehre, die hier und da während kurzer Zeit in diesem oder jenem Lande herrschte, wo man nicht gleich Zionswächter und Inquisitionsrichter hinter jeden Philosophen hetzte, der im Gebiete der Speculation wie Fichte, Hegel, Schelling in seiner frühern Periode zu unkirchlichen, zu pantheistischen, ja selbst, wenn man es so auslegen will, zu atheistischen Meinungen hinneigte; will er diese als Beweis des „atheistischen Treibens und Regierens" der letzten zwei Jahrhunderte gelten lassen? Warum feiert, liebt und citirt er denn aber mit solcher Vorliebe Goethe, den die literarischen Nachteulen seiner und unserer Zeit längst „den großen Heiden" genannt haben? Warum hat er die deutsche Literatur, ja die deutsche philosophische Speculation — das einzige Gebiet, in welchem der Deutsche ganz absonderlich kühn, auch allerdings oft abenteuerlich ist — auf den englischen Boden verpflanzt? Warum nennt ihn sein Uebersetzer den „modernsten Menschen"? Freilich ist heutzutage der älteste Plunder das Allermodernste, und das „Univers religieux" eröffnet uns die schönsten Aussichten auf neue fette Ketzerbraten — aber Carlyle nur einen Augenblick zu diesen Gesellen stellen, wäre eine grobe Beleidigung dieses allerdings sehr achtbaren und im Grunde auch freisinnigen Schriftstellers. Eben darum aber wollen wir ihn zum zweiten male daran erinnern, daß, wer die Sprache dieser Menschen führt, bewußt oder unbewußt zu ihren heillosen Zwecken mitwirkt.

So sonderbare Ideenverwirrung findet sich aber oft in den besten Köpfen, daß derselbe Schriftsteller einmal als Axiom feststellt (S. xix der vorliegenden Schrift):

> Aristokratie und Priesterthum, eine regierende Classe und eine lehrende Classe (man übersehe das Wort Classe nicht, welches entweder gar nichts oder soviel bedeutet als geschlossener Stand, Kaste, könnte man sagen), diese zwei, zuweilen getrennt und nach Einklang strebend, zuweilen in Eins vereinigt und der König ein Priesterkönig (etwa wie in Japan?) — es hat keine Gesellschaft bestanden ohne diese zwei Lebenselemente, es kann keine bestehen.

Und weiter:

> Die Weisern, Tapferern, diese, überall und immer eine Aristokratie dem Wesen nach, entwickeln sich in allen Gesellschaften, welche eine ausgesprochene Form erreichen, zu einer herrschenden Classe, einer Aristokratie der Wirklichkeit, mit festgesetzten Verfassungsweisen, was wir Gesetze und sogar Privatgesetze oder Privilegien nennen und dergleichen (ja wohl: und dergleichen!), gar merkwürdig in der Welt anzuschauen. Aristokratie und Priesterthum, sagen wir, sind zuweilen vereint. Denn in der That, die Weisern und Tapferern sind eigentlich nur eine Classe; kein weiser Mann, der nicht zuerst ein tapferer Mann zu sein Noth hatte oder sonst nie weise gewesen wäre. Der edle Priester war immer zuerst ein edler Aristos und zuletzt noch etwas mehr. Euer Luther, euer Knox, euer Anselm, Becket, Abt Samson, Samuel Johnson, wenn sie nicht tapfer genug gewesen wären, was für Möglichkeit hätten sie gehabt weise zu sein?

Nun, soviel ist ganz richtig und die alten Römer haben es schon aufs schönste durch die Doppelbedeutung des Wortes virtus ausgedrückt: Tugend ist sittliche Tapferkeit, und von der Weisheit, der praktischen Weisheit nämlich, gilt allerdings Dasselbe. Aber was für — sonderbare wollen wir aus Achtung für Carlyle sagen, wo wir sonst gesagt hätten alberne Folgen zieht unser Autor daraus! Weil jeder wahrhaft weise Mann allerdings sittlich (nicht gerade immer körperlich) tapfer sein muß, folgt daraus, daß jeder tapfere Mann auch weise sein muß? War Attila, war Dschingis-Khan, war Richard III., war Alba, war Pizarro, war Simon von Montfort, der Henker der Albigenser, waren so viele Mörder der Bartholomäusnacht und der Septembertage in Frankreich nicht tapfer und wird sie Carlyle darum weise nennen wollen? O heiliger Elihu Burritt, bete für uns! Und um von den Heiligen auf sehr profane Leute zu kommen, so können wir nicht leugnen, daß uns diese Schlußfolge lebhaft an Piron's Witzwort erinnerte, der einem Bekannten, welcher ihn dadurch zu ärgern glaubte, daß er alle Dichter für Narren erklärte, zurief:

> Vous dites que tous les poëtes sont fous,
> J'en conviens avec vous;
> Mais pourtant poëte vous n'êtes,
> Parce que tous les fous ne sont pas poëtes.

Wie kann ferner ein Geschichtskundiger wie Carlyle behaupten: nie habe eine bürgerliche Gesellschaft ohne eine regierende und eine lehrende Aristokratie bestanden? War es so in Athen? War es so in Florenz im 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts? War es selbst in Venedig so vor der usurpatorischen „Schließung des Großen Raths" (serrare del Gran consiglio) durch den Dogen Mocenigo oder doch bis vor der Ermordung des Dogen Michiele, also bis gegen das 14. oder mindestens das 13. Jahrhundert? Ist es jetzt so in Nordamerika? Denn daß der allerdings richtige Satz: die bürgerliche

Gesellschaft könne ohne eine feste Regierung und ohne Ehrfurcht vor Religion nicht bestehen, ganz etwas Anderes sagt, als sie bedürfe zweier, wo möglich in eine zu verschmelzender herrschender Classen, die — um unsers Autors oder auch seines Uebersetzers Sprache zu sprechen — durch Privatgesetze oder Privilegien und dergleichen gegründet sind, das versteht sich doch wol von selbst!

Welche sonderbare Gesellschaft hat ferner unser Verfasser zusammengebracht, um seinen Satz zu begründen! Einen Mann wie Luther mit einem ehemaligen Höfling und Wüstling, nachmaligen Fanatiker oder Heuchler wie Thomas Becket, der sich den nationalen Beschlüssen zu Clarendon nur eine zeitlang scheinbar unterwarf, um seinen Eid angeblich aus Gehorsam gegen Rom zu brechen, und der wie gar mancher Andere sehr unfreiwillig und sehr unverdient eine Art Märtyrertod starb, weil sein König nicht gewissenhafter war als er selbst! Einen kräftigen und ehrlichen, aber rohen und grausamen Reformator wie Knox*) mit einem gelehrten und geistreichen Schriftsteller wie Samuel Johnson, der gewiß nichts weniger war als ein großer Mann! Ihm zur Seite andere Gelehrte und Geister minorum gentium, während der Mann, dessen Andenken in keinem menschenfreundlichen Herzen erlöschen und dessen Name am wenigsten in einem „Evangelium der Arbeit" fehlen dürfte, während Wilberforce ungenannt und ungerühmt bleibt! Aber freilich, Wilberforce war kein kirchlicher Priester, er war nur ein Priester der Menschheit, und sein Name dient nicht zur Erhärtung des mislichen Beweises, daß ein edler Priester immer auch ein edler Aristos war! Aber warum fehlt Fénélon? Und Samuel Johnson, der Satiriker, der sogar wegen seines „Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme" mit der kirchlichen und politischen Aristokratie in misliche Händel gerieth, wie kommt dieser Saul unter die Propheten? Freilich belehrt uns der Uebersetzer: „der Schriftsteller gehöre auch zur Priesterclasse." Vielleicht dachte er hierbei an das alte Prophetenwort: „Dein Volk zankt und hadert miteinander, wie die Priester thun." (Hosea 4, 4.)

Nachdem wir nun dem einen ultraaristokratischen Axiom entgegengetreten sind, müssen wir ebenso ein fast communistisches Axiom beleuchten, das sich in derselben Schrift in scheinbarem Widerspruch zu jenem findet, aber in Wahrheit derselben zugleich reactionären und demagogischen Marotte angehört, die heutzutage so viel Glück macht. Hören wir dies zweite Axiom unsers Vertheidigers privilegirter kirchlicher und aristokratischen Classen (S. 120):

Schutz des Eigenthums, Dessen, was mein ist, bedeutet für die Meisten Schutz des Geldes — der Sache, welche, wenn ich auch tausend Schlösser davorgelegt hätte, am allerwenigsten mein ist, welche gewissermaßen kaum der Mühe lohnt, mein genannt zu werden! Sonderbar; das Symbol soll heilig gehalten, allenthalben mit Polizeistöcken, Stricken und Galgen gehütet werden; das Wesen selbst, das darunter verstanden ist, soll unbekümmert preisgegeben werden. Ein Mensch, der mit Menschen zusammengearbeitet hat, entledigt sich aller Verbindlichkeiten gegen dieselben, schneidet sein Verhältniß zu ihnen gänzlich ab und wird triumphirend ihrer auf immer los, indem er ihnen gewisse Groschen und Thaler auszahlt. War das nicht der Lohn, den ich euch versprochen? Hier ist euer Geld bis zum letzten Pfennig — laut Flibustierrecht! Allerdings! und da wird es denn in solchen Zeiten dringend nothwendig, Jedermann, Flibustier und Andere zu fragen, ob auch jenes Flibustierrecht in Gottes ewigem Himmel, in des Menschen innerster Seele so geschrieben steht, oder nur in der ehrbaren Flibustierzunftordnung zur bloßen Bequemlichkeit der Flibusterei? Welche Frage, wobei Westminsterhall ein Schauder überläuft bis auf ihr trockenstes Pergament und auf den todten Perücken jedes einzelne Pferdehaar zu Berge steht.

Nur Schade, daß der Theorie, wie sie hier unser Verfasser aufstellt, nicht nur die Perücken, sondern auch die Köpfe darunter unmöglich huldigen können, ohne die größte Gedankenverwirrung zu beweisen. Denn was greift unser Verfasser hier eigentlich an? Daß das Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeiter nicht ein lebenslängliches, sondern ein von beiden Seiten aufhebbares ist; das ist gewiß im Interesse Beider! Das kann gesetzlich nicht anders sein, wenn man nicht, wenn auch nicht die Praxis, doch zur Hälfte mindestens die Theorie der Sklavenstaaten zum Muster nehmen will, was unserm menschenfreundlichen Verfasser gewiß nicht einfallen kann. Ist es aber, was Niemand leugnen kann, im Interesse der Freiheit der Arbeit und des Arbeiters, daß er nicht an die einzelne Werkstätte oder Fabrik gebunden sei und sie am Ende der vertrags- oder gesetzmäßigen Zeit immer verlassen könne und dürfe, wenn sich seiner Thätigkeit oder seinem Talent bessere Gelegenheiten darbieten, so kann das Gesetz nicht umhin, die Lösbarkeit des Verhältnisses von beiden Seiten auszusprechen. Oder sollte es etwa den Fabrikherrn oder Meister nöthigen, seine Arbeiter am Ende ihrer Vertragszeit zu behalten, wenn auch die Fabrik oder das Gewerbe stockt oder stillsteht, während es dem Arbeiter freisteht, sie zu verlassen, wenn es ihm gutdünkt oder wirklich zugute kommt? Oder soll es eine Gewerbsinquisition einführen und dem Arbeitsherrn niemals erlauben, seine Leute zu entlassen, wenn er nicht zuvor gerichtlich nachgewiesen hat, daß sein Geschäft schlecht geht oder die Leute sich nachlässig zeigten? Beides ist offenbar Unsinn, und man muß sonderbare Ideen von Recht und Gerechtigkeit haben, um so etwas zu behaupten. Ein Anderes ist es freilich in vielen einzelnen Fällen, wenn man diese nicht vom Standpunkte des gesetzlichen Rechts, sondern der Billigkeit, der Milde, der Humanität beurtheilt. Aber das Gesetz kann nur die Regel aufstellen, nicht jeden einzelnen Fall berücksichtigen. Es gibt keine ärgere Tyrannei als die, wo der menschliche Richter gleichsam die Gottheit vorstellt und, anstatt über die That zu urtheilen, sich anmaßt, in die Tiefe zu dringen, welche nur

*) Man darf nur an sein grausames Verfahren gegen Maria Stuart und an das fürchterliche Wort denken, womit er zum Verbrennen der Klöster auffoderte („Brennt die Nester ab, so werden die Krähen schon davonfliegen"), um dies Urtheil nicht zu hart zu finden, das übrigens seiner Charakterfestigkeit und Glaubenstreue keineswegs zunahetreten will.

Der kennt, der Herzen und Nieren prüft. Das bildet recht eigentlich den theokratischen Staat, der alle Freiheit, alle Selbständigkeit der Bürger aufhebt und der Priesterschaft Regierung, Gesetzgebung und Richteramt überträgt. Soll kein Tagelöhner durch einen andern ersetzt werden können, ohne daß zuvor weitläufige gerichtliche Verhandlungen eröffnet werden und die Sache einen langen Instanzenzug verfolgt hat? Welche Fabrik könnte dabei bestehen, wieviel Richter wären dazu nöthig! Aber dies Alles auch angenommen, so müßten doch auf alle Fälle dem Arbeiter dieselben Schranken gesetzt werden und auch er dürfte seinen Brotherrn zu keiner Zeit ohne gerichtliche Ermächtigung verlassen. Denn daß es ohne Wechselseitigkeit der Pflichten und Rechte keine Gerechtigkeit gibt, das ist doch wol unbestreitbar. Diese Wechselseitigkeit liegt aber in der gerichtlichen Handhabung des Vertrags und in gesetzlicher Aufstellung gegenseitiger Aufkündigungszeiten. Weiter kann das Gesetz bei „Nichtflibustiern" nicht gehen, und eben aus dem Verkennen dieser großen Wahrheit entstanden die wahnsinnigen Lehren, die in dem famosen Arbeiterparlamente zu Paris 1848 gepredigt wurden, die zum Juniaufstande und endlich zu den Zuständen führten, deren Zeugen wir sind!

Es ist schön und lobenswerth, Selbstlingen und Genußjägern ins Herz zu reden, aber es ist gefährlich und verderblich, an den Grundpfeilern der bürgerlichen Gesellschaft zu rütteln, um Misstände zu heben, welche aus der Natur der bürgerlichen Zustände nothwendig hervorgehen. Es wäre gewiß besser, wenn es weder Millionäre noch Arme gäbe. Aber entzieht jenen nur den euch so gemein scheinenden „Schutz des Geldes", des pecuniären Eigenthums, und bald werdet ihr zu euerm Schrecken erkennen, daß ihr zwar den Reichthum Einzelner vernichtet, die allgemeine Armuth aber in dem erschreckendsten Maße vermehrt habt. Wer das in unserer Zeit nicht gelernt hat, der hat wahrlich wie die Götzen der Alten „Ohren und hört nicht, Augen und sieht nicht".

In ganz anderm Sinne und Geiste als die Schrift Carlyle's ist die Karl Friedrich's verfaßt, und zwar im umgekehrten Verhältniß zu der Berühmtheit der Verfasser und dem Charakter der Nationen, denen sie angehören. Wo der englische Autor Phrasen macht und sich ins Nebelhafte versteigt, steht unser deutscher Schriftsteller fest auf dem Boden, und seine Vorschläge sind bestimmt und bedacht. Während jener mit den Socialisten liebäugelt und zu den Aristokraten hält, spricht sich dieser entschieden für die freisinnigen Ansichten aus und vermeidet jedes Extrem zur Linken wie zur Rechten. Während man von jenem nur weiß, was er nicht will, bietet dieser ein in sich geschlossenes Erziehungs- und Unterrichtssystem mit ganz bestimmten Postulaten. Auch wird man ihm in sehr Vielem beistimmen können und müssen, wenn man auch, wie wir wenigstens, mit dem von ihm vertretenen Systeme in der Allgemeinheit, wie er es aufstellt, durchaus nicht einverstanden ist. Das Motto seiner Schrift lautet: „Können ist besser als Wissen", und sie ist gegen unser beliebtes deutsches Theoretisiren und Schematisiren gerichtet, welches sich so hoch gen Himmel erhebt, daß ihm die Erde ganz aus dem Gesichtskreise schwindet. Weniger zu grübeln und mehr zu schaffen, weniger Systeme und mehr Resultate hervorzubringen, ist uns Deutschen gewiß in jeder Beziehung anzurathen, und auch in unserm Erziehungs- und Unterrichtswesen ist in diesem Sinne gar Vieles zu verbessern. Dennoch dürfen wir kühn behaupten — und es ist sehr ungerecht, dies zu verkennen — daß es, etwa die Schweiz ausgenommen, kein Land in Europa gibt, dessen Schulen und Erziehungsanstalten den Vergleich mit den unsern bestehen können, kein Land, wo es so viele für ihren Beruf begeisterte, in ihrem Berufe unermüdlich thätige Lehrer und Erzieher gibt, ja kein Land, das in dieser Beziehung sich auf erfreulichere Resultate berufen könnte als die meisten deutschen Staaten. Eben die traurige Eigenheit des Deutschen, die Freiheit fast nur in der Ideenwelt festzuhalten, hat hierzu geführt, und wer den pedantischen Formalismus kennt, der in den französischen wie in den englischen Schulen herrscht, ja wer nur Cousin's und Dickens' Schriften mit Aufmerksamkeit gelesen und mit den pädagogischen Zuständen in beiden Ländern und bei uns verglichen hat, wird uns hierin gewiß beistimmen. Auch war dies vor 1848 allgemein mit gerechtem Stolze anerkannt, und wir Deutschen können auf so wenig stolz sein, daß uns dieser wol zu gönnen war. Aber seit dem neuesten Umschlage der Dinge ist es gäng und gebe geworden, für die mancherlei Thorheiten und Excesse, deren Zeugen wir waren, ganz besonders die Schulen und Schulmänner verantwortlich zu machen, was freilich eine sehr bequeme Art ist, die Staatsmänner und Staatslenker rein wie Schnee zu waschen. Es ist mehr als betrübend, wenn man von einem sonst einsichtsvollen Schriftsteller und Schulmanne wie Curtmann Urtheile wie folgende hören muß („Zur Reform der Volksschule", angeführt in der vorliegenden Schrift S. 15):

> Die Jahre 1848 und 1849 haben den Schleier von der geträumten Herrlichkeit des deutschen Schulwesens hinweggerissen, und das entschleierte Bild hat ein welkes, verzerrtes, ohnmächtiges Antlitz gezeigt. Das Geständniß, wie weh es auch einem Enttäuschten thut, muß abgelegt werden: die deutsche Volksschule hat ihre Probe nicht bestanden, wenigstens die Probe ihrer Verheißungen nicht u. s. w.

Curtmann bemerkt alsdann:

> Die Mörder Auerswald's und Lichnowsky's konnten alle lesen, Zeitungen und Proclamationen verstehen; die Kanoniere, welche Ludwigshafen in Brand steckten, waren keine Proletarier, sondern verhältnißmäßig gebildete Leute.

Die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's waren Christen. Will Curtmann darum das Christenthum verdammen? „Die Mörder Auerswald's und Lichnowsky's konnten alle lesen." Gibt es keine Mörder in den Gegenden, wo Niemand oder Wenige lesen können? Werden wir solchen Unfug für die Folge aufheben, wenn wir Alle Mohammedaner werden, da bekanntlich in den Jahren 1848 und 1849 die mohammedanischen Lande

sich weit conservativer zeigten als selbst das von Curtmann so hochgepriesene Tirol oder Pommern oder gar Hannover, welches in der That das Compliment, das ihm Curtmann wegen seiner angeblich schlechten Schulen macht, gar nicht verdient und sich höchlich verbitten wird? Nach der Türkei verdient Rußland das Lob am meisten, von den Zeitungen und Proclamationen der Jahre 1848 und 1849 keine Kunde genommen zu haben. Sollen wir uns russische Schulmeister kommen lassen und sie an die Stelle unserer Diesterweg stellen?

Wir unsererseits wollen hier mit zwei Ketzereien herausrücken, die man uns, das wissen wir recht gut, von zwei Seiten übel genug nehmen wird. Ein mal: ja, im tollsten Revolutionsschwindel hat sich das deutsche Volk im Ganzen und Großen, Dank sei es zum Theil seinen bessern Schulen, viel menschlicher, gebildeter und besonnener benommen als je ein anderes Volk — man bemerke wohl — in gleichen oder nur entfernt ähnlichen Epochen. Metzeleien wie in der Bartholomäusnacht, wie in den Bauernkriegen, wie in der ersten französischen Revolution, wie bei der ersten Restauration in Nismes und Avignon, wie in der zweiten französischen Revolution während der Junitage kamen entweder gar nicht vor oder wurden doch bald, größtentheils durch die Mehrzahl der Bürger selbst unterdrückt. Das wahnsinnige Treiben der Communisten und gewisser sogenannter Socialisten fand in Deutschland selbst bei den extremsten revolutionären Parteien wenig oder keinen Anklang. Die Mörder Auerswald's und Lichnowsky's gehörten, wie sich gerichtlich herausstellte, dem gemeinsten Pöbel an, es waren verdorbene, rohe und schlechte Gesellen, nicht wie die Mörder Kotzebue's und Ibell's vor 30 Jahren, also eben vor der Zeit, von welcher Curtmann den vermaledeiten bessern Schulunterricht herdatirt, gebildete, ja fromme und im bürgerlichen Leben ehrenwerthe und tugendhafte Männer, deren wilder Fanatismus eine gottselige That begangen zu haben glaubte.

Wir kommen nun zu unserer zweiten Ketzerei. Wer von der Verbreitung besserer Erkenntniß und höherer Bildung mit Zuversicht erwartet, daß die Menschheit sich dadurch zu einer höhern, menschenwürdigern Stufe erheben, daß durch Entfernung der Vorurtheile, welche die Menschen von der Erkenntniß der Wahrheit, der Mängel, welche sie von richtiger Schätzung ihrer selbst, sowie anderer Menschen und Standpunkte abhalten, im Großen und Ganzen das Reich des Guten, das Reich Gottes auf Erden gefördert werde, der hat einen Glauben, den wir von ganzem Herzen theilen. Thöricht scheint uns aber die Meinung, als könnten durch höhere Bildung und Einsicht alle Leidenschaften in der Brust des Menschen vertilgt, alle bösen Triebe in ihm ausgerottet, alle Macht der äußern Verhältnisse auf sein Verfahren und seine Sittlichkeit gebrochen werden. Sowie der Mensch, eben weil er höher steht, weil er die Freiheit des Willens hat, die dem Thiere gebricht, diese Freiheit, die ihm Gott verliehen, auch so misbrauchen kann wie kein Thier seinen Instinct, ebenso kann auch der Mensch, der sich durch höhere Bildung mehr von dem Thiere entfernt als seine rohern Genossen, in gefährlichere Irrthümer und Abwege verfallen als der gedankenlose Thiermensch. In diesem Sinne regen also alle Bildner der Menschheit — sie seien Reformatoren des Glaubens oder des Schulwesens, der politischen oder der bürgerlichen Gesetzgebung — allerdings auch Leidenschaften auf, die manches Böse erzeugen, vollends in den Uebergangszuständen, wo die Menschen besser fühlen was sie drückt, als einsehen wie diesem Drucke abzuhelfen und ein vernunftgemäßerer Zustand herbeizuführen ist.

Es führt aber diese scheinbare, jedoch auf jeden Fall nicht unzeitige Abweichung von der Beurtheilung der Hauptidee, welche unserm Autor Karl Friedrich vorschwebt, gerade in die Mitte derselben. Auch er weiß nämlich nicht Böses genug von dem bisherigen Schul- und Erziehungswesen zu sagen, wobei er, sonderbar genug, die eben angeführten Expectorationen Curtmann's benutzt, um dasselbe nicht minder im entgegengesetzten Sinne, nämlich für die Schlaffheit des Volks der Reaction gegenüber verantwortlich zu machen. So muß die arme Schule die Fledermaus sein, die von den Säugethieren wie von den Vögeln verleugnet und gekniffen wird! Wie dem auch sei, aus der Beobachtung des sich zum Theil allerdings in leere unfruchtbare Theorien versteigenden und das praktisch Nothwendige oder Nützliche versäumenden Unterrichtswesens an vielen Schulen ist Friedrich zu dem Schlusse gelangt, unsere Schulen alle in Arbeitsschulen zu verwandeln, wo jedoch die Arbeiten systematisch so einzurichten wären, daß an ihre Ausübung die Theorie namentlich der mathematischen und technischen Wissenschaften sich mehr oder weniger knüpfte, die Wissenschaften aber, bei welchen dieses nicht angeht, wie z. B. die Geschichte, mehr oder weniger ganz ausfielen. In Beziehung auf letztere kann er gar nicht begreifen, von welchem Nutzen der Unterricht in der griechischen oder römischen Geschichte für die deutsche Jugend sein könne. Der Verfasser führt eine große Zahl bekannter pädagogischer und anderer Schriftsteller an, welche darin übereinstimmen, daß die Uebung der praktischen Fähigkeiten und technischen Fertigkeiten, des Gebrauchs der Hände und der Füße in mannichfacher Weise und zu mannichfachen Hanthierungen in vielen Schulen wegen solcher Wissenschaften vernachlässigt wird, die der junge Mann oder das junge Mädchen entweder beim Eintritt in die Welt doch wieder vergißt oder die ihm überhaupt von keinem wirklichen Nutzen sind. Deutsche Aengstlichkeit oder Halbheit findet er aber darin, daß gerade Curtmann, der eben über das jetzige Schul- und Erziehungswesen so unerbittlich den Stab gebrochen, in seiner Schrift „Zur Reform der Volksschule" doch nur einzelne Verbesserungen, nicht eine durchgreifende Umgestaltung des Volksschulwesens im Sinne der Organisation der Arbeit vorschlägt. Unbegreiflich ist ihm, daß Kirchmann, der den erziehenden Unterricht in einer tugend- und ehrenhaften Familie, wo das Kind mit den Aeltern und durch sie arbeitet und lernt, allen künstlichen Unterrichtssystemen vorzieht, eine solche Familienschule doch nur

als ein schönes Ideal darstellt, das in der öffentlichen Schule nur insoweit zu erreichen sei, daß der Unterricht in derselben experimental gemacht und zu Apparaten, soviel es irgend möglich ist, die Natur, das Leben selbst gebraucht werde. Auch mit Michelsen ist er nicht zufrieden, der zwar die Nothwendigkeit der Errichtung von Arbeitsschulen neben den Gemeindeschulen und als Theil derselben ausgesprochen, auch deren segensreiche Wirksamkeit an dem Beispiele der holsteinischen Arbeitsschulen nachgewiesen hat, aber doch immerhin der Meinung ist, daß dieselben mehr für das Land als für die Stadt, mehr für gewisse als für alle Stände und Berufsarten ein Bedürfniß seien. Friedrich will gemeinsamen und gleichen Unterricht für die Kinder aller Stände und zwar in Arbeitsschulen, wo die Schüler Feldbau, Gartenbau und Handwerke treiben lernen, deren Ertrag theils der Schule, theils ihnen selbst zu Nutzen kommt, und die so geordnet sind, daß der wissenschaftliche Unterricht, d. i. der Unterricht in der Geometrie, der Naturgeschichte, den physikalischen und zum Theil chemischen Wissenschaften sich in dem Sinne an diese Arbeiten knüpfe, daß er gerade Das biete, was zu denselben gehört, und in der Zeit, wo sich das Bedürfniß geltendmacht. Daß hierdurch der ganze Unterricht lückenhaft wird und auf keine Weise in einer Stufenfolge gegeben werden kann, welche einigermaßen logisch wäre, das ficht ihn nicht an. Er meint, in unsern Schulen vergäßen die Zöglinge ja ohnehin nach ihrem Austritte, was sie gelernt haben, und zwar eben darum, weil ihnen die praktische Handhabe nicht gegeben werde. Er sagt (S. 125):

Die Erfahrung lehrt, daß sehr häufig Leute, die in einfachen, aber naturgemäßen, ihren Charakter und ihre Thatkraft stärkenden Bildungsverhältnissen heranwuchsen, das an ihnen theoretisch Versäumte durch eigenen Fleiß und Eifer nachholten, zuweilen mit ganz überraschenden Erfolgen, während die Beispiele weit seltener sein möchten, wo ein theoretisch Vielgeschulter, aber in praktischen Dingen Vernachlässigter es später noch dahin gebracht hat, diesem Mangel abzuhelfen.

Von eigentlicher Versäumniß irgend eines nothwendigen theoretischen Wissens soll aber auch nicht die Rede sein, sondern nur von einer Vertagung des Erlernens solcher Dinge, die zu ihrem rechten Verstehen und interessevollen Erfassen einer größern Geistesreife bedürfen, als während der Schuljahre in der Regel vorhanden ist. So würde es gewiß (?) nur vortheilhaft sein, wenn das Studium der Geschichte ebenso wie das der politischen Verfassung des Vaterlandes — im weitern Umfange wenigstens — der Fortbildung nach der Schulzeit vorbehalten bliebe, wobei ich freilich voraussetze, daß die Fortbildung ebenso wie die Vorbildung der Kinder vor der eigentlichen Schulzeit in den allgemeinen Organismus der Erziehung aufgenommen und durch besondere Veranstaltungen von Staats-, Gemeinde- oder Familienwegen gefördert würde.

In einer Note bezieht sich der Verfasser auf den Ausspruch des Schulraths Kellner: „Geschichtsunterricht im gewöhnlichen Sinne des Worts gehört nicht in die Volksschule", und im Texte erklärt er sich weiter dahin, Lesen, Schreiben und manches Andere sollte in den Schulen überhaupt, in den Dorfschulen zumal, erst

zu einer Zeit gelehrt werden, wo die Fassungskraft der Kinder für solche abstracte (?) Gegenstände mehr vorgeübt, ihre Hand und ihr Auge zu größerer Sicherheit in der Berechnung und Ausführung von Formen gelangt wären, wo zugleich ihnen selbst die Nothwendigkeit dieser Kenntnisse mehr einleuchtete.

Was nun die Nothwendigkeit betrifft, die Jugend praktisch heranzubilden und sie weniger mit unfruchtbaren Theorien zu beschäftigen, so wird diese kein Vernünftiger bestreiten. Gewiß ist es verkehrt, sie über die Gestalt der Erde und ihre Stellung in der Ekliptik, über Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien zu belehren, ehe sie die Heimat kennt, die Stadt, das Dorf und deren Straßen und Umgebungen, ehe sie weiß, wie man sich nach dem Stande der Sonne oder dem Laufe des Flusses orientirt und seinen Weg finden kann. Gewiß ist es lächerlich, gelehrte Botaniker zu bilden, die das Linné'sche und Jussieu'sche System genau kennen, aber Roggen vom Weizen nicht zu unterscheiden wissen. Gewiß muß der Knabe das Verhältniß der Figuren in der Anschauung und durch praktisches Verfahren früher kennenlernen als die Lehrsätze der Geometrie. Gewiß ist es besser, erst seinen Stil durch Bildung von einfachen Sätzen, die er versteht, bis zu erweiterten Sätzen und Satzgefügen, durch Darstellung von Gegenständen, Empfindungen und Gedanken zu üben, die er zu fassen weiß und die in seiner Sphäre liegen, als ihn zu früh mit Herling'schen und Becker'schen Theorien zu verwirren. Gewiß ist es verkehrt, ihn mit der Ziffer, dem Zeichen, bekannt zu machen, ehe er einen Begriff von der Zahl, dem Wesen, hat, oder ihn lesen statt anschauen zu lassen. Ohne Zweifel ist es von der höchsten Wichtigkeit, den menschlichen Körper, die Muskelkraft, die körperliche Gewandtheit und Geschicklichkeit zu bilden und zu entwickeln, durch Uebungen, Kunstfertigkeiten und Handgriffe aller Art, und der Hobel des Rousseau'schen „Émile" verdient den Vorzug vor gar vielen pädagogischen Kunststücken. Aber darum bleibt doch immer die höchste Aufgabe der Erziehung, denkende Wesen, nicht blos arbeitende und über ihre Arbeit belehrte Wesen zu bilden. Die Urtheilsfähigkeit ist nicht die Denkkraft, und wer nichts ist als ein Empiriker, der ist nicht nur in der Medicin oder überhaupt in der eigentlichen Wissenschaft, der ist auch im höhern Gewerbe ein Stümper. Was wir Alle zuerst sein sollen und zuletzt, das ist nicht Fachmenschen oder Arbeiter, das ist — Menschen. Es ist nicht minder ein pädagogischer als ein biblischer Hauptsatz, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, und daß ihm die ganze Tiefe seines innersten Wesens verborgen bleibt, wenn er nicht mehr ist als eine Arbeitsbiene oder Ameise. Darum scheint es uns auch ein durchaus unrichtiger Gedanke, den Geschichtsunterricht aus den Schulen verbannen zu wollen und ihn auf die Zeit zu verlegen, wo der junge Mensch gewöhnlich schon ins Leben tritt, das ist auf die griechischen Calenden. Wir haben selbst den größten Theil unsers vergangenen Lebens als Erzieher und Lehrer verlebt, und wir können dem Verfasser aus eigener langer und mannichfacher Erfahrung in zahlreichen Classen und an einzelnen Zöglingen versichern, daß nichts Geist und Sinn der Jugend mehr erhebt und stärkt, nichts ihr größere Freude macht als die Geschichte

überhaupt und die der großen Völker des Alterthums insbesondere. Wir haben uns durch eigene Wahrnehmung überzeugt, daß die großen Bilder, welche Griechenland und Rom der Phantasie und dem Geiste gutgearteter junger Leute bieten, von dem höchsten, dauerndsten Eindruck auf sie sind, wenn nur der Lehrer kein Pedant, kein trockener Annalist ist oder gar das todte Buch statt des lebendigen Vortrags wirken läßt. Vaterlandsliebe lehrt Roms, Schönheitssinn Griechenlands, Menschensein und Menschenkenntniß jede Geschichte. Ihr aber, die ihr der jungen Seele nichts bieten wollt als pädagogische Spaten, mit denen sie arbeiten, als pädagogische Waaren, die sie verwerthen kann, hütet euch wohl, daß ihr das Beste und Edelste in der Menschenbrust nicht tödtet, das Einzige, was die Jugend liebenswürdig, das Leben lebenswürdig macht: den Sinn für das Edle, Große und Schöne, den Sinn für Das, was nicht meß- und zählbar ist und auf dem Markt keinen Preis hat!

Und so wollen wir zum Schlusse den freisinnigen Verfasser, in dem wir mit Freude einen Menschen- und Kinderfreund, einen denkenden und fühlenden Mann erkennen, aufmerksam machen, wie sein Erziehungs- und Unterrichtssystem in seiner Anwendung auf Städte- und höhere Schulen (für Landschulen und Arbeitsschulen hat es allerdings viel Empfehlenswerthes), überhaupt in seiner Allgemeinheit und Schroffheit dem allgemeinen Verdummungssysteme, das er so wacker bekämpft, aufs trefflichste in die Hände arbeiten würde. Wessen Geist von Jugend auf im Wesentlichen nur auf Arbeit der Hände gerichtet, wer früh angehalten worden ist, den Geist nur als den Handlanger der Materie, als den Ingenieur der großen Fabrik zu betrachten, die man die menschliche Gesellschaft nennt, wer früh gelernt hat, jede Wahrheit zu fragen: was trägst du ein? und jeden Gedanken: wie kann man dich verwerthen? der kann in reifern Jahren nichts sein als eine lebendige Maschine, ein Selbstling, ein Obscurantist, ein Sklave. Weil wir Deutschen im Leben und in der Schule nur zu oft in die Scylla des müßigen, unfruchtbaren, unergiebigen Grübelns fallen, darum ist nicht gesagt, daß wir uns in die Charybdis der flachen, leeren Empirie stürzen müssen, die keine Wurzel hat und keine Tiefe. Im Gegentheil! Jene Fehler hängen doch wenigstens mit unserm Nationalcharakter zusammen, den man verbessern, aber nicht ablegen kann. Der Deutsche denkt und empfindet zu viel, schafft und handelt zu wenig. Ordnen wir unsere Schulen dergestalt, daß er mehr auf das praktische Leben hingewiesen werde, aber ja nicht so, daß er das Denken und Empfinden verlerne. Noch mehr: der deutsche Arbeiter, der deutsche Fabrikant, der deutsche Ackerbauer steht durchaus nicht hinter dem Ausländer. In Frankreich, in England, in Amerika werden deutsche Arbeiter und Landbauer vorzüglich gern gebraucht und machen leicht ihr Glück. Wol aber steht die Blüte des deutschen Gewerbes, der deutschen Fabrik, des deutschen Handels, der deutschen Agricultur hinter denen anderer Länder, und das führt uns denn zu dem Goethe'schen Worte:

> Es ist ihr ewig Weh und Ach
> So tausendfach
> Aus Einem Punkte zu curiren.

Daß der Deutsche in fremden Landen und Welttheilen nicht, wie der Engländer und Franzose, durch eine Achtung gebietende und Furcht einflößende Gesammtvertretung geschützt ist, daß seine gewerblichen und Handelsinteressen nicht als ein großes Ganze betrachtet werden, sondern in 38 Bruchtheilchen auseinanderfahren, daß ihm nicht die großen Capitalien zugebote stehen, die namentlich in England keiner großartigen gewerblichen Unternehmung fehlen: daran ist wahrlich weder die deutsche Industrie noch die deutsche Schule schuld. Hüten wir uns aber im Gebiete der Pädagogik im Kleinen den Fehler zu begehen, der im Großen und Ganzen die Bewegung der letzten Jahre auch in Dem, was sie wahrhaft Gutes und Wohlthätiges erstrebte, zuschanden machte. Befördern wir in unserer Jugend und in unsern Schulen und Erziehungsanstalten den Sinn für Arbeit und die Tüchtigkeit zur Arbeit, aber halten wir uns fern von der engherzigen, grundfalschen Erklärung, welche nur Den für einen Arbeiter anerkennt, der mit den Händen, wenn auch unter Zuziehung des Kopfes, arbeitet. Wir haben die größte Hochachtung vor dem geschickten und fleißigen Landbauer, vor dem thätigen und einsichtsvollen Gewerbsmanne, vor dem Techniker und Chemiker, der sich die Kräfte der Natur auf eine Weise dienstbar macht, von welcher frühere Geschlechter kaum eine Ahnung hatten. Aber Niemand soll uns einreden, daß Luther, Thomasius, Kant, Goethe, Wilberforce nicht in einem höhern Sinne Arbeiter gewesen wären als Arkwright, der die Mule-jenny erfunden; daß Liebig, der die Agriculturchemie begründete, hinter den englischen Landwirthen stehe, die sie erst recht praktisch zu machen wußten; daß Newton, der die Gestalt der Erde in seinem Studirzimmer erkannte, weniger Verdienst hatte, als die Männer, welche zuerst die richtige Vermessung derselben in den Polar- und Aequatorialgegenden vornahmen; daß Locke und Rousseau, die Beide (eben wie unser Verfasser auch) nicht im Schul- und Erziehungsfache gearbeitet haben, nicht weit mehr Verdienst um dasselbe hätten als eine ganze Unzahl von sonst ganz tüchtigen und fleißigen Schullehrern. Das Genie bildet sich nun freilich nicht in und aus den Schulen, sondern von innen heraus, aber was im Großen wahr ist, das hat auch im Kleinen Geltung. Wer nicht denken gelernt hat, sondern nur urtheilen und arbeiten, dessen Bildung wird immer, dessen Wirksamkeit wird großentheils ungenügend sein. Unwillkürlich erinnert uns das Erziehungs- und Unterrichtssystem unsers Verfassers an das seiner Antipoden, der ultraklerikalen Schule des Abbé Veuillot, welche aus den gelehrten Unterrichtsanstalten die griechischen und römischen Classiker verbannen will, von denen man auch nicht lernen kann, wie man Fabriken einrichtet und Geld verdient.

Darum müssen wir, der wir sehr entfernt von Dem sind, was man gewöhnlich Aristokratismus nennt, doch

ganz mit den praktischen Schulmännern übereinstimmen, deren Ansichten unser Verfasser als engherzig verwirft. Auch wir sind fest überzeugt, daß die mehr oder minder vollständige Umformung der Schulen in Arbeitsschulen in vielen Gegenden des platten Landes und für die Volksschichten, die nun einmal leider von der Hand zum Munde leben und ihre Kinder gar bald gebrauchen müssen, daß sie ganz besonders in Besserungs- und andern ähnlichen Anstalten als eine große Wohlthat zu preisen ist; daß aber die Umgestaltung des ganzen deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens im ultrapraktischen Sinne des Verfassers, seinen menschenfreundlichen Absichten ganz entgegen, nur dazu führen würde, den Materialismus unserer Zeit auf eine noch bedenklichere Höhe zu schrauben und der wahren echten Nationalbildung entgegenzuarbeiten. Und so führt uns der Schluß dieses Aufsatzes auf den Gedanken zurück, den wir in einer andern Richtung am Anfang desselben aussprachen. „Bete und arbeite!", das ist der Grundgedanke des Rauhen Hauses und vieler andern von der Innern Mission gegründeten und beförderten Anstalten. Friedrich betont besonders das letzte Wort, da er mit Recht ein nützliches, thatenreiches und tugendhaftes Leben für das beste Gebet hält. Wir aber müssen uns überhaupt dagegen aussprechen, daß diese Maxime die ganze Lebensaufgabe des Menschen, seiner Erziehung und Bildung enthalte. Wir drücken diese Lebensaufgabe in den Worten aus: Sei bemüht, alle Kräfte und Anlagen, welche Gott der Menschheit überhaupt und dem Einzelnen insbesondere verliehen, in dir und Andern naturgemäß zu entwickeln und zu einem harmonischen Ganzen zu bilden, damit du nicht nur betest und arbeitest, sondern auch denkst und fühlst!

Jakob Weil.

Ein Dutzend deutscher Lyriker.

Aus einem uns vorliegenden ansehnlichen Vorrath von Producten der lyrischen Gattung stellen wir hier fürs erste eine Auswahl meist solcher zusammen, von denen sich zum Theil etwas Gutes sagen läßt, obschon wir ihnen, gewissermaßen zur Unterbrechung wie zur Warnung, auch einige beigesellt haben, an denen sich alle Kennzeichen der gewöhnlichen, bei aller Manierirtheit hohlen und inhaltslosen Dutzendlyrik offenbaren. Wenn man nach einer beschwerlichen, unerquicklichen Arbeit, und eine solche ist das Lesen schlechter lyrischer Gedichte, auch einmal, wie es diesmal zum Theil der Fall ist, auf solche stößt, die geistig anregen und erfreuen, so gewährt dies einen doppelten Genuß. Wir verwahren uns aber gegen die Schlußfolgerung, die etwa sophistischerweise aus dieser Bemerkung gezogen werden könnte, daß nämlich dieser erhöhte Genuß ein Beweismittel für die Nothwendigkeit der Existenz der minder guten Lyrik abgebe und die Production derselben dadurch gerechtfertigt sei. Der Satz ist wirklich einmal von einem „weisen Mann", der, wenn wir nicht irren, selbst Lyriker war, aufgestellt, gleichsam als captatio benevolentiae. Ein weiteres Eingehen und Widerlegen dieses Satzes wird uns hoffentlich jeder Leser gern erlassen und uns lieber gleich zu dem vorliegenden Buche folgen:

1. Blüten aus dem Abendlande von Germann Mäurer. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zürich, Kiesling. 1854. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Buch hat einen reichen Inhalt und ist das getreue Spiegelbild einer reichen schönen Natur. Mäurer vereint eine hervorragende Verstandesschärfe und Denkkraft mit einem innigen poetischen Gefühle, und wo auf der einen Seite in seinen Producten die Fülle und Klarheit der Gedanken uns Achtung einflößt, gewinnt auf der andern Seite die Frische und Ursprünglichkeit seiner Lieder, die ohne stolzes Gepränge in schmuckloser Einfachheit und Innigkeit sich geben, unser Herz. Sie sind anspruchslos gegeben und verfehlen ihre Wirkung nicht, wenn uns auch im Ganzen die mehr abstracte, die Verstandespoesie sein eigentliches Feld zu sein scheint, dem sich Mäurer auch mit besonderer Vorliebe zugewandt, wie schon die weit überwiegende Mehrzahl dieser Gedichte beweist. Einer reichen Erfahrung scheint er einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß zu verdanken, die ihm in weitem Kreise Stoff zu den mannichfaltigsten und treffendsten Bemerkungen bietet und die er in einer Reihe von Epigrammen, Sentenzen und Sprichwörtern wiedergibt. Schärfe und prägnante, erschöpfende Kürze zeichnen diese aus. Letztere beide Eigenschaften möchten wir überhaupt zu den größten Vorzügen des Verfassers rechnen, vorzüglich da sie jetzt in den neuern lyrischen Producten so selten gefunden werden, die sich leider so gern in unerquicklicher Breite, falschem Pathos und hohlen Phrasen gefallen. Sprache und Form ist in den vorliegenden Producten durchweg edel und klar. Zum Beweise, wie sehr es dem Verfasser gelingt, einen schönen Gedanken im kleinsten Rahmen anmuthig und erschöpfend darzustellen, ein Beispiel:

Thräne.

Die Thräne, die wir weinen, ist vergebens,
Nur die, die wir hier trocknen, schaffet Licht,
Sie gibt zurück den Sonnenstrahl des Lebens,
Doch die wir weinen, frommt der Menschheit nicht.

Noch bleibt uns übrig, auf eine andere Seite hinzuweisen, die wir dem Verfasser nicht wenig hoch anrechnen. Es ist die Männlichkeit und der Charakter, die aus den Gedichten hervorleuchten, dies echt deutsche Element. Nirgends stößt uns jene leider zum Krebsschaden gewordene Weichlichkeit und Sentimentalität auf, nirgends begegnen wir der schwächlichen, Weltschmerz heuchelnden Modeblasirtheit, durch die unsere Dichterlinge sich interessant zu machen suchen, was einigen von ihnen leider so gut gelungen ist. Auch erkennen wir es lobend an, daß Mäurer da, wo er mit scharfem Wort die Schwächen und Mängel unserer Zeit und Verhältnisse geißelt, stets eine edle Mäßigung in Wort und Ausdruck innehält und sich nie zu Gift und Galle sprudelnden Ergüssen hinreißen läßt, die meistens mehr schaden als nützen. Denn wollen wir auch im Allgemeinen die Berechtigung dazu nicht leugnen, so lehrt doch die Erfahrung, wie solche Ausfälle meist mit Mistrauen aufgenommen und auf Rechnung einer beleidigten Persönlichkeit geschoben werden, die kleinliche Rache sucht.

2. Neunzig Lieder und neun polemische Episteln von Karl Heinrich Preller. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 15 Ngr.

In dem ersten Liede „Wie ist's gemeint?" wird uns erzählt, welch ein beneidenswerthes Loos es sei, heute in der Zeit der Epigonen schön gedruckt auf dem Ladentische zu thronen, und daß es sich der Mühe lohne, seine junge Feder in die schwarze Brühe zu tunken. Das zweite setzen wir her:

An den „Geneigten".

Liest du die Lieder zuerst, dann denkst du, es dürft' in der Jugend
Frühglanz steh'n der Poet, welcher, Geneigter, sie fand.
Liest du jedoch die Episteln zuerst, dann blickt der gereifte
Mann dir fest ins Gesicht. Oder verräth sich der Schalk?
Uebrigens bleibt es sich gleich, kaum bessern die Jahre den Dichter;
Rosen, die duftvoll glüh'n, dufteten knospend bereits.

So weit der Verfasser selbst über sein Product, und wir gestehen leider, daß es uns dennoch nicht klar geworden ist,

„wie's gemeint". Neun polemische Episteln zu schreiben, in denen mit scharfen Worten das Wesen und Treiben unserer heutigen Lyriker gegeißelt, sie in aller ihrer Richtigkeit dargestellt und schöne Worte über das Wahre der Dichtkunst gesprochen werden, und diesen Episteln die zehnfache Zahl von Gedichten voraufzuschicken, die bei allen Vorzügen doch auch alle Schwächen unserer heutigen Lyrik theilen — da ist es wol verzeihlich, in Zweifel zu sein, „wie's gemeint". Ist es wirklich ganz und gar der Schalk, der nur einmal 90 Lieder gemacht hat, um zu zeigen, wie leicht es sei, heute zum Lyriker zu werden, und dann die Maske abwirft, um in ernsten Worten zu sagen, wie er's gemeint, dann hat Preller allerdings seine Aufgabe meisterhaft gelöst. Indeß so manche kleine Fingerzeige lassen doch wieder daran zweifeln, und es bliebe dann nur die Annahme übrig, daß Preller sich für einen befähigtern Dichter, „für ein geborenes Genie" hält. Diese Selbstschätzung, die ja z. B. gleich aus dem letzten Distichon des oben mitgetheilten Gedichts hervorzuleuchten scheint, würde dann freilich nur einiges Mitleid verdienen. Eine Ueberfülle von Arroganz ist uns bei unsern neuern Lyrikern ja schon etwas Alltägliches geworden. Wir nehmen jedoch Partei für die erste Annahme. Die Episteln lösen ihre Aufgabe wirklich in sehr guter Weise und verdienen alle Anerkennung; ernst, markig und erschöpfend, lassen sie wenig zu wünschen übrig.

Was also nun die Lieder betrifft, so nehmen sie allerdings einen Platz unter den Erzeugnissen unserer „jüngsten" Lyriker ein, ja an Gewandtheit, glatter Sprache und Grazie stehen sie sogar über vielen derselben. Doch auf einen höhern Werth können sie schon deshalb keinen Anspruch machen, weil ihnen durchweg die Originalität fehlt. Heine, Hoffmann u. s. w. findet man fast in allen wieder und die Objecte derselben sind auch schon hundert mal benutzt. In manchen fehlt sogar der Gedanke; sie sagen in hübsch klingenden Worten nichts; Heine hat es in dieser Art zu dichten zu einer bewundernswürdigen Vollendung gebracht, nur daß es bei ihm Spielerei war, indem er dem Leser gern etwas aufheftete, während unsere neuern Lyriker dies „nichts sagen" sich zu einer ernsten Pflicht machen und leider ihren Producten noch das Einzige fehlt, was die Heine'schen doch immer auszeichnet, Grazie und Anmuth. Wir führen eine solche Preller'sche Dichtung an:

71. An der Küste.

Ich kann es kaum begreifen,
Wie mir so maßlos weh!
All' meine Gedanken schweifen
Ueber die graue See.

Da fliegt eine weiße Taube,
Vom Lande kam sie her;
Nun schlägt sie die lichten Flügel
Zwischen Wolken und Meer.

Wie reimt sich das zum Schlusse der fünften Epistel:

Wisse, Gesell, Poesie ist ein Geist, und im Geist und in Wahrheit
Uebe sie aus, wer's kann. Dichten ist Seher zu sein.
Geist ist Geburt und Gehalt, Form, Zweck und Beruf des Gedichtes;
Lahmst du am Geist? windschnell fliehe zum Tempel hinaus!
Fegt ihn rein von den drastischen Stümpern, den kleckfenden Pinseln!
Fegt ihn rein! in den Thron hebt den Gedanken allein!-
Dichtung ist Geist. Werth gibt dem Gedicht nur Geist, — der Gedanke,
Groß und gewaltig gedacht, schön und erhaben gefaßt.

wenn eben nicht jene Annahme vom „Schalk" die richtige wäre?

3. Im Süden oder Römische Ostern von A. Levin. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt uns im poetischen Gewande einen Theil seiner Empfindungen, Beobachtungen aus dem Volksleben und einige Uebersetzungen, wie sie ihm in Italien und dem südlichen Frankreich aufgestoßen. Den Hauptinhalt des kleinen Buchs bildet die Beschreibung des Osterfestes in Rom, dem der Verfasser indeß mehr die lächerliche und satirische Seite abzugewinnen strebt. Wieweit das zu rechtfertigen, steht dahin, jedenfalls hat der Verfasser Manches mit trüben Augen angeschaut, oder er geht etwas leichtsinnig zuwerke. Interessanter sind die angeknüpften Betrachtungen über die Religion. Der Verfasser hängt einem gewissen Materialismus an und sucht denselben zu vertreten, ohne aber immer ganz mit sich selbst ins Klare zu kommen. Bei seinem Streben nach etwas streng Positivem geräth er hier und da zu höchst seltsamen Behauptungen, z. B.:

Zu dem Monde, zu der Sonne
Und zum Himmel wird gefleht,
Doch es scheint der Liebe Wonne
Mir das würdigste Gebet.
Wenn ich für das Weib erwarme,
Offenbart sich Gott in mir.
Stürzen wir uns in die Arme
Werden selbst zur Gottheit wir.

Schöpferische Kräfte walten,
Weib und Mann hat Göttermacht,
Leben sieht man sich entfalten,
Das Geheimniß ist vollbracht.
Suchet Gott nicht in der Höhe,
Denn er lebt und webt in euch,
Sein Erscheinen ist die Ehe,
Und die Liebe ist sein Reich.

4. Soldatenlieder von zwei deutschen Offizieren (Karl Woldemar von Neumann und Heinrich Reder). Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 16. 3 Ngr. Mit Anhang: Vermischte Gedichte. 27 Ngr.

Es liegen zwei Ausgaben des Büchleins vor uns. Die eine, in schöner Ausstattung, enthält noch eine dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte von K. W. v. N.", und ist für das begütertere Publicum bestimmt; die andere, in geringerer Ausstattung, zum Taschenliederbuche für den Soldaten bestimmt, enthält zwei Abtheilungen von Liedern.

Das Büchlein ist eine erquickende Erscheinung. Die Lieder zeichnen sich durch sprudelnde Frische und Sangbarkeit aus. Gut componirt dürften sie Lieblingslieder der Soldaten werden, für welche sie zunächst bestimmt sind. Mögen sich die Dichter diese Jugendfrische bewahren! wir werden dann wol noch manch hübsches Lied von ihnen hören.

Die der bessern Ausgabe beigegebene dritte Abtheilung von Balladen, Romanzen u. s. w. von Neumann hätte wol einer strengern Censur von Seiten des Verfassers bedurft. Zwar frisch perlen ihm die Lieder von den Lippen; damit aber scheint auch sein Talent erschöpft zu sein. Wenigstens die Ballade und Romanze stehen ihm fern; die vorliegenden sind alle unzureichend an Inhalt und Ausführung. Es fehlt die Gestaltungskraft und effectvolle Erfindung. Unter den weitern vermischten Gedichten sind wieder einzelne durch hübsche lyrische Gedanken und nette Ausführung sehr ansprechende Sachen.

5. Gedichte von Georg von Oertzen. Magdeburg, Baensch. 1854. 16. 1 Thlr.

Auch ein junger Dichter und nicht ohne Begabung, der aber, während er auf der einen Seite seinem jugendlichen Sinn zu sehr den Zügel schießen läßt, sich auf der andern wieder auf einen Kothurn stellt, auf dem er noch nicht zu gehen gewohnt ist. Der gezwungene Ton, der hier und da sich in frömmelnder oder „von Gottes Gnaden preisender" Weise breit macht, fließt nicht im lautern Strahl aus seinem Herzen und scheint mehr eine Concession zu sein, die der Dichter seinem Stande macht. Wozu diese Tendenzpoesie, die dem Dichter offenbar nicht behagt? Gelänge es ihm, poetischere Stoffe für seine Muse

finden, dann dürften wir seinem Talente gewiß noch manch erfreuliches Product verdanken. Vorzüglich ist es dazu aber auch nöthig, daß sich der Dichter ernster aus sich herausbildet und zu größerer Selbständigkeit gelangt. In seinen vorliegenden Gedichten lehnt er sich viel zu sehr an gegebene Vorbilder, zum größten Nachtheil seiner eigenen Begabung, der es übrigens durchaus an den nöthigen Mitteln nicht zu fehlen scheint, verstände es der Dichter nur, sie mehr zur Geltung zu bringen.

6. Lilien und Rosen. Gedichte von Theodor Bákody. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1854. 32. 1 Thlr.

Ein Bändchen Liebesgedichte, wie sie verliebte poetische Gemüther zu schreiben pflegen. Neues wird uns nicht geboten. Der Geliebten Augen, Lippen, Zähne, Nase, Mund, Haar, Haut, Fuß u. s. w. werden gebührend besungen. Die Verse sind recht hübsch und die Empfindung ist wahr und innig wiedergegeben. Dadurch erhalten diese Sachen vor manchen ähnlichen Producten, die par excellence gemacht wurden, immer einigen Werth, und wer sich mit dem Verfasser in gleichen Herzensnöthen befindet, wird in diesen Blättern manchem seiner Gefühle Worte gegeben finden. Auf einen höhern Werth hat diese reine Liebeslyrik keinen Anspruch zu machen.

7. Gedichte von Emil * *. Wien, Pichler's Witwe. 1854. 8.

Der Verfasser hat diese Gedichte aus Zeitschriften u. s. w., in denen sie zuerst schon seit 1805 erschienen waren, auf Wunsch seiner Freunde gesammelt, denen allein auch nur das Buch genügen kann, da es meist Gelegenheitsgedichte enthält, deren Interessen uns ganz und gar nicht kümmern. Von eigentlicher Poesie ist sehr wenig darin.

8. Blätter des Lebens. Eine Weihnachtsgabe für Jung und Alt von Hermann Fischer. Oels, Karfunkel. 1854. 8. 15 Ngr.

Fast lauter bekannte Lebenssentenzen, die zu oft weitschichtigen Gedichten verarbeitet sind, deren wenige das Maß des Alltäglichen um etwas überschreiten.

9. Marie vom blühenden Dornstrauch. Eine Legende von W. von Merkel. Berlin, Schroeder. 1854. 8. 10 Ngr.

Behandelt einen schon bekannten Stoff. Eine aus einem Kloster entführte Nonne findet bei ihrer reuigen Rückkehr ihre Stelle durch die Jungfrau Maria seit ihrer Abwesenheit versehen, sodaß sie unbeschadet ihres Rufs wieder in ihre alten Functionen tritt. Wieweit der Stoff ein poetischer ist, wollen wir nicht näher untersuchen; die Darstellung ist trotz gewandter Diction etwas matt.

10. Der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein von Joseph Victor Scheffel. Stuttgart, Metzler. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein einfacher, ansprechender Stoff in Form eines der jetzt so beliebten lyrischen Epen. Ein lebensmuthiger, kecker Jüngling, getrieben von der Lust, in die Welt zu ziehen, verläßt seine Studien in Heidelberg und reitet mit seinem Horne ins Weite, den Schwarzwald hinein. In Säckingen erbläst er sich die Zuneigung eines alten reichen Barons, zieht in dessen Schloß und in das Herz der schönen einzigen Tochter. Indeß der Mensch muß dem Baron in der Brust des alten Herrn weichen, als jung Werner um dessen Tochter freit, und trübselig, doch männlich entschlossen zieht dieser, nachdem er abschlägig beschieden, in die Welt hinaus. Jahre sind vergangen; die Tochter des Barons siecht aus Liebe allmälig hin und soll zur Heilung eine Reise nach Italien machen. In Rom findet sie jung Werner als Kapellmeister des Papstes und Letzterer, freilich etwas Deus ex machina, adelt den ihm sehr werthen Kapellmeister, vereinigt die Liebenden und schickt die Glücklichen in die Heimat. In Lust und Freude löst sich das Ganze. Die Zeit fällt kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege. Dabei ist es dem Dichter nun wunderlich ergangen. Alle Schilderungen, Handlungen und Gebräuche springen uns keck im modernen Kleide des heutigen Schwarzwaldes entgegen und wir kommen in einen lustigen Conflict mit dem Gefühle für die historische Treue. Jedoch ist die Erzählung so gewandt und interessant, so voller Naturwahrheit und echten Humors, daß man alles Andere darüber vergißt. Die Figuren sind mit scharfen charakteristischen Zügen hingestellt, voller Leben und Kraft, die Handlung schreitet lebendig und stets anregend vorwärts, die Sprache ist meist rein und voll frischer poetischer Farbe, das Versmaß, vierfüßige ungereimte Trochäen, gut gewählt, doch mitunter etwas nachlässig. Freilich würde das Gedicht noch bedeutend gewonnen haben, wenn der Dichter es nicht so groß angelegt und wenn er manche Gesänge, die mit der Handlung nichts zu thun haben, ganz weggelassen hätte, z. B. die ganze Episode von dem stillen Manne und jung Werner's Besuch in der Erdmannshöhle, auch den Spuk der Kobolde, dann die vielen eingestreuten hier ganz überflüssigen Lieder. Immerhin begrüßen wir aber diesen Sang, den uns der Dichter vom fernen Capri sendet und anspruchslos mit den Worten empfiehlt:

> Nehmt ihn, wie er ist, rothwangig,
> Ungeschliff'ner Sohn der Berge,
> Tannenzweig auf schlichtem Strohhut.

als eine echt poetische Gabe, die einen der würdigern Plätze unter den neuern derartigen Schöpfungen einnimmt. Schließlich möchten wir den Dichter freilich darauf aufmerksam machen, wie diese von ihm beschrittene Bahn doch etwas sehr Gefährliches hat. So etwas pflegt man mit Glück nur ein mal zu versuchen.

11. Lieder der Liebe von M. A. Niendorf. Berlin, Barthel. 1854. 16. 1 Thlr.

Wir wollen bei diesen Liedern etwas länger verweilen, weil wir Gelegenheit haben, Mancherlei zu bemerken, was nicht allein Niendorf, sondern sehr viele, ja fast alle unsere jungen Dichter trifft. Niendorf hat sich schon mehrfach versucht und seine „Hegler Mühle" soll nicht unbedeutend sein. Wir lernen ihn erst aus dieser Production kennen, einem recht hübsch ausgestatteten roth-goldenen Buche, von dessen Lectüre wir freilich auch nichts weiter mitbringen als die Freude am Einbande.

Von Liebe ist schon sehr, sehr viel gesungen worden und in allen möglichen Weisen. Etwas Neues zu bringen ist kaum möglich, aber man verzichtet auch gern, wenn man diese Unmöglichkeit begreift, auf das absolut Neue, wenn das Gebrachte nur schön und wahr empfunden ist. Eben auf das Neue aber hat sich der genannte Verfasser der Liebeslieder vor allem capricirt und sich zu einer par force Originalität und dadurch zu den traurigsten Geschmacklosigkeiten verführen lassen. Wir erkennen sicherlich jedes Streben nach Originalität an und wissen dies auch Niendorf Dank, denn viele Andere schwingen sich nicht einmal zu einem solchen Streben empor; aber zwischen gemachter und wirklicher Originalität ist doch ein himmelweiter Unterschied. Bei Niendorf hat sie den Charakter des Monströsen angenommen, und leider begegnen wir keinem hervorstechenden Gedanken, keinem wirklich schönen Bilde, keiner gelungenen natürlichen Ausführung eines solchen. So z. B. klagt er in langen Strophen den Schmerz seiner Liebe, den Kummer, die Geliebte nicht zu sehen, denn sie — hat den Husten. Freilich ist das neu, aber gelinde gesagt auch kindisch. Oder „Der Nordwind heult wie ein Hund so graß" ist auch neu, aber monströs. In andern Fällen wieder wird dies Streben nach Eigenheiten nur fade und das Gedicht vollkommen unbedeutend. Leider ist das die Mehrzahl. Z. B. wenn er erzählt in langer Ausführung, wie er bei schlechtem Wetter auf dem Bahnhofe zu Jahna sitzt, oder wenn sich ein langes Gedicht um den stolzen, als steter Refrain ausgesprochenen Wunsch dreht: „Eine Rose laßt mich tragen — In dem Knopfloch mei-

nes Kleides!" Man könnte darüber lachen, wenn die Sache nicht eine zu ernste, traurige Seite hätte. Noch trauriger aber ist es, wenn man sieht, wie diese jungen Dichter durch Versmaß, Reim u. s. w. sich bestimmen lassen, etwas niederzuschreiben, was so gänzlich sinnlos ist, daß man davor erschrickt. Auch Riendorf läßt es nicht daran fehlen, z. B. in dem Refrain: „Die ich verloren geweint und entschwunden" (die Möglichkeit eines Druckfehlers scheint durch die viermalige Wiederkehr ausgeschlossen), oder: „Ich sah dich und meine Brust schlug laut, Mein Herz war ohne mich deine" u. s. w. Zuletzt sei es noch gestattet, als Beispiel, wie sich jenes Dreies — gewaltsame Originalität, Geschmacklosigkeit und Sinnlosigkeit — in eine Strophe zusammendrängen, kann die letzte des Gedichts „Ich möchte weinen" (S. 31) ganz herzusetzen, wobei wir bemerken, daß dieselbe nicht etwa durch den Mangel des Zusammenhangs in irgend einer Weise leidet:

> Was thut die Holde mit dem Mäcklein, sag',
> Die ihrem Arm das Blut entsog so leise?
> Sie stirbt von ihrer schönsten Hände Schlag —
> Sie stärbe schon von allzu süßer Speise.
> Mein Herz, mein Herz, hast wieder mich betrogen,
> Mein Herz, mein Herz, hast wieder Gift gesogen!

Da möchte man wirklich weinen um die verlorene schöne Zeit und das verlorene Streben eines jungen Mannes, der sein Talent und seinen etwaigen Ruf selbst zugrabe trägt, wenn er nicht weniger leichtsinnig producirt und die so gewonnene Zeit einer ernstern, tiefern Geistesbildung zuwendet. Und das gilt nicht etwa allein von Riendorf, sondern wir möchten es den meisten jungen Lyrikern zurufen, die alle die größte Gefahr laufen, in ihrer Einseitigkeit unterzugehen.

Und nun bleibt noch Eins zu bemerken übrig, was nicht ernst und oft genug rügend erwähnt werden kann, wie nämlich diese Herren auf eine so unverzeihliche Weise mit unserer Sprache umspringen. Eines Reims, einer Laune wegen wird mit der größten Unbefangenheit alles Sprachliche über den Haufen geworfen. Wie soll das enden, denn es scheint, als wollten diese Corrumpirungen mehr und mehr einreißen, und wodurch glauben diese Lyriker gerade berechtigt zu sein, auch hierin ihre zweifelhaften Lorbern zu verdienen? Es wird doch schon schlecht genug geschrieben, und umsomehr sollte Jeder, der es kann, sich gegen diese Unsitte stemmen. Auch bei Riendorf finden wir dergleichen; wie ist es nur möglich, daß er z. B. sagen kann: „In meines Vaters Garten steh'n — Der Rosen schön und viele", da die richtige Construction „der schönen Rosen viele" sowol im Versmaß als Wohlklang jener Corrumpirung überlegen ist, sich also etwas Vernünftiges zur Rechtfertigung gar nicht anführen läßt!

12. Gedichte in allerlei Humoren von Rudolf Rodt. Stuttgart, Scheitlein. 1853. 16. 27 Ngr.

Dem größern Publicum sind manche von den Producten des Dichters aus unsern humoristischen Blättern gewiß noch in gutem Andenken. Wir erinnern nur an die „Wanderlieder" (Zeitverse zum Declamiren) in den „Fliegenden Blättern": „Nach Italien, nach Italien, möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen" u. s. w., die mit so vielem Beifall aufgenommen wurden und die auch in dieser Sammlung ihren Platz gefunden haben. Aber es ist nicht allein diese komische Seite der Poesie, die hier vertreten ist, sondern hauptsächlich auch die ernst-satirische und parodirende. Rodt ist ein geistreicher Mann, mit außerordentlicher Form- und Nachahmungsgewandtheit begabt. Er versteht ebenso gut, die Pritsche zu handhaben als das Schwert der Satire und des beißendsten Witzes, welche durch das humoristische Gewand, wohinein er beide zu kleiden versteht, nur noch wirksamer werden. In der ersten Abtheilung des Buchs: „Neuester deutscher Parnaß", sind Proben von allen den Manieren gegeben, in welchen sich die verschiedenen Hauptvertreter unserer neuern Lyrik gefallen haben, und deren jedem einzelnen die Nachahmer Schritt für Schritt gefolgt sind, um sich aus den Flicken und Lappen, die sie hier und da von den Gewändern jener abzutrennen gewußt, auch ein „Dichtergewand" zusammenzuflicken. Daß dasselbe etwas sehr buntscheckig und wenig haltbar ausgefallen, kümmert sie nicht, sie arbeiten ja nur für den momentanen Erfolg.

Die meisten dieser gegebenen Proben lösen ihre Aufgabe vollkommen; Sprache, Vers und Ton der einzelnen Dichterweisen sind dem Originale vortrefflich abgelauscht, nur daß durch den Inhalt die Richtigkeit dieser ganzen Poesie hier jedem Leser klar und deutlich vor die Augen tritt. Z. B. folgende Proben:

„Pikante" Manier.

> Mon dieu! Die blinkende Schnuppe,
> Wie sie geflügelt winkt,
> Gleichwie aus dunkler Puppe
> Ein Papillon sich schwingt.
>
> Mir wird dabei zumuthe,
> Als müßt' ich wandern so weit,
> Als wär' der Ewige Jude
> Mir in die Brust gestreut.

Oder:

Aus dem Handbuche der Liebeleien und Geibeleien.

> Wenn Käfer flüstern durch die Nacht
> Mit heimlich süßem Weh'n,
> Und Sterne still in Silbertracht
> Durch ihren Himmel geh'n,
> So ruf' ich: Schlafet wohl, ja wohl!
> In Ruh',
> Die lieben Aeuglein zu,
> Die Engel Gottes hüten euch,
> Lulu!
>
> Wer weinen kann, dem ist so wohl,
> Gebenedeit ist der
> Vom Dänensand bis nach Tirol
> Und wieder bis ans Meer.
> Auch schläft er wohl, wie ihr, ja wohl!
> In Ruh',
> Die lieben Aeuglein zu,
> Die Engel Gottes hüten euch,
> Lulu!
>
> Entschlafen ist das blaue Meer
> Und träumend ruht der Kiel,
> Und sanft erklingt darüberher
> Ein gold'nes Saitenspiel.
> Es singt und klingt: Schlaft wohl, ja wohl!
> In Ruh',
> Die lieben Aeuglein zu,
> Die Engel Gottes hüten euch,
> Lulu!
>
> Fahr' wohl, fahr' wohl, fern, ferne du!
> Die Liebe macht verscheucht —
> Ich aber — finde keine Ruh',
> Die braune Wange feucht.
> Doch ihr, o schlaft nun wohl, ja wohl!
> In Ruh',
> Die lieben Aeuglein zu,
> Die Engel Gottes hüten euch,
> Lulu!

Hätte dieses Lied in der Toilettenausgabe irgend eines modernen Dichters gestanden, wir glauben, es hätte seine Wirkung nicht verfehlt und würde von unzähligen sentimentalen jungen Damen zum Klavier gesungen sein. Auch zu der erst mitgetheilten Probe lassen sich aus dem Wust unserer neuen Lyrik Seitenstücke die Menge nachweisen. Und so wird uns die thränenströmende Redwitz'sche, die pomphafte Herwegh'sche Manier, die Heidebilder- und Pustamanier, die „schwäbische Nachtigal"

in ihrer Gemüthlichkeit u. s. w. in der unterhaltendsten Weise vorgeführt. Nur Eins können wir nicht anerkennen. Der Verfasser greift unter dem Titel „Deutscher lyrischer Socialismus" dieses Genre unserer Tendenzpoesie an. Es läßt sich darüber rechten, ob das Elend unserer Zustände ein passender Vorwurf für lyrische Gemälde ist. Aber es ist immerhin der Ernst anzuerkennen, mit der auf dies Elend von den betreffenden Dichtern hingewiesen wurde, und dieser hohe Ernst möchte doch wol in jeder Weise außer dem Bereiche des witzelnden Spottes liegen. Denn durch diesen Spott wird nicht allein die Manier der Dichter getroffen, sondern auch ihr Stoff lächerlich gemacht, und jedem feinfühlenden Menschen würde die Tragik eines Stoffs, wie ihn der Verfasser in der „Näherin" behandelt, außerhalb jeglicher Witzelei liegen.

Uebrigens wünschen wir wirklich, diese Gedichte möchten recht viel gelesen und richtig aufgefaßt werden. Vielleicht, daß hierdurch manchem Befangenen die Augen geöffnet, ihm die oft grenzenlose Hohlheit dieser manierirten Poesie zum Bewußtsein gebracht und der Geschmack an derselben für immer verleidet würde. Denn von dem lesenden Publicum muß ein entschiedenes Auflehnen gegen diese entnervende und allen gesunden Geschmack untergrabende Lyrik stattfinden. Die opponirende Kritik allein vermag dies nicht, weil sie, um es offen zu gestehen, durch die Trompeten befreundeter belletristischer Journalisten und Kleinkritiker, die leider allerlei Mittel und Wege haben, sich einen gewissen Leserkreis zu verschaffen, zu sehr neutralisirt wird. Das Ende der traurigen Wirksamkeit dieser charakterlosen Journalistik ist trostloserweise noch nicht abzusehen und das Publicum läßt sich leider noch immer viel gefallen.

Adolf zum Berge.

Das plattdeutsche Element im Schleswigschen.

(Aus Kiel.)

Wenn in dem die plattdeutschen Gedichte von Klaus Groth betreffenden Artikel (Nr. 29) unter den Gegenden, in welchen die plattdeutsche Sprache noch heutigen Tages kräftig fortlebt, nur Holstein, nicht aber Schleswig erwähnt wird, so ist dies wol lediglich aus dem Grunde geschehen, weil in dieser natürlich von jeder politischen Tendenz abstrahirenden Beziehung unter Holstein Schleswig mitbegriffen worden, ganz in derselben Weise, wie früher und im Grunde auch wol noch heutigen Tages, selbst von vielen Dänen, in der täglichen Ausdrucksweise unter Holstein Schleswig mitbefaßt wurde und wird, weshalb denn auch die Nordschleswiger sich „danske Holsteener" zu nennen pflegen. Das über das Plattdeutsche von Holstein Gesagte gilt ganz in gleichem, ja zum Theil noch stärkerm Maße von dem deutschen Theile Schleswigs, indem z. B. in Flensburg, ganz ähnlich wie in den Hansestädten, noch heutigen Tages in den angesehensten Handlungshäusern Plattdeutsch die gewöhnliche Umgangssprache ist. Des Plattdeutschen mächtig ist übrigens in ganz Holstein, dem deutschen Theile Schleswigs, den Hansestädten, Mecklenburg, Oldenburg und überhaupt im nördlichsten Theile Deutschlands eigentlich jeder Gebildete und nur Wenige haben es ganz und gar aus der Conversationssprache mit andern Gebildeten verbannt; nicht selten geht man beim gemüthlichen Plaudern zur Abwechselung einmal ins Plattdeutsche und dann wieder ins Hochdeutsche über; es mag dies, sowie daß zuweilen in einem und demselben Kreise von dem Einen hoch- und dem Andern plattdeutsch gesprochen wird, auf den damit Unbekannten einen höchst eigenthümlichen, gewiß aber keinen unangenehmen Eindruck machen, es liegt darin der Zauber einer ganz wunderbaren Gemüthlichkeit. Als eine Eigenthümlichkeit ist auch noch zu erwähnen, daß in solchen angesehenen Familien, in welchen sich die plattdeutsche Sprache noch als die tägliche Umgangssprache im vertrauten Kreise erhalten hat, dennoch schon seit Decennien mit den Domestiken gewöhnlich hochdeutsch gesprochen wird. Alles Dieses tritt, wie erwähnt, fast noch charakteristischer in Schleswig sowie in den Hansestädten und Mecklenburg als in Holstein hervor. Ueberhaupt prägt sich das deutsche Wesen vielleicht nirgends mit mehr Lebenskraft aus als gerade im deutschen Theile Schleswigs, wie denn der mächtige Einfluß des Deutschen auch in dem übrigen Theile des Herzogthums überall deutlich hervortritt. In Südschleswig trägt die ländliche Bauart der Bauerhäuser wie in einem großen Theile Holsteins und Norddeutschlands noch den völlig unveränderten altsassischen Charakter an sich: das hohe tief niedergehende Strohdach birgt noch immer die Wohnungen der Menschen und des Viehs in ungetrennter Gemeinschaft unter sich, die beiden Giebelenden der Häuser sind noch immer mit den roh aus Holz geschnitzten doppelten Pferdeköpfen, dem altsassischen Volkszeichen, versehen und den ältern Bauerhäusern fehlt noch immer der Schornstein; der Rauch zieht von der Feuerstelle am Ende der großen Diele über diese durch die großen scheunthorartigen Thüren ab. Solche charakteristische volksthümliche Bauart der Bauerhäuser spricht mehr als alles Andere für die ursprüngliche Eingeborenheit derjenigen Nationalität, der selbige eigen ist. Uebrigens nennt auch schon Adam von Bremen die Stadt Schleswig schlechtweg eine civitas Saxonum Transalbianorum (III, 12). Ebenso finden sich die Friesen, soweit die Geschichte hinaufgeht, an der schleswigschen Westküste; schon sehr früh benutzten diese die plattdeutsche Sprache für ihre öffentlichen Angelegenheiten, sowie selbige auch wol von jeher neben der friesischen gesprochen sein mag; im öffentlichen Gebrauch ist nun später selbstverständlich an die Stelle der plattdeutschen die hochdeutsche Sprache getreten; übrigens hat sich noch bis auf den heutigen Tag in einigen Gegenden daselbst der Gebrauch der friesischen Sprache neben der plattdeutschen im Munde des Volks erhalten. Da die Friesen an der schleswigschen Westküste nördlich an eine dänischredende Bevölkerung grenzen, so sind sie auch des Dänischen mächtig, weshalb die schleswigschen Friesen im Mittelalter als trilingues bezeichnet wurden. Das Plattdeutsch, wie es in den beiden Herzogthümern gesprochen wird, hat im Allgemeinen überall eine große Uebereinstimmung, obgleich sich auch wieder fast in jedem Kirchspiel Besonderheiten finden; im Ganzen wird überhaupt in den gesammten Küstenstrichen — und die Herzogthümer bestehen ja fast nur aus Küstenland — ein im Wesentlichen gleichförmiges Plattdeutsch gesprochen; dies ist auch die allgemeine Schiffer- und Schiffscommandosprache von der holländischen Grenze bis Hojer an der schleswigschen Westküste, wo das Dänische beginnt, und von Flensburg bis Reval. Soll wirklich eine deutsche Kriegsmarine entstehen, so ist es eine Lebensbedingung, daß die Commandosprache plattdeutsch ist, unsern Theerjacken würde das Hochdeutsch niemals mundgerecht werden; sie würden sich zu oberländischen Kahnschiffern von der Spree herabgesetzt glauben. Schließlich möge noch erwähnt werden, daß ein schleswiger Dichter, Theodor Storm aus Husum an der schleswigschen Westküste, jetzt Kreisgerichtsassessor in Potsdam, der bekanntlich zu den bessern deutschen Lyrikern der Neuzeit zählt, sich auch mit vielem Glück in plattdeutschen Dichtungen versucht hat; irren wir nicht, so finden sich einige in der „Argo". *)

44.

*) Wir nehmen hier Anlaß, als einen Beitrag zur Kenntniß der plattdeutsch sprechenden Bevölkerung einen bei J. E. Dircksen in Bremen unter dem Titel: „Hei was in't dörp. Genrebild aus dem All- und Sonntagsleben Neiderlands", herausgekommenen Druckbogen zu erwähnen. D. Red.

Notizen.

Deutsche Huldigungen für den Kaiser Napoleon I.

Schücking schildert in seinem neuesten Romane „Ein Staatsgeheimniß" die Festlichkeiten, womit die damalige Departementshauptstadt Koblenz im Jahre 1804 den Kaiser Napoleon und seine Gemahlin feierte, als sie auf einer Reise

durch die Rheinlande auch diese Stadt besuchten. Das Hauptstück dieser Festlichkeiten war eine Illumination mit der gewöhnlichen Zuthat farbiger Transparente, Allegorien und Sprüche. „Da waren Vater Rhenus und Jungfrau Mosella (erzählt Schücking), welche in arkadischer Unschuld nebeneinander ruhten und jeder einen Krug mit zerbrochenem Boden ihren respectiven Quellen vorzuhalten schienen; denn ein schäumender Wasserfall stürzte sich aus der Mündung dieser umgeworfenen Krüge hervor, was doch nicht anders möglich war, als wenn das classische Gefäß ohne Boden und die Quelle dahinter sich befand. Dann sah man von Lorber und Rosen umgeben des Kaisers und der Kaiserin Brustbilder; ferner Adler, welche ihre Medaillons zu den Sternen emportrugen, wie um es den Göttern zu zeigen, wie außerordentlich schön sie sich auf ölgetränktem Leinen ausnahmen" u. s. w. Das Lustigste und Charakteristischste war aber folgende Strophe:

> Wir Menschen sind zu dumm,
> Solch Kaiserpaar zu loben;
> Drum blick' ich lieber stumm
> Und andachtsvoll nach oben.

Unter diesen Versen zeigte sich das Abbild eines achtbaren Bürgers in Perücke und langer rother Weste, der die Augen flehentlich zum Himmel erhoben hatte und vom flackernden Lichtschein umflammt und durchleuchtet, wie er war, unwillkürlich an die übliche Darstellung der aus den Flammen um Erlösung flehenden armen Seelen im Fegfeuer erinnerte.

Seitenstücke hierzu liefert uns der Bericht in Nr. 288 der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1808 über die Illumination, womit die Stadt Erfurt die Ankunft des Kaisers am 28. September des genannten Jahres feierte. Da las man unter andern folgende Inschriften. Ueber dem Bilde eines Tempels:

> L'arbitre du monde Napoléon
> Balance les destins des nations.

Darunter:

> Gäb's jetzt noch einen Göttersohn,
> So wär's gewiß Napoleon.

Unter einem Anker stand:

> Handel und Wandel macht blühend das Land,
> Mehr noch Napoleon's Herz (!) und Verstand.

Es gab schon damals Patrioten in Deutschland genug, welche hierüber im Geheimen knirschten; aber wir zweifeln, ob unter den andern zeitweilig von Napoleon unterworfenen Völkerschaften gleich viele Individuen, darunter nicht blos Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sich bereitfinden ließen, ihre Ehre und die Ehre ihrer Nation so öffentlich bloßzustellen. Es ist zweckmäßig, immer wieder auf dieses Thema zurückzukommen, da die mancherlei Adressen der „Veteranen" aus Mainz, Flonheim und andern Orten (um nicht bis auf 1848 zurückzugehen) neuerdings gezeigt haben, daß dieses Geschlecht noch nicht ausgestorben ist, während es andererseits auch Solche in großer Zahl gibt, welche die Modelle zu Ehrenpforten für den Einzug der moskowitischen Kreuzritter schon im voraus bereithalten. Diese Deutschen rufen, noch bevor sie ihr Chäronea erlebt, nach ihrem macedonischen Philipp, nur daß die Einen ihn an der Seine, die Andern an der Newa suchen. *)

Samuel Phillipps.

Samuel Phillipps, der literarische Beirath bei der Einrichtung des Krystallpalastes, verstarb plötzlich am 14. October in einem Alter von nur 39 Jahren. Der Verstorbene machte seine Studien auf der londoner Universität, lenkte durch eine Abhandlung über Milton die Aufmerksamkeit des Herzogs von Sussex auf sich und wurde auf des Herzogs Veranlassung auf die Universität nach Göttingen geschickt, die ihm bei seinem Abgange das Diplom eines Doctors der Rechte verlieh. Ein Sturz mit dem Pferde, dessen Folgen seine Gesundheit dauernd erschütterten, veranlaßte ihn, sich der freien literarischen Thätigkeit zu widmen. Seine ersten Beiträge lieferte er für „Blackwood's magazine", namentlich den später als besonderes Buch erschienenen Roman „Caleb Stukeley" und eine Reihe anderer Erzählungen, welche er später unter dem Titel „We are all low people there and other tales" herausgab. Von „Blackwood's magazine" ging er zur „Times" über, mit der ihn namentlich seine Aufsätze über die Ronge'sche Reformbewegung in Deutschland in Verbindung brachten. Auch mehre einschneidende kritische Aufsätze, namentlich über Dickens, welche bei ihrem Erscheinen in der „Times" Aufsehen erregten, werden ihm zugeschrieben, obschon vielleicht fälschlich. Eine Anzahl von seinen Timesaufsätzen sammelte er unter dem Titel „Essays from the Times". Von einem adeligen Tory empfohlen, wurde er später Mitarbeiter des „Morning Herald", für den er jedoch ausschließlich politische Leitartikel schrieb. Er brachte hierauf den „John Bull" an sich und versuchte dem Blatte seine alte Popularität wieder zu verschaffen und seinen eigenen Glücksumständen dadurch aufzuhelfen; aber die Speculation mislang und er mußte das Blatt wieder aufgeben. Bekannter als durch alles Dies wurde er durch seine Stellung zur Unternehmung des Krystallpalastes und durch seine Kataloge: „The Crystal Palace handbook" und „Handbook to the portrait gallery".

Poesie in der Dürftigkeit.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß dürftige, bescheidene und ärmliche Zustände, Verhältnisse und Scenerien der Poesie viel mehr Stoff bieten als die des Luxus, der Fülle und des Reichthums. Eine Königstochter wie Nausikaa, mit ihren Gefährtinnen die Wäsche besorgend, gab Homer den Stoff zu einer seiner reizendsten Episoden; mit einer Königstochter in einem modernen Prachtschlosse und in den üppigen Umgebungen eines Hofballs würde er nichts anzufangen gewußt haben. „Werther" und „Hermann und Dorothea", Klärchen im „Egmont" und Gretchen im „Faust" wurzeln in den einfachsten Verhältnissen. Der Versuch, die Dichtung in den Salon zu verlegen, mislang gänzlich; man kehrte Hals über Kopf wieder in die Bauernstube und in die Werkstätten ehrsamer Handwerksleute zurück. Das schmucklose Gemach eines

---

*) Der Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes" kommt in der Nummer vom 18. October ebenfalls auf die „Veteranen von Flonheim" zu sprechen und erzählt, wie er zufällig gerade am Rhein zugegen gewesen, als jene Graubärte an den Ufern des „deutschen" Rhein vor den Augen der Reisenden aller Nationen am Geburtstage des ersten Napoleon Umzüge hielten, Böllerschüsse abfeuerten und „durch noch allerlei kindisches Gebahren ihre Freude kundgaben". Der Redacteur gesteht, daß er sich den Engländern und Franzosen gegenüber, mit welchen er sich auf demselben Schiffe befand, seiner rheinhessischen Landsleute von ganzer Seele geschämt habe. Ein Schiffer bemerkte ihm, daß man freilich in Preußen drüben von dem St.-Napoleon nichts wissen wolle, daß sich aber die Rheinhessen deshalb nicht irre machen ließen und die Nassauer auch nichts dagegen hätten. Gerade so hätte man (fügen wir hinzu) in gewissen Kreisen auch nichts dagegen, wenn man dem St.-Nikolaus auf deutschem Boden eine ähnliche Huldigungsfeier veranstaltete. Der Redacteur des genannten Blattes tröstet sich übrigens damit, daß diese Veteranen im Aussterben seien und daß mit ihnen hoffentlich am linken Rheinufer auch jene Napoleon-Romantik aussterben werde, die selbst in Frankreich eine Seltenheit geworden sei und, wo sie sich blicken lasse, auch von den Franzosen belächelt werde. Leider sind es aber nicht blos Graubärte, welche längs des Rhein den Napoleon- oder wenigstens Franzosen-Enthusiasmus im Herzen tragen und ihm gelegentlich Luft machen. Nichts hat jemals auf den Schreiber dieser Zeilen einen schneidendern Eindruck hervorgebracht als das donnernde Lebehoch, welches eine Volksversammlung im Jahre 1848 in dem Hofraume des heidelberger Schlosses auf die Franzosen ausbrachte — die Nachkommen derselben Franzosen, denen man verdankt, daß dasselbe heidelberger Schloß eine Ruine ist.

Gelehrten älterer Zeit ist poetisch, nicht das Empfangzimmer eines Vornehmen, und in der Stube eines Dorfschullehrers findet der Poet mehr Stoff und Anregung als in der stattlich meublirten Wohnung eines Consistorialraths. Die wahre Poesie sucht das Einfache, Bescheidene und Ursprüngliche auf, nicht das Complicirte, Prätentiöse und Erkünstelte. Gray fand sich auf einem Dorfkirchhofe mit halb verschütteten Gräbern und kaum noch lesbaren frommen Sprüchen zu seiner schönen Elegie angeregt, nicht auf einem hauptstädtischen Gottesacker mit marmornen Mausoleen und anspruchsvollen Inschriften. An einen einzelnen Baum, an ein kleines Haideblümchen in öder Gegend knüpft sich mehr Poesie als an ein Gewächshaus mit exotischen Pflanzen oder einen Luxusgarten mit Statuen und anderm Kunstapparat. Vor den Niagarafällen erlahmt die Poesie, während sie sich an einem rieselnden Bach wieder aufrichtet. Die brasilischen Poeten mitten in der Fülle ihrer üppigen Urwälder haben es bisher nur zu dürftigen Reimereien gebracht, und die norddeutsche Fläche hat mehr wahrhafte Poeten erzeugt als die Schweiz mit ihren Eismeeren von Gletschern und riesigen Bergkolossen. **H. M.**

Schriften des Evangelischen Vereins.

Die Vorträge, welche auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin seit einigen Jahren gehalten worden und im Druck erschienen sind, haben manchen interessanten Gegenstand auf ansprechende und anregende Weise behandelt. Nur im Allgemeinen weisen wir hier auf den Vortrag von Nitzsch: „Die Wirkung des evangelischen Christenthums auf culturlose Völker", sowie auf die bereits in mehren Auflagen erschienenen Vorträge Stahl's: „Was ist die Revolution?" und „Der Protestantismus als politisches Princip", hin. Neuerdings ist bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Jahrestags des am 3. März 1554 erfolgten Todes des letzten sächsischen Kurfürsten Ernestinischer Linie, Johann Friedrich's des Großmüthigen, eines der treuesten Glaubenshelden aller Zeiten und des heldenmüthigen Vorkämpfers der Reformation, ein Vortrag auf Anlaß des gedachten Vereins von K. F. Göschel am 16. Januar 1854 in Berlin gehalten worden und unter dem Titel „Das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen" (Berlin 1854) im Druck erschienen. Der Vortrag ist ausgezeichnet durch seine Klarheit und durch die Kraft der Rede, welche ihren Gegenstand wahrhaft beherrscht, besonders aber ist er fruchtbar an Ideen und Erwägungen und ungemein anregend für das kirchliche und religiöse Leben der Zeit, der jetzigen, im Vergleich mit der damaligen. Auch wer an Sachsen und an der sächsischen Vergangenheit kein besonderes Interesse hat, doch aber erwärmt und begeistert ist für alle Diejenigen, die mit evangelischem Glaubensmuthe und evangelischer Glaubenskraft für die Reinheit des Evangeliums sich geopfert haben, und wer selbst mit Ueberzeugung zum Protestantismus sich bekennt, der muß und wird jenen Vortrag mit hohem Genuß und mit wahrer Befriedigung lesen. Nicht ohne Grund mag man hier wiederholen, was Luther von Johann Friedrich dem Großmüthigen sagte: „Hie ist Gottlob ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel; ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen und Armen zu helfen; ein ernstes, beständiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen"; aber ebenso mag man auch dem Manne seine schlichte, deutsche, unbiegsame Geradheit in dem Kampfe gegen Unterdrückung des Evangeliums, in dem deutschen Kampf gegen das spanische Princip wie gegen das römische, in dem Kampfe für die deutsche Nationalität gegen fremde laut nachrühmen, nicht aber ihn tadeln, daß er in manchen Fällen zu wenig Vorsicht, Fügsamkeit, Mäßigung, Umsicht und Klugheit gezeigt habe. Unsere Zeit kann in diesem Spiegel der Vergangenheit Manches erkennen, was ihr fehlt, oder hätte sie etwa Grund, des Mangels gewisser Tugenden sich zu rühmen? 5.

Bibliographie.

Agassiz, L., Gould, A. A., und Perty, M., Die Zoologie, mit besonderer Rücksicht auf den Bau, die Entwicklung, Vertheilung und natürliche Anordnung der noch lebenden und der urweltlichen Thierformen, und auf die Bedürfnisse der Gewerbe, Künste und des praktischen Lebens gemeinfaßlich dargestellt. I. Theil und II. Theil. 1ste Hälfte. Stuttgart, J. B. Müller. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Arndt, F., Die Bergpredigt Jesu Christi. Predigten in der Trinitatiszeit 1837 und 1838 gehalten. 2te durchgesehene Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2 Thlr.

Aurora. Mit Beiträgen von Freih. v. Nachwitz, Frz. Bonn, Fr. v. Münchberg, Theodoret Volker, H. Holland, J. B. Vogl, Fr. Klar, J. Schrott. Herausgegeben von Reding v. Biberegg. Freiburg im Br., Herder. 16. 21 Ngr.

Baudissin, Graf A., Der Ansiedler im Missouri-Staate. Den deutschen Auswanderern gewidmet. Iserlohn, Bädeker. 8. 25 Ngr.

Bechstein, L., Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstacademie Dreißigacker. Ein Doppel-Denkmal. Meiningen, Brückner u. Renner. Lex.-8. 1855. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. 3te neuvermehrte Auflage. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Bohtz, A. W., G. E. Lessings Protestantismus und Nathan der Weise; erläutert. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 25 Ngr.

Bopp, F., Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr.

Bornemann's, W., plattdeutsche Gedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von E. Bornemann. 6te Auflage. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Correspondenz des Kurfürstlich Sächsischen Premier-Ministers Grafen von Brühl mit dem Sächsischen General-Lieutenant Freiherrn von Riedesel, Residenten bei der Russisch Kaiserlichen Armee. Als ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Kriegs 1760—1762. Von M. v. Eelking. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieffenbach, G. C., Kinder-Lieder. Mit 1 Titelkupfer. Mainz, Kunze. Br. gr. 8. 27 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Neue mit einem Nachtrag vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Goethe's Tasso. Zum erstenmal vollständig erläutert. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ebel, J., Die Philosophie der heiligen Urkunde des Christenthums. Beleuchtungen. 1stes Heft: Die Berechtigung. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 21 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Vorlesungen über praktische Theologie. Königsberg, Unzer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eisinger, B., Beiträge zur Topographie und Geschichte der Stadt Rastatt. Mit 1 Situationsplane. Rastatt. Gr. 8. 12 Ngr.

Fick, H., Gesang und Saitenspiel der Kirche im Mississippithale. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 15 Ngr.

Fuchs, C. J., Das Seelenleben der Thiere, insbesondere der Haussäugethiere, im Vergleich mit dem Seelenleben des Menschen. Vorträge, gehalten in der Gesellschaft „Eintracht" im Winter 1853/54. Erlangen, Enke. Gr. 8. 16 Ngr.

Germann, T., Arthur de Montauban oder kühne Thaten der Flibustier. Quedlinburg, Ernst. 8. 20 Ngr.

Hanslick, E., Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hauff's, W., sämmtliche Werke mit des Dichters Leben

von G. Schwab. 6te Gesammtausgabe in fünf Bänden. Mit Stahlstichen. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte. Neue Separat-Ausgabe. Mit zwei Stahlstichen. Ebendaselbst. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heine, H., Vermischte Schriften. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 6 Thlr.

Hinrichs, Das Leben in der Natur. Bildungs- und Entwickelungsstufen desselben in Pflanze, Thier und Mensch. Naturhistorisch-philosophisch dargestellt. Halle, Schmidt. 8. 24 Ngr.

Hoffmann, F., Beleuchtung der neuesten Urtheile über Baader's Lehre. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Zur Widerlegung des Materialismus, Naturalismus, Pantheismus und Monadologismus. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Julius von der Traun, Die Gründung von Kloster Neuburg. Ein Gedicht. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kehrein, J., Handbuch deutscher Prosa für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Anhange: Kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser der Stücke und der in denselben vorkommenden Personen. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Keller, G. W., Ideale für alle Stände. Oder Sittenlehre in Bildern. 4te Auflage. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Klemm, A., Die Glaubenskämpfe der alt-christlichen Kirche. Schilderungen zur Erbauung und Befestigung im Bekenntniß. Stuttgart, Scheitlin. 8. 18 Ngr.

Klemm, G., Allgemeine Culturwissenschaft. Die materiellen Grundlagen menschlicher Cultur. (1ster Band.) Leipzig, Romberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Klunzinger, K., Urkundliche Geschichte der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Mit einer Regesten enthaltenden Beilage. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 1 Thlr.

Kolping, A., Kalendergeschichten aus dem Jahre 1854. Mit Bildern und schönen Sprüchen. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 8 Ngr.

Lauber, L. M., Das Wirken und Wesen der Naturkräfte in übersichtlicher zusammenhängender Darstellung. Thorn, Lambeck. 1853. 4. 7½ Ngr.

Lindner, E. O., Die erste stehende deutsche Oper; dargestellt. Berlin, Schlesinger. 1855. Gr. 8. 25 Ngr.

Menzel, W., Christliche Symbolik. 1ste Lieferung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Prutz, R., Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. Zwei Bände. Halle, G. Schwetschke. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Raff, J., Die Wagnerfrage. Kritisch beleuchtet. 1ster Theil: Wagner's letzte künstlerische Kundgebung im „Lohengrin". Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, H., Geschichte der Neuzeit. Stuttgart, Franckh. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schilling, B., Der kirchliche Patronat nach canonischem Rechte und mit besonderer Rücksicht auf Controversen dogmatisch dargestellt. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 24 Ngr.

Schnell, L., Der letzte Mensch. Ein Gedicht. Halle, Schmidt. 1855. 16. 24 Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 27 Ngr.

Schrader, A., Julia oder die letzte Bitte eines Verurtheilten. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Soldatenlaunen. Von einem österreichischen Reiter. Darmstadt. 16. 25 Ngr.

Stahr, A., Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. In zwei Theilen. 1ster Theil. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Waldau, M., Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 16. 24 Ngr.

Wigand, A., Der Baum. Betrachtungen über Gestalt und Lebensgeschichte der Holzgewächse. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauer, B., Die jetzige Stellung Rußlands. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Eichler, J. G., Kein wohlgeordneter Staat kann die römisch-katholische Kirche frei nach ihren Gesetzen leben lassen! Aus 107 päpstlichen Gesetzen gegen die Rechte der Fürsten und gegen das Wohl der Völker nachgewiesen. Darmstadt, Leske. Gr 8. 15 Ngr.

Europas brennende Fragen. Beiträge zur Zeitgeschichte in ihren wichtigsten Ereignissen. III. u. IV. Leipzig, Romberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Eybert, A., Die Märtyrer der Freimaurerei Spaniens im Jahre 1853. Mit einer historischen Skizze der Verfolgungen des Maurerthums auf der Iberischen Halbinsel seit Philipp V. bis auf die jetzige Zeit. Deutsch bearbeitet mit Seitenblicken auf den Zusammenhang der antimaurerischen Verfolgungen in Frankreich, Deutschland und andern Ländern von C. G. Tröbst. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Fuchs, C. J., Religion und Phrenologie. Ein kritischer Vortrag, gehalten in der Eintracht zu Karlsruhe im Winter 1853—54. Karlsruhe, Herder. 1855. Gr. 8. 2 Ngr.

Giesebrecht, A., Drei Schulreden und ein Fragment betreffend das Christenthum in den Gymnasien. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 8 Ngr.

Großmann, C. G. L., Predigt auf Se. Maj. den König und Herrn Hrn. Friedrich August II. König von Sachsen u. gehalten den 2. September 1854 im evangelischen Betsaale zu Franzensbrunn. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Krim. Ihre Geschichte und geographisch-statistische Beschreibung mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Kriegsereignisse. 1ste und 2te Auflage. Nebst einer Karte der Krim. Leipzig, Remmelmann. 1855. Gr. 8. 7½ Ngr.

Michelsen, C., Wie nimmt die Schule Theil am Kampfe gegen den Pauperismus? Beantwortet durch ein Referat über die Lehr- und Arbeitsschule in Alfeld. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Mühlenhoff, J. A. C., Schultz, K. W., und Schenkel, D., Drei Festpredigten gehalten während der 12. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Braunschweig am 5. 6. und 7. September 1854. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 7½ Ngr.

Proceß gegen Kaufmann Peters und Genossen wegen betrüglicher Aufnahme von Lebensversicherungen verhandelt vor dem Schwurgerichtshof zu Hildesheim. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Reichenbach, H. P. D., Ueber die Entstehung des Menschen. Ein kleiner Beitrag zur Anthropologie und Philosophie. Vorgetragen in einer allgemeinen Versammlung der 28. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Gotha. Altona, Wendeborn. 12. 4 Ngr.

Roß, G. M. v., Getreue Schilderung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und zuverlässiger Rathgeber für dahin Auswandernde jeden Standes. Mit der Karte. 1stes Heft. Iserlohn, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19—22; Nr. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni, in Nr. 32 und 33.)

57. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Geh.
    Premier cours. 6me édition. 1854. 8 Ngr.
    Second cours. 4me édition. 1854. 10 Ngr.
    Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

58. ———, **Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.** Traduction des thèmes français. Premier et second cours. In-8. Geh. 5 Ngr.

59. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. Geh.
    First course. 6th edition. 1854. 10 Ngr.
    Second course. 5th edition. 1854. 12 Ngr.
    Third course. 1854. 10 Ngr.

    Zu dem ersten und zweiten Cursus erschien:

    A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Second edition. 8. 1853. 5 Ngr.

60. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** Einundzwanzigstes und zweiundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.
    21. **Das Planetensystem der Sonne**, von **J. H. Mädler.**
    22. **Das Kochsalz**, von **P. A. Bolley.**

    Die früher erschienenen Bändchen enthalten:
    1. Unsterblichkeit, von H. Ritter.
    2. Der gestirnte Himmel, von J. H. Mädler.
    3. Das Mikroskop, von O. Schmidt.
    4. Die Bibel, von F. A. D. Tholuck.
    5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Hohl.
    6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin.
    7. Deutschland, von H. A. Daniel.
    8. Die Lebensversicherungen, von E. S. Unger.
    9. Sonne und Mond, von J. H. Mädler.
    10. Das Slawenthum, von M. W. Heffter.
    11. Das Gold, von R. F. Marchand.
    12. Schutzzoll und Handelsfreiheit, von O. Hübner.
    13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
    14. Die Telegraphie, von L. Bergmann.
    15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer.
    16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freiherr von Biedenfeld.
    17. Die deutsche Hansa, von F. W. Barthold.
    18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettziech-Beta.
    19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn.
    20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rank.

    Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

61. **Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Vierter und fünfter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

    Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. **Frederike Bremer** schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in **Nordamerika** und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht blos von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

62. ———, **Skizzen aus dem Alltagsleben. Das Haus** oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr.

    Die **vollständige** Ausgabe von **Frederike** Bremer's Schriften besteht aus 20 Theilen und kostet 6 Thlr. 20 Ngr.; unter besondern Titeln werden einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

    Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen — Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Sommerreise.** Zwei Theile. — **Leben im Norden. Morgen-Wachen.**

    Bei **elegant gebundenen** Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

63. **Cholevius (C. L.), Geschichte der deutschen Poesie** nach ihren antiken Elementen. Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

    Ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Gervinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von **Cholevius** (auf zwei Theile berechnet) wird eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllen, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe — noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Ueber viele wichtige Punkte gibt der Verfasser ebenso neue als gründliche Aufschlüsse, wie es ihm z. B. gelungen ist, die Quellen von einem großen Epos des Mittelalters zu entdecken, denen bisjetzt Niemand auf die Spur gekommen. **Rosenkranz**, der das Manuscript des (in Königsberg lebenden) Verfassers gelesen, erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde.

64. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertunderstes bis hundert-undsechstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erschienene (Band 1—13) ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

65. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Achtzehntes bis zwanzigstes Heft (Schluß des zweiten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

66. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundelftes und hundertundzwölftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Noch etwa drei Bände werden erfoderlich sein, um in dem Werke ein **vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitlebens** hinzustellen, sodaß dasselbe im Ganzen **zwölf Bände** umfassen und demnach bis Ende 1855 in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

67. **Cotta (B.), Deutschlands Boden**, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. In zwei Abtheilungen. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und vier Tafeln. 8. Geh. 5 Thlr.

Mit der soeben ausgegebenen zweiten Hälfte liegt dieses Werk, eine höchst wichtige Bereicherung der naturwissenschaftlichen Literatur, nunmehr **vollständig** vor. **Bernhard Cotta**, einer der ausgezeichnetsten deutschen Geognosten, macht hier den ganz neuen Versuch, den wichtigen **Einfluß des innern Erdbaus auf das Leben der Völker** nachzuweisen, indem er **Deutschlands Boden** in dieser Beziehung schildert. Schon die erste Hälfte dieses Werks hat die größte Aufmerksamkeit erregt und die darin niedergelegten überraschenden neuen Forschungen, die Wichtigkeit derselben für die Nationalökonomie, Statistik, Ethnographie, Geographie, Heilkunde, Strategie u. s. w., sind durch die öffentlichen Blätter, z. B. die augsburger Allgemeine Zeitung, dem deutschen Publicum ausführlich mitgetheilt worden. Nicht mit Unrecht hat man das Werk eine „Physiologie der Erde, zunächst Deutschlands" genannt, und in einer Kritik heißt es darüber: „Was Ritter durch seine plastische, Humboldt durch seine rationelle physikalische Geographie der Nationalökonomie und der angewandten Naturwissenschaft sind; was später Dove und Zamminer durch ihre Meteorologie, Liebig, Stöckhardt u. A. in der Chemie, Schleiden in der Botanik, Reden in der Statistik: das ist Cotta mit diesem geologischen Werke geworden, und in mancher Hinsicht noch mehr, weil er näher am Bau der Fundamente steht, auf welchem jene Meister weiterbauen können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 16. November 1854.

Die Poesie der orientalischen Frage.

Histoire de la Turquie par *A. de Lamartine*. Erster Band. Paris 1855. *)

Man wird versucht, es fast für ein literarisches Verhängniß zu halten, daß die „orientalische Frage", dieser Brennpunkt der europäischen Politik und der schlagendsten Interessen der Gegenwart, auch der schriftstellerischen Thätigkeit höherer und niederer Sphären die Schleußen auf eine Weise geöffnet hat, welche die Welt mit einer Ueberflutung ganz eigenthümlicher Art bedroht.

Schon geht dieser Strom geistiger Producte, ohne gerade sehr in die Tiefe einzudringen, in eine unermeßliche Breite. Es wird dereinst eine Riesenarbeit sein, ihn wieder in das natürliche Bett wissenschaftlicher Ruhe und Gediegenheit zurückzudrängen und die überschwemmten Fluren von all dem Unrath zu reinigen, den er dort schon abgesetzt hat und noch absetzen wird. Wie schwer wird es da werden, das reine, fruchtbringende Element historischer Wahrheit und geläuterter Erkenntniß von dem trüben Wasser des Vorurtheils, der Entstellung, der Parteileidenschaft zu sichten und abzuklären!

Denn nicht nur hat sich die publicistische Parteispeculation in allen ihren Richtungen, von der Schroffheit „altenglischer" bis zu dem gewundenen Wesen „neupreußischer Politik", mit aller Kraft, mit unverwüstlicher Ausdauer und wahrem Heldenmuthe seit zwei Jahren vorzugsweise auf dieses Gebiet geworfen, es ist auch sonst beinahe kein Interesse geistiger oder materieller Natur mehr übrig, welches nicht in den Gesichtskreis dieser orientalischen Frage hineingezogen worden wäre. Sie ist, ein allgemeiner Tummelplatz der verschiedensten Ansichten, Wünsche, Bestrebungen und Hoffnungen, in der That bereits von allen Seiten berührt, erwogen und ausgebeutet worden. Handel und Industrie, Religion und geistige Entwickelung des europäischen Lebens, unter dem bedingenden Einflusse der großen politischen Momente, welche dabei ins Spiel kommen, sind in die Schranken getreten, um ihr Vorrecht bei der bevorstehenden so ersehnten endlichen Lösung dieser weltgeschichtlichen Frage geltend zu machen. Warum sollte es da nicht gestattet sein, sie auch einmal von ihrer poetischen Seite aufzufassen?

Sie dürfte vielleicht die anziehendste sein, wenn wir sie auch, an sich von weniger praktischem Gewinn, in mancher Beziehung für die gefährlichste halten möchten. Für gefährlich halten wir diese poetische Seite der orientalischen Frage, weil sie am meisten dazu gemacht ist, Begriffe und Vorstellungen dem Bereiche der Ruhe, Klarheit und Nüchternheit zu entrücken, welche die Auffassung und Beurtheilung so großartiger und tiefeingreifender politischer Verhältnisse vor allem verlangen. Und dennoch sind wir weit entfernt, auch ihre volle Berechtigung bestreiten zu wollen.

Wer könnte wol leugnen, daß sich durch die Geschichte des Osmanischen Reichs, an die sich die Vergangenheit und die Zukunft der orientalischen Frage knüpfen, ein hochpoetisches Element hindurchzieht, welches sie fast auf die Höhe einer riesenhaften weltgeschichtlichen Tragödie erhebt?

Zuerst jenes großartige, heldenmäßige Auftreten des Volks der Osmanen, vor dessen siegreichen Waffen so viele Staaten und Nationen in Nichts zerrinnen; die Entstehung und Bildung eines so ungeheuern Reichs auf ihren Trümmern, getragen und gehalten durch eine Reihe der hervorragendsten Charaktere, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat; dann diese wechselnden und schwankenden Geschicke, welche, gleich einer rächenden Nemesis, dasselbe Reich in einem Jahrhunderte währenden Todeskampfe jeden Augenblick wieder dem Untergange zuzuführen drohen; der Jammer und das Elend, in dem es so dahinsiecht, um sich am Ende, gewaltig aufgeregt durch die überwiegende Macht europäischer Staatsinteressen, doch wieder zu erheben: das Alles gibt, wenn man ins Einzelne gehen will, gewiß eine Anzahl lebensvoller Bilder, von denen die leicht erregbare Phantasie eines

*) Eine Uebersetzung dieses Werks erscheint unter dem Titel: „Geschichte der Türkei, von Alphonse von Lamartine. Deutsch von Johannes Nordmann" (Wien, Wallishausser, 1854). Von den 18 Lieferungen, aus denen laut dem Prospect das Ganze bestehen soll, liegen uns bisjetzt die beiden ersten vor. D. Red.

poetischen Geistes tief ergriffen und mit fortgerissen werden mag.

Es scheint, daß Lamartine in einem Augenblicke, wo Aller Gedanken und Erwartungen nach dem Oriente gerichtet sind, sich dergleichen Eindrücken nicht entziehen konnte. Während wir ihn noch ganz damit beschäftigt glaubten, die Thätigkeit der Constituirenden Versammlung in ein poetisches Gewand zu kleiden, drängt es ihn, die Welt mit einer „Histoire de la Turquie" zu überraschen, wovon uns soeben bereits der erste Band in gewohnter stattlicher äußerer Ausstattung zugegangen ist.

Diesmal ist der so fruchtbare Verfasser aufrichtig und naiv genug, es selbst sogleich einzugestehen, daß es ihm vorzüglich um die poetische Behandlung seines Gegenstandes zu thun ist. „Bei so wunderbaren Erzählungen", schließt er seine Vorrede, „ist nicht der Geschichtschreiber Poet, der Gegenstand selbst wird zur Poesie." Klio soll also abermals den Pegasus besteigen, um sich mit der phantasiereichen Gewandtheit, die ihr Lamartine bis zu vollendeter Meisterschaft angelernt hat, auf den keineswegs immer geebneten Gefilden osmanischer Geschichte umherzutummeln.

Es wäre mithin ungerecht und unbillig, wenn man bei der Beurtheilung dieses Werks einen andern Maßstab anlegen wollte, als der ist, welchen uns der Verfasser selbst in die Hand gibt. Wir finden hier Lamartine ganz wieder auf der schwindelnden Höhe poetisch-politischer Phantasiespiele, auf welcher die kalte, nackte, thatsächliche Wahrheit so oft dem blendenden Glanze der Gedanken und der Worte weichen muß. Man weiß, bis zu welcher geistreichen Koketterie Lamartine gerade diese Kunst der Darstellung historischer und politischer Verhältnisse ausgebildet hat. Sie ist so recht eigentlich die Domäne seines Talents und seines Charakters, welcher mehr in der Befriedigung einer gewissen Eitelkeit des geistigen Schaffens als in kritischer Sichtung und Schärfe des Urtheils Genüge sucht und Nahrung findet.

Sind dergleichen Eigenschaften schon an sich verführerischer Natur, so werden sie in ihrem Misbrauche nur um so gefährlicher, sobald es sich um so brennende Fragen und so verwickelte Verhältnisse handelt wie im vorliegenden Falle. Denn hier gilt es nicht blos vergangene Zeiten in dem einnehmenden Gewande poetischer Auffassung dem tiefern Blicke historischer Einsicht zu entziehen, es kommen dabei die ernstesten Beziehungen auf die Gegenwart, die hoffnungsreichsten Anfoderungen an die Zukunft in Betracht, welche mit ihrem thatsächlichen Gewicht gegen den leichten Zauber glänzender Rede und blendender Gedanken gar schwer in die Wagschale fallen.

Lamartine hat dies keineswegs verkannt, und eben deshalb sagt er vieles Wahre und Treffende, wenn er sich auch ebenso wenig über seinen Parteistandpunkt erheben kann, wie er dazu gemacht ist, den Glanz seiner Darstellung von der überwältigenden Macht der Thatsachen beherrschen zu lassen. In dieser Beziehung liegt der Kern seines Werks eigentlich schon ganz in der Vorrede, die er diesem ersten Bande vorausgeschickt hat. Sie ist ein politisches Pamphlet, bei der wir für jetzt schon deshalb etwas verweilen wollen, weil sie uns am besten darüber aufklären kann, wie dieser poetische Geist die große politische Frage des Tags auffaßt und zur Folie seiner Darstellung der Geschichte der Osmanen machen will. Lamartine bemerkt gleich zu Anfang:

Wenn Europa von der gegenwärtigen Krisis des Osmanischen Reichs nicht ergriffen ist, so muß es wenigstens ihr seine Aufmerksamkeit zuwenden. Die Stunde hat geschlagen, wo man sagen muß, was diese Osmanen vormals waren, was sie jetzt sind und was sie bald werden können, nachdem sie in seinen Augen seit den Zeiten der Kreuzzüge durch religiöse Antipathien entstellt worden sind. Diese Antipathien fallen von Jahrhundert zu Jahrhundert vor den Interessen der Civilisation, der Racen und der Schwankungen des Erdballs. Die Völker werden fortan nicht mehr im Himmel die Motive suchen, auf dieser Erde sich zu hassen und sich gegenseitig umzubringen. Sie fragen sich nicht mehr einander, ob sie Buddhisten, Hebräer, Muselmänner, Christen, Katholiken, Schismatiker, dem Ritus der römischen Kirche oder dem Aberglauben der Chinesen zugethan sind; sie fragen sich, ob sie leben, gerecht, tolerant, tapfer, redlich, voll Vaterlandsliebe und fähig sind, auf dem Erdkreis den Platz zu behaupten, den ihnen die Jahrhunderte bei der von der Vorsehung angeordneten Vertheilung der Länder angewiesen haben; sie fragen sich, ob sie im Stande sind, den Strich des Landes oder der See, der ihnen zugetheilt ist, gegen die drohende und allgemeine Usurpation einer andern Race zu vertheidigen, ob sie Kraft besitzen, gegen die Ueberflutung einer erobernden Race einen Damm zu bilden, einer Race, die man entweder in ihrem Bett zurückhalten oder der man feig Länder, Meere, Nationalitäten, Hauptstädte, Religionen, die Civilisation, die Freiheit und den Welthandel preisgeben muß.

Man sieht nun schon, wo Lamartine damit hinaus will. Er fährt fort:

Auf diese Fragen antwortet die Türkei durch ihren Heldenmuth, Europa durch die einstimmige Erhebung seines Bewußtseins. Nein, Europa ist nicht so weit gesunken, daß es sich der Allmacht Rußlands fügen sollte, wie man sich einem Fluche des Geschicks unterwirft. Der Norden hat sich, indem er aus seinen Ufern tritt, in der Zeit getäuscht. Die Türkei ist noch nicht todt, und der Occident wird, vorsichtig und entschlossen, im Oriente jene Vertheilung der Länder und jene Unabhängigkeit der Racen vertheidigen, welche, wenn man sie bei einem einzigen Volke aufgeben wollte, bald bei uns selbst vernichtet werden würden.

Das führt dann den Verfasser zu der Behauptung, daß der Occident sich bisher in den Osmanen getäuscht habe und folglich gegen sie ungerecht gewesen sei, namentlich zur Zeit der Erhebung Griechenlands. Damals hätten vor Allen zwei Dichter, Châteaubriand in Frankreich und Byron in England, denen er sich selbst als nicht minder ungerecht gegen die Osmanen beigesellt, die Schuld auf sich geladen, „einen Kreuzzug der Meinung gegen die Osmanen zu predigen", und er fügt sogleich hinzu:

Da täuschten wir uns mit der Welt. Man hätte Griechenland vielleicht beschützen und föderalisiren sollen, ohne es ganz von seinem osmanischen Centralpunkt loszureißen und ohne das Reich zu zerstückeln, welches den Orient und den Occident gegen die moskowitische Invasion deckt. Die ungerechte und so entsetzliche Feuersbrunst von Navarin war für Rußland ein Freudenfeuer. Es kündigte im voraus das von Sinope an.

Wir lassen es dahingestellt sein, ob Sultan Mah-

mud wirklich den Blick in die Zukunft seines Reichs that, welcher ihn, so meint Lamartine, bis zu einer prophetischen Ahnung erhoben habe, die sich jetzt erfüllen solle. Niemand wird aber leugnen, daß die orientalische Frage in dem Stadium, in welches sie jetzt eingetreten ist, ihren Brennpunkt in dem Satze findet, welchen Lamartine zur Grundlage seiner weitern Betrachtung macht:

Rußland an der Stelle der Türkei!... Das ist es, wo Frankreich, England und Europa jetzt zu wählen haben.

Da bleibt aber keine Wahl; man wird mit der Entscheidung nicht einen Augenblick zögern.

Sie steht mit Zügen, welche für Frankreich und Europa Tod und Leben in sich fassen, auf der Erde und auf dem Meere geschrieben. Entweder muß das Osmanische Reich an seinem Platze bleiben oder Frankreich den seinigen verlieren. Das sagt Frankreich, das sagt England, das sagen Asien, Afrika, Spanien, Italien; selbst Oestreich wird das sagen, weil es sonst, wenn es unbeweglich bliebe, bald das Opfer einer Herrschsucht werden würde, die ihm den Hof macht, um es dann auch seinerseits zu erdrücken.

Von diesem Standpunkte aus schildert Lamartine die Regeneration des Osmanischen Reichs seit den Verträgen von 1815, welche es aufs neue zu einem integrirenden Theile des europäischen Staatenverbandes machten, in fast zu rosenfarbenem Lichte. Das Osmanische Reich theilte nach seiner Meinung nicht das gewöhnliche Schicksal sinkender Reiche; seine Verkleinerung hatte nicht auch zugleich seinen Verfall zur Folge; es civilisirte, es europäisirte sich (il s'européanisait). Die Vernichtung der Janitscharen, „le coup d'état le plus héroique et le plus légal de toute l'histoire moderne", war der Anfang seiner Erhebung.

Die Vorurtheile und der Fanatismus wurden mit den Leichen der Janitscharen zu Grabe getragen. Das Osmanische Reich sollte seinen Peter den Großen haben, nachdem es seine Strelitzen gehabt!

Hatte Sultan Mahmud seinen großen Beruf richtig erkannt, so war die Politik Frankreichs, welche ihm nicht nur in Griechenland und bei Navarin, sondern noch mehr im Jahre 1840 durch eine unüberlegte Unterstützung Mehemed-Ali's die größten Hindernisse in den Weg legte, ebenso unbegreiflich als unverzeihlich.

Sultan Mahmud erlag unter den Schlägen seines Misgeschicks und der falschen Politik Frankreichs; sein Sohn Abdul-Medschid empfing die Herrschaft des Reichs in der Wiege unter günstigern Auspicien.... Noch nie schien ein junger Souverän durch Geburt, Charakter, ja selbst durch sein Aeußeres mehr dazu bestimmt zu sein, ein Reich auf friedlichem Wege wiederherzustellen.

Und um nun diese Ansicht zu rechtfertigen, entwirft Lamartine, nach eigener Anschauung, mit jener immerhin etwas gezierten Feinheit der Charakteristik ein Bild von dem jungen Monarchen, welchem das Interesse des Augenblicks, selbst wenn es etwas zu poetisch aufgefaßt und gehalten sein sollte, einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Sultan Abdul-Medschid — so schilderte ihn Lamartine schon vor mehren Jahren — ist ein junger Mann von 26—27 Jahren und einem etwas gereiftern Aussehen, als sein Alter mit sich bringt. Seine Gestalt ist groß, fein und wohlgebildet. Er trägt seinen Kopf mit jener zugleich anmuthigen und edeln Beweglichkeit, welche die Länge des Halses der griechischen Büste des jungen Alexander gibt. Seine Gesichtszüge sind regelmäßig, seine Stirn ist hoch, er hat blaue Augen, bogenförmige Augenbrauen, wie die kaukasischen Racen, eine gerade Nase und feingezeichnete, etwas geöffnete Lippen; sein Kinn, diese Basis des Charakters in dem menschlichen Gesicht, ist fest und schließt sich gut an; das Ganze seiner Erscheinung macht mehr einen einnehmenden als einen imposanten Eindruck; man fühlt, daß man einen Mann vor sich hat, welcher eher geliebt als gefürchtet sein will; in seinem Blicke liegt eine gewisse Furchtsamkeit der Bescheidenheit, auf seinem Munde etwas Melancholie, in seiner Haltung eine gewisse vorzeitige Abgespanntheit; man sieht, daß dieser junge Mensch vor der Zeit gedacht und gelitten hat. Aber was sein ganzes Wesen beherrscht, ist eine ernste und nachdenkende Empfindsamkeit. Man sagt sich: dieser Mann trägt etwas Gewichtiges und Heiliges in seinem Gedanken und er ist sich des Gewichts und der Heiligkeit seiner Last bewußt. In seinem Ausdruck ist weder Jugend noch Leichtsinn; es ist das Bild mehr eines jungen Oberpriesters als eines jungen Souveräns. Dieses Antlitz flößt ein gewisses Mitleiden ein. Man denkt wider Willen: da ist ein Mann mit der höchsten Gewalt bekleidet, der jung, schön, allmächtig ist und ohne Zweifel groß, aber nie frei, nie ohne Sorgen, nie glücklich sein wird. Man beklagt und liebt ihn zugleich, denn in seiner Größe ist er sich zugleich seiner Verantwortlichkeit bewußt. Es ist einem Jeden in seinem Reiche gegönnt glücklich zu sein, nur ihm nicht. Der Thron hat sich seiner in der Wiege bemächtigt.... Ich fühlte mich durch diese mit Majestät gepaarte Melancholie bewegt, angezogen, ergriffen.... Wie sehr möchte man nicht den Herrn der Könige und der Völker anrufen, daß es dem Sultan beschieden sein möchte, Europa und den Orient, die mohammedanische und die christliche Welt in Duldung und Einigkeit miteinander zu verbinden, wie er sie offenbar vereinigt in seinem Herzen trägt.... Es genügt nicht, daß man gut, groß, jung und Souverän sei, man muß auch von seinem Jahrhundert verstanden, geliebt und unterstützt werden. Abdul-Medschid ist dies Alles. Möge der Himmel in ihm die vierzig Millionen Menschen, die Länder, die Meere, die Inseln, die Berge, die Flüsse segnen, die von ihm abhängen!

Was war nun das Verbrechen dieses unschuldigen, friedlich gesinnten Fürsten, welcher an nichts dachte, als seine Völker zu civilisiren und zu beglücken, fragt Lamartine weiter, als Rußland sich unterfing, ihn in seinem eigenen Palaste nicht durch einen Gesandten, nein durch einen Proconsul zu verhöhnen und diesen Hohn durch eine Armee und eine Flotte zu unterstützen, welche seine Schiffe zerstörte und seine Häfen in Brand steckte? Sein Verbrechen bestand nur darin — und hier führt Lamartine Worte an, die Abdul-Medschid selbst gesprochen haben soll —

daß er die politische, bürgerliche und religiöse Lage der Mohammedaner und der Christen aller Bekenntnisse in seinem ganzen Reiche so auf gleichen Fuß setzen wollte, daß unter den Gesetzen des Sultans fortan nur noch ein und dasselbe Volk von verschiedenen Racen und Religionen leben sollte; er wollte, mit einem Worte, alle diese Fragmente von Nationen, welche den Boden des Osmanischen Reichs bedecken, durch soviel Unparteilichkeit, Milde, Gleichheit, Toleranz nationalisiren, daß jedes dieser Völker es für die Sache seiner Ehre, seines Gewissens und seiner Sicherheit halten muß, das Seinige dazu beizutragen, daß das Reich in einer Art monarchischer Conföderation, unter den Auspicien des Sultans, erhalten werde.

In der That sei auf dieser Bahn geistiger und materieller Wiedergeburt des Osmanischen Reichs schon viel erlangt worden; nirgends sei die Gewissensfreiheit größer

als in der Türkei; auch habe die ganze Welt an dem Gelingen des großen Werks, welchem sich Abdul-Medschid gewidmet, den lebhaftesten Antheil genommen, vorzüglich auch deshalb, weil sie in der Befestigung und der militärischen Regeneration des Osmanischen Reichs eine Vorhut, einen Damm gegen die allgemeine Ueberflutung Rußlands erblickt habe.

Dabei erfahren wir nun, daß das auch der Hauptgesichtspunkt war, von welchem Lamartine bei seiner orientalischen Politik selbst ausging, als er „während eines Sturms berufen war, über den auswärtigen Interessen Frankreichs zu wachen". Schon damals schrieb er an den französischen Gesandten zu Konstantinopel:

Rufen Sie keineswegs den Krieg zwischen Rußland und der Türkei hervor; suchen Sie die osmanische Regierung von jedem Angriffe auf die Russen abzulenken; sollte aber Rußland es wagen, die allgemeine Erschütterung Europas dazu zu benutzen, das Osmanische Reich anzugreifen oder zu bedrohen, so sagen Sie dem Sultan, daß Frankreich der pflichtgemäße Bundesgenosse der Türkei ist, und daß er zu seiner Vertheidigung nicht nur über die Flotte, sondern auch über die Armeen Frankreichs wie über die seinigen verfügen kann. Sollte der Fall eintreten, daß Rußland das Osmanische Reich mit Krieg überziehen wollte, so ist die gewisse, weil natürliche Allianz die Tripelallianz zwischen Frankreich, England und dem Osmanischen Reiche.

Ob vorzüglich diese Worte, welche Rußland wohl vernommen habe, dasselbe damals vermocht, wie Lamartine behaupten will, unbeweglich zu bleiben, können wir füglich dahingestellt sein lassen. Es habe seitdem nur auf den Vorwand gelauert, den längst vorbedachten „grand meurtre" auszuführen. Und da habe nun wieder Frankreich den Fehler begangen, sehr zur Unzeit die sogenannte Frage der heiligen Orte wieder in Anregung zu bringen,

diese diplomatische Kinderei, welche müßige Unterhändler von Zeit zu Zeit zu ihrem Vergnügen in Bewegung setzen, wenn sie eben nicht wissen, was sie thun sollen, vorzüglich aufgehetzt durch einige italienische oder spanische Mönche, welche mit einigen byzantinischen Mönchen um den Vorsitz in ewigem Hader liegen.

Habe Frankreich in diesem Punkte noch zu rechter Zeit nachgegeben, weil „man doch um eines diplomatischen Vorrechts und einer klösterlichen Häkelei willen den Weltfrieden nicht auf das Spiel setzen könne", so sei dies freilich ganz und gar nicht im Sinne Rußlands gewesen. Es sei sogleich weiter gegangen und habe ganz einfach nichts Geringeres verlangt, als daß der Sultan auf seine Unabhängigkeit und Souveränetät verzichten und den Zar als Collegen seiner Herrschaft anerkennen solle. Die zwölf Millionen griechische Unterthanen im Osmanischen Reiche, das wäre Rußlands Absich gewesen, hätten fortan zwei Herren haben sollen, einen blos dem Namen nach zu Konstantinopel und einen in Petersburg, einen russischen Papst, welcher mit den Waffen in der Hand an der Spitze von 700,000 Mann seine souveränen Bullen über dem Haupte des Divans verkündet hätte.

Auf diesem Wege wäre ja aber der Sultan nur der Vasall des Zaren, der Spott der übrigen Souveräne geworden. Tausend mal besser wäre es da gewesen, lieber gleich gänzlich zu abdiciren und mit den Osmanen nach den Thälern Ikoniums oder auf die Steppen der Tatarei zurückzugehen. Aber nein, es gab etwas Besseres zu thun! Man appellirte an die Gerechtigkeit, an den Unmuth Europas, man griff zu den Waffen, um in der Vertheidigung der Ehre seiner Race, seines Namens, seines Volks, seiner Rechte, der Unabhängigkeit und der Würde aller Throne, die in dem seinigen bedroht waren, zu siegen oder zu sterben. Das habe der Sultan seit zehn Monaten zum Erstaunen und zur Verwunderung der Welt gethan.

Rußland hat durch das Uebermaß des Hohns und der Ungerechtigkeit die osmanische Nation wachgerufen. Die Entrüstung hat aus einem Volke, welches man im Fatalismus verkommen glaubte, ein Volk von Patrioten und Kriegern gemacht. Dieses Volk huldigt freilich dem Fatalismus, aber es huldigt ihm nach Art der Helden, es macht sich sein Geschick!... So vertheidigt geht ein Reich nicht unter. Rußland glaubte ein Volk zu Grabe zu tragen, es hat es auferweckt. Und durch ein Wunder, welches unserer Zeit vorbehalten war, erhebt selbst die katholische Christenheit ihre Wünsche für die Osmanen, verlangt selbst der Liberalismus für einen Sultan zu kämpfen. Denn die Türken kämpfen jetzt in der That für das Christenthum, sie vertheidigen an den Ufern der Donau die Freiheit des Weltalls.

Diese auf thatsächliche Wahrheit gegründete Darstellung leidet nur an dem großen Fehler, daß sie Vergangenheit und Zukunft des Osmanischen Reichs etwas zu sehr idealisirt. In der Wirklichkeit stehen und machen sich die Dinge doch anders. Hat man sich vielleicht in frühern Zeiten dadurch an dem osmanischen Volke vergangen, daß man es mit zu großer Geringschätzung behandelt und beurtheilt hat, so verfällt man jetzt in einen nicht minder gefährlichen Irrthum, wenn man von ihm Erwartungen erregt, welchen es wenigstens nicht in dem Maße zu entsprechen im Stande sein dürfte, wie es theilnehmende Begeisterung an die Wirkungen einer allerdings tiefeingreifenden Krisis legt.

Ein gegenseitiges Aufgehen von Racen und Nationalitäten in der Einheit einer alle gleich beglückenden Regierung, wie es Lamartine denken, wünschen und für möglich halten mag, ist aller historischen Erfahrung zuwider und wird wol auch in Zukunft eine Chimäre bleiben. Denn die tieferliegenden Elemente, welche am Ende das geistige Sein zweier Welten bedingen, die so lange Zeit miteinander im Kampfe waren, bleiben doch dieselben. Sie werden sich vielleicht selbst mit noch größerer Kraft wieder geltend machen, sobald die Gefahren vorüber sind, die in diesem Augenblicke ausgleichend und versöhnend wirken. Dann wird abermals ein Kampf beginnen, dessen Ausgang für die Geschicke dieses Reichs mindestens ebenso entscheidend sein wird wie die Krisis, in welche es jetzt durch auswärtige Interessen und Verwickelungen versetzt worden ist, die seinem innern Leben doch etwas ferner liegen.

Auch Lamartine kommt am Ende darauf zurück, daß das auswärtige Interesse in der gegenwärtigen orientalischen Krisis eigentlich das vorherrschende sei. Er faßt es schließlich in der Frage zusammen: „Soll es Rußland

erlaubt sein, in einem Jahrhundert, welches den Frieden will, willkürlich und ungestraft der ganzen Welt den Krieg zu erklären?" Man kann sich leicht denken, wie er diese Frage beantwortet. Er unterläßt natürlich nicht, dabei auch einen scheelen Blick auf die bisherige orientalische Politik der deutschen Großmächte zu werfen, die er mit gar scharfen Worten geißelt.

Unmöglich könne und werde man, selbst in Deutschland, dulden, daß Rußland seine schon unverhältnißmäßige Macht durch die Unterjochung des Osmanischen Reichs noch so vergrößere, daß 130 Millionen Menschen in einer despotischen Hand vereinigt seien, um 120 Millionen anderer damit zu unterdrücken. Was würden da das Schwarze Meer, die Donau, das Adriatische Meer, Konstantinopel, das Mittelmeer, Frankreichs Seemacht, selbst Deutschland werden? Vielleicht würde es blos England beschieden sein, sich frei zu erhalten; nur würde es jeden Augenblick zu gewärtigen haben, daß eine russische Macht, wie vor Zeiten die Alexander's, sich über Indien ergösse, um den 200 Millionen Menschen, welche jetzt unter britischen Gesetzen leben, einen neuen Herrn zu geben.

Und wie steht es dabei endlich um die Interessen der Civilisation? Lamartine will das russische Volk nicht geradezu für Barbaren erklären. Er hält es im Gegentheil für ebenso civilisirt, bildungsfähig und empfänglich wie jedes andere Volk des Occidents. Der Unterschied liegt blos in der Verschiedenheit der Civilisationen, ihrer Principien, ihrer Elemente und ihrer Zwecke:

> Die russische Civilisation ist der Gehorsam, die unserige ist das Raisonnement.... Die Russen veredeln die Sklaverei und vergöttlichen sie in dem Beherrscher, der sie ihnen auferlegt, wir aber beten die Freiheit an, indem wir sie dem Vaterlande unterordnen.... Sie blicken auf die Vergangenheit, wir nach der Zukunft.

Würde mithin Rußland die Vorherrschaft gewinnen, so wäre es um Alles geschehen, was sich an das Princip der europäischen Civilisation des Abendlandes, die Freiheit knüpft. Lamartine schließt diese seine einleitenden Betrachtungen:

> Die Türkei ist die Vorhut der Freiheit Europas. Wünschen wir uns Glück dazu, in einem Volke, welches man für todt hielt, ein Volk gefunden zu haben, welches noch voll Leben ist, und schreiben wir seine Geschichte entweder als das Wahrzeichen seiner Wiedergeburt oder als die Inschrift auf unserm eigenen Grabe.

Wir sind weit entfernt, Lamartine den Beruf abstreiten zu wollen, eine solche Geschichte des Osmanischen Reichs zu schreiben oder zu dichten. Denn er folgt dabei den sehr ehrenwerthen Regungen seines Talents in einem Augenblicke der Begeisterung, dem unwiderstehlichen Drange seines Geistes, welchen wir völlig freie Berechtigung zugestehen. Wir werden niemals wegen Eigenschaften von ihm Rechenschaft verlangen, die er nicht besitzt und noch weniger sich geben kann, die wir aber für die Grundbedingungen einer wirklich historischen Darstellung halten: ernstern Sinn für Wahrheit, tieferes Eindringen in das Wesen geschichtlicher Verhältnisse, kritische Sichtung und Beherrschung des Stoffs.

Lamartine gibt uns am Ende seiner Einleitung auch eine schon sehr unkritische Uebersicht der Quellen, welche er bei seiner Arbeit benutzt hat oder noch benutzen wird. Es versteht sich fast von selbst, daß es nur abgeleitete, keine ursprünglichen sind, aus denen sich freilich nicht so leicht mit dieser liebenswürdigen poetischen Selbstgefälligkeit schöpfen läßt. Es ist ein gar wunderliches Gemisch älterer und neuerer Werke, aus dem wir schon im voraus soviel abnehmen können, daß wir hier, freilich in dem reizenden Gewande poetischer Einkleidung, sehr viele der Fehler und Irrthümer wiederfinden werden, welche höhere Wissenschaftlichkeit und gesundere Kritik schon längst von diesem Gebiete verwiesen haben.

Auch beruft sich Lamartine auf seine eigenen Anschauungen und Erfahrungen, die er auf seinen Reisen in dem Oriente zu sammeln Gelegenheit hatte. Er gesteht selbst ein, daß sie in ihm nicht die „Fähigkeit", aber die „Leidenschaft" hervorgerufen haben, Eindrücke wiederzugeben, welche zehn Jahre seines Lebens auf das lebhafteste beschäftigt. Im Interesse geläuterter Einsicht würde wol zu wünschen sein, daß sich diese Leidenschaft nicht bisweilen zu Ausbrüchen hinreißen lasse, welche der reinern Wissenschaftlichkeit seines Werks leicht Abbruch thun dürften.

Wie es scheint, ist dasselbe auf sechs Bände berechnet. Wir fürchten aber, daß der Verfasser damit am Ende ziemlich ins Gedränge kommen wird, vorausgesetzt, daß er seine Arbeit in derselben Weise consequent durchführen will, wie sie in diesem ersten Bande begonnen worden ist. Denn hier ist von eigentlich osmanischer Geschichte noch gar keine Rede. Der poetische Geist Lamartine's hat nicht widerstehen können, sich vorerst nach Wohlgefallen auf den blumenreichen Gefilden der Urgeschichte des Mohammedanismus zu ergehen. Da ist er so recht eigentlich in seinem Elemente. Ohne irgend etwas Neues zu geben, führt er uns nochmals das Leben des Propheten und seiner nächsten Nachfolger in jenem reizenden Gewande dichterischer Auffassung vor, welches den Leser fast immer in einem wohlthuenden Traume zwischen Roman und Wirklichkeit zu erhalten weiß. Da besitzt Lamartine eine vollendete Meisterschaft, die wir für solche Dinge sehr wohl gelten lassen. Durch das Ganze weht jener orientalische Duft, welcher ganz dazu geeignet ist, uns in dieser Welt großartiger Phantasiegebilde erst recht heimisch zu machen. Jedermann, der für solche Darstellungen überhaupt empfänglich ist, wird das gewiß gern lesen. Hier nur noch eine Probe, wie Lamartine den Charakter Mohammed's auffaßt (S. 145):

> Die Geschichtschreiber können sich nicht genug gegen jene Beschuldigungen von Betrug verwahren, welche Sektengeist und Unwissenheit von fern über Männer ergießen, welche in allen Jahrhunderten dem Ausdruck des menschlichen Geistes eine neue Gestalt verliehen haben. Heuchelei ist keine Kraft des Menschen, es ist eine Schwäche. Die Maske wird sich immer von irgend einer Seite zeigen. Große Heuchler sind große Komödianten, aber niemals große Menschen. Wahrer, aufrichtiger Enthusiasmus ist der einzige Hebel, stark genug, um die Erde in die Höhe zu heben; aber damit dieser He-

bei seine ganze Kraft habe, muß ihm vor allem der Glaube eines enthusiastischen, unerschütterlichen und überzeugten Geistes zum Stützpunkt dienen. So erscheint uns der Prophet der Araber immer mehr unter dem Wechsel seiner religiösen Lehren: als ein Ueberspannter aus Ueberzeugung, ein Seher in gutem Glauben, ein politischer Enthusiast, dem aber sein Enthusiasmus die ganze Klarheit seines Genies ließ.

Und weiter hin (S. 281):

Sein Leben, sein insichgekehrtes Wesen, seine heldenmüthigen Blasphemien gegen den Aberglauben seines Landes, die Kühnheit, womit er der Wuth der Götzendiener Trotz bot, die Standhaftigkeit, womit er sie 15 Jahre zu Mekka ertrug, seine Flucht, sein unablässiges Lehren, seine Kriege mit so ungleichen Kräften, sein Vertrauen im Glück, seine übermenschliche Sicherheit im Misgeschick, seine Langmuth im Siege, sein Ehrgeiz, der nur der Idee, nicht der Herrschaft galt, sein unaufhörliches Gebet, sein mystischer Verkehr mit Gott, sein Tod und sein Triumph jenseit des Grabes: dies Alles spricht für mehr als einen bloßen Betrug, es beweist eine Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung gab ihm die Macht, ein Dogma wiederherzustellen, welches zweifacher Natur war: das Dogma der Einheit Gottes und das Dogma der Immaterialität des göttlichen Wesens. Philosoph, Redner, Apostel, Gesetzgeber, Krieger, Eroberer von Ideen, Wiederhersteller rationeller Dogmen, eines Cultus ohne Bilder, Begründer von 20 irdischen Reichen und einem himmlischen Reich — das war Mohammed! Welcher Mensch war wol auf allen Staffeln, nach welchen man die Größe des menschlichen Wesens mißt, je größer? Nur Der war größer, welcher vor ihm dasselbe Dogma, zugleich aber auch eine reinere Moral lehrte, der nicht das Schwert gezogen, um das Wort, diese einzige Waffe des Geistes, zur Geltung zu bringen, der sein Blut hingegeben, anstatt das seiner Brüder zu vergießen, und der Märtyrer wurde, anstatt Eroberer zu sein. Aber diesen haben die Menschen für zu groß gehalten, um ihn mit dem Maßstabe der Menschen zu messen, und wenn ihn seine menschliche Natur und seine Lehre zum Propheten gemacht hat, so haben ihn seine Tugend und seine Opfer selbst unter den Ungläubigen zum Gott erhoben!

Wir wollen für jetzt den in dieser Weise mit ziemlich wortreicher Weitschweifigkeit ausgesponnenen Faden mohammedanischer Geschichten nicht weiter verfolgen. Lamartine schneidet ihn in diesem Bande selbst schon, noch ehe er die Osmanen erreicht, bei dem Seldschukiden Algarslan ab. Wir werden vielleicht Gelegenheit finden, ihn später da wieder aufzunehmen, wenn uns der Fortgang des Werks, welcher bei der unermüdlich schaffenden Kraft des Verfassers nicht lange auf sich warten lassen wird, in den Stand setzt, uns über die Behandlung der osmanischen Heldengeschichte in diesem poetischen Gewande ein noch bestimmteres Urtheil zu bilden.

Johann Wilhelm Zinkeisen.

Die neuesten Schriften von A. von Sternberg.

1. Selene von A. von Sternberg. Berlin, Schröder. 1853. 16. 22½ Ngr.
2. Die Ritter von Marienburg. Von A. von Sternberg. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 4 Thlr.
3. Das stille Haus. Eine Erzählung für Winterabende von A. von Sternberg. Berlin, Decker. 1854. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Die Nachtlampe. Gesammelte kleine Erzählungen, Sagen, Märchen und Gespenstergeschichten von A. von Sternberg. Zwei Bändchen. Berlin, Decker. 1853—54. 16. 2 Thlr.

Wenn einmal der Tag kommt, wo Hr. von Sternberg Rechenschaft darüber abzulegen hat, wie er mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewirthschaftet, so wird er wenigstens von dem Vorwurf, es unfruchtbar im Schoos der Erde vergraben oder „im Schweißtuch behalten" zu haben, sicher sein können; denn noch hat wol Niemand sein Capital so reichlich auszumünzen verstanden als er. Wäre nur nicht die Masse der von ihm emittirten Valuta gar zu sehr auf Kosten ihres innern Gehalts erzielt worden, und hätten nur die unter seinem Namen laufenden Papiere noch denselben guten Curs wie früher. Leider werden sie aber schon jetzt mit bedeutendem Mistrauen aufgenommen, und man kann es dem Publicum nicht verdenken; denn der blendende Silberüberzug der Münzen ist von Jahr zu Jahr dünner und durchsichtiger geworden und die Flut der Papiere ist allgemach so hoch gestiegen, daß sich ein reeller Fonds darunter kaum noch entdecken läßt. Es ist dies in der That zu beklagen. Sternberg ist ganz unstreitig von der Natur mit einem sehr anerkennungswerthen Talent ausgestattet. Er besitzt eine bewegliche Phantasie, eine scharfe Beobachtungsgabe und versteht, was er aus sich oder seiner Umgebung geschöpft, mit Leichtigkeit zu verarbeiten, zusammenzustellen und zu einem meist anziehenden und unterhaltenden, zuweilen sogar künstlerisch gegliederten Bilde zu gestalten. Hiermit verbindet er ein lebendiges Interesse an den gerade die Zeit bewegenden Fragen in politischer wie in religiöser, in socialer wie in literarischer und künstlerischer Beziehung und er versteht diese Fragen mit Geschick in den Kreis seiner belletristischen Thätigkeit hineinzuziehen, nicht ohne Urtheil darüber zu discutiren und sich nicht selten sogar zu einer freiern Welt- und Lebensanschauung zu erheben, als sie sonst in den Kreisen, welchen er angehört, gefunden zu werden pflegt. Diesen Eigenschaften, sowie den Vortheilen, die ihm die bevorzugte sociale Stellung darbot, hat er denn auch den glücklichen Erfolg seiner frühern Productionen und den wenn nicht ganz reinen, doch weit verbreiteten und gern vernommenen Klang seines Namens zu verdanken, und was auch die strengere Kritik an seinen Werken mochte auszusetzen haben, sie konnte nicht umhin, in ihm einen geist- und talentvollen Vermittler der Literatur und der haute volée anzuerkennen, und man mußte ihm dafür umsomehr Dank wissen, als zwischen beiden Sphären eine beklagenswerthe gegenseitige Bemistrauung und Befremdung um sich zu greifen drohte.

Bis zu einem gewissen Grade ist nun Sternberg noch jetzt im Besitz dieses Rufs; doch ist derselbe schon seit Jahren bedeutend erschüttert worden, und diejenigen seiner neuesten Arbeiten, mit denen wir es hier zu thun haben, sind gerade nicht geeignet, ihn aufs neue zu befestigen; denn sie tragen sämmtlich mehr oder minder den Stempel solcher Erzeugnisse, wie sie aus einer bereits erschöpften, nur noch durch künstliche Reizmittel in Gang zu bringenden Productivität hervorzugehen pflegen. Wie es zeugungskräftige Naturen nicht selten treiben, so ist auch Sternberg mit seiner Jugendkraft mehr als leichtsinnig umgegangen; es steht also nicht zu verwundern, wenn der Strom seiner Phantasie nach und nach spär-

licher zu fließen beginnt und wenn er, deß ungewohnt, zur Befriedigung des ihm unentbehrlich gewordenen Bedürfnisses allerhand Stimulantia zu Hülfe nimmt. Hierzu kommt noch, daß er im Strudel der Weltereignisse auch den gerade ihm zur Basis dienenden Boden unter den Füßen verloren hat. Die eigentliche Quintessenz und geheime Zauberkraft der Sternberg'schen Muse bestand eben darin, daß sie zu einer Zeit, wo die Aristokratie zwar schon vielfach angefochten, aber doch noch unerschüttert war, bei entschiedener Festhaltung des aristokratischen Wesens dennoch in übermüthiger Weise mit dem Liberalismus liebäugelte und so den aristokratischen Formen zugleich den Schein eines tiefern Inhalts und einer über alle Vorurtheile sich erhebenden Weltanschauung verlieh. Mit diesem Halbliberalismus war es natürlich 1848 ein mal für alle mal vorbei, ja es konnte auch nach der Restauration nichts wieder damit angefangen werden, da Volk und Adel gleich mistrauisch dagegen geworden waren. So sah sich also Sternberg der Welt und den Zeitverhältnissen gegenüber plötzlich in eine durchaus schiefe Stellung gebracht, es mußte ihm zum Bewußtsein kommen, daß ihm für die Welt, so wie sie war, die rechte Auffassung fehle, und so blieb ihm denn kaum etwas Anderes übrig, als gerade dem Gebiete, auf welchem er sich bisher mit besonderm Glücke bewegt hatte, zu entsagen und sich aus den Sphären des unmittelbaren wirklichen Lebens in die dunkeln Regionen einer phantastischen und dämonischen Welt zu flüchten, um sich hier mit fast schrankenloser Frivolität der Ideen einer nihilistischen Weltansicht zu entledigen.

In diesem Geiste sind sämmtliche der oben verzeichneten Schriften geschrieben. Sie liefern alle den Beweis, daß der Verfasser mit den gewöhnlichen Mitteln nichts mehr anzufangen weiß. Statt wirklicher Menschen agiren darin zum großen Theil übernatürliche Schattengestalten und Phantome; statt der Verwickelungen und Bezüge, aus denen sich das eigentliche Leben zusammensetzt, begegnen uns hier tollkühn und wahnwitzig zusammengewürfelte Combinationen, wie sie nur ein mit Opium erhitztes Gehirn auszuhecken vermag; statt einer leitenden, das Ganze zusammenhaltenden Idee von irgendeinem sittlichen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Gehalt finden wir als innersten Kern und Keim all dieser Hirngespinnste nichts als das verzweifelt-humoristische Glaubensbekenntniß, daß alle Tugend, Wahrheit und was sonst noch dem Menschen groß und erstrebenswerth dünkt, eine leere Chimäre sei.

Am offensten und unverhohlensten spricht sich dieser Gedanke in „Selene" aus, ja er wird in einem Vorwort geradezu als der Mittelpunkt dieser Geschichte, als der Satz, der durch sie bewiesen werden soll, hingestellt. Es gebe, heißt es hier, eine Pein, die jeden Tropfen unsers Bluts austrockne, jede Faser unsers Gehirns zerreiße; es sei dies der Zweifel an der Echtheit und Zulänglichkeit Dessen, was wir Tugend nennen.

Du hast 80 Jahre in dem frommen und heiligen Bewußtsein gelebt, daß du mit allen Kräften deines Wesens und mit der inbrünstigsten Liebe der Tugend gedient hast, und siehe, es ist ein Wahn gewesen. Das Laster hat nie aufgehört dein Herz zu beherrschen; was du Dienst der Tugend nanntest, war nichts als ein Schatten, den der erste Strahl der Wahrheit fliehen macht. Versuche es einmal wahrhaft tugendhaft zu werden, und du wirst entdecken, daß dein ganzes Wesen Ohnmacht ist, daß das Bild der Tugend, die in deinem Herzen lebt, nur ein lächerliches Fratzenbild gewesen, mit dem du gespielt und dich 80 Jahre hindurch getäuscht! O, was sind nun deine Kämpfe, betrogene Seele? Warum, da eine reine, eine wahre, eine aufrichtige Tugend nie zu erreichen ist, warum jenem Scheinbilde die gewissen Seligkeiten des Lebens opfern? Die *gewissen* Seligkeiten! Denn es ist gewiß zu genießen; es ist gewiß, daß das Herz erfreut wird, indem wir unsern Leidenschaften fröhnen, unsere Begierden befriedigen, unsere Wünsche realisiren. Es ist gewiß, daß, wenn die wahre echte Tugend unerreichbar ist, wir nicht die Zeit verlieren dürfen, Seifenblasen in die Luft zu schicken, daß wir überallhin die Arme ausstrecken müssen, um nur recht viel saftige Früchte zu pflücken, deren Genuß unsern Gaumen kitzelt, unsere Sinne trunken macht. O, es ist gewiß, daß diese helle, goldige Erde uns glücklich machen kann, bis auf den letzten Schritt, den wir auf ihr machen.

So spreche der Gott der Welt gegenüber dem zertretenen, gestürzten, geschändeten Bilde der Tugend. Aber welche Marter komme der gleich, die ein Herz empfinde, das diesen Weg gehen müsse, diesen Weg von dem äußersten Enthusiasmus und der Glut für Tugend bis zur eisigsten Resignation und bis zum Cultus der Sinnenlust. Und jede ernste Prüfung Dessen, was man für Tugend halte, müsse zu jenem Resultate führen. Es gebe zwar eine Tugend, aber es sei unmöglich zu ihrem Besitze zu gelangen, solange man unter diesen Bedingungen der Existenz stehe, und das sei — obschon ganz aus der Ferne die Osterglocken der Versöhnung zu hören seien — kaum minder trostlos als eine gar nicht vorhandene Tugend.

Das sind die Glaubenssätze, deren Wahrheit durch diese Geschichte bewiesen werden soll — in der That trostlos und entmuthigend genug, wenn der Beweis wirklich gelänge. Aber er ist Gottlob! diesmal ziemlich schwach ausgefallen. Schon Selene, die Tugendheldin der Geschichte, deren Tugend hier als nicht probehaltig erwiesen werden soll, macht von vornherein gar nicht den Eindruck, daß man sie als eine vollgültige Repräsentantin der Tugend gelten lassen möchte; denn die wahre Tugend macht von sich nicht so viel Redens und treibt am wenigsten förmliche Koketterie mit sich, wie es hier geschieht. Selene ist also schon in der ersten Anlage bloße Scheintugend, und es hat daher gar nichts Verwunderliches, wenn sie in der ihr aufgelegten Prüfung nicht besteht. Dann aber diese Prüfung, wie steht sie mit Dem, was der Verfasser beweisen will, geradezu im Widerspruch! Es soll gezeigt werden, daß der Mensch unter diesen, d. h. den einmal bestehenden Verhältnissen an der Tugend nicht festzuhalten vermöge, und unter welchen Verhältnissen läßt der Dichter seine Tugendheldin fallen? Unter solchen, die nicht nur nicht bestehen und nicht bestehen können, sondern die mit dem Wesen des Menschen geradezu unverträglich sind, die den Menschen zu einem allmächtigen Gott oder Teufel machen und die

mithin auch den Begriff der Tugend, der nothwendig eine Beschränkung voraussetzt, von vornherein aufheben. Selene fällt nämlich, weil ihr von einem dämonischen Priester, der sie in seine Macht bekommen will, die Kraft verliehen wird, jeden ihrer Wünsche auf der Stelle durch ihren bloßen Willen, ohne daß irgend Jemand davon erfährt, zur Realisation zu bringen, und weil sie diesen absolut-unbeschränkten Willen nach und nach zu immer sündlichern Handlungen misbraucht. Hiermit soll nun bewiesen sein, daß der Mensch seine Begierden nur bekämpfe, solange er es des Scheins oder seiner Ohnmacht wegen müsse, daß also alle Tugend aufhören würde, wenn er frei und ohne Scheu vor Entdeckung sündigen dürfe, während damit offenbar nur soviel dargethan ist, daß es ein Unsinn sein würde, in einem und demselben Wesen menschliche Begierden und göttliche Allmacht zu vereinigen, zumal wenn dieses Wesen so beschränkten Geistes ist wie diese Selene, die nicht einmal einsieht, daß sie ja bei solcher Allmacht nur zu wünschen braucht, nie etwas der Tugend Widerstrebendes zu wollen, um ein mal für alle mal sicher zu sein, daß sie die ihr auferlegte Prüfung bestehen werde. Ueberhaupt erscheint diese tugendhafte Selene in Rücksicht auf den Gebrauch, welchen sie von der ihr verliehenen Gabe macht, merkwürdig bornirt, z. B. wenn sie ihre Schülerin von ihrer Liebe zu einem Papagai nicht anders als dadurch zu befreien weiß, daß sie das unschuldige Object dieser Liebe durch die Kraft ihres Willens tödtet, statt unmittelbar auf die Neigung ihrer Freundin einzuwirken. Schon um deswillen hat die ganze Entwickelung, durch die Selene immer mehr von der Tugend dem Laster zugeführt wird, durchaus nichts Nothwendiges und man gewinnt durch die Geschichte höchstens die Ueberzeugung, daß ein solches Tugendideal, wie es hier der Verfasser aufstellt, allerdings ohne innern Halt und Bestand ist. ist. Der Glaube an die Ausdauer der echten und wahren Tugend kann aber durch solche willkürliche, auf den widersprechendsten Voraussetzungen beruhende Combinationen durchaus nicht wankend gemacht werden.

Nicht einen so directen, wenigstens nicht so theoretisch planmäßigen Angriff auf die Tugend enthalten „Die Ritter von Marienburg", ja sie führen sogar in gewissem Sinne umgekehrt den Beweis, daß ein in seinem Keime reines und dem Guten zugewandtes Gemüth troß aller Verführungen und Anfechtungen der Tugend wenigstens insoweit treu zu bleiben vermag, als es Herr seines Bewußtseins und seines Willens ist. In diesem Betracht hat also dieser Roman einen entschieden sittlichern Grundgedanken als jene Erzählung. Aber die Ausführung! Indem der Verfasser darauf ausgeht, den Unschuldsglanz seines jungen Helden so recht auf dunkelstem Grunde zu malen, all die Verlockungen und Gefahren zu zeigen, denen er auf seinem Tugendpfade ausgesetzt war, und die heißen Kämpfe des Herzens und Blutes zu schildern, die er mit sich und seinen sinnlichen Begierden durchzumachen hatte, führt er den Leser nach und nach durch alle möglichen Regionen der Sündlichkeit und des Lasters und rollt vor ihm eine Reihe bald üppiger und verführerischer, bald cynischer und burlesker Bilder mit einer Unverblümtheit und Ungenirtheit auf, daß man nicht weiß, ob man darin den Gipfel der Frivolität oder eine an Freiherrn von Sternberg wenigstens höchst bewunderungswerthe Naivetät erblicken soll. Und nicht blos in die Mysterien der Fleischessünden wird man hier eingeweiht, nein, welche Gräuel und Frevel nur immer die finstere Zeit des Mönchs- und Ritterthums in ihren unterirdischen Verstecken und Schlupfwinkeln, in ihren Zauber- und Herenküchen, in ihren Kerkern und Burgverließen, in ihren Folter- und Marterkammern verborgen haben mag, der Leser lernt sie mit Schaudern und Haarsträuben hier alle kennen und wird hoffentlich — was ganz gewiß der vom Verfasser allein beabsichtigte Effect sein würde — auf ewige Zeiten einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle im Finstern schleichende Unzucht, Roheit und Lasterhaftigkeit gewinnen. Wie in „Selene", so genügt auch hier dem Verfasser der Haushalt der natürlichen Kräfte nicht, sondern er setzt abermals allerhand über- oder untermenschliche, dämonische Gewalten und Maschinerien in Bewegung, so jedoch, daß sie hier nicht sowol als willkürliche Erfindungen, sondern als angemessene Ingredienzien der von ihm geschilderten Zeit erscheinen. Als reines Zeitgemälde betrachtet, bringt denn überhaupt dieser Roman Manches, was seine ethischen und ästhetischen Sünden entschuldigt oder wenigstens mildert, obschon ihm auch in diesem Betracht der Charakter der Leichtfertigkeit und Frivolität anklebt, der erst gegen das Ende, wo Johannes Huß in die Geschichte eingeführt wird, einer etwas ernstern und solidern Behandlung Platz macht.

Gerade das Umgekehrte muß über „Das stille Haus" gesagt werden. Diese Erzählung fängt mit einem trefflich angelegten und in meisterhaft ruhigem Humor ausgeführten Eingange an, dergestalt, daß sich das Talent Sternberg's hier wieder in seiner vollen Kraft zeigt und man wieder zu ihm Vertrauen gewinnt. Aber schon mit dem sechsten Abschnitt, wo er zum ersten mal die Scene wechselt, geräth er auf Abwege, verliert sich aus dem Gebiet des Geheimnißvollen und Räthselhaften in die bodenlose Sphäre des schlechthin Unmöglichen und Chimärischen und führt uns nun durch ein wüstes Gewirr so outrirter und bis zur Albernheit barocker Nacht- und Nebelgestalten und der zwischen ihnen bestehenden wahnwitzigen Verwickelungen, daß man zuletzt am Ganzen kein anderes Interesse weiter nimmt als jenes, zu erfahren, worauf zuletzt all der Unsinn hinausläuft; denn

> Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
> Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Und etwas gedacht mag sich denn auch Sternberg immerhin dabei haben; jedenfalls aber dürfte er im Irrthum sein, wenn er etwa hofft, es werde sich die Welt eine interessante Aufgabe daraus machen, hinter seinen vertrackten Bildern und verschrobenen Lineamenten eine tiefe geheime Weisheit zu suchen; denn auch der Unsinn will, wenn er diesen Reiz ausüben soll, seine ganz be-

sondere Gestaltung haben, man muß von ihm wie Polonius von Hamlet's Wahnwitz sagen können: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode!" man muß, wie dies überall bei den mystisch-bizarren Dichtungen Goethe's der Fall ist, von vornherein ein unbedingtes Vertrauen zur ernsten, tiefern Tendenz des Dichters hegen. Von alle Dem ist aber hier keine Spur, ja selbst da, wo der Verfasser eine ernste Miene annimmt und auf tiefere Ideen hinzudeuten sucht, wird man nicht davon ergriffen, sondern sieht es nur als das zufällige Product einer augenblicklichen Laune oder als eine Selbstbeschwichtigung infolge des moralischen Katzenjammers an, der nach einer Vergeudung der geistigen Productionskraft ebenso gut einzutreten pflegt als nach einem liederlichen Verbrauch der physischen Kräfte.

Einen ähnlichen Charakter wie die bisher besprochenen Arbeiten Sternberg's tragen nun im Allgemeinen auch die kleinen Bilder und Erzählungen, welche zusammen die beiden Bändchen der „Nachtlampe" füllen.*) Mit wenigen Ausnahmen, wohin namentlich die ebenso zart und sinnig als neu und genial ausgeführte Erzählung „Der Bilderkalender meiner Großtante" gehört, sind auch sie hyperphantastische Gebilde, theils Hoffmann'sche Nachtstücke in Callot'scher Manier, theils wunderliche, caricaturartig hingeworfene Humoresken, die sich sämmtlich als Erzeugnisse einer allzu schlaffen und sich nachlässig gehen lassenden oder einer künstlich gespannten und sich übernehmenden Production darstellen. Daß sich in ihnen wie in den hier angezeigten Producten Sternberg's überhaupt neben den Fehlern und Auswüchsen, die wir an ihnen gerügt, auch unverkennbare Spuren seines Talents finden, daß namentlich die graziöse Leichtigkeit, mit der er seine Gedanken concret gestaltet, in der Erzählung fortschreitet, Reflexion und Handlung aufs gefälligste miteinander verbindet, sich eigentlich nirgends verleugnet und den Leser gar leicht besticht und verführt, ihm als einem „ungezogenen Liebling der Grazien" Manches zugute zu halten, soll hiermit durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Trotzdem haben wir geglaubt, das strenge Urtheil über ihn nicht zurückhalten zu dürfen, einerseits um der Kunst und Sittlichkeit willen, gegen die nicht ungerügt gefrevelt werden darf, andererseits im Interesse seiner selbst; denn wenn er nicht etwa gegen die Stimmen einer zwar rücksichtslosen, aber doch wohlwollenden Kritik taub und ihm blos an dem Beifall einer nach absonderlichen Reizmitteln haschenden Menge gelegen sein sollte, wird es ihm hoffentlich noch möglich sein, sich wieder solidern Schöpfungen zuzuwenden und sein schönes Talent in würdigerer Weise auszubeuten, und in diesem Fall wird ihm der Dank und die Anerkennung Derer, die das Schöne auch im leichtern Gewande zu schätzen wissen, nicht entgehen können. **Adolf Zeising.**

*) Ein drittes Bändchen, welches seit Abfassung dieser Kritik erschienen ist, enthält das Drama „Gisella" und „Scenen und Gruppen aus der Gesellschaft", leicht hingeworfene Gespräche, in welchen der Verfasser Thorheiten, Bosheiten und Lächerlichkeiten der vornehmen Gesellschaft geißelt. Daß übrigens die Gesammtrichtung und die Gesammtelemente der Zeit einen literarischen Charakter wie Sternberg zu dem Standpunkt hindrängten, bei dem er jetzt und namentlich in der „Selene" angelangt ist, finden wir nicht unbegreiflich und selbst als Zeitsymptom beachtenswerth. D. Red.

Eine naturwissenschaftliche Prophezeiung.

Ein von Helmholtz, Professor der Physiologie an der Universität Königsberg, gehaltener und bereits im zweiten Abdruck erschienener Vortrag „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik" (Königsberg 1854) führt uns in populär-wissenschaftlicher Weise die neuesten Ergebnisse der Stoff- und Kraftlehre vor, begnügt sich aber nicht damit, die gegenwärtige Oekonomie der Natur zu beleuchten, sondern zieht auch Folgerungen daraus für die Zukunft, die uns fast erschrecken könnten, wenn wir nicht erstens den Trost hätten, daß wir diese Zukunft nicht mehr erleben werden, und zweitens nicht noch Grund genug vorhanden wäre, die Richtigkeit jener Folgerungen zu bezweifeln.

Der Verfasser weist zuerst die Unmöglichkeit des so lange gesuchten perpetuum mobile nach. „Es gibt durch die ganze Reihe der Naturprocesse keinen Cirkelweg, um ohne entsprechenden Verbrauch von Stoff mechanische Kraft zu gewinnen." Er zeigt dies besonders an dem Beispiel eines speculativen Amerikaners, der ein perpetuum mobile entdeckt zu haben vorgab und die industrielle Welt Europas dadurch in Aufregung setzte. Die Sache ist nämlich folgende: Versetzt man den Magnet einer magnet-elektrischen Maschine (dem Publicum sind die magnet-elektrischen Maschinen mehrfach als Mittel zur Behandlung der rheumatischen Krankheiten und Lähmungen bekannt geworden) in schnelle Umdrehung, so erhält man kräftige Ströme von Elektricität. Leitet man diese durch Wasser, so zersetzen sie das Wasser in seine beiden Bestandtheile Wasserstoffgas und Sauerstoffgas. Durch Verbrennung des Wasserstoffs entsteht wieder Wasser. Geschieht diese Verbrennung nicht in atmosphärischer Luft, von der das Sauerstoffgas nur den fünften Theil ausmacht, sondern in reinem Sauerstoffgase, und bringt man in die Flamme ein Stückchen Kreide, so wird dieses weißglühend und gibt das sonnenähnliche Drummondsche Kalklicht. Gleichzeitig entwickelt die Flamme eine sehr bedeutende Wärmemenge. Unser Amerikaner wollte nun die durch elektrische Zersetzung des Wassers gewonnenen Gasarten in dieser Weise verwerthen und behauptete bei ihrer Verbrennung hinreichende Wärme erhalten zu haben, um eine kleine Dampfmaschine damit zu heizen, welche ihm wiederum seine magnetische Maschine trieb, das Wasser zersetzte und sich so ihr eigenes Brennmaterial fortdauernd selbst bereitete. Dies wäre allerdings, sagt der Verfasser, die herrlichste Erfindung von der Welt gewesen, ein perpetuum mobile, welches neben der Treibkraft auch noch sonnenähnliches Licht erzeugte und die Zimmer erwärmte. Ausgesonnen war die Sache nicht übel, aber sie erwies sich zuletzt doch nur als eines der vielen Märchen, an denen das fabelhafte Amerika reich ist. Gelänge es in dem Sinne, wie jener Amerikaner gethan zu haben vorgab, durch mechanische Kräfte chemische, elektrische oder andere Naturprocesse hervorzurufen, welche auf irgend einem Umwege, aber ohne die in der Maschine thätigen Massen bleibend zu verändern, wieder mechanische Kräfte und zwar in größerer Menge erzeugten, als zuerst angewendet waren, so könnte man einen Theil der gewonnenen Kraft anwenden, um die Maschine in Gang zu erhalten und den Rest der Arbeit zu beliebigen andern Zwecken zu benutzen. Es käme nur darauf an, in dem verwickelten Netze von Wechselwirkungen der Naturkräfte, von mechanischen Processen ausgehend, irgend einen Cirkelweg durch chemische, elektrische, magnetische, thermische Processe wieder zu mechanischen zurückzufinden, der mit endlichem Gewinne von mechanischer Arbeit zurückzulegen wäre, so wäre das perpetuum mobile gefunden. Aber einen solchen Cirkelweg gibt es eben, wie der Verfasser nachweist, nicht.

Doch was schadet es, wird vielleicht mancher Leser fragen, daß wir kein perpetuum mobile zu schaffen vermögen? Ist nicht die Natur ein perpetuum mobile, erhält sie sich nicht ewig, ohne von einem äußern Uhrmacher aufgezogen zu werden, durch die Wechselwirkung ihrer eigenen Stoffe und Kräfte in Gang? Hat nicht Moleschott den ewigen Kreislauf der Natur nachgewiesen?

Hören wir daher nun die Folgerungen unsers Verfassers. Er leugnet nicht, daß das Naturganze einen Vorrath wirkungsfähiger Kraft besitzt, welcher in keiner Weise weder vermehrt noch vermindert werden kann; aber er theilt den gesammten Kraftvorrath des Weltganzen in zwei Theile. Der eine davon ist Wärme und muß Wärme bleiben, der andere, zu dem ein Theil der Wärme der heißern Körper und der ganze Vorrath chemischer, mechanischer, elektrischer und magnetischer Kräfte gehört, ist der mannichfachsten Formveränderungen fähig und unterhält den ganzen Reichthum wechselnder Veränderungen in der Natur. Und nach dieser Theilung fährt er dann fort: „Aber die Wärme heißer Körper strebt fortdauernd durch Leitung und Strahlung auf die weniger warmen überzugehen und Temperaturgleichgewicht hervorzubringen. Bei jeder Bewegung irdischer Körper geht durch Reibung oder Stoß ein Theil mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Theil wieder zurückverwandelt werden kann; Dasselbe ist in der Regel bei jedem chemischen und elektrischen Processe der Fall. Daraus folgt also, daß der erste Theil des Kraftvorraths, die unveränderliche Wärme, bei jedem Naturprocesse fortdauernd zunimmt, der zweite der mechanischen, elektrischen Kräfte fortdauernd abnimmt; und wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physischen Processe überlassen wird, wird endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weitern Veränderung erschöpft, dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprocesse von jeder nur möglichen Art eintreten. Auch das Leben der Pflanzen, Menschen und Thiere kann natürlich nicht weiter bestehen, wenn die Sonne ihre höhere Temperatur und damit ihr Licht verloren hat, wenn sämmtliche Bestandtheile der Erdoberfläche die chemischen Verbindungen geschlossen haben werden, welche ihre Verwandtschaftskräfte fodern. Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein."

Man sieht, der Verfasser kommt von der Leugnung des perpetuum mobile zuletzt zu der Behauptung eines perpetuum immobile, worein sich die Natur verwandeln werde. Das perpetuum bleibt, aber das mobile geht verloren. Ein ewiges Gleichgewicht soll an die Stelle der jetzigen Ungleichheit der Kräfte treten. Dieser monströse Gedanke läßt sich aber schon ohne alle physikalischen Kenntnisse, rein a priori widerlegen. Könnte jemals eine solche völlige Ausgleichung der Naturkräfte, welche die Natur zu ewiger Ruhe und ewigem Stillstand verdammt, eintreten, warum, muß man sich alsdann fragen, ist sie nicht schon längst eingetreten, da ja die Zeit eben so nach der Vergangenheit wie nach der Zukunft hin unendlich ist, es also wenigstens an Zeit zur Ausgleichung bisher nicht gefehlt haben kann? Sodann: wie stellt sich der Verfasser die jetzige Ungleichheit und die daraus hervorgehende Spannung der Kräfte, die das Leben der Natur ausmacht, vor? Hält er sie für entstanden oder für ewig? Ist der ursprüngliche Zustand der Natur Ruhe oder Bewegung?

Ruhe kann er nicht sein, denn aus der ursprünglichen Ruhe könnte in alle Ewigkeit keine Bewegung hervorgehen. Ist aber die Natur von Anfang an eine bewegte, so läßt sich wiederum nicht einsehen, wie sie jemals in Ruhe und Stillstand übergehen sollte. Was die Bewegung hervorbringt, die Ungleichheit und Spannung der Naturkräfte gegeneinander, das wird sie unsers Erachtens auch in alle Ewigkeit erhalten. War von jeher die Wärme der Stoffe eine ungleiche, so wird sie auch in alle Ewigkeit, trotz ihres Strebens nach Ausgleichung, eine ungleiche sein und bleiben. Denn aus völligem Gleichmaß und Gleichgewicht — wenn man sich diese als ursprünglichen Weltzustand vorstellt — kann keine lebendige und bewegte Welt hervorgehen, und eine von Ewigkeit bestehende, ungleichmäßige und ungleich gewichtige Welt kann nicht eines Tages in Ruhe und Stillstand versinken.

Will die Physik sich künftig vor abenteuerlichen und monströsen Behauptungen hüten, so darf sie es ferner nicht verschmähen, von den Ergebnissen der Philosophie Notiz zu nehmen. Den Thatsachen ihr Recht, aber auch den daraus gezogenen Folgerungen die ihnen gebührende philosophische Controle. 43.

Militärliteratur.

Das Cadettenbuch. Darstellungen aus dem Kriegs- und Soldatenwesen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von H. Leemann. Mit 24 lithographirten Abbildungen in Tondruck. Leipzig, Weber. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In der Schweiz bestehen schon seit langer Zeit in vielen Gemeinden, von diesen freiwillig organisirt, bewaffnete Knabencorps. Bereits im 15. Jahrhundert nehmen geordnete Knabenscharen in Bern an feierlichen Aufzügen theil, so beim Empfange Kaiser Sigismund's 1414, so bei der Heimkehr der Eidgenossen nach der Schlacht von Granson 1476. Bewaffnete Knaben erscheinen bestimmt zum ersten male 1584 zu Ehren einer züricher Gesandtschaft, ebenfalls in Bern, das einer frühen kriegerischen Ausbildung der Jugend besondere Aufmersamkeit schenkte. Seitdem hat sich diese Einrichtung, für welche sich die ausgezeichnetsten Militärs interessirten, in der Schweiz weiter verbreitet, sodaß bewaffnete Knabencorps in mehr als 30 Orten bestehen. Die männliche Schuljugend soll dadurch für die Volkswehr, der schweizerischen Militärverfassung entsprechend, frühzeitig herangebildet und ein kriegerischer Geist in ihr entwickelt werden. Es sind Knaben vom zehnten bis sechzehnten Jahre, welche meist freiwillig eintreten, an manchen Orten aber auch dazu gezwungen sind; sie werden (von den Aeltern) als Füsiliere, Grenadiere, Jäger, Voltigeurs u. s. w., selbst hier und da als Artilleristen uniformirt, erhalten Armatur und Bewaffnung von den Gemeinden und exerciren dann jährlich vom Frühling bis zum Herbst an mehren Abenden der Wochentage. Nicht allein die Handgriffe werden ihnen beigebracht, sondern sie exerciren auch im Feuer, halten scharfe Schießübungen, lernen das Tirailliren wie den Felddienst und führen förmliche Manoeuvres aus. Zuweilen vereinigen sich die Corps mehrer Cantone zu größern Uebungen und Festen, so 1851 in Baden 1552 Knaben in zwei Brigaden von zwei Bataillonen, jedes eine Jäger- und vier Füsilircompagnien stark, wobei sich vier Abtheilungen Artillerie mit sieben Geschützen und drei Musikcorps befanden. Man sieht, die Sache hat Ernst und Bedeutung gewonnen und ist den dortigen Wehrverhältnissen durchaus von Nutzen.

Diese bewaffneten Knabenscharen werden in der Schweiz Cadettencorps genannt. Die Cadetten der monarchischen europäischen Staaten, welche nur aus gebildeten Familien, nicht aus der Gesammtheit der lieben (also auch der barfüßigen Straßen-) Jugend hervorgehen und ausschließlich für den Offizierstand erzogen und gebildet werden, möchten allerdings jenen jungen Republikanern schwerlich die Parität als Kameraden zugestehen.

Für die schweizer Cadetten ist das vorliegende „Cadettenbuch" bestimmt, der Verfasser widmet es ausdrücklich seinen Jugendfreunden und ehemaligen Kameraden im lenzburger Cadettencorps, hat auch im Texte vorzugsweise schweizerische Verhältnisse und Interessen im Auge. Das Werk verdient allerdings wegen seines trefflichen Inhalts eine weitere Verbreitung, ist aber wol für die Gesammtheit der Knaben, aus denen verhältnißmäßig doch nur wenige zu Führerstellen kommen, nicht ganz geeignet. Nach dem Titel erwartet man Bilder aus dem Soldatenleben, Beispiele von Heldenthaten, Vaterlandsliebe und Aufopferung, geeignet, jugendliche Gemüther zu

begeistern und zur Nacheiferung zu entflammen. Das „Cadettenbuch" enthält aber, ein paar Lebensläufe großer Männer ausgenommen, einen kurzen Abriß der Geschichte des Kriegswesens. Diese, wenn sie wirklich Nutzen bringen soll, verlangt jedoch gründliche militärische Kenntnisse, daher sie der Regel nach keinen Gegenstand des Elementarunterrichts in den Kriegswissenschaften bildet, sondern erst auf höhern Militärbildungsanstalten Offizieren vorgetragen wird. Der Verfasser hat zwar eine populäre, faßliche Sprache gewählt, auch Erklärungen gegeben, aber es bleibt in der Masse des Stoffs noch Viel, das jenen Cadetten unverständlich, folglich nicht ansprechend und der großen Masse höchst überflüssig ist. Was soll dem Handwerker, Hirten und Jäger, der im Bundesauszug als Gemeiner eingeschrieben ist, die Kenntniß vom Kriegswesen der alten Orientalen, Griechen und Römer? Wird er die Entwickelung der Kriegskunst verstehen und würdigen und welchen Nutzen daraus ziehen? Freilich gehen dort die Führer auch aus der Masse hervor, aber diese mögen erst, wenn sie es geworden, sich die höhern militärischen Kenntnisse erwerben; ein verfrühtes Anstreben erzeugt nur Oberflächlichkeit und verdorbene Genies und kann nur getadelt werden. Der Berichterstatter spricht aus Erfahrung, die er während seines langjährigen Wirkens im Militärbildungswesen gesammelt hat.

Die Form des „Cadettenbuch" erinnert an Campe's „Robinson", wenn nicht gar an „Vater Gutmann", und ist demnach für ein sehr junges Publicum berechnet, das noch in primitiver Naivetät Geschmack daran finden kann. Leider verschwindet diese Kindlichkeit bei unserer Jugend nur allzu früh. Lassen wir aber die Form und wenden uns zu dem trefflichen Inhalte. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, dem jugendlichen Gemüthe des Knaben, der schon im zartesten Alter vorwiegendes Gefallen am Waffenspiele und Kriegswesen findet, das Ehrenvolle, Ritterliche und wirklich Ersprießliche des letztern einzuprägen. Gewiß ein ehrenvolles Ziel!

Das Werk ist in drei Bücher getheilt. Das erste Buch bespricht den Unterricht der Jugend in militärischen Dingen in Form einer Geschichte, wie in einem Schweizerstädtchen durch einen Commandanten Brav ein Cadettencorps organisirt und stufenweis ausgebildet wird, wie er die Jugend zum Waffendienst anleitet und ihr, nachdem der erste Unterricht einigermaßen vorgeschritten, eine von „sinnigen und hochherzigen" Frauen gestickte Fahne übergibt, dann auch die Offizier- und Unteroffizierstellen bleibend besetzt und endlich zu Felddienstübungen schreitet: Alles ganz zweckmäßig und praktisch. Von seinen Zöglingen dann wiederholt mit Bitten um Erzählungen und Belehrungen über die Kriegsgeschichte bestürmt, gibt er diesem Ansuchen nach. Aber hier scheint Kriegsgeschichte und Geschichte des Kriegswesens als gleichbedeutend angenommen zu sein, was doch keineswegs der Fall ist. Der Commandant gibt nämlich nur eine Skizze der letztern. Diese füllt das zweite Buch. Es ist in folgende Abschnitte getheilt: „Aelteste Kriegseinrichtungen, vom Ursprunge des Kriegs und der Wehreinrichtungen ausgehend"; „Kriegswesen der Griechen, der Römer"; „Die Kriegseinrichtungen Deutschlands im Mittelalter"; „Das Schießpulver und die Feuergeschütze"; „Soldtruppen und stehende Heere"; „Heerwesen der schweizerischen Eidgenossen"; „Kriegswesen zur Zeit des niederländischen Befreiungskampfes und des Dreißigjährigen Kriegs"; „Kriegswesen der neuern Zeit". Aus dem reichen Stoffe ist zweckmäßig das Wichtige und Interessante ausgewählt, der Verfasser hat die Quellen fleißig studirt und auch die neuern Arbeiten in diesem wichtigen Zweige der Kriegswissenschaften benutzt. Gegen die Anordnung ließe sich erinnern, daß die Chronologie nicht recht festgehalten ist und deshalb Wiederholungen vorkommen. So ist die Zeit Maximilian's I., die wol ein geschlossenes Hauptstück bilden müßte, in drei Abschnitten zersplittert. Die neuere Zeit des Kriegswesens datirt der Verfasser erst von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, womit man nicht einverstanden sein kann; sie beginnt schon hundert Jahre früher, als die Verbreitung der Feuerwaffen so weit vorgeschritten war, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Kriegführung gewann.

Das dritte Buch gibt einen kurzen Abriß von dem Heerwesen und der Kriegsart unserer Zeit. Was der Verfasser über stehende Heere und deren Abschaffung und über Volksbewaffnung sagt, ist von einem Standpunkte aus geschrieben, den kein Soldat, welcher die Anfoderungen der neuern Kriegführung, von den Zeitverhältnissen nicht einmal zu sprechen, begriffen hat, zu dem seinigen machen kann. Ebenso einseitig ist die Charakteristik der Reiterei nur auf locales Bedürfniß basirt. Dagegen sind die übrigen Skizzen gelungen und wohl geeignet, die ersten Begriffe angehender junger Krieger festzustellen und aufzuklären. Die Betrachtung über den militärischen Gehorsam und die Moralität des Soldaten verdient besonders hervorgehoben zu werden. Ein Anhang über die Cadettencorps der Schweiz, welche Einrichtung Vielen unbekannt sein dürfte, bildet den Schluß des Werks, das mit mehr oder minder gelungenen Illustrationen in Tondruck geziert ist. Offiziersaspiranten von gereiftem Verständniß kann es von großem Nutzen sein; ihnen wird es hiermit bestens empfohlen.

Karl Gustav von Berneck.

Deutsche Literatur und Philosophie in Frankreich.

Philarète Chasles gab heraus: „Études sur l'Allemagne ancienne et moderne", eine Sammlung von Aufsätzen, die schon vor längern Jahren in Journalen veröffentlicht worden sind. Es ist ein gewöhnlicher Brauch der französischen namhaftern Journalisten und Kritiker, ihre Journalaufsätze von Zeit zu Zeit zu sammeln und als Buch unter einem Specialtitel erscheinen zu lassen. Manches läßt sich gegen diesen Brauch, aber Vieles auch dafür sagen. So manches Werthvolle wird in Journalen überschlagen oder oberflächlich angesehen; als Buch findet es ein zum Theil neues, zum Theil aufmerksameres Publicum und wird auch wol den Bibliotheken einzelner Literaturfreunde als dauernder Bestandtheil einverleibt. Daß diese Sammelarbeiten in Frankreich viel häufiger sind als, wenigstens gegenwärtig, in Deutschland, scheint doch zu beweisen, daß es in Frankreich ein Publicum gibt, welches mit den Autoren auf einem vertrautern Fuße steht und ihm anhänglicher ist, als dies im Allgemeinen in Deutschland der Fall zu sein scheint. Der deutsche Autor muß in den meisten Fällen seinem Publicum unendlich mehr Opfer an Zeit und Fleiß bringen, ohne dafür den entsprechenden Lohn zu erhalten. Sein Publicum ist nur zu häufig ein wechselndes, unstätes; das Verhältniß bleibt ein kühles, reservirtes; man begegnet sich auf der Straße, man begrüßt sich und zieht auch wol den Hut, aber man geht miteinander nicht wie Freunde Arm in Arm. Was Philarète Chasles betrifft, so hat sich dieser um die Verbreitung deutscher Literaturkenntniß in Frankreich wohlverdient gemacht; namentlich war er es, der das schwierige Werk unternahm, die Franzosen auf Jean Paul nicht blos aufmerksam zu machen, sondern ihnen auch den „Titan", der selbst für uns Deutsche schwer zu verdauende Partien enthält, in französischer Bearbeitung möglichst mundrecht zu machen. Seine oben genannte Schrift enthält folgende Abhandlungen: „Génie de la langue allemande comparée à la langue anglaise" (ein auch für Deutsche sowol als Engländer manchen schätzbaren Wink enthaltender Aufsatz); „Lutte de l'élément païen et de l'élément chrétien dans la Germanie ancienne"; „Mouvement sensualiste du 16me siècle"; „L'esprit germanique et ses tendances avant Luther"; „L'Allemagne italienne, espagnole et française"; „Wieland et ses contemporains"; „Du génie lyrique et de son influence en Allemagne"; „Le lyrisme dans le roman"; „Rachel de Varnhagen, Fanny Elsler et Frédéric de Gentz"; „Goethe." Das „Athenaeum français", welches das Buch als eine zugleich unterrichtende, interessante und anziehende Lectüre empfiehlt, kommt bei dieser Gelegenheit darauf zu sprechen, wie gerade der Krieg zwischen beiden Völkern in Frank-

reich das Bedürfniß erzeugt habe, das deutsche Volk, nachdem man sich auf dem Schlachtfelde mit ihm gemessen, auch in seinen geistigen Bestrebungen und literarischen Leistungen näher kennenzulernen, und bemerkt sodann: „Dieses Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit Deutschland war um so lebhafter, da die Epoche unsers militärischen Ruhms und unserer Eroberungen auch zugleich die glänzendste Aera der deutschen Literatur war." Soll hiermit etwa gesagt sein, daß unsere classische Literatur Ausfluß dieses französischen Kriegsruhms und der französischen Eroberungen war? Bei der bekannten Selbstgefälligkeit der Franzosen ließe sich auch diese absurde Behauptung als möglich denken, obschon der Aufschwung der deutschen Literatur viel mehr auf die Zeit Friedrich's des Großen zurückzuführen ist. Klopstock, Lessing, Bürger, Kant, mehre der bedeutendsten Werke Herder's und Goethe's und selbst Schiller's frühere Producte fallen in die vornapoleonische Zeit; sie hatten nicht nöthig, auf das Erscheinen der französischen Adler in Deutschland zu warten.

Mit jenem selbstgefälligen Patriotismus der Franzosen paaren sich übrigens auch Eigenschaften, die alle Anerkennung verdienen und uns nur zu sehr fehlen. Dasselbe französische Blatt bringt eine kritische Anzeige der „**Logique subjective de Hegel, traduite par** ***H. Sloman*** **et** ***J. Wallon***", und erzählt dabei, daß an demselben Tage, als die Schlacht bei Jena geschlagen wurde, Hegel bei den jenaischen Buchhändlern herumgelaufen sei, um einen Verleger für seine „Phänomenologie des Geistes" zu finden. Seine Schüler hätten dieser philosophischen Gleichgültigkeit gegen die Donner des Kriegs Bewunderung gezollt, es zeigten sich aber in einem solchen Benehmen (meint das „**Athenaeum français**") eher „Symptome der Narrheit". In Frankreich würde auch in der That ein Philosoph, der, während die Entscheidungsschlacht vor den Thoren von Paris geschlagen würde, bei den pariser Buchhändlern nach einem Verleger herumsuchte, von der öffentlichen Meinung für immer gebrandmarkt sein. Bei Hegel war an jenem Tage auch schwerlich von wirklicher philosophischer Ruhe die Rede; er war innerlich ohne Zweifel sehr bewegt; aber nicht um das Vaterland, nicht um das Schicksal eines Staats, nicht um das Loos von Tausenden und aber Tausenden, um das auf dem Schlachtfelde die blutigen Würfel fielen, sondern nur um das Wohl und Wehe seines Erstlingswerks. Die Franzosen beneiden uns wegen solcher „großen Geister" nicht, und sie haben dazu wahrlich auch wenig Grund.

Große Lobsprüche ertheilt das „**Athenaeum français**" der neuen Auflage von K. A. Menzel's „Geschichte der Deutschen seit der Reformation". Namentlich wird dem deutschen Geschichtschreiber nachgerühmt, daß er mit Gründlichkeit und Gelehrsamkeit eine lichtvolle Anordnung und einen angenehmen Stil verbinde, Eigenschaften, die bei deutschen Geschichtschreibern nicht gerade häufig angetroffen würden. Die Erzählung schreite bei ihm rasch und lebhaft fort; kurz, dies sei ein Geschichtsbuch, welchem man einen Uebersetzer wünschen müsse, da die neuere Geschichte Deutschlands im Allgemeinen in Frankreich noch gar wenig gekannt und kein Werk so geeignet als dieses sei, die Franzosen mit ihr bekannt zu machen.

Während sich die Franzosen um die deutsche sogenannte Salonnovellistik ganz und gar nicht kümmerten, sehr wahrscheinlich, weil sie darin nur das abgeblaßte Conterfei einer bei ihnen besser cultivirten Gattung erblickten, wenden sie der deutschen Dorfnovellistik, wenn auch vielleicht nur zur Stillung eines vorübergehenden Gelüsts eine ziemlich lebhafte Theilnahme und Aufmerksamkeit zu. So erschienen im Laufe dieses Jahres nicht blos Auerbach's Erzählungen, sondern auch die des Jeremias Gotthelf, welche in ihrer derb-bäuerlichen, specifisch-bernerischen Haltung dem französischen Geschmack doch ferner zu stehen scheinen, in Uebersetzungen von Max Buchon, jene unter dem Titel „**Scènes villageoises de la Forêt Noire**", diese unter dem Titel „**Nouvelles bernoises**". Ferner erschien (übersetzt?) in Paris: „**Gumper, histoire de village, par** ***Alexander Weill.***" Der auch bei uns in mannichfacher Hinsicht bekannte Verfasser scheint der politischen Schriftstellerei ganz entsagen zu wollen, die, wie derselbe sagt, „für das Talent ein gänzlich unfruchtbares und nur für die Mittelmäßigkeit fruchtbares Feld sei". Man könnte freilich den Satz auch umkehren und sagen: wer für die Politik zu schlecht sei, sei doch immer noch gut für die Dorfnovellistik. Das Wahre an der Sache ist: daß hier wie dort die Mittelmäßigkeit eben Mittelmäßigkeit bleibt. Im Uebrigen findet Weill's Erzählung bei der französischen Kritik Beifall. In eine andere eigenthümliche Welt, die in dieser Weise nur bei uns existirt, in die deutsche Theaterwelt, werden die Franzosen durch J. J. Porchat's Uebersetzung des schönen Romans von O. Müller: „**Charlotte Ackermann; souvenirs du théâtre de Hambourg au 18me siècle**", eingeführt. Die Hauptheldin des Romans, eine enthusiastische, sich an ihrem innern Feuer allmälig verzehrende echte Künstlernatur, dann die mannichfach eigenthümliche Localität Hamburgs, die deutschen Literaturzustände im vorigen Jahrhundert und das ganz besondere Treiben des deutschen Theatervölkchens sind wohl geeignet, die Franzosen lebhaft zu interessiren. Die Bearbeitung war in den besten Händen. Porchat ist der talentvolle Uebersetzer von Ranke's „Französischer Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert". **H. M.**

Notizen.

Politische Lustspiele.

Das historische und politische Lustspiel haben während der letzten Jahre in Deutschland Boden gewonnen, vielleicht gerade weil wir ebenso wenig wie die Franzosen ein eigentlich politisches Volk sind. Das politischste Volk in Europa, das englische, will dagegen auf der Bühne etwas Anderes sehen als Politik. Auch haben wir in der That diese Gattung wie so vieles Andere den Franzosen entlehnt. Aber zwischen dem historischen Lustspiel der Franzosen und dem der Deutschen besteht doch ein großer Unterschied. Der französische Dichter reiht nur eine Anzahl pikanter Situationen aneinander, will nur spannen, überraschen und hat nur den theatralischen Effect vor Augen; der Deutsche will die Sache tiefer anfassen, er will belehren, die Fragen der Zeit debattiren und das Licht seiner Dialektik vor dem Volke leuchten lassen. Nachdem wir jüngst Gelegenheit gehabt haben, Freytag's Lustspiel „Die Journalisten" auf der Bühne zu sehen, müssen wir jedoch daran zweifeln, daß die enge Form des modernen Lustspiels hierzu das rechte Gefäß sei, oder es ist ein Gefäß mit zu vielen Löchern wie ein Sieb, in welchem die politische Doctrin nicht haften, nicht einmal einen Bodensatz zurücklassen kann. Freytag's Lustspiel ist ohne Zweifel ein mit sehr großem Verstande, vielem Geiste und liebenswürdiger Bonhommie gearbeitetes, das auch im dritten und vierten Acte viele echt dramatische und theatralisch wirksame Situationen hat. Diese erfüllen ihren Zweck vollkommen, und wäre das ganze Stück in diesem Charakter gearbeitet, so würde es vielleicht etwas Ausgezeichnetes geworden sein. Nun aber debattirt darin der Verfasser auch die Frage von der Macht und Stellung des Journalismus. Um damit zum Ziel zu kommen, gab es nur zwei Wege. Entweder erkannte der Verfasser den Journalismus unbedingt als die neue weltbewegende Macht an, die Alles in ihre Strömung mit fortreißt, der Alles schließlich huldigen muß, die einen eclatanten Triumph feiert; oder er stellte den Journalismus allein in seinen lächerlichen Erscheinungen, in seinen Caricaturen und närrischen und nichtsnutzigen Auswüchsen, in seiner Feilheit und Faulheit dar. Hierzu würde nun freilich die Form des Lustspiels ganz geeignet gewesen sein; aber um dieses Attentat gegen den Journalismus zu begehen, hatte der Verfasser doch wieder zu viel Respect vor ihm, zu viel collegialische Sympathien für gewisse ihm zusagende Richtungen des Journalismus; er scheute sich, und wir meinen mit Recht, den Stand der Journalisten öffentlich an den Pranger zu stel

len und zu discreditiren und den Vorurtheilen der Menge wie der Regierungskreise gegen ihn Vorschub zu leisten. Um zu einem entscheidenden Resultate zu gelangen, blieb noch der erste Weg übrig, den aber der Verfasser nicht oder nur hier und da mit scheuem Fuße betreten hat. Das Stück enthält freilich Andeutungen davon. Der eine der Freytag'schen Journalisten bemerkt (wir führen die Worte nur aus der Erinnerung an) mit Recht: daß Jedermann am Journalismus zu mäkeln und zu häkeln habe und sich doch seiner bediene und ihn als Macht anerkenne. Diesen Gedanken hätte der Verfasser zu einem ganz neuen und fruchtbaren dramatischen Plan benutzen können. Warum that er dies nicht? Theils weil er selbst von gewissen Schwächen und Miseren des Journalismus zu sehr überzeugt ist, theils weil er fühlte, daß er hiermit einen Weg betreten würde, der ihn weit über die enge Sphäre des modernen Lustspiels hinausführen müsse. Groß konnte er und klein mochte er seinen Gegenstand nicht hinstellen; er machte Concessionen nach beiden Seiten hin; und so erscheint uns der Journalismus in diesem Stücke wie eine bloße Marketenderin, die für den Mundvorrath der Kämpfenden sorgt, nicht wie eine Heroine, die mit siegendem Banner durch das Schlachtgewühl schreitet. Wie wenig das moderne Lustspiel geeignet ist, das Feld für politische Discussionen zu sein, offenbarte sich uns noch weit schlagender an Gottschall's historischem Lustspiel „Pitt und For", das ebenfalls in der jüngsten Zeit in Leipzig aufgeführt wurde. Wir haben so große und ungeheuchelte Achtung vor Gottschall's poetischem und kritischem Talent, daß es uns aufrichtig schwer fällt zu bekennen, er habe mit diesem Stücke einen Misgriff gethen. Pitt und For sind keine Lustspielfiguren, wie Kleon und der Archont Amanias für Aristophanes waren, ganz abgesehen von den großartigern Dimensionen der atheniensischen Bühne. Der Verfasser will die englischen Minister nicht verspotten, wie Aristophanes jene zur Zielscheibe seiner Persiflage machte. Pitt und For treten mit allen historischen Attributen, mit dem vollen Ernst ihrer politischen Principien auf; sie kämpfen im Lustspiele den ganzen Conflict durch, den sie seiner Zeit im englischen Parlament durchkämpften; aber dieser historische Ernst steht dann wieder in einem schneidenden Widerspruche mit den komischen, zum Theil ans Derbkomische streifenden Situationen, in deren Rahmen der Verfasser die Bildnisse beider gewaltigen Staatsmänner gefaßt hat und fassen mußte, weil das Stück eben ein Lustspiel sein sollte. In solchen Umgebungen sehen wir aber Männer von solchem geschichtlichen Inhalt nicht gerade gern. Hierzu kommt, daß For, der Träger der eigentlich liberalen Ideen, der Gegner abgenutzter Privilegien und unstatthafter Kastenwillkür, schließlich unterliegt. Zu solchen Inconsequenzen verleitet der zu ausschweifende Gebrauch des auf durchaus leichten und frivolen Grundlagen ruhenden modernen Lustspiels, das einer gänzlichen Regeneration, aber auch eines andern Publicums, anderer Schauspieler und meist auch anderer Dichter bedürfte, um für die Darstellung weltgeschichtlicher Conflicte die geeignete Form zu sein.

Zur orientalischen Frage.

Drei wichtige, einen tiefern Einblick in den Stand der orientalischen Frage im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts gewährende Denkschriften gab J. W. Zinkeisen heraus unter dem Titel: „Drei Denkschriften über die orientalische Frage von Papst Leo X., König Franz I. von Frankreich und Kaiser Marimilian I. aus dem Jahre 1517" (Gotha 1854). Guicciardini war, wie aus einigen beiläufigen Aeußerungen desselben hervorgeht, über die Entstehung und den Inhalt wenigstens der erstgenannten Denkschrift, welche Papst Leo X. im Jahre 1517 von einer zu diesem Zwecke aus sachverständigen Männern gebildeten Commission über den Krieg gegen die Türken ausarbeiten ließ, im Allgemeinen unterrichtet, ohne jedoch sie selbst näher zu kennen. Von Roscoe an, der nur die bei Guicciardini befindliche Notiz wiedergibt, bis auf Leopold Ranke, von Kantemir bis auf Joseph von Hammer hat kein Einziger davon nähere Kenntniß gehabt. Was die zweite Denkschrift betrifft, so ist dieselbe eine in Form eines Sendschreibens an Leo X. gerichtete Entgegnung des Königs Franz I. von Frankreich auf die päpstlichen Vorschläge in französischer Sprache; die dritte ein sehr gründliches lateinisch geschriebenes Memorandum, welches Kaiser Marimilian I. gleichfalls als Erwiderung auf die Denkschrift des Papstes ausarbeiten ließ. Diese Actenstücke befinden sich sämmtlich nur in dem auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris noch handschriftlich vorhandenen Tagebuche eines Geheimschreibers des damaligen französischen Kanzlers Antoine Duprat. Zinkeisen hatte bei seinen Nachforschungen zum Zwecke der osmanischen Geschichte in den Bibliotheken und Archiven zu Paris bereits Kenntniß von dem Vorhandensein dieser wichtigen Urkunden erhalten, die aber erst in E. Charrière's Sammlung „Négociations de la France dans le Levant etc." (Paris 1848—53) zum ersten male vollständig bekannt gemacht wurden. In seiner „Geschichte des Osmanischen Reichs" konnte Zinkeisen nur so weit darauf eingehen, als es der allgemeine Zweck dieses Werks zuließ. Er hielt diese Denkschriften aber auch in ihren Einzelheiten für so interessant, daß er sich der Mühe unterzog, sie in möglichst getreuer unverkürzter Uebersetzung zu veröffentlichen und durch beigefügte einleitende und erläuternde Bemerkungen in ein Ganzes zu bringen. Am Schlusse ist auch der Originaltert mitgetheilt. Es sind in diesen drei Denkschriften so manche Punkte berührt, denen, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, „die brennenden Verwickelungen der Gegenwart das schlagende Interesse belehrender Vergleichungen verleihen". Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht verfehlen, hier auf einen höchst interessanten und lehrreichen Aufsatz Zinkeisen's: „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik", im „Historischen Taschenbuch" für 1855 aufmerksam zu machen. Der Verfasser beginnt seinen Aufsatz mit den gewichtigen Worten: „Die orientalische Frage ist kein Erzeugniß moderner Cabinetspolitik oder der europäischen Verwickelungen neuerer und neuester Zeiten. Mit den Jahrhunderten entstanden, ist sie durch die Jahrhunderte großgezogen worden, hat Jahrhunderte überlebt und wird — wir fürchten es fast, wir fürchten es ungeachtet der blutigen Lösung, die in diesem Augenblicke abermals versucht wird, abermals die Völker und ihre Lenker in Bewegung setzt — sie auch noch ferner überleben bis ans Ende menschlicher Geschicke und europäischer Weltgeschichte." Diese Worte aus dem Munde eines so tiefen Geschichtsforschers sind bedeutsam; denn der wahre Geschichtskundige ist meist auch ein Stück Prophet.

H. M.

Bibliographie.

Aphorismen über die Liebe. Von einem Greise. Liegnitz, Kuhlmey. 16. 6 Ngr.

Beck, K., Mater dolorosa. Erzählung. 2te Auflage. Berlin, Schindler. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Historischer Begriff des letzten Jahrhunderts [1750—1850] oder: Die politische Phase des Protestantismus in Europa. Eine Antwort der Civiltà Cattolica von 1851 auf die Schrift des Hrn. Prof. Stahl: Der Protestantismus als politisches Princip von 1853. Aus dem Italienischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Bergreien; eine Liedersammlung des XVI. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der Grossherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von O. Schade. Weimar, Böhlau. 8. 25 Ngr.

Blicke in das Thierleben in Aufzeichnungen und Anekdoten. Für gebildete Leser aller Stände. 1ste Lieferung. Stuttgart, J. B. Müller. 1855. Gr. 16. 7½ Ngr.

Blumenlese aus den Ehrungsbüchern von Bad-Gastein. Salzburg, Oberer's Wwe. Gr. 16. 1 Thlr. 26 Ngr.

Braun, W. v., 72 schwedische Gedichte. Metrisch frei übersetzt von Albano. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Brentano, C., Gedichte. In neuer Auswahl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 2 Thlr.

Bussière, Baron M. T. v., Lebensgeschichte der heiligen Franziska Romana, Stifterin der Oblaten von Tor di Specchi, mit einer Einleitung über christliche Mystik. Aus dem Französischen übersetzt von P. Gf. P. Mainz, Kupferberg. Gr. 12. 1 Thlr.

Carriere, M., Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Clemens der Vierzehnte und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Eine kritische Beleuchtung von Dr. Augustin Theiner's Geschichte des Pontificats Clemens XIV. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Colomb, v., Aus dem Tagebuche. Streifzüge 1813 und 1814. Mit 1 Croqui und 2 Facsimile. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Droysen, J. G., Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Zwei Bände. Neue wohlfeile Ausgabe. Berlin, Veit u. Comp. 8. 2 Thlr.

Eichhorn, A., Der ermländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert. 1ster Band: Von seiner Gebur bis zur Erlangung der Cardinalswürde. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Garay, J., Dichtungen. Aus dem Ungrischen übersetzt durch Kertbeny. Pest. 16. 10 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1855. 24ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Glaubrecht, O., Das Haidehaus. Erzählung für das Volk. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 10 Ngr.

Grimm, J., Deutsche mythologie. 3te Ausgabe. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Heller, J., Lucas Cranach's Leben und Werke. 2te gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 8. 2 Thlr.

Jung, G., Gedichte in plattdeutscher Mundart. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1855. Gr. 12. 15 Ngr.

Kalckstein, M. v., Erinnerungen an England und Schottland. Ein Beitrag zur Reiseliteratur über jene Länder und zum praktischen Gebrauch für Besucher derselben. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr.

Laube's, H., dramatische Werke. 7ter Band. — A. u. d. T.: Prinz Friedrich. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leonhardt, C. G., Meine Erlebnisse vor und während der Schlacht bei Leipzig, vom 13. bis zum 19. October 1813. Leipzig, Roßberg. 8. 5 Ngr.

Nárcolmist. Eine phrenologische Studie aus dem Buchhändler-Leben. Temesvár, Polatsek. Gr. 16. 7½ Ngr.

Noroff, A. S. v., Die Atlantis nach griechischen und rabischen Quellen. Petersburg. Lex.-8. 20 Ngr.

Portius, K. J. S., Katechismus der Schachspielkunst. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schoedler, F., Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Türcke, A., Sickingen. Eine Landsknechtsgeschichte. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1855. 32. 8 Ngr.

Turghenew, J., Aus dem Tagebuche eines Jägers. Deutsch von A. Viedert. Berlin, Schindler. Gr. 16. 1 Thlr.

Venedey, J., Die Pataria im 11. und im 19. Jahrhundert. Aarau, Sauerländer. Gr. 12. 10 Ngr.

Volkmar. Ein Roman in Bildern. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 24 Ngr.

Wagner, C., Die reisenden Maler. Zwei Theile in einem Bande. 3te Auflage. Leipzig, C. Fleischer. Gr. 16. 24 Ngr.

— — Wilibald's Ansichten des Lebens. Ein Roman in vier Abtheilungen. 5te Auflage. Gr. 16. Ebendaselbst. 1 Thlr.

Wachsmuth, W., Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der politischen Parteiungen des Mittelalters. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine höhere Weltanschauung zur Lösung der allgemeinen Lebensfrage und zur Versöhnung aller Parteien. Hamburg, Nestler u. Melle. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Antwort der deutschen evangelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten auf die an dieselbe ergangenen Ermahnungsschreiben der lutherischen Pastoralconferenzen von Leipzig und Fürth. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Drbal, M., Die absolute Kritik. Antwort auf das Sendschreiben des Hrn. Sigm. Barach an Hrn Dr. Rob. Zimmermann, Prof. der Philosophie an der Prager Universität. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Ficker, Predigt am 2. September 1854 zur Gedächtnißfeier Sr. Majestät Friedrich August über Sprüche Sal. 20, 28 gehalten. Zwickau, Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Gruber, O., Unseres Königs Geburtstag. Festvortrag am 15. October 1854 gehalten in der Mädchen-Oberschule zu Erfurt. Erfurt, Keyser. Gr. 8. 2 Ngr.

Hansen, Die recht- und gesetzmäßige Thronfolge des Königreiches Dänemark nach der Lex Regia oder nach dem Dänischen Königsgesetz vom 14. November 1665. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Kunze, L., Ueber Matthias Claudius. Rede am Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs Carl Alexander am 24. Juni 1854 im großen Hörsaale des Gymnasiums zu Weimar. Weimar. 16. 3 Ngr.

Predigt aus den Papieren eines verstorbenen schlesischen Geistlichen über 1. Cor. 13, 1—13. Schönebeck, Berger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rahn, G., Das National-Krieger-Denkmal im Invalidenpark zu Berlin. Ein Beitrag zur Special-Geschichte Berlins. Mit dem Portrait Sr. Majestät des Königs und einer Abbildung des Denkmals. Berlin, Rahn. 8. 3 Ngr.

Schreiben an den Kaiser der Franzosen in Betreff der orientalischen Frage. Aus dem Französischen. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Seiz, J. C., Die Türken, eine Krieger-Nation, wie sie entstanden, ein großes Reich in drei Welttheilen durch Gewalt der Waffen gegründet und bis auf unsere Zeit tapfer behauptet haben, nebst Beschreibung ihrer Länder und Erzählung jetziger Kriegsthaten. Pest, Heckenast. Gr. 8. 20 Ngr.

Wagner, R., Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Göttingen am 18. September 1854. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Wood, A. T., Geschichte der Republik Liberia, seit ihrer Gründung bis zu ihrer Unabhängigkeitserklärung; nebst Bemerkungen über den Zustand der Landestheile und der bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Eingeborenen und Eingewanderten. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Hamburg. 12. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ **III**, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

68. **Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Zweiter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem **praktischen Arzte**, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwickelungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze **die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen **Aerzten**, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in **drei Bänden** oder **neun Lieferungen** zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Alle zwei Monate erscheint eine Lieferung und kann somit die rasche Vollendung des Werks versprochen werden.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

69. **Eötvös (Baron Joseph), Der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat.** Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Der zuerst 1851 in Wien bei F. Manz erschienene erste Theil dieses Werks, das eine höchst interessante **Kritik der politischen Zeitideen** bildet, erregte bereits in wissenschaftlichen und politischen Kreisen große Aufmerksamkeit. Dem zweiten (ungarisch noch nicht erschienenen) Theile, mit dem das Werk **vollständig** geworden, wird diese gewiß in noch höherm Grade zutheil werden, da derselbe, nach der im ersten Theile geübten **Kritik**, die **positiven Vorschläge** des Verfassers enthält.

70. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Vierter bis sechster Halbband. 8. Geh.

Gutzkow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten und mit einer neuen Vorrede versehenen dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigern Preise, in einer **wohlfeilen Ausgabe** von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatbesitze mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

71. ——————, **Dramatische Werke.** Zweiter Band in zwei Abtheilungen. Dritte Auflage. — A. u. d. T.: I. **Patkul.** Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. — II. **Die Schule der Reichen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. Jede Abtheilung 25 Ngr.

Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:
I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutenant. — VIII. 1. Ottfried. Fremdes Glück.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Patkul. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Die Schule der Reichen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.
Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.
Der Königsleutenant. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.
Ottfried. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielscherz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:
Uriel Acosta. Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

72. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Neunte und zehnte Lieferung. (Melodien — Ritter.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** rc. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

73. **Hellmann (J.), Der Staat** nach seinen innern und äußern Beziehungen. Volksthümlich dargestellt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
Betrachtungen über das wahre Verdienst des Einzelmenschen und der Völker. In drei Abtheilungen. 8. 1852. 1 Thlr.

74. **Hessemer (F. M.), Lieder der unbekannten Gemeinde.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine Gedichtsammlung, die sich **Leopold Schefer's** „Laienbrevier" und **Julius Hammer's** Dichtungen würdig an die Seite stellt und beim deutschen Publicum dieselbe Theilnahme verdient wie jene Werke. Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen: „Gott, Welt und Mensch"; „Religion, Pflicht und Liebe"; „Natur, Leben und Bewußtsein". Der Dichter ist vom echten Gottesbewußtsein durchdrungen: Gott offenbart sich ihm im Leben der Menschheit wie in der Natur; in ihm wurzelt seine Freudigkeit, sein Pflichtgefühl; den Lehren der Humanität und der allgemeinen Menschenliebe weiß er kräftigen, zu Geist und Herzen sprechenden Ausdruck zu geben; entschieden erklärt er sich gegen alle pietistische Kopfhängerei und Schwärmerei.

75. **Kapper (S.), Christen und Türken.** Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thor. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen" und andere Schriften bekannte Verfasser, mit den Zuständen der untern Donaugegenden durch eigene Anschauung und längern Aufenthalt innig vertraut, bietet in diesem Werke eine Reihe lebhaft gehaltener, getreuer Schilderungen des Lebens und der Zustände jener Länder, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit Europas und besonders Deutschlands in so hohem Grade auf sich ziehen. Sein „Skizzenbuch" wird deshalb gewiß große Theilnahme erwecken.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Die Gesänge der Serben. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Dieses Werk bietet zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben" von Talvj (neue umgearbeitete und vermehrte Auflage, 2 Theile, 1853, geheftet 3 Thlr. 10 Ngr., gebunden 4 Thlr.) den reichen **Liederschatz des serbischen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung und bildet somit einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südslawenthums und insbesondere der serbischen Literatur, wie es zugleich allen Freunden echter Volkspoesie hohen Genuß gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 23. November 1854.

Gervinus' „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" und die Literatur darüber.

1. Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts. Von G. G. Gervinus. Leipzig, W. Engelmann. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Rechtsgutachten über die wider den Professor G. G. Gervinus erhobene Anklage wegen Auffoderung zum Hochverrath und wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.
3. Der Proceß Gervinus. Verhandlung vor dem großherzoglich badischen Oberamt Heidelberg und dem großherzoglichen Hofgericht des Unterrheinkreises zu Manheim, nebst dem Rechtsgutachten der Juristenfacultät der Universität Göttingen und dem hofgerichtlichen Urtheil vom 8. März. Mitgetheilt von W. Beseler. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
4. Zur Vertheidigung des Professor G. G. Gervinus wider die gegen ihn erhobene Anklage. Mitgetheilt von F. Fallenstein. Frankfurt a. M., Brönner. 1853. Gr. 8. 8 Ngr.
5. Die Demokratie in Deutschland. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Würdigung von G. G. Gervinus' „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" von H. Zöpfl. Stuttgart, Krabbe. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Ein biographischer Beitrag. Leipzig, W. Engelmann. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Gervinus' bekannte Schrift, die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts", ist sogleich bei ihrem Erscheinen einem Schicksale verfallen, welches sie aus dem engern Bereiche des blos wissenschaftlichen Interesses in das fast unbeschränkte der allgemeinsten öffentlichen Aufmerksamkeit, von der erhabenen Höhe parteiloser Geschichtsbetrachtung, auf welche sie selbst sich gestellt, mitten hinein in die schroffen Gegensätze eines leidenschaftlichen Parteigetriebes — worein die Gegner sie zu verstricken suchten — entrückt hat. Der Verbreitung der Schrift hat man damit jedenfalls bedeutenden Vorschub geleistet. Leider ist ja unser Publicum seiner großen Mehrheit nach noch so beschaffen, daß der Skandal es mehr anlockt als ein noch so werthvolles Geisteserzeugniß, und man darf sicher annehmen, daß Hunderte, die unter gewöhnlichen Umständen von dem Gervinus'schen Buche nicht die geringste Notiz genommen hätten, nunmehr dasselbe gelesen oder, wenn nicht gelesen, doch sich zur Ansicht zu verschaffen gesucht, oder, wenn auch dies nicht, doch wenigstens darüber gesprochen und zu dessen Weiterverbreitung beigetragen haben. Der geistigen Wirkung des Buchs dagegen, seiner Besprechung und Fruchtbarmachung vom höhern wissenschaftlichen Standpunkte aus — also gerade Dem, was dem Verfasser selbst und Allen, die an seiner historisch-politischen Thätigkeit ein tieferes Interesse nehmen, das Wichtigste sein muß — ist jene polizeiliche Verwickelung, welcher die „Einleitung" verfallen, nicht eben günstig gewesen.

Die gewöhnliche Durchschnittsclasse der Leser solcher Bücher wurde von der Beachtung des tiefern geistigen Gesammtinhalts und Zusammenhangs der Schrift gewaltsam abgelenkt und lediglich auf die angebliche tagespolitische Schlußpointe derselben hingelenkt. Die Männer vom Fach aber sahen sich durch eine sehr natürliche Scheu abgehalten, in eine öffentliche Kritik des Buchs einzugehen, solange dasselbe unter dem Banne der Polizei und der Criminalgerichte lag, und so begegnen wir der auffallenden, aber aus den berührten Umständen wohl erklärlichen Erscheinung, daß eine Schrift, welche die öffentliche Theilnahme und die Tagespresse in und außerhalb Deutschland im weitesten Umfange beschäftigt hat, gleichwol bisjetzt unsers Wissens ein Gegenstand tiefer eingehender, reinwissenschaftlicher Beurtheilung noch äußerst wenig, keinesfalls in dem Verhältnisse geworden ist, wie man es gerade bei einer literarischen Neuigkeit dieser Art hätte erwarten dürfen. Auch unter den Schriften über das Gervinus'sche Buch, die wir neben diesem selbst der gegenwärtigen Besprechung zugrunde legen, ist keine, welche sich recht eigentlich einer wissenschaftlichen Kritik, Widerlegung oder Bekräftigung desselben widmete; alle fassen mehr oder weniger nur theils den politischen Standpunkt des Verfassers, theils das Verhältniß der Schrift zu dem Strafgesetze, mit welchem man sie in Beziehungen gebracht, und die Frage der

Zulässigkeit einer solchen strafrechtlichen Beurtheilung ins Auge.

Der „Proceß Gervinus" — denn so hat man die gegen den Verfasser der „Einleitung" wegen angeblich gesetzwidriger Tendenzen dieser Schrift erhobene Anklage kurzweg bezeichnet und dieselbe damit in die Reihe der causes célèbres verwiesen — endete bekanntlich zum Nachtheil der Anklage, indem das badische Oberhofgericht das ganze eingeleitete Rechtsverfahren als unstatthaft — weil die Anklage, als auf „Hochverrath" lautend, vor die Geschworenen gehört hätte — cassirte, demgemäß die vom Hofgericht wider den Angeklagten erkannte Strafe (vier Monate Festungsarrest) aufhob und die Regierung als Anklägerin in die Kosten verurtheilte. Die Regierung hat das Eingehen auf eine Verhandlung der Sache vor den Geschworenen nicht für gut befunden, vielmehr auf die Anklage verzichtet, jedoch auf dem Verwaltungswege den Verfasser der Schrift seines Amts als Honorarprofessor an der Universität Heidelberg entsetzt. An dem Gerichtsorte des Verlegers der Schrift, in Leipzig, wo gleichfalls ein Preßproceß wegen derselben erhoben worden war, ist dieser gleich in der ersten Instanz durch ein freisprechendes Urtheil des Appellationsgerichts beendet und darauf die über die Schrift verhängte Beschlagnahme wiederaufgehoben worden. So hat dieser Proceß sein thatsächliches Interesse — und nur um dieses ist es ja der Mehrzahl Derer, die an solchen Dingen überhaupt Antheil nehmen, in der Regel zu thun — bereits verloren; seine juristischen Specialitäten zu verfolgen ist hier der Ort nicht, und wir verweisen daher Diejenigen, welche sich damit bekannt zu machen wünschen, auf die oben angeführten Schriften, von denen die Fallenstein'sche eine kurze und gedrängtere, das „Rechtsgutachten" eine mehr eingehende Darlegung der einschlagenden Rechtsfragen enthält, beide aber in ihren mit großem Scharfsinn und juristischer Kennerschaft verfaßten Deductionen bei dem gleichen Resultate ankommen, dem Nachweise nämlich, daß die Anklage jeder rechtlichen Begründung ermangle, während endlich die unter Beseler's Namen erschienene Schrift das vollständige Material zur Kenntniß und Würdigung des Gervinus'schen Processes darbietet, indem sie die Verhandlungen vor dem großherzoglich badischen Oberamt Heidelberg und dem großherzoglich badischen Hofgericht des Unterrheinkreises zu Manheim nebst dem Rechtsgutachten der Juristenfacultät der Universität Göttingen und dem hofgerichtlichen Urtheile wiedergibt. Ganz besonders sei hierbei auf das vortreffliche, die Rechtsfrage von einem wahrhaft hohen und freien Standpunkte aus behandelnde Gutachten der göttinger Juristenfacultät aufmerksam gemacht.

Für unsern Gesichtspunkt ist nur ein Moment jenes Rechtsfalls von durchschlagendem und bleibendem Interesse, nämlich die Frage: inwieweit überhaupt wissenschaftliche und insbesondere geschichtliche Geisteserzeugnisse einer Anklage und Verurtheilung nach dem Strafgesetz unterzogen werden können, ohne die nothwendige Freiheit wissenschaftlicher Forschung, ohne die Möglichkeit einer selbständigen Wissenschaft und namentlich einer selbständigen Wissenschaft der Geschichte aufzuheben.*)

Gervinus selbst erklärte die Frage: ob ein wissenschaftliches Geschichtswerk, welches blos Thatsachen berichte, deswegen, weil es diese Thatsachen berichte, unter Anklage gestellt werden könne, für eine Frage „nicht sowol des Rechts als des gesunden Menschenverstandes". Es ist erfreulich, daß diese selbe Frage auch vom Standpunkte des Rechts in dem Sinne, wie es Gervinus fodert, entschieden worden ist, zwar nicht vom großherzoglich badischen Hofgericht zu Manheim, aber von einer hochansehnlichen Körperschaft von Rechtsgelehrten, der Juristenfacultät zu Göttingen, und seitdem auch von einem königlich sächsischen Gerichtshofe. Die Entscheidungsgründe dieses letztern kennen wir nicht; das Rechtsgutachten der göttinger Facultät liegt in der Beseler'schen Schrift offen vor, und wir wollen davon wenigstens diejenige Stelle hier mittheilen, welche uns den Kern des übrigens in allen seinen Theilen (wie sich dies nicht anders vermuthen läßt) streng juristisch abgefaßten Gutachtens in sich zu enthalten scheint:

> Jeder Schriftsteller auf historischem, politischem oder sonst wissenschaftlichem Gebiete hat den Zweck, zu überzeugen. Ein solches Verbreiten einer Ueberzeugung fällt aber, sie mag bestehenden Zuständen noch so ungünstig sein, oder Denen, die eine andere Ueberzeugung haben, als noch so verwerflich erscheinen, nicht unter das Strafgesetz und kann auch in politischen Dingen nicht darunter fallen, solange nicht das Recht der freien Meinungsäußerung in dieser Hinsicht aufgehoben ist.
>
> Angenommen, der Verfasser verkündigte wirklich so, wie es ihm die Anklageschrift zum Vorwurf macht, für die Zukunft Europas neue gewaltsame Revolutionen, den Sieg der republikanischen Staatsform u. s. w., so kann man deshalb doch nicht sagen, er fodere zum gewaltsamen Umsturze der bestehenden Staatsordnung auf, oder suche die Gemüther gegen dieselbe aufzureizen, man müßte denn ein Verbrechen der indirecten Provocation oder Aufreizung und dieses wieder in einem Umfange annehmen, wie es nachgewiesenermaßen die Gesetze nicht aufstellen und nicht aufstellen konnten. Wie oft ist in öffentlichen Reden und Schriften, auch ohne das Schild parlamentarischer Unverantwortlichkeit, der sogenannte Constitutionalismus als etwas völlig Unhaltbares hingestellt worden! Wie häufig hat man auch in Deutschland die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der unbeschränkten Herrschaft eines Einzelnen oder gar von der Unvermeidlichkeit einer sogenannten Säbelherrschaft ausgesprochen! Das Alles sind Meinungen, die Jeder, der sie hat, für richtig, ein Anderer für sehr verwerflich halten mag. Aber Meinungen sind keine Thaten, und sie aussprechen ist noch keine Auffoderung oder Aufreizung zu Demjenigen, was sie billigen oder verkündigen.

Soviel über den „Proceß Gervinus" und nun zu dem Buche selbst! Schon der Name Gervinus birgt

---

*) Wir müssen uns leider versagen, die von dem Verfasser des Aufsatzes angeführten Hauptstellen aus den gepflogenen Verhandlungen hier zum Abdruck zu bringen, weil sie den so beschränkten Raum d. Bl. zu weit überschreiten würden. Die Hauptmomente des Processes und namentlich die seiner Zeit viel citirte Vertheidigungsrede des Verfassers der „Einleitung" dürfen wir ohnedies als allgemein bekannt voraussetzen. Wem es um nähere Kenntniß des Hergangs und um eine gründliche Kritik des so bedeutungsvollen Processes zu thun ist, den müssen wir auch unsererseits auf die oben angeführten Schriften von Beseler und Fallenstein verweisen.
D. Red.

uns dafür, daß wir es hier mit einer Arbeit von tiefstem wissenschaftlichen Gehalt, von größtem Werthe für die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung zu thun haben. In der That enthält diese „Einleitung" eine so reiche Fülle der großartigsten geschichtlichen Anschauungen und diese zu einer so seltenen Durchsichtigkeit und Uebersichtlichkeit verarbeitet, daß sie schon an sich ein vollendetes Ganzes von der höchsten Bedeutung darstellt, werthvoller als manches ausführliche Geschichtswerk, und daß sie für die größere Arbeit, welche sie ankündigen und welcher sie den Weg bahnen soll, die allerlebhaftesten Erwartungen erregt. In großen, scharfen, geistvollen Zügen entrollt der Verfasser der „Einleitung" vor unsern Augen ein Bild des ganzen geschichtlichen Entwickelungsgangs der neueuropäischen Völker und Staaten, von den dunkeln Zeiten des Mittelalters an bis an die Schwelle der unmittelbaren Gegenwart; ja noch über diese hinaus versucht er die Zukunft zu deuten mit Hülfe allgemeiner weltgeschichtlicher Gesetze, die er durch eine sorgsame Beobachtung des bisherigen Verlaufs der Weltereignisse als unumstößliche erkannt zu haben glaubt.

Es ist dieser „Einleitung" (und damit dem Werke selbst, dem sie als Vorläuferin dienen soll) ein Princip historischer Betrachtung zugrunde gelegt, welches, nachdem es eine zeitlang in der deutschen Geschichtschreibung eine gewisse Rolle gespielt, von dieser ebenso wieder aufgegeben zu sein schien, wie es bei den Engländern und Franzosen, zwei in der Kunst der Geschichtschreibung weit vorgeschrittenen Völkern, niemals hat zur Herrschaft gelangen können. Wir meinen jenes Princip, dessen Wesen darin besteht, daß gewisse allgemeine Gesetze aus den Thatsachen der Geschichte (oder auch aus bloßen philosophischen, kosmologischen oder anthropologischen Prämissen) abgeleitet und zur Entwickelung, Gruppirung und Erklärung dieser Thatsachen selbst als leitende Gesichtspunkte benutzt werden. Die vorherrschend philosophische, speculative Richtung des vorigen Jahrhunderts rief diese Methode ins Leben; durch Hegel und seine Schule ward sie auf ihren Gipfelpunkt gebracht; dagegen fand dieselbe bei den eigentlichen Geschichtsforschern von Fach weit mehr Widerspruch als Anklang. Von den Einseitigkeiten, welchen dieselbe unter den Händen jener Philosophenschule nur zu häufig verfallen ist, der Verengung der Geschichtsbetrachtung auf den dürren Schematismus einiger dürftiger Kategorien und der gewaltsamen Einzwängung positiver Thatsachen in das Prokrustesbett dieses Schematismus, davon kann bei einem Manne von Gervinus' tiefem historischen Sinn und freiem Blick, bei einem Geschichtsforscher ersten Rangs natürlich nicht die Rede sein. Dennoch glauben wir bei aller Bewunderung des berühmten Historikers unser Bedenken gegen das von ihm eingeschlagene Verfahren nicht zurückhalten zu dürfen. Wir unsererseits, das bekennen wir frei, ziehen jenem zwar glänzenden und verführerischen, aber, wie uns scheint, leicht fehlgehenden Wege der philosophischen Construction der Geschichte die breite, freilich triviale, aber sichere Heerstraße der einfachen pragmatischen Geschichtsbehandlung vor, wie sie mit so glücklichem Erfolge sowol von den größten englischen und französischen Geschichtschreibern — unter diesen ganz neuerlich wieder mit so anerkannter Meisterschaft von dem berühmten Macaulay — als auch von den meisten unserer eigenen bedeutenden Historiker angewendet worden ist.

Wir wollen natürlich weder eine ideenlose noch eine principlose Geschichtschreibung; aber wir sind der Meinung, daß eine Geschichtschreibung weder der Ideen noch der sicher leitenden Grundsätze zu entbehren braucht, um dennoch ihr Ziel auf einem andern als jenem Wege der Vorausbestimmung oder Ausdeutung des Einzelnen durch gewisse allgemeine, von vornherein festgestellte Gesetze zu erreichen. Wir halten es für bedenklich, mit Hülfe einer oder einiger solcher Allgemeinheiten den Geschichtsverlauf ganzer Nationen und ganzer Jahrhunderte gleichsam als eine Sache apodiktischer Gewißheit hinstellen oder auf eine einfache algebraische Formel, wie der Mathematiker seine Zahlen und Linien, zurückführen zu wollen, und wir finden dieses unser Bedenken selbst durch die so geistvollen, von so tiefer und ausgebreiteter Kenntniß des Thatsächlichen unterstützten Ausführungen jener Methode in dem Gervinus'schen Buche keineswegs widerlegt oder beschwichtigt. Der berühmte Historiker möge es uns verzeihen, wenn wir offen bekennen, daß Sätze wie folgender:

> Die politische Entwickelungsstufe, auf der wir die ganze im engern Sinne sogenannte neuere Zeit (vom Falle des Byzantinischen Reichs an bis auf unsere Tage) stehen sehen, ist der Uebergang von der Herrschaft der Mehren zu der der Vielen, unter den wechselnden Foderungen und Hemmungen der Absolutie.

uns viel zu allgemein und unbestimmt erscheinen, um für die Erkenntniß und Beurtheilung der so verschiedenartigen Entwickelungszustände der modernen Staaten, Deutschlands, Frankreichs, Englands u. s. w., eine ausreichende und sichere Norm an die Hand zu geben, daß wir Analogien, wie die zwischen der griechischen Tyrannei und der neueuropäischen Absolutie (zumal so weit ausgedehnte, wie wir sie S. 18 antreffen, wo sogar eine ganz bestimmte Aehnlichkeit beider darin gefunden wird, daß, „nicht anders als im Alterthum", es „meistens, wie Heinrich VII., Ferdinand der Katholische, Maximilian von Oestreich, neu emporgekommene oder durch Erbschaften und Heirathsverbindungen mächtig gewordene Häuser sind, von denen dieses dem Adel verderbliche Königthum ausgeht"), für wenig geeignet halten, um über die wahre Natur und Stellung der modernen Absolutie aufzuklären, und daß wir ebenso wenig es gerechtfertigt finden, wenn in solcher Allgemeinheit, wie hier (S. 17) geschieht, die Vorstellung eines „patriarchalischen Königthums" auf die Anfänge germanischen Staatswesens angewandt und als der herrschende Typus der Regierungsform „bei der ersten Ausbreitung und Festsetzung der germanischen Volksstämme in Europa" dargestellt wird. Ebenso wenig scheint uns der Dualismus von Romanen- und Germanenthum (dem Slawenthume räumt Gervinus fast nur eine negative Bedeutung für den europäischen Culturproceß ein) oder von Katholicismus und

Protestantismus ausreichend, um durch die bloße wechselnde Verschlingung zweier solcher Fäden jenes ganze verwickelte Gewebe politischer, religiöser, socialer Erscheinungen zu erklären, welches wir die neuere Geschichte anfüllen sehen. Unstreitig hat der durchgreifende Racenunterschied zwischen Romanen und Germanen, hat der Gegensatz protestantischer Selbstbestimmung und katholischen Autoritätsglaubens einen großen und wesentlichen Antheil an den wichtigsten Begebenheiten der Neuzeit gehabt und hat ihn noch; allein die ganze Geschichte sich nur um solche oder ähnliche Gegensätze drehen lassen, gewisse Erscheinungen schlechthin dem einen, andere schlechthin dem andern dieser beiden Factoren zuschreiben, als ob es gar keine sonstigen bewegenden Kräfte, die dazu auch noch mitgewirkt, gegeben hätte, das, scheint uns, ist mehr, als die nothwendige Anerkennung jener Gegensätze verlangt, und mehr, als eine unbefangene Betrachtung der geschichtlichen Thatsachen erträgt.

Selbst unter der Meisterhand eines Gervinus führt, wie wir sehen, diese Methode entweder zu ungelösten Widersprüchen — so in der kategorischen und unmotivirten Erklärung S. 42: das germanische Element sei im Mittelalter ein Princip der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft, des Lehnswesens, also wesentlich aristokratisch gewesen, in der Neuzeit dagegen zum Princip des Individualismus und der demokratischen Freiheit geworden —, oder zu Ausführungen, welche zwar geistreich sind, aber in Bezug auf die versuchte Gruppirung der Thatsachen und die daraus gezogenen Schlüsse doch etwas gewagt erscheinen, so wenn S. 101, um die Identität des katholischen Princips mit dem Streben nach Universalmonarchie, des protestantischen mit dem Particularismus und Föderalismus darzuthun, folgende Auffassung der französischen Verhältnisse gegeben wird:

Damals, als die Legaten Roms (um 1562—65) Frankreich dem Abfall zum Protestantismus so nahe wie Norddeutschland sahen, war das Land auch einer deutschen Zertheilung ebenso nahe. Denn als es einen Augenblick zwischen Katholicismus und Protestantismus unter Heinrich IV., der selbst beiden Bekenntnissen angehört hatte, getheilt war, sann dieser große Fürst darauf, zugleich dem Hader der Kirchen und den universalmonarchischen Planen Spaniens und Oestreichs in Europa für immer ein Ende zu machen. Als später Ludwig XIV. selbst in die Fußtapfen der ländergierigen spanischen Politik eintrat, vernichtete er den Protestantismus. Zur Zeit der Revolution wieder, solange Frankreich aller Religion Hohn sprach, predigte es Völkerverbrüderung und zog einen Gürtel kleiner verbündeter Republiken um sich her. Und hierauf kehrte es wieder zur Universalmonarchie zurück, indem es zugleich zum Katholicismus und Papstthum zurückkehrte.

Anderwärts wieder muß der Verfasser, um den Thatsachen gerecht zu werden, die sich mit seinen an die Spitze gestellten Principien nicht recht vertragen wollen, durch eigenthümliche Fictionen, kühne Metaphern oder gewagte Deutungen den klaffenden Riß zwischen beiden auszufüllen trachten. Die politische Freiheit, ward an einer frühern Stelle der „Einleitung“ erklärt, war eigentlich nur ein Erbgut der germanischen Völkerschaften, ein Ausfluß der geistigen Selbstbestimmung, welche die Grundlage des Protestantismus bildet. Die germanischen und romanischen Völker, ward gesagt, standen sich zugleich gegenüber als Vertreter des Protestantismus und des Katholicismus, der Völkerunabhängigkeit und des Strebens nach Universalherrschaft. Nun aber kommt, am Schlusse des 18. Jahrhunderts, der Moment, wo das romanisch-katholische Frankreich den Nordamerikanern die Freiheit gegen das protestantisch-germanische England erkämpfen hilft, und bald darauf erhebt sich dieses selbe katholisch-romanische Frankreich zum eigenen Besitz der gleichen Freiheit, welche doch ein Monopol der germanisch-protestantischen Völker sein sollte. Um diese Widersprüche zu lösen, wird nun behauptet: die bis dahin geführten Kriege seien sämmtlich Religionskriege gewesen; wenn auch andere Fragen den Grund solcher Kämpfe gebildet hätten, so sei doch die Religion immer tief in diese Fragen verwickelt gewesen und keineswegs zum bloßen Vorwande benutzt worden. Erst vom nordamerikanischen Kriege an (1775) sei an die Stelle des Religionsinteresses das Handelsinteresse getreten — eine Behauptung, deren Stichhaltigkeit, angesichts der Erbfolgekriege des 18. Jahrhunderts, des Siebenjährigen Kriegs, des Kriegs zwischen Oestreich und Frankreich (zwei katholischen Mächten!) wegen der polnischen Krone u. s. w. denn doch angezweifelt werden könnte. Gleichwol ist auf diese Behauptung wesentlich die ganze Schlußfolgerung gebaut, durch welche erwiesen werden soll, wie es gekommen, daß die eigentlich specifisch-germanische Freiheit dennoch auch zu den romanischen Völkern ihren Weg gefunden habe! Es heißt (S. 99):

Diese veränderte Stellung der Nationen, jene neuen bewegenden Kräfte in der Geschichte sind die ersten Anzeichen, daß die schroffe Feindschaft der religiösen Bekenntnisse und die bisherige Ausschließlichkeit der politischen Grundsätze in den zwei großen Völkergruppen Europas ihre stärkste Kraft verloren hatten. Und die nächste Folge war, daß gleich nach der Begründung der amerikanischen Unabhängigkeit die große Bewegung der Freiheit von dort nach Frankreich herüberschlug und die größte der romanischen Nationen dem Despotismus und der religiösen Bigotterie entriß.

Uns will bedünken, als ob diese Auffassung mit ihren Bildern vom „Ueberschlagen“ einer Bewegung und vom Nachlassen gewisser Kräfte mehr das geheimnißvolle Wirken einer mystischen Weltkraft andeute, als den natürlichen Zusammenhang von Ursachen und Folgen, wie ihn die Geschichtsbetrachtung verlangt, offenlege. Außerdem aber wird durch eine solche Auffassung dem bedenklichen Misverständniß Vorschub geleistet, als ob wirklich jene „germanische“ Freiheit der Angloamerikaner es gewesen sei, die, durch eine sonderbare Umkehrung der weltgeschichtlichen Pole, zu den romanischen Franzosen hinübergesprungen, während gerade der tiefe Gegensatz zwischen angloamerikanischem und frankoromanischem Freiheitsbegriff (ein Gegensatz, den an andern Stellen Gervinus so treffend andeutet) schon in den Veranlassungen, noch mehr in dem Verlaufe der beiden Revolutionen, der amerikanischen und der französischen, trotz des theilweisen ursachlichen Zusammenhangs zwischen beiden ganz entschieden zutage tritt.

Doch genug der Einwendungen gegen ein Werk, zu dessen bewundernder Anerkennung wegen der vielen und großen Vorzüge, durch die es sich auszeichnet, wir nun um so unbefangener zurückkehren können, nachdem wir durch das Vorhergehende gezeigt haben, daß wir nicht blind sind gegen Das, was uns daran als mangelhaft und zu Ausstellungen Anlaß gebend erscheint. Als einen besondern Vorzug des Gervinus'schen Werks haben wir, neben den schon gerühmten großen und freien Ueberblicken über ganze weite Geschichtsgebiete, die vortrefflichen Charakteristiken einzelner geschichtlicher Erscheinungen und Situationen, einzelner Geschichtsepochen, einzelner Völker- und Staatenindividualitäten zu bezeichnen und als meisterhaft unter Anderm namentlich die Parallele zwischen der englischen und nordamerikanischen Verfassung hervorzuheben.

Die Consequenz der von Gervinus angewandten Geschichtsmethode brachte es mit sich, daß er sich nicht mit der Fortführung des Verlaufs der Ereignisse bis zur Gegenwart heran begnügen konnte, vielmehr auch noch über diese hinaus die Zukunft wenigstens in einigen allgemeinen Andeutungen zu anticipiren versuchen mußte. Seinem eigenen Ausspruche nach „wagte er es, wie der Astronom, der aus einem bekannten Bruchstücke der Bahn eines neu gefundenen Planeten seinen ganzen Lauf berechnet, das Fehlende zu errathen, das vielleicht erst einige Jahrhunderte vollenden werden". Dadurch erhielt denn freilich diese letzte Partie des Buchs eben jene sich von dem gewohnten Gange geschichtlicher Werke entfernende und mehr der Tagespolitik nähernde Richtung, welche ihm fälschlicherweise als eine Absichtlichkeit zum Vorwurf gemacht worden ist, während sie doch nur die unvermeidliche Folge des einmal eingeschlagenen Verfahrens war. Denn sobald es Jemand unternimmt, ein gewisses Gesetz als dem Verlaufe der Geschichte zugrunde liegend und durch denselben erfüllt aufzuzeigen, muß er nothwendig bis an das Ende dieses Verlaufs, bis zu dem Punkte der wirklich eingetretenen und vollendeten Erfüllung des Gesetzes vorzudringen suchen. Findet der Historiker diesen Punkt nicht schon in der Gegenwart (wie z. B. die Hegel'schen Geschichtschreiber der Philosophie in Bezug auf diese thaten, indem sie das Hegel'sche System für die absolute Vollendung der Philosophie und folglich für den Abschluß des geschichtlichen Entwickelungsprocesses dieser erklärten), so muß er zum Propheten werden und in die Zukunft vordeutend hinausgreifen. Nur die völlige Unkenntniß des logischen Gedankenprocesses konnte daraus den Vorwurf willkürlicher Tendenzpolitik herausspinnen. Eine andere Frage freilich ist, ob nicht vom Standpunkte der Geschichtswissenschaft aus eben der Umstand, daß der Geschichtschreiber hier genöthigt ist, unmittelbar und direct zum Propheten zu werden (mittelbar und indirect ist es jeder Geschichtschreiber), gegen die Richtigkeit der Methode überhaupt spreche. Ein fühlbarer Uebelstand bleibt es jedenfalls, daß der Historiker von der Zukunft sprechend (wo er doch immer nur Hypothesen aufstellen kann) jenen Charakter der Positivität verleugnen muß, den man von jedem Geschichtswerke fodert, während er dennoch fortwährend Anspruch darauf macht und machen muß, nicht tagespolitische Raisonnements, sondern wirkliche Geschichte zu schreiben. So verläuft sich auch in dieser „Einleitung" das in allen seinen übrigen Theilen so scharfgezeichnete Bild der neuern Geschichte zuletzt in eine dämmernde Perspective ohne bestimmt unterscheidbare Contouren, eine Behandlungsweise, die zwar in der Malerei unter Umständen künstlerisch schön und effectvoll sein mag, in der Geschichte aber, wie uns scheint, ihre großen Bedenken hat. Diesen Eindruck haben wenigstens auf uns jene Schlußstellen des Gervinus'schen Buchs gemacht, in denen der Entwickelungsproceß des allgemeinen Gesetzes der neuern Geschichte zu seiner letzten Consequenz zusammengefaßt werden soll. Der Verfasser sagt in der „Einleitung" (S. 176):

> Dieser östliche Siegeszug der Freiheit, das scheint alle Geschichte mit Zuverlässigkeit zu verkünden, wird vollendet werden. Unter welchen Hemmungen, Gegenwirkungen und Niederlagen es geschehen wird, ist unmöglich zu wissen. Der Geschichte ist im Großen ein gesetzlicher Lauf geordnet, in den besondern Gestaltungen der Ereignisse ist den Menschen viel Willkür und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen. Ob die Republik oder die Monarchie, die constitutionelle oder demokratische Monarchie den Sieg behalten wird, ob sich nur ein Durchgang durch den Freistaat bereitet oder seine dauerhafte Niederlassung, ob der vierte Stand nur neben den übrigen Ständen seine Rechte und Einordnung erhalten soll, oder ob er sich ihnen gleichstellen, mit ihnen in Eine gleichförmige Gesellschaft verschmelzen wird, das muß die Fähigkeit der andern Stände und politischen Gewalten, der Verstand oder Unverstand ihres Widerstandes entscheiden. Auf zwei Völker wird es wesentlich ankommen, wie sie sich in den großen Entwickelungen dieser merkwürdigen Geschichtsperiode bewähren werden, Franzosen und Deutsche.

Man sollte nun erwarten, daß diesen beiden Völkern als Trägern der europäischen Zukunft ein bestimmtes Prognostikon gestellt würde. Allein dies ist nicht der Fall, vielmehr wird in Bezug auf die Zukunft beider ebenfalls Alles unentschieden gelassen. Von Frankreich heißt es (S. 178):

> Es steht in Frage, ob Frankreich, wie Italien zu Machiavelli's Zeit, unter den schweren politischen Fluch fallen wird, daß es in jenem Geiste, den nichts zufriedenstellt, nicht fähig sei zum Gehorsam und nicht fähig zur Freiheit. Es muß sich entscheiden, ob es den germanischen Ordnungen, die ihm allein eine gesetzte und sichere Freiheit verschaffen können, nachkommen wird, oder ob es trotz der ungeheuern Opfer seiner Revolutionen in die romanische Stagnation zurücksinken soll, aus der sich Spanien und Italien jetzt loszuringen scheinen. Und von dieser Entscheidung hängt ein Großes, man darf sagen Alles ab für die ruhige und geordnete oder wilde und stürmische Abwickelung der laufenden Geschichte.

Und von Deutschland:

> Ganz ebenso zweifelnd blickt man aus dem Stande der deutschen Dinge in die Zukunft unsers Volks. Deutschland ist seit seiner frühesten Geschichte immer seiner besten Kräfte beraubt worden. Es hat in der Völkerwanderung, in der Anpflanzung slawischer Lande, in Kreuzzügen und Römerzügen seine rüstigsten Söhne massen-, ja völkerweise ausgeschickt und mit der Verjüngung der Welt seine eigene Erschöpfung gekauft. Dies dauert in den Auswanderungen gleichsam noch heute fort,

in der kostbaren Ausfuhr von Geld und Menschen, die das Vaterland verarmt und schwächt. So haben wir, als die Entdeckung Amerikas den Völkern neue Laufbahnen öffnete, keinen Antheil mehr nehmen können an den äußern Bewegungen der Welt. Unsere regsamern Grenzlande im Westen, Schweiz und Niederlande, fielen von uns ab, unsere Großmächte im Osten, Preußen und Oestreich, stellten sich auf eigene Füße; der übrige sieche, getheilte Körper blieb regungslos liegen, ein Spielwerk aller Rührigen und Thätigen. Lage und Beschaffenheit des Landes war zu trefflich, als daß es nicht von jedem Mächtigen begehrt werden sollte. Und doch wurde es wieder eben deswegen Keinem zu festem und einheitlichem Besitze gegönnt. Es war zu wohl geeignet zur Entfaltung einer starken Macht, als daß nicht in jedem der Vereinigung günstigen Augenblicke alle Welt hätte gegen uns stehen sollen. Unser Geschick schien das aller getheilten Nationen zu sein, daß wir wie Judäa, Griechenland, das neuere Italien ein weltbürgerliches Volk bilden und uns begnügen sollten mit den geistigen Wohlthaten, die wir uns und der Menschheit bereitet hatten. Wenn diese großen Züge unsers nationalen Lebens, die den Charakter des Volks unwidersprechlich zeichnen, jede vaterländische Hoffnung in uns scheinen tilgen zu müssen, so stellt doch die räthselvolle Geschichte wieder ebenso große Züge einer andern Art daneben, die diese Hoffnungen wieder stolz emporrichten. Deutschlands Geschichte seit der Reformation hat denselben regelmäßigen, nur langsamern Verlauf genommen wie die Geschichte Englands und Frankreichs. Sie hat uns durch religiöse Freiheit (Reformation) und geistige Freiheit (Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts) an die Schwelle der staatlichen Freiheit geführt und läßt uns hoffen, daß wir auch diese in einem Maße erringen werden, das den gründlichen Vorbereitungen entspricht. Und blickt man auf den ganzen und vollständigen Verlauf der deutschen Geschichte seit ihren Anfängen vergleichend zurück, so schöpft man noch größere Ermuthigungen. Wenn England, wie wir früher erwähnten, die verschiedenen Phasen geschichtlicher Entwickelung in unvergleichlicher Vollkommenheit umschrieb, so scheint dies auch in Deutschland, nur in einer andern Weise, der Fall zu sein. Die angelsächsische Zeit des patriarchalischen Königthums nannten wir reich und bedeutend wie keine andere; dürfen wir aber unsere deutsche Geschichte bis zu den ersten Hohenstaufen, solange die Kaisermacht noch etwas bedeutete, als die entsprechende Periode bezeichnen, so ist sie noch reicher, noch größer und ruhmvoller. Die englische Aristokratie fanden wir staatsfähiger als jede andere; die deutsche aber, indem sie durch ihre Häupter den Landfrieden erhielt, den anderswo der Eine unumschränkte Fürst gegen diese selben Häupter derselben Aristokratie zu schützen hatte, und indem sie auf diesem Wege zur fürstlichen Macht gelangte, hat in anderer Weise eine ähnliche Staatsfähigkeit und zugleich eine größere Kraft bewiesen als irgend eine andere Aristokratie. Die englische Absolutie hat in einem wunderbar begünstigten einheitlichen Staate viel Gutes und wenig Uebles gestiftet; in dem getheilten Deutschland hat sie weniger Vortheil bringen können, aber auch noch wenigern Schaden. Diese Elemente haben sich in Deutschland nicht, wie in England, in Einer staatlichen Organisation erhaltend verbunden, sondern die Aristokratie hat das Kaiserthum wesenlos gemacht und so gut wie abgestoßen. Wenn sich, wie auf die kaiserliche Periode die aristokratische, so auf die aristokratische Ordnung in Deutschland eine demokratische in derselben reinen Ablösung und Gestaltung ohne zu große und erschöpfende Zerrüttungen bilden kann, so wird Deutschland seine Geschichte mit neidwürdiger Sicherheit und in einem gleichen Zuge bescheidener Großheit fortsetzen. Dies wird in dem getheilten und der Thätigkeit entwöhnten Volke, wenn es überhaupt möglich ist, nur langsam, unter Rückfällen und Täuschungen, schwerlich ohne fremde Hülfe und nicht ohne äußere Begünstigung der Zeiten und Verhältnisse geschehen. Ist es geschehen (und man mag der zähen und gesunden Volksnatur Vieles zutrauen), dann wird Deutschland in dem Welttheile die bisherige Bedeutung Frankreichs überkommen. In dieser Lage würde es die Rolle eines erobernden Staats noch weniger spielen können und noch lieber darauf verzichten wollen als England. Das Ziel seiner Staatskunst könnte kein anderes sein, als die gefährlichen einheitlichen Großstaaten überall aufzulösen in Föderationen, welche die Vortheile großer und kleiner Staaten vereinigen und der allgemeinen Freiheit und der friedlichen Ausbreitung aller Art von Bildung sicherere Gewähr bieten.

Es war natürlich, daß die literarische Kritik des Gervinus'schen Buchs sich zuerst und vorzugsweise auf diesen Theil desselben richtete, der aus der reinen Geschichtssphäre in die Sphäre der Politik, sogar der Tagespolitik herüberragt. Während daher, wie wir schon im Eingange bemerkten, eine eigentlich wissenschaftliche, umfassende und ins Einzelne eindringende Beurtheilung der „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" bisjetzt, soviel uns bekannt, nicht erschienen ist, schossen alsbald nicht nur in den Tagesblättern, sondern auch unter der Form selbständiger Broschüren Kritiken dieser Schrift empor, welche ausschließlich oder doch fast ausschließlich jene politische Seite derselben ins Auge faßten. Zumeist waren es natürlich Gegenschriften, denn die Anhänger der Gervinus'schen Anschauungsweise hielten wol eine gründlichere Vertheidigung dieser Anschauungsweise als die von ihrem eigenen Urheber gegebene weder für nothwendig noch für möglich. Unter jenen Gegenschriften ist die einzige allenfalls der Erwähnung werthe die von Zöpfl, und auch sie ist es mehr um der Persönlichkeit ihres Verfassers willen als durch ihren innern Gehalt. Zöpfl greift das von Gervinus an die Spitze seiner Geschichtsbetrachtung gestellte Gesetz des Uebergangs von der Einherrschaft zu Vielherrschaft und zuletzt zu Herrschaft Aller als unzutreffend an und sucht besonders in Bezug auf Deutschland die Berechtigung und die geschichtliche Wahrscheinlichkeit des von Gervinus behaupteten „östlichen Siegeszugs der Freiheit" zu bestreiten. In welchem Geiste, von welchem politischen Standpunkte aus und mit welcher Zuverlässigkeit in der Anführung historischer Thatsachen, das werden unsere Leser aus den folgenden Stellen des Zöpfl'schen Buchs ersehen, auch ohne daß wir denselben irgend etwas beifügen. So heißt es (S. 47 fg.):

Was die individuelle Freiheit und Gleichheit anbelangt, so weiche ich von Gervinus in der Art ab, daß ich nicht erst deren Siegeszug voraussage, sondern daß ich ihren Sieg in Frankreich und Deutschland geradezu als längst entschieden betrachte und als eine bereits feststehende Thatsache erkläre.

Was wäre denn auch wol noch in dieser Beziehung in Deutschland von der siegesfrohen Göttin zu erobern? Der Grundsatz der persönlichen Freiheit ist in allen Staaten anerkannt: keine fürstliche Willkür, keine Lettres de cachet vermögen einen deutschen Bürger seiner Freiheit zu berauben; der deutsche Mann ist ebenso ein freier Mann wie der Engländer und der Nordamerikaner; es gehört wirklich eine große Dosis von Ueberspannung oder Blödsinn dazu, sich selbst einzureden oder sich von einem Wühler einreden zu lassen, daß der Deutsche unfrei und Sklave sei. Die Unentziehbarkeit des Eigenthums durch Willkür des Fürsten ist überall anerkannt. Niemand denkt an einen Versuch des Gegentheils. Die Gerichte

sind überall unabhängig gestellt, und die etwaige Besorgniß, daß die Befürchtung einer Misliebigkeit nach oben das richterliche Urtheil befangen machen könnte, wird für den Richter durch die Rücksicht auf die Publicität geradezu aufgewogen. Die Standesunterschiede sind überall alle aufgehoben. Die Leibeigenschaft und Hörigkeit kennen wir nur noch aus der Geschichte. Der Adel hat in den letzten Jahren überall die letzten Reste seiner alten politischen und Standesvorrechte theils freiwillig, theils unfreiwillig den Foderungen der neuen Zeit zum Opfer gebracht: es ist ihm nichts gelassen worden als Das, was man Niemandem rauben kann — die historische Erinnerung an eine große Vorzeit, die dem Adel nur noch ein Sporn sein kann, auch unter veränderten Verhältnissen durch eigene Auszeichnung Das zu sein, was seine Ahnen waren und wovon sie hießen — die Edelsten der Nation. Der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz ist überall eingeführt; der Gehorsam, der gefodert wird, ist kein anderer als Gehorsam dem Gesetze, und das Gesetz ist heutzutage in allen deutschen Staaten für alle Staatsgenossen ein und dasselbe, wie in England und Amerika. Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der drei christlichen Confessionen, der Gegenstand so schwerer Kämpfe in frühern Jahrhunderten, ist bundesgrundgesetzlich ausgesprochen. In jedem Lande ist der Grundsatz der Toleranz nicht blos als subjective Glaubensfreiheit anerkannt, sondern selbst die Freiheit des Unglaubens unangetastet. Die Censur ist beseitigt; der wissenschaftlichen Forschung ist keine Schranke gesetzt als die, welche die mit den Landständen vereinbarten Strafgesetze gegen den Angriff auf die verfassungsmäßigen Grundlagen der politischen und socialen Ordnung aufzurichten für nöthig gefunden haben, eine Schranke, welche auch ohne gesetzliche Vorschrift nicht zu überschreiten die Würde der Wissenschaft ihren Trägern zur Pflicht macht. Gleich ist für Alle die Pflicht und die Ehre der Waffen, gleich ist für alle Befähigten (mit einziger Ausnahme der Juden) die Berechtigung zum Staatsdienste. Die Steuerpflicht ist für Alle gleich nach Maßgabe ihrer Steuerkräfte. Die Patrimonialgerichtsbarkeit hat überall aufgehört; die Gerichte sind allein in den Händen des Staats, die Feudallasten sind überall aufgehoben, ebenso schon längst die Frohnen. Die Zehnten sind überall abgelöst oder in der Ablösung begriffen. Die ritterlichen Lehen sind ebenfalls fast überall schon aufgehoben; überdies ist der Fortbestand oder die Ablösung der Ritterlehen eine Sache, welche zunächst nur die Betheiligten interessirt und wobei ein Volksinteresse nur insofern stattfinden kann, als man etwa das dafür halten will, daß alles feste Besitzthum der Familien zerstört werde. Dies wäre aber nichts Anderes als derselbe Gedanke, welcher 1848 auch auf die Zerstörung aller Familienfideicommisse hinarbeitete, wovon man aber bereits wieder bei ruhigerer Ueberlegung abgekommen ist. Die Grundherrlichkeit ist überall beseitigt, Jagd und Fischerei sind als Ausflüsse des Grundeigenthums erklärt, die Theilbarkeit des Grund und Bodens ins Unendliche ist als Regel überall anerkannt; nur mit Mühe ist es der Bevölkerung in einzelnen Gegenden gelungen, die Untheilbarkeit der Güter zu erhalten, wo die landwirthschaftliche Culturfähigkeit dem Zerstückelungssystem absolut widerstrebte.

Das sicherste Zeichen, daß der Sieg der individuellen Freiheit und Gleichheit in Deutschland im Wesentlichen bereits vollendet und daß er nicht blos eine vollendete, sondern eine sogar unwiderrufliche, gar nicht mehr rückgängig zu machende Thatsache ist, liegt darin, daß trotzdem daß die Grundrechte des deutschen Volks in der Form, wie sie von dem frankfurter Parlamente aufgesetzt worden waren, nicht zur Einführung gekommen sind oder nicht Bestand hatten, doch in allen deutschen Staaten theils schon längst zuvor, theils gleichzeitig, theils nachher im Wesentlichen dieselben demokratischen Grundgedanken durch die Particulargesetzgebung eingeführt worden sind, wenngleich mit mancherlei Modificationen, wie sie das Bedürfniß der einzelnen Staaten und häufig der laute Wunsch der Bevölkerung selbst verlangte, worin man nur die billige Rücksicht erkennen kann, welche die gegebenen örtlichen Verhältnisse erheischen.

Faßt man das Alles zusammen, was in den einzelnen Staaten für die individuelle Freiheit wirklich geschehen und gewährt und auf eine Weise festgestellt worden ist, daß keine Besorgniß mehr platzgreifen kann, als würde die Staatsgewalt das Gewährte je mehr einseitig zurücknehmen können, so wird Jeder, der einer besonnenen, ruhigen Ueberlegung fähig ist, sich sagen müssen, daß in den deutschen Staaten jetzt durchschnittlich wirklich auch das Wesen jener individuellen Freiheit und Gleichheit besteht und befestigt ist, welches die Grundlage der englischen und nordamerikanischen Staatszustände ausmacht. Der geschichtlich gebildete Mann wird es sodann auch nur gerechtfertigt und lobenswerth finden, daß die deutschen Staaten, die alle eine Geschichte hinter sich haben und auf geschichtlichen und nationalen Grundlagen stehen, hier dem von Gervinus selbst so gerühmten Beispiele von England folgen und mit sorgsamer Benutzung der geschichtlichen Grundlagen, die sich aus dem Sturme der letzten Zeiten gerettet haben, mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse und die particularen und localen Bedürfnisse der einzelnen Länder, bei der legislativen Festsetzung und Fortbildung der aus dem allgemeinen Begriffe der individuellen Freiheit und Gleichheit sich ergebenden Folgerungen verfahren, und daß sie hierbei nicht Nordamerika nachahmen, welches, wie Gervinus selbst anerkennt, keine Geschichte vor sich, keine Nationalität in sich hatte, wo nichts historisch Vorhandenes zu berücksichtigen und zu schonen, wo nichts Gegebenes zu pflegen und also auf einer tabula rasa allerdings ein geeigneter Platz war, mit blos allgemeinen Begriffen und abstracten Sätzen Experimente zu machen und von der Zukunft zu erwarten, daß sich auf diesen Grundlagen erst eine Geschichte entwickeln und eine neue Nationalität bilden werde.

Jeder Unbefangene wird anerkennen müssen, daß — wenn nicht ein Gott, der Deutschlands Untergang beschlossen hat, den Geist der Nation umnebelt und ihre Sinne verwirrt und sie durchaus verkennen läßt, was sie bereits errungen hat und was bereits besteht — ein neuer ernstlicher, großer, staatengefährdender Kampf um individuelle Freiheit und Gleichheit in Deutschland nicht möglich ist, weil man um Das nicht zu kämpfen braucht, was man im Wesentlichen hat. Man wird vielmehr anerkennen müssen, daß, wenn die Foderung der individuellen Freiheit und rechtlichen Gleichheit jetzt noch in Deutschland auf das Panier des Aufruhrs geschrieben werden wollte, dies nur eine verabscheuungswürdige Maske für die Erreichung ganz anderer Zwecke sein würde. Lernt die deutsche Nation in ihrem guten Kerne, lernt der deutsche Mittelstand erkennen und würdigen, was er bereits wirklich an individueller Freiheit und Gleichheit besitzt (und wir vertrauen zu dem deutschen Geiste, er wird dies immer mehr erkennen und würdigen), lernt der Kern der deutschen Nation die Grundlagen, die der Freiheit bereits wirklich gegeben und errungen sind, bewahren, und weist er die Zumuthungen der Umsturzpartei — die ihn verlocken möchte erst zu erstürmen, was er bereits besitzt, um sich sodann schmählich enttäuscht zu sehen — mit Entschiedenheit zurück, so darf Deutschland hoffen, einer ruhigen und glücklichen Zukunft entgegenzugehen, und diese Hoffnung wird uns so wenig täuschen als die Voraussetzung, worauf sie gegründet ist. Es thut mitunter wol sonst auch im Leben noth und ist heilsam sich selbst zu erinnern, was man bereits besitzt, was man schon Gutes hat, um es nicht zu vergessen und es nicht zu verlieren, indem man einem angeblich Bessern nachjagt. Möge es sich das deutsche Volk nur recht laut sagen und recht wohl fassen, daß die individuelle Freiheit und Gleichheit bereits gesiegt hat, daß sie wirklich besteht, damit es weiß, was es hat und woran es festhalten muß, damit es ihm nicht durch die Ränke der Umsturzpartei entrissen werde!

So wenig dieser ausschweifende Optimismus Zöpfl's

unter den denkenden und fühlenden Patrioten Deutschlands Anklang finden dürfte, so konnten doch viele dieser letztern ebenso wenig sich mit den, wie ihnen schien, allzu pessimistischen Schlussfolgerungen des Gervinus'schen Buchs befreunden. Sie glaubten darin lediglich das Symptom einer augenblicklichen Verzweiflung über getäuschte Hoffnungen und mislungene Bestrebungen, wenn nicht gar einer blos persönlichen Verstimmung oder Verletzung zu erblicken; sie fanden es unbegreiflich, wie ein Mann von Gervinus' anerkannter Besonnenheit und langerprobten monarchisch-constitutionellen Ansichten mit einem male (so meinten sie) gleichsam mit Sack und Pack ins demokratische Lager übergehen könne, und waren nicht abgeneigt, ihm deshalb den Vorwurf der Inconsequenz, des Wankelmuths, des Mangels fester politischer Grundsätze zu machen.

Gegen solche Vorwürfe den Verfasser der „Einleitung" zu vertheidigen ist der Zweck der letzten unter den obengenannten Schriften. Diese Schrift, den Historiker und Politiker Gervinus durch alle Stadien seines wissenschaftlichen, literarischen und politischen Wirkens begleitend und den Entwickelungsgang seiner Ansichten genau nach seinen offenkundigen Thaten und Aeußerungen messend, weist nach, daß, was oberflächlich betrachtet als ein Sprung oder Abfall ins Gegentheil erscheint, nur die folgerichtige Consequenz einer tiefbegründeten Ueberzeugung, das unvermeidliche Resultat eines politischen Denkprocesses war, zu welchem den ernst prüfenden und aufrichtig strebenden Politiker, Parteimann und Patrioten der von ihm nicht zu ändernde Gang der Ereignisse gewaltsam hingedrängt hat. Sie faßt die Ergebnisse ihrer Prüfung in folgenden Sätzen (S. 86 fg.) zusammen:

Wir sehen Gervinus' gesammte politische Thätigkeit von jenen ersten Aufsätzen in den „Deutschen Jahrbüchern" (1835) bis zu diesen „Oestreichischen Briefen" (in der „Deutschen Zeitung" Ende 1848) von derselben unwandelbaren Ueberzeugung ausgehen, von der Ueberzeugung, daß Deutschland nur auf dem Wege der gesetzlichen Reform zu politischem Gedeihen gelangen könne und daß Deutschland dieser Weg, abweichend von den Schicksalen anderer Völker, durch seine eigenthümliche Entwickelung geöffnet sei. Das schien ihm der größte Stolz und das größte Glück seines Vaterlandes; er trug diese Ueberzeugung mit der Innigkeit eines religiösen Glaubens in sich; sie war die reiche Quelle seiner unermüdeten Thätigkeit. Er sah die reformatorische Entwickelung von dem Uebermaß leichtfertigen Fortschritts und träger Ruhe schon in der Mitte der dreißiger Jahre bedroht und begann damals gegen diese Gefahr seine politische Schriftstellerei, bald nach der einen, bald nach der andern Seite gewendet. Er benutzte jede Gelegenheit, die gesammte Nation zur Thätigkeit zu rufen, weil gerade in der faulen Ruhe alle die schlimmen Säfte sich ansammelten, welche einen gesunden stetigen Fortschritt zu vergiften drohten. Die schleswig-holsteinische Sache, die deutschkatholische Bewegung, der Erlaß des preußischen Patents fanden ihn nacheinander auf dem Platze, um seiner Nation und ihren Lenkern die Gefahr zu zeigen, welche alle Vortheile der deutschen Bildung mit einem großen Schicksalsfalle hinwegraffen könne. Er stieg in die Tagespresse herab, um diese Predigt Tag für Tag vernehmen zu lassen, und als dann der Februar 1848 jenen Schicksalsfall brachte und er selbst nach dem 18. März kaum noch die Möglichkeit sah, den gesetzlichen Weg festzuhalten, wie band er sich da mitten in der größten Aufregung an die strengste Consequenz und Vorsicht, um das verlorene Kleinod noch zu retten! Diese Rettung schien ihm auf der andern Seite auch durch gewagte Schritte nicht zu theuer erkauft; er sprach im März mit klarem Bewußtsein für den Krieg mit Rußland, um der revolutionären Gährung einen Abfluß zu geben. Wenn man das Alles überdenkt, so muß es auf den Patrioten einen erschütternden Eindruck machen, wenn einem solchen Manne die Aussicht, daß die große Bewegung zu einem kläglichen Rückfall in die alten unleidlichen Zustände führen werde, das solange bekämpfte Gefühl zum lauten Ausbruch bringt, daß alle Anstrengungen, die Verheerungen der Revolution vom deutschen Boden abzuhalten, vergeblich seien.

Die Schrift weist sodann darauf hin, wie Gervinus dieselbe Ueberzeugung unmittelbar nach der Ablehnung der Kaiserkrone und der Reichsverfassung seiten des Königs von Preußen mit schmerzlichster Bewegung in einem Artikel in der „Deutschen Zeitung" (vom 23. Mai 1849) ausgesprochen habe, in welchem er von dieser und von der publicistischen Thätigkeit überhaupt für die nächste Zeit Abschied nahm. Im Jahre 1851 wiederholte Gervinus das in diesem Artikel niedergelegte Bekenntniß bei Gelegenheit einer Besprechung der „Neuen Gespräche" von Radowitz. Von der Bekehrung dieses Staatsmanns zum Constitutionalismus sprechend, äußerte er sich schon damals ganz ähnlich wie später:

Es kommt so, wie Hr. von Radowitz selbst zu ahnen scheint: es werden die Männer, die an Preußens Ehre und an der Thatkraft und Willensstärke der constitutionellen Partei verzweifeln, in die Reihen der Demokratie gedrängt, und alle Repressivgesetze und Bayonnete werden diese, wie Hr. von Radowitz sagt, dann nicht mehr bändigen.

Der Apologet des Verfassers der „Einleitung" führt nach den obigen Anführungen im eigenen Namen so fort:

Wenn die Dinge so liegen, wie die „Einleitung" zeigt, so hat Gervinus nur das Schicksal seines Volks und seiner Zeit gehabt, welche lange eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf dem gemäßigten und gesetzlichen Wege constitutioneller Reform suchte, da sie aber alle diese Versuche scheitern sah, nun zu schärfern Mitteln hingedrängt ist. Diese Mittel sind voll Gefahren; sie werden zum sichern Verderben führen, wenn diejenige Classe von Menschen die Leitung der Ereignisse an sich reißt, welche von der Krankheit der Zeit so ergriffen ist, daß ihr alle sittlichen Begriffe und jede geordnete Verstandesthätigkeit verlorengegangen sind, jene Classe, welcher Gervinus von der Kritik Börne's bis zu den letzten Seiten der „Einleitung" immer das gleiche Urtheil gesprochen hat. Es muß Alles daran liegen, daß der veränderten Richtung der Zeit sich alle Die unumwunden und kräftig anschließen, welche die zu großen Unternehmungen unentbehrlichen Eigenschaften des Kopfes und Herzens besitzen..... Steht ein Sieg der Demokratie in Aussicht, so haben die Conservativen selbst das größte Interesse, daß die siegende Demokratie eine andere sei als die von 1848. Hat die „Einleitung" eine unmittelbare politische Tendenz, so möchte es die sein, den Kern der Nation für die demokratischen Ideen zu gewinnen, nur daß Gervinus nicht mehr wie früher ausschließlich den Mittelstand im Auge hatte, über dessen politische Befähigung er so üble Erfahrungen gemacht hat. Er stellt sich auf die Seite der demokratischen Ideen, erklärt sich aber gegen die Weise, wie meistentheils bisher für ihre Verwirklichung im Staatsleben gekämpft ist. Seine Vergangenheit möchte ihn besonders zu der großen Arbeit für Umschmelzung der freisinnigen Parteien zu einem neuen Ganzen geeignet machen. Die Constitutionellen haben, wenn meine Darstellung richtig ist (und sie ist ja eigentlich nichts als eine genaue chronologische Zusammenstellung aus Gervinus' Schriften), keinen

Grund, ihm jetzt weniger Vertrauen zu schenken als damals, da sie ihn unter ihre ersten Häupter zählten; denn er ist heute derselbe Charakter und derselbe Geist mit demselben patriotischen Sinn, demselben sittlichen Ernst und derselben Betrachtungsweise menschlicher Dinge, wie 1835 und 1847. Die Demokraten sollten auf einen Mann achten, der ihr heftigster Gegner damals war, als die Verhältnisse ihnen Sieg zu verheißen schienen, und der den demokratischen Ideen sich heute unterwirft, wo sie von Vielen für völlig vernichtet gehalten werden. Nur das dürfen sie wol nie erwarten, daß er im stricten Sinne ein Mann ihrer Partei werde. Kennen sie ihren Vortheil, so hören sie seinen Tadel, wie scharf er auch sein möge, und beachten seinen Rath, wie er auch mit ihrer bisherigen Praxis streite. Er wird, wenn man aus einem so consequenten Leben auf die Zukunft einen Schluß ziehen darf, für die Ueberzeugung, welche ihn jetzt auf ihre Seite gestellt hat, mit derselben Energie, Umsicht und Hingebung arbeiten, mit welcher er früher für eine andere Ueberzeugung gearbeitet hat.

Karl Biedermann.

Vorposten der Lyrik und lyrischen Epik.

Wir fühlen uns — wäre es auch nur, um nicht umsonst gelesen zu haben und uns bei dieser Gelegenheit selbst über den gegenwärtigen Stand der Lyrik klar zu machen — ausnahmsweise bewogen, unsern gewöhnlichen Berichterstattern über lyrische und lyrisch-epische Erscheinungen einige Dichter in folgender Betrachtung wegzunehmen und selbst an ihnen das Heil oder Unheil unserer Kritik zu versuchen. Wir wissen nicht, ob wir es den zu behandelnden Dichtern recht machen werden; es ist ja so schwer, es unsern Lyrikern recht zu machen, und wenn man es ihnen recht macht, so macht man es vielleicht dem Publicum unrecht, und umgekehrt. Der eine Dichter hat eine Clique, der andere nicht; wenn man jenen tadelt oder diesen lobt, so hat man die Meute gegen sich. Doch wir wollen hierüber kein Wort weiter verlieren. Wir haben die Dichter, die in den Kreis unserer Betrachtung fallen, „Vorposten" genannt. Im Grunde sind alle modernen Lyriker mehr oder weniger nur Vorposten, eine aufgelöste Linie lyrischer Plänkler. Wenn man sie zusammenschart, hat man einen Haufen, aber kein Heer, und vergebens sieht man sich nach einem Heerfürsten um, der im Stande wäre, diesen Plänklern durch die Macht seines Beispiels voranzuleuchten und in ihre lockern Glieder Halt und Zusammenhang zu bringen. Die Kapelle wäre wol da, aber Jeder spielt seine eigene oder auch nichteigene Melodie, und der Taktstock des Meisters fehlt.

Man hat vielfach in jüngster Zeit versichert, daß in Deutschland zu viel lyrisches Zeug gedichtet werde. Dies möchten wir nun zwar gerade nicht behaupten; denn die Zahl Derer, welche in ihrem ganzen Leben nicht im Stande waren, einen Vers zu machen, ist groß genug in Deutschland, und selbst die Zahl Derer nicht gering, welche auf alles Versemachen und alle Versemacher mit der tiefsten Verachtung herabsehen. Es gibt ganze weite Landstriche in Deutschland, wo das Gesangbuch das einzige Gedichtbuch ist das man kennt, und nicht leicht Jemand eine Ahnung davon hat, daß diese frommen Gesänge von Leuten verfaßt wurden, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelebt haben. Aber wohl ist es richtig, daß in Deutschland zu viele Gedichte gedruckt werden — Gedichte, die keine freie That, kein Flügelschlag einer schönen großen Seele, kein Erguß aus frischer Quelle, auch nicht einmal immer die ehrenwerthen Früchte eines arbeitsvollen, eines höhern Kunstziels sich bewußten Trachtens sind, sodaß dadurch wenigstens den Anfoderungen eines höhern veredelten Geschmacks entsprochen würde, sondern die nur entweder als die ärmlichen Resultate mühsamer Bohrversuche in sandigem Boden erscheinen oder sich ebenso anspruchsvoll als bequem in den ausgefahrenen Gleisen abgenutzter und angelernter Gefühle und Phrasen fortbewegen. Wenn Jemand stümperhaft die Flöte bläst oder die Geige kratzt und sich dabei höchlichst selbst amüsirt, so wird Niemand gegen dieses Vergnügen etwas einwenden können, solange der Bläser oder Geiger diesem Geschäfte in seinen vier Pfählen bei verschlossenen Thüren und Fenstern obliegt; wenn er aber diese öffnet, um seinen Nachbarn einen schlimmen Ohrenschmaus zu bereiten, oder wenn er sich gar vor die Thüre stellt, um die Vorübergehenden anzuflöten und anzugeigen, dann wird man ihn zu den allgemeinschädlichen Subjecten rechnen müssen und die Kritik wird das Recht und die Pflicht haben, das Publicum vor diesem geschmacksverderblichen Individuum öffentlich zu warnen. Unsere Dichter früherer Generation, die wir unter dem Namen der classischen zusammenfassen, hatten es durch ihre hohen ernsten Zielpunkte, ihre gehaltreichen Gedanken, ihre die Menschheit selbst umfassenden Ideen glücklich dahin gebracht, daß die Poesie selbst gewöhnlichen und gemeinen Naturen als etwas Heiliges und Höheres, was nicht von dieser Welt war, imponirte. Seitdem jedoch die Poeten, mit seltenen Ausnahmen, zu einem Theil nichts weiter zu offenbaren wissen als ihre subjectiven Gefühlchen, die nicht einmal immer und sogar nur selten ihre eigenen sind, zum andern Theile aber dadurch um den Beifall des Publicums buhlen, daß sie sich ganz und gar zu dem Niveau seines Mode- und Alltagsgeschmacks herablassen, seitdem hat die Poesie ihren segensreichen, erhebenden und volksbildenden Einfluß verloren und das Volk der Philister wird wieder übermächtig in Deutschland. Denn, denken diese mit Recht, wenn ihr nichts Anderes wollt, als daß wir euern eigenen Katzen- und Liebesjammer, der uns ja gar nichts angeht, nachfühlen sollen, oder wenn ihr andererseits nichts weiter thut, als in Reime bringen, was wir ebenso gut fühlen als ihr, wenn ihr uns in Summa nichts geben wollt oder könnt, was wir nicht selbst sind oder nicht ausschließlich ihr seid, so könnt ihr auch nicht verlangen, daß wir euch für ganz besonders organisirte, uns hoch überragende Geister, für Göttersöhne halten, denen wir uns auf Gnade und Ungnade unterwerfen müßten.

Die poetische Begabung ist ja unstreitig ein sehr dankenswerthes Geschenk der Natur und kein Fluch, wie Freiligrath versichert, obschon sie unter Umständen allerdings zum Fluch werden kann. Sie ist vielmehr, richtig

verstanden und angewandt, Erlösung vom innern Fluch, Trost und Balsam im Leide, Oel zur Linderung des Schmerzes und Wein zur Erhöhung der Lust. Aber sie verliert ihre Weihe, wenn sie sich mit Eitelkeit, Unbescheidenheit und Anmaßung paart, und wenn man singt, wie der Vogel singt, so soll man auch wie der Vogel anspruchslos sein. Man soll nicht glauben etwas Besonderes geleistet zu haben, wofür die Menschheit zu besonderm Dank verpflichtet wäre, wenn man im Spazierengehen ein hübsches Lied zurechtgemacht hat. Des Lebens Aufgabe ist ernst, sehr ernst; sie ist Arbeit und nicht blos poetische Müßiggängerei und träumerisches Genußleben. Man dichte, aber man bedenke sich hundert mal, ehe man vor die Oeffentlichkeit tritt. Auf hundert Nieten kommt höchstens ein Treffer und noch viel seltener das große Loos. Nichts aber schadet dem Ansehen der Poesie mehr als diese übermäßige Production. Die Waare fällt im Preise, jemehr davon auf den Markt gebracht wird; zuletzt geht sie zum Schleuderpreise oder gar mit Schaden weg. Wir sprechen mit allem Diesem nicht etwa den Wunsch aus, daß — wenn dies überhaupt denkbar und möglich wäre — die lyrische Production nun gänzlich aufhören möge oder auch nur für eine gewisse Reihe von Jahren gänzlich ins Stocken komme. Dies ist nicht unsere Meinung. Gegen das wuchernde Schlingkraut des Materialismus und der Philisterei brauchen wir die Fortentwickelung der idealen Seite des deutschen Volks, des Gemüthslebens, als Gegengewicht, und es würde uns als ein schlimmes Symptom des erlöschenden Gemüthslebens deutscher Nation erscheinen, wenn diese lyrischen Ausströmungen plötzlich aufhören sollten. Nur den Unberufenen, welche die Production über das Consumtionsbedürfniß hinaus ungebührlich steigern, möchten wir ein mahnendes Wort zurufen, das freilich auch diesmal umsonst gesprochen sein wird. Mögen sie bedenken, daß die Täuschungen und Enttäuschungen auf dem Gebiete literarischer und poetischer Production sich früher oder später sehr bitter bestrafen, und daß es für die innere Ruhe ersprießlicher ist, von vornherein freiwillig auf literarischen Ruf Verzicht zu leisten als später gezwungen. Wenn es ihnen um ehrenhafte Erfolge zu thun ist, so können sie diese im bürgerlichen Geschäft viel sicherer und mit weniger Risico erreichen.*) Mögen sie bedenken, daß ein Absatz von zehn oder zwölf Dutzend von Exemplaren ein sehr ärmliches Aequivalent ist für ihre Geldauslagen (da ja die meisten Gedichtsammlungen unbekannter Poeten Commissionsartikel sind) und für das Misgeschick lauwarmer oder tadelnder Recensionen. Liegt es ihnen so sehr daran, ihren Namen öffentlich gedruckt zu sehen, so bieten ihnen dazu die Localblätter bei Verlobungs-, Verheirathungs-, Entbindungsfällen u. s. w. Gelegenheit genug. Wir können ihnen die Versicherung geben, daß es Millionen in Deutschland gibt, denen eine Kaufladen-, Restaurations- oder Weinstubenfirma in recht auffallender goldener Schrift mehr imponirt als der Name auf dem Titelblatt einer Gedichtsammlung.

Dies führt uns noch auf einen Punkt, den wir hier in Kürze berühren möchten, auf das Verhältniß des Publicums zu den Dichtern. Dies ist keins der Pietät, der hingebenden Verehrung mehr wie in älterer Zeit. Man wallfahrtet jetzt selbst zu den sogenannten „Lieblingsdichtern", beispielsweise zu Geibel und Freiligrath, selbst Uhland und Rückert nicht mehr, wie man ehemals nach Leipzig zu Gellert, nach Hamburg zu Klopstock, nach Weimar zu Goethe und Schiller wallfahrtete. Die letzte große Ovation, der Triumphzug Herwegh's durch Deutschland, war ein Parteimanoeuvre, dem der Spott, die Ironie und das höhnische Gelächter auf dem Fuße folgten. Wie sehr sich die Kritiker, die Literaturgeschichten- und Aesthetikenschreiber auch abmühen mögen, Freiligrath's poetische Vorzüge ans Licht zu stellen — das Volk selbst nimmt keinen Theil an seiner Person, und ob er im Contor eines londoner Kaufmanns als Buchhalter oder als Privatlehrer oder sonstwie und sonstwo verkümmert — das Publicum, das Volk läßt sich darüber keine grauen Haare wachsen. Die Ursache hiervon haben wir schon oben zum Theil angedeutet: sie liegt sowol in der materialistischen Richtung der Zeit als darin, daß die Dichter keinen Einfluß auf das sittliche Bedürfniß der Nation mehr ausüben, vielleicht auch darin, daß das Publicum diesen Einfluß auf sich nicht mehr ausüben lassen will. Welches Interesse für das Volk als solches hat auch das von Freiligrath so glänzend ausgeführte Gemälde von dem Löwenritt? Oder was kümmert es sich um die wunderlichen Erklärungen, die Freiligrath in einem seiner bekanntesten Gedichte von dem Wesen der Poesie gibt? Von der Poesie, die darin liegen soll, daß man sich auf den Schultern eines Mannes ins Meer hinaustragen läßt und ihm ein Exemplar der „Odyssee" auf den struppigen Kopf legt, von einer solchen Poesie hat das Volk gar keinen Begriff, keine Ahnung. Unsere Dichter sind fast ohne Ausnahme zu raffinirt, während das Volk handgreiflichen und ihm begreiflichen gesunden Verstand begehrt, womit es etwas anfangen kann. Gellert erzählt in einem seiner Briefe, wie ihn einmal ein preußischer Werbeoffizier besuchte und ihm offen gestand, früher ein liederlicher wüster Patron gewesen, aber durch Gellert's Schriften gebessert und ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, und zum Dank dafür überreichte er ihm eine sehr beträchtliche Summe in Friedrichsdor. Gellert widerstrebte, nahm aber zuletzt die Gabe an, weil der Offizier ihm versicherte, daß er ihm damit eine Last vom Herzen nehme. Ob wol zu unserer Zeit jemals ein Bruder Liederlich im Offiziersrock in die Lage und auf den Einfall kommen würde, einem modernen berühmten Dich-

*) Ließ sich doch einmal sogar Wieland, wie jüngst in Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" mitgetheilt ward, in einem Anfall hypochondrischer Verzagtheit zu der Aeußerung verleiten, daß sein Schuster im Grunde der Menschheit größere Dienste geleistet habe als er mit seinen Schriften. Der gute Wieland dachte in jenem Augenblicke freilich nicht daran, daß Hans Sachs' Schwänke noch immer die Herzen erfreuen, während von den Schuhen und Stiefeln, die Hans Sachs verfertigte, kein einziger auf die Nachwelt gekommen ist.

ter, z. B. Heine, das Geständniß zu machen, daß er durch ihn gebessert worden sei und sich gedrängt fühle, ihm seine Erkenntlichkeit auf diese Weise darzuthun? Ach, mit Gellert'scher Moral würde man jetzt keinen Hund, was hier bedeuten soll keinen Leser, mehr vom Ofen locken; ja wenn es heutzutage einem Dichter gelänge, ein Drama zu schaffen, welches vollkommen so ideal, rein und erhaben wäre wie Goethe's „Iphigenie", so würde er sich höchstens auf den kühlen Beifall einiger Kritiker und vielleicht weniger Ausgewählter, aber nicht auf eine Theilnahme in weitern Kreisen Rechnung machen dürfen. So Vieles ist durch die ungeheuersten Sturmfluten weggeschwemmt, und von den alten Tempeln ragen kaum noch die Giebel hervor. Wenn man die Ideen und Begriffe, welche die jetzige Generation beherrschen, mit denjenigen vergleicht, welche noch zu Klopstock's und selbst noch zu Goethe's und Schiller's Zeit mächtig waren, so scheint nicht ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert, vielmehr ein ganzes Jahrtausend dazwischen zu liegen. Wo wird man nach Ablauf der nächsten hundert Jahre stehen? Wird den Nachlebenden Heine so philisterhaft-moralisch gelten wie den Jetzigen Gellert und seine „Reisebilder" so langweilig wie uns Rabener's „Satiren"? Werden diese Epigonen noch „avancirter" sein als wir, oder werden sie mit einem Tritt über uns hinweg auf die Schriftsteller und Dichter der ältern Periode wieder zurückkommen? Es gibt ein Ewiges, Unverrückbares in der Poesie wie in der Kunst, von dem man nicht ungestraft abweicht und das sich ebenso gut in den Psalmen David's wie in den Tragödien des Aeschylus und Sophokles, in den Prophetien und Gesichten des Jesaias und Daniel wie in Dante, Shakspeare, Milton, Calderon, Klopstock und Goethe erkennen und nachweisen läßt.

Diese Einleitung kann etwas sonderbar erscheinen, da wir sie der Gedichtsammlung eines Lyrikers voranstellen, welchen wir zu weiterm Streben zu ermuthigen, statt ihn abzuschrecken, in vieler Hinsicht Grund zu haben glauben, jedoch nur unter der Voraussetzung und Bedingung, daß er sich nicht zu der großen Zahl Derer geselle, welche die Poesie zu ihrem Handwerk und ausschließlichen Lebensberufe machen und die Ausnahmestellung eines Dichters ihr Lebelang einnehmen wollen. Die Gedichtsammlung, von der wir hier zuvörderst sprechen wollen, trägt den Titel:

1. Granit und Marmor. Gedichte von Emanuel Raulf. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Emanuel Raulf besitzt sehr viele Eigenschaften, welche den wahren Dichter kennzeichnen: ein keusches, reines Gemüthsleben, eine gewisse Naivetät und Unmittelbarkeit in der Auffassung und Verarbeitung der Anschauungen, ein inniges Verhältniß zur Natur, in die er sich förmlich versenkt, und eine den Poeten meist eigene Sorglosigkeit gegenüber den äußern Lebensanfoderungen. Ausdruck, Bild und Gleichniß wachsen bei ihm mit dem Empfundenen oder Gedachten meist natürlich, gleichmäßig und gleichzeitig auf, sodaß sie miteinander organisch verwachsen und die Spuren eines künstlichen Anbildungsprocesses nicht sehr häufig wahrzunehmen sind. Wo der Ausdruck, das Bild, das Gleichniß unklar sind, da ist es eben auch meist der Gedanke. Und das gerade ist es, was wir dem Dichter im Allgemeinen vorwerfen möchten, daß seine Gedanken und Anschauungen nicht immer gehörig abgeklärt sind, daß er oft etwas ihm vorschwebendes Dunkles dunkel ahnt und daß er dann das unklar Empfundene dem Leser nicht klar zu machen versteht. Ihm selbst scheint freilich das Dunkle licht, weil er sich einmal an dieses dunkle oder dämmerhafte Empfindungsleben gewöhnt hat. Es gibt solche poetische Dämmermenschen, die eben Alles klar sehen oder zu sehen glauben, was andern Sterblichen zu schauen versagt ist; es sind die Naturen, die vorzugsweise vermittels des Empfindungsvermögens denken, statt vermittels des Denkvermögens zu empfinden, während es die höchste Aufgabe des Dichters ist, aus den Processen seines subjectiven Betrachtens greifbare Gedanken und plastische Gestalten als Niederschlag zu gewinnen. Die Producte solcher Poeten mögen auch wol einzelnes Gedachtes enthalten, aber sie leiden Mangel an Gedanken, an solchen concentrirten Ergebnissen ihres Denkens, die für sich selbst etwas sind und bedeuten. Etwas Gedachtes ist ebenso wenig an sich schon ein Gedanke, als etwas Gedichtetes an sich ein Gedicht ist. So stoßen wir bei Emanuel Raulf auf Vieles, was er sich gedacht hat, was aber darum noch nicht die Form eines plastischen, von der Subjectivität des Dichters losgerissenen Gedankens angenommen hat. Ein tüchtiger Logiker in Betreff des Fühlens und Empfindens mag Emanuel Raulf sein, aber seine Logik ist mitunter mangelhaft, wo es gilt, die Empfindung zu einem Gedanken zu gestalten oder diesen mit aller Schärfe und Consequenz durchzuführen.

Schon mit dem Titel und mit dem Widmungsgedicht an seine Aeltern, worin der Dichter den Titel der Sammlung näher erläutert, könnten wir rechten. Das Widmungsgedicht besteht nur aus acht Verszeilen, die, unglücklicherweise der Sammlung vorangestellt, von des Dichters Fähigkeit und Beruf eine falsche, nicht günstige Vorstellung geben und manchen kritteligen Leser abschrecken könnten. Denn gerade in einem Einleitungsgedichte verlangen wir, wie überhaupt in jeder Vorrede, das möglichste Maß Klarheit und umsomehr, je kürzer sich der Dichter und Vorredner gefaßt hat. Der Dichter beginnt:

> Theilt euch die Gabe von dem Felsenherzen,
> Das auf dem Dichterpfade nie geschwankt.

Unter „Felsenherz" versteht man in der Regel ein abgehärtetes, grausames, weichern Empfindungen nicht zugängliches Herz, was sich der Dichter doch keinenfalls selbst wird haben beilegen wollen. Wenn wir uns nun weiter vorstellen sollen, daß dieses „Felsenherz" den Dichterpfad wandelt, ohne je zu schwanken, so ist dies eine etwas starke Zumuthung an unsere Phantasie. Der Verfasser fährt fort:

> Das Leben ist zu ernst, es zu verscherzen;
> Dies Kalkgestein, von Immergrün umrankt.

Es scheint doch etwas gewagt oder weit hergeholt, das Leben mit „Kalkgestein" zu vergleichen, selbst angenommen, der Dichter habe sich hier das Leben wie einen Leib vorgestellt und bei dem Kalkgesteine an die Kalktheile gedacht, die in den Knochen des menschlichen Leibes enthalten sind. Weiter heißt es:

In Marmor Licht und Milde frei sich paarten;
Der Steine Ahn, der schwerste ist Granit:
Du, Mutter, bist die Freundin alles Zarten,
Du, Vater, nimmst dir gern das Schwere mit.

In diesen wenigen Verszeilen herrscht einige Verwirrung. Schon daran nehmen wir Anstoß, daß der Marmor, ein Wort männlichen Geschlechts, hier als weiblicher Gegensatz des Granit gedacht wird. Nun bilden aber Granit und Marmor, die beide schwer sind, keinen eigentlichen Gegensatz, ebenso wenig wie das Lichte (oder Milde) und das Schwere; denn der Gegensatz des Schweren ist das Leichte und nicht das Lichte. Daß der Vater das Schwere gern „mitnimmt", ist ein Ausdruck, den der Dichter jedenfalls hätte vermeiden sollen.

Wir haben an diesem sonst pietätvollen, aber doch weil es veröffentlicht ist der Kritik unterliegenden Einleitungsgedicht, gerade weil es voransteht und Jedermann ins Auge fällt, gewissermaßen ein Exempel statuirt und daran nachzuweisen gesucht, daß der Dichter gerade da, wo er einen Gedanken durchführen will, sich selbst nicht immer klar ist, und wir würden noch manche andere Gedichtproben anführen können, in denen ein unklares Gefühl den Gedanken, das Gleichniß das Gefühl und der Wortluxus das Gleichniß überwuchert. Es ist etwas Urwäldliches in diesen Gedichten, viel Schlingkraut und Unterholz, und wir müssen dem Dichter wohlmeinend anrathen, ohne Schonung die Axt der Kritik an diesen zu üppigen oder zu knorrig verworrenen Auswuchs zu legen, der uns den sonst so genußreichen Spaziergang durch diesen Urwald so sehr erschwert. Die östreichischen Dichter nehmen es freilich mit der Logik nicht sehr genau; aber wir im norddeutschen Flachlande, wo Kant und Lessing der Kritik und Vernunft Gesetze gaben, wir ziehen den Kupferdreier eines einfachen Gedankens, wenn wir dafür auf dem Markte des Lebens nur etwas haben können, der glänzendsten Schaumünze vor, möge ihr auch das blendendste Bild oder Gleichniß aufgedrückt sein.

Was wir dagegen bei Emanuel Raulf namentlich anerkennen müssen, ist dies, daß in seinen Gefühlen und Anschauungen nichts Gemachtes, nichts bewußt Lügenhaftes ist, daß sich darin der naive, gemüthvolle Mensch ausspricht, der seinem innern Zuge folgt. Dieser innere Zug mag ihn zu Unklarheiten verleiten, aber niemals zu Unwahrheiten. Die Schale mag uns oft rauh bedünken, aber der Kern ist süß und gehaltvoll. Der Dichter verschmäht die künstlichen und raffinirten Künste jener Virtuosität, die jetzt so gewöhnlich ist und auf den hohlen Schall des bloßen Reimechos den meisten Werth zu legen scheint. Wie allen Dichtern, bei denen die Naivetät des unmittelbaren Gefühls überwiegt, ist auch ihm die Natur das Asyl, in das er sich aus den verwirrenden Kreisen des Lebens flüchtet, das Medium, wodurch er seine innere Welt mit der äußern vermittelt, gleichsam der gegenständlich gewordene Leib seiner innern Seele. Die ganze Natur in allen ihren Erscheinungen ist ihm Symbol. Wir finden auch bei Emanuel Raulf jene pantheistische Anschauung, welche immer mehr die Religion unserer modernen Dichter zu werden scheint. Das ist freilich nicht mehr der alte persönliche Gott, zu welchem Millionen in ihrem Leide um Trost beten können, es ist ein selbst der Hinfälligkeit unterworfener Gott, der zwar mit jeder neuen Blume wieder aufersteht, aber auch mit jeder welkenden Blume hinstirbt. Dem Dichter mag es gelingen, ihn poetisch zu verklären, aber dem rohen, materialistischen Gemüthe wird er nichts weiter sein als die maschinenmäßig fortarbeitende Natur, der man nöthigenfalls mit natürlichem oder künstlichem Dünger nachhilft. Wir wollen dieses Thema hier jedoch nicht weiter ausspinnen, sondern, um dem Dichter gerecht zu werden, einige zartere Proben seiner Naturpoesie und Symbolik folgen lassen.

Der Dichter erblickt im Erlenwalde zur Nachtzeit leuchtendes Holz und knüpft daran folgende sinnige Strophe:

Und wie der Stamm, der abgebrochen,
Nach bittersüßem Todesschmerz,
So leuchtet auch nach einer Liebe
Im Dunkeln noch das Menschenherz.

Das Anschauen der Sterne gibt ihm nachstehenden in sich gerundeten Gedanken ein:

Jedes Sternlein silberfunkelnd
Ist ein kleines Ich,
Von dem Weltall ganz geschieden,
Eine Welt für sich.

So, von junger Liebe träumend,
Ist das kleine Herz
Ein von allen abgeschloss'ner
Punkt voll Silbererz.

Indessen ließe sich gegen diesen Gedanken freilich einwenden, daß das Herz niemals ein so abgeschlossenes Ding sein sollte, wie es ja auch der Stern im großen Weltganzen keineswegs ist. Wir führen aus dem Cyklus dieser Naturanschauungen noch an:

Die älteste Liedertafel.

Es rauschen, es rauschen die Eichenwipfel
Im tausendstimmigen Chor;
Es lauschen, es lauschen der Berge Gipfel,
Gewaltig tönt es empor!

Es wälzt sich der Ton des Liederschalles
Ins Weite brausend, bewegt —
Wie Alles mitklingend sich wiegt! Wie Alles
Sich hebt, lebendig sich regt!

Ein mannhaft germanisches Liederrauschen,
O deutscher stämmiger Wald!
Die Ahnen, zu Thaten auffodernd, lauschen
Entsargt in Eichengestalt.

Erheben die Arme, die Riesenglieder
Und werfen sich in die Brust;
Aus heiligen Eichen ertönen Lieder,
Der Siege Erinnerungslust.

Wie hier die Natur dem Dichter vaterländische Ideen zuführt, so gibt sie ihm auch Regeln für seine Kunstanschauungen. Die Schönheit der Wellenlinie erkennt er im Pfade, der sich durch den Buchenwald schlängelt, in den sich ringelnden Locken einer schönen Frau:

Ja, selbst die Schlange, die den Ast
In Wellenlinien umrollt,
Ist scheu des Urwalds böser Gast,
Dem man doch gern Bewund'rung zollt.

Freilich ist ihm nicht immer so selig zumuthe, wenn er sich in das Leben der Natur versenkt; sein Pantheismus bewahrt ihn nicht vor verzweiflungsvollen Anfällen und mit Schauder ruft er aus:

Was gedeiht, hat Muttersegen,
Was verdorrt, das ist verflucht!

Das Gedicht „Nachts in der Wildniß" beginnt mit dem eigenthümlich charakteristischen Bilde:

Der Mond schleicht durch die dürren Zweige
Wie ein verbuhltes blasses Kind.

Am Schlusse des Gedichts aber wünscht der Dichter, er möchte

. . . von der Schöpfung, von der ganzen
Der tolle Todtengräber sein.

Dies ist nun toll-genial genug; aber man erkennt daraus, daß die Natur in ihrer Fülle und Bewegung ihm doch nicht immer die gewünschte Ruhe gewährt. Als die „größte Wohlthat" feiert er in einem Gedichte den Schlaf, den süßen Traum, und auch die Todten preist er selig, weil sie träumen und schlafen:

Ehret die Todten! sie sündigen nicht,
Bringt ihnen Blumen, den Kindern des Staubes;
Opfert den Ahnen ein brennendes Licht,
Schmückt ihre Hügel mit Kränzen des Laubes!

Träumen und schlafen, o süßes Geschäft!
Sorgen enthoben, befreit von Beschwerde;
Stiller als stumm ist des Grabes Gehöft,
Sich'rer als Anker und Hafen die Erde.

Dieser weich-elegische Ton steht dem Dichter unvergleichlich besser, als wenn er titanenhafte Wortbildungen übereinanderhäuft, wie in folgender Strophe:

Ich stehe mutterseelen-stein allein
Und blick' ins Meer der Wolken, wogenbuchtig;
So muß es Zeus ums Herz gewesen sein,
Nach dem Titanenkampfe, flammenwuchtig.

In der That, es wird Einem bei solchen Sprüngen des Dichtergeistes ganz „wogenbuchtig" und „flammenwuchtig" zumuthe. Ueberhaupt möge sich der Dichter gesagt sein lassen, daß er gerade im einfachsten Ausdrucke einfacher Empfindungen seine schönsten Siege feiert. Wir führen zum Beweise noch ein paar der kleinsten Gedichte an:

Inniges Verständniß.

Am murmelnden Bächlein blühen
Gar viele Vergißmeinnicht;
Sie schauen so treu dem Himmel
Ins heitere Angesicht.

Der Himmel blickt auch herunter
Auf alle so blau und licht,
Als wäre er selbst nichts And'res
Als so ein Vergißmeinnicht.

Mittags im Hochsommer.

Die Quellen versiegen,
Die Blumen verdursten,
Kein träufelnder Regen!
Die Welt ist verschwiegen,
Ein glühendes Grab.

Staubwirbel-umstritten,
Vom Lichtstrahl geblendet,
So pilgert der Wand'rer
Mit bleiernen Schritten
Erschöpft an dem Stab.

Das ist ein Bild in einem sehr kleinen Rahmen, aber ein in sich fertiges, in welchem Alles erschöpft ist, was ein schwüler Sommermittag Drückendes in sich saugt und wieder ausathmet. Aus diesen wenigen Proben, die wir noch um viele vermehren könnten, wird man wenigstens erkennen, daß Emanuel Raulf nicht blos die gewöhnlichen Attribute eines Lyrikers, sondern auch ein tieferes eigenthümliches Leben besitzt und daß es ihm ein wirkliches Bedürfniß ist zu dichten, nicht aber ein künstliches Mittel zur innern Stimulation oder Befriedigung seines literarischen Ehrgeizes. Wie er selbst sagt: wo er auch sei —

Dichten würd' ich, dichten müßt' ich!
Gleichviel wo, die Muse küßt mich!

Für die Unsterblichkeit dichtet Emanuel Raulf nicht, denn er sieht die Zeit kommen, wo die Menschheit nicht mehr sein wird:

Und das Böse wie das Gute
Schwimmt millionen mal vermischt
In dem alten Menschenblute,
Bis der Menschheit Stamm erlischt.

Was wird dann die Sonne machen?
Was wird dann die Erde thun?
Ganz dieselben tausend Sachen
Ohne Rasten, ohne Ruh'n.

Wenn die Todten auch nicht lauschen,
Wenn die Todten nicht mehr seh'n,
Werden Wälder göttlich rauschen,
Blumen in der Blüte steh'n!

Auf eine ähnliche Weltkatastrophe bezieht sich auch wol das Gedicht:

Der letzte Sänger.

Du Lied der Dichterharfen,
Du hast nun ausgeklungen!
Die Seiten sind zersprungen,
Die Menschheit wankt zum Grab.
Und was da groß gewesen
Im Goldstrom alles Lebens,
Es sinkt nun wie vergebens
Ins alte Meer hinab!

Doch wie auf unsrer Erde,
Lebt auf jedwedem Sterne
Auch eine Menschheit ferne,
Vom Dichtergeist umrauscht.

Nur schweigend läßt sich ahnen,
Wofür die Sinne fehlen,
Ob sich die Menschheitseelen
Versammeln unbelauscht?

Nun schalle, Dichterharfe,
Die letzten heil'gen Töne
In keuscher Aeolsschöne
Der Mutter Erde zu!
Noch ein mal klinge, singe,
Dann schlumm're, Kind der Musen,
An ihrem Mutterbusen
Die süße, süße Ruh'.

Erschalle Lied der Menschheit:
„Leb' wohl, du schöne Erde,
Mit deinem Sonnenherde —
Leb' wohl, du stilles Haus!
Mein Völkerherz erlöst sich;
Ich lebte deine Leiden,
Ich lebte deine Freuden!
Leb' wohl, der Stern lischt aus!"

Wie das Widmungsgedicht dargethan haben wird, daß wir den Dichter nicht zu streng getadelt haben, so wird dieses Gedicht nebst andern zur Genüge darthun, daß wir ihn auch nicht über Verdienst gelobt haben.

Ein lyrisches Talent ganz anderer Art offenbart sich in Feodor Löwe, der Manches besitzt, was Emanuel Raulf abgeht, und Manches vermissen läßt, was dieser besitzt. In seiner Gedichtsammlung:

2. Gedichte von Feodor Löwe. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

spricht sich ein bedeutendes Formtalent aus, ein Sinn für moderne Eleganz und Glätte, eine bewußte Herrschaft über die Ton- und Klangmittel der deutschen Sprache und eine geschmackvolle Inscenesetzung der ihm zugebote stehenden Anschauungen und Empfindungen. Aus Emanuel Raulf's Gedichtsammlung treten wir in die Löwe's wie aus einer frischen, aber ungeordneten Urwildniß in einen nach den Regeln der Kunst angelegten Garten. Das dichterische Gefühl ist auch bei Feodor Löwe bedeutend, aber es äußert sich bei ihm mehr in der Handhabung der Form, in dem geschickten Gebrauch der technischen Mittel, als im naiven Instinct, der vielleicht Fehltritte macht, dafür aber auch seine eigenen Wege geht. Emanuel Raulf ist nicht immer musterhaft, aber wir wissen auch kein Muster zu nennen, dem er sich gefangen gegeben hätte; Löwe ist in manchem seiner Gedichte musterhaft, aber wir wissen dann auch sein Muster meist zu nennen, dem er gefolgt ist. Namentlich sind es die Dichter der schönen Form, von den ältern Goethe, von den neuern Platen und besonders Freiligrath, denen er unverkennbar und oft mit großem Glück nachstrebt. Freiligrath klingt aus manchen Gedichten fast zu deutlich wieder, so aus den Gedichten „Mene, mene, tekel upharsin", „Der Adept", „Die Mohrin", „Der Marcusplatz" u. s. w. Man höre den Anfang des erstern:

Wir schritten durch das weite Hospital —
Ein deutsches Bedlam — in den luft'gen Saal,
Ich folgte zagend fast dem Cicerone;
Rings eine sonderbare Maskenschar!
Ophelia hier mit aufgelöstem Haar,
Ein Kaiser dort mit goldpapierner Krone.

Das äußerlich Schildernde und Malende ist in den Gedichten dieser Art gerade so vorwaltend wie bei Freiligrath. In den Ghaselen ist es namentlich Platen, den sich der Dichter zum Vorbild genommen, aber mit ungleich größerm Glück, wie folgende durch ihre Zartheit und ihren musikalischen Wohllaut ausgezeichnete beweist:

O komm' mit mir zu dieser Laube, komm'!
Aus ihren Zweigen girrt die Taube: komm'!
Am Bergesabhang rauscht der Silberbach,
Reift still zu süßem Wein die Traube, komm'!
Ein sanfter Hauch bewegt die grüne Saat
Und flüstert in dem Blütenstaube: komm'!
Die Lilie öffnet sehnend ihren Kelch,
Gibt ihren Duft der Luft zum Raube, komm'!
Der bleiche Mond schifft langsam durch die Nacht
Und spricht mit weißem Licht: o glaube, komm'!
Die Liebe ist ein kühner Edelfalk,
Löf' ihm mit güt'ger Hand die Haube, komm'!

Wenn man nicht selbst Dichter ist, kann man so etwas nicht machen, selbst wenn man es nachmacht. Eins der schönsten und vollendetsten Gedichte scheint uns folgendes zu sein, das zwar an Goethe'sche Art und Weise erinnert, aber dabei doch ganz eigenartig ist:

Wem Sehnsucht stets die Brust durchzieht,
Der wird sich selbst zur Pein;
Denn ob er weilet, ob er flieht,
Sie läßt ihn nie allein.

Sie spricht ihm aus dem Mondenstrahl,
Aus jedem Weh'n der Luft;
Er athmet ein die süße Qual
In einer Blume Duft.

Er sucht und fände gar so gern,
Wonach er ruhlos schweift,
Was ewig nah' und ewig fern'
Und was er nie ergreift.

Dieses Gedicht gehört zu einem Cyklus „Brüderliche Gedichte", der überhaupt ganz treffliche Sachen enthält, z. B.:

Such' aus dir selbst herauszugehen
Und nimm das Leben, wie es ist!
Wie sollen And're dich verstehen,
Wenn du dir selbst ein Räthsel bist.

Damit stimmt freilich nicht, wenn der Dichter in einem andern Gedichte sagt: man dürfe der Welt nicht sein Gefühl zeigen, man müsse verlassen gehen, schweigen, einsam seinem Gott dienen und sich nicht bei der Menge finden lassen, worin doch wieder die Mahnung liegt, das Leben nicht so zu nehmen, wie es ist. Doch auf solche Widersprüche müssen wir uns bei den etwas zerfahrenen modernen Dichtern immer gefaßt machen, und bei aller Reinheit und Klarheit der Form finden wir auch bei Löwe manche Spuren chaotischer Unruhe und Unbefriedigung, die bei aller Selbstermahnung zur Ausgleichung mit dem Leben doch von einem Unausgeglichensein mit den gewöhnlichen Foderungen des Lebens zeugen. Im Grunde kann man dies von einem Dichter auch nichts anders verlangen, denn schon dadurch, daß er Dichter ist, stellt er sich in Opposition gegen die un-

gebende Welt, wie sie einmal ist und vielleicht auch nicht anders sein kann, denn sonst wäre sie nicht „Welt". Das Schwächste (vergleichsweise) enthält vielleicht die letzte Abtheilung „Buntes"; denn wennschon auch hier einzelne Gedichte, wie das „An meine Mutter", wahres und inniges Gefühl offenbaren, so finden sich auch wieder andere, die, wenn auch meist formell gut ausgearbeitet, ziemlich inhaltslos oder, noch schlimmer, von einem falschen modernen Gefühl, welches nur eine Caricatur des wahren und echten ist, eingegeben sind. Der Dichter schildert z. B. das Waldleben, hört einen Specht hämmern und schließt mit den Worten:

Still! hackt dort nicht ein Specht am grünen Baum?
Mir ist, als hört' ich einen Sarg verhämmern.

Wenn man jetzt nicht einmal mehr einen Specht mit dem Schnabel gegen einen Baum hämmern hören kann, ohne gleich ans Einsargen zu denken, dann hole der Geier alle Spechte und unsere Dichter dazu! Ein ähnlicher Mißton begegnet uns in dem Lied eines Schreiners, der einen Sarg zurechtmacht und zuletzt ausruft:

O legten sie mich gleich dazu,
Es kann ja doch nicht lange währen!

Wir möchten doch den Schreiner oder Schreinergesellen kennen, der, insofern er nicht gerade schwindsüchtig ist, bei der Verfertigung eines Sarges solche Gedanken in sich aufkommen läßt. Falsch ist auch das Gefühl, das den Dichter bei dem Anblick der jungen Gattin eines alten Mannes beschleicht:

In tiefster Seele rührt mich dein Erscheinen,
Gleich einem Tempel, den der Gott verließ;
Ich möchte niederknien und leise weinen
Um dein verloren Lebensparadies.

Glücklicherweise ist es mit dem Niederknien und Weinen nicht so bald gethan, und es ist sehr die Frage, ob die Dame, wenn der Dichter dazu ernstlichst Anstalten getroffen hätte, dies sich nicht verbeten haben oder in ein schallendes Gelächter ausgebrochen sein würde. Es ist nicht unsere Schuld, wenn diese an unrechtem Orte angebrachte Hypersentimentalität uns zu solchen Bemerkungen Anlaß gibt und in ihr Gegentheil umschlägt. Zu dieser sentimentalen, d. h. falsch sentimentalen Gattung gehört auch das durch Lindpaintner's reizende Composition bekannt gewordene Gedicht „Die Fahnenwacht", das den schwächsten der ganzen Sammlung beizuzählen ist. Was will solch ein Sänger bedeuten, der, in der einen Hand die Harfe, in der andern das Schwert (wie kann man aber die Harfe spielen, wenn man in der Hand, mit der man sie spielen muß, das Schwert hält?) zum Tode getroffen hinsinkt und sich dann rühmt, die Dame, die er liebte, nicht genannt zu haben? Warum nennt er sie nicht? Hat er sich ihrer oder sie sich seiner zu schämen? Gewiß, sie wird ihm das sehr verargen, wenn sie erfährt, daß er sie selbst im Tode zu nennen Anstand genommen habe. Wie gern kehrt man von solchen bei den modernen Componisten freilich vorzugsweise beliebten Schwärmereien zu so kräftigen, zum Theil volksthümlich kräftigen Gedichten wie „Das Horn zu Ronceval", „Schwäbische Erbschaft", „Ein Bild aus dem Dänenkriege" und „Walther von Kronberg" zurück, die freilich gerade, weil sie so innerlich kräftig sind, keinen Componisten finden dürften. Wir scheiden von einem so vielgestaltigen formgewandten Talent, wenn im Einzelnen auch nicht ohne Tadel, doch im Ganzen mit Achtung.

Es liegen uns noch zwei Dichtungen lyrisch-epischer Gattung vor, deren Durchlesung und Besprechung aus unserer Feder gewünscht wurde. Indeß können beide Erscheinungen hier nur auf kurze Erwähnung Anspruch machen, die eine, weil sie nicht mehr zu den Neuigkeiten des Tags gehört, die andere, weil sie selbst geringen Umfangs und nicht viel mehr als eine in Jamben gebrachte einfache Erzählung ist. Es sind dies:

3. Roland's Graalfahrt von Max Maria. Leipzig, E. H. Mayer. 1852. 16. 24 Ngr.
4. Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen von Hugo Oelbermann. Königsberg, Bon. 1854. 16. 18 Ngr.

„Roland's Graalfahrt" ist schon vor zwei Jahren erschienen, hat aber, wie uns dünkt, die verdiente Beachtung nicht gefunden, während die Dichtung, ganz abgesehen von ihren poetischen Vorzügen, doch schon deshalb besondere Theilnahme beanspruchen zu dürfen scheint, weil sie das Dichtererzeugniß eines Mannes ist, dessen Vater zu den gefeiertsten und populärsten Meistern der deutschen Tonkunst gehörte. Verfasser ist Max Maria von Weber, neuerdings auch als Dichter des so vieles Aufsehen erregenden Trauerspiels „Der Fechter von Ravenna" genannt. Dieser äußere Umstand kann nun zwar die Wagschale unserer Kritik weder steigen noch sinken machen, aber er steigert jedenfalls unser Interesse für ein Product, an dem mannichfache, wirklich dichterische Schönheiten zutage kommen. Es waltet darin der romantische Geist, der die musikalischen Schöpfungen des Vaters des Dichters charakterisirte, nicht der schwächliche Geist der falschen, sondern der kräftige, plastische und gesunde Geist der echten Romantik, die nicht in gebrochenen, sondern in vollen Farben spielt. Zwar ist man bei dem Worte Graal leicht geneigt, an eine Redwitz'sche Verhimmelungstendenz und ein katholisches Mysterium zu denken, aber der Graal, den Roland in unserm Gedichte findet, ist das Herz einer Jungfrau, der Tochter Wittekind's. Und welche derbe Recken sind in diesem Gedichte des Kaisers Paladine! Sie lieben neben einem tüchtigen Lanzenstoß auch einen tüchtigen Trunk und nehmen ihn gern bei dem Schmied Herrn Frey zu Burtscheit:

Die Funken sprüh'n, die Flammen prasseln,
Schwer auf den Tisch fällt erzne Faust!
Gesellensang und Schwerterrasseln!
Hei gold'ner Wein! — Der Blasbalg saust!
Herr Frey, bei Feuer, Sang und Wein,
Sieht hammerführend schmunzelnd drein.

Und wenn beim Feierabendschlagen
Ein Edler stolpert oder fällt,
Da läßt Herr Frey nach Hause tragen
Ganz säuberlich den trunk'nen Held.

Der trinkt aufs neu' am andern Morgen:
„Bei Vater Frey ist man geborgen!"

Unter solchen Kumpanen fühlt sich der Leser selbst geborgen, während er den sehnsuchtschlaffen Junkern der deutschen Neuromantik seine Haut nicht gern anvertrauen würde.

„Rosalinde" ist eine in Jamben gebrachte italienische Novelle, von der sich nicht viel sagen läßt, weder im guten noch im bösen Sinne. Wir müssen die eigentliche Talentprobe des Dichters noch abwarten, vielleicht daß er, wie aus seiner gereimten Widmung an Maria Schefer in Muskau hervorzugehen scheint, uns nicht allzu lange darauf warten läßt. Wir sind daran gemahnt worden, daß wir einmal in d. Bl. gesagt hätten, es sei der Tod des Talents, wenn es in dem Augenblicke im Stiche gelassen würde, wo es sich eben zu seiner Blüte entfalten wolle. Das ist ganz richtig, nur muß sich eben auch die Blüte in fruchtkräftiger Entfaltung zeigen, während wir in dieser Dichtung nur einen Ansatz zur Blüte, nur die Knospe zu erkennen meinen. Hat sie sich erst zur Blüte entfaltet, so soll unsere Kritik der Reif oder Mehlthau nicht sein, der in diese Blüte fällt. Daß ein gewisses warmes Lebensblut durch die Adern dieser kleinen Dichtung pulsirt, wollen wir inzwischen nicht in Abrede stellen; es schimmert selbst durch die stellenweise etwas matt gehaltenen reimlosen Jamben hindurch. Einige Hinneigung zu gesuchten und manierirten Bildern — übrigens eine Krankheit fast aller modernen Poeten — findet sich auch bei diesem Dichter.

Hieran knüpfen wir noch eine Anzeige folgender hauptsächlich für Frauen und Jungfrauen bestimmten Anthologie:

5. Frauenbilder im Kranze der Dichtung von R. Hocker. Göttingen, Dieterich. 1854. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben schon früher zu der Bemerkung Gelegenheit genommen, daß die Kritik zwar alle gedankenlos zusammengestellten Anthologien, die nicht zu einem bestimmten Ziel und Zweck unternommen sind, zu verwerfen habe, aber nicht Anthologien, deren Tendenz eine löbliche und deren Auswahl eine gute und der Tendenz entsprechende ist. Hocker hat in dieser Blumenlese diejenigen Gedichte aneinandergereiht, in welchen deutsche Poeten die Liebesthaten, den Seelenadel und die Seelenschönheit von Frauen, Jungfrauen und Mädchen, mögen sie nun in der Geschichte eine Rolle gespielt haben oder dem schlichten bürgerlichen Kreise angehören, verherrlicht haben. Wie der Herausgeber selbst in seinem Widmungsgedicht an seine Gattin sagt:

In diese Zeit der Stürme
Das scharfe Mahnen fällt:
„O machet gut die Frauen,
Dann heilet ihr die Welt!"

Es befindet sich in dieser Sammlung auch ein an sich sehr hübsches Gedicht von Redwitz: „Frau Agnes", das uns zu einer Bemerkung Gelegenheit gibt. Ein deutscher Ritter, Wolfram, ist im Sarazenenkriege von einem Emir überwältigt und gefangengenommen worden. Der Emir fährt ihn an:

Dein Arm ist schwach, dein Schwert ist schlecht,
D'rum warf ich dich in Sand;
Dein Roß ist gegen meins nicht echt u. s. w.

Wenn jedoch der Deutsche etwas besitze, was besser sei als das Seinige gleicher Art, so verspricht er ihn freizugeben. Der Ritter geht die Wette ein, besinnt sich nicht lange und ruft: „Mein Weib!" Es wird nun im Gedichte weiter erzählt, wie dem Ritter die Wette durch sein christliches Weib gewonnen worden sei. Das ist nun freilich recht schön; aber es liegt doch etwas recht modern Schwächliches in dem Motiv, daß gerade der Deutsche und Christ in Allem, was seine eigene Persönlichkeit betrifft, in der Stärke des Arms, der Schärfe seines Schwerts und der Lenkung des Rosses gegen den Muselman den Kürzern ziehen und dessen Spott und Hohn in dieser Hinsicht ruhig hinnehmen soll. Einem wirklich ritterlichen Volke muß auch die Kraft seines Arms, das Schwert, das Roß etwas werth sein; ein Ritter von echtem Schrot und Korn darf nicht blos durch einen Abstrahl von der Glorie seines Weibes verklärt werden, er muß auch durch sich selbst Strahl und Schein verbreiten. Wir erwähnen dies, weil sich ganz dieselbe unmännliche Tendenz in vielen modernen Poesien verräth. Es war uns ferner bemerkenswerth, wie Goethe's schönes Gedicht über Johanna Sebus in seiner einfach-kräftigen Haltung fast alle neuern Gedichte, die ihm im Buche benachbart sind, überstrahlt und in Schatten stellt. Ueberhaupt feiern unsere modernen Dichter nur selten die blos gute That, sondern mehr nur die schimmernde und prunkende, und selbst wo sie Thaten der Selbstverleugnung und Selbstopferung besingen, hängen sie häufig allerlei äußern poetischen Flitter daran, der dann leicht zur Hauptsache wird. Daß aber eine gute uneigennützige That ebenso wol an sich poetisch sein als poetisch behandelt werden kann, das beweisen unter Anderm Bürger's „Lied vom braven Mann" und Goethe's „Johanna Sebus". Und dieser Poesie der einfach guten That bedürfen wir jetzt mehr als je.

Hermann Marggraff.

Unterhaltungsliteratur.

1. Die schwarze Mare. Bilder aus Lithauen. Vom Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder". Drei Bändchen. Leipzig, Schultze. 1854. 8. 3 Thlr.

Wir sehen in diesem Buche eine der breiten Ergießungen, wie sie durch die sogenannten Dorfgeschichten angeregt wurden, jetzt aber allmälig anfangen, aus den engen schmalen Ufern des Dorfbachs herauszutreten und matt und versumpft über das flache Land sich zu ergießen. Es ist bereits früher schon in d. Bl. darauf hingewiesen worden, wie klein eigentlich das ganze Genre der Dorfgeschichten sei und wie sie gegenüber ihrem literarischen Werthe eine größere Anerkennung und Bedeutung im Publicum gefunden haben, als ihnen eigentlich zuzugestehen ist. Wenn nun die Sache aber gar der Art sich erweitert, wie dies bei vorliegendem Buche der Fall ist, daß sich solche Scenen und Bilder aus dem Volksleben durch drei Bände ausdehnen, daß von dem frischen, naturwüchsigen Leben des Volks nur noch ein

bleiches, verwischtes Schattenbild übrigbleibt und im Vordergrunde nichts als gewöhnliche Menschen, schlechte Menschen, Schmuggler und Spione, Diebe und Mörder sich zeigen, dann mag dies criminalistisch und polizeilich die Aufmerksamkeit erregen, aber in der schönen Literatur ist für dergleichen Producte kein Raum zu gestatten. Die Heldin des Buchs ist eine lithauische Dienstmagd. Wir lernen sie kennen, wie sie auf einem Gute in Lithauen, während man daselbst Feierlichkeiten zum Empfang des neuvermählten Gutsherrn veranstaltet, heimlich von einem polnischen Juden Gift kauft, ohne daß man im Stande ist, etwas von ihrem Vorhaben zu ahnen, noch auch ihre Lage zu beurtheilen. Sie erscheint als eigensinniges, trübgestimmtes Mädchen, die man nicht begreift, weil man erst im zweiten Bande im Stande ist, zu wissen, wie sie in diese Lage gekommen ist. Der Verfasser spielt Versteckens mit seinen Personen; Alles scheint darauf angelegt zu sein, zu spannen, die Neugierde zu wecken, und darum werden Gefahren, Hinterlist und Schleichwege in Menge in Scene gesetzt, ohne daß man ihren Ausgang vorerst ahnt, den man aber, wenn man ihn erkannt hat, für flach halten muß. Diese Marie ist von einem russischen Polizeilieutenant, der sich als Spion in Lithauen aufhält, verführt worden; als Rache dafür sucht sie seinen Plan, einer flüchtig gewordenen polnischen Grafenfamilie wieder habhaft zu werden, zu vereiteln; es gelingt ihr dies auch, sie erschießt den Lieutenant und nimmt dann Gift. Die Schilderungen des Volkslebens, die Hof- und Empfangsfeierlichkeiten, der Jahrmarkt, die Hochzeitsfeierlichkeit hängen als glänzende Flitterlappen um ein gewöhnliches Leben; das Interesse, was der polnische Graf erregt, ist nur ein höchst secundäres, da er mit seiner ganzen Persönlichkeit zu sehr im Hintergrund bleibt und statt dessen Schmuggler und Gauner aller Art vor unsern Augen ihr Handwerk treiben. Die Kritik muß über solche Leistungen entschieden den Stab brechen.

2. Der Irre von St.-James. Aus dem Reisetagebuche eines Arztes. Vom Verfasser des Inselkönigs (Philipp Galen). Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1854. 8. 4 Thlr.

Dieses Buch hat einen großen Vorzug dadurch, daß es das Interesse des Lesers durch vier Bände hindurch rege und lebendig zu erhalten versteht. Der Verfasser erklärt, daß diese Geschichte kein Roman sei, sondern gibt sie als Thatsachen, wie er sie im Tagebuche seines Lebens aufgezeichnet habe; er schildert die Begebenheiten, wie sie vor seinen Augen geschehen sind, läßt die Personen reden, wie sie zu ihm geredet haben. Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber rechten, ob das Alles so genau zu nehmen sei, und ob nicht hier und da die dichterische Hand nachgeholfen, ausgebessert und untergeschoben habe; das können wir aber nicht verschweigen, daß der Eingang, durch welchen wir zum eigentlichen Kern der Handlung gelangen, ungemein breit und weitschichtig angelegt ist. Gerade hier, wenn wir auch annehmen, daß es Blätter aus einem Tagebuche seien, hätte die kürzende, zusammenfassende Hand ihre volle Berechtigung gefunden. Die dem ganzen Buche zugrunde liegende Haupthandlung ist nicht neu; es ist schon in verschiedenen Sprachen Gegenstand der Darstellung gewesen, wie Familienrücksichten, Cabalen und Intriguen es in ihrem Interesse fanden, Glieder der Familie als wahnsinnig auszugeben und, um sich ihrer zu entledigen, dieselben in ein Irrenhaus zu sperren. In ähnlicher Weise stellt uns der Verfasser in ergreifender Darstellung aus dem englischen Gesellschaftsleben ein Bild vor Augen, welches bei der Theilnahme, die jeder Leser an der handelnden Person nimmt, bei dem Mitgefühle, das in der menschlichen Brust über deren Schicksal rege wird, lebhaftes Interesse erregt. Mögen geradezu auch einzelne Scenen, wie die Vorbereitung und Ausführung der Flucht, absichtlich etwas weiter ausgedehnt sein, um dadurch die Spannung zu erhöhen, so thut diese Absichtlichkeit doch im Allgemeinen dem Ganzen keinen Schaden, wenn man sie auch als zu starkes Streben nach Effect bezeichnen muß. Der Irre von St.-James war der älteste Sohn des Marquis von Seymour, Grafen von Codrington, Percy; er wurde nach dem Tode seiner Mutter außerhalb des Hauses erzogen, während sein jüngerer Bruder mit der Amme bei seinem Vater blieb. Dieser jüngere Bruder Mortimer hatte bei seinem Heranwachsen es verstanden, sich ganz allein in das Vertrauen seines Vaters einzuschleichen und durch Verdächtigungen seinen Bruder daraus zu verdrängen; Mortimer hatte es dahin gebracht, daß sein Vater seinen ältern Sohn Percy als unehelich erklärte. Die Spannung zwischen den Brüdern wurde immer stärker und ging besonders von seiten Mortimer's in die tödtlichste Feindschaft über, als Miß Ellinor, die Tochter des Pfarrers Graham, die Liebe Percy's erwiderte, während Mortimer in sinnlicher Leidenschaft für sie ebenfalls glühte. Da Mortimer das Verhältniß zwischen den Liebenden nicht trennen konnte, da schon der Tag der Hochzeit herangekommen war, so beschloß er es gewaltsam zu zerreißen. Auf der Reise nach der Trauung überfiel er seinen Bruder und brachte ihn als einen Wahnsinnigen nach St.-James, wo er auch als solcher behandelt wurde. Nach mannichfachen Kämpfen und Erduldungen in dem Irrenhause gelang es ihm endlich mit Hülfe des Arztes und seines treuen Dieners Philipp zu entkommen, um Miß Ellinor wieder aufzusuchen; die Vereinigung der Schwergeprüften ist eine gute, lebendig geschriebene Scene. Mortimer hatte sein rohes Wesen zuletzt auch gegen seinen Vater gekehrt, in dem denn endlich Gewissensbisse über die Behandlung seines ältern Sohnes Percy entstanden; der Vater setzte durch sein Testament Percy wieder in seine Rechte ein, aber sein Verstand war umnachtet, er starb im Wahnsinn, und Mortimer fiel, als er den letzten tödtlichen Angriff auf das Leben seines Bruders vergeblich ausgeführt hatte. Percy und Ellinor wurden endlich nach vielen Leiden glücklich.

3. Volksgeschichten von Louis Würdig. Dessau, Neubürger. 1853. 8. 12 Ngr.

In anspruchsloser Weise reihen sich in diesem Bändchen drei Geschichten: „Hildebrandt's Fried oder das Mannlehngut", „Die Angermüller" und „Murrfusel", aneinander, die aus dem gewöhnlichen Leben des Volks entnommen sind. Wenn sie auch nicht auf eine poetische Darstellung Anspruch machen können, so athmen sie doch alle drei den einfachen schlichten Geist des Dorflebens und scheinen ihrer ganzen Anlage nach vorzugsweise als moralische oder religiöse Erzählungen ihr Publicum suchen zu sollen. Sie sind Beweise und Ausführungen, wie Laster, Geiz, Verschwendung und Hoffart immer gedemüthigt, dagegen Tugend und Frömmigkeit immer zu Anerkennung und Wohlstand gelangen. Im „Mannlehngut" hat ein zweiter Sohn seinen erstgeborenen Bruder durch ein gefälschtes Testament von dem Erbe vertrieben; der jüngere Sohn, im Besitz des reichen Erbtheils, wird hochmüthig und hartherzig, während es seinem Bruder und dessen Familie dürftig geht; am Ende kommt aber dennoch der Sohn seines Bruders nach mannichfachen Schicksalen als Schlosserlehrling, als Geselle in der Residenz während der Bewegungen des Jahres 1848 u. s. w. zum Besitz seines väterlichen Gutes. Die Erzählungen sind alle mit frommen Betrachtungen und moralischen Schlußfolgerungen durchzogen, wie sie etwa ein ehrwürdiger Pastor mit seinen Sonntagsschülern anstellt; gute Absicht und fromme Gesinnung des Verfassers ist darum rühmlichst anzuerkennen, wenn man ihm auch ein besonderes Erzählungstalent nicht zugestehen kann.

4. Hainsterne. Berg-, Wald- und Wandergeschichten von Ludwig Bechstein. Vier Bände. Halle, Pfeffer. 1853. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

„Hainsterne" nennt der Verfasser diese Sammlung, die er als Blumen auf seinem Wanderleben gepflückt, die da sprießen duftend und bescheiden in den Bergen und Wäldern Thüringens. Der Name Ludwig Bechstein erinnert uns immer an das wellenförmige, mit schlanken Tannen und Buchen geschmückte thü-

ringer Bergland, zwischen denen sich bunte Wiesen und schmucke Dörfer und Städte lagern. Kein Bergland Deutschlands bietet wol so in einzelnen kleinen Rahmen so mannichfaltige reizende Bilder dar; von einer Kuppe, die uns eine prächtige Fernsicht über die waldigen Höhen bietet, steigt man rings in Thäler herab, die fast alle mit ihren Felspartien, ihren rauschenden Föhrenwäldern, ihren plätschernden Gewässern ein ländliches Stillleben darbieten. So eng und knapp wie der Rahmen dieser lieblichen Landschaften auch ist, ein ebenso frisches, kräftiges und gesundes Volksleben, getragen und ruhend in seinen alten Gebräuchen, angeweht von den Sagen vergangener Zeiten, pulsirt in jenen Landschaften. Bechstein ist in seinen ältern Arbeiten uns schon oft als der Dolmetscher jenes eigenthümlichen deutschen Lebens erschienen: auch diese vorliegenden Bände geben von neuem Zeugniß von seinem Talente, das eben vorzugsweise nur das Nächste in sich aufnimmt, wie es die Natur in ihm anregt, wie es das Geschick des flüchtigen Menschenlebens auf seinen Weg streut. Glänzende und schimmernde Farben haben alle diese Gemälde und Erzählungen nicht, aber sie sind durchwärmt von einem aufrichtig schlagenden deutschen Herzen; sie gleichen dem Lande, worin sie erzeugt sind; sie ziehen an unsern Augen vorüber als stille, friedliche Bilder. Wir hören die Föhren auf den Bergen rauschen und unten im Thale an Schlüsselblume und Vergißmeinnicht vorüber den Waldbach plätschern; wir sehen zu Häupten den blauen Himmelsdom und ringsum grünende, blühende Saaten. Die Darstellung tieferer Conflicte, energischer Leidenschaften sind bei Bechstein nicht zu suchen, einfach und schlicht, hier und da sogar etwas verflacht, sind seine Schilderungen ebenso wie seine Charaktere; die Sprache leidet mitunter an einer unerquicklichen Breite, namentlich in den Dialogen, wo schärfere Form und bündigere Kürze dem Ganzen weit nützlicher werden könnte. Der erste Band enthält die Erzählungen: „Der Pfarrer von Meslar", „Das unsichtbare Mädchen" und „Jägerzauber"; der zweite: „Der Heerwurm und die Wildschützen" und „Irrthum laß los der Augen Band"; der dritte: „Der Spielmann vom Thüringerwalde" und „Die Tochter des Geheimnisses"; der vierte: „Eine Nacht im Spessartwalde", „Natur und Poesie" und „Der Pakt mit dem Bösen". Im Einzelnen hätten wir so Manches und namentlich an der größten Erzählung dieser Bücher, „Die Tochter des Geheimnisses", zu tadeln und auszusetzen, so besonders die schlaffe, zu wenig einheitlich gestaltete Handlung und oftmals auch Mangel in der Charakterzeichnung; aber wir wollen es bei diesen Andeutungen bewenden lassen und dem Verfasser nur ans Herz legen, daß allzu rasche und gehäufte Production seinem Wesen nicht zuzusagen scheint. 25.

Notiz.

Neue Auflagen.

Der Erfolg der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hat es Berthold Auerbach möglich gemacht, auch seinen „Spinoza" wieder vorzunehmen und ihn, wie auch seinen Roman „Dichter und Kaufmann", als eine neu durchgearbeitete sogenannte „stereotypirte" Auflage (Manheim, Bassermann, 1854) erscheinen zu lassen. Der Verfasser sagt in der Vorrede nicht ohne Wahrheit und Bescheidenheit: „Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die ersten Arbeiten seines Geistes unberührt stehen zu lassen, da sie als Denkmale seiner Entwickelungsgeschichte eine Bedeutung haben. Wir Andern sind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leistungen des ersten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu geben, daß wir Gehalt und Gestalt derselben mit reiferer Erkenntniß möglichst zu vollenden und abzuklären suchen." Den Bau des Ganzen hat Auerbach unangetastet gelassen, sich aber bemüht, Einfachheit und Correctheit in ihn zu bringen und das Genetische und Pragmatische, das neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse hier vorwaltend ist, noch mehr zu klären und zu vertiefen. In ähnlichem Sinne ist auch Gutzkow bei der dritten Auflage seiner „Ritter vom Geiste" (Leipzig, Brockhaus, 1854) verfahren. In den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" sagt er selbst davon: „Die neue Auflage bringt die wesentliche frühere Fassung wieder, nur ist Stil, Präcision des Ausdrucks, vorzugsweise die herzustellende Harmonie mancher in der frühern Fassung nicht vollkommen zusammenstimmender Theile ein Hauptaugenmerk der neuen Redaction gewesen." Und: „Wer sich die Mühe der Vergleichung geben will, wird auf jeder Seite soviel Beweise von Selbstkritik finden, daß auch er diese neue Auflage hoffentlich eine verbesserte nennt." Zu den Romanen, welche in letzter Zeit neu aufgelegt worden sind, gehört vorzüglich auch Rellstab's so beliebter Roman „1812", der nun bereits eine vierte Auflage erlebte (Leipzig, Brockhaus, 1854). In zweiter verbesserter Auflage kamen auch Adolf Holtzmann's „Indische Sagen" (2 Bde., Stuttgart, Krabbe, 1854) heraus. Aus dem Englischen nach der elften Auflage des Originals übersetzt erschien in zweiter Auflage eine kleine Schrift: „Kleinigkeiten" (Bremen, Heyse, 1854), aus praktisch-moralischen Bemerkungen über jene sogenannten Kleinigkeiten im menschlichen Leben bestehend, die doch oft so schwer wiegen, daß ihre Beachtung ebenso sehr zur Erleichterung wie ihre Nichtbeachtung zur Erschwerung des Lebens beiträgt. Die Verfasserin scheint hierzu besonders durch Chalmers' Ausspruch von der „Macht des Kleinen" angeregt worden zu sein. Das Büchlein selbst gehört zu den „Kleinigkeiten", die man nicht unbeachtet lassen sollte. Die vielen Freunde von E. T. A. Hoffmann machen wir mit Vergnügen darauf aufmerksam, daß dessen „Phantasiestücke", mit der bekannten Vorrede von Jean Paul, in vierter Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1854) erschienen sind. Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, diese in aller Welt und in Frankreich namentlich als „Contes fantastiques" berühmten Erzählungen Hoffmann's von neuem zu charakterisiren zu wollen, aber wol möchten wir alle Musikfreunde speciell und ausdrücklich auf die bekannten „Kreisleriana" aufmerksam machen, die man in dieser Zeit der musikalischen Wirren und Zerwürfnisse mit doppeltem Nutzen lesen wird.

H. M.

Bibliographie.

Furtwängler, W., Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen. Drei Theile in einem Band. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Freiburg im Br., Wagner. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Gämmerler, F., Theater-Director Carl, sein Leben und sein Wirken. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 13 Ngr.

Gredy, F. M., Ueber die Kaiserchronik, ein Gedicht des 12. Jahrhunderts. Einige Theile derselben mit neuhochdeutscher Uebertragung und Anmerkungen. Mainz, Faber. Gr. 4. 10 Ngr.

Hanke, Henriette, Mein Wintergarten. Kleine Schilderungen aus dem Leben. Hannover, Hahn. 8. 1 Thlr.

Henze, Eleonore, und Henze, A., Damen-Bibliothek. 1stes Bändchen. Leipzig, Michelsen. 1855. Br. 8. 7½ Ngr.

Johann Huß. Geboren zu Hussinetz in Böhmen den 6. Juli 1373; verbrannt zu Costnitz am Rhein den 6. Juli 1415. Naumburg. 8. 1½ Ngr.

Jahn, O., Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs in der Pinakothek zu München. Mit 11 Tafeln. München, Lindauer. Gr. 8. 4 Thlr.

Kliefoth, T., Acht Bücher von der Kirche. 1ster Band. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Krüsi, H., Graf Rudolph von Werdenberg und die Helden am Stoß. Ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen. Herisau. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli, August** und **September** enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

76. **(Lloyd.) Schlüssel** zu den Uebungen in E. H. Lloyd's theoretisch-praktischer englischer Sprachlehre für Deutsche. 8. Geh. 8 Ngr.

Lloyd's bekannte Englische Sprachlehre erschien bereits in neunter Auflage ebendaselbst unter dem Titel:

Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Neunte, verbesserte Ausgabe. 8. 27 Ngr.

Außerdem erschienen von demselben Verfasser ebendaselbst:

Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **John Perrin.** Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zwölfte, verbesserte Auflage. 8. 20 Ngr.

Englisches Lesebuch. Enthaltend eine Auswahl aus den Werken der besten neuern englischen Schriftsteller. Nebst einem kleinen Wörterbuch. — A. u. d. T.: **Gems of modern English literature.** With a vocabulary English and German. 8. 25 Ngr.

Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. Mit Beziehung auf seine englische Sprachlehre verfaßt. 8. 15 Ngr.

77. **Mayo (H.), Wahrheiten im Volksaberglauben,** nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe deutsch von Dr. **H. Hartmann.** Mit einer Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes, die weiteste Verbreitung verdienendes Werk, da es für Naturforscher, Aerzte und Juristen reichen Denkstoff, besonders aber für das große Publicum ebenso viel Belehrung als Unterhaltung darbietet. Der Zweck des Buchs, der deutschen Bearbeitung eines in England bereits in drei Auflagen verbreiteten Werks, ist der: auf naturwissenschaftlichem Wege nachzuweisen, daß manchem sogenannten Volksaberglauben wirkliche Erscheinungen zu Grunde liegen, deren Ursachen und Gesetze nachzuweisen der modernen Naturwissenschaft mit ihren riesigen Fortschritten vorbehalten blieb. Höchst interessant sind die Aufschlüsse, die der Verfasser, ein Naturforscher und Arzt, der bekannte englische Physiolog Dr. Herbert Mayo, z. B. über die Basis des Aberglaubens von der **Wünschelruthe**, vom **Vampyrismus**, über **Sinnestäuschungen, Geistererscheinungen, Schlaf und Wahnsinn, Schlafwandeln und magnetische Ekstase,** über das von Baron Reichenbach entdeckte **Od** u. s. w. ertheilt. Das Werk führt oft auf die Wahrheit des Goethe'schen Satzes hin: daß jeder auch noch so absurd scheinende Volksaberglaube an einer großen Naturwahrheit nahe vorbeistreife, und es ist so ein tüchtiger Schritt weiter auf der von der modernen Naturwissenschaft mit solchem Erfolge eingeschlagenen Bahn des Lichtschaffens.

78. **Meyer-Ahrens (Dr. C.), Die Bergkrankheit** oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. 8. Geh. 24 Ngr.

Ein werthvoller Beitrag zu der wichtigen, aber noch wenig ausgebildeten Wissenschaft der **medicinischen Geographie,** der nicht blos das medicinische und geographische Publicum, sondern auch weitere Leserkreise interessiren wird.

79. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Einundzwanzigster Theil. Neue Folge. Neunter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

80. **Raumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Das Erscheinen einer **fünften** Auflage eines solchen Schulbuchs ist gewiß der beste Beweis seines Werths und seiner Brauchbarkeit. Dasselbe ist bereits in vielen Schulen dem geographischen Unterrichte zugrunde gelegt.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendaselbst:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1848. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palästina. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. 1850. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser hat in dieser dritten Auflage seines classischen „Palästina" die Werke von Robinson, Schubert, Williams, Wilson, Schultz, Kraft u. A. sorgfältig benutzt. Eine sehr anerkennende Charakteristik des Raumer'schen Werks liefert **Karl Ritter** in dem 15. Bande seiner Erdkunde".

81. **Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.** Drei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen dritten Bande sind die „Vermischten Schriften" Friedrich von Raumer's geschlossen. Dieselben enthalten: Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, geschichtliche Scenen (erster Band, 1852, 2 Thlr. 20 Ngr.); geschichtliche und kritische Aufsätze, darunter zwei Aufsätze über Polen, wovon der zweite im Auftrage König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen verfaßt und jetzt zum ersten male veröffentlicht (zweiter Band, 1853, 3 Thlr.); Recensionen, „Theater und Musik" (Briefe, Berichte, Beurtheilungen), und die unter dem Titel „Spreu" 1848 anonym erschienenen Aphorismen (dritter Band, 1854, 2 Thlr. 20 Ngr.). Nicht blos die zahlreichen Freunde und Verehrer Friedrich von Raumer's, sondern auch weitere Kreise werden aus seinen „Vermischten Schriften" mannichfache Anregung schöpfen.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr. Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

82. **Reichenbach fil. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Zweites Heft: Tafel XI—XX; Text Bogen 4—6. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linné gekannten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniß dieser blühenden Legion, daß nur zwei Botaniker leben,

welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gefertigten Farbenskizzen besitzt der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Interessanteste beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowol alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umsichtig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

83. **Rellstab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Vierte bis sechste Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Rellstab's historischer Roman „1812" hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: **drei Auflagen** sind davon vergriffen werden und er erlebt jetzt die **vierte Auflage.** Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehre fremde Sprachen übersetzt. Daß er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortdauernden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen **Rußland** und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab.** Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände, 1843—44) enthält: **1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergallerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die zweite Folge (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 30. November 1854.

Der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel.

Zweiter Artikel.*)

In dem Briefe, den wir in unserm ersten Artikel mittheilten, heißt es: „Man begreift nicht, wie sich der Mangel eines so wesentlichen Zugs (wie der durch die angezeigte Briefsammlung gegebene) in dem Bilde unsers Dichters hat ertragen lassen." Es ist wirklich hiermit ein Hauptverdienst dieser Sammlung ausgesprochen, indem durch dieselbe eine Lücke ausgefüllt ist, die jedem Verehrer Goethe's höchst empfindlich war. Denn wenn Schelling Recht hatte, da er, erschüttert durch die Nachricht von Goethe's Tod, in der münchener Akademie der Wissenschaften einen Vortrag mit den Worten schloß: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche groß, reich und mächtig an Geist, solange Goethe lebte" — und wer möchte dies bestreiten? —, so muß den Deutschen daran liegen, das Leben dieses Mannes in möglichster Vollständigkeit ausgebreitet zu sehen. Wir dürfen in dieser Hinsicht nicht klagen; denn abgesehen von den Selbstbekenntnissen Goethe's, haben wir Briefsammlungen, die über die bedeutendsten Perioden seines Lebens Licht verbreiten. Von dem Studenten gibt uns die Jahn'sche Sammlung einige bedeutende Züge; auf das folgende getrübte Leben in Frankfurt, auf das in jugendlicher Lust aufblühende in Strasburg werfen Schöll's Mittheilungen willkommene Streiflichter; die Briefe an Lavater, die frühesten an F. H. Jacobi stellen uns den Jüngling im Uebergang zum Manne dar, die Weise, in der er die Welt an sich riß und „was in schwankender Erscheinung schwebte, durch dauernde Gedanken zu befestigen" bemüht war; in den drei Merck'schen Sammlungen wie in den Briefen an Knebel haben wir den thatkräftigen, wirkenden Mann, indeß die an Frau von Stein, dieses Kleinod unserer Literatur, uns die Seele des Mannes entfalten, der unter den lästigsten, widersprechendsten Beschäftigungen und Verhältnissen eine „Iphigenie" und einen „Tasso" zu schaffen vermochte, und auf das überzeugendste Diejenigen widerlegen, welche behaupten, in Weimar sei der Dichter zugrunde gegangen. Die große Krise, die in diesem vorging, sie selbst, nicht eine Relation davon, geben uns die Briefe aus Italien. Was in der geistigen Werkstatt des Dichters eine geraume Zeit hindurch sich dann gestaltete, davon ist der Briefwechsel mit Schiller ein höchst bedeutendes Document, und die Briefe an Zelter führen uns in traulicher Weise allmälig bis zum ruhigen Sinken der Sonne, die durch mehr als ein halbes Jahrhundert der Welt der Geister Licht und Leben spendete. Wir haben hier nicht der Briefe an Karl August, an H. Meyer, Riemer, von Reinhard, Auguste Stolberg, Friedrich von Stein u. A. gedacht, obgleich auch sie das Bild des merkwürdigen Lebens vollständiger zu machen dienen. Wie schätzenswerth alle diese Sammlungen sind — einen besondern Reiz haben die Briefe, in einer Zeit geschrieben, wo dieser gewaltige Geist sich entfaltete, die Briefe, in welchen sich offenbart, welche Gefühle, welche Leidenschaften seine Jugend bewegten, die uns seine Umgebung, sein Thun und Treiben schildern, in einer Zeit, wo seine Seele mit Entwürfen umging, die, zu Werken gediehen, ihn früh auf eine so viele Jahre hindurch behauptete Höhe erhoben. Eine solche Periode ist die Zeit, die er in Wetzlar zubrachte, und die nächstfolgende bis zur Erscheinung des „Werther", zu dem jene den Grund legte. Aus ihr hatten wir nur wenige Briefe, und die wenigen nannten kaum das merkwürdige Buch. In der vorliegenden Sammlung ist die Lücke ausgefüllt, zwar nicht durch Ergießungen des Dichters über sein Werk, durch Selbstkritiken, aber wol durch Darlegung der äußern Umstände, unter denen es entstanden, des Seelenzustandes, in welchem der Dichter sich befand, da er es schuf. Es war gleich, da es erschien, bekannt, daß er in dem Buche einen großen Theil seines Selbst gab; Wahres und Falsches vermischte sich in den Urtheilen des Publicums. Durch jene Briefe sind wir in Stand gesetzt, das Wahre von dem Falschen zu scheiden; und was der höchste Gewinn, durch sie wird der sittliche Charakter des Dichters uns klar vor die Seele gebracht. Denn wie man auch den Dichter und sein Werk voneinander son-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 d. Bl. D. Red.

dern und behaupten möge, jener verschwinde in diesem, der Charakter bleibt immer der Boden, auf dem die Frucht gedieh; und gewiß hatte Goethe guten Grund zu jenem Worte, womit er einem bewunderten Dichter der neuern Zeit die Würde, die durch die Muse zu ertheilende Weihe absprach, weil ihm die Liebe fehle.

Wir holten etwas weit aus, um Das nachzubringen, was wir im ersten Artikel allzu flüchtig angedeutet hatten, um zu Dem zu kommen, was wir in einem zweiten über die vorliegende Briefsammlung zu sagen versprachen. Jener begeisterte Jüngling entschuldigte den Dichter wegen des nicht gehaltenen Versprechens einer baldigen Ueberarbeitung des „Werther" damit, daß er dem Publicum nicht habe nehmen dürfen, was er ihm einmal und so, wie er es ihm einmal geschenkt habe.

Hören wir die Acten. Gleich nach der ersten Lectüre des Buchs, das Goethe Lotte schickte, „des Exemplars, das ihm so werth ist, als wär's das einzige in der Welt, das er hundert mal geküßt und weggeschlossen, daß es Niemand berühre", schreibt Kestner an Goethe in tief schmerzlicher Entrüstung: man werde in Werther's Lotte sein Weib finden, in der Lotte, an der er doch so Manches zu tadeln habe; und „das elende Geschöpf von einem Albert" solle ihn darstellen. Sofort erwidert Goethe: „Es ist gethan, verzeiht mir, wenn ihr könnt." Er bittet die Freunde, ihm keine weitern Vorwürfe zu machen; der Ausgang werde bestätigen, daß ihre Besorgnisse zu hoch gespannt waren, sie werden das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner in ihrem Herzen fühlen. „Wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte euer Goethe, immer neuer und neuer und jetzt mehr als jemals der eurige ist."

Nach einigen Wochen schreibt Kestner sehr beruhigt an seinen vertrautesten Freund Hennings: „Ich bin geneigt, ihm zu verzeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt. Lottens Porträt ist im Ganzen das von meiner Frau; Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen. Der zweite Theil des Buchs geht uns gar nichts an."

Leider fehlt uns der Brief, den Kestner bald nach dem an Hennings gerichteten an Goethe geschrieben haben muß. Denn am 21. November *) beginnt der Letztere im beantwortenden Schreiben: „Dank, Lieber! du bist immer der Gute!" Und nachdem er den Geliebten zugerufen: „Ihr Kleingläubigen! Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was «Werther» tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt", folgen die merkwürdigen Worte: „Ich will um meines eigenen Lebens Gefahr willen «Werther» nicht zurückrufen." Wie spricht sich in diesen Worten das hohe Gefühl des Dichters aus, etwas Großes geschaffen zu haben! Wenn aber er um seines Lebens Gefahr „Werther" nicht zurücknehmen möchte, sollten die Freunde nicht die Kränkung verschmerzen? Eine harte Zumuthung, wie wir den wahrhaft edeln Kestner kennen, der nicht allein für sich, der mehr noch für das Weib seines Herzens litt. Aber: „Glaub' mir, glaub' an mich, deine gravamina schwinden wie Gespenster der Nacht, wenn du Geduld hast; und dann — binnen hier und einem Jahr verspreche ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Misdeutung u. s. w., im schwätzenden Publicum auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft."

Ob Goethe an eine neue Bearbeitung des „Werther" dachte, ist die Frage, ist sehr zu bezweifeln. Er konnte auch an eine andere „liebliche, einzige, innige Weise, Verdacht und Misdeutung im Publicum auszulöschen" denken. Freilich unterblieb dieses Auslöschen. Glaubte der Dichter es unnöthig, da im nächsten Jahre in mehren Schriften das wahre Verhältniß dargelegt wurde; oder ward das Vorhaben zunichte in dem nächsten an innern und äußern Ereignissen für den Dichter so reichen Jahre? Das Eine stand ihm fest: „Werther muß, muß sein!" Und nun die bedeutenden Worte: „Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch und Andern eingewoben ist." Nicht besser, kräftiger, bezeichnender konnte das Verhältniß des Dichters zu seinem Werke, des Dichter zu den Freunden ausgesprochen werden; aber höchst erfreulich, rührend ist die Wahrnehmung, wie in dem mit so unendlichem Jubel und Enthusiasmus begrüßten jugendlichen Dichter der Mensch, der Freund nicht in den Hintergrund getreten ist.

Unmittelbar folgen die Worte: „Wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert — Und also —"

Wenn man die folgenden Briefe liest, könnte man auf den Gedanken kommen, die Liebe Goethe's zu Lotte sei nicht so leidenschaftlich gewesen, wie sie im „Werther" geschildert ist; jene Worte weisen den Gedanken ab; der Jüngling hatte einen vollkommenen Sieg über sich errungen.

„Gib Lotte", fährt er fort, „eine Hand ganz warm von mir und sag' ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles Andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden."

Dies führt uns auf die Einleitung unsers Buchs zurück, von der wir im ersten Artikel nur beiläufig geredet haben. Sie ist vortrefflich und hat schon deshalb einen großen Werth, weil sie von einem Sohne der Lotte Kestner's verfaßt ist. Er weist auf drei Documente hin, die wir über Goethe's Flucht von Wetzlar, von Lotte, haben, auf den unvergleichlichen Brief im „Werther" vom 10. September 1772, auf einen dieselbe Empfindung, die jener ausspricht, ausdrückenden in unserm Buche, dann auf eine auch des Gesprächs über das Jenseits gedenkende Stelle in Kestner's Tagebuch, geschrieben am

*) Die „Leiden Werther's" waren am 23. September 1774 an Lotte gesandt worden; darauf folgte Kestner's zürnender Brief, von dem das Concept, ohne Datum, vorhanden. Goethe's Erwiderung wird vom October sein; Kestner's Brief an Hennings ist vom 7. November.

Tage jener Flucht: „Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist; ich brachte sein Billet an Lotte; es kamen ihr beim Lesen die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm Das nicht geben konnte, was er wünschte.“ Müssen wir nicht dem Verfasser der Einleitung beistimmen, wenn er sagt, in dem Buche, das er uns schenkt, erscheinen Goethe, Lotte und Kestner größer als der Werther, die Lotte, der Albert des Romans? wenn er Goethe's Entsagung „die redlichste, heldenmüthigste“ nennt?

Das fühlte der bescheidene Kestner nicht, als er jenen zürnenden Brief an Goethe schrieb; aber dieser wußte und fühlte es. Er konnte auch darauf rechnen, daß sein Wort endlich bei den Freunden durchdringen werde. Daß das Misverhältniß für den Augenblick waltete und schmerzlich war, das gereicht Kestner zur Ehre, wie jener Unwille und Zorn in einem Charakter, wie der seinige, natürlich war. Goethe hatte wohl das hohe Bewußtsein Dessen, was er einige Jahre früher als strasburger Student aus Thomas a Kempis in sein Tagebuch (Ephemerides) niederschrieb: „Occasiones hominem fragilem non faciunt, sed qualis sit ostendunt.“ Und wenn wir ihn nach seinem Siege thätig, heiter, selbst muthwillig sehen, so erfuhr er, was wir in demselben Tagebuche lesen: „Media indoles, laetitia capacis animi exuberans eique non efficta prudentia frenum imponens, ea demum omni pretio major et ad sapientiae simulque hilaritatis imaginem exacta est.“

Kestner urtheilte also wahr, wenn er gleich nach der gemachten Bekanntschaft mit Goethe von diesem sagte: „Er ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter“, und später an Hennings: „Er betrug sich viel größer, als er sich im «Werther» zum Theil geschildert hat.“

Wenn Goethe an eine neue Bearbeitung des „Werther“ dachte, so kam er erst nach einer Reihe von Jahren dazu. In einem Briefe an Knebel vom 21. November 1782 schreibt er: „Ich habe meinen «Werther» durchgegangen und lasse ihn wieder ins Manuscript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück.“ Dann heißt es in einem Briefe an Kestner vom 2. Mai des nächsten Jahres: „Ich habe in ruhigen Stunden meinen «Werther» wieder vorgenommen und denke, ohne die Hand an Das zu legen, was so viel Sensation gemacht hat, ihn noch einige Stufen höher zu schrauben.“ Was das Höherschrauben betrifft, so muß man das vorzüglich auf die beiden eingeschalteten Briefe und die Erzählung gegen das Ende des Romans beziehen, die den durch eine unglückliche Liebe zum Mord erhitzten Bauerburschen schildern; denn ein paar andere Briefchen und Briefstellen sind gegen diese gehalten von keiner großen Bedeutung. In jener Scene aber haben wir, nur in einer niedern Sphäre, aber desto gewaltiger, den tiefsten Grund von Werther's Unglück. In jenem Unglücklichen waltet die Natur mit unwiderstehlicher Kraft; wir werden durch ihn an eine Stelle eines Briefs von Goethe an Frau von Stein erinnert, in dem von dem Tode eines Fräulein von Lasberg die Rede ist (19. Januar 1778). Goethe hatte den Platz, an dem die durch hoffnungslose Liebe Leidende sich in der Ilm ertränkt, zu einem Denkmal gemacht und sich nur mit Mühe davon trennen können. „Ich kann's“, schreibt er, „meinen Jungen nicht verdenken, die nun Nachts nur zu dreien einen Gang hinüber wagen; eben die Saiten der Menschheit werden an ihnen gerührt, nur geben sie einen rohern Klang.“ Sehen wir den neuen „Werther“ an, so finden wir in jenen Scenen eben dieses, den rohern Klang, aber dieselbe Naturwahrheit. Hierin erkennen wir eine Steigerung, vielmehr eine Folie für Werther's Schicksal; aber nicht eine, auf der er in einem edlern Lichte erscheint. Auch in ihm waren Mordgedanken aufgekommen; die höhere Bildung, die er vor seinem Leidsgenossen voraushat, macht, daß er den Mord an sich selbst vollzieht. Er selbst setzt jenen höher als sich; daß er der Gebildetere ist, erhöht seine Schuld. Beide sind der Natur anheimgefallen, die, vom sittlichen Standpunkte aus angesehen, Werther hätte überwinden sollen. Es liegt ein ungeheueres Gewicht in den Worten: „Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“

Gleich nach der Erscheinung des „Werther“ beschuldigte man den Verfasser, er habe den Selbstmord vertheidigt, und vor Allen waren die Götze laut. Dies mag das Motto vor der zweiten im Jahre 1775 erschienenen unveränderten Ausgabe veranlaßt haben:

> Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
> Rettest sein Gedächtniß von der Schmach.
> Sieh', dir winkt sein Geist aus jener Höhle:
> Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Wir möchten hier wol einen Blick von dem frühesten Roman Goethe's auf den letzten, auf Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ werfen; doch könnten diese Betrachtungen uns zu weit von dem Buche abführen, mit dem wir uns beschäftigen. Gedenken wir eines zweiten Hauptpunkts, worin sich der neue „Werther“ von dem frühern unterscheidet. Er betrifft Lottens Gatten, Albert.

Nachdem Goethe in einem Briefe vom 2. Mai 1783 Kestner „für seine Langmuth und sein gut Betragen gegen ihn in alter und neuerer Zeit gedankt“, schreibt er: „Ich habe in ruhigen Stunden meinen «Werther» wieder vorgenommen. Unter Anderm war meine Intention, Albert so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der (verständige) Leser nicht verkennt.“ In der Hauptsache durfte Goethe in dem Romane nichts ändern; er würde ihn zerstört haben; das konnte er als Schöpfer desselben nicht, und dem Publicum durfte er das geliebte Buch nicht nehmen. Konnte er, durfte er, ohne dem Buche zu schaden, Albert anders schildern, als er ihn früher geschildert hatte? Das ist die Frage. Wir meinen, ja, und so, daß das Buch gewann. Indem der frühere Albert gereizt, mürrisch erscheint, selbst in Werther's Gegenwart Lotte „spitzige Reden“ gibt, weil sie über dem Freunde einige Aufträge nicht besorgt hat (älteste Ausgabe, S. 184), erscheint

der spätere ruhiger, edler, männlicher; seine Freunde behaupten: Werther habe einen reinen, ruhigen Mann, der eines lang gewünschten Glücks theilhaft geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück zu erhalten, nicht beurtheilen können. Albert habe sich nicht verändert, er sei derselbe geblieben, den Werther von Anfang an kannte, so sehr schätzte und ehrte, der Lotte über Alles liebte, stolz auf sie war und sie von Jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt wünschte, dem man es also nicht verdenken konnte, wenn er auch jeden Schein des Verdachts von ihr abzuwehren suchte. Und so steht er in einem passendern Verhältnisse zu dem leidenschaftlichen, den Mächten der Natur anheimgefallenen Werther. Erwägen wir das Berührte und vergleichen wir genauer den Albert des ältern und des neuen „Werther", so werden wir eingestehen, daß Goethe auf die wünschenswertheste Weise der Kunst genügte. Nun aber fügt er der aus dem Briefe vom 2. Mai 1783 angeführten Stelle hinzu: „Ich hoffe, ihr werdet zufrieden sein." Kestner hatte in jenem zürnenden Briefe Albert, in dem er sich geschildert glaubte, „ein elendes Geschöpf" genannt. Dürfen wir nicht annehmen, Goethe habe, da er den Werther umbildete und Albert umschuf, auch dem Freunde etwas zu Liebe thun wollen? auch seinetwegen habe er „das elende Geschöpf" in einen edlern Menschen umgeschaffen? Ob Kestner befriedigt war — der Empfindliche würde eigentlich mehr gewonnen haben, wenn Goethe Albert schlechter, ihm selbst also unähnlicher gemacht hätte — ist eine müßige Frage. Denn der war, als der neue „Werther" im Jahre 1787 erschien, wol weit über die Zeit der Empfindlichkeit hinaus.

Leider haben wir von einem Briefe, worin Kestner Goethe auf die Anzeige, daß er mit einer neuen Bearbeitung des „Werther" umgehe, Das nennt, was ihm in dem Roman anstößig gewesen, nur ein Fragment des Concepts. Es werden darin zwei Lotte betreffende Punkte erwähnt: die stärkere Ohrfeige im Pfänderspiele am Abend der gemachten Bekanntschaft, und daß an demselben Abend Lotte sich als Albert verlobt bekennt. Diese Punkte sind in der That so unbedeutend, daß Goethe sie unberücksichtigt lassen konnte; den zweiten nennt Kestner selbst eine Caprice. Uebrigens hat Goethe im neuen „Werther" dem Bilde Lottens Züge gegeben, die deutlich darthun, mit welcher Liebe er diese reizende Schöpfung behandelt hat.

Doch genug von dem zweiten „Werther"; kehren wir zu dem ersten zurück, vielmehr zu der Zeit, in der er entstand, zu den Briefen, in denen diese Zeit uns lebendig wird. Aber wie sollten wir im Einzelnen Das schildern, was in seiner Ganzheit uns wie eine reizende Dichtung anzieht? Wie sollten wir reden von dem am Weihnachtsmorgen (1772) in der Frühe unter dem Gesange des das Fest ankündigenden Thürmers geschriebenen Briefe, der bei geringer Aenderung der Form für ein Gedicht gelten kann, schön, rührend, in die Gegenwart versetzend wie „Die Harzreise im Winter"? von dem die Sonne mit Kreistänzen ehrenden Jüngling, von den vielen kleinen Aufmerksamkeiten, wodurch er seine Treue gegen die Lieben bethätigt; von der Sorge, die er für die Trauringe des geliebten Paares trägt; von dem Gefühl des Dichters, der auf die gute Natur seines Götz sich verläßt, von dem, in welchem er, mit dem „Werther" beschäftigt, Lotte schreibt: „Es wird gut, meine Beste"; von den Anklängen aus dem bei ihm und seinen Lieben heimisch gewordenen Homer; von der Herzlichkeit, mit der er an „Lottens Buben" hängt, an dem ganzen „deutschen Hause"; von dem Gebet an die „heiligen Musen, daß sie ihm aus ihren Schalen den Trank des Lebens reichen mögen, ihm, dem Verschmachtenden" — das Alles, Alles durchhaucht von dem Geiste, den er in einem Briefe vom Januar 1773 mit den Worten des Apostels preist, dem Geiste der Liebe, ohne die der Mensch, und wenn er mit Engel- und Menschenweisheit und Zunge redete, ein tönend Erz und eine klingende Schelle ist!

Goethe nennt sein wetzlarisches Leben „ein Idyll, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergegeben" („Dichtung und Wahrheit", Buch 12). Und die Elemente zu einem solchen sind in diesem Leben reichlich vorhanden: ein „biederherziger", wol, nach deutscher Art, etwas derber Vater; eine Mutter „von höchster Vortrefflichkeit" — so sagt die Einleitung, und mit welchem Rechte, der sehr interessante und bedeutende Anhang der Sammlung —; eine große Zahl von Kindern, „immer eins schöner als das andere"; ein verlobtes Paar, die Braut „wie ein heiterer Frühlingsmorgen", der Bräutigam „von der Art Menschen, die auf der Erde gedeihen und wachsen, von den gerechten Leuten und die den Herrn fürchten" (Goethe's Worte, S. 173, vgl. S. 268) — das Alles in der anmuthigsten Gegend, die der Kenner und Liebhaber der schönen Natur eine idyllische nennen würde. In der That, ein schönerer Stoff für ein Idyll läßt sich nicht denken. Nun aber tritt ein Fremdling in diesen Kreis, einer von höchster Bedeutung — und in eine weit höhere Sphäre sind wir gehoben. Die Einleitung sagt: „Die Welt hat entschieden, das Gedicht (der «Werther») sei das schönste seiner Art; noch schöner aber als die Dichtung war das Leben." Die Vergleichung ist nicht passend. Der Roman mußte sein, wie er ist, um willkommen zu sein, um die Welt zu entzücken. Aber wir geben dem Herausgeber unserer Sammlung vollkommen Recht, wenn er sagt: „Obgleich der Schilderung, die Goethe in «Dichtung und Wahrheit» von seinem wetzlarischen Leben gab, manche Silberblicke nicht fehlen, so muß es uns doch erfreuen, die Biographie durch seine eigenen Zeugnisse wesentlich ergänzt und in dem Jünglinge wiedergewonnen zu sehen, was er sich selbst an Ruhm entzogen hat." Er that dieses, indem er jene redliche und heldenmäßige Entsagung nicht in ihrer vollen Bedeutung darstellte. Diese aber haben wir in dem vorliegenden Buche, dem der Herausgeber auf dem Titelblatte sehr passend die Bezeichnung „Wahrheit ohne Dichtung" gegeben hat.

Dasselbe enthält, außer der trefflichen Einleitung,

138 Briefe, einige Stücke aus Tagebüchern u. s. w. eingerechnet, dann als Nachtrag noch vier ältere Briefe, Lottens Haus und besonders ihre vortreffliche Mutter betreffend. Den größten Theil des Inhalts bilden Goethe's Briefe an Kestner, von denen einige Briefe an Lotte als Einschluß enthalten. Der letzte von jenen ist vom Jahre 1798. Wahrscheinlich sind einige während Kestner's Kränklichkeit, die am 24. Mai 1800 den Tod herbeiführte, verlorengegangen. An Lotte schrieb Goethe auch später noch, wiewol selten, wie diese an ihn. Jener sagt in einem Briefe vom 23. November 1803, da Lotte sich auf Veranlassung der französischen Occupation Hannovers auf einige Zeit nach Wetzlar zurückgezogen hatte: „Wie gern versetze ich mich wieder an Ihre Seite zur schönen Lahn, und wie sehr bedaure ich zugleich, daß Sie durch eine so harte Nothwendigkeit dahin versetzt worden; doch richtet mich Ihr eigenes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geist lebhaft hervorblickt."

Die Briefe Goethe's an Kestner, nach jenen durch die Ueberarbeitung des „Werther" veranlaßten, gehören strenggenommen nicht zu der Sammlung, wie sie betitelt ist. Aber wir möchten sie nicht missen. Sie sprechen so einfach und schön die Treue aus, mit der er an den Freunden hängt, die Theilnahme an ihren Freuden und Leiden, das Verlangen, dieselben mit ihren Kindern zu sehen, kurz, das Reinmenschliche in Dem, über dessen steifes, diplomatisches Wesen, das er in der spätern Zeit angenommen haben soll, man so häufig Klage geführt hat.

Wir haben bisher nur von den Hauptpersonen, die in dieser Sammlung eine Rolle spielen, gesprochen. Dieselbe führt uns aber auch noch andere vor, über deren einige ein Wort zu sagen uns vergönnt sein möge.

Daß wir in ihr einen ausführlichen Bericht über des unglücklichen Jerusalem Tod haben, daß Goethe diesen in seinem „Werther" großentheils wörtlich aufnahm, ist in unserm ersten Artikel berichtet worden. Wir glauben unsern Lesern gefällig zu sein, wenn wir hier ein Urtheil über den Unglücklichen und zwar das Urtheil seines vertrautesten Freundes, des Braunschweigers Eschenburg, mittheilen. Dieser schreibt an einen Freund, wahrscheinlich einen Verwandten Jerusalem's (16. November 1772):

Ich glaube gern, daß die ganze Lage, worin er sich in Wetzlar befand, zu seinem Misvergnügen sehr viel beigetragen, daß der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich viel melancholische Mischung hatte, in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrößern als zu zerstreuen und Alles nur von der unangenehmsten Seite anzusehen und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Delicatesse und einem vielleicht zu wenig gemäßigten, wiewol auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeize, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten und von denen er, wie ich gewiß weiß, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen, in allen diesen Umständen glaube ich Keime zu finden, woraus wahrscheinlicherweise, vielleicht aus einem mehr als dem andern, der Entschluß zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist. Denn leider! scheint sie nicht so ganz rasch, sondern vorbereitet gewesen zu sein. Ich urtheile so von ihm, wie ich ihn gekannt habe, und Sie wissen, er war mein Vertrauter; ich schätzte seine Vorzüge und vor allem sein treues, freundschaftliches Herz ungemein; aber ich kannte auch seine Schwächen, sowie er die meinigen.

Diese Mittheilung ist ein Beweis, wie genau und gewissenhaft Kestner in der Beurtheilung Jerusalem's gewesen ist.

Wir wissen, daß dem vertrauten, innigen Verhältnisse Goethe's zu Jacobi eine Zeit der Spannung, wo nicht des Hasses vorausging, wie Ersterer aber die Gattin Jacobi's, da sie Frankfurt besuchte, liebgewann und schätzte. In Hinsicht auf diese Personen ist das Wort eines Briefs vom 15. September 1773 bedeutend. Goethe schreibt an Kestner:

Des Kammerraths Jacobi Frau war hier, eine recht liebe, brave Frau; ich habe recht wohl mit ihr leben können, bin allen Erklärungen ausgewichen und habe gethan, als hätte sie weder Mann noch Schwager. Sie würde gesucht haben uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben.

In weniger als einem Jahre wurde das hier Ausgesprochene, wenigstens in Bezug auf F. H. Jacobi, zur Wirklichkeit.

Wie lebendig, vertraulich der Verkehr zwischen Goethe und Merck war, geht aus vielen Stellen der Sammlung hervor. Auch Wieland's wird ein paar mal gedacht. „Mein garstig Zeug gegen W.", schreibt Goethe im Mai 1774, „macht mehr Lärm, als ich dachte. Er führt sich gut dabei auf, und so bin ich im Tort."

Daß Goethe's Vater, Mutter, Schwester (die hier Sophie heißt), Freundinnen wiederholt genannt werden, dürfen wir zu bemerken nicht unterlassen. Die Sammlung gewinnt dadurch an scharf bestimmtem Leben. Von der Mutter und Schwester sind Briefe eingemischt.

Zum Schluß haben wir nur noch der dankenswerthen Zugabe dreier Facsimile und zweier Porträts zu gedenken. In Goethe's Schattenriß glaubt man das Profil Apollo's vor Augen zu haben, vor allem aber ist Lottens Bild, das den Titel ziert, eine willkommene Gabe.

Den Dank für das reiche Geschenk, das in dem besprochenen Buche von der Kestner'schen Familie der denkenden und fühlenden Welt gemacht ist, haben wir im ersten Artikel ausgesprochen. Wir wiederholen ihn nach neuer Lectüre mit doppeltem Gewicht.

Bernhard Rudolf Abeken.

Vier neue Ausgaben von Dante's „Divina commedia".

Das Interesse für Dante's „Divina commedia" ist seit etwa 60 Jahren ein so lebhaftes, sich noch fortwährend steigerndes geworden, daß, wie groß auch der Vorrath bereits erschienener Ausgaben ist, derselbe dennoch der täglichen Nachfrage nicht genügt, weshalb jedes Jahr eine Mehrzahl neuer Abdrücke zu bringen pflegt. Die meisten derselben sind natürlich bloße Wiederholungen anderer Ausgaben, vorzugsweise solcher, welche mit besonders kurzen und daher ungenügenden Anmerkungen versehen sind, und selten pflegt auch nur ein mal auf die Correctheit hinreichende Sorge verwandt zu werden. Dennoch mögen alle diese Mängel sich nicht allzu fühlbar machen, weil gewiß ein sehr großer Theil dieser Exemplare keine weitere Laufbahn zu machen hat als von dem Magazin des Buchhändlers auf das Bücherbret eines „gebildeten Italieners", der sein literarisches Gewissen beruhigt glaubt, wenn er das größte Gedicht seines Vaterlandes, obgleich unaufgeschnitten, unter seinen Büchern stehen hat. Geht es doch in Deutschland mit den deutschen Classikern oft eben auch nicht anders.

Hin und wieder wird aber die lange Reihe der Dutzendausgaben doch durch eine mehr oder weniger selbständige Arbeit unterbrochen und auch der deutsche Leser vernimmt wol nicht ungern, welche dieser Arbeiten vorzugsweise seines Vertrauens würdig sind.

Schon seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat man mit erneutem Eifer angefangen, Berichtigungen des Textes der Komödie in alten Handschriften zu suchen. Leider sind diese Arbeiten, soviel Zeit und Mühe auch auf sie verwandt ist, weil es ihnen an Methode und Gleichförmigkeit fehlt, fast werthlos. Als Material für eine künftige Kritik der „Divina commedia" zu dienen sind nur die buchstäblichen Abdrücke einzelner besonders alter und sorgsam geschriebener Manuscripte geeignet, wie derjenige, welchen Fantoni 1820 von der dem Boccaccio beigemessenen Handschrift gab. Im Jahre 1848 lieferte der Abate Mauro Ferranti in Ravenna eine neue Ausgabe der „Divina commedia", welche sich auf dem Titel als „secondo la lettera principalmente dei due codici Ravegnani" bezeichnet. Der bisjetzt erschienene erste Band bietet blos den Text des Gedichts ohne Varianten und sonstige Anmerkungen, ja selbst ohne Vorrede. Der Umschlag verspricht zwar einen zweiten Band „Chiosa", in welchem die nach neuen Grundsätzen regulirte Orthographie und die unter den Lesarten getroffene Auswahl ihre Rechtfertigung finden sollen; wenigstens bis zum Herbste 1853 war indeß diese Zusage unerfüllt geblieben.

Von den beiden Manuscripten der „Divina commedia", welche in der Stadt, wo Dante starb, aufbewahrt werden, ist das ältere fast ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode im Jahre 1369 von einem gewissen Bettino de' Pili geschrieben, der das Anfertigen solcher Handschriften gewerbsmäßig betrieben zu haben scheint, da wir noch zwei andere von ihm herrührende besitzen (in der pariser Bibliothek und bei dem Maler Kirkup in Florenz). Das andere ist bedeutend jünger und von schlechter Orthographie. Beide gehören zu den ziemlich seltenen Sedezhandschriften des Gedichts. Ein Anlaß, den Ursprung dieser Manuscripte mit Dante's Aufenthalt in Ravenna während seiner letzten Lebensjahre in Beziehung zu bringen, liegt durchaus nicht vor; vielmehr sind sie wol unbedenklich anderwärts verfertigt und nur zufällig nach Ravenna gekommen. Beide gehören weder zu den ältesten noch zu den besten Handschriften, die auf uns gekommen sind, vielmehr zu der großen Mittelclasse, welche die bald nach Dante's Tod herkömmlich gewordenen Lesarten in ziemlicher Gleichförmigkeit wiedergeben. So lag denn in der That kein ausreichender Grund vor, eben auf diese Handschriften eine neue Ausgabe zu bauen. Ferranti hat sich aber auch nur in sehr beschränktem Maße an jene Manuscripte gehalten. Welche Principien er bei seiner Textesbearbeitung befolgt hat, ist zu errathen jetzt nicht möglich. Aber auch ohne den verheißenen zweiten Band noch länger zu erwarten, läßt sich über das Ergebniß dieser Arbeit ein Urtheil fällen. Dies Urtheil wird nicht eben günstig ausfallen können. In dem dritten Gesange der „Hölle", bei dem ich beispielsweise stehen bleibe, sind auf die Autorität der beiden ravennater Handschriften dem hergebrachten Texte unserer Ausgaben gegenüber nur fünf Lesarten neu aufgenommen (Vers 8 eterna, V. 31 orror, V. 36 fama, V. 51 ragionar, V. 114 Vede) und unter diesen ist wenigstens die dritte unzweifelhaft falsch. An neun Stellen sind dagegen ihre Lesarten unbeachtet geblieben, obgleich sie nicht nur unter sich, sondern auch mit zahlreichen andern Manuscripten übereinstimmen und sehr wohl vertheidigt werden können (V. 29 quell' aura, V. 56 av(e)rei creduto, V. 59 Vidi e conobbi, V. 62 questa era, V. 64 Que(st)i sciagurati, V. 74 di trapassar parer, V. 91 per altra via, V. 101 dibatter li [oder di] denti, V. 124 a trapassar lo rio). Endlich ist an sechs Stellen der herkömmliche Text im Widerspruche gegen die Handschriften von Ravenna und entweder ohne alle oder doch ohne irgend gewichtige Autorität willkürlich abgeändert (V. 30 al turbo, V. 39 nè per sè foro, V. 85 Non vi sperate, V. 99 di fiamma ruote, V. 106 tutte e quante, V. 134 baleno d'una luce). Unter diesen Correcturen ist namentlich die zweite so völlig verkehrt, daß sich schwer absehen läßt, wie der Herausgeber auf sie verfallen sein kann. Aehnliche Willkürlichkeiten wiederholen sich durch das ganze Gedicht hin.

Eine zweite Ausgabe, welche erwähnt zu werden verdient, ist die bei Passigli in Prato 1852 beendete. Bekanntlich hat unter den ausführlichern Commentaren zur „Divina commedia" während der letzten beiden Menschenalter der des Pater Lombardi (zuerst Rom 1791) den meisten Beifall gefunden. Nachdem er, mehrfache Auszüge ungerechnet (z. B. Portirelli 1804, Poggioli 1806, Fernow 1807), zwei mal in Rom (1815—17 und 1820—22) mit Zusätzen wiederabgedruckt war, besorgten drei paduaner Gelehrte (Campi, Federici und Maffei) eine vielfach bereicherte Ausgabe in fünf starken Octavbänden (1822), welche mit Recht noch immer als die für den tiefer eindringenden Forscher beste unter allen gilt. Mit wenig bedeutenden Nachträgen wurde sie Florenz 1830 unter Beibehaltung der Seitenzahlen des Originals nachgedruckt. Wer aber im Falle gewesen ist, die eine oder andere dieser Ausgaben viel zu gebrauchen, weiß, wie unbequem die Zahl der Bände ist. Schon 1838 veranstaltete Passigli in Florenz einen neuen Abdruck in Lexikonoctav und mit sorglicher typographischer Oekonomie, wodurch es möglich ward, in einem sehr mäßigen Bande nicht nur Text und Commentar der paduaner Ausgabe vollständig wiederzugeben, sondern auch noch einen Anhang weiterer Erörterungen über einzelne Stellen des Gedichts hinzuzufügen.

Diese Ausgabe ist nun (nachdem sie 1842 wol nur mit einem neuen Titelblatte versehen worden) jetzt in noch verbesserter Ausstattung wiederholt und namentlich der Anhang mehrfach bereichert worden. Es umfaßt derselbe in 314 Nummern, von denen 168 auf die „Hölle", 83 auf das „Purgatorium" und nur 63 auf das „Paradies" kommen, Auszüge aus 52 Schriften, welche sich entweder ausschließlich oder bei Gelegenheit mit der Erklärung schwieriger Stellen der „Divina commedia" beschäftigen. Eigentliche Commentare sind dabei unberücksichtigt geblieben; gerade diese pflegen aber ohne Schwierigkeit zugänglich zu sein, während die excerpirten Schriften größtentheils, namentlich für den Ausländer, so gut als unerreichbar sind. Uebrigens möchte der Leser es vorgezogen haben, diese Nachträge gehörigen Orts in den Commentar eingereiht zu finden. Jedenfalls hätte an den betreffenden Stellen eine Verweisung auf diesen Anhang eingeschaltet werden sollen. Außerdem ist zu bedauern, daß von dem Inhalte der beiden letzten Bände der paduaner Ausgabe nur das Register Platz gefunden hat, während mindestens das Leben des Dichters und das nach den Reimen alphabetisch geordnete Verzeichniß der Verse (Rimario) hätten aufgenommen werden sollen, wogegen das Hinweglassen

der vier abscheulichen Kupferstiche nur dankenswerth gewesen wäre. Der Preis (circa 7 Thlr. für weniger als 800 Seiten) scheint zwar hoch; jedoch ist zu erwägen, daß die paduaner Ausgabe, obwol minder bequem und des Anhangs ermangelnd, erheblich theurer bezahlt wird.

Gleichzeitig mit dieser für den gelehrtern Forscher bestimmten Ausgabe erschien bei Fraticelli in Florenz eine andere für Anfänger geeignete in kleinem Format. Der wackere Pietro Fraticelli, der, ohne eigentlich Gelehrter zu sein, als der Erste genannt werden kann, welcher (seit 1835) eine kritisch bearbeitete und mit Erläuterungen versehene Ausgabe der kleinern Schriften Dante's geliefert, druckte schon 1837 die „Divina commedia" mit dem (zuerst 1732 und seitdem ausnehmend oft erschienenen) Commentar des Jesuiten Venturi, welchem er aus einem Exemplar der Riccardi'schen Bibliothek Randbemerkungen des gelehrten Lami (gest. 1770) und sehr bescheidene eigene Zusätze beifügte. Jetzt hat er dem Text der Komödie in drei Bändchen einen selbstredigirten kurzen Commentar beigegeben, der in verständiger Auswahl im Wesentlichen Alles bietet, was auf den ersten Anlauf bedarf, wer sich mit dem Gedichte bekannt zu machen wünscht. Einem Solchen wird es dann auch wol kaum als erheblicher Mangel erscheinen, wenn mitunter erklärende Bemerkungen gegeben werden, wo ein richtiges Verständniß sich auch wol ohne sie von selbst geboten hätte.

Die vierte Ausgabe und zwar diejenige, welche zu empfehlen mir vorzugsweise am Herzen liegt, ist ganz vor kurzem bei Lemonnier in Florenz erschienen. Die erste Grundlage zu dieser Ausgabe liegt ziemlich weit zurück. Giovan Giacomo Macchiavelli, ein bologneser Maler, der die meisten der Zeichnungen für Serour d'Agincourt's bekanntes Sammelwerk geliefert, hatte von 1805—8 eine große Anzahl von Compositionen zur „Divina commedia" gezeichnet und auch gleich in Kupfer gestochen, die allerdings jedes noch so billige Maß von Geschmacklosigkeit um Vieles überschreiten. Nachdem sie acht Jahre in dem Nachlasse des 1811 verstorbenen Mannes geruht, verfiel dessen Neffe, der Abate Filippo Macchiavelli, auf den Gedanken, sie herauszugeben und zum Behufe besserer Verkäuflichkeit einen Abdruck des Gedichts selbst beizufügen. Da nun wieder dieses nicht unerläutert bleiben sollte, so fand sich der Professor Paolo Costa bereit, kurze Anmerkungen zu liefern, zu welchen der breite Rand der nicht ohne Luxus gedruckten Ausgabe (3 Bde., Bologna, Gamberini, 1819—21, 4.) Raum gewährte. Im Jahr 1826 veranstaltete Costa (Bologna, bei Cardinali) einen Duodezabdruck der „Divina commedia", dem er seine Noten in neuer Bearbeitung beifügte, und endlich legte er die letzte Hand an sie in der zierlichen Ausgabe, die 1830 in Florenz bei Molini erschien. Diese Costa'schen Anmerkungen sind nun seitdem unzählige male, insbesondere in vielen wohlfeilen Ausgaben nachgedruckt worden. Einen solchen Abdruck veranstaltete 1844 der sehr strebsame Buchhändler Lemonnier und gewann dafür die Beihülfe des Abate Brunone Bianchi, welcher seitdem Kanoniker von San-Lorenzo geworden ist. Schon dieser ersten von ihm besorgten Ausgabe fügte Bianchi eine große Anzahl sehr verständiger Nachträge und Berichtigungen zu den Costa'schen Noten hinzu und vervollkommnete diese seine Arbeit noch wesentlich in den beiden Wiederholungen von 1846 und 1849. So waren denn Costa's Noten schon theils ganz verdrängt, theils im Verhältniß zu den Zusätzen sehr in den Hintergrund getreten. Endlich in der neuesten Ausgabe hat Bianchi diese Fessel ganz abgestreift und die Erklärungen lediglich als ein von ihm herrührendes Ganze gegeben. Offenbar hat die Lesbarkeit dadurch wesentlich gewonnen und ich stehe nicht an, diesen Commentar in seiner jetzigen Gestalt als den für den Handgebrauch nach meinem Dafürhalten entschieden tauglichsten zu bezeichnen. Die Anmerkungen, auf deren möglichst concise Fassung große Sorgfalt verwandt ist, dringen um Vieles tiefer, als das nächste Bedürfniß des Anfängers zu reichen pflegt; ja sie lassen wol selten eine der von den Commentatoren erörterten Fragen unberührt und verschonen doch den Leser mit dem unbequemen Apparat gelehrter Streitfragen. Dabei ist die Ausstattung in Papier und Typen musterhaft und der Preis für fast 900 Seiten compressesten Drucks in klein Octav (oder groß Duodez) mit Inbegriff des vollständigen Rimario (circa 1⅓ Thlr.) erstaunenswerth wohlfeil.

Ein Beweis für die fortgesetzte Sorgfalt, welche Bianchi auf diese Arbeit wendet, liegt darin, daß er von einer Ausgabe zur andern mehrfach seine Ansicht geändert hat. Als Beispiel möge eine Stelle des Gedichts erwähnt werden, welche in neuerer Zeit von den Italienern kaum weniger leidenschaftlich besprochen und bestritten worden ist als vor etwa 30 Jahren die Frage, ob nach „Inferno" (XXXIII, 75) der Graf Ugolino von den Leichen seiner Kinder gegessen habe, um derentwillen es ja damals sogar zu Duellen kam. Unter den Unkeuschen zeigt Virgil dem Dante („Inferno", V, 52) zuerst die Semiramis, von der er berichtet, sie habe über Völker von vielerlei Zungen regiert und sei der Sinnenlust so ergeben gewesen, daß sie, um die Schmach hinwegzuräumen, der sie durch ihren Wandel verfallen war, gesetzlich verordnet habe, was einem Jeden beliebe, solle ihm erlaubt sein. Dann fügt er hinzu, sie sei Semiramis, dieselbe, von der man lese, daß sie dem Ninus in der Regierung gefolgt sei, dessen Gemahlin sie war („Che succedette a Nino e fu sua sposa").

Im Jahr 1836 empfahl nun der Abate Fortunato Federici (einer von den Editoren der obenerwähnten paduaner Ausgabe) in einer „Lettera" (Mailand, bei Molina) statt „succedette" zu lesen „sugger dette", den Ninus säugte (oder gesäugt hatte) und (dann trotzdem) sein Weib ward. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte nämlich der Servitermönch Paolo Attavanti aus Florenz zwei Sammlungen von lateinischen Fastenpredigten („Quaresimali") herausgegeben, in denen er auffallend häufig Stellen aus Dante und Petrarca als Autoritäten anführt und erläutert. In einem dieser 1479 gedruckten „Quaresimali" hat nun Federici jenen Vers und zwar mit der erwähnten Abweichung angeführt gefunden, wobei Attavanti noch bestätigend hinzufügt: „Quasi dicat: illa est Semiramis luxuriosissima, quae habuit in virum Ninum, *quem lactaverat*, et ne homines obloquerentur de ea, fecit legem, ut omnibus liceat uxorari ad libitum."

Unter den Ersten, die sich für diese Textesveränderung erklärten, war unser Kopisch, von dessen Uebersetzung das den fünften Gesang umfassende erste Heft schon 1837 erschien. Besondern Beifall fand die Neuerung bei den Franzosen. Artaud begrüßte sie mit energischem Lobe in seiner „Histoire de Dante" (1841) und folgte ihr in der dritten Ausgabe seiner Uebersetzung (1845). Ebenso Rhéal (1854). Arour, der dreist genug war, seiner gereimten Uebersetzung (1842) den Originaltext gegenüberzustellen, glaubte den Fra Paolo Attavanti noch aus eigenem Scharfsinn verbessern zu müssen und setzte „Che *seno* dette a Nino", was ganz unitalienisch ist, aber neuerdings (1852) bei Ratisbonne bereitwillige Aufnahme gefunden hat. St.-Mauris (1853) ist wieder zu dem sugger dette des alten Fastenpredigers zurückgekehrt. Unter den englischen Uebersetzern haben Cary in der vierten Ausgabe (1844) und Carlyle (1849) unter Ausführung ihrer Gründe, Cayley (1851) Brooksbank und Pollock (beide 1854) stillschweigend sich gegen die angebliche Berichtigung erklärt. Dagegen ließ ein eifriger und kenntnißreicher Danteforscher, Barlow, schon 1850 zu Gunsten des „sugger dette" einen halben Bogen „Remarks" drucken, welche auf jeden Fall das Umfassendste und Beste bieten, was in diesem Sinne gesagt ist. Der russische Uebersetzer (van Dima, 1843), der dänische (Molbech, 1851) und der schwedische (Böttiger, 1853) sind bei dem alten „succedette" verblieben.

Die Italiener haben sich zögernd, aber in immer wachsender Anzahl für Attavanti's Variante erklärt, unter deren Vertheidigern sich jetzt Namen wie Paravia, Strocchi, Gherardini, Scolari, Torricelli, Dal Rio u. s. w. finden. Ferranti hat sie in den Text aufgenommen und Bianchi ist, nach-

dem er durch drei Ausgaben die Neuerung bekämpft, nun in der neuesten diesem Beispiele gefolgt. Auch Fraticelli findet das „sugger dette" empfehlenswerth, und von den Unzähligen, welche jetzt täglich von einem Ende der Halbinsel zum andern diese Frage erörtern, ist die große Mehrzahl wol sicher gleicher Meinung.

In der That fallen die Gründe, welche für jene Veränderung sprechen, leicht in die Augen, und es ist zu begreifen, wie deren Vertheidiger in den energischsten Ausdrücken behaupten konnten, nur durch sie werde dem Dichter die gewohnte Kraft seiner Redeweise wiedergegeben. Nachdem Dante in starken Worten die Unkeuschheit der Semiramis und die Frechheit geschildert hat, mit der sie der Sünde den Stempel der Gesetzlichkeit habe aufprägen wollen, erwartet man wol eine Angabe über das specielle Ziel, zu dem jenes frevelhafte Gesetz hinführen sollte (die Ehe mit dem eigenen Sohne), und findet sich getäuscht, statt ihrer nur die chronikhafte Notiz, noch dazu in umgekehrter Reihenfolge zu finden, wer der Semiramis Vorfahr im Reich und wer ihr Gemahl gewesen sei. Man hat eingewandt, daß die alten Schriftsteller, wenigstens diejenigen, mit denen Dante bekannt war, den Sohn der Semiramis (und des Ninus) nicht Ninus, sondern Ninyas nennen, und von einem Incest zwischen Mutter und Sohn nichts berichten. Beides ist indeß irrig. Augustinus („De civitate Dei", XVIII, 2) berichtet: Einige nannten diesen Sohn Ninus, Andere Ninius; daß Semiramis ihm aber Blutschande zugemuthet, erzählen außer ihm Orosius (I, 4) und Justin (I, 2). Unter den mittelalterlichen Schriftstellern nennt auch Otto von Freisingen die beiden Namen Ninus und Ninias, während Andern, wie z. B. dem Lehrer des Dante, Brunetto Latini („Tesoro", I, 26), dieser Sohn des ersten Ninus nur einfach Ninus heißt. Fast Alle wissen aber von der unkeuschen Lust zu berichten, in der die Mutter für den Sohn entbrannt sei. Einige unterscheiden noch zwischen Ninus und einem Stief- oder unehelichen Sohn der Semiramis, der Trebetas genannt wird und, nachdem er vor den mütterlichen Anträgen geflohen war, Trier gegründet haben soll (wie der Magister Jordanes). Andern fallen Beide in eine Person zusammen. Noch Andern (wie dem Vincenz von Beauvais) ist Ninias eine Tochter, oder sie erzählen, Ninus, den seine Mutter genöthigt, Weiberkleider zu tragen, habe jenen Mädchennamen führen müssen.

Dennoch ist die dem Fra Paolo entnommene Correctur unzweifelhaft irrig. Zunächst ist es unwahr, daß die Angabe über Vorfahr und Gemahl der Semiramis zwecklos und nüchtern hintennachschleppe. Von der Unkeuschheit der assyrischen Königin hatte Dante in sechs Zeilen schon zur Genüge geredet. Noch aber hatte er sie weder genannt, noch sonst Bemerkenswerthes von ihr erwähnt. Dazu dienen nun die folgenden drei Zeilen. Als Bemerkenswerthestes berichten aber von ihr die Autoren die List, durch welche sie, obwol ein Weib und nicht von königlicher Abstammung, sich des Throns bemächtigt und ihn 42 Jahre innegehabt habe, daß sie sich nämlich für Ninyas, ihren Sohn, ausgab, diesen aber (in Weiberkleidern) ihre eigene Stelle einnehmen ließ. Diese von Orosius und Andern sehr ausführlich berichtete und noch im vorigen Jahrhundert von Metastasio wiederaufgenommene Fabel wollte nun Dante mit einer Zeile in die Erinnerung des Lesers rufen und sagte daher, keineswegs schleppend, sondern gerade besonders prägnant: „Semiramis, welche dem Ninus im Reiche nachfolgte und (doch nicht sein Sohn, sondern nur) seine Gemahlin war." Cary und Cayley machen mit Recht darauf aufmerksam, daß Dante in der „Monarchie" (II, 9), wo er von Semiramis eben auch erzählt, daß sie des Ninus Gemahlin und Nachfolgerin gewesen sei, sich auf Orosius als seinen Gewährsmann beruft. Ueberhaupt ist dieser Schriftsteller („Quell' avvocato de' tempi cristiani, Del cui latino Agostin si provvide", „Paradiso", X, 119) von Dante ganz besonders häufig gebraucht worden. Die Vermuthung liegt nun nahe, daß, wenn der Dichter über Semiramis berichtet, was „von ihr geschrieben steht" (di cui si legge), er dabei eine bestimmte Autorität und zwar gerade die des Orosius im Auge haben mochte. Nun ergibt in der That die nachstehende Zusammenstellung, daß die fünf Zeilen, auf die es hier ankommt, nichts Anderes sind als eine fast wörtliche Uebertragung der lateinischen Prosa des Orosius in italienische Verse:

Dante:

Al vizio di lussuria fu sì rotta,
Che libito fe licito in sua legge,
Per torre il biasmo a cui fu condotta.
Ella è Semiramis, di cui si legge,
Che succedette a Nino e fu sua sposa.

Orosius: Haec libidine ardens — ut cuique libitum esset licitum fieret — privatam ignominiam publico scelere obtexit. — Huic (Nino) mortuo Semiramis uxor successit.

Wäre diese Nachweisung des Orosius als der Quelle der in Rede stehenden Verse auch minder schlagend, als sie es wirklich ist, so würden die Worte „di cui si legge" doch jedenfalls irgend eine Quelle für die in der nächsten Zeile folgende Angabe voraussetzen. Eine solche fehlt nun aber dafür, daß Semiramis mit ihrem Sohne ein Verhältniß eingegangen sei, welches als Ehe habe gelten sollen, gänzlich. Alle jene schon genannten Schriftsteller wissen nur von Zumuthungen der Mutter an den Sohn, welchen dieser entweder durch die Flucht entgangen sei, oder deren er sich durch den Muttermord erwehrt habe. Ganz ebenso berichten auch die alten Commentatoren der „Divina Commedia", die doch, wenn die Meinung der Gegner begründet wäre, in dem von ihnen zu erläuternden Texte selbst ein Zeugniß für die angebliche Vermählung hätten finden müssen. Nur Guiniforte Bargigi (um 1450) redet von einer Ehe zwischen Semiramis und ihrem Sohne, nicht aber dem Ninyas oder Ninus, sondern einem außer der Ehe erzeugten („un suo figlio bastardo"). Versteht man also (infolge des „sugger dette") unter Ninus den Sohn der Semiramis, so fehlt es für das „e fu sua *sposa*" ganz an der Autorität, auf die sich Dante doch ausdrücklich beruft.

Auf der andern Seite ist auch nicht zuzugeben, daß die vorgeschlagene Veränderung ein befriedigendes Resultat biete. Abgesehen davon, daß die Mutter durch „diejenige, die gesäugt hat" ungenau bezeichnet ist, so ist der Ausdruck „zu saugen geben" (sugger dare) für „säugen" (allattare) im höchsten Grade gezwungen, meines Wissens ohne Beispiel, weshalb denn selbst Strocchi nicht umhinkann, von dieser Phrase zu sagen, daß sie „un tal poco di ruvidetto" habe. Es ist aber schlechthin nicht abzusehen, was den Dichter zu einer so widerstrebenden Redeweise hätte veranlassen sollen, da ihm, außerhalb des Reims, manche andere natürlichere Wendung (wie z. B. „Ch'allattò Nino e poscia fu sua sposa" oder dergleichen) unbenommen war. Ueberdies heißt suggere weniger (an der Brust) „saugen" (wofür „poppare" das rechte Wort ist) als „aufsaugen" oder „aussaugen".

Endlich fehlt es der empfohlenen Textescorrectur an aller ausreichenden Beglaubigung. Die Autorität eines geistlichen Redners, der anderthalb Jahrhunderte nach Dante's Tode die Verse, mit denen er seine Predigten ausschmückt, offenbar häufig nur aus dem Gedächtniß anführt, kann unmöglich in Betracht kommen gegen das einstimmige Zeugniß von mehr als fünftehalbhundert Handschriften, welche zum Theil bis ganz nahe an des Dichters Lebzeiten hinaufreichen. Noch ist es nicht gelungen, ein Manuscript der „Divina commedia" zu ermitteln, in dem jenes „sugger dette" zu lesen wäre. Nur als Variante hat Bianchi jene Lesart am Rande eines 1370 geschriebenen Laurenzianer Codex (Plut. XL, Nr. 2) verzeichnet gefunden („*alias*: sugger dette"). Dem Sinne nach einigermaßen ähnlich liest, nach Barlow, eine Handschrift des Britischen Museums (Nr. 10,317; früher Lord Glembervic gehörig, bei de Batines Nr. 503 u. 536) „Che suge decte" und eine zweite derselben Sammlung (Nr. 932 — fehlt bei de Batines)

„Che succia dette." Beide haben Randanmerkungen. In dem zuerst genannten Manuscript heißt es: „Id est, mammas vel ubera dedit filio, cum quo deinde concubuit. Alii dicunt: «che succedette», videlicet successit Nino regi, filio nondum ad regendum apto; sed prius (sic) sensus praevalet"; in dem zweiten: „Ragionasi di lei, ch'ella cognobbe il suo figliuol Nino in atto carnale." Uebrigens gehören beide Manuscripte, besonders das erstere, zwar zu den bessern, nach den Probecollationen zu urtheilen aber keineswegs zu den correctesten. Sollte sich jedoch unter der übergroßen Zahl von Handschriften der „Divina commedia", die wir besitzen, auch wirklich in der einen oder andern „che sugger dette" finden, so wäre damit noch wenig gewonnen, da Schreibfehler oder Willkür gar leicht zu einer so unscheinbaren Abweichung führen konnten. Haben doch Einige ohne alle weitere Veränderung nur „succe dette" als zwei Worte schreiben und „succe" mit „Brüste" erklären wollen, für welche Bedeutung aber freilich Beispiele fehlen. Mit dem Zeugniß der Handschriften stimmt das der alten Commentatoren, von denen vier innerhalb der ersten 20 Jahre nach Dante's Tode schrieben und zum Theil in persönlicher Beziehung zu ihm gestanden hatten, überein. Keiner unter allen weiß etwas von der blutschänderischen Ehe; weitaus die meisten aber heben ausdrücklich hervor, daß Semiramis ihrem Gatten Ninus in der Regierung gefolgt sei. Dabei ist es denn der angeblichen Correctur unerachtet zu belassen und dazu wird hoffentlich auch der so besonnene Bianchi in einer fünften Ausgabe zurückkehren.

Noch eine andere Stelle ist mir aufgefallen, an welcher meines Erachtens die Veränderung der neuen Ausgabe keine Verbesserung ist. Im 15. Gesange des „Paradiso" erzählt Dante's Urahn Cacciaguida, daß er mit Kaiser Konrad III. an dem zweiten Kreuzzuge (1147—52) theilgenommen habe. Im darauffolgenden Gesange bezeichnet er sein Geburtsjahr dadurch, daß er angibt, wie oft seit dem Tage der Verkündigung der Planet Mars (auf dem Cacciaguida und Dante einander begegnen) in das Sternbild des Löwen zurückgekehrt sei. Diese Zahl wird nun (V. 37 u. 38) fast ohne Ausnahme in allen Handschriften zu 580 („cinquecento cinquanta E trenta") angegeben, und so findet sie sich denn auch bis zum Jahre 1595 in allen Ausgaben. Erst Bastiano de' Rossi und seine Mitarbeiter in der Ausgabe der Akademie der Crusca vom gedachten Jahre rügten, daß, den Umlauf des Mars zu zwei Jahren angenommen, sonach Cacciaguida, wie Jacopo della Lana, der Ottimo, der fälschlich sogenannte Boccaccio und Andere in der That ausrechnen, erst 1160, also 10 Jahre nach dem erwähnten Kreuzzuge geboren sein würde, und corrigirten daher, allein auf die Autorität eines der ältern Commentatoren gestützt, „cinquecento cinquanta E tre", wonach also 1106 das Geburtsjahr wäre. Diese Berichtigung blieb unangefochten bestehen, bis Lombardi (1791) darauf aufmerksam machte, daß die Umlaufszeit jenes Planeten nicht zwei Jahre, sondern 686 Tage 22½ (richtiger 23½) Stunden betrage, wonach die 580 Umläufe 1090—91 (richtiger 1089½) Jahre ausmachen. Dieser Rechtfertigung des ursprünglichen cinquanta e trenta pflichteten sodann Dionisi, Monti, Parenti, die vier Akademiker, welche die Ausgabe von 1837 besorgten, und Andere bei, während nur vereinzelte Stimmen, wie Poggiali, die vermeintliche Berichtigung der Crusca beibehalten wollten. Costa schwankte. Zuerst erklärte er sich für das cinquanta e tre der Crusca; schon in der Ausgabe von 1826 trat er aber den Ausführungen Lombardi's bei. Bianchi äußerte sich in den frühern Ausgaben zweifelnd, ist aber jetzt definitiv zu den Vertheidigern des cinquanta e tre übergetreten, besonders weil für den Theilnehmer an einem Kreuzuge ein Alter von 41 Jahren besser passe als das von 58 oder 59. Ebenso Fraticelli mit der sehr richtigen Bemerkung, daß die Resultate neuerer mathematischer Forschungen nicht entscheiden können, sondern allein die Daten, die man im 13. Jahrhundert für die wahren hielt.

Offenbar verdient trenta, das sich in fast allen Handschriften findet, den Vorzug, wenn sich nicht nachweisen lassen sollte, daß Dante den Umlauf des Mars zu genau zwei Jahren gerechnet habe. Das ist nun aber nicht der Fall; denn im „Convito" (II, 15) heißt es, die halbe Umlaufszeit des Mars betrage „fast" (quasi) ein Jahr, welcher Ausdruck einen Zeitraum von 343⅓ Tagen sehr angemessen bezeichnet. Auch aus andern Schriftstellern, wie z. B. aus Brunetto's „Tesoro" ergibt sich, daß um jene Zeit die Frist, in welcher Mars seine Bahn durchläuft, nicht zwei Jahren gleich geachtet wurde. Freilich bleibt noch zweifelhaft, ob Dante gerade die richtige Umlaufszeit, wie sie von der neuern Astronomie festgestellt ist, gekannt habe. Man hat Vitruv (IX, 4) als die Quelle angeführt, aus der Dante geschöpft haben möge. Theils aber weicht Vitruv's Angabe (683 Tage) von der obigen nicht unerheblich ab, theils war das erst von Poggius zu St.-Gallen entdeckte Werk des Vitruv unserm Dichter jedenfalls unbekannt. Inzwischen hat schon Ideler (bei Streckfuß) darauf hingewiesen, daß die „Coelestium motuum tabulae", welche König Alfons X. von Castilien 1254 durch 25 Astronomen ausarbeiten und 1256 revidiren ließ, die Umlaufszeit des Mars bis auf weniger als vier Minuten genau angibt. Gleiche Belehrung konnte Dante aber auch aus des Marokkaners Alpetragi Werke über die Planeten schöpfen, welches er, wie das „Convito" (III, 2) ergibt, kannte und benutzte. Auch an dieser Stelle ist also zu hoffen, daß Bianchi in einer neuen Ausgabe zu seiner frühern Ansicht zurückkehren werde.

Der Curiosität halber und als Muster von Confusion möge schließlich noch erwähnt werden, daß Arour cinquanta e tre liest und übersetzt, dennoch aber die Umlaufszeit des Planeten zu 686 Tagen 22½ Stunden berechnet, wonach denn Cacciaguida 1037 geboren und in dem jugendlichen Alter von 110 Jahren dem Kaiser Konrad auf dem Kreuzzuge gefolgt wäre.

Karl Witte.

Aus London.

Jerrold gegen Kean. „A heart of gold." Theaterzustände. Schriften der Innern Mission für London. Ein socialistischer Frauenroman. Literatur zur orientalischen Frage. „The bouquet." Die „Philobiblon society". Der Palast zu Sydenham.

Die Wintersaison hat begonnen und, was das Theater betrifft, wenigstens mit Einem interessanten Vorgange. Das Princeßtheater wurde am 9. October mit einem neuen Stücke von Douglas Jerrold: „A heart of gold", eröffnet. Was den eigentlichen Inhalt und die Handlung des Drama betrifft, so reichen die uns vorliegenden Quellen nicht hin, um uns darüber genügende Auskunft zu verschaffen. Genug, die Aufführung hat viel von sich reden gemacht und ihre Folgen haben gezeigt, daß es an jenen Intriguen, Chicanen und Feindschaften, woran das Theaterwesen in Deutschland krankt, auch in England nicht fehlt. Es gibt kein reizbareres, intriguensüchtigeres Volk als das der Schauspieler und Bühnenlenker; ihrerseits sind aber auch die Theaterdichter nicht immer in der Laune, alle Ungebührlichkeiten seitens der Schauspieler und Schauspieldirectoren ruhig hinzunehmen. Zwischen Jerrold und Kean ist nun der geheime Minenkrieg bei dieser Gelegenheit zum offenen Ausbruch gekommen, wie aus einem Absagebrief hervorgeht, welchen Jerrold nach der Aufführung seines Stücks dem Theater überhaupt geschrieben hat. Jerrold war von Kean selbst vor nicht weniger als vier Jahren zur Abfassung seines Drama veranlaßt worden. Die Hauptrollen waren für Kean und seine Frau bestimmt. Nun scheint es, als habe Kean gewisse Spöttereien des „Punch" aus Jerrold's Feder sich zu sehr zu Herzen genommen; kurz, er brach den Contract und erklärte, er werde die Hauptrolle nicht spielen, sondern sie einem Andern übertragen. Jerrold protestirte. Aber Kean hatte im Jahr 1850 das Stück gekauft und meinte, damit im Jahr 1854 frei schalten zu können. Am Schluß der letzten Saison erklärte

Kean's Anwalt dem Anwalt Jerrold's, daß das Drama zu Anfang der jetzigen Saison zur Aufführung kommen werde, und trotz des abermaligen Protestes Jerrold's und ohne daß Jerrold weiter in Kenntniß davon gesetzt worden wäre, kündigten eines schönen oder garstigen Octobermorgens die Blätter und Theaterzettel an, daß das Princeßtheater mit Jerrold's „Heart of gold" werde eröffnet werden. Kean hatte die Hauptrollen besetzt, wie sie unpassender nicht besetzt werden konnten. Jerrold sagt zum Schluß seines offenen Briefs: „Niemals wurde, mit einer dankenswerthen Ausnahme, ein Stück so schlecht gespielt als «A heart of gold». Nichtsdestoweniger bewies das Stück zufolge der Berichterstattungen in den Zeitungen seine Lebenskraft." Dies ist auch die Ansicht des „Athenaeum". Dasselbe sagt: „Daß trotz all dieser Uebelstände in der Besetzung das Stück Erfolg hatte, ist ein Beweis seines dramatischen Lebens. Der glänzende Dialog, die Tiefe einiger der gewichtigern Stellen und die Oekonomie des Ganzen sicherten dem Stück häufigen und lauten Beifall und erzwangen ihm Erfolg. Als literarisches Product ist das Stück voll von Schönheiten, und bei einer bessern Besetzung würde ohne Zweifel der Erfolg der allerentschiedenste gewesen sein. Wir haben das Stück seit seiner Aufführung gewissenhaft gelesen, und wir stehen nicht an, es eins der gediegensten Stücke zu nennen, womit das englische Repertoire seit Jahren bereichert worden, eins der gediegensten in Bezug auf Auffassung und Geist wie in literarischer und moralischer Hinsicht." In seinem offenen Briefe nennt Jerrold sein Stück „seinen Abschied vom Theater" oder, wie er sich ausdrückt, „his farewell to all dramatic doings". Hiergegen meint das „Athenaeum" Protest einlegen zu müssen; es erklärt, nicht glauben zu können an den Rücktritt eines dramatischen Dichters, „der mehr als alle seine Zeitgenossen die ruhmreichen Ueberlieferungen des englischen Drama aufrechterhielt, und zwar in einer Zeit, wo die Gleichgültigkeit des Publicums und der schlechte Geschmack sich miteinander verschworen haben, diesen Theil unserer literarischen Herrschaft der Tyrannei fremden Einflusses und fremder Muster zu unterwerfen. Weniger als jemals kann gerade jetzt das nationale Drama es zugeben, Jerrold zu verlieren." Das Jerrold'sche Drama ist übrigens unter dem vollständigen Titel „A heart of gold: a drama in three acts. By Douglas Jerrold. As performed at the Princess-Theatre" bereits im Buchhandel erschienen.

Es ist eigenthümlich, daß Jerrold, der unter den Kennern und den Leuten vom Fach eines so wohlbegründeten Rufs in England genießt, dem der „Punch" namentlich seinen Aufschwung und seine außerordentliche Popularität verdankt, dessen gesammelte Schriften unter dem Titel „Writings of Douglas Jerrold" soeben in acht Bänden erschienen sind, in Deutschland so wenig gekannt und fast gar nicht übersetzt ist. Ohne Zweifel liegt dies daran, daß er ein stilles, aber sicheres und consequentes Wirken dem geräuschvollen vorgezogen und es verschmäht hat, eine Clique für sich in der Presse zu organisiren. Die deutschen Uebersetzer oder vielmehr die Inhaber von Uebersetzungsfabriken haben bekanntlich niemals die literarische Bedeutung eines Autors und seiner Producte vor Augen, und dem großen Publicum ist es fast niemals darum zu thun, verborgenes Verdienst kennen zu lernen, sondern nach der Welt Art befaßt es sich meistens nur mit solchen, die es auf diese oder jene Weise, durch dieses oder jenes Mittel dazu gebracht haben, Modeautoren, Modekünstler und Modevirtuosen zu werden. Wir zweifeln gar nicht, daß Jerrold's neuestes Drama wie auch seine frühern die Bulwer'schen Versuche im Drama an Scharfsinn, Witz und Menschenkenntniß weit übertreffen, aber Bulwer hatte schon als Baronet und Lion der Gesellschaft einen bedeutenden Vorsprung vor dem einfachen Journalisten und Theaterschriftsteller; zum großen Theil deshalb „zogen" seine Romane, und weil seine Romane gezogen hatten, mußte man auch seine mittelmäßigen dramatischen Versuche in Deutschland schleunigst in Scene setzen. Wer aber kennt in Deutschland Jerrold's in England selbst als meisterhaft anerkanntes Drama „The rent day", wer seine spätern Stücke „Time works wonders", „The bubble of the day", „Retired from business" u. s. w.? Möglich jedoch, daß gerade sein jetziger Conflict mit Kean ihm das nöthige Relief verleiht. Früher hat man das englische Charakterstück vielfach und mit Glück zu Bearbeitungen für die deutsche Bühne benutzt, und noch Karl Töpfer in Hamburg hat es gethan; gegenwärtig aber liegen wir in den Banden des französischen Conversationsstücks, das noch den letzten spärlichen Rest germanischer Eigenthümlichkeit von unserer Bühne wegzutilgen droht.*)

Freilich vernahm man vor einiger Zeit dieselben Klagen aus England selbst. Wir theilten seiner Zeit in d. Bl. eine Strafrede des „Athenaeum" gegen die londoner Bühnenleiter mit, erwähnten seines Ausspruchs, daß diese Entnationalisirung des englischen Theaters ebenso beklagenswerth sei, als der Verlust einer Provinz sein würde, und bemerkten dazu, daß es nur dieser Appellation an das englische Nationalgefühl bedürfen würde, um Schritten zur Abhülfe entgegensehen zu können. Bei uns würde eine solche Berufung an das Nationalbewußtsein gänzlich erfolglos geblieben sein; in England ist sie es nicht gewesen. William Wallack hat an die Gönner des Marylebonetheaters beim Beginn der Wintersaison ein Rundschreiben erlassen und ihnen angekündigt, daß das Shakspeare'sche und überhaupt das nationale Drama auf dieser Bühne vorzugsweise berücksichtigt werden solle, daß den Stücken der lebenden englischen Bühnendichter dieselbe sorgfältige Ausstattung zutheil werden solle, „daß (so lautet es ausdrücklich im Programm) kein Mittel unbenutzt bleiben solle, um in bühnlicher Hinsicht das Zeitalter der Victoria zu derselben Höhe zu erheben, auf welcher es im Zeitalter der Elisabeth stand". Der Unterschied zwischen beiden Zeitaltern wird freilich immer der bleiben, daß das jetzige England keinen Shakspeare hat und daß in der jetzigen Generation auch zu einem Shakspeare die Elemente nicht vorhanden sind. Der Unternehmer des Marylebonetheaters stützt sich dabei vorzugsweise auf die Pracht, womit er die Stücke auszustatten gedenke, bemerkt, daß seine Bühne in akustischer, architektonischer und perspectivischer Hinsicht wesentliche Verbesserungen erfahren habe, bis zu 115 Fuß vertieft und mithin jetzt das längste Theater in Europa sei und zur Entfaltung von Massen den größten Spielraum gewähre. Ja, wenn es mit der bloßen Pracht und mit großer Massenentfaltung allein gethan wäre! Das Marylebonetheater wurde denn auch am 7. Oct. mit Shakspeare's „Wie es Euch gefällt" eröffnet, wobei der Collier'sche Text zum Grunde gelegt war. Am 22. October wurde auf demselben Theater ein sofort auch durch den Druck veröffentlichtes Stück eines neuen Dichters, John A. Heraud, unter dem Titel „Videna; or the mother's tragedy. A legend of early Britain" gegeben. Die Tragödie ist in einem etwas blutigen Charakter gehalten und, wie „Daily News" bemerkt, in einem zu poetisirenden, rhetorisirenden und bilderreichen Stil geschrieben, der wenigstens im vierten und fünften Acte den raschen Fortgang der Handlung und dadurch die theatralische Wirkung beeinträchtigt. Im Ganzen erhielt jedoch die Dichtung lebhaften Beifall. Der Verfasser wurde sogar gerufen und dankte von einer Privatloge aus. Diese dramatische Dichtung erscheint uns namentlich deshalb

*) Im vorigen Jahre wurde ein später als „A heart of gold" verfaßtes, im Jahr 1715 zur Prätendentenzeit spielendes Stück Jerrold's „St.-Cupid or Dorothy's fortune" in Windsor-Castle und dann auf dem Princeßtheater aufgeführt. Sollten nicht diejenigen unserer Bühnenleiter, die, wie Laube in Wien und Dingelstedt in München, vorzugsweise berufen zu sein scheinen, das literarische Interesse im Auge zu behalten, es einmal mit einem Jerrold'schen Stück versuchen? Dem kosmopolitischen, lernbegierigen deutschen Publicum wird es gewiß von Interesse sein, die Bekanntschaft eines jetzt in England selbst so oft genannten, auch bei der Schöpfung der Guild of literature and art betheiligten dramatischen Dichters zu machen.

von Bedeutung, weil darin die Nachahmung Shakspeare's, welcher in den letzten Jahren durch die mehr französirende Richtung Bulwer's entgegengearbeitet wurde, ziemlich deutlich hervortritt, namentlich in der Gestalt des alten Königs, der an Lear erinnert, und noch mehr im Narren. Als eine mächtige Zeichnung von ergreifender Wirkung wird die der Königin gerühmt. In diesem Anschluß an Shakspeare glauben wir ein Wiederaufleben des nationalen Geschmacks auch in Theaterangelegenheiten zu erkennen. Auch das St.-Jamestheater wurde mit einem seitdem im Buchhandel erschienenen Originaldrama „The king's rival", einer kameradschaftlichen Arbeit der beiden Theaterdichter Tom Taylor und Charles Read, wiedereröffnet. Das Stück, das in der verderbten Zeit Karl's II. spielt, ist jedoch mehr nach französischem als englischem Zuschnitt gearbeitet. Wenn wir übrigens das Repertoire der londoner Theater durchblicken, so scheint uns Eduard Devrient's in der „Allgemeinen Zeitung" aufgestellte Behauptung, daß Shakspeare von den londoner Bühnen verschwunden sei und sich nur auf den Provinzialtheatern von Zeit zu Zeit blicken lassen dürfe, irrig oder wenigstens übertrieben zu sein. So gab noch Brooke jüngst auf dem Drurylanetheater vor einem gedrängt vollen Hause hintereinander Othello, Richard III., Hamlet und Macbeth; Ryder auf dem Princeßtheater zum Schluß der Sommersaison Othello und Macbeth; Frederick Robinson, von Sadler's Wells, als Gast auf dem Marylebonetheater den Hamlet. Sadler's Wells wurde mit der Darstellung von „Cymbeline" wiedereröffnet, ja dasselbe Theater versuchte wenige Tage darauf eine Darstellung des „Perikles", bei welcher Gelegenheit sich übrigens das „Athenaeum" aus innern Gründen dahin ausspricht, daß diese Dichtung Shakspeare nicht zum Verfasser haben könne. Wenn wir nun Devrient, der, beiläufig gesagt, von den komischen Talenten des Princeß-, Haymarket-, Olympic- und Adelphitheaters mit ungetheilter Bewunderung spricht, in Betreff jener Behauptung nicht beizupflichten vermögen, sie vielmehr durch oben angeführte Thatsachen für vollkommen widerlegt halten, so sind wir umsomehr geneigt, ihm Recht zu geben, wenn er sagt: „Aus sich selbst kann sich die Schauspielkunst in England nicht aufrichten; die Zeit der großen Talente, die plötzlich eine neue Welt um sich schaffen, scheint auf allen Lebensgebieten vorbei zu sein. Die Arbeit auch des Genies wird immer mehr getheilt und deshalb bedarf sie der Organisation." Leider ist man auch in England bei jenem Stadium des Rückschritts oder des Untergangs aller Kunst angelangt, wo Luxus und Coulissenpracht Vornehme wie Geringe mehr anziehen als der poetische Inhalt einer Dichtung. Das Unglaublichste leistete in dieser Hinsicht das Princeßtheater in der Ausstattung einer finnlosen französischen Verballhornung des „Faust": „Faust and Marguerite." Zuletzt wird die Himmelfahrt Gretchen's dargestellt, wie sie in genauer Nachbildung der bekannten Gruppe auf dem Bilde der heiligen Katharina von Mücke aus dem Dach der allmälig versinkenden Kirche von Engeln emporgetragen wird — allerdings einer der glänzendsten Theatereffecte, welche Devrient jemals gesehen zu haben sich erinnert. Auch bei der Darstellung Shakspeare'scher und Byron'scher Stücke („Sturm", „Sardanapal") wird sehr häufig der Hauptwerth auf luxuriöse Ausstattung gelegt.

Aus der Theaterwelt, dieser Welt des schönen Scheins, ist es ein etwas starker Sprung, wenn wir hier auf ein Thema zu sprechen kommen, welches eines schönen Scheins gänzlich entbehrt und nur zu sehr der nackten, unverhüllten Wirklichkeit angehört. Es ist dies das oft behandelte Thema des londoner Pauperismus und des damit zusammenhängenden moralischen Elends. Gelegenheit dazu gibt uns das von der londoner Anstalt für Innere Mission herausgegebene „London City mission's magazine" und die von dem Missionsmitgliede R. W. Vanderkiste veröffentlichte Schrift: „The dens of London: notes and narrative of a six years mission among them." Dieser Verein, zu welchem ein Mann niedern Standes, David Naßmith, im Jahr 1835 den Gedanken faßte, zählt jetzt bereits 270 Missionare; indeß bedürfte man deren mindestens noch ein mal soviel, wenn auch nur dem dringendsten Bedürfniß genügt werden sollte. Vanderkiste versichert z. B., daß in seinem Missionsdistrict, Clarkenwell, nach dem Census von 1851 unter einer Bevölkerung von 54,000 Seelen nicht 100 ärmere Personen in sämmtlichen Kirchen und Bethäusern zusammen den Gottesdienst besuchten.*) Die Aufgabe dieser Missionare ist so peinvoll, daß ein deutscher Berichterstatter, welcher einen derselben auf seinen Gängen zu begleiten Gelegenheit hatte, von sich versichert, daß er nach den Erfahrungen, die er bei diesen Besuchen machte, um keinen Preis im Stande wäre, dieses Werk zu übernehmen, zumal da er leider zu der Einsicht gelangt sei, daß es ein fast hoffnungsloses sei. Diese Missionare müssen in die grauenvollsten Spelunken, „so scheußlich, daß man keinen Hund darin unterbringen möchte", hinabsteigen, in Spelunken, in welchen Diebe, Dirnen der verworfensten Art, alte Weiber wie Macbeth's Hexen, Jungen, deren ganze Kleidung aus nur einer Jacke und Beinkleidern besteht, und Menschen, welche in ihrem Leben nicht das Innere einer Kirche, einer Schule oder auch nur eines anständigen Hauses gesehen haben, und überhaupt Gesindel aller Art und der ärgsten Art hausen; zu dem Schmuz, dem Gestank, dem Anblick der abschreckendsten Scenen müssen sie dann noch Kränkungen, Lästerungen und Verhöhnungen hinnehmen, wie sie sich kein Wilder gestatten würde. Auch die Regierung thut, was sie kann. So ist vom Parlament in letzter Zeit Manches geschehen, um namentlich die verrufenen Lodging-Houses, die in London ganze Gassen bilden und deren in jüngster Zeit 9000 in das Polizeiregister eingetragen wurden, zu beaufsichtigen. Die Bewohnerzahl, die jedes einzelne Haus nicht überschreiten darf, ist festgestellt worden, auch hat die Polizei Zwangsmaßregeln zur gehörigen Ventilation und Säuberung der Räume eingeführt, was nicht leicht war bei der Schwierigkeit, sich in die innern Angelegenheiten eines englischen Hauses zu mischen. Man erwartet von der nächsten Parlamentssitzung nicht allein eine Verstärkung der physischen Macht der Polizei, sondern auch eine Ausdehnung ihrer moralischen Gewalt und Controle über diese Brutstätten der Demoralisation. Man schaudert, wenn man liest, daß, nach polizeilicher Feststellung, in London sich mehr als 300,000 menschliche Wesen befinden, die, wenn sie aufstehen, nicht wissen, wo sie Frühstück und Mittagsbrot herzunehmen haben, noch wo ihnen für die nächste Nacht ihr Lager bereitet sein wird; wenn man liest, daß unter den etwa 100,000 Personen, welche im Durchschnitt jährlich in den Städten, und zwar nur in den über 10,000 Einwohner zählenden, wegen des höchsten Grads der Trunkenheit arretirt werden, sich nicht weniger als gegen 60,000 Personen weiblichen Geschlechts befinden. In London mag es damit freilich am schlimmsten stehen, aber auch in andern europäischen Hauptstädten, z. B. in Kopenhagen, hat sich, wie in London, zur Zeit der Choleranoth in Folge polizeilicher Ermittelungen gezeigt, welche Massen materiellen wie moralischen Schmuzes hinter der glänzenden Außenseite aufgehäuft sind. Selbst in dem äußerlich so geleckten Turin fand man zur Cholerazeit oft in einer und derselben Dachstube zwei, ja drei Familien zusammengekauert, darunter Greise, Gebärende, Säugende und Sterbende — ein einziger unrathgefüllter Knäuel.

*) Auch die „Revue des deux mondes" widmete der Schrift Vanderkiste's in der ersten Novemberlieferung einen längern Artikel unter der besondern Ueberschrift: „Un missionaire de la Cité de Londres. Du sauvage de la civilisation." Von der unglaublichen Unwissenheit der untern londoner Volksclassen in allen und namentlich in religiösen Dingen werden da noch ganz haarsträubende Thatsachen angeführt. Die Missionäre stießen bei ihren Besuchen gar nicht selten auf Leute, welche nichts von der Dreieinigkeit und von Jesus Christus wußten. Der Eine, nach Jesus gefragt, antwortete: „Ach, das ist ja, wie man mir erzählt hat, der Vater unsers lieben Gottes."

Freilich sollte diese Nacht- oder Schmutzseite des modernen hauptstädtischen Lebens immer nur Gegenstand der ernsten Betrachtung, aber niemals oder nur in sehr reinlichen Händen Gegenstand der Poesie sein. Diese Socialromantik nach E. Sue'schem Muster beschmuzt sich dabei zu leicht an der Wirklichkeit, ohne daß diese sich an jener weißwäscht. Und doch findet diese widerwärtige Romangattung auch jetzt noch ihre Vertreter, sogar unter dem weiblichen Geschlecht, wie der Roman „Fashion and famine; or contrasts in society" von Mrs. Ann S. Stephens beweist. Schon der Titel ist so grell als möglich, und so ist der ganze Roman. Eine englische Kritik sagt davon: „Kein Vater würde mit Wissen gestatten, daß seine Tochter dies Buch liest; es ist ein einer von E. Sue eingeführten schlechten Literaturgattung angehöriges schlechtes Buch." Und doch ist kaum zu zweifeln, daß das Buch hauptsächlich unter den Frauenzimmern sein Publicum findet, denn ein mal ist das Buch in einer sehr wohlfeilen Ausgabe, einer sogenannten Schillingsausgabe erschienen, und die Frauen geben bekanntlich nicht gern viel für Bücher aus; sodann ist die Verfasserin selbst ein Frauenzimmer, sodaß ihre Leserinnen sich mit der Phrase rechtfertigen können: Was ein Frauenzimmer geschrieben hat, wird ein Frauenzimmer doch auch lesen können; endlich hat die Verfasserin in dem Haupthelden, William Leicester, einen Menschen aufgestellt, der für sehr viele Weiber in Büchern, boshafte Zungen sagen: sogar auch im Leben, eine besondere Anziehungskraft hat, einen egoistischen, feinen, verderbten Wollüstling, einen halbteuflischen Don Juan. Die Verfasserin ist eine Amerikanerin, und man kann nicht leugnen, daß sich in ihrem Buche neben vieler unkünstlerischer Zügellosigkeit auch eine gewisse anziehende ursprüngliche Wildheit, eine fruchtbare Erfindungsgabe zeigt. Alles Amerikanische findet seit „Onkel Tom" gegenwärtig in England erstaunlichen Absatz, und so darf es nicht wundern, daß, wie man versichert, von der Schillingsausgabe dieses Romans bereits gegen 10,000 Exemplare verbreitet sein sollen. Zu dieser geschmacks- und sittenverderblichen Caricaturennovellistik rechnen wir jedoch ein für alle mal nicht die dasselbe düstere Gebiet berührenden, von echter Herzenswärme durchglühten Romane von Dickens, die vielleicht zur Förderung der Barmherzigkeit und Menschenliebe und zur Abschaffung von mancherlei Uebelständen und Misbräuchen mehr beigetragen haben als alle Bemühungen und Schriften der Innern Mission für London.

Indeß diese Romangattung überschwemmt jetzt wenigstens nicht mehr den buchhändlerischen Markt; aber wol thut dies die Literatur über die orientalische Frage, die eigentlich keine Frage mehr ist, und über den Krieg, der die Welt mit Kanonen- und Kriegslärm und die Blätter mit telegraphischen Depeschen von zum Theil Münchhausen'scher Erfindungsgabe füllt. Zu den interessantesten Erscheinungen, die mit diesen Vorgängen in Zusammenhang stehen, gehört namentlich die bereits in zweiter Auflage erschienene Schrift: „The English prisoners in Russia. A personal narrative of the first lieutenant of H. M. S. Tiger; together with an account of his journey in Russia and his interview with the emperor Nicholas and the principal persons in the empire. By *Alfred Royer.*" Dieser Gefangene vom Dampfschiff Tiger schwärmt — was gewiß ein ganz wunderliches Zeichen für einen englischen Marineoffizier ist — für den Kaiser Nikolaus und den ganzen kaiserlich russischen Hof. Die allerhöchsten Herrschaften waren auch gar so unwiderstehlich herablassend gegen ihn! Und man weiß ja, daß diese hochstehenden Personen sehr liebenswürdig sein können, wenn sie es aus diesem oder jenem Grunde sein wollen. Ein huldvolles Lächeln von Lippen, die in demselben Augenblick ebenso gut ein Todesurtheil aussprechen könnten, wirkt bezaubernder als das Lächeln von einfach bürgerlichen Leuten, wenn sie auch ihre ganze Liebenswürdigkeit hineinlegen. Der Verfasser geht sogar so weit, die Türken „our barbaries allies" und die Russen „our civilized enemies" zu nennen. Die türkischen Buben hatten nämlich in Konstantinopel nach ihm und seinen Gefährten mit Steinen geworfen, was die russischen Gassenbuben freilich nicht thaten, weil die Polizei in Rußland so gewaltig ist, daß selbst die Gassenbuben vor ihr Respect haben. Bis zu dieser Ausbildung des Polizeiwesens haben es die Türken trotz aller europäischen Civilisationsversuche freilich noch nicht gebracht. Der Verfasser schildert übrigens im Ganzen die Russen als ein urbanes, anstands- und rücksichtsvolles, echt „gentlemännisches" Volk. Ganz entzückt ist Lieutenant Royer über den Zufall, daß es ihm vergönnt war, im petersburger Opernhause die Damen durch denselben Operngucker zu betrachten, „dessen sich Se. Excellenz Osten-Sacken bediente, als er den Fortschritt der Angriffe auf den unglücklichen Tiger beobachtete". Recht interessante Schilderungen der Localitäten, welche das Kriegstheater in der Ostsee und längs des Schwarzen Meeres bilden, enthält die Schrift: „The Baltic, the Black Sea and the Crimea. Comprising travels in Russia, a voyage down the Volga to Astrachan and a tour through Crim Tartary, by *Charles Scott.*" Auch die politische Poesie hat sich der orientalischen Frage bemächtigt und es bleibt immerhin eine interessante Erscheinung, wenn heutzutage christliche Poeten die Kriegsthaten der Türken, namentlich aber die Vertheidigung von Silistria im Liede feiern. Ein recht ergötzliches humoristisches Büchlein erschien unter dem Titel „Our own correspondent at the seat of war: a penny-a-liners' day-dream". Gleich ergötzlich, ohne daß der Verfasser es zu sein beabsichtigt, ist die Schrift „The dragon of the revelations shown to be Austria". Der Verfasser ist der Ansicht, daß Oestreich sich im entscheidenden Momente von Rußland nicht trennen könne; er erblickt in der Zukunft ein freies Polen und ein freies Ungarn und ist von der bevorstehenden Auflösung der östreichischen wie der päpstlichen Gewalt auf Erden überzeugt. Das werde das Ende des Drachen sein. Es sind auch früher schon ähnliche Prophezeiungen in England erschienen, wie sich die Leser d. Bl. erinnern werden. Von bedeutenderm Interesse ist Victor Schoelcher's Schrift: „Dangers to England of the alliance with the men of the coup-d'état. To which are added the personal confessions of the December conspirators and some biographical notices of the most notorious of them." Der Verfasser betrachtet darin das Bündniß Englands mit der gegenwärtigen Regierung von Frankreich als ein durchaus unnatürliches und zugleich dem Recht und der Freiheit schädliches. Selbst Blätter, welche wie das „Athenaeum" einer ganz andern Ueberzeugung sind, rühmen die logische Schärfe dieser Schrift, die Glut der Beredtsamkeit, womit sie geschrieben ist, und die soliden und ehrenhaften Grundsätze, die sich darin aussprechen. Eine eigenthümliche Speculation knüpft sich an die Erhebung des Lord Fitzroy Somerset zum Oberbefehlshaber. Die Blätter enthalten nämlich eine Anzeige, die übersetzt lauten würde: „Der Krieg von 1815. Ein höchst werthvolles historisches Actenstück, verfaßt von Lord Fitzroy Somerset (jetzt Lord Raglan); enthält Aufklärungen von hohem Interesse bezüglich des Zusammentreffens Blücher's mit Wellington bei Belle-Alliance. Der Preis ist zu erfahren durch frankirte Briefe mit der Signatur J. G. B., zu adressiren an Chapman Browne, Buchhändler, Leicester."

Während der Krieg massenweise Rekruten ins Feld ruft, fehlt es auch nicht an Rekruten der Poesie und angehenden Söldlingen der Literatur und Journalistik. Diese scharen sich um die Monatsschrift „The bouquet", welche im Mai 1851 gegründet wurde und ausschließlich dazu bestimmt ist, jungen Leuten zur Ablagerung ihrer schriftstellerischen Versuche zu dienen. Mitarbeiter darf jedoch nur sein, wer zugleich auch Subscribent ist. Etwas auffallenderweise werden darin mitunter auch ganz ernste historische und literarhistorische Sujets behandelt. So enthält z. B. Nr. 41: „Criticism on Juvenal"; „Last struggle of the Florentines for their liberty" u. s. w.

Eine würdigere Gesellschaft hat sich unter dem Namen „Philobiblon society" zusammengethan, und zwar zu dem Zweck, für den Druck oder Wiederdruck solcher Werke zu sor-

gen, welche die Kosten der Herausgabe nicht belohnen würden. Ein Vereinsmitglied, Beriah Botfield, hat soeben bei den übrigen Mitgliedern ein Rundschreiben herumgehen lassen, in dem er vorschlägt, „die Vorreden und Dedicationen der Herausgeber der ersten Editionen griechischer und römischer Classiker wieder abzudrucken". Ein Verzeichniß der herauszugebenden Vorreden ist dem Rundschreiben beigegeben.

Um den Krystallpalast schart sich wie um die orientalische Frage ein Stück Literatur, namentlich illustrirter. Hierher gehören z. B. die Illustrationswerke: „Pictures of the Crystal palace. Engraved on wood by W. Thomas and H. Harral. From photographs by P. H. De la Motte and original drawings by G. H. Thomas and other artists" und „The restoration of the extinct animals at Sydenham. By W. R. Woods", mit lithographirten Abbildungen. Wenn man diese Ungeheuer erblickt und so viele noch jetzt bestehende Thiergattungen, diese Nilpferde, Nashorne, Krokodile, Schlangen, Kröten und unzähliges häßliches Gewürm, was kreucht und fleucht, damit vergleicht, so erkennt man, daß das urweltlich Ungeheuerliche, Fratzenhafte und Widerliche in den Thiergattungen von der letzten Erdrevolution noch bei weitem nicht beseitigt worden ist, gleichsam als habe sich die Natur, die schaffende Kraft, bei ihrer letzten Schöpfung von ihrer Befangenheit in den alten Urbildern abstoßender Häßlichkeit und Abenteuerlichkeit noch nicht vollkommen frei machen können, oder als habe sie sich vor einer Radicalrevolution gescheut und sei ihrer Tendenz schrittweisen Uebergangs und langsamer, aber besonnener Reform, die auf historischem Boden fußt und das Neue dem Alten nur an den passenden Stellen einfügt, treugeblieben. Läge es wol außer der Vorstellungskraft, daß der Erde im Laufe der Zeiten noch eine oder mehre Reformen bevorstehen, die dahin abzwecken werden, jene traditionellen Urweltstypen von ihrer Oberfläche zu vertilgen? Ist vielleicht selbst der mit so vielen Attributen des Unedlen und Unvollkommenen behaftete Mensch auch nur ein erster Versuch gewesen? Gehören wir einer Welt an, die nichts ist als die Urwelt einer künftigen vollkommenern, wie die frühere die Urwelt der jetzigen war? Und gehört etwa mehr Muth dazu, der Vernichtung einer Welt, die wir nicht mehr erleben werden, als der Vernichtung unserer eigenen Körperlichkeit entgegenzusehen? Doch wie viele Fragen, deren Beantwortung Keiner von uns erleben wird, werden sich nicht noch an die zahllosen Wunder im Zauberpalast von Sydenham knüpfen! **H. M.**

Der Proceß des Grafen Egmond.

Unter den geschichtlichen Scenen, welche recht lebendig das Ringen zwischen gerechtem Freiheitsdrange und willkürlicher Gewalt darstellen, hat sich das blutige Drama, welches der Herzog von Alba, des frommen Königs Philipp II. von Spanien einsichtsvoll ausgewähltes Instrument, auf dem Marktplatze zu Brüssel am 5. Juni 1568 aufführen ließ, durch Goethe's Trauerspiel und durch Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und auch neuerdings durch Gallait's historischen Pinsel dem Bewußtsein des ganzen gebildeten Europa besonders tief eingeprägt, und das Andenken des enthaupteten Grafen Egmond und seines Todesgefährten, des Grafen Hoorn, wird so lange gefeiert werden, als noch Sinn für Recht und Freiheit im Gemüthe der Menschheit schlummert. Diese blutgetränkte Seite wird so leicht nicht aus dem Buche der Geschichte gerissen werden.

So knüpft sich denn auch an Alles, was diese hochgefeierten Namen zum Gegenstande hat, ein immer reges Interesse, und bei dem heutigen Drange nach objectiver Wahrheit steigt dieses Interesse umsomehr, wenn die nackten Thatsachen, welche jenes tragische Ereigniß begleiteten oder demselben vorangingen, aus dem Dunkel der Archive zutage gefördert werden. Wohlgeeignet, ein derartiges Interesse zu wecken, ist eine vor einiger Zeit in Brüssel bei Muquardt erschienene Schrift: „Procès du Comte d'Egmond et pièces justificatives d'après les manuscrits originaux trouvés à Mons par *M. de Bavay*, Procureur général près la cour d'appel à Bruxelles."

Ob der königliche Gouverneur der niederländischen Provinz Flandern, Graf Egmond, wirklich sich des Hochverraths schuldig gemacht habe; ob vor dem strengen, von keiner Größe sich blenden lassenden Rechte das Erkenntniß Alba's als begründet bestehen könne, oder sich wenigstens nach gewissen Seiten rechtfertigen lasse, blieb bisjetzt noch immer eine juristische Streitfrage, die einer genauen, nüchternen und parteilosen Untersuchung unsers Wissens entgangen war und auch wegen des Mangels an dem zu einer solchen Untersuchung erfoderlichen historischen und diplomatischen Material entgehen mußte.

Wenn auch die Anklageacte längst schon in dem von Foppens im Jahre 1729 herausgegebenen Supplement zu Strada's Geschichte vorliegt; wenn auch vor zwölf Jahren der verstorbene Baron von Reiffenberg die Verhöre des Angeklagten aus dem haager Archiv ans Licht gebracht und die veröffentlichten Correspondenzen Philipp's II. mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der Niederlande und besonders mit der Statthalterin Margarethe vom Parma gar viele Punkte, die sich auf den fraglichen Proceß beziehen, aufgehellt haben: so hat doch erst ein im vorigen Jahre gemachter Fund die Actenstücke und zwar im Original an die Hand gegeben, welche die Aufgabe einer reinjuristischen Behandlung jenes Criminalprocesses zur Lösung bringen lassen.

Am 29. März 1853 starb nämlich zu Mons ein Herr Leclercq, in dessen Testament sich folgende seltsame Verfügung vorfand: „Ich will und befehle, daß das Werk meiner Bibliothek, betitelt «Procès du Comte Egmond», in Gegenwart von Zeugen in meinem Hofe vollständig verbrannt werde; ich will es." Die Regierung, der nicht nachgewiesen werden konnte, daß Leclercq diese Handschriften, die jedenfalls einmal einem öffentlichen Depôt angehört haben mußten, als rechtmäßigen Besitz an sich gebracht habe, ließ über die Ausführung dieser Verfügung eine gerichtliche Information anstellen, deren Resultate man abwarten muß. Unterdessen hat man aber immerhin, und zwar mit Fug und Recht, von dem Inhalte der wichtigen Papiere genaue Kenntniß zu nehmen und dieselben für die Geschichte auszubeuten sich angelegen sein lassen. Dieser verdienstvollen Aufgabe hat sich der brüsseler Generalprocurator de Bavay unterzogen und in einem gedrängten Octavbande von 330 Seiten, außer den hauptsächlichsten Actenstücken (worunter vor allem zu erwähnen sind die Vertheidigungsschriften Egmond's selbst und seiner Anwälte, sowie die von Vargas und Delrio geführte Instruction), eine einleitende Untersuchung theils über die Gesetzmäßigkeit des Rechtsverfahrens, theils über die Rechtsbegründung der einzelnen Anklagepunkte veröffentlicht.

Aus dem ersten Theil der Abhandlung des gelehrten, mit den Rechts- und politischen Verhältnissen der damaligen Niederlande wohlvertrauten brüsseler Juristen geht aufs schlagendste hervor, daß die Verhaftung des Grafen von Egmond, seine Einsperrung im genter Castell und die Uebergabe des Processes an das Conseil des Troubles eine schreiende Rechtsverletzung war und mit den Privilegien des Ordens des Goldenen Vließes wie mit den Garantien der brabantischen Landesverfassung in offenbarem Widerspruch stand. Aber auch von der eigentlichen Anklage, sowie sie in der Acte des Maitre Jean Du Bois, Generalprocurator beim Conseil des Troubles (vulgär Conseil du sang genannt), niedergelegt ist, weiß der Verfasser den Sieger von Gravelines Punkt für Punkt und das ohne Advocatenkünste, mit bloßer Berufung auf bestätigte Thatsachen und das gesunde Bewußtsein eines Jeden, zu reinigen.

Wir wollen hier nicht in das Einzelne dieser klaren Argumentirung eingehen und beschränken uns auf die Schlußfolgerung des Verfassers.

„Wenn wir nunmehr", heißt es Seite 87, „die 51 Anschuldigungen der Anklageacte in ihrer Gesammtheit durchgehen,

so finden wir welche darunter, die sich selbst durch widersprechende Facta oder durch die Handlungen oder Erlasse der Statthalterin widerlegen, andere, die durch die Mitwirkung oder die Initiative des Staatsraths ihre Criminalität verlieren, andere hinwiederum, welche die Acten der Procedur selbst modificiren oder umstoßen, zuletzt welche, die auf Thatsachen beruhen, denen der Angeklagte gänzlich fremd geblieben ist. Es liegt mithin am Tage, daß der Verurtheilung eine andere Ursache zugrunde liegt, über welche man nur Vermuthungen aufstellen kann, die aber jedenfalls außer allem Zusammenhang mit den von uns in Erwägung gezogenen Facten steht. Diese Ursache würde es allein begreiflich machen, warum Philipp II. von vornherein die Competenz der Ritter des Goldenen Vließes abgewiesen, nachdem, wie ein Brief des Königs ausdrücklich sagt, beim Cardinal Spinosa der Entschluß gefaßt worden war, «gegen die Edelleute, über welche die Statthalterin so häufige und so schwere Klage geführt hat, namentlich gegen den Fürsten von Oranien, die Grafen Egmond und Hoorn, den Marquis von Berghes und Montigny, ein Proceßverfahren einzuleiten». Von vornherein also hatte man über den Grafen Egmond den Spruch der Verurtheilung gesprochen, trotz des Eides, den er Margarethen geleistet, trotz der wesentlichen Dienste, die er gegen die Verbreitung der religiösen Reformen in Flandern und besonders in Valenciennes im Interesse der katholischen Religion und seines Königs geleistet, trotz der wichtigen Enthüllungen, die er als loyaler Staatsdiener der Statthalterin gemacht hatte."

Auch wir wollen dieser Ursache nicht nachspüren; soviel ergibt sich für uns aufs neue aus der Lesung der vorliegenden Schrift, daß Philipp in Egmond nicht den Rebellen, nicht den Sektirer (denn Egmond berief sich stets auf seine warme Anhänglichkeit an den König und an die Religion seiner Väter), sondern den geraden, offenen, nur das Wohl des Vaterlandes verfolgenden, wenn auch hier und da von verletzter Eigenliebe aufgeregten Staatsdiener bestrafen, beseitigen wollte, der ihm auf den Schleichwegen seiner finstern Staatskunst stets hindernd entgegentreten würde. Egmond war jedenfalls nicht das Opfer einer dem Könige misliebigen religiösen Gesinnung — die hegte er nicht —, sondern einer den Planen des Monarchen allzu nahe tretenden Gewissenhaftigkeit und Menschlichkeit. **August Scheler.**

Notizen.

Neue Bilderwerke.

Herausgegeben vom Oestreichischen Lloyd in Triest erscheint in einer gewöhnlichen, einer feinen und einer Prachtausgabe: „Die Kunstschätze Wiens in Stahlstich nebst erläuterndem Text von A. R. von Perger." Jede Lieferung bringt drei Stahlstiche. Wir begrüßen das Unternehmen besonders insofern als ein dankenswerthes, als dadurch die Kenntniß von den bedeutenden Kunstschätzen Wiens auch unter dem größern Publicum außerhalb Wien und Oestreich und über die Touristenkreise hinaus weiter verbreitet werden dürfte. Bisjetzt waren die Kunstschätze Wiens lange nicht so bekannt, als sie zu sein verdienen und als z. B. diejenigen Münchens sind; und doch enthalten die kaiserliche Galerie in Belvedere, die Galerien Liechtenstein, Esterhazy, Schönborn, Czernin, Arthaber (diese besonders neuere Gemälde, namentlich von östreichischen Künstlern), Harrach, Fellner u. s. w. einen außerordentlichen Vorrath von Meisterwerken, auf welche die Aufmerksamkeit auch des größern Publicums zu ziehen ein verdienstliches Unternehmen ist. In demselben Verlage erschien und ist mit der zwölften Lieferung geschlossen: „Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth. Von J. G. Kohl." Man weiß, wie gut Kohl dergleichen zu machen und die Schilderung der Oertlichkeiten, der Städte, der Bevölkerung u. s. w. mit den historischen Daten und der Sage zu einem gefälligen, leicht lesbaren und dabei unterrichtenden Ganzen zu verschmelzen versteht. Und namentlich sind es gerade die Flußgebiete, in denen der Verfasser heimisch ist. Den Hauptreiz an dem vorliegenden Werke bilden jedoch die beigegebenen in Stahl trefflich gestochenen Abbildungen der anziehendsten landschaftlichen und architektonischen Punkte längs des Laufs der Donau. Der Oestreichische Lloyd verdient auch unsern Dank wegen der umsichtigen Leitung, die er dem von ihm herausgegebenen beliebten „Illustrirten Familienbuch" sowol in Betreff des Textes als der artistischen Beilagen fortdauernd angedeihen läßt. Es ist zu wünschen, daß sich das Auge des deutschen Lesers allmälig an eine geschmackvolle Ausstattung der Druckschriften gewöhne, und diesem Zweck strebt das „Illustrirte Familienbuch" in seiner ganzen eleganten Erscheinung ersichtlich nach. Hieran knüpfen wir die Anzeige eines von Rudolf Weigel in Leipzig begonnenen Unternehmens: „Bilder aus dem Leben Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha nach Zeichnungen von Heinrich Justus Schneider in Holz geschnitten von Johann Gottfried Flegel", wovon uns das erste Heft in sechs Blättern vorliegt. Die Blätter, deren jedes eine gute That des Fürsten darstellt, haben künstlerischen Werth. Herzog Ernst war bekanntlich der Bruder des berühmten Kriegshelden Bernhard von Weimar und hob, seinen Unterthanen als Muster frommer wie arbeitsvoller Thätigkeit voranleuchtend, sein Ländchen aus einem Zustande der Verödung und Verwilderung, in welchen die Gräuel des Dreißigjährigen Kriegs es versetzt hatten, zu neuer materieller und moralischer Blüte.

Charles Dickens jun.

Charles Dickens, der Sohn des gleichnamigen englischen Romanschriftstellers, ist nun ebenfalls als Autor aufgetreten und zwar auf deutschem Boden und als englischer Commentator eines dem Französischen nachgebildeten deutschen Lustspiels. Derselbe gab nämlich bei Voigt und Günther in Leipzig heraus: „Der Neffe als Onkel von Friedrich von Schiller. Zum Uebersetzen in das Englische mit Anmerkungen und Wörterbuch", auch unter dem englischen Titel: „The nephew as uncle with notes and a copious vocabulary by *Charles Dickens jun.*" Selbst das londoner „Athenaeum" widmet dem Buche einige Zeilen und die Bemerkung: „Interesse gewinnt das kleine Buch dadurch, daß es von Charles Dickens jun., «Sohn des berühmten englischen Schriftstellers», verfaßt ist." Das Einschiebsel „Sohn des berühmten englischen Schriftstellers" stammt aus dem Vorwort des Lehrers am Gymnasium zu St.-Nikolai in Leipzig, Otto Fiebig, unter dessen Leitung Charles Dickens der Sohn das Deutsche gelernt und sein Buch gearbeitet hat. Es wird in dieser Vorrede unter Anderm bemerkt, daß der jüngere Charles Dickens durch Ausarbeitung und Herausgabe der Schrift gewünscht habe, „seine Liebe zur deutschen Literatur an den Tag zu legen und zugleich die Gelegenheit zu bieten, seiner Muttersprache den zum Eingang unter uns gebrochenen Pfad mehr und mehr zu ebnen". Der Vorredner hofft, daß die Heiterkeit, welche den Neffen auf seiner Brautfahrt begleite, ganz dazu geeignet sein werde, „die ebenso feine als treffende englische Unterhaltungssprache in den Mund des sprachenliebenden Deutschen übergehen zu lassen". Wir bemerken hierbei, daß, wie wir gehört zu haben uns erinnern, Charles Dickens der Vater aus Achtung vor der deutschen Literatur an sich wie aus Dankbarkeit für die ihm bei uns zutheil gewordene Anerkennung noch in spätern Jahren daran gegangen ist, sich die Kenntniß der deutschen Sprache zueigen zu machen. Diese Liebe zur deutschen Sprache ist nun, wie es scheint, auf seinen Sohn übergegangen. Wir knüpfen hieran die Anzeige einer in demselben Verlage erscheinenden Reihe „Chefs-d'oeuvre des classiques français avec commentaires choisis des meilleurs commentateurs, augmentés de remarques par *O. Fiebig* et *S. Leportier*." Der letztgenannte der beiden Herausgeber ist ein geborener Franzose, der unter den französischen Lehrern in Leipzig einen höchst ehrenvollen Platz einnimmt. Hierdurch

ist die gewisse Gewähr geleistet, daß die erklärenden Bemerkungen in echt französischem Stil abgefaßt sind. Die bisjetzt erschienenen Stücke sind die „Plaideurs", die „Phèdre" und die „Athalie", sämmtlich von Racine. **H. M.**

Bibliographie.

Besser, L., Die Naturgeschichte der Arbeit als Grundlage für die volkswirthschaftlichen Disciplinen. — A. u. d. T.: Armuth oder Arbeit. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Böcker, A., Quante, F., und **Böcker, J.,** Gedichte des Dreisängerbundes. Warendorf. 12. 15 Ngr.

Bonn, F., Wolfram. Dichtung. Regensburg, Pustet. 8. 21 Ngr.

Burow, Julie, Bilder aus dem Leben. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Charakteristisches aus dem Privatleben berühmter Personen älterer und neuester Zeit. 1ste Lieferung. Leipzig, Literatur-Bureau. 8. 5 Ngr.

Constant, W., Gemmen. Erzählende Dichtungen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855. 16. 27 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1855 von **J. W. Appell.** 40. Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Cunz, F. A., Geschichte des deutschen Kirchenliedes vom 16. Jahrhundert bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. Leipzig, Löschke. 1855. Br. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Deutschlands Dichterinnen. Von **H. Kletke.** 2te vermehrte Auflage. Berlin Hollstein. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dümmler, E. L., Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., Arthur Lutze's Leben und Wirken. Mit Porträt nach der Pariser Photographie. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 1 Thlr.

Ehrenberg, C. G., Mikrogeologie. Das Erden und Felsen schaffende Wirken des unsichtbar kleinen selbstständigen Lebens auf der Erde. Leipzig, Voss. Imp.-Folio. 72 Thlr.

Frantz, H., Johannes Huß. Ein Gedicht in neun Abtheilungen. Schwelm, Scherz. 16. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von **T. Hosemann.** 1ster Band. Zwei Hefte. Leipzig, Costenoble. 1855. 8. à Heft 16 Ngr.

Giltisch, M., Kleinigkeiten. Lustspiel in vier Aufzügen. Jena, Hochhausen. 8. 20 Ngr.

Kerner, J., Lyrische Gedichte. 5te verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kohlrusch, C., Schweizerisches Sagenbuch. Nach mündlichen Ueberlieferungen, Chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen Quellen herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, R. Hoffmann. Ler.-8. 10 Ngr.

Lasaulx, E. v., Studien des classischen Alterthums. Akademische Abhandlungen. Mit einem Anhang politischen Inhaltes. Regensburg, Manz. Gr. 4. 4 Thlr. 8 Ngr.

Loyeau d'Amboise, Aus dem Leben eines guten Priesters. Aus der zweiten umgearbeiteten französischen Ausgabe übersetzt von einem katholischen Theologen. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 14 Ngr.

Lucä, F., Die deutschen Kaiser in erzählenden Dichtungen zu den Gemälden des Frankfurter Kaisersaals. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 15 Ngr.

Moy de Sons, E. Freih. v., Grundlinien einer Philosophie des Rechts aus katholischem Standpunkte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Grundlinien einer Philosophie des Privat- und Kirchenrechts aus katholischem Standpunkte. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Müller, K., Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. Eine Sammlung physisch-geographischer Spezialschilderungen in ästhetischer Form und gemüthlicher Darstellung zu Lust und Lehre für Leser aller Stände. Mit 1 Titelkupfer. Stuttgart, J. B. Müller. 1855. 8. 1 Thlr.

Mürdter, J. F., Reformatoren und Märtyrer der evangelischen Kirche in England. Nach ihrem Glauben, Leben und Ende dargestellt. Mit einem Vorwort von Lechler. Heidelberg, K. Winter. 8. 20 Ngr.

Patiß, G., Predigten auf verschiedene Feste. 1ster Band. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck, F. Rauch. 1855. Gr. 8. 27 Ngr.

Pflanz, J. A., Geschichten für's Volk und seine Freunde. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 15 Ngr.

Rau, H., Feuerflocken der Wahrheit. Zwölf Predigten. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Rehlen, C. G., Geschichte der Gewerbe. Mit 45 Abbildungen. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scharling, C. E., Michael de Molinos. Ein Bild aus der Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen übersetzt. Gotha, F. A. Perthes. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneidewin, F. W., Ueber die Trachinierinnen des Sophokles. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Strauß, V. v., Erzählungen. Gesammeltes und Neues. 1ster Band. — A. u. d. T.: Lebensbilder in Erzählungen und Gesprächen. Heidelberg, K. Winter. 8. 1 Thlr.

— — Robert der Teufel. Eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr. 16 Ngr.

Suso's, H., gen. Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von **M. Diepenbrock.** Mit einer Einleitung von **J. Görres.** 3 Auflage. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **F. v. Raumer.** 3te Folge. 6ter Jahrgang. (1855.) Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wackernagel, P., Bibliographie des deutschen Kirchenliedes. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Br. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wauer, H., Zorndorf. Wriezen, Roeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Willrich, G., Rosen und Dornen. Gedichte. 2te Auflage. Hamburg, Heller. Gr. 16. 15 Ngr.

Zitz, Kathinka, Champagnerschaum. Erzählungen und Novellen. Mainz, Faber. Br. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Hansen, Die Danisirung des Herzogthums Schleswig und die Verwüstung von Kirche und Schule. Leipzig, Remmelmann. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Kann Preußen fernerhin neutral bleiben? Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Der russisch-türkische Krieg in den Jahren 1853 und 1854, von der Ueberschreitung des Pruth durch die Russen bis zu ihrem Rückzug über diesen Fluß, in gedrängter Uebersicht vom militärischen Gesichtspunkt beschrieben und beleuchtet von einem süddeutschen Offizier. Mit 8 Beilagen und 2 Uebersichtskarten. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 28 Ngr.

Meißner, C. H., Das verlorene Geheimniß und die verlorene Kirche. Eine Schrift zum Denken und für's Herz. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Akademische Streifzüge in Aphorismen. Leipzig, Bethmann. 1855. 8. 7½ Ngr.

Sunderhoff, M. A., Die wirklich erfolgte Auferstehung Jesu Christi aus dem Tode. Eine kritische Forschung. Nordhausen, Förstemann. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 49. —— 7. December 1854.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Geschichte Oestreichs von 1848—53.

1. Geschichte der Ereignisse in der östreichischen Monarchie während der Jahre 1848 und 1849 in ihren Ursachen und Folgen. Mit vielen Actenstücken und Urkunden jener Epoche, von Hermann Meynert. Wien, Gerold. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Feldzug der k. k. östreichischen Armee unter Anführung des Feldmarschalls Grafen Radetzky in Italien in den Jahren 1848 und 1849, von F. J. A. Schneidawind. Drei Theile. Innsbruck, Witting. 1853. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Der Feldzug der Ungarn gegen die Oestreicher und Russen im Jahre 1848/49. Von Alois Karl Wiesner. Zwei Abtheilungen. Chur, Hitz. 1853—54. Gr. 12. 2 Thlr. 6 Ngr.
4. Historisch-politische Studien und kritische Fragmente aus den Jahren 1848—53. Beiträge zur Geographie und Geschichte von Oestreich. Von einem Tiroler. Wien, Gerold und Sohn. 1854. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Biographie des k. k. Feldzeugmeisters Julius Freiherrn von Haynau, von einem seiner Waffengefährten. Gratz, Hesse. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Felix Fürst zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident etc. Ein biographisches Denkmal. Von Adolf Franz Berger. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Spamer. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

I.

Indem wir vorstehende Schriften in Betrachtung ziehen, tritt uns fast erschreckend der wahrhaft unheimliche Charakter unserer Zeit entgegen, dieser mit athemloser Hast vorwärtsstürmenden, mit unersättlicher Gier die eigenen kaum geborenen Kinder verzehrenden Zeit. Welche Fülle der wichtigsten und zugleich interessantesten Ereignisse brachten die Jahre, deren Geschichte in obigen Büchern enthalten ist! Der tausendste Theil hätte früher hingereicht, die Unterhaltung, Wissenschaft und Literatur eines Menschenalters vollauf zu beschäftigen. Jetzt aber sind diese schweren Ereignisse kaum von uns selbst activ und passiv durchlebt, und schon will, buchstäblich gesagt, Niemand davon etwas wissen. Ein wesentlicher Hauptgrund liegt freilich darin, daß alle Parteien Ursache haben, die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit zu meiden. Vorherrschend wirksam aber ist hierbei eben der Charakter der Zeit, die mit rapider Rastlosigkeit vom Wechsel zum Wechsel fortstürzt, deren Losungswort der bekannte alte Komödiantenspruch ist: „Ein Stück ist abgethan, es fängt schon wieder ein neues an!" Wirklich hatte die Tragödie der letzten Jahre noch nicht völlig ausgespielt, und schon schritt eine neue über die Weltbühne; und in einer höchst charakteristischen Flexibilität war jetzt dasselbe Publicum plötzlich ein anderes. Ohne den Schauplatz verlassen zu haben, hatte es den Geschmack, die Mode, die Sympathie gewechselt. Dies äußert sich ganz besonders auffallend Oestreich gegenüber. Bei der abgespielten Weltaction wurde Oestreich, wenn es erlaubt ist das Gleichniß fortzusetzen, von der tonangebenden Mehrheit des Publicums mit leidenschaftlicher Feindseligkeit ausgezischt und ausgepocht; in dem neuen Stücke aber wollte und will dasselbe Publicum vor allen andern Acteuren zuerst Oestreich in der Hauptrolle beschäftigt sehen. Es ruft den neuen Liebling applaudirend heraus, es trommelt vor Ungeduld, daß er solange nicht erscheint; es gesteht, das Stück könne nicht zu Ende gespielt werden oder müsse Fiasco machen, wenn Oestreich nicht die Hauptpartie übernähme.

Eine solche Stimmung des Publicums könnte als eine sehr günstige erscheinen, um Bücher zu besprechen, welche bis auf eines der Vertheidigung, dem Lobe Oestreichs gewidmet sind. Allein dem ist nicht also. Das Publicum will von den alten Geschichten des vor-Mentschikow'schen Zeitalters nichts wissen; es hat eine ganz neue Mode, eine recht originelle Passion. Wer kümmert sich jetzt um die Kriegsthaten, welche in Italien und Ungarn und bei der Eroberung Wiens voll-

bracht worden sind; der russisch-türkische Kriegsschauplatz ist jetzt das Theatrum mundi, auf welchem Jedermann das Gesammtgastspiel der Machtnotabilitäten bewundern will, in der blutigen Völkertragödie, welche durch die Erlegung des nordischen Eisriesen einen lustigen Ausgang bekommen soll.

Wir gestehen aufrichtig, daß wir selbst in dieser Zeitströmung mitschwimmen, daß wir daher obige Bücher mit dem stillen Seufzer zur Hand genommen: „Occidit miseros crambe repetita magistros." Aber die Literatur, zumal die historische, darf nicht aus abgerissenen Rhapsodien bestehen; sie muß ein Organismus sein und als solcher aufgefaßt werden, wo dann selbst das kleinste Glied als wichtiger Theil des Ganzen erscheint. Auch die Tagesliteratur hat nicht blos dem wechselnden Geschmack des Augenblicks zu dienen, sondern soll die flüchtigen Bilder der Momente fixiren, damit daraus der eigentliche Historienmaler wie aus gesammelten Studien das bleibende Zeitgemälde componiren könne. Diesem bescheidenen Zwecke dienen obige Bücher, und demselben Zwecke dient, natürlich in noch bescheidenerm Maße, unsere Besprechung dieser Bücher.

Für zwei derselben aber rechnen wir auf eine lebhaftere directe Theilnahme des Publicums, nämlich für die Biographien Schwarzenberg's und Haynau's. Das Andenken dieser beiden Männer taucht aus dem neuen Zeitstrom, von mancher frühern Verunglimpfung gereinigt, wieder auf. Oft haben wir den Ruf vernommen: „Wenn Schwarzenberg lebte, würde Oestreich längst energischer handeln"; und der grimmige Haynau wäre jetzt vielen seiner Gegner sehr lieb, um — die Russen zu vernichten, zumal er bekanntlich durchaus kein Russenfreund war.

II.

Wir haben es hier immer noch nicht mit eigentlich historischen Darstellungen der Revolutionsepoche zu thun, sondern nur mit Parteischriften, die, obwol sie ziemlich dickleibig auftreten, der Gesinnung nach nichts sind als einseitig parteiische Pamphlete. Die Verfasser wollen zwar laut eigener Versicherung wie vermittels Anbringung mancherlei historischen Apparats für wirkliche Geschichtschreiber gelten, sie betheuern, daß sie den Parteistandpunkt bereits überwunden hätten und mit leidenschaftsloser Ruhe die Wage der historischen Gerechtigkeit handhaben wollten; aber sie thun dies in der That nicht, sie sind durchaus Apologeten der eigenen und bittere, ungerechte, nicht selten geradezu boshafte Tadler der Gegenpartei. Es kann ihnen nicht zur Entschuldigung dienen, daß eine eigentlich historische Betrachtung unserer Revolutionsepoche annoch unmöglich sei, weil wir den Ereignissen noch zu nahe stünden. Es ist dies in der That nicht der Fall. Eben weil unsere Zeit sich rascher entwickelt, weil das politische Urtheil jetzt geübter ist als je zuvor, ganz besonders aber, weil unsere Revolution nicht das Werk tief angelegter Combinationen, sondern nur allzu sehr das naivste Gegentheil davon war, eben deshalb ist ein ruhiges und klares Urtheil schon jetzt möglich. Eine gänzliche, sozusagen göttliche Parteilosigkeit ist freilich hier wie überall in menschlichen Dingen nicht möglich, aber auch nicht nothwendig, nicht einmal wünschenswerth. Nur Gerechtigkeit ist Pflicht. Und wirklich steht ein ruhig-gerechtes Urtheil im Publicum selbst bereits ziemlich allgemein fest; nur in der Literatur wird der Kampf, welcher im Leben längst ruht, noch fortgeführt. Dieser Federnkrieg erscheint aber nachgerade widerlich, da er jetzt fast durchaus nur noch von Solchen geführt wird, die an dem wirklichen Kampfe gar keinen Antheil genommen. Erst nachträglich lassen sie ihr Licht leuchten, welches sie zur Zeit, als daran großer Mangel war, unter den Scheffel gestellt hatten; grimmig durchwühlen sie das von den Kämpfern verlassene Schlachtfeld, um die gefallenen Gegner, denen sie zur Zeit des Streits klug oder feig aus dem Weg gegangen, gleichsam vom Tode zu erwecken, um sie mit vergifteter Feder noch einmal und abermals umbringen zu können.

Mit Ausnahme eines einzigen gehen alle uns hier vorliegenden Bücher von der siegreichen Partei aus. Mit den Verfassern über die Principien zu streiten, ist in d. Bl. nicht der Platz, ist hier nicht unsers Amts. Wir müssen und wollen uns vielmehr auf den Standpunkt der Verfasser stellen, um beurtheilen zu können, wie weit sie demselben genügt, inwiefern sie ihrer Sache, ihrer Partei genützt oder geschadet.

In dieser Beziehung muß nun das Urtheil dahin lauten, daß die Partei, zu deren Verherrlichung diese Bücher geschrieben sind, alle Ursache zu dem bekannten Ausruf hat: „Gott bewahre uns vor unsern Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden!" Dies gilt hier um so auffallender, da die Feinde wirklich besiegt sind und diese Freunde erst nachträglich kommen, um den Sieg zu verderben. Das thun sie in der That. Sie verunglimpfen nicht die Besiegten, sondern die Sieger und den Sieg. Wir wollen dies mit möglichster Kürze zu beweisen suchen, und zwar nicht durch eine politische, sondern durch eine streng literarische Kritik. Diese muß bei politischen Schriften allerdings auf den politischen Stoff eingehen, aber nur insofern, daß sie prüft, wie die Verfasser ihren politischen Stoff auffassen und wie sie ihn für ihre Zwecke behandeln. Ueber den Stoff selbst soll hier kein Streit sein; wir wollen es unsern Verfassern nicht im geringsten übelnehmen, daß sie Gegner der Revolution sind, nur das, wie sie es sind, werden wir kritisiren.

Daß sie die Revolution als solche verdammen, ist natürlich, daß sie ihr aber unbedingt und ausnahmslos jeden vernünftigen Beweggrund und Zweck absprechen, sie als ein an und für sich gänzlich tolles und verbrecherisches Unternehmen darstellen, das beweist ebenso sehr geistbeschränkte Auffassung wie politische Taktlosigkeit. In ihren ursprünglichen, noch ungetrübten Motiven und Zwecken erfreute sich die Bewegung der Zustimmung wie der edelsten, so der höchsten Persönlichkeiten, sonst wäre sie überhaupt gar nicht möglich gewesen. Sie war in der That der Ausdruck der Ueberzeugung und des

Gefühls des ganzen Volks. Dies ist ein Factum, welches sich aus der Geschichte nicht hinausdeclamiren läßt, und man sollte dies gar nicht versuchen, weil sowol das Volk als die Dynastie Oestreichs Ursache haben, auf jenen ursprünglich reinen und edeln Aufschwung des östreichischen Bewußtseins immerdar mit Stolz zurückzublicken. Daß jene ursprüngliche Idee später getrübt wurde, das haben nicht die eigentlichen Oestreicher, das hat nicht die Dynastie verschuldet. Wenn unsere Autoren dies nicht anerkennen, sondern in ihrem Verdammungsgrimm bis auf die ersten Tage der Bewegung zurückgehen, an welchen Tagen sie doch gewiß auch die allgemeine jubelvolle Begeisterung getheilt haben, so schaden sie dadurch der Sache, der sie zu dienen wähnen. Eine solche Erbitterung auch noch nach errungenem Siege verräth, daß man kein ruhiges, edelstolzes Siegesbewußtsein hat, sie erregt den Verdacht, daß man durch Uebertreibung in den Motiven des Urtheils Das ersetzen wolle, was der Gerechtigkeit desselben abgeht. Nicht die ursprüngliche Idee der Bewegung ist besiegt, sondern nur ihre Uebertreibungen und Ausartungen. Die Idee selbst ist aufrecht geblieben, ist großentheils realisirt oder in der Realisirung begriffen. Kein Unbefangener kann leugnen, daß Das, was infolge der Revolution in Oestreich besteht, weit über Das hinausgeht, was beim Ursprung der Bewegung von der vernünftigen Mehrzahl gewünscht worden ist. Unsere Autoren befinden sich also nicht blos mit der Sache im Widerspruch, sondern auch mit den Personen, denen sie dienen wollen. Diese Personen haben nämlich nicht nur Vieles, was durch die Bewegung ins Leben gerufen worden, aufrechterhalten, sondern auch Anderes, was die Bewegung herbeiführen wollte, nun selbst eigenkräftig in Ausführung gebracht. Sie haben so nachträglich durch die That anerkannt, daß die Bewegung in vielen ihrer wesentlichen Motive und Zwecke vernünftig und praktisch, also berechtigt war. Wahrlich dadurch geben die jetzigen Machthaber ihren unberufenen und zudringlichen Lobrednern ein schlagendes Dementi. Niemand kann verkennen, daß die Revolution großartige, bleibende, für alle Zukunft fruchtbare Vortheile gebracht hat, während ihr vorübergehendes Unheil großentheils schon überwunden ist und sicher bald gänzlich überwunden sein wird. Ist nicht infolge der Revolution ein wahrhaft neues, sachlich und persönlich verjüngtes Oestreich entstanden? Hat Oestreich nicht durch die Revolution Ziele erreicht, an die es sonst wol erst nach Jahrhunderten, vielleicht gar niemals gelangt sein würde? Wer dies mit dem sachgemäßen Rückblick auf den allgemeinen historischen Entwickelungsgang betrachtet, der muß die östreichische Revolution als eine wohlthätige natürliche Krisis erkennen. Stellt man sich aber auf den religiösen Standpunkt, so hat man das Recht, diese Krisis eine Fügung der Vorsehung zu nennen, welche Oestreich mit der durch die Zeit dringend nothwendig gemachten Raschheit für seinen großen Beruf in Stand setzen wollte. Diese Wahrheit wird recht einleuchten, wenn man eben die jetzige Weltlage betrachtet und sich dieser gegenüber das unmittelbar vormärzliche Oestreich denkt.

Liegt also schon in der Sache ein hinreichender Grund zu einem mildern Urtheil, zumal nach beendigtem Kampfe, so ist ein solches Urtheil auch durch persönliche Rücksichten geboten, zumal für Diejenigen, welche durch ihr Urtheil offenbar persönliches Wohlgefallen verdienen wollen. Sind nämlich nicht all die zahlreichen militärischen, politischen und publicistischen Notabilitäten, die jetzt mit Vortheil und Ehre in Oestreich wirken, durch die Revolution wachgerufen und in Wirkungskreise geführt worden, die ihnen sonst wol zeitlebens verschlossen geblieben wären? Unsere Autoren selbst verdanken ja die Freiheit, über Politik und politische Persönlichkeiten selbst so sprechen zu dürfen, wie sie es thun, doch offenbar nur der Revolution. Und die Namen Felix Schwarzenberg, Alexander Bach, Bruck, Haynau, Kempen u. a. wären in der Geschichte nie genannt worden, wenn nicht die Revolution sie aus der Taufe gehoben hätte; selbst der Ruhm eines Radetzky wäre auf die Geschichte der östreichischen Fortifications- und Exercirkunde beschränkt geblieben. Ja Kaiser Franz Joseph selbst hätte seine Thatkraft, welche jetzt die Welt bewundert, noch viele Jahre lang in sich verschließen müssen, und sie hätte sich dabei vielleicht zum Theil in sich selbst verzehrt, wenn ihm nicht die Revolution das Scepter in die jugendkräftige Hand gegeben hätte. Dies sind doch Thatsachen, die sich nicht wegleugnen lassen. Folglich wird man wol aussprechen dürfen, daß alle Diejenigen, welche das neue Oestreich schaffen und lenken, ebenso gut Kinder der Revolution sind wie Diejenigen, welche diese blutige Mutter ihrer schauerlichen Gewohnheit gemäß selbst verzehrt hat. Beschimpft also nicht die Mutter, wenn ihr doch einen Theil ihrer Kinder, nämlich die glücklichen, verehrt!

Aber auch gegen die unglücklichen Kinder der Revolution sollte dieselbe Betrachtung milder stimmen, wennschon das Unglück an und für sich gerade hier seinen sonst allgemein versöhnenden Einfluß nicht äußern könnte. Unsere Autoren sprechen über alle Revolutionsmänner ohne Ausnahme das wegwerfendste, verächtlichste Verdammungsurtheil. Wer sich an der Revolution irgendwie betheiligt, der war nach dem Urtheil dieser Herren entweder ein Dummkopf oder ein Schuft, oder gar Beides zugleich. Solche Beschimpfung in Bausch und Bogen schadet weit weniger Denen, die dadurch getroffen werden sollen, als vielmehr Denjenigen, zu deren Verherrlichung man sie in Anwendung bringen zu müssen den Wahn hegt. Ueberhaupt soll man einem Gegner, mit dem man sich einmal zum offenen Kampf genöthigt sah, nicht beschimpfen. Man mag ihn bekämpfen, besiegen, vernichten, aber nicht beschimpfen. Es ist zumal sonst nicht die Gewohnheit der Sieger, die Gegner so tief als möglich zu erniedrigen. Offenbar vergrößert man die Sieger nicht, wenn man die Besiegten verkleinert. Hatte die Revolution wirklich nur durchaus nichtige und erbärmliche Kräfte, nun so gehörte auch keine

besondere Größe dazu, sie zu besiegen, so hat man wahrlich keine Ursache, sich dieses Siegs zu rühmen.

Nach dieser allgemeinen kritischen Betrachtung gehen wir zur Besprechung der einzelnen Werke über.

III.

Eins dieser Bücher schließen wir durch eine ganz kurze Abfertigung gleich von vornherein von weiterer Betrachtnahme aus, nämlich die unter Nr. 4 angeführten „Historisch-politischen Studien" eines Tirolers. Wir machen uns in der That fast einen Vorwurf daraus, daß wir dieses Buch hier überhaupt auch nur genannt haben; ganz untröstlich aber wären wir, wenn sich dadurch irgend einer unserer Leser, der nicht selbst ein specifischer Tiroler ist, verleiten ließe, dieses Buch zu kaufen. Es enthält nämlich nichts als eine Sammlung von ganz veralteten und überdies fast durchaus völlig unbedeutenden, flüchtigen und kurzen Zeitungsartikeln. Daß solche Artikel in Zeitungen aufgenommen werden, die täglich ein bestimmtes Stück Papier volldrucken müssen, in denen über die Tagesereignisse wenigstens geplaudert werden muß, weil hochgeehrtes Zeitungspublicum sich daran gewöhnt hat, Kaffee und Bier nicht ganz ohne literarische Würze zu genießen, das ist begreiflich; solche Artikel aber als Buch herauszugeben ist ein offenbarer Frevel an der Würde der Presse. Unser Tiroler erzählt selbst, wie er zum politischen Schriftsteller geworden. Im Jahre 1848 protestirten die Istrianer gegen die Aufnahme ihres Vaterlandes in den Deutschen Bund. Da wurde der Tiroler von seinen „Kameraden" aufgefodert, eine Widerlegung dieses Protestes erscheinen zu lassen. Er wollte es nicht thun, „aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, deren publicistischen Boden er bis dahin nie betreten hatte". Als man ihm aber den Vorwurf machte, „es fehle ihm an Herzhaftigkeit, ging er hin und schrieb über Nacht" die Widerlegung des istrianischen Protestes. Der Artikel wurde von dem damals noch in Triest erscheinenden „Lloyd" aufgenommen und von einigen Blättern nachgedruckt. Durch diesen „Erfolg dieses abgedrungenen Versuchs gewann der Verfasser die Ueberzeugung, daß in einer Zeit der Zuchtlosigkeit der Presse die Pflicht gebiete, sich eben dieses Werkzeugs für seine und seiner Genossen Ueberzeugung zu bedienen". Nun schrieb er bis zum Jahre 1853 fleißig Zeitungsartikel, die aber immer unbedeutender und flüchtiger wurden, bis sie sich zuletzt in völlig gehaltlose Bücheranzeigen verliefen. Ihr Autor aber, der aus Scheu vor der Oeffentlichkeit gezögert hatte, seinen ersten und besten Aufsatz zu schreiben, hatte sich nun zu einem solchen Selbstbewußtsein hinaufgeschrieben, daß er seine Artikel und Artikelchen in einem Buche verewigen zu dürfen glaubte, welches er mit classischen Mottos und sogar mit einem Sach- und Namenregister versah, um dem Leser das Studium dieser „Studien" zu erleichtern. Zur völligen Kennzeichnung dieses Tirolers führen wir aus seinem Artikel „Die Scheu der Tiroler vor der Reichsversammlung" folgende Stelle an:

Zeit lassen! ist ein Gruß, der thalauf, thalab dem Wandersmann geboten wird und mit zwei Worten die Bedächtigkeit unsers Charakters ausspricht. Wenn ihr Andern in der Ebene zur Sommerszeit schwimmt und im Winter Schlittschuh laufet, so brauchen wir auf unsern Hochgebirgen um Weihnachten Schneereife und um Johanni Steigeisen. Kurz, Eines schickt sich nicht für Alle, und weitab von halsbrecherischen Freiheitsexperimenten wünschen wir zwar aufrichtig Reform, aber keine Revolution; wir wollen keine tabula rasa — wo blieben dann unsere theuern Alpen —, sondern den Aufbau des Bessern auf der Grundlage jener Gesetze, die unser Volk zu Dem gemacht haben, was es ist und auf was es stolz zu sein ein Recht hat. Damit meinen wir aber nicht jene Menge von neuern Verordnungen, deren ungeachtet unsere Lebenskraft frisch geblieben ist, sondern jene alten Gesetze, die vorzugsweise Kaiser Max uns gegeben hat.

A. K. Wiesner's „Der Feldzug der Ungarn gegen die Oestreicher" ist ein gut geschriebenes Buch, welches die Kriegsereignisse mit Lebhaftigkeit und mit militärischer Sachkenntniß, anscheinend auch mit Benutzung genauer Quellen erzählt. Dennoch ist es nicht geeignet, ein höheres Interesse zu erwecken. Daß dies nicht die Schuld des Buchs an und für sich ist, beweist die Erfahrung, daß es der ganzen ungarischen Revolutionsgeschichte überhaupt so ergeht. Es liegt also offenbar an dem Gegenstand und nicht an der Behandlung desselben. Der Kampf in Ungarn war gewiß großartiger, schwieriger, verhängnißvoller als der italienische, und doch wird er von diesem an geschichtlichem Interesse weit überboten. Es sind viele Ursachen dieser für die Ungarn gewiß sehr schmerzlichen Erscheinung erkennbar. Sie liegen in den örtlichen, persönlichen, nationalen und historischen Verhältnissen. Die gebildete Welt interessirt sich aus begreiflichen Gründen weit mehr für Italien als für Ungarn; ja, obwol es fast trivial klingen mag, muß man doch sagen, daß schon die magyarischen Ortsnamen ein Hinderniß einer lebhaftern Theilnahme für die dortigen Ereignisse sind. Diese dem Ausländer so gänzlich fremd und häufig wahrhaft barbarisch klingenden Namen, die infolge der Magyaromanie erst recht absichtlich völlig unleserlich geschrieben wurden, machen es in der That schwer, sich auf dem ungarischen Schauplatz heimisch zu machen. Was die Persönlichkeiten betrifft, so kann keiner der in Ungarn agirenden kaiserlichen Feldherren mit Radetzky verglichen werden, und selbst Karl Albert, fast ein Stoff für die Tragödie, wußte dadurch, wie er sich im Unglück benahm, ein dauernderes Interesse zu erwecken als Bem, Görgei und selbst Kossuth. Der national-historische Unterschied zwischen Ungarn und Italien ist an sich einleuchtend. Hier hat man es mit einem großen Culturvolk zu thun, das sich große Verdienste um die Entwickelung der Menschheit erworben hat, dessen Beruf, in der Weltgeschichte auch ferner wieder eine Rolle zu spielen, Niemand bezweifeln darf; die Magyaren dagegen sind ein kleiner, isolirter, vorwiegend asiatischer Volksstamm, dessen geschichtliches Verdienst sich auf den Ruf kriegerischer Tapferkeit beschränkt, dessen Anlagen und Verhältnisse der Art sind, daß man das forcirte Streben, eine große

selbständige Nation darzustellen, jedenfalls mehr bedauern als bewundern muß. Das ist eben das tragische Verhängniß der Magyaren, welches von ihren eigenen Denkern erkannt wird. Dieses Volk hat sich in eitler Selbstüberschätzung eine Aufgabe gestellt, für welche ihm so sehr die Anlagen und Mittel fehlen, daß ein völlig entgegengesetzter Ausgang des Strebens mehr als wahrscheinlich ist. Und dabei dürfen die Magyaren nicht auf den zehnten Theil der Theilnahme rechnen, deren die Polen sich erfreuten. Aber selbst der Polenenthusiasmus ist jetzt fast gänzlich erloschen. Die Geschichte geht eben mit gewaltigem Riesenschritt ihren großen Zielen zu, ungerührt dadurch, daß unter diesem schweren Zeittritt wie Millionen von Individuen, so auch ganze Völker als solche zermalmt werden.

Wiesner's Buch schadet sich aber selbst dadurch, daß es ganz und gar im Geiste des extremsten, unduldsamsten Magyarismus geschrieben ist. Für diesen aber haben selbst in seiner Glanzperiode außerhalb Ungarn doch verhältnißmäßig nur Wenige wirkliche Sympathien gefühlt. Gegenwärtig aber wird er ziemlich allgemein, und zwar von den einsichtigen Magyaren selbst verdammt und mit Recht als die Hauptursache des Unglücks Ungarns beklagt. Wiesner aber verkennt dies gänzlich. Er findet die Quelle alles Uebels nur in der „jesuitischen Hofpolitik", und bezüchtigt die Slowaken, Kroaten, Serben, Walachen und Sachsen, daß sie sich lediglich als servile Werkzeuge des Despotismus gegen die Magyaren erhoben. Diese Völker waren aber doch gewiß weit mehr durch gewaltthätige Magyarisirung bedroht als die Magyaren durch Germanisirung. Wenn sich also diese gezwungen glaubten, gegen Oestreich die Waffen zu ergreifen, so waren jene Völker gewiß und wahrhaft in der Lage, sich zur Vertheidigung ihrer mit Vernichtung bedrohten Nationalität zu erheben. Dieser Kampf brach auch nicht erst 1848 aus. Seit langen Jahren kämpften die siebenbürger Sachsen parlamentarisch gegen den Terrorismus der Magyaren, und die Erbitterung der Kroaten über die Zumuthung, sich binnen vorgeschriebener Frist in Magyaren umwandeln zu sollen, war schon vor 1848 so heftig, daß sie zwei mal zu blutigen Conflicten führte. Unser Verfasser weiß dies, ja er erzählt es selbst, bleibt aber dennoch bei seinem parteiischen Urtheil, daß die Magyaren Recht, alle andern Völker Ungarns aber Unrecht gehabt hätten. Diese Magyaromanie Wiesner's macht einen um so widerlichern Eindruck, da er, wenn überhaupt ein Ungar, so doch offenbar ein Deutsch-Ungar ist. Wir rechnen daher auf die Zustimmung unserer Leser, wenn wir weder von den Raisonnements noch von den thatsächlichen Mittheilungen dieses Autors Proben liefern. Nur einen charakteristischen Umstand wollen wir anführen. Wiesner hebt das Factum hervor, daß Kossuth im Juli 1848 als Finanzminister von dem Reichstag 42 Millionen Gulden und 200,000 Rekruten verlangte, um die Freiheit und Selbständigkeit Ungarns gegen Jedermann zu vertheidigen, aber auch, um dem König Ferdinand in Italien Hülfe zu leisten. Wiesner preist nun ganz ernsthaft diese Loyalität Kossuth's. Allein es ist ein Factum, daß dieser damals Komödie gespielt. Zu welchen Zwecken er Geld und Truppen brauchte, ist bekannt genug. Er wollte Beides anscheinend auf loyalem Wege erlangen. Daher motivirte er sein Begehren wirklich mit der Verpflichtung zur Unterstützung des Königs gegen die Italiener. Gegen dieses Motiv erhob die Linke des Reichstags die heftigste Opposition. Kossuth, der eigentliche Führer der Opposition, freute sich natürlich; aber Kossuth der Minister machte nun sein Begehren zur Cabinetsfrage. Hierauf wurde es bewilligt!

Der bekannte sehr fleißige Professor Dr. F. J. A. Schneidawind gibt in zwei großen und stoffreichen Bänden eine Detailgeschichte des Feldzugs der Oestreicher unter Radetzky. Sie ist natürlich durchaus eine Verherrlichung der östreichischen Armee. Und wahrlich hier braucht es keiner Lobrednerei, und hier verstummt der Tadel selbst der erbittertsten Feinde. Facta loquuntur! Die italienische Armee Oestreichs hat in der schwierigsten Lage, die es geben kann, eine so glänzende Haltung bewiesen, daß sie in der gesammten Kriegsgeschichte gewiß unübertroffen dasteht. Dieses Heer war eine lange Zeit hindurch vom Vaterlande fast gänzlich abgeschnitten und preisgegeben, ja es mußte in beständiger Furcht sein, stündlich die Kunde zu bekommen, daß dieses Vaterland in Trümmer gegangen. Es befand sich inmitten einer revolutionirten Bevölkerung, deren Haß schon in friedlichen Zeiten schwer genug zu ertragen war. Dazu brach eine feindliche Armee ein, strömten aus allen Theilen Italiens bewaffnete Scharen herbei, die der Heilige Vater selbst für den Kampf gegen Oestreich geweiht, ja mit dem Zeichen des Kreuzes geheiligt hatte. Neben diesen Gegnern waren noch der Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf, die Ungunst der Witterung, die Schwierigkeiten des Terrains sehr gefährliche Feinde. Und nebst diesem Allem hatte die östreichische Armee noch den schweren moralischen Kampf gegen die Abneigung fast der ganzen damaligen öffentlichen Meinung zu bestehen. Ueberdies war sie gleich anfangs unglücklich. Sie mußte Mailand aufgeben und zugleich vernehmen, daß Venedig durch die Schwachherzigkeit eines Mannes verlorengegangen, der in der That nicht würdig war, ein Mitglied dieses Heeres zu sein. Aber trotz dieser eine zeitlang wahrhaft verzweiflungsvollen Lage verloren diese östreichischen Krieger das muthige und fröhliche Selbstvertrauen nicht. Während ringsum Alles wankte und fiel, blieben sie felsenfest, und durch diesen festen Willen errangen sie früher den Sieg als alle Andern, die für gleiche Zwecke kämpften. Daß Radetzky die Seele des Ganzen war, ist von Freund und Feind anerkannt. Er ist in der That ein großartiger und zugleich höchst interessanter Charakter. Er hat wieder einmal recht deutlich gezeigt, was in schwerer Zeit der rechte Mann werth ist. Aber die schönste Größe Radetzky's besteht darin, daß er sich die Hochachtung, ja fast die Zuneigung desselben Volks

zu gewinnen und zu behaupten wußte, welches er eine lange Reihe von Jahren hindurch im Zaum halten, dessen hochfliegende Hoffnungen er mit bewaffneter Faust niederschlagen mußte. Daß dem Lauf der Natur gemäß die Tage dieses Mannes gezählt sind, muß Oestreich von vornherein mit Trauer erfüllen. Es muß seiner Interessen und seiner Ehre wegen seine verhängnißvolle Position in Italien behaupten; aber es wird schwer sein, für diesen schwierigen Posten einen wirklichen Nachfolger Radetzky's zu finden.

Schneidawind gibt uns eine sehr umständliche, im Ganzen gut geschriebene Erzählung aller jener Kriegsthaten, unter denen sehr viele sind, die man ohne Misbrauch des Worts classisch nennen könnte. Das Werk kann als belehrend-unterhaltendes Lesebuch empfohlen werden. Wir würden es viel wärmer empfehlen, wenn es nicht eine gar so einseitige Parteischrift wäre. Gerade hier war dies durchaus nicht nothwendig. Wer diesen Feldzug beschreibt, der kann ganz unparteiisch zuwerke gehen, und je mehr er es thut, desto reiner wird der Ruhm des östreichischen Heeres hervortreten. Es war durchaus unnöthig, für dasselbe ausschließlich in Licht zu malen; im Gegentheil, bei einem Gemälde, welches ohnehin so überreich an glänzenden Lichtpunkten ist, würde einiger Schatten wohlthätig wirken und den Lichteffect steigern. Daß aber auch hier Schattenseiten vorgekommen sind, das liegt ja in der Natur der Dinge, in den ewigen natürlichen Gesetzen. Dagegen stellt Schneidawind die Gegner Oestreichs allzu sehr und oft geradezu böswillig und höhnisch in Schatten. Dies muß hier um so schärfer getadelt werden, als sich darüber am meisten Diejenigen zu beklagen haben, denen der bairische Herr Professor dadurch schmeicheln wollte.

Neue Thatsachen und Enthüllungen kann man von dem in der aschaffenburger Zurückgezogenheit lebenden gelehrten Sammler natürlich nicht erwarten. Er hat aus den vielen erschienenen Quellenwerken sein Werk mit der ihm eigenen Gewandtheit zusammengestellt. Die wichtigsten dieser Quellenwerke sind aber sehr allgemein bekannt, und namentlich sind die „Erinnerungen eines östreichischen Veteranen" bereits in der siebenten Auflage verbreitet und wurden von allen Blättern (auch in Nr. 21 d. Bl. f. 1853) ausführlich und auszüglich besprochen. Gerade diese Quelle aber benutzt Schneidawind in einer Weise, die fast unter den Begriff von Nachdruck fällt. Er schreibt den Hrn. von Schönhals nicht nur im Texte fast auf jeder Seite ab, sondern citirt ihn auch unzählige mal in einer, oft in zwei und drei langen Anmerkungen wörtlich. Aus einem solchen Sammelwerke Auszüge zu geben, hieße dem Leser zumuthen, vielleicht längst Bekanntes wieder zu lesen. Das ganze Werk aber kann selbst von Denen, welchen die „Erinnerungen" bekannt sind, mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden; denn Schönhals schrieb Memoiren und ist daher in wichtigen Partien nur rhapsodisch, Schneidawind aber gibt eine pragmatisch und chronologisch vollständige Geschichte. Nur eine Anekdote, die uns selbst noch neu vorkam, wollen wir zum Vergnügen der Leser, die sich mit uns in gleicher Lage befinden mögen, hier aufnehmen. Sie betrifft den Schnurrbart Radetzky's.

Schon öfters hatten die Generale den Feldmarschall gefragt, warum er sich nicht den Schnurrbart wachsen lasse? und er geantwortet: „Na, laßt's mich aus mit euern Geschichten, ich hab' nach dem Reglement schon lang keinen Bart mehr getragen und werde jetzt nicht wieder anfangen." „Aber", entgegnete ihm einst Feldmarschallieutenant Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte, und nur der Erste derselben, Eure Excellenz, nicht." Dieses Capitel kam, ehe man Trumello verließ, während des Frühstücks wieder zur Sprache, und man drang von allen Seiten in den Feldmarschall, sich den Bart wachsen zu lassen, namentlich Graf Pachta mit lustigen Redensarten und Bitten. Endlich rief Radetzky lachend: „Jetzt paßt's mir auf, ich will euch was versprechen; wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen." Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit vollendet. Bald erschallte das Zeichen zum Aufbruch und Alles ritt gegen Mortara.

Der Feldmarschall löste sein Wort. Wenige Tage nach der Schlacht von Novara keimte, von Allen mit Jubel begrüßt, aus der Oberlippe des lieben alten Herrn ein grauer Schnurrbart hervor. Dem Feldmarschall selbst war er anfangs, wie er bemerkte, recht unbequem, aber wenn er auch darüber klagte, setzte er doch immer hinzu: „Da ich's euch versprochen, muß ich's halten, und ich werde ihn zum Andenken an Novara bis an mein Ende tragen."

In einem 730 Seiten starken Großoctavband gibt Hermann Meynert eine Geschichte der östreichischen Revolution in ihren Ursachen und Folgen. In der Einleitung sagt er eigen lobrednerisch Folgendes:

Der Verfasser hat jene parteilose Stellung eingenommen, welche man von dem Geschichtschreiber einer solchen Zeiterscheinung fodern muß; er glaubt sich auch objectiv und subjectiv mit den nöthigen historischen Mitteln ausgerüstet, welche diese schwierige Aufgabe verlangt. Die versöhnende Würde der Geschichte — und Versöhnung ist ja, was wir vor allem brauchen — läßt keine individuelle Gunst oder Ungunst zu, und man erwarte daher keine Denunciationen gegen Persönlichkeiten, selbst wo ihre Thaten sich als verdammenswerth herausstellen. Die Vernunft hat in dem heißen Kampfe obgesiegt, und sie kann sich ihres Siegs freuen, ohne des schmeichlerischen Zurufs der Geschichte zu bedürfen; die Unterlegenen aber wollen wir, gleichviel ob sie noch das physische Dasein genießen oder nicht, als im Streit Gefallene ansehen, und mit den Todten — Frieden!

Wie entspricht nun diesen schönen Worten die That? Meynert's Buch ist durchaus nichts als die gehässigste Parteischrift. Es stellt selbst die Märzerhebung Wiens, die doch erwiesenermaßen von hohen und höchsten Personen nicht nur gebilligt, sondern sogar mit hervorgerufen worden ist, lediglich als ein Werk der gegen alle menschliche und göttliche Ordnung verschworenen Umsturzpartei dar; es überschüttet die Unterlegenen mit dem giftigsten Schimpf und Hohn und drängt sich den Siegern mit einer von ihnen selbst gewiß verabscheuten Speichelleckerei an den Leib, streut ihnen nicht etwa blos den verdienten Weihrauch, sondern schmeißt ihnen, um mit Lessing zu reden, das Weihrauchfaß an den Kopf; es wimmelt von den boshaftesten Denunciationen, es gönnt selbst den

Todten die Ruhe nicht, sondern wühlt die Gräber auf, um die Leichen zu schänden.

Meynert ist kein geborener Oestreicher, und wir müssen dies mit Nachdruck hervorheben. Nicht als ob wir nicht wollten, daß ein Nichtöstreicher über Oestreich schreiben oder dort zu irgend einer, sei es die höchste, Thätigkeit gelange. Allein dieser Schriftsteller lebt seit vielen Jahren in Oestreich, er geberdet sich wie ein begeisterter östreichischer Patriot, sein Buch ist in Wien erschienen und wird für ein östreichisches Werk gehalten. Oestreich aber müßte sich dieses Werks schämen, es enthält Stellen, die kein Oestreicher, der nicht aller Bildung und jedes Ehrgefühls entbehrte, schreiben würde. Wir könnten dieses harte Urtheil durch hundert Stellen beweisen; wir wollen nur zwei anführen. Indem Meynert auch das deutsche Nationalgefühl als revolutionäre „Nationalitätsagitation" denuncirt, indem er sich über die Begeisterung der Oestreicher für den „innigen Anschluß an Deutschland" lustig macht, welchen doch jetzt die Regierung selbst anstrebt und in wesentlichen Beziehungen wirklich schon durchgeführt hat, kommt er auch auf Schleswig-Holstein zu sprechen. Er sieht auch in dieser gewiß streng conservativen und rein historisch-legitimen Erhebung nur einen Hebel der revolutionären Agitation. Wer sich daran betheiligte, war ein Dummkopf oder ein verkappter Rother. So urtheilt dieser deutsche Doctor über eine Nationalangelegenheit, für die sich das ganze deutsche Volk erhoben, welche der Deutsche Bundestag in die Hand genommen, welche ein östreichischer Erzherzog als Reichsverweser sanctionirt, für welche Preußens Heer ins Feld gezogen, für die sogar deutsche Fürsten persönlich gekämpft haben. Meynert sagt dabei wörtlich Folgendes:

In kurzer Zeit gelang es wirklich, den deutschen Michel ganz und gar zu schleswig-holsteinern. Zwar kostete es ihm einige Mühe, bis er den Gegenstand seiner Zärtlichkeit und seiner Sorgen auf der Landkarte ausfindig machte, aber Schleswig-Holstein war ihm nun einmal als lieb und theuer eingeredet worden, und daher schloß er es in sein politisches Morgen- und Abendgebet ein und sang herzhaft sein „Schleswig-Holstein meerumschlungen" mit, das Land mochte übrigens liegen, wo es wollte.

Wahrlich, wer über Schleswig-Holstein selbst jetzt noch so urtheilt, der beweist völlige politische Blindheit und spricht gewiß auch nicht mehr im Sinne Derer, denen er schmeicheln will. Heutzutage verkennt wol kein Sehender mehr, daß in Schleswig-Holstein nicht die Revolution, sondern das historische Recht zu Boden getreten, daß dort das Interesse und die Ehre Deutschlands tief verletzt und nur den Nebenbuhlern und Feinden Deutschlands genützt worden ist. Wer aber in dieser Frage nicht nur politisch blind ist, sondern es zugleich wagt, das deutsche Gefühl so zu verhöhnen und die deutsche Bildung so zu beschimpfen, wie Meynert es thut, der ist wahrlich nicht würdig ein Deutscher zu sein. Die zweite Stelle, die wir zur Begründung unsers Urtheils anführen wollen, ist folgende:

S. 115 beklagt es Meynert, daß die wiener Polizei keine bemerkbaren Schritte gethan, um die Manifestationen des 13. März, deren Bevorstehen ihr nicht unbekannt war, zu hintertreiben. Er erklärt diese Unthätigkeit der Polizei hauptsächlich dadurch, daß man „immer nur die Wiener vor Augen hatte, von deren Anhänglichkeit an das Kaiserhaus man ebenso gut überzeugt war wie von ihrer politischen Indifferenz"; daß man aber „die fremden und ausländischen Elemente" nicht in Anschlag brachte, daß man „die kindliche Unerfahrenheit der Wiener in politischen Dingen" vergessen, die, „jeder Erfahrung entbehrend", schon durch den Reiz der Neuheit der Verführung ungleich zugänglicher waren als eine politisch geschulte Bevölkerung; daß man endlich „auch die größern Volksmassen immer nur aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen gutmüthig-sinnlichen östreichischen Volkscharakters" beurtheilt habe. Dabei wird erzählt, „eine Dame der höhern Gesellschaft" habe noch 13. März den Scherz gemacht, daß man „mittels einiger Fässer Bier und einiger Metzen geselchter Würste die Volkshaufen auseinanderbringen könne". Und nun macht der Herr Doctor folgende cynische Bemerkung:

Aber wo es sich um den schon erwähnten Reiz der Neuheit handelt, bekommt der gefräßige Pierrot der Volkssinnlichkeit auch bisweilen zu ganz andern Dingen Appetit als zu Bier und Würsten.

So urtheilt Meynert über die wiener Märztage, so verhöhnt und beschimpft er die Wiener, unter denen er, gastfreundlich aufgenommen, seit Jahren lebt, denen er sich als Mitbürger aufdringen will! Da er nun schon über Schleswig-Holstein und über die Märztage so urtheilt, so kann man sich leicht vorstellen, in welchem Sinn und Ton er erst die andern Angelegenheiten und die weitern Ereignisse bespricht. Um den Verfasser zu charakterisiren, heben wir noch hervor, daß er auch ein sehr grimmiger Judenfresser ist. Nie unterläßt er es, mit Bitterkeit und Hohn zu bemerken, daß dieser oder jener Revolutionsmann ein Jude gewesen, ja er macht sogar einige zu Juden, die mindestens ebenso gut getaufte Christen sind als der Herr Doctor selbst. Dieser Judenhaß reißt ihn hin, noch jetzt den allgemein geachteten, noch fungirenden israelitischen Prediger Mannheimer wegen einer Rede zu denunciren, die derselbe im März 1848 beim Dankfest für die verliehene Constitution im Gotteshause gehalten!

Mußten und müssen wir aber über dieses Werk, was die Gesinnung und Tendenz betrifft, ein völlig wegwerfendes Urtheil sprechen, so können und wollen wir es dennoch allen Lesern, die ihre eigene feste Ueberzeugung haben und in dieser Beziehung keine Aufklärung und Belehrung suchen, als eine fleißige, umsichtige, interessant zusammengestellte Darstellung der Thatsachen empfehlen, die auch in künstlerischer Beziehung so geschrieben ist, wie man es von einem Manne erwarten konnte, der das östreichische Publicum viele Jahre hindurch in der Bäuerle'schen „Theaterzeitung" durch interessante Novellen und geistreiche Theaterkritiken unterhalten hat.

Schon der äußere Anblick der Biographien Haynau's und Schwarzenberg's zeigt, was an diesen beiden Werken zuerst zu tadeln ist. Ueber Haynau erhalten wir ein groß und weit gedrucktes Bändchen von nur 132 Seiten, über Schwarzenberg dagegen zwei große vollgepfropfte Theile von 503 Seiten. Haynau's Biograph („einer seiner Waffengefährten", wie man vermuthet, von Schönhals) befleißigte sich allzu sehr classischer Kürze; das Bild seines Helden, der gewiß ein sehr kräftiger und origineller Charakter war, kann in diesen flüchtigen Umrissen für den Leser keine feste Gestalt gewinnen; Schwarzenberg's Biograph aber (offenbar ein literarischer und politischer Debütant) überschwemmt uns förmlich mit einer wahrhaft fraubasenartigen Weitschweifigkeit, er überladet sein Gemälde mit so vielem unnützen und unnöthigen Beiwerk, daß man wirklich Mühe hat, aus dem Bilde das Bild herauszufinden.

Gewiß wird jeder Leser so wie wir nur mit Bedauern nähere Details und charakteristische Züge aus der Hauptepoche der stürmischen Wirksamkeit Haynau's vermissen. Sein Biograph gibt davon so gut wie gar nichts. Alles, was er Interessantes und Pikantes über den jedenfalls ungewöhnlichen Charakter mittheilt, beschränkt sich auf zwei Punkte. Erstlich wurde durch diese Schrift zuerst allgemein bekannt, daß Haynau kurfürstlicher Abstammung war, daß er sonach in die Reihe jener fürstlichen Bastarde gehörte, die so oft in der Geschichte gerade eine so gewaltige Rolle gespielt wie eben Haynau. Dann machen wir in dieser Biographie die gewiß merkwürdige Erfahrung, daß Haynau, dieser strenge und harte Bekämpfer der Revolution, selbst ein so durch und durch oppositioneller, eigensinniger und eigenmächtiger Charakter war, der gern befehlen, aber nur sehr widerstrebend gehorchen wollte, daß er mit allen seinen Vorgesetzten in Collision gerieth. Auf dem Gipfel seines Lebens stieß er bekanntlich selbst mit dem Gipfel der Regierung zusammen und stürzte dadurch plötzlich von seiner Höhe herab. Selbst gegen Radetzky hatte Haynau Opposition gemacht. Darüber folgende charakteristische Stelle:

Im Jahre 1835 ward Haynau endlich (er diente schon 34 Jahre!) zum Generalmajor befördert und erhielt die Bestimmung nach Mailand. Anfangs ging es mit Haynau ganz gut. Allein ohne Opposition konnte er nun einmal nicht leben. So bekämpfte er mit Halsstarrigkeit die taktischen Verbesserungen, an denen damals der Feldmarschall Graf Radetzky mit dem ihm eigenen Feuer arbeitete, behauptend, daß diese Verbesserungen überflüssig seien, da er mit dem alten Reglement jede gefoderte Aufgabe lösen könne. Haynau war ein guter Exercirmeister und verstand das Reglement vollkommen. Unterdessen wartete der Feldmarschall eine günstigere Gelegenheit ab. Bei einem Brigadeexerciren gab er Haynau einige Aufgaben, das Wie der Ausführung ihm überlassend. Es versteht sich von selbst, daß Haynau das alte Reglement anwendete. Unterdessen verwickelte er sich dergestalt, daß er sich überwunden bekennen mußte, worüber der Feldmarschall eine, wie man zu sagen pflegt, kindische Freude hatte. Bei einer andern Gelegenheit setzte er sich mit seinem Corpscommandanten, General der Cavalerie Graf Walmoden, in eine neue lebhafte Opposition, sodaß der Feldmarschall, um dem Dienste Genugthuung zu leisten, sich genöthigt sah, ihn nach Udine zu versetzen. Hier verlebte er, wie er selbst sagte, einige Jahre vergnügt, weil er sein eigener Herr war, ein Geständniß, daß er keinen Höhern über sich dulden konnte.

Auch von Gratz, wohin Haynau 1844 als Feldmarschallieutenant und Divisionär kam, mußte er wegen einer „Dienstescollision" nach Temesvar versetzt werden. Der Biograph sagt hierüber:

Es lag ein Wink des Fatums darin, daß es gerade Temesvar war, wohin ihn jetzt seine Bestimmung rief, die Stadt, vor deren Wällen er die letzten Reste der Empörung in entscheidender Schlacht vernichtete.

Allein nach dem Willen seiner Obern sollte Haynau in dem Revolutionskrieg gar keine Thätigkeit finden. Der Feldzeugmeister Nugent zog bei Görz eine Armee zusammen, um Radetzky zu verstärken. Das siebenundfunfzigste Infanterieregiment, dessen Oberst-Inhaber Haynau seit 1845 war, befand sich bei diesem Corps; er selbst aber erhielt gar keine Verwendung. Das konnte der nach Thätigkeit und Ruhm lechzende Mann nicht ertragen.

Konnte er nicht in seiner Charge Verwendung finden, so glaubte er sich berechtigt, an der Spitze seines Regiments sein Leben für seinen Kaiser und die Monarchie einsetzen zu dürfen. Er verließ Gratz (wo er sich auf Urlaub befand, um vom ungarischen Fieber zu genesen) und stellte sich an die Spitze seines Regiments. Haynau hatte bei diesem Entschlusse seine Charge als Feldmarschallieutenant gänzlich aus dem Spiel gelassen; er trat nur als Oberst auf. Allein es begreift sich recht wohl, daß ein Oberst mit dem Geiste und Charakter Haynau's für alle Generale, unter denen das Regiment stand, eine genirende Persönlichkeit war. Vielleicht fühlte man auch einen kleinen Vorwurf darin, daß man für einen Mann wie Haynau keine andere Verwendung fand. Sei dem, wie ihm wolle, das Kriegsministerium — denn damals hatten wir schon ein Kriegsministerium — rief ihn mit so drohender Sprache zurück, daß er zu folgen genöthigt war. Mit dem tiefsten Schmerz im Herzen verließ er sein Regiment, damals fest entschlossen, seine Versetzung in den Ruhestand zu fodern.

Radetzky vereitelte die Ausführung dieses Entschlusses, indem er Haynau die entsprechende Thätigkeit verschaffte. Er verlangte ihn nämlich dringend zum Commandanten von Verona, und das Ministerium erfüllte den Wunsch des Feldmarschalls sogleich. In Verona beginnt nun die hervortretende Wirksamkeit Haynau's, nach der er sich so viele Jahre hindurch so heiß gesehnt.

Erwägt man Alles, was der Biograph über den oppositionellen Charakter Haynau's ausdrücklich sagt, und dazu Das, was er zwischen den Zeilen lesen läßt, so drängt sich der Gedanke auf, daß dieser k. k. Feldzeugmeister ganz danach organisirt war, um unter veränderten Umständen und Verhältnissen ein ebenso gefährlicher Revolutionsführer zu werden, wie er ein gewaltiger Bekämpfer der Revolution gewesen. Jedenfalls waren übermäßige Eigenliebe, ungezügelter Ehrgeiz, ein kaum zu bezwingender, selbst die militärischen Schranken durchbrechender Hang nach Freiheit und Eigenmacht und eine fast krankhafte Sucht nach Auszeichnung und Ruhm die Haupttriebfedern seines Benehmens; aus solchen Stoffen aber sind eben die gefährlichsten Revolutionsmänner gemacht. Dieser kaiserliche Heerführer hatte wahrlich ganz das Zeug dazu, gelegentlich die selbstherrliche Rolle

eines Wallenstein zu spielen (die Möglichkeit eines Verraths ausgenommen); wie er denn wirklich zu Pesth bereits einige Proben einer solchen Rolle gegeben, was eben seine plötzliche Pensionirung zur Folge hatte.

Ueber das Verhältniß Haynau's zu den Russen gibt der Biograph folgende Andeutung, bei der man sehr viel zwischen den Zeilen lesen kann:

Zwischen Haynau und dem russischen Hauptquartier scheint kein vollkommener Einklang geherrscht zu haben. Wir wollen Haynau keineswegs vertheidigen, daß er in einer Angelegenheit von der Wichtigkeit der vorliegenden seinen ihm angeborenen Oppositionsgeist nicht zu mäßigen wußte. Wir gestehen (aber) unverhohlen, daß wir uns hier auf seine Seite stellen.

Der Biograph vertheidigt Haynau mit warmen Worten gegen den Vorwurf der Härte und Grausamkeit. Wir können ihm hierin nicht ganz beistimmen, obwol wir nicht in Abrede stellen, daß der Haß der Gegner Haynau's Vieles übertreibt. Was in Brescia inmitten der Leidenschaft und Gefahr eines Revolutionskampfs geschehen, möge dahingestellt bleiben. Aber als Sieger in Ungarn hätte Haynau zu seiner und zur Ehre Oestreichs sich anders benehmen können und sollen. Sein Vertheidiger sagt freilich wiederholt, Haynau werde für Vieles verantwortlich gemacht, was er nicht zu verantworten hätte, da er „nicht das Gesetz gewesen sei, wenn er auch oft sein Arm sein mußte". Aber dem ist doch nicht ganz also. Haynau hatte in der That das volle Begnadigungsrecht, und er machte davon auch in sehr ausgedehntem Maße Gebrauch, wo es ihm eben beliebte. Die Inconsequenz seines Verfahrens ist widerlich auffallend. Der Besatzung von Komorn bewilligte er die noble Capitulation, und die Generale des Görgei'schen Corps ließ er nicht einmal den Soldatentod durch Pulver und Blei sterben, sondern sie sämmtlich an den Galgen hängen! Bald darauf aber, als er mit dem Ministerium schon in Collision war, gewährte er wieder die umfassendsten Begnadigungen. Und wie sehr er freie Hand hatte, ist dadurch bewiesen, daß diese Gnadenacte durchaus aufrecht blieben, obwol Haynau selbst in Ungnade fiel. Wir tadeln Haynau gewiß am treffendsten, wenn wir sagen, er hätte das Beispiel Radetzky's nachahmen sollen. Wie hochherzig benahm sich dieser als Sieger zu Mailand und besonders zu Venedig! Und weder das Gesetz noch der Hof hinderten ihn in dieser edeln Milde. Wie wußte Radetzky selbst nach den offenbar meuchlerischen Attentaten im Februar 1853 sowol den eigenen wie den Grimm der blutig gereizten Truppen zu beherrschen! Und welche schöne beherzigenswerthe Lehre hängte er seinem Bericht über den nach dem Siege von Novara dem Feind gewährten Waffenstillstand an! Damals schrieb Radetzky nach Wien:

Wenn ich meinen Gegner nicht zum äußersten drängte, so geschah es, weil ich wußte, daß Gott die Mäßigung mehr als den Uebermuth des Siegers schützt.

Ein in der Literatur und in der Politik gänzlich unbekannter Mann, Adolf Franz Berger, unternahm es, durch weiß Gott was für Motive geleitet, dem berühmten Ministerpräsidenten Fürsten Felix Schwarzenberg ein „biographisches Denkmal" zu setzen. Wir bedauern den Fürsten aufrichtig, daß er keinen würdigern, wenigstens annäherungsweise ebenbürtigen und geistesverwandten Biographen gefunden. Berger ist freilich so bescheiden, sein Werk nur als eine Vorarbeit für künftige Biographen hinzustellen; allein da unsere Zeit bekanntlich eine sehr leicht vergeßliche, mit ihren Lieblingen sehr schnell wechselnde ist, und da sie diesen ihren Charakter schon jetzt auch an dem Fürsten Schwarzenberg beweist, so ist sehr zu fürchten, daß diese erste des Gegenstandes gänzlich unwürdige und in vielen Stücke geradezu lächerliche Biographie die einzige bleiben werde. Wenn wir das Buch lächerlich nennen, so rechtfertigen wir dies durch die bestimmte Versicherung, daß der Fürst, der ein sehr humoristischer und satirischer Charakter war, gewiß selbst oft laut auflachen würde, wenn er diese seine Lebensbeschreibung lesen könnte.

Berger fühlte, wie er selbst eingesteht, die Unzulänglichkeit seiner Kräfte für eine solche Aufgabe. Aber er wollte das Werk einmal schreiben und schrieb es also. Die Lesewelt aber und auch der verewigte Fürst hätten gewiß für den guten Willen sehr gedankt, wenn sie mit dem schlechten Werk verschont geblieben wären. Um den Mangel an Talent und Kenntniß zu ersetzen, that Berger Das, was Dilettanten gewöhnlich thun, er suchte nämlich sein Werk mit schönrednerischem Schwulst und Bombast aufzuputzen und es mit allerlei flüchtig zusammengelesenen, gar nicht oder schlecht verstandenen Excerpten auszufüllen. Er that dies mit einer so überschwänglichen Vielschreiberei, daß es dem Leser, wie bereits erwähnt, eine mühselige Anstrengung kostet, aus diesem belletristisch-historisch-politisch-geographisch-statistisch-genealogischen Gallimathias Das herauszufinden, was er sucht, nämlich das Charakterbild des Fürsten Felix Schwarzenberg.

Berger beginnt seine Biographie Eines Schwarzenberg mit einer Geschichte des ganzen Fürstenhauses Schwarzenberg, die so ausführlich gehalten ist, daß sie 150 Seiten einnimmt! Offenbar wollte der Verfasser die Gelegenheit benutzen, um dem fürstlichen Hause, zu dem er in nahen, wahrscheinlich dienstlichen Verhältnissen steht, um allen im Lauf von 800 Jahren verstorbenen und noch lebenden männlichen und weiblichen Gliedern dieses Hauses seine Huldigung zu Füßen zu legen. Ein so weites Ausholen ist aber gewiß eine Beleidigung des Lesers und zugleich des Fürstenhauses wie des Fürsten Felix. Von diesem will der Leser hören, und nun soll er sich zuerst von der ganzen Ahnenreihe desselben erzählen lassen, in welcher sich bei aller Ehrenhaftigkeit doch sehr viele ganz unbedeutende Persönlichkeiten befinden, und Berger beginnt seine Geschichte obendrein gar mit einer Abhandlung über Namen und Begriff des Adels überhaupt und des Fürstenstandes insbesondere! Das Haus Schwarzenberg aber brauchte wahrlich nicht so behandelt zu werden, als ob es sich der günstigen Gelegenheit des Berühmtwerdens eines seiner Glieder zu erfreuen

hätte, um dabei selbst in die Geschichte eingeführt zu werden. Dieses Haus hat seinen wohlverdienten Ehrenplatz in der Geschichte längst eingenommen, und es war durchaus überflüssig, die Biographie eines Schwarzenberg mit einer langweiligen Erklärung Dessen einzuleiten, wer die Schwarzenberg seien. Fürst Felix aber war seinem ganzen Charakter nach ganz der Mann, der sich weit mehr freute, sich selbst einen Namen gemacht als einen solchen geerbt zu haben.

Das Leben des Ministerpräsidenten erhob sich bis zum Jahre 1848 öffentlich durchaus nicht über das Niveau des standesgemäßen Gewöhnlichen und seine hervortretende Wirksamkeit, wie großartig erfolgreich sie auch war, dauerte doch kaum vier Jahre und bot, da sie vorwiegend diplomatischer Natur war, natürlich nicht soviel thatsächlichen Stoff, um damit zwei starke Bände füllen zu können. Berger scheint aber des Glaubens gewesen zu sein, daß über einen bedeutenden Mann durchaus ein dickes Buch geschrieben werden müsse. Deshalb griff er nicht blos 800 Jahre über die Geburt seines Helden zurück, sondern geht auch im Leben desselben vom Mutterleibe an auf die kleinsten Einzelheiten ein. Einestheils hätte die Biographie dadurch interessant werden können, denn von bedeutenden Menschen vernimmt man gern recht specielle Charakterzüge. Dazu ist aber nothwendig, daß der Biograph freimüthig Licht und Schatten vertheilt, wie dies überhaupt Jeder thun muß, der nicht ein Pasquillant oder Lobhudler sein will. Berger aber war dies bei seiner unverkennbaren Schmeichlergesinnung nicht möglich. Er unterdrückt gerade das Interessante, Charakteristische, ja er will es nicht einmal zugeben, daß der Fürst, wie doch allgemein bekannt, ein skeptischer und sarkastischer Mann war. Berger glaubt von der Geburt seines Helden an Alles in dessen Leben schön und groß finden zu müssen, weil er in seinem öffentlichen Leben vier große und schöne Jahre gehabt. Er stellt den Fürsten geradezu als einen irrthums- und fehlerlosen Heiligen dar, eine Darstellung, über welche die Bekannten des Fürsten lächeln müssen und die diesen selbst gewiß sehr belustigen, aber auch anwidern würde. Berger entblödet sich nicht, eine Vorbedeutung der politischen Größe Schwarzenberg's darin zu finden, daß er im Jahre 1800 geboren worden. „Das 19. Jahrhundert sollte seinen Lauf nicht beginnen, ohne gleich im ersten Jahresstadium" — eben den Fürsten Felix Schwarzenberg geboren zu haben! Ebenso ist es eine Vorbedeutung gewesen, daß der Neugeborene auf den in der Familie bis dahin noch nicht gebräuchlich gewesenen Namen „Felix" getauft worden! In den Schriftzügen eines noch vorhandenen Pensums des zehnjährigen Prinzen erkennt Berger bereits die Charakterfestigkeit des künftigen Ministerpräsidenten und ergeht sich darüber auf einer ganzen Seite mit einer die Reliquie fast anbetenden Schwärmerei. Er geht so weit, die Lieblingsunterhaltung des Jünglings Schwarzenberg, nämlich das Angeln in der forellenreichen Moldau, eine „praktische Vorschule der Politik" zu nennen! „Auch der Staatsmann und Diplomat ist ein Angler, der oft lange sitzen und harren muß, ehe der Köder wirkt und der Fisch am Hamen hängt." Doch fühlt Berger selbst sogleich das Unpassende dieses Gleichnisses, da ja das Angeln bekanntlich ziemlich allgemein für eine Beschäftigung des gedankenlosen Müßiggangs gehalten wird. Deshalb setzt er schnell hinzu, daß der junge Fürst stets ein Buch bei sich gehabt. Da ist aber Berger offenbar wieder sehr unglücklich. Denn wer angelt und dabei liest, der wird gewiß Beides schlecht, weil zerstreut thun, es wird ihm mancher Fisch und mancher Gedanke entwischen. Daß Knaben gern Fische fangen, ist etwas ganz Natürliches, und Schreiber dieser Kritik erinnert sich aus seiner Jugendzeit selbst mit Vergnügen gar manchen Fisches, den er aus derselben Moldau gezogen; aber wer wird das Angeln eine Vorschule der Politik nennen, weil zufällig ein bedeutender Politiker gern geangelt hat? Wäre dies stichhaltig, dann müßte man schließen, daß Berger nie geangelt habe. Aus diesen Proben kann man schließen, wie unser Biograph seinen Gegenstand überhaupt behandelt. Er treibt buchstäblich Abgötterei mit dem Fürsten, und es ist dies umsomehr zu tadeln, da Berger, der den Fürsten offenbar persönlich näher kannte, wissen muß, daß diesem nichts ekelhafter war als kriechende Schmeichelei.

Nach kaum vollendetem achtzehnten Lebensjahre trat Fürst Felix 1818 als Cadet in das Kürassierregiment seines Schwagers, des Fürsten Alfred Windischgrätz. Im Jahre 1824 war er Rittmeister, hatte sich aber bereits, jedoch mit Vorbehalt seiner militärischen Carrière, dem Fürsten Metternich für den diplomatischen Dienst zur Verfügung gestellt. In demselben Jahre ging er als Gesandtschaftsattaché nach Petersburg. Hier war er Augenzeuge der Militärrevolution, welche Kaiser Nikolaus bei seiner Thronbesteigung überwältigen mußte. Dabei ist die interessante Angabe zu bemerken, daß eines der Häupter der Verschwörung, nämlich der Gardeoberst Fürst Sergius Trubezkoi, in der Wohnung Schwarzenberg's versteckt gewesen und daselbst verhaftet worden sein soll. Berger gibt sich Mühe, dies in Abrede zu stellen. Jedenfalls aber war es völlig überflüssig, erst beweisen zu wollen, daß Fürst Schwarzenberg kein Mitwisser der Verschwörung gewesen. Ein Jahr nach diesem Ereigniß verließ der Fürst Petersburg, jedoch mit einem russischen Orden ausgezeichnet. Ueber diesen Aufenthalt in Rußland macht unser Biograph die naiv-unpolitische Bemerkung:

> Uebrigens mögen seinen (des Fürsten) scharf beobachtenden Blick und lebhaften Geist nicht nur Petersburgs Eigenthümlichkeiten, sondern Rußland überhaupt als Staat und politische Macht beschäftigt haben, und diese Studien und Beobachtungen mußten, aus so unmittelbaren Anschauungen gewonnen, seiner staatsmännischen Praxis in der Folge vielfach zustatten kommen.

Hierauf sehen wir den Fürsten Schwarzenberg in Rio de Janeiro, in Lissabon, in London (als Gesandtschaftscavalier), in Paris, in Berlin (als Legationsrath), in Turin und Parma (als außerordentlichen Gesandten), endlich in Neapel. Ueberall hat Schwarzenberg seinen Posten gewiß genügend ausgefüllt; nirgends aber ist er auf-

fallend oder gar historisch hervorgetreten. Wenn wir dies bemerken, so liegt darin gewiß keine Verkleinerung des Fürsten. Er hatte keine Gelegenheit zu außerordentlicher Thätigkeit. Daß er für ungewöhnliche und schwierige Verhältnisse der Mann war, hat er bewiesen. Aber es fehlten ihm lange die günstigen Verhältnisse, und hätte er sie nicht endlich doch noch erlebt, so wäre sein Leben in der Geschichte so spurlos vorübergegangen wie das von Hunderten seines Amts und Standes. Da nun der Biograph in diesem ganzen Zeitraum von 1826—48 von einer hervortretenden Thätigkeit seines Helden nichts zu erzählen weiß, so regalirt er den Leser durch eine Geschichte all der Länder, in welchen sich der Fürst aufgehalten. In welchem Sinne er dies thut, mag man daraus schließen, daß er sogar als Vertheidiger Dom Miguel's auftritt. Berger rechtfertigt sich über diese Aufwärmung historischer Reminiscenzen dadurch, daß Schwarzenberg an jenen Ereignissen die politischen Studien gemacht, die sein späteres Verhalten bestimmt. Das ist nun an und für sich gewiß wahr; aber der Schluß, den Berger daraus zieht, wird durch seine eigenen Angaben widerlegt. Er will nämlich glauben machen, Schwarzenberg hätte ein Gegner freisinniger Staatsentwickelung sein müssen, weil er in Petersburg und in Paris die Revolution, in Lissabon die Agitation gegen den legitimen Miguel, in London den ärgerlichen Kampf zwischen Whigs und Tories gesehen. Er berichtet aber selbst, daß Schwarzenberg von allen seinen diplomatischen Weltfahrten eben nur englische Eindrücke mit nach Hause gebracht. Der Fürst hatte nicht nur die englischen Sitten eine zeitlang bis zu wirklicher Anglomanie nachgeahmt, sondern er hatte auch das englische politische Leben liebgewonnen. Er war geneigt, auch dieses nachzuahmen, wie er durch zwei merkwürdige Thatsachen bewiesen hat, die wir gleich anführen werden.

Zum ersten mal trat Schwarzenberg bedeutsam in die Oeffentlichkeit, als 25. März 1848 der Pöbel von Neapel das Wappen Oestreichs beschimpfte. Der Fürst foderte energisch Genugthuung, und als er sie nicht erhielt, verließ er Neapel. Er eilte nach Wien und kam hier also so recht in den Freiheitsjubel hinein. Hier ist nun der Ort, wo wir dem Biographen für die Mittheilung eines bisher gänzlich unbekannten sehr interessanten Factums aufrichtig danken müssen. Freilich schlägt Berger durch diese Mittheilung einige mühsam geschriebene Bogen seines Werks todt, denn das Factum beweist, daß Fürst Schwarzenberg die neue östreichische Freiheit keineswegs misbilligte, sondern im Gegentheil entschlossen war, von derselben nach englischem Muster selbst Gebrauch zu machen. Der alte gemüthliche Castelli, der damals sehr eifrig für die Freiheit arbeitete, hatte nämlich in der „Wiener Zeitung“ die Verbrüderung des Adels mit dem Bürgerstande verlangt durch einen Artikel, in welchem folgende Stellen vorkamen:

Der größte Theil der Adeligen zieht sich zurück. Doch nicht etwa aus Furcht? Niemand kann dafür, daß es eben Adelige waren, welche durch unzweckmäßige Leitung und ein irriges System das Land in Finsterniß und Schmach gefangen hielten. Es hat fast den Anschein, als ob dem Adel die Veränderung unliebsam wäre. Das sollte nicht sein. Der aristokratische Stolz muß jetzt weichen, der Mensch fängt nicht erst vom Baron an. Darum sollten die Adeligen es nicht unter ihrer Würde halten, sich unter das Volk zu mengen und die hohen Coterien gegen die große Coterie der Menschheit zu vertauschen u. s. w.

Diese Herausfoderung bewog den Fürsten Schwarzenberg, in derselben Zeitung unterm 9. April 1848 mit der Unterschrift „Ein Adeliger“ folgende Entgegnung drucken zu lassen:

Unser wackerer Landsmann, Hr. Castelli, wünscht die Vereinigung aller Stände, welche, wie er selbst anführt, von Seiten vieler Adeligen als nothwendig erkannt und auch thatsächlich verwirklicht wird; dagegen beklagt Herr Castelli, daß der größte Theil der Adeligen sich zurückziehe und an der fortschreitenden Bewegung keinen Antheil zu nehmen scheine. Im Einverständniß mit vielen meiner Standesgenossen fühle ich das Bedürfniß, Folgendes darauf zu erwidern. Der Adel hat die großen Veränderungen, die in Oestreich stattfinden mußten, lange vorausgesehen, er hat sie vorzubereiten gesucht, die wohlbekannten und zahlreichen Anträge der adeligen Landstände aller Provinzen der Monarchie auf bessere Volkserziehung, auf Vertretung des Bürgerstandes, auf eine bessere Gerichtsordnung, auf Ablösung der Grundlasten sind ebenso viel unwiderlegliche Beweise, daß der Adel mit den Principien, welche die neuerliche Bewegung zur Geltung bringt, nicht nur völlig einverstanden ist, sondern ihrer Entwickelung auch früher schon und im Bewußtsein der namhaften Opfer, die er dem Bedürfniß der Zeit bringen würde, entgegengekommen war. Nun ist der Augenblick gekommen, wo der Adel seine Mitwirkung an dem wahren Fortschritt zu bethätigen hat. Er wird diese Pflicht echter Vaterlandsliebe zu erfüllen wissen. Nicht in der Hauptstadt allein, sondern vorzüglich auf seinem Grund und Boden, inmitten der Bevölkerung, deren Leitung und Ausbildung durch die bisherigen Institutionen seit vielen Jahren ihm, ob zwar unter strenger Bevormundung, aufgebürdet war, dort liegt es dem Adel ob, für das Vaterland nach Möglichkeit zu wirken, dort hat er Opfer zu bringen und ist auch freudig bereit, Alles zu thun, was Oestreich einig, groß und mächtig machen kann. Die bei dieser Veranlassung gestellte Frage: ob nicht Furcht den Adel für den Augenblick vom Publicum absondere, glauben wir dem tapfern und gerechten Oestreichervolke gegenüber gar nicht erwidern zu sollen. Aus dem Umstande, daß außer den Landständen noch kein hoher Adeliger seine Meinung über die herrlichen Ereignisse der Befreiung in öffentlichen Blättern kundgegeben, scheint Herr Castelli folgern zu wollen, daß uns diese Umänderung unliebsam wäre. Wir können den geehrten Verfasser über diesen Punkt vollkommen beruhigen. Wenn der Adel noch nicht geschrieben hat, so steht seine patriotische Gesinnung deshalb nicht weniger fest; man wird denselben an seinem Handeln erkennen.

Schwarzenberg bewies dieses Wort durch die That; er eilte von Wien auf das Schlachtfeld von Italien, um sich den im Friedensdienst erworbenen hohen militärischen Rang nachträglich dem Feind gegenüber zu verdienen. Daß er dies mit glänzender Bravour vollbracht, ist bekannt. Nebstbei wurde er von Radetzky bei jedem Anlaß als „Felddiplomat“ verwendet, so namentlich zu der entscheidend wichtigen Sendung nach Innsbruck, um den Kaiser Ferdinand davon abzubringen, mit Sardinien vor der Wiedereroberung Mailands zu unterhandeln. Von Innsbruck begab sich der Fürst nach Krumau, um von der bei Goito erhaltenen Wunde zu genesen, und hier

bewies er zum zweiten mal recht auffallend den Eindruck, den das englische Leben auf ihn gemacht. Kaum wurden nämlich damals die Wahlen für den östreichischen constituirenden Reichstag ausgeschrieben, so erklärte Fürst Felix, daß er als Wahlcandidat für Krumau auftreten werde. Man muß sich die Situation vorstellen, um diesen Entschluß recht zu würdigen. Der zunächst erbberechtigte Bruder des Herzogs von Krumau trat vor die bisherigen Unterthanen seines Hauses, der Fürst und Feldmarschallieutenant vor die Kleinbürger und Bauern, um sich um die Ehre zu bewerben, ihr Vertreter zu sein. Kein Unbefangener wird leugnen, daß dies ein verhältnißmäßig sehr freisinniger Entschluß war. Der mit der Wahlangelegenheit betraute Oberbeamte von Krumau wollte den Fürsten von diesem Entschluß abbringen, indem er ihm offenherzig sagte: „Eure Durchlaucht werden sich vor der Menge nur compromittiren." Darauf entgegnete der Fürst:

An das Compromittiren vor der Menge müssen wir uns jetzt in dem constitutionellen Staate gewöhnen. Denken Sie nur an manche ausgezeichnete und hochgestellte Männer in England; wie werden sie oft von Schuften compromittirt, und doch ermüden sie nicht für das allgemeine Beste zu wirken. Ich bin morgen auf dieses Compromittiren gefaßt und mein Entschluß bleibt unverändert.

Am Morgen des 8. Juli 1848 sah man die hohe Gestalt des erlauchten Candidaten in grauen Civilkleidern, den linken Arm in schwarzseidener Binde, die Tribune in der sogenannten alten Burggrafenamtskanzlei des krumauer Schlosses besteigen, um folgende Rede an die Wähler zu halten:

Ich gebe mir die Ehre, mich um die Stelle eines Deputirten für den krumauer Wahlbezirk zu bewerben, um Ihre Rechte und Angelegenheiten bei dem hohen Reichstag nach meinem besten Wissen und Gewissen zu vertreten. Ich war sowol als Soldat wie auch als Gesandter in mehren constitutionellen Staaten, habe auch demnach die Formen, die Rechte, die Bedürfnisse und Gebräuche eines mehr oder weniger constitutionell geregelten Staats kennengelernt und dürfte daher der Stelle eines Reichstagsdeputirten gewachsen sein. Ich weiß, Ihr heißester Wunsch, Ihr größtes Verlangen ist, von dem Unterthansverbande und den daraus entspringenden Lasten, insbesondere von der Robot- und Zehntpflicht gänzlich enthoben und befreit zu werden. Auch ich bin dafür, daß diese Unterthanslasten aufhören, jedoch gegen eine billige Ablösung, weil es sonst ein Unrecht wäre, diese Lasten ganz ohne Entschädigung aufzuheben, indem diese Bezugsrechte der Obrigkeiten immer auch mit vielen Lasten verbunden sind und diese wechselseitigen Giebigkeiten und Schuldigkeiten theils auf Verträgen beruhen, theils mittels Kauf und gegen gewisse Verbindlichkeiten auf die Obrigkeiten übergegangen sind. Ich weiß, Sie sind auch für die Freiheit. Auch ich bin für dieselbe, jedoch für eine wahre, gesetzliche und moralische Freiheit, weil die gesetzliche Ordnung und die Bewahrung einer moralischen Freiheit die Grundpfeiler einer Constitution sind, ohne welche dieselbe nie recht gedeihen kann. Eine andere Freiheit als diese kenne ich nicht.

Nachdem er sich noch über die hohe Wichtigkeit des Amts eines Deputirten und über die Pflicht desselben, nicht nur die Rechte der Bauern, sondern auch der Geistlichen, Beamten, Lehrer, Bürger, Künstler und Handwerker zu vertreten, ausgesprochen und in Betreff seiner persönlichen Eigenschaft auf die Liebe der Soldaten, die unter ihm gedient und von denen viele Kinder der Herrschaft Krumau und daher, da er selbst in Krumau geboren, seine lieben Landsleute wären, hingewiesen, endete er mit den Worten:

Schließlich gelobe ich Ihnen feierlichst, daß ich bei diesem ersten constituirenden Reichstage Alles aufbieten werde, um mich Ihres vollen Vertrauens würdig zu machen. Sollte ich aber diesmal nicht so glücklich sein, gewählt zu werden, so behalte ich es mir vor, mich ein anderes mal wieder um diese Ehre zu bewerben.

Der Fürst erhielt nur 13 Stimmen und ein ganz unbedeutender Bauer wurde gewählt. Das war freilich ebenso bezeichnend, wie daß der Fürst als Candidat aufgetreten.

Nach dieser Niederlage auf dem Wahlplatz eilte der Fürst auf die Wahlstatt des italienischen Kampfes und nahm an den dortigen Siegen namhaft gemachten Antheil. Nach der Wiedereinnahme Mailands ging er auf Urlaub nach Wien, sah den 6. October und war von da an ein entschiedener Bekämpfer der Revolution. Er war es, der am 1. November 1848 den Reichstag zu Wien schließen ließ; aber am 27. desselben Monats betrat er als Ministerpräsident die Tribune desselben Reichstags zu Kremsier und verkündete sein berühmtes Programm. Seine weitere, auch für Deutschland tief einflußreiche Wirksamkeit ist bekannt. Auf dem Gipfel seiner Sieghaftigkeit ereilte ihn am 5. April 1852 ein plötzlicher Tod. Uns dünkt, daß man ihm vorzüglich in dieser Beziehung nachrufen könne: Felix Schwarzenberg!

45.

Charles Dickens und der Materialismus.

Harte Zeiten. Aus dem Englischen von Julius Seybt. — A. u. d. T.: Gesammelte Werke von Boz (Dickens). Einundzwanzigster Band. Leipzig, Lorck. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

In seinem neuesten, von J. Seybt mit der ihm eigenen Sicherheit und Gewandtheit übertragenen Romane hat es sich Dickens zur Aufgabe gemacht, in einer Reihe von Conflicten die materialistische Richtung der Zeit zu bekämpfen und namentlich die Gefahren der modernen Erziehungsmethode, welche nur auf mechanische Aneignung von Thatsachen losarbeitet und dem Gemüth und der Phantasie gar keinen Spielraum läßt, an ihren Früchten aufzudecken. Diesen Zweck kann man im Allgemeinen nur gutheißen. Es wäre sehr schlimm, wenn die ideale Seite der menschlichen Natur in der Literatur keine Anwälte mehr fände, wenn namentlich in England, wo dieser Materialismus am breitesten sich entwickelt hat und durch einen Anstrich von Größe sogar über die ihm inwohnenden Schäden und Gefahren täuschen könnte, die Dickens und Carlyle ganz von der Stätte ihres Wirkens verschwänden. Unsere geistigen Errungenschaften, schon jetzt einigermaßen in Frage gestellt, würden dann aufs ernstlichste bedroht sein. Was Dickens speciell betrifft, so dürfen wir nicht erst versichern, daß uns aus seinen Romanen, auch aus diesem neuesten, ein ganz anderer Geist entgegenweht als aus den socialistischen Romanen der französischen Autoren verwandter und doch wieder nicht verwandter Richtung. Aus den Schriften von Dickens haucht uns ein milder, versöhnender Geist echten Menschthums und wahrer Menschenliebe an; aus den Schriften Sue's und anderer Franzosen qualmen uns heiße Dämpfe und Dünste entgegen, die uns betäuben oder in einen rauschähnlichen exaltirten Zustand

versetzen. Aber diese „Harten Zeiten" haben auch ihre Mängel. Vor allem weiß uns Dickens für seine gefährdeten oder in der Gefahr umkommenden Opfer modern-realistischer und materialistischer Erziehungsweise nicht so zu gewinnen, wie es ihm wol sonst in ähnlichen Fällen gelungen ist; sie erscheinen uns gar zu unbedeutend, und es läßt uns fast gleichgültig, was aus ihnen wird. Auch würde Dickens seinem Zweck entsprechender producirt haben, wenn es ihm gefallen hätte, im Gegensatz zu jenen Opfern an einem oder mehren Individuen die segensreichen Folgen einer natürlichern und gesundern Erziehungsmethode zu zeigen, wodurch das düstere Gemälde zugleich mehr versöhnendes Licht erhalten haben würde. Auszusetzen ist ferner an der Erzählung wie an fast allen Dickens'schen Romanen die allzu große Breite in den Gesprächspartien und manche bei Dickens bereits stehend gewordene manierirte Angewohnheit. Doch treten alle diese Mängel zurück gegen die Energie der Zeichnung, gegen die mächtige Auffassung der Leidenschaften und Seelenzustände, gegen die malerische Schilderung der Localitäten, wie uns denn kaum ein anderer Romanschriftsteller bekannt ist, welcher das architektonische und landschaftliche Colorit, selbst mit Benutzung der Licht- und Luftzustände, so mit den geschilderten Situationen und psychischen Zuständen in wirksame Harmonie zu setzen weiß als Boz-Dickens. Ungemein reich ist auch dieser Roman an tiefen Blicken in den düstern Abgrund menschlicher Verhältnisse, an gesunden Lebensmaximen und treffenden Bemerkungen nach allen Richtungen hin. Die satirische Bloßstellung menschlicher Irrthümer kann oft gar nicht eindringlicher sein, und namentlich kommen unsere modernen Nationalökonomen oft sehr übel weg. Mr. M'Choakumchild unterrichtet z. B. die kleine Sissy über den Nationalwohlstand — ein Wort, welches sie beharrlich mit „Naturalwohlstand" verwechselt — und er sagt zu ihr: „Diese Schule ist eine Nation. Und unter dieser Nation gibt es 50 Millionen Geld. Ist diese Nation nicht glücklich? Mädchen Nr. 20 (die Schulkinder sind nämlich alle numerirt), ist das nicht eine glückliche Nation und bist du nicht wohlhabend?" Die arme Sissy antwortete sehr vernünftig: „Ich glaube, ich kann nicht wissen, ob die Nation glücklich ist oder nicht, wenn ich nicht weiß, wer das Geld hat und ob etwas davon mir gehört." Worauf Mr. M'Choakumchild fortfuhr: „Sieh', dieses Schulzimmer ist eine große Stadt mit einer Million Einwohner und von diesen sterben nur 25 im Laufe eines Jahres auf der Straße Hungers. Was sagst du dazu?" Und Sissy anwortete: „Ich glaube, es wäre für die Verhungernden ebenso hart, wenn die Andern auch eine Million oder millionen mal eine Million wären." Unverdrossen fuhr Mr. M'Choakumchild fort: „Ich finde, daß in einer gegebenen Zeit hunderttausend Personen längere Seereisen machen und daß von diesen nur 500 ertranken oder verbrannten. Wie viel Procent macht das aus?" Sissy antwortete: „Sie machen sich gar nichts daraus — ihre Freunde und Verwandten machen sich gar nichts daraus, wie viel Procent es sind."

Während Dickens nun so dem industriellen und nationalökonomischen Materialismus unserer Zeit empfindliche Streiche versetzt, huldigt er doch seinerseits selbst einer andern Art Materialismus, der ebenfalls sein Bedenkliches hat. Wir finden diesen materialistischen Zug bei ihm nicht nur in den häufig etwas rohen Zügen seiner Schilderungsweise überhaupt, sondern vorzüglich in den Personalschilderungen, in denen er die Grenze der Schönheitslinie und des Schönheitsgefühls nur zu häufig überschreitet. Diese sowol moralisch als ästhetisch verderblich wirkenden steckbriefartigen Personalbeschreibungen sind leider eine böse Angewohnheit der englischen Romanautoren; sie hat sich aber auch nach Frankreich und Deutschland verbreitet, ja wenig gewissenhafte Schriftsteller wie Heine und Gleichgesinnte bringen sie ungescheut auch auf lebende Personen zur Anwendung, wobei nicht selten eine Privatmalice niedrigster Art mitspielt. Bei den Engländern hängt diese Angewohnheit auch wol mit ihrer Neigung zu carikirten Darstellungen zusammen. Wir für unser Theil vermögen in diesen keineswegs einen besondern Vorzug unserer Zeit zu erkennen, noch ihr zu dieser Liebhaberei Glück zu wünschen. Diese Caricaturen tragen den Stempel desjenigen Volks, dem, bei allen übrigen großen und anstaunenswürdigen Eigenschaften, doch ein Minimum von eigentlichem Kunst- und Schönheitssinn angeboren ist. Wenigstens sollte im Gebrauch von Caricaturen niemals eine gewisse Grenze überschritten werden; aber sie wird keineswegs respectirt, das Spottbild vielmehr nur zu häufig zur widerwärtigsten Fratze verzerrt. Wenn sich Jemand an den Anblick solcher häßlichen Zerrbilder von Jugend auf gewöhnt hat, so muß sich in ihm nothwendig eine gemeine Anschauung des Lebens und seiner Erscheinungen festsetzen, alles Schönheitsgefühl nebst dem moralischen Takt in solchen Dingen muß in ihm ausgerottet werden, und keine ästhetische Lectüre, kein Anschauen von edeln und reinen Kunstwerken wird jemals im Stande sein, diesen Zug zum Häßlichen ganz in ihm zu vertilgen. Ueber diesen Widerspruch zwischen unsern Prätensionen auf Sinn für Eleganz und Schönheit und zwischen dieser Liebhaberei für Boshaftes und Urhäßliches könnte man ganze Spalten füllen, ein ganzes Buch schreiben. Hier nur wenige Proben aus dem neuesten Romane von Dickens. Er schildert einen reichen Emporkömmling, wie folgt: „Ein großer, lauter Mann mit einem weit offenen Auge und einem metallischen Lachen. Ein Mann aus einem groben Stoffe gefertigt, der auseinander gezerrt worden zu sein schien, um ein großes Stück aus ihm zu machen. Ein Mann mit einem großen dicken Kopf und eben solcher Stirn, geschwollenen Adern an den Schläfen und so straff über das Gesicht gespannter Haut, daß sie seine Augen offen zu halten und seine Augenbrauen in die Höhe zu ziehen scheint. Ein Mann, der ganz und gar aussah wie ein aufgeblasener Ballon u. s. w." In der Beschreibung eines Seiltänzers kommt folgender Zug vor: „Er roch nach Oel, Stroh, Orangenschale, Pferdefutter und Sägespänen." Eine Dame, Mrs. Sparsit, schildert Dickens als einen „schlanken Rumpf, den zwei lange dünne Stangen schwächlich stützten". Es ist nicht die Personalbeschreibung überhaupt, die wir aus Romanen verbannt wissen möchten; sie ist oft unentbehrlich und trägt z. B. in komischen Romanen, wie in den unvergleichlichen „Pickwickiern", wesentlich zur Erhöhung der gemüthlich-komischen Wirkung bei: wir erheben hier unsere Stimme nur gegen den übermäßigen Gebrauch, den man von diesem Recht häufig zu moralischen statt ästhetischen Zwecken macht, wie gegen jene geschmacksverderbliche häßliche Abart, die wir weiter oben charakterisirt haben.

H. M.

Ein protestantischer Geistlicher.

Memoirs of a Huguenot family, translated by *Anna Maury*. Neuyork 1853.

Dies Buch erweckt ein lebhaftes Interesse. Es enthält zwar nur die Geschichte eines unbekannten Mannes, der geringen Antheil an den Ereignissen des 17. Jahrhunderts genommen hat, denn die katholische Geistlichkeit und der Adel hatten in Frankreich damals allein das Privileg, auf die Nachwelt zu kommen; allein gleichwol ist die in ihm enthaltene Biographie von historischer Wichtigkeit, denn sie ist eine treue Schilderung der damaligen Sitten und Ansichten des französischen Mittelstandes. Der Verfasser der „Memoirs", oder wenigstens des größern Theils derselben, Jacques Fontaine, gibt interessante Details über die Verfolgungen vor und nach Aufhebung des Edicts von Nantes, über das Exil der Protestanten und ihre Niederlassung im Auslande. Trotz seiner Leidenschaftlichkeit und seiner Vorurtheile erregt er doch unwillkürlich die lebhafteste Theilnahme. Er war einer jener Männer, die bei Lebzeiten unerträglich sind und erst später durch die Kunde ihrer Schicksale Interesse erwecken. Als Priester, Tuchfabrikant und Kaufmann schlug er sich durch die Welt, je wie es sich eben paßte. Hätte Jacques Fontaine über die Feder

Walter Scott's zu verfügen gehabt, er hätte aus seinem abenteuerlichen Leben einen anziehenden Roman machen können.

Jacques Fontaine beginnt die Geschichte seiner Familie mit der seines Urgroßvaters. Dieser, ein Edelmann aus Maine, ehedem Gendarm in einer Ordonnanzcompagnie Franz' I., gab seinen Posten auf, um Protestant zu werden, und ward mit seiner Frau eines Tags durch eine Bande von Räubern, welche sich für eifrige Katholiken ausgaben, ermordet. Seine Söhne retteten nur ihr nacktes Leben nach Larochelle, wo der Großvater Jacques Fontaine's so glücklich war, von einem Schuhmacher aufgenommen zu werden, der ihm sein Handwerk lehrte. Dieser Großvater war ein gar schöner Mann und ehelichte zwei mal; seine zweite Frau wollte ihn aus unbekannten Gründen vergiften und sollte deshalb gehangen werden. Als man den König Heinrich IV. um Begnadigung bat, wollte er erst den Mann sehen. Wie aber der König den stattlichen Burschen von sechs Schuh Länge erblickte, rief er: „Keine Entschuldigung mehr! Ventre saint-gris! Den schönsten Mann in meinem Königreiche vergiften zu wollen! Hängt sie auf!" Und so geschah es auch.

Der Vater Jacques Fontaine's war das letzte Kind einer frühern Ehe seines langen Großvaters. Anstatt Schuster zu werden, ward er protestantischer Prediger und erlangte als solcher einen gewissen Ruf.

Jacques Fontaine ward ihm 1658 geboren. Er ward erzogen, wie es für den Urenkel eines Märtyrers und für den Sohn eines für seinen Glauben begeisterten Priesters sich ziemte. Von starkem Körperbaue und seltener moralischer Kraft, schien er für die militärische Laufbahn geschaffen, allein ein Zufall hatte ihn hinkend gemacht und er ward Prediger. Die Stellung der protestantischen Prediger ward damals immer schwieriger. Die Agenten der Regierung ließen mit ihren Quälereien die künftigen Verfolgungen bereits ahnen. Jacques Fontaine war von entschlossenem Charakter und seine harte Erziehung trug nicht wenig dazu bei, denselben noch mehr zu stählen. Man kann aus folgender Anekdote darauf schließen: Einmal sprach Jacques mit mehren Schülern von der Strenge ihres Lehrers Arnauld und es ward berechnet, wieviel Hiebe bei diesem wol auf eine Tracht gingen. Da sie nicht einig werden konnten, erbot sich Jacques, bei erster Gelegenheit es zu berechnen. Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten; während der Vorbereitung dazu heulte und schrie Jacques wie gewöhnlich; allein beim ersten Hiebe schwieg er zur großen Verwunderung des Monsieur Arnauld, denn er sah ein, daß schreien und zählen sich nicht vertrügen. Beim dritten Hiebe entschlüpfte dem Knaben das Wort: „Drei!" Froh, endlich den Grund des seltsamen Schweigens zu erfahren, rief Arnauld: „Warte, Bursche, du zählst! Zähle, zähle, zähle!" und ließ nunmehr die Hiebe so schnell folgen, daß Jacques die größte Mühe hatte, sich nicht zu verzählen.

Jacques hatte in der Schule einen Freund, mit dem er Alles theilte, sogar die Schläge; hatte daher einer etwas begangen, so beging der Andere schnell auch einen Fehler, nur um mitgehauen zu werden, sodaß Herr Arnauld zuletzt genöthigt war, für Beide besondere Conti anzulegen, welche von Zeit zu Zeit, wenn sie gleich waren, in schlagender Weise getilgt wurden.

Zur Zeit, als Jacques Fontaine evangelischer Prediger werden sollte, trat eine entscheidende Krise ein. Die Protestanten waren seit langem nur geduldet. Ludwig XIV. sah in ihnen nicht blos Widersacher seiner Kirche, sondern auch seiner Herrschaft. Und in der That waren mit den Priestern, welche die Räthe der vornehmen Protestanten geworden waren, demokratische Elemente in die ganze Partei gekommen. Die Provinzialsynoden, auf denen die Prediger durch Beredtsamkeit und ihren priesterlichen Charakter herrschten, waren gefährlicher für das Ansehen des Königs als die Parlamente; denn man konnte die Redner weder gewinnen noch einschüchtern; sie waren Volkstribunen, Interpreten der Leiden und Leidenschaften des Volks; entfernte man Einen, so waren hundert Andere da. Seit die Bekehrung Heinrich's IV. und die Politik seiner Nachfolger die meisten großen Namen der protestantischen Sache entfremdet hatte, trat die republikanische Tendenz der Prediger immer deutlicher hervor. Ein Zusammenstoß mit der königlichen Macht war daher unvermeidlich. Dazu kam, daß die alte Begeisterung dahin war. Die Katholiken endlich haßten die Protestanten; die Indifferenten betrachteten sie als halsstarrig, der Stolz ihrer Häupter war unerträglich, ihre Strenge verabscheut, Niemand konnte ihnen verzeihen, daß sie die Fremden herbeigerufen hatten. Um Apostaten zu erlangen, wandte man jedes Mittel an; man bezahlte sie oder belegte sie mit übermäßiger Einquartierung, wodurch binnen kurzer Zeit eine ganze Familie ruinirt ward. Louvois erfand die Dragonaden und Frau von Maintenon sagte: „Die Väter werden Heuchler sein, aber die Kinder gute Katholiken."

Pierre Clément zeigt in seinem vortrefflichen Buche über die Regierung Ludwig's XIV. von 1683—89, wie unwürdig der König von seiner Umgebung getäuscht ward, wie er, so oft die Wahrheit zu seinen Ohren gelangte, die Verfolgungen hemmte, wie er aber immer wieder von neuem getäuscht ward. Dies Schwanken war noch furchtbarer für die Protestanten als die Verfolgung; dieselben vergeudeten ihre Hülfsmittel an fruchtlosem Widerstand und wanderten zuletzt aus, Bettler auf fremdem Boden.

Während der ersten, von der Regierung noch nicht officiell durchgeführten Verfolgungen benahm sich Fontaine fest und geschickt. Ins Gefängniß geworfen, weil er vor der Weihe gepredigt hatte, ward er vom Parlament zu Bordeaux, das den Verfolgungen abhold war, zwar freigesprochen, mußte jedoch bei den Unterbeamten tüchtig zahlen.

Kaum frei, begann er wieder zu predigen und zwar jetzt den bewaffneten Widerstand. Glücklicherweise hatten seine Auffoderungen keinen Erfolg, denn die Dragoner Louvois' waren furchtbar und gefürchtet und Saintonge hat nicht, wie die Cevennen, Felsen und Abgründe, um Armeen zu vernichten. Zudem war damals das königliche Ansehen noch unangetastet, und Viele, welche alle Verfolgungen standhaft ertragen hatten, wurden Renegaten, nachdem sie erfahren hatten, daß der König es wolle.

Bis an die Zähne bewaffnet, auf einem trefflichen Berberrosse, durchstreifte Fontaine die Einöden; er ermuthigte die Schwachen, spornte die Tapfern an und sehnte sich nach einem Scharmützel mit den Dragonern. Einige dunkle Ausdrücke in seinen Memoiren lassen ahnen, daß dieser Wunsch zum Nachtheile seiner Verfolger nicht unerfüllt geblieben ist. Allein mit einem Berber und ein paar Pistolen macht man keine Revolte, noch weniger eine Revolution, und Fontaine unterhandelte endlich mit einem englischen Capitän wegen der Ueberfahrt. Die Auswanderung war damals durch königlichen Befehl streng verboten und Dragoner durchstreiften die Wälder nach Flüchtlingen, Schiffe kreuzten an den Küsten. Mit neun Frauen und zwei Männern lag Fontaine unter Tauwerk und Segeltuch verborgen mehre Stunden lang in dem Boote, das sie an das englische Schiff bringen sollte und welches befürchten mußte, von der in Sicht befindlichen französischen Fregatte visitirt zu werden. Die Nacht und der Wind begünstigten sie und so konnten die Flüchtigen das Fahrzeug gewinnen.

Kaum auf britischem Boden gelandet, kaufte Fontaine bei einem Bäcker Brot. Erstaunt über die Wohlfeilheit, belud er ein Schiff mit Mehl, ließ es in Frankreich verkaufen und machte trotz der Prellerei seiner Gesellschafter einen hübschen Gewinn. Das war ein glänzender Anfang für einen armen Geistlichen.

Obwol instinctmäßig Kaufmann, wußte Fontaine doch, daß Geld noch nicht das Beste ist. Unter den weiblichen Gefährten seiner Flucht befand sich auch ein Fräulein Boursiquot, mit dem er unter dem Segeltuche ein schriftliches Heirathsversprechen abgeschlossen hatte. Die Dame, dem Anscheine nach sehr hübsch, zog die Aufmerksamkeit eines reichen Engländers

auf sich, der sie heirathen und Fontaine zur Entschädigung seine Schwester geben wollte. Allein die jungen Leute überstanden diese Probe, ließen den Engländer mit seiner Schwester laufen und heiratheten sich, reich an Liebe, aber ohne einen Sou.

Bald darauf trat eine neue Versuchung ein. Die romanhafte Heirath hatte ein gewisses Aufsehen erregt und den Liebenden Protection verschafft; Fontaine erhielt eine Präbende mit jährlich 30 Pfund Sterling, damals eine sehr gute Stellung, angeboten, er sollte sich aber zur englischen Kirche bekennen. Dies mochte er nicht, denn sie war ihm zu papistisch und verfolgte seine calvinistischen Brüder wegen des Episkopats. Er äußert selbst, daß die armen Leute, die wegen der Rebellion des Herzogs von Monmouth geköpft worden seien, hauptsächlich weil sie Presbyterianer gewesen, ihr Leben eingebüßt hätten. Eben erst den Dragonern entschlüpft, war er bereit, den Geschworenen Jeffreys' zu trotzen; er bekannte sich zum Presbyterianismus und schlug die Präbende aus. Jeffreys, der es übrigens hauptsächlich auf die reichen Presbyterianer abgesehen hatte, ließ die armen Flüchtlinge in Ruhe.

Um jedoch sich und seine Frau, welche ihm eine ansehnliche Menge Kinder gebar, zu ernähren, mußte er gleichzeitig Krämer, Materialist und Hutmacher werden. Später legte er sich auch auf die Tuchfabrikation. Gegenwärtig hat man mehr als zwanzig kunstreiche Maschinen, um das Tuch zu scheren; damals machte Fontaine sein Glück, als es ihm gelang, die Tuche, ohne sie zu verletzen, durch Abbrennen zu scheren.

Die Revolution von 1688, welche die Presbyterianer emancipirte, gab Fontaine seinen geistigen Arbeiten wieder, ohne daß er jedoch seine industriellen und commerciellen Speculationen ganz aufgegeben hätte. Zum Prediger einer Gemeinde von Flüchtlingen in Dublin berufen, entzweite er sich bald mit seinen Beichtkindern, die er etwas militärisch behandelt zu haben scheint. Er verließ sie, um im Norden, dem Lande der Katholiken oder vielmehr der Wilden, das Evangelium zu predigen und die Fischerei zu betreiben. Mit seiner Frau, seinen Kindern und etlichen Bedienten, meist französischen Flüchtlingen, predigte und fischte er inmitten der Irländer, die ihn als Ketzer und Ausländer doppelt haßten. Die neue englische Regierung begünstigte indeß dergleichen Ansiedelungen im eigenen Interesse. Fontaine, welcher bemerkt hatte, daß die Bai, an der er wohnte, häufig von französischen Korsaren heimgesucht ward, schlug dem Herzog Ormond, Lordlieutenant von Irland, vor, sie durch ein Fort zu decken, was dieser jedoch trocken mit den Worten ablehnte: „Beten Sie für uns; vertheidigen wollen wir Sie schon selbst." Einige Monate darauf konnte Fontaine zu seiner Genugthuung ihm schreiben, daß seine Herrlichkeit ihn vergessen habe zu vertheidigen; ein Korsar war gelandet und Fontaine hatte mit zwei bis drei Bedienten, während seine Frau und Kinder die Flinten luden, eine achtstündige Belagerung in seinem Hause aushalten müssen, welche den Angreifern drei Todte und viele Verwundete kostete. Währenddessen hatten 200 irische Bauern unthätig aus der Ferne dem Kampfe zugesehen.

Der Vorfall machte großes Aufsehen in Irland und der Herzog Ormond ließ nunmehr das Fort bauen. Allein durch irische Spione gut unterrichtet, überrumpelten es einmal französische Korsaren. Das Pfarrhaus vertheidigte sich besser. Nachdem die Munition verschossen war, mußte Fontaine indeß auch capituliren. Er ward sehr gemishandelt und hatte schweres Lösegeld zu zahlen. Seitdem verzichtete der bereits altgewordene Fontaine auf fernere Abenteuer. Er beendigte seine Memoiren in Dublin, wohin er gezogen war und wo er bis an sein Ende von einer kleinen Pension der Regierung lebte. Seine Söhne waren untergebracht. Einer derselben, der als Offizier in der Armee des Lord Peterborough in Catalonien gedient hatte, ließ sich in Amerika nieder, wohin er eine Copie der Memoiren mitnahm. Von einer Enkelnichte des Verfassers übersetzt, sind sie jetzt in Neuyork erschienen. 4.

Erinnerung an einen Naturdichter und ein Urtheil Wieland's.

Johann Tobias Dick war der Sohn eines Bürgers und Fenstermachers zu Langenschwalbach, geboren 1746, und lernte auch diese Profession, wurde aber bei der Militärausnahme als Rekrut gezogen und kam 1768 als Grenadier in die Garde zu Kassel. Lectüre hatte ihn von Jugend auf angezogen; besonders hatten Günther's Gedichte einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und er fing an durch eigene Versuche in der Poesie sich das gedrückte Leben eines damaligen Soldaten zu erheitern. Er war ein sanfter, gefälliger, offenherziger Mensch, und mehre Dichterfreunde begünstigten ihn, wie Professor Casparson, Gleim, Hölty und Andere. Er wurde auch im Militärdienst erleichtert und durfte Kinder unterrichten, um sich einen bessern Unterhalt zu verschaffen. Endlich erhielt er 1785 als Grenadier den Abschied, starb aber schon in demselben Jahre an einem hitzigen Fieber.

Nach seinem Tode gab Professor Wigand „Des hessischen Grenadiers Dick Gedichte" (Kassel 1789) zum Besten seiner Familie auf Subscription heraus, von denen sich wol schwerlich noch Exemplare vorfinden möchten. Unter den Briefen des Herausgebers, der mit Wieland in Verbindung stand und seinen „Merkur" kräftigst unterstützte, fand Wigand's Sohn, der Einsender dieser Zeilen, einen Brief von Wieland, dem jener früher schon Proben Dick'scher Gedichte zugesandt hatte. Er erklärte sich nicht ohne Lob und Aufmunterung, zur unendlichen Freude des anspruchslosen Dichters; und wirklich spricht sich in den Gedichten, trotz der Fuchtel, denen damals kein Soldat leicht entgehen konnte, ein heiteres, gesangfröhliches, für Natur und Freundschaft rein begeistertes Gemüth aus. Ein Talent des lebendigen Auffassens und leichter Versification beseelt seine Lieder, die damals manches Herz erfreuten. Wir wollen aber den Brief Wieland's als eine Reliquie dieses bedeutenden Mannes in d. Bl. niederlegen.

. . . „Ebenso danke ich Ihnen für die überschickten Lieder des hessischen Grenadiers. Ohngeachtet sie nicht unter die seltensten Phänomene gehören, so kann man sie doch nicht unter die alltäglichen Erscheinungen rechnen. Sollte nicht vielleicht Raufeisen's Beispiel (von welchem uns der «Göttingische Musenalmanach» Proben lieferte) auch diesen Sänger angesteckt haben? Wenn auch nicht diesen, so befürchte ich doch andere. Das Leben des Soldaten hat oft viel Muße, wo er seinen Grillen nachhängen und sie, ohne eben vom Musengott begeistert zu sein, auch reimen kann. In diesem Falle wünschte ich eben nicht, daß Vielen einfallen möchte, zu reimen. Zum Besten des guten Geschmacks in Deutschland wünsche ich dies; denn wie leicht könnten wir alsdann dem Jahrhundert der Meistersänger wieder nahekommen! Ihr Grenadier verdient indessen immer Aufmunterung, und von dem Herrn Obrist — keine Fuchtel mehr. Wenn ich auch selbst jetzt keinen Gebrauch von seinen Proben machen kann, so will ich sie doch dem Herrn Professor Schmidt in Gießen schicken. Vielleicht kann er sie für seinen Almanach gebrauchen. Leben Sie wohl, werthester Freund! Ich bin mit aufrichtiger Hochachtung u. s. w. Wieland."

Paul Wigand.

Notizen.

Die „Revue contemporaine".

Ein französisches periodisches Unternehmen verdient bekannter zu sein, als es in Deutschland zu sein scheint, wir meinen die wegen ihrer trefflichen Haltung und ihres gediegenen Inhalts höchst empfehlenswerthe „Revue contemporaine", die ihr drittes Lebensjahr erreicht hat und im sechzehnten Bande steht. Werfen wir einen Blick auf das letzte Octoberheft und namentlich auf einen Artikel von E. Caro über die jüngst auch in d. Bl. von Zinkeisen besprochene „Histoire de la Turquie" von Lamartine.

Es gehörte eine nicht unbedeutende Unparteilichkeit und Unabhängigkeit von den gegenwärtig in Frankreich populär gewordenen Anschauungen über die orientalische Frage dazu, den verführerischen Gemälden Lamartine's gegenüber die nöthige Ruhe zu behalten, die dem Kritiker unter allen Umständen geziemt. Zuvörderst wirft Caro dem Geschichtschreiber der Türkei vor, daß seine Schriftstellerei sich immer allzu behende und ausschließlich an die Tagesereignisse hänge, und er bemerkt dabei: „Freilich ist die Literatur in unserm Jahrhundert infolge einer Art beklagenswerther Nothwendigkeit dem Buchhandel dienstbar geworden. Seinerseits ist der Buchhandel eben Handel. Man kann von ihm keine erhabene Uneigennützigkeit, keine heroische Selbstentsagung verlangen. Er speculirt auf das Interesse des Tags, auf die augenblickliche Neugier. Was den Schriftsteller betrifft, so gibt dieser der Versuchung zum Erwerbe und zur Volksthümlichkeit nach. So kam es, daß, seitdem der Signalschuß zum Kriege ertönte, unsere Literatur sich in Dienst Sr. Hoheit des Sultans begab, daß alle Federn in den Krieg zogen." Bei Lamartine läßt der Kritiker jedoch den Umstand als Entschuldigung gelten, daß er von jeher sich für den Orient aufs lebhafteste interessirt habe. Von dem Werke selbst sagt er: die historische Kritik sei darin nur schwach vertreten; dagegen glänze der Poet in den eigentlich dramatischen Partien, in der Legende, der Erzählung. Lamartine blende und bezaubere, aber die Lectüre seiner historischen Schriften werfe keine eigentliche Belehrung, keinen wirklichen Nutzen als Frucht ab. Habe man das Buch zugeschlagen, so sei der Zauber verschwunden. Das Colorit herrsche darin über die Zeichnung vor u. s. w. Den überschwänglichen Enthusiasmus Lamartine's für die Türken kann der Kritiker nicht theilen. Er sieht zwar den Zustand der Türkei nicht als hoffnungslos an, meint aber, daß nur dann etwas aus ihr werden könne, wenn sie, statt am Islam zu flicken, was zu nichts führen könne, den ganzen Koran, den Islamismus selbst über Bord werfe. Das könne aber freilich nicht ohne die furchtbarsten Krisen geschehen. Die andern nennenswerthen größern Aufsätze in dieser Lieferung sind: „M. Thiers étudié comme historien" von A. Nettement, „Silvio Pellico, ses lettres inédites" von Marchese und „Voyage en Chine" von M. Yvan, sämmtlich Fortsetzungen aus frühern Heften. Das Heft schließt mit einer „Chronique" und einem „Bulletin littéraire", worin unter Anderm auch Porchat's Uebersetzung von Ranke's „Französischer Geschichte" in anerkennender Weise angezeigt wird. Der deutschwissenschaftlich gebildete Pole Julian Klaczko (den der Herausgeber d. Bl. in Heidelberg als einen Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" kennenlernte) berichtet über mehre polnische und deutsche Schriften, unter Anderm über Düntzer's „Commentar des Goethe'schen Faust", bei welcher Gelegenheit Klaczko bemerkt, daß, wenn Düntzer und andere deutsche Schriftsteller in der Mythe von dem polnischen Twardowski ein Seitenstück zum deutschen Faust zu finden meinten, sie sehr im Irrthum seien. Twardowski habe mit dem metaphysischen Faust sehr wenig gemein, außer dem Pact mit dem Teufel; er sei nur eine Art Eulenspiegel.*) Für uns Deutsche dürften in den frühern Heften dieses laufenden Halbjahrs namentlich die „Lettres de l'Allemagne" von A. de Calonne interessant sein. Der Verfasser schwärmt besonders für die gastfreundlichen Kölnerinnen. Er rühmt ihre Haare von reinstem Flachs, weicher wie Seide, ihre „Büste", blaugeadert wie schöner Marmor, ihren fein lächelnden Mund, ihre schalkhaften blauen Augen. Calonne wurde, was man nicht vergessen darf, in Köln sehr gut bewirthet. Natürlich scheinen ihm die Kölnerinnen der höhern Gesellschaftsschichten mehr Französinnen als Deutsche, mehr Pariserinnen als Preußinnen zu sein. Für einen Franzosen fängt das eigentliche Deutschland erst in Deutz, d. h. am rechten Rheinufer an.

*) Von Klaczko, der mit den charakteristischen Eigenschaften eines Slawen und der wissenschaftlichen Tiefe eines Deutschen zugleich auch französische Eleganz verbindet, erschien in der ersten, uns nach Abfassung obiger Zeilen zugekommenen Novemberlieferung der „Revue contemporaine" ein umfassender Artikel über die neueste Danteliteratur: „Dante et la critique moderne", worin den Deutschen in Bezug auf die Kritik Dante's die erste Stelle und der höchste Preis zuerkannt wird. Dieselbe Lieferung enthält einen Artikel über den Kestner-Goethe'schen Briefwechsel von Armand Baschet.

In eigener Angelegenheit.

Die „Grenzboten" enthielten in einer ihrer letzten Nummern eine Besprechung der von Miß Mary Anne Burt herausgegebenen „Specimens of the choicest productions of the German lyric poets". Der Berichterstatter der „Grenzboten" bemerkte darin unter Anderm, daß die Britin die „größte Begeisterung" für mich, den Herausgeber dieser Blätter ausspreche; sie scheine „diesen Dichter ziemlich genau studirt zu haben, sie wisse sogar, was er als Student für Empfindungen bei den Vorlesungen von Steffens gehabt habe"; sie sagt: „Er war mit Fähigkeiten von zu erhabener Natur begabt, um von einer Philosophie angezogen zu werden, welche" u. s. w. Ja, wenn man „elevated" so frischweg mit „erhaben" übersetzt, dann freilich kommt ein Lob heraus, welches wohl geeignet wäre, den davon Betroffenen zum Zielpunkte verdienter Kladderadatschwitze zu machen. Es konnte der Verfasserin wol nicht in den Sinn kommen, einem jungen Studenten, der bei Steffens Vorlesungen hörte „erhabene" Eigenschaften beizulegen. Das englische „elevated", ein in der literarischen Kritik sehr häufig vorkommendes Wort, drückt nicht Das aus, was das deutsche „erhaben" bezeichnet; für dieses haben die Engländer ihr „sublime". Ebenso verhält es sich mit den Substantiven „elevation" und „sublimity".*) Die Verfasserin wird mit elevated wol nur einen tüchtigen, gesunden Verstand haben bezeichnen wollen, was freilich für einen Studenten schon schmeichelhaft genug wäre. Da übrigens aus der eigenthümlichen Fassung der citirten Grenzbotenstelle Andern leicht die Vermuthung aufdämmern könnte, als solle darin angedeutet sein, daß ich an den von Miß Burt mitgetheilten biographischen Notizen vielleicht irgendwie selbst mitbetheiligt sei, so halte ich es nicht für unzweckmäßig, aus dem Briefe, mit welchem die mir persönlich gänzlich unbekannte Dame das mir zugesandte Exemplar begleitete, folgende Stelle zum Abdruck zu bringen: „I shall experience considerable regret if the biography which I publish in this volume respecting M. H. Marggraff contains any inexactitudes. In order to avoid this circumstance, I applied to one of your friends, who has the most sincere intentions, requesting him to ask from yourself the requisite biographical details for my collection. This gentleman has since informed me that he imagines, that his letter never came to hand, for he received no reply to his communication. If any error exists, have the goodness to inform me and it shall be rectified in another edition." Miß Burt hat, wie wir schon früher in unserer Berichterstattung über ihr Buch bemerkten, ihre Notizen über die mitlebenden Dichter hauptsächlich dem Hub'schen Balladenwerk entlehnt, wo es in Betreff meiner berliner Studienzeit einfach heißt: „Steffens, der anthropologisirende Gefühlsphilosoph, war damals an der Tagesordnung." Ja, ich kann

*) Ganz deutlich geht dies unter Anderm aus folgender Stelle in Washington Irving's „Sketch-book" hervor, wo der Verfasser, von dem Charakter der Frauen sprechend, sagt: „These disasters . . . seem to call forth all the energies of the softer sex, and give such intrepidity and elevation to their character, that at times it approaches to sublimity." In dieser Stelle ist „elevation" etwa in der Bedeutung der „Erhebung über sich selbst", der „Selbstbeherrschung", der „Seelenstärke" zu fassen, mithin also durchaus nicht gleichbedeutend mit „Erhabenheit" (sublimity), der sie sich nur „zuweilen" (at times), unter Hinzutritt der „intrepidity" (oder anderer Eigenschaften) „nähern" kann.

nicht einmal zugeben, daß ich damals „erhaben" genug war, mich den Einflüssen der poetisirenden Steffens'schen Philosophie gänzlich zu entziehen. Daß Miß Burt in Deutschland eine so animose Kritik erleben muß, wie die in den „Grenzboten", kann ich übrigens nur bedauernswerth finden, da die Dame ihr mühsames Werk aus bloßem Interesse an der deutschen Literatur und nicht ohne persönliche Opfer unternommen hat und als germanophile Ausländerin wol auf eine rücksichtsvollere Behandlung Anspruch machen durfte. Humanität und Takt waren übrigens niemals die Eigenschaften, durch welche sich die deutschen Kritiker besonders auszuzeichnen bemüht gewesen wären.

Die Macht und culturhistorische Bedeutung der Vornamen.

Gutzkow hat in seinem Schauspiel „Ottfried" einen feinen Zug angebracht. Der Candidat der Theologie Gottfried gibt bei Frau Sidonia von Büren seine Visitenkarte ab, auf der aber von der romantischen Universitätszeit her noch „Ottfried" zu lesen ist. Da ruft die Dame: „Ein einziger weggelassener Buchstabe bringt mir einen ganz andern Menschen vor die Phantasie!" Der Mensch, wenn er sich auch der vorurtheilsloseste zu sein dünkt, hängt ja so sehr von Aeußerlichkeiten ab; das nomen selbst ist ihm ein omen. Der Einfluß der Namen auf das Innere und das Schicksal ihrer Träger ist durchaus nicht gering anzuschlagen. Wer „Leberecht" oder „Fürchtegott" heißt, fühlt darin schon eine Auffoderung recht zu leben und Gott zu fürchten. Gellert hatte die Vornamen Christian Fürchtegott und Klopstock die Vornamen Friedrich Gottlieb. Der Name Friedrich mahnte Klopstock an die alten deutschen Kaiser, der Name Gottlieb wies ihn an den Schöpfer. Klopstock war patriotischer und zugleich religiöser Dichter. Ist dies so ganz zufällig? Herder's Vornamen Johann Gottfried stehen mit seinem Wesen und seinem Lebensberufe in Einklang; Goethe hieß Johann, aber auch Wolfgang, und in dem Namen Wolfgang liegt ein ganz eigener mächtiger, urwäldlicher Klang. Fast alle frommen Dichter des vorigen Jahrhunderts hatten Vornamen, denen eine christliche Beziehung zum Grunde liegt: Johann, Andreas, Philipp, Christian, Christoph, Christlieb, Gottlieb, Gottlob, Gottfried u. s. w. Alle diese Namen christlichen Gepräges sind jetzt fast gänzlich in den mittlern und höhern Ständen verschwunden und kommen nur noch in den untern Schichten vor und bei diesen aus alter Gewohnheit. Liegt hierin nicht ein culturhistorisches Moment? Deutet dieses Verschwinden christlicher Namen nicht überhaupt auf allgemeine Abnahme christlichen Sinns? Man schämt sich jetzt solcher Namen und in unsern modernen Lustspielen sind „Christian" und „Christoph" nur noch die stereotypen Bezeichnungen für Tölpel und einfältige Bauernburschen. Zur Zeit der Unterdrückung Deutschlands kamen namentlich die Namen der alten deutschen Kaiser: Heinrich, Karl, Friedrich, Rudolf, Albrecht, Ludwig, zur Geltung, vor allen aber der Vorname Hermann als eine Mahnung an den Cheruskerfürsten, der die Römer im Teutoburger Walde vernichtete, während in einer frühern Periode, wo deutsche Literatur und Sitte unter französischem Einfluß standen, in den höhern Ständen französische Vornamen, besonders beim weiblichen Geschlecht, vorherrschend waren. Zur Zeit der Romantik, der Taschenbuchsnovellen, der Ritterromane kamen die ritterlichen romantischen Namen und zwar gerade in den mittlern Ständen auf, und manches Bürgertöchterlein schlug vielleicht blos deshalb, weil sie auf den Namen irgend eines Spieß'schen oder Cramer'schen Burgfräuleins getauft war, die Hand eines ehrsamen Christoph oder Gottlieb aus, um an der Hand eines Adalbert, Alfred, Hugo oder Richard nicht gerade das Leben eines Ritterfräuleins zu führen. Es ist sehr unangenehm, Strümpfe zu stopfen und Kinderwäsche zu besorgen, wenn man auf den Namen Chlotilde, Ottilie, Kunigunde, Helmina oder einen ähnlichen romantischen getauft ist. Man sollte die Fingerzeige, die hierin liegen, nicht gering achten. Anscheinende Kleinigkeiten wiegen oft sehr schwer im menschlichen Leben. **H. M.**

Bibliographie.

Auerbach, B., Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde aus der Zeit Moses Mendelssohn's. Neu durchgearbeitete, stereotypirte Auflage. Mannheim, Bassermann. 1856. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1855. Herausgegeben von J. G. Seidl. 31. Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Ball, E., Der Negersclave. Leben und Abenteuer eines Negers, während seines 40jährigen Aufenthalts in verschiedenen Staaten Amerikas. Erzählt von ihm selbst. Zwei Bände. Berlin, Springer. 8. 27 Ngr.

Beitzke, H., Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Berthet, E., Das Graue Haus oder die Wilddiebe. Nach: Le garde-chasse. Deutsch von F. Gries. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Centralhochschule. Lustspiel in Versen in drei Aufzügen. Basel, Neukirch. Gr. 8. 12 Ngr.

Cleeves, G., Die Tontine oder die Goldsucher in Australien. Zwei Bände. Erfurt, Bartholomäus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Demidoff, Fürst A. v., Die Krim. Ein Auszug aus der Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, in zwei Bändchen, deutsch herausgegeben von J. F. Neigebaur. Mit 16 Illustrationen nach Raffet. Breslau, Kern. 1855. Gr 8. 15 Ngr.

Denkmäler der alten Kunst nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller. 2te Bearbeitung durch F. Wieseler. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Quer-Folio. 5 Thlr.

Die klassischen Dichtungen der Inder. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von E. Meier. 3ter Theil: Lyrische Poesie. — A. u. d. T.: Indisches Liederbuch, in Proben aus alter und späterer Zeit von 1200 vor bis 1200 nach Christus. Stuttgart, Metzler. 16. 20 Ngr.

Dieckhoff, A. W., Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter geschichtlich dargestellt. 1ster Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Driendl, T., Geschichte von Bayern und der zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Rheinpfalz, Franken und Schwaben in 120 Bildern mit erklärendem Texte für Schule und Haus. München, Driendl. 1853. Qu. gr. 4. 2 Thlr.

Emmy, Im Schacht Gefundenes. Eine Sammlung Gedichte. Grünberg, Weiß. Gr. 16. 15 Ngr.

Gerhardt, C. I., Die Geschichte der höhern Analysis. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Entdeckung der höheren Analysis. Mit 2 Schrifttafeln. Halle, Schmidt. 1855. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerlach, F. D., Die aitiologischen Mythen als Grundlage der römischen Geschichte beurtheilt. Basel, Neukirch. Gr. 8. 10 Ngr.

Giefers, W. E., Drei merkwürdige Capellen Westfalens, zu Paderborn, Externstein und Drüggelte, historisch-artistisch dargestellt. 2te vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 Ngr.

Giesebrecht, W., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1ster Band. 1ste Abtheilung: Buch 1. und 2. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gieseke, R., Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Ngr.

Grünhagen, C., Adalbert Erzbischof von Hamburg und

die Idee eines nordischen Patriarchats. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diplomatisches Handbuch. Sammlung der wichtigsten europäischen Friedens-Schlüsse, Congressacten und sonstigen Staatsurkunden vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit. Mit kurzen geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von F. W. Ghillany. 1ster Theil. 1ste Abtheilung. Nördlingen, Beck. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heide, G. v. d., Die Reise mit einer Seele. Schaffhausen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Hoffmann, W., Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde, eine geographisch-statistische Darstellung der Erdtheile, Länder, Meere, Inseln, Gebirge &c. nebst den geographisch-astronomischen Bestimmungen der Lage der Orte. 1ste Lieferung. Leipzig, Arnold. Hoch 4. 4 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1855. 35ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Kehrer, A., Ereignisse und Betrachtungen während der Verwendung der Großherzoglich Hessischen Armeedivision in den Jahren 1848 und 1849. In brieflichen Mittheilungen. Worms, Rahke. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Köstlin, J., Das Wesen der Kirche beleuchtet nach Lehre und Geschichte des Neuen Testamentes mit vornehmlicher Rücksicht auf die Streitfrage zwischen Protestantismus und Katholicismus. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 20 Ngr.

Lessing, H., Pariser Spaziergänge. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 8. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Zacharias Amselpfiff's Abenteuer oder Reminiscenzen aus dem Leben eines Lumpensammlers. Humoristischer Roman. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 1 Thlr.

— — Des Teufels Werkstatt oder Paris unter der Erde. Historisch-humoristischer Roman. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Königin Louise. Ein Preußenbuch. Langensalza, Klinghammer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Michelis, F., Kritik der Güntherschen Philosophie. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 27 Ngr.

Roellner, F., Die deutschen Juristen und die deutsche volksthümliche Gesetzgebung seit 1848, zugleich als Prognose für nationale Rechtsreform. Cassel, Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Norica oder Nürnbergs Denkwürdigkeiten. Von Freih. v. E. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 20 Ngr.

Philippi, F. A., Kirchliche Glaubenslehre. I. Grundgedanken oder Prolegomena. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Preyer, J. N., Die Sulioten. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Satori, J., Die Mohrin. Roman. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schlegel, A. W. v., Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strachwitz, M. Graf, Lieder eines Erwachenden. 5te Auflage. Mit Holzschnitten. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr.

Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln &c. Herausgegeben von H. F. W. Raabe. Wismar, Hinstorff. Gr. 16. 10 Ngr.

Wagner, A. E., Gedanken über alt heidnischen Aberglauben. Stettin, Saunier. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Zimmermann, K., Predigten und Reden aus den Jahren 1847 bis 1852. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zingerle, Ign., und Zingerle, Jos., Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche. Gesammelt und herausgegeben. 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. Mit 1 Titelbilde. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bauer, B., Aberdeen. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bodemeyer, H., Das Hannoversche Jagdrecht und dessen wünschenswerthe Reformen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Braniß, C. J., Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit. Rede beim Antritt des Rectorats. Berlin, Guttentag. 8. 5 Ngr.

Burger, Reden bei dem feierlichen Leichenbegängniß Ihrer Maj. der Höchstsel. Königin Therese von Bayern, in der königl. Marburg und in der protestantischen Stadtpfarrkirche dahier gehalten am 31. October 1854. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Dominicus, A., Festrede zur Vorfeier des Jubelfestes der silbernen Hochzeit Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen und der Frau Prinzessin von Preußen, gehalten am 10. Juni 1854 im Saale des Königlichen Gymnasiums zu Coblenz. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Feldzug gegen das Heidenthum der jetzigen Zeit. Herzberg, Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Hörmeyer's, J., Beschreibung der Provinz Rio grande do Sul in Südbrasilien mit besonderer Rücksicht auf deren Colonisation. Herausgegeben von M. Kröff. Coblenz, Gr. 12. 6 Ngr.

Kaltner, J. A., Primizpredigt bei der Feier der Ersten heiligen Messe des Hochwürdigen Herrn Ludwig Spindlbauer. Gehalten zu Salzburg, den 15. August 1854. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 2 Ngr.

Kann Preußen fernerhin neutral bleiben? 3te Auflage. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Kapff, Predigt über Joh. 13, 34. am letzten Abend des 7. deutschen evangelischen Kirchentages in Frankfurt a. M., den 26. Sept. 1854 gehalten. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Predigt vor der feierlichen Eröffnung des Landtages am 10. October 1854 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Krim. Ihre Geschichte und geographisch-statistische Beschreibung mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Kriegsereignisse. Nebst einer Karte der Krim. 3te Auflage. Leipzig, Remmelmann. 1855. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Löbe, W., Die Getreidetheuerung, ihre wahren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Mit 12 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyer, Predigt am Gedächtniß-Gottesdienste der selig vollendeten Königin Therese von Bayern, gehalten in der protestantischen Stadtpfarrkirche zu München am 6. November 1854. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Redepenning, Rede am Grabe des Consistorialraths und Professors Dr. Joh. Carl Ludwig Gieseler am 11. Juli 1854 gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 2 Ngr.

Scheurer, C. A., Das jetzige Kalifornien. Allgemeine Schilderung der dortigen Verhältnisse, mit besonderer Rücksichtnahme auf das Interesse Derjenigen, die eine Uebersiedelung dahin oder die Anlegung von Kapitalien in diesem Lande beabsichtigen. Nach Originalbriefen von Dr. K. und mit dem neuesten Berichte des schweizerischen Konsulats in San Francisco herausgegeben. Bern, Dalp. 8. 8 Ngr.

Schläger, F. G. F., Die gegenwärtigen Gefahren der evangelischen Kirche. Eine Predigt, gehalten am Reformationsfeste 1853. Hameln, Labuske. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Schubring, J., Ein Blick in das ewige Leben. Predigt über Offenbarung St. Joh. 7. 9—14. am 7. deutschen evangelischen Kirchentag zu Frankfurt a. M. gehalten. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **Juli**, **August** und **September** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 47.)

84. **Robert (Helene), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

85. **Sakuntala.** Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **E. Lobedanz.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene Uebersetzung der „Sakuntala", dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Ob die vorliegende sich so nennen darf, möge das deutsche Publicum entscheiden.

86. **Sugenheim (S.), Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Monographie des verdienstvollen Historikers, eine von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen **gekrönte Preisschrift**, füllt eine wesentliche Lücke in der historischen Literatur aus und verdient in jeder Weise die volle Beachtung der Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde.

87. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Zweiter Band. 8. Geheftet 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

In einer großen Auflage erscheinend, ist **diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende** Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, **ein deutsches Haus- und Familienbuch** zu werden, immer nähergerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie **Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel, Hettner, Klemm, Kohl, Masius, Müller, Orges, Schödler, Steub, Strauß** und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beistand das Unternehmen **Gutzkow's**, der als Herausgeber auch für den **neuen dritten Jahrgang** denselben regen Eifer in Aussicht gestellt hat, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingslectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte **zweite Auflage** nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen auf das neue **Quartal** werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine **Ausgabe in Monatsheften** statt. Alle Buchhandlungen können Probenummern sowie von Ende October an das erste Heft der Monatsausgabe zur Ansicht liefern.

88. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Dritter Band. 8. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende deutsche Uebersetzung des classischen Werks wird deshalb gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden. Das Ganze wird in vier Bänden vollständig sein und der vierte Band baldigst erscheinen. Der erste Band (1851) kostet 1 Thlr. 22 Ngr., der zweite Band (1852) 2 Thlr. 20 Ngr.

89. **Weinholtz (K.), Zur Erklärung des Ursprungs und der Bedeutung des Wortes.** 8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift betrifft die bisher fehlende Erklärung der **innern** Bedeutung des Wortes und zugleich die erneuerte Frage nach dem Ursprung der Sprache. Wie der Verfasser mit der Erklärung der Wortbedeutung auch die der Wortentstehung verbindet, so beschafft er auch die Untersuchung der hierhergehörigen Ansichten, und stellt dabei eine anderweite Grundlage für dieselbe auf.

90. **Zehetmayr (S.), Verbal-Bedeutung der Zahlwörter,** als Beitrag zur Beleuchtung des ursprünglichen Verhältnisses der indogermanischen Sprachen zum semitischen Sprachstamme, in einem Schulprogramme versucht. 4. Geh. 16 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Tomos XXIV—XXIX. Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 5 Thlr.

- XXIV. Comedias escogidas de Fray Lope Félix de Vega Carpio, juntas en coleccion y ordenadas por Don *Juan Eugenio Hartzenbusch.* T. I.
- XXV. Obras de Don *Diego de Saavedra Fajardo* y del Licenciado *Pedro Fernandez Navarrete.*
- XXVI. Historiadores primitivos de Indias. Coleccion dirigida e ilustrada por Don *Enrique de Vedia.* T. II.
- XXVII. Escritores del Siglo XVI. Tomo primero. — San Juan de la Cruz. — Fray Pedro Malon de Chaide. Fray Hernando de Zarate.
- XXVIII. Historiadores de sucesos particulares. T. II.
- XXIX. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con un prologo y un catalogo, por Don *Cayetano Rosell.* T. II.

Prospecte dieser Sammlung sind auf Verlangen gratis zu haben.

Kellgren (H.), Om Affix-Pronomen i arabiskan, persiskan och turkiskan; samt Ibn-Måliks Allâmîja med textkritik och anmärkningar. 8. Helsingfors. 1854. 25 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 1853. Trettonde årgången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. 8. Helsingfors. 1854. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis zwölfte Jahrgang ist zu gleichem Preise ebenfalls von mir zu beziehen.

Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch einen zweiten Nachtrag bis Ende 1853.
2. **Catalogue de Livres au rabais**, qui se trouvent chez **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
3. **Extrait du Catalogue de Livres au rabais** de **F. A. Brockhaus à Leipzig.**
4. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** Nebst einem Anhange werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
5. **Bericht über die im Laufe des Jahres 1853 bei F. A. Brockhaus in Leizig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.**
6. **Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1854 von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Sextant und Taktmesser,

vom

Polytechniker Brandegger in **Ellwangen**

durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitegrades — Mailand bis Schleswig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.; Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

Taktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Taktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempi an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus** *in* **Leipzig** *erschienene Taschenbücher,* **mit Beiträgen der geachtetsten deutschen Schriftsteller,** *sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:*

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Mosen (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

—— Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Frank (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer.* 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X., 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Wohlfeile Zeitschriften.

Pfennig-Magazin für Kinder. Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 50. —— 14. December 1854.

Heinrich Heine und sein Publicum.

Vermischte Schriften von Heinrich Heine. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854. Gr. 8. 6 Thlr.

Obschon ich ohne Zweifel zu derjenigen Gattung von Menschen gehöre, welche Heinrich Heine unter dem Gattungsnamen der „Kern- oder Eicheldeutschen" zusammenfaßt, so will ich doch zum Beweise, daß auch ein „Eicheldeutscher" das Amüsement eines literarischen Charivari nicht von der Hand weist, gern gestehen, daß ich mich bei der Lectüre der Heine'schen „Vermischten Schriften" nicht wenig amüsirt habe. An Aerger bei diesem Amüsement hat es freilich auch nicht gefehlt, und ich weiß kaum zu sagen, ob ich mich im Ganzen mehr amüsirt und im Einzelnen geärgert oder im Einzelnen mehr amüsirt und im Ganzen geärgert habe. Es ging mir wie es einem „Eicheldeutschen" wol auch dann geht, wenn er in eine medisante Gesellschaft geräth, die sich die Zeit auf Kosten Anderer durch geistreichen Klatsch vertreibt. Er fühlt sich bald unterhalten bald geärgert, bald angezogen bald abgestoßen, wenn er aber den Kreis verläßt, ist die Empfindung des Ekels bei ihm vorherrschend; er beschließt, solchen Cirkeln von nun an möglichst aus dem Wege zu gehen, selbst auf die Gefahr hin, für einen „eicheldeutschen" Pedanten gehalten zu werden. Fast der größere Theil dieser drei Bände Heine'scher Schriften gleicht einer wahrhaften „School for scandal". Sich und Andere auf Kosten Anderer zu amüsiren, bis zum Cynismus medisant zu sein und unanständige Dinge je nach Laune in bald anständiger, bald unanständiger Form zu sagen, das war von jeher, und ist jetzt fast mehr als je ein Hauptaugenmerk der Heine'schen Prosa. Und sogar seine Muse — selbst wenn sie im Feierkleid dahertritt und es noch so hoch aufschürzen mag (oft nur zu hoch!) — weiß ihr Gewand und ihren Leib nicht von Unrath freizuhalten. Heine kann zu seiner Muse und sie zu ihm sagen: „Nur wenn wir im Koth uns fanden, dann verstanden wir uns gleich." O gewiß, jene zartern süßern Klänge der Heine'schen Lyrik finden ihr Echo auch in meinem Herzen, aber jener schrillenden, pfeifenden, gellenden Katzenmusik, womit er sie so oft übertäubt, vermag ich bei meinem besten Willen keinen Geschmack abzugewinnen. Gewiß räume auch ich den Schalksstreichen des Humors ein weites Feld ein, aber das Recht persönlich zu werden und seine Gemälde mit Schmuzfarbe auszuführen, kann ich ihm nicht zugestehen.

In seiner Vorrede zu den drei Bänden seiner „Vermischten Schriften" beklagt sich Heine über einen „Schnapphahn, der, verächtlicher als ein Straßenräuber", seinen in einer französischen Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Die Götter im Exil" ins Deutsche übersetzte und als besondere Broschüre herausgab. Von diesem besondern Fall geht er dazu über, die deutsche Ehrlichkeit im Allgemeinen zu verdächtigen. Der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit, sagt er, sei bei ihm sehr „in die Krümpe gegangen" (ein oft wiederkehrender Lieblingsausdruck Heine's). Unter den Gaunern, die er zu seinem Schaden kennengelernt habe, hätte sich nur ein einziger Franzose befunden, und dieser Gauner sei aus einem „jener deutschen Gaue gebürtig gewesen, die einst dem Deutschen Reiche entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt würden". Wenn er, fährt er fort, in der ethnographischen Weise des Leporello, eine illustrirte Liste von den respectiven Spitzbuben anfertigen lassen sollte, die ihm die Tasche geleert, so würden freilich alle civilisirten Länder darin zahlreich genug repräsentirt werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet. Er schließt diese Jeremiade mit den Worten:

> Der Industrielle, der mein oben erwähntes Opus in sogenannter Uebersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, sodaß ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin und ein witziger Freund bei dieser Lectüre lachend ausrufen konnte: Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.

Was die an Heine's literarischem Eigenthum verübten Veruntreuungen oder wie er sich ausdrückt „Gaune-

reien" betrifft, so erkennen wir an, daß er mit Recht über diese erzürnt ist. Von dem Umfange und der Art und Weise der an seinen Taschen verübten pecuniären Gaunereien haben wir keine genauere Kenntniß und wir lassen sie daher auf sich beruhen. Was aber seine letzte Klage, die Beschreibung seiner eigenen Person betrifft, so ist sie ein Pfeil, der auf den Schützen selbst zurückprallt. Niemals hat ein deutscher Schriftsteller, solange in deutscher Sprache geschrieben worden ist, von dem Recht oder Unrecht literarisch-polizeilicher Personalbeschreibung einen ausschweifendern und verwerflichern Gebrauch gemacht als Heine. Diese drei Bände wimmeln von solchen Proben. Wir können sie nicht alle anführen; hier nur einige; die Staël:

„Was ist Geist?" sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen, zitternden Lenden legte.

Die Sand:

Sie hat weder eine emancipirte Adlernase noch ein witziges Stumpfnäschen; es ist eine ordinäre gerade Nase. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit.... Die Reize des Busens mögen andere Zeitgenossen beschreiben, ich gestehe meine Incompetenz.

Dudevant (Gemahl der Sand):

Er trug ein nichtssagendes Philistergesicht und schien weder böse noch roh zu sein, doch begriff ich leicht, daß diese feuchtkühle Tagtäglichkeit, dieser porzellanhafte Blick, diese monotonen chinesischen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer sehr amüsant sein konnten, jedoch einem tiefern Frauengemüthe auf die Länge sehr unheimlich werden und dasselbe endlich mit Schauder und Entsetzen bis zum Davonlaufen erfüllen mußten.

Gouin:

Als mir Spontini diese Hypothese mittheilte, gestand ich, daß sie nicht aller Wahrscheinlichkeit ermangle, und daß, obgleich das vierschrötige Aeußere, das ziegelrothe Gesicht, die kurze Stirn, das schmierig schwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochsenzüchter oder Viehmäster, als einen Tonkünstler erinnern, dennoch in seinem Benehmen Manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'schen Opern zu sein.

Kalkbrenner:

... weil sie Herrn Kalkbrenner beneiden ob seinem eleganten äußern Auftreten, ob seinem feinen geschniegelten Wesen, ob seiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marcipanenen Erscheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berlinismen der niedrigsten Classe einen etwas schäbigen Beisatz hat, sodaß Koreff ebenso witzig als richtig sagen konnte: Er sieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.

Piris:

Durch seine äußere Erscheinung, die physische, macht sich Herr Piris noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Nase in der musikalischen Welt, und um diese Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er sich oft in Gesellschaft eines Romanzencomponisten, der gar keine Nase hat.

Victor Hugo:

Ich gestand einst meinem Buchhändler Eugène Renduel, welcher auch der Verleger Hugo's war, daß ich, nach der Vorstellung, die ich mir von Letzterm gemacht hatte, nicht wenig verwundert gewesen sei, in Herrn Hugo einen Mann zu finden, der nicht mit einem Höcker behaftet sei. „Ja, man kann ihm seine Difformität nicht ansehen", bemerkte Herr Renduel zerstreut. „Wie", rief ich, „er ist also nicht ganz frei davon?" „Nicht so ganz und gar", war die verlegene Antwort, und nach vielem Drängen gestand mir Freund Renduel, er habe eines Morgens Herrn Hugo in dem Moment überrascht, wo er das Hemd wechselte, und da habe er bemerkt, daß eine seiner Hüften, ich glaube die rechte, so miswüchsig hervortretend sei, wie man es bei Leuten findet, von denen das Volk zu sagen pflege, sie hätten einen Buckel, nur wisse man nicht, wo er sitze.

Louis Blanc:

Herr Louis Blanc ist noch ein junger Mann, höchstens 30 Jahre alt, obgleich er seinem Aeußern nach wie ein kleiner Junge von 13 Jahren aussieht. In der That seine überaus winzige Gestalt, sein rothbäckiges, bartloses Gesichtchen und auch seine weichlich-zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bübchens, das eben der dritten Schulclasse entsprungen und seinen ersten schwarzen Frack trägt.

Der Gräfin Hahn-Hahn wird ihr Eines Auge vorgeworfen, und einen deutschen Componisten, den Heine den alten Dessauer nennt, schildert er als einen „alten Jüngling, der sich schlecht conservirt hat, von ältlichem, katzenbucklicht gekrümmten und bemauten Ansehen". Von demselben heißt es weiter:

Man verstand ihn nicht, was schon wegen seiner kauderwälschen Mundart und einer gewissen näselnden Aussprache des Deutschen, die an faule Eier erinnert, sehr erklärlich.... Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeschwerden.... Ueber sein Gesicht sind die Meinungen verschieden; die Einen sagen, es sei ein Vomitiv, die Andern sagen, es sei ein Laxativ. So viel ist gewiß, bei seinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Ansichten ich mich entscheiden soll.

Wir zweifeln, daß sich unter den Lesern d. Bl. einer findet, den diese delicaten und geschmackvollen Personalbeschreibungen mit einer andern Empfindung als der des Abscheus und Ekels erfüllten; leider aber können wir ihnen die Versicherung geben, daß es außer ihrem Kreise nicht wenige gibt, welche an solchen Signalements ihr großes Wohlgefallen haben, vorausgesetzt, daß sie nicht selbst unter den Heine'schen Schmuzpinsel fallen, was Jedem geschehen kann, der die jedenfalls bedenkliche Ehre hat, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Man sollte nun meinen, daß Heine, der diesem Misbrauch zumeist Eingang verschaffte, wenigstens soviel Seelengröße haben sollte, es ruhig über sich ergehen zu lassen, wenn man seine Methode, und zwar nicht einmal in böslicher Absicht, gegen ihn selbst in Anwendung bringt; aber wie wir aus seiner Vorrede ersehen, speit er darüber Feuer und Flamme. Einen bekannten Moralsatz kehrt er dahin um, daß er sagt: „Thue jedem Andern, was du willst, daß dir nicht geschehe!" Doch darf dies von einem Schriftsteller nicht Wunder nehmen, der offen den Grundsatz aufstellt, „daß Genialität und Tugend in beständigem Hader liegen". Wäre dem wirklich so, so würden wir einem im bürgerlichen Sinne leidlich tugendhaften Philister die ihm angeborene Scheu und Abneigung gegen Alles, was Genie und Genialität heißt, wahrlich nicht verargen.

Mit dem Hange Heine's zu Personalbeschreibungen hängt auch seine Neigung zum Klatsch zusammen. Beide

Uebel entspringen ein und derselben Wurzel und sind auch im Grunde ein und dasselbe. Sie sind die Ausgeburten einer Zeit, welcher die wahre Männlichkeit, die Tugend, die Virtus abhandengekommen ist, welche vorzugsweise dem gesellschaftlichen Müßiggange, dem Flaniren und dem oberflächlichen Genusse obliegt und am liebsten ein Leben in der Sophaecke und im Theatercorridor führt. Neid, Schelsucht, Selbstüberschätzung, Gedankenlosigkeit und Nichtsthuerei sind die Hauptquellen dieser Klatschsucht, die daher auch bei den müßigen Weibern des Harems am meisten ausgebildet ist, sonst aber überhaupt dem weiblichen Geschlechte schuldgegeben wird. Männer, die gern klatschen, sind stets weibische Naturen, und zu diesen gehört Heinrich Heine. Vielleicht die Hälfte dieser drei Bände besteht aus bloßem Klatsch. Zuweilen ist er bei Heine ganz possirlich und harmlos und mit einem Anflug von Humor ausgestattet; sehr oft aber auch ohne allen Humor, boshaft, gewissenlos, gemein, oder wenigstens niedrig-possenhaft und kleinlich. Heine hat den Klatsch so lieb, daß er eine Anekdote, wonach die Staël dem Kaiser Napoleon für eine gewisse Geldsumme ihre Dienste angeboten haben soll, zwei mal (I, 30 und II, 76) wiederholt, jedesmal mit dem Zusatz: „Point d'argent, point de Suisses." Es ist ja ein gewöhnliches Misgeschick klatschhafter Leute, daß sie sich in ihren gedankenlosen Plaudereien wiederholen. Hier nur wenige Proben Heine'scher Klatschereien. Von Chopin heißt es im zweiten Bande:

Mit weit weltlichern Functionen hatte George Sand unsern vielgeliebten Freund Chopin betraut. Dieser große Musiker und Pianist war während langer Zeit ihr Cavaliere servente; vor seinem Tode entließ sie ihn; sein Amt war freilich in der letzten Zeit eine Sinecure geworden.

Er erzählt gelegentlich von Friedrich von Schlegel, „welcher gewiß die astronomische Asketik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräsentirte", und vergißt dann nicht hinzuzusetzen: „ihn begleitete seine würdige Gattin Dorothea, geborene Mendelssohn und entlaufene Veit." Von Gans erzählt er die kindische Anekdote:

Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigsten Discussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Ein Beispiel scurril-cynischer Erfindung ist folgendes:

Vor mehren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonnirter Bedienter das Nachtgeschirr desselben über den Corridor, und ein Börsenspeculant, der in demselben Augenblicke vorbeiging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe.

Heine scheut sich aber auch nicht, gegen anerkannte Notabilitäten der Wissenschaft die unwürdigsten Beschuldigungen zu erheben. Als Ritter der Madame Lafarge versichert er, daß nicht sie, sondern Orfila auf dem Marktplatze von Tulle hätte an den Pranger gestellt werden sollen, und er fährt dann fort:

Wer aus näherer Beobachtung die Vorliebe jenes eiteln Selbstsüchtlings nur einigermaßen kennt, ist in tiefster Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu schlecht ist, wo er eine Gelegenheit findet, sich in seiner wissenschaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz seiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieser schlechte Sänger, der, wenn er in den Soireen von Paris seine schlechten Romanzen meckert, kein menschliches Ohr schont und Jeden tödten möchte, der ihn auslacht, er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menschenleben zu opfern, wo es gälte, das versammelte Publicum glauben zu machen, Niemand sei so geschickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen!

Und diese öffentliche unerhörte Anklage wiederholt Heine noch jetzt gegen einen Mann, der bereits im Grabe ruht!

Man wird im Leben wie in der Literatur häufig die Erfahrung machen, daß Personen, welche mit der Zunge oder mit der Feder gern auf Andere lossündigen, auch in der Regel eitle, selbstgefällige und in sich verliebte Naturen sind. Da wir nicht im Besitze der Seelengeheimnisse Heine's sind, so wollen wir nicht ohne weiteres behaupten, daß Heine zu diesen Naturen gehöre; aber soviel ist gewiß, daß noch kein Schriftsteller, solange geschrieben und gedruckt wird, sich in gleicher Weise darin gefallen hat, das Publicum von seiner eigenen Person zu unterhalten und seine eigene Waare dem Publicum zu recommandiren. Jener Schacherjude, der seine schlechte Waare mit gellender Stimme anpries, entschuldigte diese Selbstrecommandation damit, daß er seine Waare ja loben müsse, weil kein Anderer dies thue. Unserm Autor könnte man eine solche naive Entschuldigung nicht einmal gelten lassen; denn obschon bald von dieser bald von jener Seite heftig angegriffen, hat wol kein anderer neuerer Dichter soviel Leibposaunisten gehabt, welche sich beeifern, das Lob und den Ruhm ihres Meisters aller Welt zu verkündigen. Hiermit aber begnügte sich Heine nicht; er wendet vielmehr die ganze Kraft seiner Lunge daran, um die Trompete des Selbstlobes mit weithin dröhnendem Schalle zu füllen. Nicht nur in der Vorrede, sondern in der ganzen ersten Abtheilung des ersten Bandes dieser „Vermischten Schriften" ist sein Ich das Götzenbild, das er in die Wolke des Weihrauchs hüllt. Er rühmt von sich ganz offen:

Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daß ich in der Geschichte der Romantik eine große Stelle verdiene.

Bald darauf rühmt er sich Dessen, „was er während der Restauration gethan und gelitten", und das werde er ebenfalls zu geeigneter Zeit mittheilen. S. 47 fg. versichert er, daß er es gewesen, welcher die Franzosen über die atheistische Richtung der deutschen Philosophie aufklärte, und er bemerkt: „Meine Offenbarungen erregten hierzulande die größte Verwunderung." S. 97 sagt er:

Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedtsamkeit Stoff geliefert Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht.

S. 103 und dann später noch einmal rühmt er sich: „Ich war zu sehr Geschichtskundiger." S. 115 heißt es: „Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorber errungen" — wogegen wir nur bemerken, daß der Ausspruch Goethe's, nur die Lumpen seien bescheiden, sehr häufig misverstanden wird; es gehört vielmehr zum Wesen der eigentlichen Lumperei, daß sie aufgeblasen, anmaßend und aufdringlich ist. Auf derselben Seite nennt er Goethe sehr einfach und cavalièrement seinen „Collegen". In seinem Aufsatze „Die Götter im Exil" behauptet er, das darin behandelte Thema zuerst wieder aus den Grüften und Beinhäusern deutscher Gelehrsamkeit zum wirklichen Leben heraufbeschworen zu haben „durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volksthümlichen Stils". *)

In der Vorrede zum zweiten Bande versichert er, daß die französische Uebersetzung seiner „Französischen Zustände" von historienschreibenden Franzosen vielfach benutzt worden sei und daß auch seine gegenwärtigen Mittheilungen aus Paris „dem spätern Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen würden". Seine erst im August 1854 geschriebene Selbstrechtfertigung wegen der Annahme der Guizot'schen Pension umfaßt im dritten Bande nicht weniger als 34 Seiten; es ist außer von seinem Ich darin freilich auch von der „Frau Germania" die Rede, die ihn in schönen Mondscheinnächten zärtlich „an ihren großen Busen mit den tugendhaften Zitzen" gedrückt habe. S. 165 versichert er:

> Nie hatte ein Deutscher in so hohem Grade wie ich die Sympathien der Franzosen gewonnen, sowol in der literarischen Welt als auch in der hohen Gesellschaft, und nicht als Gönner sondern als Kamerad pflegte der Vornehmste meinen Umgang.

In der That spricht er auch mehrfach von vielen der bedeutendsten Staatsmänner Frankreichs in einem so cordialen Tone, als hätte er mit ihnen in irgend einem Estaminet bei einem Glase Bier Brüderschaft getrunken. Er hat sich in Frankreich nicht naturalisiren lassen, erzählt er in seiner Selbstrechtfertigung; das Vaterland aufzugeben möge wol für einen „versoffenen Advocaten aus Zweibrücken, einen Strohkopf mit eiserner Stirn und kupferner Nase" passen, aber nicht für einen deutschen Dichter, „welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet". Doch wir würden ein gutes Theil dieser drei Bände abdrucken müssen, wenn wir in gleicher Weise mit der Mittheilung solcher Proben maßloser Selbstvergötterung fortfahren wollten. Es ist dergleichen nie dagewesen und man muß das Buch selbst lesen, um es zu glauben. Im Uebrigen möchten wir bemerken, daß Heine sich zu viel in den Kopf gesetzt hat, wenn er sich einbildet, der Meister einer neuen Dichterschule zu sein. Allerdings haben viele Anfänger seine Manier, eben weil sie etwas Bequemes hat, nachgeahmt, aber sie haben es zu nichts gebracht, oder wenn sie es später zu etwas brachten, diese Manier aufgegeben. Heine's Manier ist eine sehr originelle; aber sie ist Manier, und stets haben nur Stilisten, nicht Manieristen eine Schule gebildet. Auf die Verallgemeinerung einer eleganten Prosa hat Heine allerdings viel günstiger eingewirkt, aber seine stricten, gedankenlosen Nachahmer sind in eine vollkommen ungenießbare Flachheit und Geschwätzigkeit verfallen, deren nur zu häufig sich auch Heine selbst schuldig macht.

Den übrigen Inhalt anlangend, so weit er es nicht mit Persönlichkeiten und der eigenen Person Heine's zu thun hat, wollen wir allerdings zugeben, daß er in vielfacher Hinsicht für diese Aergernisse entschädigt. Diese drei Bände enthalten in der That manche geistreiche und feine Bemerkungen und, was wir noch höher schätzen, manche Spur gesunden Menschenverstandes. Bei der Beurtheilung politischer Situationen und Männer beweist Heine oft einen sehr richtigen Blick, einen verständigen Instinct, der ihn auf die richtige Fährte bringt. Ueber seine „Geständnisse", womit diese „Vermischten Schriften" eröffnet werden, haben wir unsere Ansichten bereits in Nr. 43 mitgetheilt, nachdem sie als „Aveux d'un poëte de la nouvelle Allemagne" in der „Revue des deux mondes" und in einer deutschen Uebersetzung in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen waren. Hier kann man sie nun in ihrem Heine'schen Original-Deutsch lesen. Der Aufsatz „Die Götter im Exil" gehört zu jenen poetisch-phantastischen, sinnreichen Capriccios, in denen sich Heine's Talent im schönsten Lichte und von der vortheilhaftesten Seite zeigt. Diese liebenswürdige Pièce ist in der besten Manier Heine's verfaßt und wird von Jedermann mit großem Genuß gelesen worden. Die folgende Pièce „Die Göttin Diana" (Nachtrag zu den „Göttern im Exil") ist die Fabel einer Pantomime, die in derselben Weise wie sein Tanzpoem „Faust", nämlich auf Anregen Lumley's entstand. Für die Bühne ist jedoch kein Gebrauch davon gemacht worden, was wir auch sehr erklärlich finden, da diese phantastisch-mythische Composition aus Räthseln besteht, welche das Publicum selbst an der Hand des ausführlichsten Commentars zu lösen außer Stande sein würde. In dem den Schluß des ersten Bandes bildenden Aufsatz „Ludwig Marcus" schildert uns der Verfasser einen jener still für sich hinlebenden merkwürdigen jüdischen Gelehrten etwa von dem Gepräge des nun auch verstorbenen Guhrauer, die in einem wunderbaren Gegensatze stehen zu den jüdischen Schöngeistern und den jüdischen Tagesschriftstellern und Witz- und Wortspiellieferanten. Marcus starb zu Paris in einer Privatheilanstalt, wohin er infolge eines plötzlichen Anfalls von Wahnsinn geschafft worden war. Leider schwächt die bekannte, über Tische und Bänke springende

*) Schon der Schotte Dunlop, wie Cholevius in der Vorrede zum ersten Theile seiner vortrefflichen „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" bemerkt, hat gelegentlich Manches aus den Sagen des Mittelalters auf griechische Fictionen zurückgeführt. Dies geschah schon im Jahre 1814 in seiner „History of fiction". Dasselbe, übrigens auch von deutschen Gelehrten vielfach behandelte Thema liegt bekanntlich den „Göttern im Exil" zugrunde.

und aus einer Ecke in die andere fahrende Manier Heine's die Wirkung des Aufsatzes. Heine kann nie bei der Sache bleiben, nie seinen Gegenstand erschöpfen und consequent verarbeiten. Daher ist es ihm auch niemals gelungen oder er hat vielmehr niemals daran denken können, ein größeres als Ganzes dastehendes Dichterwerk zu liefern: kein Drama (denn seine dramatischen Erstlingsversuche sind ebenfalls nur lyrische, wie zufällig in Scenen abgetheilte Phantasien), keinen Roman, kein Epos. Ja er kann nicht einmal eine Biographie schreiben, wie dieser Lebensabriß des Ludwig Marcus beweist. Kaum hat er unser Interesse für ihn zu erregen gewußt, so läßt er ihn auch schon fallen, und erzählt uns dafür von dem ehemaligen „Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums", von M. Moser, von Bendavid und Gans und den Butterbröten mit Lachs, nach denen dieser immer zuerst gelangt habe. Wie ein Kind greift Heine bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstande, der gerade sein Auge reizt, beschäftigt sich mit ihm eine zeitlang, wirft ihn dann weg oder zerbricht ihn und greift wieder nach einem andern. Man fühlt sich daher auch alle Augenblick versucht, ihm wie einem Kinde auf die unnützen Hände zu schlagen.

Noch eine Liebhaberei Heine's tritt in diesem Aufsatz recht schlagend hervor, seine Sucht, sich mit Juden und Judengenossen zu beschäftigen. Auch in seinen Briefen aus Paris, welche die beiden letzten Bände füllen, ist dies der Fall. Immer sind es jüdische Männer, bei denen er am liebsten verweilt, auf die er immer wieder zurückkommt, möge er sie nun feiern oder sich über sie lustig machen. Was er über das Judenthum, den alten Jehovah, die Bücher des Alten Testament sagt, gehört auch in der That zu dem Schönsten in seinen „Geständnissen", ja es ist vielleicht das einzig wirklich Lesbare darin. Aber später christlich getauft und zum großen Theil aus christlicher Bildung hervorgegangen, in den Zaubern christlicher Romantik befangen, wenn auch mit einer andern scharfen Ecke seines Doppelwesens gegen sie gerichtet, hat sich Heine auf einen Standpunkt erhoben, der eigentlich gar kein Standpunkt ist, ihm aber doch gestattet, sich nach allen Seiten hin frei zu bewegen. Wenn er jetzt dem Protestantismus und dem großen Werke Luther's „des gewaltigen Mannes mit der Axt" das Wort geredet, zollt er wenige Minuten darauf „als Denker, als Metaphysiker" der Consequenz der römisch-katholischen Dogmatik seine „Bewunderung". Hierin liegen nun freilich die wunderlichsten Widersprüche; Heine erkennt dem Protestantismus das Verdienst zu die Bibel in Aller Hände gebracht zu haben und der Grundstein der deutschen Philosophie gewesen zu sein; aber er verschweigt, daß mit der allgemeinen Ausbreitung der Bibel die römisch-katholische Dogmatik auf die Dauer nicht bestehen kann und daß das katholische Dogma ein Todfeind des metaphysischen Denkens ist. Er dringt sogar auf ein milderes, unparteiischeres Urtheil über die Jesuiten und behauptet, daß man sie selbst „ein Bischen jesuitisch" behandelt habe. Er hat insofern Recht, als die Menschen immer einen Schreckpopanz und einen Sündenbock haben müssen, auf den sie ihre eigenen Gebrechen und Verbrechen ablagern, einen Prügeljungen, der die Prügel, welche sie verdienen, für sie in Empfang nehmen muß. Heine begeistert sich gelegentlich für den Judaismus, aber er sagt den Juden mitunter die allerschlimmsten Dinge. „Die Geldkräfte der Juden", sagt er einmal, „sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer ist." Und: „Ich bin überzeugt, nie hat Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Hier und da freilich gibt es Beispiele, daß die Eitelkeit die versteckten Taschen der Juden zu erschließen verstand; aber dann war ihre Liberalität noch weit widerwärtiger als ihre Knickerei." Er redet der Judenemancipation das Wort, aber nicht jener „die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, daß man das Interesse dafür verlieren könnte".

Diese Freiheit seines Standpunkts bewahrte sich Heine auch in andern Dingen. Hierfür liefern die beiden letzten Bände seiner „Vermischten Schriften" Beweise genug. Diese enthalten seine „Briefe aus Paris", welche anfangs der vierziger Jahre in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen und hier mit den Ergänzungen der Breschen, welche die augsburger Censur und Politik in sie riß, wieder abgedruckt sind. Sie haben für unsere Zeit ein erneutes Interesse, da es sich in ihnen, außer um Kunst, Literatur und Virtuosenkünste, namentlich um die orientalische Frage handelt, die er im damaligen französischen, d. h. antienglischen Sinne vor dem europäischen Publicum discutirte. Wie haben sich die politischen Stellungen und Allianzen seitdem geändert und wie werden sie nach dem Verlaufe von abermals zehn oder zwölf Jahren beschaffen sein! Heine dachte und schrieb ganz im Sinne des damaligen französischen Gouvernements. Er sang Ludwig Philipp's Lob; natürlich, er aß ja Ludwig Philipp's Brot; aber er zog sich im Ganzen mit guter Manier aus dem Handel. Er wirft mitunter scharfe Seitenblicke auf die falsche innere Politik, auf die officielle Beförderung der Corruption und des egoistischen Materialismus, auf den gefährlichen Grundsatz Ludwig Philipp's: theile, wenn du herrschen willst! der, auf die Parteien in der Deputirtenkammer angewendet, zuletzt die Herrschaft des Orleaniden aller Stützen und Freunde beraubte. Heine sagte zu wiederholten malen den Umsturz voraus; er hat, wie er selbst sagt, nicht das Gewitter beschrieben, sondern die Wetterwolken, die es in ihrem Schoose herantrugen. Er erkannte den unsichern Halt, welchen die unritterliche, egoistische und corrumpirte Bourgeoisie der Herrschaft Ludwig Philipp's gewährte. Die Constitutionellen in allen europäischen Ländern thaten das Ihrige dazu, die orleanistische Herrschaft zu untergraben. Dieser Scheinconstitutionalismus war doch immer ein Constitutionalismus, wie eben Frankreich ihn haben konnte; es war doch eine Tribune, eine Oppositionspresse, ein freier Universitätsunterricht, eine Parteibewegung da, und Kunst und Litera-

tur blühten, wenn sie sich auch manche Ausschreitungen zuschulden kommen ließen. Nun vergleiche man unbefangen die jetzigen Zustände Frankreichs mit den damaligen! Wenn wi. ehrlich sein wollen, so müssen wir über diese Wandlung beschämt sein, denn wir Alle tragen in gewisser Hinsicht unsere moralische Mitschuld daran. Die meisten von uns spendeten Beifall, als der König in der Dotationsfrage den Kürzern zog, als der Redacteur der „La France" von der Anklage absichtlicher Beleidigung des Königs freigesprochen wurde. Heine sagte schon damals in Betreff der ersten Angelegenheit:

Indem man der Krone alle wirkliche Macht allmälig abkämpfte, mußte man sie wenigstens entschädigen durch äußern Glanz, und ihr moralisches Ansehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen! Welche Inconsequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben und knickert bei den Kosten für Hermelin und Goldprunk! Ihr schreckt zurück vor der Republik und insultirt euern König öffentlich, wie ihr gethan bei der Abstimmung über die Dotationsfrage!

Und in Bezug auf die zweite Angelegenheit:

Jeder Andere der sich in gleicher Weise, durch falsche Briefe von landesverrätherischem Inhalt, dem Publicum gegenüber bloßgestellt sähe, könnte es dahin bringen, sich förmlich in Anklagestand setzen zu lassen und infolge seines Processes die Unechtheit jener Briefe aufs bündigste zu erweisen. Eine solche Ehrenrettung gibt es aber nicht für den König, den die Verfassung für unverletzlich erklärt und nicht persönlich vor Gericht zu stellen erlaubt.

Wunderbar! das in Deutschland so stark angegriffene Ministerium vom 1. März bestand zum größten Theil aus Männern, welche Deutschlands Literatur und Geist verehrten und hochschätzten; da waren unter Anderm Victor Cousin, in der Schule der deutschen Philosophie gebildet, und Rémusat, der ebenfalls dem deutschen Genius huldigte und schon in seiner Jugend mehre im „Théâtre étranger" abgedruckte deutsche dramatische Dichtungen übersetzt hatte. Aber die Professoren, welche Minister wurden, in Deutschland wie in Frankreich, waren bei den deutschen Professoren, die nicht Minister waren, stets sehr schlecht angeschrieben. Der kleine Thiers machte freilich viel Kriegslärm, es würde aber wol immer nur bei dem bloßen Lärm geblieben sein, selbst wenn er nicht hätte abtreten müssen. Ludwig Philipp war unter allen Umständen entschlossen, mit Deutschland gute Nachbarschaft zu halten. Ob der jetzige Machthaber ebenso entschlossen dazu ist, möchte zu bezweifeln sein.

Wie sehr viele der durch das Wendejahr 1830 zu politischen Schriftstellern umgewandelten Talente, namentlich aus dem Volke Israel, hat auch Heine stets eine ganz besondere Sympathie für Frankreich an den Tag gelegt. Er sagt selbst in der Vorrede zum zweiten Bande: „Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfaronade großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherer Alliirter ist, war die Ueberzeugung meines ganzen Lebens", und er erklärt es als ein patriotisches Bedürfniß, daß er seine „verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden" aufgeklärt habe. Ueber das „bis zur Fanfaronade großmüthige" Frankreich! Großmüthig vielleicht deshalb, weil es uns noch nicht mit Haut und Haaren aufgefressen, und nur ein so kleines saftiges Lendenstück wie das schöne Elsaß nebst Lothringen verspeist hat — jenes Elsaß, welches, einst so reich an intellectuellen Kräften, die deutscher Literatur und Kunst zugute kamen, jetzt uns geistig fast ganz abgestorben und zu einem kümmerlichen Zwitterding verkrüppelt ist. Zu einem andern Zwecke habe ich mir einmal ein Verzeichniß angefertigt von all den Plünderungen an Kunstschätzen und Büchersammlungen, von all den Schändungen an Domen und Kirchen, von all den Brandlegungen und Brandschatzungen, welche die Franzosen im Laufe von Jahrhunderten in Spanien, der Schweiz, Italien (namentlich in Pavia unter Ludwig XII. und später in Mailand, wo sie das Refectorium mit dem berühmten Abendmahl des Leonardo da Vinci als Pferdestall benutzten) und besonders in Deutschland bis zu den letzten Kriegen sich zuschulden kommen ließen. Dies Verzeichniß ist, ich versichere es, sehr lang gerathen. Nun ist jetzt weder der Zeitpunkt noch hier der Ort, dieses Verzeichniß mitzutheilen; aber es sind wenigstens Erfahrungen, die wir nicht so leichtsinnig als geschieht vergessen sollten. Möglich, daß die Franzosen von heute, durch eigene bittere Erfahrungen gereift und uns in der That geistig näher geführt, ein anderes humaneres Geschlecht und nicht mehr die Kosacken der Civilisation sind wie ehemals; im Ganzen aber wollen wir uns ihren Besuch ebenso verbitten als den der rohen Steppensöhne, die mehr äußere Barbarei aber weniger Civilisationsgift mitbringen würden. Man weist uns auf die Wohlthaten hin, welche wir der Französischen Revolution verdanken sollen; aber was die politische Freiheit betrifft, so waren die Franzosen nur die carikirenden und übertreibenden Nachahmer der Engländer und Anglo-Amerikaner, und wir würden unsere politischen Freiheiten und Rechte in viel reinerer und dauernderer Form erhalten haben, wenn wir uns strenger an das englische Muster und die englische Praktik gehalten hätten, zumal wir hier auf so manche verwandte Elemente gestoßen wären. Wer will jedoch das Volk tadeln, wenn es sich in seiner Weise die Franzosen zum Muster nahm, nachdem die Fürstenhöfe und die höhern Classen mit diesem Beispiel vorangegangen waren und dem Volke den Glauben eingeimpft hatten, daß man, um etwas Rechtes zu sein, sich in erborgten französischen Flitter hüllen müsse?

Wäre schon zu der Zeit, als Heine seine „Pariser Briefe" für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, Frankreich der Bundesgenosse Englands gewesen, so würden seine Urtheile über die Engländer wahrscheinlich milder gelautet haben. Damals aber verspottete der „Charivari" die Engländer in häßlichen Caricaturen wie jetzt die Russen, und Heine stimmte in den Ton mit ein. Indeß liegt die Antipathie gegen die Engländer wol auch in seinem Blute, seiner Bildung und geistigen Richtung. Heine ist ein Mann des Esprit, versetzt mit nur zu vielem deutschen derbkörnigen Cynismus. Sein Humor hat gar nichts Englisches, beugt sich vor keinem Sittengesetz, kri-

ner Autorität, zeigt sich unbändig in Worten und Anschauungen und respectirt nichts außer seinem Gelüste zügellos zu sein. Der englische Humor bewegt sich auch mit voller dreister Freiheit, aber nur in gewissen Grenzen, die er nie überschreitet, die er sich selbst zieht. Durch diese englische Respectmäßigkeit fühlt sich Heine höchlich genirt. Der Länge nach scheint ihm durch jeden Engländer ein Stock getrieben zu sein.

Die Masse (sagt er), die Stockengländer — Gott verzeihe mir die Sünde — sind mir in tiefster Seele zuwider, und manchmal betrachte ich sie gar nicht als meine Mitmenschen, sondern ich halte sie für leidige Automaten, für Maschinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das schnurrende Räderwerk, womit sie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten.

Und er fügt hinzu:

Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Misurtheil, meine Abneigung wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe meines Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher schnöde Egoismus auch in ihrer Politik waltet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen grauenhaften Furcht.

Es ist ja auch gar nicht zu leugnen und wird auch von Niemand geleugnet, daß die Motive der englischen Politik immer die des einseitigsten nationalen Egoismus sind. Wo es den Zweck ihrer Machtstellung und Handelsvortheile gilt, nehmen die Engländer nicht die mindeste Rücksicht und verfahren dabei mit der naivsten unverstellten Offenheit. Wir glauben dies selbst im gegenwärtigen Kriege zu erkennen, wo sie ihre Schläge immer nur gegen die russischen Handelsstädte und die Flotten in Kronstadt und Sewastopol hinzuleiten suchen, und wir glauben, daß keine besondere Sehergabe dazu gehört, wenn wir annehmen, daß in einem gegebenen Zeitpunkt die Engländer ihre Schläge gegen irgend ein französisches Sewastopol oder Kronstadt, gegen Boulogne oder Toulon führen werden. Es wird dies geschehen, wenn Frankreichs Flotte ihnen zu lästig und Frankreichs Ansprüche zur See ihnen unbequem werden sollten. Wenn wir aber trotzdem den Engländern Glück wünschen, so geschieht dies, weil wir die Segel ihrer Flotten auch immer von dem Hauche einer culturhistorischen Tendenz geschwellt sehen, weil, wo sie sich vor Anker legen, politische, bürgerliche und commercielle Freiheiten ihren Sitz aufschlagen, weil der Same künftiger freier Staatenbildungen auch an der ödesten Küste von ihnen ausgestreut wird. Und welches Land hätte, trotz dem ihm zum Vorwurf gemachten Egoismus und Materialismus, so viele auf Ausbreitung der Humanität, des Wohlthätigkeitssinns, der Menschenliebe und der höhern menschlichen Civilisation abzweckende Associationen und Verbrüderungen aufzuweisen als England? Welche Literatur ist so reich an Schriften, die von dem Geiste echter praktischer Menschenliebe, von wahrhaft sittlichem Ernste erfüllt sind, als die englische?

Man darf nicht verkennen, daß Heine allerdings Ursache hat, Frankreich dankbar zu sein. Es gewährte ihm ein Asyl, selbst Unterstützung, als er Deutschland den Rücken wenden mußte, nachdem jene gegen das Junge Deutschland geschleuderte Maßregel auch ihn betraf, wodurch nicht blos seine vorhandenen Schriften, sondern im voraus auch Alles was späterhin aus seiner Feder fließen würde, mit Interdict belegt wurde. Das hieß freilich ihn auch finanziell zugrunde richten, und man darf es ihm daher nicht allzu hoch als Sünde anrechnen, wenn er seine Feder fortan im französischen Interesse arbeiten ließ. Heine ist ganz und gar nicht undankbar. Er vermeldet in seinem Zueignungsbrief an Pückler-Muskau, der dem zweiten Bande zur Vorrede dient, seinen Respect dem Fürsten von Metternich, weil dieser, wie Pückler-Muskau ihm erzählte, bei der Lectüre der Heine'schen Gedichte zuweilen Thränen vergossen habe. Ach, es waren diplomatische Thränen, die Heine, wenn er im Stande wäre zu weinen (was wir nicht wissen), mit den Thränen, die ihm jene Bundesmaßregel abgepreßt haben dürfte, reichlich genug vergolten hat. Bei all seiner Dankbarkeit bewahrt Heine aber auch den Franzosen gegenüber seinen freien Standpunkt. Er stellt Deutschland oft sehr hoch über Frankreich; namentlich will er von der französischen Poesie gar nichts wissen. Er sagt:

Unausstehlich sind mir, wie die Metrik, so die Verse der Franzosen, dieser parfumirte Quark! Wenn ich jene sogenannte poésie lyrique der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst.

Von den Franzosen sagt er:

Die Franzosen behalten immer den Leichtsinn der Jugend, und soviel sie auch gestern gethan und gelitten, sie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöscht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt sie zu neuem Thun und neuen Leiden. Sie wollen nicht alt werden und sie glauben vielleicht die Jugend selbst zu erhalten, wenn sie nicht ablassen von jugendlicher Begeisterung, jugendlicher Sorglosigkeit und jugendlicher Großmuth!

Heine hatte freilich diese Großmuth an sich selbst kennen und schätzen gelernt, und was man sonst auch von den Franzosen halten mag, an großmüthigen Aufwallungen, die bei uns zu Lande sehr selten sind, fehlt es ihnen nicht. Deutschland wäre gegen einen verfemten französischen Dichter nicht so großmüthig verfahren als Frankreich gegen Heine.

Da jetzt gerade die orientalische Frage an der Tagesordnung ist, so wollen wir auch über diese noch einige Aeußerungen Heine's anführen. Er ruft einmal aus:

Ach! wie schrecklich ist diese orientalische Frage, die bei jeder Wirrniß uns so höhnisch angrinst! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorther bedroht, schon jetzt (im Jahre 1841) vorbeugen, so haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortschritt des Uebels zusehen, so haben wir die Knechtschaft.

Und an einer andern Stelle:

Wilde düstere Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, daß die ältern Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht auch zugleich über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und sehr

vielen Prügeln. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.

Sehr richtig sagte Heine schon 1843, daß es mit dem Ende der Herrschaft Ludwig Philipp's auch mit dem Weltfrieden zu Ende sein werde:

Wie gesagt, mit dem Ableben Ludwig Philipp's verschwindet alle Bürgschaft der Ruhe; dieser Herenmeister hält die Stürme gebunden durch seine ruhige Klugheit.

Mit derselben Sicherheit sagte er auch das Interim der Republik voraus, das aber nur kurzen Bestand haben werde.

Wir sind überzeugt — versichert er im August 1840 — daß jenes republikanische Regiment nimmermehr von langer Dauer sein kann in der Heimat der Koketterie und Eitelkeit.

Wir würden aus den „Pariser Briefen" noch manches Treffende und treffend Gesagte, manche malerische Schilderung, wie die der wahnsinnigen pariser Tanzorgien, die selbst Heine's Anstandsgefühl in Aufruhr versetzen, manchen sehr ergötzlichen Witz und Spaß ausziehen können, aber auch (außer den vielen schon oben mitgetheilten) manche schlechten Witze, widrige Frivolitäten und rohe Cynismen, die uns allen Spaß verleiden. Einzelne Witze sind so trivial, daß man nicht begreift, nicht wie ein geistreicher Mann auf sie verfallen, aber wie er sie niederschreiben und sogar drucken lassen kann, z. B. wenn er von dem grasspeisenden Nebukadnezar spricht und meint, das Gras werde wol Salat gewesen sein; oder lasciv, wenn er z. B. die Geschichte von Juda und der Thamar erzählt und hinzufügt: „es war gewiß ein heißer Tag im heißen Mesopotamien und der arme Erzvater Juda lechzte nach einer Erfrischung." Daß er den Communisten die Wahrheit sagt, mag ganz in der Ordnung sein, daß er sie aber mit Ausdrücken wie „Lumpengesindel" u. s. w. beehrt, Ausdrücken, die nichts Literarisches mehr haben, das verletzt den guten Ton, den man, wenn nicht den Communisten, doch dem Leser und dem Stil schuldig ist. Wenn erst mit solchen Ausdrücken in der Literatur geschneeballt wird, dann möge Jeder seinen eigenen Kopf wahren. Heine rühmt sich ja selbst gelegentlich seiner Verdienste um die Revolution; diese kann ja aber bei den Elementen, über die sie verfügt, consequent durchgeführt, immer nur einen communistisch-socialistischen Charakter haben. Eine gewisse Partei wird daher auch Heine zu dem communistischen „Gesindel" werfen, so sehr er sich dagegen auch sträubt, und obschon er von der Nothwendigkeit einer Waschung spricht, wenn ihm das Unglück widerführe, einem solchen pöbelhaften Communisten die Hand reichen zu müssen. Fürstliche Personen waschen sich solche Berührungen mit diplomatischem Thränenwasser ab, wie wir oben gesehen haben. Ein andermal vergleicht Heine die Communisten mit „wahnsinnigen Flöhen". So hätten sie sich unter dem Verkleinerungsglase gezeigt; er aber, Heine, habe sie in ihrer wahren Lebensgröße gezeigt, und da wären sie vielmehr den furchtbarsten Krokodilen, welche jemals aus dem Schlamme gestiegen, vergleichbar gewesen. Diesen Dämonen, meint er übrigens, gehöre die Zukunft an, und er hat entsetzliche Angst vor ihnen, vielleicht weil, wenn sie zur Herrschaft gelangen, Niemand seine Schriften mehr lesen würde.

Heine hat dem ersten Bande auch eine Anzahl Gedichte eingereiht. Einige darunter sind in Heine's besserer Manier verfaßt, in jener wundersamen, barock-possirlichen, die er sammt der dazu passenden Verssprache erfunden hat und in der er in seiner Art einzig dasteht. Zu den sinnreichern gehört das auf das sogenannte „Waisengrün", ein Fest der hamburger Waisenkinder, bezügliche Gedicht, „Erinnerung an Hammonia" mit dem immer wiederkehrenden Refrain „O die hübschen Waisenkinder!" Beißend und derb witzig sind einige politische wie „Hans ohne Land" und „Die Audienz". In einer Heine und nur ihm ganz eigenthümlichen barock-tragischen, humoristisch-grauenhaften Manier ist das Gedicht „Das Sklavenschiff" abgefaßt. Andere sind trivial oder stoßen durch ihre Cynismen ab, von denen wir hier nur eine ganz kleine Blumenlese geben wollen:

Jetzt sind meine armen Flügel verbrannt;
Ich kann nicht zurück ins Vaterland,
Ich bin ein Wurm, und ich verrecke
Und ich verfaule im fremden Drecke.

Ferner:

Die Seele antwortet: Ich bin aus Preußen,
Die Vaterstadt ist Berlin geheißen.
Dort rieselt die Spree, und in ihr Bette
Pflegen zu wässern die jungen Cadette.

Dann aus dem Epilog:

Unser Grab erwärmt der Ruhm,
Thorenworte! Narrenthum!
Eine beff're Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.*)

---

*) Die „Revue des deux mondes" brachte in ihrer Nummer vom 1. November eine prosaische Uebertragung dieser Lieder unter dem Titel „Le livre de Lazare". Mit der obigen übelduftenden Stelle konnte jedoch der Uebersetzer in der guten französischen Gesellschaft sich nicht sehen lassen; er zog sie daher in die Worte zusammen: „Mieux valent, pour nous réchauffer, les lourdes carresses d'une vachère amoureuse." Der Uebersetzer hat einige im Ganzen für die Originalität dieser Poesien sehr schmeichelhafte Worte vorangestellt, aber er kann doch auch nicht unterlassen, sein Bedauern auszudrücken, daß der Dichter die Alles zersetzende und herabwürdigende Ironie, die Negirung der Tugend und die Betrübniß, daß der Tod die Fortsetzung der irdischen Genüsse unmöglich mache, zu sehr in den Vordergrund stelle. Es gäbe sicherlich eine erhabenere Poesie für einen Schriftsteller von diesem Werthe, sicherlich ernsthaftere und trostreichere Inspirationen für Den, der sich den symbolischen Namen des Lazarus beilege. Der Uebersetzer oder Vorredner hofft, daß diese bei einem schwer Leidenden merkwürdige und psychologisch interessante Stimmung nur eine Durchgangskrisis sei, und glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß dies das letzte Wort des Heine'schen Humors, aber nicht das letzte Wort Heine's sein werde. Uebrigens kündigt die Buchhandlung von Michel Lévy Frères in Paris vermittels Prospects eine unter Mitwirkung des Dichters zu veranstaltende Gesammtausgabe der Heine'schen Schriften in französischer Sprache an. Sie wird sieben Bände umfassen, mindestens noch einmal so wohlfeil sein als die Ausgaben der Buchhandlung Hoffmann und Campe in Hamburg und wie es scheint Alles enthalten, was Heine geschrieben hat. Jedenfalls wird aber der französische Heine ein sehr purificirter sein müssen, um nicht in der französischen guten Gesellschaft Anstoß zu erregen. Manche seiner Cynismen und

Während er uns in seinen „Geständnissen“ versichert, daß er in seinem gegenwärtigen Siechthum seinen Trost nur bei Jehovah suche und finde, scheint er sich nebenbei doch auch mit ganz andern Phantasien zu beschäftigen. Er schildert in einem Gedichte, wie er sich auf seinem Siechbett mit dem Vorwurfe quäle, diese oder jene Blume nicht gepflückt zu haben, und er fährt dann fort:

> Besonders eine feuergelbe
> Viole brennt mir stets im Hirn.
> Wie reut es mich, daß ich dieselbe
> Nicht einst genoß, die tolle Dirn'!

Frecher noch lautet der Schluß des Gedichts „Jung-Katerverein für Poesie-Musik“:

> Die sinnbethörte Wöchnerin
> Hat ganz das Gedächtniß verloren;
> Sie weiß nicht mehr, wer der Vater ist
> Des Kindes, das sie geboren.
>
> War es der Peter? war es der Paul?
> Sag', Lise, wer ist der Vater?
> Die Lise lächelt verklärt und spricht:
> „O Liszt! du himmlischer Kater!“ *)

Nuditäten sind mit der Eleganz der französischen Sprache und Bildung geradezu unverträglich.

*) Unter diesen Gedichten befindet sich auch ein Spottgedicht: „Kobes der Erste“, unter welcher Maske der ehrliche J. Venedey gemeint ist. Das Publicum erfährt dies durch eine Zuschrift Venedey's selbst, die aus Zürich den [illegible]. November an die Redaction der „Kölnischen Zeitung“ gerichtet und in Nr. [illegible] genannter Zeitung abgedruckt ist. Wenn er erst, nachdem er persönlich von Heine angegriffen worden, gegen ihn auftrete, so bittet Venedey dies daraus zu erklären, daß er Heine gegenüber bisjetzt das Gastrecht geachtet habe, so schwer ihm dies bei dem schroffen Gegensatz ihrer Naturen oft auch geworden sei. Nachdem Venedey noch angedeutet, daß er manche persönliche Berührung mit Heine gehabt, „deren Offenlegung diesem weder Freude machen noch zur Ehre gereichen würde“, fährt er fort: „Aber ich dachte die Angriffe Heine's gegen mich würden erst in dem nachgelassenen Schmuze vorkommen, den Heine seit lange sammelt. Ich freue mich, daß er nicht bis dahin hat warten können, denn so macht er mir die Gegenwehr leichter. Wie krank der Mann auch ist, so hat sein Geist immer noch Gift genug, um jedem Kampfe mit ihm seine Gefahr zu geben, was einem Ehrenmanne sicher mehr zusagt, als einem verstorbenen Feinde entgegentreten zu müssen.“ Venedey läßt nun dieser Erklärung einige Gedichte gegen Heine folgen, die zwar gerade nicht sehr witzig, aber von dem Geiste edler Entrüstung erfüllt sind und in deren letztem es heißt:

> Verzeih', mein deutsches Volk,
> Daß ich die Geißel nehme
> Und heute nicht wie sonst
> Des Fuchtelamts mich schäme.
>
> Es gilt dem Menschen nicht,
> Der krank dort und gebrochen;
> Es gilt dem Lügengeist,
> Der stets aus ihm gesprochen.
>
> Dem Geiste, dem's genügt,
> Talentvoll nur zu scheinen,
> Um Ehre, Treu und Recht
> In Keckheit zu verneinen.
>
> — — — — — —
>
> Dem Geist, der keck und frech
> Als Selbstgott sich gerirt,
> Und wenn die Angst ihn packt,
> Mit Gott auch kokettirt.

Wenn wir diese Proben Heine'scher Poesie mit Dem zusammenhalten, was Heine schon früher, was er noch jüngst in seinen Beiträgen zu dem Schad'schen Almanach in diesem Genre geleistet hat, so gewinnt — möge man dem Humor auch die ausgedehntesten Rechte einräumen — die Entrüstung, die man über solche Lascivitäten und Cynismen empfindet, zuletzt wieder die Oberhand über die Bewunderung, die man sonst dem so eigenthümlichen Talente Heine's gern zollen möchte. Man wird von einer Art nationaler Beschämung angewandelt bei dem Gedanken, daß dieser bedeutende, aber unreine Geist noch jetzt Vielen als der eigentliche Repräsentant der moderndeutschen Dichtkunst gilt, wie er ja auch dies zu sein selbst sich offen rühmt. Er könnte dies nicht, wenn er nicht wüßte, daß es Viele gibt, die ihm hierin beistimmen. Man fragt sich: was müssen andere Nationen von unserer Bildung, was werden künftige Jahrhunderte von der Gesittung unserer Generation denken, wenn der Verfasser solcher Lieder als der erste Dichter der Gegenwart, als der vorzüglichste Repräsentant deutscher Lyrik gefeiert wird? Wenigstens werden künftige Zeiten einen schonungslosen Säuberungsproceß mit seinen Schriften und Poesien vornehmen müssen, um sich den kleinen Schatz von Liedern, Balladen und Capriccios zu sichern, die ihm auf diese Ehrenstellung ein Recht geben. In culturhistorischer Beziehung sind uns aber leider Heine's cynische Ergüsse ebenso wichtig als in poetischer und literarischer seine gelungenen, zarten und wahrhaft dichterischen.

Denn es ist richtig, daß diese cynisch-lascive Neigung zum Skandalosen jetzt weit verbreitet, daß sie der Wurm in dem eleganten Holzgetäfel der modernen Bildung ist. Wäre dies nicht der Fall, so könnten Heine's Schriften und Poesien unmöglich so viele Leser, so vielen Anklang finden, als sie in der That finden, selbst jetzt noch, wo die Bessern über die Fäulniß dieser Richtung aufgeklärt und einverstanden sind. Heine erklärt, daß er ein Feind aller Heuchelei sei. Das ist richtig. Er nimmt kein Feigenblatt als Schurz vor seine Blößen und kein Blatt vor den Mund. Er zeigt sich, wie er ist und wie Seinesgleichen sind. In dieser Offenheit liegt wieder das Gegengift gegen die Infection. Man bekommt Ekel gegen sich selbst, wenn man sich in dieser Blöße erblickt, man geht in sich und fühlt Reue über seine eigene Eitelkeit, Lüsternheit und cynische Klatschsucht. Man fühlt, daß diese Richtung, wie eine ähnliche zur Zeit des Verfalls der antiken Staaten nur eine der Verderbniß sein könne und früher oder später zum Untergang führen müsse. Der Krankheitsstoff ist bloßgelegt; man wird auf ihn aufmerksam, sucht ihm Einhalt zu thun und ihn möglichst fortzuschaffen.

Heine, der so vermessen war wie Nebukadnezar selbst und von der unbegrenzten Machtvollkommenheit des menschlichen Willens so maßlose Vorstellungen hatte wie irgend ein junger Docent Hegel'scher Richtung, erkennt jetzt freilich, wenn wir seinen „Geständnissen“ glauben wollen, ein Wesen an, das höher und mächtiger ist als er. Es ist ihm bange geworden vor seiner Gottähnlichkeit und

vor sich selbst. Aber wir haben gesehen, mit welchen animalischen Elementen auch seine jetzige bußfertige Stimmung versetzt ist, und daß er noch immer Genialität und Tugend für zwei miteinander unverträgliche Dinge hält. Dem Genie erkennt er das Recht zu, auf Alles und Alle loszusündigen. Wir wollen ihm jedoch seine jetzigen priapischen Obscönitäten und seine frivol-skandalösen Klatschereien aufs beste auslegen, als bloße böse Angewohnheiten, die er nicht los werden kann. So war auch dem „Vater" Wieland, der doch ganz andere Sittenbegriffe hatte und ein durchaus tugendhafter Bürger und Familienvater war, die Lüsternheit zuletzt so zur zweiten Natur geworden, daß er, wie schon Schiller ihm vorwarf, in seinen Productionen ohne sinnliche Wendungen nicht mehr auskommen konnte. Wieland hatte sich ein Publicum herangezogen, das dergleichen bei ihm suchte, und Heine ist in einem ähnlichen Falle; er weiß, daß ein großer Theil seiner Leser, vielleicht der größte, ein neues Buch von ihm nur in der Voraussetzung kauft und liest, durch skandalöse Plaudereien im Heine'schen Geschmack ergötzt und unterhalten zu werden. Heine versichert, vielleicht nicht ohne Ironie, daß er vor seinem Publicum immer den größten Respect gehabt habe; und das Publicum, d. h. das specifisch Heine'sche, scheint gar nicht zu merken, welch eine Beleidigung für seinen Geschmack hierin liegt. Mephistopheles macht mit entsprechender Geberde einen Kratzfuß vor seinem Publicum und dieses bedankt sich bestens bei dem diabolischen Schelm.

Hermann Marggraff.

Zur deutschen Metrik.

Lehrbuch der deutschen Verskunst oder Prosodie und Metrik von Johannes Minckwitz. Nach neuen Grundsätzen bearbeitet für Universitäten, Gymnasien, Realschulen, Seminarien, wie auch zum Selbstunterricht. Dritte Auflage. Leipzig, Arnold. 1854. Gr. 8. 18 Ngr.

In der Regel nehmen es Einem die Dichter und insbesondere Diejenigen unter ihnen, die gern als solche gelten möchten, ohne eben viel Anspruch darauf zu haben, gewaltig übel, wenn man sie als „Versemacher" bezeichnet; und doch wird ihnen damit gar nicht selten eine Ehre angethan, die sie durchaus nicht verdienen: denn wie wenige sind unter ihnen, welche wirklich Verse, die nur einigermaßen den Regeln der Verskunst genügen, zu machen verstehen. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß gerade die bessern der jüngern Dichter auf die Ausbildung der Form große Sorgfalt verwenden, ja es macht sich nicht selten eine allzu große Bevorzugung der Form auf Kosten des Inhalts bemerkbar. Aber daneben wird der Markt der Literatur noch alljährlich durch eine wahre Sündflut von Gedichten überschwemmt, welche trotz der Fertigkeit, mit welcher sie gemacht zu sein scheinen, doch soviel Härten, Nachlässigkeiten und sonstige Verstöße gegen Rhythmus und Reim, gegen Prosodie und Metrik enthalten, daß man deutlich erkennt, wie wenig sich die Verfasser um ein wirkliches Studium des Versbaus bekümmert, wie sie vielmehr in zuversichtlichem Glauben an die Untrüglichkeit ihres Genius auf gut Glück darauflos gedichtet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist einerseits darin zu suchen, daß bei der Ausbildung und Geschmeidigkeit unserer Sprache, die „für den Dichter dichtet und denkt", das Zustandebringen leidlicher und allenfalls anhörbarer Verse schon längst keine Hexerei mehr ist und daß man daher auch ohne besondere Studien mit dem Versbau fertig zu werden glaubt; andererseits aber auch darin, daß von Schule und Wissenschaft eine geraume Zeit hindurch die deutsche Prosodie und Metrik auffallend vernachlässigt und dadurch dem naturalisirenden Verfahren kein abwehrender Damm entgegengestellt ist. Früher galt in den Schulen wenigstens der Unterricht in der antiken Verskunst für einen sehr wichtigen und wesentlichen Theil des Unterrichts: man sah es nicht als hinreichend an, daß der Gymnasiast die Verse der alten Dichter richtig und leicht zu lesen verstand, sondern man verlangte von ihm, daß er auch selbst im Stande sei, wenigstens in lateinischer Sprache correcte, dem Ohr wohlklingende Verse zu bauen. Hierdurch wurde der Schüler von vornherein mit den Regeln und Gesetzen der Sprache und des Rhythmus bekannt gemacht, das Ohr gewöhnte sich an die Unerläßlichkeit des Wohlklangs und der Wohlbewegung, und ward empfindlich gegen Alles, was dagegen verstieß, man lernte die Schwierigkeiten der Verskunst kennen und achten, und die gute Folge davon war, daß man nicht in dem Umfange wie jetzt einem vagen Dilettantismus verfiel und lieber der Dichtkunst ganz entsagte, als Verse in die Welt zu schicken, an deren Fehlern man schon als Secundaner Anstoß genommen hatte. Neuerdings wird jener Unterricht auf den meisten Gymnasien nur noch in sehr beschränktem Maße getrieben, und an einen Unterricht in deutscher Prosodie und Metrik wird vollends gar nicht gedacht, wenigstens nicht in wirklich gründlicher und ernster Weise, sondern höchstens insoweit, daß der Schüler zwar den Reiz zum Versemachen empfängt, aber weder die Fertigkeit, etwas Tüchtiges darin zu leisten, noch die Einsicht von der Unzulänglichkeit Dessen, was er leistet. Und so ist auch auf dem reinwissenschaftlichen Gebiete nach Klopstock und Voß lange Zeit nichts wirklich Förderndes in Rücksicht auf die deutsche Verskunst geschehen, und die Theorie hat der Praxis nicht nur nicht vorangeleuchtet, sondern ist unleugbar hinter den Leistungen derselben, namentlich hinter denen eines Platen, zurückgeblieben, dergestalt, daß unsere sonst so überreiche Literatur noch bis vor wenigen Jahren kein Werk besaß, in welchem die Gesetze der Prosodie und Metrik, welche die besten unserer classischen Dichter bewußt oder unbewußt mit mehr oder minder Consequenz und Strenge befolgt haben, mit Klarheit, Bestimmtheit und Vollständigkeit zusammengestellt und zu einem sicher leitenden Lehrbuch verarbeitet worden wären. Es war daher die Ausarbeitung eines solchen, zumal von einem so tüchtigen, praktisch wie theoretisch gleich sehr dazu berufenen Manne, wie Minckwitz ist, von vornherein als ein sehr zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen zu begrüßen, und jetzt muß es als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnet werden, daß dasselbe auch im Publicum die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat, sodaß nunmehr bereits die dritte Auflage davon erscheinen konnte. Ich darf unter diesen Umständen voraussetzen, daß das Buch seinem allgemeinen und ursprünglichen Charakter nach bereits bekannt ist und namentlich im Kreise der Gelehrten und Schulmänner freundliche Aufnahme gefunden hat; ich will daher hier nur darauf aufmerksam machen, daß diese dritte Auflage, ebschon im Wesentlichen unverändert, viele Bereicherungen und angemessene Modificationen erfahren hat, und mich begnügen, hier ganz besonders den jungen Dichtern das Studium dieses Buchs zu empfehlen; denn sie werden dadurch von vielen Irrthümern und Fehlern, vielleicht sogar von dem Grundirrthum, einem allzu sichern Vertrauen zu sich und ihren Leistungen, befreit, in ihrem Sinn für Euphonie und Eurhythmie wesentlich gefördert und namentlich aus der unseligen Unsicherheit über die deutsche Zeitmessung und über die Grenzen des Erlaubten und Unerlaubten herausgerissen werden. Freilich werden sie, wenn sie die Foderungen, welche hier gestellt werden, mit ihren Leistungen vergleichen, über gar manchen Vers, gar manches Gedicht wie über Frevler gegen Gesetz und Ordnung erbarmungslos den Stab brechen müssen; aber dafür werden sie auch, wenn sie sich es wirklich angelegen sein lassen, den Vorschriften dieses Gesetzbuches Genüge zu lei-

sten, in Zukunft das Reich der Poesie nur mit gesunden und wohlgebauten Kindern bereichern oder lieber auf eine Production in diesem Gebiete ganz verzichten. Wenn dadurch die deutsche Literatur um zwei Drittel ihrer Poeten vermindert werden sollte, so wird sich die Muse wie das Publicum sicher darüber zu trösten wissen; denn beide werden auch an dem einen Drittel noch vollauf haben und schwerlich Alles, was sie zutage fördern, zu consumiren vermögen.

Wenn wir hier so nachdrücklich das Studium der Form empfehlen, so glaube man nicht, als ob wir damit einer Herrschaft des Formalismus das Wort reden wollten; im Gegentheil, wir sind entschieden der Ansicht, daß, wenn Geist und Wesen auferstehen sollen, die Form in Stücke gehen, d. h. die äußerste Strenge derselben bis zu einem gewissen Grade geopfert werden muß, und daß die Form erst in diesem gleichsam aufgehobenen Zustande der höchsten Anmuth und Grazie theilhaftig wird. Aber ebenso entschieden sind wir der Ansicht, daß „nur der Meister die Form zerbrechen darf, mit weiser Hand, zur rechten Zeit", daß also die freiere, autonome Handhabung der Gesetze nur Dem vergönnt ist, welcher der Gesetze vollkommen Herr geworden ist, daß aber unmöglich damit begonnen und von vornherein dem unerkannten, unbeachteten Gesetz Hohn gesprochen werden darf. Um eine gefällige currente Handschrift schreiben zu lernen, muß man zuvor im Stande gewesen sein, die strengen Vorschriften des Schulmeisters nachzubilden. Daher kann auch einem Lehrbuche, wie überhaupt der Theorie, kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn es bei Aufstellung der Gesetze so streng und unerbittlich wie möglich verfährt, zumal wenn der Verfasser desselben, wie der des vorliegenden, durch seine eigenen Leistungen in der Poesie beweist, daß unter einer solchen Strenge weder die Anmuth der Form noch die Gediegenheit des Inhalts verloren zu gehen braucht. Nur das wäre vielleicht zweckmäßig gewesen, daß er sich in einem besondern Abschnitt selbst über die Zulässigkeit und Unzulässigkeit gewisser Freiheiten ausgesprochen und so zugleich den Weg angedeutet hätte, der durch das Gesetz hindurch zur Freiheit zurückführt. So dürfte sich z. B. vom Standpunkte der Meisterschaft aus Manches für eine freiere Anwendung des Reims sagen lassen, als die ist, welche das Lehrbuch §. 136—139 fodert. Die vollkommene Reinheit der Reime muß allerdings als die vollendetste Form der Lautharmonie angesehen werden; aber den unreinen Reim z. B. wissen und müssen ganz und gar verwerfen zu wollen, dürfte doch kaum rathsam erscheinen, weil dadurch fast alle unsere classischen Dichter und Dichtungen der Verurtheilung preisgegeben werden. Auch liegt dazu eigentlich kein innerer Grund vor. Nicht blos die Gleichheit, auch die Aehnlichkeit ist ein harmonisches, ästhetisch wirkendes Element. In der Assonanz, in der Alliteration ist das Uebergewicht des Ungleichen über das Gleiche noch größer als im unreinen Reim und dennoch gelten sie unangefochten für gesetzliche Versformen; warum also nicht die Zusammenstellung zwar nicht ganz gleicher, aber doch nächstverwandter Vocale? Allerdings wird bei der Anwendung ein Unterschied zu machen sein. Im rein Schönen und Erhabenen wird z. B. die Reinheit des Reims fester gehalten werden müssen als im Komischen und Tragischen, weil dort nicht wie hier die Dissonanz des Inhalts gerechtfertigt wird. So wird endlich im Allgemeinen eher der vollere Reim hinter dem dünnern als umgekehrt der dünnere hinter dem vollern geduldet werden können, man wird sich eher eine Unreinheit mancher Endconsonanten, wie z. B. in Mond und thront, als eine Verschiedenheit des Vocallauts selbst bei gleicher Schreibung, wie z. B. in Mond und blond, erlauben dürfen u. s. w.; aber gerade weil bei der Anwendung der sogenannten Licenzen außerordentlich viel zu berücksichtigen und mit besonders feinem Takt zu verfahren ist, würde es gewiß mit Dank aufzunehmen gewesen sein, wenn sich der Verfasser unsers Lehrbuchs auch hierüber hätte aussprechen und Vieles von Dem, was jetzt noch Sache des dunkeln Gefühls ist, zum Gegenstand des klaren Bewußtseins hätte machen wollen. Vielleicht aber hat er dies in einem Lehrbuche, das zugleich für Schulen bestimmt ist, für gefährlich gehalten und darum mit Absicht unterlassen, wogegen wir umsoweniger etwas einzuwenden haben, als auch wir die Erziehung zur strengsten Gesetzmäßigkeit für die erste Aufgabe aller Lehranstalten halten. 17.

Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen.

Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generatianismus von J. Frohschammer. München, Rieger. 1854. Gr. 8. 27 Ngr.

Die Frage nach dem Ursprunge der menschlichen Seelen wird anders beantwortet werden vom philosophischen und anders vom theologischen Standpunkt. Denn auf jenem hat die Frage schon von vornherein einen ganz andern Sinn als auf diesem. Wenn der Philosoph nach dem Ursprunge der menschlichen Seelen forscht, so bindet er sich nicht an irgendwelche Dogmen oder überlieferte Meinungen, verengt und beschränkt sich den Gesichtskreis nicht durch ein vorgeschriebenes Resultat, gegen das zu verstoßen er sich hütet, sondern am Anfange seiner Untersuchung de omnibus dubitans sucht er herauszubringen, was an sich der Ursprung der Seelen sei, und nachdem er den wahren Ursprung der Seelen durch redliches Forschen gefunden zu haben glaubt, macht er das gewonnene Resultat zum Prüfstein für die herrschenden Meinungen und überlieferten Dogmen über diesen Gegenstand.

Anders der Theologe. Dieser ist von vornherein in einem bestimmten, gegebenen, überlieferten System befangen, das er nicht überschreiten darf. Seine Antwort auf die Frage nach dem Ursprunge der menschlichen Seelen darf nicht streiten mit dem Dogma von der Weltschöpfung aus Nichts durch den persönlichen Gott. Sein ganzes Bemühen besteht daher nur darin, zu prüfen, welche von den überlieferten Meinungen über den Ursprung der Seelen sich am besten mit jenem Grunddogma verträgt, und hat er dieses gefunden, so glaubt er seine Aufgabe erfüllt zu haben. Höchstens wird er als moderner Theologe, um sich den Schein der Wissenschaftlichkeit und des Fortgeschrittenseins mit der Zeit zu geben, noch nachzuweisen bemüht sein, wie sein mit dem Dogma und der Heiligen Schrift übereinstimmendes Resultat auch am besten zu den Aussagen der Naturwissenschaften und einer erleuchteten Philosophie paßt. Aber darüber hinaus geht sein Bestreben nicht und Niemand kann ihm dies verargen, denn der theologische Standpunkt bringt es einmal so mit sich.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift steht nun ganz und gar auf dem bezeichneten theologischen Standpunkt, und Diejenigen würden sich daher sehr täuschen, welche in seinem Buche Aufschlüsse über den wahren und eigentlichen Ursprung der Seelen suchen sollten. Seine Untersuchung geht, wie er selbst in der Einleitung sagt, nicht darauf aus, den Ursprung der menschlichen Seele am Anfange des Menschengeschlechts zu erforschen, um etwa zu erkennen, woraus und wie die geistige Natur der Menschheit uranfänglich entstanden sei, sondern nur die Aufgabe stellt sie sich, die verschiedenen Ansichten über den Ursprung der Seelen der Nachkommen der ersten Menschen zu prüfen. „In Betreff des Anfangs des Menschengeschlechts wird vielmehr sogleich von der Ueberzeugung ausgegangen, daß es das Werk eines freien persönlichen Schöpfers sei, der dasselbe durch seinen Willen und seine Macht nach Leib und Seele ins Dasein gerufen habe, und zwar nicht als einen Ausfluß oder creatürliche Modifikation seines göttlichen Wesens, sondern als eine von ihm wesentlich verschiedene, außergöttliche Creatur; d. h. wir gehen vom christlich-theistischen Standpunkte aus."

Der Verfasser verwirft ebenso den Panentheismus wie den Pantheismus. Jenen nennt er eine Abschwächung des strengen Pantheismus, durch welche die dii minorum gentium unter den neuern Philosophen die Systeme ihrer Meister zu verbes-

fern suchen. „Man will dadurch nach allen Seiten hin gerecht werden, dem Pantheismus und Theismus, der absoluten Philosophie und dem Christenthum, und Glauben und Wissen befriedigen, in der That aber, wie es bei Halbheiten zu geschehen pflegt, wird keinem von beiden Genüge gethan und dabei Vernunft und Glaube in gröbster Weise verletzt. Denn unglaublich Verkehrtes muthet diese panentheistische Philosophie dem Denker zu und zu wahrhaft tödtlicher Selbstentäußerung soll die gesunde Vernunft sich verstehen. Sie will zwar eine Gottheit annehmen, die nicht geradezu mit der Welt identisch ist, die nicht in dieser ganz aufgeht, sondern transcendent ist; aber huldigend dem alten Vorurtheil, daß die Welt die Unendlichkeit und Absolutheit Gottes beschränken und darum aufheben würde, wenn sie wesentlich von ihm verschieden wäre, weil Gott, der Unendliche, da aufhören müßte, wo die Welt, das Endliche, begänne: — diesem Vorurtheil huldigend, behauptet diese Philosophie, die Welt gehöre zum Wesen Gottes, sei zu seinem Dasein nothwendig, da er ohne sie nicht bestehen könne. So wäre also Gott, dieser scharfsinnigen Philosophie zufolge, nicht unendlich, wenn er nicht endlich wäre; er wäre nicht absolut, wenn er nicht relativ wäre; er könnte nicht vollkommen sein, wenn er nicht auch unvollkommen wäre! Aber wenn ihr einmal einen freien, persönlichen Gott, der absoluter Geist und mehr als die Welt ist, anerkennt, warum wollt ihr ihm denn seine Vollkommenheit doch wieder mit der Elle zumessen und fürchtet für seine Unendlichkeit, wenn auch nur eine Handvoll Erde nicht ein Theil seines Wesens ist? Seht ihr denn nicht ein, daß ihr euere Gottheit, in Bausch und Bogen ihr die Welt in ihre Natur und Wesenheit hineinschiebend, zu einem moralischen Ungeheuer macht? Daß ihr durch diese quantitative Vermehrung ihres Wesens die Qualität desselben inficirt mit allem Schlechten, Unvollkommenen, Bösen in der Welt, dadurch den Begriff der Gottheit aufhebt und sie zum Abscheu jedes guten vernünftigen Menschen in überkluger Weise vervollkommnet? Entweder muß man dem vollen Pantheismus huldigen, und die Gottheit und das Reich der Ideen ganz aufgeben und deren Bewußtsein vertilgen aus der Menschenseele, oder man muß eine Gottheit anerkennen, die vollkommen der Idee derselben in unserm religiösen Bewußtsein und wissenschaftlichen Denken entspricht und nicht blos Das als ihr Wesen betrachten, was der Idee von Vollkommenheit, Heiligkeit, Absolutheit widerspricht; — diese unvollkommene, ungöttliche Welt nämlich mit ihren Dingen und Ereignissen!"

Von seinem durch das Angeführte hinlänglich charakterisirten dualistischen Standpunkt aus, wonach die Welt weder Gott, noch auch in Gott, sondern, obwol von Gott geschaffen, doch ein selbständiges außergöttliches Wesen ist, durch dessen Schöpfung Gott, weit entfernt, seine Vollkommenheit oder Absolutheit zu beschränken, vielmehr ein Zeichen seiner Macht und Vollkommenheit gegeben habe, von diesem dualistischen Standpunkt aus untersucht nun der Verfasser, welche von den drei überlieferten Ansichten über den Ursprung der Seelen der Nachkommen Adam's, des Erstgeschaffenen, sich am besten mit den Aussprüchen der Heiligen Schrift, mit den Kirchendogmen von der Erbsünde und Erlösung, mit den Fortschritten der Naturwissenschaft, mit dem geschichtlichen Entwickelungsgange der Menschheit und mit den Foderungen der gesunden Vernunft vertrage. Er verwirft erstens den Präexistentianismus, d. i. diejenige Ansicht von dem Ursprung der menschlichen Seelen, welche annimmt, daß dieselben schon vor diesem Erdenleben existirt haben und nur um irgend eines Vergehens willen, dessen sie sich in einem jenseitigen Dasein schuldig gemacht, in diese irdische Daseinform, in den Leib, zur Strafe und Reinigung verbannt seien. Sodann widerlegt er den Creatianismus, nach welchem nur der Leib des Menschen durch die Zeugung von den Aeltern stammt, der Geist dagegen für jeden Menschen unmittelbar von Gott geschaffen, creirt wird. Endlich drittens, nachdem er sowol den Präexistentianismus als auch den Creatianismus als unhaltbar aus dem Wege geräumt hat, rechtfertigt und vertheidigt er den Generatianismus, d. h. die Behauptung, daß durch die Zeugung der Aeltern der Mensch nach Leib und Seele entstehe, vermöge einer der Menschennatur immanenten, von Gott uranfänglich ihr verliehenen secundären Schöpfungskraft.

Zu Anfang jedes Abschnitts gibt der Verfasser eine übersichtliche Geschichte der besprochenen Ansicht und dann läßt er seine Kritik folgen. Am kürzesten fertigt er — mit Unrecht — den Präexistentianismus ab; am ausführlichsten ist er über den Generatianismus als *seine* Ansicht.

Innerhalb der von Anfang an sich gesteckten theologischen Grenzen hat der Verfasser Außerordentliches geleistet. Seine Abhandlung zeugt von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Aber vom philosophischen Standpunkt aus kann man derselben nur dogmengeschichtlichen Werth beilegen, insofern aus ihr nicht der eigentliche und wahre Ursprung der Seelen zu lernen ist, sondern nur die Ansicht einer bestimmten theologischen Schule, welche, von den Fortschritten der Philosophie und Naturwissenschaft inficirt, dennoch nicht von den alten theologischen Voraussetzungen und Dogmen loslassen will und nun so gut es geht den alten mit dem neuen Geist, die Theologie mit der Philosophie, den Glauben mit der Wissenschaft zu vermitteln sucht.

Julius Frauenstädt.

Militärische Unterhaltungsschriften.

1. Neue Soldatengeschichten aus alter Zeit. Von George Hesekiel. Berlin, Grobe. 1854. 8. 12 Ngr.

Unter den Schriftstellern der Gegenwart, welche sich die Belebung eines patriotischen Sinnes im engern (preußischen) Vaterlande zum Ziel gesteckt haben, verdient George Hesekiel ganz besonders ausgezeichnet zu werden. Seine Schriften sind stets, wenn sie Stoffe einer frühern Zeit behandeln, auf gründliche historische und genealogische Kenntnisse basirt, sie bringen aus dem reichen Hort der Quellen, die ihm zugebote stehen, manche köstliche Perle, welche vergessen im Staub der Bibliotheken und Familienarchive geruht, wieder zur Anschauung der Gegenwart. Dies allein aber würde Hesekiel's Schriften die Anerkennung und Popularität, deren sie genießen, nicht verschafft haben, wenn sie nicht neben der lautern Gesinnung auch den Vorzug einer frischen und fesselnden Darstellung besäßen. Davon geben diese „Neuen Soldatengeschichten" wieder erfreuliche Proben. Der Verfasser hat sie als ein „Churbrandenburgisches Waffengeschmeid" dem Prinzen Friedrich von Preußen gewidmet, er konnte ihnen keine passendere Bezeichnung geben, sie sind sämmtlich der Zeit des Großen Kurfürsten entnommen. Mögen unsere deutschen Brüder aus andern Gauen jene Bezeichnung nicht als „specifische Prahlerei" bekritteln, jeder deutsche Stamm hat sein eigenes Waffengeschmeide aufzuweisen, denn das deutsche Volk ist von Alters das wehrhafteste und streitbarste der Welt, und wir wollen uns lieber der gewonnenen Kriegsehren gegenseitig erfreuen, als sie eifersüchtig verkleinern; vorausgesetzt, daß sie, wie hier, nicht gegen Deutsche, sondern gegen Polen, Franzosen, Schweden und Türken gewonnen sind. Kurz, wie Soldatenart, sind die Geschichten, welche das Büchlein enthält. „Die Brandenburger im Türkenkriege, Bruchstücke aus dem Tagebuche des Majors Christoph Ehrenreich von Bismark" werden mit besonderm Interesse gelesen werden. Ihnen folgen zwei Scenen aus dem Leben Derflinger's, die ein lebendiges Colorit tragen, dann erzählen sich „Einarm und Einbein, die ganzen Kerle", von der Schlacht bei Fehrbellin, und andere zum Theil biographische Skizzen schließen sich an, deren Darstellung den Ton und Humor einer echten Soldatengeschichte sehr glücklich trifft. Das letzte Bild „Karl Aemil von Brandenburg, eine Churprinzengeschichte" contrastirt allerdings mit den übrigen; es schildert überaus zart und anziehend die Neigung dieses Prinzen zu einer Pfarrerstochter und seine Verlobung mit ihr, die sein früher Tod

gewiss. Als Anhang und Charakteristik jener ganzen Zeit ist das „Churfürstlich Brandenburgische Kriegsrecht oder der Articuls-Brieff vom Jahre 1656" hinzugefügt. (Referent besitzt dasselbe cum annotationibus, aus denen viel Ergötzliches mitzutheilen wäre, in einem alten Corpus juris militare von 1674.) Es bildet gleichsam einen authentischen Stempel zu diesen „Neuen Soldatengeschichten", welche dem Verfasser gewiss auch neue Freunde gewinnen werden.

2. Preußische Husarengeschichten von Julius von Wickede. Zweiter und dritter Theil. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Theil der „Husarengeschichten" ist bei seinem Erscheinen mit großer Befriedigung gelesen worden, nicht minder willkommen werden diese beiden folgenden Bände sein. Sie haben sogar noch einen Vorzug vor jenem: der allzu derbe, nach der Natur zu treu wiedergegebene Ton des Erzählers ist gemäßigt und dadurch offenbar dem guten Buche ein größerer Kreis von Lesern gewonnen worden. Es bleiben noch Gedankenstriche und punktirte Ausdrücke genug, diese lassen wir uns aber gern gefallen, denn die Wahrheit der Sprache darf unter zu ängstlichen Rücksichten nicht leiden, ein Husarenunteroffizier erzählt nicht wie eine alte prüde Jungfer und Damenlectüre sind diese Geschichten überhaupt nicht.

Wir finden darin den ehrenfesten Fritze Erdmann vom dritten Husarenregiment im badischen Feldzuge wieder, er nimmt in dienstfreien Stunden, von den jüngern Kamaraden bestürmt, den Faden seiner Erzählungen auf, wo er in Jütland abgerissen war. Aus den Begebenheiten der großen Kriegsjahre von 1812—15 schildert er, was sein Regiment und ihn selbst besonders Wichtiges oder Lustiges betroffen, und gibt dabei, nächst der Unterhaltung, den jüngern Kriegern zugleich manche gute Lehre für das Verhalten in ähnlichen Fällen. Wenn in den Heeren die Zahl der Alten, welche noch an jener großen Zeit handelnd theilgenommen haben, sich immer mehr lichtet, so ist es um so wichtiger, ihre Erinnerungen nicht verloren gehen zu lassen; aus diesem Grunde war die Idee, eine Bearbeitung der Geschichten der einzelnen Truppentheile anzuregen und zu fördern, eine sehr zweckmäßige. Wäre nur die Arbeit immer den rechten Händen anvertraut worden, um auch militärisch bedeutende Werke zu erhalten. Aber viele derselben haben sich rein in das Anekdotenartige verloren und manche zeigen auch keine Spur von richtiger Auffassung. So ist z. B. die Geschichte eines ausgezeichneten Regiments zum Aerger seiner Offiziere gar von einem Pastor bearbeitet worden, der den Auftrag aus ganz andern als militärischen Rücksichten erhielt und natürlich auch kein militärisches Werk lieferte. Aus der reichen Geschichte des brandenburgischen Husarenregiments, von welchem zwei Schwadronen den Feldzug in Rußland bei der Großen Armee unter den Augen Napoleon's mitgemacht, das in den Jahren 1813—15 ruhmvoll gekämpft und nicht durch eigene, auch nicht durch die Schuld seines tapfern Führers das Unglück von Versailles erlebt hat, schöpft nun der alte Erdmann seine Husarengeschichten. Er hat eine glückliche Auswahl getroffen, auch eigene Schnurren ergötzlich hinzugefügt. Seine große Vertraulichkeit mit dem Marschall Vorwärts, der oft gegen ihn seinen Verdruß über die Hemmnisse, die ihm die Diplomatie in die Siegesbahn geworfen, ausspricht, mag zu den Flunkereien, ohne welche alte Erzähler nun einmal nicht bestehen können, gerechnet werden. Von dem Streifzuge des Colomb'schen Corps hätte er aber noch manchen interessanten und wahren Coup berichten können. Der zweite Theil schließt mit der Schlacht von Leipzig (oder vielmehr Möckern, denn hier kämpften die brandenburgischen Husaren), der dritte erzählt Geschichten aus dem Feldzuge von 1814 und 1815 und endigt mit der zweiten Eroberung von Paris. „Ein besseres Ende", sagt der Alte, „kann ein königlich preußischer Husarenunteroffizier für seine Geschichten wol nicht leicht finden." Daß ein starkes Selbstgefühl sich in diesen Geschichten ausspricht, ist natürlich: es wäre unwahr, wenn der Verfasser keinen Accent darauf gelegt hätte. Aber er läßt auch den Truppen anderer Heere, selbst den Feinden volle Gerechtigkeit widerfahren, was dem Werke im Hinblick auf manche neuere militär-literarische Erscheinung als großes Verdienst angerechnet werden muß. Sein Hauptvorzug ist aber der frische und kräftige Soldatengeist, die Ehrenfestigkeit der Gesinnung, ferner die unvergleichliche Treue und Lebendigkeit der Schilderung, welche nur Derjenige würdigen kann, der selbst als Soldat ähnliche Scenen mit Augen geschaut und erlebt hat; die Detailmalerei bis in die kleinsten Züge ist hier vortrefflich gelungen. Man hat dies Werk schon ein Volksbuch genannt und mit Recht, denn seine Sprache ist so gehalten, daß sie auch den einfachen Söhnen der ungebildetern Classen anziehend sein muß, während sie zugleich den bessern Geschmack befriedigt. Möge es daher recht viele Leser finden! **Karl Gustav von Berneck.**

Notizen.

Sechshundert deutsche Lyriker.

So viele, ja noch einige darüber, sind in einer neuen Anthologie vertreten, welche unter dem Titel erschien:

Deutscher Dichter-Frühling der neuern und neuesten Zeit. Herausgegeben von A. Hungari. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1854. 16. 3 Thlr.

Es ist dies wol die reichhaltigste Anthologie von deutschen Gedichten rein lyrischer Gattung, welche bisher erschienen ist, womit übrigens nicht behauptet sein soll, daß sie auch die beste und gewählteste sei. Dieser Reichhaltigkeit wegen erwähnen wir sie. Sechshundert lyrische Dichter! Ist das nicht ein Aufgebot, womit wir sowol an der Newa wie an der Seine und Themse imponiren müssen? Ist das nicht eine heilige Schar, die unsere neutrale Stellung gegen Westen und Osten vollkommen deckt? Die Tendenz der Sammlung entspricht auch dieser neutralen Stellung durchaus, da, wie auf dem Umschlag bemerkt ist, „alles das Zartgefühl Verletzende, die Welt Vergötternde und die Religion Verhöhnende aus ihr strengstens ausgeschieden ist, sodaß man bei der Lesung dieses Buchs einen stets rein poetischen und darum Geist und Herz wahrhaft erhebenden und erquickenden Genuß zu erwarten hat." Jedenfalls gewährt diese Sammlung von mehr als 1000 Liedern eine immerhin interessante Umschau über die Leistungen und die Leistungsfähigkeit der deutschen Lyrik. Die Dichter neuerer Zeit und zumeist die weniger bekannten sind darin vorzugsweise bedacht. Nur eine Bemerkung wollen wir uns noch erlauben, und zwar über ein dem zweiten Bande vorangestelltes, einem neuern Dichter entlehntes Motto, worin der Zauber der Poesie des Mirza Schaffy unter Anderm darin erkannt wird, daß Mirza Schaffy „nur Diamanten schleife und den Kiesel nicht beachte". Dieser Gedanke entspricht zwar ganz dem Geiste unserer stets auf das Glänzende, Prunkende und Kostbare gerichteten Zeit, hält aber vor dem haushälterischen gesunden Menschenverstande nicht Stich. Darum begegnet man auch bei unsern Classikern solchen schimmernden und blendenden Phrasen nicht. Wie ganz anders lautet Goethe's Spruch in jener bekannten schönen Parabel:

> Wer geringe Dinge wenig acht't,
> Sich um geringere Mühe macht.

Spricht der moderne Dichter, wenn auch in metaphorischer Bedeutung, so verächtlich vom Kiesel, so möchte er vielleicht daran zu erinnern sein, daß man der richtigen Benutzung der Kieselerde z. B. die feinen, zarten und lichten Gebilde der Glasfabrikation verdankt. Gerade die unscheinbarsten Dinge nutzbar zu machen, darin beruht der Triumph menschlichen Scharfsinns und menschlicher Erfindungskraft.

Admiral Roß als religiöser Redner.

In Nr. 44 d. Bl. wurde in einer Anzeige des Schriftchens „Die heilige Dreieinigkeit. Rede von Admiral Sir John Roß“ ein leiser Zweifel an der Echtheit dieses Vortrags ausgesprochen und die Möglichkeit angenommen, daß die Sache vielleicht auf einer Mystification beruhe. Die Redaction wird nun von Halle aus davon in Kenntniß gesetzt, daß das Manuscript sowol dieser Rede als anderer von dem Admiral Roß gehaltener religiöser Vorträge, welche sämmtlich bestimmt seien, nach seinem dereinstigen Ableben in England veröffentlicht zu werden, seiten des Admirals einer in Halle wohnhaften Dame, Fräulein Müller, freundschaftlich mitgetheilt worden sei. Diese habe den in Rede stehenden Vortrag ursprünglich für ihre Freunde übersetzt, später jedoch auf deren Ersuchen und mit Bewilligung des Admirals ihre Uebersetzung im Druck erscheinen lassen.

H. M.

Bibliographie.

Rügge, T., Die Erbin. Roman. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1855. 8. 3 Thlr.

Reimann, E. J., Das Naturleben des Vaterlandes. Mit einem Vorwort von M. Fürbringer. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab, L., Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rütimeyer, L., Vom Meer bis nach den Alpen. Schilderungen von Bau, Form und Farbe unseres Continentes auf einem Durchschnitt von England bis Sicilien. Oeffentliche Vorträge gehalten in Bern im Jahre 1854. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Sagen aus Schleswig, Holstein, Lauenburg und den Hansestädten. Hamburg, Richter. 8. 15 Ngr.

Schanz, J., Liande. Eine Märchen-Dichtung. Zwickau, Richter. 1855. 16. 1 Thlr.

Schwaben sonst und jetzt. Vaterländische geschichtliche Erzählungen und Novellen aus dem Munde vaterländischer Dichter. Im Verein mit Mehreren herausgegeben von K. Müller. Mit Holzschnitten. 1ster Band: Dietrichseck, romantische Sage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Verlag der Erheiterungen. Gr. 16. 2 Ngr.

Selbstbekenntnisse oder vierzig Jahre aus dem Leben eines oft genannten Arztes. 1ster und 2ter Band. [Lehrjahre und Lebensschule. — Ideal und Welt.] Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stens, W., Die Therapie unserer Zeit in Briefen. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tanne, F., Marquardo Marquardini und seine gefürchtete Bande, oder: Die Räuber in Santa Januario. Romantisches Räuber-Gemälde. Zwei Bände. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, Colditz. 1855. 8. 1 Thlr.

Thalia. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von J. N. Vogl. 42ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Themoud, H., Laurino, der furchtbare Räuber, oder: Die Blutrache. Räubergeschichte aus dem 18. Jahrhundert. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Colditz. 1855. 8. 15 Ngr.

Stifter, A., Studien. 4te Auflage. Stereotyp-Ausgabe. Drei Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers. Pesth, Heckenast. 1855. 8. 3 Thlr.

Thöl, H., Das Handelsrecht. 1ster Band. 3te vermehrte Auflage. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den Seelenfrieden. Den Gebildeten ihres Geschlechts gewidmet von der Verfasserin. Mit einer Gedanken-Lese als Anhang. 6te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1855. 12. 1 Thlr.

Ullmann, C., Das Wesen des Christenthums, mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen auch für gebildete Nichttheologen dargestellt. 4te umgearbeitete Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Voigtmann, Das Gesetz der Polarität in der Sprache. Ein Versuch schwierige etymologische Fragen auf Grundlage dieses Gesetzes naturgemäß zu lösen. Göttingen, Dieterich. 4. 12 Ngr.

Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. 14ter Band. — A. u. d. T.: Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes. Von L. Bechstein. 1ster Theil. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Romantische Volks-Bibliothek. 1ster bis 4ter Band. Hamburg, Richter. 1852—55. 8. à 1 Thlr.

Schloß Wolkenstein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder“ und der „schwarzen Mars“. Zwei Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Döllinger, J., Trauerrede auf das Hinscheiden Ihrer Majestät der allerdurchl. Königin Charlotte Louise Friederike Amalie Therese von Bayern, gehalten den 3. November 1854 in München. München, Rieger. Gr. 8. 2 Ngr.

Erdmann, Preußen und die Philosophie. Academische Rede, gehalten zum Geburtsfest Sr. Maj. des Königs. Halle, Pfeffer. 16. 6 Ngr.

Freimaurerei und Christenthum. Letztes Wort über die Angriffe des Prof. Dr. Hengstenberg gegen den Freimaurer-Orden, vom Verfasser der „Beleuchtung der Angriffe der Evangelischen Kirchenzeitung ꝛc.“ Herausgegeben mit Genehmigung der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland, mit einem Vorworte vom General von Selasinsky. Berlin, Rauh. Gr. 8. 25 Ngr.

Malmène, C., An meine Mitbürger. Ein Wort zu meiner Rechtfertigung. 2te Auflage. Berlin, Mai. Gr. 8. 3 Ngr.

Menke, K. T., Drei Anforderungen an die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, und deren Begründung. Vorgetragen in der 2ten allgemeinen Sitzung der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Göttingen, am 20. September 1854. Hannover, Hahn. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ribbeck, F., Aus der Landeskirche in die Baptisten-Gemeine! Ein Zeugniß an die Brüder in der Landeskirche. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Schnell, J., Die Universität von Basel was sie gewesen und was sie sein soll. In Verbindung mit seinen Collegen und Freunden F. Miescher, J. Riggenbach, W. Wackernagel, Professoren, dargelegt. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 3 Ngr.

Schreiben an den Kaiser der Franzosen in Betreff der orientalischen Frage. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Tholuck, A., Ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist. Predigt am 7. deutschen evangelischen Kirchentage zu Frankfurt a. M. den 23. September 1854 gehalten. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Tholuck, A., Kapff, S. E., und Schubring, J., Zur Erinnerung an den evangelischen Kirchentag zu Frankfurt a. M. Drei Gastpredigten. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber die Stellung der Schule zur inneren Mission. Nürnberg, Raw. 1855. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, P., Ueber Königlichen Sinn. Rede zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs Friedrich August gehalten in der Kreuzschule zu Dresden. Dresden, Janssen. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Conversations-Lexikon.

Von der zehnten umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

vierzehnte Band (105.—112. Heft).

Seelenheilkunde — Theïn.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1854. **F. A. Brockhaus.**

In der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung zu **Nördlingen** ist erschienen:

Diplomatisches Handbuch.

Sammlung der wichtigsten europäischen Friedensschlüsse, Congreßacten und sonstigen Staatsurkunden vom Westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit.

Mit geschichtlichen Einleitungen und einer Uebersicht der diplomatischen Literatur herausgegeben von

Professor **Dr. F. W. Ghillany.**

Erster Theil. Erste Lieferung. 18½ Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 5 Ngr., oder 2 Fl. 6 Kr.

Die ganze Sammlung, 4 Lieferungen stark, 102 diplomatische Actenstücke aus der im Titel angegebenen Periode enthaltend und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, erscheint zu dem Preise von 4 Thalern im Laufe des Jahres 1855. Die 1. Lieferung enthält die Friedensschlüsse von Münster, Osnabrück, Ryswijk, Nystädt, Paris (1762), Hubertsburg, Actenstücke über die dreimalige Theilung Polens.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in **Berlin** ist erschienen:

Worte des Herzens von **J. C. Lavater**. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von **C. W. Hufeland** (Königl. Preuß. Staatsrath, Leibarzt rc.).

Siebente und achte Auflage. Miniaturausgabe. Geh. 15 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 20 Sgr. Octavausgabe geb. mit Goldschnitt, Lavater's Portrait in Stahlstich und radirtem Widmungsblatt; — Prachtausgabe in reich vergoldetem Einbande 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie Lavater's edlem Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

Eisenhuth'sche Stiftung.

Infolge der unter dem 12. Mai 1853 in diesen Blättern von uns eröffneten Concurrenz zur Erlangung des von dem im Jahre 1826 verstorbenen Königl. Sächsischen Hofrath Wilhelm Christoph Eisenhuth in seinem Testamente ausgesetzten Preises war nur eine Abhandlung bei uns eingegangen, als deren Verfasser sich bei Eröffnung der Schedel der Rechtscandidat Herr **Carl Victor Böhmert** aus **Roßwein** ergeben hat. Dieser Arbeit ist von uns der Preis zuerkannt worden, was wir in Gemäßheit von §. IV und XII der Stiftungsurkunde hiermit bekannt machen.

Leipzig, 14. November 1854.

Die Juristenfacultät.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Carriere (Moriz), **Das Wesen und die Formen der Poesie.** Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ottfried Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), sodaß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gediegenheit zugleich in gefälliger Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 21. December 1854.

Moritz Graf Strachwitz.*)

Die allgemeine Unruhe, welche die Gemüther im Anfang der vierziger Jahre ergriff, war, ganz abgesehen von dem Inhalt der politischen Gesinnung, der sie zum Hebel diente, ein atmosphärischer Zeiteinfluß, dem sich wenige begabte Individuen zu entziehen vermochten. Das Phlegma des langen Weltfriedens war cholerischen Naturen, zu denen bekanntlich die Dichtertalente schon nach der Ansicht des Aristoteles und Plato gehören, unerträglich geworden; man suchte den Kampf, die Bewegung à tout prix. Der Kampf hatte keinen bestimmten Feind; man bekämpfte nur das innere Ungenügen. Ein solcher Kampf, „der nicht frug, wo die Feinde sind" und höchstens einige blasse Abstractionen als markirte Feinde hinstellte, hatte natürlich den Anschein von Don-Quixoterie, und von dieser Don-Quixoterie, dieser sporenklirrenden Kampfeswuth, legen die besten Dichtungen der damals tonangebenden Zeitdichter vielfaches Zeugniß ab. Bedeutende Talente, wenigstens was die Verve und den hinreißenden Schwung betrifft, standen unter der Herrschaft des Zeitgestirns; wir nennen hier Herwegh und den Grafen Strachwitz, einen Dichter, der, trotz seiner gänzlich verschiedenen Färbung, mit Herwegh entschiedene Verwandtschaft hat. Von einer bestimmten politischen Farbe ist bei Beiden nicht die Rede; denn bei Beiden herrscht hierin eine vage Allgemeinheit vor, wenigstens in der ersten Hälfte ihrer Productionen. Herwegh besingt bald den König von Preußen, bald die Republik, bald feiert er den deutschen Rhein, bald ruft er französische Vivats. Wenn man aus diesen confusen Gedankenposten die Summe zieht, so erhalten wir eben nur eine moussirende Jugend- und Kampfeslust, lyrischen Champagner, der jeden Pfropfen sprengt. Das ist aber auch die Quintessenz der Strachwitz'schen Gedichte, nur daß Herwegh mehr mit dem Schwert allein um sich haut, während Strachwitz in klirrender Eisenrüstung und auf einem Hengst herangesprengt kommt, dessen Hufschlag in alle Metra paßt. Später klärte sich freilich die politische Gesinnung mehr zu einem festen Glaubensbekenntniß ab, mit dem Unterschied, daß Herwegh's Poesie dabei verlor, die von Strachwitz aber gewann. Die Bedeutung des schlesischen Dichters, der leider 1847 in Wien verstarb, ist in der Literatur noch nicht hinlänglich anerkannt, obgleich seine Gedichte, wie die vielfachen Auflagen derselben beweisen, ein großes Publicum gefunden. Die neue Auflage der Gesammtausgabe seiner Dichtungen, verdient indessen um so größere Berücksichtigung, je mehr Strachwitz einer ganzen jetzt nachwuchernden Dichtergeneration zur Abwehr gegenübergestellt werden kann. Denn alle die weiblichen und weibischen Ausläufer der sentimental-verschwommenen Richtung, welche sich in Märchenarabesken, in süßlicher Lyrik, in einer allgemeinen geistigen Wassersucht oder in frivolen Heinisirenden Spielereien erschöpft, haben keinen Funken von der Kraft und Gesundheit, welche alle Dichtungen von Strachwitz belebt. Ebenso rühmlich muß man das Streben des Dichters nach Gediegenheit der künstlerischen Form anerkennen, gegenüber der saloppen Formlosigkeit und dem künstlerischen Négligé, in welchem viele fashionable Poeten zu erscheinen lieben. Diese Schülerschaft Platen's, den der Dichter selbst mehrfach weihevoll anerkennt, zeigt sich in einer oft durchgefeilten, krystallreinen Form, die weder in Metrik noch im Reim sich Unreinheiten und liederliche Licenzen erlaubt und selbst die antiken, strophischen Versmaße mit gewichtigem Vollklang und einschmeichelnder Grazie handhabt. Unsere mit Haut und Haar zur Welt kommenden Genies vergessen nur zu sehr, daß die Poesie eine Kunst ist und jede Kunst die fertige Technik zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hat. Es hat mit der Kunsthöhe eine eigenthümliche Bewandtniß: man kann die Leiter fortwerfen, wenn man oben ist, doch ohne die Leiter kommt man nicht hinauf. Der Gedankenschwung braucht den rhythmischen Schwung zum Träger, sonst kommt er nicht vom Fleck. Hebbel, gewiß ein gedankenreicher Poet, scheitert in der Lyrik an seinen meist schleppenden

*) Die dieser Charakteristik des Grafen Strachwitz zugrunde liegende Gesammtausgabe seiner „Gedichte" erschien 1853 in zweiter Auflage (Breslau, Trewendt und Granier); seine „Lieder eines Erwachenden" soeben in einer fünften Auflage (Breslau, Trewendt und Granier, 1854), ausgestattet mit charakteristischen und geschmackvollen Holzschnitten nach Zeichnungen von F. Koska.

D. Red.

und stolpernden Versmaßen, denen erdrückende Bergeslasten von Gedanken aufgepackt sind. Doch auch die Gedankenarmuth will sich durch Formverachtung ein geniales Air geben. Solchen Verirrungen gegenüber verdient der künstlerische Ernst Platen's und seiner Schule (Strachwitz ist ebenso wie Herwegh hierzu zu rechnen) doppelt hervorgehoben zu werden, indem der Ernst des Gedankens und der Gesinnung mit organischer Nothwendigkeit aus einer treugepflegten Form herauswächst, während die unskandirbare Liederlichkeit, welche sich die Haare wachsen läßt und die Nägel nicht verschneidet, auch in der Regel einen geistigen Cynismus zur Schau trägt, der zu dieser in die Augen fallenden Formlosigkeit paßt. Strachwitz ist dagegen ein Poet, dem es mit der Form wie mit dem Inhalt Ernst ist, und wenn seine Poesie oft etwas Unreifhochtrabendes hat und einer eigensinnigen, unmodernen Ritterlichkeit huldigt, so entschädigen dafür oft echter Schwung und Adel, kernige Kraft und der frisch aus der Seele sprudelnde Dichterquell.

Die uns vorliegende Gesammtausgabe enthält nun sowol die „Lieder eines Erwachenden" als auch die „Neuen Gedichte", denen bereits der Stempel größerer Reife aufgeprägt ist. Der „Erwachende" ist ganz wie der „Lebendige" voll heißer Kampfeslust, die Zeit der Siegwart und Werther ist vorüber; es ist eine Zeit der Männer. Das spricht der Prolog in volltönenden turnierlustigen Versen aus:

> Die scheue Muse ward zur Amazone,
> Und tummelt sich auf erzbeschupptem Renner;
> Ums Haupt den Stahlhelm statt der Blütenkrone,
> So stürzt sie freudig in die Schlacht der Männer.
>
> Der schöne Busen starrt von Panzerplatten,
> Die Hüfte trägt ein Schlachtschwert an der Zona,
> Nicht Liebeslust und trunkenes Ermatten,
> Zorn glimmt im Aug' der herrlichen Bellona.
>
> Die weiße Hand, die Rosen sonst gebrochen,
> Greift kühn nach Lorber jetzt und Eichenreisern,
> Straff ward die Muskel, Mark erfüllt die Knochen,
> Die weichen Glieder wurden fest und eisern.
>
> Wer freit das Weib? Ein Kämpfer muß es werden,
> Vergessen sind der Siegwart und der Werther;
> Das Brautlied singt vom Siegen oder Sterben,
> Brautfackeln sind entblößte Flammenschwerter.
>
> Reicht mir den Speer, doch sei er von den schwersten,
> Schnallt mir den Panzer um, ich will es wagen;
> Die Besten seh ich meines Volks, die Ersten
> An mir vorüber auf das Schlachtfeld jagen.
>
> Fort mit dem Helm, es soll mich Jeder kennen,
> Und ganz erkennen, wer nur halb mich kannte.
> Laissez aller! anhebt das Lanzenrennen,
> Ich will dich freien, schöne Brodomante!

Sehen wir uns dies poetische Lanzenrennen näher an! Die Jugenddichtungen, gepanzerte Sonette und Ghaselen, zeigen uns das Sturm- und Wetterpathos in seiner nacktesten, inhaltleersten Gestalt. Da soll das Lied „wie aus dem Wogenschlunde Strudelwellen in Sturmesheulen brausen"; es soll „von Schwert und Lanze starren", soll „mächtig Schlachtgewitter brüllen"; dann soll es noch stürmen, donnern, blitzen. Kurz, wir haben hier die rein elementare Kraft, die Kraft, die in Naturlauten losplatzt, die Kraft, die nichts als Kraft ist. Der Fortschritt der Strachwitz'schen Dichtung wird nun darin bestehen, diese Kraft mit einem Inhalt zu erfüllen. Die Kraft des Ausdrucks ohne entsprechende Kraft des Gedankens ist nur Bombast. In der That ist dies der Charakter der ersten Jugenddichtungen. Ungehemmter Sturm und Drang, heiße Freiheitslust:

> Nicht vor den Mächt'gen sollst du kniend stehen;
> Das Aug' hoch hebend zu des Aethers Weiten,
> Sollst frei du vor dem Gott der Freiheit stehen;

Protest gegen die Alltäglichkeit:

> Alltäglichkeit, du Pest der freien Klarheit,
> Die du erschlaffst die Nerven des Gesanges,
> Die du erlähmst die Geisteskraft, die hohe;

Sehnsucht nach der alten Zeit „mit ihrer reinen Kraft":

> Mit ihrem Lied aus tiefen Herzenstrieben,
> Mit ihrer Treue, ihrem Feuerlieben;

Durst nach Wahrheit:

> Frei brüllt das Thier sein Zornesheulen grimmig, (!)
> Der Mann soll reden, wie's der Geist geboten.

Begeisterung für das deutsche Vaterland, Haß gegen weibische Richtungen, das sind die Bausteine dieser Erstlingspoesien, die, so sehr sie auch mit den Flügeln aneinanderschlagen, noch nicht recht flügge sind. In der That wird hier der poetische Helm auf dem Haupt des Dichters oft zu jenem Barbierbecken des Junkers von der Mancha, in welchem nur Schaum geschlagen wird. Dennoch spricht sich schon hier ein nicht zu verachtendes Formtalent aus, und die Impetuosität des Ausdrucks hat etwas Urkräftiges, das Zeichen ursprünglicher Begabung. In den vermischten Gedichten athmet nun der echt Herwegh'sche Geist, der aber hier seine Foderungen präciser formulirt, umsomehr, als sie sich nicht auf den Außenbau der Staatsformen, sondern auf die Metamorphosen des innersten Adam beziehen. Herwegh's Kriegserklärung gegen Tyrannen und Philister ließe sich als Motto auch diesen Gedichten vorsetzen, nur daß hier der Löwe sich weniger in Tyrannos bäumt, wie in der ersten Ausgabe der Schiller'schen „Räuber", als gegen die Philister. Strachwitz protestirt gegen die ihm vorgepredigte Weisheit von „Lebenszwecken", gegen die philisterhafte Häuslichkeit:

> Laßt vorderhand mich ungeschoren,
> Philister bleibt vom Kopf zum Fuß,
> Und weil ich nicht dazu geboren,
> So will ich's sein erst, wenn ich muß.

Dann stellt er die Leidenschaft über die Empfindsamkeit in einem an prächtigen Naturmalereien reichen Gedicht dar. Darin finden wir ein Hauptverdienst der Strachwitz'schen Dichtungen, daß sie einer kräftigen Leidenschaft in Poesie und Leben ihr Recht vindiciren, gegenüber jener schwächlichen und süßlichen Empfindsamkeit die jetzt unsere ganze Velinlyrik durchsickert, und den Boden des deutschen Gemüths so aufweicht, daß er kaum noch einen Männertritt verträgt. Das folgende Gedicht: „Ein wildes Lied", könnte Herwegh ebenso gut

gedichtet haben; der Gedankengang ist der Herwegh'sche, ebenso die fulminante Form:

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Völker hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schoos
Friedseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indeß die Gebirge ruh'n,
Sie stören den Schlaf der Lavine nicht.
Der Donner, er wird es thun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug' der Zeit:
So wollt' ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit.

So wollt' ich, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht,
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt' ich, es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm,
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt,
Viel besser, daß sie in Trümmer zerfällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

An Herwegh erinnert ferner das eine Reiterlied, in welchem „der Hengst des Dichters zu schnauben" anhebt, während das andere, in welchem „die schlanke Stute unter ihm mit Windesmacht hinjagt", eine dithyrambische Verherrlichung der Erdenschönheit enthält. Dann feiert der Dichter den Zorn, den Zweikampf, die Streitlust mit dem obligaten unvermeidlichen Schenkeldruck, während das Gedicht „Aurea mediocritas" dem Zorn des Dichters gegen das Philisterthum einen beredten Ausdruck gibt:

Gemächlich schlendert ihr von hinnen
Und seht nicht vorwärts noch zurücke,
Und plumpt ihr in die Straßenrinnen,
So nennt ihr's große Misgeschicke;

Oder:

Sollt Schwarz und Weiß ihr unterscheiden,
Und zwischen Beiden wählen schlau;
So sagt ihr: „Her mit allen Beiden!
Wir mischen Beide in das Grau."
Wenn Leu und Tiger sich bedrängen,
Steht ihr parteilos in der Mitten;
Sollt ihr von Zweien Einen hängen,
So nehmt ihr ganz gewiß den Dritten.

Schlagender läßt sich der goldene Mittelweg und eine faule Parteilosigkeit nicht verhöhnen, sodaß wir ohne Bedenken diesem Verse vor vielen oft citirten Herwegh's den Vorzug geben. Das Gedicht an „Platen's Schatten" ist seines Vorbilds würdig. Die Romanzen und Balladen enthalten einzelnes Runde, Plastische, Schlagende, aber auch viel Hyperritterliches, und sind meistens nicht tendenzlos, sondern enthalten irgend eine hintenanhängende Moral, oder einen hindurchschimmernden Humor, der z. B. in dem Gedicht „Ein Märchen" an Heine erinnert, mit welchem unser Dichter sonst nur sehr geringe Verwandtschaft hat. „Ein Dutzend Liebeslieder" enthält frische, kräftige Liebespoesie, die „Zwei Abenteuer des verliebten Odysseus" zeichnen sich durch eine krystallklare, in schönen Reimen perlende Form aus. Dasselbe gilt von den „Reimen aus Süden und Osten", in denen Stanzen, Terzinen und Sonette mit seltener Meisterschaft einer nicht blos glatten und fließenden, sondern kernhaft gedrungenen Form gehandhabt sind. Das Gedicht „An das Sonett" hat, wenn auch mit Platen'scher und Schlegel'scher Bescheidenheit gedichtet, doch seine vollkommene Berechtigung, und kann allen neuauftauchenden Jüngern der Dichtkunst zum Studium empfohlen werden. Eine Poesie, deren Versgewand wie von Schlehdornhecken zerrissen herumhängt, deren Versfüße über holprige Kieferwurzeln zu stolpern scheinen, kann hier nur lernen, wie Form und Inhalt sich zu schöner Einheit vermählen, eine Vermählung, die selbst wieder den Inhalt des Sonetts bildet:

Ich mag mich gern auf deinen Wellen wiegen,
Die auf und nieder sich melodisch drehen;
Ich mag mich gern in deinem Maß ergehen,
D'rin Kunst und Kraft sich wechselnd überfliegen.

Denn wer die Form gelernt hat zu besiegen,
Dem wird ihr Zauber gern zu Willen stehen;
Wer einmal nur dem Leu'n ins Aug' gesehen,
Dem wird er willig sich zu Füßen schmiegen.

D'rum ziemt mir nicht, wenn mich der Klang begeistert,
Der leicht dahinschwebt, kunstgerecht und kunstvoll;
Der ist ein Meister, der die Form bemeistert.

Der Rasende, der, wilder Dichterbrunst voll,
Den Stoff mit rohem Mörtel überkleistert,
Ihm sind die Pieriden nimmer gunstvoll.

In den „Neuen Gedichten" ist der Dichter fünf Jahre älter geworden und die Physiognomie seiner Dichtungen hat sich wesentlich verändert, wenn auch Energie des Charakters der bestimmende Grundzug bleibt. Dem Erwachenden hing der deutsche Himmel voller Geigen; der Erwachte erschrickt, als diese Geigen zu musiciren anfangen. Die „Neuen Gedichte" bilden nach dieser Seite hin die Reaction gegen die „Lieder des Erwachenden". Doch wird der Kern der Gesinnung von dieser Reaction nicht afficirt; sie treibt in Wahrheit nur die abstracte Phrase zu concretem Gehalt; sie zertheilt den vagen Freiheitsnebel, in welchem das schnaubende Dichterroß sich wohl und behaglich fühlte. Die radicale Partei begann ihr Glaubensbekenntniß zu formuliren; Strachwitz entdeckt, daß es nicht das seinige ist. Solange die

Schwerter ins Blaue hieben, konnten die Streiter glauben, daß ihre Kampfeslust auf gleichem Boden wachse. In dem Sturmgebraus, im Urgeheul dieser elementaren Dichtungsorkane überhörte man feinere Tonnüancen, das hörte auf einmal auf! Strachwitz wandte sich mit einer gewissen Verbitterung gegen die revolutionäre Poesie und wurde so gedrungen, auch auf seine Fahne eine bestimmte Parole zu schreiben: die Ehre, die Macht des Vaterlandes! Der Dichter, vielfach enttäuscht und gekränkt, hat jenen Uebermuth der Jugend verloren, welcher in seinem ersten Werk die ganze Welt zum Kampf herausfodert; aber sein Schmerz ist frei von Sentimentalität:

Nur Weiber heulen vor gesammtem Volke,
Die heit're Kunst ist keine Thränenwolke.

Doch die Erbitterung trübt durch eine oft gallige Polemik die Reinheit seiner Muse; und sie war in ihrer frühern Wildheit harmonischer als jetzt, wo sie gezähmt nach allen Seiten ausschlägt:

Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab' ich nicht verlernt vor Gott zu beten.
Von Frauenliebe sing' ich gar zu gerne,
D'rum hab' ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht, wie eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom Roué und vom Propheten,
Den höchsten Gott und dann mein Lieb' bewitzeln,
Ich mag euch nicht mit solchem Schmuze kitzeln.

Hier stoßen wir auf prosaische, störende Wendungen; das helle, arteriöse Blut der ersten Dichtungen ist hier dem dunkeln, venösen gewichen. Er stempelt die Tendenzpoesie in zürnenden Terzinen zu einem Product des Vandalismus:

Die Dichtkunst ward zur Fechtkunst umgeschaffen,
Sie muß dem Arme der Vernichtung dienen,
Muß Speere schütteln oder Bogen straffen.

Sie hau'n mit ihr nach Thron und Hermelinen,
Sie werfen sie als Pechkranz auf die Zinnen,
Sie dienen nicht der Kunst, die Kunst dient ihnen.

Wann wird der zorn'ge Strom das Meer gewinnen?
Wann löscht die Glut, wann grünt es in den Thalen,
Wann wird man wieder süße Lieder singen?

Es trägt die Kunst ihr eisern Loos mit Qualen.
Laß, Herr, die göttliche in ihrer Hoheit
Nicht untergeh'n ein Opfer der Vandalen,
In dieses Meinungsstreits ergrimmter Roheit.

Doch auch die Dichtkunst von Strachwitz ist eine Fechtkunst, und indem er diese verdammt, übt er sie aus. Das war die Ironie der Zeit.

Der Himmel ist blau, er fällt nicht ein
Vom Sturme irdischer Schmerzen.
Es hungert das Volk, und die Bösen schrei'n
Den Aufruhr ihm in die Herzen.
Da ist kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißen's mit frechen Händen!
Wie soll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

So jammert der Dichter, und den Sorglosen ruft er zu:

Auf, auf vom üppigen Mahle! Der Wein ist blutig roth,
Es grinst aus jedem Pokale, aus jeder Schüssel der Tod.
Ob eurem Haupte blitzen seh' ich am Haar das Schwert,
Ihr bleibt behaglich sitzen, bis es herniederfährt.

Das Schwert, früher die Waffe des Dichters, wird ihm auf einmal ein Schreckgespenst! So ändern sich die Zeiten! Die meisten dieser Dichtungen sind eine Abwehr gegen revolutionäre Zeitgelüste und sind daher mit der Tendenz behaftet, indem sie dieselbe bekämpfen. Doch mit positiver Kraft und Begeisterung rafft sich der Dichter zu dem bekannten Gedicht „Germania“ auf, dem sich, trotz einzelner Ausfälle, die entstellen, an Schönheit und Schwung kaum ein anderes aus dem Hautschatz unserer patriotischen Poesie an die Seite stellen läßt. Dies Gedicht bleibt in seinem weihevollen Lapidarstil eine herrliche Hinterlassenschaft des Dichters, und der Ernst der Gesinnung, der es durchweht, muß es allen Parteien theuer machen. Der erste Vers:

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen,
Land der Adler und der Treuen,
Land, du bist dem Tode nah.
Sieh' dich um, Germania!

und der letzte:

Daß dich Gott in Gnaden hüte
Herzblatt du der Weltenblüte.
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Und dein Wort sei fern und nah,
Und dein Schwert, Germania!

sind allein schon dauernde Proben eines echten Dichtertalents. Ebenso zeugt das Gedicht „Der Wasserfall“ von seltener Formbeherrschung, von ungesuchter Neuheit, Kühnheit und schlagender Kraft der Reime, und enthält eine Allegorie des titanischen Menschenstrebens, die Bild und Gedanken klar hält und außerdem im Bilde nicht so der Naturwahrheit ins Gesicht schlägt, wie Redwitz in seinem „Tannenbaummärchen“. Doch freilich, was gilt den Wundersüchtigen die Naturwahrheit! Die stolzen Verscascaden des „Wasserfall“ wollen wir indessen bei unsern Lesern vorüberbrausen lassen, damit sie sich selbst überzeugen, mit welcher Virtuosität hier die dichterische Form gehandhabt ist:

Ich steh' am zorn'gen Kataratke,
Mein Herz ist still und traumbeschwert,
Mein Hirn ist müd' vom Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kann's nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt,
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unabläßig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch,
Seit Ewigkeiten ist's erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was dich quält;
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt.

Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotz'ger Stürmer,
Dir frommte nicht der eb'ne Pfad,
Du wärest gern, ein Bergethürmer,
Den ew'gen Göttern selbst genaht:

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Scheitel rollt,
Und weil du's nicht erreicht im Leben,
So hast du's durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser,
Du warfest in dies Klippengrab,
Ein raschentschloss'ner Lebenshasser
Selbstmordend häuptlings dich herab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eig'ner Macht!
Du warst der erste Selbstvertilger,
Der erste Selbstmord war vollbracht.

Und sahst du nun erfüllt dein Hoffen,
Sahst du den Himmel, ward er dein?
Noch immer steht der Abgrund offen,
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch frevle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig leben mußt.

Nie sah man Rast in deinem Schlunde,
Seit du dein Haupt hineingebeugt,
Du stirbst zehn mal in der Secunde,
Und zehn mal wirst du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth.
Es ist ein ew'ger Tod im Leben,
Ein ew'ges Leben in dem Tod.

Ich sehe, wie im immer schnellern
Und schnellern Sturz du ringend bangst,
Und höre aus den Felsenkellern
Das Brüllen deiner Todesangst.

Ich reiße mich aus deiner Nähe
Und steige von dem Bergesjoch.
Doch wenn ich rückwärts nach dir spähe,
So rauschest, rollst und ringst du noch.

Die den Frauen gewidmeten Gedichte sind schwächer und haben meistens einen chevaleresken Anstrich; doch sind sie durch und durch gesund, und einzelne, wie „Nieder, nieder", haben sangbare Rundung. Die „Nordlandsgedichte" wollen uns in der gemachten altdeutschen Simplicität nicht zusagen; diese Form steht einmal unserer Zeit nicht zu Gesicht, soviel dilettantische Verehrer sie besitzen mag. Auch ist, bei aller plastischen Kraft und Anschaulichkeit im Einzelnen, die Balladenform selten eingehalten, indem auch hier am Schluß sich die Tendenz vordrängt, die den Hintergrund des Nordlands grell unterbricht und die Vergangenheit etwas unsanft in die Gegenwart hineinstößt. Dagegen ist unter den eigentlichen Romanzen und Balladen viel nahrhafte, treffliche Kost. Die Farbenpracht der Schilderungen, die glühende Malerei erinnert hier oft an Freiligrath, besonders in „Die Jagd des Moguls" und in „Die Perle der Wüste". Wir können nicht oft genug darauf zurückkommen, wie wohl es thut, wenn die deutsche Poesie ihre Stoffe aus größerer Weltweite wählt und besonders ihre Nahrung im reichen Völkerleben, in den vielgestaltigen Spiegelungen der Sitten und Zonen sucht. Wir möchten sagen, das ist ihre stickstoffhaltige, plastische Nahrung, während der subjective Kohlenstoff, der den lyrischen Athmungsproceß erhält, bei uns so überwiegt. Auch das Mittelalter, das echte, historische, nicht verfouquéte und verredwitzte, bietet dem Dichter manchen angemessenen Stoff, der von Strachwitz gesund aufgefaßt und künstlerisch verwerthet wird. In großartigem historischen Freskenstil, mit ergreifender Anschaulichkeit und weiter Perspective ist das Gedicht: „Hie Welf!" abgefaßt, sodaß man aus demselben die große Begabung des Dichters für das Epos klar erkennt:

Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt,
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit wälschem Blute gescheckt bis über den Sattelgurt.

Es saß der Hohenstaufe in Stahl von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwerteskopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Bart stob all' zu Berge, und jedes Haar war Grimm.

Wie lagest du, o Mailand, du sonst so hoch und frei,
Zertreten im blutigen Staube, du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.

Und Stille über den Trümmern und Stille in dem Troß:
Da zügelte der Reiter sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille, denn Alles stand zur Stell',
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.

Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf
Und sah mit unauslöschlichem, tödtlichem Grimm herauf,
Er wimmerte nicht: Erbarmen! Er winselte nicht: Gotthelf!
Er knirschte unter dem Helme vor sein trotziges: Hie Welf!

Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Flügel ums Haupt,
Er sah am südlichen Meere ein dunkelroth Schaffot,
D'rauf kniete der letzte Staufe das letzte mal vor Gott.

Die epische Gedrungenheit dieser und ähnlicher Dichtungen zeigt uns am meisten, welcher Ausbildung noch das Talent von Strachwitz fähig gewesen und wie es vielleicht auf epischem Gebiet Großes hätte schaffen können. Das Schicksal, den deutschen Dichtern feindlich, hat ihn, wie Körner, Sallet u. A., hinweggerafft, ehe seine Entwickelung die ersten Marksteine überschritten; aber so klein sein dichterisches Vermächtniß, so einseitig verbittert seine Richtung, so unreif gährend, schäumend seine Schöpfungen sind, es liegt in ihnen ein Kern, der ihre Dauer verbürgt und dem Dichter des poesiereichen Schlesiens in der deutschen Literatur eine bleibende Stätte sichern wird.

Rudolf Gottschall.

Leben und Werke Franz Arago's.

Franz Arago's sämmtliche Werke. Mit einer Einleitung von Alexander von Humboldt. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von W. G. Hankel. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diesem Buche wird eine allseitige freudige Begrüßung nicht fehlen. Seit mehr als 30 Jahren bewundert das

gebildete große Publicum die ausgezeichnete Begabung Arago's populär zu schreiben. Man kennt nur geistreiche, allgemein interessirende und allgemein faßliche Früchte dieses gefeierten Gelehrten. Und in der Reihe der hervorragendsten Männer vom Fach, welche das Aufblühen der Naturwissenschaft zu der heutigen Höhe gefördert haben, nimmt Arago seinen Ehrenplatz dicht neben unserm großen Humboldt ein. Darum wird dem Buche ein willkommener Empfang nicht fehlen. Es will aber auch Alles geben, was aus der Feder des großen Mannes geflossen ist, und wird also auch manches bisjetzt noch nicht Gedruckte in sich aufnehmen, sodaß dem Werke die sorgfältige Beachtung auch von Seiten Derer nicht fehlen kann, die Arago's schriftstellerische Thätigkeit schon ganz genau kennen. Der vorliegende erste Band ist nun vorzugsweise reich an ungekanntem hinterlassenen Manuscript.

Unser A. von Humboldt, der ehrwürdige Geistesverwandte und langjährige vertraute Freund Arago's, hat dem Buche eine Einleitung geschenkt. Das ist ein ernst und tief gefühltes Denkmal, welches eine große Seele einem geliebten Freunde aufs Grab gesetzt hat. Man erkennt in jedem Worte, wie hoch Humboldt seinen Arago verehrt, wie herzlich er ihn geliebt hat; man sieht wie erschütternd groß ihm dieser Verlust gewesen sein muß. Aber dennoch herrscht in der ganzen Einleitung eine Ruhe, eine freudige Ergebung ohne Klage, wie man sie nur bei den edelsten Gemüthern angetroffen hat. Er sagt:

Was diesen einzigen Mann charakterisirt, ist nicht nur die Kraft des schöpfenden und befruchtenden Genies, nicht nur die seltene Klarheit, welche Neues und Schwieriges wie dem Menschengeiste längst Erworbenes zu entwickeln weiß; es ist auch die anziehende Verbindung der Stärke und der Erhebung eines leidenschaftlichen Charakters mit der zarten Sanftmuth des Gefühls. Der Gedanke macht mich stolz, daß ich ihm durch liebevolle Hingebung und durch die beharrliche Bewunderung, die in allen meinen Schriften Ausdruck fand, 44 Jahre hindurch angehört habe, und daß mein Name dann und wann an der Seite seines großen Namens genannt werden wird.

Das sind Worte der reinsten Wahrheit, der schönsten Liebe und einer bewunderungswürdigen Anspruchslosigkeit.

Diese Einleitung enthält in übersichtlicher Kürze auch noch ein getreues Charakterbild von Arago's Verdiensten um die Ausbildung der Naturwissenschaften, um das Praktischmachen und um das Einführen derselben in den Kreis der allgemein gebildeten Denker. Wer wäre aber auch mehr als Humboldt dazu berechtigt, über alle diese Gegenstände zu sprechen, da man weiß, wie vertraut er mit Arago gestanden, daß sie sich seit ihrem ersten Bekanntwerden bei all ihren schriftstellerischen Thätigkeiten mit Rath und That unterstützt haben, daß sie sich gemeinschaftlich vorbereiteten zu einer schon 1810 beabsichtigten Reise nach Centralasien.

Aber dennoch läßt sich auf diese Einleitung nicht ohne Unmuth blicken. Man hat unserm Humboldt schlecht gelohnt für seine Freundesthat. Den französischen Herausgebern oder Verlegern scheint die deutsche Gewissenhaftigkeit, die edle Ruhe unsers Humboldt nicht ganz nach Wunsch gewesen zu sein, sie haben ein loderndes Wort voll französischer Gefühle noch einzufälschen für nöthig erachtet. Dadurch sind Mishelligkeiten im Schoose der Familie Arago's und im Kreise der Akademie entstanden, welche sehr betrübend auf Humboldt eingewirkt haben. In der vorliegenden deutschen Originalausgabe ist ebenerwähnte untergeschobene Stelle wahrscheinlich folgende:

Der zärtlichsten Aufopferungen fähig und durch angeborene Güte die Lebhaftigkeit seiner heißen Seele mildernd, hat Arago in seiner geistvollen liebenden Familie den Frieden und die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens genossen. Während der langsam vorschreitenden Erschöpfung seiner Kräfte fand Arago in dem leider nur allzu engen Kreise theurer Verwandten jeden Trost und jede Erleichterung, welche rührende Beharrlichkeit und das Walten kluger Vorsicht und zärtlicher, erfinderischer Eifer nur zu bieten vermögen. Er starb, umgeben von seinen Söhnen, einer Schwester, Madame Mathieu, die der zärtlichsten Liebe eines solchen Bruders würdig war; einer Nichte, Madame Laugier, die sich ihm mit der rührendsten Selbstverleugnung gewidmet hatte, und die sich, als der letzte Augenblick gekommen war, ebenso groß im Schmerze zeigte als edel in der Aufopferung.

Humboldt schrieb den 24. März an Mathieu, den Schwager Arago's, dessen Frau von dem sterbenden Arago aufgefodert sein soll, für die Herausgabe der hinterlassenen Schriften zu sorgen:

On m'apprend que la plainte a éclaté en plein Institut, que des Membres m'ont attribué le tort d'avoir dit ce que je ne pouvais pas savoir, et ce que, par conséquent, je n'avais pas le droit de dire. J'espère bien que M. Mathieu et M. Laugier auront dit à l'Académie que la phrase contenue dans l'introduction a été ajoutée à mon insu et ne se trouvait pas dans mon manuscrit.

Er fügt dann etwas später im Briefe noch die gerechte Klage hinzu: „Me voilà tristement payé de mon zèle et de ma bonne volonté!" Das Nachfragen bei Barral und Galusky, denen das Anordnen des Materials zu dem vorliegenden Buche anvertraut ist, hat auch keinen befriedigenden Aufschluß gegeben. Es ist auch gleichgültig den Betrüger zu kennen, man beklagt blos den betrogenen vierundachtzigjährigen Greis. Er hat diese Fälschung gewiß sehr schmerzlich empfunden. Uebrigens müssen wir es sehr bedauern, daß dieselbe auch in der deutschen Ausgabe noch Platz gefunden hat. Sie hätte sich durch das Ausmerzen dieses häßlichen Unkrauts so recht eigentlich als deutsche Originalausgabe bewähren können. Das eilige, ganz gleichzeitige Erscheinen mit der pariser Ausgabe ist ganz gut und besonders dem Verleger wichtig, aber es wäre sehr zu beklagen, wenn darin allein die deutsche Originalität begründet sein sollte. Ohnehin läßt sich von Humboldt's allbekannter Gefälligkeit gar nicht anders erwarten, als daß er die Einleitung auch deutsch im Original gegeben hätte, sobald man ihn nur darum gebeten haben würde.

Unmittelbar an diese Humboldt'sche Einleitung schließt sich eine vom Verstorbenen nachgelassene sehr interessante Schrift, welche den Titel „Geschichte meiner Jugend" führt. Mit einer bewundernswürdigen Geistesfrische blickt hier Arago in die erste Hälfte seines vielbewegten Lebens

Die ganze Erzählung ist mit feinem Witz und scharfen Charakterzügen berühmter Männer durchwoben, sie liest sich vortrefflich und man beklagt am Ende nichts mehr, als daß ihr keine Fortsetzung mehr folgt. Arago ist 1786 in Estagel der alten Provinz Roussillon (Departement der östlichen Pyrenäen) geboren. Sein Vater war Licenciat der Rechte, besaß etwas Länderei, Weinberge und Olivenfelder, von deren Einkünften seine zahlreiche Familie lebte. Er macht hierbei seine Leser auf den Widerspruch aufmerksam, den manche seiner Biographen begangen hätten, wenn sie ihn in den Jahren 1789—93 schon eine politische Rolle spielen ließen. Die Ausschweifungen der Französischen Revolution sind ihm durch das unmittelbare Miterleben kaum zum Bewußtsein gekommen. Den Elementarunterricht genoß er in Estagel, wobei er sich aber vor seinen Mitschülern weder auszeichnete noch hinter ihnen zurückblieb. Später ward sein Vater nach Perpignan versetzt, um Schatzmeister bei der Münze zu werden. Hier besuchte er das städtische Gymnasium und bekam dabei die erste Neigung zur Mathematik. Einst traf er bei einem Spaziergange auf dem Stadtwalle mit einem jungen Offizier zusammen. Er fragte diesen, wie es möglich geworden sei, so jung schon zu Epauletten zu kommen. „Ich habe soeben die Polytechnische Schule verlassen", erhielt er zur Antwort. Er fragte, was das für eine Schule sei, und der junge Offizier erwiderte: „eine Schule, in die man nach abgelegtem Examen aufgenommen wird." ... Nach dieser Unterredung faßte Arago den Plan, durch Privatstudien es dahin zu bringen, sein Examen für die Polytechnische Schule machen zu können. Die dazu nöthigen Schriften von Legendre, Lacroix und Garnier wurden von Paris verschrieben. Bei dem Studium dieser Werke war ihm ein Hr. Raynal behülflich gewesen, der schon seit Jahren die höhere Mathematik aus Privatinteresse getrieben hatte. Als die Zeit des Examens gekommen war, begab sich Arago nach Toulouse zur Prüfungscommission. Er hatte noch einen Schicksalsgefährten, der vor ihm an die Reihe kam, aber aufs vollständigste durchfiel. Als nun Arago an die Tafel kam, so entstand zwischen Monge, dem Examinator, und ihm folgende seltsame Unterredung:

Monge. Sollten Sie wie Ihr Freund antworten, so ist es unnütz, daß ich Sie frage.

Arago. Mein Herr, mein Kamarad weiß viel mehr als er gezeigt hat; ich hoffe glücklicher zu sein als er; aber was Sie mir soeben sagten, könnte wol dazu dienen mich einzuschüchtern und all meiner Mittel zu berauben.

Monge. Mit Schüchternheit entschuldigen sich alle Unwissende; um Ihnen die Schande des Durchfallens zu ersparen, schlage ich Ihnen vor, sich nicht examiniren zu lassen.

Arago. Ich kenne keine Schande, die größer ist als die, welche Sie mir in diesem Augenblicke anthun. Stellen Sie mir Fragen, das ist Ihre Pflicht.

Monge. Sie führen eine stolze Rede, mein Herr! Wir wollen gleich sehen, ob Sie dazu berechtigt sind.

Das Examen begann und dauerte über zwei Stunden. Es fiel aber so glänzend aus, daß Monge den jungen Examinanden umarmte und erklärte, noch keinen bessern Schüler in Toulouse examinirt zu haben. So ward Arago am Ende des Jahres 1803 ehrenvoll in die Polytechnische Schule aufgenommen. Im folgenden Jahre wurde diese Schule durch einen Fehler der Regierung eine Beute der politischen Leidenschaften. Zuerst wollte man die Zöglinge zwingen eine glückwünschende Adresse zu unterzeichnen in Bezug auf die Entdeckung eines Complots, in welches Moreau verwickelt war. Sie verweigerten die Unterschrift und gaben vor, sich über eine Angelegenheit nicht aussprechen zu können, deren sich die Justiz bemächtigt habe. Außerdem waren die Zöglinge mit der Umwandelung der Consularregierung in ein Kaiserreich gar nicht zufrieden und es entstanden vielfache Demonstrationen in der Schule. Der General Lacuée, Chef der Polytechnischen Schule, mußte dem Kaiser Bericht abstatten über alle diese Vorfälle. „Herr Lacuée", rief Napoleon mitten unter einer Gruppe von Höflingen stehend, die durch Stimme und Bewegungen ihm Beifall zu erkennen gaben, „Sie können in der Schule die Zöglinge nicht behalten, welche einen so lebhaften Sinn für die Republik gezeigt haben; Sie werden sie fortschicken." Sich verbessernd fügte er dann hinzu: „Vorher will ich die Namen wissen und den Rang, den sie einnehmen." Als nun Napoleon am andern Tage die Liste sah, las er nicht über den ersten Namen hinaus, welcher gerade der erste in der Artillerie war. Da sagte er: „Die Ersten schicke ich nicht weg; aber wenn sie die Letzten gewesen wären... Hr. Lacuée, lassen Sie es dabei bewenden." Merkwürdig war nun die Sitzung, in welcher Lacuée den Zöglingen den Eid des Gehorsams abzunehmen hatte. Die meisten konnten sich bei dem Aufruf ihres Namens nicht entschließen „Ich schwöre" zu sagen, sondern „Gegenwärtig". Das Eintönige dieser Scene ward aber plötzlich durch den Sohn des Conventsmitglieds Brissot unterbrochen. Derselbe rief mit Stentorstimme: „Nein, ich schwöre dem Kaiser keinen Gehorsam!" Lacuée befahl, den Widerspänstigen zu verhaften. Die dazu beorderten bewaffneten Zöglinge, wozu auch Arago gehörte, verweigerten den Gehorsam. Da wandte sich Brissot an den General und sagte: „Sagen Sie mir, wohin ich nach Ihrem Willen mich begeben soll; aber zwingen Sie die Zöglinge nicht, sich dadurch zu entehren, daß sie Hand an einen Kamaraden legen, der nicht Widerstand leisten will." Des andern Tags ward Brissot ausgestoßen. Einige Zeit nach diesem Vorfalle ward Arago durch die Fürsprache seines Freundes Poisson Secretär der Sternwarte zu Paris. Es that ihm leid, seiner ursprünglich militärischen Laufbahn nicht getreu bleiben zu können. Arago kam durch diese neue Stellung dem großen Laplace sehr nahe, über den er selten ohne Bitterkeit urtheilt.

Ich fühlte mich glücklich und stolz, wenn ich in der Rue de Tournon bei dem großen Geometer speiste. Geist und Herz bewunderten gern Alles an dem Manne, welcher die Ursache der Säculargleichungen des Mondes entdeckt hatte, welcher in der Bewegung dieses Gestirns die Mittel auffand, die Abplattung des Erdkörpers zu berechnen, und welcher außer vielem Andern auch die großen Ungleichheiten des Jupiter und Saturn aus der allgemeinen Anziehung herzuleiten verstand. Wie groß war aber meine Enttäuschung, als ich einst hörte, wie Mad.

Laplace sich ihrem Gemahl näherte und sagte: „Wißt du mir wol den Zuckerschüssel anvertrauen?“ Noch lebhafter berührte mich einige Tage später ein zweiter Vorfall. Der Sohn von Laplace bereitete sich vor zu den Prüfungen der Polytechnischen Schule. Er besuchte mich mitunter auf der Sternwarte. Bei einem dieser Besuche erklärte ich ihm die Methode der Kettenbrüche, durch welche Lagrange die Wurzel der numerischen Gleichungen erhalten hat. Der junge Mann erzählte seinem Vater davon mit Bewunderung. Den Ausbruch des Zorns, welcher auf diese Erzählung von Emil de Laplace, dem Vater, folgte, werde ich nie vergessen, so wenig als die harten Vorwürfe, welche mir gemacht wurden, nur weil ich ein Verfahren vertheidigt hatte, welches allerdings in der Theorie sehr lang sein mag, gegen das man aber offenbar, was Eleganz und Strenge betrifft, nichts einwenden kann. Eifersucht und Vorurtheil haben sich nie nackter und unter herberer Form gezeigt.

Um dieselbe Zeit hatte Arago noch ein anderes sehr gefährliches Lebensereigniß zu bestehen. Brissot, der ausgestoßene Polytechniker, besuchte eines Tags Arago und theilte diesem mit, daß er die Absicht habe, Frankreich von dem Tyrannen Napoleon zu befreien. Er habe sich seit Wochen im Pistolenschießen geübt und sei jetzt des Ziels jedesmal sicher. Arago gesteht, daß dies eine peinliche Lage für ihn gewesen sei. Den Freund von diesem Mordgedanken abzubringen, sei natürlich sein sehnlichster Wunsch gewesen, aber es hätte sich sehr schwer möglich machen lassen, da auch selbst die Mutter Brissot's der Absicht des Sohnes nicht entgegen gewesen wäre. Da erinnerte sich Arago, daß Brissot mit Leidenschaft Romanschreiber sei. Er schmeichelte der Eitelkeit des Freundes und ließ sich auf entlegenen Wegen außerhalb der Stadt die neuesten Producte dieser schriftstellerischen Thätigkeit vorlesen.

Unsere ersten Spaziergänge erschreckten mich ein wenig; denn mit seinen Pistolen bewaffnet, ergriff Brissot jede sich darbietende Gelegenheit, seine ungewöhnliche Geschicklichkeit zu zeigen, und ich überlegte, daß dieser Umstand, wenn das Vorhaben jemals zur Ausführung gelangte, mich als den Mitschuldigen würde ansehen lassen. Endlich brachten es sowol seine Sucht nach literarischem Ruhme, der ich bestens schmeichelte, als auch die Hoffnung, die ich ihm vorspiegelte, über die Möglichkeit des Erfolgs einer mir anvertrauten geheimen Liebe (eine Möglichkeit, an die ich selbst nicht glaubte) dahin, daß er mit Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen zu hören anfing, die ich ihm unaufhörlich über sein Unternehmen machte. Er beschloß eine überseeische Reise auszuführen und befreite mich auf diese Weise von der ernstesten Beklemmung, die ich je in meinem Leben erfahren habe. Brissot starb, nachdem er noch zu Gunsten der Wiedereinsetzung der Bourbons die Mauern von Paris mit gedruckten Anschlägen bedeckt hatte.

Im Jahre 1806 reist Arago mit Biot nach Spanien, um die durch Méchain's Tod unterbrochene Gradmessung wiederaufzunehmen und zu vollenden. Beide Männer erlangten durch diese unter den beschwerlichsten Umständen durchgeführte That ihre erste, aber bedeutendste Berühmtheit. Sie mußten mit dem Aberglauben eines ungebildeten leidenschaftlichen Volks kämpfen, waren oft von Räubern umringt, von denen sie sich sogar Besuche gefallen lassen mußten, und als nun gar der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgebrochen war, so wurden sie als Spione verfolgt und mußten selbst nach Algier flüchten, um nur ihr Leben zu fristen. Das Ganze ist mit der munterſten Laune von der Welt erzählt und fesselt die Leser mit der größten Spannung. Wir wollen eine kleine Probe davon geben.

Meine Station auf Majorca, der Clop de Galazo, ein sehr hoher Berg, lag gerade über dem Hafen, in welchem Don Jayme el Conquistador landete, als er die Balearischen Inseln den Händen der Mauren zu entreißen kam. Im Volke entstand das Gerücht, ich hätte mich an diesem Punkte aufgestellt, um die Landung der französischen Truppen zu unterstützen, und gäbe ihnen jeden Abend Signale. Drohend für mich wurden indessen diese Gerüchte erst von dem Augenblicke an, als am 27. Mai 1808 ein Ordonnanzoffizier Napoleon's in Palma landete. Es war dies Hr. Berthemie; er überbrachte dem spanischen Geschwader zu Mahon den Befehl, schleunigst nach Toulon zu segeln. Auf die Nachricht von dieser Sendung brach ein allgemeiner Aufstand los, welcher das Leben des Offiziers in Gefahr brachte. Der Generalcapitän Vivès konnte ihm in der That das Leben nur retten, indem er ihn in das feste Schloß Belver bringen ließ. Da erinnerte man sich des Franzosen, der oben auf dem Clop de Galazo seinen Sitz aufgeschlagen hatte, und das Volk vereinigte sich ihn zu fangen. Hr. Damian, der Eigenthümer des kleinen Schiffes, welches die spanische Regierung zu meiner Verfügung gestellt hatte, kam dem Volke zuvor und brachte mir einen Anzug, der mich unkenntlich machte. Als ich darauf mit dem großherzigen Seemann nach Palma ging, stießen wir auf den Haufen, der mich aufsuchte. Da ich vollkommen Majorcanisch sprach, so wurde ich nicht erkannt, und ermunterte die Leute ihren Weg fortzusetzen, während ich mich nach Palma begab. In der Nacht ging ich an Bord des Schiffes, dessen Capitän Don Manuel de Vacaro die spanische Regierung unter meinen Befehl gestellt hatte. Ich fragte diesen Offizier, ob er mich nach Barcelona führen wollte, das von den Franzosen besetzt war, und erklärte, daß wenn man Anstalt treffen würde mich zurückzuhalten, ich mich sogleich als Gefangener stellen würde. Während Don Manuel bisher gegen mich sich äußerst gehorsam gezeigt hatte, verriethen nun seine Reden nur Roheit und Mistrauen. Auf dem Hafendamme, wo das Schiffchen angebunden lag, entstand eine lärmende Bewegung, welche nach Vacaro's Versicherung gegen mich gerichtet war. „Seien Sie aber ruhig“, sagte er, „wenn die Leute ins Schiff dringen, so können Sie sich in diesem Koffer bergen.“ Ich versuchte es sogleich, aber der Kasten, den er mir anwies, war so klein, daß meine Beine ganz außen blieben und der Deckel nicht geschlossen werden konnte. Was dies bedeutete, sah ich wol ein, und verlangte nun von Vacaro, er solle auch meine Einschließung in Schloß Belver veranlassen.... Während wir die Rhede durchfuhren, bemerkte mich das Volk und verfolgte uns, sodaß ich nur mit Noth ohne Schaden auf das Schloß gelangte. Ich hatte nur einen leichten Dolchstich in den Schenkel davongetragen.

Dies Umherirren, Fliehen und Verfolgen dauert nun noch ein volles Jahr. Endlich am 2. Juli 1809 stieg Arago, von Algier kommend, zu Marseille ans Land. Die ersten Briefe aus dem Quarantänehause an seine Familie und an Freunde machten eine unaussprechlich freudige Wirkung, denn Alle waren der Meinung, daß er todt sei. Es hatte selbst ein großer Geometer im Längenbureau den Vorschlag gethan, den Gehalt Arago's nicht weiter an den von ihm bevollmächtigten Vater auszahlen zu lassen, weil der Tod des jungen Gelehrten nicht länger in Zweifel gezogen werden könne. Der erste Brief, den Arago von Paris empfing, kam von A. von Humboldt. Arago sagt darüber:

Dieser Brief kam mir von einem Manne, der schon europäischen Ruf hatte, den ich aber von Angesicht noch nicht kannte.

Hr. von Humboldt bot mir seine Freundschaft, nachdem er von meinen unglücklichen Erlebnissen gehört hatte. Dies war der Ursprung einer freundschaftlichen Verbindung, welche vor 42 Jahren entstanden, nie seitdem durch eine Wolke getrübt worden ist.

Aus der weitern Mittheilung geht hervor, daß sich die beiden großen Männer zu einer Reise nach Centralasien geeinigt hatten.

Wenige Tage nach Arago's Ankunft in Paris (18. September 1809) erwählte man denselben an Lalande's Stelle zum Mitgliede der Akademie. Unter 52 Anwesenden erhielt er 47 Stimmen. Diese große Majorität war umsomehr zu bewundern, als Laplace sich sehr entschieden gegen diese Wahl aufgelehnt hatte; dieser wollte, daß der um fünf Jahre ältere, von ihm sehr begünstigte Poisson gewählt werde. Er ließ Arago sogar den Vorschlag machen, der Akademie zu schreiben, daß er erst aufgenommen zu werden wünsche, wenn man zugleich noch eine zweite Stelle an Poisson geben könnte. Arago lehnte diesen Vorschlag ab und schrieb:

Es liegt mir keineswegs daran, gerade jetzt ernannt zu werden; ich beabsichtige nächstens mit Hrn. von Humboldt nach Tibet abzugehen, in jene wilden Regionen, wo der Titel eines Mitglieds des Instituts die Schwierigkeiten, denen wir entgegengehen, nicht ebnen wird. Aber einer Ungehörigkeit gegen die Akademie werde ich mich nicht schuldig machen. Gäbe ich die verlangte Erklärung, so wären die Gelehrten dieser berühmten Körperschaft berechtigt mir zu entgegnen: wer sagte Ihnen, daß man an Sie gedacht habe? Sie schlagen aus, was man Ihnen nicht angeboten hat.

Nach dieser Erklärung erklärte Laplace vor der Akademie, daß die großartige Triangulation, welche Arago unter den erschwerendsten Umständen zustande gebracht hätte, nur Hoffnung erwecke, aber noch keine Gewißheit abgäbe zu einer wirklichen Gelehrtenberühmtheit. Darauf erwiderte ihm Lagrange: „Sie selbst, Hr. von Laplace, hatten bei Ihrem Eintritt in die Akademie nichts Hervorragendes geleistet. Damals erregten Sie nur Hoffnungen und Ihre großen Entdeckungen kamen hernach." Lagrange war der einzige Mann in Europa, der eine solche Bemerkung an Laplace richten konnte; er war allein dazu berechtigt.

Die Mitglieder der Akademie mußten dem Kaiser vorgestellt werden. Das war ein Schauspiel, worüber sich Arago in sehr liebenswürdiger Weise lustig macht. Wir lassen ihn selbst erzählen:

„Sie sind sehr jung", sagte Napoleon sich mir nähernd, und ohne auf eine schmeichelhafte Antwort zu warten, die hier zu finden so leicht war, fügte er hinzu: „Wie heißen Sie?" Die an mich gerichtete Frage war ohne Zweifel sehr einfach, aber dennoch ließ mir mein Nachbar zur Rechten nicht Zeit zur Antwort, sondern sagte eiligst: „Er heißt Arago." „Mit welcher Wissenschaft beschäftigen Sie sich?" Sogleich erwiderte mein Nachbar zur Linken: „Er treibt Astronomie." „Was haben Sie geleistet?" Mein Nachbar zur Rechten, unwillig daß der Nachbar zur Linken ihm sein Recht auf die zweite Frage verkümmert habe, nahm hastig das Wort und sagte: „Er hat kürzlich den spanischen Meridian gemessen." Der Kaiser, der nun ohne Zweifel vermuthete, er habe einen Stummen oder Einfältigen vor sich, wendete sich zu einem andern Mitgliede des Instituts. Dies war kein Neuling, sondern ein durch schöne und wichtige Entdeckungen bekannter Naturforscher, es war Lamarck. Der Greis überreichte dem Kaiser ein Buch. „Was ist das?" fragte Napoleon, „das ist Ihre abgeschmackte Meteorologie, das ist ein Buch, in dem Sie mit Matthias Laensberg concurriren, das Jahrbuch, das Ihre alten Tage entehrt. Treiben Sie Naturgeschichte, dann will ich Ihre Erzeugnisse mit Vergnügen in Empfang nehmen. Diesen Band nehme ich nur an aus Achtung vor Ihrem weißen Haar. Nehmen Sie!" Und er gab das Buch einem Adjutanten. Der arme Lamarck hatte sich nach jedem von diesen beleidigenden und heftigen Sätzen des Kaisers vergeblich angestrengt, die Worte vorzubringen: „Es ist ein naturgeschichtliches Werk, das ich Ihnen überreiche." Zuletzt war Lamarck schwach genug in Thränen auszubrechen. Darauf stieß der Kaiser auf einen kräftigen Lanzenbrecher, es war Lanjuinais. Dieser war vorgetreten, ein Buch in der Hand. Napoleon sagte zu ihm hohnlächelnd: „Will sich denn der ganze Senat in das Institut stürzen?" „Sire", erwiderte Lanjuinais, „der Senat ist die einzige Körperschaft im Staate, der am meisten Zeit bleibt sich mit Literatur zu beschäftigen." Unzufrieden mit dieser Antwort wandte sich der Kaiser schnell von den bürgerlichen Uniformen ab und trat unter die Hofuniformen mit dicken Epauletten, welche den Saal anfüllten.

Diese Lebensbeschreibung wird nun bis zum Jahre 1830 fortgeführt, wo man Arago zum beständigen Secretär der Akademie für die mathematischen Wissenschaften ernannte. Er war 1822 Professor der Polytechnischen Schule geworden und hatte später noch mehre ausgezeichnete Aemter hinzubekommen. Die ganze Darstellung ist so anziehend, daß man recht sehr beklagen muß, sie nicht zu Ende geführt zu sehen.

Die Gedächtnißreden über Fresnel, Volta, Thomas Young, Joseph Fourier, James Watt und Carnot bilden den dritten Abschnitt dieses ersten Bandes. Bis auf die erste und letzte Lebensbeschreibung dürfen wir Alles als bekannt voraussetzen. Die Rede über Fresnel wird hier zum ersten male veröffentlicht. Sie war die erste, welche Arago als Secretär zu halten verpflichtet war, und sie sollte am 26. Juli 1830 in der politischen Gewitterschwüle am Vorabend der Julirevolution gehalten werden. Arago hatte im „Moniteur" die bekannten königlichen Ordonnanzen gelesen, durch welche die Freiheit der Presse aufgehoben und andere Bestimmungen gemacht worden waren, welche der bestehenden Verfassung direct zuwiderliefen. Das hielt er für ein Nationalunglück von großen Folgen. Seine Rede war auf diese Verordnung nicht berechnet und er wollte sich zurückziehen. Er schrieb den versammelten Akademikern:

Meine Herren, wer von Ihnen den „Moniteur" gelesen hat, wird ohne Zweifel durch Betrachtungen voll tiefer Traurigkeit in Anspruch genommen. Sie dürfen nicht erstaunt sein, daß ich selbst nicht die genügende Seelenruhe besitze, um an dem feierlichen Acte mich zu betheiligen.

Es ward hin- und herberathen. Einige, worunter vorzugsweise Cuvier war, wollten blos ein paar politische Stellen aus der Rede gestrichen wissen, Andere befürchteten, daß überhaupt das ganze Institut aufgehoben würde, wenn die Rede nur gehalten werde, noch Andere — und diese behielten zuletzt die Oberhand — meinten, es sei eine ungemeine Feigheit, wenn die Akademie nicht auf ihre wohlerworbene Rechte bestände, die Wahr-

heit mit gesetzlicher Freimüthigkeit zu sagen. Arago erklärte, die Rede unverändert geben zu wollen, oder sie einstweilen gar nicht zu halten. Man entschied für das Erste. Die politischen Stellen wurden beibehalten und von dem Publicum mit ungestümen Beifallsbezeugungen aufgenommen. Beim Hinausgehen aus der Sitzung flüsterte der Herzog von Ragusa unserm Arago ins Ohr: „Gott gebe, daß ich morgen nicht in Vincennes mich nach Ihnen zu erkundigen brauche." Den 27. Juli hatte aber die Regierung andere Gedanken als Preßvergehen zu bestrafen. Das pariser Volk begann den Kampf der weltberühmten drei Tage. Nach diesen Vorgängen ist man nun sehr gespannt die Rede selbst zu lesen. Sie ist aber ein durchaus ruhiges Werk der sorgfältigsten wissenschaftlichen Nachforschung; man kann sich nur darüber wundern, daß man in dem constitutionellen Frankreich je hat Anstoß nehmen können, daß so rücksichtsvolle wahre Worte geredet würden. Fresnel hat sich in der Optik einen unsterblichen Namen erworben, die Interferenzerscheinungen, die Polarisation des Lichts haben in die Lehre vom Licht erst eigentlich Licht gebracht; seine Verdienste um die Verbesserung der Leuchtthürme werden von allen seefahrenden Nationen mit der höchsten Achtung anerkannt. Dies Alles setzt Arago nicht blos den Männern von Fach, sondern jedem gebildeten Denker klar und faßlich auseinander. Die Geschichte Fresnel's läßt sich ohne die Geschichte der Lehre vom Licht, ohne die Geschichte der Leuchtthürme nicht begreifen und auch nicht geben, und Arago ist hierbei nicht blos Historiker, sondern selbst eine sehr bedeutende historische Person. Die zahlreichen Entdeckungen, welche die neuere Optik Fresnel verdankte, fallen in die Zeit von 1815—26. Sie sind gemacht ohne die Arbeiten, mit denen er als Inspector für die Straßenpflasterung von Paris, sowie als Secretär der Commission für die Leuchtthürme betraut war, zu beeinträchtigen. Er war von sehr schwacher Constitution und starb an den Folgen eines Blutsturzes. In finanzieller Hinsicht war sein Leben immer ein stark verkümmertes. Die politischen Beziehungen, deren Veröffentlichung man nach der Verordnung vom 25. Juli 1830 für sehr bedenklich hielt, betrafen hauptsächlich Fresnel's Absetzung, welche infolge seines Eintritts in die königliche Armee nach Napoleon's Rückkehr von Elba von dem Kaiser anbefohlen ward. Wir theilen Einiges davon mit.

Wie so viele ehrliche Gemüther gab sich Fresnel aufrichtig den Hoffnungen hin, die sich 1814 an die Rückkehr der Bourbons knüpften. Die Verfassung von 1814 schien, wurde sie ohne Rückhalt ausgeführt, ihm alle Keime einer vernünftigen Freiheit zu enthalten. In ihr erblickte er die Morgenröthe einer politischen Wiedergeburt, die von Frankreich aus sich ohne Erschütterungen über das übrige Europa ausbreiten sollte. Sein patriotisches Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß unser schönes Land diesen friedlichen Einfluß auf das Glück der Völker üben werde. Wenn zur Zeit des Kaiserreichs die großen Tage von Austerlitz, von Jena, von Friedland seine Einbildungskraft nicht lebhaft hatten erregen können, so lag der Grund darin, daß sie ihm das Joch des Despotismus, unter dem Frankreich damals seufzte, zu verewigen bestimmt schienen.

Das sind Worte, welche die damalige Regierung gewiß nicht übelgenommen hätte, auch sind dieselben nur angeführt, um dem Nachfolgenden erst die eigentliche Grundlage zu geben. Die drückenden Vermögensumstände und die noch drückendern Schwächen der Gesundheit hatten Fresnel in den zwanziger Jahren genöthigt, sich um die Stelle des Examinators in der Marine zu bewerben; sie war die einträglichste und dabei zugleich auch die am wenigsten Arbeit erfodernde. Die Aussicht war durch vielfache edle Thaten sehr günstig und es kam nur noch darauf an die persönliche Neigung des Ministers zu gewinnen, woran Niemand zweifelte, der Fresnel kannte. Da ruft Arago aus:

Aber ach, wie großen Täuschungen ist man leider infolge der bürgerlichen Zerwürfnisse ausgesetzt, wenn man aus Dem, was geschehen sollte, auf Das, was geschehen wird, schließen will! Wie viele kleinliche Umstände, klägliche Interessen, widersprechende Elemente mischen sich oftmals in die einfachsten Dinge und tragen den Sieg davon über unbestreitbare Rechte! Ich meinestheils kenne die Gelegenheit nicht näher, bei welcher der Minister sich mit folgender Frage an den ehemaligen königlichen Freiwilligen aus dem Dromedepartement wandte, indem er ihm ohne Umschweife zu verstehen gab, daß von der Antwort, die er gäbe, seine Ernennung abhängen werde: „Mein Herr, gehören Sie wirklich zu unserer Partei?" „Wenn ich Excellenz wohl verstanden habe, so darf ich erwidern, daß Niemand mehr als ich unserer erhabenen Königsfamilie und den weisen Institutionen, welche Frankreich ihr verdankt, ergeben sein kann." „Alles Das ist zu allgemein gesprochen, mit Namen werden wir uns besser verstehen: Neben welchen Kammermitgliedern würden Sie Ihren Platz nehmen, wenn Sie zum Deputirten gewählt würden?" „Excellenz", erwiderte Fresnel ohne Zaudern, „neben Camille Jordan, wenn ich dazu würdig sein sollte." „Großen Dank für Ihre Offenheit", entgegnete der Minister. Und den folgenden Tag ward ein Unbekannter zum Examinator in der Marine ernannt. Fresnel ertrug diese Zurücksetzung ohne ein Wort der Klage.

Einige Jahre später (1827) mußte Fresnel seiner immer siecher werdenden Gesundheit wegen aufs Land gebracht werden. Er ging mit Riesenschritten seinem Grabe zu. Da ward Arago von der königlichen Societät zu London der Auftrag, Fresnel die Rumford'sche Medaille zu überbringen. Fresnel war schon dem Tode ganz nahe und er hatte kaum noch Kräfte genug auf dies seltene Zeichen der Hochachtung einen Blick zu werfen. Mit erloschener Stimme sagte er zu seinem Freunde Arago:

Ich danke Ihnen, daß Sie sich diesem Auftrage unterzogen haben; ich kann mir denken, welche Ueberwindung er Ihnen gekostet hat. Denn nicht wahr, Sie haben es empfunden, die schönste Krone ist ein gar unbedeutendes Ding, wenn man sie auf dem Grabe eines Freundes niederlegen muß.

Viel umfangreicher und bewegter ist das Leben Carnot's, und es gehört ein großer Geist dazu, einen so hervorragenden Mann der Geschichte würdig zu schildern. Ich glaube, daß wir es Arago nachrühmen können, er habe dem großen Carnot durch seine Gedächtnißrede ein ausgezeichnetes Ehrendenkmal gesetzt. Carnot war ein großer Gelehrter in der theoretischen und praktischen höhern Mathematik, in der theoretischen und praktischen höhern Kriegskunst; er hat in der Kunst der Befestigung, sowie in der der Vertheidigung fester Plätze ganz neue Bah-

nen gebrochen, welche ganz vorzugsweise von seinem großen Gönner, Napoleon Bonaparte, geschätzt wurden. Er war Staatsmann und einer der Richter Ludwig's XVI. in der Schreckensregierung der ersten Französischen Revolution. Er erfocht die ersten glänzenden Siege mit der gesammten Militärmacht der Republik Frankreichs gegen die Uebermacht von überall andrängenden Feinden. Er erkannte zuerst das große militärische Talent in Napoleon und suchte ihn rasch an die Spitze einer Armee zu bringen. Später wechselten die beiden Männer die Plätze. Carnot ward aus dem Mitgliederverzeichniß des Instituts gestrichen und durch General Bonaparte ersetzt. Arago sagt bei dieser Gelegenheit:

Gleichwie Sie Alle, meine Herren, habe auch ich mich oft einem gerechten Stolze überlassen, wenn ich die herrlichen Proclamationen der orientalischen Armee unterzeichnet sah: „Das Mitglied des Instituts, der commandirende General"; aber Beklemmung folgte auf dies erste Gefühl, sobald ich mich daran erinnerte, daß das Mitglied des Instituts mit einem Titel prunkte, den er seinem ersten Beschützer, seinem Freunde, geraubt hatte.

Aber Carnot schätzte dennoch Napoleon's Genie sehr hoch, auch ward er selbst von diesem wieder gehoben und in eine würdige Stellung gebracht. „Ich habe Sie zu spät erkannt", sagt Napoloen bei seiner Rückkunft von Elba zu Carnot. Und in diesem Ausspruche liegt das Spiegelbild von dem ganzen Benehmen Carnot's während der Hundert Tage. Arago sagt:

Carnot war von allen Ministern der Hundert Tage der einzige, dessen Name sich auf der von der zweiten Restauration, am 24. Juli 1815 aufgestellten Proscriptionsliste befand. Dies kann seinen Ruhm nicht beeinträchtigen, gleichviel ob diese ausnahmsweise Strenge eine Folge war von dem patriotischen Eifer, mit welchem Carnot die letzten Ueberreste des französischen Territoriums den Fremden streitig machen wollte, oder eine Folge der leider vergeblichen Beharrlichkeit, mit welcher er dem Kaiser jenen Verräther bezeichnet hatte, der sich, gestützt auf seinen alten Ruf der Geschicklichkeit, in das Ministerium eingeschlichen hatte.

Nach den Hundert Tagen flüchtete Carnot nach Warschau mit einem von Kaiser Alexander ausgestellten Passe. Das rauhe Klima Polens und der Wunsch in größerer Nähe bei Frankreich zu leben, bestimmten Carnot, das gütige Anerbieten der preußischen Regierung anzunehmen. Er verlegte seinen Aufenthalt nach Magdeburg, woselbst er seine letzten Jahre im Studium und in Betrachtung versunken zubrachte, in Gesellschaft eines seiner Söhne, dessen Erziehung er leitete. Arago sagt:

Es war ein erhebender Anblick zu sehen, wie ganz Europa, wie besonders die absoluten Herrscher gewissermaßen gezwungen waren, achtungsvoll das Große, Edle, Ergreifende in der Französischen Revolution anzuerkennen, sogar in der Person eines der Richter Ludwig's XVI., sogar in der Person eines Conventsmitgliedes. Carnot starb zu Magdeburg am 2. August 1823 im Alter von 70 Jahren.

Schließlich möchte ich die Herren Bearbeiter dieser deutschen Originalausgabe noch darauf aufmerksam machen, daß sich dieser erste Band an vielen Stellen nicht recht fließend deutsch gibt, daß man ihm hier und dort gar sehr das Steife einer eiligen ängstlichen Uebersetzung anmerkt. Es wäre sehr zu wünschen, wenn die Fortsetzung sich dieser Ausstellung nicht mehr schuldig machen wollte. Hierauf ist wohl Gewicht zu legen, denn wenn sich die Herren Verleger auch noch so sehr durch Privilegien geschützt haben, so gibt es doch Mittel und Wege, sie zu umgehen. Wir haben schon von den meisten Schriften Arago's Uebersetzungen. Ihnen kann das Recht zu neuen Auflagen nicht gut genommen werden. *)

Heinrich Birnbaum.

Eine Bekehrungsgeschichte im Gefängnisse.

Zuchthausgeschichte von einem ehemaligen Züchtling. Mit einem Vorwort von Alban Stolz. Zwei Theile. Münster, Theissing. 1853. 8. 1 Thlr.

Wir bitten den Leser in seinem eigenen Interesse, das Buch, welches wir ihm vorführen, nicht um seines Titels willen — der allerdings nicht unglücklicher gewählt sein konnte — zu übersehen oder geringzuschätzen. Es gibt Bücher, die wenn man sie recht zu lesen versteht, besser erscheinen als ihr Titel, und zu diesen gehört das hier zu besprechende Buch. Von vornherein dürfen wir dem Leser vertrauen, daß der Verfasser ein verirrter Patriot des Jahres 1848 ist, der seine politischen Jugendirrthümer mit einer 33 Monate langen Kerkerhaft büßt, der wie Silvio Pellico in diesem Tausend dunkler Nächte sich selbst und seinen Gott wiederfindet. Nach dieser Nachricht steht die Sache schon ganz anders und der erlaubte Schrecken, den uns der Titel einflößte, verwandelt sich in ein Motiv der Theilnahme, der Neugierde. Ein namhafter Gelehrter hat dem Buche eine Vorrede beigegeben: der Leserkreis erweitert sich; allein noch weit mehr würde er dem Buche genützt haben, hätte er ihm einen entsprechenden Titel, etwa den: „Blicke in die Volksmoral", oder „Wahrhafte Dorfgeschichten" oder einen ähnlichen gegeben. Zu dem letztern lag umsomehr Anlaß vor, als der Vorredner sich gegen die Dorfgeschichten Auerbach's und Anderer sehr entrüstet zeigt, weil sie, wie er versichert, von der Volksmoral ganz falsche Vorstellungen geben und bei weitem keine so gesunde und nützliche Lectüre darbieten, wie diese echten schwarzwälder Geschichten. Wir müssen diese Versicherung dahingestellt sein lassen, können jedoch nur bedauern, daß der Vorredner sehr bald in einen höchst unangemessenen Ton verfällt und z. B. von der „Phantasie eines jüdischen Literaten" u. s. w. spricht. Zum Schluß sucht der Vorredner den Segen und das Vernunftgemäße der Zellenhaft, welcher der Verfasser seine Rettung verdanke, nachzuweisen.

Nach dem Vorredner nimmt der Verfasser das Wort, um die Geschichte seiner politischen Verirrungen und seiner Bekehrung zu berichten. Er thut dies auf 72 Seiten, die er mit seinem vollen Namen J. M. Hägele, Privatlehrer, unterzeichnet. Die Beschäftigung mit der Politik, welche, wie er sagt, „unfehlbar den Kopf verfinstert, das Herz vergiftet und das Gemüth verteufelt" — riß auch diesen jungen Lehrer in den Hecker-Strudel mit sich fort. Am 24. Februar noch ein erträglich zufriedener badischer Unterthan, war er am 3. März ein Schwärmer für Deutschlands Dreieinheit, am 18. März ein Republikaner im Stile Marat's. Er wird ergriffen, verurtheilt und nach kurzer Haft begnadigt, gegen das Versprechen gesetzmäßigen Verhaltens. Seiner Darstellung nach, und wir glauben ihr, hat er 1849 dies Versprechen nicht gebrochen. Allein er war nicht stark genug, dem allgemeinen Impulse der Zeit, wo die gesetzmäßige Regierung ihre Stelle gleichsam abdicirt hätte, zu widerstehen, hielt Reden für die Provisorische Regierung und lieferte sich, als diese gefallen war, im Gefühle seiner Unschuld selbst aus. Nun ward er zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, nach $2\frac{1}{2}$

*) Auch der zweite Band ist jetzt erschienen, auf den wir, wie auf das ganze Werk, später zurückkommen werden. D. Red.

Jahren aber von dem sterbenden Großherzog begnadigt. Er nennt seine Richter gerecht und seine Strafe wohlverdient, protestirt jedoch gegen die Ungerechtigkeit der Zuchthausstrafe für politische Sünden. Seine Umkehr, seine Einkehr in sich, seine Selbsterkenntniß und seine innere Wiedergeburt beginnt erst im einsamen Zellengefängniß zu Bruchsal, hier aber auch so vollständig, daß er nicht nur die Keime seiner Fehler, den geistigen Hochmuth, vollkommen überwindet, seine Stellung im Leben wiederfindet, sondern auch, Rationalismus, Unglauben und protestantischen Pietismus völlig besiegend, ein gläubiger Christ im Sinne der „Historisch-politischen Blätter" wird. Die Geschichte dieser Bekehrung erscheint uns ebenso anziehend wie die in den „Le mie prigioni" Silvio Pellico's, und sie ist für uns in gewisser Hinsicht vielleicht noch lehrreicher, da wir jene innern Thaten in der Seele eines Gemüthsverwandten, eines deutschen Landsmanns vorgehen sehen. Hierbei begegnet ihm nur die einzige etwas bedenkliche Inconsequenz, daß er sich vorwirft, sich selbst im Bewußtsein seiner Unschuld der Justiz überliefert zu haben, während er doch folgerichtig den Himmel preisen müßte, dies gethan zu haben, da ihn dieser Schritt zum endlichen innern Frieden führte.

In der Stille des Kerkers und bei guten Anlagen bringt es der Verfasser zu politischer Einsicht über die Natur des Menschen und des Staats, sodaß er manche wahre Gedanken vielfach mit großer Präcision ausspricht. So sagt er: „Das Böse schreitet im Einzelnen wie in großen Körperschaften mit einer gewissen logischen Gesetzmäßigkeit fort: das Gute geht in leisen, unmerklichen Uebergängen zum minder Guten, das Böse ebenso zum Teuflischen über, sodaß ein Staat die Keime der Revolution in sich hegen und großziehen kann, ohne darum zu wissen, wie der Einzelne, im sittlichen Gefühl verletzt, in unbemerkten Uebergängen vom ruhigen Bürger zum Revolutionär werden kann. Hieraus folgt, wie wichtig es für die Selbsterhaltung des Staats ist, durch Festhalten an der sittlichen Grundlage der Gerechtigkeit die Gefühle seiner Bürger selbst zu versittlichen; denn mit dem Gegentheile arbeitet er an seinem eigenen Untergange." Sehr wahr! Ein ungerechtes Gesetz ist der größte Revolutionär im Lande.

Anziehender noch wie die politische Bekehrungsgeschichte des Verfassers ist die seiner religiösen Bekehrung. Geborener Katholik, durch humanistische Doctrinen auf den Standpunkt eines Schwärmers für Ronge und Dowiat hingedrängt, erkennt er nach langen gut geschilderten Kämpfen die Haltlosigkeit aller den Glauben ausschließenden Erkenntnißlehre und ringt sich endlich zu dem positiv-katholischen Standpunkte empor, in dem er nun Sicherheit und Befriedigung gewonnen zu haben versichert. Der Hergang dieses innern Kriegs ist in sehr wirksamer Weise dargestellt, und wir nehmen aufrichtigen Antheil an dem Verfasser, wenn er uns schildert, wie er des souveränen Hochmuths voll, der sein Verderben schuf, voll Träumen des Ehrgeizes und in ferne Zeiten reichenden Ruhms in selbstgeschaffener Apotheose, mit Räubern aus einer Schüssel ißt und Nachts Mörder und Diebe ihm die schauerlichen Geheimnisse ihres Lebens ins Ohr flüstern. Viele Tropfen höhlen den Stein, sagt er, viele Zuchthausnächte das stärkste Mannesherz aus. Der Hochmuth schwand und der Glaube fand Raum an der leeren Stelle. Doch wir müssen von dem Verfasser auf sein Buch übergehen, von dem er nicht will, daß man einen blos ästhetischen Maßstab daran lege. Sein Zweck ist der des praktischen Nutzens. Er will zunächst die Schäden und Wunden des süddeutschen Volkslebens aufdecken, dann die Ueberzeugung verbreiten, daß der Mangel an positivem Christenthum die erste Quelle des Unglücks jedes Einzelnen wie jeder Gesammtheit, wie in ihm allein die Lösung der socialen Fragen zu finden sei, und endlich uns die vernünftige Reform der Strafhaft, die allein in der Einzelhaft gegeben sei, in ihren Segnungen nachweisen. Alle drei Zielpunkte sind achtbar, und wenn sie auf dem Wege psychologisch anziehender, ja fesselnder Erzählungen erreicht werden, so läßt sich eine solche Sammlung wol der Theilnahme der Lesewelt empfehlen. Es bleibt nur die Frage offen: wie er seine Aufgabe gelöst hat? Hier läßt sich nun ein philosophischer Kern in der Darstellung der dreifachen Geschichte des Zuckerhannes, des Duckmäusers und des Spaniolen, welche die beiden Theile füllt, nicht verkennen; allein ebenso unverkennbar tritt uns eine gewisse Kritiklosigkeit in der Behandlung des Stoffs und ein gewisser Mangel an Takt in der Auswahl des Einzelnen entgegen. Mit einem Wort, die Redaction der mitgetheilten Geschichten könnte besser sein; ihre Zielpunkte, ihre Wirkungen sind tadellos. „Zuckerhannes", voll tiefer Einblicke in die Volksmoral, hat fast den Charakter einer Dorfnovelle von der jüngst noch so beliebten Art, sie fesselt und unterhält uns, ohne dem Glauben oder dem guten Geschmack zu viel Selbstverleugnung zuzutrauen. Die Geschichte des „Duckmäuser" ist lehrreich für die Art von eigenthümlicher Ethik, die sich die große Masse der Ungebildeten oft herstellt. Die Geschichte des „Spaniolen" endlich ist die unsers eigenen Erzählers und schließt mit einer Reihe von Briefen über Volkserziehung, revolutionäres Heidenthum und Besserungsanstalten, in denen wir die schon oben angedeuteten Gesichtspunkte des Verfassers weiter ausgeführt finden. Der Reichthum origineller Charakterbilder, die Schärfe und die Plastik der Zeichnungen, an welchen besonders die zweite Erzählung reich ist wie der leichte, oft anmuthige und immer frische und lebensvolle Ton, in dem diese Erzählungen durchgeführt sind, verdienen jedenfalls einer lobenden Erwähnung. Der folgenden Gedankenreihe des Verfassers in den Briefen können wir uns vollständig anschließen. Der ganze Streit zwischen Atheismus und Glauben beruht eigentlich darauf, ob die leitenden Gesetze der Natur in Astronomie, Geschichte, Naturwissenschaft als Ausflüsse einer „willenlosen" oder einer selbstständig wollenden Macht anzusehen sind. Hierüber belehrt kein philosophisches System. Die Menschengeschichte aber steht als eine großartige Apologie der Idee der „Zweckmäßigkeit", also des vernünftigen Wollens da. Das Unzweckmäßige (das Böse) wird sichtbar und wunderbar mit allen seinen Folgen in den Dienst des Zweckmäßigen (Guten) hineingezogen, und die Disharmonie und Gesetzlosigkeit des Einzelnen verstärkt gewissermaßen die Harmonie und Gesetzmäßigkeit des Ganzen. Ja, sowie jeder Mensch eine Welt im Kleinen ist, so zieht sich auch durch alle seine einzelnen Handlungen die Idee der Zweckmäßigkeit wie ein rother Faden hindurch, oder anders ausgedrückt, die höhere Macht der Weltregierung lenkt auch die Schicksale und Thaten des Einzelnen zu ihren Zwecken. Es wird dann jede objectiv gehaltene Geschichte des Individuums zu einer Vertheidigung der christlichen Moral, der christlichen Weltanschauung und zu einer Apologie des „persönlichen" Gottes, den beide lehren. Bis dahin gehen wir mit dem Verfasser; wenn er aber ohne weitere Motivirung den Katholicismus als die vollendetste Form des Christenthums hinstellt, so müssen wir ihm den Beweis hierüber beizubringen überlassen und ihm zurufen: **Hic Rhodus, hic salta!** *) 2.

*) Wir haben diesem Aufsatz den Eingang in die Spalten d. Bl. geöffnet, nachdem wir an ihm einige Kürzungen und Aenderungen solcher Stellen, die unserer Befürchtung nach die Tendenz des Aufsatzes in einem falschen Lichte erscheinen lassen konnten, vorzunehmen uns erlaubt hatten. Der Name des übrigens uns keineswegs als talentlos bekannten Vorredners und der Inhalt des obenstehenden Aufsatzes selbst bezeugen zur Genüge, daß es sich in diesem Buche zwar um die Bekehrung einer verirrten Seele, aber nicht im allgemein christlichen Sinne, sondern im Sinne einer kirchlichen Partei handelt, deren Bestrebungen zu offen zutage liegen, als daß wir sie zu nennen und näher zu bezeichnen nöthig hätten. Wir wollen nicht behaupten, daß der Bekehrte ein bloßes Werkzeug dieser Partei gewesen sei, aber eine sehr willkommene Handhabe war er ihr gewiß. Ja, wir wissen selbst nicht einmal, wie groß der Antheil des Erzählers an seinem Buche ist, das überall eine Gewandtheit und Energie in der Formulirung der Gedanken verräth, wie sie

Aus Paris.

Die Rachel und die Cruvelli; neue Opern und Spectakelstücke; G. Sand's „Flaminio"; A. Dumas; gesunkene literarische und künstlerische Größen; Memoiren der Dudevant und des Dr. Veron; ultramontane und protestantische Literatur; Valmy über den Feldzug von 1800; Harro Harring.

Das jetzt unter der Begleitung von Kanonenschlägen in Scene gesetzte weltgeschichtliche Drama, zu dem die Höhen der Krim die Coulissen und die kugelfesten Wälle von Sewastopol den Prospect bilden, drängt die Theilnahme an den Theaterangelegenheiten bei den Parisern keineswegs so in den Hintergrund, als man wol glauben sollte. Das Theater hat gegenwärtig freilich überall wenig literarische Bedeutung mehr, es hat im Grunde aufgehört eine Nationalangelegenheit zu sein, aber es ist ein Bedürfniß geworden für die Vielen, welche ihre Abende nicht besser zuzubringen wissen als im Theater, wie für die Vielen, deren Existenz oder Ruf mit dem Theater verflochten ist. Die Mühle ist einmal im Gange und arbeitet fort, und wenn der nöthige Wind nicht geht, so macht man welchen. Das Publicum läßt sich von den Theaterköniginnen mehr gefallen, als es sich je von einer regierenden Königin gefallen lassen würde; während es gegen den fernen russischen Autokraten die Faust ballt, fügt es sich jeder noch so despotischen Laune einer berühmten Sängerin oder Schauspielerin. Ein Beweis davon ist die Angelegenheit der Sängerin Cruvelli; nur wenige Töne ihrer Kehle reichten hin, das Publicum, dem sie schnöde und insolent den Rücken gekehrt hatte, wieder mit ihr auszusöhnen. Es gehört unter diesen Umständen fast weniger Muth und Unabhängigkeitssinn dazu, irgend eine staatsmännische Größe anzugreifen, als eine von diesen Herrscherinnen der Bühnenwelt, welche zu gleicher Zeit sowol die Tyranninnen als die Geschöpfe des Publicums sind, das einen Angriff auf jene zugleich als einen Angriff auf seinen eigenen Geschmack, seine Wahl und Liebhaberei selbst empfindet.

Ein Berichterstatter der „Revue des deux mondes" hat nun doch jenen Muth gehabt, eine Bühnenfürstin anzugreifen, die recht eigentlich vom Publicum und der Kritik auf den Händen getragen und von ihren Höflingen vor jedem rauhen Lüftchen des Tadels auf das sorgsamste gehütet wurde. Wir meinen die Rachel, die noch den in unserer Zeit nicht gering zu achtenden Vortheil hatte, einem Volksstamme anzugehören, der mit der größten Eifersucht und mit außerordentlicher Betriebsamkeit stammgenossenschaftliche Talente zur Geltung zu bringen und darin zu erhalten weiß. Die Rachel hat sich, je mehr die eigenthümlichen pikanten Reize der frischen Jugend schwinden, eine Manier angeeignet, die durch die schroffsten Contraste und grellsten Schlaglichter zu wirken und Beifall zu erzwingen sucht. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit trat die Rachel zuerst als Marie Stuart und Camille wieder auf. An diese Darstellungen knüpfte der Berichterstatter der „Revue des deux mondes" eine sehr herbe Kritik. Für eine vollkommene Tragödin, sagte er, habe er die Rachel zwar niemals gehalten, vielmehr stets an ihr manche Eigenschaften, namentlich nach der Seite des Gefühls vermißt, ohne welche eine vollkommene Meisterin der tragischen Kunst nicht denkbar sei; aber er habe schon damals die ihr eigene grandiose Simplicität des Ausdrucks bewundert. Diese Einfachheit habe sie jetzt eingebüßt. Ihre Mimik sei jetzt so convulsivisch und ihre Attituden seien so gekünstelt und gewaltsam, daß sie selbst für ein Theater zweiten Rangs nicht immer geziemend sein würden. Die Schiller'sche Marie Stuart, von der sich in der blassen Copie Lebrun's doch noch einige Spuren fänden, habe mit der von Fräulein Rachel dargestellten Person gar nichts gemein. Noch habe sie eine organisirte Clique für sich, an deren Beifall sie sich genügen lasse; der einsichtigere Theil des Publicums habe in den organisirten Applaus nicht eingestimmt; man müsse ihr aber sein Misfallen in anderer Weise zu erkennen geben als durch bloßes Schweigen. Der Berichterstatter fährt fort: „Fräulein Rachel, lange Zeit gehütet wie eine auf goldenen Eiern brütende Henne, hat den Zauber, der sich an ihren Namen knüpfte, zerstört; Kenner wissen, daß sie die Theaterverwaltung desorganisirt, das Repertoire zerreißt und alle Schriftsteller täuscht, welche auf ihre Zusagen ihre Hoffnungen zu bauen gläubig genug waren. Vor 16 Jahren versicherte man, daß sie berufen sei, die Schauspielkunst zu regeneriren, ja ihre Schmeichler gingen sogar soweit, zu behaupten, daß sie unsere Sprache retten würde. Was sich aber aus ihrer Verfahrungsweise noch klarer herausstellt ist, daß sie mit aller Welt ihr Gespött treibt." Allerdings hat die Rachel das Publicum tüchtig ausgebeutet, und wenn dieses sich ihre Prätensionen gefallen ließ, so liegt dies wol hauptsächlich daran, daß es selbst, und namentlich sein stimmführender Theil, der Mehrzahl nach aus Solchen besteht, welche sich leider im Geheimen bewußt sind, daß sie in ähnlicher Lage gerade ebenso handeln würden. Die Kunst ist ja fast überall und in allen Zweigen in den Händen ihrer Jünger und Meister ein Mittel geworden, sich zu bereichern, und Fräulein Rachel folgt nur dem allgemeinen Zuge, wenn sie eine Einladung nach Nordamerika angenommen hat, wo ihr contractlich für jeden Theaterabend 20,000 Francs und für sechs Monate im Ganzen 1,200,000 Francs zugesichert sind.*) Bei diesen Aussichten kann sie allerdings mit einiger Verächtlichkeit auf alle Theaterkritiker herabsehen, die, selbst wenn sie sich hier und da etwas in die Hände drücken lassen sollten (bekanntlich pflegen aber solche „Künstlerinnen" nicht eben sehr freigebig zu sein), ein halbes Jahrhundert schreiben können, ohne nur halb soviel zu verdienen als die Rachel in einem halben Jahre. Eine pariser Schauspielerin, die auf die Rachel sehr übel zu sprechen ist, wurde gefragt, wie es denn käme, daß sie, die doch auch Jüdin sei, gegen ihre Glaubensgenossin sich so feindlich verhalte. Die Gefragte antwortete sehr boshaft: „Die Rachel ist keine Jüdin, sondern ein Jude."

Den französischen Gerichten kann man nicht nachsagen, daß sie, wenn ihr Urtheil in Anspruch genommen wird, für diese Herrscherinnen der Bühne Partei ergriffen. Sie verurtheilten sowol die Cruvelli als die Rachel, ihre contractlichen Verpflichtungen einzuhalten, Letztere gegenüber dem Dichter Legouvé, in dessen auf ihre eigene Veranlassung gedichteter Tragödie „Medea" sich die Rachel verpflichtet hatte aufzutreten. Später weigerte sie sich dessen. Legouvé klagte und die Rachel wurde verurtheilt, die Medea zu spielen. Sie wird nun vor ihrer Abreise nach Nordamerika noch ein mal als Medea auftreten, aber nur ein mal; denn hiermit hat sie den Wortlaut des Contracts erfüllt. Uebrigens soll Legouvé's „Medea" eine sehr vortreffliche Dichtung sein, wenn man wenigstens Pelletan's (welcher ebenfalls der Rachel hart zusetzt) im „Siècle" gegebener Versicherung glauben will. Was die Angelegenheit der Cruvelli betrifft, so haben zu fein- oder zu grobsehende Correspondenten deutscher Blätter sogar die Möglichkeit eines Sturzes

---

sonst meist nur der Feder eines literarisch schon geübten Schriftstellers zugebote stehen. Auch den Vergleich zwischen dem Privatlehrer Hägele und Silvio Pellico möchten wir unserm verehrten Mitarbeiter nicht in diesem Umfange gelten lassen. Wenn ein Mann von den Leistungen und Geistesgaben wie Silvio Pellico, dessen patriotische Phantasien sich mit den Thorheiten eines Theilnehmers am „Hecker-Strudel" gewiß nicht entfernt vergleichen lassen, nach den verdumpfenden Leiden fürchterlicher Kerkerhaft im strengsten Glauben seinen Trost sucht und findet, so hat dies eine ganz andere Bedeutung und auch wol innere Berechtigung, als die Bekehrung eines badischen Privatlehrers, von dem wir nicht wissen, wie weit er sein eigener Mann ist, und dessen frühere politische Verirrungen gerade auf keinen sehr starken, selbständigen und höherbegabten Geist schließen lassen. D. Red.

*) Auch der bekannte Tenorist Roger, der im October in Mailand sang, beabsichtigt in jenes Gelobte Land zu ziehen, welches manchen Sängern und Virtuosen die trübe Zeit ihres abnehmenden Ruhmes mit dem Silberglanze seiner Dollars verschönt.

des Ministers Fould damit in Verbindung gebracht. Indeß wird die Cruvelli ebenso wenig durch Fould als Fould durch die Cruvelli gestürzt werden. Fould, wie die meisten Notabilitäten des Volks Israel zugleich auch Schöngeist und Freund des Umgangs mit künstlerischen Celebritäten, besorgt nebenbei auch die Theaterangelegenheiten, die ihm sehr wichtig zu sein scheinen. Nun ist die Rede davon, wie im ersten Kaiserreich eine eigene Administration des menus plaisirs, zu denen die Angelegenheiten vor Sewastopol allerdings nicht gehören, zu errichten, welche zwar dem Staatsministerium untergeordnet wäre, aber doch die Theater selbständig verwalten würde.

Auf der Großen Oper kam eine neue Oper unter dem Titel „La nonne sanglante", Text von Scribe und Germain Delavigne, Musik von Guinod, und auf dem Théâtre lyrique eine neue Oper von Gevaert „Le billet de Marguerite", Text von Leuwen und Brunswick, zur Aufführung. Der Text beider spielt in Deutschland, die erstere in Böhmen, die zweite in einigen bairischen Städten, namentlich in Bamberg. Interessant ist die Geschichte des Textes zu der erstgenannten Oper. Er wurde bereits vor vielen Jahren verfaßt und war für Rossini bestimmt, der ihn verwarf. Dann kam er in die Hände von Berlioz, der schon ziemlich weit vorwärtsgekommen war, als ein Zerwürfniß mit dem Theater ihn veranlaßte, auch seinerseits den Text fallen zu lassen. Dann wurde er der Reihe nach Meyerbeer, Halévy und David angeboten, die aber sämmtlich ablehnten. Nun erst übernahm ihn Guinod, der, wenn man den nicht immer unbefangenen Berichten glauben will, eine sehr charakteristische, stellenweise vorzügliche Musik zu dem an sich albernen Text geliefert hat. Namentlich soll ihm die Musik zu den geisterhaften Partien ganz wunderbar gelungen sein. Gevaert's Musik zu dem zweitgenannten Text soll heiter und charakteristisch sein, aber den Erwartungen nicht entsprechen, zu denen der junge belgische Componist durch seine frühere Oper „Georgette" berechtigt hatte. Am meisten sprach ein Lied des Faßbinders von Bamberg an. Ein im Cirque impérial dargestelltes Spectakelstück „La bataille de l'Alma" war eigentlich darauf berechnet, alle Hauptmomente des Feldzugs der Engländer und Franzosen von deren Ausschiffung in Varna an bis zur Einnahme von Sewastopol vor Augen zu führen. Da die Einnahme von Sewastopol zu lange auf sich warten läßt und die Pariser ungeduldig wurden, hat man schleunigst die vier ersten mit der Almaschlacht schließenden Abtheilungen in Scene gesetzt. Der fünfte Act wird seinerzeit nachgeliefert werden — wenn die Russen ihre Zustimmung geben.

Unter den neu zur Aufführung gekommenen Theaterstücken von literarischem Werth verdient die auf dem Gymnase dramatique dargestellte Komödie von George Sand „Flaminio" vorzugsweise Erwähnung. Die berühmte Verfasserin hat darin ihren Roman „Teverino", obschon sie ihn doch seinerzeit selbst nur als eine bloße Phantasie bezeichnete, für die Bühne bearbeitet. Es fehlt darin nicht an schöner Sprache, funkelnden Geistesblitzen und interessanten Charakteren, aber die der Verfasserin eigenthümliche subtile Liebesdialektik fügt sich schwer den Foderungen der so materiellen Theatertechnik. Das, was man als das „intime Genre" bezeichnet, widerstrebt dem Theatermaterial, und niemals hätte ein überlegener Geist wie Goethe daran denken können, seinen „Werther" oder seine „Wahlverwandtschaften" für die Bühne zurechtzusetzen. Im Ganzen darf man nur bedauern, daß Frau Dudevant der Verführung, für die Bühne zu schreiben, zu widerstehen nicht genug Selbstverleugnung hatte. Ein ganz eigenthümliches Experiment machte A. Dumas, indem er in seinem auf dem Odéon zur Aufführung gekommenen sechsactigen Drama „La conscience" nicht weniger als drei Iffland'sche Stücke: „Verbrechen aus Ehrsucht", „Das Gewissen" und „Reue versöhnt", zu Einem verarbeitet hat. Die drei ersten Acte zeigten sich zum Beweise, welcher unverwüstliche Kern in Iffland steckt, in der That sehr wirksam; im Fortgange erlahmte jedoch das Interesse daran, daß das Stück, weil es aus drei verschiedenen Pièces zusammengeflickt ist, auch drei Expositionen hat, während der Geduld des Publicums doch häufig schon mit einer zu viel zugemuthet wird. Dumas hat seine Benutzung Iffland's — da man ihm vorwarf, daß er des Deutschen nicht hinlänglich mächtig sei und wol nur seinen Namen zu dem Fabrikat hergeliehen habe — damit motivirt, daß er während seines Aufenthalts in Brüssel von einem deutschen Flüchtling, welchem er den Act mit zehn Francs honorirte, eine Uebersetzung von jenen Iffland'schen Stücken habe anfertigen lassen — ohne Zweifel wol schon damals in der Absicht, gelegentlich davon zu Theaterzwecken Gebrauch zu machen. Früher bot er das Product dem Théâtre de la Gaîté an. Damals hatte es nicht weniger als acht Acte, von denen er nun vier in zwei zusammengezogen hat.

Dieser mit Dampfkräften arbeitende Schriftsteller bleibt eine immerhin merkwürdige Erscheinung, und verdient gerade unsere Nachsicht, da wir Deutsche ihn eigentlich auf dem Gewissen haben. In seinen Memoiren erzählt er, wie Bürger's „Lenore", mit der er in seiner Jugend durch einen Kenner des Deutschen bekannt gemacht wurde, ihm eine ganz neue geheimnißvolle Welt eröffnet und ihn zu eigenen poetischen Versuchen angespornt habe. Der Refrain „Die Todten reiten schnell" scheint seitdem sein Wahlspruch in Betreff seiner schriftstellerischen Thätigkeit geworden zu sein; sie geht immer im sausenden Galopp über Brücken und Hecken dahin, bei Leichenzügen und Rabensteinen vorbei, immer der eigenen Todtengruft entgegen. Dumas bemächtigte sich der Kenntniß der deutschen Literatur wenigstens in dem Grade, um sie für sein Geschäft zu pecuniären Zwecken nutzbar zu machen; er nahm ganze Scenen aus Schiller in seine dramatischen Fabrikate hinüber und vernähte und verflickte sie so, daß nur ein gründlicher Kenner das fremde Eigenthum zu erkennen vermag. Dumas ist jedenfalls ein sehr schlauer, geschickter Arbeiter, und wenn man auch wenig Veranlassung hat, ihn in die Kategorie der eigentlichen Poeten zu verweisen, so ist doch nicht zu leugnen, daß er weit über der Gattung von Schriftstellern steht, die bei uns nach denselben Grundsätzen der Dampfeile arbeitet. Dumas versinkt niemals in Roheit, Plumpheit und öde Trivialität, noch in das hohle übertriebene Pathos und den Bombast, wohinter die deutschen Dumas ihre Impotenz zu verbergen pflegen. Ein gewisser nationaler Takt bewahrt ihn davor, und es ist nicht zu leugnen, daß die Classe französischer Leser, für die Dumas schreibt, an Geschmack weit höher steht als die entsprechende Classe deutscher Romanleser und Theaterbesucher. Dumas ist wie gesagt kein Dichter, und doch weiß er zuweilen Charaktere und Situationen von solcher Energie zu schaffen, daß sie einen dichterischen Ausdruck gewinnen. In der That es grenzt ans Wunderbare, wie man, wenn man nicht ein Dutzend dienender Geister zur Hand hat, so entsetzlich viel schreiben kann, ohne doch in eigentliche Seichtigkeit zu verfallen. Welche Masse von Bänden hat Dumas noch in letzter Zeit vom Stapel gelassen! Da sind „Les Mohicains de Paris", kräftige Gemälde aus den Sittenzuständen der Hauptstadt Frankreichs während der letzten Restaurationsjahre. Dumas zeigt sich darin als ein eingeweihter Kenner des Lebens in den Volkstavernen und Diebspelunken (Tapis-francs), jener „schwarzen Katze", wo die Diebe à la Carouble und à la Fourline verkehrten, des „Weißen Kaninchens", wo sich die Charrieurs, die Scionneurs und die Vantarniers einfanden, der Taverne zu den „Sieben Billards", zum „Englischen Hofe" u. s. w. Das ist Alles ganz interessant zu lesen, und hat es keinen Kunstwerth, so hat es doch einen Werth in Betreff der Sittenkunde. Im Fortgange verliert sich die Sittenschilderung freilich immer mehr in romanhafte Abenteuerlichkeiten, die streckenweise auch nach Wien verlegt werden. Da ist ferner der Roman „L'Ingenue", worin unter Anderm die Zustände und Koryphäen der Französischen Revolution, Danton, Marat, die Männer des Club social, des Clubs der Menschenrechte u. s. w. recht drastisch geschildert werden. Da ist endlich „Le page de duc de Savoie", historischer Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahr.

hunderts, worin der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, genannt Eisenkopf und Generalissimus Karl's V. in den Niederlanden, eine Hauptrolle spielt.*) Das ist in der That eine Productionskraft, die schon als bloße Productionskraft Erstaunen erregt. Das Publicum glaubt auch, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, daß Dumas zahlreiche Helfershelfer habe und oft nur seine Firma zu den Fabrikaten Anderer hergebe. Dumas hat dies jetzt öffentlich in Abrede gestellt, sich auf seine große Arbeitslust und Arbeitskraft wie auf seine außerordentliche Aneignungsfähigkeit berufen (diese Aneignungsfähigkeit ist freilich bei ihm, wie sein neuestes Drama beweist, in einem etwas impertinenten Grade vorhanden) und endlich das Geheimniß seiner Production in Bezug auf Quantität dadurch erklärt, daß er nicht in Gesellschaft gehe, nicht das Theater besuche, selbst dann nicht, wenn seine eigenen Stücke gegeben würden; daß er nicht spiele, nicht trinke und daß er von den 24 Stunden, die der Tag habe, zwölf auf seine Arbeit, drei auf Lesen verwende. Bei zwölfstündiger täglicher Arbeit jährlich 50 Bände und dazu noch einige Theaterstücke zu schreiben, deren Verfertigung man durch das tägliche dreistündige Lesen im vorhergegangenen Jahre vorbereitet habe, sei ja ganz in der Ordnung. Seine Hauptausgaben, bemerkt er weiter, kämen von gewissen Liebhabereien her, z. B. der Liebhaberei, Schulden zu bezahlen, die er größtentheils nicht gemacht habe. Diese Liebhaberei koste ihn 300,000 Francs, und für Uebersetzungen von Theaterstücken aus allen Sprachen ins Französische habe er wol schon 20,000 Francs ausgegeben. Fast naiv ist die Versicherung, daß die Bücher und Stücke, die er schreibe, um nichts besser würden, wenn er sie in einem Jahre als wenn er sie in einer Woche vollende, denn die Arbeit koste ihn nie mehr Zeit als das bloße Niederschreiben in Anspruch nehme. Kurz wir befinden uns hier einer so eigenthümlichen Erscheinung gegenüber, daß wir sie irgendwo einzurubriciren fast in Verlegenheit sind.

Und dieser Dumas wird mit den Centnerlasten seiner Romane und Theaterstücke von der künftigen Generation vergessen sein, wie Alle, welche in ihrem schriftstellerischen Wirken keine höhern Zielpunkte vor Augen hatten und ihr Talent nur zu zunächst liegenden weltlichen Zwecken ausnutzten. Er schleicht schon jetzt gebückt einher, als laste auf ihm bereits dieses Gefühl des Vergessenwerdens. So erzählt wenigstens ein Engländer, der außer Dumas noch mehre andere Notabilitäten der glänzenden Ludwig Philipp'schen Literaturperiode aufzählt, an denen sich derselbe Fluch zu vollstrecken beginnt, obschon sich unter ihnen Einige befinden, die wenn auch nicht ihrem Talente, doch ihrem Streben nach eine höhere Stellung beanspruchen dürfen als Dumas. Der Sturm von 1848 hat die stolze Armada jener Literaturperiode sehr hart mitgenommen. Gustav Planche, erzählt jener Brite, schleppe sich kaum noch fort, sei alt und gichtbrüchig, Emil Deschamps lebe zurückgezogen in Versailles, wo er wie Candide seinen Garten baue, der „Bibliophile" Jacob (Paul Lacroix) und dessen Bruder der Novellist und Dramatiker, seien vergessen und Sainte-Beuve habe sich an den „Moniteur universel" verkauft und schreibe für diesen langweilige Leitartikel, die spurlos vorübergingen oder höchstens in der Provinz gelesen würden. Wir bemerken dasselbe düstere Schauspiel der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit schriftstellerischen und künstlerischen Ruhms freilich auch in Deutschland. Am schlimmsten geht es der ehemals so hochgefeierten Mlle. Georges, frühern Besitzerin von Millionen, die jüngst in ihrem Greisenalter eine Betteldarstellung in der Porte St.-Martin gab und dazu eine ihrer ehemaligen Parforcerollen, in dem schauerlichen Melodrama „La chambre ardente" wählte. Das Melodrama erhielt durch ihre geisterhafte Erscheinung begreiflicherweise einen noch schauerlichern Charakter. In Deutschland würde das Publicum in einem solchen Fall sehr wahrscheinlich seinen Unmuth durch Gezisch und Hohngelächter zu erkennen gegeben haben; aber der Franzose ist darin taktvoller und humaner; das Publicum der Porte St.-Martin gab seine Francs her, nicht um einen Genuß zu haben, sondern um der heruntergekommenen Schauspielerin, welcher es so viele Genüsse verdankt, einen Nothpfennig für ihre alten freudenlosen Tage zu gewähren. Wie es heißt, soll ihr die Regierung den Ertrag des Stock- und Schirmbureau in dem neuen Industriepalast zugesichert haben. Gewiß ein lehrreiches ans Tragikomische streifendes Beispiel der Vergänglichkeit menschlichen Stolzes und Ruhmes.

Man kann dasselbe lehrreiche Beispiel an dem ganzen Zustande der gegenwärtigen Literatur Frankreichs erkennen. Ebenso überreizt, überspannt, überwacht und überanspruchsvoll sie in Ludwig Philipp's Tagen war, ebenso bescheiden, demüthig und gedrückt ist sie unter dem neuen Regiment. Alle Notabilitäten der frühern Epoche, selbst George Sand, führen im Grunde nur noch ein Leben nach dem Tode. Das ist gerade die Zeit, wo man sich versucht fühlt, seine Memoiren zu schreiben, und Rechenschaft über seine Vergangenheit sich und dem Publicum abzulegen. Dumas hat sie geschrieben, und die Dudevant schreibt die ihrigen jetzt. Soweit George Sand's „Histoire de ma vie" dem Publicum vorliegt, ist sie kein Buch des Skandals, was auch der durchaus nobeln Natur der Verfasserin widerstreitet. Sie ist kein Heinrich Heine, der im Kehricht der Persönlichkeiten nach Unrath wühlt. Ueber ihr Verhältniß zu ihrem ehemaligen Gatten spricht sie sich sehr taktvoll und anständig aus, ja sie wirft ihren schriftstellerischen Freunden, die sich wenigstens ihre Freunde nannten, mit ernstlichem Unwillen vor, daß sie bei der Darstellung dieses Verhältnisses alle Rücksichten der Billigkeit und des Anstandes außer Augen gesetzt hätten. Sie gesteht, seit die Trennung definitiv ausgesprochen sei, keinen Groll gegen ihren ehemaligen Lebensgefährten mehr zu hegen; jede Anklage gegen ihn, fügt sie hinzu, würde ihr jetzt um so unpassender erscheinen, da François Dudevant nichts lese, was sie schreibe. Bei diesem Geständniß dürfte sich Mancher vielleicht an Heine's Ausspruch gemahnt fühlen:

Doch wenn du meine Verse nicht lobst,
So lass' ich mich von dir scheiden!

Im Uebrigen ist ihr früherer Gatte, François Dudevant, kein Marquis, sondern war einfacher Unterlieutenant in der französischen Armee. Sie selbst heißt ursprünglich nicht Marie Aurore de Saxe, sondern Amantine Lucile Aurore Dupin. Ihre Großmutter väterlicherseits war die uneheliche Tochter der Mlle. Verrières, von der Oper, und des bekannten Marschalls von Sachsen, Sprößlings des damaligen Königs von Polen und der schönen Aurora von Königsmark; ihre eigene Mutter dagegen eine wahrhafte Tochter aus dem Volke, indem deren Vater in den Straßen von Paris mit Vögeln handelte. Daher die liebenswürdige Zuneigung der Dudevant zu dem graciösen Geschlecht der Vögel, dem sie in ihren Memoiren eine köstliche und sinnige Apologie widmet. Wie man weiß hat es Leute genug gegeben, welche sich den ehemaligen Gatten Aurorens unter dem Bilde eines abgelebten alten Mannes darstellten und aus einem sochen Misverhältniß das Zerwürfniß zwischen Beiden ableiteten. François Dudevant war aber erst ein junger Mann von 26 Jahren, als er sie heirathete.

---

*) Für Liebhaber solcher Lectüre, die übrigens in mannichfacher Hinsicht ihr Belehrendes hat, führen wir hier die deutschen Uebersetzungen an, die auf dem Titel als rechtmäßige deutsche Ausgabe bezeichnet sind:

1. Die Mohikaner von Paris. Ein Roman von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von L. von Alvensleben. Erster bis sechster Band. Brüssel, Schnée. 1854. 8. 3 Thlr.
2. Ingenue. Ein Roman von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von Ulrich Kelsch. Erster Band. Brüssel, Schnée. 1854. 8. 15 Ngr.
3. Der Page des Herzogs von Savoyen. Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von L. von Alvensleben. Erster bis dritter Band. Brüssel, Schnée. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von ganz anderer Art sind die Memoiren des bekannten Veron, der nie vergißt vor seinem Namen das „Dr." paradiren zu lassen. Sie erschienen bekanntlich unter dem Titel „**Mémoires d'un bourgeois**". Der Mann ist durch Correspondenzmittheilungen und Auszüge aus diesen Memoiren auch in Deutschland so bekannt, daß es überflüssig wäre, seiner ausführlich zu gedenken. Dieser industriöse Mann war so recht das Muster aller modernen Theaterdirectoren, wie sich schon aus seinen beiden Hauptgrundsätzen ergibt: „Wenn alle Rollen interessant sind, so ist das für den Erfolg einer Theaterdichtung immer von guter Vorbedeutung", und: „Wenn man nicht zum Geiste und zum Herzen spricht, so muß man zu den Sinnen und besonders zu den Augen sprechen." Seine Hauptlebensmaxime ist: „Ihr kommt zum Ziele, wenn man von euch wie von guten Feldherren sagen kann: ei, der hat Glück!" So verhält es sich in der That, und es ist recht hübsch von Dr. Veron, daß er so aufrichtig ist, es auszusprechen. Ueberhaupt gebührt ihm wenigstens das Lob kein Heuchler zu sein. In seiner Jugend schrieb er ein Lustspiel, von dem sich bezeichnend genug nur folgende Verse erhalten haben:

> Ce qu'on veut, c'est bien vivre à l'aise, avec éclat,
> Et c'est pour le quitter que l'on prend un état.

Das ist allerdings ein Spruch, den man der ganzen Zeit und ganz besonders dem Leben Veron's selbst als Motto vorsetzen kann. Habe Glück, damit du Glück hast! Lebe gut und glänzend und wähle einen Stand nur, um ihn auszubeuten und dich mit dem Erworbenen behaglich zur Ruhe zu setzen: das ist die Quintessenz, in welcher sich die Lebensweisheit der vielen Verons unserer Zeit concentrirt.

Inzwischen, auf diese Zustände alter Fäulniß ihre Pläne berechnend, entwickeln die Vorkämpfer der ultramontanen Partei eine unheilvolle Thätigkeit, die zwar für den Augenblick gegen den großen politischen und militärischen Weltconflict zurücktritt, die aber nicht verfehlen kann, früher oder später betrübende Zerrüttungen zur Folge zu haben. Schon um viel Geringeres als um Das was man jetzt auf diesem Gebiete dem gesunden Menschenverstande zumuthet, hat sich der menschliche Geist empört und, wenn man es zu arg mit ihm trieb, zu den letzten Mitteln gegriffen. Es handelt sich bei jenen Umtrieben um ganz andere Zwecke als um die der Religion, die, wenn sie die wahre ist, Tendenzen ausschließt, welche nothwendigerweise zur Inquisition, zu Autos da Fé und nicht zur Umkehr, sondern — wenn dies überhaupt möglich wäre — zur Vernichtung der Wissenschaft führen müßten. Veuillot stellte in seinem Buche „**Les libres penseurs**" die Behauptung auf, daß wenn man das Leben der großen Männer vom Standpunkt des Strafgesetzbuchs studire, man wenige Reformatoren finde, welche mit weniger als fünf Jahren Galeerenstrafe fortkommen, wenige Moralisten, die einer lebenslänglichen Galeerenstrafe entgehen würden. Die Gegenseite ist zu human, um repressalienweise auf so manche Kirchenfürsten, auf die kleinen und großen Cäsar Borgia hinzuweisen, die, wenn man den **Code pénal** auf sie in Anwendung brächte, noch schlimmer wegzukommen verdient hätten. Leider aber findet die Veuillot'sche Lehre nicht wenig Apostel, die sogar ihren Herrn und Meister noch zu überbieten trachten. Zu ihnen gehört Nicolardot, dessen Schrift „**Ménage et finances de Voltaire**" ganz von dem angegebenen Veuillot'schen Standpunkt geschrieben ist und die Autorität Voltaire's durch den Hebel skandalösen Klatsches zu stürzen versucht. Wer in unserer Zeit rein ist, hebe doch den ersten Stein auf! Es gehört in Frankreich, wo diese Richtung fast schon fashionable geworden ist, in der That gegenwärtig Muth dazu, um zur Vermittelung zu reden, noch mehr aber dazu, sich des Protestantismus anzunehmen. Diesen Muth hat jedoch Napoleon Roussel gehabt, indem er in seinem zweibändigen Werke „**Les nations catholiques et les nations protestantes comparées sous le triple rapport du bien-être, des lumières et de la moralité**" mit Glück, und selbst mit Zugrundelegung statistischer Beweisführung nachzuweisen versucht, daß der Protestantismus den Fortschritten der Civilisation unvergleichlich förderlicher sei als der Katholicismus.

Auf andern Gebieten macht sich die nüchterne Kritik im Ganzen mit größerm Erfolg geltend. Der Napoleonischen Geschichtschreibung, wie sie namentlich von Thiers vertreten ist, wird in militärischen Einzelschriften mancher Stoß versetzt, und da dies in historisch thatsächlicher Weise geschieht, läßt sich dagegen selbst unter der Regierung eines Napoleoniden nicht viel machen, so unbequem diese militärische Kritik auch sein mag. Soeben erst erschien eine „**Histoire de la campagne de 1800, écrite d'après documents nouveaux et inédits; par** ***M. le Duc de Valmy*****, fils du général Kellermann**". Der Verfasser bezweckt, neben Bonaparte auch Masséna's und Moreau's Thaten die verdiente Stelle zu gönnen und namentlich seines Vaters entscheidenden Antheil an dem Siege von Marengo ans Licht zu stellen. Ueber diese Schlacht waren bisher überhaupt, durch Napoleon selbst veranlaßt, sehr irrige Ansichten verbreitet, welche in den ohne Kritik geschriebenen jene Periode betreffenden Geschichtswerken die Runde machten. Den von Berthier im Jahre 1803 über diese Schlacht verfaßten Bericht hatte Napoleon selbst so corrigirt und verfälscht, daß er in einer Gestalt erschien, die mit dem wirklichen Sachverhalt in den wesentlichsten Punkten nicht übereinstimmte. Von fünf der Vernichtung überwiesenen Exemplaren des Berthier'schen Berichts hatte jedoch ein französischer Oberst eins bei Seite zu bringen gewußt, das 1828 Veranlassung wurde im „**Mémorial du Dépôt général**" die Fälschung öffentlich darzulegen. Die Schrift des Herzogs von Valmy dürfte ebenfalls wesentlich dazu beitragen, die über diese Schlacht landläufig gewordenen und natürlich auch bei Thiers dominirenden irrigen Ansichten zu berichtigen.*) Napoleon, der bei aller Größe auch Manches von einem modernen Faiseur hatte und im Kriege Alles, auch die Unwahrheit für moralisch erlaubt hielt, verstand es wie kein anderer Feldherr älterer und neuerer Zeit, die Verdienste seiner Marschälle sich anzueignen und ihnen seine eigenen Fehler aufzubürden. Die Franzosen aber sahen nicht ein und scheinen noch heutzutage nicht einzusehen, daß der Nationalruhm nichts dabei gewann, wenn man den einen Mann, der noch dazu von italienischer Abstammung war, dadurch zu einer übermenschlichen Ausnahmestellung erhob, wenn man andere tapfere und geschickte Männer möglichst verkleinerte.

Es kommt nicht selten vor, daß Individuen, die seinerzeit bei uns eine gewisse Rolle spielten und von sich sprechen zu machen wußten, in späterer Zeit, wo sie bei uns ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen sind, plötzlich vom Auslande her in unserm Gedächtniß wieder aufgefrischt werden. Dies ist gegenwärtig mit Harro Harring der Fall, über den das „**Athenaeum français**" aus der Feder P. Grimblot's einen Artikel enthält, in welchem dem französischen Publicum das unstät abenteuerliche Leben des Mannes vorgeführt wird. P. Grimblot meint: „Es hat in unserer Zeit wenig Menschen gegeben, welche ein so abenteuerliches Leben führten; sein Leben ist ein wahrhafter Roman." Am Schlusse der Lebensskizze

---

*) Ferdinand Stolle hat, wie wir hier erwähnen wollen, seinem Cyklus von Romanen aus der Napoleonischen Kriegsgeschichte einen neuen Roman hinzugefügt, dessen Mittelpunkt dieselbe Schlacht bilden zu sollen scheint. Der Titel lautet:

Die Granitcolonne von Marengo. Historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Plauen, Schröter. 1855. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es liegen uns davon die beiden ersten Bände vor, deren zweiter mit der Schilderung der denkwürdigen Vertheidigung Genuas durch Masséna gegen die Oestreicher 1799 schließt. Ob der Verfasser in der Lage gewesen ist, bei seiner mehrfach interessanten Arbeit auch den Bericht des Herzogs von Valmy zurathe zu ziehen, läßt sich aus den beiden ersten Bänden nicht genau ersehen; doch haben wir Grund, daran zu zweifeln.

sagt der Franzose: „Wie es heißt, hat Harro Harring die Memoiren seines Lebens geschrieben. Es wäre zu wünschen, daß er sie veröffentlicht; wenn sie wahrheitsgetreu sind, so hat Harro Harring einige Aussicht nicht unterzugehen. Denn nach der obigen Skizze zu urtheilen, wird seine Autobiographie sicherlich interessanter sein als alle mit möglichster Phantasie ausgesonnenen Romane." Bekanntlich ist gerade in den jüngsten Tagen infolge eines Conflicts, den der von Grimblot geschilderte unruhig wunderliche Mann mit den hamburger Behörden gehabt hat, den Deutschen wieder in Erinnerung gebracht worden, daß Harro Harring überhaupt noch unter den Lebenden weilt und seiner alten Liebhaberei, überall zu collidiren, noch nicht entsagt hat. **H. M.**

Notizen.

Deutsche Sprachmengerei.

Der Herausgeber des bereits in Nr. 43 d. Bl. angezeigten „Humoristischen Musik- und Theaterkalender" hat sich in dessen neuestem Jahrgange die Mühe genommen, von den Fremdwörtern, welche in der Theaterwelt und im Bereiche des Bühnenwesens das Bürgerrecht erlangt haben, wenigstens die gebräuchlichsten und geläufigsten in folgenden Merkversen zusammenzustellen:

Regisseur, Drama, Tragödie, Intendant, Requisiteur;
Pensions-Comité, Soubrette, Loge, Illuminateur;
Gagen-Etat, Tantième, Dramaturg, Costumier;
Primadonna, Rampe, Scene, Mimik, Garderobier;
Tanz-Eleven, Contremarke, Billeteur, Engagement;
Intrigant, Prospect, Coulissen, Controleur, Abonnement;
Farce, Decorationen, Repetitor, Podium;
Chor, Parterre, Parquet, Sofitten, Debütant, Proscenium;
Notenconcipist, Orchester, Actus, Benefiz, Entrée;
Inspicient, Souffleur, Collecte und zuletzt noch der Portier.

Hiermit ist der bei der deutschen Bühne eingebürgerte Vorrath an fremden Ausdrücken freilich noch bei weitem nicht erschöpft; aber es ist doch schon eine recht stattliche Schar von Fremdlingen, worin das ganze unnationale und bunte Wesen unserer Bühne sich repräsentirt. Insofern sind uns diese Merkverse etwas mehr als Spaß, sie sind für uns bitterer Ernst. Und wie viel ellenlange Merkverse dieser Art könnte Jemand zustande bringen, der es unternähme, in gleicher Weise die im deutschen Gerichts-, im Militär- und Medicinalwesen, in den theologischen und philosophischen Disciplinen naturalisirten Fremdwörter in Reimzeilen zusammenzustellen! Ohne Zweifel weist dieser Umstand darauf hin, daß wir in diesen Gebieten und Disciplinen viel weniger auf eigenen Füßen stehen als wir glauben, denn geht ein Ding oder eine Sache wirklich aus einem Volke hervor, statt entlehnt zu sein, dann wird sich auch aus dem Volke selbst das Wort dazu finden. Die Deutschen haben freilich von jeher Reiterei und Fußvolk gehabt, daß man aber jene in „Cavalerie", dieses in „Infanterie" umtaufte, hängt doch immer damit zusammen, daß diese Truppengattungen auf französischen Fuß und nach französischem Muster umgeformt wurden. So haben wir eigentlich gar keine deutsche Reiterei mehr, sondern nur Ulanen nach polnischem, Husaren nach ungarischem und Dragoner, Kürassiere u. s. w. nach französischem Modell. Der Name „Jäger" und „Schützen" dagegen ist auch in der deutschen Militärsprache geblieben, weil diese Waffengattung, soviel wir wissen, nicht blos eine wesentlich deutsche ist, sondern andern Völkern zum Muster, z. B. für die oftgenannten Jäger von Vincennes, gedient und eine Umgestaltung nach fremdem Modell niemals erfahren hat. Das kommt von der Lust der Deutschen am Waldleben und am Waidwerk, das ja auch seine eigene uralte Sprache hat, in die sich kein alter deutscher Waidmann etwas dareinreden oder gar ein Fremdwort einschwärzen läßt. Unter den deutschen Jägern, Förstern, Oberförstern u. s. w. haben sich auch noch bis auf den heutigen Tag jene Originalität und Kerndeutschheit erhalten, die sonst ziemlich im Verschwinden sind. Das wußte auch Iffland als er „Die Jäger", und Otto Ludwig als er seinen „Erbförster" schrieb.

The British Parnassus.

Ein sehr eigenthümliches Buch scheint Augustus Ward Clement's Schrift „The British Parnassus; or, the five ages of English literature" zu sein, dessen Tendenz durch das vom Verfasser gewählte Motto angedeutet wird:

The present time 's so sick,
That present medicine must be administered,
Or overthrow incurable ensue.

Der Verfasser ist ein Jünger der Carlyle'schen Richtung. „Dr. Clement's Stil", sagt der „English Churchman", „erinnert uns sehr nachdrücklich an die besten Productionen Carlyle's". Das „Athenaeum" sagt davon: „Clement hält das Zeitalter für krank, krank bis zum Tode, und da das Zeitalter keine Neigung zeigt, ihn als Arzt zurathe zu ziehen, so bietet er ihn in seinem Pamphlet freiwillig aus. Die Schrift umfaßt 52 Seiten, und erst auf der 50. erkennen wir oder glauben wir zu erkennen, was der Verfasser eigentlich will, obschon er sich uns gleich anfangs als ein Nachahmer Carlyle's verräth, der über diese jüngsten Tage trauert. Es ist die alte Geschichte des Wehrufs und Zetergeschreis. Die Schatten brechen lang herein; wir sind versunken in Verdumpfung, Knechtschaft und Wahnwitz. Es ist ein Zeitalter von Eisen und Staub, und wir stehen am Vorabend des Tausendjährigen Reichs. Das Buch besteht aus einer religiös-literarischen Mischung, deren eigentlicher Zweck sehr unklar ist." Es mag freilich sehr wohlfeil sein, immer nur zu klagen und Alles nur schwarz zu sehen; solange indeß der Zustand der Menschheit ein unvollkommener bleibt, was er auch nach der einen oder andern Seite wol immer bleiben wird, solange die Vorzüge verschiedener Zeitalter sich nicht in einem und demselben vereinigen lassen, solange die Menschheit bei jedem Fortschritt wieder auf neue ihr unerwartete Terrainschwierigkeiten stoßen muß und solange jedes eigenthümliche Licht auch seine eigenthümlichen Schatten erzeugt, solange wird neben der optimistischen Anschauung auch die pessimistische im Rechte und von Nutzen sein. Die eine bedingt die andere und ist Correctiv der andern. Wären wir Alle Optimisten oder Alle Pessimisten, so würde in dem einen wie in dem andern Falle jeder Fortschritt unmöglich sein; in dem einen Falle, weil die Menschheit ihr Höchstes erreicht zu haben glauben und daher die Hände in den Schoos legen würde, in dem andern Falle, weil sie aus Selbstverzweiflung es nicht einmal mehr versuchen würde, einen Schritt vorwärts zu thun. Wenn der Pessimismus der Gefahr ausgesetzt ist, in dumpfe Melancholie zu versinken, die aber doch in der Tiefe brütet, so ist der Optimismus ebenso oft in Gefahr, mit der Frivolität und dem Leichtsinn Hand in Hand zu gehen. **H. M.**

Bibliographie.

Abegg, J. F. H., Die Preußische Strafgesetzgebung und die Rechts-Literatur in ihrer gegenseitigen Beziehung. Berlin, Decker. Lex.-8. 1 Thlr.

Arneth, J., Archäologische Analekten. Mit 3 Tafeln. Wien. Lex.-8. 20 Ngr.

Aus den Lehrjahren des Pfarrers von Reichenau. Erfahrungen und Studien. Leipzig, C. H. Reclam sen. 1855. 8. 15 Ngr.

Austria. Oesterreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1855. 16ter Jahrgang. Mit 20 Bildnissen in Stahlstichen, 24 Kalender-Vignetten und 1 Holzschnitt-Abbildung. Bearbeitet und mit Beiträgen astronomisch-mathematischen Inhalts von J. Salomon. Nebst Beiträgen vermischten Inhalts von mehreren Andern. Wien, Klang. Lex.-8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Bákody, T., Lilien und Rosen. Gedichte. 2te Auflage. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 32. 20 Ngr.

Becker, A., Jung Friedel der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Bergmann, J., Leibnitz in Wien, nebst fünf ungedruckten Briefen desselben über die Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften an Karl Gust. Heräus in Wien. Mit Anmerkungen. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Conscience, H., Chlodwig und Chlotilde. Historisches Gemälde aus dem 5. Jahrhundert. Aus dem Vlämischen übersetzt von A. Scheler. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Brüssel, A. Schnée. Br. 8. 2 Thlr.

Die bildlichen Darstellungen vom Tode und der Himmelfahrt Mariae. Eine ikonographische Abhandlung. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutscher Dichter-Frühling der neuern und neuesten Zeit. Herausgegeben von A. Hungari. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 3 Thlr.

Dicke, L., Populäre Symbolik. Aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Uebereinstimmung und des Unterschiedes in der Lehre der beiden abendländischen Hauptkirchen. Leipzig. 8. 15 Ngr.

Grunholzer, H., und Mann, F., Das Erziehungswesen der Schweiz. Unter Mitwirkung mehrerer schweizerischer Schulmänner dargestellt. 1ster Band: Die Schuleinrichtungen der Kantone Zürich, Bern, Luzern, Schaffhausen, Thurgau, Zug. Zwei Hefte. Zürich, Kiesling. 8. 24 Ngr.

Gundling, J., Federzeichnungen aus den Feldlagern von Boulogne und Krakau im Jahre 1854. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Hallberg, Emilie Emma v., Waldmärchen und Balladen. Trier, Troschel. 16. 1 Thlr.

Hävernick's, H. A. C., Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament. 1ster Theil. 1ste Abtheilung: Allgemeine Einleitung. 2te Auflage durchgesehen, verbessert und zum Theil umgearbeitet von C. F. Keil. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hebbel, F., Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Tendler u. Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heising, A., Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. Die Politik Gustav Adolph's in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Helmsdörfer, G., Karl Ferdinand Becker, der Grammatiker. Eine Skizze. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herolt, J., Chronica Zeit und Jarbuch von der Stadt Hall Vrsprung, was sich darinnen verloffen vnd waß für Schlösser vmb Hall gestanden. Zum ersten Mal aus der ältesten Handschrift, mit Vergleichung der übrigen herausgegeben von D. F. H. Schönhuth. Schwäbisch-Hall, Haspel. 1855. Gr. 8. 25 Ngr.

Hirsch, S., Die Humanität als Religion, in Vorträgen, gehalten in der Loge zu Luxemburg. Trier, Troschel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Lieder aus Weimar. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 1855. 16. 10 Ngr.

Holtei, K. v., Der Obernigker Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen. Drei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 34ster Jahrgang, für 1855. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kirchenglaube und Erfahrung. Ergebnisse der Alterthumskunde, der Sittengeschichte, der Astronomie, Geologie und Naturgeschichte. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 27 Ngr.

Der Komiker in der Brusttasche. Das Neueste und Drastischste aus dem Gebiete der Komik. 1stes Heft: Komische Vorträge von H. Glühmann. Berlin, Janke. 16. 5 Ngr.

Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von W. Stromberger. Gießen, Ricker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löning, G. E., Unser Denken und Leben in Gott. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyer-Merian, T., Kienseppli oder Almosen und Wohlthaten. Eine Erzählung. Berlin, Springer. 1855. 8. 18 Ngr.

Maritz, K., Christus, der Ueberwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 3te verbesserte Auflage. Oppeln, Clar. 8. 10 Ngr.

Merckel, W. v., Maria vom blühenden Dornstrauch. Eine Legende. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, C. A., Timoleon. Tragödie. Breslau. Gr. 8. 22½ Ngr.

Pfeil, L. Graf v., Cometen und Meteore, die Hauptursachen der Erd-Revolutionen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Erde. Berlin, Falckenberg u. Comp. 20 Ngr.

Prónay, Freih. G. v., Skizzen aus dem Volksleben in Ungarn. Mit 25 gemalten bildlichen Darstellungen von Barabás, Sterio und Weber. Pesth, Geibel. Gr. Folio. 18 Thlr.

Radetzky-Lieder. Ein Album zu Ehren des Feldherrn, seiner Paladine und seiner Tapfern. Dargebracht von deutschen Dichtern und herausgegeben unter Mitwirkung von König Ludwig von Bayern, Prinz Adalbert von Bayern, F. Beck, A. Doerer ꝛc. durch F. J. A. Schneidawind. Leipzig, Spamer. 8. 22½ Ngr.

Rodenberg, J. v., Der Majestäten Felsenbier und Rheinwein lustige Kriegshistorie. 3te Auflage. Hannover, Rümpler. 8. 10 Ngr.

— — Lieder. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Musikalischer Sonettenkranz. Ebendaselbst. 1855 8. 6 Ngr.

Schade, O., Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen. Ein Beitrag zur Sagenforschung. 3te Auflage. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sontheim, F. v., Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen. Eine Festgabe an die Schönen. Stuttgart, Hallberger. 1855. 16. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Alder, J. J., Der Dienst am Worte ein froher und bleibender Dienst. Synodalpredigt über Röm. 10, 14—17, gehalten in Trogen den 5. Oktbr. 1854. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Begehren nach Unabhängigkeit von Russischer und Britischer Politik. I. Was haben Deutsche von Russen zu fordern? Berlin, Springer. Lex.-8. 6 Ngr.

Himmelstein, F. X., Rede bei der Trauerfeierlichkeit wegen des Hinscheidens Ihrer Maj. der allerdurchlauchtigsten Königin Therese von Bayern, gehalten am 6. Novbr. 1854 zu Würzburg. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 2 Ngr.

Lohr, A. G. P. C., Leben und Ende des Gattenmörders Julius Herbold aus Hombressen, Landrathsamt Hofgeismar in Kurhessen, nebst eingestreuten beherzigenswerthen Betrachtungen und einem ernsten Nachwort an Alle, die es angeht, von dessen letztem Seelsorger. Rengshausen. 1853. 8. 5 Ngr.

Wie lege ich in kritischen Zeiten mein Geld sicher und am vortheilhaftesten an? Eine Preisfrage, praktisch gelöst von einem Kapitalisten. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Ersten Bandes erstes Heft.

4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen muhammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Hammer, Goethe, Rückert, Platen u. A. in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wird daher gewiss allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Vocalisation und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

Ibn-Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Der Fruchtgarten von Saadi. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. Freih. von Schlechta-Wssehrd. 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Dr. K. H. Graf. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ-Sarit-Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Dr. Hm. Brockhaus. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. 4. 1850. Geh. 6 Thlr.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Lieferung 23 enthält: X. Jahrhundert, 10ter Band: Richer's vier Bücher Geschichte. Uebersetzt vom Freiherrn Karl von der Osten-Sacken. Mit einer Einleitung von Dr. Wattenbach. 8. Geh. 20½ Sgr.

Venedey, J., Geschichte des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Achte Lieferung, enthält des II. Bandes 8. und 9. Buch: das deutsch-römische Kaiserthum; die salischen Kaiser und das Papstthum. Gr. 8. Eleg. geh. 10 Sgr.

Michaelis, Dr. G., Die Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung vom Standpunkte der Stolze'schen Stenographie beleuchtet, nebst Proben aus der deutschen Literatur in vereinfachter Rechtschreibung. Gr. 8. Eleg. geh. 24 Sgr.

Töpfer, Dr. J. G., Grammatische Wandtafel an Stelle einer deutschen Grammatik für untere Classen höherer Anstalten, sowie für Bürger- und Volksschulen. Placatformat. 10 Sgr.

Naturwissenschaftliche Volksbücher. VI. Die Chemie des täglichen Lebens von J. F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. O. G. Wolff. Drittes Heft (der Krümel- und der Rohrzucker. — Der Manna- und der Milchzucker. — Die Biere. — Die Weine. — Die Branntweine). 8. Geh. 7 Sgr.

Mit diesem Heft ist der erste Band dieses Werkes vollständig, **22 Druckbogen mit Holzschnitten nur 20 Sgr.!** Der zweite von ungefähr gleichem Umfange ist unter der Presse.

Berlin, November 1854.

Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Album der neuern deutschen Lyrik.

Zwei Theile.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden (in **einem** Band) 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album bietet in geschmackvollster Auswahl (aus etwa 25,000 geprüften Gedichten) **das Beste der neuern deutschen Lyrik,** vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Der Herausgeber, Dr. O. Eichert, sagt in seinem Vorwort: „**Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande könnten sehen lassen.**" Die typographische Ausstattung ist vorzüglich und **dieses Album eignet sich somit in jeder Weise besonders zu Geschenken.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval. Herausgegeben von **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis).** Zweiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Zehnter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Friseur Dombrowsky (1853). 2. Hortense Lahousse (1847). 3. Die unsichtbare Mistreß Blythe. (1806—9). 4. Der Wunderdoctor Frosch (1846—48). 5. Das Wundermädchen aus der Schifferstraße (1848—53). 6. Wilhelmine Krautz (1852—53). 7. Die Familie Tomascheck (1848—52). 8. Der nürnberger Kassendiebstahl (1790—91).

Diese bekannte Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit erfreut sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums und rechtfertigt ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, ist der Preis der **Ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) **auf 12 Thlr. ermäßigt** worden.

Leipzig, im December 1854.

F. A. Brockhaus.

Empfehlenswerthe Festgeschenke für die Jugend wie für Erwachsene.

Bei **Palm & Enke** in **Erlangen** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schubert, Dr. G. H. von, Meine Jugendgeschichte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 48 Kr. Rhein.

„**Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben**", unter welchem Titel dieses Werk auch als erster Band der „**Selbstbiographie**" ausgegeben wurde, dürfte namentlich der reifern Jugend nicht nur als eine höchst anziehende, sondern hauptsächlich als eine belehrende, **geistig anregende Lectüre** auf das wärmste zu empfehlen sein.

Von demselben Herrn Verfasser sind in gleichem Verlage erschienen:

Kleine Erzählungen für die Jugend. Zwei Bändchen. Das Bändchen 24 Ngr., oder 1 Fl. 24 Kr. Rh.
Märchen und Erzählungen. 12 Ngr., oder 36 Kr. Rh.
Seebilder. 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 30 Kr. Rh.
Erzählungen. Vier Bände. 4 Thlr. 4 Ngr., oder 9 Fl. 45 Kr. Rh.
Spiegel der Natur. 1 Thlr. 4 Ngr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Als belehrende wie unterhaltende Lectüre **für Erwachsene** möchten nachstehende Schriften desselben Herrn Verfassers ganz besonders geeignet sein:

Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf der Erde. 2 Thlr. 24 Ngr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rh.
Abriß der Mineralogie. 1 Thlr. 22 Ngr., oder 2 Fl. 52 Kr. Rh.
Geschichte der Natur. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. 4 Thlr. 16 Ngr., oder 7 Fl. 40 Kr. Rh.
Reise nach dem südlichen Frankreich. Zweite Auflage. Zwei Bände. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. Rh.
Reise in das Morgenland. Drei Bände. 7 Thlr. 21 Ngr., oder 12 Fl. 21 Kr. Rh.
Wanderbüchlein. Dritte Auflage. 1 Thlr. 9 Ngr., oder 2 Fl. Rh.

Im Verlage von **A. W. Unzer** in **Königsberg** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über praktische Theologie.
Herausgegeben von
Joh. Heinr. Aug. Ebrard,
Dr. der Theologie und Consistorialrath in Speier.
Geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Elegante Miniatur-Ausgaben
aus dem Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlagshandlung) in **Berlin.**

Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. Zweite und dritte Ausgabe. Geb. 20 Sgr.
Geibel, E., König Sigurd's Brautfahrt. Dritte Auflage. Geb. 15 Sgr.
Goltz, Das Buch der Kindheit. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. 1 Thlr. 25 Sgr.
Osterwald, W., Im Grünen. Cart. 27 Sgr.
Palleske, E., König Monmouth. Geh. 25 Sgr.
Widmann, A., Am warmen Ofen. Zweite Auflage. Geh. 27½ Sgr., geb. 1⅓ Thlr.
Widmann, A., Für stille Abende. Geh. 1 Thlr., geb. 1½ Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Giseke (R.), Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. **Zweite** durchgesehene Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten **zweiten Auflage** verdient das **Werk** als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der neueste Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. **Zweite** durchgesehene Auflage. **Miniatur-Ausgabe.** Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen", zuerst bei F. Schlodtmann in Bremen erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden **zweiten Auflage**, in dem beliebten Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 28. December 1854.

Neue deutsche Dramen.

Ein Steinchen ins Wasser — ein kurzes Kräuseln und Brodeln — dann ist der Wasserspiegel so glatt und gleißend wie zuvor, und keine Libelle denkt noch an das bunte Steinchen, das soeben ins Wasser gefallen. Das ist mit sehr wenigen Ausnahmen heutzutage das Schicksal unserer Poeten, sonderlich unserer Dramatiker; sie sagten gestern ihr Stücklein auf und morgen weiß kein Zuschauer, wenn überhaupt ein solcher vorhanden war, ein Sterbenswörtchen mehr davon. Und es findet sich doch so mancher Edelstein, so manche reine Perle unter den verworfenen und vergessenen Kieseln, so manches mürbe Ziegelstück unter den in Gold gefaßten Ausnahmen von der Regel. Das ist eine wehmüthige Geschichte, so für den Dichter wie für den Kritiker, der mit Liebe an seine Arbeit geht und der gern jedem Goldkörnchen sein Recht werden läßt. Aber es steckt auch etwas Tröstliches in dieser traurigen Thatsache: eine Literatur, die trotz der Ungunst der Verhältnisse fort und fort producirt und sich gleichsam mit ihrem eigensten Blute ernährt, eine Dramenpoesie, die trotz des auf ihr lastenden Drucks der Materie und der Theilnahmlosigkeit dennoch immer und immer sich aus sich selbst neu erzeugt und nicht wenige schöne und hohe Schöpfungen hervorbringt — eine solche Literatur, eine solche Dramenpoesie trägt mindestens den Lorber unversieglichen Muths um die Stirne. Auch das Häuflein Dramen, welches soeben vor uns liegt, beweist mit nur wenigen Ausnahmen, daß Poesie und Gestaltungsfülle noch frisch und lebendig genug in der deutschen Dichterbrust quellen, und daß es ein bitteres Unrecht ist, nur mit den Poeten und nicht auch mit den Verhältnissen und mit dem Publicum ins Gericht zu gehen. Thue das deutsche Volk endlich eine freie historisch-nationale That und es wird sehen, daß es ihm an begeisterten Dichtern für seine hohe That wahrlich nicht fehlt. Die poetischen Bäume wurzeln wol kräftig und stramm im Boden; aber die Sonne bleibt aus und mit ihr natürlich die reife Frucht und die üppige Krone der Wipfel. Die Dichter machen kein Volk, wol aber das Volk seine Dichter.

1. Otto Ludwig's Dramatische Werke. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Die Makkabäer. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr.

Entwickelte sich in Otto Ludwig's „Erbförster" die tragische Idee als reinpersönliches, individuelles Moment und war somit auf einen engern Kreis menschlicher Existenz angewiesen, ein bürgerliches Drama, so greift sie in den „Makkabäern" tief in das Herz einer großartigen, nationalen Entwickelung und umschließt im Geschicke einer tragischen Familie das Geschick eines ganzen Volks, dessen furchtbare Tragik ein flüchtiger Blick auf unsere Straßen lehrt. Es sind diese „Makkabäer" zugleich eine Doppeltragödie in des Worts vollster Bedeutung und soviel die Theorie wie die Praxis gegen diese Gattung des Dramas mit triftigen Gründen zu Felde ziehen mag, Otto Ludwig hat bewiesen, daß auch sie ein hohes und edles Kunstwerk verlebendigen und trotz ihrer Zweitheiligkeit ein harmonisch dramatisches Ganze sein kann. Die beiden Grundsäulen dieser neuesten gewaltigen Dichtung unsers Autors sind Lea, die Mutter der Makkabäer, und Juda, ihr Sohn; in Ersterer sühnt sich die Muttereitelkeit und der bis zur Verblendung gesteigerte Geschlechtsehrgeiz und Nationalstolz, welche drei Momente sich in die Mutterliebe eingeschlichen hatten und diese beherrschten, durch den Untergang des Gegenstands dieser verblendeten Mutterliebe, ihrer Kinder, und durch den Tod der Mutter selbst. Lea trägt den brennenden Schmerz um ihres Volks schmähliche Knechtschaft im Joche des Antiochus tief in der Brust, und in der Zuversicht auf einen Retter aus dieser Noth hat sie ihre Söhne erzogen zu diesem heiligen Geschäfte: Juda soll der Held werden, der mit dem Schwerte die fremden Dränger niederschlägt, und Eleasar soll als König einst thronen auf dem Stuhle Salomo's. Dieser Eleasar ist ihr Liebling, sie hat an ihm jene eigenthümliche, ich möchte sagen, sinnliche Freude, die Mütter zuweilen an ihren Lieblingssöhnen haben, und zudem hat ein Gesicht des Herrn, so glaubt sie, ihr verkündet, daß ihr Goldsohn einst König ihres heißgeliebten Volks werden wird. Eleasar ist voll brennenden Ehrgeizes, ihm läßt es keine Ruhe, daß sein Bruder Juda so hoch steht in des Volks Achtung, daß er selbst so mächtig gezwungen ist, sich neuerlichst vor der Größe dieses Löwen vom Stamm der Makkabäer zu beugen; bringe mich fort von ihm — ich ertrage ihn nicht! bittet er die Mutter. Da wird der Hohenpriesterhut frei zu Jerusalem, des Matthatias Haus hat die nächste Anwartschaft darauf, und nun sieht Lea im Geiste schon ihr Traumgesicht erfüllt; von stolzer Zuversicht geschwellt, betreibt sie des Eleasar Sendung zum Antiochus, und so verloren in dem Anblicke ihres Lieblings, den sie schon im Purpurschimmer erschaut, ist sie, welche Juda später das weiseste Weib und die thörichtste Mutter nennt, daß sie das eitle charakterlose, nur eben von dem Königstraume zu scheinbarer Kraft aufgeblähete Gemüth Eleasar's, wie richtig dessen egoistische Strebung auch

der alte Matthatias ihr aufdeckt, gänzlich übersieht und den Goldsohn selbst in seinen moralischen Untergang treibt. Während Eleasar in Jerusalem seinen Königsträumen nachjagt, beginnt Juda das kühne Werk der Befreiung seines Volks, das er bisher, um es zu stacheln zur That und aus Seelenkummer über sein sittliches Elend, verhöhnt hat aus Liebe; Juda, dessen „Zunge die That", vernichtet die Heere der griechischen Tyrannen, und Lea jauchzt im Mutter-, im Geschlechts- und im Judenstolze, Eleasar's zweideutiges Benehmen am Hofe des Antiochus mit tausend Scheingründen vor sich selbst entschuldigend. Aber am Sabbath greift der Feind Juda's Heer noch einmal an, und im blinden Gehorsam gegen den Buchstaben ihres Gesetzes lassen sich die Juden morden ohne Schwertschlag. Da bemächtigt sich feige Furcht der Rückgebliebenen, und sie sehen ruhig zu, daß die Simeiten die jüngsten Söhne Lea's, Benjamin und Joarim, fesseln und als Zeichen der Simeitentreue in Antiochus' Hände überliefern, zugleich wird Lea die offene Kunde, daß ihr Sohn Eleasar ein völlig Abtrünniger geworden und zu den Göttern der Griechen geschworen habe. Ach, Matthatias hatte ihr vor seinem Tode gedroht, sie werde noch einmal dem eigenen Lieblinge fluchen und — sie flucht ihm, oder vielmehr nicht eigentlich ihm, dem immer noch Geliebten, sondern sich selbst: denn furchtbar fühlt sie in diesem entsetzlichen Augenblicke, daß sie die Geißel geflochten, mit welcher der Abtrünnige nun ihr Mutter- und ihr Judenherz zerfleischt. Dieses trotzige Judenherz bäumt sich in Lea noch ein mal dämonisch empor — dann fühlt sie den Verlust ihrer Kinder, dann wird sie ganz Mutter und nun folgt sie — eine Löwin, die ihre geraubten Jungen sucht — den entführten Söhnen bis in Antiochus' Zelt. Da steht Eleasar, der Abtrünnige, neben Antiochus, dem Würger. „Ach, gib mir auch ihn wieder, gib mir meine Kinder wieder, Alles, Alles will ich thun, dir zu gehorchen! opfere mich, nur meine Kinder schone!" Und als nun Antiochus das Leben der Kinder von deren Uebertritt zum Heidenthume abhängig macht, will sie — denn sie ist in diesem Augenblicke Mutter, nur Mutter — selbst die Kinder dazu bereden. Wie aber diese, Benjamin und Joarim, so fest, so glaubensfreudig sich in ihre Arme werfen, da wacht der alte Juden-Gott, verklärt und geheiligt in ihrer ringenden Brust wieder auf, da fallen alle Schlacken von diesem gewaltigen Herzen ab, und Mutterliebe und Glaubenstreue schmilzt dieser heilige Augenblick in eine Glorie zusammen: hoch vor dem blutigen Despoten erhebt sich das Heldenweib und übergibt ihre Kinder selbst in den Martertod als geweihte Opfer, über deren Asche ein neues Jerusalem triumphirend sich aufbauen werde. Aber da sinkt auch Eleasar, überwältigt und dem Glauben seiner Väter wiedergewonnen, an ihre Brust, wie ein Geschenk von Gott für ihre Treue, und sühnt im Marterofen heilig, was er verbrach. Posaunenschmettern und Schwerterklirren erdröhnt. Juda, der Retter, der Held, den kein Unglück gebeugt, dem Israel mehr galt als sein Theuerstes auf Erden, er, der nicht weiß, wie groß er ist, ein Herz voll Unschuld und voll Löwenmuth, Juda, ganz Held und doch ganz Mensch, hat noch einmal sein verzweifelndes Volk auf „seine Schwingen genommen", ist noch einmal selbst Israel gewesen und hat mit kühnem Wagnisse Antiochus' Lager überfallen; da steht er, gezückten Schwerts vor dem zitternden Tyrannen, Rache fodernd für die gemordeten Brüder. Doch Lea erhebt sich wie ein verklärter Geist zwischen Beiden, und ruft: Laß den Syrier ziehen — hier hat Gott geweilt — bete an, o Sohn! und stirbt, selig den neuen Morgen ihres Volks und die Siegerstirne ihres Juda anlächelnd. Der aber spricht, als seine Krieger ihn zum König ausrufen, indem er nach alter Vätersitte Jehovah die Ehre läßt:

> Sein Priester will
> Ich sein — doch König ist allein der Herr!

Ueber den heiligen Leichen der entsühnten Mutter und des entsühnten Bruders erhebt sich Juda, der ohne Schuld erfunden, zur Höhe frommer Selbstüberwindung, kräftigster Demuth und senkt versöhnt und versöhnend das Verhängniß seines Hauses und Volks in die Gruft.

Und weil er dies thut in so schöner, menschlicher, von dramatischer Ueberzeugungskraft innigst durchdrungener Weise, weil die gewaltige Doppelexistenz Lea's und Juda's nebeneinander und theilweise gegeneinander sich zur wärmsten und natürlichsten Einheit verwebt, und weil nirgends eine dramatische Beeinträchtigung der einen großen Persönlichkeit durch die andere sich störend einmischt, darum fühlt sich der Zuschauer wie der Leser durch alle Acte dieser großen und gewaltigen Dichtung auf das kräftigste concentrirt, darum wird er nirgends im mindesten zerstreut und durch Nebensächliches benommen, darum löst sich die scharfe dramatische Spannung, die nie matt wird, nie matt werden kann, die tiefstragische Erschütterung, die nie zu undramatischer Vernichtung des innern Gefühls herabsinkt, am Schlusse des Trauerspiels in begeisterter Erhebung auf, und der sittliche wie der poetische Mensch fühlt sich geläutert und zum Höchsten und Edelsten gesammelt. Das wirkt allein der echte Dichtergenius, das ist die geheimnißvolle Zauberkraft, das ist die bannende und lösende Gewalt, die von jeder Schöpfung des wahrhaften Talents ausgeht und die völlig incommensurabel fast wie ein Wunder die künstlerische That Derjenigen kennzeichnet, die keine Pseudomuse, sondern die heilige Göttin selbst geküßt und gefeit hat. Alle jene glänzenden Vorzüge des „Erbförster", welche wir in Nr. 17 d. Bl. bereits gründlich gewürdigt haben — jene kräftige, knappe, männliche Sprache, die doch, wo die Situation und der Charakter es verlangt, so weich und schmelzend werden, andererseits wieder so begeisterungsvoll dahinbrausen kann, jene mit genialer Großheit scharf und klar gezeichnete Charakteristik, jene der geheimsten Menschennatur glücklich abgelauschten feinen, oft so hochpoetischen Züge, jene plastische Sicherheit und dramatische Anschaulichkeit der Situation und Handlung — das Alles findet sich in durch den größern Horizont dieser Dichtung bedeutend erhöhtem Grade auch in den „Makkabäern" wieder, während die Mängel jenes ältern Dramas in dem neuen kräftig vermieden sind und die Gewalt des bedeutendern Stoffs dem Dichter die Flügel geschwellt und zum kühnsten, aber stets künstlerisch beherrschten Fluge beschwingt hat. Bleibt Otto Ludwig in diesem energischen Fortschreiten — und es ist aller Grund vorhanden, das zuversichtlich zu erwarten —, so wird er dem deutschen Drama Meisterwerke schaffen, die kein „Gewesen" zu fürchten brauchen. Eine Frage aber möge er uns gestatten: Sollte die deutsche Geschichte so gar keinen Stoff bieten für dieses durch und durch deutsche Talent? Es gilt, will uns dünken, auch für den Dichter als heilige Mahnung:

> Ans Vaterland, ans theure, schließ' dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

2. Nausikaa, Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Fischer, herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Hinze. 1854. Gr. 16. 15 Ngr.

Nicht ohne Wehmuth vermag man diese an reiner und seelenvoller Poesie reiche Dichtung eines durch eigene That früh dem Leben entrückten Dichters zu lesen, der, wenn ein günstigeres Schicksal und ein gesunderer Organismus seiner Natur zutheil geworden, sicher ein trefflicher Poet geworden wäre. Mit Ausnahme des Schlusses und einiger Auftritte liegt der wundervolle Duft jener classischen Welt heiter und golden über dieser schönen Dichtung und athmet so aus den Charakteren wie aus der Begebenheit. Der warme tiefpoetische Ton, welcher sich durch die ganze Arbeit zieht, bildet einen scharfen Contrast zu der Kälte und Absichtlichkeit des gleich unten zu besprechenden „Demetrius" von Hermann Grimm; dieser ist gewiß formvollendeter und viel praktischer, allein die „Nausikaa" ist ein voller Frühling frischer farbenreicher Blüten, die auf dem Grunde eines allerdings noch sehr im Werden und Ringen begriffenen, aber

tiefen und begeisterungsvollen Dichtergemüths gewachsen sind. Nausikaa selbst darf eine der lieblichsten und heiligsten Frauengestalten genannt werden, die je einer künstlerischen Phantasie, gleich der Göttin des Lächelns dem Meerschaume, entstiegen; sie ist der rosige, Weib gewordene Morgentraum einer jungen Poetenbrust, aber sie ist dabei kein duftzerflossenes Wolkenbild, sondern eine durch und durch menschlich gesunde und wahrhaftige Tochter dieser schönen Erde. Freilich verdunkelt der etwas gezwungene und mit dem Ganzen nicht recht in Harmonie stehende Schluß des Dramas augenblicklich die Tugenden dieser geistvollen Dichtung, aber der warme poetische Zauber des Ganzen verwischt dieses Gebrechen sehr bald. Ueberhaupt fühlen wir uns außer Stande, über diese schöne Blüte, welche ein frühvollendeter strebender Geist als poetisches Vermächtniß hinterlassen, den kalten Hauch der Kritik streichen zu lassen, vielmehr sollen diese Worte nur ein Cypressenzweig sein auf das Grab des Verewigten, dem sein Sonnentag auf Erden vom Verhängnisse nicht gegönnt war.

3. Demetrius von Hermann Grimm. Zum ersten male aufgeführt im königlichen Schauspielhause zu Berlin am 24. Februar 1854. Leipzig, Hirzel. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Mit größtem Beifall aufgenommen — bloßer succès d'estime des berühmten Namens wegen — gänzlich durchgefallen; das waren die telegraphischen Depeschen, mit welchen Theater- und Literaturblätter diesen „Demetrius" nach seiner Aufführung in Berlin signalisirten. Doch man ist an solche Widersprüche, von denen immer einer den andern aufhebt, in diesem Bereiche der Kritik schon lange gewöhnt, und man weiß nicht, ob mehr Laune und Flüchtigkeit, oder Neid und andere Motive an dieser chaotischen Verwirrung Schuld sind. Es wäre an der Zeit, eine Kritik unserer Kritik zu schreiben und man würde dabei oft recht wunderlichen Geschichtchen begegnen. Wir haben gewiß noch einen tüchtigen Kern gesunder wissenschaftlicher und unabhängiger Kritiker, aber das Geschrei der kritischen Eckensteher übertäubt ihr ernstes Wort. Doch, wir haben nicht die Kritik, sondern den „Demetrius" Grimm's zu kritisiren und da muß denn das knappe, Ring an Ring geschmiedete, von allem und jedem Ueberflüssigen freie Wesen dieses Dramas vor allem anerkannt werden. Es ist in der That nicht ein Wort, nicht ein Zug zu viel, man sieht das mit kluger Berechnung aneinandergefügte Gerippe des künstlerischen Plans scharf heraus, und die Idee der Dichtung — der moralische Sieg des aller äußern Macht entblößten Rechts über das in der Macht sitzende Unrecht, wie sehr auch letzteres in allem Uebrigen Recht und Gerechtigkeit walten läßt —, diese Idee ist in den Charakteren, die in scharfen Linien gezeichnet sind, wie in der Handlung, die nirgends durch etwas nicht unmittelbar ad rem Gehöriges aufgehalten wird, mit eiserner Consequenz durchgeführt, und man muß der Energie und Objectivität des künstlerischen Verstandes, welche der Autor in seinem Drama rücksichtslos und Zug für Zug zur Geltung bringt, alles Lob zollen. Das Stück ist nach der modernen Bedeutung dieses Worts bühnengerecht durch und durch. Aber warm wird das Herz nicht vor diesen starren marmornen Gestalten, erhoben wird die Seele nicht durch die grausame Durchführung einer Idee, die in der Verengung des sogenannten Legitimitätsprincips — und das ist hier der Fall — eben keine Idee mehr, sondern ein Vorurtheil, ein Wahn ist. Es fehlt dieser Dichtung die Freiheit des leitenden Gedankens, der menschliche Pulsschlag und das poetische Feuer, welches die Geister hinreißt und zum dramatischen Glauben zwingt. Grimm soll ein noch junger Mann sein und ist doch schon so fertig? kann sich schon so zusammenschnüren, daß eben nur Haut und Knochen zum Vorschein kommen? Das ist kein Beweis dichterischer Fülle, das erweckt wenig Zutrauen in seine poetische Zukunft. Dramatiker und Schauspieler wollen gegenwärtig nur à tout prix charakterisiren, gewiß eine tüchtige Tendenz; aber heißt denn das charakterisiren, den Menschen als Gerippe auf die Breter bringen und die Bühne in ein anatomisches Theater umwandeln? Wo bleibt das Schöne, wo die Kunst, die Poesie? Es ist möglich, daß Grimm um einer falschverstandenen Theorie willen seinen Vorrath von poetischer Wärme und poetischem Blute absichtlich verschlossen und gewaltsam zurückgedrängt hat, dann sei er vor diesem gefährlichen Experimente dringend gewarnt; die Welt ist schon genugsam der Vampyr des Dichters, er braucht nicht noch sein eigener zu werden.

4. Der letzte König von Thüringen. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Acten von Arnold Schloenbach. Jena, Mauke. 1854. 16. 15 Ngr.

Es gereicht diesem frischen und poetischen Drama, in welchem ein bedeutender Fortschritt von Schloenbach's tüchtigem Talente zutage liegt, keineswegs zum Nachtheile, daß es in einzelnen Zügen an des großen Briten furchtbar-gewaltige Tragödie des Ehrgeizes, an „Macbeth", erinnert, vielmehr hat es dadurch eine gewisse Weihe empfangen, die, weil sie das eigenartige und selbständige Wesen der vorliegenden Dichtung durchaus nicht stört und hemmt, die Stimmung des Lesers oder Zuschauers erhöht und beweist, daß Schloenbach in sich selbst kräftig und voll genug ist, um selbst von einem Shakspeare'schen Genius nicht erdrückt zu werden, wie dies so vielen unserer Poeten erging und ergeht, die den alten Satz vergaßen: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen." Eine ganz treffliche, durch und durch dramatisch lebendige Scene, in welcher unterschiedliche Thüringer über die Tugenden ihrer Götter zanken und sich die Köpfe zerschlagen wollen, um zu erhärten, wer von ihnen den besten Gott habe, führt tief hinein nicht nur in die religiösen, sondern auch in die politischen und socialen Zustände unserer germanischen Vorzeit und das volle, kräftige, charakteristische Gesammtbild jener Tage ist, mit einem genialen Wurfe, markig und fesselnd aufgerollt. König Hermanfried von Nord- und Südthüringen wird gekrönt nach altem Wodansbrauche, und Theoderich's Schwester, Amalberga, die Christin, ihm angetraut. Sie liebt den kräftigen, hochmüthigen Heiden und liebt ihn nur noch mehr, als er — gewiß ein schöner Zug des Dichters, um die Gothin in ihrem leidenschaftlichen Stolze zu kennzeichnen — aus Furcht vor der Schwäche, die etwa in dem Uebertritte gefunden werden könnte, und aus Liebe zu seinen heidnischen Vorfahren, sich entschieden weigert ein Christ zu werden. Aber Amalberga liebt nicht nur Hermanfried, sondern auch dessen Krone, und so treibt sie ihn, nach der Herrschaft von ganz Thüringen zu streben und seinen Bruder Berther, den König von Westthüringen, zu tödten, den ein Verbrechen gegen Wodan's Priesterin, Belleda, in seine Gewalt gegeben. Richte, König, sagt Belleda, die tief verschwiegen in innerster Brust gegen ihr Priestergelübde den Hermanfried liebt; richte, aber morde nicht! Da beweist Hiring, des Königs Kanzler, daß der gefangene Fürst eben nicht der Bruder Hermanfried's sei und also bei seiner Tödtung kein Brudermord begangen werden würde. Amalberga drängt und legt ein Schwert zwischen sich und den König auf das Ehebett, gelobend, dasselbe nicht eher zu entfernen, als bis er aus einem halben ein ganzer König geworden. Hermanfried erfaßt endlich den Gedanken, ganz Thüringen zu beherrschen, als einen integrirenden Theil seiner Existenz; Berther fällt auf sein Geheiß, ein wilder Kampf entspinnt sich und Hermanfried geht als Sieger aus demselben hervor. Da will Amalberga ihm jauchzend an das Herz sinken, denn nun erst glaubt sie den Geliebten ihrer würdig, aber Hermanfried weist sie kalt zurück; er hat gefühlt, daß seine Krone ihr mehr gegolten als der Friede seiner Seele; er hatte das Weib Amalberga geliebt, der Dämon, der sich dieser Weiblichkeit entschlagen, erfüllt ihn mit Grauen. Nun fodern die Franken, welche Hermanfried beigestanden in der Unterwerfung Thüringens, den Lohn, den der König ihnen verweigert, und in dem darob mit dem fränkischen Heere entbrennenden Kampfe verliert Hermanfried durch seines Kanzlers Hiring Verrätherei Krone und

Leben. Da stehen die beiden Frauen, Velleda und Amalberga, an des Gefallenen Leiche und Velleda sühnt ihre Liebe zu Hermanfried, ein Verbrechen gegen ihre Priesteringelübde, indem sie sich, treu bis zum letzten Odem ihren alten Göttern und ihrer Pflicht, selbst den Tod gibt; auch Amalberga will sich den Dolch ins Herz stoßen, allein sie fühlt — abermals ein sehr poetischer und tiefmenschlicher Wink des Dichters —, daß sie kein Recht auf den Tod hat: liebte sie doch den Gefallenen um des Ruhmes, um ihretwillen, während Velleda ihm um seinetwillen gehörte, seiner Größe, seiner Tugend sich und ihre Gefühle, soweit ihre Priesterpflicht ihr das Weibsein gestattete, opfernd. Schloenbach hat die einzelnen Gestalten seines Dramas mit kräftigen und charakteristischen Farben gearbeitet. Dieser finstere, sich selbst als ein unbeschränkter Gott in seinem Reiche fühlende Berther; Hermanfried voll königlicher Kraft und edler Menschlichkeit, aber angefressen von der listigen Schlange des Ehrgeizes, die als Maske den Schein des Rechts und eine große nationale Idee und als Kupplerin die Liebe der Gattin zu nutzen weiß; Amalberga, die Herrschsucht selbst in Weibsgestalt, um so fesselnder und eigenartiger, als man diesem aus der Bahn gewichenen Weibe anmerkt, welch ein Engel in ihr zum Teufel geworden; Velleda groß und gewaltig in der rücksichtslosen Ausübung ihrer Priesterpflicht und doch innerlich ein glühendes, nach der Freiheit, sich dem Geliebten hinzugeben, schmachtendes Weib; Wito, der Leibeigene des Kanzlers, aus Haß gegen dieses Geschlecht und diese Welt, die ihn von jeher als einen Hund behandelt hat, sich alles Menschlichen bis auf den Haß und die Rache entäußernd, klüger und schlauer als Alle und seinen Herrn und dessen Plane durchschauend bis ins innerste Mark — das ist ein reicher Kranz tiefer und interessanter Persönlichkeiten, die ebenso dichterisch und dramatisch als frei und wohldurchdacht die Handlung dieser Tragödie schürzen und lösen. Nur der Charakter des Kanzlers scheint dem Dichter nicht ganz klar vor der Seele geworden zu sein, denn es ist ihm nicht gelungen, das Wesen des Zukunftsenthusiasten, des politischen Träumers mit dem des ausgefeimten Ränkeschmiedes — diese Aufgabe lag offenbar dieser Persönlichkeit zugrunde — in Harmonie zu bringen und daraus einen vollen richtigen Menschen vor Augen zu stellen; diesem Hiring glaubt man, sowie er ist, die eine Hälfte seines Ich, die patriotische Begeisterung, nicht und sieht in ihm nur den Schuft, dessen Schufterei auch wieder in sich keinen Halt hat, weil sich in ihr eben kein glaubhaftes Princip der Bosheit thatsächlich zur Geltung bringt. Sollte dieser Kanzler ein Repräsentant sein der Zeiten, die da kommen, und den Prutz'schen Satz verlebendigen „in Sünde kann die Freiheit nicht gedeihen", so mußte das patriotische Gefühl des Mannes und seine geistige Ueberlegenheit über die Zustände, denen er äußerlich angehörte, von vornherein schärfer ausgeprägt und tiefer motivirt sein. So unzulänglich nun diese Gestalt ist, das durch den Fall von Hermanfried und Velleda erschütterte Gemüth zu einem trostreichen Blicke in die hellere Zeit der Zukunft zu erheben, welcher diese Opfer sanken, ebenso unzulänglich, weil zu episodisch, sind die Persönlichkeiten des Sachsenherzogs und des Frankenfeldherrn, um das wichtige Amt des Versöhners zu übernehmen. Die Tragödie endet in einen schrillen Miston und die letzten Worte derselben sind nichts weiter als eine vertröstende Grabschrift, eine Appellation ans Besserwerden. Das aber ist doch wol nicht dramatisch, und warum es das nicht ist, braucht weder Schloenbach noch den Lesern d. Bl. erst weiter nachgewiesen zu werden, es liegt auf der Hand. Wir sind überzeugt, der Dichter kann nach dieser Seite für sein schönes, in reiner kräftiger Sprache redendes Drama, für seine lebendigen und überaus anschaulichen, das historische Colorit äußerst markig und treu wiedergebenden Scenen noch sehr viel thun. Möchte er für seine künftigen Productionen der deutschen Geschichte treu bleiben und so rüstig weiter fortschreiten, als die vorliegende Dichtung sich vortheilhaft von seinen frühern unterscheidet. Gewiß, es quillt aus vaterländischen Stoffen dem Dichter die nährende Muttermilch entgegen, und wie sich's in keiner Sprache so natürlich und herzlich reden und singen läßt als in der heimatlichen, so wächst auch kein Stoff dem Poeten so kerngesund und lebenswarm als der vaterländische, denn er ist sein mütterliches Erbe, sein angestammtes Vatergut, auf welchem jede Blume tausend wunderselige Geheimnisse eben nur ihm erzählt und auf welchem jeder Bach eine heilige Sprache redet, die nur er versteht, nur er zur Freude Anderer zu dolmetschen vermag.

5. Theaterstücke von P. F. Trautmann. Berlin, Lassar. 1854. 8. 28 Ngr.

Das erste der drei Lustspiele dieses Heftchens („Der Feind der Mode") ist zwar ein wenig unwahrscheinlich und von etwas veralteter Façon, die beiden andern Stückchen aber („Onkel Quäker" und „Ein Don Juan wider Willen"), von welchen das erstere, unsers Wissens, schon öfters mit Glück aufgeführt worden ist, entwickeln eine so frische, keck und drastische Komik, eine solche Fülle der drolligsten und frappantesten Situationen und eine solche Freiheit und Leichtigkeit im Ein- und Aushäkeln der Begebenheit, daß wol Niemand ohne kräftiges und nachhaltiges Behagen aus dieser muntern, lachenden Welt scheiden wird. Es ist jene ungesuchte kindliche Heiterkeit, jene unmittelbare Naturtreue über das Ganze ausgegossen, die stark anfängt etwas Gewesenes zu werden und deren Geschichte man bald wird schreiben können. Sonderlich ist „Ein Don Juan wider Willen" ein Werkchen, welches den unverbesserlichsten Hypochonder zum Lachen bringen muß und dessen geistvolle Behandlung und sprudelnder, ja glänzender Dialog einige allzu gewagte Kühnheiten der Situation und einige kleine unmotivirte Züge völlig vergessen lassen. Mehr, mehr solche Kost, Jünger der heitern Muse! es gilt die Possenflut mit ihrem Unflat und geisttödtenden Schlamme von der Bühne zu vertreiben, wenn diese nicht ein fauler Sumpf werden soll, und für diesen Zweck ist nichts praktischer, nichts rascher und nachhaltiger zum Ziele führend als echte, naturwahre, menschliche Komik, vor welcher denn doch am Ende die bornirte Witzelei und die ekelhafte Frivolität unserer modernen Jahrmarktsschwänke in ihr Nichts zurücksinken.

6. Virginia. Trauerspiel von Hedwig Henrich. Mit einem Anhang von Gedichten. Stuttgart, Metzler. 1853. Gr. 16. 20 Ngr.

Dem äußern Gange der historischen Begebenheit im Allgemeinen folgend, läßt die Verfasserin, die eine noch sehr junge Dame sein soll, den finstern Decemvir Claudius von glühender Leidenschaft für des Virginius jungfräuliche Tochter Virginia ergriffen werden und seinen Clienten Pamphilius dahin antreiben, daß dieser, durch falsche Zeugen unterstützt, die Virginia als untergeschobenes, dem Virginius nicht zugehöriges Kind, für seine Sklavin gerichtlich anspricht. Virginia wird nun verhaftet und der Tag für die öffentliche Verhandlung angesetzt. Inzwischen sucht Claudius das Mädchen im Kerker seinen Wünschen zu gewinnen, indem er ihr als seine Gattin alle Herrlichkeit der Macht und des Reichthums in Aussicht stellt, im Weigerungsfalle aber sie zur Sklavin seiner Lüste zu erniedrigen droht. „Ihr (der Sklavin nämlich)", erwidert Virginia, „kannst Liebe niemals du gebieten." Wüthend läßt sie nun Claudius im Kerker allein, aber durch Arator's, des Kerkermeisters, Vermittelung, findet Virginius und des Mädchens Geliebter, Icilius, Eingang in das Verließ: der greise Arator drängt zur Flucht, sein altes Haupt, welchem der Tod ein Labsal sei, willig als Opfer der Tyrannei bietend. Aber Virginia verwirft edel dies Opfer und bleibt trotz aller Bitten ihres Bräutigams im Kerker zurück; ihr Vater aber hat, vertrauend auf die Mithülfe des römischen Volks, den Entschluß gefaßt, auf Grund dieses von Claudius begangenen Frevels durch seines Kindes Rettung zugleich das Vaterland zu retten und von seinem Despoten zu befreien. Icilius eilt hinweg,

um die römischen Krieger zum Beistande aufzurufen. Und der Tag des Gerichts ist angebrochen, in feierlichem Pompe beginnt die öffentliche Handlung: Einer der falschen Zeugen bricht mitten in seinem Meineide auf dem Platze zusammen und des Virginius einfache Vertheidigung macht tiefen Eindruck auf das Volk. Als aber Claudius die Gewalt der Waffen gegen die umstehenden Bürger anwenden läßt, ziehen sie sich feig zurück und überlassen die Angeklagte ihrem Schicksale. Da fleht Virginia zu ihrem im Schmerze über sie und über des Volkes Schmach schwergebeugten Vater um Hülfe vor der drohenden Schande. Vergeblich späht des geängsteten Mannes Auge nach Icilius und seinen Kriegern: sie bleiben aus und in das Herz der Tochter stößt er den Dolch. In diesem Augenblicke naht Icilius und schauerlich hallt ihm des greisen Arator „Zu spät!" entgegen. Den erstarrten Claudius aber, den Icilius niederhauen will, schleudert Virginius dem erbitterten Volke zu:

> Halt ein! — nicht Dir, nicht mir gebührt die Rache;
> Denn Keinem von uns Beiden floß ihr Blut.
> (Zu Claudius.)
> Dein Leben ende rasch nicht wie das ihre!
> Ein schrecklicher Gericht erwartet dich;
> Der freie Römer richte den Tyrannen!

Und so wurde Virginia, wenngleich im Tode, dennoch des Vaterlandes Rettung.

Obzwar wir nun den mannichfachen literarischen Ausposaunungen dieses Gedichts, welche darin ein Meisterwerk verehren zu müssen glaubten, nicht beistimmen können, so liegen doch in dieser Arbeit so edle und so gesunde Keime zutage, daß man sich von der jungen Autorin in Zukunft etwas recht Bedeutendes versprechen darf. Die Fülle und Innigkeit des Empfindens, welche sich fast überall hervorthut, hat es nirgends zu den crassen und über alle Begriffe gekünstelten Situationen und unnatürlichen innern Conflicten kommen lassen, welche das Lieblingsthema unserer literarischen Damen geworden sind; ein Umstand, der umsomehr Lob verdient, als die Verführung zu solchen Extravaganzen im Stoffe selbst sehr reichlich vorhanden sind. Hedwig Henrich hat mit echt weiblichem, jetzt leider so selten gewordenem Takte das ästhetisch Ziemliche überall geltend zu machen gewußt und eine Würde und Mäßigung in ihrer Schöpfung verwerthet, die nach der andern Seite hin zugleich jede Weichlichkeit und Gefühlsschraubung, zu welchen Schwächen ebenfalls mannichfache Anlässe im Stoffe sich boten, ausschloß. Ihre Charakteristik ist meist nicht ohne Frische und in den Volksscenen hat sie eine gesunde Lebendigkeit entwickelt, der eine gewisse individuelle Färbung keineswegs abgeht; auch darf der Dialog überhaupt fließend, wenn auch nicht gerade geistreich genannt werden. Das aber müssen wir der jungen unzweifelhaft begabten Autorin zu ernstlichster Berücksichtigung vorhalten, daß sie übersehen hat, wie ihrer Heldin eigentlich das Alles fehlt, was uns mit ihrem Schicksale — als einer sittlichen Ausgleichung ihrer Schuld — versöhnt: denn sie steht eben ohne Schuld da, sie leidet immerdar nur für Andere und ist gezwungen, einen Wermuths- und Todeskelch zu trinken, in welchen sie selbst auch nicht ein Tröpfchen Gift gemischt hat, vielmehr ist es lediglich die Schuld ihres Vaters, der in übereiltem und kindischem Vertrauen auf das Volk, das dieses Vertrauens so durchaus unwürdig ist, seine Tochter so unvorsichtig preisgibt und ihr Leben auf die Laune eines Zufalls setzt. In dieser grenzenlosen, in seinem Wesen durchaus nicht tiefer motivirten Unbesonnenheit büßt Virginius zugleich unsere Achtung vor seinem mannhaften Römerthume, dessen Repräsentant er doch sein soll, durchaus ein, und wir sind nun vollends außer Stande, ihm sein Verfahren gegen die Tochter, deren Mörder in des Wortes eigenster Bedeutung er ist, zu verzeihen oder auch nur zu entschuldigen. Virginia selbst hört vom Beginn des fünften Acts auf als thätige Persönlichkeit des Stücks aufzutreten; sie ist von dem Augenblicke an, wo sie beim Schlusse des vierten Actes an des Vaters Schutz appellirt, bis zum Ende des fünften Aufzugs, wo sie diese Appellation wiederholt, nur eine durchaus leidende Gestalt, ein reines Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird, und das daher eine Heldin in keiner Art mehr zu repräsentiren vermag. In diesen Schwächen entdeckt sich so recht deutlich die Anfängerschaft unserer Autorin, die in den übrigen Personen ihres Stücks, den unbedeutenden Icilius und den fast nur rhetorischen Virginius ausgenommen, diesen Schwächen viel weniger anheimgefallen ist.

7. Karl II. von England und sein Kanzler, historisch dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Sigismund Wallace. Hamburg, Jowien. 1854. 8. 1 Thlr.

Die englische Geschichte, von jeher eine ausgiebige Fundgrube für den Dramatiker, ladet ganz besonders in der großartigen Auffassung und Darstellung Macaulay's den dramatischen Productionstrieb ein, sich ihrer Stoffe zu bemeistern; ob aber gerade das Hofleben Karl's II. in seiner zerfahrenen, liederlichen und von jeder höhern Idee völlig baren Gestalt ein günstiger Stoff für ein in sich geschlossenes und von einem bedeutenden Gedanken getragenes Drama genannt werden darf, möchten wir bezweifeln. Dieses Schranzenvolk, so buntscheckig es immer sei, dies Hofleben, so schimmernd und bewegt es sich anschaut, es ist eben doch nur der mannichfach maskirte Tod und die sich in köstliche Ambradüfte hüllende Verwesung. Zwar, aufzudecken mit leuchtenden Zügen das kräftige neue Leben, die junge Zukunft eines werdenden Geschlechts edlern Schlags, das sich unter diesem absterbenden und verkümmerten Puppen- und Larventhume mit gewaltigem Arme auftringt, wer möchte leugnen, daß das eine hohe dramatische Aufgabe wäre, allein die vorliegende Dichtung scheint sich das gerade nicht zum Ziele gestellt zu haben, sondern ihr Vorwurf war vielmehr nur, das Hofleben Karl's II. und die schwankende Staatspolitik der Stuarts in den engen Rahmen eines Dramas zu fassen. Diese Aufgabe hat nun zwar der Dichter, soweit die Schilderung reicht, unzweifelhaft gelöst, aber die Einheit des Dramas, welches in bestimmten und bedeutenden Persönlichkeiten sich ethisch und künstlerisch zusammenfassen soll, ist dabei nicht erreicht und somit eben ein echt dramatischer Eindruck nicht erzielt worden. Denn dieser Karl II. ist sicher keine Persönlichkeit, die den Helden eines Dramas zu repräsentiren im Stande ist, und der Kanzler Hyde greift wiederum viel zu wenig thatsächlich in die Handlung ein, richtet zu wenig selbständig aus und ist zu sehr Märtyrer der Zustände, deren Herr er eben in keiner Art werden kann. Wir müssen demnach behaupten, daß Wallace sich im Stoffe vergriffen hat, und wir haben diesen Tadel vorausgeschickt, um den Autor mit um so besserm Gewissen loben zu können. Denn was unter den obwaltenden Umständen der Dichter thun, was innerhalb des vorgesteckten Kreises der Dramatiker leisten konnte, das hat Wallace so viel an ihm lag geleistet und dadurch schöne Hoffnungen für die weitere Entwickelung seines unverkennbaren Talents erweckt. Es ist ihm gelungen, jede seiner zahlreichen Figuren, die doch alle zumeist Giftpilze desselben vergifteten Bodens sind, durch, wenn auch oft noch so kleine und flüchtige Züge für sich selbst zu individualisiren und aus diesen historischen Hof- und Modepuppen Menschen zu machen; und es ist sicher ein schlagendes Argument für das Talent des Autors, daß es ihm fast überall gelungen ist, die historische Treue mit der dichterischen Foderung in Einklang zu bringen. Auch in den meisten Hauptpersonen — wie der Kanzler, der Herzog und die Herzogin von York, der Beichtvater — ist dies schwierige Experiment Wallace geglückt, aber gerade an diesen Hauptpersonen thut sich die poetisch-dramatische Unmöglichkeit dieses Stoffs am schärfsten hervor. Keine derselben ergreift; die Welt, in welche sie nicht der Dichter, sondern die Geschichte gebannt hat, läßt höchstens ein Frösteln der Unheimlichkeit, keinen Aufschwung der Leidenschaft zu. In den Episoden verwerthet der Dichter sein poetisches Talent auf das

liebenswürdigste; dieser Liebeshandel zwischen Betsy und William ist voll Anmuth und Frische und die Scenen in der Schenke sind lebendig und zur Deutlichkeit des Gesammtbildes ein nothwendiger Theil des Ganzen. Schwächliche Sentimentalität findet sich nirgends und die Dichtung ist von der ersten bis zur letzten Scene im vollsten Wortsinn objectiv. Einem Poeten, der unter so ungünstigen Stoffverhältnissen — für deren Wahl er freilich verantwortlich bleibt — dennoch so mannichfach poetisch Schönes zu bieten vermag, und der, wenn auch das Ganze seiner Arbeit den entschieden dramatischen Eindruck schuldig bleibt, dennoch im Einzelnen ein so reiches dramatisches Leben zu schaffen versteht, einen solchen Poeten ist die Kritik verpflichtet um so ernstlicher auf jeden Fehlgriff im Stoffe aufmerksam zu machen, ebenso um seinetwillen als um der Literatur willen. Und so möge Wallace, wie zuversichtlich zu erwarten steht, der Kritik recht bald ein Drama vorlegen, in welchem ein gutgewählter, dramatische Gestaltungsfähigkeit insichtragender Stoff seinem tüchtigen Talente volle Freiheit gestattet; in den Sand malt sich nun einmal kein dauerndes und ausdrucksvolles Bild und gewissen Steinarten gäbe selbst eines Phidias' Meißel keine schöne Form und kein seelisches Leben; auch zur Wahl des Materials ist viel Weisheit nöthig, aber freilich bedarf erst die gereifteste Periode des Talents die Gunst Fortuna's nicht mehr zu diesem bedenklichen Geschäfte. *)

8. Mehr in Thaten als in Worten. Lustspiel in fünf Acten von C. M. Winterling. Erlangen, Bläsing. 1853. Gr. 12. 10 Ngr.

Prinz Prospero und Don Avalos umwerben die schöne Prinzessin von Tarent, der Erstere um ihres Reichthums und beiläufig auch um ihrer Schönheit willen, der Letztere lediglich ihrer vortrefflichen Seele zuliebe; während der Prinz bei jeder Gelegenheit, wo die Glücksgüter seiner Huldin zu schwinden drohen, sich drückt, bei jeder Gefahr, die mit seiner Angebeteten oder für diese auszustehen ist, sich beiseite stiehlt und Andere die Kastanien aus dem Feuer holen läßt zu eigener nachträglicher Verspeisung, erschöpft sich der Ritter in den größten Opfern für seine Göttin, ruinirt sich für sie, rettet ihr mehrfach das Leben, theilt ihre Verbannung und Armuth — kurz, ist alles Das für sie in Thaten, was Gnaden Prospero nur in Worten ist, und bekommt sie denn auch endlich zu wohlverdientem Lohne ins Ehebett. Das ist mit Einrechnung einer sehr abgebrauchten Intrigue die matte Fabel dieses sich ohne Pointe, ohne Witz, ohne coulanten Dialog, ohne spannende Situation, ohne Humor und ohne Geist hinschleppenden sogenannten Lustspiels. Vergebens sehnt man sich nach einem frischen Rasenplätzchen in dieser Sandöde; und wenn man bei diesem Lustspiele irgend eine Lust empfindet, so geschieht es am Schlusse und zwar darüber, daß das langweilige fünfactige Machwerk endlich zu Ende ist.

9. Jone, eine lyrische Tragödie von W. Stens. (Bühnenmanuscript.) Bonn, J. Wittmann. 1853.

Wir dürfen diese „lyrische Tragödie" den Herren Operncomponisten, die ja so oft in Verlegenheit um erträgliche Libretti sind, mit gutem Gewissen empfehlen. Die Fabel, welche mit der Zerstörung Pompejis endet, bietet an lyrischen und musikalischen Momenten viel Anmuthiges und entwickelt eine Scenerie, welche die Decorations- und Illuminationspracht des „Propheten" bei weitem übersteigt und allen Ballet- und Gauklerkünsten vollste Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Zauber gewährt. Da wir aber an dieser Stelle Operntexte zu kritisiren nicht gewillt noch berechtigt sind, so glauben wir mit dieser Empfehlung dem Buche, das, wir wiederholen es, an lyrischem Schwunge nicht arm ist, volle Genüge gethan zu haben.

10. Eine Todesstunde, dramatisches Trauerbild aus der jüngsten Passionsgeschichte von Otto Lain. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1853. 16. 10 Ngr.

Was uns an dieser Todesstunde, die sonst viel zu trivial ist um befremden zu können, dennoch befremdet hat, ist, daß Gutzkow, der „Mann des Gedankens", wie ihn der Autor dieses dramatischen Fragments in der Widmung nennt, sich herabgelassen hat, seinen Namen einer solchen Abgeschmacktheit zum Schilde zu verstatten. Dieses einer kranken Phantasie entquollene, unerträglich ins Breite gezogene, durch die abgequältesten Effecterperimente hin- und hergezerrte Exercitium eines durchaus kränklichen und rohester Subjectivität verfallenen Gemüths ist wahrlich einer solchen Empfehlung nicht werth und liegt völlig außerhalb aller Kritik; denn von künstlerischer Intention, von Individualisirung, Motivirung, Handlung ist darin keine Spur. Statt dessen macht sich eine gesuchte politische Tendenz bemerkbar, die nur in wüsten Bildern und unklaren Träumen lebt. Wir sind mit Lain ganz einverstanden, wenn er im Prologe sagt, es sei jetzt keine Zeit tändelnde Minnelieder zu girren; auch wir meinen, daß es jetzt gelte mit ausgetiefstem vollen Manneseernste am Werke des Geistes sich zu betheiligen; aber besser doch wahrlich, ein hübsches Minneliedchen singen, als fratzenhafte Träumereien für objective Productionen ausgeben und seine eigene getrübte und leidenschaftlich aufgewühlte Subjectivität als lauteres und selbständiges Kunstwerk anpreisen.

11. Krimhildens Rache, Trauerspiel von Reinald Reimar. Hamburg, Meißner und Schirges. 1853. 16. 18 Ngr.

Wir müssen eingestehen, daß wir nicht ohne Misbehagen diese Dichtung aufschlugen, denn es schien uns ein mehr als gewagter Versuch, jenes riesige, immer noch nicht in seinem vollen Werthe allgemein gewürdigte Epos der Nibelungen in sechs Acte zusammenzudramatisiren. Allein wir haben mit lebhafter Anerkennung und aufrichtiger Achtung vor der Begabung dieses Autors das Buch aus der Hand gelegt. Der Dichter hat den Gang des germanischen Heldenliedes im Allgemeinen und meist auch im Besondern beibehalten, weshalb wir einen Abriß der Fabel nicht erst zu geben brauchen, und hat offenbar das ehrenwerthe Bestreben gehabt, nirgends aus der Einfachheit der alten Dichtung herauszugehen, nirgends fremde herbeigenöthigte Motive und Momente hineinzustehlen und dem Geiste jener Tage auf alle Weise gerecht zu werden. Er ist dieser Pietät, die um so wärmeres Lob verdient, je seltener sie leider wird, in so objectiver, selbstsuchtsloser, kindlich-poetischer Weise durch seine gesammte Arbeit treugeblieben, daß es ihm hierdurch allein gelungen ist, die nach Zeit und Raum mannichfach zerrissene Begebenheit zu voller schöner Harmonie innerlichst abzurunden und ein Ganzes zu bieten, dessen echt künstlerische Bedeutung nur die Schelsucht zu leugnen vermag. Das specifisch deutsch Weibliche in Krimhilden bis zu dem Augenblicke, wo sie aufhört Weib zu sein, hat unser Dichter mit lieblichster Anmuth und einem Dufte der Unschuld und Zucht geschildert, der wahrhaft herzgewinnend ist; nicht minder ist ihm die stolze, in ihrer innersten Würde tödtlich verletzte Brunhilde, Ute, das treue Mutterherz, der heilige Greis Siegmund, der finstere resignirte nur den Gehorsam als Sittlichkeitsprincip anerkennende Hagen, der heitere großartig freie, männliche Siegfried, Dietrich von Bern und der alte ehrliche Rüdiger gelungen, und der Dichter darf sich es als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er Siegfried, ohne ihn zum Mittelpunkte, zum Helden seines Stücks zu machen und damit Krimhilden

*) Von dem Verfasser dieses Trauerspiels hat ein Lustspiel unter dem Titel „Alte Bekannte" auf mehren Bühnen, irren wir nicht namentlich auf der Friedrich Wilhelmsstädtischen in Berlin, Glück gemacht. Laut einem uns zugesandten Prospect beabsichtigt Wallace eine „Hamburger dramatische Revue" herauszugeben und in dieser namentlich solcher jüngerer dramatischer Autoren sich anzunehmen, denen, wenn sie nicht durch besondere Verbindungen und Umstände begünstigt sind, oder wenn sie nicht gewisse Hintertreppen zu benutzen wissen, der Weg zur Bühne oft so sauer und schwer gemacht wird. D. Red.

in ihrer Eigenschaft als Heldin der Tragödie zunahezutreten, dennoch so kräftig und plastisch hingezeichnet hat, daß der kühne Recke das innigste Interesse an seinem Schicksale vollkommen erregt und man durchaus begreift, wie derselbe in Krimhilden eine solche Liebe und eine solche Rache entflammen konnte. Daß nun freilich die Art dieser Rache, die der Dichter indeß in etwas zu mildern versucht hat, eine solche ist, die zwar im Epos, in der Erzählung, wo sie nicht unmittelbar vor unser Auge tritt und die Begebenheit vorwaltet, nur gewaltig, nicht gräßlich wirkt, aber in der unmittelbaren, reinpersönlichen Veranschaulichung des Dramas das Weib vor uns total vernichtet und somit unsern menschlichen Antheil, unser Mitleid für dieses aufhebt, rücksichtlich der Heldin den eigentlich tragischen Verlauf der Handlung hemmt, ist allerdings nicht hinwegzudisputiren, allein es fällt das dem Stoffe zur Last, und ohne den Geist des alten Epos wesentlich zu beeinträchtigen, durfte der Autor hier keine eingreifende Aenderung sich anmaßen. Trotz dieses großen Fehlers wirkt aber dies Drama durch seinen eigenthümlichen, hochpoetischen Ton in hohem Grade ergreifend und stellt für seinen Autor das Zeugniß einer nicht gewöhnlichen Begabung aus.*) 19.

Olbers und Bessel.

Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel. Herausgegeben von Adolf Ermann. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1852. Gr. 8. 6 Thlr.

Die Verzögerung der Besprechung dieses Werks ist rein zufällig; wenigstens steht sie mit dem Werthe und der Bedeutung dieser literarischen Erscheinung in gar keiner Beziehung.

Auf den ersten Blick scheint das Buch nur für den engen Kreis der hervorragendsten Fachmänner der Astronomie bestimmt zu sein, genauer betrachtet erkennt man aber sogleich, daß dasselbe sehr reich ist an Schätzen, wofür sich jeder gebildete Denker lebhaft interessirt. Für die neueste Geschichte der Astronomie ist dieser Briefwechsel von großem Werthe, man lernt daraus das Entstehen und Benutzen der historischen Quellen kennen, wodurch die so rasch und hoch ausgebildete Himmelskunde unsers Jahrhunderts ihren gewaltigen Aufschwung erhalten hat, und wie dabei vor allen andern Nationen ganz vorzugsweise die Deutschen glänzen. Männer wie Bode, Schröter, Zach, Lindenau, Gauß, Encke, Harding, Littrow stehen mit Olbers und Bessel in einem ewig denkwürdigen Astronomenbunde, und über die wissenschaftliche Begeisterung, über das Zusammenhalten und Zugreifen dieser edeln Bundesgenossen, gibt uns das Buch ein schönes Bild voll Wahrheit und Leben. Aber selbst diese gelehrte Seite des Werks ist leicht faßlich behandelt, sodaß auch sie das denkende große Publicum zu fesseln im Stande ist. Uebrigens gibt dieser Briefwechsel ein anmuthiges tiefes Seelenbild der beiden, von der ganzen Welt gekannten und bewunderten großen Männer. Wir lernen daraus vielmehr den Menschen als den Gelehrten kennen. Und gerade von diesem Standpunkte aus soll uns das Buch Stoff zur literarischen Unterhaltung geben.

*) Wir sind auf eine Stelle in einem frühern Bericht über neuere deutsche Dramen (in Nr. 35) aufmerksam gemacht worden, die nicht „Jedem das Seine" gibt. Bei Gelegenheit einer Anzeige des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" für 1854 ist in jenem Bericht das Schauspiel „Margaretha" dem Herausgeber des „Jahrbuch" und zugleich Verfasser des Stücks „Kaiser und Müllerin" zugeschrieben worden. Das letztere Stück, welches in Berlin bereits die siebzehnte Wiederholung erlebte und nächstdem auf zwölf bis vierzehn andern Theatern gefallen hat, ist allerdings von Gubitz dem Vater, F. W. Gubitz, „Margaretha" aber von Gubitz dem Sohn, Anton Gubitz, wie auch auf dem Titel angegeben ist. Wie uns mitgetheilt wird, ist übrigens auch letzteres Stück auf der königlichen Bühne in Berlin beifällig aufgenommen worden. D. Red.

Dem Briefwechsel sind zwei biographische Fragmente der beiden Gelehrten vorausgeschickt, wodurch das Ganze erst einen sichern Halt bekommt, zugleich aber auch noch wesentlich vervollständigt wird. Die erste dieser Arbeiten rührt von Bessel her und ist wenige Wochen vor dem Tode während einer schmerzhaften Krankheit niedergeschrieben. Sie führt die Ueberschrift: „Kurze Erinnerungen an Momente meines Lebens." Der andere Aufsatz: „Ueber Olbers", ist auch aus Bessel's Feder geflossen, er wird hier aber nicht wie jener zum ersten mal veröffentlicht, sondern ist den „Astronomischen Nachrichten" von Schumacher (XXII, 265) entlehnt. Für beide Zugaben können wir dem Herausgeber der Briefe nur freudigen Dank aussprechen.

Der erste Lebensabriß bezieht sich auf Bessel's Jugendzeit, auf die ersten 25 Jahre dieses genialen Deutschen. Er enthält Vieles, das schon allgemein bekannt ist, aber in einem ganz eigenthümlichen, gemüthlichen Gewande, sodaß doch Alles neu und interessant auftritt; wir halten es daher für unsere Pflicht, Einiges davon zur Mittheilung zu bringen. Als Bessel noch ein Knabe von 13—14 Jahren war, suchte er schon mit den Sternbildern des Himmels bekannt zu werden. Er hatte dazu einen alten Planiglobus, wie derselbe in einem geographischen Schulatlas vorkam. Bei dem Sternbilde der Leier fiel es ihm auf, daß einer der beiden Sterne, welche mit Wega ein beinahe gleichseitiges Dreieck bilden, aus zwei Sternen zusammengesetzt war. Er theilte seine Wahrnehmung dem ältern Bruder mit und foderte diesen auf, die Sache mit eigenen Augen zu prüfen. Der Bruder sah aber nicht zwei Sterne, sondern nur einen, aber etwas verlängert. Und mehr sahen auch andere, selbst gute Augen nicht. Das war ein Beweis für die außerordentliche Schärfe der Augen des großen Mannes, eines Organs, welchem er später sehr viel hat zumuthen müssen, ohne daß seine Kräfte dadurch erschöpft worden wären. Diese beiden Sterne ε und ς Lyrae hat Bessel später noch oft angesehen, um dadurch den Fortgang der Schwächung der Augen zu erkennen. Bessel verließ als Untertertianer das Gymnasium und kam zu Andreas Gottlieb Kuhlenkamp und Söhne nach Bremen in die Lehre, damals noch nicht ganz 15 Jahr alt. Das große Handelshaus war für ihn eine neue Welt, welche ihn lebhaft an sich riß. Seine Neigung zu kaufmännischem Rechnen fand hier immer neue und neue Nahrung und es währte gar nicht lange, so galt Bessel für den geschicktesten Rechner des ganzen Contors. Die Principale waren so sehr mit dem jungen Bessel zufrieden, daß sie ihm gleich im ersten Jahre eine Remuneration von fünf Friedrichdor gaben, welche nach und nach sich erhöhte, sodaß sie im Jahre 1805 sogar auf 30 Friedrichdor stieg. Die Liebe zum Rechnen und der Gedanke, daß ihm zum Etabliren eines eigenen Handelshauses künftig die Mittel fehlen würden, flößten ihm die Hoffnung ein, daß er sich vielleicht zu einem Cargadeur ausbilden und so für seinen künftigen Lebensunterhalt sorgen könne. Er legte sogleich Hand an und trieb mit großem Fleiße Geographie und Waarenkunde. Er hielt es auch für passend, daß ein solcher Schiffsmakler, obgleich demselben die eigentliche Leitung der Fahrzeuge nicht obliege, doch auch eine Einsicht in die Schiffahrtskunde besäße, damit er wenigstens die Befehlshaber der Kauffahrteischiffe controliren und begreifen könne, wenn er mit ihnen über Reisen zu unterhandeln habe. Dazu war ein Studium der Astronomie nothwendig und Astronomie ließ sich wieder nicht ohne Mathematik begreifen. Diese Beschäftigung fesselte ihn allmälig so sehr, daß sie ihm die liebste auf Erden ward. Astronomie ging ihm über Alles. Als er dieses Lernen einige Jahre fortgesetzt hatte, machte er sich schon an die Berechnung einer Cometenbahn. Die dazu nöthigen Wege hatte er sich in Lalande und in Olbers' berühmter Abhandlung „Ueber die leichteste Methode die Bahnen der Kometen zu bestimmen" herausgefunden. Der gewählte Komet war der von 1607, der sogenannte Halley'sche. Als er seine Arbeit vollendet und sauber abgeschrieben hatte, wünschte er nun auch, daß

Olbers sie zu Gesicht bekomme und darüber urtheile. Olbers war für den jungen Bessel der höchste Gegenstand der Begeisterung und Verehrung, er brannte vor Begier, diesem großen Manne näherzustehen, und er glaubte in seiner Kometenbahnberechnung das passendste Mittel gefunden zu haben. Als er mit seinem Entschlusse fertig war, die Arbeit Olbers zu überreichen, sah er diesen vor dem Hause vorübergehen; rasch machte er sich auf den Weg, schnitt durch das Einschlagen einer Nebengasse Olbers' Pfad ab, und stand plötzlich vor dem großen Manne. Dieser nahm das Anerbieten des schüchternen jungen Mannes mit liebevoller Freundlichkeit auf. Das war eine große Epoche. Den 28. Juli 1804 hatte Bessel seine Arbeit an Olbers geschickt. Am folgenden Tage, es war Sonntag, trieb ihn die Unruhe über den Eindruck, den seine Sendung auf Olbers gemacht haben möchte, zu einem weiten Spaziergange; und als er Abends heimkehrte, fand er ein Schreiben von Olbers vor. Dies Schreiben theilen wir hier wörtlich mit:

„Bremen, den 29. Juli 1804. Mit dem größten Vergnügen habe ich Ihre vortreffliche Abhandlung über den Kometen von 1607 gelesen. Sie gibt mir nicht nur die größten Begriffe von Ihren ungemeinen mathematischen und astronomischen Kenntnissen und Ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit in den schwersten Theilen des Calculs, sondern sie war mir auch an sich äußerst interessant. Sollte ich etwas daran tadeln, so wäre es blos dies, daß Sie weit mehr Zeit, Mühe und Schärfe auf die Harriot'schen und Torporley'schen Beobachtungen verwandt haben, als diese verdienen. Indeß wird die Arbeit, da sie einmal vollendet ist, dadurch um so schätzbarer, und wir wissen nun durch Ihre Untersuchung genau, was aus der Harriot'schen Beobachtung zu ziehen war. Allein eben deswegen darf diese Abhandlung nicht ungedruckt bleiben und ich bitte mir Ihre Erlaubniß aus, sie Herrn von Zach oder Herrn Bode mittheilen zu dürfen ..... Ihr gütiges Anerbieten, mir zuweilen bei astronomischen Berechnungen beizustehen, nehme ich mit dem größten Danke an, und werde bei der ersten vorkommenden Gelegenheit davon Gebrauch machen ...."

Bessel war unaussprechlich glücklich. Er eilte zu Olbers und dankte ihm herzlich für die nachsichtsvolle Aufnahme seiner Arbeit. Von dieser Zeit an verehrte er Olbers wie seinen zweiten Vater. Der Aufsatz wurde im Decemberheft der Zach'schen „Monatlichen Correspondenz" abgedruckt. „Mit wahrem Vergnügen lasse ich diesen so vortrefflich wie mühsam ausgearbeiteten Aufsatz hier abdrucken", sagte Zach als Einleitung und fügte dann noch hinzu: „Hier thut ein junger deutscher Mann zu seinem Vergnügen mit einer Sachkenntniß und mit einer Fähigkeit, die manchen besoldeten und berufenen Astronomen ehren würde, was ein englischer Professor schon längst aus Amtspflicht hätte thun sollen, es aber lieber für undienlich und unnöthig hielt, als sich einer solchen beschwerlichen Arbeit zu unterziehen. Der berühmte französische Astronom Méchain erhielt vor 15 Jahren für eine vollkommen ähnliche Schrift über den ebenso berühmt gewordenen Kometen von 1661 einen akademischen Preis. Bessel erhält keinen Preis, verdient ihn aber; sollte ihm das schöne und schmeichelhafte Zeugniß eines Olbers nicht ebenso viel gelten? Wir irren nicht, Bessel's Arbeit beweist, daß er Olbers' Lob gewiß anzuschlagen versteht."

Damit war nun Bessel eingeführt in den Kreis berühmter Astronomen. Eine wunderbare Fügung! Bessel war noch Handlungslehrling.

Die Correspondenz zwischen Olbers und Bessel war nun eröffnet. Sie begann mit einem Brief von Olbers, den dieser zu Rehburg bei Bremen den 12. August 1804 geschrieben hat. Hierin wird Bessel aufgefodert, eine kleine astronomische Tabelle zu berechnen. Diese Arbeit wird mit unaussprechlicher Freude sogleich ausgeführt und es entspann sich nun ein immer innigeres Freundschaftsband zwischen den beiden Männern. Bessel sah an Olbers empor, als habe er hier das Ideal seiner höchsten Verehrung vor sich. Und Olbers blickte auf den jungen Bessel, als habe er hier das Ideal eines aufkeimenden astronomischen Genies gefunden. Diese erste Verbindung legte einen Grund zu einer Freundschaft zwischen den beiden großen Gelehrten, die bis an den Tod währte und mit treuer Liebe und Herzlichkeit selbst da noch genährt wurde, wo sie mehr als hundert Meilen voneinander entfernt in ganz verschiedenen Dienst- und Familienverhältnissen lebten. Und Bessel, der große Mann, dessen Ruhm zuletzt den von Olbers weit überstrahlte, vergißt nie, daß er Olbers das Glück seiner ganzen Laufbahn zu danken habe, daß er ohne diesen väterlichen Freund nie zu der wissenschaftlichen Höhe emporgestiegen sein würde. Und alle Ehre, alles Glück, das Bessel zutheil wird, sind wahrhafte Freudenmomente für den ehrenwerthen Olbers. Der Gedanke an seinen Bessel verherrlicht Olbers das ganze Leben, erhält ihn jung und frisch für die Wissenschaft, in der sein Freund mit so einzig dastehender Geistesgewalt immer größere und größere Fortschritte macht.

Schon in Bremen, als Bessel noch im Kuhlenkamp'schen Geschäft war, lernte er durch Olbers Gauß, Harding, Schröter und mehre andere Astronomen kennen, welche Alle das hervorragende Talent dieses jungen Mannes bewunderten und nichts sehnlicher wünschten, als daß derselbe bald ganz zu ihrem Bunde gehören möchte. Die Gelegenheit ließ auch nicht lange auf sich warten, schon 1806 ging Bessel nach Lilienthal zu Schröter und Harding, um mit diesen für Astronomie hoch begeisterten Männern ausschließlich der Himmelskunde leben zu können. Von Lilienthal aus wurde nun Bessel gar bald bekannt. Seine astronomischen Abhandlungen zogen die Aufmerksamkeit der Akademie zu Berlin auf sich und er hatte die Freude, daß ihm schon im Jahre 1806 ein Preis zuerkannt ward. Wir wollen ihn selbst hierüber hören.

„Der Beifall", schrieb er den 8. October 1806 an Olbers, „durch den man meine Abhandlungen in Berlin beehrt hat, oder vielmehr die Pflicht, Ihnen Alles, was mich betrifft, mitzutheilen, veranlaßt diese Zeilen. Nach einem vorgestern erhaltenen Briefe des Prof. Bode ist mir der halbe Preis zutheil geworden; die andere Hälfte hat Hofrath Huth als Belohnung der Entdeckung zweier Kometen davongetragen. Obgleich vielleicht Pons mehr Ansprüche an die Hälfte hätte als Huth, so freut es mich doch, daß die Berliner auch Huth's Fleiß nicht ganz vergessen haben. Mir ist die Theilung desto weniger unangenehm, je weniger Berührungspunkte zwischen meiner Arbeit und Huth's Entdeckung stattfinden, und je weniger die kleine Ehre, die einem Jeden von uns vielleicht durch den Preis zufällt, durch eine Theilung desselben getheilt werden kann. Ihnen allein danke ich den gütigen Blick, den die Astronomen auf meine bisherigen unbedeutenden Arbeiten geworfen haben — Ihnen danke ich diesen Preis, und für welches Gute, das mir begegnet ist oder begegnen wird, muß ich Ihnen nicht danken! Sie sind ja der Schöpfer meiner ganzen Existenz, Sie haben die ungestümen Wünsche befriedigt, die sich bei mir von dem Augenblick an äußerten, als ich zuerst in die Sternkunde einen Blick wagte, Sie haben mir die Aussicht in das weite Feld eröffnet, das so unendlich ist als meine Führer: Liebe und Verehrung gegen Sie ...."

Als Olbers das damals unerhörte Glück hatte, noch einen zweiten Planeten zu entdecken, so war sein erster Gedanke, diese Entdeckung seinem geliebten Schröter mitzutheilen, damit dieser seine himmlische Freude mit ihm theile. Der Inhalt dieses Briefes hat einen hohen Werth, man ersieht daraus, wie hierbei viel weniger der Zufall als der Scharfsinn regiert habe. „Mit dem größten Vergnügen eile ich Ihnen sogleich anzuzeigen", schrieb er am 31. März 1807, „daß ich vorgestern, am 29. März so glücklich gewesen bin, abermals einen neuen Planeten zu entdecken. Diesmal war die Entdeckung kein Zufall. Nach den Ideen, welche ich über die Natur der Asteroiden habe, müssen, wie ich schon oft erwähnt, alle den nördlichen Flügel der Jungfrau und den Walfisch passiren. Regelmäßig durchmusterte ich also monatlich einen mir sehr

bekannt gewordenen Theil desjenigen dieser Gestirne, das gerade seiner Opposition mit der Sonne am nächsten ist. Als ich am 29. März Abends nach 8 Uhr diese Durchmusterung mit dem Flügel der Jungfrau wieder vornahm, so fiel mir sogleich ein unbekannter heller Stern, wenigstens sechster Größe westwärts von N. 20 Fl. und 223 Bode der Jungfrau auf, den ich augenblicklich für einen neuen Asteroiden halten konnte... Theilen Sie doch gefälligst diese Nachricht sogleich unserm Freunde Bessel unter meiner herzlichen Empfehlung mit." Er verlor also auch hier seinen Bessel nicht aus den Gedanken.

Um eben diese Zeit hatte Bessel Olbers gebeten, ihm ein astronomisches Thema zu geben, wodurch er sich ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erwerben könnte. „Ich habe darüber nachgedacht und werde darüber nachdenken, aber im voraus muß ich Sie bitten, Das, was ich etwa angeben werde, nur als eine Idee zu betrachten, die deshalb noch gar nicht von Ihnen angenommen oder befolgt zu werden verdiente, sondern nur für etwas, das ich noch als ein Desiderandum in der Astronomie ansehe, das aber auch von Andern, die zu höhern und schwerern Arbeiten nicht Ihr Genie und Ihre Kraft haben, ausgeführt werden könnte. Ein solches Desiderandum, wodurch sich ein Astronom ein bleibendes Verdienst und einen sichern Ruhm erwerben könnte, wäre meiner Meinung nach ein Bradley'scher Fixsternkatalog...." Das schrieb Olbers am 10. Mai 1807 an Bessel. Dieser machte sich frisch an die Lösung der Aufgabe und vollendete das Ganze in acht Jahren. So entstanden die „Astronomiae Fundamenta Bradlejana", welche Bessel einen unsterblichen Namen erworben haben.

Neben dem immer größer und größer werdenden wissenschaftlichen Ruhme unsers rastlos thätigen Bessel kamen aber auch manche ernste Sorgen vor, welche der junge Gelehrte zu tragen hatte und die ihm nur dadurch erträglich wurden, daß Olbers väterlich theilnahm und überall zu helfen suchte. So verlor Bessel's Vater durch die französische Invasion Amt und Einnahme, wodurch die ganze zahlreiche Familie dem drückendsten Elend preisgegeben ward. Als nun Bessel diese Noth Olbers mitgetheilt hatte, dauerte es nicht lange, so erhielt der Vater den Dienst eines Greffier beim Tribunal. Kaum war nun aber dieser Schlag abgewehrt, so drohte wieder ein anderer noch schrecklicherer. Bessel sollte Soldat werden. Das darf nicht sein, sagten alle Gönner und Freunde des jungen Mannes. Es wäre unerhört, wenn ein so vielversprechendes Talent für die Wissenschaft verlorengehen sollte. Alle suchten durch Fürsprache und Vorstellungen zu helfen, wobei sich aber wieder Olbers am rührigsten bewies. Er bewährte sich bei dieser Gelegenheit als ein edler treuer Freund. Denn nicht blos damit zufrieden, daß Johannes von Müller in Kassel genau von der ganzen Sachlage unterrichtet ward, erbot er sich auch noch die für einen Stellvertreter vielleicht nöthig werdende Summe von 800—1000 Thlrn. mit Vergnügen vorzuschießen. Auf dies edle Anerbieten antwortete Bessel von Lilienthal aus am 5. August 1808 in folgenden schönen Worten: „Soviel Edelmuth kann mich wol überraschen, aber unerwartet kommen kann mir nichts, was Sie, verehrungswürdiger Freund, vor tausend Andern auszeichnet. Ich lerne es immer mehr erkennen, daß das die Schooskinder des Glücks sind, denen der Himmel einen Freund schenkte, bei dem der Name nicht die gewöhnliche Bedeutung hat; vergebens vereinigen sich die Launen des Schicksals gegen mich, Ihr rettender Arm ist überall und auf eine Art, die ebenso ausgezeichnet ist als die Sache selbst. Indeß macht mich der Gedanke glücklich, hier Ihre Hülfe auf diesem Wege nicht zu bedürfen, denn der Brief von Johannes von Müller, den ich Ihnen durch vorige Post mittheilte, gibt mir sehr gegründete Hoffnung, selbst im Fall eines ungünstigen Looses, frei zu kommen. Schlüge aber diese Hoffnung fehl, und würde aus der Sache in Düsseldorf nichts, wie ich es jetzt bei der Regierungsveränderung des Großherzogthums Berg fast glaube, so könnte ich auch Ihr Anerbieten — verzeihen Sie! — nicht annehmen; denn drückend würde mir der Gedanke einer selbst Ihnen schuldigen Summe sein, für deren Wiederbezahlung ich fürs erste so wenig Hoffnung habe. Also lassen wir es dem Glück über, wie es geht; das lenkt so oft Vieles besser als wir denken, und namentlich mich hat mein Vertrauen so selten betrogen. Die Wohlthat, die Sie mir anerbieten, fesselt mich, wenn es möglich ist, noch fester an Sie, sie lehrt mich, daß Sie der Einzige sind, von dem Alles, was gut und edel ist, nicht vergebens erwartet werden kann." — Nun wollen wir auch Olbers' Antwort hören. „Ich hoffe von Müller's Verwendung den besten Erfolg in Ansehung Ihrer Angelegenheit. Aber, liebster Freund! glauben Sie ja nicht, daß mein Anerbieten, die zur Anschaffung eines Remplaçant nöthige Summe vorzuschießen, auch Ihre Anstellung im Bergischen berührt. Mit dieser mag es gehen, wie es will; es wird Ihnen über kurz oder lang eine gute Stelle nicht fehlen. Und so sehe ich wirklich nicht, wie ich mein Geld sicherer belegen, und Sie einen Theil Ihrer künftigen Einnahme besser verwenden könnten, als sich, im Fall das Loos unglücklich für Sie ausfiele, von dem Militärdienste loszukaufen, der doch menschlichem Ansehen nach Ihre künftige Carriere sehr erschweren oder gar verändern dürfte...." Es ist hier nur noch zu bemerken, daß ein glückliches Loos plötzlich alle Sorge beseitigte.

Im Jahre 1810 bekam Bessel den ehrenvollen Ruf nach Königsberg. Diese plötzliche große Trennung von seinem väterlichen Freund wirkte anfangs sehr schwer auf sein Gemüth, wovon die Briefe dieser Zeit überall die deutlichsten Spuren zeigen. Der vergrößerte Wirkungskreis, der Bau der Sternwarte und das Anschaffen der Instrumente zogen ihn aber wieder ab von der sehnsuchtsvollen Wehmuth und er suchte den fehlenden persönlichen Verkehr mit seinem geliebten Olbers durch eine fleißige Correspondenz zu ersetzen. Im Jahre 1812 hatte er die große Freude abermals einen astronomischen Preis, der von dem Institut zu Paris ausgesetzt war, zu gewinnen. Sein Ansehen unter den Gelehrten seines Faches war inzwischen so hoch gestiegen, daß er schon für einen Mann von europäischem Rufe galt. Später lehnte er einen sehr ehrenvollen Ruf nach Berlin ab, da er sich nicht von seiner Sternwarte zu Königsberg trennen konnte. Unter den großartigen wissenschaftlichen Forschungen, welche seinen Namen unsterblich gemacht haben, gehören die Gradmessungen im Königreich Preußen und die Pendelversuche zur Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde. Mit welchem Eifer er aber alle diese Arbeiten angriff und durchführte, ersehen wir aus allen seinen Briefen an Olbers, sodaß dieser gar oft als warnender Freund das Wort zu nehmen hatte. Wir wollen in dieser Hinsicht eine Stelle aus Olbers' Briefe vom 26. Februar 1835 hier mittheilen: „Tausend Dank, mein theurer geliebter Freund, für Ihren lieben Brief vom 20. Januar, womit Sie mir eine so große Freude gemacht haben. Gott sei gelobt, daß Sie Ihre Krankheit glücklich überstanden haben, von der ich zwar gehört, die ich mir aber nicht so schwer vorgestellt hätte. Ich bitte und beschwöre Sie, lieber Bessel, nehmen Sie sich doch künftig mehr in Acht, und stürmen Sie nicht so aus übertriebenem Diensteifer auf Ihre Constitution los. Sie sind Ihre Erhaltung nicht blos Ihrer Familie und Ihren zahllosen Freunden und Verehrern, sondern auch der Welt, der Wissenschaft schuldig, der Wissenschaft, die Sie auf einen so hohen Grad von Vervollkommnung gebracht haben, und die noch so Vieles von Ihnen erwarten kann. Ich hoffe und wünsche, daß gar keine Spur von dem überstandenen Uebel übriggeblieben ist." Aus dieser Periode enthalten die Briefe auch einige Andeutungen über die Möglichkeit, daß jenseit des Uranus noch ein Planet existiren könne, der die Störungen im Umlaufe des Uranus und der Kometen bewirke. Bessel hat sehr viel über diesen Gegenstand nachgeforscht, wie dies aus einem Briefe an A. von Humboldt klar hervorgeht, den er im Jahre 1840 geschrieben, und worin er die Hoffnung der Auffindung eines

neuen Planeten jenseit des Uranus für sehr gegründet hält. „Ich meinte daher", sind seine Worte, „daß eine Zeit kommen werde, wo man die Auflösung des Räthsels, vielleicht in einem neuen Planeten, finden werde, dessen Elemente aus ihren Wirkungen auf den Uranus erkannt und durch die auf den Saturn bestätigt werden könnten. Daß diese Zeit schon nahend sei, bin ich weit entfernt zu sagen; allein versuchen werde ich jetzt, wie weit die vorhandenen Thatsachen führen können. Es ist dies eine Arbeit, die mich seit vielen Jahren begleitet und derentwegen ich so viele verschiedene Ansichten verfolgt habe, daß ihr Ende mich vorzüglich reizt und daher sobald als irgend möglich herbeigeführt werden wird." Interessant ist es nun aber zu erfahren, daß auch Olbers diese Vermuthung schon früh in sich genährt und vielleicht mit Bessel schon vielfach durchsprochen hat. In einem Briefe, welchen er am 16. November 1835 an Bessel schrieb, kommen in dieser Hinsicht folgende Worte vor. „Wie mir Encke meldet, werden sowol Rosenberger als auch Lehmann ihre Perturbationsrechnung aufs genaueste revidiren. Aus der gegenwärtigen Controle werden wir dann vielleicht ersehen können, ob eine uns noch unbekannte Kraft störend auf den Kometen (Halley) eingewirkt hat, z. B. ein jenseit des Uranus sich bewegender, bisher unbekannter Planet. Bekanntlich glaubte Bouvard aus den Perturbationen des Uranus auf einen solchen Planeten schließen zu können. Wirklich sehe ich aus dem neuesten Bande von Airy's cambridger Beobachtungen, daß Uranus schon wieder regelmäßig 30" von den Tafeln abweicht." Die letzten Briefe sind größtentheils reinwissenschaftlich und legen an den Tag, daß Bessel sich viel mit der Bestimmung der Entfernung der Fixsterne und mit der Berechnung der Sternschnuppen beschäftigt habe. Den achtzigsten Geburtstag verherrlichte Bessel seinem Freund Olbers durch ein astronomisches Geschenk, nämlich mit der Bestimmung der Entfernung des 61 Cygni. Das machte den alten Mann unaussprechlich glücklich. „Empfangen Sie meinen wiederholten herzlichsten innigsten Glückwunsch zu dieser großen Entdeckung, die nun zuerst unsern Vorstellungen über das Universum eine feste gesicherte Grundlage gibt." Und Olbers hatte Recht, denn durch Bessel's erste scharfsinnige Bestimmung der Fixsternparallaxe, die dann später von Struve und Andern so fleißig verarbeitet worden ist, wissen wir jetzt bestimmt, daß der Himmel noch größere und kleinere Sonnen besitzt als die unserige.

Nun wollen wir unsere Unterhaltung schließen. Das Mitgetheilte wird den hohen Werth der Schrift gewiß ins Licht gestellt haben. Wer sich für die Fortschritte der Astronomie oder für die großen Männer, welche dieselbe bewirkt haben, interessirt, der darf das Buch nicht ungelesen lassen.

Heinrich Birnbaum.

Märchenliteratur.

In keinem andern Lande ist für die Ausbeutung der Schätze alter Märchenpoesie wol soviel gethan worden und wird täglich noch gethan als in Deutschland, wo sich unter unsern Händen Alles noch jetzt zum Märchen umgestalten zu wollen scheint. In Frankreich ist das Kaiserthum eine historische Wahrheit geworden, bei uns blieb es ein Barbarossa-Märchen, und so noch andere schöne Dinge. Was das deutsche Volksmärchen betrifft, so ist ihm diese Aufmerksamkeit freilich erst im Laufe dieses Jahrhunderts zutheil geworden, und man verdankt dies, wie auch die Pflege des alten Volksliedes und anderer Reste deutscher Volkspoesie, Volksglaubens und Volkslebens, zu einem großen Theile den Bestrebungen und der Richtung der in letzter Zeit so vielfach verketzerten romantischen Dichterschule. Aber auch hier sollte das gerechte Wort gelten: „Jedem das Seine!" Freilich haben schon Bürger und Goethe mit der Wünschelruthe ihrer Poesie auf diese Schätze hingewiesen, im Allgemeinen aber haben das 17. und 18. Jahrhundert theils durch Vernachlässigung, theils geradezu durch Verwerfung sich arg an den alten Offenbarungen des deutschen Volkssinnes versündigt, und es ist, wie Karl Lynker bemerkt, „im Sturm der Zeit mancher schöne Zug, manch kerniges Lied und manche biedere Sitte unsanft zertreten, manch goldenes Körnchen davongeführt worden, was sich durch nichts ersetzen läßt". Der genannte Autor bemerkt dies im Vorworte zu seiner Schrift:

1. Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen gesammelt von Karl Lynker. Kassel, J. Luckhardt. 1854. 8. 25 Ngr.

In Hessen unternahm es zuerst Münchhausen, in mehren Abhandlungen die Beziehungen der hessischen Volkssagen zur nordischen Mythologie nachzuweisen; Justi theilte gelegentlich auch noch Einiges mit; außerdem haben sich um Aufzeichnung und Veröffentlichung von hessischen Sagen noch Landau, Pfister und die Gebrüder Grimm verdient gemacht. J. W. Wolf brachte in seinen „Hessischen Sagen" (Göttingen 1853) aus Hessen selbst nur einige wenige bereits gedruckte Sagen. Lynker hat sich nun das Verdienst erworben, alle hessischen Sagen, die er in alten und neuen Schriften vorfand, mit denen zusammenzustellen, die er selbst aus dem Munde des Volks sammelte. Die Aufzeichnungen der Chronisten verwirft er zum größten Theile und wir können seinen kritischen Auslassungen darüber in der Vorrede nur Recht geben.

Die Ausbeute von einem andern localen Boden enthält die nicht minder dankenswerthe Sammlung:

2. Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Gesammelt und herausgegeben durch die Brüder Ignaz und Joseph Zingerle. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. Mit einem Titelbilde. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 1 Thlr.

Es ist namentlich der tiroler Boden, auf welchem die Herausgeber ihre sehr reiche Lese gehalten haben, im Oetzthale, im Oberinnthale, in der Gegend von Absam und Meran, namentlich aber im Zillerthale. Die Herausgeber haben auf Dank umsomehr Anspruch, da sie, wie J. W. Wolf in Jugenheim in seiner Einleitung bemerkt, ganz allein unter den Ihrigen stehen oder doch nur von Wenigen kärglich unterstützt sind. Sie leben ja in einem Lande, wo eine gewisse fanatische Partei bemüht ist, solche auf Erforschung der eigenen Vorzeit gerichtete Arbeiten als das Christenthum beeinträchtigendes heidnisches Werk darzustellen. Die Herausgeber sowol als der Bevorworter sprechen darüber ein nachdrückliches Wort und der Letztere läßt sich namentlich nicht abschrecken, nachzuweisen, wie im Volksglauben die altheidnischen Gottheiten mit den Heiligen der christlichen Kirche verschmolzen und so auch verschmolzen blieben trotz aller Protestationen der Kirche.

Eine andere interessante, dem höhern deutschen Norden angehörende Sammlung:

3. Hamburgische Geschichten und Sagen, erzählt von Otto Beneke. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

enthält in bei weitem größerer Anzahl volksthümlich gewordene, oft recht anziehende Stadtgeschichten als Legenden und Sagen, an denen, wie der Herausgeber selbst bemerkt, Hamburg fast arm zu nennen ist.

4. Volksmärchen der Serben. Gesammelt und herausgegeben von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jakob Grimm. Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin, G. Reimer. 1854. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Für diesen Beitrag zur Märchenliteratur hat man besonders dankbar zu sein, nicht nur weil diese Märchen einem merk-

würdigen, in der epischen Gattung der Volkspoesie überaus hochstehenden und vielleicht noch zu einer bedeutenden Rolle bestimmten Volksstamme angehören, sondern weil sie zugleich neue Beweise dafür enthalten, daß (nach des berühmten Vorredners Worten) die Märchendichtungen überhaupt „für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter Mythen zu gelten haben, die von Volk zu Volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, richtigen Aufschluß darbieten können über die Verwandtschaft zahlloser Sagengebilde und Fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat". Fast alle oder doch die meisten Triebfedern, welche in deutschen Märchen spielen, erscheinen auch hier, wodurch sich aber die serbische Eigenheit vorzugsweise ankündigt, das ist das Auftreten der Wilen. Manches klingt noch sehr mythologisch. Die angehängten Sprichwörter zeigen, um uns abermals der Worte des Vorredners zu bedienen, „welch ein Schatz von Lebensweisheit und sinnreichen Anschauungen diesem Volke beiwohnt".

Eine eigenthümliche Concurrenz wird dem Volksmärchen durch die künstliche moderne Märchenfabrikation gemacht, die namentlich seit Andersen's Succeß auf diesem Gebiete in Schwung gekommen ist. Neuerdings erschienen:

5. Chrysalion. Ein Märchen aus Thüringen von Amalie von Clausberg. Weimar, Kühn. 1854. 16. 15 Ngr.
6. Dur und Moll. Aus Natur und Leben. Von August Corrodi. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1854. 16. 21 Ngr.
7. Ein Buch ohne Titel, aber für Kinder von sieben bis sieben mal sieben Jahren. Gestellt und illustrirt von August Corrodi. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1854. 16. 21 Ngr.

Das erstere, mehr im sentimentalen Genre, entzieht sich umsomehr einer strengen Kritik, da der Ertrag zu einem wohlthätigen Zweck, nämlich zum Besten der thüringischen Gebirgsarmen bestimmt ist. Die Märchen von Corrodi durchzieht als Grundstimmung ein ansprechend natürlicher Humor und frische Gemüthlichkeit, und da der Verfasser ein bescheidener Autor zu sein scheint und von sich selbst im Vorwort gesteht, daß wol vieles Bessere schon geschrieben worden, so sind wir nicht in der Stimmung, seinen Producten mit den blanken Waffen der Kritik scharf auf den Leib zu rücken. Wir können sie besser brauchen, wo die Arroganz der Kritik herausfodernd gegenübertritt.

Denselben kindlich harmlosen Geist, der sich nur etwas zu behaglich breit gehen läßt, athmet Nr. 7, ein ebenfalls im Märchentone gehaltenes Büchlein. Der Verfasser, der, wie die niedlichen Illustrationen zeigen, zugleich auch Zeichner ist, sagt im Vorwort: „Laßt uns Kinder bleiben in diesen schweren Zeiten, wo es oft so unheimlich anklopft draußen in unsere Spiele hinein, laßt uns Kinder bleiben und das Klug- und Ganzgescheitsein den Andern überlassen." Indeß steckt der Verfasser dieser Kindheit doch eine Grenze; das Buch ist, laut dem Titel, für Kinder von sieben bis „sieben mal sieben Jahren" geschrieben; wer also das funfzigste Jahr erreicht hat, braucht das Büchlein nicht mehr zu lesen.

Diesem modernen Märchengenre gehört auch folgendes Schriftchen an:

8. Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. Berlin A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Das Märchen spricht hier zu uns durch die Blume, d. h. durch ein Vergißmeinnicht, aber in einer Sprache, die mit der kräftigen tüchtigen Sprache des eigentlichen Volksmärchens nicht viel mehr gemein hat als den deutschen Laut der Worte. Diese kleinere Ausgabe scheint übrigens nur ein wir wissen nicht ob veränderter oder unveränderter Wiederabdruck des Märchens gleichen Titels in der illustrirten Prachtausgabe der „Arabesken" zu sein, die wir bereits in Nr. 8 d. Bl. angezeigt haben und deren erste Lieferung das Märchen bildet.

Einer auf demselben Gebiete thätigen Schriftstellerin, Bertha Weber, gedenken wir schließlich bei dieser Gelegenheit deshalb, weil ihre schon vor einigen Jahren erschienene „Traumfahrt in das Land des Aufgangs" in London in englischer, mit Illustrationen von Harvey versehener Uebersetzung unter dem Titel: „Fancy's wanderings in the East, Oriental fairy tales" erschienen ist, und wie uns brieflich mitgetheilt wird, in England weitere Verbreitung gefunden haben soll als in Deutschland.

H. M.

Notizen.

Karl Ferdinand Becker.

Becker's Verdienste um die deutsche Sprache sind zu bekannt und anerkannt, als daß eine Skizze seines Lebenslaufs nicht gerechtfertigt und erwünscht wäre. Insofern können wir das Schriftchen:

Karl Ferdinand Becker, der Grammatiker. Eine Skizze von G. Helmsdörfer. Frankfurt a. M., Hermann. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

nur löblich und verdienstlich finden, sowie es auch offenbar aus der Feder eines gebildeten Mannes geflossen ist. Dagegen hat Helmsdörfer durch Verschweigung seines nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Becker sowol gegen diesen als gegen sich selbst gefehlt. Kennten die Leser dieses Verhältniß, so würden sie es erklärlich finden oder doch entschuldigen, daß der Verfasser über seinen Schwiegervater spricht, wie etwa über Goethe, Schiller und Lessing gesprochen werden kann; läßt er sie damit unbekannt, so wirft er auf den seligen Becker den Schein einer Eitelkeit, wovon dieser als ein anerkannt tüchtiger Mann frei gewesen sein wird. Wenn z. B. aus Helmsdörfer's Mittheilungen hervorzugehen scheint, daß der selige Becker ein Patriot aber kein Politiker war, worin gewiß so wenig ein Widerspruch als ein Vorwurf liegt, was soll man dann zu der Behauptung sagen: „Wie oft ließ sich bemerken, daß staatsmännisch gebildete Ausländer ihr Urtheil über unser Volk und unsere politischen Hoffnungen berichtigten, wenn es der Zufall wollte, daß sie (während der frankfurter Parlamentszeit) gerade mit Dahlmann, Arndt, Uhland, von Buttel, Karl Passavant, Buch oder andern Männern von Gewicht auf dem Luisenberge in Offenbach (Becker's Wohnung) zusammen gewesen waren." Aehnlich wie bei seinem Schwiegervater hätte es auch bei seinem Schwager, Hrn. Professor Trendelenburg in Berlin, die eigene Bescheidenheit des Verfassers nicht zulassen sollen, daß er ihn „einen der eminentesten Geister" nennt.

46.

Hafis.

Die Ghazelenpoesie des Hafis ist bereits ein neuer Befruchtungsstoff für die auch das Fremdartigste sich aneignende und assimilirende deutsche Poesie geworden und zwar in einem Grade, daß diese hafisirende Richtung, die bald dem Wesen bald der Form nach von in der That sehr bedeutenden Talenten: Platen, Rückert, Bodenstedt, Schefer, Daumer u. s. w. vertreten ist, sich die Miene gibt und den Anspruch erhebt der unsern Bedürfnissen entsprechendste Fortschritt der deutschen Poesie zu sein. Hierüber wollen wir uns jeder Voraussagung enthalten; wenn sich aber diese Richtung nach so und soviel Jahren abgelebt haben sollte, so würden nicht wir es sein, welche sich darüber wundern würden, da, wie es uns nur zu wol bekannt, sich in der deutschen Literatur schon so manche Richtung abgelebt hat, welche von ihren Bebauern seinerzeit als die alleinberechtigte hingestellt wurde. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß jemals eine Zeit eintreten könnte, wo man Hafis, „dessen Lieder an den Ufern der Donau wie des Ganges, in den Steppen der Turkomanen wie in den Rosengärten von Schiras mit Begeisterung gesungen werden", als den Hauptrepräsentanten der persischen Dichtkunst vergessen

werde.' So ist auch Homer der Liebling Aller geblieben, welche echten und unverdorbenen Sinn für wahre Poesie, für das Schöne und Erhabene überhaupt besitzen, obschon der homerische Herameter seit seiner ersten und wie es schien ihm ewige Dauer versprechenden Einführung und Einbürgerung in Deutschland niemals weniger angebaut worden ist als jetzt. Nicht sowol unsern Hafis-Dichtern als vielmehr unsern Hafis-Gelehrten und allen Kennern der orientalischen und speciell der persischen Dichtkunst in Deutschland glauben wir daher eine höchst willkommene Kunde zu bringen mit der Anzeige folgenden Werks:

Die Lieder des Hafis. Persisch mit dem Commentar des Sudi. Herausgegeben von Hermann Brockhaus. Ersten Bandes erstes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1854. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir hatten wol schon eine höchst dankenswerthe Uebersetzung des Hafis'schen Divan, die von Joseph von Hammer bereits im Jahre 1812 veranstaltete zweibändige, aber noch keine Ausgabe des Originals, und die hier angezeigte ist überhaupt die erste vollständige, die in Europa erscheint. Nachdem der gelehrte Herausgeber im Vorwort auf die Bedeutung des Hafis hingewiesen, der zu den wenigen Dichtern des Orients gehöre, „welche ebenbürtig in die Reihe der größten Dichter aller Zeiten und Völker aufgenommen zu werden verdienen", bemerkt er weiter: „Durch einen glücklichen Zufall in den Besitz mehrer im Oriente selbst gedruckter Ausgaben von Hafis' Divan, glaubte ich den Freunden der orientalischen Sprachen und Literatur eine willkommene Gabe zu bringen, wenn ich nach diesem kritischen und eregetischen Materiale eine vollständige Ausgabe des Dichters unternähme." Die Ausgaben, auf die sich der Herausgeber in dieser Stelle bezieht, sind zwei bulaker Drucke, eine von Konstantinopel und die zu Kalkutta 1826 erschienene Ausgabe, die eine von den drei obigen Ausgaben ziemlich abweichende Tertrecension gibt. Dem gegenwärtigen leipziger Drucke ist die Recension des Sudi zugrunde gelegt, er ist mit den Scholien und der Paraphrase Sudi's begleitet, und aus der kalkuttaer Ausgabe sind die Varianten und sonstigen Abweichungen sorgfältig notirt. Die vielen Gedichte, welche nur diese Ausgabe allein enthält, werden in einem besondern Anhange mitgetheilt werden. Die ganze Ausgabe ist auf drei Bände berechnet.

Landwirthschaftliche Studien.

Schriften landwirthschaftlichen oder auf specielle Gebiete beschränkten nationalökonomischen Inhalts haben zwar nur entfernten Anspruch darauf, in d. Bl. Erwähnung zu finden; wir machen jedoch eine Ausnahme mit folgender Schrift:

Landwirthschaftliche Studien in der niederrheinischen Heimat mit Berücksichtigung des Volkslebens. Von Victor Jacobi. Leipzig, Roßberg. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Motiv, weshalb wir der Erwähnung dieser Schrift hier eine Stelle einräumen, liegt darin, daß ihr Verfasser, wie schon auf dem Titel angegeben ist, auch das Volksleben berücksichtigt hat, indem er die Bevölkerung im Klevischen von Seiten ihres geistigen und sittlichen Charakters, ihrer Tracht, ihrer Nahrungsweise u. s. w. ziemlich ausführlich schildert und darüber manche ethnographisch interessante Mittheilungen macht. Auch sonst enthält die Schrift viele Züge von allgemeinerm Interesse, wohin z. B. die Schilderung der sächsischen Kirschpachter und Aehnliches gehört. Man gewinnt dadurch in Erwerbszweige und in das Leben, welches sie nöthig machen, Einblicke, welche oft ganz überraschender Art sind. Neu war uns die Angabe, daß kleine Seeschiffe, theils Jollen theils Ever, bei hohem Herbst- oder Frühjahrwasser, mit geräucherten oder gesalzenen Fischen beladen, selbst bis nach Berlin kommen, wie es denn überhaupt bemerkenswerth ist, daß der Regierungsbezirk Potsdam sowol hinsichtlich der Zahl der zur Frachtfahrt bestimmten Stromfahrzeuge, als hinsichtlich der Tragfähigkeit der Schiffe und der Zahl der Schiffsmannschaft im Jahre 1846 unter den 24 Schiffahrt betreibenden Bezirken des preußischen Staats die erste Stelle einnahm, was sich freilich zum Theil daraus erklärt, daß Berlin so ungeheure Massen von Nahrungsmitteln verschlingt. Von eigenthümlichem Interesse und der Berücksichtigung werth ist das Capitel „Zur Ortsnamen-Etymologie", worin der Verfasser, der bekanntlich Professor an der Universität Leipzig ist, ganz neue „landwirthschaftliche" Gesichtspunkte zur Erklärung der ältesten Ortsnamen aufstellt.

H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Die Speckseite, oder die Sitte von Dunmow. Eine häusliche Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Amelung, C. E. J., Geschichtskalender des Preußischen Vaterlandes in Bildern. Berlin, Adolf u. Comp. 1855. 8. 22½ Ngr.

Barter, R., Die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Englischen neu übersetzt von K. Eb. Stuttgart, Mäcken. 1855. 16. 17½ Ngr.

Berend, M., Gedichte. Brüssel, A. Schnee. 32. 1 Thlr.

Blüthe und Kern des evangelischen Liedes, gesammelt zur häuslichen Erbauung. Iserlohn, Bädeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Böhmer, C., Lieder aus der Fremde und Heimath. Erlangen, Deichert. 1855. 32. 27 Ngr.

Böhmer, J. F., Wittelsbachische regesten von der erwerbung des herzogthums Baiern 1180 bis zu dessen erster wiedervereinigung 1340. In Oberbaiern bis auf Rudolfs I. tod 1319 und Ludwigs des Baiern königswahl 1314, in Niederbaiern bis auf das erlöschen der ersten niederbairischen linie 1340. Stuttgart, Cotta. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Böhringer, F., Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographieen. II. Band: Mittelalter. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Die deutschen Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts. Johannes Tauler, Heinrich Suso, Johannes Rusbroek, Gerhard Groot, Florentius Radevynzoon, Thomas von Kempen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Bruchhausen, W. v., Die Dreieinheit ein leicht begreifliches, überall gültiges Naturgesetz; der Schlüssel zur Einsicht in die Natur der Dinge. Auch etwas Geschichtliches, dessen innere Quelle und allgemeiner Verlauf. Zürich, Kiesling. 8. 21 Ngr.

Chowanetz, J., Das griechisch-russische Schisma. Seine Geschichte und Verfassung, seine Lehre und sein Gottesdienst. Nebst einem Anhang über die Frage: Ob eine dauernde Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche möglich, wann und wie sie zu bewerkstelligen sei? Kurz und faßlich bearbeitet. Linnich, Quos. 12. 5 Ngr.

Ehrentempel des 19. Jahrhunderts. In Biographien berühmter Zeitgenossen. 3ter Band. — A. u. d. T.: Heinrich Friedrich Karl Freiherr von und zum Stein. Ein Lebensbild für alle Freunde der vaterländischen Geschichte. Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet. Herausgegeben von R. Giseke. Mit dem Portrait des Freiherrn von und zum Stein. Leipzig, Spamer. 1855. Br. 8. 1 Thlr.

Elfert, F., Mein Frühling. Gedichte. Berlin. 1855. Gr. 16. 10 Ngr.

Emmerich, Anna Katharina, Leben der heiligen Jungfrau Maria. Nach (deren) Betrachtungen aufgeschrieben von C. Brentano. 2ter unveränderter Abdruck. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Essellen, M. F., Zweiter Nachtrag zu der Abhandlung:

„Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus". Hamm, Grote. Gr. 8. 10 Ngr.

Halle, F., Geistliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt. 2te vermehrte Auflage. Halle, Schmidt. 1855. 8. 28 Ngr.

Gelzer, H., Die Religion im Leben oder die christliche Ethik. Reden an Gebildete. 3te vermehrte Auflage. Zürich, Höhr. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. [23ste Lieferung.] X. Jahrhundert 10ter Band. — A. u. d. T.: Richer's vier Bücher Geschichte. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt vom Freih. Karl v. d. Osten-Sacken. Mit einer Einleitung von W. Wattenbach. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 20½ Ngr.

Girsberger, J., Naturbilder in Dichtungen. 2te Ausgabe. Zürich, Höhr. 1855. 16. 17 Ngr.

Gräße, J. G. T., Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. Zum ersten Male in der ursprünglichen Form aus Chroniken, mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen und andern Quellen gesammelt und herausgegeben. 1ste Lieferung. Dresden, Schönfeld. 1855. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahn, G. L., Die Theologie des Neuen Testaments. 1ster Band. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Das Jahr der Kirche. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr.

Harland, H. L., Geschichte der Stadt Einbeck, nebst geschichtlichen Nachrichten über die Stadt und ehemalige Grafschaft Dassel, die um Einbeck liegenden Dörfer, Kirchen, Kapellen rc. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 5 Ngr.

Heyse, P., Meleager. Eine Tragödie. Berlin, Hertz. 16. 20 Ngr.

— — Novellen. Ebendaselbst. 1855. 8. 1 Thlr.

Hirzel, J., Ueber die verschiedenen Systeme der Armenpflege. Ein Referat. Zürich, Höhr. Lex.-8. 9 Ngr.

Horn, M., Magdala. Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

Horn, W. O. v., Gesammelte Erzählungen. 1ster Band. Mit dem Porträt des Verfassers und 1 Illustration von L. Richter. 2te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. 8. 1 Thlr.

In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. Berlin, Guttentag. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Klein-Walhalla. München, Franz. Gr. 12. 9 Ngr.

Klesheim, A. Baron v., Von der Wartburg. Eine Taubenpost in Liedern. Berlin, Schindler. 1855. 16. 24 Ngr.

Klotz, M., Wellengeplätscher vom Ostseestrand. Ein Liederkränzchen. Zürich, Höhr. 1855. 12. 9 Ngr.

Köchy, K., Garten, Flur und Wald. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 15 Ngr.

Köhler, D. L., Das Evangelium von Jesu Christo, dem Weltheiland, in Predigten. Mit dem Bildniß des Verfassers. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 Thlr.

Kosegarten, L. T., Jucunde. Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. 7te Auflage. Berlin, L. Oehmigke. 1855. 16. 1 Thlr.

Kreisler, H., Martin Luther. Ein Gedicht. Swinemünde, Fritzsche. 16. 15 Ngr.

Kym, A. L., Die Weltanschauungen und deren Consequenzen. Zürich, Höhr. Gr. 8. 18 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der inneren Mission. VIII. — A. u. d. T.: Das Leben des Sir Thomas Fowell Burton nach dem Englischen des Charles Burton deutsch bearbeitet von B. Brandis. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1855. 12. 18 Ngr.

Lerchenfeld, G. Freih. v., Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungs-Urkunde. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von P. A. Klar. 14ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Porträt und 3 gestochenen Kunstblättern. Prag. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert. Nach den ältesten Drucken herausgegeben von J. Mützell. 1ster und 2ter Band. Berlin, T. Enslin. 1855. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Lindner, B., Gedichte. Leipzig, Dörffling u. Franke. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Link, T., Kirchliche Skizzen aus dem evangelischen Frankreich. Herausgegeben von der Dorner-Bach-Stiftung in Bonn. Bevorwortet von Dorner. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Löher, F., Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen. 1ster Band. Göttingen, Wigand. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Luther's, M., Briefe an Frauen als Pfingstgabe für die deutsche protestantische Frauenwelt zusammengestellt von K. Zimmermann. Darmstadt. Gr. 8. 15 Ngr.

Mändler, F., Erinnerungen aus meinen Feldzügen in Oesterreich, Tyrol, Rußland, Sachsen und Frankreich in den Jahren 1809 bis 1815 und Episoden aus meinem Garnisonsleben. Nach dessen Tode herausgegeben von F. J. A. Schneidawind. Nürnberg, Lotzbeck. 8. 18 Ngr.

Meier, K., Die Jungfrau von Orleans. Romantisches Heldenlied. Mit einem Plane von Orleans und den feindlichen Bastillen. Zürich, Höhr. 16. 23 Ngr.

Moleschott, J., Georg Forster, der Naturforscher des Volks. Mit Forster's Porträt in Stahl gestochen. Zur Feier des 26. November 1854. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märchen und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksfeste Jahres- und Familien-Feste. Iserlohn, Bädeker. 4. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und seine Geschwister. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Drei Bände. Berlin, Janke. 1855. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Müller, J. G., Geschichte der Amerikanischen Urreligionen. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Müller von der Werra, Der Liederhort. Dichtungen, mit Originalcompositionen von Louis Spohr, Peter von Lindpaintner, Schnyder von Wartensee, Frz. Lachner und Heinr. Sczadrowsky. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.

Deutscher Musen-Almanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutscher Musen-Almanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß Leop. Schefer's und einer Musikbeilage von Andr. Zöllner. 5ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1855. 16. 28 Ngr.

Heinrich Näf von Kappel, Kanton Zürich. Ein Dichterleben. Gedichte und Biographie. Zürich, Höhr. 8. 23 Ngr.

Nibelungen. Wallersteiner Handschrift. Von F. H. von der Hagen. Mit 1 Schriftbilde. Berlin, Stargardt. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Tübinger Novellen-Kranz von J. R. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Pape, J., Josephine. Romanzen. Münster, Cazin. Gr. 16. 1 Thlr.

Pöls, K., Klänge aus der Sonntagsfrühe. Gedichte. Gütersloh, Bertelsmann. 1855. 12. 15 Ngr.

Pyl, K. T., Pontius Pilatus. Drama in fünf Aufzügen. Greifswald, Herwig. Gr. 8. 20 Ngr.

Ranke, L., Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten. 2ter Band. 4te Auflage. — A. u. d. T.: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. 1ster Band. 4te Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Röder, C. C. v., Geschichte des Regiments S. H. D. des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt 1688 und 1689. Nach archivalen Quellen bearbeitet. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Roeder, G. W., Der schweizerische Reformator Mag. Huldreich Zwingli, seine Freunde und Gegner. Ein biographisches Zeitbild vom Standpunkt des Protestantismus. St. Gallen, Huber u. Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Röth, E., Hessische Geschichte. 1ste Abtheilung: umfaßt die älteste Zeit bis zum Tode Philipp des Großmüthigen. 1stes Heft. Kassel, Vollmann. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

Rußland, was es war und was es ist. Eine bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Geschichte Rußlands. Mit besonderer Berücksichtigung des Hoflebens und der Culturzustände Rußlands seit Peter I. bis auf Nicolaus I. Vom Verfasser des „Russisch-türkischen Streites und der Widerstand Europa's gegen die russische Politik" ꝛc. Wien, Hartleben. 1855. 8. 27 Ngr.

Rüstow, W., Untersuchungen über die Organisation der Heere. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Salzenberg, W., Alt-christliche Baudenkmale Constantinopels vom V. bis XII. Jahrhundert. Auf Befehl Sr. Maj. des Königs aufgenommen und historisch erläutert. Im Anhang des Silentiarius Paulus Beschreibung der Agia Sophia und des Ambon. Metrisch übersetzt und mit Anmerkungen versehen von C. W. Kortüm. Herausgegeben von dem Königlichen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Berlin, Ernst u. Korn. Imperial-Folio. 60 Thlr.

Schaefer, J. W., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 7te Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schefer, L., Hausreden. Dessau, Gebr. Katz. 1855. 16. 2 Thlr.

Scherr, J., Geschichte der Religion. I. 1stes und 2tes Buch. Leipzig, O. Wigand. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schladebach, J., Friedrich August II. König von Sachsen. Ein Denkmal für alle seine Verehrer. Dresden, R. Schäfer. Gr. 8. 2 Thlr.

Schloenbach, A., Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Hinze. 1855. 8. 2 Thlr.

Schnell, K. F., Die Schuldisciplin. Eine Schrift zur Einführung in die Schulerziehung. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 15 Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber das Sehn und die Farben. Eine Abhandlung. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubert, W., Vom Herzen zum Herzen. Christgabe. 2te vermehrte Auflage. Zerbst, Wallerstein. 1855. 8. 25 Ngr.

Schück, R., Die Organisation der Privatarmenpflege. Eine kurze Anleitung für die Praxis. Merseburg, Garcke. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Seydelmann, W., Aehrenkranz. Eine Sammlung der geist- und gemüthreichsten Stellen aus den Werken der berühmtesten Autoren der Vergangenheit und Gegenwart. Breslau, Kern. 1855. 16. 22½ Ngr.

Sieveking, Amalie Wilhelmine, Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Solitaire, M., Celestens Hochzeitsnacht. Ein ländliches Gemälde. Leipzig, Hinze. 16. 15 Ngr.

Stolle, F., Die Grenadiermüne von Marengo. Historischer Roman. Drei Bände. Plauen, Schröter. 1855. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Storm, T., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Tegnér's, E., Frithiofs-Sage von G. von Leinburg. Mit dem Bildniß des Dichters nach Qvarnströms Statue. Leipzig, Arnold. 1855. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vincke, G. Freih., Bilder aus Italien. Dessau, Gebr. Katz. 16. 16 Ngr.

Wackernagel, W., Sevilla. Basel, Schweighauser. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Ambach, E. v., Die Choleraepidemie, oder: Einzig wahres Schutzmittel gegen Furcht und Angst vor dieser Seuche. Eine der Gefahr gegenüber Herz und Gemüth stärkende gemeinnützige Abhandlung. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 4 Ngr.

Bauer, B., Deutschland und das Russenthum. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Burkhard, Christlicher Zuruf am Ende der schrecklichen Seuche, die uns heimsuchte. Predigt gehalten am 19. p. Trin. den 22. Oktober 1854. Augsburg, Jaquet. Gr. 8. 2 Ngr.

Dede, J., Was hat Oesterreich in Folge der Jahre 1848 und 1849 durch seine Regierung errungen? Ein Beitrag zur Politik und Staatskunde. Leipzig, Geibel. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Detleffen, A., Sorget nicht! Eine Erntepredigt gehalten am 15. Sonntage nach Trin. 1854. Neustadt. Gr. 8. 4 Ngr.

Dinkel, P., Trauerrede auf den Tod Ihrer Majestät der Königin Therese von Bayern. Gehalten zu Erlangen am 8. November 1854. Erlangen, Palm. Gr. 8. 2 Ngr.

Grünebaum, E., Gedächtnißfeier für Ihre Majestät die höchstselige Königin Therese von Bayern, gehalten am 17. Novbr. 1854, in der Synagoge zu Landau. Landau, Kaußler. Gr. 8. 2 Ngr.

Huber, V. A., Ueber Association und deren Verhältniß zur inneren Mission. Ein Vortrag gehalten am Frankfurter Kirchentag. Halle, Mühlmann. 1855. 16. 7½ Ngr.

Krauß, A., Gedächtniß-Predigt auf Ihre Maj. die am 26. Oktbr. 1854 im Herrn selig entschlafene Königin Mutter Therese von Bayern, bei dem Trauergottesdienste in der protestantischen Pfarrkirche zu St.-Anna in Augsburg am 6. Novbr. 1854 gehalten. Augsburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Krieg des Oesterreichischen Kaiserstaates ein Deutscher Krieg. Leipzig, Remmelmann. Lex.-8. 10 Ngr.

Pepita de Oliva. Frei nach Schiller und Göthe. Ein Festgeschenk für alte und junge Narren. Von ihrem Cousin Don Meyer de Oliva. Hamburg, B. S. Berendsohn. 32. 3 Ngr.

Neue hervorragende Persönlichkeiten auf dem jetzigen Kriegsschauplatz. Von Freiherrn von S*****. Leipzig, Romberg. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.

Wagner, R., Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über „Menschenschöpfung und Seelensubstanz". Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Wietersheim, E. v., Gedächtnissrede auf Se. Maj. Friedrich August König von Sachsen; in der öffentlichen Sitzung der Kön. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 27. Octbr. 1854 gehalten. Leipzig, Hirzel. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Zur kirchlichen Situation. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Garten und Wald.

Novellen und vermischte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Vier Theile.

12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Rellstab bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Lesewelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils selbst Erlebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle"; „Der Deserteur. Novelle"; „Die Blume des Gebirgs. Ein Reisebildchen"; „Habakuk oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.)" (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle"; „Familienschicksale. Novelle"; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirklichen Begebenheit." (III.) „Die Geschwister. Novelle"; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben"; „Nachbar Stalactitius. Eine Skizze"; „Eine Skizze aus Johannes Kreyßler's Tagebuch"; „Reise durchs Aarthal. Herbstreisebild." Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben"; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben"; „Ludwig Berger. Ein Denkmal"; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt".

Von dem Verfasser erscheint in demselben Verlage:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. 12. Geh.

Die **vierte Auflage** eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und **seines Werthes**. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Diese vierte Auflage von Rellstab's „1812" erscheint in **12 Lieferungen zu 10 Ngr.**, von denen monatlich wenigstens eine ausgegeben wird.

Der Roman „1812" bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Für Lesezirkel.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** zu erhalten von dem

Literarischen Centralblatt

für Deutschland.

Herausgegeben von

Professor Dr. Fr. Zarncke,

welches auch für 1855 in unveränderter Weise, wöchentlich eine Nummer von 1 — 1½ Bogen gr. 4., erscheinen wird. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir glauben das vorstehend genannte Blatt allen Denen empfehlen zu dürfen, die für den Fortschritt unserer deutschen Wissenschaft, des Stolzes und der Zierde unserer Nation, ein warmes Interesse hegen.

Wir sehen ab von den mehr praktischen Vorzügen des Blattes, daß es außer ihm kein anderes gibt, welches mit nur einiger Vollständigkeit von den literarischen Neuigkeiten zuverlässigen Bericht erstattet, daß namentlich über die in Zeitschriften zerstreute Thätigkeit unserer Gelehrten nirgends sonst eine Uebersicht gewährt wird: wir heben vielmehr einen Punkt hervor, der uns von höherer und allgemeiner Bedeutung zu sein scheint.

Je mehr nämlich die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit infolge der strengern Anfoderungen an Sicherheit und Correctheit der Methode sich dem encyclopädischen Wissen entfremden und mehr und mehr sich in die Einzelheiten fast atomistischer Detailforschungen verzweigen und vertiefen, um so wünschenswerther, ja nothwendig ist es, daß ein Organ existire, das zum Zweck habe, den Zusammenhang dieser großen Bewegung, dieser nur scheinbaren Auflösung in Atome festzustellen, ein Gesammtbild des wissenschaftlichen Fortlebens vor Augen zu führen und in jedem Augenblick gegenwärtig zu erhalten.

Diesem hohen Zwecke zu entsprechen, ward vor nun bald fünf Jahren das Centralblatt ins Leben gerufen. Was dasselbe damals seinen Lesern zu leisten versprach, das glaubt es nicht blos eingehalten, sondern übertroffen zu haben; man konnte es bei der Gründung nicht ahnen, daß das Bedürfniß desselben so allgemein, die Theilnahme der deutschen Gelehrten für dasselbe so entgegenkommend sein würde, wie sich dies in überraschend erfreulicher Weise herausgestellt; man konnte einen wissenschaftlich so durchweg gediegenen Inhalt kaum zu versprechen wagen, wie ihn das Publicum aller Kreise seitdem in dem Blatte erkannt und anerkannt hat.

Das Centralblatt wird gegenwärtig von fast 300 der namhaftesten deutschen Gelehrten mit Beiträgen unterstützt und man wird ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß es allen Disciplinen mit derselben Sorgfamkeit gerecht wird, die bisher nur bei besonders gediegenen Fachzeitschriften durchgeführt zu werden pflegte.

Daher hegen wir die sichere Hoffnung, das Centralblatt werde auch im neuen Jahre sich der gleichen Achtung und Beförderung von Seiten des deutschen Publicums erfreuen wie bisher. Es fährt unverändert fort zu erscheinen; man abonnirt auf dasselbe bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Leipzig, im December 1854.

Avenarius & Mendelssohn.

Das Register zum Jahrgang 1854 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Register.



